Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 604,530

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

AP
30
.375
v.11

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Elfter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louisen-Straße.

UNIV. OF MICH. LIBRARY

Digitized by Google

AP
30
.G295
v.11

1947.853

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Elfter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli. III. 17
Die christlichen Arier und die mohammedanischen Turanier. Von Karl Blind 33
Diplomatische Geographie. Von C. Petzet 129
Das Gespenst des Panslavismus. Von Rhenanus 145
Die öffentliche Meinung und die Gerichte. Von ICtus 161
Arbeitslosigkeit und Auswanderung. Von H. Dannenberg . . 197
Das Kriegsvölkerrecht in dem russisch-türkischen Kriege. Von Bluntschli 357

Inland.

Die Reichstagswahlen des Jahres 1877. Von W. Wackernagel 49. 67
Der neue Reichstag. Von demselben 81
Zur Frage des gewerblichen Lehrlingswesens. Von Max Bauer 98
Die Presse und der Zeugnißzwang. Von H. B. Oppenheim . . 213
Die „Frictionen" des Reichskanzlers. Von demselben 293
Noch einmal der Zeugnißzwang. Von Paul Kayser 389

Ausland.

Midhat Pascha. Von W(ilhelm) G(oldbaum) 1
Deutsch-französische Federkriege. Von *** 65
Ueber die Chinesenfrage in Californien. Von Th. Kirchhoff . . 78
Orient und Ausgleichsfrage in Oestreich. Von Walter Rogge . 113
Die Processionsraupe. Von Th. Wenzelburger 116
Le drapeau blanc. Von W. Rüstow 245. 263
Der Aufstand in Japan. Von Asiaticus 261
Chronik der Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands. Von Politicus 295. 327
Der politische Adlatus des Obercommandanten der russischen Donauarmee 309
Der Regierungswechsel in Frankreich. Von *** 327
Iwan Aksakow und das Slawencomité. (Correspondenz aus St. Petersburg) 342
Die Zukunft Frankreichs. Von Leopold Richter 373
Serbien und die russische Nationalpartei. (Brief aus St. Petersburg) 391
Die neue Revolution in Frankreich. Von Leopold Richter . . 405
Briefe aus Paris. Die Physiognomie der Kammern. Von Paul Lindau 406

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten. Von A. Samter 229. 247. 298. 311
Volkswirthschaftliche Confusion, Klage und Klärung im deutschen Reichstage. Von K. Braun-Wiesbaden 277

3. Vermischte Aufsätze.

Autobiographisches. Von Gottfried Keller. II. 7
Friedrich Christoph Schlosser. Von Im. Rosenstein . . . 23. 41
Ein amerikanisches Sittenbild. Von N. Edmunds 51
Eine öffentliche Schmach. Von A. Horwicz 59
Ein Austriacismus. Von F. Mauthner 75
Noch einmal Giacomo Antonelli. Von A. von dem Borne . . 77
Das freiwillige Proletariat von Paris. Von G. H. 88
Die Palatina im Vatican. Von Bluntschli 97
Etwas über den „gesunden Menschenverstand". Von M. Schasler 99
Georg Büchners letzte Tage. Eine Mittheilung von K. E. Franzos 102
Emile Zola. Von Paul d'Abrest 105
Nirwana. Von Nisi Kaúla Chattopádhyáya 110
Benedict Spinoza. Von W. Bolin 118. 136
Theodor Storm. Von W. Jensen 121
Ein neuer französischer Dichter: André Theuriet. Von P. Lindau 124
Die Rechtspflege in der guten alten Zeit. Von W. Gensel . . 130
Angola. Ein Stück Culturgeschichte in Afrika. Von H. Soyaux 148
Ueber Bierverfälschungen und Bieruntersuchungen. Von A. Hosaeus 163
Persönliches über F. Lassalle. Von A. Mützelburg 164
Aus dem vormärzlichen Oestreich. Von K. E. Franzos . . . 170
Particularistisches. Von F. Mauthner 171
Geist und Natur. Von E. v. Hartmann 181. 199
Stephan Milow, ein zeitgenössischer Lyriker. Von F. Kürnberger 184
Ein italienischer Satiriker (G. Parini). Von S. Samosch . . 186
Das Urbild der Halsbandgeschichte. Von P. Lindau 206
Ein Besuch bei den Cannibalen West-Afrikas. Von O. Lenz 214. 232
Die Diezstiftung. Von H. Schuchardt 222
Rosenthal. Ein Stammbuchblatt von Fr. Dingelstedt . . 234. 251
Der Glaube an Geistererscheinungen in unserer Zeit. Von Jürgen Bona Meyer 265. 283
Ein Gang nach der Sonnenwarte. Von G. v. Amyntor . . . 317
Lassalle und Freiligrath. Ein biographischer Bei- und Nachtrag. Von E. Schmidt-Weißenfels 331
Im Lande der Popen. Von W. Goldbaum 343
Der Farbensinn in den verschiedenen Perioden der menschlichen Entwickelung. Von Hugo Magnus 345
Das Züchtigungsrecht der Lehrer. Von Carl Schulz 360
Zur Verfälschung der Lebensmittel. Von A. Hosaeus 377
Die Geheimrathstochter. Von Hedwig Dohm 378. 395

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

„Frühe Fahrt." Von Hans Hopfen 84
„Die Wolken." Von A. Petöfi, übersetzt von E. Fest 118
„Dich ruft der Lenz." Von A. Traeger 201
„Der Tag verrinnt." Von W. Jensen 216
„Olympiaden." Von H. Lingg 362
„Lebewohl!" (Lord Byron an Ada.) Von W. Jensen 378
„Die vereitelte Theilung." Von J. Trojan 408

b. Novellen.

„Der Traum." Von Iwan Turgénjew. Uebersetzt von P. L. . 4. 20
„Was Vater Alexis erzählt." Von demselben. Uebersetzt von demselben 299

c. Essais.

Dantes Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit. Von Karl Bartsch 134. 151. 166. 184
Deutscher Mondschein. Fragmente einer Mondscheinanthologie. Von Joh. Proelß 201
Moderne italienische Dichter. Von K. v. Thaler 216
F. Strauß als Dichter. Von J. Duboc 236
Shakespeares „Macbeth" bei Gervinus und Kreyssig. Von A. Weigert 362
Phonetische Schwärmer. Von A. Grabow 367
Der Gang nach dem Eisenhammer. Beitrag zur Schillerliteratur. Von F. Ch. B. Avé-Lallemant 400
Giuseppe Giusti. Von Siegfried Samosch 409

d. Literarische Kritik.

„Rau-Wagners Lehrbuch der politischen Oekonomie." Besprochen von A. Samter 3
„Anast. Grüns literarischer Nachlaß." Bespr. von R. Hamerling 9
Ueber Alphonse Daudet. (Lesefrüchte I.) Von Hans Hopfen . 11
„La Fontaines Fabeln", übersetzt von E. Dohm, illustrirt von Doré. Besprochen von P. Lindau 13
„The Effects of Cross and Selffertilisation in the vegetable Kingdom", von Ch. Darwin. Besprochen von O. Zacharias 25
„Vorschule zur Aesthetik", von G. Th. Fechner. Besprochen von M. Carriere 27
„Rauchs Leben" von Frd. und C. Eggers, 2. Bd. Besprochen von B. v. Lepel 29
„Unter dem Krummstab", epische Dichtung von H. Nordmann. Besprochen von W. Goldbaum 36
Ueber Ferdinand Fabre. (Lesefrüchte II.) Von Hans Hopfen . 38
Ueber Hector Malot. (Lesefrüchte II.) Von demselben 38
„Meine Mission bei Pius IX. und Napoleon III.", von Sophie v. Rauchenegger. Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden . 47
„Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", von E. Gettke 47
„Sturmfluth", Roman von F. Spielhagen. Besprochen von P. Lindau 53. 72
„Oestreich und Preußen im Befreiungskriege", von W. Oncken. Besprochen von F. 57
„Gegen den Strom", gesammelte Aufsätze von J. Duboc. Besprochen von K. B. W. 62
„Goethe", Vorlesungen von Herman Grimm. Besprochen von K. Bartsch. 69
„Die Juden von Barnow", Novelle von K. E. Franzos. Besprochen von O. v. L. 78
„Il Canzoniere" di Enrico Heine, traduzione di B. Zendrini. Besprochen von E. Engel 86
„Zur Frage des gewerblichen Lehrlingswesens", von Jul. Schulze. Besprochen von M. Bauer 98
„Les Rougon-Marquart", par Emile Zola. Besprochen von Paul d'Abrest 104
„Dramaturgische Blätter", herausgegeben von Hammann und Henzen 127
„Denkwürdigkeiten Hardenbergs", herausgegeben von L. Ranke. Besprochen von E. Friedländer 132

Digitized by Google

Seite

„Physikalisch-statistischer Atlas des deutschen Reichs", herausgegeben von R. Andrée und O. Peschel. Besprochen von K. Braun-Wiesbaden . . . 142
„Die Weltausstellung in Philadelphia und die deutsche Industrie", von Friedr. Goldschmidt. Besprochen von J. G. . . . 143
„Eine türkische Reise", von K. Braun-Wiesbaden, 2. Bd. Besprochen von —ke . . . 169
„Archäologisches Wörterbuch", von H. Otte. Besprochen von J. Mähly . . . 175
„Der Schandfleck", Roman von L. Anzengruber. Besprochen von F. Mauthner . . . 204
„Der falsche Baurat", Novelle von Utis. Besprochen von M. Carriere . . . 216
„Das Leben Alfred de Musset's", von Paul de Musset. Besprochen von P. Lindau . . . 224
„Fr. Chopins Leben", von M. Karasowski. Besprochen von E. Naumann . . . 227
„Les Etrangères." Poésies traduites de diverses littératures, par H. F. Amiel. Besprochen von W. Rolfs . . . 253
„Leben und Wirken Frdr. Aug. Freiherrn von Hardenbergs." Besprochen von K. B. W. . . . 259
„Briefe von J. Ph. von Wessenberg aus den Jahren 1848—1858 an Isfordink-Kostnitz." Besprochen von K. Braun-Wiesbaden 267
„Dichtungen von Karl Siebel", herausgegeben von Ritterhaus. Besprochen von P. Lindau . . . 280
„Die gewerblichen Fortbildungsschulen Deutschlands", von Nagel . 307
Kriegskarten . . . 307. 339. 354
„Trois contes", par G. Flaubert. Besprochen von R. L. . . . 315
„Der Kampf um's Recht", von R. von Ihering. Besprochen von E. von Hartmann . . . 338
Neue deutsche Zeitschriften. Besprochen von P. Lindau . . . 351
„Sich selbst im Wege", ein Stimmungsbild von Max. Bern. Besprochen von E. Zabel . . . 370
„Zur Geschichte der deutschen Gesellen-Verbände im Mittelalter", von G. Schanz. Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden . . 370
„Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten", von B. J. Lossing. Besprochen von J. H. . . . 371
„Dichtung und Wahrheit in ausgewählten Liedern", von Th. Schulze. Besprochen von P. Lindau . . . 382
„Der Krieg gegen Frankreich 1870—71", von Th. Fontane. Besprochen von M. Jähns . . . 384
„Entlegene Culturen", von Wilhelm Goldbaum. Besprochen von F. Mauthner . . . 385
„Goethe in Karlsbad", von E. Hlawaceck. Besprochen von H. Uhde 386
„Skizzenbuch", Lieder und Bilder von P. Heyse. Besprochen von E. Zabel . . . 394
„Französische Literatur des 19. Jahrhunderts", von J. P. Charpentier. Besprochen von J. Mähly . . . 398
„Milton und seine Zeit", von Alfred Stern. Besprochen von M. Benfey . . . 402
Culturgeschichte und Naturgeschichte. Von Carus Sterne . . . 413
Herrn Chrysanders Händelbiographie und seine psychologischen und culturgeschichtlichen Ansichten. Von H. Ehrlich . . . 414

e. Bühnenkritik.

„Am Rande des Abgrunds", von R. Elcho. Besprochen von O. v. Leixner . . . 28
„Die schöne Melusine", dramatisches Zaubermärchen von E. Pasqué. Besprochen von demselben . . . 28
„Flamina", Zauberposse von Clairville und Thiboust. Besprochen von demselben . . . 28
„Der lustige Rath", Schauspiel in 4 Acten von F. Spielhagen. Besprochen von P. Lindau . . . 44
„Der Fürst des Schwindels" (Mercadet), Charaktergemälde von Balzac, eingerichtet von A. Lindner. Besprochen von P. Lindau 91
„Madame Caverlet", Schauspiel von E. Augier. Besprochen von O. v. Leixner . . . 93
„Guter Name", Schauspiel von A. von Winterfeld. Besprochen von P. Lindau . . . 139
Molières „Tartüffe" im Schauspielhaus. — Charlotte Wolter. Von P. Lindau . . . 171
„Manfred" an der Düna, von R. Genée . . . 192
„Das Wintermärchen", von Shakespeare. Festvorstellung des Vereins „Berliner Presse". Besprochen von P. Lindau . 240. 290
„Cajus Gracchus", Trauerspiel von A. Wilbrandt. Besprochen von P. Lindau . . . 272
„Struensee", Trauerspiel von H. Laube. Besprochen von Julius Hagen . . . 286
„Ein Blitzmädel", Posse von Costa. Besprochen von P. Lindau 306
„Er bezaubert", Lustspiel von L. Leroy. Besprochen von Julius Hagen . . . 319
„Marcel", Drama von Sardou und Decourcelle. Besprochen von demselben . . . 320
„Tommaso Salvini." Von P. Lindau . . . 335
„Freund Fritz", Charaktergemälde von Erckmann-Chatrian. Besprochen von Julius Hagen . . . 353

5. Musik und bildende Künste.

Von der Musiksaison. (Sextett von Rudorff, Concerte: Rüfer, Henschel. Vorlesung des Professors Naumann.) Von H. Ehrlich 44
Oper und Concerte. (Ferdinand Cortez von Spontini. — Concerte: P. v. Schlözer, Clara Schumann und Joachim, Holländer.) Von demselben . . . 93
Aus dem Concertsaale. (Der Raub der Sabinerinnen von G. Vierling. — Concert der Hochschule. — Anna Mehlig.) Von demselben . . . 141
„Manfred" von Byron, mit Schumanns Musik. Besprochen von demselben . . . 154
„Genoveva", von Schumann. Besprochen von demselben . . . 154
Die Italiener bei Kroll (Etelka Gerster). Von demselben . . . 155
Ein Glaubensbekenntniß. Von demselben . . . 156
Etelka Gerster. Von P. Lindau . . . 193
Von der Musiksaison. (Kiels „Christus". — Beethovens „Missa solemnis". — Einige Bemerkungen über Kirchenmusik. — Flotows Musik zu Shakespeares Wintermärchen.) Von H. Ehrlich . 256
Opern und Symphonien. (Der König hat's gesagt, Oper von L. Delibes. — Symphonien von Pratt und Urban.) Besprochen von demselben . . . 273
„Margot, die reiche Bäckerin", Operette von Offenbach. Besprochen von J. H. . . . 320
Musikalische Aufführungen. Vom Schlusse der Saison. (Judas Maccabäus. — Die 9. Symphonie. — Tauberts Kaisermarsch.) Von H. Ehrlich . . . 320
Die Cartons zur Fürstengruft von Peter von Cornelius. Besprochen von O. v. Leixner . . . 31
Die Concurrenz für die Denkmäler der Gebrüder Humboldt. Von Architectus . . . 75
Nero in der zeitgenössischen Kunst. Von W. Kaden . . . 85. 107
Ein neues Bild Carl Gussows. Besprochen von Th. Fontane . 153
Die neueste Wendung in der Architektur. Von Th. Unger . . . 188
Kunst und Bureaukratie. Von M. Carriere . . . 219
Ueber die künstlerische Form von öffentlichen Denkmälern . . 270. 304
Die Ausstellung in der Nationalgalerie. Von H. Riegel . . . 287
Kunstdenkmäler und historische Alterthümer. Eine unpolitische Reichscompetenzfrage. Von ICtus . . . 333
„La Buttaglia di Avaby", von Pedro Americo. Besprochen von A. von dem Borne . . . 338
Die Esquilinischen Odysseelandschaften. Von A. Trendelenburg . . . 347
Der Salon von 1877. Von Nemo . . . 368

6. Offene Briefe und Antworten.

Wo Barthel den Most holt. Von Karl Braun-Wiesbaden . 31
Stilistische Mängel und stilistische Vorzüge. Von Friedr. Latendorf . . . 31
Die Melodie der „Schlacht von Pavia". Von F. Ch. B. Avé-Lallemant . . . 62
Zur Breslauer Lehrbuchfrage . . . 63
Ueber die Chinesenfrage in Californien. Von Th. Kirchhoff . . 78
Gegen Frdr. Chrysander. Von H. Ehrlich . . . 111
Der Pfarrer von Kirchfeld. Von L. Anzengruber . . . 127
Schlacht bei Pavia. Von G. Büchmann . . . 127
Mercadet in Hamburg. Von H. Uhde . . . 143
„Nord und Süd." Eine deutsche Monatsschrift. Angekündigt von P. Lindau . . . 157
Begas Entwurf zum Humboldt-Denkmal . . . 159
Gegen Jensens Artikel über Storm (S. 121). Von den vereinigten Kieler Buchhändlern . . . 159
In Sachen des Humboldt-Denkmals. Von M. Carriere . . . 174
Grammatisches. Von J. Wiggers . . . 175
Die Letten und ihre Begabung. Von Th. Roland . . . 257
Nochmals „Manfred" und die Letten. Von R. Genée . . . 290
„Das Kind von Fehrbellin." Von M. Greif . . . 322
Zur Vaterschaft des „Kindes von Fehrbellin". Von Th. Fontane, E. Scherenberg, L. Speidel und M. Greif . . . 355. 387
Ueber den Ursprung des Wortes: „Auf einem Princip herumreiten." Von Fr. Devantier . . . 403
Glaubensbekenntniß eines Spiritualisten Von G. Bloede . . . 416
An Herrn A. Grabow. Von E. Horn . . . 418
Ueber Frommanns Zeitschrift: „Die deutschen Mundarten". Von F. Sandvoß . . . 419

7. Notizen.

Seite 15. 28. 46. 61. 76. 95. 111. 126. 142. 156. 174. 194. 210. 227. 243. 258. 275. 289. 306. 321. 337. 354. 369. 386. 402. 416.

8. Bibliographie.

Seite 79. 95. 159. 259. 291. 307. 323. 339. 419.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 6. Januar 1877. XI. Band.

529
AP 30 G295 V.11 no.1

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Midhat Pascha. Von W. G. — Rau-Wagners Lehrbuch der politischen Oekonomie. Von A. Samter. — **Literatur und Kunst:** Der Traum. Von Iwan Turgénjew. Uebersetzt von P. L. — Autobiographisches. Von Gottfried Keller. II. — Anastasius Grüns lyrischer Nachlaß. Von Robert Hamerling. — Lesefrüchte. Von Hans Hopfen. I. — La Fontaines Fabeln. Uebersetzt von Ernst Dohm, illustrirt von Gustav Doré. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Midhat Pascha.

... Die Scene steht grauenerregend vor meinem Auge, als hätte ich sie miterlebt. Fünf Minister sitzen rathend zusammen; ihre Mienen sind ernst und ihre Worte gewichtig, denn das Schicksal eines großen Reiches lastet auf ihren Schultern. Da stürzt ein wahnbethörter Bube in das Gemach, schießt dem Einen von den Fünf, dem robustesten, eine Kugel in die Stirn, zwei andere dem Zweiten in den Leib, indessen der Dritte, an der Schulter gestreift, sich blutend auf seinem Sitze wälzt. Die zwei Uebriggebliebenen schauen starr in das Entsetzen. Mit einem grausen Athemzuge spie die zuckende Geschichte einen Teufel aus, um zwei schwerwiegende Leben zu vernichten. Dasjenige aber, welches das werthvollste ist, ließ sie unversehrt bestehen. Sie entsendete den Zufall, damit er ihren gewaltigen Schritt mit blutigen Spuren bezeichne; denn sie liebt das dunkelrothe Naß, welches aus Menschenadern rinnt. Aber sie lenkte die Hand ihres gräßlichen Sendlings mit weiser Methode, denn sie wollte nicht, daß derjenige getroffen werde, welchen sie sich zu ihrem Werkzeuge auserlesen. Midhat Pascha blieb heil inmitten des Blutbades, welches Hussein Avni, den rauhen Seraskier, und Raschid, den anschlägigen Diplomaten, jählings in das Land der Stillen hinüberspülte, und heute hält er als Großvezier die Geschicke des osmanischen Reiches in seinen Händen. Und mit Midhat blieb die Hoffnung des ottomanischen Volkes aufrecht stehen. Denn seit Aalis in verhängnißschwerer Stunde erfolgtem Tode ist noch kein weiserer Mann unter den Bekennern Allahs aufgestanden als er, wie kein verruchterer als Mahmud, der Russenknecht. Die Schubladenhistoriker nennen ihn einen „Jungtürken", weil sie jeder imponirenden Erscheinung gegenüber das Bedürfniß empfinden, ihr System von Fächern und Fächelchen in Anwendung zu bringen, in das der Geist der Geschichte wie in ein Prokrustesbett hineingezwängt wird. Aber das Epitheton trifft nicht zu, sofern es schlechthin den Neuerer bezeichnen soll. Mahmud Pascha war zweifellos ein Alttürke, und strebte dennoch die radicalste Aenderung, welche jemals ein osmanisches Hirn gesonnen, die Aenderung der Thronfolgeordnung an. Aali Pascha hinwiederum war ebenfalls ein Alttürke und spähte gleichwohl mit unausgesetztem Blicke nach dem Occidente hinüber, um von dorther seiner Heimat das belebende Element westländischer Bildung zuzuführen. Andererseits gilt Mustapha Fazyl Pascha, der Bruder des Khedive, als einer der Begründer der jungtürkischen Partei, während Niemand lebhafter als er die Neuerung der Primogenitur zu Gunsten des Seniorats bekämpfte, die ihm selbst das egyptische Erbe entzogen hatte. Mit dem Prädicate eines „Jungtürken" ist die politische Charakteristik Midhats kaum gestreift, geschweige denn erschöpft. Jenen schwächlichen Malcontenten, welche unter der Führung Zia Beys nach Paris emigrirten, um von dort aus gegen das Regiment Aali und Fuad Paschas in That und Schrift zu agitiren, hat er kaum jemals nahegestanden, denn er ist ein Schüler Aalis und wie dieser dem Gedanken ergeben, daß der Bestand der Türkei durch Rußland perennirlich gefährdet sei, während er durch die occidentalen Mächte begünstigt werde. Deshalb steht er, seitdem das öffentliche Leben ihn kennt, in unverrückbarer Fechterhaltung gegen die moskowitische Nachbarschaft, während er gleichzeitig den französischen und englischen Freunden die Hand reicht, mit deren Einfluß er auch der westländischen Bildung am goldenen Horn ein Stätte zu bereiten trachtet. Nicht einmal ein „Reformtürke" sollte Midhat Pascha von rechtswegen zubenannt werden, denn er ist in Wahrheit der conservativste Mann auf dem Balkandelta; er denkt zu erhalten, was das wahnwitzige Regiment des Abdul Aziz trostlos unterspült hat, und seine Landsleute zu retten vor jener Theorie, welche kurz vor seinem Falle Abdul Aziz drastisch formulirte, indem er den Ministern, die ihm die finanzielle Nothlage seines Reiches vor die blöden Augen rückten, höhnisch ausrief: „Können dreißig Millionen Sklaven nicht einen einzigen Herrn ernähren?"

Die Aufgabe, vor welcher Midhat Pascha sich befindet, spottet jeder kleinlichen Terminologie. Der niedere, schmächtige Mann mit den blitzenden Augen und der behenden Beweglichkeit des Leibes stemmt sich gegen eine Lavine, die in's Rollen gekommen war und Dank des Nachdrucks, den ihr russische Hände verliehen, bis zur Serailspitze verheerend hinabgekollert wäre, wenn er nicht rechtzeitig ihrem Laufe Einhalt geboten hätte. Reicht seine Kraft, so wird er allerdings der Erneuerer des Pfortenreiches — kein „Neuerer" im trivialen Sinne — zu heißen haben, wo nicht, so kommt nach ihm das Chaos, von Juchten- und Branntweingeruch durchduftet. Die Feindschaft gegen Rußland ist der Athemzug seines Lebens, und da, wer moskowitische Despotie verabscheut, nothwendig deren Gegentheil, die freie Entwicklung der Völker, die gemilderte Sitte des europäischen Westens lieben muß, so ist Midhat immerhin der Pfeiler einer liberalen Reform, welche er in seiner bedrängten Heimat an dem Haupte bereits vorgenommen und durchgeführt hat, während die schwierigere an den Gliedern im Werke ist.

In Midhats Seele wohnt eine stählerne Entschlossenheit, derengleichen keinem einzigen unter den neueren Staatsmännern der Pforte eigen war. Selbst Aali konnte bisweilen [illegible]haft

Digitized by Google

und schüchtern werden, wie im Angesichte des kretischen Aufstandes, oder fatalistisch, wie in jenem folgenschweren Augenblicke, als Gortschakoff triumphirend ein großes Loch in den Pariser Tractat riß. Ja, es geht eine Anekdote, daß Aali auf seinem Sterbebette die Freundschaft Rußlands als die einzige Rettung des Khalifats erklärt habe. Gegen solche Anwandlungen ist Midhat gefeit, denn er hat als Gouverneur von Bulgarien zur Genüge erfahren, was man in Petersburg gegen den Serail sinnt. Gerade unter seiner Verwaltung geschah es, daß die panslavistische Propaganda sich polypartig über das keineswegs zu Gewaltthätigkeiten und Conspirationen neigende Bulgarien ausbreitete. Russische Agenten durchzogen das Land und ließen den Rubel rollen; Schulmeister, auf moskowitischen Seminarien dressirt, theilten „Väterchens" Bildnisse unter die armen Bulgaren aus und verhießen goldene Berge, wenn ihnen der heiße Wunsch nach dem Protectorate des heiligen Czars protocollarisch bescheinigt würde. Midhat griff wie ein Habicht unter diese Wühler, langte etliche Rädelsführer hervor und justificirte sie.

Selbstverständlich eilte auf diese Kunde General Ignatieff zum Großvezier, um sich zu beschweren, und Aali telegraphirte an Midhat den Befehl, nichts wider die Ergriffenen zu unternehmen, ehe er nicht einen Rapport nach Constantinopel entsendet und entsprechende Weisungen empfangen hätte. Darauf erwiederte Midhat, ebenfalls telegraphisch: „Heute zwei Schuldige überführt, verurtheilt, hingerichtet. Rapport folgt." Ignatieff schäumte. Sein Machtgefühl hatte bereits derart zugenommen, daß er eine solche Sprache aus türkischem Munde kaum begriff. Auf seine weitere Reclamation erfolgte ein zweites Telegramm Aalis, welches nachdrücklicher von Midhat Gehorsam forderte. Der Draht replicirte wiederum: „Zwei weitere Schuldige verurtheilt und hingerichtet. Rapport durch die Post folgt." Jetzt raste Ignatieff und Aali telegraphirte: „Ich verbiete Ihnen, irgend etwas zu unternehmen, bei Entsetzung und schwerer Ahndung. Ich erwarte telegraphischen Bericht." Midhats Ruhe blieb unerschütterlich. „Bericht mittelst Courier abgegangen," blitzte er zurück. „Die Erläuterungen werden befriedigen, die bedrohte Ruhe ist gesichert. Ich lasse eben die letzten vier Schuldigen hinrichten."

So lange der kluge Aali dominirte, blieb Midhat ein Pfeiler seines Regiments. Aber nach Aalis Tode kam das Vezierat an Mahmud Bey, die Creatur Ignatieffs, und unter diesem mochte Midhat nicht dienen. Unverzüglich trat er zurück, auf günstigere Zeiten wartend. Mahmud hatte baldigst abgewirthschaftet; laute Unzufriedenheit im Volke und dumpfe Gährung unter den Beamten wühlten an seiner Position, bis sie kläglich zusammenbrach. Man verfolgte ihn mit Katzenmusiken, schleuderte ihm auf offener Gasse die unzweideutigsten Ehrenbezeichnungen an die Stirne, ja, es wurden sogar ex officio Anklagen wegen Veruntreuung und Bestechlichkeit wider ihn erhoben, so zwar, daß die Kunde von denselben den König von Italien vermochte, von Mahmud den Annunziatenorden, den er ihm kurz vorher verliehen hatte, zurückzufordern. Solchen Demonstrationen konnte selbst Abdul Aziz seine Ohren nicht verschließen, und indem er sich dazu verstand, den sauberen Günstling davonzujagen, beugte er sich gleichzeitig vor der öffentlichen Meinung, welche gebieterisch die Ernennung Midhats zum Großvezier begehrte.

Aber noch war der Tag dieses unerbittlich ehrlichen Charakters nicht gekommen. Abdul Aziz, vor dem Mahmud wie ein Hund gekrochen war, vermochte sich nicht an die schonungslose Sprache des neuen Veziers zu gewöhnen. So unverblümt hatten weder Fuad noch Aali Pascha, weder Küprisli Mehemed noch Ghiritlü Mustapha zu ihm zu reden gewagt. Fuad insbesondere, der ihn den europäischen Höfen präsentirt und zur Pariser Weltausstellung geführt hatte, wußte ihn durch sanfte Ueberredung und scheinbare Nachgiebigkeit wie ein hysterisches Weib zu behandeln, und dennoch war er eines Tages schäumend aufgesprungen, um dem verblüfften Minister zuzurufen: „Ich bin kein Bär, den man zur Schaustellung umherzeigt!" Und nun hatte er einen Vezier, der ihm unumwunden und ohne Schonung seine Fehler vorhielt, ihn ob seiner tollen Verschwendungssucht zurechtwies und über die Pflichten eines Herrschers zu belehren wagte. Ja, dieser Midhat trieb seine Unerschrockenheit so weit, daß er der Sultanin Valide in Gegenwart ihres Sohnes begreiflich machte, es gebe einen Unterschied zwischen dem Staatsgute und der Civilliste, einen Unterschied, den man sich weder in Dolmabagdsche oder Top Kapu, noch im Palaste Tschiregan jemals hatte eingehen lassen.

Für Midhat, der die Haushalte der europäischen Staaten studirt und die Verfassungsentwicklung der civilisirten Völker aufmerksam beobachtet hatte, waren derlei Zustände begreiflicherweise nicht reif. Er tändelte nicht wie die „Jungtürken" mit constitutionellen Axiomen, und auch parlamentarische Spielereien, wie sie im Jahre 1840 von Raschid Pascha zur Belustigung Abdul Medschids arrangirt worden waren, hatten nichts Verlockendes für ihn. Er wußte sich nur zwei Wünsche, die Beseitigung des russischen Einflusses und die Einführung eines vernünftigen Staatsregimentes auf liberaler Grundlage; mit diesen Wünschen aber stand er einstweilen noch allein, im Stiche gelassen sogar von den constantinopolitanischen Vertretern der Westmächte, welche in ihrer Mehrzahl auf Ignatieffs Pfeife horchten.

So ging denn dieser eiserne Mensch, der um mehr als Haupteslänge alle seine Landsleute überragte, ohne ein Wort des Grolles aus seinem von Intriguen aller Art umschlichenen Posten, einem Essad weichend, der nicht werth war, ihm die Schuhriemen zu lösen. Von jetzt ab wechselten die Veziere wie in einem Kaleidoskop. Nach Essad kam Mehemed Ruschdi, dann Hussein Avni, der noch am festesten zwischen die Schranzen des Serails hineinstampfte. Raschid, Halil, Safvet, Aarifi und Edhem erschienen auf der Bildfläche und verschwanden. Ignatieff befahl, und ein Vezier wurde; er gebot, und ein Vezier versank.

Für Mahmud, den unheilbar Gebrandmarkten, wurde das Terrain neuerdings erst gangbar, als die Herzegorzen zu den Waffen griffen. Da der Aufstand glücklich zuwege gebracht war, zögerte Ignatieff keinen Augenblick, die alte Puppe mit der branntweinverkupferten Nase und dem schlotternden Rücken wieder an das Licht zu ziehen. Abdul Aziz haßte den Schleicher, aber er ließ sich ihn gefallen, für's Erste, weil Mahmud für ihn und seine kostspieligen Launen die Staatscassen plünderte, für's Zweite, weil er vor Ignatieffs rasselndem Tritte sich fürchtete. Dem patriotischen Midhat blutete unter diesen schmachvollen Verhältnissen das Herz, aber er wartete, wie Brutus, geduldig seines Tages. Fern konnte die Morgensonne nicht mehr sein, denn schon discutirten zu Byzanz die vornehmsten muselmännischen Kreise die Beseitigung des Despotismus und die Einführung verfassungsmäßiger und gesetzlicher Zustände. Der Name Midhats ging wie eine Parole von Mund zu Mund.

Mahmud, Abdul Aziz und Ignatieff blieben allesammt taub für dieses gleichsam unterirdische Getöse. Sie verstanden sich eben nicht auf die Sprache des Volkes. Aber plötzlich erzitterte der Erdboden und wie aus seinen Tiefen stiegen jäh die Softas empor. Mahmud, Abdul Aziz, der Despotismus flogen über Bord; die Katastrophen jagten einander. Mehemed Ruschdi, ein Jünger jener ehrenwerthen Diplomatenschule, welche nach einander von Reschid, Fuad und Aali geführt worden war, gelangte an die Spitze der Geschäfte. Murad wurde wahnsinnig auf dem umbrandeten Sitze der Khalifen und Abdul Hamid löste ihn ab, um auf neuen Bahnen das Geschick zu wenden. Hekatomben mußten verbluten, bis Midhats Stern wieder emporstieg.

Bilderjäger durchwühlen die Technik des Dramas, um den heutigen Stand der Dinge in Stambul mit einem artigen Terminus zu belegen. Ist es der dritte oder vierte Act einer Tragödie, welcher am Bosporus sich abspielt? Kann man von einer Peripetie reden oder gar schon der im Rollen begriffenen

Digitized by Google

Katastrophe? Nichts von alledem trifft zu. Völker lassen sich nicht wie dramatische Probleme, Staaten nicht wie Gebilde der Phantasie behandeln. Wenn es aber gleichwohl eine aristotelische Analogie für den gegenwärtigen Befund der Pfortenherrschaft gäbe, so wäre es einzig und allein der Begriff der Katharsis. Die rohe naturalistische Leidenschaft ist auf dem Wege, sich zu versittlichen und zu reinigen, die Intrigue liegt blos, und der Protagonist, der bisher nur in Monologen seine Entwürfe formuliren durfte, tritt hervor, um zu verkünden, daß er sein ganzes Volk, vielleicht auch die Gunst des Geschickes — wer weiß es! — an seine Ferse gefesselt habe. Dieser Protagonist ist Midhat Pascha. Mit ihm ist das Osmanenreich in Europa entweder gerettet oder verloren. W. G.

Rau-Wagners Lehrbuch der politischen Oekonomie.*)

Das Erscheinen dieses bedeutsamen Werkes wird auf die Stellung der bisherigen volkswirthschaftlichen Schule von wesentlichem Einflusse sein, dieselbe wird den Anspruch aufgeben müssen, als die herrschende zu gelten. Sie wird zwar ohne Zweifel noch lange einen weitreichenden Einfluß sich bewahren; eine Schule, deren Alter, weil von Adam Smith gestiftet, genau 100 Jahre zählt, und von den hervorragendsten Kräften bis auf die Gegenwart consequent ausgebildet ist, wird eine hervorragende Stellung noch für geraume Zeit zu behaupten wissen, und einen dauernden Werth behalten, aber es wird nicht mehr möglich sein, von ihr als der Schule der Gegenwart zu sprechen, wir haben es nunmehr mit einer neuen Schule zu thun, die mindestens neben ihr volle Geltung beansprucht. Man braucht nur auf die Systeme von Schäffle, Maurus, Samter, Dühring, auf die Detailarbeiten von Nasse, Schmoller, Held, Brentano, von Scheel u. A., auf das Wirken der Kathedersocialisten gegenüber der Freihandelsschule zu verweisen, um außer Zweifel zu stellen, daß sich eine weitreichende Umwälzung auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen Anschauungen vollzogen hat. Wagner fühlte bei Neubearbeitung „der allgemeinen oder theoretischen Volkwirthschaftslehre die immer größere Kluft, welche ihn, wie die große Mehrzahl der wissenschaftlichen Nationalökonomen Deutschlands, von der älteren Smith'schen Schule, welcher Rau angehört hatte, trennt"; „eine neue Grundlegung der politischen Oekonomie wird gegenwärtig, von einzelnen Anhängern der alten Smith'schen Schule abgesehen, wohl allgemein als nothwendig betrachtet", und wenn auch Wagner es ausspricht: „kein Einzelner wird heute entfernt wagen dürfen zu glauben, er vermöge allein eine dauernd neue Grundlage zu schaffen", so darf man zuversichtlich behaupten, daß mit der „Grundlegung von Wagner" für die neue Schule ein fester Boden geschaffen ist.

Als ein fundamentaler Unterschied zwischen der bisherigen volkswirthschaftlichen Schule und der neuen, welche das vorliegende Werk in hervorragender Weise repräsentirt, ist zu bezeichnen, daß in jener „der Schwerpunkt in den Erörterungen über das Wesen des Volksvermögens liegt," während in dieser speciell „die Frage der gesammten wirthschaftlichen Rechtsordnung (persönliche Freiheit und Unfreiheit, Eigenthum, Stellung des Staats zur Volkswirthschaft)" in den Vordergrund gestellt wird, und demgemäß eingehende Behandlung findet. Es steht dieses im engen Zusammenhange mit dem Ausgangspunkt der Volkswirthschaftslehre. Die ältere Schule ging vom Gute aus; erst neuerdings ist der Mensch zum Ausgangspunkt genommen. Die nächste Consequenz ist, daß es sich dort weitaus mehr um die Production der Güter handelt, und hier die Vertheilung des Volkseinkommens in's Auge gefaßt wird. „Früher ist das volkswirthschaftliche Problem guter Vertheilung des Volkseinkommens über dem Problem größtmöglichster Production auch in der Theorie nicht genügend zur Geltung gekommen. Es darf als das wichtigere dieser beiden Hauptprobleme der Volkswirthschaft bezeichnet werden" (S. 139). Zugleich muß hierdurch die Stellung des Staates eine wesentlich andere Auffassung finden, „die organisirende Thätigkeit der Staatsmacht muß in der Volkswirthschaft im wahren Gesammtinteresse sich vollziehn. Von diesem Standpunkte aus erweitert sich dann freilich das Gebiet der Volkswirthschaftslehre sehr. Die bisherige Volkswirthschaftslehre ist wenig mehr als eine Lehre des rein privatwirthschaftlichen Systems, dem man einen so engen Namen wie Tauschlehre (Kattalaktik) wohl ebenfalls geben konnte" (S. 160). Auf diese Weise ist sowohl Ausgangs- als auch Zielpunkt, und demgemäß nothgedrungen die Behandlung der Volkswirthschaftslehre in der neuen Schule wesentlich von der älteren verschieden, und das vorliegende Werk, welches die Grundlegung behandelt, legt hiervon beredtes Zeugniß ab. Nicht darum kann es sich handeln, ob man sich mit dem Verfasser in Bezug auf das äußere Arrangement in der Behandlung seiner Materie überall einverstanden erklären kann — möglicherweise werden in dieser Beziehung abweichende Wünsche laut werden —; auch nicht darum, ob man allen Ausführungen des Verfassers beitreten kann, derselbe beansprucht sicherlich nicht, daß man alle seine Lehrsätze als unumstößlich richtig anerkennen, und viele nicht für verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig erklären soll; entscheidend ist, daß in diesem Werke die neuen Anschauungen, die auf volkswirthschaftlichem Gebiete hervorgetreten sind, im weitesten Umfange berücksichtigt wurden, und eine systematische und in der That bahnbrechende Bearbeitung gefunden haben. Die Jünger der betreffenden Wissenschaft werden sich nicht mehr mit dem Studium der älteren Lehrbücher begnügen können, sondern werden nothgedrungen sich mit Wagners Grundlegung beschäftigen müssen, falls sie nicht auf einem Standpunkte beharren wollen, über welchen die Gegenwart bereits zweifelsohne fortgeschritten ist.

Die Grundlegung behandelt im ersten und zweiten Capitel „die Grundbegriffe", im dritten Capitel „die Organisation der Volkswirthschaft", im vierten „der Staat volkswirthschaftlich betrachtet", im fünften „das allgemeine wirthschaftliche Verkehrsrecht"; speciell erster Hauptabschnitt: „der Personenstand, Unfreiheit und Freiheit", zweiter Hauptabschnitt: „die Eigenthumsordnung". Der hervorstechende Vorzug dieser Volkswirthschaftslehre ist, daß die rein privatwirthschaftliche Auffassung, die in den früheren Lehrbüchern festgehalten, aufgegeben ist, und das gemeinschaftliche System gebührende Beachtung gefunden hat. Hiermit ist der atomistisch individualistische Standpunkt verlassen, und die Volkswirthschaft hingestellt, als „der als abgeschlossenes Ganzes gedachte Inbegriff der unter einander verkehrenden selbstständigen Einzelwirthschaften in einem zum Einzelstaat organisirten oder durch staatliche Wirthschaftsmaßregeln zur Einheit verbundenen Volke" (S. 57). Schon hieraus ergeben sich weittragende Consequenzen. „Es ist eine der unhaltbarsten Fictionen der Volkswirthschaftslehre, besonders der Smith'schen Schule, die Veränderungen im Güterbestand einer Wirthschaft und eines Vermögensbesitzes immer auf bestimmte Thätigkeiten des Wirthschaftssubjectes zurückführen zu wollen... Die These, daß Jedermann vollständig allein seines eigenen wirthschaftlichen Glückes Schmied, allein für sich verantworlich sei, und daß der Staat sich nicht weiter um das wirthschaftliche Ergehn der Individuen zu kümmern habe, ist nur eine richtige Consequenz dieser Fiction. Die letztere muß nie gänzlich aufgegeben werden.... Sie hängt mit der atomistisch individualistischen Auffassung der Volkswirthschaft auf's Engste zusammen" (S. 80). „Die günstigen Folgen, welche sich durch Deduction aus dem Walten des wirthschaftlichen Selbstinteresses im System der freien Concurrenz ableiten lassen, haben den Schluß veranlaßt, daß das System der freien Concurrenz und das Walten des wirthschaftlichen Selbstinteresses in ihm der allein naturgemäße Zustand der Volkswirthschaft sei... Dieser Schluß ist ein Trugschluß schlimmster Art" (S. 185). „Es ist ein falsches Axiom, .. daß Jedermann sein wirthschaftliches Interesse

*) Allgemeine oder theoretische Volkswirthschaftslehre von Adolph Wagner. I. Theil: Grundlegung. Leipzig und Heidelberg 1876, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

am Besten verstehe, daß Jeder allein selbst Schuld und daher auch allein verantwortlich für sein wirthschaftliches Gedeihen sei, Jeder mit seinem eigenen Nutzen auch immer denjenigen Anderer fördere" (S. 191). „In der freien Concurrenz siegen nicht allein die tüchtigeren, sondern oft genug nur die gewissenloseren Elemente, welche die ihnen günstigen Elemente rücksichtslos ausbeuten (Ausartung des Selbstinteresses zum Eigennutz...) Es verschlechtert sich fast unvermeidlich der ganze Maßstab der geschäftlichen Moralität" (S. 202). „Die persönliche Freiheit in dem atomistisch individualistischen Sinne möglichster Unumschränktheit des Einzelnen ... vorbereitet durch die allmälige Auflösung der alten Gemeinschaftsbande ... ohne daß für die zerfallenen Ordnungen ein Ersatz eintrat, ist einerseits ein Product der Jahrhunderte langen Entwickelung, andererseits ein Product der neueren und neuesten Zeit.... Erst in den letzten hundert Jahren und bis in die letzten Jahrzehnte und Jahre hinein, ist sie absichtlich herbeigeführt und consequent ausgebildet worden" (S. 351). — Um so mehr tritt die Nothwendigkeit der Staatswirksamkeit auf dem Gebiete der Volkswirthschaft hervor. „Das privatwirthschaftliche System kann aus sich selbst heraus für eine große und unermeßlich wichtige Art von Bedürfnissen, nämlich für die Gemeinbedürfnisse, theils nur ganz ungenügend, theils gar nicht .. die Gemeingüter beschaffen; ... ebensowenig bietet es eine Bürgschaft, daß der Verbrauch in befriedigender Weise ... allen Bedürftigen ermöglicht werde. Ueberall muß hier das gemeinwirthschaftliche System zum Ersatz und zur Ergänzung des privatwirthschaftlichen eintreten" (S. 166). „Das privatwirthschaftliche System verlangt wegen der notorischen Nachtheile der freien Concurrenz theils eine Correctur, theils eine Ergänzung, welche ihm besonders durch das gemeinwirthschaftliche System werden muß" (S. 206). „Die Aufgabe des gemeinwirthschaftlichen Systems ist einmal, Lücken, Unvollkommenheiten und Härten auszugleichen, welche aus dem Walten des privatwirthschaftlichen Systems und der freien Concurrenz hervorgehen, ... sodann für die Befriedigung der Gemeinbedürfnisse zu sorgen" (S. 223). „Im volkswirthschaftlichen Productionsproceß erscheint der Staat als einer der Productivfactoren neben Natur, Arbeit und Capital.... Im volkswirthschaftlichen Vertheilungsproceß ist der Staat ein nothwendig mitwirkender Vertheilungsregulator, neben den Regulatoren Concurrenz und Herkommen (Sitte)" (S. 247). „Bei fortschreitenden Culturvölkern erfolgt regelmäßig eine Ausdehnung der Staatsthätigkeit" (S. 260). „Der Staat hat diejenigen Thätigkeiten zur Befriedigung der Bedürfnisse seiner Angehörigen selbst zu übernehmen, welche weder die Privatwirthschaften, noch freie, noch andere Zwangsgemeinwirthschaften überhaupt, oder nur weniger gut oder kostspieliger ausüben können" (S. 281).

Indem es somit der Verfasser unternimmt, die Staatsaufgabe in der Lehre vom zwangsgemeinwirthschaftlichen System und vom Staate darzustellen, ist es in dieser wieder die „Eigenthumsordnung", mit welcher der Verfasser seine Grundlegung schließt, welche für die neue Volkswirthschaftslehre von fundamentaler und entscheidender Wichtigkeit wird. Sein Zweck ist: „Die Aufstellung einer national ökonomisch und socialrechtlich haltbaren Eigenthumslehre und Eigenthumspolitik, statt der blos individualistischen, rein privatrechtlichen Eigenthumslehre der heutigen Jurisprudenz" (S. 431) und sein von der gegenwärtigen Auffassung des Eigenthumsrechts wesentlich abweichender Standpunkt wird ungescheut hervorgehoben. „Freiheit und Eigenthum werden zu einseitig nur als individuelle Rechte angesehen, die damit nothwendig verbundenen Pflichten kommen zu wenig zur Geltung, .. das Eigenthum tritt erst mit Anerkennung dieses Pflichtmoments aus der vorherrschend rein privatrechtlichen Auffassung heraus, um unter den öffentlich rechtlichen Gesichtspunkt zu kommen" (S. 303). „Das vornehmste Princip der Eigenthumsordnung ist das rein individualistisch aufgefaßte, möglichst absolute Privateigenthum an allen Arten von Sachgütern.... Der Wille, oder richtiger die Willkür des Eigenthümers (jus utendi et abutendi re sua!) wird als das Moment anerkannt, welches allein über die Verwendung der im Eigenthum stehenden Güter entscheidet" (S. 305). „Erst der Sieg des Individualprincips über das Gemeinschaftsprincip hat die Ansicht geschaffen, daß Privateigenthum ... allein Eigenthum sei" (S. 441). Sein Postulat ist: „Nicht Stillstand der Entwicklung, sondern zweckmäßige Weiter- und Umbildung des Eigenthumsrechts und der ganzen Eigenthumsinstitution nach Maßgabe der veränderten Verhältnisse und der wahrgenommenen volkswirthschaftlichen Function des bisherigen Rechts" (S. 470). Und er kommt bei seinen Untersuchungen zu dem Resultat: „Ländliches, zumal mittleres und kleines (bäuerliches) Eigenthum ist auch jetzt noch zu billigen, Großgrundbesitz insbesondere, wenn die Eigenthümer ihre im Gesammtinteresse liegende sociale Function richtig erfüllen. Städtisches, namentlich großstädtisches privates Grundeigenthum hat überwiegende Bedenken, und bedarf daher im Falle seiner Beibehaltung um so dringender einer eingreifenden Reform seines Rechts. An Bergwerksboden und Bergwerken ist Privateigenthum der Privaten (Gesellschaften ꝛc.) wenigstens neben öffentlichem Eigenthum zuzulassen. Bei Waldboden ist das letztere vorzuziehen, und daher factisch lieber auszudehnen als zu beschränken. Der Wegeboden muß endlich principiell Privaten nicht gehören können" (S. 686).

Ob diese „Wagner'sche Eigenthumsordnung" ihrem Resultate nach den Ansprüchen der Gegenwart genügt, kann hier, weil viel zu weit führend, nicht untersucht werden, dieselbe wird sowohl von den bisherigen Anhängern des absoluten Privateigenthums, wie von Denjenigen, welche für das Gemeineigenthum einen wesentlich weiteren Boden beanspruchen, mannigfachen Ausstellungen nicht entgehen; von hervorragender Bedeutung ist es, daß die Eigenthumsfrage von der volkswirthschaftlichen Lehrschule aufgenommen ist. „Es ist bisher nicht üblich, auch nur entfernt in dem Umfange, wie es hier geschehn, Untersuchungen über das Eigenthum in der Nationalökonomie anzustellen. Den älteren Lehrbüchern und Systemen fehlen dieselben meistens gänzlich, die neueren gehen wenigstens noch nicht näher auf dieselben ein... Die Eigenthumsordnung blieb noch immer ein noli me tangere. In der gegenwärtigen Entwicklung unserer Wissenschaft ist dieser Standpunkt nicht mehr haltbar" (S. 432). Wenn irgend etwas, so beweist die eingehende Behandlung der Eigenthumsordnung (S. 431—722), daß mit diesem Werke die volkswirthschaftliche Schule einen neuen Boden betreten hat.

A. Samter.

Literatur und Kunst.

Der Traum.*)

Von Iwan Turgénjew.

Uebersetzt von P. L.

Ich bewohnte damals mit meiner Mutter eine große Seestadt. Ich hatte soeben das siebzehnte Lebensjahr zurückgelegt, und meine Mutter stand erst im fünfunddreißigsten; sie hatte sich sehr jung verheirathet. Als mein Vater starb, war ich gerade sieben Jahr alt geworden, aber ich bewahrte an ihn eine sehr klare und sehr vollständige Erinnerung. Meine Mutter war eine Frau von zierlicher Gestalt, blond, mit einem reizenden, aber immer traurigen Gesichte, mit einer sanften und matten Stimme, mit zaghaften Bewegungen. In ihrer Jugend war sie wegen ihrer Schönheit bekannt gewesen, und sie war noch immer eine anziehende Erscheinung geblieben. Niemals habe ich sanftere Augen und tiefer eindringende Blicke gesehen, niemals feinere Haare und elegantere Hände. Ich liebte sie abgöttisch, und sie hatte mich auch lieb. Und dennoch verlief unser Dasein ohne rechte Freudigkeit. Ein geheimer, unheilbarer

*) Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung vor. Nachdruck nicht gestattet.

Digitized by Google

und unverschuldeter Kummer schien beständig an der Wurzel ihres Lebens zu nagen. Dieser Kummer erklärte sich nicht allein durch den Schmerz, den ihr der Tod meines Vaters verursacht hatte, so tief derselbe auch war, so groß auch die Leidenschaft, die er ihr eingeflößt hatte, und so heilig die Erinnerung, die sie an ihn bewahrte, auch sein mochte. Nein, es mußte da noch irgend etwas Anderes vorliegen, das ich nicht recht begriff, das ich aber gleichzeitig stark und unbestimmt herausfühlte, jedesmal, wenn ich einen Blick auf ihre sanften, unbeweglichen Augen und auf ihre ebenso unbeweglichen Lippen warf, die zwar nicht mit Bitterkeit verschlossen, aber gleichsam für immer erstarrt waren.

Ich habe eben gesagt, daß meine Mutter mich herzlich liebte. Trotzdem kam es vor, daß sie mich unfreundlich zurückstieß, daß meine Gegenwart ihr bisweilen peinlich, ich möchte beinahe sagen: unerträglich erschien. Sie mochte etwas wie eine unbewußte Abneigung empfinden, über die sie bald darauf selber erschrak. Unter Thränen entschuldigte sie sich dann und drückte mich an ihr Herz. Ich schrieb diese augenblicklichen Ausbrüche von Haß ihrer erschütterten Gesundheit zu und dem Bewußtsein ihres Unglücks. Vielleicht konnten jene Ausbrüche bis zu einem gewissen Grade auch meinerseits durch mir selbst unverständliche, boshafte, beinahe verbrecherische Regungen hervorgerufen sein, die ab und zu in mir aufstiegen. Aber sonderbar, jene Ausbrüche bei meiner Mutter und diese Regungen bei mir fielen nicht zusammen.

Meine Mutter war immer schwarz gekleidet, als ob sie ewig Trauer trüge; obgleich wir fast gar keine Bekanntschaften hatten, lebten wir doch auf ziemlich großem Fuße.

II.

Auf mich allein richteten sich alle Sorgen meiner Mutter, alle ihre Gedanken. Ihr Leben bildete mit dem meinigen nur eines. Solche Wechselbeziehungen zwischen Eltern und Kindern sind für diese letzteren nicht immer gedeihlich; ja, bisweilen sind sie diesen sogar schädlich. Ich war das einzige Kind meiner Mutter, und einzige Kinder entwickeln sich oft auf unregelmäßige Weise; das Leben der Eltern vermischt sich zu innig mit ihrem eigenen. Ich war nicht gerade ein verzogenes Kind, weder mürrisch noch launisch, aber ich war schon in früher Jugend sehr reizbar und nervös. Es kam noch dazu, daß ich eine zarte Gesundheit hatte, gerade wie meine Mutter, der ich auch ähnlich sah. Ich mied die Gesellschaft junger Leute, die in meinem Alter standen und ging überhaupt der Berührung mit menschlichen Wesen gern aus dem Wege. Ich sprach wenig, selbst mit meiner Mutter. Meine Lieblingsbeschäftigungen waren: lesen, allein spazieren gehen, träumen. Wovon träumte ich? Es wäre mir nicht leicht gewesen, es zu sagen. Bisweilen — ja bisweilen kam es mir wirklich so vor, als ob ich vor einer halbgeöffneten Thür stände. Dahinter waren seltsame und geheimnißvolle Dinge verborgen. Ich bleibe unbeweglich, ich warte, ich habe nicht den Muth, die Schwelle zu überschreiten und ich denke — und ich denke an das, was sich vor mir befinden mußte. Ich warte immer wie versteinert in Angst und Beklommenheit, oder ich schlafe ein.

Wenn ich nur die geringste poetische Ader in mir verspürt hätte, so würde ich jedenfalls Gedichte geschrieben haben; hätte ich in mir Neigung zur Frömmigkeit verspürt, so wäre ich vielleicht Mönch geworden; aber ich hatte nichts von Alledem und so fuhr ich fort zu träumen und zu warten.

III.

Ich sagte schon, daß ich bisweilen unter dem Einfluß dieser unbestimmten und verschwommenen Träumereien einschlief. Ich schlief im Allgemeinen viel, und die Träume nahmen in meinem Dasein einen erheblichen Raum ein. Ich träumte jede Nacht, ich bewahrte die Erinnerung an meine Träume, ich legte ihnen eine Bedeutung bei, ich erblickte darin Vorherbestimmungen, ich suchte deren Sinn zu enträthseln. Einige derselben wiederholten sich bisweilen, und diese erschienen mir immer äußerst befremdlich. Namentlich beunruhigte mich einer dieser häufiger wiederkehrenden Träume.

Es ist mir, als ob ich in irgend einer engen, schlecht gepflasterten Straße einer alten Stadt zwischen zwei Reihen hoher Häuser mit spitzigen Dächern daherwandele. Ich bilde mir ein, daß ich nach meinem Vater suche, der gar nicht gestorben ist, sondern der sich in einem dieser Häuser versteckt. Und nun gehe ich durch einen tiefen und finstern Thorweg, überschreite einen langen Hof, der mit Brettern und Balken angefüllt ist; endlich dringe ich in ein kleines Zimmer im Erdgeschoß, das durch zwei rundliche Fenster sein Licht empfängt. Mitten in diesem Gemache steht mein Vater im Schlafrock und raucht eine Pfeife; er sieht meinem wirklichen Vater gar nicht ähnlich. Er ist groß, mager und hat schwarze Haare, eine gebogene Nase, finstere, stechende, unheimliche Augen. Er sieht aus wie ein Vierziger. Es scheint ihm ungelegen zu kommen, daß ich ihn entdeckt habe, und ich selbst empfinde durchaus keine Freude über unsere Begegnung. Ich bin darüber im höchsten Grade erstaunt. Er wendet sich ab und, während er mit kleinen Schritten auf und ab geht, murmelt und brummt er irgend etwas Unverständliches vor sich hin. Darauf entfernt er sich allmälig, und murrt in einem fort, und wirft mir über die Schulter scheue Blicke zu, wie ein wildes Thier, das entflieht. Das Zimmer erweitert sich und verschwindet in einer Art von Nebel. Schrecken ergreift mich bei dem Gedanken, daß ich ihn nochmals verliere; hastig suche ich seinen Spuren zu folgen, aber auch er ist verschwunden, und ich höre nur noch das knurrige Gebrumm, das dem eines Bären ähnlich ist; der Athem stockt mir, ich werde jäh aus dem Schlafe geschreckt und kann auf lange Zeit nicht wieder einschlafen. Während des ganzen folgenden Tages denke ich nur an jenen Traum.

IV.

Der Monat Juni war herangekommen. Um diese Zeit des Jahres pflegte es in der Stadt, die meine Mutter und ich bewohnten, recht lebhaft zu werden. Da liefen zahlreiche Schiffe in den Hafen ein, da sah man viele neue Gesichter auf den Straßen. Ich schlenderte dann gern am großen Werft entlang, wo Kaffehaus und Schenke einander ablösten, betrachtete die seltsamen Gesichter der Matrosen und der andern Leute, die unter den großen zeltartigen Schutzdächern aus Segeltuch vor kleinen runden Tischen, auf denen zinnerne, biergefüllte Kannen standen, Platz genommen hatten.

Als ich vor einem dieser Kaffehäuser eines Tags vorüberging, fiel mir ein Mann auf, der sofort meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Er trug einen dunkelfarbigen, langen Rock und einen großen Strohhut, den er in die Augen gedrückt hatte; unbeweglich, mit über der Brust gekreuzten Armen saß er da. Seine schwarzen Haare fielen in feinen Strähnen bis auf die Nase herab. Zwischen seinen Lippen hielt er das Rohr einer kurzen Pfeife eingepreßt. Dieser Mann kam mir so bekannt vor, jeder Zug seines wetterbraunen, galligen Gesichtes, mit einem Worte, seine ganze Erscheinung war so tief in mein Gedächtniß eingeprägt, daß ich unwillkürlich stehen bleiben und mir die Frage vorlegen mußte: Wer ist der Mensch? Wo habe ich ihn schon gesehen? — Seinerseits heftete nun auch der Mann, der ohne Zweifel die Zudringlichkeit meines Blickes gefühlt hatte, seine schwarzen und stechenden Augen auf mich.

Ich stieß unwillkürlich einen leisen Schrei aus. Dieser Mensch war wahrhaftig der Vater, den ich in meinen Träumen verfolgte.

Ich konnte mich nicht täuschen, die Aehnlichkeit war zu augenscheinlich. Sogar der lange Rock, der seine hageren Glieder umschloß, erinnerte in Farbe und Schnitt an den Schlafrock, in dem mein Vater mir erschien.

Schlafe ich? Nein, es ist heller Tag; um mich her wogt die Menge, die Sonne scheint vom blauen Himmel herab, und vor mir ist kein Gespenst, sondern wirklich ein lebendiger Mensch!

Ich trat an einen kleinen leeren Tisch, verlangte ein Glas Bier und eine Zeitung und setzte mich wenige Schritt von dem räthselhaften Wesen nieder.

Digitized by Google

V.

Ich hielt das Zeitungsblatt halb vor das Gesicht und verschlang unablässig den Unbekannten mit meinen Blicken. Er blieb unbeweglich; nur erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf, den er gesenkt hielt. Offenbar wartete er auf Jemand. Mitunter war es mir, als ob ich alles das mir einredete, als ob gar keine Aehnlichkeit vorhanden sei, als ob ich mich von einer halbbewußten Täuschung umgarnen ließe. Aber der Andere machte auf seinem Stuhle irgend eine Bewegung, er hob einen Arm auf, und immer auf's Neue hätte ich aufschreien mögen, denn immer auf's Neue sah ich vor mir leibhaftig meinen nächtlichen Vater. Schließlich bemerkte er die Beharrlichkeit meiner Aufmerksamkeit. Er äußerte durch seinen Blick zunächst Ungeduld und dann Unwillen, wollte aufstehen und ließ dabei einen kleinen Stock fallen, den er an den Tisch gelehnt hatte. Ich sprang sofort hinzu, um denselben aufzuheben und ihm zu überreichen. Mein Herz klopfte stürmisch. Er dankte nur mit einem erzwungenen Lächeln; darauf nähert er sein Gesicht dem meinigen, zog die Augenbrauen in die Höhe, öffnete die Lippen ein wenig und sagte mir mit einer trockenen, näselnden Stimme: „Sie sind sehr höflich, junger Mann, das ist heutzutage etwas Seltenes. Gestatten Sie mir, Ihnen mein Compliment für die gute Erziehung zu machen, die Sie empfangen haben."

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm darauf antwortete, aber es entspann sich ein Gespräch zwischen uns. Ich erfuhr, daß er mein Landsmann war, daß er vor Kurzem aus Amerika, wo er lange Jahre verweilt hatte, heimgekehrt sei und vorhabe, sich bald wieder dorthin zu begeben. Er fügte hinzu, daß er der Baron *** sei, aber ich konnte den Namen nicht deutlich verstehen. Gerade wie mein nächtlicher Vater endete er jeden Satz mit einem unverständlichen Gebrumm. Er erkundigte sich nach meinem Namen; als ich ihm denselben mittheilte, schien er sehr verwundert zu sein. Darauf fragte er mich, ob ich schon seit langer Zeit in dieser Stadt wohne und mit wem? „Mit meiner Mutter", antwortete ich. „Und Ihr Vater?" — „Mein Vater ist schon lange todt." Er fragte nach dem Taufnamen meiner Mutter, und darauf brach er in ein seltsames erzwungenes Gelächter aus. Hinterher entschuldigte er sich bei mir und äußerte, er habe dieses seltsame Benehmen während des Aufenthaltes in Amerika angenommen, und er merke sehr wohl, daß er nur noch ein Sonderling sei. Er erbat sich unsere Adresse, und ich gab sie ihm.

VI.

Die Aufregung, die mich beim Beginn unserer Unterhaltung erfaßt hatte, beschwichtigte sich allmälig. Ich fand unser Zusammentreffen zwar befremdlich, aber nichts weiter. Was mir indessen an dem Herrn Baron entschieden mißfiel, das war dieses unangenehme leichte Lächeln, mit dem er mich ausfragte, und der Ausdruck seiner Augen, die buchstäblich die meinigen durchbohrten. Es lag darin so etwas von einem Beschützer, so etwas Herablassendes und gleichzeitig Wildes, das mich in ein gewisses Mißbehagen versetzte. Diese Augen hatte ich in meinen Träumen nicht gesehen. Was für ein befremdliches Gesicht dieser Baron hatte! Ermattet, verhärmt, und dabei doch etwas Jugendlich-Widerwärtiges! Mein nächtlicher Vater hatte auch nicht jene lange Narbe, die quer über die Stirn meines neuen Bekannten ging und die ich, bevor ich mich ihm genähert, nicht bemerkt hatte.

Ich hatte kaum die Zeit gefunden, dem Baron den Namen unserer Straße und die Nummer unseres Hauses anzugeben, als ihm ein hochgewachsener Neger, in einen Mantel gehüllt, der ihn bis zu den Augenbrauen bedeckte, leicht auf die Schulter klopfte. Der Baron wendete sich um, sagte: „Also endlich!" und trat, während er mir zunickte, mit dem Neger in das Kaffehaus.

Ich blieb unter dem Zeltdache sitzen. Ich wollte warten, bis der Baron wieder herauskäme, nicht, um eine neue Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen — denn ich wußte nicht recht, worüber ich mit ihm noch sprechen sollte —, sondern um zu sehen, ob mein erster Eindruck Stich halte. Es verging eine halbe Stunde, es verging eine ganze Stunde, der Baron kam nicht. Ich trat in das Kaffehaus, ich ging durch alle Zimmer, aber ich konnte weder den Baron noch den Neger erspähen; sie mußten sich durch eine Hinterthür entfernt haben.

Ich fühlte einen ziemlich lebhaften Kopfschmerz und um denselben loszuwerden, lenkte ich meine Schritte dem Meeresstrande entlang, einem großen Parke zu, der vor der Stadt lag; nachdem ich so eine Stunde oder zwei im Schatten der alten Eichen auf und nieder gegangen war, kehrte ich nach Hause zurück.

VII.

Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, so stürzte mir in äußerster Aufregung unser Dienstmädchen entgegen. Am Ausdruck ihres Gesichts erkannte ich sofort, daß während meiner Abwesenheit irgend etwas Bedenkliches im Hause vorgefallen sein müsse. Ich erfuhr denn auch, daß ungefähr eine Stunde vor meiner Ankunft plötzlich ein entsetzlicher Schrei im Zimmer meiner Mutter gehört worden war, und daß das Mädchen, das auf diesen Schrei herbeigeeilt war, meine Mutter ohnmächtig am Boden liegend gefunden hatte. Nach einigen Minuten war meine Mutter wieder zu sich gekommen, aber sie hatte sich niederlegen müssen. Sie hatte ein seltsames Aussehen, ganz verstört, sie antwortete auf keine Frage, sagte kein Wort; dabei blickte sie beständig scheu und erschrocken um sich. Das Mädchen hatte den Gärtner zum Arzt geschickt; dieser kam, verschrieb eine beruhigende Arznei, aber auch ihm gegenüber sagte meine Mutter kein Wort. Der Gärtner behauptete, daß er wenige Augenblicke, nachdem man den von meiner Mutter ausgestoßenen Schrei vernommen, einen Unbekannten eiligen Schrittes über die Beete unseres Gartens habe der Straßenthür zu laufen sehen — wir bewohnten ein einstöckiges Haus, dessen Fenster auf einen ziemlich großen Garten gingen. Der Gärtner hatte nur bemerkt, daß derselbe hoch aufgeschossen und hager war, einen Strohhut und einen langen Rock trug. Die Kleidung des Barons! sagte ich mir auf der Stelle. Der Gärtner hatte nicht daran denken können, dem Unbekannten nachzuforschen, da man ihn gleich zum Arzte geschickt hatte.

Ich trat in das Zimmer meiner Mutter. Sie lag in ihrem Bette, bleicher als das Kissen, auf dem ihr Kopf ruhte. Als sie mich erblickte, lächelte sie leicht und streckte mir die Hand entgegen. Ich setzte mich neben ihrem Bette nieder und versuchte mit Discretion sie auszufragen. Zunächst antwortete sie auf alle meine Fragen mit „Nein". Dann machte sie endlich das Geständniß: sie habe etwas gesehen, das sie sehr aufgeregt habe. „Ist Jemand hier gewesen?" fragte ich. „Nein," versetzte sie hastig, „es ist Niemand hier gewesen; aber ich habe gesehen . . . ich glaube gesehen zu haben . . ." Sie schwieg und bedeckte ihre Augen mit der Hand. Ich wollte ihr das, was ich vom Gärtner gehört hatte, berichten und ihr meine Begegnung mit dem Baron erzählen; aber ich weiß nicht, wie es kam, die Worte erstarben mir auf der Lippe. Ich konnte indessen nicht umhin, meiner Mutter zu bemerken, daß die Gespenster gewöhnlich nicht am hellen lichten Tage zu erscheinen pflegten. „Laß das," sagte sie leise, „quäle mich jetzt nicht, vielleicht sollst Du später erfahren . . ." Sie schwieg wieder. Ihre Hände waren kalt, ihr Puls schlug schnell und ungleichmäßig.

Ich gab ihr die Arznei ein und entfernte mich dann von ihrem Bette, um sie nicht aufzuregen. Den ganzen Tag über stand sie nicht auf; sie blieb unbeweglich liegen, seufzte von Zeit zu Zeit tief auf und bedeckte bisweilen plötzlich ihre erschreckten Augen. Das ganze Haus war in Bestürzung.

VIII.

In der Nacht fieberte meine Mutter etwas. Sie schickte mich hinaus. Aber ich begab mich nicht auf meine Stube, sondern legte mich auf ein Sopha im Nebenzimmer nieder. Alle Viertelstunden stand ich auf und trat auf den Fußspitzen an die Thür. Kein Geräusch. Aber meine Mutter konnte während der ganzen Nacht kein Auge zugethan haben, denn am andern Morgen, als ich in ihr Zimmer trat, war ihr Gesicht

Digitized by Google

geröthet und ihre Augen funkelten in ungewohntem Glanze. Im Laufe des Tages trat eine gelinde Besserung ein, am Abend aber fieberte sie wieder. Bis jetzt hatte sie hartnäckig geschwiegen; nun begann sie auf einmal mit stockender, schwacher, hastender Stimme zu sprechen. Es war kein Fieber-Phantasiren. In ihren Worten lag ein Sinn, aber es war kein Zusammenhang da. Kurz vor Mitternacht richtete sie sich plötzlich mit einer krampfhaften Bewegung auf. Ich saß neben ihr. Mit derselben hastenden Stimme begann sie, ohne mich ein einziges Mal anzusehen, eine Erzählung, während sie die Hände unmerklich bewegte und zuweilen kleine Schlucke Wasser zu sich nahm. Von Zeit zu Zeit stockte sie; dann aber suchte sie die Herrschaft wieder über sich zu gewinnen und fuhr in ihrer Erzählung fort. In wundersamer, in unheimlicher Art, als ob sie im Traum handele, als ob sie selbst abwesend sei und Jemand anders gesprochen oder sie zum Sprechen gezwungen habe.

IX.

„Höre, was ich Dir anvertraue. Du bist kein Kind mehr, Du mußt Alles erfahren! Ich hatte eine Freundin. Diese hatte einen Mann geheirathet, den sie von ganzem Herzen liebte, sie war mit ihrem Manne sehr glücklich. Im ersten Jahre ihrer Ehe reisten sie zusammen nach der Hauptstadt, um dort einige Wochen zu verbringen und sich zu zerstreuen. Sie stiegen in einem guten Hotel ab und versagten sich kein Vergnügen. Meine Freundin war hübsch von Angesicht; man bemerkte das, und die jungen Leute machten ihr den Hof. Unter diesen war einer, ein Officier, der ihr auf Schritt und Tritt folgte; überall trafen ihre Blicke seine schwarzen und bösen Augen. Er lernte sie nicht persönlich kennen und sprach nie mit ihr ein Wort, aber er beobachtete sie unausgesetzt mit einer ungezogenen, zudringlichen Beharrlichkeit, die meine Freundin erschreckte. Alle Vergnügungen der Hauptstadt wurden ihr durch die Anwesenheit dieses Menschen vergällt. Sie bat ihren Mann möglichst schnell mit ihr heimzukehren, und so wurden die Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Ihr Mann war eines Abends im Club, wo ihn einer der Officiere vom Regimente des Andern zu einer Partie Whist eingeladen hatte. Die Frau war zum ersten Male allein im Hotel zurückgeblieben. Da ihr Mann zu vorgerückter Stunde noch nicht nach Hause gekommen war, entließ sie ihr Kammermädchen und legte sich zu Bett. Plötzlich fühlte sie sich von einem furchtbaren Schrecken erfaßt; sie erstarrte und bebte. Sie hatte hinter der Wand ein leichtes Geräusch zu vernehmen geglaubt, etwa als ob ein Hund gekratzt hätte. Sie betrachtete scharf die Wand. In der Ecke brannte eine Lampe; das ganze Zimmer war mit einem Stoff überzogen. Da plötzlich ... irgend etwas ... dahinten regt es sich ... hebt es sich ... öffnet es sich ... und aus der Mauer tritt ... ganz schwarz ... ganz lang ... der fürchterliche Mensch mit den bösen Augen. Sie will schreien, sie kann es nicht; der Schreck lähmt sie ganz und gar. Er trat schnell an sie heran ... ein wildes Thier. Er warf ihr etwas über den Kopf, etwas Weißes, etwas Schweres, Erstickendes. Was nun geschah ... ich weiß es nicht mehr. Es ist etwas wie ein Tod, wie ein Mord. Als endlich der fürchterliche Nebel sich zerstreute, als endlich meine Freundin wieder zu sich kam, — da war Niemand mehr im Zimmer. Sie versuchte noch lange zu schreien ... vergeblich. Es gelang ihr endlich, und wiederum verwirrten sich ihre Sinne.

Dann merkte sie ihren Mann neben sich, den man bis zwei Uhr Morgens im Club zurückgehalten hatte. Er sah ganz verstört aus und drang mit Fragen in sie. Aber sie vermochte nichts darauf zu antworten. Und dann wurde sie bedenklich krank. Sie erinnert sich aber deutlich, daß sie, als sie eines Tages im Zimmer allein geblieben war, jene Stelle der Wand in Augenschein nahm und unter dem aufgespannten Stoff eine geheime Thür entdeckte.

Sie merkte auch, daß sie ihren Trauring nicht mehr am Finger habe. Dieser Ring hatte eine ganz besondere Gestalt. Er bestand aus sieben goldenen Sternen, die mit sieben silbernen Sternen abwechselten. Es war ein altes Familienjuwel. Ihr Mann fragte sie, was aus dem Ring geworden sei. Sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte. Vielleicht war er ihr vom Finger geglitten. Man suchte ihn überall, man fand ihn nicht. Eine große Angst bemächtigte sich des Gemüths des Gatten. Er ordnete an, daß die Rückreise sobald als thunlich angetreten werden solle, und sobald der Arzt es gestattete, verließen Mann und Frau die Hauptstadt. — Denke Dir, am Tage ihrer Abreise begegneten sie auf der Straße einer Bahre, auf der man einen Menschen trug, welcher eben getödtet war. Man hatte ihm den Schädel gespalten. Und dieser Mann war der schreckliche nächtliche Besucher, der Mensch mit den bösen Augen! Man hatte ihn in einem Streite, der sich beim Spiel erhoben hatte, getödtet.

Meine Freundin kehrte auf das Land zurück und wurde dort zum ersten Male Mutter. Sie lebte noch einige Jahre mit ihrem Manne. Dieser hat niemals etwas erfahren. Was hätte sie ihm auch sagen können? Wußte sie doch selbst nichts! Aber das Glück von ehedem, — es war dahin; ein tiefer Schatten schien auf ihr Leben gefallen zu sein und wich nie mehr. Meine Freundin hatte keine Kinder mehr und ihr Sohn ..."

Ein starker Schauer überlief meine Mutter, und sie barg das Gesicht in ihren Händen.

„Und nun sage mir," rief sie, indem sie ihre Kraftanstrengungen verdoppelte, „inwiefern ist meine Freundin schuldig? Welchen Vorwurf kann sie sich machen? Sie ist bestraft worden; aber hat sie nicht das Recht, selbst vor dem Angesichte Gottes zu erklären, daß diese Strafe ungerecht ist? Weshalb richtet sich vor ihr, als ob sie eine Schuldige wäre, die von Gewissensbissen gepeinigt wird — weshalb richtet sich vor ihr nun, nach so langen Jahren, die Vergangenheit auf unter jener entsetzlichen Gestalt? Macbeth hat Banco getödtet, da ist es nicht wunderbar, daß dieser ihm erscheint, während ich ..."

Hier wurde die Rede meiner Mutter so verworren und unfaßlich, daß ich nichts mehr verstehen konnte.

Sie phantasirte offenbar.

(Schluß folgt.)

Autobiographisches.

Von Gottfried Keller.

II.

Betrachte ich nun meine geringfügige Gestalt, wie sie in der literarischen Gemeindestube in der Nähe der Thüre sitzt, etwas genauer, so gehört sie zu jener zweifelhaften Geisterschaar, welche mit zwei Pflügen ackert und in den Nachschlagebüchern den Namen: „Maler und Dichter" führt. Sie sind es, bei deren Dichtungen der Philister jeweilen beifällig ausruft: Aha, hier sieht man den Maler! und vor deren Gemälden: Hier sieht man den Dichter! Die Naiveren unter ihnen thun sich wohl etwas zu Gute auf solches Lob; Andere aber, die ihren Lessing nicht vergessen, fühlen sich ihr Leben lang davon beunruhigt und es juckt sie stets irgendwo, wenn man von der Sache spricht. Jene blasen behaglich auf der Doppelflöte fort, diese entsagen bei erster Gelegenheit dem einen Rohr, so leid es ihnen thut.

Die Frage des Berufenseins läßt sich nach meiner Meinung mit dem trivial scheinenden Satze beantworten: dasjenige, was dem Menschen zukommt, kann er bis zu einem gewissen Grade schon im Anfang, ohne es sichtlich gelernt zu haben, oder wenigstens ohne daß ihm das Lernen schwer fällt; dasjenige, dessen Erlernung ihm schon im Anfange Verdruß macht und nicht recht von statten gehen will, kommt ihm nicht zu. Unfähige Lehrer können allerdings manche täuschende Störung und Umdrehung dieses Verhältnisses bewirken, indem sie im einen Falle unverdient einschüchtern, im andern aufmuntern

Digitized by Google

der schließliche Erfolg wird immer der gleiche sein. Daß das eigentliche Lernen erst dort beginnt, wo die Schulbank ihr Ende hat und die Stilfrage auftritt, ist eine Sache für sich.

In sehr früher Zeit, schon mit dem fünfzehnten Jahre, wendete ich mich der Kunst zu, so viel ich beurtheilen kann, weil es dem halben Kinde als das Buntere und Lustigere erschien, abgesehen davon, daß es sich um eine beruflich bestimmte Thätigkeit handelte. Denn ein „Kunstmaler" zu werden, war, wenn auch schlecht empfohlen, doch immerhin bürgerlich zulässig. Der Zufall, daß nur angebliche Landschafter am Orte zugänglich für mich waren, entschied für die Landschaftsmalerei, bei welcher ich denn auch bis ungefähr in's dreiundzwanzigste Jahr verblieb, ohne jenes Selbstkönnen und Leichtlernen in den Anfängen und dazu noch stets übel berathen. Vor ein paar Jahrzehnten durfte man noch nicht eine glänzende Kleckserei für eine Landschaft oder überhaupt für ein Bild ausgeben. Dasselbe mußte mit Verständniß gezeichnet und technisch wohl vorbereitet und fertig gemacht sein. Auf der anderen Seite geriethen just um jene Zeit die gelehrten Landschaften, welche ohne Farbe mehr einen literarischen Gedanken als ein gutes Stück Natur darstellten, welcher Richtung ich mich eben wegen des Nichtkönnens mit Energie zuwendete, außer Cours, und es war nicht mehr möglich, mit dergleichen zu Anerkennung oder gar zu einer akademischen Professur zu gelangen.

Während dieser ganzen Zeit und vielleicht schon vom zwölften Jahre an war ich ein fleißiger Leser und Schreiber; ersteres in der Weise, daß ich ganz früh von einem Buche zum andern literarhistorische Stichworte der damals schon verwichenen Periode ablauschte und die entsprechenden Schriften aufsuchte. Zu jener Zeit entleerten sich noch eine Reihe von alten Familienbibliotheken in die Auctionslocale der Antiquare, so daß aus dem reichen Erbe der Vergangenheit junge Adepten leicht zu Büchern gelangen konnten. Es war dies jedoch keine specifisch zürcherische Erscheinung. Noch jetzt kommen z. B. aus den alten Bergschlössern Graubündens zahlreiche Werke der französischen und spanischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts auf den antiquarischen Markt. Bern und Basel werden kaum nachstehen, und im Ganzen wird man sagen können, daß das schweizerische Patriciat der alten Zeit mit Büchern gut versehen gewesen ist. Dagegen habe ich während meiner amtlichen Thätigkeit bei Steuer- oder Vormundschaftssachen, die vor die Regierung kamen, manche Nachlaßinventare reicher Leute der Gegenwart gesehen, in welchen für einige tausend Franken Silbergeschirr und für dreißig Franken Bücher figurirten.

Was die Schreiberei betrifft, so trat ich, wo sie nöthig oder ich durch irgend einen Umstand gereizt wurde, ohne Besinnen jeden Augenblick ein, als ob sich das von selbst verstünde, und lieferte bei jedem Anlaß den verlangten Stiefel. Als ich im dreizehnten Jahr mit Nachbarssöhnchen die üblichen Puppenspiele betrieb und die Stücke zu fehlen begannen, erfand und schrieb ich ohne Anstoß sofort eine Anzahl kleiner Dramen, zu denen ich gleich die Scenerien herstellte. Das größte Vergnügen gewährte der Schmelzofen für einen „Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer"; hinter dem schwarzen Ofenloch glühte ein rothes Feuermeer, hervorgebracht durch bemaltes Strohpapier und ein dahinter stehendes Lichtchen. Dort wurde der Bösewicht unnachsichtlich hineingeschoben. Dieser Effect gefiel mir so gut, daß noch jetzt ein Manuscriptchen da ist, welches eine eigentliche Teufels- und Höllenkomödie enthält, deren Decoration ganz aus feurigen Wänden mit einem dunklen Höhleneingange bestehen sollte, bekleidet mit Todtengerippen 2c. Das Titelblatt lautet: Kleine Dramen. I. Der Hexenbund. Nebenspiel für kleine Theater. Die drohende Fruchtbarkeit hielt jedoch nicht lange vor; denn in demselben Büchlein finde ich nur noch den Anfang eines Schauspiels „Fernando und Bertha oder Geschwistertreue", in welchem ein Schildknappe Hugo gleich in's Zeug geht, indem er auftritt und zu einem Andern sagt: „Nun willkommen also noch einmal, alter Waffenbruder!" und eine längere Rede verständig also endet: „Und nun laß uns fröhlich zusammen den vollen Becher leeren, wie wir vor sechs Jahren es thaten!" und schließlich erscheint noch ein „Plan zu einer Tragödie". Elinzene. Der Plan besteht aber nur aus einem Personenverzeichniß, worunter ein „Osmann, Oberhaupt der Geistlichkeit, Mufti" und eine „Elinzene, seine einzige Tochter". Etwa ein Jahr später wurde ich durch ein dramatisches Project „Herzog Bernhard von Weimar" in ernstere Aufregung gebracht. Ich war von einer vorzüglich geschriebenen Novelle, die in irgend einem Almanach stand, so erschüttert worden, daß ich dem Helden mit einem recht schönen Trauerspiele glaubte beispringen zu müssen, und die Anfertigung eines ausführlichen Scenariums nach Vorbild der Schiller'schen Nachlaßwerke verursachte mir, wie ich mich deutlich erinnere, eine tragisch mitfühlende und gehobene Stimmung. Freilich ließ ich zur Abwechselung mir beikommen, unter meinen vierzehnjährigen Schulgenossen mit allerlei possenhaften Reimereien aufzutreten, was mir leider Beifall und Aufmunterung einiger bösen Nachbarn am Schwanzende der Classe eintrug.

Mit allen diesen Kindereien war ich jedoch in einer gewissen Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit geblieben; es war daher keineswegs ein Fortschritt, als ich mit sechszehn Jahren als Kunstschüler einen schriftstellerischen Rückfall verspürte und, nachdem ich die Emilia Galotti gelesen hatte, plötzlich wochenlang ein dickes Manuscript mit der krassesten Nachahmung anfüllte. Alle Gestalten, der Fürst, der Höfling, die Maitresse u. s. w. fanden sich vor. Nur war der Vater des virginischen Opfers ein furchtbar ernster Historienmaler mit republikanischer Gesinnung und Wittwer, so daß er ganz allein über die Tochter wachen mußte. Indem mein Marinelli dem Fürsten den furchtbar ernsten Charakter des Alten beschrieb, hielt er ihm einen ziemlichen Vortrag über den Unterschied zwischen der Historien- und der Landschaftsmalerei, wie diese ein sorgloses lustiges Völklein hervorbrächte, während jene nur von düsteren, wo nicht blutgierigen Graubärten betrieben würde, mit denen sich nicht spaßen ließe. Wenn das traurige Manuscript mir später in die Hände fiel, so war dieß die einzige Stelle, welche mir einige Fröhlichkeit erregte. Noch eine Verbesserung habe ich anzuführen, die ich erfand. Statt Lessings Einer Orsina schuf ich zwei Maitressen, welche fortwährend miteinander zankten und sich Fußtritte versetzten.

Ebenso wenig original waren einige religionsphilosophische Aufsätze und idyllische Naturschilderungen, die ich in Gestalt Jean Paul'scher Traumbilder in ein dickes Schreibbuch eintrug.

Ich könnte mich nun mit dem besten Willen nicht entsinnen, daß ich bei all' diesen von Niemand beachteten Schreibereien irgend einen Zukunftszweck oder eine geheime Hoffnung gehegt hätte. Es war vielmehr eine aus sich selbst geborne Uebung, die nur um ihrer selbst willen existirte. Als einst das Namensfest eines jungen Mädchens gefeiert wurde und ich meiner kleinen Gabe ein Gedicht beizulegen wünschte, war mir die Angelegenheit so wichtig und feierlich, daß ich gar nicht daran dachte, dergleichen etwa selbst zu Stande zu bringen, sondern ein kleines Liedchen in einer Anthologie aussuchte und sorgfältig abschrieb.

Zehn Jahre später, als ein Bändchen lyrischer Gedichte von mir herausgegeben wurde, sah man in demselben Dutzende von Phantasie-Liebesliedern, denen es an jedem erlebten Gefühl gebrach, so daß ich sozusagen aus einem Nichts hunderte von Strophen gebaut hatte. Da war ich nicht mehr so bescheiden und wunderte mich nicht einmal, daß einige davon nun ihrerseits in Anthologien übergingen. Jene erste Schreibepoche aber verlief endlich im Stillen, da das reifere Jugendalter nahte und die erwählte Berufsarbeit doch ihre Anforderungen geltend machen, namentlich der Gang in die Fremde angetreten werden mußte. Ohne etwas geworden zu sein, mußte ich nach fast drei Jahren zurückkehren und gedachte mich in der Heimat neu zu kräftigen und durch kühne Erfindungen emporzubringen. Die Cartons zu ein paar poetischen Land-

Digitized by Google

schaften waren so umfangreich, daß ich dieselben in meinem alten Malkämmerchen nicht aufstellen konnte, sondern genöthigt war, außer dem Hause einen eigenen Raum dafür zu miethen. Es war gerade Winter und jener Raum so unheizbar, mein inneres Feuer für die spröde Kunst auch so gering, daß ich mich meistens an den Ofen zurückzog und in trüber Stimmung über meine fremdartige Lage, hinter jenen Cartonwänden versteckt, die Zeit wieder mit Lesen und Schreiben zuzubringen begann.

Allerlei erlebte Noth und die Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem cypressendunkeln Schlusse, wo Alles begraben wurde. Die Mutter kochte unterdessen unverdrossen an ihrem Herde die Suppe, damit ich essen konnte, wenn ich aus meiner seltsamen Werkstatt nach Hause kam.

Als jedoch ein Dutzend Seiten geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Literatur, las ich jetzt diejenigen der zeitgenössischen. Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt" von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu thun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche sich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandirte. Das erste Product, welches in einer Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine conservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frauen gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der gräulichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invectiven wider gegnerische Parteiführer u. s. w., und es kann leider nicht geläugnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Productionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb.

Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied.

Ein Band Gedichte, zu früh gesammelt, erschien im Jahre 1846; er enthielt nichts, als etwas Naturstimmung, etwas Freiheits- und etwas Liebeslyrik, entsprechend dem beschränkten Bildungsfelde, auf dem er gewachsen. Ein freundlicher Kreis, in welchem ich aufgetaucht war, schlug, wie es zu gehen pflegt, weitere Wellen und Wellchen und fütterte mich mit den schönsten Hoffnungen. Kurz, ich lebte in gedrängtester Zeitfrist alle Phasen eines erhitzten und gehätschelten jungen Lyrikers durch und blieb wohl nur wenige von den Thorheiten und Ungezogenheiten schuldig, die einem solchen anhaften.

Da kam das Jahr 1848 und mit ihm zerstoben Freunde, Hoffnungen und Theilnahme nach allen Winden und meine junge Lyrik saß frierend auf der Haide. Nur einige ernstere Gelehrte und Magistrate, aus Deutschen und Schweizern gemischt, die still zugesehen hatten, zeigten sich und veranlaßten nun, daß ich mit einem Staatsstipendium auf Reisen gesandt wurde, um nachträglich auch noch etwas zu lernen. Mein Malkasten war längst zugeschlossen und jenes unheizbare Atelier verlassen, und so zog ich zum zweiten Male aus, um an deutschen Schulen, wo es gut schien, meinen Aufenthalt zu nehmen.

Auf diesen Fahrten nahm ich den einst angefangenen Roman wieder zur Hand, dessen Titel: „Der grüne Heinrich", schon existirte. Ich gedachte immer noch, nur einen mäßigen Band zu schreiben; wie ich aber etwas vorrückte, fiel mir ein, die Jugendgeschichte des Helden oder vielmehr Nichthelden als Autobiographie einzuschalten mit Anlehnung an Selbsterfahrenes und Empfundenes. Ich kam darüber in ein solches Fabuliren hinein, daß das Buch vier Bände stark und ganz unförmlich wurde. Ursache hiervon war, daß ich eine unbezwingliche Lust daran fand, in der vorgerückten Tageszeit einen Lebensmorgen zu erfinden, den ich nicht gelebt hatte, oder, richtiger gesagt, die dürftigen Keime nnd Ansätze zu meinem Vergnügen poetisch auswachsen zu lassen. Jedoch ist die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin, so gut wie wahr, hier und da blos, in einem letzten Anfluge von Nachahmungstrieb, von der confessionellen Herbigkeit Rousseaus angehaucht, obgleich nicht allzu stark. Es gibt Leute, welche fast alle möglichen Untugenden in blinder Kindheit anticipiren und wie Kinderkrankheiten ausschwitzen, während z. B. zu wetten ist, daß ein recht fleißiger und solider Gründer, der Millionen stiehlt, als Kind niemals die Schule geschwänzt, nie gelogen und nie seine Sparbüchse geplündert hat.

Dagegen ist die reifere Jugend des „grünen Heinrich" zum größten Theile ein Spiel der ergänzenden Phantasie und sind namentlich die beiden Frauengestalten gedichtete Bilder der Gegensätze, wie sie im erwachenden Leben des Menschen sich bestreiten.

Endlich aber mußte das Buch doch ein Ende erreichen. Der Verleger, welcher sich erst über die unverhoffte Ausdehnung und das langsame Vorrücken desselben beschwert hatte, interessirte sich zuletzt für den wunderlichen Helden und flehte, als Vertreter seiner Abnehmer, um dessen Leben. Allein hier blieb ich pedantisch an dem ursprünglichen Plane hangen, ohne doch eine einheitliche und harmonische Form herzustellen. Der einmal beschlossene Untergang wurde durchgeführt, theils in der Absicht eines gründlichen Rechnungsabschlusses, theils aus melancholischer Laune. Ich nahm die Sache auch insofern von der leichten Seite, als ich dachte, man werde den sogenannten Roman eben als ein Buch nehmen, in welchem mancherlei lesbare Dinge ständen, wie man sich Lesedramen gefallen läßt. So wurde der grüne Heinrich also begraben.

Allein er schläft nicht sehr ruhig; denn wie ich höre wird der arme Kerl in den Mädchenpensionaten, wenn der Sprach- und Literaturlehrer auf das Capitel des Romanes kommt, stets heraufbeschworen und vor die unaufmerksamen Schülerinnen hingestellt, herumgedreht, hin- und hergeführt und muß als abschreckendes Beispiel dienen, wie ein guter Roman nicht beschaffen sein soll, und es hilft gegen diese grausame Belästigung nicht der Umstand, daß der Aermste ja mittelst der eigenen Vorrede die Erklärung in der Tasche mit sich führt, daß er kein rechter Roman sei.

Wenn auch ein schlechter, so war ich bei der Dicke des Buches nun doch ein Schriftsteller und begab mich mit dieser letzten verspäteten Jugendstudie wieder über den Rhein zurück.

Anastasius Grüns lyrischer Nachlaß.

Von Robert Hamerling.

Als wir den siebenzigjährigen Anastius Grün in Oestreich feierten und sechs Monate später mit nicht geringeren Ehren ihn begruben, da blieb dem engeren Kreise seiner Befreundeten nur Eines zu wünschen übrig: daß die lyrische Ernte seiner letzten

Digitized by Google

drei bis vier Jahrzehnte, die bereit liegende Sammlung „In der Veranda", schon der Oeffentlichkeit übergeben gewesen wäre. So pomphaft Jubelfest und Leichenfeier sich gestalteten, es konnte dem tiefer Blickenden nicht entgehen, daß man mehr einen Dichter der Vergangenheit als der Gegenwart zu ehren glaubte. Sah man von dem düsteren Gelober der Fackeln ab, welche den reichbekränzten Prunksarg des gräflichen Dichters in eine infernalische Wolke qualmenden Rauches hüllten, so konnte man eher einen Festaufzug zu Ehren eines berühmten Mannes vor sich zu haben vermeinen, als ein Trauergeleit und einen Leichenzug, wie ihn der vom Schmerz des Verlustes persönlich und unmittelbar Betroffene sich denken und wünschen mochte. Es ist eben nicht gleichgültig, ob ein der Nation werth gewordener Genius in frischer Kraft und Wirksamkeit ihr plötzlich entrissen wird, oder ob er nach lange vorher abgeschlossener Thätigkeit seine irdische Laufbahn ruhig vollendet. Erschütternder mag zu seiner Zeit der Tod Schillers gewirkt haben als so viele Jahre nachher der des größeren Goethe. Wenn erst die Festredner und bald darauf die Nekrologisten des Freiheitsängers vor Allem den Freimuth, den er in Land- und Reichstagen bewiesen, und die Ueberzeugungstreue des Gefeierten priesen, Verdienste, die er doch mit hundert Anderen theilte, so merkte man, daß sie aus unmittelbarer frischer Begeisterung sprachen, während es, wenn sie auf den Dichter als solchen eingingen, meist den Anschein hatte, als ob sie Jugenderinnerungen mühsam zusammenrafften, oder aus dem Conversationslexikon schöpften. Hing damit vielleicht auch — man darf nun wohl davon sprechen — die im Ganzen ziemlich kühle Haltung zusammen, welche das, freilich schon von Natur kühlere, außeröstreichische Deutschland für das Jubiläum des neunten April hatte, und welche damals die persönlichen Freunde und Verehrer des Dichters beinahe peinlich berührte? — Ich erinnere mich, nach dem Hinscheiden A. Grüns in einem norddeutschen Blatte auf einen Nekrolog gestoßen zu sein, welcher das Lob des Verewigten mit den Worten einleitete: „Zwar stand A. Grün als politischer Dichter nicht in erster Reihe, sondern erst in zweiter"... Der Dichter des „Schutt" in zweiter Reihe! Nicht der erste, nicht einmal neben den Ersten stehend, sondern hinter ihnen — ein politischer Dichter zweiter Classe! — Man mußte in der That wünschen, besser als durch Festreden und Nekrologe durch ein eigenes letztes Wort des Poeten sein Andenken erneuert zu sehen.

Dies letzte Wort ist nun endlich gesprochen. Den Manen des Dahingeschiedenen widerfährt die Genugthuung einer neuen lebendigen Wirkung. Und wenn die Flüchtigkeit der Tageskritik nicht allzugroß, die Apathie des Publicums nicht unüberwindlich ist, so wird diese Wirkung, glaube ich, eine bedeutende sein. Diese hinterlassenen, „in der Veranda" gesammelten, aber nicht in der Veranda geschriebenen Gedichte — denn sie zeigen uns nicht den zur Ruhe gesetzten, sondern den noch mitten im Kampfe der Zeit stehenden Dichter — sind sie nicht ein Nachhall aus dem goldenen Zeitalter der deutschen Lyrik? Männliche und gediegene Klänge erquicken wieder unser Herz. Ein Poet von ausgeprägter Physiognomie tritt uns altbekannt und doch als ein Neuer entgegen.

Blicken wir zurück auf die Reihe unserer großen lyrischen Dichter: Uhland, Rückert, Platen, Heine, Lenau, Freiligrath u. s. w. Jeder von ihnen ist nach Form und Inhalt einzig in seiner Art, keiner hat etwas gemein mit dem andern, und was dem einen oder dem andern sonst ähnlich oder verwandt ist, verschwindet neben ihm. Neben Uhland tritt die ganze schwäbische Dichterschule in's Halbdunkel zurück, als wäre sie sein bloßer Schatten und Nachhall. Doubletten in der Literatur werden wie die in den Sammlungen der Münzliebhaber ausgemustert und nur das Exemplar vom besten und schärfsten Gepräge zurückbehalten. Auch in unserer unmittelbaren Gegenwart sehen wir jeden großen und allgemeinen Erfolg in der Lyrik unzertrennlich von der Wirkung des Eigenthümlichen und in seiner Art Einzigen. Aber wie selten sind sie eben, diese ausgeprägten Physiognomien, wie selten auch begegnet uns eine lyrische Kraft, der nicht blos dann und wann etwas Hübsches gelingt, sondern die, wie es das Kennzeichen der wahrhaft Begnadeten ist, mit jeder Strophe, jeder Zeile, die sie hinwirft, wirkt und fesselt, und das Gemüth des Lesers durch einen unsagbaren Zauber gefangen nimmt. Was am öftesten fehlt, ist, außer der Originalität, das Stimmungsvolle: die Wiedergeburt des Gedankens aus dem Gemüthsgrunde, der mystische Hauch, der den glücklichen Einfall erst zum Gedicht macht. Und tritt wirklich einmal etwas Eigenartiges, Stimmungsvolles, genial Inspirirtes hervor, so fehlt wieder im Publicum der tiefe und ernste Sinn, um es, wär's auch in etwas unbeholfener oder fremdartiger Form, zu erfassen und anzuerkennen. So kommt, ohne eigentlichen Erfolg zu haben, das Banale in die Mode: eine Cricri-Poesie, schönverzierte Bücher und Büchelchen, die zur Hälfte aus leeren Blättern bestehen, während auf den übrigen vielleicht erst recht nichts steht. Minima pars ipsa puella sui! möchte man zuweilen mit Ovid ausrufen, wenn man diese Muse in ihren Prachtgewanden betrachtet.

Das Erquickende in A. Grüns hinterlassener Gedichtsammlung besteht nun eben darin, daß sie dieser Atmosphäre des Banalen uns entrückt, daß sie uns in ein Bereich von kräftigen, gediegenen Gedanken und Gebilden zurückführt. Durchmustert man von diesem Gesichtspunkte aus die Sammlung, so könnte selbst Manches, was an sich vielleicht ein Mangel ist, für den Moment als wohlthuend und als ein Vorzug erscheinen. Aber nachdem ich dies im Allgemeinen festgestellt, will ich mit keinem andern Maßstabe als dem höchsten und unbedingten einen flüchtigen Blick auf das Einzelne werfen.

Dem Lieblingsthema der Poeten, der Liebe, widmet unser Autor die ersten Seiten seines Buchs; wenige Blätter sind es, gleichsam Präludien, aber die vollen kräftigen Accorde verrathen sogleich den Meister. Rasch gelangen wir zur eigentlichen Herzenssache des Dichters. „Zeitklänge" ist ein Cyclus überschrieben, von den Tagen, da man für die Freiheit der Polen (und nur der Polen!) schwärmte, durch das große Revolutionsjahr 1848 hindurch heraufreichend bis zu den Dichter- und Vereins-Jubiläen der Gegenwart. Hochinteressant sind diese Zeitgedichte — und doch vielleicht der vergänglichere Theil des Ganzen. Zum Theile wenigstens haben wir es da nicht ausschließlich mit dem Dichter und Freiheitsapostel, sondern auch mit dem Politiker, dem Tagespolitiker zu thun. Aber Gesinnungstreue und ein allgemeines dichterisches Gefühl für die Freiheit begründen noch nicht eine unfehlbare Einsicht in allen concreten politischen Dingen, und den Poeten verläßt bisweilen der Seherblick, wenn er in die Arena der Tageskämpfe hinabsteigt. Ist er doch überhaupt nur ein Seher, so lange sein Blick in die Zukunft oder in die Vergangenheit gerichtet ist; faßt er die Dinge der Gegenwart in's Auge, so sieht er meist nicht mehr als gewöhnliche Menschen. Und so zeigt auch A. Grün sich mehr als Patriot denn als Dichter und Seher in dem gewaltig klingenden Hymnus auf Radetzky. Er wußte nicht, daß die Siege Radetzkys kein dauernder Triumph sein, kein wirkliches Heil bringen konnten, daß der tapfere Soldat die unversöhnlichen Provinzen nur zurückeroberte, damit sie ein Jahrzehnt länger, zu unausgesetzter Kriegsbereitschaft zwingend, am Lebensmarke der Monarchie zehrten, und daß Oestreich erst nach Abtrennung dieses brandigen Gliedes wieder aufathmen, zu neuem Leben sich aufraffen würde. Wir Söhne der Wiener Aula, wir „Legionäre" des Jahres 1848, wir wußten das, oder vielmehr, wir hatten den rechten Instinct davon. Wir schwärmten nicht für die Siege Radetzkys. Wir trugen eben in unsern jugendlichen Seelen den reinen und idealen Gedanken des Jahres 1848 — einen Gedanken, auf den man heute wie auf eine schöne Jugendschwärmerei zurückblickt, insofern er nicht völlig vergessen ist ...

In den ungetrübten Aether der Poesie erheben uns wieder die Sonette aus Helgoland und die an Nicolaus Lenau, welchen noch andere sich anschließen. In diesem Abschnitte begegnet uns der Dichter als classischer Lyriker, als Sangesmeister auf dem Höhepunkte seiner Kraft. „Sprüche und Spruchartiges" schließt sich an, auch dies von classisch-gediegenem Gepräge. Drei Gedichte versetzen uns in das Heimatland des Dichters, Krain. Dann treffen wir auf die kernigste epische Leistung A. Grüns:

Digitized by Google

auf den Romanzencyclus vom Prinzen Eugen. Mit einem anderen Cyclus „der Tambour von Ulm" begleitet weiterhin der Dichter in sinnvollen Bildern die Phasen Oestreichs, seine Leidensstationen, die zugleich zu Wegen seines Heils geworden sind oder werden sollen. „Bilder und Gestalten" schließen den ganzen poetischen Reigen. Hier finden wir den stimmungsvollen „Jagello", den vom liebenswürdigsten Humor eingegebenen „Burgherrn von Rabenstein", das tiefsinnige, unvergleichlich schöne Gedicht „die Mumie".

Wenn man von dem Alles beherrschenden Freiheitsgedanken absieht, so ist es nur Weniges, aber kräftig und klar in dieser Sammlung Hervortretendes, was im Leben unseres Dichters anregend auf ihn gewirkt, was seiner Innerlichkeit den Funken des lyrischen Feuers entlockt hat. Helgoland, das Heimatland Krain, die Freundschaft mit Lenau, ein vereinzelt und flüchtig anklingendes erotisches Motiv, das vielleicht mehr der Phantasie als dem Herzen seinen Ursprung dankt — der Rest ist Politik, oder Spruchweisheit, oder objective Erzählung. Aber vielleicht birgt unter der Maske der Erzählung sich eigenes Empfinden und Erleben, innere Kämpfe und Stürme des Poeten? Auch das nicht. Man wird unter diesen erzählenden Gedichten nicht eines finden, in welchem von tiefer Seelenbewegung oder Leidenschaft auch nur die Rede wäre. Auch hier läuft es meist hinaus auf ein Ergebniß ruhiger Weltbetrachtung, sinniger Weisheit. Dies gilt ja wohl nicht blos von der vorliegenden Sammlung, sondern von der gesammten Grün'schen Lyrik überhaupt. In ihr spiegelt sich im Ganzen eine Gesinnung, eine Tendenz, ein Charakter, aber keine Totalität des Gemüths und kein persönliches Schicksal.

Als Mensch und Dichter ausschließlich beseelt von dem Gedanken der religiösen und der politischen Freiheit, und doch geborner Aristokrat — in der That eine seltsame Erscheinung! Aber der Widerspruch in A. Grüns Natur ging scheinbar noch weiter. Rücksichtsvoll und verbindlich bis zur Aengstlichkeit, kannte er, mit dem Griffel des Poeten in der Hand, keine persönliche Rücksicht und kein Gesetz der Höflichkeit. War es bewußte Absicht und Lust zu verletzen? Nein! es war — Naivetät ...

Ich will was ich meine durch ein kleines Beispiel erläutern. Auf S. 258 unserer Sammlung findet sich unter dem Titel „das rechte Wort" eine curiose Geschichte. Ein Potentat, den eine weit vorstehende Unterlippe kennzeichnet, beklagt sich auf der Jagd bei schlechtem Wetter ärgerlich, daß es ihm — in den Mund regne. Große Verlegenheit der Höflinge! Man schafft einen Regenschirm herbei, man versucht dies, jenes — vergebens, dem Potentaten regnet es noch immer in den Mund. Endlich faßt der Klügste unter den Günstlingen sich ein Herz:

„Aufspringt er, von heiliger Sendung trunken,
Die Stirn ihm umsprühn der Erleuchtung Funken:
„„Mein allergnädigster Kaiser, geruh',
Und schließe die Lippen huldreichst zu!""

Das war das rechte Wort. Der Kaiser folgt dem Rath, und — es regnet ihm nicht mehr in den Mund. — Möchten die Potentaten immer so ein Ohr haben für das rechte Wort! Auf diese Pointe, diese Moral kam es dem Dichter an, und für diese „Moral" fand er zwischen Himmel und Erde keine drastischere, keine bessere „Fabel". Arglos schrieb er vor Jahrzehnten nicht blos die Geschichte, sondern auch den Namen des Potentaten hin. Da fragte Jemand, der die Sammlung „In der Veranda" vor dem Druck durchlas, den Dichter, ob er denn nicht glaube, daß durch besagte derb-drollige Geschichte, besonders aber durch die Nennung des Namens ihres Helden, die schuldige Rücksicht auf ehrfurchtgebietende Häupter der Enkel jenes Potentaten verletzt scheinen könne? — „Es ist möglich!" versetzte der Graf. „Daran habe ich nicht gedacht. Sie haben Recht, das muß geändert werden. In meiner Stellung als Pair des Reichs und geheimer Rath muß ich einige Rücksicht nehmen. Ich werde wenigstens den Namen des Potentaten weglassen." — Und so that er ...

Das war's. Er dachte nicht daran. Er schrieb seine beißendsten Gedichte so harmlos hin, wie ein Frühlingslied, mit jener liebenswürdigen Naivetät des Poeten, welche weniger darauf achtet, was sich schickt, als was sich reimt, und welche um so leichter persönlich verletzt, weil sie nicht daran denkt zu verletzen. War es aber geschehen, und sah er, daß sein Liedespfeil in ein Wespennest gefahren, dann freilich war er Mann genug, sich dessen achselzuckend mit der ritterlichen Devise: „Viel Feind', viel Ehr'!" zu getrösten.

Bis zur Naivetät ging auch seine Bescheidenheit. Daß der siebenzigjährige, der jubilirte Sangesmeister im Stande war, mit den Manuscripten seiner druckbereiten Sammlung, wohl auch mit einem einzelnen Gedichte, das er eben vollendet, zu einem weit jüngeren Sangesgenossen hinzugehen, und ihn um sein Urtheil zu ersuchen, geradenwegs aufmerksam gemacht sein wollte, wie er sagte, auf seine „Fehler" — das konnte man nur für einen naiven Exceß der Bescheidenheit nehmen, der beinahe rührend wirkte.

Indem er aber auf fremden Rath gern hörte, auch selbst eine strenge Kritik bis zuletzt an seinen Erzeugnissen übte, erreichte er mehr und mehr eine große formelle Gediegenheit, wenn auch in einzelnen Fällen der Mangel, der seiner Muse von Anbeginn anhaftete, noch hervortritt, daß der Fluß des Verses kein leichter, daß Bild und Ausdruck bei der Gedrungenheit seines Stils manchmal etwas überladen oder gekünstelt sind auf Kosten der Deutlichkeit.

„In der Veranda" ist keine jener „Nachlesen", wie wir sie oft von bedeutenden Dichtern erhalten, die zu dem Ruhmeskranze des Poeten kein wirklich neues Blatt mehr fügen: es ist vielmehr eine Sammlung, die, mit ihrer Entstehung zurückreichend in die besten Blüthenjahre des Dichters, Vieles von dem Besten und Reifsten enthält, was er geschrieben. Gedichte, wie die Helgolander Sonette, die Eugen-Romanzen, Gestalten und Bilder, wie „Jagello", „Fels im Strom", „die Mumie", reihen sich den monumentalen Leistungen der deutschen Lyrik an. Und was immer die Hauptsache bleibt: wenn wir die Sammlung durchgelesen, so erinnern wir uns nicht blos, wie bei so vielen andern, eine größere oder geringere Anzahl von schönen Gedichten gelesen zu haben, sondern wir bewahren den ganzen und vollen Eindruck einer großen, in festen Umrissen wie in Marmor oder Erz vor uns stehenden dichterischen Persönlichkeit.

Lesefrüchte.

I.

Es ist mir nicht anders ergangen, wie den meisten meiner Zeitgenossen, die sich noch um schöne Literatur kümmern. Keine der neuesten Erscheinungen hat meine Gunst so rasch erobert wie die des liebenswürdigen Provenzalen Alphonse Daudet.

Mutter Natur hat aus mir keinen Enthusiasten machen wollen. Meine Bewunderung ist bei aller Wärme nicht rückhaltslos. Ich gebe mir Mühe, wie man leider häufiger bei culinarischen als bei ästhetischen Freuden zu sagen pflegt: mit Verstand zu genießen, und genieße darum nicht weniger als jene korybantischen Leute, welche den Gegenstand ihrer Bewunderung so lange verhimmeln zu müssen glauben, bis sie ihm allen Irrthum und jede Fehle und damit das schöne Vorrecht der Menschlichkeit genommen haben. Ich bin also weder für die Schwächen noch für die Ungezogenheiten der Daudet'schen Muse blind. Ich sehe, daß in dem reichen Erbe künstlerischer Fähigkeiten der constructive Sinn zu kurz gerathen ist. Diese Bücher sind nicht gleichgewichtig gebaut. Die eine Hälfte ist nicht selten (am augenscheinlichsten im „kleinen Dingsda") zu schwer und schwerfällig, so daß ihr die kleinere, wenn auch besser gearbeitete, nicht die Wage hält. Ich sehe, was noch schlimmer ist, daß dieses außerordentliche Talent sich dem Einflusse einer literarischen Modekrankheit dem Pessimismus à tout prix, in bedenklicher

Digitized by Google

Weise hingibt. Dieser Modekrankheit zu Liebe hat Daudet den Schluß seines Meisterstückes „Fromont jeune et Risler aîné“ (für meinen Geschmack wenigstens) verdorben und in seinem letzten Roman „Jack“ trotz vieler vortrefflicher Einzelheiten ein abscheuliches Buch geschaffen. Als unerbittlicher Psychologe hätte sich der Dichter sagen müssen, daß ein Kerl wie der alte Risler, nachdem er alles Das erlebt und gerade weil er so viel Trauriges erlebt, sich nicht um eines dummen Jungen altbackenen Liebesbrief den Tod gibt. Um ja nicht mit dem Beweise zu kurz zu kommen, daß wir in der allerschlechtesten der Welten leben, hat sich Daudet in seinem jüngsten Romane die größte Mühe gegeben, alle erdenklichen Unglücksfälle auf den kleinen „Jack“ zusammenzutragen. Das Widersinnigste war gerade gut genug, wenn es nur Mitleid erregen konnte. Wo in aller Welt macht man einen knickebeinigen, krüppelhaften Schwächling zu einem Maschinenhammerschmied, und weil bei diesem Geschäfte der Rest seiner Gesundheit drauf gegangen, denselben noch verdünnten Jammerknaben nun gar zum Heizer eines weltumfahrenden Dampfschiffes! Man kann es keinem Schriftsteller verargen, wenn er Angesichts der schwerbegreiflichen Maschinerie, welche Moriz Carrière mit ebensoviel Intimität wie Behagen „sittliche Weltordnung“ nennt, zuweilen die Hände ringt und mit seinen Nachbildungen des menschlichen Lebens zu der Erkenntniß beiträgt, daß Glück auf Erden ungleich und nach gemeinem Ermessen oft auch ungerecht vertheilt sei. Die Kunstform der modernen Novelle scheint mir sogar einen gewissen Grad von Pessimismus mit sich zu bringen. Aber der schießt übers Ziel hinaus, oder besser gesagt darunter durch, der, um uns eine recht tragische Gestalt zu zeigen, einen Hausirer erfindet mit so ungeheuer großen Füßen, daß dieser nirgends Schuhwerk vorfindet, groß genug, um ohne peinlichste Schmerzen darin zu wandern. Jahrzehnte lang trottet dieser Mensch durch alle Straßen und Gäßchen, die es in Daudets neuestem Romane gibt, mit den Grimassen eines Märtyrers, der barfuß über glühende Eisenplatten hüpft. Das Geschäft muß doch etwas einbringen, sonst würde sich leicht eine andere und sitzende Beschäftigung vorziehen lassen. In der That ernährt der Mann eine Familie von sechs Köpfen. Aber ein paar Schuhe nach eigenem Maße machen zu lassen, das bleibt bis zu seinem späten Hochzeitstag unerschwinglich! Allen Pessimismus und alle anderen Hühneraugen der Menschheit in Ehren, aber es gibt noch Sonnenschein und Galloschen in der Welt und was man auch gegen die „sittliche Weltordnung“ auf dem Gewissen haben mag, so groß hat sie keines Hausirers Füße wachsen lassen, daß nicht irgend ein Schuster, besonders ein deutscher Schuster, einen noch viel längeren Stiefel bereits improvisirt hätte.

Durch solche unwillkürliche Carricaturen rächt sich das Talent an seinem Träger dafür, daß er ihm eine seiner reichsten Adern zu unterbinden trachtet. Nach meiner Meinung ist Alphonse Daudet von Natur aus Humorist, so sehr er sich auch zum Jeremias zwingt. Wie kaum einer ist er so recht darauf angelegt, die Welt mit einem lachenden und einem weinenden Auge zu sehen. Er aber kneift neuerdings gewaltsam das lachende Auge zu und hält, um recht modisch und modern zu sein, vor das weinende noch die Zwiebel einer philosophischen Theorie. Was Wunder, daß er dabei das Schielen lernt und die Dinge nicht mehr recht sieht, wie sie sind. Aber manchmal wirft doch das lachende Auge seinen Blitz dazwischen und verräth, dem Dichter gleichsam zum Trotz, seine merkwürdige Schärfe.

Wer mir nicht glaubt, der erinnere sich doch jener köstlichen Schilderung der wartenden Schauspieler vor dem Begräbniß der kleinen Desiré. Oder des Dichters im Jack, dem mit jedem neuerschienenen Buch oder Drama eine seiner Ideen gestohlen worden ist. Oder er lese Tartarin de Tarascon, nicht das glänzendste, aber das einheitlichste und beste der Daudet'schen Bücher, vielleicht eben darum das am wenigsten gekannte. Es enthält die Geschichte eines Feiglings, der es durch bärbeißiges Wesen erreicht hat, in der öffentlichen Meinung seines provenzalischen Städtchens für einen unnahbaren Heros zu gelten. Wie diese allmächtige öffentliche Meinung eines Tages den Renommisten zwingt, nach Afrika zu reisen, um den Löwen zu jagen, nach welchen Schicksalen und unter was für Umständen es ihm gelingt, dieser leidigen Aufgabe zu entsprechen, durch welchen feinen Kunstgriff der Verfasser selbst für diesen hülflosen Schwindler die Theilnahme des Lesers herbeizuzaubern weiß, wie Tartarin endlich mit einem todten Löwen und einem lebendigen Kameel nach Tarascon heimkehrt, mit Stolz und Ehren empfangen wird und als ein großer Held im Gedächtnisse seiner Mitbürger fortlebt — geht hin, es selbst zu lesen; ich will Euch durch trockenes Protocolliren die Freude an der Sache nicht im Voraus verderben.

Dies kleine Buch hat freilich keine zweite Auflage erlebt, während andere desselben Autors mehr als ein Dutzend zählen; kaum daß es einer der ihn jetzunder lobhudelnden Kritiker erwähnt. Und doch hat Alphonse Daudet schon mit diesem kleinen Buch den Beweis geliefert, daß er ächt „gallischen Geistes“ Kind ist. Eine glänzende Welle in jenem breiten Strome, der, kaum daß die merkwürdige Mischnation aus Kelten, Römern und Germanen in der Geschichte genannt wird, kaum daß man von französischen Sprachen weiß, entspringt und bis auf den heutigen Tag die Welt mit lachenden Gedanken und heiteren Gestalten befruchtet. Man braucht nur immer rasch die Lais der Marie de France, die Cent nouvelles nouvelles, Villon, den Heptameron, Rabelais, Molière, Voltaire, Beaumarchais, die Pamphlete P. L. Courriers und Balzacs Contes droslatiques, Beranger und Merimée zu nennen, um auch dem Mißwollenden den Lauf jenes großen Stromes, die reiche Fülle geistiger Eigenthümlichkeit einleuchten zu lassen, die gerade dieses Volk auszeichnet.

Mich dünkt, es könne für einen französischen Schriftsteller kein größeres Lob geben, als in dieser Eigenart eine bemerkenswerthe Erscheinung zu sein.

Es ist kein gutes Zeichen, wenn der Teufel die Modernsten antreibt, womöglich nur Schwarz in Schwarz zu malen.

Daß die kostbare Fähigkeit, die Menschen lachen und lächeln zu machen, die andere ausschließe, sie zu rühren und zu erschüttern, ist ein Irrthum. Freilich ein weitverbreiteter. Ich theile ihn nicht. Schon die Alten forderten von dem Tragödiendichter auch das Satirspiel und der Hinweis auf Shakespeare und Lope de Vega genügt zu dem Beweise, daß die höchste Vollendung der einen Fähigkeit die der anderen nicht nur nicht ausschließt, sondern vielmehr in sich zu schließen scheint. Es ist mir also auch nicht eingefallen, mit dem oben Gesagten dem reichbegabten Daudet das Recht und die Fähigkeit, uns zu rühren, abzusprechen. Nur das Bedauern sollte laut werden, daß er diese Fähigkeit einseitig und zum eigenen Schaden auszubeuten, auszupressen sich anschickt. Indessen würde ich mit solchem Unterfangen auch keinen Glauben finden. Wem je über die nachtdunklen Dächer des Marais das Fenster der kleinen Sidonie von ferne geleuchtet, der vergißt nicht die Menschen, die dort gewohnt haben, und ihren Schicksalen bleibt seine Theilnahme. Die außerordentliche Gestaltungskraft, die Zaubergabe, seinen Geschöpfen sinnliche Ueberzeugung zu verleihen, daß wir an viele derselben wie an leibhaftige Bekannte glauben, verbunden mit dem auch unter den Franzosen seltenen Talente, nicht so fast packende als schöne Situationen zu erfinden und reichlich zu erfinden, stempeln mir Daudet zum Dichter und zum eigenthümlichen Dichter. Nicht wer unsere gutwillige Einbildungskraft durch Dick und Dünn seiner Phantasien schleift, ohne daß etwas davon am Gemüthe des Lesers hängen bleibt, nur wer nach dem Herzen schlägt und trifft, der verdient den Namen des Poeten. Alphonse Daudet hat ihn verdient, wenn auch erst durch seine Prosa. Seine Verse, blasse Nachahmungen Müssets, aus früher Jünglingszeit, haben wenig zu bedeuten.

Berlin, Ende December 1876. Hans Hopfen.

Digitized by Google

La Fontaines Fabeln.

Uebersetzt von Ernst Dohm, illustrirt von Gustav Doré.

(Berlin 1877, Verlag von W. Mösers Hofbuchhandlung.)

Unter allen den glänzenden Geistern, welche sich um Ludwig XIV. — nec soli impar — geschaart und seiner Regierung den dauerhaftesten Ruhm verliehen haben, hat sich außer Molière nur einer durch die zwei Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag seinen ursprünglichen Glanz und seine heitere Frische unversehrt erhalten: Jean La Fontaine.

Die La Fontaine'schen Fabeln, die die kleinen Kinder in Frankreich schon auswendig lernen, wenn es mit dem Sprechen noch nicht recht gehen will, können nach ihrem vollen Werthe erst von dem gereiften Mannesalter gewürdigt werden. Den behäbigen und gemüthlichen Humor, die reizende Schalkhaftigkeit, den feinen Spott, die kecke Satire, die anständige und ehrliche Gesinnung, die tief poetische Anschaulichkeit, die wunderbare Leichtigkeit in der Form, das kühne Spiel mit den sprachlichen Schwierigkeiten, — Alles mit einem Worte, was die Größe La Fontaines ausmacht und die Nachwelt dazu bestimmt hat, dem Dichter trotz der Bescheidenheit seiner Aufgabe eine erste Stelle einzuräumen, — Alles das kann erst der gereifte Mann recht verstehen und wahrhaft bewundern. Mit Recht hat man La Fontaines Fabeln mit dem kostbaren Wein verglichen, der mit den Jahren immer besser wird. Die Zeitgenossen des Fabeldichters nahmen noch Anstand, den gemüthlichen und liebenswürdigen Herrn, — den „bonhomme", wie sie ihn nannten, und wie er noch jetzt genannt wird, — in einem Athem mit Molière, Racine und Boileau zu nennen, mit jenen Dichtern, die sich an die höchste Aufgabe ihrer Kunst gewagt, weil La Fontaine ja nur einem unansehnlichen Genre seine liebevolle Pflege zugewandt habe; die späteren Geschlechter aber haben diese Unterscheidung nicht mehr gelten lassen wollen und der kühnste und scharfsinnigste der französischen Kritiker unserer Zeit, *Sainte* Beuve, hat das vermessene Wort ausgesprochen: „Unser wirklicher Homer, der Homer der Franzosen, wer sollte es glauben, ist wahr und wahrhaftig La Fontaine."*) La Fontaine ist für ihn der letzte und größte der alten französischen Dichter. Um sich als solcher zu bewähren, mußte La Fontaine allerdings die Grenzen, die er selbst für seine Dichtungen gezogen hatte, überschreiten, mußte er aus der eigentlichen Fabel heraustreten. In den bedeutendsten seiner Gedichte ist daher auch nur das Aeußerliche der Fabel beibehalten. Dieses etwas willkürliche Verfahren hat vor den Augen der strengen Kritik keine Gnade gefunden, und wohl blos deshalb hat der geistvollste und gerechteste aller Kritiker, hat unser großer Lessing, der für das Echte und Rechte immer die tiefste Empfänglichkeit besaß, einen Dichter wie La Fontaine, der ihm seiner ganzen Natur noch so sympathisch hätte sein müssen wie kein anderer, dennoch unterschätzt.

Viele der La Fontaine'schen Fabeln, die, wie man weiß, selbst ihrer großen Mehrzahl nach freie Nachdichtungen der Fabeln des Aesop und des Phädrus sind, sind schon seit langen Jahren in's Deutsche übersetzt oder im Deutschen nachgeahmt worden; Gellert, Gleim, Lichtwer, Pfeffel, sogar Heinrich von Kleist, und viele Andere haben einige der wirksamsten der La Fontaine'schen Fabeln herausgegriffen und mehr oder minder frei nachzubilden gesucht. Einige davon, wie „Johann, der muntre Seifensieder", „Eine kleine Grille sang einen ganzen Sommer lang" haben es auch bei uns zu einer großen Popularität gebracht; aber gerade diese haben durch den Uebergang aus dem Französischen in's Deutsche den Charakter des Originals nahezu vollständig eingebüßt; es sind deutsche Gedichte geworden, zu denen La Fontaine nur die Anregung und einige glückliche Wendungen gegeben hat.

Jetzt ist nun von Ernst Dohm der Versuch gemacht worden, von den sämmtlichen La Fontaine'schen Fabeln eine gewissenhafte literarische Uebersetzung zu geben; und dieses kühne Unternehmen ist trotz der unglaublichen Schwierigkeiten, die es zu bewältigen galt, in geradezu unübertrefflicher Weise gelungen. Wir wollen, da wir lediglich die literarische Arbeit in's Auge zu fassen beabsichtigen, nur ganz nebenbei erwähnen, daß das Prachtwerk auch äußerlich eines der schönsten ist, die je aus deutschen Pressen hervorgegangen sind. Gustav Doré hat dasselbe mit über 500 Illustrationen geschmückt. Die Besprechung dieses, des artistischen Theils des Werkes, bleibe der Feder eines Berufeneren vorbehalten.

Ernst Dohm zeigt sich hier als ein Sprach- und Verskünstler ersten Ranges. Da er von dem sehr richtigen Standpunkt ausgeht, daß bei La Fontaine die Form das Wesentliche ist, so hat er sich bemüht, in seiner Uebertragung diese Form in der vollsten Strenge zu erhalten und zwar so, daß jede Verszeile der Uebersetzung genau so viel Silben zählt wie die correspondirende Verszeile des Originals; daß die Reime ihrer Stellung und ihrem Charakter nach, als männliche oder weibliche, in der Uebertragung den Reimen des Originals durchaus entsprechen; daß alle Eigenthümlichkeiten des Rhythmus sich in der Uebersetzung da einstellen, wo sie in der Originaldichtung hervortreten; ja, daß sogar gewisse Willkürlichkeiten und Freiheiten in der Sprache des Originals den anklingenden Ausdruck in der Uebersetzung gefunden haben. Wenn La Fontaine z. B. einen schwachen Reim wählt, so hat Dohm ebenfalls sorglos gereimt; ist bei La Fontaine die Form aber gewählt und streng, so weist auch die Uebersetzung diesen Charakter auf.

Um die Feinheiten und die außerordentliche Sorgfalt dieser Arbeit in's rechte Licht zu setzen, müssen wir einige Stellen aus dem Originale und aus der Dohm'schen Uebertragung hier wiedergeben. Wir wollen gerade diejenigen nehmen, welche Laharpe, der in La Fontaine den unübertroffenen Meister der französischen Sprache bewundert, als Muster anführt.*) Kein französischer Dichter hat in der That den Vers mit einer solchen Leichtigkeit behandelt, wie La Fontaine. „Die Eintönigkeit, die man unserer Dichtung vorwirft," sagt Laharpe, „verschwindet bei ihm ganz und gar. Nur am Wohlklange, nur an der reizvollen Harmonie, die mit dem Empfinden und dem Gedanken stets im Einklange ist, merkt man, daß er Verse schreibt. Er schaltet und waltet mit einer solchen Freiheit in den Reimen, daß die Wiederkehr desselben Lautes nur ein Schmuck zu sein scheint, aber keine Nothwendigkeit. Niemand hat wie er es verstanden, den Versen einen eigenthümlichen Rhythmus zu geben; keiner hat mit der Cäsur eine solche Wirkung erzielt wie er. Die reizvollste Willkür herrscht in seiner ganzen Versification. Bei diesem Manne, der die Wahrheit über Alles liebte und die Lüge über Alles haßte, haben alle Empfindungen, alle Ideen den Accent, der ihnen gebührt. Man darf sich auch nicht darüber wundern, daß ein Schriftsteller wie er, für den die Dichtung ein so gefügiges Werkzeug war, zu gleicher Zeit ein großer Maler sein mußte. Er versteht es wahr und wahrhaftig mit dem Worte zu malen." Hier ein Beispiel: Der Kampf zwischen der Mücke und dem Löwen.

Le quadrupède écume, et son oeil étincelle;
Il rugit: on se cache, on tremble à l'environ,
Et cette alarme universelle
Est l'ouvrage d'un moucheron.
Un avorton de mouche en cent lieux le harcelle;
Tantôt pique l'échine, et tantôt le museau,
Tantôt entre au fond du naseau.
La rage alors se trouve à son faîte montée.
L'invisible ennemi triomphe, et rit de voir
Qu'il n'est griffe ni dent en la bête irritée
Qui de la mettre en sang ne fasse son devoir.
Le malheureux lion se déchire lui-même,
Fait résonner sa queue à l'entour de ses flancs,
Bat l'air qui n'en peut mais; et sa fureur extrême
Le fatigue, l'abat: le voilà sur les dents.

*) Causeries du Lundi. 7. Bd. III. Aufl. S. 519.

*) Cours de littérature. Bd. 8.

Digitized by Google

Die Uebersetzung von Ernst Dohm lautet:

Er schäumt, und Funken sprüht das Aug' des wilden Recken;
Er brüllt, und rings umher erzittert Thal und Berg;
Und dieser allgemeine Schrecken
Ist einer kleinen Mücke Werk.
An hundert Stellen sucht das Mücklein ihn zu necken:
Bald sticht's am Rücken ihn, bald macht's am Maul ihm Pein,
Bald kriecht's ihm in die Nas' hinein.
Nun hat des Löwen Wuth erreicht den höchsten Gipfel;
Der unsichtbare Feind, wie triumphirt er jetzt,
Da Klaue nicht noch Zahn, kurz, nicht der kleinste Zipfel
Des schmerzgequälten Thiers mehr heil und unverletzt!
Der arme Leu zerfleischt sich selber, an die Weichen
Schlägt er den mächt'gen Schweif, er schlägt in kind'schem Sinn
Selbst die unschuld'ge Luft. Dies Wüthen ohne Gleichen
Erschöpft ihn, macht ihn matt, und bald ist er ganz hin!

Man vergleiche aufmerksam diese Uebersetzung mit dem Original, und man wird schon hier die Bestätigung des vorher Gesagten finden: wie thatsächlich Silbe für Silbe übersetzt ist, ohne daß dadurch der Sprache der Uebersetzung irgendwie Gewalt angethan wäre.

Ein anderes, ein anmuthigeres Bild:

Perette, sur sa tête ayant un pot au lait,
Bien posé sur un coussinet,
Prétendait arriver sans encombre à la ville.
Légère et court vêtue, elle allait à grands pas,
Ayant mis ce jour-là, pour être plus agile,
Cotillon simple et souliers plats.

Diese Fabel gehört zu denen, die Gleim übersetzt, oder vielmehr so gut er es vermocht, nachzudichten versucht hat. Bei ihm fängt die Geschichte so an:

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib,
Geliebt von ihrem Mann, gesund an Seel' und Leib,
Frühmorgens nach der Stadt und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süße Milch in einem großen Topfe.

So geht's weiter; immer dieselbe biedere Schwatzhaftigkeit, dieselbe hausbackene Reimschmiederei. Bei Dohm heißt es:

Vorsichtig trug Perette 'nen milchgefüllten Topf
Auf einem Kissen auf dem Kopf;
Sie hofft ohn' Hinderniß glücklich zur Stadt zu eilen.
Ganz leicht und kurz geschürzt, geht schnellen Schritts sie zu.
An Kleidung trug sie heut, um sich nicht zu verweilen,
Nur einen Rock und flache Schuh.

Also auch hier hat Dohm streng am Original festgehalten und den Charakter desselben mit merkwürdiger Treue in seiner deutschen Nachbildung zu erhalten verstanden. Es ist dieselbe Correctheit und Knappheit im Ausdruck, die nämliche Bequemlichkeit im Reimen; es ist kein Flickwort da, kein überflüssiges Detail, das lediglich dem Bedürfniß, zu einem vorhandenen Worte ein anklingendes Wort zu finden, sein Dasein verdankt. Aus diesem Reimbedürfniß beschenkt Gleim die Milchfrau mit den schönsten Gaben, mit dem Familienglück und der Gesundheit „an Seele und Leib", — was sicherlich für die Geschichte vom Milchtopfe, der durch einen unvorsichtigen Sprung der jungen Frau vom Kopfe gleitet und zerbricht, von äußerstem Belang ist. Und wie mühsam schleppt sich der langweilige Alexandriner bei Gleim dahin, wie leichtfüßig hüpft er bei Dohm daher! Wenn La Fontaine in seinen Versen dieses Mühselige und Schwerfällige beabsichtigt, so weiß Dohm dies mit derselben Gewandtheit in unserer Sprache wiederzugeben. Da ist z. B. die Fabel von der Kutsche und der Fliege, die in langsamen, trägen Versen im Original also anhebt:

Dans un chemin montant, sablonneux, malaisé,
Et de tous les côtés au soleil exposé,
Six forts chevaux tiraient un coche.
Femme, moine, vieillard, tout était descendu;
L'équipage suait, soufflait, était rendu.

Eben so saumselig und ermattet lauten die Verse in der Dohm'schen Uebersetzung:

Auf steilem Weg, bergan, zogen durch tiefen Sand
Sechs starke Gäule bei der Sonne glüh'ndem Brand
'ne Landkutsche mit viel Beschwerden.
Weib, Mönch und Greis stieg aus an diesem schwier'gen Ort.
Das schwitzende Gespann kam keuchend kaum noch fort.

La Fontaine hat, wie man bemerkt haben wird, sich in seinen Versen in discreter Weise der Klangmalerei bedient und mit den Hauptverben „suait", „soufflait" die Alliteration angewandt. Der Sorgsamkeit des Uebersetzers ist diese Einzelheit nicht entgangen und wie La Fontaine, so alliterirt auch er in der Uebersetzung: „schwier'ge", „schwitzende"; „kann", „keuchend", „kaum". Man halte das nicht für einen Zufall, es ist eine wohlbeabsichtigte künstlerische Intention des Uebersetzers, der selbst für die geringfügen Aeußerlichkeiten der französischen Dichtung bei seiner deutschen Umdichtung immer nach einem Ersatze gesucht hat. Wenn z. B. La Fontaine „point" in dem Sinne von „durchaus nicht" mit „point" in dem Sinne von „Punkt" reimt, so sucht Dohm für diesen, den deutschen Ohren ungenügenden französischen Reim auch im Deutschen nach einem nicht ganz fehlerfreien. Die zehnte Fabel des zweiten Buches schließt bei La Fontaine mit den Worten:

Qui ce fut, il n'importe;
C'est assez qu'on ait vu par-là qu'il ne faut *point*
Agir chacun de même sorte.
J'en voulois venir à ce *point*.

bei Dohm:

„Wer? das thut hier nichts zur Sache,
Genug, wenn man erkannt: es taugt nichts, daß durchaus
Es Einer wie der Andre mache.
Eben darauf wollt' ich hinaus."

Daß auch hier der mangelhafte Reim „durchaus" und „hinaus" von dem Uebersetzer gewollt ist, wird Keiner bezweifeln, der das Werk kennt und weiß, wie die guten Reime in unerschöpflicher Fülle dem Uebersetzer zufließen.

La Fontaine gebraucht bisweilen ein altfränkisches, ein barockes Wort, das auch zu seiner Zeit schon den Eindruck des Veralteten machte. Wenn dies geschieht, so will er immer eine bestimmte Wirkung damit hervorrufen; er will das Pedantische, Magisterhafte und Zopfhafte durchschimmern lassen, so z. B. in der zwanzigsten Fabel des zweiten Buches, wo von der Theilung einer Erbschaft die Rede ist:

Quant à la somme de la veuve,
Voici, leur dirent-ils, ce que le conseil *treuve*.

Die Anwendung des alten Verbum „treuver" für das schon zu La Fontaines Zeit allgemein gebräuchliche „trouver" ist hier, wo es sich um die immer einige Jahrzehnte zurückbleibende Gerichtssprache handelt, ganz am Platze; deswegen hat auch Dohm hier eine barocke Redewendung genommen, er übersetzt:

Und in Betreff des Wittwengutes
Erkennet das Gericht, kund und zu wissen thut es ꝛc.

Am bewunderungswerthesten ist die Kunst, mit welcher Dohm den steifbeinigen Alexandriner behandelt. Dieser hartmäulige Gaul, der alle sechs Schritt vor der Cäsur stehen bleibt und bockt, galoppirt und trabt hier fröhlich daher, ganz nach dem Gefallen des kundigen Reiters. Gerade wie La Fontaine versteht es der Uebersetzer die metrische Cäsur durch das Sinnliche zu verdecken, und in den Vers einen ganz unerwarteten Rhythmus, eine lebhafte Bewegung hineinzubringen. Die Moral der Fabel vom Müller, seinem Sohn und dem Esel heißt bei La Fontaine:

Quant à vous, suivez Mars, ou l'Amour, ou le prince;
Allez, venez, courez, demeurez en province;
Prenez femme, abbaye, emploi, gouvernement:
Les gens en parleront, n'en doutez nullement.

Digitized by Google

Dohm übersetzt:

Du — geh' zu Hofe, schwör' zu Mars', zu Amors Fahnen,
Steh, lauf, bleib' hier, zieh' dich zurück in's Schloß der Ahnen,
Werd' Geistlicher, Soldat, Rath, nimm' ein Weib, nimm' keins:
Dem Klatsch der Welt verfällst du doch — s'ist Alles eins!

Wenn man diese Verse laut liest, wird man kaum gewahr, daß es Alexandriner sind, so geschickt hat Dohm die langweilige Cäsur durch den Sinn zu beseitigen verstanden.

Diese Beispiele — es sind im Verhältniß zu dem großen und umfangreichen Werke nur sehr wenige — müssen uns zur Charakterisirung der Dohm'schen Uebersetzung genügen. Sie sind aber auch wohl ausreichend, um das Verdienstliche dieser zwar sehr beschwerlichen, aber auch sehr lohnenden Arbeit zu zeigen. Wir haben selbstverständlich nicht alle Fabeln La Fontaines — es sind deren über 400 — im Original mit der Uebersetzung vergleichen können; es ist daher auch sehr wohl möglich und sogar sehr wahrscheinlich, daß hier und da kleine Versehen und Mißverständnisse mit untergelaufen sind, die wir nicht bemerkt haben. Aber überall, wo wir die Probe gemacht, haben wir den Uebersetzer als sprachkundigen, einsichtigen, feinfühligen und mit einer seltenen Formgewandtheit ausgestatteten Dichter bewährt gefunden, der jedesmal mit dem ersten Schlage sicher den Nagel auf den Kopf trifft. Für die ruhige, gemessene Schilderung, wie für die dramatische Lebendigkeit des Dialogs, für den harmlosen Scherz, der bisweilen bis zur Posse sich herabläßt, wie für den ergreifenden Ernst, der sich unter Umständen zur Großartigkeit zu erheben weiß, — für alle Töne, die der französische Dichter anschlägt, hat Dohm die entsprechenden Laute, oder zum Mindesten die Anklänge in unserer Muttersprache gefunden. Zu den Meistern der deutschen Uebersetzungskunst, zu unsern Schlegel, Tieck, Rückert, Freiligrath, Geibel, Leuthold, Baudissin, Heyse, Gildemeister, Dauber, Bodenstedt, Wilbrandt u. A ist ein neuer hinzugetreten: Ernst Dohm, der mit dieser schönen Arbeit in die Reihen jener hochverdienstlichen Männer gerückt ist, die den Ruhm beanspruchen dürfen, durch ihre vollgültigen Uebersetzungen große Dichter der Fremde bei uns heimisch gemacht zu haben. La Fontaine ist trotz seines specifischen Franzosenthums uns jetzt kein Fremder mehr. Dohm hat ihm das Ehrenbürgerrecht in Deutschland erwirkt.

Paul Lindau.

Notizen.

Das neue Jahr kündigte sich ziemlich düster und kriegsbedrohlich an, bot auch für die Geschäfte nicht überaus günstige Aussichten. Den Zeitgenossen ging am Sylvesterabend eine Ahnung auf, daß wir in einer unruhigen Geschichtsepoche leben, die schönen dreißiger Jahre, wo man in aller Muße arbeiten konnte, unwiderbringlich dahin sind und der Menschheit fortan spartanische Entbehrungen zugemuthet werden. Man tröstet sich mit dem Refrain, daß die orientalische Krisis uns nichts angeht, empfindet aber doch ein intimes Unbehagen bei dem Gedanken, daß sie uns mit der Zeit mehr angehen könnte, als man officiös Wort haben will, auch ein Ueberwiegen der russischen Macht in Europa den deutschen Interessen am Ende vielleicht nicht durchaus förderlich sein dürfte. Sonst lehrt ein Rückblick auf das vergangene Jahr, daß wir in einigen wichtigen Dingen allerdings vorwärts gekommen sind. Zu der Einheit des Maßes und Gewichts, die in ganz Deutschland zur Geltung kam, gesellte sich die Einheit der Justiz, allerdings mit einigen bedauernswerthen Lücken, deren Ausfüllung die Aufgabe der nächsten Jahre sein wird. Für die Reform der Verkehrsmittel hat der geniale Stephan wieder neue Wege gefunden, die seinem wohlverdienten bürgerlichen Lorbeerkranz ein weiteres Blatt hinzugefügt haben. Unbeschadet der Anerkennung, die diesem Musterbeamten von allen Seiten zu Theil wird, sind seine Verdienste um die Verlängerung des menschlichen Lebens noch nicht genugsam gewürdigt. Die Einführung der Rohrpostexpedition, mag dieselbe immerhin in Wien zuerst entdeckt worden sein, zwingt die Briefschreiber durch die verhängnißvollen zehn Gramm zu möglichst knapper Kürze und befördert die Abschaffung langweiliger Titulaturen und Höflichkeiten, welcher die telegraphischen Depeschen schon kräftig vorgearbeitet hatten. Unberechenbar ist die Summe von Zeit und Kraft, die unsere Vorfahren durch Anfertigung langathmiger Episteln jeder Art unnütz aufgewendet haben. Auch das lebende Geschlecht hat in früheren Decennien durch die Nothwendigkeit scheinheiliger Gratulationen und Beileidsbezeugungen wegen sogenannter Familienereignisse, die den Schreiber vollkommen gleichgültig ließen, kostbare Stunden des ohnehin kurzen Lebens eingebüßt. Jetzt wird, Dank dem neuen Stephan'schen Tarif, in zehn Worten für so und so viel Pfennige ganz dasselbe gesagt. Der Empfänger freut sich noch obendrein über die prompte Aufmerksamkeit und die Sache ist abgethan. Alles läßt sich freilich nicht telegraphiren. Da tritt indessen jetzt hülfreich die Rohrpost ein und trägt ihrerseits dazu bei, daß die bewußten vier Briefseiten mehr und mehr in Wegfall kommen. Der Stil wird präciser, prägnanter und, wenn nicht eine natürliche Anlage zur Erweichung eines kostbaren körperlichen Organs hindernd in den Weg tritt, auch verhältnißmäßig gedankenvoller. Die Zeit wird vielleicht kommen, wo man auch im mündlichen Austausch mit zwei Worten und einem Händedruck eine ganze Conversation ersetzt, die zur Vermehrung des menschlichen Ideencapitals wirklich blutwenig beigetragen hätte. Die Franzosen sind uns insofern auf diesem Gebiete voraus, als in Paris seit geraumer Zeit durch kurze Handbillets zahllose Geschäfte erledigt werden, für welche wir langsame Germanen oft förmliche Besuche zu machen und zu ertragen haben. In Paris darf man einen Schriftsteller oder Journalisten beispielsweise in den Morgenstunden gar nicht stören, riskirt dann auch von beschäftigten Leuten nicht angenommen zu werden. Wer kennt nicht bei uns das Verfahren sonst liebenswürdiger Personen, die, mögen sie auch mit dem offenen Bekenntniß empfangen werden, daß man ihnen nur eine kurze Zeit widmen könne, mit freundlich unverfrorener Miene sagen, sie wollten auch nur wenige Minuten verweilen, sich dann aber behaglich niederlassen und mindestens eine halbe Stunde dem geistigen Arbeiter buchstäblich entwenden! Irgend ein Gelehrter des Mittelalters hatte mit großen Lettern in lateinischer Sprache über seine Thür geschrieben: Man fasse sich kurz! Es thäte Noth, diese Mahnung, in unser geliebtes Deutsch übertragen, auch noch heute zu adoptiren. Trotzdem wäre der Effect für gewisse Besucher zweifelhaft. Die Gewöhnung an Telegramme und Rohrpostbriefe wird vielleicht Abhülfe gewähren. So hat denn Berlin auch in diesem Jahre unter mancherlei Gesichtspunkten gewonnen und wird seiner Aufgabe an der Spitze Deutschlands zusehends mehr gerecht. Allerdings harren noch manche Wünsche, namentlich in Sachen der Straßenreinigung und sonstiger sanitätlicher Erfordernisse, ihrer endlichen Erfüllung. Ein englisches Blatt behauptete neulich, die eingedrückten Nasen der Neger rührten davon her, daß sie auf dem Gesicht schliefen, während bald darauf eine Zuschrift an den Herausgeber wissen wollte, die Natur habe die Neger in dieser Beziehung deswegen so beschränkt ausgestattet, damit sie sich in der Atmosphäre ihrer Hütten in einer für ihre Geruchsnerven erträglichen Weise bewegen könnten. Sollte das wirklich wissenschaftlich begründet sein, würden die oft weit geöffneten Nüstern der Berliner, wenigstens in den Sommermonaten, räthselhaft und im Vergleich mit den Bewohnern Aethiopiens als eine Benachtheiligung erscheinen. Jedenfalls ist noch viel zu thun übrig, und es wäre der Ueberlegung werth, ob nicht nach der Vereinigung so mancher Aemter in Stephans Hand auch die hiesige Gesundheitspflege seiner kundigen Leitung vortheilhaft übergeben werden könnte.

Berichtigung.

Der in der „Gegenwart" 1876, Nr. 53, S. 438 angef. Artikel der „Allg. Ztg." über die militärische Jugenderziehung ist 1874, nicht 1876 erschienen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Ein junger Autor

von wissenschaftlicher Bildung wünscht eine Stelle als Redacteur eines belletristischen Journals oder des Feuilletons einer liberalen Tageszeitung. Beste Zeugnisse stehen zu Diensten. Adressen erbeten unter X. Y. Z. Exped. d. Gegenwart, Louisenstr. 32.

Tisch für Magenkranke

von Dr. med. **Josef Wiel** (Besitzer der Heilanstalt für Magenkranke in Zürich). Neue Aufl. (1876). 4 *M.* = 2 fl. öst. W.

Die Bohemia 1875 Nr. 57 sagt darüber: Wir möchten nicht nur jedem wirklichen Magenkranken, sondern der grossen Zahl jener Personen, welche stets über einen „schwachen Magen" klagen, sich bei der geringsten Veranlassung leicht „den Magen verderben", dabei aber nicht daran denken, sich im Essen und Trinken irgend Schranken zu setzen, die aufmerksame Lecture dieses Buches empfehlen. Dasselbe enthält so viele wichtige und bedeutungsvolle Winke für die Art und Weise, wie die richtige Diät beobachtet werden soll, dass auch die sorgsame Hausfrau, der es darum zu thun ist, dass ihre Tischgäste eine gute und nahrhafte Kost erhalten, davon profitiren wird etc. etc.

Zu bez. d. alle Buchh.; in Ermangelung geeigneter Verbindung vom Verleger (Hans Feller in Karlsbad, Böhmen) gegen Eins. d. Betr. in Briefm. oder Post-Anweis., Zusend. sofort franco.

Grote'sche illustrirte Classiker-Ausgaben

mit Einleitungen und Anmerkungen.

Dieselben werden vorräthig gehalten in eleganten Leinwand- und Halbfranz- resp. Halbpergament- (sog. Liebhaber-) bänden, sind in **wiederholtesten** Auflagen erschienen, allerorten äußerst lobend recensirt und erst jüngst in **Philadelphia** aufs Neue prämiirt worden.

Erschienen sind bis jetzt:

Chamisso's Werke. 2 Bände. geb. 7 *M.* 50 ₰, ½franzbd. 10 *M.*

Goethe's Werke.
Ausgabe in 20 Bänden, in 10 Bände geb. 30 *M.*, ½franzbd. 45 *M.*
— — **Ausgabe in 30 Bänden** nebst dem **Gratis-Supplementbande:** Lewes, Goethe's Leben, in 16 Bde. geb. 45 *M.*, ½franzbd. 70 *M.*

Körner's Werke. 2 Bände. in Leinwand eleg. geb. 6 *M.*

Lessing's Werke. 8 Bände. geb. 28 *M.*, ½franzbd. 40 *M.*

Schiller's Werke. 6 Bände. geb. 20 *M.*, ½franzbd. 30 *M.*

Scott's Romane. I. Serie. 6 Bde. geb. 22 *M.* 50 ₰, ½franzbd. 30 *M.*

Shakespeare's Werke. 8 Bde. **Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung.** geb. 28 *M.*, ½franzbd. 40 *M.*

Die Sammlung wird fortgesetzt. — Die wichtigsten Dichterwerke sind in demselben Verlage auch noch in **Octav-Einzel-** und in den so sehr beliebten **Diamant-Ausgaben** erschienen. Näheres darüber im **Grote'schen Verlagsbericht,** der **gratis in jeder Buchhandlung** zu haben ist.

Ganz neu! Ganz neu!

Ferdinand Lassalle.

Ein literarisches Charakterbild

von

Georg Brandes.

Aus dem Dänischen.

Autorisirte Uebersetzung.

Preis elegant geheftet 4 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direct vom Verleger

Berlin W., Potsdamerstraße 20. **Franz Duncker.**

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine

allgemeine Kunde der Thierwelt

aufs prachtvollste illustrirt

und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Die Deutsche

Roman-Zeitung

Neuer Jahrgang 1877.

Verlag von Otto Janke in Berlin.

bietet zu dem üblichen Leihpreise die **neuesten Romane** der **beliebtesten deutschen Schriftsteller** (pr. Band ca. 20 ₰). Der neue Jahrgang veröffentlicht vorläufig folgende Romane: **Das Geheimniß** von **J. v. Dewall.** — **Vormund und Mündel** von **A. Brook.** — **Für immer verschwunden** von **George Hiltl.** — **Die Moselnixe** von **Philipp Galen.** — **Die junge Frau** von **Hans Wachenhusen.** — **Welke Blätter** von **Rud. Gottschall.** — **Die schöne Mikhal** von **M. Jokai.** — **Parcival** von **A. E. Brachvogel.** — **Vergeltung** von **E. Rudorff.** — **Feuilleton** von **Robert Schweichel** ꝛc. ꝛc.

Man abonnirt auf das neue Quartal für 3½ Mark bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Einbanddecken

zum X. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Hierzu Beilagen von der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin und der Verlagshandlung Franz Hanfstaengl in München.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 13. Januar 1877.

KUNSTMUSEUM KL. Bauch. BIBLIOTHEK

AP 30 .G295 V.11 no.2

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli. III. — **Literatur und Kunst:** Der Traum. Von Iwan Turgénjew. Uebersetzt von P. L. (Schluß.) — Friedrich Christoph Schlosser. Von Immanuel Rosenstein. — Darwins neuestes Werk. Besprochen von Otto Zacharias. — Vorschule zur Aesthetik. Von Gustav Theodor Fechner. Besprochen von M. Carriere. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von O. v. Leixner. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Von Karl Braun-Wiesbaden und Friedr. Latendorf. — Inserate.

Völkerrechtliche Briefe.

Von Bluntschli.

III.

Kriegsvölkerrecht und Kriegsgebrauch. Der Angriff Rüstows auf das Völkerrecht. Der Krieg als Rechtshülfe.

Das heutige Kriegsvölkerrecht unterscheidet sich von dem Kriegsvölkerrecht der früheren Zeitalter hauptsächlich dadurch, daß es nicht mehr „Alles gegen die Feinde für erlaubt" hält, sondern auch im Kriege Beachtung des Menschenrechts fordert. Wenn es civilisirter und menschlicher geworden ist, so verdankt es diesen Fortschritt vornehmlich einer humaneren Praxis der civilisirten Heere und der fortgeschrittenen Cultur der Völker. Die Männer der Völkerrechtswissenschaft nehmen für sich durchaus nicht den Ruhm der „Erfindung", sondern lediglich die Ehre in Anspruch, mit dieser fortschreitenden Civilisation Schritt gehalten und durch klare Aussprache des humaner gewordenen Rechtsgefühls und Rechtsbewußtseins der gebildeten Welt diese Rechtsentwicklung gefördert zu haben. An diesem Fortschritte der Rechtswissenschaft haben alle Culturvölker von Europa und Amerika einen Antheil und die Männer der Wissenschaft sind sich dieser gemeinsamen Arbeit und dieser engen Verbindung wohl bewußt. Um deswillen werden sie auch den neuesten heftigen Angriff eines militärischen Schriftstellers, des Obersten Rüstow, auf die ganze Existenz des Kriegsvölkerrechts mit ungetrübter Seelenruhe betrachten und lächelnd zusehen, wie derselbe in blindem Eifer immer an dem Ziele vorbei schießt, das er vernichtend zu treffen sich eingebildet hat.

Der eidgenössische Oberst Rüstow, als geborener Preuße in der preußischen Kriegsschule erzogen, ist ein bekannter und geschätzter Militärschriftsteller. Er hat verschiedene kriegswissenschaftliche Werke geschrieben und ist auch jedes Mal, wenn ein europäischer Krieg ausbricht, rasch bei der Hand, dessen Geschichte zu schreiben, so rasch, daß gewöhnlich das erste Heft der betreffenden Kriegsgeschichte noch vor dem wirklichen Beginn des Kriegs erscheint. Er ist also auch ein „Mann der Feder" und hat seine zahlreichen Bücher auch nicht im Felde auf der Trommel, sondern, wie die andern Schriftsteller, im ruhigen Studirzimmer geschrieben, oder, wie er uns vorwirft, „hinter dem warmen Ofen". Sein neuestes Buch: „Kriegspolitik und Kriegsgebrauch", hat daher durch das eitle Sporenklirren und Säbelrasseln des Verfassers weder die Autorität desselben erhöhen, noch seine Eigenschaft als Schriftsteller verbergen können.

Der Grundgedanke des Buches ist: „Fort mit dem Kriegsvölkerrecht; es gibt nur einen Kriegsgebrauch." Das Kriegsvölkerrecht ist eine thörichte Erfindung der Juristen, der Kriegsgebrauch ist die Sache des Militärs. Das Recht hat mit dem Kriege nichts zu thun, die Sitte allein und die Rücksicht auf Zweckmäßigkeit sind zu beachten. In diesem Geiste ist das ganze Buch geschrieben. Auf die „Völkerrechtslehrer" ist er gar übel zu sprechen.*)

Rechtswissenschaft und Kriegswissenschaft sind zwei sehr verschiedene Dinge. Jede von beiden ist berechtigt und verpflichtet, auch den Krieg von ihrem Standpunkte aus zu betrachten und nach ihren Principien zu beurtheilen. Insofern könnten die Männer der Rechtswissenschaft es nur dankbar begrüßen, wenn ein Vertreter der Kriegswissenschaft seine „freundlichen Leser" über die militärische Auffassung und die militärischen Bedürfnisse des Kriegs belehrte. Wir sind der kindlichen Vorstellung, daß das Recht die vollkommene ideale Ordnung aller Dinge sei, schon lange entwachsen und erkennen nur das als wirkliches Recht an, was in dem realen Leben der Völker brauchbar, durchführbar, erzwingbar ist und als solches anerkannt wird. Durch diese fortwährende Rücksicht auf die Praxis wird das Recht freilich genöthigt, aus Wolkenkuckuksheim auf die Erde herabzusteigen, aber was es an himmlischer Idealität verlieren mag, das wird ihm durch die irdische Anwendbarkeit und Geltung ersetzt. In dieser militärischen Hinsicht enthält das Buch manche schätzenswerthe Bemerkung. Hätte der Verfasser sich darauf beschränkt, so hätte er sich auch um das Kriegsvölkerrecht durch Beleuchtung, Ergänzung und Berichtigung seiner Sätze ein Verdienst erworben. Aber indem er sich anmaßte, in eine ihm fremde Wissenschaft mit roher Faust zerstörend einzugreifen, hat er diesen Dank verscherzt und sich selber in offenbares Unrecht versetzt. Er mag ein Kenner und eine Autorität der Kriegswissenschaft sein; aber von Recht und Rechtswissenschaft weiß er sehr wenig und versteht er nichts.

Von dem Recht hat er die enge formalistische Vorstellung eines starren Gesetzbuchs, über dessen buchstäbliche Auslegung

*) Der Ton des Buchs erinnert zuweilen an die feine Sprechweise einer gereizten Marketenderin. Er nennt uns „höhere Schlachtenbummler", „froschkalte" Völkerrechtslehrer, Scholastiker, verrückte Leute, und wirft uns gelegentlich ungesundes Humanitätsgewinsel und Schwindel, und häufig Unsinn, Blödsinn u. dergl. Liebenswürdigkeiten vor.

Digitized by Google

und Anwendung sich die Advocaten zanken und der kaltblütige logische Richter urtheilt, und er spricht es gelassen aus: Ohne solche Processe vor einem Tribunal kein Recht. Indem er auch uns „Völkerrechtslehrern" dieselbe kleinliche und kurzsichtige Vorstellung von Recht beimißt, weiß er nicht, daß gerade wir Männer der Staats- und der Völkerrechtswissenschaft diese formalistische Ansicht vom Recht am entschiedensten bekämpft haben. Indem er seine Lanze gegen den advocatischen Formalismus der Juristen richtet und für die größeren Interessen der Völker streitend mit Wuth auf mich, als den Hauptvertreter jenes gehaßten Juristenrechts, losfährt, merkt er gar nicht, daß er nothwendig das Ziel verfehlt und kopfüber an dem eingebildeten Ziele vorbeistürmt. Ich kann ihm getrost zurufen: „Sie wissen nicht, Herr Oberst, was Sie thun. Wir sind schon lange auch der Meinung, daß das Leben der Völker und der Staaten sich nicht in dem Spinngewebe einer civilistischen und scholastischen Jurisprudenz einfangen läßt. Wozu denn dieser unmäßige Eifer?"

Aber das Recht, das als Staatsrecht auch die Ordnung des Staates zusammenhält und kräftigt und als Völkerrecht die Beziehungen der Staaten zu einander als Glieder der Menschheit ordnet, wenngleich es ein solches formalistisches Proceßrecht nicht ist, noch sein kann, ist doch ein so hohes, so werthvolles und so heiliges Gut der Völker und der Menschheit, daß wer den Bestand des Staatsrechts und des Völkerrechts angreift und zerstören will, eine schwere Missethat verübt, welche nicht geduldet und nicht ungerügt gewagt werden darf.

Wenn Napoleon I. den Russen vorgeworfen hat, sowie man den Firniß der Civilisation abkratze, so komme der Barbar zum Vorschein, so gilt in gewissem Sinne derselbe Vorwurf von allen Völkern. Der natürliche Zusammenhang der Menschennatur mit der thierischen Natur läßt sich noch weniger bestreiten und beseitigen, als die geistige Erhebung der Menschenwelt über die Thierwelt, welche wir als Civilisation und Humanität ehren. Nur mühsam und nur durch fortwährende Arbeiten und Kämpfe ist das Thier im Menschen menschlich zu bändigen, zu zähmen und den höheren, idealen Zielen des Menschengeschlechts dienstbar zu machen. So oft die Begierden und die Leidenschaften des Menschen aufgeregt werden, so regt sich auch das Thierische im Menschen, und wenn die Bande der Cultur ihre Spannkraft verlieren, so bricht der gefräßige und geile Wolf hervor, der nie völlig gezähmt, nicht ganz Mensch geworden war.

Eine der stärksten Geistesmächte, welche die Bestien in den Menschen bändigen und zähmen, ist unzweifelhaft das Recht. Reißt ihr den Glauben an das Recht und die Ehrfurcht vor dem Recht aus den Herzen der Menschen, verhöhnt und zerstört ihr in den Menschen das Rechtsgefühl, so treibt ihr, so weit ihr die Macht habt, die civilisirtesten Nationen in die alte Barbarei zurück, entfesselt ihr die lauernden Bestien in der Menschennatur und lenkt ihr die Menschen von ihrer humanen Bestimmung ab. Diesen furchtbaren Schaden könnt ihr nicht ersetzen durch die Hinweisung auf das Zweckmäßige, auf die Politik, auf die militärische Nützlichkeit. Eine von dem Recht abgelöste Politik ist der Bestie ganz erwünscht und der nackte und rohe Militarismus, der sich um die idealen Ziele der Menschheit und um das Recht nicht zu kümmern braucht, wird erst recht über diese Beseitigung aller rechtlichen Schranken jubeln, er kann sich mit der Bestialität der Gesinnung wohl vertragen.

Die alten Völker hatten in dem richtigen Gefühl, daß das Völkerrecht eine ideale Macht, aber mit unsicherer Anwendung sei, dasselbe unter den Schutz der Götter gestellt. Die heutigen Völker wollen das Völkerrecht menschlich begreifen und beachten dasselbe, so weit seine Vorschriften als menschlich nothwendig erkannt werden. Die alte Berufung auf den Willen der Götter war doch zweifelhafter und weniger überzeugend, als der heutige Nachweis, daß die Natur, die Bedürfnisse und die Bestimmung der Menschheit die Anerkennung bestimmter Rechtsgesetze, d. h. der Grundbedingungen des Zusammenlebens der Menschen erfordern. Darauf beruht die civilisatorische Kraft des Rechts unter den Menschen. Darum hat das heutige Völkerrecht einen reicheren Inhalt bekommen als das ältere, nur religiöse Völkerverhältniß. Daher ist das Recht ein unentbehrliches Gut der Menschheit und nicht durch die Politik, deshalb auch das Kriegsvölkerrecht nicht durch den Kriegsgebrauch zu verdrängen noch zu ersetzen.

Der Kriegsgebrauch wird auch von uns Männern der Völkerrechtswissenschaft wohl beachtet. Wenn derselbe eine gewisse Stetigkeit und Festigkeit erlangt hat, wenn in demselben das Gefühl der Pflicht und der Nothwendigkeit im Gegensatze zu freiem Belieben und Willkür offenbar geworden ist, wenn er den Principien des Rechts entspricht, dann wirkt der Kriegsgebrauch wie eine Rechtsquelle. Er wird zum Kriegsvölkerrecht. Das große heutige Rechtsgesetz, daß im Kriege Privatrecht und Privateigenthum auch der unterworfenen feindlichen Nation zu achten sei, wird großentheils dem veredelten Kriegsgebrauche der civilisirten Armeen verdankt. Die Juristen sind mit ihrer rechtlichen Begründung und Aussprache des Rechtssatzes erst hinterdrein gekommen, haben denselben dann aber allerdings dem allgemeinen Rechtsbewußtsein besser aufgeklärt und entschiedener eingeprägt.

Der von dem Recht völlig abgelöste Kriegsgebrauch aber, wie ihn Rüstow versteht, ist eine blos thatsächliche, im Grunde zufällige, höchstens durch Sitte, Mode, Zweckmäßigkeitsrücksichten beeinflußte Erscheinung, die jeden Tag wechseln kann, die Niemanden ernstlich verpflichtet. Wiederholt spricht Rüstow den abscheulichen Satz aus: „Es gibt im Kriege nur Interessen, welche bestimmen und entscheiden, keine Rechte." (2. Bd. S. 189.)

Zwischen dem Kriegsgebrauche der Cannibalen, welche ihre gefangenen Feinde martern und verspeisen, der antiken Völker, welche die Gefangenen zu Sklaven machten, und dem Kriegsgebrauch der heutigen europäischen Staaten, welche die Kriegsgefangenen in ihren Menschenrechten vollständig achten, besteht nach Rüstow kein principieller, sondern nur der Unterschied, daß die heutigen „Interessen" jene grausame Behandlung in der Regel nicht mehr ertragen. (S. 195.) Daß es auch dem natürlichen Rechtssinn widerstreitet, Menschen ohne Noth zu martern, Menschen als Speise für Menschen zu schlachten oder als Sachen (Sklaven) zu behandeln, davon hat der gelehrte Herr Oberst noch keine Ahnung.

Sehr charakteristisch ist auch die Art, wie er von der Plünderung und den Contributionen spricht. Er läugnet nicht, daß der „heutige Kriegsgebrauch das Plündern, d. h. das mehr oder minder geregelte gewaltsame Ausrauben bewohnter Ortschaften durchaus verwerfe", aber nicht etwa weil er das Unrecht der Plünderung einsieht, sondern lediglich aus Gründen der Zweckmäßigkeit, weil „eine Truppe, welcher einige Male das Plündern gestattet ist, schnell auch die militärische Disciplin verlieren werde, weil die Soldaten mit dem geraubten ungerechten (NB. also doch bricht wider Willen der Rechtsinstinct durch) Gut sich der Völlerei und dem Spiel ergeben oder auch, um geizig das Geraubte zu verwahren, die Lust verlieren, ihre Haut zu Markte zu tragen" u. s. f. Allen diesen Bedenken würde ja eine disciplinirte Plünderung abhelfen. Für die armen Bewohner einer Stadt oder eines Dorfs, die von feindlichen Truppen besetzt wird, gäbe es keinen Rechtsschutz gegen Plünderung mehr, sondern nur die traurige Frage, ob es die feindliche Truppe in ihrem Interesse finde, ihnen ihr Eigenthum zu belassen oder zu nehmen. Der human und rechtlich gesinnte Befehlshaber der Truppe könnte seine Truppen nicht mehr bei ihrem eigenen Rechtsgefühl, das den Soldaten und den Räuber unterscheidet, ermahnen, das Privateigenthum möglichst zu respectiren. Er hätte kein anderes Mittel, als den Leuten das Interesse gegen Plünderung vorzustellen, und seine logische Macht wäre gebrochen, wenn ihm die Untergebenen erwiderten, ihr Interesse sei für die Plün-

Digitized by Google

derung. Rüstow fügt denn auch jenem Satze gegen die Plünderung die beschränkende Bemerkung für die Plünderung hinzu: „obwohl etwas Aehnliches (wie Plünderung) auch nicht immer ganz zu vermeiden ist". (S. 211.)

Ich denke, Niemand wird einen Zweifel darüber haben, welche Grundansicht dem gesitteten Nebeneinanderleben der Menschen dienlicher sei, die des Rechts, oder die der Interessen, die des Kriegsvölkerrechts, oder die des vom Recht abgelösten Kriegsgebrauchs.

Gewiß ist es in dem wirklichen Kriege, in welchem die Leidenschaften und die Noth gewaltsamer als in dem wohlgeordneten Friedenszustande auftreten, nicht zu vermeiden, daß leider auch Eingriffe in das Privateigenthum geschehen, die geduldet werden müssen. Wenn der Soldat ermüdet und aufgeregt, hungrig und durstig endlich in ein Quartier kommt, das vielleicht verlassen ist, in dem ihm weder Speise noch Trank geboten werden, so wird er im Nothfall auch eine verschlossene Thüre einschlagen und in der Küche und im Keller nachsuchen und Lebensmittel nehmen, wo er sie findet. Aber zwischen solchen Nothhandlungen und der Erpressung von Geld, dem Raube von Silbergeräthschaften, dem Aufrollen und Einstecken von Oelgemälden, dem Stehlen von Werthpapieren, dem unnöthigen Zerschlagen von Spiegeln, dem Verbrennen von Kunstwerken u. s. f. ist ein großer Unterschied, welchen sowohl die Soldaten als die geschädigten Bürger recht wohl begreifen. Letztere Handlungen sind offenbare und schwere Rechtsverletzungen und sie werden von der gesunden öffentlichen Meinung auch dann als Verbrechen verurtheilt, wenn die Verbrecher selber straflos ausgehen oder wenn das „Interesse" der Truppen sie gutheißt.

Unzweifelhaft kann die Contribution als eine disciplinirte und verfeinerte Form disciplinirter Plünderung benutzt werden und sie ist oft schon in Kriegen so benutzt worden. Nun vergleiche man die neuere Formulirung des Kriegsvölkerrechts mit dem Kriegsgebrauche Rüstows betreffend die Contributionen, und man wird sofort erkennen, daß jene die Länder und Bewohner wenigstens einigermaßen gegen räuberische Gewaltthat sichert, während die Darstellung Rüstows dieselben schutzlos preisgibt. Man braucht nicht einmal den Firniß der „liebenswürdigen Formen" abzukratzen, um hier den rohen Barbar zu entdecken.

Bluntschli, Modernes Völkerrecht § 654: „Das Völkerrecht erkennt kein Recht der Kriegsgewalt an, in feindlichem Lande von Gemeinden und Privaten andere als die für die Existenz und Thätigkeit des Heeres unentbehrlichen Leistungen zu verlangen. Insbesondere hat die Auflage von reinen Geldcontributionen keine kriegsrechtliche Begründung." Natürlich ist hier nicht von Landessteuern für die Landesinteressen die Rede.

Beschluß der europäischen Conferenz in Brüssel über das Kriegsvölkerrecht von 1874. Art. 40: „Indem das Privateigenthum geachtet bleibt, darf der Feind von Gemeinden oder Privaten nur solche Leistungen und Dienste fordern, welche von der allgemein anerkannten Nothwendigkeit des Krieges begründet und mit den Kräften des Landes im Verhältniß sind und welche die Bevölkerung in keiner Weise nöthigen, an den Kriegsoperationen wider ihr Vaterland sich zu betheiligen."

Art. 41: „Wenn der Feind Contributionen erhebt, sei es anstatt der Landessteuern (für Landeszwecke) oder statt der erforderlichen Naturalleistungen, oder unter dem Titel der Strafe (es sind dies die einzigen zulässigen Contributionen), so soll er möglichst nach den Regeln verfahren, welche in dem Lande für das Steuerwesen eingeführt sind."

Dagegen nun Rüstow (S. 216): „Contributionen aller Art, auch Geldcontributionen, kann man den Bewohnern besetzter Gebiete auferlegen — und man wird das im Interesse der invadirenden Armee, um sie mit dem Nothwendigsten zu versorgen und ihr zur Aufrechthaltung der guten Laune einen gewissen Luxus zu verschaffen, oft müssen — allein man bleibe dabei immer liebenswürdig und halte sich möglichst an altgewohnte Formen, jeder Staat hat ja eigentlich heut seine Bürger an das Ausgesaugtwerden gewöhnt und ein verhältnißmäßig mildes Verfahren dadurch auch dem erobernden Feinde so leicht gemacht."

Während Rüstow an dieser und an sehr vielen andern Stellen die friedliche Bevölkerung eines vom Feinde besetzten Landes wehrlos und schutzlos dem Sieger überliefert, der nur nach seinen Interessen und nach seinem Belieben die Gewalt übt, im schroffsten Gegensatze zu dem Kriegsvölkerrecht der Brüsseler Conferenz, welches jene Bevölkerung möglichst in ihren Rechten schützt und die Gewalt der Sieger durch Rechtsschranken ermäßigt, scheut er sich doch nicht, die Brüsseler Conferenz durch den längst gründlich widerlegten Verdacht zu schmähen, sie habe lediglich für das Wohl der Eroberer gearbeitet, und denselben Argwohn spricht er auch gegen das deutsche Reich aus, dessen friedliche Politik doch allmälig selbst seinen Gegnern klar wird. Nach solchen argen Mißgriffen kann es mich persönlich wenig kümmern, daß er auch mir vorwirft, ich stehe im Dienste preußischer Eroberungspolitik, und die Verläumdung eines französischen Chauvinisten nachspricht, die erste und die zweite Auflage meines Völkerrechtsbuchs seien grundverschieden, indem ich vor und nach dem Kriege ganz andere Rechtssätze behauptet habe. Jede Vergleichung der verschiedenen Auflagen meines Werks bezeugt im Gegentheil, daß trotz der Erfahrung des Kriegs ich nichts Erhebliches geändert und nur wenige Zusätze hinzugefügt habe, welche frühere Lücken ergänzen und ältere Mißverständnisse aufklären. Obwohl ich in dem Kriege 1870/71 mit ganzem Herzen dem deutschen Heere den Sieg wünschte, habe ich doch während des Kriegs in meiner Rectoratsrede vom November 1870 die unparteiischen Grundsätze des Völkerrechts gegen die Verletzungen beider Kriegsparteien vertheidigt, was denn auch zu meiner Freude von deutschen und französischen Patrioten anerkannt wurde.

Meiner Darstellung des Kriegsvölkerrechts liegt als wichtigste Vorarbeit die nordamerikanische Instruction an die Armee zu Grunde, die mein Freund Professor Lieber, der bekanntlich den Krieg auch in seiner Jugend mitgemacht hatte, im Verein mit einer Commission amerikanischer Officiere verfaßt hat. Auf der Brüsseler Conferenz waren ebenfalls mehr Generäle als Rechtsgelehrte thätig. Alle Sätze meines Rechtsbuchs, die Rüstow mit so viel unnöthigem Eifer als Sätze eines „Civilisten" angreift, der den Krieg nicht praktisch kennen gelernt habe, sind entweder der militärischen Instruction des Präsidenten Lincoln entnommen oder in voller Uebereinstimmung mit dem Werke der Generäle auf der Brüsseler Conferenz. Wiederum hat also der gelehrte Oberst mit seinem heftigen Angriff an dem Ziele vorbeigeschossen.

Nach allem grundsätzlich Erörterten halte ich ein weiteres Eingehen auf Einzelnes für unnöthig. Ich will zum Schluß nur noch ein großes Mißverständniß aufklären, in welches der Verfasser der Kriegspolitik in seinem militärischen Eifer sich verwickelt hat.

Sehr ausführlich und einläßlich unternimmt er den Beweis, daß die Kriege durchweg aus politischen Gründen geführt werden. Er meint damit uns Juristen zu widerlegen, welche in dem gerechten Kriege eine Rechtshülfe erkennen. Nur schade, daß Niemand von uns jene triviale Wahrheit bezweifelt hat, eine Beweisführung daher sehr entbehrlich war. Blos um des Rechtes willen, lediglich aus Eifer für das Recht, unbekümmert um ihre Interessen führen die Völker doch keine Kriege, so männlich erhebend nach Ihering immerhin der „Kampf um's Recht" sein mag. Insofern sind Kriege allerdings Handlungen der großen Politik und wird die Frage sowohl einer Kriegserklärung als eines Friedensschlusses vornehmlich durch politische Erwägungen entschieden. Für die militärische Betrachtung des Kriegs mag dieser politische Begriff des Kriegs völlig genügen. Wir Juristen haben nichts zu erinnern, wenn ein Militärschriftsteller ausschließlich die politische und militärische Seite der Kriegsführung beachtet. Nur bescheide er sich dann, nicht in das Rechtsgebiet, das er nicht kennt, verwüstend überzugreifen.

Digitized by Google

Wir Vertreter der Völkerrechtswissenschaft aber können und dürfen uns nicht bei dieser politischen und militärischen Betrachtung beruhigen, denn sie gibt uns keine Antwort auf die für uns entscheidenden Fragen: Wie verhält sich der Krieg zu der rechtlichen Weltordnung? Sind gerechte und ungerechte Kriege zu unterscheiden?

Alle ideale Friedensliebe hilft uns nicht über diese Fragen hinweg. Wir müssen uns in der realen Welt zurecht finden. Da erscheint uns denn zunächst der Krieg als ein thatsächlicher Vorgang, und keineswegs als ein wohlgeordnetes Rechtsverfahren. Wo wir in der Welt große bewaffnete Völker- und Staatenkämpfe wahrnehmen, da sehen wir Kriege. Aber wir können nicht zugestehen, daß es irgendwo und irgendwann der thatsächlichen Gewaltübung zukomme, die aus der Arbeit von Jahrtausenden errungene Rechtsordnung der Welt auf Ein Mal und mit Einem Schlage aufzuheben und zu zerstören. Wir wissen jetzt, was freilich Rüstow nicht weiß, daß die frühere Fiction von dem vermeintlichen Naturzustande*), in welchem es kein Recht mehr gebe, ein durchaus unwahres Phantasiegebilde sei, das vor keiner Prüfung bestehen kann. Wir müssen die Erfahrung zugestehen, daß der Krieg, selbst der ungerechte und sittlich verwerfliche, völkerrechtswidrige Krieg dennoch auf die friedliche Rechtsordnung einen starken Einfluß übe und dieselbe in mancher Hinsicht modificire. Wir stellen aber gleichzeitig auch die Rechtsforderung, daß der Krieg die Menschenrechte achte und daß die Gewaltübung nicht zu brutaler Grausamkeit, nicht zu thierischer Wildheit ausarte, daß sie nicht schrankenlos walten dürfe, daß sie genöthigt bleibe, bestehende Rechtsverhältnisse zu achten und zu schonen. Schon deshalb bewegt sich der Krieg innerhalb der Rechtsordnung.

Wir kennen überdem das Fundamentalgesetz alles Rechts, daß dem Menschen nicht erlaubt sei, Gewalt gegen seinen Nebenmenschen nach Willkür, Laune, Leidenschaft, aus bloßem Interesse, vermeintlichem oder wirklichem, auszuüben, und daß nur die Gewaltübung erlaubt sei, die durch eine rechtliche Nothwendigkeit legitimirt wird. Aus diesem Grunde unterscheiden wir zwischen gerechten und ungerechten Kriegen; jene berufen sich auf eine rechtliche Nothwendigkeit, auf eine Rechtsursache, diese haben keinen Rechtsgrund, sondern nur die Willkür, die Leidenschaft, das Interesse als Bestimmungsgrund. Darum erscheint der gerechte Krieg als Rechtshülfe und ist der Krieg für bloße Interessen rechtswidrig und verwerflich.

Diese Unterscheidung ist bereits in das allgemeine Rechtsbewußtsein der civilisirten Welt eingedrungen. Wenn daher die Staaten heute einen Krieg beginnen, vielleicht weil ihre Interessen, auch abgesehen vom Recht, sie dazu reizen, sehen sie sich doch genöthigt, um vor der öffentlichen Meinung sich zu rechtfertigen, sich auf einen Rechtsgrund, eine Rechtsursache zu berufen. Selbst wenn diese nur ein Vorwand ist, so müssen sie doch der Rechtsordnung ihre Huldigung darbringen, indem sie ihre Kriegserklärung auf eine Rechtsverletzung stützen.

Gewiß ist mit dieser Unterscheidung noch nicht Alles gewonnen. Auch ferner noch wird es ungerechte Kriege geben. Aber wenn erst der Glaube an das Recht und die Achtung vor dem Recht in der Seele der Völker und ihrer Regenten stark geworden sein werden, dann wird der Krieg doch seltener werden, dann wird die Pflicht, ungerechte Kriege zu unterlassen und zu vermeiden, auch in der Politik eher Anerkennung finden. Die Idee, daß der Krieg nur als Rechtshülfe erlaubt sei, ist daher ein Zügel, welcher die Politik der Herrschsucht, der Eroberungslust, des Hasses und der Rache zu zähmen bestimmt ist. Wenngleich er die politische Leidenschaft nicht immer bändigen kann, so wird er doch von den Gewaltthätigen als eine unbequeme Schranke empfunden und von den Friedliebenden hochgeschätzt.

Jedermann erkennt an, daß zwei industrielle Mitbewerber oder zwei Künstler, welche an einer Concurrenz sich betheiligen, nicht dadurch sich den alleinigen Sieg sichern dürfen, daß der eine den andern überfalle und gewaltsam verdränge. Ebenso dürfen auch rivale Völker und Staaten nicht ohne Rechtsnothwendigkeit einander mit Krieg überziehen. Diese natürliche Rechtswahrheit ist dem heutigen Rechtsbewußtsein der civilisirten Völker vollkommen klar. Das, nichts Anderes bedeutet der Satz des Völkerrechts, daß der gerechte Krieg sich als Rechtshülfe darstelle. Dieser Gedanke war schon den antiken Völkern wohl bekannt, welche ihre Blicke zu den Göttern wendeten, und von Zeus, Jupiter, Wodan den Sieg ihrer gerechten Sache erflehten. Derselbe Gedanke hat heute nur einen menschlichen Rechtsausdruck erhalten.

*) Rüstow S. 172: „Das Recht einer Nation ist im Kriege unbegrenzt, wie das des einzelnen Menschen im Naturzustande. Jedes Mittel, wie gewaltthätig es immer sei, ist daher dem Kriegführenden im Princip erlaubt." Kaum hat aber Rüstow diese cynische Verkündigung des brutalen Säbelregiments ausgesprochen, so erinnert er sich doch wieder „unwillkürlich", daß „auch im Kriege der Mensch Mensch bleibe". Hätte er dieses unwillkürliche Gefühl wissenschaftlich untersucht, so hätte er sich wohl selber überzeugt, daß sein Vordersatz unmenschlich und daher falsch sei.

Literatur und Kunst.

Der Traum.

Von Iwan Turgénjew.

Uebersetzt von P. L.

(Schluß.)

X.

Ich brauche nicht zu sagen, welchen fürchterlichen und tiefen Eindruck der Bericht meiner Mutter auf mich hervorbrachte. Gleich nach ihren ersten Worten hatte ich durchschaut, daß es sich um sie handle und nicht um eine Freundin. Das „Ich", welches ihr zweimal entschlüpft war, hatte meine Vermuthung nur bestätigt. Es war also wirklich mein Vater, den ich in meinen Träumen gesucht, und den ich nun in der Wirklichkeit gesehen hatte. Er war in jenem Streite nur verwundet und nicht getödtet worden, wie meine Mutter angenommen hatte. Er war zu ihr gekommen und hatte, überwältigt von dem Entsetzen, das er eingeflößt, die Flucht ergriffen. Ich begriff nun Alles: sowohl jenes Gefühl der unwillkürlichen schroffen Zurückweisung, das meine Mutter bisweilen mir gegenüber empfand, wie ihre beständige Traurigkeit, wie unser einsames Leben. Mir schwindelte, und ich nahm meinen Kopf in meine beiden Hände. Ein einziger Gedanke hatte sich wie ein Keil in mein Gemüth eingetrieben: ich war entschlossen um jeden Preis, koste es was es wolle, jenen Menschen wieder aufzufinden. Weshalb und zu welchem Zwecke? Ich weiß es nicht. Aber ihn wiederzufinden war für mich eine Lebensfrage. Schon Tags darauf, als sich der Zustand meiner Mutter zum Besseren gewendet hatte und ich dieselbe der Pflege unserer Leute anvertrauen konnte, brach ich auf und begann meine Nachforschungen.

XI.

Wie es sich von selbst versteht, begab ich mich zunächst, ehe ich noch einen anderen Schritt unternehmen wollte, nach dem Kaffeehause, wo ich mit dem Baron zusammengetroffen war. Niemand kannte ihn, Niemandem war er aufgefallen; er war eben als zufälliger Passant in das Kaffee eingetreten. Den Neger aber hatte man allerdings bemerkt, denn seine ganze Erscheinung hatte etwas sehr Auffälliges; aber Niemand konnte sagen, wer er war und wo er sich aufhielt. Nachdem ich für alle Fälle meine Adresse im Kaffeehause zurückgelassen hatte, machte ich mich auf den Weg, durchstreifte die Werfte und alle Straßen und Gassen in der Nähe des Hafens. Forschend sah ich mich in

Digitized by Google

allen öffentlichen Localen um, aber nirgends traf ich auf etwas, was dem Baron oder seinem Begleiter, dem Neger, geglichen hätte. Da ich den Familiennamen, den sich der Baron gegeben, nicht recht verstanden hatte, so war mir auch der Weg zur Polizei abgeschnitten; indessen wandte ich mich doch an zwei oder drei öffentliche Sicherheitsbeamte, die mich freilich mit einem gewissen Mißtrauen betrachteten, und sagte ihnen, daß ich sie reichlich belohnen würde, wenn es ihnen gelänge, mich auf die Spur der beiden Individuen, von denen ich ihnen ein möglichst getreues Signalement gab, zu bringen. Von Mattigkeit erschöpft kehrte ich nach Hause zurück. Meine Mutter war aufgestanden. Zu ihrer gewöhnlichen Traurigkeit hatte sich etwas Neues hinzugesellt: der Ausdruck einer träumerischen Bestürzung, die mir das Herz zusammenschnürte. Ich verbrachte den ganzen Abend in ihrer Gesellschaft. Aber wir Beide sprachen beinahe nicht. Sie legte Patience, und ich sah ihr in die Karten. Ihres Berichtes und des Vorganges vom Abend vorher gedachte sie mit keinem Worte. Es sah so aus, als hätten wir uns beide stillschweigend das Versprechen gegeben, diese unbegreiflichen Ereignisse nicht mehr zu berühren; es sah so aus, als ob sie sich der Geständnisse, die ihr unfreiwillig entschlüpft waren, schäme. Vielleicht mochte sie auch nur eine unbestimmte Erinnerung an das, was sie in der Fieberphantasie erzählt hatte, bewahren und zuversichtlich hoffen, daß ich sie schonen würde. Ich schonte sie in der That, sie merkte es, und wie am Tage vorher suchten ihre Blicke auch heute den meinigen beständig auszuweichen.

Ich konnte in der Nacht nicht schlafen. Ein furchtbarer Sturm hatte sich plötzlich entfesselt. Der Wind heulte wüthend, die Fensterscheiben zitterten und klirrten. Ich weiß nicht, welche hoffnungslosen Seufzer durch die Luft drangen; es war wie ein unermeßlicher herzzerreißender Schmerzensschrei des ganzen Himmels, wie ein wüthendes Schluchzen, das über die erschütterten Häuser dahinstöhnte. Bei Tagesanbruch überfiel mich ein leichter Schlummer. Plötzlich war es mir, als ob Jemand in mein Zimmer träte und mich mit gedämpfter, aber herrischer Stimme bei meinem Namen riefe. Ich hob den Kopf auf und sah Niemand. Seltsam! Ich empfand nicht nur keinen Schreck, sondern eine gewisse Freudigkeit. Mich erfaßte die jähe Gewißheit, daß ich an diesem Tage meinen Zweck erreichen würde. Ich zog mich hastig an und verließ das Haus.

XII.

Der Sturm hatte sich gelegt; aber man fühlte noch sein letztes Nachschaudern. Es war noch früh; auf den menschenleeren Straßen lagen überall Ziegel, Fensterscheiben, Bretter, Aeste und Zweige.

Wie mag es auf der See zugegangen sein? dachte ich beim Anblick der vom Orkan zurückgelassenen Spuren. Ich wollte meine Schritte nach der Seite der Brücke zu wenden, aber meine Füße führten mich, als ob sie einem stärkeren Gebote gehorchten, nach der entgegengesetzten Richtung hin. Es mochten kaum zehn Minuten vergangen sein, als ich mich in einem Stadtviertel befand, welches ich bisher noch nicht besucht hatte. Ich ging langsam vorwärts, Schritt für Schritt, ohne stehen zu bleiben, mit einer befremdlichen Empfindung im Herzen. Ich machte mich auf irgend etwas Außergewöhnliches, Unmögliches gefaßt und war gleichzeitig davon überzeugt, daß dieses Unmögliche sich verwirklichen würde.

XIII.

Und in der That, es verwirklichte sich, dieses Unmögliche und doch Erwartete. Plötzlich bemerkte ich, etwa zwanzig Schritt von mir entfernt, jenen Neger, der im Kaffeehause den Baron angesprochen hatte.

Er war in denselben Mantel gehüllt, den ich schon gesehen hatte, und war wie aus dem Boden aufgestiegen. Er drehte mir den Rücken zu und ging schnellen Schrittes auf dem Trottoir die krumme Gasse entlang. Ich beschleunigte meine Schritte, um ihn zu erreichen; aber er selbst ging, obgleich er sich nicht umsehen hatte, auch schneller und plötzlich bog er um die Ecke eines Hauses. Auf diese Ecke lief ich zu. Ich bog eben so schnell um wie er. Aber wunderbar! Vor mir liegt eine lange schmale, ganz leere Straße. Der Morgennebel erfüllt dieselbe mit seinem bleiernen Dunste; aber mein Blick durchdringt denselben. Ich kann jedes einzelne Haus ganz genau unterscheiden, und nirgendswo ist ein menschliches Wesen zu erblicken. Der Neger und sein Mantel waren eben so schnell, wie sie erschienen waren, wieder verschwunden. Ich bin bestürzt, aber nur einen Augenblick. Eine andere Empfindung bemächtigt sich meines Geistes: jene Straße, die da vor meinen Augen liegt, jene stumme und öde Straße, ich erkenne sie wieder. Es ist die Straße meines Traumes. Ich schaudre; der Morgen ist so frisch und auf der Stelle, ohne zu schwanken, stürze ich vorwärts, Zuversicht und Bangen im Gemüthe.

Ich werfe meine Blicke spähend um mich, und da steht es rechts, auf das Trottoir herausgebaut, — da steht es wahrhaftig, das Haus meiner Träume. Da ist der alte Thorweg mit den Steinmetzarbeiten auf beiden Seiten. Allerdings sind die Fenster dieses Hauses viereckig und nicht rundlich, aber darauf kommt nichts an. Ich klopfte an die Thür, einmal, zweimal, immer stärker und stärker. Mit schwerem, langem Keuchen, das dem Gähnen ähnlich ist, öffnet sich die Thür. Ein junges Dienstmädchen steht vor mir, mit ungekämmten Haaren und schläfrig verschwollnen Augen. Sie ist eben erst aufgestanden.

— Wohnt hier der Baron? fragte ich und warf gleichzeitig einen flüchtigen Blick auf den engen und tiefen Hof. Alles ist da, — Bretter und Balken, wie ich sie im Traume gesehen hatte. „Nein", antwortete mir das Mädchen, „der Baron wohnt nicht hier." — Was soll das heißen? Nein? Es ist unmöglich ... „Er ist jetzt nicht mehr hier, er ist gestern abgereist." — Wohin? — „Nach Amerika." — Nach Amerika? wiederholte ich unwillkürlich, aber er wird wiederkommen? Die Magd sah mich mit mißtrauischen Augen an. „Davon wissen wir nichts, vielleicht kommt er gar nicht wieder." — Hat er lange hier gewohnt? — „Nicht eben lange; eine Woche." — Und wie heißt der Baron mit dem Familiennamen? — Das Mädchen machte große Augen. „Was? Sie kennen den Familiennamen dieses Herrn nicht? Heda! Peter!" rief sie, als sie sah, daß ich eintreten wollte, „komm einmal her, hier ist ein fremder Herr, der nach allerhand fragt."

Ein untersetzter und stramm gebauter Mensch, dem Ansehen und dem Benehmen nach ein Arbeiter, trat aus dem Hause. „Was ist los?" fragte er mit heiserer Stimme. Nachdem er mich unwillig bis zu Ende angehört hatte, bestätigte er Alles, was mir das Mädchen gesagt hatte. — Wer wohnt denn hier? fragte ich. „Unser Meister." — Was ist der? „Tischler, in dieser Straße wohnen nur Tischler." — Kann man ihn sehen? — „Nein, er schläft." — Darf man in das Haus eintreten? — „Nein, gehen Sie nur!" — Aber später werde ich Ihren Meister sprechen können? — „Natürlich können Sie ihn sprechen, er ist ja ein Handelsmann; aber vorläufig machen Sie, daß Sie fortkommen. Wie kann man denn die Leute zu solcher Stunde stören?" — Und der Neger? fragte ich plötzlich. Der Mann blickte erstaunt erst auf mich, dann auf das Mädchen. „Was für ein Neger, zum Teufel", brummte er. „Nun ist es aber gut, kommen Sie später wieder und sprechen Sie dann mit dem Meister." Ich trat auf die Straße zurück, die Thür wurde hinter mir heftig und mit einem Schlage zugeworfen.

Ich schrieb mir Hausnummer und Straße auf und ging. Aber nicht nach Hause. Ich fühlte mich gewissermaßen enttäuscht. Alles was mir bisher begegnet war, war so seltsam gewesen, und nun endete es auf so gewöhnliche und alberne Weise. Ich hätte schwören wollen, daß, wenn ich in das Haus getreten wäre, ich das bekannte Zimmer wiedergefunden hätte und in der Mitte desselben meinen Vater, den Baron im Schlafrock, die Pfeife im Munde, so wie ich ihn so oft im Traume gesehen hatte. Anstatt dessen war der Hausherr ein Tischler, den man so oft besuchen kann, wie man will, bei dem man sogar Möbel bestellen kann.

Und mein Vater ist nach Amerika gegangen! Was bleibt mir jetzt zu thun übrig? Soll ich meiner Mutter Alles erzählen

Digitized by Google

oder soll ich bis auf die Erinnerung an diese Begegnung Alles in meinem Innern vergraben? Nein, nein, es ist mir absolut unmöglich, mich mit einem so platten und gewöhnlichen Ausgange zu beruhigen. Ich will nicht nach Hause zurückkehren. Und ich ging weiter, ohne zu wissen, wohin; aber aus der Stadt hinaus.

XIV.

Mit gesenktem Haupte schritt ich dahin, ohne zu denken, beinahe ohne zu empfinden, ganz in mich eingekehrt. Ein dumpfes grollendes Geräusch, das sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte, riß mich aus meiner Träumerei heraus. Ich erhob den Kopf. Es war das Meer; es lag vor mir, etwa fünfzig Schritt von mir entfernt. Nun merkte ich erst, daß ich auf dem Dünensand ging. Von dem nächtlichen Sturm noch immer bewegt, kräuselte sich die Fläche, soweit das Auge reichen konnte. Aufschäumende Kämme der langen Wellen brachen sich an dem abgeflachten Strande. Ich trat näher heran und folgte der langen Furche, welche das Zu- und Abströmen auf den streifigen Sand zeichnete, der mit Ueberresten von großen Seegewächsen, von Muscheln und mit den schmalen, schlangenähnlichen Streifen des Wassermooses wie besäet war. Möwen mit spitzen Flügeln flogen dahin durch den unermeßlichen Raum und stießen klagendes Gekreisch aus. Sie flogen auf, weiß wie Schneeflocken auf dem grauen Hintergrunde der Wolken, ließen sich schnell herunter, entfernten sich und hüpften gleichsam wie silberne Funken über die Furchen des schäumenden Gischtes. Ich merkte indessen, wie einige dieser Möwen hartnäckig um einen kleinen Felsen kreisten, der einsam aus der einförmigen Höhe der kleinen Hügel hervorragte. Dicke, schmutzig grüne Wasserbinsen wuchsen in ungleichartigen Büscheln auf der einen Seite des Felsens und da, wo ihre verwachsenen Zweige aus dem feuchten Sande hervorkamen, schien es mir, als ob ich etwas Schwarzes, Abgerundetes, Langgezogenes, aber nicht zu Großes unterschiede. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickte ich hin. Da am Felsen lag wirklich ein dunkler Gegenstand, unbeweglich. Je mehr ich mich diesem Gegenstande näherte, desto mehr nahm derselbe eine bestimmte Gestalt an. Ich war ihm jetzt bis auf ungefähr fünfzig Schritt nahe gekommen.

Das sind ja die Umrisse eines menschlichen Körpers, das ist ein Leichnam; das ist ein Ertrunkener, den das Meer dorthin gespült hat! Ich trat dem Felsen näher ... Es war die Leiche des Barons, meines Vaters! Ein grauenhaftes Staunen erfaßte mich. Ich begriff endlich, daß ich vom frühen Morgen an unter der Botmäßigkeit einer geheimnißvollen Gewalt stand, die mich lenkte, wie sie wollte. Während einiger Augenblicke empfand ich in meiner Seele etwas, wie eine große Leere. Das unabläßige Grollen des Meeres und ein stummer Schauder vor dem Schicksal, das sich meiner bemächtigt hatte, — das waren meine einzigen Empfindungen.

XV.

Der Leichnam lag auf dem Rücken, etwas nach der Seite herüber gewendet, die linke Hand hinter den Kopf geworfen, die rechte unter dem Rumpf geballt. Die Füße, deren Hacken in den Schlamm eindrangen, waren mit groben Matrosenstiefeln bekleidet; seine blaue Tuchjacke, ganz mit Salz getränkt und glänzend, war noch zugeknöpft. Um seinen Hals war ein rothes Tuch in einen dicken Knoten geschlungen. Das gebräunte Gesicht war dem Himmel zugewendet und schien zu lachen; unter der leicht aufgeworfenen Oberlippe standen dichte kleine Zähne. Die entfärbte Pupille seiner halbgeschlossenen Augen unterschied sich kaum noch von dem bleigräulichen Weißen. Seine ganz schmutzigen, mit Schaumbläschen bedeckten Haare lagen um den Kopf auf dem Sande und ließen seine glänzende Stirn frei, über welche die bläuliche Spur der Narbe ging. Die zusammengekniffene weißliche Nase krümmte sich zwischen den gehöhlten Wangen wie ein Schnabel.

Der Sturm der letzten Nacht hatte seine Arbeit gethan. Der Mann hatte Amerika nicht wiedergesehen. Er, der meine Mutter schmählich beschimpft und ihr Leben vergiftet hatte, mein Vater, ... ich konnte nicht mehr daran zweifeln, — da lag er vor mir ausgestreckt, ohnmächtig, im Schlamm, zu meinen Füßen. Was ich in diesem Augenblick empfand, es war das Gefühl der befriedigten Rache, des Mitgefühls, des Schauders und besonders des Grauens bei der Erinnerung an die Vergangenheit und im Hinblick auf die Gegenwart. Jene boshaften und verbrecherischen Regungen, von denen ich schon gesprochen habe; jene unerklärlichen Anwandlungen drohten mich zu ersticken. — Ach! rief ich, deswegen bin ich so! Das ist das Blut, das in mir wallt! Ich blieb unbeweglich neben der Leiche, als warte ich darauf, ob diese erblaßten Augen, ob diese todesstarren Lippen sich nicht wieder bewegen würden. Nein, nichts rührt sich, nicht einmal das Binsengesträuch, in das der Strom der Wellen ihn geworfen hat. Selbst die Möwen sind verschwunden; da ist nichts, kein Takelwerk, keine Planke, kein Trümmmer, nichts ... die Leere überall ... er, ich und das Meer, das in der Ferne rauscht.

Unwillkürlich wandte ich mich um. Auch da die Leere. Eine Reihe niedriger, nackter Hügel am Horizont, das ist Alles.

Es wäre doch aber schauderhaft, den Elenden in dieser finstern Einöde zu lassen, halb im glitschrigen Schlamme versunken, als Beute den Vögeln und den Fischen. Eine innere Stimme rief mir zu, daß ich Hülfe holen müsse, nicht um ihm eine Unterstützung zu gewähren, die nichts mehr nutzen konnte, aber wenigstens um ihn aufzuraffen und ihn unter ein menschliches Dach zu bringen. Aber ein unsagbares Grausen faßte mich; mir war es, als ob der Todte da wisse, daß ich da sei, als habe er selbst diese letzte Begegnung angeordnet. Ich glaubte sogar das dumpfe Gebrumm zu vernehmen, das ich schon kannte. Ich sprang zurück, ich wollte fliehen, aber dennoch warf ich einen letzten Blick auf ihn. Etwas Glänzendes fiel mir in die Augen. Es war ein goldener Reifen auf einem der Finger der linken Hand, die unter dem Kopfe lag. Ich erkannte den Trauring meiner Mutter. Ich habe niemals vergessen, welche Gewalt ich mir anthun mußte, um umzukehren und diese starre klebrige Hand zu berühren; ich habe niemals die Anstrengungen vergessen, die ich keuchend, mit geschlossenen Augen und zusammengebissenen Zähnen machte, um dem Finger jenen halsstarrigen Ring zu entreißen.

XVI.

Was ich empfunden, mußte sich auf meinem Gesicht ausgeprägt haben, denn sobald ich in das Schlafzimmer trat, richtete sich meine Mutter von ihrem Sitze auf und warf einen so forschenden, so unwiderstehlichen Blick auf mich, daß ich nach mehreren nichtssagenden Erklärungen ihr endlich ihren Trauring reichte. Meine Mutter erbleichte in erschrecklicher Weise. Ihre Augen erweiterten sich und sahen wie abgestorben aus, gerade wie die des Andern. Sie stieß einen leisen Schrei aus, ergriff den Ring, sank auf meine Brust, das Haupt hinten übergeworfen, und verschlang mich mit dem unbeweglichen Blicke ihrer Augen, die noch immer groß und abgestorben waren. Ich schloß sie in meine beiden Arme und stehend, langsam, mit leiser Stimme erzählte ich ihr Alles, verbarg ihr nichts, erzählte ihr meine Träume, meine Begegnungen ... erzählte ihr Alles mit einem Worte. Sie hatte mich bis zu Ende ruhig angehört, ohne ein einziges Wort hervorzubringen; nur ihre Athemzüge folgten sich schnell. Darauf erröthete sie; ihre Augen belebten sich wieder, sie steckte den Ring an ihren Finger, wandte sich schweigend ab, holte ihren Hut und ihren Mantel.

— Mutter wohin willst Du gehen? fragte ich. Sie sah mich mit einem Blicke an, der das Erstaunen über meine Frage ausdrückte. Sie versuchte mir zu antworten, aber die Stimme versagte ihr. Darauf rieb sie sich die Hände, als wolle sie sich erwärmen und sagte mir endlich: „Komm ... gleich ... dahin."

— Wohin willst Du gehen?

„Wo er ist; ich will ihn sehen. Ich werde ihn schon wiedererkennen." Ich wollte ihr abrathen, aber ich sah ein, daß es bei ihrer nervösen Erregung unmöglich sei, ihrem Willen entgegenzuhandeln, und wir brachen auf.

Digitized by Google

XVII.

Und so schreite ich denn wieder auf dem Dünensande; diesmal nicht allein. Ich führe meine Mutter. Die Fluth hat sich zurückgezogen, das Meer beruhigt sich, aber sein Rauschen ist noch immer, wenn es auch schwächer geworden ist, düster und dräuend. Da tritt uns endlich der einsame Felsen entgegen, da sind die Binsen, die um ihn herumwachsen. Ich bemühe mich, jenen abgerundeten und schwärzlichen Gegenstand, der im Schlamme ausgestreckt ist, zu unterscheiden. Ich sehe nichts; wir nähern uns. Ich gehe langsamer, unbewußt; aber wo ist er denn? Nur die Halme der Binsen steigen traurig und finster aus dem schon getrockneten Sande auf. Wir sind vor dem Felsen angelangt. Die Leiche ist nicht mehr da. Da, wo sie geruht hat, kann man an den leichten Eindrückungen die Stellen von Rumpf, Kopf, Füßen und Händen erkennen. Ringsherum war das Gesträuch zerknickt und man sah die Fußtapfen eines Mannes. Die Spuren führten auf den Dünensand und verloren sich in dem Kies des Strandes.

Wir wechselten einen Blick, meine Mutter und ich, und wir erschraken über das, was wir von unsern Gesichtern ablasen. Sollte er wieder auferstanden, sollte er auf und davongegangen sein?

„Du hast ihn doch wirklich todt gesehen?“ fragte mich meine Mutter mit leiser Stimme. Ich antwortete nur mit einer leichten Kopfbewegung. Seitdem ich die Leiche des Barons entdeckt hatte, waren kaum drei Stunden vergangen. Hatte nach mir irgend ein Andrer den Baron gefunden und mit sich geschleppt? Darüber mußten wir uns um jeden Preis Gewißheit verschaffen. Aber zunächst mußte ich mich um meine Mutter bekümmern.

Die ganze Zeit hindurch, während der sie mit mir auf den verhängnißvollen Ort zugegangen war, hatte das Fieber sie geschüttelt, aber sie hatte sich beherrschen und die Macht über sich bewahren können. Das Verschwinden des Leichnams hatte auf sie gewirkt wie ein unheilbares Unglück. Sie war starr, ihr Auge hohl, ich fürchtete für ihren Verstand. Es machte mir viel Mühe und Last, sie nach Hause zurückzugeleiten. Ich brachte sie wiederum in's Bett und schickte zum Arzt; aber sobald sie wieder etwas zur Besinnung gekommen war, sprach sie das entschiedene Verlangen aus, daß ich mich auf den Weg mache, um jenen Menschen aufzusuchen. Ich gehorchte.

XVIII.

Trotz der sorgsamsten Auskundschaftungen konnte ich nichts ermitteln. Ich begab mich mehrmals auf die Polizei, ich besuchte alle kleinen Ortschaften in der Umgegend, ich veröffentlichte in allen Zeitungen Bekanntmachungen; ich zog alle möglichen Erkundigungen ein. Es war Alles vergeblich. Eines Tages erhielt ich Kenntniß davon, daß der Leichnam eines Ertrunkenen nach einem in der Nähe der Stadt gelegenen Dorfe gebracht worden sei. Ich begab mich sofort dahin, aber die Leiche war schon bestattet, und nach der mir gegebenen Beschreibung war es auch nicht wahrscheinlich, daß es der Baron sei. Ich hatte festgestellt, auf welchem Schiffe er die Ueberfahrt nach Amerika hatte bewerkstelligen wollen, und während langer Zeit glaubte alle Welt, daß dieses Schiff im Sturm gestrandet sei. Später aber verbreitete sich das Gerücht, daß dasselbe auf der Rhede von New-York vor Anker liegend gesehen worden sei. Da ich nun nicht mehr wußte, was ich ersinnen sollte, machte ich den Versuch, den Neger wiederzufinden, den ich in der Gesellschaft des Verstorbenen gesehen hatte. Ich ließ ihm durch eine öffentliche Ankündigung in den Zeitungen eine ziemlich starke Summe bieten, wenn er sich mir vorstellen wollte. Es kam auch eines Tages ein hochgewachsener, in einen Mantel gehüllter Neger zu uns. Er stellte an das Dienstmädchen einige Fragen und ging dann fort und kam nicht wieder.

So waren denn alle Spuren meines Vaters verschwunden. Es war, als ob er sich für immer und ewig in die stumme Finsterniß versenkt hätte. Niemals haben wir wieder von ihm gesprochen, meine Mutter und ich. Sie war lange Zeit krank. Selbst nach ihrer vollständigen Genesung stellten sich unsere früheren Beziehungen nicht wieder her. Sie fühlte sich in meiner Gegenwart beklommen und so war es bis zu ihrem Tode. Ja, es war Beklommenheit; und das ist ein Unglück, das sich nicht wieder gut machen läßt. Alles verwischt sich; die Erinnerungen an Familienereignisse, und wenn dieselben auch noch so erschütternd gewesen sein mögen, verlieren mit der Zeit ihre Kraft und ihre Bitterkeit; wenn aber Befangenheit, Beklommenheit und Unbehagen sich zwischen die Verwandten eindrängen — für dies Uebel ist kein Kraut gewachsen.

Jenen Traum, der mich so tief bewegt hatte, habe ich nicht wieder gehabt. Ich habe meinen Vater nicht wieder aufgesucht. Bisweilen aber ist es mir in meinem Schlummer, als ob ich in der Ferne unbestimmtes Stöhnen und unablässige tief traurige Klagen vernehme. Sie dringen hinter einer hohen Mauer herüber zu mir, und ich kann diese Mauer nicht überschreiten. Sie drücken mir das Herz zusammen, und ich weine bittre Thränen mit geschlossenen Augen. Es ist mir nicht möglich, zu unterscheiden ob da ein lebender Mensch klagt und stöhnt, oder ob es das lange, wilde Heulen des aufgeregten Meeres ist. Diese Klage verwandelt sich plötzlich in jenes Gebrumm eines wilden Thieres, das ich früher gehört hatte, und ich wache auf, das Herz voll Schrecken nnd Bangigkeit.

Friedrich Christoph Schlosser.

Am 17. November 1876 wurden es hundert Jahre, daß in Jever, einem kleinen Städtchen im Oldenburger Lande, nicht weit von der Nordsee gelegen, Friedrich Christoph Schlosser geboren wurde. Es ist Pflicht der deutschen Presse, auf diesen Gedenktag eines unserer besten Männer in weiten Kreisen aufmerksam zu machen. Und gern begrüßen wir das Denkmal, das ihm einer seiner verdienstvollsten Schüler, Georg Weber, in einer sehr beachtenswerthen Festschrift gesetzt hat. Allerdings ist die Zahl von Schlossers Schülern und Verehrern eine geringere geworden. Eine Schule wie Leopold Ranke hat er nie gehabt; dazu war er eine zu eigenartige Natur und nur Wenigen zugänglich. Seine Behandlung und Auffassung der Geschichte ist eine uns fremdere geworden, nicht mehr den Bedürfnissen und Gesichtspunkten entsprechend, aus denen heraus wir heute geschichtliche Vorgänge klar zu legen, zu verstehen und zu verbinden bemüht sind, und eine Fülle anderer Fragen sowohl in Bezug auf die Quellenkritik wie in Betreff der historischen Synthese drängt sich uns auf. Schlosser machte kein Hehl daraus, daß er bei Wahl und Beurtheilung seiner Quellen nur nach subjectiven, im Umgange erworbenen, nicht aus Büchern geschöpften Gründen verfuhr, aus Gründen, die sich, wie er offen sagte, nicht mittheilen ließen, und da wo die Autorität gedruckter Quellen vorlag, pflegte er Documente erst in zweite Linie zu stellen. Der „sogenannten Objectivität“ spottete er und bezeichnete sie als „philosophische Anmaßung“. Dem politischen Leben hat er zu allen Zeiten ohne rechtes Interesse gegenüber gestanden; er wollte kein Staatsmann sein. Wohl war er sich bewußt und wiederholt hat er es hervorgehoben, daß er, um Geschichte zu schreiben, sich nicht auf Bücher beschränken dürfe, sondern auch das Leben kennen lernen müsse. Aber er hatte doch in seinem Inneren eingestandener Maßen recht wenig Neigung dazu, und wenn er sich zwei Mal dazu zwang, auf mehrere Monate nach Paris zu gehen, so konnte doch bei seinem vorwiegend den Studien gewidmeten Leben die Ausbeute für seine Welt- und Lebenskenntniß nur eine geringe sein, wie denn andererseits seine Beurtheilung, obwohl er den größten Werth darauf legte, sie auf eine im ganzen und vollen Leben geschöpfte Ansicht menschlicher Verhältnisse zu stützen, doch nur eine einseitige blieb. Und dennoch ist Schlosser von weitreichendem Einfluß auf die Erziehung ganzer Generationen unseres Volkes gewesen.

Digitized by Google

Von ihm sagt Gervinus vor nunmehr fünfzehn Jahren: „Ich habe das Gefühl, daß, wenn Jemand nichts gethan hätte, als Einem Menschen das zu sein, was Schlosser mir geworden ist, dies allein ausreiche, einem Menschenleben den vollwichtigsten Werth zu verleihen." Noch heute wird kaum Jemand Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts in die Hand nehmen, ohne ehrfurchtsvoll und bewundernd zu dem Mann aufzublicken, der eine der reichsten Epochen menschheitlicher Entwicklung so zu schildern verstand: mit eisernem Fleiß in der Benutzung eines riesenhaften, vor ihm kaum gesichteten Materials, unter Heranziehung wesentlich neuer und fruchtbarer Gesichtspunkte, mit leidenschaftlicher Ergriffenheit für Wahrheit und Gerechtigkeit; es war neu, daß über Machthaber und herrschende Classen mit so rücksichtslosem Freimuth, unbekümmert um frühere Ueberlieferungen geurtheilt wurde; und wenn sein Urtheil auch heutzutage manchem nicht ungerechtfertigten Kopfschütteln begegnet, so war es doch damals inmitten tiefer politischer Entwürdigung eine Erquickung und Auffrischung der Nation. — Unvergessen wird sein, was er für die Universalhistorie, was er ferner durch die Nutzbarmachung der cultur- und literarhistorischen Seite für die allgemeine Geschichte gethan hat. So ist Schlosser neben dem tiefen Einfluß, den er auf weitere Kreise ausübte, von hervorragendster Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Historiographie gewesen. Die Erinnerung an diesen bedeutenden Menschen muß für die Nation, der sein ganzes Leben und Wirken gehörte, unverloren sein, und es mag uns vergönnt sein, an der Hand der oben genannten Festschrift sein Bild in kurzen Zügen zu entrollen. Was uns die Arbeit Webers besonders werth macht, ist, daß er außer dem bekannten biographischen und literarischen Material — darunter Schlossers Selbstbiographie — eine Reihe bisher unbekannter Briefe an eine Frankfurter Freundin zum Abdruck bringt, die uns die tiefinnerste Natur des Mannes in unvergleichlicher Weise enthüllen.

Schlosser hat eine freudlose Jugend gehabt; in einem zerrütteten Hauswesen ist er, als der jüngste von zwölf Geschwistern, aufgewachsen. Der Vater war Advocat, ein kenntnißreicher und gebildeter Mann, aber unbefriedigt in seinem Beruf und dem Trunk hingegeben, so daß er in seinem Wohlstande mehr und mehr zurückkam; die Mutter war „eine ungemein kräftige Frau, von ausgezeichneten Fähigkeiten, stolz und fest, aber erbarmungslos hart und unvernünftig streng", in stetem Hader und Streit mit dem leichtsinnigen Gatten, vor dem sie wenigstens die Reste des Wohlstandes „mit Löwenmuth" vertheidigte. Schlosser spricht es offen aus, daß er die nachtheiligen Folgen seiner ersten Erziehung nie ganz habe verwinden können. In seinem sechsten Lebensjahre verlor er den Vater und er meint in seiner rauhen Weise, das sei gut für ihn gewesen. Nun kam er auf's Land, in das Haus einer begüterten kinderlosen Tante. Hier, in dem Stillleben eines wohlhäbigen Bauernhauses, hat er die beste Zeit seiner Kindheit verbracht: zwei Jahre, die einen unauslöschlichen Eindruck in ihm hinterließen; ihnen schreibt er den Hang nach Einsamkeit, nach dem Genuß der Natur, die Freude an dem Idyllischen zu. Neun Jahre alt kam er auf die lateinische Schule seiner Heimatsstadt. Hier herrschte damals ein buntes Treiben, denn Jever war der Sammelplatz der Truppen, welche der Landesherr, der Fürst von Anhalt-Zerbst, an die Engländer verkaufte. Es waren Leute aus aller Herren Länder, viel Gesindel, aber auch manche Gebildete, die Schiffbruch in ihrem Glück erlitten hatten. Mit solchen kam er vielfach in Berührung. Er las ihnen auf der Hauptwache oder im Arrest vor; und lesewüthig wie er war, brachte er es dahin, in drei Jahren über 4000 Bücher aus der Leihbibliothek zu verschlingen. So gelangte er zu einem wüsten und unfruchtbaren Wissen und wurde, wie er sich selbst charakterisirt, „ein naseweiser, oberflächlicher und phantastischer" Mensch. Es war sein Glück, daß der Einfluß tüchtiger Lehrer und eigene Einsicht ihn wieder in solidere Studien hineinbrachte, denen er alsdann Tag und Nacht oblag. Um jene Zeit, er war 15 Jahre alt, verlor er auch die Mutter, und nun war er, da sich seine Vormünder nicht um ihn kümmerten, ganz sein eigener Herr. Das kleine Vermögen, das ihm geblieben, reichte gerade aus, um seine Studien ohne fremde Unterstützung zu beenden. Ostern 1794 bezog er die Universität Göttingen. Er wandte sich dem Studium der Theologie zu. Sein angeborener Hang zum einsamen Leben und zur Contemplation trieb ihn dazu. Er war nicht fromm im christlichen Sinne, ein energischer Gegner der gelehrten Dogmatik, aber er empfand tief, daß man mit dem Verstande allein im Leben nicht auskommt und er hatte eine warme Verehrung für die Bibel. Mit hochfliegenden Hoffnungen, mit einem ungeheuern Begriff von der Wissenschaft kam er auf die Universität. Sehr bald aber fand er sich von dem handwerksmäßigen, unfruchtbaren Gelehrtentreiben mit seinen Coterien und gegenseitigen Anfeindungen angeekelt. Dieser Widerwille gegen das Treiben auf deutschen Universitäten hat ihn, trotz seiner eigenen mehr als 40jährigen akademischen Wirksamkeit, nie wieder verlassen. — Er beschränkte sich im Studium keineswegs auf seine Fachwissenschaft; getrieben von seinem Hang zur Polyhistorie beschäftigte er sich mit theologischen, naturwissenschaftlichen, historischen und philologischen Studien. Unter seinen Lehrern waren es Planck und Spittler, die ihn ganz besonders anzogen; mit Schlözer, dem berühmten Historiker, konnte er sich nicht recht befreunden; er war ihm zu derbpraktisch und gab in seinem Alter zu viel Blößen. Bei seinen kärglichen Mitteln war ihm die Universitätszeit nur knapp zugemessen; er verbrachte sie in tiefster Zurückgezogenheit und hat während der ganzen Zeit kein Wirthshaus besucht.

Im Herbst 1797 beschloß er seine Universitätsstudien und kehrte nun ohne Geld, ohne Aussichten, ohne Verwandte in die Heimat zurück. Er fand zunächst eine Stellung als Erzieher in dem Hause eines Grafen von Bentinck-Rhone zu Varel. Der Graf, der früher am Hofe des Statthalters der Niederlande eine hervorragende Rolle gespielt hatte, war ein Grandseigneur im Sinne seiner Zeit, und sein Haus ein Mittelpunkt jenes frivolen, oberflächlichen, falsch empfindsamen Treibens, wie es die hochadlige Gesellschaft jener Zeit charakterisirt. Unser Schlosser — selbst noch unerzogen und ohne Manieren —, sollte zwei Söhne und eine Tochter des Grafen erziehen. Er studirte nun Tag und Nacht und ging mit Niemandem um als mit den Kindern. Dabei lernte er etwas Französisch und sonstigen Conversationston; Manieren hat er seinem eigenen Zeugniß nach nicht gelernt, weil sich sein roher Stoff nun einmal nicht poliren ließ, dagegen eignete er sich eine nicht geringe Lebenserfahrung an und erhielt Einsicht in manche Verhältnisse, da man ihn für zu unbedeutend hielt, um ihm etwas zu verbergen. — Wegen „eines sonderbaren Zufalls", über den er sich nicht weiter ausläßt — nur bestreitet er entschieden, daß es eine Liebschaft gewesen — mußte er im Januar 1798 die Stellung in Varel aufgeben. Sein Plan, nach Rußland zu gehen, zerschlug sich an Paßschwierigkeiten, und ein glücklicher Zufall fügte es, daß er im Dorfe Othmarschen bei Hamburg in der Familie eines kleinen Kaufmanns, der fallirt hatte, eine Lehrerstellung fand, die ihm nur geringe Thätigkeit auferlegte und viel literarische Muße ließ.

Er nennt die Zeit vom October 1798 bis Mai 1800 die wichtigste seines Lebens. Ein wunderlicher Contrast bezeichnet sein Leben und Treiben in jener Zeit. Das Haus des Gutsherrn, eines Herrn v. Schütz, war der Sammelpunkt der Altonaer Schauspieler und einer nicht geringen Anzahl von Abenteurern und Glücksjägern, sowie manches verdorbenen und bedrängten Genies: „viel Geist, wenig Geld, Lustigkeit überall", so charakterisirt Schlosser die Gesellschaft. Von einem intimern Verkehr mit ihnen wußte er sich zurückzuhalten, aber „an boshaftem Witz und Maulfertigkeit" konnte er es mit ihnen aufnehmen, und so mochte er an dem etwas lüderlichen aber geistreichen Treiben so viel Theil nehmen, um sich nicht, wie er bisher gethan, ganz und gar in seinen Studien zu verlieren. Doch blieben diese bei ihm stets in erster Linie. Er vertiefte sich damals mit großem Eifer in philosophische Studien, die er bereits in Varel begonnen hatte. Nachdem er sich dort mit Plato und Aristoteles beschäftigt, warf er sich nun auf deutsche

Digitized by Google

und französische Philosophie. Mit Leibnitz begann er, dann folgten die Franzosen, von Pascal und Mallebranche bis auf die Gegenwart. Er bewunderte sie wegen ihres „Esprit" und schätzte ihre Welt- und Lebenskenntniß; er merkte, daß mit ihnen leichter fertig zu werden sei, wie mit den Engländern und Deutschen, von denen er namentlich Kant, dann Fichte und Schelling studirte. Er wurde im Laufe seiner philosophischen Studien, die etwas cursorisch getrieben zu sein scheinen, bald inne, daß er „kein speculativer Kopf" sei, ein Wort, das man in seinem ganzen Schaffen im hohen Grade bewahrheitet findet; er hat es nie geliebt, auf die letzten Fragen philosophisch einzugehen. Es scheint fast, als ob er nach diesen grundlegenden historisch-philosophischen Studien dem gesammten Gegenstande in eingehender Weise kaum wieder nahe getreten ist. Etwa 17 Jahre später, in Heidelberg, war Hegel einige Zeit sein College. Er mußte ihn zuweilen sehen, weil er der Freund seiner Freunde war; er hält ihn auch hier für einen „einfachen, achtbaren", sogar für einen „vielseitig gebildeten Mann, er sei es aber nicht so recht von Innen her, sondern von Außen hinein" (Brief vom 29. Oct. 1817), ein Urtheil, das, er mochte über Hegel denken wie er wollte, schwerlich von ihm gefällt werden konnte, wenn er sich um Philosophie auch später noch eingehender bekümmert hätte. — Von wesentlich größerem Einfluß als die philosophischen scheinen die literarisch-kritischen Studien gewesen zu sein. Er war bemüht, sich über die Beurtheilung der schönen Literatur Klarheit zu verschaffen und gesteht, daß er in dieser Beziehung den beiden Schlegel sehr viel mehr als allen seinen anderen Lehrern verdanke. Man darf in dieser tiefgehenden Einwirkung vielleicht den Anstoß sehen für seine neue Richtung, welche Schlosser der Historiographie gab, indem er die Literatur eines Volkes im eminenten Sinne als eine Quelle für das Verständniß des Volkes und seiner historischen Entwicklung heranzog: eine Richtung, welche Gervinus mit Recht als das eigenste und bahnbrechende Verdienst Schlossers bezeichnet.

Ohne äußere Nöthigung verließ er Othmarschen und trat auf die Empfehlung eines Freundes als Erzieher in das Haus eines reichen Frankfurter Kaufmanns, Georg Meyer. Es war dies im Mai des Jahres 1800 und mit einer kurzen Unterbrechung ist er bis zum Jahre 1817 in Frankfurt geblieben: ein Zeitraum, der nach den verschiedensten Richtungen von bedeutendstem Einfluß auf ihn gewesen ist. Aus der zum Theil etwas fragwürdigen Gesellschaft seines bisherigen Aufenthalts kam er in ein Patricierhaus unter Menschen von feinen Lebensformen und edler Gesinnung, in einen Mittelpunkt der großen politischen Ereignisse jener Zeit, die Frankfurt geradezu überfluteten und ihn fortwährend in Berührung mit Freund und Feind brachten. Nicht minder einflußreich wie die bunte Vielgestaltigkeit der äußeren Beziehungen wirkte die veränderte geistige Thätigkeit auf ihn. Er hatte zwei Kinder, einen Knaben von 12 und ein Mädchen von 11 Jahren zu erziehen. Obwohl er bisher nur in ähnlichen Stellungen gestanden, hatte er sich doch um die Erziehung selbst nur wenig bekümmert. Jetzt hat er sieben Jahre seines Lebens „sich und die Welt über dem Erziehen vergessen". Er verhehlt nicht, daß er einen schweren Fehlgriff hierbei gethan, indem er seine eigene Bildung an die der beiden Kinder anknüpfte und diese in den Sturm seines Drangs nach Wissen, in seine blinde Studirwuth hineinriß. Mehrere Jahre später war er eifrig bemüht, wenigstens bei dem Mädchen den Eindruck dieser strengen wissenschaftlichen Erziehung zu verwischen, und er freute sich, daß ihm das einigermaßen gelang. — Vor Allem war es die Historie, deren Studium er jetzt vorwiegend sich hingab. Es war in jener Zeit, wo er alle berühmten neueren Historiker, von Hume bis Johannes Müller, durchlas und die umfassendsten Quellenstudien betrieb, beides im Anschluß an den von ihm ertheilten historischen Unterricht. Hat er doch seinen Vortrag, den er täglich aus den besten Quellen niedergeschrieben und dann wörtlich auswendig gelernt. So legte er den Grund zu seinem staunlichen universalhistorischen Wissen. Dann aber entwickelte sich daran ein Grundzug der Richtung, die er in der Geschichtschreibung verfolgte, indem er die Historie im umfassendsten Sinne als Erziehungsmittel für die allseitige Bildung des Menschen, als Grundlage für die Gestaltung der Weltanschauung nutzbar zu machen bestrebt war. Dieser Zug lag tief in seinem ganzen Wesen begründet. Mit diesem Streben, die bisher dem Leben abgekehrte Wissenschaft fruchtbar zu machen für weite Kreise, steht er auf dem Boden der edelsten und bedeutungsvollsten Principien der Aufklärungszeit. — Die Erziehung der ihm anvertrauten Zöglinge war nach siebenjähriger Thätigkeit vollendet; er dachte daran, sich um eine höhere Lehrerstellung zu bewerben und Frankfurt zu verlassen, zumal auch eine Art von Entfremdung zwischen ihm und dem Herrn des Hauses eingetreten zu sein scheint. Um seine Bewerbungen durch einen Beweis seiner Kenntnisse zu unterstützen, begann er jetzt endlich, als Mann von 30 Jahren, eine schriftstellerische Thätigkeit. Aber noch blieb er dem eigentlich historischen Gebiet hierbei fern. Im Jahre 1807 erschien sein Werk über Abälard und Dulcin, eine tiefgelehrte Arbeit, die in den fachwissenschaftlichen Kreisen sehr gut aufgenommen wurde. Der gute Erfolg, den sie hatte, ermuthigte ihn unmittelbar darauf an eine zweite zu gehen, an der er das ganze Jahr 1808 arbeitete; es war wiederum ein der Kirchengeschichte entnommener Stoff: das Leben Bezas und Peter Martyrs. — Inzwischen erhielt er einen Ruf an die Gelehrtenschule seiner Heimatstadt, dem er Ostern 1808 Folge leistete.

Zwei Jahre war er unter den unerquicklichsten äußeren Verhältnissen in dieser Stellung thätig: eine ungeheure Arbeitslast lag auf ihm, und er wurde zeitweilig schlecht und unregelmäßig besoldet. Von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends war er thätig. Außer den sechs täglichen Stunden in alten Sprachen und Mathematik mußte er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, Privatstunden geben; dazu die unsicheren politischen Verhältnisse; sein Heimatland war unter holländische Herrschaft gekommen, aber Niemand wußte auf wie lange. Er fühlte sich tief vereinsamt, — „wie ein Tropfen Oel in einem Glase Wasser" — Klima und Lebensart mißfielen ihm gründlich, die Studien geriethen in's Stocken; er sehnte sich heraus aus dieser ihn erdrückenden Thätigkeit. Gern folgte er dem Rufe seines edlen Freundes in Frankfurt, wiederum in seinem Hause zu leben und die Erziehung seiner beiden jüngeren Kinder zu leiten. Was die Beiden ehedem entfremdet, war längst vergessen; sie dachten groß genug von einander, der eine um den Freund zurückzurufen, der andere, um unbedenklich zu folgen. Am 1. Januar 1810 fuhr Schlosser mit Extrapost — um allein zu sein — nach Frankfurt zurück. Noch am Abend seiner Ankunft wurde ihm eine Stellung am dortigen Gymnasium angeboten, die ihm nur eine mäßige Arbeitslast auferlegte. Nun folgte wieder eine Zeit voll reicher Anregungen sowohl in wissenschaftlicher wie in rein gemüthlicher Beziehung.

(Schluß folgt.)

Immanuel Rosenstein.

Darwins neuestes Werk.*)

Das große wissenschaftliche Verdienst Darwins besteht nicht blos darin, daß er eine geistvolle Theorie über die Entstehung der Arten aufgestellt hat — denn das thaten auch Andere vor ihm — sondern darin: daß er seine Theorie auf die bisher noch gar nicht beachtete Wechselbeziehung stützte, welche zwischen allen Organismen, die ein gemeinsames Terrain bewohnen, stattfindet. Der Umstand, daß es einen „Kampf um's Dasein" gibt und geben muß, erklärt sich erst aus der Thatsache, daß jedes organische Wesen mittelbar oder unmittelbar zu anderen Organismen in Beziehung steht. Schon

*) The Effects of Cross and Selffertilisation in the vegetable Kingdom. 1876.

Digitized by Google

die Erwägung, daß es sich in der Natur fast immer um das Fressen oder Gefressenwerden handelt, zeigt, wie sehr die Geschöpfe von einander abhängig sind. Der schlagendste Beleg dafür, wie tief solche Wechselbeziehungen in das Leben der Organismen eingreifen, ist das Factum: daß der von den Pflanzen ausgehauchte Sauerstoff von den Thieren eingeathmet und zur Oxydation des Blutes verwendet wird und daß umgekehrt die von den Thieren ausgeathmete Kohlensäure den Pflanzen zum Aufbau ihres Zellgewebes dient. Ein anderer, ebenso schlagender Beweis, wie Pflanzen und Thiere in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältniß stehen, ist der: daß die meisten Pflanzen nur mit Hülfe von Insecten befruchtet werden können, indem diese letzteren Blüthenstaub von einer Blüthe zur andern tragen und so Kreuzungen herbeiführen. Den Insecten dient andererseits der süße Saft, den die Pflanzen in ihren Nektarien ausscheiden, zur Nahrung. Es besteht somit eine ganz intime Wechselbeziehung zwischen dem Pflanzenreiche und der Insectenwelt.

Darwin hat nun in dem vorliegenden neuen Werke seine elfjährigen Erfahrungen über diesen Gegenstand publicirt und eine Reihe von hochinteressanten Versuchen und Beobachtungen mitgetheilt. Wir müssen beim Studium dieser umfangreichen Abhandlung nicht blos den Scharfsinn des berühmten Naturforschers bewundern, sondern auch die Ausdauer, mit der er ein Jahrzehnt hindurch ein und dasselbe Ziel verfolgte. Noch wunderbarer ist es, daß nicht blos dieses, sondern auch viele andere Werke gleichen Charakters, von einem Manne verfaßt werden konnten, der fortwährend mit seiner schwachen Gesundheit zu kämpfen hatte. Darwin vollendet am 12. Febr. 1877 sein neunundsechzigstes Lebensjahr und wenn von irgend Jemand, so kann von ihm gesagt werden, daß er ein Leben voll Mühe und Arbeit im steten Dienste der Wissenschaft verbracht hat. Es gibt kaum eine anziehendere Forscherpersönlichkeit als diesen ernsten und liebenswürdigen Greis, der auf seinem abseits von der Weltstadt gelegenen Landsitze*) das Walten der Natur so erfolgreich belauscht hat.

Wenn Darwin ein neues Werk publicirt, so ist das für die gebildete Welt nicht blos eine Thatsache, sondern ein Ereigniß. Jedermann weiß, daß mit einer solchen Publication eine Bereicherung der Wissenschaft verknüpft ist. Darwin ist nicht blos groß in der Auffindung neuer Facta, sondern auch in der Art und Weise, wie er sie combinirt. Bei Häckel bewundern wir mehr den glücklichen Griff, den Blitz des Genies; bei Darwin das grenzenlose Penetrationsvermögen und die zwingende Kraft seiner Schlüsse.

Ganz besonders zeigen sich diese bewunderungswürdigen Eigenschaften in dem vorliegenden neuen Werke „Ueber die Folgen von Kreuzung und Selbstbefruchtung im Pflanzenreiche", das vor wenigen Tagen bei John Murray in London erschienen ist. Wenn irgend ein naturwissenschaftliches Buch uns dadurch nützen kann, daß es uns über das, was um uns vorgeht, aufklärt — so ist es dieses. Es gibt auch schwerlich ein interessanteres Thema als das über Pflanzenbefruchtung durch Insecten. Wir haben hier ein wunderbares Beispiel von Anpassung vor uns. Ein Deutscher, Namens Sprengel, war der Erste, der ein Buch unter dem Titel: „Das entdeckte Geheimniß der Natur" herausgab, in welchem er durch eine Unzahl von Beobachtungen bewies, eine wie große Rolle die Insecten bei der Befruchtung gewisser Pflanzen spielen. Aber er war seinem Zeitalter (1793) zu weit voraus und seine Entdeckungen blieben lange unbeachtet. Im Jahre 1862 schrieb Darwin ein Werk: „On the Contrivances by which British and Foreign Orchids are Fertilised by Insects" und nahm den Faden der Untersuchung wieder auf. Das gegenwärtige Werk ist eine Ergänzung zu dem über die Orchideen, in dem die damals begonnenen Untersuchungen fortgeführt und weiter ausgedehnt werden. Es handelt sich darin um den Nachweis, daß es ein allgemeines Naturgesetz ist, daß die Blüthen eines Stockes gewohnheitsmäßig oder gelegentlich mit den Pollen einer anderen Pflanze derselben Art befruchtet werden müssen, wenn eine kräftige Nachkommenschaft erzielt werden soll. Die von Darwin angestellten Versuche bestätigen die bereits von Gärtnern und Thierzüchtern gemachte Erfahrung, daß die Natur Paarungen von Individuen perhorrescirt, die durch zu nahe Verwandtschaftbande mit einander verknüpft sind, oder deren Eltern und Voreltern immer unter den gleichen äußern Verhältnissen gelebt haben. Das gilt von Pflanzen sowohl wie von Thieren.

Wenn wir die rothe südamerikanische Winde (Convolvulus major) zehn Generationen hindurch mit ihrem eigenen Pollen befruchten — also das stricte Gegentheil von Kreuzung bewirken — so werden die Nachkommen allmälig kleiner und schwächlicher. Setzen wir nun die mittlere Höhe von Convolvuspflanzen, die durch elterliche Kreuzung entstanden sind, gleich 100 und vergleichen wir diese Ziffer mit der mittleren Höhe von Pflanzen derselben Art, die in zehnter Generation von Eltern abstammen, die stets mit ihrem eigenen Pollen befruchtet wurden: so ergibt sich das frappante Verhältniß von 100 : 77. Der Rückgang ist also kolossal. Wenn die Einwohner eines Landes sämmtlich 6 Fuß hoch wären, und einige Familien hätten lange Zeiten hindurch nur in der engsten Verwandschaft geheirathet, so würden die Nachkommen in der zehnten Generation beinahe zwerghaft geworden sein — nämlich 4 Fuß 8 Zoll hoch — wenn der Rückgang hier auch so rapid stattfinden würde, wie bei Convolvulus major.

Das ist jedoch bei Organismen mit getrennten Geschlechtern nicht der Fall. Hier kann schon deshalb keine so rasche Wirkung eintreten, weil selbst die allerengste Paarung — d. h. die zwischen Brüdern und Schwestern — im Vergleich mit der Selbstbefruchtung im Pflanzenreiche, beinahe noch die Bedeutung einer Kreuzung hat. Mit Thieren angestellt, würden dieselben Versuche, die wir mit Pflanzen in ziemlich kurzer Zeit vornehmen können, viel länger dauern und doch wahrscheinlich nicht so instructiv sein.

Daß Befruchtung durch den eigenen Pollen nicht von Vortheil für die Pflanzen ist, geht nicht blos aus dem Beispiele des Convolvulus major, sondern auch aus anderen Versuchen hervor, welche Darwin mit Mimulus luteus, Digitalis purpurea, Brassica oleracea etc. angestellt hat. Es gibt auch Pflanzen, die mit ihrem eigenen Pollen gar nicht befruchtet werden können; so producirt z. B. Corydalis cava ganz wenig Samen auf dem Wege der Selbstbefruchtung und dies kommt höchstwahrscheinlich daher, daß die Pollenschläuche nicht tief genug in das Stigma eindringen, um das Ovulum erreichen zu können. Eschscholtzia ist vollständig selbst-steril; dagegen vollkommen fruchtbar mit dem Pollen einer anderen Pflanze derselben Species. Abutilon Darwinii, eine Pflanze, die in ihrem Vaterlande Brasilien selbst-steril ist, wird jedoch in einem englischen Gewächshause schon nach einer einzigen Generation mit ihrem eigenen Pollen befruchtungsfähig. Umgekehrt verlieren die Nachkommen von englischen Pflanzen, die man nach Brasilien versetzt, die Fähigkeit, sich selbst zu befruchten, auch wenn sie ihnen vorher in hohem Grade eigen war.

Wir sehen also, daß ganz geringe Veränderungen in dem umgebenden Medium im Stande sind, Blüthen, die vorher durch den eigenen Pollen befruchtet werden konnten, unfruchtbar zu machen, und umgekehrt: Blüthen, deren Narben vorher gegen den eigenen Pollen unempfänglich waren, Empfänglichkeit dafür zu verleihen. Es ist auf jeden Fall eine merkwürdige Thatsache, daß die Blüthen vieler Pflanzenarten, wenn sie mit ihrem eigenen Pollen befruchtet werden, entweder absolut oder doch in einem gewissen Grade unfruchtbar sind; wenn dagegen mit Pollen von einer andern Blüthe desselben Stockes befruchtet, meistentheils etwas fruchtbarer; und daß sie, wenn mit dem Pollen eines andern Individiums oder einer andern Varietät derselben Species befruchtet, vollkommen fruchtbar sind. Völlig unfruchtbar jedoch mit dem Pollen irgend welcher andern Species.

Wir sehen also in zwei ganz verschiedenen Fällen absolute Unfruchtbarkeit eintreten. Ein Mal in dem Falle, wo die beiden Sexualelemente derselben Blüthe entstammen, wo sie also wahr-

*) Darwin wohnt in Down bei Beckenham in der Grafschaft Kent.

Digitized by Google

scheinlich nicht genügend genug differenzirt sind, und das andere Mal in dem Falle, wo es sich um Befruchtung durch den Pollen einer andern Species handelt. Hier ist höchstwahrscheinlich die Differenz zwischen den beiden Zeugungselementen zu groß, als daß aus ihrer Vereinigung ein neues Wesen hervorgehen könnte. Welcher Art und wie hochgradig die Differenz zwischen dem Inhalt der Pollenkörnchen und dem des Eichens sein muß, damit eine Befruchtung erfolgt, wissen wir nicht. Wir stehen hier vor einem Mysterium der Natur und der Darwinist kann dasselbe ebenso wenig enthüllen, wie der orthodoxe Theolog. Wenn wir nach einem Analogon suchen, so ist die Wechselwirkung, welche zwischen den beiden Zeugungsstoffen bei der Befruchtung stattfindet, am treffendsten mit der chemischen Affinität zu vergleichen, welche zwischen Atomen und Molecülen in Wirksamkeit tritt, sobald dieselben in einem gewissen Gegensatze zu einander stehen. Wir wissen jedoch ebenso wenig, warum ein gewisser Grad von Differenzirung nöthig ist, wenn zwei Substanzen chemisch sich vereinigen sollen, als warum die Sexualelemente hinlänglich differenzirt sein müssen, wenn Befruchtung erfolgen soll.

Der Nutzen, welcher der Nachkommenschaft aus der Kreuzbefruchtung zu Theil wird, erklärt sich gleichfalls aus dem Umstande, daß eine Differenz in den Zeugungselementen immer von guter Wirkung bei der Befruchtung ist. Pflanzen, die auf verschiedenen Bodenarten gewachsen sind, werden mit anderen constitutionellen Verschiedenheiten auch solche erworben haben, die das Reproductivsystem betreffen, und diese Verschiedenheiten sind die Ursache davon, daß Kreuzung verschiedener Varietäten so vortheilhaft wirkt, nicht der Kreuzungsact als solcher selbst. Man kann daher auch nicht sagen, daß das Heirathen in der Blutsverwandtschaft unbedingt und absolut schädlich auf die Nachkommenschaft wirkt: denn wenn Cousin und Cousine von Kindheit auf unter ganz verschiedenen Verhältnissen gelebt haben, so ist es sehr wohl möglich, daß ihre Constitutionen different genug geworden sind, um eine Ehe zwischen ihnen als ganz unbedenklich erscheinen zu lassen. In den höhern Gesellschaftsclassen, wo die Lebensgewohnheiten von Mann und Weib schon von Jugend auf sehr von einander verschieden sind, wird eine Ehe in der Blutsverwandtschaft noch weniger zu besagen haben. Mr. Alfred Henry Huth, ein englischer Schriftsteller, hat vor circa zwei Jahren diesen Gegenstand sehr ausführlich in einem speciellen Werke behandelt, das den Titel führt: On marriage between near Kin.*) Er kommt zu dem Resultate, daß der schädliche Einfluß blutsverwandter Ehen von jeher in seiner Wirkung sehr überschätzt worden ist. Auch Darwins Sohn, George, hat sich mit dieser Frage beschäftigt**) und ist zu der Ansicht gekommen, daß wir vom praktischen Standpunkte aus gar nicht im Stande sind, ein Urtheil für oder wider die Ehe in naher Verwandtschaft zu fällen. Aus dem vorliegenden Werke erfahren wir nun den wahren Grund der schädlichen Wirkung der Selbstbefruchtung resp. Paarung in naher Verwandtschaft, und wissen, daß derselbe lediglich in der zu geringen Differenzirung der Zeugungsstoffe liegt. Ist diese Differenz bei einem männlichen und einem weiblichen Individuum vorhanden, so ist die Paarung zulässig, mag der Verwandtschaftsgrad, in dem sie zu einander stehen, sein welcher er will. Mit dieser Einsicht ist ein großes Vorurtheil hinweggeräumt, was zur Zeit noch in hohem Grade unsere Sitten und unsere Gesetzgebung beeinflußt.

Im Allgemeinen kann man allerdings sagen, daß Selbstbefruchtung schädlich und Kreuzung nützlich auf die Nachkommenschaft wirkt. Aber man hat dieses Naturgesetz immer in seinem rechten Sinne zu verstehen. In der Pflanzenwelt ist die Vereinigung differenzirter Sexualelemente durch die Lebensgewohnheiten gewisser Insecten bedingt. Hummeln und Bienen nehmen z. B. mit ihren haarigen Körper Pollen von einer Blüthe fort und tragen ihn unbewußt auf die Narbe einer andern. Auf diese Weise wird fortwährend Kreuzung zwischen distincten Individuen herbeigeführt. Darwin hat beobachtet, daß Bienen und Hummeln nicht leicht von einer Species zur andern fliegen, sondern zuerst die Varietäten aufsuchen, auch wenn diese ganz anders gefärbte Blüthen tragen. Durch diese Gewohnheit wird Kreuzbefruchtung in unendlich vielen Fällen herbeigeführt und Selbstbefruchtung kann nur noch ausnahmsweise eintreten. Die betreffenden Insecten lassen sich, wie es scheint, vorzüglich durch den Duft der Blüthen anlocken, da sie, wie schon erwähnt, mit größter Sicherheit eine Varietät von der andern unterscheiden. Diese Vermuthung wird noch wahrscheinlicher, wenn wir in Betracht ziehen, daß große Pflanzen, die nur von Nachtinsecten besucht werden, auch selten am Tage ihren Duft aussenden. Darwin ist der Ansicht, daß alle Pflanzen ursprünglich durch den Wind befruchtet würden, indem so der Pollen von den männlichen Blüthen auf die weiblichen gelangte. Das populärste Beispiel in dieser Hinsicht sind noch gegenwärtig die Coniferen. Erst später haben die Insecten dem Winde einen Theil seiner allerdings ganz mühelosen Arbeit abgenommen, und die schöngefärbten und schönduftenden Blumen würden wahrscheinlich gar nicht vorhanden sein, wenn es keine Bienen, Fliegen und Schmetterlinge gäbe. Wir müssen uns diese Eigenschaften der Pflanzen als durch natürliche Zuchtwahl bewirkt und aus den einfachsten Anfängen entwickelt denken. Die am auffallendsten gefärbten und wohlriechendsten Blüthen wurden am öftesten von Insecten besucht, blieben in Folge dessen am seltensten unbefruchtet und hinterließen deshalb die meisten Nachkommen. Diese ererbten natürlich die anlockenden Eigenschaften der elterlichen Pflanzen und bildeten sie weiter aus, weil in diesem Falle Schönheit und Nützlichkeit verbunden war. Die Natur handelt immer praktisch und zwar besteht das Ziel, das sie auf allen ihren verschlungenen Wegen zu verfolgen scheint, darin: in jedem Augenblicke soviel Lebensfülle und soviel Formenreichthum als möglich zu entfalten.

Darwin berührt in den zahlreichen Capiteln seines neuen Werkes die interessantesten und schwierigsten Fragen und sucht sie von seinem Standpunkte aus zu lösen. Man fühlt beim Ueberdenken der genialen Gedanken des englischen Forschers, daß Asa Gray — der berühmte amerikanische Botaniker — Recht hat, wenn er sagt: „They are much mistaken who suppose that Darwinism is only of speculative importance and perhaps transient interest. In its working applications it has proved to be a new power, eminently practical and fruitful."

Otto Zacharias.

*) London 1875.

**) Journal of the Statisticale Society. June 1875, London.

Vorschule zur Aesthetik.

Von Gustav Theodor Fechner.

Leipzig 1876, Breitkopf & Härtel.

Ein anregendes Buch, wie es nicht anders zu erwarten war, wenn ein poetisch begabter Naturforscher seine Gedanken über ästhetische Gegenstände ordnet und, ohne nach Vollständigkeit und systematischer Entwicklung zu streben, seine Bemerkungen über das mittheilt, was ihn gerade interessirt. Gelegentlich sucht er als Physiker zu experimentiren, indem er zwanzig Menschen die Frage vorlegt: welchen Farbeneindruck ihnen ein Vocal mache, wo dann Niemand bei i an Schwarz, bei u an Weiß denkt, Viele o gelb, o braun finden u. s. w.; oder er legt Rechtecke von verschiedener Länge und Breite hundert Personen vor und läßt bestimmen, welche ihnen gefallen und mißfallen; da mißfiel Niemandem und gefiel den Meisten dasjenige, dessen kleinere Seite 23, die größere 34 Maßeinheiten enthielt, ein Verhältniß, das Zeisings goldenem Schnitt entspricht. Zweckloser scheint es, die Größe der Bilderrahmen in den europäischen Galerien zusammenzustellen und ein Mittel daraus zu ziehen; es erinnert an den Holländer Immermanns, der täglich aufschreibt, wenn das Marktschiff an seinem Landhause vorbeifährt, um für jeden Monat seine mittlere Vorüberfahrzeit zu bestimmen. Indeß Quetelet hat ja alles Ernstes festzustellen gesucht, wie viel Neigung der mittlere Mensch zum Diebstahl hat, wann er heirathet, wie viel Aussicht er hat,

Digitized by Google

von den Geschworenen freigesprochen zu werden; — die Wissenschaften haben auch Modekrankheiten.

Der Werth von Fechners Buch besteht darin, daß er selber sieht, selber urtheilt, und ein Paradoxon nicht scheut, wie er denn die farbige Statue vertheidigt und im Geschichtsbild kein Gedicht, sondern die Photographie der Wirklichkeit haben will. Das wichtigste Neue und Eigenthümliche scheint mir das Associationsprincip. Bekanntlich gibt es eine formalistische Aesthetik, die das Schöne einzig in wohlgefälligen Formverhältnissen sucht, und Herbarts Anhänger Robert Zimmermann ist ihr scharfsinniger, unermüdlicher Vertreter, während Hegel und seine Schule den idealen Gehalt betonen, und ich neben beiden Elementen auch das Material und die Größe berücksichtige. Fechner hebt nun die Vorstellungen hervor, die der Gegenstand in uns erweckt, die sich an seine Erscheinung knüpfen, und schreibt ihnen großen Antheil am ästhetischen Lustgefühle zu. Die Orange, sagt er, gefällt uns zunächst allerdings durch ihre reine Rundung und Goldfarbe, aber warum ziehen wir sie einer gelblackirten Holzkugel vor? Weil sie einen romantischen Reiz für uns mit sich bringt, weil wir den erquickenden Geruch und Geschmack, den grünen Baum, an dem sie gewachsen, den sonnig blauen Himmel Italiens, ja ganz Italien in Erinnerung und Sehnsucht mit ihrer Form und Farbe verknüpfen; das gibt dem gelben Fleck, den das leibliche Auge sieht, eine verklärende Lasur für das geistige, während wir bei der Kugel an dürres Holz, die Drechslerwerkstatt und den Anstreicher mit denken, und diese in die Erscheinung hineinsehen. Warum mißfällt uns dasselbe Roth auf der Nase, das uns auf der Wange gefällt? Die rothe Wange bedeutet Gesundheit, Freude, Lebensblüthe, die rothe Nase Trunk und Kupferkrankheit. Jeder Gegenstand und jedes Wort enthält für uns die Summe alles dessen, was wir je bezüglich desselben innerlich und äußerlich erfahren, erlebt haben, und dieser Totaleindruck verschmilzt sofort mit dem Antheil der Sache; die gefällige Form und die Erinnerung wirken zusammen, sie steigern einander, und so vollendet sich das Schöne in der Phantasie. Das erklärt denn auch absonderliche Geschmacksrichtungen. Die Perrücke, am Hofe getragen, gesellte sich dem Begriff der Vornehmheit; derselbe ist dem Chinesen mit dem Klumpfuß der Damen, mit dem Bauch und den langen Fingernägeln der Mandarinen verknüpft. So bildet der Chinese auch seine Götzen fettleibig, und der Apoll von Belvedere erscheint ihm dürftig, wie eine Gestalt aus niederem Kreise, wo man den Bauch nicht pflegen kann. Die Gegenstände erwecken verschiedene Eindrücke, je nachdem sie auf Vorstellungskreise treffen, die einem Menschen geläufig sind. Eine Gouvernante meinte von Rafaels Sixtinischer Madonna, die Engelknaben hätten auch keine ordentliche Erzieherin gehabt, sonst würden sie sich nicht so flegelhaft auflehnen, und ein Arzt faßte den Christusknaben desselben Bildes scharf in's Auge, indem er vor sich hin murmelte: Erweiterte Pupillen, das Kind hat Würmer, muß meine Pillen einnehmen!

Mir hat dies Alles meinen Satz bestätigt, daß das Schöne nicht außer uns für sich fertig ist, sondern sich erst im fühlenden Geist erzeugt, im Zusammenwirken bestimmter Gegenstände mit unserm auffassenden Gemüth und urtheilendem Sinn. Der Eindruck der äußeren Erscheinung bringt uns einen Begriff zum Bewußtsein, den wir früher gebildet haben; wir schauen ihn im Gegenstand an, und indem der Begriff unserer Vernunft ebenso gemäß ist, wie die Erregung unserer Sinnesnerven deren eigner Bewegung, sodaß wir sie gern annehmen, so sind wir sinnlich und geistig zugleich angeregt und befriedigt, unsere Stimmung ist harmonisch, das Wohlgefühl des Schönen.

M. Carriere.

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Wir mußten wegen Mangel an Raum die Besprechung verschiedener Novitäten etwas verschieben. Von literarischem Werthe ist nur R. Elchos „Am Rande des Abgrunds", ein Volksstück im besten Sinne. Der ursprüngliche Stoff soll einem französischen Autor entnommen sein — eine Vergleichung ist uns nicht möglich, da wir die Quelle nicht kennen; einige ziemlich derbe Scenen voll starker Effecte weisen auf ein Boulevard-Drama hin. Der Grundgedanke ist der Kampf, den ein ehemaliger Sträfling zu streiten hat, bis er in der Gesellschaft wieder zu Ehren kommt. Der Stoff ist mit großem Talente für realistische Charaktermalerei localisirt, in den ersten Acten etwas zu breit, in den letzten mit kräftigem dramatischen Pulsschlag ausgeführt. Der Held Robert, das schuldlose Opfer fremden Verbrechens; Lieschen May, seine Braut, das einfach schlichte Mädchen, — von Frl. Frauenthal vortrefflich gegeben —; Frau Kartschke und der Spitzbube Stirbitz sind durchweg lebenswahre Gestalten. Es wäre zu wünschen, daß unsere Volksbühne einen größeren Reichthum an derartigen Stücken hätte. Herr Elcho scheint dafür ein energisch ausgesprochenes Talent zu besitzen, denn der größte und beste Theil des Schauspiels ist so echt deutsch, daß er einer fremden Quelle nicht entnommen sein kann.

Das Victoriatheater hat mit seiner jüngsten Novität „Die schöne Melusine" einen glücklichen Wurf gethan, wie die stets gefüllten Häuser beweisen. Sowohl dieses Ausstattungsstück, wie das vorhergehende „Die Irrfahrten des Odysseus" zeugen für das Streben des Directors E. Hahn, die ausgetretenen Wege des glänzend decorirten Unsinns verlassen zu wollen. Der Text ist zwar nicht von hervorragendem Werth, aber immerhin anständig bis auf die eine Figur des „Urian", einer fratzenhaften Gestalt, die nicht erheiternd, sondern nur störend wirkt. Die Autoren haben sich bis auf den Schluß an das bekannte Volksmärchen gehalten, nur die Sprache entspricht mit ihrer oft erzwungenen Poesie dem naiven Zug des Originals nicht. Doch das Alles ist in diesem Genre Nebensache — den Hauptreiz müssen das Ballet und die Decorationen ausüben und dafür ist hier im reichsten Maße gesorgt, die „Zaubergärten", „die Apotheose" am Schlusse sind wirklich Meisterwerke der modernen Decorationskunst. Gleiches Lob verdient das Ballet und besonders Frl. Zimmermann, eine höchst anmuthige Tänzerin, die voll Feuer und Leidenschaft eine seltene Kraft und Ausdauer entwickelt. „Die Melusine" hat Hoffnung hundert Vorstellungen zu erleben; wir wünschen es dem thätigen Director des Victoriatheaters.

Das Woltersdorff-Theater hat eine französische Zauberposse von Clairville und Thiboust „Flamina" importirt, für deren Ausstattung mehr geschehen ist, als man erwarten durfte. Die Titelheldin ist ein uneheliches Kind des Satans. Woher die Autoren dieses Factum haben, ist mir nicht bekannt. Flamina soll achtzehn Jahre auf der Erde leben. Bleibt sie bis dahin tugendhaft, so braucht sie nicht mehr in die Hölle zurück. Ein Teufel von der sechsten Rangclasse, Phosphorino, begleitet sie und will sie zum Bösen verleiten, wodurch er auf den höllischen Thron käme. Es herrschen in Bezug auf Nachfolge jedenfalls seltsame Anschauungen dort unten. Satan durchschaut die Pläne, verhindert sie und verurtheilt den Teufel als armen Theaterdirector zu leben. Ein echt satanischer Urtheilsspruch. Um diesen magern Kern sind verschiedene Schalen gelegt. Die Darstellung war recht gut, den größten Beifall erntete der Director Thomas als „Phosphorino" und Frl. Damhofer, die neugewonnene Soubrette, eine glänzende Bühnenerscheinung, die auf dem besten Wege ist, ein Liebling des Berliner Publicums zu werden.

O. v. Leixner.

Notizen.

Der praktische Nutzen der Diplomatie, wenigstens in kritischen Zeiten, welchen radicale Kammerreden und Zeitungsartikel schon öfters in unehrerbietiger Weise bestritten haben, ist durch die Wechselfälle der Orientkrisis selbst für die wärmsten Bewunderer der Institution zur offenen Frage geworden. Seit zwanzig Jahren wird an dem Problem herumgeflickt, ohne daß die Lösung auch nur einen Zug vorwärts ge-

Digitized by Google

kommen wäre. Die Vorschläge dazu sind allerdings zahlreich wie Sand am Meer. Alle Blätter und Zeitschriften sind periodisch davon erfüllt. Aber bei Lichte besehen sind es durchweg doch nur hochpolitische Kannegießereien. Dabei bildet sich Jeder auf seine Entdeckung außerordentlich viel ein. Für ruhige Beobachter hat die Selbstgenügsamkeit, mit welcher jene Herren die hundertfach erörterten Auskunftsmittel in weihevollem Seherton stets wieder auf's Neue an den Mann zu bringen suchen, ihre heitere Seite. Alles läuft in Wahrheit darauf hinaus, daß die Türken mit guter Manier aus Europa hinausexpedirt werden sollen. Die Formel ist einfach und erfreut darum kindliche Gemüther, nach dem bekannten Spruch: Les solutions simples séduisent toujours les esprits naïfs! Es ist klar, daß, wenn die Osmanli nicht da wären, sie der Welt keine Sorge mehr bereiten würden. Die Frage ist nur, wie sie nach Asien fortcomplementirt werden sollen. Wird hierauf eine Antwort erbeten, so gerathen die Staatsweisen in Verwirrung und stammeln unverständliche Orakel. Bis vor einigen Monaten wußte man sich viel mit Umwandlung der Balkanprovinzen in neugebackne autonome Staaten. Seit sich indessen neuerdings Serbien und Rumänien als russische Unterpräfecturen entpuppt haben, ist die fragliche Umgestaltung wenigstens bei denen, die ihre Seele nicht ganz und gar dem Moskowitenthum verschrieben haben, sehr erheblich im Cours gesunken. Die unglücklichen bulgarischen Christen selbst, denn nach ihnen schaut ja die slavische Gier besonders lüstern hinüber, sind von russischen Schulmeistern und Popen die Zeit über nachhaltig bearbeitet worden, sehen sich aber vorläufig auf Jahre hinaus ruinirt und fürchten sich vor den herannahenden russischen Rettern und Befreiern mindestens soviel wie vor den Türken. Wer übrigens alle superklugen Reflexionen verzeichnen wollte, welche man täglich über die orientalische Schwierigkeit und namentlich über Deutschlands Stellung zu derselben vorbringen hört, würde die Annalen des blühenden Unsinns mit einigen Prachtexemplaren bereichern. Da sagt der Eine, es wäre doch sehr gut, daß Deutschland und Frankreich sich gegenseitig neutralisirten und in Schach hielten! Ein Anderer will eine leise Klage über Deutschlands schwierige Position beschwichtigen und bemerkt mit gewichtiger Miene, der Schiedsrichter habe stets eine dornenvolle Aufgabe. Am häufigsten kehrt der Ausdruck der Zuversicht wieder, daß, wenn nach der auf etwa drei Jahr zu bemessenden Besetzung der Bulgarei die Russen finden sollten, sie hätten noch immer nicht Garantien genug und müßten unbeschadet kaiserlicher Zusagen und Verheißungen auf unbestimmte Zeit den bulgarischen Bauer mit ihrer Einquartierung beglücken, Deutschland das nicht dulden, sondern dem siegreichen Alliirten schleunigst den Rückweg über den Pruth weisen werde. Solche Dinge werden ohne jede Censur des flüchtigsten Nachdenkens gesagt und gedruckt. Zum Glück steht der neue Reichstag bevor, der sich wie sein Vorgänger grundsätzlich nicht mit auswärtiger Politik beschäftigen wird, für welche die parlamentarische Discussion nach dem Ausspruch eines ehrenwerthen Abgeordneten erst in fünfzig Jahren reif sein soll. Man wird daher zur willkommnen Abwechslung auch wieder von anderen Dingen als dem Orient zu hören bekommen. An Nachklängen des Streites über die Justizgesetze wird es allerdings nicht fehlen. Und doch müßte eine Verständigung der liberalen Parteien, sollte man glauben, ohne zu große Schwierigkeiten sich erzielen lassen. Ein Reichstagsmitglied, das im häuslichen Kreise gefragt wurde, was denn eigentlich der Zank um die Justizgesetze bedeute, erwiederte lächelnd: Das läßt sich durch ein Beispiel am besten veranschaulichen. Das Essen war bei uns vor einigen Tagen von wegen der neuen Köchin nicht sonderlich befriedigend gewesen. Die Klage darüber hat indessen durch bessere Ueberwachung eine schnelle Abhülfe herbeigeführt. Nur die Suppe läßt noch zu wünschen übrig. Sollen wir nun Eingebungen folgen, wie sie die äußerste Linke bei den Justizgesetzen empfand, so würden wir das ganze Essen stehen lassen, weil das eine Gericht noch nicht schmackhaft genug ist. So jener kluge Hausvater und Politiker, womit nicht gesagt sein soll, daß eine andere Taktik, soweit es sich um die Redner bei der zweiten Lesung handelte, nicht viele Mißverständnisse vermeiden konnte. Doch das sind geschehene Dinge, und wir wollen uns die Arbeitsfreude nicht durch retrospective Vorwürfe verkümmern lassen. Die Wahlen liegen ja hinter uns und die Verwandlung der Nationalliberalen in eine stramme Regierungspartei, mit welcher Compromisse einzugehen sich nicht mehr lohnen würde, wie officiös davon geträumt wurde, wird auch in diesem Jahr noch auf sich warten lassen.

* * *

Christian Daniel Rauch von Friedrich und Karl Eggers. Zweiter Band. — Erste Hälfte.*) Berlin, 1877. Karl Duncker's Verlag (G. Heymons).

Der erste Band der Rauchbiographie von Friedrich Eggers erschien im Herbst 1873, etwas über ein Jahr nach dem Tode des Verfassers. Der Bruder desselben, Karl Eggers, stellte bei Herausgabe des ersten Bandes, für welchen das handschriftliche Material eben nur ausreichend in dem Nachlasse des Verstorbenen vorhanden war, das Erscheinen eines zweiten Bandes in Aussicht, für dessen Vollendung im Geiste seines Bruders er eifrig Sorge tragen werde.

Das Erscheinen dieser Fortsetzung des Werkes erlitt indeß bei den Nachforschungen nach weiterem handschriftlichen Material, namentlich an Rauch'schen Briefen, unerwartete Verzögerungen. Ein Theil dieser Briefe ist vernichtet oder spurlos verschwunden, ein anderer, wie die im Goethe-Archiv in Weimar verbliebenen, trotz aller Bemühungen unerreichbar. Dennoch ist der Stoffanwachs so beträchtlich, daß er die Ausdehnung der Biographie auf zwei weitere Bände statt des einen verheißenen erforderlich macht, deren Herstellung jetzt, nach Abschluß der Vorarbeiten, schneller fortschreiten wird. Den 100jährigen Geburtstag Rauchs aber — am 2. Januar 1877 — wollte Karl Eggers nicht vorübergehen lassen, ohne ein augenscheinliches Zeugniß abzulegen, daß die Fortsetzung des von seinem Bruder so eifrig begonnenen Werkes nicht der Vergessenheit anheimfällt, sondern ihr der möglichste Fleiß zugewendet wird.

So liegt uns denn des zweiten Bandes erste Hälfte vor, welche die Thätigkeit Rauchs während des Zeitraums von 1819—1830 im Lagerhause zu Berlin vorführt, wohin er im November 1818 von Carrara übergesiedelt war. Im Anschluß an die Darstellungsweise seines Bruders versäumt es der Verf. nicht, die künstlerischen Leistungen des Meisters in ihren Beziehungen zum Cultur- und Kunstleben seiner Zeit darzustellen. Nach einem Blick über die durch den Philhellenismus und die romantische Strömung bezeichnete Zeitlage, über das Kunstleben unter Canova und Thorwaldsen, in Deutschland unter Cornelius und König Ludwig, sehen wir den Wetteifer zwischen München und Berlin sich entfalten. Dort, in München, ein König, der auf allen Gebieten seines Fühlens und Denkens die Gegensätze der Zeit unvermittelt in sich trug und mit Hast und Ungeduld das einmal von der Phantasie Erfaßte zur Ausführung bringen ließ, um seine weitgreifenden Pläne für die Kunst zu einer Mitbedingung des Volkslebens zu machen. „Denn als Dessert soll die Kunst bei mir nicht behandelt werden", hatte er zu Rauch gesagt, „sie soll uns Beefsteak sein." Ein König, der die Kunst beschwören wollte und als Mäcen wohl Künstlertalente an den Tag brachte, — aber das Mäcenatenthum vermag kein Genie zu erwecken. Hier, in Berlin, die Kunst, welche durch ihre genialen Träger — Schinkel und Rauch — den König beschwor, ihr eine Stätte zu bereiten, und sie erhielt den Boden, in dem sie Wurzel fassen und neue Triebe ansetzen konnte.

In dem Capitel „In und außer dem Lagerhause" wird uns nun theils Rauchs Thätigkeit in der ersten Zeit des Berliner Aufenthalts — die Büsten des Grafen Ingenheim, Hardenbergs, Friedrichs des Großen, die Schauspielhausculpturen, die Moraspieler — vorgeführt, theils lernen wir den geselligen Kreis kennen, in welchem Rauch sich damals bewegte. Die hier genannten Namen, nicht nur die der großen Celebritäten, dürften noch von manchem Leser als alte Bekannte begrüßt werden.

Den Höhepunkt der bildnerischen Production des Künstlers in dieser Periode bilden seine „Denkmäler der Befreiungskriege", die Standbilder von Bülow und Scharnhorst, namentlich seine beiden Blüchermonumente, für Breslau und Berlin. Wie im ersten Bande die Biographie der Königin Luise, so ist hier Blücher der hervorragendste Gegenstand seines künstlerischen Denkens und Schaffens, mit derselben Fülle des Ruhmes, aber auch der Sorgen. Bemerkenswerth ist neben vielem anderen hier Mitgetheilten die zu jener Zeit so vielfach discutirte Costümfrage und Rauchs Lösung derselben am Blücherdenkmale.

Der Eifer des Verfassers, im Geiste seines so früh verstorbenen Bruders weiter zu arbeiten, ist dankbar anzuerkennen. Wir empfehlen das Buch nicht nur allen Freunden der Kunst, sondern auch dem großen Kreis aller Derer, die sich gern näher mit den Tagen einer Vergangenheit, wie

*) Die Besprechung des I. Bandes befindet sich in der „Gegenwart" 1874, Nr. 17.

Digitized by Google

die hier vorgeführte, beschäftigen, aus welcher noch oft bekannte Klänge herübertönen. Hier winden sie sich zum Kranze um das Haupt des Meisters, bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

B. v. Lepel.

* * *

Die Cartons zur Fürstengruft von Peter Cornelius.

(Herausgegeben von der Photographischen Gesellschaft in Berlin 1876.)

Es war kurz vor der Ankunft des jungen Cornelius in Rom. Mehrere junge Künstler, unter ihnen Overbeck, Pforr, Wintergerst, hatten in dem vereinsamten Kloster San Isidoro auf dem Pincio ihre Ateliers aufgeschlagen nnd eine deutsche Malercolonie gegründet. Da sie einfach und zurückgezogen lebten und auch im Künstlerischen die Aeußerlichkeiten verschmähten, gab man ihnen den Spottnamen „die Nazarener", der später auf die ganze religiöse Malerei ausgedehnt wurde. Man mag über den ganzen Kreis denken wie man will, das objective Urtheil wird eins eingestehen müssen: es wirkte in ihm ein ernstes Streben und eine tiefe Kunstliebe, wie sie heute selten angetroffen wird.

Man braucht nur die Briefe Niebuhrs zu lesen, der damals preußischer Gesandter in Rom war, um diese Thatsache zu erfahren. Diesen Künstlern war die Kunst das Heiligste, und selbst der vielgeschmähte Uebertritt der Protestanten unter ihnen zur katholischen Kirche geschah aus der tiefsten Ueberzeugung, daß sie mit den Objecten ihrer Kunst auch durch die Religion einig sein müßten. An die Spitze dieser Schaar stellte sich Cornelius, nicht nur als Künstler, sondern auch als Wortführer, wie sein berühmtes Schreiben an Görres beweist (vom 3. Nov. 1814). Als reichlichstes Mittel zur Hebung der deutschen Kunst, zur Erreichung eines großen Stils bezeichnet er die Wiederbelebung der Freskotechnik, „dann", schreibt er, „würden wir in kurzem Kräfte zeigen, die man unserm bescheidenen Volk in dieser Kunst nicht zugetraut, Schulen würden entstehen im alten Geist, die ihre wahrhaft hohe Kunst mit wirksamer Kraft in's Herz der Nation ergössen." Görres schwieg — die Wahrheit dieser Worte fand keinen Widerhall, kein Verständniß. Aber ein Privatmann, der Consul Bartholdy, ergriff die Idee und so entstanden die berühmt gewordenen Fresken in dem rechten Eckhause der Via Sistina am Pincio, denen zu Liebe später Prinz Ludwig von Bayern den deutschen Sprachgenius in das Prokrustesbett folgender Apostrophe gezwängt hat:

„Wiege, du der von den Deutschen al fresco zu malen
Wiedergeborenen Kunst" . . . . . .

Cornelius ging begeistert mit Schadow, Overbeck und Veit an die Arbeit. Der Erfolg war groß. Niebuhr schrieb (1817) an Savigny, man möge Cornelius bei einer monumentalen Arbeit beschäftigen.. Das damalige Preußen hatte noch kein Kunstgefühl und sandte 200 Thlr. — wenn ich nicht irre —, kurz eine Bagatelle, für Staffeleibilder. So nahm Cornelius die Gelegenheit wahr, mit Overbeck den Palazzo Massimi mit Fresken zu schmücken. Wie in der „Wiedererkennung Josephs und seiner Brüder" entfaltete er auch hier die Größe seines Könnens in den noch vorhandenen Entwürfen zum „Paradiese" Dantes, die nicht zur Ausführung gelangten. Er ward durch Ludwig von Bayern nach München berufen, wo er die Sommermonate an den Glyptothek-Fresken arbeitete (von 1820—1830). Sein Sehnen, an der Schaffung einer monumentalen Kunst arbeiten zu dürfen, erfüllte sich in noch höherem Maße, als ihm die Decoration der Ludwigskirche übertragen wurde. An allen diesen Aufgaben hatte Cornelius sein Stilgefühl geübt, das sich bei ihm in jeder Linie, und man darf sagen, ohne seine Manen zu verletzen, nur in der Linie verräth. Als Friedrich Wilhelm das Campo Santo in Berlin ausmalen zu lassen sich entschloß und Cornelius dazu berief, erfaßte der Künstler den Plan mit einem glühenden Enthusiasmus. Carriere sagt in einem Charakterbild des Künstlers über das Werk Folgendes: „Cornelius nannte diese Entwürfe seine Doctordissertation . . . . . sie sind aber zugleich ein herrliches religiöses Gedicht; an Stelle des Dogmatischen ist die ergreifende Macht der inneren Erfahrung, ist eine freie Auffassung des Christenthums, des Geistes getreten, der über alle Confessionsschranken hinaus die Wahrheit der Offenbarung in ihrer reinmenschlichen und reinsittlichen Bedeutung uns vor Augen führt." Diesen Stempel des Reinmenschlichen tragen die Compositionen zum Campo Santo in hohem Maße an sich. Wenn man sie betrachtet, so wird uns aus ihnen das erste Mal ein fremder Geist entgegenwehen, aber da gilt es, ehe man urtheilt, die Frage zu beantworten, ob der Künstler, ob wir die Schuld. Unser Auge ist durch die moderne Kunst an das Kleine, an das Kleinliche gewöhnt, wir wollen den Zauber der Farbe, wir wollen wo möglich auch etwas Pikanterie. Hier fehlt das alles. Der Stoff ist uns nicht gegenwärtig, die Auffassung drückt uns nieder, die Darstellung, die jeden Effect verschmäht, ist für uns fast kahl und dürftig. Aber wenn z. B. die Wagnerverehrer fordern, daß man die Werke ihres Meisters oft und oft hören müsse, um sie zu verstehen, so darf man wohl auch bei Cornelius sagen: „Schaue so oft, bis du siehst." Jedes einzelne der Bilder in das Detail zu beschreiben, liegt nicht in der Absicht dieser Zeilen. Wir wollen nur auf einzelne hinweisen, vorerst auf die vier apokalyptischen Reiter, der Tod mit seiner Sense, der Krieg mit geschwungenem Schlachtschwert, der Hunger mit der Wage und die Pest mit Pfeil und Bogen, In dieser Composition liegt eine geniale, überwältigende Macht, in den Gestalten, über welche die gespenstigen Reiter hinbrausen, eine mächtige Empfindung. Wie fein gefühlt ist der Jüngling, der unter den Hufen der Rosse, das Antlitz mit der linken Hand bedeckend, zurücksinkt. Dieser Carton gehört zu den großartigsten Schöpfungen christlicher Kunst. Wie viel des Schönen enthält: „der Untergang Babels", „die Herabkunft des neuen Jerusalem" und der herrliche Cyklus der sieben Werke der Barmherzigkeit. Man fühlt, daß die ganze Seele des Künstlers bei dem Werke war und versteht die Worte, die er aus Rom an Brüggemann schreibt: „Jeder Athemzug bei dieser Arbeit ist mir tiefe Seligkeit." Mögen auch verschiedene Krittler über Verzeichnungen, über lange Körper und kurze Köpfe spotten, auch ihnen gegenüber gilt der Vers, den Cornelius 1841 bei dem Abschied von München sprach:

Die Kunst hab' ich geliebt,
Die Kunst hab' ich geübt
Mein Leben lang.
Die Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit stets getrachtet,
Darum ist mir nicht bang.

Die Reproductionen der photographischen Gesellschaft sind von vollendeter Treue, kein Strich des Originals fehlt und kein Ton ist verstärkt oder vermindert. Die uns vorliegende Ausgabe ist sehr groß, aber auch das ist anzuerkennen, denn sie ist zunächst für Akademien, Bibliotheken und Lehranstalten bestimmt. Sehr wünschenswerth wäre eine Einzelausgabe der „Reiter" und der „Werke der Barmherzigkeit". Die Publication macht dem Institut um so mehr Ehre, als damit nur das Denkmal eines großen Geistes errichtet ist, dagegen auf einen materiellen Ertrag bei den hohen Herstellungskosten wohl kaum gerechnet werden konnte.

O. v. L.

* * *

Die Wiener „Neue freie Presse" bringt in der Nummer vom 2. Januar ein höchst interessantes Feuilleton über das 25jährige Jubiläum der „Gartenlaube". In diesem Falle ist die Feier eine echte, unverfälschte, nicht das Resultat von Eitelkeit und Selbstsucht. Ernst Keil, der Gründer der Zeitschrift, die jetzt die riesige Auflage von 380,000 Exemplaren erreicht hat, ist einer jener seltenen Männer, die mit Stolz behaupten dürfen, alles Errungene der eigenen Kraft zu verdanken, durch eiserne Energie alle Hindernisse besiegt zu haben. Und es waren große Steine, die man dem Unternehmen in den Weg gelegt hat. Die „Gartenlaube" hat Feinde und Neider; was diese aber auch sagen mögen, Eines ist sicher: das Blatt hat viel dazu beigetragen, mehr als man denkt, das geistige Deutschland aufzubauen; es war und ist ein unermüdlicher Pionier, der die Freiheit hoch hält und sich treu geblieben ist in allen Lagen. Möge der Gründer der „Gartenlaube" noch das fünfzigjährige Jubiläum seiner Schöpfung erleben, das wünschen wir von ganzem Herzen.

—x—

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Wo Barthel den Most holt.

Berlin, 26. Decbr. 1876.

An den Herausgeber der „Gegenwart".

Die „Gegenwart" hat schon Mancherlei zur Erläuterung sprüchwörtlicher Redensarten beigetragen. Unter Andern hat sie auch den Ursprung der Worte: „Der weiß, wo Barthel den Most holt", nachzuweisen versucht.

Das durch einen so competenten Beurtheiler, wie Theodor Fontane, kürzlich mit Anerkennung besprochene Buch von Oskar Schwebel „Culturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg" (Berlin 1877, Weile) vervollständigt jene Versuche durch folgende Erzählung:

Der Brandenburger Markgraf Hans, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Küstrin residirte, hatte einen Rath Namens Barthel zu Mandelslohn, welcher die sparsamen Neigungen seines Herrn nicht theilte, und zu des letzteren mißfälliger Wahrnehmung, nicht nur an Wochentagen seidene Strümpfe trug, sondern auch im Stillen sogar Rheinwein trank, während auf der markgräflichen Tafel nur „Krossener Landwein" erschien.

„Solch' unchristlich und abscheulich Prassen und Prachern", fährt nun Schwebel wörtlich fort, „mußte der Herr Geheime Rath natürlich vor seinem Herrn geheim halten; aber markgräfliche Gnaden merkten nur zu bald das Geheimniß und wußten nun, „wo Barthel den Most herholte". Seit jener Zeit hat sich die Redensart sprüchwörtlich in der Neumark erhalten."

Erlauben Sie mir, meine Meinung über diese Erzählung zu sagen.

Obgleich Oskar Schwebel seine Quelle nicht angibt, bin ich bei der anerkannten Zuverlässigkeit dieses verdienten Forschers in märkischen Geschichten und Alterthümern weit entfernt, die Richtigkeit des Hergangs in Zweifel zu ziehen. Dagegen bestreite ich, daß bei dieser Gelegenheit die Redensart vom Barthel und dem Most entstanden, und daß sie überhaupt neumärkischen Ursprungs oder daß sie nur dort im Schwange ist.

Vielmehr war damals die Redensart schon lange und allgemein im Gebrauch, und der Markgraf hat sie nur auf seinen Geheimen Rath angewandt, weil derselbe Barthel hieß. Jedenfalls ließ sich Barthel von Mandelslohn vom Rhein „Wein" kommen, und nicht „Most". Denn damals kostete der Transport vom Rhein an die Oder sechs bis sieben Wochen Zeit; während der Zeit wäre der Most in Essiggährung übergegangen. Wenn der Markgraf gleichwohl nicht von Wein, sondern von Most sprach, so beweist dies, daß er sich dem Zwange der bereits herrschenden Redensart unterwarf und daher nicht der Urheber derselben sein kann. Ohne diesen Zwang hätte er von „Wein" gesprochen.

Der Ursprung von Barthels Most ist am Ober- und Mittelrhein zu suchen, wo der Weinbau eine dominirende Rolle spielt und man die Kalendertage nach den katholischen Heiligen bezeichnet.

Sanct Bartholomäustag fällt auf den 24. August. Die Weinlese beginnt erst zwei Monate später. Most gibt es erst im November zu trinken.

Man hat nun am Rhein ein uraltes Bauernsprüchwort:

„Wer sein Holz einthut auf Weihnachten,
Sein Korn auf Pfingsten,
Seinen Wein auf Bartholomä,
Bei dem wird Schmalhans Küchenmeister werden."

Das will sagen: Wer zur unrichtigen Zeit ernten will, der bringt nichts ein. Der Witz liegt eben darin, daß man auf Sanct Bartholomäustag noch nicht Weinlese halten kann und daß danach Barthel keinen Most hat.

Der Mensch, welcher weiß „wo Barthel den Most holt", steht sonach auf gleicher Linie mit denjenigen, welche das Gräslein wachsen hören und die Flöhe husten hören. Es ist ein dummpfiffiger Mensch, welcher sich einbildet, Dinge zu wissen, welche es nicht gibt.

Es erinnert an die „Belehnung mit der Fischerei auf dem Lurleifelsen und mit der Jagd auf der Bank" (d. h. auf der wüsten Sandbank, welche am Fuße des Lurleifelsen liegt). Mit dieser Fischerei und Jagd wurden in alten Zeiten diejenigen beliehen, welche zum ersten Male die dortige gefährliche Rheinrinne passirten. Die Feierlichkeit war dabei eine ähnliche, wie beim Passiren der Linie; d. h. der Neuling wurde geprellt und gehänselt.

Genehmigen Sie u. s. w.

Karl Braun-Wiesbaden.

* * *

Stilistische Mängel und stilistische Vorzüge.

Verehrte Redaction!

At nos virtutes ipsas invertimus atque
Sincerum cupimus vas inonestare.

Der Spruch des alten Horaz kam mir in den Sinn, als ich in Nr. 51 eine stilistische Unart gerügt fand, und an einer Frau gerügt fand, deren Worte ich geneigt war mit gutem Gewissen als echt deutsch in Form und Fassung nicht minder wie ihrem Gehalte nach zu halten und zu bezeichnen. Es fällt mir aber fast schwer, meinen Widerspruch zu äußern, da Ihr Herr Correspondent auf eine „hohe grammatische Autorität" ausdrücklich provocirt hat. Ich halte mich nun am allerwenigsten für eine Autorität; aber selbst wenn ein umfassendes Wissen (quot sentio quam sit exiguum) und ein gereiftes Urtheil mir ein Uebergewicht über diesen oder jenen meiner Volksgenossen geben sollte, ich würde doch allen Ernstes Protest erheben, wenn auch nur ein einziger Leser meiner Person ein höheres Gewicht als meinen Gründen beilegte. Dies zunächst im persönlichen Interesse und nun zur Sache selbst.

Gegen Ihren Herrn Correspondenten muß ich es erstens als unritterlich bezeichnen, daß er seinen Tadel an die Worte einer allgemein verehrten Frau anknüpft, während ihm aus seinem eigenen Geschlecht Dutzende von ähnlichen Beispielen an gefeierten Schriftstellernamen zu Gebote standen, eventuell von Brandstätter in seinem bekannten Werke über deutsche Gallicismen entlehnt werden konnten.

Dies über die materielle Grundlage des Tadels. Hinsichtlich der Beschaffenheit des beigebrachten Materials aber übersehen sowohl Brandstätter, wie Weitbrecht, daß ähnliche Constructionen nicht Gallicismen oder Anglicismen, auch nicht Saloperien, sondern ein Zurückgehen auf echt deutsche, volksthümliche Ausdrucksweise sind. Es widersteht mir, aus Heines deutscher Grammatik und aus seiner eigenen sinnigen Ausdrucksweise gelehrtes Material und gehäufte Belege beizubringen. Zwei oder drei Dichterbeispiele werden ausreichen, um zu beweisen, daß auch in diesen Constructionen das stilistische Gesetz obwaltet, mit wenigen Mitteln viel auszurichten. Unter unsern Bauern, die von deutscher Grammatik theils ungehudelt geblieben, theils die Tortur der Schule glücklich verschwitzt haben, sind solche Constructionen etwas Alltägliches.

Mir genügen folgende Beispiele:

Den Ellenbogen aufgestemmt,
Saß ich in meiner guten Ruh.

Valentin im Faust.

Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht.

Werner im Ernst von Schwaben.

Auch in den Worten Boecks im Egmont finden sich bei der Schilderung der Schlacht von Gravelingen Andeutungen eines ähnlichen absoluten Gebrauchs der Participien. Es ist das Widerstreben des geschulten Verstandes gegen die unmittelbare Aeußerung eines instinctiven und sicheren Sprachgefühls, wenn man eine kleine erkannte Regel festhaltend von Regellosigkeit redet, wo nur eine schwerer erkennbare Regel, ein umfassenderes Naturgesetz obwaltet.

Schwerin i. M., Ende Dec. 1876. Friedr. Latendorf.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Journalist,

wissenschaftlich gebildet, der sich praktisch bewährt hat, sucht so bald als möglich eine Stelle als Redacteur des Feuilletons einer liberalen Tageszeitung oder eines belletristischen Wochenblattes. Beste Zeugnisse und wenn nöthig Proben (Kritiken, Feuilletons, Novellen 2c.) stehen zur Verfügung. — Adressen erbeten unter **L. G. 77.** Expedition der Gegenwart, Louisenstr. 32.

Haus- und Familien-Schiller.

Neue illustrirte Oktav-Ausgabe
von
Schiller's
sämmtlichen Werken.
Mit Biographie,
Einleitungen und Anmerkungen
von
Robert Borberger.
8 starke Bände in 50 Lieferung. à 50 ₰.

Diese neue Schiller-Ausgabe ist das Resultat jahrelanger Vorarbeiten; sie ist bestrebt, in literarischer und illustrativer Beziehung als ein Ausfluß der Leistungen der Neuzeit dazustehen und weitgehende Ansprüche zu befriedigen.
Berlin. G. Grote'sche Verlagsbchhlg.

Collection Litolff.

Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen:
Liederperlen
200 Lieder mit leichter Pianofortebegl. Pr. 3 *M.*
Vollst. Verlags-Katalog gratis und franko.
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von **Albert Lindner.**
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine. Dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein	aus Corinth	à *M.* 1.60.	= *M.* 4.80.
3/1 Fl.	dito	Claret Vino di Bacco von Santorin	à *M.* 1.20.	= *M.* 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier	weiss Vino santo von Santorin	à *M.* 1.40.	= *M.* 4.20.
3/1 Fl.	dito	roth aus Misistra	à *M.* 1.50.	= *M.* 4.50.
Zusammen **12/1 Fl.** Kiste, Flaschen und Verpackung frei für				*M.* **17.10.**

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.
J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**
Gegründet 1840. Versandt bei jeder Temperatur zulässig.

Zeitschriften aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**
4. In 52 wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.
Preis pro Quartal 7½ *M.*
Jahrgang 1877.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sind die einzige Zeitschrift, welche die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit und ebenso anregend als maßvoll bespricht. Ihre Lektüre ist allen, welche den Bewegungen der Literatur im Zusammenhange zu folgen wünschen, zum Bedürfniß geworden, sodaß kein Journalcirkel, kein Leselocal sie entbehren oder durch andere Zeitschriften ersetzen kann.

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart.
Neue Folge.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**
8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen.
Jedes Heft 75 ₰.
Jahrgang 1877.

Diese rühmlichst bekannte culturhistorische Zeitschrift, eine „Deutsche Revue", die sich den großen englischen und französischen Revuen ebenbürtig zur Seite stellen kann, bietet in größern zusammenhängenden Artikeln und in Spezialrevuen ein umfassendes Zeitgemälde der Gegenwart. Sie bildet einen orientirenden Führer für jeden, der an den Strömungen des Culturlebens Antheil nimmt, und ist namentlich auch allen Leselocalen und Journalcirkeln von neuem zu empfehlen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und sind in den Stand gesetzt, die erste Nummer, resp. das erste Heft des neuen Jahrgangs zur Ansicht vorzulegen.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Musikalien- oder Buchhandlung zu beziehen:

Roeder, Martin, Op. 7. Gavotte
für Pianoforte . . . . . *M.* 1.50.

Mehrere Pianistinnen ersten Ranges haben **Roeder's Gavotte** in ihr Concert-Repertoire aufgenommen; u. A. spielte Fräulein Anna Mehlig dieselbe kürzlich mit grossem Erfolg in St. James Hall zu London.

In demselben Verlage erschienen:

Hiller, Ferdinand, Op. 144, Nr. 2. **Alla Polacca** für Pianoforte . . *M.* 0.75. (Repertoirestück von Frau Dr. Clara Schumann, Frau Annette Essipoff etc.)
Lachner, Vinzenz, Op. 57. **Präludium u. Toccata** für Pianoforte . *M.* 1.50.
Ries, Franz, Op. 26, No. 5. **Introduction und Gavotte** a. d. Violin-Suite, für Pianoforte bearbeitet von Ignaz Brüll. . . . . *M.* 1.00.
Scholtz, Hermann, Op. 27. **Variationen** über eine Norwegische Weise f. Pianoforte. Neue umgearbeitete Ausgabe . . . . . *M.* 2.00.
Stiehl, Heinrich, Op. 68. **Fantasia quasi Sonata** für Pianoforte . . *M.* 1.20.
Tschaikowsky, P., Op. 19. **Six Morceaux** pour Piano . . . . . *M.* 5.00.
— — Op. 21. **Scherzo** pour Piano *M.* 1.50.

Einbanddecken zum X. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.
VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 20. Januar 1877. XI. Band.

AP 30 .G295 v.11 no 3

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die christlichen Arier und die mohammedanischen Turanier. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Unter dem Krummstab. Epische Dichtung von Johannes Nordmann. Besprochen von Wilhelm Goldbaum. — Lesefrüchte. II. Von Hans Hopfen. — Friedrich Christoph Schlosser. (Schluß.) Von Immanuel Rosenstein. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Der lustige Rath." Schauspiel in 4 Aufzügen von Friedrich Spielhagen. Besprochen von Paul Lindau. — Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die christlichen Arier und die mohammedanischen Turanier.

Von Karl Blind.

„Die Protestanten haben sich (zur Zeit Leopolds I.) keineswegs gescheut, mit den Türken zusammen zu gehen, und wir können uns kaum darüber wundern; denn obwohl die christlichen Unterthanen einer mohammedanischen Macht als ein untergeordnetes Volk behandelt werden, so verweigert man ihnen doch nicht das Recht der freien Religionsübung" ..... „Von größerer Bedeutung für die Staaten des Sultans, als diese Gebietsverluste (im Jahre 1792), war die Einmischung in die inneren Verhältnisse der letzteren, die von da an durch Rußland planmäßig betrieben wurde .... Jeder Aufstand der christlichen Bevölkerungen wurde stets von Rußland ermuthigt; indessen gewannen diese selten irgend etwas durch dies Eingreifen Rußlands in ihre Angelegenheiten."

So steht es in einem englischen Geschichtswerk.

Das hat nun wohl einer von den Verruchten geschrieben, die sich nicht, gleich dem Quäker und Friedensfreund John Bright, für die neue Kreuzfahrt der Moskowiter erwärmen können. Vielleicht ist der Verfasser gar so ein ausgemachter Tory, der geistesschwach genug ist, an der überlieferten englischen Staatskunst festzuhalten, wie sie bis vor Kurzem unter Conservativen, Liberalen und Radicalen ziemlich allgemein als die richtige galt? Wie heißt also der Unglückliche?

Sein Name lautet: Eduard August Freeman. Es ist derselbe Geschichtsschreiber, der in der neuesten Bewegung für Austreibung der Türken aus Europa als Hauptführer vorantrat und mit Feuereifer Monate lang dafür wirkte. Es ist derselbe, der lieber die Russen als die Türken in Constantinopel sehen möchte, und der noch vor Kurzem eher die englische Herrschaft in Indien untergehen, als England zum Schutze des ottomanischen Reiches gegen den Czaren wollte eintreten lassen. Der von ihm verfaßte „Allgemeine Abriß der Europäischen Geschichte" aber, dem ich die oben erwähnten Stellen enthob, ist noch vor zwei Jahren in neuer Auflage erschienen.

Es mag sogar einem Geschichtsforscher erlaubt sein, im Laufe von zwei Jahren in einer Frage wie die orientalische, über die Niemand leichtweg ein Urtheil abgeben sollte, ohne peinlichst darüber nachgedacht zu haben, eine scheinbar aus gutem Studium hervorgegangene Meinung völlig zu ändern. Etwas Anderes ist es schon, wenn der übrigen Welt dieselbe Schwenkung unter Androhung der geistigen Acht und Aberacht zugemuthet wird. Man kann, glaube ich, sehr freisinnig sein und doch der Ansicht huldigen, die der nicht ganz unfreisinnige Ludwig Börne einst in Bezug auf die vorläufige Erhaltung des türkischen Reiches gegenüber dem russischen Ansturm entwickelte. Börne betrachtete die Türkei bekanntlich als das Gitter, das Europa vor dem Einbruch „wilder Thiere" — mit anderen Worten, des nach Weltherrschaft geizenden, halb mongolischen Czarenthums — schütze. Das Gitter könnte, denke ich, bedeutend besser sein. In Ermangelung eines besseren behilft man sich jedoch vernünftiger Weise einstweilen auch mit einem Nothmittel.

Sogar auf der Londoner Versammlung, die sich ziemlich hochtrabend „Nationalconferenz" titulirte, warf ein Redner, zwischen seinen türkenfeindlichen Ausführungen, die bemerkenswerthen Worte hin: Rußland sei „wohl das wenigst gebildete unter den Völkern, die despotischste aller Regierungen, die gewissenloseste in ihrem Ehrgeiz, und von einer Führung, die vollauf Ursache zu dem schwersten Mißtrauen gegeben habe". Dieser weiße Rabe unter den Conferenzrednern (und es war sogar ein Geistlicher, der sich so äußerte!) sprach eine bedeutungsvolle Wahrheit gelassen aus. Man hätte in dem Augenblick meinen können, ein verzauberter Gegner Rußlands stehe auf der Rednerbühne. Wenn nun aber wahr ist, was dieser weise Schwarzrock sagte; und wenn ferner wahr ist, daß auch an unsagbaren Schrecknissen durch die russische Herrschaft in Polen, im Kaukasus, und jüngst wieder in Turkestan das Entsetzlichste geliefert wurde: sind wir da berechtigt, nur von der Türkei als von einer „Ausnahme in Europa" zu reden?

Ist nicht in Rußland die ganze Bevölkerung politisch rechtlos? Steht nicht dort das auf einfache Waffen- und Polizeigewalt gegründete Czarenthum wie ein Sieger über Unterworfene da? Schrickt diese Tyrannei vor irgendwelchen Gräueln zurück, wenn Volksstämme, die ihre Leiden unerträglich finden, sich auflehnen, oder wenn der geringste Versuch gemacht wird, einen verfassungsmäßigen Zustand herbeizuführen, der die launenhafte Tyrannei beschränken könnte? Theilen sich nicht Familien, wie die Murawieffs, in „solche Murawieffs, die Andere hängen, und in solche, die gehängt werden?" Sind das Zustände würdig des europäischen Staats- und Rechtsbewußtseins?

Ich öffne auf's Gerathewohl die Schrift des Fürsten Peter Dolgorukow*), eines gemäßigt liberalen Mannes, und stoße auf den Abschnitt über die Gewissensfreiheit. „Die

*) La Vérité sur la Russie.

UNIV. OF MICH. LIBRARY

Digitized by Google

russische Regierung", heißt es da, „verfährt in Sachen der Gewissensfreiheit, wie sie überhaupt in allen Verwaltungszweigen handelt — nämlich ganz sprungweise und launenhaft und mit der unbedingtesten Willkür. In den Gesetzen ist die Gewissensfreiheit wohl eingeschrieben; aber von allen Gesetzen wird nur ein einziges beobachtet: dasjenige, welches dem Kaiser das Recht verleiht, zu handeln, wie es ihm gut dünkt. Anstatt die Gewissensfreiheit zum Staatsgrundsatz und zur Regel zu machen, wie es sich für jede wahrhaft civilisirte Regierung ziemt und den Bedürfnissen unseres Zeitalters entspricht, nimmt die russische Regierung von diesem Grundsatz so viel sie will, macht den Einen theilweise Gewährungen, verweigert sie den Uebrigen, ganz nach Belieben ..... Die Israeliten sehen sich, bei völliger Freiheit des Gottesdienstes, der meisten bürgerlichen Rechte beraubt, so geringfügig diese auch sein mögen; sogar der Rechte sind sie beraubt, die den heidnischen Unterthanen Rußlands gewährt werden .... Es ist ein gehässiger Zustand ..... Wir sprechen hier keineswegs von der Regierung des Kaisers Nikolaus, von seiner Unduldsamkeit, seinen Grausamkeiten, seinen Halbnarrheiten. Seine Regierung gehört der Geschichte an. Wir reden hier nur von der jetzigen Zeit."

Sind diese hier von einem russischen Fürsten geschilderten Zustände besser, oder sind sie vielmehr schlimmer, als in der Türkei? Wer etwa daran zweifeln mag, der hätte auf der erwähnten Londoner Versammlung die Rede des liberalen Unterhausmitgliedes Simon, eines Israeliten, hören sollen, worin die Lage der Juden im eigentlichen ottomanischen Reiche mit derjenigen seiner Glaubensgenossen in Serbien und Rumänien verglichen wurde.

Das Alles sei nicht etwa gesagt, um den Türken als eine merkwürdige Culturblüthe zu schildern, sondern lediglich, um einseitigen und in ihrer Einseitigkeit ganz unrichtigen Darstellungen entgegenzutreten. Aber hier hält man uns eine andere Formel entgegen, die Alles niederschlagen soll. Der Türke — wird gesagt — ist kein Arier; er ist ein fremder Eindringling aus Asien, von uns getrennt durch den Islam und durch turanische Stammeseigenthümlichkeiten.

Ich fürchte, mit solcher Racenmäkelei kämen wir bald noch zu einer anderen Hetze, als blos zur Turanierhetze. Möglicherweise müßten gar die liberalen Führer im deutschen Reichstag auf den Arier untersucht werden. Der Eine oder der Andere bestände die Probe wohl herzlich schlecht. Dann kämen vielleicht die blaublütigen Geschlechter und suchten einen großen Theil des „scrophulösen Gesindels" als Unterworfene von schlechterem Schlag darzustellen. Dieser Scherz ist schon einmal in der Staatswissenschaft des Mittelalters dagewesen, und hat zu den bekannten schönen Zuständen geführt, gegen welche wiederholt zum Volksaufruhr, als zum natürlichen Recht der Nothwehr, gegriffen werden mußte.

Schon in einer früheren Abhandlung über die orientalische Frage bezog ich mich einmal auf die Kiepert'schen Karten. Ein Blick in seinen Atlas der Alten Welt mag von Nutzen sein, wenn es sich für die Türken um's Recht auf's Dasein und auf staatliche Anerkennung in der europäischen Völkerfamilie handelt. Unter den Stämmen von weißer Farbe, die weder den Ariern, noch den Semiten zugerechnet werden können, finden wir in jenem Atlas, durch Gelb angedeutet, einen großen Theil von Thessalien und Makedonien; ganz Illyrien; Pannonien; Rhätien; Etrurien; das heutige italienische und französische Mittelmeerufer bis zur Rhonemündung; Corsica; die balearischen Eilande; drei Viertheile Sardiniens (das andere Viertheil ist als semitisch durch Blau bezeichnet); ein Stück Siciliens; und weitaus den größeren Theil von Spanien und Portugal. Hie und da — wie in Spanien und Portugal, oder in Etrurien — deuten abwechselnde gelbe und röthliche Striche eine Mischung mit Ariern an. Ich will hinzufügen, daß auch das heutige Westengland und ein Theil Irlands (das alte Hibernien) im Alterthum zum iberischen, d. i. nichtarischen und nicht-semitischen Stamme gerechnet werden dürfen.

Dieselbe gelbe Farbe in Kieperts Atlas erstreckt sich über den Nordosten der Krim, den ganzen Kaukasus, einen Theil Kleinasiens. Sie erstreckt sich ferner, soweit nicht der südliche Küstenrand des Mittelmeeres von Semiten besetzt erscheint, über den Norden Afrikas, einschließlich Egyptens, und bis zum arabischen Golf. Keine geringe Anzahl dieser nicht-arischen und nicht-semitischen Stämme des Alterthums gehörte ohne Zweifel dem turanischen Schlage an. Von manchem trefflichen Gelehrten wird der Etrusker für einen Turanier erachtet. War aber nicht Etrurien die Lehrmeisterin Roms?

Soll die alte Cultur Egyptens, Babylons, Chinas für nichts gelten, weil wir bei diesen Völkern entweder nur schwach, oder gar nicht auf den Arier treffen? Und wie steht es mit den Khazaren, jenen ehemaligen Bildungsträgern, die einst das Land inne hatten, wo heute kosackische, kalmückische, kirgisische Stämme schweifen? Schon Herodot, Strabon und Plinius sprechen von den „Jürkai"*) und den „Turcae" als in Osteuropa, etwa in der Nähe des heutigen Kiew, wohnend. In geschichtlich klarer Zeit treten dort die Khazaren auf. Diese waren, allem Anschein nach, ursprünglich selbst ein tatarisches oder türkisches Steppenvolk gewesen. Im Laufe der Zeit aber bedeckten sie das Land zwischen Wolga und Don mit blühenden Städten und wohlangebauten Gefilden, sandten ihre Handelsflotten den Don hinauf und durch's schwarze Meer, in's Mittelmeer, bis nach Frankreich und Spanien. Merkwürdig genug verband dies eigenthümliche, nicht-arische Volk hellenische Cultur mit der Vorliebe für einen semitischen Glauben. Die Khazaren nämlich machten die mosaische Religion zu der ihrigen!

Leider wurde der Fortschritt, der durch dies Bildungsvolk bereits unter die Slaven am Dnieper zu dringen begann, durch gewaltthätigen Einbruch gestört; und schließlich sanken jene Gebiete unter dem Ansturme von Wandervölkern wieder in dunkles Barbarenthum zurück.

Wenn wir germanische Arier auch mit gerechtem Stolze auf unsere eigene Entwicklungsgeschichte blicken dürfen, so hüten wir uns doch, zu Gunsten unseres besonderen Stammes im Staats- und Völkerrecht die Lehre von der Gnadenwahl aufzustellen. Schon wenn wir Wien verlassen und ein klein wenig ostwärts gehen, stoßen wir ja bereits auf den Magyaren, den nächsten Verwandten oder Zwillingsbruder des Türken. Auch der Magyar ritt einst sporenklirrend, die Peitsche schwingend, nach Europa herein; und wie mit dem Türken, so haben wir Deutsche früher mit ihm manchen harten Strauß gefochten. Bleibt es darum weniger wahr, daß die Ungarn an den Ufern der Donau eine parlamentarische Regierung in einer Weise hergestellt und allmälig freier entwickelt haben, als seien sie geborene Angelsachsen?

Oben, am anderen Ende Europas, in Finnland, kommen wir schon wieder auf den Turanier! Da weht uns aus der Kalewala ein dichterischer Geist an. Da sehen wir ein ugrisches, turanisches Völkchen sich in Wesen und Einrichtungen ganz „arisch" geberden. Es ist eben vielleicht die allgemeine menschliche Natur, die zum Vorschein kommt. Man braucht nicht immer gleich an Jemandem zu verzweifeln, wenn man die schreckliche Entdeckung macht, daß seine Vorväter nicht zum auserwählten Volke Irans gehörten. „Wo Leben ist, da bleibt immer Hoffnung", sagt das englische Sprichwort. Und auch der Turanier lebt noch und ist, gleich dem Arier und dem Semiten, sozusagen ebenfalls ein Mensch.

Diese Rechtswohlthat der menschenfreundlichen Auffassung kommt, scheint mir, selbst den Russen zugute. Die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung des russischen Reiches in Europa ist nachweisbar finnischen, ugrischen, uralischen, tatarischen, turanischen Stammes! Das weite Gebiet zwischen dem finnischen Meerbusen, dem Quellenlande des Don und der uralischen Hügelkette war von finnischen Bevölkerungen erfüllt, als dieser Theil Europas zuerst in die Geschichte trat. Die Sprache der weiter westwärts sitzenden Slaven erlangte sogar in den Bezirken Kursk, Orel, Kaluga, Moskau, Wladimir, Yaroslaw,

*) „Jürük" heißen die Türken noch heute in Kleinasien.

Digitized by Google

Kostroma, Twer und den nördlichen Theilen von Nowgorod erst im dreizehnten Jahrhundert die Oberhand. Noch in einem Peter dem Ersten gewidmeten Werke wird der Bezirk Tula, der an den Moskauischen gränzt, als „das Land, wo Asien beginnt" bezeichnet. Schon Stritter behauptete den finnischen Ursprung der Moskowiter. Sogar Katharina II., die in einem Ukas die „europäische" Stammesart derselben betonte, gab dabei zu, daß „die Moskowiter anderen Ursprungs sind, als die Slaven".

Was heißt übrigens „europäisch"? Sind nicht wir Arier auch, gleich den Turaniern, aus Asien hereingedrungen? Und waren nicht, allem Anscheine nach, finnische, tschudische, turanische Völker sogar vor den Kelten, Lateinern, Hellenen, Germanen, Litthauern und Slaven in Europa?

Duchinski*) rechnet unter etwas mehr als 60,000,000 Menschen des europäischen Rußland nicht ganz 24,500,000 Arier und Semiten; dagegen über 35,600,000 Einwohner uralischer, turanischer Abkunft. Unter den Polen gilt es meist als ausgemacht, daß die Mehrzahl der Moskowiter nur in russische Juchten gebundene Tataren seien. Die Ruthenen werden von den Polen als die wirklichen Russen, d. h. als Slaven, anerkannt. Die anderen Russen sind für sie Mongolen, doppelt mongolisirt durch die dritthalb hundertjährige Herrschaft der Goldenen Horde. Selbst Frau von Staël rief beim Anblick Moskaus: „Ein tatarisches Rom!"

Damit sei nur gezeigt, wie gefährlich in der Staatswissenschaft die strenge Untersuchung auf den Arier ist. Am Ende käme der Türke bei der Untersuchung, im Verhältniß zur Mehrzahl der Russen, noch glänzend arierhaft heraus; nämlich in Folge seiner Vermischung mit arisch-kaukasischen Stämmen, aus denen seit langer Zeit viele Mütter des Türkenvolkes hervorgingen. Kenner der Menschenkunde behaupten entschieden, es mache sich unter den Osmanen diese Veränderung, dieser Umschlag in's halbe Arierthum langsam, aber stetig geltend. Das wäre dann nur eine ähnliche Umwandelung, wie bei dem turanisch-arischen Mischvolke der Bulgaren.

Wie der Christ auf die Bibel, so schwört der Türke auf den Koran. Chinesen, die in England lebten, haben gelegentlich vor Gericht eine Aussage dadurch eidlich bekräftigt, daß sie eine Tasse auf den Boden werfen; was bei ihnen als ein sehr fester Eid zu gelten scheint. Jeder muß eben „nach seiner Façon selig sein" dürfen. Unter uns Anhängern des Fortschrittes ist der Grundsatz unbestritten, daß man am besten die Religion und das öffentliche Recht auseinanderhält. „La loi athée" war dafür der Ausdruck in Frankreich sogar unter einer keineswegs übermäßig freisinnigen fürstlichen Regierung. Wie in so vielen Dingen, ist die Türkei, trotz ihrer Duldung Andersgläubiger, in diesem Punkte noch sehr weit zurück. Doch wie steht es damit anderwärts?

Das römische Hoheprieſterthum, das zugleich weltliche Herrschaft übte, ist als Staatsmacht erst vor ein paar Jahren gefallen! Sogar aus dem Vatican heraus beansprucht es jetzt noch die Weltherrschaft. Staatskirchen finden wir bis zur Stunde in den meisten Ländern unseres Welttheiles. Wo aber Staatskirchen vorhanden sind, da ist eben die Trennung zwischen Recht und Religion offenbar noch nicht erfolgt.

In Spanien hat sich, seit dem Alfonso'schen Staatsstreich, die römische Kirche wieder zum politischen Tyrannen über die Andersgläubigen emporgeschwungen. Selbst im sonst freien England trägt das Staatsoberhaupt neben der Krone auch die Bischofsmütze. Sonntagsgesetze, die Arbeit sowohl wie die Unterhaltung verbieten, sind noch bis heute nicht abgeschafft. Politische Rechte wurden den Katholiken in England erst vor etwas mehr als einem Menschenalter gewährt. Der Eintritt in's Parlament war den Israeliten noch bis vor wenigen Jahren durch einen christlichen Zwangseid verboten. Der Zwangseid auf die Bibel vor englischen Gerichten wurde erst jüngst abgeschafft. Und wo Jemand darauf besteht, einen einfachen bürgerlichen Eid zu leisten, da kann er auch heute noch beinahe immer sicher sein, den Richter sofort gegen sich zu stimmen. Die Volkserziehung endlich wird in England nur mit Mühe dem gröbsten geistlichen Einflusse entzogen.

Wie es in Rußland mit der Trennung zwischen Religion und Recht (wenn dies Wort auf das Czareneich anwendbar ist) sich verhält, hat uns Fürst Dolgorukow gesagt. Der Russenkaiser ist bekanntlich Czar und Papst in Einer Person. Er würde wo möglich noch mehr Papst werden, wenn er etwa in die Sophienkirche zu Constantinopel einzöge. Wie sollen wir da von dem Türken erwarten, daß er an der Spitze jener Civilisation marschire, die das Landesgesetz ganz von den verschiedenen „Heiligen Schriften" trennt?

Jedenfalls ist so viel klar, daß, wenn man eine christlich-arische Gemeinschaft der mohammedanisch-türkischen als das Richtige gegenüberstellt, man ebenfalls Landesgesetz und Kirchenthum vermischt, also gerade so handelt, wie der zurückgebliebene Türke. Werfen wir doch lieber Alle zusammen die Vorurtheile ab; und gehen wir dem Türken darin voran!

Der Islam war ursprünglich eine Reformreligion gegenüber der Vielgötterei und der Fetischanbetung. Wir Anderen, die wir uns unparteiisch mit vergleichender Religionswissenschaft beschäftigen, können dies getrost anerkennen. Selbst heute noch zeigt der Islam nicht solche Auswüchse, wie das mit Wundererscheinungen durch den Mund verlogener Kinder wirkende päpstliche Bonzenthum. Der Krebsschaden der Türkei, die Vielweiberei, hat bekanntlich nichts mit dem Islam zu thun, so dringend wünschenswerth die Abschaffung dieser verwerflichen Einrichtung ist. Die Erzväter des jüdischen Volkes hatten Vielweiberei. Die Einrichtung findet sich überall in Asien und Afrika unter den Anhängern der verschiedensten Religionen. England duldet die Vielweiberei in seinen indischen Besitzungen; jeder Versuch der Abschaffung würde zum furchtbarsten Aufruhr führen. Rußland duldet die Vielweiberei unter seinen asiatischen Bevölkerungen.

Unter den mormonischen Neu-Christen der Vereinigten Staaten besteht eben so die Vielweiberei. Die deutschen Fürsten besaßen, nach Tacitus, das Recht auf mehrere Frauen, während die Masse unserer germanischen Vorfahren der einfachen Ehe huldigte. Luther, Melanchthon und sieben andere Kirchenverbesserer ertheilten dem Landgrafen von Hessen die Befugniß, wenigstens insgeheim eine zweite Gemahlin zu ehelichen. In seinen Tischreden verglich Luther solche Verbindungen mit den Gewohnheiten der Erzväter. Auf die zahlreichen fürstlichen Ehen zur linken Hand bis in die neueste Zeit herein braucht kaum hingewiesen zu werden. So viel ich weiß, sind diese mehrfachen gleichzeitigen Ehen noch heute fürstliches Hausrecht in Deutschland.

Wie wäre es, wenn man hier einmal mit der gewünschten Verbesserung den Anfang machte? Was die Türken betrifft, so sind wohl ihre Paschas zu viel verheirathet; das Volk aber ist es zu wenig — denn es kann, aus Armuth, nur schwer sogar eine einzige Frau so halten, wie es die Sitten im Osten verlangen.

Lassen wir also jedenfalls das christliche Arierthum bei Seite, und steifen wir uns nicht allzusehr auf die unnahbare Vortrefflichkeit der Einrichtungen im übrigen Europa, wenn wir an die Türkei die Forderung stellen, ihre schlechten Einrichtungen zu ändern. Halten wir ferner die Thatsache fest, daß Rußland nicht viel weniger turanisch ist, als das Türkenthum, und daß in Sachen des staatlichen Fortschrittes der Osmane augenblicklich sogar die Oberhand hat.

Alle europäischen Völker besitzen jetzt eine Volksvertretung. Sogar die Türkei steht im Begriff, unter der Verwaltung Midhat Paschas, dessen Vorgänger der letzte Großvezier im alt-despotischen Sinne war, ein Parlament einzuberufen. Rußland bildet darin die einzige Ausnahme in Europa. Es besitzt weder ein Parlament, noch eine freie

*) S. seine „Nécessité de Réformes dans l'Exposition des Peuples Aryas, Européens, et Tourans, particulièrement des Slaves et des Moscovites".

Digitized by Google

Presse, noch haben seine Unterthanen das Recht, sich zur Berathung von Staatsfragen zu versammeln. Rußland hat dagegen Sibirien für seine mißhandelten Slaven in Polen und für andere Besiegte oder unzufriedene Unterthanen. Des Czaren Drängen auf Verbesserungen in der Türkei ist daher jedenfalls nur die Maske einer tyrannischen Eroberungssucht.

Literatur und Kunst.

Unter dem Krummstab.

Epische Dichtung von Johannes Nordmann.

So oft ich ein neues Epos zur Hand nehme, beschleicht mich eine Anwandlung von Mitleid. Von doppeltem, wie ich gleich hinzufügen will; mit dem Autor nämlich und mit dem Publicum. Mit jenem, weil er Sisyphusarbeit verrichtet; mit diesem, weil ihm zugemuthet wird, Mühlsteine zu verdauen.

Das ist paradox, nicht wahr? doch nicht so sehr, als es den Anschein hat. Ich verzichte darauf, Gemeinplätze zu wiederholen. Daß wir Heutigen nicht in der Disposition seien, aus unserer Mitte einen Homer oder wenigstens einen Nibelungenpoeten zu erzeugen, das ist so ausgemacht, daß ich mich öfters verwundere, weshalb es von vielen Kritikern noch immer wohlgefällig repetirt wird. Eine Epoche, die kein Volkslied hat, taugt auch für das Epos nichts; beide quellen aus dem nämlichen Born. Ich für meine Person finde es auch gar nicht zu beklagen, daß meine Zeitgenossen an epischen Dichtern, die geringer als Homer sind, kein rechtes Vergnügen spüren wollen. Das Bessere ist eben jederzeit der Feind des Guten gewesen und für das Mittelmäßige ist es das blanke Verderben. In Summa: es ist kein schlechtes Zeichen, daß die Epiker unter uns nicht gedeihen, außer in dem Bereiche des Romans, wo sie allerdings — Gott sei's geklagt! — ebenfalls nur kümmerlich sprießen. Die Götter sind vom Olymp herabgestiegen und wandeln, von dem Blinden aus Chios geleitet, unter allem Volk; man kann mit einer Variante aus dem Fiesco sagen: jeder Schulbube in Deutschland kennt den Tritt des alten Rhapsoden. Ein Gleiches gilt von den Gestalten der germanischen Mythe, welche in einem ohnegleichen apperceptiven Zeitalter modernisirt, scenirt und freilich auch ein wenig gefälscht worden sind. Neben Homer und dem Kürenberger aber ist selbst Wilhelm Jordan ein Zwerg.

Die tiefere Begründung dieser Thatsachen ist mir zu subtil; ich überlasse sie den Kunstrichtern vom Fach und ich thue dies um so lieber, weil ich, wie sich zeigen wird, mich mit mir selber in einem anscheinenden Widerspruche befinde. Ich habe nämlich ein episches Gedicht vor mir liegen, welches mir trotz alledem sehr gefällt und von dem ich wünschen möchte, daß es auch vielen Anderen gefalle. Dieses Gedicht heißt: „Unter dem Krummstab" und bildet die zweite Abtheilung einer größeren cyclischen Composition: „Eine Römerfahrt", deren erste Abtheilung: „Der Bauernkrieg in Oberösterreich" schon vor zwei Jahren bei L. Rosner in Wien erschienen ist. Der Dichter ist Johannes Nordmann, ein alter Kostgänger der Musen, dessen Name im deutschen Dichterwalde nicht erst seit gestern einen metallenen Klang besitzt.

Eingeweihte werden besorgen, mein Urtheil sei befangen, weil ich erstens zu denen gehöre, welche jedwede „Römerfahrt" mit Wollust mitmachen, sofern unterwegs etwelche clericale Spelunken herzhaft ausgeräuchert werden, und zweitens zu denen, die gewissermaßen in einer Art collegialen Hörigkeitsverhältnisses zu Johannes Nordmann stehen, der als Präsident der „Concordia" in der Republik der Wiener Schriftsteller und Journalisten den obersten Sitz einnimmt. Beide Befürchtungen sind aber, wie ich hiermit versichere, unbegründet. Als die erste Abtheilung der „Römerfahrt" flügge wurde, war Nordmann noch gar nicht unser Doyen; nichtsdestoweniger begeisterte ich mich für seinen „Bauernkrieg in Oberösterreich", weil in demselben das Talent und der Charakter des Poeten einander getreulich decken und wo der letztere von respecteinflößenden Ecken starrte, das erstere mit einer Wucht und Stärke der dichterischen Sprache hantierte, welche, wie der Hammer auf den Amboß, auf die ovidischen Gewaltthaten der Römlinge niederdröhnte. Außerdem bin ich aber auch jeglicher gesuchten Tendenz im Gedichte von Herzen abhold, gleich viel, ob sie sich gegen Staat oder Papstthum, gegen die Frauenemancipation oder den Großtürken richte. Ein gereimter Leitartikel ist mir ein Gräuel, und Gesinnungsmacherei, die sich bei Apoll einen Blasebalg ausleiht, um recht aufgebläht über den Parnaß zu stolziren, findet in mir ein Capital von Zweifelsucht vor, von dessen Zinsen ich schon seit Jahren meine kritischen Bedürfnisse bestreite.

Nach diesen vielleicht ein wenig gespreizten Selbstbekenntnissen halte ich mich für legitimirt, mein Urtheil über Nordmanns Epos insbesondere nach zwei Richtungen zu begründen. Ich frage nämlich: wieviel poetischer Gehalt steckt in demselben und weshalb ist die Tendenz, von der es getragen wird, nicht verwerflich, sondern im Gegentheil trefflich mit der poetischen Form vereinbar? Mit anderen und zwar landläufigeren Worten: Ist Nordmann, was man einen Dichter von Gottes Gnaden nennt, oder einer von jenen aufdringlichen Reimschmieden, die heutzutage rudelweise auf der Heerstraße herumliegen? Je nach der Antwort auf diese Fragen wird es sodann evident sein, warum ich, obzwar dem Epos von gestern ein bewußter Widerpart, dennoch gerade an dieser Dichtung meinen gewohnten Maßstab verleugne.

Johannes Nordmann wurzelt mit seinen Anfängen in jenem üppigen östreichischen Liederfrühling, dessen Blüthenreichthum neben Grün und Lenau insbesondere Carl Beck, Moritz Hartmann und Alfred Meißner zusammensteuerten. Er sang Freiheits- und Auferstehungsmelodien, seitdem er zum erstenmale von der Muse geküßt ward, und er blieb in dieser Tonart, trotzdem ihn später ein reactionäres Regiment in den Kerker steckte, weil er als Redacteur des dazumal noch freisinnigen „Wanderer" nicht einsehen wollte, daß das Volk zum Dünger für clericale und feudale Saaten gut genug sei. An dieser Verstocktheit laborirt er bis zum heutigen Tage, obschon er inzwischen taubengrau geworden ist und als Greis gelten könnte, wenn er nicht so straff und aufrecht wie ein Grenadier über das Pflaster pilgerte. Eine solche Natur braucht nicht „für den Tag" Gesinnung zu machen, denn die Gesinnung ist ihre Lebensluft. Sie braucht sich auch nicht künstlich in ein moralisches Pathos hinaufzuschrauben, denn das Unrecht ist ihr widerwärtig, weil es existirt, wie etwa dem Gesunden die Atmosphäre in Krankenstuben zuwider ist. Sie ist eben deshalb auch herb, eigenwillig, stachelig und schließt keine Compromisse. Wenn in einer solchen Natur Tendenz waltet, so ist es nicht gemachte Tendenz, sondern der unwiderstehliche Zug einer starken Persönlichkeit. Es ist mir durchaus klar, daß Johannes Nordmann vor drei Jahren, auf der Höhe des Culturkampfes, nothwendig auf ein Thema gerathen mußte, dessen Absicht gegen Papstthum und Kirche gerichtet war. Wie hätte er auch schweigen dürfen, da der Protest gegen Rom, stürmisch anschwellend, zur Vox populi wurde? Nur durfte er als Poet freilich nicht mit Bruder Jedermann Chorus machen; er mußte seinen eigenen Weg gehen. Und das that er, indem er seine „Römerfahrt" unternahm. Satire, Haß und Bitterkeit füllten seinen Ranzen, wie das Reiseziel es mit sich brachte; aber er schleuderte sie nicht wie ein Berserker um sich her, sondern suchte sich ganz concrete Stationen, historische Haltepunkte, an denen er sein übervolles Herz ausschüttete, um sich von seinem Grolle zu erleichtern. Die erste Station war ihm der „Bauernkrieg in Oberösterreich", jene blutspurige Gegenreformation, welche den Namen Gottes schreckhaft an weltlichen Zwecken entheiligte; die zweite macht er „unter dem Krummstabe", indem er zu Salzburg rastet und jenen verruchten Erzbischof Firmian stäupt, welcher im Jahre 1731 die Protestanten erbarmungslos austrieb. Wenn ein Dichter so verfährt, gleichsam systematisch und an der Hand der geschichtlichen Gerechtigkeit, dann sind Metrum und Rhythmus von Hause aus Nebensache und es ist gleichgültig, ob er Hexameter oder Ottaverimen als Schwingen wählt. Man kann dem Feuer nicht

Digitized by Google

gebieten, wie es brennen soll; es ist genug, daß es brennt. Es leckt bald hierhin und bald dorthin, züngelt jetzt zur Höhe und im nächsten Augenblicke seitwärts, aber zu zünden und zu leuchten hört es darum nicht auf. Freilich ist dann auch nicht mehr von einem eigentlichen Epos die Rede; die sanctionirte Kunstform als solche kommt zu Schaden. Aber was thut's? Zuletzt ist die Kunstform doch nur eine Krücke, und wenn ein rüstiger Wanderer sie entbehren kann, so ist es um so besser für ihn. Wenn also Johannes Nordmann auf seinem Wege, die ausgefahrenen Geleise geflissentlich vermeidend, jedesmal, so oft er sich den Schweiß von der Stirne wischt, zur Seite blickt und bald diesem, bald jenem Laster, bald einem Gebrechen der Gesellschaft und bald einer Unbill der Geschichte einen wuchtigen Hieb applicirt, so mag dieses Gebahren zwar vielleicht eine Willkürlichkeit sein; der Reiz des Gedichtes aber wird dadurch vervielfältigt und vertieft.

Ein paar Proben mögen dies veranschaulichen. Gleich im Eingange wird über die Gegenwart scharfes Gericht gehalten.

Du kannst und willst nicht schwindeln! also lern' es
Vom nächsten Börsenjuden, der es kann.
Man sucht und schätzt die Schale nur des Kernes,
Und was er scheint allein, das ist der Mann.
Was greifbar ist und nicht ein Ziel, ein fernes,
Verfolge schnell: so lösest du den Bann,
So kommst zu Ehren du in jungen Jahren
Und nicht zum Nachruhm erst mit weißen Haaren.

Das gilt den Gründern und ihrem großen Heerhaufen, der mit gellendem Lärm um das goldene Kalb tanzte, bis die Trümmerstücke der Gesellschaft krachend unter ihn fuhren. Aber ein schlechter Sittenmaler wäre derjenige, dessen Auge nur an einer einzigen Stelle haften bliebe. Ist denn nicht die Kunst ebenfalls bei diesem Treiben schmachvoll zu Schaden gekommen? Haben etwa die Maler den gottlosen Tanz nicht mitgemacht, anstatt ihn wie Hogarth zu brandmarken? Gewiß, sie irrten mit, und müssen es sich nun gefallen lassen, daß der Poet sie ohne Gnade und Barmherzigkeit richtet:

Sieh dort den Farbenklecker! Weil verwegen
Er seinen Pinsel grell und formlos streicht,
Der Kunst nicht kommt auf Einen Schritt entgegen,
Vielmehr auf Meilen aus dem Weg ihr weicht;
So fällt in seine Werkstatt goldner Regen,
Man nennt sein Schaffen prächtig, unerreicht,
Und als Genie im engen Vaterlande
Gilt eine Zeit der „Maler seiner Schande".

Und die Musik? Ist sie so keusch noch wie in Mozarts Tagen? Der Dichter fragt nicht müßig; er weilt zu Salzburg, in Mozarts begnadeter Geburtsstadt. Um so schlimmer, daß er antworten muß:

Den Musikanten hör', der seine Noten
Aus Kugelspritzen in die Ohren sprüht!
Der Mozart hat nur mit banalen Zoten
Den Geist bestrickt uns und das Herz durchglüht,
Bis in den Bann zu legen als verboten,
Was singt und klingt, der „Meister" sich gemüht,
Den eine Schaar von wilden Korybanten
Bejubelt laut als Zukunftsmusikanten.

Wenn Proben überhaupt für ein Gedicht charakteristisch sind, so wird man aus diesen über den dichterischen Charakter Johannes Nordmanns zur Genüge aufgeklärt sein. Doch das wäre zu wenig. Ueber den dichterischen nicht blos, auch über den menschlichen Charakter ihres Autors geben sie Aufschluß; so hart und unerbittlich wie diese Strophen ist Nordmann selbst. Und dieser Einklang eben ist es, der es nicht zuläßt, daß man hier von Tendenz rede. Die Absichtlichkeit ist der Trieb der Tendenz; Georg Herwegh schmähte sie an sich selbst in den Versen:

Wir haben nun genug geliebt,
Und wollen endlich hassen.

Davon ist bei Nordmann keine Rede; er will nicht hassen, er muß. Und er muß es, weil eben die Dinge, welche er schaut, ihm der Liebe unwerth scheinen. Das schließt nicht aus, daß bisweilen in ihm die Empfindung aufsteigt, um wieviel schöner es sei, lieben zu dürfen. Bei dem Anblicke wundersamer Landschaftsbilder in den Salzburger Alpen wird er für einen Augenblick weich; die Firnen und die Schroffen, die Gießbäche und Burgruinen locken sein Auge.

Sie mahnen mich, wie gern ich möchte wiegen
In sanften Schilderei'n mich lang und mild,
Fast widerstrebend, auf den grünen Fluren
Nur aufzusuchen der Verwüstung Spuren.

Aber so ist es nicht gemeint, wenn man sich vorgesetzt hat, der blutigen Hand Roms auf ihren Fahrten zu folgen. Da wird der Haß zur Pflicht, und in wem er, wie in Nordmann, gleichsam als etwas Elementarisches einen Urstand hat, der mag zusehen, wie er aus dem Anblicke endloser Niedertracht sich die Empfänglichkeit für das Heitere rette.

Die Frage der Tendenz wäre somit zu Gunsten des Dichters beantwortet. Kommt die Frage des poetischen Gehaltes, die schwierigere. Ich wenigstens unterfange mich nicht, zu fordern, daß in vierhundertunddreißig Ottaverimen, das ist in dreitausendvierhundertundvierzig Versen, zwischen denen noch eine Anzahl anders gearteter Verse und Enclaven in Prosaform verstreut sind, der Flügelschlag der Muse ununterbrochen vernehmbar sei. Und er ist es auch nicht. Der Kritiker mit dem Detailauge wird Stellen genug erspähen, an denen eine Ermüdung ohne Schwierigkeit zu constatiren wäre. Sprachliche Härten, Concessionen an Reim und Metrum finden sich vor. In das nämliche Capitel gehört die wunderliche Schrulle, Episoden in abweichendem Versmaße oder gar Excurse in ungebundener Sprache einzufügen. Die Einheit der Stimmung ist eine Forderung, welche man nicht preisgeben darf, auch dann nicht, wenn die Episoden an und für sich meisterhaft sind. Diese Einheit aber ist allerdings hie und da gestört. Ich lege nichts destoweniger nur einen geringen Werth auf diese Einwendungen. Es bleibt trotz alledem vom echten Dichter so viel übrig, daß man getrost auch die Schlacken in den Kauf nehmen mag. Da ist insbesondere der „Prolog", eine Trinkscene mit Todten im Salzburger Peterskeller, ein wahres Cabinetsstück poetisch gestimmten Humors.

Nach diesen Ausstellungen im Einzelnen komme ich zum Resümé. Mit einer Apotheose Walters von der Vogelweide endet Nordmanns Dichtung, die Wahlverwandtschaft gewinnt hier einen ganz concreten Ausdruck. Es ist die Tapferkeit gegenüber der Kirche, in welcher sie wurzelt. Es gibt eine Stanze in unserem Gedichte, welche als Motto einer Biographie Walters vorgesetzt werden könnte; sie lautet:

Zum Glauben heißt zur Liebe Jemand zwingen!
Wer glauben will, ist gläubig ohne Zwang.
Den Besenstiel könnt ihr zum Blühen bringen
Weit eher als den Mann, der nicht den Hang
Des Herzens hat, sich selig aufzuschwingen
Wie eine Lerche mit dem Frühlingssang;
Der Glaube, den ihr mühsam abgerungen,
Ist klanglos wie die Glocke, die gesprungen.

Da kommt der wetterfeste Mann zu Tage, der sich vor Niemand bücken mag, am wenigsten vor der Tyrannei über die Geister. Er ist ein „Culturkämpfer", aber in jenem höheren Sinne, daß er nicht der einen Omnipotenz eine andere, derjenigen der Kirche diejenige des Staates entgegenstellt. Die reine, unbestochene Menschlichkeit zu wahren und deren Feinde zu zertrümmern, ist sein Vorsatz. Mit der Phrase ist zu solchem Zwecke nichts gethan; die Sachen müssen reden, und damit sie dies vermögen, sollen sie bis in ihre winzigste historische Einzelheit zur Darstellung gelangen.

Wohin man unter solchen Umständen den Dichter rechne, ob zu den Epikern, wie er es selbst zu wollen scheint, oder zu den Satirikern, wozu ich mich leichter zu entschließen vermöchte,

Digitized by Google

ob zu den Geschichts- oder den Sittenmalern, das dünkt mir in der Hauptsache gleichgültig. Jedenfalls ist er ein Dichter, und zwar einer von vornehmster Factur. Steht diese Wahrnehmung einmal außer Zweifel, so ist auch um das Schicksal seines Gedichtes nicht zu sorgen. Er selbst sieht trübe; er hält die Zeit nicht für geeignet, der Muse zum Schemel zu dienen. Das mag im Allgemeinen richtig sein; in unserem speciellen Falle hoffe ich, daß es sich als blanker Pessimismus erweisen werde. Der Pulsschlag der Gegenwart ist nicht bald so deutlich vernehmbar gewesen, als in diesem Gedicht. Das ist sein Einlaßschein.

Wien, December 1876.

Wilhelm Goldbaum.

Lesefrüchte.

II.

Nachdem ich den Leser mit meiner Verehrung für die französische Literatur im Allgemeinen und meinem Wohlgefallen an den Schriften Alphonse Daudets im Besonderen bekannt gemacht habe, wird er sich über die Stimmung nicht wundern, in welche mich ein Aufsatz in Nummer 46 des zehnten Bandes der „Gegenwart" versetzte: „Der moderne französische Roman." Ich war erstaunt, ja fast beschämt, zu hören, daß das Publicum und ich soweit in der Irre gingen, sich für genannten Daudet zu interessiren, da noch ganz andere Leute neben ihm auf dem Plane ständen, „wirkliche Repräsentanten der modernen Richtung, mit denen jener einen Vergleich nicht aushielte".

Und die Namen jener bevorzugten Sterblichen?

Ferdinand Fabre und Hector Malot.

Ich hauste damals in einem stillen südlichen Städtchen. Mitten im November waren mir noch Ferien gegönnt. Im Garten vor meiner Thüre blühten noch Rosen und drüben über der Brücke hielt ein braver Mann eine der besten Leihbibliotheken dieser Welt. Keine schönere Gelegenheit, die Bekanntschaft eines neuen Romanschreibers zu machen.

Ferdinand Fabre hatte ich schon von anderer Seite rühmen hören. Ich durfte ziemlich sicher sein, in seinen Büchern einen handfesten Schriftsteller kennen zu lernen. Aber ich scheute vor seinen Stoffen. Die Welt, aus der Fabre mit Vorliebe seine Stoffe greift, ist die des französischen Priesterstandes. Ich hatte keine rechte Lust, mir alte und neue Intriguen aus Pfarreien oder Congregation, Klöstern oder Presbyterien, Seminarien oder Missionscollegien erzählen zu lassen. Ich bin selbst von ganz kohlschwarzen Mönchen erzogen worden und weiß als geborner Bayer und Katholik von solchen Geschichten genug. Ich habe an dem sogenannten Culturkampf keine Freude. Auf politischen Gebiete mag er in gewissem Sinne unvermeidlich erscheinen, auf dem Gebiete der Kunst gehe ich ihm aus dem Wege.

Nicht, daß ich dem modernen Dichter jenes reiche Stoffgebiet verschlossen sehen möchte. Ich will sogar Niemand dafür gutstehn, daß ich nicht selbst einmal in jenes Gebiet mit der Feder einbreche. Aber es wird dem Lesenden, der mit seinen eigenen Gedanken in des Tages Kämpfe verwickelt ist, schwerer, dem Autor, welcher derlei Stoffe behandelt, gerecht zu werden. Ohne vorhergefaßte Tendenz lassen sich solche Vorwürfe nicht abmachen und da hängt es denn viel von der Tendenz des Lesers ab, ob ihn die des Autors gegen diesen verstimmt, oder ob seine eigene dem Buche zu Hülfe kommt. Um nur ein Beispiel hier anzuführen: ich habe einer der beliebtesten und interessantesten Erscheinungen dieser Art, dem „Pfarrer von Kirchfeld" des trefflichen Anzengruber, nie ganz gerecht werden können, weil ich niemals begriffen, warum der gute Hirte, der im letzten Acte nicht ansteht, eine freie Gemeinde zu gründen, sich nicht im dritten oder vierten entschließen kann, seine angebetete Haushälterin zu heirathen. Das Conventionelle, was allem Dogmatischen anhängt — gleichviel ob es uns in einem spanischen Mantel- und Degenstück, einer östreichischen Bauernkomödie oder einem französischen Pfaffenromane geboten wird — verstimmt uns leicht den Kunstgenuß.

Darum war ich schon auf dem Wege zur Leihbibliothek entschlossen, zunächst über Hector Malot herzufallen.

Für diesen entschied mich im Stillen noch ein anderer Umstand. Der anregende Aufsatz in der Gegenwart schloß nämlich mit der Versicherung, daß im Gegensatze zu Daudet und Anderen gerade „dieser Autor den Titel eines wahren Realisten verdient".

Für einen Romanschreiber ein großes Lob.

Ich überschätze nicht den Werth gewisser abgegriffener Schlagwörter, mit denen sich Kritik und Publicum die oberflächliche Classificirung der Schaffenden erleichtert. Genau betrachtet sind unsere neuesten Stichwörter, welche jene Idealisten und diese Realisten benennen, noch weniger werth als die alten, welche die Romantiker von den Classikern schieden, und andere. Genau betrachtet wird jeder Dichter in Bezug auf das, was er zu Stande bringen will, ein Idealist sein. Denn es handelt sich bei seiner Dichtung um etwas nicht Existirendes, nur in der Einbildung Faßbares, ein Gebilde aus Gefühlen und Gedanken, etwas Ideales also, wenn irgend etwas Ideal genannt werden darf. In Anbetracht der Mittel aber, die er zu seinem idealen Zweck verwendet, muß er Realist sein. Er erreicht seinen Zweck, den Lesenden und Hörenden in die gewollte Täuschung, die wir Kunstgenuß nennen, hineinzuzaubern nur, wenn er die der Beobachtung sich bietende Natur (Gestalten, Handlungen, Empfindungen und Gedanken) so genau als möglich, so täuschend als möglich nachahmt. Je mehr sein Gebilde der Natur ähnelt, desto glaubwürdiger wird es erscheinen, und je größer der Glaube an die Lebendigkeit der Fiction, desto größer die künstlerische Wirkung derselben. Geht mir doch mit den Malern, die keine Modelle brauchen! Und geht mir auch mit denen, die an ihren Modellen kein Haar, kein Loch im Strumpf und keinen Floh im Hemde übersehen können und statt Bilder zu schaffen eben nur „Studien" zu Stande bringen. Je nachdem Einer die Mittel, seinen Zweck darzustellen, geringschätzt, mag man ihn immerhin einen Idealisten schelten; und den Anderen, der in den Darstellungsmitteln befangen bleibt und vor lauter Künsten nicht mehr das Kunstwerk sieht, einen Realisten.

Aber halt! Ich will in keine Abhandlung über den wahren Realismus abschweifen. Nur das sei noch erwähnt, daß je nach der Gattung des Werkes die Nachahmung der Natur genauer oder kecker sein wird. Ganz wird sie auch der Verwegenste nicht außer Acht lassen dürfen. Auch das Uebernatürliche wird vom Erfahrungsmäßigen sich künstlerisches Ansehn borgen. Wer einen Drachen malen will, muß auch dem Fabelthier sieben Halswirbel geben, und ob wir die Sprache der Götter oder der Thiere belauschen, so reden sie wie Menschen. In keiner Dichtungsart aber ist die genaue Nachahmung der Natur so zwingende Regel wie im Roman, der ja ein Bild des Lebens geben will, das wir kennen, der, durch Schilderung von allerhand Zuständlichkeit wirkend, auf genaue Detailarbeit angewiesen ist. Der Roman muß auch auf schwerfällige Einbildungskraft und verstocktes Gemüth seinen Zauber ausüben und sein Opfer fesseln. Ihm kommt nicht, wie dem lyrischen Gedicht die Musik, wie dem Epos der lebendige Vortrag, wie dem Drama die sinnliche Erscheinung des Schauspielers und wie allen diesen dreien die Continuität des Genusses zu Gute. Er hat keine andere irdische Hülfe als das gedruckte Buch, das der Leser jeden Augenblick aus der Hand legen kann.

Für keinen Anderen also wird der Vorwurf, ein Realist zu sein, geringer wiegen, als für den Romandichter. Und nennt man ihn vollends einen „wahren Realisten", so rückt das Beiwort alle Gedanken in die rechte Mitte und macht ein großes Lob daraus.

Ich war also schon, ehe ich an die Bücherschränke des wackeren Leihbibliothekars trat, für Malot entschlossen. Da standen seine Werke; eine stattliche Reihe! Mit kühnem Griff riß ich das dickste an mich. Einen Roman in zwei starken Bänden:

Digitized by Google

„Souvenirs d'un blessé"! 700 Seiten! Nun kann der Genuß losgehn! dacht' ich. Wie zur Begütigung, daß mir die zurückbleibenden nicht böse werden sollten, strich ich mit der Hand über die übrigen zehn oder fünfzehn Bücher, vor denen ich den „Erinnerungen eines Verwundeten" den Vorzug gegeben hatte. Sie sollten ja eins nach dem andern alsbald meiner Bildung einverleibt werden. Der Mensch denkt ....! Ich werde nun doch zunächst lieber des Ferdinand Fabre Bekanntschaft machen. Ich seh's, ich hätte mich auch als bescheidenes Lesepublicumbruchtheil dem allgegenwärtigen Culturkampf nicht entziehen sollen. Nun blieb die Strafe nicht aus .... Ein netter Realist dieser Hector Malot!

Die „Erinnerungen eines Verwundeten" sind eigentlich gar kein Roman, sondern vielmehr ein Stück Zeitgeschichte vom persönlichen Standpunkt eines fingirten Helden aus betrachtet und romanhaft eingefaßt. Jeder der beiden Bände trägt zwar als Separattitel einen Frauennamen, der erste heißt nach einem Fräulein, in welches der Held Anfangs der Geschichte verliebt ist: „Suzanne", der andere nach einer englischen Liebestante, welche derselbe Held Ende der Geschichte heirathet: „Miß Clifton"; die beiden Damen haben aber nur die Sache anzufangen und abzuschließen; im Uebrigen ist sehr wenig von ihnen die Rede. Der wesentliche Inhalt der beiden Bände sind kriegerische Erlebnisse eines Freiwilligen erst in der kaiserlichen, dann in der republikanischen Armee 1870—71. Um so mehr sollte man glauben, daß die Beobachtungsgabe des wirklich Erlebten den wahren Realisten auszeichnen werde. Allein es zeigt sich bald, mit was für billigen Fictionen man es zu thun hat.

Im besten Fall kann man dies Werk als eine schlechte Nachahmung der so beliebt gewordenen patriotischen Erzählungen von Erckmann-Chatrian gelten lassen. Gesuchte Waare auf dem literarischen Markte. Auch diese Souvenirs sind zu mehreren Auflagen gediehen.

Aber wenn schon jene beiden Meister im Fach zuweilen in bedenkliche Nachbarschaft mit unserer Luise Mühlbach gerathen, so fehlt mir die Bekanntschaft derjenigen heimischen Literaturgattung, in welcher ich den Geistesverwandten des Monsieur Malot aufsuchen sollte.

Nun glaube der Leser jedoch nicht, daß etwa der gekränkte Patriot dem Kritiker die Hand führe. Malot kann man den Vorwurf des Chauvinismus nicht machen. Im Gegentheil! Seine Landsleute kommen in den Souvenirs nicht besser weg als die unsrigen. Nach meiner Meinung sogar empfindlich schlechter. Im Allgemeinen läßt sich von all den französischen Büchern, welche den großen Krieg als Grundlage einer Dichtung nehmen, dasselbe behaupten: die Franzosen begehen darin die niederträchtigen Streiche und die Deutschen kriegen dafür vom Autor die Grobheiten.

Wenn ein altes Sprichwort dem Verurtheilten drei Tage Zeit gibt, um seine Richter zu verfluchen, wie viel Jahre darf man einem besiegten Volke, diesem Volke, gönnen, um seine Sieger zu verfluchen!

Das bischen Fluchen und Schelten über uns wird nicht viel Uebel anrichten. Das Uebel wird angerichtet durch eindringliche Verbreitung falscher Ideen. Die falschen Ideen aber rühren von falschen Anschauungen her und die falschen Anschauungen, die erlogenen Surrogate statt der Ergebnisse eigener und genauer Beobachtungen, sind kein Product des „wahren Realismus".

Die trefflichen französischen Bücher, welche die Wahrheit sagen, die Rapporte Stoffels, die Briefe Monods, sind weit davon entfernt sich so sehr in's Volk zu verbreiten, wie ein patriotischer Roman mit Erckmann-Chatrian'schen Allüren. Und wenn nun vollends die hochgelehrte deutsche Kritik daherkommt und schlägt dem Autor solch eines Libells die Pauken erhabenen Ruhmes und preist seinen scharfen Blick und seine unerbittliche Hand, mit denen er der Wahrheit gerecht wird, was Wunder, wenn sich die Franzosen in solch approbirte Berichte vertiefen! Wir wollen uns nicht zum Mitschuldigen solcher Fälschungen machen. Daher diese Zeilen.

Schon die Grundlage, die Malot breit ausbaut, um auf ihr seine Erzählung aufzuführen, erregte mir gegen seinen Realismus Bedenken. All das Uebel Frankreichs, Verfall, Krieg, Niederlage, Alles hat nur Eine Ursache: Napoleon III.!

Das alte Lied! Die bequemste Erfindung, sich über alle Vorwürfe, Gewissensbisse und Besserungsvorschläge hinwegzusetzen, ist ein Sündenbock! Aber so ein Sündenbock ist eigentlich nur ein Gespenst. Soll sich ein Realist mit Gespensterspuk abgeben?

Malot also will beweisen, wie tief Napoleon III. sein Frankreich habe sinken lassen, und bedient sich dazu zweier specifischen Producte, welche das zweite Kaiserreich gezeitigt hat, eines Männleins und eines Fräuleins.

Der Erstere, der Held (in dessen Namen auch die ganze Geschichte erzählt wird), ist einer jener albernen Gesellen, die den lieben Herrgottstag in der abgeschmacktesten Weise todtschlagen. Kaum über die Mündigkeit hinaus, hat er, ohne es zu wissen, eine Million Franken durchgebracht. Was nun? Gelernt hat er so gut wie nichts. Nicht doch, reiten kann er! Und das ist eine schöne Kunst. Er hat den Sport methodisch betrieben. Die Reitkunst läßt ihn also nicht untergehen. Wo unsere schwachen Seiten liegen, finden sich auch unsere starken. So siedelt der abgehauste Jockeyclubist in ein Provinzstädtchen und widmet sich dort „der Stallcarrière".

Das wäre nun gut, aber die einzige Familie, die in jenem Städtchen ein Haus macht, besitzt eine Tochter. Eigentlich zwei Töchter — aber die eine ist nicht ganz gerade gewachsen, und die andere eben das Musterpröbchen imperialistischer Civilisation, dabei klug, schön und mit Ueberlegung gefallsüchtig. In diese — Suzanne — verliebt sich denn auch der Held sofort.

Dies wohlerzogene Fräulein aus der besten Gesellschaft lebt und webt in den Anschauungen, Redewendungen und Gewohnheiten einer Welt, die — nicht die ihrige ist. Eine und andere dieser unschuldigen Gewohnheiten, wie sie in dem Buche recht deutlich, aber durchaus nicht ergötzlich geschildert werden, hier anzuführen, muß ich mir versagen. Ihre verschiedenen tollgemachten Anbeter werden ihr trotz aller Vertraulichkeiten nicht gefährlich, denn sie ist nicht nur verderbten, auch kalten Herzens.

So jagt nun ein Scherz den andern, bis auf einmal der 16. Juli anbricht. Der Krieg ist erklärt. Den Helden schiert das eigentlich wenig. In einem blasirten Bummler des Empire ist auch das Vaterlandsgefühl verkrüppelt. Es ist immerhin ein Verdienst der Dame Suzanne, dem blasirten Jockey begreiflich zu machen, daß er nunmehr nichts Besseres zu thun habe, als den Chassepot zu tragen. Da er blind verliebt ist, läßt er sich das nicht zweimal sagen. Als Sohn eines Officiers wendet er sich an einen alten Freund seines Vaters, der ein Regiment an die Grenze führt. Dieser sagt ihm Aufnahme zu. Die Trennungsstunde schlägt. Auf dem überfüllten Bahnhofe wimmelt's von Recruten und Veteranen, Eltern geben ihren Kindern den letzten Segen, Brüder reißen sich von Brüdern, Jünglinge von Bräuten los: auch dem verbummelten Boulevardier tritt der Ernst des Lebens und der Schmerz der Trennung tief in's Gemüth. Aber was thut Suzanne? Während der Zug sich in Bewegung setzt, der ihren Geliebten nach blutigen Schlachtfeldern entführt, schwenkt sie lachend ihr Tüchlein und singt dazu nach nur allzu bekannter Melodie: „Ab nach Creta! ab nach Creta!"

Man wird die Sittenverderbniß unter dem zweiten Kaiserreich schildern, ohne Jacques Offenbach anklingen zu lassen! Wofür wäre man denn ein Realist!

Nun sucht der fashionable Recrut sein Regiment die Kreuz und Quer auf dem Kriegsschauplatz und kann es mit dem besten Willen sehr lange nicht finden. Regierung, Heeresleitung und Verwaltung erfahren vom Autor alle jene Vorwürfe, die den Besiegten von den eigenen Landesgenossen sollten erspart bleiben und die wir aus französischen Reden und Zeitungen zur Genüge kennen. Einiges wird ziemlich ergötzlich illustrirt. Die nächste Umgebung des Erzählers kommt schlecht bei ihm weg; die Officiere erscheinen als unwissende Thoren oder als heroisch Verzweifelnde; ein gemeiner französischer Soldat, der nicht betrunken, kommt meines Erinnerns in dem ganzen Buche nicht

Digitized by Google

vor. Das dünkte einen vielleicht lehrreich, wenn es nicht hinwiederum von den Deutschen hieße, daß sie nur in der Ueberzahl tapfer befunden würden, daß sie ihre Gefangenen mit aller Bosheit Hungers sterben ließen oder doch mit raffinirter Grausamkeit behandelten, daß überhaupt nichts an ihnen zu loben wäre, als — ihr Sanitätswesen. Vor dem deutschen Arzte und der barmherzigen Schwester sind alle Menschen gleich, ohne Unterschied der Nation und des Standes.

Die kriegerischen Ereignisse wickeln sich ab bis zur Schlacht bei Sedan. Auf die Schilderung dieses großen Ereignisses oder vielmehr eines Ausschnittes desselben, den ein Menschenaug' im Getümmel bemessen kann, hat der Verfasser sein Bestes gewendet. Es geht auch hier nicht ohne romantische Zuthaten ab. Jedoch die Schilderung ist lebendig, theilweise ergreifend und bewegt sich in gutem Tempo vorwärts. Dafür mißglückt der Versuch, die Trümmer Bazeilles zu schildern. Malot scheint selbst zu fühlen, daß ihm die Farben auf der Palette fehlen; nach wenigen Zeilen mit etlichen gewöhnlichen Schlagworten steht er ab davon.

Bei Sedan gefangen, wird der Held unter verschiedenen Abenteuern nach Deutschland transportirt. Auf einem Bahnhof gelingt es ihm, unvermerkt aus dem Waggon zu entkommen. Er bleibt versteckt bis zur Ankunft des nächsten Zuges und steigt dann in einen Einspänner, der ihn über Land führt. Im Fahren entspringt er auch aus diesem und zwar ohne den Kutscher zu bezahlen. Als der biedere Landmann den Fußgeher dann einholt, schreit er, wie billig, hinter ihm her und Gensdarmen sind gleich bei der Hand. Der Schauplatz dieses Abenteuers ist die Gegend bei Dürkheim in der Rheinpfalz.

Bis hierher hatte ich zwar ohne Bewunderung, aber mit Geduld gelesen. Ich gehöre zu jenen gemüthlichen Leuten, die man wegen ihres guten Willens, sich unterhalten zu lassen, „dankbares Publicum" nennt. Ich schreie nicht auf, bis man mir zu derb kommt. Jetzt auf einmal fiel mir's wie Schuppen von den Augen und ich wog das Buch in der Hand mit jener Gelenkbewegung, mit der man es hinter den Ofen zu werfen im Begriff steht.

Der gefangene Held wundert sich nämlich gar nicht, daß die überraschten Dorfbewohner dem Franzosen, der plötzlich unter ihnen auftaucht, nicht den freundlichsten Empfang bereiten. Er findet nichts natürlicher, als daß sie sich jener französischen Mordbrennerbanden erinnern, die vor zweihundert Jahren die Pfalz verwüsteten. Dafür aber würden einmal die Deutschen Erinnerungen derselben Qualität in der Champagne und Isle de France finden, weil sie 1870 dort um nichts besser gehaust hätten, als die Wütheriche Ludwigs XIV. in der Pfalz.

Das schreibt, das wagt ein Mensch zu schreiben und schämt sich nicht vor seinem eigenen Spiegel.

So weit in bewußter Fälschung darf auch kein Haß gegen einen siegreichen Feind sich vergessen. Was gewinnt denn das französische Volk dabei, wenn man solche Ideen unter ihm verbreitet? Und was wird die Menschheit dabei gewinnen, wenn solche Ideen unter den Franzosen Glauben finden?

Trotz meiner Entrüstung behielt ich das Buch noch in der Hand und schlug es wieder auf. Ich ward auch insofern für meine Beharrlichkeit belohnt, als ich eine der köstlichsten Geschichten zu lesen bekam, die je einen „wahren Realisten" in's rechte Licht gesetzt haben.

Von den beiden deutschen Gensdarmen, die den Helden der Erinnerungen zu escortiren haben, entfernt sich der eine wegen anderweitiger Berufsgeschäfte. Den mit Ketten beladenen Spion bis zu dem Orte zu bringen, wo sich die Beiden wieder vereinigen wollen, genügt ja schon der eine. Das wäre nun wohl richtig, wenn nicht der sehr merkwürdige Fall vorläge, daß die Kette, an die der Gefangene gefesselt ist, mit dem anderen Ende an — den Gensdarmen gefesselt wäre. Der Gensdarme sitzt zu Pferde, der Gefangene läuft zu Fuß nebenher, der eine ist so gut an den anderen geschmiedet, wie dieser an jenen. Merkwürdiges Polizeiverfahren! Aber das ist nun einmal so Brauch in Deutschland, sagt Hector Malot. Daß der Schlüssel zu der Fessel in der Tasche des anderen Gensdarmen steckt, der davon gegangen, versteht sich von selber. Wie kämen wir sonst zu einer Katastrophe! Die Beiden trotten also ihres Weges hin. „Nicht so rasch!" schreit der Gefangene zu dem reitenden Gensdarmen. Aber boshaft, wie der Barbar ist, trabt dieser nur noch geschwinder und zupft sogar an der gemeinsamen Kette. „Wie du mir, so ich dir!" denkt der listige Franzose, und wuppdich! in einem unbewachten Augenblick zieht er seinerseits so fest an der Kette, daß der Reitersmann aus dem Sattel schwankt. In der Verwirrung ist es ihm gelungen, auch das Pistol des Gensdarmen aus der Halfter zu reißen. „Der Gensdarme hat ja noch ein zweites!" Bewahre! . . . Nun stehen sie vor einander da; der Eine hat das Feuergewehr, der Andere nur den blanken Säbel. Entweder — oder! Muckst du gegen mich, so drück ich los! Na, es dauert denn auch nicht lange, da schwimmt der Barbar in seinem Blute. Aber der Realist hat ja den Mörder und sein Opfer wohlweislich zusammengeschmiedet und so entsteht die schaurige Scene, wo der Uebelthäter, den starren, blutigen Leichnam im Arm, das Roß besteigt und mit dieser Last, an die ihn die polizeiliche Kette bindet, weiter reitet, bis er endlich an einen stillen Ort kommt, wo viele Steine umherliegen. Mit einem dieser Steine — alle Viertelstunden nur ein Schlag — gelingt es ihm, die Fessel zu sprengen. Er ist den Leichnam los, athmet auf und reitet, wandert, schwimmt nach Frankreich zurück.

Ist das eine schaurig schöne Geschichte! Aber, so unglaublich es klingt, Malot hat für eine noch ergötzlichere gesorgt. Sie findet sich im zweiten Bande und spielt vor Orleans.

Nachdem der Regierung der nationalen Vertheidigung kaum weniger und wo möglich noch häßlichere Dinge aufgemuzt sind, als im ersten Bande dem Sündenbock Napoleon, findet der Held in einer Schwadron freiwilliger Cavalleristen ebenso angemessene, als unerhörte Verwendung. Die ausgesuchte Heldenschaar streift um das von Deutschen besetzte Orleans. Es gelingt ihr, einige Proviantwagen aufzuheben. Die Bedeckung flieht.

Schon während des ganzen Feldzugs ist dem Helden — der ja, wie wir wissen, seines Zeichens Sportsmann ist — die Haltung der deutschen Cavalerie aufgefallen. Sie sitzen so fest im Sattel. Sie fallen zuweilen im Kugelregen mitsammt dem Roß; aber sie schwanken nie, so lange der Gaul sich auf den Beinen hält. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Unser Mann ist ein Kenner. Jetzt oder nie will er hinter dies Geheimniß kommen!

Der bayrische Chevauxleger, den er verfolgt, ist offenbar angeschossen. Er dringt ihm immer näher; er sieht deutlich, der Fliehende ist schwer verwundet; wie kann sich der Kerl nur noch auf dem Pferde halten! Die alte Vermuthung steigt immer überzeugender in ihm auf: die deutsche Cavalerie muß an die Sättel ihrer Pferde — festgeschnallt sein! Noch ein Sprung! Jetzt hat er ihn! Halt! Gefangen! Ergeben! Und jetzt ein Griff des Sachverständigen nach den Schenkeln des deutschen Reiters . . . Na, da haben wir's! An den Sattel geschnallt ist er! Alle sind sie an die Sättel ihrer Pferde geschnallt und darum sitzen sie so feste! Quod erat demonstrandum.

Habt Ihr genug von diesem Realismus? Ich denke ja.

Wir Deutsche haben einen Vorzug vor den Franzosen voraus. Wir kennen ihre Sprache, ihre Literatur, und damit ihre Gesinnungen und Gefühle und die herrschenden Richtungen ihrer Gedanken. Wenn ihnen, denen unsere Sprache schwer und unsere Literatur ziemlich fremd bleiben, damit gedient ist, daß man ihnen solche Bären aufbindet . . . wenn sie glauben wollen, daß wir unsere Delinquenten an die hülflosen Gensdarmen schmieden, daß unsere Cavalleristen an die Gäule festgeschnallt werden und daß die Mordbrennerbanden ihrer Könige nicht schlimmer in Deutschland gehaust haben, als die Soldaten unseres Kaisers in der Champagne . . . wenn sie für Leute, wie Hector Malot, Tissot, Quatrefages, Ernouf, Rambaud, oder gar Sacher-Masoch (der zwar deutsch schreibt, aber als edler Pole aus der Polackei von Deutschland nicht viel mehr weiß und noch bewußter auf Fälschungen ausgeht als die Franzosen) — wenn sie für solche

Digitized by Google

Forscher und Realisten noch Geld ausgeben . . . unser Schade wird schließlich dabei wohl der geringere sein.

Von mancher Seite werden bei uns jetzt ernsthafte Mahnungen laut, der Deutsche solle sich nicht mehr um fremder Nationen Kunstproducte kümmern. Nein, meine Freunde, wir wollen den Vorzug, den wir vor Anderen voraus haben, nicht Preis geben. Unsere Autoren haben den literarischen Schutzzoll nicht nöthig: wir wollen uns um die meisterlichen Schöpfungen der Nachbarn kümmern nach wie vor, von ihnen lernen und mit ihnen um die Wette ringen.

Aber wir sollen allerdings nicht jeden Stümper an's Licht der Weltliteratur ziehen, nicht Jedem, der uns ungeschickt verunglimpft, die internationale Palme reichen und nicht jeden glücklichen Daudet in schlimmer Geschäftigkeit mit dem ersten besten Hector Malot übertrumpfen.

Und somit kehren diese Zeilen schließlich zu dem wackeren Namen zurück, von dem sie ausgegangen sind. Auch Alphonse Daudet hat mit seiner Feder den Zoll patriotischen Hasses entrichtet und nicht immer sehr artig gegen den Feind salutirend. Er dankt, wenn ich nicht irre, diesen kleinen Geschichten — sie sind zum größten Theil in den Lettres à un absent und später in den Contes du lundi gesammelt — ein gut Theil seiner Beliebtheit. Es fehlt darin an einigen überflüssigen Ausfällen gegen die teutonische Race nicht. Aber seltsam, wie oft unsere bessere Einsicht uns unvermerkt zum Besten hat!. Der einzige anständige Mensch, der alleinig ehrenwerthe Charakter und Mann in seiner preisgekrönten, allseits gebilligten Sittenschilderung des modernen Paris, der alte Risler ist ein Deutscher, der nicht einmal flott Französisch kann, ein Deutscher, der Abends zum Biere geht und allerhand berechtigte Eigenthümlichkeiten hat — wenn auch ein Deutscher aus der Schweiz.

Unter A. Daudet's kleinen Geschichten fehlt nicht die einer Pendule, die sich plötzlich von Bougival nach — München versetzt findet und dort im Hause eines Gelehrten erst auf Frau und Töchter, dann auf die ganze Stadt einen demoralisirenden Einfluß ausübt, so daß man eines Tages selbst auf dem Clavier des Königs statt der Partitur der „Meistersinger" eine sehr bedenkliche findet. Der Scherz ist nicht eben tiefsinnig und die Satire zweischneidig. Es ist doch gewiß kein Ruhm für die Franzosen, wenn ihre Unsittlichkeit als so mittheilsam und eindringlich geschildert wird, daß die Ansteckung sogar durch ihr Hausgeräthe verpflanzt wird. Im Uebrigen dünkt mich kein Vorwurf ungeeigneter, unsere Entrüstung hervorzurufen, als die Klagen und Scherze der Franzosen um ihre „geretteten und gerollten" Stockuhren. Wenn nach einer Völkerwanderung, die eine Million deutscher Männer über die Grenzen des Nachbars schwemmte, dieser bei der Inventarisirung seiner allen Fährlichkeiten des Krieges Preis gegebenen Habe schließlich wegen etlicher ruinirten Pendülen Lärm schlägt .... es kann unter solchen Umständen kaum ein größeres Lob für die Enthaltsamkeit und Mannszucht der Sieger erfunden werden. Wie wenig mußte der Besiegte vermissen, wenn es der Mühe verlohnte, ein und anderes Pendelührchen auszuschreien! Wenn der Franzose in den Museen und Bibliotheken von Paris antike Bildwerke, italienische Gemälde und mittelalterliche Codices nach ihrer Herkunft befragen will, manches von diesen Stücken wird ihm ein wunderbares Lied von dem Verfahren seiner Landsleute in fremdem Lande singen. Wenn wir sämmtliche Uhren aus ganz Frankreich entfernt hätten, es hätte die Thatsache nicht aufgewogen, daß im Schlafzimmer Napoleons die Uhr Friedrichs des Großen die Stunden schlagen mußte, desselben großen Friedrich, dem der schamlose Corse den Degen vom Sarge weggestohlen hatte. In den deutschen und italienischen Städten, die Napoleon gebrandschatzt, in jenem Heidelberg und Speier, das Ludwig XIV. gesegnet, war keine Rede mehr von verloren gegangenen Uhren. Eure Pendulenscherze sollen uns nicht ärgern.

Nicht selten findet sich in Daudets kleinen patriotischen Erzählungen der richtige historische Sinn. Le siège de Berlin, la mort de Chauvin und andere können auch uns gefallen. Die beste Leistung, zu der ihn der Krieg angeregt, ist Robert Helmont — journal d'un solitaire —, weniger Roman als Stimmungsbild — ein kleines Meisterstück. Ein Maler bricht sein Bein, just am Tage der Kriegserklärung. In einem Häuslein im Forste von Sénart bleibt er liegen, während die Andern „à Berlin" marschiren. Er bleibt allein. Die Nachbarn flüchten. Kunde wird spärlich. Er fühlt, es gehen entsetzliche Dinge außerhalb seines Waldes vor, sie kommen immer näher, sie schließen ihn ein, annoch unsichtbar, er ahnt, er beobachtet die ersten Spuren der Invasion auf der ausgestorbenen Landstraße, er stößt im Walde auf den ersten todten Preußen. Er muß sich endlich hervorwagen, und findet einen Gesellen.

Dieser unheimliche Geselle ist der eigentliche Held der Geschichte, eine typische Gestalt. Ein Bauer, mit den Waffen in der Hand ergriffen, wird, schon den Hals in der Schlinge, da er ein Freimaurerzeichen macht, von dem Bruder Preußen begnadigt. Aber er fühlt dafür keinen Dank. Das Vaterland kümmert ihn nicht. Er hat nur mit eigenem Grimm zu thun. Er hat nur einen Gedanken: sein Gehöft ist verbrannt, seine Ernte vernichtet, seine Felder brach, sein Vieh weggetrieben, sein Hab und Gut dahin — Rache! Wie kann er sie befriedigen — durch Meuchelmord. Wie eine rasende Bestie schleicht er im Wald herum, und wo er eine Schildwache allein findet, wenn sie sich abwendet, arglos singt und guter Dinge ist, da fällt er sie von hinten an, feige, mordwüthig, thierisch.

„Schlag ihn todt — Patriot"
„Mit der Krücke — In's Genicke."

Er ist kein Patriot, oder höchstens ein instinctiver; seine Krücke eine Gartenscheere. Aber die Wunde sitzt immer hinten im Genick.

Ich glaube, auch der französische Leser athmet auf, wenn diese Menschenbestie von einer Kugel unschädlich gemacht ist. Und das Leben und Weben des Waldes, Luft, Wasser und flaches Land . . . wie stimmungsvoll, wie schön!

Geht doch, Ihr Freunde, ich mag nicht aufhören, Französisch zu lesen. Es ist ja ohnehin keinem von Euch rechter Ernst mit dem grimmigen Rathe. Den Hector Malot meinethalben, den will ich Euch mit Vergnügen preisgeben. Aber den Alphonse Daudet, den wollen wir noch eine Weile behalten. Hoffentlich schreibt er doch bald ein neues Buch.

Hans Hopfen.

Friedrich Christoph Schlosser.

(Schluß.)

Mit großem Nachdruck hebt Schlosser in seiner Selbstbiographie hervor, wie der Beginn seines zweiten Frankfurter Aufenthalts von höchster Wichtigkeit für seine ganze Bildung und völlige moralische Genesung gewesen. Was er bisher nur in der Dichtung zu finden meinte, zeigte sich ihm jetzt im äußeren Verkehr, und während er so „in einem Kreise schöner Seelen dastand, als Mann und als Tröster", ward er selbst am meisten getröstet und mit der Menschheit, an der er längst verzweifelt, völlig ausgesöhnt. Schlosser selbst sagt es uns nicht, aber wir wissen, daß es die Freundschaft mit drei edlen Frauen war, wodurch dieser innere Umschwung in ihm erzeugt wurde. An die eine dieser Freundinnen sind die tief empfundenen Briefe geschrieben, welche jetzt zum ersten Male veröffentlicht werden. Auch Schlosser, den unerbittlichen Feind und Verächter der Zerrbilder, Lügen und Unnatur, welche das damalige Leben in Staat, Gesellschaft und Wissenschaft darbot, ward tief bewegt durch die reine, natürliche Unmittelbarkeit, in welcher edle Frauenseelen sich für das Gute, Wahre und Schöne begeisterten. Es war ein Freundschaftsbündniß, dem Schlosser noch als hochbetagter Mann treu anhing. „Ihr Umgang hat mich erst zum Menschen gebildet," schrieb er als 72jähriger Mann nach dem Tode jener einen Freundin an deren Tochter, „jetzt ist Alles

Digitized by Google

dahin, die Welt der Phantasie und der Idee ist mit Deiner Mutter erstorben." — In seinen Studien schritt er inzwischen rüstig fort. Er schrieb damals eine Geschichte der bilderstürmenden griechischen Kaiser. Dieses Werk machte den Fürsten Primas Karl von Dalberg auf ihn aufmerksam und veranlaßte diesen, ihm eine ansehnliche Stellung an dem in Frankfurt neu errichteten Lyceum, einer Art von philosophischer Facultät, anzubieten. An dieser Anstalt übernahm Schlosser eine Stellung als Professor der Geschichte und der Geschichte der Philosophie, indem er gleichzeitig einen Ruf als Kirchenhistoriker nach Heidelberg ablehnte. — In seiner Doppelstellung als Lehrer der Geschichte am Gymnasium und am Lyceum wandte er sich wieder ganz den universalhistorischen Studien zu. Damals entstand der erste Entwurf seiner Weltgeschichte in zusammenhängender Darstellung, indem er für seine Lyceisten eine Zusammenstellung des rein Thatsächlichen in der Geschichte, ohne Räsonnements, nur der Zeitfolge nach, unter Heranziehung der wichtigsten Stellen aus den Quellen entwarf. Gervinus bezeichnet diese Zeit, wo Schlosser seine Weltgeschichte, wo Wilken (1810) seine Kreuzzüge, Niebuhr (1811) seine römische Geschichte begann, als das eigentliche Geburtsjahr unserer nationalen Historiographie, die aus der Geschichtsmacherei heraustritt und einfach anknüpfte „an der genauen Erforschung und Zusammenstellung der nackten Materie". — Der Umschwung der politischen Verhältnisse, der mit den Freiheitskriegen eintrat, machte Schlossers Thätigkeit am Lyceum, das ganz aufgehoben wurde, ein Ende. Um ihn aber an Frankfurt zu fesseln, gab man ihm den Posten eines Stadtbibliothekars neben seiner bisherigen Stellung am Gymnasium, so daß ihm eine bedeutende wissenschaftliche Muße blieb, die er namentlich durch fortgesetzte Quellenstudien auf das Fruchtbarste ausnutzte. Und auch sonst war der Aufenthalt in der ihm lieb gewordenen Stadt zu jener Zeit durch die Fülle persönlicher Beziehungen zu hervorragenden Männern ihm ein überaus angenehmer. Er sah und hörte Vieles, was ihm wichtiger war als hundert Folianten. Er gewann tiefere Einblicke in politische Verhältnisse, die ihn freilich in seiner Abneigung gegen alles politische Treiben nur bestärkten. Nicht eigene Ueberzeugung, sondern der Wunsch seiner Freunde war es in erster Linie, wodurch er sich veranlaßt fand, die ihm zusagende Stellung aufzugeben, um eine bedeutendere Wirksamkeit in Heidelberg anzutreten. Die Freunde bewiesen ihm, daß „das Kaufmanns- und Geldwesen und das Brüllen des Frankfurter Reichthums noch ärger sei, als der Handwerksgeist und Neid der Gelehrten und das Heulen ihres literarischen Stolzes".

So folgte er denn im Juni 1817 einem Ruf als Professor der Geschichte nach Heidelberg an Wilkens Stelle. Bis zu seinem Lebensende, noch 44 Jahre, ist er in dieser Stellung geblieben: nach den wechselvollen Schicksalen seiner ersten Lebenshälfte folgte eine Zeit ungestörter Ruhe, nach einem Zeitraum beispielloser politischer Erregungen lange Jahre voll trübseliger Stagnation, welche schwer auf der Lebenskraft der Nation lasteten. — Schlosser lebte ein stilles Gelehrtendasein, das wenig Abwechslungen darbot. Er verkehrte mit wenigen Menschen; vor Weltmännern hatte er allen Respect, aber seine Freunde konnten sie nicht werden. Außerordentlich rege war die Correspondenz mit der Frankfurter Freundin. Mit Recht heißt es in der Einleitung zu seinen Briefen: „Seine Schriften sind seine Thaten und seine Erlebnisse." Und wohl darf man seine Schriften als Thaten im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen. Nur in den äußersten Umrissen können wir hier seiner riesenhaften wissenschaftlichen Thätigkeit gedenken.

Wir sehen, daß er erst verhältnißmäßig spät — er war bereits ein Mann von 36 Jahren — sich der eigentlichen politischen Geschichtschreibung zuwandte. Es war das Gebiet der Universalhistorie, auf welchem er dann, ausgerüstet mit einer beispiellos umfassenden Quellenkenntniß, arbeitete. In seiner Darstellung ging er anfänglich außerordentlich kunstlos zu Werke. Erst allmälig empfand er das Bedürfniß, aus dem ursprünglichen Aneinanderreihen der rein thatsächlichen Vorgänge auf Grund der Quellen etwas Lesbares zu gestalten. Seine ersten Heidelberger Jahre wurden durch diese Arbeiten ausgefüllt, in denen nach und nach Alterthum und Mittelalter zur Darstellung gelangten. Schon seit Beginn seiner akademischen Thätigkeit hatte er es als Verpflichtung empfunden, auch neue und neueste Geschichte vorzutragen. Er glaubte die reichen Erfahrungen seines früheren Lebens hierzu ganz besonders in Anschlag bringen zu dürfen. Dennoch fand er, daß er über Leben und Treiben der Menschen im Ganzen und Großen noch mancher Kenntnisse bedürfe, die man aus Büchern oder unter Studenten und Professoren nicht erwerben könne. Er ging deshalb 1822 gegen seine Neigung — denn er war „durchaus nicht für die Welt gemacht" — auf mehrere Monate nach Paris. Es war eine wohl angewandte Zeit. Neben den umfassendsten Studien in dortigen Archiven und Bibliotheken kam er in Berührung mit den namhaftesten Männern der Zeit, darunter namentlich Guizot, außerdem aber auch mit vielen, jetzt abgethanen, Größen der napoleonischen Zeit. Damals war es auch, wo er Alexander von Humboldt kennen lernte und von dem hochverehrten Mann die wirksamste Anregung zu seiner Geschichte des XVIII. Jahrhunderts empfing. Dieses Werk erschien ursprünglich nur in zwei Theilen und war dazu bestimmt, seinen Zuhörern als Leitfaden zu dienen. An eine erweiternde Umgestaltung ging er erst in der folgenden Auflage. In den Jahren 1834—1848 gelangte das Werk, welches die Zeit bis 1815 umfaßte, zum Abschluß; es ist im Ganzen fünf Mal aufgelegt worden. Wir wiederholen, was wir bereits im Eingang sagten, daß dieses Werk in der eindringlichsten Weise durch seinen rücksichtslosen Freimuth, durch die glühend hervortretende Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit belebend und befruchtend auf das sittliche Urtheil der Volks- und Zeitgenossen wirkte. Schlosser hat sich in der 4. Auflage in den Vorreden des IV., V. und VIII. Bandes in besonders charakteristischer Weise über seine Geschichtsauffassung ausgesprochen. Die Geschichte des XVIII. Jahrhunderts sollte weder eine Compilation noch ein nach philosophischen Regeln gefertigtes Kunstwerk, sondern eine bescheidene, aber eben deshalb aus einer im ganzen Leben gebildeten Ansicht menschlicher Verhältnisse hervorgehende Erzählung sein. In seinem Urtheil ging er nie aus von einem System oder von einer angenommenen Parteimeinung, am allerwenigsten von der wechselnden Richtung des herrschenden Haufens. Er wollte aus der Geschichte heraus zu einem sichern Resultat des Nachdenkens über Gott, Welt und Menschen gelangen. Mochten die Anderen über diese Resultate denken wie sie wollten. Noch am Spätabend seines Lebens, im achtzigsten Jahre sprach er es aus, daß objective Wahrheit nicht immer erreichbar sei, wohl aber die subjective Wahrheit, d. h. die Vermeidung alles dessen, was nicht den Schriftsteller durch und durch beseelt, sondern nur für das Publicum, dessen Vorurtheil oder Bedürfniß man berücksichtigt, gelten kann. So warf er mit der bewußtvollsten Entschiedenheit die ganze Wucht seiner Individualität in die Wagschale. Und hiermit hängt allerdings die großartige Einseitigkeit seines Urtheils, wie sie aus seinem einsamen Leben und seiner von dem Treiben der großen Welt sich energisch abkehrenden Persönlichkeit erwuchs, eng zusammen. Seine Abneigung gegen die Politik war in der traurigen Zeit nach 1815 nur noch stärker geworden. Mit harten Worten eiferte er über die kraftlose, hoffnungslose, zerrissene Zeit. Er war trotzdem von durch und durch freier politischer Gesinnung. Gervinus nennt ihn selbst einen in der Wolle gefärbten Demokraten, und ein College in der Heimat sagt gar schon aus früherer Zeit, sein Wesen sei zwar aristokratisch, aber seine Lehre friesisch frei. Dennoch war er zu einer ruhigen, realistischen Erfassung und Würdigung der politischen Action als solcher nicht angelegt, er sah überall das Treiben der Menschen aus vielfach kleinlichen Motiven heraus, für welche er eine ebenso scharfe Wahrnehmung wie schonungslose Kritik hatte. Er war von vornherein mißtrauisch gegen die Machthaber und nahm auf das Wärmste Partei für Alles, was unterdrückt erschien. Der Maßstab schlichter bürgerlicher Moral, den er allein anlegte, brachte ihn leicht dazu — wie Sybel sich treffend ausdrückt —, in allen Ländern und Zeiten nur eine

Digitized by Google

große Nichtsnutzigkeit zu sehen. Er reichte nicht aus, um das elementare Hin- und Herwogen der Weltbegebenheiten und die Verwicklungen und Entwirrungen der großen Politik unbefangen im Hinblick auf die erreichten Ziele zu würdigen. Und doch war dieser Ausgangspunkt des politischen Urtheils unfraglich ein viel gesünderer als der einer blinden oder schönfärberischen Erfolgsanbetung. — Wir haben über sein Heidelberger Leben, abgesehen von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, nur wenig hinzuzufügen. Seine Zeit war getheilt zwischen Studium und Vorlesungen. Trotz der Formlosigkeit seines Vortrags war die Zahl seiner Zuhörer bis auf die letzten Jahre eine sehr große. Einmal die Woche pflegte er eine Anzahl derselben bei sich Abends zu versammeln, um die hauptsächlichsten Fragen des Tages mit ihnen durchzusprechen. Gervinus gedenkt dieser Abende mit Entzücken, insonderheit derjenigen, wo Schlosser mit einigen Auserwählten seinen Lieblingsdichter Dante zu lesen pflegte. „In und mit dem Dichter schloß er dann unwillkürlich sein eigenstes, innerstes Wesen auf, die rauhe Rinde sprang ab, der Kern lag blos, man erkannte eine sokratische Natur in ihm!" — So lebte er, wie es in einem seiner Briefe heißt, der Welt zwar gestorben, seinen Freunden aber darum nichtsdestoweniger so gut lebend, wie seinem eigenen inneren Wesen. Und wieder aus seinen eigenen Worten erfahren wir, was dieses innerste Wesen erfüllte: „Glücklich, wer die Wissenschaft in ihrer göttlichen Schönheit erkannt hat, selig aber nur ist der, welcher die Liebe, welche am wenigsten Sinnliches hat, in ihrer ganzen Macht empfindet, nur ihm sind Gottes Geheimnisse aufgethan, nicht dem kaltherzigen Pietisten, dessen Gott nur oben im Himmel ist, nicht im Menschen und durch den Menschen mit ihm lebt." Nirgends ist zugleich treffender als in diesen Worten ausgedrückt, was den Inbegriff seines religiösen Bedürfnisses und Empfindens ausmacht. Bis in sein spätestes Alter hat er so gedacht und bekannt, daß das Beten zu dem Gott in seinem Innern im Geist und in der Wahrheit schon Trost und Hoffnung gewähre, und daß er seine Zuflucht finde in dem Gedanken, mitten in dieser sichtbaren Welt einer unsichtbaren anzugehören. Wie fast jeder seiner Briefe das tief nach Innen gekehrte contemplative Leben wiederspiegelt, so ist unter den Briefen fast keiner, in dem dieser ernste, herbe Mann nicht in rührender Weise seine Freude an der ihm umgebenden schönen Natur kundgibt; vor Allem glückselig machte es ihn, wenn im Frühling die Berge um Heidelberg wieder grün wurden; tiefinnige Erquickung bereitete ihm der Genuß der Natur. Von dem, was sonst draußen in der Welt vorging, ließ er sich wenig anfechten; drohte es ihm unbequem zu werden, so konnte er unsäglich grob werden. Als das den deutschen Universitäten so verhängnißvolle Jahr 1819 seine Schatten auch nach Heidelberg warf und ein neuer Curator seine Instructionen präsentirte, da erklärte Schlosser einem Collegen: „Die Gelehrten sind Schufte und die Staatsleute sind auch Schufte; mögen sich die Schufte mit einander beißen; meinetwegen mag die Kerls alle beide der Teufel holen; die Welt und Nachwelt verliert nichts daran. Ich gehe meinen Weg und scheere mich um Niemand, wenn's an mich kommt, will ich mich wehren."

Etwas anders gestaltete sich sein Leben, als er im vorgerückten Alter — in seinem einundfünfzigsten Lebensjahre — sich verheirathete. Er schloß das Bündniß aus reinstem Herzensbedürfniß und er fand eine liebevolle, seiner würdige Genossin. Schwer hatte die Oede und Einsamkeit der vorrückenden Jahre auf ihm gelastet und — „ein Leben ohne Liebe, es wäre ja ärger als der Tod". Er mußte nun etwas geselliger leben, als er gewohnt war; auch an anderen Abwechslungen wurde das Leben reicher. 1834 ging er auf längere Zeit mit seiner Gattin nach Paris, wo er Freund Guizot als Minister, aber auch mit allen Untugenden eines Ministers vorfand. Wiederholt wurde die Schweiz, auch Italien besucht. — Kinder waren seiner Ehe versagt, aber es war ein erquickliches harmonisches Familienleben in seinem Hause, das den Mittelpunkt der besten Gesellschaft in Heidelberg abgab. So gelangte er an die Grenzen menschlicher Lebensdauer. In die neuere Zeit — seit 1848 — konnte er sich nicht mehr hineinfinden, sie blieb ihm fremd. Ganz Deutschland und vor Allem Frankfurt kam ihm in jenen Jahren „wie ein Narrenhaus" vor. So lange er noch arbeiten konnte, lebte er seiner Wissenschaft. Wir wissen unsere flüchtige Darstellung nicht besser zu beschließen, als durch jene hochcharakteristischen Worte, mit denen er im Juni 1860, sechszehn Monate vor seinem Tode, Abschied nahm von Welt und Menschen, da er sich der Aufgabe, ein durch und durch verdorbenes Geschlecht zu ermahnen und dadurch zu verbessern, nicht mehr gewachsen fand: „Diese ganze Zeit und ihre Bildung ist in den letzten Jahren von uns abgewichen und wir von ihr; so daß wir gewissermaßen aufgehört haben, Zeitgenossen der Begebenheiten zu sein, die rund um uns vorgehen. Es wird daher gewiß heilsam sein, daß ein Schriftsteller, der so lange thätig war, jetzt endlich vom Publicum Abschied nehme, zu einer Zeit, wo er ganz fertig ist, das Leben zu verlassen, und sein Vertrauen nicht auf sich selbst oder irgend einen Menschen, sondern auf eine göttliche Kraft setzt, die früher in ihm war und ihn auch jetzt nicht verlassen hat." — Am 23. September 1860 ist Schlosser fast 85jährig in Heidelberg gestorben.

Immanuel Rosenstein.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der lustige Rath."

Schauspiel in 4 Aufzügen von Friedrich Spielhagen.

Friedrich Spielhagen hat sich durch die Bedeutung seiner erzählenden Dichtungen den Anspruch auf eine ernsthafte Beachtung eines jeden seiner schriftstellerischen Erzeugnisse, welchem Gebiete es auch angehören möge, erworben. So konnte es auch nicht fehlen, daß die neueste dramatische Arbeit Spielhagens, „der lustige Rath" — es ist die dritte, die er überhaupt geschrieben hat —, schon vermöge der Persönlichkeit ihres Verfassers eine besondere Theilnahme finden würde. Und so ist es geschehen. Man merkte es dem Publicum der ersten Vorstellung förmlich an, eine wie sympathische Gesinnung es dem Dichter der „problematischen Naturen" entgegenbrachte und mit welcher Genugthuung es die Gelegenheit wahrnahm, diesem Gefühle den unmittelbarsten und deutlichsten Ausdruck im Theater geben zu können; und das Urtheil des ersten Abends ist fast immer endgültig entscheidend. Spielhagens „lustiger Rath" hat also einen sehr guten Erfolg gehabt, namentlich nach dem frischen ersten Acte und nach dem schauspielerisch dankbaren letzten Aufzuge.

Der Hauptvorzug des neuesten Spielhagen'schen Stückes beruht in dem flotten, lebendigen Ton, der in dem Ganzen herrscht. Da ist Frohsinn und Heiterkeit, da ist manch guter Witz, daneben freilich auch mancher, der nicht gerade gut ist; aber durch das Ganze geht, wie gesagt, ein Zug harmloser Vergnüglichkeit, bei der man sich recht wohl fühlt.

Man weiß schon aus Spielhagens Romanen, daß der Dichter sich auf die Individualisirung des Dialogs vortrefflich versteht. Hier im Drama hat er, um der Rede des Einzelnen eine besondere, dem Individuum entsprechende Prägung zu geben, mitunter auch etwas einfache Mittel angewandt. Dazu rechne ich das stereotype „zum Exempel", — das Leitmotiv des alten Dieners. Wenn dieser alte Diener Weiland vier Worte spricht, so kommen zwei davon unweigerlich auf „zum Exempel". Dazu rechne ich ferner die abgehackte Redeweise des Lieutenants, der unter schnöder Mißachtung aller Construction, unter beständiger Weglassung der Pronomia und mit souveräner Geringschätzung jeglicher periodischer Fügung gerade so spricht wie Strudelwitz und Prudelwitz; der also auch „lächerbar" sagt, „fabelbar", „pyramidal" ꝛc. Das dünkt mich doch etwas wohlfeil; wenn ich auch gern zugeben will, daß der Lieutenant im Uebrigen eine vortrefflich gezeichnete komische Figur ist. Daß viele Lieutenants in der That so sprechen mögen, wie Spielhagen den seinigen sprechen läßt, soll gar nicht bestritten werden; aber es ist doch zum Mindesten fraglich, ob der Bühnendichter wohl daran thut, die

Digitized by Google

sprachlichen Unarten ohne Weiteres in die dramatische Dichtung hinüberzunehmen. Ist doch auch der gute Dialog fast nie eine getreue Copie der Umgangssprache, wie sie ist, sondern eine Darstellung der Umgangssprache, wie sie sein sollte. Die zu genaue Nachbildung der Sprache, wie man sie im gewöhnlichen Leben hört, läßt sich in der Dichtung überhaupt nicht durchgehends beibehalten. Der Dichter wird unwillkürlich dazu getrieben, in ernsthaften, wichtigen Scenen ganz andere Saiten anzuschlagen, in der Wahl des Ausdrucks sehr behutsam zu sein und nicht nach dem ersten besten zu greifen, sondern nur den nach reiflicher Ueberlegung als best befundenen zu gebrauchen. Da macht es denn den Eindruck, als ob diese Personen, die früher ziemlich salopp und nachlässig sprachen und nun auf einmal das Wort wägen, für ihre Gedanken treffende und geistvolle Bilder finden und auch über das schwunghafte Pathos verfügen, gar nicht mehr dieselben seien wie früher. Im Uebrigen ist Spielhagens Dialog, wie ich schon gesagt, von großer Frische und Munterkeit.

Um die Handlung und den Aufbau dieses neuen Stückes scheint es mir etwas weniger günstig bestellt zu sein. Spielhagen hat ein Lustspiel geschrieben, er hat mehrere ernsthafte Scenen hinzugedichtet und sich dann nach einiger Ueberlegung dazu entschlossen, das Stück „Schauspiel" zu nennen. Schon dieses Schwanken zeigt die Doppelnatur des Vorwurfs. Es ist eigentlich kein Schauspiel, dazu sind die dominirenden Personen und die Situationen zu lustig; es ist aber auch kein eigentliches Lustspiel, dazu ist der Conflict und die eine Person, welche Spielhagen in den Mittelpunkt gestellt hat, zu ernst. Das hat nichts weiter auf sich. Im Gegentheil; gerade unsere Zeit scheint für diese Vermischung der beiden Arten, für das mit Schauspielelementen versetzte Lustspiel und für das durch Lustspielfiguren belebte Schauspiel eine besondere Vorliebe zu haben. Aber hier liegt die Sache noch etwas anders; nicht die Mischung der beiden Dichtungsarten ist die Eigenthümlichkeit des neuen Spielhagen'schen Werkes, diese ist vielmehr die Zwiespältigkeit der Hauptperson, die einen ganz ausgesprochenen Schauspielcharakter hat und dabei immer mit Lustspielmitteln operirt.

Der „lustige Rath", ein Gutsbesitzer von Trechow — lustig etwa wie der Narr im „Lear", wie Triboulet in „Le roi s'amuse", —

„Et que dirais-tu donc, si tu me voyais rire",

ist ein tief ernster Mann, ist beinahe tragisch. Er liebt, er entsagt, er besitzt die Seelengröße und Aufopferungsfähigkeit, die Verbindung des von ihm geliebten Mädchens mit einem Andern zu fördern. Der Himmel weiß mit welchen tiefen Regungen des Gemüths. Aber alle die seelischen Affecte, die ihn bewegen müssen, finden nur in einer Scene einen beredten Ausdruck. Das ist schon an und für sich nicht viel; man versteht seinen Ernst nicht vollkommen, weil um ihn herum zu viel gelacht und gespaßt wird. Auch der Titel des Stückes führt irre. Man weiß mit einem Worte nicht recht, was man aus diesem Herrn von Trechow machen soll. Dieser Charakter hätte schärfer herausgearbeitet werden müssen, selbst auf die Gefahr hin, das Schauspielelement in dem Stücke vorwiegen zu lassen. So wie uns dieser Trechow jetzt erscheint, können wir zu ihm nicht das volle Zutrauen haben, weil er selbst nicht recht Ernst zu machen scheint, weil er, um zu seinem Ziele zu gelangen, um die Verbindung zwischen seiner Freundin Brunhild von Weißenburg und Ernst Bronn herzustellen, nicht mit schlichten Mitteln wirken will, sondern eine echt lustspielartige verwickelte Intrigue anzettelt, und anstatt dem Zuge des Herzens zu folgen, ein Strategem herausklügelt, das einem wahrhaft Ergriffenen niemals beikommen würde; weil er, anstatt zu überzeugen, zu überlisten sucht. Wir wollen einen schlichten, wahren, geraden Menschen sehen und werden einem Tausendkünstler gegenüber gestellt; wir wollen sehen, wie er die Sachen vereinfacht, und siehe da, er sucht sie und uns nur zu verwirren. So bringt sich der „lustige Rath" durch die Unklugheit seines Vorgehens um die Sympathie, auf die sein Streben Anspruch hat.

Dieser Cardinalfehler in dem Charakter des Trägers der Handlung reagirt naturgemäß auf das ganze Stück. Die Handlung besteht ja eigentlich nur aus einer Reihe von Begebenheiten, die Trechow mittelbar oder unmittelbar herbeiführt. Man kann die Geschicklichkeit bewundern, mit der Spielhagen seine Figuren hin und her wirft und manövriren läßt. Die Paare wechseln wie in einer kunstvoll geführten Polonaise, und Trechow führt diese. Wenn A zu B gehört, so geräth A entschieden an C, und wenn C zu D gehört, so geräth C an B ꝛc. Es ergibt sich daraus ein heiteres Imbroglio; aber das ist wohl nicht genügend. So geht es in vielen französischen Lustspielen des 18. Jahrhunderts her, namentlich in den Marivaux'schen Komödien (Le jeu de l'amour et du hasard); aber wir Modernen finden an diesen Touren und Contretouren nicht mehr das rechte Gefallen, und Spielhagen war nicht glücklich inspirirt, sich gerade das veraltete Intriguenlustspiel zum Muster zu nehmen. Das scenische Hinundher verschlingt so viel Raum, daß für eine kraftvolle Entwicklung der Charaktere nicht genug übrig bleibt. Die Leute kommen nicht zur Ruhe; und wenn wir eben anfangen, uns für sie zu interessiren, werden sie fortgeschickt, um anderen Platz zu machen. Hie und da werfen sie uns wohl ein flüchtiges Wort hin, das uns stutzig macht, das uns zeigt, wie sie eigentlich tiefer angelegt sind, als sie erscheinen, und mehr nachgedacht haben, als wir vermuthen durften. Aber der unaufhaltsame Lauf der Bühnenhandlung gestattet uns nicht, der Anregung, die uns von der Bühne gegeben wird, selbstständig zu folgen; die Leute auf der Bühne müssen vielmehr selbst dafür sorgen, daß wir sie ganz verstehen. Es genügt nicht, daß sie uns zu verstehen geben, sie müssen uns geradezu überführen. Offenbar weiß Spielhagen von seinen Personen viel mehr, als er uns durch diese hat anvertrauen wollen, und das ist schade; wir hätten um diese Errungenschaft auf die große Lebhaftigkeit der scenischen Bewegung willig Verzicht geleistet.

Anstatt des etwas zu viel versprechenden Titels „der lustige Rath", hätte für das Stück ein Titel gewählt werden sollen, der an die Lustspieltitel des vorigen Jahrhunderts anklingt, etwa „die eingebildeten Schwierigkeiten"; denn alle die Hindernisse, die hier aufgethürmt werden, um das Ziel, das auf geradem Wege so leicht zu erreichen ist und das, wie jeder Zuschauer weiß, unbedingt erreicht werden wird, sind imaginäre. Bisweilen sieht's in der Handlung allerdings ganz düster aus; da gehen Verlobungen zurück, da werden langjährige Freundschaften gelöst, da werden Vorbereitungen zu einem Duell getroffen; aber nicht eines dieser großen Dinge kann dem Zuschauer auch nur auf einen Augenblick als etwas Ernsthaftes erscheinen. Alles das wirkt auf uns nur wie ein kindlicher Spaß, und wir begreifen deshalb auch nicht, daß ernsthafte Leute diese Sachen ernsthaft nehmen können. Wir begreifen ihre Thränen nicht, da sie alle Ursache haben zu lachen. Die einzige wirkliche Schwierigkeit, die der Vereinigung der beiden Paare entgegenstehen könnte, das Standesvorurtheil, wird von Spielhagen mit leichter Hand beseitigt; alles Uebrige aber, was sie bekümmert und was die Vereinigung durch vier Acte hinzögert, ist Spielerei, ist Muthwille.

Das Stück fand durch das Personal des Residenztheaters die liebenswürdigste und frischeste Darstellung; namentlich die Künstler, welche die jugendlichen Rollen darstellten, Frau Claar-Delia, Fräulein Ramm, die Herren Keppler, Beckmann und Haack ließen durch ihre Verve und Natürlichkeit alle Vorzüge des heiteren Stückes in glänzendstem Lichte erscheinen. Man merkt es dem Spiele der Künstler am Residenztheater an, mit welcher Lust und Liebe sie an ihre Aufgabe herantreten, und mit welchem rühmlichen Ehrgeiz sie sich bemühen, dem Dichter gerecht zu werden.

Paul Lindau.

Von der Musiksaison.

Sextett von Rudorff. Concerte: Rüfer, Henschel. Vorlesung des Prof. Naumann.

Als im Jahre 1871 der Goldregen über Berlin sich ergoß, und es fast schien, als ob der liebe Gott die deutsche Reichshauptstadt nach Heines Rath behandeln, jeden Pflasterstein zur Auster, die Straßengossen zu Champagnerbächen umwandeln wollte, da gab es nicht wenige Leute, welche auch für die Kunst eine neue goldene Aera prophezeiten. Der Verfasser hat damals in diesem wie in anderen Blättern seine entgegengesetzte Ueberzeugung vielfach ausgesprochen: daß der Goldregen nicht den wahren Kunstboden befruchten, sondern nur schnell verwelkende Luxuspflanzen emporschießen machen würde, und daß erst schlechtere Zeiten wieder besseren Kunstgeschmack erzeugen dürften. Und die Thatsachen haben ihm Recht gegeben. Aus jener glänzenden Periode hat die Kunst keine Errungenschaft zu verzeichnen; die Hochschule — wenn man sie als eine Errungenschaft betrachten will — und die Bestimmung des Baues der Nationalgalerie stammen aus früheren Jahren; kein Talent in irgend welcher Kunst ist in den Jahren 1871—73 neu erstanden, oder zu besonders höherer Geltung gelangt, keiner der Leute, welche jener

Digitized by Google

Periode ihren großen Reichthum verdanken, hat sich als ein Beschützer der Künste und Wissenschaften erwiesen. Dagegen sind heute trotz des großen Umschwungs in den Geldverhältnissen die guten Concerte nicht weniger besucht als damals, und die Opern von Gluck, welche zur Zeit des Gründerlieblings, der Lucca, fast vom Repertoire verschwunden waren, ziehen wieder zahlreiches Publicum nach dem Opernhause. Ob bei der Füllung des Concertsaales die Mode, der Einfluß der Coterie, die persönliche Beliebtheit und Geschicklichkeit des Veranstalters bedeutend mitwirken, das ist hier vollkommen gleichgültig; hat jener Goldregen diese Nebeneinflüsse nicht wegschwemmen gekonnt, so ist es schon besser, daß wenigstens die Wucherpflanzen, die er gebracht, sich nicht nebenbei zur üppigen Fülle entfalten konnten. Und so geben wir uns der frohen Hoffnung hin, daß im Jahre 1877 die schlechten Zeiten uns recht viel gute Musik bringen werden.

In den letzten acht Tagen, vom 30. December bis zum 6. Januar (für den Kunstkalender bedeuten sie nur fünf, da der Sylvester und die beiden ersten Tage des Jahres nicht gezählt werden können), haben drei interessante Concerte stattgefunden. Joachim und seine Kunstgenossen führten ein Sextett von Rudorff vor; dasselbe ist schon vor Jahren hier in einem Concerte von Stockhausen gespielt worden, und trägt mehr das Gepräge hochachtbaren und liebenswürdigen Strebens, als eines selbstständig entwickelten Schaffens. Am selben Abende kam noch Beethovens letztes Quartett in F-dur zu Gehör; der erste und besonders der letzte Satz stehen durchaus nicht auf gleicher Höhe mit dem himmlischen Adagio und dem ganz merkwürdigen, als Unicum zu bezeichnenden Scherzo. Die Ausführung war in allen Theilen gleich herrlich, wie auch in dem unbeschreiblich liebenswürdigen D-dur Quintett Mozarts.

Am 5. Januar veranstaltete Herr Rüfer ein Concert, worin er mit Ausnahme eines Liedes von Schubert nur eigene Compositionen vorführte: eine Concertouvertüre, eine Symphonie, mehrere Lieder und Clavierstücke. So schwierig und gewagt ein solches Unternehmen vom pecuniären Standpunkte dem Publicum gegenüber sein mag, das sich bei neuen unbekannten Compositionen immer zurückhaltend und abwartend verhält, so allein richtig ist es vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet; denn nur, wenn der Componist sich in seiner ganzen Wirksamkeit zeigt, kann man ein endgültiges Urtheil fällen. Herr Rüfer ist ein Mann von bedeutender Begabung. In seiner Hand allein liegt es, diese Begabung zu bedeutenden Leistungen zu verwenden, aber zu diesem Zwecke muß er sich einer Art von Selbstkur unterziehen, und einen, vielleicht schmerzlichen Schnitt in das eigene Fleisch nicht scheuen. Er leidet an der musikalischen Hypochondrie, die ja nicht verwechselt werden darf mit heftiger Leidenschaftlichkeit; diese wählt sich bestimmte Ausdrucksformen und spricht sich ganz deutlich aus, jene sucht und wühlt, um das Unnennbare, den eigenen Schmerz einigermaßen zu erklären, und bleibt oft unverständlich. Diese zersprengt die Fesseln, jene hebt sie klagend empor. In dieser steht Beethoven unerreicht, unerreichbar da mit seinen großartigen, scharf rhythmischen Themen, in jener ließ sich der edle Schumann manchmal zu den düster grübelnden Sätzen verleiten, die den Zuhörer weit weg führen von der Stimmung, welche jedes wahre Kunstwerk, und sei der Gegenstand oder der Inhalt noch so traurig, ihm eigentlich geben muß: vom Vergessen des Tages, vom Gefühle der momentanen Befreiung aus den kleinen Miséren durch die Kunst. Die Concertouvertüre D-moll des Herrn Rüfer ist von einer so verzweifelt düsteren Stimmung, daß er, um dieser Ausdruck zu verleihen, zu den weitest greifenden Mitteln der Instrumentation Zuflucht nehmen mußte, die bei so vielfältiger Verwendung eher Monotonie erzeugen, als die einheitliche Vorstellung eines Kunstwerks. Daß er im Stande ist, ganz andere Stimmungen mit vielem Glücke tonlich wiederzugeben, hat er vollkommen bewiesen in seinen Clavierstücken und im ersten Satze der Symphonie. Jene sind so anmuthig, so frei, so heiter und so geschickt gemacht, daß man sich unwillkürlich fragt, warum der Componist sich nicht vorzugsweise dieser Richtung widmet, in der so wenig Hervorragendes geleistet wird. Und der erste Satz der Symphonie ist so energisch, enthält ein so freundliches Nebenthema, und bringt bei aller Ueberladung an Instrumentation doch einen so behaglichen Eindruck hervor, daß man die Befähigung zu schönen Leistungen auch auf dem Gebiete größerer Instrumentalwerke sofort erkennt. Schwächer als dieser erste Satz ist das Scherzo, doch zeigt es noch Frische und lebhaften Rhythmus; das Adagio und Finale aber sind auch dem freundlichsten Willen nicht annehmbar. In den erstereren zeigt das Thema eine sehr bedenkliche Aehnlichkeit mit den Weber-Wagner'schen melodischen und harmonischen Wendungen, und die Entwicklung ist von ungemessener Länge, ohne daß der Inhalt ein derartiges Dehnen im Mindesten rechtfertigte. Das Finale fängt mit einem zwar nicht eigenthümlichen, aber markigen Thema in Forte an und bleibt in Forte und Fortissimo bis zum sehr weit hinausgeschobenen Ende. Ich wiederhole, Herr Rüfer ist ein Mann von bedeutender Begabung, aber er muß mit sich noch viel zu Rathe gehen. Er muß seinen Formen eine knappere Form geben, und auch dem instrumentalen Colorite größere Aufmerksamkeit zuwenden. Er läßt manchmal die Violinen und die Trompeten in den höchsten Lagen zu gleicher Zeit in einer Weise zusammen tönen, daß die Klangwirkung eine recht unangenehme wird. Er gibt manchmal den stärksten Blasinstrumenten in ihrer kräftigsten Mittellage das vollste Uebergewicht vor den anderen Instrumenten; das mag einmal wirken, aber bei jeder Wiederkehr entfernt sich der Effect immer mehr vom gesuchten Ziele. Vor Allem muß Herr Rüfer sein Talent der musikalischen Hypochondrie entreißen; ich komme auf diesen Punkt aus dem wichtigen Grunde zurück, weil seine Ouvertüre ein späteres Werk ist als die Symphonie und die Clavierstücke, in welchen sich doch noch ein heiteres Tonweben kundgibt, weil also gerade die neuere Composition die bedenklichsten Symptome jenes der Kunst gefährlichsten Uebels zeigt. Verhältnisse und verschiedenartige Wechselwirkungen sind leider nur zu oft die zwingenden Regler auch des künstlerischen Lebens, und das Werk eines Künstlers ist manchmal nur ein Barometer der von außen her bestimmten Stimmungen; aber der Bedeutendere wird sich gegen solche äußere Einflüsse auf sein Schaffen wehren und später oder früher davon befreien; der Unbedeutende geht darin unter, oder er strebt nicht mehr und sucht sich zurecht zu finden. Dabei kann er es recht weit bringen, denn manche Leute, welche eigentlich gar nicht der Höhe zustreben, finden öfters Nebenpfade, auf denen sie bequem dahin gelangen, während ein Anderer, der den geraden steilen Weg gewählt hat, mühsam keucht und spät und müde ankommt, wenn die Plätze im Wirthshause schon besetzt sind. Es gibt zuletzt heutzutage im Kunstleben überhaupt kein Gesetz außer dem, welches der Künstler sich selbst zu geben vermag, mit dem Bewußtsein der Pflichten und Rechte und der Verantwortlichkeit.

Die sogenannte Naivetät ist nicht blos im Schaffen geschwunden, auch in den Lebensanschauungen. Es gibt wohl keinen Künstler, der sich eine Zeit lang in der gebildeten Gesellschaft bewegt hat, und wenn er nachdenken will, im Zweifel sein könnte, was er von ihr erwarten darf, was er von sich erwarten muß. Allerdings gibt es selbst hochbedeutende Künstler, die vor solchem Nachdenken, und vor den Schlüssen, zu denen es führt, und vor den Entschlüssen, die es verlangt, Scheu tragen, die den Widerspruch zwischen dem angenehmen momentanen Erfolge im Salon und dem Streben in der eigenen Brust lieber tragen als ihn aufgeben, um sich zu sammeln und zu concentriren. Wir haben ein bedeutsames Beispiel an Rubinstein, der als außerordentlicher Clavierspieler an den unmittelbaren Enthusiasmus des Publicums gewöhnt, als Componist nicht die Selbstkritik auszuüben vermag, um über seine Werke und über deren getheilen Erfolg zur Klarheit zu gelangen; er müßte bei dieser Selbstkritik ein glänzendes Feld unmittelbarer und leichter Siege verlassen, um auf einem, dessen Früchte langsam sprießen, mühsam zu arbeiten. Und wenn man sieht, wie selbst hochbedeutende Künstler solche Beweise des gänzlichen Mangels an Selbstkritik geben, ja, wie er selbst bei Künstlern sich zeigt, denen ein vollkommenes Fernhalten vom Streben nach momentanem Erfolge zugestanden werden muß, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß jene innere Gesetzgebung, jene Selbstkritik, ein angeborener integrirender Theil der ganzen künstlerischen Organisation ist, die vielleicht entwickelt oder vernachlässigt, aber nicht erworben werden kann. Die Frage, die den Verfasser schon seit langer Zeit beschäftigt, kann hier nicht weiter erörtert werden, weil sie der Gegenstand gründlicher und wissenschaftlicher, weiten Raum beanspruchender Erklärungen sein muß. Der Verfasser wird einmal das Resultat seiner Studien darlegen; heute muß er zum Tageswerke zurückkehren, zum Berichte über Concerte.

Herr Henschel hat ein „Liederconcert" gegeben, worin er sich entschieden als der beste Künstler seines Faches seit Stockhausen zeigte. Besitzt er auch nicht dessen unvergleichliche Schule, die Geläufigkeit und vollkommene Gleichheit der Register, so wird er doch durch seine sympathische Stimme und durch seinen Vortrag überall sicheren und verdienten Erfolg erringen. Für den Verfasser, dem die Wiener Tradition der Schubert'schen Lieder noch erinnerlich ist, war der Vortrag des

Digitized by Google

„Wirthshaus" der Höhepunkt der Leistung in der „Winterreise". „Die Krähe" war zu langsam, das scheue Umherflattern des Unglücksvogels, das in der Begleitung so wunderbar tonlich wiedergegeben ist, kam nicht zur Geltung, auch konnte die fürchterliche Leidenschaftlichkeit der letzten Worte bei dem Tempo nicht zum vollen Ausbruche gelangen. Den größten Erfolg hat Herr Henschel mit der Ballade „Archibald Douglas" von Löwe gefunden.

Bei aller Achtung vor der hohen Bedeutung Löwes, der ja diese Gattung eigentlich erst zum Kunstwerke entwickelt hat, kann ich nicht umhin, solche weit ausgesponnene Gesangstücke für ein Mittelding zwischen dramatischer und lyrischer Musik zu erklären, welche nach keiner Richtung hin ein entschiedenes Gepräge zeigen. Das „Hochzeitlied" von Goethe („Wir singen und sagen vom Grafen so gern"), in welchem der Musik durch die Zwergenhochzeit der weiteste Spielraum für phantastische Gebilde geöffnet war, die wunderschönen Ballade „König Heinrich der Finkler", in welcher Löwe den behaglichen und gemüthlichen Ton des Gedichtes getroffen hat, bieten unübertroffene Muster ihrer Gattung. Aber dieser „Archibald Douglas", den der Verfasser schon zu öfteren Malen gehört hat, ist doch nur eine vervollkommnete Nachahmung der Schubert'schen Ossiansgesänge, die gerade auch nicht zu des unsterblichen (und nach der Verfassers Gefühlen unerreichbaren) Liedertondichters besten Werken gehören. Daß die Löwe'sche Ballade dem Sänger Gelegenheit bietet, auf bestem und künstlerischem Wege Effect zu machen, darf nicht bestritten werden; der stürmische Beifall, der dem ausgezeichneten Vortrage des Hrn. Henschel folgte, gab ja den besten Beweis für jene sehr schätzenswerthe Eigenschaft der Composition. Der Künstler sang noch einige reizende Lieder von Schumann; dann ein neues von Brahms („Manuscript") „Alte Liebe". Der Verfasser kann beim besten Willen auch in dieser Composition nicht einen Fortschritt in dem Wirken des genialen Meisters erkennen, selbst nicht ein Stehenbleiben auf der Höhe, welche so viele andere seiner Werke einnehmen. Dagegen ging ihm das Herz wieder recht auf in Freude, als die ersten Töne der Brahms'schen Magelone-Gesänge erklangen: „Liebe kam aus fernen Landen" und „Wie soll ich die Freude, die Wonne denn tragen". Ja, auch diese Lieder sind gekommen „aus fernen Landen" edelster und reinster Romantik, unmittelbarer Empfindung, die auch den richtigen, unmittelbar wirkenden Ausdruck findet! Der Dichter in Tönen, dem die Muse diese Lieder eingegeben hat, der wird sich aus der vorübergehenden Stimmung dumpfen, unklaren, grübelnden Selbstbeschauens bald wieder emporschwingen zu den lichten Höhen reinen Kunstschaffens; und dann wird er, der reine Künstler, am ersten lachen über die schweifwedelnden Seiden, die gar zu gern mitbeleuchtet werden von dem elektrischen Lichte des berühmten Mannes, in dem auch ferne liegende unbedeutende Gegenstände glänzend erscheinen, und die nun jedes vorhandene und zukünftige Werk freudewinselnd begrüßen.

Ueber das Concert des russischen Pianovirtuosen Herrn v. Schlözer vom 9. Januar und über die Leistung von Clara Schumann, welche am Abende darauf Beethovens G-dur-Concert im Bachvereine vortrug, wird ein eigener Artikel „Vom Clavierspielen" sprechen. Hier an diesem Orte ist nur von der Composition des Herrn Bargiel, der 13. Psalm für Chor und Orchester zu berichten, welche er an jenem Abende zu Gehör brachte. Sie gehört in die Rubrik der Compositionen, auf welche die gangbaren Epitheta „stimmungsvoll", „edel empfunden" u. s. w. angewendet werden, d. h. sie verbindet gute Arbeit mit anständiger Richtung, ohne irgendwelche hervorragende Eigenthümlichkeit. Der erste Theil ist wenigstens interessant, aber die Schlußchöre bewegen sich doch etwas zu sehr in gemüthlich-banalen Phrasen.

Der Verfasser hat schließlich der interressanten Vorlesung des Hrn. Prof. Dr. Emil Naumann im wissenschaftlichen Vereine (Singakademie) zu gedenken über „die Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft". Der gelehrte und competente Musikforscher und Schriftsteller hat die Stellung der Parteien gekennzeichnet, und die Frage: welche Musik wohl der Zukunft gehören wird, beleuchtet. Es ging hierbei von dem Grundsatze aus, daß die jetzige Musikproduction nur als ein Epigonenthum betrachtet werden kann. Daß in einem solchen Vortrage, der nicht länger als eine Stunde dauern darf, nicht viel dem Fachmanne Neues gesagt werden kann, liegt in der Sache selbst; ein Vortrag über exacte Wissenschaft kann sich auf einen Punkt concentriren, ein Vortrag über eine Tages-Kunstfrage muß nothwendigerweise nach verschiedenen Richtungen abschweifen. Prof. Naumann ist ganz dazu berufen, solche Abschweifungen zu unternehmen, denn er ist viel bewandert in den verschiedensten Kunstfächern und weiß doch immer ganz genau zu bemessen, was zur eigentlichen Frage gehört, ihr angepaßt werden kann, und was gleichgültig ist und bleiben soll. Er ist kein Freund der Zukünftler; aber er hat auch den freien Blick gewahrt, um das Coterie- und Parteiwesen auf anderer Seite nicht zu verkennen, und er hat den Muth gezeigt, seine offene Meinung offen von der Tribüne herab zu bekennen; solch ein Muth ist nicht genug zu preisen, wenn man bedenkt, welch eine Stellung der geehrte Redner einnimmt, und welchen Einfluß die andere Partei zu erringen verstand. Es ist Pflicht eines jeden unabhängigen Mannes, seine Ueberzeugung auszusprechen, ohne sich etwa der Illusion hinzugeben, daß sein Freimuth eine unmittelbare heilsame Wirkung erziele. Die Frommen im Lande verstehen es, den Zugang zum richtigen Ohre genau besetzt zu halten.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Wahlen zum Reichstage, welche die letzte Chronik auf die ersten unbestimmten Nachrichten hin nur ganz im Allgemeinen berücksichtigen konnte, hatten gegen den Schluß der vorigen Woche durch die Ueberraschung der Fortschrittspartei sowie die Erfolge der Socialisten ein dramatisches Interesse erlangt. Einige Socialdemokraten im Reichstage mögen als Warnung und gelegentliches Mene Tekel ihr Gutes haben. Aber eine größere Zahl möchten wir lieber entbehren. Der verewigte Heinrich von Arnim pflegte von den Radicalen zu sagen, er habe den rothen Vorhang in den Kammern ganz gern, aber wenn sie das ganze Licht wegnehmen wollten, so wären geeignete Vorkehrungen der Abwehr zu treffen. Die Einigkeit der liberalen Parteien ist ohne jeden Zweifel das wirksamste Mittel der Vertheidigung gegen diesen gemeinsamen Gegner, und die Nothwendigkeit derselben wurde denn auch durch die letzten Wahlen mit Donnerstimme geprebigt. Unbekümmert um einzelne verspätete Wehrufe in einigen Blättern, die sich nun einmal in den Zank mit den Nationalliberalen festgebissen hatten, sind denn auch schon für die Stichwahlen die beiden Fractionen mehrfach wieder gegen die Socialisten vereint und gewiß mit Erfolg vorgegangen. Man möchte das als ein gutes Omen für den weiteren Verlauf begrüßen. Denn Frieden ernährt auch in der Politik, während Unfrieden einem augenblicklichen Gelüste teutonischer Streitsucht behagen mag, schließlich aber die Verdauung stört. Wenn sich zwei brave Leute, die auf einander angewiesen, in den Haaren liegen, freut sich bekanntlich nach dem lateinischen Sprichwort der Dritte. Hier sind aber zum wenigsten zwei Dritte, die dunkelrothen guten Freunde auf der einen Seite und die schwer definirbaren Ultras auf der anderen. Letztere sind seit einiger Zeit äußerlich zahm geworden, lauern aber auf jeden Vortheil und wünschen im Grund ihres frommen Herzens dem Liberalismus im Bausch und Bogen wie weiland Caligula den Römern nicht einen Kopf, sondern nach der richtigeren Lesart neuerer Forscher einen Hals, man weiß schon warum. Frieden und Freundschaft der liberalen Parteien in den möglichen Grenzen und unbeschadet des beiderseitigen Programms sind daher unter allen Umständen empfehlenswerth. Auch im Orient würde der Krieg sicherlich besser vermieden, wenn auch dadurch Denjenigen eine Enttäuschung erwachsen sollte, die auf den Krieg dahinten, der ihnen ja in den Zeitungsbüreaus kein Haar krümmen würde, speculirt hatten. Ob einige zehntausend Menschen, Russen und Türken durcheinander, dabei zusammengeschossen werden, thut den pathetischen Leitartikeln und entsprechenden Entrefilets keinen Abbruch. Der Krieg hat ohnehin lange genug auf sich warten lassen, und es wäre endlich Zeit, daß es losginge. Die Zwischenpause wurde mit diplomatischem Geplänkel ausgefüllt, wobei auch die Erfindung eines constantinopolitanischen Reporters, der Khalil Pascha zum Botschafter in Berlin designirte, seine Rolle gespielt hat. Der arme Diplomat gerieth dadurch in das Berliner Zeitungsgetriebe, und er wurde, wie es sich gebührt, in der durch ihre Gastfreundlichkeit berühmten Presse zerzaust. In Paris, Petersburg und Wien, wo Khalil Pascha früher Botschafter war, war es ihm besser ergangen. Man amüsirte sich mit seinem absonderlichen Freimuth, ließ ihn indessen großstädtisch gewähren. Er sagte den Hofdamen Dinge, welche sie mit dem Fächer abwehrten, im Uebrigen aber wenigstens in Paris nicht ungern vernommen haben sollen. Von Wien aus mußte er

Digitized by Google

sich einmal während des Winters zu dem Grafen Andrassy nach Pesth begeben. Er that es in ungewöhnlicher Begleitung, und als man ihn darüber scherzend zur Rede stellte, meinte er, es wäre für das Alleinreisen zu kalt gewesen. Am meisten überrascht war einmal durch die Offenherzigkeit Khalil Paschas eine vielgenannte russische Gräfin in Petersburg, die ihn bei der ersten Begegnung nachsichtig fragte, ob er sich in das Salonleben der russischen Hauptstadt schon etwas eingelebt habe, ob ihn der Gegensatz zu den türkischen Gewohnheiten nicht fremdartig anmuthe? Khalil Pascha schüttelte leise den Kopf und erwiederte lächelnd: Nicht doch, wir sind bei uns ebenfalls noch sehr zurück. Oder wörtlich: Oh non, Madame, nous aussi, nous sommes encore fort arriérés! Man denke sich einen solchen ungebundenen Gesellschafter in den deutschen gemessenen Kreisen. Hier allerdings wäre der türkische Botschafter durch die einigermaßen unfreiwillige Abgeschlossenheit der diplomatischen Welt vor jedem socialen Conflict von vornherein geschützt worden. Aber es ist doch besser, daß er jeder Versuchung, das schwierige Terrain in Berlin zu erproben, entgangen ist. Immerhin war die Art und Weise, wie das falsche Gerücht seiner Bezeichnung eine Fülle malitiöser Bemerkungen auf Kosten des früheren Botschafters, der harmlos in Stambul spazieren ging, in einer Reihe von Blättern entstehen ließ, von charakteristischem Interesse. Wirkliche Candidaten für solche Stellungen werden sich künftig gegen dergleichen landesübliche Attaken abhärten müssen, falls sie nicht etwa wie Reinecke, der allerdings mehr durch diplomatische Talente als durch persönlichen Muth geglänzt haben soll, mit einer höflichen Verbeugung und dem bekannten: Vestigia terrent! die ihnen zugedachte Ehre ablehnen sollten.

* * *

Meine Mission bei Pius IX. und Napoleon III., 1859—1864. Enthüllungen über die römische und französische Camarilla von Sophie von Rauchenegger geb. de Spèt. Elberfeld 1877, Loll.

Wer ist Frau Sophie von Rauchenegger geb. de Spèt? Wir wissen es nicht. Der Mädchenname klingt belgisch, der Frauenname oberösterreichisch. Im Verlaufe der Erzählung finden wir die Bemerkung, die Verfasserin sei aus Bayern. Wir haben daher bei bayrischen Politikern Erkundigung eingezogen. Allein Niemand kennt eine Dame dieses Namens. Dies ist etwas bedenklich bei „Enthüllungen", welchen weder Documente noch sonstige Beweismittel beigefügt sind. Denn unter diesen Umständen kommt es doch sehr auf den „Enthüller" an. Alle „Enthüller", der Verfasser von „Un poco più di luce", der Autor von „Pro nihilo" (oder sagen wir lieber, der präsumtive Autor), der Verfasser von „Ma mission en Prusse", führen bekannte Namen. Das bringt das Metier so mit sich. Schon unsere alten Processualisten stellten den Satz auf, ein Jemand, welchen Niemand kennt, — ein „homo plene ignotus" — habe als Zeuge keine volle Beweiskraft. Indessen wird man auf der andern Seite behaupten, es komme weniger auf den Autor, als auf den Inhalt des Buchs an. Wir lassen das, mit einiger Einschränkung, gelten, und haben daher das Buch auf seinen inneren Werth geprüft. Die Höflichkeit, welche selbst die Kritik den Damen schuldet, verbietet uns, das, was Frau von Rauchenegger über ihren Aufenthalt in Rom und in Paris, über ihre Beziehungen zu Pio Nono und zu Napoleon dem Dritten, über ihre Vermittelung zwischen Beiden und über das Intriguenspiel der Priester, der Frauen und der sonstigen Politiker und Hofleute in den Tuilerien und im Vatican erzählt, für Erfindungen und Aufschneidereien zu erklären. Auf der andern Seite aber können wir nicht verhehlen, daß es uns sehr schwer wird, diesen „Enthüllungen" Glauben zu schenken. Nicht etwa deshalb, weil wir die Damen und Herren, welche damals in dem Vatican und in den Tuilerien ihr Wesen und Unwesen trieben, für besser halten, als sie die Verfasserin schildert, oder weil wir etwa nicht glaubten, daß sie unter dem Deckmantel der Religion sehr verwerfliche oder wenigstens sehr weltliche Zwecke verfolgten, und daß sie, trotz aller frommen Redensarten, einander in Lüge und Haß überboten. Aber trotzdem können wir nicht glauben, daß diese Dinge so, wie Frau von Rauchenegger uns erzählt, sich abgespielt haben. Daß z. B. diese Dame, die überall ihre antijesuitischen, reformlustigen Ideen, welche gleichsam den Altkotholicismus anticipiren, auf das Rücksichtsloseste zur Schau trägt, dennoch zu gleicher Zeit die Vertraute des Cardinal-Staatssecretärs Antonelli, des Jesuitengenerals Pater Beckx und einer Reihe sonstiger Cardinäle und Prälaten ist, und von Pio Nono in den wichtigsten Angelegenheiten gleichsam als außerordentliche Botschafterin benutzt wird, überall offene Thüren und vertrauliche Mittheilungen findet, daß ihr jedes Mitglied des Großen Generalstabs der streitenden Kirche sein Herz ausschüttet, und sie zugleich warnt vor den Andern, welchen es alle erdenklichen Schlechtigkeiten nachsagt, und andere noch viel ungeheuerlichere Dinge, — das will unserm profanen Verstande nicht einleuchten; denn wir haben bis jetzt noch keine Belege dafür, daß die Jesuiten und ihre Genossen wirklich so dumm sind, wie man dies bei einer solchen Handlungsweise von ihnen voraussetzen müßte. Jedenfalls, wenn die Verfasserin ähnliche Dinge, wie sie erzählt, erlebt hat, so täuscht sie ihre Auffassung oder ihr Gedächtniß. Geneigt, sich selbst eine große Bedeutung beizulegen und sich gleichsam für den Mittelpunkt der Welt zu halten, sieht sie die Dinge in einer falschen Beleuchtung. Und wenn wir auch Alles mit möglichster Praesumtio Boni beurtheilen und uns mit äußerster Höflichkeit ausdrücken wollen, so müssen wir doch darauf bestehen, es ist unmöglich, daß eine Dame von dieser naiven Unkenntniß kirchlicher und geistlicher, insbesondere römisch-hierarchischer Interna, und von so „ketzerischen" Ansichten in Rom eine solche Rolle gespielt hat.

Um es kurz zu sagen: Man nimmt dies Buch mit Neugierde in die Hand und legt es weg mit arger Enttäuschung.

Vor dieser Täuschung wollen wir unsere Leser durch obige Zeilen bewahren. Karl Braun.

* * *

Ein neues italienisches Wochenblatt in Mailand, „La vita nuova", bringt in Nr. 24 das Gedicht an Kleist von unserm Mitarbeiter E. v. Wildenbruch (10. Bd. der „Gegenwart" S. 228), übersetzt von Luigi de Marchi.

* * *

Der „fünfte Jahrgang" des Almanachs der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger von Ernst Gettke liegt uns vor. Das Buch ist natürlich in erster Linie für den Schauspieler bestimmt, aber es verdiente, auch in weiteren Kreisen Verbreitung zu finden, die sich für die Bewegung auf dem Gebiete der Hebung des Standes in künstlerischer und materieller Beziehung interessiren. Der literarische Theil ist 161 Seiten stark und bringt eine verdienstvolle Chronik von Joseph Kürschner, die Alles enthält, was im verflossenen Jahre im Bühnenleben von Bedeutung war, Jubiläen, Todesfälle, Theaterbrände.

Der Bericht E. Gettkes „Aus der Genossenschaft" legt die günstigen Resultate dar, wir wünschen herzlich, daß der „ersten Million" sich recht bald eine zweite anreihe, dann wird es dem Vereine leichter werden, seine humanen Ziele zu verfolgen.

An diesen Bericht schließt sich eine Skizze über den Hamburger Bazar, der die Aufopferung Dr. Krückls in verdienter Weise betont, und noch einige andere Aufsätze, und schließlich das alphabetische Verzeichniß der Bühnenangehörigen.

* * *

Gsell-Fels' Unter-Italien und Sicilien ist eben in 2. Aufl. ausgegeben worden. (2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut.) Wir haben bereits mehrmals auf das vorzügliche Reisehandbuch aufmerksam gemacht und empfehlen es wieder als einen der besten Führer auf das Wärmste.

Berichtigung.

In dem Aufsatz „Ran-Wagners Lehrbuch" von A. Samter hat sich ein Druckfehler eingeschlichen, den wir zu corrigiren bitten. Seite 3, Sp. 2, Z. 10 v. u. statt „muß nie gänzlich aufgegeben werden" soll es heißen: „muß nun gänzlich ꝛc."

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Journalist,

wissenschaftlich gebildet, der sich praktisch bewährt hat, sucht so bald als möglich eine Stelle als Redacteur des Feuilletons einer liberalen Tageszeitung oder eines belletristischen Wochenblattes. Beste Zeugnisse und wenn nöthig Proben (Kritiken, Feuilletons, Novellen 2c.) stehen zur Verfügung. — Adressen erbeten unter **L. G. 77.** Expedition der Gegenwart, Louisenstr. 32.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort von **Eduard Hobein.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 *M.* Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

Eine große deutsche Zeitung sucht von einem namhaften Schriftsteller einen

Roman,

eine **Novelle** oder **größere Erzählung** zum Abdruck zu erwerben. Die Arbeit muß **complet** vorliegen, darf aber bis jetzt **noch nirgends publicirt** worden sein. Auch sind **Reisebeschreibungen, culturhistorische Skizzen, interessante populär-wissenschaftliche Abhandlungen** 2c. erwünscht. — Verleger oder Schriftsteller werden um Offerten, event. Einsendung der Manuscripte unter **Angabe der Honorarforderungen** sub **A. 138** an die **Annoncen-Expedition** von **Adolf Steiner, Hamburg,** Neuerwall 12 gebeten. — Nichtconvenirendes wird nach Möglichkeit schnell retournirt.

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine. Dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein	aus Corinth	à *M.* 1.60.	= *M.* 4.80.
3/1 Fl.	dito	Claret Vino di Bacco von Santorin	à *M.* 1.20.	= *M.* 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier	weiss Vino santo von Santorin	à *M.* 1.40.	= *M.* 4.20.
3/1 Fl.	dito	roth aus Misistra	à *M.* 1.50.	= *M.* 4.50.
Zusammen **12/1 Fl.** Kiste, Flaschen und Verpackung frei für				*M.* **17.10.**

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.

J. F. Meuzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**

Gegründet 1840. Versandt bei jeder Temperatur zulässig.

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine

allgemeine Kunde der Thierwelt

aufs prachtvollste illustrirt

und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von ***1 Mark.***

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Plattdütsche Husfründ.

En Volksblatt för alle Plattdütschen

in Schleswig-Holsteen, Mekelnborg, Hannover, Oldenborg, de Hanseståde, Pommern, Westfalen u. s. w.

Unter Mitwirkung von **Klaus Groth** u. A. herausgegeben von **W. Kastner.**

Wöchentlich 1 Nummer.

Neuer Jahrgang 1877.

Probenummern gratis und franko.

C. A. Koch's Verlag

(J. Sengbusch) in Leipzig.

Der **„Plattdütsche Husfründ"**, die **einzige** und gern gelesene in plattdeutscher Sprache erscheinende Zeitschrift wird hiermit Allen, welche sich für die, einen so reichen Schatz echt deutschen Wesens und unverfälschter Biederkeit enthaltende plattdeutsche Literatur interessiren, auf das Angelegentlichste empfohlen. Von der großen Anzahl gediegener Mitarbeiter verweisen wir nur auf die bekannten Namen: **Klaus Groth, Schröder,** den **„Ollen Rümärker" Quitzow, Ahrens, Ellen Lucia** u. A. und sind außerdem für **Illustrirung** des Textes die besten Kräfte gewonnen.

Abonnements zum Preise von **1 M.** pro Quartal nehmen alle Buchhandlungen u. Postanstalten an.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Idee der Entwickelung.

Eine

social-philosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Theil 1. 2. à 4 *M.*

Verlag von **E. Neuenhahn** in **Berlin.**

Eine Clavierlehrerin,

am Conservatorium zu Dresden gebildet und seit Jahren in ihrem Fache thätig, **wünscht** bald oder zu Ostern eine **Stelle** an einer grösseren **Musikschule** oder einem **Pensionat** in Deutschland anzunehmen. — Ein gutes Zeugniss über Ausbildung und bisherige Thätigkeit kann vorgelegt werden.

Adressen werden unter Chiffre **E. B. 85** an **Haasenstein & Vogler** in **Dresden** erbeten.

Heinr. Lemcke

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter

Havanna- etc. Cigarren

im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille. Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von $^1/_{10}$ Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschienen:

Die

Störungen der Sprache.

Versuch einer Pathologie der Sprache

von

Dr. Adolf Kussmaul,

Prof. in Strassburg.

Mit 1 Holzschnitt. gr. 8. 5 *M.* 50 *S.*

(v. Ziemssen, Handbuch der speciellen Pathologie u. Therapie XII. Bd. Anhang.)

Einbanddecken

zum X. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen F. E. C. Leuckart in Leipzig und G. Schwetschke'scher Verlag in Halle.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. H. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 27. Januar 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v.11 no.4

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Reichstagswahlen des Jahres 1877. Von Wilhelm Wackernagel. I — Ein amerikanisches Sittenbild. Von N. Edmunds. — **Literatur und Kunst:** Sturmfluth. Roman in 6 Büchern (3 Bänden) von Friedrich Spielhagen. Besprochen von Paul Lindau. — Oestreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813 von Wilhelm Oncken. Besprochen von F. — **Vermischtes:** Eine öffentliche Schmach. Von Adolf Horwicz. — Notizen. — Inserate.

Die Reichstagswahlen des Jahres 1877.

Von Wilhelm Wackernagel.

I.

Genau drei Jahre, nachdem die Wahlen für die zweite Legislaturperiode des deutschen Reichstags stattgefunden hatten, ist das deutsche Volk zu den Wahlen für die dritte Legislaturperiode einberufen worden. Der 10. Januar 1877 wird auf lange hinaus ein denkwürdiges Datum in der Geschichte Deutschlands bleiben; er hat einen Blick in das Getriebe unheimlicher Kräfte eröffnet, welche rastlos daran arbeiten, den Boden unseres Gesellschafts- und Staatslebens zu unterwühlen. Weitaus wichtiger als die Verschiebung, welche die Parteiverhältnisse des Reichstags durch die diesmaligen Wahlen erfahren werden, ist die Warnung, die mit der ungeahnten Zunahme der für die socialdemokratischen Candidaten abgegebenen Stimmen aus dem dunkeln Schooße der Wahlurnen ihr röthlich strahlendes Zeichen emporhebt. Die Socialdemokratie hat den Wahltag zu einer Heerschau über ihre oft citirten „Arbeiterbataillone" benutzt, deren „dröhnender Tritt" — so wird dies wenigstens glauben zu machen gesucht — die geängstigten Bourgeoisseelen bis in ihr tiefstes Inneres erbeben läßt, und der Wahrheit die Ehre, es ist diese Heerschau stattlich genug ausgefallen. Von einer schreckensbleichen Resignation des deutschen Bürgerthums ist aber, nachdem das erste Gefühl der Ueberraschung sich gelegt hat, nirgends etwas zu verspüren gewesen. Im Gegentheil, es hat sich alsbald in dem lange Zeit hindurch von einem Socialdemokraten vertreten gewesenen ersten Industriebezirk Deutschlands, dem Wahlkreise Elberfeld-Barmen, dieses Bürgerthum zur Entfaltung einer Energie aufgerafft, welche ihm bei der engeren Wahl einen glänzenden Sieg über den socialdemokratischen Candidaten eintrug, so daß dieser Wahlkreis der Socialdemokratie, gewiß zu deren großem Staunen, wieder entrissen wurde.

Ueberall hat im deutschen Bürgerthum die Warnung, die am 10. Januar an dasselbe ergangen ist, nur die eine Wirkung gehabt, daß es mannhafte Entschlüsse faßte, die hoffentlich nicht dahinschwinden werden, wenn die Aufregung des Wahlkampfes sich abgekühlt hat. In der Bürgerschaft der Reichshauptstadt vor Allem muß die Thatsache wie ein scharfer Stachel die Geister wach erhalten, daß für die nächsten drei Jahre zwei unter ihren sechs Vertretern Socialdemokraten sind. Es wird, falls die betreffende Partei, was kaum anzunehmen ist, mit den Kleinodien, die sie am 10. Januar der Berliner Fortschrittspartei im Wahlkampfe abgenommen, nicht unablässig höhnend prangen sollte, einfach genügen, vor der Berliner Bürgerschaft die nackte Thatsache zu constatiren, daß die Socialdemokratie sich im Besitze von zwei Berliner Reichstagsmandaten befindet, um der politischen Bewegung, zu welcher diese Thatsache den Anstoß gegeben hat, stets neue Spannkraft zuzuführen.

Die große Zahl der am 10. Januar für socialdemokratische Candidaten abgegebenen Stimmen darf übrigens nicht so aufgefaßt werden, als ob nun alle Diejenigen, welche solche Stimmen in die Urne legten, der organisirten Socialdemokratie angehören oder den socialdemokratischen Lehren zustimmen. Sehr viele von ihnen kennen diese Lehren kaum von Hörensagen; sie haben einfach für den „niederen Mann" gestimmt, weil sie glauben, daß ein solcher die Noth des Lebens, die zu gegenwärtiger Zeit härter als sonst und höher hinauf als sonst empfunden wird, aus eigener bitterer Erfahrung kenne und daher — das „Wie" ist ihnen freilich selber unklar — zur Linderung jener Noth und Herbeiführung dauernder besserer Zustände am ersten noch helfen könne.

Der nur zu lange schon anhaltende wirthschaftliche Nothstand hat nicht blos unter den sogenannten „arbeitenden Classen", sondern auch im Stande der kleinen Handwerker, Ladenbesitzer, Beamten, Lehrer u. s. w. eine von oben her meist zu gering geschätzte Summe von Mißbehagen, Verstimmung, ja Erbitterung angehäuft, welche im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur in einzelnen schreienden Fällen an die größere Oeffentlichkeit und zur publicistischen Erörterung gelangt und daher leicht für individuell gehalten und auf ausnahmsweise persönliche Verhältnisse zurückgeführt wird, die aber an diesem denkwürdigen 10. Januar viele Tausende von Stimmen dem Candidaten der Socialdemokratie zuführte, da dessen Wahl als der Ausdruck der hochgradigsten Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen wirthschaftlichen Zuständen erscheinen mußte.

Diejenigen, welche um das öffentliche Wohl pflichtmäßig zu sorgen haben, Regierung und Volksvertretung, werden nicht umhin können, in eine Erörterung darüber einzutreten, aus welchen Ursachen die zu den Grundlagen des heutigen Gesellschafts- und Staatslebens in feindseligen Gegensatz tretende Socialdemokratie Hunderttausenden von Staatsangehörigen als die allein mit heilkräftigen Mitteln ausgestattete Partei erscheint. Mit bloßen Prohibitivmaßregeln kann der Verbreitung der für die urtheilslosen Volksmassen so verführerischen Lehren jener Partei nicht wirksam gewehrt werden. Es gilt die Quellen aufzudecken, aus denen sie die Kraft schöpft, sich trotz jener Maßregeln in ihrer Stärke nicht nur zu behaupten, sondern ihren Einfluß auf immer weitere Kreise auszudehnen. Und

UNIV. OF MICH. LIBRARY

Digitized by Google

hat man diese Erkenntniß gefunden, so wird der Staat von sich aus dafür zu sorgen haben, daß aus diesen Quellen nicht eine staatsfeindliche Agitation sich nähre, sondern daß sie in gesetzlich geordneter Weise für die Befruchtung des öffentlichen Lebens mit neuen Kräften nutzbar gemacht werden. Das, was heute als „roher Kräfte sinnlos Walten" die öffentliche Wohlfahrt und die staatliche Ordnung bedroht, wird dann, in seinem treibenden Gedanken erkannt und auf Grund dieser Erkenntniß von einer weisen Gesetzgebung geregelt, sich als ein neues grundlegendes Element in unser Staatsleben einfügen und dasselbe einer höheren, reicher organisirten Entwicklungsstufe entgegenführen.

Das deutsche Reich hat es mehr als ein anderes Staatswesen Europas nöthig, daß keine Quelle der nationalen Kraft als wildes Wasser verrausche. Ja, es droht ihm geradezu Gefahr aus der Fortdauer und Verallgemeinerung von Zuständen, unter welchen ein bald nach Millionen zählender Bruchtheil der Nation mit feindseliger Gesinnung gegen die staatliche Ordnung sich erfüllt, ja hier und da schon mit Hohn die Liebe und Treue zum Reich für einen überwundenen Standpunkt erklärt; denn Thorheit sei es, in Kampf und Tod zu gehen um der Ehre eines Namens wegen, den man jeden Tag mit einem andern zu vertauschen gern bereit sei. Eine derartige, in Zeiten ernster Prüfung hoffentlich nur bei wenigen der Verirrten andauernde Entfremdung von der nationalen Sache könnte draußen leicht als ein Symptom innerer Schwäche gedeutet werden und zur Betreibung von feindlichen Anschlägen gegen das deutsche Reich ermuntern. Deshalb wird, ganz abgesehen von den angedeuteten inneren Gründen, schon um die nationale Kraft nach Außen hin nicht geschwächt erscheinen zu lassen, mit Ernst der Frage näher getreten werden müssen, wie jener Entfremdung wirksam vorgebeugt werden kann. Eine Aufforderung hierzu liegt aber nicht blos in dem durch die Wahlen des 10. Januar zu Tage getretenen Wachsthum der socialdemokratischen Partei, sondern auch in der Unterstützung, welche diese Partei bei den engeren Wahlen von Seiten des Ultramontanismus erfährt, und welche sie hinwiederum letzterem gewährt, wenn auch Beides unter gegenseitiger Attestirung der Unversöhnlichkeit sich vollzieht.

Die „Reichsfeindlichkeit" des Ultramontanismus hat sich auch diesmal wieder in ganz unzweideutiger Weise bekundet. Es gereicht indessen das Eine zum Troste, daß der Ultramontanismus in Deutschland den Höhepunkt seines Einflusses überschritten hat, und trotz aller Versicherungen des Gegentheils, in einer inneren Zersetzung begriffen ist, die zu einer Scheidung der conservativen von den destructiven Elementen, welche vorläufig noch durch das Vorwalten des gemeinsamen Gegensatzes zum Reiche zusammengehalten werden, führen muß. Auch hierüber haben die Wahlen des 10. Januar lehrreichen Aufschluß gegeben. Die Centrumsfraction wird numerisch kaum eine Verstärkung erfahren, die davon zu sprechen nothwendig erscheinen ließe; sie wird dagegen mit Elementen durchsetzt sein, die ihr selber recht unbequem werden können. Zum ersten Male hat es sich ereignet, daß zwei ultramontane Candidaten gegeneinander in engerer Wahl standen, daß gegenüber den von oben her patronisirten Männern höherer Lebensstellung eine aus dem Volke ihre Candidaten wählende „christlich-sociale" Richtung beachtenswerthe Erfolge errang, welche denn auch sofort von der Socialdemokratie mit besonderer Genugthuung registrirt wurden. Auch das verdient Aufmerksamkeit, daß in Bayern die Zahl der ultramontanen Stimmen einen Rückgang erfahren hat, angeblich in Folge einer laueren Betreibung des Wahlgeschäfts von Seiten der „volksthümlichen" und darum für die Massenagitation besonders geeigneten Parteigenossen, die mit den Führern der Centrumsfraction im Reichstage unzufrieden sind und ihnen vorwerfen, mehr nach Fürstengunst auszuschauen, als einem kühnen Streiter für die Kirche gezieme. Für die nächste Zukunft haben diese Erscheinungen wohl noch keine praktische Bedeutung; doch deuten sie auf eine beginnende Wendung in der Haltung der katholischen Volksmassen, die bisher willenlos der Führung der Centrumsfraction gehorchten. — Was die Zahl der beim Centrum als „Hospitanten" verkehrenden welfischen Abgeordneten aus Hannover und der Polen betrifft, so hat sich darin keine Veränderung zugetragen.

Wenden wir uns von den reichsfeindlichen Parteien zu den reichsfreundlichen hinüber, so ist zunächst zu constatiren, daß dieselben nach wie vor die Mehrheit des Reichstages bilden, da die Gegner zusammengenommen höchstens nur um wenige Einheiten sich verstärken dürften und dafür andererseits die im Elsaß gewählten „Autonomisten" darauf bedacht sein werden, zur Reichsregierung wenigstens in einen äußerlich freundlichen Verkehr zu treten. Man wird deswegen freilich noch nicht von einer inneren Aneignung des Reichsgedankens durch die Wähler der betreffenden sechs oder sieben elsassischen Abgeordneten sprechen können; die Autonomisten werden in den Reichstag eintreten ohne emphatischen Protest gegen, aber auch ohne entschiedene Erklärung für das Reich. Sie wollen durch ihre Haltung im Reichstage entschieden ad oculos demonstriren, daß ohne Schädigung der Reichsinteressen dem Reichslande politische Autonomie, ausgeübt durch die constitutionelle Mitwirkung einer gewählten Landesvertretung bei der Gesetzgebung, gewährt werden könne; ihr „Wohlverhalten" wird daher stets als von der Hoffnung auf Erfüllung eines Verlangens eingegeben erscheinen. Die Beurtheilung der Frage, ob dieses Verlangen zur Zeit schon erfüllt werden kann, wird indessen von der Erwägung noch manches anderen Umstandes abhangen, hinsichtlich dessen die Elsasser Autonomisten von sich aus eine maßgebende Versicherung zu ertheilen nicht im Stande sind.

Von besonderer Art sind diesmal die württembergischen Reichstagswahlen gewesen. In Württemberg ist der Einfluß der Regierung größer als in den meisten anderen deutschen Staaten, vor Allem, wenn er auf die Wähler mit einer Berufung an den württembergischen Patriotismus einwirkt. In den maßgebenden Stuttgarter Kreisen hat man zwar gegen die Reichsfreundlichkeit der württembergischen Reichstagsabgeordneten „im Princip" nichts einzuwenden. Zum Lobe der württembergischen Regierung muß es auch ausgesprochen werden, daß sie in der großen Frage der Reichsjustizgesetze sich nicht blos loyal jeder Weiterung enthalten, sondern sogar positiv fördernd mitgewirkt hat in einheitlichem wie in freiheitlichem Sinne. Indessen hat das eifrige Eintreten hervorragender württembergischer Abgeordneten für die Reichseisenbahnidee an der maßgebenden Landesstelle unangenehm berührt und so ist denn landauf landab durch Württemberg die Wahlparole ausgetragen worden, Niemand zu wählen, der etwa die württembergischen Staatsbahnen an das Reich zu bringen sich vornehmen möchte. Die, sozusagen, wegen Mangels an Localpatriotismus abgepfändeten Mandate sind fast sämmtlich in die Hände von württembergischen Regierungscandidaten übergegangen; nur ein oder das andere hat ein Mitglied der schwäbischen Volkspartei als Beute davongetragen. Die nationalliberalen Vertreter Württembergs im vorigen Reichstage kehren bis auf Herrn Hölder, den Präsidenten der Abgeordnetenkammer, nicht wieder; diesem hat man aus besonderen Gründen sein Stuttgarter Mandat von Regierungswegen nicht streitig gemacht. Die neugewählten liberal-conservativen Vertreter württembergischer Wahlkreise werden sich im Reichstage, wenn überhaupt einer Fraction, der „deutschen Reichspartei" anschließen. Dieser Fraction gehören auch bereits der frühere württembergische Minister Freiherr v. Varnbüler und andere seiner Specialcollegen an.

In Preußen, im Königreich Sachsen und einigen kleineren norddeutschen Staaten, wie auch theilweise im Großherzogthum Hessen ist den diesjährigen Reichstagswahlen ihre Signatur durch die Auflösung des Wahlbündnisses zwischen der nationalliberalen und Fortschrittsfraction aufgedrückt worden. Ohne dieses in seinen Folgen der liberalen Partei zum größten Schaden ausgeschlagene Vorkommniß würde vermuthlich der neugewählte Reichstag, der bekannten zu Augsburg gestellten Prognose des Ministers Falk gemäß, in seiner

Digitized by Google

Zusammensetzung dem letzten Reichstage ebenso ähnlich gesehen haben, wie das gegenwärtige preußische Abgeordnetenhaus dem ihm voraufgegangenen gleicht. Es ist an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe, eine retrospective Kritik über das Verhalten der beiden liberalen Reichstagsfractionen zu den Justizgesetzen zu üben. Wir haben hier nur die Thatsache zu constatiren, daß die Wahltaktik, welche daraufhin die Fortschrittspartei als eine ihren Interessen dienliche erachtet hat, nämlich die Wahl von nationalliberalen Candidaten in solchen Wahlkreisen, wo dieselben bisher von der gesammten liberalen Partei unterstützt worden waren, durch die Aufstellung fortschrittlicher Candidaturen zu bekämpfen, welche Taktik nach dem jus talionis mit der Bekämpfung der fortschrittlichen durch nationalliberale Candidaturen erwidert wurde, überall große Verwirrung und Zersplitterung der Stimmen, und in vielen Wahlkreisen die Niederlage der liberalen Candidaten oder doch ihre Zurückdrängung in die engere Wahl nach sich gezogen hat. Ein großer Theil der 70 engeren Wahlen, die zu vollziehen waren, so die in Berlin, Breslau, Königsberg, Danzig, Bromberg, Magdeburg, Elberfeld u. s. w. wäre unnöthig gewesen, wenn die liberale Partei von vornherein geschlossen aufgetreten wäre und sich über gemeinsame, auf beiden Seiten annehmbare Candidaten verständigt hätte. Zu der diesmal so überaus großen Zahl der im ersten Wahlgange unentschieden gebliebenen Wahlen hat neben der Vielheit der liberalen Candidaturen freilich auch die so zahlreiche Aufstellung und so starke Unterstützung der socialdemokratischen Candidaten beigetragen.

Endlich hat auch die conservative Partei die in vielen ländlichen Kreisen durch die Agitation der Agrarier wachgerufene Verstimmung gegen den Liberalismus, als den Vater der für alle Noth im Lande verantwortlich gemachten neueren Wirthschaftsgesetzgebung, mit vielem Eifer und dem entsprechenden Erfolge für ihre Zwecke benutzt. So ist es denn dahin gekommen, daß in den alten Provinzen der preußischen Monarchie eine größere Zahl von bisher durch Liberale vertretenen Wahlkreisen an die conservativen Parteien verloren gegangen ist. Auf das ziffermäßige Ergebniß dieses Besitzwechsels werden wir in einem späteren Artikel zurückkommen, da zur Zeit, wo wir dieses schreiben, nur erst wenige der engeren Wahlen zum Austrag gebracht sind. Aber schon gleich nach dem Bekanntwerden der Wahlergebnisse vom 10. Januar ließ sich das Eine mit Bestimmtheit aussprechen, daß der Verlust der liberalen Partei mindestens 20 Sitze betragen würde, und daß somit von einer liberalen Mehrheit in dem neuen Reichstage auch euphemistisch nicht mehr gesprochen werden kann. Eine reichsfreundliche Mehrheit besteht nach wie vor, und zwar ist dieselbe auch dann noch mit einigen Stimmen gesichert, wenn die Fortschrittspartei sich einmal in der Opposition befinden sollte. Darin hat sich gegen den vorigen Reichstag nichts geändert. Vollends kann von irgend welcher Umwälzung der parlamentarischen Lage durch die Wahlen keine Rede sein; dieselben haben mehr die Zeichen kommender Zeiten blicken lassen, als daß sie im Reichstag selber oder in dem Verhältnisse desselben zur Regierung eine namhafte Veränderung bewirkt haben.

Wir reihen hier zum Schlusse eine summarische Uebersicht der am 10. Januar gewählten Abgeordneten, beziehungsweise in engerer Wahl verbliebenen Candidaten an.

Unter den 327 gewählten Abgeordneten befanden sich: Conservative 31 (darunter einer aus dem Königreich Sachsen, die übrigen aus Preußen); von der deutschen Reichspartei 34, zwischen dieser und den Nationalliberalen stehend 4, Nationalliberale 99, zwischen diesen und der Fortschrittspartei stehend (Gruppe Löwe-Berger) 9, von der Fortschrittspartei 16, ein Mitglied der Volkspartei, Socialdemokraten 10, Ultramontane 30, hannoverische Particularisten 3, Polen 14, Elsaß-Lothringer 15 (darunter 7 Autonomisten, 3 Clericale, 5 von der Protestpartei), ein Däne.

Unter den 140 in 70 Wahlkreisen zur engeren Wahl gestellten Candidaten befanden sich: Conservative 21, von der deutschen Reichspartei 5, Nationalliberale 47 (davon 2 gegeneinander stehend), sonstige Liberale 3, von der Fortschrittspartei 19, von der Volkspartei 3, Socialdemokraten 20, Ultramontane 16 (davon 4 zu je zwei gegeneinander stehend), ein hannoverischer Particularist, Polen 4, ein Däne.

Berlin, 19. Januar 1877.

Ein amerikanisches Sittenbild.

Von N. Edmunds.

I.

Jung, mit mehr Geld als Verstand, ein guter Gesellschafter, tüchtiger Politiker, verwegener Sport und der vielbeneidete Besitzer einer schönen Frau, von der ich mich ohne Hülfe des Richters hätte trennen dürfen: — so stand ich da. Man verdenke es mir daher nicht, wenn ich mein Leben im vollsten Maße genoß und Alles, was sich mir darbot und woran mein jugendlicher Geschmack Freude fand, mitmachte, zumal ich allein war, keine Familienrücksichten zu nehmen hatte und in der so reizenden, extravaganten Stadt San Francisco lebte.

Es war im Spätsommer 1870, fünf Monate waren verflossen, seit wir den letzten Regen gehabt. Alles hatten die Strahlen der Sonne, ohne auch nur von dem kleinsten Wölkchen daran verhindert zu sein, in dieser Zeit verdorrt. Die reichen Felder lagen im Ruhezustande; sie schienen ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt zu sein und hatten durch den Staub, welchen der regelmäßig gegen Abend wehende Küstenwind darüber hingejagt, eine todte aschgraue Farbe angenommen, welche auch der allnächtlich sich einstellende kalte Nebel nicht zu verwischen im Stande war.

Da meine Geschäfte des Tages besorgt waren, so lenkte ich meine Schritte, eine feine Havanna eben endend, mit Gott und der Welt zufrieden, nach Phil. Lewis' Salon. In diesem, auf das Eleganteste ausgestatteten Barroom pflegte ich meine Freunde zu treffen und mich mit ihnen über das Verbringen des Abends zu besprechen. Es war wohl noch früh, denn George Banks war allein hier. Ich trank einen Whisky toddy mit ihm und da unsere Unterhaltung wie die Cigarren zu Ende waren, gingen wir dem, in einem Theile des Locales sich befindlichen Laden zu, um eine „Henry Clay"*) auszuwürfeln. Das Glück war mir günstig, und da nichts Besseres zu thun war, setzten wir das Spiel um einen Dollar Einsatz fort. Es kamen mehrere unserer Bekannten und schon nach kurzer Zeit standen wohl zehn an der Zahl, eifrigst würfelnd, um den kleinen Ladentisch. Die wachsende Aufregung eines solchen Spieles blieb nicht aus; die Verlierenden wollten ihr Geld wieder und die Gewinnenden mehr haben, so wurden die Wetten zwischen Einzelnen bedeutend erhöht. Mir gegenüber stand Jas LEoff**), einer der verwegensten Sports. Bald wettete ich außer meinem Dollar noch 50, ja manchmal mehrere 100 Dollar mit ihm auf jeden einzelnen Wurf. Die Gewinnenden mußten für Getränke und Cigarren sorgen; so wurde es wohl 3 Uhr Morgens bis wir schlossen. Viele hatten ihr Geld verspielt und mußten einzeln den Tisch verlassen, da man dort nur gegen baares Geld derartige Geschäfte erledigt.

Fortuna war mir günstig gewesen. Meine Taschen waren voll von Zwanzigdollar-Stücken, als ich einen Freund aufforderte sich mit mir in einen nahe gelegenen Austernsalon zu begeben. Wie mich die frische, feuchte Nachtluft anwehte, empfand ich erst die Wirkung der starken Getränke, welche ich in den vielen Stunden zu mir genommen hatte und die wohl bisher durch

*) Eine sehr beliebte Havanna-Marke.

**) Ein in ganz Amerika berühmter und berüchtigter Sport.

Digitized by Google

die große Aufregung des Spieles zurückgehalten war. Finster und feucht umgab uns die Nacht, so daß wir das Licht der Straßenlaternen kaum auf einige Schritte sehen konnten. Jack, mein Begleiter, taumelte an der Straßenecke gegen Jemand, der die entgegengesetzte Biegung machte. Ich hörte verletzende Worte in schlechtem Englisch mit italienischem Accent und in meinem Rausch zog ich, ohne zu überlegen, meinen Revolver und feuerte auf's Gerathewohl, doch, wie sich später herausstellte, ohne den Italiener zu treffen, der verschwand. Während wir noch über diesen Vorfall, der uns spaßhaft schien, lachten, kam schon ein Polizist, der uns aufforderte, ihm zum Polizeigefängniß zu folgen. In keinem Lande ist man mehr geneigt der Obrigkeit zu gehorchen, wie gerade hier, und so gelangten wir denn bald in den Keller des Stadtgefängnisses. Mein Freund wurde entlassen. Mir jedoch nahm man Waffen, Geld ꝛc. ab und ich sollte eben der üblichen Spedition unterworfen werden, als ich eine bekannte Stimme hinter mir rufen hörte: „Was zum Teufel ist Dir in den Kopf gekommen Ned? verrückt oder betrunken, auf Leute schießen, he?" Mich umsehend, gewahrte ich den mir befreundeten Capitän Douglas, der zu meinem Glücke gerade auf Wache war und mich die Nacht auf einem Sessel im Bureau zubringen ließ.

Ich erwachte am nächsten Morgen, natürlich nüchtern und merkwürdiger Weise ohne moralischen noch physischen Katzenjammer. Ich wollte mich nun entfernen, um in meiner Wohnung Toilette zu machen. So ging die Geschichte jedoch nicht. Man sagte mir, daß ich Gefangener sei und nur durch besondere Begünstigung die Nacht nicht in einer Zelle zugebracht hätte. Näheres würde mir der Capitän schon mittheilen, der jeden Augenblick erwartet werde. Trotzdem konnte ich der ganzen Sache noch keine ernste Seite abgewinnen und glaubte nur auf den Capitän warten zu müssen, um dies Hotel verlassen zu können.

Nun bekam ich denn Lust nach praktischer amerikanischer Art die Gelegenheit zu benützen und mir Alles anzuschauen. Ich trat aus dem Bureau in eine lange mit Fließen ausgelegte Halle, die nur spärlich mit Gas beleuchtet war. Links gewahrte ich einen Beamten an der Eingangsthüre sitzend, eben im Begriff, nachdem von außen geklopft war, eine kaum handbreite Klappe in der Thüre zu öffnen, den Eingang Fordernden zu mustern resp. einzulassen. Rechts gewahrte ich ein eisernes Gitter, dahinter eine große Zelle. Ein gleiche fiel mir am anderen Ende des Ganges auf, deren Zweck mir sofort bekannt werden sollte.

Eben trat Capitän D. mit einem großen Buche in der Hand herein nnd wünschte mir einen guten Morgen, meinte, „ich käme auch gleich an die Reihe, sollte mich nur gedulden". Das Buch legte er in die Fensternische, unweit der Thüre zur großen Zelle, und klingelte. Mehrere Polizisten kamen, und gingen, wie sie es nannten „an die Arbeit". Der Capitän las: „Patrik Murry" — die Polizisten holten einen Irländer dieses Namens aus der großen Zelle hervor—„angeklagt wegen Prügelei — nach Zelle 7! Tony Woo" — man brachte den Sohn des himmlischen Reiches — „Hühnerdiebstahl — nach 13! Victor Guerero" — ein schöner Mexikaner trat vor — „wegen Mordversuch — nach 12! Heinrich Schuhmacher, Skandal machen — Nr. 28! John Brown, Raubanfall — Nr. 22!" So ging es nun weiter, bis aus der großen Zelle wohl sechzig Männer aller Nationen und Verbrechen herausgebracht waren. Ich hatte während dieser Arbeit beim Capitän gestanden, als er sich nun zu mir wendend im ruhigen Geschäftston weiter las: „Ned. Edmunds, wegen Entladung von Schießwaffen mit dem Vorsatz zu tödten" (discharging fire arms, with the intend to kill). Er schaute mich groß an und wies mit der Oberfläche der Hand auf die betreffende Stelle im Buche. Mechanisch blickte, ich hin. Ja, da stand's, von einem Italiener unterschrieben, die Namen von zwei Polizisten mit angegeben. Sorglos warf ich hin: „Na, was dann?" — „Na, was dann?" wiederholte der Capitän, „was dann — zehn Jahre San Quentien" (californisches Zuchthaus). Ich lachte, denn noch glaubte ich, er mache einen Scherz. Er aber meinte, es sei keine Zeit zum Spaßen und mir würde der Ernst der Sache schon kommen, wenn ich vor dem Polizeirichter stände; er müsse jetzt aber eilen, um auch die Weiber aus der anderen Zelle zu „sortiren", wie er sich ausdrückte.

Jetzt erst sah ich, in welche gefährliche Situation mein Rausch mich gebracht und welchen Unannehmlichkeiten ich durch die Güte des Capitäns entgangen war. Diese Zellen werden allnächtlich von den eingebrachten Verbrechern aller Arten wie aller Nationen gefüllt und ich wäre ebenfalls hineingekommen.

Nun sandte ich zu meinem Advocaten und um 10 Uhr befand ich mich neben ihm sitzend vor dem Polizeirichter. Die Reihe kam bald an meine Sache. Vom Richter gefragt, antwortete mein Advocat für mich: „Nicht schuldig." Die Zeugen wurden vernommen. Der Italiener sagte positiv, daß ich auf ihn geschossen hätte. Das Zeugniß der beiden Polizisten bestätigte die Aussage, und da ich keine Gegenzeugen zu bringen hatte, machte man es kurz. Ich wurde unter 5000 Dollars Caution gestellt, damit ich mich zur bestimmten Zeit vor die Grandjury stelle, welche erst in circa drei Monaten zusammenberufen wurde; hierzu mußte ich nun zwei Bürgen schaffen, Leute, welche nachweisen konnten, daß sie im Besitze von doppelt der Summe seien, für welche sie bürgten.

Da ich nur in der Begleitung eines Polizisten meine Bekannten zu diesem Zweck aufsuchen durfte, war es selbstverständlich, daß ich mich nicht entschließen konnte, in das Kaufmannsviertel der Stadt zu gehen, um dort meine Bürgen zu suchen. — Der Polizeisecretär hatte aus Freundschaft zu mir meinen Namen von Edmunds zu Edwards entstellt, damit dieser von den Lesern der Zeitungen nicht in den Reihen der Verbrecher erkannt würde.

Ich begab mich also zu zwei der vermögendsten Sportingman, welche sich bereitwillig für mich verbürgten.

Capitän D. hatte Recht gehabt; ich sah immer mehr, in welch' eine gefährliche Lage mein Rausch mich gebracht. Freunde und Advocaten schüttelten bedenklich den Kopf. Meine einzige Hoffnung waren noch die drei Monate bis zur Entscheidung. Mit der Zeit mußte Rath kommen.

II.

Die Stadtwahlen nahten heran. Die republikanische Partei hatte ihre Convention gehalten, ihre Nominationen für Bürgermeister, Schatzmeister, Besteurer, Collector, Stadtverordnete ꝛc. gemacht und man bereitete sich schon zur Wahl vor. Nun waren jedoch Leute von hervorragender Begabung wie großen Mitteln da, welche, obwohl als Candidaten aufgestellt, unberücksichtigt geblieben waren. Dies, wollten sie wissen, sei durch Intrigue, Bestechung ꝛc. geschehen. So hielten sie denn ein „Meeting", welches mit dem Beschluß endete, eine selbstständige Partei zu organisiren. Dieselbe trat unter dem Namen „Bell ringer" in's Leben; ihr Zweck war durchaus kein edler; doch mußte dies dem großen Publicum unbekannt bleiben. Man wollte möglichst viele der republikanischen Stimmen für sich gewinnen, dadurch die Partei schwächen und mit dieser Hülfe den Demokraten den Sieg zuwenden. Daß man selbst nicht die Wahl für sich bekommen konnte, wußte man sehr wohl. Die Demokraten lieferten den Bellringern auch wohl das für ihre Zwecke nöthige Capital, welches kein geringes war. An der Spitze dieser neuen Partei stand Major Wilkens und Conlen, welche mit so großem Interesse arbeiteten, wie man es nur thut, wenn man, wie sie, sich revanchiren will.

Der Zufall wollte nun, daß diese Herren auch für die Grandjury ernannt waren, der Eine zum Vormann, der Andere zum Secretär derselben. Ich war bisher immer Republikaner vom reinsten Wasser gewesen, doch verdenke man es mir nicht, daß ich, da ich solche Gründe hatte, „mit Leib und Seele" (?) Bellringer wurde. Man schien mich brauchen zu können, denn ich ward sofort zum Vorstandsmitglied ernannt. Alles war gut organisirt. In dem bald stattfindenden Maßmeeting war ich für die dritte Rede bestimmt. Besser Unter-

Digitized by Google

richtete kannten ja den Zweck der Partei und nannten deren Leiter „Sore heads“ (Wundköpfe). Der größte Theil des Publicums lief zusammen, um zu hören.

Als ich die Rednertribüne bestieg, sah ich mich wohl 10,000 Leuten gegenüber. Unvergeßlich bleibt mir meine Rede, aber was thut man nicht, um von 10 Jahren San Quentien frei zu kommen.

Ich sprach von Sachen, die ich selbst am wenigsten glaubte; ich nannte die republikanische Partei, da sie die Freiheit eines jeden Bürgers beschränke, corrupt, die von uns gezahlten hohen Steuern veruntreue und falsch anwende, und jetzt wieder solche Nominationen gemacht habe, daß jeder Gutgesinnte, welcher die Personen kenne, die das republikanische Billet mit ihren Namen zieren (?), nur „Schmach, Schmach!“ über sie rufen muß. Es versteht sich demnach von selbst, daß wir nur der Nothwendigkeit folgten, wenn wir das kleine Häuflein Getreuer, welche verschmäheten, an dem reichen Tische der Corruption mit Beschränkung aller Freiheiten zu schmarotzen, unter eine Fahne zusammenriefen, auf welcher steht „Bell ringer!“ „Am großen Tage der Wahl wird diese Fahne Euch Allen voranwehen, Ihr werdet ihr folgen und rufen: Wir läuten die Glocken der Freiheit und schütteln ab das Joch der Corruption! Ich persönlich gehöre ganz der Sache, ich werde meine Zeit, mein Talent und mein Geld mit Freude opfern, zum Nutzen unseres glorreichen Landes, dessen Bürger zu sein ich stolz bin ꝛc.“

Erschöpft warf ich mich, nachdem ich meine lange Rede beendet und die Plattform verlassen hatte, in einen Sessel. Der Major sowie Conlen brachten mir selbst erfrischende Getränke und überhäuften mich mit Schmeicheleien. Nach Beendigung der erfolgreichen Versammlung mußte ich mich mit ihnen in ein Local begeben, und auch hier trug man mich fast auf den Händen.

Am nächsten Morgen waren schon die Zeitungen voll von dem Meeting. Demokratische Organe benutzten unsere Partei als große Reclame; sie meinten, es ginge deutlich die Schwäche der Republikaner daraus hervor, daß selbst Leute wie Major Wilkens, Conlen und ich sie verlassen, die stets ihre Bannerträger gewesen waren, und so weiter.

Republikanische Blätter jedoch brachten die Wahrheit, nannten uns Wundköpfe und sprachen vom Fuchs, dem die Trauben zu sauer. Was mir jedoch in den Kopf gekommen, schien ihnen ein Räthsel, doch müsse ich wohl persönliche Gründe für meine Handlungsweise haben. Wohin ich kam, ward ich von Freunden, denen ich nur die ausweichendsten Antworten zu geben im Stande war, danach gefragt. Je peinlicher meine Lage sonst ward, um so viel mehr wurde ich von den Bellringern ausgezeichnet. Nichts kann in den Pacificstaaten ohne „Meetings“ durchgesetzt werden. Darum wurden solche fast täglich von uns abgehalten, wodurch es natürlich wieder nothwendig ward, „Comités“ zu ernennen, welche Beschlüsse zu fassen und solche dann dem Vorstande als „abgemacht“ vorzulegen hatten.

Merkwürdiger Weise stimmten meine Ansichten mit Major Wilkens und Conlen immer überein! Nachdem sie mir eine Sache von ihrem Gesichtspunkte auseinandergesetzt hatten, schien mir die überzeugende Richtigkeit derselben stets einzuleuchten! So kam es denn wohl, daß man über mich in den wichtigsten Comités verfügte. Meine Arbeit für die Sache wuchs täglich. Wie gern thut man Alles, um das Gedeihen seines Landes zu befördern!! Jeden Abend war ich mit Major Wilkens und Conlen zusammen und beide schienen gleichgern meine Freundschaft zu cultiviren. Der Tag, an welchem meine Angelegenheit vor die Grandjury kam, rückte heran. Noch hatte ich nichts Definitives gethan und bangend klopfte mir das Herz, wenn ich daran dachte. Mir war die Gefahr bekannt, mich einem Grandjuror mit meiner Sache zu nähern. Die Criminalgesetze der Vereinigten Staaten sind strenge; es steht schon auf dem bloßen Versuch, das Urtheil eines Geschwornen zu beeinflussen, 10 Jahre San Quentien. Ich rechnete 2 mal 10 sind 20 u. s. w. Immer näher kam der verhängnißvolle Tag. „Wahrscheinlich wird es der nächste Freitag werden“, bemerkte der mir befreundete Polizeisecretär.

Am Donnerstag Abend war wieder eine Vorstandsversammlung; in ihr legte man besonders Gewicht darauf, eine Angelegenheit von Bedeutung durchzuführen. Mir hatte man das Vorbringen derselben anvertraut und nach hartem Kampfe, der mir viele Anstrengung kostete, gelang es, das gewünschte Resultat zu erzielen. Major Wilkens meinte, heute hätte ich mich selbst übertroffen und lud mich zu einem „nightcap“ ein. Arm in Arm ging ich mit ihm und Conlen in den Barroom und schlenderten wir ebenso, über den soweit errungenen Sieg plaudernd, unseren Wohnungen zu. Bald kam die Ecke, wo unsere Wege sich trennten; ich hatte mich schon verabschiedet, die Herren mußten links und ich rechts gehen, als mir noch eben etwas einzufallen schien und ich, ihnen einen Schritt nachspringend, „Sieh hier Major, — Conlen!“ rief. Sie standen vor mir, meine Ansprache erwartend. „Na morgen — da in der Jury, da werdet Ihr meinen Namen hören.“ — „Wie so, Ned?“ — „Wie so? Nun so ein Italiener, der nicht mal Englisch kann, sagt, daß ich auf ihn geschossen habe; 's war 100 Schritte weiter hinauf in der Straße.“ — „Na, laß nur gut sein, Ned,“ meinte der Major, „wir wollen schon zum Rechten sehen.“ — Ich stotterte: „Ja, ich meine ja auch nur so. Und mein Name ist verdreht, Edwards, Edmunds, aber Alles derselbe. — Gute Nacht.“

Der nächste Tag war für mich schrecklich, denn vor der Grandjury wird nur die Aussage der Ankläger vernommen, und während meine ganze Zukunft von der Entscheidung abhing, mußte ich selbst unthätig dabei bleiben. Ich hatte jedoch großes Vertrauen auf meine neu erworbenen Freunde und deren Macht. Auf sie hoffend, legte ich mich ruhig in's Bett, da es ganz unbestimmt war, wann die Jury sich in der Nacht auflösen würde. Mein Vertrauen ward belohnt! Das Erste, was ich am nächsten Tage in der Zeitung fand — man denke sich mit welchem Jubel — war: „Ned Edwards, wegen Entladung von Feuerwaffen u. s. w.“ — unter den ignorirten Anklagen der Grandjury.

Literatur und Kunst.

Sturmfluth.

Roman in 6 Büchern (3 Bänden) von Friedrich Spielhagen.
Leipzig, Verlag von L. Staakmann.

Friedrich Spielhagens dichterische Production wird von einem sehr bestimmten und sehr deutlich wahrnehmbaren Princip geleitet. Das Bestreben, die wirksamsten und folgeschwersten Erscheinungen unserer Zeit — Erscheinungen, die eine Epoche gemacht haben, — in der erzählenden Dichtung fest zu halten und zu fixiren, tritt bei ihm überall bewußtvoll und consequent hervor.

Wie wir heute, wenn wir uns von der französischen Gesellschaft unter der Julimonarchie eine richtige Vorstellung bilden wollen, den Romancomplex, den Balzac unter dem Titel „Comédie humaine“ vereinigt hat, zur Hand nehmen müssen, so sollen unsere Enkel, wenn sie dereinst das Bedürfniß fühlen sollten, sich über die deutschen Zustände und Stimmungen in der Umschwungsperiode der letzten 25 Jahre besser zu unterrichten, als es aus den Geschichtsbüchern möglich ist, zu Spielhagens Roman greifen. So hat er die Reaction nach dem achtundvierziger Sturm in Anknüpfung an den Communistenproceß, so hat er die ernsten und bedrohlichen Regungen des Socialismus in Deutschland, das Zerbröckeln des Particularismus und die Vereinigung der kleinen deutschen Staaten durch den Krieg, so hat er endlich in seinem neuesten Roman unsere jüngste Epoche zur Basis seiner erzählenden Dichtung gewählt: jene Zeit, die Verblendete und Schönredner die Aera des „industriellen Aufschwungs“ genannt haben, und die jetzt die Zeit des rapiden und sinnlosen Gelderwerbs um jeden Preis, die Zeit der „Gründungen“ genannt wird.

Digitized by Google

Der Charakter dieses Romans als einer Zeitdichtung tritt zunächst mit einer gewissen Absichtlichkeit auf. Im ersten Bande drehen sich alle Gespräche um solche Fragen, von denen wir durch die Tagesblätter in einer meinen Ansprüchen mehr als genügenden Weise unterrichtet werden. Da hören wir, freilich in einer besseren Form, als sie uns durch die Zeitungen geboten wird, allerhand über die Kreisordnung und Selbstverwaltung, über Küstenschutz, über die Gründer, über Bismarcks Beziehungen zu Elementen, die ihm nicht ganz sympathisch sind, mit denen er sich aber aus Klugheitsgründen auf einen guten Fuß stellen muß, über Eduard von Hartmann und Richard Wagner, über den letzten Krieg; da werden uns mit großer Anschaulichkeit Bilder aus der vorletzten Ausstellung geschildert, die uns übrigens noch in guter Erinnerung sind, da hören wir auch, daß das deutsche Kaiserreich in Versailles begründet ist, und daß wir nun diejenige achtunggebietende Stellung einnehmen, welche ... ꝛc. Bei dieser Gelegenheit bringt der national gesinnte Sprecher — es ist ein Kauffahrer, und sein Blick hat sich durch seine großen Reisen und den Verkehr mit Leuten aus aller Herren Ländern geweitet — das oft gehörte Argument vor, für das ich, wie ich offen gestehen muß, nie das volle Verständniß besessen habe. Jener Schiffscapitän deducirt nämlich, daß die Begründung des deutschen Kaiserreichs schon deswegen eine Nothwendigkeit gewesen sei, um das Ansehen der Deutschen im Auslande zu heben. Ein Argument ist es allerdings, aber das Argument ist es doch schwerlich. Es kommt mir so vor, als ob ich mir meinen Hausstand deswegen behaglich und solide einrichte, um von den Leuten auf der Straße höflich begrüßt zu werden; ich bekenne, daß ich dabei zunächst an mein Wohlbefinden im Hause selbst denke.

Fast alle diese Gespräche folgen sich zu Anfang des Romans auf dem Fuße; im weiteren Verlaufe der Erzählung tritt der beabsichtigte Zeitcharakter in den einzelnen allbekannten Symptomen nicht mehr so grell hervor, und es ist schließlich, sehr zum Vortheil des Buches, nur noch die allgemeine Zeitstimmung, welche sich in dem Ganzen geltend macht. Spielhagen hat — und das ist mehr als ein glücklicher Einfall, es ist ein aus poetischer Anschauung hervorgegangener tiefer Gedanke — die hochaufschäumenden Wogen der müheloſen Gewinnsucht, die in ihrer schwindelnden Hast Alles mit sich reißen, den ruhigen Erwerb und den redlichen Gewinn überfluthen, — er hat diese selbst als eine Art von erschrecklichem Naturereigniß betrachtet und sie mit jener furchtbaren Sturmfluth combinirt, die sich im Frühjahr 1873 auf unsere Küsten gestürzt „wie ein gehetztes Raubthier in die Hürde, die meilenweit in das Land hineinwälzend, niederreißend, was ihrer blinden Wuth sich entgegenstemmt, Aecker und Wiesen mit Sand und Geröll bedeckend eine Verwüstung anrichtet, von der noch Enkel und Enkelkinder schaudernd erzählen werden."

Der Dichter hat diese beiden Sturmfluthen, die geographische und die finanzielle, in der Anlage auf das Glücklichste zusammengeführt und durch die zerstörende Gewalt des Meeres den auf Triebsand errichteten Schwindelbau einer jener unbegreiflichen Bahnen über den Haufen werfen lassen, welche der frevelnden Speculation und dem Eigennutze ihr Dasein verdanken. In der Ausführung aber ist die eine Seite dieses Doppelmonstrums zu Gunsten der anderen dichterisch stark vernachlässigt worden. Die Schilderungen der wahren Sturmfluth sind ungleich mächtiger und großartiger als die der bildlichen, des Gründungsschwindels; jene hat nun in der That einen echten Dichter gefunden, diese harrt seiner noch.

Philipp Schmidt, der die Species repräsentiren soll, ist ein einfacher Schwindler, der nicht als ein Product jener Zeit der temporären Stockung kaufmännischer Schamhaftigkeit zu betrachten ist. Solche Leute, die bewußtvoll drauflosgaunern und sogar vor dem Aeußersten, vor dem verhängnißvollen Griffe in die fremde Kasse nicht zurückbeben, hat es zu allen Zeiten gegeben. Sie sind Lumpe auf eigene Faust und beweisen nichts für die Allgemeinheit. Der Gründer — wir haben das an einem sehr berühmten Beispiele gesehen — der Gründer, der wirklich charakteristisch ist und nicht blos betrügt und stiehlt, scheint mir einer gewissen idealen Beimischung nicht gar und völlig baar zu sein. Er ist nicht blos der einfache Lump, als den ihn die enttäuschte und bestrafte Gewinnsucht jetzt hinstellen will. Es hat doch so Manchen gegeben, der noch mehr als Andere sich selbst getäuscht, der sich Sand in die Augen gestreut und sich selbst allerlei vorgeredet hat von den ungeheuren Vorzügen der Erweiterung des Associations- und Actienwesens; für den es tiefer Ernst war, daß die Betheiligung einer großen Anzahl von Actionären an dem Gewinne, der bis jetzt in die Tasche des einen Fabrikherrn floß, der allgemeinen Wohlfahrt einen mächtigen Aufschwung verleihen und den Nationalreichthum erheblich vermehren würde. Es mag Selbstbetrug dabei gewesen sein; es ist möglich, daß man mit diesen nationalökonomischen Euphemismen die Mahnung des Gewissens betäuben und der Gewinngier eine anständige Toilette geben wollte, aber auf einfachen Raub war die Sache doch wohl nur in den seltensten Fällen abgesehen. Spielhagens Gründer ist ein simpler uninteressanter Gauner.

Wie in jedem guten Romane werden auch in der „Sturmfluth" die Intentionen des Dichters durch Gegensätze veranschaulicht, durch Gegensätze in den einzelnen Gliedern der Gruppen und durch Gegensätze im Großen, der verschiedenen Gruppen zu einander.

Jener gewissenlose Schwindler Philipp ist der Sohn eines streng rechtlichen, tüchtigen Kaufmanns, des Marmorhändlers Ernst Schmidt, der in redlichem Mühen und im Schweiße seines Angesichts Stein auf Stein zu dem stattlichen Gebäude, auf das er jetzt mit Stolz blicken kann, zusammengetragen hat. Der alte Schmidt, gewöhnlich „Onkel Ernst" genannt, gehört zu den immer spärlicher werdenden Berliner Demokraten, die am 18. März auf der Barrikade gestanden und noch heute mit derselben Unerschütterlichkeit an den Principien festhalten, für die sie damals ihr Leben in die Schanze zu schlagen bereit waren. Die Erfolge haben ihn nicht versöhnlicher gestimmt. Man spreche ihm nicht davon, daß man „den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragen müsse"; er kennt keine Verhältnisse, er kennt nur Ueberzeugungen. Sein stolzer Nacken hat sich noch vor keiner Autorität gebeugt. Er haßt Bismarck, er ist starr geblieben, erbittert geworden. Er lebt in selbst gewählter Vereinsamung, er ist achtungswerth und tüchtig, ein ganzer Mann, eine echte, kräftige, dichterische Gestalt.

Der Name Philipps wird in seiner Häuslichkeit nicht mehr genannt. Diese besteht nur noch aus zwei weiblichen Mitgliedern: aus seiner Schwester, der gutmüthigen Tante Riekchen, und seiner Tochter Ferdinande. Man kann zu dem Haushalte noch hinzurechnen den alten Buchhalter Kreisel, der im Hinterhause wohnt, einen alten treuen Diener des Onkel Ernst, und Cilli Kreisel, die Tochter des Buchhalters, die blind ist und die der Dichter mit einem ganz eigenthümlichen poetischen Zauber hat ausstatten wollen. In einer Erzählung, die nicht wie die vorliegende mit jedem Schritte, den sie vorwärts thut, an ganz moderne Realitäten anstößt, würde diese Gestalt, die sich aus einer Jean Paul'schen Träumerei in der Art des „Hesperus" oder des „Titan" hierher verirrt zu haben scheint, den vom Dichter beabsichtigten Eindruck auch ohne Zweifel hervorbringen. In der ganz realistischen Umgebung aber nimmt sie sich etwas befremdlich aus, etwa wie ein Rafael'scher Engel inmitten einer fröhlichen Zechgesellschaft des derben Teniers.

Eigenthümlich und modern zu gleicher Zeit ist Ferdinande Schmidt, ein schönes junges Mädchen, das zwar die Schönheit, aber nicht die Anmuth der Jugend besitzt. Ferdinande hat von ihrem Vater mancherlei geerbt. Sie ist viel sich selbst überlassen gewesen, ist ohne Zärtlichkeit aufgewachsen, fast ohne Freudigkeit. Sie scheint keine Gespielinnen gehabt zu haben und hat keine Freundinnen; sie ist leidenschaftlich und energisch wie ihr Vater, sie hat sich der Kunst zugewandt und scheint ein sehr bedeutendes Talent als Bildhauerin zu besitzen.

Ihr Lehrer ist ein mit den liebenswürdigsten Farben gemalter, harmloser, naiver, großer Künstler, Justus Anders geheißen, der Alles „famös" findet — die Leitmotive drohen jetzt auch in der Literatur überhand zu nehmen —, ein ganz prächtiger

Digitized by Google

Mensch, zwar nicht gerade tief, aber gemüthlich, herzensgut und frisch. Er hat sein Atelier auf dem Schmidt'schen Grundstücke.

In diesem Atelier, das an das von Ferdinande stößt, arbeitet unter dem Meister Anders ein anderer Bildhauer, der die gröbere handwerksmäßige Arbeit verrichtet, ein gar gefährlicher Mann! Er heißt Antonio Michele und ist Italiener. Spielhagen ist in seinen Romanen auf das Ausland nicht gut zu sprechen. Dieser wunderliche Antonio ist ein höchst lästiger, unbequemer Herr. Er liebt Ferdinanden; er verfolgt sie mit seiner ebenso ungestümen wie unsinnigen Liebe und einer Eifersucht, die er direct in Originalverpackung aus seinem Vaterlande bezogen hat. Mich nimmt nur Wunder, wie dieser Narr, der das Ende nimmt, das er nehmen muß, — er wird nämlich schließlich wirklich ganz wahnsinnig, — über das mächtige Mädchen Ferdinande Gewalt gewinnen kann. Mir ist es schier unbegreiflich, daß sich das kluge, starke und ihrer Stärke bewußte Mädchen vor diesem schwarzäugigen Manne immerzu fürchtet, daß Ferdinande ihn in ihrer Nähe duldet, anstatt ihn mit seinen extravaganten Liebeserklärungen vor die Thür zu setzen. Sie brauchte ja nur mit ihrem Freunde und Lehrer Anders ein vernünftiges Wort zu reden: „Der Mensch, der Antonio, ist mir unheimlich und behelligt mich beständig mit seinen frechen Anträgen; er späht auf alle meine Schritte und Tritte und verdirbt mir das Vergnügen, meiner Herzensneigung zu folgen. Schicken sie den unbequemen Menschen fort." Der gute Anders würde das ganz „famös" finden und die Bitte mit Vergnügen erfüllen; und dafür, daß der unheimliche Mensch kein weiteres Unheil anrichtet, würde die Berliner Polizei schon sorgen. Anstatt dessen bleibt Antonio in Ferdinandens Nähe, vigilirt, spionirt und schleicht beständig herum wie Möros den Dolch im Gewande. Im Thiergarten, im Berliner Thiergarten das Stilet eines Eifersüchtigen! das verdächtige Knacken von Zweigen! Das fällt aus der Landschaft. Als unheimliche Staffage des Thiergartens kann man sich alles mögliche Gesindel vorstellen: Bauernfänger, Beschützer von liederlichen Dirnen, Taschendiebe und vielleicht auch etwas Schlimmeres; aber die Waffe des Thiergartens ist immer das ganz gemeine Messer, niemals das Stilet, und ein eifersüchtiger, auf der Lauer liegender Italiener, der den Griff eines so anständigen Mordinstrumentes in der Faust hält, und wie weiland Lederstrumpf geräuschlos über das Gezweig dahinhuscht, bis ein dürres Reis knackt und dies verdächtige Geräusch die bösen Pläne vereitelt — es wirkt befremdlich, namentlich befremdlich, wenn wir eben gesehen haben, wie ein junges Mädchen von ihrem Geliebten vorsichtig in eine Droschke zweiter Klasse gebracht wird, und dieses trübselige Gefährt traurig wie ein Leichenwagen dahinfährt.

Dieses junge Mädchen ist Ferdinande Schmidt. Der junge Offizier, der ihr das Geleit gegeben, ist Ottomar von Werben.

Haben wir den Gegensatz der Familie Schmidt ausgesprochen gesehen in dem rechtschaffenen Vater und dem liederlichen Sohn, so haben wir jetzt den Gegensatz von Familie zu Familie.

An das Schmidt'sche Grundstück, und von diesem nur durch eine niedrige Mauer geschieden, stößt das des Generals von Werben. Schmidt haßt diesen General tödtlich. Wie er eine Gestalt der aufsässigen, trotzigen bürgerlichen Demokratie, so ist der General vom Scheitel bis zur Sohle der aristokratische Militär, der das, was wir Bourgeois „Vorurtheile des Standes" nennen, wie einen Cultus ehrt und die aristokratische Gesinnung, die ihm von seinen Ahnen überkommen ist, immer mit wachsamem Auge wahrt. Die Beiden, Werben und Schmidt, haben dereinst auf der Barrikade einander gegenüber gestanden; Schmidt ist der Besiegte und will es dem Sieger gedenken. Werben weiß das Alles nicht mehr; er weiß nicht, daß sein ihm völlig unbekannter Nachbar, von dem er immer nur Gutes gehört hat, tiefen Groll gegen ihn im Herzen trägt. Er dient seinem Gott, seinem Könige, seinem Vaterlande, thut Recht, scheut Niemand und lebt rechtschaffen in seinem Hause mit seiner guten, anmuthigen und klugen Tochter Else, mit seinem guten, aber leichtsinnigen Sohne Ottomar, dessen Schulden er von Zeit zu Zeit zahlt, und der Tante Sidonie, einem verschrobenen, nicht besonders fesselnden, aristokratischen Frauenzimmer, das irgend ein verrücktes Buch schreibt und damit alle Welt langweilt, auch den Leser.

Und nun diese heimliche Liebe zwischen dem Lieutenant Ottomar und Ferdinande Schmidt! Montecchi und Capuleti würden nicht in hellerem Zorn aufbrausen wie die Alten, wenn von der Liebschaft der beiden jungen Leute etwas ruchbar würde; wenn Onkel Ernst erführe, daß seine stolze Tochter einem Offizier nachläuft, dem Sohne desjenigen Mannes, der ihren Vater tödtlich beleidigt, der ihn verfeindet hat mit der Welt; wenn der General hörte, daß Ottomar, ein Werben wie er, mit einem Bürgermädchen sich in ernsthafte Liebeshändel einläßt, mit einem Bürgermädchen, das noch dazu Schmidt heißt! In solchen Dingen versteht der alte General keinen Spaß: die Reinhaltung des Stammbaumes ist seine tiefste und ernsteste Sorge. Eine Werben hat incorrect gehandelt, er hat es ihr nie verziehen, obgleich lange Jahrzehnte seit dem Fehltritt vergangen sind, obgleich der schönen Sünderin mildernde Umstände zur Seite standen, und obgleich diese Werben seine eigene Schwester ist, die er heiß geliebt hat. Diese, sie heißt Valerie, hat sich als junges, schönes und gefeiertes Mädchen mit einem recht uninteressanten Herrn von Warnow verheirathet, dessen Hauptvorzug sein beträchtliches Vermögen gewesen sein muß. Warnow hat es nicht verstanden, seine Frau an sich zu fesseln, die Ehe ist eine unglückliche gewesen, und Valerie von Warnow hat der Versuchung nicht zu widerstehen vermocht. Ein bildschöner, mit allen Gaben des Geistes ausgestatteter Italiener, Namens Giraldi, hat ihr Herz gewonnen und zwischen diesen hat sich ein so intimes Verhältniß herausgebildet, daß Herr von Warnow sich von seiner Frau getrennt, sie dem Italiener einstweilen überlassen und eine Scheidung herbeizuführen im Begriff steht, als er stirbt. Er hat vorher aber ein Testament gemacht, welches durch die Giraldi'sche Rechnung einen unbarmherzigen Strich macht. Giraldi liebt weit mehr als seine schöne Geliebte deren Geld und die Macht, die er durch das große Vermögen zu erlangen hofft. Er hat darauf speculirt, Valerien, die er seinem titanischen Willen sklavisch unterworfen hat, zu heirathen. Das wird aber durch jenes Testament zur Unmöglichkeit gemacht. Warnow hat nämlich in der Niederschrift seines letzten Willens festgesetzt, daß seine Wittwe für den Fall, daß sie eine nicht standesgemäße Ehe eingehen würde, enterbt, respective auf den geringen Pflichttheil gesetzt werden solle; ein Theil des Vermögens ist den Kindern des Generals, Elsen und Ottomar, vermacht worden, jedoch gehen auch diese ihres Erbtheils verlustig, wenn sie eine nicht standesgemäße Ehe eingehen sollten; für diesen Fall würde das Vermächtniß des Einzelnen den andern Erben zufallen. Giraldi, der böse Genius des Romans, hat nun hauptsächlich ein Ziel im Auge: die Enterbung der beiden Werbens herbeizuführen und dadurch das Gesammtvermögen in die Hände der Frau Valerie von Warnow hinüberzubringen, das heißt: in seine eigenen, denn er beherrscht die unglückliche Frau ganz und gar. Der junge Ottomar von Werben steht, wie wir gesehen haben, auf dem Punkte, dem Italiener den Gefallen zu thun und sich mit Ferdinande Schmidt zu verbinden.

Ottomar kann sich allerdings noch immer nicht zu einer entschiedenen That aufraffen, er schwankt noch und er ist taub gegen Ferdinandens karge aber beredte Aeußerungen, die ihm deutlich zu verstehen geben, daß die Heimlichkeiten ihrem geraden und vornehmen Charakter arg zuwider sind. Aber gleichwohl ist Ottomar noch unschlüssig. Er schwankt nicht aus finanziellen Gründen, wie wir zu seiner Ehre sagen müssen, nicht weil er durch die Verlobung mit Ferdinanden um ein stattliches Vermögen kommt, sondern weil seit längerer Zeit schon zwischen ihm und einer standesgemäßen Dame, Carla von Wallbach, ein vertrauliches Verhältniß besteht, das in den Augen seiner Gesellschaft allgemein als das Vorspiel zu einer Verlobung betrachtet wird.

Diese Carla ist eine echte Gesellschaftsdame, ein bischen oberflächlich, ein bischen kokett, aber weder boshaft noch thöricht, so ein Fräulein, wie gerade zwölf auf ein Dutzend kommen. Sie ist dem General von Werben als Schwiegertochter genehm oder

Digitized by Google

wenigstens acceptabel. Es ist keine Kleinigkeit, ein solches Verhältniß, das sich weniger aus eigener Zuneigung als unter Mitwirkung der ganzen gesellschaftlichen Umgebung zusammenfügt, zu lösen; und das wird wohl der Grund sein, weshalb Ottomar noch nicht den Muth hat, mit Ferdinanden an der Hand vor seinen Vater hinzutreten und ihm zu sagen: „das ist meine Braut."

Aber nicht blos Ottomar, auch Else befindet sich in der angenehmen Lage, durch die lästige Testamentsclausel enterbt zu werden. Auch sie hat ihr Herz heimlich vergeben und lachenden Mundes ihr Erbtheil verscherzt; auch sie hat sich verliebt und — der arme General hat wirklich kein Glück — ebenfalls in einen Schmidt.

Das ist Reinhold Schmidt, der Schiffscapitän, ein höchst begabter, tüchtiger, anständiger Mensch, der es ihr gleich bei seinem ersten Erscheinen angethan hat. Sie hat ihn auf dem kleinen Dampfboote auf dem Wege nach Sundin kennen gelernt. Das Dampfboot ist durch den Eigensinn des Capitäns aufgefahren und Reinhold, der zu den Passagieren gehörte, hat ihr und ihrem Vater durch seine Kenntnisse, seine Ruhe und Ueberlegung und sein liebenswürdiges sympathisches Wesen imponirt. Von den flüchtigen ersten Unterhaltungen mit Reinhold hat Else den angenehmsten Eindruck empfangen. Die Wärme des Teleskops, das er lange in der Hand gehalten und ihr leiht, — diese Wärme, die ihr unter allen andern Umständen eine höchst unangenehme Empfindung hervorgerufen haben würde, berührt sie angenehm. Sie behält, was er sagt, und wiederholt es am gehörigen Orte. Spielhagen hat eine große Anzahl von sehr hübschen Einzelheiten erfunden, welche das zarte Aufkeimen der Liebe in den beiden Herzen in zarter Weise bekunden. Bei dem Unfall des Dampfers fügt es sich, daß Reinhold mit dem General von Werben und seiner Tochter länger zusammenbleibt, als er nach menschlicher Berechnung hoffen durfte. Die fröhlichen Schiffbrüchigen werden von einem Grafen Golm, dessen Besitzungen an der See liegen, aufgenommen. Dieser Graf Golm ist der zweite Typus des Gründers, zu dem bekannte Modelle gesessen haben. Graf Golm ist verschuldet, sein Grundbesitz ist unter normalen Bedingungen nichts werth, kann aber unter gewissen Voraussetzungen noch eine beträchtliche Summe abwerfen; wenn die projectirte Eisenbahn gebaut wird, wenn die Regierung, wie es den Anschein hat, sich dazu entschließt, einen Kriegshafen anzulegen, und genöthigt ist, so und so viel von dem Warnow'schen und Golm'schen Besitzthum käuflich zu erstehen, so ist Graf Golm wieder flott, ist ein reicher Mann. Das ist das Einzige, was dieser aristokratische Gründer begreift; im Uebrigen ist er boshaft und gewöhnlich. Er findet es ganz in der Ordnung, daß er das Wappenschild seiner Ahnen dazu hergibt, um als verlockende Etiquette auf ein großes schwindelhaftes Unternehmen geheftet zu werden.

So also haben sich Else und Reinhold getroffen, und als sie von einander Abschied nehmen, haben wir, die verstohlenen Zeugen, schon die Gewißheit, daß sie sich wiedersehen und mit einander glücklich werden. Geht also Alles seinen natürlichen Gang, so werden demnächst die Zeitungen unter den Familiennachrichten die etwas befremdliche Anzeige enthalten: Ottomar von Werben und Ferdinand Schmidt, Verlobte; Reinhold Schmidt und Elsa von Werben, Verlobte.

Giraldi brauchte also gar nicht Vorsehung zu spielen; er, der einzige Wissende unter Unwissenden, brauchte gar keine Netze zu spinnen, in denen er so ziemlich die ganze Gesellschaft zu fangen glaubt, brauchte keine verdächtigen Späher an allen Ecken der Welt zu besolden, keine verschmitzten Kammerdiener zu halten, die beständig vielsagende Blicke werfen, hündisch vor ihm kriechen und höhnisch die Faust ballen oder Fratzen schneiden, wenn er sich herumdreht; er brauchte gar keine geheimen Corridore und versteckte Treppen, die übrigens in den Berliner Hotels zu den Seltenheiten gehören; er brauchte nicht mit zweideutigen Tänzerinnen zu verkehren und diesen höchst entbehrliche Unterstützungen zuzuführen; er brauchte nicht mit Gott und der ganzen Welt zu correspondiren. Alles das ist recht überflüssig. Wenn er, der Wissende, den unbequemen Antonio, zu dem er, wie zu aller Welt, in nahen Beziehungen steht und den er, wie alle Welt, unter seine dämonische Gewalt gebeugt hat, — wenn er diesen Antonio, man verzeihe den Ausdruck, einfach kalt stellt, dann geht die Sache ganz von selbst; dann wird die Verlobung zwischen Ferdinanden und Ottomar perfect, und die zwischen Reinhold und Else wird nicht lange auf sich warten lassen.

Dieser Giraldi ist mir die unangenehmste Figur in dem Spielhagen'schen Romane, und ich nehme keinen Anstand, — um so weniger, als ich noch Gelegenheit haben werde, die ungewöhnlichen und glänzenden Eigenschaften dieser bedeutenden Arbeit hervorzuheben — dieselbe als eine völlig mißlungene zu bezeichnen.

Den Dichter hat hier, wie mir scheint, sein sonst so offener Sinn für das, was ist, im Stich gelassen. Dieser Giraldi ist nicht nur antipathisch, das wäre kein Unglück, er ist unmöglich. Er ist mit seiner Allwissenheit unfreiwillig komisch, er, der so ernst sein will. Komisch wirkt es auf mich, daß dieser hergereiste Italiener in fünf Minuten oder, um nicht zu übertreiben, in wenigen Stunden alles das erfährt, was mir aufmerksamen Leser durch die gewissenhafte Lectüre von langen Tagen erkunden. Er trifft sofort mit allen Leuten zusammen, auf die es ankommt, und diese haben nicht Eiligeres zu thun, als ihm genau Alles mitzutheilen, was nothwendig ist. Der Mensch erinnert an die heilige Vehme; er sieht Alles, er weiß Alles, er kümmert sich um das große und das kleine Himmelslicht, und ohne ihn würde die Sonne nicht scheinen. Er taucht auf wie Cagliostro oder Monte Cristo, nichts entgeht ihm; er hat natürlich weiße schlanke Hände mit durchsichtiger Haut, streichelt seinen weichen tiefschwarzen Bart, blickt häufig schwärmerisch, wenn nicht eine unheimliche Gluth, die in seinem dunkeln Auge plötzlich auflodert, auf ganz verbrecherische Instincte hinweist. Daß diesem ganz ungewöhnlichen Menschen — man findet ja solche Leute sehr selten heutzutage — vor seiner Götterähnlichkeit nicht bange wird, läßt sich wohl begreifen. Ein solcher Mann darf auch einen anderen, wenn er ihn zum ersten Male sieht, in folgender Weise begrüßen:

Graf Golm hat eben das Zimmer verlassen, Ottomar tritt ein.

„Sie lieben den Herrn nicht", sagte Giraldi mit einer bezeichnenden Handbewegung hinter dem Grafen her.

„Ich habe keine Ursache dazu", entgegnete Ottomar.

„Gewiß nicht," sagte Giraldi, „denn zwei verschiedenere Naturen lassen sich schwer gegenüber stellen. Dort die ausgesprochene Ueberzufriedenheit, mit herrlichsten Qualitäten, die man nur in der Einbildung besitzt; hier der ewig nagende Zweifel an vortrefflichsten Gaben, welche die Natur in reichster Fülle gespendet hat; dort die trostlose Enge eines harten Herzens, in welche sich die Eitelkeit und die Frivolität theilen; hier der Ueberschwang der Liebe, die in Gram versinkt, weil nicht alle ihre Blüthen reifen."

Das sagt Giraldi zu Ottomar, den er zum ersten Male sieht, in seiner ersten Anrede! Ottomar ist allerdings erstaunt und wundert sich über den psychologischen Ausgründer; ich würde den Mann für einen unglaublichen Phrasenhelden oder für nicht ganz zurechnungsfähig halten.

Zu Giraldis Rechtfertigung läßt sich übrigens anführen, daß über ihn ebenso seltsame Reden geführt werden, wie er über die Andern führt. Carla, die ästhetisirende Gesellschaftsdame, wirft ihm folgende duftende Rosen in's Gesicht:

„Wenn mir unter den flachen Gesichtern, die der Norden liebt, ein Kopf sich darbietet, zu dessen Charakterisirung mir die von der südlichen Sonne getränkten Porträts eines Tizian, eines Rafael, eines Velasquez nicht genügen, — den ich mit nichts vergleichen kann, als mit dem Wunderbilde, welchem ich den erhabensten Eindruck verdanke: dem unaussprechlich würdevollen und doch von himmlischer Sanftmuth durchleuchteten Christuskopfe über dem Hochaltare im Dome von Monreale bei Palermo — so muß ich das eben sagen, mag Herr Giraldi auch mit noch so bescheidener Bitte die Hand erheben, dadurch um so mehr jenem Urbild gleichend, welches mir von heute ab freilich nur noch ein Abbild sein kann."

Anstatt zum Arzte zu schicken, sagt Giraldi:

„Ich bin glücklich, einer hohen Künstlerphantasie ein armseliges Motiv dargeboten zu haben."

Digitized by Google

Ich will Spielhagen keineswegs imputiren, daß er mit diesen extravaganten und höchst unpassenden Schmeicheleien Giraldi in dem Ansehen des Lesers habe heben wollen, — denn ein Mann, der seine Schönheit bewundern läßt, ohne sich schamroth zu entfernen, ist ja immer ein Narr, — aber es zeigt sich, wie die Unnatürlichkeit des Giraldi die ganze Umgebung inficirt, wie die Leute, sobald sie mit ihm in Berührung kommen, den festen Boden des gesunden Realismus verlassen und weder Urbilder noch Abbilder, sondern beinahe Zerrbilder werden. Ueber all den Scenen, die im Hotel Royal in Berlin spielen, und deren Mittelpunkt eben dieser Giraldi ist, liegt eine ungesunde, schwüle Luft.

Ich habe noch zu erwähnen vergessen, daß Giraldi ein Ultramontaner ist und als solcher auch mit Windthorst verkehrt, dieses Schemen mit dem leibhaftigen Windthorst.

(Schluß folgt.)

Paul Lindau.

Oestreich und Preußen im Befreiungskriege.*)

Der kürzlich erschienene erste Band einer den obigen Titel führenden höchst bedeutsamen Publication Onckens umfaßt die Geschichte der östreichisch-preußischen Diplomatie in den drei ersten Monaten des Jahres 1813 mit ihrer Vorgeschichte seit dem Herbste 1812. Der Verfasser citirt in der Vorrede ein bekanntes Wort, das Gneisenau an seine Frau schrieb, als er sie auf die Völkerschlacht von Leipzig vorbereitete: „Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann." Es ist erwünscht, daß dieser Augenblick gekommen scheint, und die historische Forschung auch hier aufhören soll, mit unsicheren Combinationen vor der Thüre der Geheimarchive still zu stehen. Die vorliegende Arbeit beruht in ihren wesentlichsten Theilen auf unveröffentlichten Acten des geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien.**) Entsprechend diesem Material bringt das Buch eine große Reihe ganz neuer Gesichtspunkte zur Beurtheilung der einzelnen Vorgänge des behandelten Zeitabschnittes, und nicht nur dies, sondern mit Hülfe einer umsichtigen Combination der reichen neuen Quellen zeigt Oncken, während auch seine letzten Vorgänger nur Einzelnes aufklären konnten, für die diplomatischen Verhandlungen der Alliirten überhaupt den rothen Faden erst deutlich auf. Und zwar in allererster Linie dahin, daß schon im Herbst des Jahres 1812, was bisher zwar in einer bekannten Stelle von Gentz angedeutet, aber nicht erwiesen war***), zwischen Oestreich und Preußen ein weitgehendes ausgesprochen antifranzösisches Einverständniß angebahnt war und wirksam zu werden begann.

Droysen bemerkt gelegentlich der Darstellung der Convention von Tauroggen, es habe etwas Peinliches, Ereignisse, die man nur als plötzliche, wie der Blitz durchschlagende aufzufassen und gerade als solche zu bewundern gewöhnt sei, durch eingehendere historische Untersuchung in ihre unzähligen Einzelfäden zerlegt und gleichsam aufgelöst zu sehen. Gegenüber einem Material wie das jetzt von Oncken gebrachte, entgeht auch die Geschichte des Jahres 1812/13 diesem Loos der Zerlegung nicht gänzlich; wenigstens zeigt sich mancher bisher weniger an's Licht gezogene Faden wirksam.

Die Erhebung von 1813 stand uns bei der bisher gewahrten Verschlossenheit der Archive hinsichtlich ihrer geheimen Geschichte sehr fern. Wenigstens der Hauptnachdruck lag den Meisten auf dem, was sich nicht in Urkunden, sondern in der Tradition fixirt. Das Volk war aufgestanden, der Mann aus der Werkstätte und der Studirstube, und nicht Diplomaten, sondern Feldherren waren die Männer des Tages gewesen. So hatte das traditionelle Bild derselben etwas Lapidares, — nicht anders, als wenn Athen den Boden seiner Stadt mit den Schiffsplanken vertauscht. Und allerdings: für den glücklichen Ausgang des Krieges hat die einfache, große Volksleidenschaft so gut wie Alles gethan; sie hat den Rahmen eines zum Sieg bestimmten Heeres, der in den trostlosen Jahren vorher leise gezimmert worden war, gefüllt und wieder-gefüllt. Aber wie die Volkskraft zu leiten, zunächst wann die Schleusen zu öffnen waren, dazu bedurfte es doch nach Allem, was zwischen den Mächten seit zwanzig Jahren vorgegangen war, feinen Taktes und geschickter Hände. Beides hat der Mann, in dessen Hand die Fäden zusammenliefen, wohl bewiesen: jedoch zu den großen Linien, in welchen die Volksüberlieferung das einfache Factum der Erhebung bewahrt, stehen die winkeligen und complicirten Züge der Politik Metternichs in einem eigenthümlichen Gegensatz.

Die Anschauungen über die östreichische Politik dieses Zeitraumes werden sich nach Oncken wesentlich modificiren. Häusser faßt dieselben so zusammen: „Das östreichische Cabinet handelte ohne Leidenschaft und ohne Enthusiasmus, eine Rolle vorsichtiger Berechnung bestimmte seine Schritte; ohne sich mit Napoleon unauflöslich verknüpft zu fühlen, war dasselbe doch auch ganz unberührt von der politischen Erregung, die beim ersten Eindruck der russischen Katastrophe überall lebendig ward, ja es blieb im äußersten Falle vielleicht lieber im französischen System, als daß es sich entschloß, die Kraft der Völker zu Hülfe zu rufen."

In dieser Auffassung kreuzt sich, wie das reichere Oncken'sche Material jetzt erkennen läßt, Wahres mit Irrigem.

Zunächst berechnete freilich Metternich seine Schritte sehr vorsichtig (und das mit Recht): aber seine Depeschen verrathen in dem fraglichen Zeitraume gleich anfangs den festen Entschluß, Oestreich aus der Stellung unter Frankreich und unter Rußland wieder auf die Höhe einer leitenden Macht zu heben. Schon die Ausdrucksweise der gleich zu erwähnenden Depesche vom 9. December zeigt an mehreren Stellen einen Staatsmann, der das volle Gewicht der Situation fühlt und Hebel zur Aufrichtung seines Staates mit Kraft anzusetzen beginnt. So am Schluß die Wiedergabe einer angeblichen Aeußerung des Kaisers Franz bei Empfang der Nachricht von der Räumung Moskaus: „Le moment est venu où je puis prouver à l'empereur des Français qui je suis!" — Worte, die bei aller Zweideutigkeit deutlich sind und ihre Erläuterung in dem Satz der begleitenden vertraulichen Depesche: „Verbergen Sie dem Herzog (Bassano) nicht, daß wir das volle Gefühl unseres Wachsthums an Unabhängigkeit haben", und in einer Instruction vom 3. Januar 1813 finden, wo es heißt: „Oestreich sieht sich stark durch die Schwäche der beiden anderen Kaiserhöfe." Auch Knesebeck sah in jenen Depeschen die beginnende Aufraffung Oestreichs und den Punkt, von wo aus man über kurz oder lang in den Krieg trieb.

Nicht minder wird der im Volk allmälig angewachsene Zündstoff in mehreren Actenstücken betont, sowohl was den „élan" der Russen nach dem Rückzug der großen Armee, als was Oestreich und noch mehr Preußen angeht*), beides freilich mit Vorbehalt: denn, nach den Worten Onckens, „bei der wiederholten Betheuerung, daß dem Kaiser Franz die geheimen Gesellschaften, der selbstständige Befreiungsdrang der Völker, ein Gräuel seien, hatte Graf Metternich die volle Wahrheit auf seiner Seite."

Obendrein erachtete Metternich — was wenigstens seiner

*) Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813 von Wilhelm Oncken. Erster Band. Berlin 1876, Grote. (1 Bd. gr. 8. XII, 368 und — Urkundenanhang — 83 S.)

**) Die mehr als dreißig in extenso angefügten Urkunden sind dem letzteren entnommen; hinsichtlich des ersteren sollte der schon angekündigten amtlichen Publication nicht vorgegriffen werden.

***) S. a. Droysen, York. I. S. 439.

*) Unterrichtet war Metternich hier jedenfalls besser als Napoleon, der noch am 1. März zum Grafen Bubna sagte: „Ce n'est pas une nation, ils n'ont aucune fierté nationale, ce sont les gascons de l'Allemagne. Les Prussiens sont des éventuels. Nous les avons toujours méprisés."

Digitized by Google

Feinsichtigkeit Ehre macht*) — den Moment zur Eröffnung eines diplomatischen Feldzugs für die Rehabilitirung Oestreichs gekommen, schon ehe die Kunde des ganzen Gottesgerichts aus den russischen Schneefeldern nach Wien gedrungen war, lediglich auf die ihm entscheidende Erkenntniß hin, daß Alexander, obschon im Felde geschlagen, sich doch nicht beugte. „Rußland war bisher nur das Aufgeben seiner Bundesgenossen leicht geworden," schreibt er am 9. December boshaft genug, „zum Preisgeben seiner eigensten Interessen ist es nicht zu bringen gewesen." Der Plan dieses Feldzugs aber, dessen consequente Klarlegung zu den interessantesten Theilen des vorliegenden Buchs gehört, und für den die zwei jetzt zuerst mitgetheilten Depeschen an Floret vom 9. December, eine ostensible und eine vertrauliche, grundlegend sind, war, das Tempo der östreichischen Politik fortwährend zu verstärken, beginnend mit dem leisen Anschlag „politischer Träumereien" von allgemeinem Weltfrieden unmerklich die „alliance infiniment limitée" mit Frankreich zu lösen, durch anscheinend im Interesse Napoleons liegende und mit seiner Autorisation den übrigen Mächten zu unterbreitende Friedensvorschläge sich zur „vollen politischen und militärischen Mobilität" und so zur bewaffneten Vermittelung zu steigern; zugleich sollte Preußen mit Rußland abschließen und von Frankreich abfallen, ehe Oestreich sich zum offenen Bündniß mit ihm bekannte. Ein harter, aber zumal für den letzten Theil des Programms wesentlicher Uebergang nur lag in dieser Scala, und man hat nicht gezögert ihn zu wagen: die Zurückziehung des östreichischen Hülfscorps. In der Nacht vom 9. zum 10. Januar war die Kunde der Convention von Tauroggen in Paris. C'est là le premier gros volume qu'il aura a parcourir, äußerte Metternich nach einem Berichte des preußischen Unterhändlers in Wien, v. Knesebeck, und am 3. Februar, vier Wochen nachdem Napoleon die östreichische Friedensvermittlung acceptirt hatte (Oncken, S. 74), war der Graf Bubna in Paris, um dem Kaiser die Nachricht von der Bewegung Schwarzenbergs auf Krakau beizubringen. Der amtliche Bericht über die zu diesem Zweck erbetene Audienz, welcher auch Humboldt mitgetheilt wurde, ist nicht nur an sich von großem Interesse, sondern sein Inhalt zeigt auch, wie viel bedeutsamer dieses Factum war, als bisher angenommen wurde. „Monsieur, c'est une mauvaise pièce," fuhr Napoleon auf, „.. c'est un premier pas de la défection ... Vous avez changé de système. Nous allons bouleverser le monde .... J'ai accepté votre intervention pour la paix, — mais un médiateur armé ne me convient pas." Bubna fügt zu: „Ce n'était pas de l'emportement, mais c'était un homme frappé d'une idée tout à fait inattendue dont il sait apprécier toute l'importance ...."

Es liegt auf der Hand, daß eine so feine Politik als die Metternichs auch mit einer sehr feinen Feder schreiben mußte. Oestreich war eben militärisch und finanziell ungerüstet. „Hätten wir", sagte Metternich zu Knesebeck, „300,000 Mann auf den Beinen und unsere alten Bankbillete noch, so würden wir eine andere Sprache führen." Schlimm war dabei nur, ob die in Aussicht genommenen Mitkämpfer gegen Frankreich ihm trauen würden, und später, ob nicht die Meinung der Welt fragen möchte: hat der östreichische Minister es wirklich mit Preußen aufrichtig gemeint, wenn er schon zu einer Zeit, wo ihm die Unterwerfung auch Rußlands unter Napoleon kaum zweifelhaft schien, die Versicherung wiederholt, daß nur ein Zusammengehen Oestreichs und Preußens zur Erleichterung des beiden Staaten aufliegenden Druckes und zur Beseitigung schlimmerer Gefahren führen könne? Oder hätte vielleicht doch ein kleines Gewicht mehr hier- oder dorthin gerückt, die nach der Moskauer Katastrophe eingeschlagene östreichische „Friedensvermittelungs"-Politik in eine specifisch habsburgische, gar an Kaunitz erinnernde umgewandelt? Am 5. October hatte Metternich das Einverständniß mit Preußen geknüpft. Am 9. December bot er Napoleon seine Friedensvermittelung an. Wer sollte getäuscht werden? Oncken antwortet: Napoleon, und hebt auf mehreren Punkten die beweisenden Momente hervor.

Die Depeschen vom 9. December und so gut wie Alles, was von da ab bis zum offenen Bruche östreichischerseits mit Frankreich verhandelt wurde, ist Preußen amtlich mitgetheilt worden; von den Verhandlungen mit Preußen hat Napoleon keine Silbe erfahren, wenn er auch eine Ahnung von denselben gehabt hat. Letzteres zeigt die bekannte Aeußerung, die ihm auf der Rückreise aus Rußland am 10. December in Wilna entfiel: „Ich weiß, daß man Deutschland bearbeitet, ich muß nach Paris, um über Wien und Berlin und was dort geschieht zu wachen." Aber das Einvernehmen beider Mächte zeigt sich bald auch praktisch in dem Auftreten Preußens. Ende December erkennt Hardenberg in einem (von Duncker dargestellten) Programm ausdrücklich an, daß einstweilen von Berlin wie von Wien aus scheinbar das beste Einvernehmen mit Frankreich festzuhalten sei. Weiterhin aber, wie Oestreich in Paris „seine Sprache verstärkt", verstärkt auch Preußen die seinige, und zwar in einem Tone und fast in Worten, die auf Metternich'sche Anregung zurückdeuten. Auf Napoleons schon von Dresden aus am 14. December an den König gerichtete Zumuthung, das preußische Hülfscorps auf 30,000 Mann zu bringen, lautete die schriftliche und mündliche Antwort, von der wiederum der östreichische Gesandte in Berlin wörtlich unterrichtet war: Ja, aber vorher muß uns ein Theil unserer Vorschüsse — im Ganzen etwa 90 Millionen Francs — ausgezahlt werden. Dieselbe Einlassung wiederholt der in Folge des York'schen Zwischenfalles Ende Januar nach Paris geschickte Graf Hatzfeld, aber mit dem energisch betonten Zusatze: sonst, wenn der König neue Anforderungen an seine Unterthanen richten muß, wird er die Gewalt der öffentlichen Meinung nicht mehr zügeln können und eine Explosion die Folge sein. Genau in solcher Weise aber hatte nach einem Berichte Knesebecks (14. Januar) Metternich „die Sprache unverbrüchlicher Bundestreue allmälig zu ändern" gerathen.

Wenn so schon jetzt Oestreich die innere Leitung der antifranzösischen Politik in seine Hand gedreht hatte, so fragt sich nothwendig weiter, wie denn Preußen dabei fahren würde. So viel die Directive gegen Napoleon anging, mochte Hardenberg den richtigen Weg gehen: darüber hinaus, in der Frage, was nach glücklich beendetem Krieg aus dem Staate Friedrichs des Großen und seinem Verhältniß zu den anerkannten Mächten ersten Ranges einerseits, zu den deutschen Mittel- und Kleinstaaten andererseits werden sollte, ist von Berlin und Breslau aus gegen Wien — und gegen Petersburg — viel weniger glücklich manövrirt worden.

Dieser Unterschied wird von Oncken scharf hervorgehoben. Die ersten fünf Abschnitte — Kaiser Alexander und die Ermannung der deutschen Mächte; die Rückkehr Napoleons und der Friedensbote des Grafen Metternich; die Einstellung der Heeresfolge Preußens und Oestreichs; Verständigung Preußens mit Oestreich über den Anschluß an Rußland; Preußen am Vorabend der Entscheidung — diese Abschnitte gelten hauptsächlich den von Metternich mit Hardenbergs Einvernehmen dirigirten Schachzügen gegen Napoleon. Der Schluß des fünften, der sechste (Oestreich und die Pläne des Kaisers Alexander) und besonders der Schluß des achten Abschnittes behandeln die Grenze des Einverständnisses zwischen Metternich und Hardenberg und die durch die Fehler der preußischen Diplomatie schon im Frühjahr 1813 implicite zu Ungunsten Preußens gefällte Vorentscheidung der deutschen Frage. Petersburg sowohl als Wien hatten gleiches eigenstes Interesse, Preußen zuerst den Handschuh hinwerfen zu sehen, aber statt hiervon durch feste Abmachungen schon jetzt in der richtigen Weise Nutzen zu ziehen, hat Preußen nach beiden Seiten, viel mehr als nöthig gewesen wäre, die Attitüde des Hülfesuchenden angenommen und so von vornherein die Erfüllung seiner Anwartschaft auf die Stellung der norddeutschen Großmacht für manches Jahrzehnt vertagt. Das war der Punkt, wo sich Metternichs Wege scharf von denen

*) Der früher von den Details aus Rußland unterrichtete östreichische Botschaftsrath in Paris, v. Floret, erkannte das in frappanter Weise mit den Worten an: „Hat die Vorsehung Ew. Excellenz diese Depesche (vom 9. December) dictirt?"

Digitized by Google

Hardenbergs schieden: aber während jener die Differenz von Anfang fest im Auge behielt, ist die preußische Staatsleitung, auf Oestreich blindlings vertrauend, durch Rußland — beim Vertrage von Breslau-Kalisch (Oncken, 7. Abschnitt) — trotz allem Mißtrauen auch des Königs überrumpelt, von der richtigen Position im Laufe der Verhandlungen nach und nach herabgeglitten.

Die hierauf bezüglichen Negotiationen hängen eng mit dem Namen des Obersten von Knesebeck zusammen. Ueber die Sendung dieses Unterhändlers nach Petersburg im Jahre 1812 hat u. A. Duncker kürzlich gehandelt. Neu ist, was Oncken über zwei geheime Missionen desselben, besonders in Wien beliebten Hauptvertreters der Einigung Preußens und Oestreichs an den östreichischen Hof 1807 und 1809 mittheilt. Im letzten Jahre war Preußen sich bewußt, daß es immer noch ein Gewicht in die Wagschale zu werfen hatte. Knesebecks Auftrag war, Preußens Hülfe anzubieten, wenn Oestreich sich stark genug zeige, den Krieg mit Erfolg wieder aufzunehmen und entschlossen wäre, seinem Verbündeten die Wiedererhebung zum Rang einer Großmacht ersten Ranges zuzusichern, hatte also den Gedanken eines Nebeneinander beider Staaten zur Grundlage. Graf Stadion fand Ausflüchte in Menge: eine Militärconvention würde genügen, man könne die Haut nicht theilen, ehe man den Löwen habe, der Ausdruck puissances directrices würde Bayern, Sachsen, Hannover vor den Kopf stoßen .... Die Verhandlungen blieben ohne Resultat, und Preußen waren noch schwere Jahre vorbehalten. 1813 hatten dieselben ihre Wirkung gethan. Schon in der von Knesebeck entworfenen Vollmacht stand jetzt: Herstellung Preußens in seiner Integrität vor dem Kriege von 1806, in dem Friedensplane der Instruction nur: Unabhängigkeit von Frankreich und preußischer Einfluß im Norden, — über die Rückgabe der früheren deutschen und polnischen Besitzungen ist nichts gesagt. Und doch war anscheinend an die Unterstellung der ganzen preußischen Militärmacht unter östreichischen Oberbefehl als Aequivalent gedacht.

Bei den interessanten Details dieser Verhandlungen und der dem Vertrag von Kalisch vorhergegangenen zu verweilen, fehlt hier der Raum. Der Grund der Irrthümer hier wie dort lag in der unbegreiflichsten Unterschätzung der eigenen Kraft, die als Folge der seit sechs Jahren erduldeten Schicksalsschläge im preußischen Cabinet sich eingewurzelt hatte. Ueber eine am 20. Januar durch Knesebeck in Wien überreichte Note sagt Oncken mit Recht: „Im Frühjahr 1813: 30,000 Preußen neben 120,000 Russen und 30,000 Schweden — mit dieser Berechnung ist Alles gesagt.“ Glücklicherweise belehrten die Februaredicte bald eines Besseren. Aber leider wurde auch in die Verhandlungen mit Rußland eingetreten, ehe man die Wirkung derselben übersah. Den bedeutendsten Theil an der Sehnsucht Preußens nach einem baldigen Vertrage mit Oestreich hatte neben jenem Kleinmuth gerade das Mißtrauen gegen Rußland, die Furcht, vorzeitig zum Bruche mit Frankreich, d. h. in einen Krieg um die Existenz gedrängt und schließlich vielleicht doch im Stich gelassen zu werden. Und trotzdem fehlten auch in Breslau und Kalisch Kaltblütigkeit und Klarheit über das Maß des an Rußlands Seite zu erkämpfenden Preises, — nur freilich nach Oncken nicht am meisten bei dem, der bisher in der Regel den Tadel zu tragen pflegte, Knesebeck, sondern in der unmittelbaren Umgebung des Königs, die sich durch Rußland überstürzen ließ.

Die Punkte, auf die hier kurz eingegangen ist, geben schon eine Vorstellung von dem Reichthum der Quellen und der großen Bedeutung des Oncken'schen Buches für die wichtigsten und bisher am wenigsten beantworteten Fragen über die Vorgeschichte des Befreiungskrieges. Auf ein paar andere Punkte von nicht minderem Interesse sei nur hingewiesen. So liegt hinsichtlich der verunglückten Sendung Knesebecks nach Petersburg (Februar) zuerst der Wortlaut der mitgegebenen Instruction und des geheimen Vertragsentwurfs, auf dessen glatte Erledigung Preußen hoffte, vor. Die erstere bestätigt wieder die Unbegrenztheit des Vertrauens zu Oestreich: rückhaltloses Zusammengehen mit dem in Petersburg erwarteten Abgesandten aus Wien, v. Lebzeltern, ist das Stichwort. Aber gerade hier sollte zuerst deutlich werden, wie weit auf Metternich zu zählen war. Lebzeltern blieb von Tag zu Tag aus, und Knesebeck hatte ohne jede östreichische Hülfe die vollen Enttäuschungen dieser Mission allein hinzunehmen. Freilich waltete nachher ein eigenthümliches Schicksal: wenn Preußen das Versprechen einer Vergrößerung nach Osten nicht erzielte, so fiel naturgemäß sein Schwerpunkt nach Deutschland.

Interessant ist auch der jetzt vorliegende authentische Beweis, daß der renommistische Brief Napoleons an Kaiser Franz vom 7. Januar 1813 (über die Vorgänge in Rußland und den Umfang der angeblich zu erwartenden neuen Streitkräfte), den er selbst nachher dem Grafen Bubna gegenüber so energisch desavouirt hat und den die Herausgeber der Correspondenz als bloßen Entwurf weggelassen, in der That doch abgeschickt worden ist (S. 70 ff); ferner die detaillirte Darstellung der geheimen Verhandlungen zwischen Preußen und Bayern; die Eingaben und Berathungen, welche der Unterzeichnung des Aufrufs „An mein Volk“ vorhergegangen sind, insbesondere über den Entwurf Ancillons (im Originaldruck 7½ doppelspaltige Folioseiten!), über das Friedrich Wilhelm östreichischerseits im Entwurf eingereichte, glücklicherweise in den Acten stecken gebliebene Verbot der geheimen Gesellschaften, das gerade in diesen Tagen vollen Vertrauens zwischen König und Volk mehr als sinnlos gewesen wäre, u. A. m. — Kurz, das Buch ist mehr als eine Bereicherung der Literatur über diese Epoche unserer politischen Geschichte: es verspricht die erste erschöpfende Darstellung zu werden.

F.

Vermischtes.

Eine öffentliche Schmach!

Die „Gegenwart“ hat bereits wiederholt ihre Spalten für die Aufdeckung öffentlicher Uebelstände und Aergernisse geöffnet, sie wird sicherlich nicht Anstand nehmen, einem verderblichen Mißbrauch der Presse und der Handelsfreiheit mit vollem Ernste und der ganzen Wucht ihres Einflusses entgegenzutreten: ich meine das Unwesen des Annoncenschwindels. Dasselbe ist, wie mir scheinen will, bisher viel zu wenig beachtet worden, man lacht und witzelt über die mehr oder weniger plumpen Marktschreiereien, die gröberen oder feineren Lügen, die Haarbalsame und Schönheitsmittel, und die anständigsten und verbreitetsten Blätter (gerade diese werden vorzugsweise von der Schmarotzerpflanze aufgesucht) öffnen ihnen ganz unbefangen ihre Beilagen.

Ehe wir weiter gehen und die wahre Natur dieses gefährlichen Schwindels näher erörtern, erscheint es geboten, einen Einwand zurückzuweisen, der uns sicherlich zunächst entgegengehalten wird. Der Schwindel ist nicht auszurotten, man kann ihn ebensowenig bekämpfen wie den Landregen. Gewiß, wir verlangen nicht oder geben uns wenigstens nicht der Hoffnung hin, daß plötzlich alle Menschen Sokratesse oder Catone werden möchten. Die Anlage zum Schwindel steckt ziemlich tief in der Menschenbrust. Es fragt sich nur, ob man diesen Keim auf alle mögliche Art begünstigen und zur vollkommensten Blüthe entwickeln lassen, oder ob man ihm überall, wo es geht, begegnen und ihm die wichtigsten Pfahlwurzeln abgraben will. Im kleinen Privatverkehr werden wir allerdings den Schwindel niemals ganz ausrotten. Aber was will alle solche Privatbetrügerei, gegen die das Gesetz und der Spruch „Trau schau wem“ einigen Schutz gewährt, gegen die gaunerische Frechheit bedeuten, die sich an die Oeffentlichkeit drängt, ihre Lügen mit der vertrauenerweckenden Firma unserer angesehensten Zeitschriften ausstaffirt, bei zehn- und hunderttausenden von Exemplaren in's Publicum wirft und durch Beispiel, Mitbewerb und glänzenden Erfolg immer mächtiger zur Nachahmung reizt? Wenigstens ernstlich erwogen sollte die Frage werden, ob es nicht möglich sei und auf welche Weise, wenigstens die anständige Presse von dem größten Schmutz zu säubern.

Aber haben wir nicht zu stark aufgetragen, nicht mit zu grellen Farben gemalt? Sieht es wirklich so schlimm aus mit dem „persönlichen

Digitized by Google

Schutz", mit der „heilbaren Schwindsucht"? Ist der Haarbalsam so gefährlich? Wir haben den Apfelwein überstanden und den Malzextract sich zu den Vätern versammeln gesehen: sollte die „Coca" und die „Japanpflanze" uns gefährlicher werden als die Revalenta arabica und die Rheumatismuskette? Ein guter alter preußischer Soldatenspruch heißt: „Bange machen gilt nicht." Aber man muß auch den Uebeln und Gefahren hübsch gerade in's Gesicht sehen, das Häßliche nicht mit Schönheitspflastern verkleistern, sondern das Kind bei seinem rechten Namen nennen. Und daß wir es hier mit einem ganz gemeinen, zum Theil höchst unanständigen, im Ganzen aber — was seinen Einfluß auf die Sittlichkeit des Volkes betrifft — durchaus gefährlichen Schwindel zu thun haben, dem man mit allen Mitteln entgegenwirken muß, für dessen erfolgreiche Zurückdrängung aber glücklicher Weise auch Mittel vorhanden sind: das in aller Kürze nachzuweisen, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Die Naturgeschichte des Annoncenschwindels ist nicht so ganz einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Derselbe zerfällt in zahlreiche Hauptgattungen, deren jede wieder in viele Familien und Species unabsehbar sich gliedert. Dabei herrscht auch hier wie in der großen Gottesnatur das Gesetz der Artumwandlung, die einzelnen Species gehen unmerklich ineinander über, bilden zahllose Spielarten und alle möglichen Varietäten, die das unendlich zusammengesetzte, in den buntesten Farben und Farbennüancen schillernde Bild dieser infernalischen Vegetation ausmachen.

Wir müssen und können (ist doch die Sache bekannt genug) uns darauf beschränken, die Hauptgattungen unseres Schwindels mit ihren wichtigsten Unterarten aufzuzählen und nur eine kurze Charakterisirung vom Rechts- und Sittlichkeitsstandpunkte hinzuzufügen. Danach lassen sich folgende Hauptgattungen unterscheiden.

I. Criminell strafbarer Schwindel. Der Verstoß gegen das Strafgesetz kann einmal darin bestehen, daß die Ankündigung an sich eine offenbare Uebertretung einer Strafbestimmung in sich schließt. Dies ist z. B. der Fall beim Anpreisen von Loosen auswärtiger Lotterien oder von Arzeneien und Geheimmitteln in Ländern, wo das Spielen in fremden Lotterien oder der unbefugte Handel mit Arzeneien bei Strafe verboten sind. Sodann aber kann die Strafbarkeit der Ankündigung darin bestehen, daß dieselbe als Mittel eines beabsichtigten Vergehens dienen soll. Hier ist hauptsächlich der Betrug, d. h. die wissentliche Täuschung durch Vorspiegelung unrichtiger Thatsachen zu dem Zwecke, sich durch den Schaden des Getäuschten zu bereichern, in Betracht zu ziehen. Es ist das ein Feld, auf welchem die Criminalpolizei und Criminaljustiz, wenn sie etwas mehr thätige Initiative als gegenüber dem Gründungsschwindel an den Tag legen wollte, eine höchst verdienstliche Wirksamkeit entfalten könnte. Wenn z. B. Jemand ein unfehlbares Mittel gegen Schwindsucht, Krebs, Haarmangel u. s. w. mit der Versicherung „Tausende geheilt" anpreist, während es wissenschaftlich feststeht, daß es ein Mittel gegen diese Leiden theils überhaupt nicht, theils nicht in solcher Allgemeinheit gibt: sollte da die Polizei beziehungsweise Justiz nicht ebenso befugt wie verpflichtet sein, bei einem solchen edlen Menschenfreunde einmal anzuklopfen und ihn zum Nachweise der Wahrheit seiner Behauptungen, also zum Beweise einiger seiner Heilungen, sowie der Thatsachen, die ihn zu dem Glauben im Besitze eines Heilmittels zu sein bewegen, also der Erlernung der Heilkunst u. s. w. aufzufordern? Und wenn sich dabei herausstellt, wie in zahlreichen Fällen unzweifelhaft der Fall sein muß, daß eine ganz bewußte Täuschung, eine wissentliche Vorspiegelung falscher Thatsachen vorliegt, so hindert doch nichts, den saubern Patron nach § 263 des Reichsstrafgesetzbuches wegen versuchten beziehungsweise vollendeten Betruges zur Rechenschaft zu ziehen. Aber leider, leider hat unser Gesetz immer noch eine wächserne Nase oder vielmehr der Schlendrian der hergebrachten Praxis macht es leicht, ihm eine solche zu drehen. So gilt das Sprichwort von den großen und kleinen Dieben auch hier, und während ein armes Weib, welches sich durch falsches Vorgeben in einem Laden Waare oder ein paar Thaler erschwindelt, ohne Gnade dem rächenden Arm der Dike anheimfällt, kann der raffinirte, gewerbsmäßige Gauner Tausende um Geld und Gesundheit betrügen und seine betrügerischen Ankündigungen in alle Welt verbreiten.

II. Criminell strafwürdiger Schwindel, d. h. ein solcher, der nach Lage der Gesetzgebung nicht strafbar ist, aber strafbar gemacht werden sollte und könnte. In diese Kategorie gehören eine Anzahl von Ankündigungen, die so skandalös und untergrabend sind, daß sie nicht geduldet werden sollten. Wir führen hier nur zwei auf: das Anerbieten zur Hülfe bei Erschleichung von Doctordiplomen, worüber wir hier um so mehr mit der bloßen Erwähnung hinweggehen, als die Sache, nachdem sie in neuester Zeit wiederholt zum offenen Skandal geführt, in competenten Kreisen vor kurzer Zeit verhandelt wurde. Noch schlimmer ist die ewig wiederkehrende Offerte: „Officiere" oder „Active Officiere und und etatsmäßige Beamte erhalten Darlehn". Diese Anzeige wiederholt sich auf einer einzigen Seite eines verbreiteten Wochenblattes vom 30. April 1876 nicht weniger als dreizehn Mal. Man muß dabei erwägen, daß Officieren und Beamten das Schuldenmachen strengstens, ersteren sogar bei Strafe der Cassation verboten ist, und daß eine ziemliche Anzahl jüngerer Officiere den blutsaugerischen Verlockungen der Halsabschneider alljährlich zum Opfer fällt. Junge, unerfahrene, leichtlebige Leute geflissentlich immer weiter auf die Bahn des Leichtsinns zu locken, das ist gewiß schon an sich ein ehrloses Geschäft, so ehrlos wie Kuppelei u. dgl. Und man begreift schon nicht ganz, wie ein anständiges Blatt sein weißes Papier zur Ankündigung eines so schmählichen Gewerbes hergeben kann. Wenn aber hierzu noch die Verführung von Officieren und Beamten zur Pflichtverletzung hinzukommt, so ist das Interesse des Staates, dessen Wohlfahrt und Existenz auf der unbedingten Pflichttreue seiner Diener beruht, an einem der gefährlichsten Punkte so empfindlich berührt, daß man sich fragen muß, ob es denn ganz außerhalb der Möglichkeit liegt, solch schmähliches Treiben mit einer Strafbestimmung wenigstens vom offenen Markt in seine verborgenen Schlupfwinkel zurückzuscheuchen. — So gut es in den §§ 333 u. 334 hat unter Strafe gestellt werden können, wenn ein Beamter oder ein Mitglied der bewaffneten Macht durch Bestechung zu einer Pflichtverletzung verleitet wird, mit demselben Rechte könnte auch die Verleitung zur Uebertretung von Vorschriften der inneren Disciplin mit Strafe bedroht werden. Wir verlassen diese Gattung, wohin noch „Hülfe bei Examinationsarbeiten", „Militärische Arbeiten werden gefertigt u. s. w." u. A. gehören, und wenden uns zur folgenden:

III. Verlockung zur Unsittlichkeit. Dies ist die zahlreichste und mit die ekelhafteste Gattung. Unaufhörlich fällt der empörte Blick auf „Hülfe und Rath in discreten Angelegenheiten", auf „Artikel", wobei es an mehr oder weniger deutlichen Winken darüber, welche besondre Art davon gemeint ist, nicht fehlt, dann die unzähligen Anerbietungen zur Heilung gewisser Krankheiten und Schwächen, Anpreisungen, die zum Theil in die erste Gattung gehören, dann die nichtswürdige Speculation auf die Lüsternheit, „Interessante Bücher und Photographien" u. s. w. Wahrlich, man braucht nicht gerade Rigorist zu sein, um sich von dieser Sorte Industrie mit Entrüstung abzuwenden. Wir gehören sicher nicht zu denen, die den ersten Stein aufheben gegen die Aermsten, die Fleisch und Blut in Schaden und Schande gebracht. Aber dieses öffentliche Ausschreien ist so frech, daß es empören, und so gefährlich, daß es in der That mit Besorgniß erfüllen muß. Hier ist ein ganzes Arsenal von Verführungsmitteln beisammen und in so wirksamer Gruppirung, eines dem andern in die Hände arbeitend, als hätte es ein böser Dämon zur baldigen Untergrabung der nationalen Sitte und Kraft listig ersonnen.

Diesen Theil der Sache muß ich mir versagen hier näher auszuführen, obwohl gerade er es verdient, mit besonders scharfer und in echteste Gallussäure getauchter Feder bearbeitet zu werden. Und diese Pfiffe und Kniffe lassen wir uns wöchentlich und täglich vor die Augen führen, und auf die Phantasie unserer heranwachsenden Knaben und Mädchen wirken? Dazu geben die geachtetsten Zeitungen und Journale ihre vertrauenerweckende Firma her?

Im Vergleich mit dem Bisherigen sehen die letzten beiden Gattungen höchst harmlos aus:

IV. Einfache Gemeinheiten. Zu diesen rechnen wir das Anerbieten zur Vermittelung reicher Heirathen, „die Kunst, die Neigung des weiblichen Geschlechts zu gewinnen", Prophezeiungen, Wahrsagerkarten u. dgl. grober Humbug mehr. Eben zu diesen unanständigen Marktschreiereien gehört es, wenn wirkliche promovirte Aerzte in prahlerischer Weise öffentlich ihre Dienste anbieten, oder Anerbietungen wissenschaftlicher Hülfe bei Waarenverfälschung, wie „Chemische Industrie und Weinveredlung". Endlich

V. Die einfache Marktschreierei, wie sie im Manufactur- und Modenwaarengeschäft mit so vielen Aufwande von Papier und Schwärze und in bisweilen hinreißender unfreiwilliger Komik geübt wird.

Wir berühren hier nur noch kurz, weil sie so auf der Hand liegen, die schädlichen Folgen des Annoncenschwindels und die Mittel, die zur Zurückdrängung desselben führen könnten. Die ersteren haben wir bei

Digitized by Google

den schreiendsten Fällen bereits hervorgehoben. Hier möchte ich nur noch darauf aufmerksam machen, daß auch schon die einfache Marktschreierei äußerst nachtheilig wirkt, indem sie: 1) die Reellität und Solidität des Geschäfts untergräbt, 2) zum Wetteifer in der Marktschreierei und zu gegenseitiger Steigerung führt, 3) den Werth und die Bedeutung der wirklich ernst gemeinten reellen Anzeige herabsetzt und so den reellen Geschäftsmann zu gleicher Prahlerei verführt, weil er nicht hinter den Concurrenten zurückbleiben will, 4) weil sie unmerklich in den Betrugsschwindel übergeht, indem im wechselseitigen Ueberbieten schließlich Dinge versprochen werden müssen, die nicht mehr geleistet werden können, 5) die Ueberhandnahme des Inseratenwesens das Geschäft mit unnöthigen Spesen belastet, und 6) durch die ungeheure Vervielfältigung der bedruckten Maculatur, Papier und Druck für wissenschaftliche, politische, literarische Bücher, Zeitschriften und für nothwendige Drucksachen jeder Art vertheuert. Diesen letzteren Umstand sollten doch die Herren Verleger wohl im Auge behalten und bedenken, daß sie sich mit der übermäßigen Ausbeutung des Inseratenwesens in's eigne Fleisch schneiden, dürfte doch gerade in diesem die Hauptquelle des die Setzer verwöhnenden sogen. Specktakels zu suchen sein. Die Sache aber ist überhaupt ernst genug. Schon sind Satz, Druck und Papier in einer Weise vertheuert worden, daß alle unsere wissenschaftlichen und mit sehr wenigen Ausnahmen fast alle unsere übrigen Zeitschriften Noth leiden, daß ein Buch nur dann noch einen Verleger findet, wenn durch Berühmtheit des Autors oder andere Umstände ihm ein großer Absatz von Hause aus gesichert ist.

Der gemeine und unsittliche Annoncenschwindel übt neben den genannten noch die schlimme Wirkung aus, daß das feinere Gefühl, der Sinn für Anstand, Takt und Zartgefühl in weiten Kreisen des Volkes abgestumpft und zerstört wird; daß vollends der strafwürdige und der strafbare Schwindel diese Wirkung noch in erhöhtem Maße ausüben und daneben den Sinn für Recht und Gesetzlichkeit untergraben und abnutzen und so in hohem Grade demoralisirend wirken, liegt auf der Hand. Mit Recht müssen die weniger gebildeten Volksschichten, d. i. der bei weitem größte Theil des Volkes, Dasjenige, was alle Tage in den angesehensten Zeitschriften angepriesen und ausgeschrieen werden darf, für erlaubt und nicht unanständig halten, und unwillkürlich müssen sich daran Analogieschlüsse anreihen: wenn das erlaubt und anständig ist, warum dann Das und Das nicht auch?

Kurzum, eine gefährliche Giftquelle ergießt sich täglich und wöchentlich durch unsere öffentlichen Blätter in alle Kreise und Schichten des Volkes.

Wie aber ist dem abzuhelfen? Eine Beschränkung der Preßfreiheit wäre eine Arzenei, die so schlimm wäre als das Uebel. Aber es gibt auch noch andere weniger verzweifelte Mittel. 1) Der strafbare Schwindel, d. h. die Ankündigung verbotener Dinge und die offenbar betrügerische Annonce könnten durch strengere Handhabung der Justiz und Polizei, wo nicht ganz unterdrückt, so doch sehr wesentlich eingeschränkt werden. Das, sowie die Frage, in welcher Weise 2) etwa durch neue oder geschärftere Strafbestimmungen die Ankündigungen von Hülfe bei Erschleichung von Doctordiplomen, Staatsprüfungen, die Anlockungen zu verbotenem Schuldenmachen u. dgl. bekämpft werden könnten, wollen wir der ernsten Erwägung der Herren Juristen und Criminalpolitiker überlassen, nur möchten wir ersteren ein etwas thatkräftigeres Einschreiten wünschen, damit es ihnen nicht so ähnlich ergehe wie mit dem Gründungsschwindel, wo der Brunnen zugedeckt wurde, nachdem das Kind hineingefallen war.

Worauf wir aber am meisten Gewicht legen, ist 3) die Selbsthülfe des Publicums, wenigstens aller anständigen, wohlmeinenden und einsichtigen Leute, und 4) die Selbsthülfe und Selbstcensur aller anständigen Zeitungen und Journale ohne Unterschied der Tendenz und Parteistellung. Diese beiden Punkte sind es vornehmlich, auf die wir mit unserer Darstellung einzuwirken wünschten. Wenn alle wohlmeinenden, einsichtigen und anständigen Leute, Hoch und Gering, aus allen Ständen und Berufsclassen, gegen dieses wuchernde Unkraut mit der ganzen Energie des Unwillens, den es verdient, sich erheben und sich die Bekämpfung desselben, Jeder in seinem Kreise, durch Belehrung, Aufklärung und Ermahnung zur Pflicht machen: so muß doch die Einsicht in die völlige Hohlheit, Erbärmlichkeit und Schädlichkeit aller dieser Anpreisungen sich allmälig immer breitere Bahnen brechen und schließlich die kostspieligen Aufwendungen für theure Annoncen immer weniger lohnend und gewinnbringend machen.

Noch mehr aber haben es die Zeitschriften in ihrer Gewalt, dem Unkraut die Pfahlwurzel abzugraben, wenn sie sich einfach zur Norm machen, allen offenbaren Schwindelannoncen die Aufnahme zu versagen. Was den pecuniären Gewinn betrifft, der ihnen damit entginge, so sollte derselbe für eine Zeitschrift, welche die Veredlung und Aufklärung des Volkes anstrebt, gegenüber einer Sache der Moral und des Anstandes nicht weiter in Frage kommen. Uebrigens sollten die Herren Verleger bedenken, daß eine gewisse Beschränkung des über die Maßen entwickelten Inseratenwesens aus den oben angegebenen Gründen ihren tieferen und und dauernden Interessen nicht nur nicht zuwiderläuft, sondern gerade entspricht. Auch kennen wir bereits Zeitungen, welche in dieser Beziehung mit gutem Beispiele vorangegangen sind; so hat — um mich hier nur an das mir zunächst liegende Beispiel zu halten — die Magdeburgische Zeitung die Gummiartikel und Aehnliches aus ihren Spalten verbannt, ohne sich dadurch in ihrer günstigen Entwickelung, sowohl was Abonnentenzahl als Inseratenzufluß betrifft, im mindesten beeinträchtigt zu fühlen. Die öffentlichen Organe müssen sich nur nicht als in allen Stücken gehorsame Diener des Publicums und aller seiner Launen und Zumuthungen, sondern auch ein wenig als seine berufenen Führer, Berather und, wenn es sein muß, auch Tadler und Zuchtmeister ansehen, und sie werden finden, daß beide Theile sich hierbei am besten stehen. Wohl mag es im Einzelnen nicht immer leicht sein, die Grenze zu finden, namentlich mag die betriebsame Concurrenz in objectiv schwer trennbaren Uebergangsgliedern mit der Marktschreierei zusammenhängen. Aber man braucht nicht gleich den vollkommensten Zustand der Dinge in's Auge zu fassen. Vorläufig würde es schon von großem Segen sein, wenn die unter I—IV aufgezählten strafbaren, strafwürdigen, unsittlichen und gemeinen Annoncen aus den Spalten und Beilagen der anständigen Zeitschriften verbannt werden. Halten wir unsern Familientisch und unsern Bücherschrank und die Lesezimmer unserer Erholungsstätten rein von dem Schmutz und der Gemeinheit, die täglich in ihnen ausgebreitet werden, bewahren wir besser als bisher geschehen, die Phantasie unserer Jugend, das ist eine Forderung der öffentlichen Wohlfahrt, der Sittlichkeit und des Anstandes.

Adolf Horwicz.

Notizen.

Die Finanzen des preußischen Staates sind, wie wir durch Camphausens letzte Bilanz erfahren haben, nach wie vor in gutem Zustande und müssen andere Länder, die sich mehr oder weniger auf ominöse Assignaten angewiesen sehen, mit Neid erfüllen. Man möchte nur wünschen, daß sich von der finanziellen Lage der einzelnen Staatsbürger dasselbe sagen ließe. Hier gesteht aber das amtliche Exposé die andauernde Stockung im Handel und Gewerbe unverhohlen ein. Die Geschäftsstille um Weihnachten ist seit Neujahr keinem lebhafteren Pulsschlag gewichen. Die Sorge wegen der christlichen Slaven, die das wegen seiner Uneigennützigkeit weltberühmte Rußland angeblich zum Kriege zwingen soll, ist zwar, um die Sache beim Namen zu nennen, politische Heuchelei. Aber sie hat inzwischen die Noth der schweren Zeit in Europa so sehr vermehrt, daß einiges Mitleid mit den nicht slavischen Christen außerhalb der Türkei, mit den vom Bankrott bedrohten Kaufleuten und Fabrikanten, sowie den hungernden Arbeitern wohl angezeigt wäre. Doch für solche untergeordnete Dinge fehlt es den mit hoher Politik beschäftigten Publicisten an der nöthigen Muße. Die allgemeine Klemme, wie ja wohl der technische Ausdruck lautet, wurde in Berlin durch den Tod der Prinzessin Karl nicht vermindert. Zahllose Gesellschaften, Diners und Bälle wurden plötzlich abgesagt oder doch verschoben. Die Officiere namentlich sind in Trauer, und ein Berliner gesellschaftliches Vergnügen ohne die Repräsentanten unserer Wehrkraft ist undenkbar. Dadurch aber erlitten die auf das ohnehin sehr eingeschränkte sociale Amüsement angewiesenen Industriezweige neue Verluste. Die verewigte Prinzessin Karl war, wie Jedermann weiß, von seltener Herzensgüte, was sich besonders auch in ihrer rührenden Theilnahme für die Militärs ihres Regiments, die nicht als patentirte Krösus auf die Welt gekommen waren, kundgab. Gewiß hätte sie daher auch selbst um den Preis verlängerter Schmerzen gern noch einige Tage in diesem Jammerthal zugebracht, bis ihr Hinscheiden Niemandem mehr ein angesagtes Fest stören konnte. Den Ausgang der

Digitized by Google

orientalischen Krisis, soweit sie sich dafür interessiren mochte, sollte die Princeß Karl nicht mehr erleben, und vielleicht wird es ihren jüngeren Zeitgenossen nicht besser ergehen. Der ganze Streit drehte sich zuletzt um die Garantien. Rußland gab vor, daß es sich ohne solche Sicherheiten wegen der bewußten Reformen nicht beruhigen könne und im Uebrigen die Ausgaben für die Rüstungen, mochten diese immerhin großentheils mit Papierrubeln bezahlt worden sein, nicht umsonst gemacht haben wolle. Das Verlangen nach Garantien, wenn man den Conferenzberichten glauben wollte, hätte zuletzt ganz Europa ergriffen. Als ob es im öffentlichen wie im privaten Leben wirkliche Garantieen gäbe, Garantien für den sittlichen Fortschritt, für Freundschaft und Treue, für das irdische Glück. Wie kann das mit dem Panslavismus trotz aller Ableugnungen associirte Petersburger Cabinet Bürgschaften verlangen, welche selbst des Geschickes ewige Mächte nicht zu bieten vermögen! War doch die von Gesundheit strotzende russische Armee zur Amputation des kranken Mannes am Pruth erschienen und fiel dann selbst in den paradiesischen Gefilden der Dobrudscha einem epidemischen Siechthum anheim. Und vorher schon hatte die unerbittliche Nemesis jenen Heros der Omladina, den seiner Zeit von allen russenfreundlichen Blättern gefeierten Tschernajeff ereilt, der auszog wie ein Kriegsgott und heimkehrte wie ein wegen Schulden verfolgter und auf Schub gebrachter vormärzlicher Literat. So steht es mit den Garantien auch diesseits der Balkanprovinzen. Die englischen, durch russische Schlagwörter bethörten Liberalen haben denn auch in der „Edinburgh Review" neuerdings Kehrt gemacht und wie Bileam gesegnet, was sie noch soeben verflucht hatten, nämlich die Frieden stiftenden und die Ruhe Europas wenigstens für ein Menschenalter wahrenden Verträge. Störrig ist nur noch Herr Gladstone, der, selbst ein halber Theologe, seinen Freunden, den frömmelnden Mitgliedern der berufenen Nationalconferenz, von welcher die Nation nichts wissen will, die Verbissenheit in vorgefaßte Meinungen und Liebhabereien abgesehen hat. Mit Gladstone übrigens ist es nach glaubwürdigen Berichten wirklich weit gekommen. Am Abend jener Conferenz, wo er für Slavenfreiheit und Türkenvertilgung gepredigt hatte, soll er beim Hinausgehen der Gräfin N . . . . off den Arm gegeben haben und mit ihr in Gesellschaft des Grafen Beust und des Grafen Schuwaloff soupirt haben. Gegen die Anwesenheit der russischen Gäste werden hier zu Lande gleichgestimmte Seelen wenig einzuwenden haben. Daß aber der intime Freund Deutschlands, der sächsisch-östreichische Botschafter, an jenem Liebesmahl Theil nahm, wird unseren für des alten Gortschakoffs Projecte schwärmenden Politikern vielleicht doch zu denken geben.

* * *

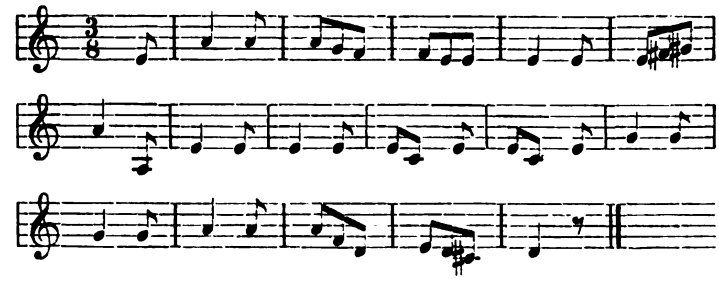
Die Melodie der „Schlacht von Pavia".

Die Anfrage in Nr. 45 der „Gegenwart" wegen der Melodie des seit 1525 volksthümlich in Deutschland gewordenen Liedes hat einen überraschend glücklichen Erfolg gehabt, indem Herr Elias Ullmann, Actuar der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M., in Zuschriften an Unterzeichneten manche auch für den nichtjüdischen Leser interessante Aufschlüsse gegeben, ja sogar auch die Melodie selbst mitgetheilt hat.

Bei dem hauptsächlich durch den Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch, als Haupträdelsführer, im August 1614, zu Frankfurt a. M. gestifteten Aufruhr wurden besonders die Juden auf empörende Weise mißhandelt und aus der Stadt vertrieben, bald darauf aber, nach Niederwerfung des Aufruhrs, Aechtung und Hinrichtung des Rädelsführers und seiner Genossen, in feierlichem Aufzuge in die Stadt und in die Judengasse zurückgeführt. Bei dieser Gelegenheit dichtete Elchanan Bar Abraham Helen, mit dem Familiennamen Wertheimer, das bereits erwähnte „Vinzlied" oder „Vinzhanslied", welches zuerst 1648 zu Amsterdam und später 1696 zu Frankfurt a. M. (bei Joseph Trier) gedruckt wurde. Die Melodie der „Schlacht von Pavia" muß schon 1614 durchaus populär gewesen sein, denn sie machte sich sogar auch bei dem feierlichen Wiedereinzuge der Juden, unter dem Geleite von Soldaten mit fliegenden Fahnen und Trommeln und Pfeifen, bemerkbar. So nahm bei diesem Einzuge der Vorfahr der noch heute in Frankfurt angesessenen Famile Adler in seiner übersprudelnden Freude einem Trommelschläger Trommel und Schlägel weg und accompagnirte eigenhändig auf der Trommel die Melodie der „Schlacht bei Pavia" bei dem Einzuge in die Judengasse.

Mit der merkwürdigen Treue, mit welcher das Judenthum seine Traditionen aufrecht erhält, ist auch die Melodie der „Schlacht bei Pavia" vom Judenthum in Frankfurt aufrecht erhalten worden. Nach der Rückkehr in die alte Frankfurter Heimat wurde von der dankbaren Gemeinde zur Erinnerung an die schwere Zeit der harten Bedrängniß ein Fasttag angeordnet, welchem sich unmittelbar ein Fest- und Freudentag — Vinz-Purim — anschloß. An diesem zweiten Festtage wurde der erste Abschnitt des Morgengebetes nach der Melodie der „Schlacht bei Pavia" gesungen, und dies ist noch bis vor wenigen Jahren geschehen. Wie die Melodien fast aller jüdischen Gottesdienstgesänge erhielt sich auch diese Melodie durch Tradition ohne Aufzeichnung nach Noten. Vor mehreren Jahren veranlaßte Herr Elias Ullmann nach dem Vortrage eines alten Synagogenvorsängers eine Aufzeichnung der Melodie, welche hier Platz finden mag:

Melodie von Purim-Vinz. (Die Schlacht von Pavia.)



Nachträglich noch die Bemerkung, daß beide Feiertage auch jetzt noch im Frankfurter jüdischen Kalender aufgeführt werden und auf Oculi und den folgenden Tag fallen. Nach dem diesjährigen Kalender (A. M. 5637, d. h. 19. September 1876 — 7. September 1877) fällt der Fasttag „Vinz" auf den 4. März, der Festtag „Vinz" oder „Purim-Vinz" auf den 5. März 1877.

Wo aber ist das vielgenannte Volkslied selbst, die Schlacht bei Pavia? Und wo das Gedicht des alten Georg Frundsberg? Sollte nicht in Wien Auskunft zu geben sein?

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

* * *

Gegen den Strom. Gesammelte Aufsätze von Julius Duboc, Dr. phil. Hannover 1877, Rümpler.

Julius Duboc ist ein scharfsinniger Kopf und ein selbstständiger Denker; auch unterscheidet er sich von manchen anderen „Philosophen" sehr vortheilhaft dadurch, daß er sich seiner Muttersprache, wie solche von den besten Schriftstellern der Nation geschrieben wird, bedient, und uns nicht zumuthet, ihm oder seinem „Systeme" zu Liebe uns in eine neue Schulsprache hineinzustudiren, welche von dem Schriftdeutsch sehr erheblich abweicht, aber nicht zu ihrem Vortheil. Duboc hat in seiner „Physiologie der Liebe" einen außerordentlich schwierigen Gegenstand mit eben so viel Unbefangenheit als Decenz behandelt, und in seinem „Leben ohne Gott" dem Atheismus eine ethische Seite abgewonnen, welche viele Leser schon durch ihre Neuheit besticht. Da er es liebt, sich neue Wege zu bahnen und sich weder irgend einem System, noch einer herrschenden Tagesmeinung an den „Zopf" hängt (sit venia verbo, denn die letztere pflegt ihren Zopf zu besitzen, so gut, wie das erstere), so stößt er natürlich vielfach auf Widerspruch; und dies gibt ihm das Recht, die neueste Sammlung von Aufsätzen, welche er uns hier bietet, „Gegen den Strom" zu betiteln, — eine Berechtigung, die unseres Erachtens dem Abgeordneten v. Kardorff nicht zusteht für seine nationalökonomischen Faseleien, welche letztere keine neuen Gedanken und überhaupt keine Gedanken enthalten, sondern völlig ideenlos mit dem breiten und trüben Strome veralteter Schutzzöllnerei schwimmen.

Wenn Duboc die Prätensionen Anderer theilte, so würde er seine Aufsätze als „Essays" bezeichnet haben. Sie würden diesen Namen besser verdienen, als manche nachgehends mit etwas quasi-gelehrter Appretur aufgeputzte Feuilletons literarisch-ästhetischen Inhalts.

Diese Aufsätze sind ein wenig mehr als Feuilletons. Sie stehen großentheils in einem inneren Zusammenhange mit den mehr dogmatischen Werken: „Physiologie der Liebe" und „das Leben ohne Gott". Von manchen derselben kann man sagen, es sind Nachträge zu jenen Werken, von anderen, es sind historische Beispiele und Entwickelungen aus einem concreten praktischen Falle heraus, welche zu jenen Theorien die erforderlichen Erläuterungen, Belege und thatsächlichen Beweise liefern.

Digitized by Google

Da finden wir z. B. einen auf Grund der umfangreichen Strodtmann'schen Publication („Briefe von und an G. A. Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürgers und anderen meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von Adolf Strodtmann." Vier Bände. Berlin 1874, Paetel) verfaßten Aufsatz „Bürgers Charakter in seinem Liebesleben", eine höchst interessante und lehrreiche Untersuchung eines sehr schwierigen sittlichen und psychologischen Problems; ferner eine Erörterung über Eulogius Schneider, einen Deutschen aus dem Elsaß, welcher in der großen französischen Revolution eine seltsame Rolle gespielt hat; dann eine sehr gelungene literarisch-biographische Skizze über den einsamen Philosophen Ludwig Feuerbach und eine kurze und schlagende Kritik des „Hartmann'schen Weltelendes", worin Duboc nachzuweisen versucht, „daß es Hartmann an den allermeisten Voraussetzungen logischen Denkens, zusammenhängender Beweisführung und gründlicher Erwägung vollkommen gebricht".

Kurz, die Essays von Duboc sind Jedermann, der sich irgendwie, sei es entweder an den Bitternissen der Schopenhauer'schen Philosophie, oder an den Süßigkeiten der Lovely-Belletristik, den Magen verdorben hat, als ein reinigendes und kräftigendes Stomachale zu empfehlen.

K. B. W.

* * *

Im Verlag von Hermann Weißbach in Weimar ist ein originelles Buch erschienen, das wir nicht mit Stillschweigen übergehen können: „Das Buch der Katzen" von Gustav Michel. In sieben Briefen behandelt der Autor das ganze Material, das sich auf die Katze bezieht; Naturgeschichte, Mythos und Poesie liefern die Bausteine. Die Darstellung ist durchgängig leicht, elegant und witzig.

Der Kunstverlag von Hanfstängl in München hat ein Werk begonnen, das die allgemeine Theilnahme aller Kunstliebenden und Kunstübenden verdient. Er veröffentlicht die Meisterwerke der Münchener Pinakothek in großen Originalphotographien von vollendeter Ausführung. Die uns vorliegenden Blätter der Sammlung, zwei der bekannten Murillos (Essende Knaben) gehören zu den besten photographischen Reproductionen, die wir gesehen haben. Das Unternehmen ist in erster Linie allen Akademien auf das Wärmste zu empfehlen.

* * *

Zur Breslauer Lehrbuchfrage.

Von betheiligter Seite ist uns folgende Darstellung mit der Bitte um Aufnahme zugegangen:

„Für eine gerechte Beurtheilung des in Bd. 10, Nr. 53 dieses Blattes S. 445 f. so scharf angegriffenen „Leitfadens für den geographischen, geschichtlichen, naturgeschichtlichen und physikalischen Unterricht in Volksschulen u. s. w." dürfte folgende Mittheilung über Zweck und Entstehung dieses Büchleins nicht ohne Werth sein.

Nachdem die städtischen Behörden von Breslau, namentlich seit dem Jahre 1865, für das früher sehr vernachlässigte Volksschulwesen wie für das Schulwesen überhaupt bedeutende Opfer gebracht und besonders für Vermehrung der Elementarschulen viel gethan, begann im Jahre 1870 eine, man kann wohl sagen großartige Umgestaltung auf diesem Gebiete. Abgesehen davon, daß die seit kurzem bestehenden Mittelschulen zu neunclassigen höheren Bürgerschulen ohne Latein*), deren Schüler nach bestandener Abiturientenprüfung die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst erhalten, entwickelt wurden, ging man daran, die bisher dreiclassigen, zum Theil vierclassigen Elementarschulen zu sechsclassigen umzugestalten. Es geschah dies einfach in der Weise, daß nach und nach bei diesen Schulen erst die dritte, dann die zweite, zuletzt die erste Classe, welche sämmtlich zweijährigen Cursus hatten und in 2 Abtheilungen mit verschiedenem Pensum zerfielen, in je 2 Classen III^{a} und ^{b}, II^{a} und ^{b}, I^{a} und ^{b} mit einjährigem Cursus getheilt wurden; nur Classe I^{a} hat in der Religionslehre und den Realien: Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Naturlehre, zweijährigen Cursus, doch bearbeitet die ganze Classe dasselbe Pensum.**)

Diese neue Organisation, welche mit einer Erhöhung der Unterrichtsstundenzahl in den obersten Classen verbunden war, machte eine Erweiterung und Vertiefung des Unterrichtspensums, namentlich in den Realien — womit eine schon damals auch von der Kgl. Regierung als berechtigt anerkannte Forderung der Zeit erfüllt wurde — möglich und die Einführung neuer Schulbücher nothwendig.

Alle diese neuen Einrichtungen, die Feststellung eines neuen Lehrplanes und die Einführung oder zunächst Ausarbeitung neuer Schulbücher wurden unter der Oberleitung der städtischen Schuldeputation, aber zugleich unter umfassender, thätiger Betheiligung des Lehrerstandes, welcher nach jenem Lehrplane und mit diesen Unterrichtsmitteln in der Schule arbeiten soll, durchgeführt und damit ebenfalls ein längst empfundenes und namentlich aus der Mitte des letzteren vielfach geltend gemachtes Bedürfniß befriedigt. Die Berathung über die neuen Schulbücher, ihre Aufgabe und Einrichtung wurde Commissionen von erfahrenen und bewährten Volksschullehrern übertragen, deren Mitglieder durch eine zu diesem Zweck von der Schuldeputation berufene Versammlung von Hauptlehrern und Rectoren der städtischen Elementarschulen (60 an der Zahl) gewählt wurden. Eine dieser Commissionen hatte speciell mit dem oben erwähnten Leitfaden (kurz „das Realienbuch" genannt) und dessen Abfassung sich zu beschäftigen.

Die Einführung eines solchen Leitfadens, der übrigens nur ein Repertorium des mit dem Gedächtniß aufzunehmenden Materials bilden und, um nicht dem mündlichen Vortrage des Lehres vorzugreifen, sich erzählender Ausführungen und aller Räsonnements und Reflexionen möglichst enthalten sollte, war zunächst durch die obenerwähnte Ausdehnung des Unterrichtes in den Realien bedingt, hatte aber zugleich den Zweck, das Lesebuch für die Oberstufe (Classe I^{a} und I^{b}), welches bisher, wie das für die Mittel- und die Unterstufe, jenem Unterricht gedient hatte, von dieser Dienstbarkeit zu befreien und seiner wahren Bestimmung als Hülfsmittel für die sprachlich-literarische Bildung der Schuljugend zuzuführen.

Da die Abfassung eines Leitfadens für den Realien-Unterricht in der Volksschule noch etwas Neues war, so mußte man darauf gefaßt sein, daß ein solcher Versuch nicht sogleich vollkommen gelingen und nicht ganz frei von Versehen und Mißgriffen sein werde. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten des Unternehmens wurden übrigens noch dadurch erhöht, daß dieses Buch, wie die übrigen neu eingeführten Schulbücher, ebenso für die katholischen wie für die evangelischen städtischen Elementarschulen bestimmt war, also einen simultanen Charakter haben sollte.

Was von Seiten der Schuldeputation für das Gelingen des Werkes geschehen konnte, geschah. Die verschiedenen Fachabschnitte wurden nach den Vorschlägen der Lehrercommission einzelnen bewährten Vertretern dieser Fächer aus ihrer Mitte zur Ausarbeitung überwiesen und die ausgearbeiteten Hauptabtheilungen des Leitfadens im Manuscript akademisch gebildeten Fachmännern, meist Oberlehrern hiesiger höheren Lehranstalten, zur sachkundigen Revision übergeben. Auf Grund des Resultates derselben wurden dann die Verfasser von der Schuldeputation zur Umänderung des Textes, soweit dieselbe als nothwendig oder doch wünschenswerth anerkannt worden, veranlaßt. Daß dabei auch, zumal da der Druck nicht länger aufzuschieben und die Zeit knapp war, einzelne Fehler des Manuscripts übersehen worden sind, wird Jeder, der jemals mit einer solchen Revision belastet war, sehr natürlich finden. Es wird nicht leicht ein Schulbuch, namentlich eines für die Volksschule, deren Vertreter ja nicht wissenschaftliche Forscher sind, geben, welches nicht Unrichtigkeiten und Fehler aufzuweisen hätte; es ließen sich hierfür Beispiele von sehr renommirten Schulbüchern (z. B. für den Geschichtsunterricht) höherer Lehranstalten anführen. Einzelne Fehler dieser Art, die ja bei späteren Auflagen leicht wegzuschaffen sind und welche der Lehrer leicht berichtigen kann, fallen sicherlich nicht sehr in's Gewicht, wenn ein solches Buch sonst im Allgemeinen seinen Zweck erfüllt. Schwierig ist jedenfalls die Aufgabe, den Wissensstoff der obenerwähnten Fächer mit einer gewissen Vollständigkeit und doch dabei in einer dem Fassungsvermögen der Schüler dieser Bildungsstufe noch zugänglichen Weise zu sichten, zu gliedern, systematisch zusammenzustellen. Und so wird man unter allen Schulbüchern dieser Art, welche in neuester Zeit in erster Auflage erschienen sind, schwerlich eines finden, welches nicht zu Ausstellungen Anlaß gäbe. Man muß eben bedenken, daß es sich hier nicht um wissenschaftliche Werke handelt, sondern um Herstellung eines in seiner Art neuen Unterrichtsmittels, also um ein Experiment, von dem man nicht gleich ein vollkommenes Gelingen erwarten darf.

Ohne daher die in Nr. 53 dieses Blattes gerügten wirklichen Fehler (nicht alle dort aufgeführten ergeben sich bei näherer Beleuchtung als solche*) entschuldigen zu wollen, darf doch hervorgehoben werden, daß der besprochene Leitfaden auch seine recht verdienstlichen Seiten hat, welche zu ihrer vollen Geltung kommen werden wenn, was bestimmt geschehen wird, bei der nahe bevorstehenden zweiten Auflage jene Versehen berichtigt werden."

---

*) Jetzt gibt es deren drei mit sehr starker Schülerzahl und je 3—4 Parallelclassen.

**) So gibt es denn hier bereits 26 sechsclassige, 25 fünfclassige, 8 vierclassige Elementarschulen und 1 dreiclassige, zusammen 330 Classen (manche Schulen haben Parallelclassen) und von Ostern d. J. ab werden 33 sechs-, 24 fünf- und 3 vierclassige bestehen, im Ganzen 351 Classen, während am Ende des Jahres 1869 deren nur 214 bestanden. Diese Entwickelung des Breslauischen Volksschulwesens ist denn auch mit bedeutenden finanziellen Opfern verbunden, welche sich fortwährend steigern. So werden die Ausgaben für das Volksschulwesen allein incl. der Lehrerbesoldungen ꝛc. in dem neuen Etat für das Jahr 1877/78: 856,964 Mark (und zwar die dauernden Ausgaben allein 847,308 Mark) betragen, während das etatsmäßige Soll für das Jahr 1870 sich nur auf 116,620 Rthlr = 349,860 Mark belief.

*) Es muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß ein Theil der 16 Thesen nicht Sätze enthält, welche wörtlich aus dem Leitfaden geschöpft sind, sondern Folgerungen, welche der Verfasser des Artikels aus dem, was jener sagt oder nicht sagt, ziehen zu dürfen glaubt.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien im Verlage der Unterzeichneten und ist durch dieselbe, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Chr. D. Rauch.

Festrede zu des Künstlers Säkularfeier in der Gesammtsitzung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin am 3. Januar 1877
gehalten von
Dr. Ed. Dobbert,
Professor an der Königlichen Akademie der Künste.
Preis 75 Sgr.

Der Erlös ist zum Besten der Rauch-Stiftung in Arolsen bestimmt.

Berlin W., 21. Unt. d. Linden. — **F. Schneider & Co.,** Königliche Hofbuchhandlg.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Idee der Entwickelung.

Eine
socialphilosophische Darstellung
von
Leopold Jacoby.
Theil 1. 2. à 4 M.
Verlag von **E. Neuenhahn** in **Berlin.**

Schöpfungsgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung des bibl. Schöpfungsberichtes
von
Dr. Fr. Pfaff.
Zweite umgearb. Auflage, mit Holzschnitten und einer Karte.
47 Bogen in gr. 8. 12 M.

Dieses Werk gibt eine Darstellung der Entstehung und Entwickelung der ganzen sichtbaren Schöpfung, also der wichtigsten Resultate der Astronomie und Geologie, welche jeden Leser in der anschaulichsten Weise in den Stand setzt, sich über diese Gegenstände ein selbständiges Urtheil zu bilden.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mosaiken und Silhouetten.

Charakterographische Situations- u. Entwickelungsbilder.
Von
Dr. Julius Bahnsen.
Preis 3 M.

Italienische Plaudereien.*

Von
Hektor Frank.
Preis 7 M.

* Allen Reisenden, sowie Allen, die sich für die italienischen Zustände interessiren, auf's Wärmste empfohlen.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine. Dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à M. 1.60.	= M. 4.80.
3/1 Fl.	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à M. 1.20.	= M. 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à M. 1.40.	= M. 4.20.
3/1 Fl.	dito roth aus Misistra	à M. 1.50.	= M. 4.50.
Zusammen 12/1 Fl.	Kiste, Flaschen und Verpackung frei für		M. 17.10.

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.

J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**
Gegründet 1840. Versandt bei jeder Temperatur zulässig.

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine
allgemeine Kunde der Thierwelt
aufs prachtvollste illustrirt
und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Wie man Kriege einfädelt!

Populärer Beitrag
zur
Kennzeichnung der russischen Politik
mit
besonderer Berücksichtigung des Krimkrieges
von
A. Bernstein.

Separat-Abdruck aus der Volks-Zeitung.

Preis eine Mark.

Zu beziehen durch alle **Buchhandlungen,** sowie direkt vom Verleger
Berlin W., Potsdamerstraße 20. — **Franz Duncker.**

Eine Clavierlehrerin,

am Conservatorium zu Dresden gebildet und seit Jahren in ihrem Fache thätig, **wünscht** bald oder zu Ostern eine **Stelle** an einer grösseren **Musikschule** oder einem **Pensionat** in Deutschland anzunehmen. — Ein gutes Zeugniss über Ausbildung und bisherige Thätigkeit kann vorgelegt werden.

Adressen werden unter Chiffre E. B. 85 an **Haasenstein & Vogler** in **Dresden** erbeten.

Soeben ist erschienen:

Maler Nolten.

Roman von
Eduard Mörike.
Zweite überarbeitete Auflage.
8. 2 Bände. 9 M. 60 Sgr.

Ein vielbegehrtes Werk, das Jahrzehnte fehlte, dessen Ueberarbeitung der Dichter erst zögernd begonnen, dann aber mit dem steigenden Ernste einer tiefempfundenen Aufgabe gefördert, liegt heute in der von dem Dichter hinterlassenen und von befreundeter Hand gesichteten Ueberarbeitung vor. Als theures Vermächtniß eines erlesenen Geistes möge dieses bedeutsame Werk allen Denjenigen empfohlen sein, welche sich im Gewirr der flüchtigen Gebilde des Tages den Sinn für die künstlerische Hoheit einer ächt dichterischen Schöpfung bewahrt haben.

Stuttgart, Januar 1877.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Neuer Verlag v. **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

Die Staatskunst der Frauen.

Lustspiel in 3 Aufzügen von **Felix Dahn.**
8. broch. 3 M. geb. 4 M.

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. 8. (Bd. I 3. Aufl. Bd. II—IV 2. Aufl.) broch. 24 M.

König Roderich. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2., durchgesehene und veränderte Ausgabe. 8. broch. 4 M., geb. 5 M.

Markgraf Rudeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 M., geb. 4 M.

Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 M., geb. 4 M.

Zwölf Balladen. 12. Elegant cart. mit Goldschnitt 3 M.

Die Amalungen. Ein Gedicht. gr. 8. geb. 4 M.

Heinr. Lemcke
in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**
Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter
Havanna- etc. Cigarren
im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille.
Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hillke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 3. Februar 1877. XI. Band.

AP 30 .S295 v.11 no.5

Die Gegenwart.

MUSEUM IN ESSLINGEN

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutsch-französische Federkriege. Von ***. — Die Reichstagswahlen des Jahres 1877. Von Wilhelm Wackernagel. II. — **Literatur und Kunst:** Goethe. Vorlesungen gehalten an der Königl. Universität zu Berlin von Herman Grimm. Besprochen von Karl Bartsch. — Sturmfluth. Roman in 6 Büchern von Friedrich Spielhagen. Besprochen von Paul Lindau. II. (Schluß.) — **Vermischtes:** Ein Austriacismus. Von Fritz Mauthner. — **Aus der Hauptstadt:** Die Concurrenz für die Denkmäler der Gebrüder Humboldt. Von Architectus. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Theodor Kirchhoff. — Bibliographie. — Inserate.

Deutsch-französische Federkriege.

Von ***.

Das Urtheil der Franzosen über die Deutschen ist von jeher ein falsches, oder nach gewissen Richtungen hin übertriebenes gewesen.

Vor dem Kriege galten die Deutschen in Frankreich für ein Volk von Träumern, Dichtern, Gelehrten, Philosophen und Musikanten. Man glaubte sie hinreichend charakterisirt zu haben, wenn man von ihnen gesagt hatte, sie beschäftigten sich hauptsächlich mit transcendentaler Philosophie und Musik. Einige gebildete Männer mochten das Kindische des von ihren Landsleuten über Deutschland gefällten Urtheils bedauern, und machten hie und da ernste, aber stets fruchtlose Versuche, dem von ihnen constatirten Uebelstande abzuhelfen. — Der große Haufen wollte nicht belehrt werden. Seine Kenntnisse der deutschen Literatur beschränkten sich auf die Uebersetzungen der „Phantasiebilder" von Hoffmann und des „Faust"; er bildete seine Ansichten über deutsches Leben und Denken nach Frau von Staëls Buch „De l'Allmagne", die geistig Raffinirten, die vielfach bespöttelten Leser der „Revue des deux Mondes" schwangen sich bis zu den Heine'schen Arbeiten und den Studien von St. René Taillandier empor. Niemand sprach Deutsch, las Deutsch, bekümmerte sich um Deutschland. Die Unwissenheit der Franzosen in Bezug auf das, was in dem Nachbarstaate vorging, kann von Denjenigen, die von dieser Unwissenheit nicht thatsächliche Beweise gehabt haben, kaum genügend gewürdigt werden. In Deutschland, wo jeder gebildete Mensch wenn auch nicht Französisch spricht, so doch Französisch gelernt hat und bis zu einem gewissen Grade versteht, wo die Namen hervorragender französischer Schriftsteller, Dichter, Gelehrten und Künstler gerade ebenso bekannt sind wie in Frankreich selbst — in Deutschland bleibt es unerklärlich, daß unsere größten Geister in Frankreich kaum dem Namen nach gekannt sind, und daß man von ihren Werken dort so gut wie gar nichts weiß. Unter hundert gebildeten Franzosen dürften kaum fünf im Stande sein, auch nur die Titel von mehr als drei oder vier der vorzüglichsten Werke von Goethe, Schiller, Lessing zu nennen. Das geistreichste Volk der Erde, wie es sich selbstgefällig nennt, ist nächst den Spaniern und Italienern das unwissendste von Europa.

Man würde die Franzosen falsch beurtheilen, wenn man annähme, daß diese Unwissenheit bei ihnen ein gewisses Gefühl der Beschämung hervorriefe. Sie erkennen das Mangelhafte in ihrer Erziehung, was Kenntniß des Auslandes angeht, auf das Willigste an; ja, man kann sagen, daß sie sich desselben rühmen. Es sind Axiome bei ihnen, daß die französische Sprache die vollkommenste, die französische Literatur die geistreichste und amüsanteste ist; daß die französische Kunst, mit Ausnahme der Musik allein, unerreichbar hoch die Kunst aller anderen Länder überrage; daß die französische Industrie endlich nirgends ihres Gleichen finde. Von diesem durch die Tradition für sie geheiligten Standpunkte ausgehend sind sie geneigt, es geradezu für Zeitverschwendung zu halten, sich eingehend mit fremden Sprachen, mit fremder Literatur, mit ausländischer Kunst und Industrie zu beschäftigen.

Der Krieg von 1870/71 hat, was die Erziehung, d. h. Abhülfe der Unwissenheit anbetrifft, bis jetzt noch keine bemerkbaren Resultate hervorgebracht. Es ist möglich, daß die heranwachsende Jugend unter dem Einfluß der Demüthigungen, welche Frankreich erlitten hat, dem Auslande eine ernstere Aufmerksamkeit widmet, als dies seither der Fall gewesen ist. Was das kommende Geschlecht vollbringen kann und vollbringen wird, ist noch ein Geheimniß; die heutige Generation besteht noch aus denselben Leuten, welche in ihrer vollständigen Unkenntniß deutscher Verhältnisse die Abtrennung des Südens vom Norden von Deutschland für eine vollbrachte Thatsache hielten und von dem projectirten Marsche nach Berlin als von einer „promenade militaire" sprachen. — Was diesen einen Punkt anbetrifft, so sind nun die Franzosen in der That klüger geworden. Der Krieg ist ein Schulmeister gewesen, dessen harte Lehren sich ihren Gedächtnissen tief eingeprägt haben; über verschiedene andere Punkte hat sich ihre Meinung nun wohl auch vollständig geändert — sie glauben z. B. nicht mehr an deutschen Idealismus, seitdem sie die praktischen deutschen Staatsmänner kennen gelernt haben — aber die neuen Ansichten, die sie sich angeeignet, sind ebenso oberflächliche, wie es die alten waren, die sie nun abgelegt haben.

Die Franzosen von heute — exceptis excipiendis — haben die Deutschen nicht etwa aus eigener Anschauung oder aus dem Studium gediegener Werke über deutsche Zustände kennen gelernt; ihr Urtheil über Deutschland ist ausschließlich auf das basirt, was sie darüber in französischen Zeitungen oder in den Werken feuilletonistischer Schriftsteller gelesen haben. Es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Mehrzahl der Publicisten, welche sich die Mission angemaßt haben, Frankreich über Deutschland aufzuklären, der deutschen Sprache mächtig seien. In den meisten Fällen entnehmen sie die Mittheilungen, die sie zu ihren politischen Abhandlungen benutzen, den dürftigen Analysen, welche die „Agence Havas" von deutschen Zeitungsartikeln gibt. Nur in seltenen Ausnahmefällen

Digitized by Google UNIV. OF MICH. LIBRARY

dürfte man in den französischen Redactionen deutsche Zeitungsartikel anders als in verstümmelter Uebersetzung lesen. Die Kenntniß der meisten französischen Journalisten über deutsche Verhältnisse steht in der That auf schwachen Füßen und dies erklärt die häufigen und nicht selten komischen Mißverständnisse, die man in den Spalten französischer Blätter findet und von denen einige historisch geworden sind.

Es ist, wenn auch nicht ganz zu entschuldigen, so doch zu erklären und zu verzeihen, daß der französische Leser durch seine Zeitung häufig irre geleitet wird. Aber die unrichtigen Vorstellungen, welche den Franzosen von deutschen Verhältnissen gemacht werden, beruhen nicht in allen Fällen auf ungenügender Kenntniß dieser Zustände. So ist es schlechterdings unmöglich anzunehmen, daß es den Pariser Redacteuren und den im Auslande wohnenden Correspondenten noch heute unbekannt sein sollte, welche Stellung in der Presse die „Germania", das „Vaterland" und die „Frankfurter Zeitung" einnehmen. Man muß in Paris wissen, oder wenn man es nicht weiß, so ist diese Unwissenheit nicht zu entschuldigen, daß diese Blätter der Regierung und der heutigen Majorität der Kammern in unversöhnlicher Opposition gegenüberstehen und daß sie eben nur extreme religiöse und politische Parteien repräsentiren, in derselben Weise, wie in Frankreich das „Univers" und die „Droits de l'homme" den Ultramontanismus und den Socialismus vertreten. Dessenungeachtet werden jene Blätter in Frankreich häufig citirt und ihre Aussprüche als für die öffentliche Meinung in Deutschland maßgebende angeführt. Die leitenden Preßorgane dagegen, diejenigen, in denen man wirklich die Ansichten der Regierung oder der gemäßigten politischen Parteien vertreten findet, bezeichnet man verächtlich als die „Meute der Reptilien" und versucht es, sie auf diese Weise zu discreditiren.

Der Mißbrauch, der in Frankreich mit dem Worte „Reptilien" getrieben wird, ist groß. Man sollte meinen, wenn man gewisse französische Blätter liest, daß neun Zehntel der deutschen Zeitungen aus den geheimen Fonds des auswärtigen Amtes in Berlin besoldet werden. Es genügt, daß irgend ein Blatt, wie unabhängig und geachtet seine Stellung in Deutschland auch sein möge, irgendwie von der französischen Regierung getroffene oder von der französischen Presse befürwortete Maßregeln angreife und daß dieser Angriff in Frankreich bekannt werde, damit ein solches Blatt in den französischen Zeitungen sofort unter die „Reptilien" rangirt werde. Dies verhindert nicht, daß dasselbe deutsche Blatt in denselben französischen Zeitungen innerhalb weniger Tage als ein unabhängiges Organ der öffentlichen Meinung bezeichnet werden würde, wenn man in demselben einen einigermaßen lebhaften Angriff auf die Politik der deutschen Regierung Frankreich gegenüber entdecken sollte.

Was würde man in Frankreich sagen, wenn man die Ausfälle gegen Deutschland, welche man in so vielen französischen Blättern so häufig findet, als von der französischen Regierung bezahlte Angriffe auf Deutschland bezeichnen wollte? Und doch ist es kein Geheimniß, weder in Berlin noch in Paris, daß viele dieser Blätter in directer, intimster Beziehung zu den Mitgliedern der Regierung stehen. Verbirgt man etwa in Paris, daß die Herren Jules Simon, Herzog Decazes, Léon Say Regen oder Sonnenschein im „Siècle", im „Moniteur Universel" und im „Journal des Débats" machen? Werden diese Zeitungen nicht in der Pariser Presse selbst ohne jede hämische Absicht als „hochofficiös" bezeichnet?

Die Haltung der französischen Zeitungen Deutschland gegenüber ist seit dem Kriege, um ein höchst gelindes Wort zu gebrauchen, eine unfreundliche gewesen. An einigen seltenen Stellen ist der schüchterne Versuch gemacht worden, Mäßigung und Resignation zu predigen. Niemand, mit Ausnahme eines bekannten Publicisten, der seinen Ruhm darein setzt, paradoxal zu sein, hat es gewagt, die Wiederherstellung aufrichtig freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich als etwas mit französischem Patriotismus, mit französischer Ehre Vereinbares darzustellen. Unter diesen Umständen hat auch die deutsche Presse, im großen Allgemeinen wenigstens, eine entschieden franzosenfeindliche Haltung angenommen. Das Wort „im Allgemeinen" ist absichtlich gebraucht, denn es ist eine Thatsache, daß man in Deutschland noch mehrere und weitverbreitete Zeitungen vorfindet, welche sich Frankreich gegenüber mit einem Grad von Wohlwollen aussprechen, den nicht ein einziges französisches Blatt, welcher Partei dasselbe auch immer angehören möge, Deutschland gegenüber zu bekennen wagen würde. Es kommt in Deutschland nicht selten vor, daß deutsche Blätter Partei für Frankreich gegen Deutschland nehmen. Es ist, soviel wir wissen, seit dem Kriege noch nicht vorgekommen, und es ist schwer denkbar, daß ein französisches Blatt bei Besprechung irgend einer politischen Frage Partei für Deutschland gegen Frankreich nehmen sollte. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß die franzosenfreundlichen deutschen Zeitungen bis jetzt keinen Dank in Frankreich geerntet haben. Ihre Bemühungen sind unbemerkt geblieben; man kennt sie nicht; man macht wenig oder gar keinen Unterschied zwischen ihnen und allen anderen deutschen Blättern, und ein einziger unfreundlicher Artikel über französische Zustände in ihren Spalten würde genügen, um ihnen in Frankreich den Ruf eines aus dem Reptilienfond besoldeten Blattes zu verschaffen.

Die franzosenfreundlichen deutschen Zeitungen bilden jedoch, wie bereits gesagt, die Minorität. Die meisten deutschen Blätter sind den Franzosen nicht hold und thun ihr Bestes, um die Unfreundlichkeit, die ihnen französischerseits erwiesen wird, mit Zinsen zurückzuzahlen. Unter solchen Umständen ist es schwer zu vermeiden, daß es zwischen der deutschen und französischen Presse zu häufigen Federkriegen kommt. Die beiden großen Preßgruppen stehen sich wie zwei wohlbewaffnete Gegner gegenüber, die sich gegenseitig auf das Schärfste überwachen und nicht nur jeden Stoß pariren, sondern jeden projectirten Angriff durch einen Contreangriff von vornherein unschädlich zu machen bemüht sind.

Im Kriege geht nicht Alles so ordentlich geregelt zu, wie unter friedlichen Verhältnissen, und es ist nur zu beklagen, aber nicht zu verwundern, daß französischer- sowohl wie deutscherseits Maßregeln und Repressalien gebraucht worden sind, welche im allgemeinen Interesse besser unterblieben wären. Aber eins ist bei dieser Kriegführung zu constatiren, nämlich, daß mit nur ganz seltenen, kaum bemerkbaren Ausnahmen die Erneuerung der Feindseligkeiten nach längerer oder kürzerer Waffenruhe stets der französischen Presse zugeschrieben werden mußte; sowie ferner, daß die französische Presse, nachdem ihr Angriff zurückgeschlagen war, niemals unterlassen hat, sich als den unprovocirt angegriffenen Theil darzustellen.

Es würde nicht schwer fallen, verschiedene Beispiele zum Beweise des soeben Gesagten anzuführen. Um ersprießliche Controversen zu vermeiden, soll hier nur kurz beleuchtet werden, was innerhalb der letzten Tage vorgefallen ist und noch frisch in dem Gedächtniß der Mehrzahl unserer Leser sein dürfte.

Das letzte Scharmützel zwischen der deutschen und französischen Presse entspann sich über die vorgebliche deutsche Politik im Orient. Seit mehreren Wochen bereits waren seitens der französischen Presse systematische Versuche gemacht worden, dieselbe zu verdächtigen. Deutschland wurde als der große Egoist von Europa dargestellt, als der hämische und geheime Feind aller anderen Mächte, namentlich aber von Rußland. Das „Journal des Débats" unter Anderen veröffentlichte Leitartikel über Leitartikel, in denen es Rußland vor seinem ränkevollen Nachbar auf der Westgrenze warnte. Die „Revue des deux Mondes", die nicht einmal die Entschuldigung hat, unter dem unmittelbaren Einfluß der Ereignisse schnell- und oberflächlich zu produciren, sondern deren wohldurchdachte, sorgfältig stilisirte Artikel der Censur einer äußerst kritischen und schwer zu befriedigenden Redaction unterworfen sind, — die „Revue" warnte vor der „deutschen Sirene", welche die Russen in den Abgrund hinablocken wollte. Die „Agence Havas", deren Artikel gewissermaßen die sociale Basis bilden, auf der die französische Presse ihre Speculationen über

Digitized by Google

die Politik des Auslandes aufbaut, sprach in ihren Berichten von den geschickten „Winkelzügen“ der deutschen Politik, der es zu verdanken sei, daß Rußland nun in den Augen von Europa discreditirt dastehe. Endlich verbreitete sich die Nachricht, daß der Freiherr von Werther in einer der letzten Sitzungen der Conferenz ganz unerwartet eine Haltung angenommen habe, welche einer friedlichen Lösung der orientalischen Frage neue und große Hindernisse in den Weg lege. Diese Mittheilungen wurden in der französischen Presse in einer Weise commentirt, die der deutschen Regierung die Verpflichtung auferlegte, im Interesse der guten Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland zu erklären, daß die Gerüchte über die isolirte Haltung des Freiherrn von Werther unwahr seien und daß der deutsche Bevollmächtigte seit Beginn der Conferenz bis zum Ende derselben in vollständiger Harmonie mit seinen Collegen, den Vertretern der andern fünf Westmächte, gehandelt habe. Als die Preßverdächtigungen auch darauf hin noch nicht verstummten, erschien eine andere Notiz im „Reichsanzeiger“, in der darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die französische Presse systematisch bemüht sei, Deutschland für den Ausgang der Krisis im Orient verantwortlich zu machen.

Diese Aeußerungen des officiellen deutschen Regierungsorgans erregten allgemeine Entrüstung in Frankreich. Ueberall las man die alten Klagen über die vollständig ungerechtfertigten Angriffe Deutschlands auf das friedliebende Frankreich. Die „Agence Havas“ veröffentlichte eine neue Depesche, in der sie mit großer Zuversicht, als constatire sie ein unbestreitbares Factum, darthat, daß die beunruhigenden Nachrichten über die deutsche Politik ihren Ursprung keineswegs in der französischen Presse genommen haben, sondern zuerst in levantinischen, englischen, ja deutschen Blättern erschienen seien.

Dies ist ein Irrthum. Die incriminirten Artikel des „Levant Herald“, der „Times“ und anderer Blätter, auf die sich die „Agence Havas“ unter Anführung von Daten beruft, erschienen am 12. und 13. Januar und konnten nicht früher erscheinen, da sie die Haltung des Freiherrn von Werther in der Conferenz vom 11. Januar besprachen. Die Verdächtigungen des „Journal des Débats“, der „Revue des deux Mondes“ und der „Agence Havas“ tragen sämmtlich ältere Daten. Die Notiz der letzteren „Agence“ namentlich, die im deutschen Reichsanzeiger als die unmittelbare Ursache der gegen Deutschland gerichteten Verdächtigungen namhaft gemacht wurde, war vom 9. Januar datirt.

In möglichst wenigen Worten ist also die Geschichte dieser letzten Preßcampagne zwischen Deutschland und Frankreich folgende: die französische Presse verdächtigt die deutsche Politik — die deutsche Presse weist diese Verdächtigungen mit Erbitterung zurück. — Die französische Presse klagt darauf über das ihr zugefügte Unrecht und sagt, sie sei in unverzeihlicher Weise angegriffen worden. La force prime le droit ist ein Thema, über das in allen Zeitungen Artikel erscheinen, die, je nach der Individualität des Autors, sentimental, leidenschaftlich, entrüstet, würdig oder resignirt sind.

Die deutsche Presse hat ein Recht, diesen Winkelzügen — tergiversations, um ein Wort der „Agence Havas“ zu gebrauchen — ein Ende zu machen und zu constatiren, daß sie weiter nichts gethan hat als eine patriotische Pflicht erfüllt, indem sie die deutsche Politik, die seit Monaten in der einflußreichsten französischen Zeitungen und Revuen verdächtigt wurde, energisch vertheidigt hat. — Wenn den französischen Zeitungen das Waffengeklirr, über das sie nun wieder klagen, wirklich unangenehm ist, so liegt es nur bei ihnen, dasselbe in Zukunft nicht wieder zu vernehmen. Wenn sie aufhören Deutschland zu verdächtigen, so wird man in Deutschland keine Ursache mehr haben, sich über sie zu beklagen. Aber wenn sie fortfahren bei jeder Gelegenheit die Sturmglocke zu läuten, als wolle Deutschland die Welt in Brand setzen, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn es Lärm und Aufregung gibt.

Die Reichstagswahlen des Jahres 1877.

Von Wilhelm Wackernagel.

II.

Die Wahlen vom 10. Januar 1877 sind zu einer Zeit vollzogen worden, die für das deutsche Volk keine Zeit begeisterten Aufschwungs oder beseligender Glücksfülle war. Die einzige große Frage, welche während des letzten Jahres die politisch denkenden Kreise beschäftigt hatte, die Frage der Justizgesetze, war wenige Wochen vor dem Wahltage zu einem legislativen Abschlusse gebracht worden, der in der Art seines Zustandekommens auch von Solchen bemängelt wurde, die der endlichen Verwirklichung des großen Gedankens der Rechtseinheit wegen sich mit der Vertagung mancher unerfüllt gebliebenen Forderung auf eine günstigere Zukunft ausgesöhnt hätten. Zudem muß das einigermaßen beschämende Geständniß abgelegt werden, daß für die Justizgesetze in den Volksmassen mit dem Verständniß auch die Theilnahme gemangelt hat, welcher Umstand es denn genügend erklärt, daß in Volksversammlungen über den reichen Inhalt jener Gesetze und die wichtigen Fortschritte, die er einschließt, von ihren Gegnern mit Stillschweigen hinweggegangen werden konnte, um etliche nebensächliche Punkte, in denen es beim schlechten Alten geblieben war, als die Hauptsache in den Vordergrund zu ziehen und darauf hin das mit solchen Mängeln behaftete Ganze als ein zur Annahme ungeeignetes Werk, Diejenigen aber, die ihm zugestimmt hatten, als schlechte Hüter der Rechte und Freiheiten des Volkes erscheinen zu lassen.

Von vornherein war somit diejenige Partei, die zum Zustandekommen der Justizgesetze im Reichstage vorwiegend mitgewirkt hatte, in die Defensive gedrängt; sie hatte außer dem in den Staub der Wahlstatt gezerrten Ideal der nationalen Rechtseinheit zunächst kein zündendes Wort, das, einmal ausgesprochen, das Volk ergriffen und über die von allen Seiten es umlagernden Nöthe und Zweifel emporgehoben hätte. Im Gegentheil wurde diese gedrückte und mißmuthige Stimmung von Seiten der conservativen Partei, die zur Erzeugung derselben unter der ländlichen Bevölkerung von langer Zeit her kein Mittel unversucht gelassen hatte, dazu benutzt, um gegen die liberale Partei, gleichviel ob ihre Mitglieder im Reichstage nun für oder gegen die Justizgesetze gestimmt hatten, mit Anklagen und Angriffen vorzugehen. Auf denselben Pfad begaben sich selbstverständlich alle diejenigen Parteien, welche der Befestigung der Reichsinstitutionen von ihrem besonderen Standpunkte aus entgegenzuarbeiten ein Interesse haben. Es bot diese kurze Wahlcampagne das Bild von einem „Krieg Aller gegen Alle“, in welchem diejenige Partei, die in der Mitte steht und zugleich ihrer numerischen Stärke wegen neben der Reichsregierung bisher am meisten maßgebend war für die Entwicklung der Reichsgesetzgebung, die nationalliberale Partei, ganz von selbst als das Ziel allseitiger heftiger Anfeindung sich ergab. Je mehr sich diese Partei und mit Recht rühmt, daß die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches unter ihrer Mitwirkung sich so, wie dieses geschehen, entwickelt hat, um so mehr halten ihre Gegner von rechts und links sich berechtigt, sie für alle Mißstände, die man jener Gesetzgebung in tendenziöser Weise zur Last zu legen für gut findet, verantwortlich zu machen, und die, welche unter jenen Mißständen leiden, gegen sie zum Angriff aufzurufen.

Die unnatürlichsten Verbindungen sind aus dem von so vielen Seiten convergirenden Bestreben entsprungen, der Mehrheit des Reichstags einen andern Charakter als den, welchen sie bisher aufwies, zu geben. Zunächst war selbstverständlich jede der Parteien, welche in die Wahlcampagne eintrat, darauf bedacht, für sich selber nach Möglichkeit Eroberungen zu machen, oder doch, da die Folge eines solchen nach allen Seiten aggressiven Vorgehens eine Stimmenzersplitterung ohne Gleichen

Digitized by Google

sein mußte, ihre Candidaten wenigstens in die engere Wahl zu bringen, die ja oft auch einer Minorität ganz unverhoffte Glückschancen zuspielt. So zeigt denn das Wahlergebniß vom 10. Januar in den zahlreichen unentschieden gebliebenen Wahlen nicht minder als in den vielen Wahlen, die eine ungünstige Entscheidung für vorher ihres Sieges ganz sicher gewesene Candidaten gebracht haben, die Folgen eines Wahlkampfes, in welchem die liberale Partei, statt den gemeinsamen Besitzstand gegen den Einbruch der Gegner von rechts und links zu vertheidigen, durch eine vom einseitigsten Fractionsinteresse eingegebene Agitation plötzlich in zwei feindliche Lager auseinander gesprengt war, aus denen die Freunde von gestern sich gegenseitig Fehdebriefe zusendeten.

Niemand wird die Nothwendigkeit in Abrede stellen, daß die liberale Partei einer inneren Umgestaltung bedarf. Die beiden Fractionen, worin sich ihre parlamentarischen Vertreter gruppiren, entsprechen in ihrer heutigen Begrenzung durchaus nicht der Breite der Strömungen, welche die liberalen Schichten der Bevölkerung durchziehen. Diese Strömungen laufen weit mehr rechts, als jene Parteiführer, die nach alten Seekarten ihren Kurs noch heute weiter links nehmen zu müssen glauben, sich dieses vorstellen. Und daß dem so ist, haben die Wahlen des 10. Januar bewiesen, bei welchen gerade jene Führer nicht wiedergewählt wurden oder doch in engerer Wahl verblieben. Die „deutsche Fortschrittspartei" wird gut daran thun, mit der Kühnheit die Weisheit zu paaren; denn wandelt jene allein, folget Verderben ihr nach. Der schmerzliche Verlust, welchen die liberale Partei in den letzten Reichstagswahlen erlitten hat, ist ihr nicht durch die Abwendung liberaler Wähler zu einer weiter links gehenden Partei hin beigebracht worden, sondern durch das Zurückweichen liberaler Wähler in eine conservativere Richtung, wozu schwerlich irgend welche Mißstimmung wegen Annahme der Justizgesetze durch den Reichstag, dagegen ganz augenscheinlich die Besorgniß, durch weitere Verstärkung des linken Flügels der liberalen Partei einer zu Conflicten mit der Regierung lusttragenden Opposition Boden zu schaffen, das Motiv gewesen ist. Wer da laut ausrechnet, daß nur zwanzig gemäßigte, zu Compromissen geneigte Liberale durch eben so viele entschiedene, auch vor Conflicten nicht zurückscheuende ersetzt zu werden brauchten, damit eine oppositionelle Mehrheit im Reichstage vorhanden sei, der mag sich attestiren lassen, daß er ein Additionsexempel und die Hälfte von 397 richtig ausrechnen kann, der hat aber damit einen Mangel an politischem Verständniß bekundet, welcher die ihm auf dem Fuße folgende Strafe vollauf verdient hat. Wenn es in der That bei diesen Wahlen nur darauf ankam, eine oppositionelle Mehrheit zu Stande zu bringen, so durften auch die Socialdemokraten einen Anspruch darauf erheben, von jenen Rechenmeistern dem Wohlwollen des geneigten Publicums empfohlen zu werden. Das „Nein" aus dem Munde eines Socialdemokraten wiegt bei der Abstimmung ebenso schwer wie das „Nein", welches ein Liberaler spricht; die Opposition durfte nicht zum Privilegium einer Partei gemacht werden. Doch, wie gesagt, es strebte in diesem Wahlkampfe jede Partei, die aggressiv vorging, ja zunächst nach Mehrung ihrer eigenen Macht und so wurde denn auch das Ziel einer „oppositionellen Mehrheit" nur deshalb ausgesteckt, um ein Fractionsinteresse dadurch zu einem höheren Standpunkte zu erheben. Wäre das „große Ziel" erreicht worden, es würden die Sieger, insofern sie ehrliche Liberale, schwerlich gewußt haben, was sie mit der erzielten „oppositionellen Mehrheit" hätten anfangen sollen. Kann Jemand im Ernste glauben, daß eine Mehrheit, bestehend aus Ultramontanen, Polen, Socialdemokraten und — der deutschen Fortschrittspartei im deutschen Reiche regierungsfähig ist? Sobald dem Gange der Reichsangelegenheiten durch die Vota einer so gearteten Reichstagsmehrheit ernste Schwierigkeiten erwachsen wären, würde der Reichstag aufgelöst worden sein und die Neuwahlen würden in den Reihen jener Opposition wenig Liberale mehr übrig gelassen haben.

Zum Glücke ist aus einer so wenig überlegten Wahltaktik nicht all' das Ueble entsprungen, was unter Umständen sich hätte ereignen könnnen. Im Großen und Ganzen sind die engeren Wahlen, da inzwischen die Wählerschaften erfahren haben, welcher Schaden durch die Befolgung unkluger Rathschläge gestiftet worden ist, mit reiferer Ueberlegung vollzogen worden. Die dabei gewonnenen Erfahrungen werden, da ihre dauernde Beherzigung zu erwarten steht, als ein bleibender Gewinn sich erweisen.

Erstrebte bei den allgemeinen Wahlen des 10. Januar jede Partei für sich ein Maximum des Erfolges und wurden bei einer rücksichtslosen Verfolgung dieses Strebens ohne Nutzen für die eigene Sache leider nur zu oft die Interessen nahe befreundeter Parteien schwer geschädigt, so war umsomehr bei den engeren Wahlen darauf zu halten, daß, wo nicht der eigene Candidat zur Stichwahl stand, die Stimmen demjenigen Candidaten zugewendet wurden, dessen Wahl relativ als die wünschenswerthere erschien, während die Wahl des Gegners als „das größere Uebel" verhindert werden mußte. Hier war Gelegenheit gegeben, den Grad der Befreundung und Abneigung zwischen den einzelnen Parteien zu ergründen und daneben zu beobachten, wie sehr die leidenschaftliche Erregung des Kampfes das Augenmaß für das Schickliche, von sachlichen Rücksichten wie dem politischen Anstande Gebotene zu verrücken vermag.

Die interessantesten Gruppen wurden in denjenigen Wahlkreisen gestellt, wo Ultramontane und Socialdemokraten in der Lage waren einander zu unterstützen. Den Ultramontanen erscheint, wie in Wahlaufrufen offen erklärt worden ist, die Wahl eines Socialdemokraten gegenüber der eines Nationalliberalen als „das kleinere Uebel". So hat man es z. B. im Wahlkreise Offenbach-Dieburg gesehen, daß unter der Billigung des Bischofs von Mainz die Ultramontanen in der engeren Wahl für Herrn Liebknecht, den bekannten Führer der Socialdemokratie, stimmten, nachdem kurz zuvor in Mainz die Socialdemokraten dem Domcapitular Mousang ihre Stimmen gegeben hatten; beide Male freilich ohne damit einen Erfolg zu erzielen. Auch im Kreise Solingen wurde, um die Wahl des „Culturkämpfers" Georg Jung zu verhindern, von den Ultramontanen für den socialdemokratischen Candidaten Rittinghausen gestimmt und dessen Wahl durchgesetzt. Die Ultramontanen haben andererseits, wo Liberale und Conservative in engerer Wahl standen, für die Letzteren gestimmt, insofern sie ihnen eine Bürgschaft dafür zu bieten schienen, daß sie im „Culturkampfe" der Regierung keine Unterstützung leisten würden. Könnte sich der preußische Staat zu einer ausgiebigen Revision der Kirchengesetze entschließen, wir würden Ultramontane und Conservative aller Orten sich in den Armen liegen sehen. Eine Partei, welche ihre Freundschaft für den Staat lediglich nach dem Gesichtspunkte bemißt, ob und inwieweit derselbe seine Mittel den Zwecken der Kirche dienstbar macht, wird, je nachdem die Bereitwilligkeit zu solcher Dienstleistung bei der Staatsregierung vorhanden ist oder aber von ihr die Souveränetät des Staates auch der Kirche gegenüber mit Entschiedenheit geltend gemacht wird, heute sich in Loyalitätsversicherungen übergipfeln, morgen alle Feinde des Staates zu einer Sturmcolonne gegen ihn zusammentrommeln.

Sieht man von dem Ernste der Lage ab, die durch solche Allianzen des Hasses für Staat und Reich in einer Zeit äußerer Bedrängniß geschaffen werden kann, so macht das Bild dieser Sturmcolonne einen fast ergötzlichen Eindruck. Hier sitzt auf weitragendem Stuhle ernst und feierlich der hochwürdigste Bischof; segnend hebt er seinen Krummstab über die Streiter der Kirche empor; weithin durch die heranwogenden Massen werden seine Befehle von der Schaar der Capläne mit lautem Ruf wiederholt. „Gott will es", antwortet ihnen, wie einst dem Peter von Amiens zu Clairvaux, mit dumpfem Gebrause die Stimme des gläubigen Volkes. Es geschieht zum Heile der Kirche, so wähnen sie, wenn sie gegen das Reich, dessen Bürger sie sind, anstürmen. Dicht daneben zieht der helle Haufe des „armen Konrad" in den Kampf; über ihm und den anderen Haufen,

Digitized by Google

die aus den Stätten harter Arbeit und bitterer Noth die „schwieligen Hände" und „grimmigen Herzen" zu sich entbieten, rauscht in den Lüften die rothe Fahne, die in „Tyrannenblut und Pfaffenblut" mit noch satterer Farbe sich tränken soll. Auf die Verbündeten von heute fallen dabei drohende Blicke; „Tod den Priestern" war ja in den Pariser Schreckenstagen die Losung. Ist der Sieg gewonnen, so werden die Sieger unter einander sich würgen; das ist klar. Und wer lenkt dort seitwärts mit frommen Blicken seinen Weg dem Getümmel zu, Wappenrock und Talar in buntem Gemisch? Das sind unsere „protestantischen", kreuzgezierten Gottesstreiter, die aus dem Petroleumdunstkreise hüstelnd entweichen und sich in die duftenden Weihrauchwolken zurückziehen, welche am Stuhle des Bischofs emporwallen. Der Staat von heute ist nicht nach ihrem Sinne, darum lassen sie es sich gern gefallen, wenn er bedroht wird; sie kommen nicht, um den Feinden zu helfen, gewiß nicht, nur um zu schauen, ob es nicht für sie bald etwas zu — „retten" gibt. Wo „der alte Gerlach" als bischöflich approbirter Helfer die Reihen der Streiter durchpilgert, um mit dem „greifenden Wein" seiner Rede die nach solcher Liebesgabe Verlangen Tragenden zu stärken, da hält auch Herr v. Kleist-Retzow, der schneidige Recke, nicht fern zu Rosse, hat Herr v. Nathusius-Ludom, sein Knappe, keine Zeit zu versäumen. Da ordnen die „Deutsch-Conservativen" ihre Gewänder, um in die Bresche zu treten — sobald sie gelegt ist —, und mit Resignation sich als die zur Uebernahme jeder rettenden That bereiten Opfer zur — Ministerbank führen zu lassen. Nun es ist zum Glück soweit noch nicht gekommen und wird, nachdem das deutsche Volk durch die gegenwärtigen Reichstagswahlen eine nachdrückliche Lehre erhalten hat, sobald nicht dahin kommen, daß solche „Opfer" von Männern verlangt werden, die sich wegen Abminderung ihrer Reichsfreundlichkeit vor anderen Conservativen heute der besonderen Protection der Bischofsstühle erfreuen und denen deswegen auch der Heerbann der rothen Fahne unter dem Geheimniß der stimmensammelnden Urne seine Unterstützung zuführt. Denen, welche glaubten, den Staat mit ernsten Gefahren bedrohen zu können, wie denen, welche hofften, daß ihnen dadurch zu einer Staatsrettung die lange ersehnte Gelegenheit endlich würde gegeben werden, muß in gleicher Weise ein „error in calculo" unter ihr politisches Rechenexempel als Censur geschrieben werden.

Der Verlauf der engeren Wahlen hat Zweierlei gelehrt. Das deutsche Bürgerthum hat sich einerseits durch die falsche Vorspiegelung einer demnächst von einer oppositionellen Mehrheit zu erringenden Parlamentsherrschaft, nicht zur Befolgung unreifer Rathschläge, die nur zum Verderben ihrer Urheber ausschlagen könnten, nicht zu Ausschreitungen nach links mit innerlich hohlen Conflictsdrohungen verleiten lassen. Andererseits sind ihm durch die beizenden Petroleumdämpfe, unter welchen die „Pariser Commune", jenes beliebte Spektakelstück politischer Pyrotechnik, abbrannte, die Augen nicht derartig geblendet worden, daß es willig dem ersten Besten die Hand reicht, der ihm die „alte Ruhe und Ordnung" zurückzubringen verspricht.

Diejenigen Parteien in Deutschland, welche, seien sie nun conservativ oder liberal, eine Stetigkeit der politischen Entwickelung wünschen und darum auch dem Reiche Raum zur Entfaltung seiner Organe gönnen, haben, nachdem die Verwirrung des ersten Wahlkampfes sich abgeklärt hatte, schnell den Entschluß gefaßt, jeden Hader fallen zu lassen, und da, wo gemeinsame Gegner abzuweisen waren, gegenseitig für einander einzutreten. Wer sich von dieser reichsfreundlichen Allianz ausschloß und den Sieg aus der Hand reichsfeindlicher Parteien empfing, der mag sehen, wie er wieder in Reih' und Glied kommt. So haben denn auch schließlich noch im Königreich Sachsen, wo so viele engere Wahlen, in denen auf der einen Seite ein Socialdemokrat stand, zu vollziehen waren, Conservative und Liberale der verschiedenen Schattirungen in einem Wahlaufruf sich dahin ausgesprochen, daß unter allen Umständen die Wahl des Socialdemokraten zu verhindern sei, ohne jedoch in Dresden wegen der tiefgründigen Abneigung des „Sachsenthums" gegen das „Preußenthum" damit Gehör zu finden.

Was wollen, so sagen wir, Sachsenthum und Preußenthum dann noch in ihrem Gegensatz zu einander bedeuten, wenn über ganz Deutschland der Petroleumrauch sein düsteres Leichentuch breitet? Omnes manet una nox — das ist freilich unser Aller und auch der männertragenden Erde letztes Schicksal; bis dahin aber werden noch viele Geschlechter der Menschen freudig athmen im rosigen Licht, ohne sich durch Phantasien über das Weltende ihre Schaffensfreude rauben zu lassen. Wenn der tiefgehende Einfluß, den Besitz im Vereine mit Bildung, sei es nun in freier Thätigkeit oder in Ausübung staatlicher Functionen, stets auf die Volksmassen ausüben werden, sich planmäßig nach einer Richtung hin bethätigt, welche diese Massen zur Erfüllung höherer Aufgaben geschickt macht und mit einer höheren Achtung vor dem Staate erfüllt, wird die hier und da besorgte Gefahr vor einer grundstürzenden „socialen Revolution" mit dem „Ende aller Cultur" in ihrem Gefolge bald schwinden.

Noch halten wir, Millionen deutscher Bürger, unser deutsches Vaterland und das uns überkommene reiche Erbe fester Ordnung und guter Sitte, frommer Zucht und edler Freiheit, geistiger Schätze und geschichtlicher Ueberlieferungen, denen „das deutsche Reich" als die neueste und glänzendste Errungenschaft vor unsern Augen sich anreihte, für ein so hohes, heiliges Gut, daß unser starker Glaube an seine Bewahrung und Uebereignung auf unsere Kinder und Kindeskinder, ja auf eine unabsehbare Reihe von Geschlechtern, in sich selber seine Gewähr findet. Was sich da heute in gleißenden Windungen dem Volke naht und ihm von der Unvereinbarkeit dieses unseres deutschen Reiches mit dem wahren Volkswohl und der wahren Freiheit Worte giftigen Hasses zuhaucht, das ist nicht aus dem Geschlechte jener erdumgürtenden Midgardschlange gezeugt, deren Freiwerden den nahen Weltenbrand verkündet!

Berlin, 27. Januar 1877.

Literatur und Kunst.

Goethe.

Vorlesungen gehalten an der Königl. Universität zu Berlin von Herman Grimm. 2 Bde. Berlin 1877. W. Hertz. 8.

Den Vorlesungen, welche der Verfasser im Winter 1874/75 und im Sommer 1875 an der Berliner Universität gehalten, verdankt das vorliegende Buch seine Entstehung, das, wie Alles was H. Grimm schreibt, eine Fülle anregender und feinsinniger Bemerkungen und Gedanken in fesselnder Form darbietet.

Die Entstehung aus Vorträgen darf bei der Beurtheilung und Würdigung nicht außer Acht gelassen werden; sie erklärt manche Vorzüge wie manche Mängel des Buches. Zwar sind sie, wie das kurze Vorwort angibt, nicht unverändert, so wie sie gehalten wurden, dem Druck übergeben worden; so ist die seit 1874 erschienene Goetheliteratur hinein verarbeitet. Aber auch im Uebrigen wird man annehmen dürfen, daß das Buch dem Wortlaute nach nicht genau die Vorlesungen wiedergibt, möge die schriftliche Aufzeichnung nun den Vorlesungen vorausgegangen oder nachgefolgt sein. Immerhin zeigt das Buch genügende Spuren seines Ursprungs.

Rühmen wollen wir zunächst die Frische und Lebendigkeit der Darstellung, die schwungvolle, oft dichterisch gehobene Sprache. Dem Verf. stehen überall originelle Bilder und Vergleiche zu Gebote, die den Dichter und Künstler verrathen und die nur selten einmal etwas Hinkendes haben.

Bekannt ist H. Grimms Vorliebe für kurze Sätze; daß sie bei ihm zur Manier geworden, läßt sich nicht leugnen. Er liebt Punkte zu setzen, wo ein anderer Sterblicher sich mit einem ge-

Digitized by Google

ringeren Zeichen begnügen würde. Er sagt von der Herzogin Mutter (1, 280): „Diese Frau war die Seele des Weimaraner Lebens. Eine ausgezeichnete Fürstin. Die Nichte Friedrich des Großen", und so häufig. Freilich ist ein solcher Stil, namentlich beim Vortragen, viel besser als die langathmigen Perioden, wie sie dem Verf. nur selten (z. B. 1, 111) entschlüpft sind.

Der Stil hat auch, abgesehen von den kurzen Sätzen, manches Eigenthümliche, die Ausdrucksweise ist nicht selten etwas burschikos, an andern Stellen affectirt und gesucht. So 1, 6: „Es gibt seit Jahrtausenden eine Wissenschaft, welche Homer heißt — so wird es von nun an eine geben, die Goethe heißt." Grimm spricht von „Lottens Regierungsantritt im Publicum" (1, 198). Er bezeichnet 'Frau Aja' als den „höheren literarischen Kneipnamen" von Goethes Mutter (1, 265). Er sagt: 'dazu konnte die Gelegenheit nicht vom Baume gebrochen werden' (1, 134), wo ein Anderer mit dem landesüblichen 'vom Zaune' sich begnügt haben würde. Er spricht von einem „Genius, dem man die herrlichsten Werke anvermuthet" (2, 78). Nur Flüchtigkeiten des Stiles sind wohl Ausdrücke wie „nicht zu übergangen werden pflegt" (2, 157) und die schleppende Stellung des „aber" (2, 216 unten). Seltsam nimmt sich das Substantiv „Dieflucht-ergreifen" (2, 110) aus, während an andern Stellen (2, 126 „im Aus-dem-Wege-gehen") eine weniger auffallende Schreibung gewählt ist.

Eine geringere Vorliebe für Fremdwörter würde man bei Wilh. Grimms Sohne gern sehen; vgl. 2, 182, wo in einem Satze vier leicht zu vermeidende Fremdwörter gebraucht sind.

Die Manierirtheit des Stiles tritt auch in manchen Lieblingswendungen hervor. So in dem die Absätze nicht selten in ganz kurzem Satze beginnenden „Nun aber":

Nun aber, das was unsterblich ist 1, 17.

Nun aber setzen wir dem Allen doch etwas entgegen 1, 66.

Nun aber auch hier der Umschwung 1, 110.

Dazwischen wechselt der Verf. mit einem 'Nun' (1, 35), oder 'Und nun' („Und nun das Glücklichste für Beide" 2, 166. „Und nun: dieses Werk von Statuen ist nicht stumm" 2, 184), oder combinirt die drei Lieblingsworte zu einem 'Und nun aber' („Und nun aber!" 2, 100). Einem Vortragenden kann es leicht begegnen, daß er in solche Lieblingswendungen verfällt, beim Niederschreiben und bei der Durchsicht vor dem Drucke sollte dergleichen vermieden werden.

Doch das sind im Grunde Aeußerlichkeiten und Geringfügigkeiten.

Mehr in's Gewicht fallen manche übertriebene und zu weit gehende Urtheile, zu denen wiederum der Vortragende sich leicht hinreißen lassen kann (und wem wäre das nicht begegnet?), die aber der Schriftsteller dann zu mildern oder zu beseitigen die Pflicht hat. Zu solchen Urtheilen zähle ich Stellen wie 1, 2: „Goethe hat unsere Sprache und Literatur geschaffen"; denn der folgende Satz: „Vor ihm hatten beide auf dem Weltmarkt der europäischen Völker keine Geltung" kann doch nicht als eine Begründung angesehen werden. Ferner, wenn (1, 95) das „Einschachteln" im Wilhelm Meister und „vielleicht sogar die dissolute Form des Faust" auf die Goethe angeborene und anerzogene „Neigung zu äußerlicher Ordnung" zurückgeführt wird. Nicht minder übertrieben ist es, wenn (1, 108) das moderne europäische Theater als „das durch die Jahrhunderte hindurch in immer neu umgewandelter Gestalt bis auf uns fortgeführte antike Theater" bezeichnet wird. Und unter den begründenden Thatsachen wird u. A. angeführt, daß Einharts Leben Karls „meist aus Suetonischen Phrasen zusammengesetzt sei".

Noch stärker sind die nicht seltenen Widersprüche, indem der Verf. an einer Stelle das Gegentheil von dem behauptet, was er an einer anderen sagt. Von Herder heißt es (1, 3), er habe neben Goethe noch mächtiger als Klopstock, Lessing und Winckelmann „eine deutsche Prosa mit höheren Eigenschaften herzustellen gewußt". Wie stimmt dazu, was S. 54 gesagt wird, wo Herders üppige, in sich verwickelten (so!) Perioden ꝛc. als im Nachtheil stehend gegen Lessings scharfe, kurz angebundene, auf's Ziel dringende Sprachweise, als fremdartig und veraltet bezeichnet werden. 1, 277 heißt es: „Goethe war ein Süddeutscher, vielmehr Südwestdeutscher" und 2, 107 lesen wir: „Er (Schiller) war ein Württemberger, ein Schwabe, ein Süddeutscher, während Goethe, da bekanntlich nur Sachsenhausen, als südlich vom Maine gelegen, zu Süddeutschland gehört, ein Norddeutscher war." Man kann wohl sagen, daß dem specifischen Süddeutschen Schiller gegenüber Goethe ein Norddeutscher war, kaum wird man ihn im Gegensatz zu den Thüringern als Norddeutschen einen Süddeutschen nennen dürfen, und jedenfalls bleiben die beiden Stellen bei Grimm, deren eine ihn absolut (nicht relativ) zu einem Norddeutschen, die andere ebenso absolut zu einem Süddeutschen macht, ein Zeichen, daß der Verf. seine Urtheile zu sehr nach dem jeweiligen Effect seiner Darstellung modelt.

2, 151 wird Schillers Brief an Goethe vom 23. August 1794 als „in tadellosem, farblosen Deutsch verfaßt" bezeichnet, wozu nicht recht stimmen will, daß (2, 154) mit Bezug auf den Brief vom 31. August, „die Fortsetzung des Briefes vom 23." Schiller „der bewußte Meister deutscher Prosa" genannt wird.

2, 183 heißt es von den nach der italienischen Reise entstandenen Werken, daß sie „Goethes Person nicht mehr" bedürfen, „um eine vollendete freie Schöpfung mit eignem Willen und eigner Bewegung zu sein", und den Goethe'schen Gestalten damit „die Macht, geistig ganz für sich zu existiren, so daß, wie beim Manne von Vater und Mutter, so beim Kunstwerke vom Künstler gar nicht mehr die Rede ist" verliehen worden sei. Und dann lesen wir 2, 267: „Auch bei den vollendetsten Werken Goethes, jenen classischen Erzeugnissen seiner vollsten Kraft, welche für sich allein stehen, blieb doch immer Goethes Hand sichtbar, wenn auch nur insoweit als gerade er und kein anderer Künstler als ihr Urheber möglich war" u. s. w.

Besonders stark aber sind folgende Stellen. 1, 30 heißt es: „Bei allen seinen Dichtungen ist das Locale mit einer Genauigkeit beschrieben und in Gedanken festgehalten, daß sich Landkarten construiren ließen der Wege, die seine dichterischen Gedanken gewandelt sind ... Der Park, in dem der Roman der Wahlverwandtschaften sich abspielt, ist uns so vertraut, als kennten wir alle Gänge darin." Dagegen 2, 241: „Während man im Werther jeden Baum zu kennen glaubt von dem er spricht, und sich von Garbenheim angeheimelt fühlt, gewinnt man nirgends eine rechte Anschauung des Parkes, von dessen Anlage in den Wahlverwandtschaften die Rede ist."

Dergleichen sollte selbst nicht beim mündlichen Vortrage, noch viel weniger in einem Buche vorkommen.

Auf kleine factische Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten wollen wir kein besonderes Gewicht legen, wiewohl sie bei einer sorgfältigen Durchsicht leicht hätten vermieden werden können. 1, 20 ist von dem „einzigen" Jahr in Italien die Rede, während die italienischen Reise doch nahezu zwei Jahre ausfüllt. Daß Herder im Herbste 1771 in Straßburg erschien (1, 51), ist wohl nur ein Druck- oder Schreibfehler für 1770. Die Worte 1, 75 „ein anmuthiges Geklatsch der Schwestern" sehen, da sie in Anführungszeichen stehen, wie ein Citat aus Wahrheit und Dichtung aus, wo man sie doch vergeblich suchen wird. Huttens Krankheit wird 1, 121 eine 'tragische' genannt, was wohl auf sein Ende, aber nicht auf die Krankheit paßt. Wieland wurde durch den Messias wohl zunächst zu seinem geprüften Abraham veranlaßt (vgl. 1, 286). Den Ausspruch, daß die Liebe selbst an Shakespeares Romeo und Julia mitgearbeitet zu haben scheine, hat nicht Schlegel, wie 2, 268 steht, sondern Lessing im 15. Stück der Hamburg. Dramaturgie gethan.

Warum schreibt der Verfasser beharrlich Mephistofeles und Lilli statt der üblichen und authentischen Schreibungen mit ph und einem l? Endlich: warum „deutsch", wo es Eigenschaftswort ist, mit großem Anfangsbuchstaben? Wie sonderbar nimmt sich (2, 55) aus: „Der französische, Deutsche und italiänische Clerus", oder 2, 75: „Griechische Gesinnung, römische Bildung, Deutsches Gemüth." Wollen wir dadurch vor andern Nationen uns heben, daß wir deren Namen klein und nur den unseren groß schreiben?

Digitized by Google

Es mag wohl auch auf Rechnung des Vortrages kommen, daß der Verfasser sich zuweilen allzusehr gehen läßt, zu weit ausholt und demgemäß manches Entbehrliche und Ueberflüssige sagt. So, wenn er 1, 160 bei Gelegenheit von Goethes Rheinfahrt 1774 sich über ältere und jüngere Rheinpoesie ausläßt, wozu hier gar kein Anlaß war; wenn er 1, 225 das damalige Köln schildert; wenn er 1, 243, von Spinozas Einfluß auf Goethe redend, des Philosophen Leben erzählt und dabei selbst bis auf Gutzkows Uriel Acosta kommt; wenn er aus Anlaß von Goethes Eintreffen in Rom 2, 44 die ganze europäische Geschichtsentwickelung uns vorführt und selbst von den „hochgeachteten Schädeln" der prähistorischen Bewohner redet; — oder wenn er (2, 100) den Eindruck schildert, den Rom auf den Beschauer macht. Dem Kunstforscher verzeiht man freilich eher solche Ergüsse, wenn ihm das Herz aufgeht bei der Erinnerung an den Aufenthalt in Rom, und so wird man ihm auch die Excurse über Angelica Kauffmann (2, 67) und über Hackert (2, 92) gern nachsehen.

In der Auffassung von Goethes Dichtungen ist vor Allem als ein Grundgedanke der überall betonte Zusammenhang zwischen Goethes Leben und Dichten, die Erklärung der Dichtungen aus den Erlebnissen des Dichters hervorzuheben. Zwar ist das an sich nicht neu, Goethes eigene Bekenntnisse müssen diesen Weg führen. Aber bis in's Einzelne durchgeführt ist dies Princip noch von keinem Darsteller Goethes, und es hat den Verfasser zu manchem schönen und neuen Ergebniß geleitet. Freilich bekennt er selbst wiederholt die Unsicherheit der Deutungen und gegen manche wird sich dies und das einwenden lassen. Ich will eine Reihe von Punkten erwähnen, an denen mir Grimm das Richtige verfehlt zu haben scheint, und an denen sein Buch einer Ergänzung bedarf. Es ist wohl kaum richtig, wenn man sagt, Goethe habe als Leipziger Student 'das in Frankfurt begonnene enge Leben' fortgesetzt (1, 38). Gleich die ersten Briefe aus Leipzig zeigen vielmehr, wie er sich im Gefühle der Freiheit in ein lustiges flottes Leben hineinstürzte. Grimm spricht (1, 43) von Goethes 'unregelmäßigem' Leben in Leipzig; aber nicht dieses ist, wie dort angegeben wird, die Ursache des Blutsturzes gewesen, sondern die Unvorsichtigkeit in der Anwendung von Scheidewasser, das Goethe beim Radiren brauchte.

Richtig hervorgehoben wird 1, 41 der Einfluß Gellerts auf die Leipziger Zeit, es hätte an dieser Stelle, was vielleicht wichtiger, der Einfluß Günthers auf Goethes damalige Lyrik erwähnt werden sollen. In der Darstellung des Verhältnisses zu Friderike legt Grimm allzuviel Gewicht auf die von Goethe gebrauchten Worte, es sei hier die Rede von Gesinnungen und Handlungen, inwiefern sie sich ereignen können. Durch dies „können", meint Grimm, werde die ganze Sesenheimer Affaire aus dem Bereiche des Factischen in den des Möglichen versetzt. Sagt doch Goethe selbst, daß kein Zug in der Erzählung nicht erlebt, freilich keiner genau so wie er erlebt dargestellt sei. Und sind wir denn ausschließlich auf Wahrheit und Dichtung hingewiesen? Haben wir nicht Goethes Briefe an Salzmann und Andere, haben wir nicht Goethes Straßburger Lieder? Mit Hülfe dieser Quellen läßt sich, wenn man an der Darstellung in W. und D. richtige Kritik übt, ein ziemlich klares Bild der Vorgänge, der äußern wie innern, gewinnen. Grimm hat darauf verzichtet, und das einzige sichere Resultat, das sich ihm ergeben hat, ist (1, 87): daß Friderike — brustleidend war. Aber seine Gründe dafür sind schwach genug, und mit gleichem Rechte ließe sich die 'Krankheit', von der Goethe 1779 spricht, anders auslegen.

Gegenüber der Ansicht, daß Corona Schröter das Vorbild der Iphigenie sei, was freilich nicht bewiesen ist, stellt Grimm (2, 17) vielmehr als möglich auf, sie sei eher das der Philine. Die Art, wie Goethe Corona in dem Gedicht auf Miedings Tod schildert, scheint mir eine solche Möglichkeit kaum zuzulassen.

Bekannt ist, daß Goethe die meisten seiner Sachen dictirte, und dies schon in Frankfurt begann. Auf eine ganz wunderliche Weise wird dies durch einen äußern Anlaß herbeigeführte und dem Dichter mehr und mehr lieb gewordene Dictiren 2, 34 erklärt, wo es heißt: „Am Klange seiner eignen Worte will er prüfen, ob die Worte das Gefühl und die Gedanken wiedergeben, und er beginnt zu „dictiren": eine Art Verzweiflungsmaßregel, sich aus dem Chaos zu erretten" u. s. w.

Das Verhältniß zu Schiller ist in mehrfacher Beziehung schief aufgefaßt und dargestellt. Für Schiller besitzt der Verfasser offenbar wenig Sympathie, seine Auffassung Schillers ist daher zu äußerlich. Der Unterschied in der Natur beider Dichter ist nirgend klar gestellt. Die Schiller'sche Recension des Egmont wird 2, 124 mit ziemlich schalem Witze behandelt, wenn es heißt, Schiller ertheile ihm zwar „magna cum laude" als Prädicat, aber mit dem Hinweise, daß „summa cum laude" diesmal entschieden zurückbehalten werde. Und in gleich höhnendem Sinne ist die Deutung, die Grimm (2, 125) der Aeußerung Goethes über die Recension in einem Briefe an Karl August gibt. Bei der Annäherung Schillers an Goethe wird (2, 150) besonders betont „die unter einem Mantel von Gemüthlichkeit unergründliche Schlauheit der Schwaben", die Schiller zu Gute gekommen sei. Schillers energisches Schaffen in seinen letzten Jahren, welches auch den siechen Leib dem starken Willen dienstbar machte, wird (2, 167) gradezu als ein tagelöhnerhaftes Arbeiten hingestellt. Daß Schiller auf Goethes Dichtung ohne Einfluß geblieben sei, wird (2, 179) mit Unrecht behauptet. Nicht blos an Wilhelm Meister ist er erkennbar, was auch Grimm einräumt, sondern auch am Faust. Der Gedanke, daß Faust, wie im zweiten Theil geschehen, in's handelnde Leben eingeführt werden müsse, da der Stoff eine Totalität verlange, ist zuerst durch Schiller angeregt worden und auf die allgemeine Gestaltung des zweiten Theiles sicher von Einfluß gewesen.

Dem Urtheil, daß die „Achilleis" mit den gelungensten Dichtungen Goethes in gleicher Reihe stehen dürfe (2, 187), wird man nicht ohne Befremden begegnen. Eine Begründung abweichender Ansicht würde hier zu weit führen.

Das Wesen und der Zauber Goethe'scher Hexameter ist 2, 193 ff. richtig und treffend dargestellt; wenn aber gesagt wird, Goethe habe Vossens gefährliche Neigung zum Gemüthlich-Hausbackenen durchschaut, so ist nicht abzusehen, was diese Eigenschaft mit der Form des Hexameters, von der hier allein die Rede ist, zu thun hat. Die angebliche Incorrectheit Goethe'scher Hexameter wird mit Recht geleugnet, dann aber fortgefahren (2, 194): „Es ist geradeso mit den Reimen. Goethe reimt:

Allein und abgetrennt von aller Freude
Seh ich ans Firmament nach jener Seite.

Man wirft ihm „Freude" und „Seite" als unreine Reim vor. Ich möchte fragen, wo die Männer sitzen, welche darüber zu entscheiden haben, ob „Seite" und „Freude" hier zu einander als Reime in Beziehung gesetzt werden durften." Eine sonderbare Frage! Daß die beiden Worte in der That als Reime zu einander gehören, darüber kann doch nach dem Bau des Liedes nicht der geringste Zweifel sein.

Bei der Farbenlehre geht Grimm „als Nichtfachmann" auf die Gründe, weswegen die Wissenschaft ihren Resultaten die Beistimmung versagt hat, nicht ein. Aber das hätte doch hervorgehoben werden sollen, daß die Nichtachtung der mathematischen Beweisführung es hauptsächlich ist, was Goethe zu keinen exacten Resultaten gelangen lassen konnte.

Unglaublich erscheint mir, daß die Wahlverwandtschaften dem Verhältniß zu Frau von Stein ihren Ursprung verdanken, welches wie eine tiefe Wunde, die Heilung begehrte, in seiner Brust lag, und in dem Roman seine künstlerische Verklärung empfangen habe (2, 222). Auch wenn die Anlage, was nicht einmal zu beweisen ist, „viel weiter zurück liegt, als der Beginn der Arbeit" (2, 237), so berechtigt uns doch nichts über die italienische Zeit hinaus zurück zu gehen; und daß nach der Rückkehr von Italien das Verhältniß noch eine tiefe Wunde für Goethe gewesen, möchte ich bezweifeln. Auch gibt Grimm zu (2, 240), daß wir bei Charlotten „nur von weitem an Frau von Stein denken" dürfen. Der ganzen wohlberechneten Anlage nach ist beim Ursprung der Wahlverwandtschaften sicher nicht

Digitized by Google

über die Zeit zurück zu gehen, in welcher etwa die natürliche Tochter entstand, und spätere Erlebnisse, unter denen das Verhältniß zu Minna Herzlieb in erster Reihe steht, haben den Stoff geboten. An „mehrere Ottilien" zu denken ist aber wohl so wenig berechtigt als an „mehrere Lotten" (2, 240).

Beim Faust hebe ich zunächst die treffliche Darlegung des Einflusses hervor, welchen Herder auf die Gestaltung des Mephisto gehabt hat und der viel bedeutender ist als der Mercks. In andern Punkten aber kann ich Grimm nicht beistimmen. Woher weiß er (2, 290), daß Goethen in Straßburg irgendwie die Geschichte Dr. Fausts in der alten Volkskomödie entgegen getreten sei? Daß Goethe in Straßburg über dem Faust bereits sann, ist durch sein eigenes Zeugniß sicher gestellt; aber die Volkskomödie kann er ebenso gut schon früher (in Frankfurt) kennen gelernt haben. Erst in Straßburg durch sein Verhältniß zu Friderike, durch die Bekanntschaft mit Herder bekam der Stoff Leben in Goethe. Daß jedoch damals alle Einzelheiten des Planes ihm vor der Seele geschwebt, ist nicht entfernt anzunehmen, und daß die letzte Scene des 2. Theiles schon in der ersten Anlage vorhanden gewesen (2, 281), scheint mir eine sehr bedenkliche Annahme. Auch daß bei allen Goethe'schen Hauptfiguren „Faust als unsichtbarer Doppelgänger zu denken sei" (2, 270), daß „Werther als Werther plus Faust, Egmont als Egmont plus Faust" zu nehmen sei (2, 282), ist mehr geistreich als überzeugend und wahr.

Als eine Lücke müssen wir das gänzliche Uebergehen von Wilhelm Meisters Wanderjahren bezeichnen, die, wenn auch ein Product von Goethes Alter, in der Geschichte des Romans wegen des Hineinflechtens socialer Ideen ihre Bedeutung haben.

Von bemerkenswerthen Aeußerungen des Verfassers, die mit Goethe nicht direct zusammenhängen, führe ich noch zwei an: seine Ansicht über Homer (1, 7), den er als persönliche Einheit faßt, und seine warmen Worte über Gervinus (1, 112), die ich ihrem Hauptinhalte nach hier mittheile. „Ich habe noch die Zeiten erlebt, in denen Gervinus die unfehlbare ästhetische Autorität bei uns war. Jetzt muß man auf ihn schimpfen hören und es soll dem großen Manne sein wohlverdienter Ruhm Feder auf Feder ausgerupft werden, als wenn es nicht seine eignen gewesen wären. Wohin ich aber blicke, sehe ich Gervinus Federn vielmehr in fremden Flügeln.... Gervinus ist der Schöpfer unserer Literaturgeschichte. Weder dieses, noch seine anderen gewaltigen Verdienste um Deutschland können weder durch sein eignes politisches Verhalten in der letzten Lebenszeit, noch durch die Antastungen seiner Gegner, die ihm heute so ziemlich Alles abgesprochen haben was sich einem Schriftsteller absprechen läßt, in Schatten gestellt werden. Wir verdanken Gervinus die erste wissenschaftliche Construction Lessings! Darin schon liegt die Geschichte der bei uns in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erwachenden nationalen Bühne begriffen."

Schließlich berichtige ich ein paar sinnstörende Druckfehler: 1, 52 „Als bestes Geschenk des Schicksals aller wurde Herder früh ein Freund gegeben"; es muß aber statt aller heißen; in demselben Satze ist „lieserken" zu lesen. In der Ueberschrift 2, 63 muß es doch wohl heißen „das heutige Rom" statt „heilige". 2, 195 „Vossens Luise hat in ihrer Art eine hohe Leistung" ist doch wohl „ist" zu lesen.

Heidelberg, im Januar 1877. Karl Bartsch.

Sturmfluth.

Roman in 6 Büchern von Friedrich Spielhagen.

II.

(Schluß.)

Bisher ist es in unserer Romanliteratur eine Eigenheit nur solcher Schriftsteller gewesen, die in erster Linie andere als rein künstlerische Ziele verfolgen, vielgenannte Zeitgenossen mit einer beliebigen, von ihnen frei erfundenen Handlung in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. Da, wo die dichterischen Qualitäten an sich nicht genügend stark sind, um ein Werk reizvoll und fesselnd zu gestalten, ist es ja auch ganz erklärlich, daß man demselben durch andere Zuthaten das zu geben bemüht ist, was in den Buchhändlerprospecten „pikante Würze" genannt wird. Ein Dichter wie Spielhagen aber ist doch gewiß nicht auf dergleichen Nothbehelfe angewiesen, und es nimmt mich aufrichtig Wunder, daß er ein Verfahren angewandt hat, welches den Leser seiner Dichtung dazu nöthigt, an andere Romanschreiber zu denken, mit denen Spielhagen in seiner wohlberechtigten Vornehmheit nichts gemein haben möchte und sollte.

„Es thut mir in der Seele weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'."

Aber ich kann mir nicht helfen: die Scene zwischen Windthorst und Giraldi im Hotel Royal erinnert mich unwillkürlich an die Romane von Gregor Samarow und Genossen.

Die Frage, ob die Competenz des Romanschriftstellers überhaupt so weit geht, eine mitlebende Persönlichkeit ohne Weiteres in seine Dichtung hineinzuziehen und mit dieser Persönlichkeit nach freiem, dichterischem Ermessen zu schalten und zu walten, als ob sie eine eigene Schöpfung wäre — diese Frage möchte ich nebenbei aufwerfen, ohne sie gleich beantworten zu wollen.

Es ist nun allerdings richtig, daß Windthorst nicht bei seinem Namen genannt wird; aber der frühere Minister des Königs von Hannover und der Führer unseres Centrums wird von Spielhagen mit einer solchen steckbrieflichen Genauigkeit bezeichnet, daß die Verschweigung des Namens schließlich auf eine Spielerei hinauszulaufen scheint. Man höre, wie die Person, die im Palais Royal dem geheimnißvollen Italiener Giraldi einen Besuch macht, von unserem Dichter geschildert wird:

„Wer der ist? Der Mann, der halb erblindet schärfer sieht als die meisten Menschen mit ihren beiden gesunden Augen! Der Mann, welcher aller amtlichen Autorität entkleidet, dem Kanzler des deutschen Reiches mehr zu schaffen macht als der Bevollmächtigte eines Großstaates es vermöchte; der Mann, mit einem Worte, auf dessen gebrechlicher Gestalt die Last des Kampfes, den wir (Ultramontanen) in Deutschland zu kämpfen haben, fast ganz allein ruht!"

Diesem nicht Genannten, der übrigens sein Prädicat „Excellenz" auch bei Spielhagen beibehalten hat, legt er eine längere Rede in den Mund, die Windthorst allenfalls gehalten haben könnte, aber meines Wissens nie gehalten hat, — eine Rede über Bismarcks imponirende Persönlichkeit, über seinen Einfluß auf die Nationalliberalen ꝛc.

„Man muß solchen Leuten (wie Bismarck) eben persönlich nahestehen, sich mit ihnen in der Kammer herumzanken, sie in eine Hofsoirée treten sehen, um zu begreifen, warum die Bestien vor diesem Löwen in den Staub ducken, und selbst, wenn sie Opposition machen wollen, es doch nur bis zum Schweifwedeln bringen."

Ich kann nicht umhin, in dieser Art und Weise, einem bekannten Lebenden eigenmächtig selbstgebildete Gedanken und Ausdrücke zu leihen, eine gewisse Willkürlichkeit zu erblicken, die mir die Grenzen des dem Dichter Gestatteten doch schon zu überschreiten scheint. Was würde wohl Spielhagen dazu sagen, wenn ein anderer Schriftsteller, der etwa einen in der literarischen Welt spielenden Roman schreiben würde, sich die Freiheit nähme, den Dichter der „Sturmfluth" auftreten und beispielsweise über die Technik des Romanes, über die Vereinsamung der großen Dichter in dem gefühllosen Berlin und dergleichen allerhand sprechen zu lassen?

Daß der Dichter die „Discretion" beobachtet, Windthorst, nachdem er ihn so gezeichnet hat, daß man ihn mit den Händen greifen kann, nicht auch noch zu nennen, thut nichts zur Sache. Ich habe diese Art von Discretion überhaupt niemals recht begriffen und vermag die Gründe, welche den Dichter dazu bestimmen, die Namen solcher Persönlichkeiten, die man nach seiner

Digitized by Google

Charakterisirung nothgedrungen erkennen muß, zu verheimlichen, nicht vollkommen zu würdigen. Spielhagen hat aber für diese Eigenthümlichkeit, die man als eine Art von dichterischem Pfänderspiel bezeichnen könnte, eine gewisse Vorliebe. Sein Präsident in der „Sturmfluth", der Typus des tüchtigen und ehrlichen Beamten, sagt z. B., nachdem er sein wehmüthiges Bedauern darüber ausgesprochen hat, daß wir heute keinen Fichte mehr haben, und daß die Hand, welche die „Reden an die deutsche Nation" geschrieben hat, erstarrt ist:

„Dafür faseln unsere Philosophen von dem Intellect, der zu nichts da sein soll, als den Willen ad absurdum zu führen, und die Freudigkeit, die Lust am Leben, die doch die Mutter aller Tugend ist, zu knicken und zu brechen; gehen unsere Dichter bei den Franzosen in die Schule, um zu lernen, wie man bis in's Herz frivol und unanständig sein kann, ohne die Dehors zu verletzen, oder wühlen, armselige Gesellen, mit ihrer Bettlerkrücke im Schutte der Jahrhunderte und möchten uns weiß machen, daß die Staubwolken, die sie aufrühren, Gestalten von Fleisch und Blut sind; bringen unsere Componisten die blasirte Frechheit, die schamlose Genußsucht des Jahrhunderts in eine Musik, die dem vornehmen und geringen Pöbel das moralisch-ästhetische Gewissen vollends betäubt oder das kranke Blut bis zum Wahnwitz erhitzt."

Wenn dieser strenge Herr Präsident, der wie ein kleiner Papst seine entrüstete Encyklica gegen die errores aetatis nostrae schleudert, anstatt soviel schöne Paraphrasen zu machen, den Philosophen einfach Schopenhauer oder Eduard von Hartmann, den „armseligen Gesellen mit der Bettlerkrücke" Gustav Freytag, den Componisten der „blasirten Frechheit" schlechthin Richard Wagner hieße, so wäre das ein vereinfachtes Verfahren, das ich loben würde.

Diese Art von Discretion erstreckt sich bei Spielhagen nicht nur auf Persönlichkeiten, sondern auch auf die Namen der Straßen. Die Handlung spielt zum großen Theil in Berlin. Einige der Berliner Oertlichkeiten werden beim rechten Namen genannt; so ist vom „Thiergarten" die Rede, von der „Thiergartenstraße", vom „Brandenburger Thor", vom „großen Stern" u. s. w. Dann kommen auf einmal Straßennamen, die erfunden sind, wie „Springbrunnenstraße", „Canalstraße", „Parkstraße". Das ist für die Berliner Leser und überhaupt für alle, welche Berlin kennen, geradezu störend und verwirrend. Wenn ich lese, daß Antonio die Thiergartenstraße entlang geht, so folgt ihm meine Phantasie wider Willen auf der mir sehr wohlbekannten Straße; heißt es dann weiter, daß er von der Thiergartenstraße in die Springbrunnenstraße einbiegt, so werde ich stutzig, weil ich weiß, daß es gar keine Springbrunnenstraße gibt, die mit der Thiergartenstraße in Verbindung steht. Diese Vermengung von Reellem und Cachirtem macht den aufmerksamen Leser blos confus.

Nach diesem Abstecher wollen wir zur Handlung zurückkehren. Giraldi hat natürlich auch mit der Schwindelbahn zu thun, die weniger dem Bedürfniß des Verkehrs als dem, die zerrütteten Vermögensverhältnisse des Grafen Golm aufzubessern, zu entsprechen hat. Giraldi streckt dem adligen Gründer Golm die Caution im Betrag von einer halben Million vor, und nun kann also, da jetzt die Concession ohne Zweifel ertheilt werden wird, frisch drauflos gebaut werden.

Währenddem sind aber in den Familien, für die unser Interesse erweckt worden ist, seltsame und ereignißschwere Dinge vorgegangen.

Antonio, der Mann mit dem Stilet im Thiergarten, hat das Rendezvous zwischen Ferdinanden und dem Lieutenant Ottomar von Werben belauscht und die jungen Leute bei den Vätern denuncirt. Die beiden Väter, der starre Demokrat Ernst Schmidt und der ebenso starre Aristokrat General von Werben, die sich zum letzten Male auf der Barrikade am 18. März 1848 gegenüber gestanden haben, treffen wieder zusammen. Die Scene ist vortrefflich, von einer ungewöhnlichen dramatischen Beredtsamkeit, beinahe ergreifend. Zu einer Aussöhnung kommt es nicht. Werben hat den schweren Gang zu Schmidt umsonst gemacht — Ferdinande, die sich davon überzeugt zu haben glaubt, daß Ottomar mit ihr nur ein gewissenloses Spiel getrieben habe, wird von dem Schlage fast tödtlich betroffen. Ottomar, dem Ferdinande in ihrem Schmerze Liebe und Freundschaft aufgesagt hat und der nun also wieder frei geworden ist, verlobt sich, um die Situation zu klären, schnell mit Carla.

Ich gehe auf alle die interessanten Einzelheiten, die uns Spielhagens reiche Phantasie bietet, nicht ein, nicht auf die Persiflirung des Gründerballes und der Toaste, und erwähne nur kurz, daß Philipp Schmidts Herrlichkeit gerade auf diesem Balle zusammenbricht, daß er wegen Diebstahls verhaftet werden soll und sich der Gefangenschaft nur durch eine jener verborgenen Thüren, die man in den Romanen so oft findet, entziehen kann. Gleichzeitig mit der Entehrung des Sohnes von Ernst Schmidt kommt auch die Entehrung des Sohnes des Generals von Werben an den Tag. Der leichtsinnige Lieutenant Ottomar, der durch den bitterbösen Giraldi zu den kostspieligsten Ausschweifungen verleitet worden ist, hat Wechsel gefälscht. Der alte Werben schickt dem Unglücklichen seine Pistolen, damit dieser selbst das Urtheil an sich vollstrecke. Ferdinande Schmidt verhindert indessen, daß Ottomar sich das Leben nimmt. Die beiden Väter treffen noch einmal zusammen, Beide ächzen unter der Last der Schande, die ihre Kinder auf sie geladen haben. Die Begegnung findet auf dem Bahnhofe statt, — ihr Reiseziel ist dasselbe. Werben, der seinen Sohn für todt hält, will heilige Rache nehmen an dem nichtswürdigen Verführer Giraldi, der sich zeitweilig auf dem Warnow'schen Gute zu Sundin aufhält, und Ernst Schmidt will seine Tochter Ferdinande aufsuchen, die mit Ottomar nach Sundin geflohen ist. Während die beiden unglücklichen Alten sich dem Ziele ihrer trostlosen Reise nähern, bricht die Sturmfluth los.

Jetzt erhebt sich der Dichter zu seiner Höhe. Es ist wunderbar, mit welchem souveränem Geschicke, mit welcher imponirenden Sicherheit Spielhagen hier Alles in Bewegung bringt und in Zusammenhang mit dem Sturme der Elemente. Das macht ihm so leicht Keiner nach! Es gehört durchaus zu dem Besten, was er je geschrieben hat. Es ist eine Gewalt, eine dichterische Potenz in diesen Gebilden, die den ernsthaftesten Respect herausfordert. Wie ein großer Feldherr leitet Spielhagen seine Massen. Er übersieht und beherrscht das ganze, weit ausgestreckte Terrain.

Wir verfolgen das furchtbare Toben und Wüthen des Sturmes in allen Phasen. Wir sehen seine Verwüstungen in allen Theilen der uns allmählich wohlbekannt gewordenen Landschaft. Die Schilderungen sind von einer seltenen Schönheit. Und in diesem Sturme drängt sich Scene an Scene, die eine immer fesselnder als die andere. Auf ganz natürliche Weise bringt Spielhagen in dieser einen Sturmesmacht alle Personen seines Romanes in Bewegung, führt sie zusammen, reißt sie auseinander, straft, rächt und sühnt, — ein Schöpfer über seine Geschöpfe! Wer diese Schilderungen gelesen hat, der vergißt sie nicht wieder.

Wie stimmungsvoll ist zunächst das unheimliche Brüten des Ungewitters wiedergegeben, die graue, schwere Atmosphäre, das Beängstigende und Drückende, das in der Luft liegt, während Else, von unüberwindlicher Sehnsucht getrieben, ihren Geliebten aufsucht. Wie schön und innig ist während dieser schwülen Unbehaglichkeit des Wetters die Beklommenheit des jungen Mädchens geschildert! Und nun während des Sturmes selbst der Ritt des Grafen Golm und Carlas, ihre Begegnung mit dem Pächter Pölitz und der bleichen Marie, der armen Dulderin, die Graf Golm entehrt hat! Und Ottomar und Ferdinande in dem erbärmlichen Gasthaus, und der Tod Ottomars, und die Ermordung Ferdinandens durch den wahnsinnig gewordenen Antonio, und die schauerliche Flucht Giraldis, und der Ueberfall durch den Wahnsinnigen, und ihr graufiges Ringen, und ihr Tod!

Alles das ist erschütternd, das Werk eines Dichters, einer combinatorischen Phantasie von seltener Kraft, einer Darstellungsfähigkeit von ganz hervorstechender Bedeutung!

All diese Schrecken finden in dem von Spielhagen als Ende gedachten Capitel einen wundervollen poetischen Abschluß. Dieser ursprüngliche Schluß gehört zu dem Allerbesten,

Digitized by Google

was die moderne Romanliteratur geschaffen hat. Der Sturm hat sich gelegt, er hat die Schuldigen dahingestreckt, und nun macht sich wie in der Natur auch in den Individuen die Reaction geltend. Das wilde Heulen ist verstummt, und die Erzählung klingt leise zitternd aus, wehmüthig und mild. Es säuselt und flüstert harmonisch wie in den Accorden der Aeolsharfe.

Dieser schöne und einzig richtige Schluß scheint aber bei den Lesern, welche die „Sturmfluth" in einer der zahlreichen Zeitungen, in denen das Werk zum ersten Abdruck gekommen ist, gelesen, nicht die rechte Würdigung gefunden zu haben. Für solche ästhetische Feinfühler muß zu guterletzt noch einmal gehörig losgeschmettert werden mit Blech und großer Trommel! Diese Leute verlangen, daß sie in ihrem Romane — in ihrem! — wie bei einem rechtschaffenen Finale einer italienischen Schreioper rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Geschichte nun zu Ende geht, verlangen, daß sie mit dem herkömmlichen Schneddereng deng abschließe. Legt der Leser die Nummer mit dem „Schluß" aus der Hand, so findet er, daß manches noch nicht ganz in der Ordnung, daß über dieses und jenes seine Neugier nicht befriedigt worden ist. Was ist denn aus dem geworden, und aus dem? Da wird uns etwas unterschlagen! Das geht nicht! Wir haben abonnirt, wir kommen nicht auf unsere Kosten! Der Dichter hat den Wechsel, den er durch Veröffentlichung seines Romans im Feuilleton unserer Zeitung auf volle Befriedigung unserer Neugier acceptirt hat, am Verfalltage nicht eingelöst!

Da wird denn angefragt, was das zu bedeuten habe; und die Redaction erklärt im Briefkasten: „Wir" haben Spielhagen nichts gestrichen! Spielhagen hat wahr und wahrhaftig seinen Roman so abgeschlossen!

„Wir" — und Spielhagen!

Solchergestalt wird das Verhältniß des „Mitarbeiters" zum Herrn Redacteur, die Möglichkeit der Unterordnung eines Spielhagen unter — was weiß ich, öffentlich constatirt! Ob da nicht dem stolzen Dichter das Blut zu Kopf gestiegen ist, und die Röthe des zornigen Unwillens seine Wange gefärbt hat? Für diese Leute schreibt man! Und so wie diese Leute es verlangen, soll der Dichter, soll ein Spielhagen schreiben! Und er soll sich von dem ersten Besten den Rath ertheilen lassen:

„Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
So habt Ihr in der Breite gleich gewonnen."

Spielhagen hätte mit dem Dichter des „Faust" antworten sollen:

„Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sei!
Wie wenig das dem echten Künstler zieme.
Der saubern Herren Pfuscherei
Ist, merk' ich, schon bei Euch Maxime."

Und wenn er es nicht so hoch hätte nehmen wollen, so hätte er ausnahmsweise einmal bei den Franzosen, von denen man doch mancherlei lernen kann, ohne deshalb frivol bis in's Herz werden zu müssen, in die Schule gehen, hätte es machen sollen wie der alte Alexander Dumas. Dieser hatte nämlich im Feuilleton einer Pariser Zeitung irgend einen spannenden Roman veröffentlicht, und es war ihm das Unglück passirt, daß eine Person, die er sehr glänzend eingeführt, und die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, im Laufe der Erzählung ganz bei Seite geschoben und schließlich vielleicht auch vergessen hatte. Es war, glaube ich, ein jugendlicher Wucherer, den wir meinethalben Roger nennen wollen. In einer Gesellschaft wurde nun Dumas eines Tags von irgend einem neugierigen Abonnenten zur Rede gestellt. „Was ist denn eigentlich aus Ihrem Roger geworden?", fragte man ihn. „Aus welchem Roger", entgegnete Dumas, der inzwischen so und soviel andere Romane geschrieben hatte. „Nun, Roger, dem jugendlichen Wucherer. Sie können sich gar nicht denken, wie ich mich für ihn interessirt habe, und wie es mir leid gethan hat, nichts mehr von ihm zu hören!" „Ach so," versetzte Dumas, „jetzt weiß ich, was Sie meinen! — Roger! Jawohl! Ich habe erst kürzlich an seinen Herrn Vater geschrieben und mich nach ihm erkundigt. Sobald ich Antwort bekomme, werde ich es Ihnen mittheilen, denn dann mache ich einen neuen Roman daraus."

Und Dumas wandte dem Lästigen den Rücken.

Anstatt dessen hat Spielhagen sich dazu bequemt, dem Verlangen der verehrlichen Abonnenten nach einem „befriedigenden Schlusse" bestens zu entsprechen. Er hat seine Leichen wahrhaftig noch in einem später angehängten Capitel bestattet und bei der Bestattungsfeierlichkeit Gelegenheit gesucht und gefunden, so ziemlich Alles gründlich aufzuarbeiten, was noch restirte, so ziemlich Alles hübsch fest zu machen, was noch etwa in suspenso war. Er hat sich dadurch viel verdorben und kann meines Erachtens gar nichts Besseres thun, als das Anhängsel bei der nächsten Auflage beseitigen und auf seinen ursprünglichen Schluß wieder zurückkommen. Es sei denn, daß er es vorzöge, noch ein zweites Schlußcapitel hinzuzufügen, in welchem auch diejenigen Fragen, die noch immer offen bleiben, zur Befriedigung aller ehrsamen Zeitungsleser geschlossen werden. Denn man weiß ja noch immer nicht, was aus dem Strike geworden ist, von dem im ersten Bande so viel die Rede ist; man weiß ja nicht, ob Kreisel sich erholt und Carla sich erkältet hat u. s. w.

Alles, was ich an dem Spielhagen'schen Romane nach meiner Ueberzeugung habe tadeln müssen: die zu absichtliche und zu starke Betonung der Zeitverhältnisse im ersten Bande, die Hineinziehung lebender Personen in die dichterische Erfindung, die conventionelle Romanfigur des unheimlichen Bösewichts, der unkünstlerische Schluß, — Alles das scheint mir auf eine gemeinsame Quelle zurückgeführt werden zu können, aus der der Dichter nicht wieder schöpfen sollte. Er hat dem Geschmack des Publicums Concessionen gemacht, die seinem dichterischen Geschmack zuwider sein müssen. Da, wo er sich nicht um den Leser bekümmert hat und nur den Eingebungen seines Genius gefolgt ist, — in der Hauptsache also, in der Schilderung der Sturmfluth und der Begebenheiten, die mit dieser schrecklichen Naturerscheinung in Verbindung stehen, — da hat Spielhagen sein großes Talent im hellsten Lichte in diesem neuen Werke gezeigt.

Paul Lindau.

Vermischtes.

Ein Austriacismus.

Wenn der Wiener die Regeln der deutschen Sprachlehre ein klein wenig bei Seite schiebt, um seinen Gedanken mit einer nur ihm eigenthümlichen Wendung auszudrücken, so nennt man das ja wohl einen Austriacismus; Niemand aber findet den Ausdruck unschön, ja der kleine Fehler kann dem Sprecher ganz reizend stehn, wie eine kleine Unregelmäßigkeit einem lieben Gesichtchen. Anders würde das Urtheil ausfallen, wenn das Oestreicherthum gegenüber dem allgemeinen deutschen Geiste, gegenüber der deutschen Literatur seinen Privatstandpunkt als einen berechtigten aufrecht halten wollte, wenn der von Deutschland politisch losgetrennte Oestreicher auch seine literarische Besonderheit nicht länger als einen deutschen Provinzialismus angesehen wissen wollte, sondern innerhalb seiner schwarzgelben Grenzpfähle ein deutsches literarisches Separatreich, eine Revanche- und Trutzliteratur gründen wollte. Und einem Anlaufe zu einer solchen Gründung stehen wir heute gegenüber, wenn wir in sämmtlichen Wiener Blättern dem Aufrufe zu einer Sammlung für ein — „Grün-Lenau-Monument" begegnen. Der „im Reich" lebende Oestreicher überdenkt bei dieser durchaus nicht scherzhaft gemeinten Neujahrsüberraschung die letzten Jahre der Geschichte seines Vaterlandes, um die ganze Tragweite dieses geistigen Particularismus einsehen zu lernen, aber auch der Volldeutsche, der Bürger des deutschen Reiches,

Digitized by Google

sollte stutzig werden vor einer solchen Erscheinung, deren harmloses Aeußere schon durch den Namen verdächtig wird, welcher vor allen Anderen die Verantwortlichkeit für das fragliche Schriftstück übernommen hat. Der starre östreichische Centralist, der alte Einheitsminister Anton Ritter von Schmerling ist es, der im Namen einiger Genossen zu der Sammlung auffordert.

Also eine Art Simultanmonument, ein kleiner Denkmalomnibus soll errichtet werden. Einfach vom ästhetischen Standpunkte betrachtet wäre das gemeinschaftliche Denkmal eine Geschmacklosigkeit und eine literargeschichtliche Unwahrheit überdies. Seit wann stellt man bedeutenden Menschen deshalb ein gemeinsames Monument, weil sie einander zufällig im Leben nahe standen, weil ein gemeinsames Drittes ihre Vergleichung zufälliger Weise gestattet? Wird man für Bismarck und Plato eine gemeinschaftliche Bildsäule aufstellen, weil beide bei aller sonstiger Verschiedenheit sehr hohe, nach rückwärts fortgesetzte Stirnen hatten? Wird man Immanuel Kant und den Prinzen Eugen mit demselben Athem nennen, weil beide den Schnupftabak liebten? Und nun sollen auf einmal Anastasius Grün und Nikolaus Lenau auf einem gemeinsamen Leichenstein allegorisirt werden, weil sie ihren Kaffee in demselben Zimmer nahmen, weil sie mit einander befreundet waren, weil der Ueberlebende die Biographie des Andern schrieb, und weil — das ist der Kernpunkt! — sie ihre deutschen Werke innerhalb eines Ländergebietes schrieben, das in der politischen Geographie einen anderen Namen hat, als das Vaterland Schillers. Zwei Namen wegen solcher Aeußerlichkeiten unter einen gemeinsamen Hut bringen zu wollen, ist ein Feuilletongedanke, doch Feuilletons werden nicht in Stein gehauen. Grün und Lenau, — wer das Leben des Einen beschreibt, wird auch von dem Andern sprechen müssen, aber wer die Dichtungen des Einen liest, wird nicht an den Charakter des Andern denken. Nikolaus Lenau ist freilich auch ein freiheitlicher Dichter, weil er, der der Wahrheit bis zum Wahnsinn nachgrübelte, der dem Urgrunde seiner eigenen Gedanken „wie ein Spürhund dem Sumpfgevögel" nachspürte, auch in den ernsten politischen Dingen das Wahre traf und feurig aussprach; Anastasius Grün ist freilich auch als Dichter der Freiheitsmann, weil seine Sehnsucht nach Licht und Freiheit sich in jeder Form aussprach, also auch die poetische für seine Zwecke benützte: — so ist die unleugbare Verwandtschaft der Beiden nur auf einen einzigen Punkt beschränkt, in welchem sich zwei im Uebrigen diametral verschiedene Naturen nach Zeit und Umständen vorübergehend vereinigten. Nikolaus Lenau, der wunderbar melancholische Lyriker, der zufällig auch einige Helden der Freiheit vor seinem Seherblicke passiren läßt, nachdem er seinem innersten Drange gemäß alle persönlichen Gefühle zergrübelt, zerfasert und betrauert hat, — und Anastasius Grün, der Politiker, der poetische Sprechwart eines vorwärtsringenden Staatswesens, Grün, welcher in den Pausen seines Kämpfens wohl auch Muße fand, sinnige Verse zur stillen Freude zu verbinden, diese beiden Männer zu einer gemeinsamen Erinnerung vereinigt — es ist wirklich geschmacklos, mögen auch noch so feine Köpfe dem Gedanken zugestimmt haben. Wohl stehen unter dem Aufrufe auch die Namen Eduard von Bauernfeld und Johannes Nordmann, die imponirend genug sind, um ein von ihnen gutgeheißenes Unternehmen ernsthaft zu prüfen, trotzdem sich auch Ludwig August Frankl unter den Entrepreneurs befindet. Oder sollte die Anwesenheit dieses einen Mannes schon hinreichen, um eine ganze Versammlung geistvoller Leute ohne Geschmack urtheilen zu lassen?

Vor eine recht ergötzliche Aufgabe wäre der denkende Künstler gestellt, welcher die Vereinigung der beiden Dichter in Stein auszuführen hätte. Sollen die beiden Freunde auf dem Monumente an einem gemeinsamen imitirten Marmortischchen schwarzen Kaffee schlürfen? Oder sollte Grün dargestellt werden, wie er Lenaus gesammelte Werke herausgibt? Die illustrirten Witzblätter werden sich des Gegenstandes hoffentlich bemächtigen.

Da die Ansicht eines nüchternen Freundes, als wären die Wiener durch die schlechten Zeiten gezwungen, wohlfeil zu bauen und auf je zwei Berühmtheiten nur einen Stein kommen zu lassen, schwerlich zutrifft, so wird man denn doch auf ein uneingestandenes Motiv zurückgreifen können, um die sonderbare Absicht zu erklären. Es ist das östreichische Streberthum, die Partei der „wahrhaften Oestreicher", die seit einiger Zeit ihre Finger auch von einem Gebiete nicht lassen will, das unter Deutschen doch wohl endlich als gemeinsame Angelegenheit anerkannt werden sollte; Kunst, Literatur und Wissenschaft muß und wird unantastbares Gemeingut bleiben, und wer daran doch zu tasten wagt, der handelt nicht mehr vor dem Forum seiner Stadtgenossen, der muß vor einem größeren Publicum zur Rechenschaft gezogen werden.

Die Begründung, welche im Aufrufe für die Gemeinsamkeit eines Denkmales gegeben wird, läßt über die Absicht keinen Zweifel. „Im Leben wie in der Literatur sind die «östreichischen Dioskuren» Nikolaus Lenau und Anastasius Grün gleichen dichterischen wie freiheitlichen Schrittes neben einander gewandelt." So heißt es in dem Aufrufe und das Wort „östreichische Dioskuren" wird so harmlos in die Welt eingeschmuggelt, als ob mit diesem einen Federzuge nicht ein Abfall von der gemeinsamen Bildungsbasis, eine Verleugnung der beiden großen wirklichen Dioskuren vollzogen würde. Bisher wenigstens waren Schiller und Goethe die Dioskuren für alle Deutschen, mochten dieselben die alljährliche Schillerfeier in Wien oder in Berlin oder in New-Orleans begehen; jetzt haben der Minister Schmerling und der Nekrologe Ludwig August Frankl die großen Dichterheroen wegdecretirt, wie der französische Convent das Dasein Gottes, und auf den erhabenen Thron der beiden Geister stellen sie die Landeskinder, und werden sich sicherlich darüber wundern, wenn man zwischen Piedestal und Statuen vergebens nach einem Verhältnisse sucht. Dies ist aber das Schlimmste an solchen periodischen Ausbrüchen eines übel angebrachten östreichischen Particularismus, daß den bedeutenden Menschen, welche da zu einer übertriebenen Bedeutung hinaufgeschraubt werden sollen, ein Unrecht zugefügt wird. Lenau und Grün, beide erscheinen kleiner, wenn man sie unnöthiger Weise mit den großen Dioskuren in Vergleichung bringt. So werden hervorragende Geister ohne Noth durch den Uebereifer ihrer Freunde herabgesetzt, und was sich bei dem großartig in Scene gesetzten Grillparzercultus vor wenigen Jahren ereignete, das wiederholt sich auch hier: man folgt zu willig dem Anstoß, der noch dazu von künstlerisch analphabeten Kreisen zu stammen pflegt, compromittirt damit die Gefeierten und reizt zum Widerspruch.

Traurig aber ist es, daß dieselben Leute, welche bei unzähligen Banketten die geistige Zusammengehörigkeit Oestreichs und Deutschlands feiern, welche auf diese Zusammengehörigkeit ihre Gläser leeren, ob dieselben nun Vöslauer oder Rüdesheimer enthalten, die Stimmung der Festtage so bald vergessen, um wenige Monate nach einer Grünfeier, die sich zu einem deutschen Feste gestaltete, denselben Anastasius Grün mit einer beinahe antideutschen Demonstration zu feiern.

Fritz Mauthner.

Aus der Hauptstadt.

Die Concurrenz für die Denkmäler der Gebrüder Humboldt.

Das Interesse der Künstler und des gebildeten Publicums unserer Reichshauptstadt ist augenblicklich lebhaft in Anspruch genommen durch die Ausstellung der Skizzen zu einem Denkmal für die Brüder Humboldt. Die Ausstellung ist nicht nur bemerkenswerth in Hinsicht auf das unzweifelhaft große künstlerische Resultat und die Schönheit einzelner Arbeiten, sondern auch in hohem Grade charakteristisch für die Art und Weise, in welcher von maßgebender Stelle aus die Kunstpflege in unserem Staate gehandhabt wird. Sie gibt in vollstem Maße Anregung zu der Frage, ob unsere monumentale Kunst nach festen und richtigen Principien geleitet und gefördert wird, eine Pflicht, der sich der Staat, auf diesem Gebiet der einzige Besteller, nicht entziehen darf. Die Ausstellung hat mit Rücksicht auf die Intentionen, welche der Concurrenz zu Grunde lagen, ein entschieden negatives Resultat gehabt, insofern als die besten Arbeiten diesen Intentionen nicht entsprechen und unbekümmert um das gegebene Programm rein künstlerischen Principien folgen. Manche tüchtige Arbeit aber ist gescheitert an der strikten Befolgung von Vorschriften, welche der Erfindung Fesseln anlegten und die Phantasie in unzerreißbare Banden einschnürten. Hätte nur über dieser Sache ein unglücklicher Stern geschwebt, — man könnte sich darüber trösten. Leider haben wir aber stets das Unglück, daß die Bestrebungen, unsere Kaiserstadt ihrer Bedeutung entsprechend mit Monumenten der bildenden Künste zu schmücken,

Digitized by Google

sich im Sande verlaufen, oder nur verkümmert Verwirklichung finden. Wir erinnern an die begrabenen Projecte, welche uns einen Dom und ein Parlamentshaus geben sollen, verweisen auf manches Gebäude, das Staat und Stadt errichten ließen und welches, anstatt monumental zu sein, höchstens dem trockenen Bedürfniß genügt. Manche Gelegenheit ist auf diese Weise verpaßt, manches Provisorium mit großen Kosten geschaffen, ohne wesentlichen Nutzen für unsere Kunst und Kunstindustrie. Häufig scheint der Zufall oder die Rangstufe die Hände zu bestimmen, denen große Aufgaben anvertraut werden. Und doch liegt manche tüchtige Kraft brach oder kommt nicht in entsprechender Weise zur Verwendung.

Wir geben zu, daß wir auf dem Gebiet der Bildhauerkunst, soweit sie Antheil hat an den Schmuck unserer Plätze und Straßen, besser bestehen können, als auf dem der Schwesterkunst, der Architektur. Wir besitzen eine Reihe Meisterwerke, vom Reiterbild des großen Kurfürsten bis zur Schillergruppe unseres Reinhard Begas. Möge wenigstens hier keine Aenderung zum Schwächeren Platz greifen.

Man hat für die Humboldtdenkmäler ein Programm mit genauen Vorschriften aufgestellt, wie die Statuen beschaffen sein sollen. Sie sollen stehen in der Flucht des Gitters vor der Universität zu beiden Seiten des Portals; ferner in Harmonie sein mit den benachbarten Statuen von Bülow und Scharnhorst; es sollen sitzende oder stehende Figuren sein, die am Sockel nur Reliefschmuck haben. Man hat fünf Meister unter Zusicherung eines Honorars zur Einsendung von Skizzen aufgefordert. Die Auserwählten waren A. Wolff, Afinger, Reinhard Begas, Encke und Schaper, doch konnten auch andere Künstler sich betheiligen. Der Einladung haben außer den Genannten elf Künstler Folge geleistet.

Die ausgestellten Arbeiten beweisen zum Theil schlagend, wie falsch es war, durch genaue Vorschriften von vornherein eine gewisse Uniformität erzielen zu wollen. Die allzu peinliche Rücksichtsnahme auf die Umgebung ist für viele eine Klippe geworden, an der die künstlerische Kraft scheitern mußte. An erster Stelle müssen wir für ein öffentliches Monument, welches doch nicht nur den Mann ehren soll, dem es gesetzt wird, sondern vorzugsweise einen künstlerischen Schmuck der Stadt geben soll, verlangen, daß dasselbe originell gedacht und künstlerisch empfunden sei.

Diesen Anforderungen entsprechen aber nur die Arbeiten zweier Künstler, die sich beide den Forderungen des Programms entzogen und ihren eigenen Weg gingen, die sich damit aber dem gewöhnlichen Usus nach hors concours setzten: Reinhard Begas ist der Eine, Hundrieſser mit seiner Gruppe, beide Brüder auf gemeinsamen Postament, der Andere.

Begas sieht von der Porträtstatue vollständig ab, gibt aber jedem der Brüder ein selbstständiges Monument. Die Büsten stehen auf Sockeln quadrater Grundform, begleitet von je einer stehenden Figur, — bei Alexander eine jugendliche Mädchengestalt, welche dem Haupte des Gefeierten einen Kranz aufdrückt, bei Wilhelm ein Jüngling mit einer Fackel, — am Fuße der Postamente sitzende weibliche Figuren vertieft in Buch und Schrifttafel. Breite hohe Stufen vermitteln den Uebergang zum Boden. Es sind Meisterwerke ersten Ranges, ideal und frisch in der Auffassung, vollendet in der Form. Vor ihnen wird dem Beschauer klar, wie sehr diese Gestaltungsweise der Porträtstatue vorzuziehen ist bei Denkmälern für Männer der Wissenschaft, deren Bedeutung nicht in einer einzelnen großen That, die sie verrichtet, liegt, sondern die Gesammtsumme ihres ganzen Lebens ist. Auf das Glücklichste wird die Qual umgangen, welche die Entscheidung über das Alter oder die momentane Thätigkeitsäußerung nothwendig mit sich bringt.

Angesichts dieser neuen hochbedeutenden Leistungen von R. Begas hoffen wir, daß die Jury, welche die Entscheidung in dieser Sache zu fällen hat, wenn möglich, sich über die durch das Progamm gezogene Grenzen hinwegsetze und dieselbe nach ihrem künstlerischen Werthe in Erwägung ziehe. Nur mit Betrübniß würden wir wieder eine Gelegenheit hinschwinden sehen, welche sich für eine öffentliche Bethätigung des Künstlers zur Verschönerung unserer Stadt bietet. Begas nimmt unbestritten unter unsern Bildhauern die erste Stelle ein. Jede Ausstellung eines neuen Werkes von ihm bethätigt dies auf's Neue. Um so auffallender und bedauernswerther ist es, ihn stets übergangen zu sehen, wenn es die Bestellung öffentlicher Denkmäler gilt, während manche leichter wiegende Kraft mit Aufgaben überhäuft ist.

Hundrieſser hat sich mit seiner Arbeit als ein Talent ersten Ranges erwiesen. Er entfernt sich noch mehr von den Grundsätzen des Programms, indem er beiden Brüdern als Gruppe, Alexander stehend, Wilhelm sitzend, ein gemeinsames Postament gibt. Vortrefflich gelöst ist die Schwierigkeit, zwei Figuren auf einen quadraten Sockel unterzubringen, ohne der Stellung etwas Gezwungenes zu geben. So vortrefflich die Figuren in ihrer Stellung zu einander gelungen sind, das Interesse des Beschauers wird mehr noch durch die originelle Gestaltung des Sockels in Anspruch genommen. Derselbe steigt auf breiter Basis auf; an den Ecken vermitteln reizende Putten mit den Attributen der Wissenschaft den Uebergang von den Stufen. An den vier Seiten sitzen vor den nischenartigen Flächen des eigentlichen Postaments weibliche Figuren, Vorstellungen der vier Welttheile. Das Postament selbst ist reich geschwungen mit bewegten Karyatiden geziert, deren Kleidung der Darstellung der ephesischen Diana entnommen ist. Das Ganze klingt vortrefflich zusammen, die Einzelheiten sind zwar skizzenhaft aber mit großer Frische und Liebenswürdigkeit behandelt.

Wenn die Arbeit Hundrieſsers Aussicht hätte, so würde ihre Stellung in der Axe des Haupteinganges der Universität in der Mitte des Gartens anzunehmen sein.

Unter den übrigen Arbeiten, welche sich streng an die Vorschriften des Programms gehalten haben, sind nur einige hervorzuheben, welche für das Talent und die Gestaltungskraft ihrer Verfasser rühmendes Zeugniß ablegen und bekunden, daß letzteren ein besserer Wurf gelungen wäre, hätten sie freier schaffen können.

Fritz Schaper's sitzende Figuren geben Alexander jugendlich begeistert, Wilhelm in ruhiger Haltung. Sie sind ungemein fertige Arbeiten, vortrefflich im Zusammenklang mit dem Sockel, leider etwas trocken. Doch hat man die Empfindung, sie könnten unmittelbar aus der Skizze in die Ausführung übergehen und würden unter Denkmälern berühmter Männer immerhin einen ehrenvollen Rang einnehmen.

Hundrieſser hat gleichfalls zwei sitzende Figuren geliefert. Alexander ist zu unruhig und gesucht, Wilhelm dagegen ganz vortrefflich in seiner vornehmen Haltung ausgefallen. Musterhaft ist die Profilirung der in der Vorderansicht leider etwas schmalen Sockel.

Enckes Arbeiten stellen die Brüder auch sitzend dar und zeigen wohl das Talent des Urhebers, doch ist die Haltung zu lässig und bequem in den Sesseln zurückgelegt, um dem Charakter der Humboldts zu entsprechen.

Von Otto aus Rom ist eine Skizze Wilhelms eingesandt, die in höchstem Grade genial gemacht aber etwas zu allgemein gehalten ist. Die Technik der Figur ist vorzüglich, auch sind die Reliefs am Sockel sehr reizend in der Behandlung.

A. Wolff hat zwei verschiedene Auffassungen und fünf Skizzen eingesandt, stehend und sitzend, und eine Variante der stehenden Figur Alexanders. Nicht besonders anmuthend ist der Gedanke, den runden Sockel der Statue Friedrich Wilhelms III. von Drake mit umlaufenden Reliefs neu aufzulegen.

Da wir eine Kritik jeder einzelnen Arbeit nicht als in der Tendenz dieses Blattes liegend ansehen können, so begnügen wir uns mit der Erwähnung der besten Arbeiten, wenn wir auch anerkennen, daß unter den übrigen noch manche tüchtige und fleißige Leistung ist.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß man bei der Wahl des Künstlers nur nach künstlerischen Gesichtspunkten verfahre, auf daß diese Gelegenheit benutzt werde, uns mit einem Kunstwerk zu bereichern, das nicht nur ein Gedenkzeichen der großen Männer sei, sondern ein Wallfahrtsort werde, an dem Jeder künstlerischen Genuß und diejenige über das Gewöhnliche erhebende Freude habe, die das Anschauen einer großen Kunst allen guten Menschen gewährt.

Architectus.

Notizen.

Die Beziehungen zu Frankreich während der letzten Zeit waren nicht sehr günstig. So versichern wenigstens einige Zeitungen, die gern die ganze Presse zu einer Wintercampagne gegen die Pariser Journalisten aufgeboten hätten. Die Presse verhielt sich indessen schweigend, wenn nicht abwehrend. Volontairs wollten sich nicht melden und die allgemeine Wehrpflicht ist in solchen Fällen noch nicht in ausreichendem Maße durchgeführt. Die publicistische Disciplin namentlich läßt trotz einiger unverkennbarer Fortschritte noch viel zu wünschen übrig. Was die Haltung der Wochenchronik in diesen Blättern zu jenem Streit an-

Digitized by Google

geht, so wird der unbefangene Leser die bisher beobachtete Reserve begreiflich finden. Wir schrecken vor einer gelegentlichen Polemik mit den französischen Collegen nicht zurück, lassen sie uns vielmehr als Unterbrechung des Alltagslebens hin und wieder ganz gern gefallen. Auch wenn auf Commando vorgegangen werden soll, haben wir keine grundsätzliche Abneigung gegen die Heeresfolge, aber wohlverstanden unter einer Bedingung. Wir würden nämlich eine gewisse Garantie voraussetzen, daß, wenn wir patriotisch mitfechten, dies nicht nach einiger Zeit, wenn der Moment der Abrüstung eintritt, als unruhstiftend, ungehörig und unpatriotisch getadelt werde. Leute, die weniger vorsichtig sind, sollen derartige Malheurs erlebt haben. Reisende wollen übrigens wissen, es lasse sich in Paris, wenn man nicht gerade im Café oder in einem der feinen Restaurants auf den Boulevards plötzlich mit lauter Stimme die Wacht am Rhein zu singen anfange, noch immer leidlich existiren. Die Franzosen sind natürlich über die Wahlen im Elsaß, welche sie sich anders vorgestellt hatten, etwas verstimmt. Dafür revanchiren sie sich durch allerlei Glossen über unsere Wahlen, den ungeheuren Mißerfolg der Nationalliberalen, welchen sie sich als Niederlage der Regierung vorstellen, endlich die socialistische Sündfluth, mit der ja einheimische Blätter den Teufel erschrecklich genug an die Wand gemalt hatten. Die Socialisten müssen allerdings seit ihrer letzten Ueberrumpelung zweier Berliner Wahlkreise im Auge behalten werden. Bisher wurden sie ignorirt. Es gibt zahlreiche Staatsbürger, die, wenn sie nicht etwa den Reichstag besuchen, in ihrem ganzen Leben einen wirklichen Socialisten kaum jemals zu Gesicht bekommen haben. Die von jenen Herren redigirten Blätter zu studiren, wird man ohnehin Niemandem zumuthen. Abgesehen davon, daß dadurch die socialistische Propaganda in der Familie, ja bei dem dienenden Personal gefördert würde, wäre es auch eine schwere Aufgabe, neben so vielen anderen Zeitungen auch noch radicalen Unsinn lesen zu müssen. Die Ultras zur Linken sollen sich, wie glaubwürdige Personen versichern, mit Vorliebe in pathetischen Wendungen ergehen. Wir haben inzwischen des Pathos in der Politik, das in der Regel den Mangel an Gedanken verdeckt, schon anderweitig übergenug. Nichts leichter als hochtönende Sätze mit Ausrufungszeichen zu schreiben, die den Eindruck machen, als ob der Autor sich die Erzeugnisse seiner Feder wohlgefällig selber vordeclamirte. Bei diesen Producten einer gewissen Schule geht aber der gesunde Menschenverstand durchweg in die Brüche. Journalisten, die zum großen Publicum sprechen, sollten am wenigsten schellenlaute Thoren sein und sich möglichster Einfachheit im Ausdruck befleißigen. Das Pathos macht die Presse diesseits der Vogesen, welcher von ihren Feinden eine gewisse Eintönigkeit vorgeworfen wird, oft geradezu unlesbar. Sowie gewisse Blätter einen Strohmann haben, der bei Verurtheilungen in Preßprocessen für den Redacteur sitzen muß, möchte sich mancher Abonnent einen solchen Stellvertreter von Stroh wünschen, der die Zeitung lesen müßte. Wer hat nicht in seinem Leben von einem Neger geträumt, der alle großen und kleinen Mühsalen des Lebens übernehmen müßte. Auf der Reise würde er die Koffer packen, zu Hause unangenehme Besuche empfangen, in Gesellschaft oder in Concerten schlechte Musik hören und was der guten Dienste mehr wären. Für einen solchen kleinen Nigger würde gewiß Jedermann gern eine preiswürdige Summe zahlen, und doppelt so viel, wenn derselbe uns der Mühe, jeden Tag so und soviel Leitartikel, falsche Nachrichten und daran geknüpfte Betrachtungen zu lesen, überheben wollte. Doch sind das fromme Wünsche, die sich hienieden nicht sobald verwirklichen werden. Wir müssen die orientalische Frage mit ihren Consequenzen, die Wechselfälle des Culturkampfes, zehnmal wiederholte Kammerreden und tägliche politisch sein sollende Reclamen als die Folgen unserer modernen Bildungsstufe betrachten und geduldig über uns ergehen lassen. Gewiß mit Recht bemerkte ein erfahrener Engländer, das Leben wäre schon erträglich, wenn nur nicht die Vergnügungen wären. Diese sind indessen unvermeidlich, und so wird man wohl auch die Zeitungslectüre zu den von dem irdischen Dasein unzertrennlichen Annehmlichkeiten rechnen dürfen.

* * *

Noch einmal Giacomo Antonelli.

Der in Nr. 48 Bd. X der „Gegenwart" von Herrn Carl Müller verfaßte Artikel über den kürzlich verstorbenen Cardinal Antonelli enthält so viele und so grobe Unrichtigkeiten, daß ich nicht umhin kann, ihn einer Richtigstellung zu würdigen.

Daß Antonelli in Sonnino, einem Felsennest an der neapolitanischen Grenze, geboren, ist allerdings richtig; nicht aber die Behauptung, er habe in höchst armseligen Verhältnissen das Licht der Welt erblickt. Wenn über seinen ersten Lebensjahren auch ein geheimnißvolles Dunkel liegt, so ist durch die Forschungen Prof. Dr. Gennarellis, Bianchi-Giovinis ꝛc. doch zur Genüge festgestellt, daß sich seine Eltern schon früh eines außerordentlichen Wohlstandes erfreuten. Es erhellt dies auch schon aus der Thatsache, daß dieselben ihren Kindern ein Baarvermögen von beinahe 200,000 Lire hinterließen. Die Häuptlingschaft in den Bergen von Sonnino, ein Erbtheil ihrer Familie, warf ja genug ab. Damit ist auch die Müller'sche Anführung, Domenico Antonelli sei ein Holzhauer gewesen, halb und halb widerlegt. Wie will er diese kühne Behauptung, die dem Leser doch einen grundfalschen Begriff beibringt, beweisen? Domenico gab sich, wie ich aus dem ziemlich zuverlässigen Bericht Giovinis entnehme, allerdings zu gewissen Zeiten für etwas anderes aus, als er thatsächlich war. Nämlich für einen Viehhändler. Diese Vorspiegelung war die Maske, hinter welcher er seine höchst einträglichen Erwerbsquellen zu verstecken suchte. Alle seine Biographen, darunter Männer wie Prof. Gennarelli, Normann-Schumann, Pentini ꝛc., stimmen darin überein, daß er ein überaus berüchtigter und allgemein gefürchteter Cioccaro*) gewesen ist, keiner von ihnen aber hat sich erlaubt, über sein Leben so bestimmte und so ungenügend verbürgte Behauptungen aufzustellen, wie obengenannter Verfasser. Er war übrigens nicht ein Spion, nicht ein Cumpan seiner Genossen, nein, er war ursprünglich selbst ein Brigant, und zwar in der schlimmsten Bedeutung des Wortes. Er blieb es bis zu der Zeit, als Joachim Murat anfing, in Neapel reinen Tisch zu machen. Giovini behauptet in seinem Quadro della Corte di Roma, er wäre bereits zur Berlina verdammt gewesen, als er den heimatlichen Boden noch rechtzeitig verließ und sich in Terracina ankaufte.

Daß er dort Kornhändler gewesen sein soll, ist eine nicht minder schlecht ersonnene Fabel, wie die von der frommen Dulderin Losetta Mancini, von der man in Sonnino nichts weiß. Domenico verdiente die Bezeichnung Kornhändler nicht mehr und nicht weniger, wie jeder norddeutsche Gutsbesitzer, denn er mußte sich doch seines Ernteertrags durch Verkauf entledigen. In dem Grundbuch von Terracina, das ich selbst einsah, ist er als possessore, das heißt als Besitzer eines ansehnlichen Landguts aufgeführt. Noch stärker ist der Irrthum betreffs der Erhebung in den Grafenstand, die 1831 erfolgt sein soll. Weder in Rom, noch in Sonnino und Terracina weiß man von einer derartigen Rangerhöhung. Nicht einmal der Grabstein Domenicos deutet eine solche an.

Ebenso zweifelhaft scheint mir Herrn Müllers Hinweis auf das Bildniß eines früheren Cardinal, Namens Antonelli. Es ist doch wohl nur eine ironische Anspielung auf die Abkunft gewisser Purpurträger, ohne jeden historischen Werth. Denn kein Archiv, kein Document, kein Geschichtsschreiber weiß etwas von einer Eminenz, die Antonelli geheißen hätte. Der Bericht ist, wie der Verfasser ganz richtig sagt, nichts weiter als eine Legende, die übrigens märkischen Ursprungs sein dürfte. Sie klingt etwas zu romantisch, um geglaubt werden zu können.

C. Müller behauptet ferner, Giacomo Antonelli hätte „mit den bärtigen Männern ein wenig geräubert", ohne zu erwägen, daß dies schon in chronologischer Hinsicht unmöglich der Fall gewesen sein kann. Domenico gab im Jahre 1811 das Banditenhandwerk gänzlich auf. Mithin war sein Sohn damals kaum sechs Jahre alt. Es gehört allerdings eine mehr als lebhafte Phantasie dazu, sich ein unmündiges Kind als Briganten vorstellen zu wollen.

Als Giacomo nach Rom in's Seminar ging, dachte er schwerlich daran, die „niedere Diakonen-Carrière" — wie C. Müller sich ausdrückt — einzuschlagen. Bekanntlich war Rom ein Priesterstaat, in welchem es weniger auf wissenschaftliche Bildung, wie auf Verschlagenheit ankam. Und letztere besaß der angehende Cleriker gerade genug. Wozu brauchte er sich also mit so bescheidenen Hoffnungen zu tragen? Prof. Gennarelli, der ihn von Jugend auf kannte, der als erster Advocat der Curie täglich mit ihm in Beziehung kam, behauptet in seinen Osservazione storiche gerade das Gegentheil. Er sagt, Antonelli kam mit

*) In Italien nannte man die Briganten von Sonnino kurzweg Cioccari, eine Bezeichnung, die von den eigenartig geformten Sandalen, die sie trugen, herrührte.

Digitized by Google

dem Wunsche nach Rom, dereinst die höchsten kirchlichen Ehrenstellen einzunehmen. Und er muß in dieser Hinsicht wohl ungleich besser unterrichtet sein, als ein märkischer Pastor. Der Satz: „Antonelli besuchte nie eine Universität", klingt im Hinblick auf die italienischen Verhältnisse geradezu naiv. Herr Müller sollte wissen, daß das römische Seminar, in dem Antonelli gebildet wurde, einer solchen Bildungsanstalt durchaus entspricht.

Daß Gaëtano Merrone ein Landsmann Sr. Eminenz gewesen, ist mir vollständig neu. Soviel ich weiß, stammte er aus Neapel. Dasselbe sagt auch Gennarelli in seinen Osservazione. Den langjährigen Aufenthalt Antonellis in Macerata und Viterbo, seine Abenteuer dortselbst und sein Verhältniß zum Cardinal Lambruschini hat Herr Müller auffallenderweise gar nicht erwähnt. Leider fehlt es hier an Raum, um darauf näher einzugehen. Nicht einmal die Daten, die der Verfasser über sein Aeußeres aufstellt, sind wahrheitsgetreu. Antonelli war nach Gennarelli's Anführung in der Jugend leichenblaß, und nicht schwarzbraun, wie C. Müller ihn sich denkt. Er versah im Jahre 1846 auch nicht die Dienste eines Generalschatzmeisters, sondern die eines zweiten Schatzmeisters, was wohl zu beachten ist.

Wenn C. Müllers Auslassungen über das moralische Leben des Cardinals auch nur annähernd verbürgt wären, so müßte Antonelli ein Lüstling, noch schlimmer als Alexander VI. gewesen sein. Daß er nicht gerade ein Muster von Keuschheit war, das erhellt aus dem Skandal mit der Comtesse Lauri, die der Verfasser wunderlicher Weise Clerici nennt. Daß er jedoch bis auf seine alten Tage ein Wüstlingsleben geführt hat, das behauptet nicht einmal sein Todfeind Bianchi-Giovini. Dazu war er auch viel zu häßlich. In den letzten Jahren seines wechselvollen Lebens kokettirte er mit andern, ungleich wichtigeren Dingen, als mit Weibern.

Geradezu falsch ist es, wenn C. Müller den Fleiß und die Umsicht Antonellis als Präsident der Consulta rühmt. Bekanntlich hat er sich nie pöbelhafter und unwürdiger benommen, als gerade damals, wo er dem Anscheine nach mit der Göttin Libertas kokettirte, in Wahrheit aber Pio IX. anfreizte, der nationalen Strömung einen Damm entgegenzusetzen. Er war in der That fleißig, wenn es galt, die von ihm selbst geschaffene und beschworene Verfassung zu untergraben, um die Männer, die er seine Freunde nannte, zu stürzen und der Reaction zum Triumph zu verhelfen.

Das Attentat auf ihn beschränkt sich auf den Angriff eines Geisteskranken, der mit einer Gabel — nicht mit einem Dolche — auf den Cardinal losging. Der Unglückliche wurde deshalb zum Tode verurtheilt. Von einem zweiten Mordanfall ist im Süden nichts bekannt.

Graf v. Merode soll nach C. Müllers Anführung der einzige Mann gewesen sein, der es gewagt, dem Cardinal offen die Stirn zu bieten. Da thut er indessen Männern wie Pellegrino Rossi, dem Cardinal Pentini und Prof. Gennarelli Unrecht. Ersterer wurde deswegen von einem Zollwächter der Curie erdolcht. Daß Antonelli den Mörder eigens gedungen hatte, ist erst unlängst in einer italienischen Zeitschrift durch den Nachlaß Cardinal Pentinis bewiesen.

Schließlich will der Verfasser wissen, Pio IX. und sein erster Minister hätten an gebrochenem Herzen gelitten. Da ist der Biograph einer vielgenannten nordischen Zeitschrift besser unterrichtet. Ihm zu Folge blieb der Cardinal bis zu seiner Sterbestunde unbeugsam. Und der Papst hat wahrlich keinen Grund zu verzweifeln, denn das Apostolat ist aus der so sehr gefürchteten Krise seiner weltlichen Macht nicht nur ungeschädigt, sondern — es wäre unnütz sich dies verhehlen zu wollen — geistlich gekräftigt hervorgegangen. Seine Lebenskraft ist noch lange nicht erschöpft; und die Welt wird daher noch sehr lange mit ihm als mit einer Großmacht zu rechnen haben. Der Staatssecretär des heiligen Stuhles bleibt, nach wie vor, eine für die Weltpolitik wichtige Persönlichkeit.

A. von dem Borne.

* * *

Von dem Autor des von uns bereits besprochenen Werkes „Aus Halbasien", Karl Emil Franzos, liegt uns jetzt ein Band Novellen vor, die im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart erschienen sind. Der Gesammttitel der sechs Erzählungen lautet: „Die Juden von Barnow". Keine einzige der vorliegenden Arbeiten ist mittelmäßig, jede spricht laut für das große Talent des Autors. Zwei der Novellen sind mehr als nur Beweise von Begabung, sie sind Meisterstücke in ihrer Art, „Das Kind der Sühne" und „Ohne Inschrift". Besonders das erstgenannte gehört unter die geringe Zahl der vorzüglichen Novellen, die in den letzten Jahren erschienen sind. Franzos ist durch und durch Dichter, das beweist nicht etwa der Stoff, trotz seiner packenden Kraft; das beweist auch nicht die Charakteristik, die mit wenigen Strichen lebendige Gestalten zeichnet — die stärkste Seite des jungen Dichters ist die Empfindung, mit welcher er Alles beseelt.

Die Wolken am Himmel, der Sturm, der über die Steppe dahinrast die Steppe selbst mit ihrer fesselnder Traurigkeit, alles das lebt mit, aber nicht als ein Versetzstück, als Decoration, sondern als nothwendiges Theil des Ganzen. Der Stoff dieser erschütternden Novelle ist sehr einfach, aber mit einer Vertiefung bearbeitet, der man in den Modenovellen niemals begegnet. Die Wittwe Miriam ist die Heldin der Erzählung. Ihr Mann war Todtengräber gewesen und der Einzige, der vor Jahren dem „großen Sterben" erlegen war. Der Todesengel hatte ihn als Sühnopfer für Alle mitgenommenen, so sagte das Volk, und sein Kind sei zu gleichem Zweck bestimmt — „das Kind der Sühne". Deshalb liegt auch der Schleier eines unbewußten Schmerzes auf dem zarten Antlitz der vierjährigen Lea, als hätte sie der Tod mit einem leisen Flügelschlage schon bei der Geburt berührt. — Wieder schwirrt durch Barnow das unheimliche Gerücht, das große Sterben nahe heran. Lea soll das Sühnopfer sein. Verzweiflung faßt Miriam, der armen Mutter Herz — umsonst scheint alle Pflege, alle Sorgfalt. Da räth man ihr zum Wunderrabbi nach Sadagora zu wallfahren, damit er den Fluch vom Haupte des geliebten Kindes nehme. Nach hartem Kampfe entschließt sich das gequälte Weib zu der Reise. Diese ist meisterhaft geschildert. Von Stunde zu Stunde mehrt sich Miriams Angst um ihr fernes Kind. In einer Zwischenstation muß sie zwei Stunden warten — zwei Stunden voll der entsetzlichen Furcht, daß Lea indessen vielleicht sterben könnte. Ein junges Ehepaar, das eben nach Barnow fährt, ist in derselben Schenke abgestiegen — eben wollen sie fort. Da hat die Seelenangst der Mutter den Gipfel erreicht — sie kann nicht zum Rabbi, sie muß zu ihrem Kinde. Wortlose Bitte im Antlitz, die Hände gefaltet nähert sie sich dem Ehepaar; die Augen der schönen Frau hatten sich mit Thränen gefüllt, als sie in dies todtbleiche, gramerfüllte Antlitz sah. „Kann ich Ihnen helfen?" fragte sie.

„Nach Barnow," stammelte Miriam, „nehmt mich nach Barnow mit." Und sie ist wieder bei dem Kinde, und das Kind genest.

Das ist der Stoff, den ich skizzirte, um der Novelle neue Leser zu werben, denn man muß sie gelesen haben, um ihre Schönheiten zu verstehen.

„Die Juden von Barnow" verdienen das lebhafteste Interesse der deutschen Leser, denen wir das Buch aufrichtig und warm empfehlen.

O. v. L.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Herr Gerhard Rohlfs hat in der Zeitschrift „Das Ausland" (Nr. 38, 1876) seine Meinung über die ihm ungerechtfertigt scheinende Antichinesenbewegung in Californien niedergelegt, in welchem Artikel er sich besonders auf die von mir in der „Gegenwart" über dasselbe Thema veröffentlichten Mittheilungen bezieht. Ohne mich auf eine eingehende Zergliederung der Rohlfs'schen Ansichten einlassen zu wollen — denn ich müßte, um dies zu thun, meine gegen eine unbeschränkte chinesische Einwanderung nach Californien angeführten Gründe einfach wiederholen —, möge eine geehrte Redaction mir doch gestatten, einen Irrthum, in welchen mein Freund Rohlfs gefallen ist, aufzuklären und zugleich die jüngsten Phasen der „Chinesenfrage" kurz zu erörtern.

Herr Rohlfs betont meinen Ausspruch: „Die Völkerwanderung neuer asiatischer Horden nach Californien soll und muß aufhören, gesetzlich, wenn irgend möglich, sonst mit Gewalt!" und fügt hinzu: „Ist es aber passend für den Bürger einer Republik so zu schließen: mit Gewalt!"

Einem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß ich wiederholt geäußert habe, es sei die einmüthige Ansicht aller guten Bürger Californiens, daß die bereits im Lande ansässigen Chinesen in ihren Rechten beschützt werden sollten*); daß die Anwesenheit einer beschränkten

*) Gleich vor dem von Rohlfs angeführten Passus sage ich z. B.: „Die sich gegenwärtig im Lande befindenden Chinesen sollen nicht belästigt oder gar vertrieben werden."

Digitized by Google

Anzahl von Chinesen noch auf Jahre hinaus für Californien nothwendig sei und daß der Uebergang zur freien weißen Arbeit in diesem Lande ein allmäliger sein sollte; daß jedoch einer ferneren Masseneinwanderung von Asiaten ein effectiver Damm entgegengesetzt werden müsse. In meinem Schlußartikel: „Die Selbsthülfe San Franciscos gegenüber seinen chinesischen Arbeitern" habe ich, ganz wie Rohlfs es anräth, die energische Handhabung der polizeilichen Verordnungen als Radicalcur gegen die schmählichen Zustände im hiesigen Chinesenviertel befürwortet und sicherlich nicht einer Chinesenhetze das Wort geredet. Jeder Vernünftige weiß, daß diese Frage, wenn nur irgend möglich, auf dem Boden des Gesetzes und der Mäßigung erledigt werden sollte. Es mußte weit kommen, wenn das Volk der pacifischen Staaten Nordamerikas sein letztes heiliges Recht, die Selbsthülfe, anzuwenden gezwungen sein würde und z. B. das Landen größerer Chinesenschaaren an dieser Küste durch eine nicht zu mißverstehende Demonstration zurückweisen müßte. Gottlob sind aber derartige Maßregeln vorläufig unnöthig geworden, da sich die Chineseneinwanderung in der letzten Zeit ganz bedeutend verringert hat. Den ehrenwerthen sechs Compagnien muß es bei der hiesigen Aufregung entschieden schwül um's Herz geworden sein, und sie haben ihren Einfluß, ihre armen Landsleute von hier zurückzuhalten, auf die eine oder die andere Weise zur Geltung zu bringen gewußt.

Es ist meine Ansicht, „daß man gerade in den Vereinigten Staaten es nicht ernst genug nehmen kann, wenn eine fremde, in ihrer Art und Richtung thatkräftige Race sich mitten in ein anderes Volk einschiebt und dessen Homogenität und inneren Zusammenhang stört". Ich rede hier mit den Worten meines Freundes Friedrich Ratzel (siehe „Das Ausland" Nr. 41), der noch hinzufügt, „daß man das Recht habe, bis jetzt und wahrscheinlich noch auf Jahrzehnte hinaus die chinesische Auswanderung nach diesen Gebieten rein vom wirthschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten". Dieser Meinung kann ich mich jedoch nicht unbedingt anschließen. Eine gewisse Zahl der Asiaten ist uns, vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ohne Frage von bedeutendem Nutzen gewesen und wird es auch für die nächste Zeit bleiben; aber den weißen Arbeiter durch eine fortgesetzte Masseneinwanderung der Asiaten auf den Standpunkt eines Paria herabdrücken zu wollen, scheint mir wie eine Versündigung an unsererer eigenen Race. Ich denke, daß wir, wie öfters erwähnt worden, vollauf genug Chinesen in Californien besitzen und ihrer vermehrten Einwanderung schon jetzt ein Veto entgegenstellen müssen, da sich das Problem sonst schon in naher Zukunft unendlich schwieriger gestalten würde. „Besser vorgesehn als nachgesehn!" ist ein gutes altes und sehr wahres deutsches Sprichwort, das sich auf die Chinesenfrage vortrefflich anwenden läßt.

Die Vereinigten Staaten haben mit der Einführung des Negerelements bereits genug unliebsame Erfahrungen gemacht, und die weiße Bevölkerung der pacifischen Küste sehnt sich durchaus nicht nach einer Wiederholung einer ähnlichen Verbrüderung mit fremden Racen in seinem eigenen Hause. Eine hiesige deutsche Zeitung („California Journal") bemerkt dazu ganz treffend:

„Wir müssen uns endlich von der allgemeinen Gleichheitsduselei losreißen, in die wir hineingerathen sind, als wir — wohl oder übel — den Negern das Stimmrecht geben mußten. Wir wollen von der common fatherhood of God und der common brotherhood of man Nichts wissen; und wir haben ein Recht dazu, das Recht der Selbsterhaltung. Entweder müssen wir überhaupt alle Nationalitätsprincipien fahren lassen und unsere nationale Selbstständigkeit in einem wässerigen Kosmopolitanismus auflösen, oder wir müssen uns das Recht reserviren, uns Diejenigen vom Halse zu halten, die uns nicht zusagen ꝛc." —

Wenn mein Freund Rohlfs die Culturanlage der Chinesen der der Kaukasier vollkommen gleichstellt und meint, daß es vielleicht nur wie in Japan eines Anstoßes bedürfe, um sie an Gesittung und Cultur uns gleich zu bringen, so ist das eine Ansicht, der die Bevölkerung Californiens, wo man unsere mongolischen Culturrivalen seit einem Vierteljahrhundert ziemlich gut kennt, keineswegs beipflichtet. Wir verspüren hier nicht die geringste Lust dazu, mit dem hülfslosen Versuch zu experimentiren, die Chinesen zu cultiviren oder gar dieselben uns zu assimiliren. Die Ideen der Chinesen über Moral und Bürgerpflicht, Heiligkeit des Eides, Manneswort, in Ehren halten der Frauen ꝛc. sind den unsrigen so diametral entgegengesetzt wie nur denkbar, und haben die Asiaten auch bis jetzt nicht im entferntesten daran gedacht, ihre Culturanschauung mit der europäisch-amerikanischen in Uebereinstimmung zu bringen.

Ein Blick aus der Perspective in ein fremdes Völkerleben, wie ihn mein Freund Rohlfs gethan hat (der, da er sich nur einige Tage in San Francisco aufhielt, nicht wohl nach eigener Anschauung urtheilen konnte!), ist immerhin sehr trügerisch, namentlich bei so verwickelten gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie die Chinesenfrage in Californien bietet. — „Woher wissen die Chinesen" — sagt z. B. Rohlfs — „daß sie nicht in einem Raum, der etwa für Zehn berechnet ist, mit Hunderten sich aufhalten dürfen, woher wissen sie, daß der Kehricht, die Küchenabfälle und schlimmerer Unrath nicht in den Gängen der Häuser oder auf die Straßen geworfen werden darf? ꝛc." — Kein Californier wird über diese Fragen ein Lächeln unterdrücken können, denn Niemand, der die hiesige Chinesenbevölkerung aus eigener Anschauung kennt, wird nur einen Augenblick daran zweifeln, daß die Zopfträger längst die Entdeckung gemacht haben, daß obige Handlungen, sowie Meineid, Frauenverkauf, barbarische Behandlung der Kranken und andere schlimmere Dinge, die im Reiche der Mitte vielleicht erlaubt sind, in Amerika gegen die Gesetze verstoßen. Einem Volk von so hoher Culturanlage, wie Rohlfs die Chinesen bezeichnet, die gänzliche Unkenntniß der Gesetze eines Landes, in welchem sie bereits seit einem Vierteljahrhundert wohnen, zuzumuthen — ganz abgesehen vom Verstoß gegen sittliches Recht! — ist ein Widerspruch seines eigenen Urtheils. —

Seit ich meine letzten Mittheilungen über die Chinesenfrage in diesen Blättern niedergelegt habe, hat die vom Congreß der Vereinigten Staaten zur Aufklärung jenes Problems nach San Francisco gesandte Commission ihre darüber gepflogenen Untersuchungen geschlossen. Die Verhandlungen waren besonders deshalb äußerst interessant, weil die vorgeladenen Zeugen zum bei weitem überwiegenden Theil den Chinesen freundlich gesinnte Individuen waren. Die sechs Compagnien hatten ihren eigenen Advocaten, der es sich zur Aufgabe machte, ihre Tugenden in das hellste Licht zu zu stellen. Die zahlreich vorgeladenen Methodisten-„Reverends" und Missionäre schwärmten für die guten und unterwürfigen Mongolen, deren Seelen sie so gern retten möchten. Eine Verehelichung der Chinesen mit anständigen weißen Frauen wurde auf's Wärmste empfohlen. Die Aussagen dieser Pfaffen waren ein Pasquill auf den gesunden Menschenverstand!

Sehr unliebsame Erfahrungen machte das europäische Volkselement dieser Stadt bei den Zeugenaussagen durch die unverblümte Wuth mancher amerikanischen „Knownothings", die sich in grimmigen Schmähungen gegen die Deutschen und Irländer ergingen und die Chinesen hoch über diese stellten. Im Allgemeinen waren Diejenigen, welche im möglichst niedrigen Arbeitslohn ihren persönlichen Vortheil sahen, für die Chineseneinwanderung, wogegen Solche, denen die Zukunft dieses Landes mehr am Herzen lag, als ihr Geldbeutel, dieselbe zum mindesten eingeschränkt sehen wollten. Von den großen Industriellen und den Landbesitzern des Staates wurde die Zuverlässigkeit und der Fleiß der Chinesen auf eine für den Unparteiischen so überzeugende Weise dargestellt, daß es schwer hielt, die Aussagen Anderer über die sittliche Verkommenheit der Asiaten damit zu vereinen. Jedem ruhig Denkenden wurde es bei jenen Verhandlungen klar, ein wie verwickeltes Problem die chinesische Einwanderung nach Amerika sei, und welche Schwierigkeiten die Lösung desselben noch dem amerikanischen Volke bereiten muß. Wir wollen hoffen, daß die Mitglieder des Congreßcomités ohne Vorurtheil beiden Seiten gerecht werden und, so viel in ihren Kräften steht, mit dazu beitragen mögen, diese verwickelte Frage auf eine für die große Republik des Westens würdige Weise zu lösen!

San Francisco, am 1. December 1876.

Theodor Kirchhoff.

Bibliographie.

Kalidasa, Sakuntala, übersetzt von Friedrich Rückert. Besonderer Abdruck aus dem Nachlaß. (Leipzig, S. Hirzel.)

August Schmitz, Judith. Tragödie. (Leipzig, J. H. Webel.)

—, Philippine Welser. Dramat. Dichtung. (Ebd.)

Ferdinand Wilferth, Ein deutscher Kaiser. Schauspiel in 5 Act. (Leipzig, Oswald Mutze.)

—, Die Rosen des Referendars. Lustspiel. (Ebd.)

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien bei mir:

Wörterbuch
zu der
Nibelunge nôt (liet).
Von
August Lübben.
Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.
geheftet. Preis 2 ℳ. 25 ₰.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
G. Stalling in Oldenburg.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in **Hamburg** und ist durch alle Buchhandlungen oder direct postfrei gegen Einsendung des Betrages (auch in deutschen Postm.) zu haben:

Karl Moritz Hoefft: schmerzlose, rasche und sichere Behandlung der Verbrennungen. Eleg. geh. 75 ₰.

Die „Hamb. Zeitung" 1877, Nr. 11, schreibt u. A.: Der würdige Veteran der Hamburger Chirurgen, der auf eine mehr als halbhundertjährige verdienstvolle Thätigkeit zurückblickt, hat soeben obiges Werkchen publicirt. Seine früher erschienene praktische Abhandlung über die sichere Heilung der Diphtheritis, hat weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, in ärztlichen und privaten Kreisen hohe und gerechte Beachtung gefunden. Jenes Buch hat in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt und von allen Seiten, selbst aus dem Auslande, wurden dem Autor die zustimmendsten Beurtheilungen zu Theil. Auch diese neue Schrift, die ein so wichtiges und leider immer zeitgemäßes Thema behandelt, ist als hochwillkommen zu bezeichnen und verdient die weiteste Verbreitung und ernsteste Würdigung. — Die Hoefft'sche Behandlung ist geradezu epochemachend, sie sollte in jeder Familie bekannt werden.

Heinr. Lemcke
in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**
Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter
Havanna- etc. Cigarren
im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille.
Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine. Dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	**Rothwein aus Corinth**	à ℳ 1.60.	= ℳ 4.80.
3/1 Fl.	**dito Claret Vino di Bacco von Santorin**	à ℳ 1.20.	= ℳ 3.60.
3/1 Fl.	**Malvasier weiss Vino santo von Santorin**	à ℳ 1.40.	= ℳ 4.20.
3/1 Fl.	**dito roth aus Misistra**	à ℳ 1.50.	= ℳ 4.50.
Zusammen 12/1 Fl.	Kiste, Flaschen und Verpackung frei für		ℳ 17.10.

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.
J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**
Gegründet 1840. Versandt bei jeder Temperatur zulässig.

Brehms Thierleben
Zweite Auflage
mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine
allgemeine Kunde der Thierwelt
aufs prachtvollste illustrirt
und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Mendelssohn's Werke für Pianoforte zu 2 Händen.

	ℳ	₰
Erster Band brochirt	9	—
Capricio. Op. 5 in Fis m.	—	90
Sonate. Op. 6 in E	1	80
7 Charakterstücke. Op. 7	2	10
Rondo capriccioso. Op. 14 in E	(—	90)
Phantasie. Op. 15 in E	(—	60)
3 Phantasien oder Capricen. Op. 16 in A, E m. und E	(—	90)
Phantasie. Op. 27 in Fis m.	(1	20)
Andante cantabile u. Presto agitato i. H	—	90
Etude und Scherzo in F m. und H m.	—	60
Gondellied in A	(—	30)
Scherzo a Capriccio in Fis m.	(—	90)
Zweiter Band brochirt	8	—
3 Capricen. Op. 33 in A m., E u. B m.	2	40
6 Präludien und 6 Fugen. Op. 35	3	30
17 Variations sérieuses. Op. 54	(1	20)
6 Kinderstücke. Op. 72	—	90
Variationen. Op. 82 in Es	—	90
Variationen. Op. 83 in B	—	90
Dritter Band brochirt	7	—
3 Präludien und 3 Etuden. Op. 104	(1	20)
Sonate. Op. 105 in G m.	(1	20)
Sonate. Op. 106 in B	(1	50)
Albumblatt (Lied ohne Worte). Op. 117 in E m.	(—	60)
Capriccio. Op. 118 in E	(—	90)
Perpetuum mobile. Op. 119 in C	(—	60)
Präludium und Fuge in E m.	(—	90)
2 Klavierstücke in B und G m.	(—	60)
Vierter Band: Lieder ohne Worte. Erscheint binnen Jahresfrist.		
Concerte und Concertstücke f. Pianoforte und Orchester. Ausgabe für Pianoforte allein. **Brochirt**	8	—
No. 1. Concert. Op. 25 in G m.	2	10
No. 2. Concert. Op. 40 in D m.	2	40
No. 3. Capriccio brill. Op. 22 in H m.	1	20
No. 4. Rondo brillant. Op. 29 in Es	1	80
No. 5. Serenade und Allegro giojoso. Op. 43 in D	(1	80)

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

MEYERS REISEBÜCHER 1877.

Gsell-Fels' Italien

ist durch den soeben ausgegebenen letzten Band **„Sicilien"**, auf dessen Bereisung der berühmte Verfasser das vergangene Jahr verwendet hat, zum Abschluss gebracht und bildet nun ein grosses zusammenhängendes Werk, welches den weitest reichenden Ansprüchen genügt. Es zerfällt in die Theile:

Ober-Italien, *2. Auflage.* 2 Bde. Geb. 12 ℳ.
Rom und Mittel-Italien, *2. Auflage.* 2 Bde. Geb. 18 ℳ.
Unter-Italien und Sicilien, *2. Auflage.* 2 Bde. Geb. 12 ℳ.

„In erfreulichem Gegensatz zu dem philiströsen Ton, den wir in unseren Reisebüchern gewöhnlich finden, haben wir hier endlich ein Werk, das der Höhe unserer Bildung entspricht. Mit dem landschaftlichen Charakter, mit der nationalen und lokalen Eigenthümlichkeit sind überall Geschichte Alterthum und Kunst gediegen behandelt, doch stets innerhalb der Grenzen, welche ein nicht bloss für gelehrte und künstlerische Kreise, sondern überhaupt für ein gebildetes Publikum bestimmtes Werk sich setzen muss. Was den Werth des Buches vervollständigt, ist die vorzügliche Ausstattung, der übersichtliche und korrekte Druck, die Illustrationen, welche weit über dem stehen, was deutsche Reisehandbücher gewöhnlich bieten." A. Woltmann, Prof. d. Kunstgeschichte in Prag.

Ein Auszug aus obigem ist:

Italien in 50 Tagen. 1 Band. Geb. 9 ℳ.

„Den sechsbändigen Gsell-Fels, den nehme der glückliche Forestiere zur Hand, der wie ein zweiter Goethe in vollster Musse durch den Garten Europa's schlendert; der einbändige ist für den Schnellreisenden, der nicht alles muss gesehen haben, aber das Schönste und Wichtigste." [Berner Bund.]

„ . . . . wird einem weitverbreiteten Bedürfniss in hervorragender Weise gerecht; mit erstaunlichem Geschick ist hier alles Wissenswerthe auf den engsten Raum, und doch in übersichtlicher, anschaulichster Weise zusammengedrängt." Dr. Wilh. v. Lübke, Prof. der Kunstgeschichte in Stuttgart.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Hierzu eine Beilage vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilcke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 10. Februar 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v.11 no 6

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der neue Reichstag. Von Wilhelm Wackernagel. — **Literatur und Kunst:** Frühe Fahrt. Von Hans Hopfen. — Nero in der zeitgenössischen Kunst. Von Woldemar Kaden. — Il Canzoniere di Enrico Heine. Uebersetzung von Bernardino Zendrini. Besprochen von Eduard Engel. — **Vermischtes:** Das freiwillige Proletariat von Paris. Von G. H. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Fürst des Schwindels. Mercadet. Charakterkomödie von Balzac, in 4 Acten, eingerichtet von Albert Lindner. Besprochen von Paul Lindau. — Madame Caverlet. Schauspiel von Emil Augier. Besprochen von O. v. Leixner. — Oper und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der neue Reichstag.

Von Wilhelm Wackernagel.

Die Zusammensetzung des neuen Reichstags, der, wenn ihm nicht eine Auflösung ein vorzeitiges Ende bereitet, bis zum 10. Januar 1880 die Vertretung des deutschen Volkes bilden wird, läßt sich, nachdem das Ergebniß sämmtlicher 70 Stichwahlen bekannt geworden ist, nunmehr vollständig übersehen. Werfen wir zunächst einen Rückblick auf den Reichstag der zweiten Legislaturperiode, so ist für die Zusammensetzung desselben nach Fractionen nur ein Moment von nachhaltiger Bedeutung gewesen, die Abstimmung über das Militärgesetz. Damals schied aus der Fortschrittspartei eine Anzahl von Mitgliedern aus, die sich unter Hinzutritt anderer liberalen Abgeordneten zur „Gruppe Löwe-Berger" formirten und als solche auch bei den letzten Wahlen ihre selbstständige Stellung bewahrt haben. Im Uebrigen hat sich die Stärke der verschiedenen Fractionen nur wenig verändert, so daß es nicht nothwendig erscheint, darauf hier näher einzugehen. Am Schlusse der Legislaturperiode zählte der Reichstag, wenn die erledigten Mandate den Fractionen zugute geschrieben werden, denen der letzte Inhaber angehörte: 22 Conservative, 31 Mitglieder der deutschen Reichspartei, 2 preußische Minister, 5 rechts von den Nationalliberalen stehende Liberale, 150 Nationalliberale, 14 zwischen diesen und der Fortschrittspartei stehende Liberale, 36 Mitglieder der Fortschrittspartei, 1 Mitglied der Volkspartei, 9 Socialdemokraten, 93 Mitglieder der Centrumsfraction nebst 4 hannoverschen „Hospitanten", 14 Polen, einen Dänen und 15 Elsaß-Lothringer, darunter 9 Clericale und 6 Protestler. Nach derselben Anleitung zerlegt, gruppirt sich das Ergebniß der Reichstagswahlen des Jahres 1877 wie folgt: Conservative 35, Mitglieder der deutschen Reichspartei 38 (es sind hier sämmtliche in den Königreichen Sachsen und Württemberg gewählten „Conservative" mit eingerechnet, da sich dieselben wohl ihren früher bereits der deutschen Reichspartei beigetretenen Specialcollegen anschließen dürften), 2 preußische Minister (Falk und Friedenthal), zusammen 75 Alt-, Deutsch-, Neu- und Freiconservative von den verschiedensten Schattirungen der Reichsfreundlichkeit. Es folgen 4 Mitglieder, die sich mehr zu den Anschauungen der nationalliberalen Fraction hinneigen, obschon ihr formeller Anschluß an dieselbe fraglich ist, die Abgeordneten v. Bonin, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, Graf Luxburg und Beseler. Die nationalliberale Fraction rechnet sich vorläufig 128 Mitglieder zu. Den Uebergang zur Fortschrittspartei vermitteln 14 Abgeordnete, von denen einzelne vielleicht sich von Neuem jener Fraction anschließen. Die Fortschrittspartei zählt, unter Hinzurechnung der drei in Württemberg neugewählten Abgeordneten Payer, Retter und Wirth, die zum Theil einen demokratischen Anflug haben, 35 Mitglieder. Die Volkspartei wird auch diesmal nur durch das eine Mitglied für Frankfurt a. M. (Abg. Holthoff) im Reichstage vertreten sein. Die Socialdemokraten haben 13 Mandate erobert, von denen sie eines, das für Altona, bei der Stichwahl, welche wegen Ablehnung des Mandates von Seiten des auch im 6. Berliner Wahlkreise gewählten Abgeordneten Hasenclever erforderlich geworden ist, voraussichtlich wieder verlieren werden. Die Centrumsfraction zählt 93 Mitglieder und 4 hannoversche „Hospitanten"; sie hat sich also genau im Status quo erhalten. Dasselbe gilt von den Polen, die ebenfalls in der nämlichen Zahl von 14 Mitgliedern wiederkehren. Der eine Däne, Herr Krüger-Beftoft, ist auch diesmal wieder auf dem Platze. Die 15 Elsaß-Lothringer zerfallen in 6 „Autonomisten", die im Reichstage zum ersten Male als ganz neue Gruppe auftreten, 4 Clericale und 5 Protestler; unter den Letzteren sollen jedoch einzelne, wie z. B. der in Mülhausen gewählte Mr. Jean Dolfuß, nach Abgabe des „Protestes" sich an den Verhandlungen weiter zu betheiligen beabsichtigen. In Summa 397 Abgeordnete.

Es ergibt sich aus dieser Aufstellung zunächst, daß in einem vollständig besetzten Hause der Schwerpunkt der Entscheidung noch gerade in die nationalliberale Fraction hineinfällt, wenn selbst auf der äußersten Rechten die der Reichspolitik widerstrebenden „Altconservativen", wie die Herren v. Kleist-Retzow, Marcard, v. Nathusius-Ludom u. s. w. sich zur Opposition schlagen sollten. In Fragen, welche die sächsischen und württembergischen Conservativen zur Secession von der deutschen Reichspartei veranlassen könnten, würde der Schwerpunkt freilich weiter nach links in die Gruppe Löwe-Berger hineinrücken. Demgemäß liegt denjenigen Parteien, welche die Reichspolitik im Großen und Ganzen unterstützen, diesmal noch mehr als im vorigen Reichstag die dringende Pflicht ob, auf ein pünktliches Erscheinen ihrer Mitglieder in den Sitzungen hinzuwirken; sonst könnten leicht einmal durch eine zufällige Abstimmungsmajorität Beschlüsse herbeigeführt werden, welche die größte Verwirrung nach sich ziehen. Die Verstärkung, welche gerade die Altconservativen und Particularisten auf der rechten Seite des Reichstags erfahren haben, ist für den Gang der parlamentarischen Verhandlungen von weit nachtheiligerem Einfluß, als das Wachsthum der conservativen Parteien an sich, da durch dieses allein der Schwerpunkt der Entscheidung nicht weiter verschoben worden ist. Von besonderer Bera-

Digitized by Google

wortlichkeit wird in Fällen, wo von der rechten Seite des Hauses die Opposition Zuzug erhält, die Haltung der Fortschrittspartei sein; dieselbe wird hoffentlich aus der Geschichte der letzten Wahlen gelernt haben, daß ein weiteres Beharren in der Negation lediglich zu einer Verstärkung der conservativen Parteien, und zwar durch solche Elemente führt, welche von rechts her hemmend in die politische Entwickelung eingreifen und das Rad der Zeiten um einige Jahrzehnte zurückdrehen möchten. Eine durch das Bindeglied des Centrums vermittelte Abstimmungscoalition zwischen der deutschen Fortschrittspartei und den Deutsch-Conservativen, den Socialdemokraten und Particularisten mag den schlauen Führern der Ultramontanen als der höchste Triumph ihrer parlamentarischen Diplomatie erscheinen; die fortschrittliche Entwicklung im Reich würde dadurch aber keine Förderung erfahren.

Was die einzelnen Fractionen betrifft, so ist den Conservativen ihre Verstärkung, mit alleiniger Ausnahme des Sieges im badischen Wahlkreise Pforzheim, lediglich auf preußischem Boden erwachsen, und zwar wieder mit einer einzigen Ausnahme (Wahl des Grafen Holstein in Plön) in den alten Provinzen der Monarchie: Preußen, Brandenburg, Schlesien, Sachsen und Westfalen. Die „deutschconservative" Bewegung in Süddeutschland hat, wie ihr dies Prognostikon sofort bei ihrem Beginn gestellt wurde, es zu keinem erheblichen Erfolge gebracht; sie hat es lediglich der Unterstützung der Ultramontanen und Socialdemokraten, die ihr wegen ihrer abgeminderten Reichsfreundlichkeit bei der engeren Wahl in Pforzheim zu Theil wurde, zu danken, daß der Holzhändler Kasimir Katz zu Gernsbach, einer der Führer der lutherischen Orthodoxen im Badener Land, über seinen nationalliberalen Gegner, den ehemaligen badischen Minister Jolly, den Sieg davontrug.

Die deutsche Reichspartei hat ihren Gewinn auf sehr zerstreut liegenden Feldern eingeheimst; ohne den erhofften Beitritt weiterer sächsischer und württembergischer Conservativen würde sie keinen Zuwachs zu ihrem früheren Bestande zu verzeichnen haben. Für das geschlossene Auftreten der Partei in Fragen der Reichspolitik ist die Verstärkung des particularistischen Beisatzes gerade kein förderſames Moment. Man wird gut thun, über die Haltung dieser Fraction in Zukunft weniger nach ihrer officiellen Firma, als nach ihrer ziemlich heterogenen Zusammensetzung Conjecturen anzustellen, da die für ihre landsmannschaftlichen Gruppen maßgebenden Anschauungen in vielen Fällen nicht gerade concentrisch wirken dürften. In den „maßgebenden Kreisen" Dresdens und Stuttgarts denkt man, unbeschadet der „Reichstreue", doch über viele Punkte anders als in der freiconservativen Fraction des preußischen Abgeordnetenhauses.

Die nationalliberale Fraction ist, um 22 Stimmen geschwächt, aus dem Wahlkampfe hervorgegangen; 31 Wahlkreise hat sie verloren und dagegen nur 9 gewonnen. Trotzdem bilden die Nationalliberalen nach wie vor durch ihre Zahl und ihre Geschlossenheit die stärkste und wichtigste Fraction des Reichstages. Ihr Eintreten für die Justizgesetze hat ihnen den Absagebrief der Fortschrittspartei und in Folge der dadurch herbeigeführten Verwirrung und Zersplitterung vieler liberalen Wählerschaften den Verlust zahlreicher preußischer Wahlkreise an die Conservativen, ihre Unterstützung des Reichseisenbahnprojectes eine schärfere Hervorkehrung der Mißgunst einzelner bundesstaatlichen Regierungen und demzufolge den Verlust mehrerer sächsischer und württembergischer Wahlkreise an Particularisten und Socialdemokraten eingetragen. Als ein moralischer Gewinn, der nicht hoch genug veranschlagt werden kann, steht dem gegenüber das erhöhte Bewußtsein der Partei von ihrem Berufe im neuen Reiche und von den damit verbundenen Pflichten der Regierung wie den anderen Parteien gegenüber. Man kann es heute schon aussprechen: die nationalliberale Partei ist in sich geschlossener denn je zuvor, weil sie allseitig durchdrungen ist von der Nothwendigkeit, inmitten einer trüben und deswegen zu allerlei Anschlägen auffordernden Lage, um den nationalen Gedanken einen starken Wall aufzurichten, an welchem sich die Angriffe seiner Feinde brechen. Eine parlamentarische Fraction, welche eines so befestigten Besitzstandes sich erfreut, daß sie von 150 Sitzen 119, also vier Fünftheile, inmitten der heftigsten Angriffe von allen Seiten her behauptet, welche für eine stattliche Zahl von Staaten und Provinzen der adäquate Ausdruck der politischen Bestrebungen der liberalen Wählerschaften überhaupt ist, kann, ohne sich damit einer Selbstüberhebung schuldig zu machen, den Satz aufstellen, daß in ihr das deutsche Bürgerthum die seinen liberalen Anschauungen am meisten entsprechende Vertretung findet. Die nationalliberale Partei ist aber nicht blos in sich geschlossen, sondern sie ist auch einmüthig entschlossen, das deutsche Bürgerthum aufzufordern und hinzuleiten zu einer festen Organisation seiner hier und da noch von allerlei kleinlichen Sorgen und Wünschen, nichtigen Vorurtheilen und Rechthabereien auf ziellose Bahnen abgezogenen Kräfte im Dienste des Reichsgedankens und der freiheitlichen Entwicklung, die in und mit jenem allein eine feste Gewähr findet. Von dem Ernste dieses Entschlusses wird schon eine nahe Zukunft Zeugniß geben.

Die Zahl der zwischen den Nationalliberalen und der Fortschrittspartei stehenden Abgeordneten ist, insoweit sie sich zur Gruppe Löwe-Berger formirt hatten, äußerlich so ziemlich unverändert geblieben; die meisten Mitglieder derselben wurden in ihren alten Wahlkreisen wiedergewählt. Es beweist auch dies, daß der Liberalismus des deutschen Bürgerthums durchaus keine Vorliebe für extreme Richtungen hat, sondern von einer maßvollen Vertretung der liberalen Grundsätze sich ein Besseres verspricht. Wenn einzelne „der wilden Liberalen" sich von Neuem der Fraction der Fortschrittspartei anschließen sollten, so würde dies jedenfalls so zu deuten sein, daß die gemäßigteren Mitglieder dieser Fraction von einer solchen Verstärkung sich einen maßgebenden Einfluß auf die Haltung der Fraction überhaupt versprechen. Auch andere Zeichen deuten darauf hin, daß sich innerhalb der Fortschrittsfraction die Ueberzeugung Bahn bricht, es werde für sie im Rahmen der liberalen Partei bald nicht mehr Platz sein, wenn man fortfahren wollte, gegen die Nationalliberalen, die darin doch die weitaus überwiegende Mehrheit darstellen, einen „Krieg auf's Messer" zu führen und sich zu diesem Zwecke mit Parteien zu verbünden, die den Namen der Freiheit nur zu dem Zwecke im Munde führen, um durch dieses Feldgeschrei im liberalen Lager Verwirrung anzurichten. Wenn für einen liberalen Abgeordneten die Nachrede nicht gut klingt, „auf den Namen Bismarck gewählt zu sein", so ist es für einen solchen doch noch viel unangenehmer, jeden Tag sich sagen lassen zu müssen, „daß er auf den Namen Windthorst gewählt sei". Der Bund des Liberalismus mit dem Ultramontanismus kann auf keiner von beiden Seiten ehrlich gemeint sein; deswegen sollte, was bei den Wahlen etwa nach dieser Richtung hin in der Leidenschaft des Parteikampfes gefehlt worden ist, hinterher nicht weiter von Einfluß sein auf die Haltung einer Fraction, die die Aufgabe, welche sie sich selber vorzeichnet, Führerin auf dem Wege zur Freiheit zu sein, doch nur dann erfüllen kann, wenn sie den Liberalen, die ihrer Ansicht nach zu lange am Wege säumen, die Hand reicht, nicht aber, wenn sie sich feindlich gegen sie umwendet und in diesem Kampfe sich von den politischen Agenten des Vatican Liebeszeichen anheften läßt.

Die Fraction der Fortschrittspartei kann mit dem äußeren Erfolge des Wahlkampfes zufrieden sein; sie hat sich in den Stichwahlen bis auf die frühere Stärke gehoben. Diese Siege sind aber innerlich nicht so viel werth, wie sie es ihrer Zahl nach zu sein scheinen. Der geschlossene Besitzstand der Fortschrittspartei ist auf Ostpreußen beschränkt, von woher die „Junglitthauer", ihre Vorläufer und Gründer im preußischen Abgeordnetenhause, einst den Ausgang genommen haben. Sonst ist ihr Besitz weithin zerstreut, und was schlimmer ist, kein befestigter mehr. In Berlin, das bisher als „eine feste Burg" der Fortschrittspartei galt, sind zwei

Digitized by Google

Wahlkreise in die Hände der Socialdemokratie gefallen; drei andere konnten nur in engeren Wahlen zum Theil mit genauer Noth erstritten werden; lediglich einer von sechs Wahlkreisen ist von der Fortschrittspartei diesmal noch ohne besondere Anstrengung ihrerseits behauptet worden. In Breslau, der zweiten Stadt der preußischen Monarchie, ist der Besitz der Fortschrittspartei noch gefährdeter. Dresden ist ihr verloren gegangen. In Bayern wurde das wichtige Nürnberg gegen die Socialdemokratie nur mit Unterstützung aller anderen Parteien errungen. Was die nächsten Wahlen bringen werden, ist bei solcher precären Lage dunkel und verhüllt. Die Fortschrittspartei wird gut thun, darüber in ernste Erwägung zu treten; wir sagen ihr dies nicht, weil wir uns der für sie drohenden Gefahr freuen, sondern weil wir ihr eine Besserung ihrer Lage gönnen, die, da sie nur von Innen heraus kommen kann, ja gleichzeitig auch ihr Verhältniß zur nationalliberalen Partei wieder zu einem befreundeten umwandeln muß. Die Zukunft des Liberalismus in Deutschland hängt wesentlich von einer solchen Einkehr und Umkehr der Fortschrittspartei ab.

Die Verstärkung, welche die Socialdemokraten erfahren haben, ist nicht von Erheblichkeit. Ihr nächstes Ziel, 15 Mitglieder in den Reichstag hineinzubringen, um nach den Bestimmungen der gegenwärtigen Geschäftsordnung „selbstständige Anträge" einbringen zu können, deren dann freilich eine ganze Legion mit Vorschlägen zur „Lösung der socialen Frage" den Reichstag überfluthen würde, haben die Socialdemokraten diesmal noch nicht erreicht. Daß die Socialdemokratie bis jetzt noch keinen festen politischen Besitzstand hat, beweist der Umstand, daß sie von den 9 Wahlkreisen, die im letzten Reichstage durch Abgeordnete ihrer Richtung vertreten waren, nicht weniger als 4 wieder verloren hat und noch einen fünften dazu verlieren wird, während sie 8 Wahlkreise, die meisten nur durch die Schuld der anderen Parteien, die säumig und unter einander uneinig waren, ja sich gegenseitig Abbruch zu thun suchten, neu für sich gewann. Daß zwei Berliner und ein Dresdener Wahlkreis in die Hände der Socialdemokraten fielen, ist lediglich diesem Grunde zuzuschreiben. Den Verhandlungen des Reichstags wird aus der Verstärkung der Socialdemokraten kein weiterer Nachtheil erwachsen, da es nicht viel ausmacht, ob deren 9 oder 12 in demselben sitzen. Die, welche auf den Pessimismus speculiren, weil sie hoffen, daß er den Boden für die Aufnahme der Saaten der Reaction lockern werde, müssen ihre Erwartungen schon bis dahin vertagen, wo eine weitere Vermehrung der für socialdemokratische Candidaten abgegebenen Stimmen dem Reichstage ein stärkeres Contingent von „Vertretern des wahren Volkes" zuführt.

Die Centrumsfraction mit ihren „Hospitanten" aus Hannoverland hat bei den letzten Wahlen sich in ihrem Besitzstand bis auf drei Wahlkreise, die auch in früheren Reichstagen schon durch reichsfreundliche Abgeordnete vertreten waren (Hameln, Schweinfurt, Mainz), behauptet; dafür hat sie drei andere Wahlkreise gewonnen. Oberschlesien ist jetzt, mit Ausnahme eines Wahlkreises, ausschließlich durch Ultramontane vertreten. In Osnabrück, welches schon einmal (im Reichstage von 1871—1874) durch einen hannoverschen Particularisten, den ehemaligen Minister Erxleben, vertreten war, ist diesmal durch eine Coalition der nämlichen Elemente „der alte Gerlach", welcher schon der Centrumsfraction des preußischen Abgeordnetenhauses als „Hospitant" angehört, durchgesetzt worden.

Eine eigenthümliche Stellung unter den Centrumsmännern nimmt der neugewählte Abgeordnete für Essen, Redacteur Stötzel, ein; er ist als Candidat der „christlich-socialen" Partei gegen den Obertribunalsrath von Forcade de Biaix, bisherigen Vertreter des Wahlkreises, aufgestellt und in engerer Wahl durchgebracht worden; sein Parteigenosse, Caplan Laaf, ist in Aachen unterlegen. Die in Bayern mit vielem Geräusch durch Dr. Sigl und Genossen betriebene Bildung einer „katholischen Volkspartei" ist für die diesmaligen Reichstagswahlen zu spät gekommen, um ihre Lebensfähigkeit im Wahlkampfe zu erweisen. Drei neugewählte bayrische Abgeordnete: Dr. Lindner, Dr. Ratzinger und Domdechant Stöckl sind als Pionniere der neuen volksthümlicheren Richtung innerhalb des Ultramontanismus bezeichnet worden; doch hat einer derselben, Herr Stöckl, bereits öffentlich gegen die ihm damit vermeintlich angethane Ehre sich verwahrt. Wohnt dieser Bewegung irgend eine Bedeutung bei, so kann sie nur darin etwa gefunden werden, daß vom Centrum mehr noch als bisher „in socialer Politik gemacht" und das Volk draußen durch Parlamentsreden haranguirt werden wird, obgleich man darin schon gegenwärtig ganz Erkleckliches leistet.

Die Polen haben sich ebenfalls im Status quo behauptet; sie haben mit den Deutschen einen westpreußischen Wahlkreis (Schwetz) gegen einen posenschen (Wirsitz) ausgetauscht, welche Wahlkreise seither schon Zankäpfel zwischen den beiden Nationalitäten gewesen sind.

Ueber die Haltung, welche die interessante Gruppe der Elsasser Autonomisten, die zum ersten Male auf der Bildfläche erscheint, im Reichstage einnehmen wird, wogt der Streit in der Presse hin und her. Beglaubigte Aeußerungen maßgebender Autonomisten, wie z. B. des Herrn Schneegans, liegen zur Zeit noch nicht vor; doch steht Eines fest, daß diese Herren mit einer der liberalen Fractionen, vermuthlich mit beiden, Fühlung suchen werden. Die Elsasser Clericalen werden mit ihren „Landesbeschwerden", die im Grunde genommen nur Beschwerden der clericalen Partei als solcher waren, das Ohr des Reichstags nicht mehr ausschließlich in Anspruch nehmen. Schon der Wechsel des Tones allein wird vom Reichstage als eine Wohlthat empfunden werden. Ob die „Protestler", nachdem sie ihr Sprüchlein aufgesagt, sich wieder zu den Vogesen zurückziehen werden, muß vorläufig dahin gestellt bleiben. Derartige „große Staatsactionen", groß wenigstens in der Vorstellung der Acteurs, verlieren durch die Wiederholung an Effect. Qui proteste abdique.

Unsere Wanderung durch die Fractionen und Gruppen des neuen Reichstags ist hiermit zu Ende. Wir wenden uns zu einem kurzen Bericht über den Wechsel, welchen das Personal des Reichstags erfahren hat. Namhafte Abgeordnete sind durch den Tod abberufen worden aus der parlamentarischen Arena; andere sind freiwillig zurückgetreten; noch andere sind im Kampfe glücklicheren Mitbewerbern unterlegen. Andererseits sind unter den neugewählten Abgeordneten solche von scharf markirter Stellung aufzuführen.

Von den Conservativen kommen nicht wieder zwei alte Parlamentarier, die im Laufe des letzten Reichstags heimgegangen sind: Herr v. Arnim-Heinrichsdorf und Herr v. Denzin, der bei allen Parteien beliebt gewesene Doyen unserer parlamentarischen Körperschaften. Auf die Erneuerung des Mandats verzichtet hat Baron v. Minnigerode; im Kampfe unterlag der Präsident von Lothringen, Herr v. Puttkamer (Sensburg). Neugewählt sind der Führer der conservativen Partei im preußischen Herrenhause Herr v. Kleist-Retzow, bekannten Namens; der aus früheren Sessionen des preußischen Abgeordnetenhauses in Erinnerung stehende Corpsauditeur Marcard, ein lauter Rufer im Streit für das „christlich-germanische Princip"; der ehemalige Chefredacteur der „Kreuzzeitung", Herr v. Nathusius-Ludom, unter dessen Aegide die berüchtigten, von seinem Nachfolger desavouirten „Aera-Artikel" ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden; Graf Udo Stolberg-Wernigerode u. A. mehr. Graf Moltke hat für diesmal seinen Entschluß, sich aus dem parlamentarischen Leben zurückzuziehen, noch nicht zur Ausführung gebracht, so daß die conservative Fraction auch diesmal die Genugthuung hat, einen Namen von weltgeschichtlichem Glanze in ihrer Liste aufführen zu können.

Von der deutschen Reichspartei kehren nicht wieder: Prinz Wilhelm von Baden, welcher resignirte; Prinz Hohenlohe-Ingelfingen und Fürst Lichnowsky, die ihren ultramontanen Gegnern unterlagen, wie das schon früher dem Herzog von Ujest geschehen war; der zum sächsischen Finanzminister emporgestiegene Herr v. Könneritz; der sächsische Minister des Innern v. Nostiz-Wallwitz; Herr von Arnim-Kröchlendorf, der Schwager des Fürsten Bismarck, der im Turnier mit einem

Digitized by Google

andern ukermärkischen Granden, Herrn v. Wedell-Malchow, die parlamentarische Helmzier verlor. Wiedergewählt wurden mit Unterstützung der Liberalen Fürst Carolath, Fürst Hohenlohe-Langenburg, Fürst Pleß und Herzog v. Ratibor, so daß mithin diese Fraction als die „vornehmste" des Reichstags nach wie vor zu gelten beanspruchen darf, auch wenn der deutsche Botschafter in Paris, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, seinen Platz in der Nähe der Nationalliberalen wählen sollte, wo sein bayrischer College, der Regierungspräsident von Unterfranken, Graf Luxburg, Gemahl einer Prinzessin Carolath, sich ihm zugesellt.

Die Nationalliberalen des Reichstags werden in ihren Reihen mit Schmerzen vermissen den Vorsitzenden der Reichsjustizcommission, Miquel, den die Berliner Juristenfacultät wegen seiner Verdienste um das Zustandekommen des gemeinen deutschen Rechts zum Doctor juris honoris causa promovirte; derselbe hat seine parlamentarische Thätigkeit auf das preußische Abgeordnetenhaus eingeschränkt. Nicht wiedergewählt wurden die württembergischen Abgeordneten Elben und Gaupp; sie waren zu eifrig für die Interessen des Reiches, darum mußten sie „besseren Württembergern" weichen. Der Gießener Professor Oncken, der geistvolle Forscher der politischen Geschichte der Freiheitskriege, resignirte. Den unermüdlichen Kämpfer für mecklenburgische Verfassungsrechte, Geh.-Rath Prosch, nahm ein sanfter Tod hinweg. Auf die Wiederwahl verzichteten der Jenenser Professor Schmidt, der Verfasser des berühmten Quellenwerkes „Tableaux de la révolution française", und der allgemein verehrte Präsident so vieler parlamentarischer Versammlungen seit dem Frankfurter Parlament, Dr. Simson. Herr v. Rönne, der vielcitirte Commentator der preußischen und deutschen Reichsverfassung, unterlag im Kampfe gegen einem Polen. Die Abgeordneten v. Bennigsen und Lasker werden wie bisher die treibenden Ideen dieser größten aller Fractionen in sich verkörpern, und Herr v. Forckenbeck wird, als Mann des allseitigen Vertrauens, mit Kraft und ohne persönliche Rücksichten, wiederum als Präsident seines schweren Amtes walten. Unter den neugewählten Mitgliedern verdienen etwa besonderer Erwähnung Dr. Gensel, der gediegene Arbeiter auf volkswirthschaftlichem Gebiet, und Kiefer, der bekannte Führer der badischen Liberalen.

Die Fortschrittspartei hat durch den Tod eins ihrer geistvollsten Mitglieder, den Oberbürgermeister a. D. Franz Ziegler verloren, der im Kampfe für Freiheit und Recht Schweres zu erleiden hatte, und dessen unfreiwilliger Muße die deutsche Literatur eine Reihe trefflicher Novellen verdankt, worin Land und Leute der Mark mustergiltig geschildert sind. Wegen seiner aparten Stellung zum „Culturkampfe" schied aus der Fraction und damit aus dem parlamentarischen Leben Herr v. Kirchmann, der sich neuerdings um die Herausgabe philosophischer Schriften verdient gemacht hat. Sonst vermißt die Fraction bisher nur die Herren Ludolf Parisius, ein sehr thätiges Mitglied ihres publicistischen Generalstabes, und Herrn v. Saucken-Tarputschen; unter den neugewählten Fractionsgenossen befindet sich keiner, der bisher in weiteren Kreisen genannt worden wäre.

Den Socialdemokraten fehlt von ihren Führern kein theures Haupt; unter den neugewählten verdient eine besondere Erwähnung Hofbaurath a. D. Demmler, als der genialste Schüler unseres großen Architekten Schinkel und Leiter der neueren Prachtbauten in Mecklenburg-Schwerin, mit dessen letztverstorbenem Großherzog er auf vertraulichstem Fuße verkehrte; sein greises Haupt wird ihm im Reichstage zugute kommen, wenn er für die von ihm aus innerster Ueberzeugung ergriffenen Lehren seiner Partei das Wort ergreift. Für eines ihrer thätigsten Mitglieder, Herrn Bracke (Braunschweig), ist der Wahlkreis Glauchau zur Verfügung gestellt worden, wo der auch in Dresden gewählte Bebel ablehnte.

Das Centrum hat nur wenig Veränderungen erfahren. Es ist lediglich zu bemerken, daß der streitbare Mainzer Domcapitular Moufang nicht wiedergewählt ist; sollte dessen Anwesenheit im Reichstage für seine Partei erwünscht sein, so hat sie es jeder Zeit in ihrer Hand, ihm durch Mandatsniederlegung eines ihrer Mitglieder einen Sitz zu verschaffen. — Ueber die Polen bleibt nichts zu sagen, hier steht Einer für Alle und Alle für Einen.

Von den Elsaß-Lothringern erscheinen u. A. nicht wieder die beiden Bischöfe Dupont des Loges und Räß und der Herold des Protestes, Herr Teutsch. Unter den neugewählten Mitgliedern sind zu nennen Herr Jean Dolfuß aus der bekannten Fabrikantenfamilie, der Schöpfer der oft geschilderten Cité ouvrière bei Mülhausen; Herr Bergmann, einer der einflußreichsten Bürger Straßburgs; Herr Charles Grad, Mitarbeiter des „Industriel alsacien" und Herr Schneegans, Redacteur des „Elsasser Journal".

Sollte Jemand einen Namen, den er gern erwähnt gesehen hätte, in dieser Aufzählung vermissen, so sei er hiermit um Entschuldigung gebeten; der uns gegönnte Rahmen war zu eng, um Alle, die auch wir noch gern genannt hätten, zu fassen.

Mit Spannung blickt Alles auf die Verhandlungen des neuen Reichstages, dessen Eröffnung, wie es heißt, am 22. Februar stattfinden soll. Was sich in seinem Schoße zutragen wird, deckt noch der Schleier der Zukunft. Wir vermessen uns nicht, denselben lüften zu wollen, wir begnügen uns den Wunsch auszusprechen, daß Jeder, dem die Ehre gegönnt ist, in der Vertretung des deutschen Volkes zu sitzen, in sein Parteiprogramm als Anfang und Ende setzen möge:

„Deutschland über Alles!"

Berlin, 2. Februar 1877.

Berichtigung. In dem vorangehenden Artikel (Nr. 5 der „Gegenwart") muß es auf Seite 68, zweite Spalte, Zeile 5 von unten statt „Clairvaux" heißen „Clermont". Der Verfasser bittet, den Lapsus pennae, der ihm begegnet ist, entschuldigen zu wollen. D. V.

Literatur und Kunst.

Frühe Fahrt.

Mein Weib schlief noch gegen Morgen, da schlich
Ich hinaus und wir fuhren drauflos,
Das Tannensärglein auf unserm Schoß,
Nur der Kirchenvorsteher und ich.

Wir fuhren die Düne hinauf so geschwind,
Als es anging im tiefen Sand.
Von droben sah man weit über's Land,
Von der See kam sausender Wind.

Und als wir erstiegen den Dünenkamm,
Nur der Kirchenvorsteher und ich,
Da that er den ersten Spatenstich,
Derweil mir's im Auge schwamm.

Und als geschlossen das winzige Grab,
Da wischt' er die Stirn mit der Hand
Und sagte: „Wie schad', daß kein Kreuzlein im Sand,
Weil noch nicht getauft war der Knab'!"

„Es war ja ein Mädchen" ... „Ein Mädchen? Ja, ja!
Und so jung! ... Drum begraben wir's heut'.
Ein Kreuz mit dem Namen, das hätte gefreut
Ganz sicher die Frau Mama!"

Kein Name! kein Kreuz! nur der Wind von der See
Und der stäubende Dünensand,
Die reichen auf deinem Grab sich die Hand,
Du mein armes Seelchen, Ade!

Digitized by Google

Und der Sand und die Winde zerbalgen sich,
Und ach! über Jahr und Tag
Da weiß, daß ein Kind hier begraben lag,
Nur der Kirchenvorsteher und ich.

Leb wohl, mein Töchterchen, bleibst hier zurück
Am Ufer im wildfremden Land!
Kein Name, kein Kreuz, keine sorgende Hand ...
Doch von unseren Herzen ein Stück! —

Und wir fuhren zurück so still und geschwind,
Als es anging im tiefen Sand.
Die Thräne, die immer neu entstand,
Zerblies der seesausende Wind.

So kam ich mit trocknem Gesicht nach Haus
Und an's Krankenbett meiner Frau.
Sie erwachte lächelnd und sagte: „Schau, schau,
So früh warst du heute schon aus?"

„Ach nur just auf der Schwelle ..." sagt' ich und strich
Ihr das lose Haar mit der Hand.
... „Wir schwatzten da draußen so miteinand' ..."
„Wer?" ... „Der Kirchenvorsteher und ich!"

Hans Hopfen.

Nero in der zeitgenössischen Kunst.

Von Woldemar Kaden.

Moles agitat mentem!
(Virgil in der Umkehrung.)

Unter dem Titel „Nerone nell' arte contemporanea" veröffentlicht D. Gnoli, der seine Kritiker, im Septemberheft 1876 der „Nuova Antologia" eine längere hochinteressante Arbeit, die es wohl werth ist, daß man dem Gange ihrer Gedanken eine Strecke folge, neue anknüpfe und weiterspinne.

Der Verfasser steht vor dem Bilde des polnischen Malers Siemiradzki, das in Rom wie jüngst in München (permanente Gemäldeausstellung der Fleischmann'schen Kunsthandlung) Tag für Tag ein zahlreiches Publicum anzog. Dieses Bild führte in Rom den Titel „Le luminarie di Nerone", in München „Lebende Fackeln Neros". So soll es nach der Absicht des Künstlers die Hauptaufmerksamkeit auf die mit Brennstoffen umwickelten, den Flammen geweiheten Christenmärtyrer lenken, hat aber als Protagonisten nicht diese, sondern den in Wollust der Grausamkeit schwelgenden Nero und sein üppiges Gefolge. Diese und die nackte, betrunkene Freude, die rosenumkränzte Lüsternheit und Sinnlichkeit, die hochaufschäumende Wollust des nächtlichen Bacchanals und der Reiz seiner brennenden Farben werden angestaunt, bewundert, diese erregen das Interesse, um die armen grauen Menschenfackeln im Schatten kümmert man sich nicht viel. Sie spielen die Statistenrollen in dem Schauspiel „Nero".

Das Bild stellt Nero dar. Die Ueppigkeit Neros hat sich der Künstler zum Vorwurf genommen. Darin aber ist er offenbar einer Zeitrichtung gefolgt, einer Luftströmung. Und Nero liegt in der Luft unserer Zeit. Oder wäre es zufällig, daß wir von unseren Zeitgenossen Kaulbach und Piloty ebenfalls Nerobilder haben, daß Neros Geist im Roman, in den Novellen, auf dem Theater, in der Sculptur ꝛc. umgeht? Wir haben „Acté" von A. Dumas, wo Nero die Hauptrolle spielt, Hamerlings „Ahasver", der in der nächsten Auflage seinen Titel an „Nero" abtreten wird; Hamerlings „Ahasver" jetzt in gleichzeitig zwei italienischen Uebersetzungen; auf der Kunstausstellung zu Florenz ward eine bizarre Nerostatue des Gallori gesehen; P. Cossa, der „moderne Shakespeare Italiens", schrieb ein Drama „Nero", ebenso gibt es ein Drama von A. Soumet und Belmontel „Une fete de Néron"; ein anderes von Legouvé heißt „Epicharis et Néron", ein neuestes dann von Emile Duneau „La mort de Néron", der bekannte Boito, der einen „Mephistopheles" geschrieben, will sich noch berühmter machen durch den Operntext „Nero", ein Ballet ist unterwegs — und, daß die glänzende Aurea domus voll werde, tanzen um ihn den schwebenden Reigen die reizvollen Schatten seiner Geistesverwandten: Tiberius und Caligula, Messalina von Wilbrandt, Messalina von P. Cossa, Messalina von Gorth, und als Ballet. Nun?

Das ist bei Leibe nicht die classische Lust an der römischen Geschichte, die unsere Künstler wieder überkommt, die in unserer deutschen Literatur beispielsweise die Schaar historischer Dramen schuf, wie Grabbes „Hannibal", Arends „Cäsar und Pompejus", Heydrichs „Tiberius Gracchus", Catilina, Brutus und Collatinus, Marius, Regulus, den Fechter von Ravenna u. A. Das ist nicht das Helden verherrlichende Kunstwerk, das ist die Darstellung eines frivolen Zuges aus dem Gesichte unserer Zeit, des Zuges der Sinnlichkeit.

Man könnte diese Periode mit vollem Rechte die „Neroperiode" nennen, wie wir von einer „Werther-", einer „Faustperiode", von einer Periode des ewigen Juden sprechen können. Damals schrieb fast jeder Dichter wohl oder übel seinen Faust oder sein Fäustchen, Werther und Unwerther entstanden gleich Pilzen, in China malten sie ihn auf die Tassen, die Gestalten lebten auf in Marmor, Bronze, auf der Leinwand, in Zeichnungen, als Oper und Ballet, ebenso „le Juif errant", Fausts ebräischer Urahn.

Werther, Faust, Ahasver, Nero sind Früchte, die alle reiften an dem gleichen Lebensbaume, unter der gleichen Sonne, nur in verschieden gearteten Sommern. Ueberreif sind sie aber alle, sind das, was die Winzer an der Traube „edelfaul" nennen, sind, ohne weiteres Bild: Producte einer Periode der Uebersättigung. Aus der Uebersättigung der Empfindung ging „Werther" hervor, Goethe gesteht ja selbst, daß er ihn als eine Art moralischer Purganz brauchte, die Uebersättigung des Geistes zeugte den „Faust", Nero endlich ist ein böser Traum bei übersättigtem Leibe. So stehen wir denn in Kunst und Leben auf der dritten Stufe der Entwicklung, die mit der Sentimentalität anhub, über den Doctrinismus und den diesen begleitenden Skepticismus bedächtig hinwegstieg — und auf dem Epikurismus steht. Diese Stufe schwankt, auf ihr saß das ganze vollwichtige Gründerthum der epikuräischen Neuzeit.

Um aber auf Nero zurückzukommen: was will dieser Nero, der sich neuerdings so sehr in den Vordergrund drängt? Zwar halb und halb verstehen wir ihn jetzt schon. Er ist der eclatanteste Vertreter des so beliebten Epikurismus der römischen Kaiserzeit, der mit glänzenden Wangen, blühend im Fett, bei den Gastmählern des Trimalchio schmaust. Das ist nicht mehr der verhaßte Christenverfolger, der infame Muttermörder und Freiheitswürger, das ist — ja wenn es gelang, den ganzen Tiberius weiß zu waschen, so durfte man Nero wenigstens Gesicht und Hände reinigen und ihm eine saubere Synthesis anlegen. So ist er ganz ein eleganter Zecher, elegant in seiner Wollust, liebenswürdig wie die Rosen seines Hauptes in seinen Launen, anziehend noch in seiner Tollheit, und — er mißfällt dem Publicum bei Leibe nicht. Waltet ein geheimes Einverständniß zwischen ihnen? In den Augen des Publicums glänzt es, wie ein Zug von Sympathie.

Haben das die modernen Künstler herausgefühlt? Der Dichter, wie der Künstler überhaupt, schöpft seine Stoffe aus den Zeitströmungen, dort muß er sie schöpfen. Sein Werk wird um so mehr gefallen, je exacter das Publicum in ihm wiedergegeben oder angedeutet findet, was ihm (dem Publicum) selbst vorher nur confus durch die Seele wirrte. Der Geist seiner Zeit ist die wahre Muße des Künstlers, ohne sie ist kein Heil, und sie zeigt sich ihm in jener Epoche im steifen Reifrockputz, in dieser in eines Gretchens verschollenen Gewändern, und dann zur Abwechselung — nackt.

Wer diesem Zeitgeist trotzen zu können meint, täuscht sich stark, er erreicht nichts. Wer ihm in großartiger Weise zu folgen vermag, dessen Werk bildet mit andern Hauptwerken derselben Epoche den Markstein der Zeiten. Auch Zeitenspiegel kann

Digitized by Google

man sie nennen. Nur von diesem Standpunkte aus kann Kunstgeschichte geschrieben werden. Die Kunstgeschichte muß sich dicht an die Culturgeschichte anlehnen. Sonst geht es ihr wie beispielsweise der Botanik mit dem Linné'schen System: sie classificirt ohne den lebendigen naturgemäßen Zusammenhang der Pflanzenfamilien zu kennen, die das natürliche System um bestimmte scharf ausgeprägte Typen her ordnet. Ebenso vermag man in jeder Epoche bestimmte Hauptfiguren aufzufinden, um die sich Gruppen von ähnlichen Ideen und Formen, als Vorbereitung und als Weiterführung, Ueberleitung in andere, bilden. In der Literaturgeschichte ist man schon ähnlich verfahren, indem man die Literatur einer Periode in ihren charakteristischen Eigenheiten auf Grund der Culturgeschichte feststellte.

Gnoli führt hier zum Belege eine Anzahl Dichter verschiedener Länder aber derselben Periode auf, die alle, als ob es sich um eine olympische Preisaufgabe gehandelt hätte, für die entschwundene „Götterwelt Griechenlands" in die Saiten gegriffen: Schiller, Monti, Leopardi, Heine, Swinburne, de Musset, Aleardo, Prati u. s. w. Merkwürdig ist hierbei die fast wörtliche Uebereinstimmung zwischen Schiller und Monti, welche gleichzeitig schrieben. Man lese die „Götter Griechenlands" von Schiller und vergleiche damit Monti, der die Zeit besingt:

.... da durch alle
Die himmlischen und ird'schen Wesen Ein Geist
Und Ein Gedanke, eine Götterflamme
Geflossen als die Weltenseele, da
War Leben Alles, Alles auch beseelte
Der Dichtung schöne Kunst. Das hohe Reich
Des Ideals, es ist gestürzt! ... Hier unter
Der Rinde dieses Baumes schlug das Herz
Der hüpfenden Driade .....
Der klare Quell entfloß der Urne einen
Unschuldigen Najade ....
Wo ist Dein goldner Wagen, majestät'scher
Träger des Lichtes, Aug' der Welten? Wo
Der Horen Tanz? Und wo die Rosse, Flammen
Enthauchend ihren Nüstern? Weh! Zu einem
Gewalt'gen, seelenlosen, unbewegten,
Zum Feuerballe wandelt Dich die neue
Poet'sche Weisheit ....

Dies nur nebenbei! Jedes Gedicht über diesen Gegenstand drückt den persönlichen Gedanken des Dichters aus, alle zusammen aber den ihrer Zeit, deren Medium der von ihr magnetisirte Dichter ist. Lag nicht eben das Julian-Apostatische Rückwärtsschauen, das Haltenwollen einer Zeit, die sich nicht halten läßt, in jener Periode? Die Götterwelt ist heute abgestanden, ähneln aber nicht jenen mythologischen Erinnerungen die heute so gangbaren zahlreichen „Erinnerungen" aus meiner Kindheit, Knabenzeit, Elternhause, Jugendstadt, eines alten Mannes, Militärs, und unter welchem Namen sie auftreten? Welche von den Besserdenkenden, wie den Denkenden überhaupt voll rückwärtsiger Sehnsucht gedichtet und gelesen werden? Voll Sehnsucht nach der jugendlichen Naivetät, der heitern, idyllischen Anschauung der Dinge, jetzt wo die rauhere Wirklichkeit mit dem Schwerte des Kampfes um's Dasein so hart angelaufen werden muß? Dem folgt vielleicht noch einmal die poetische Apotheose des Selbstmordes, die unter der Gewitterschwüle des breit über allen Landen lagernden Pessimismus heranreifen kann. Vorher aber gefällt es dem Menschen, der Masse, noch im Jubel zu leben, im Rausche. Die Seele, müde geworden von dem ewig fruchtlosen Rückwärtsschauen, wie dem bangen Hoffen in die Zukunft, kommt zur Einsicht, daß es besser sei, der Gegenwart ihr Recht zu lassen: gedenken wir zu leben, zu lieben, zu genießen! Das Ende ist Nacht und Grausen. Die Vernunft hat Vieles zerstört, viele Ideale gestürzt. Vieles war ja grundfaul. Die Vernunft aber baut uns keine neuen. Was sie baut, sind philosophische Systeme, und diese sind die Würze, das Salz der Speisen, aber nicht die Speisen selbst. Wie Strauß sagt: „Der Unmöglichkeit, das Verfaulte durch sich selbst wieder frisch zu machen, sich bewußt, sehen sie sich doch nach einer Würze um, nach einem Salze, welches beispielsweise für eine schal gewordene Religion herkömmlich in einer Philosophie gefunden wird." Und auch wir leben in einer Art Neronianischen Periode: die alten Götter haben ihre Autorität verloren, die neuen liegen noch in der Wiege, und — werden sie besser sein? Wo sind nun unsere neuen Ideale? Was blieb der Phantasie, der Kunst? Wir hatten vor einiger Zeit noch das Ideal „Vaterland", jetzt haben wir's erstrebt, und wenn die Sehnsucht danach Großes schuf, das vollendete Factum hat noch nichts Himmelragendes hervorgebracht. Was aber tritt in die Lücke?

So bleibt der Kunst vorläufig nur die Nachahmung der Wirklichkeit, der nackte Realismus, angewendet auf die egoistischen Leidenschaften der Zeit, auf die Sinnenfreuden, die Alles üppig und rasch überwuchern, wie wilde Schlingpflanzen in dem verwilderten Garten, wo die marmornen Standbilder und Tempelsäulen der Ideale am Boden liegen. Doch braucht sie Stoffe, und so kramt sie voll Hast in den Rumpelkammern oder großen Speichern der Geschichte nach Figuren, die ihr passen, um sie mit Feigenblättern oder durchsichtigen Gazewolken zu bekleiden.

Diese historischen Figuren sieht aber jede Zeit mit ihren Augen, durch ihre Gläser an, die, entweder rosenroth, grün oder schwarz, jene in verschiedenen Farben erscheinen lassen. (So wurde schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts von dem Hamburger Feind ein „Nero" geschrieben, der, durch die Brille seiner Zeit gesehen, ein weinerlicher Bursche wurde, der sich zwar in ein anderes Weib verliebt und seine rechtmäßige Gattin verläßt, dann aber in Reue und Rührung zu ihr zurückkehrt, so daß das Stück mit Küssen, Umarmungen und Thränen schließt.) Dabei kommt die gleichgesinnte Geschichtskritik hier und da zu Hülfe, sie läutert einen Tiberius, einen Nero, und macht beide einmal zunächst salonfähig. Sie entwirft die vorbereitende Skizze, modelt das Thon- oder Gypsmodell, setzt das Costüm fest, und der Kunst bleibt die lebenswahrscheinliche Ausführung.

(Schluß folgt.)

Il Canzoniere di Enrico Heine.

Von Eduard Engel.

In jeder landläufigen Literaturgeschichte steht, daß wir Deutschen das Uebersetzervolk par excellence sind, und daran zu zweifeln würde von den literarischen Patrioten als ein deutliches Zeichen von Reichsfeindlichkeit betrachtet werden. Man kann zugeben, daß wir eine ungeheure Anzahl von Uebersetzungen der Poeten und Prosaisten aller Zungen besitzen, gute und schlechte, sogar recht herzlich schlechte und dennoch berühmt gewordene; auch einige ausgezeichnete, darum jedoch noch nicht allgemein anerkannte. Wer sich aber ein wenig in der Uebersetzungsliteratur anderer Völker umgesehen hat, wird den Ton des Eigenlobes um ein Beträchtliches herunterstimmen müssen, sintemalen es eine gar nicht mehr so geringe Zahl von vorzüglichen Uebersetzungen namentlich der Meisterwerke deutscher Literatur in anderen Sprachen gibt.

Freilich datirt diese Neigung der berufenen fremden Uebersetzer, sich unseren Dichtungsschätzen zuzuwenden, erst aus den letzten Decennien; sie haben lange müßig zugesehen, wie wir mit einer echt deutschen Selbstaufopferung uns immer und immer wieder mit der Aneignung des Fremden beschäftigten, ehe sie es zur edeln Vergeltung kommen ließen. Nachdem aber einmal der Bann gebrochen ist, der auf unserer Literatur im Auslande lag, regt sichs unaufhörlich, bald im Norden und bald im Süden, — hier eine neue, gelungene englische Faust-Uebersetzung (durch Bayard Taylor), dort Schillers Tragödien und Goethes „Römische Elegien" in's Italienische übertragen (von G. Gonzaga), in Amerika eine treffliche Umdichtung des Lessing'schen „Nathan" (durch Ellen Frothingam), der Mirza-Schaffy in einundzwanzig Sprachen vertirt und Freiligrath von seiner Tochter herrlich übersetzt.

Digitized by Google

Zu den besten Erzeugnissen dieses Wetteifers fremder Uebersetzungsmeister rechne ich die schon in zweiter Auflage erschienene italienische Umdichtung von Heines „Buch der Lieder".*) Ich thue dies um so lieber, als der Uebersetzer, Bernardino Zendrini in Ferrara, mit ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die theils in dem Charakter des Heine'schen Originals, mehr aber noch in der Unzulänglichkeit der italienischen Sprache für die getreue Wiedergabe gewisser metrischer Formen zu suchen sind. Man denke nur an die Ueberfülle der pikantwitzigen, persönlichen Hindeutungen, die ja kaum dem literarisch gebildeten deutschen Leser immer ohne Weiteres verständlich sind; an die vielen politischen Anspielungen und Reibereien des Heine'schen Liederbuchs, um sich zu sagen, daß ein seltenes Beisammensein von Geist, weltmännischer Bildung, zartestem Verständniß für die „Heimlichkeiten" der deutschen Sprache und vor Allem ein echt dichterischer Formensinn erforderlich war, um mit dem leichtbeschwingten Schritt der Heine'schen Muse, dieser capriciösesten aller weiblichen Gottheiten, ehrenvoll mitzukommen. Omne tulit punctum, wem das gelang!

Andererseits weise ich noch zur Begründung meines lobenden Urtheils über diese Leistung Zendrinis nachdrücklich darauf hin, daß die Zahl der zu männlichen Reimen brauchbaren Worte im Italienischen eine so verschwindend geringe ist, wie vielleicht in keiner anderen Sprache Europas. Selbst in dem melodiösen Spanischen gibt es eine ganze Reihe von grammatischen Endungen, die consonantisch ausgehen und den Accent haben, — ein nicht gering anzuschlagender Vortheil für die Mannigfaltigkeit der poetischen Formen. Im Italienischen dagegen bedarf es ganz gewaltiger Anstrengungen, um die in der Natur der Sprache liegende weibliche Weichheit der Wortausgänge um etwas herabzumindern und eine gewisse Anzahl männlicher Reime künstlich zu erzeugen.

Allerdings macht sich Zendrini zuweilen die Sache leicht, indem er einfach die Infinitivendungen are, ere, ire verkürzt in die männlichen, accentuirten ar, er, ir, — was bekanntlich im Italienischen mit Maß erlaubt ist. Nur zweifle ich daran, ob seine Landsleute, welche nun einmal an die weich ausklingenden Reime ihrer heimischen Dichterheroen gewöhnt sind, diese nordische Umgestaltung ihrer Sprache einem fremden Dichter zulieb ohne inneres Widerstreben gutheißen. Das sind aber Fragen, die Zendrini der Kritik seines eigenen Landes zu beantworten haben wird.

In vielen Fällen, namentlich bei kurzen Gedichten, geschieht durch diese etwas prokrustesartige Behandlung der Sprache dem Wohllaut kaum Abbruch, aber bei längeren muß Zendrini oft nothgedrungen zu dem Mittel greifen, fast jede zweite und vierte Verszeile mit einer männlichen Infinitivendung abzuschließen. In den meisten Fällen hat Zendrini auf Kosten der getreuen Wiedergabe es vorgezogen, das Abwechseln zwischen männlichen und weiblichen Reimen, welches Heines Dichtungen so außerordentlich sangbar macht, lieber fallen zu lassen, als daß er sich unbesiegbare Schwierigkeiten auferlegt hätte. Ich tadle ihn deswegen nicht, denn befreit von jeder Fessel der Form, nur dem Genius seiner eigenen schönen Sprache folgend, konnte er sich um so enger dem Inhalt der poetischen Schöpfung anschließen und um so ungehinderter sein dichterisches Nachempfinden voll zur Geltung bringen. Uns Deutschen muß doch gegenüber den fremden Uebersetzungen unserer literarischen Schätze vor allen Dingen daran liegen, daß sie sich so treu wie thunlich den heimischen Dichtungsformen ihres betreffenden Landes anbequemem, um auch in der breiteren Masse der gebildeten Bevölkerung Propaganda für deutsches Denken und Dichten zu machen. Darum sei jedem fremden Uebersetzer verziehen, wenn er in erster Reihe nach dem Beifall seines eigenen Volkes strebt und erst danach die Stimmen der fremden Kritik beachtet.

Der Italiener, der Heines „Buch der Lieder" aus der Zendrini'schen Uebersetzung kennen lernt, weiß ja in den meisten Fällen nichts von dem Original, er vermißt also auch keine der echt deutschen Schönheiten in der Form wie im Ausdruck; wenn er nur ein gut italienisches Liederbuch daraus gemacht sieht, so erfreut er sich daran wie an einer schönen urwüchsigen Schöpfung und rühmt dem deutschen Dichter sicher nach: „Quel tedesco fu un gran poeta!" — womit wir uns nur bestens einverstanden erklären können.

Zendrinis Uebersetzung Heines ist, gleich jeder guten Uebersetzung, in vielen Theilen eine Neuschöpfung und als solche auch von dem größten Interesse für Italienisch verstehende deutsche Leser. Moderne Dichter darf man nicht wörtlich übersetzen; es bleibt nichts übrig, als an die Stelle des Aufzugebenden etwas gutes Eigenes zu setzen. Ich führe in dieser Hinsicht die letzten drei Strophen des verfänglichen Heine'schen Gedichtes „Donna Clara" an, um zu zeigen, wie liebevoll der Uebersetzer seinem Original dem inneren Werthe nach gerecht zu werden sucht:

„Horch! da ruft es mich, Geliebter,
Doch bevor wir scheiden, sollst Du
Nennen Deinen lieben Namen,
Den Du mir so lang' verborgen."

Und der Ritter heiter lächelnd
Küßt die Finger seiner Donna,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er spricht zuletzt die Worte:

„Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa!"

„Senti, amico? Là mi chiamano;
Ma, ben mio, pria di partire
Il tuo nome mi dêi dire,
Che celasti insino a qui."

Il garzon, ridente e placido,
La man bacia alla donzella;
Poi la fronte, poi la bella
Bocca ei bacia e dice alfin:

„Saragossa é la mia patria,
Ivi nacque il tuo fedele,
Figlio d'Iben Israele,
Il dottissimo rabbin."

Ich weiß nicht, ob es allen Lesern des Heine'schen Gedichtes schon aufgefallen ist, daß der deutsche Dichter mit unglaublicher Gewandtheit die hispanisirende Assonanz jedes zweiten und vierten Verses mit dem Vokal a siegreich durchgeführt hat, — beiläufig ein vortreffliches Argument gegen die oberflächlichen Kritiker Heines, die ihm saloppen Versbau vorwerfen. Diese Assonanz konnte Zendrini, dem sie übrigens auch vielleicht entgangen war, unmöglich nachahmen. Während den deutschen Dichter leider die Reimnoth, wie sie sich in solchem Maße kaum noch in einer anderen Sprache findet, zu dem Nothbehelf rhythmisch gegliederter aber reimloser Strophen zwingt, — kann sich der italienische Uebersetzer so recht con amore dem wollüstigen Reimüberfluß seiner Muttersprache hingeben. Und das hat Zendrini namentlich in allen den Fällen gethan, wo er irgend einer anderen Formenschönheit der Heine'schen Verse nicht hatte gerecht werden können.

Der erste Vers jeder Strophe des Gedichtes „Donna Clara" schließt im Italienischen mit einem schelmischen Sdrucciolo-Wort, — chiamano, placido, patria — welches durch seine daktylische Bewegung wirksam zur Stimmung beiträgt. Für die noch fehlende poetische Farbengebung sorgen die prachtvollen Reime in der Mitte — fedele, Israele; partire, dire — und der männlich abschließende vierte Vers wirkt noch eigenthümlicher als der weibliche des Originals, etwa wie ein recht frivoles Scherzo.

Wie werden die Italiener, die aus Zendrinis Umdichtung Heine zum ersten Mal kennen lernten, wie werden sie ihn lieb-

*) Enrico Heine, Il Canzoniere. Traduzione di Bernardino Zendrini. Seconda edizione. Milano, G. Brigola.

Digitized by Google

gewonnen haben wegen seines köstlichen Liedercyklus „Die Nordsee" („Il mare del Nord"), der der Poesie von Leopardi oder den „Inni" von Manzoni mindestens ebenbürtig ist! Die Wiedergabe dieser reimlosen Meereshymnen ist dem genialen Uebersetzer so wunderbar gelungen, daß ich ihr nur die Uebersetzung der Goethe'schen „Römischen Elegien" durch den Grafen Guerrieri Gonzaga an die Seite setzen kann*).

Uns deutschen Lesern genügt vollauf in jenen Heine'schen Dichtungen das stürmisch bewegte, wie Meeresrauschen tönende, reimlose Dithyrambenmetrum; dem Italiener würde es bei allem rhythmischen Schwunge doch nur wie hülflose und schmucklose Prosa klingen, und Zendrini hat wohl daran gethan, daß er seinen Landsleuten zulieb dem Reim wirkungsvolle Rechte einräumte. Mit Ausnahme dramatischer Werke pflegen die Italiener fast alle poetischen Erzeugnisse fremder Zungen in gereimte Verse zu übersetzen. Pindars Dithyramben schützen ihn nicht davor, im Italienischen sich das moderne Gewand des Reimes gefallen lassen zu müssen; Homers Odyssee von Ippolito Pindemonte, die Ilias von Vincenzo Monti sind in Reimverse übersetzt, — nicht minder Goethes „Römische Elegien", „Prometheus", „Die Grenzen der Menschheit" und ähnliche im Deutschen reimlose Poesien.

Denen, welche nicht leicht den „Canzoniere di Enrico Heine" sich beschaffen können, thue ich sicher einen Gefallen, wenn ich als Probe eine vielgerühmte Glanzstelle aus Heines „Seegespenst" in den beiden Sprachen hersetze. Vielleicht überzeugen sie sich, daß auch „hinter den Bergen" große Uebersetzungsmeister leben.

— — „So tief, meertief also
Versteckteſt Du Dich vor mir
Aus kindischer Laune,
Und konnteſt nicht mehr herauf,
Und ſaßeſt fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang, — —
— — Ich hab' Dich gefunden und ſchaue wieder
Dein ſüßes Geſicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich Dich wieder verlaſſen,
Und ich komme hinab zu Dir.
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an Dein Herz!" —

* * *

— — „Dunque laggiuso in tanta
Profondità di mar mi ti ascondesti,
Per pueril capriccio,
Ne risalir potesti;
E vivesti per secoli straniera fra stranieri, — —
— — Io t'ho trovata alfine, e il tuo soave
E fido occhio rivedo e il dolce viso,
E il desïato riso —
E non vo' più lasciarti e a te discendo,
E con protese braccia
Ecco giù mi precipito al tuo cuore" — —

Das „Doctor, ſind Sie des Teufels?" können wir uns wohl erſparen, ebenſo wie die Schönheiten dieſer Ueberſetzung im Einzelnen nachzuweiſen. Nur auf eins möchte ich die wenigen Leſer aufmerkſam machen, denen die betreffende Stelle im Dante nicht augenblicklich in der Erinnerung iſt. Der Vers „E il desïato riso" iſt nämlich der berühmten Epiſode „Francesca da Rimini" im V. Canto des Inferno (V. 133) entnommen, wo es heißt:

„Quando leggemmo il desïato riso,
Esser baciato da cotanto amante." — —

Ich halte dieſe Reminiscenz an eine den Italienern natürlich allgemein bekannte Stelle aus ihrem größten Dichter für einen ſehr glücklichen Zug der Ueberſetzung Zendrinis und hoffe, daß ſich deren noch recht viele in dem „Canzoniere" finden, die nur mir nicht gleich auffielen. Gerade durch ſolche Wendungen der Ueberſetzung wird dem italieniſchen Leſer die wohlthuende Illuſion geweckt, als habe er es mit einem heimiſchen Original zu thun, und dadurch kann der deutſche Dichter nur an Popularität in den fremden Landen gewinnen.

Zendrini hat es ferner weislich unterlaſſen, die italieniſchen Leſer, welche doch zunächſt nach Heines dichteriſchen Schönheiten fragen, mit der intrikaten und troſtloſen Politik Deutſchlands zur Zeit der brutalen Rückwärtſerei zu behelligen. Wo es anging, hat er ſich mit italieniſchen Zuſtänden ein Surrogat geſchaffen, und wo eine langweilige Anmerkung nothwendig geweſen wäre, hat er dieſe und die betreffende Stelle des Originals lieber unterdrückt. Seine Ueberſetzung hat dadurch an Klarheit und Verſtändlichkeit für die Italiener ſicher gewonnen.

In der Arbeit Zendrinis iſt nur wenig Schwaches oder gänzlich Mißlungenes, — was bei einem ſtarken Bande gereimter Dichtungen hoch anzuſchlagen iſt. Für Meiſterſtücke der Ueberſetzungskunſt überhaupt, die ſich mit dem Beſten meſſen können, was deutſche Ueberſetzer geleiſtet haben, halte ich insbeſondere: „Die beiden Grenadiere" — „Ver la Francia traean due granatieri"; „Belſazar" — „La mezzanotte già s'appressava"; „Es iſt eine alte Geſchichte" — „Storia d'antica data"; „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten" — „Questa anima è si mesta"; „Das Meer erglänzte weit hinaus" — „Il mare splendea, splendea lontanamento"; „Du biſt wie eine Blume" — „Tu sei bella, o mia dolcezza"; „Du haſt Diamanten und Perlen" — „Quanto desiano gli uomini Diamanti e perle hai tu"; „Leiſe zieht durch mein Gemüth — „Flebil traversa l'anima mia"; „Denk' ich an Deutſchland in der Nacht" — „Quando a Germania mia penso la notte".

In formeller Beziehung ſind die Gedichte „Die Wallfahrt nach Kevlaar", „Nacht lag auf meinen Augen" und „Childe Harold" („Eine ſtarke ſchwarze Barke") wahrhafte Bravourleiſtungen von Ueberſetzer-Filigranarbeit, um ſo mehr als in dieſen ſchwierigen Fällen Zendrini ganz genau dem deutſchen Metrum mit ſeinen männlichen Reimendungen folgt. Heine läßt erſte und dritte Verszeile in dem Gedicht „Nacht lag auf meinen Augen" ohne Reim:

„Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit ſtarrem Hirn und Herzen
Lag ich im Grabesgrund."
— — — — — — —
„Willſt Du nicht aufſtehn, Heinrich?
Der ew'ge Tag bricht an;
Die Todten ſind erſtanden,
Die ew'ge Luſt begann."

Der Italiener erhöht noch die Wirkung dieſes wunderbaren Gedichtes durch die ſtreng durchgeführten Reime und durch ſo manche verſteckte Mittel ſeiner Sprache:

„I labbri avea piombati,
Avevo agli occhi un vel;
Cervello e cuor ghiacciati,
Giacea nel imo avel.
— — — — — — —
„Enrico, io vengo a tôrti:
Spunta l'eterno dì;
I morti son risorti,
Il cielo ai pii s'aprì."

Wahrlich, dieſe Italiener haben es doch von Hauſe aus unendlich beſſer als ſo ein deutſcher Dichter, dem ſeine liebe Mutterſprache mit ihrer majeſtätiſchen Armuth an Reimen es oft ſchwer genug macht, von ſich zu rühmen, daß „ein Vers ihm gelingt in einer gebildeten Sprache". Die deutſche Sprache an und für ſich dichtet gar zu wenig für ihn.

Zum Schluß noch ein verwunderliches Beiſpiel dafür, daß der Ueberſetzer zuweilen das Original merklich verſchönt, —

*) Siehe das Jahrbuch „Italia" (Hartung, Leipzig), 2. Jahrgang.

Digitized by Google

ich meine damit nicht etwa eine Verschönung durch einen flitterhaften Aufputz und entbehrlichen Redeblumenschmuck. Unter den „Romanzen" findet sich ein äußerst stimmungsvolles Gedicht mit der Ueberschrift „Childe Harold", jedenfalls auf den Tod und die Ueberführung der Leiche Lord Byrons nach England geschrieben:

„Eine starke schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.

Todter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht." — —

Das gestaltet sich unter den Händen Zendrinis also:

„Una grave nera nave
Via per mar veleggia mesta,
Muti e smorti guardamorti
Siedon entro in bruna vesta.

Morto e in pace il vate giace,
Alla faccia ei non ha velo;
Per costume cerca il lume
L'occhio azzurro, cerca il cielo." — —

Wer so übersetzen kann, der darf über seine Kritiker, italienische wie deutsche, lachen. Sollte ihm auch das deutsche Publicum nur wenig Dank wissen für seine schöne Arbeit, das italienische wird ihn sicher schadlos halten. Aber auch Alle, denen die Geschicke der deutschen Literatur unter fremdem Himmel am Herzen liegen, werden dem feinsinnigen Interpreten Heines eine cordialissima stretta di mano nicht versagen.

Vermischtes.

Das freiwillige Proletariat von Paris.

Eine Reise nach Paris in einem comfortablen Eisenbahn-Coupé ist eine Spazierfahrt im Vergleich zu der überwundenen Periode der antiken Diligencen, denen sich ein vorsorglicher Familienvater nicht anvertraute, bevor er nicht sein Testament in Ordnung gebracht hatte. Wer die Mittel dazu hat, kann sich das Vergnügen nicht versagen, die eben so oft gepriesene als geschmähte Stadt der Wunder zu sehen, nachdem sie ihm von den Touristen — je nach deren persönlichen Eindrücken — als der Sammelplatz aller weltlichen Herrlichkeiten, als die Metropole der Künste und Wissenschaften, oder als Hochschule aller Laster, als Tummelplatz verheerender Leidenschaften und moralischer Verderbniß in den buntesten Schattirungen geschildert wurde.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn das Zuströmen von Fremden aller Nationen täglich wächst, für die Paris ein Wallfahrtsort geworden ist, obgleich darin weder Ablaß noch Wunderkuren, wie in Rom, Salette oder Lourdes zu holen, sondern Manches, namentlich viel Geld loszuwerden ist. In vier Wochen kann man sich von den Sehenswürdigkeiten der Weltstadt unter der Leitung eines kundigen und gefälligen Führers summarische Eindrücke holen. Man hat alle öffentlichen Monumente betrachtet, in den Museen und Sammlungen von Kunstschätzen sich flüchtig umgesehen, Theater, Restaurants und Cafés von verschiedener Rangordnung besucht, und reist ab mit der Ueberzeugung, Paris tief in die Augen gesehen zu haben.

Was man in Paris zu sehen bekommt, das trifft man vereinzelt in anderen großen Städten Europas auch und Manches noch viel großartiger; was man aber vergebens anderswo suchen wird, das ist das eigenthümliche Leben und Treiben der aus den heterogensten Elementen bestehenden, ab- und zuströmenden Bevölkerung. Nirgends stehen sich die Gegensätze von Luxus und Dürftigkeit mit ihren unzähligen Schattirungen so schroff gegenüber wie in Paris. Während die Tafel mit den raffinirtesten Genüssen aller Art für die Besitzer von Glücksgütern stets gedeckt ist, verkommt ein großer Theil der einheimischen Bevölkerung in den wahre Cloaken von Schmutz bildenden entlegenen Gäßchen des stolzen Paris, unter der Moral und Gesundheit zerfressenden Einwirkung der Misère.

Die reisebeschreibenden Touristen fassen nur das in's Auge Fallende auf. Da aber Jeder durch die eigene Brille, die ihm Neigung, Stimmung oder Temperament gefärbt haben, betrachtet hat, so können natürlich die Schilderungen des Gesehenen und Erlebten nicht stimmen. Daher die Verschiedenheit der Urtheile und Ansichten über die Weltstadt, die in zahllosen Beschreibungen gefällt wurden. Ein endgültiges Urtheil läßt sich überhaupt über eine Stadt nicht fällen, deren Bevölkerung zum großen Theil aus Eingewanderten und Passanten besteht, und die im fortwährenden Umgestalten begriffen, alle Augenblicke unter den Augen des Beobachters ihre äußere Physiognomie sowohl, wie den Charakter ihrer wogenden Bevölkerung ändert.

Es wäre vergebliche Mühe, dies farbenwechselnde Kaleidoskop und dessen flüchtige Erscheinungen in einen einzigen Rahmen fassen zu wollen. Wozu auch? Die Einzelheiten mit ihren eigenthümlichen Färbungen bieten überreichen Stoff zu interessanten Beobachtungen. Jedes einzelne Bild, das man aus dieser großartigen Galerie herausgreift, trägt das Kennzeichen eines Originals, wovon keine Copie anderswo aufzufinden ist. Wer den französischen Nationalcharakter in Paris studiren und nach dessen Volksleben beurtheilen will, der verfällt in einen schon oft begangenen Irrthum. Der specielle Charakter von Paris läßt sich nicht definiren, weil es keinen hat, und auch nicht haben kann. Es ist nicht, wie andere Hauptstädte, der Centralpunkt des nationalen Lebens, sondern eine Ansammlung von Colonien aller möglichen Racen, in ihren Culturabstufungen und Temperamenten sich eben so unterscheidend, wie der Lappländer vom Bewohner des südlichen Europas.

Wenn so viele reiche Ausländer und Einheimische aus der Provinz nach Paris strömen und sich dort dauernd ansiedeln, so findet man das sehr natürlich. Sie haben keine andere Beschäftigung und Sorge als das Aufsuchen von abwechselnden materiellen oder geistigen Genüssen, und diese bietet ihnen Paris in der reichsten Auswahl, wie keine andere Stadt der Welt. Worin mag aber der Reiz liegen, der so viele auswärtige Proletarier nach Paris nicht allein zieht, sondern auch dort dauernd fesselt, selbst nachdem ihre Träume von gehofftem Glücke vernichtet wurden und ihre Kräfte durch Jahre lange Kämpfe mit der Noth abgenützt sind? Diese Beharrlichkeit des Pariser Proletariers und der Zauber, der ihn an das Pariser Pflaster bannt, läßt sich nur durch die ewig wache Hoffnung erklären: der Zufall oder eine glückliche Idee, durch deren Verwerthung schon mancher seiner früheren Leidensgenossen zur Wohlhabenheit gelangt ist, könne auch ihm zu einer behaglichen Existenz verhelfen. Dabei ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem arbeitsunfähigen Proletariat, das von der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit unterhalten wird, zwischen den arbeitsscheuen Bummlern, welche Correctionshäuser bevölkern, und zwischen dem freiwilligen Proletariat zu machen. Die beiden erstgenannten Classen sind in allen großen Städten in fast gleichen Zahlenverhältnissen vertreten; die letztere aber, nämlich das freiwillige Proletariat, ist ein eigenthümliches Product der gesellschaftlichen Verhältnisse von Paris und gedeiht nur auf dem Boden, dem es entsprossen ist.

Wenn man die verschiedenen Stadtviertel, die Abhänge des Panthéon mit ihrem Mont St. Hilaire, Mont St. Genevieve, die verrufenen Vorstädte Belleville, Villette und die Umgebungen der äußersten Barrièren durchstreift, so trifft man in den engen Seitengäßchen und in deren sich aneinander lehnenden, halbverwitterten Häusern', dicht eingepfercht, ein rühriges Völkchen Proletarier, die allen Entbehrungen trotzen, für alle geregelte, stetige Beschäftigung untauglich geworden sind; zur Wahrung ihrer Unabhängigkeit aber eine erstaunliche Thätigkeit und In-

Digitized by Google

telligenz im Kampfe mit dem Leben entwickeln. Bei den Meisten von ihnen handelt es sich freilich nur um die Bedürfnisse des laufenden und kommenden Tages, mit deren Befriedigung ihre Energie erlahmt. Die Sorge um die Zukunft trübt nicht ihre gewöhnlich heitere Stimmung, und von einem außergewöhnlichen Verdienst wissen sie keine bessere Verwendung zu machen, als sich einen Festtag zu bereiten.

Nach den statistischen Angaben von Duchatellet, Moneau, Fregier und James beherbergt Paris 80,000 freiwillige Proletarier, die keines der bekannten Gewerbe treiben und von denen die Meisten wenn der Tag anbricht nicht wissen, wie und wo sie essen oder schlafen werden. Alle diese Leute haben sich selbst erfundene Industrien geschaffen, für deren Begründung sie kein anderes Betriebscapital disponibel haben, als die leeren Hände, eine allen Entbehrungen trotzende Zähigkeit und ein Verständniß ihre körperlichen oder intellectuellen Fähigkeiten bei jeder Veranlassung zu verwerthen. Viele von ihnen gehören, oder schließen sich für eine Zeit lang bestehenden Corporationen ambulanter Taschenspieler, Seiltänzer, Straßenmusikanten oder Lumpensammler an. Alle diese Nomaden leben, man weiß nicht wie, haben Familie, lassen sich ihre Kinder selber erziehen, unterhalten die Schaulustigen mit ihren Kunststücken auf den Jahrmärkten und Kirchweihen in der Banlieu, bieten ihre Dienstleistungen aller Welt an, eignen sich zu, was Andere wegwerfen, und wissen es zu verwenden. Sie gehorchen allen Gesetzen, erkennen aber als absoluten Gebieter nur ihren Magen an. Dieser Despot allein macht sie nicht nur fügsam, sondern weckt alle ihre Geisteskräfte und setzt sie in Thätigkeit.

Unter diesen irrenden Rittern vom Orden des heiligen Zufalls tauchen von Zeit zu Zeit einzelne Individualitäten auf, die im Bewußtsein ihrer überlegenen Fähigkeiten weitere Horizonte als die Sorge um den nächsten Tag in's Auge fassen. Nach Franklins Axiom: „nichts liegen zu lassen, was des Aufhebens werth ist", haben sie einzelne als unbrauchbar betrachtete Stoffe in den Straßenrinnen, Kehrichthaufen, oder in den Abfällen der Restaurants und Werkstätten entdeckt und sich angestrengt Mittel zu erfinden, um sie zu verwerthen. Manchen dieser intelligenten Erfinder ist es geglückt, glänzende Resultate zu erzielen. So entstanden eine Menge Industrien ohne Namen, die im Großen ausgebeutet den professionellen Industrien in Bezug auf Ertragsfähigkeit nicht nachstehen. Merkwürdigerweise haben die meisten dieser problematischen Erwerbsmittel, obgleich jetzt in allen entlegenen Stadtvierteln anzutreffen, ihren Ursprung den arbeitsamen Bewohnern des Mont St. Hilaire zu verdanken, eines fast unbekannten Stadtviertels, in unmittelbarer Nachbarschaft des eben so geräuschvollen als schmutzigen Mont St. Genevieve mit dessen verrufenen Bevölkerung.

Es mag auffallend erscheinen, und doch ist es eine constatirte Thatsache, daß die Mitglieder dieser herumstreifenden Genossenschaften sich den Ruf strenger Ehrlichkeit bewahrt haben. Es gehört zu den seltensten Fällen, wenn einer von ihnen auf der Anklagebank des Zuchtpolizeigerichts erscheint. Die statistischen Tabellen der Gerichtspflege weisen nach, daß seit undenklichen Zeiten kein Komödiant (saltimbanque) und kein Lumpensammler eine Zuchthausstrafe verwirkt hat. Den Grund dafür aufzufinden ist eine nicht leicht zu lösende psychologische Aufgabe.

In dem berüchtigten Pantheon-Arrondissement, in den traurigen Ueberresten des mittelalterlichen Paris, haust die ärmste Classe des Pariser Proletariats in einer Abgrenzung, die man das „Barbarenlager" benannt hat. Die Fremden wenn sie von dem Odéon zum Pantheon gelangen, das Palais Luxembourg mit seinen herrlichen Gärten, den Jardin des Plantes mit seinen freundlichen Quais besuchen, passiren jetzt durch lauter breite, luftige, neu angelegte Straßen mit stattlichen Häusern garnirt. Sie verlassen das verrufene Stadtviertel mit einem günstigen Eindruck, denn sie hatten keine Ahnung, in welcher Nähe sie sich von den schauderhaften Höhlen des Elends befanden, welche die neuen Bauten gleisnerisch verdecken.

Die umfangreiche Hügelkette, die sich von Osten nach Westen, vom Pantheon bis zu den Ufern der Seine hinzieht und durch steile Abhänge unterbrochen wird, ist das eiternde Geschwür des prunkenden Paris, der Ablagerungsplatz von allen verpesteten Elementen, von allen Ansteckungsstoffen, welche die sogenannte Hauptstadt der Civilisation ausschwitzt. Dieses Gewirre von engen schmutzigen Gäßchen, in die kein erwärmender Sonnenstrahl dringt, die kein Luftzug erfrischt, ist die Zufluchtstätte aller Unglücklichen, welche in der opulenten Stadt keine erschwingbare Wohnstätte gefunden haben, wo sie frei ausathmen können. Dieses „Barbarenlager" ist für die meisten Pariser das unbekannte Land, von dem sie nur dunkle Vorstellungen — nach einzelnen Schilderungen der Waghälse, die dieses Reservoir aller mephetischen Ausdünstungen, aller physischen und moralischen Miasmen durchstreiften — haben. In dieser sumpfigen Atmosphäre vermodert Alles, Häuser und ganze Generationen. Die Berichterstatter der Sanitätscommission haben durch ihre haarsträubenden Schilderungen der empörenden Zustände die Municipalität von Paris in der letzten Zeit aus ihrer Sorglosigkeit etwas aufgerüttelt, und man hat eine gewisse Anzahl von Gäßchen niedergerissen und fährt damit fort, Lichtungen in diesen Urwald des wilden Häusergestrüppes schlagen zu lassen. Es wird aber noch lange währen, bis die letzten Spuren von den Wohnstätten des häßlichen Elends verschwinden und durch leidliche Wohnungen für die in Schmutz verkommenden Armen ersetzt werden.

Wie es heute noch damit aussieht, mag ein Beispiel nachweisen, das ich aus hunderten herausgreife, deren Wahl mir zu Gebote steht. In der Nähe des stattlichen Collège de France auf dem Terrain, wo ehemals das Kloster St. Jean de Latran, das mittelalterliche Asyl aller von den Gerichten verfolgten Bankrottirer und Fälscher stand, hat sich in den Ueberresten der Gebäude und der Kirche eine Colonie von Proletariern angesiedelt, die einzeln und familienweise dort wie Raubvögel horsten. Die früheren Höfe des geräumigen Klosters sind in Ablaufgräben voll stinkender Jauche verwandelt, welche die Luft verpestet. Man begreift schwer, wie menschliche Wesen in solcher Cloake leben können; und doch gibt es unter den Bewohnern dieser Schmutzhöhlen, neben der ambulanten Bevölkerung, die sie nur als Schlafstelle benutzt, eine Menge Werkstätten, worin meistens Weiber mit namenlosen Industrien beschäftigt sind, wofür keine Gewerbscheine ausgestellt werden. Einige haben sich bis zu einem gewissen Anstrich von Wohlstand — im Vergleich zu den anderen Schicksalsgefährten — aufgeschwungen. Eine davon hat sogar eine Art Kaffeewirthschaft etablirt, worin sie an ihre Mitbewohner eine aus dem Kaffeesatz der großen Etablissements gebraute schwarze Brühe für 10 Centimes die Tasse verkauft. Die am meisten Beneidete ist die Mangin, die Aristokratin der Behausung. Sie fertigt Todtenkränze aus Abfällen der Horndrechsler an, und verdient täglich 25—30 Sous; besitzt aber auch einen verschließbaren Schrank und eigenes Kochgeschirr, eine große Seltenheit in den Haushaltungen dieser Proletarierrepublik, in der selten etwas Anderes als Wassersuppen und Kartoffeln gekocht werden. Zwei der am besten erhaltenen Gemächer werden von zwei „Dichtern" bewohnt. Zwei jener Unglücklichen des Literatenproletariats, die alle Thüren der Verleger und Journale verschlossen finden, waren gezwungen, am Ende ihrer Ressourcen angelangt, dort eine Zufluchtstätte zu suchen. Sie fertigen auf Bestellung Lieder für die Bänkelsänger an und schneiden Theaterstücke für die Marionettentheater der Jahrmärkte und Kirchweihen zu. „Heloise und Abailard", „Genovefa von Brabant" und der „Thurm von Nesle" sind die am häufigsten verlangten Dramen, für deren Zurechtstutzung sie 10 Francs erhalten.

Die Zeichen der äußersten Misère, die man in den Werkstätten vorfindet, wo Pappschachteln, Anzüge für Puppen und kleine Spielzeuge für Kinder fabricirt werden, erreichen einen wahrhaft abschreckenden Grad in dem von Savoyarden bewohnten Flügel. Sie betreiben meistens das Metier der Kaminfeger und Schuhflicker, einige kaufen Kaninchenfelle auf. Um in diese Abtheilung zu dringen, dazu gehört wahrlich Muth. Die meisten Besucher werden von den Ausdünstungen der an der Decke aufgehängten frischen Felle zurückgeschreckt. Wer aber in eine der großen Kammern gelangt, der erstarrt von dem Schauspiel eines

Digitized by Google

unbeschreiblichen Elends. Eine solche Kammer wird je nach ihrer Größe von 8, 10 bis 20 Individuen bewohnt, deren Schlafstellen aus schmutzigem Stroh bestehen. Alle übrigen Einrichtungen, Treppen, Fenster u. s. w., sind in demselben Verhältniß. Und dennoch ist das Gebäude voll Bewohner bis unter's Dach, wo die kleinen Buben schlafen, die am Tage mit Affen und Murmelthieren sich in der Stadt „petits Sous" holen.

Es ist begreiflich, daß bei dem Ausbruch einer Epidemie die Bevölkerung solcher Wohnungen haufenweise weggerafft wird. Als die Cholera 1849 in Paris grassirte, betrug die Anzahl der Todesfälle im Arrondissement des Pantheon 25% von allen Sterbefällen in ganz Paris.

Nach den statistischen Tabellen der Administration der öffentlichen Wohlthätigkeit werden in Paris jährlich 30,000 Arme von der Stadt verpflegt. Davon befinden sich 14,300 im Arrondissement vom Pantheon. Die Ziffern sind beredter als alle Beschreibungen und schreien laut um Abhülfe. Diese wäre schon längst geschaffen, wenn die Verwalter der städtischen Einkünfte — die bekanntlich bedeutender sind als das Budget so manchen Königreichs — die vielen Millionen, welche sie für die Verschönerung von Paris verausgabten, für das Niederreißen solcher abscheulicher Höhlen des Jammers und für Errichtung billiger und gesunder Wohnungen verwendet hätten. Damit wäre ein doppelter Zweck erreicht worden. Zuerst große Ersparniß durch die Verminderung der Kranken in den von der Stadt unterhaltenen Armenspitälern, und, was noch wichtiger ist, es würde der Demoralisirung gesteuert werden, deren Ansteckungsstoff sich auf ganze Generationen vererbt, und deren Ursprung in der Leib und Seele corrumpirenden Wirkung der Alltagsmisère zu suchen ist.

Den in schmutziger Höhle wohnenden Proletarier treibt es hinaus in das Menschengewühl der sonnigen Straßen, und er zieht es vor, den ganzen Tag in freier Luft einem problematischen Verdienste nachzujagen, als sich in seine Wohnung, an die er nur mit Grauen denkt, einzuschließen und ein solides Gewerbe zu treiben. Was unter solchen Verhältnissen aus seinen Kindern werden muß, um deren Erziehung er sich zu bekümmern weder Zeit noch Lust hat, kann man sich leicht denken.

Ich weiß wohl, daß mit der Errichtung von billigen und gesunden Wohnungen das schwere Problem der Ausrottung des Pauperismus nicht seine definitive Lösung erreicht, und verderbliche Gewohnheiten damit nicht radical kurirt werden. Dazu gehören noch viele andere gesellschaftliche Umgestaltungen, und vor Allem viel Zeit. Es kann aber nicht bestritten werden, daß die Zahl der freiwilligen Proletarier und Nomaden bedeutend veringert würde, wenn man ihnen behagliche Wohnungen einräumen und sie nach und nach an ein häusliches Leben gewöhnen wollte. Für die Richtigkeit dieser Behauptung liegen eine Menge Beweise vor. In den neu angelegten Straßen dieses unglücklichen Stadtviertels findet man größtentheils dieselben Bewohner wieder, welche in den abgerissenen Spelunken langsam verkümmerten. Man muß aber über die Veränderung erstaunen, die mit ihnen vorgegangen ist. Sie schämen sich ihrer Vergangenheit; ihre Kinder, die früher in Lumpen gehüllt in die Communalschule gingen, sind reinlich gekleidet, haben ein gesundes Aussehen, und aus einer Menge Anzeichen ersieht man, daß ein anderes Streben die früheren freiwilligen Proletarier und Herumstreicher in geregelte Arbeiter verwandelt hat.

G. H.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Fürst des Schwindels.

Mercadet.

Charakterkomödie von Balzac, in 4 Acten, eingerichtet von Albert Lindner.

Es gibt eine erhebliche Anzahl als deutsche Originaldichtungen bezeichneter Stücke, die sich unter gänzlicher Verschweigung des Namens ihres eigentlichen Verfassers viel intimer an ein französisches Vorbild anlehnen als dieser „Fürst des Schwindels", der sich mit einer unverdienten Bescheidenheit als eine einfache „Einrichtung" des Balzac'schen „Mercadet" ausgibt. In dem Lustspiel, das wir hier gelegentlich des Gastspiels von Karl Sontag auf den Brettern des Residenztheaters gesehen haben, ist von Balzac wenig übrig geblieben, und Albert Lindner ist an demselben in einem Maße betheiligt, welches über das der Bearbeitung eigentlich weit hinausgeht. Er hat in der Scenenführung, in der Handlung, in der Zeichnung der Charaktere sehr erhebliche Veränderungen vorgenommen und sich vom Balzac'schen Dialoge nahezu vollständig emancipirt. Die Haupttendenz der Lindner'schen Bearbeitung ist die, daß der deutsche Dichter die französische Komödie um einige Stufen herabgesetzt, sie des Anspruchs, eine derbe und unnachsichtige Satire der Zeit des Schwindels zu sein, entkleidet und es sich hat genügen lassen, ein unterhaltendes, möglichst lustiges Stück zu schreiben, in welchem ein ruhe- und gewissenloser Geschäftsmann die Hauptrolle spielt. Ein „Fürst des Schwindels" ist der Lindner'sche „Mercadet" doch wohl aber ebensowenig wie der Balzac'sche; dazu fehlt dem Einen wie dem Andern die Weite des Gesichtskreises, die Kühnheit der Ideen, die Meisterschaft der Combination, mit einem Worte: das Großartige. Diese beiden Mercadets haben eigentlich recht bescheidene Verhältnisse; beide arbeiten mit relativ kleinlichen Mitteln, um ein relativ kleinliches Resultat herbeizuführen: um den Krach des unbedeutenden Hauses Mercadet zu stunden.

Die Geschäfte, von denen im Stück die Rede ist, sind im Vergleich zu den großen finanziellen Unternehmungen, an denen sich die wahren Fürsten des Schwindels betheiligt haben, die reine Bagatelle. Balzac hat daher auch einen einfacheren Titel für sein Stück gewählt, der mit der Einfachheit noch den Vorzug verbindet, nicht wie der Lindner'sche an einen Colportageroman zu erinnern, und sein Stück einfach: „Le faiseur" genannt; und da auch in unserer Börsensprache das vieldeutige Zeitwort „machen" in dem Sinn von „über's Ohr hauen", „beschwindeln" gebraucht wird — „Jemanden machen" — so würde die wortgetreue Uebersetzung des Titels: „Der Macher" vielleicht ganz glücklich gewählt gewesen sein.

Die Hauptverwicklung hat Lindner Balzac entlehnt. Mercadet, der vor einigen Jahren von seinem Socius Godeau auf schmähliche Weise hintergangen worden ist, hat sich nur durch Geschäfte zweifelhaftester Art und durch künstlichen und ungesunden Credit auf der Oberfläche zu erhalten vermocht. Er steht beim Beginn des Stückes im Begriff zu versinken, als sich eine Combination darbietet, die ihn anscheinend aus allen Calamitäten zu retten verspricht: die Verheirathung seiner Tochter mit einem für reich geltenden Grafen von Montallard, wie er bei Lindner heißt, Herr de la Brive, wie ihn Balzac nennt. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die üblichen Schwierigkeiten sich der sofortigen Verwirklichung dieses Planes von Mercadet entgegenstellen, daß die Tochter einen Anderen liebt, nämlich den Buchhalter Minard, der ein natürlicher Sohn jenes Godeau ist, welcher durch seine Veruntreuungen die Hauptschuld daran trägt, daß Mercadet ein Schwindler geworden ist. In dem Augenblicke, als zwischen Mercadet und jenem reichen Aristokraten, den er zu seinem Schwiegersohn erkoren, die bevorstehende Verbindung mit Julie Mercadet festgemacht werden soll, kommt heraus, daß dieser geträumte Schwiegersohn ein durch und durch verschuldeter Mensch ist, der aus demselben Grunde, aus welchem Mercadet seine Tochter verheirathet, diese Ehe eingehen will: nämlich um sich aus den Geldverlegenheiten zu befreien. Die Scene, in der die Beiden, die sich gegenseitig für reich gehalten haben, die Maske fallen lassen, sich durchschauen und in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle halb verdrießlich, halb scherzhaft die projectirte Verbindung rückgängig machen, ist die beste des Stückes, ist eigent-

Digitized by Google

lich die einzige wirklich gute; aber sie ist eben so gut, daß man, wenn man auch etwas lange darauf warten muß, doch nicht seine Zeit als verloren bereut.

Was nun in den beiden Dramen noch folgt, in dem französischen wie in dem deutschen, ist nicht sehr erheblich. Die Lösung im Original ist nahezu läppisch, und die schlechten letzten Acte sind daran schuld gewesen, daß das Balzac'sche Stück, das so bedeutend anhebt und einige so vorzügliche Momente, scharf durchgedachte, treu beobachtete Charaktere und unzählige epigrammatische geistvolle Wendungen im Dialoge aufweist, sich dennoch niemals auf der französischen Bühne hat einbürgern können. Balzac hat das trivialste Mittel nicht gescheut, um die Handlung zu Ende zu bringen; er läßt Godeau reumüthig aus Indien mit einem kolossalen Vermögen zurückkommen, ihn Mercadets Schulden bezahlen und Mercadet wird nun voraussichtlich ein ganz anständiger, ruhiger Mann werden, während Julie den Buchhalter, der von seinem Vater Godeau adoptirt wird, heirathet.

Ganz so schlimm hat es Lindner nicht gemacht; aber viel besser ist seine Lösung auch nicht geworden. Anstatt des leibhaftigen Godeau kommt ein Brief von einem sehr entlegenen Notar, der meldet, daß Godeau gestorben ist, und seinen Sohn, den Buchhalter, zum Universalerben seines unermeßlichen Vermögens eingesetzt hat; worauf also besagter Buchhalter Mercadets Schulden bezahlt und dessen neue Existenz begründet.

Die Hauptscene, auf die ich schon vorhin hinwies, die Auseinandersetzung zwischen den beiden Schwindlern, ist — und das ist das Hauptverdienst des reich begabten dramatischen Dichters Albert Lindner — in der deutschen Nachbildung viel drastischer und bühnengerechter als im französischen Original. Bei Balzac erfährt Mercadet den wahren Vermögenszustand seines präsumtiven Schwiegersohns in dem Augenblick, da der Ehecontract abgeschlossen werden soll, und ist also vollständig vorbereitet; bei Lindner aber ist — ungleich bühnengerechter — Mercadet während der Verhandlungen selbst noch vollkommen im Unklaren über den wahren Vermögenszustand seines Eidams, und erst in Folge einer zufälligen Aeußerung des Grafen, deren Tragweite dieser gar nicht ahnen kann, durchschaut Mercadet den leidigen Sachverhalt. Dadurch gewinnt die Situation an Lebendigkeit und komischer Wirkung; und es ist zu beklagen, daß eine so vorzügliche dramatische Scene in einem sonst ziemlich reizlosen Stücke begraben wird.

Im Uebrigen hat Lindner manche Aenderung vorgenommen, deren Zweckmäßigkeit nicht recht einleuchtet. Aus einigen der von Balzac mit großer Schärfe gezeichneten und sehr interessanten Charaktere hat der deutsche Bearbeiter alles individuelle Leben herausgenommen und sie, um Mercadet zu heben, derart herabgedrückt, daß sie fast ganz verschwinden. Frau Mercadet, Fräulein Julie Mercadet und der Buchhalter sind in dem deutschen Stücke recht herzlich nichtssagend. Die Frau ist einfach sentimental, das Mädchen hat die übliche jugendliche Naivetät der für dieses Fach engagirten Schauspielerinnen, und der Buchhalter flößt gar kein Interesse ein. Obgleich die Galanterie nicht die Specialität zu sein pflegt, durch welche wir uns den Franzosen gegenüber hervorthun, so hat Albert Lindner diesmal in Liebenswürdigkeit und Verbindlichkeit den Damen gegenüber dem starren und lieblosen Balzac den Rang entschieden abgelaufen.

Albert Lindner hat, um Frau Mercadet erheblich verjüngen zu können, sie ohne eine andere nachweisbare Nöthigung zu dessen zweiter Frau gemacht und hat ferner Julien mit allem Liebreiz der Jugend ausgestattet. Wie anders bei Balzac, wie vortrefflich ist da die vierzigjährige Frau Mercadet, die sehr wohl weiß, daß die Summen, über die sie für ihren Putz, für ihren Aufwand, für die Besuche im Theater, die Fahrten durch das Gehölz verausgabt, nicht aus lauteren Quellen fließen und die dennoch eine geraume Zeit lang ein Auge zudrückt, um die ihr liebgewordenen Vergnügungen, die den Credit ihres Mannes heben, nicht entbehren zu müssen, die gar nichts dagegen einzuwenden hat, daß ihr Mann ihr einen Courmacher, der ihm geschäftlich nützlich ist; zusendet, — die richtige Französin, die die Meinung ihres Mannes über die Verheirathung ihrer Tochter mit einem reichen Manne vollkommen theilt, diese nützliche Verbindung mit der Autorität der Mutter zu fördern sucht und für das, was man etwa Herzensregungen der Tochter nennen könnte, nicht das mindeste Verständniß besitzt. Und wie innig und wahr ist das häßliche Mädchen, ist die Balzac'sche Julie, die sich ihrer Häßlichkeit bewußt ist, und sich darüber grämt und härmt, die dem jungen Menschen, den Buchhalter, den sie über Alles liebt, nachzufühlen vermag, daß er sich von ihr, der Armen und Häßlichen abwendet. Der Monolog der reifen und überlegenen Julie, welche den zweiten Act bei Balzac beschließt: „O Schönheit, unvergleichliches Vorrecht, das einzige, das man nicht erwerben kann, und das doch nur eine Chimäre ist, nur ein leeres Versprechen — ja Du fehlst mir!" — dieser Monolog des armen und erbitterten Mädchens gehört zu den guten Seiten, die Balzac geschrieben hat. Alles das hat Lindner einfach beseitigt; die Lindner'sche Julie ist ein Fräulein, wie man deren eines in jedem rechtschaffenen Stücke zu sehen bekommt.

Ebenso hat Lindner aus der geistigen Physiognomie des Buchhalters einen zwar nicht schönen, aber unendlich charakteristischen Zug getilgt. Bei ihm bleibt der Buchhalter treu und standhaft in seiner Liebe, auch als er erfährt, daß Julie gar kein Vermögen besitzt, er ist der übliche amoroso; bei Balzac aber berührt ihn diese plötzliche Offenbarung äußerst unangenehm und macht ihn geradezu stutzig. In der französischen Komödie hat Mercadet auch das volle Uebergewicht über den Liebhaber. Der Vater kann dem jugendlichen Menschen, der noch nicht sein Auskommen hat, mit vollem Rechte sagen: „Sie junger Mann haben den Frieden meiner Familie gestört, Sie haben meiner Tochter überspannte Ideen von Liebe in den Kopf gesetzt, die ihr das Glück erschweren; Julie ist einige Monate älter als Sie, Ihre falsche Liebe mußte für meine Tochter etwas Verführerisches haben, dem kein Mädchen in ihrer Lage widersteht."

Der Buchhalter muß dazu schweigen, denn Mercadet hat Recht, und als der junge Mann seinen Gedanken allein überlassen bleibt, muß er sich sagen: „Ich habe 1800 Francs Gehalt, ich habe nicht genug, um allein davon zu leben, was soll aus Dreien werden? Da ist sie! Sie kommt mir jetzt ganz verändert vor; ich hatte mich so daran gewöhnt sie aus dem Gesichtspunkt von 300,000 Francs Mitgift zu betrachten." Es ist nicht schön von dem jungen Mann, zugegeben; aber wie wahr! Es ist ein echter Balzac'scher Zug, mitleidlos, verstimmend, häßlich und richtig. Nimmt man aber einmal einen Balzac'schen Stoff und setzt man den Namen dieses grausamsten Dichters auf den Zettel, dann darf man ihm auch seine Eigenthümlichkeiten nicht nehmen, selbst, wenn sie unliebsam berühren sollten. Das Lindner'sche Stück hat von der dichterischen Eigenart Balzacs fast gar nichts beibehalten.

Alle die epigrammatisch zerfleischenden und zersetzenden Spitzen des Dialogs sind abgestumpft und unschädlich gemacht; aus gährendem Drachengift ist die Milch der frommen Denkart geworden. So wie die Sache jetzt bei Lindner ist, wirkt sie ja viel vergnüglicher, das ist wahr; aber weshalb sich Lindner soviel witzige Einzelheiten des Dialogs hat entgehen lassen, die nicht einmal verletzend sind, ist schwer zu sagen. Wenn einer der Gläubiger von Mercadet sagt: „Er lügt wie ein Prospectus einer Actiengesellschaft", so ist das auch heute noch witzig; und wenn von dem Bankerott die Definition gegeben wird: „Der Bankerott ist eine Art unwissentlichen Diebstahls, den das Gesetz gestattet, aber durch Formalitäten erschwert", so sollte man ein so vortreffliches Bonmot nicht einfach bei Seite werfen. Ebenso würde der Ausruf eines Gläubigers noch heute seine Wirkung nicht verfehlen: „Mercadet ist ein entzückender Mensch; er hat noch nie Jemandem etwas zu Leid gethan, — außer seinen Actionären!" Benutzt Lindner aber einmal den Balzac'schen Dialog, so erscheint mir seine Verwerthung und Uebertragung bisweilen nicht ganz stichhaltig. Für das Balzac'sche: „J'entends sonner le glas de la faillite", habe ich, wenn ich recht verstanden habe, folgende bedenkliche Uebersetzung gehört: „Deine Zunge läutet die Todtenglocke des Bankerottes." Eine läutende Zunge! — Lindner hat sehr recht daran gethan, einige Geschmacklosigkeiten, wie z. B. die Verkleidungsscene, die selbst durch Balzacs vorbereitende Entschuldigung nicht besser wird, zu beseitigen. Man merkt überhaupt dem ganzen Stück an, daß ein bühnenkundiger und begabter Dramatiker die Hand im Spiele gehabt hat.

Das Balzac'sche Stück, das vor etwa 40 Jahren geschrieben worden ist, hat natürlich eine ganze Reihe von Uebersetzungen in's Deutsche und von deutschen Bearbeitungen erfahren. Die Bearbeitung von Bahn: „Ein Tag aus dem Leben eines Börsenspeculanten", ist schon 25 Jahre alt, neuerdings hat auch Fresenius das Balzac'sche Stück für unser Repertoire zu gewinnen versucht. Aber das Lustspiel wird auf der deutschen Bühne ebenso schwer festen Fuß fassen, wie in Frankreich. Die Balzac'sche Dichtung ist freilich sehr interessant nnd verlockend, aber ein gutes Stück wird sich kaum daraus machen lassen. Man kann solche Typen,

Digitized by Google

die fix und fertig sind, unter Umständen sehr wirksam einführen, aber wenn man sie an ihren Fehlern nicht gleichsam strafen, sie nicht zu Grunde richten will, so weiß man auf der Bühne nicht, was man mit ihnen anfangen soll. Es gibt da keinen versöhnenden und ästhetisch richtigen Abschluß; und wie beim Molière'schen „Geizigen", wie beim „Misanthrop", so bleibt auch bei „Mercadet", wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen ist, ein Gefühl der Verstimmung zurück, weil man weiß, daß der Geizige morgen noch eben so knauserig und knickerig sein wird, wie er uns heute gezeigt wurde, daß der Menschenfeind erbittert und unversöhnlich, daß Mercadet unzuverlässig und schwindlerisch bleibt.

Das Stück wurde auf der kleinen Bühne des Residenztheaters mit jener Sorgfalt und Frische dargestellt, die diesem Theater seit längerer Zeit einen guten Credit verschafft haben. Der Gast, Herr Karl Sontag aus Hannover, gab den Mercadet ohne alle häßliche Uebertreibung, ohne künstliche Nüancen, einfach und wirksam und vortrefflich. Neben ihm gelang es dem sehr intelligenten und sehr begabten Herrn Keppler sich als Graf Montallard Geltung zu verschaffen. Alle anderen Rollen treten hinter diesen zurück; sie wurden durchgängig gut dargestellt.

Paul Lindau.

Madame Caverlet.

Schauspiel von Emil Augier.

(Gegeben zum ersten Mal am Stadttheater.)

Der Musentempel in der Lindenstraße mag sehr verwundert sein, daß er jeden Abend fast oder ganz ausverkauft ist — er ist das gar nicht gewöhnt. Der Grund liegt in dem Gastspiel der Mitglieder des Wallnertheaters und ihres Directors des Herrn Lebrun.

Das neue Stück ist französisch durch und durch; die Voraussetzungen, auf denen es sich erhebt, die einzelnen Gestalten, die klare realistische Haltung — Alles verräth den französischen Autor. Nicht nur die Vorzüge, auch die Fehler, oder was uns Deutschen so erscheinen mag. Augier hat einen Griff in das Leben gemacht, um eine Schwäche der Gesetzgebung seines Landes bloszulegen und ihre Härte zu beweisen; Frankreich kennt, so weit es katholisch ist, nur die Trennung von Tisch und Bett, nicht aber die gänzliche Scheidung, die eine neue Verbindung ermöglicht.

In der Nähe von Lausanne lebt Herr Caverlet mit seiner Familie, von Allen die ihn kennen hochgeachtet. Seine Gattin Henriette ist die getrennte Frau eines gewissen Merson, eines Roués, der zuerst das Vermögen seiner Frau durchgebracht hat und sie dann im Elend verließ. Hr. Caverlet, der Henriette liebt und von ihr geliebt wird, bietet ihr seine Hülfe; sie fliehen in die Schweiz, wo sie 15 Jahre als Eheleute gelten. Merson erfährt durch einen Zufall, daß seine Gattin eine reiche Tante beerben wird und erscheint, ehe Henriette es erfahren, auf einmal *als* Bereuender, um alte Rechte geltend zu machen. Dadurch wird das lange bewahrte Geheimniß offenbar, eine beabsichtigte Verbindung der Tochter Fanny mit Reynold, dem Sohne des Friedensrichters, unmöglich, der Sohn gegen den Pflegevater, als dem Ehrenräuber seiner Mutter, aufgebracht. Die Lösung geschieht durch Geld. Merson bekommt die Hälfte der Erbschaft, so daß er sich auf Grund eines Bodenbesitzes als Schweizer naturalisiren und als solcher von der Frau legitim geschieden werden kann.

Das Stück hat eine Fülle reizender und erschütternder Situationen; die Liebeswerbung Reynolds ist eine Scene, die deutsch genannt werden könnte, falls es uns wirklich gelingen würde, zu beweisen, daß nur die germanische Race Gemüth habe. Die Unterredung zwischen Reynold und seinem Vater ist reich an humoristischen Zügen, die zwischen Caverlet und dem Stiefsohn, zwischen demselben und seiner Mutter von erschütternder Wirkung.

Aber trotz alledem kommt man zu keinem ungestörten Genuß, denn der Gedanke, Madame Caverlet sei eigentlich nicht Madame Caverlet, verläßt uns nie. Wohl sehen wir in ihr ein edles Weib, in Merson einen Verlotterten; wohl verstehen wir den Werth Caverlets, aber dennoch werden wir ein Gefühl des Unbehagens nicht los. Augier hat das aufgestellte Problem nur gestreift, nicht gelöst; er hat gezeigt, wie ein solches Verhältniß in einem Falle sich entwickeln kann, aber er hat durchaus nicht bewiesen, wo die Heilung für die Krankheit unglücklicher Ehen zu suchen sei. Sterben denn in jedem Falle Tanten mit einer Million, die man benützen kann, um den edlen Gatten der Gesetzlichkeit zu beseitigen? Bleibt jedes solche Verhältniß, wie das Caverlets zu Henrietten, auf die Kinder erster Ehe beschränkt? Und ist schließlich ein harter Paragraph des Rechtsbuchs Schuld an den schlechten Ehen? .... Wir können das Plaidoyer Augiers nicht als beweisführend anerkennen. Die Darstellung war vortrefflich — an der Spitze stand Dir. Lebrun als Bargé, eine Gestalt, die für ihn geschaffen scheint, aber auch die Uebrigen verdienen warmes Lob: Frl. Carlsen und Frl. Bredow, die Herren Blenke, Denzau und Kadelburg, der eine ihm nicht ganz zusagende Rolle, des naiven, verwöhnten Reynold, mit vieler Hingabe gespielt hat. Das Ensemble war selbstverständlich tadellos.

O. v. Leixner.

Oper und Concerte.

Fernand Cortez von Spontini. Neu einstudirt. Concerte: Herr v. Schlözer, Clara Schumann und Joachim, Holländer.

An der Grenzscheide zwischen der älteren und der neuen italienischen Oper stehen Cherubini und Spontini, Beide Italiener von Geburt, Beide nicht italienische Componisten in der national-künstlerischen Bedeutung des Wortes. Die ältere italienische Oper, für welche einst Händel, Gluck und Mozart componirt hatten, von welcher sie noch manche Gesangsformen beibehielten, fand in Piccini, Sarti, Sachini und Righini ihren Abschluß. Bei allen Concessionen an das Publicum und an die Sänger lehnte sie doch hie und da noch an die alten großen Meister, und befliß sich eines anständigen Satzes; ihre meisten Vertreter waren im Stande auch Kirchencompositionen in contrapunktischer Form zu schreiben, die, wenn auch ohne jeglichen inneren Gehalt, doch Zeugniß gaben von gründlicher musikalischer Bildung. Die neuere Schule, als deren Begründer Rossini anzusehen ist, die durch Bellini, Donizetti und Verdi ihre glänzendste Entwicklung erlebte, hat mit den alten Traditionen ganz gebrochen und nur den unmittelbar tonlichen Theatereffect als Hauptziel ihres Strebens sich gesetzt. Es wäre einseitig und thöricht zu behaupten, daß nicht auch diese Schule vieles Schöne zu Tage gefördert hat; aber es darf auch nicht bestritten werden, daß sie eben nur den Tagesbedarf mit mehr oder weniger Talent und Glück befriedigt hat, und daß die dramatische Musik in ihr ganz untergegangen ist. Das hat selbst Verdi gefühlt, der sich in letzterer Zeit bemüht, seinen Gesängen dramatischen Ausdruck zu geben. Dieser erscheint manchmal noch in sonderbarer Gestalt, aber immerhin ist das Streben des Maestro, der jetzt noch als der einzige über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus wirkende, lebende Operncomponist dasteht, ein sehr bedeutsames Zeichen. — Cherubini und Spontini sind, wie schon oben bemerkt, nur Italiener von Geburt, aber nicht als Componisten. Man würde in ihren Hauptwerken vergeblich nach Arien oder Chören suchen, welche ein Anlehnen an die frühere italienische Oper, geschweige denn ein Vorbereiten der späteren, nach ihnen kommenden, erkennen ließen. Sie waren Beide Nachfolger Glucks und Mozarts, nur daß sie Beide für die damalige französische Oper schrieben; Cherubini viel für die sogenannte komische, auf welcher alle die Werke, auch die ernsten, vorgeführt wurden, in welchen der Gesang mit der Rede abwechselte; Spontini nur für die große Oper, „Académie Royale" oder „Impériale", aus welcher das gesprochene Wort verbannt ist, und in welcher die Tradition des Declamatorischen und Rhetorischen vorherrschte. Beide Componisten waren Künstler edelsten Strebens; aber Cherubini besaß ein viel umfassenderes Talent als Spontini, er schuf nach allen Richtungen, wenn auch nicht immer Bedeutendes, doch Hochachtbares, während Spontini sein ganzes Wirken nur auf die Oper concentrirte, und in dieser zwei Erfolge errang, welche die seines größeren Zeitgenossen überragten. Beide Componisten haben sehr lange in Paris gelebt, und mußten daher auch von den dortigen Zeitströmungen und Ideen beeinflußt werden; aber während Cherubini in seinen vielen Instrumentalcompositionen nothwendigerweise auf die deutsche Tradition hingewiesen war, modelte Spontini seinen Stil ganz nach dem französischen dramatischen Geschmacke. So lange er für diesen arbeitete, errang er Erfolge; seine späteren Versuche, Opern für Deutsche zu schaffen, brachten nur recht Schwaches zu Tage. — Spontini war für seine Zeit gerade ebenso ein Eklektiker im besten Sinne des Wortes, wie

Digitized by Google

Meyerbeer für die spätere; jener kein Italiener, dieser kein Deutscher — aber allerdings an Begabung hoch stehend über allen Zeitgenossen, welche für die französische Oper geschrieben haben. Wenn einst das Feldgeschrei der freien Liebe auf der einen Seite, und der blut- und fleischlosen Tugend auf der anderen ausgetobt haben wird, dann dürften auch die Menschen wieder erkennen, welche Fülle von Schönheiten „Robert" und die „Hugenotten" bieten — trotz aller Schwächen, trotz manchem Verwerflichen; und sie werden dann einsehen, daß, mit Ausnahme des „Fidelio", keine dramatische Musik existirt, die nicht Spuren von Zugeständnissen an ihre Zeit trägt. Oder war vielleicht die Arie der Donna Anna im 2. Acte und die des Don Ottavio kein Zugeständniß, und kein weitgehendes? Ja, es ist ein Glück, daß es so war, denn wenn der 2. Act des „Don Juan" in derselben Steigerung sich erhöbe wie der erste, welche Oper könnte und wollte man noch hören?

Spontini hat in der „Vestalia" und im „Fernand Cortez" versucht, Gluck'schen Pathos mit Mozart'schem Arioso zu verbinden; er hat die Instrumentation und die charakteristischen Tonfärbungen des ersteren erweitert, er hat der Melodieführung des göttlichen Wolfgang einen glänzenderen Anstrich gegeben. Die Folge war, daß das Absichtliche vorwiegt, und nur selten der warme Ton unmittelbarer Erfindung und Empfindung sich vernehmen läßt. Aber nichtsdestoweniger enthalten die beiden genannten Opern großartige Schönheiten; Schönheiten, welche nach meiner Ueberzeugung nicht blos jenes musik-historische Interesse gewähren, welches mehr im Concertsaale, denn im Theater befriedigt wird, sondern auch die moderne Empfindungsweise in bedeutendem Grade anregen, wenn sie im richtigen Charakter mit voller Hingebung zu Gehör gebracht werden. Das Letztere ist allerdings eine recht schwere Aufgabe, weil auch den ausgezeichnetsten Sängern das fehlt, was selbst den weniger bedeutenden früherer Zeit zu eigen war: Schule und Stil. Wir haben jetzt meistens hervorragende Individualitäten, die sich in eine Rolle dermaßen hineinarbeiten, daß sie derselben eine ganz neue Gestaltung verleihen, aber sogenannte geschulte Sänger und Sängerinnen, die eben die Partie vor Allem technisch ganz richtig *singen* können nach den Regeln des Gesanges, bevor sie dieselbe dann individualisiren, die werden immer seltener. Das liegt nun einmal in der Zeit, wir können Vergangenes weder zurückzwingen, noch zurückerseufzen, nur das Factum bestätigen und zu dem Schlusse gelangen: man muß eben froh und dankbar sein, wenn überhaupt noch ältere bedeutende Opern zu Gehör gebracht werden, und das Publicum anfeuern, daß es denselben regen Antheil schenke; denn in vollen Häusern bei classischen Opern liegt mehr Sporn zu classischen *Studien* für den Sänger, als in allen gelehrten Abhandlungen, Kritiken und Theegesprächen. Neun Jahre sind verflossen, seit „Fernand Cortez" zum letzten Male auf der Königl. Opernbühne gegeben wurde, und wenn man in's Auge faßt, welche Umwälzungen in diesen Jahren auf dem Gebiete der dramatischen Musik unternommen worden sind, so kann man wohl sagen, daß die Oper fast wie eine neue Kunstgattung vor uns trat. Manches in ihr ist mehr prunkhaft als großartig, Manches mehr lärmend als volltönend; aber ein großer Zug belebt das Ganze, und ein wohldurchdachter epischer Stil tritt fast überall zu Tage. Es wäre sehr Schade, wenn das Publicum nicht dafür sorgte, daß „Fernand Cortez" auf dem Repertoire bleibt. Was *soll* denn zuletzt bleiben?!

Die Aufführung war nicht eine allen Ansprüchen genügende, aber immerhin eine so gute, daß sie bei einiger Abrundung — die bei älteren Werken nur durch Wiederholungen, durch das allmälige Wiedereindringen in den Geist zu erzielen ist — zur vortrefflichen werden muß. Herr Niemann in der Titelrolle bot eine der merkwürdigsten Leistungen ihrer Art. Die Stimmittel reichten entschieden öfters nicht aus; der Künstler litt noch an den Nachwehen jenes heftigen Katarrhs, der ihn zehn Tage vorher gezwungen hatte, die erste Vorstellung der Oper absagen zu lassen. Aber gegenüber dieser hie und da bemerkbaren physischen Unzulänglichkeit wirkte das geistige Element in so mächtiger Weise, daß man jene ganz vergaß — und *das* bedeutet beim *Gesange* unendlich mehr, als bei jeder andern musikalischen Leistung; denn die Stimme wirkt doch ganz anders im Guten wie im Schlechten, als jedes Instrument (mit Ausnahme der Hörner und Trompeten, deren falsche Töne auch eine Sündenbuße für die Ohren sind). Als Niemann im zweiten Acte auftrat, jeder Zoll ein Cortez, der ehrgeizige, Alles bewältigende, heldenmüthige Abenteurer; als er die unwilligen Soldaten mit seiner Stimme bezwang, und zum Kampfe begeisterte, und das Publicum in lauten Jubel ausbrach, da zeigte sich recht deutlich, was Niemann von andern Tenoristen unterscheidet: diese hören meistens dort auf, wo ihre physischen Mittel nicht ausreichen; *er* fängt oft dort erst an. Neben ihm ist Fräulein Hofmeister zu nennen, welche ihre sehr schwere Partie der Amazili mit frischer, wohlthuender Stimme sang; die richtige Declamation, der dramatische Ausdruck kann in solchen Rollen nur durch öfteres Darstellen erlangt werden. Betz war wie immer Meister schönen, edlen Gesanges. Von den kleinern Rollen sind die der beiden Kriegsgefangenen und des Alvarez hervorzuheben, die in den Herren Sachse, Oberhauser und Schleich sehr musikfeste und schön singende Vertreter gefunden hatten. Chor und Orchester gingen unter Eckerts Leitung sehr gut. Manche Tempi schienen ein wenig zu schnell; die große Arie der Amazili war zu sehr gekürzt; in der jetzigen Form wird sie niemals wirken; besser ist's, die Sängerin unterzieht sich gefährlicher Kraftanstrengung, als daß sie solch' ein Fragment singe — das ist noch gefährlicher! Das Publicum war sehr animirt; hoffen wir, daß es in der Stimmung bleiben wird. Nunmehr ist noch der interessantern Concerte der letzten Wochen zu gedenken. Da der Verfasser, von Geschäften überhäuft, noch nicht die Muße finden konnte seinen angekündigten Artikel „vom Clavierspielen" zu schreiben, so darf er die Höflichkeitspflicht gegen einen fremden Gast, den russischen Pianisten Herrn von Schlözer, dessen Erscheinen ihm die Idee zu jenem Artikel gegeben hat, nicht länger unerfüllt lassen, zumal derselbe bereits zwei Concerte veranstaltet hat. Herr von Schlözer ist ein außerordentlich brillanter Pianist, der als Virtuose sich den besten beizählen kann. Er hat einen sehr schön klingenden Anschlag, eine sehr ausgebildete Technik, und große, feurige Bravour. Seine Compositionen, als Salonstücke betrachtet, zeugen von liebenswürdiger Heiterkeit und Verve. Wer über solche Gaben und solchen Erwerb verfügen kann, der sollte auch sich in der ihm eigenthümlichen Richtung so vollkommen als noch möglich weiter entfalten, und das dem Naturell weniger Zusagende lieber nicht zu zwingen suchen. Die Beethoven'sche F-moll-Sonate, die der liebenswürdige Künstler im zweiten Concert vorgetragen hat, liegt nicht in seiner Natur; ich glaube jede andere, weniger tief leidenschaftliche, jede andere die ein Hervortreten des Technischen über den Inhalt besser verträgt als diese, wäre Herrn von Schlözer besser gelungen. In jeder heitern Sonate Beethovens und Mozarts hätte er gewiß mehr Gelegenheit gefunden, auch dem rein Musikalischen mehr Rechnung zu tragen, als in der genannten. Es hat in dem E-moll-Concerte von Chopin und in dessen F-dur-Etude (op. 25), in der ungeheuer schwierigen „Ungarischen Phantasie" von Liszt (die er ganz vorzüglich spielte) und in manchen anderen Stücken so viele Proben seines glänzenden Talentes gegeben, daß man ihn gern entschuldiget, wenn er in anderen weniger leistete, ihm aber allerdings freundschaftlich rathen darf, nicht auf ein Genre erpicht zu sein, das eben nicht das seinige ist.

Frau Clara Schumann und Joseph Joachim gaben ein Concert. Die erstgenannte Künstlerin hatte schon einige Tage vorher das G-dur-Concert Beethovens gespielt, in ihrem Concerte trug sie den „Carneval" von Schumann vor. Der Verfasser gesteht unumwunden, daß er schon seit langer Zeit keinen so warmen, rein musikalischen Eindruck von einem Clavierspiel mit nach Hause gebracht hat, als von den beiden Leistungen der großen Künstlerin. Daß ihre Technik nicht mit der Rubinsteins oder Tausigs verglichen werden kann, weiß wohl Jedermann; daß manches Einzelne wärmer oder feuriger vorgetragen werden kann, darf nicht bestritten werden; aber daß ihre Leistung als *Ganzes* eine wahrhaft hochkünstlerische war, das ist des Verfassers Ueberzeugung. Joachim spielte außer seinem Part in einer liebenswürdigen Sonate von Mozart und im D-dur-Trio von Beethoven, eine Sonate von Tartini, die eigentlich nur ein archäologisches Interesse bot, und einige Stücke aus der H-moll-Suite von Bach, mit welcher er wieder elektrisirend wirkte. Herr Holländer, ein junger sehr begabter Violinvirtuose, veranstaltete ein Concert, worin er ein Concert und einige Lieder seiner Composition vorführte. Das erstgenannte Stück enthält einen sehr anmuthigen Mittelsatz, war aber doch im Ganzen noch zu wenig thematisch ausgearbeitet und gefeilt; die Lieder zeugten von gefälligem Talente für die Gattung. Wir glauben, daß Herr Holländer mit Fleiß und ruhiger, gründlicher Arbeit noch sehr Achtbares leisten kann. Als Geiger zeigte er große Bravour und warmen Ton; die erste muß hier und da noch einer Läuterung unterworfen werden. Im selben Concerte wirkte auch noch Herr Raif und Fräulein Kirschstein. Ersterer spielte seine Composition, dieselbe, die er einige Wochen früher im eigenen Concerte vorgetragen hatte. Er ist ein sehr guter Clavier-

Digitized by Google

spieler und auch seine Composition zeugt für Talent. Uebrigens gehört ein nicht geringer Grad von Selbstgenügsamkeit — um das höflichste Wort zu gebrauchen — dazu, daß ein noch ganz junger Künstler, ein Clavierspieler, nur seine Composition als Zeugniß seiner Kunst vorführt. In einem eigenen Concerte neben anderen Stücken ist das vollkommen richtig, aber in einem fremden ist es sehr befremdend! Ich könnte hier auf einen genialen Künstler, auf Rubinstein hinweisen, der niemals sich allein spielen würde; doch da Rubinstein nicht officiell geaicht ist, so mag sein Beispiel gewissen Regionen nicht maßgebend erscheinen; ich will daher zwei andere Namen nennen: Brahms und Joachim. Der Erstere gab vor einigen Jahren mit Stockhausen hier zwei Concerte; er hatte damals schon Einiges componirt, was dem Raif'schen Concerte wohl gleichgestellt werden darf; aber er spielte dennoch nur sehr wenig von sich und ließ Stockhausen nur eines der so schönen Magellonen-Lieder singen! Und Joachim hat niemals sein ungarisches Concert allein vorgetragen: sapienti sat. Fräulein Kirschstein eine Schülerin des Hofcapellmeisters Eckert, welche zum ersten Male öffentlich auftrat und eine Arie aus der Oper ihres Lehrers „Wilhelm von Oranien" und die obenerwähnten Lieder von Holländer sang, erfreute sich eines sehr bedeutenden und wohlverdienten Erfolgs. Die frische Stimme, der sichere Ansatz und der feurige Vortrag sichern der junge Dame, wenn die Entwicklung dem Beginne entspricht, eine schöne Zukunft. Im zweiten Concerte des Hrn. v. Schlözer sang ebenfalls eine Schülerin Eckerts, Fräulein Kalman, zum ersten Male in der Oeffentlichkeit, mit nicht weniger günstigem Erfolge. Es ist an der Zeit, daß bei uns dem dramatischen Gesange eine gründliche Pflege gewidmet werde, sonst wird zuletzt mit der Gesinnung allein gesungen, und die Stimme, die Technik und dergleichen bleiben ganz unberücksichtigt.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Bonapartisten, von welchen es seit einiger Zeit still geworden war, machen wieder von sich reden. Die Exkaiserin und ihr Sohn, bekanntlich die Hoffnung Frankreichs und Europas, haben sich vor einiger Zeit durch eine Reise nach Italien der Mitwelt in Erinnerung gebracht. Der gastfreundliche Empfang in Florenz, wo die leichtlebige Gesellschaft irgend eine Gelegenheit zu Festlichkeiten nicht gern vorübergehen läßt, wurde in Paris von den Cassagnacs und Genossen zu den üblichen dynastischen Reclamen verwerthet. Die Franzosen sind indessen jetzt mit ihrer Ausstellung beschäftigt und der napoleonische Puff ging spurlos vorüber. Darauf wollte man es mit einem Ausflug nach Rußland versuchen. Das Gerücht wurde verbreitet, Prinz Louis Napoleon habe seinen Besuch in Petersburg zu Mitte Februar angekündigt oder habe gar vom kaiserlichen Hof eine directe Einladung erhalten. Daran war natürlich kein wahres Wort. Es erfolgte denn auch von russischer Seite ein officiöses ziemlich grobes Dementi. Rußland, hieß es, habe keinen Grund, die französische Regierung zu verletzen. Von einer an den Prinzen gerichteten Einladung sei keine Rede. Sollte er sich anmelden, so werde man ihn, wie früher Don Carlos, wissen lassen, daß man hoffe, er werde incognito reisen. Der Spanier wenigstens habe damals die Reise unterlassen. Ob der bonapartistische Sprößling discreter sein wird, dafür möchte gewiß Niemand einstehen. Die Familie hat sich gewöhnlich mehr durch unverfrorne Allüren als durch persönlichen Muth ausgezeichnet. Was ist jedoch aus den Träumen jener Zeit geworden, wo Kaiser Alexander in London dem Prinzen Louis Napoleon mit dem stillen Toast: Je bois à votre succès! zugetrunken haben sollte. Das war mit besonderer Vorliebe in Berlin wiedererzählt worden. Hier grassirte ja früher der Bonapartismus in gewissen Kreisen in einer für den öffentlichen Gesundheitszustand wirklich bedenklichen Weise. Da sollte die deutsche Regierung aus allen Theilen Frankreichs sichere Berichte über die unaufhaltsamen Fortschritte der Bonaparte haben, die, wenn sie nur wollten, das factisch schon bestehende napoleonische Regiment [illegible] einmal verkünden könnten. Wie lange hat man uns nicht mit [illegible] dreisten Erfindungen belästigt, die in einer Reihe von leichtgläubigen Zeitungen bereitwillige Aufnahme fanden, einfach deswegen, weil der Bonapartismus höheren Orts besser angeschrieben sein sollte, als die angeblich ohnehin unmögliche Republik oder gar die verhaßten Orleanisten. Eine gewisse Zahl deutscher Blätter schillerte unter solchen Einflüssen bonapartistisch, unbekümmert darum, daß gerade die von Rouher und seiner Sippschaft in Frankreich inspirirten Journale im Interesse der Popularität eine gegen Deutschland überaus feindliche Sprache führten. Seitdem ist mancher Tag in's Land gegangen, und die Bonapartisten sind nicht vorwärts gekommen. Die Wiederholung des zweiten December mit seinen gesellschaftrettenden Kartätschen und der Nachhülfe von Cayenne will sich nicht einstellen. Auch hat die Welt jetzt andere Sorgen. Man denkt mehr an Rußland als an Frankreich. Allerdings besteht eine seltsame seelische Verwandtschaft zwischen den früheren deutschen Bonapartisten und den gegenwärtigen Russenfreunden. Von denselben journalistischen Kathedern, wo in unserem ehrlichen Deutschland für die letzten Ueberbleibsel der corsischen Schmarotzerpflanze, welcher Europa so unsägliches Elend verdankt, eine ausländische Propaganda versucht wurde, wird jetzt für Rußlands Politik im Orient geworben. Die beiden Richtungen haben auch, ganz abgesehen von der zweifelhaften Stimmung des Petersburger Hofes für den Prätendenten, mehr als einen gemeinsamen Zug. Es ist dieselbe Mißachtung des bestehenden Rechts, dasselbe innere Achselzucken zu Allem, was dem Durchschnittsmenschen als sittliche Nothwendigkeit Hindernisse für sein Thun und Lassen bereitet, dieselbe Neigung zu Sophismen, derselbe Lug und Trug. Die frühere byzantinische Verehrung des Kaisers Napoleon, wie sie sich in den Tuilerienpapieren, in Documenten und Briefschaften kundgibt, deren Herausgabe für das deutsche Publikum einmal Nutzen stiften könnte, ist jetzt nach anderer Seite übertragen. Ob die Russen im Felde Glück haben, wird sich zeigen. Den Türken gegenüber und mit der gesicherten Deckung in der Flanke und im Rücken wird das nicht sehr schwierig sein. Inzwischen aber haben sie die öffentliche Meinung nach Wunsch bearbeitet. Man erzählt von russischen weiblichen mehr oder weniger vornehmen Agenten, die in den Pariser Salons und an anderen Orten für die moskowitische Politik harmlose Leute einfangen. Es gibt dafür einen cynischen Kunstausdruck, welchen eine etwas spröde geartete Feder ungern niederschreibt. In gewissen Gegenden Deutschlands sind indessen solche Vermittler unnöthig. Die Presse übernimmt dieselbe Aufgabe und es besteht nur der Unterschied, daß jene russischen Damen sehr liebenswürdig und amüsant sein sollen, was man von den fraglichen Blättern in demselben Maße keineswegs behaupten kann.

Bibliographie.

Schöne Literatur.

Gustav Benseler, Im Wald und Daheim. Dramat. Jugendspiele. (Leipzig, Liebeskind.)

Felix Dahn, Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.)

Anonym, Deutschlands Morgenröthe. Schauspiel in 5 Aufzügen. (Breslau, Trewendt.)

Carl Caro, Gudrun. Schauspiel in 5 Aufzügen. (Ebd.)

Anastasius Grün, Spaziergänge eines Wiener Poeten. 7. Aufl. (Berlin, Grote.)

Gustav Kastropp, König Elfs Lieder. 2. Aufl. (Stuttgart, Bonz u. Co.)

Franz v. Schlechta-Wschehrd, Ephemeren. Dichtungen. Mit Vorwort von H. Laube. 2. Aufl. (Wien, Pest, Leipzig, Hartleben.)

Betty Dorieux, Lyrische Gedichte. (Wien, Hartleben.)

Martin Weihe, Haideblumen. 2. Aufl. (Leipzig, Robert Friese.)

Friedr. Hermann, Gedichte. (Berlin, Julius Imme.)

Anonym, Gereimte Räthsel aus dem deutschen Reich. (Berlin, G. Reimer.)

Ernst Veit, Kleines Lieder- und Bilderbuch. (Dresden, Schönfeldt.)

Anton Birlinger u. W. Crecelius, Deutsche Lieder. Festgruß an Ludwig Erk. (Heilbronn, Henninger.)

Utis, Akademisches Ritterthum, Klänge von Deutschlands Burschenthum. 50 Pf. (Leipzig, C. A. Koch.)

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Maria von Ungarn.

Tragödie in fünf Acten von

Arnold Beer.

8. Geh. 2 *M.* 40 *S.*

Dieses historische Drama behandelt einen ergreifenden Vorgang aus der Geschichte Ungarns mit dichterischer Gestaltungskraft und bühnenkundiger Technik.

Von dem Verf. erschien in demselben Verlage:

Simon von Montfort. Tragödie in fünf Acten. 8. Geh. 2 *M.* 40 *S.*

Andrea del Castagno. Tragödie in fünf Acten. 8. Geh. 2 *M.* 40 *S.*

Phaeton. Tragödie in fünf Acten. 8. Geh. 2 *M.* 40 *S.*

Allgemein. Verein f. Deutsche Literatur.

Von der III. Serie wurden soeben ausgegeben:

Bd. IV. **Lindau, Paul, Alfred de Musset.**

„ V. **Der Sänger von Schiras,** Hafisische Lieder von **Fr. Bodenstedt.**

Alle Buchhandlungen nehmen Beitrittserklärungen zur Serie an. Der Einzelpreis per Band ist **6** *M.*, der Abonnementsbeitrag per Serie von 7 Bänden 30 *M.*

Berlin, A. Hofmann & Co.,
Verlagsbuchhandlung.

In **Carl Duncker's** Verlag, **Berlin,** Französ. Str. 20a erschien:

Christian Daniel Rauch von **Friedrich** und **Karl Eggers.** II. Band. 1. Hälfte. Preis 3 *M.*

Psycholog. Beobachtungen (l'homme est l'animal méchant par excellence.) Preis 2 *M.*

Salmond, Fürst Bismarck und **die Ultramontanen.** Gekrönte Preisschrift. Preis 1 *M.* 50 *S.*

Soeben ist erschienen:

Maler Nolten.

Roman von

Eduard Mörike.

Zweite überarbeitete Auflage.

8. 2 Bände. 9 *M.* 60 *S.*

Ein vielbegehrtes Werk, das Jahrzehnte fehlte, dessen Ueberarbeitung der Dichter erst zögernd begonnen, dann aber mit dem steigenden Ernste einer tiefempfundenen Aufgabe gefördert, liegt heute in der von dem Dichter hinterlassenen und von befreundeter Hand gesichteten Ueberarbeitung vor. Als theures Vermächtniß eines erlesenen Geistes möge dieses bedeutsame Werk allen Denjenigen empfohlen sein, welche sich im Gewirr der flüchtigen Gebilde des Tages den Sinn für die künstlerische Hoheit einer ächt dichterischen Schöpfung bewahrt haben.

Stuttgart, Januar 1877.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Heinr. Lemcke

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter

Havanna- etc. Cigarren

im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille.

Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von $^1/_{10}$ Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Mendelssohn's Werke für Orchester

vollständig.

	Partitur. *M.* *S.*	Stimmen. *M.* *S.*
Symphonien.		
Complet in 1 broch. Bande und in Umschlägen	23 —	39 60
Erste Symphonie. Op. 11 in Cm.	4 80	8 10
Symphonie-Cantate. Op. 52 siehe Geistl. Gesangswerke, Lobgesang.		
Dritte Symphonie. Op. 56 in Am.	6 30	13 50
Vierte Symphonie. Op. 90 in A	5 40	8 70
Fünfte (Reformations)-Symphonie. Op. 107 in Dm.	(7 20)	(9 30)
Ouverturen.		
Complet in 1 broch. Bande und in Umschlägen	30 —	40 80
Hochzeit des Camacho. Op. 10 in E	3 30	4 20
Sommernachtstraum. Op. 21 in E	4 20	4 80
Fingalshöhle (Hebriden). Op. 26 in Hm.	3 30	3 60
Meeresstille und glückliche Fahrt. Op. 27 in D	3 60	4 20
Märchen von der schönen Melusine. Op. 32 in F	3 90	3 90
Paulus. Oratorium. Op. 36 in A	2 40	3 —
Athalia. Op. 74 in F	3 30	4 20
Heimkehr aus der Fremde. Op. 89 in A	1 50	3 —
Ruy Blas. Op. 95 in Cm.	3 —	(4 50)
Trompeten-Ouverture. Op. 101 in C	3 90	5 40
Marsch. Op. 108 in D	— 90	2 40
Für Violine und Orchester.		
Concert. Op. 64 in Em.	4 50	6 90
Für Pianoforte und Orchester.		
Complet in 1 broch. Bande und in Umschlägen	15 —	25 20
Pianoforte allein. Complet in 1 broch. Bande	— —	8 —
Erstes Concert. Op. 25 in Gm.	3 90	5 70
Zweites Concert. Op. 40 in Dm.	4 20	6 —
Capriccio brillant. Op. 22 in Hm.	2 40	3 90
Rondo brillant. Op. 29 in Es	3 —	4 80
Serenade und Allegro giojoso. Op. 43 in D	(3 —)	(4 80)
Für Blasinstrumente.		
Complet in 1 broch. Bande und in Umschlägen	4 80	9 90
Ouverture. Op. 24 in C	2 70	4 80
Trauermarsch. Op. 103 in Am.	(— 90)	(2 40)
Zwei Concertstücke für Clarinette u. Bassethorn mit Begl. des Pianoforte. Nr. 1. Op. 113 in Fm.	1 50	2 70
Zwei Concertstücke für Clarinette u. Bassethorn mit Begl. des Pianoforte. Nr. 2. Op. 114 in Dm.		

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Beethoven's Symphonien.

Für das Pianoforte zu 2 Händen von Fr. Liszt.

No. 1. Cdur (Op. 21) . . . . . *M.* 4.50	No. 5. Cmoll (Op. 67) . . . . . *M.* 6.—
No. 2. Ddur (Op. 36) . . . . . *M.* 6.—	No. 6. Edur [Pastorale] (Op. 68) . . *M.* 7.—
No. 3. Esdur [Eroica] (Op. 55) . . *M.* 7.50	No. 7. Adur (Op. 92) . . . . . *M.* 7.—
No. 4. Bdur (Op. 60) . . . . . *M.* 6.—	No. 8. Fdur (Op. 93) . . . . . *M.* 5.—

No. 9. Dmoll (Op. 125) . . . . . *M.* 10.—

Dieselben in zwei rothen Bänden (1—5. 6—9) à *M.* 9.—

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Musikalien- oder Buchhandlung zu beziehen:

Roeder, Martin, Op. 7. **Gavotte** für Pianoforte . . . . . *M.* 1.50.

Mehrere Pianistinnen ersten Ranges haben **Roeder's Gavotte** in ihr Concert-Repertoire aufgenommen; u. A. spielte Fräulein Anna Mehlig dieselbe kürzlich mit grossem Erfolg in St. James Hall zu London.

In demselben Verlage erschienen:

Hiller, Ferdinand, Op. 144, Nr. 2. **Alla Polacca** für Pianoforte . . *M.* 0.75. (Repertoirestück von Frau Dr. Clara Schumann; Frau Annette Essipoff etc.)

Lachner, Vinzenz, Op. 57. **Präludium u. Toccata** für Pianoforte . *M.* 1.50.

Ries, Franz, Op. 26, No. 5. **Introduction und Gavotte** a. d. Violin-Suite, für Pianoforte bearbeitet von Ignaz Brüll . . . . . *M.* 1.00.

Scholtz, Hermann, Op. 27. **Variationen** über eine Norwegische Weise f. Pianoforte. Neue umgearbeitete Ausgabe . . . . *M.* 2.00.

Stiehl, Heinrich, Op. 68. **Fantasia quasi Sonata** für Pianoforte . . *M.* 1.20.

Tschaikowsky, P., Op. 19. **Six Morceaux** pour Piano . . . . *M.* 5.00.

— — Op. 21. **Scherzo** pour Piano *M.* 1.50.

Hierzu eine Beilage von der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilcke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Berlin, den 17. Februar 1877. XI. Band.

Kgl. Bibliothek AP 30 G295 v. 11 no. 7

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Palatina im Vatican. Von Bluntschli. — Zur Frage des gewerblichen Lehrlingswesens. Von Max Bauer. — **Literatur und Kunst:** Etwas über den „gesunden Menschenverstand". Von Max Schasler. — Georg Büchners letzte Tage. Eine Mittheilung von Karl Emil Franzos. — Emil Zola. Von Paul d'Abrest. — Nero in der zeitgenössischen Kunst. Von Woldemar Kaden. (Schluß.) — **Vermischtes:** Nirwâna. Von Nisi Kaúla Chattopádhyáya. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Die Palatina im Vatican.

Von Bluntschli.

„Hundert Jahre Unrecht war und wird keine Stunde Recht." So lautet ein altes Sprüchwort, in welchem das deutsche Volk seinem nie erlöschenden Abscheu gegen das Unrecht und seiner unablässigen Bekämpfung des Unrechts einen Ausdruck gegeben hat. Dennoch kannten und achteten die Deutschen sowohl im Privatrecht als im öffentlichen Recht, die sie anfangs wenig unterschieden, die reinigende, heiligende und befestigende Macht der Zeit, welche unter Umständen was gewaltsam begonnen hatte und dem scharf prüfenden Rechtssinn anfangs als zweifelhaftes Recht oder selbst als Unrecht erschienen war, wenn es lange nicht angefochten wurde, in gesichertes Recht wandelte. Der bloße Zeitablauf freilich bewirkt diese Wandlung nicht. Damit altes Recht mit der Zeit absterbe und untergehe, und neues Recht mit der Zeit heranwachse und sich befestige, muß zu der zeitlichen Fortdauer noch ein rechtbildendes Moment hinzukommen. Der neue Zustand, der vielleicht mit Unrecht angefangen hatte, muß sich in der Zeit als ein nothwendiger erweisen, er muß sich als heilsam bewähren, damit die Aenderung schließlich Duldung, und zuletzt Anerkennung und Billigung finde.

Der Raub, welcher vor bereits 250 Jahren an der Bibliothek der Universität Heidelberg, der berühmten „Palatina" verübt worden ist, wäre wohl gleich anderem geschichtlichen Unrecht wenn nicht vergessen, doch endlich ruhig ertragen worden, wenn die Ueberführung des Raubes nach Rom in den Vatican der Wissenschaft und der Welt irgendwie nützlich geworden wäre. Das ist aber nicht geschehen, und deshalb wird das vor 250 Jahren verübte Unrecht heute noch als Unrecht empfunden. Der uralte Stachel schmerzt heute noch; denn Jeder, der für diese Dinge ein Interesse hat, muß die Wirkungen dieses Raubes als ein fortgesetztes Leiden beklagen. Bis zum Jahr 1622, so lange die Bibliothek mit ihrem überaus reichen Schatz von Handschriften im Besitze der deutschen Universität am Neckar war, diente dieselbe der gelehrten Welt, wurde dieselbe fortwährend von den Gelehrten aller Nationen benutzt, blieb sie fruchtbar für die Wissenschaft. Seitdem diese Bibliothek aber durch ein häßliches Unrecht dem Vatican übergeben und von den päpstlichen Bibliothekaren in Besitz genommen worden, ist sie dem Gebrauch der Gelehrten unzugänglich und für die Wissenschaft unfruchtbar geworden. Sie ist ein vergrabener, der Welt entzogener Schatz.

Es bedarf eines äußerst seltenen glücklichen Zusammentreffens persönlicher Gunst des Papstes, des vorgesetzten Cardinals und der Bibliothekare und ungewöhnlicher Muße und Mittel der Gelehrten, um auch nur eine sehr beschränkte Einsicht des Katalogs oder der verlangten Handschrift zu erhalten. Männer ersten Ranges, die durch ihre Stellung an dem päpstlichen Hofe ausgezeichnete Verbindungen hatten, sind doch über die kleinen Hemmnisse aller Art nicht hinüber gekommen und haben sich vergeblich abgemüht, auch nur Eine Handschrift zu benutzen. Die Männer der Wissenschaft gelten im Vatican grundsätzlich als verdächtige Leute. Wenn es aber Einem ausnahmsweise glückt, sich durchzuwinden, dann verfällt er unrettbar den Hindernissen der Geschäftsordnung, welche die Bibliothek nur auf kurze Zeit selbst für Eingeweihte und Begünstigte, nur auf wenige Stunden am Tage und wenige Tage im Jahre eröffnet. Das alte Mosaische Gesetz: „Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruh'n", gilt nicht in den heiligen Räumen des Vaticans. Nach dem dortigen Reglement kommen durchschnittlich im Jahre auf je vier Tage drei Ruhetage und ein Arbeitstag. (Vgl. Friedrich Blume, Iter Italicum, S. 84 ff.) Wenn aber ein Arbeitstag kommt, dann wird er wieder durch die Mittagspause zerrissen und ist eine nachhaltige fleißige Arbeit gar nicht möglich.

Deshalb macht uns heute noch der alte Raub den Eindruck eines fortwährenden, nie gesühnten Unrechts. Deshalb lassen wir nicht ab von der Klage und der Hoffnung, daß es dem neu erstandenen deutschen Reiche noch gelingen werde, eine Sühne zu schaffen, und das Unrecht, das ein fanatischer deutscher Fürst an der deutschen Nation und der gelehrten Welt begangen hat, und das sich das römische Papstthum widerrechtlich und gemeinschädlich angeeignet hat, wieder gut zu machen, sei es durch Vereinbarung mit dem befreundeten Königreich Italien, sei es vielleicht mit einem billig denkenden und Versöhnung wünschenden Papste.

Die Heidelberger Bibliothek, die in der Heiliggeistkirche verwahrt worden war, besaß einen Handschriftenreichthum, wie er nirgends in der Welt seines Gleichen hatte. In mehr als 60 Kisten wurden von dem päpstlichen Bibliothekar Leo Allacius, der eigens von Rom nach Heidelberg geschickt war, um die geraubten Bücher abzuholen, 431 griechische, 1956 lateinische, 847 germanische (deutsche) und 289 hebräische, zusammen 3523 Codices, in den Vatican gebracht. Die Heidelberger Bürger hatten ein sehr lebhaftes Gefühl von dem schändlichen Unrecht, welches der Universität und der Stadt wiederfuhr. Der päpstliche Agent wurde, nach seinem eigenen Bericht, in Heidelberg wie ein böses Raubthier betrachtet und gemieden. Kein Schreiner lieferte ihm die Kisten, kein Seiler die Stricke, kein Fuhrmann die Wagen und Pferde, um die Bibliothek

Digitized by Google UNIV. OF MICH. LIBRARY

wegzuschaffen. Nur der deutsche Fürst, der Herzog und Kurfürst Maximilian von Bayern, empfand die Schmach, mit welcher er seinen sonst glänzenden Namen durch diese Missethat befleckte, so wenig, daß er selber dafür sorgte, daß dieser Flecken seines Namens unvergessen bleibe. Er ließ in jeden einzelnen Codex die gedruckte Bemerkung heften: „Sum de bibliotheca, quam Heidelberga capta, spolium fuit et P. M. Gregorio XV. trophaeum misit Maximilianus Bavariae Dux et Princeps Elector." Er rühmte sich noch des „Raubes" und seiner Gabe an den Papst zum Schaden seines Vaterlandes. So sehr hatte die Erziehung durch die Jesuiten den natürlichen Rechtssinn und den nationalen Geist in ihm ertödtet und den trefflich von Natur begabten Mann der pfäffischen Herrschsucht und Habsucht dienstbar gemacht. Der Kaiser Ferdinand II., obwohl auch ein Zögling der Jesuiten und ebenfalls ein leidenschaftliches Parteihaupt der katholischen Reaction, hatte doch dem General Spinola den Befehl zukommen lassen, wenn Heidelberg genommen werde, dafür zu sorgen, daß die Bibliothek keinen Schaden leide (Brief vom 8. Dec. 1621), und nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly (15. Sept. 1622) an diesen unterm 4. October nochmals die Sorge für „die ansehnliche, weit und breit berühmte Bibliothek" empfohlen und angeordnet, daß „über alle und jede befundene Sachen" ein ordentliches „Inventarium" gefertigt und an ihn zu „fernerer Resolution zu überschicken sei". Der Kaiser wollte offenbar die Bibliothek retten. Aber der Herzog kümmerte sich in seinem frommen Eifer, dem Papste gefällig zu sein, so wenig um den deutschen König und römischen Kaiser, als um die deutsche Nation und Heidelberg. Er berichtete gehorsam über alles Andere an den Kaiser, aber von der nach Rom verschenkten Bibliothek sagte er nichts.

Erst in unserem Jahrhundert, erst seitdem die deutsche Nation allmählich wieder sich als politische Macht fühlen lernte, und nur mit Hülfe der preußischen Staatsmänner, welche vor allen anderen deutschen Landesministern ein Verständniß für die Würde und die Aufgabe des deutschen Volkes zeigten, ist ein erster Schritt zur Sühne vollzogen worden.

Hauptsächlich der Sorge und der Energie des Fürsten von Hardenberg und des preußischen Gesandten und Ministers Wilhelm von Humboldt ist es zu verdanken, daß in den Jahren 1815 und 1816 ein Theil des geraubten Gutes dem beraubten Eigenthümer, der Heidelberger Universität, zurückerstattet wurde. Es waren nämlich eine Anzahl Handschriften aus dem Vatican an die französische Republik im Frieden von Tolentino 1797 abgetreten worden, unter diesen 26 griechische und 12 lateinische Codices, die zur Palatina gehörten. Diese Handschriften wurden 1815 auf Betrieb der badischen Regierung, welche von Preußen nachdrücklich unterstützt ward, von Paris reclamirt und herausgegeben. Nur Eine wichtige Handschrift konnte damals angeblich nicht aufgefunden werden und ist noch in der Pariser Bibliothek. Sodann wurden in Folge der diplomatischen Einwirkung Preußens im Jahre 1816 die sämmtlichen deutschen Handschriften, die für die Römer ganz werthlos schienen, 847 Codices und dazu noch 5 lateinische Handschriften zurückgegeben.

Die übrige Masse von 2633 Codices, außer den orientalischen und romanischen Handschriften, befindet sich gegenwärtig noch im Vatican begraben und harrt der Wiederbelebung.

Als das deutsche Reich gegründet wurde, hatte man anfangs noch nicht die Zeit, an die wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen der deutschen Nation zu denken. Das erstarkte Reich wird sich aber allmählich auch dieser ideellen Güter und Aufgaben bewußt. Es ist bereits, obwohl die Reichsverfassung dieser Seite nicht erwähnt, Einiges in dieser Richtung geschehen, und unzweifelhaft wird Mehreres in Zukunft folgen. Hier liegt eine Aufgabe vor, in welcher sich die Interessen der Wissenschaft mit denen der Gerechtigkeit und Würde der deutschen Nation verbinden. Vielleicht bietet sich in Bälde ein günstiger Moment dar, in welchem eine Sühne für das alte Unrecht erhältlich ist. Hoffen wir, daß dieser Moment von der mächtigen Hand ergriffen werde, welche die Geschicke des deutschen Volkes so erfolgreich bestimmt.

Wenn wir nicht Alles, was uns geraubt wurde, wieder erhalten können, so würde eine billige Ausgleichung der verschiedenen Rücksichten, z. B. eine Theilung, welche Rom die kirchlich bedeutenden Codices der Kirchenväter belassen und etwa die protestantischen und die antik-heidnischen Codices an die Universität Heidelberg zurückgäbe, in der deutschen wissenschaftlichen Welt wohl eine freudige und dankbare Zustimmung finden.

Zur Frage des gewerblichen Lehrlingswesens.

Von Max Bauer.

Der Secretär der Handelskammer und des mittelrheinischen Fabrikantenvereins zu Mainz hat, auf Grund mehrerer, vom Verein für Socialpolitik veranlaßten Gutachten über die „Reformen des Lehrlingswesens", eine gediegene und populär gehaltene Schrift veröffentlicht.

Die Erörterungen dieser im Wesentlichen selbstständigen Arbeit treffen in wichtigen Hauptgesichtspunkten den Kern unserer ganzen socialen Zukunft, — und dies ist der Grund, warum auch wir an dem bedeutungsreichen Stoff nicht vorübergehen dürfen. — — —

Deutsches Lehrlingswesen und deutsches Zunftwesen hingen ursprünglich eng aneinander. Die Zunft nahm schon im Mittelalter reges Interesse an der gewerblichen wie moralischen Ausbildung des „zu ihr gehörigen" Lehrlings und die reinste Blüthe deutschen Gewerbes finden wir in den Tagen, da Lehrmeister und Lehrling mit ihren Fortschritten, ihren Interessen, ihrer gewerblichen und bürgerlichen Ehre und — Schmach gewissermaßen eine Familie bildeten. Im Verfall unserer deutschen Verhältnisse gingen auch diese, unseren heutigen Begriffen in ihrer Zartheit und ihrem Werthe kaum faßbaren Verbindungen und Gliederungen nach und nach verloren. Es ist ein ernster und trüber Rückblick in unsere Geschichte, der da nachweist, daß die zu Grunde gehende Selbstständigkeit deutscher Städte und deutschen Bürgerthums mit dem Rückgange der gesunden Verhältnisse des Zunftwesens eng zusammenhingen. Der dreißigjährige Krieg, der die letzte Blüthe des öffentlichen Geistes in Deutschland knickte, zerriß auch das letzte künstliche Band gewerblicher Genossenschaften und gestattete in seinen bösen Folgen einem engherzigen Egoismus in der Entwickelung der Gewerbe einen verderblichen Eingang.

Als die Gewerbeordnung von 1869 die letzten Reste alter gewerblicher Organisationen beseitigte und das heutige — auf privatcontractlicher Basis beruhende — Lehrlingsverhältniß in Erscheinung trat, wurde damit nichts Anderes ausgesprochen, als daß der Lehrling, rein nach Maßgabe seiner — natürlich unbedeutenden — Leistungsfähigkeit, wie jeder Andere: ein einfacher Arbeiter dem Brodherrn gegenüber wurde. Das Geld, der Lohn ist meistens das einzige Bindemittel zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, von einem genossenschaftlichen Einfluß ist keine Rede mehr. Der Einzelne steht dem Gesammtgewerbe in einer durch socialdemokratische Schwindeleien meist scharf zugespitzten Rücksichtslosigkeit gegenüber, und der letzte Funke jenes patriarchalischen Bindemittels, das einst einen für Kunst und Handwerk so eminenten Werth, ja eine so segenspendende Weihe hatte, ist in der Asche verglüht. . . . .

Kurzsichtig ist es, hier, wie so oft geschieht, nur den Lehrling für die mancherlei Auswüchse der Neuzeit verantwortlich machen zu wollen. Der Lehrherr verletzt gar oft seine Lehrpflicht gröblicher, als das junge Material, für dessen geistige und technische Ausbildung jener doch eine Verantwortung übernimmt, deren Tragweite er gar zu selten begreift. Wird noch nach Seite der moralischen oder Schulerziehung irgend eine Sorgsamkeit geltend gemacht, tritt noch irgendwo der enorme Einfluß des Familienlebens an diese gewerblichen Beziehungen schüchtern heran, so wird leider meist beiderseits nur einer äußeren, gehaltlosen Form eine Concession gemacht.

Das Einhalten gegenseitiger Verpflichtungen wird mit

Digitized by Google

einer gewissen Frivolität behandelt, und die in der wachsenden gewerblichen Concurrenz unserer Tage so bedenkliche Verleitung der Geschäftscollegen zum Bruch des Lehrverhältnisses junger Lehrlinge mit ihren alten Arbeitgebern, falls die Concurrenten zufällig momentan mehr Kräfte gebrauchen, ist ein wesentliches Moment, die Besorgniß für den Gang unserer gewerblichen Entwickelung zu steigern. Was die Vereine und Versammlungen endlich — selbst wenn sie jedes politischen Hintergrundes entbehrten, was doch fast niemals der Fall — an dem grünen Holz schneiden, pfropfen und oculiren könnten, ist meistens außerordentlich wenig, sehr zweifelhaften Werthes und birgt in seiner Blüthe und Reife gar häufig einen bösen Wurm! ....

Daß gute Gewerbeschulen ein Mittel zur Beseitigung solcher Besorgnisse sind, ist zweifellos. Aber auch die beredtesten Vertreter dieser Fortbildungsschulen und ähnlichen Anstalten werden den Mangel nicht fortleugnen können, der darin liegt, daß in diesen Bildungsstätten eine genügende Verknüpfung mit der eigentlichen vorhergegangenen Fachbildung des Lehrbedürftigen fehlt. Der organische Zusammenhang der Lehrwerkstatt und einer solchen Fortbildungsstätte, sie heiße, wie sie wolle — das Specialisiren in der Berücksichtigung des einzelnen Gewerbes und des hier besonders zu bevorzugenden Faches —, das wäre das Ideal einer Gewerbeschule für Lehrlinge zur Hebung des modernen Kunsthandwerks!! —

Wenn der Verfasser der von uns Eingangs dieser Worte erwähnten Schrift, Herr Julius Schulze, den Krebsschaden unserer gewerblichen Verhältnisse in dem Mangel an Gefühl der Solidarität zwischen der Arbeit und dem Arbeiter sucht und findet, und es ausspricht, daß der frühere Stolz auf eine gelungene Leistung jetzt vielleicht gar einem bewußten feindseligen Gegensatz des Arbeiters zu seiner Arbeit Platz gemacht habe, so geht er darin wohl zu weit. Richtig ist es gewiß, daß dem Lehrling von heute das erstärkende Gefühl des eigentlichen Berufes fehlt, und wenn es wahr ist, daß die Arbeit von der Mehrzahl nur als ein nothwendiges Uebel angesehen wird, ja, daß es als eigentliches Ziel hingestellt werde, möglichst geringe Leistung für möglichst hohen Lohn zu schaffen, dann freilich wäre eine traurige aber erschöpfende Antwort und Erklärung für die Worte Prof. Reulaux's da, die ihrer Zeit so bösen Staub aufwirbelten und heute noch aufwirbeln.

Bei Beantwortung der Frage, „wie zu helfen sei", verlangt der Verfasser zunächst schriftliche Abfassung der Lehrverträge, in denen das Eingehen bestimmter Verpflichtungen präcisirt sei; die Fixirung solcher gegenseitigen Verbindungen werde dem Vertragsbruch vorbeugen. Größeren Werth noch legt er auf die „Wiedereinfügung des Lehrlings in ein Gesammtinteresse". Hier müsse der Staat helfend eintreten, dem Kleingewerbe Gelegenheiten bieten zu Wort zu kommen, wie Handelsstand und Landwirthschaft eine besondere Vertretung zu haben und in „Gewerbekammern" zu Organen zu kommen, denen die Directiven für Errichtung, Beaufsichtigung, Normativbestimmungen u. A. m. des Lehrlingswesens anzuvertrauen seien. Es ist ersichtlich, daß solche Bestrebungen auf „Innungen der Zukunft" hinauslaufen. So sehr wir dem Gedanken und Plan Beifall entgegentragen, so sorgliche Fragezeichen müssen wir doch an die Ausführung knüpfen, wenn der Einfluß auf die Bildung der Gewerbekammern, auf die der Schiedsgerichte, auf die Gewerbe- und Fachschulen solchen Innungen brevi mani zugestanden werden soll. Die Frage, ob der Gewerbebetrieb, ja der obligatorische Eintritt in solche Innungen der Zukunft von der Uebereinstimmung der Arbeitgeber und der doch in den Innungen gleichzeitig vertretenen Arbeitnehmer abhängig zu machen sei, würde der wurmstichige Zankapfel sein. Wir schließen mit der gern und willig von uns zu unterschreibenden Sentenz des Verfassers:

„Die Lehrlingsfrage und die moralische Kraft, welche Betreffs derselben unser Handwerkerstand zu entwickeln vermag, ist der Prüfstein dafür, ob die Elemente zu zeitgemäßen gewerblichen Corporationen vorhanden sind, oder nicht."

Literatur und Kunst.

Etwas über den „gesunden Menschenverstand".

Am Ende des schönen, schattigen Laubenganges, gerade gegenüber der zu meinem Arbeitszimmer in dem Gartenpavillon führenden Glasthür, steht eine einfache, aber bequeme Ruhebank, die ich, vom stundenlangen Sitzen am Arbeitstisch ermüdet, gern aufsuchte, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und, „befreit vom Denken wie vom Wünschen", auf das Schwirren der Käfer und das Zwitschern der Schwalben zu lauschen.

Auch heute hatte ich, nach einigen raschen Wanderungen in dem Gange, mich auf der Bank niedergelassen und als Gesellschafter einen Band meines Lieblingsschriftstellers, Dickens, mitgenommen, worin ich hin und wieder einige Seiten las: es war der bekannte Roman „Harte Zeiten", in welchem einige Stellen, obschon ich ihn schon drei- bis viermal gelesen, mich nicht blos durch die originelle Kraft der Sprache, sondern in viel höherem Grade durch den Adel der Gesinnung und den idealen Schwung des Denkens, welcher durch alle Bitterkeit seines ironischen Humors hindurchleuchtet, immer wieder auf's Neue fesselte. Ich reflectirte darüber, wie wohl Meister Hegel über Dickens geurtheilt hätte, wenn er ihn gekannt; Hegel, der in seiner Geschichte der Philosophie — bei Gelegenheit Bacos, des Gründers der gepriesenen englischen Erfahrungsphilosophie — von den Engländern überhaupt bemerkt: „Sie scheinen in Europa das Volk auszumachen, welches, auf den Verstand der Wirklichkeit beschränkt, wie der Stand der Krämer und Handwerker im Staate, immer in die Materie versenkt zu leben, und Wirklichkeit, nicht Vernunft, zum Gegenstande zu haben bestimmt ist."

Ich hatte mich in das Reflectiren über dieses Gegenüberstellen von „Wirklichkeit" und „Vernunft" des deutschen Philosophen in seiner Beurtheilung des englischen Nationalcharakters, worin ich eine merkwürdige Aehnlichkeit seiner Ansichten mit denen des englischen Romanschriftstellers zu entdecken glaubte, so vertieft, daß ich erschreckt zusammenfuhr, als ich mich plötzlich von einer Stimme anreden hörte. Es war die meines Freundes P., der mich im Garten aufgesucht hatte und durch eine Seitenöffnung des Laubenganges zu mir herangetreten war. Wir machten einige Gänge auf und nieder.

„Sagen Sie doch, Verehrtester," bemerkte er nach einer Pause, „Sie sind ja längere Zeit in England gewesen und haben folglich Gelegenheit gehabt, diese eigenthümliche Nation an der Quelle zu studiren: was denken Sie über den sogenannten „common sense?"

Common sense? — wiederholte ich, einigermaßen überrascht theils über das sonderbare Zusammentreffen dieser Frage mit meinem eben unterbrochenen Gedankengang, theils darüber, daß sie gerade von P., diesem Fanatiker der sinnlichen Erfahrung — er war Chemiker und hielt Vorlesungen an der Universität — gestellt wurde.

„Ja, common sense. Stellen Sie sich vor: heute, nach dem Schluß meiner Vorlesung tritt, als ich gerade meine Notizen zusammenpackte, um das Katheder zu verlassen, ein junger Mediciner zu mir heran und fragt mich höflich nach der eigentlichen Bedeutung des Worts."

Nun, und was haben Sie ihm geantwortet?

„Ich weiß selbst nicht mehr; einige allgemeine Redensarten von gesundem Menschenverstand, praktischer Intelligenz, Sinn für allgemeine Interessen und dergleichen; schließlich habe ich mich mit Mangel an Zeit entschuldigt und ihn auf morgen vertröstet. Ich war in schauderhafter Verlegenheit, denn offen gesagt, ich habe noch nicht darüber nachgedacht, was das Wort eigentlich bedeutet."

Nun, der Ausdruck „gesunder Menschenverstand" ist ja eine ganz gute Uebertragung des common sense; aber wissen Sie denn, was eigentlich das deutsche Wort bedeutet?

„Gesunder Menschenverstand? Ich denke doch! Wenn wir, die Männer der exacten Wissenschaften, nicht wissen sollten, was

Digitized by Google

gesunder Menschenverstand ist, wer sollte es dann wohl wissen? Etwa Ihr Idealisten, die Ihr immer in höheren Regionen schwebt und Euch einbildet, daß Ihr, ohne Euch um die Wirklichkeit der Dinge zu kümmern, mit dem sogenannten „reinen Denken" die Welt construiren und alle Geheimnisse des Universums durch Eure in die Luft hineingebauten Systeme abstracter Ideen erforschen zu können meint? Soll ich Sie an Hamlets bekanntes Wort erinnern, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde . . "

Nicht nöthig — unterbrach ich ihn. Haben Sie aber auch wohl daran gedacht, daß Shakespeare nicht sagt: „es gibt mehr Dinge auf der Erde", sondern: „zwischen Himmel und Erde?" Und übrigens redet er von Schulweisheit, und ich dächte, dieser Ausdruck passe besser auf Eure sogenannte exacte Wissenschaft als auf die von Euch Materialisten bohnlächelte Philosophie. Doch lassen Sie uns nicht von der Sache abkommen; wir sprachen, wie ich glaube vom „gesunden Menschenverstand".

„Richtig; und Sie wollen doch nicht behaupten, daß in Eurem ganzen Krimskrams von philosophischen Systemen ein Funken von gesundem Menschenverstand enthalten sei?"

Ich sah ihn von der Seite an und fragte: Auch in denen der Engländer nicht?

„Ah, das ist etwas Anderes! Allen Respect vor solchen Leuten wie Baco, Newton, Hume, Locke und ähnlichen Männern, diesen Heroen der Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes. Aber, Verehrtester, Sie wissen ebensogut wie ich, daß gerade diese — wenn Sie wollen: Philosophen — den common sense zum einzigen Princip ihres Forschens machten."

Sehr wahr; und was haben sie damit erreicht? Doch, noch einmal, lassen Sie uns bei der Sache bleiben. Sie wollen wissen, was der common sense bedeutet. Fangen wir zunächst bei dem deutschen Ausdruck, ich meine beim gesunden Menschenverstande an, der ja eine wesentliche Seite des common sense bildet.

„Gut! aber reden wir darüber, wo möglich, mit gesundem Menschenverstand!" — Er lachte.

Freund, Sie werden anzüglich, wie mir scheint; warten wir es ab, wer zuletzt lacht. — Zuvor eine Frage: Ist es Ihnen niemals aufgefallen, daß sich in diesem Ausdruck „gesunder Menschenverstand" das Bedürfniß ausspricht, solchem Verstande nicht nur ausdrücklich das Prädicat des „Menschlichen" beizulegen, sondern ihm auch noch überdies ein Gesundheitsattest auszustellen?

„In der That," — erwiederte er frappirt — „das ist sonderbar. Was mag der Grund davon sein? Von einem Gegensatz gegen den thierischen Verstand kann doch darin nicht die Rede sein . . . halt, ich hab's: in dem Prädicat des Menschlichen ist offenbar jenes übermenschliche, d. h. über den Horizont des menschlichen Denkens hinausgehende und darum phantastische, völlig werthlose Speculiren des abstracten Idealismus gebrandmarkt und ausgeschlossen."

Möglich; wie aber ist's mit dem Gesundheitsattest? Soll damit vielleicht die Prätension ausgedrückt werden, daß Alles, was nicht innerhalb der engbegrenzten Sphäre fällt, in welcher sich der gesunde Menschenverstand bewegt und in der er sich allein wohl fühlt, sondern was darüber irgendwie hinausgeht, als „krank" zu bezeichnen sei?

„Es scheint so", — meinte er trocken, aber der Triumph leuchtete durch diese Trockenheit des Tones hindurch.

Nun, wenn dies wirklich Ihre Ansicht ist, dann bedaure ich Sie aufrichtig. Wahrlich, es würde, wenn solch' gesunder Menschenverstand allein die Wahrheit besäße und jenseits seiner Grenze nur leerer Schein und Wahnwitz herrschte, sehr übel um die vernünftige Freiheit des menschlichen Geistes und Herzens stehen. Haben Sie auch wohl bedacht, daß, wenn der menschliche Geist für jeden über die Bornirtheit der bloßen Verständigkeit hinausgehenden tieferen Inhalt erst einer Legitimation seitens des gesunden Menschenverstandes bedürfte, dann alles Tiefste und Höchste, was die menschliche Brust bewegt und den menschlichen Kopf erfüllt hat, sich nothwendiger Weise das Brandmal des Wahn- und Unsinns aufdrücken lassen müßte?

„Ereifern Sie sich nicht, lieber Freund, und vergessen Sie nicht, daß wir die Frage eben von dem Standpunkt betrachten wollten, gegen den Sie alles dies Pathos aufbieten. Bleiben wir hübsch nüchtern!"

Sehr wohl, das ist ein zweites sehr bezeichnendes Prädicat: der nüchterne Verstand; gerade als ob alle anderen Thätigkeiten des Geistes und der Seele aus bloßer Trunkenheit entsprängen! Dann sind Sie vermuthlich der Ansicht, daß Sokrates, als er, um sein ideales Streben zu bewahrheiten, den Giftbecher leerte, blos einen Beweis seiner nüchternen Verständigkeit habe geben wollen; oder glauben Sie vielleicht, daß — um ein noch erhabeneres Beispiel zu wählen — Christus auch nur einen „Funken von gesundem Menschenverstand" (um Ihre Worte zu brauchen) gezeigt habe, als er für seine weltbefreiende Lehre sich an's Kreuz schlagen ließ? — Freund, wenn Sie und Ihre Gesinnungsgenossen Recht hätten, so würde Alles, was erhabene Liebe, todesmuthige Opferfreudigkeit, hochherziger Enthusiasmus — geschweige denn alle Poesie, alle Schönheit der Welt — kurz das Edelste und Beste, was das menschliche Leben bietet, dem „gesunden, weil nüchternen Menschenverstande" zum Opfer fallen müssen.

„Mit Enthusiasten Ihres Schlages ist schwer zu streiten," — erwiederte er, einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. — „Ihr wißt der Sache immer eine Wendung zu geben, welche von der eigentlichen Frage weit abführt. Jetzt möchte ich Sie aber daran erinnern, daß eigentlich vom common sense die Rede sein sollte."

Wir haben uns durchaus nicht davon entfernt — versetzte ich nach einer Pause, um meine Erregung sich legen zu lassen —, denn ich kann über solche Dinge einmal nicht ohne Leidenschaft reden; aber ich nahm mir vor, von jetzt ab mit möglichster Ruhe zu sprechen, denn ich wußte sehr wohl, daß man solchen Menschen wie meinem Freunde P. nur durch Kälte imponirt, während sie den leidenschaftlichen Ausdruck ohne Weiteres stets schon als einen Beweis gegen Das, was in solcher Form behauptet wird, betrachten. — Aber — fuhr ich fort — in dem common sense liegt außerdem, nämlich außer dem „gesunden Menschenverstand", noch mancherlei Anderes; das Wort gehört zu jenen specifisch-nationalen Ausdrücken, die so tief im Wesen des betreffenden Volkscharakters begründet sind, daß sie durch eine einzelne Bezeichnung einer andern Sprache nicht in ihrem vollen Sinne wiedergegeben werden können, ähnlich wie die französischen esprit, galanterie, élan, die deutschen „Gemüth", „Wehmuth", „Heimat" und mehrere der Art. Aber gerade in solchen Ausdrücken spricht sich der psychische Charakter, die ursprüngliche Geistesanlage des Volks, dem sie angehören, am prägnantesten aus. So ist es auch mit dem englischen Worte gentleman, so mit common sense. Es liegt in letzterem — ein im Engländer stark entwickelter Sinn — einerseits das Gefühl des Gemeinschaftlichen in der Bedeutung des national Gemeinnützlichen: es ist der allgemeine Sinn, d. h. der Sinn für's Allgemeine, der jedem Engländer, mag er hoch oder niedrig stehen, angeboren ist. Andrerseits aber und aus demselben Grunde gewinnt das Wort auch den Nebensinn des Gewöhnlichen, Hergebrachten, Trivialen, ja Gemeinen — d. h. für uns Deutsche, nicht für die Engländer. Denn diese, als die Verehrer des gesunden Menschenverstandes, halten gerade von diesem ihrem specifisch-nationalen Standpunkt aus, der für sie das eigentliche Centrum alles Denkens, Empfindens und Wirkens ist, uns Deutsche wegen unsrer größeren Tiefe für nebulose Schwärmer, für abstracte Idealisten und unpraktische Phantasten und doch zugleich, wegen der Gründlichkeit unseres Denkens, auch wieder für schwerfällige Pedanten — jedenfalls für eine geistig ungesunde Nation; daher denn auch wohl in unserm deutschen Ausdruck die Reservation der Gesundheit seitens derjenigen Deutschen, die im Grunde mit der englischen Ansicht im Großen und Ganzen übereinstimmen.

„Und die Franzosen?" — fragte mein Freund.

Die Franzosen stimmen von ihrem Standpunkt als Verehrer der ja auch von Ihnen und Ihren Gesinnungsgenossen so hochgepriesenen sciences exactes selbstverständlich mit den Eng-

Digitized by Google

ländern überein. — Doch ich fahre fort: In jenem specifisch-englischen Sinne bildet nun der common sense, wie ich schon bemerkte, den ausschließlichen und eigentlichen Mittelpunkt alles echt englischen Anschauens und Handelns; er hat im Laufe der Zeit die Sphäre, welche er als Centrum beherrscht, dermaßen schematisirt, daß dadurch selbst die vortrefflichen positiven Seiten des englischen Lebens zu durchaus conventionellen und starren Formen sich verknöchert haben. Im praktischen Leben, namentlich in der Politik, Rechtspflege, Nationalökonomie u. s. w., hat ja der common sense seine wohlberechtigte Stelle und Bedeutung, nämlich die wirksamsten Mittel zur möglichst schnellen und vollen Volks- und Staatswohlfahrt zu finden. Allein durch die erwähnte Schematisirung und die daraus entspringende Erstarrung des an sich ganz verständigen Princips wird auch hier das Gute, nämlich das Allgemeine und Vernünftige, sofort in sein gerades Gegentheil verkehrt.

„Auf diesen Beweis bin ich begierig! Haben die Engländer nicht eine vortreffliche Verfassung, eine freisinnige Gesetzgebung ...?"

Richtig, — erwiederte ich — alles Dies haben sie; dabei aber, trotz ihrer vortrefflichen Verfassung, das abscheulichste Bestechungssystem bei den Wahlen und, trotz ihrer freisinnigen Gesetzgebung, das umständlichste, kostspieligste, rein in barockem Formelwesen vertrocknete Gerichtsverfahren. Und zwar sind dies Dinge, die durch die Gewohnheit dem common sense so geläufig geworden sind, daß, ohne Ahnung der darin liegenden Scham- und Sinnlosigkeit, in naiver Selbstverständlichkeit z. B. von den „enormen Kosten" gesprochen wird, die eine Parlamentswahl oder ein Proceß bei dem berüchtigten Kanzleigericht verursachen. Daß dieser „Kosten" wegen die Volksvertretung, d. h. die Volksfreiheit, ebenso wie die Gerechtigkeit, geradezu illusorisch geworden sind, da sie ausschließlich an Reichthum und Macht gebunden, also monopolisirt erscheinen — darüber macht sich der common sense blos aus dem Grunde keinen Scrupel, weil die Quelle davon nicht in der Willkür eines Einzelnen, einer despotischen Regierung oder eines autokratischen Herrschers, sondern in dem nationalen Allgemein-Willen liegt. Das Resultat wäre freilich ganz dasselbe. — Was die dritte, von mir erwähnte Sphäre des englischen Volksleben, die Nationalökonomie, betrifft ...

Ich machte eine Pause; mein Blick war, als wir uns, während des Gesprächs in dem Gange auf- und abwandelnd, wieder der Bank näherten, auf den Band von Dickens gefallen; ich mußte lachen, als ich mich daran erinnerte, daß die Stelle, welche mich zu der Eingangs erwähnten Vergleichung der Ansichten des englischen Autors mit denen des deutschen Philosophen veranlaßt hatte, sich außerordentlich gut zu einer Antwort auf die Frage nach der nationalökonomischen Bedeutung des common sense eignen würde.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen mit den Worten eines englischen Schriftstellers antworte, — fuhr ich fort, das Buch aufschlagend. — Kennen Sie die „Harten Zeiten" von Dickens? Nein? Nun, dann hören Sie zu, wie er über die Männer des common sense denkt. Nachdem er die unmaßgebliche Ansicht ausgesprochen, daß „der barmherzige Samariter ein schlechter Nationalökonom" gewesen, schildert er einen übrigens ehrlichen und wohlmeinenden „Mann der Thatsachen", welcher schließlich einsieht, daß er seine Tochter durch die an ihr versuchte gesunde Menschenverstand-Erziehung unglücklich gemacht hat, folgendermaßen: „Während er mit seiner winzigen Zöllnersonde unergründliche Tiefen geprüft hatte und mit seinem verrosteten Zirkel über das Weltall gestolpert war, hatte er Großes zu thun vermeint. So weit ihn das kurze Spannseil des gesunden Menschenverstandes an seinen Füßen hatte laufen lassen, war er herumgelaufen und hatte die Blüthen des menschlichen Daseins mit größerer Ehrfurchtslosigkeit vernichtet, als viele der blökenden Personen, die er zu seinen täglichen Genossen zählte." Was sagen Sie dazu?

Was soll ich dazu sagen? Das sind Phantastereien eines englischen Romanschreibers."

Gut; hören Sie noch eine andere Stelle, worin er einen gemüthlosen Verstandesmenschen charakterisirt. „Wenn" — läßt er diesen sagen — „mir Jemand von Gemüth und Phantasie spricht, so weiß ich genau, was er meint: er meint Schildkrötensuppe und Wildprett mit einem goldnen Löffel und will in einer Kutsche mit Sechsen fahren." Später schildert er ihn in directer Weise: „Es war ein Grundprincip dieser Philosophie, daß Alles zu bezahlen war . . Jeder Zoll des menschlichen Daseins von der Wiege bis zum Grabe sollte ein reines Handelsgeschäft sein, und wenn wir auf diese Weise nicht in den Himmel kämen, so wäre es eben kein Ort für die Nationalökonomie, und wir hätten dort nichts zu suchen."

Ich legte das Buch wieder aus der Hand. Diesmal hatte mein Freund keine Bemerkung zu machen: er schwieg, und ich meinerseits hatte keine Veranlassung, die Wirkung der gelesenen Worte durch einen Commentar irgend einer Art abzuschwächen. Nach einigen Minuten äußerte er halb fragend:

„So halten Sie also den gesunden Menschenverstand für keine Instanz, an die irgendwie zu appelliren wäre, vielmehr für den Feind Alles echt menschlichen Strebens und Wirkens?"

Durchaus nicht; im Gegentheil habe ich ja von vorn herein darauf hingewiesen, daß er in seiner Sphäre, in der Sphäre des praktischen Lebens, namentlich im Bereich der materiellen Interessen, deren Bedeutung nur ein Thor unterschätzen könnte, von der allergrößten Wichtigkeit, ja in der That die Hauptinstanz bildet.

„Nun, dann bin ich zufrieden . ."

Nur darf er nicht über diese Sphäre hinaus eine maßgebende Autorität, oder diese Sphäre gar als die universale behaupten wollen, nur muß er nicht das alleinige Centrum des geistigen Lebens zu sein prätendiren, wie es in Wahrheit der englische common sense thut.

„Sollte das wirklich in so allgemeiner Weise der Fall sein? Sie haben ja selbst einen Engländer als Beweis dagegen citirt."

Ja, und Sie haben eben deshalb diesen Engländer einen „excentrischen Phantasten" genannt. Was heißt das anders, als daß er eben aus jenem allgemeinen Centrum der englischen Anschauung sich herausgestellt hat? Keine Regel ohne Ausnahme, oder vielmehr die Ausnahme bestätigt die Regel als allgemeines Gesetz. Wenn daher zuweilen der allerdings seltene Fall eintritt, daß sich der gediegenen Starrheit des common sense gegenüber in irgend einem englischen Individium das Bedürfniß der Befreiung von den drückenden Fesseln der Conventionalität geltend macht, wenn in ihm das ursprüngliche Gesetz der in das Menschenherz und das Menschenhirn gepflanzten göttlichen Vernunft zum Bewußtsein kommt, so passirt es wohl, daß solch' excentric man, d. h. solch' aus dem Centrum der bornirten Verständigkeit herausspringendes Individuum, zu weit oder auch nach einer falschen Richtung hin springt und dann auf allerlei Thorheiten geräth. Aber es kann ebenso gut passiren — und eben Dickens ist ein lebendiger Beweis dafür — daß gerade bei solchen excentrischen Engländern sich vorzugsweise Güte des Herzens, wahrhafter Adel der Gesinnung, begeisterungsvolles Streben nach Wahrheit und unbedingte Achtung allgemeinmenschlichen Rechts findet. Dickens ist nur in der Form excentrisch, in Wahrheit aber ist es für uns Deutsche rührend, wenn wir sehen, wie dieser Mann, voll tiefer Innigkeit des Gefühls und glühender Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Gute, seine Feder von bitterster Satire und schneidendem Hohn über alle mit dem common sense zusammenhängenden Institutionen und Charaktertypen Englands übersprudeln läßt. — Bei andern Engländern, die nicht eine gleiche Tiefe und leidenschaftliche Energie besitzen, in denen also auch die alle Freiheit des Empfindens einschnürende Bornirtheit des common sense nicht zum vollen Bewußtsein gelangt, wirkt das dumpfe Gefühl solcher geistigen Sklaverei nur als Langeweile und Blasirtheit; aber es ist eine Blasirtheit, die nicht aus einer Erschöpfung der Genußfähigkeit stammt, sondern eine Krankhaftigkeit, die aus Ekel an solchem blos den materiellen Interessen huldigendem Leben entsteht und nicht selten zum Lebensüberdruß und Selbstmord führt: der englische spleen ist nichts als das Resultat einer ohnmächtigen Reaction gegen die conventionellen Fesseln des common sense.

„Aber Sie werden mir doch zugeben, daß die englische Wissenschaft, die ja doch auch den gesunden Menschenverstand auf ihre Fahne geschrieben, von jeher Großes geleistet hat."

Digitized by Google

Ohne Zweifel, aber doch nur in den sogenannten exacten Wissenschaften, worin mit dem bloßen Verstande auszukommen ist; was aber die darüber hinausgehenden Fächer des Wissens, die Ethik, die Aesthetik, die Philosophie überhaupt betrifft, so kann man behaupten, daß in der Erhebung des common sense auf den Richterstuhl des vernünftigen Denkens gerade der Grund nicht nur ihrer Verknöcherung, ihrer Einseitigkeit, sondern auch ihrer durch und durch materialistischen Tendenz zu suchen ist. Doch brechen wir hier ab. Ihnen, als Materialisten, wird dies wahrscheinlich als ein großer Vorzug der englischen Wissenschaft erscheinen: ich sehe darin nichts als ein Armuthszeugniß des englischen Nationalgeistes.

Hier schloß unser Gespräch. Wir wandelten noch eine Weile auf und ab; dann verließ mich mein Freund mit den Worten: Trotz Allem danke ich Ihnen; denn wenn ich auch nicht in jedem Punkte mit Ihnen einverstanden bin, so haben Sie mich doch von Einem überzeugt: daß der sogenannte gesunde Menschenverstand keineswegs als ein allgemeines Gesetz für den geistigen Organismus des Menschendaseins zu betrachten ist.

Max Schasler.

Georg Büchners letzte Tage.

Eine Mittheilung
von
Karl Emil Franzos.

Wer das Leben des genialen Dichters von „Dantons Tod" überdenkt: wie ihm vollauf das schöne Glück gegönnt gewesen: nützlich zu wirken und sein Dasein mit tausend Fäden anzuknüpfen an das der Anderen um ihn her, wie die Rosen der Liebe sein Haupt umduftet, wie ihm der süßeste, berauschendste Trank entgegengeschäumt, den diese arme Erde kredenzen kann: der bisher voll jungen Ruhms und wie er endlich jäh dahingestorben, von keinem Hauch des Ermüdens, des Alterns, der Enttäuschung angerührt, dem mag er leicht als der wenigen Glücklichen Einer erscheinen, von denen uns die Kunde wird, ja schier wie eine Verkörperung des Traums antiker Poeten, wie ein Liebling der Götter.

Aber das alte, bittere Wort bleibt wahr: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wer diesem seltenen Menschen näher tritt, ganz nahe, der erkennt, daß auch seinem singfreudigen Leben nicht herber Kampf noch schmerzliche Niederlagen erspart geblieben. Er hat in den kurzen fünf Jahren, von Beginn seiner Universitätsstudien bis zu seinem Tode, in kaum begonnenem vierundzwanzigsten Lebensjahre, mehr für Wissenschaft und Literatur geleistet, als unzählige bedeutende Menschen während eines langen Lebens, er hat in diesen Jahren mehr stolze Freuden genossen, als sie einem gewöhnlichen Sterblichen beschieden sind, aber auch mehr Leiden haben ihm das junge, ungestüme Herz zerfleischt, als sie sich sonst in langem Erdenpilgern zusammenhäufen. Sein Leben ist seinen Dichtungen vergleichbar: übermüthige Lust und tiefstes Weh folgen einander in abenteuerlicher, bunter Reihe und in grellsten Contrasten bewegt sich das gesammte Geschick bis zu seinem jähen, frühen Abschluß.

Darum wird, abgesehen von der literar-historischen Bedeutung Georg Büchners — und für alle Zeit bleibt ihm als einem ebenso genial angelegten, als für seine Zeit charakteristischen Poeten ein Platz in der Geschichte unseres Geisteslebens gesichert — vielleicht auch seine Biographie ihres psychologischen Interesses wegen auf rein menschliche Antheilnahme zählen dürfen. Mit der Abfassung dieser Biographie auf Grund zahlreicher mündlicher und handschriftlicher Quellen bin ich in den letzten Monaten beschäftigt gewesen. Sie bildet die Einleitung zu der von mir im Auftrage der Familie Büchner besorgten ersten kritischen Gesammtausgabe seiner Werke, welche auch die im Nachlasse aufgefundenen Schriften zuerst publiciren und binnen wenigen Monaten im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main erscheinen wird.

Ich behalte mir vor, an dieser Stelle vor Erscheinen des Buches eine Uebersicht über den Inhalt dieses Nachlasses zu geben; für heute beschränke ich mich darauf, ein Schriftstück zur Biographie des Dichters mitzutheilen, welches mir, sowohl um seines thatsächlichen Inhaltes, als um seiner Fassung willen werth erscheint, in weiteren Kreisen gelesen zu werden. Es ist dies ein Bericht der treuen Pflegerin Georg Büchners über seine letzten Tage, welchen sie auf Ersuchen der Familie kurz nach seinem Tode auf Grund ihres Tagebuches zusammengestellt. Diese edle Frau hatte selbst erst wenige Monate vorher in Zürich nach schweren Stürmen und Gefahren ihr Hauswesen begründet. Den angebeteten Gatten hatte sie sich selbst mit einer Klugheit und Entschlossenheit, wie sie nicht viele Männer bethätigt hätten, und doch wieder mit einem Heroismus der Liebe, wie ihn nur ein edles Weib zu bewähren vermag, aus dem Gefängniß befreit. Denn die Pflegerin Büchners war Frau Minna Schulz, Gattin des Dr. Wilhelm Schulz, welcher, früher hessischer Lieutenant, später Publicist, 1834 wegen „aufrührerischer Schriften" zu fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilt, in der Neujahrsnacht von 1835 dem Gefängniß entrann und zuerst in Straßburg lebte, dann in Nancy und endlich seinen bleibenden Aufenthalt in Zürich nahm. In der Folge war er Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Im Hause dieses Freundes und Gesinnungsgenossen bezog Georg Büchner eine Stube, als er im October 1836 nach Zürich kam und sich daselbst als Privatdocent für vergleichende Anatomie habilitirte. Sein Leben lag damals im hellsten Hoffnungsglanze vor ihm. Mit 23 Jahren hatte er sich nicht blos Dichterruhm, sondern auch Ansehen in der wissenschaftlichen Welt und eine akademische Wirksamkeit erkämpft, seine persönlichen Verhältnisse waren die angenehmsten und seine endlich auch officiell verlautbarte Verlobung mit einem fast seit seinen Knabenjahren innig geliebten Mädchen, Minna Jangle in Straßburg, ließ ihm das Leben vollends hell und schön erscheinen. Darum sind die Briefe, welche er von Zürich an seine Braut schrieb, voll sonnigster Heiterkeit. So der letzte, welcher erhalten ist, vom 27. Januar 1837. „Mein lieb Kind!" — schrieb er da — „es ist mir heute innerlich so wohl, ich zehre noch von gestern, die Sonne war groß und warm in reinstem Himmel — und dazu hab' ich meine Laterne gelöscht und einen edlen Menschen an die Brust gedrückt, nämlich einen kleinen Wirth, der aussieht, wie ein betrunkenes Kaninchen und mir in seinem prächtigen Hause vor der Stadt ein großes separates Zimmer vermiethet hat. Edler Mensch! Das Haus steht nicht weit vom See, vor meinen Fenstern die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen, wie sonnenglänzendes Gewölk. — Du kommst bald? mit dem Jugendmuth ist's fort, ich bekomme sonst graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückseligkeit stärken und deiner göttlichen Unbefangenheit und deinem lieben Leichtsinn und all deinen bösen Eigenschaften, böses Mädchen. Addio, piccola mia!"

Er sollte sein Mädchen wiedersehen, aber in einer Stunde, da ihn bereits die Schatten des Todes umdüsterten, die Wohnung bei dem kleinen Wirth sollte er nicht mehr beziehen. Er erkrankte in seiner Stube bei Schulz am 2. Februar 1837, am 19. Februar starb er in dieser Stube. Der Bericht der Frau Schulz enthält die näheren Umstände. Was mich bewegt ihn zu publiciren, ist, wie gesagt, auch die Fassung. Diese liebevolle Pietät, dieses herrliche Gottvertrauen einer edlen, reichen Seele, welches die düstere, schneidende Tragik verklärt, hat mich selbst so tief ergriffen, daß ich ähnliche Wirkung auch bei Anderen voraussetze. Und dann berichtet ja dies Tagebuch — und wem das erste Motiv nicht gilt, dem wird wohl dies zweite wichtigere genügen — über die letzten Tage eines der größten dramatischen Genies, welche im deutschen Volke erstanden und gedichtet. — Die Pietät für die Persönlichkeit unserer Dichter ist ein schöner Zug der deutschen Volksseele und wird auch diese Mittheilung nicht unwillkommen erscheinen lassen.

Hier der Bericht, den ich da, wo es zum Verständniß oder zur Ergänzung erforderlich, mit Noten begleite.

Digitized by Google

2. Februar 1837. Wir fragten Büchner, ob er einen weiten Spaziergang mit uns machen wollte; er antwortete, daß er mit seinem Freunde Schmid nur einen kurzen Gang machen würde, weil er sich nicht ganz wohl fühle. Als wir gegen Abend nach Hause kamen, klagte er, daß es ihm fieberisch zu Muthe sei; da er sich aber nicht zu Bette legen wollte, aus Furcht nicht einschlafen zu können, setzte er sich zu uns auf's Sopha. Ich bot ihm Thee an, den er ausschlug; bald bemerkte ich, daß er einschlief, und als er erwachte, bat ich ihn dringend, sich zu Bett zu legen, was er auch endlich that. Wir sagten ihm, daß er an der Wand klopfen solle, die an unsere Schlafstube stieß, wenn er des Nachts etwas bedürfe und ließen seine Lampe brennen.

3. Februar. Büchner hatte nicht gut geschlafen, klagte aber über keinerlei Schmerzen. Da es sehr hell im Zimmer war, gab ich ihm grüne Vorhänge, auch ein Pferdehaarkissen unter den Kopf, was ihm wohl that. Ich hatte gehofft, daß er den Abend wieder bei uns zubringen könnte, und deswegen unser gewöhnliches Lesekränzchen nicht abgesagt; da er aber nicht dabei sein konnte, ließ er sich von uns erzählen, womit wir uns unterhalten hatten.

4. Februar. Das Fieber war etwas stärker, doch gab es zu keiner Besorgniß Raum, er aß etwas Suppe und Obst und versicherte, daß es ihm ganz wohl in seinem Bette sei. Wir erhielten Briefe von den Unsrigen, die ich ihm vorlas und denen er mit Interesse zuhörte.

5. Februar. Er klagte über Schlaflosigkeit, ich suchte ihn damit zu trösten, daß ich in meiner kürzlichen Krankheit viele Nächte nicht geschlafen habe und dabei noch Schmerzen habe leiden müssen. Er war sehr geduldig und ruhig. Da wir genöthigt waren, einige Besuche zu machen, so blieb sein liebster Freund Schmid bei ihm; als wir wieder nach Hause kamen, ließ er sich von uns erzählen; doch hatte er es nicht gerne, wenn man laut sprach.

6. Februar. Da ich keine häuslichen Geschäfte hatte, konnte ich mich ganz seiner Pflege widmen, was ich von Herzen gerne that. Es zeigte sich nach und nach eine große Empfindlichkeit bei ihm, man konnte ihm nicht leicht etwas recht machen, was seine Freunde oft nicht begreifen konnten. Ich, der ich aber aus Erfahrung wußte, wie es einem ist, wenn man an den Nerven leidet, ich that ihm Alles, was er nur haben wollte, worüber ich jetzt doppelt froh bin.

7. Februar. Frau Sell schickte für Büchner Suppe, die ihm sehr gut schmeckte; auch die vorgeschriebene Arzenei nahm er gerne, worüber ich ihn oft lobte. Da wir den Fastnachtsabend bei Sell zubringen sollten, so blieb Büchners Freund Braubach*) bei ihm, den er auch sehr gerne hatte.

8. Februar. Das Fieber zeigte sich nur sehr wenig und er wollte, da Briefe von seiner Braut angekommen waren, an dieselbe schreiben; ich bat ihn, dieses zu verschieben, bis er sich wieder ganz wohl fühlte; auch erbot ich mich, statt seiner zu schreiben, was er aber ablehnte. Da die Briefe Minnas**) sehr fein geschrieben waren, legte er sie weg, um sie später fertig zu lesen.

9. Februar. Der Kranke hatte fast gar kein Fieber, doch klagte er fortwährend über Schlaflosigkeit; mein Mann war des Nachts lange bei ihm und bemerkte doch, daß er zuweilen geschlafen hatte. Er war kleinmüthig, und wir sprachen ihm Alle Muth ein; auch rieth man ihm, ein wenig aufzustehen, um dann vielleicht besser schlafen zu können. Es wurde ihm Mandelmilch verordnet, die ich ihm bereitete und die ihn sehr erquickte.

10. Februar. Er stand Nachmittags auf und wollte schreiben; ich holte ihm alles Nöthige herbei, da ich sah, daß er sich durchaus nicht wollte abhalten lassen und da er sagte, daß er sich auf dem Sopha wohler wie im Bett fühle, so freute ich mich sehr und nahm es für ein Zeichen der Besserung. Er ergriff die Feder, erklärte aber sogleich nicht schreiben zu können; ich bot ihm abermals an in seinem Namen zu schreiben, was er jetzt geschehen ließ. Damit er seinen Geist nicht anstrengen sollte, schrieb ich den Brief nach meiner Idee und er sagte mir alsdann, was ich daran ändern solle. Endlich war das Schreiben nach seinem Wunsch ausgefallen, und er nahm es mir hastig weg und setzte die Worte: „Adieu, mein Kind," darunter, ließ mich eine seiner Locken hineinlegen und eilte schnell zu Bett, nach welchem er sehr verlangte. Nachdem der Brief weg war, fiel es mir schwer auf's Herz, daß die gute Minna vielleicht diese Worte für Abschiedsworte nehmen könnte, da doch die Krankheit damals nicht im Geringsten gefährlich schien. Dies beunruhigte mich sehr und ich hatte einen traurigen Abend. Mein Mann und seine anderen Freunde schliefen wie die folgenden Nächte abwechselnd in seinem Zimmer, was ihm lieb war.

11. Februar. Der schwache Thee, den er Morgens genoß, und die Suppen, die ich ihm selbst kochte, schmeckten ihm recht gut; doch fiel uns eine Art Unempfindlichkeit (Apathie) an ihm auf. Ich fragte ihn an diesem Morgen, ob es ihm angenehm wäre, wenn ich mit einer Arbeit mich zu ihm setzte, was er gerne zu haben schien. Das Sprechen fiel ihm schwer und er drückte sich oft durch Geberden aus, die mich zu Thränen rührten, auch weil sie mich lebhaft an meinen verstorbenen Vater erinnerten, mit dem ich sogar in der hohen freien Stirne einige Aehnlichkeit bei Büchner zu entdecken glaubte. An einigen Aeußerungen, die er an diesem Tage that, bemerkte ich, daß sein Geist nicht ganz helle war. Wir beschlossen, noch einen Arzt kommen zu lassen, und zwar Schönlein.*) Der Kranke aber wollte nichts davon hören, da er sich nicht so krank fühlte. Es wurde indessen jetzt jede Nacht gewacht, was seine Freunde gerne übernahmen.

12. Februar. Sonntag. Büchner erklärte endlich, daß er Schönlein zu sprechen wünsche; dieser war aber verreist; sein Assistent hatte indessen Büchner schon besucht und sich mit den von Dr. Zehnder verordneten Mitteln ganz einverstanden erklärt.

13. Februar. Die Betäubung dauerte fort; am Tage vorher war es, wo er zum ersten Male sagte, der Kopf sei ihm schwer und dies war das einzige Mal in seiner ganzen Krankheit, daß er über den Kopf klagte. Er war ganz bei sich, sprach aber zuweilen im Schlaf. Wir schrieben an diesem Tage an unsere Geschwister nach Darmstadt.

14. Februar. Morgens frühe kam Schönlein und billigte ganz das bisherige Verfahren des Dr. Zehnder, auch behielt er dieselben Arzeneien bei. Büchner sprach sehr vernünftig mit ihm, bekam aber schon während der Anwesenheit der Aerzte starke Hitze; ich blieb bei ihm und er nannte mich manchmal Schmid; wenn ich dann sagte, ich sei Frau Schulz, lächelte er mir zu; auch glaubte er zuweilen, es stände Jemand in der Ecke und dergleichen. Ich las für mich im Morgenblatt, das er für einen Brief hielt, ich legte es daher weg. Gegen Abend bekam er einen heftigen Anfall von Zittern, wobei er ganz irre sprach. Ich wurde sehr unruhig und sorgte von nun an dafür, daß außer mir auch immer noch einer seiner Freunde bei ihm war. Er wurde nach und nach immer ruhiger. Gegen 8 Uhr kam das Deliriren wieder und sonderbar war es, daß er oft über seine Phantasien sprach, sie selbst beurtheilte, wenn man sie ihm ausgeredet hatte. Eine Phantasie, die oft wiederkehrte, war die, daß er wähnte ausgeliefert zu werden.**) Die Nacht war unruhig, er sprach viel französisch und redete mehrere Male seine Braut an.

15. Februar. Ich fand ihn Morgens früh sehr verändert, doch kannte er mich; verlangte zu seinem Thee, weil die Tasse groß war, auch einen großen Löffel. Er sprach, wenn er bei sich war, etwas schwer, sobald er aber delirirte, sprach er ganz geläufig. Er erzählte mir eine lange zusammenhängende Geschichte, wie man ihn gestern schon vor die Stadt gebracht habe, wie er zuvor eine Rede auf dem Markte gehalten u. s. w. Ich sagte ihm, er sei ja hier in seinem Bette und habe das Alles geträumt; da erwiederte er, ich wisse ja, daß Professor Escher (einer seiner Schüler) sich für ihn verbürgt habe, und deshalb sei er wieder zurückgebracht worden. Es hatte sich nämlich die Idee bei ihm gebildet, er habe Schulden, was aber in der Wirklichkeit nicht der Fall war. Solche Phantasien ließ er sich leicht ausreden, verfiel aber alsdann in andere. Um 12 Uhr kam Schönlein, den Büchner nicht erkannte, und da ich um jeden Preis wissen wollte, wie es um den Kranken stehe, blieb ich im Zimmer, ob es schicklich war oder nicht. Als Schönlein eintrat, sagte er zu mir: „Alles paßt zusammen, es ist das Faulfieber und die Gefahr ist sehr groß." Ich erschrak heftig und da meine Nerven sehr angegriffen waren, empfahl mir der Arzt dringend, das Krankenzimmer zu

*) Gleichfalls ein politischer Flüchtling aus Hessen, der auch in dem Hochverrathsprocesse gegen Weidig und Consorten verwickelt gewesen.

**) Büchners Braut.

*) Damals Professor an der Züricher Hochschule, einer der eifrigsten Gönner Büchners.

**) Nach Büchners Flucht aus Darmstadt war ein Steckbrief hinter ihm erlassen worden und die hessische Regierung hatte sich in der That, wenn auch erfolglos, um seine Auslieferung bemüht.

Digitized by Google

meiden, auch war männliche Pflege jetzt dringender. Ich konnte jetzt nichts mehr für ihn thun als beten. — Es wurde ein braver Wärter angenommen, doch war bei diesem immer noch einer von Büchners Freunden, besonders Wilhelm*) und Schmid. Ich war sehr traurig und schrieb sogleich nach Straßburg.

16. Februar. Die Nacht war unruhig; der Kranke wollte mehrere Male fort, weil er wähnte, in Gefangenschaft zu gerathen, oder schon darin zu sein glaubte und sich ihr entziehen wollte. Den Nachmittag vibrirte der Puls nur und das Herz schlug 160 Mal in der Minute. Die Aerzte gaben die Hoffnung auf. Mein sonst frommes Gemüth fragte bitter die Vorsehung: „Warum?" Da trat Wilhelm in's Zimmer und da ich ihm meine verzweiflungsvollen Gedanken mittheilte, sagte er: „Unser Freund gibt Dir selbst Antwort, er hat soeben, nachdem ein heftiger Sturm von Phantasiren vorüber war, mit ruhiger, erhobener, feierlicher Stimme die Worte gesprochen: „„Wir haben der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig, denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein!" „Wir sind Tod, Staub, Asche, wie dürften wir klagen!"" Mein Jammer löste sich in Wehmuth auf, aber ich war sehr traurig und werde es noch lange sein.**)

17. Februar. In der Nacht phantasirte der Kranke von seinen Eltern und Geschwistern in den rührendsten Ausdrücken. Er sprach fast immerwährend. Schönlein wunderte sich, ihn am Morgen noch lebend zu finden; er kam täglich zweimal und nahm den größten Antheil, so wie Alle, die Büchner auch nur entfernt kannten. Jeden Morgen ließ man sich von verschiedenen Seiten nach seinem Befinden erkundigen. Gegen 10 Uhr kam Frau Pfarrer Schmid von Straßburg und benachrichtigte uns, daß Minna angekommen sei, ich erschrak sehr, denn ich fürchtete für sie, wenn sie den Kranken in so verändertem Zustande sehen würde. Ich eilte zu ihr in's Wirthshaus und bereitete sie nach und nach auf die große Gefahr vor, in der ihr Theuerstes schwebte. Ich machte mich recht stark bei ihr. Ich holte sie nach Tisch mit ihrer Begleiterin zu uns. Die Aerzte hatten ihr erlaubt den Kranken zu sehen. Er erkannte sie, was eine schmerzliche Freude für sie war; unsere Thränen flossen vereint an diesem Tage und mein Herz litt viel, denn es verstand das ihrige. Sie und Frau Schmid blieben von nun an bei uns. Die Nacht war für uns Alle traurig. Der Kranke delirirte fortwährend.

18. Februar. Minna besuchte frühe den Kranken, der sie deutlicher, wie am vorigen Tage erkannte; er sprach zu ihr auch von ihrem Vater, doch konnte man nicht Alles verstehen, denn seine Stimme war jetzt schwächer. Er nahm aus Minnas Händen ein wenig Wein und Confiture, aß Mittags etwas Suppe, nannte mehrere seiner Freunde mit Namen, auch der Puls hob sich ein wenig, alles dieses war ein Hoffnungsstrahl für uns, trotz den Aerzten, die nichts darauf gaben, aber nur ein Hoffnungsstrahl, denn am Abend traten von Neuem üble Symptome ein. Die Nacht war ruhig, da die Schwäche zunahm; doch sprach der Kranke immerfort.

19. Februar, Sonntag. Der Athem wurde schwer, die Schwäche größer, der Tod mußte nahe sein. Das starke Mädchen bat meinen Mann sie zu rufen, wenn der verhängnißvolle Augenblick käme, denn lange konnte und durfte sie nicht im Krankenzimmer verweilen. Es war Sonntag; der Himmel war blau und die Sonne schien. Die Kinder hatte man weggeschickt, es war stille im Hause und stille auf der Straße. Die Glocken läuteten. Minna und ich saßen allein in meinem traulichen Stübchen. Wir wußten, daß wenige Schritte von uns ein Sterbender lag und Welcher! Wir hatten uns in den Willen der Vorsehung ergeben, denn was in der Menschen Macht lag, den Theueren zu retten, war ja geschehen. Ich erinnere mich in meinem Leben wenig so feierlicher Stunden wie diese; eine heilige Ruhe goß sich über uns. Wir lasen einige Gedichte, wir sprachen von ihm, bis Wilhelm eintrat Minna zu rufen, damit sie dem Geliebten den letzten Liebesdienst erweise. Sie that es mit starker Ruhe, aber dann brach ihr Schmerz laut aus. Ich nahm sie in meine Arme und weinte mit ihr. Sie wurde ruhiger und endigte einen angefangenen Brief, der Abend verging uns in Gesprächen über den Hingeschiedenen, oft gedachten wir mit Schmerz der armen Eltern und Geschwister des Verewigten. Minna brachte die Nacht bei mir zu, und da wir lange nicht geschlafen hatten, behauptete die Natur ihr Recht und ein sanfter Schlummer stärkte uns. Am Abend war ein Brief aus Darmstadt gekommen, der uns tief bewegte; ich beantwortete ihn.

20. Februar. Minna schrieb an ihren Vater. Wir lasen in einer Art Tagebuch, das sich unter Büchners Papieren gefunden hatte*) und reiche Geistesschätze enthält. Die Freunde des Verewigten brachten den Abend bei uns zu und er war, wie immer, der Gegenstand unserer Unterhaltung. Da er über Alles was uns interessirte, so oft mit uns gesprochen hatte, so wußten wir viel von ihm zu erzählen. Fast jeder Gegenstand, der uns umgab, erinnerte uns an diese oder jene geistreiche Bemerkung, die er darüber gemacht. Bald flossen unsere Thränen und bald mußten wir lachen, wenn wir uns seine treffende Satire, seine witzigen Einfälle und launigen Scherze in's Gedächtniß zurückriefen.

21. Februar. Der Himmel war helle und die Sonne schien dem Tage, an dem seine irdische Hülle der Erde wiedergegeben werden sollte. Wir wanden am Morgen einen großen Kranz von lebendigem Grün, Lorbeer und Myrthen und weißen Blüthen, der nach hiesiger Sitte den ganzen Sarg umgeben sollte. Auch ließ Minna dem Dichter und Bräutigam durch Wilhelm einen Lorbeer- und Myrthenkranz auf die hohe blasse Stirne drücken. Ein Strauß von lebendigen Blumen, den einige Freundinnen schickten, ruhte in seinen Händen. Um 4 Uhr sollte das Begräbniß stattfinden, ich verließ daher gleich nach Tisch mit Minna das Haus, denn einem zerrissenen Herzen können die Anstalten dazu keinen Trost gewähren. Wir besuchten zuerst den Lieblingsspaziergang unseres Freundes, ein kleiner Platz am See, und dann begaben wir uns zu einer theilnehmenden Freundin, wo wir bis zum Abend blieben. Wilhelm holte uns dort ab, und erzählte uns, daß mehrere hundert Personen, die beiden Bürgermeister und andere der angesehensten Einwohner der Stadt an der Spitze, den Verewigten zur Ruhestätte begleitet hatten. Die Theilnahme der ganzen Stadt war groß. Bekannte und Unbekannte waren tief erschüttert durch den Tod eines so geist- und talentvollen jungen Mannes.

Am Abend schickte eine Freundin einen Blumentopf, gefüllt mit der Erde, in der der Vollendete ruht. Das Immergrün, das darin stand und das auch an seinem Grabe sproßt, sei uns ein Symbol der Hoffnung, der Hoffnung des Wiedersehens. Mit den herzlichsten, theilnehmendsten Worten an Minna war dieses sinnige Geschenk begleitet. . . .

Hier schließt der Bericht. Wie schwer die Braut von diesem Unglück getroffen ward, beweist wohl der Umstand, daß sie unvermählt geblieben. Sie lebt noch heute in Straßburg. „Mein Leben", schrieb sie damals, „gleicht einem schwülen Sommertage! Morgens heitere angenehme Luft, in etlichen Stunden Sturm und Gewitter, zerknickte Blumen, zerschlagene Pflanzen. Meine Ansprüche auf Lebensglück, auf eine heitere Zukunft zu Grabe getragen, Alles, Alles verloren — — —"

Ein seltsamer Umstand aus den letzten Tagen des Dichters, dessen der Bericht nicht erwähnt, sei hier noch nachzutragen. Büchner hatte im Sommer 1836 ein Drama „Pietro Aretino"

*) Der Gatte der Schreiberin, Dr. Wilhelm Schulz.

**) Dr. Wilhelm Schulz erzählt in dem Nekrolog, welchen er dem Freunde gewidmet („Züricher Zeitung" vom 23. Februar 1857): „Der Gegenstand seiner Phantasien waren seine Braut, seine Eltern und Geschwister, deren er mit der rührendsten Anhänglichkeit gedachte, und das Schicksal seiner politischen Jugendgenossen, die seit Jahren in den Kerkern seiner Heimat schmachten. Wie vor seiner Krankheit, so sprach er auch jetzt in bittern, aber wahren Worten, die in dem Munde eines Sterbenden ein doppeltes Gewicht haben, über jene Schmach unserer Tage sich aus, über die verwerfliche Behandlung der politischen Schlachtopfer, die nach gesetzlichen Formen und mit dem Anschein der Milde in jahrelanger Untersuchungshaft gehalten werden, bis ihr Geist zum Wahnsinn getrieben und ihr Körper zu Tode gequält ist." „In jener französischen Revolution," so rief er aus, „die wegen ihrer Grausamkeit so verrufen ist, war man milder als jetzt. Man schlug seinen Gegnern die Köpfe ab. Gut! Aber man ließ sie nicht jahrelang hinschmachten und hinsterben." Später jedoch, als ihm sein Tod näher gerückt war, schien er sich bereits von allen irdischen Banden losgerissen zu haben und mit gehobener Sprache, deren Worte die erhabensten Stellen der Bibel in's Gedächtniß riefen, ergeht sich seine Seele in religiösen Phantasien." So weit Schulz. Ob Büchner gläubig gestorben, bleibt gleichwohl eine offene Frage; er war, wie seine mir vorliegenden philosophischen Schriften beweisen, Atheist aus tiefster Ueberzeugung.

*) Das Tagebuch existirt; es zu erhalten, ist mir bisher trotz aller Mühe nicht geglückt.

Digitized by Google

geschrieben. Aus seinem Briefwechsel wissen wir, daß er große Hoffnungen auf sein Drama aus dem Cinquecento gesetzt, und daß er mit glühendstem Eifer daran gearbeitet. Er wollte es nicht so rasch aus den Händen geben. „Ich bin noch mit Manchem unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erstemal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid." Endlich war die Arbeit vollendet, und das Manscript kam (wohl im September 1836) in die Hände einer Persönlichkeit, welche dem Dichter mit Recht sehr theuer war. Wenige Monate darauf erkrankte er tödtlich. In seinen letzten Minuten stammelte er von diesem Drama: er wollte hierüber eine Anordnung treffen, er rang nach Worten, und als ihm die Zunge nicht mehr gehorchte, suchte er sich durch Zeichen verständlich zu machen ... „Die Hand", singt Herwegh,

„— zuckt nach der Stirne noch einmal,
Das Herz pocht wilder an die schwachen Rippen,
Das Zauberwort schwebt auf den blassen Lippen —
Noch ein Geheimniß möcht' er uns entdecken,
Den letzten, größten Traum in's Dasein wecken —
O Herr des Himmels, sei ihm jetzt nicht taub! ..."

Er war ihm taub. Georg Büchner hat nicht zu sagen vermocht, wo sein liebstes, bestes Werk geblieben. Auch seine Notizen geben keine Andeutung darüber. Alles Fragen, Suchen und Forschen blieb vergeblich. Es läßt sich nicht einmal ganz eruiren, ob das Manuscript in den Händen jener Persönlichkeit geblieben, ob es in andere Hand gekommen, in zweite, dritte Hand. Es ist wahrlich keine Anstrengung gescheut worden, der deutschen Literatur ein Werk zu erretten, welches, aller Voraussicht nach, ein kostbares Juwel im Schatze deutschen Geisteslebens gewesen wäre. Die Verwandten des Dichters haben rastlos alle Möglichkeiten verfolgt und erschöpft — und Alles umsonst! In neuester Zeit habe ich die Nachforschungen wieder aufgenommen. Bisher habe ich kein günstiges Resultat zu verzeichnen, und wie erwähnt, meine Hoffnung ist eine sehr geringe, daß mir ein solches je beschieden sein wird.

Mit einem anderen Citat aus Herweghs Gedichten seien diese Zeilen pietätvollen Gedenkens geschlossen, den schönen Versen, welche der Dichter dem todten Freunde nachruft:

Was er geschaffen ist ein Edelstein,
Drin blitzen Strahlen für die Ewigkeit,
Doch hat er uns ein Leitstern sollen sein — — —
Er hätte — aber gönnt ihm seine Ruh! —
Der Dichtung Quelle hat sich voll und jung
Noch in den stillen Ocean ergossen
Und eine Braut nahm ihn der andern ab,
Vor der verhaucht er friedlich sanft sein Leben,
Die Freiheit trug den Jünger in das Grab.

Wien, im Februar 1877.

Emile Zola.

Kurz vor Ausbruch des Krieges begann „Le Siècle" die Veröffentlichung einer Serie von Romanen, welche den generischen Titel die „Rougon-Marquart. Social- und Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich" führte. Der wohlklingende Name, den man unter diesen Feuilletons las, war damals noch unbekannt. Ein Zwischenfall sorgte für dessen rasches aufsehenerregendes Berühmtwerden. Die Direction des Siècle fand den Roman für ihre Leserkreise zu stark gewürzt und unterbrach die Veröffentlichung. Die „Familie Rougon" siedelte nun nach der „Cloche" von Ulbach über und verweilte hier, bis eines schönen Tages der Staatsanwalt Herrn Ulbach (man lebte bereits unter der Republik und der Chefredacteur der „Cloche" war eine persona grata) höflich zu einer Conferenz einlud und ihn auf die anstößigen Stellen in dem Romane aufmerksam machte. Der Staatsanwalt knüpfte an seine Weisung den Wunsch, aus Rücksichten für die öffentliche Moral die Publication zu sistiren. Diesem Ersuchen wurde Folge gegeben und die Erzählung mitten im Gang der Handlung abgebrochen. Zola protestirte, reclamirte ꝛc. und lenkte so die Aufmerksamkeit seiner Person, seinem Talente und dem Romane selbst zu, von dem nun Abtheilungen im Buchhandel bei Charpentier erschienen sind.

Die sechs Theile des Werkes heißen: das Glück der Rougon, die Beute, der Bauch von Paris, der Fehltritt des Abbé Mouret, Se. Excellenz Herr Eugen Rougon und die Mördergrube. Der erste Band behandelt den Ursprung der Familie, deren einzelne hervorragende Erscheinungen dem physiologisch-photographischen Apparat Zolas als Objectiv dienen. Er schildert in Kürze alle Gelüste, alle Begierden, welche in den Herzen und im Gehirne der Rougon und der Marquart — Kleinbürger aus dem südlichen Frankreich — kochen. Der gewaltige Appetit dieser durch die Umstände zu sehr schmaler Kost verurtheilten, ehrgeizigen, genußsüchtigen Malcontenten wird für die Mitwelt als eine große Gefahr hingestellt, wie der so oft erwähnte „petit social". Die miteinander verschwägerte Bande kommt einer in engen Käfig eingesperrten Raubthierbrut gleich. Man denkt nicht ohne Schauer an die Möglichkeit einer Sprengung der eisernen Gitterstäbe. Was für Unheil würde da nicht angerichtet werden, wenn man die Thiere los ließe! Nun sie werden losgelassen. Wie so? Durch den Staatsstreich von 1851, der auf die Mitwirkung aller catilinarischen Existenzen rechnend nicht genug Rougon und nicht genug Marquart brauchen kann. Soll die angeblich vom Communismus gerettete Gesellschaft ihre Beute werden, mögen sie nach Herzenslust ihre Gier stillen, wenn die sich nur als gute Bonapartisten und Helfershelfer der Staatsstreichhelden zeigen! Aus einer Blutlache steigt die Fortuna der Rougon Marquart empor, die in der Beute ihren Höhepunkt erreicht.

Der Aermste der Familie, ein kleiner Provinzjournalist, Aristides Rougon, hat das Glück seine Frau zu verlieren. Eine seiner Verwandten, ihres Zeichens eine Gelegenheitsmacherin, sucht einen Gatten à tout prix für ein Mädchen aus einer sittenstrengen vornehmen Familie, welches einen Fehltritt begangen. Ihr Verführer ist verheirathet, der verwittwete Aristides übernimmt dem Vater gegenüber die Verantwortung der That und erklärt großmüthig sich bereit, sein Unrecht gut zu machen. Am Todtenbette seiner ersten Frau wird der saubere Handel abgeschlossen. Nun beginnt ein wilder Tanz der Millionen, und für das Ehepaar das höhere Zigeunerleben; die Orgie aller Genüsse, aller Ausschweifungen. Daß der Ehebruch im Palais des Aristides ständiger Gast ist, kann wohl vorausgesetzt werden — aber der Knotenpunkt der Handlung liegt in einer Quasi-Blutschande. Aus seiner ersten Ehe hat Aristides einen Sohn, der bis zu seinem achtzehnten Jahre in einem entfernten Collegium erzogen wird. Kaum hat er den Schulstaub abgeschüttelt und die Uniform der Lyceaner gegen den modernen Salonrock umgetauscht — setzt er dem eigenen Vater Hörner auf. Und man glaube nicht etwa, daß diese Lage nur angedeutet wird; nein, mit einer eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit zeichnet Herr Zola Strich für Strich die Anfänge und die Fortschritte der gegenseitigen Neigung zwischen Stiefmutter und Sohn. Zuerst spielt sich Renée auf die Mama hinaus, sie will für die Erziehung des Schlingels sorgen. Und wirklich, sie weiht ihn rasch in alle Geheimnisse einer Pariser Mödedame ein, führt ihn zum berühmten Schneider Worth, dem Lieferanten und Bankier der vornehmen Frauen, in's Bois, zu den ersten Vorstellungen ꝛc. Maxime macht alle erdenklichen Fortschritte, aus dem Kinde wird ein Mann, aus dem Zögling ein Kamerad, ein Gespiele, ein Vertrauter. Wenn die Stiefmama von einem ihrer Anbeter verlassen wird, so klagt sie dem Söhnchen ihr Leid, dieses trachtet sie zu trösten durch gute Worte so lange es geht und eines schönen Abends — durch Facta. Die Schilderung des Falls der Phädra vom Boulevard Malesherbes ist unbedingt eins der kühnsten und realistischsten Capitel der modernen Romantik. Das Verbrechen — man kann es wohl so nennen — wird unter Umständen begangen, wie sie ein vulgäres Carnevalabenteuer begleiten, in einem Cabinet particulier des Café Riche bei Austern und Champagner,

Digitized by Google

nach einem Maskenball der Demimonde, den Renée in Begleitung ihres gewohnten Cicisbeo besucht hat. Die junge Frau stirbt an den Folgen ihrer Ausschweifungen. Der Vater, der hinter die Geschichte gekommen ist, söhnt sich bald darauf mit dem Söhnchen aus, um diesem, der eine reiche Heirath gemacht, eine Commandite für seine Geschäfte zu entlocken. Grau auf Grau!

Der dritte Theil, „der Magen von Paris", ist ein mit unerhörter Grazie ausgeführtes literarisches Seiltänzerstücklein. Ein ganzer Roman spielt in und um den Hallen — diese ungeheuern täglich frisch gefüllten und rasch geleerten Speicher für zwei Millionen Magen — dem Magen von Paris. Die Intrigue ist eigentlich hier sehr schwach. Ein anderer Rougon, Florent, der dem Republikanismus treu geblieben, nach dem Staatsstreich nach Cayenne deportirt wurde, ist aus dem Lande, wo der rothe Pfeffer wächst, glücklich entwischt und gelangt bis Paris, wo er bei seinen Verwandten, die in der Nähe der Hallen einen Selcherladen besitzen, Aufnahme und auf der Halle selbst eine Anstellung findet. Aber der Gedanke, das Kaiserreich zu stürzen, bearbeitet das Gehirn des jungen Schwärmers — er schmiedet Pläne, die entdeckt werden. Von seinen Verwandten verrathen wird er neuerdings zur Deportation verurtheilt. Aber was für eine Fülle von Skizzen aus dem Volksleben um den Carré des Innocents, welche Frische in der Zeichnung der Typen der Händler und Marktweiber, der alten giftigen Klatschschwestern und Politiker vom Geflügel- und Obststand, wie lebhaft und bestechend werden uns da die Auftritte, die sich alle Tage wiederholen, beschrieben; an vielen Stellen wird die Feder Zolas zum Pinsel, das Papier zur Palette, und man kann nicht unterscheiden, ob man ein Capitel gelesen oder ein vortrefflich gelungenes Genrebild gesehen hat. Der Realist Zola fahndete nach der Poesie des Fraßes — und er fand sie!

Er gibt unter Anderem Schilderungen eines Sonnenaufgangs über Haufen von Gemüse und Früchten, die dem besten Landschaftsmaler imponiren dürften, und nachdem man das Buch zu Ende gelesen, bleibt kein Winkel des großen Speisebehälters unbekannt. Will man eine Probe des Stiles*) des Herrn Zola kosten: hier eine kleine Schilderung des nachbarlichen Krieges, der über die Gasse zwischen einer Fleischselcherin und einer Fischdame geführt wird.

„Die Feindschaft der schönen Lisa (der Selcherin) und der hübschen Normännin (der Fischfrau) ging in's Großartige. Die hübsche Normännin war überzeugt, ihrer Nebenbuhlerin einen Liebhaber weggeschnappt zu haben, und die schöne Lisa war außer sich vor Wuth über die Nichtsnutzige, welche die ganze Familie blosstellen konnte, indem sie den verschmitzten Florent, den entwichenen Cayennesträfling, hinüberlockte. Jede von Beiden führte den Krieg ihrem Charakter entsprechend; die Eine ruhig, voller Verachtung, mit den Manieren eines Frauenzimmers, welches die Röcke in die Höhe hebt, um sich nicht mit Koth einzuspritzen; die Andere, keck, schlug helles Gelächter auf und beanspruchte für ihre herausfordernde Heiterkeit die gesammte Breite des Trottoirs mit dem burschikosen Tone eines Renommisten, der ein Duell sucht. Eine Begegnung zwischen Beiden beschäftigte auf einen Tag hinaus die ganze Fischerei. Sah die hübsche Normännin die schöne Lisa auf der Schwelle ihres Ladens stehen, so machte sie einen Umweg, kam hart an ihr vorüber und streifte sie mit ihrer Schürze, aus den vier schwarzen Augen schossen feurige Blicke, die aneinander geriethen wie rasselnde Schwerter. Kam die schöne Lisa auf den Fischmarkt, so schaute sie mit übertriebenem Ekel auf den Stand der Normännin; sie kaufte dann bei einer Nachbarin irgend einen Bissen von Belang, einen Turbot oder einen Lachs und zählte dann auffallend langsam die Geldstücke auf den Marmor. Sie hatte bemerkt, daß bei diesem Anblicke die Normännin zu lachen aufgehört hatte. Uebrigens, wenn man ihnen glauben durfte, so verkauften beide Feindinnen nichts als faule Fische und verdorbene Würste. Aber ihr wirklicher Feldposten war für die Lisa ihr Comptoir, für die Normännin ihre Bank, von welchen respectiven Stellungen aus sie sich Beide über die Rambuteaustraße bombardirten. Da thronten Beide in ihren farbigen Seidenkleidern, die weiße Schürze vorgebunden, Geschmeide an dem Hals und im Haar. Die Schlacht begann.

„— Schaut," rief die Normännin, „wie die dicke Kuh ausstaffirt ist. Sie schnürt sich wie ihre Würste."

Im nämlichen Augenblick sagte drüben die Selcherin zu ihrem Ladenmädchen: „Sehen Sie doch, Augustine, wie uns das Geschöpf da drüben begafft. Wie verlottert sie aussieht, das kommt von ihrer Lebensweise. . . . Haben Sie nicht ihre Ohrgehänge bemerkt; sie hat ihre Brillanten, nicht wahr? Daß solche Leute Diamanten tragen!"

„Ja," antwortete, um sich ihrer Herrin gefällig zu zeigen, Augustine, „für den Preis, den sie ihr kosten . . .!"

Man könnte wirklich die Excerpte in's Unendliche vervielfältigen, denn das ganze Buch ist von der ersten bis zur letzten Seite charakteristisch. Der Erfolg war materiell ein geringer, und im Allgemeinen kein durchgreifender, aber in den tonangebenden literarischen und gebildeten Kreisen machte das Werk Aufsehen, man erkannte dem Autor willig alle Eigenschaften zu, die den vortrefflichen Stilisten und den stellenweise unnachahmlichen Coloristen ausmachten. Zola stellte sich von diesem Augenblicke als Chef der realistischen Schule im Romane hin und wenn diese Anmaßung übertrieben erschien, so begrüßte man in dem Verfasser der Rougon-Marquart ein originelles, lebhaft pulsirendes Talent und solche Capacitäten schießen heute nicht aus dem Pflaster.

Aber Zola täuschte sich leider über die Tragweite und die Beschaffenheit des Erfolges, den er gerade in den auserwählten Kreisen errungen hatte. Man nahm die krassen Schilderungen, die derbe Art, jedes Ding, auch das heikelste, beim Namen zu nennen, mit in den Kauf, bedauerte aber, daß die Bücher eines Mannes von solchem Werthe nicht auf dem Familientische liegen bleiben konnten. Zola glaubte aber gerade, dieser zotenhafte Theil seines Werkes hätte den größten Anklang gefunden. Unter dem Vorwande, naturgetreu und realistisch zu bleiben, steigerte er die Dosis bis zum frechsten Erotismus, bis zur ekelhaften Obscönität. Er kommt dahin, sich selber zu carrikiren und das Zerrbild seines eigenen Stils dem Leser zu bieten. Der „Fehltritt des Abbé Mouret" ist entschieden eine solche Carrikatur. Neben wahrhaft poetischen Seiten, welche diesmal das ländliche Leben in Frankreich schildern, neben Stellen, aus welchen sich ein ganz erträglicher Mysticismus entwickelt, findet man in der vierten Abtheilung des Rougon-Marquart, unter dem Vorwande genauer bis in's kleinste Detail gehender Beschreibungen, halbe Bogen mit pedantischem und unverdaulichem Kauderwälsch. Die frische natürliche Schreibart des „Fortune des Rougon" und der „Beute" muß einem aufgeblasenen, widerlichen, gespreizten Tone weichen. An anderen Stellen wieder wühlt sich der Autor — und der Leser mit — in dem ärgsten Schlamme; man schlägt da unwillig das Buch zu und fragt sich, ob man es am lichten Tage in der ehrsamen und beinahe akademischen Buchhandlung des Herrn Charpentier gekauft hat, oder ob es in die Kategorie jener Erzeugnisse der Buchdruckerkunst gehört, welche einem dunkle Industrielle in stiller Kaffeehausecke mit demonstrativer Vorsicht als „höchst pikante" Waare anbieten, wenn der Schutzmann den Rücken gewendet hat. Nirgends als in diesem Abbé Mouret zeigt sich Zola von seiner schwachen Seite — dem absoluten Mangel an Einbildungskraft und dem Abgang jeder Begabung, einen Roman gehörig zu charpentieren. Er ist kein Romanschriftsteller, sondern ein Stilist; übertreibt und überhetzt er seine Schreibweise derart, daß sie den anständigen Leser anwidern muß, so bleibt nichts übrig, als ein literarischer Schlaftrunk. Ich beeile mich zu constatiren, daß „Seine Excellenz Mr. Rougon" sehr hoch über den „Fehltritt des Abbé Mouret" zu stehen kommt. Eugène Rougon ist Eugène Rouher, dachte sich das Publicum, und da es sich un

*) In dem Assommoir, welches vor wenigen Tagen erschien, ist der Stil ungemein realistischer — wenn man unter diesem Begriffe die Sprache betrunkener Straßendirnen versteht, die übrigens in's ehrliche Deutsch schwer zu übertragen wäre.

Digitized by Google

eine Excellenz, also um einen Minister handelte, so war man auch wirklich auf keine unrichtige Fährte gelangt. Aber die Vollblutrepublikaner, die etwa hofften, eine blutige Satire gegen den ehemaligen Vicekaiser zu finden, waren enttäuscht. Der Eugène Rougon des Herrn Zola war ein Staatsmann, aber kein Bösewicht, kein „Traitre", wie sie in den Melodramen und Schauerromanen vorkommen. Vielleicht mag Herr Zola — seine politische Richtung und die Kreise, in welchen er sich bewegt, gestatten die Vermuthung — ein Pasquill auf Rouher beabsichtigt haben, aber in diesem Falle verrieth die Ausführung seinen Gedanken. Der Rougon ist allerdings ehrgeizig, herrschsüchtig und politisch ohne viel Gewissen. Das sind aber alle Staatsmänner; dabei ist jedoch die Excellenz von Zolas Gnaden fleißig, voller Talent, genügsam und ein Cato, wenn man denselben mit dem gewohnten Personal des kaiserlichen Hofes vergleicht. Man konnte hier erst recht wahrnehmen, daß Zola durchaus nicht für das Roman-Pamphlet geschaffen ist, und den Erwartungen, die man in politischen Kreisen an seine Thätigkeit von diesem Standpunkte aus knüpfte, niemals entsprechen wird. Er fühlt zu sehr als Künstler, um jedes Ding nur einseitig zu betrachten und, wie es der Pamphletist thun muß, von vornherein hier nur Lobenswürdiges, dort nur Tadelnswerthes zu finden.

Daß Herr Zola entschieden nicht zu den Demokraten zählt, beweist seine soeben veröffentlichte „Mördergrube" (L'Assommoir). Man kann behaupten, daß dieses schlechte Buch, das zugleich eine noch schlechtere That ist, eine 600 Seiten starke Verleumdung des Pariser Arbeitervolkes ausmacht. Ja, eine Verleumdung! Denn wenn man mit dem Ausspruch hervortritt, eine „Studie aus dem Volksleben" auf realistischer und wissenschaftlicher Grundlage geschrieben zu haben, und die gesellschaftlichen Schichten, die man schildert, nur von der kothigen, düsteren Seite sieht, wenn man nur auf den Pseudoarbeiter, der säuft, der schlemmt, der seine Frau zur Prostitution aneifert und sein Kind nur für's Straßenpflaster erzieht, blickt, wenn man keine Augen hat für den redlichen, sparsamen, genügsamen Arbeiter, wie er in den Pariser Vorstädten in der Regel anzutreffen ist, so steht man unbedingt als ein Verleumder da, und die Verleumdung ist eine um so häßlichere, da sie eine Kategorie von Leuten trifft, die schwerlich im Stande sind, sich mit den Waffen, die man gegen sie anwendet, zu vertheidigen. Ja allerdings, es gibt unter den Arbeitern erbärmliche Wichte, wie den Coupeau, der am Säuferwahnsinn im Saint-Annen-Spitale vergeht, es gibt heillose Faullenzer, wie den Lantier, und auch die anderen im „Assommoir" vorkommenden Gewächse mögen aus den Pfützenrinnen der Pariser Vorstädte gegriffen sein. Aber bilden sie eine Ausnahme, oder ist der „Souverän" wirklich so morsch und so verdorben? Der Fremde, der nach Paris kommt, und der aus Zolas Buch seine Weisheit schöpft, wird beim Anblick einer Bluse das Haupt mit Ekel abwenden und dann sich der Börse und des Beutels in der Tasche vergewissern. Er wird sich aber auch verwundert fragen müssen, wer denn all' die Herrlichkeiten gezaubert, denen er in der Seinestadt bei jedem Schritt begegnet; denn es ist doch unmöglich anzunehmen, daß all' diese Erzeugnisse menschlichen Fleißes den verrotteten Branntweinsäufern und Tagedieben zu verdanken seien, die Zola als den Pariser Arbeiterstand präsentirt.

Und gar die Sprache, in welcher diese Erlebnisse aus dumpfigen Spelunken, am Waschtrog, aus der Alkove von Lumpensammlern, all' diese abscheulichen Scenen, deren Heroen die oben skizzirten Pseudoarbeiter oder Soldatendirnen der letzten Sorte sind, geschrieben werden! Es ist das kein Französisch, sondern das reine oder richtiger moderne Argot, die sumpfige verworfene Sprache der Zuchthäusler und Lupanars. Oh! Man könnte darauf schwören, daß der Verfasser auf solchen Universitäten seine Sprachcurse durchgemacht hat, und er könnte es mit dem letzten Vagabunden der Carrière d'Amérique eben so gut aufnehmen, wie mit der verträdelsten Absynthmetze der Reine Blanche Balls. Ich stelle aber die Behauptung auf, daß es unmöglich ist, auch nur eine Seite dieses Werkes laut vor anständigen Leuten vorzulesen.

Der Ausbund der Keckheit liegt aber darin, daß Herr Zola betheuert, es wäre ihm mit seinem Unrathe nur darum zu thun gewesen, eine wissenschaftliche, eine „philologische" Mission zu erfüllen. Wer lacht da? Wenn Herr Zola sich als Kathedermensch hinstellt, für sich die Ehre in Anspruch nimmt, die man einem Hellenisten, Latinisten und Sanskritforscher entgegenbringt — welcher Neider kichert, wenn Herr Zola sich anschickt, von Herrn Simon eine Professur für Argot am Collège de France zu fordern? — Wissenschaft! Philologie! Forschung — Blaqueur! Jeder ehrliche Mensch, wenn er auch das Buch kauft, wird dafür nur einen Ausdruck finden: literarischen Onanismus. Ich weiß nicht, wie sich Herr Zola in Zukunft verhalten wird — er verspricht noch ein halbes Schock Romane aus dem Aermel zu beuteln. Aerger als L'Assommoir können sie nicht sein; vielleicht erwacht er schließlich aus dem unsauberen, widernatürlichen Taumel und versucht ein honnettes Buch zu schreiben. Er wird dann zuerst bemerken müssen, daß er mit seinem letzten Werke seinem schriftstellerischen Namen einen Makel aufgedrückt hat, der vielleicht vom ersteren — vom zweiten gewiß niemals getilgt werden dürfte.

Paul d'Abrest.

Nero in der zeitgenössischen Kunst.

Von Woldemar Kaden.

(Schluß.)

Als der ernste große Seher der gegenwärtigen Periode ist Gutzkow in seinem „Nero" anzusehen, von dem Gottschall sagt, daß er die großartige Zeichnung einer Epoche der Auflösung sei, in der sich alle Elemente der Cultur ausgelebt haben, und sich verwüstend befehden .... Im Wahnsinn eines „Nero" culminirt der Wahnsinn seiner Zeit ..... Nur im Unerhörten befriedigt sich das Raffinement ..... Der arm gewordenen Phantasie genügt mehr das innere Bild, sie bedarf der grellsten äußersten Anschauung, um ihre Saiten zu stimmen ..... Die Skepsis dieser Muse ist indeß geneigt, das Zeitalter Neros dem neunzehnten Jahrhundert als einen Spiegel vorzuhalten, mindestens als einen Hexenspiegel, der seine Zukunft zeigt.

So mußte heute Nero rehabilitirt werden, obgleich nicht nöthig ist anzunehmen, daß alle Dichter und Künstler die Absicht gehabt hätten, seine Bosheit ganz oder theilweise zu verneinen. Wenn sie aber darüber einig sind, daß er ein Ausbund von Lasterhaftigkeit ist, und keiner es ernstlich unternimmt, ihn zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, so muß es denn wahr sein, daß er beim Künstler wie beim Publicum eine theilweise, wenn auch nicht offen zugestandene Rehabilitation erfahren hat. Im Grunde jener Werke steckt also, wer gute Augen hat zu sehen, die stumme Entschuldigung Neronianischer Handlungen. Alle flüstern sie, daß diese Handlungen nicht das Product der Niedertracht des Geistes, sondern daß sie aus der unmäßigen Gier nach Vergnügen entsprungen sind. Und dies genügt, um uns, die wir mehr oder weniger alle in diesem Fehler sündigen, nicht blos nachsichtig zu stimmen, sondern dem Sünder selbst, Hand auf's Herz! ein gewisses Gefühl der Sympathie entgegenbringen. Das aber hat noch Niemand offen gebeichtet.

In zwei Hauptsachen unterscheidet sich der Nero der zeitgenössischen Kunst von dem alten. Vorher waren Hauptpersonen Burrus, Seneca, Agrippina, Octavia, Paulus, denn Nero selbst hielt sich im Schatten des Hintergrundes, seine Opfer sollten wirken und mußten darum um so greller hervortreten. Heute stehen die Opfer in langweiliges Grau gekleidet im Hintergrunde und dienen der lebhaft gefärbten Nerofigur als Folie. So unwahrscheinlich es einst schien, daß Nero an sich etwas anderes als Abscheu und Schrecken hätte erwecken können: heute ist er durchaus interessanter, anziehender geworden als seine Opfer.

Dann der andere Unterscheidungspunkt: die Grausamkeit ist untergeordnete Eigenschaft geworden, die Hauptsache ist die Sinnlichkeit, die unmäßige Vergnügungssucht, wobei Actäen, Poppäen und andere Frauen die wichtigen nackten Rollen spielen und die

Digitized by Google

Opfer als Statisten erscheinen, nur um vielleicht dem Gemälde, der Darstellung den Anstrich geschichtlicher Wahrheit zu geben, oder auch darum, daß das Gefühl der Wollust durch die Gegensätze von Grausamkeit und Schmerz lebhafter und schärfer hervortrete. Mit gleicher Absichtlichkeit setzt man Seneca, der früher in größerem Respecte stand, jetzt als willigen Theilnehmer Neronischer Orgien, wie eine Art faunischen Wagner, in Widerspruch zu den alten Schriftstellern.

Wohl, die Sinnlichkeit in der Kunst, hauptsächlich in der Belletristik, findet sich mehr oder weniger zu allen Zeiten, aber mit Unterschied. In Zeiten, die ein hohes religiöses und moralisches Ideal beherrscht, bebauen die höchsten Gefühle des Geistes das schöne Feld der Lyrik, des Epos. Für Wollust und trivialen Lebegeist bleibt alsdann nur die Komik übrig. Die Sinnlichkeit, die nur Lachen erzeugen will, und die sich nicht an die gehobenen oder erhabenen Geister wenden kann, verliert jedes Maß und fällt in das Obscöne. Das war in Italien die Periode, die eine Anzahl der Novellen des Boccaccio (1350) bis zu denen des Casti (Novelle galanti in ottave rime 1793) kennzeichnen. Wir in Deutschland gedenken dabei der Schwänke eines Hans Sachs und seiner großen Schule, der Verwilderung im Reformationszeitalter. Aber auch die Griechen in der Zeit ihrer Blüthe waren nicht frei davon, auch bei ihnen gab es neben hoher Schöne eine Art Boccaccianischer Skandalliteratur, über welche der Autor des Buches „Griechische Dichterinnen" (Wien 1876) den vorstehenden ähnliche Bemerkungen macht.

Zwischen der sinnlichen Kunst jener Zeiten aber und unserer herrscht ein großer Unterschied. Damals befand man sich sozusagen im ersten Stadium, man liebte das Vergnügen, nicht gestört durch zu lebhafte Erregungen und Contraste, man genoß ruhiger, idyllischer. Wir sind nicht mehr so. Wie den Senf zur Speise brauchen wir das Raffinement zum Vergnügen. Wir sind, wie auch Hamerling spricht:

„nicht mehr harmlos
Genug für so idyllisch-sanftes Glück;
Nein, unsre Nerven fordern stärkern Reiz:
Sie fordern statt der Freude süßen Taumel,
Sie fordern Cimbellärm statt Lerchenliedern,
Statt heit'rer Tänze unter'm Lindenbaum
Bacchantisch-wilden, heißen Taumelreigen:
Nicht angesäuselt nur will unser Wesen
Vom Hauch der Wonne sein, nein, aufgewirbelt
Und aufgewühlt in seiner tiefsten Tiefe."

Und das ist das Wesen des Hamerling'schen „Ahasver". Gleich ihm haben andere Schriftsteller, ältere und moderne erklärt, daß sie nur aus dem Grunde die Laster so lebhaft gefärbt haben, damit sie verabscheut oder zu maskirten Fastenpredigern würden. Das meint auch Hamerling gethan zu haben. Er hat die Sinnlichkeit seiner Gemälde bis an die Grenze getrieben, jenseits welcher die Indecenz, die Obscönität beginnt, und protestirt, auf dieser Grenze stehend, gegen den Verdacht, das Laster aus niedriger Berechnung auf Vergnügen mit so reichem Schmucke ausgestattet zu haben. Und es liegt bei Hamerling, er ist ein ehrenwerther Mann, ein voller Geist, kein Grund vor, seine Versicherungen anzuzweifeln.

„Wollt ihr Pikantes? O pikant sein will ich,
Wie eure Lieblingsdichter an der Seine!
. . . . . .
Empört euch manche Scene meines Lied's
Und wendet ihr davon mit Unmuth euch,
Ich dank' euch — denn so hab' ich's ja gewollt!

Nun fragt es sich aber doch: kann ein Dichter das im Ernste wollen, darf ein Künstler solch ein Ziel erstreben? Sucht auch das Publicum ein Werk, das ihm Unlust errege? Wo ihm in Wahrheit übel wird, nun da schließt es das Buch, wirft es weg, und dieses erlebt keine zwölf Auflagen. Der Satz Similia similibus ist in der Materia medica mit Glück verwendet worden, und so schrieb Hamerling, das Fieber der Sinnlichkeit zu bekämpfen, das fieberglühende Epos unbegrenzter Sinnlichkeit. Gnoli nimmt hier als Gegenbild einen wüthenden Hasser des Zeitungswesens, der, um es kräftig zu bekämpfen — eine neue Zeitung gründete. Hamerling mußte selbst bekennen („Epilog an den Kritiker"), daß er seine Absicht nicht erreicht. Das schöne Laster ist von ihm zu verführerisch dargestellt, zu glühend gemalt worden, in Farben, die die Augen blenden, mit Augen, die wie Sonnenstrahlen wirken. Alles ist Verzückung, Fieber, Rausch, Krampf, Genuß bis zur Uebersättigung, bis zur Erschöpfung der Wollust. Er ist seinem Programm sehr treu geblieben. Wo bleibt in diesem bacchantischen Taumel Ahasver, das schattenhafte Symbol der Humanität? Die warnende Stimme des Greisen geht unter im Evoë rasender Thyrsusschwinger. Alles ist Claudius Drusus Nero!

Trotz dieser südländischen Farbenpracht findet Gnoli in ihm nicht den Nero des Südlands wieder. Diese Betrachtung nun ist recht interessant. Wir (der Italiener spricht!) wir können in ihm nimmermehr den Menschen des Südens, einen von unserm Blut erkennen. Uns, die wir uns so gern und ganz der Freude wie dem Schmerze hingeben, die wir so rasch uud willig den Gefühlen der Leidenschaften folgen, uns macht dieser Hamerling'sche Nero, der sich nie gehen läßt, der immer und immer reflectirt, der sich nicht in den Strudel des Genusses stürzt aus innerer ursprünglicher Anregung, sondern um an sich selbst ein psychologisches Studium zu machen, der noch philosophirt auf dem Gipfelpunkte der Wollust, der Langweile, der Furcht, ja bis zum Momente des Todes noch grübelt und abhandelt über das „Ich", über den Willen, die innere Unendlichkeit, über Laune und tausend andere Dinge — uns macht dieser Nero einen befremdenden Eindruck. Ich gestehe (es darf immerhin anregend sein, unserer südlichen Nachbarn Stimme über dies Thema zu hören!), daß es mir bei der Lectüre des Ahasver trotz aller Anstrengung nicht gelungen ist, das feierliche Bild eines deutschen Professors los zu werden. Und so verwandelte sich mir das goldne Haus in die Aula einer Universität: ich sah die Schüler bereit, die tiefe Nachtgelehrsamkeit des Professors Nero zu notiren. Lese man doch z. B. im zweiten Gesang — im Bacchanal: Agrippina maskirt als Roma, mit dem Gelüste, Nero zu verführen, er allein mit ihr an einem abgelegenen Orte, erregt, entflammt endlich von ihren Reizen, bezaubert durch das Rauschen ihrer Kleider — da löst sie den goldenen Harnisch, das durchsichtige Gewand schmiegt sich weich um die weißen üppigen Glieder — er legt sich ihr zur Seite auf weiche Teppiche, und ..... ja, und — sie beginnen in größter Ruhe eine feierliche und endlose Discussion über Liebe und Tugend, über Treue der Frauen, eine Discussion, die zur richtigen Abhandlung wird, die wenigstens durch Ordnung, Klarheit und Tiefe jedem deutschen Professor zur Ehre gereichen würde. Es soll durch diese Bemerkung der Werth des Gedichtes nicht angegriffen werden, das in so vielen Zügen groß und bewundernswerth ist durch Kühnheit und Großartigkeit der Phantasie.

Die gleiche Beobachtung muß wohl jeder italienische Lehrer machen, ob auch der deutsche, ist zweifelhaft, da sich Nero und römisches Leben in der Seele des Nordlandsmenschen ganz anders gestalten. Daran ist nichts zu verwundern. Die Kunst ist immer subjectiv, und wie jedes Zeitalter, so trägt auch jedes Volk die eigene Seele in die Geschichte hinein. Mommsen mit seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit in römischen Dingen nennt verächtlich einen mittelmäßigen Advocaten jenen Cicero, der den Italienern an's Herz gewachsen ist, der ihnen das Blut wallen macht. Er hört jene mächtige Stimme nicht, die für den Südländer die würdigste, die theuerste aus dem Römerreiche ist. Aber in Wahrheit, ruft Gnoli aus, mehr wundern würde es mich, wenn er sie hörte: denn Mommsen ist zu nordisch, Cicero zu südlich, und um ihn voll zu genießen, muß man unter der Gluth italischer Sonne geboren sein, im Freien gelebt, wie wir und unsere Väter, theilgenommen haben an unserm Leben, so hingeneigt zum Enthusiasmus, für Pracht und Ruhm so empfänglich, so folgsam den Verführungen schöner Formen und der Harmonie.

Digitized by Google

Vielfach abgehandelt schon wurde die Idee von einer universalen und vaterlandslosen Kunst. Sie kann nicht kommen. Ewig werden die Unterschiede dauern, welche ihr die ewige Verschiedenheit der äußern Natur und des Klimas auflegt. Auch die Mode kommt hier in Betracht. Die wilden Naturvölker, wie einst auch die Griechen, gehen nackt. Wer bei uns nur den Oberkörper gänzlich entblößen wollte, verstieße gegen die Sitte. Doch gestattete auch das die Mode des vorigen Jahrhunderts. Was an der Seine noch erlaubt wird, am Vesuv, würde an der Elbe oder am Kreuzberg vielleicht Anstoß erregen. Die Berliner Ausstellungscommission hat bekanntlich andere Ansichten über die Nuditäten als die Pariser.

Auch ein Italiener, wollte er einen Helden mit germanischem Typus darstellen, oder eine Periode deutscher Geschichte: sein Werk könnte seinen Landsleuten deutsch erscheinen, den Deutschen würde es immer etwas Italienisches haben. Wie man beim Studium einer fremden Sprache nie im Stande sein wird, sich den betreffenden Accent vollständig anzumeistern, oder Sprachhumore anzuwenden ähnlich wie Wilhelm Busch in seinen Versen, so auch ist es unmöglich, sich vollkommen in die Denkungs- und Gemüthsart eines fremden Volkes, in den Accent seiner Existenz hinein zu versetzen. So hat Hamerlings römischer Nero naturgemäß den deutschen Accent behalten.

Es wird nicht weiter auf das Gedicht eingegangen, die Auslassungen schließen mit der Bemerkung, daß Hamerling ein moralisches Gedicht schrieb, das seinen Werth in der Immoralität hat.

Es ist richtig, wenn man Jemand, der den Ahasver gelesen, nach dem Inhalte fragt, so wird ihm, wenn er nicht zufällig Kritiker von Beruf ist, kaum diese Bestrafung des Lasters durch den Ekel aufgefallen sein, kaum auch das von dem Verfasser betonte Auftauchen der christlichen Welt aus den Katakomben der ewigen Stadt, wie das Heilmittel des regenerirenden Germanismus an dem wurmstichigen verwesenden Körper der lateinischen Welt. Alles das kann wegfallen, wer weiß, ob es je gelesen ward: der Rest aber macht das Gedicht interessant und erhält es am Leben.

Pietro Cossa verband mit seinem Nero keinen moralischen Zweck, er trat tendenzlos auf. Er gedachte in ihm nur eben den Nero darzustellen, wie er ihn im Sinn trug. Dieser Nero ist sympathisch, denn er ist mehr leichtsinnig als böse, und schwärmt für Kunst. Ist es Nero? Nun den südlichen Accent hat er. Man vermag ihn sich ohne Anstrengung vorzustellen:

Wie trunken lief ich durch die Straßen Roms,
Und hinter mir, in jenen Finsternissen,
So viel der Schrecken ließ ich, so viel Haß
Von eifersücht'gen Ehegatten! — Und inzwischen
Sitzt eingeengt und trüb' in seiner Kammer
Der Stoiker und wacht und denkt. Woran
Er denkt? — Ich lache. — Was doch wär' entkleidet
Der Schrecken diese öde Langeweile,
Die von den meisten Leben ist genannt.

Aehnlichen Gedanken hat Cossa neuerdings auch in seiner vielberühmten „Messalina" Ausdruck gegeben. Sie spricht diese bei der Hochzeit mit Silius selbst aus:

. . . . . Zitternd
Empfinden sie allüberall den Rausch,
Den süßen, bis wo sich die flammenden Grenzen
Der Erde mit des Himmels Aether einen.
O laßt uns lieben! lieben! Denn der Held,
Der sich vom harten Lager in dem Felde
Nach Schlachten sehnt, was kümmert er uns? Was
Die endlos langen, durchstudirten Nächte
Des bleichen Philosophen? Uns allein
Ist Liebe Wissenschaft! Und wenn auch Zeus
Auf unsre Häupter häufte allen Zorn —
Wir unterlassen, Silius, unsre Küsse nicht,
Uns treffe, unerschreckt, in unsrer Liebe
Sein donnernder Blitz! —

Und dann noch einmal an anderer Stelle (1. Act):

Ein Traum ist's Leben! Elend in das Reich
Der Schatten stößt die Parze uns! Berauschen
Mit Wollust unsre Seele wir, denn noch
Durchstrahlt die Sonne uns; balsam'sche Luft
Des süßen Frühlings, sie erfreut uns! Komm,
Gedenken wir zu lieben! In der Liebe
Ist Leben nur allein. Der Rest ist Nichts!

Ein Gedanke, der auch in der Suburra wiederhallt, wo Calpurnia bei gefüllten Bechern spricht:

. . . . Denke, daß die Jugend kurz ist
Gleich einem Traum, und eil', sie zu genießen.
Ein ew'ger Schatten folgt auf unsern Tag.

Und Neros Lieblingssklavin jubelt im Nero voll-toller Vergnügungslust:

Ich liebe, daß vor meinen Augen Alles
In Freiheit rase und voll Leben sei,
In der Unendlichkeit hier, die die Sonne
Mit heller Lichtestrunkenheit erfüllt!

Mehr oder weniger hören wir in diesen Stimmen, männlichen wie weiblichen, uns selbst. Warum verstellen? Auch mit dem Zuge der Grausamkeit ist es so. Die flachestfühlende Hausfrau, die die Milch ihrer frommen Denkungsart für gewöhnlich nur an dem gelinden Feuer Marlitt'scher Romane zum gelinden Wallen bringt, schlägt begierig die neuankommende Zeitung nach der Rubrik „Unglücksfälle und Verbrechen" auf, oder sucht recht rasch zu erfahren, auf welche neue Martern die Türken den Insurgenten gegenüber verfallen sind. Das erinnert an das Goethe'sche „Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei".

Und wenn man uns auf der Scene anstatt Neros, der Messalina, Poppäa u. s. w. römische Aschenbrödel und triste Katakombenbewohner zeigte, die Opfer Neros, wir würden sagen: Nero ist ein Bösewicht und seine Opfer schreien um Rache gegen ihn, ja, — aber gähnend würden wir aus dem Theater laufen. Das ist die Macht der Zeit. In Cossas Nero gefällt am meisten der zweite Act, der in der Taberna, und der vierte, der im kaiserlichen Triclinium spielt. So auch in seiner „Messalina" der zweite, der uns in ein Freudenhaus der Suburra führt, und der vierte, in dem die glänzende Hochzeit der Kaiserin in den Gärten des Lucull gefeiert wird.

Nun hat natürlich auch die dichtende Kunst der Zeit ein eigenes Wörterbuch, eigene Farben auf ihrer Palette. Z. B. Wörter wie: Orgie, Rausch und Trunkenheit, Todeskampf, Fieber, Krampf u. a. werden jetzt in einem Jahre mehr gebraucht, als früher in einem Jahrhundert. Der Begriff, der sich mit diesen Wörtern verbindet, ist heute poetisch und war ehemals widerwärtig, ekelhaft. Das bedeutet, daß die moderne Poesie nicht mehr in den gemäßigten Leidenschaften steht, sondern in jenen, welche die Nerven erschüttern. Gnoli nimmt zum Beweise den Petrarca an. Dessen Epitheten, die am häufigsten wiederkehren, waren dolce, soave, vago, bello, gentile, aber dolce über Alles. Dieses dolce war die Farbe des Glases, durch die er Alles sah.*) So ist die Farbe unseres Glases „Fieber", „Orgie", „Rausch", „Krampf".

*) Wie, um doch ein modernes Beispiel anzuführen, „schön" die Farbe des Opernguckers Graf Adelmanns ist (Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur von A. Graf Adelmann. Stuttgart 1877.), durch welchen er sein Siebenmonatskind sieben schöne Monate lang im schönen Italien die schöne Kunst und die schöne Natur sehen ließ. Jeder Riß in Kunst und Natur wird mit „schön" verstopft. Es ist ganz fabelhaft, welche Verschwendung mit dem Worte „schön" getrieben wird. Wörtlich heißt es da z. B. S. 188: „Wir waren im schönen Neapel, dessen Schönheit ich des Abends in einer Fahrt auf der schönen Straße di Posilipo auf's Neue wieder lieben lernte. Einen schönern Golf, als diesen Golf von Neapel, gibt es nicht auf der Erde; er ist unbeschreiblich schön. Unvergleichlich schön u. s. w.," schön, schöner, am schönsten! W. K.

Digitized by Google

Sind wir zu den Zeiten Neros zurückgekehrt? Noch nicht. Aber Aehnlichkeit läuft zwischen jener und unserer Zeit: jetzt, wie damals, löst eine alte Welt sich auf. Oder will Jemand die Zersetzung leugnen? Der Vaterlandsgedanke hielt sie in Deutschland wie in Italien auf, was aber bleibt für später? Etwa das Ideal einer alten Republik?

Das Vergnügen wird vorläufig genommen. Aber die Sinne sind schon stumpf und werden stumpfer, die natürlichen und gewöhnlichen Freuden genügen nicht mehr, so begann die Jagd nach ungewöhnlichen, gewaltsamen. Und Hamerling hat vollständig Recht, wenn er versucht:

„im Bilde Roms,
Im Spiegelbild Neron'scher Eigensucht
Zu zeigen euch, was wieder sich erneut...."

Wie Vielen ist Motto das beliebte Wort Tiberius': Post me aqua cum igne misceatur! Oder Après nous le déluge — weil das zierlicher lautet.

Vermischtes.

Nirwâna.

Von Nisi Kaúla Chattopádhyáya.*)

Seitdem ich in Europa und insbesondere in Deutschland weile, habe ich ebenso oft gestaunt wie mich gefreut, wenn ich beobachtet habe, wie warm, wie ungemein das Interesse ist, welches die Gebildeten Englands und Deutschlands für die zwei Religionen meines Vaterlandes, ich meine für den Hinduismus und Buddhismus, empfinden. Ich bin wiederholt gebeten worden, ihnen Alles zu erzählen, was ich darüber wüßte, und als ich mir im Verlaufe unseres Gesprächs die Freiheit nahm, von den Ansichten einige zu perhorresciren, manche zu verwerfen und die meisten mehr oder weniger zu modificiren, die in den beiden Ländern über jene beiden Religionen verbreitet sind, sah man mich halb erstaunt und halb mißtrauisch an. Besonders geschah das, wenn es sich um eine Hauptlehre des Buddhismus, ich meine, um die viel bestrittene Lehre des Nirwâna handelte. Das Interesse, das diese Lehre erregt hat, ist ohne Zweifel berechtigt, indem dieselbe, man könnte sagen den Eckstein des Buddhismus bildet, oder, wie ich mehr als einmal in meinen öffentlichen Vorträgen erwähnt habe, nimmt die Nirwâna ein ähnliches Verhältniß zu dem Leben und den Lehren Buddhas ein, wie das „Reich Gottes" zu dem Leben und der Lehre Christi.

Es dürfte daher für die Leser der „Gegenwart" von Interesse sein, den folgenden Auszug des Milinda Prasna, eines Pali-Werks, zu lesen, welches sich eben auf diese wichtige Frage bezieht. Das Werk soll kurz vor der christlichen Zeitrechnung entstanden sein. (Siehe: „Eastern Monachism" by Spence Hardy.) Aus dieser Uebersetzung würde es wohl einleuchtend sein, daß das Nirwâna nicht die „Erlöschung der Flamme der Existenz" bedeutet, wie es im Allgemeinen behauptet wird, sondern vielmehr: „eine Wahrnehmung des Geistes — das reine, freudevolle Nirwâna, frei von der Unwissenheit und schlechten Begierde" —, daß es vielmehr und wahrhaftig blos den erhobenen Zustand unseres geistigen Bewußtseins bedeutet, wovon der Dichter so tief und doch so schön singt:

„Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun,
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun."

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes lebt seit dem October 1874 in Deutschland seinen wissenschaftlichen Studien. Er ist Hindu.

D. R.

Milinda Prasna.

(Gespräch zwischen einem König und einem buddhistischen Missionar.)

Milinda (König): Sie sprechen von Nirwâna; aber können Sie es mir zeigen, oder es mir erklären durch die Farbe, ob es blau, gelb, roth oder irgend eine andere Farbe sei; oder durch Zeichen, Ort, Länge, Methode, Metapher, Causalität oder Ordnung; durch eines dieser Mittel, oder in einer dieser Weisen, können Sie es mir erklären?

Nâgasena (Missionar): Ich kann es durch irgend eins dieser Attribute oder Eigenschaften nicht erklären.

Milinda: Das kann ich wirklich nicht glauben.

Nâgasena: Da ist der große Ocean. Hätte man Sie fragen wollen, wie viel Maß Wasser sind da, oder wie viele lebendige Wesen enthält es, was würden Sie dazu sagen?

Milinda: Ich würde sagen, daß es keine richtige Frage wäre; denn es ist eine solche, die Niemand beantworten kann.

Nâgasena: Ebenso kann man die Größe, Gestalt, Farbe oder die anderen Attribute des Nirwâna nicht angeben, obgleich es seinen eigenartigen und wesentlichen Charakterzug besitzt. Ein Rischi (Heiliger) könnte wohl die von mir gestellte Frage beantworten, aber er könnte doch nicht die Eigenschaften des Nirwâna erklären, noch irgend ein Deva (Gott) der unsichtbaren Welten.

Milinda: Es könnte wahr sein, daß Nirwâna die Glückseligkeit wäre, und daß seine äußeren Eigenschaften nicht zu beschreiben wären; aber könnte man nicht seine Vorzüge oder Wohlthaten durch irgend eine Art der Vergleichung darstellen?

Nâgasena: Es ist wie die Lotosblume, befreit von ihrem Schmerz, wie die Lotosblume befreit von dem Schlamme, woraus sie entsteht. Es ist wie das Wasser, indem es das Feuer des Schmerzes auslöscht, wie das Wasser, das den Körper erfrischt; es überwältigt den Durst nach dem, was schlecht ist, wie das Wasser den natürlichen Durst überwältigt. Es ist wie eine Arznei, indem es denen hilft, die an dem Gifte des Schmerzes leiden, wie die Arznei denen, die durch Krankheit leiden; es beseitigt auch den Schmerz der wiederholten Existenz, wie die Arznei die Krankheit beseitigt; ferner macht es uns unsterblich, wie die Arznei den Tod abwehrt. Es ist wie das Meer — es ist frei von der Unreinheit des Schmerzes, wie das Meer von jeder Art Fäulniß; es ist ungemessen, unendlich, so daß unzählige Wesen es nicht erfüllen, wie das Meer unergründlich ist, und von den Gewässern aller Fluosströme nicht erfüllt werden kann. Es ist wie der Raum, indem es nicht erzeugt wird (von irgend einer äußeren Ursache), es stirbt nicht, verschwindet nicht, wird nicht erzeugt; es hat keine Oertlichkeit; es ist der Aufenthalt der Rahats (die, welche die unmittelbar nächste Stellung nach den Buddhas einnehmen) und der Buddhas, wie der Raum der Aufenthalt der Vögel ist; es kann nicht verborgen bleiben und seine Ausdehnung ist endlos. Es ist wie der magische Juwel, indem es Alles gibt, was man verlangt. Es ist wie das rothe Sandalenholz, indem man es schwer bekommt; sein Duft ist auch unvergleichbar, und es wird von den Weisen bewundert. Es ist wie der Maha Miru (ein Berg, der in den indischen Mythen und Traditionen eine sehr bedeutende Rolle spielt, ähnlich wie der Olympus bei den Griechen), indem es höher ist wie die drei Welten, sein Gipfel ist schwer zu erlangen; und wie die Samen auf der Oberfläche eines Felsens nicht gedeihen, so kann es der Schmerz auch nicht in Nirwâna; ferner ist es frei von der Feindseligkeit oder vom Zorn.

Er sagt ferner:

Man kann weder sagen, daß es erzeugt, noch daß es nicht erzeugt werde; daß es die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft sei; noch kann man sagen, daß es das Sehen des Auges, oder das Hören des Ohres, oder das Riechen der Nase, oder der Geschmack der Zunge, oder das Tasten des Körpers sei.

Milinda: Dann sprechen Sie von einem Dinge, das nicht existirt. Sie sagen weiter nichts, als daß Nirwâna — Nirwâna ist; folglich gibt es kein Nirwâna.

Nâgasena: Großer König! Nirwâna ist; es ist eine Wahrnehmung des Geistes; das reine freudevolle Nirwâna, frei von der Unkenntniß und schlechten Begierde, wird von den Rahats wahrgenommen, die die Früchte der Wege genießen.

Milinda: Wenn es irgend eine Vergleichung gäbe, wodurch man die Natur oder die Eigenschaften des Nirwâna begreiflich machen könnte, so haben Sie die Güte, es in dieser Weise zu erklären!

Digitized by Google

Nâgasena: Da ist der Wind; aber könnte man seine Farbe erklären — könnte man wohl sagen, daß er in irgend einem gewissen Orte sei, oder daß er klein oder groß, lang oder kurz sei?

Milinda: Man kann nicht sagen, daß der Wind etwa so und so ist; er kann nicht in die Hand genommen und gequetscht werden. Doch der Wind ist. Wir nehmen ihn wahr, indem er unsere Brust erfüllt, an den Körper stößt und die Bäume des Waldes beugt; aber man kann weder seine Natur, oder wie er wirklich sei, erklären.

Nâgasena: Gerade so ist Nirwâna, indem es den unendlichen Schmerz der Welt beseitigt, und sich als die Hauptglückseligkeit der Welt darbietet, aber seine Attribute oder Eigenschaften können nicht erklärt werden.

Notizen.

Das Räthsel im Orient ist um eine Verwicklung reicher geworden, in Wahrheit aber bleibt es geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. Ueber Midhat Pascha gab es von vorn herein zwei Meinungen. Die Einen hielten ihn für einen großen Mann, die Anderen, und darunter namentlich die interessirten Russen, schilderten ihn als einen kühnen Spieler, der eine Zeit lang die Welt wohl blenden könne, schließlich aber sich selbst ruiniren und ein weiteres Stück des morschen Reiches mit sich in den Abgrund reißen werde. Aber auch das günstigste Urtheil konnte nicht verhehlen, daß er für seine hochfliegenden Pläne schwerlich über die nothwendigen Mittel der Ausführung, ja, den zu behandelnden Stoff verfüge. Um eine Nation zu regeneriren, ist doch vor Allem erforderlich, daß die Nation existire, was in Sachen der Türkei controvers ist. Lessing hatte gut sagen, es könne Jemand ein vortrefflicher Maler sein, der ohne Arme und Hände geboren wurde. Die Kunstausstellungen werden immerhin wenig von ihm aufzuweisen haben. In Stambul gingen von jeher Dinge vor, die den raffinirtesten Staatsweisen harte Nüsse zu zermalmen gaben, und auch Midhat Paschas Zähne haben sich dafür zu schwach erwiesen. Ein Kammerdiener und noch häufiger irgend eine Zofe spielen hinter den Coulissen und in den Corridors des Serail eine wichtigere Rolle als anderswo die einflußreichsten Führer der Parteien. Wer bei dem Sultan etwas durchsetzen will, muß mit solchen Ressourcen rechnen. Daraus entstehen zuweilen die tollsten Vermuthungen. Zur Zeit der Conferenz begriff Niemand, wie die Bevollmächtigten auf den abenteuerlichen Gedanken, belgische Truppen zur Wiederherstellung der Ordnung nach Bulgarien zu schicken, verfallen konnten. In Constantinopel will man aber wissen, die Gemahlin des regierenden Sultans oder seine erste Geliebte sei eine geborne Belgierin, frühere Modistin aus Brüssel, die nach Constantinopel verschlagen war und dort ihr Glück gemacht hatte. Als der Vorschlag der Conferenz bekannt wurde, meinten boshafte Leute, Ignatieff und Salisbury bildeten sich gewiß ein, die Favoritin würde ihre Landsleute gern wiedersehen und deswegen für die Annahme des seltsamen Projects bei dem Sultan wirken. Es wäre indessen eine falsche Berechnung. Die Sultanin, gebornes Fräulein Cordier, wie sie allem Anschein nach mit ihrem Familiennamen hieß, würde umgekehrt kein großes Verlangen hegen, bei irgend einer Gelegenheit den Offizieren zu begegnen, die sie in der Heimat unter bescheideneren Verhältnissen gekannt haben mochten. Der Plan fiel bekanntlich ins Wasser. Derartige Erzählungen, wie sie witzige Müßiggänger in Pera erfinden, gelangen selten in die öffentlichen Blätter. Am wunderbarsten ist die Ruhe und der Gleichmuth, mit welchen die haarsträubendsten Vorgänge durch den elektrischen Draht aus Constantinopel gemeldet werden. Man möchte glauben, der Telegraph nehme etwas von der starren Haltung der Orientalen mit auf den Weg und werde, ohne mit einer Miene zu zucken, gelegentlich anzeigen, der Herrscher aller Gläubigen sei für immer nach Asien abgereist und sein Palast Dolmabagtsche sei zum Vermiethen ausgeboten. Als Edhem Pascha hier in Berlin die Nachricht von der Entthronung Abdul Aziz erhielt, zeigte er das verhängnißvolle Telegramm Jemandem, der ihn gerade zufällig besuchte, mit den Worten: So werden bei uns Revolutionen gemacht! Sonst war bei dem Minister, dessen Nervosität seit der Conferenz sprichwörtlich geworden ist, keine Erregung bemerkbar. Man könnte die Osmanen um diese olympische Unnahbarkeit beneiden, wüßte man nicht, daß sie auch ihrer Weisheit und Vorsicht der drohenden Gefahr gegenüber erheblichen Abbruch thut. Hartnäckiger Widerstand gegen alle Forderungen der Vernunft, gegen alle politischen Nothwendigkeiten bis zum letzten Augenblick, und dann eine Resignation in das Fatum ohne jede Möglichkeit der Wiederaufrichtung, das sind die bedenklichen Eigenschaften des türkischen Charakters, für welche der abendländischen Erziehung das Verständniß leicht abhanden kommt. Midhat Pascha hatte übrigens durch seinen früheren Aufenthalt in Paris von der äußerlich passiven Art seiner Landsleute etwas eingebüßt, und man fand in Constantinopel, daß er sich nicht genug zu beherrschen wisse. Als er nach einer Unterredung mit Lord Salisbury, welcher auch Edhem Pascha beigewohnt, mit diesem die Treppe der englischen Botschaft herabstieg und nach der Erkenntniß der geringen Hoffnung, welche die Türkei von Englands Hülfe vor der Hand hegen durfte, seine Bewegung nicht bemeistern konnte, soll ihm Edhem Pascha zugeflüstert haben: Bedenken Sie, daß man uns beobachtet und verrathen Sie nicht zu sehr Ihre Enttäuschung! Ein englischer Reporter hatte aber die leise Mahnung doch gehört. Midhat Pascha nahm sich dann mehr zusammen. Schwerlich indessen wird er den Weg in die Verbannung mit philosophischer Gelassenheit angetreten haben. Midhat ist kein Römer, der einen solchen Sturz nicht überlebt hätte. Auch mag er auf die Wiederkehr besserer Zeiten für seine politischen Ziele hoffen. Ihn aber am Abend seines Falles ohne jede Prüfung zu verunglimpfen, mag Denjenigen überlassen bleiben, die ihm während seines kurzen Glanzes nur serviles Lob dargebracht hatten.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Chrysander, Redacteur der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", hat in Nr. 5 derselben einen sieben Spalten langen Artikel gegen meine in der „Gegenwart" erschienene Besprechung des Naumann'schen Buches „Italienische Tondichter" veröffentlicht, worin er mich mit einer Masse mir durchaus nicht unerwarteter Complimente über meine Befähigung ꝛc. beehrt. Daß Herr Chrysander sich ärgert, wenn Jemand gelobt wird, den er nicht protegirt, ist natürlich; daß er mir sagt, ich stellte die Logik auf den Kopf, freut mich. Wenn ein Mann gegen meine Behauptung: der gebildete Fachmann (Herrn Chrysander nennt das graziös „Musiker von Profession") könne am besten beurtheilen, was zu seiner Kunst gehörte, als „starkes Beispiel für die Wissenschaft" den Wolf'schen Streit über Homer anführt, bei dem es sich nur um die Autorschaft, nicht um den Werth der cyklischen Gedichte handelte — mich des Mangels an Logik zeiht, so kann ich nur dankbar sein. Wenn der Redacteur, der zuerst zwei hochpreisende Leitartikel über Rubinsteins „Makkabäer" aufnimmt, und hinterdrein zwei ganz Entgegengesetztes behauptende Correspondenzen veröffentlicht, deren zweite gemeine Witze enthält, die in einem reinen Kunstblatte niemals Platz finden sollten, mich des Mangels an Logik zeiht, so kann mir kein angenehmeres Lob gezollt werden. Ich werde Herrn Chrysanders „Händel" einer sehr ruhigen, sehr objectiven Kritik unterwerfen, und darlegen, wie er seinen logischen Major und Minor stellt und seine Schlüsse zieht. Das Alles würde mich jedoch nicht bewegen, den Leser jetzt von Herrn Chrysander und mir zu unterhalten. Aber er wagt meine Gesinnung zu verdächtigen; er sagt, ich wisse „aus persönlicher Bekanntschaft", daß Herr Naumann ein hochgebildeter Musiker sei; er schreibt meine Aeußerungen über die lebenden Musikgelehrten meiner „Gesinnung" zu, also nicht meiner künstlerischen Ueberzeugung. Ich habe Herrn Chrysander bisher für einen sehr einseitigen, aber durchaus ehrenhaften Mann gehalten, sein Artikel mußte mich leider auf den Gedanken bringen, daß er zu jener Classe grundgelehrter Leute gehört, deren Wesen und Gebahren der unsterbliche Schlosser in seiner Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts öfters geschildert hat. Es ist das mein erstes und letztes Wort gegen Herrn Chrysander in persönlicher Angelegenheit. Ueber meine Gesinnungen wird die Zeit Richterin sein.

H. Ehrlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verein für Deutsche Literatur.

Von der III. Serie wurden soeben ausgegeben:

Band IV.

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

Band V.

Bodenstedt, Fr., Der Sänger v. Schiras.

Hafisische Lieder.

Alle Buchhandlungen nehmen Beitrittserklärungen zum Vereine, sowie Bestellungen auf obige Bände zum Einzelpreis von 6 Mark per Band an. Der Abonnementsbetrag zur Serie von 7 Bänden ist 30 M. Sämmtliche Vereinsbände sind eleg. gebdn.

Berlin, A. Hofmann & Co.,
Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von **H. B. Mecklenburg** in **Berlin** C., 38. Klosterstr., ist erschienen und durch jede Buchhandlung, als auch gegen Einsendung des Betrages vom Verleger direct zu beziehen:

Witte, Dr. **J. H.**, Doc. d. Philos. an d. Univers. Bonn, **Zur Erkenntnisstheorie und Ethik.** Drei philosophische Abhandlungen. I. Der Anfang der kritischen Philosophie und die Selbstbesinnung über das Apriori. II. Zur Lehre vom Schlusse. III. Die sittliche Freiheit und die organische Weltansicht, eine Würdigung der bezüglichen Lehren Kants und Trendelenburgs. Preis 2 M. 50 Pf.

— — **Salomon Maimon.** Die merkwürdigen Schicksale und die wissenschaftliche Bedeutung eines jüdischen Denkers aus der Kantischen Schule. Preis 1 M. 50 Pf.

— — **Beiträge zum Verständniss Kants.** Preis 2 M.

Tollin, Lic. theol. **H.**, **Dr. M. Luther und Dr. M. Servet.** Preis 1 M.

— — **Ph. Melanchthon und Servet.** Preis 3 M.

Letztere beiden Schriften seien allen Denen empfohlen, die sich aus den Quellen überführen wollen, ob wir noch heute bei Luther und Melanchthon stehen bleiben dürfen, oder ob jener Spanier, der vor 300 Jahren seine Ueberzeugung mit dem Feuertode besiegelte, aus seinem reichen Schatz des Wissens, der Bibelkunde und der Gebetserfahrung uns Besseres bieten kann.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Heinr. Lemcke
in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**
Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter
Havanna- etc. Cigarren
im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille.
Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.
Soeben erschien:
Mignon-Maria.
Historische Erzählung
aus Jean Pauls Leben
von
E. Klee.
Preis: 4 Mark.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zweite Auflage.
Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:
Denken und Wirklichkeit.
Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie.
Von
A. Spir.
2. Auflage. 2 Bände. 8. Preis 10 M.
Leipzig. **J. G. Findel.**

Mendelssohn's sämmtliche Geistliche Gesangwerke.

	Partitur. M. Pf.	Stimmen. M. Pf.	Klav.-Ausz. M. Pf.
Oratorien.			
Christus. Recitative und Chöre. Op. 97	5 —	6 90	2 40
Paulus und Elias erscheinen binnen Jahresfrist.			
Für Solostimmen, Chor u. Orchester.			
Complet in broch. Bänden u. in Umschlägen	49 20	65 60	26 70
Psalm 115 für Chor, Solo und Orchester. Op. 31	(3 60)	(4 20)	(2 10)
Psalm 42 für Chor, Solo und Orchester. Op. 42	5 40	6 90	2 70
Psalm 95 für Chor, Solo und Orchester. Op. 46	5 70	(7 80)	3 —
Psalm 114 für 8stimmigen Chor und Orchester. Op. 51	4 20	6 30	2 40
Psalm 98 für 8stimmigen Chor, Solo und Orchester. Op. 91	2 10	(3 60)	1 20
Lobgesang, Symphonie-Cantate. Op. 52	15 60	20 —	7 50
Lauda Sion für Chor, Solo und Orchester. Op. 73	6 —	7 80	3 90
Hymne für eine Altstimme mit Chor und Orchester. Op. 96	(3 60)	(5 10)	(1 80)
Tu es Petrus für 5stimmigen Chor und Orchester. Op. 111	(2 40)	(2 40)	(1 50)
„Verleih' uns Frieden". Gebet für Chor und Orchester	1 20	1 50	— 90

	Partitur. M. Pf.	Stimmen. M. Pf.
Für Solostimmen, Chor und Orgel (oder Pfte.).		
Complet in 1 broch. Bande und in Umschlägen	7 50	9 60
Kirchenmusik für Chor- und Solostimmen mit Orgel. Op. 23	(2 40)	(4 20)
3 Motetten für weibliche Stimmen mit Orgel oder Pfte. Op. 39	(2 10)	(1 50)
2 Geistliche Lieder für eine Singstimme mit Pfte. Op. 112	(— 60)	— —
Responsorium et Hymnus für Männerstimmen und Orgel. Op. 121	(1 20)	1 50
3 Geistliche Lieder für eine Altstimme mit Chor und Orgel	(1 20)	(— 60)
Hymne für eine Sopranstimme mit Chor und Orgel	(1 20)	(— 90)
Te Deum für Solo und Chor mit Orgel	— 90	— 90
Für Solostimmen und Chor ohne Begleitung.		
Complet in 1 broch. Bande und in Umschlägen	6 60	9 60
Psalm 2 für Chor und Solostimmen. Op. 78. Nr. 1	1 20	1 20
Psalm 43 für achtstimmigen Chor. Op. 78. Nr. 2	— 90	— 60
Psalm 22 für Chor und Solostimmen. Op. 78. Nr. 3	— 90	1 20
Psalm 100 für gemischten Chor	(— 60)	(— 30)
3 Motetten für Chor und Solostimmen. Op. 69. Nr. 1	— 60	— 60
— — „ 2	— 90	— 60
— — „ 3	1 20	— 90
6 Sprüche für achtstimmigen Chor. Op. 79	1 20	1 20
2 Geistliche Chöre für Männerstimmen. Op. 115	(— 60)	(— 60)
Trauergesang für gemischten Chor. Op. 116	(— 60)	(— 30)
„Ehre sei Gott in der Höhe" für gemischten (Doppel-)Chor	(— 90)	(— 60)
„Heilig" für gemischten (Doppel-)Chor	(— 60)	(— 60)
„Kyrie eleison", für gemischten (Doppel-)Chor	(— 30)	(— 60)
Zum Abendsegen für gemischten Chor	(— 30)	(— 30)

Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**
Der
Raub der Sabinerinnen.
Text von **Arthur Fitger**
für
Chor, Solostimmen und Orchester
componirt von
Georg Vierling.
Op. 50.

Vollst. Partitur. Eleg. geb.	netto	75 M.
Orchesterstimmen	netto	100 M.
Vollst. Clavierauszug. Cart.	netto	10 M.
Chorstimmen (à 2 M.)	netto	8 M.
Textbuch	netto	75 Pf.

Verlag von
Wilh. Ludwig's Buchhdlg., Lindau i. B.
Bibliothek deutscher Curiosa.
I. Band: **Skizzen** von **A. G. Meissner.** 1 M. 50 Pf.
II. und III. Band: **Nachtwachen** von **Bonaventura** (Jos. v. Schelling). 3 M.
Der Ostern erscheinende IV. Band wird enthalten:
„Briefe eines Frauenzimmers aus dem XV. Jahrhundert."

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Theobald Grieben in Berlin und Karl Scholtze in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 24. Februar 1877. 1. Band.

AP 30 G295 v. 11 no. 8

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Orient- und Ausgleichsfrage in Oestreich. Von Walter Rogge. — Die Processionsraupe. Von Theodor Wenzelburger. — **Literatur und Kunst:** Die Wolken. Von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen übersetzt von Emerich Fest. — Benedikt Spinoza. Von Wilhelm Bolin. — Theodor Storm. Von Wilhelm Jensen. — Ein neuer französischer Dichter. Von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von L. Anzengruber und Georg Büchmann. — Inserate.

Orient- und Ausgleichsfrage in Oestreich.

Es ist in hohem Grade merkwürdig, ja, viel zu merkwürdig, um als eine bloße Zufallslaune zu gelten, wie für Oestreich die Wendungen in der orientalischen Frage immer zusammenfallen mit den Krisen der Ausgleichsrevision. Unmittelbar ehe der Kaiser zu jener dalmatinischen Reise aufbricht, die man doch wohl als das Vorspiel der Ereignisse im Oriente betrachten muß, vollzieht er in der Ernennung des Ministeriums Tisza den Act, womit die Deakpartei vor der Linken des Reichstages die Waffen streckt. So war es denn seit Ostern 1875 gewiß, daß die wieder auf die Tagesordnung gesetzte orientalische Frage fortan den Inhalt unserer auswärtigen, die Klöppelei an dem Ausgleiche den Kern der innern Politik Oestreichs bilden würde. Der Jahresschluß bestätigte diese Ueberzeugung: Ende November war das Zoll- und Handelsbündniß zwischen den beiden Hälften der Monarchie gekündigt, und am vorletzten Tage des scheidenden Jahres erließ Graf Andrassy von Ofen aus die meisterhaft durchdachte, eminent praktische Note, mittelst deren Oestreich die Führung in der orientalischen Frage übernahm, indem es durch streng symptomatische Behandlung die offene Wunde in Bosnien und der Herzegowina schließen wollte. Nun kam der große Moment, den in der vollen Urkraft seiner Komik erst spätere Historiker werden würdigen können. Ganz Europa und die Pforte sind einig, daß die Reformnote Andrassys ein wahres Wundermittel ist, um das Gespenst der orientalischen Frage wieder auf eine Reihe von Jahren in seinen Winkel zu bannen: die Einen hegen diese Ueberzeugung in aller Ehrlichkeit, die Andern wagen wenigstens nicht laut zu widersprechen. Da brechen die Herren Ljubibratic und Consorten in der Herzegowina den Bann — sie erklären zum Frühjahr 1876: „es kann nicht sein"; und natürlich kann die Diplomatie die tapfern Insurgentenchefs nicht zur Raison bringen, sondern stellt die allseits approbirte Reformnote in den Winkel, um an deren Stelle das russische Memorandum in Berlin zusammenzuleimen. Hier tritt nun schon der Causalnexus, der in dem Synchronismus der orientalischen mit der Ausgleichsperipetie für Oestreich obwaltet, ganz offen zu Tage. Damit Graf Andrassy im Mai bei den Berliner Verhandlungen als Repräsentant eines in sich geeinigten Staatswesens auftrete und nicht hinter den beiden Kanzlern zurückstehe, muß vor seiner Abreise in Einer Nacht ein Bankstatut zurechtgeflickt werden, so daß man den staunenden Völkern verkünden kann, die Ausgleichsfrage ist gelöst. Die gleiche Nemesis ereilte das Memorandum und das Bankstatut. Dem ersteren blies Englands „Nein" das Lebenslicht so gründlich aus, daß alle „Entrüstungs"-Meetings ihm nicht wieder den Odem einhauchen konnten, dessen es bedurft hätte, um in Constantinopel übergeben zu werden. Das Bankstatut wurde schon aus dem Club der Verfassungspartei mit solchem Hohne der Entrüstung hinauscomplimentirt, daß von seiner Vorlegung im Reichsrath gar nicht mehr die Rede war. Die Orient- wie die Ausgleichsfrage hatte ihr todtgeborenes Kind. Daß die Botschafter in Constantinopel über dem Einen Rath hielten, änderte daran ebenso wenig, wie die Geschäftigkeit, womit zu derselben Zeit die erbländischen und die ungarischen Minister eigentlich fortwährend zwischen Wien und Pest im Waggon saßen, um den zweiten Leichnam zu beaugenscheinigen. Jetzt gar bringt der 5. Februar 1877 gleichzeitig Midhats Sturz und Tiszas Demission. Orient und Ausgleich fragen: was nun?

So viel ist gewiß, das Eine lag in der Natur der Dinge, daß die erste europäische Verwickelung, bei der Oestreich scharf und voll in die, sei es auch vorläufig nur diplomatische Action eintrat, zugleich als Feuerprobe für die Lebensfähigkeit des herrschenden Systems, des parlamentarischen Dualismus, dienen mußte. Zugespitzt wurde diese Constellation dann, als mit der Orientfrage der erste derartige Fall eintrat, allerdings noch dadurch, daß einerseits zur selben Zeit die Verträge zwischen beiden Hälften der Monarchie ihrem Ablaufe entgegengingen oder doch kündbar geworden waren, während andererseits das Ministerium Tisza seine eigene Existenzberechtigung nur daher leiten konnte, wenn es die Ausgleichsrevision beschleunigte und forcirte, um bei der Gelegenheit Ungarn eine vortheilhaftere Position zu erringen, als die Deakisten dem Lande zu verschaffen gewußt. Im Großen und Ganzen kann man nun sagen, daß die Organisation des Reiches, insofern sie auf der Hegemonie des deutschen und des magyarischen Elementes beruht, sich vortrefflich bewährt hat. Schon 1870 waren jene beiden dominirenden Stämme einig darüber gewesen, die strengste Neutralität zu verlangen, wenngleich aus verschiedenen Gründen: die Deutschösstreicher, weil sie keine „Revanche für Königgrätz" wünschten; die Magyaren, weil sie von einer Wiedereinsetzung Oestreichs in seine deutsche Stellung um keinen Preis etwas hören wollten. Als dann im Spätherbste Rußland den Pontusvertrag zerriß und Ungarn nicht abgeneigt gewesen wäre, unter dem Feldgeschrei „Revanche für Vilagos" in's Kriegshorn zu stoßen: da waren es die Slaven, die sich wie ein Schwergewicht an die Neutralität Oestreichs hängten und sie vor allen Stürmen schützten; wir erinnern nur an das Tschechenmemorandum, das Beust als „Landespreisgebung" qualificirte, „obschon auf aller Lippen ein härterer Ausdruck schwebe". Was sich aber damals nur negativ in der Neutralität haltbar erwies, das hat jetzt auch positiv in der Abwehr, ja theilweise geradezu

Digitized by Google

in der Offensive sich erprobt. Nicht, als wäre Alles so glatt und eben verlaufen, aber gerade diejenigen Spektakelgeschichten, die nach außen hin am meisten in's Auge fielen, gehören denn doch für den ernsthaften Politiker entschieden in das Bereich des — minima non curat praetor. Wenn die Pester Studenten, um sich für den verunglückten Fackelzug zu entschädigen, den sie Sermed Effendi, dem türkischen Generalconsul, darbringen wollten, in einer Adresse an ihre Wiener Commilitonen die Osmanen als „Träger der Civilisation" feiern und sich dafür aus der Hauptstadt des Reiches an ihre schandbare Art, mit einem wahrhaften Culturelemente, den siebenbürger Sachsen, umzuspringen, erinnern lassen müssen — wenn eine magyarische Deputation, die unterwegs in Triest von Hellenen und Italienern mit Zwiebelkränzen beworfen und auf der Rückreise, da sie sich durch Rumänien schon gar nicht wagen darf, in Cattaro von wüthenden Slaven gelyncht werden soll, Abdul Kerim einen Ehrensäbel überbringt und von Midhat Pascha die rührende Versicherung entgegennimmt, daß Mohacs blos ein fatales „Mißverständniß" gewesen, daß die Suliman, die Kjuprili, die Kara Mustapha bei ihren Kriegen gegen Ungarn einen „fluchwürdigen" Irrthum begangen — wenn derweilen die Tschechen den glorieux vaincu von Djunis Tschernajeff feiern; die Kroaten das Schwert Zrinyis, des Vertheidigers von Szigeth, dem Fürsten Nikita nach Cetinje schicken, und in Syrmien zu einem Ehrendegen für Horvatovic, den großen „Rückwärtsconcentrirer", gesammelt wird: so sind das sicherlich so lustige Faschingsgeschichten, daß man schon alles gesunden Humors bar sein muß, um sich nicht höchlichst dabei zu amüsiren.

Aber auch nicht mehr! Denn in der Hauptsache sind Magyaren und Deutschösterreicher so einmüthig in der Perhorrescirung jeder russenfreundlichen Politik gewesen, und die Regierung hat sich so consequent um diese leidenschaftlichen Antipathien der beiden hegemonischen Stämme nicht im mindesten gekümmert, daß weder von einer Zweitheilung der österreichischen Machtstellung die Rede sein konnte, noch die Slaven der Monarchie ernsten Grund zur Beschwerde hatten. Gleich im October 1875 sprach die ungarische Delegation sich präcis und peremptorisch dahin aus, daß sie sich jede andere Einmischung in die türkischen Wirren verbiete, außer insoweit dieselbe die Sicherung der Ruhe an den eigenen Grenzen bezwecke. Im Mai 1876 aber nahm Kuranda jedem Oestreicher und Ungarn das Wort aus dem Munde, als er in der Delegation den Nagel auf den Kopf traf: „Gegen welche Gefahren soll denn der Dreikaiserbund den europäischen Frieden schützen? Wohin ich auch blicke, ich sehe den Frieden Europas durch nichts bedroht, als eben durch die Dreikaiserallianz selber!" Um den Delegationen einen zarten Wink zu geben, daß sie sich doch ja nicht beifallen lassen möchten, ihr Recht zur Controle der auswärtigen Politik ernsthaft zu nehmen, wählte Graf Andrassy gerade den Moment, in dem die orientalische Frage auftauchte, zur vollständigen Unterdrückung des Rothbuches. Er ertheilt seine Aufschlüsse nie im Plenum, sondern immer nur in den beiden Finanzausschüssen, deren Mitglieder durch fürchterliche Eide zum Stillschweigen gebunden waren und die sicherlich ebenfalls so gut wie nichts erfuhren, weil sonst jedenfalls Indiscretionen in die Zeitungen gekommen wären. In diese gelangte nur der sorgfältigst censurirte Bericht der „Reichsrathscorrespondenz" aus den Comités. In den Erblanden nahm man das mit der dem deutschen Charakter eigenthümlichen Ruhe hin. Betrieb Baron Rodich seine slavenfreundliche Politik als Statthalter Dalmatiens gar zu provocatorisch und kam Ende 1876 dieser Punkt wiederholt in den Ausschüssen und dem Plenum des Abgeordnetenhauses zur Sprache, so wies der Minister des Innern die Herren mit seinem trockenen Humor ab: „Ja, Rodich ist k. k. Feldzeugmeister! Meinen Sie, dem kann ich nur so schlankweg commandiren?" Die Ungarn hätten Herrn von Lasser ohne Zweifel schlagfertig erwiedert: „Dann dürfen Excellenz keinen General zum Statthalter nehmen!" Der Reichsrath begnügte sich das zu denken und schwieg. So kam es, daß Baron Rodich über dem Streben eine verfassungsfreundliche slavische Partei in Dalmatien zu organisiren, in Zara einen Landtag zusammenbrachte, den die Regierung anfangs Februar 1877 über Hals und Kopf nach Hause schicken mußte, weil er die Mandate aller nur halbwegs ministeriellen Slaven wie Ljubissas ohne Weiteres cassirte, die deutsche und italienische Sprache in den Schulen abschaffte und sich zur Votirung von Adressen rüstete, welche einen Staatsstreich forderten, um Dalmatien aus dem cisleithanischen Verbande zu reißen und an Kroatien zu annectiren. Die Slaven konnten also zufrieden sein, daß die Regierung Magyaren und Deutsche reden ließ, während sie ihnen zu Willen war: das ist die höhere Einheit, die über dem dualistischen Regimente schwebte und dessen kleine Schwankungen ausglättete.

Aber die Magyaren sind noch nicht so stark von des Gedankens Blässe angekränkelt, oder, wenn das schöner klingt, noch nicht so „staatsmännisch" durchgebildet, daß der Scheinconstitutionalismus in Ungarn nicht seine bestimmten, enger als anderswo gezogenen Grenzen hätte. Den Reichstag reden lassen und das Gegentheil thun, das ist nun einmal ein Spiel, zu dem die Ungarn sich absolut nicht hergeben: entweder man beseitigt den Landtag und regiert autoritativ; oder man richtet sich auch nach ihm — ein Drittes gibt es da nicht. So griff denn Tisza in der Wojwodina und Südungarn gegen die serbischen Carbonari der Omladina doch ganz anders durch: der Leser erinnert sich wohl, wie der ungarische Premier im Hochsommer den Abgeordneten von Neusatz, Svetozar Miletic, einziehen und ohne Rücksicht auf dessen Deputirtenimmunität, mitsammt seinen Cumpanen, um Hochverrath processiren ließ; wie er den „General" Stratimirovic in Haft nahm. Kurz, in Kroatien und der ehemaligen Militärgrenze verschwand die Autorität des in Agram commandirenden k. k. Feldzeugmeisters Mollinary ebenso vor derjenigen des Ministers Tisza, wie sich umgekehrt in Dalmatien die Autorität Lassers vor jener des Generals Rodich effacirte. Den russischen Combattanten, die unter der Firma des Rothen Kreuzes lebendiges und todtes Kriegsmaterial aller Art nach Serbien schleppten — wahrscheinlich um den Türken durch diesen infamen Mißbrauch der Symbole des Christenthums und der Humanität einen Begriff von der Begeisterung der „Giaurs" beizubringen, die für diese beiden Begriffe zu Felde ziehen — verleidete es Tisza, den Weg nach Belgrad über Pest zu nehmen, indem er ein Rudel solcher Offiziere, die sich noch dazu auf der Straße ungebührlich betragen, polizeilich festnehmen ließ. Allerdings mußte er auf Specialbefehl aus Wien die Herren gleich wieder freigeben. Natürlich vergaß man ihm den Vorgang in jenen Regionen, wo man nun einmal das Wetter der auswärtigen Politik völlig unbeirrt durch allen Parlamentarismus machen will, ebenso wenig wie seine, schon Ende 1875 im Reichstage gethane Aeußerung: so lange er an der Spitze der ungarischen Regierung stehe, werde kein österreichischer Soldat auf türkisches Gebiet vorrücken, ohne daß Ungarn seine Zustimmung vorher dazu gegeben. Am Ende aber mußte man im Reichstage und in der Bevölkerung doch klar erkennen, daß diese Rodomontade mehr ein frommer Wunsch war, als den thatsächlichen Verhältnissen entsprach. Je mehr man sich nun davon überzeugte, desto eifriger mußte Tisza darauf bedacht sein, durch Erfolge auf dem Gebiete der Ausgleichsrevision seine augenscheinliche Ohnmacht auf dem Felde der auswärtigen Politik wett zu machen. Um so nothwendiger aber, desto unmöglicher wurde auch ein solcher Succeß für ihn. Denn seine Anläufe, die Zirkel Andrassys zu verwirren, hatten durch ihre Lästigkeit ihn nach oben hin zur persona ingrata gemacht, durch ihre Impotenz nach unten hin seine Popularität zusehends zerbröckelt. Er war in einen circulus vitiosus gerathen, in dem er sich binnen kurzer Frist abnutzen und aufreiben mußte. Das allgemeine Gefühl der Unbehaglichkeit und Verstimmung machte sich in Demonstrationen Luft, wie die Deputation der Czegleder zu Kossuth, die soeben mit officiellem Gepränge unter dem Bürgermeister und reformirten Pfarrer des Ortes nach Turin in Scene gesetzt ward. Diese Kundgebungen und Ovationen, unglücklicher Weise durch Zufall noch so recht unter den Augen des Kaiserpaares ausgeführt, brachten Tisza vollends in

Digitized by Google

eine schiefe Position bei Hofe, so daß er dort nichts mehr durchsetzen konnte. Sein verspätetes Einschreiten, wie in den Fällen des Studentenfackelzuges und der Kossuthwallfahrt, zerstörte dann nur seinen Nimbus nach unten, ohne die Antipathie in den oberen Regionen zu beheben, und erleichterte so den Altconservativen, den einzig gefährlichen Gegnern, das Intriguenspiel gegen ihn. Die Dictatur, die er noch vor anderthalb Jahren bei der Eröffnung des neuen Reichstages so glorreich behauptete, verzehrte sich gleich einer Kerze, die man an beiden Enden auf Einmal ansteckt. Dazu kam das gallige Temperament des verbissenen Reformirten, das bei den jetzt unvermeidlich gewordenen Häkeleien im Abgeordnetenhause um verbotene Fackelzüge und Straßenfestivitäten — Dinge, die das an keinerlei Polizeichicanen gewöhnte magyarische Gemüth sehr ernst nimmt — eine immer schwärzere Färbung erhielt. Ebenso blieb selbstverständlich auf Tiszas Position weder das Mißtrauen, das man hohen Ortes der Bekehrung des personalunionistischen Saulus in einen dualistischen Paulus entgegensetzte, noch die Erbitterung der Ultras über seine staatsrechtliche „Apostasie" ohne Einfluß. Wie wenig zahlreich auch die äußerste Linke war, dieser Umstand verlieh ihren Angriffen einen besonders giftigen Stachel. „Er möge nur nicht den Unfehlbaren spielen — rief Csanady Tisza zu — die Infallibilität stehe im kalvinischen Rom (Debreczin, der Wahlort Tiszas) auf gerade so schwachen Füßen wie im ultramontanen." Und als er den Radicalen höhnisch vorwarf, sie wüßten ewig nur dasselbe Lied abzuwickeln, das durch die Wiederholung nicht amüsanter werde, da fragte ihn Simonyi mit ironischer Freundlichkeit: „Warum Excellenz denn so arg auf den armen Leierkasten schmähe, an dem Sie selber doch acht Jahre so eifrig mitgedreht?"

So viel wird jetzt klar sein: eine offene slavenfreundliche Politik in der Orientfrage war auf die Dauer mit dem herrschenden Systeme nicht möglich. Dazu mußten dem ungarischen Parlamentarismus die Flügel verschnitten, und in den Erblanden mußte jenem dualistischen Regimente ein Ziel gesteckt werden, das die Deutschösterreicher und Magyaren mit der Hegemonie betraute. Ist es im Rath der Weltgeschichte beschlossene Sache, die Türkei ihrem Untergange zu überliefern, so werden weder die Delegationen, noch der Pester Reichstag, noch gar der um seiner Arbeitsamkeit willen höchst achtbare, politisch jedoch völlig harmlose Wiener Reichsrath dem Rade des Geschickes in die Speichen greifen. Aber ehe dann die Weltgeschichte über die Herrschaft des Islam in Europa zur Tagesordnung übergeht, wird sie auch noch den Fall des parlamentarischen Dualismus in Oestreich besiegeln. Denn das natürliche Regiment für eine derartige Constellation ist ein altconservatives Ministerium von der Farbe Sennyey, Majlath, Apponyi in Pest; ein föderalistisches, clerikalfeudales Cabinet in Wien; am Ballplatze aber Graf Anton Szécsen, der prädestinirte Candidat für das Portefeuille des Auswärtigen, sobald einmal auf beiden Seiten der Leitha die „Herren" fest im Sattel sitzen. Schon Anfang 1871, als Rußland den Pontusvertrag zerrissen, mußte Beust den Grafen Szécsen auf die Londoner Conferenz schicken, um denselben in die diplomatischen Geschäfte einzuweihen. Gleichzeitig ward in Wien das Ministerium Hohenwart installirt, und hätte dieses sich erhalten, so wäre Szécsen, nicht Andrassy, der Nachfolger Beusts geworden. Treiben wir nun bezüglich der orientalischen Frage völlig in das russische Fahrwasser, so dürfte leicht dasselbe Virement, nur in umgekehrter Richtung, von Pest aus beginnend, sich vollziehen. Es ist herzlich kindisch, wenn Pester Blätter wuthschnaubend begehren, das Ministerium Auersperg solle dem Ministerium Tisza geopfert werden. Wer aber möchte vice versa zu bestimmen wagen, wie lange eventuell das cisleithanische Cabinet, oder selbst Graf Andrassy Tisza auf den kurulischen Sitzen überdauern werden?

So war es denn kein synchronistisches Ungefähr, sondern eine tiefbegründete Pragmatik, wenn die Krisis, die Oestreich aus Anlaß der Orientfrage bedrohte, sich zunächst bei der Ausgleichsrevision Luft gemacht hat. Der Ende 1867 abgeschlossene Ausgleich umfaßt vier Verträge, von denen zwei nur eine zeitweise Dauer haben. Das Gesetz über die Staatsschulden steht für ewig unabänderlich da, indem es das Buch der gemeinsamen Staatsschuld schließt, dieselbe auf das Conto der Erblande schreibt und den Jahresbeitrag Ungarns zur Verzinsung und Amortisirung ein- für allemal festsetzt. Das Gesetz über die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten durch die Delegationen kann natürlich nur unter Einwilligung der Krone und durch gleichlautende Beschlüsse beider Parlamente modificirt werden. Anders steht es um das Quotengesetz und den Zoll- und Handelsvertrag, die beide nur bis Ende 1877 gelten. An der Quote direct zu rütteln fiel Ungarn nun nicht ein: soll wer 50 Procent der Rechte in Gesammtstaatsdingen beansprucht, noch weniger als 30 Procent der gemeinsamen Lasten tragen wollen? Est modus in rebus, sunt certi denique fines, die selbst die sprichwörtliche magyarische Bescheidenheit respectiren muß! Aber nach einer anderen Richtung glaubte Tisza auf Umwegen einen sehr reellen pecuniären Erfolg einheimsen und seinen Landsleuten ein paar Millionen jährlich ersparen zu können, wodurch er seine Popularität aufzufrischen und sich Absolution für so manches unerfüllt gebliebene Versprechen bei seinen Parteigenossen zu erkaufen meinte. Er behauptete, daß Ungarn durch die Art wie die Verzehrungssteuern zur Verrechnung gelangten, großartig übervortheilt worden sei, weil in der weitaus größeren Mehrzahl der Fälle der ungarische Consument die Accise in letzter Instanz zahle, die doch von den erbländischen Producenten zu Gunsten der cisleithanischen Finanzen eincassirt werde. Entweder müsse man also die indirecten Steuern, gleich den Zolleinnahmen, vorweg von den Gesammtstaats-Ausgaben abschlagen, was einer Mehrbelastung der Erblande von 7 bis 9 Millionen jährlich entsprochen hätte; oder es sollten Steuerrestitutionen stattfinden, die immerhin Cisleithanien auch ein paar weitere Millionen aufladen würden. Das Ministerium Auersperg bestritt nicht das Thatsächliche der ungarischen Angaben, wies aber nach, daß die Dinge bei dem 67er Ausgleiche keineswegs übersehen wurden, sondern daß eben mit Rücksicht darauf die ungarische Quote so überaus niedrig mit 30 Procent bemessen war. Da bot denn ein prächtiges Auskunftsmittel die prohibitionistische Bewegung in Fabrikantenkreisen, die sich des Reichsraths bemächtigt und das Abgeordnetenhaus immer mehr zu einer präpotenten Bourgoisieclique umgestaltet, wie sie nur je das Julikönigthum ausgebrütet. Ungarn als Agriculturland, das nach guten Ernten Manufakte aller Art massenweise consumirt, ist natürlich freihändlerisch, nicht der Doctrin zu Liebe, sondern lediglich aus Egoismus. Himmel und Erde setzte es in Bewegung, bis es die in dem Nothstandjahre 1874 provisorisch aufgehobenen Einfuhrzölle für Getreide wiederhergestellt hatte, und 1875 schwebte die Handelsconvention mit Rumänien lange Monate in der Luft, ehe Ungarn sich entschloß, den freien Import des moldowalachischen Getreides zuzugeben. Es war demnach auch ein ganz kluger Streich Tiszas, den Zoll- und Handelsvertrag schon für Neujahr 1877 zu kündigen, um bei den Ausgleichsverhandlungen den Reichsrath durch den Druck der Drohung: „wir entziehen Euch Euer bestes Absatzgebiet" in einer Zwangslage zu erhalten. Es war daher nicht allzuschwer, auf diesem Terrain die Lösung zu finden nach dem allbekannten „quicquid peccavere reges, plectuntur Achivi!" Tisza willigte in die Kündigung der freihändlerischen Zollverträge und in die Ausarbeitung eines hochprotectionistischen allgemeinen Tarifes, wofür die Verfassungspartei in Sachen der Steuerrestitution ein Einsehen haben und ihre ursprüngliche Losung: „nicht um Einen Kreuzer mehr darf den Erblanden an Lasten aufgebürdet werden" fallen lassen wollte. Tisza lieferte die consumirende ungarische Bevölkerung den reichsräthlichen Fabrikanten aus; und die Großindustriellen des Abgeordnetenhauses luden, um einen Sieg der Pester Regierung zu illustriren, den Stämmen Cisleithaniens ein paar Millionen mehr für die gemeinsamen Angelegenheiten in Form von Steuerrestitutionen auf den Rücken.

Da erhob sich ein neuer Sturm von einer andern Seite her, in der Bankfrage, der das hin- und hergeworfene Schiff-

Digitized by Google

lein zum Scheitern brachte. Nach Tiszas Erklärungen im Reichstage ist jetzt von dem Verlaufe der Katastrophe der Schleier so weit gehoben, daß sich derselbe in Lapidarzügen vollkommen authentisch darstellen läßt. Die Errichtung einer selbstständigen ungarischen Bank vor Wiederherstellung der Hartgeldcirculation verweigerte der Monarch unbedingt. Die Grenzen, innerhalb deren sich, kraft allerhöchster Entscheidung, die Ausgleichsrevision zu vollziehen hatte, waren durch die Einheit des Zollgebietes und der Währung gegeben: für ungarische Noten (Kossuthnoten, sagt der Oestreicher) den Zwangscurs in den Erblanden zu erwirken, das wäre mit wie ohne Reichsrath ein Ding der Unmöglichkeit. Das würde in die Reihe jener Experimente gehören, wie sie Weiß von Starkenfels, der Hinckeldey Wiens, vor einem Vierteljahrhundert unternahm, als er das Agio durch Entsendung einer Compagnie Grenadiere an die Börse abschaffen wollte. So blieb denn nur die Verständigung auf dem Boden der Bankeinheit, wobei es ganz gleichgültig war, ob der dritte Contrahent die bestehende Nationalbank, oder ein anderes, neu zu gründendes Institut war. Hier aber bot sich kein Compensationsobject, wie bei den Verhandlungen über den Zoll- und Handelsvertrag. Die Ungarn wollten nicht begreifen, daß sich die wirthschaftliche Parität nicht so decretiren lasse, wie die politische; und die Erblande hatten mit der Zwangslage von 1867, die ihnen die letztere aufhalste, gerade genug trübselige Erfahrungen gemacht, um aus dem neuen Bankstatute auch die leiseste Spur zu entfernen, die den Magyaren nur den Schein eines Anspruches auf nationalökonomische Gleichberechtigung, ohne jegliche Berücksichtigung ihrer Kräfte und Leistungen, geben konnte. So merzte das Ministerium Auersperg, nach den deutlichen Winken, die ihm die Verfassungspartei in dieser Beziehung im November ertheilt, aus dem Mai-Entwurfe der Bankstatuten die Notencontingentirung aus: Ungarn mußte sich mit einer Vermehrung und reicheren Ausstattung seiner Filialen begnügen, deren statutenmäßige Dotation die Direction schon lange von 35 factisch auf 48 Mill. freiwillig erhöht hat, und jetzt mit 50 Mill. festsetzen will, während Tisza 60 verlangte. Die Centralleitung in Wien wurde mit einer so weitgehenden Competenz ausgestattet, daß sie nicht mehr blos, den beiden Länderdirectionen gegenüber, ein Schattenbild gewesen wäre: der Dualismus war, wenn nicht ausgerottet, so doch arg beschnitten, ein gut Stück Einheit blieb gewahrt. Wenn Tisza nun gleich noch einzelne Attribute verwarf, die das erbländische Ministerium der Centralleitung zuweisen wollte, hat er doch selber als den eigentlichen Stein des Anstoßes die Bestreitung der Parität bezeichnet — allerdings einer Forderung, die eben nur die durch ihre beständigen Triumphe verwöhnten Magyaren erheben können, da die letzte Liste der Bankactionäre, genau gezählt, vier ungarische Namen aufwies. Die Nationalbank verlangt primo loco vollständige Fernhaltung des nationalen Haders von einer Frage, wo derselbe absolut nichts zu suchen hat — also freie Wahl aller Mitglieder des Centralausschusses durch die Generalversammlung; secundo loco: es müssen fünf Ungarn und neun Oestreicher sein. Tisza bestand mindestens auf dem Schein der Parität: es müssen je fünf Oestreicher und Ungarn sein; die anderen vier wählt die Generalversammlung nach Belieben.

Das ist, wenn man will, das Glas Wasser, das eine tiefgreifende Krisis in dem Staatsleben Oestreich-Ungarns zum Ausbruch gebracht hat. Wie sich tiefwurzelnde Motive der inneren und äußeren Politik zu dieser Peripetie in strengem Causalnexus mit Naturnothwendigkeit zugespitzt, haben wir gezeigt. Erfolgt nicht doch noch in der zwölften Stunde eine Verständigung, so wird ein Umschwung eintreten, der nach allen Seiten hin von principieller Bedeutung sein muß. Ja, wenn es heißt, derselbe werde auch eine neue Wendung nach außen inauguriren im Sinne einer Action, zu der Tisza niemals die Hand geboten hätte: wer kann Nein! dazu sagen?

Walter Rogge.

Die Processionsraupe.

„Ueberzeugt und im Bewußtsein, daß Ultramontanismus nichts anderes ist und sein kann, als die neuerdings ihres Eigenthums beraubte, in ihrem Existenzrecht angefochtene und in ihren Principien verleumdete und verfolgte katholische Kirche:

„protestiren wir gegen das vermessene Auftreten des Herrn Lenting, der im Staat der Niederlande eine neue Macht proclamirte, eine Macht, die es darauf anlegt, die freie Existenz freier Bürger zu untergraben, welche zum Gehorsam gegen die Gesetze ihres Landes, mit dem Vorbehalt ihres Gewissens, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, aber nicht zur sklavischen Unterwerfung unter eine Partei, welche sie auch sein möge, bereit sind,

„protestiren wir gegen das Auftreten dieses Mannes, der eines der hochgeachteten Mitglieder unseres Fürstenhauses zum Parteigenossen in diesem Streit von Bürgern gegen Bürger machen, der mit schmeichelndem und geheucheltem Enthusiasmus in dem Bruder des Helden von Quatrebras, Hasselt und Löwen den Feind eines Theiles des Volkes begrüßen wollte, das sein Bruder stets ganz geliebt hat;

„protestiren wir gegen den niederländischen Abgeordneten, der einem Fremden huldigte, indem er die Losung zum Bürgerkrieg ausgab und ein ruhiges, ehrliches und freies Leben aufopferte, um sich den Beifall des geborenen Vertreters einer nicht niederländischen Macht zu erwerben,

„protestiren wir endlich und nachdrücklich gegen den Fremdling, der die Gastfreundschaft Niederlands genießt und auf dessen freiem Boden es gewagt hat, Principien und Bestrebungen laut zu billigen, welche einen Theil des niederländischen Volkes in seinem Innersten beleidigen müssen und uns eine Zukunft prophezeien, die dem heutigen Zustande seines unglücklichen Vaterlandes gleicht."

Wer so sprach, das war die „Tyd", das ultramontane Hauptorgan Hollands, hinsichtlich dessen ich eine frühere Bemerkung in der „Gegenwart" dahin rectificiren muß, daß der anständige Ton, der damals das Blatt beherrschte, heute vollständig verschwunden ist, um dem Markthallen- und Straßenton seiner ehrwürdigen Collegen zu gleichen.

Ende Juli 1876 feierte Prinz Friedrich der Niederlande, der Bruder „des Helden von Quatrebras", sein sechzigjähriges Jubiläum als Großmeister der niederländischen Freimaurer, welcher Festlichkeit auch der damals in Scheveningen weilende deutsche Kronprinz beiwohnte, wobei er in einer kurzen, kräftigen, mit allgemeinem Beifallssturm aufgenommenen Rede seine vollständige Uebereinstimmung mit den Principien der Freimaurerei darlegte und den letztern den endlichen Sieg wünschte. Der Abgeordnete Lenting, Großredner, hatte die Bedeutung und Stellung der Freimaurerei im jetzigen Kampfe in längerer Rede geschildert.

Im Jahr 1869 hatte in Amsterdam eine Katholikenversammlung getagt, in welcher Brouwers, ein tonsurirter Hanswurst, den Ahnherrn des von seinen Gesinnungsgenossen so hoch verehrten Helden von Quatrebas, den großen Schweiger und mit ihm den ganzen Unabhängigkeitskampf gegen Spanien auf echt ultramontane Weise besprach, d. h. aus dem reich gefüllten Arsenal ultramontaner Kraftausdrücke beschimpfte. Si duo faciunt idem, non est idem.

Ich habe absichtlich obige Worte der „Tyd" angeführt, einestheils, weil es bei der ultramontanen Presse nachgerade zur fixen Idee geworden ist, die Anwesenheit des deutschen Kronprinzen in Holland zum Ausgangspunkt eines durch sein Betreiben hauptsächlich in Scene gesetzten Culturkampfes zu machen, anderntheils, weil die folgenden Thatsachen die treffendste Illustration zu dem Gewissensvorbehalte geben, unter welchem

Digitized by Google

diese „freien“ Bürger zum Gehorsam gegen die Gesetze bereit sind.

Bekanntlich ist die Bevölkerung der Provinz Limburg fast durchaus katholisch, wogegen die protestantische eine verschwindende Minorität bildet; die frühere Parität in Besetzung von Beamtenstellen ist in Folge des Geschreies, das jedesmal die Ernennung eines protestantischen Beamten accompagnirte, fast vollständig verschwunden, was freilich nicht verhindern konnte, daß die hohen Richter- und Verwaltungsstellen mit Protestanten besetzt sind, da das von Löwen und anderen belgischen Universitäten gelieferte Beamtenmaterial zwar äußerst fest im Glauben, aber arm am Geist und an Kenntnissen zu sein scheint. Außerdem hat Limburg noch die specifische Eigenschaft, daß die sogenannten gebildeten Stände die Wurzel ihres Seins und Fühlens in französischem Wesen suchen; sie sind Franquillons zweiter Classe, während der erste Rang bekanntlich den belgischen Wallonen gebührt. Daher kann es auch nicht überraschen, daß das clericale Hauptorgan, der „Courier de la Meuse“, in französischer Sprache erscheint. Wenn wir schließlich noch bemerken, daß der dortige Katholicismus ein in der Wolle gefärbter Ultramontanismus ist und daß die Abgeordneten dieser Provinz die glaubenstreuesten Söhne sind, welche sich die Kirche nur wünschen kann, deren parlamentarische Thätigkeit für das holländische politische Witzblatt, den „Uilenspiegel“, eine unerschöpfliche Fundgrube bildet, so haben wir das Merkwürdigste über Limburg namhaft gemacht.

Der Code Napoleon, das heute noch geltende holländische Gesetzbuch, verbietet bekanntlich an den auch von Katholiken bewohnten Plätzen die öffentliche, d. h. außerhalb der kirchlichen Gebäude stattfindende Ausübung des Cultus. Der Natur der Sache nach wird diese Bestimmung in dem von einer protestantischen Mehrheit bewohnten Norden strenge gehandhabt, während in Nordbrabant und Limburg verschiedene durch Herkommen legalisirte Modificationen dieser Bestimmungen bestehen. Bei der revidirten Verfassung wurden denn auch für Limburg alle diejenigen Processionen als gesetzlich zugelassen, welche im Augenblicke der zu Stande gekommenen Revision althergebrachte, d. h. seit Menschengedenken üblich waren.

Es läßt sich denken, daß, seit es in Frankreich zum guten Ton gehört, seinen Katholicismus bei jeder Gelegenheit laut zu documentiren und noch mehr, seitdem Bismarck die Hetzjagd auf das Schwarzwild eröffnet hat, auch in Limburg der Rückschlag fühlbar wurde. Keine Woche verging, ohne daß die ultramontanen Organe mit Genugthuung die Abhaltung einer Procession constatiren konnten, wobei man Limburger und Deutsche friedlich neben einander einhergehen sah. Die Behörden gingen aber von der Ansicht aus, daß verschiedene dieser Processionen nicht zu den legalen und althergebrachten gehörten und leiteten deshalb gegen die Unternehmer derselben, d. h. gegen die an der Spitze einherziehenden Priester, eine Untersuchung ein. Welchen Heiligen zu Ehren die Gesetzesübertretung stattfand, ist mir nicht genau bekannt; wenn ich nicht irre, befindet sich unter ihnen auch der h. Joseph, hinsichtlich dessen ich hier bemerke, daß er hier ausschließlich als Nährvater Christi und Patron der Kirche und nicht auch, wie in Italien, als Schutzheiliger der Hahnreis verehrt wird. Uebrigens ließen sich die Wallfahrer durch das Einschreiten der Marrechaussés nicht im Geringsten irre machen; denn sie wußten, daß sie im Falle der Verurtheilung nur die Proceßkosten zu tragen hatten, die dann der oder die eine oder andere Fromme bereitwilligst bezahlte. Uebrigens fehlte es dabei auch nicht an brutalen Auftritten und wenn dieselben auch nicht den drohenden und thätlichen Charakter annahmen, wie sie Moritz Busch in seiner frommen Helena verewigt hat, so waren sie immerhin auffallend genug. So hatte sich z. B. eine deutsche Procession aus Eupen singend und betend auf holländisches Gebiet begeben und als der Sicherheitsbeamte dieselbe commandirenden Priester im Namen des Gesetzes aufforderte, die Procession aufzulösen, da zog derselbe sein priesterliches Gewand ab, legte es auf die Schultern, hob aber das Crucifix in die Höhe und gab seiner Heerde das Zeichen, noch lauter, als vorher, zu singen und zu beten.

Daß die ultramontanen Journale auf das Einschreiten der Obrigkeit hin ein gewaltiges Zetergeschrei erhoben, läßt sich begreifen, und wenn es dabei geblieben wäre, wenn man nur die bekannten Jeremiaden über Gewissenszwang und Kirchenverfolgung gehört hätte, so brauchte man dies nicht besonders namhaft zu machen. Allein man glaubte ungestraft weiter gehen zu können.

Nachdem sich der „Courier de la Meuse“ über den Liberalismus und die durch ihn heraufbeschworene Kirchenverfolgung satt geflucht, tischte er seinen Lesern die Nachricht auf, einige limburgische Abgeordnete hätten sich zum Justizminister begeben, um Klage über das eigenmächtige Vorgehen des (protestantischen) Generalprocurators zu erheben, der den Befehl zum Einschreiten gegeben habe. „Nur die Absetzung desselben“, rief das Blatt aus, „ist eine würdige Strafe; wir wollen wissen, ob wir in einem freien Lande leben oder ob es untergebenen Beamten freisteht, uns, Katholiken, als Heloten und Parias zu behandeln.“ Einige Tage später that aber der „Courier“ schon Wasser in den feurigen Wein und berichtete, daß der Generalprocurator vor den Justizminister citirt worden sei und von diesem einen Riffel erhalten habe, „den er sicherlich nicht weiter erzählen werde“. Während die liberalen Blätter in Bescheidenheit an dem so dargestellten Sachverhalte zweifelten, hielten die clericalen Organe mit eherner Stirne ihre Behauptungen aufrecht, ja sie wußten dieselbe erst recht in officiöse Falten zu legen und faselten von einer Audienz, welche die Limburger Abgeordneten beim Minister des Innern gehabt hätten und von der sie vollständig befriedigt nach Hause gegangen wären.

Allein der hinkende Bote sollte bald nachkommen.

In der zweiten Kammer kam die Sache natürlich zur Sprache und da zeigte es sich denn wieder einmal recht deutlich, wie genau man es bei den frommen Herren mit der Wahrheit nimmt. In einer Commissionssitzung erklärte der Justizminister wörtlich:

„Er wisse nichts davon, daß in der letzten Zeit durch die Polizei öffentliche gottesdienstliche Handlungen außerhalb der Kirchengebäude verboten worden seien, welche als gesetzliche anerkannt seien. Der Grund für die Meinung, daß dies doch geschehen sei, muß hierin gesucht werden, daß manche Processionen ganz grundlos als gesetzliche betrachtet würden. Dagegen ist es vollständig richtig, daß gegen die Veranstalter ungesetzlicher Processionen in Limburg gerichtlich eingeschritten wurde, und zwar geschah dies ganz in Uebereinstimmung mit den von ihm, dem Justizminister, den dafür zuständigen Beamten gegebenen Instructionen.“

Es ist eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß es gerade ein clericaler Abgeordneter sein mußte, der in den letzten Wochen einen Gesetzentwurf über das Droit de réponse auf dem Tische des Hauses niederlegte, nach welchem in Zukunft Jeder, dessen Name in einer Zeitung genannt wird, das Recht hat, in derselben Zeitung sich zu vertheidigen. Dieser Abgeordnete wird dadurch, ohne es zu wollen und zu wissen, der liberalen Partei eine sehr gefährliche Waffe gegen seine eigenen Gesinnungsgenossen in die Hand drücken. Da nämlich der gläubigen Heerde von ihren Hirten nur die Lectüre gut katholischer Blätter mit Ausschluß aller anderen erlaubt ist und letztere, wie in aller Herren Ländern, so auch hier sehr oft das persönliche Gebiet, da sachliche Gründe nur zu oft fehlen, zu ihrer Operationsbasis zu wählen pflegt, so würden ihre Leser in Zukunft denn doch über manche Dinge reinen Wein eingeschenkt erhalten, über welche die Geistlichkeit am liebsten einen undurchdringbaren Schleier legt. So schwört gewiß heute noch jeder Bauer in Limburg darauf, daß der Generalprocurator einen derben Verweis erhalten habe, da sich der „Courier“ natürlich wohl hüten wird, seine eigenen Behauptungen freiwillig Lügen zu strafen; denn daß in diesem Falle die lim-

Digitized by Google

burgischen Abgeordneten einem natürlichen Anstandsgefühl folgend selbst ihre ministerielle Audienz und das, was bei derselben verhandelt sein sollte, als rein erfunden öffentlich desavouirten, war bei dem jeden Widerstandsversuch von vornherein unmöglich machenden geistlichen Terrorismus nicht zu erwarten. Dem schwer beleidigten hochgestellten Beamten werden hoffentlich die Gerichte die gerechte Satisfaction verschaffen.

Durch die eben geschilderten Vorfälle ist die Processionswuth erst recht ausgebrochen und der „Courier" forderte die Gläubigen geradezu auf, die Processionen von jetzt an häufiger und glänzender als je zu halten. Daß diesem Aufruf von der Bevölkerung nachgekommen werden wird, daran ist bei dem Glaubenseifer dieser „freien Bürger" nicht zu zweifeln.

Und die Autorität des Staates? Wird dieser es auch fernerhin zulassen, daß die Gesetze öffentlich verhöhnt und verspottet werden und daß ein Theil seiner Unterthanen einem fremden Gebieter gehorcht? Wenn man die clericalen Blätter hört, dann ist allerdings die Kirchenverfolgung schon in schönstem Gange, hat ja die liberale Presse die Vermessenheit, von Zeit zu Zeit statistische Nachweise über das Klosterwesen und das Kirchengut zu geben und soll man sich sogar bei einem der Ministerien mit der Anfertigung einer Statistik des Besitzes in der todten Hand beschäftigen! Nimmt man dazu noch den erbitterten Ton gegen das jetzige Ministerium, von dem die Clericalen so viel erwartet haben und das zu ihrem Aerger mehr und mehr in liberales Fahrwasser geräth, dann wäre man zu der Hoffnung berechtigt, daß endlich einmal das ernsthafte Vornehmen bestände, thatsächlich zu beweisen, daß für alle Unterthanen, auch die katholischen, die Staatsgesetze und nicht der Syllabus verpflichtend sind; allein damit hat es noch gute Wege. Bei der jetzigen Sachlage muß man zufrieden sein, wenn die bestehenden Gesetze gegen widerspenstige Unterthanen in ihrer vollen Strenge und Schärfe angewendet werden.

Delft, Januar 1877. Theodor Wenzelburger.

Literatur und Kunst.

Die Wolken.

Von Alexander Petöfi.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Emerich Fest.

Wenn ich ein Vogel wäre, flöge
Ich zwischen Wolken nur einher,
Und gar nichts And're möcht' ich malen,
Als Wolken, wenn ich Maler wär'.

O, wie ich diese Wolken liebe!
Ich grüße jede, nah't sie mir,
Und wenn sie wieder weiter wandert,
Ruf' ich ihr zu: „Gott sei mit dir!"

Ich hab' die bunten Himmelspilger
Zu lieben Freunden mir gemacht;
Sie kennen mich schon gut, und wissen
Vielleicht auch das, was ich gedacht.

Wie oft sah ich sie, wenn ein leiser
Und süßer Schlummer sie umfing,
Und jede an des Himmels Brüsten,
Wie ein unschuldig Kindlein hing.

Ich schaute sie, wenn wie ergrimmte
Und wilde Männer sie genah't,
Auf Tod und Leben zu bekämpfen
Tyrannen Sturm auf seinem Pfad.

Ich sah sie, wenn der kranke Jüngling,
Der Mondschein wachte in der Höh',
Und sie, wie treue Schwestern, weilten
Mit bleicher Stirn in seiner Näh'.

Ich schaute sie bei jedem Wechsel,
Der sie betraf, an jedem Ort;
Doch wann und wie ich sie auch schaute,
Gefielen sie mir immerfort.

Warum fühl' ich mich angezogen?
Weil sie mein Geist als Brüder grüßt,
Der immer neu, und neu gestaltet,
Und immer doch derselbe ist.

Mag sein, daß mir die Wolken gleichen,
In Einem noch, was ich besitz':
Wie meine eig'nen Augen haben
Auch sie die Thräne und den Blitz.

Benedikt Spinoza.

Holland begeht in diesen Tagen die feierliche Grundsteinlegung zum Spinozadenkmal, für welches die Geldmittel in der ganzen gebildeten Welt gesammelt worden. Dem allgemeinen Brauch entgegen, der das Säculargedächtniß bedeutender Persönlichkeiten gern an den Tag ihrer Geburt knüpft, fällt diese Feier auf den zweihundertjährigen Todestag Spinozas. Es ist dies ein rein äußerlicher Umstand ohne Belang. Denn nicht weil zwei Jahrhunderte über Spinozas Hinscheiden verstrichen, wird ihm das Standbild im Haag errichtet, sondern weil sein Andenken in unserem Zeitbewußtsein lebendig ist. Seine Bedeutung für dasselbe erhielt er aber durch die Wiedergeburt, die seinem Wirken genau vor einem Jahrhundert zu Theil ward. Bis dahin wurde, wie Lessing in seiner bekannten Unterredung mit Jacobi äußert, von Spinoza „wie von einem todten Hunde geredet". Es war diesen beiden Genannten, zusammen mit Herder und Goethe, vorbehalten, dem verdienstvollen Wirken eines der größten unter den Denkern die Würdigung zu verschaffen, die ihm während seinen Lebzeiten, eine kleine Schaar obscurer und unbedeutender Anhänger abgerechnet, und nach seinem Tode ein ganzes Jahrhundert hindurch versagt geblieben.

Redet man aber nunmehr von Spinoza keineswegs „wie von einem todten Hunde", so geschieht es doch vorwiegend mit einer Bezeichnung, die bei ihm eigentlich so gut wie unangemessen ist. Im Hinblick auf seine israelitische Herkunft pflegt man seiner als Baruch Spinoza zu erwähnen. Wenn irgend jemals die physisch-nationale Abstammung gleichgültig bei einer weltgeschichtlichen Größe ist, so trifft dies unbedingt bei Spinoza zu. Nur durch sich selbst wurde er das, wofür ihm unvergänglicher Ruhm gebührt. Eben so wenig wie es einen Sinn hätte, einen Erasmus zum Gerhaerts, einen Melanchthon zum Schwarzerd umzustempeln, oder Molière den abgelegten Poquelin, Voltaire den ursprünglichen Arouet aufzunöthigen, soll man für Spinoza einen andern Namen brauchen, als womit er sich selbst bezeichnet. Für die Nachwelt ist er mithin Benedikt Spinoza, und in ihm verehrt sie weder einen geborenen Juden noch einen bürgerlich-naturalisirten Holländer, sondern einen Menschen in der vollsten und herrlichsten Bedeutung des Worts. Bei ihm kommen die Besonderheiten seiner sowohl angestammten wie politisch-gegebenen Nationalität eben so wenig in Betracht, wie die israelitische Raceneigenthümlichkeit oder die syrisch-römische Unterthanenschaft bei der weltgeschichtlichen Persönlichkeit, deren Geburt für die Bevölkerung Europas und den von ihr einst abhängigen oder beeinflußten Culturgebieten den Anfangspunkt der angenommenen Zeitrechnung bildet.

Digitized by Google

Zu einem den erhabensten menschlichen Bestrebungen angehörenden Beruf entwickelte sich Spinoza in der größten Abgeschiedenheit. Gleichwohl oder vielleicht eher gerade deshalb hat die Sage ihr buntes Gewinde an dichterischem Schmuck dem schlichten Verlauf seiner einsamen Lebensbahn anzuheften verstanden.*) Thatsächlich fest stehen jedoch nur folgende allgemeine Daten.

Um die Mitte des in Deutschland wüthenden Religionskrieges, am 24. November 1632, zu Amsterdam geboren, wurde Spinoza von seinen Eltern, die einer angesehenen und auch nicht unbemittelten Familie aus dem dortigen israelitischen Handelsstande angehörten, schon früh zum Rabbinate bestimmt. Mit 15 Jahren bereits ein anerkannt tüchtiger Talmudist, war er der Stolz seines Lehrers, und von den Glaubensgenossen als ein künftiger Träger der religiösen Interessen ihrer Gemeinde betrachtet. Diese glänzenden Hoffnungen sollten nicht erfüllt werden, da Spinozas Begabung weit über die an ihn gestellten Anforderungen hinausragte. Wohl noch während der zu diesem Behufe gepflegten Studien mögen Zweifel gegen die mitgetheilten Ueberlieferungen in ihm wach geworden sein. Das Bedürfniß nach ausgebreiteten Kenntnissen führte ihn allmälig zu einem gänzlichen Bruch mit den innerhalb der Gemeinde herrschenden Anschauungen. Durch Erlernung und Aneignung der lateinischen Sprache bahnte sich Spinoza einen Weg zur üppigen Bildungsfülle seiner Zeit. Mathematik und Physik und die Philosophie Descartes' führten bald eine völlige Entfremdung dem Gemeindeleben seiner Stammesgenossen gegenüber in ihm herbei. Deren Bemühungen, ihn festzuhalten, scheiterten alle. Ermahnungen und Bekehrungsversuche blieben so fruchtlos, wie der schließlich über ihn verhängte große Bann unfähig war, den 24jährigen jungen Mann in seiner, jeglichem Bekenntnißzwang abgeneigten Ueberzeugung wankend zu machen. Diese förmliche Ausstoßung aus dem Gemeindeverband traf den Verurtheilten nicht mehr in Amsterdam. Von 1656 an auf sich allein angewiesen und seinen bescheidenen Lebensunterhalt durch Anfertigen von Brillengläsern verdienend, dabei aber fortan nur seiner Wissenschaft angehörend, wechselte er mehrere Jahre hindurch seinen Aufenthalt, den er theils in und bei Leyden nimmt, ab und zu auch in Amsterdam und im Haag, bis er endlich im letztgenannten Orte gegen 1670 sich fest ansiedelt. Hier wurde ihm 1673 durch den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz ein Lehrstuhl an der Hochschule zu Heidelberg angetragen, den Spinoza jedoch ablehnte, weil er die freie philosophische Forschung mit einer akademischen Thätigkeit und den damit verknüpften Obliegenheiten und Rücksichten für unvereinbar hielt. In wissenschaftlicher Muße und Unabhängigkeit beharrend, beschloß er sein Leben mit 44 Jahren, 2 Monaten und 27 Tagen am 21. Februar 1677 im Haag, woselbst ihm nun das Denkmal errichtet werden soll zum Zeichen, daß unser als so gar materialistisch verschrieenes Zeitalter eine Persönlichkeit zu schätzen und zu ehren verstanden, deren ganzes Wirken den idealsten Bestrebungen des menschlichen Geistes gewidmet war.

Nahezu 20 Jahre hat Spinoza seiner Wissenschaft gelebt. Die Früchte seiner Thätigkeit, soweit sie der Philosophie gegolten, umfassen nur zwei mäßige Octavbände. Diese enthalten außer dem Briefwechsel, der einen nicht unbeträchtlichen Theil einnimmt, nur zwei vollendete Werke, im Uebrigen zwei Fragmente und zwei anfänglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Schriften. Von diesen hat die „Darstellung der Principien der Philosophie Descartes'", welche auf Anrathen und durch Veranstaltung von Freunden zum Druck gelangte, Spinozas Namen zuerst bekannt gemacht. Eigenhändig hat er nur ein einziges Werk an die Oeffentlichkeit befördert: den 1670 anonym erschienenen „Tractatus theologico-politicus", der den Verfasser gleichwohl zum bestgehaßten Manne seiner Zeit machte. Die dagegen erregte Animosität war so heftig, daß das Werk, bei dessen Erscheinen bereits Druckort und Verlag fingirt wurden, seine fernere Verbreitung unter allerhand Verkleidungstiteln suchen mußte. Zeloten jeglicher Farbe wetteiferten mit einander in der Anfeindung desselben so erfolgreich, daß es Spinoza fortan unmöglich wurde, für seine übrigen Schriften einen Verleger zu finden. Erst sein Tod räumte diese Hindernisse aus dem Wege. Nach seiner letztwilligen Verfügung sollte auch diese Publication ohne Nennung des Verfassers geschehen. Die Herausgeber der Nachlaßschriften Spinozas begnügten sich, nur durch die Angabe der Anfangsbuchstaben seines Namens dessen Andenken der Nachwelt zu sichern.

Autoreneitelkeit war ihm durchaus fremd. Weil er niemals darauf ausging, sich selber geltend zu machen, da es ihm stets nur um die Sache, der er sein Leben geweiht, zu thun war, ertrug er geduldig das Loos, das ihm eine ausgebreitete und von Anerkennung geförderte schriftstellerische Thätigkeit vorenthielt. Frei von nutzloser Unruhe und kleinlicher Bekümmerniß, von Feindschaft und Tand unberührt, blieb sein Gemüth über das Vergängliche des Weltgetriebes so erhaben, wie es krankhaften Lebensüberdruß und jammernden Weltekel nicht kannte. Weisheit war für ihn „Nachdenken über das Leben", um es zu erhalten und durch die Kraft der Vernunft zu läutern. In der freudigen Zuversicht, der Wahrheit nachgestrebt zu haben und auf deren unbedingten Sieg getrost vertrauend, verlangte er, in der Erkenntniß selbst das höchste Gut, dessen der Mensch theilhaft werden könne, verehrend, für sich keine weitere Genugthuung, als die ihm sein Denkerberuf gewährte. Aus ihm schöpfte er den Frieden mit der Welt und jene Gemüthsruhe, die allein den wahren

*) Berthold Auerbach hat diesen Stoff bekanntlich in seinem anmuthigen und sinnvollen „Spinoza, ein Denkerleben", wobei eine apokryphische Liebschaft den Kern der Erzählung bildet, novellistisch verwerthet. Dafür hat er in Deutschland die strenge Rüge eines hochverdienten Geschichtschreibers der neuern Philosophie sich zugezogen, obschon ein solcher Einspruch seitens der Wissenschaft gegen die Dichtung immerhin eine zweifelhafte Befugniß haben dürfte. Als Biograph Spinozas hat Auerbach in der späteren Ausgabe der von ihm bewerkstelligten schätzbaren Verdeutschung der Werke Spinozas (Stuttgart 1871, 2 Bände) das factisch Unmögliche jenes Liebeshandels durch die Angabe erhärtet (S. XXVIII), daß die betreffende junge Dame kaum 11 Jahre alt gewesen, als die vom Mythus in Scene gesetzte Aventüre stattgefunden haben sollte. Trotz dieser bereits 1862 durch van Vlooten (B. Spinoza zijn Leven en Schriften) erbrachten Thatsache, glaubt Herr v. Kirchmann in der Ethik Spinozas (vergl. den Lebensabriß, den Herr v. K. seiner Uebersetzung der genannten Schrift, Berlin 1869, vorgedruckt) Spuren dieser unglücklichen Liebe zu erkennen! — Haben die von Herrn v. Kirchmann für baar angenommenen Mittheilungen des Colerus in dem vorliegenden Punkte eine so wesentliche Berichtigung durch urkundliche Forschungen erhalten, so dürfte wohl auch eine andere romantische Begebenheit aus dem Leben unseres Denkers, die bisher für factisch gegolten, kaum sicherer verbürgt sein, nämlich das vermeintliche Attentat gegen den seinen Stammesgenossen entfremdeten Spinoza. Ueber den Ort, wo der fragliche Mordversuch stattgefunden hätte, wie auch über die dabei vorkommende Verletzung, gibt es bekanntlich zwei Aussagen. Die von Bayle mitgetheilte verlegt den Vorfall an den Ausgang aus dem Theater, wobei Spinoza im Gesicht verwundet worden wäre. Von Colerus wird, mit Berufung auf Spinozas ehemalige Wirthsleute im Haag, denen er den Vorfall „häufig" (!) erzählt haben soll, derselbe dahin bestimmt, daß die Verletzung nur das Gewand getroffen und der Ueberfall beim Ausgang aus der Synagoge stattgehabt. Wendet man aber mit Kuno Fischer (vergl. dessen Geschichte der neuern Philosophie Bd. I, Thl. 2, S. 112d. 2. Aufl.) hiergegen ein, wie Spinoza mitten in seinem Conflicte mit der israelitischen Gemeinde, deren Verkehr er geflissentlich gemieden, dazu gekommen, noch die Synagoge zu besuchen, so möchte man fragen, ob die ganze Episode vom Mordversuch blos auf die von Colerus mitgetheilte Zeugenaussage hin die bisherige Geltung einer „beglaubigten Thatsache" noch ferner behalten darf? — In's Bereich der Fabeln gehört wohl zweifelsohne ebenfalls die vom Biographen Lucas herrührende Mittheilung, Spinoza hätte, durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit den Brüdern Jan und Cornelius de Witt, „in die Regulirung der Staatsverhältnisse eingegriffen". Vielleicht glaubte die „fabulirende" Sage in diesem Freundschaftsverhältniß einen Stützpunkt zu haben, Spinoza auch die Bedeutung eines Bacon zu verleihen, der den Staatsmann mit dem Forscher verband.

Digitized by Google

Werth des Daseins empfinden läßt. Im schönsten Sinne des Worts bethätigte er an sich, was man von einem Weltweisen erwartet nnd bei einem Heiligen verwirklicht glaubt. Aber die besonnene Lebensanschauung und sittliche Tüchtigkeit Beider bewährte sich an ihm ohne jegliche Ostentation und frei von aller Selbstsucht.

In der Stille seines einsamen Denkerlebens blieb Spinoza den herrschenden Bestrebungen und den geschichtlichen Begebenheiten seines Zeitalters nicht fremd. Der Tod überraschte ihn bei einer Darstellung der Politik, worin er sich keineswegs auf die Erörterung allgemeiner Principien beschränkte, sondern auch die Erfahrungen der Geschichte heranzuziehen und den eventuell waltenden Mächten und Zuständen der ihm gegenwärtigen Welt Rechnung zu tragen bemüht war. Es sei hier nur, der vielfachen Berufungen auf niederländische Verhältnisse nicht zu gedenken, an seine scharfen Aeußerungen über den in Holland stets ohne Verblendung beurtheilten Ludwig XIV., an seine Auffassung der ersten englischen Revolution und Cromwells erinnert. Reiht sich aber diese letzte Schrift Spinozas nicht den epochemachenden gleichartigen Werken seines Zeitgenossen Milton und den späteren eines Montesquieu, Rousseau oder Wilh. v. Humboldt an, so rührt das nicht von einem versäumten oder mangelhaften Anschluß an das in der Wirklichkeit Gegebene her; es ist dies lediglich durch den Ausgangspunkt bedingt, den Spinoza darin genommen. Durch diesen nämlich hat seine Leistung eine rückwärtsgekehrte Stellung innerhalb der Entwicklung der Staatswissenschaft. Zur Zeit, wo diese durch Milton einen Impuls erhält, der sie auf neue Bahnen leitet, knüpft Spinoza an die von Machiavelli im Zeitalter der Reformation begründete Auffassung des Staatslebens an und ertheilt dieser ihren begrifflichen Abschluß. Dadurch erhält die Politik Spinozas einen vorwiegend theoretischen Charakter und übt weder auf die Ansichten der Zeitgenossen, noch auf die fernere Gestaltung der betreffenden Wissenschaft selbst einen Einfluß. Gleichwohl ist sie nichts weniger als ein eitles Wortgespinnst. Von allen unter dem Banne machiavellischer Anschauungen stehenden Staatslehren, wie sie seit der Wiederbelebung der wissenschaftlichen Politik durch den genialen Florentiner anderthalb Jahrhunderte hindurch einander gefolgt waren, ist die von Spinoza aufgestellte die erste, die dem Sinn der vom Urheber herrührenden Grundsätze innerhalb der von ihm beherrschten Begriffssphäre vollkommen gerecht zu werden verstand. Indem die machiavellischen Theoreme, nach ihrer mehr oder minder getreuen Reproduction durch die politischen Schriftsteller bis gegen die Mitte des XVII. Jahrhunderts, bei Spinoza gleichsam ausreifen, bildet seine Staatslehre eine Grenzscheide zwischen zwei bestimmten Grundrichtungen innerhalb der Geschichte der Staatswissenschaft und nimmt mithin in dieser einen höchst bedeutsamen Platz ein.

Seinen Weltruf verdankt Spinoza dem nach seinem Tode erst veröffentlichten Hauptwerk, der sogenannten Ethik, welche nicht nur, wie diese Bezeichnung angibt, eine Anleitung zu sittlicher Lebensführung enthält, sondern seine Lehre über die Welt „und was sie im Innersten zusammenhält" entwickelt. Das Universum in seiner unwandelbaren Größe und unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit zu verstehen, gewährt die einzig wahrhafte Befriedigung, deren der Einzelne, nach Spinoza, theilhaft werden kann. Erkenntniß der Wahrheit, welche ihm als höchstes Gut gilt, verlangt jedoch eine Läuterung des gesammten Verhaltens im Leben. Im Mittelpunkte seiner Untersuchungen betrachtet Spinoza daher die menschlichen Leidenschaften; sie sind es, die durch ihre Uebermacht das Ringen nach dem einzigen wahrhaften Gut vereiteln. Zu überwinden seien sie gleichwohl, indem man sie in ihrer Nichtigkeit zu erkennen trachtet. Kommt man ihrer Bedeutung und Beschaffenheit auf den Grund, so gewahrt man ihre Beziehungen zu den übrigen Dingen in der Welt, deren Kenntniß auch erforderlich. Dieser auf dem Wege philosophischer Deduction nachgehend, findet man einen überall hin ragenden Zusammenhang, der ebenfalls ergründet sein will. Den einzig richtigen Gesichtspunkt hierzu bietet die Herleitung sämmtlicher Erscheinungen in der Welt aus ihrem allumfassenden, allerhaltenden Urgrund — der Gottheit. Von diesem höchsten Begriff geht die Darstellung der Ethik aus, um denselben auch als Ziel beständig in Sicht zu behalten. Wie Alles von dem Ewigen, von dessen über allen Wechsel und Schein erhabenen Machtfülle wahrhaft abhängt, so besteht das wahre Heil des Lebens nur in der allem Vergänglichen und Trügerischen des gewöhnlichen Menschentreibens abgekehrten Hinwendung zur Gottheit, oder wie es Spinoza auch nennt, in der „Liebe zu Gott". Und dennoch ward diese Lehre, die den höchsten Nachdruck auf die Gottheit legt, ihrer Zeit als atheistisch verschrien? — Sicherlich hat kein Denker der Gottheit mehr Existenz, mehr Realität, mehr Macht eingeräumt, als eben Spinoza; aber auch keiner hat diesen Begriff so frei, so erhaben, so objectiv, so gereinigt von allen Endlichkeiten, allen Beziehungsschranken und menschlichen Phantasievorstellungen gefaßt, wie er. Die Gottheit Spinozas ist nicht die mit menschlichen Attributen ausgestattete Mythenfigur der theologischen Dogmatik, und wenn das Fehlen einer solchen Bestimmung für ein Verleugnen der Gottheit gelten darf, so hat der fragliche Vorwurf gegen die spinozistische Ethik freilich einen Sinn. Obschon aber von kirchlichen und confessionellen Traditionen abweichend, bildet doch der Gottheitsbegriff Spinozas den Kern und den Schwerpunkt seiner Lehre, welche gerade in der Anerkennung des die ganze Welt in ihrer Mannichfaltigkeit und Veränderlichkeit bedingenden Göttlichen besteht und zugleich die Hingebung an dieses Göttliche als das dem Einzelnen erreichbare höchste Gut im Unterschied von allen sonstigen an ihn herantretenden Lebensverhältnissen nachweist. Allerdings handelt es sich in Betreff des Menschengemüths hier um eine Gemeinschaft, die als Empfindung unerwidert bleibt, weil der Einzelne dem All und seinem göttlichen Urgrund gegenüber von verschwindender Geringfügigkeit, jener aber seinem unendlichen Wesen nach keine beschränkenden Beziehungen zum Individuellen eingeht. Dennoch ist in dem Erfassen des Göttlichen und seines Wirkens dem Einzelnen der Bronn einer wahrhaften Glückseligkeit erschlossen; denn sie kann, wie es Spinoza selbst in seinem entsagungsvollen Leben erfahren, den Frieden im Gemüth und mit der Welt, den Genuß einer über alle Eitelkeit der Dinge und des kleinlichen Selbst erhabenen Freiheit gewähren, wodurch allein das Leben — wenigstens ihm — lebenswerth erscheint.

Dieser auf das Einzelleben gerichteten Bedeutung nach ist Spinozas philosophisches Cardinalwerk ethisch, und zwar seinem schließlichen Resultat nach sogar in gewisser Hinsicht religiös-ethisch. Indem aber diese Tendenz mit der auf strenges Denkverfahren gegründeten Erkenntniß der Welt und ihrer gesetzmäßigen Gesammtheit und ewigen Nothwendigkeit zusammenfällt, ist die Schrift auch metaphysisch-speculativ, zugleich jedoch psychologisch, soweit der Menschengeist und die Seelenbewegungen in den Kreis ihrer Betrachtungen eingehen, welchen sich überdies ein die menschlichen Lebensbeziehungen im Allgemeinen erörternder psycho-ethischer Theil anschließt.

Merkwürdig wie durch ihren das All umspannenden Inhalt ist die Ethik Spinozas ebenfalls durch die ihr eigenthümliche Methode. Erreichbar bleibt nämlich das höchste Gut nur auf dem Wege der Wissenschaft, und das dieser gehörende Organ ist die Vernunft. Wissenschaftlich oder vernünftig ist aber ein ganz bestimmtes Verfahren, denn es handelt sich darum, die Dinge, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung für menschliches Behagen und zeitweiligen Nutzen oder rücksichtlich ihrer alltäglichen Schätzung als „gut" und „böse", d. h. nur in ihrer gegebenen und ewigen Bestimmtheit, ihrem urewigen Wesen zu erfassen. Sie sollen nämlich weder belächelt noch beweint, sondern begriffen werden, als gelte es Linien, Flächen, Dreiecke und Kreise. Eine solche Betrachtungsweise herrscht in der Mathematik, deren Methode, nach Spinoza, für jede Wissenschaft maßgebend sein muß. Die mathematische oder „geometrische" Methode verwerthet er in seiner Ethik, indem er dieselbe ganz nach dem Muster der Elemente Euklids entwickelt. Dadurch hat er das Buch nicht eben besonders anziehend gemacht, obwohl jeder aufmerksame

Digitized by Google

Leser durchaus die Meisterschaft bewundern muß, womit Spinoza dieses Verfahren befolgt. Musterhaft in der logischen Consequenz und in der Schärfe der Deduction, imponirt Spinoza nicht wenig durch die Sicherheit, womit er seine Sätze zu einer festen Kette von Schlüssen zu fügen versteht.

Fragt man sich nun, wie eine derartige Darstellungsweise bei einem Werke wie die Ethik möglich war, so erklärt sich dies aus dem Charakter der Wissenschaft seines Zeitalters. Auf den von Galilei und Kepler eröffneten neuen Bahnen arbeitete — um nur die vornehmsten Namen anzuführen — Newton und Huygens, Mariotte und Torricelli, und bereicherten die der Mathematik angehörenden und ihr verwandten Gebiete mit epochemachenden Errungenschaften. Nicht minder erfolgreich hatten Metaphysiker von Fach, wie Descartes und Leibniz, jener durch die Entdeckung der analytischen Geometrie, dieser durch die der Integralrechnung und zahlreicher sonstiger Probleme, an eben dieser der Mathematik zugewandten Thätigkeit sich betheiligt. Die Aufnahme der mathematischen Methode in der Ethik Spinozas ist also ein dem wissenschaftlichen Wirken seines Zeitalters entrichteter Tribut. Weil in den mathematischen Wissenschaften der Schwerpunkt der Erkenntniß überhaupt damals lag, erhielt auch die spinozistische Ethik ein dem entsprechendes Gepräge. Die nach dem Vorbilde der Mathematik angestrebte Exactheit der Darstellung sollte ein Unterpfand für die Gewißheit der in jenem Werke gebotenen Erkenntniß sein. In wie genauer Uebereinstimmung dies Verfahren Spinozas mit der dem ganzen Zeitalter angehörenden Anschauungsweise steht, erweist sich auch daraus, daß genau das nämliche Verfahren für die Behandlung philosophischer Fragen ein volles Jahrhundert nach ihm sogar bei Vertretern dieser Disciplin herrschend blieb, denen seine Lehre für ein Gräuel galt.

(Schluß folgt.)

Wilhelm Bolin.

Theodor Storm.

Es war kurze Zeit vor dem Erscheinen von „Theodor Storms gesammelten Schriften" im Verlag von Georg Westermann in Braunschweig, als ich in eine Sortimentsbuchhandlung einer norddeutschen Universitätsstadt trat und um Theodor Storms „Gedichte" bat. Der Inhaber des Geschäfts blickte mich mit dem Vollbewußtsein an, auch der Kopfinhaber mehrerer tausend Büchertitel in französischer, englischer, wie in deutscher Sprache zu sein, und entgegnete mit dem Ton höflichen, vielleicht leise doppeldeutigen Bedauerns: „Ein derartiges Buch ist von Storm nicht erschienen." Ich erlaubte mir indeß der literarischen Autorität gegenüber bescheiden auf der gegentheiligen Meinung zu bestehen, doch bedurfte es immerhin einer gewissen nachdrücklichen Ausprägung dieser Zuversicht, um den Dissentirenden zu veranlassen, sich nicht ohne einige physiognomische Mißbilligung meines Ansinnens eines Nachschlagkatalogs zu bemächtigen und eine Weile darin zu blättern. Dies Verfahren trug nach einiger Zeit allerdings zu einer äußerlich wahrnehmbaren comprobatio facti, jedoch keineswegs zu einer Mienenveränderung seiner inneren Mißbilligung bei. Er sagte, gleichzeitig mit beiden Achseln zuckend: „Gedichte von Theodor Storm, vor länger als zwanzig Jahren erschienen und im Buchhandel nicht mehr vorhanden. Es wird vermuthlich nicht „„viel daran"" gewesen sein, denn der Verleger hat keine zweite Auflage davon veranstaltet."

„Vermuthlich," wiederholte ich; „entschuldigen Sie die unzeitgemäße Nachfrage." Und sein Lächeln öffnete mir bedauerlichbereitwillig die Thür.

Dieser interessante Dialog trug sich in einer der größten Sortimentshandlungen der Universitätsstadt der Provinz Schleswig-Holstein, dem Heimatlande Theodor Storms zu, und ich setzte meinen Weg unter Erwägung der mir aufsteigenden anziehenden Hypothese fort, ob ich in den Hörsälen der verschiedenen Facultäten jener geistigen Landesmutter wohl noch umfassendere oder geringere Kenntniß und Kritik der Werke Storms angetroffen haben würde. Eine Art von Antwort auf meine damalige Frage ertheilte mir erst im vorigen Jahre die Feier der Einweihung eines neuen Universitätsgebäudes in Kiel. Bei diesem festlichen Anlasse gedachte die alma mater Christiana-Albertina plötzlich mit mütterlichem Stolz einer Anzahl ihrer gegenwärtig am Leben befindlichen verdienstvollen Söhne und erkannte die Leistungen derselben auf verschiedensten Gebieten durch Verleihung von Ehren-Doctordiplomen an. Macaulay vergleicht eine derartige Preisertheilung allerdings mit den Prämiirungen von Schafzuchtvereinen, allein trotzdem unterlag es mir keinem Zweifel, daß auch der ehemalige Kieler Student Theodor Storm, gegenwärtig Oberamtsrichter in Husum, sich unter den von der mütterlichen Huld Betroffenen vorfinden werde. Es gibt Auszeichnungen, welche den Werth des Empfängers nicht um Haaresbreite zu mehren vermögen, vielmehr die Ertheiler ehren, andrerseits jedoch unumgänglich sind, weil ihre Unterlassung gerechtestes Aufsehen erregen müßte. Vor mehr denn zwanzig Jahren bereits hatte die Bonner Universität nicht bei besonderem Anlaß, sondern um erworbener literarischer Verdienste willen Klaus Groth, einen Schleswig-Holsteiner — damals fast einen Ausländer — zum Ehrendoctor ernannt. Die Kieler Festtage gingen jedoch ohne ein solches Analogon vorüber; die alma mater Christiana-Albertina rechnete dichterische Leistungen nicht zu den qualificirenden Verdiensten. Oder verbot übergroße Bescheidenheit ihr, sich in Theodor Storm selbst zu ehren? Ich glaube, weder das Eine noch das Andre, sondern ihr kam überhaupt gar kein Gedanke an das Ganze. Bücher zu schreiben, ist am Ende doch ein so einfaches Ding; erst die Potenz, Bücher über Bücher zu schreiben, verleiht ein begründetes Recht auf ehrenvolle Anerkennung. Holsatia non cantat; in specie alma mater Holsatiae, und das Letztere hat zweifellos auch seine vortheilhafte Seite.

Eigentlich lautet das alte Wort: Frisia non cantat — und um dies durch die Ausnahme zu bewahrheiten, scheint Theodor Storm in Husum, dem bedeutendsten Städtchen des schleswigholsteinischen Friesenlandes zur Welt gekommen zu sein. Dies fand am 14. September des Jahres 1817 statt; er besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und das Catharinum in Lübeck, studirte die Rechte in Kiel und Berlin, ward Rechtsanwalt in Husum, als solcher von der dänischen Regierung wegen Antheilnahme an der 1848ger „Insurrection" cassirt, fand eine Stellung als Assessor am Kreisgericht zu Potsdam, später als Kreisrichter in Heiligenstadt, ward 1864 Landvogt in seiner Heimatstadt, ist jetzt dort Oberamtsrichter, und der Literarhistoriker Heinrich Kurz nennt ihn zwischen „Kathinka Zitz" und „August Corrodi" einen „begabten" Dichter.

Es kommt eigenthümlicherweise hin und wieder im deutschen Volke vor, daß das Laienurtheil desselben etwas von dem seiner wissenschaftlichen Rhadamanthen abweicht, wie es denn noch immer einige Leute gibt, die trotz Georg Gottfried Gervinus nicht zu der vollen Einsicht gekommen sind, eine wie erbärmliche Rangstufe die deutsche Dichtung der englischen gegenüber — besonders in ihren höchsten Vertretern zusammengehalten — einnimmt. Diese Erscheinung besitzt, wenn auch keine Entschuldigung, doch eine Erklärung. Derartige Laien sind gewöhnlich höchst egoistischer Natur; sie fragen, mit dem Lesen einer Dichtung beschäftigt, keineswegs, wie weit die Aussprüche gelehrter und sachverständiger Autoritäten ihnen Berechtigung ertheile, sich von dem Autor fesseln oder langweilen, hinreißen oder abstoßen zu lassen, sondern sie halten sich immer nur an ihre eigne unbedeutende Persönlichkeit, ob diese durch den Dichter lieblich erregt, erschüttert, bezaubert, in der Phantasiewelt der Empfindungen und Gedanken bereichert werde. Sie nehmen mit einem Wort den naiv-kindlichen Standpunkt ein, als ob man von der Poesie nichts Anderes zu verlangen habe, als Poesie — Freude und Wehmuth des Gefühls, eine Darstellung der Schönheit des Lebens und seiner Sorgen, Aengste und Schmerzen, ein Bild der Menschen und ihres Daseins, bald in engstem Rahmen, bald in weitester Mannigfaltigkeit ihrer Hoffnungen, Leidenschaften, guten und bösen Regungen, nun anmuthig erfreuend und tröstend, warmer Frühlingssonne gleich, nun erschütternd und doch er-

Digitized by Google

hebend, wie der Ausbruch stürmischer Wetter und der Blitzschlag, welcher stolzeste Werke von Menschenhand unter rothen Flammen begräbt. Wenn sie Derartiges in schöner Gestaltung des Ausdrucks antreffen, in einer Kunstform, die sich verbirgt, so daß die Lesenden kaum eine andere Empfindung als bei der Betrachtung einfachsten Schaffens oder zaubervollsten Reichthums der Natur überkommt, dann halten sie in ihrer Naivetät solche Werke für Schöpfungen echter und hoher Poesie — während der denkende Literarhistoriker vornehm lächelnd in die Classificirungs-Register seines unerschöpflichen, jahrtausendalten Vorraths hineingreift, hier eine Nummer, dort ein Prädicat hervorzieht, einen festgestellten Grundsatz entwickelt, die Innehaltung einer anerkannten Norm vermißt, Parallelen anzieht und terminologisch permutirt und als Endresultat dem Leser die Erkenntniß hinterläßt, daß dieser nur sehr fragwürdige, oder äußerst geringe, oder gar keine Berechtigung besessen, sich durch die kategorisirte Dichtung Freude, Mitleid, Trost und eine liebliche Erinnerung bereiten zu lassen. Wenn zum Nachtheil der Pädagogik diese Beschämung der Mehrzahl in jener Laienwelt erspart bleibt, so liegt der Grund hierfür abermals in einer weitverbreiteten Urtheilslosigkeit derselben, vermöge welcher sie häufig noch die Lectüre der Originalschriften als erste vornehmen, statt sich in verständiger Weise auf diejenige von berufenen Fachabhandlungen über jene zu beschränken. Es ist gewiß bedauerlich, daß sich in unserer Zeit, die nicht nur für alle praktischen und wissenschaftlichen Specialfächer, sondern auch für jeden seelischen Vorgang, jede Regung des Gemüths und scheinbar räthselhaften Schlag des Herzens die unumstößlichsten Erläuterungen philosophischer Autoritäten besitzt — daß in einer so hellblickenden Zeit auf literarischem Gebiet ein solcher Kreis laienhafter Selbstgenügsamkeit noch zu den Möglichkeiten zählt. Aber sein Vorhandensein, ja sogar seine nicht geringe Ausdehnung ist unbestreitbar — und da man mit Thatsachen, selbst wenn sie Thorheiten sind, rechnen muß, will ich versuchen, eine kurze Darstellung der Meinung zu geben, in welcher jene naive Laienwelt über den „begabten" Dichter Theodor Storm befangen ist. Ich bitte den Leser nur, am Anfang jedes Satzes im Gedanken wieder das erklärende: „Nach diesem Dafürhalten —" einzuschieben, dessen ich mich nur im Beginn bediene und das ich dann der Kürze halber fortlassen werde — damit nicht etwa im Fortgang der Verdacht wach werden könnte, als ob dieses Urtheil mir selbst ex intimo corde entflösse.

Nach diesem Dafürhalten zählt Theodor Storm nicht allein unter den lebenden deutschen Dichtern, sondern unter der Gesammtzahl derselben zu denen des ersten Ranges. Allerdings wird nur derjenige ein Verständniß für diese Ansicht mitbringen, welcher dichterische Leistungen nicht nach der Quantität, sondern nach der Qualität zu wägen gewöhnt ist. Wer für die Berechtigung des obigen Namens die fast alle Dichtungsgebiete umfassende Thätigkeit eines Goethe nothwendig erachten zu müssen glaubt, wird sich bei Storm enttäuscht sehn, und gleicherweise, wer seinen Maßstab aus dem buchhändlerischen Umfang der Werke eines Autors herleitet. Doch die Schätzung im Reiche der Poesie ist nur derjenigen im Reich der edlen Gesteine vergleichbar. Ob sie echt sind, oder künstlich täuschende Nachahmung, bedingt den einzigen, ungeheuren Unterschied ihres Werthes. Bewähren sie bei der Prüfung für den Kenner alle Merkmale der ersteren, dann ist die ihnen innewohnende Kraft die nämliche, und das Diamantstückchen im Reißstift gräbt sich mit derselben Schärfe in die Glastafel ein, wie der Kohinoor. So zeichnet auch der echte Dichter mit einem kleinen Büchlein seinen Namen unverlöschlich in die carrarische Marmortafel der Poesie.

Habent sua fata libelli. Die bräuchliche Behauptung, daß unsere Zeit der lyrischen Dichtung völlig entfremdet und abgeneigt sei, reicht in Tagen, welche Bodenstedts Mirza-Schaffy-Lieder in zahllosen Auflagen verlangt, nicht aus, um zu erklären, weshalb die „Gedichte" Theodor Storms bis heute nur das edelste poetische Eigenthum eines verhältnißmäßig engen Kreises geworden sind. Diesem freilich haben sie sich mit feiner Empfindung verbunden, sich ihr zur Unerläßlichkeit gestaltet, wie der athmenden Brust die Luft. Wenn der letztere Vergleich genau zutreffen soll, ist er so einfach zu nehmen, wie sein Wortlaut. Er meint nicht die tropische Luft höherer und höchster Regionen, nicht die Prunk-, Staub- und Conventionsluft der gesellschaftlichen Täuschung und Athemnoth der Seele, sondern jenen schlichten, reinen Himmelsodem, der in stiller Frühlingsherrlichkeit, aus Sonnenwärme, Blüthenduft und Waldeshauch gemischt, das Blut im Herzen rascher und doch friedevoll, süß und schwermüthig und in ernster Feier wie in einem der menschlichen Natur errichteten Tempel pochen läßt.

Aeußerlich ist an den „Gedichten" Storms in der That nicht besonders „viel daran". Sie bilden ein nur sehr dünnes Büchlein, das in Goldschnitt und vielleicht in dasselbe Leder gebunden ist, wie diejenigen von „Kathinka Zitz" und „August Corrodi". Aber dies kleine Buch hat eine Eigenschaft, durch die es sich von beinahe sämmtlichen, nach Victor Scheffels hübscher Bezeichnung „unökonomisch" gedruckten Büchern älteren und neueren Datums unterscheidet. Diejenige, daß der Besitzer keines der darin enthaltenen Gedichte entbehren möchte und, wenn dies geschehen müßte, ungefähr in die Empfindung eines Vaters versetzt sein würde, der eine Auswahl zu treffen hätte, welchem seiner Kinder ohne ihre Verschuldung er — und dadurch sich selbst am meisten — einen empfindlichen Schmerz bereiten wolle.

Nach dem Dafürhalten der naiven Laienwelt sind die Gedichte Storms Diamanten, bei denen es vollkommen gleichgültig ist, welches Gewicht ihr Umfang ergibt, wenigstens für das Auge, das sich nur an ihrer eingeborenen, magischen Leuchtkraft erfreuen will, und sie sind deshalb, trotz aller Achtung vor Kathinka Zitz und August Corrodi, weniger geeignet zwischen diesen, als mit den vollendetsten lyrischen Dichtungen Goethes, Heines, Eichendorffs, Mörikes, Geibels, jedes echten und eigenartigen Poeten „von Gottes Gnaden" zusammen genannt zu werden. Sie sind so einfach, wie nur die höchste Poesie sie wagen kann, und so holdselig, wie nur das heimlichste, süßeste Empfinden des Herzens. Ihr Reich ist die Spanne Zeit zwischen dem ersten und dem letzten Menschenbett — das der lächelnden und leidbewegten Genien, welche zwischen jenen beiden auf und nieder schweben — die schöne Stunde des gegenwärtigen Glückes und die bittersüße der Erinnerung — Morgenroth, Mittag und wachsende Schatten des Abends. Sie sagen, was der Dichter empfand, doch wer sie liest, meint, ihm selbst sei es geschehen. Er vergißt sie nicht mehr, sie klingen ihm heimlich in aller Schönheit und allem Weh des Lebens auf. Denn es ist keines unter ihnen, das nicht, wie Wilhelm Raabe von der ächten Poesie rühmt, „die Sonne zur Mutter hätte".

Die geheimnißvollen Stimmen der Natur und der Menschenbrust, Liebesleben und Liebessterben, die Vergänglichkeit aller Lust und alles Leides und doch der bleibende Reichthum ihres Gedankens — das sind die „Stoffe" der Gedichte Theodor Storms und ihre Form so schlicht, daß nicht der Genießende, nur der absichtlich Prüfende erst die hohe Kunst derselben wahrnimmt. So tragen sie den echten Stempel der von Goethe geforderten „Gelegenheitsgedichte" im höchsten Wortsinne; die meisten kennzeichnen sich in ihrem schlichten Gewande als fröhliche oder klagende Kinder des wirklichen Lebens — frische, rothwangige, selbst derbe Knaben sind darunter und holdblühende Mädchen, wie aus Sommernachtsduft und Nachtigallenschlag vor der Seele emporsteigend —; keines aber findet sich unter ihnen, das nur ein Spiel der Phantasie, des Gedankens wäre, das, wenn nicht draußen um sich, das Herz nicht in sich erlebt hätte. Denn aus jedem pflanzt sich der in Worte gebannte lebendige Herzschlag in die Brust des Hörers fort, wie aus dem edlen Wein Licht und Gluth der Sonne, die ihn genährt, leuchtend und wärmend in das Blut des Trinkenden hinüberfließt.

Die Art der Storm'schen Gedichte bringt es mit sich, daß unsere Anthologien kaum hie und da einige derselben unter ihren mütterlichen Schutz — oder ihre Elephantenhut — genommen haben, um sie in die abgetanzte lyrische Versſoirée der deutschen Literatur einzuführen. Sie bieten keine Stoffe zum Declamiren, noch zu lebenden Bildern, keine Herzenserquickung für ältere Jahrgänge empfindsamer Jungfrauengemüther. Sie sind keine

Digitized by Google

anerkannten „Perlen deutscher Dichtung", keine selbstverständliche Erbschaft goldschnittumränderter Vorgänger, ja für besonders glaubensinnige Seelen könnte der Vorzug, den sie unzweifelhaft dem Zeitlichen vor der Ewigkeit zuerkennen, nervenangreifend wirken. Welcher Grund wäre also vorhanden, sie in ein „Album deutscher Dichtung" aufzunehmen, dessen eigentlichster Lebenszweck wie der jedes anderen Albums doch darin beruht, in rothem, grünem, violettem oder sonstfarbigem Calicodeckel mit Golddruck auf einer Brocatdecke unter dem Lustre eines Salons zu liegen, um gelegentlich, je nach der mehr enthusiastischen oder kritischen Gemüthsart der Umsitzenden, als Beweismittel zu dienen, „wie wir's so herrlich weit gebracht", oder „in welcher traurigen Zeit des Epigonenthums wir leben".

Wenn Storms Gedichte es dessen ungeachtet — um es kurz auszudrücken, trotz Kathinka Zitz und August Corrodi — dahin gebracht, in mehr denn zwanzig Jahren eine kleine, doch um so andachtsvollere Gemeinde um sich zu sammeln, so verdanken sie dies hauptsächlich einem Hülfsmittel des Autors selbst, einem Empfehlungsbrief, den er ihnen mit auf den dornenvollen Weg heutiger Versfüße gegeben. Diese von Jahr zu Jahr erneuten Begleitschreiben sind seine Novellen.

In Bezug auf die letzteren gehört es schon seit geraumer Zeit zu den Anstandsartikeln beanspruchter literarischer Bildung, sie zu kennen. Es ist unnöthig, diesem Satze etwas Weiteres hinzuzufügen, als das Wort altrömischer Weisheit: Sapienti sat.

Im Uebrigen genießen Prosadichtungen in unseren Tagen den unbezweifelbaren Vortheil doppelartiger Verbreitung. Zu keiner Zeit, in keinem Lande sind Dichtwerke dem ganzen Umfange des Volkes, in dessen Sprache sie reden, so zugänglich gewesen, wie in unserer durch den Abdruck in Zeitschriften und Feuilletons von Tagesblättern. Der Unbemittelte vermag sie für ein Geringfügiges als Eigenthum zu erwerben; sie drängen sich dem Theilnahmlosen auf, kehren wieder gleich dem steinhöhlenden Tropfen. Manchem Empfänglichen leitet der Zufall das Werk eines Dichters in die Hand, der ihm bis dahin fremd war, den er nicht im Buchladen aufgesucht haben würde. Doch jetzt ist ein unsichtbares Band zwischen ihnen geknüpft, das nicht wieder zerreißt. Das einmalige Wohlgefallen strebt nach Erneuerung; die Wiederholung erhöht die Zuneigung, erzeugt begehrlichen Eifer, Liebe und Verehrung. So bildet der Autor sich eine Gemeinde, die sich gleich den Wellenkreisen eines Gewässers verbreitet; so bildet sie ihm einen Namen, dessen Ausdehnungsgewinn dem nämlichen Bilde entspricht.

Der erste Wurf, mit dem Theodor Storm das Wasser in Erregung setzte, war seine Novelle: Immensee. Sie umfaßte wenige Druckbogen, doch wie im kleinen Keim die Blüthenfülle eines später weitschattenden Baumes, lag in ihr der ganze Zauber jener neuen, eigenartigen Dichtung vorgebildet, dessen Reichthum heute die „Gesammelten Schriften Theodor Storms" seinem Volke bieten.

Aus der Natur und dem Menschenhaupt, dem praktischen und geistigen Leben, springt keine ägisgerüstete Minerva in die Welt hinein, und eben so wenig aus den stets neu sich öffnenden Fächern der Literatur. Nicht Shakespeare, nicht Cervantes, nicht Goethe glichen jenem olympischen Mythus. Sie fanden Vorgänger, denen sie voraneilten, Lehrer, welche der Schüler übertraf. So fand Storm zeitgenössische Vorbilder und Meister der Novelle, die seiner poetischen Anschauungsweise und seinem Gestaltungsdrange entsprachen. Die Hauptsächlichsten waren Stifter, Mörike, Eichendorff.

Mit allen dreien besitzt er Aehnlichkeiten, gegen alle drei Verschiedenheit und eigenste Art. Am meisten ähnelt er ihnen in einer selbstgewählten Beschränkung auf ein ziemlich engumschriebenes Gebiet der Dichtungsform und der von ihr umrahmten Wiedergabe des Lebens. Ihm ist der Stoff weniger bedeutend, als die poetische Belebung desselben; nichts erscheint ihm zu geringfügig, der Beachtung unwerth, daß es nicht einen Strahl menschlicher Empfindung und Stimmung zu bieten, als ein Bild derselben hervorzutreten vermöchte. Ueberall sieht er das „Etwas um die Dinge", ihre poetische Atmosphäre, deren Wahrnehmung das Auge des Dichters von dem anderer Leute unterscheidet. So bedarf er keines Hinausschweifens in die Ferne, nach dem Fremdartigen, Ueberraschenden, seltsam Verknüpften; das Nächste, scheinbar Alltägliche, bringt ihm stets Neues in unerschöpflicher Fülle dar. Seine Novellen bewegen sich mit wenigen Ausnahmen kaum über das Weichbild der „grauen Stadt am Meer", seiner Kinderheimat hinaus. Man könnte fast sagen, daß ihm ein eigentlicher Stoff unnöthig sei; er durchwandert mit den wirklichen Augen der lebendigen Gegenwart oder mit denen der Erinnerung die alten Gassen seiner Vaterstadt an sonnigem Frühlingstag, im grauen Zwielicht des Herbstabends, blickt vom einsamen Deich über Fluth und Ebbe auf die fernen nebelnden Inselschatten hinüber, die vor einem halben Jahrhundert dort gerade ebenso in Wind und Wellen gelegen, als der Knabe zum ersten Male in dem nämlichen leise flimmernden Deichgrase stand — und dem Heimgekehrten hat sich aus den alten Elementen der Natur und der Menschenbrust ein neues Bild verwoben, voll Lebenswahrheit und Schönheit, trüb und freudig, doch immer von jenem in leiser Schwermüthigkeit rinnenden Licht umflossen, das die Sonne auch am goldhellsten Tage über die braunen Giebeldächer, das wechselnde Meer, die unabsehbaren Marschwiesen, Haiden und Moore seiner Heimat ausgießt, aus denen nur dann und wann, wie am Rande der Welt, eine fast geisterhaft graue Thurmspitze heraufsteigt.

Wie bei den drei oben genannten Dichtern bildet bei Storm die Natur die Quelle, den Antäusboden seiner poetischen Kraft. Aber er unterscheidet sich von allen Dreien in seinen Prosadichtungen unter Vereinigung ihrer Vorzüge in vortheilhafter Weise. Der nämliche feinste Duft der Poesie überschwebt seine Schöpfungen im Großen wie im Kleinen, in jeder Zeile, doch sie sind realer. Er vermeidet die nicht selten ermüdenden Breiten Stifters; ihm kann das Flattern eines Halmes im Winde von der nämlichen Bedeutung sein, allein er wäre außer Stande, in künstlerischer Unverhältnißmäßigkeit seitenlang dabei zu verweilen, und seine kürzere Verwendung des poetischen Momentes darin ist wirkungsvoller. Gegen Mörike und Eichendorff gehalten, gewinnt er durch völlige Lossagung von allem Allegorischen, Unsicheren, Undeutlichen; auch wo seine Gestalten noch so zart organisirt sind, gehören sie dem wirklichen Leben an, besitzen Fleisch und Blut, stehen auf leibhaftigen Füßen, nicht auf einem Traumgewölk oder halb phantastischen Postament. Sie sind äußerer Art, klar erkenntlich durch allen Duft, der sie umbreitet. Der Dichter philosophirt niemals, aber die natürlichen Vorherbestimmungen, das Handeln, die Schicksale seiner Gestalten bilden eine stillwebende Philosophie, zumeist eine lächelnd-schwermüthige Kritik des Lebens.

Es ist selbstbegreiflich, daß von einer so großen Novellenzahl, wie die „Gesammelten Schriften" Storms sie jetzt in fünf Bänden zusammengestellt, nicht alle die nämliche dichterische Bedeutung besitzen, daß selbst unter den hervorragendsten Diesem die einen, Jenem die andern noch sympathischer entsprechen. Doch werthlos ist keine; keine entbehrt des fesselnden Zaubers, des poetischen Golfstromes, der aus verborgener Tiefe seine Wärme und belebende Wirkung zu allen aussendet. Unfraglich mit am reichsten in derjenigen, welche die schöne Reihe begonnen, im „Immensee" und in der erst kürzlich erschienenen Novelle, die bis heut das letzte Glied darstellt: „Aquis submersus". Doch zweifellos stehen viele ebenbürtig in ihrer Mitte; vor allen „In Sanct Jürgen — Hinzelmeier — Pole Poppenspäler — Von Jetzt und Ehedem"; das Letztere besitzt kein Seitenstück sui generis in der deutschen Dichtung. Andere mögen andere Lieblinge bevorzugen; daß sie es thun, liefert einen Beweis des Reichthums, mit dem Theodor Storm unser Volk beschenkt hat. So steht er noch in voller Menschen- und Dichterkraft, und vielleicht ist sogar Hoffnung vorhanden, daß noch einmal zu seinen Lebzeiten ihm eine Literaturgeschichte einen andern Platz als zwischen Kathinka Zitz und August Corrodi einräumt. Indeß: Habent sua fata poetae, und mit dem poetischen Verständniß deutscher Professoren ist nicht zu spaßen.

Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

Ein neuer französischer Dichter.

André Theuriet.

Le chemin des bois.*)

Es ist mir zufällig ein nicht übertrieben starker Band französischer Gedichte in die Hände gefallen. Ich habe zunächst einen flüchtigen Blick hineingeworfen, dann darin geblättert und schließlich das ganze Buch von der ersten Seite bis zur letzten aufmerksam und zum Theil wiederholt durchgelesen, und zwar mit dem vollsten Behagen, mit ungetrübtem Genusse. Der Verfasser, André Theuriet hat, wie aus einer Ankündigung des Verlegers hervorgeht, schon eine ganze Reihe von Werken veröffentlicht; ich gestehe, daß ich seinem Namen hier zum ersten Mal begegnet bin. Aber dieser eine Band genügt auch vollkommen, um den Verfasser als einen der wenigen wirklich berufenen Dichter zu legitimiren, um ihm die Anwartschaft auf eine ausgezeichnete Stellung unter den lebenden Dichtern seines Vaterlandes zu geben. Daß Theuriet die Lehrjahre bereits hinter sich hat, ersieht man ohne Mühe sowohl aus der Sicherheit, mit der er die poetische Form beherrscht, wie auch besonders aus der Einfachheit und Ungesuchtheit der Darstellung. Fast alle jungen Dichter im heutigen Frankreich lehnen sich in ihren Erstlingswerken an einen der bekannten Meister an: je nach dem Hange ihrer Individualität, entweder an Victor Hugo oder an Alfred de Musset, deren Eigenart sie meist zu überbieten bestrebt sind; sie suchen die Originalität zunächst in der Uebertrumpfung. Im „Waldpfade" von Theuriet aber ist keine Spur eines der berühmten Vorgänger zu erblicken. Theuriet ist einfach und schlicht, und seiner ehrlichen Natur liegt die Gefahr, niemals in's Triviale zu fallen, jedenfalls näher als die der Gespreiztheit und der Effecthascherei. Die Gedichte sind fast ohne Ausnahme von einer tiefen Empfindung durchdrungen, echt innerlich und in der Form tadellos. Es ist sehr schwer, dem Leser den Vorzug eines lyrischen Dichters, der in einer andern Sprache schreibt, zu veranschaulichen und besonders eines Dichters wie Theuriet, der weniger strahlt als schimmert, der weniger überrascht als erfreut. Ich halte es indessen für eine Pflicht, auf diese sehr beachtenswerthe und ungewöhnliche Begabung aufmerksam zu machen; Theuriets Name wird, wenn mich nicht Alles täuscht, bald unter den besten Dichtern des jungen Frankreichs genannt werden.

Der Band enthält eine Reihe von Stimmungsbildern, welche im Entwurfe und auch einigermaßen in der Behandlung an die von Emanuel Geibel übertragenen Gedichte von François Coppée erinnern (siehe „Gegenwart" X, S. 265. 342). Theuriet hat den seinigen nur eine weit größere Ausarbeitung gewährt und bei ihm erweitert sich das Stimmungsbild bisweilen zu einer knappen poetischen Novelle. Den Schluß des Bandes bildet sogar eine richtige Erzählung in Versen: „Sylvine".

Aus der ersten Abtheilung, welche den Titel: „Im Walde" führt, will ich im Auszug und in Prosa eines der Gedichte wiederzugeben suchen. Die Lieblichkeit und die Wehmuth des poetischen Originals werden sich aus der deutschen Skizzirung freilich nicht erkennen lassen, indessen wird, wie ich glaube, der Leser doch wohl merken, daß er es mit einem auserlesenen Geiste zu thun hat. Das Gedicht heißt: „Die Maiblümchen-Sucherinnen" und beginnt so:

„Mutter und Kind machen sich auf zum Hochwald. Die Mutter horcht und hält Wacht. Aus dem zerlumpten wollenen Leibchen sieht die abgezehrte magere Brust hervor. Das Kind folgt ihr barhaupt und barfuß. Beide schleichen durch das Gesträuch, um Maiblümchen zu suchen. Maiblümchen — um sie zu verkaufen! Denn daheim ist Alles leer, Kisten und Kasten; nur ein weinender Säugling ist in seiner engen weidenen Wiege zurückgeblieben. Die Stadt, wo Alles sich verkauft, wird ihnen für diese Blümchen Geld geben. Auf denn, zum Werke! Ihr Maiblümchen mit Euren kleinen Glocken füllt ihre Körbe!

Sie dringen durch Gestrüpp und feuchtes Gras mit blutenden Füßen, während die Sonne durch die Blätter gleitet, geheimnißvoll wie der Geliebte, der heimlich am Abend zum Liebchen schleicht. Alles glitzert, die Blumen und das seidige Moos. Was aber kümmert sie der Sonne Aufgang?

Sie schreiten fürbaß weiter und weiter, bei wachsender Hitze und bücken sich. Von Zeit zu Zeit schilt die Mutter das Kind, das zu lange am Bache verweilt. Die Nester sind voll von Luft und Flügelschlag. Alles zwitschert: die Nachtigall, die Amsel, die Turteltaube. Was aber kümmert sie der Vogelsang?

Sie werden am Abend, wenn der Schatten auf die Straße fällt, ihre Sträußchen den Vorübergehenden feilbieten und Alle, Jüngling, Jungfrau und Greis werden den Maiblümchen eine schöne Stunde danken. — Eine schöne Stunde der Träumerei. Die Mutter und ihr Kind aber werden heimkehren, ein Stück hartes Schwarzbrod essen und, wenn sie in ihrem feuchten, jämmerlichen Stübchen allein sind, mit fieberndr Hand noch einmal die mit Grünspan befleckten Kupferstücke überzählen. Und dann werden beide ohne eine andere Aussicht als die auf die Qual und den Verdruß des nächsten Morgens und ohne eine andere Erinnerung als die an die Stiche der Dornen — dann werden sie einschlafen mit dem sehnsuchtsvollen Verlangen, in traumlosem Schlummer den Jammer eines brodlosen Tages zu vergessen."

Die zweite Abtheilung führt den Titel „Landschaften und Bilder". Wir wählen daraus als Gegensatz zu dem vorigen Gedichte die gemüthliche Schilderung, die Theuriet „Im Hause" nennt.

„Das Zimmer ist friedlich. Im Kamin flackert ein helles und lebhaftes Feuer. Draußen pfeift der Wind und der Regen schlägt an die Scheiben mit einem Geräusch, das dem Schluchzen ähnlich ist. Die Lampe mit dem grünen Schirm verbreitet ein sanftes Licht um den Familientisch. Aus der Vase, die mit spätherbstlichen Blumen gefüllt ist, dringt ein unbestimmter sanfter Duft hervor, wie der Ton eines alten Liedes, das eine schwache Stimme summt. Der Vater schreibt. Die Mutter füllt emsig und bedächtig zugleich auf dem großen Stickrahmen verschlungene Figuren mit schwarzer und rother Wolle aus. Die Tochter sitzt am Clavier und versucht auf den Tasten von Elfenbein eine Lieblingsmelodie; dann wendet sie sich um und lacht. Ihr Profil, das durch einen bleichen Lichtstrahl erhellt wird, ist stolz und sympathisch und so rein, daß es einer antiken Kamee gleicht. Sie ist zwanzig Jahre alt. In ihren Augen leuchtet die Liebe zur Kunst, ihre Stirn glänzt und ihre seidenweichen Haare fallen in braunen Flechten auf die Schulter. Und jetzt spielt sie auf dem Instrument, das eben verstummt war, eine träumerische Melodie aus Don Juan, ein leidenschaftliches und schwermüthiges Lied. Und währenddem legt der Vater, um sie zu sehen, die Feder weg und schiebt das Papier bei Seite, und die Mutter blickt von der angefangenen Blume auf und bleibt unbeweglich, und sie tauschen Blicke und betrachten mit feuchten Augen die Perle des Schmucks, den Stolz der Familie, das Leben und die Luft des Hauses: — ihre Tochter!"

Noch eine andere Stickerin besingt Theuriet. Diesmal in jener schmerzerfüllten, fast zornigen Lyrik, in der Heine das Lied von den schlesischen Webern gedichtet:

„Der Morgen ist kalt, der October geht zu Ende. Die Stickerin da oben arbeitet an ihrem Fenster, von wo aus man die reifbedeckten Dächer glänzen und in der Ferne am Horizonte die gelben Hügelwälder sieht. Sie ist noch nicht dreißig Jahre alt; aber die Jugend, die weder Liebe noch Mutterschaft vergolden, ist ohne Duft und ohne sanften Flaum wie eine Frucht, die niemals die Sonne geliebkost hat. Ihre bleiche Stirn ist gefurcht, ihre Augen sind von der Arbeit beim Lichte einer ungesunden Lampe geschwächt und geröthet; sie ist gebeugt und ihr wollnes Kleid schlottert um die kümmerliche Brust. Um ihre Arbeit fertig zu bringen, hat sie die Nacht durchwacht. Die Finger sind ihr steif geworden. Sie ist abgespannt und elend. Ein rauher Husten erschüttert sie. Sie legt die Arbeit, die sie zu Grunde richtet, nieder und ihre schmerzlichen großen Augen schweifen in die Weite . . . . . Jetzt leuchtet die Sonne heller und der Wind ist sanfter. Langsam und sanft steigen von der Luft gewiegt lange Seidenfäden auf, feiner als Haare; steigen und steigen leicht wogend und wolkig und schweigsam spielt der Wind mit ihren Strähnen. Sie ziehen vorüber, einige lassen an den

*) Paris 1877, Alphonse Lemerre.

Digitized by Google

Zweigen ihre durchsichtigen Gewebe haften, andere schmiegen sich an die Gräser auf der Wiese. Sie finden überall eine Stütze, an Gesträuchen, an Halmen und Stoppeln. Ein Insect, eine bleiche und winzige Spinne, webt diese seidenen Fäden zur Stunde, da sie liebt, und dann zieht sie wie eine anmuthige junge Gattin auf diesem leichten Hochzeitswagen fröhlich dahin. Sie zieht ihm entgegen, dem geliebten Gatten .... und da ist er! Ihr Rohrhalme und ihr zarten Schößlinge der Eschen, bereitet ihnen ein Obdach! Und du lauer Lufthauch, wiege du das geliebte Paar! — O Liebe! .... Wirst Du, arme Stickerin, denn niemals Liebe finden? Wirst Du niemals Deinen Hochzeitsschleier sticken, Du bleiche und traurige Schwester der grauen Spinne? Aber wer sollte sie wohl lieben? Ihr Herz verschmäht stolz die käufliche Liebe, die falsch ist wie Unkraut, die dem Manne, der sie bezahlt, Ekel hinterläßt, und das Weib, das sie verkauft, auf immer beschmutzt. Wer sollte sie wohl lieben? Ein armer und roher Tagelöhner? Aber die Liebe kostet ja Zeit, und jeder verlorne Augenblick kostet ein Stück Brod; für den, der Morgens und Abends mit dem Elend ringt, ist die Liebe nicht geschaffen. Nein, sie wird ihre Arbeit am Tage in der eisigen Spelunke weiter schleppen, ohne Kind, ohne Liebkosung bis zur Stunde, wo sie unter dem Jammer zusammenbricht und vor dem Schimmer dieser Welt die Augen schließt. Und da, wo sich der Rasen über den frischen Gräbern wölbt, wird ihr matter Körper ruhen, und dann werden die Marienfädchen auf ihrem Hügel mit den gelben Gräsern sich umschlingen."

Das umfangreichste und bedeutendste Gedicht ist die poetische Erzählung „Sylvine", die ich vorhin schon anführte. Ich würde dem Verfasser nicht gerecht werden, wenn ich bei einer Besprechung seiner Gedichtsammlung diese Erzählung nur oberflächlich berührte. Ich will das Wesentliche der vierzig Seiten langen Dichtung, so gut es geht, in einem knappen Auszuge hier mittheilen.

„Oben in dem großen und fast öden Saale liegt ein Sterbender. Im Halbdunkel sitzt ein Priester und betet. Ein Jüngling beugt sich über das Lager und sein trauriger Blick haftet auf einem bleichen Greise, der ohne Klage duldet und ohne Schreck stirbt. Die Ahnenbilder, die einzigen kostbaren Trümmer der Pracht von ehedem, blicken ernsthaft auf den Sterbenden. Ihr Herren von Paulmy, seht her, was die Zeit aus Eurem letzten Nachkommen gemacht hat! Unter dem ärmlichen Dache eines Hauses in der Vorstadt stirbt Marc de Paulmy im Elend!

„Der Greis erhob sich, ergriff die Hand des jungen Mannes und sagte ihm: «Mein Sohn, der Tod naht meinem Lager; ehe seine marmorne Hand meinen Mund schließt, höre: Der Geist dieses Jahrhunderts ist schlecht. Arbeite niemals an diesem verdammungswürdigen Werke. Sei stolz! Deine Ahnen haben das Schwert geführt; stärke Deine Seele, wie sie es thaten. Gib deinen Namen niemals zu Geldschachereien her, sei niemals Handwerker, niemals Krämer; bleibe arm und sei stolz! Sei stolz! Laß diese Worte Dir für immer in die Seele geprägt sein. In Flammenzügen sollen sie in der Nacht Deinen Traum erhellen und am Morgen wie eine eherne Glocke Dir im Ohre widerhallen.» Er hatte sich auf seinem Bett erhoben und das Fieber glänzte aus seinen Augen und bleichte seine Lippen. Lazarus umschlang ihn mit seinen Armen. Der Alte schwieg. «Er ist todt», sagte der Priester, und besprengte den Körper mit dem Weihbüschel. Mit Schaudern gewahrte der junge Lazarus, wie Trauer und Verlassenheit sich neben ihm niederließen.

„Unten der Keller liegt im Dunkel. Der erste Schimmer eines bleichen Herbstmorgens dringt langsam in den gewölbten Raum, wo Meister Roch, der Weber, seine Werkstatt hat. Mit dem Schimmer kommt der Tod. Auf dem ärmlichen Lager ruht ein vierjähriges Kind im Fieber und stumm. Noch eine Bewegung, noch ein letztes Zucken, wie der letzte Schauer eines Vogels, der einschläft, und dann nichts mehr. Sie ist todt. Ihre Seele flieht aus dem feuchten Keller auf zum Himmel der Kinder, zum blauen, strahlenden Himmel, wo nicht eine Schmerzensthräne quillt. Der kleine kalte Körper bleibt auf der Ruhestätte, die Züge des Kindes sind trotz der bläulichen Blässe schön, denn die Kindheit ist gesegnet, und ihr Reiz ist so stark, daß er selbst dem Tode obsiegt. Die Familie hat sich um die Wiege gesammelt. Die Mutter ist vom Schmerz und vom Schrecken wie vernichtet; sie gleicht einer Niobe. Der Vater Meister Roch beugt sich über das Kind, angstvoll und forschend, als glaube er es noch nicht. Zu seinen Füßen kauert ein armer Krüppel, Jean Caillou, der „der Flöter" genannt wird; der schluchzt und dreht zwischen seinen mageren Fingern ein Kinderspielzeug langsam hin und her. Die ältere Schwester schneidet aus einem Kleide ein Leichentuch für das Kind. Sie ist ernsthaft und niedergeschlagen. Sie ist schön. Sie besitzt nicht die Schönheit der Lilien und der Rosen, nicht die herrliche erschlossene Schönheit, jene Schönheit der Glücklichen; ein innerlicher Reiz, eindringlich und gesammelt, ist ihr eigen. Ihr mageres und stolzes Gesicht wird bestrahlt von zwei tiefbraunen, lebensprühenden Augen, rein wie das Wasser des Quells und ebenso durchsichtig. Ihre schwarzen weichen Haare streifen den weißen Nacken. Es ist Sylvine.

„Mittlerweile wird es heller im Keller. Der Vater steht plötzlich auf und sagt mit strenger Stimme: «Sie ist todt und Ihr könnt noch hundert Jahre schluchzen, Ihr weckt sie doch nicht wieder auf! Nun ist genug geweint! Da oben wird sie weder frieren noch hungern und wir Ueberlebenden müssen an unsere Arbeit denken. Es nützt nichts, die Zeit mit Weinen zu verlieren. Arme Leute haben keine Zeit zum Schluchzen. Verstehst Du mich, Jean Caillou? Nun hört auf.» Und der Weber setzt sich an den Webstuhl; aber trotz aller seiner Anstrengungen bäumt sich der innere Schmerz auf und schafft sich Ausdruck. Der Weber erstickt fast; sein Herz hebt sich, seine Augen werden feucht, und unter seinen zitternden Fingern verwickeln sich die Fäden, und die Thränen, die unterdrückt waren, fließen in Strömen, und der finstere Raum widerhallt von Seufzern."

Auf dem Kirchhof begegnen sich Lazarus und Sylvine, denn der Zufall hat es so gefügt, daß der verarmte Edelmann neben der armen Webertochter gebettet ist. Lazarus ist von der Schönheit und dem Liebreize des jungen Mädchens wie geblendet und er folgt ihr. Noch ein Anderer folgt ihnen: Jean Caillou, der Träumer, der den jungen Edelmann mit einem finsteren und mißtrauischen Blicke streift.

Die Apostrophe Theuriets an das Mondlicht ist wundervoll:

Parmi tous les foyers de lumière idéale,
La clarté la plus pure et la plus amicale,
O lune, c'est la tienne! — A l'heure, où le soleil
S'éteint dans les vapeurs de l'occident vermeil,
Tu sors timidement de la calme retraite;
Sur ton trône d'argent tu te glisses discrète,
Et des étoiles d'or le peuple harmonieux
Dispose autour de toi ses choeurs silencieux.

Jean Caillou öffnet das Fenster seines ärmlichen Stübchens. Er liebt Sylvine. Er ist matt und traurig und seine Brust ist voll von zurückgehaltenen Seufzern. Der Regen hat aufgehört, er hört das Geklapper der Webstühle. Jean Caillou sieht gegenüber nach dem Nachbarhause; da flimmert die Lampe Sylvinens, und da nimmt er seine Flöte und stimmt in der stillen Nacht ein schwermüthiges und sanftes Lied an. Auch Lazarus sitzt am Fenster und denkt an Sylvine; er kämpft einen schweren Kampf mit sich selbst nnd immer hört er die Mahnung: Gedenke deines Standes!

„Indessen erlischt die Lampe und nur noch deine silberne Sichel, o Mond, verbreitet eine matte Helligkeit. Man hört in der Ferne nur noch eine klagende Flöte, deren trauriger und sanfter Gesang herübertönt. Noch ein schwacher Ton, der verhallt und Alles verstummt und Alles schläft ein im Frieden der Nacht."

Lazarus faßt den Entschluß, sich um Sylvinen zu bewerben. Aber der alte Weber hat seinen Stolz so gut wie der Edelmann; er verweigert die Hand seiner Tochter dem Jüngling, der eben nur einen glänzenden Namen führt und nicht arbeitet. Diese Demüthigung ist für den Edelmann heilsam. Er wirft die Vorurtheile seines Standes bei Seite; er hat den festen Willen, ein anderes Leben anzufangen, ein arbeitsames Leben. Im Walde begegnet er einer Schaar von Holzhauern, die mit fröhlichem Gesange an die Arbeit gehen. Er schließt sich ihnen an, er arbeitet wie sie, er erwirbt sich einen kleinen Besitz. So vergehen Tage, Wochen, Monde, ohne daß er Sylvinen

Digitized by Google

wieder sieht, aber er gedenkt ihrer ohne Unterlaß. Da kommt eines Tages Jean Caillou und sagt zu ihm: „Man ruft Sie, da hinten in der Vorstadt.“ „Sylvine?“ fragte Lazarus. „Ja. Wir wollen keine Zeit verlieren, Eile thut noth; nehmt Geld mit.“ Und sie machen sich auf den Weg. In der Vorstadt beim Weber herrscht bittre Noth. Die Baumwolle ist theuer geworden, die Fabriken sind geschlossen; es ist keine Arbeit da. Im Keller des Meisters Roch klappert der Webstuhl nicht mehr, es ist kein Brod da; der Jammer ist groß. „Selig sind die Todten“, sagte Meister Roch. „Die Nacht des Kirchhofes ist besser als der Tag der Lebenden.“ Und die Mutter murmelt zwischen Thränen: „Wenn man es wagte! — Ich bin sicher, es gibt auf der Welt noch gute Herzen, die unsere Leiden rühren würden; es würde sich so manche Hand öffnen“. Der Weber zittert und springt auf. „Betteln? Das ist der letzte Schlag, der auf mich fällt. Betteln! Weshalb nicht stehlen? Lieber sterben! Da unser Handwerk uns doch nicht nähren kann, was haben wir hienieden noch zu suchen? Wenn der Faden der Spinne zu Ende ist, so läßt sie sich fallen und stirbt gefaßt. Wir wollen sterben.“ Als er aber sieht, wie ihre Thränen immer reichlicher fließen, setzt er hinzu: „Meine armen Lieben, ich bin unerbittlich, mein Stolz leitet mich irre.“ Da öffnet sich die Thür und Lazarus tritt langsam mit Jean ein. Roch bleibt stehen; er zögert und fragt mit gedämpfter Stimme ganz erstaunt: „Was wollen Sie?“ Und der junge Mann reicht ihm seine wettergebräunte Hand und sagt: „Meine Hand ist jetzt nicht mehr weiß, die Arbeit im Walde, Frost und Sturm haben sie gebräunt, sie ist rauh und schwielig. Wollen Sie stolze Seele mir jetzt Ihre Tochter noch verweigern?“ Nach diesen Worten tritt eine tiefe Stille ein. Plötzlich bricht Meister Roch in Schluchzen aus, schließt Lazarus und Sylvine in seine Arme, drückt sie an seine Brust und küßt sie inbrünstig. Der Flöter sitzt im Schatten, stemmt die Stirn in seine beiden Hände und betrachtet ihr Glück.

Ein Monat ist vergangen. Es sind bessere Tage wiedergekommen. Der Letzte der Paulmy ist mit Sylvine ausgegangen; der Tag neigt sich und morgen ist der heißbegehrte Tag. Morgen werden die Waldarbeiter den Meister mit seiner jungen Gattin zur bescheidenen Kirche geleiten.

„Die Dämmerung sinkt hernieder, die beiden jungen Leute haben die lärmende Vorstadt verlassen und schlagen nun den Weg zum Walde ein. Sylvine stützt sich zitternd auf den Arm ihres Begleiters. Der Mond geht auf und spinnt sein silbernes Netz über den Hohlweg. Lazarus setzt sich neben der Geliebten nieder, vor ihm das schlafende Thal und ganz im Hintergrunde der unbestimmte Lichtschein der Stadt. Und Lazarus erzählt von seinen schlaflosen Nächten, von seinem sehnsuchtsvollen Verlangen; und Sylvine erzählt, wie ihr stolzes Herz sich der Liebe erschlossen hat und sie breitet vor dem entzückten Blicke des jungen Mannes jedes sanfte Blatt der keuschen Blume ihrer Seele aus, und bisweilen stockt sie beschämt und bleibt sprachlos. Und ob sie nun sprechen oder ob sie schweigen, überall erzittert die Liebe. Die Liebe weht in der Luft, sie steigt auf vom Boden, sie rauscht in den Büschen und Bäumen und wogt in den Kornfeldern, die der Mond mit seinen sanften und strahlenden Wellen übergießt. Es ist, als wenn der Himmel in durchsichtigem Schleier zu der geliebten Erde niedersteigen wollte, wie früher Diana sich inmitten der Nacht zu ihrem Endymion schlich. Es ist die Stunde der Liebe, Alles zittert und Alles leuchtet; aber in der stillen wundervollen Nacht hört man plötzlich einen klagenden Ton, einen langen herzzerreißenden Seufzer. Das bist Du, unglücklicher Jean Caillou. Weswegen auch mußtest Du in dieser Nacht der Geliebten folgen? Nun zerreißen Seufzer Deine Brust und die herbe Eifersucht frißt an Dir wie ein stolzer Geier, an Dir, Du Opfer einer unmöglichen Liebe.“

Es ist, wie ich wiederholen muß, nicht meine Absicht, es kann nicht meine Absicht sein, durch diese Mittheilungen den in Deutschland bisher wohl gänzlich unbekannten Dichter in einer genügenden Weise zu charakterisiren. Es kann sich hier nur um Andeutungen handeln, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß diese Auszüge, wenn sie auch von der Eigenart des Originals wenig sich erhalten haben, doch hinreichen werden, um den Leser, der sich für französische Literatur interessirt, auf diese jedenfalls bemerkenswerthe Erscheinung aufmerksam zu machen und den Anspruch André Theuriets auf Beachtung zu begründen. Die Akademie hat das Werk gekrönt. Sie hat recht gethan.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Reichstag verspricht diesmal einiges Interesse auch für das größere Publicum. Man ist vor allen Dingen gespannt auf die neue Majorität und wünscht zu erfahren, ob wirklich die gefährlich verstärkten Socialisten die anderen Parteien in Grund und Boden niedersprechen werden. Das Weh und Ach, so tausendfach, einiger nationalliberalen Blätter über die Zerklüftung der Fractionen und die zwanzig verlorenen theuren Häupter wird die Tribünen der Zuschauer in der Leipziger Straße eine Zeit lang ungewöhnlich füllen. Man wird sich die Physiognomie des jungen Parlaments ansehen und beobachten wollen, ob es wirklich schon ein hippokratisches Gesicht zeigt. Die Nationalpartei wird in der ersten Zeit unnöthiger Weise etwas gedrückt erscheinen; die Conservativen werden sich auf ihren Zuwachs sehr viel einbilden und mit weihevollen Worten den Bankrott des vom Gründerthum angefreßnen Liberalismus zum neunhundertneunundneunzigsten Mal als einen funkelnagelfrischen Gedanken an den Mann zu bringen suchen. Man kann niemals genau wissen, was in einem verschrobenen hinterpommerschen Querkopf vorgehen mag. Aber es wäre doch ein für das anatomische Museum geeignetes naturhistorisches Phänomen, sollten die früheren seit der Schöpfung des deutschen Reiches versprengten Feudalen ernsthaft hoffen, daß ihre Zeit noch einmal wiederkommen könnte. Neben den harmlos gewordenen Ultras und einigen anderen selbstbewußten aber unschuldigen Schattirungen sind die Männer des clericalen Centrums bekanntlich unverändert. Jeder Zoll ein Non possumus! Dabei überschleicht sie aber doch in stillen Stunden die sorgenvolle Frage, ob der Culturkampf in den deutschen Gauen seinen Höhepunkt nicht vielleicht schon überschritten habe. Die Kirche ist bei dem Glorienschein des Märtyrerthums stets gut gefahren und es stände schlimm mit der finanziellen Lage des Vaticans, wüßten die Gläubigen auch außerhalb Roms, welche Bewandtniß es mit der Gefangenschaft und dem Leiden des Nachfolgers Petri hat. Die Gleichgültigkeit der großen Menge gegen die Nothlage des Priesterstandes, die sich mit dem Mangel echter Religiosität keineswegs deckt, ist der schlimmste Feind des politisch agitirenden Clerus. Daher der Widerstand des in solchen Dingen historisch geschulten Italiens gegen die Nachahmung des deutschen Kriegszustandes, der den Bischöfen hier und da ein scheinbares Exil ohne irgend welche Verkümmerung ihres persönlichen Comforts, der ultramontanen Genossenschaft dagegen die einträglichsten Sympathien verschafft hat. Die Zeit ist nicht fern, wo man auch bei uns eine andere Fechtmethode ersprießlicher finden wird, sollte auch darüber das Register einiger antipäpstlicher Predigten um einige Töne ärmer werden. Alles in Allem wird der verjüngte Reichstag weder titanenhaft den Himmel stürmen, noch gelegentlich den Acheron in Aufruhr bringen, sondern diätenlos das gewohnte still bewegte Dasein führen. Auch die etwaige Kriegsfurie im Osten wird seinen durch Commissionsarbeiten und Fractionsreden übermüdeten Mitgliedern nicht eine Stunde stärkenden Schlafes kosten. Für die auswärtige Politik sorgt der Reichskanzler, während die der Regierung zur Verfügung stehenden Blätter, soweit das hin und wieder nützlich erscheinen mag, irgend ein Manöver ausführen, über dessen eigentlichen Zweck ihnen oft erst längere Zeit hinterher das nöthige Licht aufgeht. Die politischen Kreise, wie man sich ausdrückt, hatten sich in den letzten Tagen weniger mit dem Problem, ob Krieg oder Frieden, als mit der Untersuchung beschäftigt, ob Edhem Pascha wirklich die schöne, musikalisch gebildete Bäckerstochter als seine zweite Frau nach Constantinopel hatte kommen lassen. Wie bei vielen ähnlichen Geschichten, welche die Berliner Blätter veröffentlichen, war der Name der fraglichen Familie discret verschwiegen, dadurch aber auch die Prüfung des Thatbestandes wesentlich erschwert. Man liest täglich in den Zeitungen romantische Schilderungen der interessantesten Vorgänge, bald mit vielsagenden Initialen, bald unter dem Schleier der Anonymität, welchen

Digitized by Google

von die Erfindung des bezüglichen Reporters an der Stirn steht. Das Publicum merkt davon wenig, und nur in seltenen Fällen, wenn die Polizei, die nicht mit sich spaßen läßt, in Frage kommt, erfolgt ein Dementi. Ob wirklich eine brave Berliner Bürgertochter in den Konak des Großveziers am Bosporus verschlagen wurde, wissen die Götter oder die Beamten des Reviers, wo sie abgemeldet wurde. Vielleicht gibt sie später ihre Memoiren heraus und enthüllt für empfindsame Seelen die Geheimnisse des modernen Harems. Literarhistoriker aber, die auf Vollständigkeit Anspruch machen, sollten die stimmungsvollen Erzählungen dieser Berichterstatter nicht unbesprochen lassen. Allerdings müßten sie dann auch die Analysen sogenannter diplomatischer Depeschen, Instructionen und Conversationen, von welchen die öffentlichen Blätter seit einiger Zeit strotzen, in den Kreis ihrer Vorträge ziehen, was die Bewältigung des phantastischen Stoffes keineswegs erleichtern würde.

* * *

Unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" erscheint im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig eine neue Monatsschrift, deren Herausgeber Otto Hammann und Wilhelm Henzen sind. Die Probenummer enthält eine Reihe von sehr interessanten Beiträgen, welche die ernsthafte Richtung der neuen Zeitschrift bekunden. Aus der Liste der Mitarbeiter ergibt sich, daß das Blatt unter den Befähigten auf eine warme Theilnahme rechnen darf. Wenn wir auch gewünscht hätten, daß der Verfasser des Aufsatzes „Einführung" einige seiner herben Aussprüche nicht ganz so allgemein gehalten hätte, so wird man doch im Großen und Ganzen mit den darin entwickelten Ideen sein Einverständniß aussprechen können. Ein ernsthaftes ehrliches Fachblatt für das Theater, das sich von allen persönlichen Rücksichten frei hält, ist der allgemeinsten Unterstützung würdig und wird eine gute Wirksamkeit auszuüben in der Lage sein. Ueber die Anordnung des Inhalts möchten wir uns noch eine unmaßgebliche Bemerkung erlauben. Wir würden es für praktisch halten, wenn die kleinen Berichte aus den verschiedenen Städten möglichst knapp gehalten würden. Für ein Blatt, das nur auf Theaterkreise berechnet ist, ist es ja zweckmäßig, die darstellenden Künstler namhaft zu machen; für eine Zeitschrift wie diese aber, welche sich an das große Publicum in Deutschland wendet, ist es ganz gleichgültig, wer die Rollen der ersten Liebhaber oder die Charakterrollen in dieser oder jener Stadt spielt. Es sollten auch nur die wichtigsten Novitäten und nur solche, die zu einer wirklichen ersten Vorstellung gelangen, d. h. die noch an keinem anderen Orte aufgeführt sind, eingehender besprochen werden. Der dadurch gewonnene Raum würde, wie wir glauben, zweckmäßiger auf die Behandlung allgemeiner Theaterfragen zu verwenden sein. Eine Monatsschrift ist der Natur ihres Erscheinens nach darauf angewiesen, vorwiegend solche Artikel zu bringen, welche der Gefahr des Veraltens nicht unterliegen, und die Correspondenzen, welche sich mit einem theatralischen Tagesereigniß beschäftigen, kommen in der Monatsschrift fast immer verspätet zum Abdruck; mit anderen Worten: es wäre vielleicht gut, wenn der Charakter der sogenannten „Revues" in dieser Zeitschrift noch stärker hervorträte. Die „dramaturgischen Blätter" erscheinen in anständiger Ausstattung in Heften. Wir empfehlen das Blatt allen Freunden des Theaters angelegentlich.

Offene Briefe und Antworten.

Der Pfarrer von Kirchfeld.

Geehrte Redaction!

In Nr. 3 des laufenden XI. Bandes der „Gegenwart", „Lesefrüchte", zweiter Artikel, geschieht auch meiner durch ein paar freundliche Zeilen Erwähnung, zu meinem Leidwesen hat sich jedoch dabei ein Mißverständniß eingeschlichen, das ich unachtsamer Weise bisher habe bestehen lassen.

Hans Hopfen schreibt nämlich, er habe meinem „Pfarrer von Kirchfeld" nie ganz gerecht werden können, weil er niemals begriffen, warum [illegible], der im letzten Acte nicht anstehe, eine freie Gemeinde [illegible] nicht im dritten oder vierten entschließen kann, seine [illegible] Haushälterin zu heirathen.

Eine Auffassung, der sich Viele anschließen dürften, um so mehr, da ich mich selbst dazu bekenne; aber damals, im Jahre 1870, als das Stück an die Bühnen Norddeutschlands zur Versendung kam, war ich noch zu sehr Neuling, um mich für alle Fälle vorzusehen und so geschah es, daß ganz ohne mein Zuthun, rasch eine „Bearbeitung für Norddeutschland" zusammengehudelt wurde, deren Urheber es für überflüssig fand, sich auf dem Zettel zu nennen. Diese „Bearbeitung" nun schließt mit der Gründung einer freien Gemeinde; was man sich in dem gegebenen Falle unter einem solchen Dinge vorzustellen habe, ist mir nicht recht klar. Das Stück jedoch, wie es in Oestreich und Süddeutschland gegeben wurde und noch wird, und wie es auch gedruckt vorliegt, weiß nichts von einer solchen „Gründung", vielmehr nimmt der Pfarrer zum Schlusse von seiner Gemeinde Abschied, um sich dem Gerichte seiner Obern zu stellen; die Figur des alten Pfarrherrn von St. Jakob in der Einöd', welche im ersten Acte auftritt, gibt ein annäherndes Bild des Looses, das ihm zugedacht sein dürfte, er aber geht der Strafe, der er im voraus gewärtig, ungebeugt und sich selbst getreu entgegen.

Ich habe mich lange genug auf gelegentliche, mündliche Abwehr beschränkt, aber da sich jetzt dieses Mißverständniß zwischen mich und einem mir wohlwollenden, von mir sehr geachteten Autor stellen will, und dessen begründeter Einwurf auch dem norddeutschen Publicum einleuchten dürfte, so wird es mir doch zu arg, und ich bitte dieser Richtigstellung in Ihrem geschätzten Blatte freundlich Raum gönnen zu wollen, nachdem ich Ausdauernderes geleistet, wie weiland Ritter Toggenburg, von dem es, wenn anders auf Schiller Verlaß ist, heißt:

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägts nicht länger mehr.

Bei mir geht's in's siebente!

Genehmige eine verehrliche Redaction den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung, mit der ich mich nenne

ergebenst

Wien. L. Anzengruber.

* * *

Schlacht bei Pavia.

„Wo aber ist das vielgenannte Volkslied selbst, die Schlacht bei Pavia? Und wo das Gedicht des alten Georg Frundsberg?" wird in der „Gegenwart" Nr. 4, 1877, S. 62 gefragt.

In Karl Goedekes „Grundriß der deutschen Dichtung", I. Band, S. 256 werden unter „Gedichte aus den deutsch-französisch-italienischen Kriegen" in Nr. 35, 36, 37, 38, 39 die alten Lieder über die Schlacht bei Pavia genannt, und es wird angegeben, wo sie sich befinden, und wo sie abgedruckt sind.

Unter Nr. 40 wird Georg von Frounspergs Lied: „Mein fleiß und müe ich nie hab gespart" angeführt und ebenfalls angegeben, wo es gedruckt ist.

Georg Büchmann.

* * *

A. P. London. Die betreffende englische Uebersetzung des „Faust" ist von dem Amerikaner Bayard Taylor. Sie erschien in Boston bei J. R. Osgood & Co. und ist in London sowie in Leipzig (bei F. A. Brockhaus) in autorisirtem Nachdruck erschienen.

J. G. in C. Die anstößigen Stellen in dem betreffenden Aufsatz sind, nachdem die Redaction die Revision vorgenommen hatte, vom Verfasser später eigenmächtig hinzugesetzt worden. Wir haben jetzt dafür Sorge getragen, daß derartige Eigenwilligkeiten, die schließlich der Redaction zur Last gelegt werden und für die wir auch die Verantwortung zu tragen haben, nicht wieder vorkommen können.

* * *

In Berichtigung der in Bd. XI, No. 5, S. 77, Sp. 2 der „Gegenwart" enthaltenen Bemerkung: „Kein Archiv ꝛc. weiß etwas von einer Eminenz, die Antonelli geheißen hätte", macht uns Herr Fridolin Hoffmann, Redacteur der „Bonner Zeitung", darauf aufmerksam, daß ein Cardinal Antonelli auf den Verhandlungen des vom November 1799 bis April 1800 in Venedig abgehaltenen Conclaves einen bedeutenden Einfluß ausgeübt habe.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Redacteur

von **akademischer Bildung (Philologe)**, der sich durch elfjährige Praxis eine ausgedehnte journalistische Erfahrung erworben hat, historische, nationalökonomische, staatsrechtliche und militairwissenschaftliche Kenntnisse besitzt, des Französischen und Englischen völlig mächtig ist, **sucht** im Laufe dieses **Jahres Stellung** als **Chefredacteur** einer größeren **liberalen Zeitung**, als **selbständiger Bearbeiter** eines **Theils der Politik** oder als **Feuilletonredacteur.**

Zu Erkundigungen über denselben sind auf Verlangen die Adressen hervorragender Chefredacteure und Abgeordneten verfügbar. Offerten unter Chiffre **H. 2253.** durch die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Berlin.**

In **Carl Duncker's** Verlag (C. Heymons) in **Berlin,** Französ. Str. 20a, erschien:

CONSERVATIV.

Preis 50 Sgr.

Neuestes von Paul Lindau!

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Die kranke Köchin.

Die Liebe im Dativ.

Zwei ernsthafte Geschichten von **Paul Lindau.**

Mit 15 Illustrationen von Julius Ehrentraut.

8. Eleg. brosch. Preis 3 *M.*

Der berühmte Satyriker, der auch auf dem Boden der Novelle und des Lustspiels schon so viele Lorbeeren geerntet, gibt dem Publikum in diesem Bändchen zwei „ernsthafte Geschichten" — so nennt er sie und doch sind beide Ergüsse des frischesten Humors, der heitersten Laune. Lindau zeigt sich hier als lustiger Erzähler, die Spannung und die gute Laune des Lesers wird bis zum letzten Wort rege gehalten.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin.
Bibliothek für Wissenschaft und Literatur 9. Band.

Handbuch der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege.

Von **Dr. C. H. Schauenburg,** königl. Kreisphysikus.
6 Mark.

Das Thema hat in neuester Zeit die besondere Aufmerksamkeit des Staates, der Wissenschaft und des Publikums auf sich gelenkt. Staatsmännern, Behörden, Gelehrten und Laien wird daher das Werk eines bewährten Fachmannes willkommen sein, das sich die Abhilfe der herrschenden sanitärischen Calamitäten zur Aufgabe gestellt und ausser einer grösseren Einleitung in 8 Abschnitten (206 Paragraphen) die Artikel Luft, Erdboden, Hautpflege, Bekleidung, Wohnung, Ernährung, öffentliche Anstalten, bürgerlicher Verkehr behandelt. Anhang: Hygieinische Studien über die Sonntagsruhe. (Preisgekrönt).

Mendelssohn's grössere Gesangwerke.

Klavierauszüge.

Elegant broschirt. Gross Quart. Metalldruck.

Lobgesang. Op. 52	Pr. *M.*	7.50
Antigone. Op. 55	„ „	4.50
Walpurgisnacht. Op. 60	„ „	5.—
Festgesang „An die Künstler". Op. 68	„ „	(1.20)
Lauda Sion. Op. 73	„ „	3.90
Christus. Op. 97	„ „	2.40
Festgesang zur Buchdruckerfeier	„ „	1.20

In eleganten Sarseneteinbanddecken pro Band 2 Mark mehr.

Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Bibliotheken jeder Gattung, kleinere Büchersammlungen, einzelne Werke von Werth, besonders alte Drucke, sowie Manuscripte u. Autographen kauft zu den höchsten Preisen das Antiquariat von **Albert Cohn** (gegründet 1830 unter der Firma A. Asher & Co.) in **Berlin,** W., Mohrenstrasse 53.

Bei **Emil Strauß** in **Bonn** ist erschienen:

Das Leben ohne Gott

und die **Kritik** der

Protestantischen Kirchenzeitung.

Eine

Entgegnung von **Julius Duboc.**

Preis 75 Sgr.

Der Name des Verfassers bürgt für den bedeutungsvollen Inhalt seiner neuesten Schrift.

Verein für Deutsche Literatur.

Von der III. Serie wurden soeben ausgegeben:

Band IV.

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

Band V.

Bodenstedt, Fr., Der Sänger v. Schiras.

Hafisische Lieder.

Alle Buchhandlungen nehmen Beitrittserklärungen zum Vereine, sowie Bestellungen auf obige Bände zum Einzelpreis von **6 Mark** per Band an. Der Abonnementsbetrag zur Serie von 7 Bänden ist 30 *M.* Sämmtliche Vereinsbände sind eleg. gebdn.

Berlin, A. Hofmann & Co.,
Verlagsbuchhandlung.

Heinr. Lemcke

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter

Havanna- etc. Cigarren

im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille. Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlg. in **Dresden.**

Papst Gregor VII.

und

die Bischofswahlen.

Ein Beitrag z. Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche.

Von **Otto Meltzer.**

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

1876. 8. Eleg. geh. VIII. und 236 Seiten. Preis 4 *M.*

In unserm Verlage erscheinen und sind durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehen:

Dramaturgische Blätter.

Eine Monatsschrift.

Redigirt

von

Dr. Otto Hammann u. Wilhelm Henzen.

Preis pro Quartal (3 Hefte à 5 Bog.) 4 *M.* 50 Sgr.

Dürr'sche Buchhhandlung in **Leipzig.**

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Kaiser Wilhelm

1797—1877.

Von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

Mit dem Porträt des Kaisers.

Preis 3 M. 60 Pf. Ineleg. Prachtband 5 M.

Eine vollständige Biographie des Kaisers, aufgebaut auf jenen welthistorischen Ereignissen, welche den 10jährigen Knaben flüchtig bis nach Memel, den 73jährigen Herrscher in den Spiegelsaal des Versailler Schlosses zur Kaiserproclamation führten — eine Geschichte der Zeit, in welcher der Kaiser lebte und wirkte — ein ächtes Volks- und Familienbuch, für alle Klassen und Stände des deutschen Volkes bestimmt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 3. März 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v.11 no.9

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Diplomatische Geographie. Von C. Petzet. — Die Rechtspflege in der guten alten Zeit. Von W. Genfel. — **Literatur und Kunst:** Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Herausgegeben von Leopold von Ranke. Besprochen von Ernst Friedlaender. — Dantes Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit. Von Karl Bartsch. — Benedikt Spinoza. Von Wilhelm Bolin. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Paul Lindau. — Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Hermann Uhde und einem Abonnenten. — Inserate.

Diplomatische Geographie.

Wenn der preußische Landtag sich bei den Budgetdebatten in Geschichtsphilosophie und allerlei andere wissenschaftliche Disciplinen vertieft, wird man wohl auch der Diplomatie vergönnen dürfen, sich mit Morphologie der geographischen Grenzen zu beschäftigen. Unsern leider so früh entschlafenen Peschel kann der römische Graf Chaudordy mit um so größerem Recht zu ersetzen meinen, als ja schon der Prinz von Joinville den guten Hallenser Daniel rectificirt hat. Dabei hat die Wissenschaft noch den Vortheil, daß sie, von zünftigen Diplomaten betrieben, eher in die Praxis umgesetzt und eingeführt werden kann zu Nutz und Frommen der so sehr fortschritts- und wohlfahrtsbedürftigen Völker.

Freilich ist nicht ganz zu leugnen, daß die Staatsmänner oft, auch wenn sie um den größten grünen Tisch versammelt waren, in Grenzbestimmungen und dergleichen geographischem Spielwerk nicht überall richtig gegriffen, ja wohl gar zuweilen ein X für ein U gemacht haben. Es wäre unhöflich, an allzu nahe liegende Beispiele, wohl gar an solche aus Mitteleuropa und aus der jüngeren Vergangenheit zu erinnern. Eher schon ist es erlaubt, die Friedenscontrahenten von Turkmantschai anzuführen, welche die Grenze zwischen Kaukasien und Armenien durch einen Schreibfehler nach der Tscholocha statt nach der Tschorocha zuschnitten und so der russischen Begehrlichkeit den Hafen Batum als Zukunftsziel hinterließen, während ihn die Gegenwart bei zuverlässigerer geographischer Kenntniß und besserer Orthographie jener Herren bereits als Inventarstück besäße. Und damit wären wir unvermerkt zu der neuen Auflage diplomatischer Geographie gekommen, die unsere heutigen Bemerkungen veranlaßt.

Wir wissen nicht, ob sich sehr viele Leute die Mühe genommen haben, die Protokolle der Constantinopler Conferenz der europäischen Diplomaten auf ihren Gehalt zu prüfen. Vermuthlich sind über dieselben viele schöne Reden gehalten, vielleicht sogar mancher Leitartikel geschrieben worden, ohne daß sich die gestrengen Kritiker mit jener thatsächlichen Grundlage eines haltbaren Urtheils bekannt gemacht haben. Die türkischen Conferenzmitglieder hatten ja auch nicht alle Elaborate gelesen, durch die man sie über ihr Land zu belehren gedachte, und die Vertreter der Großmächte ihrerseits machten die radicalsten Vorschläge, ohne sie auch nur durch die kleinste Beigabe von Motiven zu beschweren.

Was nützt aber auch die eifrigste Lectüre, wenn die Autoren der Schriftstücke etwas ganz Anderes im Sinne haben, als was den Schreibern aus der Feder fließt! Gleich anfangs hatte man den Osmanlis im Namen des vereinigten Europas feierlich ein Memorandum überreicht, worin die Summe der occidentalen Weisheitsregeln, wie die hohe Pforte ihr Hauswesen zu bewirthschaften habe, niedergelegt war. Man forderte für die russisch-orthodoxen Provinzen als rechtmäßige Belohnung für ihre Erhebung gegen das Joch der türkischen Machthaber von letzteren die Gewährung eines „système d'institutions locales qui donnerait aux populations quelque contrôle sur leurs officiers locaux", und als sich Savfet Pascha mit Vergnügen dazu bereit erklärte, wurden die „Localbeamten" für einen Schreibfehler erklärt: statt „officiers locaux" sollte es „affaires locales" heißen! So war aus der Aufsicht auf Beamte ein nach Bedürfniß dehnbares Selfgovernment mit Decentralisation geworden, das die hochentwickelten Südslaven natürlich mit weit besserem Rechte verlangen dürfen, als z. B. die russischen Polen, die weder in staatlicher Entwickelung noch in christlicher Bildung auch nur annähernd die freiheitsfähige Hochstufe der balkanischen Brüder jemals eingenommen oder in Zukunft einzunehmen Aussicht haben.

Noch viel Preiswürdigeres leistete der Conferenztisch auf geographischem Gebiete. Seine Circumscriptionen und Definitionen sind völlig geeignet, in ethnologischer wie in kartographischer Hinsicht längst vermißte neue Gesichtspunkte festzustellen und einer ungeahnten Entwickelung und Bereicherung der Geographie freie Bahn zu eröffnen. Tiefbeschämt stehen die Jünger Ritters und Roons mit ihrer engbeschränkten Auffassung erdkundlicher Probleme vor der Großartigkeit der constantinopolitanischen Theorien, die, wenn uns nicht Alles täuscht, eine neue Aera der geographischen Wissenschaft einleiten müssen.

Die Bekenner der älteren Lehre hatten sich, wenn sie die europäische Türkei in ihre hauptsächlichsten geographischen Bestandtheile zerlegten, kaum mit einem derselben so leicht zurechtgefunden wie mit Bulgarien. Selbst dem Neuling in der Länder- und Völkerkunde erkennbar und geschichtlich ganz zur Genüge in ihrer Lage bestimmt, ziehen sich im Süden, Osten und Norden durch den Hämus, den Pontus Euxinus und den Ister in's Auge fallend, im Westen durch Timok und Poljanitza angedeutet die Grenzen Bulgariens hin. Freilich wohnen auch südwärts vom Balkan nach manche Gruppen des nordwärts ja auch nicht unvermischt gebliebenen Volkes, aber die beiden Tuna- (Donau) Ejalets Silistria und Widdin galten bei Gläubigen und Ungläubigen als die richtige Deckung des Begriffs „Bulgarien".

Fehlgeschossen, weit fehlgeschossen, ihr Herren von der

UNIV. OF MICH. LIBRARY

Digitized by Google

geographischen und historischen Schule! Das Vaterland des Bulgaren muß größer sein! sagt Rußland, und die europäische Diplomatie betet es ihm gläubig nach. Nicht das euch als bulgarisch bekannte Land zwischen Donau und Balkan ist es, das General Ignatieff zunächst zur administrativen Selbstständigkeit unter Generalgouverneurs, — die, wohlgemerkt! nicht Inländer zu sein brauchen — präpariren und abgrenzen will — offenbar kein Vorstadium, um eine künftige politische Unabhängigkeit von der Pforte, etwa unter einem russischen Großfürsten, anzubahnen —: die Diplomaten verstehen unter Bulgarien ganz einfach „les divers districts qui ont été le théâtre des événements douloureux, dont l'opinion publique s'est legitimement émue et ou l'impossibilité de la continuation de l'état présent a été démontrée". Wer diese Unglaublichkeit nicht glaubt, lese den Wortlaut wie vorstehend nach im sechsten Protokoll, über die Sitzung der Conferenz vom 8. Januar (Allg. Ztg. Nr. 39).

Auf Grund dieser neuen Definition, in der wir die Zukunftsmusik der diplomatischen Epoche der Geographie vernehmen, hat die Conferenz aus dem der Welt bekannten Bulgarien, einem Lande von der Größe Bayerns, ein conferenzlich monumentales Musterbulgarien, ungefähr im Umfang der preußischen Monarchie östlich der Elbe construirt und, um ihre volle Unbefangenheit und die politische Unzweideutigkeit dieser neuen Einheit auch dem blödesten Auge erkennbar zu machen, dasselbe in zwei Generalgouvernements geschieden. Außer den Ejalets Silistria und Widdin ist im Westen alles Gebiet bis Albanien und Epirus, im Süden fast ganz Macedonien und die größere Hälfte Thraciens annectirt und — vorläufig freilich nur auf dem Papier der Conferenzprotokolle — als bulgarisches Land erklärt worden. Ungefähr mittendurch hat man von Norden nach Süden quer über die Gebirge weg einen Strich gezogen und darnach die zwei neuen Vilajets von der Conferenz Gnaden abgetheilt. Das östliche Vilajet soll statt Silistrias das slavisch denkwürdigere Tirnowo zur Hauptstadt haben und aus folgenden Sandschaks — die Bezirke und Unterabtheilungen hat die Conferenz ebenfalls festgestellt — von nun an bestehen: Tirnowo, Rustschuk, Tultscha, Varna, Slivno, Philippopel, sammt den weiteren Cazas (Districten) von Kirk-Kilisseh, Mustafa-Pascha und Kisil-Agatsch. Silistria soll nicht einmal Sandschak bleiben; klingt denn sein Name auch den nichtrussischen Europäern so abschreckend? — Das westliche Vilajet mit Sophia als Hauptstadt setzt die Conferenz zusammen aus den Sandschaks Sophia, Widdin, Nisch, Uskub, Bitolia, Theilen von Seres und den Cazas Strumnitza, Tikvesch, Velessa und Kastoria. Der griechische Küstenstreif ist ausgeschlossen: die Griechen sind es nicht mehr werth, von Rußland protegirt zu werden.

Und nun nehme der Leser eine gute Karte aus dem Verlage von Justus Perthes und sehe sich dieses geographische Mißgebilde an. Ein Regierungsbezirk, der sich vom Ufer der Donau bei Widdin über vier scheidende Gebirgszüge hinweg bis Salonichi, von Etropol westwärts bis Prisren und Monastir erstreckt — als feinst destillirtes Product gesammteuropäischer Staatsweisheit dem Großtürken vorgesetzt — in der That, der Graf Corti war nicht zu beneiden, wenn er durch seine Rede dies Gemisch von Naivetät nnd Unverfrorenheit den vor ihm sitzenden Paschas, Männern doch wohl von einiger Kenntniß ihres Heimatlandes, mundgerecht machen sollte — abgesehen selbst von der einzigen Tendenz des ganzen Projects, durch wohlberechnete Zusammenschweißung von der Natur getrennter Bezirke für den größten Theil der Türkei eine Verwaltungsform herzustellen, welche dem russisch-orthodoxen Bulgarismus die leitende Rolle verschaffen soll.

Das christliche Element ist in der europäischen Türkei in der Mehrheit und hat das volle Recht, in keiner Weise und nach keiner Richtung hin hinter dem türkischen zurückzustehen oder von demselben majorisirt und benachtheiligt zu werden. Den wenigen Bezirken im Nordosten und im Westen gegenüber, wo die Mohammedaner überwiegen, haben in den meisten Districten die Christen die Majorität, in den griechisch colonisirten Küstenstrichen auch die culturlich maßgebende Bedeutung. Jede wahrhaft ernste Reform der türkischen Verwaltung, möge sie nun durch eine constitutionelle Entwickelung von innen heraus — was unwahrscheinlich — oder durch eine russische Intervention — die für kein Glück zu erachten — oder durch fortgesetzte Einwirkung Europas auf das Vorwärtsstreben einer einsichtigeren und thatkräftigeren Regierung am Goldenen Horn, die wir für möglich und aussichtsvoll halten, zur Durchführung gelangen, muß die Gleichberechtigung und eine angemessene locale und provinziale Theilnahme an der Verwaltung für alle Nationalitäten und Confessionen des vielgestaltigen Balkanlandes zum Ziele haben. Was die administrative Eintheilung betrifft, so wird man am besten thun, sich von einseitig confessionalistischen und slavisch-chauvinistischen Gesichtspunkten freizuhalten und die natürlichen Besonderungen der reichgegliederten Halbinsel wie die historisch und praktisch bewährten Eintheilungen nicht ohne Noth zu verlassen, wo sie aber durch das bisherige türkische Willkürregiment verschoben sind, unter Berücksichtigung der heutigen socialen und Verkehrsverhältnisse zu ihnen zurückzukehren. Die Geographie der diplomatischen Conferenz wird dabei aus dem Spiele bleiben müssen: auf diesem Gebiete ist für die aus Stambul heimgekehrten Staatsmänner nach der abgelegten Probe noch kein Lorbeer verwendbar. Selbst wenn es zur Theilung der Türkei käme, müßte man anders theilen.

C. Petzet.

Die Rechtspflege in der guten alten Zeit.

Eine culturhistorische Skizze.

Mürrische Greise — sagt Horaz — sind immer Lobredner der verflossenen Zeiten. Das Merkwürdige aber dabei ist, daß sie die vergangene Zeit nicht um ihrer Güte, sondern um ihrer Vergangenheit willen rühmen. Sie schmähen die Gegenwart und ihre Einrichtungen nicht deshalb, weil diese schlechter wären, sondern weil durch sie das Alte, Hergebrachte, Liebgewordene verdrängt worden ist. Auf Gründe lassen sich die alten Herren übrigens meist gar nicht ein; wenn aber, dann machen sie es wie die Frauen: sie wägen nicht Gleiches mit Gleichem ab, sondern Gleiches mit Ungleichem, sie lassen vom Alten nur das Gute gelten und heben vom Neuen nur das Schlechte hervor.

Es gibt freilich gewisse Gebiete, welche von den mürrischen Veteranen verschont bleiben, weil auf ihnen selbst der eingefleischteste Alterthümler den Fortschritt anerkennen muß, z. B. die Naturwissenschaften, das Post- und Telegraphenwesen, die vervielfältigenden Künste, das Seewesen u. A. m. Ein Gebiet aber wird mit großer Vorliebe betreten, namentlich — wie allerdings beschränkend hinzugefügt werden muß — von alten, ausrangirten Dienern der heiligen Hermandad selbst: die Rechtspflege. „Wohin sind sie geschwunden", so klagen sie, „jene herrlichen alten Dienstbarkeit-, Grenz- und Erbschaftsstreitigkeiten? Wohin der streng ausgebildete Rechtssinn unter den Leuten? Wohin jene Fülle echter Rechtsgelehrtheit? Welche Lust war es doch, sich in ein Urtheil einer Juristenfacultät zu vertiefen! Heute dagegen? Die Leute geben ihr gutes Recht mir nichts dir nichts auf, sie schließen so schleunig als möglich den ersten besten Vergleich ab, von Rechtssinn keine Spur mehr. Und nun erst die heutigen Richtersprüche, und vor allen diejenigen des Reichsoberhandelsgerichts! Kurz, mager, ungelehrt. Auf den Pandekten liegt der Staub fußdick, ein ordentliches, rechtschaffenes, dickes Actenstück gibt es schon gar nicht mehr; sie sind alle schwindsüchtig. Wenn aber ja einmal ein richtiger Sachwalter, dem es um gründliche Durchführung eines Streites zu thun ist, vor dem Richtercollegium einen gediegenen und gelehrten Vortrag hält, so stößt er bei den Richtern auf mißmuthige Gesichter, taube Ohren und auf endloses Gähnen. O Martinus et Bulgarus!" — So klagen die Alten.

Digitized by Google

Ja, wenden die Neuerer ein, jetzt geht die Sache aber schneller, und das ist doch wohl die Hauptsache.

„Mit nichten", entgegnet der gründliche Alte; „wenn der Streit einmal entbrannt, der Richter einmal angerufen ist, dann gilt es, schlechterdings zu erforschen, was Recht ist; alles Andere ist Nebensache, davon steht nichts im Edicte des Prätors; — pereat mundus, fiat justitia!"

Gewiß, gründlich waren sie, die alten Herren, obschon auch der Fall vorkam, daß es einem Advocaten, nachdem er Jahre lang sein bestes Wissen an einen Proceß verschwendet gehabt, mit einem Male ganz gleichgültig wurde, ob seines Clienten Grenze so oder so lief, ob derselbe und seine Ochsen des Nachbars Weg beschreiten durften oder nicht. Indessen konnte das dem gelehrten Herrn nicht verargt werden, denn der rechtssinnige Client hatte im Laufe des Processes sein Gut verloren. Wer aber kein Gut besitzt, braucht auch keine Grenzen mehr, und wer keine Ochsen hat, braucht nicht dafür zu sorgen, wohin sie laufen dürfen. Ja, gründlich waren sie — bis zum Excesse; und es war nicht ihre Schuld, wenn in einem Concurse die Masse aufgezehrt war, ehe es zur Vertheilung kam; denn — so sagt ein berühmter Rechtslehrer — „Concursproceß ist dasjenige Proceßverfahren, bei welchem Gericht und Advocaten auf möglichst anständige Weise sich in die vorhandene geringe Masse theilen." Die Justiz kann doch nichts dafür, daß die Masse so klein ist.

„Uebrigens nahmen die Processe" — fahren die Alten fort — „in früheren Zeiten keineswegs immer einen langsamen Verlauf, insbesondere ließ man die Opfer der Strafjustiz nicht so lange auf den Urtheilsspruch harren, wie heutzutage." Und in der That liegen uns Acten aus dem vorigen Jahrhundert vor, aus denen wir ersehen, daß der Bote eines Gerichts, welcher behufs Einholung eines Urtheils dem Schöppenstuhle ein hochnothpeinliches Actenstück überreichte, stehenden Fußes sogleich das ausgefertigte Urtheil mit fortnehmen konnte.

Man unterschied eben damals wichtige und minderwichtige Fälle; die wichtigen, d. h. diejenigen, bei denen es sich um Geld und Geldeswerth handelte, wurden gründlich erledigt, während die minderwichtigen, in denen es sich nur um das Leben oder die Freiheit eines Menschen handelte, aus dem Stegreif entschieden wurden. Uebrigens kostete der Unterhalt eines Gefangenen viel Geld; und da nach dem damals noch geltenden Strafgesetze Carls V. ein Mensch, welcher in ein Haus eingestiegen war und ein Brod gestohlen hatte, mit dem Strange bestraft wurde, während man ihn heute von Staatswegen füttert — wie sich kürzlich Eduard von Hartmann in einem Wiener Blatte gelegentlich einer nicht sehr glücklichen Vertheidigung der Todesstrafe ausgedrückt hat —, so war die Eile, mit welcher man den hungrigen Einbrecher in's Jenseits schickte, ganz wohl begründet.

Gut Ding aber will Weile haben, und darnach handelte man bei den Civilprocessen. Das Reichskammergericht zu Wetzlar ging mit gutem Beispiele voran, und mit bestem Erfolge ahmten ihm die Landes- und Patrimonialgerichte nach. Im Reichskammergerichte — so erzählen uns damalige Zeitgenossen — wurden die aus allen Theilen des Reiches zum Verspruche neuangekommenen Proceßacten zunächst in das Archiv gebracht, welches man die „Reichspolter- oder Reichsrumpelkammer" nannte; dort packte man sie in ein Packet und dann hing man dieses mittelst eines Strickes an der Decke auf. Wollte man alsdann eine Sitzung halten, so wurde in die Polterkammer geschickt und nun kamen diejenigen Acten an die Reihe, welche durchaus nicht länger hatten hängen wollen und herabgefallen waren, d. h., deren Strick verfault war. Daher stammt denn auch die Redeweise „etwas lang hinhängen lassen".

Natürlich ist dieser Bericht übelwollender Zeitgenossen nur als eine Satire aufzunehmen; aber wenn Kramer in seinen „Wetzlar'schen Nebenstunden" mittheilt, daß die bei der Auflösung des Reichskammergerichts unerledigt gebliebenen „Reste" in etlichen hundert Wagen weggefahren worden seien, so haben wir keinen Grund, das zu bezweifeln. Was ist das aber im Vergleiche zu der Thatsache, daß die Schreiblöhne in dem berühmten Processe Hastings bereits im Jahre 1788 auf 138 Millionen Thaler angewachsen waren?

Doch wir brauchen nicht in's Ausland zu greifen, um an der Hand actenmäßiger Thatsachen nachzuweisen, welche Ungeheuerlichkeiten in der guten alten Zeit auf dem Gebiete der Rechtspflege geschehen sind, welcher Unsinn zuweilen von den gelehrtesten Richtern zu Tage gefördert wurde.

Dem Verfasser liegt ein nicht sehr starkes Actenstück des Justizamtes Hinter-Glauchau vor, eine Brandstiftungsuntersuchung betreffend. Am 12. Juni 1757 brannte in Glauchau das Haus des kurfürstlich sächsischen Steuereinnehmers Schilling nebst sieben anderen Gebäuden ab. Da man die Gattin Schillings kurz nach Ausbruch des Feuers mit Licht vom Boden des Hauses hatte herabkommen sehen und auf dem Boden zwei in Brand gesteckte Reißighaufen vorfand, so wurde die Frau in Untersuchung genommen. Sie gestand denn auch die That ein, konnte aber einen Beweggrund zu derselben nicht angeben. Der Untersuchungsrichter fand, daß sie eine „melancholische und sinnloße" Frau sei und erforderte vom Amtsarzt über ihren Geisteszustand ein Gutachten. Der Arzt sagte aus: „er habe die Schillingin zeithero an würklicher melancholia und delirio in der Cur gehabt, zweymahl teglich venaesectionem instituiret, den Pulß magnum et frequentem erfunden; sie habe beständig vitam solitariam gesuchet, ihre Augen seyen bey einmahl angenommenem objecto starr auf selbiges figiret gewesen, sie habe viel signa tristitiae bezeiget und man habe aus ihren actionibus, maßen sie sich Gewalt anthuen wollen, ein gewisses taedium vitae observiret; item, sie leide an melancholia morali." — Nach Abhörung einer großen Anzahl Zeugen, welche sämmtlich eidlich bezeugten, daß die Friederiqve Schillingin irrsinnig sei und schon längst gewesen sei, so daß die Bürgerschaft ihretwegen in steter Angst gelebt, wurde die Untersuchung — bereits am 20. Juni — geschlossen. Inzwischen hatte man die Schilling in Haft genommen, in welcher sie auch bis zum September verbleiben mußte. Nun wurden die Acten behufs Einholung eines Richterspruchs versendet. Das erste Urtheil fehlt jedoch in den Acten und nur aus dem Inhaltsverzeichnisse ersieht man, daß es vom Leipziger Schöppenstuhl ertheilt gewesen und noch im Jahre 1757 eröffnet worden ist. Bis hierher ist Alles, mit Ausnahme der Verhaftung, in Ordnung; nun beginnt die Tragikomödie.

Behufs Einholung eines Urtheils zweiter Instanz wurden die Acten im December 1757 an die Juristenfacultät nach Wittenberg verschickt; das von ihr ertheilte Erkenntniß befindet sich, mit dem mittleren Siegel der Universität versehen, bei den Acten.

Dieses Urtheil datirt vom 17. December 1764! Sieben volle Jahre also hat die Blüthe der Gelehrsamkeit über diesem Fall gebrütet. Aber wie schön und sachgemäß ist dafür auch dieses Urtheil ausgefallen! Das Urtheil lautet dahin: „Daß Friederiqve Schillingin sich mittelst Eydes reinigen und schwören solle, wie sie zur Zeit der Brandstiftung nicht recht bey Verstande gewesen sey."

Ein Mensch soll beschwören, daß er zu einer gewissen Zeit verrückt gewesen sei! Das überschreitet denn doch die Grenze des Erlaubten.

Und bei alledem erfährt man noch immer nicht, was denn nun geschehen solle, wenn dieser Eid geleistet ist. Nur keine Ueberstürzung: „Ist sothaner Eyd geleistet", — heißt es im Urtheil — „alsdann wird ferner ergehen was Recht ist." — Arme Friederiqve! Du mußt noch weitere 7 Jahre auf deine Freisprechung harren.

Obschon man nun nicht ersehen kann, ob die Aermste späterhin wieder zurechnungsfähig geworden sein mag oder nicht, jedenfalls hat sie diesen wunderbaren Eid geleistet; zuvor aber haben sie nach Ausweis des Protokolles „zwey Geistliche auf das rührenste und beweglichste admoniret und ihr aus dem evangelio die nachdrücklichsten Vermahnungen an's Hertze geleget."

Bei einer Prüfung wußte einst ein Jünger des heiligen

Digitized by Google

Iwo nicht, was ein Ignoranzeid sei. „Sie können ihn ruhig selbst leisten", sagte der Professor zu ihm. Das gilt hier auch; wenn man die Eidesworte „zur Zeit der Brandstiftung" mit den Worten „zur Zeit der Urtheilsfällung" vertauschte, so hätte ein jeder der Herren Urtheilsverfasser den der Schilling zuerkannten Eid mit größter Seelenruhe leisten können.

Nur über Eines kann man streiten, ob die Schnelligkeit oder die Güte der Urtheilsfällung den Vorzug verdiene. Uebrigens ist der Ansatz von 3 Thalern für diesen Wahrspruch nicht zu hoch bemessen, wenn man bedenkt, daß darin ein siebenjähriges Acten-Lagergeld mitbegriffen ist.

Es werden auch in der heutigen Rechtspflege immerhin noch bisweilen seltsame Gewächse gezeitigt; solche aber denn doch nicht. W. Genfel.

Literatur und Kunst.

Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg.

Herausgegeben von Leopold von Ranke. 4 Bände. Leipzig 1877, Duncker und Humblot.

Es ist bemerkenswerth, daß in unseren Tagen, zu einer Zeit, wo Preußen an der Spitze Deutschlands so groß dasteht wie niemals früher, wo unter der Führung des Königs die politische und militärische Leitung des Staates gleich hervorragend ist, sich die vaterländische Geschichtsforschung so gern in jene nicht gar fernen Zeiten versenkt, da das Vaterland seine tiefste Erniedrigung erduldete und durch Unfähigkeit eines Theiles der Männer, die an seiner Spitze standen, immer jäher von seiner Machtstellung herabsank. Quellensammlungen und Darstellungen zur Geschichte jener Epoche haben uns die letzten Jahre zum Theil in bändereichen Werken dargeboten, und die Erstlingsgabe dieses Jahres auf dem Gebiete der historischen Literatur ist abermals ein Buch zur Geschichte jener Zeit. Ein Buch von hervorragendster Bedeutung aus doppeltem Grunde. Denn zwei Männer haben Antheil an demselben, die beide unter den Besten ihren Platz einnehmen: Hardenberg und Ranke. Hardenberg bietet seine vor nun 70 Jahren geschriebenen Denkwürdigkeiten dar und Ranke überliefert sie der heutigen Welt zum Studium. Dem ganzen vierbändigen Werke gab Ranke den Titel: „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg", und er hat dasselbe so eingetheilt, daß der erste und vierte Band in 4 Büchern eine geschichtliche Darstellung der Jahre 1793 bis 1813 und die Hardenberg'sche Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates enthalten, während der zweite und dritte Band von den „eigenhändigen Memoiren" des Staatskanzlers gefüllt werden. Wir verweilen zunächst bei den Memoiren.

Bei den Friedensverhandlungen zu Tilsit bestand der Kaiser Napoleon, welcher vorgab in der Person seines Gesandten durch Hardenberg beleidigt zu sein, auf den Rücktritt des leitenden Ministers, der sich darauf vorübergehend nach Riga begab und dann dauernd in Tilsit niederließ, wo er die Räume bewohnte, in denen die Kaiser Alexander und Napoleon den Frieden geschlossen hatten. In der ihm aufgezwungenen Muße beschäftigte sich Hardenberg, einer Lieblingsneigung folgend, gern mit der classischen Literatur, ohne dabei die Erzeugnisse des Tages, welche die Ereignisse der letzten Jahre und vielfach ihn selbst betrafen, aus den Augen zu verlieren. Vielmehr waren es diese, welche, häufige Unrichtigkeiten, ja persönliche Angriffe enthaltend, ihn bewogen, gestützt auf sorgfältig geführte Tagebücher und im Besitz der „mit ihm ausgewanderten" Staatspapiere, eine Darstellung der preußischen Politik der Jahre 1803—1807 zu verfassen, insoweit er selbst als Minister eine Rolle darin gespielt hat. So entstanden die Memoiren. Es sind also nicht, wie gewöhnlich derartige Aufzeichnungen, Blätter persönlicher Erinnerungen, welche zwar fußend auf historischen Thatsachen, doch in erster Linie die Person des Verfassers berücksichtigen, sondern Erzählungen der Begebenheiten, bewiesen durch amtliche Schriftstücke und beurtheilt von dem Standpunkte des mit den Verhältnissen ganz vertrauten Staatsmannes. Die persönlichen Erinnerungen treten dabei nicht völlig zurück, sondern gerade sie sind es, welche auf den Charakter der mithandelnden Personen helle Lichter und dunkle Schatten werfen, sie sind es, welche die Darstellung an Leben gewinnen und uns die Art des Verfassers erkennen lassen. — Hardenbergs politische Anschauungen waren dem am preußischen Hofe herrschenden Systeme der strengsten Neutralität durchaus entgegen, er war stets für kräftiges und handelndes Einschreiten und gegen die leitende Cabinetsregierung in heftigster Opposition. Die Geradheit seines Wesens läßt ihn, wo er zu tadeln findet, mit Nichten schweigen und so sind viele Stellen in den Memoiren für seine Zeitgenossen nicht ohne, freilich wohlverdiente, Härte. Diese und andere Rücksichten hielten die Hardenberg'schen Memoiren noch 50 Jahre nach dem im Jahre 1822 erfolgten Tode des Staatskanzlers unentsiegelt unter der strengen Obhut des Archivs verwahrt, und erst jetzt treten sie an die Oeffentlichkeit, um über die Epoche, die sie behandeln, „die unterrichtendste Information darzubieten, die überhaupt jemals zu Tage treten konnte", und zugleich durch die wörtliche Mittheilung einer sehr großen Reihe amtlicher Actenstücke für den Historiker den Werth eines Quellenwerkes in Anspruch zu nehmen.

Die Memoiren beginnen mit einem Abschnitt, der die Begebenheiten, die Hardenberg erlebt hat, im Allgemeinen erzählen sollte. Doch hat der Verfasser nur einen kleinen Theil dieser Uebersicht geschrieben, welcher lediglich einen Rückblick auf die älteste Geschichte der Hardenbergs enthält, und weder die Familiengeschichte noch die Autobiographie fortgesetzt. Erst mit dem Jahre 1803 beginnt Hardenberg die fortlaufende Darstellung. Er wirft zunächst einen Blick auf das politische System Friedrich Wilhelms III., welches aus der wohlwollenden und edlen Absicht entsprang, seinen Staaten den Frieden zu erhalten, das aber Hardenberg von vorn herein nicht für das richtige hielt, den Frieden zu sichern. Er meint, Frankreich sei nicht nur durch das Genie Napoleons, sondern vornehmlich durch die moralische Schwäche seiner Gegner, durch das Unzusammenhängende, Einseitige, Zögernde und Unzweckmäßige in ihren Plänen zu seiner Höhe gelangt. Da er jedoch nur für den zeitweilig beurlaubten Grafen Haugwitz die Geschäfte zu führen berufen war, durfte er, selbst bei der Besetzung Hannovers durch die Franzosen, in dieser Zwischenzeit an dem Systeme nicht rütteln. Die Wege, die Hardenberg als die theoretisch gute Richtschnur seiner Politik angibt, laufen dem später doch umgestoßenen Grundsatze des Königs, „so lange nicht ein preußischer Unterthan auf preußischem Gebiete getödtet würde, werde er an keiner Fehde Theil nehmen", gerade entgegen. — Im April 1804 übernahm Hardenberg zum zweiten Male, nun für längere Zeit und etwas selbstständiger, für Haugwitz die Leitung der Staatsgeschäfte und spricht sich beim Antritt seines Amtes über die politischen Verhältnisse der einzelnen Staaten Europas in einer ausführlichen Uebersicht mit voller Klarheit aus. Seine Versuche, das Neutralitätssystem aufzugeben und eine kräftige Sprache zu führen, scheiterten stets: man legte ihm offen und versteckt Hindernisse in den Weg. Die Cabinetsregierung, in den Händen der Cabinetsräthe Lombard, der den Grafen Haugwitz ganz beherrschte, und Beyme, und des Generals von Köckeritz, welche den König von sich abhängig machte und die Minister von ihm fern zu halten wußte, hielt Hardenberg für absolut schädlich und dem Wohle des Staates gefährlich; nicht jetzt allein, sondern auch später noch häufig kämpfte er gegen diesen ihn lähmenden Einfluß, doch stets vergeblich. Wie richtig indessen seine Politik der Entschlossenheit und Festigkeit gewesen, wenn sie überall consequent durchgeführt wäre, beweist nichts klarer, als jener Gewaltstreich Napoleons, da er in Hamburg den englischen Gesandten am niedersächsischen Kreise, Rumbold, auf neutralem Gebiete in der Nacht aufheben und gefangen

Digitized by Google

nach Paris schleppen ließ. Das war eine Beleidigung des Königs als kreisausschreibenden Fürsten, die auf der Stelle energische Maßregeln hervorrufen mußte. Auf Hardenbergs Rath unterblieben solche nicht, und Napoleon, der in seinem Stolz nicht leicht einen Schritt zurück that, gab hier dem Verlangen des Königs öffentlich und schnell nach, ein Beweis, was Preußen durch Festigkeit verbunden mit Mäßigung vermochte und früher vermocht hätte. Auch im folgenden Jahre, 1805, als, bei veränderter politischer Combination, Preußen immer noch sein schwankendes System zwischen Rußland und Frankreich festhielt, und Alexander mit dem Einmarsch in Preußen drohte, vermochte Festigkeit und Consequenz diese Gefahr glücklich zu beseitigen. Doch konnte Hardenberg nichts Entscheidendes thun, er stand zu isolirt, und selbst, als die Verletzung des Ansbachischen Gebietes, von der wir erfahren, daß Napoleon sie längst vorbereitet hatte, vorgefallen war, geschah nichts, Haugwitz ward wieder herbeigezogen und der „Genius der Schwäche und Charakterlosigkeit, der so lange über der preußischen Politik gewaltet hatte", behielt seine Herrschaft. Und nicht der Diplomat, Haugwitz, allein war es, der die Politik der Schwäche leitete, sondern die einflußhabenden Generale mit wenigen Ausnahmen, welche „lauter Politik trieben und die Staaten regieren wollten", unterstützten den Grafen darin mit allen Kräften. Als darauf im December von Haugwitz der Schönbrunner-Tractat, der Hardenberg durchaus widerstrebte, abgeschlossen war, beschloß er sich zurückzuziehen. Doch mochte Friedrich Wilhelm III. Hardenberg nicht missen, und auch die Königin, welche diesen Staatsmann überhaupt sehr hoch stellte und stets, namentlich aber in der augenblicklichen trüben Lage des Staates viel von ihm erwartete, richtete ein Schreiben an ihn, in dem sie ausruft: „il est impossible, que vous veuillez quitter dans ce moment le service du roi et votre place dans le cabinet"; es sei ihr ein großer Trost die Geschäfte in seinen Händen, „de l'homme le plus estimable, le plus pur, qui existe", zu wissen. Die Schwierigkeit der Situation war durch den Schönbrunner Tractat nicht verringert, denn dahin hatte das Schwanken geführt, daß man nun mit Napoleon Verbindungen angeknüpft hatte, ohne es mit Rußland verderben zu wollen, was bei dieser letzteren Macht Mißtrauen erwecken mußte. Als dann die Demobilmachung erfolgte, ohne daß der leitende Minister, der einige Tage unpäßlich war, davon erfuhr, und Haugwitz am 15. Februar 1806 den Pariser Tractat abgeschlossen hatte, übergab Hardenberg ohne Schmerz das Portefeuille an Haugwitz, der den Staat in diese aussichtslos schwierige und traurige Lage versetzt hatte, und schied mit der vollen Anerkennung des Königs aus dem Amte eines ersten Ministers, da seine Anschauungen mit dem herrschenden Systeme nicht in Harmonie zu bringen waren; die Finanzsachen und die Leitung der fränkischen Angelegenheiten behielt er jedoch in der Hand und wurde überhaupt au courant der Geschäfte gehalten. Hardenberg zog sich auf sein Gut Tempelberg bei Berlin zurück und Haugwitz erntete die allgemeine Verachtung, die sich in Berlin dahin steigerte, daß ihm zwei Mal die Fenster zertrümmert wurden und er in Pasquillen und Carricaturen eine wenig beneidenswerthe Rolle zu spielen wohl oder übel dulden mußte.

Doch war Hardenberg nun nichts weniger als beseitigt. Gerade in dieser scheinbaren Zurückgezogenheit war er berufen eine Rolle zu spielen, über die seine Denkwürdigkeiten völlig neue Aufschlüsse geben; es war die des geheimen Vermittlers zwischen Rußland und Preußen, welche er allen Schwierigkeiten zum Trotz mit Glanz durchführte. Denn Frankreich durfte man nicht trauen, „Betrug und Raubsucht waren noch immer die beiden Grundpfeiler der Politik seines Herrschers und seiner Gehülfen", ohne Rücksicht auf die Allianz und den Tractat mit Preußen war man dort jetzt bereit, Hannover diesem wieder zu entziehen. Als dann der Rheinbund errichtet war und Napoleons Pläne immer deutlicher hervortraten, ward der Krieg, großentheils durch des Grafen Haugwitz Politik, unvermeidlich. Hardenberg führt uns alle verschlungenen Fäden der Politik der verschiedenen Höfe, die zum Kriege leiteten, mit großer Klarheit vor und schmückt seine Darstellung mit vielen kleinen für die Sache und den Erzähler charakteristischen Details. Den Brief des Königs an Napoleon vom 26. September, in dem er ihm das ganze Preußen zugefügte Unrecht unumwunden vorhält, theilt er nach seinem vollen Wortlaute mit. „Das Schreiben ist schön, wahr, durchaus wahr," sagt er, „aber man muß es dennoch für sehr unklug erkennen, einen Monarchen an den anderen in diesem Ton schreiben zu lassen und auf diese Weise den Krieg mit Beleidigungen anzufangen, die voraussichtlich von einem Napoleon nie verziehen werden konnten. Höchstens war das die Sprache, die der Sieger führen konnte, nachdem er ihn gedemüthigt hatte." Lombard war der Verfasser. Die Kriegsbegebenheiten selbst faßt Hardenberg kurz in prägnanten Schilderungen zusammen und auch sie entbehren nicht der interessantesten Einzelheiten. Wir heben jene Fahrt Hardenbergs mit der Königin nach Küstrin und die Scene in Schönlanke hervor, als mitten in der Nacht eine Menge Leute Hardenbergs Wagen beim Umspannen umringten und verlangten, der König sollte ihnen doch nur Waffen geben; und die allgemeine Begeisterung für die Sache des Vaterlandes sprach sich nicht weniger in demselben Schönlanke aus, als ein alter Brandenburger, der sich auf diese Eigenschaft viel zu Gute that, von einem ehemaligen Polen mit der Aeußerung zurückgewiesen wurde, daß sie alle ebenso gut Brandenburger wären, als er. — Auch jetzt noch und bis zu Ende spielte Haugwitz eine schlechte Rolle. Als er im November durch Graudenz kam, ließ er bei der Annäherung einiger französischer Patrouillen, ohne alle Ursache, vielleicht um über Manches den Schleier der Ungewißheit zu werfen, fast alle Acten des auswärtigen Departements, die er bei sich hatte, verbrennen; und bald darauf, als der König, gestützt auf Rußland, die ihm von seiner nahen Umgebung und Haugwitz empfohlene Annahme eines Waffenstillstandes mit Napoleon ablehnte, bat Graf Haugwitz um seine Entlassung, und „der schlechte Steuermann verließ das Schiff, das er auf den Strand setzte, im gefährlichsten Augenblick, und ging, mit Schande und Verachtung beladen, durch Umwege auf seine Güter nach Schlesien, in eine von den Feinden besetzte Provinz, wo er, der Urheber des Krieges, mitten unter ihnen lebte". Der General von Zastrow übernahm darauf das Portefeuille, der Krieg wurde fortgesetzt, aber immer unglücklich und der Beginn des Jahres 1807 sah die königliche Familie auf der Flucht nach Memel und Stein wurde entlassen. Im Anfang März ward Hardenberg wieder an die Spitze der Geschäfte gerufen, Kaiser Alexander kam nach Memel, und von hier aus zog der Hof nach Kydullen, um die russischen Garden zu sehen. Hier, in dem unscheinbaren Dörflein, verfaßte Hardenberg ein Memoire über eine Coalition gegen Frankreich, das Gedanken enthielt, „welche die Zukunft der Welt umfaßten". Man solle Oestreich zur Theilnahme an dem Kriege bewegen, England und Schweden zur Unterstützung auffordern; ein militärischer Plan für die Operationen der Preußen und Russen sei unentbehrlich, ebenso ein politischer Plan, um Jedermann zu überzeugen, daß es das allgemeine Interesse sei, was man verfolge; Preußen und Rußland würden die Initiative ergreifen, wenn die übrigen Mächte zu folgen fest entschlossen wären; ein fester Zustand von Europa müsse hergestellt werden; Deutschland unter der Führung von Oestreich und Preußen und unter Garantie von England und Rußland müsse unabhängig und stark genug sein, um Frankreich Widerstand zu leisten, die kleineren Fürsten müssen sich den führenden Großstaaten fügen; Preußen endlich müsse bessere Grenzen erhalten. Zu den politischen und militärischen Plänen, die damals zwischen Rußland und Preußen verabredet wurden, gehört auch jener Gedanke des Fürsten Radziwill, eine Gegeninsurrection in dem ehemaligen Polen zu bewirken: der König solle den Titel eines Königs von Großpolen annehmen, der Kaiser von Rußland den eines Königs von Litthauen, Großherzogs von Podolien und Volhynien; beide Mächte sollten Legionen errichten, und durch diese in ihrem Dienst stehenden polnischen Nationalarmeen die Polen von den Franzosen abziehen. — Doch die Schlacht bei Friedland veränderte mit

Digitized by Google

einem Schlage die Sachlage. Napoleon blieb Sieger und Alexander war schwach genug, sofort einseitig Waffenstillstand zu schließen, und damit war das Schicksal Preußens besiegelt: „es hatte keine Wahl, es mußte dem Strome folgen und in seiner Lage unaufhaltsam in die Pläne mit fortgerissen werden, über die Rußland und Frankreich sich vereinigen würden". Ein erstes Opfer war Hardenberg selbst. Napoleons Haß gegen ihn war unauslöschlich, und er forderte bestimmt die Entlassung dieses Ministers, unter dessen Mitwirkung er niemals Frieden schließen wollte. Hardenberg rieth selbst dem Könige dazu, ihn von den Geschäften zu entbinden, und es folgte dann jene Zusammenkunft der Kaiser und des Königs auf dem Memelstrome, die für Friedrich Wilhelm der Anfang einer langen Reihe von Demüthigungen wurde, welche er mit wahrer Größe ertrug, während die Kaiser ein enges Verhältniß knüpften, welches Kaiser Alexanders Eitelkeit schmeichelte. Sie verhandelten sogar unter vier Augen und Napoleon sagte zum Kaiser Alexander: „je serai votre secrétaire, Sire, et vous serez le mien". Hardenberg läßt eine merkwürdige Parallele zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm folgen, die dem Ersteren wenig günstig lautet. — An dem Friedensschluß hatte Hardenberg keinen Antheil mehr. Nachdem er dem König mit Erfolg gerathen, den Minister Stein wieder zu berufen und auf den Wunsch des Königs zugesagt hatte, eine Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates auszuarbeiten, ging er, begleitet von den Geheimen Räthen Freiherrn von Altenstein und Niebuhr, nach Riga. Die erwähnte Denkschrift, ein Actenstück von der allergrößten Bedeutung, übersandte Hardenberg im September an den König. — Mit diesem Zeitpunkte schließen die eigenhändigen Memoiren.

Auf dem Titelblatte des Werkes bezeichnet sich Ranke einfach als den Herausgeber der Denkwürdigkeiten, aber sein Antheil an dem epochemachenden Buche ist doch ein größerer und nicht zu unterschätzender; denn nichts Anderes als eine Geschichte der preußischen Politik in den zwanzig Jahren von der Revolution bis zur Erhebung Preußens bietet uns der greise Historiker in zwei umfangreichen Bänden dar. Nichts kann ferner liegen, als ein einem Urtheile nahe kommendes Wort darüber sprechen zu wollen: es ist ja eben Ranke, der sie schrieb; doch können wir uns nicht versagen, zum Schlusse wenigstens über die Einrichtung seines Buches eine kurze Mittheilung folgen zu lassen.

Außer den Memoiren fanden sich in dem literarischen Nachlasse des Staatskanzlers Sammlungen und Arbeiten, die der langjährige Freund desselben Friedrich Schoell, welcher dereinst ein großes Werk über die Thätigkeit Hardenbergs schreiben sollte, zusammengebracht hatte. Dieser reiche Stoff war so mannigfaltig, daß er über den ganzen Zeitabschnitt vielfach neues Licht verbreitete; zudem durfte die Fülle des urkundlichen Materials, die sich in jenen Sammlungen vorfand, nicht unberücksichtigt bleiben, und endlich konnte Ranke archivalische Schätze benutzen, die weder Schoell noch Hardenberg selbst gekannt haben. So entstand statt einer Einleitung zu den Memoiren oder einer einfachen Biographie, diese preußische Geschichte. In die Memoiren selbst hat Ranke die kleineren, denselben von Hardenberg beigegebenen, Actenstücke verwebt; die größeren Belegstücke, die „pièces justificatives", behält er einem fünften Bande vor.

Das erste Buch erzählt uns die Lebensschicksale Hardenbergs bis zu seinem Eintritt in den preußischen Dienst, bringt Auszüge aus seinen Reisetagebüchern und berichtet über seine Thätigkeit zuerst in hannoverschen und braunschweigischen Diensten und dann als brandenburgischer Minister in den fränkischen Fürstenthümern. Im zweiten Buche lernen wir die preußische und deutsche Politik in den Jahren 1794 und 1795 und Hardenbergs Antheil daran, vornehmlich bei dem Friedensschlusse zu Basel, würdigen, verfolgen im dritten Buche die Geschicke Preußens in der Zeit der Neutralität bis znm Ausbruche des Krieges und lesen im vierten Buche, das den ganzen vierten Band füllt, die lichtvolle Darstellung des Krieges von 1806, die Schilderung von der Demüthigung Preußens und endlich seiner Erhebung. Soweit die Schoell'schen Sammlungen reichen, bis zum Sommer 1813, verfolgt Ranke die Geschichte der Politik, und schließt mit einem Ueberblick über die Reconstruction des preußischen Staates. Es ist die Geschichte des alten Preußens und Europas in ihrem welthistorischen Kampfe gegen die neuen, durch Frankreich vertretenen, revolutionären Tendenzen bis zu einer Zeit, da „die Coalition gegen Napoleon geschlossen und Preußen in seinen alten Rang unter den Mächten wieder aufgenommen wurde". In großen, klaren und festen Zügen tritt uns die Epoche vor Augen und mit vollkommener Freude genießt der Leser wie die Darstellung der großen Ereignisse, so die Schilderung der Charaktere Friedrich Wilhelms II. und III., der Königin Luise, eines Scharnhorst, eines Stein; als ein besonders schöner Abschnitt erscheint uns die Erzählung von der Gründung der Universität Berlin. Immer aber bleibt Hardenbergs Person im Vordergrund und die letzten Worte des Buches sprechen nach einer treffenden Parallele zwischen ihm und Stein noch einmal die volle Anerkennung seines Wirkens für den preußischen Staat in folgender Weise aus: „Ein altes Sprüchwort sagt: jeder Mensch hat sein Aber; und wer wüßte nicht, daß es auch von Hardenberg gilt. Aber gewiß ist doch: tiefer als Hardenberg hatte noch niemals ein Staatsmann seinen Namen in die ehernen Tafeln der preußischen Geschichte eingegraben."

Das Gefühl, mit dem wir das Werk aus der Hand legen, ist das des Dankes, dafür, daß dem Vaterlande in trüber Zeit ein Mann gegeben war, der an der Spitze der leitenden Kreise seine großen und heilsamen Gedanken zum Wohle des Ganzen zur Ausführung bringen durfte, und der Dankbarkeit nicht minder für den großen Historiker, der in hohem Greisenalter dem Vaterlande diese jugendfrische und meisterhafte Geschichte seiner schwersten und seiner großen Zeit dargebracht hat.

Ernst Friedlaender.

Dantes Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit.

Von Karl Bartsch.*)

Im Jahre 1327, also wenige Jahre nachdem in Ravenna Dante seine Pilgerlaufbahn vollendet, wollte der Cardinal Bertrando di Poggato des Dichters Gebeine dem Feuer überliefern, weil es die Gebeine eines Ketzers waren. Zwar wurde diese That des rohesten Fanatismus durch einen Landsmann des Dichters, Pino della Tosa, verhindert; aber das vermochte er nicht zu verhindern, daß der Cardinal Dantes Schrift über die Monarchie auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

So groß, daß er selbst das Grab überdauerte, war der Haß der römischen Kirche gegen Dante.

Wir müssen uns fragen: Hatte er diesen Haß verdient? Hatte er verdient, als Ketzer verurtheilt zu werden?

Antworten wir zuerst auf die letzte Frage.

Wenn das Wesen der Ketzerei im Abweichen von den Lehren und Grundwahrheiten des Christenthums besteht, dann kann gegen Dante dieser Vorwurf nie erhoben werden.

Von seinem tiefen, religiösen Empfinden, von seinem wahrhaftigen Christenthum legt jedes Blatt seiner göttlichen Komödie Zeugniß ab. Keines der Geheimnisse der christlichen Lehre wird von ihm irgendwie angezweifelt. Wiederholt erinnert er an die Grenzen, an denen der stolze, nach Wissen und Erkenntniß strebende Geist des Menschen stille halten muß und die überschreiten zu wollen thörichte Verwegenheit ist. Erst nachdem er vom heiligen Petrus im christlichen Glauben geprüft worden, erst nachdem sein Glaube als echt und vollgültig befunden, ist er befähigt in die letzten Mysterien desselben einen Blick zu werfen und in's Auge Gottes selbst zu schauen.

*) Vortrag gehalten auf der Philologenversammlung in Tübingen am 28. September 1876. Hier in ausgeführterer Gestalt.

Digitized by Google

Freilich als strebender und nach Wahrheit ringender Mensch verwirft Dante die Berechtigung des Zweifels keineswegs. Er sagt selbst ausdrücklich (Paradies 4, 130 ff.)*):

Der Zweifel keimt, dem Schößling zu vergleichen,
Am Fuß der Wahrheit, und uns treibt sein Trieb
Von Höh' zu Höh' zum Gipfel auf zu reichen.

Aber des Zweifels Herr werden, das stolze Herz demüthigen, zurückkehren zum Glauben — das lehrt er in seinem großen Gedichte.

Welch tiefer Ernst es ihm mit seiner sittlichen Läuterung ist, das bezeugt, um nur Einiges herauszugreifen, die reuige Selbstanklage, die er beim Wiedersehen mit der Geliebten seiner Jugend, mit Beatrice, die ihm, zum göttlichen Wesen verklärt, im irdischen Paradiese entgegentritt, aus dem Munde derselben gegen sich erheben läßt**); das bezeugen die letzten Worte, mit denen er von der auf ihren Platz in der weißen Rose des Paradieses zurückgekehrten Beatrice Abschied nimmt***); das zeigt das Gebet, welches für ihn und mit ihm der heilige Bernhard zur Jungfrau Maria emporsendet und das seine Stelle hier finden möge.

O Magd und Mutter, Tochter deines Sohnes,
Demüthigste und höchste Creatur,
Ziel, vorbestimmt im Rath des ewigen Thrones,

Du hast so hoch die menschliche Natur
Geadelt, daß dem Schöpfer werth sie däuchte,
Daß als Geschöpf er in sie niederfuhr.

In deinem Leib entglomm auf's Neu' die Leuchte
Der Lieb', an deren Gluth im ewigen Frieden
Entsproß die Rose, daß sie ewig leuchte.

Als mittagshelles Liebeslicht beschieden
Bist du hier oben uns; aus deinem Schoß
Quillt lebend Hoffen Sterblichen dortnieden.

Du, Herrin, kannst so viel und bist so groß,
Daß, wer nach Gnade strebt und nicht will fliegen
Zu dir, sich wünscht zu fliegen flügellos.

Und deine Huld eilt nicht nur beizustehen
Dem, der dich bittet, nein! zu mancher Zeit
Will sie dem Flehn freiwillig vorangehen.

In dir ist Mitleid, ist Barmherzigkeit,
In dir ist Großmuth, ist vereint zum Bunde
Was einem Wesen Gott an Huld verleiht.

Nun bittet Dieser, der vom tiefsten Schlunde
Des Weltalls bis hierher der Geister Leben
Geschaut bis zu der höchsten Kreise Runde,

Daß du aus Gnaden Kraft ihm wollest geben,
Mit seinen Augen jetzt noch höher sich
Bis zu dem letzten Heile zu erheben.

Ich, der für mein Schaun mehr als seines ich
Niemals erglühte, bringe all mein Flehen
Dir dar, und fleh', befriedigen mög' es dich,

Daß du durch dein Gebet weg mögest wehen
Ihm jede Wolke seiner Sterblichkeit,
Und höchste Lust er mög' entfaltet sehen.

Noch fleh' ich, Herrin, dich, der Gott verleiht
All was du willst: woll' ihm gesund erhalten
Nach solchem Schaun sein Sehnen alle Zeit.

Menschliche Regung zügl' in ihm dein Walten!
Sieh dort Beatrix, zu dir hingekehrt,
Mit all den Seligen dir die Hände falten.

*) Ich citire nach meiner so eben (Leipzig bei F. C. W. Vogel) erschienenen Uebersetzung.

**) Fegefeuer 30. und 31. Gesang.

***) Paradies 31, 79—90.

Wie weit entfernt von allem ketzerischen Irrthum Dante selbst sich wußte, das zeigt das strenge Gericht, welches er über alle Arten von Ketzern ergehen läßt. In glühenden Särgen, deren Deckel aufgeschlagen sind, liegen sie in der Stadt des Dis. Sein unbeugsamer Gerechtigkeitssinn läßt ihn selbst den großen Staufen, Kaiser Friedrich II., von dieser Strafe nicht ausnehmen, weil er ein religiöser Freigeist war (Hölle, 10, 119). Männer, wie Farinata Uberti, das Haupt der Ghibellinen in Toscana, von dem Dante mit größter Hochachtung spricht, wie der Vater seines Freundes Guido Cavalcanti dulden die gleiche Strafe.

Bezeichnend ist freilich als ein Beleg, wie wenig unfehlbar die Person des Papstes unserm Dichter erscheint, der Umstand, daß unter den Ketzern auch ein Papst, Anastasius II., sich befindet (Hölle 11, 8).

Die Stifter religiöser Secten werden, weil sie Spaltungen gestiftet, dadurch bestraft, daß sie in der Hölle in zerrißner Gestalt, von Teufeln zerfetzt und immer wieder hergestellt, wandeln müssen; und nicht etwa nur ein Mohammed, der die größte Spaltung hervorgerufen, sondern auch Sectirer innerhalb der christlichen Kirche, wie Fra Dolcino, der 1296 das Haupt der für ketzerisch geltenden Secte der Humiliaten oder apostolischen Brüder geworden war, werden jener Abtheilung der Hölle zugewiesen.*)

Die Ketzerei bezeichnet Dante als den Fuchs, welcher in den Wagen der Kirche sich eingedrängt habe.**) Er rühmt es als ein besonderes Verdienst des Stifters des Dominicanerordens, des heiligen Dominicus, daß derselbe die Ausrottung der Ketzerei, die seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts besonders üppig zu gedeihen anfing, sich zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht hatte. Paradies 12, 97 ff.

Mit Thatkraft und Gelehrtheit brach er sich
Bahn mit des Papstes Vollmacht, daß dem Quelle,
Der tiefem Spalt entquillt, sein Streben glich.

Und am lebendigsten traf an der Stelle
Das ketzrische Gestrüpp sein kühner Muth,
Die, schien es, Widerstand entgegenstelle.

Von ihm entsprang verschiedner Bäche Fluth,
Berieselnd des kathol'schen Gartens Saat,
Drob seine Sträucher grünen wohlgemuth.

Einen Anhaltspunkt für ketzerische Gesinnung vermochten daher auch Dantes erbitterte Gegner, wenn sie ehrlich sein wollten, aus seinen Aeußerungen und Schriften nicht herauszufinden.

Verdiente er daher, müssen wir weiter fragen, den Haß, mit welchem der Fanatismus ihn verfolgte und der sein Leben vergiftete?

Nicht verdient, aber zugezogen hat Dante sich denselben durch die allerdings sehr heftigen und zahlreichen Angriffe, welche er — nicht gegen das Christenthum, sondern gegen die entartete christliche Kirche seiner Zeit geschleudert hat; Angriffe, die an Heftigkeit zum Theil Alles überbieten, was der Freimuth romanischer und deutscher Dichter und Denker im Mittelalter auszusprechen wagte, Angriffe, deren Berechtigung jedoch in Anbetracht der wirklich bestehenden Verhältnisse kaum in Abrede gestellt werden kann.

Wohl hat um ein Jahrhundert früher unser Walther von der Vogelweide, der eine mit Dante sich vielfach berührende und ihm verwandte Natur ist, gegen ähnliche Mißstände und Uebergriffe der Kirche auch sein zorniges Wort laut werden lassen,

*) Hölle 28, 31. 56.

**) Fegefeuer 32, 118 ff.

Dann sah ich in des Siegeswagens Schoß
Sich gierig drängen einen Fuchs, der nie,
So schien es, gutes Futter noch genoß.

Doch als die Herrin schnöder Sünd' ihn zieh,
Da wandt' er sich zur Flucht, des Schreckens Beute,
So weit sein fleischlos Bein ihm Kraft verlieh.

Digitized by Google

Iwo nicht, was ein Ignoranzeid sei. „Sie können ihn ruhig selbst leisten", sagte der Professor zu ihm. Das gilt hier auch; wenn man die Eidesworte „zur Zeit der Brandstiftung" mit den Worten „zur Zeit der Urtheilsfällung" vertauschte, so hätte ein jeder der Herren Urtheilsverfasser den der Schilling zuerkannten Eid mit größter Seelenruhe leisten können.

Nur über Eines kann man streiten, ob die Schnelligkeit oder die Güte der Urtheilsfällung den Vorzug verdiene. Uebrigens ist der Ansatz von 3 Thalern für diesen Wahrspruch nicht zu hoch bemessen, wenn man bedenkt, daß darin ein siebenjähriges Acten-Lagergeld mitbegriffen ist.

Es werden auch in der heutigen Rechtspflege immerhin noch bisweilen seltsame Gewächse gezeitigt; solche aber denn doch nicht. W. Gensel.

Literatur und Kunst.

Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg.

Herausgegeben von Leopold von Ranke. 4 Bände. Leipzig 1877, Duncker und Humblot.

Es ist bemerkenswerth, daß in unseren Tagen, zu einer Zeit, wo Preußen an der Spitze Deutschlands so groß dasteht wie niemals früher, wo unter der Führung des Königs die politische und militärische Leitung des Staates gleich hervorragend ist, sich die vaterländische Geschichtsforschung so gern in jene nicht gar fernen Zeiten versenkt, da das Vaterland seine tiefste Erniedrigung erduldete und durch Unfähigkeit eines Theiles der Männer, die an seiner Spitze standen, immer jäher von seiner Machtstellung herabsank. Quellensammlungen und Darstellungen zur Geschichte jener Epoche haben uns die letzten Jahre zum Theil in bändereichen Werken dargeboten, und die Erstlingsgabe dieses Jahres auf dem Gebiete der historischen Literatur ist abermals ein Buch zur Geschichte jener Zeit. Ein Buch von hervorragendster Bedeutung aus doppeltem Grunde. Denn zwei Männer haben Antheil an demselben, die beide unter den Besten ihren Platz einnehmen: Hardenberg und Ranke. Hardenberg bietet seine vor nun 70 Jahren geschriebenen Denkwürdigkeiten dar und Ranke überliefert sie der heutigen Welt zum Studium. Dem ganzen vierbändigen Werke gab Ranke den Titel: „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg", und er hat dasselbe so eingetheilt, daß der erste und vierte Band in 4 Büchern eine geschichtliche Darstellung der Jahre 1793 bis 1813 und die Hardenberg'sche Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates enthalten, während der zweite und dritte Band von den „eigenhändigen Memoiren" des Staatskanzlers gefüllt werden. Wir verweilen zunächst bei den Memoiren.

Bei den Friedensverhandlungen zu Tilsit bestand der Kaiser Napoleon, welcher vorgab in der Person seines Gesandten durch Hardenberg beleidigt zu sein, auf den Rücktritt des leitenden Ministers, der sich darauf vorübergehend nach Riga begab und dann dauernd in Tilsit niederließ, wo er die Räume bewohnte, in denen die Kaiser Alexander und Napoleon den Frieden geschlossen hatten. In der ihm aufgezwungenen Muße beschäftigte sich Hardenberg, einer Lieblingsneigung folgend, gern mit der classischen Literatur, ohne dabei die Erzeugnisse des Tages, welche die Ereignisse der letzten Jahre und vielfach ihn selbst betrafen, aus den Augen zu verlieren. Vielmehr waren es diese, welche, häufige Unrichtigkeiten, ja persönliche Angriffe enthaltend, ihn bewogen, gestützt auf sorgfältig geführte Tagebücher und im Besitz der „mit ihm ausgewanderten" Staatspapiere, eine Darstellung der preußischen Politik der Jahre 1803—1807 zu verfassen, insoweit er selbst als Minister eine Rolle darin gespielt hat. So entstanden die Memoiren. Es sind also nicht, wie gewöhnlich derartige Aufzeichnungen, Blätter persönlicher Erinnerungen, welche zwar fußend auf historischen Thatsachen, doch in erster Linie die Person des Verfassers berücksichtigen, sondern Erzählungen der Begebenheiten, bewiesen durch amtliche Schriftstücke und beurtheilt von dem Standpunkte des mit den Verhältnissen ganz vertrauten Staatsmannes. Die persönlichen Erinnerungen treten dabei nicht völlig zurück, sondern gerade sie sind es, welche auf den Charakter der mithandelnden Personen helle Lichter und dunkle Schatten werfen, sie sind es, welche die Darstellung an Leben gewinnen und uns die Art des Verfassers erkennen lassen. — Hardenbergs politische Anschauungen waren dem am preußischen Hofe herrschenden Systeme der strengsten Neutralität durchaus entgegen, er war stets für kräftiges und handelndes Einschreiten und gegen die leitende Cabinetsregierung in heftigster Opposition. Die Geradheit seines Wesens läßt ihn, wo er zu tadeln findet, mit Nichten schweigen und so sind viele Stellen in den Memoiren für seine Zeitgenossen nicht ohne, freilich wohlverdiente, Härte. Diese und andere Rücksichten hielten die Hardenberg'schen Memoiren noch 50 Jahre nach dem im Jahre 1822 erfolgten Tode des Staatskanzlers unentsiegelt unter der strengen Obhut des Archivs verwahrt, und erst jetzt treten sie an die Oeffentlichkeit, um über die Epoche, die sie behandeln, „die unterrichtendste Information darzubieten, die überhaupt jemals zu Tage treten konnte", und zugleich durch die wörtliche Mittheilung einer sehr großen Reihe amtlicher Actenstücke für den Historiker den Werth eines Quellenwerkes in Anspruch zu nehmen.

Die Memoiren beginnen mit einem Abschnitt, der die Begebenheiten, die Hardenberg erlebt hat, im Allgemeinen erzählen sollte. Doch hat der Verfasser nur einen kleinen Theil dieser Uebersicht geschrieben, welcher lediglich einen Rückblick auf die älteste Geschichte der Hardenbergs enthält, und weder die Familiengeschichte noch die Autobiographie fortgesetzt. Erst mit dem Jahre 1803 beginnt Hardenberg die fortlaufende Darstellung. Er wirft zunächst einen Blick auf das politische System Friedrich Wilhelms III., welches aus der wohlwollenden und edlen Absicht entsprang, seinen Staaten den Frieden zu erhalten, das aber Hardenberg von vorn herein nicht für das richtige hielt, den Frieden zu sichern. Er meint, Frankreich sei nicht nur durch das Genie Napoleons, sondern vornehmlich durch die moralische Schwäche seiner Gegner, durch das Unzusammenhängende, Einseitige, Zögernde und Unzweckmäßige in ihren Plänen zu seiner Höhe gelangt. Da er jedoch nur für den zeitweilig beurlaubten Grafen Haugwitz die Geschäfte zu führen berufen war, durfte er, selbst bei der Besetzung Hannovers durch die Franzosen, in dieser Zwischenzeit an dem Systeme nicht rütteln. Die Wege, die Hardenberg als die theoretisch gute Richtschnur seiner Politik angibt, laufen dem später doch umgestoßenen Grundsatze des Königs, „so lange nicht ein preußischer Unterthan auf preußischem Gebiete getödtet würde, werde er an keiner Fehde Theil nehmen", gerade entgegen. — Im April 1804 übernahm Hardenberg zum zweiten Male, nun für längere Zeit und etwas selbstständiger, für Haugwitz die Leitung der Staatsgeschäfte und spricht sich beim Antritt seines Amtes über die politischen Verhältnisse der einzelnen Staaten Europas in einer ausführlichen Uebersicht mit voller Klarheit aus. Seine Versuche, das Neutralitätssystem aufzugeben und eine kräftige Sprache zu führen, scheiterten stets: man legte ihm offen und versteckt Hindernisse in den Weg. Die Cabinetsregierung, in den Händen der Cabinetsräthe Lombard, der den Grafen Haugwitz ganz beherrschte, und Beyme, und des Generals von Köckeritz, welche den König von sich abhängig machte und die Minister von ihm fern zu halten wußte, hielt Hardenberg für absolut schädlich und dem Wohle des Staates gefährlich; nicht jetzt allein, sondern auch später noch häufig kämpfte er gegen diesen ihn lähmenden Einfluß, doch stets vergeblich. Wie richtig indessen seine Politik der Entschlossenheit und Festigkeit gewesen, wenn sie überall consequent durchgeführt wäre, beweist nichts klarer, als jener Gewaltstreich Napoleons, da er in Hamburg den englischen Gesandten am niedersächsischen Kreise, Rumbold, auf neutralem Gebiete in der Nacht aufheben und gefangen

Digitized by Google

nach Paris schleppen ließ. Das war eine Beleidigung des Königs als kreisausschreibenden Fürsten, die auf der Stelle energische Maßregeln hervorrufen mußte. Auf Hardenbergs Rath unterblieben solche nicht, und Napoleon, der in seinem Stolz nicht leicht einen Schritt zurück that, gab hier dem Verlangen des Königs öffentlich und schnell nach, ein Beweis, was Preußen durch Festigkeit verbunden mit Mäßigung vermochte und früher vermocht hätte. Auch im folgenden Jahre, 1805, als, bei veränderter politischer Combination, Preußen immer noch sein schwankendes System zwischen Rußland und Frankreich festhielt, und Alexander mit dem Einmarsch in Preußen drohte, vermochte Festigkeit und Consequenz diese Gefahr glücklich zu beseitigen. Doch konnte Hardenberg nichts Entscheidendes thun, er stand zu isolirt, und selbst, als die Verletzung des Ansbachischen Gebietes, von der wir erfahren, daß Napoleon sie längst vorbereitet hatte, vorgefallen war, geschah nichts, Haugwitz ward wieder herbeigezogen und der „Genius der Schwäche und Charakterlosigkeit, der so lange über der preußischen Politik gewaltet hatte", behielt seine Herrschaft. Und nicht der Diplomat, Haugwitz, allein war es, der die Politik der Schwäche leitete, sondern die einflußhabenden Generale mit wenigen Ausnahmen, welche „lauter Politik trieben und die Staaten regieren wollten", unterstützten den Grafen darin mit allen Kräften. Als darauf im December von Haugwitz der Schönbrunner Tractat, der Hardenberg durchaus widerstrebte, abgeschlossen war, beschloß er sich zurückzuziehen. Doch mochte Friedrich Wilhelm III. Hardenberg nicht missen, und auch die Königin, welche diesen Staatsmann überhaupt sehr hoch stellte und stets, namentlich aber in der augenblicklichen trüben Lage des Staates viel von ihm erwartete, richtete ein Schreiben an ihn, in dem sie ausruft: „il est impossible, que vous veuillez quitter dans ce moment le service du roi et votre place dans le cabinet"; es sei ihr ein großer Trost die Geschäfte in seinen Händen, „de l'homme le plus estimable, le plus pur, qui existe", zu wissen. Die Schwierigkeit der Situation war durch den Schönbrunner Tractat nicht verringert, denn dahin hatte das Schwanken geführt, daß man nun mit Napoleon Verbindungen angeknüpft hatte, ohne es mit Rußland verderben zu wollen, was bei dieser letzteren Macht Mißtrauen erwecken mußte. Als dann die Demobilmachung erfolgte, ohne daß der leitende Minister, der einige Tage unpäßlich war, davon erfuhr, und Haugwitz am 15. Februar 1806 den Pariser Tractat abgeschlossen hatte, übergab Hardenberg ohne Schmerz das Portefeuille an Haugwitz, der den Staat in diese aussichtslos schwierige und traurige Lage versetzt hatte, und schied mit der vollen Anerkennung des Königs aus dem Amte eines ersten Ministers, da seine Anschauungen mit dem herrschenden Systeme nicht in Harmonie zu bringen waren; die Finanzsachen und die Leitung der fränkischen Angelegenheiten behielt er jedoch in der Hand und wurde überhaupt au courant der Geschäfte gehalten. Hardenberg zog sich auf sein Gut Tempelberg bei Berlin zurück und Haugwitz erntete die allgemeine Verachtung, die sich in Berlin dahin steigerte, daß ihm zwei Mal die Fenster zertrümmert wurden und er in Pasquillen und Carricaturen eine wenig beneidenswerthe Rolle zu spielen wohl oder übel dulden mußte.

Doch war Hardenberg nun nichts weniger als beseitigt. Gerade in dieser scheinbaren Zurückgezogenheit war er berufen eine Rolle zu spielen, über die seine Denkwürdigkeiten völlig neue Aufschlüsse geben; es war die des geheimen Vermittlers zwischen Rußland und Preußen, welche er allen Schwierigkeiten zum Trotz mit Glanz durchführte. Denn Frankreich durfte man nicht trauen, „Betrug und Raubsucht waren noch immer die beiden Grundpfeiler der Politik seines Herrschers und seiner Gehülfen", ohne Rücksicht auf die Allianz und den Tractat mit Preußen war man dort jetzt bereit, Hannover diesem wieder zu entziehen. Als dann der Rheinbund errichtet war und Napoleons Pläne immer deutlicher hervortraten, ward der Krieg, großentheils durch des Grafen Haugwitz Politik, unvermeidlich. Hardenberg führt uns alle verschlungenen Fäden der Politik der verschiedenen Höfe, die zum Kriege leiteten, mit großer Klarheit vor und schmückt seine Darstellung mit vielen kleinen für die Sache und den Erzähler charakteristischen Details. Den Brief des Königs an Napoleon vom 26. September, in dem er ihm das ganze Preußen zugefügte Unrecht unumwunden vorhält, theilt er nach seinem vollen Wortlaute mit. „Das Schreiben ist schön, wahr, durchaus wahr," sagt er, „aber man muß es dennoch für sehr unklug erkennen, einen Monarchen an den anderen in diesem Ton schreiben zu lassen und auf diese Weise den Krieg mit Beleidigungen anzufangen, die voraussichtlich von einem Napoleon nie verziehen werden konnten. Höchstens war das die Sprache, die der Sieger führen konnte, nachdem er ihn gedemüthigt hatte." Lombard war der Verfasser. Die Kriegsbegebenheiten selbst faßt Hardenberg kurz in prägnanten Schilderungen zusammen und auch sie entbehren nicht der interessantesten Einzelheiten. Wir heben jene Fahrt Hardenbergs mit der Königin nach Küstrin und die Scene in Schönlanke hervor, als mitten in der Nacht eine Menge Leute Hardenbergs Wagen beim Umspannen umringten und verlangten, der König sollte ihnen doch nur Waffen geben; und die allgemeine Begeisterung für die Sache des Vaterlandes sprach sich nicht weniger in demselben Schönlanke aus, als ein alter Brandenburger, der sich auf diese Eigenschaft viel zu Gute that, von einem ehemaligen Polen mit der Aeußerung zurückgewiesen wurde, daß sie alle ebenso gut Brandenburger wären, als er. — Auch jetzt noch und bis zu Ende spielte Haugwitz eine schlechte Rolle. Als er im November durch Graudenz kam, ließ er bei der Annäherung einiger französischer Patrouillen, ohne alle Ursache, vielleicht um über Manches den Schleier der Ungewißheit zu werfen, fast alle Acten des auswärtigen Departements, die er bei sich hatte, verbrennen; und bald darauf, als der König, gestützt auf Rußland, die ihm von seiner nahen Umgebung und Haugwitz empfohlene Annahme eines Waffenstillstandes mit Napoleon ablehnte, bat Graf Haugwitz um seine Entlassung, und „der schlechte Steuermann verließ das Schiff, das er auf den Strand setzte, im gefährlichsten Augenblick, und ging, mit Schande und Verachtung beladen, durch Umwege auf seine Güter nach Schlesien, in eine von den Feinden besetzte Provinz, wo er, der Urheber des Krieges, mitten unter ihnen lebte". Der General von Zastrow übernahm darauf das Portefeuille, der Krieg wurde fortgesetzt, aber immer unglücklich und der Beginn des Jahres 1807 sah die königliche Familie auf der Flucht nach Memel und Stein wurde entlassen. Im Anfang März ward Hardenberg wieder an die Spitze der Geschäfte gerufen, Kaiser Alexander kam nach Memel, und von hier aus zog der Hof nach Kydullen, um die russischen Garden zu sehen. Hier, in dem unscheinbaren Dörflein, verfaßte Hardenberg ein Memoire über eine Coalition gegen Frankreich, das Gedanken enthielt, „welche die Zukunft der Welt umfaßten". Man solle Oestreich zur Theilnahme an dem Kriege bewegen, England und Schweden zur Unterstützung auffordern; ein militärischer Plan für die Operationen der Preußen und Russen sei unentbehrlich, ebenso ein politischer Plan, um Jedermann zu überzeugen, daß es das allgemeine Interesse sei, was man verfolge; Preußen und Rußland würden die Initiative ergreifen, wenn die übrigen Mächte zu folgen fest entschlossen wären; ein fester Zustand von Europa müsse hergestellt werden; Deutschland unter der Führung von Oestreich und Preußen und unter Garantie von England und Rußland müsse unabhängig und stark genug sein, um Frankreich Widerstand zu leisten, die kleineren Fürsten müssen sich den führenden Großstaaten fügen; Preußen endlich müsse bessere Grenzen erhalten. Zu den politischen und militärischen Plänen, die damals zwischen Rußland und Preußen verabredet wurden, gehört auch jener Gedanke des Fürsten Radziwill, eine Gegeninsurrection in dem ehemaligen Polen zu bewirken: der König solle den Titel eines Königs von Großpolen annehmen, der Kaiser von Rußland den eines Königs von Litthauen, Großherzogs von Podolien und Volhynien; beide Mächte sollten Legionen errichten, und durch diese in ihrem Dienst stehenden polnischen Nationalarmeen die Polen von den Franzosen abziehen. — Doch die Schlacht bei Friedland veränderte mit

Digitized by Google

die Reunionspläne Leibnizens eben so begünstigt haben, wie das moralische Ansehen mancher Notabilitäten innerhalb des damaligen katholischen Clerus, trotzdem die gerade um die Zeit seiner Bemühungen eintreffende Aufhebung des Edictes von Nantes ihm Zweifel über die Ausführbarkeit seines Vorhabens hätte eingeben müssen. Nichtsdestoweniger betrieb er seinen Plan mit Eifer, besonders da ihm von Rom aus, wie auch von einem gewissen Theil der französischen Geistlichkeit, ein bereitwilliges Entgegenkommen gezeigt wurde, während es auch protestantischerseits an redlichen Annäherungsversuchen nicht fehlte. Da aber schließlich die katholische Partei die Reunion nur als Uebertritt in den Schoß ihrer Kirche verstanden wissen wollte, mußten Leibnizens Bemühungen stranden. Keinen besseren Erfolg hatte er, als er später seine Unionsgedanken in der beschränkteren Form einer Vereinigung der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse zu einer einzigen evangelischen Kirche durchzuführen versuchte.

So viel Gewinnendes und Einleuchtendes der Gedanke einer christlichen Bekenntnißeinheit für eine vorwiegend durch das Gefühl bestimmte Ueberzeugung haben mag, so wenig durchführbar ist derselbe, wie zur Genüge daraus ersichtlich, daß noch heutzutage freisinnige Richtungen innerhalb des Katholicismus weder einen Anschluß an derartige innerhalb des Protestantismus oder an diesen in seiner streng confessionellen Form suchen, sondern als besondere Gemeinden sich behaupten. Mit ihren wohlgemeinten Bestrebungen standen Grotius und Leibniz freilich dem Zeitpunkt einer einst vorhandenen abendländisch-christlichen Kirche näher, und durften daher die Unausführbarkeit ihres Beginnens übersehen. Lange bevor jedoch die Thatsachen gegen Leibnizens Vorschläge und Versuche Einspruch gethan, hatte diese unwiderrufliche Entscheidung eine gleichsam vorahnende Beistimmung durch Spinozas „Tractatus theologico-politicus“ erhalten.

Weit entfernt, die religiösen Mißstände durch ein Uebereinkommen zwischen den verschiedenen Kirchen abstellen zu wollen, findet Spinoza in dem Vorhandensein einer Mehrheit von Bekenntnissen eine dem Wesen der Religion durchaus entsprechende Eigenthümlichkeit. Religion will er auf das friedliche und unantastbare Gebiet der Gesinnung eingeschränkt wissen, wie solche in der Liebe zu den Mitmenschen und einem ihr angemessenen Lebenswandel besteht. Wahre Religion ist mithin bei jeglichem auf Ueberzeugung und sittliches Streben gegründetem Bekenntniß möglich, da unter den mannichfachsten Formen doch die gleichwerthige Lebensführung zur Geltung gelangen kann. Ein Vorrecht, in dieser Hinsicht besser daran zu sein, als andere, kann keiner Bekenntnißform zukommen. Jedenfalls bietet die durch Christus geoffenbarte Religion — welche von der ihn selbst zum Gegenstande der Lehre und Verehrung habenden bei Spinoza genau unterschieden wird — keinerlei Grund zu irgend welcher Ausschließung. Indem Christus sich ausdrücklich an die ganze Menschheit wendet, ist auch nothwendig die größte Mannichfaltigkeit in der Art und Weise, seine Lehre, wie solche zumal in der Bergpredigt zusammengefaßt ist, dem Gemüthe deutlich zu machen, gegeben. Schon unter seinen Jüngern trat eine Verschiedenheit der Auffassung und Unterweisung in der von ihm verkündeten Lehre auf. Der Paulinismus nahm einen anderen Charakter an, als die dem Jacobus und Petrus eigenthümliche Auffassung, welche ihrerseits wieder von der des Johannes abweichend war. Solches würde das rechte Gedeihen der Lehre Christi nicht beeinträchtigt haben, wenn man bei deren Verbreitung sich einfach an die vom Urheber ertheilten Lehrsätze gehalten hätte, wie sie jedem reinen unverdorbenen Sinn faßbar und die Frömmigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung befestigen helfen. Doch die Lehre wurde dem ihr wesentlichen Verständniß der Menge entrückt, als die priesterlichen Vertreter der Religion, durch Hinzuziehung von allerhand derselben durchaus fremden speculativen und phantastischen Elementen, ein ebenso willkürliches wie verschlungenes Dogmennetz an deren Stelle setzten und dasselbe mit gottesdienstlichen Formen und zahllosen eiteln Bräuchen so ausstatteten, daß, statt der Lehre in ihrer sittlichen Reinheit, die Kirche und ihre Würdenträger der Mittelpunkt der Religion wurden. Unter den verschiedenen Auffassungsarten des christlichen Bekenntnisses handelt es sich seitdem keineswegs darum, die Religion als den Weg des Heils zu pflegen, sondern um eifersüchtige Rechthaberei hinsichtlich gewisser aus den Urkunden der religiösen Offenbarung herausgeklaubter Sätze und abenteuerlicher Erdichtungen, zu deren Annahme jeder Andersdenkende gezwungen werden soll. Allerdings muß es Jedem freistehen, die ihm zusagende Auffassung der Religion als richtig festzuhalten, nur folgere er daraus nicht, daß alle sonstige Ueberzeugung deshalb verwerflich sei. Mag aber eine Bekenntnißform auch Vorzüge vor anderen voraus haben, so geräth doch jede Religion in eine falsche Stellung, wenn ihr mehr, als das Recht einer vom allgemeinen Gesetz und der bürgerlichen Ordnung bedingten Ausübung gestattet wird. Einer Religion ausschließliche Gültigkeit verleihen, heißt sie selbst in ihrem Wesen vernichten. Denn eine bevorrechtete Religion stützt sich, statt auf die Lauterkeit der Herzensgesinnung, nur auf die äußere, durch staatliche Zwangsmittel aufrechtgehaltene Bekenntnißgemeinschaft, innerhalb welcher jeder Tropf, selbst wenn dessen Lebenswandel sittlich zweifelhaft, als Auserwählter Gottes gilt, während Jeder, auch wenn er durchaus rechtschaffen und tugendhaft, als gottlos verschrieen wird, sobald seine religiösen Ansichten den vorgeschriebenen Glaubensformen nicht entsprechen. Durch Zwang gegen religiöse Ueberzeugung fördert der Staat die Unsittlichkeit der Heuchelei und büßt unwillkürlich sein Herrscherrecht ein. Indem er sich zur Bevorrechtung eines zur Herrschaft erhobenen Bekenntnisses hergibt, werden nämlich die amtlichen Vertreter eines solchen die wahrhaften Inhaber der staatlichen Gewalt. Diese völlig in ihre Hände zu bekommen, verschmäht und versäumt keine religiöse Obrigkeit, wenn sie es nur irgend kann und vortheilhaft findet, und deren Streitigkeiten mit den amtlichen Verwaltern der Regierung gehören zu den nichtswürdigsten Vorgängen in der Geschichte, die namentlich im Treiben des römischen Pontifex gegen die weltlichen Fürsten und die deutschen Kaiser eines der entsetzlichsten Beispiele dieses Unfugs aufzuweisen hat. Ein Staat unter kirchlicher Botmäßigkeit macht seine Gewalt, die ihre eigene vernünftige und nothwendige Bestimmung hat, zu einer Waffe der Unduldsamkeit und Rachgier gewisser, nur auf ihren Vortheil und den Glanz ihres Ansehens bedachter Persönlichkeiten. Da diesen jede freie geistige Regung ein Gräuel ist, trifft die staatlich gebilligte Feindseligkeit gegen selbstständige Ueberzeugungen in erster Reihe die hervorragenden Geister, die der Wahrheit leben. Unvermeidlich wird die Wissenschaft als solche dem priesterlichen Uebermuthe geopfert, wenn einer bestimmten Bekenntnißform die Entscheidung über das was wahr ist oder sein soll zuerkannt wird. Wo aber der Träger der Wissenschaft, wie überhaupt die ungehinderte Ausübung der Denkthätigkeit, dem ungezügelten Hasse eines anmaßenden Standes preisgegeben ist, da wird der Staat seinem Berufe untreu, welchem gemäß er das Wohl und die gleichen Rechte sämmtlicher Staatsangehörigen zu schirmen hat. Diese staatliche Thätigkeit erstreckt sich naturgemäß nur auf die äußeren Beziehungen, auf die Recht und Unrecht betreffenden Handlungen. Im Gebiete des Geistigen darf sich der Staat keinen Eingriff erlauben, denn zu dem durch das Gesetz Jedem zugesicherten Lebensgenuß, wie solcher durch die für Alle gleich bindende und das Gemeinwohl bezweckende Ordnung geregelt ist, gehört auch unbedingt das Recht, das eigene Urtheil zu brauchen. Der freie Gebrauch des Urtheils läßt sich eben so wenig veräußern, wie man über dessen Anwendung jemals Reue empfinden kann. Bei der wissenschaftlichen Thätigkeit ist diese Freiheit selbstverständlich; aber eben so unerläßlich ist sie bei der Religion, die lediglich auf innere Glückseligkeit geht und zu der weder Gesetz noch Gewalt verhilft, sondern nur gute Erziehung und fromme brüderliche Ermahnung, wenn anders wahrhafte Religiosität und nicht gedankenloses Hinnehmen abergläubischer Vorstellungen und äffisches Mitmachen hergebrachter Bräuche walten soll.

Digitized by Google

Das sind die leitenden Gedanken in Spinozas theologisch-politischer Abhandlung*), worin er die Grenzen zwischen der Wissenschaft und der Religion einerseits und dieser und dem Staate andererseits für alle Zeiten festgestellt. Durch das von ihm angewandte Verfahren ist die Schrift selbst auch ein Denkmal in der Geschichte der Wissenschaften geworden. Spinoza gründet nämlich seine Beweisführung auf eine, unabhängig von allen Deutungen der confessionellen oder philosophischen Systeme, geleitete Untersuchung der sogenannten heiligen Schrift, die er ihrem Gehalte nach genau so geprüft und beurtheilt wissen will, „wie die Dinge in der Natur", d. h. mit Bezug auf ihre eigene gegebene Bestimmtheit. Die biblischen Urkunden philologisch und culturhistorisch ihrem Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit nach abschätzend, erörtert er die vornehmsten, das Verhältniß der Gottheit zum Menschen betreffenden Punkte im alten und neuen Testamente — Offenbarung, Weissagung, göttliches Gesetz, Ceremonien und Wunder, Christi Lehrthätigkeit und die der Apostel — und entfaltet dabei eine Objectivetät in der Auffassung und eine Gediegenheit im Handhaben der Kritik, daß er, dem eigenen Zeitalter weit voraneilend, durch diese Leistung den Grund zur neuern Bibelkritik legte und mithin der Theologie einen wesentlichen Zuwachs an wahrhaften Forschungsproblemen zuführte. Wie viel seither über Spinozas Anfänge hinaus hat geleistet werden können, so gebührt ihm nicht nur die Ehre, diesenfalls eine neue wissenschaftliche Bahn eröffnet zu haben; er bleibt auch durch die Schärfe der Beobachtung und die Mäßigung des Urtheils sowie den Ernst seines ganzen Verhaltens in dieser hochwichtigen Schrift allezeit mustergültig für echte Wissenschaftlichkeit.

Unvergängliche Bedeutung in der Geschichte der Menschheit behält aber Spinoza durch diese Schrift, weil er darin vollständig und unwiderleglich klargelegt hat, daß die religiöse Ueberzeugung, soweit sie wahrhaft lebendig, durchaus den Erwerb einer Herz und Gemüth durchdringenden Denkthätigkeit bildet, die immer und immerdar ein Reinpersönliches sein und bleiben wird. Eben deshalb ist der Gedanke einer Religionseinheit, wie Spinoza es unverkennbar einsah, eine Chimäre. Die Richtigkeit dieser einleuchtenden Wahrheit bestätigte auch schon die katholische Kirche, so naiv als bezeichnend, durch ihre Haltung bei den Leibniz'schen Reunionsversuchen, als sie das Durchführen derselben nur als Uebertritt in ihren Gemeindeverband gefaßt wissen wollte. Eine für Jeden gleich bindende Bekenntnißform festsetzen, heißt allemal einer bestimmten Kirche das Vorrecht unbedingter Gültigkeit und Herrschaft zugestehen wollen. Vergeblich wird man Bekenntnißgleichheit innerhalb einer Universalkirche erstreben. Der einem solchen Verlangen zu Grunde liegende Gedanke kann nur in einer Einheit der Ueberzeugungsfreiheit, also nur, wie es Spinozas theologisch-politische Abhandlung verlangt, in einer Gleichberechtigung sämmtlicher Bekenntnißformen zur Wirklichkeit werden. Wenn die verschiedenen Religionen einander nicht feindlich im Wege stehen, ist ihnen Alles gewährt, was sie zu ihrem Gedeihen bedürfen. Wahre Religionseinheit ist recht und schlecht — Toleranz.

Spinozas Name glänzt in der vordersten Reihe derer, die für diese wesentliche Culturerrungenschaft gewirkt haben. Wichtig ist die von ihm verfochtene Einsicht nicht nur für die Förderung des geschichtlichen Daseins überhaupt, sie gibt zugleich den Kern der seit der Reformation angestrebten geistigen Entwicklung an. Die Lossagung von der katholischen Kirche geschah durch Hinwegräumung des von ihr zwischen dem Menschen und der Gottheit gestellten, eine besondere Heiligkeit beanspruchenden Priesterstandes. Der Protestantismus verwarf dieses Vermittelungsglied und wies den gläubigen Menschen unmittelbar an die Gottheit und deren durch die Bibel überlieferte Offenbarung, behielt jedoch nebenbei die Heilsmittel der Kirche und die von den Reformatoren aufgestellte Deutung der biblischen Lehre bei. Offenbar ist hier auf halbem Wege stehen geblieben: die Unterwerfung unter einen die Gottheit vorzugsweise vertretenden Stand ward mit der unter eine als allein gültig erklärte Bekenntnißform vertauscht. Erkennt man aber Jedem das Recht zu, ohne einen persönlichen Vermittler seine Verbindung mit der Gottheit und dem Ewigen zu suchen, so kann ihm von keinem Andern die Vorschrift der dabei einzuhaltenden Denkweise ertheilt werden. Ohne jeglichen Bekenntnißzwang muß demnach Jedem, wenn er nur sonst in seinem Thun die für Alle gleich bindende gesetzliche Ordnung befolgt, die Befugniß zustehen, seine Religion so zu fassen und sie für sich festzustellen, wie er sie in sich, bei redlichem Nachdenken, findet und versteht. Diese einfache Consequenz des mit dem Protestantismus zur Geltung gelangten Princips hat Spinoza in seiner allgemeinen Bedeutung erkannt und so einleuchtend wie treffend nachzuweisen gesucht.

Zwei Jahrhunderte mußten verstreichen, bis die Weltgeschichte diese im Protestantismus gelegene Freiheitsfrucht, die Spinoza ahnend als ein nothwendiges Erforderniß wahren Menschenthums hingestellt, zur Reife brachte. Zu den würdigsten Errungenschaften der heutigen Geschichte gehört es, überall wo sie lebenskräftige Entwicklung besitzt, den Bekenntnißzwang vom Genuß bürgerlicher Rechte und von der Gültigkeit der ehelichen Verbindung abgestreift zu haben. Was in dieser Hinsicht noch zu erreichen übrig bleibt, liegt dermaßen als selbstverständlicher Erwerb in der die Geschicke der Gegenwart bestimmenden Culturentfaltung, daß die schließliche und allseitige Durchführung des fraglichen Princips bloße Zeitfrage ist. Weil aber das religiöse Ideal Spinozas gleichsam vor unseren Augen seine Verwirklichung erhielt, wurde es das eben so schöne wie ruhmvolle Anrecht unseres Zeitalters, sein Ehrengedächtniß durch ein Denkmal zu verewigen.

Wilhelm Bolin.

*) Für Leser, denen das lateinische Original unzugänglich, gibt es, aus neuerer Zeit, zwei deutsche und eine französische Uebersetzung. Von diesen ist die letztere (von Emile Saisset, Charpentier, Paris) die eleganteste, doch minder getreu, worin sie der von Berthold Auerbach (in der vorhin erwähnten Gesammtausgabe der philosophischen Werke Spinozas) nachsteht, ein Vorzug freilich, der durch stellenweise Schwerfälligkeit im Satzbau erkauft ward. Herr v. Kirchmann lieferte („Philosophische Bibliothek", Leipzig) die andere Verdeutschung, der er durch eine kritische Nachhülfe in der Interpunction des Originals einen gefälligeren Fluß in der Darstellung zu verleihen suchte. Leider ermangeln beide deutsche Uebersetzungen einer ausführlichen Inhaltsübersicht, deren kein Buch, am wenigsten aber ein wissenschaftliches, entbehren darf.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Es ist ein unerfreuliches Amt, das eines Recensenten in dieser sterilen Zeit. Man macht sich keine Vorstellung davon, wie verdrießlich es ist, immer und immer berichten zu müssen: es war wieder nichts! Man denkt, man wird zu einer Kindtaufe geladen und man kommt zu einem Begräbniß; man hofft einen lebenskräftigen Säugling aus der Taufe zu heben und schließlich wird einem vom Autor die Citrone in die Hand gedrückt oder gar die Schaufel. Und dann soll man sich noch hinsetzen und genau beschreiben, wie Alles das so hat kommen können, kommen müssen, denn die Leser möchten doch

. . . . gern ein Zeugniß haben
Wo, wie und wann das Stück gestorben und begraben;
Sie sind von je der Ordnung Freund gewesen,
Möchten's auch todt im Wochenblättchen lesen.

Ich habe mich dieser Constatirung des Leichenbefundes so oft wie möglich zu entziehen gesucht; ich habe daher in diesem Jahre auch noch nicht ein einziges Mal über die am Königlichen Schauspielhause zur Aufführung gebrachten Stücke schreiben wollen.

Vor einigen Jahren hatte es vorübergehend den Anschein, als ob in das deutsche Theater Leben, Frische und Bewegung kommen würde. Es war zur selben Zeit, da Kunst und Gewerbe urplötzlich einen un-

Digitized by Google

geahnten Aufschwung zu nehmen schienen, die Fabriken erweitert und vermehrt, einzelne Geschäfte, die in hoher Blüthe standen, oder von denen man sich eine solche versprach oder versprechen wollte, in Actiengesellschaften umgewandelt, neue Häuser, neue Straßen, neue Stadtviertel projectirt und zum Theil auch gebaut wurden, — zur Zeit, als sich überall das Verlangen nach einer behaglicheren Existenz in fast ungestümer Weise kundgab und sich demzufolge das Bedürfniß nach einem rapideren und belangreicheren Gewinn geltend machte, als nahezu jedes Mitglied der siegreichen Nation den stillschweigenden Anspruch erhob, daß ihm das Bewußtsein des Sieges durch eine Betheiligung an den Milliarden der Kriegsentschädigung recht deutlich veranschaulicht werde. Damals, als Alles sich regte und bewegte, schien auch die dramatische Dichtung einem ungewohnten Impulse zu folgen; man konnte ein frisches Wagen, Gutes versprechende Versuche, glückliche Anläufe wahrnehmen. Man durfte hoffen, daß an die Stelle der Alten, die zum Theil vom Schauplatz schon abgetreten waren, zum Theil nach einer Ablösung sich sehnten, Jüngere vorrücken und Tüchtiges leisten würden.

Einige derselben wußten sich auch die Sympathien des Publicums zu gewinnen und jede Saison zählte eine Reihe von interessanten Theaterabenden. Das Für und Wider wurde in der Tagespresse zum Theil sogar mit Leidenschaft, jedenfalls immer mit warmem Interesse an der Sache, wurde in Gesellschaften debattirt.

Aber ach, mit Handel und Wandel ist auch unser Theater gründlich verkracht, und augenblicklich krankt es an dem schlimmsten aller Uebel, es flößt keine Theilnahme mehr ein, es ist langweilig geworden.

Eine erste Vorstellung war noch vor einigen Jahren etwas wie ein Ereigniß. Man sprach tagelang vorher davon. Ein Jeder, der in der hauptstädtischen Gesellschaft irgend eine Stellung einnimmt oder einnehmen möchte, wollte der ersten Vorstellung um jeden Preis beiwohnen, und derjenige, dem dies gelang, durfte sich als ein Bevorzugter betrachten. Jetzt erfährt der größte Theil derjenigen, die sich früher „wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren" um ein Billet fast die Hälse brachen, erst aus der Kritik der Zeitungen, daß zwei Tage vorher eine erste Aufführung stattgefunden hat. Man zwängt sich nicht mehr durch die enge Gnadenpforte, man gelangt ganz unbehelligt zur Kasse, und der Kassirer ist gewöhnlich noch im letzten Augenblicke im Stande, jeden Wunsch nach Billets zu erfüllen.

Früher war im Hause vor dem Beginn des Schauspiels ein merkwürdig lebhafter Verkehr. Da wurden Gerüchte mitgetheilt, die man über das neue Stück gehört hatte, da wurden nach dem Zettel Combinationen angestellt, Witzworte colportirt, da summte und surrte es durch den ganzen Saal, da lag auf jedem Gesicht der unverkennbare Ausdruck einer gewissen Erregtheit, der Spannung und der Theilnahme. Jetzt dagegen ist die Atmosphäre des Hauses namentlich bei ersten Vorstellungen bleiern und schwer, die Leute sehen schläfrig und gelangweilt aus, ehe noch das Stück begonnen hat, und Niemand würde es der apathischen Versammlung ansehen, daß sie sich zum Zweck der Unterhaltung durch die heitere Kunst hier zusammengefunden hat.

Früher brach nach jedem Fallen des Vorhangs das halbe Parquet auf, Alles drängte sich auf den engen Corridoren zusammen; der Eine orakelte, der Andere schwatzte nach, der Eine vertheidigte, der Andere griff an. Der Zwischenact war ein Schauspiel, das an Lebhaftigkeit, ja bisweilen an Leidenschaftlichkeit das auf der Bühne zur Darstellung gelangende noch überbot. Wenn jetzt der Vorhang gefallen ist und die laue Stimmung durch zaghaftes Klatschen den entsprechenden Ausdruck gefunden hat, dann bleibt es zunächst recht hübsch ruhig. Langsam, langsam erhebt sich Dieser oder Jener, um für seine Nachbarin das traurige Confect aus der Conditorei zu holen oder ihr aus der großen weißen Porzellankruke ein Glas der bösen Limonade credenzen zu lassen; und der einst so belebte Corridor sieht aus wie der Kirchhof im Mondschein:

> Da regt sich ein Grab, und ein anderes dann,
> Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
> In weißen, schleppenden Hemden.

Es ist trübselig!

Woher diese traurige Umwandlung? An wem liegt die Schuld? An den Dichtern? Am Publicum? An der Kritik? Wahrscheinlich an keinem besonders und an allen zusammen. Ich will mich auf die Untersuchung dieser Frage, deren Erörterung sich zu einer Abhandlung über die neueste Phase des deutschen Theaters erweitern müßte, hier nicht weiter einlassen; die Thatsache selbst ist aber unbestreitbar. Unser Theater hat mit einer Krankenstube eine verzweifelte Aehnlichkeit. Die Luft ist schwer und stickig, die Thür wird mit Vorsicht auf- und zugemacht, man tritt möglichst geräuschlos ein, verhält sich möglichst ruhig, so lange man drin ist, und schaut bekümmert aus, wenn man herauskommt.

Soll ich nach dieser Einleitung nun noch erzählen, daß neulich im Schauspielhause ein Stück von A. von Winterfeld gegeben wurde? Winterfeld ist mir durch seinen anspruchslosen, derben Humor zu lieb geworden, als daß ich ihn verdrießen, oder gar kränken möchte. Das Stück ist aber eben nicht aus den lustigen Tagen der Bewegung hervorgegangen; es ist entstanden unter dem Einfluß der jetzigen Schläfrigkeit, die unser ganzes öffentliches Leben bedrückt. Das Schauspiel heißt „Guter Name" und es wird uns erzählt, wie ein Graf Stahlberg sein großes Vermögen geopfert hat, um sich den guten Namen zu erhalten, d. h. um die Schulden eines leichtsinnigen Bruders, der falsche Wechsel gemacht hat, zu zahlen. Dieser Graf treibt den Heroismus nicht nur bis an die Grenzen des Möglichen, er beraubt nicht nur sich und sein Kind, er hat auch gar nichts dagegen einzuwenden, daß man das schreiende Mißverhältniß, welches zwischen seinen spärlichen Ausgaben und den sehr bedeutenden Einnahmen, über die er nach der Ansicht der Leute verfügen kann, besteht, aus einer Beschimpfung seines Charakters heraus sich erklärt: daß man ihn allerorten als schmutzig geizig verschreit.

Graf Stahlberg ist also von der ersten Scene bis zur letzten der verkannteste aller Männer, und das ist nicht sehr erheiternd. Der Mann hat das ganze Stück hindurch nichts als unverdiente Kränkungen und Demüthigungen zu erfahren und seine Hauptthätigkeit besteht darin, sich abzuwenden, die Augen aufzuschlagen und ein „O Gott, auch das noch!" zwischen den Zähnen zu murmeln. Einen Wehrlosen, dem man Hände und Füße bindet, sollte man aber füglich nicht in den Mittelpunkt einer Handlung stellen. Der Held bedarf der ungehemmten Freiheit der Bewegung; er muß die Ellenbogen frei haben.

Es kommt noch dazu, daß der jugendliche Liebhaber, der Sohn des Fabrikanten Holz, der die Comtesse Stahlberg liebt, von dem Verfasser in ungebührlicher Weise vernachlässigt worden ist. Dieser jugendliche Liebhaber ist völlig uninteressant, und deswegen vermögen wir auch für das Liebesverhältniß mit der Comtesse kein Interesse zu gewinnen. So windet sich zwischen einer verfehlten Hauptfigur und einer nicht genügend charakterisirten Liebesgruppe die Handlung mühsam dahin. An einzelnen Stellen flackert wohl die gute Lustigkeit Winterfelds auf, aber im Ganzen gehört das Schauspiel nicht zu den gelungenen Arbeiten des frischen Erzählers. Einzelheiten verdienen sogar eine herbe Rüge; die Scene, in welcher der alte Holz für seinen Sohn um die Comtesse anhält und mit dem Grafen wegen der Mitgift feilscht, ist peinlich und verstimmend.

Die Reihe von nicht genügenden Erfolgen und offenbaren Mißerfolgen, die das Schauspielhaus hintereinander zu verzeichnen gehabt hat, hat einige Kritiker, und unter ihnen sogar den Angesehensten, zu der pessimistischen Fragestellung veranlaßt, ob denn das Königliche Schauspielhaus unter sothanen Verhältnissen überhaupt gut daran thue, noch Novitäten zu geben. Es ist begreiflich, daß sich der unmuthigen Stimmung eine solche Frage entringt, aber es wäre sicherlich sehr bedauerlich, wenn die Antwort darauf von Seiten der Verwaltung eine bejahende werden sollte. Jede Vorstellung eines neuen Stückes wirkt in einem gewissen, wenn auch noch so bescheidenen Sinne anregend, und die Leitungen der großen Theater würden, wie ich glaube, ihre Pflicht schwer verletzen, wenn sie es an dieser Anregung fehlen lassen. Mir scheint es richtiger den Leitungen, anstatt einer verdrossenen Passivität, noch eine Vermehrung der Thatkraft anzuempfehlen. Man gebe neue Stücke, so viel wie da sind, immer zu! Und wenn nur ein einziges einschlägt, so ist die Mühe nicht verloren, und über dem einzigen Lebenden wird man die Schaaren der Leichen vergessen.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Aus dem Concertsaale.

„Der Raub der Sabinerinnen." Text von Arthur Fitger. Für Chor, Solostimmen und Orchester von Georg Vierling. Aufgeführt vom Stern'schen Gesangvereine. — Concert der Hochschule. — Concert des Fräulein Anna Mehlig.

Es ist eine sehr schwere Aufgabe für mich, mir über das bedeutende Werk Vierlings ein klares Urtheil zu bilden. Einer rein wissenschaftlichen Arbeit gegenüber kann man sich „objectiv" verhalten, die Behandlung der Thatsachen, die Form u. s. w. beurtheilen. Aber bei einem Kunstwerke ist die persönliche Empfindungsweise auch des gewissenhaftesten Beurtheilers, also das Subjective, unmöglich ganz zu beseitigen. Dieser vermag zwar Alles, was zum Formalen der Kunst gehört, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, auch den Schönheiten und Vorzügen des Werkes „gerecht" zu werden. Er vermag auch seine Meinung über den geistigen Inhalt zu motiviren, besonders dort, wo er mißbilligt, die Gründe sehr genau darzulegen. Aber wo es sich um Empfinden des Schönen handelt, kann er höchstens doch nur dahin streben, sich vor Einseitigkeit zu wahren, um beim Leser die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er nach bestem Willen und Wollen urtheilt; das seinem Empfindungsvermögen in gleichem Maße Fernstehende günstig zu beurtheilen, wie das, was ihn künstlerisch anregt, das vermag er nicht, darf er nicht, wenn er überhaupt die Urtheilskraft bewahren und sich nicht von anderen Beweggründen bestimmen lassen will.

So stehe ich vor dem „Raub der Sabinerinnen" in einem Dilemma. Ich gestehe gerne all' die Vorzüge des Werkes zu, freue mich des bedeutenden Erfolges, den es bei der Aufführung gefunden hat; aber ich kann mich individuell doch nur für die Chöre im ersten Theile so recht erwärmen, weil eben diese Gattung Musik seinem Empfinden näher liegt, als der vieles Schöne enthaltende zweite Theil. Es fehlt mir thatsächlich die Eindrucksfähigkeit für die neuere oratorische Gattung, in welcher das Epische vor dem Dramatischen und Lyrischen zurücktritt. Ich kann mich in das rein romantische Element vom „Paradies und der Peri" hineindenken, ja mit Entzücken manchem der herrlichen Gesänge lauschen; aber wenn ich mir in der Erinnerung den Eindruck lebendig wieder hervorrufen will, so gelingt mir das nur selten und mühsam, während das echt Oratorische, das naiv Epische der „ältern" Zeit zu jedem Momente springquellartig in meinem Gedächtnisse emporschießt. — Und wenn mir nun gar die in neuester Zeit wohl in Musik gesetzten Griechen und Römer im Concertsaale gegenübertreten, da muß ich alle Kraft zusammen nehmen, um wenigstens „objectiv" zu bleiben. Ich sende alle diese Bemerkungen voraus, damit der Leser, und besonders derjenige, welcher das Werk gehört oder andere Beurtheilungen gelesen hat, sich nicht wundert, wenn in dem Vorliegenden das eine oder andere Stück mehr oder weniger gelobt wird, als nach dem Erfolge im Saale oder in den Blättern vorauszusetzen war.

Der „Raub der Sabinerinnen" erscheint mir als ein Stoff, der vielleicht zu einem wirksamen Operntexte verwendet werden kann, und den Vierling gewiß mit ebenso großem Geschick für die Bühne behandeln würde, als er ihn für den Concertsaal behandelt hat; aber zu einer Cantate, einem Oratorium, oder Concertdrama (man möge es halten wie man will) paßt er wenig oder gar nicht. Vielleicht wäre es möglich gewesen, ihm durch rein epische Behandlung eine mehr oratorische Färbung zu verleihen. Aber die rein lyrische Episode des zweiten Theiles bringt eine ganz andere neue Stimmung in den Verlauf der Handlung, die ihre Rückwirkung auf die Haltung der Composition ausüben muß, und im Hörer eine Spaltung der Empfindungen in der Stimmung erzeugt, welche nur bei der dramatischen Darstellung, d. h. von der Bühne herab, wirksam ist, während sie beim Gesange im Concertsaale mehr abspannt als anregt. So viel vom Texte.

Gehen wir nun zur Musik über, so ist vor Allem die Meisterschaft Vierlings in der Behandlung der Chöre hervorzuheben. Es ist ebenso eine Freude, den Bau derselben in der Partitur zu studiren, als die Klangschönheit in der Ausführung zu genießen. Man sieht und hört es der Schöpfung an, daß der Componist immer in seinem wahren Elemente ist, wenn er sich so recht in den großen Tonmassen ergehen und ein schön erdachtes Tongebäude aus ihnen formen kann. Dabei handhabt er jede Kunstform mit gleicher Sicherheit und Leichtigkeit. Ihm gelingt die Fuge ebenso gut wie der melodisch geführte Chor. Unwillkürlich fragt man sich: Wie kommt es, daß der Componist, der Solches schafft, seine Kraft in einer Stilmischung zersplittern kann, wie sie der zweite Theil des Werkes nothwendigerweise erheischt? Doch diese Frage mag vielleicht mehr aus meiner Individualität hervorgegangen sein, als aus ästhetischer Berechtigung; ich kann mich nun einmal in die ganze Scene der Claudia mit Ennius nicht hineinfinden und ziehe es daher vor, gewissenhaft von dem sehr günstigen Erfolge zu berichten, den das Werk errungen hat, und von der vortrefflichen Aufführung von Seite des Stern'schen Vereines, der seine nicht leichte Aufgabe mit sichtlichem Eifer erfüllte. Auch die Solopartien fanden in Fräulein Hasselbeck von Leipzig und den Herren von Senfft und Lederer ausgezeichnete Vertreter. Das Publicum zeigte sich sehr angeregt und bewies dem Componisten, der sein Werk selbst dirigirte, vielfachen Antheil durch lebhaften Beifall.

Das letzte Concert der Hochschule fand unter Herrn Professor Rudorffs Leitung statt, und bot vieles Freundlich-interessante. Es begann mit einer liebenswürdigen D-dur-Symphonie von Haydn, die im Ganzen sehr gut ausgeführt wurde. Daß die Bläser einige Male recht Schlimmes hören ließen, zeigt eben, daß Menschliches in allen Regionen passiren kann. Herr Professor Rudorff erwies sich in der Leitung als sehr umsichtiger und feinfühliger Musiker, der besonders die Schattirungen sehr genau zu führen weiß, und der bei größerer Uebung gewiß auch die rhythmischen Accente noch fester andeuten wird; diese traten in der Einleitung und im $^6/_8$-Takt-Thema des ersten Satzes entschieden nicht genug hervor; das sechste Achtel des ersten Taktes erklang fast immer, als gehörte es zum zweiten. Auch möchte ich hier für ein langsameres Tempo Haydn'scher Menuette petitioniren, sie werden hier zu Lande überall zu schnell genommen, und hierdurch geht der Charakter verloren. Es ist, als ob ein Lustspiel aus dem verflossenen Jahrhundert im modernsten Costüme gespielt würde. Sonderbarer Weise werden im leichtlebigen Wien Haydns Menuette noch immer langsamer genommen, als im ernsten Berlin; dort die Tradition, hier die Willkür. Vortrefflich war die Aufführung des lieblichen Andante und des Finale. Der Symphonie folgte Beethovens Phantasie für Piano, Chor und Orchester Op. 80. Am Clavier wirkte Herr Hirschberg, Schüler des Institutes. Derselbe löste seine Aufgabe so gut als es einem jungen Manne von Talent und gründlicher musikalischer Bildung möglich ist, der noch nicht oft öffentlich aufgetreten ist, und mit der Ausführung eines Tonwerkes betraut ward, das vor Allem eine vollkommene Sicherheit vom Zusammenwirken mit größeren Massen verlangt. Daß er einmal ganz aus dem Concepte kam, obwohl er die Noten vor sich hatte, beweist nichts gegen ihn und nur für unsere Behauptung: Wer diese Phantasie ausführen soll, muß schon sehr oft mit Orchester öffentlich gespielt haben, seines Gedächtnisses vollkommen sicher sein und die sämmtlichen Partien des Tonwerkes so genau im Geiste besitzen, daß er sich ganz frei bewegen kann. Den Schluß des Concertes bildete Webers Musik zu „Preciosa". Die Wahl dieser lieblichen Composition war eine glückliche, und die Ausführung kann als eine sehr gelungene bezeichnet werden. Das Orchester spielte ausgezeichnet; die Gesangsvorträge boten die gewöhnliche sonderbare Erscheinung: der Chor vortrefflich, die Soli (hier war nur Eines zu vernehmen) der Gegensatz. Mit großem Lobe ist der Declamation des verbindenden Textes von Herrn Dannenberg zu gedenken und der Melodramen Preciosas, die Fräulein Bartels vortrug. Die junge Dame verfügt über ein sehr schönes Organ; ihre Aussprache war rein und sicher, der Vortrag überall ausdrucksvoll und in der Grenze des Schönen verblieben. Das Gleiche ist dem obbenannten Herrn nachzurühmen. Beide gaben Zeugniß von vortrefflicher Schule.

Fräulein Anna Mehlig (württemberg'sche und weimar'sche Hofpianistin) hat in der verflossenen Woche ein eigenes Concert gegeben, und einige Tage darauf in dem der Berliner Symphoniecapelle mitgewirkt. Sie zählt zu den Pianistinnen ersten Ranges und das bedeutet heutzutage nicht wenig; denn während seit dem Tode Taufigs und der Zurückgezogenheit Bülows die Zahl der großen Pianisten sich auf Einen — Rubinstein — beschränkt, haben vier oder fünf jüngere Damen sich bedeutenden Ruf erworben. Unter ihnen zeichnet sich Fräulein Mehlig durch besonders markigen Anschlag und vortreffliche Technik aus. Sie hat nach Frau Schumann die beste Clavierhand, die wir kennen. Auch ihr Vortrag ist meistens richtig, gesund, von allen falschen Sentimentalitäten frei. Nur gegen das eigenthümliche scharfe Accentuiren der

Digitized by Google

Grundbaßnoten müssen wir Bedenken aussprechen. In dem Finale der Beethoven'schen Cis-moll-Sonate wirkte es sehr störend, anstatt des dumpfen Grundtones jedesmal einen grell klingenden hören zu müssen. Die geschätzte Künstlerin war überhaupt in ihrem eigenen Concert nicht gut disponirt; dagegen bot sie in dem der Symphoniecapelle, in welchem sie Chopins E-moll-Concert vortrug, eine wahre Meisterleistung, die auch allgemein anerkannt wurde. Selten ist das Adagio so harmonisch anmuthig und ruhig vorgetragen worden!

H. Ehrlich.

Notizen.

Das Deficit des deutschen Reiches ist eine stehende Rubrik der Tagespresse geworden. Bekanntlich ist dasselbe nur eine Fiction, insofern das von seinen Gründern finanziell knapp gestellte Reich, wenn es kein Geld hat und die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, sich wegen Zuschuß und Deckung an die Einzelstaaten wendet. Das Verhältniß gleicht einem ehelichen Arrangement, wo der Frau eine bestimmte Summe für Wirthschaft und Zubehör von dem Ehegatten angewiesen ist. Kommt sie nicht aus, wird der Gemahl um einen weiteren Beitrag ersucht, der dann auch nach einigen Erörterungen in der Regel geleistet wird. Es wird deswegen Niemandem einfallen zu behaupten, daß das Hauswesen sich in mißlichen Verhältnissen befinde. Wie froh wäre mancher auswärtige Staat, stände es mit seiner Bilanz nicht schlimmer als mit der deutschen. Natürlich zahlen die Einzelstaaten ungern, und der Gedankenaustausch, wie man sich euphemistisch ausdrückt, zwischen dem Reich und seinen Gliedern nimmt oft einen lebhaften Charakter an. Man habe in Berlin gut Matricularbeiträge ausschreiben, heißt es an der Isar, am Neseubach oder an den Ufern der Elbe, das setze doch nur stets neue Steuern in den vaterländischen Gauen voraus, und die ärgsten Unitarier würden gestehen, daß die vielgerühmte Einheit erschreckliches Geld koste. Die Antwort ist allerdings bekannt. Man erinnert die spröden Schuldner daran, unter welchen phäakischen Bedingungen man früher in Dresden, Stuttgart und München gelebt habe. Preußen allein mußte die schwere Rüstung für das ganze Deutschland tragen, zum Schutz der Grenzen bereit stehen und die Kosten dafür aufbringen. Auf die Dauer wäre das der Ruin gewesen. Preußens Siegen hätte gewiß die allgemeine patriotische Begeisterung nicht gefehlt, und mittelstaatliche Barden hätten unseren Feldherrn unsterbliche Lorbeern geflochten. Der Norden allein jedoch hätte nach wie vor zahlen müssen. Jetzt ist das Alles in mehr rationeller Weise eingerichtet. Die Dresdener und Münchener Museen können nicht mehr wie in den goldenen Zeiten des schlaftrunkenen Bundestages zum Entzücken kunstliebender Touristen bereichert werden, während die unter der Steuerlast seufzenden Einwohner des preußischen Staates auf schmale Kost und wenig Geld für ihre Lebensdauer beschränkt blieben. Die Lasten sind im Verhältniß zu den Vortheilen gleichmäßig vertheilt. Darüber wird vorkommenden Falls raisonnirt und der schönen Vergangenheit gedacht, wo in so manchem reizend gelegenen Orte das Dasein behaglich dahinfloß, während man allerdings die Zerrissenheit im Innern und die Erniedrigung dem Ausland gegenüber in den Kauf nehmen mußte. So erklärt sich das Räthsel, wie die gegen schnöden Angriff und demüthigendes Dreinreden geschützte Einheit Deutschlands seinen Bürgern kostspieliger erscheint als der vormalige Zustand. Man hat sogar das Reich und seine unfertigen Institutionen für den Nothstand verantwortlich machen wollen, worauf die Thronrede neulich die Antwort nicht schuldig geblieben ist. Dies clericale, particularistische Geschwätz hätte vielleicht eine noch derbere Abfertigung verdient. Wer übrigens die Thronrede mit Aufmerksamkeit liest und die vorsichtig gesetzten Worte über den Orient dicht hinter die Betrachtungen über die Stockung des Verkehrs, und was damit zusammenhängt, gestellt sieht, kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß den von Rußland im Orient angezettelten Wirren ein gutes Theil der Verantwortlichkeit für die wirthschaftliche Calamität zugewiesen wird. Die hohe Politik sieht über solche kleinbürgerliche Erwägungen gewöhnlich mit angemessener Verachtung hinweg. Der indirecte Hinweis der deutschen Thronrede jedoch, die gleich nach der Erwähnung anarchischer für Handel und Wandel gefährlicher Bestrebungen auf die durch die orientalische Krisis heraufbeschworenen Gefahren übergeht, wurde zwar in den landläufigen großentheils nach derselben Schablone gefertigten Commentaren übergangen, konnte indessen besser geschulten Lesern nicht entgehen. Wie sich die slavischen Comités um das Elend scheeren, das ihr verbrecherisches Treiben hervorruft, hat das unglückliche Serbien erfahren. Aber der Kriegszustand am Pruth und an der Donau äußert auch seine Wirkung in die Ferne. Die wohlgenährten russenfreundlichen Zeitungsschreiber spüren davon wenig, und die Socialisten sind ohnehin der stets bereite Sündenbock. Die Geschichte aber wird unerbittlich aufzeichnen, wer das lebende Geschlecht unter allerlei mit Humanität und Christenthum ausgeschmückten Finten nicht zu Athem kommen ließ, und wer unter dem Impuls verwandter Sonderzwecke dazu mitgeholfen hat.

* * *

Physikalisch-statistischer Atlas des Deutschen Reichs. Herausgegeben von Richard Andree und Oscar Peschel. Ausgeführt in der geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing in Leipzig. Erste Hälfte, 12 Karten mit Text. Bielefeld und Leipzig, 1877.

Vor etwa vier Jahren sagte Victor Emanuel bei einer feierlichen Gelegenheit, Italien sei nunmehr zwar zu Stande gebracht, aber doch noch nicht ganz ausgearbeitet („Italia è fatta mà non ancora compiuta"). Dasselbe läßt sich von Deutschland sagen; und wir können uns diesen Satz gar nicht oft genug wiederholen, um uns zu stets erneuten Anstrengungen anzuspornen. Es gilt nicht nur auf politischem, sondern auch auf wissenschaftlichem Gebiete. Um sich davon zu überzeugen, muß man diesen Atlas studiren. Er sollte in keinem guten Hause in Deutschland fehlen. Wir geben uns (ich halte es für eine Pflicht, dies ohne alle Umschweife auszusprechen) auf diesem Gebiete einer seltsamen Täuschung hin. Wir halten die Franzosen für schlechte Geographen und machen uns lustig über sie. Es ist nun zwar wahr, es gibt viele Franzosen, welche von der Geographie des Auslandes wenig verstehen. Aber so weit meine Beobachtung reicht, will es mir scheinen, als wenn die Franzosen (ich spreche immer im Durchschnitt) Frankreich besser kennen, als die Deutschen Deutschland.

In Deutschland kennt Jeder sein „engeres" und „engstes" Vaterländchen recht gründlich, dagegen weiß er von den übrigen Theilen Deutschlands nicht viel, und von manchen gar nichts. Ich kenne Norddeutsche, welche über dem alemannisch-schwäbischen Dialekt eine Gänsehaut bekommen, und Süddeutsche, welche glauben, dicht hinter Berlin fange die große Sandwüste an, die sich bis zur russischen Grenze erstrecke, und welche von den bewaldeten Ufern der Ostsee, von der eigenthümlichen Schönheit der Haffs und der Nehrungen, von der monumentalen Größe Danzigs ꝛc. keine Ahnung haben.

Daß eine solche Unkenntniß bei der Mehrzahl der Deutschen auch hinsichtlich der physikalisch-statistischen Verhältnisse des Gesammtvaterlands herrscht, hat seinen guten Grund. Die Wissenschaft war bisher, namentlich soweit sie officiell betrieben wird, particularistisch; d. h. sie arbeitete nur für ihren Einzelstaat, ohne sich um das Ganze zu kümmern. Da aber die Landesgrenzen in Deutschland mehr oder weniger willkürlich gezogen sind, und keineswegs auf nothwendigen physikalischen und ethnologischen Voraussetzungen beruhen, so mußten diese territorialen Arbeiten, mochten ihre Urheber auch noch so befähigt sein, einen gewissen Charakter der Einseitigkeit oder der Beschränkung tragen. Außerdem lag das Alles zersplittert und zerstreut auseinander und war schwer zu sammeln und unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen. Und auch dann blieben noch immer empfindliche Lücken.

Der leider zu früh verstorbene Oscar Peschel empfand alle diese Mängel sehr lebhaft, als er sich anschickte, auf der Hochschule Leipzig ein Colleg über die „Geographie des Deutschen Reiches" zu lesen; Dies führte im Verlaufe der Vorlesungen dahin, daß er sich mit dem verdienten Richard Andree zur Herausgabe dieses Atlas vereinigte, welches Werk sich die Aufgabe gesetzt hat, jene Mängel zu heben, das Zerstreute zu sammeln, das Ungleichartige in einem einheitlichen Geiste zu verarbeiten, die Lücken zu ergänzen und die gegenwärtigen Zustände des ganzen deutschen Vaterlandes durch bildliche Darstellungen und begleitenden Text in gemeinverständlicher Weise jedem gebildeten Deutschen klar zu legen. Richard Andree übernahm vorzugsweise den ethnologischen Theil. Eine Reihe von Schülern Peschels vereinigte sich zur Ausführung des physikalischen. Peschel selbst nahm bis zu seinem Tode den lebhaftesten Antheil an dem Werke. Es ist in seinem Sinne weiter geführt worden.

Digitized by Google

Die uns vorliegende erste Hälfte enthält:

1. Die Höhenschichtenkarte von Gustav Lipoldt;
2. „ Isothermenkarte von F. W. Putzger;
3. „ Karten über mittlere Jahrestemperatur von Otto Krümmel;
4. „ „ „ Sommertemperatur von dems.;
5. „ „ „ Januartemperatur von dems.;
6. „ Regenkarte von dems.;
7. „ Karte über Kohlen- und Torfreviere von dems.;
8. „ Karten über Waldstatistik von dems.;
9. „ Völkerkarte
10. „ Confessionenkarte } von Richard Andree.
11. „ Karte über Verbreitung der Juden

Ich werde die Einzelheiten eingehend besprechen, sobald das Werk (das auch durch schöne Ausstattung sich auszeichnet) vollendet ist. Für heute nur eine Bemerkung. Man nehme die graphisch-statistische Darstellung zur Hand, welche unter dem Titel „Unsere Wahlkarte" als Beilage zu Nummer 20 des „Daheim" erschienen ist und vergleiche sie einmal mit den oben unter 9., 10. und 11. genannten Karten, und man wird sofort eine Fülle politisch-socialer Belehrung erhalten. Selbst eine Vergleichung mit der Karte 7 zeigt uns, daß ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen dem Socialismus und der Steinkohle waltet (vergl. z. B. Neurode in Schlesien).

Karl Braun-Wiesbaden.

* * *

In drei vor einem gemischten Publicum gehaltenen Vorträgen*) hat Herr Friedrich Goldschmidt, einer der vom deutschen Reich zur Weltausstellung in Philadelphia entsandten Berichterstatter, den Versuch gemacht, die Summe der Eindrücke zu ziehen, welche ihm, dem berufenen Zuschauer, von einem „Industrie-Schauspiel" geblieben sind, „das hinsichtlich seines Umfangs und der belehrenden Form, in welcher es aufgetreten, bisher in der Welt noch nicht gesehen worden ist". Aus der sehr großen Zahl von Schriften, welche sich die Aufgabe gestellt haben, die Centennialausstellung nicht in ihren Einzelheiten, sondern in ihrer gewaltigen Gesammtheit zu schildern, erscheint mir die vorliegende Arbeit als eine der vertrauenswürdigsten. Um die nordamerikanische Industrie und insbesondere ihr Verhältniß zu der europäischen richtig beurtheilen zu können, ist nicht nur jene besondere oder allgemeinere Fachkenntniß erforderlich, wie die Mehrzahl technisch gebildeter Männer sie besitzt; nur auf Grund genauester Vertrautheit mit den eigenthümlichen Culturverhältnissen der Union, den bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes und den großen klimatischen Unterschieden außerordentlich verschiedenen Preisen der Arbeit, mit den sehr verwickelten Zollgesetzen und wie die Bedingungen alle heißen mögen, welche in ihrer Gesammtheit die wunderbar schnelle Entfaltung des Landes begünstigt haben, ist es möglich, zu einer klaren und richtigen Auffassung der hohen Bedeutung der nordamerikanischen Industrie zu gelangen. Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten ist es dem Verfasser vor den meisten der fremdländischen Berichterstatter gegönnt gewesen, diese besonderen Verhältnisse genau kennen zu lernen, und viele Seiten seines Buches legen Zeugniß ab für ein tiefes Eindringen in die Gesammtheit des Gegenstandes. Der dritte Vortrag, welcher sich mit den Eingangszöllen in den Vereinigten Staaten, den deutschen Handelsverträgen, den Creditverhältnissen in Nordamerika ꝛc. beschäftigt, enthält vor den beiden anderen eine Fülle vortrefflicher Bemerkungen über die Ursachen und Einflüsse, denen die amerikanische Industrie ihr schnelles Emporblühen dankt; die Rückschlüsse, die der Verfasser aus seinen Untersuchungen auf die einschlägigen Verhältnisse des deutschen Reichs zieht, sind sehr treffend und schließen sich in der Hauptsache den gewichtigsten Ansichten an, welche gelegentlich der letzten Weltausstellung über das Wesen der deutschen Industrie von den ernsthaften Kritikern geäußert und von den Vertretern des deutschen Chauvinismus bekämpft worden sind. Auf einzelne Irrthümer der Vorträge hier einzugehen, erscheint um so weniger geboten, als das fast universelle Gebiet des Gegenstandes eine Gleichartigkeit der Behandlung naturgemäß ausschließt. J. G.

*) Die Weltausstellung in Philadelphia und die deutsche Industrie. Drei Vorträge von Friedrich Goldschmidt. 8. (II, 67 S.) Berlin 1877, Julius Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

Die Leser der „Gegenwart" wird die Notiz vielleicht interessiren, daß das von dem Herausgeber in Nr. 6 d. Bl. besprochene Schauspiel „Mercadet" in Deutschlands erster Handelsstadt, nämlich in Hamburg, vor genau 25 Jahren, am 21. Februar 1852, in einer (von Ihrem Herrn Referenten nicht erwähnten) Bearbeitung von Heinrich Marr unter den Aeußerungen stürmischsten Unwillens vom Publicum des Stadttheaters abgelehnt wurde. Marr hatte das Stück zu seinem Benefiz gewählt, aber die Stimmung der Anwesenden war darüber so erregt, daß der Künstler sich gezwungen sah, vor die Rampe zu treten und wegen der Aufführung ausdrücklich um Entschuldigung zu bitten! Er verband mit dieser Bitte den Dank dafür, daß die Geduld des Publicums ausgereicht habe, dies Stück überhaupt zu Ende spielen zu lassen. — Gewiß eine merkwürdige theaterhistorische Reminiscenz!

Genehmigen Sie ꝛc.

Hermann Uhde.

Veytaux Chillon im Canton Waadt, 19. Februar 1877.

* * *

Berlin, 25. Decbr. 1876.

Sehr geehrte Redaction!

Nachdem die von Herrn Eduard von Hartmann seinem Aufsatze „über Freiheit und Gleichheit" zu Grunde gelegte Definition des Begriffes der Freiheit:

„Die Freiheit ist erstens ein rein negativer Begriff"

in Nr. 52 der „Gegenwart" Veranlassung zu einer Berichtigung geboten hat, möchte ich Sie bitten, einer Bemerkung Aufnahme zu gewähren, welche geeignet sein dürfte, diese Berichtigung an eine andere Adresse zu verweisen.

Schopenhauer sagt auf der ersten Seite seiner gekrönten Preisschrift über „Die Freiheit des Willens":

„Der Begriff der Freiheit ist genau betrachtet ein negativer."

Die Berichtigung dieser Definition seitens des Herrn Dr. Adolf Horwitz trifft daher nicht Herrn Dr. Eduard von Hartmann, sondern Arthur Schopenhauer.

Mit Hochachtung

Ein Abonnent.

* * *

Th. S. in B. Auf Ihre Frage in Betreff der neuen Monatsschrift „Nord und Süd" und deren Stellung zu anderen Zeitschriften, speciell zur „Gegenwart", soll Ihnen eine ausführliche Antwort in der nächsten Nummer gegeben werden. Einstweilen können wir Ihnen jedoch die bestimmte Versicherung geben, daß „Nord und Süd" der „Gegenwart" eben so wenig hinderlich sein wird, wie etwa die Cavallerie der Infanterie. Das Stoffgebiet der „Gegenwart" ist ein sehr scharf begrenztes, und wenn wir uns von Zeit zu Zeit Grenzüberschreitungen gestattet haben, so geschah dies nur, weil es uns peinlich war, einen an sich in jeder Hinsicht der Veröffentlichung werthen Artikel aus lediglich formalen Gründen abzulehnen. „Nord und Süd" wird sich von solchen Fragen, welche in der „Gegenwart" vornehmlich, fast ausschließlich den Gegenstand der Besprechungen bilden, fernhalten, sich dagegen mit denjenigen Dingen, die in der „Gegenwart" nur ausnahmsweise und eigentlich nur per nefas zur Erörterung gelangten, ganz besonders beschäftigen. Politik, Volkswirthschaft, die Kritik der literarischen und künstlerischen Ereignisse ꝛc., Alles das bleibt ausschließlich nach wie vor der „Gegenwart" vorbehalten; in „Nord und Süd" dagegen werden außer den Novellen und erzählenden Dichtungen umfangreichere Essais aus den Gebieten der Wissenschaften und Künste veröffentlicht werden. „Nord und Süd" ist also in jeder Weise eine Ergänzung zur „Gegenwart". Alles Andere wie gesagt das nächste Mal.

R. B. in B. Wie das verhängnißvolle Wörtchen „niemals" in den Satz hineingerathen ist, wissen wir selbst nicht. Sie haben ganz richtig gelesen, daß dem Dichter Theuriet „die Gefahr, in's Triviale zu verfallen, näher liegt, als die der Effecthascherei ꝛc." So steht es auch im Manuscripte zu lesen. Die „Gefahr, niemals in's Triviale zu verfallen", ist natürlich nicht zu verstehen.

Digitized by Google

Inserate.

Historisch-kritische Aufsätze
werden käuflich zu erwerben gesucht. Auch jüngere Gelehrte belieben ihre Adresse einzusenden an die Expedition der „Gegenwart" unter Chiffre B. R. 18.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Kaiser Wilhelm
1797—1877.
Von
Wilhelm Müller,
Professor in Tübingen.
Mit dem Porträt des Kaisers.
Preis 3 M. 60 Pf. In eleg. Prachtband 5 M.

Eine vollständige Biographie des Kaisers, aufgebaut auf jenen welthistorischen Ereignissen, welche den 10jährigen Knaben flüchtig bis nach Memel, den 73jährigen Herrscher in den Spiegelsaal des Versailler Schlosses zur Kaiserproclamation führten — eine Geschichte der Zeit, in welcher der Kaiser lebte und wirkte — ein ächtes Volks- und Familienbuch, für alle Klassen und Stände des deutschen Volkes bestimmt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Geschichten
von
Paul Lindau.
2 Bände. broch. 8 M. — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 M.
Inhalt:
I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Bibliotheken jeder Gattung, kleinere Büchersammlungen, einzelne Werke von Werth, besonders alte Drucke, sowie Manuscripte u. Autographen kauft zu den höchsten Preisen das Antiquariat von **Albert Cohn** (gegründet 1830 unter der Firma A. Asher & Co.) in **Berlin,** W., Mohrenstrasse 53.

Türkische Skizzen
von
Murad Efendi.
2 Bände. Preis 7 M. 50 Pf.
Verlag der **Dürr**'schen Buchhandlung in **Leipzig.**

Heinr. Lemcke
in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**
Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter
Havanna- etc. Cigarren
im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille.
Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Soeben erschien im Verlage von **Duncker & Humblot** in **Leipzig** und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Denkwürdigkeiten
des Staatskanzlers
Fürsten von Hardenberg
herausgegeben von
Leopold von Ranke.
4 Bände, 150 Bogen Lex.-8, auf ff. Papier, elegant geheftet 60 Mark, eleg. gebunden 66 Mark.

Ein Werk, Jahre lang vorbereitet, mit Spannung erwartet, eigenartig in seiner Erscheinung und einzig dastehend in der deutschen Literatur. Der berühmte Herausgeber beschränkte sich nicht darauf, einen Abdruck der Eigenhändigen Memoiren Hardenbergs, durchsetzt mit einem Commentar seiner Hand, darzubieten: von dem Grundsatz ausgehend, daß, um Leben und Laufbahn des großen Staatsmanns zu verstehen, die Forschung auf die allgemeinen Angelegenheiten, auf die er einwirkte und die noch viel mehr auf ihn zurückwirkten, ausgedehnt werden müsse, giebt er in einer selbstständigen Biographie Hardenbergs, fortgeführt bis zu dem Moment, in welchem der letzte, und diesmal glorreiche, Kampf gegen den corsischen Usurpator begann, eine vollständige Geschichte der neuen Zeit, der Politik der europäischen Mächte, schildert den tiefen Verfall der preußischen Monarchie und ihre Reorganisation durch Hardenberg, den Wiederaufbau Preußens auf Fundamenten, die stark genug waren, noch in unseren Tagen die Grundpfeiler des neu erstandenen deutschen Reiches zu bilden.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin.
Bibliothek für Wissenschaft und Literatur 1. 8. Band.

Die Grundprobleme der Erkenntniss-Thätigkeit
beleuchtet vom psychologischen und kritischen Gesichtspunkte. Als Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften. I. Die philosophische Evidenz mit Rücksicht auf die kritische Untersuchung der Natur des Intellects. Von **Dr. Otto Caspari,** Docent an der Universität zu Heidelberg. 5 M.

Der Autor bestrebt sich, dem so üppig emporschiessenden modernen philosophischen Dilettantismus entgegenzutreten und kommt dem unter den Philosophen immer lauter erschallenden Rufe, einen gemeinsamen Ausgangspunkt zu suchen, zum ersten Male in weiterem Maasse entgegen, indem er, geleitet durch philosophische Forschungen über die Natur und das Wesen des Intellects, einen Maassstab resp. ein Schema aufstellt bezüglich der thatsächlich wirkenden Tendenzen und Bewegungen des empirischen Bewusstseins. Er hat es zum ersten Male versucht, das Gesetz des goldenen Schnittes auf die metaphysischen Probleme anzuwenden und ausserdem viele neue und beachtenswerthe Beiträge zur Lösung der wichtigsten philosophischen Fragen geliefert. Das Werk empfiehlt sich auch als Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften.

Die Philosophie seit Kant. Von **Dr. Friedrich Harms,** ord. Prof. an der Berliner Universität. 12 M.

Eine geschichtliche und ethische Weltansicht zu gründen und auszubilden ist das Wesen und die Aufgabe der Philosophie seit Kant, welche der Verf. in meisterhafter Darstellung fasslich und klar in 4 Abschnitten darstellt: die Anfänge der deutschen Philosophie durch Lessing, Herder und Jacobi; Grundlegung der Philosophie durch Kant; systematische Ausbildung der deutschen Philosophie durch Fichte, Schelling und Hegel; Einschränkung der absoluten Philosophie durch Schleiermacher, Herbart, und Schopenhauer. So hat das Buch als Geschichte der Philosophie bis zur neuesten Zeit für jeden Gebildeten wie für den Fachmann Werth.

Verlag von **J. Baedeker** in **Iserlohn.**

Soeben erschienen:
F. A. Lange's
Logische Studien.
Ein Beitrag z. Neubegründung der formalen Logik und der Erkenntnisstheorie.
gr. 8. geh. 4 M. 80 Pf.

F. A. Lange's
Geschichte des Materialismus
und
Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.
Dritte Aufl. 2 Bände.
geh. à 21 M. eleg. geb. 24 M.

Im Verlage von **E. S. Mittler & Sohn** in **Berlin** erschien:

Die Lyra.
Ein Beitrag zur griechischen Kunstgeschichte
von
Wilhelm Johnsen,
Oberlehrer a. griechischen Seminar zu Sarres in Macedonien.
Preis 1 M. 60 Pf.

In gedrängter Kürze stellt diese Schrift die geschichtliche Entwickelung der Lyra und das diesem Instrument zu Grunde liegende Prinzip der griechischen Musik dar und bietet somit dem Musikforscher und Philologen ein Compendium der griechischen Musikgeschichte überhaupt unter Beifügung der wichtigsten Fragmente alter Autoren.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 10. März 1877.

XI. B... NEW YORK MUSEUM

AP 30 .G295 v. 1/ no. 10

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Gespenst des Panslavismus. Von Rhenanus. — **Literatur und Kunst:** Angola. Ein Stück Culturgeschichte in Afrika. Von Herman Soyaux. — Dantes Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit. Von Karl Bartsch. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Ein neues Bild von Carl Gussow. Von Th. Fontane. — Von den Theatern. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Paul Lindau und Wilhelm Jensen. — Bibliographie. — Inserate.

Das Gespenst des Panslavismus.

Durch die acute Gestaltung der türkischen Krisis und die drohende Gefahr einer aus derselben möglicherweise entstehenden allgemeinen Verwickelung ist die Aufmerksamkeit des Zeitungen lesenden Publicums ganz besonders wieder auf den Panslavismus, als mit der Lösung der orientalischen Frage in engstem Zusammenhang stehend, gelenkt worden. In einem namhaften Theile der deutschen Presse wurde Alarm geblasen wegen der Gefahren, welche dem Germanismus und ganz besonders Deutschland von Seiten des vereinigten Slaventhums drohten. Selbst die so vorzüglich redigirte Kölnische Zeitung, welche zu den hervorragendsten Erscheinungen unserer Tagesliteratur gehört, öffnete diesen Kassandra-Prophezeiungen ihre Spalten, predigte fast den Kreuzzug gegen Rußland als den Repräsentanten des Slaventhums und wurde nicht müde, ihr: „videant Consules" auszurufen. Da Gespenster und Phantome in der Regel eine kritische Betrachtung nicht zu ertragen pflegen, so dürfte durch eine nähere Beleuchtung des Panslavismus die ungerechtfertigte Furcht sich vermindern, welche er durch sein geheimnißvolles Gebahren und durch die angeblich von ihm organisirte internationale Verschwörung manchen furchtsamen Gemüthern einzuflößen scheint.

Was ist der Panslavismus? Welches ist das Ziel seiner Bestrebungen?

Der Panslavismus, statt nationale Entwickelung und Zusammengehörigkeit zu fördern, wie dies vielfach von ihm angenommen wird, ist im Gegentheil die Negation des Nationalitätsprincipes, welches in neuester Zeit bei der Bildung des italienischen Königreiches und bei der Wiedererstehung Deutschlands zur Geltung gekommen ist. An die Spitze seines Programmes stellt er den Satz, daß auf der Racenzusammengehörigkeit alle Slaven zu einem großen Reiche unter der Führung Rußlands, als dem einzigen bis jetzt unabhängigen, organisirten Slavenstaate, vereinigt werden müßten. Um diesen Kern hat der panslavistische Krystallisationsproceß zu erfolgen. Diese Idee ist jedenfalls eine neue und mangelt ihr auch nicht eine gewisse Großartigkeit der Conception, aber unpraktisch ist sie wie so vieles von Slaven auf politischem Gebiete Unternommenes.

Man beachte vor Allem den maßgebenden Unterschied zwischen gleicher Nationalität und gleicher Race: die Erstere bedingt stets die Letztere, aber nicht umgekehrt. Zur Bildung einer Nationalität gehört außer der homogenen Abstammung die geographische Lage in richtiger Abrundung und Abgrenzung, sowie die Gemeinsamkeit der politischen und culturhistorischen Entwickelung. Je nach den äußeren Umständen bilden sich also Glieder derselben Race zu verschiedenen Nationalitäten heraus, welche ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Stammesgleichheit ihre politischen und materiellen Interessen verfolgen werden. Was würde man sagen, wenn man die Bildung eines pangermanischen Reiches vorschlagen wollte? wenn man auf Grund der germanischen Abstammung Deutschland, Skandinavien, Holland und die Schweiz in ein Reich vereinigen wollte? Jedem Menschen, außer einem französischen Journalisten, wird die Unmöglichkeit eines solchen Beginnens sofort in die Augen springen, da alle diese Länder und Völker durch ganz andere als durch Stammesinteressen in ihrem öffentlichen Leben bewegt und geleitet werden. Oder warum spricht man nicht von einem panromanischen Reiche? Aber Franzosen, Spanier, Italiener ꝛc. würden sich für eine solche Agglomeration bedanken und keineswegs zum Aufgeben ihrer nationalen Individualität bereit sein.

In ähnlicher Lage befinden sich die einzelnen Glieder der großen Slavenfamilie, sie mögen nun Russen, Tschechen, Illyrier, Croaten, Slavonen, Polen, Serben oder wie immer heißen: jedes derselben hat seine Geschichte, seine eigenartige Entwickelung gehabt und als Folge davon eine so stark ausgeprägte Individualität erhalten, daß diese selbst durch die Aehnlichkeit gewisser Raceeigenschaften kaum modificirt wird. Bei dem Streben nach politischer Selbstständigkeit, das allen jenen Völkerschaften innewohnt, verfolgt eben jede ihren eigenen Weg und hat ihre eigenen Interessen zu wahren. Russen und Polen sind sogar durch eine Jahrhunderte alte Erbfeindschaft von einander getrennt, welche in ununterbrochenen Kämpfen ihren Ausdruck fand und bis zur vollständigen Vernichtung der Letzteren führte. Der Tscheche träumt von seiner Wenzelskrone und deren altem Glanze, welche er von Neuem erstrahlen sehen möchte, denkt aber nicht daran, deren gegenwärtige Unterordnung mit der unter dem russischen Scepter zu vertauschen. Erst in neuester Zeit noch machten croatische Studenten in Agram eine sehr bemerkenswerthe antipanslavistische, d. h. antirussische Demonstration, indem sie gegen etwaige vom Norden ausgehende Herrschergelüste protestirten und den Russen den Rath gaben, erst im eigenen Lande Civilisation und freiheitliche Institutionen zu fördern, ehe sie sich mit den Interessen der anderen Slavenvölker beschäftigen, welche theilweise bereits auf einer höheren Culturstufe stehen wie sie selbst. Diese Kundgebung hat an und für sich keine weittragende Wirkung, ist aber ein deutliches Zeichen von dem nationalen Geiste, welcher unter den einzelnen Slavenvölkern herrscht. Selbst

UNIV. OF MICH. LIBRARY

Digitized by Google

das frühere gute Einvernehmen der Russen und Serben scheint durch die letzten Kriegserlebnisse sehr wesentlich getrübt worden zu sein, so nothwendig auch diese der Unterstützung ihrer nordischen Brüder zur Befreiung von der türkischen Oberherrschaft bedürfen: wie die Zeitungen berichten, hätten die Serben sogar die Lust verloren, an deren Stelle die moskowitische Vormundschaft treten zu sehen. Sollten die Verhältnisse die Bildung unabhängiger Slavenstaaten auf der Balkanhalbinsel befördern, so würden diese im Augenblick der erlangten Selbstständigkeit ihre individuellen Bestrebungen geltend machen und sowohl gegen eine russische Suprematie wie gegen die unitarische Richtung der Panslavisten reagiren. Man braucht nicht die Lehren der Geschichte, daß Zank, Hader und Haß sofort an der Tagesordnung sind, wenn Slaven verschiedener Stämme mit einander in geschäftliche Beziehung treten, um zu erkennen, daß der Verwirklichung des Panslavismus die Hauptopposition von den verschiedenen slavischen Nationalitäten selbst bereitet wird und bereitet werden muß, ohne den Widerstand der anderen Völker in Betracht zu nehmen, welche durch jene Bestrebungen in Mitleidenschaft gezogen werden würden. Aber alle diese in ihren Folgen so schwer wiegenden Thatsachen lassen die panslavistischen Schwärmer vollkommen unbeachtet und schmeicheln sich fortwährend mit der Hoffnung, daß es ihnen dennoch gelingen müsse, die einzelnen slavischen Völkerschaften zum Aufgeben ihrer nationalen Bestrebungen zu vermögen, indem sie ihnen als Preis für diese Opfer die Möglichkeit vorspiegeln, durch das entstehende große Slavenreich die Herrschaft über Europa auszuüben. „Die Zeit der romanischen Völker ist gewesen," so sagen sie, „auf diese folgten die Germanen — die Zukunft aber gehört den Slaven, deren Einigkeit und Einheit vorausgesetzt."

Für das Gelingen dieser utopischen Pläne ist die Stellung, welche Rußland zu denselben einnimmt, von maßgebendem Einflusse.

Die panslavistischen Ideen, durch die Revolution von 1848 unter den östreichischen Slaven entstanden, spukten bereits seit einer Reihe von Jahren in deren Köpfen herum und trugen nicht wenig zu den unausgesetzten Verfassungskämpfen bei, welche Oestreich beständig zwischen Tod und Leben erhielten, ehe man in Rußland auch nur eine Ahnung von deren Existenz und ihren Zielen hatte. Dort stand nämlich Kaiser Nikolaus I. an der Spitze der Regierung, im Vollgenuß seiner autokratischen Gewalt, welche außer dem engsten Kreise der obersten und vertrautesten kaiserlichen Räthe jedes politische Leben erstickte. An freiheitliche Institutionen, selbst im bescheidensten Maße, durfte nicht einmal gedacht werden und ein selbstständiger Gedanke des Volkes, geschweige denn dessen Kundgebung und Geltendmachung, gehörten in das Reich der Unmöglichkeit. Die mächtige Hand des Herrschers lastete mit eiserner Gewalt auf dem Geiste der Nation, welche nichts Anderes kannte, als unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Czaren. Alles mit revolutionären Ideen auch nur im entferntesten Zusammenhang Stehende erfreute sich schon im Voraus des Verdammungsurtheiles des Kaisers. Dazu kam noch, daß er mit Oestreichs jugendlichem Herrscher, damals auf den Thron erhoben, um der Revolution in seinen Landen ein Ende zu machen, in den innigsten Beziehungen stand, welche durch die politische Ueberlieferung der letzten 50 Jahre und durch persönliche Zuneigung immer mehr gefördert wurden. Unter solchen Umständen war selbstverständlich für den Panslavismus nichts zu hoffen.

Durch den Krimkrieg und dessen unglücklichen Ausgang sowie durch den gleichzeitig erfolgten Tod des Kaisers Nikolaus trat eine wesentliche Aenderung in den äußeren und inneren Beziehungen Rußlands ein. In Europa war dessen während des letzten Decenniums übermächtig gewordener Einfluß gebrochen und das Ziel der napoleonischen Bestrebungen, die Sprengung der heiligen Allianz und enge Bundesgenossenschaft Frankreichs und Englands, erreicht. Die früheren Verbindungen Rußlands, mit Ausnahme der alten Freundschaft für Preußen, waren zerrissen, statt des intimen Verhältnisses zu Oestreich herrschte bittere Feindschaft und grimmiger Haß gegen diesen treulosen Freund erfüllte die Herzen aller Russen. Rußland sah sich genöthigt, neue Wege für seine Politik einzuschlagen. Hand in Hand mit diesem momentanen Verlassen der alten Tradition ging auch die innere Entwickelung des Reiches.

Wie von einem ungeheuren Alpdruck fühlte sich das Volk, Hohe und Niedrige, Freie und Sklaven befreit, als der mächtige Selbstherrscher die Augen geschlossen hatte: seit vielen Jahren athmete man zum ersten Male wieder frei auf, man fing an, sich als Menschen zu fühlen. Das glänzende Fiasco der durch den verstorbenen Kaiser mit besonderer Vorliebe behandelten Armee, die vielen während des Krieges hervorgetretenen Schattenseiten der militärischen Einrichtungen, die vom Volke zwar freudig aber erfolglos gebrachten ungeheueren Opfer forderten zu einer berechtigten Kritik auf, welche Zweifel an dem von der Regierung bisher allein in Anspruch genommenen Verstande wach riefen. Das Bewußtsein der Nation begann, wenn auch in leisen Anfängen, sich geltend zu machen. Da verkündete Kaiser Alexander die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche den Staat um viele Millionen neuer Bürger bereicherte. Die unter der früheren Regierung so streng gehandhabte unerhörte Bevormundung des Volkes hörte auf und durch die in Folge jener friedlichen Revolution nöthig gewordenen administrativen und juristischen Reformen wurde dasselbe berufen, an der Wahrnehmung seiner Interessen Theil zu nehmen: auch die ziemlich frei gewordene Presse durfte die öffentlichen Angelegenheiten besprechen. Obwohl die Umgestaltung des ganzen socialen und politischen Lebens die allgemeine Aufmerksamkeit vor Allem in Anspruch nahm, so verfehlte doch schon damals die Presse nicht, neben der Betonung des specifischen Russenthums die Brüderschaft der Slaven im Allgemeinen zu einer gewissen Geltung zu bringen und Propaganda für diese Idee zu machen. Sie nahm zum ersten Male Notiz von den panslavistischen Bestrebungen, wenn auch über dieselben bei dem Erwachen des politischen Lebens in der öffentlichen Meinung nur sehr verworrene und unklare Anschauungen herrschten. Das Gouvernement verhielt sich zu dieser beginnenden slavischen Strömung, da die Frage der inneren Regierungsweise durch dieselbe unberührt blieb, in einer freundschaftlichen Neutralität, denn sie erkannte die Möglichkeit, dadurch eine mächtige Bundesgenossenschaft zu erhalten, wenn sich das Verhältniß zu Oestreich noch feindlicher gestalten und vielleicht gar bis zum offenen Krieg führen sollte, eine Eventualität, welche 1859 während des italienischen Unabhängigkeitskampfes nahe daran war, in Erfüllung zu gehen. Andererseits konnte sie dieselbe aber auch nutzbringend in einer neuen Phase der orientalischen Frage verwerthen, welche durch den Pariser Frieden von 1856 in den Augen der Russen ihre Lösung nicht gefunden haben konnte.

Während des letzten großen polnischen Aufstandes erfolgte ein Rückschlag in der slavischen Bruderliebe, welche der Russe überhaupt nur gelten läßt, so lange sie die Interessen und die Integrität seines engeren Vaterlandes nicht beeinträchtigt. Die Einmischung des Auslandes fachte das russische Nationalgefühl zu einer so mächtigen Flamme an, daß vor deren Intensivität die allgemeinen slavischen Tendenzen in den Hintergrund treten mußten. Trotzdem verlor die russische Presse dieselben nicht ganz aus den Augen und erhielt eine, wenn auch nur sehr lose Verbindung mit den nichtrussischen Slaven aufrecht.

Der preußisch-östreichische Krieg von 1866 machte diesem latenten Zustande ein Ende. Oestreich schied aus der politischen Gemeinschaft Deutschlands aus und begründete durch den Ausgleich mit Ungarn sein dualistisches Reich, auf dessen einer Seite die Magyaren in sehr einflußreicher Stellung und auf dessen anderer Seite die Deutschen und Slaven standen. Letztere, welche seit 1848 in dem Streben nach politischer Selbstständigkeit nie nachgelassen hatten, sahen dieselbe durch die neue Verfassung mehr denn je bedroht und setzten mehr denn je alle Hebel in Bewegung, sie ihrer Lebensfähigkeit zu

Digitized by Google

berauben. Zur Erreichung dieses Zieles und zur Schwächung des ungarischen Königthums schienen die vielen unter dessen Herrschaft lebenden Slaven die gewünschte Handhabe darzubieten, für deren Bearbeitung in panslavistischem Sinne eine geheime Gesellschaft, die „Omladina" gegründet wurde, welche in neuester Zeit während des serbischen Krieges viel von sich reden machte. In Wien und Prag bildeten sich Centralcomités, welche die panslavistische Agitation mit neuer Energie in Gang brachten und ihre Fäden bis in die höchsten Regierungs- und Hofkreisen spannen.

Um der Welt ein äußeres Zeichen ihrer Existenz und materiellen Bedeutung zu geben, wurde 1867 der große Slavencongreß in Moskau, welches sich gerne als den berufenen Repräsentanten des wahren Slaventhums betrachtet, geplant und mit so vielem äußeren Glanze als nur möglich abgehalten. Die russische Regierung begnügte sich dieses Mal nicht damit, nur durch die Erlaubniß zum Abhalten der Versammlung ihr Wohlwollen zu erkennen zu geben, sondern sie ließ die auswärtigen Slavendeputationen durch die Minister officiell begrüßen und empfangen und sich selbst auf dem Congresse vertreten, bewahrte aber trotzdem eine hinreichende Zurückhaltung, um sich mit den Panslavisten nicht identificiren zu lassen und nöthigen Falls deren Bestrebungen selbst verleugnen zu können. Als einziges greifbares Resultat des Verbrüderungsfestes erfolgte auch in Moskau die Einsetzung eines Centralausschusses, dessen Aufgabe nach eigenem Zeugniß darin besteht, zwischen Rußland und den anderen slavischen Ländern den geistigen Verkehr zu vermitteln, ihnen Zeitschriften, Bücher, besonders geistlichen Inhaltes, und gelegentlich auch Geld zukommen zu lassen, mit welchem sowohl slavische Schulen gegründet und unterhalten werden, wie auch jungen Leuten die Möglichkeit geboten wird, ihre Studien in Rußland zu machen. Die politische Propaganda, welche von diesem Centralpunkt in Moskau aus etwa getrieben wird, entzieht sich natürlicherweise der öffentlichen Kenntniß, es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß dieselbe weit mehr die Befreiung der orientalischen Christen im Auge hat, als die Beförderung allgemein panslavistischer Zwecke.

Der letzte deutsch-französische Krieg hatte wieder eine wesentliche Wandlung in der äußeren Politik Rußlands durch die Herstellung seiner guten Beziehungen zu Oestreich und die Gründung des Dreikaiserbundes zur Folge. Damit hörte für Rußland das politische Interesse an der slavischen Bewegung in Oestreich auf, welche durch ihre mögliche Bedrohung der östreichischen Staatsexistenz sogar gegen seinen eigenen Vortheil sich wenden konnte, da die Nothwendigkeit von Oestreichs Bestehen für die Erhaltung des europäischen Friedens und Gleichgewichtes durch die Wiederbegründung der alten Allianz die öffentliche Anerkennung erhalten hatte. Der Dreikaiserbund ist Rußlands officieller Absagebrief an den Panslavismus.

Trotzdem wurden die alten Befürchtungen von demselben und von den Eroberungsplänen Rußlands von Neuem wachgerufen, als im verflossenen Jahre die orientalische Frage wieder auf die Tagesordnung kam. Die erhitzte Phantasie ängstlicher Politiker sah schon im Geiste die halbe europäische Türkei nebst Serbien von Rußland annexirt, welches im Sturmschritt, jeden Widerstand überwindend, Magyaren und Deutsche vernichten und alle Slaven unter seinem Scepter vereinigen würde. Aber abgesehen davon, daß, wie bereits früher gezeigt worden, die slavischen Völkerschaften einer Absorbirung durch Rußland entschieden widerstreben, heißt es die thatsächlichen Verhältnisse vollkommen außer Acht lassen, wenn man Rußland für den zerrütteten Zustand der Türkei verantwortlich machen will und diesen nur russischen und panslavistischen Verschwörungen glaubt zuschreiben zu können. Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß diese stattgefunden haben und noch stattfinden, daß selbst der General Ignatieff sich in den engsten Beziehungen zu denselben befand — kann aber trotzdem der gesunde Menschenverstand glauben, daß allein dadurch ein an sich noch lebensfähiger und kräftiger Staat an den Rand des Verderbens gebracht würde? Man denke z. B. an deutsche Verschwörungen in den Ostseeprovinzen, um diese von Rußland loszureißen, oder an türkische Verschwörungen unter den zahlreichen mohammedanischen Unterthanen Rußlands: würde es Jemand geben, der kühn genug wäre, zu behaupten, der russische Staat werde dadurch in seiner Existenz bedroht? Eine solche Behauptung wäre geradezu lächerlich.

Es ist aber nicht nöthig, nach besonderen geheimnißvollen Gründen zu suchen, um die Theilnahme des russischen Volkes an dem Wohlergehen seiner Stammesbrüder, welche unter türkischem Joche schmachten, begreiflich und natürlich zu finden. Man lese die zu Ende des vorigen Jahres in der „Gegenwart" erschienenen höchst interessanten und mit großer Sachkenntniß geschriebenen Artikel über die „russisch-byzantinischen Beziehungen", um sich den Zusammenhang zwischen Rußland und dem alten byzantinischen Reiche zu vergegenwärtigen und in Folge dessen die Erbfeindschaft zu verstehen, welche den Russen gegen den Türken beseelt, welche jenem in Fleisch und Blut übergegangen ist und sofort zur Geltung kommt, wie der Türke auf der politischen Oberfläche erscheint. Zur Erklärung der traditionellen russischen Politik im Orient bedarf man weder des sogenannten Testamentes Peters des Großen, noch des Panslavismus — sie besteht einfach in der Bekämpfung und Vernichtung der Türken, für welche der Russe stets bereit ist, die größten Opfer an Leib und Leben zu bringen, ohne an eine Compensation für sich zu denken. In unserem prosaischen, materiellen Zeitalter erscheint es freilich unglaublich, eine Nation für eine Idee kämpfen zu sehen, aber dennoch sind die Russen in jedem Augenblick bereit, uns dieses Schauspiel zu geben. Zum Theil erklärt sich diese Uneigennützigkeit allerdings dadurch, daß die Russen den Vortheil der geographischen Lage ihres Vaterlandes, welches fast unangreifbar ist, sehr wohl verstehen und zu würdigen wissen und nicht gewillt sind, diesen für einen Ländererwerb in Europa aufzugeben, welcher leicht zur Achillesferse des Reiches werden könnte und sicherlich nicht dazu beitragen würde, seine Großmachtstellung zu verbessern. Diese Thatsachen werden im Occident nicht nach ihrer wirklichen Bedeutung gewürdigt und doch müssen sie behufs des richtigen Verständnisses der russischen Politik und ihrer inneren Beweggründe ganz besonders beachtet und in Rechnung gezogen werden.

Wie sein Volk, so denkt und fühlt auch der Kaiser; er kann und darf in dem Momenten der großen politischen Krisis nicht gegen den Strom schwimmen wollen, wenn er die Führung der Geister in der Hand behalten will. Er mag noch so friedlich gesinnt und ehrlich bemüht sein, den Frieden aufrecht zu erhalten — es kann ein Moment kommen, wo er das Schwert aus der Scheide ziehen muß, will er nicht sich selbst und seinem Volke untreu werden. Hätte man in England diese Situation früher verstehen wollen, und nicht durch eine unberechtigte Furcht vor möglichen Vergrößerungsplänen Rußlands eine Verständigung mit diesem erschwert — die orientalische Frage würde heute um ein gutes Stück ihrer Lösung näher gerückt sein als sie es wirklich ist. Der Kaiser spricht im Sinne seines Volkes, wenn er alle eigennützigen Absichten verleugnet und nur das eine ideelle Ziel voranstellt: Befreiung der Christen in der Türkei.

Dies that er in seiner berühmten, zu Moskau Ende des verflossenen Jahres gehaltenen Rede, welche einen gewaltigen Widerhall in der Welt nicht nur durch die motivirte Kriegserklärung gegen die Türkei, sondern durch die Betonung fand, welche er der Gemeinsamkeit des Slaventhums angedeihen ließ. Solch' ein Ausspruch reichte hin, um damals Rußland der offenen Anerkennung seiner panslavistischen Bestrebungen zu zeihen und Europa zur Vertheidigung seiner selbst aufzurufen: selbst die „Times", welche bisher am ruhigsten und objectivsten Rußland beurtheilt hatte, fing an mißtrauisch zu werden und jenen kaiserlichen Ausspruch doch für recht bedenklich zu halten. Bei vorurtheilsfreier Betrachtung scheinen uns aber diese Besorgnisse doch ziemlich unmotivirt zu sein, denn bei einem so

Digitized by Google

großen Unternehmen, wie eine Kriegführung gegen den mächtigsten Repräsentanten des Islam, ist es doch ganz natürlich, daß man sich nach Bundesgenossen umsieht, und findet man nun dieselben in einem namhaften Theile der Bevölkerung des zu bekämpfenden Staates, ist diese schon mit dem eigenen Volke in Folge gemeinsamer Abstammung, Religion ꝛc. in Wechselbeziehung getreten, so wäre es eine unverzeihliche Thorheit, eine so überaus günstige Constellation unberücksichtigt zu lassen. Rußland benutzt die panslavistischen Verbindungen für seinen momentanen Zweck, aber deshalb kann man von ihm noch nicht behaupten, es habe sich die Endziele des Panslavismus zu eigen gemacht.

Kaiser Alexander und seine Räthe sind sich bewußt Russen zu sein, ehe sie Slaven sind, und Rußlands Wohl wahren zu müssen, ehe sie die Wünsche der Panslavisten in Betracht ziehen dürfen, welche mit jenem nicht identisch sind und daher stets von einander getrennt beurtheilt werden müssen. Die russische Regierung würde daher nie die Unterstützung der Nation finden, wollte sie mit Gefährdung der speciell russischen Interessen slavische Gefühlspolitik treiben.

Von der großen Majorität in den slavischen Völkerschaften verleugnet und von Rußland nicht zu dem leitenden Motiv seiner Politik gemacht — was bleibt da überhaupt noch vom Panslavismus und von seinen himmelstürmenden Plänen übrig? Diese Frage beantwortet sich von selbst und keinem unbefangenen Beobachter kann unter solchen Umständen die Aussichtslosigkeit der Panslavisten, das Ziel ihrer Wünsche je zu erreichen, mehr verborgen bleiben: es hieße die Verhältnisse willkürlich entstellen, wollte man der Welt und besonders Deutschland glauben machen, daß aus dem Panslavismus Gefahren für die zukünftige politische Gestaltung Europas erwachsen könnten, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß er, von einem ehrgeizigen und kriegerischen Czaren rücksichtslos gebraucht, momentan Verlegenheiten hervorrufen könnte. Aber diese zu beschwören und das Gleichgewicht unter den europäischen Großmächten aufrecht zu erhalten, ist die Aufgabe Deutschlands, welcher es durch seine staatliche Wiedervereinigung in jeder Beziehung gerecht zu werden im Stande ist. Unter den obwaltenden Umständen ist es sein Beruf, eben so wohl das Fortbestehen und Gedeihen der östreichisch-ungarischen Monarchie zu fördern, wie auch die Erhaltung des Dreikaiserbundes zu ermöglichen, welcher im gleichen Interesse der drei Mächte liegt. Dies ist für jetzt das Alpha und das Omega der deutschen Politik: gelingt es ihr, dieses Ziel zu erreichen, so können weder Romanen noch Slaven sich der Hegemonie in unserem Erdtheil bemächtigen, der Friede ist gesichert und damit die ruhige und gedeihliche Entwickelung jedes Volkes innerhalb der ihm von der Natur gesteckten Grenzen.

Rhenanus.

Literatur und Kunst.

Angola.

Ein Stück Culturgeschichte in Afrika.

Von Herman Soyaux.*)

Jeden gebildeten Europäer, den sein Geschick in ferne Länder führt, die schon vor Jahrhunderten ihre Thore den civilisatorischen Einflüssen seiner Heimat öffneten, muß ein Gefühl tiefster Beschämung erröthen machen, wenn er in ihnen nur den erbärmlichsten Schattenriß haltloser europäischer Förmlichkeiten und den Kern faul bis zur Verwesung findet. Nirgend wo anders wird diese Scham dem Weltreisenden das Blut heißer in die Wangen treiben, als in allen portugiesischen Colonien, und nirgend wo anders tritt die rohe Kraft eines Naturvolkes im Kampf gegen die Unterdrückung habgieriger Europäer siegreicher auf, als in Angola, der südwestafrikanischen Colonie Portugals. Das Mutterland hat ein Gebiet von 14,700 Quadratmeilen (?), das zu den reichstausgestatteten und gesegnetsten des afrikanischen Continents gehört, während mehr als dreier Jahrhunderte nicht würdigen gelernt, vielmehr es in so unerhört stiefmütterlicher Weise behandelt, daß die natürliche Folge davon, der gänzliche Verlust der Colonie, zu den sicher vorauszusagenden Ereignissen der Zukunft gehört. Es zeugt für eine bewundernswerthe Elasticität der Eingeborenen, daß, trotz ihrer Verderbniß durch die Europäer während endlos langer Jahre, ihre Willenskraft mächtiger erstarkt, ihr Lebensblut muthiger pulsirt, und daß sie fortlaufende Versuche machen, die schamlosen Vertreter europäischer Gesittung in der Brandung des Oceans zu begraben und zu vernichten.

Die gegenwärtigen Verhältnisse Portugals zählen zu den auffälligsten Beweisen von der Veränderlichkeit der Völkergeschicke; am 7. Juni 1494 stellte zu Tordesilhas auf Ansuchen João II. der Papst Alexander VI. eine Demarcationslinie 360 Meilen westlich von den Azoren fest, um durch sie die davon östlichen, portugiesischen, von den westlichen, spanischen Besitzungen zu scheiden. Vor 400 Jahren beanspruchte Portugal eine Hemisphäre, und heute — dient das Vertragsdocument von Tordesilhas als ein Beweisstück für das ewige sic transit gloria mundi! Wie alle anderen Besitzungen Portugals sich von dem Mutterlande lostrennten, oder, in dessen Besitz bleibend, sich auf ein Minimum reducirten, so auch Angola. Diese Colonie reichte nach den Versicherungen der Portugiesen einst viel weiter in den Continent hinein, und mit einer Gewißheit, die jeglichen Zweifel ausschließen sollte, erzählte mir ein in einem Jesuitencolleg erzogener, also doch gewissermaßen gebildeter Portugiese, daß ganz Südafrika mit Ausnahme des Caps, das ihnen die Holländer früher einmal „gestohlen" hätten, bis zum Aequator hinauf — portugiesische Provinz sei! In der That sind aber nur einige — mit „Soldaten" zu sagen würde für Männer, die eines Königs Rock als ein Ehrenkleid betrachten, eine Beleidigung sein — also mit uniformirtem Spitzbubengesindel besetzte Plätze, von denen aus die schwarze Einwohnerschaft des Landes in schmählichster Weise ausgesogen wird, in der Gewalt der portugiesischen Regierung. Die noch heute gebräuchlichen Titel: König von Portugal und den beiden Algarven, „sowie des Oceans auf beiden Seiten Afrikas, Herr von Guinea, Aethiopien, Arabien, Persien und der beiden Indien" sind in Wahrheit nur ein königlicher Witz und eine jener Fanfarronaden, in deren Pflege der Portugiese den sonst in dieser Hinsicht so verschrieenen Franzosen merkwürdig tief in den Schatten stellt.

Die geschichtlichen Vorgänge in Angola während der größeren Hälfte unseres Jahrhunderts sind uns unbekannt; wenn sie überhaupt der gänzlichen Vergessenheit entrissen und in Documenten verzeichnet sind, so ruhen sie wohl und sicher in den portugiesischen Archiven, deren Festhalten derartiger Dinge schon oft auffällig bemerkt worden sein soll. Greifen wir jedoch aus der jüngsten Vergangenheit der Colonie einige Daten heraus; sie lehren uns, wie sehr die einstige Macht Portugals wie überall, so auch in Angola zu einer Scheinmacht hinabsank, die ihrer gänzlichen Auflösung mit stetigem Schritt entgegengeht.

Im Jahre 1863 mußte die Regierung, obgleich es noch heute auf den portugiesischen Karten als befestigter Platz figurirt, Cassandje, den werthvollsten Platz der ganzen Colonie, die Eingangspforte des Handels aus dem Herzen des Erdtheils, aufgeben. Die ertragreichsten und fruchtbarsten Regierungsplantagenbesitzungen von Dembos gingen 1871 erloren; 1872 rebellirten die Neger in Ambriz an der Küste; 1874 waren die weißen Einwohner von Duque de Braganza und Malange, -ja auch von M-pungo an dongo wegen des Aufstandskrieges der Neger schon auf der Flucht nach der Küsten- und Hauptstadt São Paolo de Loanda, und 1875, während der Anwesenheit des Schreibers dieses in Angola, wurden in Encodje Aufstände vorbereitet, deren Folgen wir leider noch nicht kennen.

*) Der Herr Verfasser war als Botaniker Mitglied der ersten Expedition nach Westafrika.

Digitized by Google

So mag sich die Herrschaft Portugals noch einige Jahre hinziehen; eine Katastrophe aber, die ihr ein völliges Ende macht, wird und kann nicht ausbleiben, wenn die lüderliche Finanzwirthschaft, die willkürliche Justizpflege und das mit kaum beschreiblicher Frechheit bethätigte Erpressungssystem sich nicht zum Besseren ändert! — und dazu sind vorläufig noch keine Aussichten vorhanden. Die Colonie würde dann, wenn sie nicht von einem andern Staate übernommen würde (1875 sprach man von England), wieder ganz in die Hände der Eingeborenen fallen und lange Zeit dem Einfluß Europas verschlossen bleiben. Dem, der die Verhältnisse in der Colonie aus eigener Anschauung kennt und parteilos beurtheilt, d. h. die Europäer nicht für Halbgötter und die Neger nicht für Thiere hält, würde dies Zurücksinken des reichen Landes in Barbarei kaum ein Bedauern abnöthigen, im Gegentheil würde er auf Mittel einer besseren Wiedereroberung sinnen.

Im Jahre 1484 erreichte Diego Cão die Küste südlich vom Zaire (Congo, 6° s. Br.) und nahm das Land durch Errichtung von Steinpfeilern mit dem Wappen seines Königs für die portugiesische Krone in Besitz; jetzt reicht der Arm Portugals nicht mehr dorthin, obgleich hie und da ein kleines Strohfeuer portugiesischer Ansprüche auf das linke Zaireufer aufflackert, und auf den Regierungskarten die Grenzen der Besitzung im Norden sehr naiv mit dem Chiloango (5° 13′ s. B.) zusammenfallen. Einige dieser Pfeiler im südlichen Congolande sollen noch stehen und von den Negern als — Teufelsaltäre betrachtet werden. 1498 erreichte der große Vasco, an der Ostküste Afrikas entlang nach Norden segelnd, Indien. So breitete Portugal Ende des 15. Jahrhunderts seine Herrschaft in Asien und Afrika aus; in beide Erdtheile entsandte es große Mengen kühner Abenteurer und schlauer Priester, die den späteren Ruin der Länder herbeiführten. Angola und das südlich angrenzende Bengela wurden bedeutend später als die Congoländer in Besitz genommen. Erst im Mai 1560 kam Paolo Diaz de Novaes, der Großsohn des berühmten Bartolomeo Diaz, im Auftrage seiner Regierung an die Mündung des herrlichen Coanzastromes und schloß mit dem damaligen König von Angola, der auf den Flitterstaat, mit dem sein königlicher College am Zaire von den Portugiesen geködert war, eifersüchtig geworden, Verträge ab. 1575 gründete Diaz Loanda, die noch heute stehende Stadt, durch Erbauung einer Kirche. Nun begann zwischen dem Zaire im Norden und dem Coanza im Süden ein rasches und kriegerisches Vordringen der Europäer nach Osten; feste Plätze, jetzt zum Theil verlassen, wurden gegründet, Kirchen gebaut und Pflanzungen angelegt, deren früheres Bestehen der Reisende noch jetzt oft tief im dichten Walde durch Riesenbaumalleen erkennt. Schon 1606 wurde Balthasar Rebello de Arragão mit einer Expedition nach der Ostküste beauftragt. Er kam allerdings eine ansehnliche Strecke in das Innere hinein, mußte jedoch umkehren, um die Truppen in Cambambe (jetzt Dondo) am Coanza, die von den feindseligen Eingeborenen umzingelt waren, zu unterstützen. Ein zweiter Versuch, den Erdtheil zu durchkreuzen, wurde unter dem Gouvernement Antonio de Saldanha da Gamas gemacht, und zwar 1798 von der Ostküste aus durch Dr. Lacerda, der in Kasembe starb; der dritte Versuch, 1807—1810 von Loanda nach Tette, gelang, da aber die Expedition von Pombeiros (schwarzen Händlern) Baptista und Amara José ausgeführt wurde, so hatte sie keinerlei nennenswerthe Erfolge in irgend welcher Hinsicht. Mag hier noch hinzugefügt werden, daß später noch häufiger Neger den Erdtheil in diesen Breiten durchwanderten und daß, wie bekannt, Dr. Paul Pogge, der „Freiwillige" der deutschen Expedition (dessen unglücklicherer Gefährte Schreiber dieses war) noch verhältnißmäßig glücklich bis nach Mussumba, der zeitweiligen Residenz des vielumfabelten Muata Jamvo vordrang.

Mit den Portugiesen kam auch der Sklavenhandel, der durch Gonsales bei El-mina an der Oberguineaküste seinen Uranfang für Westafrika nahm, nach Angola. Die früheren paradiesischeren Zustände nahmen ein jähes Ende, Tausende von Männern und Frauen wurden dem Lande entrissen, Familienglück, ja der Sinn für Familie starb aus, zum Zwecke des Sklavenraubs unternommene Kriege mit früher befreundeten Stämmen folgten einander, Spirituosen zerrütteten den Geist und die Menschenwürde des Negers, und eingeschleppte Krankheiten, die „Blüthen der Civilisation", zerstörten den Körper des Eingeborenen. Noch bis in die neueste Zeit wird in Angola der Sklavenhandel betrieben; werden, Dank der Wachsamkeit englischer Kreuzer, auch keine Sklaven mehr nach Amerika ausgeführt, so blüht der Menschenhandel und die Sklaverei doch noch in der Colonie selbst und von privilegirten Händlern werden Sklaven nach den benachbarten Plätzen auf Bestellung ausgeführt. Der Mensch ist dort das beliebteste Zahlungsmittel und ein am leichtesten angebotenes Geschenk, auch von Seiten der Beamten, wie Schreiber dieses selbst erfuhr. — Die Uebel der Sklaverei hervorzuheben, würde hier überflüssig sein und zu weit führen; nur der Contrast zwischen ihr und dem Christenthum verdient immer wieder nachdrücklichste Betonung. Der Contrast wird Jedem um so auffälliger, wenn er sich die Thatsache in's Gedächtniß zurückruft, daß ein Unfehlbarer, Papst Nikolaus V., die Sklaverei sanctionirte! Und wie wurde und wird unsere Kirche, als deren Oberhaupt der Mann in Rom sich anerkannt wissen will, auszubreiten gesucht? In welchem Mißverhältniß die Zahlen der Bekehrungen zu denen der Erdbewohner stehen, wie winzig klein die Erfolge der christlichen Mission seit dem fast zweitausendjährigen Bestehen unserer Kirche sind, hat Döllinger auf dem Bonner Congreß dargethan und den Grund dieser ewigen Mißerfolge mit Recht hauptsächlich in den Confessionsspaltungen gesucht, die Eifersüchteleien und vollständiges Verlieren des Endzieles bedingen. Daneben verscheucht die schon oft beklagte Dogmenreiterei das Naturkind, dessen freier, noch nicht durch jahrhundertelange Erziehung vermodelter Geist das unbeantwortet bleibende „Warum" über das „Wie" stellt. Fragte mich doch einst ein von Missionären erzogener Neger, ob Adam „in den Himmel gekommen sei?" Er könne das nicht gut glauben, da Adam doch die Sünde, die an uns heimgesucht werde, in die Welt gebracht habe! Die Worte Max Müllers bleiben ewig beherzigenswerth: „Warum eine Seele mit dem symbolum quicunque, mit der Verdammniß der Ungetauften, der päpstlichen Unfehlbarkeit, der unbefleckten Empfängniß Mariä, der Höllenfahrt Jesu beschweren?" Ueberall, wo Missionen sind, wiederholen sich dieselben Schattenseiten, am meisten in Afrika, und hier wieder besonders in Angola, wo fast alle anderen Einflüsse, die von den Europäern ausgehen, dem Geiste des Christenthums entgegenarbeiten. Die Folge davon ist, daß trotz der eifrigen Anstrengungen aller Missionäre und besonders der italienischen Capuziner*), die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vom Zaire nach Angola kamen, nichts ausgerichtet wurde, als hier und da der Schatten eines Scheinchristenthums, oder ein lächerliches Religionswesen aus der Vermischung der katholischen Priesterlehre mit dem Schamanenthum der Eingeborenen. Es wirkt peinlich, wenn man sieht, daß der sogenannte christliche Neger, der sich dem Europäer in Angola zur Arbeit anbietet, aus Besorgniß vor seiner Faulheit, Falschheit und Stehlsucht fortgejagt wird und daß der heidnische Neger dagegen lieber beschäftigt wird. Freiwillig und aus innerem Ueberzeugungsdrang wird kaum ein Neger bekehrt; allerdings könnten das die Missionsstatistiken bestreiten, allein die geretteten Seelen werden meist käuflich erworben, wie ja ein für allemal die Rekruten der angolanischen „Armee" zu Christen gepreßt werden. Ich wohnte im April 1875 in Camungu (Angola) einer Taufe von vierzig Rekruten en bloc bei und sah den Priester eine Stunde später betrunken unter seinen neuen „Christen" umhertaumeln. — Nicht der leere Schall des Wortes bekehrt und läutert, sondern allein die Bethätigung desselben. So eng wie das Christenthum mit der Cultur zusammenhängt, so ist auch das Beispiel der Arbeit die Hauptstütze aller Civilisation. Eine große Wahrheit liegt

*) Die werthvollste Leistung der Capuziner ist jedenfalls das „Diccionario da lingua angolense, Lisboa 1804" und die „Observações grammaticaes, Lisboa 1849."

Digitized by Google

in den Worten Camerons: „Alle Missionen sollten Arbeitsmissionen sein!" Das heißt, den Negern sollten (wie dies bei den Bremer und Baseler Missionen schon mit guten Erfolgen der Fall) europäische Handwerke gelehrt werden, die sie, aus der Mission entlassen, in ihrer Heimat ausüben. Weiß der Neger einige Bibelstellen und kann er lesen und schreiben, so nützt er dadurch gar nichts, da er für seine Verhältnisse im wahrsten Sinne des Wortes brodlose Künste erlernt hat. — Die Arbeitsmission bewirkt beim Neger sehr viel, neben seinem Geschick für mechanische Arbeit treibt ihn dann auch noch ausdauernde Neugier, um zu lernen, was im „Buch des Weißen" steht. Gerade beim Neger würde solche Mission am ersten am Platze sein! Die Erfolge bei den Mohammedanern und den heidnischen Culturvölkern fallen kaum in die Wage; die Südseeinsulaner und die Indianer stehen auf dem Aussterbeetat, es bleibt nur der Neger übrig, der — es liegt das tief in der Natur seiner Heimat begründet — nicht, oder erst in ungeheuren Zeiträumen aussterben wird.

Mit der Mission zieht gewöhnlich zugleich der Handel in neue Länder. Unter den Vertretern desselben in Angola, den Kaufleuten, sind Racenunterschiede zu machen. Die Händler der germanischen Nationen stehen denen romanischer Völker vortheilhaft gegenüber. Die Ersteren kommen gewöhnlich zum bestimmten Zweck des Handelns dorthin, sind fleißig und arbeitsam und übervortheilen den Neger doch nicht in zu grober Weise; die Letzteren wandern meistens als Abenteurer aus Europa (besonders Portugal und Spanien) und Amerika ein, wenn sie dort ihr Glück nicht machen konnten. Dort werden sie erst Kaufleute, denen der Zweck jedes Mittel heiligt. Mag hier ein illustrirendes Beispiel folgen, das um so maßgebender sein dürfte, als es sich auf einen Portugiesen bezieht, der noch zu den verhältnißmäßig ehrenhaftesten Vertretern seines Standes zählt. Ich sah, wie dieser Kaufmann in die großen Bretterschalen seiner Wage mit bewunderungswerther Geschicklichkeit Bleiplatten hineinschob oder sie hinauszog, je nachdem es sein Vortheil erheischte! Die Neger wissen sehr wohl, daß sie regelmäßig auf die eine oder die andere Art vom Europäer betrogen werden, und — sie revanchiren sich in ihrer Weise.

Die Existenz und der Erwerb der Plantagenbesitzer basirt auf der Sklaverei. Mag man auch sagen, daß die Sklaverei bei den Portugiesen in milderen Formen auftrete — was aber durchaus nicht als absolut hinzustellen ist — so ist die Sklaverei doch in sich selbst ein Vergehen gegen die Menschenrechte, denn der Sklave ist nicht Mensch, sondern Waare. — Ich kenne in ganz Angola nur eine Pflanzung, in welcher die Sklaven auch nach ihrer gesetzlichen Freisprechung freiwillig bleiben werden; und es erquickt, sagen zu dürfen, daß diese große Plantage von einem blauäugigen Deutschen verwaltet wird, der seine Sklaven zu glücklichen Menschen gemacht hat und deren eigens für sie angestellter Priester mit dem trefflichen Beispiel vorangeht, indem er Tag für Tag selbst Hand an die Feldarbeit legt. — Die bevorstehende Aufhebung der Sklaverei (wenigstens ist sie von der Regierung versprochen) wird in Angola viel böses Blut machen und vielleicht einen Haupthebel zum Verlust der Colonie bilden. Die schlecht behandelten Sklaven werden, einmal frei geworden, Leben und Eigenthum ihrer früheren Bedrücker gefährden, und für lange Zeit werden Handel nnd Wandel brach liegen. Der freie Eingeborene ist durch die Mißwirthschaft Portugals so corrumpirt, daß es erst jahrelanger Erziehung bedarf, um ihn tauglich zur freiwilligen Uebernahme von — hauptsächlich Feld- — Arbeit zu machen. Der Ausweg, Krooboys, freie Neger von der Krooküste (Oberguinea), die sich für einen Monatssold von 5 Pfund Sterling auf ein bis zwei Jahre verdingen, einzuführen, wird auf den Pflanzungen und überhaupt im Binnenlande zu nichts führen, denn die Krooneger sind ein Schiffervolk.

Den Kaufleuten und Pflanzern steht der Beamten- und Militärstand in ewigen Reibereien feindlich gegenüber. Der Grundbesitzer, der Händler, der Beamte, der Soldat — alle wollen sie reich werden! Mittel und Wege — stets auf Kosten der Eingeborenen — gibt es genug, denn die Willkür ist Gesetz. Die Corruption unter den Beamten (im Innern sind sie zugleich Offiziere) übersteigt alles Denkbare. Die Aemter sind meistens mit Mulatten und Portugiesen besetzt und werden mit unbeschränkter Gewalt zum Besten des eigenen Säckels ausgeübt. Eine Thatsache, der noch hunderte angereiht werden können, mag als Maßstab dienen. In einem Militärposten im Innern sollte ein neues Regierungsgebäude gebaut werden, zu welchem Zweck von dem Gouvernement die Summe von 1500 Thalern ausgeworfen war. Gesetz ist, daß kein freier Neger zu Arbeiten, auch nicht für den Staat, gezwungen werden könne, und daß jede freie Arbeit bezahlt werde. Der Chef des Militärpostens (presidio), der zugleich die höchste obrigkeitliche Gewalt in einem größeren District darstellt und unmittelbar unter dem Gouverneur steht, befiehlt einfach seinen Sobas (den Dorfvorstehern im Bezirk), ihm Leute zur Arbeit zu stellen. Die Zahlen der nothwendigen Arbeiter werden — mit völliger Kenntniß der Leistungsfähigkeit der Sobas — vom Chef stets höher angegeben, als der Soba sie stellen kann. Für jeden fehlenden Kopf zahlt der Dorfvorsteher Strafe, in Sklaven — oder Ochsen! Die Unterbeamten, die die Ausführung der Befehle ihres Chefs zu besorgen haben, erhöhen die Zahlen auf ihre eigene Rechnung, um doch auch nicht leer auszugehen. Noch haftet der Soba für jeden seiner Unterthanen, der von der erzwungenen Arbeit flieht und zahlt Strafe. Auf diese Weise laufen in die Privatcassen hübsche Sümmchen ein, die noch durch Unterschlagung des größten Theiles der von der Regierung ausgeworfenen Gelder vergrößert werden, denn auch die Löhne der Arbeiter werden nicht ausgezahlt. Um bei dem obigen Exempel zu bleiben, so hatte der Chef schließlich eine neue residencia, zu deren Bau für Anschaffungen ca. 300 Thaler verbraucht waren; die weiteren 1200 Thaler und die Strafsummen der Sobas — vielleicht eben so viel — waren ihm ein willkommenes Glücksgeschenk.

Beschwerden über solche Erpressungen kommen nicht an die rechte Statt oder werden dort nicht beachtet! So helfen und rächen sich die Bedrückten selbst, durch Aufstände. In dem letzten Kriege von Duque de Braganza wurde einer der Rädelsführer der aufständischen Neger gefangen genommen und sollte unter Bedeckung nach Loanda geführt werden, um sich vor einem Kriegsgericht daselbst zu verantworten. Der Mann verschwand aber unterwegs spurlos; er mußte verschwinden, um keinen Staub aufwirbeln zu können. Untersuchungen über diese dunkele Angelegenheit wurden nie eingeleitet; der Gefangene sollte entflohen sein! Daß Offiziere wegen Unterschlagung von Soldatenlöhnungen angeklagt werden, ist eine alltägliche Sache. Der Beschuldigte hat dann die gestohlenen Gelder zu ersetzen und bleibt in seiner Stellung, oder — kaum glaublich, aber wahr — erhält auf seinen Wunsch den Abschied in höherer Rangstufe!! — Der Portugiese sagt eben: „Lobo não mata lobo!"*) Daß Militärs auch gleichzeitig Kaufleute, „Hoteliers" oder Pflanzer sind, ist eben so selbstverständlich; die Soldaten werden im letzteren Falle als Feldarbeiter verwendet.

Ein großes Contingent der Europäer in Angola bilden die deportirten Verbrecher (degradados). Portugal schaffte als einer der ersten Staaten die Todesstrafe ab, wie es auch, nebenbei bemerkt, zuerst den Jesuiten sein Land verbot. Ob aber die Ueberführung der sonst vielleicht zum Tode verurtheilten Verbrecher in ein Land mit tausenden, veredlungsfähigen Bewohnern dem Gemeinwohl oder auch nur dem Wohl der Verbannten selbst ersprießlich sei, ist eine leicht zu beantwortende Frage. Die schweren Verbrecher werden in Angola gepeitscht, und zwar so, daß sie unter den Hieben des Profosen fast ihren Geist aufgeben. Doch die Todesstrafe ist ja abgeschafft! Der bei der Execution anwesende physicomór (Oberarzt) wartet bis auf den letzten Moment, das Leben muß erhalten bleiben, der Sträfling muß genesen, um binnen Kurzem dieselbe Qual von Neuem und — länger aushalten zu können. — Man hört auch wohl in

*) Das deutsche: „Eine Krähe hackt keiner anderen die Augen aus."

Digitized by Google

wüstem Streite die Drohung: Ich schlage Dich todt, was kann man mir weiter anhaben, als mich nach Mosambik schicken?! Dort spielt eben dasselbe Stück. — Manche dieser Verbrecher entziehen sich auch der lockeren Polizeiaufsicht und organisiren im Lande Negerbanden, die unter ihrer Anführung vorüberziehende Karavanen ausplündern und berauben.

Der Leser wird sich nun eine ziemlich zutreffende Vorstellung von dem Neger Angolas machen können, der den angeführten Einflüssen ausgesetzt, sich ihnen hingibt, ja die Quintessenz derselben in sich aufnimmt. Das Urtheil über ein derartig bearbeitetes Volk kann nicht günstig ausfallen, wohl aber sind die auf die Entwicklung einwirkenden Kräfte mit in den Kreis der beurtheilenden Beobachtung zu ziehen. Es muß dem, der mit Angolanegern intim verkehrte, staunenswerth erscheinen, daß ihr Charakter nicht noch verderbter ist, als er es in der That sein könnte und müßte. Urtheile, wie das des Reisenden Monteiro (in „Angola und der Congo"), daß der Neger intellectuell über, gemüthlich unter dem Thiere stehe, sind ebenso leicht als einseitig gefällt. Eine Vertheidigung des Angolaners würde immer wieder auf Anklagen gegen die Europäer in der Colonie zurückkommen, die dem gebildeten Europäer das Blut in die Wangen jagen müßten. Wenn auch die Engländer, Deutschen und Holländer in Angola nicht tadellos dastehen mögen, und wiederum Ausnahmen selbstverständlich auf beiden Seiten zu finden sein werden, so ist doch schon ein helles Auge und blondes Haar genügend, um auf die Eingeborenen, die jeden Brünetten auf den ersten Blick für einen Portugiesen (Romanen) halten, einen günstigen Eindruck zu machen!

Mancherlei hat sich in der letzten Zeit in die Hände gearbeitet, um auf Afrika dringender, als sonst aufmerksam zu machen. Die Reisen Livingstones und Camerons haben bereits, diejenigen Poggos werden uns wohl noch Aufschlüsse über die großartigen Reichthümer, das herrliche Klima und die günstigen Verhältnisse für Ackerbau und Viehzucht geben, die in den durchreisten Theilen, also auch in Angola vorwalten. Die mineralischen, animalischen und vegetabilischen Rohproducte des Landes, verbunden mit der Entdeckung der großartigsten Ruinen durch Mauch, lassen die Annahme, daß das Ophir Salomons in Südafrika zu suchen sei, immer haltbarer erscheinen. — Jedenfalls kommt die Entdeckung der Schätze Afrikas dem jüngst entstandenen internationalen Verbande zur Erforschung und Civilisation dieses Erdtheils zu Gute. Möge er sein großartiges Werk damit beginnen, daß er Afrika, dem er den Segen der Cultur bringen will, die schädlichen Einflüsse fern hält, die seit Jahrhunderten so großes Elend bewirkt haben. Seine erste Aufgabe sollte sein, die Sklaverei und den Sklavenhandel zu beseitigen, dann aber auch durch irgend welche Mittel die portugiesische Regierung zu einer strengeren Handhabung ihrer Gewalt und zum Einhalten der Verbrecherimporte in Angola, die Perle Westafrikas, zu vermögen. Die Verbrecher schaden, in unserem Lande bleibend, weniger, als die Consequenzen ihrer Ueberführung in ein Land schaden, das für Gutes und Böses gleich empfängliche Menschen bewohnen. — So lange diesem Uebel nicht abgeholfen ist, sollten alle Missionen angehalten werden, keine Missionäre nach Angola zu schicken, denn das ist einfach eine nutzlose Aufreibung, eine Verschwendung von Kräften, die anderweitig besser zu verwenden wären; dann auch müßte die Ausbreitung unserer Religion durch das Beispiel praktischer Arbeit, die die sicherste Grundlage alle Gesittung ist und bleiben wird, durch industrielle Missionen betrieben werden.

Im Anschlusse an vorstehenden Artikel geht uns von dem Herrn Verfasser folgendes Schreiben zu:

Geehrte Redaction!

Da mein in der „Gegenwart" erscheinender Aufsatz „Angolo" die in einer Correspondenz der Augsb. Ztg. aus Oporto, 16. Febr., ausgesprochenen Beschuldigungen gegen die Herren José de Souza Machado und José de Souza der Urheberschaft an dem Tode Eduard Mohrs in Malange in gewisser Weise verstärken könnte, so bin ich gezwungen, Sie um Aufnahme des Folgenden zu bitten:

Selbst der ärgste Widersacher der Portugiesen wird und muß ihnen das höchste Lob für ihre grenzenlose Gastfreundschaft ertheilen. Ich selbst habe gesehen, daß Portugiesen selbst Gäste, die ihnen zur Geißel wurden, nach wie vor mit der herzlichsten Liebenswürdigkeit behandelten. Schon aus dem Grunde halte ich die Herren Machado eines Mordes an ihrem Gaste Mohr nicht fähig. Die Anschuldigung gegen die, soviel ich in Angola hörte, allgemein geachteten Männer, kann nur von brodneidischen Geschäftsleuten ausgehen und sie findet in jenem Lande um so mehr Nahrung, als sich Gerüchte und Klatschereien in geradezu unerklärlicher Weise schnell verbreiten und vergrößern. — José de Souza lernte ich bei einem Geschäftsbesuch seinerseits in M'pungo an dongo als einen liebenswürdigen, leidenschaftslosen Mann kennen. Dr. Pogge reiste lange Zeit mit dessen Stiefbruder Saturnio und wird gewiß die maßgebendste Meinung aussprechen können.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß, wenn ein solcher nur auf Geschwätz beruhender Verdacht bei uns Deutschen Boden findet, wir uns nicht wundern dürfen, wenn unseren Landsleuten in Angola die Häuser der Portugiesen verschlossen bleiben, aus Vorsicht, daß nicht bei etwa eintretendem Tode des Gastes der Verdacht des Mordes auf den Wirth fällt. —

Was die verbrecherische Bereicherung der beschuldigten Herren betrifft, so bemerke ich, daß ich allerdings nicht weiß, ob sie Degradados sind; ich glaube es nicht; übrigens würde das in Angola auch — keine Schande sein. Sie mögen am Sklavenhandel verdient haben, ein Vorwurf, der Vielen gemacht werden kann. —

Wer E. Mohr persönlich kannte wird dagegen von selbst auf die Vermuthung kommen, daß selbstgenommenes Morphium ihn getödtet habe.

Stade, den 25. Februar 1877. Herman Soyaux.

Dantes Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit.

Von Karl Bartsch.

(Fortsetzung.)

Doch ist die Simonie nicht der einzige Mißbrauch, den Dante an der römischen Kirche seiner Zeit tadelt. Er rügt, daß die Geistlichkeit von dem ihr ertheilten Rechte der Dispensation einen eigennützigen Gebrauch macht. Der Papst schreibt nur, um auszustreichen (Paradies 18, 130), d. h. er erläßt Edicte, um sie dann, durch Geld bestochen, wieder zurückzunehmen. Er braucht das heilige Siegel der Kirche, um es unter lügenhafte Privilegien zu setzen (Paradies 27, 53). Die Kirche schreibt sich das Recht zu, von einem Gelübde zu dispensiren, wenn ein anderes von geringerem Werthe an die Stelle tritt (Paradies 12, 91). Der Papst ertheilt von vornherein Absolution für jede Sünde, wenn es ihm in seinen Kram paßt, und weiß so die Bedenken seines Rathgebers, der doch noch eine Spur von Gewissen zeigt, zu beschwichtigen (Hölle 27, 101 ff.):

Dich absolvir' ich jetzt, doch Rath gib du,
Wie ich Pränestes' Niedersturz erlange.

Du weißt, den Himmel schließ' ich auf und zu,
Dazu sind mir der Schlüssel zwei gegeben,
Die Cölestin preisgab um träge Ruh.

Statt aus der lautern Quelle der Bibel zu schöpfen, studirt man die Decretalen, denn in ihnen sind die Rechte und Privilegien der Kirche enthalten, mittelst deren der Goldgulden erworben wird (Paradies 9, 133 ff.):

An Bibel nicht und Kirchenvätern nährt
Man drum den Geist, allein die Decretalen
Studirt man, wie's der Ränder Aussehn lehrt.

Die geistlichen Waffen des Bannes und Interdictes braucht der Papst, um seine Kriege damit zu führen (Paradies 18, 127 ff.):

Sonst pflog man Krieg zu führen mit dem Schwerte;
Jetzt thut man's, Brot entziehend hier und dort,
Das keinem Kind ein guter Vater wehrte.

Digitized by Google

Aber wo wirklich Krieg zu führen wäre gegen die Ungläubigen, um das den Christen seit 1291 gänzlich entrissene heilige Land wieder zu erobern, da zeigt sich der Papst lässig und versäumt seine Pflicht. Nicht gegen Sarazenen und Juden führt er Krieg, sondern gegen Christen in seiner nächsten Nähe.*) Das heilige Land kümmert ihn wenig**); daher darf das unchristliche Volk sich das Recht der Christen anmaßen.***)

Was hier der Leitung der Kirche im Allgemeinen zur Last gelegt wird, das trifft in verschiedenem Maße die einzelnen Päpste.

Vor dem päpstlichen Amte selbst hat der Dichter die höchste Ehrfurcht. Die Rücksicht darauf hält ihn, wie er sagt, noch in gewissen Schranken Nicolaus III. gegenüber (Hölle 19, 100 ff.). Vor Hadrian will er in Ehrfurcht das Knie beugen, wird aber von ihm daran verhindert. Fegefeuer 18, 127 ff.:

Ich wollte reden jetzt und kniete nieder,
Doch als ich anfing und er mit dem Ohr
Die Ehrerbietung wahrnahm, sprach er wieder:

Warum verneigst du dich? was stellt das vor?
Und ich: Ob eurer Würd' hat mein Gewissen
Vorwürfe mir mit Recht gemacht. — Empor,

Mein Bruder, hebe deinen Fuß! denn wissen
Sollst du in Wahrheit: ich bin Knecht wie du
Und andre, einem Herrn zum Dienst beflissen.

Aber dem einzelnen Papste gegenüber hält er darum nicht zurück mit dem Wort der Wahrheit (Hölle 19, 123).

Wenn wir die Reihe der Päpste, soweit sie in Dantes Lebenszeit fallen, durchmustern, so finden wir wenig Günstiges von ihnen bei Dante berichtet.

Noch am glimpflichsten behandelt er den oben erwähnten Hadrian V., der nach kurzem Papat 1276 starb. Er befindet sich im Fegefeuer unter denen, die den Geiz ihres Erdenlebens dort abbüßen. Fegefeuer 19, 103 ff.:

Wie schwer der große Mantel sei für einen,
Der rein ihn hält, fühlt' einen Mond ich nur.
Wie Flaum muß davor jede Last erscheinen.

Spät, leider! fand ich der Bekehrung Spur;
Doch als man mich zum röm'schen Hirten machte,
Da war's, wo ich des Lebens Trug erfuhr.

Ich sah, daß keine Ruh' dem Herzen lachte,
Noch man in jener Welt könnt' höher steigen;
Daher zu dieser Welt mich Lieb' entfachte.

Bis dahin war mein Herz dem Elend eigen,
Von Gott entfremdet, ganz dem Geiz verfallen;
Drum muß ich so gestraft mich hier dir zeigen.

Schlimmer kommt Nicolaus III. (1277—1280) weg, den wir unter den Simonisten in der Hölle antreffen, und der sich selbst und die nächsten Päpste so charakterisirt (Hölle 19, 67 ff.):

Wenn, wer ich bin, zu wissen so dich drückte,
Daß du hinabstiegst in dies Felsrevier,
Vernimm, daß mich der hehre Mantel schmückte.

Der Bärin echter Sohn*), war so voll Gier
Mein Herz, die Bärlein zu erhöhn, drum steckte
Ich in den Sack dort Geld, mich selber hier.

Mir unterm Haupt noch liegen Hingestreckte
Am Boden tief in dieses Felsens Spalt,
Vorgänger mir, die Simonie befleckte.

Doch sink' auch ich dereinst hinab, sobald
Der kommt, für welchen ich dich angesehen,
Als plötzlich vorhin meine Frage erschallt'.

Doch wird er nicht so lang als mir geschehen,
Die Füße zappelnd, häuptlings eingerammt,
Mit glüh'nden Fersen festgepflanzt hier stehen;

Denn ihm folgt Der, deß Thun noch mehr verdammt,
Ein Hirt von Westen, ein gesetzlos Wesen,
Der mich und ihn bedecket beidesammt.

Sein Nachfolger, Martin IV. (1281—1285), verweilt im Fegefeuer in der Abtheilung der Schlemmer.**)

Den schwachen Cölestin V., der 1294 auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, aber durch den Cardinal Benedict Caetani sich überreden ließ, schon nach fünf Monaten abzudanken, treffen wir unter den Thatenlosen im Vorraum der Hölle, unter denen, die weder Ehre noch Schande auf Erden erworben und die daher die Hölle wie der Himmel von sich stößt (Hölle 3, 60): ein stolzer Ausdruck der absoluten Verachtung, mit welcher Dante auf solchen Indifferentismus herabblickt.

Für den Dichter hatte der Rücktritt Cölestins noch die besondere Bedeutung, daß dadurch der Mann auf den päpstlichen Stuhl kam, dem Dante einen großen Theil des Unglücks seines Lebens beimißt: Bonifaz VIII.

Ueber keinen Papst hat er so streng und herb geurtheilt wie über diesen. Er nennt ihn das sündige Haupt, das die Welt verdreht (Fegefeuer 8, 131). Er nennt ihn das Haupt der neuen Pharisäer und tadelt heftig den Mißbrauch seiner Macht, indem Bonifaz gegen die ihm verhaßten Colonnas einen förmlichen Kreuzzug predigte, und um den Gegner in seine Gewalt zu bekommen, dem Rathe eines bösen Rathgebers folgend, viel versprach und wenig hielt, also sich wortbrüchig zeigte (Hölle 27, 85 ff.). Und so scheut Dante sich nicht, selbst dem Apostel Petrus die Worte in den Mund zu legen, mit denen Bonifaz geradezu vernichtet wird (Paradies 27, 22 ff.):

Der Usurpator dort auf meinem Throne,
Auf meinem Thron, auf meinem Thron, der leer
Steht vor dem Angesicht von Gottes Sohne,

Zum Pfuhle voller Stank und Blut hat er
Entweihet meine Ruhstatt, daß sich drüber
Der Arge freut, der fiel vom Himmel her. . .

Mein Blut, Linus und Cletus Blut, es rauchte
Nicht dazu für das Heil von Christi Braut,
Daß man zu Gelderwerbe sie mißbrauchte.

Nein! daß sie dieses heitre Leben schaut',
Hat Pius, Sixt, Urban, Calixt — sie alle
Die Erde weinend mit dem Blut bethaut.

*) Hölle 27, 85 ff.:

Doch jenes Haupt der neuen Pharisäer,
In Krieg verwickelt nah' beim Laterane,
Nicht wider Sarazenen und Hebräer —

Nur Christen standen gegen seine Fahne,
Nicht Einer, der nach Accons Falle trachte,
Nicht Einer, der geschachert beim Sultane.

**) Paradies 9, 126 ff.:

Das liegt im Sinn dem Papst, den Cardinalen,
Nicht Nazareth, wohin einst uns zum Heile
Flog Gabriel auf lichter Flügel Strahlen.

***) Paradies 15, 142 ff.:

Ich zog ihm nach, dem Glaubenskampf entgegen
Mit jenem Volk, das durch die Schuld des Hirten
Auf euer Recht darf kühnen Anspruch hegen.

*) Nicolaus III. war ein Orsini und sorgte für seine Familie (die „Bärlein"), indem er sie zu hohen Würden brachte und reich machte.

**) Fegefeuer 24, 20:

der hinterdrein,
Der an Abmagerung besiegt jedweden,

Schloß einst im Arm die heilige Kirche ein.
Er war aus Tours und hat hier abzudienen
Bolsenas Aalgericht und Firnewein.

Digitized by Google

Und unsre Absicht war in keinem Falle,
Daß rechts von unserm Folger säß' ein Theil
Des Christenvolks, ein Theil nach links hin falle;

Nicht daß den Schlüssel, mir vertraut zum Heil,
Auf einer Fahne, mit der man Getaufte
Bekämpfte, man als Wappen trüge feil;

Nicht daß mein Bild als Siegel auf erkaufte
Und lügenhafte Rechte sei gesetzt;
Drob ich erröthend oft schon Funken schnaufte.

Wir sehen hier im Hirtenkleide jetzt
Raubgierige Wölf' auf allen Weiden blinken.
O Gottes Schutz, was ruhst du bis zuletzt!

Mit einer gewissen Genugthuung begrüßt Dante daher die Erniedrigung, welche ihm durch Philipp den Schönen von Frankreich zu Theil wurde, der den Papst zum Gefangenen in Avignon machte. So sehr auch auf der einen Seite diese Gewaltthat am Oberhaupte der Christenheit des Dichters Zorn erregt, so sehr betrachtet er sie auf der andern als die gerechte Strafe Gottes.*)

Nicht viel besser als Bonifaz kommt sein Nachfolger Clemens V. fort. Ihn stempelt er zu einem Verräther an Kaiser Heinrich VII., an welchen Dante bekanntlich die größten Hoffnungen knüpfte (Paradies 17, 82). Auch ihm wird die Verstoßung in die Hölle, wie den Simonisten, vom Dichter prophezeit. Paradies 30, 142 ff.:

Dann wird des göttlichen Gerichtshofs Erbe
Ein Mann, der offen nicht noch heimlich denkt,
Wie er gleich jenem Ehr' und Ruhm erwerbe.

Nur kurze Zeit im Amt zu sein verhängt
Ihm Gott, dann stößt er ihn zur finstern Welt,
Wo Simon Magus seine Straf' empfängt,

Drob tiefer noch der von Anagni fällt.**)

Wie die Spitze der Christenheit sich viel Schlimmes zu Schulden kommen läßt, so auch die Geistlichkeit in ihren verschiedenen Rangstufen.

Als Beispiel eines fanatischen Kirchenfürsten führt Dante den Cardinallegaten Bartolomeo Pignatelli, Erzbischof von Cosenza, an, der die Gebeine des im Banne gestorbenen König Manfred wieder ausgraben ließ.***) Als Beleg eines verweltlichten und von Parteileidenschaft beherrschten Bischofs kann einerseits der Erzbischof Ruggieri, der Gegner Ugolinos, gelten, der mit diesem zugleich als Verräther im neunten Höllenkreise gepeinigt wird (Hölle 33); anderseits der Bischof von Feltro, der politischen Parteizwecken zu Liebe barbarisch an den Bewohnern von Ferrara handelte.

Breit müßte sein die Wanne, die empfangen
Sollt' all das Blut der armen Ferraresen;
Wer's lothweis wög', ihm wär' die Kraft entgangen,

Das Blut, das dieser Pfaff, dies gütige Wesen,
Nur der Partei zu Lieb' verschenkt; doch kennt
Man dort zu Lande Gaben so erlesen.†)

*) Vgl. Fegefeuer 20, 85 ff. 32, 149 ff.

**) Vgl. Hölle 19, 82 ff.

***) Fegefeuer 3, 124 ff. sagt Manfred:

Hätte Cosenzas Hirt, den sammt dem Schwarme
Clemens auf mich gehetzt, zur Stunde doch
Die Bibel recht gelesen — ach! das arme

Gebein von mir läg' an dem Brückenjoch
Von Benevent, geschirmt von dem Gewichte
Gehäufter Stein', unangetastet noch.

†) Paradies 9, 52 ff.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Ein neues Bild Carl Gussows.

Unter den Bildern, die während der vorjährigen Ausstellung Fragen anregten, standen, neben der Böcklin'schen „Meeres-Idylle", die Arbeiten von Carl Gussow, namentlich „das Kätzchen" und „der Blumenfreund", obenan. Ein von demselben Künstler herrührendes, seit Kurzem in der Commandantenstraße ausgestelltes Porträt, bringt diese Fragen wieder in Erinnerung.

Bilder beschreiben ist immer mißlich, am mißlichsten ein Porträt. In einem Sorgenstuhle, dessen für die Bequemlichkeit noch nicht ausreichender Polsterung durch ein in den Rücken geschobenes Schlummerkissen von echtestem Berliner Muster nachgeholfen wurde, sitzt eine Großmutter bürgerlichen Standes. Eine weiße Haube auf dem weißen Haar, eine schwarze Spitzenmantille über dem sauberen Hauskleid, die gichtische Linke, wie ängstlich vor einer schmerzhaften Berührung, halb ausgestreckt halb wieder zurückgezogen, dazu der Mund mit einem Anflug von Strenge geschlossen, erscheint sie als das Musterbild einer auf Ordnung und Accuratesse haltenden alten Frau, die das Leben kennt und der ihre Angehörigen immer nach den Augen sehen, weil sie unberechenbar in jenen „Sympathien und Antipathien" ist, die bekanntlich, ohne Unterschied des Lebensalters, die Lieblingsdomäne des weiblichen Geschlechts bilden. Das Ganze, nach Art aller guten Bildnisse, ebenso ausgesprochen Porträt wie Typus. Dabei nicht nur von einer selbst dem Laienauge fühlbar werdenden Meisterhaftigkeit der Technik, sondern auch von einer allerspecifischsten Eigenart. Nichts von Tizian, nichts von Vandyck; keine Anklänge, kein „à la"; alles eigenster Gussow.

Wäre dies Bild um ein halbes Jahr früher, also noch rechtzeitig für die große Ausstellung beendet worden, so würde dasselbe damals schon als Correctiv für die Urtheile haben dienen können, die über Gussow laut wurden. Diese Urtheile, wenigstens bei Richtungsgenossen von aufrichtigster Anerkennung, zum Theil selbst von Bewunderung eingegeben gipfelten nichtsdestoweniger in dem Satze: „Wer so viel *kann*, muß mehr *wollen*." Diesem Satze damals zustimmend, muß ich doch heute bekennen, daß ich ihn, das gewöhnliche Loos zugespitzer Sentenzen, mehr geistvoll als treffend finde. Untersuchen wir ihn näher.

„Wer so viel kann, muß mehr wollen." Gut. Aber was *will* Gussow? Er will, ich wähle mit Vorbedacht diesen Ausdruck, die wahrheitsvolle Wirklichkeit der Dinge, und auf *der* Kunsthemisphäre, auf der nicht nur er, sondern mit Ausschluß einer verschwindenden Minorität auch das gesammte Berliner Künstlerthum zu Hause ist, ist ein „Mehr" des Wollens, eine höher gestellte Aufgabe überhaupt nicht denkbar. Die Niederländer, wenn sie vor einem Teniers, Mieris, Ostade standen, werden von einem Plus oder Minus des Erreichten, aber nie von einem Plus oder Minus des Gewollten gesprochen haben. Das Gewollte war eben immer dasselbe. Wenn nun den Gussow'schen Bildern der 76er Ausstellung gegenüber, und zwar von Seiten seiner Freunde, nichtsdestoweniger die Forderung eines solchen „Mehr" laut wurde, so ist diese Mehrforderung einfach als der uncorrecte Ausdruck für ein ganz in's Allgemeine hinein angeregtes Gefühl größerer oder geringerer Unbefriedigtheit zu nehmen, dessen eigentliche Wurzel nicht in dem gewollten, innerhalb des Realismus gar nicht zu überbietenden *Ziele*, sondern in den speciellen Mitteln und Wegen zu diesem Ziele hin gesucht werden muß. Das gewollte, nicht zu überbietende Ziel der Realisten war und ist die Natur. Wird dies Ziel auf geradem Wege, lauter und unbeeinflußt, erreicht, so haben wir etwas in seiner Art Vollkommenes, gefällt sich aber der Künstler darin, auf seinem Wege, launenhaft oder rücksichtslos, jene Zufälligkeiten zu hegen und zu pflegen, die meist schon an der Grenze des Unschönen liegen, so langt er schließlich bei einer Natur an, die vielleicht noch als allerwirklichste Wirklichkeit, aber nicht mehr als wahrheitsvolle Wirklichkeit gelten kann. Der verklärende Zauber des Künstlerischen, jenes Idealitätsmaß, dessen auch die vom sogenannten „Ideal" sich abwendende Schule nicht entbehren kann, ist auf dem *Wege* nach dem Ziel verloren gegangen. Und hier haben wir den Punkt, um den es sich handelt, zugleich den Unterschied zwischen dem jetzt und dem früher von C. Gussow Ausgestellten. Während die genrebildlichen Aufgaben des vorigen Herbstes eine vielleicht durch Sensationshang, gewiß durch Uebermuth des Kraftbewußtseins *getrübte* Lösung erfuhren, ist

Digitized by Google

die Aufgabe, die sich der Künstler in diesem Frauenporträt stellte, in absoluter Reinheit gelöst worden. Die technische Meisterschaft ist geblieben oder noch übertroffen; aber es fehlt jene Bravour, die schon Schwester der Bravade ist.

Und nun noch einmal: „Der gerade Weg ist der beste Weg"; hier, in diesem Frauenporträt, haben wir ihn. In den Genrebildern der 76er Ausstellung aber gefiel sich der Künstler darin, aus bloßem Springbedürfniß, aus Passion für Gräben und Hecken, statt des geraden Weges, der grade gerade genug war, den „Richtweg" zu nehmen, von dessen gefährlichen Vorzügen in Land und Leben Jeder aus eigner Erfahrung zu erzählen weiß, und auf den schließlich immer wieder die Worte des Liedes passen: „Und kommen weiter von dem Ziel."

Th. Fontane.

Von den Theatern.

„Manfred" von Byron, mit R. Schumanns Musik, im Nationaltheater. — „Genoveva", Oper von R. Schumann, im Königlichen Opernhause. — Die Italiener bei Kroll: „Somnambula" von Bellini. — Ein Glaubensbekenntniß.

Ein eigenthümlicher, zu vielen Betrachtungen anregender Zufall brachte in dem kurzen Zwischenraum von sechs Tagen das Melodram „Manfred" und „Genoveva" von Schumann zu Gehör, die einzigen Werke, die der große Meister für die Bühne geschrieben hatte; und als stärksten Gegensatz eine Oper des einzigen italienischen Componisten, der den Namen eines lyrischen verdient, obgleich er nur für die Bühne gewirkt hat.

Die Composition der Musik zu „Manfred" und die Vollendung der Oper „Genoveva" fallen — nach Schumanns eigenem von Wasielewsky und Reißmann angeführten Verzeichnisse — in dasselbe Jahr 1848. Offenbar waltete damals in dem edlen Meister der Drang, seinen musikalischen Empfindungen, die er bisher in lyrischen Ergüssen kundgegeben, durch die Vereinigung mit dramatischen Gestalten und Situationen, durch die Grundlage einer bestimmten Handlung, eine festere, abgeschlossenere, gedrängtere Form zu geben. Und was that er zu diesem Zwecke? Er wählte den Weg, der anscheinend dem Ziele am nächsten lag, in der That am weitesten davon ableitete. Anstatt im Großen und Ganzen zu zeichnen, in scharfen Umrissen feste Gestalten hinzustellen und den Einzelheiten nicht mehr Sorge zu widmen, als eben die Gewandung erheischte, war er fast ängstlich beflissen, jedem einzelnen Takte seine besondere dramatische Bedeutung zu geben, überall die feinsten musikalischen charakteristischen Züge und Färbungen anzubringen. So entstand ein Gebilde, interessant und edel musikalisch in allen einzelnen Theilen, gestaltungs- und wirkungslos im Ganzen; je näher man ihm steht, um desto mehr bewundert man die Feinheiten der einzelnen Theile, je mehr man zurücktritt, um eine Uebersicht über das Ganze zu gewinnen, um desto mehr verschwimmen die Gestalten. Im Zimmer am Clavier, wo man die einzelnen Stücke mit Muße und Ruhe studirt, erscheint „Genoveva" der Schönheiten voll; aber auf der Bühne zieht sie vorüber wie ein Nebelbild, das wir bewundern, während es zerfließt. In der Oper ist die Unmittelbarkeit und Bestimmtheit des Eindruckes, die Erregung starker Affecte eine der Hauptbedingungen, wenn nicht die erste; ob diese Affecte auf reinere Empfindungen zurückzuführen sind, oder sie erzeugen — je nachdem man aprioristisch von der „Idee" ausgeht, oder die Formen zuerst setzt und die Ideen folgen läßt — ist eine ethische Frage, die mit der ästhetischen Kunstfrage in directem Zusammenhange nicht steht; diese verlangt von dem Drama vor Allem Bewegung, Handlung, sinnlichen Eindruck; solches zu erzeugen vermag nur die specielle dramatische Gestaltungskraft des Dichters und Componisten. Nun war Schumann unvergleichlich im lyrisch-romantischen Schwunge und im dramatischen Accente des Liedes; aber zur Oper fehlte ihm die specielle Begabung; er ist dramatischer in manchen seiner Clavierstücke, als in der „Genoveva", ja er ist noch dramatischer selbst im „Manfred", in welchem er der Musik doch nur eine mitwirkende, öfters nur begleitende Rolle zuertheilen konnte. Seiner künstlerischen Individualität nach mußte Schumann eigentlich eine Oper „Manfred" componiren, und eine poetische Erzählung „Genoveva" melodramatisch behandeln. Dort ist der Held eine Natur, deren wechselnde Stimmungen der Musik das weiteste Feld öffnen; dramatische Nebenfiguren ließen sich erfinden. Aber die immer sich gleich bleibende passive Genoveva ist keine Bühnengestalt; nirgends bietet sich ein tragischer Conflict, nirgends ein dramatischer Gegensatz. Manfred ist bei allen Mängeln in Bezug auf dramatische Erfindung — Byron wollte das Stück gar nicht auf die Bühne bringen — eine Dichtung von höchster Schönheit, wohl geeignet einen Tondichter im edelsten Sinne des Wortes, wie Schumann, zu begeistern. Die Musik enthält neben einzelnen Schwächen viele wunderbare Stellen, einige, die für sich allein dastehen. Die Ouvertüre ist allbekannt und eingebürgert, über sie braucht nicht gesprochen zu werden. Der Gesang der von Manfred heraufbeschworenen Geister ist von großartiger Wirkung, weniger dagegen der Fluch, dessen gewaltige Gedanken keine Musik unmittelbar wiedergeben kann. Auch in der Scene, wo Manfred die Alpenfee ruft, reicht die Musik nicht an die unvergleichliche Schönheit der Verse hinan; sie hat mehr vom lustigen, lustigen Elfenreigen, als von jenem „unirdischen Glanze" der Schönheit, von jener „Seelenruhe" der Unsterblichen, die Manfred preist. Prachtvoll klingen die Chöre der um Ahriman versammelten Geister. Aber das Höchste bietet die Anrufung von Astartens Schatten durch Manfred; diese nur melodramatische, vom Orchester ausgeführte Stelle gehört zu den schönsten Eingebungen, welche einem Tondichter je verliehen worden sind. Eine unbeschreibliche Sehnsucht, eine unvergängliche Schönheit der musikalischen Empfindung tönt aus dieser leisen Melodie — und wer sie einmal vernommen hat bei den Worten Manfreds, der kann an diese nie mehr denken, ohne daß jene in seinem Innern miterklinge.

Hier ist auch der geeignete Ort, der ganz vollendeten Leistung des Herrn Possart zu gedenken, dessen Manfred eine Schöpfung der Schauspielkunst genannt werden kann. Ich habe mich vor Jahren mit der Dichtung Byrons viel beschäftigt und Manches daraus für den eigenen geistigen Gebrauch übersetzt; nie vermochte ich mir einen rechten Begriff von einer scenischen Vorführung derselben zu bilden, nie mir denken, wie ein Schauspieler den Manfred, der fast nicht eine Minute lang von den Brettern wegbleibt, darstellen sollte, ohne entweder in kaltes rhetorisches Pathos oder in winselnden Jammerton zu verfallen. Herr Possart hat bewiesen, daß diese unendlich schwere Aufgabe gelöst werden konnte. Allerdings erleichtert ein herrliches Organ und einnehmende Erscheinung die Aufgabe! Aber wie fand er auch die richtigen Accente für jeden Affect — das Gespräch mit dem alten Jäger — die Anrede an die Alpenfee — besonders aber die Anrufung der geliebten Astarte waren Kunstleistungen, wie sie schöner nicht gedacht werden können. Jeder Tonfall der Stimme schmiegte sich an die Begleitung des Orchesters an, daß Rede und Musik in ungeahnter Harmonie zusammenflossen. Daß ihm der begeistertste Zuruf des Publicums Zeugniß gab von der richtigen Würdigung, braucht wohl nicht erst berichtet zu werden Der Künstler ward vortrefflich unterstützt von Fräulein Bognár (Alpenkönigin), den Herren Kreutzkamp (Jäger) und Benda (Abt), die sich Alle der wenig dankbaren Aufgabe ihrer kleinen Rollen mit Liebe unterzogen. Die Chöre waren zu schwach besetzt, die Berliner Symphonie-Capelle unter Herrn Mannstedt's Leitung that ihr Bestes. Die Vorstellung, welche zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins „Berliner Presse" stattfand, war überaus zahlreich besucht. Das sehr große Nationaltheater war ganz gefüllt. Das Publicum zeigte sich tief angeregt von der Dichtung und Darstellung.

Was nun Schumanns Oper „Genoveva" betrifft, so bietet schon die Zusammenstellung Widersprüche, welche auf die Composition zurückwirken mußten. Des edlen Schumanns tiefes, so recht deutsches Gemüth mußte sich angezogen fühlen von einer Erzählung, die aus dem innersten Kerne des deutschen Gefühlslebens hervorgegangen ist. Ob nun der Stoff an und für sich überhaupt zu einer dramatischen Handlung von vier Acten verwendbar ist, soll hier gar nicht erörtert werden — aber sicher ist, daß dies Genoveva-Drama, das Hebbel geschaffen hat und welchem Schumann die meisten Theile zu seinem Texte entnahm, am allerwenigsten zur Grundlage einer Oper paßt. Denn Hebbel hat die naiven Charaktere der Erzählung, die, ein jeder in seiner Wildheit oder Sanftmuth, Liebe oder Haß, Rohheit oder Feinfühligkeit immer wahr und überzeugend dastehen, nach seiner beliebten Manier zu sogenannten psychologischen Problemen umgewandelt, die jedoch nur Zerrbilder der schlimmsten Art sind, aus denen kein Musiker etwas für seine Kunst herausfinden kann. Ich will hier gerne eingestehen, daß ich gegen Hebbel voreingenommen bin; die Dramen dieses Dichters gehören zu den wenigen Kunsterzeugnissen, die mir jede Möglichkeit der Objectivität

Digitized by Google

nehmen. Mich überkam bei den philosophischen Deductionen des Holofernes, des Herodes und der ganzen Gesellschaft in „Maria Magdalena", in diesen Beweisen für die sittliche Nothwendigkeit ihrer Unnatur („fair is foul and foul is fair" singen die Hexen in Macbeth) immer eine so üble Stimmung, daß ich gern auf jedes weitere Motiviren verzichte, nnd bereit bin, ein etwaiges Urtheil: „ich verstände Hebbel gar nicht" willig und ruhig über mich ergehen zu lassen. Die Tieck'sche „Genoveva" ist mir nicht mehr ganz gegenwärtig; ich glaube aber behaupten zu dürfen, daß Tieck, obwohl kein Dramatiker und von Verschrobenheiten nicht ganz frei, dennoch dem deutschen Wesen der ursprünglichen Erzählung unendlich näher gestanden hat, als Hebbel.

Ist es nicht ganz merkwürdig, daß in dieser Oper die Hauptperson, Genoveva, die einzige ganz reine Gestalt, eine untergeordnete Rolle spielt? Im ersten Acte bleibt sie vollkommen passiv, Golo, ein Kotzebue'scher Bösewicht, und seine würdige Spießgesellin, Margarethe, stehen im Vordergrunde. Im zweiten Acte klagt sie in abgerissenen Sätzen, während hinter der Scene wilder Gesang der Knechte erschallt; sie singt mit Golo ein Volkslied, das mit der eigentlichen Handlung nicht im Zusammenhange steht, dann erhebt sie sich einen Moment zur Heldin, als sie die Werbung des Elenden dadurch zurückweist, daß sie ihn einen „ehrlosen Bastard" nennt; dann singt sie ein kurzes Gebet; in der Schlußscene verschwindet ihre Person und ihre Bitte unter dem Gejohle des Gesindels, das in ihre Schlafkammer dringt; im dritten Acte erscheint sie gar nicht, erst im vierten gewinnt sie dem Zuschauer Interesse ab, als sie geduldig und gläubig in rührendem Gebete zu dem Muttergottes-Bilde um Kraft und Rettung fleht. Daß Schumann zu solchem Texte so vieles Schöne und Edle schuf, zeugt von dem unerschöpflichen Borne seiner Begabung und seines Gemüths; daß die Musik sehr wenige dramatische Momente bietet liegt aber nicht im Texte allein, sondern auch in Schumanns künstlerischer, vorwiegend deutsch-lyrischer Natur. Und daß gar Manches in dieser Musik, daß die Behandlung des Textes, die Theilung der Melodie zwischen Stimme und Orchester, ja manche Harmonie unter dem unbewußten (nicht heilsamen) Einflusse Wagners entstanden ist, behaupte nicht ich, sondern — — Hanslick, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, ein wärmster Verehrer Schumanns, kein Freund Wagners! Möge der Leser, der sich für das hier besprochene Werk und für die damit zusammenhängenden Fragen interessirt, ja nicht versäumen, Hanslicks meisterhaften Artikel über „Genoveva" in der „modernen Oper" nachzuschlagen! Er enthält goldene Sprüche nach jeder Richtung hin! Bei der Prüfung der einzelnen Theile der Oper ist zuerst die Ouvertüre hervorzuheben, ein wunderschöner, symphonisch gehaltener Satz, in welchem aber das Charakteristische der „Genoveva" ebenso selten vertreten ist, als in dem Texte. Man erinnert sich unwillkürlich an eine Ouvertüre eines andern romantischen Tondichters, an die zum „Freischütz"; wie tritt in dem Mittelsatze plötzlich das Bild Agathens, der Reinen, Lieblichen, vor unsere Phantasie; ja das muß sie sein, keine andere! Ein solcher Moment fehlt in der Ouvertüre zu Genoveva. Als „absolutes" Tonstück ist sie ein Meisterstück; als Vorbereitung der dramatischen Vorgänge übt sie keine Wirkung auf die Stimmung, wie die zum Freischütz, zum Oberon. (Allerdings kann dies auch von der E-dur-Ouvertüre zum „Fidelio" gesagt werden — aber das ändert nichts.) Der erste Chor ist sehr edel gehalten; man erwartet, was da kommen soll. Die erste Arie Golos ist eine der wirksamsten Nummern; dagegen ist sein Duett mit Margarethen wenig prägnant. Im zweiten Acte tritt zuerst der Gesang Genovevas in den Hintergrund vor dem wüstem Gejohle der Knappen, das vielleicht größere dramatische Wirkung erzielte, wenn es weniger oft wiederkehrte. Das Duett zwischen Genoveva und Golo enthält eine Perle, ein Stück, wie es eben nur Schumann tondichtete das kleine Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär." Aber bei aller Bewunderung für dieses Stück darf nicht vergessen werden, daß es nicht zur Oper selbst gehört, sondern als lyrische Episode wirkt. Die unmittelbar darauf folgende leidenschaftlich bewegte Scene, der Wendepunkt der Handlung, geht fast spurlos vorüber, gleich dem Racheschwur Golos. Das Gebet Genovevas ist herrlich. Das Finale weniger hervorragend. Der dritte Act ist, vom Standpunkt dramatischer Wirksamkeit betrachtet, der bedeutendste. Die männlich kräftige Gestalt des Grafen Siegfried bildet einen wohlthuenden Gegensatz all' der nichtsnutzigen Bursche, die man bisher gesehen, und ist auch vom Componisten mit Liebe behandelt. Seine Arie ist eine wahre Freude; das klingt markig und entschieden, nicht grübelnd oder überschwänglich. Auch die Scene bei Margarethen und die Zaubererscheinungen sind wirksam; nur der Schluß, der unglückselige Geist Dragos und sein Zwiegespräch mit der Hexe, dann der flammende Holzstoß, welcher dem Herrn Maschinisten einen wohlverdienten Hervorruf eintrug, wirken störend. Der letzte Act, in welchem Genoveva endlich als die wahre Trägerin der Handlung erscheint, ist wunderbarer Schönheiten voll, bedarf aber zur vollen Wirksamkeit einer Kürzung am Schlusse. Auch er enthält eine echt Schumann'sche Episode, das Schelmenlied der beiden Knechte, die Genoveva tödten sollen: „Sie hatten Beide sich herzlich lieb, Spitzbübin war sie, und er ein Dieb." Das Gedicht selbst ist, wenn ich nicht sehr irre, von Heine, der Scene willkürlich einverleibt. Von hier ab jedoch ist eine immerwährende Steigerung bis zum Schlusse, der, wie schon angedeutet, bei einer kleinen Kürzung noch bedeutender wirken wird. — Fassen wir das Urtheil zusammen: Genoveva ist eine edle, hoch interessante Kunstschöpfung, keine Oper. Die Aufführung war im Ganzen eine sehr gute. Frau Mallinger in der Titelrolle entfaltete im vierten Acte einen ebenso schönen wie edlen Gesang, Herr Betz bezauberte wie immer durch den Wohlklang seiner Stimme, Fräulein Brandt (Margarethe) und Herr Ernst (Golo) unterzogen sich ihrer schweren und nicht dankbaren Aufgabe mit Hingebung. Das Orchester war vortrefflich. Der Intendanz gebührt aufrichtiger Dank für die Vorführung der Oper, und für die Sorgfalt, welche sie der Ausstattung widmete. Sie hat eine Ehrenpflicht erfüllt gegen den herrlichen verewigten Tondichter, der im Leben nicht die gebührende Würdigung gefunden und erst jetzt im vollen Glanze eines wahren, tiefinnerlichen deutschen Künstlers dasteht.

Und nun mit einem gewaltigen Sprunge — von der „Genoveva" zur italienischen Operngesellschaft bei Kroll, die in ihrer Art als ein Ereigniß zu bezeichnen ist, weil sie vollendete Kunstleistungen des Gesanges, des „bel canto" bietet. Der Verfasser hat bisher nur Bellinis „Somnambula" gehört, und wird wahrscheinlich nur noch die „Puritaner" hören; und zwar aus dem Grunde, weil er für Bellini besondere Vorliebe hegt, und ihn als den einzigen wahrhaften Lyriker Italiens betrachtet. Daß die Allegrosätze des leider so jung gestorbenen maestro oft recht schwach und trivial sind, ist ihm nie entgangen. Aber sind denn die Allegri von Donizetti und Verdi so viel bedeutender? Die Polka der beiden Helden im Belisario, die Tanzmusik, nach welcher der Troubadour den Tod seiner Mutter beweint und die Allegri, in welchem Ernani und die Heldin ihre Liebe und Leidenschaft aussingen, sind wahrlich auch nicht viel besser als die Bellinis. Dagegen waltet in seinen Andantes eine süße, edle Schwärmerei, wie in den schönsten Sonetten Petrarcas, und wie man sie in Donizetti und Verdi vergebens sucht. Das letzte Finale der Norma, die Tenorarien in den Puritanern, die Finale des 2. und 3. Actes der Somnambula enthalten Melodien von schönstem edel-sinnlichem Wohllaute. Wahrlich „nicht ohne einigen Gott" sind sie entstanden! Was nun die Ausführung der italienischen Künstler betrifft, so kann er nur sagen, daß in ihren Leistungen die Kunst des Gesanges die höchsten Triumphe feiert. Nicht die Schönheit der Stimmen allein wirkt hier, sondern noch mehr die vollendete Beherrschung der Form. Nie hört man den Ansatz des Tones, sondern nur immer den im Piano wie im Forte gleich vollen und schönen Ton. Nie vernimmt man mühsames Athemholen, schwerfälliges, unsicheres Uebergehen aus einem Register in das andere, immer nur Wohlklang, Reinheit, Klarheit, Sicherheit. Und welches Maß im Gebrauche der Coloratur, welche Feinheit in den kleinen Verzierungen, welche Leichtigkeit des Trillers der Läufe! Die Wellenlinien der schönen Formen tauchen aus solchem Gesange hervor. Die Primadonna, Fräulein Gerster, eine Deutsch-Ungarin, Schülerin der Frau Marchesi in Wien, eine noch ganz junge Dame, kann sich schon jetzt den allerbesten beizählen. Sie besitzt eine außerordentlich weiche, biegsame, ausgiebige und vollkommen ausgebildete Stimme. Ihr Vortrag ist fast immer edel und ruhig — und was ihm an Wärme fehlt, wird längere Gewohnheit der Bühne gewiß noch verleihen. Ihr steht eine große Zukunft bevor, möge sie dann auch ihrer deutschen Abkunft nicht vergessen! Was soll ich nun von dem Bassisten, Herrn Bagagiolo sagen? Der geneigte Leser denke sich, er sitze im Theater. Oben auf der Bühne erscheint ein Mann in Gehrock, in Unaussprechlichen, an denen eine goldene Seitenborte in Zweifel läßt, ob sie von einem Offizier, oder Kunstreiter herrühren; mit dem Filzhütchen auf dem Kopfe, einem Spazierstöckchen in der Hand; hinter ihm ein Diener mit dem Mantelsacke. Der Mann tritt vor, singt eine ganz einfache Arie: „Ich sehe Euch wieder ihr freundlichen

Digitized by Google

Orte, in denen ich die Tage meiner Jugend verbracht, Euch fand ich, doch jene Tage finde ich nicht wieder." Ruhig, einfach, ohne Gesten singt er und schließt mit einer kleinen Fermate. Und nun bricht in dem gefüllten Hause ein Sturm des Beifalls los, der sich nicht legt, bis der Künstler die Arie wiederholt! Aus der Erzählung dieser Thatsache mag der geneigte Leser sich das Urtheil über den Sänger Bagagiolo bilden. Weniger Sympathien konnte ich für den Tenoristen, Herrn Marini, fassen. Er scheint mir zu sehr der Schule (oder Unschule) Verdis anzugehören, zu viel Accente zu suchen. Aber er singt immer rein, ist taktsicher, und selbst berühmte deutsche Tenoristen könnten Manches von ihm lernen. Herrn Marini, der allseitig gerühmt ward, habe ich in der Somnambula leider nicht gehört. Noch muß ich der vortrefflichen Direction des Herrn Bevignani gedenken, der mit dem Kroll'schen Orchester und Chore wahre Wunder gewirkt hat: Reinheit der Stimmung und richtiges Zusammenspiel! Allen wahren Freunden der Musik, die des großen Lessing Lehre befolgen: daß der wahre Geschmack sich über die Schönheiten jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Entzücken erwartet als sie gewähren, alle diese bitten wir, ja die Wanderung nach dem Kroll'schen Theater nicht zu scheuen.

Euch aber, Euch frommen, gesinnungstüchtigen Tugend-predigenden Musikern, Lehrern und Schülern, die Ihr die Lehre vertretet, die Kunst bestehe darin, daß man für die Classiker schwärme, in einem Chore nicht falsch singe, und irgend ein altes Stücklein correct herunterspiele: Euch rufe ich zu: Gehet hin zu diesen Italienern, sehet was diese Künstler aus ihren Instrumenten machen, wie sie die Form, die Technik beherrschen; leset dann, was der edle Mendelssohn in seinem Briefe an Fr. Frege (II. Band, S. 463) über die „abscheuliche, dumme und noch dazu affectirte Kälte" mancher deutscher Sänger und über die italienischen Sänger schreibt; dann geht noch einmal hinaus zu Kroll, und höret jene Künstler aufmerksam an. Dann, wenn Ihr begreifen wollt, werdet Ihr begreifen, warum Joachim so wunderbar geigt, die 58jährige Schumann noch so herrlich Clavier spielt, die Jenny Lind und Stockhausen gar so schön sangen. Diese großen deutschen Künstler haben zuerst die ganze Technik beherrschen gelernt, Ernst'sche Variationen und Paganinische Uebungen, Liszt und Thalberg und alle möglichen Rouladen und Kehlübungen studirt und auch vorgetragen; erst nach der Beherrschung der sinnlichen Form haben sie sich ihre eigene geistige, künstlerische Individualität gebildet, sich geläutert, ihre Gesinnung als Gesetz festgestellt. Seht Ihr, das ist der richtige Weg der Kunst: Viel Können, Alles kennen, dann erkennen! Alles Andere, das principielle Verwerfen, das Lernen nach der Schablone, ist nichtsnutzige, augenverdrehende, tugendgleißende Heuchelei, ein Kunstpfaffenthum, das unten im Thale Wallfahrten veranstaltet, Gebete herplappern läßt und grimmig auf die blickt, die oben auf dem Berge sich lustig in freier Natur ergehn, und sich auch der sinnlichen Genüsse erfreuen, welche sie bietet. Dieses Kunstpfaffenthum ist verderblicher als der Cynismus, der Korybantismus, welcher die wilden Gebilde überhitzter Phantasie als maßgebende Vorbilder für das Kunstgesetz hinstellen will. Denn dieser trägt den Kern der Selbstvernichtung in sich. Die Flamme auf seinen Altären ist nicht die lautere, immer reine der wahren Kunstfreude, sondern eine aus den verschiedenartigsten Stoffen erzeugte; gefährlicher, je höher sie lodert; einst wird sie sich selbst in dem Tempel verzehren, prasselnd wird der Bau zusammenstürzen und die falschen Götzenbilder der Sinneslust begraben — leider auch manches Große und Schöne, das der späte Forscher emsig im Schutte sucht. Aber die Heuchelei bleibt nüchtern, sie hüllt die eigene Unfähigkeit in den Tugendmantel, hält schöne Reden, wie der Pharisäer im Tempel, und vergiftet den gesunden Kern der Sinnlichkeit, ohne welche in der Kunst nichts gezeugt wird; sie setzt die Moral, die Gesinnung an die Stelle der Kunstleistung, die Correctheit an die des Geistes, frommes Wollen an die des bedeutenden Könnens. Und leider Gottes haben auch edle Künstlergemüther, welche sich von jenem Korybantismus unwillig abwandten, der Heuchelei williges Ohr geliehen, und ihr verholfen, daß sie über Pfründen verfügt, daß die Frömmigkeit ein gutes Geschäft ward! Aber diese Heuchelei eben so entschieden zu bekämpfen, wie jenen Korybantismus, habe ich mir zur Aufgabe gestellt. Und merkt es Euch, Ihr Kunstpfaffen, Ihr habt einen ganz unabhängigen Mann vor Euch, der sich eben so wenig um wohlfeile Popularität kümmert, wie um Gunst oder Ungunst der Großen, wie um die Protection oder die Intriguen einflußreicher Cliquen. Persönliche Rücksichten kenne ich nicht; ja nicht einmal meine künstlerische Neigungen lasse ich Macht über mein Urtheil gewinnen. Ich selbst bin classisch gesinnt bis zur Einseitigkeit. Mein tägliches Morgengebet ist Bachs Schlußchor des zweiten Theils des Weihnachtsoratoriums, oder Händels Chor aus Judas Maccabäus „Wir wollen uns nicht beugen", Sarastros Gesang „O Isis und Osiris" und der erste Satz aus Beethovens achter Symphonie, Goethes Geheimnisse, Dantes Umschreibung des Paternoster. Aber ich habe mir den Sinn offen bewahrt für Anderes, Entgegengesetztes, ja ich habe großen Respect vor Wagners Genie, wenn ich auch dem, was außerhalb der Musik Wagners liegt, ferne stehe und stehen will. Kein Lied greift mir in's Herz wie ein Schubert'sches, aber ich war der Erste, der Brahms Magellonenlieder bei ihrem Erscheinen jubelnd begrüßte, sowie ich wieder jetzt den Tonmeister als in einer Uebergangsperiode befindlich betrachte, aus welcher er mit neugestärkter, größerer Kraft hervorgehen wird. Mit Bedauern sehe ich den großen Musiker Joachim eine einseitige Richtung verfolgen und unbewußt dem Sykophantenthum Vorschub leisten; aber mit vollem Entzücken lausche ich den Tönen des unvergleichlichen Meisters, wenn dieser ein Adagio von Beethoven oder Schubert spielt. Unvergeßlich bleibt mir der Vortrag der Beethoven'schen Mignon von Frau Joachim (vor drei oder vier Jahren). Aber ich war nie im Zweifel, daß die große Künstlerin keine umfassenden technischen Studien gemacht hat, und daß ihre Nachahmer und Nachahmerinnen ihr eben so wenig gleichen werden, wie der gemalte Theatermondschein dem wirklichen. Und mit wahrer Freude konnte ich den Gesang der Italiener genießen, wenn ich auch die Musik nicht öfter zu hören vermöchte. Und weil ich mir bewußt bin, das Große, Schöne und Wahre auf jeder Seite wahrzunehmen, bewahre ich mir meine volle Unabhängigkeit. Ich bin dankbar für das Lob freundlich Gesinnter; aber ich würde meine Schreibart auch ohne dieses Lob nicht ändern; die Zustimmung Derer, denen manche meiner Ansichten gerade in den Kram passen, ist mir eben so gleichgültig, wie das zornige Gekollere irgend eines gelahrten Truthahns, der seine Hühnerleiter für einen hohen Felsen und sich für einen Adler ansieht. Der Standpunkt, den ich bei meinem ersten Artikel für die „Gegenwart" durch Byrons Worte bezeichnet habe, ist auch noch heute der meinige: „Da ich zu keiner Partei gehöre, werde ich keiner Partei gefallen. Immerhin! Meine Worte sind wenigstens aufrichtiger, als wenn ich mit dem Winde segeln wollte."

Und nun kennt Ihr meine Gesinnungen!

H. Ehrlich.

Notizen.

Das englische Parlament interessirt sich während seiner gegenwärtigen Session hauptsächlich für die orientalische Frage und die Erkundigungen seiner Mitglieder nach diesem und jenem Vorgang in der jüngsten Vergangenheit oder Gegenwart nehmen kein Ende. Man hat sich oft halbwegs melancholischen Betrachtungen darüber hingegeben, warum wir nicht ähnliche Debatten im deutschen Reichstage erleben, die, sofort nach allen Richtungen der Windrose telegraphirt, der Welt und namentlich den Franzosen zeigen würden, daß diesseits der vogesischen Berge auch noch Leute wohnen, die etwas von Politik verstehen und die Regierung in die Enge zu treiben wissen. Man tröstete sich in der Regel mit dem Gedanken, daß das Heraustreten Deutschlands aus seiner durch die Lage gebotenen Zurückhaltung den Frieden gefährden könnte. Die Sache hat aber wohl noch andere Schwierigkeiten. Man denke sich auf einander folgende Sitzungen des Reichstages, wo heute gefragt würde, ob und wann Herr von Werther nach Constantinopel zurückkehren werde; morgen, ob die deutsche Regierung auf das Gortschakoff'sche Rundschreiben schon geantwortet habe und welche Antwort sie zu ertheilen gedenke? An einem anderen Tage wird die Vorlegung von Actenstücken beantragt und bald darauf Auskunft darüber erbeten, warum das englische Blaubuch einen Bericht über die Unterredung Salisburys mit dem deutschen Kaiser, sowie mit dem Grafen Andrassy, nicht aber über die doch gewiß nicht minder interessante Conversation des englischen Bevollmächtigten mit dem deutschen Reichskanzler enthalten, und was dieser Lord Salisbury gesagt habe? Man stelle sich solche Interpellationen und Anfragen vor, die, der Sitte gemäß vorher angekündigt, die lebhafteste Spannung hervorrufen müßten. Die Billets

Digitized by Google

für die Tribünen wären acht Tage vor der jedesmaligen Sitzung vergriffen. Ohne eine Compagnie Schutzleute könnte die Ordnung in den Zugängen zum Reichstagsgebäude kaum aufrecht erhalten werden. Die Blätter aber würden die Tagesordnung kaum abzudrucken wagen, sich auch im Voraus entrüstet zeigen, daß solche Fragen von neugierigen und unberufenen Personen in der indiscretesten Weise gestellt würden. Die Blaubücher wären nicht nur unnütz, weil die richtige Wahrheit doch nicht enthaltend, sondern sogar schädlich, erstens für das öffentliche Wohl, zweitens und insbesondere für die Zeitungen, die alsdann außer den vielen englischen Depeschen auch noch zahlreiche deutsche abdrucken müßten. Auch interessire sich Niemand für solche Vorgänge, möchten sie immerhin auf die jüngste Zeitgeschichte ein unerwartetes Licht werfen und für aufmerksame Leser einen Einblick in die kommenden Dinge eröffnen. Die Blätter müßten sich dem Geschmack des Publicums accommodiren, und irgend ein sogenannter diplomatischer Klatsch, eine mysteriöse, wenn auch in der Regel mißverstandene Andeutung aus den bewußten Kreisen habe einen unbestreitbar größeren Werth als die Feststellung historischer Thatsachen, die, wenn einmal dem Parlament mitgetheilt, allen Blättern zugänglich wären und daher zu irgend einer Reclame der Priorität oder der sensationellen Enthüllung gar keine Handhabe mehr bieten könnten. Deutschland sei nun einmal das Land der geborenen Kannegießer, der Raisonneurs in's Blaue hinein, es stecke in den politischen Kinderschuhen und wolle danach behandelt sein. In dieser Form etwa würde der Versuch, bei uns die englische Methode in Behandlung der auswärtigen Politik einzuführen, zum mindesten von der Presse aufgenommen werden. Je weniger der Stoff drängt, um so mehr Ersparniß an Raum und Druckkosten und desto bessere Befriedigung der Ansprüche heimischer Kleinstädterei. Man wüßte nicht, was dagegen viel einzuwenden wäre. Auch die selbstbewußte Manier, mit welcher solche Geständnisse ohne Zweifel vorgebracht würden, könnte nicht Wunder nehmen. Man ist deren schon gewohnt. Ein etwas malitiöses Sprichwort sagt, es gebe kein besseres Geschäft, als Jemand nach dem Werth zu kaufen, welchen er wirklich habe und ihn dann wieder nach demjenigen loszuschlagen, welchen er zu haben glaube. Die Maxime auf die öffentlichen Blätter anzuwenden, wäre weder menschenfreundlich noch collegialisch. Man wird indessen als einigermaßen zweifelhaft ansehen dürfen, ob die etwas stolze Art und Weise, mit welcher in Deutschland hin und wieder auf die auswärtige, mehr politisch fortgeschrittene und besonders einflußreichere Presse herabgesehen wird, zu den eigenen, allerdings unter wissenschaftlichem Gesichtspunkt sehr anerkennungswerthen Leistungen in einem ganz richtigen Verhältniß steht.

Offene Briefe und Antworten.

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: Paul Lindau, Verleger: Georg Stilke, Berlin.

An Th. Sch. in B. Mit dem Prospect ist es eine eigenthümliche Sache. Alle Ankündigungen der in den letzten zehn Jahren erschienenen neuen Blätter sehen einander zum Verwechseln ähnlich. Die Herausgeber der thörichtsten und unerheblichsten Blätter, die keinem andern Bedürfniß als dem einer vorübergehenden Concurrenzmacherei entsprechen und schon bei der Geburt den Keim eines frühen Todes in sich tragen, nehmen den Mund gerade so voll und sogar noch voller als die der ernsthaftesten und unterstützungswerthesten Organe, die sich eine feste Stellung gesichert haben, oder eine solche zu sichern bestimmt sind. Jede Redaction einer neuen periodischen Schrift hat das natürliche Bestreben, dem Publicum klar zu machen, daß hier etwas Besonderes, seinem Geschmacke, seinen Neigungen, seinen Bedürfnissen Entsprechendes geboten werden solle; und daran knüpft sich von selbst das Versprechen, daß man von den Besten nur das Beste bringen, daß das demnächst erscheinende Blatt einen ganz eigenthümlichen Charakter haben und sich durch diese oder jene Vorzüge von den schon bestehenden Publicationen unterscheiden werde.

Was soll man auch anders sagen? In vielen — wir wollen artig sein: in den meisten Fällen liegt ja auch der Gründung eines neuen Blattes der löbliche Gedanke zu Grunde: etwas Eigenthümlicheres und Besseres herzustellen, als das Vorhandene es war. Der Prospectus, der das Publicum mit diesen Neuerungen und Besserungen vertraut machen soll, ist aber im günstigsten Falle nur ein guter Plan; und alle Welt weiß, daß ein guter Plan durch eine stümperhafte und verfehlte Ausführung bis zur Unkenntlichkeit entstellt und verdorben werden kann. Der Prospectus als solcher ist immer etwas mehr oder minder Gleichgültiges, mag er nun mehr oder minder geschickt abgefaßt sein, mag es ihm gelingen, sich durch irgend einen glücklichen Einfall, durch ein gut gefundenes Schlagwort Beachtung zu verschaffen, oder nicht; schließlich ist Alles das doch nur von untergeordneter Bedeutung. Das Einzige, was in's Gewicht fällt, ist eben die Leistung selbst, ist die Qualität des Blattes; und diese läßt sich aus dem Prospectus eben so wenig erkennen, wie der Werth und der Charakter eines Menschen aus dem Empfehlungsbrief, den ihm ein wohlwollender und interessirter Freund mitgibt.

Wenn Sie nun hören, daß die neue Monatsschrift „Nord und Süd" Novellen, wissenschaftliche Aufsätze, Essais aus den Gebieten der verschiedenen Künste, Reiseskizzen, literarische Charakteristiken ꝛc. bringen wird, und daß die bedeutendsten Schriftsteller des deutschen Reichs und Deutsch-Oestreichs der neuen Zeitschrift ihre Mitwirkung durch bindende Zusage gesichert haben, so werden Sie mit Fug und Recht ausrufen dürfen: „Das ist ja ganz dasselbe, was dieses oder jenes hervorragende Organ bereits bringt!"

Wie gesagt, mit Fug und Recht! Denn es ist in der That dasselbe; aber es ist doch wiederum ganz anders! Duo quum faciunt idem, non est idem, sagt ein weiser lateinischer Spruch. Unter den Händen des Einen gestaltet sich das Material ganz anders als unter den Händen eines Andern, und eine jede Zeitschrift, deren Herausgeber wirklich der Redacteur ist, wird in allem Wesentlichen die eigenartige Individualität ihres Leiters erkennen lassen: in der Wahl der Mitarbeiter und der Stoffe, die sich einer besonderen Berücksichtigung zu erfreuen haben, in der Anordnung, Vertheilung und Gruppirung der einzelnen Beiträge ꝛc.

Um Ihnen das recht verständlich zu machen, muß ich etwas aus der Schule plaudern, muß Ihnen mittheilen, daß nahezu alle Aufsätze von Bedeutung der directen Anregung von Seiten der Redaction ihr Entstehen verdanken. Die Zahl der Trefflichen, die aus eigener Initiative einer periodischen Zeitschrift Geeignetes einsenden, ist leider eine sehr geringe. Sie machen sich, wenn Sie so eine fertige Nummer, ein fertiges Heft, ein fertiges „Stück", wie man früher sagte, vor sich haben, gar keine Vorstellung von der Summe unsichtbarer geistiger Arbeit, die die Fertigstellung erfordert hat, Sie ahnen nicht, wie viel Ueberlegung und Nachsinnen und Berathen nöthig gewesen ist, um für [redacted] Bewältigung des Stoffes die geeigneten Kräfte zu finden, wie viel Briefe gewechselt, wie viel Auseinandersetzungen gepflogen sind, bis das Manuscript glücklich in den Hafen der Druckerei einläuft. Ich sage Ihnen das nur, um Ihnen klar zu machen, wie die Individualität der leitenden Persönlichkeit, von der die meisten Anregungen ausgehen, naturgemäß in dem Charakter der Zeitschrift sich wiederspiegeln muß. Und daher die unendliche Verschiedenheit [redacted] wahrnehmbaren Wirksamkeit unter den Gleiches Erstrebenden. Was dieser für interessant und der Aufnahme durchaus würdig hält, mag jenen langweilig dünken; Dinge, von denen dieser voraussetzt, daß sie ein dankbares Publicum finden müssen, werden jenem ganz unerheblich und sogar schädlich erscheinen. Ein jeder Herausgeber hat seine besonderen Neigungen, seine bestimmte Vorliebe, seine ihm eigenthümliche Geschmacksrichtung, und Alles das wird unter allen Umständen sich aus dem Inhalte der Zeitschrift erkennen lassen.

Es kommt noch ein wichtiges Moment hinzu: Der Satz: „wenn zwei dasselbe thun, so ist es noch lange nicht dasselbe", läßt sich auch dahin erweitern, daß, wenn ein und derselbe dasselbe für zwei verschiedene Persönlichkeiten thut, doch nicht dasselbe thut. Der Schriftsteller steht unwillkürlich unter dem Einfluß des Blattes, für das er seinen Beitrag bestimmt. Weiß er, daß er sich in eine vornehme, steife, ceremonielle Gesellschaft begibt, so wird er anders schreiben, als er dasselbe Thema behandeln würde, wenn er es in einer frischeren und weniger zugeknöpften Gesellschaft zum Vortrag zu bringen beabsichtigte.

Und diese natürliche Eigenthümlichkeit führt uns noch auf einen andern Punkt. Wie der gute Homeros von Zeit zu Zeit das Bedürfniß fühlt zu schlummern, und wie der ernsthafteste, gewichtigste Mensch sich bisweilen danach sehnt, in leichter Gesellschaft einen lustigeren Ton anzuschlagen, so gewährt es auch dem strengen Gelehrten und hochbedeu-

Digitized by Google

tenden Wissenschafter eine wirkliche Befriedigung und ein starkes Behagen, gewisse Dinge, die ihm am Herzen liegen, einmal unter andern Bedingungen sagen zu können, als sie ihm das Katheder und die sachgemäße Behandlung gewähren. Für den Schriftsteller von Belang ist es also ein effectiver Gewinn, ist es eine Genugthuung, ja ein Bedürfniß, daß verschiedene Blätter vorhanden sind, die sich zwar dasselbe hohe Ziel stecken und von denen das eine dem andern an Bedeutung nichts nachgeben möchte, die aber trotzdem in ihrem Charakter wesentlich andere Züge darbieten.

In noch höherem Maße trifft dies für das Publicum zu. Und die wunderliche Theorie eines Vertreters des deutschen Volkes im Allgemeinen und der Gebrüder Paetel im Besonderen: daß sich das Interesse des gesammten gebildeten Publicums und die Theilnahme aller hervorragenden Schriftsteller ausschließlich auf ein bestimmtes Organ zu concentriren habe, beruht auf einer ganz merkwürdigen Verkennung unseres deutschen Wesens, das allem Centralisiren, Uniformiren, Monopolisiren, und aller Bevormundung gründlich abhold ist. Ich darf ohne Vermessenheit jenen Aufsatz über die „deutsche Revue des deux Mondes" als bekannt voraussetzen; denn er ist zunächst im Feuilleton einer der angesehensten und gelesensten politischen Zeitungen erschienen, alsdann ist er im Fachblatt der Buchhändler reproducirt worden, darauf hat die Verlagshandlung, welcher der Volksvertreter den namhaften Dienst geleistet hatte, in die Zehntausende von Separatabdrücken jenes Artikels veranstaltet und den Buchhändlern zur Gratisvertheilung an die Kunden in unbegrenzter Anzahl zur Verfügung gestellt, und endlich ist derselbe Artikel an der Spitze des neuesten Heftes im Texte noch einmal abgedruckt worden. Die Verlagshandlung, der wir eine jetzt noch beflügeltere geschäftliche Rührigkeit gern nachrühmen wollen — leistet sie ja überhaupt in dieser Beziehung Rühmliches — hat Alles gethan, was in ihren Kräften stand, um die in jenem Aufsatze ausgesprochenen Ideen in die weitesten Kreise zu tragen. Sehr begreiflich! Denn die Beweisführung des Volksvertreters gipfelt in dem Satze: Du sollst kein anderes Blatt haben neben mir!

Wie sich dies Dogma von der Monopolisirung der gesammten geistigen Production verträgt mit der schönen Lehre von der freien ungehinderten Concurrenz, zu der sich derselbe Volksvertreter sonst wohl bekennt, wie sich diese sonderbare Proclamirung des geistigen Schutzzolls gerade in dem Munde eines eifrigen Freihändlers ausnimmt — darauf will ich einstweilen nicht eingehen; es ist wirklich ein zu wohlfeiles Vergnügen, da die Inconsequenz nachzuweisen.

Aus der vorzüglichen, meisterhaften Leitung der „Revue des deux Mondes" unter Buloz aber und aus der ungeschickten und unbeholfenen Redaction der anderen französischen Revuen, die mit der „Revue des deux Mondes" niemals gleichen Schritt zu halten vermocht haben, die also keine Concurrenten, keine Mitläufer, sondern einfach Nachläufer waren — aus dieser Thatsache folgern zu wollen, daß auch in Deutschland nur eine „Revue" bestehen dürfe, das ist denn doch eine etwas zu gewagte Behauptung! Liegt uns Deutschen der Hinweis auf das uns in allen Grundzügen ähnlichere England nicht näher, wo sich eine ganze Anzahl stolzer, in ihrem Charakter von einander zwar sehr verschiedener, aber in ihrem Streben gleichberechtigter und in ihren Leistungen auf derselben Höhe stehender „Reviews" in rühmlichem Wettkampfe seit Jahrzehnten neben einander behaupten?

Es ist ganz natürlich, daß sich die Monatsschrift „Nord und Süd" mit schon bestehenden Zeitschriften häufiger begegnen wird. Aber muß denn diese Begegnung gleich auf die kleinlichsten Motive zurückgeführt werden, auf eine erbärmliche brodneiderische Concurrenz, muß sie auf der Stelle einen gehässigen, ja feindseligen Charakter annehmen? Was uns betrifft, so haben wir das aufrichtige Bestreben, — und die Aufrichtigkeit desselben wird schon aus der Milde und Mäßigung, die wir uns in der Defensive auferlegen, hervorgehen, — freundnachbarlich und entgegenkommend, wie es dem Jüngeren geziemt, mit dem Aelteren zu verkehren. Und da es ein günstiger Zufall so fügt, daß zwischen dem liebenswürdigen und tüchtigen Herausgeber jener Zeitschrift, für welche ein allzu beflissener Freund nicht nur die Herrschaft, sondern das Alleindasein fordern wollte, und dem Herausgeber der Monatsschrift „Nord und Süd" seit langen Jahren ein freundschaftliches und echt sympathisches Verhältniß besteht, so ist die Hoffnung auf ein gegenseitiges, von wahrem Wohlwollen durchdrungenes Verhältniß sicherlich berechtigt.

Dieses geforderte Alleindasein ist hier zu Lande eine vollkommene Unmöglichkeit! Eine solche Forderung kann überhaupt nur gestellt werden unter gänzlicher Nichtberücksichtigung der deutschen Schriftsteller, des deutschen Publicums und des deutschen Buchhandels, der doch schließlich auch ein Wörtchen mitzureden hat, und zwar ein recht wichtiges. Es wird schwerlich gelingen, dem deutschen Buchhandel die Ueberzeugung beizubringen, daß er ein Blatt blos deshalb schlecht finden und demgemäß vernachlässigen müsse, weil ein gutes bereits vorhanden ist; denn er weiß aus eigener Erfahrung, wie die engherzige Auffassung, daß ein neues Blatt unbedingt einem schon bestehenden schaden müsse, eine irrige, und wie vielmehr der humane Grundsatz: „leben und leben lassen", auch auf dem Büchermarkte der einzig berechtigte ist. Der Popokatepaetel ist nicht der einzige hohe Berg; es gibt auch noch den Cotopaxi, den Chimborasso und andere.

Und wenn man sagt, es seien schon zuviel Zeitschriften da, so erwidre ich darauf mit einer Anekdote, die den Vorzug hat, wahr zu sein. Vor Jahren wollte sich ein inzwischen berühmt gewordener Professor der Aesthetik als Privatdocent in Heidelberg habilitiren. Im Collegium wurde bei dem Beschlusse über diese Frage der Einwand erhoben: „Wir haben schon zuviel Docenten der Aesthetik." Darauf erwiederte unser Freund und Mitarbeiter H. B. Oppenheim, der damals an der Heidelberger Universität docirte: „Das ist schon möglich; aber es fragt sich nur, wer zuviel ist; ob die Alten oder der Neue." Es wird sich ja zeigen, ob die neue Monatsschrift „Nord und Süd" überflüssig ist, oder nicht.

Aber auch ganz abgesehen davon, daß sich ein jedes neue Blatt, welches nicht einfach nachäffen will, — selbst wenn es im Großen und Ganzen dieselben Ziele im Auge hat und sich wie ein schon vorhandenes bemüht, eine vornehmste Stellung in der deutschen Zeitschriften-Literatur einzunehmen, ein „Repräsentativ-Organ der deutschen Bildung" zu sein — abgesehen davon, daß sich das neue Blatt in den wesentlichen Grundzügen schon vermöge der Verschiedenartigkeit der Auffassung, des Geschmacks hüben und drüben wesentlich von dem älteren unterscheiden muß — wird „Nord und Süd" der directen Concurrenz mit jener Zeitschrift, die sich der speciellen Begünstigung des Volksvertreters zu erfreuen hat, sehr absichtlich aus dem Wege gehen, — aus Klugheitsrücksichten sowohl, wie aus innerer Neigung.

Während in jenem Blatt die literarische und künstlerische Kritik im eigentlichen Sinne des Wortes, die Chronik der Theater ꝛc. ständige und vielleicht die gelesensten Rubriken bilden, wird die neue Monatsschrift „Nord und Süd" von alledem nichts bringen; diese Dinge werden nach wie vor in der „Gegenwart" besprochen werden. Während jene Zeitschrift der Tagespolitik einen breiten Raum anweist, wird dieselbe aus der Monatsschrift „Nord und Süd" ausgeschlossen bleiben, — womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht ab und zu ein Essay über bedeutende politische Persönlichkeiten und allgemeine staatliche Verhältnisse ꝛc. nicht auch in „Nord und Süd" zur Aufnahme komme, unter der Voraussetzung, daß dieser Essay sowohl durch das allgemeine Interesse des Stoffes wie durch die Bedeutung des Bearbeiters sich durch sich selbst einer allgemeinen Beachtung empfiehlt. Während jene Zeitschrift nach dem Programm des Volksvertreters, das sie zu dem ihrigen gemacht hat, der umfangreichen, schweren wissenschaftlichen Abhandlung ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird „Nord und Süd" sich bemühen in der knapperen und wo möglich leichteren Form des Essays die wissenschaftlichen Fragen zu behandeln, ohne sich darum des Anspruchs auf ernste Wissenschaftlichkeit im mindesten zu begeben und der niederen Popularität die geringste Concession zu machen. Aber auch der ernsthafteste Mann kann sich ohne alles Bedenken zu der Auffassung von Wolfgang Goethe bekennen, und sein Ausspruch soll unsre Richtschnur sein:

Lose faßliche Geberden
Können mich verführen;
Lieber will ich schlechter werden
Als mich ennuyiren.

Daß wir es verschmähen, mit der Niedrigkeit des Geschmacks zu fraterniſiren, daß wir uns die höchsten Aufgaben stellen, — das mag Ihnen schon der Inhalt des ersten Heftes beweisen. Derselbe steht in dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht unverrückbar fest, und es ist möglich, daß noch eine Aenderung eintritt, daß der eine oder der andere Beitrag für das zweite Heft reservirt werden muß; aber

Digitized by Google

die Aenderungen können auf alle Fälle nur geringfügige sein, und Sie werden den Charakter unserer Monatsschrift aus den folgenden Angaben am besten erkennen.

Friedrich Bodenstedt leitet die neue Zeitschrift durch einen „Prolog" ein, dem eine Novelle folgt von Hans Hopfen oder von Wilhelm Jensen. Hieran schließt sich ein Aufsatz über „Das Leben für und durch Andere, oder die Gesellschaft" von Rudolph von Ihering (Göttingen), einem der geistvollsten deutschen Rechtsgelehrten, dem Verfasser der epochemachenden Werke: „Der Geist des römischen Rechts", „Der Kampf um's Recht" 2c. Es folgen: „Neue musikalische Charakterköpfe" von W. H. Riehl (München), und zwar im ersten Hefte: „Zwei Kapellmeister nach der Natur gezeichnet." Der Aegyptologe Georg Ebers (Leipzig) theilt eine interessante Entdeckung mit, die er gemacht hat: er weist nämlich das Vorhandensein des Stabreims als poetische Form schon bei den alten Aegyptern nach. Ernst Curtius (zur Zeit in Athen), der vom deutschen Reiche nach Griechenland delegirt ist, um die Ausgrabungen zu leiten, bringt einen Aufsatz über die griechischen Ausgrabungen 1876—77, welcher die bisherigen werthvollen Ergebnisse übersichtlich und vollständig recapitulirt. Der Nordpolfahrer Julius Payer (z. Z. in Frankfurt a. M.) faßt die Resultate der bisherigen arktischen Expeditionen in einem Berichte über „die englische Nordpolexpedition 1875—76" zusammen. Ueber bildende Kunst wird entweder Alfred Woltmann (Prag), „Das Preußenthum in der neueren Kunst" oder Friedrich Pecht (München) „Ueber moderne Maler" (zunächst über Lenbach) schreiben. Die Dichtung in gebundener Form ist außer Bodenstedt durch Emanuel Geibel mit seinen „Distichen aus dem Wintertagebuch" vertreten.

Mit der üblichen Liste von Mitarbeitern und Beiträgen für die folgenden Hefte wollen wir an dieser Stelle nicht prunken. Sie können sich aber darauf verlassen, daß sich dieselbe sehen lassen darf.

Im ersten Hefte bringen wir das Porträt von Riehl, nach der Natur radirt von Professor J. C. Raab in München. Für die späteren Hefte werden wir es, wenn irgend möglich, so einzurichten suchen, daß das Porträt des Schriftstellers nicht nur wie diesmal eine Arbeit des Betreffenden, sondern auch dessen Charakteristik aus einer andern Feder begleitet. Dazu bedarf es natürlich der Vorbereitungen. Im zweiten Hefte werden wir wahrscheinlich zu den „dramaturgischen Unterhaltungen" von Adolf Wilbrandt das Porträt Wilbrandts nach einem Oelgemälde von Lenbach von Sonnenleiter in Wien radirt geben, später aber in der angedeuteten Weise verfahren, sodaß z. B. ein Heft enthalten wird: das Porträt von Emanuel Geibel, einen längeren poetischen Beitrag des Dichters und eine Charakteristik Emanuel Geibels von Karl Goedeke; ein anderes Heft: das Porträt Turgénjews, eine Novelle von Turgénjew und einer Schilderung des Menschen und Schriftstellers von dem dem russischen Dichter innig befreundeten Ludwig Pietsch. In dieser Weise glauben wir der Illustration, der künstlerisch die größte Sorgfalt zugewendet werden soll, eine ernsthafte Berechtigung zu verleihen. Sie ist nicht blos überflüssiges Beiwerk und Tand; sie ist eine künstlerische Veranschaulichung derjenigen Persönlichkeit, von der ein wesentlicher Bestandtheil des Heftes herrührt und die in ihrer allgemeineren Bedeutung in demselben Hefte gewürdigt wird.

Paul Lindau.

* * *

K. E. in B. Sie haben ganz Recht! Es wäre im höchsten Grade bedauerlich, wenn die Jury, welche die Entscheidung über das den Gebrüdern Humboldt zu setzende Denkmal zu treffen hat, angesichts des Entwurfs von Begas an den straffen Forderungen des ursprünglichen Programms engherzig festhalten und deswegen, also aus rein formalen Gründen, die hochbedeutende künstlerische Leistung von Reinhold Begas unberücksichtigt lassen wollte. Eine solche Einstimmigkeit, wie sie sich diesmal dem Begas'schen Humboldt-Entwurf gegenüber in allen Kreisen, auf die es ankommt, bei allen Künstlern und bei allen kunstgebildeten Laien kundgegeben hat, ist etwas so Ungewöhnliches, daß die Jury den allgemeinen Zuruf der öffentlichen Stimmen hören muß. Wir glauben, daß keiner der Preisrichter die Verantwortlichkeit übernehmen wird, ein Kunstwerk wie das Begas'sche, das unter der zeitgenössischen künstlerischen Production überhaupt eine der allerersten Stellen einnimmt, aus dem Grunde zurückzuweisen, daß der Genius des Künstlers die vorschriftsmäßige Linie überschritten hat. Wenn dies geschehen ist, so beweist es eben nur, daß die gezogene Linie nicht die richtige war. Nach der Ansicht aller Kunstverständigen hat Begas Recht, und das Programm hat Unrecht. Und weil ein Fehler unter allen Umständen aufrecht erhalten werden soll, deshalb sollte die Hauptstadt die Gelegenheit, sich dauernd mit einem der schönsten Monumente zu zieren, sich entgehen lassen? Wir halten es für unmöglich. Schon aus Gründen der einfachen Taktik werden die maßgebenden Persönlichkeiten es ängstlich vermeiden, dem widerwärtigen Gerede von dem Gegensatze zwischen ängstlich beschränkter Bureaukratie und freiwaltender Kunst neue Nahrung und diesmal sogar eine Berechtigung zu geben.

* * *

Geehrte Redaction!

In Nr. 8 der „Gegenwart" vom 24. Februar 1877 erzählt Herr Dr. Wilh. Jensen in einem Artikel über Storm ein Begebniß, welches ihm in Kiel, kurz vor Erscheinen der Storm'schen gesammelten Schriften passirt sein soll.

Diese gesammelten Schriften von Storm erschienen Herbst 1868 und existirten damals, sowie Jahre vorher und nachher, in Kiel nur die unterzeichneten Sortiments-Buchhandlungen.

Wir halten es für unsere Pflicht, gegen die Ehre unserer Geschäfte und unseres Standes zu erklären, daß die ganze Erzählung von dem Begebniß in einer Kieler Buchhandlung zur angegebenen Zeit eine erfundene Anekdote ist und fordern Herrn Dr. Wilh. Jensen auf, den Beweis der Wahrheit anzutreten und die Buchhandlung zu nennen, in der ihm die Geschichte passirt sein soll.

Kiel, den 24. Februar 1877.

Carl Schröder,
Firma: Carl Schröder & Comp.
Carl Friedrichs,
Firma: Schwers'sche Buchhandlung.
Paul Toeche,
Firma: Universitäts-Buchhandlung.

„Wozu der Lärm? Was steht den Herrn zu Diensten?" Mich däucht, sie hätten sich eigentlich ohne so große Aufregung zu sagen vermocht, daß die „Anekdote" zu echtes Gepräge trage, um „erfunden" sein zu können; abgesehen davon, daß man höflicher Weise doch nicht ohne vollgültigen Gegentheilbeweis Jemanden solcher „Erfindungen" bezichtigt. Wenigstens thäte man's hier zu Land nicht. Aber ich bin durchaus erbötig, einen tiefgreifenden, chronologischen Irrthum meiner Meinung über die Erscheinungszeit der in Rede stehenden „Gesammelten Schriften" zuzugeben. Wäre ich sortimentshändlerisch gebildeter, so würde ich mir dies traurige testimonium muthmaßlich erspart haben. Also ich widerrufe: Es war nach dem Erscheinen der „Gesammelten Schriften", und aus der obenstehenden Triumvirats-Erklärung geht für den Einsichtigen hervor — daß die Sache jene drei Herren durchaus nicht anging. Mithin wird später irgend ein Vierter, Fünfter oder Sechster vorhanden gewesen sein müssen, der sich das Verdienst der „Anekdote" erworben. Weshalb hat er sich der Collectiv-Adresse nicht angeschlossen?

Ich glaube, außer den drei allzu ängstlichen Beschwerdeführern wird es nicht Viele geben, denen ich es zu bekräftigen brauche, daß die niedliche kleine „Anekdote" an der ich wahrlich kein Verdienst besitze — Wort für Wort auf thatsächlichem Erlebniß beruht.

Freiburg i. B., den 26. Februar 1877.

Wilhelm Jensen.

Bibliographie.

Hans Wachenhusen, Schlag zwölf Uhr. Roman in 2 Bdn. (Breslau, Schottlaender.)

Guido Bucheck, Im Kampf um's Dasein. Agrarischer Roman in 1 Bd. (Berlin, Riendorf.)

Eufemia Gräfin Ballestrem, Verschlungene Pfade. Novellen. (Breslau, Aderholz.)

Berichtigung.

Im Artikel „Aus dem Concertsaal" der vor. Nr. 9, erste Spalte, Z. 23 von oben ist statt „seinem Empfinden" meinem 2c. zu lesen.

Digitized by Google

Inserate.

Für eine täglich erscheinende Zeitung freisinniger Richtung in einer größeren Industriestadt des Königreichs Sachsen wird ein akademisch gebildeter

Redacteur

gesucht. Offerten mit Angabe der bisherigen Thätigkeit, sowie der Gehaltsansprüche an die Annoncen-Expedition des **„Invalidendank“** in Dresden unter Chiffre **F. A. 818.** erbeten.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Der

Raub der Sabinerinnen.

Text von **Arthur Fitger**

für

Chor, Solostimmen und Orchester

componirt von

Georg Vierling.

Op. 50.

Vollst. Partitur. Eleg. geb. .	netto	75 *M.*
Orchesterstimmen	netto	100 *M.*
Vollst. Clavierauszug. Cart. .	netto	10 *M.*
Chorstimmen (à 2 *M.*) . . .	netto	8 *M.*
Textbuch	netto	75 *Pf.*

Heinr. Lemcke

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter

Havanna- etc. Cigarren

im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille. Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Empfehlenswerthe Werke

von

Dr. med. H. Klencke.

Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch. Dritte, neu durchgearbeitete u. vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 12 *M.* 50 *Pf.* Eleg. geb. 15 *M.*

Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 *M.* Eleg. geb. 7 *M.* 20 *Pf.*

Diätetik der Seele. Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage des Buches: **„Die menschlichen Leidenschaften“.** 8. Geh. 5 *M.* 40 *Pf.* In Leinwand geb. 6 *M.* 60 *Pf.*

Diätetische Kosmetik oder Gesundheits- und Schönheitspflege der äußern Erscheinung des Menschen. Zweite, vermehrte Auflage. Eine Volksschrift. 8. Eleg. geh. 6 *M.* Fein geb. 7 *M.* 20 *Pf.*

Der Frauenarzt. Lehrbuch für das weibliche Geschlecht über dessen Gesundheits- und Heilpflege. Zur Selbstkenntniß der weiblichen Anlagen und Gelegenheiten zu Erkrankungen, wie zur rationellen Selbstbetheiligung an der Verhütung und Bekämpfung kranker Zustände. Nebst Unterricht in der weiblichen Krankenpflege und den nöthigsten Heilleistungen von Frauenhand an sich selbst und anderen ihres Geschlechts. 8. Geh. 4 *M.* 50 *Pf.* Eleg. geb. 5 *M.* 70 *Pf.*

Das Weib als Gattin. Lehrbuch über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben; zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 5 *M.* Eleg. geb. 6 *M.*

Die gebildete Hausfrau als wirthschaftliche Einkäuferin und Verwalterin nach Grundsätzen der Naturkunde, Gesundheitslehre, Oekonomie und guten Sitte. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. 8. Geh. 6 *M.* Eleg. geb. 7 *M.*

Chemisches Koch- und Wirthschaftsbuch oder die Naturwissenschaft im weiblichen Berufe. Ein Buch für denkende Frauen und zum Gebrauch in weiblichen Erziehungsanstalten. Dritte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. Geh. 5 *M.* 40 *Pf.* In elegant. Leinenband 6 *M.* 40 *Pf.*

Das kranke Kind. Populäre Belehrung in der richtigen und frühzeitigen Erkennung kindlicher Krankheitsanlagen und Erkrankungen und in der zweckmäßigen häuslichen Behandlung derselben bis zur Hülfe des Arztes. Ein Buch für gebildete Eltern. 8. Geh. 3 *M.* Fein geb. 3 *M.* 90 *Pf.*

Taschenbuch für Badereisende und Curgäste. Aerztlicher Rathgeber und Führer durch die namhaftesten Curplätze Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Frankreichs, Englands, Italiens und anderer europäischer und außereuropäischer Länder. 8. Geh. 6 *M.* Eleg. geb. 7 *M.* 20 *Pf.*

Verlag von **Ed. Kummer** in **Leipzig.**

In unterzeichnetem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen (bei frankirter Einsendung des Betrags franko per Kreuzband):

Die Inhalationstherapie

bei den

Krankheiten der Lunge, der Luftröhre und der Bronchien.

Von

Dr. Wilh. Brügelmann,

pract. Arzt und Specialist für Lungen- und Halsleiden in Cöln.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit zwei lithographirten Tafeln. gr. 8. eleg. broch. 2 *M.*

Diese Broschüre ist von dem bekannten Specialisten für Lungen- und Halsleiden in richtiger Würdigung des für so viele Familien hochwichtigen Stoffes: die Heilung der Schwindsucht, sodann die des Keuchhustens, der Bräune u. s. w., so verfasst worden, dass sie nicht nur den Aerzten einen gewünschten Beitrag zur Erweiterung und Bereicherung der jungen Heilmethode bringt, sondern auch die gebildeten Laien mit Leichtigkeit über die Hauptmomente derselben informirt. Der schnelle Absatz der ersten Auflage ist der beste Beweis für die Anerkennung, welche diese Schrift gefunden hat. Die vorliegende zweite Auflage ist bedeutend vermehrt u. verbessert.

Cöln, im Januar 1877. **Eduard Heinrich Mayer.**

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin.

Bibliothek für Wissenschaft und Literatur 13. Band.

Die Ursachen der Krankheiten. Von **Dr. Ed. Reich.** 2. vermehrte Auflage. 12 Mark.

(Auch in 3 Lieferungen à 4 Mark.)

Das Werk, eines der bedeutendsten in der neueren Aetiologie, fand schon bei seinem ersten Erscheinen glänzende Aufnahme bei Fachmännern und Gebildeten und wurde sofort in fremde Sprachen übersetzt. Die völlig umgearbeitete zweite Auflage steht auf dem Höhepunkte der neuesten Forschung und bedeutet ihrerseits einen Fortschritt in der Wissenschaft. Es ist die Eigenthümlichkeit des Verfassers, streng wissenschaftlich zu arbeiten und dabei doch auch gebildeten Nichtfachmännern leicht verständlich zu werden. Genaue Qnellennachweise ermöglichen eingehende Studien über die verschiedenen Theile der Wissenschaft. Aus dem reichen Inhalt sei erwähnt: Individuelles Leben, Alter, Geschlecht, Temperament, Erblichkeit, Lebensstellung, Athmung, Stimme, Nervenleben, Gattungsleben, Beischlaf, Ehe; diätetische Einflüsse, Nahrung, Kleidung, Reinigung, Wohnung, Schmarotzer, Gifte, Arzneien, Contagien, Klima, Witterung; polititisch-moralische Einflüsse, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Presse, Vereine, Unterricht, Erziehung, Kirche, Sitten, Feiertage, Politik, Polizei etc.

Mit einer literarischen Beilage betreffend „Gaea“ und „Vierteljahrs-Revue der Naturwissenschaften“, Verlag von Eduard Heinrich Mayer in Köln und Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 17. März 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v. 11 no. 11

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die öffentliche Meinung und die Gerichte. Von ICtus. — Ueber Bierverfälschungen und Bieruntersuchungen. Von A. Hosaeus. — **Literatur und Kunst:** Persönliches über Ferdinand Lassalle. Von Adolf Mützelburg. — Dantes Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit. Von Karl Bartsch. (Schluß.) — Eine türkische Reise. Von Karl Braun-Wiesbaden. Besprochen von —ke. — **Vermischtes:** Aus dem vormärzlichen Oestreich. Von Karl Emil Franzos. — Particularistisches. Von Fritz Mauthner. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Die öffentliche Meinung und die Gerichte.

Während für gewöhnlich ein Abglanz von dem Heiligenschein der Gottheit auch auf die Priester derselben zu fallen pflegt, verhält es sich ein wenig anders mit dem Recht und seinen Dienern. Der Richter im abstracten Sinne steht zwar nicht im bloßen Widerschein, sondern unmittelbar innerhalb der Peripherie des Heiligenscheines. Anders dagegen der concrete Richter von Fleisch und Bein. Die Volksüberzeugung aller Zeiten ist bekanntlich den professionellen Juristen möglichst abhold, und es ist ein alter Erfahrungssatz, daß sich die große Menge äußerst selten über das Recht, aber stets und in erster Linie über diejenigen, welche ihr dasselbe fühlbar machen, über die Juristen, beklagt. In all' den unbewußten Aeußerungen des Volksgeistes, in Märchen, Sagen, Sprüchwörtern, Anekdoten, und in dem noch immer ziemlich umfangreichen Gebiete des heutigen Volksaberglaubens, spielen die Juristen keine angenehme Rolle. Wuttke hat dafür in seinem „Volksaberglauben" ergötzliche Beispiele gesammelt.

Wenn auch die Advocaten dabei noch schlechter wegkamen als die Richter, so ist der Unterschied doch nur ein quantitativer, und schließlich soll der Teufel die Einen nicht weniger holen wie die Andern.

Etwas von dem ererbten Vorurtheil steckt noch, wenn auch unbewußt, der aufgeklärten Mitwelt im Blute und trübt die Unbefangenheit, wenn sich eine richterliche Entscheidung mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch setzt.

Andernfalls ist die Art gar nicht zu verstehen, in welcher die kürzlich ergangenen Entscheidungen französischer Gerichte über die gemischten Commissionen napoleonischen Angedenkens und die Suspension der „Droits de l'Homme" nicht nur in Frankreich, sondern auch von der doch nur theoretisch interessirten deutschen Presse commentirt werden. Das Thatsächliche kann als bekannt vorausgesetzt werden. Hier interessirt davon nur, daß unbestritten die französischen Gerichte nichts weiter gethan haben, als daß sie auf die ihrer Entscheidung unterbreiteten Fälle vollkommen zu Recht bestehende und in Geltung befindliche Gesetze angewendet haben.

Und damit haben sie, um unsern Standpunkt gleich mit einem derben Wort zu kennzeichnen, nur ihre verwünschte Pflicht und Schuldigkeit gethan.

Es heißt einfach auf Recht und Gerechtigkeit verzichten, wenn man verlangt, daß der Richter bei der Entscheidung sein Augenmerk auf etwas Anderes richten soll, als auf das Erkennen der objectiven Thatsache: was ist Gesetz? Es muß unter allen Umständen für ihn gleichgültig sein, ob er oder sonst Jemand mit dem, was Gesetz ist, sympathisirt. Sobald und solange etwas Gesetz ist, hat er dies, lediglich weil es Gesetz ist, in seiner vollen, von dem Gesetzgeber beabsichtigten Tragweite anzuwenden und so gut wie andere persönliche Rücksichten, auch seine eigene subjective Ansicht über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Gesetzes aus der Gleichung, welche aufzustellen ist, zu entfernen.

Nur in Anerkennung und in Anwendung des anerkannten Gesetzes bleibt ihm, wo es das Gesetz erlaubt, ein gewisser persönlicher Spielraum; wie bei der Feststellung der Voraussetzungen der Anwendbarkeit des Gesetzes, bei der Würdigung der Beweise, bei der Abmessung der Strafe. Aber auch hier findet er überall die Legitimation und die Schranken seiner Thätigkeit einzig und allein in dem Gesetze selbst und in dem ihm von diesem, seinem Herrn, ertheilten Auftrage, an den er mit Eid und Pflicht gebunden ist. Will er seine Pflicht thun, so muß er das Gesetz anwenden „bei dem Eide, Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide". Auch nicht der öffentlichen Meinung zu Liebe. Dura lex sed lex.

Führt dies einmal zu dem unbefriedigenden Satze „fiat justitia pereat mundus", oder zu irgend einer andern schroffen Dissonanz zwischen dem Recht des Gesetzes und dem Rechtsbewußtsein der Wahrheit, so ist es unbillig, dem Richter in die Schuhe zu schieben, was das hinter der Zeit zurückgebliebene, aber nichts destoweniger Gehorsam und Pflichterfüllung fordernde Gesetz verschuldet hat. Die öffentliche Meinung empfindet aber zunächst jene Differenz nur lebhaft als Unrecht, und der lebhaft empfundene Widerspruch dessen, was geschieht, mit ihren moralischen und politischen Anschauungen, fordert sie zu nicht minder lebhafter Reaction heraus, welche regelmäßig die unmittelbare Veranlassung trifft, durch welche jene Differenz zum störenden Bewußtsein gebracht wird. Die öffentliche Meinung und ihre Wortführerin, die Presse, pflegt sich in solchen Fällen eine gewisse Souveränetät zu gestatten, die sich um so leichter von dem gegebenen Boden des geltenden Rechts emancipirt, je weniger im Durchschnitt beide desselben kundig und auf demselben heimisch sind. Es sind die Musikanten, welche die Dissonanz hervorbringen. Daß sie auf das Correcteste nur die ihnen vorgeschriebenen Noten spielen, kommt nicht in Betracht. Der Vergleich mit jenem naturwüchsigen Theaterpublicum liegt ebenfalls nicht allzufern, welches beim Fallen des Vorhangs empört die Bühne stürmt, um die von dem Dichter verletzte poetische Gerechtigkeit an dem Darsteller der Intrigantenrolle handgreiflich zu repariren.

Dies ist keine Uebertreibung. Genau so sieht es aus,

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

wenn die volle Schale sittlicher Entrüstung über den bonapartistischen, bis in's Mark corrumpirten, französischen Richterstand ausgegossen wird; wenn eine Extravaganz, wie die Streichung des halben Gehalts der Richter am Cassationshofe gelegentlich der Budgetberathung, als geeignete Antwort der Kammer auf das Urtheil über die gemischten Commissionen, in einem ernsthaften Blatt überhaupt discutirt werden kann; wenn schließlich sogar die Nothwendigkeit, die Unabsetzbarkeit der Richter zu beseitigen, von solchen Grundlagen aus deducirt wird, — und Alles dies nur deshalb, weil die Richter bestehende Gesetze als bestehend anerkannt und angewendet haben.

Den Franzosen selbst mag man in dieser Beziehung etwas zugute halten, obwohl sie im großen Ganzen alle Veranlassung haben, wenn auch nicht mit ihrer Gesetzgebung, so doch mit ihrer Rechtspflege zufrieden zu sein. Es ist einmal Mode und vielleicht Nationalanlage bei ihnen, überall Verrath und Niedertracht zu wittern, und ihr „Elan" reißt sie, wenigstens im ersten Anlauf, über Alles hinweg, was Unbefangenheit und Kritik heißt.

Dagegen ist es schwer zu verstehen, wenn ein außerhalb des aufgeregten Strudels stehendes, weit verbreitetes Berliner Blatt seine redactionelle Besprechung der Frage folgendermaßen einleitet: „Die Gerichte in Aufruhr befindlich gegen die Regierung, gegen die Verfassung, gegen die Volksvertretung, gegen die ganze Nation — dieses Schauspiel hat wohl noch niemals ein Land geboten. Frankreich bietet es heute."

Die Aufregung, von welcher am Schluß desselben Artikels gesagt wird, sie sei in Frankreich noch so groß und allgemein, daß eine ruhige Ueberlegung noch nicht habe zum Durchbruch kommen können, scheint sich wie ansteckend der genannten Zeitung selbst mitgetheilt zu haben, denn auch in ihrem eben angeführten Urtheil vermißt man jede Ueberlegung. Uebrigens lauteten im Anfang die Stimmen fast der ganzen liberalen deutschen Presse nicht viel anders, und man wird an die Stellungnahme derselben Presse gegen unsere eigenen preußischen Gerichte erinnert, als die Frage des Zeugnißzwanges, zuerst im Fall Hoffrichter und dann bei der Frankfurter Zeitung, praktisch wurde. Der erste Schrei der Entrüstung galt auch hier der Anwendung des Rechts und den Organen der Rechtspflege, man schüttelte sein Urtheil fix und fertig aus dem Aermel, und die §§ 311, 312 und 337 der Criminalordnung waren nicht vorhanden, weil man es nicht der Mühe werth hält, die eigenen Landesgesetze zu kennen, oder sich doch gegebenen Falls, bevor man urtheilt, darüber zu unterrichten.

Seitdem grade diese Frage Gegenstand und beinahe Stein des Anstoßes der Reichsgesetzgebung geworden ist, hat man wohl, wenigstens innerhalb derselben, Ursache und Wirkung unterscheiden gelernt. Die ererbte Neigung oder Abneigung als solche wirkt darum nicht weniger fort. Das Interesse der öffentlichen Meinung richtet sich immer mit größerer Lebhaftigkeit auf Personen als auf Principien, und so macht sie mit Vorliebe auch aus der sachlichen Frage nach dem geltenden Recht und seiner Verbesserungsbedürftigkeit eine persönliche Frage der Rechtsanwendung. Sie urtheilt, um mit einem Fachausdruck zu reden, nicht, wie es der Richter muß, de lege lata, sondern de lege ferenda, und ist, da sie nur ihren Standpunkt kennt, auf welchen ihr der Richter nicht folgen darf, nur zu geneigt, dem Zurückbleiben des letzteren persönliche, meist reactionäre Motive unterzuschieben. Die Begriffe des Rechts und der Gerechtigkeit, wie sie die letztere versteht, sind ihr nothwendig identisch; und je weniger sie bei der nicht minder angestammten Achtung vor dem Recht sich von dessen Seite etwas Bösen zu versehen im Stande ist, je weniger ihrem lebendigen, einheitlichen Rechts- oder Gerechtigkeitsgefühl von vornherein eine Scheidung zwischen dem, was thatsächlich Recht ist, und dem, was jenem Gefühl entspricht, möglich erscheint, um so leichter macht sie für die Abweichung von dem letzteren die Personen verantwortlich.

Sobald sich die erregten Wogen einigermaßen besänftigen kommt man freilich dahinter, daß es sich nicht um die Rechtsfrage, sondern um die Frage der Gerechtigkeit handelt, und daß sich die öffentliche Meinung mit ihrer Alteration in der Adresse geirrt hat. Letzteres will zwar selbst der besonnene John Lemoine noch nicht eingestehn, der im Uebrigen die Frage im „Journal des Débats" richtig gestellt hat. Indessen sind es doch in keinem, geschweige denn im constitutionellen Staate die Richter, welche zur Herstellung der Harmonie der Gesetzgebung mit dem öffentlichen Rechtsbewußtsein befugt sind. Man kann es mit Recht jeder Majoritätsregierung zum Vorwurf machen, wenn sie, wie in Frankreich, ihre eigenen Principien verleugnend, allgemein verurtheilte Gesetze eines abgethanen Régimes nicht aufhebt, sondern mit dem stillschweigenden Vorbehalt einschlafen läßt, sie gelegentlich für politische Gegner aus der Rumpelkammer wieder hervorzuholen. Ein Vorwurf trifft aber nicht minder die parlamentarischen Körperschaften, die von ihrer Initiative keinen Gebrauch gemacht haben, und trotzdem, wenn das geltende Recht pflichtgemäß zur Anwendung gebracht wird, Zetermordio schreien und thun, als ob sie aus den Wolken fielen. Wo die Staatsanwaltschaft stets amovibel und mit ihrem Anklagemonopol vollständig Organ der Verwaltung ist, müssen sich derartige, bewußte oder unbewußte Unterlassungen stets rächen.

Allerdings kann keine spätere Gesetzgebung geschehene Dinge ungeschehen machen, namentlich nicht die Gesetzlichkeit der gemischten Commissionen; und hier ist der Punkt, wo wir den Franzosen das Urtheil über die moralische Qualification ihres Richterstandes allein überlassen möchten, weil es sich weniger um die Sache als um Personen handelt, und schließlich nur die politische Ueberzeugung den Ausschlag gibt. Indessen hat die Frage für einen unbefangenen Standpunkt doch auch einige sachliche Momente. Man mag über Ausnahmegesetze und Ausnahmegerichte eine Meinung haben, welche man will; es bleibt doch Thatsache, daß Ausnahmezustände stets auch Ausnahmemaßregeln mit sich bringen, und grade die große Menge verlangt danach, wenn sie durch irgend etwas in's Bockshorn gejagt wird. Ob nicht auch ohne dieselben regiert werde könnte, ohne daß die Gesellschaft, trotz ihrer Rettungsbedürftigkeit, zu Grunde geht, kann hier auf sich beruhen. Daß die Mitwirkung bei der Ausführung eines Ausnahmegesetzes aber schon an und für sich einen sittlichen Makel mit sich bringt, kann kein Unbefangener behaupten. Soweit versteigen sich selbst unsere Ultramontanen bei den Maigesetzen nicht, denn selbst die niedrige Invective „Kannegießer und Genossen", welcher der kirchliche Gerichtshof ausgesetzt gewesen ist, gilt nur der Legitimation der bona fides der Mitglieder. Der Standpunkt, der bei dem Gegner nicht eine immerhin irrige — aber subjectiv gleichberechtigte — Ueberzeugung, sondern nichts als moralische Niedertracht voraussetzt und sieht, sollte wirklich nachgerade zu den überwundenen gehören.

Auch uns fehlen Ausnahmegerichte und selbst ein Analogon der gemischten Commissionen nicht. Und doch möchten wir daran zweifeln, daß die Kammergerichtsräthe, welche im Staatsgerichtshofe sitzen, oder die Richter, welche an einem, nach dem Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 zusammengesetzten Kriegsgericht Theil nehmen sollten, bei uns so durch den Koth geschleift werden würden, wie es gegenwärtig dem französischen Richterstande ergeht. Auf die Gefahr hin, daß dies Illusion, und der Grund dafür, die Annahme eines tiefer ausgeprägten Pflichtgefühls und einer daraus nothwendig folgenden größeren Achtung für die Pflichterfüllung bei Anderen, nationale Ueberhebung sein sollte, gestatten wir uns beschränkt genug zu sein, daran zu glauben, bis uns die Thatsachen eines Schlechteren belehren.

Allerdings ist der Richter kein mechanisch functionirender Apparat, der so wie er ist, ohne freien Willen, Alles was ihm unter dem Namen: Gesetz zugeführt wird, verarbeiten und zur Anwendung bringen müßte. Es ist sein freies Recht und unter Umständen seine sittliche Pflicht, sich gegebenen Falls die Frage vorzulegen, ob er bei der Anwendung eines Gesetzes mitwirken kann. Wenn er auch selbstverständlich als Staatsangehöriger

Digitized by Google

keine Wahl hat, ob er dem Gesetze selbst unterworfen sein will oder nicht, die Wahl zwischen seinem Amte und seiner Ueberzeugung kann ihm nicht verschränkt werden, und sie ist seine freie, moralische That. Eben darum aber hat in diesem inneren Conflict innerhalb seiner eigenen Person kein Anderer mit der Anmaßung, darüber zu Gericht sitzen zu wollen, hineinzureden. Ein Märtyrerthum, namentlich ein politisches, ist oft viel wohlfeiler und lucrativer, als die schwer erkämpfte Resignation, die sich dem Ganzen unterordnet und um des Ganzen willen in der bestehenden Ordnung auf dem Platze aushält.

ICtus.

Ueber Bierverfälschungen und Bieruntersuchungen.

Die große Rolle, vielleicht kann man sagen, die zu große, welche das Bier in unserer Zeit spielt, bedingt das lebhafte Interesse, welches ihm von allen Seiten zugewendet wird, und kaum dürfte es ein Genußmittel geben, über welches mehr gescholten und mehr gefabelt wird, als über dasselbe. Im Hofbräu zu München und im Dresdener Waldschlößchen, in Koburg und in Pilsen, überall dieselben Klagen mißvergnügter Biertrinker und überall, trotz aller Klagen, derselbe massenhafte Consum, zu massenhaft hinsichtlich der Gesundheit und zu massenhaft in Anbetracht unserer Armuth, die gebieterisch eine größere Anspruchslosigkeit und Enthaltsamkeit verlangt, als die Meisten sich anzueignen gewillt sind.

Welch' verschiedene Ansprüche werden doch an unser nationales Getränk gestellt. Der Eine will ein kräftiges, berauschendes, oder doch anregendes Getränk, welches ihm das drückende tägliche Einerlei beseitigt, der Andere schwärmt für das harmlose Dünnbier, dessen Genuß nie und nimmer die Blutcirculation zu beschleunigen vermag. Bald ist es zu dunkel, bald zu hell, bald bedingt es einen trockenen Hals und brennenden Durst, bald Uebelbefinden und eingenommenen Kopf. Bald soll es die Rolle einer bestimmten Medicin übernehmen, bald die gegentheilige Wirkung äußern, und wenn aus Gott weiß welchem möglichen Grund oder Gründen die Nacht nicht so gut verlief und das allgemeine Befinden nicht so ist, wie es sein soll, so wird sicher zunächst der Stein auf das kühle Naß, auf das erbärmliche Zeug, den geschmierten Kram und wie man sonst in Anwandlungen grimmiger Laune das Bier zu bezeichnen pflegt, geworfen, und mit ahnungsvollem Grauen von den möglichen und unmöglichen Verfälschungen gefabelt, die allein an dem Unheil Schuld haben sollen.

In der That wird gegen das Bier und die Brauer, die man ja nahezu für halbe Giftmischer hält, viel gesündigt, und nur sehr selten wird der mißvergnügte Biertrinker, dem der gewöhnliche Schoppen nicht so wie gewöhnlich mundet, sich fragen, ob nicht vielleicht in seinem Befinden, seinem Durst, dem genossenen Abendbrod und dergleichen die Schuld zu suchen sei, oder ob an dem Kopfweh am anderen Morgen, oder der unruhigen Nacht, nicht vielleicht auch die genossene Quantität oder die verdorbene kohlensäurehaltige Luft der Bierstube, die Lebensweise des Tages und dergleichen schuld daran sind. Es ist so bequem und es liegt so nahe, dem Bier die Schuld beizumessen, und von dem Reichsgesundheitsamt und der chemischen Untersuchung erwartet man allein Abhülfe für alle Leiden.

Mit Unrecht; die chemische Analyse der Biere wird wenigstens die Klagen, die übrigens so alt sind wie das Fabrikat, nicht beseitigen, und Verfälschungen, wirkliche und echte Verfälschungen, sind trotz aller Bieranalysen bisher noch sehr selten gefunden worden.

Zunächst wird man, wenn von Verfälschungen überhaupt gesprochen wird, sich klar machen müssen, was darunter zu verstehen ist. Im Allgemeinen sind Malz, also gekeimte Gerste, Hopfen und Wasser die Materialien, aus denen das Bier bereitet wird; es wäre aber absurd, zu verlangen, daß außer demselben keine anderen Stoffe in den Brauereien benutzt werden sollten, und es liegt kein annähernd vernünftiger Grund vor, gegen die Anwendung von Reis, Mais, Kartoffeln und Stärkezucker, welche sehr wohl im Stande sind als Ersatzmittel der Gerste zu dienen, zu sprechen. Auch sind derartige Surrogate gesetzlich erlaubt, und das Brausteuergesetz vom Juni 1872 regelt die Besteuerung derselben. Vom chemischen und sanitären Standpunkt aus läßt sich dagegen absolut nichts sagen. Bei der Gährung geben sie sämmtlich im Allgemeinen dieselben Producte wie die Gerste, und die unbedeutenden Mengen der dabei auftretenden verschiedenartigen Verbindungen können wohl den Geschmack etwas beeinflussen, vermögen aber nicht die Wirkung des Bieres nachweisbar zu verändern. Ob der Alkohol und das Dextrin im Bier aus Gerste oder Reis entstanden ist, ist auf die Natur jener Verbindungen vollständig gleichgültig, und der Spiritus, der durch unmittelbares Zerfallen des Zuckers entsteht, hat ganz genau dieselben Eigenschaften wie derjenige, der sich aus dem Malz, bezüglich aus der darin enthaltenen Gerste bildet. Wenn das Bier gut schmeckt und gut bekömmt, so ist es unserer Ansicht nach vollständig gleichgültig, aus welchen Substanzen es bereitet worden ist. Bekanntlich gewöhnt sich aber auch der menschliche Körper an den Genuß von Giften, und man würde, um allen Ansprüchen gerecht zu werden, vielleicht sagen müssen: es dürfen zur Bierbereitung keine solchen Materialen verwandt werden, welche an sich auf den Organismus eine nachtheilige Wirkung ausüben und als Gifte zu bezeichnen sind. Dies näher zu bestimmen ist aber nicht leicht. In kleinen und mäßigen Mengen genossen, wirkt der Alkohol anregend und wohlthätig, in größeren Quantitäten betäubend und giftig. Der Tabak und das darin enthaltene Nicotin gehören zu unseren stärksten Giften. Die wohlthuenden Wirkungen des Kaffees und Thees sind bekannt; größere Quantitäten von Kaffein und Thein bringen Krankheitserscheinungen der gefährlichsten Art, Tobsucht und Raserei, hervor. Aehnlich ist es mit den meisten Genußmitteln und Chemikalien: in kleinen Mengen sind sie unschädlich und nützlich, in größeren beeinflussen sie die Functionen des Körpers und werden nachtheilig.

In der Brauerei kommen solche Körper, die man im Allgemeinen als Gifte bezeichnet, aber auch kaum in Frage, und die Surrogate, die als Ersatzmittel für den Hopfen angeführt werden, sind zumeist ganz harmloser Natur. Weidenrinde, Quassiaholz, Enzianwurzel, Knollen und Samen der Herbstzeitlose, Tollkirsche, Pikrinsäure und ähnliche Substanzen werden genannt. Von diesen würden die letzten drei als entschieden der Gesundheit nachtheilig bezeichnet werden müssen. Es liegt aber auch kein erkennbarer Grund vor, der die Brauer zur Benutzung derselben veranlassen könnte. Die Pikrinsäure, die in großen Mengen aus Kreosot und carbolsäureartigen Verbindungen hergestellt und in der Färberei gebraucht wird, ist zwar bitter, hat aber sonst keine der Eigenschaften, die den Hopfen unentbehrlich machen und ist außerdem wegen ihrer stark gelbfärbenden Eigenthümlichkeit nicht allzu schwer zu erkennen. Tollkirsche und Herbstzeitlose sind betäubende Arzneimittel, die in letzter Reihe schmerzstillend nnd schlafbringend wirken. Sie bewirken so ziemlich das Gegentheil, was man vom Bier verlangt, sind außerdem sehr theuer und können durch ihre chemische Zusammensetzung in keiner Weise den Hopfen ersetzen. Weidenrinde, Quassiaholz und ähnliche Pflanzenstoffe könnten unserer Ansicht nach unbedenklich in Anwendung gebracht werden, da ihre Bitterstoffe physiologisch kaum anders wirken werden, als die des Hopfens. Leider aber enthalten sie eben nur Bitterstoffe, aber nichts von den übrigen Bestandtheilen: weder Hopfenmehl, noch das ätherische Hopfenöl, noch das Hopfenharz und die Hopfengerbsäure, lauter Verbindungen, die für die Haltbarkeit und den Geschmack des Bieres unentbehrlich sind. Aehnlich ist es mit anderen Vegetabilien, die als Ersatzmittel des Hopfens genannt werden, und man muß sagen, daß es zur Zeit leider noch kein Surrogat dafür gibt. Wir sagen leider, denn gewiß würde sich der, welcher die Brauer von den Schwankungen der Hopfenernten und den hohen Preisen unabhängiger machte, große Verdienste nicht nur um das Gewerbe, sondern um alle Biertrinker erwerben.

Digitized by Google

So ist denn aus rein sachlichen Gründen eine häufiger vorkommende Bierverfälschung nicht wohl denkbar, wenn wir auch zugeben, daß besonders kleinere Brauereien ab und zu harmlose Apothekermittel, vielleicht eine Hand voll Coriander oder dergleichen nach ererbter Weise zuwerfen, und in der That haben auch die allerorts ausgeführten Bieranalysen noch nie, so weit es mir bekannt ist, Verdächtiges ergeben. Allerdings vermag die Chemie nicht immer mit Sicherheit den Ursprung der in dem Bier enthaltenen pflanzlichen Bitterstoffe zu bestimmen, und die Untersuchungen erstrecken sich zumeist nur auf den Alkoholgehalt (durchschnittlich 4 Procent), von dem das Berauschende des Bieres abhängt, und des sogenannten Extractes, welches hauptsächlich aus Dextrin und Zucker besteht. (Im Bier sind circa 6 Procent.) Wirkliche Verfälschungen und Vergiftungen aber mit starkwirkenden Substanzen, mit Tollkirsche, Pikrinsäure u. s. w. würden sich sehr wohl finden lassen und würden bereits gefunden worden sein, wenn sie häufiger vorgekommen wären.

A. Hosaeus.

Literatur und Kunst.

Persönliches über Ferdinand Lassalle.

Schon die Ueberschrift dieses kurzen Aufsatzes deutet an, daß es sich in demselben auch nicht entfernt um eine Schilderung Lassalles als Philosoph, Jurist oder Agitator handelt. Ich bin alt genug geworden, um zu wissen, was man seit Confucius und Zoroaster bis Brigham Young und „Staatsbürger" Held von allen Theo- und Philosophen und anderen Menschheitsbeglückern zu halten hat. Mir persönlich sind einige Verse Shakespeares und einzelne Sentenzen des Cervantes lieber, als dicke Bände des Aristoteles und Kant. Doch das ist Geschmackssache. Ich wollte nur von vornherein bemerken, daß ich bei den Erinnerungen, die ich hier niederschreibe, einfach den Menschen im Auge habe und die Würdigung dessen, was er geschrieben und öffentlich gesprochen, gern Anderen überlasse. Ich würde auch diese Zeilen nicht schreiben, wenn ich nicht aus Allem, was in der letzten Zeit über Lassalle publicirt worden ist, herausgelesen hätte, daß ihn nur äußerst Wenige, die über ihn schrieben, persönlich gekannt haben. Daher mag es denn wohl kommen, daß ich hier und außerhalb eine Menge Personen getroffen, die ganz gut über seine schriftstellerische und agitatorische Thätigkeit unterrichtet waren, aber über den Menschen selbst die wunderlichsten Anschauungen zu Tage förderten. Die Einen hielten ihn für ein verkommenes Genie, das sich kümmerlich von den Almosen der Gräfin Hatzfeldt friste und hin und wieder Brandschriften in die Welt schleudere, um dadurch eine vorübergehende Aufmerksamkeit zu erregen —, die Anderen vermutheten in ihm einen Faiseur, dem die kolossalen Summen, welche ihm die Hatzfeldt zuwende, gestatteten, allen Launen und Gelüsten, auch literarischen und agitatorischen, zu fröhnen, — noch Andere hielten ihn für eine Art Bassermann'scher Gestalt, die sich nie ohne einen dicken Knüppel à la Tölke öffentlich zeige u. s. w. Wenn ich dann diese Ansichten zu berichtigen suchte, stieß ich meist auf ein ungläubiges Kopfschütteln. Und so ähnlich ist es auch heute noch. Um so mehr ist es wohl angezeigt, wenn Jemand, der während eines Jahres fast in jeder Woche ein oder mehrere Male sein Gast war — und zwar gerade in der Zeit kurz vor seinem Tode —, es versucht, die persönlichen Erinnerungen, die ihm aus jener Bekanntschaft geblieben sind, kurz wiederzugeben. An und für sich mögen sie ja unbedeutend sein; dem schärferen Blick aber geben sie vielleicht doch manchen Fingerzeig für die Charakteristik des vielbesprochenen Mannes.

Ich sah Lassalle zuerst in den Gesellschaften eines meiner ältesten Freunde, Hans von Bülows. Mit seinem eigenthümlich scharfen Blick, der auch in das ihm scheinbar fern Liegende tief eindrang, hatte Bülow das Hervorragende in der Persönlichkeit Lassalles sofort zu erkennen gewußt und war ihm näher getreten. Ich will hier sogleich auch erwähnen, daß Bülow mir einmal sagte: „Was mich außer allem Andern an Lassalle interessirt, ist das Tragische in seinem ganzen Wesen. Ich bin überzeugt, dieser Mensch muß ein tragisches Ende nehmen." Bülow hat Recht behalten, wenn wir auch glaubten, daß diese tragische Katastrophe in einer andern Weise, nicht durch einen Liebeshandel, eintreten würde.

Lassalles Erscheinung erregte damals sofort mein Interesse. Eine hohe schlanke Gestalt, ein blasses feines Gesicht mit mäßig gebogener Nase, blaue Augen, die wohl ausdrucks- und eindrucksvoll gewesen sein müssen, da die Chronique scandaleuse mancher Berliner Familie von ihren Erfolgen zu erzählen weiß, der Mund mit den schmalen, meist geschlossenen Lippen, das starke dunkle, kurzgeschorne Haar, die ganze Haltung vornehm reservirt und was man im modernen Romanstyl „distinguirt" nennt — alles das machte Lassalle zu einer Salonfigur, die sofort die Beachtung auf sich zog. Er war sehr zurückhaltend in seinem Wesen, als fürchte er überall eine Berührung, die ihm nicht passe. Ich stand dabei, wie Bülow ihn seinem Schwiegervater Franz Liszt vorstellte. Liszt mit seiner unvergleichlichen Liebenswürdigkeit verneigte sich tief vor dem Manne, von dem er in jener Zeit — es war ungefähr im Jahre 1860 — wohl noch wenig wußte. Lassalle antwortete mit einer vornehm lässigen Neigung des Kopfes; der Rücken blieb ungekrümmt. Das gab mir zu denken. Ich wußte von Lassalle wenig mehr, als daß er die sogenannte „Affaire" mit der Gräfin Hatzfeldt gehabt, daß er ein philosophisches und dann ein juristisches Werk geschrieben, die sich beide der größten Anerkennung der Fachmänner erfreuten — derartige Dinge aber lagen mir fern und so suchte ich denn auch damals keine Annäherung.

Sie kam aber doch später und zwar ebenfalls durch Hans von Bülow. Die Berliner Philosophische Gesellschaft hatte am 19. Mai 1862 eine Fichtefeier veranstaltet. Lassalle sollte die Festrede halten. Bülow hatte unsern gemeinschaftlichen Freund Eduard Fischel, der bald darauf in Paris einen jähen Tod fand, und mich dazu eingeladen. Es kam damals fast zu einem Skandal. Lassalle hielt seine Festrede in dem kleinen Saal des Festlocals. Sie war einigen Herren der Philosophischen Gesellschaft zu lang. Sie fürchteten, die Suppe könne anbrennen, schlugen gegen die Thür, die zum Eßsaal führte und riefen, Lassalle möge aufhören, es sei genug über Fichte gesprochen. Lassalle ließ sich natürlich nicht stören, sondern brachte seine Rede — die er mit einem gewissen monotonen, aber eindringlichen Pathos ablas, wie alle seine Reden — zu Ende. Bei Tische saß ich in seiner Nähe. Er war sehr erregt durch die grobe Unterbrechung; ein Kreis von Freunden und Bekannten suchte ihn zu beruhigen, wir gingen später zu dem sogenannten „schweren Wagner", und dort forderte er uns, da er eine Abneigung gegen alle Kneipen hatte, auf, ihn nach Hause zu begleiten und in reinerer Luft ein Glas Wein zu trinken. Wir folgten und auf diese Weise wurde ich sein Gast. Schon wenige Tage darauf erhielt ich eine Einladung zu einem kleinen Diner bei ihm, die sich oft wiederholt hat.

Lassalle wohnte damals in der Bellevuestraße 13, in einem sehr freundlichen Parterre, an das sich ein kleines Treibhaus und ein Garten anschloß, der ihm, wie mir schien, zur ausschließlichen Benutzung überlassen war. Als Sohn einer vermögenden Breslauer Familie — die Rente, welche ihm die Gräfin Hatzfeldt nach dem Gewinn ihres Processes gegen ihren Gatten aussetzte, war verhältnißmäßig nur unbedeutend — konnte er ganz seinen Neigungen leben. Er mußte jedenfalls über beträchtliche Mittel verfügen. Das schließe ich nicht nur aus seiner Bibliothek, die eine Menge Werke ersten Ranges enthielt, sondern auch aus den zum Theil meisterhaften Sculpturwerken, die ich nach und nach in den verschiedenen Räumen entdeckte und unter denen ein kleiner antiker, oder doch der Antike meisterhaft nachgebildeter Satyr, den er mit Vorliebe zeigte und der

Digitized by Google

eigentlich nicht ganz salonfähig war, vom künstlerischen Standpunkt betrachtet den ersten Rang einnahm. Seine Häuslichkeit war auf dem feinsten Fuße eingerichtet, seine Köchin kochte vortrefflich, seine Weine und Cigarren waren „exquisit" — nur hatte er die unangenehme Eigenschaft, die letzteren immer aus der Brusttasche hervorzuholen und anzubieten. Alles, was Kneipe, auch im bessern Sinne des Wortes, heißt, war ihm verhaßt. Er sah seine Bekannten gern bei sich, in seiner Wohnung, weil er dort das Beste zur Hand hatte.

Seit jenem Abend habe ich manche Stunde in seiner Wohnung verbracht, angenehm damals für mich, jetzt doppelt interessant in der Erinnerung. Gewöhnlich sandte er mir eine Einladung zum Diner um 3 oder 4 Uhr, mit der Bitte, früher zu kommen. Wir gingen dann vor dem Diner in den Garten, in dem er einen Schießstand für Pistolen hatte und schossen dort mit einem Salonpistol nach Kartenblättern. Er war ein ausgezeichneter Schütze und traf fast immer das Aß. Trotzdem ist er das Opfer eines ganz gemeinen Schusses geworden.

Viele meiner mir wertheften Bekanntschaften verdanke ich ihm, theils daß ich sie bei ihm anknüpfte, theils daß ich sie dort erneuerte. Ich erinnere mich eines Diners, das am 11. April, seinem Geburtstage, stattfand. Dort sah ich außer seinen Verwandten den Hofrath Fr. Förster, den alten General v. Pfuel, die jetzige „rechte Hand" Bismarcks Lothar Bucher, den Schwiegersohn Meyerbeers Baron v. Korff, den Professor Bleibtreu, den greisen Dichter Scherenberg, Justizrath Dorn, Rechtsanwalt Holthoff, auch Adolf Stahr und Franz Ziegler. Während des Diners kam der Altvater unserer Philologen, Boeckh, um seine Glückwünsche zu bringen. Alle bei dem vortrefflichen Diner und den ausgesuchten Weinen in heiterster, oft übermüthiger Stimmung. Es waren schöne Stunden, denen ich stets ein treues Andenken bewahren werde.

Man hat so viel gesprochen und auch geschrieben über die „Orgien", die bei Lassalle gefeiert worden sein sollen. Ich habe damals nie etwas davon gesehen, obgleich ich oft Morgens, Mittags und Abends zu ihm kam. Möglich, daß es früher anders war. In dem Jahre, in welchem ich ihn kannte, sah ich nur Freunde — zu diesen rechne ich auch die Gräfin Hatzfeldt — bei ihm, und der Charakter dieser Diners und Soupers war derjenige heiterer Symposien, wie sie uns aus den Schilderungen griechischer Schriftsteller aus längst vergangenen Zeiten bekannt sind und wie sie jetzt auch noch unter guten Freunden, die das Leben nach seinem wahren Werth zu würdigen wissen, gefeiert werden. Ich war damals ein noch junger Mann, keiner Freude des Lebens abhold. Lassalle würde mich gewiß in seine anderen „Vergnügungen", wenn sie wirklich stattfanden, hineingezogen haben, oder ich hätte doch gewiß davon gehört. Aber ich habe niemals etwas bemerkt, was mich hätte glauben lassen können, daß etwas dort geschehe, von dem man mich ausschließen wolle.

Freilich Eines, was dort geschah und von dem wir doch nichts gewahrten, war die agitatorische Thätigkeit. Lassalle, der damals gerade fieberhaft arbeitete, gab mir seine Broschüren, seine gedruckten Reden — ohne ein Wort dabei hinzuzufügen; aber einen Socialdemokraten habe ich nie bei ihm gesehen und über seine agitatorischen Zwecke hat er nur hin und wieder und dann ganz beiläufig einige Worte zu mir gesprochen. Das mag sonderbar scheinen, ist aber thatsächlich so. Er setzte wohl als natürlich und selbstverständlich voraus, daß ich mich für seine Ziele interessire, aber gesprochen hat er zu mir darüber nicht. Vielleicht wollte er eine scharfe Grenze ziehen zwischen seinem persönlichen gesellschaftlichen Umgang und seinen Bestrebungen nach Außen. Genug, ich weiß nichts davon. Ich habe niemals einen der Männer bei ihm gesehen, die als seine Werkzeuge für die socialdemokratische Wirksamkeit galten. Mag man das deuten, wie man wolle, es ist so! Auch weiß ich ganz bestimmt, daß es sich ebenso mit den anderen Persönlichkeiten verhielt, die ich in seinen Gesellschaften sah.

Es ist nicht gut anzunehmen, daß diese strenge Scheidung zwischen seinem gesellschaftlichen und seinem — wenn ich so sagen darf — geschäftlichen oder agitatorischen Umgang auf einem Zufall beruht habe. Lassalle wußte sehr gut, daß alle Diejenigen, die er zu sich einlud, seine praktische Thätigkeit als Demagoge mißbilligten und in ihm nur den hochbegabten Menschen schätzten. Die Volkstribunen konnten ihm als Umgang nicht genügen; er bedurfte des geselligen Zusammenseins mit Männern, die ihn verstanden und anregten, während sie von ihm selbst angeregt wurden. Die Vereinsamung, in der er damals, als ich ihn kannte, lebte, ließ ihn wohl auch jedes freundliche Entgegenkommen doppelt hochschätzen, wenn es auch nur ein rein persönliches war und sich nicht auf sein öffentliches Wirken erstreckte. Seine Gewohnheiten, seine Neigungen bestimmten ihn überdies zu einem exclusiven Umgang, und die Namen, die ich oben genannt habe, bürgen wohl dafür, daß der Kreis seiner Bekannten in der That ein exclusiver war. In wie weit sie ihm Freunde geworden, weiß ich nicht. Ich zweifle fast daran, daß er die Hingebung besaß, die allein im Stande ist, im Herzen eines Andern zu zünden und Freundschaft zu erwecken. Selbstverständlich spreche ich immer nur von der Zeit, in der ich ihn kennen lernte und in der er bereits eine sehr abgeschlossene, ja selbst verschlossene Natur und wohl auch körperlich leidend war. Freilich stand er damals noch dem Lebensalter nach in der vollen Blüthe der Manneskraft — er war ungefähr 38 Jahr alt. Und wenn man ihn im Kreise seiner Gäste sah, gesprächig, auf Alles eingehend, voller Witz und Sarkasmus, mit glänzenden Augen, lächelnden Lippen, so konnte man ihn noch für einen Jüngling halten. Als ich aber eines Morgens zu ihm kam und ihn bei einer Arbeit traf, die er schnell beenden mußte und ich ihn während dessen beobachtete, sah ich erloschene Augen, wund gebissene Lippen und ein fast erdfahles Antlitz, dem freilich niemals der Reiz des geistigen Ausdrucks fehlte. Man sagt, er habe sich durch narkotische Mittel von seinen körperlichen Leiden zu befreien gesucht. Es kann wohl sein; wer aber nach dieser Richtung hin Erfahrungen hat, weiß auch, daß ein sehr nervöser Mensch in der einen Stunde bis zur Ohnmacht abgespannt und in der nächsten, nach einer Stunde Ruhe, frisch und erregt sein kann, wie der körperlich Gesundeste.

Im Umgang war er höflich, zuvorkommend, auch, wenn er es sein wollte, liebenswürdig, freilich immer mit einer gewissen Reserve. Im Streit gab er, wenn derselbe heftig wurde, nach, aber nicht mit der Miene eines Ueberzeugten, sondern mit einem leichten Lächeln, als wollte er sagen: Nun, es ist schon gut, reden wir nicht weiter darüber. Ich weiß doch, was ich weiß! — Aber das hatte nichts Verletzendes; immer bewahrte er die Form eines Mannes der besten Erziehung und Lebensart. Leidenschaftlich und erregt konnte er wohl sein, wie jede andere lebhafte Natur, aber in unangenehmen Formen ist mir diese Erregung nie bei ihm entgegengetreten. Auch von der Spottsucht und Ironie, der er früher, wie man sagt, oft den Zügel schießen lassen, habe ich damals nichts mehr an ihm bemerkt. Er kehrte nie sein oft überlegenes Wissen heraus, liebte Gespräche über einfache, harmlose Gegenstände — freilich vielleicht nur im Gegensatz zu der fieberhaft aufregenden Arbeit, die ihn im Laufe des Tages beschäftigte. Daß ihm das Kneipenleben verhaßt war, habe ich schon erwähnt. Er fühlte sich nur wohl in seinen eigenen Räumen, die ja allerdings jeden Comfort boten. Die bildenden Künste liebte er, ob auch die Musik, kann ich nicht genau sagen, obwohl er die Concerte unseres gemeinschaftlichen Freundes Bülow regelmäßig besuchte. Beiläufig mag es erwähnt sein, daß ich ihm in einem dieser Concerte mittheilte, wer die hochblonde junge Dame sei, die vor uns auf einer Bank saß und die ihm auffiel. Es war Fräulein von Dönniges, die er dann später kennen zu lernen suchte und die ihm so verhängnißvoll wurde.

Unser Verhältniß löste sich, nachdem es ungefähr ein Jahr gedauert und fast freundschaftliche Formen angenommen. Da der Grund dieser Lösung bezeichnend für den eigenwilligen Charakter Lasalles ist, so will ich ihn hier kurz mittheilen. Ich gehörte als Freund Bülows zu den Anhängern der neuen musi-

**

Digitized by Google

kalischen Richtung. Die Herren, die heute, da Wagner der Mann des Tages geworden, für ihn das große Wort führen, wissen nicht, was es hieß, damals vereinzelt für ihn zu kämpfen. Es gab kein einziges Blatt in Berlin, in welchem ein unparteiisches Wort über die Bestrebungen Wagners und seiner musikalischen Genossen Aufnahme gefunden hätte. Nur meinen langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu Eduard Meyen, dem Herausgeber der „Reform", und später dem Wohlwollen seines Nachfolgers, Dr. Guido Weiß, hatte ich es zu danken, wenn die „Reform" zuweilen einige anerkennende Zeilen über diejenigen musikalischen Aufführungen brachte, in denen auch die neue Richtung vertreten war. Lassalle wußte, daß ich auf diese Weise mit der „Reform" in Verbindung stand. Eines Tages nun nach einem Diner nahm er mich bei Seite und sagte mir, die „Reform" habe einen Angriff auf ihn gebracht. „Sie können für dieses Blatt nicht mehr schreiben", so ungefähr sagte er. „Wenn Sie mein Freund bleiben wollen, so müssen Sie jede Verbindung mit diesem Blatte abbrechen."

Das frappirte mich. Ich habe mir stets, auch meinen Freunden gegenüber, meine geistige und literarische Unabhängigkeit zu bewahren gesucht. Hier trat nun die Frage an mich heran: Wen opferst du? Sollst du Lassalle zu Gefallen die Beziehungen zu dem einzigen Blatte aufgeben, das noch zuweilen eine kurze Nachricht über Bülows Bestrebungen bringt? Ich war kurz entschlossen. Amicus mihi Lassalle, sed magis amicus Bülow! Seit diesem Tage habe ich, so viel ich mich erinnere, Lassalle nicht wieder gesehen — leider! Bülow fragte mich öfters, weshalb ich denn Lassalle nicht mehr besuche. Ich antwortete ausweichend. Denn, so wie ich ihn kenne, hätte Bülow, falls ich ihm den wahren Grund genannt, sofort verlangt, daß ich jede Rücksicht auf ihn bei Seite setze und mit der „Reform" breche. Und das wollte ich seinetwegen nicht. Wenn er diesen Artikel liest, so erfährt er heute zum ersten Mal den wahren Grund des Aufhörens meiner Bekanntschaft mit Lassalle.

Und nun mein Endurtheil über diese außerordentliche Persönlichkeit. Ich fasse es in wenige Worte zusammen, die nicht maßgebend sein können, aber doch aus innerster Ueberzeugung kommen.

Lassalle, von der Natur körperlich und geistig reich veranlagt, fand sehr früh, allzufrüh, jenes „Schicksal", das wir Alle als mehr oder weniger schwere Kette mit uns schleppen. Dieses Schicksal traf ihn in der Gestalt der Gräfin Hatzfeldt. Ich halte sein Verhältniß zu ihr für reiner, als es im Allgemeinen angenommen wird. Auf jeden Fall gereicht ihm sein Eintreten für eine schwer gekränkte Frau zur Ehre. Aber die Welt, die nun einmal eine böse ist, dachte anders darüber und Lassalle verlor früh durch dieses Verhältniß seinen gesellschaftlichen Halt. Zu seinem Unglück war er vermögend, bedurfte keines Berufs. Allerdings gestattete ihm diese materielle Unabhängigkeit zwei Werke zu schreiben, die ihm einen dauernden Ruhm sichern werden: „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen" und „Das System der erworbenen Rechte". Aber das genügte einem so reich angelegten Geiste nicht. Es fehlte ihm die praktische Thätigkeit. Er hätte als Docent, Jurist oder im Parlament wirken müssen, um volle innere Befriedigung zu finden. Das war ihm nicht möglich. Man mißtraute ihm, man hielt ihn für einen Abenteurer. Die Fachgelehrten mochten seine Werke für noch so hochbedeutend erklären — die Zeitungen schwiegen ihn todt. Und für einen Mann, der nach Ruhm und äußerlicher Anerkennung dürstete, wie er, war das von allem Denkbaren das Böseste. Es goß tiefe Erbitterung in sein Herz. Selbst auf seine gesellschaftlichen Beziehungen hatte seine Vergangenheit Einfluß. Nur ganz vorurtheilsfreie Geister traten ihm freundlich entgegen. So vereinsamte er in der Zeit des vollsten Schaffens. Er wurde dadurch auch zum Doctrinär, nicht unähnlich einzelnen Männern der ersten französischen Revolution, z. B. Robespierre und St. Just, für die er eine große Vorliebe hatte. — Wohin sollte er seinen übermäßigen Wirkensdrang richten? Er mußte arbeiten. Aber für wen, für welche Ziele? Irgend etwas — wer mag sagen, was es war, ob Ehrgeiz, Bestimmung, innerste Erkenntniß? — führte ihn dem letzten Wege zu, den er verfolgte, machte ihn zum Leiter der socialen Bewegung. Und selbst dieses Strebens war er, wenn die Berichte nicht trügen, müde. Er hoffte auch von diesen Bestrebungen nichts mehr und wollte nach dem Süden gehen, um seinen wunden Körper zu heilen. Sein Leben bietet das Bild eines ungeheuren Thätigkeitsdranges, wie ihn ja Andere auch besitzen, der aber nicht durch praktische Thätigkeit beschränkt und in regelmäßige Bahnen geleitet wurde und deshalb immer nach neuen und auffallenden Formen griff, um sich zu äußern. Doppelt gereizt war er dadurch, daß die Welt seine Bestrebungen, die er von seinem subjectiven Standpunkte aus für edle und nutzbringende hielt, nicht anerkennen und nach ihrem Werthe würdigen wollte. Und diese Gereiztheit führte ihn zum Uebermaß — zum Excentrischen, selbst in jener tristen Liebesaffaire, die seinem Leben ein frühes Ziel gesetzt hat.

Seine sogenannten Jünger, die aber blutwenig von ihm wissen, machen sich jetzt sehr breit. Gerade deshalb, und weil sein Name noch lange genannt werden wird, wollte ich das Wenige mittheilen, das ich über ihn zu sagen habe. Jeder, der eine Persönlichkeit gekannt hat, die eine so eingreifende Rolle in unserm öffentlichen Leben spielt, soll das sagen, was er über dieselbe weiß. Der Culturhistoriker wird dann diesen Beitrag, wenn er auch noch so klein ist, für das Gesammtbild des Mannes zu benutzen wissen.

Adolf Mützelburg.

Dantes Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit.

Von Karl Bartsch.

(Schluß.)

In der niedern Geistlichkeit, unter den Mönchen, in den Klöstern herrscht nicht minder unchristliche und weltliche Gesinnung. Nicht als ob Dante die Bedeutung der hohen Aufgaben unterschätzt und verkannt hätte, die die Mönchsorden im Mittelalter zu erfüllen hatten. Daß er diese ganz erkannte, davon zeugt die Art und Weise, wie er vom Stifter des Benedictinerordens, dem heiligen Benedict, redet (Paradies 22, 40 ff.); davon die hohe Stellung, welche er dem Bernhard von Clairvaux einräumt, der an die Stelle der auf ihren Sitz zurückgekehrten Beatrice tritt und den Dichter bis zum Schlusse seiner Vision begleitet; davon endlich jene herrliche Schilderung, die er von dem Leben und Wirken des heiligen Franciscus durch den Dominicaner Thomas von Aquino und von dem Leben des heiligen Dominicus durch den Franciscaner Bonaventura machen läßt — Schilderungen, die das Mönchsleben und die Mönchsorden von ihrer idealsten und erhabensten Seite auffassen. Aber um so schärfer steht der Idealität der Stifter gegenüber die Entartung ihrer Orden in der Zeit des Dichters. Die Verderbniß im Allgemeinen und im besondern Hinblick auf den Benedictinerorden zu Dantes Zeit schildert der heilige Benedict (Paradies 22, 73 ff.) so:

Doch jetzt will sich kein Fuß vom Boden wenden,
Sie zu erklimmen, und es blieb mein Orden
Nur drunten einzig zum Papierverschwenden.

Zu Räuberhöhlen sind die Mauern worden,
Die Klöster waren; Kutten sind heut Säcke
Voll dumpfen Mehles bei der Mönche Horden.

Da ist kein Wucher, der zurückeschrecke
Vor Gottes Willen weniger als die Frucht,
Die für die Mönche größter Thorheit Hecke.

Denn alles, was für sich die Kirche sucht,
Gehört dem Volk, dem man Almosen reicht*),
Und nicht Nepoten und noch schlimmrer Zucht.

*) Vgl. auch Paradies 12, 88 ff.

Digitized by Google

Von den Dominicanern jener Zeit entwirft Thomas von Aquino ein wenig günstiges Bild (Paradies 11, 124 ff.):

Doch seine Heerd' ist jetzt so gierig worden
Nach neuer Kost, daß es erklärlich wird,
Wie auf den Weiden sich zerstreun die Horden.

Je weiter sich die Heerd' entfernt und irrt,
Je mehr die Schäflein sich von ihm zerstreuen,
Je leerer findet sie an Milch der Hirt.

Wohl gibt's noch solche, die den Schaden scheuen,
Zum Hirten haltend, doch an Zahl so schwach,
Nicht braucht's viel Tuch zu Kappen dieser Treuen.

Und nicht günstiger lautet die Schilderung der Franciscaner aus dem Munde Bonaventuras (Paradies 12, 115 ff.):

Weil seine Schaar, die einst in sein Geleise
Die Füße setzte, dieses so verlernte,
Daß sie nun geht in umgekehrter Weise.

Doch bald wird man gewahren an der Ernte
Den schlechten Anbau, wenn der Lolch wird klagen
Darob, daß man vom Speicher ihn entfernte.

Wer Blatt um Blatt des Buches umgeschlagen,
Der hätt', ich weiß, auch Seiten aufgespürt,
Die „Ich bin was ich war" als Aufschrift tragen.

Darum ist auch das Ordenskleid kein Schutz gegen die Ansprüche, welche der Teufel an die Seele stellt. Selbst der heilige Franciscus ist nicht im Stande, einen in seinen Orden getretenen sündigen Mann zu retten.*)

Die Verweltlichung der Klöster und die Ueppigkeit der Geistlichkeit schildert Petrus Damianus sehr drastisch (Paradies 21, 127 ff.):

Kephas ging mager einst und unbeschuht,
Wie Der, der ein Gefäß dem heiligen Geiste,
Und jeder Herberg' Kost war für sie gut.

Jetzt aber braucht so rechts wie links der feiste
Moderne Hirte Stützen und Geleit
Und einen, der von hinten Hülfe leiste.

Den Zelter deckt er mit des Mantels Kleid,
So daß in einem Fell zwei Bestien gehen —
Wie viel erträgst du, o Langmüthigkeit!

Daher herrschen die schlimmsten und unnatürlichsten Laster unter ihnen (Hölle 15, 106. 114). Da ist es denn kein Wunder, wenn sie ihren geistlichen Aufgaben nur schlecht nachkommen. Statt das Wort Gottes einfach und schlicht zu verkündigen, suchen sie durch Spitzfindigkeit und eigne Erfindungen in ihren Predigten zu glänzen, und bezwecken das Volk mehr zu amüsiren als zu erbauen. Paradies 29, 94 ff.:

Zu scheinen müht sich jeder, jeder zeigt
Was er ersonnen, das nur macht bekannt
Der Prediger, und das Evangelium — schweigt.

Der sagt, daß sich der Mond zurückgewandt
Bei Christi Leiden und sich zwischenschob,
Daß erdwärts nicht den Weg die Sonne fand;

Der, daß sein Licht von selbst erlosch, darob
Den Juden wie den Spanier und Inder
Zu gleicher Zeit die Finsterniß umwob.

Lapis und Bindis*) zählt Florenz weit minder
Als man im Jahre da und dort ersinnt
Auf Kanzeln solche Märchen, gut für Kinder.

Die dummen Schäflein kehren heim, mit Wind
Gefüttert, und nicht hilft das ihnen fort,
Daß sie nicht sehn den Schaden, weil sie blind.

Nicht so sprach zu den Jüngern Christi Wort:
Geht hin in alle Welt und predigt Schwänke,
Nein! er gab ihnen seiner Wahrheit Hort.

Ihr Predigen sprach allein von dem Geschenke;
Ihr Schild und Speer beim Kampf für ihren Gott
War nur die Schrift, draus man den Glauben tränke.

Jetzt predigt jeder Pfaff zum Scherz und Spott,
Und wird nur rechtes Lachen aufgeschlagen,
Mehr will er nicht, dann schwillt ihm die Capott.

Es ist in der That ein dunkelfarbiges Gemälde, das uns Dante von der Kirche seiner Zeit entwirft und seine Stellung zu derselben mußte daher im Wesentlichen eine negative sein. Ihm, dem die Herstellung der Kirche in ihrer reinen Gestalt nicht blos ein religiöses Bedürfniß, sondern ebenso eine politische Herzenssache war, weil damit seine Ansicht von der Umgestaltung der Welt und Weltregierung auf's Innigste zusammenhing — ihm hätte bei solchem Anblicke wohl der Muth sinken und der Zweifel nahen können, ob es jemals besser werden möchte.

Aber dieser starke Geist, der alles Leid der Verbannung aus der heißgeliebten Heimat zwanzig Jahre lang ertragen mußte, verlor die Hoffnung nicht.

Mit Recht läßt er daher, als der Apostel Jacobus ihn über die Hoffnung prüft, und die Frage an ihn stellt, wie stark dieselbe in ihm sei, Beatrice an seiner Statt darauf erwidern (Paradies 25, 52 ff.):

Noch keinen Sohn, der hoffnungsreicher, trug
Die Kirche, die noch streitet; wie's zu lesen
Im Sonnenlicht, das leuchtet unserm Zug.

Drum ward er Zion anzuschaun erlesen
Und deshalb aus Egypten hergetragen,
Eh' sein Kriegsdienst zu Ende noch gewesen.

Er hielt den Glauben fest, daß es einst besser werden müsse, wenngleich, je länger der Dichter lebte, je mehr er erlebte, die Hoffnung auf eine baldige Verwirklichung mehr und mehr in die Ferne rückte.

Wir haben bereits des Windhundes gedacht, den er als Befreier Italiens von der auf dem Vaterlande lastenden Habsucht ersehnte und erhoffte. Cangrande della Scala, auf den man den Windhund deutet, ist wohl auch in dem gottgesandten Fünfhundert Zehn Fünf (Fegefeuer 33, 43) gemeint, welches die babylonische Hure und den mit ihr buhlenden Riesen erschlagen wird, d. h. die entartete Kirche und das entartete Papstthum und das mit ihr buhlende Frankreich.

Häufiger werden diese Hindeutungen auf die Zukunft im letzten Theile des Gedichtes, im Paradiese. Es ist, als wenn,

*) Hölle 27, 112 ff.:

Franz wollt', als ich gestorben, mich behalten;
Doch einer aus den schwarzen Cherubschaaren
Sprach: Hol' ihn nicht, du ließest Unrecht walten.

Der muß hinab zu meinen Knechten fahren,
Weil Trug zu rathen er sich nicht gescheut;
Seitdem hielt ich ihn immer bei den Haaren.

Lossprechen kann man nicht wer nicht bereut;
Bereu'n und Wollen kann sich nicht vertragen,
Wie 's beider Wörter Widerspruch verbeut.

O weh mir Jammerndem! wie mußt' ich zagen,
Als er mich packt' und ich „Hast nicht gedacht,
Daß Logik ich verstünd'?" ihn hörte sagen.

*) Zwei damals in Florenz sehr übliche Namen, etwa wie bei uns Müller und Schulze.

Digitized by Google

je trüber und aussichtsloser die Gegenwart für den Dichter wurde, um so fester seine Seele sich an die Hoffnung auf eine schönere Zukunft klammerte.

Wo er der verkehrten Richtung der Kirche gedenkt, da spricht er von dieser Befreiung.*) Er hört im Himmel nach dem Anruf des Petrus Damianus (Paradies 21, 135) einen gewaltigen Ruf nach Rache erklingen, und zu seiner Beruhigung wird ihm die Auskunft, daß Gottes Rache immer zur rechten Zeit kommt (Paradies 22, 16 ff.):

Des Höchsten Schwert, nicht eilig schneidet's ein,
Noch langsam; Beides wird nur Jener meinen,
Der fürchtend oder hoffend wartet sein.

Er betont, daß Gott noch größere Wunder gethan als jetzt nöthig seien, um hier Hülfe zu schaffen (Paradies 22, 94 ff.). Er ruft die Hülfe der göttlichen Vorsehung an (Paradies 27, 61).**) Freilich ist das hier gebrauchte „bald" weiter hinausgerückt in den Schlußzeilen desselben Gesanges (V. 142 ff.).

Die nicht sinkende Hoffnung aber verleiht ihm auch den Muth, kühn und unerschrocken alles zu sagen, und er erhält von den Himmlischen wiederholt den Auftrag, nach seiner Rückkehr auf die Erde zu melden was er gehört und gesehen habe.

So fordert ihn Beatrice auf, nachdem er die Vision geschaut, die ihm die Entwickelung der Kirche vorgeführt (Fegefeuer 33, 52 ff.):

Dies merk' und so wie ich mein Wort dir bot,
So laß es die, die da noch leben, wissen —
Ein Leben, das ein Eilen ist zum Tod.

Und denke, wenn des Schreibens du beflissen,
Nichts zu verschweigen, wie dein Auge sah
Den Baum, dem zweimal ward sein Laub entrissen.

So der heilige Petrus, nachdem er sich über die Entartung der Kirche ausgelassen (Paradies 27, 64 ff.):

Und du, mein Sohn, den nochmals niedertauchet
Die irdische Last, du öffne deinen Mund,
Nicht bergend, was ich klar dir zugehauchet.

Und wenn ihn selbst die Furcht anwandelt, er könne durch seinen Freimuth sich schaden, so beschwichtigt er sie durch das Gefühl seine Pflicht zu thun (Paradies 17, 112 ff.):

Im endlos bittern Reiche drunten dort
Und auf dem Berg, von dessen höchster Schichte
Mich hob der Herrin schönes Auge fort,

Und dann im Himmel hier von Licht zu Lichte
Vernahm ich, was, falls ich es wiedersage,
Wird vielen zum gepfefferten Gerichte.

Doch wenn ich als der Freund der Wahrheit zage,
So fürcht' ich, nicht bei Denen fortzuleben,
Die alt einst nennen werden unsre Tage.

Darin wird er bestärkt durch die schönen Worte, die seinem Ahnen Cacciaguida in den Mund gelegt sind (Paradies 17, 124 ff.):

Wer ein Gewissen, sprach er dann, besitze,
Das eigne oder fremde Schuld befleckt,
Der fühle deiner herben Worte Spitze.

Drum halte was du schauest, nicht versteckt,
Es mag sich kratzen wen da juckt die Haut;
Wahrheitsgetreu sei alles aufgedeckt.

Wenn manchem auch beim ersten Kosten graut
Vor deiner Stimme, wird sie Lebensspeise
Ihm hinterlassen, wenn er sie verdaut.

Dein Ruf wird wirken in der Stürme Weise,
Die allzumeist die höchsten Gipfel fassen,
Und das gereicht dir nicht zu kleinem Preise.

Sein festestes und treuestes Hoffen aber ruht auf seiner Idee von einem großen Weltkaiserthum.

Darin findet er den Grund alles Uebels in der Welt, daß es ihr an einem höchsten Herrscher fehle, der das richtige Verhältniß zwischen höchster geistlicher und weltlicher Macht wieder herstelle, nachdem es durch die einseitige Machtentwicklung des Papstthums gestört worden. Daß geistliche und weltliche Macht jetzt in einer Hand liegen, das ist ihm der eigentliche Krebsschaden der Zeit. Fegefeuer 16, 106 ff.:

Zwei Sonnen hatte Rom, das in der Welt
Die Ordnung schuf, von diesen beiden waren
Der Welt und Gottes Wege beid' erhellt.

Verlöscht hat diese jene; heute paaren
Sich Schwert und Hirtenstab, und so verbunden
Muß schlecht natürlich alles beides fahren,

Weil keins die Scheu vor'm andern hält gebunden.

Er läßt Beatrice daher zu ihm sagen (Paradies 27, 139 ff.):

Doch daß du nicht erstaunest, woll' ermessen:
Die Erd' ist eines höchsten Herrschers bar;
Darum hat sich der Mensch so weit vergessen.

Dies Hoffen, das mit dem Untergange der Staufen verschwunden war, hatte weder Rudolf von Habsburg erfüllt, noch sein Sohn Albrecht, weshalb beide vom Dichter hart angegriffen werden. Um so begreiflicher wandte sich Dante dem Luxemburger Heinrich VII. zu, der Italiens Boden betrat, und Alles verwirklichen zu wollen schien, was der Dichter geträumt hatte.

Auch dieser Traum zerrann, nicht durch Heinrichs Schuld, wie Dante glaubt, sondern durch die Intriguen der Curie ward er vereitelt.

Schmerzlich klingen die Worte, mit denen er Heinrichs gedenkt, dem in der weißen Rose des Paradieses ein noch leer stehender Platz zugewiesen ist (Paradies 30, 133 ff.):

Auf jenem großen Thron, nach dem du schauest,
Der Krone wegen, die man drauf gelegt,
Wird, eh' du hier am Festmahl dich erbauest,

Die Seele sitzen, die das Scepter trägt
Bei euch, der hohe Heinrich, der zum Schutze
Italiens, eh' es reif, sich herbewegt.

Die blinde Habsucht macht in thör'gem Trutze
Dem Kind euch gleich, das, ob's vor Hunger sterbe,
Die Amme wegstößt, deren Milch ihm nutze.

In diesen am Abend seines Lebens geschriebenen Versen tönt die Klage der Enttäuschung hindurch.

Ja, es war ein an Enttäuschung und Schmerz reiches Dasein, das der gebannte Dichter 1321 in Ravenna beschloß; aber er hatte bis zum letzten Athemzuge festgehalten an dem Ideale seines Lebens, an der Idee einer wiederhergestellten, von Auswüchsen befreiten Kirche und eines mächtigen, ihr gleichgeordneten, der Welt gebietenden Kaiserthums.

---

*) Paradies 9, 139 ff.:
Allein der Vatican und alle Theile
Des heiligen Rom, drin jene Krieger ruhn,
Die Petrus folgten, wird in kurzer Weile
Befreit vom ehebrecherischen Thun.

**) Doch die erhabne Vorsicht, die die Hände
Von Scipio zu Romas Schutz gebraucht,
Ich weiß, daß sie auch hier bald Hülfe sende.

Digitized by Google

Eine türkische Reise.

Von Karl Braun-Wiesbaden.*)

Amüsant und lehrreich sind Eigenschaften, die wir bei deutschen Büchern seltener finden, als die entgegengesetzten gelehrt und langweilig. Wir entbehren in der Unterhaltung, was der Franzose mit dem Worte causer bezeichnet. Braun macht eine rühmliche Ausnahme. Er ist beliebt als angenehmer Gesellschafter und schreibt wie er spricht. Seine Begabung für objective Auffassung, seine Sprachkenntnisse, juristische und volkswissenschaftliche Bildung würden ihn befähigen, über die Länder, welche er bereist, die gelehrtesten Abhandlungen zu schreiben, er zieht die leichte Unterhaltungsform vor und das Motto des Simplicissimus:

„Es hat mir so wollen behagen
Mit Lachen die Wahrheit zu sagen,"

ist auch sein Wahlspruch.

Statt einer Abhandlung über den Einfluß der türkischen Geistlichkeit erzählt uns Braun die Leiden eines Wiener Bäckers, den Abdul-Aziz zum obersten Hofbäcker gemacht, wegen des vorzüglichen Gebäcks, das er lieferte, sehr liebte, aber dennoch schließlich entlassen mußte, weil die Ulemas in einem der Pinsel, die man beim Bäckergeschäft braucht, eine Sauborste fanden. Die weitere Illustration für die Macht der türkischen Geistlichkeit hat der Aufstand der Softas, die Absetzung Abdul-Aziz und sein Tod gebracht, doch zum Verständniß dieser neuesten geschichtlichen Ereignisse ist die Geschichte des Wiener Bäckers von der Schweineborste lehrreicher, als die hochpolitischen Zeitungsberichte über die neuesten Ereignisse. Die Schilderungen aus Saloniki standen zum Theil schon diesen Sommer im Feuilleton der „Schlesischen Presse". Der Mord der Consuln, deren persönliche Bekanntschaft Braun bei seiner Anwesenheit in Saloniki gemacht hatte, lenkte die Blicke von ganz Europa auf diesen Hafenort, der an der Grenze zwischen Europa und Asien im Alterthum eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Hier ließ Xerxes den Canal graben, um sein Heer vom Golfe von Rusani nach der Bai von Saloniki zu führen, von hier führt die berühmte via Egnatia nach dem Bosporus. Die Straße ist jetzt verfallen und wartet auf Ersatz durch eine Eisenbahn. Daß auch hier die Interessen Rußlands und Englands sich gegenüberstehen, England eine solche Verbindung mit seinen asiatischen Colonien wünscht, Rußland dieselbe zu verhindern sucht, führt Braun treffend aus. Ein großer Vorzug des Braun'schen Buches ist die völlige Unparteilichkeit, mit der er die Zustände schildert, er vertheidigt und beschönigt nicht die türkische Mißherrschaft, er dichtet aber aus christlichen oder anderen Sympathien den aufständischen Völkerschaften nicht Eigenschaften an, welche sie nicht besitzen. Wir Deutschen sind gewohnt, uns unter Serben und Bulgaren tapfere von Türkenhaß erfüllte Völkerschaften zu denken, wie anders nimmt sich die Sache an Ort und Stelle aus. In Belgrad hört man von den Serben nur Klagen über die Feigheit der Bulgaren und ihren Widerwillen Kriegsdienste gegen die Türkei zu leisten. Spricht man dort mit russischen Offizieren, so sagen sie ganz dasselbe von den Serben. Ein Beweis dafür bilden die Selbstverstümmelungen, um sich dem Kriegsdienst zu entziehen; dieselben sind in solcher Masse vorgekommen, daß Fürst Milan ein Gesetz erlassen hat, welches die Selbstverstümmelung mit Todesstrafe bedroht. Trotzdem sollen einzelne serbische Chirurgen, die sich auf dieses Geschäft gelegt, ganze Sammlungen von abgeschnittenen Fingern der linken Hand besitzen. Ein vielleicht noch schlagenderer Beweis liefert die große Anzahl russischer Offiziere, welche nach den offiziellen Berichten in den letzten Gefechten gefallen sind. Der Serbe geht widerwillig in das Gefecht, gehorcht ungern dem fremden, besonders dem russischen Offizier, welchen er wegen seiner Strenge haßt, und darf man den Erzählungen bei der Sache nicht interessirter Bewohner von Belgrad Glauben schenken, so sind die auf dem Schlachtfelde gebliebenen russischen Offiziere nicht immer von türkischen Kugeln getroffen worden. Die Apathie der Serben fällt Jedem auf, der die Lazarethe in Belgrad und Topschider besucht. Zwei schöne Frauen haben das Patronat über diese Lazarethe übernommen, die Gemahlin des russischen Consuls Frau von Karozow und die Gemahlin des englischen Consuls Mrs. White. In den russischen Lazarethen russische Aerzte, russische Damen als Pflegerinnen, in den englischen Lazarethen unter der Leitung des trefflichen Herrn Dr. Latheron (eines geborenen Königsbergers „Laser", der jedoch bereits seit 30 Jahren in London lebt) englische Aerzte und englische Diaconissen, in keinem der Lazarethe findet man aber eine serbische Dame als Pflegerin, und diejenigen Serben, welche daselbst niedere Dienste leisten, werden für dieselben reichlich bezahlt. Bei den Montenegrinern mag vielleicht ein größerer Kriegsenthusiasmus herrschen, ob derselbe aber sein Motiv im Freiheitsdrang oder vielmehr in der Sucht nach Raub und Plünderung hat, bleibt dahingestellt; so viel steht fest, daß die von den Montenegrinern gegen die Türken verübten Gräuel den von den türkischen Baschi-Bozuks in Bulgarien verübten Gräulen nicht nachstehen. Als vor einem Monat Mahmud Pascha (der Pole „Freund") von den Montenegrinern geschlagen wurde, wurden seine beiden Adjutanten gefangen genommen. Die Montenegriner schickten sich sofort an, diesen Adjutanten und den übrigen Gefangenen die Nasen abzuschneiden, der eine Adjutant, ein Pole Namens Kowalengo, hatte bei seiner Gefangennahme einen Revolver zu verheimlichen gewußt, vertheidigte sich mit demselben und wurde getödtet, dem anderen Adjutanten und den übrigen Gefangenen wurden die Nasen abgeschnitten und dieselben so verstümmelt dem Mahmud Pascha wieder zugeschickt. Dies ist eine verbürgte Thatsache, welche dem Berichte eines im Orient lebenden zuverlässigen Schweizer Kaufmannes entnommen ist.

Was hat aber hiermit die türkische Reise von Karl Braun zu schaffen? Unmittelbar allerdings nichts. Braun war vor der Kriegserklärung Serbiens und Montenegros in der Türkei und Schreiber Dieses referirt nicht aus dem Buche, sondern aus ganz kürzlich gewonnener eigener Anschauung. Grade aber der Umstand, daß er dasjenige, was Braun über die Türken und die mit ihnen kriegführenden Völkerschaften geschrieben hat, wahr gefunden, hat ihm das Braun'sche Buch lieb und werth gemacht und er glaubt es allen Denen mit gutem Gewissen empfehlen zu können, die sich ein richtiges Bild von Zuständen machen wollen, die uns zwar räumlich gar nicht so fern liegen, über die jedoch wegen völliger Unkenntniß ganz falsche Vorstellungen herrschen. Selbst das letzte Capitel des Buches, welches die Ueberschrift führt „eine böhmische Woche" und als solches gar nicht in eine türkische Reise hineinzugehören scheint, ist interessant, besonders auch durch die Wuth, mit welcher die tschechischen Panslavisten über den armen Braun hergefallen sind, weil er für die slavische Zukunft und deren Vertheidiger keine Begeisterung hegte. Die Verfasser der von Braun abgedruckten Briefe sind die richtigen Brüder jener Belgrader Reporter, welche nach jedem verunglückten Angriffe Tschernajeffs „Sieg" telegraphiren, die sich unter das Fenster des Konak (die türkische Bezeichnung ist jedenfalls richtiger, als die deutsche „Schloß") des Fürsten Milan, stellen und mit Hülfe einiger angetrunkenen Russen bei völliger Apathie der Serben ihn zum Könige ausrufen, die heute eine Fahnenweihe, morgen das Begräbniß eines russischen Offiziers benutzen, um den Serben eine Kriegsbegeisterung und eine Russenliebe anzudichten, wovon der unparteiische Zuschauer nicht die Spur bemerkt.

—ke.

*) Stuttgart 1876, August Auerbach. 2. Bd. (XV, 459 S.)

Digitized by Google

Vermischtes.

Aus dem vormärzlichen Oestreich.

Das Schriftstück, welches ich im Folgenden mittheile, ist erst vor wenigen Tagen in meinen Besitz gelangt und wahrlich auf die denkbar zufälligste Weise. Ich fand das graue Blatt in meinem Vorzimmer liegen; mein Copist hatte es als Emballage für seinen Frühstückskäse vom Greißler erhalten und dann achtlos hingeworfen. Daß es zu diesem Zwecke gedient, war auch meine erste Wahrnehmung, als ich es aufhob, gleichwohl warf ich es nicht wieder fort. Die Schrift war mir aufgefallen, diese merkwürdig regelmäßige, abenteuerlich verschnörkelte Schrift, die insbesondere jedes „s" zu einem Kunstwerke herausputzte. Sie kam mir bekannt vor und als ich die Unterschrift erblickte, fand ich dies auch sehr natürlich. Denn ich besitze mehrere Gedichte des Mannes, von ihm selbst geschrieben.

„J. G. Seidl" — so die Unterschrift. Und wenn auch kein Gedicht, so war es doch auch ein literarisches Schriftstück, unter welchem ich diesmal den Namen fand. Eine Kritik, die freilich keineswegs für den Druck bestimmt war — im Gegentheil! unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses geschrieben, eingereicht und ängstlich bewahrt, bis endlich ein rücksichtsloser oder unwissender Registrator das ganze Packet an den nächsten „Kasstecher" — wie der sonderbare Terminus lautet — verhandelt. Es war ein amtlicher Bericht des Censors J. G. Seidl an seine vorgesetzte Behörde, die Gedichte Alfred Meißners betreffend.

Ich las meinen Fund und faßte sofort den Entschluß, ihn zu publiciren. Das Schriftstück scheint mir von Interesse und nach mehr als einer Beziehung. Erstens durch die Person des Censors. J. G. Seidl hat schon deshalb, von seiner großen Begabung abgesehen, seine bleibende Bedeutung für die Literaturgeschichte, weil er am besten einen Typus veranschaulicht, den Typus des Beamten-Poeten. Es wird nicht ohne Interesse sei, denselben Mann in seiner amtlichen Thätigkeit zu belauschen. In welcher Art Seidl seiner Censorpflicht genügt, in welchem Sinne er gewaltet, darüber hat bisher Verschiedenes und Widersprechendes verlautet. Er hatte heftige Angreifer, aber auch glühende Vertheidiger gefunden. Auf authentische Proben haben sich Beide nicht gestützt. Hier wird eine solche geboten und welcher der beiden Anschauungen sie gelegener kommen wird, liegt auf der Hand. Ich für meinen Theil unterlasse es, dem Urtheil des Lesers vorzugreifen.

Nur Eines möchte ich bemerken: zu den schlimmsten Censoren gehört Seidl nicht. Die haben noch ganz anders gewirthschaftet! In der Bibliothek meines Vaters fand sich ein Exemplar des Brockhaus'schen Lexikons aus den Zwanziger Jahren, in welchem sehr viele Blätter mit schwarzer Farbe überstrichen waren, auf anderen wieder waren nur einzelne Worte unleserlich gemacht. Dieser ungeheuren Mühe hatte sich die Polizei vor Ausgabe jedes Exemplars unterzogen. Zu den verpönten Worten gehört auch „Republik" und „republikanisch". So konnte man aus diesem Lexikon lernen: „Die Schweiz ist eine — —, welche in einzelne Cantone zerfällt", und „die Amerikaner wählten die — — Staatsform, weil sie ihren Verhältnissen am meisten entsprach". . . . .

Von der Person des Schreibers abgesehen, mag das Schriftstück auch als Beweisstück für den Geist des Vormärz einiges Interesse haben. Gleich authentische Stücke sind bisher nur vereinzelt zur Publication gelangt. Theils liegen sie noch in den Registraturen, theils wurden sie zwar an Greißler verkauft, aber ein solcher Geschäftsmann hat nicht durchweg Kunden, welche als Copisten bei einem Schriftsteller thätig sind.

Endlich ist auch die literarische Leistung, über die hier abgeurtheilt wird, der Mühe werth, daß man einen charakteristischen Beitrag zu ihrer Geschichte publicire. Alfred Meißner ist der Träger des klangvollsten oder doch eines der klangvollsten Namen unter den jetzt lebenden Dichtern Deutsch-Oestreichs und er verdankt wohl den reichsten Lorbeer in seinem Kranze neben dem „Ziska" dem Büchlein, gegen welches sich J. G. Seidl im Folgenden so sehr ereifert.

Das Schriftstück lautet, mit der Treue eines diplomatischen Actenstücks wiedergegeben:

5. März 1845.

Zur möglichst schleunigen Begutachtung!

Meißner (Alfred). Gedichte. Leipzig 1845. Reclam.

Dringend!!

Nr. 65. m/3 Praes. am 6/3 875.[1])

Der wahre Dichterberuf und das eminente Talent des Verfassers, unseres Wissens eines jungen Pragers, leuchtet aus jedem Gedichte dieser kleinen Sammlung unverkennbar hervor. So bedeutend übrigens dieses Talent ist, so ist es kein **gesundes**. Der Dichter, vielleicht von Natur aus nicht krank, scheint sich in diese byronisirende Melancholie **absichtlich** hineingezweifelt zu haben, um durch dieses Kainsmal schmerzlicher Zerfallenheit die Aufmerksamkeit einer apathischen Gegenwart auf sich zu lenken, die er auf dem gewöhnlichen Wege des politischen Liedes, eben weil er zu viel Dichter ist, zu erstürmen verschmäht.

So wenig Anstößiges daher das Buch in politischer Richtung darbietet, so **viel**[2]) **Bedenken** erregt es durch den Ton weltschmerzlicher Zerrissenheit, der es gewitterschwül vom Anfang bis zu Ende durchathmet und der (bei der wirklich bewältigenden Macht des Worts) fast **epidemisch** wirkt. Byron und G. Sand, die Ideale des Verfassers (S. 147—159) erfüllten sein Herz mit so bitteren Gefühlen, seine Phantasie mit so düst'ren Bildern, daß er, wie er sich selbst (S. 8) äußert, „seine Stoffe und Charaktere nur auf der **Schattenseite** des Lebens sucht", daß er in rathlosem Mitleid über die Verlorenheit der Welt schwelgt, daß er sein Fünkchen Glauben sich nur aus dem Felsen des **Unglaubens** herausschlägt, daß er Alles, was der Mensch jetzt hat, sogar die **christliche Religion**[3]) für **unzulänglich** zur Heilung unseres moralischen Siechthums hält! — und die **einzige** Möglichkeit der Rettung, die Erlösung durch einen neuen Heiland, in der Lüge **communistischer Ideen**[4]), in der brüderlich **gleichmäßigen Theilung**[5]) der **Arbeit**[6]) für **alle**[7]) Kinder der Erde (S. 171) erblickt!!!

Diese trostlose Ansicht blickt überall durch, am auffallendsten S. 11. 27. 28. 29—32. 75. 47. 140—142. 159. Besonders in der Rhapsodie „Versöhnung" (S. 163—171), sozusagen dem offenen Glaubensbekenntniß des Verfassers. Aus eben demselben Grunde gefällt er sich aus bisweilen in einer gewissen **atheistischen** Gläubigkeit, in einer symbolisirenden Naturreligion u. s. w. S. 29—32. 110—111.

Ungeachtet daher dem Buche seines poetischen Gehaltes wegen die größte Verbreitung zu wünschen wäre, so kann man sich doch mit den **Tendenzen** desselben **unmöglich**[8]) einverstanden erklären, indem sie **bedenklicher**[9]), als vorüberfliegende **politische** Feuerbrände, welche mit der Zeit verkohlen, in offene, unbewachte Gemüther die Funken des Zweifels schleudern können, der langsam fortglimmt und desto sicherer verzehrt. Schade, daß ein so tüchtiger Poet nicht gesund sein **will**!

7. März 1845. **J. G. Seidl.**

Erga Schedam!

Die beiden letzten Worte sind nicht von Seidls Hand, sie enthalten die Verfügung, welche der Chef der Censurbehörde auf Grund des Berichts bezüglich des Buches getroffen. Dasselbe konnte nur „erga schedam" bezogen werden, d. h. gegen einen von der Polizei ausgestellten Erlaubnißschein, welcher natürlich nur an „Gutgesinnte" verabfolgt wurde.

Die Maßregel kam einem Verbote gleich und wirkte wie ein solches: das betreffende Buch wurde eifrigst colportirt und massenhaft gelesen! . . . Bei dem betreffenden Greißler aber, den ich am selben Tage aufsuchte, fand ich nur noch einen ähnlichen Bericht. Auch dieser hat seine interessanten Seiten und soll bei Gelegenheit publicirt werden.

Wien, im Februar 1877.

Karl Emil Franzos.

---

[1]) Bis hierher nicht von Seidls Hand.
[2]) Dreimal unterstrichen!
[3]) Viermal unterstrichen!
[4]) Fünfmal unterstrichen!
[5]) Dreimal unterstrichen!
[6]) Viermal unterstrichen!
[7]) Fünfmal unterstrichen! Daß auch Fürsten arbeiten **sollen**, ist ja auch in der That ein entsetzlicher Gedanke.
[8]) Dreimal unterstrichen!
[9]) Viermal unterstrichen!

Digitized by Google

Particularistisches.

Als jüngst ein Artikel unter dem Titel „Ein Austriacismus" auf eine Sünde des östreichischen Particularismus hinwies, der in der Stadt des hohen Stephansdomes den niedrigsten Kirchthurm zur Umschau über den geistigen Horizont benutzt, da wurde mir von den bekannten „vielen Seiten", welche man vorzuschieben pflegt, sobald man noch etwas auf dem Herzen behielt, die Bemerkung gemacht, daß auch Deutschland nicht frei zu sprechen sei von ähnlichen Neigungen, daß die etlichen Dutzend „Vaterländer" noch immer ihre dubiosen Vaterrechte von Zeit zu Zeit hervorkehren, kurz, man gab mir Variationen über das alte Thema von den Splittern und den Balken zum Besten. Nur sachte, immer hübsch Eins nach dem Andern, meine Herren. Uebrigens ist es nicht eben wunderbar, daß der Oestreicher vor Allem mit Oestreich anbindet, wie ja die meisten Menschen sich innerhalb der Familie zuerst von ihren unangenehmen Seiten zeigen; es bedarf schon einiger Zeit und Abstraction dazu, um als Eingewanderter die Pflicht zu fühlen, auch die Schatten der neuen Heimat zu beachten. Und dann: wenn man mir erzählt, daß zum ersten Male seit der Wiederbegründung des deutschen Reiches ein monumentales Kunstwerk von nationalster Bedeutung geplant wird, daß man die einzige bestehende alte Kaiserpfalz, das Goslarer Kaiserhaus, zur größern Ehre der Nation mit deutsch-patriotischen Wandgemälden schmücken will, und daß man zu diesem Zwecke eine Concurrenz für nur preußische und in Preußen lebende Künstler ausschreibt, — wenn man mir das ohne Mittheilung von Documenten erzählt, dann verbietet mir vorerst die gewöhnlichste Höflichkeit, daran zu glauben. Erst der Anblick des „Deutschen Reichsanzeigers" vom 13. December 1876, welcher die betreffende Einladung zur Concurrenz für die Ausschmückung des Kaisersaales enthält, gibt dem Zweifler die nöthige Sicherheit.

Es ließe sich über diese Einladung manches ganz und gar nicht hierher Gehörige sagen. So ist z. B. „für das Mittelfeld über dem Thron eine Darstellung der Proclamation des deutschen Kaiserreichs 1871 in Aussicht genommen; für die übrigen Wandflächen ist die Wahl von Gegenständen aus der Epoche der deutschen Geschichte von 1050 bis 1253 n. Chr. wünschenswerth". Schon diese phantasievolle Ueberbrückung eines Interregnums von 6—800 Jahren, noch mehr aber die genaue Präcisirung des Darstellungsgegenstandes wäre angreifbar, wenn das bescheidene Wörtchen „wünschenswerth", das so vortheilhaft gegen den üblichen Commandostil absticht, nicht jeden Angreifer entwaffnen würde. Was bei einer solchen Bevormundung des Künstlers zu Tage kommt, das könnte die höchst lehrreiche Geschichte der eben ausgestellten Humboldtkatnen jedem Unbefangenen auf das Eindringlichste sagen. Zu einer solchen Bevormundung hat blos der private Besteller ein Recht; der Staat, wenn er als Besteller auftritt, sollte niemals die reine Absicht der Kunstförderung aus den Augen verlieren.

Eine weitere, noch kaum angeregte Frage, welche deshalb auch nicht an dieser Stelle zum Austrage kommen kann, wäre die, ob überhaupt die Restaurirung, Ausmalung und Erhaltung von Kunstüberresten, wie sie in unseren Tagen systematisch getrieben wird, nicht eine gefährliche Neigung ist, eine sentimentale Pietät gegen das Todte auf Kosten des Lebenden, ein conservativer, kurz ein alexandrinischer Zug unserer Zeit, der trotz seiner scheinbaren Kunstziele vielleicht am meisten zu der Zerfahrenheit unserer idealen Richtungen beigetragen hat. Viele dieser halbverfallenen Monumente, welche vor einem Jahrtausend vielleicht den Mittelpunkt des Weltverkehrs bildeten, stehen heute am Ende einer durch Ungunst der neuen Verhältnisse geschlossenen Sackgasse; was dann von Fürsten, Regierungen und Vereinen für solche erratische Blöcke ehemaliger Pracht geschieht, das kommt nicht dem modernen Interesse zu Gute, sondern bleibt ein abseits gelegenes Ziel für officielle Feste, für Bildungsbeflissene und neugierige Touristen. So hat sich die Kunst in unserem Jahrhundert von ihrer populären Aufgabe immer mehr abgewendet, es ist in den Speichern der Sammlungen und in den willkürlich aufgebauten Monumenten eine müßiggängerische Touristenkunst erstanden, und an Stelle von Winckelmann und Lessing ist der große Bädecker getreten. Unter solchen Erscheinungen leidet die harmonische Fortbildung des Volkes und nur das Bildungsphilisterium zieht einen Gewinn davon, das Bildungsphilisterium, für welches alles Ideale, alle Kunst, Wissenschaft und Poesie nur Wissensmaterial, nur Conversationsstoff ist.

Diese Erwägungen werden sich bei anderer Gelegenheit näher ausführen lassen; hier ist es vor Allem die particularistische Tendenz, welche in jener Concurrenzausschreibung bekämpft werden muß. Daß nur „preußische und in Preußen wohnhafte" Künstler eingeladen werden, das wäre an sich schon bedauerlich. So begreiflich es ist, daß jede Regierung vor Allem die speciellen Interessen des von ihr verwalteten Institutes wahrnimmt, so ist doch die Ausführung eines Monumentes nicht der geeignete Gegenstand für eine solche Unterstützung; es wird dabei das neuestens vielgenannte System des Schutzzolles auf ein Gebiet ausgedehnt, auf welchem eine blos materielle Hülfe am wenigsten ausreicht. Daß aber dieser Schutzzoll dem preußischen Institut bei einer Gelegenheit gewährt wird, die wie keine andere die Betheiligung von ganz Deutschland herausfordert, das ist es, was einem die polemische Feder in die Hand zwingt. Das Kaiserhaus von Goslar, das steinerne Denkmal einstiger Reichsgröße, die Burg des mächtigen Heinrich III., ist während eines Zeitraums von 600 Jahren entweiht gewesen, sie war bald Kornspeicher, bald Gefängniß und Hospital, man spielte im Kaisersaale Komödie und wollte ihn den Jesuiten öffnen; und wenn der merkwürdige Bau nun durch die Kunst neu geweiht werden soll, so ist das ein Ereigniß, für welches sich der Künstler in München und Düsseldorf und — Wien ebenso begeistern kann, wie „ein in Berlin wohnhafter geborener Berliner".

Die Absicht dieser Zeilen hat keine persönliche Spitze. Lassen wir in unserer Vorstellung die namhaften deutschen Künstler ihre Skizzen einreichen, so heftet sich unser günstiges Vorurtheil an einen Maler, welcher für solche Aufgaben monumentaler Kunst eine ausgezeichnete Befähigung besitzt, und in dieser Malweise viele Collegen überragt; und gerade dieser Mann ist nicht nur Preuße, sondern auch in Berlin wohnhaft, ja sogar nach seiner amtlichen Stellung ein Vertreter der preußischen Malerkunst, — nur daß es glücklicherweise keine so particularistische Schule gibt.

O Goslar du bist togedan
Dem hilligen romesken rike
Sunder nut und sunder wan
Makst du nich davon wike.

Diese Inschrift eines Kronleuchters im Rathhause von Goslar hätte bei der Ausschreibung einer Concurrenz für das Kaiserhaus zum Motto dienen können; dann wäre der Kunstwelt Deutschlands eine bittere Erfahrung erspart worden und das gemeinsame Nationale aller Deutschen wäre zum Ausdrucke gekommen.

„Sonder Noth und sonder Wahn
Magst du nicht davon weichen."

Fritz Mauthner.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Molières „Tartuffe" im Schauspielhause. — Charlotte Wolter.

Wer das Molière'sche Meisterwerk „Tartuffe" im Original oder gar von den Aufführungen am Théâtre français her kennt und dann das gleichnamige Stück auf der deutschen Bühne in einer deutschen Umschreibung sieht, den muß ein Gefühl der tiefsten Enttäuschung überkommen. Die Verunstaltungen, welche die Librettisten der Gounod'schen Oper am Goethe'schen „Faust" vorgenommen haben, sind nicht gewaltsamer als die von der deutschen Bearbeitung am „Tartuffe" verübten Grausamkeiten. Hier wie dort ist mit der Auflösung der poetischen Form der poetische Inhalt bis zur Unkenntlichkeit travestirt worden. Wo der französische Dichter den Mund zu seinem Spott, zu bittrer Satire verzieht, schneidet der deutsche Bearbeiter gleich eine Fratze; wo der französische Dichter herzhaft lacht, bringt der deutsche Bearbeiter einen rohen, unfläthigen Possenscherz heraus; wo Molière vornehm, ist der Deutsche gespreizt, wo jener poetisch ergriffen ist, zeigt sich dieser alltäglich und platt. Mit einem Worte, das Ding, das unter dem Titel eines französischen Meisterwerkes hier gegeben wird, ist alles Mögliche, nur eben kein Molière'sches Stück!

Digitized by Google

Die Uebersetzung resp. Bearbeitung des „Tartuffe", wie sie jetzt wieder aufgefrischt worden ist, ist, wenn ich mich nicht irre, die alte, d. h. dieselbe, die vor langen Jahren für die Darstellung am Hoftheater erworben wurde. In dieser Fassung ist der „Tartuffe" zum letzten Mal im Jahre 1866 hier aufgeführt worden; man hat das Stück seitdem nicht vermißt. Das erklärt sich aus den absonderlichen Eigenschaften dieses deutschen „Tartuffe" sehr leicht. Schwerer erklärlich ist, weshalb, — da es sich doch um eine vollkommen neue Einstudirung des „Tartuffe" handelte, und wohl kaum ein einziger Schauspieler, der bei der letzten Aufführung vor 11 Jahren mitgewirkt hat, an diesem neusten Wiederbelebungsversuche betheiligt war — weshalb die alte und verfehlte Arbeit, die durch tüchtigere längst überholt, nicht bei Seite gelegt worden ist. Seit dem Jahre 1866 hat Wolf Graf Baudissin, der würdige Veteran der deutschen Schriftsteller, der jetzt im 86. Lebensjahre steht und sich mit der Rüstigkeit des Körpers auch eine erstaunliche Frische des Geistes bewahrt hat, eine ganz vorzügliche Uebersetzung des Molière'schen Lustspiels veranstaltet. Die ernsthafte Kritik darf zwar mit Fug und Recht auch an dieser Mancherlei aussetzen. Baudissins Sprache ist zu glatt, zu eben, zu leichtfließend, zu schwächlich modern und entfernt sich dadurch bisweilen von dem oft ungeberdigen, aber urgesunden und kraftvollen Original. Darüber indessen kann kein Zweifel bestehen: daß die Baudissin'sche Uebersetzung weitaus die beste ist, und daß ein jedes Theater von Bedeutung, das neuerdings ein Molière'sches Stück zur Aufführung bringt, die moralische Verpflichtung hat, diese beste Uebersetzung zu wählen. Ihr fehlt allerdings der wichtige Reim, dessen Wesentlichkeit ich für die Molière'schen Stücke durchaus nicht verkennen will. Da aber die Uebertragung in Reimen, wie alle veranstalteten Versuche dargelegt haben, die kostbarsten Opfer an Gedanken fordert, und da der Zwang des beständigen Reimens bisweilen eine Poesie zu Stande bringt, der man lieber in einem Knallbonbon als in einem klassischen Meisterwerke begegnen möchte, so ist der Ausweg, den Baudissin eingeschlagen hat, an Stelle des gereimten Alexandriners den ungereimten, wohllautenden und für unsere Dramatik geeignetsten Vers: den fünffüßigen Jambus zu wählen, der einzig berechtigte, da er den Uebersetzer dem ersehnten Ziele, das Original zu erreichen, am nächsten bringt. Ich gestehe, daß es mir angenehmer ist, wenn ich Baudissins Uebersetzung ohne Reime höre, als wenn mir diese fürchterliche Reimschmiederei im Ohre hämmert.

Ein Beispiel: Tartuffe, der von Elmire in die Falle gelockt und in dem Wahn bestärkt wird, daß sein unredliches Verlangen nach der schönen Frau von ihr befriedigt werden wird, wird von der Geängstigten auf eine Minute aus dem Zimmer geschickt, unter dem plausiblen Vorwande, er möge nachsehen, ob sie nicht belauscht seien. Währenddem kriecht der verborgene Zeuge der gewagten Scene, Elmirens Gatte Orgon, aus seinem Verstecke unter dem Tisch hervor. Elmire ist entrüstet, daß ihr Mann die Sache so weit getrieben hat und nicht früher zum Vorschein gekommen ist. In bitterster Ironie ruft sie ihm die durchaus nicht auf eine komische Wirkung berechneten Worte entgegen:

Ihr kommt schon jetzt? Ihr habt mich wohl zum Besten!
Versteckt Euch wieder, noch ist's viel zu früh!
Wartet's noch ab, um ganz gewiß zu sein,
Und haltet Euch nicht blos an simple Schlüsse.
Man soll sich hüten, allzu leicht zu glauben;
Seid erst recht überzeugt und gebt nicht gleich
Euch für besiegt: Ihr könntet dennoch irren; —
Laissez-vous bien convaincre avant que de vous rendre
Et ne vous hâtez pas, de peur de vous méprendre.

Von dieser Stimmung Elmirens hat der Bearbeiter gar keine Vorstellung gehabt. Daß die bedrängte, das Aeußerste befürchtende Frau in dem Augenblicke, da ihr das Schlimmste droht: die Entehrung, — denn Tartuffe ist kein bloßer Spaßmacher, er nimmt die Sache sehr ernst, und an Orgon, dem bis zur Unzurechnungsfähigkeit Verblendeten, hat sie gar keine Stütze — daß jetzt Elmire nicht zum Schäkern aufgelegt ist, das hat der Gute nicht bedacht. Er nimmt die Scene rein komisch, und bei ihm empfiehlt Elmire ihrem Gatten die Vorsicht mit folgenden angenehm lautenden Worten:

„Sieh zu, daß Du Dich nicht verschnappst,
Und ihn auf frischer That ertappst."

Die Nöthigung des Reimens veranlaßt eine Ungehörigkeit um die andere. Wichtige Sachen werden beseitigt, unwesentliche ganz ungebührlich hervorgehoben und breit getreten. Als Elmire sich zu der peinlichen Rolle in der eben geschilderten Scene entschließt, als sie, um Orgon von der Schändlichkeit Tartuffes zu überzeugen, sich dazu bequemt, die unzüchtige Liebe Tartuffes zu ihr, der Frau seines Wohlthäters, durch vielsagende Versprechungen anzufachen, fühlt sie als anständige Frau das natürliche Bedürfniß, vor dem entscheidenden Augenblicke ihrem Mann noch einmal die Motive ihrer Handlungsweise auseinanderzusetzen:

Doch weil das Alles nur für Euch geschieht,
Nur um ihn desto tiefer zu beschämen,
Werd' ich, sobald Ihr mir ein Zeichen gebt,
Abbrechen, und nur gehn, so weit Ihr wollt;
Dann eilt, sobald Ihr erst genug gehört,
Mich zu erlösen, und die leid'ge Rolle
Zu enden, wenn sie gründlich Euch enttäuscht.
Ich spiele sie für Euch! Entscheidet nun,
Und .... Horch! Er kommt! Nun still, und zeigt Euch nicht!

Sie wird, wie man sieht, hier plötzlich in ihrer Rede durch den eintretenden Tartuffe unterbrochen und ist nicht einmal im Stande, ihren Satz zu vollenden. In der deutschen Bearbeitung wird daraus recht anmuthig Folgendes:

Halte Dich verborgen,
Für meine Rolle werd' ich selber sorgen!

Und dann kommt Tartuffe langsam an, und dann sorgt Elmire für ihre Rolle selber! Und da der Bearbeiter meint, daß Molière in dieser meisterhaften Scene des Guten noch nicht genug gethan habe, erlaubt er sich auch einige Veränderungen und Zusätze.

Bei Molière verläuft die Scene so: Während Orgon unter dem Tisch verborgen ist, tritt Tartuffe, den Elmire zu sich beschieden hat, ein. Da vor wenigen Stunden ein äußerst peinlicher Auftritt zwischen Elmiren und Tartuffe stattgefunden hat, aus dem Tartuffe allerdings als Sieger hervorgegangen ist, — ein Auftritt, der ihn aber über die anständigen und ihm feindseligen Gesinnungen der schönen Frau keinen Zweifel lassen kann — so ist sein Verhalten Elmiren gegenüber zunächst äußerst reservirt. Elmire muß alle Hülfsmittel der weiblichen Verführungskunst anwenden, um den vorsichtigen und mißtrauischen Menschen vertraulicher zu machen. Auf die ersten Freundlichkeiten, die sie ihm sagt, reagirt er gar nicht, und als sie immer deutlicher wird, und ihn in dem Glauben bestärkt, daß seine vermessenen Wünsche von ihr doch erhört werden dürften, mißtraut er noch immer und spricht sein Mißtrauen sehr deutlich aus. Darauf begründet er sogar die Berechtigung, von ihr sofort und auf der Stelle die thatsächlichsten Beweise ihrer ernsthaften Zuneigung zu begehren. Und nun, da Elmire ihn nicht eigentlich abweisen kann, sondern nur vertrösten darf, nun treibt den verliebten Burschen die Sinnlichkeit zum Aeußersten. Vergeblich bemüht sich Elmire, den unter dem Tisch verborgenen Gatten durch Husten und Klopfen auf den Tisch dazu zu bewegen, aus seinem Versteck hervorzukommen. Orgon bleibt unbeweglich. Der furchtbare Schlag, die tiefe Demüthigung, die beschämende Erkenntniß seiner namenlosen Schwäche und seines Unverstandes betäuben ihn vollkommen. Er ist wie gelähmt. Tartuffe wird inzwischen immer zudringlicher, so daß Elmiren nichts weiter übrig bleibt, als ihn zu bitten, auf einige Augenblicke das Zimmer zu verlassen, wie schon bemerkt: unter dem Vorwande, daß er sich davon überzeugen möge, ob auch die Schäferstunde durch unbefugte Lauscher nicht gestört werden würde. Tartuffe lächelt mit verständnißvoller Discretion und geht ab. Nun kommt Orgon unter dem Tisch hervorgekrochen, leichenblaß, wie erstarrt, und in einer Komik, die an die grausige Tragik streift, ruft er aus:

Das ist, ich muß gestehn, ein fürchterlicher Mensch! . .
Die Hölle hat nichts Schlimm'res ausgeworfen!

Die Bühnenwirkung dieser Worte in Frankreich ist fast unbeschreiblich. Es ist schwer, den Eindruck zu schildern, den es macht, wenn Elmire in ihrer Seelenangst sich an den Tisch, unter welchem Orgon steckt, herandrängt und klopft und klopft, und der darüber gebreitete Teppich sich nicht rührt und nicht regt; wenn dann endlich der Teppich

Digitized by Google

aufgeschlagen wird, und der gute einfältige Orgon mit seinem verstörten Gesichte, leichenblaß mit weit starrenden Augen darunter sichtbar wird.

Anders im Deutschen! Da kommt Tartuffe gemüthlich in das Zimmer, Elmire sagt ihm ein paar freundliche Worte, und der Gimpel verfängt sich sofort. Er hat ganz vergessen, wie sich Elmire ein paar Stunden vorher ihm gegenüber benommen hat. Der Bearbeiter hat gemeint, daß die sich daran anschließende Scene zu lang sei und eine sinnige Unterbrechung vorgenommen. Er läßt Tartuffe ganz unmotivirt bei Seite treten, und währenddem steckt Orgon den Kopf unter dem Tisch hervor:

Noch hab' ich nichts Verfängliches vernommen,

worauf Elmire versetzt:

Geduld, es wird schon besser kommen!

Und dann kommt es auch besser. Tartuffe kommt wieder, und nun geht die Liebesscene in der brutalsten Weise vor sich. Dabei hören wir schöne Wendungen wie die der Elmire:

. . . Ich merke,
Ihr Herrn Scheinheiligen geht etwas schnell zu Werke.

Das verdächtige Husten Elmirens fällt wie im Französischen, so auch im Deutschen dem Tartuffe auf. Molière begnügt sich damit, Elmiren durch Tartuffe ein Stück Lakrize anbieten zu lassen. Der deutsche Bearbeiter hat diese Andeutung in sinniger Weise ausgeführt: da bietet Tartuffe der begehrten Frau einen Bonbon an, öffnet denselben und findet darin die Devise:

Wer liebt, der wage!

Das ist natürlich die Stimme des Schicksals, und nun kann es ja keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Tartuffe wirklich „wagt". Da haben wir ja die Bonbonpoesie so unverfälscht wie möglich, leibhaftig!

Um die Liebesscene in angemessener Weise zu beleben, steckt Orgon von Zeit zu Zeit drohend die Faust unter dem Tischtuch hervor. Wenn der Bearbeiter an dieser Nuance, welche um den Preis der Wirkung einer ganzen Scene ein flüchtiges Lächeln gewinnt, unschuldig ist, so kann ich dem sehr begabten Darsteller des Orgon nur dringend rathen, dieselbe künftig bei Seite zu lassen.

Der Bearbeiter hat auch einen schönen Actschluß gemacht. Bei Molière stürzt Orgon fast besinnungslos vor Angst davon, um sich zu vergewissern, ob das Kästchen mit den compromittirenden Papieren noch da sei, oder ob es Tartuffe mitgenommen habe, um ihn zu denunciren und zu Grunde zu richten. Das hat dem deutschen Bearbeiter nicht genügt, da macht Orgon noch folgenden ausgezeichneten Witz:

Doch Frau, Du gehst mit mir, er könnte wiederkommen,
Ich wär' nicht unter'm Tisch — der Teufel mit dem Frommen!

Ich habe die Bearbeitung hier nur an einer Hauptscene mit dem Original verglichen; es verlohnt nicht der Mühe, die verdrießliche Arbeit fortzusetzen. Wir haben es eben mit einer langen ununterbrochenen Kette von Unverständnissen und Mißverständnissen zu thun. Der Bearbeiter hat auch den ganzen Abschluß geändert. Die Molière'sche Auflösung ist in der That nicht sehr glücklich, aber die des Bearbeiters ist geradezu albern. Für das classische „le pauvre homme!", das Orgon zur Charakterisirung des Tartuffe zu Anfang gebraucht, und das Dorine im letzten Acte in malitiösester Weise wiederholt, hat der Bearbeiter die freundliche Uebersetzung gefunden:

„Der liebe, gute, fromme Mann!" —

Mehr nicht? Das erinnert an die bekannte Theateranekdote, die von einem sehr berühmten Darsteller des Tell, den leider nur bisweilen das Gedächtniß im Stich ließ, und der, wenn er einmal aus dem Texte kam, die unglaublichsten Dinge zu Tage förderte, zu berichten weiß, daß dieser anstatt der Verse:

Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer — wahrlich! hätt' ich nicht gefehlt!

Folgendes sagte:

Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Eurer —

Nun war das Unglück geschehen, und er fuhr fort:

Wenn ich mein liebes, gutes, einziges, braves Kind, mein Herzenskind verfehlt hätte,
Und Eurer hätt' ich wahrlich nicht getroffen!

Diese Wiedergabe der Schiller'schen Verse ist nicht schlimmer, als die Uebersetzung des knappen „le pauvre homme" mit der „liebe, gute fromme Mann!"

Eine solche Bearbeitung, wie wir sie hier haben, läßt sich überhaupt nicht im Molière'schen Sinne spielen. Man suche doch einen Künstler, der diese unschönen und langweiligen Verse, diese groben Späße, diese Entdichtung künstlerisch und poetisch wiederzugeben vermöchte! Aber auch die Besetzung bot diesmal Merkwürdigkeiten, für die mir das Verständniß fehlt. Ich weiß sehr wohl, daß die Regie überall empfindlich ist; sie hat auch ein gutes Recht dazu; es werden ihr oft von ganz unberufener Seite ungerechtfertigte Vorwürfe gemacht; aber hier kann es sich meines Erachtens nicht mehr um Auffassungen handeln, hier sind thatsächliche Widersprüche hervorzuheben.

Die Rolle der Dorine, der derben, vierschrötigen Magd, die ein Stück altes Hausmöbel ist, die in der ungebundensten Weise mit der Herrschaft verkehrt, Orgon Grobheiten sagt, die die großen Kinder des Hauses noch immer wie kleine Kinder behandelt, die in alle Familiengeschichten die Nase hineinsteckt und überall unaufgefordert mitspricht, diese vorlaute, schlecht erzogene, aber herzensgute, alte, oder zum Mindesten ältliche Person wurde hier von einem ganz jungen Mädchen gespielt, das für naive und sentimentale Liebhaberinnen engagirt ist. In der deutschen Aufführung sieht Dorine aus wie ein graziöses Kammerkätzchen, das so etwa 18—22 Jahre alt ist. Daß diese Rolle auch bei früheren Aufführungen falsch besetzt gewesen ist, beweist natürlich nichts. Abgesehen davon, daß der ganze Charakter der Dorine in dem Stücke deutlich als der einer derben, ziemlich bejahrten Person gezeichnet ist, daß sich ihre Unverschämtheit nur begreifen läßt, weil Dorine die Kinder hat aufwachsen sehen und seit 15—20 Jahren, vielleicht länger, im Hause ist, spricht auch für diese unzweifelhaft richtige Auffassung die Thatsache, daß Molière diese Rolle bei der ersten Aufführung seiner Schwiegermutter, Madeleine Béjart gegeben hat, die am 6. Januar 1618 geboren, am Tage der ersten Aufführung des „Tartuffe", am 5. August 1667, das 49. Lebensjahr überschritten hatte. Die Rolle hätte meines Erachtens unbedingt Frau Frieb-Blumauer spielen müssen; für die alte Pernelle hätte man schon eine andere Darstellerin gefunden.

Dadurch, daß man die Rolle des Tartuffe dem ausgesprochenen Vertreter der Intriganten- und Charakterrollen gibt, der übrigens, wie anerkannt werden muß, seine Aufgabe mit großem Verständniß und feinem Takt löste, — dadurch verleiht man, wie ich meine, der Rolle von vorn herein ein Gepräge, das mehr dem Vorurtheile der Menge als den Absichten des Dichters entspricht. Der Charakterspieler verschärft seiner ganzen Natur nach die Umrisse des von Molière gezeichneten Bildes; während dieser gerade beabsichtigt, daß das dichterisch schon zu scharf Gezeichnete durch die Darstellung abgeschwächt werde. Deshalb hat er auch bei der von ihm geleiteten Aufführung die Titelrolle nicht dem Intriganten, sondern dem gesetzten Liebhaber Du Croisy gegeben, demselben, der den Liebhaber Valer im „Geizigen" und Oront, den komischen Verehrer Celimenens im „Menschenfeind" darstellte. Ich denke mir, daß Herr Berndal einer der vorzüglichsten Tartuffes sein müsse, die sich auf der deutschen Bühne finden ließen.

Die Rolle des jugendlichen Liebhabers im „Tartuffe", des hingebenden, lebensfrischen Valer, darf nicht mit einer zweiten und dritten Kraft besetzt werden; die Rolle ist zwar wenig umfangreich, aber Valer hat eine der reizendsten Scenen, die Molière überhaupt geschrieben hat. Molière gab sie seinem besten Schauspieler, La Grange, und noch heute wird sie von den ersten Kräften des Théâtre français, zu meiner Zeit von Bressant und von Delaunay, dargestellt. Wenn Herr Ludwig diese Rolle gespielt hätte, so würde dadurch das ganze Verhältniß des Liebhabers zu dem Hause Orgons eine andere, tiefere Bedeutung erlangt haben. — —

Für heute kann ich nur mit zwei Worten den außerordentlichen Erfolg constatiren, den Charlotte Wolter als Phädra am Residenztheater errungen hat. Ich behalte mir vor, über diese bedeutendste der jetzt lebenden Tragödinnen, der man nicht das Unrecht anthun wird, sie mit einer vielgenannten zugkräftigen Gastspielerin in einer Reihe zu nennen, in einiger Zeit eingehender zu schreiben. Wir haben ja das Glück, Charlotte Wolter jetzt auf längere Zeit in Berlin zu sehen, wo

Digitized by Google

sie in einer ganzen Reihe ihrer wirkungsvollsten Rollen auftreten wird. Welch ein ernsthafter, seltener, künstlerischer Genuß uns bevorsteht, das hat schon die Phädra bewiesen, — eine eben so großartig angelegte wie großartig durchgeführte Leistung! Charlotte Wolter ist die einzige Tragödin, die nicht zu erschrecken braucht, wenn man den Schatten Rachels neben ihr heraufbeschwört; sie ist eine ganz andere, aber nicht minder große Künstlerin. Es mag dieser kurze Hinweis für jetzt genügen, da wir ja zum Glück noch häufig die Gelegenheit haben werden, das heute wegen Mangel an Raum Versäumte reichlich nachzuholen. Wir würden indessen uns einer Unterlassungssünde zu zeihen haben, wenn wir nicht noch mit einem Worte der Anerkennung unter den heimischen Künstlern Herrn Keppler als Theramen erwähnen würden, der den berühmten „récit" mit feiner logischer Gliederung, nur vielleicht mit etwas zu viel Temperament vortrug. Schadet übrigens nichts, dieses Zuviel! Denn sonst wird der große Bericht, ein Ahnherr der Erzählungen des „schwedischen Hauptmanns" und des „lothringischen Ritters", trotz aller Schönheiten leicht monoton und langweilig.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Interviews, welche General Ignatieff während seiner Tour durch Europa auszuhalten hatte, würden gesammelt eine stattliche Broschüre füllen und einen, wenn nicht sehr zuverlässigen, doch jedenfalls interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte bilden. Könnte der Herausgeber auch noch ein Resumé der Unterredungen geben, welche der russische Botschafter mit den Ministern und Diplomaten in den verschiedenen europäischen Hauptstädten gehabt hat, so würde der Werth des kleinen Opus dadurch natürlich sehr vermehrt werden. Dasselbe würde allerdings von Widersprüchen strotzen, gerade dadurch aber die Art und Weise des russischen Friedensgenerals, wie man ihn genannt hat, am treusten wiederspiegeln. Seine Gegner behaupten, es bestehe zwischen ihm und der Wahrheit ein gewisses kühles Verhältniß. Il est en froid avec la vérité, hört man häufig sagen. Wenn also eine derartige Sammlung den Beweis liefern würde, daß Ignatieff den Journalisten ganz andere Dinge anvertraut hat als den activen Politikern, so würde sich Niemand darüber wundern. Man würde es nicht minder natürlich finden, daß er auch in den Conversationen mit seinen Standesgenossen vom Fach dem Einen das directe Gegentheil von dem sagte, was er dem Anderen insinuirt hatte. Das Alles gehört zum Metier, besonders zum russischen. Dem ruhigen Beobachter erscheint es inzwischen unbegreiflich, wie beschäftigte Leute wegen einer Besprechung mit einem durchreisenden Diplomaten Mühe und Zeit verschwenden können. Noch weniger kann Jemand, der an gewisse Formen gewöhnt ist, eine Vorstellung davon gewinnen, wie ein derartiges Gespräch eingeleitet wird. Man denke sich, daß der Besucher nach Ueberwindung der präliminaren Schwierigkeiten, welche hochmüthige Lakaien oder Portiers veranlassen, zu dem Herrn dringt, auf dessen Geheimnisse es abgesehen ist. Er stellt sich als Mitarbeiter dieses oder jenes öffentlichen Organs vor und erklärt sein Interesse für den Staat und die Sache, welche Jener vertritt. Jetzt entspinnt sich das Frage- und Antwortspiel. Man möchte gern wissen, worin die Mission bestehe, welche Aussichten sie habe, ob es wirklich Krieg geben werde, oder der Frieden noch möglich sei, und so weiter. Die Voraussetzung, daß der Heimgesuchte Jemandem, welchen er zum erstenmal im Leben sieht, eine irgendwie zuverlässige Auskunft ertheilen werde, setzt ein Vertrauen voraus, dessen robuste Natur nur Bewunderung erregen kann. Vielleicht allerdings kommt es bei der Wiedergabe des Gesprächs gar nicht auf die Begründung der Thatsachen an, sondern nur, daß sie für vierundzwanzig Stunden danach aussehen. Man soll davon in der europäischen Presse Exempel erlebt haben. Soweit Ignatieff dabei in Frage kam, konnten die Herren Interviewer wirklich die Mühe sparen. Das russische Intriguenspiel im Orient, das nach böser Berechnung einen blutigen Ausgang haben soll, ist doch für Jeden, der sich und Andere nicht vollbewußt täuschen will, seit langer Zeit klar. Rußland hatte Jahre hindurch das Aufkommen der Reformen in der Türkei mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln verhindert, zahllose Insurrectionen anzetteln lassen und sich hinterher zur Rechtfertigung seines Einschreitens darauf berufen. Wie die Rathschläge seiner Diplomatie, gleichviel ob sie directen Auftrag dazu hatte oder nicht, die Türkei zu der finanziellen Bankerotterklärung gedrängt haben, ist ein öffentliches Geheimniß. Dann sollte vor etwas über einem Jahr mit einem Handstreich eine Besetzung Constantinopels durch russische Truppen stattfinden, welche der halb blödsinnige Sultan und sein von russischen Agenten besoldeter Großwesier zur Unterdrückung eines angeblichen Aufstandes herbeigerufen hätten. Aber England hatte Contreminen angelegt. Es kam zu einer Revolution im entgegengesetzten Sinn, die den tollen Herrscher und seinen corrumpirten Diener beseitigte. Ignatieff war geschlagen und hatte auch seine Regierung in die Niederlage mit verwickelt. Gortschakoff suchte eine Revanche in dem Berliner Memorandum, erlitt indessen ein neues Fiasco durch Englands Refus. Jetzt verlor der russische Reichskanzler das Gleichgewicht kühler Berechnung. Er mochte das überlegene Lächeln seiner Rivalen nicht ertragen und ließ es zu dem serbischen Kriege kommen, der im weiteren Verlauf zu der Mobilmachung der russischen Armee führte. Das Uebrige ist bekannt. Jetzt möchte man Geschehenes gern ungeschehen machen und den ersehnten Gewinnst an Macht und Prestige mit Hülfe Europas ohne die nöthigen Opfer einheimsen. Das ist indessen schwierig und so sollen Haufen von Leichen die östlichen Gefilde decken, weil der Ehrgeiz der Panslavisten und die Eitelkeit einer Gruppe von Staatsmännern eine sonst unheilbare Wunde empfangen hatten und Europa, ob freiwillig oder gezwungen, zusah. Der Reporter, welchem Ignatieff diesen Zusammenhang actenmäßig dargelegt hätte, würde mit der offenen Mittheilung der haarsträubenden Details den Vogel abgeschossen haben. Wegen sonstiger Phrasen von slavischer Stammesverwandtschaft, bedrückten Christen und russischer Reformarbeit brauchte Niemand im Hotel Royal anzufragen. Ein Gang in das nächste Kaffeehaus und die Lectüre eines Leitartikels in der ersten besten Zeitung konnten sicherlich dieselben Dienste leisten.

* * *

In Sachen des Humboldtdenkmals.

In den Zeitungen lese ich, daß für die Monumente, welche den Brüdern A. und W. v. Humboldt auf dem Platze vor der Universität in Berlin errichtet werden sollen, neben den herkömmlichen sitzenden oder stehenden Figuren auch ein Entwurf von Reinhold Begas ausgestellt sei, der nur die Büsten auf reich verziertem Sockel bringt, und neben Alexander die ihn bekrönende Natur, neben Wilhelm einen Genius mit der Fackel des Geistes stellt. Wenn, wie zu erwarten steht, Begas die idealen Gestalten mit lebendigem Schwung, die Büsten mit sprechender Naturwahrheit behandelt, so möchte ich dazu mahnen, daß endlich der Bann gebrochen werde, der auf unsrer Sculptur liegt, indem man ihr fortwährend Aufgaben setzt, die eben so zweckwidrig für die Dargestellten wie ungünstig für die künstlerische Behandlung sind. Ich meine die Statuen von Männern, die nicht als Helden im öffentlichen Leben gewirkt, sondern als Denker, Forscher, Dichter, Künstler eine stille geistige Thätigkeit geübt; hier kommt es nicht auf die Schenkel und die Schultern, sondern auf das Antlitz oder den Kopf an, und gewöhnlich hält sich der Künstler auch nur an diese, und gibt ihnen einen Rumpf nach eigener Erfindung. Und dazu kommt dann die unplastische Tracht unsrer Zeit und der conventielle Mantel. Nicht blos der Promenadeplatz in München ist ein abschreckendes Beispiel, auch in Berlin gibt es nahe der Spree und Bauakademie eine Stelle, die wahrlich nicht kurzweilig und erquicklich ist durch ihre Statuengruppe, an der das Publicum zuweilen vorübergeht. Wie erfreulicher wäre es doch die Büste zu sehen, aber auf einem Sockel oder in einer Umgebung mit frei erfundenem künstlerischen Schmuck, der auf sinnige Weise vom Leben und der Bedeutung des Mannes eine Anschauung gewährt und so das Auge durch schöne Form und den Geist durch gedankenvolle Auffassung anzieht, statt die volle Naturtreue doch nicht zu bieten und durch ungefällige mehrfache Futterale über den menschlichen Körper nicht den Charakter und das Wirken, sondern die Mode zur Zeit der Verherrlichten im Erz zu verewigen. Wie wenige unserer Künstler haben Wilhelm von Humboldt noch persönlich gekannt! Alexander war ein gebückter Greis für die Jetztlebenden. In genrehafter Auffassung steht seine Statuette freundlich, etwas ironisch lächelnd auf dem Pult des Naturforschers, aber groß ausgeführt würde sie so keinen guten Eindruck machen; der Künstler würde ihm wohl mehr Körpergröße und straffere Haltung andichten und für den Bruder eine Gestalt erfinden. Und Berlin hätte ein paar Rock- oder Mantelfiguren mehr. Wie anders — schon um der Abwechselung willen — werden die Büsten

Digitized by Google

wirken, wenn sie in Verbindung mit bedeutungsvollen, künstlerisch werthvollen Gestalten auf reliefgeschmücktem Sockel stehen!

Die Frage ist schon einmal erörtert worden, als es sich um das Uhlanddenkmal handelte. Was kümmern uns seine Stiefel und Hosen? Seine Erscheinung war nicht imponirend. Konrad Knoll hatte den Muth, eine Büste zur Concurrenz einzusenden. Aber das Piedestal zeigte das Wesen und Wirken des Dichters. An den abgestuften Ecken standen die Gestalten der Germania, des Rechts, der Poesie, der Wissenschaft, und zwischen ihnen zeigten Gruppen in Hochrelief das Lied vom guten Kameraden, von der Wirthin Töchterlein, Herzog Ernst mit Werner und des Sängers Fluch. Aber das Comité entschied für eine Statue, und spricht man von einer Büste, so meint der Philister: warum soll nicht mein Landsmann oder Genoß eine Statue haben so gut wie der und jener! Der Künstler aber, welcher die von der Phantasie eines Dichters erschaffenen Gestalten nun auch plastisch uns vor Augen stellt, hat darin eine ideale Aufgabe, einen Ersatz für die Mythologie, und seine Bildnerkraft erhält ein freies Feld zu reicher Bethätigung.

Als ein Denkmal für Liebig wurde von der Familie selbst ein Liebigbrunnen beantragt; aber das findet keinen Anklang, nicht bei Künstlern, nicht bei Gelehrten. Die Zeit ist einmal auf Statuen versessen und meint wohl damit ihren Beruf zur Kunst zu beweisen. Ich habe die Sache schon in meiner Aesthetik (II. 170, zweite Auflage) besprochen, aber es scheint eine Predigt für taube Ohren. M. Carriere.

* * *

Archäologisches Wörterbuch (deutsch, französisch, lateinisch und englisch) von Heinr. Otte. Zweite Auflage. Leipzig 1877, Weigel.

Der Name Heinrich Ottes (dermalen Superintendentur-Verweser und Pfarrer) hat in der Kunstgeschichte, besonders der mittelalterlichen, einen so guten, durch verschiedene Publicationen (wir nennen sein „Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie", seinen „archäologischen Katechismus", die „Geschichte der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters", die „Glockenkunde", die „Geschichte der deutschen Baukunst") so wohl accreditirten Klang, daß wenig Andere zur Abfassung des uns vorliegenden Buches so berufen sein möchten, als gerade er. Und die zweite Auflage — bei Werken der Art nicht gerade eine häufige Erscheinung — spricht beredt für die Gediegenheit der Arbeit. In der That, sie ist nicht blos, wie wir uns durch die sorgfältige Prüfung größerer und kleinerer Artikel überzeugt haben, höchst sorgfältig und gewissenhaft, bei prägnantester Kürze, ausgeführt, sondern sie ist gerade durch diese Eigenschaften ein höchst verdienstliches Unternehmen. Und zwar nicht blos für die eigentlichen Kenner des Fachs, für ausübende Künstler und Kunstkritiker, sondern auch für die Liebhaber und Verehrer der Kunst. Diesen letztgenannten zunächst dienen die beigegebenen Holzschnitte (285 an der Zahl, äußerst nett und sauber ausgeführt), ein ganz vorzügliches Hülfsmittel zur Veranschaulichung und zum Verständniß. Gerade bei der nothwendig gewordenen Knappheit der Form, in welcher die Erklärungen gehalten sind, mußte dem Auge des Laien eine Erleichterung gewährt werden. Man glaube ja nicht etwa, daß sich der hier aufgespeicherte Wörtervorrath blos auf die in den Schriften über kirchliche Kunstalterthümer vorkommenden eigentlichen Kunstausdrücke erstrecke, d. h. also blos auf die bildenden und redenden Künste (Architektur, Sculptur, Malerei — Poesie, Musik), sondern auch das Kunsthandwerk und selbst das Handwerk überhaupt (Schreibekunst, Waffenkunde, Costümkunde, Buchdruck, Befestigungskunst, Ausdrücke des Handels und Wandels) hat seine volle Berücksichtigung gefunden. In einem Punkt sogar hat der gelehrte Herr Verfasser des Guten beinahe zu viel gethan, nämlich in der jeweiligen Beifügung der lateinischen, französischen und englischen Benennung zum deutschen Ausdruck — während doch dasselbe Buch (höchst dankenswerth) ein specielles Verzeichniß gerade dieser Fremdwörter hinter dem Haupttheil enthält, worin auf das Englische etwa 80 Seiten, das Französische beinahe eben so viel, das Lateinische ungefähr deren 60 kommen. Wozu diese Verdoppelung und Verdreifachung? Zur mehreren Bequemlichkeit des Lesers, wird man sagen, und dagegen ist nicht viel einzuwenden, aber der Leser wird und muß zufrieden sein, wenn er, was er sucht, an einem Orte sicher findet. Daß dagegen der bekannte Kunsthistoriker Schnaase bei einer Anzeige der ersten Auflage wünschen konnte: der ikonographische Theil (d. h. die Holzschnitte) möchte wegfallen, erscheint uns fast unbegreiflich, und der Herr Verfasser hat eben so wohl gethan, diesem Wunsch keine Folge zu geben, als die Grenzen, innerhalb welcher die erste Auflage sich bewegte (d. h. das eigentliche Mittelalter) nach beiden Seiten, d. h. nach der Seite des Alterthums wie nach der neueren Zeit zu (bis zum Aufkommen des Barockstils) hinauszurücken. Angenehm fällt bei diesem von einem Geistlichen geschriebenen Werke die objective Auffassung, der Wegfall des Pastoraltones auf; blos in der Vorrede lesen wir am Schluß, daß der Verfasser vom Studium der Kunst „die Förderung des Reiches Gottes auf Erden" erwarte. Eine Kleinigkeit, wird man sagen, die man dem Geistlichen zugut halten muß — aber warum sollen nicht auch die Geistlichen sich auf einen völlig objectiven Standpunkt erheben können, und Gott geben, was Gottes, der Welt, was der Welt ist? Mit dem „Reich Gottes" im pastoralen Sinne hat die Kunst als solche und ihr Studium keine Berührungspunkte. — Druck (Antiqua) und Papier des Buches sind, wie das bei dieser Firma der Fall zu sein pflegt, ganz vorzüglich. J. Maehly.

* * *

Grammatisches.

Als Seitenstück zu der in Nr. 51 der „Gegenwart" gerügten fehlsamen syntaktischen Verwendung des Participiums mögen hier einige Beispiele unrichtigen grammatischen Gebrauchs desselben in der Reflexivform eine Stelle finden. Dieselben sind binnen kurzer Zeit nicht aus gewöhnlichen Zeitungsannoncen, sondern aus Bekanntmachungen von Behörden, aus dem redactionellen Theile von Zeitungen und aus Zeitschriften zusammengelesen worden.

Der Engere Ausschuß der Meckl. Ritter- und Landschaft redet in seinen vorjährigen Propositionen (Nr. 89) von einer „sich auf dem jüngsten Landtage kundgegebenen Ansicht". Im „Salon" 1876, S. 1506 liest man: „Zum Verdruß der sich auf den Gallerien eingefundenen Collegen"; in der „Volkszeitung" 1876, Nr. 241: der Vorschlag, „einer in Gumbinnen sich gebildeten Vereinigung" sich anzuschließen; in der „Meckl. Ztg." vom 14. Sept. 1875: „Mittheilungen über den auf einem Viehtransport von Wismar nach Hamburg sich zugetragenen beklagenswerthen Unfall." Wenn dergleichen Verstöße bis in die gedachten Regionen ungehindert vordringen können, wird man zur Milde gestimmt, wenn ein adeliges Mitglied der Meckl. Ritterschaft in den „Meckl. Anzeigen" 1876, Nr. 295 „für eine sich in einem Zeitraum von 14 Jahren als treu, zuverlässig und brauchbar erwiesene Wirthschafterin" ein neues Engagement sucht. Leichter als jene der Grammatik Zwang anthuende Reflexivform erträgt sich noch die alte zwar steife, aber doch zulässige Wendung: „bei sich herausgestellt habendem Bedürfniß", die der Engere Ausschuß der Meckl. Stände in seiner vorjährigen 29. Proposition gebraucht.

Eine verwandte Unachtsamkeit zeigt sich in dem reflexiven Gebrauch des Wortes „befindlich": „die Erlaubniß zur Vervielfältigung eines im Privatbesitz des Kaisers sich befindlichen schönen Gemäldes" („Neustrelitzer Ztg." 1876, Nr. 63); „die zunächst sich Befindlichen" („Fliegende Bl." 1876, Nr. 1623, S. 57).

Noch eine andere Art unzulässigen Umgehens mit dem Participium zeigt sich in folgender Mittheilung verschiedener Zeitungen: Der indessen vom Deutschen Kriegerbunde abgehaltene Delegirtentag „beschloß, dem regierenden Herzog von Anhalt unter dem Ausdruck der Theilnahme an dem die herzogliche Familie betroffenen Unglück" u. s. w. In noch kürzerer Gestalt tritt die Ungenirtheit in nachstehendem Satze auf: „Heute Morgen verspätete sich der von Strasburg i. U. hier einzutreffende gemischte Zug um 40 Minuten."

Wir gedenken schließlich noch einer beliebten kleinen Gewaltthätigkeit, welche dadurch verübt wird, daß man einem aus zwei Substantiven zusammengesetzten Wort einen von dem ersten der beiden Substantive abhängenden Genitiv beifügt: „die Enthüllungsfeier des Moltke-Denkmals", „die Bestattungsfeierlichkeiten der Herzogin Caroline", „eine Vorstandsversammlung des Thierschutz-Vereins", „eine wunderbar feine Beobachtungsgabe des eigenen und fremden Geisteslebens", für „die Feier der Enthüllung des Moltke-Denkmals" u. s. w.

Rostock. J. Wiggers.

Berichtigung.

Im Musikbericht S. 156, erste Spalte, Zeile 11 von unten ist statt: Herr Marini: Manni zu lesen.

Digitized by Google

Die Herolde der Mode.

Daß die Damen des Volkes Israel bereits sich gar prächtig schmückten mit bunten Stoffen und glänzendem Geschmeide, mit Perlen und Edelgestein aller Art, — das erzählt uns nicht nur das Buch aller Bücher, sondern viel eingehender und belehrender noch „die Hebräerin am Putztisch", das halbvergessene Buch A. Th. Hartmann's, welches uns eine eingehende Schilderung der altjüdischen Toilette darbietet. Und wie bei den Juden, so läßt sich bei den Egyptern, Assyrern und Persern, fast bis in die mythische Zeit zurück, der Nachweis liefern, daß das Bestreben des Weibes, dem Manne zu gefallen, schon zur vorsündfluthlichen Zeit zu bedenklichen Ausschreitungen führte. Auch die Griechen und Römer schützte ihr Alter vor Thorheit nicht. Mit den anmuthigen Toiletten der reizumflossenen Töchter Athen's begann die classische Mode; mit dem kolossalen Luxus, der verschwenderischen Putzsucht und dem gänzlichen Verfall der Sitten endigten Hellas und Rom. Wer errinnert sich nicht des boshaften Spötters Plautus, der die Kleidung der römischen Schönen einem stattlich aufgetakelten Schiffe vergleicht, oder Martial's, der von den schon damals gebräuchlichen falschen Zähnen und Haaren, Schminkbüchsen und anderem Material der Verschönerungskunst erzählt? Wie weit es die Mode in Rom gebracht, das läßt sich am besten in Böttiger's „Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer vornehmen Römerin" nachlesen, ein lehrreiches Stück Culturgeschichte des Alterthums.

Die christliche Zeit brachte wohl eine Art Wandlung zum Besseren; doch nicht lange behauptete sich das einfache, schlichte Gewand. Mit der steigenden Cultur wuchs auch bei den germanischen Frauen das Bedürfniß nach kunstverständigen Schneidern, und schon Karl der Große nahm an den kostbaren Gewändern seiner Hofleute Anstoß und suchte dieselben zur Einfachheit zurückzuführen. Leider existirt noch keine „Germania am Putztisch", die uns chronologisch geordnet über die Mode-Thorheiten der germanischen Frauen Aufschluß geben könnte. Wir müssen, — wollen wir die Toiletten unserer Urahnen gründlich kennen lernen, — den Staub abschütteln von alten Handschriften, geschriebenen und mit Miniaturen versehenen Gebetbüchern, alten Chroniken und dergleichen mehr. Oder wir sind genöthigt, die Geheimnisse der Minnelieder zu erforschen, die nicht nur von dem „schlanken Leib und den rosigen Nägeln" der „reinen Frauen", sondern auch über deren Kleider und Schmuck, über Schleifen und Bänder, Diademe und andere Herrlichkeiten gar wonniglich berichten.

Die Kreuzzüge, welche die Pracht und Ueppigkeit des orientalischen Lebens nach Europa brachten, trugen am meisten dazu bei, die alte Einfachheit zu verdrängen und an deren Stelle den fabelhaftesten Luxus zu setzen. Was halfen da die Verbote der Regierungen, die Luxusgesetze, die Kleiderordnungen der hochweisen und gestrengen Obrigkeiten; was nützte da der Eifer der frommen Geistlichkeit und deren Zetermordio gegen die decolletirte, sündige Welt? Die holden Engel der Schöpfung kehrten sich nicht an die Verbote, erbauten sich an den Predigten der Diener Gottes, befolgten sie aber nicht. Die Frau, die ewig junge Beherrscherin der Welt, that es zu allen Zeiten so wie heute; sie setzte im Punkte der Mode ihren Willen durch. Damals that sie es in liebenswürdiger Naivetät, jetzt thut sie's im vollen geistigen Bewußtsein ihrer Macht.

Die Frau behält eben in diesen Dingen immer Recht, und man wäre beinahe versucht, es dem großen Finanzminister Ludwigs XIV. nachzusehen, daß er die damalige Mode- und Putzsucht zu einer Art national-ökonomischer Speculation machte, die den Staatssäckel mit Hunderten von Millionen füllte und dem „großen" Ludwig den Ruf des freigebigsten Monarchen verschaffte. „Die französische Sprache muß in Europa allgemein werden, und unsere Moden müssen uns die Völker der ganzen Welt zugethan und eigen machen", sagte Colbert. Seine Berechnung schlug in der That nicht fehl. Bald herrschten an den kleinen deutschen Höfen französische Moden und Sitten, und Alles gab sich den verführerischen Lockungen Frankreichs willig hin. Wohl bemühte man sich auch damals schon, dem Eindringen französischer Moden und Stoffe Einhalt zu thun, um der heimatlichen Industrie nicht eine totale Niederlage zu bereiten. Doch Alles umsonst. Paris ward die unbestrittene Herrscherin auf dem Gebiete der Mode und dictirt der Welt die Toiletten-Gesetze, die einzigen Gesetze vielleicht, welche ausnahmslos befolgt werden.

Das Sprachrohr, durch welches man von Paris aus der eleganten Welt die Decrete zuerst verkündete, war der „Mercure galant", die erste wirkliche Modenzeitung! König Ludwig XIV. gab in eigener Person dazu das Privilegium in einer Rathssitzung am 31. December 1677. Ein Herr von Vizé war der Glückliche, der das Privilegium erhielt, es jedoch auf Thomas Amaulry zu Lyon übertrug. Der „Mercure galant" sollte nur Sachen bringen, „die nirgend sonst wo und hier zum ersten Male uns Neues zeigen". Das that denn auch der kleine Götterbote und brachte zuerst die Beschreibung eines Hoffestes, die Hochzeit einer französischen Prinzessin, unter genauester Angabe sämmtlicher bei diesem Feste getragenen Toiletten. Die Prinzessin selbst, in einer „unerhört langen Schleppe", ward als erstes, in Kupfer gestochenes Modenbild dem Texte beigefügt. Und was gab es sonst nicht noch Alles in dem Mercure! Tänze, Spiele, die königliche Lotterie,

Digitized by Google

Decorationen, Tableaux, Sonette, Madrigale, Räthsel, — und selbst Musikbeilagen fehlten nicht. Im Jahre 1680 war es, — keine Dame von Welt sollte dieses Jahr vergessen, — als im „Mercure" der erste Modenbericht erschien.

Nahezu zwei Jahrhunderte liegen zwischen diesem Ereigniß und unseren Tagen. Legionen von Mode-Journalen, denen der „Mercure" die Bahn geöffnet, sahen wir kommen und gehen, erscheinen und verschwinden, mit und ohne Modebilder, für und gegen die Schleppe. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts finden wir Deutschland schon tief in Mode-Journalen vergraben. Im Jahre 1712 soll die erste deutsche Modenzeitung bei Locher in Nürnberg erschienen sein, ein ziemlich primitives Organ für Mode und Luxus. Die „kluge Hausmutter" nannte sich der kleine Wolf im Schafpelz. Ihr folgten bald andere, bis in der Stadt Erfurt endlich im Jahre 1758 Jemand den Muth besaß, ein solches Blatt unter seinem wahren Namen „Mode- und Galanteriezeitung" mit Modenkupfern erscheinen zu lassen. Diese brachte Alles, was das Seine-Babel erfand, gewissenhaft unter das deutsche Publikum. Und für nur 19 Groschen jährlich! Aber das Blatt bestand auch nicht lange. Nach kaum einem Jahre brachte ein Concurrenz-Unternehmen es um sein junges Dasein. Diesem folgte ein zweites, ein drittes ꝛc., ohne Zahl und ohne Wahl, bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Da tauchte das lebenskräftige „Journal des Dames et des Modes" mit französischem und deutschem Texte auf, welches es in der Zeit von 1786 bis 1848 auf die achtunggebietende Zahl von 150 Bänden gebracht hat, und das in jährlich 52 Nummern mit Illustrationen in Frankfurt a. M. herauskam. Ihm zunächst, oder auch voran, stand das monatliche „Journal des Luxus und der Moden", herausgegeben von Bertuch und Kraus in Weimar (1786 bis 1827), ein Blatt, das die Mode sozusagen wissenschaftlich behandelte und durch französische und englische Kupferstiche, die ein Spiegelbild jener Zeit geben, sich auszeichnete, in seinem unterhaltenden Theile auch Beiträge der ersten Schriftsteller seiner Zeit brachte.

Daneben und schon einige Zeit vorher gab es die damals in ganz Deutschland grassirenden Taschenkalender allerkleinsten Formates, denn ein großer Theil von ihnen brachte auch Modenkupfer, unter welchen wir zahlreiche Blätter von Chodowiecki finden. Auch das Gothaische Genealogische Taschenbuch (seit 1763), das einzige, das vor dem Untergange bewahrt worden, das aber heute bekanntlich sich nur noch mit hoher Politik und den Genealogien der Potentaten und anderer hoher Herren beschäftigt, unterrichtete (von 1782 bis 1796) unsere Großmütter und Urgroßmütter in Dem, was Paris, Berlin, Leipzig, Dresden Neues auf dem Gebiete der Mode zu bieten hatten.

Als Etappen auf der großen Heerstraße der Mode-Journale, die bis in unsere Zeit hineinführen, möchte ich nur noch die Engelhorn'sche in Stuttgart herausgegebene „Muster- und Modenzeitung" nennen, die im Jahre 1853 bereits die damals sehr erhebliche Zahl von 31,000 Abonnenten aufwies, das „Wiener Journal für Theater, Musik und Mode" (1803—1846), die im siebenundzwanzigsten Jahre bereits stehende „Viktoria" mit einer Auflage von etwa 20 bis 30,000, und endlich den seit 1855 erscheinenden „Bazar", der gegenwärtig etwa 90,000 Abonnenten zählt.

Zehn Jahre nach dem „Bazar" trat „Die Modenwelt" auf. Dieses Blatt machte im Geschwindschritt den Weg durch ganz Europa und erscheint heute, nachdem es sämmtliche andern derartigen Unternehmungen weit überflügelt, allein in Deutschland in einer Auflage von fast einer viertel Million.

Seit einigen Jahren sorgt die „Modenwelt" auch für Unterhaltung, Belehrung und Erheiterung im Familienkreise, indem die Verlagshandlung neben der gewöhnlichen Ausgabe eine solche mit Unterhaltungsblatt, die „Illustrirte Frauen-Zeitung", in's Leben rief, die rasch den Ruf des reichhaltigsten und vornehmsten Damenblattes sich zu erringen wußte.

Was den Inhalt beider Blätter im Besonderen betrifft, so bringt die „Modenwelt" zum Preise von vierteljährlich M. 1,25 (80 kr. österr.) jährlich 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Toilette und Leibwäsche für Damen und Kinder umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche. Auch die Handarbeiten finden in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung, und zwölf Beilagen bringen jährlich gegen 200 Schnittmuster und 400 Muster-Zeichnungen.

Die „Illustrirte Frauen-Zeitung" erscheint alle acht Tage und kostet vierteljährlich M. 2,50 (1 Guld. 60 kr. österr.); jährlich erscheinen von ihr 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten und 12 Beilagen mit Schnittmustern ꝛc., genau wie bei der „Modenwelt"; ferner 12 große, colorirte Modenkupfer und 24 illustrirte Unterhaltungs-Nummern; die Schnittmuster und Modenkupfer liegen abwechselnd den Moden-Nummern bei. Eine große Ausgabe der „Frauen-Zeitung" zum Preise von vierteljährlich M. 4,25 (2 Guld. 7 kr. österr.) enthält jährlich noch 24 große colorirte Modenkupfer und 24 Blätter mit historischen und Volks-Trachten.

Die Unterhaltungs-Nummern bringen neben vielen, vortrefflichen Illustrationen einen reichen Inhalt an Novellen und Romanen, ein interessantes Feuilleton, regelmäßige Nachrichten aus dem Leben der Frauen, neue, erprobte wirthschaftliche Recepte ꝛc. ꝛc.

Kaum glaubt man es, welch' großartiger, verwickelter Organismus dazu gehört, allein den technischen Theil beider Blätter zu besorgen. Die Redaction desselben allein besteht aus 8 Damen. Namhafte künstlerische Kräfte, 4 Zeichnerinnen und 5 Zeichner, liefern das Material,

Digitized by Google

welches 25 Holzschneider beschäftigt, das daneben aber noch für die Modenkupfer 33 Stahlstecher und beim Druck beschäftigte Personen beansprucht. Colorirt werden die Kupfer von 10 Coloristen und 54 Coloristinnen, zu deren Hilfe noch 4 Personen gehören.

In der Druckerei sind beschäftigt 12 Setzer, 6 Correctoren, 12 Maschinenmeister, 24 Maschinenmädchen, 2 Papierzähler, 2 Papierfeuchter, 8 Satinirer, 2 Feuerleute, 2 Abzähler, 1 Formenwäscher und ein Transmissions-Wärter. Dazu kommen noch 13 Stereotypeure, 3 Buchbinder zum Falzen, 14 Falzerinnen und 3 Personen zu deren Hilfe, sowie schließlich 14 Personen, welche die Buchführung, die Expedition, das Packen und Ausfahren der Packete besorgen.

Im Ganzen zählen wir 262 Personen, 158 männlichen, 104 weiblichen Geschlechts, welche an dem Unternehmen thätig sind.

An Maschinen sind beschäftigt: für das Blatt selbst: 12 Schnellpressen, 1 Handpresse, 1 Doppel-Satinir-Schnellpresse, 3 Satinir-Maschinen, 2 Glättpressen, 1 Dampfmaschine zu 16 Pferdekraft, und für die Kupfer: 2 Liniir-Maschinen, 12 Kupferdruck-Pressen, 1 Papierschneide-Maschine und 1 Glättpresse.

Und bei alledem ist Derer nicht gedacht, welche die Uebersetzungen für die fremdsprachlichen Ausgaben anfertigen, nicht der Maler und Zeichner, der Poeten und Schriftsteller, welche ihr Bestes geben, um die „schöne Welt" zu befriedigen. An Mitarbeitern nennen wir nur die Schriftsteller Ludwig Anzengruber, Felix Dahn, Jacob Falke, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Emanuel Geibel, Edmund Hoefer, Ferdinand Kürnberger, Hermann Masius, Marie von Olfers, Eduard Paulus, Levin Schücking, Robert Schweichel, Karl Stieler, Adolf Strodtmann, Ernst Wichert; unter den künstlerischen Beiträgen finden wir die Namen Oswald Achenbach, H. von Angeli, Carl Becker, Franz Defregger, C. Gussow, A. von Heyden, Ed. Kurzbauer, Hans Makart, Paul Meyerheim, B. Plockhorst, Gustav Richter, Paul Thumann, Fr. Voltz ꝛc. ꝛc. —

Colbert's großes Wort von der Weltherrschaft der französischen Moden scheint nach einer Seite hin heute mehr als je in Frankreich zum Evangelium zu werden, und Hunderttausende wandern aus Deutschland und Oesterreich für französische Stoffe jährlich über die Grenze. Aber bei aller Grazie der Form, die den Franzosen nicht abzusprechen, bei aller Mannigfaltigkeit in der Erfindung, — eine große Zeitung für Moden brachten sie nicht zu Stande. Das solid Einfache und das wahrhaft Praktische für die Bedürfnisse der Familie ist ihnen meistens fremd, während gerade das Festhalten daran die „Modenwelt" und „Illustrirte Frauen-Zeitung" groß gemacht hat. Auf dem Gebiete der Handarbeiten sich fast ausschließlich auf rein Deutsches in den besten, stilvollsten Mustern stützend, acceptiren diese beiden Blätter die Grundformen der Pariser Mode, machen aber auch hierin geschmackvolle Einfachheit zu ihrer Aufgabe. Nicht allein an den Salon wenden sie sich, sie sind auch treffliche Rathgeberinnen und Freundinnen für das bescheidenste Mädchen, für die einfachste Hausfrau.

Andererseits fand bisher kein französisches und auch kein englisches Blatt den Weg, Moden und Handarbeiten in solcher Anschaulichkeit darzustellen, wie die mehrfach genannten beiden deutschen Blätter, die selbst dem Ungeübtesten zum Nacharbeiten Alles leicht verständlich machen. Darum hat auch das ganze gebildete Europa die „Modenwelt" und „Frauenzeitung" zur Richtschnur acceptirt; in den Moden-Zeitungen Englands, Hollands, Belgiens, Dänemarks, Schwedens, Rußlands, Polens, Spaniens ꝛc. finden wir sämmtliche Abbildungen und Beschreibungen der „Modenwelt" und „Frauen-Zeitung" wieder, und selbst Paris veröffentlicht eine französische Ausgabe derselben.

Schade, daß „Modenwelt" und „Frauen-Zeitung" nicht auch in Philadelphia vertreten waren; es wäre interessant gewesen, das Urtheil des Professor Reuleaux darüber zu hören, der in seinen Briefen über die Ausstellung so vieles Deutsche tadeln konnte, hier aber Gelegenheit gefunden hätte, die Vorzüge und die Eigenart eines deutschen Werkes anzuerkennen. C. F.

Indem wir obigen Artikel, der Wiener „Neuen Illustrirten Zeitung" entnommen, hier abdrucken, bemerken wir zugleich, daß Bestellungen jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen werden.

Die Expedition der

Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zeitung

in Berlin.

Digitized by Google

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schutzzoll und Freihandel

mit besonderer

Bezugnahme auf die deutsche Eisenzoll-Frage

von

A. Bayerdörffer.

Preis 1 *M.* 20 *Pf.*

Jena, Februar 1877. **Hermann Dufft.**

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heldensagen

des

Firdusi.

In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung

von

Adolf Friedrich von Schack.

Dritte Auflage.

Drei Bände. Preis: 15 *M.* Eleg. geb. 20 *M.*

Der größte Dichter des Orients, der einzige Epiker der Weltliteratur, der dem Homer an die Seite gestellt zu werden verdient, ist durch diese Uebertragung zuerst bei uns eingebürgert worden. Dieselbe hat die allgemeine Anerkennung gefunden, daß sie bei hohem poetischen Schwunge die Leichtverständlichkeit und den natürlichen Fluß einer Originaldichtung besitze. Die Einleitung enthält, wie J. Scherr in seiner Literaturgeschichte urtheilt, eine wahrhaft prachtvolle Charakteristik des Firdusi und verbreitet sich zugleich über dessen Leben, so wie über die Quellen und den historischen Gehalt seines großen Gedichtes.

Stuttgart, Februar 1877.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, NW., 32. Louisenstrasse.

Don Juan d'Austria.

Ein

geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen

von **Albert Lindner.**

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort

von **Eduard Hobein.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 *M.*

Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

VIONVILLE.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen

von

E. v. Wildenbruch.

II. Auflage.

8. Eleg. broch. 1 *M.* 50 *Pf.*, geb. mit Goldschnitt 2 *M.* 25 *Pf.*

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

Wildenbruch's Vionville gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welche sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatten.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin.

Bibliothek für Wissenschaft und Litteratur 2. 12. 15. Band.

Ausflüge in die Natur.

Allgemein verständliche Schilderungen von **Dr. Ernst Hallier**, Professor an der Universität zu Jena. Mit Abbildungen. 5 *M.* 40 *Pf.*

Der Verfasser wünscht zur Verbreitung von Naturverständniß und Naturgenuß beizutragen. Wer wahren Genuß beim Anschauen der schönen Natur haben will, der darf nicht ganz unbekannt mit ihr sein, sie muß ihm eine vertraute Freundin werden, welche ihm ihre zahllosen kleinen Geheimnisse nach und nach offenbart. Je größer das Verständniß, desto größer der Genuß. — Inhalt: Sprache der Blumen. Mechanik, Teleologie und Aesthetik. Säculare Bewegungen des festen Erdbodens. Die Alpen und ihre Vegetation. Reiseerinnerungen aus England. Anlegung botanischer Gärten und Sammlungen. Am Meeresstrand. Botanischer Ausflug nach Tirol. Wildbad Gastein und Umgebungen. Im Herzen Deutschlands (Thüringen).

Spanien und die Balearen.

Reiseerlebnisse und Reiseschilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen und Erläuterungen. Von **Dr. Moritz Willkomm**, Professor an der Universität und Director des Botanischen Gartens in Prag. Mit color. Plan der Tropfsteinhöhlen von Artá. 7 *M.*

Die nicht-spanische Literatur über das merkwürdige Eiland ist so gering, daß das Werk eines so berühmten Autors allgemein erwünscht sein wird. Dasselbe enthält außer den Reiseerlebnissen höchst anmuthige Naturschilderungen, besonders der Balearen, für deren Geographie und Flora es als Quellenwerk bezeichnet zu werden verdient, und ist auch für den Laien belehrend und anziehend, weil der durch seinen mehrjährigen Aufenthalt mit der Sprache, den Sitten, Gebräuchen und dem Charakter des spanischen Volkes vollkommen vertraute Verfasser Vergleichungen mit den Zuständen während seiner ersten Anwesenheiten zieht und seine neueste dritte Reise in eine Zeit fiel, wo sich Spanien als Republik in höchster politischer Erregung befand.

Idealrealismus und Materialismus.

Eine allgemein verständliche Darstellung ihres wissenschaftlichen Werthes. Von **Dr. Ludwig Weis.** 3 *M.*

Auch dieses neue Werk des Verf. mit seiner allgemein verständlichen und anschaulichen Schreibweise dürfte, wie die früheren, welche die Kritik in günstigster Weiser besprochen hat, willkommen geheißen werden. In 8 Abschnitten: Materie des Sprechens, Aesthetisirung der Materie in der Religion, wissenschaftliche Bestimmung der Materie, ist Alles aus Atomen entwickelt? wie ermöglicht der Materialismus die Urzeugung? wie ermöglicht er die Entwickelung des Bewußtseins? Resultate, Gesichtspunkte und Thesen, Anmerkungen — zeigt derselbe, daß der Materialismus Dogmatismus und Ultramontanismus sei, weil er wie die Religion sage, die Endursache sei ein Geheimniß, aber doch verlange, daß man dieses Geheimnißvolle als Materie glauben und denken müsse, nicht aber als Gott. Er zeigt ferner, daß der Materialismus Idealismus sei, insofern er nur in Worten, Vorstellungen und Ideen denken und reden könne.

Verlag von **Gebrüder Borntraeger** (**Ed. Eggers**) in Berlin.

Victor Hehn,

Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Dritte umgearbeitete Auflage. 36 Bogen. gr. 8. Complett in 10 Lieferungen à 1 Mark. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Dieses von der **Universität Dorpat preisgekrönte** Werk ist nicht bloss von den bewährtesten Vertretern der Wissenschaft als eine bahnbrechende Leistung anerkannt worden, sondern hat sich auch in dem weiteren Kreise der Gebildeten durch klare Darstellung und geistvolle Auffassung zahlreiche Freunde erworben. Der Verfasser giebt darin, indem er die Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrer Wanderung von Volk zu Volk verfolgt, zugleich eine Kulturgeschichte in grossen Zügen und umfassendem Sinne.

1. Der berühmte Afrikareisende **Dr. Schweinfurth** über die neue Auflage von Brehm's Thierleben (Bibliographisches Institut in Leipzig): „Es wird schwer fallen, auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft und in der Gesammtliteratur der drei großen Kulturvölker unseres Jahrhunderts ein Werk namhaft zu machen, das in so vollkommener Weise die mannigfaltigsten Hülfsmittel zu verwerthen gewußt hat, welche die Neuzeit dem Gelehrten zur Verfügung stellt, das in so hohem Grade den Anforderungen gerecht wird, welche heute vom vielseitigsten Standpunkte aus an Erzeugnisse der deskriptiven Forschung erhoben zu werden vermöchten, wie das „Thierleben" von Brehm. Langjährige, auf Autopsie begründete Erfahrungen eines Weltreisenden, die hinreißende Darstellung des mustergültigen Schriftstellers, gewissenhafteste Kritik und Sichtung ungeheurer Bücherschätze haben, ganz abgesehen von dem immensen Wissen des Zoologen, das Werk zu jener Höhe emporgehoben, von welcher es die früheren Leistungen auf diesem Gebiete weithin beherrscht. Die äußeren Hülfsmittel unserer Zeit haben es außerdem zu einem Meisterstücke der deutschen Buchdruckerkunst gestaltet. Aesthetisch, gelehrt, praktisch verwendbar, ist es der Stolz unserer Literatur. Nie hat die bildliche Darstellung der sprachlichen in gleich idealer Vollkommenheit zur Seite gestanden, wie bei dieser zweiten Auflage des in jeder Beziehung klassischen Werkes. Hat Brehm das Leben der Thiere beschrieben, so hat Mützel dieselben nach dem Leben gezeichnet, in schwarzen Strichen hat er gezeigt, wie sie leben. Solche Thierbilder, wie sie unsere großen zoologischen Gärten zu entwerfen gestatten, hat die frühere Zeit — es ist kaum ein Decennium verflossen — nicht gekannt. Eine neue, das Gesammtgebiet der Zoologie umfassende Schule der Thiermalerei ist auf dieser Grundlage gewonnen; die heraldisch verzerrten Karikaturen der älteren Werke werden nach solchen Leistungen nicht mehr geduldet werden können.

Um nun aber noch einiges Licht auf die eigentlichen Verdienste des Verfassers zu werfen, darf ich mir nicht anmaßen, anders als über die Glaubwürdigkeit seiner in fernen Ländern gemachten Beobachtungen urtheilen zu wollen. Mit seinen anderweitig publicirten Schriften wohlvertraut, bin ich auch, hier und da, auf den Spuren des Reisenden meines Weges einhergezogen, den man mit Recht den Le Vaillant der Nilländer genannt hat, an den Gestaden des Rothen Meeres wie an den Ufern des Blauen Nils, in den Wüsten Aegyptens wie auf den grünen Gefilden des Pharaonenlandes. Was er geschrieben, habe ich oft da, wo er die ersten Notizen dazu entwarf, wieder und immer wieder gelesen, und stets ist mir Brehm als ein Gewährsmann erschienen, dessen Angaben ich ohne weitere Reserve unterschreiben wollte. Gewahrt man etwas, bei dessen sprachlicher Darstellung man räth und erwägt, so nimmt einem Brehms schlagfertiger Stil das Wort von der Zunge; glaubt man der Natur in unbelauschter Stunde ein neues Geheimnis abgerungen zu haben, so kann man sicher sein, es in Brehms Thierleben schwarz auf weiß wiederzufinden: Brehm ist einzig in seiner Art!"

Digitized by Google

Für eine täglich erscheinende Zeitung freisinniger Richtung in einer größeren Industriestadt des Königreichs Sachsen wird ein akademisch gebildeter

Redacteur

gesucht. Offerten mit Angabe der bisherigen Thätigkeit, sowie der Gehaltsansprüche an die Annoncen-Expedition des „Invalidendank" in Dresden unter Chiffre F. A. 818. erbeten.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Arthur Schopenhauer's Sämmtliche Werke.

Herausgegeben von **Julius Frauenstädt.**

Zweite Auflage.

Sechs Bände. 8. Geh. 48 M. Geb. 57 M.

Binnen drei Jahren ist die erste Auflage von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken vergriffen worden: ein sprechendes Zeugniß von der Bedeutung, welche der Schopenhauer'schen Philosophie fortwährend in der ganzen gebildeten Welt zuerkannt wird. Die zweite Auflage, von dem Herausgeber mit Berichtigungen und Zusätzen versehen, ist vollständig auf einmal erschienen.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Musikalien- oder Buchhandlung zu beziehen:

Volks-Klavierschule.

Anleitung

zur

gründlichen Erlernung d. Klavierspiels.

Bearbeitet von

Carl A. Krueger.

Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Geheftet 3 M. Gebunden 4 M. 50 S.

Im unterzeichneten Verlage ist nunmehr vollständig erschienen:

Der Ring des Nibelungen

von

Richard Wagner.

Tonbilder für das Pianoforte mit erläuterndem unterlegtem und verbindendem Texte.

Das Rheingold . . . . . M. 6.25 n.
Die Walküre. In 3 Theilen, zus. M. 13.50 n.
Siegfried . . . . . M. 10.— n.
Götterdämmerung. In 2 Thl., zus. M. 14.— n.

Mainz, März 1877.

B. Schott's Söhne.

Heinr. Lemcke

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter

Havanna- etc. Cigarren

im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille.

Zollfreie Lieferung **für das Deutsche Reich** von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Stacke, Dr. Ludwig, Erzählungen

aus der mittleren, neuen und neuesten Geschichte.

III. **Band.**

Neueste Geschichte. (1815–1871.)

Abriß der Geschichte der neuesten Zeit.

3. vermehrte Auflage. 3 M. 50 S.

Gerhard Stalling, Oldenburg.

Soeben sind erschienen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt

von

Otto Gildemeister.

Dritte Auflage.

In sechs Bänden.

Erster und zweiter Band.

Preis pro Band 2 M.

Die Bände 3—4 werden Ende März, Band 5 und 6 im Monat Mai erscheinen.

Berlin, d. 15. Febr. 1877. **H. Reimer.**

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Geschichten

von

Paul Lindau.

2 Bände. broch. 8 M. — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 M.

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Historisch-kritische Aufsätze

werden käuflich zu erwerben gesucht. Auch jüngere Gelehrte belieben ihre Adresse einzusenden an die Expedition der „Gegenwart" unter Chiffre B. R. 18.

Soeben erschien **Heft 2** der

Dramaturgischen Blätter.

Redigirt von

Dr. H. Hammann u. **W. Henzen.**

Preis pro Quartal (3 Hefte à 5 Bog.) 4 M. 50 S.

Mitarbeiter dieses von der Presse allerwärts auf das Günstigste beurtheilten Organs für die Bühne sind u. A.: **Paul d'Abrest** (Paris), **E. Bürde, J. Grosse, H. Herrig, M. Kalbeck, F. Kürnberger, A. Lindner, H. Lingg, L. Meinardus, Br. Meyer, R. Prölß, C. M. Sauer, H. Uhde, F. Vischer, E. Wichert.**

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an.

Dürr'sche Buchhandlung in **Leipzig.**

Verlag von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig.**

Erinnerungen an Italien

von

Emilio Castelar.

Deutsch von **Julius Schanz.**

Autorisirte Ausgabe.

8. Preis: 4 M. 50 S., gebunden 5 M.

Die Wiener „**Deutsche Zeitung**" sagt über das Werk u. A.:

„Man wünschte jede Seite doppelt so lang, um all' diesen Genuß in sich einzuschlürfen. Jedes der elf Kapitel enthält solche Kostbarkeiten, die über den Pisaner Compo Santo und über Neapel lesen sich wie Gedichte und sind wie in schönheitstrunkenem Taumel geschrieben. — Castelar's Buch sollte in keiner Hausbibliothek fehlen."

Verlag von Julius Hainauer,

Königliche Hof-Musikalienhandlung in **Breslau:**

Adolf Jensen's

Claviercompositionen.

Soeben erschien:

Abendmusik

für Pianoforte zu 4 Händen von

Adolf Jensen.

Op. 59. Preis: 5 M.

Früher wurden veröffentlicht:

Adolf Jensen,

			Ausg. à 2 ms.	Ausg. à 4 ms.
Op. 43.	**Idyllen,** 8 Clavierstücke zu 2 und zu 4 Händen.			
Nr. 1.	**Morgendämmerung**		M. 1.25.	M. 1.75.
Nr. 2.	**Feld-, Wald- und Liebesgötter**		M. 1.50.	M. 2.25.
Nr. 3.	**Waldvöglein**		M. 1.00.	M. 1.25.
Nr. 4.	**Dryade**		M. 1.25.	M. 1.75.
Nr. 5.	**Mittagsstille**		M. 1.25.	M. 1.75.
Nr. 6.	**Abendnähe**		M. 1.25.	M. 1.50.
Nr. 7.	**Nacht**		M. 1.25.	M. 1.75.
Nr. 8.	**Dyonisosfeier**		M. 1.75.	M. 2.50.
Op. 45.	**Hochzeitsmusik** für Pianoforte zu 4 Händen.			
Nr. 1.	**Festzug**	M. 1.50.	Nr. 2. **Brautgesang**	M. 1.75.
Nr. 3.	**Reigen**	M. 1.75.	Nr. 4. **Nocturno**	M. 2.00.
	Dasselbe complett in 1 Bande	M. 5.00.		
Op. 46.	**Ländler aus Berchtesgaden.** Für Piano zu 2 Händen.			
Heft 1		M. 3.00.	Heft 2	M. 2.50.
	complett	M. 5.00.		
Op. 47.	**Wald-Idyll.** Scherzo für Piano zu 2 Händen			M. 2.75.

Hierzu eine Beilage, Bestellzettel auf die Illustr. Frauen-Zeitung und Modenwelt.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 24. März 1877. XI. Band.

WISSEN NI GSON

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Geist und Natur. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Stephan Milow. Von Ferdinand Kürnberger. — Ein italienischer Satiriker. Von Siegfried Samosch. — Die neueste Wendung in der Architektur. Von Theodor Unger. — „Manfred" an der Düna. Eine zeitgemäße Reminiscenz von Rudolph Genée. — **Aus der Hauptstadt:** Etelka Gerster. Von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Geist und Natur.

Von Eduard von Hartmann.

Der mächtige Aufschwung der Naturwissenschaften in den letzten hundert Jahren hat denselben bei der lebenden Generation ein höheres Ansehen verschafft, als dieselben jemals genossen haben. Schon begnügen sich die hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaften nicht mehr damit, innerhalb ihres Specialfaches den Gesichtskreis des menschlichen Wissens herauszurücken, sondern trachten danach, die Resultate der auf ihrem Gebiet gewonnenen Ansichten über dessen Grenzen hinaus zu erweitern und zu einer gesammten Weltanschauung auszudehnen. Da eine solche Weltanschauung nun aber mannichfach mit den bisher geltenden Ansichten in Conflict geräth, welche sich hauptsächlich auf die Ergebnisse der Geisteswissenschaften stützen, so scheint es zeitgemäß, zur Abschätzung des Gewichts, das man diesen Ansprüchen beimessen darf, das Verhältniß von Natur und Geist einer Betrachtung zu unterwerfen, auf welche diese Schätzung sich stützen kann.

Bevor der Geist beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen, lebt er doch schon ein Leben im Geiste. Die Befriedigung der rein natürlichen Bedürfnisse gilt auch dem unphilosophisch dahin lebenden Menschen als eine bloße Grundlage, als der Bauhorizont, auf dem er sein eigentliches Leben erst zu errichten bemüht ist. Letzteres bewegt sich in den Gemüthsbeziehungen der Familie und dem Streben nach bestimmender Wirksamkeit im Gemeinwesen. Der Erwerbstrieb findet seinen Abschluß erst in der Förderung des Behagens der Familie, der Ehrgeiz erst in der Förderung des Gemeinwohls, und die angestrebte Herrschaft über die Natur dient indirect den Bedürfnissen des Geistes, ohne welche das Ringen des Menschen nach Macht in jedem Sinne so unmöglich wäre wie bei den Thieren. So ist es unbewußter Weise schon das Leben im Geiste, welches dem Menschen seine Stellung in der Natur geschaffen hat.

Erwacht nun aber gar das philosophische Bewußtsein, so bricht sich mehr und mehr die Einsicht Bahn, daß der Mensch unmittelbar genommen nur im Geiste lebt, daß nur das Leben in seiner Bewußtseinssphäre sein specifisch menschliches Leben genannt werden kann, und daß diese schlechterdings keinen andern als geistigen Inhalt zuläßt. Der Mensch kennt unmittelbar nur seinen eignen idealen Bewußtseinsinhalt, der ein Product seiner eignen unbewußten Geistthätigkeit ist; er empfindet nichts als seine Empfindungen, nimmt nichts wahr als seine Vorstellungen, denkt nichts als seine Gedanken. Er ist also schlechthin eingeschlossen in die Welt des Geistes und zwar seines Geistes. Alle fremden Geister kennt er nur aus den Reflexen, die ihm sein eigner Geist von denselben wiederspiegelt. Wäre er nicht durch die Beschaffenheit seines Bewußtseinsinhalts genöthigt anzunehmen, daß seinen Vorstellungen von anderen Menschen wirkliche transscendente Menschen entsprächen, so würde er wahrscheinlich niemals einen philosophischen Grund ausfindig machen, der stark genug wäre, seine instinctive transscendentale Beziehung von materiellen Vorstellungsobjecten auf materielle Dinge an sich erkenntnißtheoretisch zu rechtfertigen. Bekanntlich bestreitet die idealistische Seite der Kantischen Schule so wie so, daß es solche Gründe zur positiven Annahme von Dingen an sich gebe oder geben könne, und setzt damit die subjective Erscheinungswelt des menschlichen Bewußtseins zu einem objectiv unbegründeten, d. h. wahrheitslosen Schein herab. Der subjective Idealismus kennt mithin die Natur nur als ein vom subjectivem Geiste erzeugtes Phänomen, das für jedes Bewußtsein ein anderes, von dem der Mitmenschen völlig unabhängiges ist. Er leugnet demnach die reale Existenz Einer Natur, und läßt nur den Schein so vieler Naturen gelten, als Geister sich solchen vorspiegeln. Die „Naturgesetze" können auf diesem Standpunkt selbstverständlich nur als die Gesetze des Geistes verstanden werden, nach welchen dieser sich seinen subjectiven Schein unbewußter Weise producirt. Die Natur ist hier schlechthin blos eine Spiegelfechterei des subjectiven Geistes, seine illusorische und vergängliche Schöpfung ohne alle eigne Realität. Davon, daß eine so verstandene Natur rückwärts den Geist sollte beeinflussen können, kann natürlich keine Rede sein; jeder solche scheinbare Einfluß kann selbst nur eine subjective Illusion sein, die mit derjenigen der Natur auf gleicher Stufe steht. Die Naturphilosophie bildet hier nur einen, nicht einmal auszulösenden Theil der Geistesphilosophie, die Natur wird erklärt durch Erklärung der sie producirenden Thätigkeit des subjectiven Geistes, kann aber ihrerseits zur Erklärung der Beschaffenheit des subjectiven Geistes nicht das Geringste beitragen. Daß eine selbstständige Naturwissenschaft hierbei unmöglich ist, bedarf keiner weiteren Versicherung, und ist es nur Mangel an philosophischem Verständniß, wenn Naturforscher geglaubt haben, daß ihre Wissenschaft mit dieser idealistischen Erkenntnißtheorie (wie sie in Fichte, Schopenhauer, einem Theil der Hegel'schen Schule, und dem größeren Theil des Neukantianismus, namentlich F. A. Lange vorliegt) irgendwie vereinbar sei.*)

Aber in einem Punkte hat der subjective Idealismus Recht, nämlich darin, daß wir unmittelbar nur unser eignes Geistesleben kennen. Hierin hat die Naturwissenschaft noch von ihm zu lernen, insoweit in derselben der naive Realismus noch ein breites Feld behauptet. Der naive Realismus hat aber wieder

*) Vgl. meine Schrift: „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus", S. 60—64.

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

darin Recht, daß es in der That eine für alle Beobachter numerisch identische reale Natur gibt, welche nach selbstständigen, vom subjectiven Geist unabhängigen Gesetzen lebt und sich verändert, und den letzteren causal beeinflußt. Beide Wahrheiten sind vereinigt im transscendentalen Realismus, der da anerkennt, daß wir in der subjectiven Erscheinungswelt nur den Reflex der Natur im eignen Geiste besitzen, und die Beschaffenheit und die Veränderungen der Einen realen Natur nur indirect aus der Beschaffenheit und den Veränderungen unseres idealen Bewußtseinsinhalts erschließen können. Dieser erkenntnißtheoretische Standpunkt ist nicht nur der allein haltbare, er ist auch zugleich der einzige für die Naturwissenschaft brauchbare und bricht sich deshalb auch neuerdings mit Macht in Naturforscherkreisen Bahn.

Durch den transscendentalen Realismus ist nun aber die gewöhnliche Meinung der Naturforscher, daß ihre Wissenschaft vor den Geisteswissenschaften den Vorzug der Exactheit wegen der Grundlage der unmittelbaren Erfahrung voraus habe, als ein falsches Vorurtheil des naiven Realismus enthüllt; denn wir wissen jetzt, daß die Natur, d. h. die Eine reale Natur, mit welcher allein es die Naturwissenschaft zu thun hat, unserem Bewußtsein transscendent ist, also niemals Gegenstand unmittelbarer Erfahrung werden kann. Jede Aussage der Naturwissenschaft über die Beschaffenheit und Gesetze der Natur beruht auf Schlußfolgerungen, welche sie aus geistigen Erfahrungen auf die sie verursachenden äußeren Dinge an sich zieht. Die gesammten Naturwissenschaften sind so wenig empirisch im philosophischen Sinne, daß sie sich vielmehr ausschließlich im transscendenten Gebiet bewegen, und die immanenten Erfahrungen des Geistes nur als Schwungbrett brauchen, um sich über die Erfahrung, d. h. die subjective Erscheinungswelt hinauszuschwingen in die Welt der Dinge an sich, welche der subjective Idealismus für unerkennbar, streng genommen sogar für nicht existirend hält. Die Geisteswissenschaften dagegen brauchen die Sphäre der unmittelbaren Erfahrung nicht erst zu verlassen, um in das ihnen eigenthümliche Gebiet zu gelangen; denn wenn letzteres auch weiter ist als erstere, so umfassen sie diese doch mit. Die Empirie ist somit nicht nur in dem Sinn Grundlage der Geisteswissenschaften, wie sie es für die Naturwissenschaften ist, sondern die irrthumsunfähige Gewißheit der unmittelbaren Erfahrung haftet wirklich in dem Sinne den Elementen der Geisteswissenschaft an, in welchem die Naturwissenschaften dieselbe bisher irrthümlicher Weise für sich in Anspruch genommen haben.

Was ist nun diese so indirect erschlossene Natur? Ein großer Mückenschwarm, hier dichter, dort dünner, hier schneller, dort träger durch einander schwirrend, und die Mücken darin sind ausdehnungslose Punkte oder Atome. Kann es etwas Trockneres, Uninteressanteres, Einförmigeres, an und für sich Gleichgültigeres geben, als diesen gespenstischen Schwarm tanzender mathematischer Punkte? Was kann ärmer sein, als ein solches stenometrisches Weltschema, die dünnste Abstraction unserer Quantitätsbegriffe in Raum, Zeit und Bewegung! Was diesem abstracten Schema die Möglichkeit realer Existenz gewährt, ist erst der Kraftbegriff, der die tanzenden Atome von abstracten Raumpunkten zu wirkenden, d. h. wirklichen Individuen erhebt; was diese um den Quantitätsbegriff der Wirkungsintensität bereicherte Natur erst belebt, ist die Uebertragung des Begriffs der Empfindung aus unserem Geist in die sie constituirenden Individuen niedrigster Ordnung, wodurch die rein quantitative Wirklichkeit zuerst eine qualitative Färbung erhält.

Ueberblicken wir die so erlangte reale Natur, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß Alles, was wir ihr zuschreiben, lediglich Uebertragungen aus unserem eignen Geist sind, und nach Abzug dieser Nichts übrig bleibt. Realität, Existenz, Substanzialität ꝛc. sind Kategorien unseres subjectiven Denkens, Raum, Zeit und Bewegung sind Anschauungsformen unserer Sinnlichkeit. Das dreidimensionale Raumschema, in welchem wir die Natur construiren, ist dem dreidimensionalen Raumschema der in unserem Bewußtsein enthaltenen subjectiven Erscheinungswelt entlehnt. Auf den Begriff der Kraft wären wir nie gekommen, wenn wir nicht den eignen Willen verallgemeinert hätten, und der Kraftbegriff ist uns heute noch absolut unverständlich, außer wenn wir ihm stillschweigend oder offenkundig den Begriff des Willens zu Grunde legen. Kraft und Empfindung sind als Wille und Vorstellung die Elementarbegriffe der Geisteswissenschaft, und sind sie es erst, die dem abstracten Raumschema Energie und Leben einhauchen, so ist damit zugestanden, daß wir eine reale lebendige Natur nur nach Analogie unseres Geistes zu denken vermögen. So construiren wir die Natur aus zwei Factoren: der erste besteht in den schematischen Formen unseres Bewußtseinsinhalts, der zweite in den Grnndfunctionen der Geistigkeit selbst. Ist eine dieser Uebertragungen der Analogie ungerechtfertigt, so ist unsere Vorstellung von einer realen Natur eine Illusion, so gibt es keine Natur für uns.

Streichen wir die anthropopathische Uebertragung von Kraft und Empfindung, so behalten wir nur ein gespenstisches abstractes Raumschema mit bewegten kraftlosen Punkten, das unfähig ist, irgendwelche reale Einwirkungen auf den Geist zu üben und deshalb nicht nur aufhört, irgend etwas erklären zu können, sondern auch aufhört, durch berechtigte Rückschlüsse aus seinen Wirkungen auf unsern Geist erschlossen zu sein. Streichen wir hingegen die Uebertragung der Denk- und Anschauungsformen auf die an sich seiende reale Natur, so verlieren nicht nur die auf Quantitätsverhältnisse und raumzeitliche Beziehungen gestützten naturwissenschaftlichen Erklärungen durchweg jede Bedeutung, sondern sie verlieren auch (mit den Begriffen Substanz, Causalität ꝛc.) den transscendenten Gegenstand oder Träger, auf den sich ihre Aussagen beziehen könnten. Ist eine dieser Uebertragungen, oder sind gar beide unberechtigte Anthropomorphismen, so gibt es für uns schlechterdings keine Natur, und die angebliche Wissenschaft der Natur ist dann mit Alchymie, Astrologie und Theologie in die Rumpelkammer der vorkritischen Illusionen zu werfen. Bestreitet also die Naturwissenschaft jene anthropomorphischen Analogien, so hebt sie damit sich selbst auf; läßt sie dieselben gelten, so erkennt sie damit an, daß wir eine reale Natur uns schlechterdings nur nach geistigen Vorbildern denken können, und daß wir in die Natur grade nur soweit Einblick und Verständniß zu erlangen hoffen dürfen, als diese anthropomorphischen Analogien reichen und der Wahrheit gemäß sind.

Dieses Resultat muß jedem Philosophen, der auf dem Boden des transscendentalen Realismus steht, a priori selbstverständlich sein. Niemand kann aus seiner Haut herausfahren, also auch nicht der menschliche Geist. Ist aber die Natur ihm nur etwas indirect aus ihren Wirkungen auf den Geist Erschlossenes, so kann der Geist die Natur eben nur aus sich selbst verstehen, und hat keinen Schlüssel zur Natur als sich, den Geist. Er kann der Natur nichts geben, als aus seinem Vorrath; aber von den Schätzen seines Reichthums muß er das Meiste und Edelste für sich behalten, und nur das Einfachste und Aermste aus denselben darf er der Natur leihen, wenn er nicht in unberechtigte anthropomorphische Uebertragungen verfallen will.

Demnach haben wir allen Grund anzunehmen, daß diese Brosamen vom Tische des Geistes, aus denen wir die Natur construiren, diese wirklich erschöpfen, d. h. daß die Natur nicht wesentlich reicher ist, als wir dieselbe heute schätzen. Nicht als ob wir extensiv auch nur den kleinsten Theil der Natur erforscht, oder innerhalb dieses uns zugänglichen Theils alle Bewegungen und Gruppirungen der Atome ergründet hätten, — daran fehlt viel, aber das ist ein Axiom der modernen Naturwissenschaft, daß alle unsere fünf Sinne übersteigenden Einwirkungen, welche ein anders organisirter Geist von der Natur erfahren könnte, doch immer nur von bewegten Atomen ausgehen könnten, und daß die Bewegungen und Gruppirungen der Atome, in welchen alle Naturprocesse sich erschöpfen, in allen noch so entlegenen Theilen des Kosmos nach denselben Gesetzen sich vollziehen. Wir sind noch weit entfernt zu verstehen, wie alle Naturerscheinungen durch Mechanik der Atome zu erklären seien; daß aber alle nur hieraus und aus keinen andern Eigenschaften der Natur zu erklären seien, ist als das sicherste Resultat zu betrachten, dessen die moderne Naturwissenschaft sich zu rühmen

Digitized by Google

hat. Wenn anders nicht diese angeblich exacteste aller Wissenschaften sich gänzlich auf dem Irrwege befindet, so brauchen wir nicht zu fürchten, daß wir der Natur Unrecht thun, wenn wir sie auf auf die ärmsten und dürftigsten Bestimmungen beschränken, die wir aus den Geisteswissenschaften entlehnen konnten.

Was ist uns nun die so erschlossene und durch Analogien des Geistes construirte Natur? Kann ein stummes, licht- und farbloses Spiel punktueller Atome uns an und für sich interessiren? Muß uns nicht davor grauen, wie vor dem gespenstischen Todtentanz verwunschner Monaden? Was kann unschöner sein, als solch' eine Natur aus mechanischen Kraftwirkungen imaginärer Raumpunkte? Wem leuchtet der Sternenhimmel, wenn nicht dem Geiste? Ihm nur glänzt das Gluthmeer der Morgenröthe, ihm nur duftet die Linde, ihm nur tönt die Harfe! Die reale Natur als solche erschöpft sich in dem einförmigen Mückentanz der Atome, und alle Pracht und Herrlichkeit, die der entzückte Geist der Natur zuschreibt, gehört nur ihm selbst an, dem farbigen Abglanz der kahlen Wirklichkeit, den er selbst als subjective Erscheinungswelt sich unbewußt producirt und seinem Bewußtsein zum Inhalt gibt.*) Alle Wunder der Natur, welche die Dichter aller Zungen von jeher tausendfältig preisen, sind nur die Wunder des Geistes, die er selbst in sich hervorbringt.

Was geht uns also eigentlich die objectiv-reale Natur an? Sie würde uns gar nichts angehen, wenn nicht ihre Einwirkungen es wären, welche den Geist zur Production der subjectiven Erscheinungswelt anregten, und dadurch erst seine leere Form des Bewußtseins mit dem ganzen Reichthum ihres Inhalts erfüllten. Wie der elektrische Funke aus der Berührung verschieden elektrischer Körper hervorspringt, so resultirt das Leben des Geistes aus seiner Wechselwirkung mit dieser an und für sich nüchternen und stummen Natur. Sie ist es, die den schlafenden prometheischen Funken der Selbstbestimmung in ihm weckt, sie auch, welche ihn aus der Isolirung seiner Einzelhaft befreit, indem sie ihm die Communication mit andern Geistern eröffnet. Darum ist es nicht die Natur als solche, welche uns interessirt, sondern lediglich die Natur als Mittel zur Bereicherung des geistigen Lebens. Wie wir das Oel nur pressen und das Petroleum nur bohren, damit beide sich als Brennstoff in unseren Lampen verzehren, so versenken wir uns in die Natur und suchen dieselbe als unsern Besitz zu erobern, nur um sie als Natur, d. h. in ihrer uns transscendenten Natürlichkeit zu vernichten, und sie als Brennstoff für die Flamme unseres Geistes zu verbrauchen. Der Menschheit ist die Natur nur als Mittel des Geistes von Werth, an und für sich dagegen völlig werthlos. Der Naturforscher vergißt nur zu leicht diese Beziehung, wenn er in wohlverstandner Arbeitstheilung seine wissenschaftliche Lebensaufgabe dahin abgrenzt, die Natur als solche zu ergründen. Insofern er aber zugleich Mensch, Lehrer, Familienvater, Staatsbürger und empfänglich für alles Gute, Schöne und Wahre ist, desavouirt er in seinem gesammten Leben den Irrthum, dem er in seinem Beruf in verzeihlicher Weise verfallen sein kann.

Was ist nun aber das Eine ewige, nicht genug zu bewundernde Wunder an der Natur? Daß sie, die kahle nüchterne, poesielose und anscheinend geistlose es ist, welche dem Geiste seinen unendlichen Reichthum erschließt, und durch ihre Impulse ihn zur Production der subjectiven Erscheinungswelten nöthigt, in denen auf einmal die ganze Pracht und Herrlichkeit der Idee Fleisch und Blut, Ton und Farbe gewinnt, daß sie wie eine unsichtbare Geheimschrift des Geistes uns anmuthet, die im subjectiven Spiegelbild des Bewußtseins auf einmal ihre leuchtenden Züge entfaltet und von der Schönheit und Weisheit der Schöpfung Zeugniß ablegt! Freilich ist es der Geist, der in sich die Schönheit und Fülle der subjectiven Erscheinung producirt, aber er producirt sie doch nicht aus sich, sondern ist in dem Inhalt seines Producirens ganz und gar abhängig von den Einwirkungen, welche die reale Natur auf ihn ausübt. So ist ohne Zweifel der Geist von der Beschaffenheit, auf das Afficirtwerden von Seiten der Natur so zu reagiren, aber ebenso zweifellos würde er nicht so reagiren, wenn die Natur nicht eine solche Beschaffenheit besäße, um ihn in dieser bestimmten Weise zu afficiren. Die Harmonie ist eine gegenseitige. Die Natur aber ist das Prius des Geistes; sie scheint so kahl und nüchtern zu sein, und doch ist sie es, welche beständig die Funken des Schönen, Wahren und Guten aus dem schlummernden Geiste schlägt. Dieses Wunder wird nur verständlich, wenn die Natur von Anfang an darauf veranlagt ist, zur Brutstätte des Geistes zu dienen. Das Wunder der Natur löst sich nur, wenn der Geist sich unbewußter Weise in ihr seine Stätte bereitet hat, d. h. durch eine teleologische Naturphilosophie. Diese Nöthigung zur teleologischen Auffassung wird nicht nur nicht geringer, sondern noch stärker, wenn man annimmt, daß der unbewußte Geist während des Weltprocesses keine andern Aeußerungen von sich gebe, als in den Atomfunctionen; denn dann muß die ursprüngliche Veranlagung der Natur zur Erzeugung der Wunder des Geistes eine absolutvollkommene und allein ausreichende sein, die keiner unmittelbaren Mitwirkung des Geistes, keiner Nachhülfe mehr bedarf.

So lange der Geist des Menschen sich in der Natur bewegt und ergeht, kommt er sich vor wie Peter in der Fremde, und heimisch fühlt er sich doch erst wieder, wenn er von seinen Naturausflügen in die Heimat des Geistes zurückgekehrt ist. Wie im einzelnen concreten Fall das locale Spiel der Atome mir nur als Mittel eine Bedeutung hat, welches mich zur Production der bestimmten Erscheinung anregt und nöthigt, so hat die Natur als Ganzes einen Werth für uns nur als Mittel für die Bereicherung und Steigerung unseres Geisteslebens. Wie die Naturphilosophie nur wichtig ist als ein Durchgangspunkt von der Erkenntnißtheorie zur Methaphysik, so haben auch die Naturwissenschaften ihre Bedeutung für den menschlichen Geist nur als Durchgangspunkt von der unmittelbaren Selbsterfassung des Geistes zu seinem culturgeschichtlichen Verständniß. Das Studium der Natur dient dem Geist als Mittel zum Verständniß seiner Stellung im Weltganzen; es lehrt ihn sich als Geist im Gegensatz zur bloßen Natur schätzen und würdigen, und alle Hülfsmittel, welche die Natur bietet, zur Förderung seiner geistigen Cultur verwerthen. Die geistige Cultur des Menschengeschlechts ist aber ein geschichtlicher Proceß, d. h. Culturgeschichte, und so verstanden ist die Culturgeschichte der Inbegriff der Entwickelung des Geistes. Das Studium der Natur lehrt die Culturgeschichte einerseits rückwärts in die Entwickelungsgeschichte der Natnr verfolgen und anderseits ihren vollen Gegensatz gegen diese verstehen; es lehrt uns die Naturentwickelung als den Sockel begreifen, dessen die Culturgeschichte bedurfte, um sich als Statue zu präsentiren.

Das Resultat dieser Betrachtungen ist, daß wir mit dem Geiste beginnen und mit dem Geiste endigen, und daß die Naturerkenntniß nur ein mittelbar erschlossenes Durchgangsstadium für die Selbstbestimmung des Geistes bildet, das nur als Mittel, nicht als Zweck einen Werth für uns besitzt. „Vom Geist durch die Natur zum Geist!" So lautet der Spruch, in den wir unsere Erörterungen zusammenfassen können.

„Vom Geist durch die Natur zum Geist" ist aber nicht blos ein für uns giltiges Motto, sondern es hat zugleich einen absoluten Werth. Die Natur ist nicht blos für uns, sondern sie ist an und für sich bloße Durchgangsstufe, bloßes Mittel ohne selbstständige Bedeutung. Nicht blos der Menschengeist, sondern auch der absolute Geist gleicht dem Peter in der Fremde, während er in der Natur sich umhertreibt; auch er ringt nach seiner Befreiung aus den Banden der Natur, und auch er findet sie in der Naturentwickelung, Dank der Veranlagung, welche er selbst dieser Natur von Anbeginn verliehen hat. Auch der absolute Geist entfaltet nur ärmliche Brosamen des in seiner Unbewußtheit verschlossenen unendlichen Reichthums in der Natur als solcher; indem er aber diese an sich so armselige Natur so veranlagt, daß sie dem Geiste Anlaß wird, seine Schätze an's Licht des Bewußtseins zu gebären, läßt er in

*) Vgl. Prof. Dubois-Reymonds Vortrag: „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" (Leipzig 1872).

Digitized by Google

dieser Armuth für den vorahnenden Beurtheiler den ganzen Reichthum seines Geistes in verhüllter Gestalt durchschimmern.

Niemand wird bestreiten wollen, daß das, was bei der Explication des All-Einen im Weltproceß herauskommt, von Ewigkeit her in diesem All-Einen implicite enthalten gewesen sein muß. Es ist ja grade das Hauptaxiom des naturwissenschaftlichen Monismus, daß das Weltwesen oder die Weltsubstanz ebensowohl Grund der bewußt-geistigen wie der materiellen Welt sei; also kann auch die Naturwissenschaft am allerwenigsten bestreiten wollen, daß der in der bewußt-geistigen Welt explicirte Inhalt, ebensogut wie der in der materiellen Welt entfaltete, in dem Weltwesen als All-Einen implicite und unbewußter Weise schon vor Beginn des Weltprocesses eingeschlossen gewesen sein müsse. Ist nun der Inhalt der bewußtgeistigen Welt ein unendlich reicher im Verhältniß zu demjenigen der materiellen Welt, so ist damit schon zugestanden, daß das Weltwesen in der Natur als solcher nur einen sehr dürftigen und untergeordneten Theil seines implicite unbewußten Inhalts entfaltet habe und seine eigentlichen Schätze der Entwickelung der geistigen Welt vorbehalten habe. In der Natur ohne Beziehung auf den bewußten Geist, der in ihr seine Geburtsstätte und Erziehung finden soll, hätte dasselbe etwas unsäglich Armseliges, Geistloses, und deshalb geradezu Sinnloses producirt; in der Natur, welche lediglich Mittel ist für den Geist, hat es das trotz oder grade wegen seiner Unscheinbarkeit sinnreichste Werkzeug geschaffen, das uns mit immer tieferem und tieferem Staunen erfüllt, je mehr wir von seiner Wirkungsweise verstehen lernen. Ebenso wie es uns bei dem Studium der Vibrationen der Luftmolecüle oder Aetheratome nur darauf ankommt, die Ursachen für die geistigen Empfindungen des Schalls, des Lichts und der Wärme verstehen zu lernen, so liegt auch dem Weltwesen bei der Herstellung dieser vibrirenden Körper- und Aetheratome nur daran, durch sie die äußeren Ursachen zu setzen zu dem reichen und mannichfaltigen Inhalt der subjectiven Erscheinungswelten des Geistes. Mag der Zweck der bewußt-geistigen Welt sein, welcher er wolle, oder möge auch jeder Zweck derselben fehlen und sie nur Ausfluß einer zwecklosen Nöthigung des Weltwesens zu seiner Explication sein, unter allen Umständen steht das fest, daß die Natur nur Durchgangspunkt des absoluten Geistes von der impliciten Unbewußtheit zu der expliciten Bewußtheit seines Inhalts ist, d. h. daß ihre Stellung im Weltproceß, ebenso wie ihre Bedeutung für uns, lediglich die eines unselbstständigen Mittels ist.

Jede Naturphilosophie, welche diese allersicherste Wahrheit verkennt, und unter Nichtbeachtung der Beziehungen der Natur zum Geiste die Natur nach ihrem eignen Dasein abschätzt, muß in schwerwiegende Irrthümer und eine das wahre Verhältniß der kosmischen Sphären zu einander verkehrende Einseitigkeit verfallen. Diese Einseitigkeit muß zu potenzirten Fehlern führen, wenn eine solche irrthümliche Naturphilosophie ihrerseits die Geistesphilosophie meistern und derselben die Consequenzen ihrer Irrthümer für das Gebiet des Geistes als Wahrheiten aufdrängen will, vor welchen die Resultate der Geisteswissenschaften sich beugen müßten. Insoweit es uns nicht gelingen sollte, die volle Harmonie zwischen Naturphilosophie und Geistesphilosophie herzustellen, ist als Grundsatz festzuhalten, daß wohl die Resultate der ersteren die Correctur durch die letztere, aber nicht umgekehrt gestatten. Dies folgt daraus, daß die Natur uns nur indirect aus dem Geiste, der Geist selbst aber unmittelbar bekannt ist, daß die Geisteswissenschaften die unmittelbare Erfahrung und deshalb eine größere Zuverlässigkeit vor den Naturwissenschaften voraus haben, und daß sie endlich sowohl für uns wichtiger und höher sind, als auch einen an sich wichtigeren und höheren Gegenstand behandeln als jene.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Stephan Milow.

Ein zeitgenössischer Lyriker.

Eines der unbesonnensten Worte, die jemals gesprochen und mißverstanden worden, ist Uhlands Aufruf: Singe, wem Gesang gegeben! Wem ist er denn nicht gegeben! Vom Heimchen bis zur Nachtigall, vom Füsilier Kutschke bis zu Geibel und Bodenstedt sind, mit Ausnahme der Fische, fast alle Wesen im Besitz einer Geräuschfähigkeit, ja selbst meine Stubenfliegen könnten ihr Surren ihr Singen nennen. Und da Jeder ein Recht hat, sein Dasein kund zu geben, sei's auch nur, daß er auf den Fenstern trommelt oder mit den Beinen schlenkert, so hat auch Jeder ein Recht, jenes Geräuschwerkzeug, das man Stimme nennt, zu seinem Privatspaß in Thätigkeit zu setzen. Durch Uhlands Wort aber ist der Irrwahn begünstigt worden, daß das Privatvergnügen des Einzelnen auch schon das öffentliche Vergnügen befördere. Allzu optimistisch!

Und doch negire ich das allgemeine Singrecht so wenig wie die allgemeine Wehrpflicht, man sieht vielmehr, wie liberal ich es in seiner ganzen Ausdehnung anerkenne. Mit einem angebornen Naturrecht dürfte Mann für Mann eigentlich Jeder sein lyrisches Bändchen drucken lassen, und jeder zehnte deutsche Mann thut es auch wirklich. Ihm und der Papierfabrik macht's Freude; — es kostet blos die Lebensluft jenes Zehntausendsten, welcher dasselbe thut, aber nicht mit Naturrecht, sondern mit Gottesrecht. Wird dieser besser Berechtigte im allgemeinen lyrischen Tohuwabohu überhaupt noch vernehmlich, so vernehmen wir dann, gleich Brusttönen, die in Stickluft athmen, etwa folgende Schmerzenslaute:

Im Treiben, das durchlärmt die Weiten,
Verhallte meiner Stimme Ruf;
Schlecht konnt' ich im Gedränge streiten
Und schutzlos blieb, was ich erschuf.
Nicht Einer barg es in der Runde
An seine Brust mit mildem Sinn
Und bitter prüft mich jede Stunde,
Wie stark ich im Entsagen bin.

Diese schlichte Klage traf mein Ohr, als ich in einem Buchladen neuere Lyrik durchblätterte und dabei so tückisch zerstreut war, wie es nur Kleinoctav in Goldschnitt verdient. Aber die Zerstreutheit verging mir, ich wurde aufmerksam. Das klang ja auffallend anständig! Die verkannten Genies ennuyiren uns gehörig mit ihrer Verbitterung, aber vor dem Worte selbst hüten sie sich! Wie naiv das Wort „bitter" hier steht, ist fast allein schon ein Dichtersiegel, denn es gibt nur einen, den naiven Dichter! Und wie hübsch wendet sich diese Klage, die sonst so schwächlich klingt, zu einer Stärke, zur Stärke der Entsagung! Auch dieser Zug verrieth den besseren Dichter, denn die schlechteren sind ihrer krankhaften Eitelkeit so weibisch voll, daß sie nicht leicht einen Ton der männlichen Selbstachtung finden. Schön sein heißt oft nichts anderes als frei von Fehlern sein, die gewisse Menschen in gewissen Fällen unausbleiblich begehen, und diese Schönheit gefiel mir an dieser Strophe. Sie war so angenehm frei von jener fatalen hysterischen Nervosität, womit uns Dichterlinge Anerkennung abfordern und nur beweisen, wie richtig wir sie versagen! Ja, ohne das Wort „Stimme", das auf die redenden Künste weist, würde man kaum den Dichter errathen, denn so männlich könnte auch jeder andere Ehrenmann klagen, daß er in seinem Rechte gekränkt ist und dabei etwas Menschliches fühlt.

Kurz, diese Probe ging mir in's Gewissen. Ich fischte das Büchlein aus dem Lärm, der die Weiten durchtobt, heraus und schob es fromm in meine Tasche. Das Büchlein hieß: „In der Sonnenwende, neueste Gedichte von Stephan Milow."

Der Name Milow war mir nicht fremd. Ist er doch in „Wurzbachs biographischem Lexikon" fast mein Wandnachbar, denn nur das L steht zwischen unserm K und M. Der Haupt-

Digitized by Google

sache nach (Etüden und Erstlinge ausgenommen) existirt er für die Oeffentlichkeit seit zehn Jahren, nämlich in den Elegien „Auf der Scholle“ (1867) und jenen neuesten Sonnenwende-Gedichten. In diesen beiden Publicationen ist Stephan Milow eine innerliche, feinsinnige und vornehme Natur, Einer von denen, welche nur schwer und langsam Publicum machen, aber immer eine Gemeinde besitzen werden. Eben jetzt erst hat es den Anschein, daß sich letztere zum ersteren erweitern wolle, denn seit einem Vierteljahre wird die „Sonnenwende“ von allen stimmberechtigten Blättern Oestreichs mit einhelligem Beifall besprochen. Da dürfte denn die Frage nach dem neuen Oestreicher auch in Deutschland in Schwang kommen.

Es wäre seit Lenau wieder der erste Lyriker, der es aus einem östreichischen zu einem deutschen Dichter gebracht hätte. Ich zweifle aber von vornherein, daß es so weit kommt. Was populär macht, sind ja nicht blos die rechten Vorzüge, sondern auch die rechten Gebrechen. Aber Lenaus Gebrechen hat Milow sicherlich nicht. Lenau hat zeitlebens sein Verhältniß zu den Frauen gesucht; Milow hat es früh gefunden und besingt Familienglück. Aber der Suchende ist interessanter als der Habende. Ueberhaupt dürfte sich nicht so bald wieder jenes hochpikante Gemisch von weichlicher Sentimentalität und wildem Ungarmuth finden, worin Lenau der unwiderstehliche Stimmungsdichter namentlich der Damenwelt war. Und wie holdselig-kindisch, wie liebenswürdig-bornirt konnte Lenau nun gar als Reflexionsdichter sein! Er hatte stets philosophische Bedürfnisse, sogar recht starke, genügte sich aber meistens in einer polemisch theologisirenden Dichtung, im populären Gemeinplatz des Kampfes gegen die Pfaffen! Ein Dichter wie Lenau konnte die christliche Mystik so gründlich mißverstehen, daß ihm die Dome nichts weiter als „steinerne Futterkrippen des Aberglaubens“ waren, — was sich vom nüchternsten Gottsched blos durch den Schwulst des Bildes unterscheidet! Und doch wirft sich derselbe Kirchenstürmer wieder gerührt an die Brust des Freundes, mit dem er in einer Christnacht die Wiener Vorstädte durchzieht, als ihm durch die Lücken eines Fensterladens ein flimmernder Christbaum zublitzt, dabei selige Kinder mit ihrer glücklichen Mutter. „Ja, Bruder, jetzt begreif ich's, daß zwischen Gott und den Menschen ein Mittler stehen muß.“ Andere Philosophen begreifen das — auch ohne durch Fensterläden zu gucken!

Auf solchen Füßen stand vor einem Menschenalter die Poesie des besten Poeten! Wir haben in kurzer Zeit lange gelebt; wir verstehen das nicht mehr!

Unsere Welt ist heute verwandelt und auch in der Lyrik. Nur zwei Proben davon soll uns Stephan Milow geben: eine als Stimmungsdichter und eine als Reflexionsdichter. Man höre ihn z. B. in folgender Naturstimmung:

Natur, du Wunderbare, Hehre,
Ich weiß, dich rührt kein Menschenwort;
Ob Lust mich schwelle, Leid verzehre,
Unnahbar bleibst du fort und fort.

Mir ist, du sprichst: „Ich stürme, koſe,
Bin Quell des Dunkels und des Lichts,
Die Nessel treib' ich wie die Rose,
Was lobst du mich? Du bist mir nichts!“

Und doch — ich fühl's mit trunknen Blicken —
Mir wird die Brust so frei, so weit;
Natur, wie kannst du süß erquicken
In deiner Antheillosigkeit!

Das ist der allerechteste — Anti-Lenau. Genau das Gegentheil hätte Lenau gesagt und so gewiß, daß es fast jeder Schüler nachsagen könnte, wie? In irgend einer glücklichen Periode seines Lebens hätte er „sich jauchzend an das Herz der Natur geworfen“ und in irgend einer finsteren, zerrissenen hätte er entdeckt, daß sie ein Herz gar nicht hat und mit einem prachtvollen Verzweiflungsschrei „ihre kalte seelenlose Larve“ tausendfältig verflucht. Diese zwei Motive des lyrischen Pathos fehlen uns heute. Sie sind im Zeitalter Darwins dahin. Vorige Zeitalter haben in der Natur Gott gesehen und pantheistisch, oder den Menschen gesehen und anthropomorphisch gedichtet; erst jetzt sehen wir in der Natur — die Natur. Ihre Süßigkeit ist's, daß sich das zappelnde Menschlein eben nicht in ihr findet. Aber das ist wohl möglich: jene überwundenen Standpunkte konnten die schönsten Gedichte geben, während die Damen aus der bildungsreifsten Naturanschauung nichts zu machen wissen, wenn sie Antheillosigkeit heißt! Solche Fäden nun muß man leise und vorsichtig aus dem Zeitgewebe ausziehen, um die Webe blos zu legen. Der Dichter ist ein Mann der Bildung und schreitet vor, das Publicum ist immer dasselbe, zumal das weibliche; aus der feindetaillirten Beobachtung dieser Verhältnisse ergibt sich dann, was die veränderten Möglichkeiten von Kunstwirkungen auf Naturwesen sind.

Die Probe des Reflexionsdichters sei diese:

Gleiche den Anderen nicht, die gern in selbstischer Kleinheit
Lögen den Schmerz aus der Welt, weil er als Droher sie schreckt.
Täglich erfahren sie selbst die gewaltigen Stöße des Schicksals,
Doch als Bestimmung des Seins nennen sie Glück und Genuß.
Und wer anders es meint, der ist ein gemiedener Ketzer,
Wenn nicht jubeln er kann, gilt er als krank und verirrt.
Aber du halt's nicht so! Schau fest in das dräuende Uebel,
Kenne des Daseins Schmerz, kenn' ihn und heg' ihn als Schatz.
Ja, vom Schauer des Baums, den rüttelnd entblättert ein Windstoß,
Bis zum Menschen empor klaget ein ewiges Weh,
Weltschmerz trefflich genannt, ob auch von Vielen bespöttelt,
Weltschmerz, heg' ihn nur stets, daß er dir läutre die Brust.
Was du beginnst, er sittigt dein Thun als bessernder Lehrer:
Gäb' es den Schmerz nicht mehr, müßte verwildern das Sein!

Das sagt Milow nur im Vorbeigehen, denn eigentlich ist er bei weitem nicht Weltschmerzdichter, wie Lenau. Aber wo hätte Lenau Sätze wie diese! Der Schmerz ist ein Schatz, er läutert, ohne den Schmerz verwildern die Menschen! Das ahnte der Dichter der Schilflieder nicht, sein ganzes Zeitalter ahnte es nicht. Wir erkennen daran das Siegel des großen Pessimisten und unsern Fortschritt in seinem Geiste. Solche Geheimnisse findet ein heutiger Dichter bei Schopenhauer, wie Schiller manche seiner schönsten Geheimnisse bei Kant gefunden. Aber die Lorbeern einer Zeit zu pflücken, braucht's immerhin einen Dichter!

Und doch liegt die Frage nach großen Dichterwirkungen leider darin, ob die Ideenkreise eines Zeitalters concentrisch oder centrifugal sind. Unsere sogenannte klassische Periode war in dem ersteren Fall, wir sind offenbar in dem letzteren. Denn so viel auch die Namen Darwin und Schopenhauer zu herrschen scheinen, sie scheinen es nur; den Blutumlauf unserer Gedankenwelt besorgen nicht sie, sondern der Actienhandel, die Eisenbahnwirthschaft und wo es schon geistiger hergeht — die sociale Frage. Wir haben viele Stempel, nicht Einen. Da gibt es denn nur noch Dichter in partibus, denn allmächtig ist selbst ein Dichter nicht.

Was nun Stephan Milow betrifft, so siegelt er just nicht mit dem schwersten Stempel und ist nicht eigentlich „ein schwerer Dichter“. Nur der Zufall hat es gefügt, daß die wenigen Proben, die ich mitgetheilt, auf der ernsten Seite zu liegen kommen; ich hätte noch freigiebiger das Genre des Leichten und Zarten repräsentiren können, wenn mich die Rücksicht auf den Raum nicht zum Schlusse drängte. Und zum Schlusse soll ich doch noch die Neugierde, artiger, die Theilnahme des Lesers und namentlich der Leserin befriedigen, d. h. auch von des Dichters Person sprechen.

Stephan von Millenkovics hat sich seinen weichen lyrischen Namen, der besser an die Venus von Milo als an Serbien erinnert, mit einem ähnlichen Takte zugebildet, wie Nimbsch von Strehlenau den sanfteren Lenau. Die Großeltern noch Vollblutserben des Fürstenthums, wird erst der Vater, gleichfalls ein türkenserbisches Kind, durch die Uebersiedlung seiner Eltern Oestreicher, und wir finden ihn in der wallachischen Militärgrenze zu Orsowa als Major, Cordons-Commandanten, zuletzt Obersten. Hier ist die Hausſprache, wie im ganzen östreichischen Militär, die deutsche, und so gibt der zu Orsowa den 9. März 1836 geborene und zum Soldaten erzogene Stephan schon einen deutschen Dichter. Der Fremde, den der geräusch-

Digitized by Google

volle Sprachenkampf in den Zeitungen verführt, oder der ungarische Anstrich so rein deutscher Städte, wie Preßburg und Oedenburg, der Fremde würde unter all' diesem Scheinwesen überhaupt nicht ahnen, wie der deutsche Sprachstrom, der ja auch noch die Türkei überspült, um ungarische und slavische Barren sich um so weniger kümmert. So führte (nach Rogge) in den wildesten Racenkämpfen des achtundvierziger Jahres der bekannte serbische General Stratomirovic seinen Landsturm nicht anders gegen die Ungarn, als Tag und Nacht mit — Uhlands Gedichten in der Tasche, dieselben Serben, welche (ebenfalls nach Rogge) in der Hitze des Banatersommers oft zum Felddienst ausrückten — mit nichts als ihrer Patrontasche bekleidet! An der Spitze einer solchen Truppe ein begeisterter Uhlandleser ist gewiß auch ein Unicum Oestreichs!

Für einen Uhland selbst aber hörte sich über kurz oder lang dieses Unicum denn doch auf. Er findet aus allen Cadettenhäusern, Militärakademien und militärisch geographischen Instituten zuletzt seinen angebornen Weg und der führt einen Dichter bekanntlich — nach Tibur. Stephan Milows Tibur heißt Ehrenhausen.

Bis das so berühmt wird, wie die Horazische Villa, will ich dem Leser, namentlich dem norddeutschen Leser, nachhelfen.

Wenn man von der steirischen Landeshauptstadt Graz südwärts fährt, so wird in zwei bis drei Eisenbahnstunden die bedeutende Landstadt Marburg an der Drau erreicht, der Vorort von Südsteiermark und ein Ort voll Aufschwung und Zukunft. Man nennt diese Landschaft ein kleines Halbitalien; die Berge sind voll Wein, die Gefilde voll Obstgärten, und auch Seidenzucht erlaubt das herrliche Klima. Eine mäßige Strecke vor Marburg, wo nach der ausgedehnten Ebene des Grazer Feldes, wieder als Vorspiel der höheren Berge, ein arkadisch-liebliches Hügelgelände anfängt, liegt der alte Ort Ehrenhausen und macht sich's bequem auf ebener Feldflur, am grünen Bergwald und im mäandrischen Bachthal der Sulm, die dort in die Mur mündet. Hier sitzt der Sohn Serbiens „auf der Scholle", wie er es nennt, und erträgt das Unglück, germanisirt zu sein, das unsere Nationalitäten so aufregt, mit der Fassung eines Weisen, der Böses mit Gutem vergilt: er macht gute deutsche Verse. Seine Scholle aber ist eine der letzten deutschen Schollen, denn just in dieser Gegend fängt die windische Sprachgrenze an. Ich habe daher von einem Dichter an einem der äußersten Säume des großen deutschen Sprachgebietes berichtet und verschmähe es nicht, auch Das zu betonen, denn es wird immerhin interessanter sein, als dieselbe Erscheinung in den literaturreichen mutterländischen Centralstätten, wo sie alltäglich ist.

Wien, im März 1877. Ferdinand Kürnberger.

Ein italienischer Satiriker.

Nur bei wenigen Nationen ist der Hang zur Satire so ausgeprägt, wie bei der italienischen. Freilich waren durch Jahrhunderte hindurch die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Italiens ganz besonders geeignet, diesen Hang nach allen Richtungen zu entwickeln, und das Wort Juvenals: facit indignatio versum konnte selten mit größerem Rechte angewendet werden, als in dem von seinen Duodeztyrannen und seinen geistlichen Machthabern geknechteten Vaterlande Dantes. In der Einleitung zu der trefflichen Uebersetzung der Dichtungen Giuseppe Giustis (Berlin 1875, A. Hofmann) hat Paul Heyse bereits darauf hingewiesen, daß es eine dankbare und leichte Aufgabe sein würde, die Culturgeschichte Italiens ohne allzu große Lücken, rein am Faden der Satirendichtung zu schreiben. Man könnte noch weiter gehen und behaupten, daß ein Theil der Geschichte der Päpste verständlicher sein würde, wenn uns alle die Spottverse überliefert wären, welche die Römer jener allen Besuchern der ewigen Stadt unter dem Namen „Pasquino" bekannten Statuengruppe anzuheften pflegten. Als z. B. Papst Urban VIII. aus dem Geschlechte der Barberini die im Porticus des Pantheon befindliche vergoldete Decke aus Bronce wegnehmen ließ, um aus diesem Material einen Baldachin in der Peterskirche und Kanonen für die Engelsburg anzufertigen, rächte sich der römische Volkswitz für diese Verstümmelung des antiken Monumentes durch das beißende Epigramm: quod non fecerunt barbari Romae fecit Barberini. Ebenso mußte Urban VIII. wegen der beiden Glockenthürme, mit denen in seinem Auftrage Bernini das Pantheon verunstaltete — diese Thürme wurden vom Volksmunde „die Eselsohren des Bernini" genannt — manches scharfe Spottgedicht über sich ergehen lassen. Derselbe Papst aber, welcher den am toscanischen Hofe hochangesehenen Galileo Galilei, weil er die kopernicanische Weltanschauung vertheidigte, aus Florenz vor das römische Inquisitionstribunal citiren ließ und die Verurtheilung des weltberühmten Mathematikers und Astronomen auf's Schonungsloseste betrieb, war dem schneidigen Hohne Pasquinos gegenüber völlig machtlos.

Dadurch nun, daß der öffentliche Geist in Italien sich durch Jahrhunderte hindurch an die Form der Satire gewöhnt hatte, erklärt es sich, daß dieselbe dort zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gelangt ist. Die Dichtungen Giustis legen in dieser Hinsicht ein glänzendes Zeugniß ab. So große Verdienste Giusti sich aber auch um die moderne Poesie Italiens erworben hat, wäre es doch unbillig, wollte man auf ihn die Neubelebung der satirischen Dichtung jenseits der Alpen zurückführen; dieses Verdienst darf vielmehr von Giuseppe Parini, dem Verfasser des in der italienischen Literatur des 18. Jahrhunderts epochemachenden Gedichtes: „Il Giorno" mit Fug beansprucht werden. Giusti hat dies in seiner bescheidenen Weise selbst anerkannt und unter Anderem auch dadurch bekundet, daß er durch eine erschöpfende Biographie sowie durch Herausgabe der Werke seines Vorgängers ein anschauliches Bild von der literarischen Bedeutung desselben entwarf. Da nun ein unlängst erschienenes beachtenswerthes Buch des bekannten italienischen Literarhistorikers Guerzoni: „Il terzo Rinascimento" (Verona 1876, Libreria alla Minerva) sich ebenfalls an erster Stelle mit Parini beschäftigt, so empfiehlt es sich, das Hauptwerk des letzteren: „Il Giorno" einer eingehenderen Beurtheilung zu unterziehen, zumal sich hierbei Gelegenheit finden wird, einige Aufschlüsse über moderne italienische Kritik zu gewinnen.

Giuseppe Parini wurde im Jahre 1729 in dem kleinen lombardischen Orte Bosisio von armen Eltern geboren und frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt, für welchen er selbst sehr wenig Neigung besaß. Nachdem er in Mailand seine Studien beendet und die Priesterweihe erhalten hatte, fristete er sein Leben längere Zeit dadurch, daß er den Söhnen vornehmer Familien Unterricht ertheilte. In seiner Eigenschaft als Erzieher hatte er denn auch Gelegenheit, die Nichtigkeit des Treibens der jungen lombardischen Nobili, sowie jenen Krebsschaden der italienischen „guten Gesellschaft" des vorigen Jahrhunderts, das Cicisbeat, aus nächster Nähe kennen zu lernen, und hiermit war der Stoff für seine Satire gegeben; in der That sind es an erster Stelle die Auswüchse der ihn umgebenden Gesellschaft, gegen welche Parini seine schärfsten Pfeile versendet. Zunächst bedarf es aber einer genauen Begriffsbestimmung des Cicisbeats, wie es sich im vorigen Jahrhundert in Italien als „gesellschaftliche Institution" entwickelt hatte, weil man anderenfalls den zum Verständnisse der satirischen Dichtung Parinis erforderlichen Maßstab entbehren würde. „Das Cicisbeat", führt Guerzoni, welcher die historische Betrachtungsweise in der Kritik liebt, in seiner oben erwähnten Schrift aus, „ist nicht die Liebe, oder, um es besser zu sagen, das Cicisbeat ist das „Arkadien" der Liebe; das heißt die Liebe einer Gesellschaft, welche alle Gefühle, selbst das am meisten instinctive und natürliche, in leeren Formen aufgehen läßt . . . Der Cicisbeo wird besessen, aber er besitzt nicht; die Dame befiehlt, aber sie liebt nicht. Sicherlich war der Fall nicht selten, daß der Cicisbeo sich in einen Liebhaber verwandelte, dann wechselte er aber mit seinem Charakter auch den Namen; er wird der „damo", der „patito", wie man in Genua sagte: die Gesellschaft erkennt ihn nicht

Digitized by Google

mehr an, der Gatte und der „cavaliere servente“ bekämpfen ihn gemeinschaftlich. Foscolo hat die Cicisbei vortrefflich gekennzeichnet: „Sie waren und sind weder Liebhaber noch Feinde, noch Freunde, noch Diener noch Gatten, sondern Individuen, die in wunderbarer Weise aus negativen Eigenschaften zusammengesetzt sind. Dafür läßt sie die Gesellschaft zu, duldet sie die Familie, und rühmt sich die Dame ihrer. Vorbedingungen für den Cicisbeo sind: elegant nach der neuesten Mode gekleidet zu sein, wenigstens die Umschläge der berühmtesten französischen Romane gelesen zu haben, einen ganzen Quincaillerieladen und einen vollständigen Friseurschrank bei sich zu führen, mit Eleganz eine Verbeugung zu machen, mit Vollendung Menuett zu tanzen, unsinnig zu spielen, auf eine königliche Art zu verlieren, in allen unnützen Dingen sehr unterrichtet zu sein, und niemals etwas zu leisten . . . Pflicht des Cicisbeo ist: zu gehen, zu kommen, zu tragen, zu suchen und zu geleiten, mit einem Worte zu dienen, und zwar wie ein Kammerdiener, aber ohne anderen Lohn als Scheltworte und verächtliche Behandlung. Die ersten Proben legt er bei der Toilette ab, dort ist der Kampfplatz, wo die mit einander rivalisirenden Verehrer sich um die Dame versammeln, und wo der eine ihre Haarlocken, der andere ihr Kleid ordnet, der dritte die Schminkpflästerchen auf dem Gesicht vertheilt, der vierte den Gürtel befestigt, der fünfte ihr die Schuhe anzieht und der sechste ihr die Chocolade reicht . . . und wehe dem lässigen Cavalier, welcher nicht zur rechten Zeit eintrifft, um an einer so wichtigen Aufgabe mitzuwirken. Er säume also nicht länger; auch der hochherzige Gemahl erwartet ihn mit Ungeduld. Er nähere sich entschlossen, gehe stracks auf die Dame zu, reiche ihr die Hand, flüstere ihr das geheime Wörtchen der Beruhigung in das Ohr, nehme an ihrer Seite Platz, entferne die eingedrungenen Nebenbuhler mit der Dreistigkeit einer unbestreitbaren Autorität und setze selbst das begonnene Werk fort.“

Daß diese berechtigten Eigenthümlichkeiten des Cicisbeo ebenso wie die zahlreichen anderen Nichtigkeiten, mit denen die jungen lombardischen Edelleute ihre Zeit verbrachten, die Satire geradezu herausforderten, kann nicht auffallend erscheinen; nur war es für den Dichter, welcher den Kampf gegen die damalige vornehme Gesellschaft aufnehmen wollte, geboten, nicht etwa ein Uebermaß sittlicher Entrüstung zur Schau zu tragen, weil er andernfalls Gefahr lief, über sein Ziel hinauszuschießen. Parini hat diese Gefahr glücklich vermieden, indem er für seine satirische Dichtung die Form seiner Ironie wählte und dieselbe folgerichtig festzuhalten wußte. Gleich in dem ersten der vier Gesänge, in welchem der „Morgen“ des jugendlichen Nobile geschildert wird, erfahren wir, daß der Dichter, indem er das Amt des Lehrmeisters übernimmt, nichts weiter bezweckt, als seinen Zögling in der Kunst zu unterweisen, wie er der Langeweile des Lebens entrinnen könne. „Du wirst lernen, welches am Morgen, am Nachmittag und am Abend Deine Sorgen sind, vorausgesetzt, daß Dir inmitten aller Deiner Muße so viel Muße übrig bleibt, meinen Versen Dein Ohr zu leihen.“ Zuweilen steht der Dichter anscheinend im Begriffe, die von ihm vorgenommene Maske wegzuwerfen und sich in seiner wahren Gestalt als ernster Rügedichter zu zeigen. Stets aber erinnert er sich noch im letzten Augenblicke seiner Rolle, und selbst wenn er das Thun und Treiben der vornehmen Gesellschaftsclassen in seiner ganzen Nichtigkeit zeigt, indem er demselben zum Contraste das arbeitsame Leben der niederen Classen gegenüberstellt, bemüht er sich, auch durch keinen leisesten Zug zu verrathen, auf welcher Seite in Wahrheit seine Sympathien sind.

Eines echten Dichters würdig ist die Schilderung, welche Parini von dem Morgen des fleißigen Landmannes entwirft, welcher vor dem ersten Sonnenstrahle längs dem kleinen, thaubeglänzten Wiesenpfade an seine Arbeit eilt. Gleichsam als befürchtete er aber, seine wirkliche Absicht von seinem Zögling errathen zu sehen, fährt der Dichter beschwichtigend fort: „Aber wie? Du schauderst und Deine Haare sträuben sich beim Klange meiner Worte? Fürwahr, dies, o Herr, ist nicht Dein Morgen. Du setzest Dich beim Sonnenuntergange nicht zum kargen Mahle nieder und legtest Dich nicht gestern beim ungewissen Dämmerlichte in das ärmliche Bett, wie das gemeine Volk zu thun verurtheilt ist. Euch, Sprossen des Himmels, Euch, irdischen Halbgöttern, hat der wohlwollende Jupiter ein anderes Loos beschieden.“ Parini beschreibt dann die durch zahlreiche Besuche unterbrochene Toilette des jungen Nobile, der nur durch den Gedanken zur Eile angespornt wird, daß er rechtzeitig am Putztische seiner Dame, „welche, eines Anderen züchtige Gattin, ihm theuer ist,“ erscheinen muß. Mit großem Geschick hat der Dichter in seine Darstellung eine ihren Stoff der Mythologie entlehnende Allegorie eingefügt, welche auf das eheliche Leben der vornehmen italienischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts grelle Streiflichter zu werfen bestimmt ist. Nachdem endlich das wichtige Werk der Toilette zum Abschlusse gebracht ist, eilt der junge Nobile zu seiner Dame, welche ihn bereits mit Ungeduld erwartet.

In dem zweiten: „Der Mittag“ betitelten Abschnitte der satirischen Dichtung Parinis finden wir den „cavaliere servente“ am Putztische seiner Dame, in deren Umgebung außerdem noch einige seiner Nebenbuhler verweilen, während der Ehemann bescheiden im Hintergrunde bleibt, falls er nicht vorzieht, selbst seiner Pflicht als Cicisbeo bei einer anderen Dame zu genügen, deren Gemahl zu dem gleichen Zwecke die eheliche Wohnung verlassen hat. Der Dichter läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, in einem köstliche Ironie athmenden Excurse die Ehemänner seiner Zeit im Gegensatze zu den ihrer Eifersucht wegen im Auslande verspotteten Vorfahren glücklich zu preisen: „Italien“, ruft er aus, „spottet heute darüber, weshalb es einst selbst verspottet wurde, so sehr vermag ein einziges Lebensalter die Sinnesart zu verändern!“ Nachdem auch die Dame, von den Cavalieren unterstützt, die Toilette beendet hat, begibt man sich zur Tafel, an welcher Parini uns die Bekanntschaft einiger mit viel Humor gezeichneten Figuren machen läßt. Trefflich gelungen ist dem Dichter auch die Charakteristik der Dame des Hauses, welche, gegen ihre alten, treuen Diener mitleidlos und grausam, ihr Schoßhündlein, „vergine Cuccia“ genannt, abgöttisch verehrt. Bei der Erinnerung, daß letzteres einst, als es einen der Diener gebissen hatte, von diesem gezüchtigt wurde, sehen wir die Dame Thränen der Rührung vergießen, und selbst das Bewußtsein kann sie nicht trösten, daß der Missethäter trotz langjähriger treuer Dienste fortgejagt und mit seiner gesammten Familie an den Bettelstab gebracht wurde. „Daß in der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts“, bemerkt Guerzoni, „die Liebe zu den Thieren oftmals vor der Menschenliebe den Vorrang behauptet, ist leicht zu erklären. Der Familiensinn war abgenutzt, das Herz verdorrt; die Mütter sahen Jahre lang ihre Kinder nicht wieder; die Männer überließen ihre Frauen den Cicisbei; die Verstellung, das Conventionelle, das Akademische waren für das Leben maßgebend; die Quellen des wirklichen, natürlichen Lebens waren gewissermaßen vertrocknet, es war daher natürlich, daß man seine Zuflucht zu künstlichen Ersatzmitteln, zu erborgten Gefühlen, zu phantastischen Leidenschaften nahm.“ In der Episode der „vergine Cuccia“ sehen wir aber zugleich die herannahende große Revolution wetterleuchten, und wir begreifen wohl, daß die blutigen Epigramme, welche Parini den Vornehmen seiner Zeit an die Stirn heftete, vom Volke bald mit leidenschaftlicher Begier aufgenommen wurden. Der Dichter läßt uns dann auch im weiteren Fortgange seiner Satire den ernsten politischen Hintergrund nicht mehr aus den Augen verlieren, bis das „Mittagsmahl“ beendet ist, und die Tischgesellschaft sich erhebt, um die übliche Nachmittagsspazierfahrt zu unternehmen.

Der letzteren ist der dritte: „Il Vespro“ betitelte Abschnitt der Satire gewidmet, während der vierte: „La Notte“ benannte uns die vornehme italienische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts im Spielsalon zeigt. Da aber Parini in dem zweiten Abschnitte sein Hauptthema gewissermaßen erschöpft hat, treten die noch folgenden beiden Theile, was ihre socialpolitische Bedeutung anbetrifft, mehr zurück. Als Sittenschilderungen einer bestimmten Zeit behalten sie dagegen ihren Werth; nicht minder legt

Digitized by Google

der Dichter bis zum Schlusse der Satire glänzende Proben von seinem Darstellungstalente ab. Auch Guerzoni hält dafür, daß die Satire: „Il Giorno“ ihren Höhepunkt in dem zweiten Abschnitte erreicht. Der italienische Literarhistoriker, welchen seine radicalen Anschauungen übrigens öfter zu Uebertreibungen verleiten, führt bezüglich der beiden letzten Abschnitte der satirischen Dichtung Parinis mit einem für deutsche Leser etwas fremdartigen Pathos aus: „Mit dem „Abend“ geht auch, wie man sagen kann, das Gestirn der Satire unter. Die Stunde der bloßen Negation ist nun vorüber, und diejenige des Handelns nimmt ihren Anfang. Zwischen der Veröffentlichung des „Mittags“ und des „Abends“ lagen dreizehn Jahre, und man begreift, daß die Welt in diesen dreizehn Jahren einen weiten Weg zurückgelegt hatte. Die Fehler jenes Adels waren nichts Neues mehr, und es gab keinen Mann im Volke, welcher davon nicht mehr wußte, als die Philosophie und die Poesie. Die Stunde war gekommen, in welcher es galt, deutlich zu sprechen und kräftig loszuschlagen; die schmeichelnde und ruhige Satire genügte nicht mehr; es bedurfte des zermalmenden Epigramms, der vernichtenden Spottschrift, des unversöhnlichen Libells, des aufrichtigen und feierlichen Wortes der Lyrik. Und trotzdem wird in Kurzem auch die Lyrik nicht mehr genügen; die Thatsachen werden die Oberhand über das Wort erhalten; die Kritik, welche sich gestern damit begnügte, mit der Spitze der Feder ein System, eine Philosophie, eine Kunst zu vernichten, wird heute einen Mauerbrecher nehmen und die Bastille zerstören. Parini beeilte sich an seiner „Nacht“ zu arbeiten, allein es war spät. Ehe er dieselbe beendet, wird die Marseillaise vom höchsten Gipfel der Alpen wiederhallen; und eine Satire auf die Vergangenheit wäre in dieser Morgenröthe der Zukunft ein Anachronismus gewesen. Parini begriff dies sofort und mit derselben Feder, welche kurz vorher die „Nacht“ schrieb, machte er sich daran, die Proclamationen der Revolution zu unterzeichnen; eine richtige Consequenz des Dichters des „Giorno“, des Zerstörers der arkadischen Dichtung, des Richters über den Adel, des Satirikers des 18. Jahrhunderts.“ Sehen wir von dem declamatorischen Beiwerk in den Ausführungen Guerzonis ab, so können wir ihm insofern beipflichten, als in der That die politischen Ereignisse die Satire Parinis gegenstandlos machten. Der Dichter erkannte dies auch selbst und wandte sich der Lyrik zu.

Wir würden aber den Rahmen dieser Besprechung überschreiten, wollten wir dieselben auch auf die lyrischen Dichtungen Parinis ausdehnen, unter denen sich allerdings einige Perlen echter Poesie befinden. Nur möchten wir noch zum Schlusse hervorheben, daß die satirische Dichtung Parinis: „Il Giorno“ wohl verdiente, durch eine gelungene Uebertragung in das Deutsche weiteren Kreisen als bisher zugänglich gemacht zu werden.

Siegfried Samosch.

Die neueste Wendung in der Architektur.

I. Concurrenzgefahren.

An der Alster schönem Strand, in Hamburg, hat sich kürzlich ein Ereigniß vollzogen, das in der Geschichte der Architektur vielleicht noch einmal einen der epochemachendsten Wendepunkte bezeichnet, den die „Gegenwart“ zu notiren wohl Grund hat — es war die Concurrenz für den dortigen Rathhausbau.

Die Bedeutung der durch sie gebotenen Generalübersicht über den Stand der heutigen deutschen Architektur haben auch die Berliner Architekten für so erheblich gehalten, daß sie der Ausstellung in Hamburg eine Wiederholung in ihren eigenen neuen schönen Räumen in Berlin folgen ließen. Leider aber konnte das hier gebotene generelle Bild nur ein verkümmertes sein, da nur eine Elite zur Darstellung kam.

Daß eine ausgeschriebene Concurrenz zur Erlangung von Bauplänen nicht weniger als anderthalbhundert Architekten in die Arena treibt, das wird an sich schon ein einzig in seiner Art bestehendes Factum sein — vielleicht ebenso „einzig“, wie die nächste Ursache dieses Factums, die nun schon vier Jahre alte und noch immer unabsehbare Krisis es ist. Dem Geschichtschreiber dieser Krisis wird es an drastischen Illustrationen nicht mangeln — diese Summe von brachliegendem künstlerischen Nationalkönnen, wie sie in Hamburg sich documentirte, lieferte sonst weiteres Material.

Schlagen wir nämlich nur gering an, daß jeder dieser Entwürfe durchschnittlich etwa die Arbeitskraft zweier Zeichner während vier Monate absorbirte, so haben wir die stattliche Summe von hundert Jahren oder 36000 Normalarbeitstagen — um Hekuba, ein Phantom, ein Nichts, denn daran, daß kein einziges dieser Projecte in Fleisch und Blut oder vielmehr Stein und Mörtel sich verwandeln wird, zweifelt wohl kein ehrlicher Hamburger, und die Prämiensumme von 45000 Mark dürfte beinahe durch die Ausstattungskosten der Entwürfe allein schon verschlungeu sein.

Ein Vergleich mit Gemäldeausstellungen, die ja auch gewissermaßen viel todtes Capital repräsentiren, ist unzulässig. Der Maler malt nur um des Bildes willen — der Architekt zeichnet aber, um bauen zu können. Des Malers Bild bleibt in Galerien, im Kunsthandel, im Privatbesitz, oder es empfängt doch wenigstens der Sonne Licht in des Malers eigenem Atelier — der Architekt aber erhält seinen nicht prämiirten Entwurf meist beschmutzt und beschädigt aus den Concurrenzausstellungen zurück und verbirgt ihn in dunkler Mappe Finsterniß. Mir ist es immer so vorgekommen, als sei der trauerumflorte Blick auf eine solche nicht prämiirte, irgendwo im Winkel des Architekturbureaus schmachtende Concurrenzmappe einer der trübseligsten Momente des sonst ja in der Regel ziemlich heiteren Architektendaseins.

Wahrlich, die 149 Architekten würden schwerlich zu einer solchen Hekatombe auf den Altar der Kunst bereit gewesen sein, wenn ihnen die Krisis nicht andere, rascher zu Ruhm und — schnöden Mammonslohn führende Wege versperrte.

Aber, wozu in den Wunden der Zeit wühlen? Freuen wir uns der stattlichen Summe der künstlerischen Leistungen, weil sie vorhanden sind, und überlassen wir einstweilen noch die Frage der brachliegenden nationalen Künstlerarbeitskraft unsern guten „großen Nationalökonomen“, die ja auch dafür einige passende Resolutionen zu formuliren wissen werden.

Andere Momente sind es, zu deren Besprechung die Ausstellung dieser Entwürfe in Hamburg auffordert und die sich wohl noch nie so in den Vordergrund drängten, wie hier. Es ist ein sehr bedenkliches und ein sehr erfreuliches Symptom. Schieben wir das Bedenkliche in das Vordertreffen, um uns am Erfreulichen nachher desto mehr ergötzen zu können.

Bedenklich möchte ich die Wege nennen, in welche architektonische Concurrenzen als solche zu gerathen drohen. Ihre Institution hat noch kaum die Kinderschuhe ausgezogen und schon nimmt sie ein gewisses aberkluges Tertianerwesen an. Kinderkrankheiten waren vielleicht nur die schlechten und nicht einheitlichen Concurrenzbedingungen, die unverständigen Preisrichterwahlen, die bösen Auswüchse des Vordrängens von Mittelgut und nackter Unfähigkeit, und endlich die schlechte Ernährung durch dürftige Prämienbemessung. Sie sind unter Assistenz geschickter Aerzte, wie namentlich des „Verbandes deutscher Architekten und Ingenieure“ und der „Deutschen Bauzeitung“ überstanden, oder doch wenigstens gemildert. In Hamburg waren die Preisrichternamen vom besten Klange, die Bedingungen einigermaßen klar, die Preise von einmal 10000 und siebenmal 5000 Mark immerhin acceptabel und die erste Sichtung der Preisrichterjury führte doch nur zu einer Ausscheidung von etwa 70 unmöglichen Entwürfen. Was die Hamburger Concurrenz aber mehr als andere an bedenklichen Bahnen offenbarte, das sind die übertriebenen äußeren Ansprüche, mit denen nicht nur die Concurrenzprogramme, sondern vielmehr noch der maßlose Ehrgeiz der Concurrenten selbst das junge Leben schädigen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß nur äußerst wenige der in Concurrenz prämiirten architektonischen Entwürfe auch wirklich

Digitized by Google

zur Ausführung gelangen, namentlich bei den großen Concurrenzen ist dies die leidige, aber einstweilen noch nicht zu überwindende Regel und die Bestimmung über die nicht obligatorische Ausführung des prämiirten Entwurfes daher noch eine conditio sine qua non in allen Concurrenzprogrammen. In billiger Consequenz sollten also die äußeren Ansprüche an Darstellungsart, an Zahl, Maßstab und Format der Zeichnungen, an die Details in den Programmen äußerst bescheiden sein. Die Entwürfe werden, wenn auch zur Ausführung acceptirt, dazu niemals direct dienen, vielmehr immer neue Entwürfe erfordern. Es kann also in den Concurrenzen nicht auf Bekundung des Fleißes in der Durcharbeitung der Details ankommen, sondern auf Verdeutlichung eines künstlerischen Gedankens, der die Anforderungen des Programms zu erfüllen ermöglicht. Wer als Architekt solchen Gedanken hat und in Zeichnungen darzustellen weiß, der wird auch wahrscheinlich ihn auszunutzen befähigt sein — ob und wie er ausgenutzt ist, das zeigen nicht riesige perspectivische Gemälde mit wunderbaren Staffagen, ideale, mit allen Kunstgriffen des Decorationspinsels ausgestattete Querschnitte und in der „schwarzen" Manier des Kupferstechers oder in der „farbigen" des Miniaturmalers angefertigte Façadenbilder, sondern zu allermeist die einfachen Linien des Grundrisses. Ob ferner der Verfasser die Formen beherrscht, bekundet sich dem einsichtigen Preisrichter nicht in mühselig gearbeiteten Detailblättern, sondern schon in leicht hingeworfenen Bleistiftstrichen irgend eines Capitäls, eines Erkers oder Giebels. Ja, die wahre Künstlerschaft, die man doch durch Concurrenzen heranziehen will, zeigt sich u. A. auch gerade in der Befähigung, den künstlerischen Gedanken in knapper Form zum Ausdruck zu bringen.

Die Concurrenzprogramme sollten daher principiell nicht Entwürfe, sondern Skizzen, kleinen Maßstab und die geringstmöglichste Anzahl der Blätter vorschreiben, malerischen Ergüssen vorbeugen, die Anwendung der Farbe auf die geometrischen Zeichnungen vielleicht untersagen, für die Perspectiven beschränken. In anderem Falle schließt man eine ganze Zahl von Künstlern aus und zwar gerade die befähigtsten, denen für solchen Aufwand an Mühe meist die Zeit fehlt und zieht sich vielmehr die noch in den Studien steckenden heran, für welche die akademischen Darstellungsmanieren eine noch so große Rolle spielen. Concurrenzen für ein Hamburger Rathhaus oder für ein deutsches Reichstagsgebäude sollen doch aber keine Studienconcurrenzen sein.

Im effectuellen Zusammenhang damit steht der sich überbietende Ehrgeiz der Concurrenten, der da unberechtigt und zu bekämpfen ist, wo er sich in rein äußeren Dingen, wie z. B. der Ausstattung ergeht. Die Steigerung der Ansprüche in dieser Beziehung führt zu immer verwerflicheren Mitteln und hat schon jetzt die Begriffe der Concurrenzehrenhaftigkeit fast verwirrt.

Es sollte doch nach den allerersten Gesetzen der Ehrenhaftigkeit z. B. die erkaufte Mitarbeiterschaft unzulässig sein. Dagegen bildet sich diese ganz stillschweigend nicht nur als Regel, sondern als ein Erforderniß der Prämiengewinnung heraus. Mache man uns doch nicht weiß, daß diese Gemäldebeigaben, die nicht einmal architektonische Zeichenmethoden bewahren, in ihrer Mehrzahl von Architektenhänden herrühren. Architekten, die so malen könnten, triebe künstlerischer Drang gewiß eher in die Malerakademien Düsseldorfs, Münchens oder Wiens, als zu unfruchtbaren architektonischen Concurrenzen. Von der Universalität Michel Angelos sind wir ja einstweilen noch sehr weit entfernt. Es bedarf auch gar nicht einmal der Vermuthungen, — die Heranziehung von tüchtigen und ersten Malern ist ja so gang und gäbe geworden, daß die Architekten untereinander sich diese Mitarbeiterschaft auch gar nicht mehr verhehlen.

Aber der Ehrgeiz bleibt nicht einmal bei der Inanspruchnahme von Malern stehen, er wendet sich in neuester Zeit auch an die Buchbinder, an die Glaser und Vergolder. Niemand beklagt vielleicht mehr als Schreiber dieses die Dürftigkeit der deutschen Ausstellungsart, wie sie in Wien und Philadelphia so kraß hervorgetreten ist, und verfolgt mit größerem Interesse und innerster Freude die Besserungsanfänge, wie z. B. die buchhändlerischen Bestrebungen, zu denen namentlich von Stuttgart seit ein bis zwei Jahren der Impuls gegeben ist. Die Goldgründe aber, die dicken Rahmen, die Papparbeiterkniffe in Pressung des Papiers zu scheinbaren Reliquienkästchen, ja die Modelle in Gyps, Pappe und Holz mit und ohne Glas und Rahmen, wie sie in Ausstellungen architektonischer Concurrenzentwürfe üblich werden, müssen von einem andern Standpunkt aus beurtheilt werden. In den industriellen Ausstellungen, im Buchhandel, ja in Gemäldegalerien sind die zur Ausstattung verwandten Mittel mehr oder weniger selbst Gegenstände der Ausstellung. Die Bilder aber, die der Architekt von seiner idealen Vorstellung eines noch zu schaffenden Bauwerkes entwirft, sind an sich keine Ausstellungsgegenstände, und noch viel weniger haben die schönen Goldleisten irgend etwas mit dem Bauwerk selbst zu schaffen. Die Darstellung einer Idee will das Auge zwar in anständiger, aber nicht in aufdringlicher Form. Somit ist diese übertriebene Ausstattung an sich schon verwerflich — aber auch hier tritt ein Motiv der Gefahr hinzu, aus welchem sich für Concurrenzprogramme die Nothwendigkeit ergibt, diesem Unwesen zu steuern

Die Ausstattung architektonischer Concurrenzentwürfe durch malerische Perspectiven, wie durch rein äußerliche Beigaben wird die Preisrichterjury freilich nicht zur Prämiirung von Ideennieten bestechen, wohl aber wird sie hier immer eines gewissen Eindrucks sicher sein und auf der anderen Seite wird sie — wie manche unerklärliche, aber gentleman-like und deshalb kaum zu umgehende Luxusanforderung — zur Gewohnheit eines sogenannten guten Tones werden. Damit wird aber wieder eine ganze Classe von Künstlern von der Concurrenzbetheiligung ausgeschlossen, nämlich die, welche einfach die Mittel zu solcher Ausstattung nicht besitzt und deshalb zu Hause bleibt. Gebietet man in diesen Richtungen nicht Halt, so kommt es noch dahin, daß die Ausstellungen architektonischer Concurrenzen farbenglühende Makarts und stimmungsreiche Achenbachs in mit Elfenbein- und Emaillearbeiten ausgestatteten Kästen, Mappen und Rahmen nach Teirich'schen Entwürfen oder Vorbildern Benvenuto Cellinis vorführen. Dann dürften freilich nicht mehr 149 Architekten sich an einer Concurrenz zu betheiligen Neigung verspüren. Schon jetzt sind die zur Concurrenzbetheiligung erforderlichen Mittel abnorm und größer als die Vorstellung im Publicum vielleicht vermuthet. Es verlohnt sich vielleicht, diese Bedenken mit einer beispielsweisen Durchschnitts-Apothekerrechnung, welche die Kosten einer Arbeit, wie die zur Hamburger Concurrenz unmaßgeblich specialisirt, zu schließen.

2 Zeichner 4 Monate à 250 Mark . .	2000	Mark
Skizzenentwurf und thätige Aufsicht des Architekten 2 Monate à 500 Mark .	1000	„
Gratification des Malers	300	„
dito des Buchbinders	100	„
Copialien, Porto ꝛc.	50	„
Summa	3450	Mark.

Die 149 Architekten opferten also außer ihrem künstlerischen Gedankenreichthum noch baare ½ Million Mark für eine Idee, welche, Hamburger Stimmen nach zu urtheilen, das Schicksal der meisten Concurrenzideen theilen wird, nämlich das — schätzbares Material zu bleiben.

Freilich war dies Material noch nie so im besten Sinne des Wortes „schätzbar", wie in diesem Falle und — damit zu dem freundlicheren Bilde der in Hamburg offenkundig gewordenen neuesten Wendung in der Architektur.

II. Das architektonische Kunstwerk der Zukunft.

In jüngster Zeit hatte ich Gelegenheit, einem Vortrage des bekannten Kunstredners R . . . über „Renaissance (R. spricht etwa Rénäsangße) und Roccoco in der Gegenwart" anzuwohnen, den er bescheidener Weise mit der nicht mehr ungewöhnlichen Phrase begann: er wolle nur zum Nachdenken anregen, und nicht ganz logischer, weil das Nachdenken abschneidender Weise mit der vielleicht recht gewöhnlichen Bemerkung schloß: die vor 30—40 Jahren auf die Gothik und seit 10—20 Jahren auf

Digitized by Google

Renaissance gerichtete Stilbewegung sei nichts als ein Hinüber und Herüber des Geschmackes.

Also Geschmack? Wohl gar Mode? Die vorherrschende Berücksichtigung dieses letzten Stilausläufers, mit welcher R. namentlich der zahlreich erschienenen Damenwelt Sand in die Augen streute, läßt fast schließen, daß bei ihm der Schritt vom Stil zur Mode nicht so ganz groß ist.

Wäre denn wirklich das ganze Studium der Architekturschulen, die einer bestimmten Stilrichtung sich hingeben, nichts als eine Geschmackslaune? Wäre der lange Kampf der Gothiker und Renaissancisten nichts als ein Krieg der Putz- und Schneidermamsellen gewesen? Gottlob, so weit ist es denn doch mit unserer Kunst noch nicht gekommen und jeder schaffende Künstler wird etwas von Löwenenergie in sich verspüren, die Mähnen schütteln und gegen solch' gräuliches Katzenspiel sich aufrichten.

Nein, wer die Stilbewegungen der letzten 50 Jahre aufmerksam und mit warmem Herzen beobachtet, findet denn doch noch ganz etwas Anderes heraus.

Die Kunst der napoleonischen Zeit, zumal in der Architektur, war das Finale einer langen Kunstperiode, deren ursprünglich reine Bestrebungen ihr den Namen der „Wiedergeburt" verdienten, die aber im Laufe eines Vierteljahrtausends und infolge des im 30jährigen Kriege vollführten Massenmordes aller künstlerischen Bestrebungen und dann infolge der Treibhauszucht französischer Schwulstgebilde zu dem Stadium führte, auf welchem ein Weiterbauen nicht mehr, sondern nur ein Ersterben noch möglich ist, und das die Kunst der Renaissance ebenso abschloß, wie es die des klassischen Alterthums und des Mittelalters zu Grabe geläutet hatte — das Stadium der Nüchternheit. Auf dieser tabula rasa machten sich die Bestrebungen der 20er und 30er Jahre breit, sich die neue Kunst künstlich zu ziehen. Der ausgemergelte Boden versagte aber und machte bis vor etwa 10 Jahren alle erdenklichen Versuche, ihn zu dauernder Fruchtbarkeit zu bringen, zu Schanden. Es entstanden die vielen Stilschulen und der eklektische Charakter der Architektur. Schinkel in Berlin und Klenze in München sahen das Heil in der Zurückführung der Kunst zur klassischen Reinheit. Semper dichtete in Dresden in „edler" Renaissance. Die Hofarchitekten Ludwigs, Gärtner an der Spitze, hatten in allen möglichen und unmöglichen Stilen gearbeitet, die Maximilians mußten einen aus allen gemischten Brei anrühren. Daneben gingen Ungewitter in Kassel vom spätgothischen rückwärts, Hase in Hannover vom romanischen vorwärts, um einander im besten mittelalterlichen Stil zu treffen. Wiens großes architektonisches Dreigestirn Schmidt, Hansen und Ferstel gab ein Beispiel der diametralsten Richtungen in der Architektur Eines Ortes und Einer Zeit. Sie zogen sich alle ein Häuflein Schildknappen heran, die auf ihre Fahne als die alleinseligmachende schworen, kämpften so weidlich gegeneinander und eine Zeit lang drohte dieser Kampf in einen doctrinären auszuarten, der dem Publicum schon herzlich langweilig wurde.

Da platzte in jüngster Zeit die Bombe der sogenannten „deutschen Renaissance" in das Kampfgetümmel hinein und Alles stob auseinander. Man war, wenn nicht zu Frieden, so doch zu Waffenstillstand geneigt und reichte sich zunächst auf der Basis der Vernunft und gegenseitigen Anerkennung die Hände.

In diesem Waffenstillstandsstadium befinden wir uns noch heute und täglich wachsen die Aussichten auf den definitiven Frieden.

Dieses Extempore war nöthig, um den Gegenstand unserer Besprechung, die Hamburger Concurrenz, recht würdigen zu können. Sie hat nämlich manche Aufschlüsse über den Charakter der Friedensartikel gegeben und es ist nicht nur politische Kannegießerei, das Bild der dort hervorgetretenen Symptome in einen bestimmten Rahmen fassen zu wollen. Doch zuvor, ehe dieses Bild zur Anschauung zu bringen ist, sei ein kurzes Eingehen auf den Gegenstand gestattet, der diese Wendung vom Kampf zum Frieden zunächst zu Wege brachte, die längst todtgeglaubte sogenannte deutsche Renaissance.

Sie kam, wie das Mädchen aus der Fremde, wie Lohengrin:

„Nie sollst du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Und weß mein Nam' und Art."

Zweifelsohne hat die Art etwas von Bastardart an sich und der Name etwas von einer contradictio in adjecto, abgesehen davon, daß bei ihrer Wiedertaufe kein bestimmter Künstlername Pathe gestanden hat. Wenn es daher Künstler gibt, die die Existenz dieser Art leugnen, den Namen für widersinnig erklären und die „deutsche Renaissance" für nichts als eine Verquickung der heterogensten Elemente halten, so ist ihnen das nicht so gar übel zu nehmen.

Die eigentliche Renaissance erstand unter der lachenden Sonne Italiens aus dem Grabe der antiken Kunst und zwar im prachtliebenden 15. Jahrhundert, da es Italiens Fürsten und Reichen in der mittelalterlichen Abgeschlossenheit zu enge wurde und die Künstler nur in der römischen Kunst eine Lösung der Frage fanden, wie gesteigerten Ansprüchen an Weite und Pracht künstlerisch genügt werden könne. Zu allernächst war es das Uebertragen von antiken Kunstbegriffen in ein verwandtes Zeitalter, welches der Renaissance die Wege bahnte. Immer weitergehende Vertiefung in die Ueberlieferungen der Antike ließ dann auch die klassische Kunstform mit überlaufen.

So war es in Italien schon lange, schon über 100 Jahre, als man in Deutschland noch ganz auf mittelalterlichem Boden stand und sich dabei in die knöchernen Ausläufe gothischer Formen immer mehr verbiß. Dieses Verbeißen aber in eine schematische Form rief endlich auch hier eine Reaction oder vielmehr Revolution hervor, die sich zunächst auch nur gegen die Form kehrte. Der von Italien herübertönende Lärm einer neuen Kunst, der verlockende Reiz der Lebensstellung italienischer Künstler, die directe Einwirkung italienischer Werkleute — alle diese Momente stürmten auf die deutsche Kunst ein und schlugen sie da, wo sie am verwundbarsten war, in ihren Formen, ohne jedoch ihr eigentliches Wesen zu treffen. Der Kern deutschen Kunstwesens blieb unverletzt. Die Architekten construirten ihre Grundrisse nach wie vor in gewohnter gothischer Weise den Anforderungen deutschen Lebens, ihre Giebel und Dächer denen deutschen Himmels entsprechend, und Albrecht Dürer zeichnete in derben deutschen Linien und scharfer Charakteristik ohne Anlehnung an welsche verwaschene Weichheit, wenn er auch die über die engen Grenzen deutschen Stiles hinausgehende Formenbehandlung seiner Architekturen, seiner Geräthe und Stoffe der Renaissance entlehnte. So ward also die eigentliche deutsche Frührenaissance ein Compromiß und erst das Verlassen ihres mittelalterlichen Bodens im 18. Jahrhundert vernichtete die diesem Bunde entsprossene schöne Blüthe.

Wenn nun aber die deutsche Renaissance, so lange sie ein Compromiß war, gerade so reizvolle Leistungen hervorbrachte, die heute mit Einem Male so viele Bewunderer finden, und wenn in Hamburg die Architektur der deutschen Renaissance die vorherrschend gewählte war*), so scheinen mir damit schon Beweise gegeben zu sein dafür, daß erstens Stilcompromisse in der Kunst möglich und ersprießlich sind und zweitens, daß die heutige Kunst den Frieden auf Grund eines Compromisses verlangt.

In der Zeit des Kampfes waren die Compromißbestrebungen verpönt, sie galten als Ketzereien und die Stilvermischungspropheten, die hie und da auftauchten, als sonderbare Schwärmer. Freilich war es kein Wunder, wenn ihre Stimme in der Wüste verhallte, denn ihre Leistungen waren schwach, mitunter sogar herzlich schwach. Das Princip völliger Vermischung war ein

*) Unter den 149 Entwürfen waren 5 Doubletten und 18 als zu spät eingelieferte außer Concurs. Der Rest von 126 Nummern zeigte etwa 90 für das Compromiß stimmende Architekturen in freier nordischer Renaissance, zum Theil rein deutsch, zum Theil deutschen Charakter unter verwandten französischen, auch wohl spätitalienischen Formen verbergend. Nur 5 Entwürfe hielten hellenische, 7 eigentlich italienische und ca. 24 rein gothische Richtung fest.

Digitized by Google

verkehrtes und in dieser principiellen und Leistungsschwäche verloren eben auch die Neudeutschen ihre Existenzberechtigung. Wirft man aber einen Rückblick auf die letzten Jahre, auf die Schroffheit der Stilabstände noch vor 10 Jahren und auf den freundlichen Gedanken- und Ideenaustausch von heute, so zeigt sich ein ander Bild.

In den ersten Perioden der friedlichen Zeit bestand die Annäherung nur in leisen Anfängen. Die Hellenen Berlins streiften z. B. ihr unter nördlich grauem Himmelslichte nur verzerrtes Antlitz, ihren in den Stürmen norddeutschen Klimas nicht gestählten Charakter ab und machten zunächst Wahrheit, Echtheit der Construction, des Materials zum Princip — als ihren berechtigten Eigenthümlichkeiten nicht entgegenstehend. Unter Anderem hat dazu auch die nahe hannover'sche Schule viel beigetragen. — Die reinen Gothiker gaben ihren Anspruch der Alleinseligmachung mehr auf, gingen nach Berlin und Wien und lernten an der dortigen Großstadtarchitektur vor Allem großartiger disponiren, dann gewisse Gesetze, z. B. das der Symmetrie mehr würdigen — selbstverständlich immer vorbehaltlich aller gothischen Reservatrechte. — Die Renaissancisten erkannten mit Einem Male die wunderbaren Reize einer freieren Auffassung ihrer eigenen Architektur, die Möglichkeit schöner Combinationen in Folge des Betonens der Verticalen gegenüber der altgewohnten Horizontalen. Sie bauten auf unsymmetrischen Grundrissen hohe Dächer, spitze Giebel, allerlei lustiges Erker- und Thürmchenbeiwerk — selbstverständlich ohne jemals einzugestehen, daß diese Dinge der Gothik entnommen seien. So ging die Geschichte weiter und — jetzt endlich glaube ich den Leser genügend ausgerüstet resp. bearbeitet zu haben, um ihn in die Hamburger Kunsthalle einführen zu können.

Es war nicht ganz leicht, unter den ca. 2000 Zeichnungen sich zu orientiren. Es war daher rathsam, die Säle zunächst mit halbgeschlossenen Augenlidern zu durcheilen und nur eine oberflächliche Musterung der Silhouetten aus angemessener Distanz vorzunehmen. Sie führte schon zu eigenthümlicher Erkenntniß.

Vor Jahren galt es noch als Erforderniß aller gerechten Stilschulen, daß der Stil eines Bauwerkes sich schon in dessen äußeren Umrissen documentiren müsse. Noch in Berlin gaben die Reichstagsconcurrenzpläne ganz prägnante Stilsilhouetten, entweder ganz ruhige, klassische auf breitester Grundlage, oder in die Höhe getriebene gothische oder mäßig bewegte der Renaissance. In Hamburg ergab dieser erste Blick aber schon gar kein bestimmtes Stilbild mehr. Die Silhouetten waren fast alle bewegt, ohne geschlossenen Charakter zu bewahren. Nur etwa 30 Entwürfe, die aber größtentheils zu dem schon früher erwähnten ca. 70gliedrigen Havannaausschuß gehörten, hatten die Anlage von Thurmspitzen ganz vermieden, die anderen belebten die Silhouette durch einen oder mehrere Thürme oder Kuppelformen.

Aber auch ein etwas näheres Eingehen auf diese Variationen der Silhouette ließ in Hamburg noch keinen Schluß auf die Stilwahl zu. Kuppeln und gedrückte Spitzen gehörten ebenso sehr gothischen Entwürfen an, als unter schlanken Thürmen und hohen Giebeln Renaissancearbeiten sich verbargen. Ja, es scheint sogar schon zu einem Liebhabereienaustausch gekommen zu sein, da die vielspitzige Anlage von den Deutsch-Renaissancisten ganz besonders bevorzugt wird und die Gothiker sich der Kuppelform mit Vorliebe zuwenden.

Gestatten wir uns nach diesem flüchtigeren Rundgange einen zweiten, etwa auf die Kenntnißnahme der Grundrisse gerichteten, so müssen wir uns Angesichts der zahlreichen Beispiele in allen Stilen wiederkehrender gleichartiger Gedanken eigentlich gestehen, daß es für solch größere Aufgaben, wie einen Rathhausbau, gar keinen Stilgrundriß mehr gibt. In ganz kleinen, harmlosen Entwürfen mag gothisches Fühlen oder die Dispositionsroutine der Renaissance auch den Grundriß eigenartig gestalten — obwohl auch hier die ausschließliche Inanspruchnahme eines bestimmten Stilcharakters bedenklich sein dürfte. In größeren Aufgaben sind die nivellirenden Ansprüche des nicht nach Stildisciplinen fragenden Publicums an die Architekten bezüglich des Grundrisses zu bestimmt ausgesprochene. Die Größe und Höhe der Räume, die Weite der Corridore, die Großartigkeit der Treppenhäuser, die klare Form der Höfe, ja die Vertheilung der Räume, ihre Communication und ihr Bedarf an Luft und Licht sind ganz präcise, über den Stilgesetzen stehende Anforderungen.

In Hamburg hat sich diese Frage denn auch dahin entschieden, daß ein Grundriß eines bestimmten Stilcharakters völlig entbehren kann, um schön zu sein. Haben doch die Preisrichter anerkannt, daß es für die Aufgabe gewissermaßen einen Normalgrundriß gäbe, der sich bald als der ihre Anforderungen am besten erfüllende herausgestellt habe. Daß derselbe aber von gothischer Geburt oder von klassischer Bildung sein müsse, davon verlautete nichts. Dieser Normalgrundriß war zur schönsten, klarsten Durchbildung gekommen in dem Entwurf von Mylius und Bluntschli in Frankfurt und die Preisrichter, Renaissancisten wie Gothiker, erkannten ihm einstimmig den Preis der besten Lösung zu. Die Durchbildung der Façadenarchitektur dieses Entwurfes in nicht bester Renaissance war nur schwach. Ich glaube, daß ganz nahe, in den Hamburger Sälen zu allernächst „hängende" Gothiker bei weitem schönere und durchaus gothische Leistungen auf Grund dieses prämiirten Grundrisses hervorgebracht hätten, ohne auch nur irgendwo zu dessen stilistischer Abänderung genöthigt gewesen zu sein.

Also auch dieser Rundgang lieferte noch keine stilistischen Verschiedenheiten.

Werfen wir weiter einen prüfenden Blick auf die Reihe der schönen perspectivischen Bilder, so sehen wir überall ein gleichartiges Bestreben, perspectivische Wirkung zu erzielen in Gruppenbildung, malerischem Aufbau, bevorzugte Verwendung der Verticalen in Giebeln und Thürmen und Unterbrechung der perspectivisch monotonen Horizontalen. Noch nie sind vielleicht das mittelalterliche Dach und der hohe Giebel so zu der ihnen gebührenden Ehre gekommen, wie hier in den Hamburger Perspectiven.

Freilich läßt nun ein näheres Eingehen in Betrachtung der Façadenbilder bald die Stilverschiedenheiten wahrnehmen, man darf aber auch hierbei nicht die ungeheuere Milderung der Gegensätze verkennen. Keiner der besseren Entwürfe klassischer Richtung greift zu Mitteln, die noch vor 10 Jahren der Gegenstand heftigster gegnerischer Angriffe waren, zur Verkleisterung, Vertuschung der Construction und falscher lügnerischer Materialverwendung; keiner der besseren Gothiker verliert sich in dereinst zu gothischem Princip erhobener Unsymmetrie; kein Renaissanceentwurf verschmäht den malerischen Reiz lebhafteren Aufbaues, ja, der prämiirte Entwurf eines Italieners in bester Renaissance hat, indem er einen hohen Thurm auf eine Ecke des Platzrechteckes stellte, die anerkannt beste Thurmlösung gefunden, in einem Gedanken allergothischsten Charakters.

Endlich gehört noch ein bei der Hamburger Preisvertheilung hervorgetretenes Moment hierher. Der erste Preis ist eigentlich nur einem Grundriß ertheilt, da die Schwächen der Façaden ausdrücklich anerkannt sind. Er ist also auf neutralem Boden geblieben und fordert diese Thatsache die Architekten zur Bearbeitung vor Allem dieses neutralen Bodens auf. Ueberhaupt geht aus dem Bericht der Jury hervor, daß von den Herren Egle, Lübke, Strack, Ferstel, Hase auf den Grundriß das volle Uebergewicht gelegt und die Formenausbildung eine ganz secundäre Frage geblieben ist. Wohl noch nie ist ein Spruch von Preisrichtern, die fast sämmtlich Parteiführer waren, so cordial und frei von aller stilistischen Voreingenommenheit gefaßt, wie hier. An den zweiten Preisen participiren ebensowohl Gothiker, als die „edlen" und die „deutschen" Renaissancisten.

Diese Erscheinungen geben zu denken. Was vor 10 Jahren als unmöglich galt, dem sind wir jetzt gewaltig viel nähergerückt. Der von München octroyirte „neue Stil" war der Messias nicht. Die künstliche Stilvermengung war ein Unding. Aber die Stilannäherung, die Befreundung, der Ideenaustausch unter den verschiedenen Stilen, sie werden vielleicht zur heilbringenden Einigkeit führen. Machen sie ferner solch' reißende Fortschritte, so werden die Stilgrenzen sich immer mehr verwischen, und

Digitized by Google

zeigen schon heute, wie wir sahen, zwei wesentliche Momente der Architektur, die Silhouette und der Grundriß, keine Stilunterschiede mehr, so mag am Ende auch die Zeit nicht ferne mehr sein, da die Formen noch in einander verwachsen, und da die Kunst, wie in jeder großen Kunstepoche, wieder von einheitlichem Streben erfüllt wird.

Wohlverstanden, diese Stilannäherung kann nie mit der abgethanen Maximilianischen Stilvermischung congruiren. Sie packte alle vorhandenen Stile in ein Sieb und schüttelte sich den „neuen Stil" heraus — die oben genannte Entwickelung bleibt eben eine natürliche Entwickelung, ein allmäliges Einwirken und Umbilden, wie z. B. von der romanischen Kunst zur gothischen der Uebergangsstil des 12. Jahrhunderts eine ähnliche ganz natürliche Entwickelung hervorbrachte. Ueber die Art und Weise, wie die prognosticirten Formenmodulationen vor sich gehen möchten, hier Vermuthungen anzustellen, würde den Rahmen dieses Blattes ebenso sehr als den mir zugewiesenen Raum überschreiten heißen. In erzählender Form die Umrisse der neuesten Wendung deutscher Architektur zur Anschauung zu bringen, war hier Zweck.

So wie dargethan, fasse ich gegenüber der Eingangs wiedergegebenen trostlosen Anschauung die klassischen und gothischen Richtungen der vergangenen und die Renaissance- und Roccoco-Anwandlungen der neuesten Zeit als ernstes Streben deutschen Geistes nach Erforschung des wahren Wesens aller Kunst auf. Diese Perioden mußten durchlaufen werden, weil man nur auf der Grundlage einer gediegenen Kenntniß aller Stile festen Boden und durch die Würdigung ihrer Einzelvorzüge die Materialien gewann, auf und mit welchen man zu dem großen, eines 19. Jahrhunderts würdigen Bau des „Kunstwerkes der Zukunft" in der Architektur schreiten kann.

Daß dazu geschritten wird, das ist das erfreulichste Symptom der Hamburger Concurrenz.

Hannover, im December 1876. Theodor Unger.

„Manfred" an der Düna.

Eine zeitgemäße Reminiscenz

von

Rudolph Genée.

Mit dem undramatischsten aller in dramatischer Form geschriebenen Gedichte, mit Byrons „Manfred", hat man in neuester Zeit (ich weiß nicht, ob schon früher) Versuche für die Bühne gemacht. Den interessantesten Commentar zu solchen Aufführungen hat uns Byron selbst schon im Voraus gegeben. Als er mit dem Gedichte noch nicht ganz fertig war (es wurde 1817 in der Schweiz geschrieben), äußerte er sich in mehreren Briefen an Mr. Murray darüber in sehr charakteristischer Weise.

In dem ersten Briefe nennt er es „eine Art dramatischen Gedichts, aber von sehr wilder, metaphysischer und dunkler Art" und fährt fort: „auch habe ich es ganz untauglich zur Aufführung auf der Bühne gemacht, gegen die meine Geschichte mit Drury-lane mir den größten Widerwillen [illegible]geflößt hat". Und ein paar Wochen später schreibt er wieder: „Das Ding, wie Sie mit einem Blick sehen, konnte für die Bühne niemals bestimmt oder gedacht werden, ich zweifele fast, ob überhaupt für die Oeffentlichkeit .... ich dichtete es wirklich mit einem Grauen vor der Bühne, und mit der Absicht, ihr den Gedanken ganz unpraktikabel zu machen."

Das Drama, wenn man es so nennen will, ist nun dennoch auf die Bühne gebracht, vor Berlin so viel ich weiß in München und in Wien. Außer der wunderbar tiefen, grüblerischen und zugleich seelenvollen Musik Robert Schumanns mögen auch die Gletscher der Jungfrau ein wenig zu den Versuchen beigetragen haben. Aber schon vor fünf Jahren habe ich eine theatralische Aufführung dieses Gedichtes mit angesehen, welche zu den interessantesten Theaterereignissen gehört, die mir vorgekommen sind. Es war zu Anfang des Jahres 1872 in Rußland, und die Aufführung fand vor einem lettischen Publicum in lettischer Sprache statt. Wie dies anscheinend wunderbare Ereigniß sich vollzog, will ich in Kürze berichten.

Die Letten bilden in Liesland neben den Deutschen und Russen bekanntlich den weniger begabten und deshalb mehr und mehr zurückgebliebenen Volksstamm. Es gibt zwar unter den Letten sehr tüchtige, ernst strebende und für die Hebung ihrer Nationalität rastlos thätige Männer. Wer von den Letten solche ernsten Ziele verfolgt, der sucht sich zunächst deutsche Bildung, deutsches Wissen anzueignen; denn der Deutsche ist den Letten gegenüber ein viel gefährlicherer Rival, als der Russe, und der Lette sucht ihn deshalb mit seinen Mitteln zu bekämpfen. Der kleine Bruchtheil Deutscher in den russischen baltischen Provinzen hat sich für Sachen der Kunst und Wissenschaft, Industrie, Gewerbe und Handel eine erstaunlich dominirende Stellung zu erobern gewußt. Mit begreiflichem Kummer haben die armen Letten dies Wachsen des deutschen Geistes wahrnehmen müssen. Die weit überwiegende Masse der Letten gehört den niederen Volksschichten an. Der Fremde in Riga hört die lettische Sprache nur von Fuhrwerksleuten (Droschkenkutschern), Bauern und Dienstboten. In der Mehrzahl der deutschen Familien in Riga sind daher auch lettische Dienstboten. Aber die wenigen gebildeten Letten in den Städten, vor Allem in Riga, sind rastlos in ihren Bestrebungen, den Deutschen gegenüber in ihren Culturfortschritten Stand zu halten. Die Deutschen haben in Riga außer ihrer bedeutenden Börse, ihren großen Gesellschaftshäusern, Gymnasien, den Gildenhäusern, dem stattlichen Theater, den Kunst- und Handelsvereinen u. s. w. auch einen sehr großartigen Gewerbeverein. Für diesen besitzen sie ein umfangreiches eigenes Gebäude, und dieses enthält u. A. den größten Saal der Stadt, der wegen seines Umfangs und wegen seiner vorzüglichen Akustik zu größeren Concerten benutzt wird. Vor mehreren Jahren haben nun aber auch die Letten einen Gewerbeverein gegründet; und da sie genöthigt waren, in diesem Verein ihre ganzen Bestrebungen auf Hebung ihrer Nationalität zu concentriren, so errichteten sie in dem Saale ihres Vereinshauses auch — ein lettisches Theater.

Während meines Aufenthaltes in Riga waren mir schon oft an den Straßenecken Theaterzettel in lettischer Sprache aufgefallen. Es waren allerdings Dilettanten, welche spielten, Mitglieder des lettischen Vereins; aber die Vorstellungen waren durchaus öffentlich, und Jedermann konnte sich an der Kasse ein Eintrittsbillet kaufen. Einen sehr lebhaften Wunsch [illegible] empfand ich erst, als ich eines Tages in den deutschen Zeitungen Rigas die Notiz las, daß am nächsten Sonntag im lettischen Theater — Byrons Manfred aufgeführt werde! Das mußte ich mit ansehen, und ich gewann schnell ein paar Freunde, mir dabei Gesellschaft zu leisten. Obwohl ich versichern kann, daß ich eben so wenig Lettisch verstehe, als Shakespeares Porzia nach ihrer Versicherung Englisch, so war das ja in diesem Falle ganz gleich. Es war mir ja genug, Byrons Manfred zu sehen, den ihn zu verstehen, war nicht nöthig. Byrons Manfred! Die dunkel-metaphysische und in manchen Dingen unenträthselbare Phantasie des grillenhaftesten unter den großen Dichtern — in lettischer Sprache! vor einem meist aus Bauern und Dienstboten bestehenden Publicum!

Der Theaterzettel dieser merkwürdigen Vorstellung liegt noch vor mir:

Anglu dseesmineeka lorda Baironа
Manfredu.

Das Personenverzeichniß stimmte ganz genau mit dem des Byron'schen Gedichtes überein, ebenso die darunter stehende Bemerkung über den Schauplatz der Handlung. Und in der That war das Stück keine bloße Bühnenbearbeitung oder gar nur eine Benutzung des Byron'schen Gedichtes; nein, es war eine ganz einfache Uebersetzung, wenn auch mit Kürzungen.

Der Bau der Alpen auf der kleinen Bühne war zwar nicht sehr imponirend, aber die Costüme waren möglichst bunt, glänzend von Seide und Goldflitter. Die Zuschauer hörten die Dialoge an, mit Mienen, als ob sie für das Verständniß nicht nur Auge

Digitized by Google

und Ohren zu öffnen hätten, sondern als ob die Hauptsache durch den Mund Eingang finden müsse. Ob sie eine Ahnung hatten von dem, was auf der Bühne vorging, bezweifle ich entschieden. Aber so oft der Vorhang fiel, brach ein stürmischer Beifall los, denn — es war eben ein Schauspiel in lettischer Sprache, und das genügte. Und man brauchte dafür nicht von den Deutschen zu borgen, sondern es war, wie auch der Zettel besagte, ein ursprünglich englisches Stück. Wie gespielt wurde, kann ich nicht sagen; wenn ich nicht die Sprache verstehe, so habe ich auch vom Spiel keinen Eindruck. Aber ich sah und hörte mit Begier, und ich bin überzeugt, daß meine Mundöffnung mehr und mehr derjenigen der lettischen Zuhörer gleichkam.

Durch Zufall hörte ich andern Tags, wie man auf die ganz tolle Idee dieser Aufführung gekommen war. Ein begabter lettischer Knabe, der das deutsche Gymnasium besuchte, hatte Byrons Manfred in deutscher Uebersetzung in die Hand bekommen. Er machte sich daran, sie in's Lettische zu übertragen und diese Uebersetzung war dem Leiter der Bühne, der eigentlich Buchdrucker und Herausgeber lettisch-russischer Blätter war, und der bei der Aufführung selbst den Manfred spielte, zu Gesicht gekommen. Ein Stück, zwar aus dem Deutschen übersetzt, aber doch von einem Engländer, und zwar von keinem Geringeren, als Lord Byron, — das war des Versuches schon werth. Und der Erfolg war ein glänzender, ohne Robert Schumann, ohne Lewinsky, Possart oder Kahle. Dafür war's aber auch nicht Manfred „an der Düna", sondern an der Daugawa, wie ich hier zum Schlusse die Ueberschrift in's Lettische corrigiren will.

Aus der Hauptstadt.

Etelka Gerster.

Die „Hauptstadt" — das Wort in einem ähnlichen Sinne gebraucht wie das „tout Paris" — hat jetzt am Ausgange des Winters eine große und ganz unerwartete Freude gehabt. Man kann zur Stunde die seltene, überaus beruhigende, ich möchte beinahe sagen: erhebende Wahrnehmung machen, wie aufrichtiges und wahres Wohlwollen im besten Sinne, dem man unter gewöhnlichen Bedingungen sich schon glücklich schätzt, bei dem einzelnen Individuum zu begegnen, plötzlich eine ganze Gemeinde erfaßt hat. Während meistens durch die Zusammensetzung der Individuen die edleren und anständigen Regungen unterdrückt und die unedleren an die Oberfläche getrieben werden, während Lieblosigkeit und Gehässigkeit, Neid und Schadenfreude die Massen dominiren und sich, wenn man von der „Welt", von der „Menge" ꝛc. spricht, die häßlichen Prädicate „böse Welt", „blöde Menge" wie von selbst darbieten, zeigt sich nun das „holde Wunder", daß Berlin, ja das wegen seiner Kälte und seiner zersetzenden Kritik verschriene Berlin, auf einmal in dem Amte eines liebenden, nachsichtigen, zärtlichen Vaters sich wohlgefällt.

Das junge Mädchen, das dies Wunder bewirkt hat, heißt Etelka Gerster; und es ist wirkliche Zärtlichkeit, es ist eine rührende, sorgsame Freundschaft, die Berlin diesem jungen Mädchen entgegenbringt.

Vor etwa vier Wochen war in den Zeitungen zu lesen, daß eine der üblichen italienischen Operngesellschaften, wie sie uns seit Jahren zu beglücken pflegen, bei Kroll Vorstellungen geben wolle. Man weiß, was gewöhnlich von einer solchen italienischen Gesellschaft zu halten ist.

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald sie von uns Abschied nahm."

Die als Mitwirkende namhaft gemachten Künstler überboten sich an Unbekanntheit. Die Sache nahm denn auch zunächst ihren natürlichen Verlauf. Bei der ersten Vorstellung vor etwa drei Wochen war der große Kroll'sche Saal leer; außer den Kritikern, die berufsmäßig der Vorstellung beiwohnen mußten, hatten sich nur einige wenige von den Leuten, auf die es ankommt, wenn öffentliche Meinung gemacht wird, dahin verirrt, und somit durfte man auch dieser singenden Gesellschaft beinahe mit Sicherheit das Prognostikon stellen, daß sie das Schicksal ihrer Vorgänger theilen und wie die Rose nur einen Morgen blühen würde.

Drei Wochen später, und in dem großen Kroll'schen Saale ist kein Platz unbesetzt! Hunderte und Hunderte müssen vor der Thür verdrießlich wieder umkehren, und die Gunst, der Vorstellung beizuwohnen, wird von denen, die sich auf normalem Wege die Billets nicht haben verschaffen können, mit Preisen bezahlt, welche an die verschwenderischen Tage des industriellen Aufschwungs erinnern. Die ersten Reihen des Parquets sind für den Hof reservirt, der in einer Vollzähligkeit vertreten ist, wie man sie sonst nur bei den außergewöhnlichsten künstlerischen Anlässen wahrnimmt. Der Kaiser selbst ist schon lange vor Beginn der Vorstellung im Saale anwesend und begrüßt seine Gäste. Alle hohen Beamten des Hofes sind erschienen. Da sieht man den greisen Feldmarschall Moltke, die Minister, die höchsten Vertreter der fremden Diplomatie, die Botschafter und Gesandten; und weiter im Saale erblickt das Auge nahezu alle bekannten und berühmten Persönlichkeiten der Hauptstadt, und der Name der vor wenigen Wochen noch gänzlich unbekannten Künstlerin, welche die Lucia singt, ist heute in Aller Munde!

Die Jüngeren erinnern sich nicht, Zeuge eines so plötzlichen und so großartigen Triumphes gewesen zu sein, die Aelteren sprechen, um ein Seitenstück dazu zu finden, von den ersten Tagen der Henriette Sontag, der Pauline Viardot und der Jenny Lind. Das gesammte Publicum ist wie elektrisirt. Alle berufenen Vertreter der musikalischen Kritik verkünden mit einer Einstimmigkeit, die geradezu beispiellos ist, daß hier eine ganz ungewöhnliche, gottbegnadete Künstlerin vor uns erschienen ist, von der gütigen Natur mit allen Mitteln ausgestattet, um die höchsten Höhen zu erreichen, und die unter richtiger Leitung und unter verständnißvoller Verwerthung ihrer wundervollen natürlichen Befähigung diese Höhe auch erreichen wird.

Das Lob der Kritik klingt diesmal ganz anders als sonst wohl, wenn es sich darum handelt, einer anerkannten Größe den erwarteten Lorbeer zu spenden. Man merkt es den Kritiken förmlich an, wie sich die Verfasser derselben darüber freuen, der ungewöhnlichen Erscheinung gegenüber einmal ungewöhnlich loben zu können, mit einer Herzlichkeit und Innigkeit, die von der sicheren Ueberzeugung das Gute zu thun, indem sie das Gute fördern, getragen werden. Gleichzeitig kann man aus diesen freudig und rückhaltslos anerkennenden Kritiken so etwas wie freundschaftliche Besorgniß um das Schicksal ihres Schoßkindes herauslesen, — etwas wie eine wehmüthige Angst, daß man die zarten Keime nicht zeitigen lasse, daß man sie in der thörichten Hast, ihr Wachsthum durch künstliche Treibhaustemperatur ungebührlich zu beschleunigen, erheblich schädigen, vielleicht gar verderben könne. Und diese angstvolle Fürsorge ist sehr berechtigt.

Etelka Gerster ist ein blutjunges Mädchen. Ihre Stimmmittel sind keineswegs ungewöhnliche; sie besitzt nicht eines jener gewaltigen Organe, die allen Stürmen trotzen und die sich durch ihre imposanten Verhältnisse der allgemeinen Beachtung aufdrängen. Sie hat nichts Auffallendes, nichts Großartiges. Es ist daher auch ganz natürlich, daß die Leiter der beiden größten deutschen Opern, die Gelegenheit gehabt haben, Fräulein Etelka Gerster zu hören, achtlos an dieser bescheidenen und anspruchslosen Künstlernatur vorübergegangen sind, ohne den Versuch zu machen, sie für ihre hervorragenden Institute zu gewinnen. Ihrer lieben, einfachen und poetischen Stimme entspricht auch ihre Erscheinung: ein einfaches, liebes Gesicht mit klugen, sprechenden Augen, bescheiden und jungfräulich, keine Schönheit. Bei ihrem gänzlichen Mangel an Bühnenroutine — sie war ja bisher noch vor keinem erheblichen Publicum aufgetreten — zeigt sie in ihrer Haltung und in ihren Bewegungen noch gewisse Unsicherheiten und Unbeholfenheiten, die ein feinfühliges Publicum, das die Sängerin schon liebgewonnen hat, liebenswürdig findet, die aber von einem fremden Publicum, vor das Etelka Gerster nun schon mit einem berühmten Namen treten wird, vielleicht anders beurtheilt werden möchten. Ihr Repertoire ist noch klein. Alles, Alles weist also darauf hin, daß Etelka Gerster sich selbst und uns gegenüber die Pflicht hat, allen Verlockungen, die an sie herantreten mögen: sich jetzt gleich unter den größten und anspruchsvollsten Verhältnissen zu zeigen, standhaft zu widerstehen.

Es wird ihr diese Enthaltsamkeit in diesem Augenblicke doppelt schwer fallen müssen; sie hat von einem Tage zum andern den großen Schritt aus der völligen Unbekanntheit in die Berühmtheit gethan. Die nirgends recht beachtete jugendliche Primadonna einer unbedeutenden

Digitized by Google

italienischen Gesellschaft wird heute mit den ersten lebenden Künstlern in einem Athem genannt. Der rauschende Beifall muß etwas Berauschendes haben; und es müßte sonderbar sein, wenn der Weihrauch, der in dicken, qualmigen Wolken zu ihr jetzt aufsteigt, ihre Sinne nicht benebeln sollte. Aber gleichviel! Sie mache die ernsthaftesten Anstrengungen, um in dem Taumel, der sie erfassen muß, sich doch einige Nüchternheit und Ueberlegung zu bewahren! Sie gedenke der Wahrheit des Voltaire'schen Ausspruchs, daß es keine schwerere Last gibt, als einen schnell berühmt gewordenen Namen:

„il n'est plus lourd fardeau qu'un nom trop tôt fameux";

und daß sie erstarken muß, um unter dieser süßen Last nicht zusammenzubrechen.

Das Charakteristische in der Kunst der Etelka Gerster ist, wie ich schon sagte, nicht das Imposante, Gewaltige und Großartige, es ist das Liebliche, das Zarte, das jungfräulich Holde. Sie reißt nicht hin, sie gewinnt; sie packt nicht, sie rührt; sie erschüttert nicht, sie ergreift. Hier hat es ein günstiger Stern so gefügt, daß diese reizenden Gaben sofort erkannt worden sind. Es ist ein unberechenbares Glück gewesen, daß Etelka auf der kleinen Bühne bei Kroll zum ersten Mal vor einem kleinen Publicum gesungen hat. Hätte ihr Debut im Opernhause stattgefunden, dem mächtigen Hause, das mit einem verwöhnten, und nicht immer sehr wohlgesinnten, nicht immer sehr aufmerksamen Publicum gefüllt ist, in dem gestern die Posaunen der Schwerterweihe erdröhnten und morgen der tolle Reigen des Venusberges spukt — wer weiß, wer weiß, wie dann die Sache verlaufen wäre! Ob da nicht die wuchtigen Orchestermassen das bescheidene Organ gedeckt, ob sich nicht der eigenthümliche Reiz ihrer seelenvollen Stimme in dem großen Raum vor der Gleichgültigkeit und Indolenz bis zur Unkenntlichkeit verflüchtigt hätte!

Jetzt liegt die Sache ganz anders. Jetzt, da man weiß, wie wunderschön die Stimme ist, wie meisterhaft die Ausbildung, jetzt darf Etelka in Berlin, wo immer sie singen mag, der vollen Wirkung sicher sein. Wie aber in einer anderen, noch größeren, noch anspruchsvolleren Stadt, in der sie nicht Gelegenheit gehabt hat, sich unter den Bedingungen, die hier die richtige Gelegenheit zur Entfaltung ihrer künstlerischen Eigenart darbieten, zu zeigen? Wie in dem großen lärmenden Paris, das, wie die Fama erzählt, unsere junge Künstlerin — es ist wirklich unsere — an sich zu locken sucht?

Ich muß ehrlich gestehen, daß ich mir das schüchterne Mädchen, das ich hier auf der Miniaturbühne von Kroll an der Seite der in unverantwortliches Gelb gekleideten Begleiterin die Bühne habe betreten sehen, und das uns Alle durch den keuschen Wohllaut seiner Stimme, durch den einfachen und innigen Vortrag, durch die meisterhafte Kunstfertigkeit in der Behandlung seiner Mittel entzückt hat, auf der riesigen Bühne der Pariser Oper, hinter dem gewaltigen Orchester, das jede feine Nuance verbietet, das man überschreien muß, neben Sängern und Sängerinnen, bei denen Routine und Umfang des Organs die wahre Kunst ersetzen, gar nicht vorstellen kann!

Etelka Gerster gehört zu derselben Künstlerfamilie, aus der Jenny Lind entsprossen ist, und diese wußte ganz gut, was sie that, als sie die glänzendsten Anerbietungen, in Paris zu singen, consequent von der Hand wies; es war die richtige Selbsterkenntniß, welche die schwedische Sängerin leitete. Es ist ein guter Freund, der Etelka Gerster die schönen Verse aus Simrocks „Warnung vor dem Rhein" jetzt zuruft:

„Dich bezaubert der Laut, Dich bethöret der Schein,
Entzücken faßt Dich und Graus."

Nicht kleinliche Selbstsucht ist es, nicht der egoistische Wunsch, eine ausgezeichnete Sängerin dauernd zu erwerben, nichts Eigennütziges ist es, was uns diese Zeilen eingegeben hat. Berlin, das Etelka Gerster in die Kunst eingeführt, fühlt sich vielmehr berufen, dafür zu sorgen, daß dies wundervolle Talent der Kunst erhalten bleibe und daß es nicht durch thörichte Ueberspannung der Kräfte zu früh abgenutzt, durch den Zwang in eine falsche Lage verwirrt und entmuthigt werde. Etelka Gerster hat für den Augenblick nur eine Verpflichtung: keine neuen Verpflichtungen einzugehen. Sie benutze die nächste Zeit, die ihr nach Ablauf ihrer jetzigen Verbindlichkeiten bleiben wird, zur Vervollkommnung ihrer Studien, zur Erweiterung ihres Repertoires. Sie trachte nach einer weiteren Ausbildung im dramatischen Spiele, zu dem sie eine unbedingte Befähigung besitzt, und dann — dann bleibe sie bei uns in Deutschland! Sie ist der deutschen Sprache vollkommen mächtig, und einer wahren Künstlerin bieten sich denn doch in Deutschland noch ganz andere und lohnendere Aufgaben, als sie den Künstlern in Frankreich gestellt sind. Sie werfe doch nur einen Blick auf das Repertoire der Pariser Oper: „Hugenotten" und „Wilhelm Tell", „Wilhelm Tell" und „Hugenotten" in wohlthuender Abwechselung! Und wenn sie nun wirklich fünfzig Mal im Jahre die Königin in den „Hugenotten" und Bertha im „Tell" gesungen hat, so wird sie im günstigen Falle am Ende des Jahres auf derselben künstlerischen Stufe stehen, auf der sie zu Anfang des Jahres gestanden hat, vielleicht aber schon auf der abschüssigen Bahn der Routine einige Stufen tiefer gestiegen sein. Die Mozart'schen Opern allein sollten es schon vermögen, Etelka Gerster vor dem bedenklichen Schritt über den Rhein zurückzuhalten. Etelka ist die berufenste Mozartsängerin, sie bleibe bei uns! Aber wie immer ihr Schicksal sich gestalten möge, wir schätzen uns glücklich, Etelka Gerster wenigstens bei dem glänzenden Beginn ihrer Laufbahn haben begrüßen zu können, und unsere aufrichtigsten Wünsche werden sie auch fernerhin begleiten.

Paul Lindau.

Notizen.

Das deutsche Reich hat seine Flitterwochen überlebt und die schönen Tage der Begeisterung sind vorüber. Darob lassen die Volksvertreter die Köpfe sinken, weinen an den centrifugalen Bächen des Babylons an der Spree und möchten ihre Harfen schier an die Weiden des Thiergartens hängen. Dieses Gebahren kann Niemand Wunder nehmen, der deutsche Art aus Erfahrung kennt. Die vaterländische Geduld, über welche die Fremden spotten, ist keine männliche Ausdauer, sondern eine passive Apathie, die zuerst fünfzig Jahre den Bundestag ertrug, nach dem Aufflackern von 1848 sich unter Manteuffels mit Stahl'schen Rechtsfloskeln und Gerlach'scher pietistischer Salbaderei verbrämter Büreaukratie tödtlich langweilte, darauf der neuen Aera das Leben sauer machte und, endlich durch glückliche, genial verwerthete Ereignisse in den Sattel gehoben, leidlich zu reiten anfing. So lange der Enthusiasmus währte und über den unebenen Boden hinweggalopiren ließ, ging Alles vortrefflich. Nunmehr ist die Zeit der sauren Arbeit gekommen und es wird entsetzlich lamentirt. Der Beschluß des Bundesraths in Sachen des Reichsgerichts zu Gunsten Leipzigs, wenn man gewisse Jeremiaden las und hörte, war ein böses Symptom, als ob Leipzig, nach Goethes Zeugniß, nicht ein kleines Paris wäre und seine Leute, vorkommenden Falles gewiß auch Obertribunalsräthe, leidlich bilden könnte. Schlimm ist auch der sächsische Widerstand gegen die Expropriation der Eisenbahn. Aber die Schuld trägt das Verschleppen solcher Dinge in den unpolitischen Büreaus, bis die Krisis da ist und alle Welt nach irgend einem Alexander schreit, der den Knoten zerhauen und den Karren, welchen die Actenschreiber richtig in den Tintensumpf geschoben, mit einem Machtspruch wieder flott machen soll. Und wegen solcher und ähnlicher Dinge, deren man sich nach einigen Jahren kaum noch entsinnen wird, soll die Reichsflinte in's Korn geworfen werden und im Angesicht Europas werden über die rückläufige Bewegung so herzbrechende Dinge gesagt, daß die Franzosen die Ohren spitzen und wirklich glauben, das junge Reich gehe schon wieder aus Rand und Band. Am bittersten jedoch wird empfunden, daß der Culturkampf etwas in's Stocken geräth, nach Laskers unmaßgeblicher, viel verschriener Ansicht auch nicht bis an das Ende der Zeiten währen dürfte, die auserlesenen Streiter daher auf die spätere Entbehrlichkeit ihrer patriotischen Dienste gefaßt sein müssen. Aber das ist nun einmal das Loos des Schönen auf der Erde. Tout passe, tout s'efface, sang schon Victor Hugo in seinen guten Tagen, und auch der Culturkampf kann nicht ewig währen. Man braucht deswegen nicht aus der Haut zu fahren. Der deutsche Geist ist mit Rom schon zu anderen Zeiten fertig geworden. Die Witterungszeichen der Weltgeschichte sind nicht darnach angethan, daß Encyklica, Syllabus und Unfehlbarkeit noch sehr lange die menschliche Gesellschaft ennuyiren könnten. Das Wehklagen über die Ermattung des öffentlichen Geistes will daher Manchem herzlich kindisch erscheinen. Die Italiener sind viel schlimmer daran; sie haben nur Papiergeld, werden durch die Fiction ihrer Großmachtstellung bald in französisches, bald in russisches Fahrwasser gezogen und wahren sich doch stets eine äußerlich ganz respectable Haltung. Deutschland ist der schlafende Riese, vor welchem sich alle Welt fürchtet, während er zuweilen von Alpdrücken

Digitized by Google

geplagt wird und dann halb im Traume Reden führt, die wie eine Reminiscenz aus seinen Flegeljahren herüberklingen, sonst aber nicht viel auf sich haben. Die Hauptsache ist, daß Frieden bleibt und wir unseren wirklich ernsthaften Nothstand nach und nach los werden. Das Auf und Ab der Nachrichten während der letzten Zeit hat die Journalisten nicht zu Athem kommen lassen. Jeder fürchtete mit seinen Prophezeiungen über Frieden oder Krieg zu spät zu kommen. Die den Krieg vorhergesagt hatten, freuten sich über jedes ungünstige Symptom, das ihnen Recht zu geben schien, denn für Zeitungsschreiber kommt es gar nicht darauf an, ob die Welt untergeht und sie selbst mit in den Orcus fahren, wenn sie es nur rechtzeitig gemeldet haben und vor dem Verschwinden noch schreien können, daß sie die Ersten gewesen, die aus bester Quelle die Katastrophe angezeigt hätten. Am schlimmsten aber waren Diejenigen daran, die sich zuerst für den Frieden halbwegs engagirt hatten, dann, seit Ignatieff seine Odyssee antrat, umschlugen, plötzlich aber glaubten, es wäre zu früh gewesen und sie hätten am Ende doch noch besser einige Tage mit dem Einlenken in die pessimistische Strömung warten sollen. Es wird ein Hangen und Bangen sein bis zum letzten Augenblick. Zum Glück darf man annehmen, daß in der himmlischen Region, wo sich Wohl und Weh von Tausenden entscheidet, die wechselnden Wünsche des publicistischen Federviehs, wie sich einst Bismarck in Erfurt ausdrückte, in solchen Fällen nicht ausschließlich berücksichtigt werden.

* * *

Wir sehen uns zu folgender Erklärung veranlaßt: Als die Vorbereitungen zu der neuen Monatsschrift „Nord und Süd" getroffen wurden, wandte sich die Redaction auch an den langjährigen Mitarbeiter der „Gegenwart", Herrn Udo Brachvogel in New-York, mit dem Ersuchen, für „Nord und Süd" sowohl Originalbeiträge, Schilderungen der amerikanischen Verhältnisse ꝛc. zu schreiben, als auch im Namen der Redaction die hervorragendsten amerikanischen Schriftsteller, namentlich Bret Harte, Mark Twain ꝛc. als Mitarbeiter zu gewinnen. Als selbstverständlich wurde hervorgehoben, daß nur wirkliche Originalarbeiten, also nur solche, die auch in Amerika bisher noch nicht veröffentlicht seien, von der deutschen Monatsschrift aufgenommen werden könnten. Am 15. März erhielt die Redaction ein Schreiben des Herrn Udo Brachvogel, in dem ein Manuscript von Bret Harte eingeschlossen war. In demselben hieß es, die californische Skizze Bret Hartes sei von ihm aus dem Manuscript des amerikanischen Dichters übertragen, dieselbe müsse schleunigst veröffentlicht werden, denn das amerikanische Original könne bereits in vierzehn Tagen gedruckt sein, werde vielleicht aber auch sechs Wochen oder länger unveröffentlicht bleiben. Um die rechtzeitige Veröffentlichung zu ermöglichen, wurden von Seiten der Redaction ungewöhnliche Anstrengungen gemacht. Die ersten acht Bogen waren bereits ausgedruckt, und der neunte wurde im letzten Augenblick noch umgeändert, so daß der Bret Harte'sche Artikel am Schlusse des ersten Heftes, das bereits am 22. ausgegeben worden ist, noch aufgenommen werden konnte. Am 17. Abends, also zwei Tage nach Empfang des Brachvogel'schen Briefes, als das Heft bereits ausgedruckt war, fanden wir in einem Berliner Blatte dieselbe californische Skizze von Bret Harte, deren Aufnahme wir unter erheblichen Opfern erwirkt hatten, und zwar in der „Post" unter Angabe der Quelle: „dem «New-Yorker belletristischen Journal» entnommen", das von Herrn Udo Brachvogel redigirt wird. Da Herr Udo Brachvogel uns, wie gesagt, die Uebersetzung mit dem ausdrücklichen Vermerk, sie sei aus dem amerikanischen Manuscripte übertragen, übersandt und es unterlassen, uns darauf aufmerksam zu machen, daß er dieselbe Uebersetzung so frühzeitig für sein eigenes Blatt verwerthet hatte, daß gleichzeitig mit der uns übersandten schriftlichen Uebersetzung im Manuscript die gedruckte Uebersetzung hier eintreffen mußte, da uns außerdem das „belletristische Journal" nicht eingeschickt worden war, und wir von dieser gleichzeitigen Verwerthung desselben Manuscriptes keine Ahnung haben konnten, so sind wir unverschuldet in die unangenehme Lage gerathen, im ersten Hefte einen schon anderweitig veröffentlichten Aufsatz, der uns als eine Originalarbeit angeboten war, den wir als eine solche acceptirt hatten und als eine solche auch honorirt haben würden, zu bringen. Wir sind es uns selbst schuldig, diese Aufklärung zu geben, soweit wir sie eben in diesem Augenblicke zu geben im Stande sind; denn die ganze Situation, die uns von einem langjährigen Freunde und Mitarbeiter bereitet worden ist, ist uns einstweilen noch räthselhaft. p. L.

Abonnement der „Gegenwart" pro II. Quartal 1877.

Mit der nächsten Nummer schliesst das I. Quartal der *„Gegenwart"*. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das II. Quartal 1877 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: Paul Lindau. — Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Inhalt des soeben ausgegebenen ersten Heftes (April):

I. Friedrich Bodenstedt. Prolog.
II. Wilhelm Jensen. Aus den Banden. Novelle.
III. Rudolf von Jhering (Göttingen). Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.
IV. W. H. Riehl (München). Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei Kapellmeister, nach der Natur gezeichnet. (Dazu das Portrait Riehls nach dem Leben, in Kupfer radirt von Prof. J. L. Raab-München.)
V. Ernst Curtius (z. Z. Athen). Griech. Ausgrabungen 1876—77.
VI. Emanuel Geibel. Distichen aus dem Wintertagebuche.
VII. Georg Ebers (Leipzig). Alliteration u. Reime im Altägyptischen.
VIII. Friedrich Pecht (München). Moderne Maler. Franz Lenbach.
IX. Julius Payer (Frankfurt a. M.). Die englische Nordpolexpedition 1875—76.
X. Bret-Harte. Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze.

Digitized by Google

Inserate.

In meinem Verlage erscheint und nehmen Buchhandlungen, Postämter, sowie die unterzeichnete Expedition Bestellungen an:

Literarische Correspondenz.

Herausgeg. v. **Hans Adam Stöhr** in Leipzig.

An der „Literarischen Correspondenz" sind durchweg die bewährtesten und nahmhaftesten Kräfte aus allen einschlägigen Disciplinen betheiligt.

Die Literarische Correspondenz beginnt mit dem II. Quart. 1877. Preis pro Quart. 2 ℳ 50 ₰. Alle 14 Tage erscheint eine Nummer, hochquart, elegant ausgestattet, 2—3 Bogen stark.

Nr. I ist soeben ausgegeben worden.

Verlag und Expedition der

„Literarischen Correspondenz",

Hermann Foltz, Verlagsbuchh. in Leipzig.

Soeben ist im Selbstverlage des Verfassers, Jerusalemerstr. 63, erschienen:

Die

Privat-Wohlthätigkeit

und

die städtische Armenpflege Berlins

sowie

deren nächstes Ziel.

Ein Wort an alle Freunde und Förderer des Gemeinwohls

von

H. Schneider.

Preis 50 Pf.

Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.

Heinr. Lemcke

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter

Havanna- etc. Cigarren

im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille. Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Für Zeitungsleser.

Die beste Empfehlung für eine Zeitung ist unzweifelhaft die Höhe der Abonnentenzahl und die fortgesetzte Steigerung derselben.

Nachfolgende Statistik bietet den sichersten Maaßstab für die Anerkennung, welche sich das „Berliner Tageblatt" nebst seinen Beilagen „Berliner Sonntagsblatt" und dem illustrirten Witzblatt „Ulk" bei dem Zeitung lesenden Publikum in Deutschland erworben hat und liefert den Beweis, daß der reichhaltige Inhalt dieser Zeitung selbst die weitgehendsten Ansprüche befriedigt. Auch hat wohl der billige Abonnementspreis (5 ℳ 25 ₰ für alle 3 Blätter) die ungewöhnlich große Verbreitung gefördert, welche das nachstehende Dokument bezeugt:

„Auf Grund der von mir eingesehenen kaufmännisch geführten Handlungsbücher der Expedition des „Berliner Tageblatt" (Rudolf Mosse) hier bescheinige ich hiermit, daß die Abonnenten-Zahl des „Berliner Tageblatt"

Ende März	1876	über	**37,500,**
„ Juni	„	„	**38,800,**
„ September	„	„	**41,400,**
„ Oktober	„	„	**45,300,**
„ November	„	„	**47,100,**
„ Dezember	„	„	**48,000,**
„ Januar	1877	„	**49,300**

betragen hat. Mit dem 1. Februar 1877 ist die Zahl der Abonnenten auf mehr als **50,000,** in Worten **fünfzigtausend** gestiegen und **hat sich eine weitere Steigerung bis heute fortgesetzt.**

Berlin, 20. Februar 1877. F. Henninger, gerichtlicher Bücher-Revisor."

Die vorstehende eigenhändige Namens-Unterschrift des persönlich bekannten und in Berlin wohnhaften gerichtlichen Bücher-Revisors Herrn Friedrich Henninger wird hiermit beglaubigt.

Berlin, den 20. Februar 1877. Fretzdorff, Justizrath und Notar.

Die oben angedeutete Steigerung der Abonnenten-Zahl hat sich bis auf den heutigen Tag fortgesetzt, so daß das „Berliner Tageblatt" gegenwärtig in einer Auflage von **51,100** Exemplaren erscheint.

Was verbürgt heutzutage die Beliebtheit einer Zeitung?

Klare und bequeme Uebersichtlichkeit des immer mehr anwachsenden Tagesstoffes, enggefasste, scharfe Behandlung der Thatsachen, wie sie dem Interesse des Lesers, nicht nur dem des Publicisten nahe liegen, leichte und doch edle Form der Darstellung, anregend und belehrend zugleich — das sind die Bedingungen, die der heutige Zeitungsleser im Drange der Geschäfte an seine Tageslectüre stellt, das sind aber anerkanntermaassen auch die Vorzüge, welche die **„Tribüne"**, die in Berlin täglich, ausser Montags erscheint, in immer weiteren Kreisen des gebildeten Publicums willkommen macht. Die bunte Mannigfaltigkeit des Blattes, sein Streben, die Ansprüche des strengen Politikers und die Wünsche des Unterhaltung suchenden Lesers in gleichem Maasse zu befriedigen, Ernst und Scherz in anmuthender Weise mit einander zu verknüpfen, haben der **„Tribüne"** im Laufe der Jahre die Beliebtheit in allen besseren Gesellschaftsclassen mit stetig steigendem Erfolge zugewandt. Deutlich und zielbewusst in ihrem politischen Streben, anregend und fesselnd in ihrem Unterhaltungsstoff, ist die **„Tribüne"**, getragen von der Gunst ihrer Leser, geworden, was sie heute ist: **eine der beliebtesten über das ausgedehnteste Lesegebiet verbreiteten Zeitungen Deutschlands.**

Die engen Verbindungen der **„Tribüne"** mit hervorragenden politischen und parlamentarischen Kräften werden nutzbar gemacht durch eine Auswahl der tüchtigsten Mitarbeiter auf publicistischem Gebiete. Der seit Jahren bestehende **feuilletonistische** Ruf des Blattes, wird durch spannende und geistvolle Romane, Novellen, Skizzen etc., von der Hand der ersten Kräfte der deutschen Schriftstellerwelt in ungeschwächtem Maasse fest erhalten, so dass die **„Tribüne"** nach allen Seiten hin auch den verwöhntesten Ansprüchen des heutigen Lesepublicums zu genügen weiss.

Dazu bietet sie noch ausserdem ihren Abonnenten das auf dem Felde des Witzes und der Satire längst und unbestritten zu den weitaus besten Erscheinungen gezählte illustrirte humoristische Wochenblatt **„Berliner Wespen"** als wöchentliche **Gratis**-Zugabe und darf sich solchergestalt einer Vielseitigkeit rühmen, die nur noch von der verhältnissmässigen Billigkeit übertroffen wird. Der Abonnementspreis für die „Tribüne" **mit** der Gratisbeilage „Berliner Wespen" beträgt nämlich für das Vierteljahr für Berlin 5 ℳ 50 ₰, für auswärts nur 5 ℳ 30 ₰ ohne und 5 ℳ 70 ₰ inclusive Postbestellgeld und nehmen zu diesem Preise **sämmtliche Postanstalten des Deutschen Reiches** Bestellungen entgegen.

Hierzu ein Prospect über „Nord und Süd". Eine deutsche Monatsschrift. Sowie eine Beilage von der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 31. März 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v.11 no.13

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Arbeitslosigkeit und Auswanderung. Von Dannenberg. — Geist und Natur. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Dich ruft der Lenz. Von Albert Traeger. — Deutscher Mondschein. Von Johannes Proelß. — Ein Roman von Anzengruber. Besprochen von Fritz Mauthner. — Das Urbild der Halsbandgeschichte. Von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Arbeitslosigkeit und Auswanderung.

Ganz Deutschland tönt von Klagen über massenhafte und noch stets zunehmende Arbeitslosigkeit wieder. Die Culturkämpfer im preußischen Abgeordnetenhause haben es sich nicht nehmen lassen, auch diese bequeme zur Hand liegende Waffe dem ihnen über Alles verhaßten Ministerium an den Kopf zu werfen und, aus angeblicher Rücksicht auf den Nothstand der Massen, die für den Umbau des Zeughauses geforderten Gelder zu verweigern. Die Conservativen, die Wirthschaftsreformer, die Agrarier, und wie alle die verschiedenen Nuancen einer und derselben Grundfarbe sich nennen mögen, werden nicht müde immer von Neuem zu behaupten, daß die durch das Actiengesetz vom Juni 1870 eingeleitete wirthschaftliche Periode nothgedrungen zum Ruin des Privatcapitals, zur erschöpfenden Ausbeutung der ehrlichen Arbeit, zum Elend der handarbeitenden Massen habe führen müssen. Die Fortschrittspartei geht nicht ganz so weit, aber auch sie hat, in der unter der Aegide ihrer Koryphäen zusammenberufenen großen Massenversammlung in Berlin, nicht übel Lust gezeigt, dem Staate die Hauptschuld an dem gegenwärtigen gedrückten Zustande des Arbeitsmarktes, zuzuschieben. Ihr Duncker war es, der im Abgeordnetenhause den Antrag auf schleunige Verwendung der zu öffentlichen Bauten bewilligten Gelder stellte, um damit der Arbeitslosigkeit im Lande abzuhelfen, und Dr. Max Hirsch, der Wortführer der Gewerkvereine, den die Berliner Fortschrittspartei einem Forckenbeck gegenüber, mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte, bei den Berliner Stichwahlen glaubte durchsetzen zu sollen, konnte in jener Berliner Versammlung den ihm zuhörenden Massen Parcellirung und Verkauf der Staatsdomänen und Beseitigung der Salzsteuer als wirksame Mittel zur Beseitigung der gegenwärtigen Arbeitslosigkeit vorschlagen. Von den Socialdemokraten braucht man gar nicht erst zu reden. Sie haben in jenen Zeiten, als der Arbeitgeber mit dem Hute in der Hand dem Arbeiter nachlief und den faulsten und wenigst befähigten Burschen durch das Angebot stets steigender Löhne zu überreden suchte, ihm täglich einige Stunden seiner Mußezeit zu opfern, von der schmählichen Aussaugung des bedrückten Arbeiters durch das blutgierige Capital vorgeschwatzt. Es ist selbstverständlich, daß sie jetzt, wo die Dinge sich beinahe umgekehrt haben und es fast ebenso schwer fällt Arbeit zu finden wie früher Arbeiter, nicht unterlassen, die Farben noch dicker aufzutragen und die vorhandene Arbeitslosigkeit als ein jedem davon betroffenen Arbeiter zugefügtes persönliches Unrecht zu bezeichnen, für welches der bestehende liberale Staat im Ganzen und jeder einzelne Arbeitgeber im Speciellen verantwortlich gemacht werden müsse. Alle Parteien ohne Ausnahme scheinen, wenn man auch natürlich ihren guten Willen, den durch die augenblickliche Geschäftsstockung am härtesten Betroffenen zu helfen, außer Zweifel lassen muß, doch vor Allem beflissen, den gegenwärtigen Zustand für ihre Parteizwecke auszunutzen und daher erklärt es sich wohl, daß man bis jetzt noch nirgends dasjenige Mittel erwähnt findet, welches bei vorhandenem Mangel an Beschäftigung fast allein rasch wirksame Abhülfe gewähren kann, allerdings aber auch keiner Parteitaktik irgend einer Art dienstbar zu machen ist: die Auswanderung.

Und doch liegen die Dinge grade im gegenwärtigen Falle so, daß für einen sehr großen Theil des vorhandenen Uebels nur von der Auswanderung eine Abhülfe zu erhoffen ist. Um dieses zuzugeben braucht man nur eine Erscheinung zu studiren, die allen mit gewerblichen Dingen Vertrauten zwar durchaus geläufig ist, im großen Publicum aber anscheinend bis jetzt gar keine Beachtung gefunden hat. Wie immer, so sind und werden auch diesmal bei eintretendem Arbeitsmangel zunächst die weniger tüchtigen Arbeiter entlassen. Das ist natürlich und wird von den Verfechtern des allgemeinen gleichen Tag- resp. Wochenlohnes stets angeführt, wenn Gegner dieser Einrichtung auf den Unsinn hinweisen, dem Fleißigen wie dem Faulen, dem Geschickten wie dem Unfähigen den gleichen Arbeitslohn sichern zu wollen. Sie argumentiren: die naturgemäße Verschiedenheit im Arbeitsverdienste bei gleichem Arbeitslohne wird sich schon daraus ergeben, daß der bessere Arbeiter bei entstehender Nachfrage zuerst Arbeit erhalten, bei nachlassendem Begehr am spätesten wird entlassen werden, während bei dem weniger begabten das Umgekehrte stattfindet, so daß schon hierin ein genügender Antrieb zum Streben nach Vervollkommnung vorhanden ist. Es ist hier natürlich nicht der Ort, diese Theorie näher zu erörtern, umsomehr da gegenwärtig die Verhältnisse noch eine besondere Seite darbieten, auf welche die gewöhnliche Schablone nicht paßt. Der plötzliche, sprungweise Aufschwung unserer Industrie in den Jahren 1871—72 machte die gewöhnlichen Quellen, aus denen der regelmäßige oder auch in normalen Verhältnissen wachsende Bedarf an Arbeitskräften bis dahin gedeckt wurde, durchaus unzureichend. Zeit zur Heranbildung von Lehrlingen war natürlich nicht vorhanden, wo es sich darum handelte, die Zahl der wenigstens den Jahren nach zu den erwachsenen Arbeitern zu rechnenden Individuen plötzlich und rasch zu steigern; das Kleingewerbe, das sonst so oft und in so großem Umfange als bereites Reservoir für den Arbeiterbedarf der Großindustrie gedient hatte, konnte dieses Mal nicht aushelfen, da der Mangel an brauchbaren Hülfsarbeitern dort bald noch größer war als hier.

Digitized by Google

Das einzige Auskunftsmittel in dieser Verlegenheit, dessen man sich denn auch im umfangreichsten Maße bediente, blieb die Heranziehung von Kräften aus den der Industrie an sich fernstehenden Arbeitsgebieten, also namentlich aus der Landwirthschaft. Theils genügte die Kunde von den in den Industriegegenden auch für die rohe, ungeübte Arbeitskraft gezahlten hohen Löhnen, um die bisher an die Scholle gefesselten ländlichen Tagelöhner, Knechte und Mägde aus den in Bezug auf die Entlohnung der Handarbeit zurückgebliebenen Gegenden mobil zu machen und sie dorthin zu führen, wo man auf ihre Thätigkeit einen soviel höheren Werth legte; theils bildete sich auch rasch ein Agentenwesen aus, das dem Treiben der amerikanischen Runner und sogenannten Fleischmakler wenig nachgab, und wobei namentlich auch die Verleitung zum Bruch der in ihrer Heimat eingegangenen Arbeitsverträge eine große Rolle spielt. Die Zahl der aus den östlichen in die westlichen Provinzen oder auch nur vom Lande in die nächste größere Stadt versetzten Arbeiter zählt nicht nach Hunderten und Tausenden, sondern nach Zehntausenden. Am zahlreichsten traten diese, bis dahin in der industriellen Technik ganz ungeübten Arbeiter, bei den Bergwerken, namentlich den Kohlengruben, ferner bei den Eisenhütten und den sonstigen Zweigen der Metallindustrie ein. Man verwendete sie so gut es eben ging bei den gröberen und einfacheren Hantierungen, bei den Aufbereitungsarbeiten, bei den Schmiedefeuern, wo ein kräftiger Mann nach einiger Gewöhnung zum Zuschlagen mit dem großen Hammer immerhin mit Nutzen zu verwenden war, u. dgl. m. Auf irgend welche besondere Ausbildung dieser Leute wurde natürlich nicht gesehen, dazu hatte man keine Zeit, und man wollte ja überhaupt Arbeiter haben und keine Lehrlinge, auch waren diese Leute meistens über die Jahre hinaus, in denen das Anlernen noch eine verhältnißmäßig leichte Sache ist. Man nutzte sie deshalb aus, so gut es eben ging, stellte sie an, wo es paßte, und behielt sie, so lange man sie brauchte. Jetzt aber braucht man sie nicht mehr. In Folge der bedeutenden Abnahme der industriellen Thätigkeit hat man jetzt an den wirklich gelernten Arbeitern mehr als genug, und somit hat die Verwendung für jene halbgelernten Arbeiter oder bloßen Tagewerker aufgehört. Wer wird denn auch, wenn er um denselben Lohn einen wirklichen Schlosser bekommen kann, einen bloßen Landarbeiter behalten, der sich nothdürftig einige Handgriffe mit dem Hammer angewöhnt hat. So aber geht es durch die ganze Industrie, bis zum Kleingewerbe herunter. Zu Tausenden sind jetzt diese Arbeiter brodlos, und das große Problem, wohin mit ihnen? ist um so schwieriger zu lösen, als es mit der nächstliegenden und anscheinend so einfachen Antwort: „Zurück dahin, woher sie gekommen", hier nicht geht. Ihre früheren Plätze sind entweder von Anderen eingenommen, oder aber, und das ist in sehr großem Umfange der Fall, die durch ihren Abzug eingetretene Verlegenheit hat die ländlichen Arbeitgeber gezwungen, zu Menschen ersparenden Maschinen ihre Zuflucht zu nehmen, durch deren Einführung jetzt die früheren Arbeiter dauernd entbehrlich geworden sind. Sie könnten also gar nicht zurück auf's Land, auch wenn sie wollten. Die ganz überwiegende Mehrzahl aber will auch gar nicht. Es ist eine allbekannte Thatsache, daß ländliche Arbeiter, die eine Zeit lang das städtische Leben gekostet haben, nur in ganz seltenen Fällen sich bereit finden lassen, wieder in ihr früheres Verhältniß zurückzukehren, noch seltener aber dafür wieder taugen. Sie ziehen die Genüsse der Stadt, die dort herrschende größere Ungebundenheit so sehr vor, daß selbst höhere Löhne sie nicht wieder auf's Land zurückzuziehen vermögen. So wurde vor Kurzem constatirt, daß in Holstein noch in diesem Augenblicke die Beschaffung der erforderlichen ländlichen Arbeitskräfte die größte Schwierigkeit macht, obgleich in Hamburg, Altona und den umliegenden Fabrikorten Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen, die aus dem benachbarten Holstein und Mecklenburg dort hingezogen, ohne Arbeit sind, und obgleich der Lohn für einen tüchtigen Knecht auf dem Lande jetzt nahezu doppelt so hoch ist, wie in der Stadt.

Während aber diese Menschen in ihre frühere Thätigkeit weder zurückkönnen noch wollen, sind auch die Aussichten, die ihnen die Industrie für die Zukunft bietet, trostlos genug. Die jetzige Geschäftsstockung ist so groß, daß auch von den gelernten Arbeitern ein erheblicher Bruchtheil gegenwärtig außer Thätigkeit ist. Diese sind in erster Reihe da, um bei etwaiger Wiederbelebung des Geschäfts die neueingerichteten Arbeitsstellen zu füllen. Eine Wahrscheinlichkeit eines solchen Aufschwunges aber, der die Arbeitgeber nöthigte, auch auf die nichtgelernten Arbeiter zurückzugreifen, liegt sicherlich sehr fern, so fern, daß die Mittel wohl nirgends ausreichen werden, diese Möglichkeit abzuwarten. Der dritte Ausweg aber, von dem man sich ja hie und da viel zu versprechen scheint, öffentliche Arbeiten nämlich, möchte sich doch als ein recht trügerischer erweisen. Alle Mittel, welche jetzt für öffentliche Arbeiten, sei es des Staates, sei es der Provinzen, Kreise und Gemeinden, sei es endlich großer Gesellschaften, angewiesen sind oder demnächst verfügbar gemacht werden können, reichen bei Weitem nicht an die Höhe derjenigen Summen, welche bis vor zwei Jahren alljährlich für ähnliche Zwecke ausgegeben wurden und durch die also damals mehr Menschen Beschäftigung fanden als jetzt. Soll hier gegenwärtig wieder eine größere Thätigkeit entwickelt werden, so ist nicht zu vergessen, daß auch die arbeitenden Hände, welche speciell dieser Thätigkeit gewidmet waren und augenblicklich ebenfalls zum großen Theile feiern, noch vorhanden sind und sicherlich den beschäftigungslosen Industriearbeitern wenig Raum lassen werden. Dem Schreiber dieses ist ein Fall bekannt, in welchem ein Unternehmer von Erdarbeiten, der 150 Mann gebrauchte, im Laufe einer Woche über 1700 Anerbietungen von früheren wirklichen Erdarbeitern erhielt, ohne daß er auch nur eine Anzeige erlassen hätte. Das bloße mündliche Herumsprechen der Möglichkeit, hier einige Monate Arbeit zu erhalten, hatte genügt, diesen Strom von Arbeitskraft herbeizurufen. Die Aussicht, in dieser Richtung dem Arbeitsmangel industrieller Arbeiter Abhülfe zu verschaffen, darf getrost als sehr gering bezeichnet werden.

Es bleibt also für den gegenwärtig und voraussichtlich noch auf längere Zeit in Deutschland nicht zu verwendenden Ueberschuß an namentlich ungelernter Arbeitskraft kein anderer Ausweg, als die Auswanderung. Bleiben die Leute hier, so sind sie fast unrettbar dem Proletariat und zwar der schlimmsten Species desselben, dem nomadisirenden Proletariat verfallen. Die Städte, in denen sich diese Leute befinden, werden ihr Mögliches thun, sie, soweit sie noch nicht den Unterstützungswohnsitz erworben haben, auf ihre Heimatgemeinden abzuwälzen. Diese werden umgekehrt sich nach Kräften der drohenden Armenlast erwehren. Die Folge wird sein, daß die davon Betroffenen in ein förmliches Vagabondiren hineingerathen, das binnen Kurzem auch den etwa noch vorhandenen Rest von sittlichem Halt austreibt. Umgekehrt aber würde der hier besprochene Theil der gegenwärtig Arbeitlosen in den geschilderten Verhältnissen besondere Vorbedingungen für einen glücklichen Erfolg im Falle der Auswanderung besitzen. Eine Mischung von Erfahrung in ländlichen Arbeiten mit einer, wenn auch noch so partiellen, Uebung in technischen Fertigkeiten ist grade das, was den auf sich selbst gestellten Auswanderer am raschesten emporbringt. Die gewerblichen Geschicklichkeiten, welche in der Heimat nicht ausreichen, ihn als vollgültigen gewerblichen Arbeiter zu legitimiren, können doch in der neuen Heimat unter rauheren Verhältnissen von geradezu unschätzbarem Werthe sich zeigen. Unsere Meinung ist demnach, daß bei der gegenwärtigen Arbeitsstockung eine umfangreiche Auswanderung das beste Mittel zur Abhülfe, das Vortheilhafteste sowohl für die Hierbleibenden wie für die Fortziehenden wäre. Nun liegt allerdings eine Schwierigkeit in dem Umstande, daß in den Vereinigten Staaten, die noch immer das Hauptziel der deutschen Auswanderer bilden, die Verhältnisse gegenwärtig kaum viel günstiger stehen als bei uns, und somit namentlich für industrielle Arbeiter wenig Verlockendes haben.

Die Vereinigten Staaten bilden jedoch nicht den einzigen

Digitized by Google

Zufluchtsort für Denjenigen, der außerhalb Europas eine Stätte sucht, die ihm seine Arbeit besser lohnt, als es die Heimat augenblicklich vermag. Australien, Neu-Seeland, das Capland, die Plata-Länder, endlich Süd-Brasilien bieten dem arbeitsfähigen und arbeitswilligen Auswanderer durchaus lohnende Aussichten. Die Tausende, welche jetzt theils ihre letzten Sparpfennige in Hoffnung auf eine Besserung aufzehren, zu der für's Erste wenig Aussicht ist, oder die sich bereits auf Armenunterstützung getrösten, würden ihr eigenes Interesse am besten wahren, wenn sie dorthin ihre Schritte lenkten, um sich ein neues sorgenfreies Heimwesen zu gründen.

Wären wir in England, so würden wir die Bildung von Comités vorschlagen, um den aus solchen Gründen Fortziehenden zu Hülfe zu kommen, wie das seiner Zeit anläßlich der Baumwollennoth mit den Webern Lancashires, später mit den Schiffbauern an der Themse und noch bei manchen anderen Gelegenheiten der Fall gewesen ist. In Deutschland aber dürfte man mit einem solchen Vorschlage wohl noch nicht kommen, denn hier gibt es noch zu viele Leute, die nicht zu begreifen vermögen, daß unter Umständen ein Landsmann über dem Meere dem Vaterlande und seinem Volke nützlicher sein kann, als wenn er zu Hause geblieben wäre. Ebenso wenig verlangen wir von der Regierung eine directe Förderung der Auswanderung; allerdings aber, daß sie dieselbe wenigstens nicht behindere. Wir glauben, daß die neuesten Erfahrungen, namentlich der skandalöse Fall in Antwerpen und das ungestörte Blühen der sogenannten indirecten Auswandererbeförderung, sie darüber belehrt haben wird, welchen Fehler sie beging, als sie unter dem Einfluß der um ihre Tagelöhner besorgten ländlichen Großgrundbesitzer jene Reihe von Bestimmungen erließ, welche die reellen seßhaften, und darum der Aufsicht der Regierung zugänglichen Expedienten und Agenten in jeder Weise hemmten und einengten, während sie jedoch den Gorowskis und jener Sorte von Seelenverkäufern, die, weil überall und nirgends zu Hause und außer Stande etwas zu verlieren, dem Gesetze unerreichbar sind, nothgedrungen freies Spiel lassen mußte. Wenn es vor einigen Jahren — als von je 10 Arbeitern, die von Preußen, Posen, Schlesien ꝛc. westwärts zogen, höchstens einer über's Meer ging, die anderen aber die anscheinend übervollen Fleischtöpfe der Industrie aufsuchten — noch versucht werden konnte, jenen Einen durch allerlei Polizeimaßregeln zurückzuhalten, so wird man jetzt wohl etwas anders über den Werth von Maßregeln denken, deren hauptsächlichste Wirkung gegenwärtig ist, das ungehemmte Abfließen derjenigen Elemente zu erschweren, die sich und den Gemeinden, in denen sie sich aufhalten, zur Last, dem Staate aber eine mit der Zeit stets steigende Gefahr sind. Hierauf und auf den engen Zusammenhang, welcher zwischen den Bestrebungen zur Linderung der Arbeitsnoth und der Auswanderungsfrage besteht, hinzuweisen, schien uns einmal sehr am Platze zu sein.

Dannenberg.

Geist und Natur.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Vorgenanntes Verhältniß bewahrheitet sich auch geschichtlich dadurch, daß die Naturwissenschaften durch nichts kräftigere Anstöße zu neuen Theorien und Entwickelungsrichtungen erhalten haben, als durch die Naturphilosophie, welche ihrerseits wieder weit mehr durch die Geistesphilosophie und die vorzugsweise auf der letzteren fußende Metaphysik, als durch die Naturwissenschaften selbst begründet und gefördert worden ist. So kommt es denn gar leicht, daß die Naturwissenschaften einer Periode auf einer Naturphilosophie basiren, welche einer rückständigen Metaphysik entlehnt ist, und deshalb sich in einem reactionären Widerstand gegen die inzwischen errungenen Fortschritte der Metaphysik befinden. Als in England der rationalistische Empirismus eines Locke, in Frankreich der rationalistische Deismus und Materialismus der Encyklopädisten, in Deutschland der rationalistische Theismus Wolfs bereits die tonangebende Metaphysik waren, bewegten sich die Naturwissenschaften derselben Zeit noch in den abergläubischen Resten einer vorrationalistischen Naturphilosophie. Jetzt, wo längst die nachkantische deutsche Metaphysik diesen dürftigen und seichten Rationalismus positiv überwunden hat, sind die Naturwissenschaften noch gänzlich in der Naturphilosophie dieses sensualistischen Rationalismus stecken geblieben, und beginnen soeben erst, sich mit dem Durchgangspunkt von der Metaphysik des 18. zu der des 19. Jahrhunderts, d. h. mit Kant näher bekannt zu machen.*) Gegen die Metaphysik des 19. Jahrhunderts und deren Naturphilosophie dagegen verhalten sie sich entschieden reactionär im Sinne derjenigen des 18. Jahrhunderts, und finden sich in dieser Rückständigkeit noch durch den unglücklichen Umstand bestärkt, daß sie sich auf die Uebereinstimmung mit der Naturwissenschaft der außerdeutschen Culturländer berufen können, welche durchweg den philosophischen Standpunkt des 18. Jahrhunderts noch nicht überwunden haben. Im 20. Jahrhundert werden sie sich vielleicht ebenso reactionär auf die Metaphysik des 19. stützen, auch wenn diese dann bereits überwundener Standpunkt sein sollte.

Nun beruht aber die specifische deutsche Geistescultur der Gegenwart, insoweit sie den geistigen Entwickelungsstadien der übrigen Völker überlegen ist, durchweg auf der Philosophie des 19. Jahrhunderts. Die Ethik Kants und Fichtes, die Geschichtsphilosophie Hegels, die ästhetische und historische Weltanschauung Schellings, die Naturphilosophie und der Pessimismus Schopenhauers, das sind die Grundzüge der Physiognomie unserer heutigen eigenthümlichen Geistescultur, das sind zugleich die idealen Principien, auf deren Erhaltung und kräftiger Fortentwickelung der gedeihliche Culturfortschritt der Menschheit für die nächste Zeit beruht. Wenn es einer rückständigen Naturphilosophie gelänge, diese idealen Bildungsfactoren zu stürzen oder auch nur ihre Energie durch Untergrabung des Glaubens an dieselben zu schwächen, so wäre das ein nicht wieder gut zu machender culturgeschichtlicher Schade, ein unermeßlicher Verlust des Menschheitsgeistes an idealen Gütern, und deshalb liegt in der Ueberhebung einer einseitigen Naturphilosophie und ihrem Ankämpfen gegen die idealen Errungenschaften der neuesten deutschen Geistesentwickelung nicht nur ein principieller theoretischer Irrthum, sondern auch eine schwere praktische Gefahr. Die theoretische Verkennung und Verkehrung des wahren Verhältnisses zwischen Natur und Geist muß zweifelsohne eine praktische Schädigung der Stellung des Geistes gegenüber der Natur zur Folge haben. Und darum ist es Pflicht Aller, welche den tiefen Riß und die unüberbrückbare Kluft zwischen der materialistischen und mechanistischen Naturansicht unserer Tage und den edelsten und höchsten idealen Gütern der deutschen Geistescultur erkennen, Partei zu ergreifen gegen die versuchte Meisterung durch eine aus ihrer dienenden Beziehung zum Geiste herausgerissene und auf den Thron gesetzte Natur, und die Schlachten des Geistes zu schlagen nicht blos gegen pfäffische Verdummung, sondern auch gegen naturvergötternde Entgeistigung des Kosmos.

Schon grassirt unter uns ein epidemischer Unglaube an den Geist, gegen den als natürliche, ja ich wage zu sagen: heilsame Reaction, der Aberglaube an Geister im Schwange geht. Denn der Aberglaube an Geister verkennt zwar die natürliche Bedingtheit des individuellen Geistes, aber er rüttelt doch nicht an der Existenz des Geistes selbst, wie der materialistische Unglaube an den Geist, der da vergessen hat, daß er die Existenz einer Natur erst behaupten darf, weil und insofern er die Existenz des Geistes behauptet, die der ersteren zu ihrer Bedingung bedarf. Das letztere ist also eine weit gröbere Verkehrtheit, als das erstere, und deshalb muß namentlich die studirende Jugend vor jener noch weit dringender gewarnt werden, als vor dieser, da sie ihre Einseitigkeit und Verkehrtheit in den Schein der wissenschaftlichen Exactheit einhüllt, und namentlich, unterstützt durch die

*) Vgl. meine „Ges. Studien und Aufsätze" C. II. „Anfänge naturwissenschaftlicher Selbsterkenntniß".

Digitized by Google

blendende Neuheit des Darwinismus, zur Zeit eine epidemische Ansteckungskraft erlangt hat, durch die mancher nicht ganz sattelfeste philosophische Kopf in Verwirrung gesetzt worden ist. Um sich diesem modernen Zauber zu entziehen, dazu braucht es aber nichts weiter, als eine Besinnung auf das wahre Verhältniß von Geist und Natur, das in der mechanistischen Weltanschauung auf den Kopf gestellt ist, und die Erinnerung an die Folgen für die Geistescultur, welche solch' eine theoretische Verkehrung auf die Dauer auch in praktischer Hinsicht nach sich ziehen muß.

Aller praktische Idealismus, möge er in ethischer, ästhetischer, religiöser oder wissenschaftlicher Gestalt auftreten, stammt allein und ausschließlich aus theoretischem Idealismus. Der Glaube ist's, der den Willen beschleußt; der Glaube an die objective Wahrheit der Ideen führt zu Handlungen, die durch Gewöhnung Gemüthsdispositionen hinterlassen, welche auch nach dem Schwinden jenes sie erzeugenden Glaubens noch kürzere oder längere Zeit fortbestehen und für das praktische Verhalten maßgebend bleiben. Darum ist es wahr, daß in unserer Generation thatsächlich viel praktischer Idealismus zu finden ist, der dem Mangel an theoretischem Idealismus zum Trotz besteht und edle Früchte zeitigt. Aber es ist falsch, aus dieser Thatsache eine voreilige Verallgemeinerung zu ziehen, und den Satz aufzustellen, daß der praktische Idealismus ganz wohl ohne die Basis eines theoretischen Idealismus bestehen könne. Denn diese Materialisten und Naturforscher vergessen dabei nur den einen Umstand in Rechnung zu stellen, daß sie blos darum Dispositionen zum praktischen Idealismus haben, weil ihre Väter und Großväter noch theoretische Idealisten waren, und daß ihre Söhne und Enkel eben deshalb, weil sie selbst den theoretischen Idealismus ihnen als Illusion darstellen, auch aufhören werden, praktische Idealisten zu sein und dafür zu praktischen Materialisten und Nihilisten werden müssen. Es ist widersinnig, Ideen, die der Verstand als Illusionen durchschaut zu haben glaubt, doch praktisch mit dem Herzen als Ideale festhalten zu wollen, als ob sie nicht Illusionen, sondern Wahrheit wären, und eben weil dies widersinnig ist, muß entweder der Verstand sich von Neuem dem theoretischen Idealismus zuwenden, oder er muß die Ideale des Herzens allmählich zersetzen und zerfressen, bis nur noch der rohe oder verschlagene Eudämonismus übrig bleibt, der endlich durch den Pessimismus zum Nihilismus verflüchtigt wird. Dieser Proceß ist unvermeidlich, und schon jetzt dient der praktische Idealismus nur zu oft als bloßes künstlich vorgeklebtes Feigenblatt, um aus einem Rest idealistischer Scham die Blöße einer ideenlosen Weltanschauung nothdürftig zu verdecken.*)

Nun hat aber in der That der Verstand alle Ursache, von seiner mechanistischen, naturvergötternden Opposition gegen den theoretischen oder objectiven Idealismus Abstand zu nehmen, sobald er sich das oben auseinandergesetzte Verhältniß von Natur und Geist vergegenwärtigt. Ist die Natur an und für sich betrachtet etwas Geistloses und Armseliges, so ist es kein Wunder, daß eine Naturphilosophie, welche die Natur ohne Beziehung auf den Geist betrachtet, in Verlegenheit geräth, wenn sie in derselben Ideen entdecken soll. Ist aber die Natur der Durchgangspunkt oder das Mittel für den Geist zur bewußten Entfaltung des ihm implicite und unbewußt eigenen Inhalts, so braucht man sie nur als das Werkzeug für diese Leistung zu betrachten, um allen idealen Reichthum des Geistes in ihr vorauszuahnen und als bestimmend für ihre Beschaffenheit in ihr durchschimmern zu sehen. Dann erscheint die Natur sofort als höchst geistvoll und ideenreich, da der ganze ideale Gehalt der Geisteswelt in ihr teleologisch vorgebildet ist. Hierbei ist es ganz gleichgültig, ob alle Phänomene des bewußten Geisteslebens Summationsphänomene aus den Subjectivitäten der Gehirnatome sind, oder ob noch andere physische Functionen in dieselben eingehen, die nicht in den Atomen als solchen enthalten sind. Jedenfalls ist die Natur das Werkzeug zur Entfaltung des Geistes, und so gewiß der theoretische Idealismus in einer durch falsche Naturphilosophie nicht corrumpirten Geistesphilosophie eine selbstverständliche Sache ist, so gewiß muß er auch in jeder Naturphilosophie seine Anerkennung finden, insofern dieselbe ihre Augen nicht halsstarrig gegen die Beziehung der Natur zum Geiste verschließt, welche allein den Sinn und die Bedeutung der Natur im Weltganzen ausmacht.

Wer an dem Grundsatz festhält, daß in der Explication des All-Einen Weltwesens nichts herauskommen kann, was nicht schon implicite drin steckte, der kann auch nicht leugnen, daß die idealen Schätze des Menschengeistes, die doch gewiß noch nicht die höchstmögliche Geistesentfaltung repräsentiren, allein schon hinreichen, um die in ihnen zu Tage tretenden Grundideen als Eckpfeiler des idealen Inhalts des All-Einen anzuerkennen, die für den ganzen Gang seiner Explication und Entwickelung bestimmend sind. Wer sich ferner vergegenwärtigt, daß auch der Inhalt der realen Natur durch Bestimmungen constituirt wird, die aus dem idealen Inhalt des Geistes entlehnt sind, daß sie aber die ärmsten und dürftigsten Grundlagen dieses reichen Gesammtinhalts bilden, der wird auch kein Bedenken mehr haben, die Idealität des Inhalts der realen Natur anzuerkennen, und nur sich klar zu machen, daß die Natur eine weit niedrigere Objectivationsstufe der Idee repräsentirt als der Geist, welcher uns aus unmittelbarer Erfahrung zum Vergleichsobject geboten ist. Die Frage nach dem Antheil der Atome und ihrer Willens- und Vorstellungsfunctionen bei dem Zustandekommen der höheren Individualgeister reducirt sich dann auf die Frage nach dem Verhältniß der verschiedenen Objectivationsstufen der Idee zu einander, welche ich anderwärts*) behandelt habe. Es ergibt sich dabei, daß eher die höheren Stufen der Idee in den niederen enthalten gedacht werden können, als umgekehrt, obwohl die Realisirung der niederen Stufen die Vorbedingung für die Realisirung der höheren ist, daß aber alle zusammen als Partialideen in der absoluten Idee aufgehoben sind, deren actueller Inhalt in jedem Moment des Processes eine einheitliche Totalität bildet, ebenso wie der substantielle Träger dieses Processes Einer ist. Sonach behält in jedem Falle der theoretische Idealismus seine Wahrheit nicht nur unabhängig von aller Naturphilosophie, sondern auch in der Naturphilosophie selbst, mag dieselbe sich noch so antiidealistisch und materialistisch geberden.

In der That geht in der Welt Alles natürlich zu; aber der Sinn aller dieser natürlichen Vorgänge ist doch nur der, daß in jedem Augenblicke ein übernatürliches Resultat aus ihnen hervorgeht. Die Natur selbst grenzt an jedem ihrer Punkte rückwärts und vorwärts an die Sphäre des Uebernatürlichen; rückwärts, indem die sie constituirenden Elemente, sowie die Gesetze, denen dieselben unterworfen sind, etwas schlechthin Uebernatürliches sind, — vorwärts, indem sie überall die Subjectivität der Empfindung und die Idealität des Bewußtseins aus sich gebiert, welche gleichfalls als über der Natur stehend zu bezeichnen sind. Denn der Geist ist zwar insofern natürlich, als er durch natürliche Vermittelung bedingt ist; aber dies betrifft ihn nicht als seienden, sondern nur als werdenden, d. h. noch nicht seienden, — oder mit andern Worten, es betrifft nicht ihn als Geist, sondern nur seine Genesis. Als Geist dagegen ist er über die Natur thurmhoch erhaben, weil eben in ihm eine weit höhere Objectivationsstufe der Idee repräsentirt ist als in der Natur. Er hat die Natur nicht nur hinter sich, sondern auch unter sich, obschon er in seinem Leben und Wirken überall an die Basis natürlicher Vermittelungen und dadurch auch an die in der Natur geltenden Gesetze indirect gebunden ist.

Unter solchen Umständen ist es ein vergebliches Bemühen, die materialistische Naturphilosophie des 18. Jahrhunderts heute noch aufrecht erhalten zu wollen, welche den Geist als ein zufälliges Appendix der Natur betrachtet, das den Naturforscher

*) Vgl. die genauere Begründung dieser Behauptungen in meiner Schrift: „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus" II. Lange-Vaihingers subjectivistischer Skepticismus, B. Die Philosophie als Dichtung, S. 82—118.

*) Vgl. meine Schrift: „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus", VI, Nr. 4. S. 350—359.

Digitized by Google

nichts weiter angehe, anstatt die Natur als Organon des Geistes zu begreifen. Ebenso vergeblich aber ist das Zurückgreifen auf Spinoza, dessen Metaphysik als erste principielle Identitätsphilosophie zwar immer von unschätzbarem Werthe bleiben wird, der aber durchaus keine Ahnung von dem wahren Verhältniß von Natur und Geist besaß. Indem er die Natur ausschließlich unter der Kategorie der Ausdehnung, den Geist lediglich unter derjenigen des Denkens befaßte, und die Kraft und den Willen vergaß, erstarrte ihm die Naturphilosophie zu einem energielosen schematischen Mechanismus und verflüchtigte sich die Geistesphilosophie zu einem einseitigen Intellectualismus, und Natur und Geist rückten durch das Fehlen des verbindenden Willens zu einer völligen Beziehungslosigkeit auseinander, die nur durch das formelle Band der Einen Substanz wieder verknüpft wurde. Den Identitätsbegriff seiner Metaphysik überspannte er zu einer abstracten Einerleiheit der Verknüpfung und Ordnung der Dinge in der Natur und der Ideen im bewußten Geist, und setzte diese an Stelle der lebendigen Wechselwirkung. Dadurch machte er es sich unmöglich, die Bedingtheit des Geistes durch die Natur und seine Rückwirkung auf die letztere, kurz die Wechselwirkung beider Sphären zu würdigen, und darum konnte er die ganze Bedeutung der Natur als Mittel für die Verwirklichung und Entfaltung der Ideen im Lichte des Bewußtseins nicht verstehen. Obwohl er sonach die Ordnung und Verknüpfung der Erscheinungen in beiden Sphären als eine mathematisch oder logisch nothwendige, d. h. ideal bedingte anerkannte, hatte er sich doch den Gesichtspunkt versperrt, um den teleologischen Charakter dieser logischen Gesetzmäßigkeit zu ergreifen, und deshalb blieb auch seine Ethik in einer eudämonistischen Pseudomoral stecken, deren abstoßender Charakter nur durch seinen naturwidrigen Intellectualismus einigermaßen gemildert wird.

Nicht Spinoza allein, sondern die Synthese von Spinoza und Leibniz bildet die Philosophie des 17. Jahrhunderts. Will die Naturwissenschaft von der Philosophie des 18. Jahrhunderts durchaus rückwärts statt vorwärts gehen, um bessere naturphilosophische Anlehnungen zu suchen, so darf sie von Spinoza nur den Grundgedanken seines Monismus und seiner Identitätsphilosophie, muß aber deren Ausführung von Leibniz entlehnen, bei welchem die Spinozistische Identitätsphilosophie ihre individualistische Durcharbeitung und teleologische Vertiefung gefunden hat. Wenn sie dies thut, wenn sie die Monadenlehre des Leibniz nach dem heutigen Stand unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse interpretirt und als relative, phänomenologische Wahrheit dem Monismus Spinozas ein- und unterordnet, dann wird sie zu eben dem Standpunkt gelangen, den ich heute vertrete, und der nur nach Seiten der Geistesphilosophie durch die neuere philosophische Entwickelung bedeutend bereichert und vertieft ist.

Halten wir daran fest, daß die Natur und der Naturproceß nur die Vermittelung bildet vom unbewußten, unentfalteten Geist zum bewußten, entfalteten Geist, so haben wir damit zwei Sätze in Eins gefaßt: erstens, die Natur hat ihre Bedeutung nicht in sich, sondern in dem, was sie vermittelt, dem Geist, und zweitens, der Geist, als bewußter entfalteter, kann nicht sein ohne natürliche Vermittelung. Faßt man den zweiten Satz in's Auge, ohne den ersten mit zu berücksichtigen, so klingt er materialistisch und eine ihn einseitig betonende Naturphilosophie setzt sich lediglich durch diese negative Einseitigkeit in Opposition zu einer allseitigen Metaphysik. Nimmt man den ersten Satz hinzu, so verliert der zweite nicht nur seinen materialistischen Anstrich, sondern schlägt in das Gegentheil um. Die Naturwissenschaft beschränkt sich darauf, die Bedingtheit des geistigen Lebens durch Naturprocesse zu betonen, die Naturphilosophie aber hat sich zu erinnern, daß eben darin die Bedeutung der Natur besteht, daß sie dieses geistige Leben dem unbewußten Geist ermöglicht und vermittelt, und daß sie selbst nur die niedrigste Gestalt des Geisteslebens ist. Der Naturproceß ist die harte Arbeit des Zusichselberkommens des Geistes und weiter ist er nichts. Der Geist ist das Centrum der Natur, denn aus dem Geist als unbewußtem strömt sie aus, und zu dem Geist als bewußtem strömt sie hin.

Literatur und Kunst.

Dich ruft der Lenz.

Dich ruft der Lenz, Du holdes Lieb,
Die Knospen winken und nicken,
Und was vom Winter zurück noch blieb,
Entflieht vor Deinen Blicken;
O Du mein lichter Sonnenstrahl,
Zeigst Du Dich nur ein einzig Mal,
Liegt Alles Dir zu Füßen
Und jubelt und jauchzt entgegen Dir:
Du fehltest allein noch, Du liebliche Zier,
Der Frühling läßt Dich grüßen!

Er feiert Deiner Schönheit Glanz
Mit tausendstimmigen Glocken,
Er windet den schimmernden Sternenkranz
Für Deine dunklen Locken,
Und jede Blüthe fleht voll Lust:
Laß träumen mich an Deiner Brust
Der Liebe Traum, den süßen —
Es rauscht im Baum, es klingt im Strauch,
Tönt's nicht in Deinem Herzen auch:
Der Frühling läßt Dich grüßen!

Mir hat der Lenz nur Leid gebracht,
Er will mich von dannen treiben,
Nicht kann, wo Blume an Blume lacht,
Das welke Blatt verbleiben:
Mein Leben lass' ich, mein Herz zurück
Bei Dir, ich muß das kurze Glück
Im langen Wandern büßen;
Wohin mein finstrer Weg auch geht,
Kein Hauch, der tröstend mich umweht:
Der Frühling läßt Dich grüßen!

Albert Traeger.

Deutscher Mondschein.

Fragmente einer Mondscheinanthologie.

Ich stand auf der Höhe des Brockens und der Mond warf seinen herrlichen Junilichtschein auf die Felsen und Waldthale vor mir. Ich aber seufzte, — die niederschlagende Betrachtung, was Alles bereits von Dichtern und Dichterlingen über das Nachtgestirn, nach dem mein Auge blickte, Thörichtes und Begeistertes gesagt worden, so daß der Nachgeborene kaum noch Etwas vorbringen könne, das irgendwie neu sei — und damit der Gedanke an das ganze klägliche Loos des lyrischen Epigonen stimmte mich schmerzlich und trübe! Neben mir stand sie, die schöne Freundin, deren Augen seit längerer Zeit auch mich zu einem dieser bedauerlichen Geschöpfe gemacht, und mit jenem Ahnungsvermögen der Wahlverwandtschaft unterbrach sie plötzlich das geistreiche Schweigen, das wir mit einander gepflogen: „Lieber Freund, halten Sie es denn wohl noch für möglich, den guten Mond dort oben in origineller Weise zu besingen? Ich glaube, das unmöglichste Bild ist hier abgebraucht! — Aber blicken Sie nur nicht gar zu traurig drein. Wir leben in einer Zeit des Aufräumens — und mir fällt da eine Ihrer würdige Arbeit ein. Ein köstlicher Gedanke! Ich erlasse Ihnen feierlich das Gedicht auf diesen romantischen Brockenabend, aber zur Entschädigung sollen Sie mir eine bunte Sammlung deutscher Mondscheinlyrik aus Ihren Citatenspeichern zusammenstellen. O das soll ein herrliches Sammelsurium werden! Kommen Sie, wir wollen gleich einmal beginnen!"

Digitized by Google

Aus den ergötzlichen Resultaten unserer gemeinschaftlichen Forschungen kann ich mich nicht enthalten, einige Mittheilungen zu veröffentlichen. Denn ich glaube, daß ihnen neben dem Werth der Erheiterung auch der zu denkender Betrachtung anzuregen inne wohnen wird. Das Wort „Mondscheindichter" ist heutigen Tags ein viel gebrauchtes, die Kritik hat es bereit für die vielen jungen Lyriker, welche durch Anthropomorphirung der Naturgegenstände den Mangel an lebendigem, ursprünglichem Gefühl oder der Fähigkeit solchem Ausdruck zu geben, verdecken. Ein gut Theil von Verachtung knüpft sich an dieses Schlagwort und zwei Irrthümer sind in Verbindung damit Courantmünze geworden: der Glaube, daß das lyrische Besingen des Mondes so alt sei, wie die Lyrik selbst, und ferner der, daß es eine Schwäche sei, durch den Mond überhaupt zu poetischer Stimmung angeregt zu werden.

Auch werden es Bausteine sein zu einer höchst interessanten wissenschaftlichen Arbeit.

Oder wäre es nicht ein fesselnder Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes, wenn ein Forscher den Metamorphosen, welche die Vorstellung vom Monde durchgemacht, nachginge von der groben Fetischanschauung der alten germanischen Mythologie, welche im Mond einen großen Käse glaubte, bis zu den anthropomorphistischen Auffassungen einer götterschaffenden Phantasie? Wenn er in engem Causalzusammenhang darstellte, wie das scheureligiöse Verhältniß zu dieser Gottheit allmählich ein freieres wird und der dichtende Volksgeist in Mythe, Sage und Märchen sie hineinzuziehen wagt in seine Gespinnste, und wie dann weiter der Glaube an diese ganz schwindet, aber dennoch die poetische Phantasie den Mond sich nicht rauben läßt sammt den sich an ihn knüpfenden überlieferten Vorstellungen?

Es ist eine große Kluft, die zwischen dem Zeitpunkt sich ausdehnt, wo der Germane zuerst im Monde ein höheres Wesen erblickte, bis zu dem, wo er auf die Vermuthung kam, daß das nächtliche Gestirn irgend welches Interesse an seinen Herzensangelegenheiten nehmen könne. Viel früher dürfte die andere Vorstellung entstanden sein, daß der Biedere auch seine Herzensschwächen habe, auf siebzehnjährige Schläferinnen, auf Blumen und Bäume zärtliche Küsse herabsende, ja sogar mit der Erde in einer regelrechten Ehe lebe. Auf diese zwei Grundvorstellungen dürfte wohl die größere Hälfte aller Mondscheinpoesie zurückzuführen sein. — Dagegen hat es auch Leute gegeben, die ihn mit Liebesbeichten und Insinuationen eigener Verliebtheit verschonten, dagegen ihm Titel und Gewohnheiten andichteten, über die sich der Gute wahrscheinlich noch weniger gefreut. So ernennt ihn Lenau, um mit der niedrigsten Charge zu beginnen, schlechtweg zum Nachtwächter — Schutzmann, wie der civilisirtere Ausdruck lautet:

„Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen."

Robert Prutz hält ihn für einen Schiffer, der in kleinem Nachen durch die Wolken fährt, und der wackere Bote von Wandsbeck degradirt ihn sogar zum Lämmerhirten:

„Wer hat die schönsten Schäfchen? —
Die hat der liebe Mond."

Doch das sind immer noch Harmlosigkeiten. Was soll man aber sagen, wenn ihm Ehren-Mühler mit solchen Verdächtigungen auf den Leib rückt:

. . . . . .
„Du scheinst betrunken mir,
Das seh ich hell,
Schäme dich, schäme dich,
Alter Gesell."

Sollte er sich nicht vielmehr schämen? Oder glaubt er sich damit entschuldigt, weil der wackere Poet Martin Opitz lange vor ihm bereits Behauptungen wie die folgende aufgestellt hat:

„Die Erde trinkt für sich, die Bäume trinken Erden,
Vom Meere pflegt die Luft auch zu getrunken werden.
Die Sonne trinkt das Meer, der Monde trinkt die Sonnen,
Wollt denn ihr Freunde mir das Trinken nicht vergonnen?"

Jetzt wird uns klar, warum manchmal die Welt so verdreht ist: sie ist bezecht!

Im Anfang hing der Mond zu seiner Zeit ruhig im Blau oder in den Wolken. Der Eingeborne, der ihn hängen sah, fand das ganz in der Ordnung und sagte: „Da ist der Mond, gehen wir schlafen." Denn es gab damals noch keine Restaurationen oder Casinos, wo er hingehen konnte, um die Nachtstunden zu durchwachen. Eines Nachts aber, als er an einer Wunde darnieder lag, konnte er nicht schlafen, sondern wälzte sich auf dem Lager. Da goß der Mond mit seinem lichten Schein Ruhe in seine Brust. Und aus Dankbarkeit stabreimte der Entschlummernde vielleicht: „Der Mond scheint schön." So dürfte wohl die Entstehung der zweiten Hauptgruppe aller Mondscheinpoesie gedacht werden: die descriptive. Der Dichter nimmt ihn für das, was er ist, und benutzt ihn als landschaftliche Staffage oder als Vergleichsgegenstand. Das grelle „Hurrah, hurrah, der Mond scheint hell, — wir und die Todten reiten schnell" — in Bürgers „Leonore" ist mit seiner packenden Wirkung ein vorzügliches Beispiel der ersteren Verwendungsart. Sie ist die unserem modernen realistischen Sinn am meisten zusagende. Für die andere führe ich an, um ein recht bekanntes Beispiel zu nennen, desselben Bürgers:

„Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht."

Ich kann mir den Spaß nicht versagen, daneben dasselbe Bild, wie es, um die entgegengesetzte Wirkung zu erzielen, gebraucht wird, Stelle finden zu lassen, Uhlands

„Die Königin süß und milde
Als blickte Vollmond drein."

Welches Bild ist besser, gesünder? — Wer fragt da? — — Hierher gehörte auch das bekannte, von Heine im Atta Troll bespöttelte Bild Freiligraths:

„Aus dem schimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle, hervor."

Doch genug der allgemeinen Gesichtspunkte. Ich versprach eine Anthologie zu geben. Sie wird bunt, bunt wie die Epitheta, welche ich bei den verschiedenen Sängern gefunden, und ebenso voll toller Widersprüche.

Holdselig — düster; — bös — freundlich; kalt — lau; — keusch — zudringlich — schamhaft — buhlerisch — kosend — ernst; silbern — goldig — röthlich — blaß — rosig angehaucht — gelb — fahl — rosig bleich — rennthierledermantelfarbig! — so — eine kleine Probe!

Die letztere Farbe sieht ihm der Sänger beider Rechte und Dr. des Neuen Tannhäuser an, der anderen Orts den Helden unserer Betrachtung sehr treffend „den alten Freund der Verliebten und der Dichter" bezeichnet. Allerdings ist die Freundschaft nur einseitig. Neuere Minnesinger — verliebte Dichter — sind es denn auch, welche fast ausschließlich mir beizusteuern haben.

Denn bei den alten Sängern der Minne in unserer Literatur wird der mâne (Mond) auffallend geringschätzig behandelt. Selbst das Bild, das im Nibelungenlied zweimal wiederkehrt, läßt sich bei ihnen nicht finden.

Sam der liehte mâne vor den sternen stât,
der schîn sô lûterlîche ab den wolken gât,
dem stuont sie nu gelîche vor andern frouwen guot —

heißt es daselbst von Chriemhild und später findet diese wiederum, daß Siegfried vor den Recken gât, sam der liehte mâne vor den sternen tuot.

Bei Walther von der Vogelweide und Burkart von Hohenfels ist das Bild ein weit pompöseres: die Geliebte wird mit der aufgehenden Sonne verglichen, die den Sternen den Schein benimmt. Wolframs von Eschenbach Tageweisen, welche heimlich gewährtes Liebesglück aus nächtlicher Situation heraus so reizend besingen, erwähnen des Monds, so nahe dies doch lag,

Digitized by Google

mit keinem Worte; und die frische Maid, der Walthers Lied „Unter der Linden" in den Mund gelegt ist, sie weiß wohl von ihres Friedels Küssen zu erzählen

„Kuster mich wol tûsendstunt
Tanderadei —"

aber vom mâne, der etwa neidisch zugesehen, weiß sie kein Wort zu berichten.

Auch in dem originellen Bilde Heinrichs von Morungen:

Als der mâne tuot, der sinen schin von des sunnen schin empfat

— so bekommt sein Herz Leben durch die Blicke der Geliebten, — wird des Mondes nur in seiner Abhängigkeit zur Sonne gedacht.

Ja die „Mondscheinliedseufzerhauche" (ein Wort aus der Scherr'schen Münze) sind verhältnißmäßig modern. Noch Martin Opitz will, auch wenn er minnesingt, nichts von ihm wissen:

„Nach dem Monden frag ich nicht,
Dunkel ist der Sterne Licht —"

weil die Augen seiner Geliebten noch die Sonne an Glanz übertreffen; und der folgende Vers aus Spees Trutznachtigall (Cedrons Klage) steht sehr vereinzelt:

„Mond und Daphnis, ihr allbeiden
Oft enthieltet euch vom Schlaf,
Kamet in Gesellschaft weiden,
Du die Sterne, — er die Schaf,
Nicht hinfüro wacht allbeide,
Schlaf, o matter Mond, entschlaf!
Nie zusammen werdet weiden,
Du die Sterne, er die Schaf."

Daphnis wurde nämlich entführt. Das ist freilich betrüblich! —

Kaum nennenswerth ist auch die Rolle, die der Mond im Volkslied spielt. Nur selten wird er beiläufig als landschaftliche Staffage, wie in „Herr Olaf" erwähnt, und Gedichte, wo dies hervorragend geschieht, wie „Ei, ei, wie scheint der Mond so hell" und das Volkslied „Leonore", sind ziemlich vereinzelt.

Das vertiefte poetische Naturgefühl, welches wir „romantisch" nennen, ist überhaupt bis in's 18. Jahrhundert der deutschen Dichtkunst fast fremd. Friedländer und Erich Schmidt („Rousseau, Goethe, Richardson") haben neuerdings interessante Forschungen hierüber veröffentlicht. Hermes entschuldigt sich einmal nach der Beschreibung eines Sonnenaufgangs darüber, „er wolle nicht „„die Bogen füllen"". Rousseau ist derjenige, der das Gefühl für die Natur auch nach dieser Richtung hin weckt und in Klopstocks frommbegeisterter Brust findet das neue Evangelium deutscherseits in erster Linie enthusiastisches Echo, durch Ossians Einfluß modificirt. Meines Wissens ist er auch der erste Deutsche, der zu directer Anrede vom Monde sich hinreißen läßt. Ich führe hier zwei Oden an, „die frühen Gräber" und „die Sommernacht". Die für die Zeit charakteristische Sentimentalität waltet auch in ihnen.

„Willkommen, o silberner Mond
Schöner stiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund.
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin."

So beginnt die erste der genannten; düsterer gefärbt beginnt die andere:

„Wenn der Schimmer von dem Mond nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn.

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten ꝛc."

Man sieht, bei ihm ist die Auffassung des Mondes trotz aller Empfindsamkeit realistisch genug. Von seinem Freund Hölty jedoch finden wir den „Gedankenfreund" bereits ganz wie eine Geliebte verherrlicht:

„Freundlich ist deine Stirn, helles Auge der Nacht,
Weißbekleideter Mond, lächelnd ist deine Wang,
Holder Wolkenbewandler,
Der die silberne Fackel schwingt."

Die Sentimentalität, welcher diese Zeilen entsprungen, mußte sich natürlich durch die Männlichkeit des Mondes recht beengt fühlen. Von den Rittern derselben wurde drum der ehrliche deutsche Mond von seinem Throne gestürzt und die classische Luna darauf gesetzt. Das war eine Freude, so einer Göttin, der konnte man andere Schwüre, andere Seufzer hinaufsenden! Die Anakreontiker vollziehen dieses Werk, indem sie zugleich den ganzen übrigen Olymp herunterholen. Auch den jungen Goethe sehen wir als Leipziger Studenten, von den Wellen dieser Strömung getragen, sein Gedicht „An Luna" (in seiner ursprünglichen Fassung) beginnen:

„Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt wie Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht."

Aber sein gesundrealistischer Sinn duldet ihn nicht lange auf der Höhe dieser Schwärmerei. Ihm fällt ein, daß sein „Mädgen" noch ein weit reizender Gesicht habe, und dann, daß es doch gar herrlich sein müsse, wenn er selbst da oben sein könne und hinunter schauen „seines Mädgens Nächten zu". Und so schließt er mit muthwilligem Humor:

„— — Trunken sinkt mein Blick hernieder.
— Was verhüllt man wohl dem Mond? —
Doch was das für Wünsche sind!
Voll Begierde, zu genießen,
So da oben hängen müssen;
Ey, da schielte st du dich blind!"

Den Herren von der romantischen Schule aber war es vorbehalten, den poetischen Mondscheincult in ein System zu bringen. Wie die blaue Blume, die noch Niemand gefunden, ihr Ideal, so ist das verdunkelnde Mondlicht die erhabene Macht, welche die verhaßte Wirklichkeit ihnen erträglich machen kann. Die „mondbeglänzte Zaubernacht" wird ihr Losungswort und die Welt ihres Dichtens.

Novalis ruft der Nacht zu (1. Ode an die Nacht): „Preis dir, Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin heiliger Liebe. Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach ich: denn ich bin Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Zehre mit Geistergluth meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich vermische und dann ewig die Brautnacht währe!"

Das nennt man Liebe! — „Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode", sagt ein gewisser Polonius.

Und wie aus einem Brennspiegel strahlt diesen romantischen Mondschein das „Mondscheinlied", welches Tiecks „Sternbald" dichtet, zurück. Der Mond hört auf, als Selbstständiges zu existiren, er vereinigt sich mit der nächtlichen Landschaft zu einem Begriff, seine Strahlen klingen, und die Töne der Nachtigall fließen nieder wie blendende Strahlen.

Bei Matthisson wird schließlich Dichten und Mondscheinseufzen eins. Was er sieht ist in Mondschein getaucht, gebadet! Der Mond wird zum Hexenmeister, zum Bosco: er scheint auf eine Ruine — wupp! — Ritter werden lebendig, verklungene Sagen ertönen, Geisterhauch säuselt — es spukt.

„Wenn Feen und Geister walten
Erstehn wie Nebelduft
Im Mondlicht die Gestalten
Der Helden aus der Gruft."

Digitized by Google

Die Hälfte seiner Gedichte sind ziemlich monotone Variationen dieses einen.

In der That, er wird dem Mondschein gegenüber zum Gründer und macht ihn zum poetischen Capital. Eigenartig ist das Festhalten des Mondes als Ruinen- oder Grabbescheiner, das allen seinen Liedern dieselbe Farbe verleiht. Der ungleich bedeutendere Sänger des Weltschmerzes, Lenau, überragt ihn auch als Mondscheinlandschaftsmaler. Die beschienene Gegend wird bei ihm nicht geisterhaft und weinerlich, sondern abenteuerlich, balladenmäßig, so im „Polenflüchtling". Auch überrascht uns der Dichter durch die Vielseitigkeit seiner Auffassung. Als Probe nenne ich die liebliche Sapphische Strophe:

„Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken
In ein Meer, den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste Lied Philomelens."

Noch das Bild:

„Sanft schimmert im Weltendom
Die Lampe des Mondes."

Heinrich Heine hat zu der Poesie des Mondes gar nicht so viel Beiträge geliefert, als Mancher geneigt zu glauben. Doch spiegelt sich in dem Vorhandenen das ganze Wesen seiner Poesie. Wir finden bei ihm zugleich die schwärmerischen Ausdrücke der Verehrung „des blassen Auges der Nacht", wie er es nennt, und die schärfste Satire gegen dieselbe. Ersteht nicht die ganze süße Romantik des Buchs der Lieder vor uns, wenn wir uns den einen Vers von der Lotosblume in's Gedächtniß rufen:

„Der Mond der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht."

Und aus der Stelle im Buche Legrand, „Das verliebte Mondlicht küßte wieder meine Wangen", lacht die liebenswürdige Eitelkeit des Dichters hervor. Der melancholische Heine schreibt auf der italienischen Reise: „Wie unter einem Triumphbogen von kolossalen Wolkenmassen zog die Sonne herauf, siegreich, heiter, sicher, einen schönen Tag verheißend. Mir aber ward zu Muthe wie dem armen Mond, der verbleichend noch am Himmel stand. Er hatte seine einsame Laufbahn durchwandelt in öder Nachtzeit, wo das Glück schlief und nur Gespenster, Eulen und Sünder ihr Wesen trieben, und jetzt, wo der junge Tag hervorstieg mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth, jetzt mußte er von dannen, — noch ein wehmüthiger Blick nach dem großen Weltenlicht und er verschwand wie duftiger Nebel." — Doch der witzige Dichter zieht andere Saiten auf seine Leier. Ich erinnere an die Harzreise, an den blondgelockten, turnerischen Musensohn, der, grausam bezecht, statt des Fensters einen Kleiderschrank öffnet und eine gelblederne Hose für Lunas mattes Licht nimmt: „Schön bist du, Tochter des Himmels! Holdselig ist deines Antlitzes Ruhe. Du wandelst einher in Lieblichkeit. Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Osten. Wer gleicht dir, Erzeugte der Nacht." — Plötzlich schwieg er. — Auch wir schweigen der Ursache, die ihn verstummen machte.

Aus der vielgestaltigen Lyrik der Gegenwart versage ich mir ungern des begrenzten Raumes wegen, auch einige Proben mitzutheilen. In ihr sehen wir neben dem Chor der heinelnden Dichterlinge, das in kindlicher Freude die Bilder und Worte der Vorfahren wiederholt, die meisten der bedeutenderen Geister sich des Mondscheincultes vornehm enthalten. Die kritischen Aufräumer aber machen wohl Mondscheingedichte, doch nur mit dem Zweck, diese Gattung zu parodiren. Wir haben hier die Reaction der romantischen Lunamanie vor uns.

Während die meisten der betrachteten Metamorphosen der Mondscheinverherrlichung sich als Formen eines bedingten Zeitgeschmacks oder Zeitungeschmacks erweisen, werden zwei Arten von Mondscheinlyrik relativ wohl ewigen Bestand haben. Die landschaftliche Verwendung und jene, welche die Wirkung auf die Gemüthsstimmung zum schlichten, schönen Ausdruck bringt. Derart ist Geibels Lied „Deutsch" in den Juniusliedern, derart vor allen die Perle aller deutschen Mondscheinlyrik, deren Anfang die letzte meiner Proben bilden möge, das herrliche „An den Mond" unseres Goethe:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit. — —"

Auf Vollständigkeit macht der hiermit beschlossene aphoristische Versuch in keiner Weise Anspruch. Er wollte nur darthun, wie selbst Erscheinungen, die scheinbar ganz von der Willkür des Einzelnen abhängen, wie die Mondscheindichtung, als Glieder einer Entwicklungskette erscheinen, die im engen Zusammenhange mit dem Fortschreiten der Cultur überhaupt steht.

Johannes Proelß.

Ein Roman von Anzengruber.

Der Name des Dichters, welcher mit seinem „Pfarrer von Kirchfeld", seinem „Meineidbauer" der Literaturgeschichte ein neues Original und dem Volke Dramen von frischester Poesie und modernster Actualität geboten hat, ist auch in Norddeutschland nicht mehr fremd, man hat namentlich das erstgenannte Stück mit lustigem und mit traurigem Ausgang, mit und ohne Dialekt so oft aufgeführt, daß man die provinzielle Geltung Anzengrubers als überwunden und ihn als recipirt betrachten kann. Doch wird noch viel Wasser die Donau hinunterfließen dürfen, bevor Volkssprache, Gemüth und Humor des östreichischen Stammes auf norddeutschen Bühnen ihre volle Wirkung werden üben können; die Fremdartigkeit des Idioms und des Volkscharakters verlangt eine dauernde liebevolle Hingabe, und doch ist es gerade das Drama, wo der Zuschauer am liebsten von lauter geläufigen Voraussetzungen ausgeht, um von keiner exotischen Gefühls- oder Handlungsweise in der Motivirung überrascht zu werden: so kommt es, daß bedeutende Dialektdichter mit ihren dramatischen Schöpfungen gewöhnlich an die Scholle gebunden sind, während sie als Erzähler überall freudig begrüßt werden, auch dort, und dort oft am freudigsten, wo man ihren ungewohnten Worten aufmerksamer lauschen muß und sogleich im Anfang ihre tiefste Bedeutung zu fassen vermag. Insofern schon ist es erfreulich, daß Anzengruber sich nun auch nach langer Pause wieder, zum ersten Male seit dem Beginne seiner großen Erfolge, an eine erzählende Dichtung gemacht hat; durch keinen „ausländischen" Dialekt gestört, wird man den östreichischen Bauer lieb gewinnen, wie man den schwäbischen lieb gewonnen hat, und vielleicht wird gar der Novellist Anzengruber der allgemeinern Anerkennung des Dramatikers zu Hülfe kommen. Freilich das Unterscheidungsmerkmal „ein Oestreicher" wird auch dem Novellisten in gutem und in bösem Sinne nicht erspart bleiben, schon der Titel seiner Erzählung wird daran erinnern; es ist ja auch echt östreichisch, ein Dichtungswerk von beinahe idyllenhafter Feinheit unter dem häßlichen Namen „der Schandfleck" auf den Büchermarkt zu bringen. Wie der kleinste östreichische Beamte gerne einen recht aufgebauschten Titel auf seine Visitenkarte setzt, wie der kürzeste Leitartikel eines östreichischen Journalisten durch eine recht packende Ueberschrift augenfällig gemacht wird und wie die niedlichste Wienerin erst noch durch ein auffallendes kokettes Hütchen zum Näherzuschauen ein-

Digitized by Google

ladet, so liebt es auch der phantasievollere Dichter, wenn er zufällig in Böhmen, den Erzherzogthümern oder in der Steyermark Deutsch sprechen und schreiben gelernt hat, seinen Schöpfungen die volltönendsten Namen zu geben, die man anderswo gewöhnlich bedürftigern Romanfabrikanten überläßt. Es trifft sich noch glücklich, wenn die Ueberhitzung der Phantasie sich auf die Namengebung beschränkt.

„Der Schandfleck" heißt also das neue Werk Anzengrubers, welches sich übrigens selbst näher als „Roman" vorstellt; der „Schandfleck" ist die kleine Leni, welche im ersten Capitel auf dem Reindorferhof geboren wird. Während die Frau in ihren Schmerzen daliegt, pflegt der Gatte gewöhnlich eine ziemlich trübselige, überflüssige Rolle zu spielen, um so mehr, wenn der Gatte — wie hier — nicht der Vater des Kindes ist. Der wilde Sohn des Müllers hat die haltlose, nicht einmal mehr ganz junge Bäuerin verführt, der Reindorfer weiß darum, daher sein dumpfer Schmerz bei der Geburt dieses dritten nach langer Generalpause erscheinenden Kindes, darum sein Haß gegen die unschuldige Kleine, darum ihr Beiname „der Schandfleck". Es wird ihr nun schlecht ergehen an dem friedlosen Reindorferhof; der Bauer haßt in ihr seine Schande, die Bäuerin die lebendige Zeugin eines leidenschaftslosen Fehltritts, die Geschwister betrachten die unverhoffte Miterbin eben auch nicht mit freundlichen Augen. Anzengruber schildert ihre Lage auf dem Hofe am plastischesten durch folgende Episode:

„Nur einen Freund hatte die kleine Leni nach am Hofe, dem sie sich rückhaltlos anvertrauen konnte, der Alles so ernst oder so lustig aufnahm, wie sie selbst es meinte, und das war der alte „Sultan". — — — Und am andern Morgen da fand man den „Sultl" todt; der Bauer ließ ihn durch einen Knecht in dem Garten verscharren, und der schleifte ihn auf dem Wege hinter sich her, daß der Kopf an den Steinen aufschlug, Leni schrie laut und faßte mit beiden Händen nach ihrem eignen Köpfchen, und der Knecht mußte warten, bis sie ihre Schürze dem Hunde übergebunden hatte, dann folgte sie ihm weinend und sah zu, wie er eine Grube schaufelte und den „Sultan" hineinlegte, und die Erde darüber flach trat. — Darnach ging der Knecht wieder mit dem Spaten fort und sie blieb allein an der Stelle zurück. Da vor ihr unter der Erde lag der „Sultan", und draußen stand seine Hütte leer und das Stroh lag zerwühlt. Wem sollte sie es nun sagen, wenn sie sich auf Mittag oder sonst freute? Wem, wenn sie Schläge fürchtete oder bekommen hatte? Und wenn sie sich wieder an einem großen Dorne ritzt, da leckt er ihr nimmer das Blut weg. O, der arme gute „Sultl!" — Man hatte sie gelehrt, das Abendgebet, wenn sie es einmal gesprochen hatte, noch einmal zu wiederholen, da galt es dann für Vater, Mutter und Geschwister und „Alle, die sie lieb hatte". In ihrem rathlosen Schmerze faltete sie auch jetzt die Händchen und betete, Alles, was man sie gelehrt hatte, das Morgen-, Tisch- und Abendgebet für — den „Sultl". — Dann trocknete sie sich die Augen und ging beruhigter zurück nach dem Hofe. — Sie hoffte wohl, daß sie wieder einen Hund bekommen würden, der auch mit ihr so gut sein würde; sie bekamen auch ein paar Tage darauf einen, aber der war nur brummig und bissig, und wollte nicht mit sich reden lassen."

In den Mittheilungen über Lenis erste Lebensjahre zeigt sich Anzengruber überhaupt als meisterlicher Kindermaler. Dem bisherigen Dramatiker war es untersagt, mit dem Juwel dieser feinsten Kunst zu glänzen, weil die Technik des Dramas leider die Darstellung von Kindergestalten erschwert, wo nicht unmöglich macht.

Leni geht zur Schule. Sie schließt sich bald einem einzigen der neuen Kameraden näher an, dem Sohne des jungen Müllers, dem kleinen Florian, welcher der Leni gar so ähnlich sieht. Der alte Reindorfer erhält kaum Kenntniß von dem kindlichen Freundschaftsbund, als er der Leni auch sofort jeden Verkehr mit dem Buben verbietet. Die Leni aber weiß nicht, daß der Reindorfer aus guten Gründen dazwischen tritt, die beiden Kinder sehen die Störung ihrer jungen Liebe nur als Folge einer unberechtigten Laune des mürrischen Bauern an, sie werden sich daher von jetzt an nur heimlich sprechen, sie werden in dieser Heimlichkeit einen neuen Reiz ihres unschuldigen Verhältnisses erblicken, sie werden mit dieser keimenden Liebe im Herzen aufwachsen und dann werden sich die Geschwister plötzlich mit einer Leidenschaft gegenüberstehen, welche eines der strengsten Gebote der Natur und der Sitte verletzt, und die schwermüthige Idylle des Reindorferhofes ist zum Beginne einer Tragödie umgewandelt. Wie in Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" das Grundmotio der antiken Antigone in schlichtem Dorfgewande wiederkehrt, wie dort der Kampf um ein „ehrliches Begräbniß" zur Peripetie des Dramas wird, so ahnen wir hier die Ewigkeit des Conflictes vom Oedipus, welcher einst in klassischen Jamben eine kindliche Lösung erfahren hat, und welcher bei dem modernen Dichter in schlichterer Form ein ungleich tieferes Verständniß fordert und findet.

Das Verhältniß zwischen dem Reindorfer und der Leni hat inzwischen eine erfreuliche Aenderung erfahren. Der alternde Bauer findet in seinem häuslichen Elend gerade bei der unschuldigen Ursache desselben, bei der liebevollen und liebebedürftigen Leni, einen Trost; das kluge, brave und gute Mädchen gewinnt den beschaulichen, in seiner Resignation ehrwürdigen Mann immer lieber, sie allein entschädigt ihn für die Leiden, welche ihm der unvergessene Verrath der Bäuerin sowie die Lieblosigkeit der älteren Kinder zufügen. Eine kurze Weile lang wohnt ein stilles Glück in dem Thale, da die heimliche Liebe von Leni und Florian unmerklich auch den Reindorferhof durchwärmt und durchleuchtet. Da bricht die Katastrophe herein; Florian wirbt offen um seine Geliebte, die Ausflüchte ihres Vaters müssen endlich der Wahrheit weichen, die Liebenden erfahren das Entsetzliche, das ihrer Verbindung im Wege steht. Florian, bisher ein wackerer, tüchtiger Bauernbursche, wird aus Verzweiflung über die fremde Schuld, die finster in sein Leben eingreift, zum Dorfwüstling; zum Schmerze des eigentlichen Schuldigen, seines Vaters, sinkt er in bewußter, forcirter Tollheit immer tiefer, bis er bei Ausführung eines übermüthigen Streiches zu Grunde geht. Die trefflich geartete Leni aber fügt sich tapfer den neuen, unbeugsamen Verhältnissen, sie verläßt den Reindorferhof und findet in Wien nach langem Kampfe und vielen Leiden an der Seite eines reichen, hochgebildeten Gatten das Glück ihres Lebens. Noch einmal erscheint zum Schlusse in einer dramatisch bewegten Scene der alte Reindorfer als halbwahnsinniger Lear, den seine eigenen Kinder verstoßen haben, und der in dem „Schandfleck", in dem Kinde seiner Schmach eine Cordelia findet.

Aus dem großen Rahmen des Romanes ist hier die kleine Novelle ausgelöst worden, welche seinen Mittelpunkt und seinen werthvollsten Inhalt ausmacht. Es ist eine ganz neue Geschichte, ein neuer Grundton, welcher nach der Katastrophe anklingt und zu Lenis neuem Leben, zu ihrem Wirken in der Stadt hinüberleitet. Der Dichter hat zwar ein geistvolles Kunstmittel angewendet, um die Zweitheilung seines Werkes einerseits äußerlich durch schöne Arabesken anzudeuten, anderseits durch den Sinn dieser Arabesken vom ersten zum zweiten Theile leise überzudeuten; die Leni macht bei ihrem Abschied vom Reindorferhofe die Bekanntschaft eines Landfuhrmannes, der sie auf seinem Wagen mit sich nimmt, und der ihr nicht nur durch die Erzählung seiner bunten Erlebnisse die Zeit vertreibt, sondern auch durch die Anschauungen seines ewig den Ort wechselnden Gewerbes den Uebergang zu der neuen, großstädtischen Weltanschauung bildet. Doch genügt die kunstvoll gebaute Brücke nicht, um über die Verschiedenheit der beiden Uferlandschaften zu täuschen; der erste, größere Theil des Romanes bietet mit seiner saubern, breit angelegten Ausführung ein vollkommen einheitliches Bild, dem der zweite Theil mit seiner kühnen, etwas sprunghaften Manier nicht entspricht, so viel schöne Einzelheiten auch da beinahe al fresco hingeworfen sind. Die an sich bedeutende Absicht, die Leni, nachdem ihre erste Jugendliebe in erschütternder Weise in Brüche gegangen ist, durch die Liebe eines höhergestellten, freidenkenden Mannes zu retten, dieser echt moderne Gedanke birgt dennoch in sich ein neues Problem, das „Lorle"-Problem, welches Anzengruber auch nach Auerbach in anderer Weise zu lösen berechtigt

Digitized by Google

war, welches aber jedenfalls eine dem ersten Theile des Romanes an Breite ebenbürtige Behandlung verdient hätte.

Eine Vergleichung zwischen den beiden Dichtern von Dorfgeschichten, zwischen dem alten Meister und dem meisterhaften Jünger, liegt nahe, ohne daß hier der Raum dafür wäre. Auerbach beherrscht in ungleich klarerer Weise die Form der Erzählung, man hört bei ihm in ununterbrochenem Flusse einen reifen Philosophen, der in einfachen Worten die Lebensschicksale einfacher Menschen erzählt, bei dem alle Lichtstrahlen seiner Dichtung von einem einzigen Brennpunkte, der Lebensanschauung und Denkart des Dichters ausgehn; anders erscheint das neue Werk Anzengrubers, welcher als geborener Dramatiker die Schranke des unbetheiligten Zuschauers öfter als nöthig durchbricht und mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit für die jeweilig auftretenden Personen seiner „Handlung" Partei und das Wort ergreift. Und doch ist die Aehnlichkeit der beiden Dichter größer als ihr Gegensatz. Beide sind moderne Realisten, welche im Lichte und im Geiste spinozistischer Weisheit das moderne Ideal begriffen haben und zur Anschauung bringen, ein Ideal, welches nicht mehr in der übertriebenen Vergötterung einer besondern, „genialen" Persönlichkeit seinen Ausdruck findet, sondern in der ruhigen Hingabe an die Allgemeinheit, in der resignirten Abtönung des eigenen Glücksmaximums nach Maßgabe der Mitfreuenden und Mitleidenden. Die Schönheit ist nicht mehr Selbstzweck, sondern sie baut sich in der Harmonie der andern Eigenschaften auf, die ganz nüchtern als Bravheit, Güte und Klugheit auftreten. Vergleicht man die anspruchslosen Helden und Heldinnen moderner Dorfgeschichten, die weder sentimental noch genial sind, sondern nur „brav, gut und klug", mit der höchsten Schöpfung der zuletzt abgeschlossenen Periode, mit dem Stürmer und Dränger Faust, dann könnte leicht das Lob, Anzengruber sei ein echt moderner Dichter, zu einer Anerkennung werden, welche eine schwere Ketzerei gegen dogmatische Literaturgeschichte in sich birgt. Dann wird es aber auch zu einem Worte des Lobes, wenn man Anzengruber, den bewährten Tendenzdramatiker, auch nach seinem neuen Werke trotz dessen leisem Auftreten abermals einen entschiedenen, glücklichen Tendenzdichter nennt.

Fritz Mauthner.

Das Urbild der Halsbandgeschichte.

Alle Welt kennt die berüchtigte Halsbandgeschichte, durch die in der ungerechtfertigsten Weise der Ruf der Königin Marie Antoinette empfindlich geschädigt wurde; aber weniger bekannt ist die Thatsache, auf die in Deutschland meines Wissens noch nicht hingewiesen worden ist, daß jener große Skandal des 18. Jahrhunderts nichts Anderes ist, als der Abklatsch einer anderen skandalösen Geschichte, die sich 110 Jahre vorher in demselben Paris, unter ganz analogen Verhältnissen und unter der Betheiligung ganz analoger Persönlichkeiten schon einmal abgespielt hat — ein neuer Beweis für den abergläubischen Satz: daß jeder bedeutende Vorfall sich zweimal in der Weltgeschichte ereignen soll. Die Aehnlichkeit aller wesentlichen Einzelheiten der Halsbandgeschichte im Jahre 1785 mit der Halsbandgeschichte im Jahre 1675 ist eine so frappante, daß die Annahme gerechtfertigt, ja daß es als eine Gewißheit erscheint: die Urheber der letzteren, also die Gräfin La Motte-Valois, Graf Cagliostro und Treteaux de Villette müssen jenen älteren Betrug gekannt haben. Der einzige Unterschied zwischen der älteren und der späteren Halsbandgeschichte ist der, daß in der ersteren die Verhältnisse bescheidener und die Persönlichkeiten geringere sind, daß der Betrogene kein Fürstbischof und Cardinal, sondern nur ein Präsident aus der Provinz und das weibliche Opfer der Schwindelei keine Königin, sondern nur eine Schauspielerin ist, — aber allerdings eine hervorragende, weltberühmte Schauspielerin: keine geringere, als Armande Béjart, die Wittwe Molières.

Im Uebrigen hier wie dort dieselbe thörichte Liebe eines hochgestellten Mannes zu einer unnahbaren und unerreichbaren Schönen; hier wie dort dieselben Bemühungen des Verliebten, die Gunst dieser Schönen durch Vermittelung einer schlauen Betrügerin zu gewinnen; hier wie dort dieselben Mittel, um den Verliebten in dem Wahne, daß er sein Ziel erreichen wird und es schließlich auch erreicht, zu erhalten; hier wie dort dieselbe Einzelheit: daß die Gunst der Unerreichbaren vermeintlich durch ein Halsband gewonnen werde; hier wie dort dieselbe Vorschiebung einer der Geliebten an Gestalt zufällig ähnlichen Person, hier wie dort endlich die Entlarvung der Schuldigen und endlich die Gleichheit der Strafe für diese wie jene.

Um die völlige Gleichheit der Hauptbedingungen, unter denen sich der ältere und der jüngere Betrug vollzogen haben, in helles Licht zu setzen, ist es unumgänglich, die allbekannte Halsbandgeschichte hier noch einmal in ihren wesentlichsten Zügen kurz zu skizziren. Das soll, um der leidigen Nothwendigkeit noch die günstigste Seite abzugewinnen, nach dem recht lebhaften Berichte eines Zeugen des Halsbandprocesses geschehen — nach den Aufzeichnungen der Madame Campan, die zum Hofe Ludwigs XVI. in nächster Berührung stand, früher Vorleserin am Hofe gewesen war und später dem Dienste der Königin Marie Antoinette attachirt wurde.

I.

Im Jahre 1774 — so berichtet Madame Campan — hatte die Königin vom Juwelier Böhmer verschiedene Kleinodien im Betrage von 360,000 Francs gekauft, die sie aus ihrer eigenen Schatulle in verschiedenen Raten bezahlt hatte. Seit jener Zeit hatte ihr der König ferner einen Schmuck von Rubinen und weißen Diamanten zum Geschenk gemacht, sowie ein Paar Armbänder im Betrage von 200,000 Francs. Die Königin hatte darauf erklärt, daß ihr Juwelenreichthum nunmehr stattlich genug sei. Trotzdem machte Böhmer, der seit einigen Jahren die schönsten Diamanten, die im Handel waren, aufgekauft und zu einem Halsband vereinigt hatte, der Königin das Anerbieten, diesen Schmuck für die Summe von 1,600,000 Francs zu kaufen. Ihre Majestät antwortete jedoch darauf: „Wir haben ein Kriegsschiff jetzt nöthiger, als kostbare Steine." Böhmer ließ sich durch diese Ablehnung aber nicht abschrecken: er setzte alle Hebel in Bewegung, und es gelang ihm auch, eine abermalige Audienz bei der Königin zu erwirken. Er warf sich ihr zu Füßen und rief aus: „Ich bin ruinirt, ich bin entehrt, Majestät, wenn Sie mein Halsband nicht kaufen! Ich kann das Unglück nicht überleben, und wenn Ew. Majestät mich wieder zurückweisen, so stürze ich mich in's Wasser."

„Stehen Sie auf, Böhmer," versetzte die Königin mit Strenge, „ich finde es durchaus ungehörig, daß Sie sich erlauben, eine solche Verzweiflungsscene mir vorzuspielen. Ich habe Ihnen das Halsband nicht bestellt und wiederhole Ihnen, daß ich nicht einen Diamanten mehr kaufe. Ich verbitte mir alle weiteren Belästigungen. Entfernen Sie sich."

In tiefster Niedergeschlagenheit zog sich Böhmer zurück und lange Zeit hörte man nichts mehr von ihm. Die Königin hatte die Unziemlichkeiten Böhmers längst vergessen, als er eines Tages wieder vor ihr erschien, um ihr irgend einen Schmuck zurückzubringen, an dem er eine Reparatur hatte vornehmen müssen. Sein Gesicht war diesmal strahlend. Er wurde von Ihrer Majestät empfangen, just als diese aus der Messe gekommen war, und benutzte diesen Anlaß, um Ihrer Majestät eine Bittschrift einzuhändigen. In diesem Schriftstück sagte er: „Er schätze sich glücklich, Ihre Majestät nunmehr im Besitze der schönsten Diamanten, die in Europa bekannt sind, zu wissen und bitte gehorsamst, daß man ihn nicht ganz vergesse." Die Königin glaubte, er habe den Verstand verloren, und warf den Brief mit den Worten in's Feuer: „Es verlohnt nicht der Mühe, dergleichen aufzubewahren."

„Am ersten August," fährt Madame Campan wörtlich fort, „verließ ich Versailles, um mein Landhaus zu beziehen. Am dritten kam Böhmer zu mir, um mich zu fragen, ob die Königin mir nicht irgend einen Auftrag für ihn gegeben habe, da er sehr beunruhigt darüber sei, daß er keinen Bescheid erhielte. Ich

Digitized by Google

gab ihm darauf zur Antwort, daß ich keine Bestellung an ihn auszurichten hätte, und wiederholte ihm getreulich, was ihm zu sagen mir befohlen war.

„Aber," versetzte Böhmer, „an wen soll ich mich denn wenden wegen der Antwort auf den Brief, den ich Ihrer Majestät übergeben habe?"

„An keinen Menschen," entgegnete ich, „Ihre Majestät hat Ihren Brief verbrannt und gar nicht begriffen, was sie mit demselben sagen wollen."

„Wie wäre das möglich! Die Königin weiß doch, daß sie mir Geld schuldig ist."

„Geld, Herr Böhmer? Wir haben ja unsere Rechnungen für die Königin seit langer Zeit in Ordnung gebracht."

„Sie sind nicht gut unterrichtet, Madame! Man hat mich noch nicht bezahlt und man ruinirt mich, wenn man mich nicht bezahlt; man schuldet mir noch mehr als 1,500,000 Francs."

„Haben Sie den Verstand verloren?" fragte ich. „Für welchen Werthgegenstand kann Ihnen denn die Königin eine so ungeheuerliche Summe schuldig sein?"

„Für mein Halsband, Madame," antwortete mir Böhmer sehr ruhig.

„Was wollen Sie denn mit dem Halsband sagen, wegen dessen Sie schon seit mehreren Jahren die Königin belästigt haben? Haben Sie mir doch selbst erzählt, daß sie es in Konstantinopel verkauft hätten!"

„Sehr richtig! Weil mir die Königin den Befehl gegeben, diese Antwort allen denen, die nach dem Halsband fragen würden, zu geben," antwortete der einfältige Mensch, und er fügte hinzu, daß die Königin den Besitz des Schmuckes gewünscht und denselben durch Se. Eminenz den Cardinal Rohan angekauft habe.

„Das ist gar nicht möglich," rief ich aus, „die Königin hat mit dem Cardinal seit seiner Rückkehr aus Wien noch nicht ein Wort gewechselt. Es gibt gar keinen Menschen, der mehr in Ungnade am Hofe steht! Sie irren sich unbedingt!"

„Der Irrthum ist auf Ihrer Seite, Madame," versetzte Böhmer, „die Königin empfängt den Cardinal allerdings; sie selbst hat Sr. Eminenz die 30,000 Francs ausgehändigt, die er an mich als erste Abschlagszahlung entrichtet hat, und in seiner Gegenwart hat die Königin in ihrem Privatgemache die Summe aus dem kleinen Sèvressecretär genommen, der neben dem Kamine steht."

„Und das hat der Cardinal selbst Ihnen gesagt?"

„Er selbst!"

„Nun, das ist eine erbärmliche Intrigue," rief ich aus.

„Aber Sie erschrecken mich, und ich selbst werde allmählich beunruhigt! Denn Se. Eminenz hat hinzugefügt, die Königin wolle am heiligen Pfingstfeste den Schmuck zum ersten Mal tragen, und ich habe denselben allerdings an ihrem Halse vermißt; blos aus diesem Grunde habe ich auch an Ihre Majestät zu schreiben mich erkühnt."

Darauf verließ er mich. Ich hatte ihm anempfohlen, den Baron von Breteuil, den Minister des königlichen Hauses aufzusuchen; er aber ging zum Cardinal und bemühte sich mit allen Mitteln, eine neue Audienz bei der Königin zu erwirken. Die Königin schlug dieses Gesuch mit den Worten ab: „Ich habe ihm nichts zu sagen; er ist verrückt."

Einige Tage darauf beschied mich Ihre Majestät nach Trianon. Ich fand sie in ihrem Privatgemache allein, und während sie mit mir von verschiedenen Kleinigkeiten sprach, und ich ihr darauf Antwort gab, dachte ich an das Halsband und suchte just nach einer passenden Gelegenheit, um diese Sache zu erwähnen, als Ihre Majestät selbst mir sagte: „Wissen Sie schon, dieser Narr, der Böhmer, hat wieder eine Audienz von mir erbeten und obenein behauptet, daß Sie ihm dazu gerathen hätten? Ich habe ihn natürlich nicht empfangen. Aber was mag er nur von mir wollen? Haben Sie eine Ahnung davon?" Darauf theilte ich Ihrer Majestät mit, was mir der Mensch erzählt hatte. Sie ließ mich meinen Bericht mehrere Male vollständig wiederholen; sie begriff nicht, wie der Cardinal in diese Geschichte hineingezogen werden konnte. Die ganze Sache war ihr räthselhaft. Sie sandte sofort zum Abbé de Vermond und zum Baron de Breteuil. Böhmer hatte mir von der La Motte kein Wort gesagt; dieser Name wurde zum ersten Male vom Cardinal ausgesprochen, als dieser sich einer Untersuchung durch den König selbst zu unterwerfen hatte.

Am 15. August Mittags wurde der Cardinal, der schon den Festornat angelegt hatte, in das Cabinet des Königs beschieden, wo auch die Königin zugegen war. Der König richtete zunächst an ihn die Frage: „Haben Sie von Böhmer Diamanten gekauft?"

„Jawohl, Sire."

„Was haben Sie damit angefangen?"

„Ich glaubte, daß dieselben Ihrer Majestät übergeben worden seien."

„Wer hatte Ihnen den Auftrag dazu gegeben?"

„Eine Dame, welche sich Gräfin de la Motte-Valois nennt; diese hat mir einen Brief der Königin vorgelegt, und ich glaubte Ihrer Majestät eine Aufmerksamkeit zu erweisen, wenn ich mich dieses Auftrages unterzöge."

Da ergriff die Königin das Wort und sagte: „Aber wie haben Sie glauben können, Herr Cardinal, daß ich gerade Sie, mit dem ich seit acht Jahren keine Silbe gesprochen habe, wählen würde, um eine solche Unterhandlung zu leiten, und noch dazu durch die Vermittelung einer solchen Dame?"

„Ich sehe jetzt wohl ein," versetzte der Cardinal, „daß ich in grausamer Weise hintergangen worden bin. Ich werde das Halsband bezahlen. Der sehnliche Wunsch, Ew. Majestät zu Gefallen zu sein, hat meine Augen mit Blindheit geschlagen."

Darauf legte er einen Brief vor, in welchem die Königin bei der Gräfin La Motte das Halsband bestellte. Der König nahm Einsicht davon und indem er denselben dem Cardinal hinhielt, fügte er hinzu: „Das ist weder die Handschrift der Königin noch ihr Namenszug. Wie kann ein Fürst aus dem Hause Rohan, ein Prälat, glauben, daß die Königin zeichnen würde: Marie Antoinette von Frankreich? Alle Welt weiß, daß die Königin nur mit ihrem Taufnamen zeichnet. Haben Sie," fuhr der König fort, indem er eine Abschrift eines anderen an Böhmer gerichteten Schreibens vorlegte, „haben Sie einen dieser Copie entsprechenden Brief geschrieben?"

„Ich erinnere mich nicht, denselben geschrieben zu haben," versetzte der Cardinal, nachdem er das Schriftstück durchflogen hatte.

„Wenn man Ihnen aber nun das Original des Briefes mit Ihrer eigenen Unterschrift vorzeigte?"

„Wenn der Brief meine Unterschrift trägt, so wird er wohl von mir herrühren."

„Nun," fuhr der König fort, „so erklären Sie mir dieses Räthsel! Ich will Sie ja nicht ohne Weiteres für schuldig halten; ich wünsche, daß Sie sich zu rechtfertigen vermögen! Sagen Sie mir, was alle diese Besuche bei Böhmer, diese Versicherungen und Vertröstungen, was alle diese Briefe zu bedeuten haben!"

Der Cardinal entfärbte sich sichtbar. Er schwankte und stützte sich auf den Tisch. „Sire," sagte er, „ich bin zu aufgeregt und zu befangen, um Ew. Majestät jetzt antworten zu können."

„So erholen Sie sich, Herr Cardinal! Treten Sie in das kleine Nebenzimmer! Sie werden dort Papier, Feder und Tinte finden; schreiben Sie auf, was Sie mir zu sagen haben."

Der Cardinal ging in das kleine Gemach des Königs und kam eine Viertelstunde darauf wieder mit einem Brief, der ebenso unklar und verworren, wie seine mündliche Aussage es gewesen war. Darauf versetzte der König: „Sie mögen sich zurückziehen."

Der Cardinal wurde verhaftet, erst in sein Hotel geführt und dann auf die Bastille gebracht.

Das Ganze war nichts Anderes als der schlau angelegte und gewandt durchgeführte Betrug jener Intrigantin, der Gräfin de la Motte-Valois. Sie hatte sowohl den Cardinal als auch den Juwelier getäuscht, die Unterschrift der Königin durch einen Dritten, Namens Billette, fälschen lassen und eine Zusammenkunft zwischen der Königin und dem Cardinal veranstaltet, bei

Digitized by Google

welcher eine leichtsinnige Person, eine gewisse Oliva, die mit Marie Antoinette eine auffallende Aehnlichkeit hatte, Abends in den Gärten von Versailles sich dem verliebten Cardinal einen Augenblick als Königin zeigte und dann im Gebüsch verschwand. Der Cardinal ließ sich von dieser Aehnlichkeit ebenso bethören, wie von allen anderen Vorspiegelungen der La Motte.

Beim Proceß wurde festgestellt: erstens, daß der Cardinal im guten Glauben, die Königin wünsche den Besitz des Halsbandes, dasselbe gekauft habe; zweitens, daß die Ermächtigung zu dem Ankauf mit der Unterschrift „Marie Antoinette von Frankreich" von Villette herrühre, der die Fälschung auf Betreiben der La Motte vorgenommen; drittens, daß das Halsband der Gräfin de la Motte eingehändigt sei, die es der Königin übergeben sollte; und viertens, daß der Mann der Gräfin La Motte mit dem Schmucke nach England durchgegangen sei, dort die kostbarsten Steine ausgebrochen und verkauft habe.

Bei der ungewöhnlichen Wichtigkeit des Processes, in dem die Ehre einer Königin auf dem Spiele stand, ein König selbst als Kläger figurirte und der Angeklagte als Fürstbischof und Cardinal eine höchste Stellung im Staate einnahm, wurde ein außerordentlicher Gerichtshof gebildet und die Zahl der Richter sehr stark vermehrt. Angeklagt waren: die Oliva, der Graf Cagliostro, Villette, die Gräfin de la Motte und der Cardinal Rohan.

Mademoiselle Oliva gestand reumüthig ihren Leichtsinn ein und erklärte, daß sie den dringenden Bitten der Gräfin La Motte nachgegeben und sich habe überreden lassen, daß sie mit dem Mummenschanz der Königin selbst ein Vergnügen bereite. Cagliostro behauptete, er wisse von der ganzen Sache nichts. Villette gab die Fälschung zu. Die Gräfin La Motte machte wegen ihres dreisten, ja frechen Benehmens vor Gericht auf das Tribunal den ungünstigsten Eindruck. Sie bestritt Alles und stellte zweifellose Thatsachen einfach in Abrede. Der Cardinal nahm alle seine Kräfte zusammen und zeigte sich zwar tief ergriffen, aber äußerlich ruhig. Er stand aufrecht vor den Schranken; die bleiche Farbe seines Gesichts zeigte noch die Folgen einer Krankheit, die sein Leben bedroht hatte. Der erste Präsident forderte ihn auf, sich zu setzen, aber erst der dritten Aufforderung leistete der Fürst Folge. Seine Aussage gipfelte in dem Satze: „Ich bin vollkommen verblendet gewesen durch das äußerste Verlangen, die Gnade Ihrer Majestät wiederzugewinnen."

Am 31. Mai 1786 Abends 9 Uhr wurde nach einer letzten achtzehnstündigen Sitzung das Urtheil verkündet. Der Cardinal wurde freigesprochen, die Gräfin La Motte wurde verurtheilt: gestäupt, auf beiden Schultern mit dem Buchstaben V. (Voleuse) gebrandmarkt, von Henkershand geschoren und darauf lebenslänglich in der Salpétrière eingesperrt zu werden. Villette wurde verbannt, Cagliostro ausgewiesen, die Oliva in Freiheit gesetzt. Als der Gräfin La Motte das Urtheil mitgetheilt wurde, geberdete sie sich wie eine Furie. Sie häufte die entsetzlichsten Beschimpfungen und Verwünschungen auf die Königin und den Baron de Breteuil, und trieb es so arg, daß der Richter, der der Execution vorstand, ihr einen Knebel in den Mund stecken lassen mußte. Darauf wurde sie nach der Salpétrière gebracht, geschoren, in ein Büßergewand gesteckt und in eine isolirte Kasematte gebracht, wo sie nur mit den Personen in Verbindung kam, die ihr die Nahrung zukommen ließen und „durch häufig wiederholte Züchtigungen dem wilden Strom ihrer vergifteten Zunge Einhalt zu gebieten hatten".

Soweit die Berichte aus der Zeit. Es ist bekannt, daß es der Gräfin La Motte gelang, zu entkommen und nach England zu fliehen.

Die Geschichte machte zur Zeit ein unbeschreibliches Aufsehen. Trotz aller klaren Feststellungen wollte man an die einfache Wahrheit nicht glauben; man fand es pikanter, nach der ehrabschneiderischen Theorie zu verfahren, daß an allem bösen Gerede schließlich doch etwas sein müsse, und wollte lieber an die Schuld einer Unschuldigen als an den Betrug von Betrügern und die Thorheit eines vornehmen Narren glauben. Selbst Friedrich der Große, an dessen Sterbelager die Kunde von dem großen Skandale drang, blieb dem Einfluß des Gerede nicht gänzlich entrückt; wenigstens citirt man von ihm das Witzwort: „Der Herr Cardinal von Rohan muß sehr klug sein, um der Welt weis zu machen, daß er so dumm gewesen sein sollte."

Goethe interessirte sich für die Geschichte und deren Helden ungemein. Man weiß, daß er bei seinem Besuche in Palermo im April 1787 die Verwandten Cagliostros aufsuchte, um über den verwegenen Abenteurer Näheres zu erfahren und später — 1791 — die Halsbandgeschichte dramatisirte, ohne indessen dem vielleicht dankbaren Stoffe irgend welche dramatische Seite abzugewinnen. Der „Großkophta" gehört entschieden zu Goethes mißlungensten Arbeiten.

II.

Wie schon im Eingange erwähnt wurde, muß dieser berühmte Betrug auf den Vorzug einer originalen Erfindung verzichten. Gräfin La Motte und ihre Helfershelfer haben sich nicht nur der einfachen Schwindelei, sondern der durch erniedrigendes Plagiat noch verstärkten Betrügerei schuldig gemacht. Die authentischen Beläge dafür sind neuerdings zugänglicher, resp. wieder zugänglicher geworden: einerseits durch die Veröffentlichung des Registers von La Grange, — wie man weiß eines der hervorragendsten Schauspieler der Molière'schen Gesellschaft — andrerseits durch den Facsimile-Neudruck eines klassischen, längst vergriffenen Pamphlets, das gegen Molières Frau gerichtet und seit mehr denn 100 Jahren vom Büchermarkte verschwunden ist. Dies Pamphlet gehörte bis vor Kurzem zu den schwerst erreichbaren Seltenheiten. Die Auszüge aus demselben, die man in vielen auf Molière bezüglichen Schriften findet, sind, wie man jetzt sich mühelos überzeugen kann, sehr willkürlich und zum Theil sogar incorrect.

Die Broschüre, die Hauptquelle, führt den Titel: „La fameuse Comédienne ou Histoire de la Guérin auparavant femme et veuve de Molière. A Francfort. Chez Frans Rottenberg, Marchand-Libraire. Près les Carmes. 1688." Diese berühmteste oder, wenn man will, berüchtigtste Flugschrift der Molière-Literatur ist vor ganz kurzer Zeit von Jules Bonnassies in einer kleinen Auflage für Bücherfreunde mit größter Genauigkeit in der Wiedergabe des Textes neu aufgelegt worden.*) Es ist ein boshaftes, giftiges Elaborat, das in allen thatsächlichen Angaben mit größter Vorsicht benutzt sein will; aber es ist schriftstellerisch eine vorzügliche Arbeit — so vorzüglich, daß man das „admirable pamphlet", wie man es in Frankreich genannt hat, als das Werk der größten Dichter, als eine Arbeit Racines und Lafontaines bezeichnen, und daß diese irrige Auffassung sich durch Jahrhunderte behaupten konnte. Es ist nun zwar nachgewiesen, daß weder der Eine noch der Andere jene gehässige Schrift verfaßt haben kann, aber es bleibt darum nicht minder wahr, daß dieselbe unbedingt von einem hervorragenden schriftstellerischen Talente herrühren muß. Einzelne Stellen in der kleinen Schrift, z. B. Molières Beschwerden im Garten zu Auteuil über die leichtsinnige Aufführung seiner Frau, sind im reinsten, durchsichtigsten, knappsten Französisch, in einem wahrhaft klassischen Stile geschrieben.

In dieser Schmähschrift wird nun auf Seite 45 und ff. erzählt:

„Um dieselbe Zeit — es war im Sommer 1675 — stieß der Molière ein Abenteuer zu, das ihren Stolz auf's Aeußerste vermehrte. In Paris gab es nämlich eine Person, Tourelle geheißen, die mit ihr eine so auffallende Aehnlichkeit hatte, daß man die Beiden leicht miteinander verwechseln konnte. Die Tourelle war eine galante Dame, gerade wie die Molière, nur mit weniger Glück, und das brachte sie auf den Gedanken, sich für die Molière auszugeben. Die Sache glückte so vorzüglich, daß alle Welt getäuscht wurde.

Ein Präsident aus Grenoble, Namens Lescot, hatte sich nun in die Molière, die er auf der Bühne gesehen, sterblich verliebt und durch ganz Paris eine Person gesucht, die ihm die

*) Paris, Barraud. In 502 numerirten Exemplaren.

Digitized by Google

Bekanntschaft mit der berühmten Schauspielerin verschaffen könnte. Diesen Wunsch theilte er auch einer gewissen Frau Ledoux mit dem Bemerken mit, daß ihm kein Opfer zu groß sei, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Das brachte die Ledoux auf den Gedanken, daß die Tourelle ganz vortrefflich die Rolle der Geliebten darstellen könne. Sie sagte daher dem Präsidenten, daß sie die Schauspielerin persönlich nicht kenne, daß ihr indessen eine andere Person bekannt sei, welche auf die Molière einen unbeschränkten Einfluß ausübe. Mit dieser werde sie Rücksprache nehmen und in einigen Tagen dem Präsidenten Bescheid geben. Der Präsident beschwor sie, Alles zu thun, was in ihren Kräften stehe und versicherte sie seiner vollsten Erkenntlichkeit.

Kaum hatte er das Haus verlassen, so sandte sie zur Tourelle und sagte ihr, daß sie einen guten Gimpel eingefangen habe; die Tourelle möge sich nur bereit halten und sofort kommen, wenn zu ihr geschickt werde, um bei dem Possenspiel als Frau Molière mitzuwirken. Der Präsident kam nun täglich wieder, man vertröstete ihn von einem Tage zum andern, die Sache ließe sich nicht so beschleunigen! Endlich, als Alles soweit gediehen war, daß die Dienste, welche die Ledoux vermeintlich leistete, erheblich genug erschienen, theilte diese unter Bezeugungen der lebhaftesten Freude dem Präsidenten mit, daß nunmehr alle Hindernisse aus dem Wege geräumt seien, und daß die Molière ihr Wort gegeben habe, morgen zu ihr zu kommen. So kam denn auch eine erste Zusammenkunft zu Stande. Der Präsident verweilte lange Zeit in der Gesellschaft der Dame, die sich ganz vermummt hatte, wie eine Person, welche nicht erkannt sein will. Diese machte das beständige Hüsteln der Molière, ihre Vornehmthuerei meisterlich nach, sprach beständig von ihren Nerven, von ihrer Migräne und spielte die Rolle so gut, daß sich auch ein besserer Kenner von diesem Gebaren hätte täuschen lassen. Sie hob hervor, wie sie mit sich habe kämpfen müssen, um in diese Begegnung einzuwilligen, und der Präsident betheuerte ihr, daß er den Werth ihrer Freundlichkeit zu schätzen wisse, und daß sie über Alles, was er auf Erden besitze, nach Gutdünken schalten und walten möge! Die Tourelle spielte die große Dame, sträubte sich lange Zeit irgend ein Geschenk anzunehmen und gab endlich ihre Einwilligung dazu, daß er ihr eine kleine Aufmerksamkeit erweise, vorausgesetzt, daß es sich nur um ein werthloses Object handele. Das Einzige, was sie annehmen würde, sei etwa ein Halsband für ihre Tochter, die jetzt bei den Nonnen erzogen werde. Unser Verliebter führte sie nun auf der Stelle zur Goldschmiedwerfte (Quay des Orphevres) und bat sie, sich eines nach Gefallen auszusuchen. Sie wiederholte, daß sie nur einen Schmuck von ganz mäßigem Preise wünsche. Diese Großthuerei bestärkte den Verliebten noch in seiner Leidenschaft. Er traf häufiger mit ihr zusammen, und sie schärfte ihm besonders ein, ja nicht auf der Bühne mit ihr zu sprechen; denn das sei der beste Weg, um ihren Ruf vollständig zu verderben, da ihre Collegen, die allesammt auf sie eifersüchtig seien, nur auf den Augenblick spähten, um sie gründlich verklatschen zu können. Er gehorchte. Er beschränkte sich darauf, oft in's Theater zu gehen und die Molière zu bewundern, immer in der Meinung, daß es seine gute Freundin sei. Vor Allem bewunderte er sie, und mit Recht, in der Rolle der Circe, die sie damals mit künstlerischer Vollkommenheit darstellte.*) Sie trug darin das Costüm der Zauberin, und ihre üppigen, wallenden, aufgelösten Haare verliehen ihr eine seltene Anmuth.

Eines Tages fehlte die Tourelle bei dem Stelldichein, das sie dem Präsidenten gegeben hatte. Der ungeduldige Liebhaber begab sich trotz des lebhaften Widerspruchs der Ledoux, nachdem er Stunden lang vergeblich gewartet hatte, in das Theater. Die erste Person, die er im Hotel de Guénégaud*) auf der Bühne erblickte, war die Molière. Trotz des Verbotes, das, wie er glaubte, sie ihm ertheilt hatte, ging er in der Voraussetzung, daß ein kleiner leidenschaftlicher Auftritt ihr gar nicht mißfallen würde, auf die Bühne, um dem Kummer, den er darüber empfand, sie verfehlt zu haben, Ausdruck zu geben. Zunächst war es ihm nicht möglich sich ihr zu nähern, da sie von einer großen Anzahl junger Leute umschwärmt war. Er ließ es sich daher genügen, ihr jedesmal, wenn sie den Kopf ihm zuwandte, zuzunicken und verständnißinnig zu lächeln. Er stellte sich hart neben einer Decoration an die erste Gasse, wo sie vorüber kommen mußte, und raunte ihr zu: „Sie sind niemals schöner gewesen, Armande! Wäre ich nicht schon in Sie verliebt, heute würde ich mich in Sie verlieben!" Die Molière achtete darauf nicht weiter; sie glaubte, es wäre ein beliebiger Enthusiast, der ihr seine Huldigung darbringen wolle und ging weiter. Der Präsident gerieth über diese kränkende Gleichgültigkeit ganz außer sich. Es kam ihm so vor, als ob das Stück gar kein Ende nehmen wollte. Um zu wissen, woran er eigentlich sei, erwartete er sie nach dem Schlusse der Vorstellung an der Thür zu ihrer Garderobe und trat ohne Weiteres mit ihr ein.

Die Molière ist ein herrischer Charakter, und es dünkte sie die Freiheit, die der Präsident, den sie ja gar nicht kannte, sich herausnahm, denn doch alle Grenzen des Gestatteten zu überschreiten. Da sie den merkwürdigen Menschen nie gesehen hatte, nahm sie sich vor, ihm auf Alles, was er auch sagen würde, kein Wort zu antworten. Der Präsident glaubte, daß sie es aus Klugheitsgründen für geboten erachte, in Gegenwart der Kammerzofe, die sie entkleiden sollte, das Stillschweigen zu bewahren. Er machte deshalb der Molière allerhand Zeichen: sie solle diese Person doch wegschicken, er habe ihr etwas Vertrauliches mitzutheilen! Die Molière verstand diese Zeichensprache gar nicht und schwieg weiter. Aber unser Liebhaber, der da glaubte, daß er mit ihr in einem genügenden Einverständniß lebe, um sicher zu sein, daß sein Mienenspiel von ihr verstanden würde, hielt ihr Stillschweigen nur für den Ausdruck des Unwillens, und um zu erfahren, weshalb sie auf einmal so verändert gegen ihn sei, näherte er sich ihr und fragte sie, was sie verhindert habe, im Laufe des Nachmittags zu kommen?

Die Schauspielerin versetzte darauf sehr laut: was er eigentlich wünsche. Der Präsident fragte mit nun noch gedämpfterer und leiserer Stimme, ob er vor der Zofe sprechen könnte. Die Molière, die von der Sache keine Sterbenssilbe begriff, rief nun noch lauter: „Ich glaube, daß zwischen uns, mein Herr, kein Geheimniß besteht, und daß Sie das, was Sie sagen wollen, vor der ganzen Welt sagen können!" Die Heftigkeit und Verächtlichkeit, mit der diese Worte ausgesprochen wurden, machten den Präsidenten immer ungeduldiger, und er sagte: „Wenn ich, seitdem ich Sie kenne, irgend etwas begangen hätte, das Ihnen mißfallen könnte, so würde ich Ihr Verhalten begreifen; aber ich habe mir gar nichts vorzuwerfen! Und wenn Sie mir ein Stelldichein geben und nicht kommen, und ich dann in größter Unruhe hierherlaufe und denke, es sei Ihnen Gott weiß was zugestoßen, dann dürfen Sie mich nicht in dieser wegwerfenden Weise behandeln!"

Von dem Erstaunen der Molière kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Je mehr sie den Präsidenten ansah, desto sicherer wurde sie, daß sie niemals mit ihm ein Wort gewechselt habe, und da dieser wie ein anständiger Mann aussah und die ehrliche Erregung, mit der er ihr die Vorwürfe machte, die Annahme ausschloß, daß es sich um einen schlechten Witz oder um eine leichtfertige Wette handele, so wußte sie gar nicht, was sie zu alledem sagen sollte und konnte ihre Ueberraschung nicht verbergen. Seinerseits konnte der Präsident wiederum nicht begreifen, weshalb die Molière immer schwieg. „Machen wir der Sache ein Ende," rief er endlich, „geben Sie mir einen Grund einen guten oder einen schlechten, aber rechtfertigen Sie sich wenigstens!"

*) Nach dem Register von La Grange fand die erste Aufführung der „Circe" am 17. März 1675 statt. Das Stück wurde fast ununterbrochen bis zum 15. October gegeben und erlebte 42 Vorstellungen. Die „Tragi-Komödie" von Thomas Corneille verdankte diesen großen Erfolg weniger ihrem literarischen Werthe, der gering ist, als der vorzüglichen Ausstattung — La Grange findet dafür den etwas verächtlichen Ausdruck: „pièce en machines" — und sodann der meisterhaften Darstellung der Hauptrolle durch Armande verw. Molière.

*) In diesem Gebäude spielte damals die Molière'sche Truppe.

Digitized by Google

Er schwieg und wartete auf eine Antwort; aber die Molière war noch immer so verdutzt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Das brachte den Präsidenten ganz aus der Fassung! Es war ein komisches Schauspiel, die Beiden zu betrachten, wie sie sich gegenseitig anglotzten ohne ein Wort hervorzubringen und sich dabei mit der gespanntesten Aufmerksamkeit musterten.

Die Molière faßte endlich den Entschluß, das Abenteuer, das ihr schier unentwirrbar erschien, um jeden Preis aufzuklären; sie fragte im ernstesten Tone den Präsidenten, wie er darauf komme, zu behaupten, daß er sie kenne? Anfänglich habe sie glauben können, daß es sich um einen Spaß handele, aber er treibe denselben doch schließlich zu weit! Vor Allem möchte sie wissen, was es mit dem Stelldichein für eine Bewandtniß habe, von dem er beständig rede. „O Gott!" rief der Präsident aus, „kann man die Keckheit weiter treiben? Ist es möglich, einen Menschen, mit dem man seit Wochen den freundlichsten Verkehr unterhält, in's Gesicht zu sagen, daß man ihn nie gesehen habe? Mit tiefer Betrübniß muß ich den Respect, den ich allen Frauen entgegenbringe, verletzen; aber Sie sind des Respectes wahr und wahrhaftig unwürdig! Zwanzigmal sind wir zusammengekommen! Und wenn Sie nun noch behaupten, daß Sie mich nicht kennen, so sind Sie die nichtswürdigste Creatur, die unter der Sonne lebt!"

Die Molière befahl nun in heftiger Erregung ihrer Kammerzofe: sie möge ihre Collegen zu Hülfe rufen. „Bitte, bitte," schrie der Liebhaber außer sich, „immer rufen Sie nur! Ich möchte, ganz Paris wäre dabei, um den Skandal so öffentlich wie möglich zu machen!" — „Sie Lümmel," versetzte die Molière, „ich werde mit Ihnen schon fertig werden!"

In diesem Augenblick traten verschiedene Schauspieler in die Garderobe, wo sie den Präsidenten in einer unbegreiflichen Wuth und die Molière sprachlos vor Zorn antrafen. Nach einer Weile gelang es dieser Worte zu finden und ihren Collegen auseinanderzusetzen, weshalb sie sie habe rufen lassen. Gleichzeitig schrie der Präsident dazwischen, um ihnen klar zu machen, daß er berechtigt sei, in dieser Weise mit der Molière zu sprechen. Er sei verschiedene Male mit ihr zusammengetroffen und das Halsband, das sie in diesem Augenblicke trage, sei ein Geschenk von ihm! Als die Molière das hörte, wollte sie ihm eine Ohrfeige geben; er bog indessen dem Schlage aus und entriß ihr das Halsband, in dem festen Glauben, daß es dasselbe sei, das er der Tourelle geschenkt habe, obgleich das der Molière viel schwerer und stärker war.

Nach dieser Beschimpfung, die die Schauspielerin nicht mehr ertragen konnte, ließ sie die Wachen heraufholen. Die Thüren wurden verschlossen, ein Polizeicommissar wurde beordert, der Präsident wurde verhaftet, blieb bis zum andern Tage hinter Schloß und Riegel und wurde darauf gegen Caution auf freien Fuß gesetzt. Er blieb dabei, daß die Molière ihn zu der Mißhandluug gezwungen habe, und daß er die Berechtigung dazu erweisen werde. Die Molière, die sich von ihrer Wuth gar nicht erholen konnte, brachte die Sache vor die Gerichte. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet. Die Künstlerin bestand darauf, mit dem Goldschmied confrontirt zu werden; sie vermeinte, daß dadurch ihre Unschuld bewiesen werden würde; aber ihr Schmerz war groß, als auch der Goldschmied behauptete, daß es allerdings dieselbe Person sei, die mit dem Präsidenten jüngst in seinem Laden ein Halsband gekauft habe. Sie war untröstlich. Die Ledoux hatte sich versteckt. Die Molière setzte Alles daran, um dieser Person wieder habhaft zu werden und endlich gelang es ihr auch. Die Ledoux wurde verhaftet, gestand die ganze Sache ein und sagte aus, daß in Paris eine Person lebe, die mit der Molière eine große Aehnlichkeit habe und die schon eine große Anzahl von Personen in derselben Weise hintergangen habe. Auch die Tourelle wurde endlich gefaßt. Die Molière empfand eine unbeschreibliche Freude darüber und glaubte nun, daß sie alles böse Gerede, das über sie verbreitet sei, auf die Rechnung der Tourelle setzen könne. Sie betrieb den Proceß ihrer Doppelgängerin mit großem Eifer und die Ledoux und die Tourelle wurden vor dem Hotel de Guénégaud abgestraft, wo die Molière wohnte, die nun über die ihr gerichtlich gewährte Genugthuung die vollste Befriedigung empfand."

Bis dahin der Bericht, wie er in der „fameuse comédienne" enthalten ist. In Betreff der Strafe ist derselbe nicht ganz genau. Nur die Ledoux verbüßte ihre Strafe, der Tourelle gelang es zu entkommen. Die Verurtheilung erfolgte durch Richterspruch des Chatelet vom 17. September 1675. Präsident Lescot wurde verurtheilt: Armande Molière in Gegenwart von vier Zeugen, die diese auszuwählen das Recht habe, Abbitte zu leisten, wegen der verbalen und realen Injurien, mit denen er dieselbe ungerechtfertigter Weise überhäuft, in dem Glauben, daß er eine andere Person vor sich habe; ferner zu einer Geldstrafe von 200 Livres, sowie zu den Kosten. Die beiden Weiber wurden verurtheilt: vor dem Hauptthore des Chatelet und vor dem Hause der Molière entkleidet und gestäupt zu werden, außerdem zu drei Jahren Ausweisung aus Paris, zu 20 Livres Strafe an den Fiscus, zu 100 Livres wegen Ehrenkränkung an die Molière und zu den Kosten. Das Urtheil wurde in zweiter Instanz am 17. October bestätigt und gegen die Ledoux auch vollstreckt.

Zum Datum des 17. September 1675 bemerkt La Grange in seinem Tagebuche: „Urtheilspruch zu Gunsten der Frau von Molière gegen Herrn l'Escot, Präsidenten in Grenoble, verurtheilt, ihr wegen beleidigender Reden und Thätlichkeiten, die er gegen sie verschuldet, Abbitte zu leisten. Jeanne Ledoux und Marie Simonet verehelichte Hervé de la Tourelle, die erstere, weil sie die Simonet untergeschoben, und letztere, weil sie den Namen der Frau Molière gemißbraucht, beide verurtheilt mit Ruthen vor dem Wohnhause der Molière gepeitscht zu werden und zu 20 Livres Strafe. Das Urtheil ist am 17. October bestätigt und am 24. vollstreckt worden."

Nach dieser thatsächlichen Darlegung der beiden analogen Betrügereien ist es kaum noch als eine Hypothese, ist es wohl als eine Gewißheit zu bezeichnen, daß die Urheber der großen Halsbandgeschichte im 18. Jahrhundert die harmlosere Halsbandgeschichte des 17. Jahrhunderts gekannt und einfach nachgemacht haben. Mit dem Hinweise auf jene Analogie ist der Zweck dieser Darlegung erreicht.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Reichsminister haben in der letzten Zeit wieder viel von sich reden gemacht. Wir kennen Jemanden, der sich stets freut, wenn die Blätter Artikel über dies Thema bringen, weil man sie nämlich nicht zu lesen braucht. In vormärzlicher Zeit und auch noch in späteren Jahren bildeten hypothetische Fragen die Lieblingsbeschäftigung der Politiker. Seitdem ist die Welt realistisch geworden und es fehlt ihr auch für Zukunftsprobleme an der nöthigen Muße. Initiative der Gesetzgebung, sowie allgemeines Veto für den Kaiser, Verschmelzung der Reichsministerien mit den preußischen Behörden und ähnliche Heilmittel für unsere öffentlichen Schäden, wer würde sie als Abschlagszahlung nicht gern hinnehmen, wenn Aussicht für die Verwirklichung in übersehbarer Zeit vorhanden wäre. Aber nicht Jedermann vermag durch sanguinische Ausmalerei in Rede und Schrift dessen, was sein sollte und sein könnte, über die unzulängliche Gegenwart sich hinwegzuhelfen. Eine rührige, auf einen bestimmten, wenn auch ganz schmalen Zweck gerichtete nachhaltige Agitation hat größeren Werth als das hoffnungsvolle Versenken in eine umfassende rosenrothe Reform, wovon nach einigen Tagen oder Wochen nichts übrig bleibt, als ein politischer Katzenjammer hochgradiger Natur. Das Publicum wird dann über Dinge, mit welchen es sich nach dem Vorgang der Parlamentsreden und Zeitungsartikel lebhaft aber umsonst beschäftigt hat, leicht blasirt, und will nichts mehr davon hören. Die Einbuße seiner Theilnahme ist jedoch der schwerste Schaden. Sehr verzeihlich ist daher, wenn Personen, die bei der Besprechung von Tagesfragen gern festen Boden unter den Füßen haben, sich in solchen Fällen vorher über die praktischen Aussichten der Sache

Digitized by Google

einigermaßen zu vergewissern suchen. Die fraglichen Expectorationen der Presse sind in der Regel dadurch bezeichnet, daß der zweite Satz den ersten aufhebt und die Conclusionen erst recht in der Luft schweben. Man wird daher die Organisation der Reichsministerien, und was damit zusammenhängt, vorerst besser auf sich beruhen lassen. Kommt es einmal dazu in einer glücklicheren Zeit, so wird Luft und Licht im deutschen Vaterlande reichlicher vorhanden sein, als jetzt dem lebenden Geschlechte beschieden ist. Erfährt man doch kaum, was in denjenigen halbwegs schon zum Reich gerechneten ministeriellen Kreisen vorgeht, mit welchen wir bis auf Weiteres auskommen müssen. Wie viel Coulissenklatsch wurde nicht über die Demission oder Nichtdemission des Marineministers Stosch verbreitet! Aus den bekanntlich immer zuverlässigen Nachrichten der Blätter und den officiösen Dementis entstand eine so heillose Confusion, daß ruhige Beobachter mit Neid auf die Türkei blickten, wo der Ministerrath zur besseren Wahrung des Amtsgeheimnisses von Taubstummen bedient wird, deren angeborene Discretion wenigstens den Vortheil hat, daß sie sich nicht von heute auf morgen widersprechen können. Der häufige Personenwechsel in der officiellen Sphäre ist jedenfalls kein überaus erfreuliches Phänomen und man begreift, daß daraus eine Fluth unliebsamer Gerüchte entsteht, welcher die inspirirten Desaveus nicht immer gleich Herr werden. Der Reichstag ist überdies in nicht sehr froher Stimmung in die Ferien gegangen. Die Nationalliberalen wegen des Reichsgerichts unter sich gespalten, auf den Fortschritt noch von den Wahlen her nicht gut zu sprechen, ohne geeignete Fühlung mit der gouvernementalen Region, die Majorität schwankend und die Sorge um den wachsenden Nothstand im Lande nichts weniger als vermindert. Es wären dies keine angenehmen Aussichten für die Sommermonate, auch wenn kein Krieg im Orient drohte, der Handel und Verkehr selbst des neutralen Europas noch mehr lahm legen wird, von sonstigen möglichen Consequenzen für den Weltfrieden ganz abgesehen. Am besten ist noch die Gemüthslage Derjenigen beschaffen, die nicht zum Kriege gehetzt und Deutschland nicht in den schlimmen Ruf gebracht haben, daß es, der Himmel weiß aus welchen Gründen, den Conflict wünsche und sich irgend einen Nutzen für sich davon verspreche. Die langen Gesichter, mit welchen gewisse Organe den neulichen Friedensschimmer aufgenommen haben, waren wirklich lehrreich und es ist schwer, nicht darüber eine Satire zu schreiben. Welche Wendung aber auch die Dinge im Osten nehmen mögen, man sollte sich bei uns die gute Laune nicht dadurch allzusehr stören lassen. Trotz der Tragik der Ereignisse wurde gerade in der letzteren Zeit mancher Schachzug der wegen ihrer Schlauheit vielgerühmten Russen von den Engländern so geschickt durchkreuzt, daß der aufmerksame Zuschauer nicht ohne ein gewisses Behagen erkennen mußte, wie ehrlich Spiel seinen Werth behält. Der Moment der Enthüllungen ist jedoch noch nicht gekommen. Es versteht sich, daß sie zu geeigneter Zeit, und wenn jede Schonung überflüssig geworden, dem geneigten Leser nicht vorenthalten bleiben sollen.

* * *

Mit einer größeren Arbeit über Moritz Graf Strachwitz beschäftigt, bitte ich die Besitzer von Briefen des Dichters, mir dieselben im Original oder in genauen Abschriften zur Benutzung überlassen zu wollen. Auch für sonstiges biographisches Material, sei dasselbe noch so unscheinbar, wäre ich den Einsendern zu Dank verpflichtet.

Nordhausen, im März 1877.

Albert Traeger.

Abonnement der „Gegenwart" pro II. Quartal 1877.

Mit der vorliegenden Nummer 13 schliesst das I. Quartal der *„Gegenwart"*. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das II. Quartal 1877 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: Paul Lindau. — Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Inhalt des soeben ausgegebenen ersten Heftes (April):

I. Friedrich Bodenstedt. Prolog.
II. Wilhelm Jensen. Aus den Banden. Novelle.
III. Rudolf von Jhering (Göttingen). Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.
IV. W. H. Riehl (München). Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei Kapellmeister, nach der Natur gezeichnet. (Dazu das Portrait Riehls nach dem Leben, in Kupfer radirt von Prof. J. L. Raab-München.)
V. Ernst Curtius (z. Z. Athen). Griech. Ausgrabungen 1876—77.
VI. Emanuel Geibel. Distichen aus dem Wintertagebuche.
VII. Georg Ebers (Leipzig). Alliteration u. Reime im Altägyptischen.
VIII. Friedrich Pecht (München). Moderne Maler. Franz Lenbach.
IX. Julius Payer (Frankfurt a. M.). Die englische Nordpolexpedition 1875—76.
X. Bret-Harte. Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Kaiser Otto III.

Ein Trauerspiel in fünf Akten

von

Franz Zeroni.

8. Preis 2 *M.* 80 *Pf.*

Redacteur.

Für eine täglich erscheinende kleine liberale Zeitung wird ein akademisch gebildeter junger Mann (evangelisch) als **Redacteur** gesucht. Hauptaufgabe desselben würde sein, neben dem allgemein politischen Theil, für den localen Theil der Zeitung Berichte über locale und provinziale Verhältnisse, anregende Besprechungen, Kritiken über Kunst und Ausstellungen, Theater 2c. zu liefern. Gefl. Offerten sub **J. U. 9717** mit Angabe der Honoraransprüche befördert **Rudolf Mosse, Berlin** SW.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

War Göthe ein Mitbegründer der Descendenztheorie?
Eine Warnung vor **E. Häckel's** Citaten.
Von **Robby Koßmann,** Dr. phil. und Dozent an der Universität Heidelberg.
Zweiter vermehrter Abdruck. 8. brosch. 80 *Pf.*

Heinr. Lemcke

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter

Havanna- etc. Cigarren

im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille.
Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Soeben erschien und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

Witz und Humor.

Theorie und Praxis

von **Dr. A. Loewenstein.**

Preis 4 *M.*

Der Verfasser, rühmlichst bekannt durch seine humoristischen Beiträge in den bedeutendsten Blättern, hat es in seinem neuesten Werke klar zu machen versucht, wie der Witz im menschlichen Geiste entsteht und in den verschiedenen Formen zum Ausdrucke gelangt. Er behandelt das **Wortspiel,** die **Antithese,** das **allegorische Bild,** die **Parodie,** den **witzigen Unsinn** und in einem besonderen Kapitel den **Humor.** Während die rein wissenschaftliche Behandlung des Stoffes das Werk zu einer Fundgrube für den Wissenschaftler macht, tragen unzählige Beispiele köstlichen Witzes, mit denen jede einzelne Witzform belegt ist, dazu bei, dem Buche auch im größeren Publikum einen geneigten Leserkreis zu sichern.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin.
Bibliothek für Wissenschaft und Literatur II. Band.

Reden und Aufsätze naturwissenschaftlichen, pädagogischen und philosophischen Inhalts von **Th. H. Huxley,** Prof. in London. Deutsche autor. Ausgabe, nach der 5. Auflage des englischen Originals herausgegeben von **Fritz Schultze,** ord. Prof. am Polytechnikum zu Dresden. 6 *M.*

Gerade in unsern Tagen, wo immer vernehmbarer der Ruf nach Wiedervereinigung der Philosophie und der empirischen Wissenschaften laut wird, wird es für jeden an der geistigen Entwicklung unsrer Zeit Theilnehmenden von hohem Interesse sein, ein Werk kennen zu lernen, aus dem glänzend hervorleuchtet, in wie ausgezeichneter Weise sich diese Wiedervereinigung bei einem der hervorragendsten englischen Naturforscher bereits vollzogen hat. Durchweg klar, populär und doch gründlich geschrieben, erlebte das Original in kurzer Zeit die fünfte Auflage. — Inhalt: Dringlichkeit der Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Schwarze und weisse Emancipation. Freisinnige Erziehung und ihre Fundstätte. Nachtisch-Rede über wissenschaftlichen Unterricht. Pädagogischer Werth der Naturwissenschaften. Das Studium der Zoologie. Physische Grundlage des Lebens. Wissenschaftlicher Gehalt des Positivismus. Ein Stück Kreide. Geologische „Gleichzeitigkeit" und „persistente Lebenstypen." Reform der Geologie. Ursprung der Arten. Descartes' „Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Wahrheitsforschung."

2. Der berühmte Leipziger Zoolog Professor Dr. **R. Leuckart** über die neue Auflage von Brehms Thierleben (Bibliographisches Institut in Leipzig): „Ich will mich nicht in die mißliche Lage bringen, nachträglich noch Worte der Empfehlung und des Lobes über ein Buch auszusprechen, das einen für Publikationen dieser Art bisher ganz unerhörten Erfolg gehabt hat und von Seiten sowohl der Fachmänner wie der Gebildeten aller Stände einstimmig als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der populärisirenden Thierlehre anerkannt ist. Aber das darf ich ohne Anstand und mit Freude sagen, daß das Werk in seiner neuen Fassung nichts von der Frische und der Naturwahrheit verloren hat, die zu den glänzendsten Vorzügen der ersten Auflage gehörten, vielmehr durch Wort und Bild in noch höherem Maße, als das früher der Fall war, dazu beitragen wird, den Sinn für eine denkende Naturbetrachtung zu wecken und in das Verständniß des Thierlebens einzuführen."

Iwan Turgenjeff's

neuester Roman

„Die neue Generation."

Verlag von **Erich Wallroth** in **Berlin.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

2 Bände. Preis 6 *M.*

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** (Wilhelmstr. 84) erschien:

Julius II.

Ein Gespräch vor der Himmelsthür.

Aus dem Lateinischen des **Girolamo Balbi.**

1 *M.* 20 *Pf.*

Unter den zahlreichen Satyren, welche unmittelbar nach dem Tode Julius II. gegen diesen und das Papstthum losbrachen, gehört der unter dem Titel „Julius exclusus" bekannte Dialog zu den schneidensten und schärfsten. So groß war das Aufsehen, das er machte, daß man die besten Köpfe, Ulrich von Hutten und Erasmus in den Verdacht der Urheberschaft nahm. In keiner andern Schrift kommt der ganze Kontrast dessen, was Papst und Kirche damals in Wirklichkeit waren, mit ihrer ursprünglichen Bestimmung so zur Anschauung, wie in dieser (vergl. Strauß, Hutten I. 191). Melanchthon war es, welcher das Gespräch zuerst in Deutschland drucken ließ, und Luther zählte dasselbe zu seinen Lieblingsbüchern. Somit wird diese wenig bekannte, 1513 zuerst erschienene Schrift nicht nur für die Geschichte der Reformation, sondern auch besonders durch ihre schneidende Kritik des Papstthums auch für den Culturstreit unserer Tage von der größten Wichtigkeit sein.

Für die Hand der Schüler.

Im Verlage von **Fr. Thiele, Berlin N.,** Brunnenstraße 124a, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. Sprockhoff's Hülfsbuch für den naturkundl. Unterricht. Fünfte Auflage (erste 1873!), methodisch gearbeitet, mit vielen Fougen und Holzschnitten. — Erste Abth.: **Zoologie.** 184 Seiten. Preis 1 *M.* — Zweite Abth.: **Botanik** 1 *M.* — Dritte Abth.: **Mineralogie** 30 *Pf.*

F. Kuhnow's Anschauungs-Unterricht in der franz. Sprache auf Grundlage der Strubingschen Bilder. Zweite Auflage. Geb. 1 *M.* 25 *Pf.*

Dr. H. Mensch's Polymele. Sammlungen von Uebersetzungen deutscher Dichtungen ins Französische, Englische und Lateinische. Cart. 1½ *M.*

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Hierzu Beilagen von der Verlagsbuchhandlung Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig und dem Westfälischen Verein für Literatur.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 7. April 1877. XI. Band.

AP 30 .G295 v. 11 no. 14

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Presse und der Zeugnißzwang. Von H. B. Oppenheim. — Ein Besuch bei den Cannibalen West-Afrikas. Von Oskar Lenz. — **Literatur und Kunst:** Der Tag verrinnt —. Von Wilhelm Jensen. — Moderne italienische Dichter. Von Karl von Thaler. — Kunst und Bureaukratie. Von M. Carriere. — Die Diezstiftung. Von Hugo Schuchardt. — Das Leben Alfred de Mussets. Geschildert von Paul de Musset, dem Bruder des Dichters. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Die Presse und der Zeugnißzwang.

Es sind nicht blos die Fürsten, welche die Wahrheit selten zu hören bekommen; seitdem das Volk in dem allgemeinen Stimmrecht ein mächtiges Hoheitsrecht erlangt hat, wird Seine Majestät Populus I. gleich anderen Souveränen umschmeichelt. Die Unfehlbarkeit der erblichen Regenten ist eine constitutionelle Fiction, die Unfehlbarkeit des Volkes eine demokratische. Auf zwanzig Journalisten oder Volksvertreter, welche einem Minister dreist zu Leibe gehen, kommt noch nicht Einer, der einem populären Trugschluß, einem demokratischen Vorurtheil entgegenzutreten wagte. Es hängt zum Beispiel geradezu mit der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechtes zusammen, daß auf allen wirthschaftlichen Gebieten die Interessenvertretung, sei es in der Form der Schutzzöllnerei, des Zunftgeistes oder des Socialismus, aber nicht ausschließlich in diesen Formen, überwiegt und die rückhaltlose Vertretung des wirklichen Gesammtinteresses zurückdrängt. Die Presse, welche von der Masse lebt und das Sensorium der Masse darstellt, kann sich natürlich der Einwirkung solcher Strömungen nicht entziehen. Aber die Presse, welche über Alles und Alle das Recht der unbeschränkten Kritik in Anspruch nimmt, stellt sich selber über die Kritik, und eben die rücksichtslosesten Vertreter der Tagespresse sind im gegebenen Falle die empfindlichsten Abwehrer jedes Zweifels an deren Vollkommenheit. Als ausschließliches Organ der Publicität kann die Tagespresse selbst einen gefeierten Volksvertreter für das große Publicum mundtodt machen; die von ihr glorreich beseitigte Censur übt sie selber unvermeidlich aus. Die Dinge haben heutzutage nur eine Existenz für das Allgemeine, soweit und sowie sie gedruckt werden. Und wen die Tagespresse vervehmt, der ist verloren. Wie in den Staaten des Competenzconflicts die höhere Behörde jede gegen sie gerichtete Beschwerde selber erst zulassen muß, so sitzt der Journalismus über die gegen ihn gelenkten Angriffe selber zu Gericht, und zwar ohne die persönliche Verantwortlichkeit eines höheren Beamten, mit wirksamem Corpsgeist und dem Instinct der Selbsterhaltung die Anklagen von der Schwelle zurückweisend. Man kann nicht leugnen, daß das eine privilegirte Stellung ist, die nur controlirt werden kann durch eine höhere Reife des öffentlichen Geistes. Der verbrauchte Gemeinplatz, daß die Presse im Ganzen dem Speer des Achilles gleiche, der die Wunden heilt, die er schlägt, ist nur ein leidiger Trost, denn fast Jedermann liest nur ein Parteiorgan. Das andere Heilmittel, daß bei fortschreitender Bildung die Autorität des Journalismus entsprechend abnehme, wird der Journalismus selbst nicht wünschen. Es ist aber nicht ermittelt, ob seine Macht und sein Ansehen etwa regelmäßig mit der Höhe seiner Leistungen wachsen, oder ob nicht auf gewisse Organismen Gifte sicherer wirken als Arzneien. Im Verhältniß zur Macht aber soll stehen die Verantwortlichkeit des Mächtigen, und mit diesem Worte berühren wir die schwierigste Aufgabe jedes Preßgesetzes. Wenn der Journalismus das Gebiet seiner Rechte und Vorrechte gesetzlich auszudehnen strebt, so muß er nicht nur dafür eine höhere Verantwortlichkeit bieten; es gibt auch ein Gesetz der geschichtlichen Entwickelung, welches besagt, daß ein Zuwachs an Rechten in der Regel nur errungen wird durch stärkere Leistungen, durch erhöhte Verdienste um das Gemeinwohl, durch eine intensive Vermehrung der geistigen Kraft. Eine Prüfung, ob diese Voraussetzungen in den letzten Jahren auf die Thätigkeit der deutschen Journalistik zutreffend waren, eine Sichtung ihres Antheils an der politischen Arbeit und den politischen Fortschritten, wie weit sie das Gesetzgebungswerk gefördert, ob sie sich zu den Landesvertretungen voraneilend oder nachhinkend verhalten, ob sie verbreitete Vorurtheile feige gehegt oder kühn bestritten, ob sie auch nur dem schweren und wichtigen Werke gewissenhafter Berichterstattung alle verfügbaren Mittel gewidmet hat; — ich spreche natürlich blos von der großen Mehrheit der Blätter, nicht von allen, wenn ich diese Fragen nicht im günstigen Sinne zu bejahen wage. Die rühmlichen Ausnahmen sind nicht gar selten, allein es sind entschieden nur Ausnahmen.

Aber ein Punkt steht fest: wir haben in der Tagespresse eine Aera der Verleumdungen durchzumachen gehabt, für die wir in unserer Erfahrung und der Geschichte vergebens nach einer auskömmlichen Parallele suchen. Der Unterminirungstrieb der extremen Parteien, der Haß der verkannten Größen, der Brodneid der kleinen Leute brachten ein Gebräu zu Wege, das gen Himmel stank und Deutschland zur Schmach gereichte, — und dieses Gebräu zuletzt noch gegossen in den Hexenkessel der wirrsten Wahlbewegungen! Wer bürgt uns dafür, daß dem Dinge bereits ein Ende gemacht worden wäre, wenn die Missethäter sich nicht an einem Gerichtsdirector und dem Reichskanzler vergriffen hätten?!

Daß man in einer Situation, wo Solches möglich ist, mit der rein formalen Verantwortlichkeit eines Chefredacteurs nicht auskommt, leuchtet von selbst ein; zum Ueberfluß liefern die Strohmänner und Sitzredacteure der „Reichsglocke“ die nöthigen Belege, — arme Teufel, die man nur deshalb mit schweren Strafen belegen muß, damit der Kaufpreis der Sitzredacteure und Strohmänner nicht allzusehr in's Sinken gerathe. Wenn die Kerle zu wohlfeil sind, so kann sich ja jeder reiche Lump den Spaß machen, sich hinter einen armen zu verstecken.

Digitized by Google

Das Princip der ausschließlichen Verantwortlichkeit des Redacteurs führt zu solchen Verirrungen; das entgegengesetzte Princip, die allgemeinen Grundsätze der strafrechtlichen Verantwortlichkeit unbedingt auf die periodische Presse anzuwenden und überall den wirklichen Thäter zu suchen, wäre thatsächlich nur durchführbar, wenn man die Anonymität verbieten wollte und die Pseudonymität verbieten könnte. Wie sehr man aber auch von den Gefahren der im Journalismus vorherrschenden Anonymität durchdrungen sei, wie lebhaft man im Interesse des Stils und des Inhalts, der allgemeinen Aufklärung und der Ehrenhaftigkeit des schriftstellerischen Berufsstandes wünschen möge, daß eine andere Sitte sich einbürgere, das Gesetz kann nicht verbieten wollen, was es nicht verhindern kann; ein Gesetz, dessen Umgehung unvermeidlich wäre, würde ein schlechtes Gesetz sein. Zwischen diesen Gegensätzen, der ausschließlichen Verantwortung des Redacteurs und der Strafbarkeit des wirklichen Thäters, suchen die meisten Preßgesetze, mit mehr oder weniger Glück, einen Mittelweg, auf welchem es sich zunächst empfiehlt und auch allgemein zur Geltung kommt, den Redacteur, welcher den Stoff sichtet, bearbeitet und zur Aufnahme bringt oder verwirft, als den Mitschuldigen des Verfassers zu betrachten. Das Gesetz will, wo möglich, die wirklich Schuldigen ergreifen; es will aber auch die successive Verantwortlichkeit so gestalten, daß das Interesse, den Schuldigen der Justiz zu entziehen, aufgewogen werde durch die Gefahr einer eventuellen Strafbarkeit der anderen bei dem Preßerzeugniß betheiligten Personen. Hier liegen die privilegia favorabilia und die privilegia odiosa der Presse dicht beisammen.

An diese Auffassung des materiellen Preßrechts knüpft sich naturgemäß die processualische Behandlung der Preßvergehen. Wer als gleichzeitiger oder eventueller Mitschuldiger haftet, kann nach allgemeinen Proceßregeln nicht zum Zeugniß gezwungen werden; dies steht so unverbrüchlich fest, ist ein so unbestrittener Satz unserer Jurisprudenz, daß er in keinem Preßgesetze noch einer besondren Erwähnung bedarf. Das Amendement, welches in der dritten Lesung der Reichsjustizgesetze geopfert werden mußte, wollte die Immunität des Redacteurs auch auf das Hülfspersonal ausdehnen. In der That hätte diese Ausdehnung manches Bedenkliche gehabt; man denke sich die analoge Anwendung des Princips z. B. auf die Gehülfen von Advocaten und Aerzten, welche ja auch in Bezug auf Zeugnißablage eine privilegirte Stellung einnehmen. Jedenfalls haben die Redner der Opposition diese Frage über Gebühr aufgebauscht. Eine besonnene Redactionspraxis wird schon unter dem gegenwärtigen Rechtszustande den modus vivendi finden.

An denjenigen Fällen, die uns von Zeit zu Zeit beunruhigt und aufgeregt haben und die leider noch nicht abgeschlossen sind, würde das Amendement Marquardsen, welches der Abgeordnete Wehrenpfennig so lebhaft empfohlen hat, so gut wie nichts verändern: das sind nämlich die Fälle, wo kein eigentliches Preßdelikt vorliegt, wo der anonyme oder versteckte Verfasser einer Schuld geziehen wird, an welcher dem Redacteur keine Mitschuld zur Last fällt, wo also seine Immunität und folglich auch die seines Hülfspersonals nicht Platz griffe. Fast immer wird es sich hier um den Bruch des Amtsgeheimnisses handeln, welcher an dem verrätherischen Beamten geahndet wird, aber nicht an dem Zeitungsredacteur, der die Früchte des Verraths pflückt. Es waren oft kleinliche, kindische oder gehässige Verfolgungen, es drehte sich manchmal um unbedeutende Indiscretionen, die besser ignorirt worden wären; — und überhaupt wird ja manches Amtsgeheimniß kaum leichter vor Dritten zu bewahren sein, als irgend ein Geheimniß des Privatlebens. Aber es gibt doch auch überaus wichtige Amtsgeheimnisse, z. B. in der Diplomatie, in der Armeeverwaltung, bei den vorbereitenden Handlungen der Strafrechtspflege. Es gibt Gebiete des Staatslebens, in welchen der Verwaltungschef das äußerste Interesse an der Verschwiegenheit seiner Untergebenen nehmen muß. Wir glauben nicht, daß die Herren vom Centrum oder von der Fortschrittspartei als Minister das Amtsgeheimniß abschaffen würden. Der Staatsverwaltung ist das Amtsgeheimniß ebenso unentbehrlich, als der Zeugnißzwang der Strafrechtspflege. Niemand kann verlangen, daß das Amtsgeheimniß gerade zu Gunsten der großen Schwätzerin „Tagespresse" aufgehoben werde, und wer über die Unentbehrlichkeit des Zeugnißzwanges Skrupel hegt, dem wünsche ich nur, daß ihm eine werthvolle Taschenuhr gestohlen werde, deren Wiedererlangung von der eidlichen Aussage eines Pfandleihers oder Rückkäufers abhinge.

Damit ist aber noch lange nicht zugegeben, daß eine Reihe der berufenen Zeugnißzwangfälle uns nicht höchst peinlich berühren müßte. Der Richter freilich thut seine Schuldigkeit, aber das Gesetz ist fehlerhaft. Zunächst dürfte der Zeugnißzwang nur angewandt werden, wo der Thatbestand eines wirklichen Vergehens vorliegt; dann dürfte es nicht im Belieben des Staatsanwalts oder gar eines Verwaltungsbeamten stehen, über die Zeugnißhaft zu beschließen, sondern der Richter muß allein zu entscheiden haben; ferner muß die Dauer der Zeugnißhaft nach des Richters freiem Ermessen in einem gewissen Verhältniß zur Strafbarkeit des zu erforschenden Vergehens stehen und soll überhaupt eine bestimmte mäßige Grenze haben. Allen diesen Anforderungen ist die neue Strafproceßordnung gerecht geworden, so daß der Zeugnißzwang unter den neuen Justizgesetzen etwas wesentlich Anderes sein wird, als bisher. Der Chorführer ihrer so laut schreienden Gegner, Herr Hänel selbst hat das bei der Besprechung des Falles Kantecki anerkannt und die von anderer Seite empfohlene beschleunigte Einführung der betreffenden Paragraphen durch ein Nothgesetz ausdrücklich befürwortet. Diese Anerkennung einer unverkennbaren Wahrheit kommt etwas spät, und sie wäre sicherlich noch vorenthalten worden, wenn die Wahlen nicht vorüber wären.

Künftig also werden die Redacteure für ihr gegebenes Wort keinem allzu langen Märtyrerthum ausgesetzt [illegible] ein Mann, der noch dazu einen öffentlichen Charakter [illegible], sein gegebenes Wort nicht breche, ist eigentlich kein [illegible] deren Lobes werth, zumal wenn er die Gefahren, [illegible] sich aussetzt, zum Voraus übersehen kann. Wir [illegible] aber, daß die Ehrenmänner, um welche es sich hier handelt, nicht in einem einseitigen Parteiinteresse sich einer Maßregelung preisgeben und vielleicht um einer oppositionellen Pointe, einer Eintagswirkung willen zu den Staatsgesetzen in offenen Widerspruch treten. Anders läge der Fall, wenn ein großes Interesse des Rechtes oder der allgemeinen Wohlfahrt auf dem Spiele stünde; dann wäre das Märtyrerthum respectabel. Aber, aufrichtig gesagt, solche Fälle, wo es sich des Opfers gelohnt hätte, sind mir nicht erinnerlich. Immerhin hat jedesmal der Redacteur die schöne Rolle und die häßliche fällt dem Beamten zu, der im Dienste bleibt, die Pflichten seines Amtes verletzt und einen Andren ruhig dafür büßen läßt.

H. B. Oppenheim.

Ein Besuch bei den Cannibalen West-Afrikas.

Die Küste von Nieder-Guinea, seit einigen Jahren besonders viel genannt als der Ausgangspunkt einer Reihe von deutschen Expeditionen zur Erforschung des inneren, unbekannten Aequatorial-Afrikas, wird von einem bunten Gemisch kleiner Völkerschaften bewohnt, von denen zwar die Mehrzahl als Glieder eines einzigen großen Negerstammes zu betrachten sind, zwischen denen sich aber andrerseits wieder Völker vorfinden, die nach jeder Richtung hin von ihrer Umgebung verschieden, aber durch ihre isolirte Stellung, wie auch durch ihren oft sehr energischen Einfluß auf die Verhältnisse der zur Zeit seßhaften Bevölkerung ein größeres Interesse in Anspruch nehmen.

Während meiner dreijährigen Reisen im Stromgebiet des Ogowe, nächst dem Congo und dem Niger wohl der bedeutendste Fluß West-Afrikas, hatte ich nun häufig Gelegenheit, einen über-

Digitized by Google

aus einflußreichen, sich keilförmig zwischen die ruhige und friedliche Negerbevölkerung eindrängenden Stamm kennen zu lernen, der, unaufhaltsam von Ost nach West vordringend, ein Schrecken der schwächlichen und feigen Ogowe-Bewohner, bereits die Küste des atlantischen Oceans erreicht hat und selbst den daselbst angesiedelten Europäern Grund zur Besorgniß gibt; ich meine das ausgedehnte Volk der Fan, an der Küste gewöhnlich Mpangwe genannt (französisch Pahouins), im Inneren aber und nördlich vom Munifluß unter dem Namen Oscheba (auf manchen Karten Osyeba, Osyeba geschrieben) bekannt.

Im Allgemeinen bildet das rechte Ufer des Ogoweflusses, dessen Unter- und Mittellauf zwischen dem Aequator und 1^0 südlicher Breite sich erstreckt, die südliche Grenze der Fan; nach Westen hin haben sie, wie erwähnt, stellenweise wenigstens, die Küste des Meeres bereits erreicht; nach Norden hin reichen sie bis zum vierten oder fünften Grad nördlicher Breite, während sich in östlicher oder richtiger in nordöstlicher Richtung keine Grenze angeben läßt; sie erstrecken sich außerordentlich weit in's Innere und es steht jetzt wohl so ziemlich fest, daß sie mit den von Schweinfurth besuchten Monbuttu oder Njam-Njam in mehr weniger innigem Zusammenhange stehen. Die ersten etwas genaueren Nachrichten über diese Anthropophagen verdanken wir dem bekannten Reisenden und Gorillajäger Duchaillu, der besonders die Fan am Muni und Mundah, zwei kleinen, in die Bai von Corisco mündenden Flüssen, kennen lernte. Während dieses Volk aber noch zu Duchaillus Zeiten nur vereinzelt vorkam, haben die Fan jetzt bereits das ganze Gebiet zwischen dem Ogowe, dem Aestuarium von Gabun und den genannten Flüssen Muni und Mundah inne, so daß die frühere Bevölkerung entweder auszuwandern genöthigt ist, oder sich, wie insbesondere die eigentlichen Gabunstämme, mehr dem französischen Schutze anvertrauen und in Folge dessen auch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, den europäischen Gesetzen und Gebräuchen unterwerfen muß.

Bei meinem unfreiwillig verlängerten Aufenthalte im Okandegebiet, ein ungefähr vier Längengrade (60 deutsche Meilen) flußaufwärts gelegenes schönes, gebirgiges Land, nahm ich nun häufig Gelegenheit, die am entgegengesetzten Ufer des Ogowe sowie an dem kleineren Fluß Ofue gelegenen Fan- (Oscheba-) Dörfer zu besuchen und dieses Volk unverfälscht, noch nicht durch den nicht immer sehr günstig wirkenden Einfluß der Weißen verändert, kennen zu lernen; die weit zerstreut lebenden Fan-Stämme und einzelnen Familien sind in ihrer Lebensweise, in ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen so vollkommen übereinstimmend, daß der Besuch bei einer Familie, wie ich ihn im Nachstehenden zu schildern versuche, auch auf alle anderen paßt.

Ich hatte während der Regenzeit des vorigen Jahres mein Lager im Okandeland aufgeschlagen und zwar dicht am Ufer des Ogoweflusses, einige Stunden von den nächsten Dörfern der Eingebornen entfernt, um doch nicht den ganzen Tag von der zudringlichen Neugier und Habsucht der Bevölkerung geplagt zu sein. Die Lage war schön: das Okandeland bildet eine ausgedehnte offene Prairie, stellenweise durch Waldpartieen unterbrochen, von allen Seiten umgeben von einer Reihe schöngeformter Schieferberge, zwischen denen zahlreiche kleine, fischreiche Bäche dem Ogowe zuströmen. Der letztere bildet hier zahlreiche, oft sehr gefährliche Schnellen und Kataraкte, so daß schon das Kreuzen des hier recht ansehnlichen Stromes ein mühsames Stück Arbeit ist. Die Okande besuchen übrigens selten das gegenüberliegende Ufer, da dasselbe völlig im Besitz der Fan (Oscheba) ist, die jede Gelegenheit benutzen, um Leute von anderen Stämmen abzufangen und zu tödten.

Das Okandeland wird nach Osten hin durch den Ofuefluß begrenzt, ein nicht sehr breiter, aber außerordentlich tiefer und reißender, aus Süden kommender Nebenfluß des Ogowe; jenseits des Ofue sind beide Ufer des Hauptstromes von den Fan besetzt, woher eben die großen Schwierigkeiten rühren, über das Okandeland hinaus weiter nach Osten vorzudringen. Bei einer früheren Reise auf dem Ofuefluß hatte ich unter Anderem auch das südöstlich von Okande wohnende Asimbavolk besucht und daselbst öfters einen Trupp Fanleute vom gegenüberliegenden Ufer des Ofue gesehen, die hier ihre Jagderzeugnisse, getrocknetes Fleisch von Affen, Stachelschweinen, Antilopen, großen Waldratten u. s. w. eintauschten gegen die bei ihnen sehr beliebten, aber nicht cultivirten Erdnüsse (Pistazien), sowie gegen große roh gearbeitete Thongeschirre.

Ich hatte unter den bei den Asimbaleuten als Gäste anwesenden Fan Leute kennen gelernt, mit denen sich recht gut auskommen läßt, besonders war es ein alter Häuptling Namens Mbia, der mir einiges Vertrauen einflößte und der mich wiederholt aufgefordert hatte, sein Land zu besuchen, so daß ich beschloß, zum großen Entsetzen der feigen Okande und Asimbaleute, den Ofue zu überschreiten. Nun läßt sich aber eine solche Reise nie ohne bedeutende Gepäckmassen ausführen, die auf dem Rücken der Eingebornen getragen werden müssen; die Leute der letztgenannten Stämme waren aber um keinen Preis zu bestimmen, mir als Träger zu dienen, so daß ich dem Fankönig erklären mußte, ich könne nicht zu ihm kommen, wenn er mir nicht eine Anzahl Träger stellen wolle. Das hatte aber wieder seine Schwierigkeiten; die Fan mußten einen zweitägigen Marsch durch das feindliche Okandegebiet machen, ehe sie mein Lager erreichten, und auf diesem Wege hätten sie ja leicht von den Okandeleuten abgefangen werden können. Dieses Bedenken beseitigte ich dadurch, daß ich den Fan einige von meinen aus Gabun mitgenommenen Dienern, die mit Hinterladern bewaffnet waren und die sich bei den Okandeleuten in großen Respect zu setzen verstanden hatten, zur Begleitung gab, so daß denn auch eines Tages König Mbia mit einem Trupp seiner Leute in meinem Lager erschien. Die Fan waren außerordentlich stolz auf diese Heldenthat, mitten durch feindliches Gebiet gereist zu sein und sprachen im verächtlichsten Tone von der Feigheit der Okandeleute, aber dieses Renommiren fing doch erst an, als sie sicher bei mir angekommen waren und die vielen Gewehre u. s. w. erblickten; denn meine Diener versicherten mich, daß die tapferen Oscheba unterwegs mehr als einmal nahe daran gewesen seien, umzukehren in ihre heimatlichen Wälder. Eine unglaubliche Feigheit verbunden mit unerträglichem Renommiren ist eben eine Eigenthümlichkeit aller Stämme des äquatorialen West-Afrikas, und selbst die sonst kriegerischen und grausamen Fan kann man hiervon nicht freisprechen.

Nachdem ich auf diese Weise eine Reihe williger Träger gewonnen hatte, ließ ich eine große Menge europäischer Waaren: Baumwollenzeug, Glasperlen, Messing und Kupfer, besonders aber das so hoch geschätzte Salz in tragbare Bündel fertig machen und verließ eines Morgens mein Lager im Okandeland, daselbst zwei meiner Gabundiener als Wache für den Rest meiner europäischen Güter zurücklassend. Meine Begleitung bestand aus vier gut bewaffneten Gabunleuten und einigen dreißig Trägern; außerdem hatte sich ein junger Okandeburſch, den ich für gewöhnlich in meinem Haushalt beschäftigte, angeschlossen und den die eigene Neugier sowie die Spöttereien meiner Diener zu diesem verzweifelten Entschluß getrieben hatten; aber schon nach eintägigem Aufenthalte im Fanlande hielt der affectirte Heldenmuth nicht mehr Stich, er gestand mir zitternd, daß er vor Furcht weder essen noch schlafen könne, daß die Fan ihn tödten und auffressen wollten und Aehnliches mehr, so daß ich ihn schließlich zum großen Jubel meiner Diener und der Fan bis zur Grenze des Okandelandes escortiren lassen mußte.

Es war ein recht heißer Tag noch inmitten der großen Regenzeit, als wir aufbrachen, und wir kamen nur sehr langsam durch die etwas gebirgige östliche Hälfte des Okandelandes, die gewöhnlich mit dem Namen Aschuka bezeichnet wird, während der ebene Theil, in welchem meine Station sich befand, zum District Lope gehört; dennoch erreichten wir gegen Abend das recht hübsch auf einem steil ansteigenden, gegen 2000 Fuß hohen Hügel gelegene Dorf des Königs Indundo, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten. Dicht bei diesem Dorfe befand sich eine kleine Mbangwe-Niederlassung, ein etwas wildes und räuberisches Jägervolk, das sich ähnlich wie die Fan auch überall zwischen die anderen Stämme eindrängt, und bei ihnen quartirten sich meine Oscheba-Träger ein. Meine Absicht, in das Fanland zu gehen, hatte überall die größte Aufregung hervorgerufen; von allen Seiten strömten

Digitized by Google

die Leute herbei, um unseren Zug anzusehen, und allgemeine Ausrufe des Mitleides, aber auch der Habsucht und Eifersucht wurden laut; denn allen Okandeleuten war es klar, daß mich die Fan nur in ihr Land locken wollten, um mich auszuplündern (was meine mitleidigen Freunde ja selbst auch gern gethan hätten, wenn die Furcht vor unseren Gewehren sie nicht abgehalten hätte) und daß meine Begleitung ihrem sicheren Untergange entgegen gehe. Meine Träger aus dem Fanlande wurden von den zahlreichen Okande äußerst mißtrauisch angesehen und ich mußte sorgsam aufpassen, daß während der Nacht nicht eine Streitigkeit ausbrach, wozu die Okandeleute, im Gefühl einer augenblicklichen Uebermacht, gar zu gern geneigt gewesen wären.

Die Nacht verging recht unruhig und an Schlaf war nicht zu denken; einerseits waren die Leute von König Indundo in voller Aufregung über den ihrem Dorfe widerfahrenen Besuch der Fan, andererseits machten die letzteren einen wahren Höllenlärm, indem sie ihre wilden Tänze und Gesänge aufführten, um die Okandeleute noch mehr in Furcht zu versetzen. Ich hatte in einem solchen Falle immer einen recht schweren Stand als der einzige Weiße unter so vielen wilden Gesellen. Einerseits mußte ich meine eigene Gabunbegleitung, die im Gefühle ihrer guten Bewaffnung und angesichts der lächerlichen Feigheit der Okande sich allerhand Muthwillen mit diesen erlaubten, im Zaume halten; dann mußte ich die aufgeregten Okandeleute selbst beruhigen, mit denen ich mich unmöglich völlig verfeinden konnte, da ich ihre Unterstützung später doch wiedergebrauchte, und mußte schließlich auch energisch gegen die übermüthige Laune meiner Fanleute einschreiten, etwas viel für eine Person!

(Schluß folgt.)

Oskar Lenz.

Literatur und Kunst.

Der Tag verrinnt —.

Der Tag verrinnt und es summt der Wind,
Die Wolken drängen und treiben;
Welkflatternde Blätter, und Nebel spinnt
Sich grau um die dunkelnden Scheiben,
Die hinausgehn in's trübe, in's traurige Land —
O wie lang ist's her, daß in Frühlingsmär'
Ich an deiner Hand
In die dämmernden Wolken hinaussah!

Und es dunkelte ganz, doch wir standen im Glanz,
Der aus leuchtender Hoffnung uns strahlte,
Wir standen im Lenz, der zu rosigem Kranz
Die zerflatternden Blätter uns malte;
Und das Land da draußen ein blühender Grund —
O wie lang ist's her, daß ich bang und schwer
In der Trennungsstund'
In die dämmernden Wolken hinaussah.

Und es kam die Nacht, die in Gram ich durchwacht,
Und es kamen die schleichenden Tage,
Und der Abend nahm, was der Morgen gebracht,
Und es wob sich aus Hoffnung und Klage
Das Herz ein Gespinnst, drin der Tag ihm verblich —
O wie lang ist's her, daß der Wiederkehr
Meines Glückes ich
In die dämmernden Wolken hinaussah.

O der einsame Tag! O der einsame Schlag
Des Herzens, der so ihn beendet!
Ist dies noch die Hand, die in deiner einst lag?
Lag hier von Träumen umblendet
Dies traurige Land einst in rosigem Schein? —
O wie lang ist's her — wenn man hoffnungsleer
Und alt und allein
In die dämmernden Wolken hinaussieht. — —

Wilhelm Jensen.

Moderne italienische Dichter.

Im Mai vorigen Jahres hatte mich die Sehnsucht nach dem Süden, welche seit der Völkerwanderung das Erbtheil des Deutschen ist, zum vierten Male nach Italien geführt. Aber der Wonnemond hält auch jenseits der Alpen nicht immer, was er verspricht. Abscheuliches kaltes Regenwetter verfolgte mich unaufhörlich, der trübselig graue Himmel stimmte verdrießlich, und „selten nur sah ich die sengende Sonne". Um dem Regen zu entfliehen, wanderte ich auf der gebundenen Marschroute, die mein Rundreisebillet vorschrieb, von einer Stadt zur andern. Aus Venedig, wo die Ratten in allen Canälen Schwimmübungen hielten, floh ich nach Mailand. Dort gab es nur einen einzigen trockenen Fleck: die Galleria Vittorio Emanuele. Hier wandelten in dichtem Gedränge die schönsten Damen mit blonden Locken — der alte Longobardentypus schlägt noch heute häufig genug in den Norditalienern vor — aber so sonnig auch ihre Augen leuchteten, — ein wirklicher warmer Sonnenstrahl wäre dem frierenden Reisenden lieber gewesen. Das marmorne Spitzengewebe des Doms troff von Wasser und die Feuchtigkeit drang herab bis zu der Gruft meines Namenspatrons, des heiligen Carl Borromäus, der im Gegensatze zu vielen anderen Heiligen ein sehr anständiger Mann gewesen. Vier Jahre früher, als der reinste Himmel über Mailand blaute und vom Thurme des Doms die fernsten Alpenspitzen wie Silberfiligran auf Lapislazuli zu schauen waren, hatte ich des herrlichen Wetters wegen versäumt, dem Heiligen meine Aufwartung zu machen. Diesmal holte ich den Besuch nach, staunte über die Pracht der unterirdischen Grabkapelle, ärgerte mich über die augenverdrehenden alten Weiber, die auch hier die unerläßliche Staffage bilden, und reiste des anderen Tages nach Genua.

Der Regen begleitete mich über die Appenninen. Naß wie Fiesco, als ihn Verrina in das Meer geworfen, stieg ich die steilen, mir so wohlbekannten „Salite" auf und nieder. Das Meer rauschte wild am Hafendamm hinauf, die Berge der Riviera di Levante lagen im Nebelschleier, und ein scharfer Nord pfiff durch das Thal des Bisagno herunter, daß die Lorbeerbäume und Pinien der Villa Negri zusammenschauerten. Gerne wäre ich hinaufgeklettert zur Trattoria Scigorelli und hätte mich überzeugt, ob die kleine freundliche Frau noch immer dort oben die Wirthschaft führt und den dürstenden Fremdlingen edlen Rebensaft zu fabelhaft billigen Preisen vorsetzt. Aber der Nordwind war stärker als die Sehnsucht nach diesem Wiedersehen, und ich vertiefte mich in die Kunstschätze Genuas. Der Palazzo Brignole-Sale hatte seinen Besitzer gewechselt, er gehörte jetzt der Stadt. Auf dem ersten Absatz der Treppe steht die einfach stolze Inschrift, die letzte Brignole-Sale habe mit Zustimmung ihres Sohnes den Palast sammt allen seinen Kunstschätzen Genua geschenkt. So ging die Dame ihrem Gemahl mit einem großen Beispiel voran; den Namen ihres Eheherrn kennt seit seiner Schenkung von zwanzig Millionen für die Hafenbauten die ganze Welt. Als er kürzlich starb, trauerte Genua um ihn wie um einen Vater, und Italien legte seine schönste Bürgerkrone auf das Grab des Herzogs von Galliera.

Wie in Genua, so war das Wetter in Pisa. Man nennt es sonst wohl das trockene Venedig, diesmal aber gab es Wasser genug, und um den schiefen Thurm hatte sich eine Pfütze gebildet, durch welche einige shocking aufgeschürzte Engländerinne

Digitized by Google

— leider waren sie alt und mager — gleich Störchen ihren Pfad suchten. Die Fresken Benozzo Gozzolis im Camposanto, die ich zum zweiten Male sehen wollte, waren mit Bretterverschlägen bedeckt, weil das Dach des Kreuzganges ausgebessert ward. Dafür konnte ich im „Nettuno" die Pisaner Studenten essen und trinken sehen. Alle Achtung vor deutschem Durste, aber ich glaube kaum, daß irgend ein bemooftes Haupt in Jena oder Heidelberg zu seinen Mahlzeiten solche Quantitäten Wein vertilgen könnte, wie diese schlanken, geschmeidigen Italiener. Mein deutsches Kneipbewußtsein erlitt einen schmerzlichen Stoß, als ich einen um den andern der riesigen „Fiaschi" leer werden sah. Der Deutsche, der mit diesen Söhnen der Maremma um die Wette zechen wollte, würde sein Legnano erleben.

Da es noch immer regnete, so regte sich der literarische Mensch in mir. Ich beschloß zwar nicht Verse zu machen, wohl aber Verse zu lesen. In Pisa verfällt man zunächst auf Rapisardis Gedichte, weil sie dort erschienen sind. Mario Rapisardi zählt unter die bedeutendsten Poeten des jetzigen Italien. Seine kühne dramatische Dichtung: „Francesca da Rimini", in der er es wagte, von Dante abzuweichen und den Sieg der Liebe über die Qualen der Hölle zu feiern, machte mich zuerst auf ihn aufmerksam. Seine lyrischen Dichtungen sind von einer unbesiegbaren Schwermuth erfüllt; eine Trauerweide im Mondenschein wäre für ihn das beste Symbol. Manche seiner düstern Stimmungsbilder erinnern an Lenau. Er könnte, statt in Sicilien, auf norddeutschem Haideboden geboren sein.*) Merkwürdig, daß der Mann mit dem elegischen Grundton Philologe von Fach ist und beständig mit den heiteren Klassikern des Alterthums umgeht. Er zählt zwar nicht unter die großen Gelehrten — Beweis dafür ist sein Buch: „Catullo e Lesbia" — aber er weiß das Leben im alten Rom sehr hübsch zu schildern. Freilich hätte er besser gethan, von den deutschen Philologen mit etwas weniger Geringschätzung zu sprechen und fleißiger von ihnen zu lernen. Wir wollen es ihm jedoch nicht übel nehmen, daß er die Pedanterie und den unbeholfenen Stil der Meisten von ihnen schlecht verträgt. Das ist nun einmal nichts für die Romanen, die vor Allem schöne Form verlangen und das Gold des Wissens nicht aus einem Bergwerk von Langeweile schürfen wollen. Rapisardi hat die Liebeslieder Catulls reizend übersetzt und einen nicht gerade gründlichen, aber sehr pikanten Commentar dazu geschrieben. Jede gebildete Frau kann das Buch lesen; man muthe ihr doch einmal zu, die für den Fachmann so hoch werthvollen Schriften von Bergk, Klotz, Weise, Pohl u. A. über Catull zu verdauen! Rapisardi, in dessen Dichtungen das weiche, weibliche Element vorherrscht, ist ein Gelehrter für Damen, er zieht die Wissenschaft in Parfümfläschchen ab. In Italien freilich ein ziemlich verfehltes Beginnen, denn welche Italienerin, wenn sie nicht eine wunderbare Ausnahme macht, würde ein Buch über einen lateinischen Dichter zur Hand nehmen?

Ob in Pisa selbst ein nennenswerther Poet lebt, weiß ich leider nicht zu sagen. Da man dem Fremden noch die Stätte zeigt, wo einst Ugolinos Hungerthurm gestanden, so wäre die stille Stadt ein sehr passender Ansiedlungsort für Dichter. In Italien trägt nämlich die Gunst der Musen noch viel weniger goldene Früchte als in Deutschland. Bei uns pflegen die Verleger Gedichte in der Regel nicht zu honoriren, in Italien aber nehmen die Buchhändler nicht einmal zu diesem billigen Preise Poesien in Verlag, sondern der Verfasser läßt sie gewöhnlich auf eigene Kosten drucken. Hier heißt es: „Thu Geld in deinen Beutel — wenn du unsterblich werden willst." Schlimm genug für die armen Poeten. Nicht Jeder ist Marchese, wie Guerrieri-Gonzaga, der seinen Landsleuten u. A. Goethes „Römische Elegien" in vortrefflicher Uebersetzung bescheert, und noch weniger kann es Jeder dem Turiner Govean, dem Autor des hochoriginellen Dramas „Gesu Cristo", nachthun, der ausgedehnte Weinberge besitzt und unter den Weinproduzenten Piemonts einen fast ebenso hohen Rang einnimmt wie Baron Ricasoli, der ehemalige Ministerpräsident, unter jenen Toscanas. Daß die Mehrzahl der italienischen Dichter Professuren bekleidet, ändert wenig an ihrem bescheidenen Loose. Ihre Gehalte sind so kärglich, daß es für sie immer eine leichtsinnige Verschwendung bleibt, einen Band Gedichte herauszugeben. Pisa, wo man außerordentlich wohlfeil leben kann, wäre ein höchst empfehlenswerther Aufenthalt für Poeten. Es sind ihrer auch sicher ein Dutzend dort, aber wahrscheinlich nur in ihrer Gasse berühmt.

Dagegen lebt drüben in Livorno, dem italienischen Ghetto en gros, wo man auf Straßen und Gassen nur von Geschäft und Handel sprechen hört, in der einzigen Stadt Italiens, die keine Vergangenheit, keine Kunstschätze und keine stolzen Paläste besitzt, mitten unter Rhedern und Spediteuren ein namhafter Dichter, Giuseppe Chiarini. Ich weiß nicht, ob er in Livorno geboren ward: wenn ja, so ist es merkwürdig, daß er ein Dichter geworden. Er muß den Beruf aus Widerspruchsgeist ergriffen haben. Die Grundlage seiner Poesie hat etwas Locales: es sind die schroffen Gegensätze zwischem kolossalem Reichthum und bitterer Armuth, die sich in Livorno weit schroffer als anderwärts in Italien geltend machen. Chiarinis erzählende Dichtungen behandeln fast sämmtlich die „große Suppenfrage", er ist ein poetischer Armenadvocat. Er malt dunkle Nachtstücke voll herzzerreißenden Wehs, und manchmal flattert die rothe Fahne gar zu deutlich im Hintergrunde seiner Dichtung. So realistisch er sein will und in den einzelnen Schilderungen auch ist, so huldigt er doch einem einseitigen Idealismus in Bezug auf die „Armen und Elenden". Sie haben alle Ehre, Tugend und Rechtlichkeit für sich in Beschlag genommen, so daß den Wohlhabenden nur die schlechten Seiten der menschlichen Natur übrig bleiben. Chiarinis Socialphilosophie faßt sich so ziemlich in dem Gedanken zusammen: „Der Kerl ist ein Lump, er hat einen guten Rock an." Trotzdem wird man von seiner schlichten, kräftigen Art zu erzählen oft mächtig ergriffen. Verdienstvoll sind seine zahlreichen Uebersetzungen Heine'scher Gedichte, die einen halben Band füllen. Jetzt hat er den ganzen „Atta Troll" in Arbeit, und nach den Proben im dritten Bande der „Italia" zu schließen, kann man den schwierigen Versuch als gelungen bezeichnen.

Daß in Livorno noch ein zweiter Dichter lebt, davon wußte ich damals noch nichts. Ich habe es erst vor zwei Monaten erfahren, als mir durch die Post ein zierlicher Elzevier zuging mit dem Titel: „In Campagna, versi di Adolfo Boelhouwer." Der Verfasser muß offenbar ein Mitglied jener kleinen holländisch-protestantischen Colonie Livornos sein, von der schon Freiherr Philipp Josef von Rehfues in seinen italienische Reiseberichten so manches Angenehme und Rühmenswerthe erzählt. Boelhouwer ist für einen italienischen Dichter jedenfalls ein sonderbarer Name. Unter seinen Gedichten, die ein hübsches Talent bekunden, befinden sich Uebersetzungen aus dem Deutschen (Uhland und Heine), Französischen, Spanischen, Portugiesischen und Lateinischen.

„Der Regen, der regnet jeglichen Tag." Dies Citat aus Shakespeare im Munde verließ ich Pisa, um mein liebes, schönes Florenz und Freund Hillebrand wiederzusehen und der mediceischen Venus einen Besuch abzustatten. Wie hatte mich die marmorne Göttin entzückt, als ich das erste Mal die Tribuna der Uffizien betrat, und wie kalt ließ sie mich später! Wir Männer sind undankbar gegen die Frauen, nicht nur gegen die lebenden, sondern auch gegen die in Stein gehauenen. Die Schönere verdrängt die Schöne, und seit ich ihre stolzen Schwestern im Capitol und im Louvre geschaut, entzückt mich das Lächeln der Mediceerin nicht mehr. Ich sehe jetzt die vielen Risse, den allzukleinen Kopf, die gezierte Haltung der früher so hoch Bewunderten. Fast dasselbe begegnet mir mit den poetischen Werken von Angelo de Gubernatis. Seine „Indischen Dramen", namentlich den „König Nal", hatte ich einst sehr schön gefunden, weil mich der Zauber der Sprache, die Süßigkeit des italienischen Wohllauts fesselten. Ich möchte Gubernatis auch heute nicht herabsetzen, aber er erscheint mir nun im Lichte eines Akademikers. Alles sauber, glatt, wohl gebürstet und geplättet, nirgends ein Fältchen oder

*) Vor drei Tagen brachte mir ein Freund Rapisardis neuestes Werk „Lucifero", eine epische Dichtung in fünfzehn Gesängen, die mit dem Tode Gottes schließt. Originell genug!

Digitized by Google

Stäubchen. Viel Kunst und wenig ungeschminkte Natur. Gubernatis Hauptbedeutung liegt jetzt in der von ihm geleiteten „Rivista Europea", einer gediegenen Monatschrift von großem literarischen Einflusse und strenger kritischer Haltung. Daß die Abtheilung, welche der französischen Literatur gewidmet ist, auch französisch geschrieben wird, gefällt mir ganz und gar nicht, erklärt sich aber aus den Sympathien des Herausgebers. Gubernatis gehört zu den Vorkämpfern der Freundschaft, nicht nur der geistigen, sondern auch politischen, zwischen Frankreich und Italien. Er empfand tiefes Weh, als die deutschen Granaten in Paris einschlugen, und hat nicht übel Lust, die Preußen für Barbaren zu erklären, in deren Mitte durch ein Wunder Kant geboren worden.

In Florenz war gerade ein neues Buch erschienen, welches seitdem von allen italienischen Blättern ohne Unterschied der Parteistellung mit großer Auszeichnung besprochen ward. Es hieß „Roma nel Mille" (Rom im Jahre Tausend). In der Form ein wunderliches Ding. Ein Drama in neun Acten, ohne die leiseste Rücksicht für die Bühne oder auch nur die Möglichkeit einer Darstellung geschrieben, oft viele Seiten lang in tiefsinnigen philosophischen Speculationen sich ergehend. Dazu ein halber Band Anmerkungen über alle möglichen Dinge, von dem ausgebreiteten Wissen eines Polyhistors zeugend. Man mußte sich etwas mühsam durch Text und Noten durcharbeiten, war aber bald von der poetischen Kraft und dem kühnen Schwunge des Autors gefesselt. Sein Name ist Filippo Zamboni, seine Wiege stand im ewigen Rom und er lebt, fern von seinem heißgeliebten Vaterlande, hier in Wien. In den Jahren 1848 und 1849 focht er unter Garibaldi, er war dabei, als an der Villa Doria Pamphili die französischen Bataillone vor dem Ansturm der begeisterten Freischaaren wichen. Durch siebenundzwanzig Jahre hat er die zerschossene Fahne der römischen Studentenlegion wie ein Heiligthum bewahrt. Jetzt hängt sie, von ihrem Hüter dorthin gebracht, im Capitol zu Rom. Zamboni ist ein glühender Patriot, aber gleichzeitig unbeugsamer Republikaner. Obwohl seine Gesinnung sich in seinem neuesten Buche in der schärfsten Weise ausspricht, haben ihn die politischen Gegner mit Lob überhäuft. In Italien findet man das selbstverständlich, — wann werden wir in Deutschland so weit sein?

Ein Gesinnungsgenosse Zambonis ist auch der erste unter den jüngeren italienischen Poeten der Gegenwart, der leidenschaftliche, in seiner literarischen Polemik zermalmend witzige Giosuè Carducci. Früher unter dem Pseudonym Enotrio Romano schreibend, trat er erst neuestens mit seinem wahren Namen hervor. Man nennt ihn gern den Heine Italiens, aber die Bezeichnung ist nur halb wahr. In Carducci lebt ein gewaltiger Ernst, der Heine fremd war; der Italiener ist vielleicht minder genial, doch viel charaktervoller als der Sänger des „Buches der Lieder". Leichten Spott kennt Carducci nicht, seine Satire hat einen juvenalischen Zug. Heine erlegte die Gegner mit gefiederten Pfeilen, und der Bogen, von dem er sie entsendete, klang in süßer Harmonie; Carducci wirft mit Felsstücken um sich. Aus Heine klingt bei allem Atheismus, bei aller poetischen Verehrung der depossedirten Götter, als tiefster Grundton seines Wesens zuweilen ein jüdisch-gläubiger Laut. Carducci ist ein echter Heide gleich Goethe. Heine gestand von sich selbst, daß er seines Lebens beste Jahre „im Kyffhäuser und anderen Katakomben der Romantik" verbracht habe. Carduccis Klassicismus spricht aus jeder Strophe, die er dichtet, und mit dem Gestirn der Romantiker, mit dem Monde, lebt er in förmlicher Feindschaft und nennt ihn einmal die „himmlische Betschwester" (celeste paolotta).

Längst hatte ich Carduccis Gedichte gelesen, bewundert, Bruchstücke aus denselben übersetzt. Nun wollte ich den vielgefeierten und vielangefeindeten Poeten persönlich kennen lernen, und als ich von Florenz heimwärts fuhr, blieb ich seinetwegen einen Tag in Bologna. Dort endlich schien die Sonne, nach der ich mich durch Wochen vergeblich gesehnt, und der italienische Himmel zeigte mir zum Abschiede sein tiefblaues Zelt, als ich nach der Universität fuhr, um Carduccis Adresse zu erfahren. Der Portier nannte mir einen Palazzo, in dessen säulengetragener Vorhalle mir der Bescheid ward, der Dichter sei noch nicht eingezogen, sondern bewohne noch sein früheres Quartier in einer unscheinbaren Gasse, deren Name mir entfallen ist. Ich trat in ein bescheidenes Haus und im ersten Stock in eine rauchgeschwärzte Küche, wo mich die Gattin des Dichters empfing und in das anstoßende Gemach führte. Dort saßen zwei ihrer Töchter, blutjunge hübsche Mädchen; die eine kämmte ihr prachtvolles Haar und fuhr nach freundlicher Begrüßung in ihrer Toilette fort, ohne sich durch meine Anwesenheit stören zu lassen. Nach einer Weile öffnete sich eine Seitenthüre und Carducci stand in schwarzem Anzuge vor mir. In einem Athem begrüßte er mich auf das Herzlichste, trieb seine Töchter kurz und gut aus der Stube, und entschuldigte sich wegen der Unordnung, die der „sgombero" (der Umzug) herbeiführte.

Carducci ist ein Mann in den Vierzigen, von Mittelgröße, breit und kraftvoll gebaut, mit kohlschwarzem krausen Haar und Vollbart. Sein Antlitz trägt, ohne eine Spur von Kränklichkeit zu verrathen, in seiner Blässe den Stempel tiefer Leidenschaften, und seine Augen leuchten in ungewöhnlichem Feuer. Er gibt sich so einfach und natürlich als möglich, an ihm ist nichts Geziertes, er steht nicht Modell für den Griffel der Literaturgeschichte. Von sich oder seinen Werken sprach er kein Wort, im liebenswürdigsten Gegensatze zu den meisten deutschen Dichtern, die blos von sich reden. Wir geriethen sofort in die Politik, die seine Seele gerade ganz erfüllte. Er bereitete sich nämlich vor, als Candidat im benachbarten Lugo aufzutreten, das ihn auch seitdem in das Parlament gewählt hat. Er erwartete manches Gute von den neuen Meistern — Depretis, Mancini, Nicotera — wenn sie auch ihm, dem Republikaner pur sang, viel zu gemäßigt und vorsichtig däuchten. Natürlich widersprach ich, denn ich hatte kein großes Vertrauen zu den neapolitanischen Elementen des neuen Cabinets. Mir fiel die Achtung auf, mit der er für manche Conservative erfüllt war. Hier wiederholte sich das Umgekehrte von dem, was ich zwei Jahre früher in Florenz erlebt. Dort sagte mir ein heftiger Gegner aller republikanischen Bestrebungen, der Abkömmling eines uralten Geschlechtes, den man in der Arnostadt den „primo cavaliere di Firenze" nennt, im Circolo filologico wörtlich: „Unsere Republikaner sind persönlich die ehrenwerthesten Männer des Landes." Ueberflüssig zu sagen, daß er damit nur die Republikaner des Nordens meinte, die allein solche Anerkennung verdienen, aber es ist doch ein Beweis von der hohen Bildung eines Volkes, daß derartige Urtheile über die feindliche Partei gefällt werden. Nördlich der Alpen gedeiht solche Unbefangenheit nur an besonders geschützten Plätzen.

Von der inneren kamen wir auf die äußere Politik, und ich unternahm mit allem Aufgebot meiner italienischen Sprachkenntniß einen Bekehrungsversuch. Carducci ist nämlich kein Freund Deutschlands. Er hat die größte Achtung und Bewunderung für deutsche Wissenschaft und Dichtung, aber das deutsche Reich flößt ihm herzlich wenig Sympathie ein. Er kann es Kaiser Wilhelm nicht vergessen, daß er den Franzosen so übel mitgespielt. Er haßte Napoleon III., aber er liebt die Franzosen, weil sie die Republik wieder aufgerichtet haben. Ich versuchte einen Beweis ad hominem und sagte, es müsse doch in mancher Monarchie nicht so übel zu leben sein, z. B. in Italien, wo ein Mann, der solche Gesinnungen öffentlich ausspräche wie er selbst, ein öffentliches Lehramt bekleiden könne. Ich fügte hinzu, ob er wohl glaube, daß man ihn im republikanischen Frankreich als Universitätsprofessor angestellt hätte. Das wagte er zwar nicht zu behaupten, allein die Franzosen bleiben doch sein Lieblingsvolk. Die Undankbaren! In der „Revue des deux Mondes" zerzauste vor zwei Jahre Herr Louis Etienne den italienischen Dichter ganz jämmerlich, ohne ihn nur recht zu verstehen. Schließlich gab indeß Carducci zu, es sei doch etwas Großes um die Einigung eines so hervorragenden Volkes wie das deutsche. Wir schieden mit warmem Händedruck, und im Augenblicke, als ich im „Albergo d'Italia" in den Omnibus steigen wollte, um zur Bahn zu fahren, erschien Carducci, um meinen Besuch zu erwidern, und brachte mir sein eben gedrucktes

Digitized by Google

Buch über die lateinischen Gedichte Ludovico Arioſtos, eine lehrreiche und anmuthig geſchriebene Monographie. „A rivederci, addio, addio!“ rief ich noch aus dem Wagen heraus.

Nun hätte ich von Rechtswegen in Padua Raſt halten und Bernardino Zendrini beſuchen ſollen, den ich von der Wiener Weltausſtellung her kenne. Unmittelbar nach Carducci mit Zendrini zu verkehren, — die Idee hat für Jeden, dem die Beziehungen zwiſchen den beiden Männern vertraut ſind, etwas ſehr Pikantes. Aber ich eilte heimwärts, meine Zeit war um, und den Merkwürdigkeiten Paduas hatte ich 1873 zwei ganze Tage gewidmet. So verzichtete ich denn darauf, Zendrini wiederzuſehen, und malte mir nur das Geſicht aus, das er gemacht haben würde, wenn ich bei ihm eingetreten wäre und geſagt hätte: „Ich komme geradenwegs von Carducci aus Bologna.“ Die beiden Dichter ſind nämlich intime Feinde, und die Urſache ihrer Zwietracht und der zwiſchen ihnen unaufhörlich herrſchenden literariſchen Fehde iſt keine andere als Heinrich Heine.

Unter allen deutſchen Dichtern übt Heine auf die heutigen Italiener die größte Anziehung aus. Es gibt kaum einen italieniſchen Poeten der Gegenwart, der nicht mindeſtens einige Gedichte von Heine überſetzt hätte, und wie es jetzt im Allgemeinen auf der Halbinſel als ein Zeichen der Bildung gilt, Deutſch zu verſtehen, ſo betrachtet man die Uebertragung einiger Heine'ſcher Lieder wie eine Eintrittskarte in die geſchloſſene literariſche Geſellſchaft. Das gilt aber erſt, ſeit Zendrini — es mögen nun zehn Jahre her ſein — ſeinen Landsleuten das ganze „Buch der Lieder“ in vortrefflicher Ueberſetzung mundgerecht machte. Die Verdienſte, welche ſich Zendrini um den geiſtigen Tauſchhandel zwiſchen Deutſchland und Italien erworben, ſind erſt kürzlich in der „Gegenwart“ gebührend gewürdigt worden. Wie gewiſſenhaft er arbeitet, davon ein kleines Beiſpiel. Die „Lorelei“ hat er, wie er mir ſelbſt erzählte, mehr als ein Dutzend Mal immer in anderem Versmaße überſetzt, bis er endlich das Original Zeile für Zeile, man könnte ſagen Silbe für Silbe, wiederzugeben vermochte. Aber auch dieſe letzte Redaction genügte ihm noch nicht. Die zweite Strophe z. B. („Die Luft iſt kühl und es dunkelt“) lautete im erſten Drucke:

„Imbruna, e fresca è l'ora,
E il Ren scorre e non par;
Del monte il culmin dora
Il sole in sul calar.“

In den „Prime poesie“ aber, wo er die „Lorelei“ in ein eigenes Gedicht einflocht, hatte er die Ueberſetzung neuerdings umgearbeitet, weil ihm „imbruna“ nicht genug poetiſch und „culmine“ zu lateiniſch klang, und die Strophe heißt jetzt ſo:

„Rabbuia, e fresca è l'ora,
E il Ren scorre e non par;
La somma rupe indora
L'ostro crepuscolar.“

Sich mit ſolcher Liebe und Ausdauer in einen fremden Dichter zu vertiefen, vermag ſonſt nur ein Deutſcher. Zendrini iſt allerdings der deutſchen Sprache in ungewöhnlichem Grade mächtig. Der ſchlanke, ziemlich hochgewachſene, noch jugendliche Mann mit dem nervöſen Ausdrucke im Antlitz kann für einen Deutſchen genommen werden, der lange im Auslande gelebt hat; — ſo geläufig fließt die deutſche Rede von ſeinen Lippen, und ſo wenig iſt er um das richtige Wort verlegen. Von Heine ſpricht er wie von einer Geliebten, und als ihm Dr. Buchholz aus Bremen eine Locke des Dichters ſchenkte, war er glücklich und ſtolz wie ein junger Soldat, der ſich das eiſerne Kreuz auf dem Schlachtfelde erworben.

Dieſe Begeiſterung Zendrinis für Heine hat leider auch ihre Schattenſeiten. Er iſt auf Jeden, der es unternimmt, Heine'ſche Lieder in's Italieniſche zu überſetzen, furchtbar eiferſüchtig, — ein literariſcher Othello. Da nun beinahe jeder jüngere italieniſche Dichter ſich an Heine verſucht, ſo ſind Zendrinis Nebenbuhler allzu zahlreich und er muß fortwährend mit ihnen im Kampfe liegen. Um ſeinem Aerger einigermaßen Luft zu machen, ſchrieb er endlich ein eigenes Buch, worin er mit ganz erſchreckender Gründlichkeit beweiſt, daß Niemand außer ihm in Italien Heine überſetzen könne und ſolle. Zu ſeinen gefährlichſten Rivalen gehört natürlich Carducci. Wohl hat er nur wenige Gedichte Heines übertragen — ſieben oder acht im Ganzen —, aber einige davon geradezu meiſterhaft. Zendrini kritiſirte ihn ſcharf, ward gegen die eigenen Poeſien Carduccis ungerecht, und letzterer verfolgt ihn ſeitdem mit ſeinem unbarmherzigen, meſſerſcharfen Spotte. Mit Carducci polemiſiren iſt ungefähr ebenſo angenehm als eine Fehde mit Heinrich Heine war, und Zendrini leidet ſchwer unter den Hieben ſeines Gegners, während Carducci in ein vergnügtes Lachen ausbricht, ſobald man nur den Namen ſeines Paduaner Collegen nennt, der „den neuen lateiniſchen Stil ausbrütet“.

An dieſes jahrelange Duell der beiden Dichter mußte ich denken, als ich in nächtlichem Dunkel an Padua vorüberfuhr und mir vorſtellte, wie Zendrini jetzt noch im einſamen Stübchen ſitzen und ein noch unüberſetztes Gedicht Heines in italieniſche Reime bringen würde.*) Die Stunden der Nacht verrannen, und im Morgengrauen riß mich die Frage des öſtreichiſchen Zollbeamten, ob ich keine Cigarren bei mir hätte, aus allen poetiſchen Träumen. Wer jemals eine italieniſche „Cavoura“ ſchaudernd geraucht, der weiß die fabelhafte Ueberflüſſigkeit dieſer Frage zu würdigen. Italien iſt ein himmliſches Land, aber ſeine Cigarren ſtammen aus der Hölle.

Nun ſollte ich noch von manchem anderen italieniſchen Dichter ſprechen, der in Deutſchland nicht bekannt und bei ſeinen Landsleuten gerühmt iſt: z. B. von Zanella, von Praga, von dem Veroneſer Patuzzi und ſeiner „Maggiolata“, — aber die Grenze iſt bereits überſchritten. Nicht blos jene, welche durch grünweißrothe und ſchwarzgelbe Pflöcke bezeichnet wird, ſondern wohl auch die des Raumes, den ich in Anſpruch nehmen darf. Vielleicht erzähle ich ein andermal von Denen, die ich heute übergangen. Auf Wiederſehen alſo in Italien!

Karl von Thaler.

*) B. Zendrini iſt ſeitdem an die Univerſität Palermo verſetzt worden.

Kunſt und Bureaukratie.

Selten iſt Geld nationalökonomiſch ſo gut angelegt worden wie das, welches König Ludwig I. für monumentale Kunſt in München aufwandte. Die Stadt iſt dadurch ein Anziehungspunkt für den Fremdenzug geworden, ſie iſt unter deſſen Einfluß herangewachſen und deutſch geworden, und der Staat hat während der Sommermonate fortwährend eine geſteigerte Einnahme von ſeinen Eiſenbahnen durch die Reiſenden, welche die Metropole deutſcher Kunſt ſehen wollen. Da entwarf denn Maler Echter für die Wand der Einſteighalle des Bahnhofes ein paar Gemälde, den Dämon des Dampfes, wie er den Schlagbaum zertrümmert und die Neuzeit auf ſeinen Schultern trägt, die Elektricität, welche von Genien umſchwebt wird, die von einem Ende zum andern ein ihnen zugeflüſtertes Wort in ihrem Reigen weitertragen, und einen Fries von Bewohnern der verſchiedenen Welttheile, die im lebendigen Verkehr ihre Erzeugniſſe austauſchen. Der Baumeiſter ließ denn auch die Bilder, die allgemeinen Beifall ernteten, in Fresco ausführen, aber um den geringen Betrag ihrer Herſtellung in den Rechnungen durchzubringen, mußte der Anſtreicher ſie auf ſein Conto nehmen; ſo erzählt man ſich wenigſtens in Künſtlerkreiſen. In einer Provinzialhauptſtadt aber ſoll der Architekt kaum mit dem Verweiſe davon gekommen ſein, weil er ſich unterfangen, an der Schauſeite des Bahnhofes ein paar Karyatiden anzubringen. Rede man nicht von Hebung unſerer Gewerbe, ſo lange die Bureaukratie bei Staatsbauten durch Verſteigerung an den Wenigſtnehmenden die Loſung „billig und ſchlecht“ ausgibt! Hier müßte gerade für den Tiſchler wie für den Schloſſer, den Steinmetzen wie den Anſtreicher die Schule zu gediegener und ſtilvoller Arbeit ſein, hier Alles ſolid und wohlgefällig, harmoniſch ausgeführt ſein, und der Hand-

Digitized by Google

werker wie das Volk selbst für das zweckmäßig Schöne erzogen werden.

König Ludwig I. hatte die Theorie: was er an dem von den Ständen genehmigten Voranschlag für den Staatshaushalt erübrige, das verbleibe ihm zu seiner Verfügung und brauche er höchstens Rechenschaft über die wirkliche Verwendung abzulegen. Nach seiner Thronentsagung äußerte er einem der leitenden Staatsmänner: „Sie haben jetzt ruhige Tage: Erübrigungen, über die wir uns so oft herumgestritten, kommen ja gar nicht mehr vor; ich gratulire!“ Früher ward nämlich besonders am Chausseebau und am Militär gespart, und höhere Stellen blieben längere Zeit unbesetzt, indem der dafür Bestimmte sie einstweilen mit seinem geringeren Gehalt verwaltete. Heute klagt Niemand mehr über die schlechten Chausseen, man fährt auf der Eisenbahn. Einen Krieg aber hat der Fürst nicht erlebt, erst sein Enkel sah das von ihm neuorganisirte Heer durch das Siegesthor einziehen, das sein Großvater hierzu aus Erübrigungen ein Menschenalter vorher erbaut hatte. Ludwig I. wußte was er that; er selber sang vom Baum der Kunst, den er pflanzte:

„Tiefe, starke Wurzeln wird er schlagen
In dem ganzen deutschen Vaterland,
In der Zukunft Ferne wird er ragen,
Wenn des Staatsmanns Werk schon längst verschwand.“

Die Jugend weiß nichts mehr davon, daß ein Behr oder Eisenmann im Kerker saß, weil er nicht vor dem Bildniß des Monarchen Abbitte leisten wollte; aber sie hat die Schöpfungen von Cornelius, Schnorr, Heß, Kaulbach, Rottmann, Klenze, Ziebland, Thorwaldsen, Rauch, Schwanthaler fortwährend vor Augen. Es ist immer besser, etwas Großes fest zu wollen und energisch durchzuführen, als sich mit Velleitäten zu erschöpfen und in Kleinigkeiten zu zersplittern, wie das vielfach das Loos des geistvollen und edelgesinnten Friedrich Wilhelm IV. war. Hätte doch Schinkel seine Entwürfe so ausführen können wie Klenze! Berlin hätte ein schöneres Aussehen und würde die guten Folgen auch im Gewerbe spüren; das moderne Wien ist ein bestätigendes Beispiel.

Ich bin in diesen Gedankenkreis durch ein Büchlein hineingezogen worden, das ich vor Kurzem unter Kreuzband auf meinem Tische fand. Es führt den Titel:

Der falsche Baurat. Eine Novelle für Kunst- und Altertumsfreunde. Von Utis. Frankfurt bei Zimmer, 1877.

Es ist in neumodischer Orthographie ziemlich nach den Vorschlägen der Reichscommission geschrieben, aber doch etwas altmodisch, indem der Leser bald merkt, die Geschichte ist um ein Gespräch herumgewachsen, das der rechte und der falsche Baurath Nachts beim Glase Wein in der Arreststube eines Landstädtchens führen. Wie sie da hineinkommen, wie der Bureaukrat in seinem Alter Ego einen Jugendfreund, einen Maler erkennt, und wie Alles sich in Heiterkeit auflöst und sogar eine Hochzeit in Aussicht steht, das ist die glücklich erfundene Arabeske, die sich um jenen Kern schlingt, in welchem die Lebens- und Kunstansicht des Verfassers durch die erwähnte Unterredung sich entwickelt; die Form erinnert an Tieck, der Inhalt, die Gegeneinanderstellung der Stand- oder Gesichtspunkte in der Weltanschauung an Klingers Weltmann und Dichter. An Klinger erinnert auch das Glaubensbekenntniß, das der Künstler Radulf ablegt: „Eines gefällt mir: daß du mir nicht vorschlägst, mein Glück oder den Preis meines Lebens in der Arbeit und in der Aufopferung für's große Ganze oder die Nation, oder die Menschheit oder die Idee, wie du das Ding nun heißen magst, zu suchen; daß du mir nicht zumutheſt, wenn ich armes Individuum sterben muß, oder wenn ich mir den Tod vorstelle, mich damit zu trösten, daß die Gattung lebt. Das ist ja wohl, sofern ihr nicht dem modernen Buddhaismus huldigt, eure modische Tugendphilosophie, die auf der Voraussetzung einer unbegrenzten Dauer und Perfectibilität des Menschengeschlechts auf diesem Planeten, so zu sagen einer Ewigkeit des Fortschritts beruht. Sonderbare Schwärmer, die sich über ihr eigenes armseliges Eintagsleben damit trösten, daß es ewig oder wenigstens noch sehr lange solche Eintagsfliegen geben werde, und über die Unzulänglichkeit der Welt, die sie umgibt, damit, daß ihre Nachfolger hoffentlich in einer besseren leben werden! Die eher alles persönliche Ungemach und das Scheitern alles ihres besten Strebens und Hoffens hinnehmen, als sich der Scheuleder ihres Optimismus entschlagen! Nun, wer eine moralische Pferdenatur hat, für den passen auch Scheuleder. Ich, das glaube mir, ich wäre längst wahnsinnig geworden, wenn ich den Glauben an die Menschheit zu meinem Trost erkoren hätte. Was wir auf Erden zusammen leben, was sich geschichtlich unter uns gestaltet, wie großartig es dünke, es gehört der Zeit, es fließt und zerfließt das Beste, was wir zu thun und zu schaffen meinen, Alles fließt mit nach dem großen stillen Ocean, in dem alles Gewordene zuletzt wieder untertauchen muß. Wie könnte es trösten, für das gelebt zu haben, was irgend einmal doch nur eine Welle im allgemeinen Strom gewesen sein wird? Ich soll und will ja an diesen Dingen Theil nehmen und will mich mit ihnen plagen, gelegentlich auch mich ihrer freuen, aber innerlich frei muß ich von ihnen sein, wenn ich überhaupt wahrhaft *sein*, wenn ich im Wesen statt im Schein wohnen will. Denn es gibt nur Eines, dadurch ich mit dem wahren Wesen zusammenhänge, nur Eines, das mir wirklich bleibt und dessen ich ganz gewiß bin, das ist der göttliche Funke in meiner Seele, die freie, vernünftige, Gott erkennende Persönlichkeit: und darum rede mir Niemand ein, ich sei für die Welt da. Sie vielmehr ist für mich da, sie zwingt mich, zu lieben und zu hassen, zu handeln und zu dulden, und jede Uebung meiner Kräfte, die ich ihr verdanke, führt Nahrung herbei zum Wachsthum jenes wunderbaren Dinges in mir, das ich bald zu sein, bald nur zu haben glaube, das ich vergessen kann und das mich plötzlich mit neuer Kraft wieder mahnt. Und dieses Ding ist das eigentlich Wirkliche in der Welt und in Wahrheit ihr Zweck: denn es wächst, indem sie fließt und zerfließt, von den Stoffen, die sie ihm zuführt, genährt, in die Ewigkeit empor, und wird in allem Wachsthum sich selbst nur immer gleichen; und es ist frei von den Dingen, obwohl es durch sie wächst, denn es gedeiht durch Darben und Leiden noch besser als durch Fülle und Freude, und wenn es allein noch da wäre unter lauter Tod und Fäulniß, unter Nacht und Graus, auf dem Schutt nnd Moder einer ausgelebten Welt, es könnte Alles entbehren, an das Menschen je ihr Herz gehängt haben, so lange es sich selbst hätte . . . Begegnet es dir wohl, daß du in hellen Nächten stundenlang die lieben Sterne aufsteigen und sinken siehst? Ich glaube schwerlich. Es thun's nicht viele Leute; denn man muß sie bei ihren altmodischen Namen rufen können, um Freude daran zu haben. Da ist ein unwandelbares stilles Kommen und Gehen, ein Aufstrahlen im Osten und Erbleichen im Dunst des westlichen Horizontes; aber der eine da steht unverwandt heute wie gestern und morgen an seinem Orte. Darum habe ich eine besondere Andacht zu ihm, und es durchschauert mich, wenn ich mich umkehre und sehe ihn noch immer stehen wo er stand. Durch ihn, kommt es mir vor, schaut die Ewigkeit in dies Leben des Umschwungs herein; so oft mein Auge an ihm hängt, wird es mir unmittelbar gewiß, daß es eine Welt der Ideen gibt, die die eigentlich wirkliche ist, und darum frage ich nach dem an sich Guten und Rechten, und will nach ihm fragen, wie kunterbunt es um mich zugehe.“

Für diese Stelle drück' ich dem Verfasser die Hand. Wieviele nehmen heute das unmittelbar Gewisse, das einzig Urgewisse, ihr Selbst, als ein Geschenk selbstlosen Stoffwechsels, den sie selber erst aus ihren Empfindungen erschließen! Sie machen das Ich zum Anhängsel des Universums und vergessen, daß die ganze Außenwelt mit allen Luft- und Aetherwellen so ganz werthlos, so gut wie gar nicht da wäre, wenn nicht für sich selbst seiende Wesen in sich aus deren Bewegungen die Ton- und Lichtempfindung erzeugten, wodurch erst die Welt gefühlt, gedacht, genossen wird. Sie vergessen, daß das Gute, die Liebe, das Schöne nur in der fühlenden Subjectivität wirklich sind. Da ist's eine Freude, einem Manne zu begegnen, der diesen

Digitized by Google

Kern und Grund des Wesens in der Erscheinungswelt fest- und hochhält.

Doch hören wir unsern Idealisten über das Thema von Kunst und Bureaukratie!

„Wenn du durch die Dörfer und Landstädtchen dieser zurückgebliebenen Gegend wanderst und betrachtest, wie man Haus und Hausgeräthe noch vor hundert Jahren zu schmücken verstanden hat, und wie dasselbe Stilgefühl im Putze des Weibes und sogar im Stirnschmuck der Kühe noch heute nachklingt, überkommt dich da nicht etwas von dem ehrfürchtigen Schauer, mit welchem man unter den Trümmern einer untergegangenen Cultur wandelt, ach einer gewachsenen Cultur, die für immerdar dahin ist, und für die uns die gemachte Cultur von heute niemals entschädigen wird? Statt dessen aber sind eure Leute bei den Kennern wie bei sinnigen Liebhabern als gefühllose Feinde und Zerstörer des schönen und charakteristischen Alten verschrieen. Weißt du, was mir einer von eurer Zunft einmal gesagt hat, als ich um die Rettung eines überaus merkwürdigen Denkmals aus dem 13. Jahrhundert bettelte? „Wir haben's ja gezeichnet!" Da hast du den papierenen Geist dieses tintenkleckſenden Säculums in einem Worte. Was sinnliche Wirkung! Das ist Blödsinn, den die Maler aushecken. Hier haben wir's schwarz auf weiß, Grundriß, Längenschnitt und Querschnitt, dazu alle Details im Profil und perspectivisch — was kann man mehr verlangen? Für die Wissenschaft ist das Ding gerettet; nun fort mit dem alten Gerümpel, das am Ende noch Unterhaltungskosten machen könnte."

Eine andere Geschichte. Die Gemeinde, der die Klosterkirche zu Heiligenknochen jetzt gehört, will das schmutzige Schiff neu hergerichtet haben. Man schlägt die Tünche ab und entdeckt eine vortreffliche, altrömische Ziegelstructur; „man findet, daß die einfachen Kämpfergesimse der viereckigen Pfeiler und die wundervoll gefügten profillosen Rundbogen, die sie verbinden, durchaus nicht aus dem Mittelalter stammen können: man hat den karolingischen Bau, der nach Ausweis der Geschichte einmal da errichtet worden, leibhaftig, unberührt, fast für die Ewigkeit vor sich. Ein Fund ohne Gleichen! Wie wenige Denkmäler jener ersten Renaissance haben uns doch die Jahrhunderte übrig gelassen! Und was thut dein Herr College? Zur selben Zeit, wo die Welt der überraschenden Kunde sich zu freuen begann, hatte er bereits die Kanten der ehrwürdigen Pfeiler abschlagen lassen und sie achteckig gemacht, damit man eine bessere Querdurchsicht bekäme. Ihm ließ es keine Ruhe, er mußte das Werk der Karolinger der Nachwelt verbessert hinterlassen. Actum im 8. Jahrzehnt dieses glorreichen 19. Jahrhunderts, das die wahre Cultur bekanntlich erst an's Licht gebracht hat" — geschehen, setz' ich hinzu, in Seligenstadt, dem Wohnort Eginharts und Emmas.

An anderer Stelle wird der Restauration gedacht, welche die Baubureaukratie an einem alten Römerwerke vorgenommen; nahe bei Homburg vor der Höhe, am Feldberg; der Volksmund nennt es das Heunenhaus. Der Alterthumsverein hatte durch verständige Ausgrabungen die gesammten Grundmauern blosgelegt, die, in sehr verschiedener Höhe erhalten, hier 2—3, dort 8—10 Fuß hoch, das unregelmäßige Bild einer Burgruine abgaben. Das Landbauamt überzeugte sich, daß hier etwas zu thun sei; drohten doch die blosgelösten Mauerreste zu zerbröckeln. „Die Alterthumsfreunde hatten die kindliche Idee, man müßte Stein um Stein, wie er los würde, herausnehmen und mit guter Speise wieder einsetzen; aber das war für unsern Staatsarchitekten zum Lachen. Er sann auf durchgreifende Abhülfe in großartigem Stil. Die ungleiche regellose Höhe des erhaltenen Mauerfußes stand hierbei als ein ganz unberechtigtes brutales Hinderniß entgegen; und einer wissenschaftlich gebildeten Anschauung konnte es sich nicht bergen, daß es hier doch nur auf die von der Höhe der Mauer ganz unabhängige Deutlichkeit des Grundrisses ankommen könnte. Es lag klar, was man zu thun hatte. Die Mauer wurde in der Höhe von 75 Centimetern nivellirt, d. h., wo sie diese Höhe überstieg, abgebrochen, wo sie unter ihr blieb, ergänzt; sie wurde zugleich dachförmig zugespitzt und sauber mit Schiefern belegt. Der innere Raum des Castrums konnte nun nicht in seiner alten Rauhheit belassen werden; er wurde geebnet und mit reinlichem Kies beschüttet. Ich versichere Sie, es sieht wunderhübsch aus, ein Ziel für Spaziergänge der Kleinkinderbewahranstalten!"

Unser Idealist eifert weiter gegen die Theaterburgen am Rhein, die auch im Dillthal den Dillenburgern (er nennt sie Schellenburger, aber warum sollen wir den Namen nicht verrathen?) keine Ruhe gelassen, bis sie zu Ehren des in ihren Mauern geborenen Wilhem I. von Oranien in Holland Geld gesammelt und auf dem Schloßberge „den nagelneuen riesigen Theaterthurm aufgeführt und um seinen Fuß herum ein kleines Castell, das aussieht wie ein Spuckkasten". Er erörtert dabei, was die Architektur für unsere Empfindung in der Landschaft bedeutet: „Den Gegensatz des wandelbaren Culturlebens, der sich selbst aufzehrenden Geschichte, deren Product ich selbst bin, zu der immer jungen, gleichmäßig und gleichmüthig von Jahr zu Jahr fortwirkenden Natur. Je älter und reicher die Cultur und Geschichte ist, durch die wir uns selbst bedingt wissen, desto tiefer und wehmüthiger ergreift uns dieser Gegensatz. Der sentimentale Genuß, den uns die Architektur in der Landschaft gewährt, beruht nothwendig darauf, daß sie etwas geschichtlich Bedeutendes hat. Nur so stimmt sie auch mit der Landschaft in dem gemeinsamen Charakter des Gesetzmäßigen zusammen: denn nur das geschichtlich Fertige muthet uns als ein Gesetzmäßiges an, und neben der Natur in ihrer Gesetzmäßigkeit kann sich das Menschenleben nur in der seinigen, nicht aber in einer zufälligen launenhaften Aeußerung sehen lassen. Nun gibt es in der Welt nichts Launenhafteres und Zufälligeres als das spielende Wiedergeben architektonischer Formen, die zu einem ernsten Zweck erfunden worden sind."

Es versteht sich von selbst, daß unser Idealist in der Baukunst auf Zweckmäßigkeit und Wahrheit dringt, daß er keine Scheinfaçaden will, daß er nicht die aus Ziegeln errichteten Bauten mit Cement überziehen lassen will, sodaß sie eine Construction aus Marmor oder Travertinquadern heucheln. Sein Freund wendet ein: „Und der Gedanke erschreckt dich nicht, welche Schöpfungen der Welt entgangen wären, wenn Schinkel sich in Berlin auf den Backsteinrohbau beschränkt hätte?" Er antwortet: „Ich beklage, was ihr dadurch entgangeu ist, daß er es nicht that! Wenn das Material, über das man verfügt, geringe Ausladungen, magere Profile und ein Gepräge von Ernst und Nüchternheit mit sich bringt, so nehme man das als Naturschranke hin: wo steht es geschrieben, daß man überall so müsse bauen können, wie unter den glücklichsten Bedingungen gebaut worden ist? Der Geist ist dazu da, seine Macht unter äußerem Zwange zu entfalten, und in der Befreiung von der Natur entwickelt sich keine kräftige Eigenart. Ehrlich währt am längsten, auch in der Baukunst. Alle Scheinarchitektur, mag sie in einer Constructionslüge oder in einer wirklichen Construction ohne Zweck bestehen, erzeugt Ueberdruß gerade da, wo sich die feinste Fähigkeit des Genusses findet." Der Redner hätte sich auf Schinkels Bauakademie und auf die prächtigen Stadthäuser Norditaliens und manche Werke des deutschen Nordostens berufen können, die ihren hohen ästhetischen Werth gerade dem Umstand verdanken, daß sie ihr Material, den Backstein, zeigen, und daß Construction wie Ornament demselben angemessen, aus dessen Natur zur eigenthümlichen Schönheit entwickelt sind. Sich den Bedingungen des naturgegebenen Materials zu fügen und die Vorzüge desselben zu verwerthen, das allein macht einem Lande das eigenthümliche Stilgepräge möglich, das man die Muttersprache in der Architektur nennen könnte.

Noch manches geistvolle, auch manches paradoxe Wort des anziehenden Büchleins wäre zu erwähnen; allein ich kehre zum Thema zurück und ergänze dasselbe durch ein Wort, das sich zugleich an unsere Volksvertreter richtet. Zunächst lasse der Staat die künstlerische Bildung seine Bauräthe nicht hinter die wissenschaftliche und geschäftliche Tüchtigkeit zurücktreten; sie seien Beamte mit der Aufgabe, das ästhetische Element in Volk und Land zu pflegen. Sodann: seitdem der Fürst nicht mehr

Digitized by Google

unumschränkt waltet und seine Civilliste hat, ist es Pflicht des modernen Staates geworden, in die Kunstpflege einzutreten und sie nicht blos monarchischer Liebhaberei zu überlassen, sondern sie zur öffentlichen Angelegenheit zu machen. Es gilt nicht blos Kunstbildungsanstalten zu haben, die Künstler aber sich selbst zu überlassen, es gilt den Talenten Gelegenheit zu größeren Werken zu geben, indem Bauten, die dem öffentlichen Leben dienen, nicht blos architektonisch gediegen und reich ausgeführt, sondern auch plastisch und malerisch auf eine ihrem Zwecke entsprechende Weise ausgeschmückt werden. Eine Kunst, die blos dem Luxus des Privatlebens dient, würde gefallsüchtig, effecthaschend, süßlich werden; schon der Zusammenhang mit der Architektur nöthigt zu stilvoller Composition. Wie die mittelalterlichen Kirchen in ihren Wandgemälden eine Bibel der Armen hatten, so soll dem Volk das Ideale, das unser gegenwärtiges Leben durchwaltet, anschaulich werden, die Erhebung, die ein kleiner Kreis in der Wissenschaft findet, soll das Volk durch das Gefühl des Schönen in der Kunst haben. Hier ist es Sache der Volksvertretung die Mittel zu gewähren, die nicht blos diesen idealen Gewinn bringen, die durch die Erziehung der Volksphantasie und die Belebung des Schönheitssinnes auch wieder materiell fruchtbar wirken, indem die Kunstindustrie ja die Kunst selbst zur Voraussetzung hat.

Es genügt nicht, in der Hauptstadt eine Nationalgalerie anzulegen. Galerien sind überhaupt für die Kunstwissenschaft von Werth, als Sammlung von Werken früherer Jahrhunderte für die Geschichte ein großes Gut, für den ästhetischen Kunstgenuß aber nur ein nothwendiges Uebel. Man wird ermüdet und übersättigt, man wird durch Verschiedenartiges zerstreut und kommt nicht recht zur Sammlung und Vertiefung, die das echte Werk verlangt. Wie anders wirkt es dort, wo es gewachsen ist, am Ort seiner Bestimmung! Die Sixtinische Capelle, die Stanzen des Vatikans sind dadurch Heiligthümer der Kunst, und ich würde Rafaels Verklärung Christi auf Tabor lieber in der Kirche San Pietro in Montorio als in der Galerie des Papstes aufsuchen. Wer in Florenz die Capelle Brancacci, in Perugia das Zimmer im Cambio besucht, dem bleiben von dort Masaccio und Filippino Lippi, von hier Perugino unvergeßlich; dieselben Werke in die überreiche Galerie verpflanzt würden sich den Wenigsten dauernd einprägen. Auch sind die Staffeleibilder rar, denen man den bleibenden Werth zuschreiben darf, wie den modernen Cyklopen Menzels, die ein so eigenthümliches Bild aus unserer Zeit mit originaler Kraft veranschaulichen. In der Regel wird es besser sein, das Urtheil der nächsten Generation abzuwarten.

Es gilt, die Kunst über das ganze Land zu verbreiten, sie mit dem öffentlichen Leben im Zusammenhang zu halten. Sachsen ist vorangegangen, Bayern ist nachgefolgt. Hier ist eine Summe für monumentale Kunst jährlich verfügbar, und so ist es möglich, Meisterwerke wie Schillings Tageszeiten auszuführen und öffentlich aufzustellen, dann aber auch Gemeinden, welche eine Kirche, ein Rathhaus bauen, ein Altarbild oder ein Portalrelief, ein Gemälde aus der vaterländischen Geschichte zu gewähren, den Brunnen auf dem Marktplatz mit einer volksthümlichen Heldengestalt oder einer symbolischen Gruppe zu schmücken. Das Verlangen nach dem Schönen wird sich so in immer weiteren Kreisen ausbreiten, und die Gemeinden wie vermögende Bürger werden wieder ihre Ehre darein setzen, daß ein edles Kunstwerk der Mit- und Nachwelt ein Denkmal des Sinnes werde, der den Ort beseelt.

M. Carriere.

Die Diezstiftung.

Von wissenschaftlichen Stiftungen und besonders jenen bedeutenden, welche dem Andenken berühmter Gelehrten gewidmet sind, läßt sich in einigem Maße die Förderung der Wissenschaft selbst erwarten, indem sie zwar die schaffende Thätigkeit nicht wecken, ihr aber doch zu Licht und Luft verhelfen können. Allein die hauptsächliche Bestimmung derselben ist, von der Wissenschaft Zeugniß abzulegen vor der Welt. Da nun die Kosten eines derartigen — um es kurz zu sagen — Repräsentationsactes zum größten Theil durch die Laien zu bestreiten sind, so erheischt es die Gerechtigkeit sowohl als die Klugheit, daß die Wissenschaft dabei aus sich herausgeht und dahin gibt, von wo sie empfängt. Manche ihrer Zweige, oder, wie wir uns gewöhnlich ausdrücken, manche Wissenschaften berühren sich mit dem Leben auf's Augenfälligste — unsere leiblichen Bedürfnisse verweisen uns täglich und stündlich auf sie; andere scheinen sich vom Leben abzuwenden, aber ihre Beziehungen zu ihm gestalten sich nur um so allgemeiner und um so tiefer. Auch wenn die Flüsse keine Schiffe tragen und keine Räder treiben, wirken sie doch auf den Pflanzenwuchs, auf die Witterung, auf die ganze Beschaffenheit des Landes ein, dessen Adern sie mit Recht genannt werden. Und so hängt jede Wissenschaft irgendwie mit den großen Interessen der Menschheit zusammen; jede, mag dem Laien auch ihr Gebiet noch so eng, ihre Methode noch so trocken vorkommen, hat für ihn eine Perspective, welche fesselt, einen Funken, welcher zündet.

Im vorigen Jahre ist Friedrich Diez, der Begründer der romanischen Philologie, gestorben; ihm zu Ehren soll eine Stiftung errichtet werden. Ist es nun angemessen, die Sache von vornherein in nur geschäftsmäßiger Weise zu betreiben, ohne von gewissen allgemeinen Erwägungen auszugehen? Brauchte man etwa weiter nichts zu thun, als sich z. B. nach der Boppstiftung zu richten, ohne die wesentliche Verschiedenheit der Zeiten und das Eigenthümliche des vorliegenden Falles zu berücksichtigen? Hier wie dort ist allerdings zunächst der Werth der Sprachwissenschaft überhaupt hervorzuheben, die sich ja mit dem beschäftigt, was recht eigentlich den Menschen zum Menschen, das Volk zum Volke stempelt. Um sodann davon abzusehen, daß die romanische Sprachgruppe vor allen anderen der Welt für die wissenschaftliche Untersuchung ganz besondere Vorzüge besitzt, erscheint hier in höherem Grade, als anderswo, die Gemeinschaft der Cultur auf die Gemeinschaft der Sprache gegründet, welche ja zuerst so viele und so verschiedenartige Stämme fest verkettete. Was aber ist die romanische Cultur, deren Verständniß uns durch die romanische Philologie erschlossen wird, für die Welt, was vor Allem für uns! Seit vielen Jahrhunderten ringen Romanen und Germanen gegen einander; ihr Blut und ihren Schweiß haben Beide oft miteinander vermischt, Lorbeern und Wunden Beide davongetragen. Beider Interesse gebietet ihnen, daß sie sich gegenseitig mehr und mehr erkennen; dann auch werden sie einsehen, wie ein deutscher Schriftsteller von den Völkern überhaupt gesagt hat, „daß sie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu hassen", und der Gegensatz zwischen ihnen wird schließlich nur noch in friedlichem Wettkampf sich ausdrücken. Wenn wir auf den Gedankenpfaden eines anderen Volkes gewandelt sind, wenn wir seine Herzschläge unter unserer Hand gefühlt, wenn wir mit ihm gelacht und mit ihm geweint haben, dann mögen wir noch dazu kommen, ihm zu zürnen, es zu tadeln, es zu bekämpfen, nie und nimmermehr aber werden wir jenes elementaren Hasses gegen dasselbe fähig sein, der nur die Zerstörung anstrebt. Solch liebevolles Studium fremder Nationalität ist freilich nur Wenigen vergönnt, seine Früchte jedoch kommen mit der Zeit Allen zu Gute. Vielleicht wird einstens der Geschichtsuntericht etwas weniger von verheerten Feldern, eingeäscherten Städten, niedergemetzelten Bürgern reden und etwas mehr davon, was die Völker von einander gelernt haben oder lernen sollten.

In Bezug auf die gegenseitige Erkenntniß haben die Romanen mit den Germanen oder wenigstens mit den Deutschen keineswegs gleichen Schritt gehalten, was sich zum Theil daraus erklärt, daß sie diesen in der geistigen Entwicklung voraus und lange Zeit ihre Lehrmeister gewesen sind. Wie viele Anregungen und Vorbilder haben die romanischen Literaturen den deutschen Dichtern gewährt, wie viel Stoff zur Untersuchung den deutschen Gelehrten! Der alte weltbürgerliche Zug unseres Wesens, auf welchen wir von unserm jetzigen erhöhten Sitze nicht allzu verächtlich herabblicken sollten, hat sich dabei vorzugsweise thätig

Digitized by Google

erwiesen; ihm danken wir es, wenn wir uns von den Romanen nicht nur in ihrem eigenen Hause haben umherführen lassen, sondern auch ihre Aufmerksamkeit großentheils auf die Schätze, welche dasselbe birgt, erst hingelenkt haben. Als im vorigen Jahrhundert der Sinn für das Natürliche und Volksthümliche unter uns erwacht war, lauschten wir gar bald auch den Vögeln, die in den fremden Wäldern sangen, und es fanden z. B. die altspanischen Romanzen bei uns viele Freunde und Bewunderer. Das italienische Volkslied ist von uns geradezu entdeckt worden. Indem die Italiener uns jetzt Jahr für Jahr große üppige Feldblumensträuße senden, deren Glanz und Duft uns entzückt, vergessen sie hoffentlich nicht, daß auf ihren Fluren zuerst nordische Wanderer die Schönheit jener Blumen würdigten und einige von ihnen pflückten und zusammenbanden, während der Fuß des Einheimischen sie achtlos zu zertreten pflegte. Alle diese romanischen Studien entbehrten sehr lange des festen Kerns; er konnte nur gebildet werden durch das Studium dessen, worin sich die Zusammengehörigkeit der Romanen am ersten ausgeprägt hat und noch heute am stärksten ausprägt, nämlich der Sprache. Friedrich Diez, formell angeregt durch seine Landsleute J. Grimm und Bopp, sachlich angeregt durch den Südfranzosen Raynouard, schuf jenen festen Kern in seiner vergleichenden Grammatik und seinem vergleichenden Wörterbuch der romanischen Sprache. Denn nun erst wurden auch alle die wissenschaftlichen Bestrebungen, welche das Literarische zum Gegenstand hatten, in lebendige Beziehung zu einander gesetzt, ja noch mehr, sie wurden geregelt, erweitert, vertieft, so daß vor Diez höchstens von einer italienischen, französischen, spanischen Philologie, aber erst seit Diez von einer romanischen Philologie die Rede sein kann. In dieser Wissenschaft sind wir den Romanen vorangegangen; sie sind uns gefolgt, sie haben uns eingeholt und sie werden uns überflügeln. Zwischen beiden Parteien sind Stoff und Gedanke so beständig und eifrig ausgetauscht worden, daß es schwer zu sagen ist, welche mehr gegeben und welche mehr empfangen hat; aus diesem Grunde muß eine Stiftung für romanische Philologie von Romanen und Deutschen gemeinsam in's Leben gerufen werden, und nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch zu dem Zwecke, daß sie Frieden und Freundschaft fördere. Sie sei ein heiteres und tröstliches Symbol auch für Diejenigen, die sich um ihr inneres Wesen nicht kümmern.

Eine derartige Angelegenheit wird meines Erachtens am besten in der Weise eingeleitet, daß man eine ganz allgemeine Anregung dazu ausgehen läßt und alle Diejenigen, welche berechtigt oder geneigt sind ihr Urtheil darüber zu sagen, auffordert oder sie in den Stand setzt, dies zu thun. Nach einiger Zeit, nachdem die Sache bekannt geworden und besonders in den Fachzeitschriften besprochen worden ist, und wenn endlich die geäußerten Meinungen einen gewissen Durchschnitt ergeben, dann mag man mit einem bestimmten Plane hervortreten. Leider ist man bei der Diezstiftung nicht so verfahren. Ein Berliner Comité hat dieselbe in die Hand genommen und zwar etwas kühl und eilig. Vor dem Erlaß des Aufrufs sind einige Romanisten befragt worden, ohne daß ihr Rath, wie es scheint, nach Gebühr berücksichtigt worden wäre; anderen Romanisten war nicht einmal die Möglichkeit gewährt, ihre Ansicht auszusprechen, sie thun es gezwungenermaßen hinterher. Ich habe in der Augsburger Allgemeinen Zeitg. (18. Febr. Beil.) einer internationalen Diezstiftung das Wort geredet und seitdem schon von verschiedenen Seiten den Ausdruck warmer Beistimmung vernommen (s. Neue freie Presse, 7. März Abendbl.; Timpul von Bukarest, 2. und 3. März; L'Opinione von Rom, 18. März; The Academy von London, 17. März). Mein Zweck ist einzig und allein der, zu ermitteln, wie sich die Mehrheit der Romanisten eine Diezstiftung denkt, nicht etwa der, mit meinen persönlichen Neigungen mich in den Vordergrund zu drängen. Und damit man mir nicht eine besondere und ungerechtfertigte Feindseligkeit gegen Berlin Schuld gebe, habe ich gewünscht, in einer Berliner Zeitschrift noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Berlin soll nicht ausgeschlossen werden, es soll nur selbst nicht ausschließen. Wenn man meint, das Berliner Comité könne jetzt nicht mehr zurück, so erwiedere ich, daß es sich vielmehr um ein Vorwärtsgehen handelt. Neben ihm sollen sich andere Comités bilden, welche mit ihm zusammen die endgültige Gestalt der Diezstiftung berathen. Wollte man auch auf die Nationalität von Diez ein weit größeres Gewicht legen, als auf den Charakter der von ihm vertretenen Wissenschaft, so würde doch jene große Spaltung, welche vor einem Jahrzehnt Deutschland auseinanderriß, keine rückwirkende Kraft und Berlin als heutige „Reichshauptstadt" kein größeres Anrecht auf Diez besitzen als Wien. Was das Romanische an Universität und Akademie anlangt, so steht Wien gewiß Berlin nicht nach (und ich erinnere besonders an die zahlreichen und werthvollen Beiträge zu unserer Wissenschaft, welche in den Schriften der Wiener Akademie enthalten sind); sonst aber hat es Manches vor Berlin voraus: es ist die Hauptstadt eines Reiches, das von Alters her so viele Romanen, theils ladinischer, theils italienischer, theils rumänischer Zunge, zu seinen Angehörigen zählt, und es trägt einen weit weltstädterischen Anstrich als Berlin. Hauptsächlich würden die Franzosen geneigt sein eher nach Wien, als nach Berlin Beiträge zu senden und eher von dort als von hier sich Preise zu holen. Aber ich sage nicht: „Wien oder Berlin", ich sage auch nicht: „nur Wien und Berlin"; ich meine, Diez der Deutsche, würde Diez dem Romanisten sehr gern das Zugeständniß gemacht haben, daß auch die Mittelpunkte der romanischen Cultur an der Errichtung seiner Ehrensäule sich betheiligen dürften. Wenn ich mir ferner als Mittelpunkt dieser Mittelpunkte, als prima inter pares Rom vorzustellen liebe, so kann das keine Verwunderung erregen; ist nicht hier das Kind, dem unsere Nachtwachen gelten, geboren und getauft worden?

Verfrüht wäre es jetzt die Einzelnheiten einer internationalen Diezstiftung in Erwägung zu ziehen. Daß bei der Preisertheilung verschiedene Akademien miteinander abzuwechseln hätten, war der Gedanke eines meiner Freunde, der mehr als Jemand berufen ist, seine Stimme in dieser Sache abzugeben. Das doppelte Bedenken, welches ich hierbei empfinde, bringe ich nur deshalb zur Sprache, weil es gegen eine dauernde Verknüpfung der Diezstiftung mit einer einzigen Akademie noch schwerer in die Wagschale fällt. Erstens, um es rund heraus zu sagen, setzte ich in die völlige Unparteilichkeit auch der Besten kein ganz unbedingtes Vertrauen mehr, seitdem ich gesehen habe, in was für Köpfen die archimedischen Kreise durch das Kriegsgetümmel gestört worden sind. Nehmen wir z. B. an, die sonst vortreffliche Schrift eines Franzosen enthielte nebenbei einige Ausfälle gegen Preußen oder was man zur Noth dafür halten könnte; würde eine preußische Akademie jener Schrift den Preis zuerkennen? Würde nicht eine Verletzung des Anstandes von der einen Seite, eine Verletzung der Gerechtigkeit von der andern Seite, also etwas Unwesentliches etwas Wesentliches zur Folge haben? Zweitens: das Urtheil einer Akademie ist im Grunde sehr oft das Urtheil eines Einzigen; dieser Einzige, und wäre er der Erste in seinem Fache, kann irren. So hat vor zwei Jahren die Berliner Akademie einer Arbeit, welche gerade in das Romanische hinüberspielt oder vielmehr hinüberspielen sollte, einen Preis von sechsthalbtausend Mark zuerkannt, während dieselbe, meiner innersten Ueberzeugung gemäß, weit davon entfernt ist, diesen oder überhaupt einen Preis zu verdienen.*)

Ich hoffe, kein Verständiger wird mich als muthwilligen Störenfried betrachten. Wenn ich mich von den Einen entferne, so geschieht das nur, um mich den Andern zu nähern, und kämpfe ich, so kämpfe ich für den Frieden. Es braucht dergleichen keine persönliche Verstimmung hervorzurufen; mögen wir Romanisten auch in unseren Ansichten über Diezstiftung, Preisertheilungen und hunderterlei andere Dinge auseinander gehen, in tausenderlei Dingen treffen wir doch wieder zusammen: wie viel Thatsachen, in die wir Alle eingeweiht sind, wie viel Schönheiten, die wir Alle bewundern, wie viel Ziele, denen wir Alle zustreben!

*) Ausführlich habe ich das zu erweisen versucht im 1. Hefte der neuerscheinenden „Zeitschrift für romanische Philologie".

Digitized by Google

Lassen wir uns daher durch jene alten Ritter nicht beschämen, von denen Ariosto singt:

Oh gran bontà de' cavalieri antiqui!
Eran rivali, eran di fe' diversi,
E si sentian degli aspri colpi iniqui
Per tutta la persona anco dolersi;
Eppur per selve oscure e calli obliqui
Insieme van, senza sospetto aversi.

Graz, den 24. März 1877. Hugo Schuchardt.

Das Leben Alfred de Mussets.

Geschildert von Paul de Musset, dem Bruder des Dichters.*)

Seit länger als zehn Jahren hat man in den französischen Blättern bei jeder sich darbietenden Gelegenheit darauf hingewiesen, daß eine eingehende und erschöpfende Schilderung des Lebens Alfred de Mussets druckfertig vorliege, von dem Verfasser aber, dem Bruder des Dichters, von Paul de Musset aus Gründen des Zartgefühls einstweilen noch ungedrucktes Manuscript bleiben solle. Gerade weil die Biographie eine vollständige sein werde, sei es unvermeidlich gewisse Dinge zu sagen, durch die einige nachlebende Persönlichkeiten, namentlich auch Damen unangenehm berührt werden müßten. Es ist ja bekannt, daß Alfred de Musset mit einigen der bedeutendsten Frauen seines Vaterlandes intime freundschaftliche, und bisweilen noch intimere als freundschaftliche Beziehungen unterhalten hat. Die Wahrheit darüber konnte nur ein Mensch sagen: Paul de Musset, der Bruder und Vertraute, vor dem der sonst so verschwiegene Alfred kein Geheimniß hatte. Alle Freunde des Dichters — und das sind jetzt nahezu alle gebildeten Franzosen — sahen daher der Veröffentlichung dieses oft angekündigten Werkes mit größter Spannung entgegen. Welche Wichtigkeit man auch von geschäftlicher Seite auf diese Publication legte, mag schon der außerordentliche Umstand beweisen, daß diese Schrift, die nunmehr zur Veröffentlichung gelangt, gleichzeitig bei zwei bedeutenden Verlegern in zwei verschiedenen Ausgaben erschienen ist: bei G. Charpentier in einer gewöhnlichen Ausgabe und bei Alphonse Lemerre in der eleganten Elzevierausgabe mit einer Radirung.

Diese Biographie enthält in der That viel Interessantes, vor Allem einige Fragmente aus einer nicht veröffentlichten größeren Arbeit des Dichters und einige wenige sehr charakteristische Gedichte. Gleichwohl möchte ich bezweifeln, ob durch dieselbe den hochgespannten Erwartungen, mit denen man dem Erscheinen dieser Schrift entgegensah, im Großen und Ganzen Genüge geschehen wäre. Den Verfasser hat die Rücksichtnahme auf die Mitlebenden oder erst vor Kurzem Verstorbenen augenscheinlich in seinen freien Bewegungen gehindert; die Discretion hat ihn ängstlich gemacht. Es lag wirklich kein Grund vor, dieses vorsichtige Buch, das über alles irgendwie Verfängliche und Compromittirende mit hastiger Scheu hinweghuscht, der Oeffentlichkeit so lange vorzuenthalten. Alle Diejenigen — und deren Zahl wird keine geringe sein — die das Buch mit der Erwartung in die Hand nehmen, darin irgendwelche pikante Einzelheiten, Aufschlüsse über ein noch nicht genügend klar gelegtes Liebesverhältniß, Enthüllungen oder dergleichen zu finden, werden enttäuscht werden. Es ist zu bedauern, daß George Sand, die durch die beständig wiederkehrenden Notizen über das bevorstehende Erscheinen dieser Schrift durch lange Jahre beängstigt werden mußte, nicht mehr die Beruhigung gehabt hat, diese unschädlichen Blätter zu lesen.

Gerade über das Verhältniß Mussets zur Sand, über das tragische Ende des Dichters und die Motive, die ihn zu der langsamen Selbsttödtung trieben, ist die Schrift von Paul de Musset ungewöhnlich wortkarg und enthaltsam. Man kann das Buch von Anfang bis zu Ende aufmerksam durchlesen; wenn man die Thatsachen nicht kennt, wird man schwerlich daraus erfahren, daß Alfred de Musset George Sand geliebt, und daß er die letzten langen Jahre seines Lebens systematisch an seiner Selbsterniedrigung und Selbstzerstörung gearbeitet hat. Von einer Vollständigkeit kann also hier gar nicht die Rede sein. Es ist ein Unding, das Leben Mussets zu schildern, ohne seine Beziehungen zu der großen Dichterin und ohne der unglücklichen Betäubungsversuche, die ihn zur Production untauglich machten und ihn zu Grunde richteten, zu gedenken.

In einer jeden Biographie soll meines Erachtens vor Allem Klarheit und Unzweideutigkeit herrschen. Der Biograph muß den Muth haben, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Es ist unzweifelhaft sein Recht, es ist sogar seine Pflicht, da zu schonen, wo Schonung möglich ist; aber wenn er sich scheut, Wahrheiten zu sagen, die von entscheidender Wichtigkeit sind, die den Charakter des Menschen, den er schildert, erklären, und seine Handlungen begreiflich erscheinen lassen, so ist es besser, er läßt die Hand ganz aus dem Spiel. In einer Zeitung läßt man es sich gefallen, wenn der Feuilletonist, der irgend eine anzügliche Geschichte zu berichten hat, mit dem Leser Versteck spielt, die Namen der Persönlichkeiten, anstatt sie einfach zu nennen, nur mit den Initialen bezeichnet oder diesen sonstwie einen durchsichtigen Mantel überhängt, hinter dem der Kundige die Betreffenden leicht zu erkennen im Stande ist; in einer Biographie aber will der Leser nicht zwischen den Zeilen lesen, er will sich nicht aus diesen und jenen Andeutungen das Thatsächliche combiniren, er will, daß ihm dieses Thatsächliche in einer objectiven und leidenschaftslosen Darstellung anschaulich und klar vorgelegt werde. Paul de Mussets Buch ist nur für Leute geschrieben, die die Verhältnisse schon kennen; nicht aber für Leute, die diese Verhältnisse erst kennen lernen wollen. George Sands Name wird in der ganzen Biographie nicht ein Mal genannt, und Paul de Musset selbst erwähnt mit keinem Worte, daß Alfred im letzten Abschnitte seines Lebens im Wein und im Absinth das Vergessen gesucht hat. Das heißt die Rücksicht auf den Helden und die dem Helden nächststehende Person zu weit treiben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Paul de Musset in der Kunst des Verschweigens Großes geleistet hat. Er erzählt uns aus den letzten Lebensjahren Mussets tausend Kleinigkeiten, von denen einige recht interessant sind, und die uns schließlich ganz vergessen machen, daß während dieser Zeit seine Production ganz stockt und daß doch besondere Gründe dafür vorhanden sein müssen. Er erwähnt nur mehrere Male nebenbei, daß trotz aller Ermahnungen von Seiten seiner Freunde und Verwandten Alfred mit „der beklagenswerthen Gewohnheit des Nachtwachens" nicht habe brechen wollen; aber er erzählt nicht, daß unter diesen Nachtwachen auch der übermäßige Genuß von alkoholhaltigen Getränken mit zu verstehen ist. Die einzige Andeutung darüber finden wir in einem Gedichte Alfreds, das Paul de Musset mittheilt. Die Art und Weise, wie diese Mittheilung geschieht, ist charakteristisch für das Buch. Hier, wo Alfred de Musset sich selbst als „Trunkenbold" bezeichnet, hätte Paul de Musset wenigstens mit einem Worte auf die nicht zu umgehende traurige Wahrheit hinweisen können; anstatt dessen leitet er das Gedicht so ein, daß man annehmen muß, es handle sich nur um die Trägheit des Dichters. Anstatt die Thatsache also klar zu legen, sucht er sie zu umhüllen und zu beschönigen.

Mit dem Jahre 1840 schließt bekanntlich Mussets dichterische Production eigentlich ab. Was er in den letzten 17 Jahren seines Lebens producirt, hat wenig zu bedeuten. Vier Jahre lang hatte er nichts Erhebliches veröffentlicht — bis zum Jahre 1844 — und allen Ermahnungen seiner Freunde gegenüber war er vollständig taub geblieben. Musset stand zu jener Zeit in einem reizvollen, echt freundschaftlichen Verkehr zu einer geistvollen, wohlmeinenden Dame, Frau Maxime Jaubert, die es vielleicht am besten mit ihm gemeint hat. Die „marraine", wie er sie nannte, bekümmerte sich aufrichtig wegen des thörichten Lebens des genialen Menschen, der zwecklos von einem Tag in den andern hineinlebte, nichts arbeitete und sein Dasein mit den

*) Biographie d'Alfred de Musset, sa vie et ses œuvres par Paul de Musset. Paris 1877. G. Charpentier und Alphonse Lemerre.

Digitized by Google

überflüssigsten Dingen ausfüllte. Sie sprach eines Tages mit Paul darüber und bat ihn, er möge doch Alfred ernsthaft in's Gewissen reden; aber Paul erklärte, daß alle seine Bemühungen vergebliche gewesen seien und daß er sich gar keinen Erfolg versprechen könne. „Nun," sagte Frau Jaubert, „so werde ich mein Heil versuchen."

Paul de Musset erzählt nun weiter: „Sie theilte mir also ihren Plan mit, was sie ihm sagen wolle, die Gründe, die sie anzuführen beabsichtigte, und sie that dies mit einer solcher Einsicht und in so glücklichen Ausdrücken, daß ich davon ganz überrascht war. Voller Hoffnung zog ich mich zurück und bewunderte, wie sehr uns die Frauen an Beredtsamkeit und sogar an Logik überlegen sind, wenn das Herz sie treibt. Ein kleines Briefchen wurde in den Kasten geworfen, in dem Alfred de Musset aufgefordert wurde, sich mit der „marraine" einmal auszusprechen, die zur bestimmten Stunde nur für ihn zu Hause sein werde. Am Dienstag, 13. August 1844, folgte Alfred de Musset nach dem Diner dieser Einladung. Die Unterredung währte bis Mitternacht. Inzwischen hatte ich eine Reise angetreten, hatte zuerst die Vogesen durchstreift, Baden besucht, und war dann mit Freunden in die Schweiz gegangen. Ich trennte mich in Constanz von ihnen und begab mich nach Venedig. Als ich im November nach Paris zurückkam, fragte ich die „marraine", wie die Zusammenkunft damals verlaufen sei. „Sprechen Sie mir nicht davon," entgegnete sie mit bewegter Stimme. „Ich habe unserm lieben Damis — so nannte sie Alfred de Musset — viel Leid zugefügt. Ich habe auch mir selbst sehr wehe gethan. Ich kann Ihnen nicht wiederholen, was er mir gesagt hat. Das übersteigt meine Kräfte. Aber erfahren sollen Sie, daß er mich auf allen Punkten geschlagen, daß er tausendmal Recht hat, daß sein Stillschweigen, sein Kummer, seine Verachtung nur zu begründet sind, daß er diejenigen, die sich herausnehmen, ihn zu tadeln oder zu beklagen, niederzuschmettern vermag, und daß früher oder später seine unendliche Ueberlegenheit von aller Welt anerkannt werden wird. Ueberlassen wir der Zeit das Uebrige. Spielen wir nicht mit dem Feuer, denn im Vergleich zu ihm sind wir Kinder. Nachdem mich der arme Mensch verlassen hatte, schrieb er ein Sonett, das er mir am andern Morgen in aller Frühe zusandte, und über das ich bittre Thränen vergossen habe. Er wollte mir zeigen, was er noch fertig zu bringen im Stande sei, als ob ich je an ihm gezweifelt hätte! Ich habe dies Gedicht aufgehoben; eines Tages wird es vielleicht veröffentlicht werden, und dann wird der Abend vom 13. August kein verlorner sein."

„Ich wünschte das Sonett zu sehen; aber die „marraine" wollte mir die Lecture nicht gestatten. Sie lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Dreizehn Jahre darauf nach dem Tode meines Bruders gab sie mir das eigenhändig geschriebene Gedicht. Es lautet so:

„Daß ein Tropf mich verleumdet, ist mir gleichgültig. Mögen unter dem falschen Schein einer oberflächlichen Theilnahme dieselben Leute, denen ich gestern noch die Hand gedrückt habe, mich heute als einen Trunkenbold und Wüstling verschreien — sie sind ja weniger meine Freunde, als das Glas Wein, das auf eine Viertelstunde mein Elend betäubt! Aber Du, die meine Seele kennt, der ich nichts verschwiegen habe, nicht einmal meinen Kummer, darfst Du gegen mich eine solche Ungerechtigkeit verüben, und hast Du mich so schnell und so völlig vergessen? Ach, mach aus dem, was nur ein Unglück ist, kein Laster! Und laß in das Glas, in dem ich meinen Jammer zu ertränken suche, lieber einige Thränen des Mitleids fallen, die Deine Freundschaft alten Erinnerungen schuldig sein sollte."

Aus diesem Gedicht ist ganz ersichtlich, daß es sich nicht blos, wie Paul de Musset es andeutet, in der Unterredung mit Madame Jaubert um die Trägheit des Dichters gehandelt habe; offenbar hat es die Freundin für ihre Pflicht gehalten, Alfred de Musset ernsthafte Vorwürfe wegen seiner angequälten Trunksucht zu machen. Daß der unglückliche Dichter die weichherzige Freundin geschlagen, das ist leicht zu begreifen. Man kann sich ganz genau vorstellen, wie jener Abend verlaufen ist. Musset hat ihr sein Leid geklagt, hat sich als den Unglücklichsten der Lebenden hingestellt und der Freundin gesagt, daß es für ihn nur eine Rettung gebe: seinen Schmerz, da er nicht heilbar sei, zu betäuben; und ein solches Argument entwaffnet eine liebende Freundin immer. Aber Recht hat er deshalb doch nicht, wie Paul es glauben machen will.

Ueber das Verhältniß Alfred de Mussets zu George Sand beschränkt sich der Biograph auf wenige Andeutungen. Er erzählt auf Seite 118:

„Im August 1833 traf Alfred de Musset zum ersten Mal eine Person, die auf sein Leben einen beträchtlichen Einfluß ausüben sollte und in seinem Schaffen tiefe Spuren zurückgelassen hat. Es war bei einem großen Diner, welches zu Ehren der Mitarbeiter an der „Revue des deux Mondes" im Restaurant der „Frères Provençaux" veranstaltet wurde. Die Gäste waren zahlreich und unter diesen befand sich nur eine Frau. Alfred ward ihr Tischnachbar. Sie lud ihn einfach und gemüthlich ein, sie doch gelegentlich zu besuchen. Er machte ihr zwei oder drei Besuche in Zwischenräumen von acht Tagen, ging dann häufiger hin und wich schließlich nicht von ihrer Seite."

Der Biograph erzählt nun einige ganz gleichgültige Geschichten, harmlose Anekdoten, die durchaus nicht den Ernst des Verhältnisses mit der ungenannten Dame, mit George Sand, errathen lassen. Auf Seite 126 berichtet er, daß Alfred mit dieser Ungenannten nach Italien zu reisen beabsichtigt habe. Frau de Musset, Alfreds Mutter, bat ihren Sohn herzlichst, auf diesen Plan zu verzichten: „Ich werde niemals meine Zustimmung zu dieser Reise geben, die ich für gefährlich und verhängnißvoll halte. Ich weiß, daß mein Widerstand überflüssig ist, und daß Du doch abreisen wirst; aber dies wird nur gegen meinen Willen geschehen." Darauf gab Musset seiner Mutter das Versprechen, nicht abzureisen. „Beruhige Dich! Wenn Eine weinen muß, so sollst Du es wenigstens nicht sein." Mit diesen Worten verabschiedete er sich von seiner Mutter und machte die Vorbereitungen, die er zur Reise getroffen hatte, wieder rückgängig. An demselben Abend um 9 Uhr wurde bei Frau de Musset eine Dame gemeldet, die unten im Wagen auf sie warte und dringlich mit ihr zu sprechen habe. Frau de Musset begab sich in Begleitung eines Dieners zu ihr. Die unbekannte Dame nannte sich (Paul de Musset nennt sie wieder nicht). Sie beschwor die trostlose Mutter, ihr den Sohn anzuvertrauen; sie werde ihn hegen und pflegen wie eine zweite Mutter. Sie überbot dieses Versprechen durch heilige Schwüre; sie wandte alle ihre Beredtsamkeit an, und diese muß groß gewesen sein, denn sie gelangte zu ihrem Ziele. In einem Augenblicke tiefer Bewegung wurde die Einwilligung zur Reise der Mutter entrissen und trotz Alfreds Versprechen war es die Mutter, welche weinte.

„An einem nebligen traurigen Abend brachte ich die Reisenden zur Post. Das Geheimniß dieser Reise ist heutzutage ein Allerweltsgeheimniß und alle Welt weiß, daß die Komödie ein Drama ist. Ich will dieses Drama nicht wiederberichten; ich will nur einige Einzelheiten erzählen, die aus einer Entfernung von dreihundert Meilen an mich gelangt sind und die ich auch dann erfahren haben würde, wenn ich keine vertraulichen Mittheilungen empfangen hätte."

Paul de Musset hält leider Wort. Er sagt nichts Neues, er wiederholt nicht einmal das Bekannte. Das einzige noch nicht veröffentlichte Detail ist der Name des Arztes, mit dem George Sand in Venedig ein neues Verhältniß anknüpfte. Dieser Doctor, der in dem George Sand'schen Roman „Elle et Lui" „Palmer" und in dem Paul de Mussets „Lui et Elle" „Palmeriello" genannt wird, heißt Pagello. Darauf wird in aller Kürze erzählt, daß Musset krank aus Italien heimkehrt und sich Monate lang in sein Zimmer verschließt. Dann heißt es auf Seite 230:

„Als man in Paris erfuhr, daß Alfred de Musset ohne seine Reisebegleiterin zurückgekehrt sei, wurden allerhand Vermuthungen aufgestellt und Fabeln erdichtet, die weit von der

Digitized by Google

Wahrheit entfernt sind. Alfred hörte von dem Geschwätz und nahm jede Gelegenheit wahr, um Alles das in Abrede zu stellen, was der Person, die er in Venedig zurückgelassen hatte, hätte schaden können. Er that, was seine Pflicht als anständiger Mensch ihm gebot; aber er konnte doch nicht die Traurigkeit und Zerrüttung auf seinem Gesicht verbergen, und wider seinen Willen verbreiteten sich gehässige Gerüchte. Um einen Einblick in seine Seele zu gewinnen, muß man hören, was er selbst darüber gesagt hat. Nach fünf Jahren, im Jahre 1839, schrieb er Folgendes:

„Ich glaubte zunächst über meine Verlassenheit weder Bedauern noch Schmerz zu empfinden. Mit Stolz entfernte ich mich; aber kaum blickte ich um mich, so sah ich nur eine Wüste vor mir. Ein unerwartetes Leiden ergriff mich; mir war, als ob alle meine Gedanken wie trockne Blätter abfielen, während ein unbestimmtes, unbekanntes Gefühl, etwas unsäglich Trauriges und Weiches in meiner Seele sich aufbäumte. Als ich sah, daß ich nicht mehr gegen meinen Schmerz ankämpfen konnte, gab ich mich ihm verzweiflungsvoll hin. Ich brach mit allen meinen Gewohnheiten, ich schloß mich in mein Zimmer ein, und vier Monate lang weinte ich unablässig. Ich sah keinen Menschen, und meine einzige Zerstreuung war eine Schachpartie, die ich mechanisch jeden Abend spielte.

Allmählich beruhigte sich der Schmerz, die Thränen versiegten, die Schlaflosigkeit hörte auf. Ich lernte die Schwermuth kennen und gewann sie lieb. Als ich ruhiger geworden war, warf ich einen Rückblick auf Alles, was ich verlassen hatte. Bei dem ersten Buche, das mir wieder in die Hand fiel, merkte ich, daß Alles anders geworden war. Die ganze Vergangenheit hatte aufgehört, oder wenigstens nichts in der Gegenwart glich der Vergangenheit. Ein altes Bild, eine Tragödie, die ich auswendig kannte, ein hundertmal abgeleiertes altes Lied, eine Unterredung mit einem Freunde — Alles war mir in seiner Neuheit überraschend. Sie waren nicht mehr für mich das, was sie nach dem herkömmlichen Begriff früher mir gewesen waren. Ich begriff damals zuerst, was es heißt: „erfahren sein", und machte die Wahrnehmung, daß der Schmerz uns die Wahrheit lehrt.

Es war ein schöner Augenblick in meinem Leben und ich verweile mit Vergnügen dabei. Ja, es war ein schöner, wenn auch ein schwerer Augenblick. Ich habe Dir die Einzelheiten meiner Liebes- und Leidensgeschichte nicht erzählt; wollte ich diese Geschichte niederschreiben, nun, sie würde vielleicht so gut wie eine andere; aber wozu? Meine Geliebte war braun, sie hatte große Augen, ich liebte sie, sie hat mich verlassen, ich habe gelitten und vier Monate geweint. Ist das nicht genügend?

Ich hatte sofort bemerkt, daß in mir eine Umwandlung vorging; aber diese war weit davon entfernt, sich gänzlich vollzogen zu haben. Man wird nicht Mann von einem Tage zum andern. Zunächst stürzte ich mich in eine lächerliche Exaltation. Ich schrieb Briefe in Rousseau'scher Manier. Ich will darauf nicht weiter eingehen. Mein beweglicher und wißbegieriger Geist zittert immer wie die Nadel des Compasses; aber was schadet das, wenn der Pol gefunden ist? Lange Zeit hatte ich geträumt, jetzt begann ich zu denken. Ich versuchte so viel wie möglich zu schweigen. Ich trat auf's Neue in die Welt; ich mußte Alles mit neuen Augen ansehen, Alles auf's Neue erlernen.

Wenn man leidet ist man verwöhnt, und es ist keine Kleinigkeit, dem Kummer zu behagen. Ich begann also wie der Pfarrer im Cervantes damit, meine Bibliothek zu räumen und zu reinigen, und warf die Bücher, die ich früher geliebt hatte, auf den Boden. Ich hatte in meinem Zimmer eine große Anzahl von Steindrucken und Stichen, von denen mir jetzt das Beste abscheulich vorkam. Um mich dessen zu entledigen, brauchte ich nicht erst auf den Boden zu klettern; ich warf sie einfach in's Feuer. Nach den gebrachten Opfern überzählte ich, was mir geblieben war. Es war keine große Arbeit; aber das Wenige, das ich aufbewahrt hatte, flößte mir einen gewissen Respect ein. Mein leerer Bücherständer war mir unangenehm; ich kaufte einen andern, der ungefähr drei Fuß breit war und nur drei Bretter hatte; darauf stellte ich bedächtig und mit Ueberlegung eine kleine Zahl von Bänden auf. Die Bilderrahmen blieben lange leer; erst nach einem halben Jahre füllten sie sich allmählich mit Bildern nach meinem Geschmacke, meistens mit alten Stichen nach Rafael und Michel Angelo."

Dieser Auszug aus einem bisher nicht veröffentlichten Werke Alfred de Mussets ist wohl die werthvollste Seite in der Biographie. Paul wiederholt noch einen charakteristischen Ausspruch seines Bruders, der das sonst nicht sehr inhaltsreiche Kapitel über die Beziehungen zur Sand abschließt:

„Zwanzig Jahre nach der venetianischen Reise kam eines Tages im Salon unserer Mutter das Gespräch auf die Ehescheidung. Da sagte Alfred in Gegenwart mehrerer Personen, die es nicht vergessen haben: „Die Ehegesetze sind gar nicht so schlecht. In meiner Jugend hat es Augenblicke gegeben, in denen ich willigen Herzens zehn Jahre meines Lebens für die gesetzliche Anerkennung der Ehescheidung geopfert hätte, um eine Frau heirathen zu können, die in unglücklicher Ehe lebte. Wäre damals mein Wunsch erhört worden, so hätte ich mir sechs Monate später eine Kugel durch den Kopf gejagt!"

Zu dem Werthvollsten, was die Biographie bringt, gehören die wenigen Seiten über Mussets Tod, über den bis jetzt noch nichts Authentisches veröffentlicht worden ist. Paul de Musset schreibt darüber:

„Am 1. Mai (1857), 7 Uhr Morgens, fand eine Consultation der Aerzte statt. Beide versicherten mich, daß noch keine Gefahr sei, und beide versprachen am andern Morgen in aller Frühe wiederzukommen. Der Tag hatte keinen ungünstigen Verlauf. Der Kranke, der alle ärztlichen Vorschriften jetzt mit großer Sorgfalt befolgte, fühlte sich sichtlich erleichtert. Am Abend machte er sich wegen seines Gehorsams Complimente. „Die Ruhe ist doch etwas zu Schönes," sagte er. „Man hat sehr Unrecht, vor dem Tod zu erschrecken, der ja nichts Anderes ist als der höchste Ausdruck der Ruhe." Seine Stimmung war vortrefflich. Er plante allerlei, unter Anderem auch eine Reise nach Havre; aber da er immer etwas haben mußte, was ihn quälte, so klagte er darüber, daß er auf den Vorschlag seines Verlegers nicht eingegangen sei, der ihm gegen Ueberlassung seiner sämmtlichen Werke für alle Zeiten und für alle Länder eine Lebensrente von 2400 Francs geboten hatte. Es gelang mir, ihn ohne Mühe davon zu überzeugen, es sei gar nicht bedauerlich, daß das schöne Geschäft nicht zu Stande gekommen sei. Mit einer außerordentlichen Theilnahme erkundigte er sich nach meinen Arbeiten und darauf gedachte er nach und nach aller Personen, die er lieb hatte, als ob er eine Heerschau über seine Lieben abhalten wolle. Seine Fragen wurden immer häufiger; das engelhafte Gesicht der Schwester Marcelline (Marcelline war eine Nonne, die Musset in einer schweren Krankheit gepflegt hatte) tauchte in seiner Erinnerung auf und lächelte ihm zu. Wir sprachen noch gemüthlich mit einander um 1 Uhr Nachts, als ich sah, wie er sich plötzlich aufrichtete, die rechte Hand auf die Brust legte und die Stelle suchte, wo das Herz schlägt, als ob er da eine ungewöhnliche Störung verspürte. Sein Gesicht nahm einen seltsamen Ausdruck von Befremdung und Aufmerksamkeit an; seine Augen öffneten sich übermäßig. Ich fragte ihn, ob er leide. Er gab mir ein verneinendes Zeichen. Auf meine andere Frage antwortete er mir, indem er den Kopf auf das Kissen legte, nur mit den Worten: „Schlafen! . . . Endlich werde ich schlafen! . . ." Da die Schlaflosigkeit immer sein unversöhnlichster Feind gewesen war, so faßte ich dieses Ruhebedürfniß als eine günstige Krisis auf; es war der Tod. Er schloß die Augen, um sie nicht wieder zu öffnen. Sein ruhiger und regelmäßiger Athem erlosch allmählich. Er hauchte den letzten Seufzer aus ohne eine Bewegung zu machen, ohne Zuckung, ohne Verzerrung. Der Tod, den er so sehnlich herbeigewünscht, trat an ihn heran wie ein Freund in der Gestalt des Schlummers; eine Herzerweiterung hatte ihn herbeigeführt. Hatte er das Bewußtsein von seinem Ende? Ich weiß es nicht. Vielleicht hat er mir den tiefen Schmerz des letzten Lebewohls ersparen wollen; vielleicht hat aber auch die Ermattung des Lebens, das Gefühl der Befreiung und die süße Gewalt des Schlafes ihm nicht die Kraft gelassen, dieses letzte Lebewohl auszusprechen. Als der erste Morgenschimmer auf sein Gesicht fiel, breitete sich eine übermenschliche Schönheit über seine Züge, als ob alle großen Gedanken, denen sein Genius einen unvergänglichen Ausdruck gegeben, sich zur Wiederkehr vereint hätten, um einen Strahlenkranz um ihn zu winden. Diejenigen, die ihn pflegten, konnten an den uner-

Digitized by Google

warteten Tod gar nicht glauben. „Es ist unmöglich," sagte man mir, „er schläft, er wird wieder erwachen." Ich drückte meine Lippen auf seine Stirn; sie war kalt wie Marmor."

Man sieht schon aus diesen Mittheilungen, daß das Werk Paul de Mussets nach vielen Richtungen hin ein bedeutendes Interesse hat. Es ist kein Lebensbild in einem große Zuge; aber es sind viele kleine merkwürdige Züge, aus denen man sich das Bild des Dichters selbst machen kann. Wenn auch gegen dieses Werk berechtigte Einwendungen erhoben werden müssen; wenn man es beklagen darf, daß der Biograph die Theilnahme für den Dichter durch allerlei Kleinigkeitskram verzettelt und nicht den Muth gehabt hat, über die entscheidenden Ereignisse im Leben Alfreds die volle Wahrheit zu sagen, so ist die Biographie dennoch ein werthvolles Buch mit vortrefflichem Material. Der Kritik hat sich Paul de Musset gänzlich enthalten; aber sehr erfreulich sind die Angaben über die Entstehungsgeschichte vieler Musset'schen Dichtungen. Auf Grund dieser Biographie wird jetzt ein literarisch gebildeter Franzose, der nicht durch verwandtschaftliche Gefühle befangen ist und das Leben und Wirken Alfred de Mussets objectiv beurtheilen kann, nun endlich eine getreue und bedeutende Schilderung dieses liebenswürdigen, großen und unglücklichen Poeten geben können.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Börse hat während der letzten Wochen wieder viel Anfechtungen zu erleiden gehabt. Man warf ihr Leichtgläubigkeit vor, als folge sie jedem Windzuge, lasse sich vom Optimismus bethören und falle dann wieder einer unnöthigen Desperation anheim. Man vergaß, daß die Presse der Finanzwelt mit gutem oder bösem Beispiel, wie man will, vorangegangen ist. Die Darstellung der Tagesgeschichte erlitt die unglaublichsten Schwankungen, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß es den leitenden und entscheidenden Staatsmännern nicht besser ergangen ist. Rußland wußte selbst längere Zeit nicht was es wollte. Nicht etwa nur die Aeußerungen seiner officiösen Presse, die ja für das Wenden und Drehen eingerichtet und gegründet ist, sondern auch die Mittheilungen seiner amtlichen Vertreter — von Ignatieff ganz abgesehen — nach deren Conversationen mit den Herren Collegen zu urtheilen, boten unausgesetzte Widersprüche in reicher Fülle dar. Gerade die Orientfrage jedoch hatte stets einen seltsamen Zusammenhang mit dem Stand der Papiere gehabt und zwar aus unvergeßlichen Gründen. Die antitürkische und in Folge dessen russenfreundliche Stimmung, wie sie vielfach in Europa und selbst in gewissen Kreisen Englands sich seit bald zwei Jahren gebildet hat, wurde nämlich durch den türkischen Bankerott großentheils veranlaßt. Wer sein Geld toller Weise in ottomanischen Papieren zu mindestens acht Procent angelegt hatte, der mußte eine unwiderstehliche Sympathie für die Leiden der christlichen Unterthanen des Sultans sowie deren moskowitischen Schutzengel empfinden, seit die Türkei die Zahlung der Zinsen suspendirt hat und es selbst mit dem Capital windig aussieht. Man erzählt, ein von dem türkischen Krach seiner Zeit hart betroffener Banquier habe vor einigen Tagen mißmuthig geklagt, er begreife nicht, wie so viel unnütze Zeit an die Lösung der orientalischen Frage verschwendet werde, es gebe doch ein sehr einfaches Mittel der Hülfe. Die Türkei solle Frieden mit Montenegro schließen, alsdann abrüsten und das Geld, welches sie für die unzulängliche und einer Niederlage gewärtige Armee zum Fenster hinauswerfe, lieber zur Einlösung der rückständigen Coupons verwenden. Dann werde ihr bald wieder die öffentliche Meinung in der ganzen Welt zufallen und Rußland werde ihr nichts zu Leide thun dürfen. Damit hat der brave Mann ohne Zweifel den Nagel auf den Kopf getroffen. Jedenfalls wußte Ignatieff, was er that, als er seiner Zeit dem Sultan Abdul Aziz sagte, die Türkei quäle sich unnütz in finanziellen Nöthen. Wenn sie Verwaltung und Armee mit den zurückgehaltenen Zinsen bezahle, werde sie sich bald erholen. Die Machthaber in Stambul liehen dem bösen Rath ein williges Ohr und die Türkei wird die Folgen bis an ihr selig Ende spüren. Rußland hat mit der Ernennung Ignatieffs zum Botschafter in Constantinopel vor Jahr und Tag einen Meistercoup ausgeführt. Der Chef der Panslavisten liirte sich in enger Freundschaft mit dem Herrscher aller Gläubigen sowie dem Großvezier, dem seitdem sogenannten Mahmudoff, und führte die Türkei an treuer Hand und unter einem unversiegbaren Schwall von Worten ihrem Ruin entgegen. So konnte Ignatieff auch gleichmüthig hinnehmen, was die Zeitungen von seinem Fiasco auf der neulichen Rundreise, in allen Zungen zu erzählen wußten. Er hat wieder erschrecklich viel durch einander gesprochen. Die Stunde der Abrechnung wird aber auch einmal für Rußland kommen. Es steht nur zu hoffen, daß, gleichviel was aus dem Orient werden mag, die von innerem Mißtrauen und der Furcht vor allerlei Treulosigkeiten getragene Zärtlichkeit Deutschlands für den Alliirten an der Newa uns nicht zum bitteren Schaden ausschlage, und die unausbleibliche Auseinandersetzung in naher oder ferner Zeit die Russenfreunde jedes beschönigende Wort, das sie über einen gewissen Bund gesprochen und geschrieben, nicht schwer bereuen lasse. Sollte aber Rußland Frieden halten, wollen wir jedem Angriff auf seine Politik für eine gewisse Zeit gern entsagen und, wenn Ignatieff wieder nach Berlin kommt, ihm eine Anerkennung zollen, die selbst sein unbewegliches Diplomatenherz überraschen dürfte.

* * *

Friedrich Chopin.

Soeben erschien in der Hofmusikhandlung von Ries in Dresden: Friedrich Chopin; sein Leben, seine Werke und Briefe von Moritz Karasowski. — Dies sich leicht und angenehm lesende Buch liefert in zwei Bänden höchst vorzügliche Beiträge zur Charakteristik des Menschen und Künstlers Chopin. Die hochromantische, duftige, ja ich möchte sagen weibliche und von allen Grazien angehauchte Grundstimmung der Tondichtungen des liebenswürdigen und zu früh verstorbenen Meisters spiegelt sich in überraschender Weise in den vielen in die Biographie eingestreuten und größtentheils zum ersten Mal gedruckten Briefen Chopins. Der Verfasser der vorliegenden Biographie, der nicht nur ein Landsmann Chopins ist, sondern auch mit dessen ganzer Familie und Freundeskreis in lebhaften persönlichen Relationen gestanden hat und noch steht, trägt überdies in sehr dankenswerther Weise dazu bei, vieles nur Anekdotenhafte oder von falschen Voraussetzungen aus über Chopin Verbreitete, klar und in das rechte Licht zu stellen. So wird namentlich manches von Franz Liszt früher über Chopin Veröffentlichte berichtigt und das Verhältniß des jugendlichen Meisters zu George Sand als ein solches geschildert, das uns mehr Anlaß gibt Chopin zu beklagen, als zu verurtheilen, während die berühmte Dichterin eine weniger günstige Rolle darin spielt. Sie stellt sich, soweit es sich um ihre Beziehungen zu Chopin handelt, leider als eine ziemlich herzlose und zugleich eitle Egoistin dar. Sehr erfreulich ist es, aus Karasowskis Buch zu erfahren, daß es Deutschland und deutsche Meister gewesen, die Chopin zuerst eine warme und rückhaltslose Anerkennung zu Theil werden ließen. Und zwar waren es hier vor allen Anderen Robert Schumann und Felix Mendelssohn, die den polnischen Tondichter auf den Platz stellten, der ihm gebührt. Wie sehr seinerseits Chopin wiederum das Höchste zu würdigen wußte, was deutsche Tonkunst hervorgebracht, geht, außer aus seiner Don Juan-Phantasie (wie man seine Variationen über La ci darem la mano wohl nennen darf) auch aus dem Wunsche hervor, den er, zum Tode erkrankt, aussprach, daß man ihm Mozarts Requiem nachsingen möge. Daß Chopin auch ein guter Pole war, kann Niemand überraschen, der in den Geist seiner Tondichtungen eingedrungen; es geht durch einen großen Theil derselben eine wehmüthige, schmerzliche Klage, die den tragischen Geschicken seiner Nation gilt, und auch da, wo der Tondichter heiter und glücklich erscheint, namentlich in den Polonaisen und Mazurkas, knüpfen seine Motive vielfach an polnisches Volksthum und dessen charakteristische Melodien an. Jedem Kunstfreunde sei das, auch durch die darin vielfach enthaltenen Acten zu Chopins Leben wichtige Buch empfohlen.

Emil Naumann.

* * *

In der nächsten Nummer bringen wir einen längeren Aufsatz: Mosenthal, ein Stammbuchblatt, von Franz Dingelstedt.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag v. **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Deutsche Träume, deutsche Siege.
1848—1871.
Gesammelte vaterländische Dichtungen
von
Georg von Oertzen.
gr. 8. broch. 4 M. geb. 5 M.
Ein Zug prophetischer Frendigkeit bei hohem patriotischem und sittlichem Ernste ist das bezeichnende Merkmal dieser ebenso formenschönen als kraftvollen Gesänge, deren bekannter Verfasser durch dreiundzwanzig Jahre die ringende und endlich sieghafte Entwickelung der Geschicke unseres Vaterlandes theils selbsthandelnd miterleben durfte, theils als nächster Augenzeuge.

Alfred Meißner's
neuester Roman „Feindliche Pole" erscheint **Mitte des nächsten Monats** im täglichen Feuilleton des
„Berliner Tageblatt".
Es ist dies nach langer Zeit das erste Werk des berühmten Verfassers, welches wieder seinen Inhalt aus der Gegenwart schöpft und ein bewegtes, farbenreiches Bild des modernen Lebens bietet.

Soeben erschienen:
Gedichte
von
Richard Leander.
Inhalt: Altes und Neues Nr. 1—30. Kleine Lieder Nr. 1—19. Aus der Burschenzeit Nr. 1—12. Auf klassischem Boden Nr. 1—13. Vermischte Gedichte Nr. 1—25.
In reichverziertem Calicobande. Preis 4 M.

Träumereien an französischen Kaminen.
Märchen von Richard Leander.
In reichverziertem Calicobande. Preis 3 M.
Achte vermehrte Auflage.
Kölnische Zeitung: „Ein so liebes, allerliebstes Büchelchen ist uns lange nicht zu Händen gekommen. Zwanzig Märchen, eins immer schöner als das andere."
Daheim: „Die Märchen von Richard Leander sind so **urdeutsch**, so naiv und anmuthig, so ergötzlich für große und kleine Kinder, daß man zuweilen glaubt, die alte **„Märchenfrau"** sei wieder erstanden, die einst den Gebrüdern **Grimm** den alten Märchenschatz unseres Volkes heben half."
Leipzig, März 1877.
Breitkopf & Härtel.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:
Panthea. Ein morgenländisches Gedicht in drei Gesängen von **Ferdinand Bender.** 16. eleg. brosch. 2 M.
Vom gleichen Verfasser erschien früher:
Redlev. Eine poetische Erzählung. 16. eleg. brosch. 1 M. 25 Pf.

Heinr. Lemcke
in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**
Fabrik und grösstes Lager feiner und hochfeiner sowie selbst direct importirter
Havanna- etc. Cigarren
im Preise von **36 bis 1000 M.** pro Mille.
Zollfreie Lieferung für das Deutsche Reich von 1/10 Kisten an. — Preis-Courante gratis.

Im Verlage von **Julius Hainauer**, Königl. Hof-Musikalienhandlung in **Breslau**, ist soeben erschienen:
Drei Lieder
für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte
von
Moritz Moszkowski.
Op. 13. Preis 2 M.
Inhalt: 1) **Bitte** (Nicolaus Lenau), 2) **Und wüssten's die Blumen** (Heinrich Heine), 3) **Mädchenaug! Mädchenaug!** (Julius Wolff).

Moritz Moszkowski,
Op. 2. **Albumblatt** für Piano zu 2 Händen . 1,50
— — Op. 4. **Caprice** für Pianoforte zu 2 Händen . . . 2,00
— — Op. 5. **Hommage à Schumann.** Fantaisie pour le Piano à 2 ms. 2,50
— — Op. 7. **Trois moments musicaux** pour le Piano à 2 ms. . . . 3,50
— — Op. 9. **Zwei Lieder** für Sopran mit Begleitung des Pianoforte (Die Verlassene — Schlaflied) . . . 2,00
— — Op. 10. **Skizzen.** Vier kleine Stücke für Piano zu 2 Händen . . . 2,25
— — Op. 11. **Drei Stücke** für Pianoforte **zu 4 Händen**
Nr. 1. **Polonaise** . . . 2,00
Nr. 2. **Walzer** . . . 2,50
Nr. 3. **Ungarischer Tanz** . . . 2,00

10. Der große Zoolog und Darwinianer Professor Dr. **Ernst Häckel** in Jena über die neue Auflage von **Brehms Thierleben** (Bibliographisches Institut in Leipzig): „Die neue Auflage von „Brehms Thierleben" steht in der zoologischen Literatur bis jetzt einzig da, sowohl in Bezug auf den Text als auf die zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt. Letztere sind zum größten Theile sehr gut, zum Theile unübertrefflich und zeichnen sich ebenso sehr durch Naturtreue und lebendige Auffassung des Thiercharakters wie durch die künstlerische, geschmackvolle und elegante Ausführung aus. Der lebendig und anziehend geschriebene Text erscheint namentlich insofern werthvoll, als er wohl die vollständigste, mit Benutzung der besten Literatur bis zur Gegenwart durchgeführte Sammlung von Beobachtungen über die Lebensweise der Thiere und ihre Stellung im Naturhaushalte gibt. Dabei ist das interessante und lehrreiche Seelenleben der Thiere so vortrefflich geschildert, daß diese Quelle reichster Belehrung ebensowohl jedem Gebildeten wie vor allem dem vergleichenden Psychologen auf das wärmste empfohlen werden kann."

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin.
Bibliothek für Wissenschaft und Litteratur 8. Band.
Die Philosophie seit Kant. Von **Dr. Friedrich Harms,** ord. Prof. an der Berliner Universität. 12 M.
Eine geschichtliche und ethische Weltansicht zu gründen und auszubilden ist das Wesen und die Aufgabe der Philosophie seit Kant, welche der Verf. in meisterhafter Darstellung fasslich und klar in 4 Abschnitten darstellt: die Anfänge einer deutschen Philosophie durch Lessing, Herder und Jacobi; Grundlegung der Philosophie durch Kant; systematische Ausbildung der deutschen Philosophie durch Fichte, Schelling und Hegel; Einschränkung der absoluten Philosophie durch Schleiermacher, Herbart und Schopenhauer. So hat das Buch als Geschichte der Philosophie bis zur neuesten Zeit für jeden Gebildeten wie für den Fachmann Werth.

Bad Reinerz.
Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 13. Mai.**
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.
Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.
Soeben erschien:
Ueber die
Alttestamentlichen
Vorstellungen
vom
Zustande nach dem Tode.
Eine academische Rede
von
Bernhard Stade,
der heiligen Schrift Doctor.
80 Pf.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.
Der
Raub der Sabinerinnen.
Text von **Arthur Fitger**
für
Chor, Solostimmen und Orchester
componirt von
Georg Vierling.
Op. 50.
Vollst. Partitur. Eleg. geb. . netto 75 M.
Orchesterstimmen . . . . . netto 100 M.
Vollst. Clavierauszug. Cart. . netto 10 M.
Chorstimmen (à 2 M.) . . . netto 8 M.
Textbuch . . . . . netto 75 Pf.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110.
Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.
Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.
Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 14. April 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v.11 no.15

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten. Von Adolph Samter. I. II. — Ein Besuch bei den Cannibalen West-Afrikas. Von Oskar Lenz. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Mosenthal. Ein Stammbuchblatt von Franz Dingelstedt. I. — D. F. Strauß als Dichter. Von Julius Duboc. — **Aus der Hauptstadt:** Festvorstellung zu Gunsten der Unterstützungskassen des Vereins „Berliner Presse". Das Wintermärchen. Von Shakespeare, bearbeitet von Franz Dingelstedt. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten.

Von Adolph Samter.

I.

Zur Orientirung.

Obgleich alles Leben, das Leben der Menschheit wie des Einzelnen, ein unausgesetztes Vergehen und Entstehen in sich birgt — Alles hat den Keim des neuen Lebens und des Todes in sich — so treten die Umwandlungsprocesse erst in bestimmten Epochen erkenntlich zum Vorschein; sie zählen im Leben des Einzelnen nach Jahrzehnten, im Leben der Völker und der Menschheit nach Jahrhunderten und Jahrtausenden. Alles ist zu jeder Zeit in Umbildung begriffen; diese selbst macht sich aber erst nach kürzeren oder längeren Zeitläufen geltend, und zumal im Leben der Völker, in den gesellschaftlichen Zuständen derselben, währt es oft lange, bis die stattgehabte Umbildung in sichtliche Erscheinung tritt.

So lange Alles unverändert scheint, haben gemeinhin die Anhänger des Bestehenden das Uebergewicht, welche zähe an demselben haften, Alles für vortrefflich erklären, und die Welt, die sie um sich sehen, für die beste der Welten halten. Sobald jedoch die seit lange in Entwickelung begriffenen Umbildungen sichtlich hervorzutreten beginnen, scheinbar eine Umwälzung des Bestehenden in Aussicht steht, während die dahin zielende Bewegung, wenn auch im Stillen arbeitend, schon seit lange vorbereitet war, so treten die sogenannten revolutionären, vorwärts drängenden Elemente in den Vordergrund, sie erklären die derzeit bestehenden Gesellschaftszustände (und mit einem gewissen Rechte) dem Untergange geweiht, und knüpfen an die in Aussicht stehenden Umbildungen die weitest gehenden Hoffnungen und Forderungen. Schon aus diesem Verhalten der sich schroff gegenüberstehenden Parteien läßt sich eine beherzigenswerthe Lehre ziehen. Beide verfallen in einen scheinbar entgegengesetzten, thatsächlich in denselben Fehler, daß sie in der Gesellschaft über das Bestehende das Werdende, über das Werdende das Bestehende außer Acht setzen. Alles in der Welt ist Fortentwickelung. Unsere Gedanken mögen Sprünge machen; jedoch weder in der Natur, noch in den gesellschaftlichen Zuständen vollzieht sich etwas sprungweise. Das Bestehende gebärt Werdendes, das Werdende kann nur aus dem Bestehenden hervorgehen. Schon Demokrit sagt: „Aus Nichts wird Nichts; nichts was ist, kann vernichtet werden. Alle Veränderung ist nur Verbindung und Trennung von Theilen" (Lange, Geschichte des Materialismus). Wer den Zusammenhang des Bestehenden und Werdenden verkennt, oder auch nur außer Acht läßt, stellt sich von vornherein auf einen unhaltbaren Boden; er thut gut, von allen socialpolitischen Erörterungen sich fern zu halten.

Darüber, daß die gegenwärtige Gesellschaft vor einem deutlich hervortretenden Wendepunkt ihrer Entwickelung steht, daß wir, wie Schmoller (Geschichte der deutschen Kleingewerbe) sich ausdrückt, „mitten in einem Gährungsprocesse stehen", daß die Gesellschaft mit einer gewissen Heftigkeit nach neuen Gestaltungen ringt, sich eine neue Gesellschaftsordnung vorbereitet, herrscht keine Meinungsverschiedenheit; von den fanatischen Anhängern des Bestehenden, die nichts sehen können, oder nichts sehen wollen, kann füglicherweise Abstand genommen werden. Wer gewohnt ist, das Weltgetriebe nicht nur auf der Oberfläche zu betrachten, und bemüht ist, in die innerlich wirkenden Ursachen desselben einzudringen, wird zugestehen, daß gegenwärtig eine Zeitepoche der Menschheit im Begriff steht sich abzuspielen, und einer neuen Platz zu machen, daß andere Anschauungen an Stelle der bisher geltenden bereits getreten sind, und treten müssen, daß mit den alten Doctrinen nicht mehr auszukommen ist. Es handelt sich darum, die fürwahr seit lange schon vorbereitete und bereits deutlich hervortretende Bewegung zu erkennen, und über ihre nothwendige Fortentwickelung sich klar zu werden, die Neubildungen, die sie erfordert, in's Auge zu fassen, aber zugleich auch den Zusammenhang mit dem Bestehenden nicht außer Acht zu lassen; gleich fern sich von Utopien zu halten, die in der Gegenwart keinen Boden haben, als starr an unhaltbar gewordenen Zuständen sich zu klammern. Der Zusammenhang des Bestehenden mit dem Werdenden kann nicht durchschnitten, das Werdende darf aber nicht aus Liebe zu dem Bestehenden gehemmt werden.

„Unser Jahrhundert", sagt Gladstone, „ist die Aera der Arbeiterklasse", und fürwahr, je mehr die Cultur vorgeschritten ist, je mehr die Wissenschaft auf allen Gebieten die höchste Ausbildung erfahren und Kenntniß, Bildung und Gesittung verbreitet, je mehr die technischen Fertigkeiten ausgebildet sind, und eine Productionsthätigkeit entwickelt ist, die alles bisher für möglich Gehaltene weit überragt, kurz, je mehr die intellectuellen und materiellen Fortschritte uns mit gerechtem Stolze erfüllen — einen um so größeren Contrast zu dieser Cultur bilden die Zustände der arbeitenden Klassen. Ihnen gegenüber erbleicht die Cultur, und die unzulässige und unhaltbare Lage der weitaus großen Mehrzahl des Volkes tritt in den Vordergrund. Daß die Lage des unteren Volkes in früheren Jahrhunderten noch elender als in der Gegenwart war, macht die jetzige Lage der arbeitenden Klasse nicht weniger unerträglich. „Es ist einfach lächerlich, den Arbeiter damit zu trösten, daß seine Vorfahren

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

in Erdhöhlen gewohnt und von Eicheln gelebt haben. Jeder Mensch vergleicht sich und seine Lage mit den Durchschnittsbedingungen seiner Zeit" (Schmoller, Einige Grundfragen). Je mehr wir auf unsere Cultur stolz sind, und stolz sein können, um so weniger darf unser Blick sich nur auf die Höhe der Gesellschaft richten, und sich verschließen, wie es tief unten aussieht. Weil unsere Cultur eine so hoch ausgebildete ist, verträgt sie nicht den Contrast mit den thatsächlichen Zuständen der weitaus großen Mehrheit des Volkes, sie selbst schiebt die sociale Frage in den Vordergrund, und macht sie zur brennenden des Jahrhunderts. Zur Ehre unseres Zeitalters kann es gesagt werden, das Bestreben, der unzulässigen Lage der Arbeiterbevölkerung Abhülfe zu bereiten, ist allgemein. Niemals waltete in der Geschichte der Menschheit auch nur annähernd eine solche Arbeiterfreundlichkeit und ein solches Interesse für die unteren Schichten der Bevölkerung als in der Gegenwart. Es konnte hiervon auch keine Rede sein, so lange die Arbeit an sich verachtet war, Menschenwerth und Menschenwürde, wie wir sie heute verstehn, unbekannte Begriffe waren. Erst mit Erkenntniß derselben wurde das Unzulässige der bestehenden Arbeiterverhältnisse erkannt, dann aber auch an ihrer Besserung von allen Seiten gearbeitet. Das Selbstinteresse der bei den Arbeiterverhältnissen unmittelbar betheiligten Unternehmer mag hier und da das Bestreben, die Arbeiter besser zu stellen, abschwächen, aber es kann auch den Arbeitgebern das Zeugniß ausgestellt werden, daß im großen Ganzen, soweit es ihnen möglich ist, sie für das Wohl des Arbeiters zu wirken stets bereit sind. Ebenso herrscht in den Regierungskreisen das ernste Bestreben vor, für die Lage der arbeitenden Klassen Vorsorge zu treffen, und der Volksgeist wirft sich, vielleicht mit etwas zu großer Hast, auf „die Lösung der socialen Frage". Abgesehen von den zunächst Betheiligten, den Arbeitern und Unternehmern, und abgesehen von der Regierung und den Parlamenten, wird die sociale Frage in allen Vereinen und Versammlungen, in der Presse, der Literatur, im Theater, in den Romanen in allen Tonarten behandelt, und wird von der Wissenschaft vollauf gewürdigt. Nur Böswilligkeit kann es in Abrede stellen, daß der Lage der arbeitenden Klassen von allen Seiten das regste Interesse entgegen getragen wird.

Freilich so übereinstimmend Alle darin sind, daß die Arbeiterfrage die allergrößte Beachtung verdient, in Bezug auf die Mittel, welche in Anwendung zu bringen sind, um den arbeitenden Klassen die ihnen gebührende Stellung zu verschaffen, gehn die Ansichten himmelweit auseinander. Man kann in dieser Beziehung drei große Gruppen unterscheiden, die sich ihrerseits wieder mannigfach spalten. Die Einen glauben, daß bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der socialen Frage dieselbe unlösbar sei. Sie betrachten die socialen Mißstände, die sie bereitwillig zugeben, als sociale Nothwendigkeit, etwa wie im Alterthum die Sklaverei aufgefaßt wurde, welche selbst die weitestsehenden Geister, wie Aristoteles, als etwas Selbstverständliches, Naturgemäßes behandelten. Wir finden die pessimistische Ansicht, daß in Bezug auf die sociale Frage nichts Nachhaltiges geschehen kann, in fast allen Kreisen vertreten. Die zweite Gruppe geht mit ihrer Ansicht, die im Gegensatz zu jener als die optimistische bezeichnet werden kann, dahin, daß ihr gegenüber nichts zu geschehen braucht. Es soll Alles der natürlichen Entwickelung überlassen bleiben, die ohne besonderes Eingreifen von außen, besonders ohne Eingreifen der Staatsgewalt, die Lage der Arbeiterbevölkerung von selbst bessern wird. Der allgemeine Fortschritt kommt auch den Arbeitern zugute, und mehr als für diesen zu wirken, kann und braucht nichts zu geschehn. Hierher gehört vorzugsweise die Manchesterschule, welche das Princip des laissez faire, laissez aller auch der socialen Frage gegenüber aufrecht erhält. In naher Verbindung mit dieser Gruppe stehn auch die Männer, welche die Arbeiter lediglich auf Selbsthülfe verweisen (Schulze-Delitzsch) und die Führer der Gewerkvereine (Max Hirsch, Franz Duncker u. s. w. Sie sind zwar nicht blinde Anhänger des laissez faire, laissez aller Princips, wollen aber von der Einwirkung des Staates nichts oder so wenig als möglich wissen, und lassen diese nur im Nothfalle gelten. Die dritte Gruppe dagegen erfordert selbstredend die Mitwirkung der Arbeiter zur Hebung ihrer Lage auch, und zwar in erster Linie; hält aber weder das Princip des Gehnlassen noch die Selbsthülfe der Arbeiter für ausreichend, und verlangt die thätige und eingreifende Mitwirkung des Staates. Diese Gruppe zerfällt wiederum ihrerseits in zwei große von einander wesentlich verschiedene Abtheilungen, d. i. Diejenigen, welche mehr oder minder mit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung auskommen zu können vermeinen, und Diejenigen, welche sie schlechtweg verwerfen, und eine durchaus neue Gestaltung der Gesellschaftsordnung erfordern. Die erste Abtheilung umfaßt u. A. die Socialpolitiker (Katheder-socialisten) Nasse, Schmoller, Held, Brentano, Wagner, Scheel, Engel u. s. w., freilich mit großen Schattirungen. Brentano z. B. (Das Arbeitsverhältniß gemäß dem heutigen Recht) schließt sich den Anhängern der Selbsthülfe durch Gewerkvereine enge an, und will an der Gesellschaftsordnung speciell an der Eigenthumsordnung nichts geändert wissen; andere dagegen wie Wagner (Allgemeine Volkswirthschaftslehre), Scheel (Erbschaftssteuern und Erbrechtsreform), ich selbst (Gesellschaftliches und privates Eigenthum) fordern nicht nur die Staatsthätigkeit in wesentlich höherem Grade heraus, sondern halten, ohne die alte Gesellschaftsordnung aufheben zu wollen, auch eine theilweise Anbahnung einer neuen Gesellschaftsordnung für unerläßlich; im abgeschwächten Grade auch Schmoller (Einige Grundfragen). Die zweite Abtheilung umfaßt die Socialdemokraten, welche die gesammte Productionsweise der Gegenwart verwerfen, und durchweg eine neue Gesellschaftsordnung erstreben. Zugleich unterscheiden sich die Socialdemokraten sehr merklich von den Socialpolitikern dadurch, auch von denen, die in ihrer Auffassung der gegenwärtig bestehenden und der zu erstrebenden Gesellschaftsordnung gleichsam auf der äußersten Linken stehn, daß sie durchaus andere Wege wandeln, durchaus andere Mittel in Anwendung bringen wollen. — So hebt sich die socialdemokratische Partei sehr merklich von den anderen socialen Parteien ab, die hier selbstverständlich keineswegs erschöpfend, es sei hier nur noch besonders Lange, Schäffle, Dühring erwähnt, und nur in den allgemeinsten Umrissen skizzirt werden konnten, gerade hinreichend, um die schärfsten hervortretenden Unterschiede hervorzuheben, und die bemerkenswerthesten Standpunkte zu bezeichnen, welchen man der socialen Frage gegenüber begegnet.

Es soll der Versuch gemacht werden, die socialistischen Irrthümer nachzuweisen, und die berechtigten Forderungen des Socialismus zu begründen.

II.

Sociale Gleichheit.

Als Grundirrthum der socialdemokratischen Partei, welcher sie in falsche Bahnen treibt und sie ein trügerisches Ziel verfolgen läßt, muß bezeichnet werden, daß sie die sociale Gleichheit erreichbar hält, und diese als Zielpunkt ihres Strebens nehmen zu müssen vermeint. Im Programm der socialistischen Arbeiterpartei, festgestellt am 23.—26. Mai 1875 in Gotha, heißt es wörtlich: „Die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands erstrebt die Beseitigung aller socialen und politischen Ungleichheit." Sie knüpft hiermit unmittelbar an die declaration des droits von 1793 an, deren dritter Artikel lautet: Tous les hommes sont égaux par la nature et par la loi, welchen Grundsatz schon Voltaire ausgesprochen, tous les hommes sont nés égaux. Dieser Satz ist in seiner Allgemeinheit kaum mehr als eine inhaltslose, wenn auch wegen der Folgerungen, die man aus ihm gezogen hat, gefährliche Phrase. L. Stein (Sociale Geschichte der französischen Revolution) hat den Nachweis geliefert, daß die in den Menschenrechten stipulirte Gleichheit „ein Schein, keine Wirklichkeit" war, und als ihre Vertheidiger dieses erkannten, „da ergrimmten sie. Frankreichs Gesellschaft wurde in Blut gehüllt; anstatt die niedere Klasse zu der höheren zu er-

Digitized by Google

heben und dadurch jene Gleichheit zu begründen, wollten sie die höhere Klasse vernichten".

Sicherlich treten die Individuen, welche die Gesellschaft bilden, zunächst als gleichgeartete Wesen, als Menschen auf, aber diese Gleichartigkeit birgt die weitest gehenden Unterschiede in sich. Die Individuen treten uns sehr unterschieden gegenüber, ungleichartig in ihrer Körperbeschaffenheit, in ihrer geistigen Befähigung, in ihrem Temperament und ihrem Charakter, sie sind, trotz ihrer Gleichartigkeit als Menschen, ungleich und demgemäß ungleichwerthig als Individuen. Und diese Ungleichheit und Ungleichwerthigkeit der verschiedenen Individuen wird für das sociale Leben von ebenso fundamentaler Bedeutung wie ihre Gleichartigkeit als Menschen. Die zu Tage tretenden weitreichenden Unerschiede zwischen den einzelnen Individuen führen im Gesellschaftsleben unabweisbar sowohl zu einer Verschiedenheit ihrer Pflichten wie auch ihrer Rechte. Mit dem Grundsatze von Gay (Le socialisme rationel) „l'inégalité de l'intellegence ou de la force ne constitue pas l'inégalité de droits; elle motive seulement une inégalité des devoirs. Celui qui peut plus doit plus" ist nicht auszukommen. Es muß zu einer rein formalen abstracten Gesellschaftstheorie führen, wenn man an sämmtliche untereinander verschiedene Individuen, weil sie Menschen sind, d. h. zu einer gleichen Art gehören, gleiche Anforderungen stellen, Inanspruchnahme absolut gleicher Rechte zugestehen wollte — ohne Rücksichtnahme auf ihr individuelles Können und Wollen. Es muß die Ebenbürtigkeit der Individuen als Menschen constatirt und festgehalten werden, es ist aber von vornherein ausgeschlossen, bei dieser Gleichheit stehen zu bleiben, ohne sofort auf die Verschiedenheit der Individuen, die sich aus der Gleichartigkeit der Menschen entwickelt, zu rücksichtigen, vielmehr macht sich die Ungleichheit der die Gesellschaft bildenden Individuen in so hohem Grade geltend, daß sie im gesammten Gesellschafts- und Staatsleben sich mit zwingender Gewalt hervordrängt. Man kann mit ebenso großem Recht sagen: der Staat hat von der Ungleichheit der Individuen auszugehen, wie von der Gleichheit derselben. Er hat ihre Gleichartigkeit als Menschen festzuhalten, er muß ebenmäßig ihre individuelle Verschiedenheit berücksichtigen. Jeder einseitige Ausgangspunkt erweist sich als falsch und führt, von falschen Voraussetzungen ausgehend, zu falschen Consequenzen, welche sich in der Geschichte der Menschheit nur zu oft fühlbar gemacht haben. Dieses ist auch der Fall, wenn man einseitig von dem Satze ausgeht, „alle Menschen sind gleichberechtigt, sind frei". Weder sind die Menschen unbedingt frei, sie sind bereits durch die Natur in den Kreis ihres Organismus gebannt, mithin im hohen Grade abhängig von ihrer individuellen Beschaffenheit; noch sind sie unbedingt gleichberechtigt, ihre persönliche Verschiedenheit schließt die unbedingte Gleichberechtigung aus. Die Menschen sind frei, soweit ihre Natur ihnen freien Spielraum gewährt; sie sind gleichberechtigt, soweit ihre Ebenbürtigkeit als Menschen zur Sprache kommt und eine gleichmäßige Behandlung erfordert. Die Menschen werden also niemals als Sachen behandelt werden dürfen; die Gleichheit der Menschen besteht in dem gleichen Boden des Menschseins (vergleiche Hartmann Freiheit und Gleichheit, „Gegenwart" 1876, Nr. 45). Auf diesem Boden erheben sich die Unterschiede, welche die verschiedenen menschlichen Eigenschaften zu Tage fördern und das verschiedene persönliche Auftreten der Einzelnen zu Wege bringt, Unterschiede, welche die Möglichkeit einer socialen Gleichheit ausschließen. Die Beseitigung aller socialen Ungleichheiten ist ein Nebelbild; die menschliche Natur macht sie von vornherein unmöglich. Sie wäre aber auch zugleich das Ende des Menschengeschlechts. Nur der Kirchhof zeigt Gleichheit. Wo Leben ist, ist Kampf; und wo Kampf ist, ergeben sich mit Nothwendigkeit Ungleichheiten. Sie sind es, welche die Menschheit auf der Bahn des Fortschritts vorwärts treiben. Indem die im Kampfe Unterliegenden wieder vorwärts drängen, den Siegern nachstreben, schreitet die Menschheit vor. Ein Jeder ist der Menschheit in ihrer Entwickelung dienstbar, und muß es sein, welche Stellung er einnimmt. In diesem Sinne hat der Satz qui peut plus doit plus einen gesunden Sinn; aber die Consequenz, daß jede sociale Ungleichheit aufhören müsse, ist ebenso unhaltbar wie unausführbar.

Hiermit ist selbstverständlich nicht ausgedrückt, und dieses wäre der entgegengesetzte Fehler, daß jede sociale Ungleichheit zulässig sei, und man sich ihr widerstandslos zu unterwerfen habe. Die bestehenden socialen Ungleichheiten sind auf drei Grundursachen zurückzuführen. „Die erste Gruppe umfaßt die natürlichen Einflüsse. Die Natur gibt mit ungleichen Händen, sowohl Völkern wie Individuen, und hierdurch werden sich stets die Lebensbeziehungen und Lebensverhältnisse der Einzelnen verschieden gestalten. Diese Ungleichheiten, die aus ihr entspringenden Gesellschaftsunterschiede, müssen als Naturnothwendigkeit hingenommen werden. Sie werden sich immer nur mildern, niemals hinwegschaffen lassen. Die zweite Gruppe der Einflüsse entspringt aus der individuellen Richtung, welche die Einzelnen einschlagen, die, weil die Individuen so mannigfach verschiedenartig gestaltet sind, nicht minder wie die natürlichen Verhältnisse verschiedenartige Resultate und daher verschiedene Lebensgestaltungen erzeugt. Für diese ist zunächst das Individuum selbst verantwortlich zu machen. Niemand wird die Mannigfaltigkeit, die aus dem individuellen Leben und Streben in der Gesellschaft entspringt, trotz der mit ihr verbundenen Ungleichheit, entfernt wissen wollen. — Die dritte Gruppe der Einflüsse sind die gesellschaftlichen, die, so lange die Menschheit besteht, sich allseitig geltend gemacht haben und geltend machen, bald das Individuum mit Gewalt zwingend, bald ihm einen gewissen Spielraum gewährend, bald die Einzelnen unterdrückend, bald sie unterstützend, theils die gesellschaftlichen Unterschiede hervorrufend, theils sie aufrecht erhaltend, theils bemüht sie auszugleichen" (Samter, Socialehre). Hier hat der Kampf gegen die socialen Ungleichheiten einzusetzen. Während die natürlichen Ungleichheiten ertragen, die individuellen adoptirt werden müssen, ist die Beseitigung der durch die Gesellschaft entstehenden Ungleichheiten anzustreben, und in dieser Beziehung erwachsen auch dem Staate als Vertreter der Gesellschaft ganz positive Aufgaben. Auf Grundlage des von der Natur geschaffenen Bodens, unter Wahrung des sich entwickelnden individuellen Lebens, hat er die im Zusammenleben der Menschen zu Tage tretenden Schroffheiten und Unzuträglichkeiten nach Möglichkeit auszugleichen. Da der Mensch sich in Abhängigkeit von der Natur befindet, und diese mit ungleichen Händen vertheilt, da die Menschen in ihrem eigenartigen Wesen mit einander ringen und kämpfen, und ihr Zusammenleben nichts weniger als ein Idyll ist, darf der Staat nicht müßiger Zuschauer dem Gesellschaftsleben gegenüber sein und sich darauf beschränken, Polizei zu üben; er muß seinerseits dahin wirken, den gesellschaftlich ungünstig Gestellten auf eine höhere Stufe zu heben, er muß seinerseits dem Uebermächtigen ein Gegengewicht entgegensetzen. Nicht darum handelt es sich, alle socialen Ungleichheiten aufzuheben, sondern es handelt sich darum, die im unvermeidlichen socialen Kampfe thätigen Kräfte, so weit es angängig ist, und auch dieses wird immer nur sehr bedingt der Fall sein, in Zucht und Zaum zu halten, den Uebermächtigen entgegenzutreten, den ungünstig Gestellten einen Rückhalt zu gewähren; es handelt sich darum, die im Gesellschaftsleben wirksamen Kräfte, mögen sie immerhin ungleichartig sein, der Gesammtheit dienstbar zu machen, die unberechtigten Sonderinteressen niederzuhalten, das Gesammtinteresse zu schützen und zu wahren; es handelt sich darum, trotz der Ungleichheit der gesellschaftlich wirkenden Kräfte, die Menschheit, die Individuen wie die Gesammtheit, auf der Bahn des Fortschritts vorwärts zu führen. Nicht die sociale Gleichheit, sondern der sociale Fortschritt ist das in Aussicht zu nehmende Ziel.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Besuch bei den Cannibalen West-Afrikas.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen zeitig brachen wir auf; ein außerordentlich mühsamer dreistündiger Marsch führte den mit Steingeröllen bedeckten Abhang des Berges hinab zum Ofuëfluß, der die Grenze der Okande- und Fanbevölkerung bildet; ein Mbangwe, im Besitz eines alten Canoes, das aber beständig halb voll Wasser war, fungirte als Fährmann; da aber in diesem gebrechlichen Fahrzeug immer nur höchstens drei bis vier Personen übergeführt werden konnten, so kann man sich denken, daß die Passage des Flusses eine ziemliche Zeit in Anspruch nahm. Das gegenüberliegende Ufer stieg wieder sehr steil an, oben aber breitete sich eine mit Gras bewachsene Hochebene aus, auf der wir langsam und keuchend unter dem Einfluß einer senkrecht stehenden Sonne in östlicher Richtung weiter zogen. Diese fürchterliche Schwüle wurde Nachmittags gegen 5 Uhr auf eine Weise unterbrochen, die unter anderen Umständen, d. h. wenn man in einer Hütte gewesen wäre, sehr angenehm ist, so aber von bedenklichen Folgen hätte sein können: eines jener heftigen Tropengewitter entlud sich nämlich plötzlich, so daß wir mitten im Freien, noch stundenweit vom nächsten Dorf entfernt, ohne allen Schutz den kolossalen herabstürzenden Wassermassen ausgesetzt waren. Zum Glück dauerte der Regen nur eine halbe Stunde an, aber während dieser kurzen Zeit waren all' die zahllosen kleinen Bäche und Wasserrinnen enorm angeschwollen; oft gingen wir ganze Strecken bis zum Knie im Wasser und unser ganzer vorher so hübsch geordneter Zug bot durchaus keinen erfreulichen Anblick mehr dar. Nun, auch das ging vorüber, und gegen 7 Uhr Abends erreichten wir endlich, völlig durchnäßt, müde und hungrig, das erste Oschebadorf. Hier war natürlich Alles in größter Aufregung, ein weißer Mann war noch nie daselbst gewesen, von allen Seiten drängte das Volk herbei, natürlich am meisten die Weiber, um dieses Wunder anzuschauen, und ich wurde durch eine recht wohl begreifliche, aber doch höchst unangenehme Neugier belästigt. Ich schloß mich schließlich in die mir zugewiesene Hütte ein und stellte meine Diener mit Gewehren vor dieselbe auf, um jeden Versuch des Eindringens auf das Energischste zurückzuweisen; denn ich bedurfte ernstlich der Ruhe nach diesen Strapazen, die sehr leicht einen ernstlichen Fieberanfall hätten zur Folge haben können.

Den nächsten Morgen konnte ich zur Besichtigung des Dorfes verwenden, wobei ich natürlich immer von einer großen Volksmasse umdrängt wurde. Jeder Gegenstand, den ich trug, war ihnen von größtem Interesse, vor Allem meine Gewehre, dann die Schuhe, die Kleidung, Instrumente u. s. w., und als ich einmal zufällig meinen Hut abnahm, entstand ein ungeheures Geschrei, ein Haufen Weiber stürzte dicht an mich heran und befühlte unter lauten Ausrufen der Bewunderung mein blondes Haar, um sich von der Echtheit desselben zu überzeugen; denn daß es Menschen gibt, die nicht das schwarze, krause Haar der Neger haben, war den Leuten ganz unbegreiflich.

Die Dörfer der Oscheba sind sämmtlich sehr gleichförmig und regelmäßig gebaut; sie bestehen aus zwei oft sehr langen, schmalen Reihen von kleinen Häusern, die ohne Zwischenraum dicht nebeneinander gebaut sind, so daß die Wand des einen zugleich die Wand des Nachbarhauses bildet; in der Mitte des Dorfes stehen gewöhnlich einige größere Hütten oder öffentliche Hallen, die zu den Versammlungen dienen und in denen die Palaver besprochen werden. Die Wände der Häuser bestehen aus Baumrinde, das Dach aus Blättern, die durch quer darüber gelegte Stäbe festgehalten werden; das Ganze ist trotzdem sehr fest und regendicht und widersteht jedem Tornado, jenen äußerst heftigen, mit Gewitter begleiteten Orkanen, die, während der Regenzeit in gewisser Regelmäßigkeit auftretend, reinigend und erfrischend die schwüle Treibhausluft durchsausen. Es gibt hier weder Matten zum Dachdecken, wie bei den Okande- und Mpungwevölkern, noch auch werden die schönen langen Blattstiele der Bambu-(Wein-)Palme (hier häufig fälschlich als Bambu bezeichnet) in Anwendung gebracht. Da die einzelnen Familien und Dörfer in fast ununterbrochener Fehde liegen, so sucht man den Zugang zu den Dörfern möglichst zu erschweren, um vor einem plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein. Am Ein- und Ausgang des Dorfes werden gewöhnlich große Bäume über den Weg gelegt, sowie allerhand Buschwerk und Schlinggewächse, stellenweise sah ich sogar eine hohe starke Wand errichtet, die nur eine kleine und schmale Thür zum Ausgang hatte; die zum Dorf führenden Wege sind sehr schmal und an beiden Seiten befinden sich tiefe Fallgruben, deren schwache Bedeckung der Uneingeweihte unmöglich erkennen kann und man daher immer mit ortskundigen Führern ein Oschebadorf betreten muß. Außerdem hat man den Wald um das Dorf herum mit zahlreichen, höchstens zwei Zoll aus dem Boden hervorragenden, oben zugespitzten Holzpflöcken gespickt, die den nackten Füßen der Neger äußerst gefährliche Wunden beibringen.

Die Oscheba unterscheiden sich in ihrem Aeußeren sehr auffallend von allen anderen umwohnenden Völkerschaften. Sie sind verhältnißmäßig gut gebaut, schlank und kräftig gewachsen, ihre Hautfarbe ist durchschnittlich viel lichter, manchmal stark in's Gelbliche spielend, während die übrigen Negerstämme durchgängig eine dunkel-chocolatbraune Haut besitzen; ihr Haar- und Bartwuchs ist auffallend stark, besonders sieht man häufig sehr große Kinnbärte, die sie oft durch Einflechten anderer Haare zu langen, tief auf die Brust herabhängenden Spitzen verlängern. Sehr charakteristisch für die Fan ist ferner der eigenthümliche starre und stierende Blick, dessen Wildheit noch durch das Ausreißen der Augenbrauen erhöht wird; dazu kommt ihre eigene, von derjenigen aller umwohnenden Stämme völlig verschiedene Sprache, das rauhe und kurze Hervorstoßen der meist einsilbigen Wörter, so daß, wenn man selbst nur kurze Zeit mit diesen Leuten verkehrt hat, man dieselben sofort unter hundert anderen wieder heraus erkennt.

Die Bekleidung der Fan ist ungemein einfach. Die Männer tragen nur ein kurzes Stück Zeug um die Lenden, welches von ihnen selbst und zwar aus Baumrinde verfertigt wird. Die weiße Rinde eines bestimmten Baumes wird abgeschält, einige Tage in Wasser gelegt und darauf platt und weich geschlagen; die Fasern der Rinde erweitern sich dadurch, ohne sich völlig von einander zu lösen, und man erhält auf diese Weise eine Art Zeug, welches man mit einer aus Rothholz gewonnenen Farbe etwas röthet und dann trägt. Stellenweise aber sieht man auch schon das schöne Mattenzeug, welches die Okande- und Asimbaleute aus Bast verfertigen und an die Fan verkaufen, ja einige ältere Leute, die öfters mit den genannten Stämmen verkehren, hatten bereits von diesen etwas Baumwollenstoff eingetauscht. Die Kleidung der Frauen ist noch einfacher und höchst sonderbar. Die hintere Partie des Körpers wird durch ein kleines steifgegerbtes Affenfell bedeckt, ein kleines schmales Stück des erwähnten Rindenzeuges wird vorn umgehängt, so daß die Hüften und Schenkel unbedeckt sind. Wie die Mehrzahl der wilden Völkerschaften verwenden auch die Fan, besonders die Frauen, einige Sorgfalt auf die Pflege des Haupthaares. Sehr häufig findet man rings um den Kopf herum kleine Zöpfe gedreht, von denen jeder einzelne mit Messingdraht umwickelt oder mit Glasperlen behängt ist; Glasperlen, dann aber auch Kaurischnecken werden vielfach in symmetrischen Reihen am Kopfe befestigt, ebenso wie man aus beiden Artikeln Schnüre bildet, die um den Leib getragen werden. Eine eigenthümliche Haartracht mancher Fanfrauen besteht auch noch darin, daß man das Haar in zahllose lange, dünne Zöpfe dreht und dieselben wirr um den Kopf herumhängen läßt, was ihnen ein sehr wildes und verwegenes Ansehen verleiht. Eine ähnliche Frisur, nur schöner und regelmäßiger als hier bei den Fan, beobachtete ich übrigens auch bei den Frauen vom Senegal, die man an vielen Punkten der Küste antrifft. Tättowirungen auf Brust, Armen und Rücken sind sehr allgemein, oft von wunderbarer Schönheit der Zeichnung; die zierlichsten und regelmäßigsten Figuren, Sterne, Kränze u. s. w. sind auf der Haut in Reihen oder kreisförmig eingeschnitten, bei Frauen sowohl wie bei Männern. Das Spitzfeilen der Vorderzähne ist gleichfalls allgemeiner Gebrauch und gilt als Zierde.

Kupfer- und Messingschmuck ist, wie überall, auch bei den

Digitized by Google

Fan recht beliebt; die Frauen tragen mit Vorliebe große, dicke und schwere Messingringe um die Knöchel; diese Ringe werden von den Oscheba selbst verfertigt und zwar aus den im Elfenbeinhandel eine Hauptrolle spielenden Neptuns (Messingblech in Form von runden Pfannen); Arme und Finger werden gleichfalls gern mit Messingringen geschmückt, besonders am Daumen trägt man vielfach einen unförmlich dicken Ring. Das junge Volk pflegt sich die Nasenscheidewand sowie die Ohrläppchen zu durchbohren, um nicht selten fünf oder sechs Zoll lange hölzerne Stäbchen einzufügen oder auch kleine Ringe von Glasperlen und ähnlichen Dingen in die so entstandenen Oeffnungen zu stecken. Diese sehr sonderbaren Verzierungen werden aber nur bei besonderen Gelegenheiten getragen, bei öffentlichen Tänzen und anderen Lustbarkeiten. Das Bedürfniß, den Körper zu schmücken, ist ein allgemeines, und als ich den Leuten die vielerlei Dinge zeigte, die ich mitgebracht, war das Erstaunen und der Jubel ein allgemeiner.

Die Hauptbeschäftigung der Fan sind Krieg und Jagd. Ihre Bewaffnung besteht jetzt bereits zum großen Theil aus Feuersteingewehren, die von den Factoreien an der Küste durch Tausch von einem Volke zum andern sich verbreitet haben bis tief in das Innere hinein. Jedermann, selbst kleine Burschen von höchstens zehn Jahren, hat sein Gewehr, das beständig geladen herumgetragen wird. Statt der Kugeln verwenden sie kleine Stücke von Eisen, Messing, Kupfer, kleine Steine u. s. w. und haben dabei die Gewohnheit, das Gewehr recht voll zu laden, um ein heftiges Knallen hervorzubringen, was ihnen großes Vergnügen bereitet. Es ist sonderbar zu sehen, wie alle Welt hier beständig stark bewaffnet umherläuft; keiner verläßt seine Hütte, ohne das Gewehr mitzunehmen, selbst wenn er nur im Dorf spazieren geht oder sich ein paar Schritt von demselben entfernt. Große Messer und Speere werden gleichfalls allenthalben getragen, Armbrust sowie Bogen und Pfeile sind dagegen etwas verdrängt durch die Feuerwaffen. Nur zum Erlegen kleinerer Thiere bedienen sich die Oscheba noch immer der kleinen Bogen und stark vergifteten Pfeile, wie sie besonders bei den Abongo (ein zu den sog. Zwergvölkern gehörender Stamm) im Gebrauch sind. Wie bei den Akelle, den Abongo und anderen eigentlichen Buschvölkern werden auch bei den Oscheba große Netze zur Jagd verwendet; dieselben werden im Wald halbkreisförmig ausgespannt und das Wild von einer Seite her hineingetrieben, wo es dann leicht mit Speeren erlegt werden kann. Die Netze sind sehr großmaschig und werden aus einem Bindfaden gestrickt, den man auf sehr geschickte Weise aus Pflanzenfasern darzustellen versteht. Fallgruben sowie zwischen Bäumen aufgehängte Fallspeere, die mit am Boden laufenden Stricken in Verbindung stehen, werden ebenfalls zur Anwendung gebracht, besonders zur Erlegung von Wildschweinen. Das Land ist reich an Wild; außer Schweinen finden sich sehr häufig Antilopen, Affen, Stachelschweine, Tigerkatzen, Büffel und stellenweise sind sogar Elephanten und Leoparden recht häufig. Während die Männer den größten Theil des Tages im Walde zubringen, arbeiten die Frauen in den roh angelegten Plantagen, wo Bananen und Maniok cultivirt werden. Tabak findet sich wild recht häufig und wird auch aus hölzernen oder thönernen Pfeifen geraucht; das Hanfrauchen (Ljamba, Haschisch) verschmähen die Fan und dadurch zeichnen sie sich sehr vortheilhaft vor den umwohnenden anderen Stämmen aus, bei denen diese Unsitte allgemein verbreitet ist.

Was die Entwickelung der Industrie betrifft, so steht dieselbe bei den Fan insofern auf einer höheren Stufe wie bei den übrigen Negerstämmen, als es bei ihnen recht tüchtige Schmiede gibt. Die Messer, Speere, Aexte u. s. w. sind häufig von recht guter Arbeit, besonders oft sieht man eigenthümlich geformte und kunstvoll verzierte große Messer, auf die man sehr stolz ist. Die Fan in der Nähe der Küste erhalten jetzt das Eisen aus den Factoreien, die weit im Innern wohnenden aber wissen dasselbe aus einem überall massenhaft vorkommenden thonigen Eisenstein herzustellen; auch besitzen sie einen seltsam aber sinnreich geformten Blasebalg, wie sie auch eine Art eisernen Ambos zur Bearbeitung der Messerklingen haben. Wie bei vielen anderen Naturvölkern steht auch bei den Fan das Schmiedehandwerk in hohem Ansehen; gewöhnlich gibt es in einer Familie, d. i. ein Complex von mehreren Dörfern, nur einen Schmied, der in der Regel auch gleichzeitig der Priester oder Medicinmann ist. Von anderen Erzeugnissen der Kunst und Industrie beobachtete ich häufig sehr hübsch aus Holz, Knochen oder Elfenbein geschnitzte Löffel, ferner sehr sinnreich construirte und oft schön verzierte, 4—5 Fuß lange Armbrüste und ein sehr eigenthümliches Musikinstrument, bestehend aus einem mit 4 Fuß langen, nur schwach gebogenen Schaft, vier aus einer dünnen Liane verfertigten Saiten und einer als Resonanz dienenden hohlen Calabasse.

Auch in ihrem Charakter sind die Fan verschieden von den übrigen Stämmen Westafrikas. Sind sie auch einerseits sehr grausam und, einmal im Krieg, unbarmherzig gegen ihre gefangenen Feinde, so sind sie doch nicht so feig und hinterlistig wie z. B. die Akelle und die verschiedenen Okandestämme; man kann ihren Versprechungen mehr glauben als irgend einem anderen Volk, ja sie haben sogar eine Art Ehrgefühl, gewisse übernommene Verpflichtungen Anderen gegenüber einzuhalten. Eine unglaubliche Feigheit ist die häßlichste Eigenschaft der Mehrzahl der von mir besuchten Negervölker, davon aber muß man die Fan freisprechen und ein Volk, das tapfer ist, hat auch immer eine Reihe anderer guter Eigenschaften. Nachdem ich einmal mit den Fan zu verkehren angefangen hatte, zog ich diese Leute allen anderen vor; auf einem später mit Hülfe von Fan ausgeführten fast dreiwöchentlichen Marsch durch den dichtesten Urwald, wobei wir im Ganzen nur auf zwei Dörfer gestoßen sind, ist mir von der Menge verschiedenen Gepäckes, das ich mit mir nehmen mußte, auch nicht das Geringste verloren gegangen, während auf einem kleinen Landmarsch von drei Stunden im Okandeland und mit Okandeleuten, als ich mein Lager von einem Platz zum anderen verlegen wollte, mir auf die unverschämteste Weise eine große Anzahl Sachen gestohlen wurden, von denen ich nur mit Anwendung von Gewalt später einen Theil wiederbekommen habe.

Religiöse Anschauungen sind bei den Fan nur wenig zu finden, es gibt bei ihnen durchaus nicht einen so intensiv entwickelten Fetischismus, wie bei den Okande- und Adumaleuten oder wie bei den am Congo wohnenden Stämmen. Es zeigt sich, wie bei den meisten Negern, eine rein kakodämonistische Weltanschauung; sie stellen sich ein böses Wesen, einen Teufel vor, der alles Unheil, was auf Erden passirt, anrichtet und den sie durch eigenthümliche Gesänge anrufen, zu besänftigen und zu vertreiben suchen. Bei diesen Gesängen ist Einer der Chorführer, der auf einem kleinen, hohlen Elfenbeinzahn schauerlich klingende Töne hervorzubringen weiß. Es gibt auch eine Art Priester oder richtiger Medicinmänner, die bei Krankheiten helfen und sonst auch Einfluß besitzen, aber doch nicht in dem Maße, wie die Oganga bei den Okandeleuten. Auch Frauen genießen öfters als Zauberinnen einiges Ansehen und in einem von mir besuchten Dorfe übte ein junges Weib, das gleichzeitig als vorzügliche Tänzerin allgemein bewundert wurde, einen sehr energischen Einfluß aus. Tänze und Gesänge lieben die Fan überhaupt sehr, und ich muß schon gestehen, daß mir die rhythmischen Bewegungen dieser Leute viel schöner gefallen haben, als die überaus häßlichen Bocksprünge anderer Negervölker.

Wie ich schon bemerkt habe, sind die Fan von allen den zahlreichen umwohnenden Stämmen ungemein gefürchtet wegen ihrer Grausamkeit, besonders aber wegen des noch bis auf den heutigen Tag bestehenden Gebrauches, die gefangenen und getödteten Feinde aufzufressen. Es ist durchaus nicht Mangel an Nahrung, welcher die Fan zu dieser gräulichen Sitte veranlaßt, sondern nur die Wuth und eine grausame Lust, ihre Feinde so vollständig wie möglich zu vernichten. Es wurden mir eine Reihe schauderhafter Details erzählt über die dabei vorkommenden Festlichkeiten, aber mich selbst ließ man nie zu einem solchen Festessen. Der Cannibalismus ist eine Eigenthümlichkeit der Fan, bei keinem andern Stamm, nördlich oder südlich, findet sich derselbe wieder, und nur im fernen Osten, bei den Monbuttu und Njam-Njam, hat Schweinfurth analoge Verhältnisse gefunden.

Digitized by Google

Die Schilderungen, welche dieser Reisende von seinen Cannibalenstämmen gibt, passen so vollständig auf meine Fan, daß man wohl annehmen kann, es existire im äquatorialen Afrika eine von Osten nach Westen sich erstreckende Zone von, den Namen nach verschiedenen, sonst aber unter einander verwandten Stämmen, die sämmtlich Anthropophagen sind und sich durch diese, sowie eine Reihe anderer gemeinsamer Eigenschaften auf das Bestimmteste von allen übrigen nördlich und südlich wohnenden Negerstämmen unterscheiden.

Was schließlich die politischen Verhältnisse der Fan betrifft, so trennen sie sich in zwei große Hauptgruppen: die am Ofue und am linken Ufer des Ogowe (oberhalb des Okandelandes) wohnenden, inclusive einiger Familien am rechten Ufer dieses Flusses, bezeichnen sich als Maké Fan, während die Fan am Gabun (Mpangwe), am Rhemboe, Como ꝛc. unter dem Namen Mbele-Fan zusammengefaßt werden. Diese zwei großen Gruppen theilen sich nun wieder in zahlreiche Familien, von denen jede aus mehreren Dörfern zu bestehen pflegt. Die verschiedenen Familien leben in beständiger Feindschaft unter einander, und blutige Fehden, oft um der geringsten Kleinigkeit willen, gehören zur Tagesordnung.

Wie bereits bemerkt, sind die Fan in ununterbrochener Bewegung; wie eine Völkerwanderung drängt sich dieses Volk aus dem Osten immer weiter westwärts ziehend zwischen die seßhafte Bevölkerung im Stromgebiet der Flüsse Ogowe, Gabun, Mundah, Muni u. s. w. ein; das Gerücht von einem großen Wasser, von den vielen weißen Männern, welche europäische Waaren bringen, ist tief in das Innere eingedrungen, und um mit den Europäern selbst zu verkehren und die Güter nicht erst auf großen Umwegen zu bekommen, rücken die Fan unwiderstehlich weiter und ihre Vorposten haben bereits das Meer erreicht, so daß sich im Laufe der nächsten Decennien Veränderungen in den Bevölkerungsverhältnissen dieses Theiles von Westafrika ergeben werden, deren Bedeutung heute noch nicht zu ermessen ist.

Wien, Ende Februar 1877. Oskar Lenz.

Literatur und Kunst.

Mosenthal.

Ein Stammbuchblatt

von

Franz Dingelstedt.

Je nun, so dann.
Die Sonnwendbäuerin.

I.

Ein Stammbuchblatt! — Der geneigte Leser rümpft die Nase, zuckt die Achseln: das klingt altfränkisch, kleinstädtisch. Wir kennen Autographensammlungen, Albums, kritische Essays, Literaturbilder, wie wir uns denn nachgerade in allen Stücken gewöhnt haben, das Kleinste mit größtem Namen zu nennen. Zum Exempel: eine Wirthshausrechnung oder eine Schneidernota aus dem vorigen Jahrhundert = ein Beitrag zur Culturgeschichte; eine schlichte Theaterrecension = dramaturgische Blätter. Aber Stammbücher kennen wir nicht mehr; sie sind antiquirt. Kein moderner Student, kaum noch ein reisender Handwerksbursch führt noch ein Stammbuch mit sich. Dergleichen schmeckt nach dem vergangenen Jahrhundert; höchstens nach dem Anfange des gegenwärtigen.

Eben deswegen, Geneigtester! Weil mich der Tod unseres armen Mosenthal um ein Menschenalter, — nicht doch; seien wir ehrlich: um vierzig Jahre verjüngt hat, — möcht' ich sein Andenken in einer, um mindestens ebensoviele Jahre veralteten Form, durch ein Stammbuchblatt, feiern. Wir gehörten zu einem Stamme. Nicht als ob ich Jude wäre, wie er einer gewesen; leider nicht, denn als solcher hätt' ich's unstreitig weiter gebracht. Aber ich bin ein Kurhesse und ein Schriftsteller, gleich ihm. So sind wir in doppeltem Sinne von Einer Familie. „Stammbuch" stimmt!

Anno Domini 1836 — da sind die verfluchten vierzig Jahre; nichts abzuhandeln, im Gegentheil, fast noch eines darüber, — begab es sich, daß ich aus der Erziehungsanstalt für junge Engländer, welche in Ricklingen bei Hannover blühte, und wo ich angeblich das Deutsche lehrte, in Wahrheit aber das Englische lernte, urplötzlich abberufen wurde, um provisorisch für die Lehrkanzel der neuen Sprachen und Literaturen an dem reorganisirten Lyceum Fridericianum in Hessen-Kassel einzutreten. Der Ruf an sich war ehrenvoll, von Niemand Geringerem ausgegangen, als von Hassenpflug, gezeichneten Andenkens, der dem hessischen Unterrichtswesen seine besondere Sorgfalt zuwendete. Aber ich folgte nur widerstrebend. Ricklingen sagte mir ausnehmend zu. Das große Haus Captain Trotts, des Vorstandes der Anstalt, war ganz auf dem Fuß eines vornehmen englischen Landsitzes eingerichtet: Bequemlichkeit jeder Art, vortreffliche Verpflegung, reichliche gesellige Unterhaltung in der nahen Halbresidenz, wo der Herzog von Cambridge als Vicekönig repräsentirte und die young gentlemen aus Ricklingen gastlich empfing, die in unglaublichen Phantasieuniformen bei Hof erschienen. Zu thun gab's blutwenig: ein paar Lectionen am späten Morgen; die Conversationsstunden nach dem Lunch wurden abgehalten beim Taubenschießen im Ricklinger Wäldchen oder beim Angeln in dem Bächlein, das dicht hinter dem Hausgarten vorüberfloß. Abends besuchten wir, Lehrer und Zöglinge gemeinschaftlich, das Hoftheater, weil wir übereinstimmend der Ansicht waren, es gäbe keine bessere Schule für die schwere deutsche Sprache als die Bühne. Nach der Vorstellung beschloß den Tag ein solenner Commers in „Wessels Schenke", dem Mittelpunkt der ganzen englischen Colonie in Hannover, allwo ich den deutschen Corpsburschencomment einzuführen trachtete und in einer schönen Mitternacht sogar, zu unaussprechlichem Erstaunen und Vergnügen meiner wißbegierigen Jugend, den „Landesvater" steigen ließ, sämmtliche Cylinder der Anwesenden durchbohrend mit dem Paradedegen eines königlich-großbritannisch-hannoverschen Gardelieutenants. Das Alles sollt' ich vertauschen gegen die dumpfe, enge Schulstube eines ordentlichen, öffentlichen Gymnasiums?! Aber der Vater drängte: der Staatsdienst sei doch ein sicheres Brod und biete eine feste Stellung, meinem schwankenden, schweifenden Sinne doppelt heilsam. Armer, guter Papa! Das sichere Brod warf ich nach fünf Jahren der Knechtschaft weg, und eine sichere Stellung ..... Welche Stellung ist denn sicher in unseren unsicheren Zeitläuften? Nicht einmal der Thron, geschweige denn ein Katheder! Das Königreich Hannover, sammt dem Kurfürstenthum Hessen, wo sind sie heute? Afflavit Deus, dissipati sunt!

Aber von Mosenthal, nicht von mir sollte ja die Rede sein? Geduld. Wir langen gleich bei ihm an.

An einem schönen Maimorgen traf ich in Kassel ein. Um recht pünktlich zu sein, meldete ich mich sofort, noch im Reiseanzuge, bei meinem neuen Director, dem braven, tüchtigen Weber, der mir aus einem strengen Chef bald ein nachsichtiger Freund geworden. Er maß mit bedenklichem Blicke zuerst meine hochaufgeschossene, schmale Gestalt, dann den allerdings verwegenen Morgenrock aus schottischem gewürfelten Stoff, ächt englischen Schnitts. „Trauen Sie sich auch", fragte er, „den nöthigen Ernst zu, um Disciplin zu halten, und die körperliche Kraft, die der schwere Lehramtsdienst erfordert? Sie finden in Prima und Secunda Schüler, die älter sind als Sie!" Dabei spürte er mit den kurzsichtigen Augen tief in meinen devotest überreichten Tauf-, Schul- und Universitätszeugnissen umher. Ich erwiederte, daß ich mich bemühen werde, baldmöglichst zu altern. Er duplizirte lachend: „Nur dergleichen Späße nicht auf dem Katheder. Ueberhaupt: man weiß hier, daß Sie für ein schöngeistiges Blatt in Hannover gearbeitet haben." — Für die Posaune, Herr Director. — „Unser Herr Minister läßt

Digitized by Google

Ihnen sagen, daß man dergleichen Allotria bei uns nicht liebt, weder höheren noch höchsten Ortes. Sapienti sat." — Ich empfahl mich, ebenfalls schon satt, noch ehe ich angefangen zu genießen.

Mit den Schülern, die älter als der Lehrer, hatte es übrigens seine Richtigkeit. In den oberen Klassen saßen Bursche von vier- und fünfundzwanzig Jahren, vor deren stattlichen Backenbärten und gelehrten Brillengläsern ich mich im Stillen ein bischen fürchtete. „Unser Herr Minister" hatte in seinen Gymnasien zwangsweise das vertrauliche „Du" eingeführt, das weiland auch in der preußischen Landwehr herrschte. So oft ich mich, den bemoosten Häuptern gegenüber, schüchtern und halblaut darin versuchte, — „Kolbe, übersetze Du nun die nächste Periode," oder: „In Deinem thème sind sieben Fehler, Harnier," — besorgte ich ein gleich vertrauliches Echo: „Mach's besser, Dingelstedt." Meine Besorgniß ist niemals erfüllt worden. Die Schüler, ältere und jüngere, haben mich in kurzer Zeit lieb gewonnen, lange Zeit lieb behalten. Einer von ihnen besonders: der Mosenthal. Da ist er endlich.

Er saß in Tertia, auf der vierten Bank von oben. In zwei Stunden wöchentlich wurde daselbst Französisch „getrieben", Numa Pompilius gelesen, übersetzt, erklärt. Es hat mich Arbeit und Kampf genug gekostet, ehe ich den langweiligen Florian, Fenelons noch langweiligeren Telemaque, die Reisen des jungen Anacharsis, Ideler und Nolte's dickleibige Chrestomathie durch Bernardin de Sainte-Pierre, Chateaubriand, de Vigny, Lamartine ersetzt. Mosenthal fiel mir bald auf durch eine überraschend gute Aussprache des Französischen und durch bemerkenswerthe Gewandtheit im deutschen Ausdruck. Er zählte damals sechszehn Jahre; wie unlängst seine Nekrologe gemeldet: geboren 1821 zu Kassel in Kurhessen, von armen, wenngleich jüdischen Eltern. Mehr Knabe als Jüngling, eher klein als groß, weniger schlank als untersetzt, von heller, ungewöhnlich frischer Gesichtsfarbe, mit rothem Haar, welches letztere damals noch nicht, wie heutzutage, für schön galt. Seine Aufmerksamkeit beim Unterricht war gespannt, bis zur Unruhe; die wasserblauen Augen, deren Ausdruck eine frühe Brille trübte, hielt er beständig auf mich geheftet, mochte ich nun hoch zu Katheder sitzen oder peripatetisch dociren, und zappelte emsig mit der ausgestreckten Hand, in der bekannten Geberdensprache, welche andeutet, daß ein eifriger Schüler die Antwort auf eine gestellte Frage weiß, oder aufgerufen werden und „drankommen" möchte. Auch lachte er am längsten und lautesten, wenn ich einmal — die Untugend aller jungen Lehrer — einen schlechten Witz riß, zum Exempel mich lustig machte über den geistreichen Inhalt und die geschmackvolle Form der Aufgaben in der Schulgrammatik: „Lieben Sie die Maus? Nein, ich hasse die Maus, aber ich liebe den Affen." Oder: „Das neue Haus des Hutmachers ist größer als der Stall des Messerschmieds." So hatten wir uns denn bald stillschweigend gefunden, und es währte nicht lange, bis er sich mir vertraulich näherte. Als ihn die Reihe traf, die französischen Exercitien der Klasse — die ich corrigiren durfte, dreißig bis vierzig an der Zahl — mir in's Haus zu bringen, blieb er, nachdem er seine schwere Bürde auf meinem Schreibtisch abgelegt, an der Thür verlegen stehen. „Wünschen Sie noch etwas?" fragte ich freundlich, das officielle „Du", wie immer außerhalb der Schule, ablegend. Nach einigem Stammeln: Ja, ich hätte wohl . . . Wenn ich so frei sein dürfte u. s. w., zog er aus seiner Tasche ein paar, mit seiner fließenden Handschrift dicht bedeckte Blätter hervor: „Gedichte". Ich hieß ihn sitzen, lesen, während ich zuhörte, ermuthigend mit dem Kopf nickte, hier und da besserte. Sein Gesicht wurde aus rosenroth purpurfarbig; das goldene Haar funkelte förmlich, hörbar flog sein Athem. Es waren, so viel ich mich erinnere, ächte Schülergedichte, Lesefrüchte, Schnabelstudien eines noch nicht flüggen Singvogels. Aber sie müssen etwas versprochen haben; denn als ich, ein paar Jahre später, — um, wie College Clavigo, „meiner Nation das noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift zu geben" — in Kassel eine Zeitung, „der Salon", aufthat, versäumte ich nicht, lyrische Beiträge von Mosenthal heranzuziehen, die er, mehr wohl aus Vorsicht als aus Bescheidenheit, nicht mit seinem Namen, sondern nur mit seiner Chiffre unterzeichnete. Er hatte — auch er schon — mit seinen mir dargebrachten Erstlingen eine schlimme Erfahrung gemacht. Mit überfließendem Herzen sprach er einem Mitschüler davon, daß er mir seine Verse gebracht, daß ich sie gelobt. Der erzählte es sofort weiter; die Kunde drang bis zum Klassenlehrer. Der wiederum ließ sich den vorlauten Dichter kommen, vermahnte ihn, daß man dergleichen Allotria bei uns nicht liebe, weder hohen, noch höheren und höchsten Ortes (siehe oben!) und schloß mit dem Befehle: „Uebrigens, wenn Du Verse machst, hast Du sie nicht dem Herrn Dingelstedt zu bringen, der nur französischer Lehrer ist, sondern mir, Deinem Ordinarius, der ich ja auch Deine deutschen Aufsätze corrigire." Sprach's und entließ ungnädig den begossenen Poeten, der stracks zu mir eilte, beschämt und betrübt den Ausgang seines ersten literarischen Versuchs berichtete und mich um Rückgabe der kleinen Blätter bat. Ich glaube, er hat dabei geweint, der arme Mosenthal, und ich . . . Nun, ich lachte gewiß auch nicht.

Trotz dem Mißgeschick, das unsere erste Begegnung getrennt, sind wir einander nahe geblieben, Mosenthal und ich, so nahe Schüler und Lehrer sich bleiben können. Als ich im Herbst 1838 von Kassel nach Fulda versetzt, das heißt: verbannt wurde — aus höheren Staatsrücksichten, wie die Offiziösen zu melden wußten — hatte er den Muth, sich an einer Gabe zu betheiligen, die mir die Schüler der unteren Klassen zum Andenken widmeten: ein silberner Becher, ein silbernes Besteck, deren ich mich noch zur Stunde bediene. Sein Name steht unter der begleitenden Adresse. Ich aber hatte den Schmerz, in der letzten Lehrerconferenz, welcher ich in Kassel beiwohnte, einen, ich weiß nicht ob aus hohen, höheren oder höchsten Quellen erflossenen Erlaß zu unterzeichnen, des Inhalts, daß alles Collectiren in den Klassen des Lyceum Fridericianum, gleichviel zu welchem Zweck, bei strenger Strafe verboten werde. Die „Demonstration" von hundert unschuldigen Schulknaben zu Gunsten ihres gemaßregelten Lehrers mißfiel entschieden, so hohen, höheren und höchsten Ortes, wie tief unten — wo der gemeine Wurm Neid kriecht und die Natter Verleumdung sticht.

Zwanzig Jahre und darüber vergingen, bevor ich Mosenthal wiedergesehen, aber nicht ohne daß ich im lebhaften Briefwechsel mit ihm verblieben, wie er zwischen Bühnenvorstand und Bühnendichter sich von selbst ergab. Aus dem Knaben war indessen ein Mann geworden, zu dem rothen Haar ein rother Vollbart gewachsen, beide kunstvoll gehegt und gepflegt; auch der Ansatz zu einem behaglichen Bäuchlein hatte sich eingestellt und im Knopfloch des feschen Wiener Gehrocks eine regenbogenfarbene Ordensschleife, die muthig getragen, nicht kokett versteckt wurde. Warum auch nicht, oder warum? Man hat Mosenthal eitel genannt. Wenn er es war, war er's in der entwaffnenden Weise voller Naivetät. Er freute sich seiner Erfolge, genoß sie, vermehrte und verbreitete sie. Daß in Wiener Schaufenstern sein photographisches Porträt gehangen, in Uniform aufgenommen und mit allen Decorationen, wurde ihm oft und bitter genug vorgehalten. Durchaus mit Unrecht, scheint mir. Leute, die, athemlos von der ununterbrochenen heimlichen Hetzjagd auf Kreuze und Sterne, die erbeuteten Ehrenzeichen im Kasten verschließen, um so zu thun, als sei ihnen ganz und gar nichts an dem Tand gelegen, — sie sind in der Regel viel eitler, viel befangener und bewußter als diejenigen, welche sich nicht schämen, das zu besitzen, was sie zu erstreben sich nicht geschämt haben.

Und Freund Mosenthal hatte tüchtig erstrebt. Im Jahre 1841 nach Wien gekommen eroberte er, binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit, er, der Jude, eine Anstellung in einem östreichischen Ministerium, und mit einem Judenstück das Burgtheater. Obendrein zur Zeit des Concordats, der Reaction. Er war vollkommen acclimatisirt und nationalisirt in Oestreich; was denn freilich dem Juden leichter wird als jedem Anderen, weil er eigentlich nirgends zu Hause ist, also auch nirgends fremd. Des ungeachtet und bei aller Leichtlebigkeit, Biegsamkeit und Geschicklichkeit, die seinem Wesen wie seinem Talent eigen, wuchs er niemals sich aus zum spezifischen Wiener. Er hat zeitlebens nicht

Digitized by Google

den Wiener Dialekt reden gelernt — ein Umstand, der keineswegs so unbedeutend ist, wie er scheinen mag — und wenn man seine ganze Erscheinung, die persönliche wie die literarische, genau vergleicht, sowohl mit höhergestellten als mit gleichstehenden Erscheinungen, bleibt ein immerhin deutlicher, charakteristischer Unterschied übrig. Oestreichische Typen sind, um nur von dramatischer Poesie zu reden: Grillparzer, Halm, Bauernfeld; sind, eine Stufe tiefer: Prechtler, Weilen, Schlesinger, Mautner. Keine Literaturgeschichte der Welt wird Mosenthal mit diesen oder mit jenen zu verwechseln im Stande sein. Ist das ein Lob für sie, ein Tadel für ihn, oder umgekehrt? Weder eines, noch das andere, vielmehr nur die einfache Constatirung der bekannten Thatsache: daß Oestreich, daß namentlich Wien, eine eigenthümliche geistige Atmosphäre für sich besitzt, in der man geboren und erzogen sein muß, um in ihr völlig aufzugehen, und die man wiederum nicht entbehren kann, wenn man in ihr geboren und erzogen ist. Die freiesten Geister, Anastasius Grün und Lenau, erkrankten am Heimweh, draußen im Reich und drüben jenseits des großen Wassers, an tiefem, unheilbarem Heimweh nach Oestreich, trotz Censur und Polizei, denen sie zu entfliehen gedachten. Wollte Gott, die Deutschen — wenn denn nun doch einmal der unselige Gegensatz nicht weggedacht werden kann — hätten ein gleich starkes Heimatsgefühl!

Was mich im Anfang der sechziger Jahre mit Mosenthal zusammenführte, war eine Generalversammlung der Schillerstiftung in deren Vorort: Weimar, meinem damaligen Domicil. Die Wiener Zweigstiftung war dabei glänzend vertreten durch den glühenden Mosenthal, den bleichen Kompert, den rechtsgelehrten Weissel, welchen letzteren wir, seiner imponirenden Ruhe und Milde wegen, Nathan den Weissel tauften. Wien stimmte tapfer, durch Dick und Dünn, mit Weimar: in der Frage des Vororts, den wir gern dauernd an Weimar geknüpft gesehen hätten, der Schillerlotterie, deren reichen Ertrag die Dresdener Zweigstiftung für sich hätte schlucken mögen, der Deutschen Nationalakademie, welche die Idealisten im Verwaltungsrathe aus der bloßen Unterstützungsanstalt, den Satzungen zum Trotz, zu entwickeln gedachten, des Generalsecretariats, das in Gutzkows Händen war und darin erhalten werden sollte. Heiße Kämpfe, in welchen der inzwischen Meister gewordene Schüler an der Seite des alten Lehrers focht; allerdings mit wechselndem Ausgang: auf einem Flügel siegreich, im Centrum geworfen. Abends vereinigten sich Freund und Feind in der gastlichen Tafelrunde des Großherzogs von Sachsen, der Mosenthal verdienter Maßen auszeichnete. Meine Begegnung mit ihm erneuerte sich aus gleichem Anlasse mehrere Male, erst in Weimar, dann in Wien, wohin der Vorort übertragen worden war, und wo ich nun, als Delegirter Weimars, den Wiener Bundesgenossen secundirte. Diese vorübergehenden Besuche und Gegenbesuche verwandelten sich in ein festes Beisammensein, als ich im Herbst 1867 nach Wien übersiedelte. Mosenthal gehörte zu den Ersten, die mich in meiner Dienstwohnung im alten Kärnthnerthor-Theater theilnehmend und glückwünschend begrüßten. Er hätte geahnt, sagte er, längst geahnt, daß er für seinen ehemaligen Kasseler Schulmeister Quartier gemacht im schönen Wien. Darauf gingen wir, alte Erinnerungen frisch zu begießen, Arm in Arm zu meinem Nachbar Sacher speisen; ich führte noch Junggesellenwirthschaft, da meine Familie in Weimar überwinterte. Wir speisten sehr gut, sehr lang, sehr lustig. Zwischen den verschiedenen Gängen brachte mir mein Schüler und Landsmann vorsichtig bei: 1) daß er ein neues Stück im Burgtheater habe, den Schulzen von Altenbüren, welches ich dem Generalintendanten, Baron Münch, dringend empfehlen müsse; 2) daß ich seine Oper mit Nicolai, die lustigen Weiber von Windsor, demnächst wieder, und zwar neuscenirt, wie sie es bedürfe, auf das Repertoir bringen möge; 3) daß er mir ein Tanzpoem zu einem Ballet „Fata Morgana" schreiben wolle, wann ich es seinem Freunde Goldmark zur Composition und dem zu einem Gastspiel in Sicht stehenden Taglioni zur Setzung übertragen wolle. Ich lachte über seine Fruchtbarkeit an Plänen und an — Wünschen, und da er mir beim Aufbruch behülflich sein wollte, in meinen Ueberzieher zu schlüpfen, statt desselben aber den seinigen erwischte, sagte ich, unvorsichtig genug für einen alten „Lehrer": „Lieber Freund, Sie haben mir heute ein Schauspiel, eine Oper, ein Ballet aufgehängt; aber Ihren Rock lass' ich mir nicht auch noch aufhängen." Ich habe erfahren müssen, daß er mir den Einfall, der nicht einmal ein guter gewesen, lang nicht verzeihen konnte.

Indeß hat er nicht verhindert, daß wir fast zehn volle Jahre hindurch in gutem Einvernehmen neben einander gelebt haben, wenn auch nicht allzuviel mit einander. Wien ist eine große Stadt, die eher zerstreut, als zusammenzieht, und die Direction eines Theaters isolirt unwillkürlich ihren Inhaber. Allein wir besuchten uns, luden uns ein, begegneten uns auch oftmals in gesellschaftlichen Kreisen, welche sämmtlich, aristokratische, bureaukratische, plutokratische, künstlerische, dem in Wien äußerst populär gewordenen Dichter offen standen. Auch manche ernstere Aufgabe vereinigte uns: so das Schiedsrichteramt in der Preislustspiel-Concurrenz, welche Münch ausgeschrieben, und die Sitzungen des Comités für Errichtung eines Beethovendenkmals in Wien. Zuweilen mußte ich ihm in anderen Stücken meine Mitwirkung zu seinen Zwecken versagen, z. B. bei den „Künstlerabenden" im Musikverein, einer Lieblingsschöpfung Mosenthals, und bei der Schauspielschule, die ihn gleichfalls höchlichst interessirte. Er hat meine Gründe stets zu ehren gewußt und ist, meines Wissens, niemals gegen mich aufgestanden, an keiner Intrigue betheiligt gewesen, immer wieder zu mir zurückgekehrt, sogar nach allerlei unvermeidlichen Differenzen bei den zahlreichen Proben seiner Stücke auf dem Burgtheater, deren ich daselbst mehrere auf die Welt gebracht und begraben.

Nun hab' ich zuletzt noch den Schmerz gehabt, ihn selber begraben zu helfen. Montag den 19. Februar dieses Jahres 1877 geschah's, an einem wunderbar schönen Winternachmittag, nachdem er am Freitag Morgen, wie bekannt plötzlich, in Folge eines Risses im Herzen gestorben. Sein Leichenbegängniß gehörte zu den glänzendsten, welcher Wien sich erinnert. „Auch Blumen fehlten seinem Sarge nicht", und nicht Musik, wie er es in seinem Testament, dem Ritus seiner Kirche zuwider, ausdrücklich gewünscht hatte. Er selbst würde seine Freude an der Feier gehabt haben, bis auf die Rede des Oberrabbiners. Da sprach, über dem kaum erkalteten Staube des Toleranzdichters, nicht der humane de Silva, nicht einmal der orthodoxe Ben Akiba, sondern ein ächter, zelotischer de Santos, der vor Allem den Juden in Mosenthal hervorhob und die Harfe Sions als die erste, die ewige der Welt pries .... Ich glaube, daß unsere Feier im Burgtheater, Donnerstag den 22. Febr., eine Mustervorstellung der Deborah, in welcher die unübertreffliche Wolter sich selbst übertraf, mehr im Geiste des Dichters gewesen ist.

D. F. Strauß als Dichter.

Neben den stattlichen Pflanzungen auf dem großen gelehrten Forschergebiet, das Strauß beherrschte, hat er zeitlebens eines „Hausgartens" mit besonderer Liebe und Freude gewartet, dessen Blumenduft und Schmuck ihn in trüben wie frohen Stunden erquickte. Es war ein Büchlein mit Gedichten, das mälig unter seinen Händen anwuchs und das er selbst mit einem Garten verglichen hat,

„Worin ich früh und Abends gern herumwandle,
Das Aug' im Grünen bade, reine Luft trinke
Und an den kleinen Beeten mir zu thun mache."

Etwas altmodisch nennt Strauß weiterhin seinen Sinn. Nicht Prachtblumen finde man auf seinen Beeten, nur einfache Rosen, braune Nelken und Silberlilien; statt riesenstämmiger Steineichen Haselsträucher und eine junge Linde, auch eine Gaisblattlaube, „die wohl ein Liebespaar bärge".

Mich beschleicht — dies ist wenigstens mein erster Eindruck — ein eigenes Gefühl von Verlassensein und Kummer,

Digitized by Google

indem ich mit zögerndem Schritt in den Hausgarten eines Verstorbenen eintrete. Dort sind sie, die einfachen Rosen, die braunen Nelken und Silberlilien, schmucklose Blumen, die seinem Geist und Herzen entsprossen und die sein Leben verkünden, während sein Herz schon zu Asche zerfällt. Man kann nicht intimer mit Strauß verkehren, als indem man die Ruheplätze seines Hausgartens aufsucht oder das „Schenktischchen" unter seiner jungen Linde; aber es ist ein wehmüthiger Genuß, dieser Verkehr mit ihm ohne ihn, dies Verweilen in der Wirthschaft fern von dem Wirthe.

Eins kommt hinzu, um in diesem Fall den wehmüthigen Eindruck noch zu verschärfen. Es sind wenig Freudenklänge, die aus diesen Gedichten ertönen. Sparsam erscheint das lichte Himmelsblau, an dem die Lebenssonne eines bedeutenden Menschen einmal ungetrübt auf uns herniederlächelt. Viel häufiger vernehmen wir Sturmesbrausen und Nothsignale als die ruhigen Harmonien, die Meeresstille und glückliche Fahrt verkünden.

Strauß' Charakterbild mag für den Kreis seiner Familie und seiner nächsten Freunde feststehende Züge tragen, für den erweiterten Kreis aller Derer, die dem Denker und Menschen Theilnahme widmen, ohne ihm im Leben persönlich näher getreten zu sein, gilt das Gleiche nicht. Auch ist offenbar noch nicht die Zeit gekommen, diese Lücke auszufüllen. Sie zu ergänzen kann nur unternommen werden, wenn wir den Einblick in Strauß' intimste Lebensbeziehungen erhalten werden, der aus naheliegenden Gründen gegenwärtig noch unstatthaft erscheint. Strauß selbst hat keine Beichte hinterlassen. Nicht aus Schwäche oder eiteler Beschönigungssucht, denn in der seiner Liedersammlung vorgedruckten „Verordnung" faßt er den Fall einer einstmaligen Veröffentlichung der Gedichte in's Auge und ordnet für diesen Fall ausdrücklich an:

Sichtet streng alsdann und lasset
Keinen schwachen Vers passiren;
Aber meine Menschenschwächen
Suchet ja nicht zu verstecken:
Auch im Grabe noch will euer
Alter Freund kein Heuchler sein.

Was ihn abhielt war wohl eher eine allgemeine Abneigung gegen das Beichten überhaupt. „Niemand beichtet gern in Prosa", sagt Goethe und in den „Literarischen Denkwürdigkeiten", jener bemerkenswerthen, in den „Gesammelten Schriften" jetzt zum ersten Mal veröffentlichten Selbstkritik seines geistigen Schaffens, citirt Strauß diesen Ausspruch, um damit zu begründen, daß er nur über seine Schriftstellerei, nicht über sein Leben zu reden den Trieb verspüre. So gibt es denn — wenigstens dem Publicum gegenüber — nichts Urkundliches über Strauß' Herzensbeziehungen. Was seinem kurzen Eheleben, trotz innerer Herzensneigung, trotz einer glücklichen Unabhängigkeit in den materiellen Lebensverhältnissen, trotz der Liebe zu dem gemeinsam erworbenen Besitz, den Kindern, einen so furchtbar bedrückenden Inhalt gab, daß Strauß das „Joch" zerbrechen oder sich wenigstens ihm entziehen zu müssen glaubte, darüber läßt sich höchstens im allgemeinsten Umriß und unter Beachtung von denjenigen Charakterzügen, die Strauß an anderen Stellen seiner Schriften von sich aussagt, Einiges vermuthen. Es ist nicht zu übersehen, daß Strauß bei Schilderung seines Heidelberger Aufenthalts in den „Literar. Denkwürdigkeiten" über sich sagt: „mein Selbstvertrauen wie mein Lebensgefühl überhaupt war nie besonders stark gewesen", er war ferner offenbar eine Natur, die, vielleicht eben in Folge dieses Mangels an Selbstvertrauen oder Lebensgefühl, durch äußere Einwirkungen sehr leicht aus einem gewissen Gleichgewicht zu bringen war und der andererseits doch, da er bei seinen Arbeiten von Stimmungen abhängig war, dieses Gleichwichts für seine schaffende Thätigkeit durchaus nicht entrathen konnte. Er preist „die Einsamkeit der Zelle," in der er „unter Büchern sinnend, schreibend, munteren Kopfes, kühlen Herzens" seinen Winter verlebt. Noch 1866 erinnert er sich mit Dankbarkeit, daß er von 1839—40 in einem Stuttgarter Gartenhaus „ein paar der ruhig glücklichsten Jahre" seines Lebens zugebracht habe. Solche Naturen, mit beschaulichen Neigungen aber von sensitiver Erregbarkeit, ruhebedürftig aber leicht beunruhigt, geistiger Thätigkeit zugethan aber durch dieselbe nicht so absorbirt, daß ihre Herzensbedürfnisse abwelkten, die sich „kühlen Herzens" — ein leicht mißzuverstehendes und doch charakteristisches Wort — nach Liebe sehnen, solche Naturen pflegen denen sehr dankbar zu sein, die sie in eine zarte und schonende Liebespflege — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — nehmen, nachsichtig sind und ohne weitgehende eigene Ansprüche harmonisch auszugleichen wissen. Es scheint mir bezeichnend, daß Strauß gerade das Verhältniß zu seiner Mutter mit so inniger Liebe umfaßte, daß er ihrem „immer gleichen Wesen, ihrer Genügsamkeit und Seelenruhe" ein nimmer erlöschendes Andenken widmete. Wie es aber auch mit dem Allem sich verhalten möge, wie hier die Grenzlinie zwischen Schein und Wirklichkeit zu ziehen sei, gewiß ist, und Strauß' Gedichte sprechen dies an mehreren Stellen mit tiefem Ergriffensein aus, daß er den unvermeidlich gewordenen Riß in seinem Familienleben mit blutendem Herzen trug, daß er ihn als ein schweres, verwüstendes Unheil empfand. In dem Gedicht: „Nach Hause" (Herbst 1848) verleiht er dieser Stimmung einen ergreifenden Ausdruck, wenn er, rückblickend auf sein Jugendleben, sagt:

Der Bruder zog in's Weite fort,
Die Eltern ruhten an dem Ziele,
Da sucht' ich einen stillen Ort
Mit meinen Büchern, meinem Kiele.
In stetem Fleiße manches Jahr
Lebt' ich versteckt in enger Klause;
Ach, wie es einsam traulich war
In meinem lieben Gartenhause.

Doch wer, mit jungem, frischem Leib,
Ertrüg es lang, allein zu weilen?
So nahm ich mir ein schönes Weib,
Des Lebens Lust und Last zu theilen.
Sie war mir gut, ich war es ihr,
Und doch — o grausames Verhängniß!
In krankem Wahne macht sie mir
Das Haus zum traurigsten Gefängniß.

In Freiheit hab' ich mich gesetzt,
Zur Knechtschaft bin ich nicht geboren.
Doch hab' ich mit dem Weibe jetzt
Heimat und Haus zugleich verloren.
Da ruft es nun: nach Hause! mir,
Komm heim! in wohlbekannten Tönen:
Grausame! wie doch möget ihr
Den Heimatlosen so verhöhnen?

Die Kinder dort, das eigne Blut,
Soll ich als Gäste bei mir sehen;
An deren Busen ich geruht,
Sie soll ich fremd vorübergehen.
Der Durstige soll am vollen Fluß
Entsagend stehn mit trocknem Munde;
Ach! und verlockt ihn der Genuß,
So geht er siebenfach zu Grunde!

In einem anderen Gedicht: „Im Concert", ebenfalls aus dem Scheidungsjahr 48, schildert Strauß, wie er und sein Weib, er auf der Galerie, „wie es dem Grame ziemt, im Dunkeln", sie im Saal dem gleichen Concert beiwohnen, und wehmüthig ruft er aus:

Wir lauschten gleicher Harmonie
Mit gleichgestimmten, reinen Sinnen.
Ach, konnten denn die Herzen nie
Den gleichen Schlag und Ton gewinnen?

Doch tief und tiefer sinket schon
Der Geist in träumendes Erinnern,
Vernimmt statt Horn- und Flötenton
Nur noch das Schmerzenslied im Innern.

Digitized by Google

Die Töne schweigen, und zu Zwei'n
Verlassen Glückliche die Schwelle:
Ich geh' allein, sie geht allein,
Ein jedes nach der öden Zelle.

Und welch' tiefes Gefühl rath- und freudloser Zerstörung spricht aus den folgenden Zeilen:

Weltöstlich.

Ich wollte reisen, nun verreis' ich nicht:
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher.
Wo meine Heimat sei, das weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt' einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht blos ein Traum sei, weiß ich nicht.
Ein Weib verstieß' ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt' ich einst geschrieben:
Ob's Wahrheit oder Spott ist, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm sei, weiß ich nicht.
Nie hab' ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

Lastete auf Strauß das Unglück seines ehelichen Lebens als ein schweres, niederbeugendes Verhängniß, bedrückte und bedrängte ihn andererseits der Zwangsabschied, den er von der Lehrthätigkeit hatte nehmen müssen, in einer ihn zeitlebens verstimmenden, ja schmerzlich verwundenden Weise, so erwuchsen ihm doch auch wieder gute Stunden im Verkehr mit Freunden, die er treu im Leben festzuhalten suchte und wußte. Diese Eindrücke klingen denn, wenn auch seltener, in seinen Liedern wieder. Namentlich dem Pfarrhaus von Münkheim, wo sein Freund, der Pfarrer Rapp, im glücklichen Familienkreise, in harmonischer Thätigkeit schaltete und waltete, und seinen Beziehungen zu diesem treuen Gefährten, hat er mehrfach poetischen Ausdruck gegeben, u. A. in einer Ode, die auch wegen ihrer stilistischen Durchbildung hervorgehoben zu werden verdient.

Gelegentlich stiehlt sich auch einmal ein Sonnenstrahl behaglicher Wohlempfindung in die Gedichte und breitet einen freundlichen Schimmer um sich aus, wie in dem anmuthigen, schon bekannt gewordenen Lied: „Linde".

Der Inhalt des „Poetischen Gedenkbuchs" umfaßt übrigens nicht nur jene

„schlichten, kleinen Lieder,
Stille Seufzer meines Herzens
Spiegelungen meines Schicksals",

die Strauß in der „Verordnung" erwähnt, sondern auch Epigramme, hauptsächlich kunstsinniger Betrachtung der Schätze der Glyptothek entsprungen, musikalische Sonette, Einiges in Odenstil und Verwandtes. Ich halte die Epigramme und Sonette nicht gerade für Musterleistungen auf diesem Gebiet, doch füllen sie ihre Stelle aus. Ist es mehr der Gelehrte, der sinnende Denker und der Kunstfreund, der in ihnen zu Worte kommt als der Dichter, so ist es doch nie etwas Ueberflüssiges oder Unangemessenes, was jenem den Sinn bewegt, indem er die Kunstschöpfungen auf sich einwirken läßt und man folgt gern dem kundigen Führer. Unter den Sinnsprüchen findet sich mancher wohlgelungene, wie z. B. der folgende, der durch seine Verbindung von Ernst und formgewandter Anmuth Rückerts nicht unwürdig ist:

Wer weiß zu leben? Wer zu leiden weiß.
Wer zu genießen? Der zu meiden weiß.
Wer ist der Reiche? Der sich beim Ertrag
Des eignen Fleißes zu bescheiden weiß.
Wer lenkt die Herzen? Der den herben Ernst
Stets in ein heitres Wort zu kleiden weiß.
Wer ist der Weise? Der das falsche Gold
Vom echten schnell zu unterscheiden weiß.
Und wer der Fromme? Der von Menschen wohl,
Doch nichts von Christen oder Heiden weiß.

Einzig in seiner Art, ja einzig vermuthlich in der gesammten poetischen Literatur, erscheint mir der letzte „Aus dem Krankenzimmer" betitelte Abschnitt des „Gedenkbuchs". Rufen wir uns einen Augenblick Strauß' äußere Lebenslage kurz vor dem Eintritt seines letzten Lebensjahres in's Gedächtniß zurück. Den Plan, ein Buch zu schreiben, wie es hernach etwa in dem „Der alte und neue Glaube" zu Stande gekommen ist, hatte Strauß offenbar Jahre lang mit sich umhergetragen. Wir wissen aus den „Literarischen Denkwürdigkeiten", daß die Abfassung einer Schrift, in welcher Strauß versuchen sollte, „der alten christlichen Weltanschauung in allen ihren Theilen und Folgerungen, von Gottes- und Weltbegriff bis auf die Lehren von Lebensgenuß und Sitte hinaus, die moderne natürliche und philosophische entgegenzustellen und dies in einer Form und Sprache, die für Alle verständlich und ergreifend wäre", gewissermaßen ein Vermächtniß seines 1863 verstorbenen, innigst geliebten und in Sinnes- und Anschauungsweise ihm verwandten Bruders war. Strauß war zur Zeit von dessen letzter und schwerer Erkrankung gerade mit der Ausarbeitung von dem neuen Leben Jesu beschäftigt gewesen, die Jener nur als eine „Abschlagszahlung" gelten lassen wollte, worüber Strauß in den „Literarischen Denkwürdigkeiten" bemerkt: „Ich selbst halte es nicht für mehr und denke eben jetzt an die schließliche Abzahlung, allein nur mit halber Hoffnung, sie noch leisten zu können." Diese schließliche Abzahlung schwebte Strauß zunächst in der Form einer möglichst freien, populären Umgestaltung seiner Dogmatik als „letztwilliges Glaubensbekenntniß eines Denkenden unserer Tage" vor, sie erfolgte dann in der noch freieren Gestalt, wie sie gegenwärtig in Strauß' letztem Werk vorliegt. Die Wirkung und der augenblickliche Eindruck der Schrift sind noch in Aller Gedächtniß. Die hochgehenden Wogen der Erregung brandeten häufig in schonungslosem Ausbruch gegen den Verfasser an, dessen Geist und Gemüth von diesem Anprall lebhaft bewegt wurde. Es konnte nicht wohl anders sein. Denn abgesehen davon, daß Strauß in dieser lang geplanten Schrift einem theueren Vermächtniß ebenso wie einem innersten Herzensbedürfniß genügte, abgesehen davon, daß sie ihm, ihrer inneren Bedeutung nach, höher stand als Alles, was er sonst literarisch geleistet — von dem Leben Jesu abgesehen —, so vermehrte auch noch ein anderer Umstand seine Spannung und verschärfte seine Empfindlichkeit. Dieser Umstand lag in der übertriebenen Meinung, die er von der gesunkenen Schätzung seiner Schriftstellerei seitens des Publicums in sich ausgebildet hatte. Kaum hat wohl je ein Schriftsteller, dessen Ruf doch in allen gebildeten Kreisen seiner Nation ein in Achtung festbegründeter war, durch Stimmungen beeinflußt, seine Lage so trübsinnig aufgefaßt als Strauß, als er in seinem Tagebuch am 19. November 1867 die Worte niederschrieb: „Was hilft es, sich das Demüthigende zu verhehlen? Thatsache ist doch, daß ich seit meinem ersten Leben Jesu mich in der Schätzung des Publicums immer weiter heruntergeschrieben habe", — und weiterhin: „es darf heute, wenn überhaupt noch von mir die Rede ist, jeder literarische Gassenjunge an mir die Schuhe abputzen, ohne eine Zurechtweisung fürchten zu müssen", und schließlich: „hat das Publicum einem Schriftsteller so deutlich wie mir zu verstehen gegeben, daß es ihn nicht mehr lesen will, so meine ich, darf er auch nicht mehr schreiben ... Glaubt er sich nicht jetzt oder künftig im Stande, etwas zu schreiben, das geeignet ist, das Publicum in weiten Kreisen zur Hochachtung zu zwingen, so soll er nichts mehr schreiben." Solcher Stimmung und Auffassung gegenüber erhält das Verdict der Kritik fast die Bedeutung einer Art Gottesurtheils. Hatte sich nun auch das Selbstvertrauen von Strauß in den nächsten Jahren durch die Anerkennung, welche seiner Schrift über Voltaire und seinen Briefen an Renan zu Theil wurde, wieder einigermaßen gehoben, so kehrte die Spannung über den Erfolg seiner letzten Arbeit doch bei der Veröffentlichung derselben vermuthlich in wenig vermindertem Maße wieder zurück. Er fühlte sich immer einer Aufgabe gegenüber, über die er schon, wie er sie zuerst genauer in's Auge faßte, sich bekannte: „sie ist eine so schwere, daß ich immer wieder verzweifle, ihr mit meiner sinkenden Kraft

Digitized by Google

noch gewachsen zu sein. Denn die beste und frischeste müßte ich einzusetzen haben, um nicht befürchten zu müssen, durch eine solche Arbeit meinem literarischen Ruf vollends den Garaus zu machen". Das, was nach Veröffentlichung seiner Arbeit als nächste Folge eintrat, hat Strauß kaum in einem besseren Lichte betrachtet, wie dies das „Nachwort" zu seiner Schrift deutlich genug ausspricht und wie sehr er sich nun auch andererseits über viele der gegen ihn ergangenen Angriffe erhaben fühlen konnte und erhaben fühlte, wie bestimmt er es auch selbst aussprach, daß die Zeit der Verständigung auch für dies Buch kommen werde, wie sie für das Leben Jesu gekommen sei, so war doch die gegenwärtige Thatsache in ihrer gegenwärtigen Bedeutung dadurch nicht aus dem Wege zu räumen und in ihrer Wirkung völlig ungeschehen zu machen. Er selbst anerkannte mit prophetischem Blick, daß er die Verständigung nicht mehr erleben werde, d. h. er resignirte sich dahin, daß die Zukunft eine gerechtere Kritik üben, daß sein Buch durchdringen, aber für ihn, den Lebenden, zu spät durchdringen werde.

So stand denn eine schwerwiegende Thatsache für Strauß fest, als er am letzten Tag des Jahres 1872 sein „Nachwort" beendete — schwerwiegend, denn in 40 Jahren schriftstellerischer Thätigkeit verwachsen der Schriftsteller und der Mensch so sehr miteinander, daß es aus einem Lebensereigniß, welches den Eindruck hervorruft, als ob es dem literarischen Ruf den Garaus mache, fast wie ein Todtenglöcklein erklingt. „Man läutet dem Schriftsteller zu Grabe", so ungefähr mag das kritische und zum Theil sehr unkritische Schiedsgericht, dem Strauß damals unterlag, sich in seiner Seelenstimmung reflectirt haben. Und nun, fast genau zu derselben Zeit, läßt sich durch Schicksalsfügung auch jenes andere Todtenglöcklein mit seinen ernsten, bangen Klängen vernehmen, das nicht mehr dem Schriftsteller, sondern dem Menschen gilt. Es entwickelt sich der tödtliche Keim von Strauß' letzter Krankheit, einer Krankheit, die unaufhaltsam verhängnißvoll ihren Weg beschreibt, die aber einerseits verhältnißmäßig rasch das Ende herbeiführt und die andererseits des Leidenden geistige Fähigkeit fast unangetastet bis zu einem sehr vorgeschrittenen Punkt ihrer Entwicklung bestehen läßt.

Man muß alle diese einzelnen, ineinander greifenden Momente in's Auge fassen, um die Rückwirkung dieser letzten Lebensvorgänge auf Strauß' Inneres zu würdigen. Denn das Schauspiel, das er uns in den letzten Tagen und Stunden seines Lebens bietet, ist wahrlich kein gewöhnliches! Selbst der liederbegabteste Mund pflegt zu verstummen, wenn die dunklen Schatten des Todes das Ende verkünden. Als Chamisso zum erstenmal an die Scheidestunde gemahnt wurde, schrieb er sein letztes Sonett und dann ließ der Sänger die Leier ruhen und rührte nicht mehr an ihre Saiten. Selten wird der Tod anders als aus der Ferne besungen. Anders aber bei Strauß. Unwillkürlich wird man Angesichts dessen, daß seine Seele sich beim Scheiden noch einmal im Gesang befreit, an die bekenntnißtreuen Glaubenshelden erinnert, die „singend in die Todesfeuer sprangen".

Er hatte ja auch sein Bekenntniß abgelegt, die Welt hatte ihm einen Scheiterhaufen errichtet und die Flammen loderten auf. Und wie gleichzeitig damit nun jene andere Flamme emporflackerte, die ihn, sein sterbliches Theil mälig zerstörend, dem letzten Athemzug entgegenführte, sammelte er noch einmal die Kraft seines Genius, um sich aus Allem, was ihn betroffen, den versöhnenden Abschluß selbstthätig zu gestalten. Dies Herz, „das oft verkannte", wie Strauß in dem Gedicht: „Verordnung" wehmüthig von sich selber sagt, wollte in Frieden scheiden, in Frieden mit sich selbst, mit seinen nächsten Lieben und — mit seinem Schicksal, wenn auch nicht mit seinen Widersachern. Das Musikalische in Strauß' Wesen, ein Grundzug seiner Natur, rang mit aller Macht gegen die Dissonanzen nach einem harmonischen Endaccord, es ist ein tiefes künstlerisches und ästhetisches Bedürfniß, dem er in diesen letzten Liedern Ausdruck gegeben hat. Wie ein leise zerfließender Lufthauch, der letzte Hauch des scheidenden Lebens, weht es dem Leser aus dem Schlußgedicht des „Gedenkbuchs" an. Die letzte Strophe desselben ist schon in Zellers bekannter Schrift über Strauß mitgetheilt worden. Vollständig lautet dasselbe:

Wem ich dieses klage,
Weiß, ich klage nicht,
Der ich dieses sage,
Fühlt, ich zage nicht.

Heute heißt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt,
In der Luft verschwimmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein.

Selbst rein in Hinsicht der Form betrachtet stehen die Gedichte aus diesem letzten Abschnitt keinem der früheren nach. Manche von ihnen sind im Gegentheil ausgezeichnet durch Energie des poetischen Ausdrucks und Leichtflüssigkeit der Sprache. Keinem ist anzumerken, daß die zitternde Hand des Schwererkrankten sie niederschrieb. Aber ihr innerer Werth ruht freilich so sehr und so nachdrücklich in den vorhin angedeuteten Beziehungen, daß daneben die Seite der formalen Vollendung kaum in's Auge fällt. Und dieser innere Werth ist ein bleibender und unvergänglicher. Er besteht für Alle, wie für Alle die gleiche Nothwendigkeit der letzten Stunde besteht, die Strauß bewährt gefunden. Gedichte wie die nachfolgenden tragen in einem hohen und seltenen Sinn „das Siegel der Vollendung" an sich, heißt uns der Gestorbene doch: der Vollendete.

An Rapp.

Du nimmst als Strebenden
Den kranken Mann,
Siehst als noch Lebenden
Den Todten an.
O rufe nicht zur Wehr,
Mich nicht zum Thun;
Mir ziemt kein Kämpfen mehr,
Mir ziemt nur ruhn.

Lieg ich im Bette hier
Wie in der Gruft,
Steigt der Gedanke mir
Hoch in die Luft;
Ich überschau' als Schwan
Mit Vogelblick
Des Lebens wirre Bahn
Und mein Geschick.

Nicht war, was ich geschafft,
Allwege gut.
Ach, bald gebrach's an Kraft
Und bald an Muth.
Hier von des Glückes Huld
Ward ich begrüßt;
Dort hab' ich eigne Schuld
Wie schwer gebüßt.

Das, halb im Traume, geht
An mir vorbei,
Mein Leben ist verweht,
Und ich bin frei.
Was blieb dir, Seele, nun,
Als daß mit Ernst
Du in dir selber ruhn,
Du sterben lernst?

Suspirium 2.

Stund' um Stund' fühl' ich meine Kräfte schwinden,
Sich die Bande lösen, die mich hier noch binden;
Wenig Monden noch, so ist von diesen Resten,
Die jetzt mich bedeuten, keiner mehr zu finden.

Digitized by Google

Ew'ge Kraft der Welten, hilf der müden Seele,
Diese letzten Qualen standhaft überwinden!
Ja, in Ruhestunden spür' ich schon ein Säuseln,
Wie von Siegeslüften, kühlenden, gelinden.
Doch nicht Lorbeer, nur der Liebe Kranz begehr' ich
Mir im Sarg die bleichen Locken zu umwinden.

Man kann von dem „Gedenkbuch" nicht scheiden, ohne den Wunsch zu empfinden, dem ich hierdurch Ausdruck zu geben mich gedrungen fühle, daß dasselbe unserem Volke zugänglich gemacht werden möchte. Mich dünkt, daß unsere stürmisch bewegte, oft so leidenschaftlich und feindselig erregte Zeit ein Anrecht auf Alles hat, was sie trösten und versöhnen könnte. Und sollte ich mich in der Annahme irren, daß, wie am Grabe meistens die Stimmen des Haders schweigen, so auch diese von der Nähe des Todes geweihten Klänge, diese letzten Gedächtnißworte eines bedeutenden Menschen eine ganz besonders beschwichtigende und lindernde Kraft besitzen? Und wenn dem so ist, sollte diese eine Erwägung, Angesichts der vielfachen, an einem Wendepunkt im Leben der Menschheit unvermeidlichen Verbitterung im Kampf der streitenden Anschauungen, nicht diejenigen Bedenken überwiegen, welche aus einer an sich gerechtfertigten Scheu der Pietät von einer Veröffentlichung bisher zurückgehalten haben? Es handelt sich schließlich ja doch nur um eine Frage der Zeit. Strauß selbst hat ja die Veröffentlichung vorgesehen, als er in der „Verordnung" niederschrieb:

Doch wenn einst dies Herz zu schlagen
Aufgehört, das oft verkannte,
Wollen Kinder dann und Freunde
Von den Tönen seiner Saiten
Etwas auch vor denen draußen
Klingen lassen, wehr' ich's nicht.

Das „Wann" ließ er unbestimmt. Aber wir, die Nachlebenden, können darüber wohl kaum in Zweifel sein, daß eben die Mittheilung dieses poetischen Testaments das sicherste Mittel sein würde, dies oft verkannte Herz auch in den weitesten Kreisen wieder völlig zu Ehren zu bringen.

Julius Duboc.

Aus der Hauptstadt.

Festvorstellung zu Gunsten der Unterstützungskassen des Vereins „Berliner Presse".

Das Wintermärchen.

Von Shakespeare, bearbeitet von Franz Dingelstedt.

Es kann in dem vorliegenden Falle nicht von einer eigentlichen Kritik die Rede sein; es kann sich nur handeln um einen Bericht und um eine Danksagung.

Es ist ein fast tragisches Geschick, daß die Künstlerin, welche die Anregung zu der merkwürdigen Vorstellung gegeben hat, durch schweres körperliches Leiden der Genugthuung beraubt worden ist, in derselben mitzuwirken. Frau Charlotte Wolter schrieb an mich im December vergangenen Jahres, daß sie gelegentlich ihres im Frühjahr bevorstehenden Gastspiels gern den Berlinern noch einmal das „Wintermärchen", in dem sie ihren Ruf begründet hat, vorspielen möchte, und zwar zu Gunsten des Vereins „Berliner Presse". Als ich im Januar nach Wien kam, suchte ich die bedeutende und liebenswürdige Künstlerin auf, und wir verabredeten Alles. Von der Idee, die Vorstellung auf der alten Stätte ihres Ruhmes zu veranstalten, auf dem Victoriatheater, mußten wir von vorn herein Abstand nehmen; es stellten sich da technische Schwierigkeiten entgegen, die nicht zu überwinden waren. Tage sind erforderlich, um die zu einem Ausstattungsstücke wie „die schöne Melusine" nothwendigen Decorationeu aufzuhängen, die Maschinen aufzustellen ꝛc. Da das „Wintermärchen" selbst des äußeren Schmuckes nicht entbehren kann, so hätte die Bühne des Victoriatheaters von der Ausstattung der „schönen Melusine" geräumt werden müssen, um der des „Wintermärchens" Platz zu machen, und das wäre ohne die zeitraubendsten Bewerkstelligungen nicht zu ermöglichen gewesen; außerdem ist von der alten Ausstattung des „Wintermärchens" am Victoriatheater nicht mehr viel in brauchbarem Zustande. Es hätte nahezu Alles erneuert werden müssen. Da das Publicum in das Victoriatheater in Bezug auf decorative Pracht nur mit den größten Ansprüchen geht, so wären, wenn man es nicht hätte enttäuschen wollen, unerschwingliche Ausgaben unumgänglich gewesen. Dagegen hatte das Nationaltheater unter der rührigen und umsichtigen Leitung von Robert Buchholz vor Kurzem das „Wintermärchen" gegeben. Die Vorstellung „stand" also, wie man in der Theatersprache sagt; es waren Vertreter für alle Rollen da, die Rollen selbst waren memorirt, die Statisten und die Comparserie waren einstudirt, kurzum hier ließ sich mit einigen Proben eine Vorstellung des „Wintermärchens" mit Charlotte Wolter als Hermione zu Stande bringen. Ich erbot mich, mit Director Buchholz das Weitere zu ordnen. Bei der ersten Unterredung theilte mir dieser gesprächsweise mit, daß Anfang April wahrscheinlich Ludwig Barnay bei ihm gastiren würde. Ich schrieb in Folge dessen an Barnay und fragte ihn, ob er im Stande sei und Lust habe, in der ersten Hälfte des April neben Charlotte Wolter im „Wintermärchen" den Leontes darzustellen. Barnay sagte mir sofort zu und er hat nicht einen Augenblick gewankt, um sein Versprechen einzulösen.

Die feste Zusage zweier so hervorragender Künstler legte den Gedanken nahe, andere Kräfte ersten Ranges für dieselbe Vorstellung zu gewinnen, um so mehr, als sich eine der berühmtesten deutschen Schauspielerinnen von selbst zur Uebernahme der „Perdita" erbot, unter der Voraussetzung, daß ihr ein bedeutender Darsteller des Florizel zur Seite gestellt würde. Da sich Wilhelm von Hoxar aus Karlsruhe, der Jahre lang eines der beliebtesten Mitglieder unseres Hoftheaters war, zur Uebernahme dieser Rolle bereit erklärt, und G. zu Putlitz, sein Intendant, ihm den erforderlichen Urlaub dazu bewilligt hatte, so glaubte ich, für die vier Rollen ausgesorgt zu haben.

Inzwischen kam Ernst Possart nach Berlin, feierte als Manfred einen seltenen Triumph und stellte sich aus freien Stücken, in dem Ensemble, das ein wundervolles zu werden versprach, für die Rolle des Autolykus zur Verfügung. Nun waren es fünf! Je überraschender diese Erfolge bei den Vorbereitungen waren, um so lebendiger wurde das Verlangen, nun alle erheblichen Rollen mit ersten Kräften zu besetzen. Frau Claar-Delia übernahm die Rolle der Pauline mit einer Liebenswürdigkeit, die man erst dann besonders schätzen wird, wenn man weiß, daß sie selbst eine ausgezeichnete Darstellerin der Hermione sein soll; Emil Thomas die kleine, aber unendlich komische Rolle des Mopsus. Nun war noch der Polyxenes zu besetzen. Aus dem alten Theaterzettel des Victoriatheaters ersah ich, daß Karl Mittell mit Charlotte Wolter jene Rolle früher gespielt hatte. Auch er ging in freundlichster Weise auf den Antrag ein; und so war denn, da auch für die kleine Rolle der Dorkas Fräulein Betty Damhofer eingetreten und für den Tanz im Schäferacte Fräulein Josefine Zimmermann vom Victoriatheater gewonnen war, ein Ensemble von Künstlern zusammengebracht, an das man die höchsten Anforderungen stellen durfte.

Bis dahin war Alles glatt gegangen; nun trat in den Vorbereitungen das zweite Stadium ein, das der Störungen und Schwierigkeiten. Zunächst zog die für die Perdita bestimmte Darstellerin ihre Zusage zurück; es wurde dafür eine andere, zwar noch nicht weit berühmte, aber darum nicht minder liebliche Künstlerin gefunden: Fräulein Mathilde Ramm vom Residenztheater, welcher, Dank dem Director Claar, auch die Möglichkeit zur Mitwirkung geboten wurde. Possart, der buchstäblich im Schweiße seines Angesichts die ehrendsten Triumphe in Petersburg feierte, hatte sich zunächst nicht recht überlegt, daß er ein Versprechen gegeben hatte, dessen Erfüllung seine Kräfte eigentlich überstieg. Ganz zerschlagen von den Anstrengungen des Gastspiels und den gesellschaftlichen Strapazen in Petersburg, mußte er sofort nach Nürnberg fahren, um dort eine Reihe von Vorstellungen zu geben, zu denen er contractlich verpflichtet war. Von da sollte er — nichts Geringeres wurde ihm zugemuthet — eines schönen Abends nach der Vorstellung abfahren, am andern Morgen hier probiren, am dritten Tage spielen und nach der hiesigen Aufführung wieder zurückkehren, um in Nürnberg weiter zu spielen! Und noch Eins: Das Publicum in Nürnberg machte seine

Digitized by Google

Ansprüche geltend; es wollte Possart nicht los lassen! Es war Unmenschliches, was wir da verlangten. Aber nun war es zu spät, um den Regungen der Menschlichkeit nachzugeben und ihn zu dispensiren, denn inzwischen hatten mit Rücksicht auf das außerordentliche künstlerische Ereigniß und auf den wohlthätigen Zweck außerordentliche Preise festgesetzt werden können und das Haus war durch Vorbestellungen, noch ehe eine einzige Annonce in die Zeitungen gekommen war, in allen ersten Plätzen ausverkauft. Der Hof, an der Spitze der Kaiser, hatte sein Erscheinen angemeldet, im Reichstage war eine Liste ausgelegt worden, die sich mit zahlreichen Unterschriften bedeckt hatte, die Mitglieder des Vereins „Berliner Presse" und des Vereins „Berliner Künstler" hatten für sich und ihre Freunde Hunderte und Tausende von Billets bestellt; die illustrirten Zeitungen hatten ihren Correspondenten und Zeichnern die betreffenden Weisungen zugehen lassen; Alles das war geschehen in Hinblick auf das Zusammenspiel von den hervorragendsten Künstlern. Und da nun aus dieser Kette schon ein Glied sich ausgelöst hatte, so war es nicht möglich, auch ein zweites noch auszubrechen, ohne den Charakter der Gesammtheit erheblich zu verändern. Die Vorstellung hätte demgemäß auch unter ganz andern Bedingungen von Statten gehen müssen. Die unversehrte Wahrung des Gesammtgastspiels war die Grundbedingung, an der nicht mehr gerührt und gerüttelt werden konnte. Für den Autolykus mußte ein erster Künstler eintreten; aber woher ihn nehmen? Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß wir zu unserm lebhaftesten Bedauern auf den Beistand des Königlichen Hoftheaters deshalb verzichten mußten, weil die Vorbereitungen zu den Königsdramen alle Kräfte des Schauspielhauses vollkommen in Anspruch nahmen, und weil uns eine bindende Zusage für den entscheidenden Abend nicht gegeben werden konnte. Als einziger Retter aus der Noth schien sich noch Friedrich Haase darzustellen. Herzlichstes, liebenswürdigstes Entgegenkommen von seiner Seite, aber eben so lebhaftes Bedauern; und die bestimmte Erklärung: non possumus. Abgesehen davon, daß Haase den Autolykus überhaupt nie gespielt hatte, war ihm jetzt die Mitwirkung beim besten Willen geradezu unmöglich. Er hatte nämlich vor wenigen Tagen einen Vertrag mit der Hofbühne abgeschlossen, durch den er seinen Verpflichtungen zu einem längeren Gastspiel auf seinen Wunsch enthoben worden war gegen die bestimmte Verpflichtung: innerhalb eines Jahres auf keiner Berliner Bühne aufzutreten. Da sich zwischen ihm und den leitenden Persönlichkeiten am Hoftheater ein Conflict vorbereitete, so war der Künstler eben so wenig in der Lage, selbst eine Gefälligkeit von der Leitung des Hoftheaters zu erbitten, wie zu gestatten, daß der Verein „Berliner Presse" für ihn eine solche erbitte. Ein Ausweg war noch da, aber er war so keck, daß der Hinweis auf diesen unmöglich vom Verein „Berliner Presse" gegeben werden konnte; Friedrich Haase selbst war es, der ihn bezeichnete! Als praktischer Mann der Bühne erkannte er sofort, daß die Hauptschwierigkeit das Nürnberger Publicum war; wurde dieses befriedigt, so mußte Possart kommen, ob todt oder lebendig, und Friedrich Haase erklärte demgemäß, daß er, um Possart frei zu machen, unentgeltlich in Nürnberg spielen wolle. Telegramm an den Director Reck. Rückantwort: die Combination ist angenommen! Und während Haase seinen Koffer packte, um zu Gunsten des Vereins „Berliner Presse" in Nürnberg zu spielen, schnürte Possart sein Bündel in Nürnberg zusammen, um das Gleiche hierorts zu thun.

Nun traf uns der letzte, der schwerste Schlag! Frau Charlotte Wolter erkrankte so bedenklich, daß drei Tage vor der Vorstellung jede Hoffnung, die berühmte Künstlerin am 7. April mitwirken zu sehen, aufgegeben werden mußte. Da schien es einen Augenblick, als ob nun Alles, Alles vergeblich gewesen sei, als ob die Basis, auf der das ganze kunstvolle Gebäude mühsam errichtet war, uns mit einem Ruck entzogen werden sollte! Konnten wir an einen vollgültigen Ersatz gerade für Charlotte Wolter und gerade für ihre Hermione denken? Gab es einen versteckten Umweg, der uns zum Ziele führen würde? Hätte es uns genützt, wenn z. B. Clara Ziegler, was bei ihren liebenswürdigen Gesinnungen für die Berliner Presse übrigens zu bezweifeln wäre, irgend wie als Medea oder gar als Penthesilea aufgetreten wäre? Nein! Die Vorstellung muß abgesetzt werden! Das war der erste, der fürchterliche Schanke, der sich der Veranstalter derselben bemächtigte. Aber wie? Die Billets befanden sich inzwischen schon zum großen Theil in den Händen ihrer rechtmäßigen Inhaber; es waren vielleicht auch schon Billets zu den doppelten und dreifachen Preisen aus zweiter Hand angekauft, die Kasse des Vereins „Berliner Presse" hatte schon einige Ausgaben geleistet, die im Verhältniß zur veranschlagten Einnahme gering, zum Bestande der Kasse aber erheblich erschienen. Alles war so complicirt, daß man nicht wußte, wo man anfangen sollte, um das mit so viel Anstrengungen mühsam Gefügte wieder zu lösen. Depeschen an die auswärtigen Künstler, Depeschen an diejenigen abwesenden Mitglieder des Reichstages, die mit Rücksicht auf die Vorstellung früher nach Berlin zurückzukehren sich vorgenommen hatten; Absage bei Hofe — es war nicht durchzukommen!

Zweiter besserer Gedanke: Die Vorstellung muß auf alle Fälle gegeben werden. Vor Allem aber kein Vertuscheln, kein Beschönigen der grausamen Wahrheit; größte Publicität für die Mittheilung, daß Frau Charlotte Wolter durch schwere Krankheit an der Mitwirkung verhindert wird. Denjenigen, die in Hinblick auf die Hermione der Wolter ihre Billets genommen haben, soll es freistehen, die Billets der Kasse zurückzugeben.

Aber wer soll nun die Hermione spielen? Es muß eine Künstlerin ersten Ranges sein, sie muß die Rolle bereits gespielt haben; doppelte Schwierigkeit! Da wird ein Name genannt; unmöglich, die Betreffende hat unliebsame Erfahrungen in Berlin gemacht. Ein zweiter — eine vortreffliche Künstlerin, aber das Publicum glaubt ihr die Hermione nicht mehr. Ein dritter — sie wird unabkömmlich sein und wenn sie sich sofort auf die Bahn setzt, kann sie doch kaum rechtzeitig eintreffen! Eine einzige vereinigt alle Eigenschaften in sich, um als möglicher Ersatz zu dienen. Sie ist schön, jung, interessant, eine ausgezeichnete Künstlerin und in Berlin noch nicht bekannt: Franziska Ellmenreich. Dringliche Depesche, dringlich nicht nur nach dem Modus der Beförderung, sondern auch dem Inhalte nach, und darauf in einer Stunde die Antwort: „Ich fahre heute Abend ab, komme zur Probe und zur Aufführung. Franziska Ellmenreich."

Und das Resultat: von 1500 vorbestellten Plätzen, — d. h. von solchen, die berücksichtigt waren, denn die Bestellungen gingen hoch in die Tausende, — sind etwa 20 Plätze (also $1\frac{1}{3}$ Procent) zurückgegeben, mit denen natürlich auf der Stelle wieder eben so viel glücklich gemacht worden sind, so daß die Kasse am Morgen und Abend der Vorstellung geschlossen blieb.

Das sind so einige wenige Data zur Geschichte dieser Aufführung. Wenn man sich überlegt, welche Opfer von den Einzelnen gebracht worden sind, so wird es schwer werden, dafür eine äquivalente Anerkennung zu finden. Man erwäge: Possart, der drei Tage eines an Ruhm und Gewinn reichen Gastspiels in Nürnberg preisgibt — die Hälfte der Einnahme von drei Abenden vor ausverkauften Häusern —, der die große Reise von Nürnberg hierher und von hier nach Nürnberg zurück macht, um in einem Acte mitzuwirken; Friedrich Haase, der, um dies zu ermöglichen, von hier nach Nürnberg reist, dort einen Abend spielt und am andern Tage hierher zurückkehrt; Ludwig Barnay, der, um rechtzeitig hier einzutreffen, in den letzten acht Tagen fünf große Rollen spielen muß, der am Abend nach der Vorstellung des „Tell" von Hamburg abreist, am Morgen hier eintrifft, vom Bahnhof auf die Probe geht, am Abend die zweite Probe, am Sonnabend früh die dritte Probe mitmacht, und am Abend die tödtende Rolle des Leontes darstellt; Fräulein Franziska Ellmenreich, die auf die Depesche hin ihre Garderobe schnell zusammenpackt, und ebenfalls von Hamburg in Nacht und Nebel abreist, um sich denselben Anstrengungen zu unterziehen, die sich der schweren Verantwortlichkeit, die auf ihr lastet, wohl bewußt ist, die zum ersten Mal vor das Berliner Publicum tritt — und zwar vor das allerverwöhnteste, freilich auch vor das allerbeste —, die gegen die Erinnerung der Wolter zu kämpfen hat und nach der Vorstellung um Mitternacht nach Hamburg zurückkehren muß, um am andern Morgen im dortigen Stadttheater die Probe mitzumachen; Mittell, der aus München kommt, und in Berlin lediglich der Vorstellung des „Wintermärchens" wegen Rast macht, um zu seinem Gastspiel nach Riga weiter zu reisen; Wilhelm von Hoxar, der die große Reise aus Karlsruhe unternehmen muß, und nach der Vorstellung wieder dorthin zurückkehrt; Emil Thomas, der als Director des Thaliatheaters dadurch, daß er die beiden zugkräftigsten Mitglieder — sich selbst und Betty Damhofer — seiner Bühne entzieht, einen Theaterabend geradezu opfert; Emil Claar, der sogar zwei Abende in die Schanze schlagen und am Residenztheater ohne die zwei wichtigsten weiblichen Mitglieder, ohne Frau Hermine Claar-Delia und ohne Fräulein Mathilde Ramm Vorstellungen geben muß; Director Emil Hahn vom Victoriatheater, der dem Ballet der „schönen Melusine" die Solotänzerin Fräulein Zimmermann entzieht;

Digitized by Google

und die anderen Theaterdirectoren, die mit Rücksicht auf die Vorstellung des „Wintermärchens" ihr ganzes Repertoire einrichten, respective umändern müssen, wie der Generalintendant des Karlsruher Hoftheaters G. zu Putlitz, der auf einige Tage seinen ersten Liebhaber, von Hoxar, der Director des Stadttheaters in Hamburg, Pollini, der seine erste Heldin Fräulein Franziska Ellmenreich entbehren muß; und — last not least — Robert Buchholz, dem die Vorstellung in ein erfolgreiches Gastspiel hineinhagelt und der die aufreibenden Proben zu leiten hat — man verliert schon bei der bloßen Aufzählung den Athem!

Ist nun die Vorstellung aller dieser beschwerlichen und opferbereiten Leistungen werth gewesen? Ich glaube ohne alles Bedenken diese Frage bejahen zu dürfen. Der doppelte Zweck ist erreicht: Dem Publicum ist ein künstlerischer Genuß der seltensten Art geboten und den Unterstützungskassen für die Invaliden der Feder eine ungewöhnlich reiche Einnahme zugeführt worden. Seit den berühmten Münchener Mustervorstellungen ist eine solche Aufführung, wie diese des „Wintermärchens", wohl nicht zu Stande gebracht worden.

Der Muth des Fräulein Franziska Ellmenreich, im letzten Augenblicke für Frau Charlotte Wolter einzutreten, hat sich reichlich belohnt. Es war nicht möglich, daß sich die junge, reichbegabte Künstlerin gleichzeitig unter schwierigeren und unter glücklicheren Bedingungen hier einführte, als sie es gethan hat. Sie hat sich mit dieser einen Rolle und mit einem Schlage die aufrichtige Sympathie des besten Publicums, das sich vielleicht jemals in einem Berliner Theater zusammengefunden, erworben, und als Hermione einen vollen ungetrübten Erfolg errungen. Schon durch ihre äußere Erscheinung, durch ihre schöne Figur und den edel geschnittenen Kopf mit den sprechenden dunkeln Augen wußte sie bei ihrem ersten Erscheinen für sich einzunehmen. Mit reizender Einfachheit und Herzlichkeit spielte sie den exponirenden ersten Act; in der großen Scene ihrer Verstoßung fand sie Accente von tief ergreifender, erschütternder Gewalt, und der Beifall des Publicums steigerte sich nach diesem Auftritt zum Enthusiasmus. Auch in der Gerichtsscene war ihr Spiel bedeutend und durchgeistigt; jede Linie war richtig gezogen, nur die eine oder andere vielleicht etwas zu stark; aber jedenfalls hat Franziska Ellmenreich durch ihre Darstellung der Hermione ihren Ruf auf das Glänzendste gerechtfertigt und einen Triumph gefeiert, der in ihrer Künstlerlaufbahn entscheidend sein wird.

Nicht sparsamer im Beifall zeigte sich das Publicum gegenüber der heimischen Künstlerin, Frau Hermine Claar-Delia, die die Rolle der sympathischen Pauline übernommen hatte und nach der Scene im Kerker wiederholt stürmisch gerufen wurde. Mit Fug und Recht; denn die durch Herzensgüte entflammte Leidenschaftlichkeit der Pauline konnte keine glaubwürdigere und beredtere Vertreterin finden als in unserer Künstlerin. Nebenbei bemerkt auch keine schönere: sie sah wundervoll aus. Niemals ist das von Shakespeare so hübsch angedeutete Verhältniß der Pauline zu ihrem Mann, dem Pantoffelhelden Antigonus, einleuchtender erschienen, als hier durch die gebietende Darstellung der imposanten Frau Claar-Delia. Ihr glaubt man es, daß sie trotz des Königs Verbot sich den Eintritt erzwingt, daß die drei vornehmen Sicilianer, unter denen sich auch ihr Mann befindet, ihr nicht feindselig gegenüber zu treten wagen, daß sie den Kerkermeister bei Seite schiebt, um sich den Weg zu dem schreienden Kinde zu bahnen. Frau Claar-Delia hat schon oft glänzende Erfolge gefeiert, wenn sie in erster Linie stand; sie wird es diesmal gewiß nicht zu bereuen haben, daß sie sich in die zweite Linie gestellt hat; auch dort blühen dem wahren Künstler Lorbeeren.

Ludwig Barnay ist nicht nur unzweifelhaft der beste Leontes, sondern der Leontes ist auch, wie ich glaube, Barnays beste einheitlichste, durchgeführteste künstlerische Leistung. Der Leontes, dieser unbedeutendere Othello, gilt in Schauspielerkreisen als der höchste Ausdruck dessen, was man eine undankbare Rolle zu nennen pflegt. Undankbar ist vielleicht nicht das rechte Wort, aber antipathisch ist die Rolle von Anfang bis zu Ende; denn Leontes ist ungerecht, grausam, herzlos, aus unmotivirter Eifersucht, und ganz aus sich selbst heraus, ohne daß ihm eine liebenswürdige Schwäche gleichsam als Entschuldigung dienen könnte. Kein Mensch schürt seinen Verdacht, kein Verleumder schwärzt die unschuldige Hermione an, die ganze Umgebung ist von der Treue seines Weibes überzeugt. Er allein ist unbegreiflich und hart auf eigene Faust. Man sollte meinen, daß der Darsteller diese Figur, um sie verständlich zu gestalten, verächtlich oder lächerlich zu machen gezwungen sei; der großen Kunst Ludwig Barnays gelingt es aber, diesen Mann sowohl verständlich wie wahrhaft interessant zu bilden. In seiner Darstellung erscheint die Eifersucht des Leontes zwar auch als eine tief innerliche Verwirrung, aber doch so, daß man diese nur beklagen, sie nicht verächtlich finden darf. Sie erscheint als der unglückliche Ausfluß einer großen Seele. Man grollt zwar diesem Leontes, aber unwillkürlich wendet sich ihm auch die Theilnahme zu; man findet ihn mitleidenswerth, nicht albern. Das Spiel Barnays war in jeder bedeutenden Scene gleich bedeutend. Und wie meisterhaft war die ganze Rolle angelegt und durchgeführt! Wie kunstvoll gesteigert von den ersten unerheblichen Regungen der Eifersucht bis zu dem tobenden Ausdrucke derselben vor dem Gericht und vor dem Urtheilsspruch des delphischen Gottes. Welche milde tiefe Traurigkeit lag über diesem Leontes, nachdem er sein schweres Unrecht erkannt, und wie hell und innig war sein Jubel, als er die Geliebte wieder in seine Arme schließt! Mit einem Worte: die glücklichste Leistung eines unserer ersten lebenden Künstler.

Einen prächtigen Gegensatz zu dem düsteren schroffen Leontes bildet Polyxenes, der liebenswürdige, poetisch frische König von Arkadien, zu welchem der geistvolle Bearbeiter Dingelstedt den Herrscher des fabelhaften Böhmens gemacht hat. Den älteren Theaterbesuchern war es bekannt, wie vorzüglich Karl Mittell diese Rolle darstellt; die andern, die diesen ausgezeichneten Conversations-Schauspieler nur als Bonvivant im Frack kennen, werden erstaunt gewesen sein, mit welcher Gewandtheit und Leichtigkeit hier Conrad Bolz und der Veilchenfresser den höchsten Stil und die Toga handhabt. Polyxenes ist von dem Dichter und von dem Bearbeiter Franz Dingelstedt, der wegen dieses Werkes mit Fug und Recht den Ruhm des Nachdichters beanspruchen darf, nicht besonders reich ausgestattet. Die einzige Scene, mit der Polyxenes eine volle Wirkung erzielen kann, ist die im dritten Acte, als er beim Feste der Schafschur seinem verliebten Sohne mit der Würde des Königs entgegentritt; und mit dieser Scene erzielte Mittel die vollste Wirkung. Zu nicht geringerem Verdienste möchte ich es ihm anrechnen, wie er durch sein Mitwirken in den Scenen, in welchen er activ als Sprechender wenig betheiligt war, durch sein Verhalten das Ensemble förderte und hob. Geradezu unübertrefflich war sein stummes Spiel in der ersten Verwandlung des letzten Aufzuges: die Begrüßung mit Leontes und die durch Perditas Lieblichkeit herbeigeführte Versöhnung mit seinem Sohne Florizel.

Und kann man sich ein reizenderes Liebespärchen denken als das, welches wir in dieser Vorstellung sahen: Mathilde Ramm als Perdita und Wilhelm von Hoxar als Florizel? Mathilde Ramm ist schon durch die morgenfrische Anmuth ihrer Erscheinung wie kaum eine zweite zur Perdita geeignet. Unser Publicum weiß auch längst, daß sie unter den jugendlichen Schauspielerinnen zu den begabtesten gehört, und daß ihre einfache, von jeder Affectirtheit freie poetische Natürlichkeit sie berechtigt, sich an höhere Aufgaben heranzuwagen, als sie das moderne Lustspiel den naiven und muntren Backfischen zu stellen pflegt. Die einzige Besorgniß, die laut wurde, galt ihrem Organ. Aber merkwürdig! Dieselbe Stimme, die in dem kleinen Raume des Residenztheaters bisweilen nur mit Anstrengung ausreicht und in der Anstrengung mitunter spröde klingt, füllte im Wohllaut den großen Raum des Nationaltheaters vollkommen aus. Auch Wilhelm von Hoxar sollte den Zuschauern eine ähnliche freudige Ueberraschung bereiten. Man kannte ihn von früher her namentlich als komischen Naturburschen, als schüchternen Bellmaus, als Badecommissar Sittig, und war nun erstaunt, zu sehen, wie sich sein Talent verinnerlicht und vertieft hat, mit welchem poetischen Dufte er die entzückende kleine Rolle des Florizel umgibt. Das Pärchen glich wirklich, wie Shakespeare es will, den Turteltäubchen, die anmuthig durch die trübe Handlung hindurchflattern.

Zu dem Besten, was der am Besten so reiche Abend bot, gehörten die übermüthigen Rüpelscenen, die nach all' den Leiden und Schmerzen, die wir in den ersten Aufzügen gesehen haben, wie ein Labsal wirken. Und hier waren Künstler, die den derben Shakespeare'schen Humor so auffassen, wie er aufgefaßt sein will: in der äußersten Potenz des Uebermuthes. Einen glänzenderen Beweis seiner künstlerischen Vielseitigkeit konnte Ernst Possart, dem wir noch vor wenig Wochen als Manfred zugejubelt haben, nicht erbringen als durch seine Darstellung des Gauners Autolykus. Seine Wandlungsfähigkeit in dieser Wandlungsrolle war ganz unvergleichlich. In welcher Einzelheit derselben gebührt ihm das entschiedenste Lob? Als ehrlicher Gauner, wie er sein fröhliches Lied trällernd daher gezogen kommt? Als Spitzbube, der dem einfältigen

Digitized by Google

Mopsus Baarschaft und Atzung abschwindelt? Als Hausirer, der die Dorftölpel übertölpelt? Als großer Herr vom Hofe, der die biederen Schäfer zur Unterwürfigkeit zwingt und ihnen das Geld aus der Tasche lockt? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich selten herzlicher und mehr im Theater gelacht habe als über diesen prachtvollen Autolykus. Des Jubels war auch kein Ende; noch am Schluß verlangte das Publicum, das die Darsteller immer und immer wieder hervorrief, unter diesen auch Possart noch einmal begrüßen zu können, der inzwischen vielleicht gerade sein Billet für Nürnberg coupiren ließ. Aber wahrlich, es verlohnte der Mühe, um dieses einen Actes willen die beschwerliche Reise zu machen! Ein dankbareres und befriedigteres Publicum hat Possart wohl nie gefunden; und es muß doch für einen Künstler immer einen gewissen Reiz haben und ihm eine gewisse Genugthuung gewähren, sich bei einem so feierlichen Anlaß durch ein so wichtiges Tribunal von Neuem bestätigen zu lassen, daß man mit Fug und Recht zu den Koryphäen der deutschen Darstellungskunst sich rechnen darf.

Diesem Autolykus stand ebenbürtig der Mopsus von Emil Thomas zur Seite. Man muß ihn gesehen haben, diesen unglaublichen Mopsus, dessen Physiognomie den Umgang mit seiner Heerde wiederzuspiegeln scheint, wie er sich treuherzig beschwindeln läßt; man muß ihn gesehen haben in seiner unbeschreiblichen Einfältigkeit — nacherzählen läßt es sich nicht. Aber wer ihn gesehen hat, der wird das blöde Gesicht nicht vergessen, das dieser Mopsus zeigte, als Autolykus ihm mit größter Gemüthsruhe auseinandersetzt, welche Strafen für den Sohn des alten Schäfers, für ihn, den unglücklichen Mopsus, ersonnen werden. Jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, muß ich die Feder vor Lachen bei Seite legen; so stark ist die Wirkung noch in der Erinnerung. Etwas unwiderstehlich Komischeres ist nicht denkbar, als dieses Armesündergesicht! Und als Autolykus ihm unter Anderen erzählt, daß er, Mopsus, mit Honig bestrichen werden solle, da erinnert sich der Darsteller, daß er vorher Honig zu seinen Lieblingsspeisen gezählt, und steckt verlangend die Zunge heraus. Aber ach! er zieht sie schnell wieder zurück und die tiefste Betrübniß malt sich in seinen verzerrten Zügen, als er vernimmt, daß er damit den Wespen zur Nahrung dienen soll. Das war kein Gelächter mehr im Theater, das war Gebrüll.

Fräulein Betty Damhofer hat als Dorkas eigentlich nur Gelegenheit, ihr hübsches Gesicht zu zeigen. Zur Entfaltung ihres eigenartigen Talentes als fesche Wiener Soubrette bot die Rolle leider keine Veranlassung.

Den beiden Komikern stand übrigens Herr Menzel vom Nationaltheater als trefflicher Partner zur Seite; von den ständigen Mitgliedern dieser Bühne muß auch besonders nach Herr Kreutzkamp als Antigonus mit allen Ehren genannt werden.

Damit hätten wir die hauptsächlichen Darsteller besprochen. Nach dem Maße unseres Blattes überaus eingehend, aber nicht genügend eingehend nach dem Maße ihres Verdienstes. Und damit ist die Liste unserer Danksagungen noch immer nicht abgeschlossen. Vor Allem müssen wir noch Albert Traeger für seinen poetischen, geistvollen und formgewandten Prolog danken, den Emil Hahn vom Victoriatheater wirkungsvoll vortrug, Herrn Director Buchholz für die mühevolle und geschickte Inscenirung, und Herrn Mannstaedt, dem Leiter der musicirenden Heerschaaren. Ich müßte noch ein ganze Reihe von Namen nennen, wenn ich Allen, die sich um diese Vorstellung Verdienste erworben haben, gerecht werden wollte; und ich bin sicher, daß ich doch den Einen oder Andern vergessen würde. Lassen wir es daher für heute des Guten genug sein. Die Vorstellung wurde durch den Besuch Sr. Maj. des Kaisers, Sr. K. und K. Hoheit des Kronprinzen, des Großherzogs und Erbgroßherzogs von Baden, der Prinzen Wilhelm und Georg von Preußen, des Erbprinzen von Meiningen ꝛc. geehrt.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Reichskanzler ist müde und hat seine Demission eingereicht, wird aber wohl einen Urlaub nehmen und dann wiederkommen. So lautete eine uns am Ostersonntag zugegangene Mittheilung, welche wir in der vorigen Nummer wohlweislich mit keiner Silbe erwähnt haben. Es hatte damit keine Eile. Daß die Demission sich unmöglich erweisen werde, war klar und der Urlaub war nicht neu. Auch die Betrachtungen der Blätter im In- und Auslande konnte man ziemlich so voraussehen, wie sie erfolgt sind. Vielleicht wäre es rathsam, die Leitartikel und Notizen über das Vorkommniß im Satz stehen zu lassen. Man kann sie dann jedes Frühjahr wieder zum Abdruck bringen. Die Ingredienzen sind bekannt. Schmerzliches Bedauern, wo nicht Bestürzung, zuversichtliche Hoffnung auf des Kanzlers Wiederkehr, begeisterter Rückblick auf die Vergangenheit, Rathlosigkeit nicht nur wegen der Zukunft, sondern auch für die Dauer des Interims, staatsrechtliche Exposés von wegen der Stellvertretung, vergebliche Umschau nach geeigneten Personen zur Ausfüllung der Lücke, unerschöpfliche Detailmalerei bestunterrichteter Correspondenten, officiöse Dementis, sorgsame Uebersicht der Tagesstimmen, wie sie sich in der Presse Deutschlands und jenseits der Grenzen bis nach Honolulu hin vernehmen lassen, verfrühter Jubel der Clerikalen und Franzosen, gegenseitige spitze Bemerkungen der Blätter über das Maß von Unabhängigkeit und Würde, das sich bei dieser Gelegenheit kundgegeben habe: endlich als Sturzbad eine amtliche Notiz des Reichsanzeigers in zwei Zeilen, die einen Urlaub des Fürsten Bismarck für so und so viele Monate nebst gewohnter Vertheilung der Arbeiten anzeigt und die spaltenlangen Reflexionen der Zeitungen in Maculatur verwandelt. Glücklich der Wochenchronist, der durch Temperament, Erfahrung und vor Allem durch das nur einmalige Erscheinen dieser Blätter während voller sieben Tage vor überstürzenden Herzensergießungen und feierlichen nutzlosen Declamationen geschützt ist. Es ist ganz selbstverständlich, daß das Reich ohne Bismarck noch für eine geraume Zeit nicht fertig werden kann, und es bedarf dazu nicht vieler Worte. Der Mangel der Organisation war seit Erlaß der Verfassung ebenso bekannt, wie unvermeidlich, würde aber in der Abwesenheit ihres Schöpfers nichts weniger als vermindert erscheinen. Der Ausdruck der Hoffnung jedoch, daß gerade daraus die Nothwendigkeit der Reform sich ergeben werde, konnte nicht ausbleiben, war indessen bei Lichte besehen ein germanisch sanguinischer Scherz. Daß die Nachricht des Rücktritts im Auslande hier und da wie ein Friedenszeichen wegen des Orients begrüßt wurde, war ärgerlich, konnte aber angesichts der kriegslustigen Sprache einiger Collegen in der Presse, für welche man den Reichskanzler frischweg verantwortlich machte, nicht Wunder nehmen. Man weiß in Paris und London nicht genug, wessen deutsche Journalisten, die sich einmal in eine Richtung verbissen haben, fähig sind und wie sie dann keiner anderen Inspiration bedürfen als der ihrer eigenen hochweisen Rechthaberei. Ob es zum Frieden kommt, ruht ohnehin noch im Schoße der Götter, von der Tücke der Panslavisten zu schweigen. Das Publicum ist des Hin und Her über die russischen Absichten herzlich müde. Zum Glück sind wir wenigstens die Geschichten und Anekdoten von Ignatieffs Reise endlich losgeworden. Die Pariser Zeitungen namentlich hatten sich darin überboten. Ein vielgelesenes Boulevardblatt ließ sich aus London über die Soirée, welche Lord Derby Ignatieff zu Ehren gab, unglaubliche Dinge berichten. Es wurde Musik gemacht und gesungen. Eine russische Gräfin, die sich unter den Gästen befand, überraschte während einer Pause Eingeborne und Fremde durch die Meisterschaft, mit welcher sie die moskowitische Nationalhymne zu pfeifen anfing. Als der liebenswürdige Wirth, der das Erstaunen der Anwesenden über diese ungewohnte Art künstlerischer Execution wahrnahm, nach dem Ende der ersten Strophe verbindlich fragte, warum Madame die Hymne nicht lieber singe, erwiederte Ignatieffs Landsmännin, sie kenne die Worte nicht genau und habe dem verehrten Kreise die Melodie nicht vorenthalten wollen. Darauf pfiff sie weiter. Die Engländer haben sich natürlich über den Bericht, als er in London eintraf, nicht wenig geärgert. Ignatieff hatte dort ohnehin keine günstigen Erinnerungen zurückgelassen. Er ist dagegen schon abgehärtet. Im Uebrigen hat man sich mit dem wunderlichen Mann zu viel beschäftigt nnd man wird für einige Zeit von ihm Abschied nehmen dürfen. Könnte man dasselbe erst einmal von der orientalischen Frage sagen, würden sich gewiß die Wenigsten darüber beschweren.

* * *

O. Sach. in L. Aus principiellen Gründen sind wir nicht im Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen. Theilen sie uns gef. mit, wohin wir die Manuscripte senden sollen.

Digitized by Google

Inserate.

Gediegene popul. Aufsätze
über Gegenstände der Volkswirthschaft, Politik, Literatur u. dgl. m., des Verkehr- u. Communallebens ꝛc., auch leichtere Skizzen ꝛc. für ein gutes Wochenblatt **bei hohem Honorar** sofort gesucht. Baldige Offerten erbeten sub **M. C. 123.** an die Ann.-Exp. v. **Haasenstein & Vogler**, Leipz. Str. 77.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Graue Lieder. Von **L. W.**

Bei uns ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Lessing, Wieland, Heinse.
Nach den handschriftlichen Quellen in Gleims Nachlasse dargestellt von
Heinrich Pröhle.
Preis 6 *M.* 75 *Pf.*
Berlin S.W. **Liebel**'sche Verlagsbuchhdlg.

Soeben ist im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:
H. Taine, Das vorrevolutionäre Frankreich. (L'ancien régime.) Autorisirte deutsche Ausgabe von **L. Katscher.** 28 Bogen gr. 8. Elegant ausgestattet. Preis 7½ *M.*

Redacteur gesucht.

Für die Redaction eines belletristischen Journals, welches seinen Lesern auch belehrende Beiträge bietet, wird ein tüchtiger **Redacteur** gesucht. Offerten unter Mittheilung des Bildungsganges und der bisherigen Thätigkeit nebst Beifügung einer Photographie werden erbeten unter Chiffre **C. 61121.** durch die **Annoncen-Expedition** von **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.**
Eventuell würde auch auf eine talentvolle jüngere Kraft reflectirt.

7. Der Zoolog Professor **Dr. A. Pagenstecher** in Heidelberg über die neue Auflage von Brehms Thierleben (Bibliographisches Institut in Leipzig): „Nachdem es Dr. Brehm nach zwölf Jahren vergönnt ist, sein „Illustrirtes Thierleben" in zweiter Auflage herauszugeben, wäre es schon eine dankbare Aufgabe für den Verfasser gewesen, den Fortschritten, welche die Zoologie in eben dieser Zeit gemacht hat, durch einfache Eintragung der neuen Errungenschaften in die seiner Zeit auf fleißigstes Sammeln begründete und geschickt disponirte Darstellung gerecht zu werden. Der Verfasser hat sich damit nicht begnügt. Wenngleich man lange nicht sagen kann, es sei kein Stein des alten Gebäudes auf dem anderen geblieben, vielmehr der Charakter gänzlich bewahrt ist, so findet sich doch auch kein Fleckchen, an welchem man nicht erkennen könnte, daß des Autors Auge aufs neue auf ihm geweilt, in gewissenhafter Selbstkritik es untersucht, an ihm gefeilt habe. Das Neue fügte sich um so leichter in den organischen Verband, als manches wie früher auf den eigenen Beobachtungen beruht, anderes auf solchen, zu denen der vom Verfasser ausgestreute Samen Lust und Muth erwachsen ließ, oder welche den seinigen innig verwandt sind.

Relativ fast noch erheblicher sind die Veränderungen in den Abbildungen. Die etwa noch vorhanden gewesenen Darstellungen nach mangelhaften Museumexemplaren ꝛc. verschwinden, um solchen nach lebenden Thieren, gänzlich eigenen und zahlreicheren Platz zu machen. So sind drei Fünftel der Abbildungen neu, und unter ihnen sind nicht wenige wahrhafte Gemälde aus dem Thierleben. Solches der Natur abzulauschen, bieten die zoologischen Gärten treffliche Gelegenheit. In die Zeitfragen greifen die vergleichenden Darstellungen der Vierhänder nach Skeletten und Fußbildungen, in die Mode die neuen Bilder von Rassenhunden. Das Buch wird in dieser Erneuerung noch populärer und verbreiteter werden, als es war; auch die wissenschaftlichen Kreise werden von seiner Geschicklichkeit in Beobachtung und Darstellung und seinem Fleiße Vortheil ziehen können."

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Gemischte Gesellschaft.
Heitere Plaudereien
von
Oscar Blumenthal.
Zweite Auflage.
Preis eleg. brochirt 3 *M.*, eleg. gebunden 4½ *M.*

Motto: Wenn auch die Verständigen nicht erbarmlos — richten werden, was ich gedichtet harmlos — und die Günstigen werden lieben und loben — was ich geschrieben und gewoben — so werden doch die Misswollenden, grollenden, — die nicht sehenden und nicht sehen wollenden — geringschätzig blicken auf diese Sachen — und sich zwingen, an keiner Stelle zu lachen. — Ihnen sei der Schaden, den sie sich selbst zufügen — dass sie sich um ihren Part betrügen. (Rückert-Hariri.)

Inhalt: Buch und Autor. — Vom grünen Rhein. — Mein Hausfreund. — Locomotiven-Pfiffe. — Bayreuther Tagebuchblätter. — Was die Gummiräder erzählen. — Ein Recept gegen Gemüthsschmerzen. — Der Liebesbrief. — Wie Dichter schreiben. — Ein ehrlicher Finder. — Schlaflose Nächte. — Ein Seufzer unter Blumen. — Visitenkarten. — Zoodramatische Ergüsse. — Ein Ehrenmann. — Schwarze Strophen. — Ein Beitrag zur Küchen-Aesthetik. — Nücken und Tücken. — Neue Epigramme.

„Gemischte Gesellschaft" schliesst sich in Inhalt und Ausstattung am Nächsten den „Allerhand Ungezogenheiten" desselben Verfassers an, von welchen bereits die fünfte Auflage erschienen ist.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin.
Bibliothek für Wissenschaft und Literatur 4. Band.
Drei Bücher Geschichte und Politik.
Von **Dr. Ottokar Lorenz,** ordentl. Professor an der Wiener Universität. 12 *M.*

„Es sind in diesem Werke des bekannten Historikers eine Reihe von hochinteressanten Abhandlungen über Staat und Kirche, sowie Beiträge zu der neueren und neuesten kritischen Untersuchung zur Geschichte älterer Zeit enthalten. Das Ganze bietet einen werthvollen Beitrag zur historischen Literatur." (Köln. Zeitung.) — Neu und zeitgemäß bearbeitet, dabei in handlicher Ausgabe, wird die Sammlung Freunden der Geschichte um so willkommener sein, als die meisten Aufsätze im Buchhandel nicht mehr zu haben oder in selbständigem Abdruck nie zu bekommen waren.

Inhalt: I. Staat und Kirche. Kaiser Friedrich II. und sein Verhältniß zur römischen Kirche. Reichskanzler und Reichskanzlei in Deutschland. Papstwahl und Kaiserthum. Kirchenfreiheit und Bischofswahlen. Die Jesuiten und die Gründung der österr. Staatsschule. Kirchenstrafen im Mittelalter. — II. Zur neueren und neuesten Geschichte. Ueber englische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Kaiser Joseph II. und die belgische Revolution. Lord Palmerston. Wachsthum der englischen Verfassung. König Ludwig I. von Bayern. — III. Kritische Untersuchungen zur Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts. Ottokar II. von Böhmen und das Erzbisthum Salzburg. Die Wahl Königs Adolf von Nassau. Wiener Stadtrechts-Privilegien König Rudolf's I. Leopold III. und die Schweizer Bünde. Sempacher Schlachtlieder. Oesterr. Sagengeschichte vom 12—14. Jahrhundert.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 21. April 1877. XI. Band.

AP 30 .G295 v.11 no.16

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Le drapeau blanc. Von W. Rüstow. — Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten. Von Adolph Samter. III. IV. — **Literatur und Kunst:** Mosenthal. Ein Stammbuchblatt von Franz Dingelstedt. II. — Les Etrangères. Von W. Rolfs. — **Aus der Hauptstadt:** Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Le drapeau blanc.

Von W. Rüstow.

Im October 1873 waren die französischen Legitimisten in einem Freudenrausche; sie sahen sich am Ziel ihrer Wünsche und hofften, daß in wenigen Wochen die verhaßte Republik ihr Ende finden und der Graf von Chambord oder König Heinrich V., wie sie ihn nennen, in seine getreue Stadt Paris einziehen werde. Aber während die Pariser noch um die Ruinen der eben abgebrannten alten Oper ihre Erinnerungen an glückliche Nächte zurückriefen, erschien in den Journalen jener fatale Brief des Grafen Chambord an den Grafen Chesnelong vom 27. October, welcher vorläufig wieder einmal die Herstellung der legitimen Monarchie in weite Ferne rückte. Ich las diesen Brief bei einem alten Freunde, einem unter den Waffen ergrauten Offizier, der keiner der damaligen Parteien angehörte.

Wir lasen den Passus des Briefes: „Man stellt gern der Festigkeit Heinrichs V. die Geschmeidigkeit Heinrichs IV. gegenüber. Letzterer pflegte zu sagen: die große Liebe, welche ich für meine Unterthanen im Herzen trage, macht mir möglich, Alles zu thun, was sich mit der Ehre verträgt. Ich glaube, ich darf es behaupten, daß ich in dieser Beziehung ihm nicht nachstehe; aber ich möchte wohl wissen, welche Zurechtweisung sich derjenige zugezogen haben würde, welcher kühn genug gewesen wäre, dem König Heinrich IV. die Verleugnung der glorreichen Fahne von Ivry anrathen zu wollen. Sie gehören der Provinz an, in welcher König Heinrich IV. geboren wurde, daher werden Sie meine Meinung theilen; Heinrich IV. würde einen solchen Rathgeber zur Ruhe gewiesen, er würde ihm in seiner deutlichen Bearner Art gesagt haben: Lieber Freund, nehmen Sie meine weiße Fahne; dieselbe wird Sie immer auf den Weg der Ehre und des Sieges führen."

Mein Freund sagte darauf: „Es wäre eigentlich nicht nöthig, sonst etwas von dem Leben des Grafen Chambord zu wissen, als dieses eine, daß er die weiße Fahne für eine königlich französische und eine Fahne der Bourbons hält, um sofort zu erkennen, daß er weder von der Geschichte Frankreichs noch von derjenigen seines Hauses unterrichtet ist. Warum rathen ihm die Herren, die in endlosen Missionen zu ihm gehen, den Verzicht auf die weiße Fahne nur aus Opportunitätsgründen an? warum sagen sie ihm nicht, daß die weiße Fahne niemals die Fahne der Bourbons oder des königlichen Frankreichs war? ja, — warum sagen sie ihm nicht, daß die drei Farben der Tricolore, welche er so tief verachtet, blau, weiß, roth, gerade unter dem alten Königthum, unter den Bourbons als die drei königlichen Farben gegolten haben?"

Da ich nun auch in dem Glauben war, die weiße Fahne sei die alte königliche Fahne von Frankreich, so verfehlte ich nicht, mein Erstaunen über das Gehörte auszudrücken. Mein Freund erwiederte: ich solle nur unbefangen die Geschichte des alten Frankreich und seiner Armee ansehen; ich werde mich dann überzeugen, daß er auch nicht ein Wort zu viel gesagt habe. Er selbst versah mich mit Material; das Studium interessirte mich ungemein, ich fand dabei Anknüpfungspunkte nach allen Seiten hin außerhalb Frankreichs und vertiefte mich mit Vergnügen in eine Sache, welche, wie ich nicht zweifle, alle Welt interessiren wird. Ein ganzes Stück Culturgeschichte läuft dabei an uns vorüber.

Der Graf Chambord hält jedes Jahr mindestens eine Allocution an ein Häuflein seiner Getreuen und versichert dabei, daß er es keineswegs aufgegeben hat, Frankreich zu retten und daß er an dem heiligen nationalen Symbol der weißen Fahne unentwegt festhält. Der Graf ist kein Jüngling mehr, aber bei dem sorgenlosen Leben, welches er führt, kann er sehr alt werden und Europa kann noch zwanzig bis dreißig Jahre die Freude haben, seine Allocutionen und in denselben von der weißen Fahne reden zu hören.

Die weiße Fahne ist daher eine wirkliche Actualität und das Vergnügen des Lesers einer Chambord'schen Allocution wird verdoppelt und verdreifacht werden, wenn er weiß, wie es sich eigentlich mit der weißen Fahne verhält. Derjenige aber, welcher das Vergnügen seiner Mitmenschen vermehren kann, darf es nicht unterlassen, dies zu thun, ohne sich eines Vergehens schuldig zu machen. Und deshalb will ich die Frucht meiner Studien über die weiße Fahne, so kurz als möglich in der Hand zusammengefaßt, hier vorlegen.

Die älteste französische Fahne ist die Feudalfahne des Herzogthums Francien, welche mit der Erhebung der Capetinger zur Königswürde 987 die Hauptfahne des königlichen Frankreichs wurde; ihr folgten von da ab die Banner aller Vasallen des Reiches. Diese Fahne war azurblau und mit goldenen Lilien besäet (fleurdelisé).

Daneben haben einige Könige Frankreichs die Oriflamme als Kriegsfahne gebraucht, zuerst Louis VI. im Jahre 1124. Die Oriflamme war nichts anderes, als die Kirchenfahne der Abtei von St. Denis, feuerroth, unten in drei Zacken auslaufend, mit grünen Quasten verziert und an einer vergoldeten Fahnenstange getragen.

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Während der Kreuzzüge ward das Kreuz das Abzeichen aller christlichen Soldaten; es war ursprünglich überall roth und von der lateinischen Form, stehend, mit gleich langen Armen. Bald aber wurde es mannigfach variirt, in der Farbe sowohl als in der Form, weil die verschiedenen christlichen Nationen das Bedürfniß fühlten, sich von einander zu unterscheiden.

Unter Philipp August nahmen die Franzosen das weiße lateinische Kreuz an und dieses ward aufgenommen in die alte blaue königliche Fahne (grand étendard royal), welche es in vier gleiche Quartiere theilte. Diese Fahne war die Hauptfahne der Freischützen (francs archers) während der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts und ging im 16. Jahrhundert an das Regiment der französischen Garden zu Fuß (gardes françaises) über, welches sie bis zu seiner Auflösung nach dem Bastillesturm getragen hat.

Ja, es kommt noch wunderbarer; als nach dem 14. Juli 1789 das Regiment der französischen Garden in die Nationalgarde von Paris, die Streitmacht der damaligen Commune aufging, behielt die Commune die blaue, lilienbesäte Fahne mit dem weißen Kreuz; nur wurden die königlichen Kronen an den Enden der vier Arme des Kreuzes durch vier phrygische Mützen ersetzt; in die Mitte des Kreuzes kam auf der einen Seite die brennende Bastille mit der Umschrift: Ex servitute libertas, — auf der andern Seite eine Bürgerkrone aus zwei verschlungenen Eichenzweigen mit der Umschrift: Pro patria et lege. Die Nationalgarde führte diese Fahne, bis nach der verunglückten Flucht Ludwigs XVI. am 30. Juni 1791 die Nationalversammlung die Tricolore vorschrieb.

Die 1445 errichteten Ordonnanzcompagnien, die erste permanente Truppe Frankreichs, führten eine jede ein Fähnlein (enseigne) und ein Guidon, jenes für die Hommes d'armes, dieses für die Bogner (archers), welche oft abgesondert von jenen kämpften. Die beiden Fahnen der Compagnie trugen die Farben und Wappen ihres Inhabers, des Capitäns, immer eines vornehmen Herrn.

Keine Spur von einer weißen Fahne. Woher kommt sie nun?

Einfach daher, daß im 16. Jahrhundert bei den Landtruppen in Europa die weiße Fahne allgemein die Commandofahne wird; als solche ist sie noch heut die Parlamentärfahne; sie zeigt an, daß derjenige, welcher einen Parlamentär sendet, das Recht hat, Unterhandlungen anzuknüpfen, welches in einem Heere begreiflicher Weise sich nicht der Erste der Beste anmaßen kann.

Der Gebrauch der weißen Fahne als Commandofahne stammt sicher aus Italien; wenigstens sehen wir diese weiße Commandofahne schon am Ende des 15. Jahrhunderts bei den Italienern auftreten und zwar nicht nur bei einer Partei, sondern bei den italienischen Truppen zweier einander feindlicher Parteien; während der großen Kriege auf der Halbinsel im Anfange des 16. Jahrhunderts ging der Gebrauch auf alle übrigen Heere über, welche in diese Kämpfe verwickelt waren, mit einziger Ausnahme der Schweizer.

Zur Zeit dieser Kämpfe bildete sich nun auch, von Ludwig XI. allerdings vorbereitet, die erste tüchtige französische Nationalinfanterie heraus; es waren die sogenannten Banden diesseits und jenseits der Berge, gewöhnlicher die Banden von Picardie und Piemont genannt. Für dieselben ernannte zuerst Heinrich II. zwei Generalobersten (Colonels généraux) der Infanterie, den einen für Picardie, den andern für Piemont 1547. Jeder dieser beiden Generalobersten der französischen Infanterie erhielt eine weiße Commandofahne, welche er seiner Gardecompagnie anvertraute, die andern Compagnien (Banden), welche unter demselben Generalobersten standen, führten in den Fahnen die Farben der Landschaften, aus denen sie hervorgegangen waren oder auch ihrer Capitäns. Daneben bestanden aber allerdings auch Stellen von Generalobersten der fremden Fußtruppen in französischem Dienste, der corsischen, deutschen, schottischen, schweizerischen Infanterie u. s. w., auch diese Generalobersten führten mit Ausnahme der schweizerischen jeder seine weiße Fahne. Dann kam es auch vor, daß irgend ein großer Herr irgend ein französisches Truppencorps ausgehoben hatte, damit im königlichen Dienst auftrat, sich den Titel Oberst beilegte und seine weiße Fahne aufpflanzte. In solchem Falle trat aber jedesmal der privilegirte Generaloberst, dem sich jenes Nebencorps anschloß, sei es der von Piemont, sei es der von Picardie, energisch für sein ausschließliches Recht auf und erzwang, wenn es nicht anders ging, die Niederlegung der usurpirenden weißen Fahne.

Unter diesen Verhältnissen gelangen wir zum Ausbruch der Religions- und Bürgerkriege in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Beim Ausbruche der Unruhen war, seit 1556, d'Andelot, Colignys Bruder, Generaloberst der Infanterie diesseits der Berge; sein Commando erstreckte sich über Picardie und Champagne und er hatte sich in Folge dessen bereits zwei weiße Fahnen beigelegt, die eine für die Banden in Champagne, die andere für die Banden von Picardie. Diese nahm er mit sich beim Ausbruch des Aufstandes und bei den Protestanten ward es nun Brauch, daß jedes ihrer Regimenter eine weiße Fahne erhielt, welche die Autorität des Obercommandanten (Generalobersten) in dem Regimente repräsentirte.

Von den Fahnen der Truppen muß man nun, um Verwirrung zu vermeiden, die sonstigen Abzeichen wohl unterscheiden, welche die Truppen einer Partei, um sich unter einander zu erkennen, annahmen. Diese Abzeichen bestehen besonders in den Farben der Schärpen und der Casaquen, d. h. der Ueberwürfe (Röcke), welche damals von den Soldaten über dem Harnisch getragen wurden.

Um die Protestanten von den Königlichen zu unterscheiden, welche carmoisinrothe Schärpen und Casaquen trugen, ließ 1562 Condé, ihr damaliges Haupt, die Protestanten weiße Casaquen uud Schärpen anlegen und von den Casaquen blieb nun das weiße Kreuz fort, welches die Katholiken auf ihren rothen hatten.

Nach dem Edict von Amboise (19. März 1563) trat d'Andelot wieder in seine Rechte als Generaloberst der französischen Infanterie diesseits der Berge ein; er erwies sich aber als der mißtrauischeste von allen protestantischen Führern und stellte nun unter Anderem die Forderung, daß er in jedem Regiment, welches diesseits der Berge bestände oder errichtet würde, eine weiße Fahne als Zeichen seiner Autorität führen dürfe. Dies ward ihm zugestanden. Auf königlicher Seite hatte zu Orleans unmittelbar nach dem Tode Franz' II. der Herzog von Guise im Januar 1561 die ersten drei französischen eigentlichen Regimenter errichtet, welche bald die Namen Garden, Picardie und Champagne annahmen; jedes dieser Regimenter hatte in jeder Compagnie seine Regimentsfahne, azurblau, wie wir schon wissen, für die Garden, roth für Picardie, grün für Champagne; nur die Leibcompagnie führte die weiße Fahne des Generalobersten (enseigne colonelle). Jedes dieser und der später errichteten Regimenter der Infanterie ward nicht von einem Colonel, sondern von einem Mestre de Camp commandirt, und so ist es bis auf Ludwig XIV. geblieben, wie wir hier gleich im Voraus bemerken. Die Leibcompagnie des Regiments commandirte als Stellvertreter des Generalobersten, um über dessen Privilegien und Rechte in der Truppe zu wachen, ein Offizier unter dem Titel Lieutenant de la colonelle oder kürzer Lieutenant-Colonel.

Der Bürgerkrieg brach sehr bald wieder aus. Nachdem Condé bei Jarnac 1569 gefallen war, nahmen die Protestanten für ganz kurze Zeit dem Herzog Wolfgang von Zweibrücken zu Ehren die schwarz und gelbe Schärpe an; als aber nun auch Wolfgang und d'Andelot in kürzester Frist Condé im Tode gefolgt waren und Heinrich von Navarra unbedingt als Führer der protestantischen Partei anerkannt war, da kehrte er als solcher zu der von Condé angenommenen weißen Farbe für Schärpen und Casaquen zurück.

Heinrich von Navarra liebte persönlich die weiße Farbe; aber nachdem er 1589 als Heinrich IV. König von Frankreich

Digitized by Google

geworden war, vermied er es, die weiße Schärpe zu tragen; bei feierlichen Gelegenheiten trug er nun vielmehr die blaue Schärpe von der königlichen Farbe Frankreichs, für gewöhnlich aber eine Schärpe von der Farbe der jedesmaligen Dame seines Herzens, also in der Regel jeden Monat spätestens eine andere.

Obgleich König dem Namen nach hatte Heinrich doch noch erst die Ligue unter ihrem tüchtigen Haupte, dem Herzog von Mayenne niederzuschlagen, um es auch der That nach zu werden. Der Hauptschlag geschah bei Ivry am 14. März 1590. An diesem Tage befand sich im Heere Heinrichs nicht blos eine weiße Fahne, sondern mehrere als Commandofahnen, wie sich dies nach dem Früheren von selbst ergibt. Aber die Garde Heinrichs führte als Regimentsfahnen diejenigen von Navarra mit lederfarbner (feuille morte, dürres Laub) Grundfarbe. Die Regimentsfahnen (enseignes d'ordonnance) des königlich französischen Regiments Navarra, welches 1590 aus der Garde Heinrichs hervorging, trugen auf dem Grunde feuille morte das weiße Kreuz, gerade wie die Fahnen der französischen Garden zu Fuß auf dem blauen Grund. In der Mitte des Kreuzes von Navarra befand sich in Gold das Wappen von Navarra, auf jedem Arm drei goldene Lilien und eine goldene Königskrone. Die Oberstencompagnie des Regiments hatte natürlich die weiße Commandofahne.

Heinrich persönlich trug am Tage von Ivry einen weißen Federbusch auf dem Hut, welcher keineswegs mit einer Fahne zu verwechseln ist, und er sagte vor der Schlacht zu seinen Soldaten: „Wenn ihr auch euere Fahnen (nicht die weißen, sondern von allen möglichen Farben) verlieren solltet, schaut nur nach meinem weißen Federbusch (nicht Fahne) und ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden."

Heinrich hatte die weißen Abzeichen, Schärpen und Casaquen, obgleich das Weiß auch seine persönliche Lieblingsfarbe war, für seine Truppen lediglich als Farbe der Protestanten angenommen, wie es Condé eingeführt hatte, die Regimentsfahnen seiner Truppen waren von allen möglichen Provinzial- und Wappenfarben, die Commandofahnen seiner Regimenter waren weiß, nicht weil sie französische Fahnen waren, sondern weil Weiß die Commandofarbe mindestens in allen occidentalischen Armeen Europas war.

Der fromme Graf Chambord müßte nach aller Vernunft vielmehr einen Abscheu vor der weißen Farbe haben, als sie dem widerstrebenden Frankreich aufoctroyiren wollen.

(Schluß folgt.)

Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten.

Von Adolph Samter.

(Fortsetzung.)

III.

Die Werththeorie.

Die Forderung der socialen Gleichheit ist der ideelle Irrthum der socialdemokratischen Partei, ihre Werththeorie wird der Ausgangspunkt ihrer materiellen Irrthümer. In dem erwähnten Programm der socialistischen Arbeiterpartei steht an der Spitze der Satz: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Cultur, und da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsproduct bei allgemeiner Arbeitspflicht nach gleichem Recht, Jedem nach seinem naturgemäßen Bedürfniß." Von der geschraubten und nichts weniger als klaren Ausdrucksweise mag abgesehen und vorweg festgestellt werden, daß der Grundgedanke, daß nur die Arbeit Werthe schafft, keineswegs der socialdemokratischen Partei eigenthümlich ist, sondern der Adam Smith'schen Schule angehört, also einer Richtung, deren Grundsätzen sonst die socialdemokratische Partei auf's Heftigste widerstrebt. Und trotzdem, trotzdem die heftigsten Gegner in diesem einen, vielleicht dem einzigen Lehrsatze sich einigen, trotzdem dieser Lehrsatz hundert Jahre hindurch mehr oder minder sich Geltung verschafft und behauptet, muß er als irrthümlich bezeichnet werden; er muß aufgegeben werden, nicht etwa wegen der Consequenzen, welche die Socialdemokraten aus ihm ziehen, sondern wegen seiner inneren Unhaltbarkeit. Wie dieser Lehrsatz entstanden, läßt sich leicht verfolgen. Bekanntlich wurde zuerst, als man sich mit wirthschaftlichen Fragen eingehender zu beschäftigen begann, und die ersten Bausteine zu einem wirthschaftlichen Lehrgebäude zusammengetragen wurden, der Werth ausschließlich in Gold und Silber verlegt. Es war die Zeit, als nach der Entdeckung Amerikas bereits große Massen Edelmetall nach Europa gekommen waren, Herz und Sinn der Bevölkerung gefangen genommen, eine vollständige Umwälzung aller wirthschaftlichen Verhältnisse hervorgerufen hatten und erklärlicherweise der Mittelpunkt aller wirthschaftlichen Untersuchungen wurden. Geblendet von dem Glanze des hereingeströmten Goldes, gingen die damaligen Ansichten dahin, daß die Edelmetalle der Kern des Nationalreichthums seien. Diese Ansichten hatten so weit Ueberhand gewonnen, daß auf den Karten der alten Seefahrer die gegenwärtigen Gebiete der Vereinigten Staaten Nordamerikas als werthloses Land bezeichnet wurden, weil man in ihnen kein Gold und Silber entdeckt hatte. Selbstverständlich konnte man bei dieser Lehre des Mercantilsystems nicht stehen bleiben, der es schon frühe an Gegnern nicht fehlte. Boisguillibert (la nature des richesses) rief aus: „Ihr macht aus einem Sklaven einen Götzen." Den härtesten Stoß erhielt sie durch den Law'schen Bankschwindel (1716), welcher Frankreich in den Abgrund des Verderbens gestürzt, alle Bande der wirthschaftlichen Ordnung gelöst hatte. Man wollte die furchtbare Katastrophe erklären, und glaubte den Grund leicht gefunden zu haben. Mitten in dem allgemeinen Zusammenbruch hatte sich nur ein Factor siegreich behauptet, das Grundeigenthum war in diesem Sturme nicht untergegangen; es lag nahe, daß man die Lehre, daß Geld vorzugsweise Reichthum sei, fallen ließ und sich dem Grundeigenthum zuwandte. Es gab fortan keinen Reichthum mehr, als den Boden. So entwickelte sich etwa 1750 das System der Physiokraten. Der Erdboden war als das einzig Productive angesehen, ihm allein wurde die Vermögen erzeugende Kraft zugeschrieben. „La terre est l'unique source des richesses" (Quesnay, Maximes générales de gouvernement). Aber auch dieser Lehre wurde sehr bald ein Ende bereitet, und zwar durch das 1776 erscheinende Epoche machende Werk von Adam Smith: Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. Ihm zufolge ist nicht die Natur die Werth erzeugende Macht, sondern dieses ist lediglich die Arbeit. Sein Buch beginnt mit den Worten: „Die jährliche Arbeit eines Volkes ist der Fond, welcher dasselbe mit allem Bedarf und allen Genußmitteln des Lebens versorgt." Der wahre Maßstab des Werthes ferner ist die Arbeit. Die Arbeit wurde nicht nur als Quelle alles Werthes, alles Reichthums hingestellt, sondern auch als der einzige Werthmesser (labour is the only universal as well as the only accurate measure of value). Der große Fortschritt dieser Lehre gegenüber den früheren Systemen, aus denen sie sich gleichsam naturgemäß entwickelt, liegt auf der Hand. Der todte Götze Edelmetall wurde von seinem Piedestal gestürzt, die ausschließliche Herrschaft der Natur, wie sie die Lehre der Physiokraten aufstellte, beseitigt, die Arbeit, die damals noch tief geknechtete Arbeit, da ihr erst 1789 die Befreiungsstunde schlug, in ihr Recht eingesetzt. So überaus bestechend es ist, die Arbeit als die Quelle alles Werthes und als Werthmaß, und dadurch als Mittelpunkt des ökonomischen Getriebes hinzustellen, wie es früher mit den Edelmetallen, dann mit der Natur geschehen war, so wird nicht übersehen werden können, daß diese Werththeorie des Adam Smith ebenfalls eine Einseitigkeit in sich schließt. Sie ist wesentlich intelligenter als die früheren Werththeorien, sie bekundet ihnen gegenüber einen ganz immensen Fortschritt, aber es ist mit ihr gleichwohl wegen ihrer Einseitigkeit auch nicht auszukommen.

Digitized by Google

Zunächst ist es unstatthaft, von dem Einfluß der Natur auf den Werth abzusehn, und nur den Einfluß der Arbeit gelten zu lassen. Der Werth (den die Schule als Tauschwerth bezeichnet) baut sich auf der Brauchbarkeit auf, und indem die Natur auf diese Einfluß übt, gewinnt sie mittelbar auf den Werth Einfluß. Hiermit wird zugleich der Ausspruch Bastiats: „die Natur schafft nur Brauchbarkeiten, die Arbeit Werthe", hinfällig. Seine Ansicht von den freien Naturgaben (dons gratuits; elles restent sans valeur à travers toutes les complications humaines [Harmonies économiques]) wird ausreichend durch die thatsächliche Gestaltung des Werthes widerlegt. Der edle Wein bedingt immer höheren Werth als der gewöhnliche, unabhängig von der auf die Erzielung der verschiedenen Weinsorten zu verwendenden Arbeit. Auch Roscher (Grundlagen der Nationalökonomie) bezeichnet als einen Irrthum Bastiats, „daß nur die zur Hervorbringung neuer Güter erforderliche Arbeit dessen Tauschwerth bedingen". Auf den Werth gewinnt ferner Einfluß das Verhältniß des Vorraths zum Bedarf, und indem die Natur durch ihre Productionsthätigkeit den Vorrath vermehrt oder vermindert, gewinnt sie wiederum auf den Werth Einfluß. Es ist ganz unmöglich, den Einfluß der Natur von dem Werth loszulösen, und ihn außer Acht zu lassen; der Werth muß sowohl auf die Natur wie auf die Arbeit zurückgeführt werden, und die Arbeit als alleinige Quelle des Werthes erklären, ist mithin ebenso eine Einseitigkeit, wie es einseitig von den Physiokraten war, den Werth ausschließlich in die Naturkraft, in den Grund und Boden zu verlegen. — Zugleich muß, und dieses ist von der größten Wichtigkeit, constatirt werden, daß neben den beiden Factoren des Werthes, der Natur und der Arbeit, sich noch ein dritter Factor geltend macht, die gesellschaftlichen Verhältnisse, welche einen ganz selbstständigen Einfluß auf den Werth ausüben. Es ist einer der folgenschwersten Irrthümer, welchen die volkswirthschaftliche Schule begangen hat, daß sie den Werth ausschließlich aus den Gütern hat erklären wollen. Der Werth ist keine dem Gute anhaftende Eigenschaft, sondern ein ihm von außen in der Gesellschaft beigelegtes Attribut. Natur und Arbeit statten den Gegenstand mit den Eigenschaften aus, die ihn befähigen Werth zu erringen, gleichsam wie Eltern, die ihre Kinder in die Welt schicken, um ihre Fähigkeiten zu erproben. Ueber den Werth selbst entscheiden schließlich Diejenigen, welche das Gut fortgeben wollen, andererseits Diejenigen, welche es haben wollen. Die gegenseitigen Machtverhältnisse, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt spielen hierbei eine große Rolle. Der Werth des Gutes wird sich wesentlich erhöhen, wenn er im Besitz einer verhältnißmäßig kleinen, sich wesentlich vermindern, wenn er im Besitz einer verhältnißmäßig großen Anzahl Personen ist. Ebenso wird sich der Werth des Gutes erhöhen, wenn über dasselbe besonders vermögende Personen verfügen, und auf einer niedrigen Stufe bleiben, wenn es in den Händen bedürftiger Personen ist. Derselbe Gegenstand hat in den Händen verschiedener Personen verschiedenen Werth. Wie der Boden von verschiedener Beschaffenheit Erzeugnisse von verschiedener Güte producirt, so gestaltet sich der Werth verschieden, ob er auf dem Boden dieser oder jener Gesellschaftsklasse emporsprießt, unter diesen oder jenen gesellschaftlichen Einflüssen steht. Die Arbeit hat einen anderen Werth, wenn im Staate Sklavenarbeit oder freie Arbeit besteht; das Kapital einen anderen Werth, wenn dasselbe, wie im Mittelalter, gebunden oder, wie in der Gegenwart, frei ist. — Es wird dieses genügen, um den Nachweis zu liefern, daß die Theorie, daß die Arbeit allein die Quelle alles Werthes sei, unzureichend ist (s. meine Socialehre).

Und hiermit fallen auf die Folgerungen, welche die socialdemokratische Partei aus der betreffenden von ihr adoptirten Theorie gezogen hat, und die Werthlehre von Marx (Zur Kritik der politischen Oekonomie. — Das Kapital), auf welcher sich die socialdemokratischen Forderungen aufbauen, erweist sich als hinfällig, auch wenn die wissenschaftliche Behandlung seiner Werthlehre gebührend gewürdigt werden muß, weil sie von dem einseitigen Satze ausgeht, daß ausschließlich die Arbeit Werthe schafft. „Ein Gut hat nur einen Werth, weil abstract menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisirt ist." „Es ist nur das Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeit, oder die zur Herstellung eines Gebrauchwerths nothwendige Arbeitszeit, welche seine Werthgröße bestimmt." „Als Werthe sind alle Waaren nur bestimmte Masse festgeronnener Arbeitszeit" (Marx, Das Kapital). Wären diese Sätze richtig, so müßten die Folgerungen Marx' zugegeben werden. Auch Sybel (Lehren des heutigen Communismus) sagt: „Gibt man den ersten Satz zu, daß die Arbeit für sich allein Quelle und Maß des Tauschwerthes sei, so ist an keinen Aufenthalt der Forderungen zu denken." Aber jene Sätze sind falsch, weil, wie vorhin ausgeführt, Arbeit, wenn auch der bedeutendste und einflußreichste, nicht der alleinige Werthfactor ist, und dadurch werden auch die von ihnen abgeleiteten Folgerungen hinfällig, und die auf Grund derselben aufgestellten Forderungen, speciell daß das gesammte Arbeitsproduct den Arbeitern zukommt, lassen sich auf dieser Grundlage nicht begründen.

Die Werththeorie bildet nach Proudhon (Contradictions économiques) den Eckstein des ökonomischen Lehrgebäudes, wenn auch, wie Schäffle (Gesellschaftliches System) behauptet, „die entsprechende Ergründung von Wenigen versucht ist, und selbst ein John Stuart Mill mit Resignation das Problem ungelöst läßt". Die vorwärtsstrebende Wissenschaft wird nicht länger an der Adam Smith'schen Werththeorie haften dürfen, und für die socialdemokratische Partei wird es sich auch von ihrem Standpunkte aus empfehlen, nicht eine Lehre aufrecht zu erhalten, deren Unhaltbarkeit zumal in der von ihr vorgetragenen extremen Fassung nicht zweifelhaft ist. Auch Schäffle sagt: „Der bloße Arbeitskostenwerth, wie er jetzt formulirt ist, macht die ganze Oekonomie des Socialismus vorläufig zur Utopie. Der Socialismus muß diesen von seinen Theoretikern arg mißachteten Punkt am ehesten zu berichtigen suchen; vorher läßt sich mit ihm doch kaum eine Discussion von praktischer Bedeutung anknüpfen" (Die Quintessenz des Socialismus). Weil, wie oben ausgeführt, der Werth sich nicht nur aus Natur und Arbeit resultirt, sondern auch Ausfluß der gesellschaftlichen Verhältnisse ist, kann und muß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse gewirkt werden, daß den berechtigten Anforderungen, die in Bezug auf die Gestaltung der Werthe in der Gesellschaft erhoben werden, Genüge geschieht. — Dieses kann von realer socialer Bedeutung werden; die noch so verführerische Irrlehre, daß die Arbeit allein Werthe schafft, und deshalb das gesammte Arbeitsproduct allein den Arbeitern zukommt, niemals! — Der Zweck des Menschen ist nicht ausschließlich Arbeit; wenngleich auch Arbeit Selbstzweck sein kann, so ist im Allgemeinen Arbeit nur Mittel und Genuß (im höhern Sinne) das Ziel. Um dieses Ziel zu erreichen, braucht nicht nur Arbeit angewandt zu werden; die Natur selbst gewährt durch ihre Production auch Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Wie unentbehrlich auch die Arbeit ist, und wie menschenwürdig sie ist, es braucht aus der Gesellschaft nicht ein ausschließliches Arbeitshaus gemacht zu werden, und jeder andern Möglichkeit zu genießen, die Pforte verschlossen zu werden. Der Arbeit muß ihr Recht, ihr volles Recht werden; wie weit ab hiervon liegt aber die Theorie, daß nur die Arbeit Werthe schafft, und Jeder, der aus einer andern Quelle Werthe zieht und Genuß schöpft, in der Gesellschaft geächtet wird!

IV.

Das Eigenthum und die kapitalistische Productionsweise.

Es ist eine vielfach verbreitete, aber durchaus irrige Ansicht, die social-demokratische Partei wolle das Eigenthum aufheben oder gar „theilen", sie erheben hiergegen vielmehr entschieden Widerspruch. Ihre Forderung geht in voller Consequenz mit ihrer Werththeorie dahin: „die Arbeitsmittel in Gemeingut zu verwandeln". „In der heutigen Gesellschaft," so heißt es in ihrem Programme, „sind die Arbeitsmittel Monopol der Kapi-

Digitized by Google

talistenklasse; die hierdurch bedingte Abhängigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen. Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesammtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Vertheilung des Arbeitsertrages." Das Privateigenthum, soweit es von dem Einzelnen als Nutzeigenthum verwandt wird, halten sie unbedingt aufrecht.

Wenn man den Arbeitsertrag behufs gerechter Vertheilung an die Arbeiter verwenden und den Mehrwerth der Arbeit, wie Marx sich ausdrückt — den Unternehmergewinn, wie wir es nennen — den Unternehmern entziehen will, so erübrigt in der That nichts als die Arbeitsmittel, d. i. das Productiveigenthum dem Einzelnen vorzuenthalten und es der Gesellschaft zu überantworten. Die große reale Bedeutung, welche die Eigenthumsordnung für die Wirthschaft hat, tritt hier deutlich vor. „Das Eigenthumsrecht wird der Eckstein der ganzen Volkswirthschaft. Die bestimmte Art, wie das Recht des Individuums auf sein Eigenthum formulirt ist, wird zum Angelpunkt aller social-politischen Discussion" (Schmoller, Einige Grundfragen). Es ist unabweislich, über die Eigenthumsfrage sich schlüssig zu machen, wenn man den Problemen, welche die wirthschaftlichen Verhältnisse in der Gegenwart aufwerfen, näher treten will.

Die socialdemokratische Partei will also die Eigenthumsordnung dahin erledigen, daß sie das Nutzeigenthum den Privaten belassen, das Productiveigenthum der Gesellschaft überlassen will. „Unzweifelhaft ist die Unterscheidung vom Gebrauchsvermögen und Productivmitteln das wichtigste Eintheilungsprincip, welches der erforderlichen Eintheilung des Eigenthums zu Grunde zu legen ist" (Wagners Allgemeine Volkswirthschaftslehre); es wird aber von vornherein festzuhalten sein, daß diese Unterscheidung weitaus mehr eine begriffliche, als thatsächlich durchführbare ist. Die weitaus größte Mehrzahl der Eigenthumsgegenstände ist sowohl als Nutzeigenthum wie als Productiveigenthum verwendbar, und es erscheint ganz undurchführbar, wenn man dem Einzelnen Eigenthumsgegenstände „zum Gebrauch" überläßt, ihm zu verwehren, solche productiv zu verwenden, ihm zu verbieten, das ihm zugestandene Nutzobject als Productivmittel zu verwerthen. Es muß als ein Irrthum der socialdemokratischen Partei bezeichnet werden, einen Irrthum, in den auch Lassalle (Kapital und Arbeit) verfällt, daß es möglich ist, das Eigenthum aufrecht zu erhalten, und ihm seine werbende Kraft zu nehmen, „es zum todten dienenden Arbeitsinstrument zu degradiren". Das Eigenthum hat seiner inneren Natur nach selbstständigen Werth, und zwar nicht nur weil es etwa Arbeitsproduct ist, oder weil in ihm „Arbeit vergegenständlicht" ist, sondern weil es in der Gesellschaft gebraucht wird. Ueber den Werth entscheidet schließlich der gesellschaftliche Bedarf. Und weil jedes Eigenthum Werth hat, kann es auch verwerthet werden, unabhängig von jeder Gesellschaftseinrichtung. Man kann das Eigenthum Privaten entziehen, und es der Gesellschaft überlassen, dann wird die Gesellschaft Eigenthümerin, und sie ist es, welche es verwerthet. Läßt man es, und sei es auch nur theilweise, Privaten, so bleibt ihnen auch die Möglichkeit der Verwerthung. Weil das Eigenthum Eigenschaften besitzt, welche es Werth bildend und zwar in jeder Gesellschaft machen, so ist das Eigenthum nicht nur Genußmittel (Nutzeigenthum) und nicht nur Arbeitsmittel (Productiveigenthum), sondern kann auch Erwerbsmittel werden, indem es verborgt wird (Leihkapital). Die Erwerbsquelle, welche der Besitzer sich aus dieser Verwendung verschafft, wird nicht dadurch verstopft, daß die Productionsmittel der Gesellschaft überantwortet werden; auch das Nutzeigenthum wird in sehr großem Umfange verborgt, und so lange die Vermögenslage der Einzelnen verschieden ist, so lange es Reiche und Bedürftige gibt, was sich nie beseitigen lassen wird, wird dieses Verborgen, der privatwirthschaftliche Erwerb aus dem Eigenthum, auch aus dem privaten Nutzeigenthum nicht aufhören. Privateigenthum in irgend einer Form bestehn lassen, und dem Kapital die werbende Kraft nehmen wollen, ist ein innerer Widerspruch, ein vergebliches Bemühen (s. mein Gesellschaftliches und privates Eigenthum). Die älteren französischen Socialisten und Communisten waren hierin viel consequenter, sie stellten die Eigenthumsfrage vor ein aut aut.

Aber selbst wenn die Scheidung von Nutz- und Productiveigenthum durchführbar wäre, so würde es unstatthaft sein, das gesammte Productiveigenthum (sämmtliche Arbeitsmittel) den Privaten zu entziehen, und der Gesellschaft zu überweisen. „Die Persönlichkeit der Menschen erfordert Eigenthum. Es handelt sich bei der Eigenthumsfrage keineswegs in erster Linie um die thatsächlichen Vortheile und Annehmlichkeiten, welche das Eigenthum gewährt, und um die Schattenseiten, mit denen es verknüpft ist, wenn auch durch die Entwickelung, welche das Eigenthum genommen, lediglich diese äußeren Seiten der Eigenthumsfrage hervortreten. Es ist durchaus unzulässig, von dem Eigenthum als einer Einrichtung auszugehen, welche zum Nutzen und Frommen der Menschen getroffen ist, welche also, weil sie Vortheile gewährt, aufrecht erhalten, und wenn sie Nachtheile gewähren würde, abgeschafft werden müßte. Das Eigenthum muß von einem wesentlich erweiterten Gesichtspunkte aufgefaßt werden. Das Eigenthum ist eine aus der Wesenheit des Menschen entspringende Institution, welche, unabhängig von den Resultaten, die im hohen Grade durch sein äußeres Leben bestimmt werden, die unerschütterliche Grundlage des Menschengeschlechtes bildet. Wie sich das Privateigenthum zu gestalten hat, bleibt nach allen Seiten eine offene Frage und gehört unzweifelhaft zu den discutabelsten Gegenständen der menschlichen Interessen; die innere Nothwendigkeit des Eigenthums steht aber außer Frage und vom Privateigenthum als menschliche Institution abstrahiren, heißt vom Leben des Menschen absehen. Der Mensch ohne Eigenthum hört auf, Mensch zu sein" (Samters Gesellschaftliches und privates Eigenthum). Die Socialdemokraten erkennen dieses auch dadurch an, daß sie das Nutzeigenthum aufrecht erhalten; aber, und das wollen sie nicht wahr haben, auf dem wirthschaftlichen Gebiete muß auch die selbstständige individuelle Erwerbsthätigkeit aufrecht erhalten bleiben. Es läßt gar keinen Sinn zu, Privateigenthum als Ausfluß der Persönlichkeit zuzugestehen, dagegen die selbstständige individuelle Erwerbsthätigkeit von dem Boden der Gesellschaft bannen, sie ausschließlich durch gesellschaftliche Erwerbsthätigkeit ersetzen wollen. Wenn der Mensch beanspruchen kann, aus der gegenständlichen Welt etwas sein eigen zu nennen, Privateigenthum zu besitzen, so darf ihm noch weniger versagt, oder die Möglichkeit abgeschnitten werden, selbstständig wirthschaftlich thätig zu sein und hierdurch Privateigenthum zu erwerben. Den Personen, welche für eigene Rechnung wirthschaftlich thätig sein wollen, dürfen die Productivmittel nicht vorenthalten werden. Es erweist sich als durchaus unzulässig, das gesammte private Productiveigenthum aufzuheben; die Aufrechterhaltung auch privaten Productiveigenthums ist erforderlich, um der selbstständigen individuellen Erwerbsthätigkeit in der Gesellschaft Boden zu belassen.

Diese individuelle Erwerbsthätigkeit ist es, welcher die socialdemokratische Partei ein Ende bereiten will. Die Aufhebung des privaten Productiveigenthums ist ihr nicht Zweck, sondern Mittel. Sie erkennt das Privateigenthum an sich als berechtigt an, sie will aber, und das ist ihr Ziel, der kapitalistischen Productionsweise ein Ende machen; um sie aus der Welt zu schaffen, sollen alle Arbeitsmittel den Privaten entzogen, der Gesellschaft überantwortet werden. Nur blinde Anhänger des Bestehenden, diejenigen, welche Alles, wie es ist, wunderschön finden, können sich davor verschließen, daß die kapitalistische Productionsweise in der Entwickelung, die sie genommen, die unerträglichste Herrschaft begründet, der wir in der Geschichte der Menschheit begegnet sind. Auch Roscher, der, beiläufig bemerkt, von der socialdemokratischen Partei speciell von Marx tief geschmäht wird, sagt: „Die Geldoligarchie mit der Kehrseite des Pauperismus hat alles Harte der älteren

Digitized by Google

Aristokratien ohne deren milde Seiten. „„Werde nur reich,““ so ruft man dem hungernden Armen zu, „„kein juristisches Hinderniß liegt dir im Wege, und du wirst sogleich an unserer Stellung Theil nehmen.““ Hier wird die Uniformirung und Centralisirung des Staates, die der wahren Aristokratie ein Gräuel, auf's Höchste getrieben. Statt der Menschen gelten blos die Kapitalien; das ganze Leben hängt am Staate, damit dessen Herren, die großen Geldmänner, es ganz beherrschen können. Das Wegfallen jeder Verkehrsschranke, jeder incommercialen Rücksicht auf Personen und Verhältnisse, macht dem Kapitale völlig freie Bahn; die Speculanten wollen Alles gewinnen. Die Abhängigkeit der Proletarier ist hier um so größer, weil sie durch gänzlichen Mangel an Kapitalien oder Grundstücken gezwungen werden, ihre volle Arbeitskraft zu Markte zu tragen.“ Ist aber, um in der socialdemokratischen Redeweise zu sprechen, dieser Mißherrschaft ein Ende zu bereiten kein anderes Mittel möglich, als das Kapital, und mit ihm die kapitalistische Productionsweise, einfach aufzuheben und alle individuellen Arbeitsmittel der Gesellschaft zu überweisen, d. h. in letzter Instanz dem Staate unterzuordnen? Vergessen die Vertreter dieser Forderung ganz die Sage von der Scylla und Charybdis? Welche Gewähr haben wir, daß nach Aufhebung der kapitalistischen Productionsweise und Uebermittelung sämmtlicher Arbeitsmittel an die Gesellschaft nicht eine noch ärgere Knechtschaft für das Menschengeschlecht eintritt, als sie gegenwärtig besteht? Wir haben keine. Es ist der alte Fehler, daß, wenn man etwas für falsch befindet, man glaubt, das Gegentheil müsse wahr sein. „Ein falscher Satz“, sagt Fichte (Geschlossener Handelsstaat), „wird erst durch einen ebenso falschen Gegensatz verdrängt; erst später findet man die in der Mitte liegende Wahrheit, dieses ist das Schicksal der Wissenschaft.“ Als der Innungszwang unerträgliche Verhältnisse erzeugt hatte, hob man ihn auf, und setzte „volle Freiheit“ an seine Stelle, und wie nennt die socialdemokratische Partei diese Freiheit? „Ausbeutungssystem.“ Die Kapitalherrschaft wird mit vollem Recht unerträglich gefunden; man will sie abschaffen, und die Machtmittel, welche sie erzeugt hat, der Gesellschaft, d. h. dem Staate überantworten; man sehe sich vor, daß die Gesellschaftsmitglieder durch den Verzicht auf diese Machtmittel, welche, mögen sie noch so ungleich, wenn man will, noch so ungerecht vertheilt sein, doch immer vertheilt sind, nicht das wirkliche Grab ihrer Freiheit finden. Eine jede Regierung, auch die freieste, übt Zwang aus. Daß der consequent durchgeführte Socialismus die Möglichkeit hat, die Gesammtheit in eine wesentlich bessere Lage zu setzen, als sie jetzt einnimmt, braucht nicht bezweifelt zu werden, aber wir wissen auch, die Gesellschaft würde zu einer Zwangsanstalt (Ausspruch Proudhons über den Sieg der socialen Revolution) umgestaltet, in welcher die Regierung alles individuelle Leben in ihre Machtsphäre ziehen würde; und wie auch die Regierung beschaffen sein möge, diese Gewißheit, in allen Lebensbeziehungen unter einer allmächtigen, alles individuelle Wirken beherrschenden Regierung zu stehen, nicht in einer Gesellschaft zu leben, in welcher frische individuelle Lebenskraft pulsirt, sondern in einer Zwangsgesellschaft leben zu müssen, ist geradezu unerträglich.

Die socialdemokratische Partei geht mit ihrer Forderung, das gesammte Productiveigenthum aufzuheben, weit über das Ziel hinaus. Freilich, „wenn“, wie Mill sagt, „die große Masse des Menschengeschlechtes so bleiben sollte, wie sie gegenwärtig ist, in der Sklaverei mühseliger Arbeit, an der sie kein Interesse hat und für welche sie auch kein Interesse fühlt, sich von früh Morgens bis spät in die Nacht abquälend, um sich nur den nothwendigen Lebensbedarf zu verschaffen, mit all den intellectuellen und moralischen Mängeln, die ein solcher Zustand mit sich bringt, — ohne eigene innere Hülfsquellen, — ohne Bildung, denn sie können nicht besser gebildet als ernährt werden, — selbstsüchtig, denn ihr Unterhalt nimmt alle ihre Gedanken in Anspruch, — ohne Interesse und Selbstgefühl als Staatsbürger und Mitglieder der Gesellschaft; dagegen mit dem in ihren Gemüthern gährenden Gefühl des ihnen vermeintlich widerfahrenen Unrechts hinsichtlich dessen, was Andere besitzen, sie aber entbehren: — wenn ein solcher Zustand bestimmt wäre, ewig zu dauern, so wüßte ich nicht, wie Jemand, der seiner Vernunft mächtig ist, dazu kommen sollte, sich weiter um die Bestimmung des Menschengeschlechts zu bekümmern“ (Grundsätze der politischen Oekonomie). Aber wodurch ist es festgestellt, daß, um diesen Zustand zu beseitigen, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung vollständig über den Haufen geworfen werden muß, daß dieser Zustand nicht auch bei zweckentsprechender Umbildung beziehungsweise Fortentwickelung der jetzigen Gesellschaftsordnung gehoben werden kann? Auch bei der genossenschaftlichen Productionsweise unter der Aegide des allgewaltigen Staates stehen wir vor unbekannten Verhältnissen. — Es ist eine ungerechtfertigte Zumuthung an die socialdemokratische Partei, sie solle ihren ganzen Organisationsplan, wie sie ihn sich denkt, fix und fertig vorlegen, das ist schlechterdings unmöglich; es ist voreilig, von vornherein zu behaupten, daß ihre Pläne durchaus untauglich seien, um nach vielen Richtungen hin eine Besserung eintreten zu lassen, der Glaube und der Zweifel halten sich in dieser Beziehung mindestens die Wage. Aber das Eine wissen wir, daß ihre Vorschläge, die Aufhebung des gesammten Productiveigenthums, die Verbannung jeder individuellen selbstständigen (für eigene Rechnung erfolgenden) wirthschaftlichen Thätigkeit für die persönliche Freiheit der menschlichen Gesellschaft das Grab werden würde. Und mit diesem Opfer wäre in der That die Möglichkeit einer Besserung der Gesellschaftszustände zu theuer bezahlt. Da liegt es näher, an unsere Gesellschaftsordnung, statt sie umzustürzen, die reformirende Hand zu legen und sich die Errungenschaften, welche die Menschheit in ihrer Entwickelung durch schwere Kämpfe sich zu eigen gemacht, zu bewahren. Die kapitalistische Productionsweise wird, wenn auch immer nur in gewissen Grenzen — ideale Zustände lassen sich niemals erreichen —, sich unschädlich machen lassen, ohne das gesammte Productiveigenthum, ohne die individuelle Erwerbsthätigkeit aufzuheben.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Mosenthal.

Ein Stammbuchblatt

von

Franz Dingelstedt.

Je nun, so dann!
Die Sonnwendbäuerin.

II.

Je nun, so dann. Begraben haben wir ihn. Sehen wir zu, was von ihm nicht begraben worden, und nicht zu begraben ist. Nachdem ich den Menschen „aus dem Gedächniß“ gezeichnet, studiren wir aus seinen Werken den Dichter.

Mit seinen Gedichten und seinen Erzählungen werden wir uns nicht lang zu beschäftigen haben. Mosenthal war kein Lyriker. Dem Band Gedichte, welchen er schon 1845 bei Klang erscheinen ließ und 1866 bei Gerold verbessert wiederholte — Klang ist ein hübscher Name für lyrischen Verlag; er „klingt“, als wären die Gedichte bereits halb in Musik gesetzt —, diesem Bande fehlt es an individuellem Gepräge, also gerade an dem charakteristischen Merkmal des Lyrikers. Ueberhaupt mein' ich, daß lyrische Blüthen, poetische wie musikalische, seltene Ausnahmen sind am semitischen Stamme, es sei denn, man geht zurück auf die königlichen Sänger David und Salomon. Ein Lied von Goethe, Uhland, Rückert, oder auch von Schubert, Schumann, das schreibt ein Jude nicht. Je eine Ausnahme — Einer, aber ein Löwe —, Heine, Mendelssohn, beweist für, nicht gegen die Regel. Vielleicht wird auch

Digitized by Google

in ihrer Lyrik eine genaue Untersuchung Elemente von Abstraction, Reflexion, Speculation finden, welche dem lyrischen Wesen fremd sind.

Der Epiker Mosenthal steht höher als der Lyriker, ohne absolut hoch zu stehen. In grünster Jugend hat er sich in blutarmen, schmächtigen, bleichen, kurzlebigen Novellen versucht. Darauf nahm ihn die Bühne in Beschlag, die immer einen ganzen Mann fordert und nach einem durchdringenden Erfolg auch den ganzen Mann verzehrt. Ab und zu gab er wohl, von seinen Sommerfahrten nach Nord und Süd heimgekehrt, in dieser oder jener Zeitung ein paar flüchtig gezeichnete Reisebilder, oder erzählte in anmuthender Pietät seine Begegnung mit den schwäbischen Meistersingern, Erinnerungen an die Heimat und dergleichen subjective Erlebnisse mehr; willkommene Beiträge zu der beliebten „leichten Lectüre", aber ohne bleibenden Werth, ohne nachhaltige Wirkung. Erst da es Abend auf seinem Lebenswege zu werden begann, ein früher, von ihm und seinen Freunden nicht geahnter Abend, wendete er sich, durch einige trübe Erfahrungen dem Theater entfremdet, der Erzählung wieder zu, der vertieften, Charaktere und Situationen sorglich behandelnden Erzählung, und zwar sonderbarer Weise: der specifischen Judengeschichte. Den sterbenden Dichter zog ein dunkles Heimweh in das Ghetto zurück; er zündete die Schabbeslampe an, die hereinbrechenden Schatten des Todes zu verscheuchen. Die illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer" veröffentlicht diese bemerkenswerthen Novellen.

Bleibt übrig der Dramatiker Mosenthal. Auf der Bühne hat er seine lautesten, seine dauernden Erfolge gepflückt. Er taugte für sie, sie für ihn. Von mancherlei Seiten zugänglich, des verschiedenartigsten Anbaus fähig — beinah nach dem alten System der Dreifelderwirthschaft: heuer romantische Tragödie, über's Jahr ein Volksstück, im dritten sociale Komödie, das gemeine Futterkraut des Ausstattungsstücks nicht ausgeschlossen —, schnellere und vollere Früchte tragend, als jeder andere Grund und Boden im Literaturgebiete: also beschaffen, bot gerade das Theater dem Talente Mosenthals als vorzugsweise geeignet sich dar. Dies Talent war kein unmittelbar schöpferisches, kein sturm- und drangvolles; aber es war findig, leicht anregbar, elastisch, accommodationsfähig, geschickt in der Benützung technischer Behelfe, mehr auf Abstraction und Combination gestellt als auf Inspiration; ein echtes, praktisches, modernes Theatertalent. So hat er denn früh angefangen für die Bretter zu schreiben, und ist in ungleich geringerer Zeit, als die Meisten es bewerkstelligen, wirklich und wirksam auf die Bretter gedrungen. Desungeachtet glaub' ich nicht, daß die Bühne seine erste Liebe gewesen, wie Grillparzers, Halms, Bauernfelds. Sie wuchsen von Kindesbeinen auf in der Atmosphäre des Dramatikers, wohin Mosenthal erst im reifenden Jünglingsalter durch seinen guten Stern geführt wurde, in jener, durch keine ästhetische Scheidekunst genau zu analysirenden Atmosphäre, welche aus der beständigen Wechselwirkung eines guten, großen Theaters und eines fein- und warmfühligen Publicums erzeugt wird; eines Publicums, das damals noch nicht corrumpirt war, weder durch Offenbach noch durch Dumas fils. In dieser Atmosphäre acclimatisirte sich Mosenthal nach seinem eigenen Geständniß rasch und vollständig; er fühlte sich hingezogen zu der in ihr vorherrschenden Strömung, der dramatischen. Sein offenes Auge, bewaffnet mit den scharfen Gläsern des jüdischen Spürsinnes, studirte poetische Meteorologie, beobachtete, welche Stoffe in der Luft lagen, woher der Wind der Tendenz blies, wie sich das Gewitter des Beifalls und der kalte Strichregen des Mißerfolges bildeten. Der Aufenthalt in einer Großstadt, nach den kleinen Residenzen Kassel, Karlsruhe, in einem ansehnlichen Hause, worin Kunst und Künstler gastlich gepflegt wurden, brachte ihn stufenweise an das Theater, in das Theater, auf das Theater. Die aus solchen, theilweise sehr zusammengesetzten Factoren gebildete Zahl schreibt sich: Deborah — auswärts in Leah umgetauft (oder wie man den Proceß bei ihren Glaubensgenossinnen sonst benennen mag) —, Mosenthals gewissermaßen erstes, nicht bestes, aber glücklichstes, populärstes, haltbarstes Stück. Selten sind Stoff und Stimmung des Dichters, allgemeine Richtung der Zeit und besondere Bühnenzustände, Erfundenes und Wahres so zündend aufeinander geplatzt, wie in diesem Erstlingswerk. Selbst daß es zehn Jahre auf dem äußeren Burghof hat antichambriren müssen, schadete seiner gesunden Constitution nicht. Gegen die Composition desselben läßt sich ja Manches einwenden: die grobe, fadenscheinige Intrigue, welche die Peripetie herbeiführt, der ohne organischen Zusammenhang dem Ganzen lose angehängte Schlußact, die unsichere Zeichnung einzelner Charaktere. Trotz alledem fühlt man lebhafter als in allen späteren Erzeugnissen den warmen Herzschlag des Dichters, der, wohl mehr traditionell als individuell, den „tausendjährigen Fluch seines Stammes" empfindet, und das frische Wehen des Zeitgeistes. Es ist, als ob Kaiser Joseph, der unsichtbar mitspielende, mit sicherem Schritt hinter den Coulissen auf- und niederwandelte. Und wie altklug hat der junge Poet das „heiklige", heiße Thema, entnommen aus der Gegenwart, heute noch in der Frage der Civilehe fortbrennend, in eine discrete historische Ferne verlegt, Licht und Schatten zwischen beiden Parteien vertheilt, so daß weder Christ noch Jude sich verletzt finden können, vor dem idyllischen Hintergrund einer Dorfgeschichte ein polemisches Charakterbild aus der Zeitgeschichte entrollt!

Deborah hat buchstäblich die Reise um die Welt zurückgelegt und Schule gemacht, als Stammmutter der populären Judenstücke. Hier wäre nun Gelegenheit, einen lehrreichen Excurs einzuschalten: Der Jud' auf der Bühne. Wir müssen uns aber auf wenige Andeutungen beschränken. Juden hat's auf dem Theater gegeben, so lange es Theater gibt. Sie waren auch bisher (unberufen!) niemals und nirgends verboten, gleich anderen Potentaten oder Priestern. In den Passions- und Mirakelspielen des Mittelalters wie unter den Marionetten des Puppenkastens sind die Juden stehende Figuren, bald grotesk-komische, bald tragisch-pathetische. Marlowes Maltheser Jude und der Shylock Shakespeares stellen sich bereits als veredelte Exemplare der Gattung dar. Ebenso die von Grillparzer adoptirte Jüdin von Toledo. Hier spielt der Jude überall die leidende Rolle: er wird auf der Bühne gefoppt, geprellt, gehetzt. Die Stücke sind im mittelalterlichen Hephep-Schlüssel geschrieben. Der Aera der Aufklärung, der Toleranz blieb es vorbehalten, den Juden auf dem Theater zu rehabilitiren; im Zusammenhang mit der Emancipation in Staat und Gesellschaft. Cumberlands Schewa, ein Paradepferd aller Karaditenspieler vom Anfang bis zur Mitte unseres Jahrhunderts, Lessings Reisender in seinem Lustspiel „die Juden", zuletzt und zuhöchst die Apotheose des religiösen, oder doch kirchlichen Indifferentismus im weisen Nathan: sie sind neue Typen „Unseres Verkehrs" auf den Brettern. Die Musik und Malerei mischen sich alsbald auch hinein: Marschner verherrlicht eine tugendhafte Jüdin, Halevy einen zärtlichen und zugleich zelotischen Judenvater; auf allen Kunstausstellungen wimmelt es von Juden: trauernde Juden, weinende Juden, wandernde Juden. Ahasverus kommt weder in der Kunst, noch in der Literatur zur Ruhe. Uriel Acosta erweist sich zäheren Lebens als alle seine Geschwister und Verwandten aus der Familie des jüngeren Deutschlands, und bis in die nächste Gegenwart hinein setzt im Volksstück „Einer von uns're Leut'", im Kunstdrama der Rabbi im ami Fritz, das Geschäft des braven Theaterjuden glorreich fort.

Und dies ganze Geschlecht wäre auf Deborah zurückzuführen? Sicher nicht. Sind doch darunter viele Stücke älter als sie. Aber wo der äußere Zusammenhang fehlt, wirkt dann und wann der innere nicht minder deutlich. Deborah hat einen mächtigen Anstoß gegeben als ein Stück lebendiger Poesie, zugleich ein poetisches und praktisches Theaterstück. Ihren Erfolg hat der Dichter nachmals nie wieder eingeholt. Just so ist es ihm mit seinen zahlreichen Operntexten ergangen, deren erster (die lustigen Weiber von Windsor) der beste geblieben. Zufall oder Schuld, Nachlaß, Ungeschick des Dichters? Waltet darin ein geheimes Naturgesetz, daß das Talent im Erstling sich gleich völlig ausgibt, und nur das Genie im crescendo hervorbringt? Vielleicht. Nicht minder vielleicht trägt zu dem unläugbaren Unterschied

Digitized by Google

der frühesten und der späteren Erfolge eine, kaum liebenswürdig zu nennende Eigenthümlichkeit des deutschen Publicums bei. Ob dasselbe nun thront im hohen Parterresitz oder auf höherem Richterstuhl der Kritik: einen ersten vollen Sieg verzeiht es nicht so leicht. Was hat der Nachwuchs der Griseldis unter ihrem fabelhaften Glück zu leiden gehabt, obwohl die meisten Stücke desselben ihr unbedingt überlegen: der Sohn der Wildniß, der Fechter, Wildfeuer, Iphigenia in Delphi, Begum Somru! Sie sind sammt und sonders nicht aufgekommen gegen Griseldis, als legte das souveräne Theaterpublicum einen so ungeheuren Werth auf diese seltsame Art eines jus primae noctis!

An Deborah wollen wir die Erwähnung der zwei anderen ländlichen oder volksthümlichen Stücke Mosenthals anschließen: der Sonnwendhof, der Schulz von Altenbüren. Dieses für das Theater und für die Literatur verloren als eine unhaltbare Verquickung widerstrebender Elemente, obendrein auf einem dem Dichter fremden Terrain — jenes das am besten erfundene, componirte, geführte Stück Mosenthals, in sich abgeschlossen, rein von fremdartigen, wie von tendenziösen Bestandtheilen, stilvoll und einheitlich vom Anfang bis zum Ende. Das in sich so verschiedene Kleeblatt drückt wiederum aus, welchen Einfluß der vorherrschende Zug in der Tagesliteratur auf den wachsamen und zugleich lenksamen Sinn des Dichters ausgeübt: es ist sein Tribut an die Herrschaft der Dorfgeschichte, welche sich durch Auerbachs Lorle auch auf die Bühne ausgedehnt hatte. Weder Auerbach noch Mosenthal ist ein idyllisches Naturkind, ein inspirirter Naturpoet; sie sind beide durch und durch Culturpflanzen, exotische obendrein auf deutschem Boden. Ein Bauernjunge, ein Autodidakt schreibt keine Dorfgeschichten und keine Deborah; dazu gehört tiefe, scharfe Beobachtung, raffinirte Speculation, und wenigstens ebensoviel Verstand als Geist, so viel Schule wie ursprüngliches, schaffendes Vermögen.

In eine zweite Gruppe lassen sich Mosenthals Renaissancedramen zusammenstellen: allerlei Stücke verschiedenartigsten Ursprungs und Vorwurfs, mit willkürlich gegriffenen Stoffen, einem reichen äußerlichen Apparat, auf den Effect gearbeitet und doch über vorübergehende Wirkung nicht hinausgekommen. Darunter hat sich Isabella Orsini auf dem Burgtheater erhalten, anderwärts kaum, während die übrigen klanglos zum Orcus hinabgestiegen: Cäcilia von Albano, Pietra, Maryna, Gabriele von Precy, Parisina. Die Vollständigkeit des Verzeichnisses wird nicht verbürgt. Der Nekrolog des Dichters braucht sich nicht zum statistischen Nekrolog seiner sämmtlichen Werke auszudehnen. Parisina, der dramatische Schwanengesang meines armen Landsmannes, hätte ein besseres Schicksal verdient, als ihm geworden. Wir hinter dem Vorhange, Dichter, Director, Darsteller, versprachen uns etwas von dem Stücke. Mosenthal, der den Cultus seines Selbst, in seiner Person wie in seinen Stücken, unbefangen betrieb, freute sich kindlich an dem schönen „Aurorasaal", den unser Decorationsmaler geliefert, getreu nach der begehrlichen Vorschrift des Manuscripts: „Ein Meer von Lichtern und Blumen." Wie ein Löwe kämpfte er in den Proben um jeden Vers, der unter dem Rothstift verblutet hatte; bald konnt' er diesen Uebergang, bald jenes Motiv nicht missen. Nachdem dann die Première überstanden war mit einem übertriebenen Aufwand an Hervorrufungen des Dichters, — o über diese Premièren mit ihrem wunderlich gemischten Auditorium, ihren unzuverlässigen Eindrücken! — kam am lendemain der kalte Schlag in den Abendblättern als hinkender Bote nach. Die Appellation von der Kritik an das Publicum half nichts; eine große Stadt besitzt nicht die Sammlung, die Muße, die Kraft, sich ein eigenes, unabhängiges Urtheil zu bilden. Die Theilnahme, auch die Einnahme, sank schon bei der ersten Wiederholung auf den Gefrierpunkt, nnd mit der dritten Vorstellung verschwand Parisina.

Der leidigen Gründlichkeit zu Liebe wollen wir noch zweier Spielarten dramatischer Poesie gedenken, die Mosenthal in je zwei Stücken angebaut: das literatur- und kunsthistorische Drama, neuerdings aus der Mode gekommen, und das Zauber- und Märchenspiel. In letzterem hat Mosenthal „das gefangene Bild" gebracht, meines Wissens nirgends aufgeführt, ein todtgeborenes Buchdrama, und den „Goldschmied von Ulm", sporadisch erschienen, nicht ohne Erfolg auf der großen Münchener Bühne, wo ich es als Ausstattungsstück behandeln und retten konnte. Minder gelang das mit dem Literaturdrama „ein deutsches Dichterleben". Der Stoff ist peinlich, der Held, ein Graf von Gleichen unter der Maske unseres volksthümlichen Balladensängers, G. A. Bürger, nicht im Stande darüber hinwegzuhelfen. Die Mitglieder des Hainbundes machten den erquickenden Eindruck eines Wachsfigurencabinets; große Namen unter leblosen Puppen. Als zum Schlusse der jugendliche Karl August von Weimar, mit einem blühenden Zweig in der Hand, die Versöhnung der Kämpfer und die Erlösung des sterbenden Helden bringen wollte, entstand im Parterre ein schwer zu mißdeutendes Murmeln, Räuspern, Kichern, Zischen: Bürger hatte ausgelitten. Ungleich tapferer hielten sich „die deutschen Komödianten", namentlich auf dem Burgtheater, wo Adolf Sonnenthal den Ludovici, Charlotte Wolter die Conradine, Zerline Gabillon die Neuberin, Baumeister den Wiener Hanswursten Prehauser, der selige Beckmann und Mama Haizinger das Ehepaar Hühnchen, Papa La Roche endlich — last, not least, — in einem seiner berühmten Cabinetsstücke den Festungs-Commandanten auf Königstein spielten. Diese ursprüngliche Besetzung ist auseinander gefallen, und mit ihr zerfällt das Stück. Abgesehen davon, daß ein heutiges Publicum, auch dasjenige des Burgtheaters, nicht mehr daran glaubt: es sei das deutsche Schauspiel zu retten gewesen durch einen, in dem sächsischen Staatsgefängniß aufgefundenen Codex Shakespearianus, und daß alles Lumpazivagabundenthum, studentisches wie schauspielerisches, nicht einmal mehr komisch wirkt, geschweige rührend oder pathetisch.

An das Conversationsstück hat sich Mosenthal erst in seiner letzten Periode und in nur zwei Stücken, Modeartikeln nach fremdem Muster, gemacht: „Madeleine Morel", 1871 erschienen, „die Sirene" aus 1874. Magdalena moralis, wie ein Wiener Spottvogel das erstere genannt, ist ein Exercitium im Stil der Pariser „Sittenbilder", vermischt mit Zügen aus dem empfindsam-bürgerlichen Hausdrama der Deutschen; unsittlich durch und durch, um so tiefer unsittlich — was mein guter Mosenthal freilich nie zugestehen wollte — als seine büßende Magdalena weder zur Sühne stirbt, noch zur Rache tödtet oder getödtet wird, sondern sich von ihrem beneidenswerth blinden und toleranten Liebhaber seiner alten, hochadeligen Familie aus dem Fauburg St. Germain octroyiren läßt, insonderheit einer angebeteten ehrwürdigen Mutter und einer engelreinen naiven Schwester. Die Sirene gehört zu den Gouvernantenstücken; schätzbares Mittelgut für den täglichen Bedarf des Theaters, in der Literatur werthlos.

Ehe wir abschließen, haben wir noch der besonderen Verdienste zu gedenken, welche Mosenthal als Librettist und als Gelegenheitsdichter sich erworben. In ersterer Beziehung hebt Eduard Hanslick, der gediegenste und gewiegteste der deutschen Musikkritiker, mit Recht hervor: daß Mosenthal der einzige namhafte Dramatiker gewesen, der sich der undankbaren, bei uns zu Lande in der Regel untergeordneten Kräften überlassenen Aufgabe, Operntexte zu schreiben, mit Hingebung und mit wirklichem musikalischen Sinn und Verständniß unterzogen. So hat er denn mit geschickter Benutzung älterer oder fremder Vorlagen eine ganze Reihe tragischer wie komischer Opern geschrieben, für Nicolai, Rubinstein, Doppler, Goldmark, Käßmayer, Kretschmar, Brüll u. A. m., und dadurch manchen strebsamen Tondichter in dessen schwierigen Anfängen gefördert und unterstützt. Seiner Gelegenheitsdichtungen, Prologe, Festspiele Anzahl ist Legion. Dabei zeigte sich die ganze Biegsamkeit seines Talents und die gefällige Liebenswürdigkeit seiner Person. Den sprödesten Stoffen verstand er eine glatte, für die Gesellschaft geeignete Seite abzugewinnen, mit wohlgewählten, wohlgesetzten Worten bald zum humanen, bald zum patriotischen Sinn zu sprechen und in die heterogensten Kreise eine wohlthuende Gesammtstimmnng zu bringen. Dies Verdienst mag dem strengen Kunstrichter gering scheinen; in Wahrheit und für den Bedarf einer großen Stadt ist es kaum hoch genug zu schätzen, und Wien wird oft an den

Digitized by Google

verlorenen Herold seiner Feste gemahnt werden, wenn es sich darum handelt, zu lebenden Bildern oder zu einer verbindenden Musik den Text zu beschaffen.

Stehen wir am Ende? Sind wir, in einem Dutzend fliegender Blätter, fertig geworden mit fünfundzwanzig, dreißig Jahren redlichen, rastlosen Fleißes, mit einem vielseitig gebildeten Geiste, einem immer in aufsteigender Linie geführten Dichterleben? Von dessen Schöpfungen was überdauert den Schöpfer, außer zwei, drei Stücken, die mit jedem neuen Jahre seltener auftauchen, bis sie ganz verschwinden? Wunderliche Compensation! Für sich hat der Dramatiker vor dem Epiker und dem Lyriker voraus die unmittelbare, volle, laute Wirkung; aber jener steht hinter diesen zurück an Langlebigkeit nach dem Tode. Das Theater frißt wie Vater Kronos seine Kinder, unersättlich, unermüdlich. Kein Mensch kennt und nennt mehr die dramatischen Zeitgenossen Klopstocks, die Chronegks, Weißes, Gotters. Aber Klopstock wird noch genannt, gekannt, ausnahmsweise wohl gar gelesen. Von Walther von der Vogelweide und den Nibelungen zu geschweigen. Das Publicum der Literatur ist dankbarer, treuer, geduldiger, als das Theaterpublicum.

Mosenthal hat zu viel geschrieben, zu rasch und zu leicht producirt, um Vollkommenes zu leisten; so greinen die Eunuchen des Musenserails. Daß Gott sich erbarm'! Zwei Dutzend Stücke, auf ebenso viele Jahre und mehr vertheilt! Lope de Vega zählte die seinigen nach Tausenden, Scribe wenigstens nach Hunderten. Fruchtbarkeit ist ja eben das Kennzeichen des dramatischen Dichters und einer gesunden Theaterepoche. So lange nicht jeder Schriftsteller von Ruf und Beruf, der sich überhaupt den Weg zur Bühne frei zu machen verstanden, alljährlich seine drei, vier lebendigen Jungen wirft, so lange ist und bleibt es, trotz aller Freigebung der Theaterunternehmungen, trotz Aufhebung der Censur, trotz Theaterschulen und -Agenturen, Tantièmen und Primen, verdammt schlecht um die Zukunft der deutschen Bühne bestellt, die sich nicht mit Pariser Dünger fruchtbar machen, d. h. aussaugen und erschöpfen lassen will. Unser klassisches Trifolium, Lessing, Goethe, Schiller, — sie werden uns bald nicht mehr sein, als Corneille, Racine, Molière den Franzosen. Das lebendige Theater, wie es nun einmal ist, braucht lebendige Dichter; seine Zwecke sind andere als die eines Museums, mit ausgestopften Thieren, fossilen Knochen und monströsen Mißgeburten gefüllt, oder einer Glyptothek voll Antiken. Frisches Blut muß in dem vielgliedrigen Körper circuliren, obgleich er, nach Meister Shakespeare, nur ein Schatten ist und jedem Zeitalter den Spiegel seiner Gestalt vorhalten soll. Also: Dichter herbei, um jeden Preis; ersten und zweiten Rangs; nur lebendige, fruchtbare Dichter! Oder ist es zuletzt dem deutschen Geiste versagt, sich in der Form dramatischer Poesie voll und nachhaltig zu manifestiren? Sind wir ein lyrisch-musikalisches, kein ursprünglich dramatisches Volk? Haben wir mit unserem Gluck, Mozart, Beethoven, Weber unser letztes Wort im Welttheater gesprochen? . . .

Wohin bin ich gerathen? Vom Grabe Mosenthals, aus welchem eben die ersten Veilchen sprießen, auf eine Sternwarte, etwan gar der Zukunftsmusik?!

„Ich steh' auf Berges Spitze
Und werde sentimental" . . . .

Ja, wer nur die Courage dazu hätte, statt der zurückhaltenden falschen Scham! Da oben zwinkert ein röthliches Sternlein, das mich an meinen rothköpfigen Tertianer gemahnt. Die Frühlingsnacht erinnert mich daran, wie ich — kaum nach Monaten zählt die Zeit — Arm in Arm mit ihm aus dem gastlichen Augartenpalais den weiten Weg in die „innere Stadt" zu Fuß zurückgelegt, um den schweren Burgunder eines fürstlichen Kellers in freier Luft, mit noch schwereren Cigarren, zu bewältigen. Ich scheide von ihm, wie damals, an der Ecke des Opernhauses: — Gute Nacht, Mosenthal! Aber ich wollte, ich dürfte, wie damals, hinzufügen: Auf Wiedersehen!

Wenn nicht . . . Je nun, so dann!

Les Etrangères.*)

„Dies Büchlein will nur eine Probe sein einer neuen strengeren und treueren Uebersetzungsmethode als die, mit der sich französische Dichter und Leser üblicherweise begnügen."

Amiel**) ist nicht der Erste, der das gewollt und nicht gekonnt hat. Wie er, glaubten schon Etienne Pasquier (1529—1615) und der Plejadengründer Ronsard, im XVIII. Jahrhundert ferner Favart (1710—1792) fest daran, daß „die französische Verskunst eine der armseligsten, wenn nicht gar die armseligste von ganz Europa sei", deshalb einer gründlichen Reform bedürfe, und suchten mit dem Dolch des Hexameters im Gewande den Tyrannen Alexandriner zu stürzen. In unsern Tagen wagen sich Marc-Monnier, dessen Faustübersetzung unstreitig die beste aller bisher erschienenen und deshalb fast mit Begeisterung aufgenommen worden ist, und endlich der Verfasser der „Etrangères" auf dasselbe Eis. Marc-Monnier will die Franzosen mit reimlosen Versen beglücken, von denen die folgenden Verse Pasquiers ein Beispiel geben mögen:

Rien ne me plaît, si non de te chanter, servir et orner.
Rien ne te plaît, mon bien, rien ne te plaît que ma mort.

So weit geht nun Amiel nicht. Er fühlt, daß der Reim für den französischen Vers so nothwendig ist wie der Pflanze das Licht und läßt deshalb auch seine Hexameter in Reimen ausklingen. Doch stellt er dafür zwei andere noch bedenklichere Forderungen auf:

Erstens soll ein Vers erfunden werden, der den vielfachen Anforderungen des Epos besser genügt als der Alexandriner.

Zweitens soll die französische Poesie die reimlosen Verse anderer Völker wenigstens zu ersetzen suchen.

Was den ersten Punkt anlangt, so ist es also einmal wieder auf den Alexandriner abgesehen, jenen Vers, von dem ein französischer Prosode von Bedeutung***) sagt, „daß er für die französische Sprache der Vers an sich (le vers par excellence) ist, dessen Harmoniebedingungen die verwickeltsten, aber zugleich auch die bestimmtesten sind". — Aermster, wie wird es dir ergehen in dem Feuer des schweren Geschützes, das Herr Amiel gegen dich auffährt:

„Tausend Alexandriner haben kaum so viel Silben als 375 Slokas des Mahâbharata oder 800 Hexameter der Ilias!" Mithin: Lernen wir von den letzteren, geben wir unserm Nationalvers eben so viel Silben, damit er ebenbürtig neben seinem indischen und griechischen Bruder paradiren könne. Was würde der Herr Professor zu folgender etwas materieller Deduction sagen: 1000 Flaschen Champagner enthalten kaum so viel Wein als 375 Flaschen Mosel oder 800 Flaschen Tokaier; ergo: weg mit dem Champagner! Mosel- und Ungarweine sollen fortan auf dem Kreideboden der Champagne gedeihen! Welche Phylloxeragedanken, Herr Professor!

Mich wundert, weshalb der Verfasser so wenig seine eigenen gediegenen Kenntnisse verwerthet: er erkennt an, daß das metrische System, welches mit Längen und Kürzen operirt, wie das rhythmische System, welches betonte und unbetonte†) Silben dem Verse zu Grunde legt, der französischen Prosodie verschlossen sind; er weiß so gut wie jeder deutsche Primaner, daß unsere Nachbarn bei der zweifelhaften Quantität der Silben ihrer

*) Poésies traduites de diverses littératures par H. Fréd. Amiel. (Reproduction exacte des rhythmes originaux — Pratique et Theorie — Innovations proposées.) — Paris 1876, Sandoz & Fischbacher.

**) Amiel, geb. 1822, ist Professor der Philosophie in Genf und kein Neuling auf literarischem Gebiete und dem der — Mißerfolge. Sein größeres „romancéro" „Karl der Kühne" hat keinen Erfolg gehabt. Verdienstlich ist dagegen seine Arbeit: „Du mouvement littéraire dans la Suisse romane" (1849).

***) F. de Gramont, Les vers français et leur prosodie, p. 72.

†) Vergl. über das, was der Franzose unter „syllabe tonique" und „syllabe atone" versteht, Gramont, S. 9 ff.

Digitized by Google

Sprache nur auf die Zahl der Silben eine Verskunst haben gründen können; ferner ist ihm klar, daß dieser Mangel an Tonfall des Verses nur durch krampfhafte Anwendung des Reimes und durch entsprechende Cäsuren ersetzt werden kann, und doch unternimmt er es mit mehr Fleiß als Scharfsinn, „beide Systeme (das metrische wie rhythmische) durch neue Formen zu ersetzen, welche den Sloka Valenikes, den Hexameter Homers und Virgils, den Vers der Nibelungen, die Versi sciolti der Italiener ꝛc. mit einer bisher unmöglichen Treue wiedergeben sollen", denn „die beste Uebersetzung ist die, welche nicht nur den Sinn und die Ideen des Originals wiedergiebt, sondern auch seine Farbe, seine Musik, seine Bewegung, seine Seele und seinen besonderen Stil, und alles das in demselben Rhythmus und dem Versmaß des Originals".

Ich kann mir klar machen, daß die Einführung des Alexandriners ernsthaft bei uns versucht ist; fehlen unserer Prosodie doch keineswegs die Mittel, welche die französische aufweisen kann, und was ihn mit Recht über den Rhein zurückgedrängt hat, ist nicht etwa die Unmöglichkeit, ihn kunstgerecht mit allen seinen „Harmoniebedingungen" zu reproduciren, sondern eine für den Tonfall unserer Sprache unerträgliche Eintönigkeit. Was somit der deutschen Sprache gestattet, ist der französischen versagt. Es bleibt nun einmal eine unbestreitbare Thatsache, daß die französische Verskunst im Vergleich mit anderen höchst „armselig" ist. Aber wenn sich die schönsten Erzeugnisse der nationalen Literatur unserer Nachbarn mit dem Alexandriner begnügen, wenn die Epik eines Voltaire, das Drama eines Corneille, eines Racine, eines Molière, die Lyrik eines Musset, wenn der esprit français seinen vollsten und höchsten Ausdruck in ihm findet, sollten es da nicht Windmühlen sein, die der Herr Professor bekämpft, abgesehen davon, daß eine wirkliche Reformation der französischen Verskunst — falls sie nöthig oder möglich wäre — doch wohl nicht durch Uebersetzungen, sondern nur durch nationale ursprüngliche Kinder Frankreichs herbeigeführt werden dürfte. Die Herrschaft des Alexandriners hat ihren guten Grund: das Genie hat in ihm die ausdrucksvollste Form gefunden und der Geschmack des Volkes ihn als erblichen Monarchen anerkannt.

Es ist deshalb für die französische Sprache durchaus nicht zu bedauern, wenn sie nicht, wie alle anderen Literaturen, drei verschiedene Formen für das Epos, die Lyrik und das Drama ausgebildet hat. Ich finde sogar, daß sie — im Gegensatz zu Herrn Amiel — gerade von „feinem ästhetischen Gefühl" geleitet ist, wenn sie ihre Verskunst den in der Sprache liegenden Gesetzen gemäß entwickelt hat. Amiel gibt selbst zu, daß der Alexandriner unter den Händen Victor Hugos, de Lisles und Coppées eine „wunderbare Geschmeidigkeit und oft großartige Haltung" angenommen hat und „allen Ansprüchen zu genügen scheint". „Aber," fährt er fort, „obgleich Paganini ausschließlich auf der Quinte ausgezeichnet hat spielen können, so folgt noch nicht daraus, daß der Monocord eine allen Ansprüchen genügende Lyra sei." Gewiß nicht; aber der Alexandriner ist für Frankreichs Dichter nicht eine Quinte, sondern die ganze Geige, aus der die kunstverständige Hand des Meisters alle die Töne hervorlockt, die das Volk hinreißen und für die Schönheit der Poesie begeistern.

Herr Amiel bietet uns für dies wundervolle Instrument einen — Dudelsack. Er glaubt, daß den Alexandriner der Schuh drückt; ziehen wir ihm daher weiteres Schuhwerk an. Die Epen sollen der „Majestät ihrer Bewegung" wegen fortan in vierzehn- bis sechzehnsilbigen Versen geschrieben, die Erwartung des Lesers auf den Reim raffinirter Weise um 2 bis 4 Silben hinausgeschoben, dem Ganzen dann durch entsprechende Cäsuren angenehme Ruhe- und Erholungspunkte gegeben werden:

Il dit. La mère alors paraît: sa main d'Hermann tenait la main.
L'air grave, elle conduit son fils devant son époux et soudain:
„Père", dit elle, „souviens-toi, dans notre intime causerie,
Combien de fois, de l'avenir caressant l'image chérie
N'avons-nous pas vu notre Hermann, enfin se rendant à nos vœux,
Nous présenter une promise et son bonheur nous rendre heureux? etc.
(Fragment du Vme chant de Hermann et Dorothée.)

Mit einiger Redekunst würde man allerdings dahin gelangen, den Franzosen davon zu überzeugen, daß er Verse vor sich hat. Dies ist aber vielmehr dem Umstande zuzuschreiben, daß er sich jeden Vers von 16 Silben einfach in die seinem Ohr wohlgefälligeren von 8 Silben auflöst, so daß von vier Versen dann wenigstens zwei reimen:

Il dit. La mère alors paraît:
Sa main d'Hermann tenait la main.
L'air grave, elle conduit son fils
Devant son époux; et soudain etc.

Jeder Franzose wird diesen halb gereimten, halb ungereimten Versen einen guten „octosyllabe" vorziehen, einen Vers, der für die französische Verskunst zugleich der leichteste und schwierigste ist, d. h. „mittelmäßige Achtsilbner sind Eselsbrücken, schöne sind Meisterwerke"*).

Wenn wir nun nicht umhin können, in den „nouveaux rhythmes" Amiels ein todtgeborenes Kind zu erblicken, so würde es ungerecht sein, dem ersten Theil seines Buches jede Anerkennung zu versagen. Dieser enthält fünfzig Uebersetzungen von Gedichten aus allen Sprachen, aus dem Deutschen, dem Englischen, Italienischen, Schwedischen, Dänischen, Spanischen, Ungarischen, Serbischen und dem — Indianischen. Von diesen 50 Stücken sind 38 aus dem Deutschen übersetzt; wird man es uns daher verargen, wenn wir auf diese unser Hauptaugenmerk richten? Wir wollen dem Verfasser nicht Unrecht thun und das Rothhautlied wenigstens außerhalb jeglichen Tadels und Lobes stellen.

Denn ohne Tadel geht es auch hier nicht ab. Doch möge der Leser bei den vielen „Wenn" und „Aber" nicht vergessen, daß dem französischen Uebersetzer mehr Dornen auf den Weg gestreut sind als irgend einem andern. Der Grund davon liegt ebensowohl im Charakter der französischen Sprache wie Nation.

Jene Gabe, die Herder dem Deutschen nachrühmt, „daß er die Blüthe des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärtesten Nation brechen dürfe", ist vielleicht keiner Sprache, keinem Volke weniger vergönnt als dem französischen. Fremde Poesien bleiben darum fremd im schönen Frankreich, so lange sie nicht Franzosen werden. Gastfreundlich nimmt man sie auf, wenn sie sich den herrschenden Gewohnheiten, Sitten und Moden anbequemen und nicht verlangen wollen, daß der Wirth ihnen gastfreudig auf halbem Wege entgegenkomme. Von seinen Eigenthümlichkeiten, seinen Ansichten, seinen Leidenschaften abzusehen, den Geist ganz und anhaltend in die Ideenwelt Fremder zu versetzen, diese Gabe besitzt der Franzose nicht, und, was man doch nie vergessen möge: er entbehrt sie nicht. Denn er ist und bleibt vor allen Dingen Franzose. Von der Natur auf's Reichste gesegnet, will es ihm gar nicht in den Kopf, daß er sich anderwärts wohler fühlen könne als unter seinem sonnig-lachenden Himmel, daß er etwas entbehren müsse und nicht Alles um sich und in sich finde, was der Menschheit lobens- und begehrenswerth erscheint. So wahr deshalb die Unduldsamkeit des Franzosen anderen Nationen gegenüber auch ist, so leicht erklärt sie sich und so tief ist sie in seinen Lebensbedingungen begründet. Und weshalb den immer schmähen, der nicht wider den scharfen Stachel lökt? Aendern wird er sich so wenig wie ein Neger seine Farbe, und seine Achtung vor Andern wird dies ewige Schmähen nie erhöhen können.

Indeß hat Amiel auch nicht so ganz Unrecht, wenn er findet, daß „der französische Geschmack sich nach und nach in größerem Maße fremdem Geiste öffnet", d. h. daß er sich darum kümmert, nicht mehr und nicht minder. Die Versuche, unsere und anderer Völker Meisterwerke in gediegenes Französisch zu übersetzen, sind uns davon ein Beweis; und die Zeiten, wo das französische Volk über unsern Faust keine anderen Ideen hatte, als wie die in der „Gegenwart" vor geraumer Zeit von Robert Hamerling in seiner Abhandlung über Vogumil Golz mitgetheilten, dürften gottlob tempi passati sein.

*) Gramont, a. a. O. S. 126.

Digitized by Google

Ich möchte als einen Vorzug von Amiels Arbeit hervorheben, daß sie von den abgesungenen und abgebrauchten Lorleiklängen, die in den Uebersetzungen der Ausländer den Rang unserer Weißgekleideten bei Kriegerfesten einnahmen, sich etwas ab- und frischeren Blumen zuwendet. Freilich fehlt die Lorlei so wenig wie der König in Thule, und Amiels „Bon Camarade" (Uhland) hat sogar den Erfolg gehabt, in der ganzen französischen Schweiz von der Schuljugend gesungen zu werden. Man lese diese wohlgelungene Uebersetzung:

J'avais un camarade,
Le meilleur d'ici bas.
Le tambour de bataille
Roulait. De même taille,
Nous marquions même pas.

Un boulet dans l'air passe.
Est-ce pour moi, pour toi?
Lui, c'est lui qui succombe;
A mes côtés, il tombe,
Comme un lambeau de moi.

Vers moi, sa main mourante
Se tend; je faisais feu.
A bientôt, mon fidèle;
Dans la paix éternelle,
Va, camarade, adieu!

Außer Uhland finden wir Goethe, Schiller, Freiligrath, Heine, Chamisso, Rückert, Lingg, Bodenstedt, Scheffel, Mörike, Hölderlin, Lessing u. s. w.

Man sieht schon an dieser Aufzählung, daß sich Amiel an alle Sorten Stoffe herangewagt hat, freilich bei weitem nicht überall mit demselben Geschick: neben Gutem, ja Meisterhaftem, steht manches Mittelmäßige und selbst total Mißlungenes. Es ist klar, daß das Gute da zu suchen ist, wo die Franzosen ihre Stärke haben: auf dem Gebiete der vom Verstande durchsetzten und gezügelten Phantasie. So können als musterhaft gelten die Uebersetzung von Goethes „Hufeisen":

Quand humble encore et peu connu,
En Gallilée allait pied nu
Notre Seigneur, suivi d'apôtres
Qui le comprenaient moins que d'autres etc.

Ferner „Rolands Schildknappe" (Uhland):

Dans Aix, avec les douze pairs,
Charlemagne est à table.
Bon gibier parfumant les airs;
Vin clair et délectable.
Rubis, saphirs, tout un trésor
Scintille à l'entour des plats d'or.
On mange, on rit, on sable.

Ich muß mich auf Andeutungen beschränken. Selbst Bürgers „Lenore", an welche man, wie leicht zu erklären, mit Bangen geht, ist gut übersetzt. Vollständig mißlungen ist dagegen „Belsatzar", der in der Prosa Nervals bei weitem genießbarer erscheint, als in Amiels zerhackten Versen. Man vergleiche z. B.

Minuit. Dans les places, personne.
Tout dort, L'ombre est sur Babylone.

Mais au palais du roi, grand jour:
Flambeaux, rumeurs, gala de cour.

Gérard de Nerval (1808—1855) übersetzt: „La nuit était au milieu de sa course, Babylone reposait dans un muet sommeil."

„Cependant là-haut dans le palais du roi, flamboyaient les torches et tapageait la valetaille du roi." etc.

Auch hätte sich der Patriotismus Amiels nicht so weit verirren sollen, Goethes allerliebstes „Schweizerlied" „Ufm Bergli, Bin igesässe" zu übersetzen:

Sur les coteaux
Tranquilles,
Vu les agiles (?)
Oiseaux:
Ils chantent, volent
Et caracolent,
Puis ont bâti
Leur nid.

Das ist Seiltänzerei.

Es würde uns zu weit führen, noch weiter auf Einzelheiten einzugehen. Möge der Leser, der sich für französische Sprache und Literatur interessirt, die geringen Kosten nicht scheuen, sich das Buch zu erstehen: findet er nicht immer Meisterliches, so doch stets Interessantes, und hat er dann noch gar Marc-Monniers sinnige Uebersetzungen zur Seite, so wird ihm der Vergleich manche vergnügliche Arbeit machen.

Nur möge mir zum Schluß noch vergönnt sein, meinem nationalen Stolze eine Huldigung darzubringen. Die „Gegenwart" gibt in der achten Nummer dieses Jahrganges eine gelungene Uebersetzung von Petöfis „Wolken". Man vergleiche damit die französische Amiels:

Oiseau, sans fin je planerais
Au ciel, dans les nuages;
Peintre, sans fin j'ébaucherais
Leurs flottantes images.

Je les aime d'un fol amour,
Qu'ils s'ouvrent ou se joignent;
S'ils viennent je leur dit: Bonjour!
Au revoir! s'ils s'éloignent.

Aussi leur peuple aérien
De tendresse me paye;
Il me cherche et comprend fort bien
Ce que mon cœur bégaye.

Cent fois je les ai contemplés,
Au couchant comme à l'aube,
Tels que de beaux enfants, roulés
Dans leur changeante robe.

Et je les ai surpris souvent
Irrités, en querelle,
Comme des rivaux, dans le vent
Se bourrant de leur aile.

Et j'ai vu leur cortège errant
Bondir en cavalcade,
Puis au bons frères, entourant
La lune, sœur malade.

Avec tendresse, avec émoi
Je les suis, je les aime;
Dans toutes leurs formes, sur moi
Leur empire est le même.

Qu'est ce en eux qui m'attire tant?
J'y reconnais ma vie,
La même en son vol inconstant
Et brisée et suivie.

Et de leur front capricieux,
Pour completer leurs charmes,
Jaillissent, comme de mes yeux,
Des éclairs et des larmes.

Ich überlasse dem unbefangenen Leser die Entscheidung, die wohl nicht zweifelhaft sein dürfte. Ich denke, wir können uns über uns selbst freuen, ohne mitleidig auf unsern Nachbar zu blicken. Wie gesagt: Ihre Versuche allein, auch andern Völkern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sind bei den Hindernissen, die sie zu überwinden haben, schon lobenswerth. Und wenn Frankreich nun einmal fremde, besonders nordische Blumen nicht

Digitized by Google

in seinen sonnigen Boden pflanzen kann, so daß sie Duft und Farbe ihrer Heimat behalten, so darf und will es sich heutzutage wenigstens die Ehre nicht nehmen lassen, sie in botanischen Gärten und in Treibhäusern groß zu ziehen und ihre Schönheit freudig anzuerkennen.

Vevey am Genfersee. W. Rolfs.

Aus der Hauptstadt.

Von der Musiksaison.

Kiels „Christus". — Beethovens „Missa solemnis". — Einige Bemerkungen über Kirchenmusik. — Flotows Musik zu Shakespeares „Wintermärchen".

Die Tage unmittelbar vor und nach dem Osterfeste bringen dem Musikfreunde alljährlich das Angebinde der besten Aufführungen von großen Werken religiösen Inhaltes. In diesem Jahre beschenkten sie uns mit Kiels Oratorium „Christus", das seit 1873 nicht aufgeführt worden war, und mit Beethovens „Missa solemnis", nach deren Tönen wir uns auch bereits seit mehreren Jahren gesehnt haben. Kiels Oratorium ist das letzte Werk der neueren Zeit, das sich direct an die alten Meister und ihre Formen anschließt. Beethovens „Missa" war das erste Werk, das mit kühnem, gewaltigen Schritte aus der Tradition trat und den eigenen Weg wandelte.

Blickt man auf die Entwicklung der Kirchenmusik seit dem Tode Händels und Bachs zurück, so zeigt es sich deutlich, wie alle Kunst in unzertrennlicher Wechselwirkung mit den Zeitideen schafft, wie der Künstler hauptsächlich der berufene Träger der Zeitideen ist; der kleinere unbedeutendere (der auch weniger kann) vermag nur die Idee des Zeitmomentes zu fassen und geistig wiederzugeben; der große Künstler dagegen, dessen Können ad hoc ein gewaltiges ist, wird der Zeit die Ideen entnehmen, die sein Geist reinigt, weiter entwickelt; so schafft er für alle Zeiten, obwohl er vor Allem seiner Zeit angehört.

Die katholische Kirchenmusik war schon lange vor Bach und Händel zur bloßen Prunkformel herabgesunken, wie der Gottesdienst; mit den großen italienischen Baumeistern und Malern waren auch die großen italienischen Kirchencomponisten zu Grabe gegangen, deren wunderbare a-capella Werke heute noch Entzücken und Bewunderung erregen; dem protestantischen Geiste war die Aufgabe der Läuterung der Kirche und des musikalischen Kirchendienstes zugefallen, er vollführte sie, bis das Zeitalter der Aufklärung, der Prüfung kam, den kirchlichen Glauben und mit ihm den Boden erschütterte, aus welchem allein das wahre kirchliche Kunstwerk, besonders aber das musikalische emporwachsen kann.

Jene innere Einheitlichkeit des Stils, welche den organischen Zusammenhang äußerlich disparat erscheinender, zu verschiedenen Zeiten und Zwecken entstandener Theile erklärt, ist in gleicher Weise Ausfluß höchsten Könnens und anerzogener traditioneller Gläubigkeit. Händel und Bach waren beide Männer solcher festen Gläubigkeit, denen es nicht beifiel über symbolische Bedeutung dieses oder jenes Artikels nachzudenken. Sie setzten keine Worte in Musik, deren Inhalt ihnen nicht thatsächlich wahr erschien. Bach war eifrig orthodox und es läßt sich wohl behaupten, daß Händel gegenüber den Freidenkern, welche zu seiner Zeit in England das Ruder führten, an seinem alten kirchlichen Glauben festhielt. Die beiden großen protestantischen Componisten waren die letzten künstlerischen Vertreter der letzten Periode der allgemeinen an der Ueberlieferung festhaltenden Gläubigkeit. Schon zu ihren Lebzeiten war die Schranke zwischen Glauben und Denken, Tradition und Prüfung, Realismus und Idealismus durchbrochen worden durch die Lehre der Pietisten, welche in den wahren Werken, in der inneren Läuterung, nicht im Festhalten an äußeren Förmlichkeiten den wahren Glauben sah, dann durch den Theismus; nach ihrem Tode kam der Vernunftglaube, mit ihm die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Christenthums, als Ergebniß philosophischer Forschung. Von der Zeit an, als dieser Glaube alle Schichten der gebildeten Gesellschaft zu durchdringen begann, zeigt sich auch der gewaltige Umschwung in den Kunstwerken religiösen Inhaltes. Dort, wo sie der Tradition folgen, begegnet man entweder reinem Formalismus, oder einer oft nur auf Berechnung fußenden Naivetät ohne tieferen künstlerischen Gehalt. Meistens wird aber die Tradition verlassen und es tritt die subjective Gefühlsweise hervor. Diese schwingt sich manchmal durch inneres Schauen, durch geistige Erhebung über das Irdische zu jenen Höhen empor, in welchen alle kirchlichen Traditionen in einen Gedanken eines höchsten Unnennbaren zusammenfließen. Diese subjective Gefühlsweise prägt sich schon in den Werken selbst der Meister aus, welche man noch als kirchlich Gläubige anerkennen muß.

Blicken wir auf die Messen des göttlichen Mozart; wo hat er in diesen etwas geschrieben, das auf der Höhe von Sarastros Gebet stände? Würde eine fromme Gemeinde in der Kirche bei den himmlischen Tönen „Nehmt sie in Euren Wohnsitz auf" nicht ebenso tief erschüttert und gläubig in die Kniee sinken, wie bei irgend einem Offertorium? Und Haydn: hat er etwas Größeres geschrieben für die Kirche, als jenen für den Concertsaal bestimmten Chor: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes"? Ist anderseits in seiner wunderbaren Motette „vanae et insanae curae" eine Spur von Kirchenstil? Weht nicht der Hauch einer anderen Zeit durch diese Schöpfungen? Tönen aus ihnen nicht Lessings Worte: „Es wird das neue Evangelium kommen"? Später hat der edle Mendelssohn wieder versucht, das kirchliche Oratorium neu zu beleben. Er nahm Worte der heiligen Schrift zur Grundlage. Aber hat er eine andere Gefühlsweise zu erwärmen vermocht, als den philosophischen Glauben der Gebildeten? Wann und wo hat er sein Höchstes geleistet? Etwa in den sentimentalen christlichen Arien, die manchmal klingen wie Romanzen, oder wenn er den einigen Allerschaffer preist: — „Und in sanften Säuseln naht sich der Herr" (Elias)? Und wenn er Sprüche allgemeineren Inhalts in Musik setzt? Ist nicht auch der letzte Chor der „Walpurgisnacht": „Die Flamme reiniget den Rauch", von so herrlichen erhebenden Gefühlen durchdrungen wie nur irgend eine seiner christlichen Kirchencompositionen? Alle diese Erscheinungen sind nur die nothwendigen Ergebnisse gesetzmäßiger Entwicklung. Neue Bedürfnisse, neue Formen, neue Ideen, — man kann die Reihenfolge ebenso gut umkehren; so wenig als heutzutage im gesellschaftlichen Leben der Gebildeten die verschiedenen Formen, jede für sich ganz abgesondert, festgehalten werden können, ohne daß unwillkürlich und unbewußt eine Vermischung stattfinde, können im geistigen Leben der Künste die Formen immer ganz rein gewahrt werden; was man Stilmischung nennt, ist mit der ganzen Strömung unwiderstehlich herangekommen; die bedeutende künstlerische Individualität, die höhere Erfindungs- und Schaffenskraft wird sich aus den verschiedenen Formen einen originellen Stil bilden; aber das wahre kirchliche Werk im Sinne des verflossenen Jahrhunderts wird immer nur eine ganz vereinzelte und um desto merkwürdigere Erscheinung bleiben, wie eben Kiels „Christus".

Ich habe schon bei der ersten Aufführung dieses großartigen Werkes in diesen Blättern ausführlich dargelegt, wie es aus dem reinsten Quell wahrhaft kirchlicher Gläubigkeit hervorgegangen sein muß, weil solche Kunst der Form mit solchem Inhalte sich nicht vereinigt, wo nicht eben das ganze innere Wesen des Künstlers dazu drängt, sich selbst in dieser Weise kundzugeben. Ich kann also heute nur auf jene Darlegung zurückweisen, und von der diesjährigen Aufführung sagen, daß sie eine tiefe nachhaltige Wirkung zurückgelassen hat. Herrn Musikdirector Deppe war die sehr schwere Aufgabe zugefallen, das Werk mit einem aus Theilen von Vereinen zusammengesetzten Chore, und mit der nach verschiedenartigsten Richtungen beschäftigten Berliner Symphonie-Kapelle einzustudiren und vorzuführen, und er hat sie in ausgezeichneter Weise gelöst. Ihm, sowie den Solisten, unter denen Fräulein Klink und Herr Stockhausen hervorzuheben sind, gebührt der beste Dank. Hoffen wir, daß das Werk nun ganz festen Fuß gefaßt hat und die ihm gebührende Verbreitung finden wird. Das heutige musikalische Publicum ist allerdings gewohnt, von neuen Kirchencompositionen den Ausdruck der modernen religiösen Empfindungsweise zu erwarten; nur gegenüber alten Namen hält es sich verpflichtet, die Stimmung kirchlicher Gläubigkeit als Grundton anzuerkennen; und so ist es denn gar nicht verwunderlich, wenn dieses Publicum zu der schwächsten Composition S. Bachs oder Händels mehr religiöse Empfindung hinzudenkt, als es der schönsten, wahrhaft kirchlichen eines Neueren zuerkennen will; und daß es wieder von diesem sich selbst Gewaltsames gefallen läßt als Ausdruck religiöser Begeisterung. Hierüber zu philosophiren oder zu seufzen, hilft weder den Künstlern noch

Digitized by Google

dem Publicum; die Thatsache erkennen und feststellen ist nothwendig, weil sie gar vieles unklar Erscheinende in's rechte Licht stellt. Denn Gewaltsames enthält Beethovens Missa solemnis, und in nicht geringem Maße; aber auch so Gewaltiges, Ueberwältigendes, daß jeder Maßstab den Händen entsinkt, und nur Bewunderung, staunendes Verehren zurückbleibt. Was formell in diesem Werke der menschlichen Stimme öfters zugemuthet ist, das überschreitet die Grenzen menschlicher Kräfte, und kann nur mit großen Massen, mit sorgfältigstem Studiren, großer Anstrengung, und bei so ganz vortrefflicher Ausführung wie die erste des Stern'schen Gesangvereins gewesen, geleistet werden. Was aber dann aus dieser Messe emportaucht — das kann, das darf nicht verglichen werden, das steht für sich allein da, ohne Vorgänger, ohne Nachfolger — das Eigen Beethovens.

Die Frage: Ist das kirchlich? ist es correct? ist es überall gleich schön? dünken mich müssig; ist denn der Weg auf hohe Gletscher überall gleich schön und bequem? Ueber zackige Felsen und Eisfelder führt er, neben Moränen und Abgründen — zur Höhe, von welcher aus das entzückte sehnende Auge in unendliche Fernen schaut! Und damit sei es genug.

Doch halt! eben bringt mir der Postbote die letzte Nummer der „Gegenwart" — darin steht ein langer Artikel des verehrten Herausgebers über das „Wintermärchen". — Und da erinnere ich mich, daß auch Musik dabei war, und zwar von Flotow; und diese Musik bringt mir ein altes Stück von Raimund in's Gedächniß, in welchem eine „Hermione" die Hauptperson war. Das Stück hieß: „Die gefesselte Phantasie." Eine Königin Hermione will demjenigen ihrer Bewerber Hand und Krone reichen, der sie im Gedichte am schönsten besingt. Sie stellt diese Bedingung, weil sie genau weiß, daß der von ihr bereits Erwählte auch der beste Dichter ist. Doch zwei böse Feen, ihre neidischen Nachbarinnen, wollen ihr einen schlimmen Streich spielen. Sie nehmen den Genius der Phantasie gefangen und führen ihn gefesselt in ihren Zauberpalast. Dann holen sie einen armen Bänkelsänger aus einem Wirthshause und sperren ihn mit der Phantasie zusammen, auf daß er Alles, was diese sagte, niederschreibe, und am Tage der Bewerbung um Hermione der Einzige sei, der überhaupt ein Gedicht böte; dann mußte die Verhaßte ihm die Hand reichen und war für immer auf's Tiefste gedemüthigt. Aber die gefesselte Phantasie bleibt stumm, oder bringt nur dumpfe Klagen vor, aus welchen kein Gedicht zusammen gestoppelt werden kann. Der arme Harfenist quält sich vergebens, er bittet die Phantasie inständigst, ihm zu helfen, denn er fürchtet ja die bösen „Feendamen" aber — die Phantasie antwortet ihm verächtlich. Die Zeit der Dichterversammlung rückt immer näher, der Bänkelsänger ist in Todesangst; da erinnert er sich, wie er vor vielen Jahren ein Lied von der schönen Magellone vorgetragen hatte — und daß derselbe Reim auf Magellone wie auf Hermione paßte; er eilt zum Sängerkriege, tritt unter die verzweifelten Dichter, die ja alle von der Phantasie verlassen sind, und trägt sein Lied vor; ein Refrain desselben lautet: „Alle Bären in dem Wald' brummen Hermione." Schon soll er als der einzige Dichter, der überhaupt etwas zum Lobe der Königin gesagt hat, gekrönt werden, da erscheint die Phantasie; sie hat ihre Fesseln gesprengt, sie begeistert den von der Königin geliebten Dichter, ihm fällt der Preis zu.

Mir scheint als ob Flotow, der liebenswürdige Componist der Martha und des Stradella, die Musik zum Wintermärchen neben der gefesselten Phantasie geschrieben hat.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Letten und ihre Begabung.

In der diesjährigen Nr. 12 der „Gegenwart" hat Herr Rudolph Genée unter dem Titel „Manfred an der Düna" ein Urtheil über die Begabung der Letten veröffentlicht, welches an unseren baltischen Gestaden keineswegs als inappellabel zu betrachten ist und daher sehr wohl einer Berichtigung unterzogen werden darf. Die „Riga'sche Zeitung", welche in ihrer Nr. 62 die „zeitgemäße Reminiscenz" des Herrn R. Genée theilweise reproducirt, meint, daß jetzt von „beachtenswerther Seite" von Neuem an die bereits im J. 1872 von ihr mitgetheilte Aufführung des „Manfred" im dortigen Lettischen Vereinshause erinnert wird. Wird nun zwar in dieser Reproduction von den Bemerkungen über lettische Intelligenz oder geringe Begabung aus einleuchtenden Gründen abgesehen, so könnte der Hinweis des Rigaer Blattes dennoch auf den ganzen Inhalt der Reminiscenz des Herrn Genée bezogen werden, was allerdings einen Grund mehr abgibt zur zeitgemäßen Analyse des in Rede stehenden Urtheils.

Man kann mit gutem Gewissen behaupten, daß die Letten nicht empfindlich sind; sie haben, wie jedes Volk, das von einem durch Jahrhunderte getragenen Joch endlich befreit und aus einem geistigen Winterschlaf erlöst ist, gar manches ungerechte Urtheil über sicher gehen sehen müssen, ohne daß es ihnen vergönnt war, ein wirksames Veto einzulegen oder ein heilsames Rechtsmittel anzuwenden. Das macht, wie leicht begreiflich, duldsam und lammfromm. Allein es gibt Etwas, das auch den Friedlichsten zur Gegenwehr herausfordern kann. Wir meinen den Angriff auf die Menschenwürde.

Gegenüber der Behauptung des Herrn Genée: „Die Letten bilden in Liefland neben den Deutschen und Russen bekanntlich den weniger begabten und deshalb mehr und mehr zurückgebliebenen Volksstamm", erlauben wir uns zuvörderst die ergebene Anfrage: worauf Herr Genée eine Behauptung basirt, daß die Letten „bekanntlich" den „weniger begabten Volksstamm" in den russischen Ostseeprovinzen bilden? Wir meinen, daß die Letten nicht mehr, aber auch nicht weniger begabt sind, als die Deutschen und Russen und haben auch ein anderes Urtheil, um mit der Rigaer Zeitung zu sprechen, „von beachtenswerther Seite" nie vernommen; wohl aber sind wir in der Lage eine Reihe von Urtheilen anzuführen, welche die Intelligenz der Letten in ein sehr günstiges Licht stellen. Vom physiologischen und psychologischen Standpunkte aus läßt sich überhaupt keine Scheidelinie oder Grenzscheide feststellen für die größere oder geringere Entwickelungsfähigkeit des Intellects, für ein plus oder minus des geistigen Keimes in den zu den verschiedenen Gruppen einer und derselben Völkerfamilie gehörenden Individuen. Alle Schlüsse, die man aus den Thätigkeitsäußerungen im Gebiete des geistigen Lebens solcher Gruppen in dieser Hinsicht ziehen kann, lassen sich schließlich auf relative Begriffe und subjective Anschauungen zurückführen, da die intellectuelle Entwickelung einer Volksgruppe nicht allein von ihrer geistigen Begabung, sondern wesentlich auch von den socialpolitischen Verhältnissen, unter welchen sie lebt, von dem sie umgebenden physischen Medium, sowie von verschiedenen anderen Factoren abhängt. Erweist sich die von dem Herrn Genée aufgestellte Behauptung schon aus diesem Grunde als hinfällig, so verliert sie auch den letzten scheinbaren Boden durch seine unumwundene Erklärung, daß er „eben so wenig Lettisch verstehe, als Shakespeares Porzia nach ihrer Behauptung Englisch". Denn daß Jemand nicht competent ist über die Begabung eines Volkes zu urtheilen, dessen Sprache, Literatur, Bildungsmittel, Verhältnisse, Sitten und Fortschritte auf geistigem Gebiete er nicht kennt, dürfte zu selbstverständlich sein, als daß man hierfür noch Beweise beizubringen hätte. Die Letten (im Ganzen über eine Million) besitzen eine eigene, wenn freilich noch keine hinreichend genügende Literatur, 6 Zeitschriften und etwa 1000 Gemeinde- und Kirchspielsschulen*), die vorzugsweise von in den vier lettisch-russischen Lehrerseminarien Kur- und Livlands ausgebildeten Lehrern geleitet werden. Außerdem stehen ihnen die Kreis- und Realschulen und viele tüchtige Privatlehranstalten, sowie endlich 8 Gymnasien und die verschiedenen Universitäten offen. In den Landgemeinden besteht der Schulzwang und daß auch die mittleren, höheren und höchsten Lehranstalten von Letten stark besucht werden, beweist allein schon der Umstand, daß sie bereits ein nicht zu unterschätzendes Contingent an Staatsbeamten, Advocaten, Predigern, Gymnasiallehrern ꝛc. gestellt haben. Was den Ackerbau treibenden Stand anlangt, so kann derselbe nicht allein wegen der Verfassung unserer Landgemeinden auf Grundlage der Selbstverwaltung, sondern auch in Bezug auf geistige Entwickelung und Reife getrost dem Bauernstande unserer Nachbarstaaten zur Seite gestellt werden.

Mußten wir die Ausführungen des Herrn Genée in Bezug auf die intellectuelle Befähigung der Letten als unhaltbar bezeichnen, so müssen

*) In Kurland, wo eine halbe Million Letten wohnen, soll gesetzlich wenigstens auf jede Gemeinde von 300—1000 Seelen beiderlei Geschlechts eine Gemeinde-Volksschule errichtet werden.

Digitized by Google

wir seinen Bericht über den Culturkampf zwischen Deutschen und Letten für durchaus nicht correct erklären. Er sagt: „Es gibt zwar unter den Letten sehr tüchtige ernst strebende, und für die Hebung ihrer Nationalität rastlos thätige Männer. Wer von den Letten solche ernste Ziele verfolgt, der sucht sich zunächst deutsche Bildung, deutsches Wissen anzueignen; denn der Deutsche ist dem Letten gegenüber ein viel gefährlicherer Rival als der Russe, und der Lette sucht ihn deshalb mit seinen Mitteln zu bekämpfen." Nach Herrn Genée verfolgt also die lettische Jugend zuerst „ernste Ziele" und die Kinder der Letten sind erst „rastlos thätige Männer", und dann erst, wenn sie „solche ernste Ziele verfolgen", suchen sie sich deutsche Bildung ꝛc. anzueignen! Wir meinen, daß dieser psychologische Proceß aller Orten und folglich auch in den Ostseeprovinzen gerade umgekehrt vor sich geht: zuerst „deutsche Bildung, deutsches Wissen", dann erst „ernste Ziele, rastlose männliche Thätigkeit". Wie Herr Genée diesen Satz umgekehrt gestellt hat, so drückt auch der Inhalt des Nachsatzes gerade das Gegentheil von dem Processe aus, der auf diesem Gebiete vor sich geht. Worin sollen denn die Deutschen bei uns mit den Letten rivalisiren? Doch nicht etwa in Bezug auf deutsche Bildung, die unstreitig Eigenthum der Deutschen ist? Und nun gar die Kampfesart: Ein deutsch gebildeter Lette bekämpft „mit seinen Mitteln" den Deutschen! Welche Mittel meint Herr Genée und worin besteht diese angebliche Bekämpfung? Um welche Rechte oder Güter handelt es sich überhaupt bei diesem vermeintlichen Kampf? — Darin hat Herr Genée Recht, daß die Letten durch „deutsche" Bildung gebildet worden sind und noch täglich „deutsches" Wissen sich aneignen! wir verstehen aber nicht, wie gerade deshalb ein Kampf entsteht und der Lette um deswillen den Deutschen als einen Rival betrachtet. Wir leugnen einen geistigen Kampf zwischen Deutschen und Letten nicht; wir versetzen ihn aber einfach in das socialpolitische Gebiet, wo das Streben nach moderner Selbstvertretung nnd Gleichberechtigung mit alten Gebräuchen und theilweise verjährten Privilegien ringt. Die Gebiete der Kunst, Wissenschaft Industrie, des Gewerbes und Handels sind dagegen auch bei uns vollständig neutral, und gerade auf diesen Gebieten wird, im Gegentheil zu den Behauptungen des Herrn Genée, sich ein wünschenswerther Ausgleich der in mancher Hinsicht noch schroffen Verhältnisse und Gegensätze vollziehen.

Als unwesentlich übergehen wir den chronologischen Irrthum hinsichtlich der Erbauung des Rigaer Lettischen Vereins- und des dortigen deutschen Gewerbevereins-Hauses — die Letten erbauten nämlich ihr Vereinshaus früher; damals hatte dieses Haus „den größten Saal in der Stadt"*) — und constatiren blos, daß die Letten einen Gewerbeverein nicht gegründet haben, wie Herr Genée behauptet. In Riga sind mehrere lettische Vereine, darunter einige der Wohlthätigkeit und Selbsthülfe gewidmet; der Verein, den Herr Genée meint, ist der „Rigaische Lettische Verein" mit einem eigenen Vereinshause, in welchem allerdings auch eine Schaubühne, ähnlich derjenigen im deutschen Gewerbevereine, gebaut ist. Zweck dieses Vereins ist: Hebung der Bildung, der belehrenden Unterhaltung und wohlanständigen Geselligkeit. Außer dem Theater, das Herr Genée wegen einer mißlungenen Aufführung des „Manfred" in ein ziemlich ungünstiges Licht stellt und welches von einem sachgemäß herangebildeten Director geleitet wird, besteht in diesem Verein a) eine wissenschaftliche Commission, welcher die Leitung b) einer Fortbildungsschule, c) des Theaters, d) des Gesanges (der Verein hat zwei Gesangchöre) und e) der Vorträge sowie der belehrenden Discussionen obliegt und die sich außerdem zur Aufgabe gestellt hat, die Verbreitung nützlicher und zweckentsprechender Volksschriften und -Bücher zu fördern.

Anlangend endlich die Ausführungen des Herrn Genée in Bezug auf lettische Cultur und speciell lettische Sprache in Riga, so machen diese Ausführungen im günstigsten Fall den Eindruck, als ob die Letten in Riga lauter Dienstboten und Fuhrleute wären! „Der Fremde in Riga", sagt er, „hört die lettische Sprache nur von Fuhrwerksleuten (Droschkenkutschern), Bauern und Dienstboten. In der Mehrzahl der deutschen Familien in Riga sind daher auch lettische Dienstboten." In Riga leben etwa 40,000 Letten; daß diese 40,000 nicht als Dienstboten und Fuhrwerksleute untergebracht werden können, wird Herr Genée wohl ebenso zugeben müssen, als daß umgekehrt die „niedrige" deutsche Bevölkerung nicht die Rolle des Gebieters spielt, dem „die armen Letten", wie Herr Genée sich ausdrückt, als dienende und fahrende Geister untergeordnet sind. Uebrigens hat Herr Genée unterlassen anzuführen, aus welcher Quelle er seine statistischen Erhebungen geschöpft hat. Wir sind anders unterrichtet; gerade in Riga hat sich die lettische Intelligenz concentrirt und darf vorzugsweise als Culturträgerin für das ganze Lettenthum betrachtet werden. Es gibt daher in Riga eine bedeutende Anzahl Letten, die dem Gelehrten-, Beamten- und Kaufmannsstande, sowie dem Stande der Industriellen, Hausbesitzer ꝛc. angehören.

Theodor Roland.

*) Beide Häuser sind nach dem Plane und unter der Leitung des Herrn Architekten J. F. Baumann erbaut worden, welcher übrigens bei der in Bezug auf das Haus des deutschen Gewerbevereines ausgeschriebenen, sehr zahlreichen Concurrenz als Sieger hervorging. Herr Baumann ist — ein Lette und dürfte den Beweis erbracht haben, daß wenigstens die architektonische Begabung der Letten derjenigen ihrer Miteinwohner nicht nachsteht.

* * *

Der Krieg im Orient war schon seit einiger Zeit sehr wahrscheinlich geworden und wenn nicht ein Wunder dazwischen tritt, so wird er in dem Augenblick, wo diese Blätter erscheinen, entweder schon ausgebrochen sein oder sich kaum noch umgehen lassen. Es wäre einer der dümmsten und kläglichsten Kriege, welche die von Sottisen und schlimmen Handlungen strotzenden historischen Annalen zu verzeichnen haben. Dumm vor Allem deswegen, weil Czar und Sultan ihn um jeden möglichen Preis zu vermeiden wünschten und von anderen, mächtigeren Impulsen getrieben wurden. Selbst der russische Thronfolger, welchem man lebhafte Sympathien für die Panslavisten zuschreibt, sollte zuletzt kein rechtes Gefallen mehr an der Sache gefunden haben. Aber Rußland schleppte sein mobiles Heer wie eine Kette nach. In unbewachten Stunden hielt Kaiser Alexander seine Moskauer Rede, ließ er die Armee aufbieten, Befehle auf Befehle zu ihrer Concentrirung im Gegensatze zu seinen persönlichen Neigungen sich entreißen. Der Krieg wird aber auch für alle Zeiten als ein Muster erscheinen, wie in Europa die Wahrheit verleugnet wurde. Niemand wagte an Rußland eine ernste Mahnung zu richten. Man drückte stets nur auf die Türkei, bis es dieser zu viel wurde und sie lieber den Verzweiflungskampf wagen wollte. Trotzdem gibt es Politiker, die sich sehr weise dünken und wirklich glauben, man werde mit dem in den Krieg verwickelten, ja selbst mit dem siegreichen Rußland ein ernstes Wort sprechen, wenn es nicht seine Versprechungen erfülle und etwa gar Eroberungen zu machen sich herausnehme. Die officiösen Flunkereien in Petersburg, Buckarest, Belgrad, Cettinje, Paris und an anderen Orten, wie man sie während der letzten Monate zu lesen bekam, würden ausreichen, um das längste Leben eines Lügners von Profession auszufüllen. Der große Haufen ließ sich das Alles aufbinden und betete es nach, heute in dieser, morgen in jener Form. Dazu die Verblendung der Türkei, die nicht einsehen wollte, daß sie durch Entgegenkommen und einiges Nachgeben ihren ärgsten Feinden den größten Verdruß bereitet hätte. Schon die Conferenz hatte zuletzt nichts verlangt, was die Pforte nicht ohne Schaden für ihre Interessen und ihre Würde annehmen konnte. Das Protocoll war noch weiter zurückgegangen. Man war auch auf die Kenntniß des Inhalts hin in Constantinopel zu Concessionen bereit gewesen, schlug aber wieder um, als der Text mit der unglücklich gerathenen oder von Petersburg aus hinterlistig corrigirten Redaction der Schuwalow'schen Erklärung eintraf. Wegen einiger mißrathenen Phrasen also soll ein blutiger Krieg geführt, sollen weite Gefilde verwüstet, Wohlstand und Glück von Hunderttausenden für ein Jahrzehnt vernichtet werden. Und dazwischen wird noch immer von russischer Mission, Christenthum und Civilisation in einer Weise gefabelt, daß kaum erklärlich, wie Leser und Hörer sich nicht von den verbrauchten Redensarten mit tiefstem Widerwillen abwenden. Im Uebrigen steht fest, daß Rußland das türkische Parlament ein Dorn im Auge ist. Diese wunderliche Versammlung, welche Midhat Pascha als Erbschaft hinterließ, hatte zuerst nur Kopfschütteln, Spott und Caricaturen veranlaßt, fesselte aber mehr und mehr die Aufmerksamkeit. Der Präsident mochte immerhin ein Pedant sein. Man erzählte, er habe sich sagen lassen, der Vorsitzende des englischen Unterhauses heiße der Sprecher, und daraus habe er geschlossen, daß auch er möglichst viel reden müsse. Unversiegbar flossen seine Ansprachen, Belehrungen und Repliken dahin. Schweiften dagegen die Abgeordneten vom Thema ab, so rief er sie nicht etwa zur Sache, sondern entzog ihnen das Wort mit dem türkischen: Süß!, was etwa so viel bedeutet wie unser: Mund halten! Das Alles war hochkomisch, trotz der

Digitized by Google

Tragik der Ereignisse. Nichts desto weniger sah man in Petersburg das türkische Parlament mit großer Besorgniß, wie das von Gretchen gepflegte Kind zappeln und vielleicht sogar groß werden. Wurden doch auch von unserem vereinigten Landtage seiner Zeit die sonderbarsten Dinge erzählt, und doch hat er nach Jahresfrist von sich reden machen. Wir sind, Gott sei Dank, nichts weniger als Türken, aber diese konnten ja andere Völker zum Vorbild nehmen und von ihnen lernen wollen. Das paßte aber Rußland nicht in den Kram. Die constitutionelle Türkei konnte sich entwickeln und Rußlands Pläne vereiteln. Darum mußte der Krieg erklärt werden unter dem Beifall der Slavenfreunde und dem Jubel der Kriegslustigen aller Kategorien. Welches auch der Ausgang sein mag, Niemand wird sie darum beneiden, daß beim Beginn des Blutvergießens Rußlands Erwartungen durch den begeisterten Zuruf seiner Getreuen in aller Herren Ländern weitaus übertroffen wurden.

* * *

Ein kleinstaatlicher Minister des achtzehnten Jahrhunderts. Leben und Wirken Friedrich Augusts Freiherrn von Hardenberg; herausgegeben von einem Mitglied der Familie. Leipzig 1877, Duncker u. Humblot.

Eine jede solche Publication aus dem Haus- und Familienarchive eines angesehenen deutschen Geschlechtes muß uns willkommen sein. Denn sie liefert interessantes und neues Material zur politischen Historie nicht nur, sondern auch zur Culturgeschichte, zur Geschichte der Entwickelung der öffentlichen und der Privatzustände, der geistigen, ethischen und wirthschaftlichen Bewegung.

In früheren Jahrhunderten hatten wir in Deutschland die Familienchronik. Das Beste, was wir in diesem Genre besitzen, ist die „Zimmerische Chronik". Es ist die Geschichte einer reichsritterschaftlichen Familie von Schwaben, der Herren, später Grafen von Zimmern, welche ihren Ursprung von den Cimbern, den Wandergefährten der Teutonen, ableiten. Während zweier Jahrhunderte, welche den Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit bilden, während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, haben die jeweiligen edlen Herren auf ihrem Schlosse, welches in der Nähe von Rottwil am Neckar liegt, Alles, was ihnen würdig dünkte, auf die Nachwelt zu kommen, mit Sorgfalt aufgezeichnet und schließlich ist gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein geschickter Redactor darüber gekommen und hat dem Werk, ohne seiner Originalität zu nahe zu treten, einen einheitlichen Charakter gegeben.

So bietet dasselbe uns nicht nur eine Darstellung der damaligen Zeitereignisse, sondern auch eine lebhafte Schilderung von Personen und Oertlichkeiten, ferner Geschichten anderer vornehmer Geschlechter, — endlich Aufzeichnungen über Sitten und Gewohnheiten — Sagen, Sprüchwörter und Lieder — wirthschaftliche, rechtliche und sonstige Culturzustände, — kurz Alles das, was man in den eigentlich „historischen" Quellen sucht aber nicht findet. Man kann sich nicht genug wundern, daß diese reiche Fundgrube noch so wenig ausgebeutet worden ist, weder von den Historikern, noch von den Roman- und Novellendichtern.

Die Lectüre des oben genannten Werkes hat uns unwillkürlich an die Geschichte Derer von Zimmern erinnert. Das Geschlecht Derer von Hardenberg — sein Stammsitz liegt zwischen Göttingen und Nordheim an der Leine, umgeben von lieblichen Felspartien, die freilich einen gewissen Miniaturschnitt haben und nur bei Bewohnern der norddeutschen Tiefebene für „romantisch" gelten können — hat während der letzten Jahrhunderte einen ähnlichen Charakter, wie das der Grafen von Zimmern im 15. und 16. Jahrhundert. Es genügt zu erinnern: Erstens an Ernst von Hardenberg, welcher unter der Maske eines Sonderlings in der Zeit von 1806 bis 1812 einer der gefährlichsten Agitatoren und Conspiratoren gegen die französische Fremdherrschaft war; — zweitens an Friedrich von Hardenberg, welcher unter dem Dichternamen Novalis die „blaue Blume" besungen hat und die größte poetische Kraft der romantischen Schule war; — drittens an Karl Fürst von Hardenberg, den preußischen Staatskanzler, dessen Name gewöhnlich zusammen mit dem des Freiherrn Karl von Stein genannt wird, obgleich die Träger dieser großen Namen einander gerade nicht liebten.

Hier haben wir es mit Friedrich August von Hardenberg zu thun, welcher geboren am 30. October 1700 und gestorben am 21. September 1768, sein Leben in herzoglich württembergischen, landgräflich hessen-kasselschen und kurfürstlich hannoverschen Diensten zugebracht hat. Der Verfasser der Biographie ist ein Mitglied der Hardenbergischen Familie. Des Stoffes vollständig mächtig, zeigt er ein nicht gewöhnliches Geschick der Darstellung; und er ist weit entfernt von jenem paneghrischen Hang zur Gegenseitigkeits-Selbstlob-Beräucherung, welcher der specifischen Familienschriftstellerei eigenthümlich zu sein pflegt. Er verhehlt auch nicht die Schwächen seines Helden, der zur Zeit Friedrichs des Großen Anfangs noch ein eingefleischter „particularistisch-großdeutscher Preußenfresser" war, wie man das heute ausdrücken würde. Die Geschicke Friedrich Augusts an den kleinen Höfen, wo er mit wechselnden Schicksalen Hof- und Staatsämter bekleidete, sind sehr lehrreich. Er zeigt bei verschiedenen Gelegenheiten einen damals seltenen Unabhängigkeitssinn und hat unter den kleinfürstlichen Sultanslaunen zu leiden. Er nimmt dann seinen Abschied und geht an einen andern Hof dienen, wo wieder dasselbe Spiel von Neuem beginnt. Damals genoß nur der Adel Freizügigkeit. Die Uebrigen waren an die Scholle gefesselt. Sehr interessante Culturgeschichtsquellen sind die Aufzeichnungen des Helden über eine Reise durch die Niederlande, Frankreich und England, welche er zur Vollendung seiner Ausbildung 1722 und 1723 machte, und über eine Reise nach Italien, die er am 28. Februar 1735 im Gefolge des Herzogs von Württemberg antrat.

Es ist wahr, die Publication aus dem Familienarchive eines römischen Principe, eines venezianischen Nobile, oder eines englischen Earl haben mehr welthistorisches Interesse. Allein die Mittheilungen aus dem Leben dieses deutschen Freiherrn öffnen uns einen neuen Blick in die innere Entwickelung unseres Vaterlandes.

K. B. W.

Bibliographie.

Bibliothek, philosophische, oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. 8. 233—235. Heft. Leipzig 1876, Koschny. à — 50.

Inhalt: 233. Johannes Scotus Erigena. Sein Leben und seine Schriften, die Wissenschaft und Bildung seiner Zeit, die Voraussetzungen seines Denkens und Wissens und der Inhalt seiner Weltanschauung. Von Ludwig Noack. 66 S. — 234. 235. Erläuterungen zu den Kategorien und den Hermeneutiken des Aristoteles. Von J. H. v. Kirchmann. V u. 114 S.

Caspari, Otto, die Grundprobleme der Erkenntnißthätigkeit, beleuchtet vom psychologischen und kritischen Gesichtspunkte. Als Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften. 1. Bd. Die philosophische Evidenz mit Rücksicht auf die kritische Untersuchung der Natur des Intellects. Mit 14 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer illustrirten Tafel. gr. 8. XVIII u. 257 S. Berlin 1876, Th. Grieben. (Auch unter dem Titel: Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 1. Bd. Philosophische Abtheilung 1. Bd.) 5. —

Dreher, Eugen, die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und zur Naturwissenschaft. Eine philosophische Untersuchung. 2. verm. u. verb. Aufl. 8. 64 S. Berlin 1875, G. Hempel.

— Der Darwinismus und seine Stellung in der Philosophie. 8. VIII u. 160 S. Berlin 1877, H. Peters. 3. —

Du Mont, Emerich, der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins. gr. 8. X u. 189 S. Leipzig 1876, F. A. Brockhaus. 4. —

Blankenwill, Curt v., fliegende Blätter an die Bündler jenseits der Berge. 16. VIII. u. 144 S. Zürich, Verlagsmagazin in Commission. 2. —

Frohschammer, J., die Phantasie als Gundprincip des Weltprocesses. gr. 8. XXIV u. 575 S. München 1877, Th. Ackerman. 11. —

Gilow, Herm., über das Verhältniß der griechischen Philosophie im Allgemeinen und der Vorsokratiker im Besonderen zur griechischen Volksreligion. gr. 8. VII u. 117 S. Oldenburg 1876, Schulze. 2. 40.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".
Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben beginnen zu erscheinen:

Anastasius Grün's

gesammelte Werke.

Herausgegeben von

Ludwig August Frankl.

5 Bände.

Mit dem Stahlstichportrait des Dichters.

In circa 24 wöchentlichen Lieferungen à 75 Pfge. = 45 Kr. ö. W.

Diese von dem Dichter selbst vorbereitete Ausgabe kann erst nach seinem viel zu früh und so plötzlich erfolgten Tode erscheinen. Sie ist die erste Sammel-Ausgabe von Grün's Dichtungen und bestimmt, den Geist des Dichters in seiner Nation zu festigen und ihr das zu sichern, was Unsterbliches in ihm war.

Berlin. G. Grote'sche Verlagsbchhlg.

Soeben erschienen im Verlage von **Breitkopf und Härtel** in **Leipzig:**

Gedichte

von

Richard Leander.

Zweite Auflage.

Inhalt: Altes und Neues Nr. 1—30. Kleine Lieder Nr. 1—19. Aus der Burschenzeit Nr. 1—12. Auf klassischem Boden Nr. 1—13. Vermischte Gedichte Nr. 1—25.

In reichverziertem Calicobande. Preis 4 *M.*

Verlag von **Duncker & Humblot, Leipzig.**

Adolf Samter,

Sociallehre.

Die Befriedigung der Bedürfnisse in der menschlichen Gesellschaft.

26 Bogen. 8 *M.*

Gesellschaftliches und Privateigenthum als Grundlage der Socialpolitik.

14 Bogen. 4 *M.* 80 *S.*

Soeben erschien im Verlage von **J. Bacmeister** in **Eisenach:**

Die

gewerbliche Bildungsfrage

und der industrielle Rückgang.

Von Dr. **K. Bücher** in Frankfurt a. M.

Preis 1 *M.* 35 *S.*

Eine zusammenhängende Erörterung zweier brennender Zeitfragen, die für alle Volkswirthe, Lehrer und Beamte von größtem Interesse ist.

Aphorismen aus Theorie und Erfahrung über Medicin, Diät und Badekuren in der

Zuckerkrankheit und Gicht

von Med. Dr. **Franz Leuffen,** Königl. ap. Physikus und Stadt-Kreis-Wundarzt von Köln. (Ein Vortrag.) Gegen 1 *M.* oder 50 kr. östr. W. in Briefmarken liefert franco p. Post: **Hans Feller in Karlsbad. Böhmen.**

Redacteur gesucht.

Für die Redaction eines belletristischen Journals, welches seinen Lesern auch belehrende Beiträge bietet, wird ein tüchtiger **Redacteur** gesucht. Offerten unter Mittheilung des Bildungsganges und der bisherigen Thätigkeit nebst Beifügung einer Photographie werden erbeten unter Chiffre **C. 61121.** durch die **Annoncen-Expedition** von **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.**

Eventuell würde auch auf eine talentvolle jüngere Kraft reflectirt.

Hülfsredacteur.

In der Leitung eines **grossen encyklopädischen Werks** findet ein gewissenhafter, selbständig arbeitender **Hülfsredacteur** dauernde Stellung. Gewandtheit im brieflichem Verkehr mit Autoren, Pünktlichkeit und Umsicht in allen Bureauarbeiten sind Haupterfordernisse. Gehalt jährlich 2400 *M.*, Eintritt spätestens 1. Juli d. J.

Befähigte Bewerber wollen ihre Offerte, mit genauer Angabe ihres Bildungsgangs und ihrer Referenzen, unter Chiffre „Hülfsredacteur Leipzig" an die Expedition der „Gegenwart" in Berlin gelangen lassen.

Schriftsteller

w. für **einmal** gedr. **spannende** Novellen u. kurze Romane **zweite** Verwerthung wünschen, wollen ihre Adresse ang. u. darauf bezügl. Einsendung mchn. an **Haasenstein & Vogler** in **Gera** sub **P. R. 371.** H. 3902 bc.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Don Juan d'Austria.

Ein

geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen

von **Albert Lindner.**

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Hiermit beehren wir uns das Erscheinen einer **vierten vermehrten Auflage**

von

Heinrich von Sybel's

Geschichte der Revolutionszeit

von 1789—95

in Lieferungen à 1 *M.*

anzuzeigen. Liefg. 1 u. 2, welchen ein Inhaltsverzeichniß sowie die Urtheile mehrerer der hervorragendsten Fachzeitschriften beigefügt, können in jeder Buchhandlung vorgelegt werden.

Die Fortsetzung erscheint in rascher Folge.

Düsseldorf.

Verlagshandlung von Julius Buddeus.

Neue Kärntner Lieder.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschienen soeben:

Drei Männerchöre

im Kärntner Volkston.

Nr. 1. **Was wol d'Liab is?**
Nr. 2. **Der guate Rath.**
Nr. 3. **D'Hamkehr** (mit Bariton-Solo).

Componirt von

Thomas Koschat.

Op. 25. Partitur und Stimmen 2 *M.*

Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Hans Wilczek gewidmet.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus,** schattige **Promenaden, Wald-** und **Gebirgspartieen.**

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 13. Mai.**

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.

Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

Hierzu Beilagen von der Verlagsbuchhandlung Eduard Loll in Elberfeld und von Herrn Joseph Krauß in Hamburg.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin N.W.,** Louisenstraße 32.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 28. April 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v.11 no.17

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Aufstand in Japan. Von Asiaticus. — Le drapeau blanc. Von W. Rüstow. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Glaube an Geistererscheinungen in unserer Zeit. Eine Schilderung und Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. — Die Freiherrn von Wessenberg. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Ueber die künstlerische Form von öffentlichen Denkmälern. Von Max Schasler. — **Aus der Hauptstadt:** Gajus Gracchus, der Volkstribun. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Besprochen von Paul Lindau. — Opern und Symphonien. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der Aufstand in Japan.

Das Jahr 1877 wird aller Wahrscheinlichkeit nach für Japan ein entscheidendes werden; der Aufstand, welcher seit Mitte Februar ausgebrochen ist, hat eine ungleich größere Bedeutung, als die kleinen Unruhen gegen Ende des vorigen Jahres. Wenn bei Gelegenheit der letzteren auch manche Berichte von Land- und Seeschlachten gefabelt haben, so handelte es sich in Wahrheit doch nur um eine handvoll Leute, höchstens einige Hundert, welche von der Regierung zwar mit großen Kosten, aber doch leicht genug zu Paaren getrieben wurden. Tragisch war der Ausgang insofern, als etwa hundert Rebellen, nachdem ihre Sache verloren war, sich nach alter Sitte den Bauch aufschlitzten. Diesmal handelt es sich aber um einen Kampf der Regierung gegen den mächtigsten Stamm des Landes, die Provinz Satsuma, welcher hier und da von Japanern wohl eine ähnliche Rolle, wie die Preußens in Deutschland vindicirt wird. Dabei ist es nicht ein zusammengelaufener Rebellenhaufen, womit die Regierung zu thun hat, sondern die wohlorganisirte Streitmacht einer Provinz, welcher es bis jetzt gelungen war, einen Staat im Staate zu bilden, alle Regierungsverordnungen ignoriren und sich ganz selbstständig erhalten zu können, und deren Bewohner einstimmig von allen Japanern als der kriegerischeste und tüchtigste Stamm anerkannt wird. Während die Regierung in den Jahren 1871 und 72, nachdem die Mediatisation aller Provinzialregierungen beschlossen war, sich beeilte, die letzteren vollständig zu entwaffnen, und die Vorräthe an Kriegsgeräth theils an Ort und Stelle, theils in den Häfen, wo dasselbe auf Bestellung gerade vom Auslande angekommen war, bis auf den letzten Rest confiscirte, wagte sie es nicht, in Satsuma irgend eine Maßregel dieser Art durchzuführen. Die Samurai dieser Provinz hatten in dem Bürgerkriege von 1868 den größten Antheil an dem Siege der Regierung und der Niederlage des Shioguns gehabt, und bildeten eine tapfere, kriegsgeübte Truppe unter bewährten Anführern. Aber unzufrieden mit der Politik der Regierung, mit der Vertheilung der höchsten Staatsämter und dergleichen, hatten sich die Satsumatruppen schon 1870 von Yeddo in ihre Heimat zurückbegeben, und seit jener Zeit verharrte die genannte Provinz schmollend gegen Alles, was von der Regierung kam. Zwar war eine nicht geringe Anzahl von Satsumaleuten in Diensten der Regierung geblieben, und in der Armee, ganz besonders aber in der Marine, sind viele der einflußreichsten Stellen von ihnen besetzt. Auch der aus Satsumanern bestehende Theil der Land- und Seemacht gilt für den tüchtigsten. Die beiden Männer aber, welche als die einflußreichsten betrachtet werden, Shimidzu Saburo, Onkel des früheren Fürsten von Satsuma, und Feldmarschall Saigo, dessen jüngerer Bruder Präsident der Ausstellungscommission in Philadelphia war, hatten sich überhaupt gar nicht mit der Regierung eingelassen, oder hatten, wie z. B. der erstere, vergeblich nach dem gewünschten Einflusse gestrebt.

In Satsuma selbst ging Alles seinen Gang, als wenn die Centralregierung kaum existirte; ihre Verordnungen wurden nicht befolgt, und alle Beamten bis zum Gouverneur hinauf waren nur Einheimische. Das Kriegsgeräth hatte man nicht ausgeliefert, und unter dem Namen von Privatschulen unter dem Protectorate von Shimidzu Saburo und Saigo, größtentheils auch mit deren Gelde, wurde die ganze der Samuraiklasse angehörende Jugend des Landes im Kriegshandwerk unterrichtet. Nach Berichten einer der besten Zeitungen soll die Anzahl der Schüler nicht weniger als 7000 betragen, wovon 3000 in der Hauptstadt Kagoschima, die anderen in den kleineren Städten wohnten. Unter diesen sind fast alle die Soldaten nnd Polizeileute, welche früher unter Saigo dienten, und meistens gleichzeitig mit ihm nach Satsuma zurückkehrten, als er sein Amt als Feldmarschall niederlegte. Alle diese kräftigen und wohlbewaffneten Männer sollen bis zum Aeußersten entschlossen und bereit sein, ihren militärischen Führern Saigo, Kirino und Shinowara überall hin zu folgen. Sie bilden den Kern der Rebellenarmee, welcher sich übrigens fast alle waffenfähigen Samurai aus der Provinz angeschlossen haben sollen, so daß ihre Zahl auf 20,000 geschätzt wird. Mit Waffen werden sie für den Anfang genügend ausgerüstet sein, und in der Nähe von Kagoschima befinden sich eine Pulvermühle und eine Kanonengießerei.

Diesen nicht zu unterschätzenden Gegnern hat die Regierung eine Armee von 25—30,000 Mann entgegenzustellen, welche aber wohl nicht alle auf dem Kriegsschauplatze verwendet werden können. Dort sollen bis jetzt etwa 15 Bataillone und 2 Batterien vereinigt sein. Im Ganzen gelten die Regierungstruppen, welche zum größten Theil der Bauernklasse entnommen, den Satsuma-Samurai nicht für ebenbürtig in Bezug auf kriegerische Tapferkeit und Tüchtigkeit. Dagegen haben sie den Vortheil einer guten Organisation, und den anderen, daß ihr Kriegsgeräth, ihre Munition leichter ergänzt werden können als bei ihren Gegnern. Der Marine haben die letzteren natürlich nichts gegenüberzustellen, und haben sich damit begnügen müssen, ihre Küsten, namentlich den Hafen von Kagoschima, so gut wie möglich zu befestigen, wie es heißt, auch mit einer Batterie Krupp'scher Geschütze. Der Marine hat die Regierung es zu

Digitized by Google

danken, daß die Insurgenten nicht auf der Insel Nippon gelandet sind, wie es ihre Absicht gewesen.

Was nun den schon längst geahnten Ausbruch des ganzen Aufstandes betrifft, so war die unmittelbare Veranlassung dazu der Versuch der Centralregierung, die Pulvervorräthe aus der so gefährlichen Nachbarschaft von Kagoschima zu entfernen. Am 31. Januar kam dort ein Dampfer — kein Kriegsschiff — an, mit einigen Beamten an Bord, welche den Auftrag hatten, die fraglichen Pulvervorräthe an Bord zu schaffen. Dies wurde aber von einer Anzahl bewaffneter Zöglinge der erwähnten Privatschulen verhindert, indem sie die Beamten mit sofortigem Tode bedrohten, wenn sie weiter Miene machen würden, ihren Auftrag auszuführen. Der Dampfer mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Natürlich war nun große Aufregung unter den Schülern, welche die beiden Häupter ihrer Partei, Shimidzu und Saigo, durch Deputationen bestürmten, jetzt loszuschlagen. Beiden war der Ausbruch vermuthlich zu unrechter Zeit gekommen, und sie entfernten sich heimlich von Kagoschima; Niemand kannte ihren Aufenthalt. Die Regierung sandte nun den Viceminister der Marine und den Viceminister des Innern nach Kagoschima, um den Stand der Dinge näher zu untersuchen. Dort schickten sie zuerst zwei Beamte an's Land, um mit den Behörden zu verkehren; diese wurden aber von den Rebellen festgenommen, und die beiden Abgesandten der Regierung mußten an Bord bleiben und fuhren nach einem kleineren Hafen, wo sie heimlich mit dem Gouverneur von Satsuma verkehrten, der über den Ausbruch der Rebellion auch weiter kein Hehl machte. Sie benachrichtigten möglichst schnell die Regierung und forderten sie auf, sofort Truppen nach Kumamoto, einer Festung im Norden von Satsuma zu schicken. Es war in der That hohe Zeit; denn am 15. Februar rückten drei Insurgentenscharen unter den Generälen Saigo, Kirino und Shinowara in die Provinz Kumamoto (früher Higo) ein, wie die Proclamation der Regierung sagt, „unter dem Vorwande, einige Fragen an die Regierung zu stellen". Es ist dies die stereotype Formel japanischer Aufstände; die Anführer derselben haben gewöhnlich keine andere Absicht, als dem Kaiser eine Bittschrift zu überreichen oder mit der Regierung eine Besprechung zu haben, wozu sie aber, des größern Eindrucks wegen, es für angemessen halten, einige Tausend Bewaffnete mitzubringen.

Was nun die Maßregeln der Regierung betrifft, so muß man anerkennen, daß dieselben mit großer Schnelligkeit getroffen sind. Dabei haben wieder die modernen Erfindungen des Telegraphen und der Dampfschiffe wesentlich mitgewirkt. Es ist der Regierung äußerst zu Statten gekommen, daß eine Telegraphenlinie von einem Ende Japans nach dem andern geht, mit vielen Verzweigungen nach dem Innern, und daß ferner viel Transportdampfer, welche in den Händen der Regierung vollständig todt dagelegen und ganz unbrauchbar geworden wären, einer wohladministrirten Dampfschifffahrtsgesellschaft überlassen wurden, welche sie wohl zu benutzen und in gutem Stande zu erhalten wußte. Mit diesen Schiffen nun war es der Regierung möglich, rasch alle verfügbaren Truppen auf der Insel Kiushiu zu concentriren, wo jetzt etwa 15—18,000 Mann gegen die Insurgenten operiren. Trotzdem machen die Kaiserlichen offenbar nur langsam Fortschritte. Mit einer peinlichen Aengstlichkeit wacht die Regierung darüber, daß keine ungünstigen Nachrichten von den Zeitungen veröffentlicht werden; und da sie selbst nichts Entscheidendes zu melden hat, so ist bis jetzt noch keine officielle Bekanntmachung über den Gang der Dinge erlassen worden, mit Ausnahme der Absetzung der Insurgentenführer und des Gouverneurs von Satsuma, sowie der Ernennung des kaiserlichen Oberbefehlshabers, des Prinzen Arisugawa-no-mia, mit dem Auftrage, die Rebellen schleunigst zu Paaren zu treiben. Letztere sind, wie gesagt, in die benachbarte Provinz Higo im Norden von Satsuma eingefallen und haben dort zuerst das feste Schloß in der Hauptstadt Kumamoto angegriffen, aber bis jetzt nicht einnehmen können; es soll dies überhaupt das festeste Schloß in Japan sein und wird von 1200, nach anderen Berichten von 3000 Mann vertheidigt. Die Insurgenten haben nur einen kleinen Theil ihrer Macht zurückgelassen und auf einem benachbarten Hügel eine Batterie errichtet, welche das Schloß beschießt. Ihre Hauptmacht ist an der Festung vorbei und weiter nach Norden marschirt, nur wenige Meilen von Kumamoto, und hier scheint nun in einem sehr gebirgigen Terrain ein richtiger Guerillakrieg geführt zu werden. Die Zeitungen nehmen natürlich den Mund sehr voll und berichten schon seit mehr als 14 Tagen beständig von Schlachten und Siegen, die aber immer an derselben Stelle stattfinden. Im mündlichen Verkehr erzählt man sich genug von Niederlagen und schweren Verlusten der Kaiserlichen, welche in manchen Gefechten von den Schwertern der Satsumaner, die sich wie etwa die alten Schotten in's Gefecht stürzen sollen, sehr übel zugerichtet wurden. Es ist schwer, der Wahrheit aller dieser Erzählungen auf den Grund zu kommen; soviel aber steht fest: der Kampf geht nicht in Satsuma vor sich, sondern in der nördlich gelegenen Provinz, in welche die Satsumaner eingefallen sind, und dreht sich um die Festung Kumamoto, welche von letzteren belagert wird und von der kaiserlichen Armee entsetzt werden soll. Dies ist trotz möglichst rascher Concentration von Truppen noch nicht gelungen; und letztere haben sich erst noch den Weg nach Kumamoto durch ein sehr gebirgiges Land und unter schweren Kämpfen mit höchst tapfern, wohlbewaffneten und gewandten Insurgenten zu bahnen, deren Führer als die besten Generäle Japans gelten. Vor einigen Tagen sind wieder neue Truppen, vermuthlich die letzten, von Yeddo abgegangen, ein Beweis, daß es für die Regierung eine Lebensfrage ist, ihre Kräfte bis zum Aeußersten anzuspannen. Nach den letzten Nachrichten sollen übrigens einige Erdwerke der Insurgenten, welche den Weg nach Kumamoto versperrten, von der kaiserlichen Armee nach achttägigen Kämpfen genommen sein, so daß dieselbe nur noch zwei deutsche Meilen von der genannten Festung entfernt ist.

Einen unangenehmen Eindruck macht es, in den japanischen Blättern wiederholt davon zu lesen, daß die kaiserlichen Truppen irgend ein Dorf oder eine Stadt in Brand gesteckt haben, und zwar innerhalb des von ihnen besetzten Bezirks; auch die Stadt Kumamoto ist auf Befehl des Schloßcommandanten bis auf einen kleinen Theil niedergebrannt, aus Rücksichten der Vertheidigung. Es soll dies nicht wenig böses Blut gemacht und die Reihen der Insurgenten noch verstärkt haben. Sehr vortheilhaft damit contrastirt das Benehmen der Rebellen, welche nach Berichten selbst der officiösen „Tagesneuigkeiten" von ihren Führern den Befehl haben: erstens, das Regierungseigenthum unangetastet zu lassen; zweitens, keinen Regierungsbeamten zu tödten; drittens, Alles zu vermeiden, was ein Nachtheil oder eine Beschwerlichkeit für das Volk sein könnte. — Diese Brandstiftungen der kaiserlichen Truppen sind kein besonderer Beweis für ihre Stärke oder das Vertrauen ihrer Führer. Ebenso ist auch das Verhalten der Regierung, die raschen Truppensendungen ausgenommen, nur sehr schwachmüthiger Art. Vor der Presse, welche in Japan bereits weit verbreitet ist, hat sie entsetzliche Angst, und dürfen die Blätter nichts veröffentlichen, was irgendwie ungünstig ist. Sogar im Privatverkehr soll man sehr vorsichtig sein müssen, und die Polizei hat Befehl, Jeden, der wie ein Rebell aussieht, zu arretiren und verhören zu lassen. Mehrere der höchsten Beamten sind von Kioto aus, wohin der Sitz der Regierung verlegt worden ist und die kaiserliche Familie sich ebenfalls aufhält, in ihre resp. Provinzen geschickt worden, um dort den Ausbruch von Unruhen zu verhüten. Trotzdem sollen im Norden bereits solche ausgebrochen sein; indeß hat die Regierung für jetzt wenig von den anderen Provinzen zu fürchten, erstlich weil es dort an Waffen fehlt, und dann weil die dortigen Samurai auch wenig geneigt sind, für die Satsumaner die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Weitere Beweise von dem geringen Vertrauen, welches die Regierung in ihre eigene Macht hat, liegen darin, daß einerseits nicht ohne ihr Wissen

Digitized by Google

nach der beliebten altjapanischen Manier der Versuch gemacht sein soll, den General Saigo zu ermorden, und daß sie andererseits an Shimidzu Saburo — dessen Name bis jetzt von dem Aufstande fern gehalten ist, obgleich er denselben mit seinem ganzen Vermögen unterstützt haben soll, jedenfalls aber seinen Theil daran hat — Abgesandte geschickt hat, um mit ihm zu verhandeln.

Man kann somit nicht sagen, daß die Regierung schon jetzt viel Lorbeern errungen habe. Aber wenn auch von entscheidenden militärischen Erfolgen noch keine Rede sein kann, so ist es immerhin ein günstiges Zeichen für die Regierung, daß ihre Armee überhaupt ganz brav Stand zu halten scheint. Es hieß sonst wohl oft genug, Saigos Name sei so allmächtig, daß, wo er stehe, auch die Armee sich sofort um ihn sammeln würde. Dies ist nun nicht der Fall gewesen, wenigstens nicht in dem Grade, wie einige Leute vielleicht erwartet. Es erklärt sich dies aber daraus, daß der größte Theil der Satsumaner, welche früher der Armee angehörten, dieselbe gleichzeitig mit Saigo verlassen und sich jetzt um ihn geschart haben. — Ferner mögen die Insurgenten auch wohl auf eine gleichzeitige Erhebung anderer Provinzen gerechnet haben, welche indessen bis jetzt noch nicht in entscheidender Weise stattgefunden. Immerhin sollen, wie gesagt, im Norden Unruhen ausgebrochen und einige Tausend Samurai von der Insel Sikoku sich den Insurgenten angeschlossen haben. Ob die Führer der letzteren selbst eine allgemeine Erhebung erwartet haben, ist schwer zu sagen. Der Anschein ist dafür, daß sie ganz allein auf Satsuma gerechnet, hier Alles wohl vorbereitet, bis zum entscheidenden Augenblick gewartet, und sich deshalb auch von allen bisherigen Ausbrüchen vollständig fern gehalten haben. Wenn sie nun auch vielleicht nicht der kaiserlichen Armee eine vollständige Niederlage beibringen, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach der Kampf doch lange genug dauern, um zu einem Compromiß zu führen, welcher verschiedenen der jetzigen hohen Beamten ihre Stellung kosten und Andere an's Ruder bringen wird. Es ist schwerlich anzunehmen, daß die vielen Satsumaner, welche die niederen und höheren Offiziersstellen in der Armee und der Flotte einnehmen, gegen ihre eigenen Landsleute bis zum Aeußersten kämpfen werden, um so weniger, als sie bei einem Personenwechsel in den höchsten Regierungsstellen für sich persönlich gar nichts zu fürchten haben. Es wird wohl ein Moment kommen, wo sie, nachdem sie der Regierung gegenüber ihre Pflicht gethan, mit Anstand zum Frieden rathen können.

Yokohama, den 12. März 1877. Asiaticus.

Le drapeau blanc.

Von W. Rüstow.

(Schluß.)

Fast gleichzeitig mit d'Andelot, dem Generaloberſten der Infanterie diesseits der Berge, starb 1569 auch Brissac, Generaloberst der französischen Infanterie jenseits der Berge. Nun ernannte Carl IX. überhaupt nur noch einen Generaloberst der französischen Infanterie; der erste war Philipp Strozzi. Der Titel ward bald in den andern eines Generaloberſten der französischen und fremden Infanterie umgewandelt, da allmählich verschiedene fremde Nationalitäten nur durch einzelne Regimenter in der französischen Streitmacht repräsentirt waren und die Stellen ihrer Generaloberſten eingingen. Von den Fremden behielten nur die Schweizer einen Generaloberſten bis zur Revolution; derselbe hatte aber gar keine Commandorechte, er bekleidete vielmehr nur eine Ehrenstelle und war eine Art Vermittler zwischen dem Hofe und den Schweizerregimentern. Der letzte Generaloberst der Schweizer war der Graf von Artois, spätere König Carl X.

Die Stelle des Generaloberſten der französischen und fremden Infanterie war seit 1581 im Hause Epernon erblich geworden; es waren mit ihr nach und nach eine Menge Privilegien verbunden worden, welche selbst die Macht des Königs, über seine Infanterie zu verfügen, nachtheilig einschränkten.

Als Ludwig XIV. großjährig geworden war, benutzte er den Tod Bernhards von Nogaret, Herzogs von Epernon, um die Stelle des Generaloberſten der Infanterie 1661 ganz aufzuheben. Er übernahm selbst die Functionen und Prärogativen dieser Stelle. Den Regimentscommandanten aber gab er nun den Titel: Colonel (statt bisher Mestre de Camp); der Mestre de Camp hatte bisher die zweite Compagnie des Regiments gehabt; er erhielt nun die erste, der Lieutenant-Colonel, bisher Capitän der ersten Compagnie und Stellvertreter des Generaloberſten, wurde jetzt Führer der zweiten Compagnie und einfach Stellvertreter seines Regimentsobersten (Colonel); die weiße Commandofahne ging zur Oberſtencompagnie über, blieb also bei der ersten des Regiments.

Im Jahre 1670 erhielt die französische Infanterie zuerst die Uniform und zwar hellgrau; zur Distinction erhielten die Regimenter Hosen, Westen und Futter von anderen Farben; zu diesen Distinctionsfarben wurden aber ausschließlich diejenigen der königlichen Livrée, nämlich blau, weiß und roth gewählt. Die Bandschleifen und Federn an den Hüten waren von der Farbe des Regimentsobersten; aus den Hutschleifen aber sind die späteren Cocarden hervorgegangen.

Die Commandofahnen der Regimenter wollen wir von nun an mit einem Ausdruck, der in Deutschland geläufig ward, einfach die Leibfahnen nennen, die Regimentsfahnen aber, welche in allen möglichen Farben auftraten, die Ordonnanzfahnen.

Die Leibfahnen, ursprünglich als Commandofahnen ganz weiß, erlitten während des 17. Jahrhunderts eine Umänderung. Der Grund der Leibfahne des Regiments blieb weiß, dagegen nahm dieser Grund in sich auf entweder die Embleme der Krone, für alle Regimenter desselben Landes gleich, oder dann die provinzialen und Wappenembleme ihres Regimentes, so daß sie sich von den Ordonnanzfahnen desselben nur noch durch die Grundfarbe unterschied. Dies war z. B. der Fall in Frankreich, wo indessen das weiße Kreuz durchgängig auch auf die Leibfahne gestickt ward.

Wie verbreitet der Gebrauch der weißen, aber nun emblemirten Leibfahnen war und wie lange er sich erhielt, zeigen wir am besten durch einige Beispiele.

Als Philipp V. von seinem Großvater zum König von Spanien gemacht worden war und nun am 28. Februar 1707 ein Reglement für die Organisation der spanischen Infanterie gab, verordnete er, daß die Leibfahne jedes Regiments auf weißem Grunde das rothe burgundische Kreuz tragen sollte, am Ende jedes Armes die Königskrone, in den Winkeln zwischen den Kreuzarmen die Löwen und Thürme von Castilien; die Ordonnanzfahnen eines jeden Regimentes sollten in den Hauptfarben der Provinz oder der Stadt sein, deren Namen es führte.

Im Jahre 1787 ließ König Friedrich Wilhelm II. von Preußen jedem Infanterieregiment nur vier Fahnen, und zwar kamen davon zwei auf das 1. und zwei auf das 2. Musketierbataillon des Regiments. Von den zwei Fahnen eines Bataillons in dessen Mitte stand die eine im ersten, die andere im dritten Glied; die erstere ward die Avancirfahne, die letztere die Retirirfahne genannt. Die Avancirfahne des 1. Bataillons erhielt den besonderen Namen Leibfahne und auf weißem Grunde in der Mitte ein orangefarbenes Feld mit dem preußischen schwarzen Adler, von einem Lorbeerkranz umschlossen; die anderen Fahnen hatten auf orangefarbenem Grund in der Mitte ein rundes weißes Feld mit dem preußischen Adler.

Unter den Distinctionsfarben hat überhaupt die preußische Tradition dem Weiß die Nummer eins bewahrt, so in den Säbeltroddeln der 1. Compagnie eines Bataillons, in den Achselklappen der alten I. Armeeabtheilung (vor 1859; — 1. und 2. Armeecorps).

Wir bemerkten früher, daß nur bei den Schweizern die-

Digitized by Google

weiße Fahne sich nicht als Commandofahne findet; dies gilt indessen nicht von den Schweizerregimentern in fremdem Dienst; diese Regimenter hatten vielmehr, wenigstens im 18. Jahrhundert, Leibfahnen mit weißem Grund, sowohl im französischen als holländischen, spanischen und neapolitanischen Dienst.

Im Jahre 1721 stellte der Regent zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Chartres, die Stelle des Generaloberſten der Infanterie wieder her; die Oberſten der Regimenter nahmen nun wieder den Titel Meſtres de Camp an, mit den Fahnen ward aber keine Aenderung vorgenommen, und als 1730 der Herzog von Chartres seine Stelle niederlegte, wurden auch die Regimentscommandanten wieder Colonels genannt.

Zum letzten Male vor der großen Revolution ward zu Gunsten des Prinzen Condé im Jahre 1780 die Charge des Generaloberſten wieder eingeführt; die Colonels wurden abermals Meſtres de Camp; jetzt behielt nur jedes Bataillon eine Fahne; alle Fahnen waren Ordonnanzfahnen mit den Farben der Provinzen u. ſ. w. Nur das Regiment Picardie, das Regiment des Generaloberſten, erhielt außer den beiden Ordonnanzfahnen seiner zwei Bataillone als dritte eine weiße Leibfahne. Im Jahre 1788 ward die Stelle des Generaloberſten abermals unterdrückt, die Meſtres de Camp wurden wieder Colonels, die Fahne des ersten Bataillons jedes Regiments wurde wieder die weiße Leibfahne und die des zweiten Bataillons blieb die Ordonnanzfahne.

Die Revolution brachte dann die dreifarbige Fahne, wobei es wegen unsicherer Bestimmungen viele Verwirrung gab; das Kaiserreich brachte daneben die Adler. Ehe wir nun auf die Reſtauration eintreten, werfen wir noch einen Blick auf die französische Cavalerie und deren Fahnen und Standarten.

Die berittene Lehnsritterschaft wurde ursprünglich vom Connetable in Vertretung des Königs geführt. Mit der Errichtung der Ordonnanzcompagnien nahm der Connetable auch das Commando über diese. Jede Ordonnanzcompagnie hatte eine Fahne für die Hommes d'armes und ein Guidon für die Archers in den Farben ihres Capitäns. Als nun die weiße Fahne überall Commandofarbe ward, nahm sie auch der Connetable an, und aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Vorgange bei der Infanterie analog, in zwei Exemplaren; das eine für seine Autorität über die Ordonnanzcompagnien, das andere — Cornette blanche de France — für seine Autorität über die Lehnsritterschaft — Ban et arrièreban. Die Lehnsritterschaft ward zum letzten Mal zu persönlichem Dienst im Jahre 1674 aufgeboten; der Porte-cornette blanche de France kommt aber noch als wahrscheinlich erblicher Hoftitel im 18. Jahrhundert vor.

Als während der italienischen Kriege die leichte Cavalerie unter verschiedenen Namen aus der Gensdarmerie gänzlich ausgeschieden war, stellte Heinrich II. 1549 neben dem Connetable einen selbstständigen Generaloberſten der leichten Cavalerie auf; dieser nahm nun auch eine weiße Commandofahne für die gesammte leichte Cavalerie an. Die Lehnsritterschaft wurde mit der letzteren gleich und auch dem Befehl des Generaloberſten der leichten Cavalerie unterstellt, so oft sie noch aufgeboten ward.

Die alte Gensdarmerie und die unmittelbar aus ihr stammenden Chevauxlegerscompagnien gingen im Lauf der Zeit vollständig in die Garden des Königs (Maison du Roi) und die Garden der Prinzen auf; die Stelle des Connetable ward schon 1627 aufgehoben, und der Generaloberſt der leichten Cavalerie ward damit der Oberbefehlshaber der sämmtlichen eigentlichen Reiterei. Diese Schlachtencavalerie, immer noch Cavalerie legère genannt, obgleich sie im Vergleich zu den Arkebusieren zu Pferd, den Argoulets, den Dragonern und den sonst entstehenden Arten von Cavalerie die eigentliche schwere war, entsprechend den deutschen „Reitern" des 17. und 18. Jahrhunderts, entwickelte sich nun selbstständig.

Zu dem Regimentsverband gelangte die französische Cavalerie sehr spät; die eigentliche Einheit derselben war die Compagnie; da die Compagnien sehr klein waren, so zwang dann allerdings die Noth, mehrere derselben zusammenzustoßen, um Schwadronen von 100 bis 150 Pferden zu bilden; dies geschah aber nur vorübergehend, eben so vorübergehend wurden dann auch aus mehreren Schwadronen Regimenter gebildet. Die permanenten Cavalerieregimenter wurden zuerst 1671 errichtet und diese Regimenter wurden nun von Meſtres de Camp, nicht von Colonels commandirt und sie führten durchweg Ordonnanzſtandarten von den Farben ihrer Chefs, Provinzen u. ſ. w. Die einzige weiße Fahne der sämmtlichen „leichten Cavalerie" war die ihres Generaloberſten.

Neben die Regimenter der leichten Cavalerie traten nun die der Dragoner, auch sie führten nur Ordonnanzguidons, und das einzige weiße Guidon aller Dragoner war das des Generaloberſten, den auch sie erhielten.

Seit 1693 hatte die französische Armee dann auch Husarenregimenter; im Jahr 1779 bestanden deren fünf, sie wurden als besondere Waffe constituirt und erhielten als solche einen eignen Generaloberſten in der Person des Herzogs von Orléans (Philippe Egalité).

Die Armeereform von 1788 ließ von den ganzen 18 Compagnien der Maison du Roi im weiteren Sinne (Maison du Roi, Maison des Princes, Grande Gensdarmerie und Petite Gensdarmerie) nur 4 Compagnien Gardes du corps übrig, welche dann auch 1791 ein schreckliches Ende fanden. Zugleich wurden die Stellen der Generaloberſten der leichten Cavalerie, der Dragoner und der Husaren aufgehoben und die Commandanten der französischen Cavalerieregimenter, bisher Meſtres de Camp, wurden zum ersten Mal zu Colonels umgetauft.

Wir haben nun gesehn, daß unter dem ganzen alten französischen Königthum sich keine Spur von einer weißen französischen Nationalfahne, von einer weißen Fahne der Könige oder der Bourbons, von einer weißen Fahne von Ivry findet.

Suchen wir zu finden, wo denn eigentlich der Ursprung dieſer Fahne des französischen Königthums liegt, von welcher der Graf Chambord nicht lassen will. Bei einigem guten Willen und einiger Nachforschung ist die Lösung nicht allzuschwer zu finden.

Nach der Execution Ludwigs XVI. nahmen die französischen Emigranten, welche sich über die verschiedenen Länder Europas zerstreuten, als gemeinsames Erkennungszeichen eine weiße Armbinde an. Sie thaten das nicht etwa, um sich als die Nachfolger der Protestanten Condés und Heinrichs von Navarra zu bezeichnen, sondern um sich darzustellen als die treuen Anhänger des Königs, welche ihre Hände rein wüßten von jeder Schuld an seinem blutigen Ende, um zu proteſtiren gegen die rothe phrygische Mütze der Republik, gegen die rothe Fahne des Terrorismus. Sie verzierten diese Armbinde mit drei Lilien, aber nicht mit den goldnen Lilien der alten königlichen azurblauen Fahne Frankreichs, sondern mit schwarzen.

Goethe schreibt am 18. September 1797 aus dem Gasthof zur Krone in Schaffhausen:

„Makaronische Uniform französischer edler Cavaleriſten. Fürchterliches Zeichen der drei schwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm."

Ebenso führten dann und in demselben Sinne die Insurgenten der Vendée unter Charette eine weiße Fahne mit schwarz ausgezacktem Rande, darinnen ein Schild mit goldenen Lilien und goldener Krone und mit der Umschrift: Pro deo et rege.

Als Ludwig XVIII. im Jahre 1814 nach Frankreich kam, war von einer weißen Fahne gar nicht die Rede. Der Kriegsminiſter Graf Dupont de l'Etang setzte nur am 13. April 1814 die weiße Cocarde an die Stelle der dreifarbigen. Nun hatten in der That in der letzten Zeit des alten Königthums die Truppen am Hut eine weiße Cocarde getragen,

Digitized by Google

aber lediglich in Folge einer der vielen allen Zeiten, seit Uniformen existiren, geläufigen Uniformveränderungen. Die ersten gleichartigen Hutcocarden wurden überhaupt erst nach dem Frieden von Ryswick 1697 bei den französischen Truppen eingeführt und diese ersten Cocarden waren eben so zufällig schwarz als die späteren weiß.

Erst zu Gent Ende 1814 und Anfang 1815 gewann das Emigrantenelement einen hervorragenden Einfluß auf Ludwig XVIII. Hier erließ er am 17. Juni 1815 ein Decret über die Errichtung eines Regimentes leichter Infanterie, welches den Titel Kronregiment (La Couronne) führen sollte. Dieses sollte eine Fahne mit weißem Grunde, darauf das Wappen Frankreichs und die Bezeichnung des Regiments tragen. Der Herzog von Feltre, General Clarke, Kriegsminister seit dem 11. März 1815, hatte den König auf seiner Flucht nach Lille nnd Gent begleitet und versah auch hier bei ihm die Functionen des Kriegsministers und überhaupt bis zum 9. Juli 1815. Am 8. Juli war Ludwig wieder in Paris eingezogen; am 9. Juli ward Clarke als Kriegsminister durch den Marschall Gouvion St. Cyr ersetzt; aber es ist klar, daß die Decrete, welche in Betreff der Entlassung der alten und der Aufstellung einer neuen Armee am 16. Juli erlassen wurden, schon von Clarke vorbereitet waren.

Unter diesen befindet sich nun eine Ordonnanz, welche ganz im Sinne des alten Königthums die Stellen der Generaloberſten der verschiednen Waffen zu Gunsten der Prinzen von Geblüt wieder herstellte. Der Generaloberst sollte in seiner Waffe ein Regiment erhalten, welches den Titel Regiment des Generaloberſten annähme. Es wurden aber geschaffen Generaloberſten der Linieninfanterie, der leichten Infanterie, der Cürassiere und Dragoner, endlich der Husaren, im Ganzen vier.

Jedes Regiment eines Generaloberſten erhielt eine Leibfahne oder Leibstandarte, je nach der Waffe.

In dem Regiment eines Generaloberſten der Infanterie sollte die Leibfahne von der ersten Füsiliercompagnie des ersten Bataillons geführt und von einem Offizier mit dem Titel Enseigne de la Compagnie générale getragen werden. — Im Regiment eines Generaloberſten der Cavalerie ward die Leibstandarte der ersten Schwadron anvertraut und von einem Offizier mit dem Titel Cornette blanc getragen.

Die Leibfahne für die Linien- oder leichte Infanterie sollte weiß sein, mit Lilien übersät und die Inschrift tragen: Praeteriti exemplum fidesque futuri, die gleichfalls weißen beiden Leibstandarten erhielten in der Mitte eine Sonne in Goldstickerei mit der Inschrift: Nec pluribus impar. Die Leibfahnen sollten nur den König, die Prinzen von Geblüt und die Marschälle von Frankreich grüßen und selbst von allen übrigen Fahnen und Standarten der Armee begrüßt werden.

In diesem Decret ist wiederum von einer weißen Fahne Frankreichs gar nicht die Rede. Der General Susane in seiner Geschichte der französischen Cavalerie macht darauf aufmerksam, daß Clarke 1783 — er war damals achtzehn Jahr alt — in das Regiment Generaloberst der Husaren eingetreten war und in demselben schon am 5. September 1784 die Stelle des Cornette blanc erhalten hatte. Er mußte daher ebenso wohl als Ludwig XVIII. wissen, was eine weiße Leibfahne oder Leibstandarte bedeute.

Noch 1816 gab Ludwig XVIII. den Departementallegionen Ordonnanzfahnen von verschiedenen Farben je nach ihren Provinzen und erst 1820, als mitten in der wüthendsten Reaction, unter dem siegreichen Einflusse der alten Emigranten, die französische Infanterie wieder in Regimenter formirt wurde, erhielt sie die weiße Fahne als Ordonnanzfahne, als Nationalfahne.

Diese weiße Nationalfahne kann daher in den Augen der Franzosen unmöglich eine andere Bedeutung haben, als die einer Fahne des Hasses, der Reaction, kurz der Emigranten von 1790.

Literatur und Kunst.

Der Glaube an Geistererscheinungen in unserer Zeit.

Eine Schilderung und Betrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

Manchem mag es seltsam erscheinen, in unserer angeblich so aufgeklärten und jedenfalls wissenschaftlich hochgebildeten Zeit über den neu auferstandenen Glauben an Geistererscheinungen reden zu wollen; man ist geneigt zu meinen, es müsse an Stoff dazu fehlen und wenn nicht, so sei es doch angemessener, das Reden darüber den bethörten Thoren zu überlassen und von solchem Spuk vor Verständigen zu schweigen. Die Leser dieses Blattes müssen voraussetzen, daß ich anderer Meinung bin. Allerdings glaube ich, daß es einen Gesichtspunkt gibt, unter dem sich auch die wirklich Aufgeklärten und Verständigen unserer Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigen sollten. Die Neubelebung des alten Glaubens an Geistererscheinungen und ihre Aufschlüsse über das Diesseits und Jenseits ist eine höchst merkwürdige Zeiterscheinung, eine Zeitkrankheit vielleicht, die uns zweifeln läßt, ob wir mit Recht stolz sein dürfen auf den hohen Stand unseres Wissens und mehr noch seiner Nachwirkung im Leben. Und jedenfalls bedarf die Thatsache dieser Wiederbelebung des Geisterglaubens einer vernünftigen Erklärung, wenn wir nicht an dem geistigen Fortschritt der Menschheit selbst irre werden sollen.

Der Glaube an Geistererscheinungen spukt zur Zeit schon nicht mehr in einzelnen Köpfen allein, er hat ganze Massen erfaßt und greift immer weiter um sich.

Die Quelle dieses neuen oder vielmehr nur neu aufgewärmten Glaubens sprudelte zuerst lebhaft jenseits des Oceans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Dieselbe trat als höhere Entwickelung des Tischrückens und Tischklopfens auf. Man glaubte das Klopfen rühre von Geistern her und immer deutlicher hörte man in demselben die Sprache der Geister und lernte sie verstehen. Ende der vierziger Jahre war dieser Glaube in der ganzen Union schon überall bekannt und seine Anhänger nannten sich, eben in der Meinung, daß sich hier Geister offenbarten, Spiritualisten oder Spiritisten, und die Personen, welche zu dem Verkehr mit den Geistern besonders geeignet erschienen, Media (Mittler). Solcher Media soll es 1850 schon etwa 30,000 in der Union gegeben haben. In der Stadt Philadelphia allein gab es etwa 300 magnetische Zirkel, welche sich mit Geistern unterhielten. Im April 1854 ward den Senatsmitgliedern des Repräsentantenhauses zu Washington ein Memorial übergeben, von etwa 13,000 Bürgern unterschrieben, darunter von angesehenen Leuten, wie dem Gouverneur von Wisconsin, Mr. Tallmadge, welches um eine Prüfung der Geisterseherei bat. Die Petenten berichteten von luftschwebenden Tischbewegungen, geisterhaften Tönen in der Luft, wunderbar entstandenen Lichterscheinungen und anderen seltsamen Dingen, die nur durch Annahme eines Hineinragens der Geisterwelt in die unsrige erklärbar schienen. Sie wünschten die Einsetzung einer wissenschaftlichen Prüfungscommission zur Ergründung, ob hier die Welt abgeschiedener Geister sich rege oder ob nur zur Zeit noch unbekannte physische Kräfte zum Vorschein kämen. Im Jahre 1856 schätzte man in Nordamerika die Zahl der Spiritualisten auf etwa 2,500,000 und 1870 bereits auf mehr als 8 Millionen. Zur Zeit sollen die Spiritisten Amerikas sich auf etwa 11 Millionen belaufen. Mag diese Schätzung vielleicht auch übertrieben sein, gewiß zählt der Spiritismus seine Anhänger dort nach vielen Hunderttausenden. Es gehören dort zu denselben angesehene und gelehrte Männer, so außer dem schon genannten Gouverneur auch der bekannte Andrew Jackson Davis, der Richter Edmonds, der frühere Chefredacteur des in New-York erscheinenden deutschen republikanischen Tageblatts „New-Yorker Demokrat" Dr. Gustav Bloede und der Professor

Digitized by Google

der Chemie Hare. Der Richter Edmonds blieb eine Zeit lang ungläubig und verlangte feste, bündige Beweise. Da zeigten sich ihm im Dunkelzimmer bewegliche Lichterscheinungen verschiedenster Art, unangefaßt bewegten sich Möbel hin und her, ein Cello und eine Violine wurden von unsichtbarer Hand gespielt, Klingeln wurden über den Köpfen der Anwesenden geläutet, ihm selber ward ein Tuch aus der Tasche gezogen und mit vielen Knoten versehen wieder hineingesteckt. Auch wurde Edmonds an Manches erinnert, was nur er wissen konnte. Das konnte seiner Meinung nach nur von Geistern bewirkt werden. Der Richter Edmonds bekehrte sich zum Spiritismus und ward nun in Wort und Schrift einer der eifrigsten Apostel dieser neuen Lehre. Die Spiritisten bilden jetzt in Amerika zahllose Vereine, haben an 20 Zeitschriften, deren eine, das Banner of light in Boston, über 30,000 Abonnenten zählt. Es sind in Nordamerika viele hundert Bücher über diesen Gegenstand geschrieben, deren manche bereits in mehreren Auflagen zu 10,000 Exemplaren verbreitet sind. Im August 1868 hat die Nationalconvention der Spiritualisten von Amerika zu Rochester im Staate New-York ihre fünfte Versammlung gehalten, auf welcher in 19 Grundsätzen ihr Glaube festgestellt ward, daß uns fortwährend ein Geisterreich umgebe, bevölkert von den Seelen der abgeschiedenen guten und bösen Menschen. In allen sei das Streben vorhanden, sich zum höchsten Geiste aufzuschwingen, der nicht blos schaffendes Weltprincip, sondern liebender Vater sei.

So hat der Spiritualismus in Amerika theilweise den Charakter einer Religion angenommen, strebt darnach die wankende Religion zu ersetzen oder den noch vorhandenen Religionsglauben zu stützen und zu ergänzen. Gewissermaßen als Oberpriester dieser neuen Religion fungirte eine Zeit lang der auch in Europa bekannt gewordene Geisterseher Mr. Home, nach seinem früheren Berufe ein Theologe.

Eben dieser Mr. Home scheint es gewesen zu sein, der vor einigen Decennien diesen Glauben zuerst über den Ocean mit Erfolg nach England brachte. Bald gab es nun auch in London Dunkelsitzungen, in welchen geeignete Media ihr Licht leuchten ließen. Besonders eine junge Dame Miß Florence Cook erwies sich als ein für die Geister wunderbar anziehendes Medium. Von reichen Leuten unterstützt konnte sie bald nur diesem Beruf der Geisterbeschwörung leben, ohne diesen heiligen Verkehr selbst zum Geldverdienen mißbrauchen zu müssen. Die Gläubigen erlebten jetzt durch ihre Hülfe die wunderbarsten Dinge in ihren Dunkelkammern. Geister erschienen und zündeten Lichter an, die rasch wieder verlöschten; andere Geister spielten unsichtbar die letzte Rose, noch andere gaben räthselhafte Antworten, einige enträthselten sogar geheime Dinge. Außerhalb der sich bildenden gläubigen Gemeinde zeigte sich natürlich bei den nüchternen Engländern zuerst viel Unglaube diesen Berichten gegenüber, auch wohl Hohn und Spott; aber die Zahl der Anhänger wuchs. Ein Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung schreibt in der Beilage vom 19. October 1860 bereits, die Engländer hätten aus dem Spiritualismus eine Wissenschaft gemacht. Schon besitze dort der Spiritualismus drei ständige Journale, von denen das Spiritualmagazin allein wöchentlich gegen 15,000 Exemplare absetze. Im Herbst 1860 habe die ganze literarische und politische Presse das spirit rapping, knocking, tipping wieder aufgenommen. Einige Journale, wie Thackerays Cornhill Magazine, glaubten an die Verbindung des Diesseits und des Jenseits durch die Klopfgeister, andere bestritten das Recht dieses Glaubens. In der politischen Presse vertheidigte vorzüglich der „Star", zugleich Hauptvertreter des Materialismus, das Geisterklopfen.

„Auf diesem gesegneten Boden des Fortschritts — schreibt der Baron von Güldenstubbe über England — hat sich eine zahlreiche sogenannte progressive spiritualistische Gesellschaft gebildet. Zwei Monatsschriften: Spiritual Magazine von Wilkinson, noch an der Bibel haltend, und Human nature von Dr. Burns, unterstützen diese Bewegung. Die Werke Howitts, des Dr. Ashburner und zweier bekannter Schriftstellerinnen, der Frauen Morgan und Croßland, geben einen deutlichen Beweis von dem zunehmenden Interesse des Publicums." Zu den Anhängern gehörten schon hervorragende Leute wie Lord Lytton (Bulwer), der 1858 gestorbene Sohn des Socialreformer Robert Owen, der mit Franklins Geist und anderen abgeschiedenen Seelen Unterhaltungen zu haben glaubte und dieselben veröffentlichte, und neuerdings traten sogar auch berühmte Naturkundige, der Physiker William Crookes, der Entdecker des Thalliums und der Erfinder des Radiometers, und der Zoolog und Darwinist Alfred Russell Wallace auf die Seite der Spiritisten.

Namentlich diese letzte Wendung ist so merkwürdig, daß wir derselben noch einige Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Im Jahre 1867 hatte sich in London ein Verein freier Forscher unter dem Namen „Dialektische Gesellschaft" zusammengethan, deren ausgesprochener Zweck war, Alles vorurtheilsfrei zu untersuchen. Vorsitzender dieser Gesellschaft war der bekannte Urgeschichtler John Lubbock, Baronet und Parlamentsmitglied. Im Vorstande saßen außerdem: Lord Amberley, der Anatom Huxley, der Goethe-Biograph Lewes und auch eine Dame, Miß Cobbe, denn die vorurtheilsfreie Gesellschaft war auch vorurtheilsfrei in der Zulassung der nach Aufklärung strebenden Frauenwelt. In einer Sitzung nun dieser Gesellschaft brachte einmal ein Arzt die wunderbaren Thatsachen des Spiritismus zur Sprache, zwei anwesende Herren bestätigten aus eigener Erfahrung die Wunder dieser neuen Glaubenswelt und wiesen darauf hin, daß die Thatsachen ja auch schon von berühmten Gelehrten wie dem Professor Morgan, dem Elektriker Mr. Varley und Anderen als richtig anerkannt seien. Darüber entspann sich in der dialektischen Gesellschaft eine äußerst gereizte Debatte. Die Spiritisten bildeten nur eine winzige Minorität, aber die Gesellschaft konnte doch ihre Aufgabe vorurtheilsfreier Prüfung nicht kurzweg Halt machen lassen vor dieser neu aufgeschlossenen Geisterwelt. So ward denn beschlossen, den Verwaltungsrath zu ersuchen, ein Comité zur Prüfung der Thatsachen einzusetzen. Dies geschah, das Comité bestand aus 30 Gesellschaftsmitgliedern, Gelehrten des ärztlichen, richterlichen, kirchlichen Standes, auch Technikern und Ingenieuren und anderen Geschäftsleuten. Diese 30 Leute bildeten etwa den fünften Theil der ganzen Gesellschaft. Zur Erleichterung der Prüfung bildete dieses Comité Subcomités von sechs bis sieben Personen und diese Subcomités bildeten nach dem Princip der Arbeitstheilung weitere Specialsubcomités zu noch gründlicherer Untersuchung. Die wunderbaren Erscheinungen Homes bildeten ein hauptsächliches Object der Prüfung, aber auch darüber hinaus wurde öffentlich zu Mittheilungen über den Gegenstand aufgefordert und das Mitgetheilte thunlichst der Prüfung unterzogen. So forschten nun diese Comités vom 26. Januar 1869 an zwei Jahre lang und — aus der Majorität der Zweifler war eine entschiedene Majorität von Geistergläubigen geworden. Nach dem Berichte des Comités hatten sie 15 Zusammenkünfte gehabt, hatten von 33 Personen Zeugenaussagen und von 31 Personen geschriebene Berichte nach Hörensagen erhalten. Es war bei keinem Zeugniß Betrug oder Fälschung entdeckt worden. Als wohl bezeugte Thatsachen sollten folgende gelten:

1. Wunderbare Töne werden gehört, die von Tischen, Möbeln, Wänden ausgehen, ohne durch Stoß oder andere mechanische Bewegungsursachen erregt zu sein.
2. Es erfolgen seltsame Bewegungen schwerer Körper ohne mechanischen Anstoß.
3. Diese Bewegungen erfolgen oft zu einer Zeit und einer Weise, wie dies von Anwesenden gewünscht wird, so daß diese Bewegungen und die mit ihnen verbundenen Töne als Zeichenantworten auf bestimmte Fragen gelten können.
4. Diese Antworten und Mittheilungen haben meist den Charakter nichtssagender Gemeinplätze, treffen aber bisweilen auch Dinge, die nur einer Person bekannt sind.
5. Zur Herbeiführung dieser Erscheinungen scheinen besondere Umstände nöthig zu sein; die Gegenwart einiger Personen (sogenannter Medien) erweist sich als nothwendig, die Gegenwart anderer Personen erweist sich als schädlich.

Digitized by Google

6. Aber auch durch sorgfältige Beachtung dieser Umstände werden die Erscheinungen nicht gesichert.

Dies also war das, was nach dem Gesammtbericht des Dreißiger-Comités für nunmehr ausgemacht gelten soll. Die Ergebnisse der einzelnen Subcomités lauteten noch viel günstiger. Nach denselben wurden noch folgende Thatsachen bezeugt:

1. 13 Zeugen — hatten Menschen und andere Körper frei in der Luft schweben sehen.
2. 14 Zeugen — hatten Hände und menschenähnliche Gestalten erscheinen sehen und dieselben selbst berührt.
3. 5 Zeugen hatten sich von unsichtbaren Kräften an Stellen ihres Körpers berührt gefühlt, an denen sie berührt zu sein vorher gewünscht hatten.
4. 13 Zeugen — hatten von unsichtbaren Wesen auf unsichtbaren Instrumenten Musikstücke spielen hören.
5. 5 Zeugen — bestätigten, daß rothglühende Kohlen auf die Hände und Köpfe von Medien gelegt seien, ohne dieselben zu verbrennen.
6. 8 Zeugen — hatten detaillirte Nachrichten durch Klopfen, Schreiben erhalten.
7. 1 Zeuge — daneben auch falsche Nachrichten.
8. 3 Zeugen — erhielten Geisterzeichnungen in Bleistift und Farben.
9. 6 Zeugen — erhielten genaue Vorhersagungen.

Dieser Bericht ward dem Verwaltungsrath übergeben mit der Bitte, denselben zum Druck zu befördern. Der Verwaltungsrath dankte am 20. Juli 1870 dem Comité für seine große Mühwaltung, weigerte sich aber, unter der Autorität der Gesellschaft diesen Bericht drucken zu lassen. Das Comité gab nun den Bericht selbst heraus und ein deutscher Spiritist Dr. Wittig suchte denselben durch Uebersetzung auch in Deutschland zu verbreiten.

Bei den Untersuchungen selbst war der schon genannte Physiker William Crookes, Mitglied der Royal Society, mit betheiligt gewesen. Zur Unterstützung der Sache hat derselbe auch seine Beobachtungen selbstständig mitgetheilt in dem ebenfalls von Wittig 1872 übersetzten Buch: „Der Spiritismus und die Wissenschaft. Experimentelle Untersuchungen über die psychische Kraft."

Schon zuvor hatte sich Alfred Wallace in seinem 1866 veröffentlichten Buche: „Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen" für den Spiritismus erklärt. In demselben constatirt Wallace, daß ungeachtet der skeptischen Prüfung der Spiritismus beträchtlich zugenommen habe. Er fürchte, die Zweifler befänden sich in der Lage des Königs von Ava, der nicht an Eis habe glauben wollen, als man ihm davon erzählte. Oder sie seien wie Wilde, die zuerst von Luftballons, Telegraphen oder Photographien etwas hörten. Als Thomas Gray seiner Zeit die Ausführbarkeit von Eisenbahnen darzuthun suchte, habe die Edinburgh Review angedeutet, daß wohl die Zwangsjacke am besten für ihn passen würde. Und selbst ein Humphry Davy habe über den Gedanken gelacht, daß man London je mit Gas sollte erleuchten können. Er seinerseits wolle viel lieber diese wunderbaren Thatsachen des Spiritismus glauben, als glauben, daß so viele verständige Männer, welche die Wahrheit des Spiritismus erkannt haben wollten, Narren oder Tollhäusler seien. Auch habe der Glaube, daß die Kluft zwischen den Menschen und dem Allgeist durch eine Geisterwelt ausgefüllt sei, nichts Widersinniges. In diesem Glauben sucht Wallace die Lehre des Spiritismus wissenschaftlich zu rechtfertigen.

Noch im Winter des vorigen Jahres hat zu London ein großer Congreß britischer Spiritualisten stattgefunden, an welchem sich auch Anhänger aus Amerika und Rußland betheiligten. Es wurde auf demselben festgestellt, daß sich der Spiritismus höchst vortheilhaft medicinisch verwerthen lasse. Schon viele Heilungen seien durch die Rathschläge der Geister bewirkt worden durch Vermittelung passender Media, deren Vermehrung zum Heil der Menschheit deshalb dringend wünschenswerth sei. Ein kühner Arzt machte sogar den Vorschlag, zu diesem Zweck Krankenhäuser zu gründen, in welchen alle Kuren den Einwirkungen der Geister überlassen würden. Man könnte fast sagen, er habe vorgeschlagen, daselbst immer eine starke Batterie von Geisterkraft zum Behuf der Heilungen auf Lager zu halten. Ein anderer Spiritist dieses Congresses meinte, es werde zur bessern Erkennung der Krankheiten gut sein, darauf zu halten, daß die heilkräftigen Mediums immer zugleich hellseherisch seien. Wie dies zu bewirken, sagte er freilich nicht. An diesem Congreß hat auch der Hauptapostel des Spiritismus in Rußland, Alexander Aksákow, russischer Staatsrath, Theil genommen und ist dann von England mit zwei jugendlichen Medien, Knaben von 13 und 17 Jahren, bereichert nach Petersburg heimgekehrt, um eben diese Knaben zur Verfügung der wissenschaftlichen Prüfungscommission zu stellen, welche berufen war, die Wahrheit oder den Trug dieser Wunderwelt zu ergründen. Das Ergebniß ist durchaus negativ ausgefallen, außergewöhnliche, unerklärbare Thatsachen kamen nicht zum Vorschein. Die Spiritisten haben dies natürlich aus dem Unglauben und theilweise sogar aus der Jugend der Prüfenden zu erklären gesucht, so daß man wieder annehmen muß, es gehöre zum Prüfen dieser Wunder schon vornweg der Glaube an dieselben oder gar eine gewisse Altersschwäche.

In Rußland übrigens hat der Spiritismus außer in Nordamerika und England im Gegensatz zu dem ungläubigen Nihilismus seinen günstigsten Boden gefunden und scheint namentlich auch in höheren Kreisen gepflegt zu werden. Neben dem russischen Staatsrath Aksákow wird noch ein Generaladjutant Sr. Majestät des Czaren, Emil Fürst von Sayn-Wittgenstein als Anhänger des Spiritismus genannt. Der Staatsrath Aksákow gibt seit 1874 in deutscher Sprache eine monatliche Zeitschrift, „Psychische Studien" betitelt, heraus, welche „vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet ist". Diese Zeitschrift, die ich mir von ihrem Beginn an gehalten habe, um Alles zu erfahren, was die Geisterwelt Amerikas und Europas mitzutheilen weiß, gibt über den Stand des verbreiteten Spiritismus eine äußerst lehrreiche Auskunft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freiherrn von Wessenberg.*)

Nach und nach beginnt man auch in Deutschland die Familienpapiere zu schätzen und zu publiciren, wie dies in England schon seit lange der Fall ist. Früher dominirten die „Briefwechsel" der Dichter und Gelehrten bei uns; — die Briefe aus jener Zeit, wo das Porto noch sehr hoch war, und man also sehr lange Briefe schrieb, um die Kosten herauszuschlagen, — Briefe, die, wenngleich sie bemüht sind, die Form streng privater Herzensergießungen zu bewahren, doch hin und wieder eine so doctrinäre und lehrhafte Tonart annehmen, daß man den Verdacht nicht unterdrücken kann, der Briefsteller sei sich der demnächstigen Veröffentlichung bewußt gewesen und habe, wie man im Jargon der Rechtsanwälte sagt, „nach hinten plaidirt". Diese Redensart erwähne ich, weil sie einige Beachtung, ja vielleicht das literarische Bürgerrecht verdient. Sie hat folgende Entstehung: Wo das Gerichtsverfahren öffentlich ist, da fühlt zuweilen die Civilpartei das Bedürfniß, in ihrer Sache, deren Schwächen und Gefahren sie einsieht, den Verhandlungen, ohne dazu verpflichtet zu sein, selbst beizuwohnen. Der Anwalt, vielleicht ebenfalls beseelt von der Ueberzeugung, daß die Sache für seine Partei nicht wohl zu gewinnen ist, richtet seinen Vortrag, welcher eigentlich für die Richter bestimmt ist, so ein, daß er gewiß den Zweck nicht verfehlt, das Herz des anwesenden Clienten auf das Tiefste zu rühren; und der

*) Briefe von Johann Philipp Freiherrn von Wessenberg, aus den Jahren 1848—1858, an Isfordink-Kostnitz, östr. Legationsrath a. D. 2 Theile. Leipzig 1877, Brockhaus.

Digitized by Google

Erfolg ist dann ein nach allen Seiten befriedigender. Der Anwalt hat alle Ehre von der Behandlung der Sache; und wenn auch der Client seinen Proceß verliert, so ist er doch überzeugt, daß, wie Herr von Schmerling s. Z. in der Paulskirche in Frankfurt a. M. sagte, „Alles geschehen ist, was geschehen werden konnte". Der Richter ist zufrieden, weil er recht gesprochen; und der Gegner, weil er den Proceß gewonnen. Ende gut, Alles gut.

Aehnlich sind jene literarischen „Briefwechsel". Man hat zuweilen den Eindruck, daß der Briefsteller mehr an das Publicum denkt, welches hinter ihm, als an den Adressaten, welcher vor ihm steht, mit andern Worten, — daß auch er „nach hinten plaidirt hat".

Heute, in unseren schnelllebigen Tagen, — in der Zeit der Postkarten, der Rohrpost und der Telegramme (welche, beiläufig bemerkt, den Stil unrettbar verderben), gibt es nicht mehr so ausführliche Briefe. Allein damit ist uns schwerlich geholfen. Denn wir sind, wenigstens auf literarischem Gebiete, von der Veröffentlichung der Briefwechsel zu der der Papierschnitzel, Waschzettel, Einladungen und Gratulationen heruntergekommen. Der alte Schlosser in Heidelberg verbrannte kurz vor seinem Tode alle seine privaten Papiere, damit nicht „mit seinem literarischem Leichnam noch Krebsfang getrieben werde".

Es ist also schon im Hinblick auf die literarische Papierschnitzelpublication ein Glück, daß wir auch in der Veröffentlichung nachgelassener Papiere etwas mehr in das Gebiet der Politik gerathen sind und lieber Denkwürdigkeiten und Briefwechsel unserer Staatsmänner, wie z. B. unserer Hardenberge und Wessenberge, lesen, als jene alexandrinisch-scholiastisch aufgekräuselten Schnitzel, mittels deren irgend ein gelehrter Commentator befähigt wird, den Beweis anzutreten, „wo und was der große Goethe heute vor hundert Jahren zu Mittag gespeist hat".

Schon von diesem Standpunkte aus begrüßen wir die Veröffentlichung der Briefe des Freiherrn Philipp von Wessenberg mit Freuden. Wessenberg hat zu zwei sehr verschiedenen Zeiten eine Rolle auf der östreichischen politischen Schaubühne gespielt, einmal zur Zeit des Wiener Congresses und dann im Jahre Achtundvierzig. Zu jener Zeit hatte er einen hervorragenden Antheil an dem Zustandekommen der deutschen Bundesacte. Er rühmte sich namentlich der Urheber des Artikels „Dreizehn" zu sein, welcher sämmtlichen deutschen Bundesstaaten eine „ständische Verfassung" verhieß, — eine Verheißung, welche freilich sehr wenig Werth hatte; denn die beiden „Vormächte" glaubten sich dadurch nicht gebunden, und der an sich schon höchst problematische Constitutionalismus der Mittel- und Kleinstaaten litt unter der Betonung und Auslegung, welche nach Anleitung von Friedrich Gentz der Fürst Metternich dem Wort „ständisch" gab, nämlich so, daß hinter diesem höchst interpretationsfähigen Beiwort, das Hauptwort „Verfassung" vollständig verschwand.

Im Jahre 1848 wurde Philipp Wessenberg, welcher von 1831 an als „Mann des Umsturzes" mißliebig geworden und bei Seite geschoben war, aus seinem Schmollwinkel „draußen im Reich" wieder hervorgeholt. Denn was bei Kaiser Franz und Metternich mißliebig gewesen, das ward nun bei Kaiser Ferdinand und der „constitutionellen Aera" populär. Wessenberg übernahm 1848 den Vorsitz im Cabinet und das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, um dann im November dem demnächstigen System Schwarzenberg-Stadion-Bach Platz zu machen, und sich abermals in den Schmollwinkel zurückzuziehen. Meist aus diesem allerdings reizenden Schmollwinkel, nämlich aus Freiburg im Breisgau, das in idyllischer Schönheit an die Berge des Schwarzwaldes gelehnt doch in der Mitte zwischen Rom, Paris, London, Wien und Berlin liegt, das also so recht ein geeigneter Punkt ist, wo ein alter Staatsmann seine „würdevolle Muße", sein „otium cum dignitate", sagt Cicero, genießen mag, ohne sich darum den Welthändeln ganz zu entfremden, — aus dem Breisgau also sind diese vertraulichen Herzensergießungen, wenigstens zum größeren Theile, datirt; und gerichtet sind sie an einen damals noch jungen und folglich auch „hoffnungsvollen" Diplomaten, dem jetzigen Herausgeber der Briefe, Herrn von Isfordink, der im Sommer 1848 in Frankfurt a. M., wo er sich noch als Legationssecretär bei der, bereits etwas opokryph gewordenen, k. k. Präsidial-Bundestags-Gesandtschaft aufhielt, von Philipp Wessenberg, als derselbe aus seinem Freiburger Asyl (oder Exil?) über Frankfurt nach Wien reiste, um dort das Kreuz der auswärtigen Angelegenheiten auf seine, nicht mehr sehr jugendlichen Schultern zu laden, entdeckt und mit nach Wien genommen wurde, um dort, so lange Wessenbergs Ministerium dauerte, als Präsidialsecretär und Legationsrath zu fungiren. Fürst Schwarzenberg schickte dann Herrn Isfordink wieder nach Frankfurt a. M. zurück, und zwar, ich gebe das wörtlich, weil es etwas seltsam klingt, „mit Zutheilung an den östreichischen Bevollmächtigten, Herrn von Schmerling, bei dem damaligen Erzherzog Reichsverweser".

Herr Anton von Schmerling war 1849 zu gleicher Zeit deutsches Parlamentsmitglied in Frankfurt, östreichisches Parlamentsmitglied für Wien, Kremsier (Olmütz) und dergl., Bevollmächtigter Oestreichs bei der provisorischen Centralgewalt des angeblich noch in der Entstehung begriffenen, in Wirklichkeit aber schon als unrettbar aufgegebenen „Deutschen Reichs", geheimer Contreminister des Reichsverwesers Johann gegen dessen öffentlichen Ministerpräsidenten Heinrich von Gagern, und endlich östreichischer Ministercandidat, — eine Vielseitigkeit, die selbst einem Wessenberg etwas bedenklich erschien. „Das ist ja wahre Simonie!" seufzte er (Briefe I, 12).

Herr von Isfordink ging später, während des ferneren Verlaufs seiner diplomatischen Laufbahn, nach dem Haag, nach Berlin und dann wieder nach Wien, — endlich nach Madrid. Wenn ihm seine Geschäfte dies erlaubten, suchte er von Zeit zu Zeit Herrn von Wessenberg in dessen Breisgauer „Tusculum" auf. Im Uebrigen stand er mit ihm in einem ununterbrochenen Briefwechsel, dessen offene Vertraulichkeit und stets gleichbleibende freundliche Gesinnung beiden Correspondenten gleich sehr zur Ehre gereicht.

Allerdings gibt uns das oben genannte Buch von diesem Briefwechsel nur die eine Seite, nämlich nur die Briefe des Freiherrn Philipp von Wessenberg. Die Schreiben Isfordinks an Wessenberg werden nicht mitgetheilt. Ist es ungerechtfertigte Bescheidenheit oder ein Uebermaß persönlicher Rücksicht, weshalb man sie unterdrückt hat, — wir wissen es nicht, und das Buch versagt uns darüber die Auskunft.

* * *

Die Freiherrn von Wessenberg sind ein altes alemannisches und katholisches Adelsgeschlecht. Sie stammen ursprünglich aus der Schweiz, und ich vermuthe, daß sie ihren Namen von der Frickthal'schen Ruine Wessenberg, in dem Schweizer Canton Aarau, führen. Später finden wir sie in den vorderöstreichischen Landen, namentlich in dem Freiburger Breisgau, wohin sie schon mit Kaiser Rudolf von Habsburg übergesiedelt sein wollen. Später erwarben sie Güter in Böhmen. Der Großvater des östreichischen Ministers, Johann Philipp von Wessenberg, und des Konstanzer Bisthumsverwesers Ignaz Heinrich von Wessenberg, hauste in Feldkirch im Breisgau. Wir finden im vorigen Jahrhundert den reichsritterschaftlichen Adel Süddeutschlands überall, theils an den territorialfürstlichen Höfen, theils im Dienste der Kirche, auf den Bischofssitzen und in den Capiteln. Der Vater der Wessenberge, Freiherr Philipp von Wessenberg, war nach Dresden „zu Hofe dienen gegangen"; er war Conferenzminister, Oberstthofmeister und Erzieher des sächsischen Kurprinzen und Thronfolgers Friedrich August; verheirathet war er mit einer Gräfin Thurn zu Valsasina. Aus dieser Ehe stammten drei Söhne. Der jüngste kehrte nach Vollendung seiner theologisch-juristischen Studien nach Dresden zurück, wo er in die Fußtapfen seines Vaters trat und Gouverneur der königlichen Prinzen, der Söhne Friedrich Augusts, wurde. Der älteste, Johann Philipp, geboren am 28. November 1773, gestorben in Frei-

Digitized by Google

burg im Breisgau am 1. August 1858, ist der östreichische Minister, dessen Briefe uns hier vorliegen; und der zweite, Ignaz Heinrich, geboren am 4. November 1774, gestorben am 9. August 1860, ist der berühmte antirömische Konstanzer Bisthumsverweser, den man nicht mit Unrecht als den Nachfolger des Justinus Febronius bezeichnet.

Der Wiener Wessenberg sowohl, als sein jüngerer Bruder, der Konstanzer, sind beide nicht in Dresden bei ihrem Vater, sondern in Feldkirch bei Freiburg bei ihrem Großvater aufgewachsen. Dann studirten sie an der von Exjesuiten geleiteten Sanct Salvatorschule in Augsburg. Von hier ging Philipp nach Wien, um alsbald k. k. Hofrath zu werden, und Heinrich nach der kleinen Universität Dillingen, und später in bischöfliche Dienste, um im Jahre 1800 bei Dalberg, welcher damals Bischof in Konstanz geworden, das Generalvicariat der Diöcese Konstanz anzunehmen. Diese Diöcese Konstanz erstreckte sich damals noch über östreichisches und schweizerisches Gebiet. Heinrich Wessenberg nahm bei dem Antritte seines neuen und wichtigen Amtes sofort diejenige Stellung, welche er sein ganzes Leben hindurch beibehalten hat. Es war die der deutschen Kirchenfürsten des vorigen Jahrhunderts, welches Säculum charakterisirt wird durch die Unterdrückung des Jesuitenordens, die gallicanischen Freiheiten, die auf Justinus Febronius (Weihbischof von Hontheim) beruhenden Emser Punctationen und den Josephinismus in Oestreich. Schon vorher hatte Heinrich Wessenberg mit Eifer gegen die Säcularisationen gekämpft, er wollte die reichsfürstliche Stellung der deutschen Erzdiöcesen und Bisthümer aufrecht erhalten wissen, weil er fürchtete, die Bischöfe möchten sonst dem päpstlichen Absolutismus zum Opfer fallen; und als er selber an die Spitze des Konstanzer Bisthums gelangte, ging er mit Feuereifer daran, nach Art eines selbstständigen Priesterfürsten seine Diöcese zu ordnen und zu regieren, ohne viel nach dem päpstlichen Nuntius in Luzern zu fragen. Er folgte den Spuren eines Bossuet, Fénélon, Fleury nnd anderer Gallicaner und stritt namentlich für die Nothwendigkeit einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung der Priester, während man von anderer Seite bemüht war, dieselben zu „Messe-Lesemaschinen" herunter zu drücken. In einem Lehrgedicht „Fénélon" hat er ergreifend den Kampf geschildert, „den der wahre Geist des Christenthums immer noch mit der pharisäischen und sadducäischen Gesinnung zu bestehen hat". Im Jahre 1814 ging Heinrich Wessenberg nach dem Wiener Congresse, um dort „für Einleitung einer zweckmäßigen Herstellung und nationalen Einrichtung der katholischen Kirche in dem wieder befreiten Deutschland Mittel und Wege ausfindig zu machen". In den Eingaben an den Congreß, welche er mit seinem Wiener Bruder Philipp und mit dem Erzbischof Spiegel von Köln berathen hatte, verlangte er, daß die Verfassung der katholischen Kirche in Deutschland auf der ursprünglichen Grundlage, mit Diöcesan-, Provinzial- und Nationalsynoden und einem Primas an ihrer Spitze wieder aufgerichtet, und daß die von Rom usurpirten Rechte dem Primas, den Erzbischöfen, den Bischöfen und den Synoden zurückgegeben würden. Alles das ist näher ausgeführt in seiner Denkschrift „Die deutsche Kirche", welche im April 1815 erschien. Vor Allem kämpfte Heinrich Wessenberg gegen den Abschluß von Concordaten mit Rom seitens der Einzelstaaten. Wenn überhaupt man den Boden des Concordats betreten wolle, müsse es ein Reichsconcordat für ganz Deutschland sein, abzuschließen von dem Congresse oder dem Bundestag.

Von all diesen Plänen Wessenbergs hat sich nichts verwirklicht. Die meisten Regierungen behandelten diesen Gegenstand mit großer Gleichgültigkeit, in dem Reichs-Concordat erblickten sie einen Angriff auf ihre „Souveränetät", dieses Danaergeschenk der Fremdherrschaft und des Rheinbunds. Sie beeilten sich Sonder-Concordate zu schließen und erhielten schon nach zwanzig Jahren die Belohnung dafür in Gestalt des „oberrheinischen Kirchenconflictes".

Man hielt damals Heinrich von Wessenberg nur für einen gutmüthigen und sonderbaren Schwärmer. Seine Vorschläge gingen klanglos zum Orcus hinab. Wer weiß, ob sie nicht einmal mit verstärkter Gewalt zurückkehren. Gewiß aber verdient der Mann, sein Leben und Wirken und seine zahlreichen Schriften gerade heut zu Tage eine größere Berücksichtigung als ihnen zu Theil wird. Wer sich näher über ihn informiren will, findet eine neue und gute Darstellung von J. Friedrich in den „Badischen Biographien" des Dr. Friedrich von Weech, II. Theil, S. 452—485 (1876).

Wenden wir uns von dem Konstanzer Wessenberg zu dem Wiener, d. i. zu seinem älteren Bruder Philipp, so dürfen wir dessen politische Laufbahn in Wien als bekannt voraussetzen und fügen nur noch einige Worte bei zur Charakteristik seiner Person und seiner nachgelassenen Briefe.

Auch er ist in seiner ganzen Haltung und Auffassung, gleich seinem Bruder Heinrich, im Wesentlichen ein Mann des achtzehnten Jahrhunderts, obgleich auch seine Wirksamkeit in das neunzehnte fällt.

Ich verbinde mit dieser Bezeichnung durchaus nicht den Begriff eines Tadels. Vor etwa vierzig Jahren, in unserer romantischen Zeit, war es in Deutschland Mode, von dem achtzehnten Jahrhundert in einem verächtlichen Tone zu reden, von „flachem Rationalism", „seichtem Aufklärich" u. dgl. zu sprechen ꝛc. Wenn ich nicht irre, hat sogar Niebuhr, der freilich in Rom auch nichts Gutes ausrichtete, in dieser Tonart von Heinrich Wessenberg gesprochen.

Heute wissen wir die Verdienste des achtzehnten Jahrhunderts besser zu schätzen. Was man früher auf Rechnung der sogen. „großen Revolution" von 1789 ꝛc. setzte, (Professor Adolf Schmidt in Jena hat uns neue Aufschlüsse und Belehrung über den, theils in mythisch-legendarer, theils in geradezu verlogener Weise aufgeputzten Charakter dieser Zeit gegeben), das setzen wir auf Rechnung der vorausgegangenen dichterischen, wissenschaftlichen und reformatorischen Leistungen jenes Jahrhunderts. Wir lassen uns einen Hume, einen Adam Smith, einen Voltaire und einen Leibniz nicht mehr schlecht machen.

Freilich vermögen die beiden Wessenberg nicht zur Größe jener Denker hinanzureichen. Sie sind eben so wohlwollende, als, das kann man nicht verhehlen, etwas dilettantische und eklektische Naturen, welchen für kritische Zeiten die rücksichtslose Energie, die schroffe Einseitigkeit und der harte und feste Griff fehlten, ohne die man nichts ausrichtet. Denn dazu muß man, wie der Franzose sagt, ein wenig „den Teufel im Leibe haben". Die Wessenbergs sind aufgeklärte, humane und edeldenkende Männer, die viel gesehen, viel gelernt und sich daraus eine große und klare Weltanschauung gebildet haben, aber dabei doch nie vergessen können, daß sie zu jenem katholischen Adel Süddeutschlands gehören, der zur Kirche und zu Hofe dienen geht und seinen engen Zusammenhang mit Altöstreich nicht verleugnen kann, das damals in der Regel das Strebeziel dieser wackeren alemannischen Ritter bildete.

Johann Philipp Wessenberg war von 1831 bis 1848 zu Wien in Ungnade und hielt sich fast diese ganze Zeit über in Deutschland auf. Aber er ist trotzdem und trotz seiner deutschen Herkunft stets Oestreicher vom Wirbel bis zur Zehe geblieben, und ebenso ist er es auch in diesen Briefen, welche aus der Zeit seiner zweiten Verabschiedung und Ungnade herrühren.

Fragen wir uns: Warum schrieb er denn diese ganze Reihe zahlloser Briefe an seinen jungen Freund, Vertrauten und Schüler? so kommen wir nach richtiger Erwägung aller Umstände zu dem Ergebniß: Er fühlte das Bedürfniß, sein Herz auszuschütten, seine Vergangenheit zu rechtfertigen und seine Nachfolger zu kritisiren. Diese Briefe folgen seinen Nachfolgern, den östreichischen Ministern, in derselben Weise wie in der griechischen Tragödie der Chor der Handlung folgt. Ich sage „der Handlung" und nicht „den Helden"; denn ich würde mich durch den Gebrauch des letzteren Wortes in einen unheilbaren Widerspruch mit Wessenbergs Auffassung setzen, der mit dem damaligen Gang der Politik, namentlich Ungarn gegenüber, durchaus nicht einverstanden ist.

Wessenberg, aufgefordert, seine Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen, lehnt dies ab mit den Worten: „J'aime trop ma patrie

Digitized by Google

pour en écrire l'histoire" (I, 84). Vielleicht aber war die Liebe zu Oestreich und die Furcht dessen Blößen zu enthüllen nicht der einzige Grund, der ihn abhielt, Memoiren zu schreiben. Er ist überhaupt nicht im Stande, so scheint es, einen langen epischen Faden zu spinnen und begnügt sich deshalb mit kurzen lyrischen, elegischen und didactischen Improvisationen, mit welchen er die Zeitgeschichte begleitet, und welche der Adressat hier in zwei stattlichen Bänden gesammelt und veröffentlicht hat.

Wer von dem Buche „Enthüllungen" erwartet, der täuscht sich. Wessenberg ist kein Lamarmora. Er schreibt nicht aus Rancüne und weiß mit vollkommener Loyalität die Pflichten der Discretion zu wahren, welche ihm seine frühere amtliche Stellung auferlegt. Fühlt er einmal das unabweisbare Bedürfniß, etwas Bitteres zu sagen, so vertauscht er das Deutsch mit Französisch, — wie denn überhaupt seine große Vorliebe für veraltete französische Redensarten und gewisse Wendungen eines scholastischen Mönchs- oder Küchenlatein uns stets in Erinnerung rufen, daß er dem vorigen Jahrhundert angehört.

Von Oestreich aus schickt man ihm zuweilen Abschriften von Noten und sonstigen Actenstücken, welche ohnedies mehr oder weniger juris publici sind oder werden. Aber in die eigentlichen Geheimnisse des Cabinets ist er nicht mehr eingeweiht. Er beschwert sich öfters darüber. „Meine Freunde in Wien", sagt er, „wissen entweder selbst nichts oder sie fürchten sich, mir etwas zu schreiben."

Die einzige hochgestellte Person, mit welcher Wessenberg noch in Verbindung steht, ist Erzherzog Johann, der „Reichsverweser", welchen Wessenberg in Folge von Einladungen öfters in Frankfurt am Main besucht und beräth. Am 10. Mai 1849 schreibt ihm (Wessenberg) Frau von Brandhof (die „Reichsverweserin") sehr dringend „er möchte doch ja bald nach Frankfurt kommen". Wessenberg macht sich auch bereit, aber die badische Militärrevolte tritt ihm dazwischen (I, 37).

Durch den Reichsverweser erfahren wir aber auch nicht viel Neues. Er ist in den Gang der östreichischen Politik ebenfalls nicht vollständig eingeweiht. Er erschöpft sich in Lamentationen, daß er von Preußen schon lange und von Oestreich seit Kurzem gänzlich im Stich gelassen sei. Eines Tages hatte Ministerconseil stattgefunden. Der Reichsverweser hatte sich während derselben schweigsam verhalten. Endlich fragte ihn der Ministerpräsident von Gagern nach seiner Meinung. „A Moinung?", lautete die reichsverweserliche Antwort, „joa, i hob joa goar koane Moinung!" (Siehe G. Freitags „Mathy"). Der gute Erzherzog konnte kaum begreifen, zu welchem Zwecke eigentlich er sich noch in Frankfurt befinde. Seinem Freunde Wessenberg sprach er öfter die Absicht aus, ohne Weiteres zu gehen. Allein er erhielt jedes Mal von Wien Contreordre; vielleicht dachte man, man wisse nicht im Voraus, wie man ihn nicht noch einmal als Karte ausspielen könne, wenn auch nicht für das deutsche Reich und dessen Verfassung, dann doch etwa gegen Preußen. So blieb er denn in Frankfurt, ähnlich jenem „aus Vergeßlichkeit stehen gelassenen Regenschirme".

Im Uebrigen sei auf den reichen Inhalt des Buches selber verwiesen.

Das Haus Derer von Wessenberg-Feldkirch, auch Wessenberg-Ampringen genannt, ist 1864 mit einem Enkel des Freiherrn Johann Philipp ausgestorben. Sie ruhen nun Alle in der Familiengruft des hübschen Landsitzes Feldkirch bei Freiburg im Breisgau. Die Breisgauer und die böhmischen Güter des Hauses sind auf den Grafen Philipp Boos-Waldeck übergegangen, dessen Mutter eine Tochter des Freiherrn Philipp von Wessenberg war.

Karl Braun-Wiesbaden.

Ueber die künstlerische Form von öffentlichen Denkmälern.

Große Männer durch Errichtung von Denkmälern zu ehren ist ein Bedürfniß, das von jeher in den Culturvölkern lebendig gewesen ist. Aus der Blüthezeit der griechischen Plastik haben sich eine Reihe von Porträtstatuen, besonders aber, in weit überwiegender Zahl, von Porträtbüsten erhalten, die eine Galerie der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Dichter u. s. w. darstellen. In der römischen Kaiserzeit wurde die Errichtung von Statuen wesentlich durch den autokratischen, auf Selbstverherrlichung gerichteten Willen der Kaiser beeinflußt. Daneben aber suchten die Kaiser das Andenken an ihre Thaten durch architektonische Denkmäler zu verewigen, theils durch kolossale Bauten selbst, theils durch Triumphbögen und kolossale, mit Reliefs geschmückte Säulen. — Im Mittelalter nahmen, dem religiösen Sinne der Zeit gemäß, die Denkmäler meist die Form von Grabdenkmälern an, auf denen die Figuren, zum Theil in liegender Stellung auf Sarkophagen, zum Theil in aufrechter als Nischenfiguren über dem Grabe an den Kirchenwänden angebracht wurden.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, besonders aber vom 18. Jahrhundert ab, erscheint die Neigung zur Aufstellung von Denkmälern, allerdings meist veranlaßt von Fürsten und zur monumentalen Verherrlichung derselben, in stetem Zunehmen begriffen, bis in der neuern Zeit, seit der Hebung des Selbstbewußtseins im Volke, die Errichtung von Denkmälern aufhörte, eine Prärogative der Fürsten zu sein, und auch aus der Mitte der Nationen selbst der Anstoß zur Errichtung von Denkmälern für ihre großen Männer gegeben wurde. Aber erst in neuester Zeit hat diese Neigung einen etwas acuten Charakter angenommen. Ueberall bildeten sich Comités, es wurden Sammlungen veranstaltet, Programme entworfen, Concurrenzen ausgeschrieben, Preise vertheilt: kurz, die Denkmalerrichtung drohte zu einer Modesache zu werden. Kein Jahr vergeht, daß nicht aus irgend einem Winkel Deutschlands der Aufruf zur Gründung eines Denkmals erschallt, so daß zu fürchten steht, es werde in Zukunft kaum noch als eine besondere Ehre gelten können, durch ein Denkmal verewigt zu werden.

Dabei ist es nun in der That auffallend, daß trotz des Eifers, welchen die Denkmalscomités zeigen, und trotz des lebhaften Interesses, das aus nahe liegenden Gründen die Künstler für die Errichtung von Denkmälern bethätigen, es doch noch Niemand bis jetzt eingefallen ist, die Frage nach der geeignetsten Form derselben aufzuwerfen und sich darüber Rechenschaft zu geben, ob sich nicht ein Princip aufstellen lasse, wonach in jedem gegebenen Falle eine bestimmte Form, z. B. Statue oder Büste, die correcteste sei; und wenn auch vereinzelte Stimmen der ästhetischen Kritik dann und wann (z. B. bei Gelegenheit der großen Concurrenzausstellung der Modelle zum Goethedenkmal für Berlin, vom Schreiber dieses) auf die Nothwendigkeit einer Entscheidung über diese Frage hingewiesen haben, so herrscht doch noch immer in diesem Gebiet ein solcher Mangel an Klarheit und tieferem Verständniß des inneren Zusammenhangs zwischen Stoff und Form eines Kunstwerks, daß solche vereinzelte Stimmen nothwendiger Weise wirkungslos verhallen mußten. Es dürfte also der Versuch nicht überflüssig erscheinen, die Entscheidung über die geeignetste Form von Denkmälern auf ein einfaches ästhetisches Princip zu begründen.

Wer jemals einen näheren Einblick in die Art und Weise zu thun in der Lage war, in welcher heutzutage die meisten Kunstwerke — es ist hier zunächst nur von denen der bildenden Künste die Rede — zu entstehen pflegen, dem wird es nicht entgangen sein, wie dabei vielfach einerseits ganz zufällige Umstände, andererseits, wo es sich um gegebene Motive, wie bei Denkmälern, handelt, eine haltlose Willkür in der Entwerfung der Skizze die Hauptrolle spielen. Statt aus dem ideellen Inhalt des Motivs den allgemeinen Plan für die Grundform und die Gesetze für die formalen Details zu schöpfen, wird in den meisten Fällen nach ganz äußerlichen, mit der Kunstform in gar keinem Zusammenhange stehenden Rücksichten verfahren — z. B.

Digitized by Google

wenn ein Comité lediglich auf die Thatsache hin, daß nicht genug Gelder eingegangen sind, statt eine Concurrenz für eine Statue auszuschreiben, sich mit einer solchen für eine Büste „begnügt", oder umgekehrt, wo, wie in vielen Fällen, eine Statue ganz ungeeignet wäre, dennoch eine solche projectirt wird, „weil die gesammelte Summe dazu hinreicht"; als ob, ästhetisch genommen, eine Büste an sich einen geringeren Kunstwerth als Denkmalsform besäße als eine Statue, und als ob nicht vielmehr die Frage, ob Statue ob Büste, danach zu entscheiden wäre, welche Form für den gegebenen Fall, nämlich nach Maßgabe der darzustellenden Persönlichkeit, die geeignetste ist.

Aber auch die Künstler befinden sich hierüber größtentheils in einer auffallenden Unklarheit, oder vielmehr sie legen ihrerseits auf solche innerlich-bedeutsamen Fragen zu wenig Werth, um sie überhaupt in nähere Erwägung zu ziehen. Es ist ja männiglich bekannt — und unsere geistreiche Tageskritik, die den Grundsatz vertheidigt, daß es bei einem Kunstwerk auf den Gegenstand wenig oder gar nicht ankomme, sondern allein auf das „Wie", auf das geniale Machwerk, hat das Ihrige dazu beigetragen, dies Unwesen zu befördern —, daß den meisten Künstlern der ideelle Inhalt des Motivs immer erst in zweiter oder dritter Linie steht, während das erste und wichtigste Moment für sie der äußerliche Eindruck, die ganz abstracte Harmonie und Wirkungskraft der Linien und Formen, die feintönige Pracht des Colorits u. s. w. ist, unbekümmert darum, ob diese Wirkungsmittel als Ausfluß und Ausdruck eines ideellen Gehalts, einer „künstlerischen Seele" erscheinen, also in nothwendiger Beziehung zum geistigen Inhalt des Motivs stehen oder nicht. Daß die künstlerische Thätigkeit dadurch aus einer wahrhaft compositionellen zu einer, nach dieser Seite hin, blos combinatorischen herabgesetzt und das geistvolle Kunstwerk zu einem mehr oder weniger geistreichen Kunststück degradirt werde, kümmert sie wenig, wenn nur die Wirkung, nämlich die stets durch blendenden Schein mehr als durch inneren Gehalt hervorgerufene Bewunderung des „gebildeten" Publicums, damit erreicht wird. So ist die verständige Reflexion, verbunden etwa mit einem nur auf äußerliche Schönheit gerichteten Taktgefühl, statt der schöpferischen Phantasie, die Quelle, aus der unsere meisten heutigen Kunstwerke entspringen. Dazu kommen noch mancherlei andere, ebensowenig künstlerische Rücksichten, wie das Streben, etwas Neues, Ungewöhnliches, vom Hergebrachten Abweichendes zu schaffen, und auf diese Weise wird das sogenannte „geniale Machwerk", d. h. die Virtuosität in der Producirung äußerlicher Effecte, über die innere Wahrheit und die anspruchslose, aber inhaltsvolle Schönheit gestellt.

Weit davon entfernt, das Machwerk in der künstlerischen Production als etwas Unwichtiges zu betrachten, erkennen wir darin vielmehr ein sehr wesentliches und nothwendiges Moment: es ist der organisch gegliederte Körper, durch den die Seele sich ihrer reichen Thätigkeit bemächtigt und sich darin realisirt. Aber es muß in diesem Körper eben eine Seele existiren, sonst führt der Körper nur ein Scheinleben. In der Plastik hat das Lineament, der edle Rhythmus in der Bewegung der Formen, in der Malerei das harmonische Colorit in seinen wirkungsvollen Ton- und Stimmungsgegensätzen unzweifelhaft ihre große Bedeutung; aber diese Bedeutung darf keine abstracte sein, sie muß als Ausdruck einer künstlerischen Idee selbst zur Erscheinung und zur Wirkung kommen. In der alten Streitfrage, welche Forderung an ein Kunstwerk die berechtigtere sei, nämlich die, daß es eine Idee darstelle, oder aber die, daß es durch die reine Schönheitsform die Anschauung befriedige, wird zwar die Zusammengehörigkeit beider Momente vorausgesetzt; aber die Frage ist, auf welchem Moment der Hauptaccent ruhe, welches von beiden als die charakteristische Eigenschaft des Kunstwerkes als eines solchen zu betrachten sei. Im Großen und Ganzen neigen sich die Aesthetiker mehr der ersteren, die Künstler — mit alleiniger Ausnahme der extremen Spiritualisten — der zweiten Ansicht zu. Es liegt nun nahe zu sagen, daß beide Ansichten einseitig und schon darum falsch seien; das Wahre sei vielmehr, daß eine völlige Gleichberechtigung, eine absolute Durchdringung beider Momente den Charakter des Kunstwerkes als eines solchen ausmachen. Diese Betrachtungsweise, so anmuthend sie auf den ersten Blick scheint, ist gleichwohl nicht zureichend zur Bestimmung des concreten Begriffs des Kunstwerkes. Zwar, wenn man so im Allgemeinen von Kunst spricht, so kann man ja zugeben, daß ihr Wesen — im Unterschiede von der Wissenschaft — eben darin liegt, daß sie nicht blos Gedanke schlechthin, sondern in Fleisch und Blut verwandelter, für die Anschauung sinnlich realisirter Gedanke, und darum diese sinnliche Veranschaulichung unumgängliche Bedingung für den Charakter eines Kunstwerkes als eines solchen sei. Damit wäre nun allerdings die völlige Gleichberechtigung beider Seiten, nämlich der Idee und der Gestaltung, ausgesprochen; und dies ist auch für die Kunst als Gesammtgebiet völlig zureichend. Eine andere Stellung aber nimmt die Frage ein, wenn nicht von Kunst überhaupt, sondern von einer bestimmten Kunst, z. B., um sogleich den weitklaffendsten Gegensatz anzuführen, von Architektur und Poesie die Rede ist. Hierbei ist offenbar, wenn von der Stellung der Idee zur Gestaltung gesprochen wird, das graduelle Verhältniß, welches das Gewicht der Idee zu dem des Darstellungsmaterials einnimmt, der wesentlichste Punkt. Denn wenn in der Poesie der ideelle Gehalt von unverhältnißmäßig größerem Gewicht ist als das Darstellungsmaterial, das leichte und flüchtige, fast selbst immaterielle Wort, so findet in der Architektur das umgekehrte Verhältniß statt. Hier handelt es sich zunächst — was die Idee betrifft — um einen praktischen, künstlerisch zu gestaltenden Zweck, nämlich um ein Bauwerk, sei es Kirche oder Haus, Eisenbahnhalle oder Palast. Und welche materiellen Massen, welche Aufwendung von mechanischer Arbeitskraft, welche Raumverschwendung ist nöthig, um so einfache Ideen zu verwirklichen! Man vergleiche beispielsweise ein Shakespeare'sches Drama oder den Goethe'schen Faust, hinsichtlich des Ideengewichts einerseits und der Schwere und Massigkeit des Darstellungsmaterials andererseits, mit irgend einem Bauwerk, und man wird weiter keines Beweises bedürfen.

Näher zu einander liegen — schon weil beide derselben Entwicklungsreihe, nämlich der der bildenden Künste angehören — Plastik und Malerei, deren Stellung zu einander in naher Beziehung zu unserm Thema steht. Die Bestimmung des Verhältnisses dieser beiden Künste zu einander hat seine besonderen Schwierigkeiten. Es kann zwar keinem Zweifel unterliegen, daß in der Plastik einerseits die Schwere des Materials (Stein, Metall u. s. w.) gegen das der Malerei (Farbenstoffe, Leinwand) gehalten, bedeutend überwiegt, andrerseits der Ideenkreis, über welchen die Malerei gebietet, sowohl an Tiefe wie an Umfang ein unendlich reicherer ist als der der Schwesterkunst; woraus hervorzugehen scheint, daß die Malerei ihrem Wesen nach von ideellerer Bedeutung ist als jene. Von ideellerer allerdings, aber — wohlgemerkt — nicht von idealerer; und dieser wichtige Unterschied wird häufig um so leichter außer Acht gelassen, als die Plastik ja doch körperlich reale Gestalten darstelle, während sich die Malerei nur mit dem künstlerischen Schein derselben auf der Fläche begnüge. Dieser Unterschied läuft aber, abgesehen von dem stereoskopischen Sehen, doch nur darauf hinaus, daß das Gemälde nur eine einzige Ansicht darbietet, während das Bildwerk deren, bei Veränderung des Standpunktes, eine unendliche Zahl gewährt. Dagegen überwiegt die Malerei durch die concrete Wahrheit des Colorits die sich auf die reine Form beschränkende Plastik bedeutend an Kraft realistischer Anschaulichkeit, und sie ist deshalb in ungleich ausgedehnterem Maße befähigt und berufen, concrete Ideen, nämlich das gesammte, unendlich reiche Gebiet sowohl der Natur- wie der geistigen Welt, in deren realen Erscheinungsformen zur Darstellung zu bringen, während umgekehrt die Plastik eine solche größere Befähigung nach der entgegengesetzten, nämlich idealen oder, wenn man im Gegensatz zu der concreten Anschaulichkeit des Gemäldes es so nennen will, abstracten Richtung hin besitzt. Um nicht den Leser durch die umständlichere Begründung dieses Satzes zu ermüden, mag beispielsweise nur auf die Thatsache hingewiesen werden, daß das Frucht- und Blumenstück, das Stillleben, die Landschaft, ja selbst die niederen Gattungen des Genres ihres wesentlich

Digitized by Google

realistischen Charakters halber wohl der Malerei, nicht aber der Plastik zugänglich sind, während umgekehrt nach der idealistischen Richtung hin Motivkreise — z. B. die Allegorie — existiren, welche gerade den Hauptinhalt der plastischen Darstellung ausmachen, während sie der Malerei versagt sind oder doch versagt sein sollten. Denn daß dergleichen gemalt wird, ja, besonders zu Zeiten des Verfalls der Kunst, vorzugsweise gemalt wurde, kann als kein Beweis gegen die Wahrheit des Satzes geltend gemacht werden.

Wenn aber diese Wahrheit zugegeben werden muß, so folgt daraus von selbst, daß für ein und dasselbe Motiv es keineswegs, hinsichtlich der Auffassung, gleichgültig ist, ob dasselbe durch die Plastik oder durch die Malerei dargestellt werde. Ein schlagendes Beispiel davon — und dies führt uns nun unserm Thema näher — bietet die Porträtdarstellung, die für die Entscheidung über die Frage nach der geeignetsten Denkmalsform von wesentlicher Bedeutung ist. Hier tritt, gerade weil es sich um dasselbe Motivgebiet handelt, die Differenz zwischen plastischer und malerischer Behandlungsweise mit besonderer Schärfe hervor; so daß eine allzu realistische Auffassnng als Fehler mehr auf der Seite der Plastik, eine allzu idealistische mehr auf der der Malerei in's Gewicht fällt. Und dies ist durchaus naturgemäß; denn wenn man erwägt, was die Plastik durch die Verzichtleistung auf das natürliche Incarnat nicht nur an individuellen Ausdrucksmitteln, sondern auch an realer Erscheinungslebendigkeit, gegenüber der Malerei, einbüßt, so dürfte es unschwer zu begreifen sein, weshalb sie um so mehr ihre ganze Darstellungskraft nach der entgegengesetzten Seite hin zu concentriren suchen und durch die charakteristische Ausprägung der das Innere in idealerer Weise zur Erscheinung bringenden Form zu wirken suchen muß. Wenn es ihr versagt ist, die flüchtigen Ausdrucksweisen, welche aus der Stimmung des Moments hervorgehen, das Erröthen, Erblassen, den Glanz der Augen u. s. w. zu fixiren, so bleibt ihr dafür in der Ausprägung der charakteristischen Form die Darlegung des allgemeinen, d. h. idealen Inhalts des Charakters in um so höherem Grade eigenthümlich.

(Schluß folgt.)

Max Schasler.

Aus der Hauptstadt.

Gajus Gracchus, der Volkstribun.

Trauerspiel in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Unser Hoftheater hat sich das wirksame und poetische Trauerspiel Adolf Wilbrandts „Gajus Gracchus" leider entgehen lassen; und für ein bühnentüchtiges literarisches Stück wäre im Repertoire unserer ersten Bühne gerade in diesem Jahre doch so hübsch Platz gewesen! Die ewigen Königsdramen allein thun's ja nicht, und Speculationsstücke mit fremdem Capital für eigene Rechnung thun's auch nicht. Man sagt, daß die Tendenz des Wilbrandt'schen Stückes demselben die Bretter des Hoftheaters verschlossen habe; das Gerücht ist aber gewiß nicht begründet. Wilbrandt hat sich von aller Tendenzmacherei so fern wie möglich gehalten; er hat Gajus Gracchus in den Mittelpunkt der Handlung gestellt, nicht weil dieser sich allenfalls auch zum Helden eines socialdemokratischen Tendenzdramas eignen könnte, sondern weil dieser wundervolle Römer ihn dichterisch gereizt hat. Dem Dichter wäre es schließlich ganz gleichgültig gewesen, ob Gracchus auf Seiten der Plebs oder auf Seiten des Senats gestanden hätte. Das Heldenhafte, menschlich Große, das Dichterische, das über den Zinnen der Partei steht, nicht die Partei hat die Anregung zu diesem Drama gegeben, wie man, wenn man sich mit dem Inhalte desselben und der Durchführung einigermaßen vertraut macht, ohne Mühe erkennen muß. Ich wüßte auch nicht, daß dieses Stück revolutionärer sei als etwa „Fiesco" oder gar „Wilhelm Tell", und kann nicht finden, daß die Volksscenen im „Gracchus" demagogisch und agitatorisch aufregender seien, als die Forumscene im „Julius Cäsar". Ohne bis auf Schiller und bis auf Shakespeare zurückzugreifen, ist „Marino Faliero" von Heinrich Kruse, dessen Aufführung an der Hofbühne mit Recht zu keinerlei Aergerniß die Veranlassung gegeben hat, vielleicht sanfter, weniger revolutionär und aristokratenfreundlicher als „Gracchus"?

Ich meine, das Repertoire eines ersten Hoftheaters sollte auch in nuce ein Repertorium der dramatischen Hervorbringungen, soweit diese von Belang sind, darstellen. Man wird aber einem Dichter wie Adolf Wilbrandt, der doch unzweifelhaft zu unseren begabtesten und respectabelsten Bühnenschriftstellern gehört, nicht dadurch schon gerecht, daß man von Zeit zu Zeit eine einactige Bluette von ihm zur Aufführung bringt. Wilbrandt hat drei bedeutende Römertragödien geschrieben: „Gajus Gracchus", „Arria und Messalina" und „Nero"; alle diese Stücke zeigen uns den Dichter von einer ganz anderen, viel bedeutenderen Seite, als wir den Verfasser von „Unerreichbar" und „Jugendliebe" uns vorstellen können. Die Tragödien mögen in vielen Punkten die Bedenken und Rügen der Kritik herausfordern — das ist Sache der Kritik, und in dieser Beziehung läßt sie's ja, Gott sei Dank, an allem wünschenswerthen Eifer nicht fehlen — aber jedenfalls ist man es meines Erachtens dem Dichter schuldig, diese Werke nicht der Beurtheilung zu entziehen. Das Hoftheater scheint indessen diese Ansicht nicht zu theilen. Für die Hofbühne ist Wilbrandt immer noch der Dichter von „Unerreichbar" und der „Jugendliebe", nichts weiter. Einem Zufalle, dem Gastspiel von Charlotte Wolter, verdanken wir die Bekanntschaft mit „Arria und Messalina", einem anderen Zufalle, dem Gastspiel von Ludwig Barnay, haben wir es zu danken, daß wir Gajus Gracchus auf einer Berliner Bühne gesehen haben. Das sollte nicht sein. Denn wie sorgfältig diese Stücke auch auf den Privatbühnen dargestellt werden, wie rühmlich das Bestreben der Privatdirectoren sein mag, um eine der Dichtung würdige Aufführung zu erzielen, — für diese breit angelegten Dichtungen, die einen großen scenerischen Apparat erfordern, erweisen sich diese anerkennenswerthen Leistungen im Ganzen und Großen doch nicht als ausreichend. Es fehlt da an dem nöthigen Material. Nur ein Hoftheater ist befähigt, über ein ständiges Personal von hinreichender Stärke zu verfügen, um die großen Volksscenen, die in diesen Tragödien sehr wesentlich sind, wirkungsvoll und künstlerisch zur Darstellung zu bringen. In einem Privattheater, das einfach nicht im Stande ist, ein genügend starkes Personal zu engagiren, muß man zwischen den zwei Uebeln wählen: entweder die Volkshaufen bis in's Lächerliche zu vermindern, oder die bewaffnete Macht zu Hülfe zu rufen, in welchem Falle es sich stets ereignet, daß ein kleinerer Bruchtheil der Comparsen eine ungewöhnliche Lebendigkeit in den Gesten an den Tag legt, während sich die anderen ganz passiv verhalten. Von den Costümschwierigkeiten gar nicht zu reden!

Von allen in diesem Winter neu aufgeführten Dramen hat „Gajus Gracchus" wohl unbestritten den bedeutendsten Erfolg errungen — und auch verdient, wie ich glaube. Das Stück ist interessant, in vortrefflichem Deutsch geschrieben, sorgsam und fein in der Charakteristik und gut gebaut. Mit dem richtigen Instincte des Dichters hat Wilbrandt aus den Handlungen des Gracchus alles das ausgeschieden, was nur historisch bedeutsam, aber nicht poetisch ist; von Ackergesetzen und Getreideverkäufen ist nicht die Rede. Wilbrandts Gracchus ist nur der Mann des Rechts im höheren Sinne. Er ist vor Allem der Bruder des ermordeten Tiberius Gracchus, der Bruder, der es nicht vergessen hat, daß der schnöde Meuchelmord, den die Aristokraten begangen haben, noch ungesühnt geblieben ist; er ist der Gatte der Licinnia, der Sohn der Cornelia. Der Held zeigt daher auch nicht jene conventionelle Consequenz — „starre Römertugend" heißt man's auch —, die die meisten römischen Theaterfiguren mit der Toga umzuwerfen pflegen; er ist den guten Worten der Gattin und der Mutter zugänglich, er ist eine starke, aber keineswegs eine unbeugsame und unversöhnliche Natur; gerade deshalb wird er uns so sympathisch. Und Wilbrandt hat dafür gesorgt, daß sein Held sich diese Sympathie gleich durch sein erstes Auftreten erweckt.

Gracchus kehrt aus Sicilien zurück; er hat ohne Genehmigung des Staates den Proconsul verlassen. Der Senat will gegen den Verräther klagen, als Gracchus auf dem Forum erscheint und seine Vertheidigung so glänzend führt, daß die Klage nicht nur wirkungslos bleibt, sondern daß sogar der Angeklagte zur höchsten Würde, zum Volkstribun erhoben wird. Die Scene ist vortrefflich. Die Behandlung des Volks auf der Bühne ist seit Shakespeare eine typische geworden; schon Goethe hat es herausgefühlt, daß sich nichts Besseres, nichts Vollkommeneres in dieser

Digitized by Google

Beziehung schaffen ließe, als es in der Forumscene des „Cäsar" von Shakespeare geboten ist. Auch Wilbrandt hat sich dies große Muster genommen, und kein Billigdenkender wird es ihm verübeln. Bei ihm ist Carbo der Führer des Volks, der Repräsentant des Wankelmuths der Menge, die Gracchus zunächst todtschlagen will und ihn schließlich im Triumph auf die Schultern hebt.

Gracchus ist nun Tribun. Seine Hauptstütze sind die Aventiner, die demokratischen Heißsporne, die jungen Fanatiker, die den Senat hassen und um jeden Preis die Freiheit des Staates begründen wollen, „selbst mit der blutigsten That". Als ihr Führer erscheint bei Wilbrandt Lätorius, der in einer meisterhaft durchgeführten Scene vor dem Volkstribun sein Programm entrollt und ihm seine und seiner Gesinnungsgenossen Dienste anbietet. Reminiscenzenjäger werden nicht verfehlen hier wieder an Kosinsky zu erinnern. Der Führer der Gegenpartei ist natürlich Lucius Opimius. Ich will der Handlung des Wilbrandt'schen Dramas nicht folgen; ich übergehe daher auch den Mordversuch, der gegen Gracchus unternommen wird, und die Beleidigungen des Opimius durch das Volk ꝛc. Alle Leidenschaften sind entfesselt, als der jüngere Scipio Africanus ruhmgekrönt heimkehrt. Der Senat fühlt sogleich das natürliche Bedürfniß, sich auf diesen zu stützen, um dem gefährlichen Gracchus einen Ebenbürtigen entgegenzustellen. Gracchus aber und Scipio sind von den versöhnlichsten Gesinnungen beseelt, und es scheint, als ob zwischen diesen beiden mächtigsten Männern Roms die Eintracht erzielt und dadurch die Stellung des Senats bis in die Grundvesten erschüttert werden würde. Da spricht der verschlagene Opimius ein Wort aus, das die Beiden zu Todfeinden macht. Scipio hat früher die Ermordung des Tiberius Gracchus gebilligt und billigt sie noch, während in Gracchus der Gedanke, Rache zu nehmen weges dieses schnöden Meuchelmordes, niemals erstorben ist. Als Scipio durch Opimius genöthigt wird, noch einmal hier zu erklären, daß dem Tiberius Gracchus sein Recht geschehen sei, verläßt den heißblütigen Bruder Gajus alle Besonnenheit, alle Gelassenheit, und die Beiden, die sich soeben noch freundschaftlich die Hand gedrückt, scheiden als erbitterte Feinde von einander; die Senatspartei triumphirt.

Gracchus ist, wie schon hervorgehoben wurde, nicht unversöhnlich; die inständigen Bitten seiner Mutter und Gattin rühren auch ihn, wie die vereinten Thränen der Veturia und Volumnia den starken Coriolan, und mit dem Gedanken, daß sich der Conflict zwischen ihm und Scipio doch noch ausgleichen werde, begibt er sich zur Ruhe. Zu diesem ersehnten Ausgleich kommt es nicht, denn in derselben Nacht wird Scipio ermordet. Gracchus selbst wird des Mordes geziehen. Der Mörder aber ist Lätorius, der Aventiner, der allerdings nur die letzten fürchterlichsten Consequenzen der Rachepolitik des Gracchus zieht. Dieser Lätorius gleicht dem „vermummten Gaste", der sich bei dem Dichter des „Wintermärchens, Deutschland" einzustellen pflegte:

„Du bist der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorsam des Knechtes
Vollstreck' ich das Urtheil, das Du gefällt,
Und sei es ein ungerechtes.

Ich bin dein Lictor, und ich geh
Beständig mit dem blanken
Richtbeile hinter Dir — ich bin
Die That von Deinem Gedanken."

Als Gracchus sich dieser furchtbaren Wahrheit bewußt wird, als er sich selbst der Urheberschaft an dem Morde zu zeihen hat, straft er sich durch eigenwilligen Tod. Der Gedanke, Scipios unaufgeklärtes Ende in unmittelbaren Zusammenhang mit Gajus Gracchus und mit dessen geträumter Rache wegen der Ermordung des Tiberius zu bringen, ist historisch und poetisch bedeutend. Mommsen faßt den Tod Scipios nicht anders auf: „Daß der Anstifter der That — der Ermordung des Scipio — der Gracchenpartei angehört haben mußte, ist einleuchtend; Scipios Ermordung war die demokratische Antwort auf die aristokratische Blutscene am Tempel der Treue."

Die Wilbrandt'sche Tragödie, die am Nationaltheater mit besonderer Sorgfalt einstudirt war, übte eine mächtige Wirkung aus. Sie enthält auch eine ganze Reihe kräftiger packender Scenen, und wir fragen nicht lange nach Kosinsky, nach Marc Anton, nach Volumnia, wir glauben einfach diesem Gracchus, der das Volk durch seine feurige Beredtsamkeit zu gewinnen, durch seine Klugheit zu leiten versteht, und unsere Theilnahme begleitet ihn. Für einen der bedeutsamen Vorzüge dieses Trauerspiels halte ich die freie dichterische Verwerthung des historischen Materials. Obgleich sich Wilbrandt durchaus nicht streng an die Geschichte hält, geht durch seine ganze Dichtung ein echt geschichtlicher Zug. Die dichterische Erfindung hat sich keine Fesseln angelegt; aber sie hat sich streng innerhalb des Charakters und der Stimmung der historischen Zeit gehalten; sie stützt sich auf die Geschichte und stellt die Geschichte nicht auf den Kopf. Ein Beispiel dafür habe ich schon angeführt: die dichterische Erklärung für den Tod Scipios. Ebenso glücklich ist die Zusammenführung und Gegenüberstellung der beiden Helden Gajus Gracchus und Scipio Africanus, und die durch Opimius herbeigeführte Entzweiung derselben. Diese letztere Scene ist namentlich mit großer Kunst und mit dem vollsten Verständniß für die Bühne behandelt.

Der Hauptfehler des Stückes scheint mir der zu sein, daß Opimius nicht interessant genug ist. Der Führer der Senatspartei hätte als Gegensatz zu dem wuchtigen Gracchus verstärkt werden sollen. Daß Opimius allein als Gegengewicht nicht dienen kann, hat der Dichter übrigens selbst gefühlt und deswegen noch den Scipio Africanus herbeigeholt. Dieser Held ist in wenigen markigen Zügen vortrefflich charakterisirt; eben so der liebenswürdige, menschenfreundliche Consul Metellus — eine prächtige Charakterskizze! Noch eine Ausstellung hätte ich zu machen, die das Ganze betrifft: Das Stück ist nach meinem Geschmack zu laut. Fast unausgesetzt tobt und lärmt die fünf Acte hindurch das Volk, und wenn ich ein Motto zu meiner Kritik zu wählen hätte, so würde ich es dem Stücke selbst entnehmen und das Wort Carbos an die Spitze dieser Besprechung stellen: „Was ist da wieder los? Man meint immer, es brennt irgendwo; 's ist 'ne Zeit, wie wenn ganz Rom das Fieber hätte!" Außerdem sind die braven Römer, abgesehen von ihrem lauten Sprechen, auch in ihren Ausdrücken bisweilen etwas zu deutlich; sie haben eine verzweifelte Vorliebe für Bilder aus dem Thierreiche, die in der Anwendung auf Menschen niemals sehr freundlich wirken. Daß der Eine den Andern „Hund" nennt, will ich noch gelten lassen, auch gegen den „Wolf" und gegen das „Murmelthier" habe ich nichts Besonderes einzuwenden; aber eine „Aaskrähe" geht mir doch über den Spaß. Eine vernünftige Kritik wird es sich indessen nicht beikommen lassen, diesen Kleinigkeiten eine übergroße Bedeutung beizumessen, und die seltene Gelegenheit, über ein gelungenes, tüchtiges und wahrhaft literarisches Drama ihre rückhaltlose Anerkennung auszusprechen, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Gajus Gracchus ist seiner Zeit mit dem ersten Grillparzerpreise geehrt worden. Das Berliner Publicum hat das Votum der Preisrichter nachträglich ratificirt.

Der Darsteller der Titelrolle war Herr Ludwig Barnay. Wilbrandt ist dem Künstler für diese ausgezeichnete schauspielerische Leistung zu Dank verpflichtet. Herr Barnay spielte mit Leidenschaft ohne Uebertreibung, mit Kraft und maßvoll; er wurde nach jedem Acte drei oder viermal gerufen. Die Ehre des Hervorrufs war am ersten und zweiten Abende auch dem abwesenden Dichter zugedacht.

Paul Lindau.

Opern und Symphonien.

„Der König hat's gesagt", komische Oper in 3 Acten von Edmond Godinet, Musik von Leon Delibes. Zum ersten Male aufgeführt im Königl. Opernhause am 19. April. — Symphonie von Pratt und Urban.

„Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier"; es glänzt Einer im zweiten Range, der im ersten verschwindet. Die Wahrheit dieses Verses aus Voltaires Henriade gab sich wieder in voller Kraft kund bei der ersten Aufführung der obengenannten Oper.

Sie bietet Vieles, das sowohl der Opéra comique, wie auch vielen deutschen Bühnen den Erfolg sichert: ein zwar flüchtig entworfenes, des Zusammenhanges ermangelndes, aber doch recht witzig ausgeführtes und viele unterhaltende Scenen bietendes Textbuch, leichte graziöse Musik, die meistentheils dem Trivialen fern bleibt, und manche, wenn auch nicht gerade originelle, doch sehr geistreich concipirte Nummern, die auch musikalisch gut gearbeitet sind, viel Wechsel der Decoration, der Costüme, also Gelegenheit für die Darsteller, sich im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen.

Digitized by Google

Warum hat die Oper dennoch im Opernhause nicht die Wirkung erzielt, welche sich erwarten ließ? — Weil sie eben berufen ist, im zweiten Range zu glänzen, nicht im ersten. Das Publicum, zumal das norddeutsche, will auf der großen Opernbühne keine lang ausgesponnene Conversationsoper hören; die Zeit, in welcher es noch mit naivem Vergnügen den Klängen der „Weißen Dame" und des „Maurer und Schlosser" lauschte, ist vorüber. Man hört sie noch an, wenn Wachtel oder Niemann eine Hauptrolle singt, also um der Sänger, nicht um der Musik willen.

Es ist ein bedeutsames Zeichen, daß unter all' den komischen Opern, welche die Hofbühne in den letzten Jahren gebracht hat, gerade die in der dramatischen und musikalischen Form einfachst angelegte, „das goldene Kreuz", den größten Erfolg errungen hat. Dieses kleine Werk wurde hier in der allerungünstigsten Zeit, einige Tage vor Weihnachten gegeben, vor leerem Hause, vor einem Publicum, das wenig oder nichts erwartete — es trat ganz anspruchslos auf, ohne Aufwand von Handlung, von dramatischen Effecten, ohne witzige Pointen, ohne geistreiche musikalische Zusammenstellung, ohne Bravourarien — es brachte nur einige einfache, von freundlichem Gemüthe zeugende Nummern, einige anmuthige Chöre, ging frisch vorwärts, und dauerte kaum 2 Stunden. Das Publicum war höchlich überrascht, wurde warm und immer wärmer, erfreute sich dieser einfachen, lieblichen Musik, dieser harmlosen Handlung; die Erscheinung war eine ganz unerwartete, ungewohnte; und der Componist errang einen vollständigen Erfolg. Die Oper hat auf sehr vielen Bühnen dieselbe günstige verdiente Aufnahme gefunden.

Es hat sich also gezeigt, daß man in Deutschland doch noch mehr für die Gattung der einfachen, empfindsamen Musik günstig gestimmt ist, und ihr noch eher Raum auf einer größeren Bühne gewährt, als der pikanten Conversationsoper, die mit den späteren Auber'schen Werken (Dominio, Teufels Antheil) begann, und dann in die Offenbachiaden überging. Diese letzteren haben eigentlich den Riß zwischen den großen Theatern und der Conversationsoper herbeigeführt, der sich immer mehr und mehr erweitert. Einerseits verträgt der Ton und die Richtung, die jene in die Mode gebracht haben, sich nicht mit den Ueberlieferungen der Hof- und bedeutenderen Stadttheater; andererseits ist aber dieser Ton und diese Richtung in der Mode. Textdichter und Componisten einer komischen Oper mögen noch so festen Vorsatz hegen, sich von dieser Mode fern zu halten — sie können ihn nicht consequent durchführen, wenn sie nicht von vornherein einen ganz anderen Weg einschlagen, alles Gespräch verbannen, und auch dem Sentimentalen größere Entfaltung gewähren. Ob in dieser Weise auch ein sicherer Erfolg erzielt wird? Die Frage ist gar schwer zu beantworten, wenn man sich an das Schicksal der so reizenden und vornehm gehaltenen „Bezähmung der Widerspänstigen" erinnert. Daß aber die oben zuerst angeführte Gattung auf großen Bühnen keinen dauernden Erfolg mehr erreichen wird, das läßt sich mit Sicherheit behaupten. Wir haben auch für die wahre Conversationsoper keine Pflanzstätte, keine Schule, und auch kein rechtes Publicum. Uns fehlt ein nationaler Maßstab dafür. Die Franzosen dagegen haben eine Tradition dafür, sie halten daran fest, und mit vollem Rechte. Sie genießen den unermeßlichen Vortheil, daß in Paris seit sehr langer Zeit eine Bühne existirt, Le théâtre de l'opéra comique, welche nur die Gattung der Conversationsoper pflegt. Darsteller, Sänger, Chor, Orchester, Alles ist nur für diese Gattung geschult. Für diese bestimmten Sänger ꝛc. dichten die Dichter ihre Libretti, componiren die Tonsetzer ihre Musik. Beide wissen ganz genau, wie hoch sie hinaufsteigen können, und unter welche Stufe sie nicht tiefer hinabgehen dürfen. Der geneigte Leser möge sich wohl vergegenwärtigen und in's Gedächtniß prägen, daß Offenbach nie für die Opéra comique geschrieben hat; seine Laufbahn begann in dem kleinen Saale der Champs elysées, in welchem zuerst ein Taschenspieler („prestidigitateur") seine Kunststückchen vorgebracht hatte, dort gab er sein „bouffoneries" les deux aveugles etc.; erst später übersiedelte er nach andern Theatern — nach dem „Orpheus" standen ihm wohl alle, in denen komische Musik vorgetragen wurde, offen — mit Ausnahme der Opéra comique, für die sein Stil, seine Texte nicht paßten. — Offenbach ist dem Pariser nicht der eigentliche Componist komischer Opern, sondern der genialste, musikalische Hauptmitarbeiter der genialsten Possendichter. Die Opéra comique ist eine Bühne, die ihre feineren französischen Traditionen nicht aufgibt. Es ist viel schwerer für uns in Deutschland, eine Oper, die in der Opéra comique aufgeführt wurde, gut wiederzugeben, als eine Offenbach'sche oder eine andere desselben Genres; diese läßt sich in's Berlinerische oder Wienerische übertragen; der feinere französische Ton aber widerstrebt solchen Experimenten.

Kommen wir nun „zur Sache", zur komischen Oper des Herrn Delibes. Der Text zeigt überall das Streben, witzig zu sein innerhalb der Grenzen des Anstandes, und man muß dem Dichter zugestehen, daß er diese Grenzen eingehalten hat; aber es ist keine feine Komik, die er bietet, sondern recht derbe, und die um so derber erscheint, je eleganter die Leute oben auf der Bühne gekleidet sind. Die Handlung spielt in Versailles zur Zeit Ludwig XIV. und der Maintenon, in einer Periode, wo noch die feinsten Manieren allgemein vorherrschten. Ein Marquis von ältestem Adel erreicht nach sechsmonatlichem sehnsuchtsvollen Harren das höchste Ziel seiner Wünsche, eine Audienz beim Könige, hat aber die etiquettemäßige Verbeugung vergessen, und plagt sich und die Seinigen die ganze erste Scene hindurch, diese Reverenz zu finden! Das ist höchst lächerlich, aber nicht komisch! Er geht zum Könige und kommt ganz aufgeregt zurück, denn der Monarch hat ihn nach seiner Familie gefragt und bemerkt, er wolle sich seines Sohnes annehmen. Nun blühen den Marquis wohl vier Töchter, jedoch kein Sohn; aber der König hat ja gesagt: „Sie haben einen Sohn", der Marquis hat es in der Verwirrung bejaht, also muß er sich einen Sohn schaffen. Seltsamerweise theilt er das Ergebniß der Audienz beim Könige seiner Frau und — dem Herrn Miton mit, dem Professor der Tanzkunst in Versailles, der neben seinen Lectionen auch die verliebten Correspondenzen zwischen den Damen, die er unterrichtet, und deren Anbetern besorgt. Dieser sonderbare Vertraute des Familiengeheimnisses schafft Rath, indem er einen fremden jungen, hübschen Bauer, den er auf der Straße trifft, sofort in das Palais des Marquis führt, und diesem als Sohn empfiehlt; für die Erziehung, für das Beibringen seiner Manieren will er sorgen; in 10 Lectionen soll aus dem Bauernjungen ein echter Cavalier werden. Der improvisirte Sohn findet sich nach einigen Tagen so gut in seine Rolle, daß er im Hause das Oberste zu unterst kehrt, eine Masse toller, aber cavaliermäßiger Streiche ausübt, und sogar seinem Papa einen gewissen Respect einflößt. Doch zuletzt drückt ihn der auferlegte Adel zu sehr, und er begeht einige Thaten, die seinem Ursprunge besser entsprechen. Als er betrunken aus einem Spielhause nach Hause kehrt, so erzählt er selbst, begegnet er nach einander einem Marquis und einem Financier, seinen zukünftigen Schwägern, die er aber nicht leiden kann, weil seine „Schwestern" zwei andere junge, nette Cavaliere lieben, denen auch er wohlwill. Er fängt mit Jenen Händel an, sie ziehen die Degen, und er — um nicht getödtet zu werden — stellt sich jedesmal todt. Der Marquis und der Financier glauben ein jeder, er habe seinen Schwager getödtet und entfliehen vor dem strengen Duellgesetze und vor der Rache des Vaters. Der König erfährt den Vorfall und sendet dem Marquis seine Condolenz sammt dem Herzogstitel als Tröstung. Und da der König gesagt hat, daß der Sohn des Hauses todt ist, so muß dieser todt bleiben. Der Bauernjunge läßt sich's gefallen, und zieht nach Hause mit seiner Jarotte (der Zofe der Marquise), reich beschenkt von den jungen Damen, die er von den verhaßten aufgedrungenen Freiern befreit hat, und von deren Anbetern, Cavalieren, die nun die Hand der Geliebten von den Eltern erlangen.

Wie der geneigte Leser aus dieser flüchtigen Erzählung ersehen wird, fehlt es der Handlung nicht an komischen Momenten; aber sie bewegt sich eben nur im Komischen, dauert sehr lange (die Vorstellung füllte $3\frac{1}{2}$ Stunde) und verliert zuletzt alle Wirkung.

Die Musik des Herrn Delibes gibt überall Zeugniß von seinem Talente und gediegener musikalischer Bildung. Die Erfindung ist nicht sehr bedeutend, aber die Combinationen sind geistreich; einzelne Momente streifen allerdings schon sehr nahe an das Offenbach-Genre, aber im Ganzen ist die Klippe doch glücklich umschifft worden. Hervorzuheben sind im ersten Acte das kleine Ensemblestück: die Ankunft der Sänfte für die Audienz, in welchem ein rococoartiges Thema recht fein durchgeführt ist; ein Lied, das Jarotte und Benoit abwechselnd singen; ein sehr niedliches Couplet, in welchem Miton, der Tanzprofessor, Jarotte unterrichtet, wie sie sich benehmen müsse, wenn sie einmal alle seine Manieren von ihm gelernt haben wird; das Quartett zwischen Benoit, dem gegrasten Bauernjungen, seinen Eltern und dem Tanzprofessor; endlich ein recht effectvoller Schlußwalzer der Jarotte. Im zweiten Acte konnte ich nur an einem kleinen Terzettsatze Gefallen finden, welchen der „Graf" Benoit und die beiden von ihm protegirten Anbeter seiner Schwestern singen. Die Rollen der jungen Cavaliere werden von Damen dargestellt, das Terzett wird

Digitized by Google

also von 2 Sopranen und dem Tenor ausgeführt, und ist ebenso fein erfunden, als reizend formell gearbeitet. Das Finale, in welchem die aus dem Kloster befreiten jungen Damen ihren Bruder preisen, mag recht effectvoll sein und auch recht gut gearbeitet; ich persönlich habe keine Freude an derartigen prickelnden Saucen. Im dritten Acte ist das Duett zwischen Benoit und Jarotte zu nennen, wohl eines der besten Stücke der Oper. Die Anfangsmelodie zeigt, daß Herr Delibes ganz der Mann wäre, um im anmuthig-empfindsamen Genre Aubers und Boildieus sehr Beachtenswerthes zu leisten.

Fassen wir nun das Gesagte in ein Gesammturtheil zusammen: Die Oper ist hübsch, unterhaltend, angenehm; aber sie ist zu lang, die Gespräche müssen gekürzt werden; und endlich — das Werk kann nur von einer Bühne herab wirken, welche die Gattung, welcher es angehört, immerwährend pflegt. Einer solchen Bühne gegenüber hegt das Publicum ganz andere Erwartungen, stellt ganz andere Forderungen, als gegenüber der Hofoper; und — so sonderbar dies auch klingen mag — jemehr Sorgfalt diese auf die Darstellung und äußeren Formen verwendet, um desto mehr entfernt sie sich von dem eigentlichen Ziele. Das leichtfüßige Genre verlangt einen engeren Raum, auf welchem Alles recht zusammengedrängt erscheint, recht knappes, schnelles Spiel. Sind diese Vorbedingungen nicht erfüllt, so schleichen Schwerfälligkeit, Gespreiztheit sich ein, die schlimmsten Feinde der Gattung. Auf der Hofbühne konnte daher auch die sorgfältige, im Ganzen sehr gute Darstellung nicht die Wirkung erzielen, die vielleicht eine minder gute in einem anderen Raume erzeugt hätte. Die Tempi, sowohl der Gespräche als der Musik, erschienen alle zu langsam; es war dies eine Folge achtungswerthester Gewissenhaftigkeit, die eben darauf sieht, daß Alles richtig ausgesprochen und gesetzmäßig gesungen werde. Aber weniger Gewissenhaftigkeit der Ausführung und kürzere Dauer der Vorstellung hätten der Oper entschieden genützt. Wir begnügen uns daher anzuführen, daß Fräulein Minnie Hauck und Herr Ernst, die Träger der Hauptrollen Jarotte und Benoit, ihr Bestes thaten, und einige sehr wirksame Momente hatten, daß Fräulein Lehmann und Fräulein Hofmeister als junge Cavaliere reizend aussahen und sehr hübsch sangen, daß Herr Salomon die sehr wenig angenehme Rolle des Marquis mit altgewohnter Meisterschaft wiedergab, daß Herr Sachse als Tanzmeister Miton überraschend gut spielte und sang, und daß alle kleineren Rollen sehr gut besetzt waren. Decorationen und Ausstattung ließen nichts zu wünschen; sie trugen eher zu sehr das Gepräge einer großen Oper, als einer leichten, komischen.

Das Publicum zeigte sich nicht sehr günstig; am meisten ward eine eingelegte Balletscene beklatscht.

Von neuen Compositionen brachten die letzten Wochen eine Symphonie von Herrn Pratt, einem jungen Amerikaner, der hier seine Studien vollendet hat. Der Componist besitzt unleugbares Talent, Erfindung und Empfindung; doch das gährt und brauset Alles noch durch einander, und bedarf der Klärung. Einzelne Stellen lassen uns die Hoffnung hegen, daß der Componist diese Klärung an sich vornehmen wird. Viel Vergnügen haben wir an der Frühlings-Symphonie von Urban gehabt, die von der Bilse'schen Capelle vortrefflich gespielt wurde. Das Werk ist namentlich in den ersten beiden Sätzen recht frisch erfunden und mit großer Feinheit instrumentirt. Es fand lebhaftesten Beifall, der sich beim dritten Satze zum Dacapo-Rufe steigerte.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Diplomatie hat bei den letzten Verhandlungen vor dem Kriege Schaden gelitten und braucht daher für den Spott nicht zu sorgen. Sowohl in London, wo das famose Protokoll gebraut, als in Constantinopel, wo es servirt wurde, sind die unglaublichsten Uebereilungen und Schnitzer vorgekommen, von welchen Rußland zu profitiren wußte, wenn es sie nicht heimlich selbst begünstigt hatte. Ein französisches Blatt hat dafür die betheiligten Staatsmänner in amüsanter Weise Spießruthen laufen lassen. Das Journal des Debats erinnerte daran, wie es die Diplomaten im Vergleich zu anderen Sterblichen gut hätten. Der geringste Attaché schon genieße das größte Privilegium. Ein Examen beim Eintritt in die Carrière sei kaum erforderlich oder doch sehr leicht zu bestehen; das Avancement dagegen bei einigem Geschick von vornherein gesichert. Man führe ein Leben voller Festlichkeiten; es sei, wie Bismarck einmal in seinen Briefen von Frankfurt aus sich ausgedrückt habe, ein Regime von Trüffeln, Depeschen und Großkreuzen. Auch fiele den Herren gar nicht ein, die Verträge, das Völkerrecht oder die internationale Geschichte zu studiren. Der beste Empfang sei ihnen trotzdem überall gesichert. Man würde ihnen gewiß gern die Trüffeln und auch die Großkreuze gönnen, wenn sie nur erträgliche Depeschen und correcte Protokolle in richtiger grammatikalischer Form abzufassen verständen, und nicht durch sehr bedenkliche Versehen den Frieden, dessen Wahrung ihnen anvertraut, gefährden wollten! Derselbe vorhin genannte Bismarck hatte im Juni 1857 in einer vertraulichen Herzensergießung seiner Schwester geschrieben, man habe keinen Begriff davon, welche Fülle von Nichtigkeiten und Charlatanismus die Diplomatie verberge, und was der boshafteste Demokrat darüber sagen möge, reiche noch nicht an die Wahrheit. Solche unehrerbietige Betrachtungen wurden durch die Zwischenfälle angeregt, die dem diplomatischen Schlußact, bevor der Krieg entschieden war, vorangingen und diesen eingeleitet haben. Da war ein englischer Minister nur mit Mühe zu bewegen gewesen, seinen Landsitz kurz vor Ostern zu verlassen und nach London zu kommen, wo das Protokoll in großer Hast nochmals berathen, umredigirt und unterzeichnet werden sollte. Der französische Botschafter, ein vornehmer Marquis, berief sich auf ein Rendezvous in Paris, wollte denselben Abend abreisen und hatte es daher sehr eilig. In dieser Weise kam das Actenstück zu Stande, das sich so verhängnißvoll erweisen sollte. Dies Alles klingt kaum glaublich, kann jedoch Niemanden überraschen, der einmal glaubwürdig erzählen hörte, welche Wichtigkeit man in jenen Kreisen der eigenen Person, sowie deren Bequemlichkeiten und Convenienzen beilegt. Da war die gute alte Schule doch anders geartet. Mit Recht wurde bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, wie Herr von Talleyrand auf dem Wiener Congreß sich nicht begnügt habe, die Vorzüge des französischen Käses vor dem östreichischen oder deutschen festzustellen, sondern wie er die europäischen Angelegenheiten in ihren geringsten Einzelheiten erforscht, Kommata und Punkte der diplomatischen Schriftstücke sorgsam erwogen und es durchgesetzt habe, daß sein Einfluß, obwohl er das geschlagene und gedemüthigte Frankreich vertrat, überall fühlbar war. Läßt aber die moderne Diplomatie an Studium, Ernst, Arbeitskraft und Talent Mancherlei zu wünschen übrig, so ist die Andacht, mit welcher namentlich in Deutschland Alles, was aus jener Sphäre unter die Leute kommt, unbesehen wie eine Offenbarung hingenommen wird, von psychologischem Interesse. Ein gutes Theil ist ohnehin mißverstandener Klatsch. Und wo es sich um sogenannte Mittheilungen handelt, haben die gläubigen Hörer und Leser offenbar keine Ahnung davon, daß, wenn man ein Gerücht vernimmt oder eine Ansicht aussprechen hört, für gewissenhafte Journalisten, die doch nicht ganz ausgestorben sind, die rechte Aufgabe erst beginnt. Da muß studirt und controlirt werden, ob nicht ein individuelles, wenn nicht gar dem deutschen Vortheil widersprechendes Interesse im Spiel ist, und ob die Nachricht oder Auffassung sicheren Boden hat. Mit anderen Worten, die Tagesgeschichte hat wie die Historie ihre Voraussetzungen und Bedingungen, die auf die Dauer ohne Schaden für den Credit der Presse nicht hintangesetzt werden können. Sonst läßt sich wohl Aufsehen machen und Geld verdienen. Aber es hapert mit anderen Dingen, die, wenn auch nur idealisch wichtig, doch einen relativen Werth beanspruchen. Wenn Talma von Galerie, Parterre, beziehentlich auch der Claque lauten Applaus davongetragen hatte, war er beim Schluß des Stückes doch zuweilen traurig. Nach der Ursache gefragt, sagte er kopfschüttelnd: Die kleine Bank da drüben ist still geblieben. Dort saßen nämlich die Kenner. Talma war allerdings nur ein Schauspieler, aber wenn ein Komödiant, wie schon Goethe sagte, einen Pfarrer lehren könnte, so sollte sein Beispiel auch für Gentlemen der Zeitungswelt nicht ganz verloren sein.

Digitized by Google

Inserate.

Hülfsredacteur.

In der Leitung eines **grossen encyklopädischen Werks** findet ein gewissenhafter, selbständig arbeitender **Hülfsredacteur** dauernde Stellung. Gewandtheit im brieflichem Verkehr mit Autoren, Pünktlichkeit und Umsicht in allen Bureauarbeiten sind Haupterfordernisse. Gehalt jährlich 2400 *M.*, Eintritt spätestens 1. Juli d. J.

Befähigte Bewerber wollen ihre Offerte, mit genauer Angabe ihres Bildungsgangs und ihrer Referenzen, unter Chiffre **„Hülfsredacteur Leipzig"** an die **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin** gelangen lassen.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.
Gesammelte
Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby.
Zweite Ausgabe
mit Nachträgen in vier Halbbänden à 1 *M.*

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: Paul Lindau. — Verleger: Georg Stilke in Berlin.
Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.
Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.
Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen zweiten Heftes (Mai):

I. Hans Hopfen. Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.
II. Jacob v. Falke in Wien. Das Fenster in der Wohnung.
III. Karl Vogt in Genf. Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.
IV. Adolf Wilbrandt in Wien. Dramaturgische Unterhaltungen.
V. Kuno Fischer in Heidelberg. Ein literarischer Findling als „Lessings Faust".
VI. Paul Lindau. Ferdinand Lassales letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Mit einem Porträt: Adolf Wilbrandt, nach dem Oelgemälde von Franz Lenbach radirt von J. Sonnenleiter in Wien.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 15. Mai.**

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.

Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus,** schattige **Promenaden, Wald-** und **Gebirgspartieen.**

Organ für Züchter und Liebhaber reiner Racen.

Redigirt von R. von Schmiedeberg.
Monatlich 2 Nummern. — Fol.-Form. — Preis halbjährlich 3 *M.*

Alle Buchhandlungen u. Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Probe-Nummern gratis.
Verlag von R. JENNE in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 5. Mai 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v. 11 no. 18

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Volkswirthschaftliche Confusion, Klage und Klärung im Deutschen Reichstage. Von Karl Braun. — **Literatur und Kunst:** Dichtungen von Karl Siebel. Gesammelt von seinen Freunden, herausgegeben von Emil Rittershaus. Besprochen von Paul Lindau. — Der Glaube an Geistererscheinungen in unserer Zeit. Eine Schilderung und Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. (Fortsetzung und Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Struensee." Trauerspiel von H. Laube. Besprochen von Julius Hagen. — Die Ausstellung in der Nationalgalerie. Von H. Riegel. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Volkswirthschaftliche Confusion, Klage und Klärung im Deutschen Reichstage.

Der 27. und 28. April 1877 werden zwei denkwürdige Tage für die volkswirthschaftliche Entwickelung und das parlamentarische Leben im Deutschen Reich bilden. Dies wird Jedem klar werden, der einen Rückblick auf die letzten fünfzehn Jahre wirft. Eine solche Rück- und Rundschau ist lehrreich.

Bis zum Jahre 1867 beruhte die wirthschaftliche Einheit Deutschlands auf einer sehr unsicheren Grundlage. Das einzige reale Band, welches uns vereinigte, war der Zollverein. Er umfaßte nicht einmal das ganze Deutschland und war ein bloßer Vertrag, von internationalem Charakter, geschlossen auf kurze Zeit, daneben noch kündbar; in seiner Entwickelung gehemmt durch ein liberum veto, das, wie auf den weiland polnischen Reichstagen, jedem Einzelnen zustand, mit der Wirkung das Ganze zu hindern. Der Zollverein glich einem Kinde, das nur durch Fallen das Gehen erlernte. Sollte ein Fortschritt gemacht, sollte z. B. eine Tarifreform durchgeführt oder ein Handelsvertrag abgeschlossen werden, dann griff die süd- und westdeutsche Gruppe, welche man damals unter dem Namen der „Darmstädter" oder der „Würzburger Coalition" zusammenfaßte, zu ihrem Veto, und es blieb kein anderes Mittel übrig, als den Zollvereinsvertrag zu kündigen und der Oppositionspartei die Wahl zu stellen, entweder unter Aufgabe ihres Widerspruchs in dem Verein zu bleiben oder aus demselben auszutreten. Die zu der genannten Gruppe gehörenden Einzelstaaten sahen sich jedoch jedesmal genöthigt, sich zu unterwerfen, denn die hohen Regierungen konnten eben so wenig die Zollvereinseinkünfte entbehren, wie ihre Unterthanen den freien Verkehr mit dem übrigen Deutschland, oder wie man damals noch sagte, mit „dem deutschen Ausland".

Statt aber sich durch solche Mißerfolge belehren zu lassen, wurde die Opposition gegen den Zollverein, gegen Preußen und die von Beiden eingeschlagene reformatorische Richtung immer kühner. Das Stärkste leistete sie zu Anfang der sechsziger Jahre in ihrem Widerstand gegen den deutsch-französischen Handelsvertrag, welchen Preußen im Februar 1862 auf der Grundlage des englisch-französischen Handelsvertrages von 1860 abgeschlossen hatte. Es war damals eine große Coalition. Darin lag ihre Stärke und zugleich ihre Schwäche. Es waren die Ultramontanen, welche damals schon dieselbe Idiosynkrasie gegen die Möglichkeit einer Erweiterung von Preußens Machtstellung in Deutschland fühlten, wie auch noch heute; — es waren die Particularisten, welche in der wirthschaftlichen Einheit mit einem Spürsinn, welcher durch Angst und Mißtrauen geschärft ward, den Vorläufer der politischen Einheit erblickten und damals durch ihr schwäbisches Oberhaupt die Parole ausgaben: „Lieber Französisch, als Preußisch"; — es waren die Schutzzöllner, welche das ihnen entrissene Gebiet wieder erobern und das Publicum ausbeuten wollten, und sich zu diesem Zwecke den Particularisten mit einer solchen Emphase in die Arme warfen, daß der Protectionistenhäuptling von Kerstorf, Hofrath und Baumwollspinner in Augsburg, auf einer ihrer Versammlungen rief: „Lieber zehn Zollvereine gesprengt, als an der Souveränetät des Königreichs Bayern auch nur ein Härchen gekrümmt."

Die drei Häupter, nämlich das der Ultramontanen, das des Particularismus und das des Prohibitivsystems, hielten ihr „Rütli", und es strömte ihnen Alles zu, was centrifugal oder confus war, d. h. Alles, was die Frage der wirthschaftlichen Einheit und der politischen Freiheit Deutschlands nicht verstand oder die Führer auf dem Wege zu derselben mit seinem Hasse verfolgte. Jedoch selbst unter den Auspicien ihrer angestammten hohen Regierungen fühlte die so zahlreiche Coalition sich noch nicht mächtig genug gegen Preußen. Sie flüchtete sich unter die Fittige Oestreichs, welchem sie die Hoffnung vorzauberte, in den Zollverein mit seinem ganzen Staatencomplex eintreten und darin entweder Preußen die Führung entreißen oder wenigstens auch hier den Dualismus aufrichten zu können, wie in dem Bundestage in Frankfurt.

Die östreichische Regierung biß leider auf die Lockspeise an, namentlich war es der Ritter Anton von Schmerling, dem immer noch seine 1848er Paulskirchen-Erinnerungen im Kopfe herum spukten. Und so begann man mit gutem Muthe den Feldzug gegen Preußen. Er dauerte einige Jahre und endete kläglich, vielleicht weil man zu früh die Maske abgeworfen hatte.

Denn schon im October 1862 hatte auf dem Handelstage in München der oben genannte Baumwollspinner und Hofrath öffentlich verkündigt, die Zolltarife des Handelsvertrages könne man sich ja gefallen lassen, aber der Artikel 31, welcher Frankreich das „Recht der meistbegünstigten Nation" einräume, verhindere den Eintritt von Oestreich und mache den Vertrag ganz unannehmbar. Der Handelstag, obgleich derselbe aus Oestreich, und zwar aus solchen Ländern, welche gar nicht zum Deutschen Bunde gehörten, über alle Maßen beschickt war, entschied sich für den Handelsvertrag und für das seit 1860 sanctionirte große völkerrechtliche Princip der meistbegünstigten Nationen.

Die Coalition wurde aber dadurch noch nicht entmuthigt. „Oestreich", rief sie, „hat unseren Regierungen für den Fall ihres Austritts aus dem Zollverein die bisherigen Einnahmen

UNIV. OF MICH. LIBRARY

Digitized by Google

garantirt; wir lassen also Preußen im Stiche." So laut sie schrie, so konnte sie doch nicht umhin, sich im Stillen zu sagen: „Aber, wer garantirt uns die östreichischen Finanzen, wie wird man die Einkünfte vertheilen, etwa nach Kopfzahl? Dann kommen wir zu kurz, denn die Serben, Raizen, Walachen, Dalmatiner, Slovenen und Kroaten verzehren keine zollpflichtigen Waaren. Und dann! wird uns Oestreich in Metall zahlen oder in Papier, das um die Hälfte entwerthet ist?" Aber man beschwichtigte den im Innern nagenden Wurm dieser berechtigten Zweifel dadurch, daß man im Aeußern eine desto größere Zuversicht zur Schau trug und keck prophezeite: „Preußen wird den Schimmel von Bronzell besteigen, gebt Acht, wir werden ein zweites Olmütz erleben."

Aber Preußen that Das nicht. Es sagte, wer bis zum 30. September 1864 nicht beitritt, der wird als ausgetreten betrachtet; und so kamen denn die Regierungen alle, alle. Spät kamen sie, wie einst Graf Isolani, der weite Weg über Wien entschuldigte das Säumen, — einige kamen in der elften Stunde erst, — eine sogar erst um dreiviertel auf Zwölf, — aber als die Sonne des 30. September 1864 über das Land schien, waren alle Zollvereinsbevollmächtigte in Berlin schon versammelt und die Generalconferenz des, auf der Basis der Annahme des deutsch-französischen Vertrages neu aufgerichteten Zollvereins konnte durch Preußen eröffnet werden. Weder der so geräuschvoll in Scene gesetzte „großdeutsche Reformverein" (lucus a non lucendo), der Herrn von Varnbüler aus Stuttgart zum Vorsitzenden hatte und sich vorzugsweise mit der Zollfrage beschäftigte, noch auch der noch lärmender ausposaunte Frankfurter Fürstentag vom August 1863 vermochte daran Etwas zu ändern.

Endlich 1866 folgte dem Krieg mit Tarifsätzen der Krieg der Kanonen. Der Freiherr von Varnbüler rief im Halbmondsaal zu Stuttgart sein „Vae victis!" Allein die Thaten (das Königreich Sachsen ausgenommen) entsprachen wenig den Worten. Oestreich hätte, mit dem Grafen Kent im „König Lear", zu Manchem seiner hohen Verbündeten von damals sagen können:

— „Eure breiten Reden mag die That
Rechtfertigen, und aus den vollen Worten
Auch gute Werke folgen lassen." —

* * *

Der Friede zog ein. Die Verständigung mit Oestreich erfolgte. Der Norddeutsche Bund wurde begründet. Der Zollverein, bisher nur von unregelmäßigen Wanderversammlungen handelspolitischer Diplomaten repräsentirt, erhielt eine Centralgewalt und ward parlamentarisch.

Der Norddeutsche Reichstag, der nie von irgend einer parlamentarischen Körperschaft an Arbeitskraft, Entschlossenheit und reformatorischem Eifer übertroffen worden ist, schickte sich an, den Schutt und die Trümmer, welche das sinkende Mittelalter und der Verfall der Nation und ihres Gesammtstaats zurückgelassen hatte, aus dem Wege zu räumen. Er beseitigte die interterritorialen, intercommunalen, interconfessionellen Schranken und gab der Nation die Gewerbe-, Zug-, Verehelichungs- und Niederlassungsfreiheit, welche das Gebundensein an die Scholle beseitigten, die schlummernden Kräfte weckten und es möglich machten, daß überall der richtige Mann an die richtige Stelle gelange. Deutschland war hierin weit hinter allen Culturvölkern zurückgeblieben. Die Gesetzgebung seit 1867 holte in wenigen Jahren die Versäumnisse von Jahrhunderten nach. Die Reformen fanden damals keinen Widerspruch, am wenigsten von Denjenigen, welche sie jetzt wieder beschneiden oder abschaffen wollen; und manches Blatt, welches jetzt behauptet, man sei zu weit gegangen, schimpfte damals, man gehe nicht weit genug. Es würde zu weit führen, wenn wir alle Reformen im Einzelnen aufzählen und begründen wollten. Genug, während der Zollverein nur den Waarenverkehr gestattet hatte, gestattete die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, welche sich auf das Deutsche Reich übertrug und in demselben fortsetzte, auch den freien Verkehr der Menschen. Sie verwirklichte alle jene Forderungen, welche der „Volkswirthschaftliche Congreß" in der Zeit von 1858 bis 1865 aufgestellt und während des Kriegs, am 4. August 1866 in Braunschweig, in ein Programm zusammengefaßt hatte, welches schon in der Verfassung des Norddeutschen Bundes von 1867 theilweise seine Verwirklichung fand.

Es folgte nun auch für Deutschland eine Zeit des wirthschaftlichen Aufschwungs; dann aber jene Zeit der Ueberspeculation und Ueberproduction, welche Hypertrophie ganz Europa und Amerika ergriff; und endlich jene schwere Krisis, welche in den schutzzöllnerischen Ländern am stärksten grassirt und bisher noch nicht beendigt ist.

Auch in Deutschland waren die Verluste schlimm, aber noch weit schlimmer war die Verwirrung, welche die Krisis anstiftete in den Köpfen der Menschen.

Wenn Jemand krank wird, so forscht man nach den Ursachen der Krankheit in seiner bisherigen Lebensweise, man sucht dieselben seiner Constitution gemäß zu modificiren, indem man ihm Diät u. s. w. verordnet.

Aber es wird keinem vernünftigen Arzt einfallen, die Constitution selbst umstoßen zu wollen, etwa in der Art, daß er seinen Patienten auf den Kopf stellt und die Zufuhr und Abfuhr der Nahrungsmittel zu bewerkstelligen versucht in umgekehrter Richtung, als sie bis dahin erfolgt ist.

Woher ist die Verwirrung entstanden? Man schreibt sie Böswilligen zu, welche an den Unverstand und die Leidenschaften in berechnender Weise appelliren; welche den Brand schüren, um sich daran ihre Suppe zu kochen; welche gern verfahren möchten wie jene mittelalterlichen Barbaren, die zur Zeit der Menschenpest Juden erschlugen, weil sie die Brunnen vergiftet hätten, und zur Zeit der Rinderpest alte Weiber verbrannten, weil sie das Vieh verhext hätten. Allein es sind nicht blos die Böswilligen, weit schädlicher sind die Confusen. Wie die geschlagenen Franzosen nach dem Kriege nach Verräthern suchten, um sie zu Sündenböcken für die ganze Nation zu machen, so sucht bei uns in Deutschland Jeder dem Andern, und eine Partie der andern die Schuld aufzubürden, während letztere in Wirklichkeit eine Allen gemeinsame ist. Und dann kommen Quacksalber zum Vorschein, welche mit irgend einem desperaten Mittel die kranke Zeit heilen wollen und Diejenigen verlästern, welche behaupten, daß nichts helfe als Arbeit, Fleiß, Sparsamkeit und ausdauernde Geduld, und daß man die Hypertrophie der innern Production durch Schutzzölle nicht heilen kann, sondern nur noch vergrößern. Die Schutzzöllner dagegen behaupteten, der Freihandel sei an Allem Schuld, während doch bekanntlich Deutschland noch gar nicht den Freihandel hat, sondern ein System von Finanz- und gemäßigten Schutzzöllen, an welchem auch kein Mensch in gegenwärtigen schweren Zeiten etwas ändern will, und während die Krisis nirgend mörderischer, vernichtender und dauernder ist, als in Rußland und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo gerade höhere Schutz- und Prohibitivzölle bestehen, als irgendwo anders.

Auf der andern Seite richtet man seine Angriffe auch gegen die Gewerbe- und die Zugfreiheit, ohne zu bedenken, daß diese Einrichtungen bei allen Culturvölkern bestehen, und daß die Behauptung, nur Deutschland könne dieselben nicht vertragen, keine andere Voraussetzung haben kann, als die Deutschen seien kein Culturvolk. Man bedenkt nicht, wie die Zug- und Gewerbefreiheit im Grunde genommen auch in Deutschland gar nichts Neues sind; daß diese großen Principien schon in manchen deutschen Einzelstaaten auch vor 1867 bestanden, wie namentlich auch in Preußen, welches in Folge dessen, trotz der Ungunst von Klima und Boden, an Wohlstand und Einwohnerzahl schneller wuchs, als die andern Staaten; daß die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes nur unificirt hat, was vorher getrennt und in einem heillosen Wirrwarr durch einander gerüttelt war. Die Mißstände, welche sich zeigen, sind

Digitized by Google

unvermeidliche Erscheinungen des Uebergangsstadiums, welches außerdem noch erschwert wird erstens durch die socialistische Bewegung, zweitens durch den großen Krieg und dessen Folgen, und endlich durch die wirthschaftliche Krisis, welche ihre Ursache in ganz anderen Dingen hat, als in der Gewerbeordnung vom 21. Juli 1869. Endlich sind sie Folgen des Umstandes, daß wir die Zug- und Gewerbefreiheit hundert Jahre zu spät eingeführt haben, und noch dazu in einer Zeit, welche geeignet ist, alle Schichten der Bevölkerung aufzurühren und in die lebhafteste Bewegung zu setzen.

Statt nach Abschaffung oder Beschränkung der Zug- und Gewerbefreiheit zu schreien, sollte man die Einrichtungen fordern, welche geeignet sind, dieselbe zu ergänzen.

Auch in der volkswirthschaftlichen Theorie traten allerlei Entwickelungen ein, welche jener Aufregung, theils mit dem Willen der Urheber, theils gegen denselben, dienten.

Eine Zeit lang hat man die sogenannten Katheder-socialisten verantwortlich machen wollen; und es ist ja wahr, daß sich Viele socialistische, und Andere sogar feudal-mystisch-romantische Zauberkünste oder menschenerlösende und die Gesellschaft rettende Universalarzneien von ihnen versprachen. Vielleicht haben einige Excentricitäten des Professor Schmoller, bekannt durch seinen Streit mit Prof. von Treitschke, und des Professor Adolf Wagner, bekannt durch seinen seltsamen, offenen Brief an Dr. H. B. Oppenheim, zu jener trügerischen Erwartung Anlaß gegeben. Wollte ja sogar damals Adolf Wagner den Staat oder die Gemeinde verpflichten, auf eigene Kosten Wohnungen für die Berliner Arbeiter zu bauen, als wenn es gerathen wäre, die ohnehin schon höchstbedenkliche Hypertrophie der großen Städte noch durch künstliche Stimulantia zu steigern!

Allein alle diese Voraussetzungen haben sich als vollständig irrig erwiesen. Der „Congreß für Socialpolitik", zu welchem sich die sogenannten „Katheder-socialisten" vereinigt haben, steht ebenfalls auf dem Boden der wirthschaftlichen Freiheit, er hat sich als ein sehr leistungsfähiges Werkzeug zur Fortbildung und Verbreitung der Wissenschaft bewährt und nunmehr durch seine Cooperation mit dem „Volkswirthschaftlichen Congresse" thatsächlich den Irrthum widerlegt, als gäbe es zwei Wissenschaften der Volkswirthschaft, etwa eine schwarze und eine weiße.

In neuester Zeit aber ist es Mode geworden, zu behaupten, es gäbe überhaupt keine Wissenschaft. „Weg mit dem doctrinären Plunder, es lebe die Praxis!" — das war das Feldgeschrei Derjenigen, welche zwar nicht die Majorität bilden, aber den Schein einer solchen durch die Zahl ihrer Versammlungen und ihrer löschpapiernen Fabrikate zu erzeugen bemüht sind.

Die Consequenz dieses Vorgehens ist nicht zu bestreiten. Da die Wissenschaft nur dem Gesammtinteresse dient, so rufen die Vertreter der Sonderinteressen: „Nieder mit der Wissenschaft!" Man leugnet, daß es wirthschaftliche Naturgesetze gebe, man bestreitet die Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit der wirthschaftlichen Bewegung, man sucht die Ausnahmen zum Gesetz zu erheben und die Einzelinteressen über das Gesammtwohl zu stellen.

* * *

Alle die oben geschilderten Bewegungen und Bestrebungen erhielten einen unerwarteten Aufschwung durch den Abgang des Ministers Delbrück. Gewohnt den Mechanismus der Behörden und deren Gewalt über die ökonomische Welt, sowohl im Guten, wie im Schlimmen, sehr zu überschätzen, glaubten die Wirthschaftsreactionäre, das ganze bisherige System habe nur auf den zwei Schultern dieses ausgezeichneten Mannes geruht und sei mit ihm verschwunden. Gestützt auf diese Voraussetzung, setzte man „den letzten Hauch von Roß und Mann" daran, bei den Reichstagswahlen vom Januar 1877 obenauf zu kommen und verkündigte einen glänzenden Sieg nach deren Beendung. Allein diese Botschaft, welche Anfangs hin und wieder Glauben fand, weil man bei der eigenthümlichen Parteigruppirung des Reichstags und der großen Zahl neuer Mitglieder zuerst keine rechte Uebersicht hatte, hat sich als irrig erwiesen. Allerdings sind die Freiconservativen (Deutsche Reichspartei) überwiegend Schutzzöllner, aber doch bei weitem nicht alle. Die Deutschconservativen (Altconservativen) sind beinahe alle Freihändler. Was das Centrum anlangt, so hat sich eine sehr ansehnliche Minorität von der streng schutzzöllnerischen Richtung des Freiherrn von Schorlemer emancipirt; es sind dies vorzugsweise die Bayern; und auch Windthorst-Meppen ist nichts weniger, als ein in der Wolle gefärbter Protectionist. Die Fortschrittspartei ist freihändlerisch bis auf Einen, und dieser Eine ist natürlich aus Württemberg, das überhaupt von allen Ländern am meisten Schutzzöllner gestellt hat. Die Polen endlich sind ohne jede Ausnahme Freihändler. Die Nationalliberalen sind leider, wie gewöhnlich, getheilt, jedoch bilden die Freihändler die Mehrzahl in quali et quanto.

Alles Das wußte wahrscheinlich der sächsische Hofrath und Abgeordnete Ackermann noch nicht, als er, obgleich der freihändlerischen deutsch-conservativen Partei angehörig, kurz nach Eröffnung des Reichstags sich gedrungen fand, bei der Generaldebatte über den Patentgesetzentwurf „den Umschwung der öffentlichen Meinung, welche sich den Principien der freien Concurrenz abgewandt habe", zu proclamiren und gleichsam ex cathedra zu verkünden, „die volkswirthschaftliche Schule, welche die Freidenker großgezogen, sei mit ihrem Latein zu Ende".

Die Ereignisse haben den Propheten Lügen gestraft.

Der Reichstag hat alle Angriffe gegen die Zug- und Gewerbefreiheit zurückgewiesen, namentlich den Antrag des Grafen von Galen, welcher in seiner Begründung so ritterlich-rechtgläubig-offenherzig war, daß der große parlamentarische Taktiker Windthorst es für nöthig hielt, etwas mit der Sammetbürste darüber zu fahren und den Kampf auf ein anderes Gebiet überzuführen, nämlich auf die Stellung des katholischen Adels in Deutschland, eine Frage, deren Zusammenhang mit der Gewerbeordnung gerade nicht Jedermann einsieht. Die Erklärung des Reichskanzleramtspräsidenten Hofmann, daß die verbündeten Regierungen an dem Princip der Zug- und Gewerbefreiheit festhalten und dasselbe durch Gesetze über das Lehrlingswesen, Kinder- und Frauenarbeit und gewerbliche Schiedsgerichte fortzubilden und zu ergänzen beabsichtigen, fand den Beifall des Reichstags.

Am 27. April verwarf der Reichstag mit Zweidrittelmajorität den Gesetzentwurf wegen der Ausgleichungszölle auf Eisen (zur Abwehr des französischen Mißbrauchs mit den titres d'acquit à caution). Man hielt den Entwurf für einen Vorläufer des Schutzzolls, und unter diesen Umständen vermochte ihn selbst die hohe Autorität von Ministern, wie Camphausen und Achenbach, nicht zu retten.

Endlich am 28. April zwang „die volkswirthschaftliche Schule", obgleich „mit ihrem Latein zu Ende", wie Herr Ackermann sagt, — den Freiherrn von Varnbüler, welcher seine „großdeutsche Reformator"-Rolle von 1860 bis 1866 wieder aufzunehmen gedachte, zu einem wenig glänzenden Rückzug.

Ich wiederhole: der 27. und 28. April sind für die Wirthschaftspolitik des Deutschen Reichs zwei denkwürdige Tage.

Karl Braun.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Dichtungen von Karl Siebel.

Gesammelt von seinen Freunden, herausgegeben von Emil Rittershaus.*)

Die Herausgabe der Dichtungen von Karl Siebel, dem vor einigen Jahren im Wupperthal verstorbenen Dichter, die dessen Landsmann und Freund Emil Rittershaus mit warmen und stimmungsvollen Versen einführt, ist ein erfreuliches und dankenswerthes Unternehmen. Karl Siebels Name, der in dem engeren Kreise seiner Wupperthaler Heimat vielleicht in überschwänglicher Weise gefeiert worden, ist den Fernstehenden, dem großen Publicum bisher so gut wie unbekannt geblieben. Unverdientermaßen. Denn Karl Siebel besitzt ein reines und echtes Talent, eine wahrhaft poetische Ader. Die Siebel'sche Dichtung erhebt sich nicht sehr hoch, aber sie dringt tief. Sie ist einfach und schlicht in der Empfindung und wahr im Ausdruck; alles Gekünstelte, Beschwerliche, Phrasenhafte liegt ihr durchaus fern. Die Verse dieses Wupperthaler Poeten machen den Eindruck, als ob sie mühelos hingeworfen, gleich auf den ersten Wurf gerathen, als ob sie meistens glückliche Improvisationen seien. Siebel tüftelt nicht an der Form; er nimmt gewöhnlich die einfachste und bequemste: die vierzeilige Strophe mit alternirenden männlichen und weiblichen Versen, von denen gewöhnlich nur ein Verspaar reimt. Auch mit der Reinheit des Reims nimmt es der Dichter nicht allzu genau. Er sucht also keineswegs durch formale und äußerliche Eigenschaften zu glänzen. Was seine Verse auszeichnet ist: die Anschauung, die Stimmung, die Empfindung und der richtige Ton dafür, die Natürlichkeit, Knappheit und Schönheit des Ausdrucks.

Aus diesen Eigenschaften und aus diesen Mängeln erklärt es sich, daß viele der Siebel'schen Dichtungen zur musikalischen Composition besonders geeignet erscheinen, sie sind merkwürdig sangbar, es sind richtige Lieder. Es sind daher auch sehr viele dieser Gedichte schon in Musik gesetzt, namentlich von Marschner. Wie von selbst scheinen sich zu seinen Rheinliedern z. B. der musikalische Rhythmus und die Melodie zu gesellen, und jeder Feinhörige wird aus Versen wie den folgenden die ungeschriebene Musik herausklingen hören:

Ein Mädchen so schön wie die Lorelei,
Und doch so gut und so treu dabei, —
So hold und so rein, so rein und so lind:
Mein rheinisches Mädchen, mein herziges Kind!

Und säß auf den Bergen die stolze Frau,
Mit gold'nem Haar und mit Aeuglein blau;
Nur du bist die Fey, die ganz mich gewinnt:
Mein rheinisches Mädchen, mein herziges Kind!

So fahr' ich bergunter den schönen Strom
Und grüß' die Burgen und grüß' den Dom,
Und singe voll Lust, wie treu wir uns sind:
Mein rheinisches Mädchen, mein herziges Kind!

Noch eines der Rheinlieder mag zur Bekräftigung des Gesagten hier aufgeführt werden:

Nacht am Rheine.

Es waren drei lust'ge Gesellen,
Drei lust'ge Gesellen am Rhein;
Die liebten nichts mehr als den hellen,
Den funkelnden, perlenden Wein.

Am Strande „Zur goldenen Traube"
Erklangen drei Gläser zumal —
Als leis durch die grünende Laube
Der Schimmer des Mondes sich stahl.

Die Berge — die herrlichen sieben —
Sie sah'n in die Wolken hinein;
Ein Schifflein kam leise getrieben,
Es wogte und rauschte der Rhein.

Und über die Berge gezogen
Kam leise ein bläulicher Duft
Und legte sich über die Wogen,
Es duftete träumend die Luft.

Und über die Berge gezogen
Kam leise die Fürstin der Nacht
Und spiegelte tief in den Wogen
Des Auges bezaubernde Pracht.

Die lust'gen Gesellen vergaßen
Im Glase den perlenden Wein.
Sie träumten, und schweigend sie saßen
Und sah'n in die Weite hinein.

Diese Eigenart unseres Dichters macht es erklärlich, daß er den Volkston besonders glücklich zu treffen weiß. Unter den modernen Dichtungen wird man nicht viele finden, welche so treu den Charakter des Volksliedes aufweisen, wie einige der Siebel'schen, die uns in ihrer Schlichtheit ganz merkwürdig vertraulich und heimlich klingen. So das Liedchen „Verlassen":

Nun geht das Kind zu weinen
Und sucht den stillsten Ort;
Es zog und floh mit Einem
All Ruh und Frieden fort.

Es war ein glücklich Blühen
Wohl an dem stillsten Ort;
Zwei Herzen waren selig
Weit über die Erde fort.

Es ward der Einzig-Eine
Untreu mit Herz und Wort. —
Nun geht das Kind zu weinen
Und sucht den stillsten Ort.

Auch für das Volkslied im höheren Stile, das an die Ballade streift, trifft Siebel mit seltsamem Feingefühl das Richtige. Ich führe hier als Belag das kleine Gedicht an, welches „Der letzte Ritt" überschrieben ist:

Es harret vor dem Thore
Ein Reiter und ein Roß.
Es scharrt im Sand des Rosses Huf,
Es dringt herauf des Reiters Ruf:
„Komm mit! komm mit, Genoß!"

„„Die Seele wird mir bange!
Im Glas wird trüb der Wein!
Im Mantel grau, auf schwarzem Thier
Reckt sich der Mann und ruft nach mir,
Ich muß Genoß ihm sein!

So hebt den letzten Becher!
Laßt ihn zur Neige gehn!""
Es wieh'rt das Roß. Der Reiter lacht.
Sie reiten in die ew'ge Nacht
Auf Nimmerwiedersehn!

Die Siebel'schen Dichtungen weisen dem Inhalte und der Behandlung nach eine große Verschiedenartigkeit auf. Außer den sangbaren Liedern und den Liedern im Volkston hat der Dichter eine ganze Reihe von poetischen Schilderungen, von Skizzen und „Bildern aus dem Leben", wie er sie nennt, geschrieben, — kleine Epen, wenn man will, in denen die Person des Dichters ganz verschwimmt. Auch unter diesen befinden sich einige von echter Schönheit. Ich führe hier, da man den Dichter doch nur aus seinen eigenen Arbeiten kennen lernen kann und nicht aus dem, was ein Freund über ihn sagt, von diesen Bildern die beiden folgenden auf:

*) Berlin 1877, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Aus der „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller".

Digitized by Google

Die zweite Frau.

„„Er hat geweint! Er hat geklagt!
Unheilbar schien sein tiefer Schmerz!““
„So haben sie zu mir gesagt. —
O Gott! wie ist mir weh um's Herz!
Weiß selbst und kann's vergessen nimmer —
Ich sah die Thräne ja genau,
Als er mich führte in sein Zimmer,
Mir zeigt' das Bild der ersten Frau.“ —

Das Nähgeräth — es ruht schon lang,
Fiel unbemerkt zur Erde hin.
Sie stiert es an und seufzet bang:
„Und doch könnt' nie ich lassen ihn!“
Dann mild sich ihre Blicke heben:
„Du thöricht Herz! warum so trüb!
Mög' er dein Zweifeln dir vergeben —
Ich weiß! ich weiß! er hat dich lieb!“

„Still! hört' ich nichts!?“ Sie schaut umher, —
Halb offen ist des Zimmers Thür. —
„Es war sein Schritt! Wo bleibet er!?
Sonst kam er immer gleich zu mir,
Sank an das Herz mir liebetrunken!“ —
Sie stehet auf. Zur Thüre schau!
Ihn sieht sie, wie er still versunken
Steht vor dem Bild der ersten Frau.

Er sieht sie nicht; er merkt sie nicht.
Ihr Auge starrt. Ihr Herz ist schwer,
Und leichenblaß ihr Angesicht.
Stumm zu dem Bilde blicket er.
Sie schleicht zurück. Sie setzt sich nieder:
„O Gott! er liebt sie mehr als dich!
Zu ihr hin treibt's ihn immer wieder!
Unglücklich er! Unglücklich ich!“

Sie schreckt empor. Die Diele kracht.
Sie stiert ihn an, so kalt, so hohl. —
„Was hat dich denn so bleich gemacht,
Mein liebes Weib? Dir ist nicht wohl!
Mein liebes Kind, was macht dir Schmerzen?“
Sie schaut ihn stumm und fragend an,
Ruht schluchzend dann an seinem Herzen:
„O du mein einz'ger, einz'ger Mann!“

Mama bleibt immer schön!

Durchs grünumrankte Fenster blickt
Die Sonne ins Gemach.
Großmutter sitzt und nickt und strickt,
Sie nickt den ganzen Tag.
Ihr Haar ward weiß; es grub die Zeit
Viel tiefe Furchen ein.
Zu ihren Füßen tändelnd kniet
Ihr jüngstes Enkelein.

„Was nickst du denn so immerzu?“
Die kleine Unschuld spricht:
„Großmutter! gar nicht schön bist du!
Dein Haar gefällt mir nicht —
Und überm Auge auf der Stirn
Die große Falte da!
Es ist Mama viel schöner doch!
Wie schön ist doch Mama!“

Großmutter sieht den Liebling an:
„„Schönheit vergehet bald!
Das Alter hat's mir angethan
Und auch Mama wird alt!““
„Mama!?“ — Des Kindes Aug' umzieht
Ein Hauch von Kümmerniß —
„O nein! Mama bleibt immer schön!
Das weiß ich ganz gewiß!“

Neben den Gedichten dieser Art, die wohl zum Theil äußeren Anregungen ihr Dasein verdanken, der Erzählung eines Freundes, der Lectüre, dem Betrachten eines Bildes, dem Selbsterlauschten und Beobachteten, vielleicht auch der flüchtigen Aufforderung von Seiten einer lustigen Gesellschaft — Karl Siebel liebte besonders diese Art des Improvisirens — enthält der kleine Band und sogar in seinem werthvollsten Bestandtheile viele Dichtungen reinster Gefühlslyrik, Gedichte eigener Stimmungen und ganz individueller Regungen, die der Poet aus sich selbst heraus geschrieben hat; und Alle, die den liebenswürdigen edeln, leichtlebigen und treuen Menschen gekannt haben, wissen wie wahr gerade diese sind. —

„Karl Siebel
geboren in Barmen am 13. Januar 1836
gestorben daselbst am 9. Mai 1868.“

Diese wenigen Worte im trüben Lakonismus der Leichensteine stehen auf der ersten Seite der Gedichtsammlung; sie sind die einzigen Data, welche die befreundeten Herausgeber über die Persönlichkeit des Dichters mitzutheilen für nöthig erachtet haben. Es ist auch nicht viel mehr über das so kurze Leben Karl Siebels zu sagen; kein besonders hervorragendes Ereigniß ist in demselben zu verzeichnen, wenigstens keines, das nach der Außenwelt hin bemerkenswerth hervortritt.

Karl Siebel stammt aus einer begüterten Wupperthaler Patricierfamilie. Seine ungeberdige freie Künstlernatur war die vollkommene Verneinung der Correctheit, Strenge und steifen Ehrbarkeit seiner Umgebung. Seine übermüthige Freigeisterei stand in offnem Widerspruch zu der respectabeln Frömmigkeit, welche die Seinigen den Ueberlieferungen des Wupperthales folgend in Werken und Worten bethätigten. Karl Siebel war, wie man zu sagen pflegt, aus der Art geschlagen, und man würde ihn, wenn er nicht gar zu liebenswerth, zu anständig und edel in seinen Gesinnungen und Handlungen gewesen wäre, am Ende gar als ungerathenen Sohn betrauert haben. Aber sicherlich stand er in stetem, wenn auch unausgesprochenen Kampfe gegen die Verhältnisse, die ihn umgaben, und gegen sich selbst. Ohne Neigung und ohne irgend welchen Beruf hatte er sich dem Kaufmannsstande gewidmet, in dieser Beziehung wenigstens dem Herkommen getreu. Aber sein ungebändigtes künstlerisches Temperament taugte nicht hinter dem Hauptbuche. Schon sein Aeußeres sprach dem Stande Hohn, zu dem er sich schließlich, vermuthlich um keine Unannehmlichkeiten zu haben, bequemt hatte: Die ungewöhnlich hohe, stark durchgearbeitete Stirn mit den trotzig aufstarrenden ganz kurz geschorenen Haaren, die Brille, der lange Ziegenbart, ferner die ganze Art und Weise seines Auftretens und seines Anzugs, das ungebührliche Halstuch, das, nachlässig in einen großen Knoten geschlungen, die beiden langen und breiten Zipfel desselben zeigte, der unglaubliche Schlapphut, für den, so weit die Wupper fließt, kein Pendant zu finden war, der große Mantel — man hätte bei dieser merkwürdigen Erscheinung an Alles eher gedacht, als an den Sohn und präsumtiven Erben eines großen Wupperthaler Hauses. Auch seine Handschrift hatte nicht einen Zug des kaufmännischen Charakters angenommen. Der kaufmännische Sinn war ihm gänzlich versagt; er war freigebig bis zur Verschwendung nicht nur mit seinem Gelde, auch mit seiner Zeit, mit seiner Gesundheit. Er war ein Freund von lustigen Cumpanen und von einem guten Glase Wein. Und gerade in dem wegen seiner Trostlosigkeit mit Unrecht verschrienen Wupperthal war ihm die anregendste Gesellschaft beschieden.

Inmitten der hohen Schornsteine, die, um einen socialdemokratischen Ausdruck zu gebrauchen, aus den „Zwingburgen der Industrie“ aufragen, hatte sich eine fröhliche, künstlerisch und wissenschaftlich anregende Colonie zusammengefunden, in welcher noch von andern Dingen als vom Courszettel, von Türkischroth, von Bändern, Cordeln und Litzen gesprochen wurde, in der die echteste Fröhlichkeit herrschte und dem Geist und Gemüth reichliche Nahrung geboten wurde. Ich habe diese Gesellschaft, die namentlich Freund von L. um sich zu sammeln wußte, die Ferdinand Freiligrath in einem Briefe an mich als eine

Digitized by Google

„unvergleichliche" bezeichnete, und in der der alte Stürzebecher Hoffmann von Fallersleben seine Trinklieder vortrug, schon früher einmal geschildert. In dieser freien Vereinigung von tüchtigen Künstlern und tüchtigen Dilettanten waren die „Wupperthaler Dichter" also, namentlich Karl Siebel und Emil Rittershaus, ständige Gäste. Da wurde musicirt, gesungen, gedichtet, declamirt, improvisirt, kritisirt und glorificirt und da fühlte sich Siebel wohler als irgendwo auf der Welt. Es ist möglich, daß ihm da von den Freunden der Weihrauch zu reichlich gestreut wurde; aber was thut's? „Die Anerkennung ist das Brod des Geistes"; und jedenfalls hat Siebel, dem es sonst an Anregung und Aufmunterung gänzlich fehlte, gerade in diesem Freundeskreise Halt und Stütze gefunden, deren er zur Bekämpfung all der Widerwärtigkeiten, die ihm entgegentraten, gar sehr bedurfte. Diese Freunde sind ihm wie im Leben so auch im Tode treu geblieben; sie haben ihn auf dem letzten Wege begleitet, und ihrer Initiative ist die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte, die den Namen des Frühverstorbenen in die weitesten Kreise tragen werden, zu danken.

Im Uebrigen ist über das Leben Karl Siebels nicht viel zu sagen. An gutem Unterricht hat es ihm nicht gefehlt; er ist, wie viele Söhne aus den großen Kaufmannsfamilien des Wupperthals, zu seiner Ausbildung nach England geschickt worden, wo er sich mit allem Möglichen, nur gerade nicht mit dem, was er hätte thun sollen, beschäftigt, und wo er, anstatt sich mit den Geheimnissen des Webens und Wirkens vertraut zu machen, poetische Allotria getrieben hat. Ein schönes Gedicht von ihm ist in England entstanden, „Heimat" überschrieben:

Und ich liebe sie doch! — —
Dumpf und trübe
Nannte ich oft
Die Glocken der Heimat,
Doch heute klingen sie über das Meer
So wehmuthselig,
So wunderbarlich,
Daß selbst mein lachendes Herz
Ihr Echo wird.

Wie ein Bild der Zauberin,
Der Dichterfreundin Morgana,
Erblick' ich ferne am Horizonte,
Wehmüthig winkend
Die Gärten und Wiesen,
Das schwarzbeschieferte Haus
Mit den grünen Fenstern,
Und am Fenster zum Garten
Seh' ich die Mutter.
Auf ihren Knieen
Ruhet ein Buch —
Sie liest in dem Buche.

Ich seh' es genau, —
Es ist das Buch,
Das einst dem Sohne
Mit Thränen sie schenkte,
Und das der Sohn,
Als er fortging —
Vergaß.

Sie liest die Worte,
Die eigenhändig
Aus warmem Herzen „zu stetem Gedenken"
Sie eingeschrieben —
Ich glaub', eine Thräne
Fällt heiß auf die Bibel. —

Wehmüthig über das Meer
Klingen die Glocken der Heimat.

Nach seiner Rückkehr ist er in das väterliche Geschäft getreten und hat, selbst noch in ganz jugendlichem Alter, eine blühende schöne Frau geheirathet, obwohl er zum geregelten Familienleben und zur Ehe geringes Talent besaß. Da er dies selbst in einem seiner Gedichte ausspricht, kann man diese peinliche Wahrheit hier ohne Indiscretion wiederholen:

Hätt' es nimmer gedacht,
Daß ein Strom, so heiß,
Im Winter würd'
Zu starrem Eis!

Daß ein Ringlein von Gold,
So den Finger schmückt,
Wie'n Mühlstein schwer
Auf die Seele drückt!

Daß nach prangendem Tag
So stürmisch die Nacht,
So krank das Herz! —
Hätt's nie gedacht!

Viele andere seiner Gedichte lassen dieselbe tiefe Verstimmung erkennen, die sich hier so treuherzig und trübe ausspricht. So das folgende:

Wenn Eines doch nur nicht so schwer,
Wenn das Vergessen so schwer nicht wär'!

Ich hab' mich gerissen vom Mutterschooß,
Ich hab' mich gewunden von Freunden los,

Ich habe der Untreu Teufel gesehn
Und die Liebe mußte zu Grabe gehn.

Ich habe geweinet in stiller Nacht.
„Nun sei es vorüber!" hab' ich gedacht. —

Wenn Eines doch nur nicht so schwer,
Wenn das Vergessen so schwer nicht wär'!

Die Schwermuth, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens so häufig befiel, wurde noch durch sein körperliches Leiden bestärkt. Und er war ganz und gar nicht der Mann dazu, sich zu schonen, um durch Vernunft und Mäßigung dem Uebel, das ihn zu Grunde richten sollte, Einhalt zu gebieten. Unbekümmert, fast übermüthig untergrub er den festen Bau. Die Aerzte schickten ihn erst nach Neuenahr, dann nach Madeira. Das erste Mal schien es auch, als ob er gestärkt nach der Heimat zurückkehrte; aber es war nicht die wahre Gesundheit, es war nur der erborgte Schein. Der Husten stellte sich bald wieder mit erneuter und verstärkter Heftigkeit ein, und die Aerzte riethen ihm, noch einmal auf Madeira Stärkung zu suchen. Wie erschraken wir alle bei seiner zweiten Rückkehr! Da war keine holde Täuschung mehr möglich; es war ein wandelndes Skelett, ein dem Tode sicher Geweihter, der uns ein trauriges, kurzes „Wiedersehen!" entgegenstöhnte. Die Kleider schlotterten um die entfleischten Glieder, das Gesicht war zum Entsetzen abgemagert und die Augen drängten sich zwischen den stark vorspringenden Backenknochen unheimlich aus den Höhlen hervor. Die Stimmbänder versagten ihre Dienste fast vollständig. Es war selbst den Freunden schwer, die in rauhem Flüsterton mühsam hervorgebrachten Worte zu verstehen. Eben so wenig wie seine Freunde täuschte Siebel sich selbst über seinen Zustand:

„Ich weiß es, daß ich sterben muß!"
So spricht ein Jeder tausendmal
Und wähnt, viel tausend Meilen weit
Sei noch die Stund' der letzten Qual.

„Ich weiß es, daß ich sterben muß!"
Und weiß, die Zeit ist mir nicht fern.
Und doch! Ich muß es ja gestehn!
Ich lebte, ach! noch gar zu gern!

„Ich weiß es, daß ich sterben muß!"
So faß' ich fest die schöne Welt
Und grüße jeden Augenblick,
Wo sie mich heiß umfangen hält.

Digitized by Google

Da kamen die Vettern und Basen und jammerten und klagten: „Hättest du dies und jenes gethan, hättest du dies und jenes unterlassen"; und da raffte sich der Dichter, dessen physische Kraft fast erloschen, dessen geistige Stärke aber ungebrochen war, noch wenige Tage vor seinem Tode auf und gab seinen wohlwollenden Peinigern, die ihn mit dem: „O hättest du nicht!" quälten, die Antwort: „So habe ich doch!"

Daß krank ich geworden! Ich trag's, wie ich soll!
Was klagt ihr so mitleids-, so vorwurfsvoll:
„O, hättest du nicht! O, hättest du nicht,
Es wäre so bleich nicht dein Angesicht!
O, hättest du nicht!" —

Nun wohl denn, ich sag' euch: mein Lenz hat geblüht!
Der Wein hat geschäumet! Das Herz hat geglüht!
So habe ich doch! So habe ich doch!
Deß freut sich die Seele und jubelt noch:
So habe ich doch!

Während des letzten Stadiums seiner Krankheit kam noch eine wunderbare Harmonie und Ruhe über ihn. Er schrieb da noch das frische Lied: „Gegen Regen!"

Sechs Tage und sechs Nächte durch,
Und das ohn' all Beschwerde,
Trinkt nun die alte Sünderin,
Das Kneipgenie: die Erde!

Doch was sie trinkt! — der Teufel hol's!
Ihn macht's vielleicht zum Prasser!
Sie trinkt und trinket sonder Rast
Lauwarmes Regenwasser!

Da hol' ich echten Malvasier!
Das ist ein andres Trinken!
Frau Mutter Erde! sieh das Gold
Im klaren Glase blinken!

Ich trink' dir zu und ruf' dir zu:
Prosit! zu tausend Malen!
Nun aber thu' mir auch Bescheid!
Doch thu's in Sonnenstrahlen!

Das letzte seiner Gedichte, das in der Vorahnung oder vielmehr in der Gewißheit seiner nahen Auflösung entstanden ist, heißt: „Der Tod als Freier" und lautet:

Ich weiß, daß offen
Das Thor im Garten,
Doch kann ich nimmer
Stehen und warten;
Auch kann er kommen
Auf vielen Wegen,
Da kann ich nimmer
Ihm geh'n entgegen.

Natur, die Mutter,
Die manchen Freier
Mir liebend sandte
Zur Frühlingsfeier;
Die stets mich führte,
Um gut zu wählen,
Schickt nun den letzten,
Mich zu vermählen! —

Wo blieb, o Mutter,
Mein Liebverlangen?
Naht er, so faßt mich
Ein böses Bangen!
Naht er, so wird mir
Seltsam zu Muthe! —
Stille! — Die Mutter
Schickt nur das Gute.

Ruhig und friedlich wie dieses letzte Wort war sein Tod. Auch die Ungläubigsten unter uns, die seinen Sarg umstanden, glaubten an das „Auferstehen", das über dem offenen Grabe erklang, glaubten daran, wenn auch nicht ganz in dem Sinne, wie es der Herr Pastor gemeint hatte. Die Freunde des edlen Dichters wußten, daß seine einfachen und anspruchslosen Gesänge Lebenskraft und Stärke genug besitzen würden, um sich über kurz oder lang vernehmbar zu machen und dem Todten die allgemeine Anerkennung zu erwirken, die dem Lebenden versagt geblieben ist. Dieser Augenblick ist, wie ich meine, jetzt gekommen.

Paul Lindau.

Der Glaube an Geistererscheinungen in unserer Zeit.

Eine Schilderung und Betrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Man sieht, daß zur Zeit die bisher genannten Länder vorzugsweise zu diesem Geisterverkehr auserlesen zu sein scheinen. Indessen kannte man schon vor einigen dreißig Jahren den Geisterglauben in Frankreich auch. Cahagnet's „Lumière des morts" war ein in manchen Kreisen gern gelesenes Buch. Von hervorragenden Leuten schlossen sich P. Leroux und V. Hugo dem Spiritismus an. Später theilten sich die französischen Spiritualisten in zwei Parteien, deren eine Rivail, genannt Allan-Kardec, deren andere Pierart, Herausgeber der „Revue spiritualiste" führte. Als Kardec 1869 starb, hielt ihm der bekannte Camille Flammarion, berühmt als Astronom, die Grabrede. „Zahlreiche Schüler" — so berichtet Perty in seinem Buch „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" — „besuchten die im Sitzungssaal ausgestellte Leiche, aber sie hatten schon einen Trost von jenseits des Grabes: der Geist Allan-Kardecs war gekommen ihnen zu sagen, wie seine ersten Beängstigungen und ersten Eindrücke waren und welche früher Hinübergegangenen seiner Seele zu ihrer Befreiung von der Materie beistanden." Kardecs „Livre des esprits" hat 18 Auflagen erlebt. — Seitdem aber scheint in Frankreich das Interesse für den Spiritismus etwas nachgelassen zu haben, seine Journale gingen ein, zuletzt auch Pierarts „Revue spiritualiste", an deren Stelle 1870 eine Zeitschrift: „Le concile de la libre pensée" treten sollte. Es ist bezeichnend für den französischen Spiritismus, daß er als eine Art thatsächlicher Errettung aus den Banden des den Geist und die Unsterblichkeit der Seele leugnenden Materialismus auftrat. Der Krieg und seine politischen Folgen haben seitdem andere Interessen so sehr in den Vordergrund des nationalen Lebens gestellt, daß die Neigung zum Spiritismus darüber zurückgedrängt zu sein scheint. Ueberdies hat das Glaubensbedürfniß des Volkes andere gewohntere Geleise gefunden, um seine Seele und das ewige Leben zu retten.

Nach den Psychischen Studien soll Thiers die Muße, die ihm die Politik jetzt läßt, dazu verwenden, in einem zweibändigen Werke, „L'homme et la nature", seine philosophischen Ansichten über den Spiritismus darzulegen. Seine Spiritisten scheint Frankreich jetzt dem nahen Belgien überlassen zu wollen. Wenigstens hat sich unlängst in Brüssel ein Excanonicus Maulx von Bordeaux unter dem Namen Dr. Conrad niedergelassen, um als magnetischer Arzt spiritistisch zu heilen. Auf dem im September 1875 zu Brüssel gehaltenen Spiritistencongreß soll dieser Excanonicus die merkwürdigste Rede gehalten haben. Der Präsident des Congresses bezeichnete als den Zweck des Spiritismus, die Gläubigen um ein Banner zu schaaren, um den mit einander verbundenen Ultramontanen und Materialisten mit Erfolg entgegentreten zu können. Ob dort für diesen Zweck schon mit Erfolg gearbeitet ist, vermag ich nicht zu sagen.

Digitized by Google

In Deutschland hat der Spiritismus bis jetzt nur Oasen in der Wüste des sonstigen wissenschaftlichen Unglaubens aufzuweisen, mit Ausnahme von Oestreich, wo er in den höheren Kreisen Wiens sich Anhang erworben hat. Eine Frau Gräfin Vay geb. Wurmbrand hat sich durch ein Buch als warme Vertreterin gezeigt. — Vor etwa zwanzig Jahren gab es auch in der Stadt der Intelligenz, in Berlin, eine spiritistische Gesellschaft, deren Hauptträger ein inzwischen zu den Geistern gegangener Rendant Hornung war, der in den Jahren 1857 und 1858 zwei dicke mir leider bekannte Bücher herausgab, eins betitelt „Neue Geheimnisse des Tages. Durch Geistes-Magnetismus vermittelte Geister-Manifestationen aus dem unenthüllten Jenseits" und ein anderes, „Neueste Erfahrungen aus dem Geisterleben. Thatsächlicher Beweis eines Zusammenhanges des diesseitigen mit dem jenseitigen Leben, zur Verständigung für denkende, vorurtheilsfreie Leser". Leider scheint der selige Hornung als abgeschiedener Geist nicht mehr so regsam geblieben zu sein, wie er zur Zeit seines irdischen Daseins war, sein Geist hat im Jenseits die stille Gemeinde seiner zurückgebliebenen spiritistischen Anhänger wie es scheint im Stiche gelassen. Wenigstens ist mir nichts von weiteren Enthüllungen Hornungs aus dem Jenseits bekannt geworden. Jetzt scheint der Spiritismus in Berlin vor anderem Schwindel oder den realen Interessen der irdischen Gegenwart zurückgetreten zu sein. Ganz neuerdings aber hat sich in Potsdam unter dem ausgedienten Balletmeister Hoguet eine kleine Gemeinde Spiritisten zu bilden angefangen, in welcher seltsam genug die Geister mitunter zum Tanze auffordern.

Einen begeisterten Apostel hat der Spiritismus jüngster Zeit in der zweiten Intelligenzstadt des deutschen Reiches, in der gefeierten Universitätsstadt Leipzig, gefunden in dem Dr. Wittig, dem Ehrenmitglied der englischen Gesellschaft des Spiritismus und dem eifrigen Uebersetzer englischer spiritistischer Schriften. Auf seinen Betrieb hat sich auch in Leipzig ein Spiritistenverein gegründet, der regelmäßige Vereinsabende hält, aber im Jahre 1875 doch erst aus 25 eigentlichen Mitgliedern bestand, die für den Spiritismus 2 Thaler Jahresbeitrag übrig hatten. Zu den Sitzungen wurden auch Nichtmitglieder zugelassen und ist es höchst wahrscheinlich, daß aus den hingekommenen Neugierigen inzwischen neue Mitglieder geworden sind. Doch klagt Herr Wittig in einem Appell an All-Deutschlands Spiritualisten im Märzheft der „Psychischen Studien" vorigen Jahres über Mangel an Theilnahme und droht mit dem Aufhören seiner Publicationen, wenn ihm nicht bald reiche Gönner solche Summen zur Verfügung stellten, wie reiche Freunde der Sache dem Herausgeber des „Spiritualist" in London gaben, nämlich 5000 Thaler. Immerhin läßt sich also noch sagen, daß die Zeit des Spiritismus in Deutschland noch nicht gekommen ist. Eine ernstere theoretische Beachtung haben demselben nur J. H. Fichte in seiner Psychologie, Th. 1, 1864, und in seiner Anthropologie, 3. Aufl., 1876, und Perty geschenkt in dem schon genannten Buche, zu dem soeben ein Supplementband erscheint, „Der Spiritualismus und verwandte Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart".

Der Spiritualismus hat auch bereits den Versuch zur Gewinnung einer wissenschaftlichen Theorie der Erscheinungen gemacht. Dreierlei Auffassungen ringen noch mit einander um den Sieg. Nach einer Auffassung, welche besonders von Dr. Carpenter vertreten ist, wird angenommen, das menschliche Gehirn besonders sensitiver Naturen besitze eine gewisse Kraft sensitiver Ausstrahlung über den eigenen Schädel hinaus, eine Art Hinauswirken in die Ferne, welche dann als Geistererscheinung von sensitiven Augen aufgefaßt werde. Es ist dies die Cerebrationstheorie mit ihrem technischen Ausdruck. Nach einer zweiten Auffassung soll eine zeitweise Abtrennung der Seelen Lebender von ihrem Leibe möglich sein und diese abgetrennten Seelen sollen dann als Geister sichtbar werden. Die dritte Richtung von Spiritualisten nimmt an, daß die Seelen Abgestorbener zeitweise wieder leibliche Gestalt annehmen und in dieser Gestalt sichtbar auf Erden erscheinen können. Die erscheinenden Geister gelten also als Materialisationen abgeschiedener Seelen. Von diesen drei Richtungen hält sich offenbar die erste mit ihrer Cerebrationstheorie am nächsten auf dem Boden einer physischen Erklärung der Wunderberichte. Eben deshalb wird sie von den Vertretern der beiden anderen Richtungen hart bekämpft. Diese beiden anderen Richtungen legen besonders Gewicht darauf, daß nach ihrer Auffassung durch die Thatsachen das Dasein selbstständiger geistiger Substanzen neben der Körperwelt als festgestellt gelten kann. Sie betrachten sich insofern als gemeinsame Gegner des Materialismus, der den Geist nur als eine Function des Körpers kennen will. Aber unter sich sind auch die Vertreter dieser beiden Richtungen wieder hartnäckige Gegner. Die sogenannten Psychiker stören nicht die ewige Ruhe der abgeschiedenen Seelen auf und lassen Alles durch die Abtrennung der noch lebenden Seelen bewirken. Die Vertreter der letzten Richtung legen aber gerade darauf besonders Gewicht, anzunehmen, daß die Welt abgeschiedener Geister in unsere Erdenwelt hineinragt. Sie finden darin den trostvollen Beweis für den Glauben an Unsterblichkeit. Sie behaupten, daß keine der beiden anderen Theorien im Stande ist zu erklären, wie die erscheinenden Geister als wirkliche Körper sichtbar und greifbar sind. Das vermöge nur ihre Theorie der zeitweisen Materialisation der Seelen zu erklären. Sie wollen daher sich allein als die rechten Spiritualisten betrachten.

Das Berichtete gibt ungefähr den gegenwärtigen Thatbestand dieses wunderbaren Glaubens unserer Zeit. Was sollen wir nun über denselben denken?

Man erwarte nicht von mir eine detaillirte Prüfung der vielen erzählten Thatsachen. Eine solche Prüfung der vorliegenden Berichte wäre ganz unmöglich, wahrhaft prüfen ließen sich nur die Einzelfälle selbst, wenn man sie miterlebte. Ich muß mich begnügen, an der Hand der Berichte an einigen herausgerissenen Hauptsachen darzulegen, warum wir annehmen können, daß die Prüfung selbst den Bedingungen strenger Wissenschaftlichkeit nicht genügte und daß schon deshalb die angeblichen Thatsachen nichts beweisen können.

Die Spiritualisten schelten eifrig auf die Zunft der Gelehrten, welche ihre heilige Sache höhnen, aber nicht untersuchen. Sie haben sich sogar schon zum Mitleid verstiegen mit diesen armen Sterblichen, welche den Offenbarungen des Jenseits hochmüthig den Rücken kehren. Sie preisen die einzelnen Ausnahmen der verblendeten Gelehrtenzunft glücklich, welche von der anmaßenden Wissensblendung sich frei gemacht haben. In Wahrheit ist zu diesem Schelten wenig Grund vorhanden. Schon oft haben einzelne Gelehrte und gelehrte Commissionen ähnliche Wunderdinge geprüft und ihre Nichtigkeit erkannt. Auch diesen neuen Wunderberichten haben angesehene Naturforscher wie Faraday und Tyndall einige Beachtung geschenkt, haben auch auf eine genauere Prüfung derselben sich einlassen wollen, aber natürlich nur unter den von ihnen selbst zu stellenden Prüfungsbedingungen. Jedoch das Stellen solcher Bedingungen empört die Geister, deshalb konnten ihre Beschwörer sich auf dieselben nicht einlassen. Die Geister werden durch die Gegenwart allzu starker Zweifler verscheucht, die Kraft der sie herbeilockenden Medien gebrochen. Man muß wenigstens den guten Willen mitbringen, sich von der Wahrheit der Geisterwelt überzeugen zu lassen. Wer mit dem bösem Willen kommt, den Trug aufzudecken, bekommt nicht leicht etwas zu sehen und zu hören. — Das erinnert an die allbekannte Glaubenstheorie, nach welcher der Glaubenswille der Glaubenseinsicht vorangehen soll. Wer glauben will, muß seinen zweifelnden Verstand einstweilen zu Hause lassen. — Dieser Vorschrift können wohl nur Diejenigen genügen, die nur geringen Verstand erhalten haben. Wem aber der liebe Gott einen klaren Verstand gab, der kann diese herrliche Gottesgabe nicht dem blinden Willen zu Liebe einfach kalt stellen, der muß sie unbedingt gebrauchen und darauf rechnen, daß gerade sie das rechte Organ zur Erkenntniß der Wahrheit ist. So lange die Spiritisten eine gewisse Verleugnung des freien Vernunftgebrauchs und ein Absehen von den strengsten Bedingungen wissenschaftlicher Forschung fordern, können sie nie darauf rechnen, auf dem offenen Forum der Wissenschaft ihre Wunderwelt als Wahrheit anerkannt zu sehen. So lange sind ihre Gegner be-

Digitized by Google

rechtigt, auf Grund schon früherer Prüfungen ähnlicher Dinge, auch bei diesen neuen Wunderberichten seltsame Täuschungen zu vermuthen. Je wunderbarer die Thatsachen scheinen, um so nothwendiger ist die sorgfältigste vom stärksten Zweifel eingegebene Prüfung und Feststellung der Thatsachen.

Die Spiritisten heben gern hervor, daß schon recht viele ungläubige Zweifler durch die Wahrnehmung der Thatsachen bekehrt seien, daß aber, so weit bekannt, noch kein Spiritist von dem gewonnenen Glauben wieder abgefallen sei. Was das letztere betrifft, so läßt sich doch zunächst nur sagen, daß den Abfall vom Spiritismus noch Niemand öffentlich bekannt hat. Dies Phänomen läßt auch eine andere Erklärung zu als die spiritistische. Wer einen großen Irrthum eingesehen hat, pflegt seine erkannte und abgethane Thorheit nicht gern vor aller Welt Augen an den Pranger zu stellen, er schweigt lieber von dem, was war. Und was die mancherlei Geschichten der Bekehrung früherer Zweifler zum Spiritismus betrifft, so muß ich gestehen, daß alle mir bekannt gewordenen derartigen Geschichten auf mich den Eindruck gemacht haben, als sei eben hier doch zu viel von dem vorausgesetzten guten Glaubenswillen vorhanden gewesen. Fast immer wird nur gehört und gesehen, aber nicht wahrhaft geprüft.

Und eben das ist auch der Charakter des ganzen Berichtes der Prüfungscommission der dialektischen Gesellschaft. Die Comités lassen sich mit höchstem Eifer mündlich und schriftlich berichten, aber sie selbst prüfen ungemein wenig, prüfen oft nicht einmal die Zuverlässigkeit ihrer Zeugen. In dem ganzen Buche des Naturforschers Wallace ist fast gar nicht von eigenen Beobachtungen die Rede. Die angeblichen Thatsachen sind auf Bericht und Hörensagen angenommen. Das ist nicht die rechte Art, so wunderbare Dinge der zweifelnden Mitwelt glaubhaft zu machen, das dient nur, sie in dem Glauben an das Recht ihres Zweifels zu bestärken.

Indessen wir wollen, um diesen Zweifel zu rechtfertigen, den Thatsachen selbst noch einmal etwas näher treten.

Das Geisterhafteste der Erzählungen betrifft unzweifelhaft das Sehen der erregten Geister in die Ferne und in die Zukunft. Solche Erzählungen sind bekanntlich nicht neu. Schon im vorigen Jahrhundert wollte Swedenborg einen solchen weitsichtigen Sehergeist besitzen. Durch das Gerede über ihn ward damals Kant veranlaßt, seine geistreiche kleine Schrift: „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik" zu schreiben. Höchst unbefangen gibt Kant zu, daß wir viel zu wenig von der Natur des Geistes wissen, um mit Bestimmtheit sagen zu können, ob nicht die Geisterwelt von einem ähnlichen Band wechselseitiger Anziehung verbunden sein könne, wie die Welt der Gestirne durch die anziehende Weltkraft. Er bekennt, daß an sich ihm die letztere keineswegs begreiflicher sei, als die vielleicht ebenso thatsächlich vorhandene Anziehung und Fernwirkung der Geister. Aber bevor wir diesen Glauben annehmen, will Kant vor Allem sichere Feststellung der Thatsachen und eben diese vermißt er. —

Noch heute stehen wir den Geistergeschichten nicht anders gegenüber. Wer wollte nicht gern bekennen, daß es an sich betrachtet nicht unbegreiflicher wäre, wenn unsere Seele im Stande sein möchte, über die gewöhnliche Raum- und Zeitanschauung erhaben, ferne und zukünftige Dinge zu spüren und zu ahnen, als es unbegreiflich ist, wie unsere Seele es anfängt, so Vieles im Gedächtniß zu behalten, Manches zeitweise zu vergessen und sich doch desselben wieder zu erinnern. Die Frage geht nur dahin, ob wir in den Thatsachen eben so sicheren Anhalt haben, das Fernwissen anzunehmen, als das unleugbar vorhandene Gedächtniß.

Und eben der Grund zu solcher Gleichstellung ist immer noch zu bestreiten.

Nehmen wir eine der bestbeglaubigtsten derartigen Geschichten aus dem Buche des Naturforschers Wallace:

In der Nacht zwischen dem 14. und 15. November 1857 träumte die Gattin des Capitäns Wheatcroft, welche in Cambridge wohnte, daß sie ihren (zur Zeit in Indien befindlichen) Gemahl erblickte. Sie erwachte sofort und, als sie aufblickte, sah sie dieselbe Gestalt neben ihrem Bette stehen. Er erschien in seiner Uniform, die Hände gegen seine Brust gepreßt, mit verworrenem Haar und ganz bleichem Antlitz. Die Gestalt blieb etwa eine volle Minute sichtbar und verschwand alsdann. Die Frau schlief nicht wieder ein in jener Nacht. Am nächsten Morgen erzählte sie Alles ihrer Mutter und sprach ihren Glauben aus, daß Capitain Wheatcroft entweder getödtet oder verwundet sein müsse. Im Verlauf der Zeit traf ein Telegramm ein, welches meldete, daß der Capitän vor Lucknow am 15. November 1857 getödtet wurde. Nach eingegangenem Bericht bescheinigte das Kriegsministerium dieses Todesdatum. Die Wittwe blieb dagegen überzeugt, daß ihr Gatte am 14. November gefallen sein müsse. Ein Medium bestätigte dies und im December kam ein Bericht von einem Freunde, der berichtete, daß vor seinen Augen Capitän Wheatcroft am 14. November gefallen sei. Das Kriegsministerium selbst berichtigte in einem neuen Todtenschein seinen früheren Irrthum.

Diese Geschichte klingt ja unzweifelhaft äußerst glaubwürdig. Aber doch entspricht ihre bloße Anführung den wissenschaftlichen Forderungen thatsächlicher Feststellung keineswegs. Mr. Wallace würde als Naturforscher gewiß auf seinem Gebiete so leicht nicht eine in einem Buche angeführte wunderbare Thatsache annehmen. Er entnahm diese Geschichte einem fremden Spiritistenbuche von Rich. Owen, und nimmt ungeprüft ihre Wahrheit an. Gewiß, sie konnte wahr sein, aber als Forscher hätte er, bevor er dies annahm, Erkundigungen über die Thatsächlichkeit der Erzählung auf dem Kriegsministerium anstellen, hätte das Grabkreuz mit der Datumsinschrift in Lucknow zuverlässig untersuchen lassen und endlich über die Zuverlässigkeit der Aussagen von Mr. Wheatcroft sichere Erkundigungen einziehen müssen. Besonders wäre zu erkunden gewesen, ob vielleicht die Frau durch frühere Briefe ihres Gatten auf einen Kampf in der bestimmten Zeit vorbereitet war. Das Alles hat der exacte Naturforscher unterlassen.

Wie in diesem einen Fall, so steht es mit der Prüfung solcher zweifelhafter Seelenzustände überhaupt. Eine wissenschaftlich genügende Feststellung der Thatsachen gibt es bislang nicht.

Wir wollen aber einmal selbst annehmen, dieser Fall und einige ähnliche Fälle von geisterhaftem Fernwissen wären wirklich vollständig gut beglaubigt worden; was würde das beweisen?

Lord Bacon bemerkt einmal sehr richtig, wie wenig die in den Tempeln aufgehängten Dankspenden für Gebetserhörungen beweisen können, daß frbmme Gebete wirklich Gehör bei den Göttern finden. Dankspenden werden nur aufgehängt, wenn das Gewünschte, Erbetene eingetroffen ist. Für die vielen nicht erhörten Gebete hängt man aber keine Zeichen in die Tempel.

Wissenschaftlich beweisen könnten nur viele Beispiele, welche in unserm Falle es ermöglichten, abzuschätzen, wie oft ein solches Fernwissen das Richtige traf, wie oft es irrte. So lange eine solche Untersuchung nicht geführt ist, bleiben die einzelnen Beispiele nichts als Beispiele eines zufälligen ostmals psychologisch erklärbaren Zusammentreffens.

Bis auf Weiteres sagen wir gewiß nicht zu viel, wenn wir behaupten, die Frage nach dem Fernwissen und Fernwirken der Seele ist keinenfalls spruchreif und die unkritische Art der Berichterstattung über diese Wunder gibt uns das volle Recht zum wissenschaftlichen Zweifel.

Ganz anders aber müssen wir den übrigen Berichten von dem, was die Geister thun und sagen, gegenüber treten. Wir müssen unbedingt annehmen, daß die Natur sich nicht widersprechen kann, daß Alles, was körperhaft in der Körperwelt erscheint, auch den Gesetzen der Körperwelt unterliegen muß.

Wenn also Geister erscheinen, muß es wenigstens geisterhaft dabei zugehen. Geister, die als Körper materialisirt zu uns kommen, mit uns reden wie wir reden, sich lauwarm und weich anfühlen, sogar ihre Temperatur messen lassen, die in England Ziehharmonikas und in Deutschland vielleicht noch die Flöte blasen, die in Tisch und Stuhlbein fahren und schwere Tische, auch Stühle und Menschen schwebend in die Luft führen — das mit Verlaub zu sagen — muß Unsinn sein. Solche Geister sind keine Geister, sondern Menschen, die trügen.

Digitized by Google

Es ist höchst merkwürdig, zu sehen, was die Gläubigen thun, um diesen natürlichen Zweifel zu erledigen. Alle ihre Beweise drehen sich immer nur darum darzuthun, daß die Medien und die Geister nicht ein und dieselbe Person sind. Zu dem Zwecke hat man sogar in der Dunkelkammer die entzückten Medien an Händen und Füßen gebunden auf die Erde gelegt und hat dann plötzlich, wenn ein Geist erschien, das Dunkelzimmer mit künstlich angebrachten Apparaten elektrisch erhellt, um zu zeigen, daß das Medium noch gebunden auf der Erde lag. Von einer genauen Prüfung der Zuschauenden, ob das, was man dann in der erhellten Dunkelkammer liegen sah, wirklich noch das gebundene Medium war, ist nie die Rede. Und wäre auch dies augenscheinlich bewiesen, so wäre doch wiederum nur klar gestellt, daß das Medium und der Geist nicht ein und dieselbe Person sei. Nun hätte man dem Geiste zu Leibe gehen müssen. Das that einmal bei einer Sitzung in London ein dummdreister Deutscher, er umarmte den Geist Katie, der sich seinen Armen entwand und dann vor weiterer Profanirung von begeisterten Anhängern, die den Deutschen zurückhielten, geschützt ward. Der Geist Katie aber erschien bald darauf wieder an der Thür des Dunkelzimmers und gab noch Verhaltungsmaßregeln zur Verhütung ähnlichen Unheils. —

Geister, die man umarmen kann und die wieder kommen, wenn ihnen dies Unglück in der irdischen Welt passirt ist, sind gewiß keine Geister. Geister, die so erscheinen, sind wahrscheinlich leibhaftige Menschen. Und andere Geistererscheinungen beruhen wahrscheinlich auf künstlich erzeugten Lichtwirkungen, wie sie uns ja auch magische Künstler vorzugaukeln verstehen. Die Gläubigen, die mehr in ihnen sehen, lassen sich durch die Macht ihrer Einbildungskraft täuschen und blenden.

Die Erfahrungen, die in dieser Beziehung Tyndall in einer Geistergesellschaft gemacht hat, und die mir selbst zu Hamburg in den magnetischen Sitzungen des Baron Dupotet zu machen vergönnt waren, habe ich in dem Capitel über den Aberglauben in meinem Buche zum Bildungskampf unserer Zeit einer eingehenden Betrachtung unterzogen und darf ich hier wohl zur Ergänzung darauf verweisen.

„Demgemäß — so schloß dort meine Betrachtung — muß es Aberglaube sein, wenn geglaubt wird, die Seelen Abgeschiedener könnten mit einem Abbild ihres im Grabe ruhenden Leibes noch sichtbar in dieser Welt erscheinen und ohne Sprachorgane doch reden wie sonst, oder könnten gar in Stuhl- und Tischbeine fahren und ihre Gedanken buchstabirend ausklopfen. Sichtbar ist nur das wirklich Körperhafte, erscheinende Geister müssen daher doch wenigstens, gleich dem Regenbogen oder anderen Luftspiegelungen, aus bestimmten Verhältnissen körperlicher Zustände erklärbar sein, und nur wirkliche Körper können tönende Luftbewegungen erzeugen. Noch niemals aber ist die objective Wirklichkeit solcher Luftphantome erwiesen, sondern immer nur festgestellt worden, daß Einzelne oder auch Mehrere glaubten Geister zu sehen. Es handelt sich somit nur um Thatsachen der menschlichen Einbildungskraft, ohne daß bisher je etwas dieser Einbildungskraft Entsprechendes in der äußeren Erscheinungswelt hat nachgewiesen werden können." —

Wie kommt es aber nun, daß gerade in unserer Zeit und besonders in den genannten Ländern dieser alte Wahnglaube an Geistererscheinungen mit solchem Erfolg neu erstanden ist? Das war die schon am Anfang dieser Betrachtung aufgeworfene Frage, deren Beantwortung zum Theil schon in der Schilderung der Entwickelung dieses Aberglaubens lag. Es mag aber doch nützlich sein, nun zum Schluß dieser Betrachtung die Culturbedeutung dieser Erscheinung noch ausdrücklich hervorzuheben.

Der Glaube an Geistererscheinungen hat offenbar den fruchtbarsten Boden in denjenigen Ländern gefunden, deren Tradition streng wissenschaftlicher Arbeit noch jung ist, und deshalb noch keinen so beherrschenden Einfluß auf die Volksbildung ausübt, wie bei uns in Deutschland. Nur England, das diese Tradition hat und doch von Geistern stark heimgesucht ward, macht in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Und gerade hier sind es achtbare Männer der Wissenschaft, und noch obendrein der Naturwissenschaft, welche sich des sonderbaren Glaubens annehmen. Diese Thatsache scheint ein Culturräthsel zu sein, aber kein unlösliches. Mehr als bei uns in Deutschland ist in England die höhere wissenschaftliche Ausbildung Sache des Privatstudiums und die Pflege der Wissenschaft demgemäß auch viel häufiger als bei uns Sache der Privatneigung. Der englische Gelehrte ist häufiger ein freier Liebhaber der Wissenschaft, ein Dilettant. Dies hat seine guten, aber auch seine nachtheiligen Folgen. Ein solcher Dilettant trägt nicht die den freien Umblick beengenden Scheuklappen wissenschaftlicher Tradition, und sieht und leistet daher mitunter genial Neues. Aber dafür fehlt es ihm denn auch mitunter an methodischer Schulung, ist er leichter getäuscht und sieht Falsches. So kommt es im vorliegenden Falle, daß der deutsche Gelehrte auf Grund der erlernten wissenschaftlichen Tradition diesen psychologisch doch immerhin höchst merkwürdigen Glaubenszuständen gar keine Beachtung schenken will, und daß andererseits englische Gelehrte sich ohne methodische Untersuchung dem Glauben an diese Erscheinungen in die Arme werfen.

Doch spielt dabei offenbar noch eine tiefere Culturbewegung mit hinein. Der naturwissenschaftliche Materialismus kommt in England jetzt zum ersten Male in weiteren Kreisen mit dem strengen Kirchenglauben des Volkes in Conflict. Da finden die Geister nicht gleich die rechte Ausgleichung. Die materialistische Glaubenslosigkeit befriedigt die an's Glauben gewöhnten Geister nicht, und das treibt selbst glaubensbedürftige Naturforscher an, einen neuen Glauben aus dem Materialismus selbst erstehen zu lassen. Die gleiche Erklärung gilt auch für das Aufkommen dieses Geisterglaubens als Rückschlag gegen den Nihilismus von Jungrußland. Es zeigt sich also wiederum in großen Culturzügen, daß die Nichtbefriedigung des unabweisbaren Glaubensbedürfnisses der menschlichen Vernunft zum Aberglauben führt. Nur besonnene Vernunft und Wissensforschung kann ein Volk vor diesem Unheil bewahren.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Struensee."

Trauerspiel von H. Laube.

Dem erfolgreichen Gastspiel des Herrn Emmerich Robert verdankt das Theaterpublicum der Hauptstadt die Bekanntschaft mit zwei dramatischen Neuigkeiten: Martin Greifs „Nero" und Laubes „Struensee". Während das Trauerspiel des hochbegabten Lyrikers nur einen Achtungserfolg erringen konnte (den die Tagespresse für den berechtigten erklärt), durfte sich „Struensee" einer sehr sympathischen Aufnahme rühmen, die freilich zum nicht geringen Theil der vortrefflichen Darstellung der Titelrolle durch Herrn Robert zu danken ist. Trotzdem Laubes „Struensee" in den dreißig Jahren, die seit seinem ersten Erscheinen verflossen sind, über die größte Zahl der deutschen Bühnen gegangen ist und seinen Platz in der Literaturgeschichte gefunden hat, waren ihm die Berliner Theater bis heut so gut wie verschlossen geblieben, so daß das Werk bei seiner jüngsten Aufführung im Residenz-Theater einem Interesse begegnete, wie es in der Hauptstadt sonst nur durch eine echtere „première" erregt wird. Mittelst der umfassenden und stilistisch sehr gelungenen Vorrede, die Laube der Buchausgabe des „Struensee" vorausgeschickt hat, ist es leicht, den Gründen nachzugehen, welche der bewährten Arbeit eines bewährten Dramatikers die Bühnen Berlins, oder in erster Reihe die Hofbühne, seiner Zeit hatten verschließen können. Der Grund oder, wie Laube ihn nennt, „das Widerspiel", war in keinem Geringeren zu suchen, als in Meyerbeer, dem Componisten, dessen verstorbener Bruder Michael Beer etwa zwanzig Jahre vor Laube den Struensee-Stoff behandelt hatte, ohne daß es dem älteren Werke bis dahin gelungen war, Zugang zu den Bühnen zu finden. Laube, „von der naiven Meinung durchdrungen, dies möchte gerade seines Bruders wegen eine gewisse Theilnahme bei ihm erwecken", theilte Meyerbeer

Digitized by Google

mit, daß ihn der Struensee-Stoff bis zur Abfassung eines fünfactigen Dramas interessirt habe. „Der gute Stil unter deutschen Poeten bestand wenigstens bisher noch immer darin, daß man im Reiche der poetischen Wahl und Erfindung die Idee einer alltäglichen Kaufmanns-Concurrenz nicht kannte, und daß sich Leute um so näher rückten in freundschaftlicher Gesinnung, welche einen gleichen Stoff in Haupt und Herz getragen." Der Componist dachte anders. In dem Struensee-Stoffe eine Art Familien-Majorat erblickend, wurde er durch Laubes Mittheilung bis zur Sprachlosigkeit bestürzt und aus dessen Zimmer getrieben, so daß Laube die Phrase kaum beendigen konnte, welchen Reiz es gewähren müsse, die beiden Struensee-Dramen einmal auf den Bühnen zu vergleichen. — Von nun an ließ Meyerbeer alle Minen spielen, das neue Stück von den Bühnen fern zu halten, selbst von denjenigen, welche es bereits zur Aufführung angenommen hatten. Auf das Recht der Anciennität sich stützend, erreichte er auch manchen Erfolg seiner Bemühungen, wenn auch nicht in Dresden und München, welche dem Laube'schen Drama die günstigsten Stätten geworden waren und wo die Wiederaufnahme des Beer'schen Trauerspiels mit dem Bescheide abgelehnt wurde, „daß seine Form jetzt veraltet erscheine und solch ein Aufwand von Zeit dem voraussichtlichen Erfolge nicht entspreche". Meyerbeer mußte nun sein Hauptaugenmerk auf Berlin richten, für dessen Hofbühne das neue Werk angenommen worden war. Hier auf dem sicheren und breiten Boden seiner Vaterstadt, stand Meyerbeer der größte Einfluß zu Gebote, eine gute Aufführung auch nach dem neuen Stücke zu bewerkstelligen und hiermit einen Act der Pietät für seinen Bruder zu erfüllen. „Hier zeigte es sich denn aber grell genug, daß es sich um Concurrenz im alltäglichsten Sinne des Wortes handle." In Berlin war der Stoff überhaupt nicht erlaubt. Die Aufführung des von der Intendanz angenommenen Laube'schen Stückes wurde von der Staatsbehörde aus Rücksicht für Dänemark verboten, trotzdem es sich viel mehr als das Beer'sche von allen grellen Verhältnissen und Motiven der wirklichen Geschichte entfernt gehalten. Nach zweijährigen Bemühungen gelang es Laube, das dem Stück hinderlich gewesene Vorurtheil zu beseitigen. Eine Cabinetsordre verfügte die Aufführung seines „Struensee", dessen erste Vorstellung für den Beginn der Theatersaison festgesetzt wurde. „Wer hätte gedacht, daß so mühsame Eroberung von einem Künstler wie Herr Meyerbeer mir zu nichte gemacht und zu seinem Zwecke ausgebeutet werden könnte. Die Cabinetsordre lag vor, die Wahl der Intendanz lag vor, einem gewöhnlichen Poeten wäre da gar kein Weg zum Einschleichen ersichtlich gewesen ... Aber Meyerbeer sucht und findet einen und plötzlich erscheint ein Ministerialbefehl: Da „Struensee" durch Cabinetsordre erlaubt sei, so solle der von Michael Beer vor dem von Laube aufgeführt werden."

Und so geschah es auch. Laubes „Struensee" gelangte im Jahre 1848 auf die Bretter des Hoftheaters, um sofort wieder zu verschwinden, während das ältere Werk, in erster Linie durch die vorzügliche Leistung Hendrichs' in der Titelrolle, dann durch Meyerbeers begleitende an schönen Einzelheiten reiche Musik, ein Repertoirestück der Hofbühne wurde, von der es erst im Anfang der Sechszigerjahre mit Hendrichs seinen Abschied nahm.

Es ist hier nicht der Ort, die Vorzüge der beiden Bearbeitungen des Struensee-Stoffs gegen einander abzuwägen, oder des Längeren bei der Schätzung der poetischen Bedeutung des hier in Betracht kommenden Laube'schen Trauerspiels zu verweilen. Wie das Beer'sche hat es längst einen Platz in der Literaturgeschichte gefunden, die ihm alle Vorzüge nachrühmt, welche den äußeren Erfolg eines Dramas dem großen Publicum gegenüber bedingen: eine glückliche Wahl des Stoffs; rasch und energisch sich entwickelnde Handlung, die einen großen Reichthum von Situationen in sich schließt; sichere Zeichnung der Charaktere; große Beherrschung der Bühnentechnik und eine kraftvolle, durchsichtige, nicht selten zu poetischem Schwunge sich erhebende Prosa. Der Hervorhebung dieser Vorzüge ist der gewichtige Tadel entgegenzustellen, daß der Conflict, welcher das tragische Ende des Helden herbeiführt, nur indirect durch den Staatsmann Struensee und in erster Linie durch den Verliebten hervorgerufen wird, der durch seine schwärmerische Leidenschaft dort sinnlos handelt, wo er seiner Macht und seinem Ansehen nach die Lage beherrschen müßte. Laube versucht in der erwähnten Vorrede diesen Tadel zu widerlegen, nicht minder den zweiten, daß sein „Struensee" eine Intriguentragödie, und daß endlich die Wahrung der drei aristotelischen Einheiten, wenn auch mit glänzendem Bühnengeschick, aber ohne Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit der einzelnen Situationen durchgeführt sei und nur so habe durchgeführt werden können. Das Publicum gab dem Dichter Recht, indem es seinem Werke die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme bereitete, welche dem um das deutsche Theater so hochverdienten Manne auch von Herzen zu gönnen ist.

Herr Emmerich Robert verkörperte in bedeutender Weise das Bild des „schwärmerischen Staatsmannes"; es war eine einheitliche, aus dem Vollen geschöpfte und vor Allem glaubwürdige Leistung, die maßvolle Verwendung edelster künstlerischer Mittel bekundend. Die siebenten Scenen des zweiten und des vierten Actes waren es besonders, in denen der Künstler seine schönsten Gaben bot und den lauten Beifall des bis auf den letzten Platz gefüllten Hauses entfesselte. Herr Robert fand in den Darstellern der Gräfin Gallen und des Staatsraths Guldberg in Frau Hermine Claar-Delia und Herrn Keppler, die wirksamste Unterstützung. Inscenirung und Ausstattung des Stückes machten dem verdienten Leiter des Residenztheaters alle Ehre.

Julius Hagen.

Die Ausstellung in der Nationalgalerie.

Ausstellungen wie diejenigen, welche seit der Eröffnung der Nationalgalerie deren Director, Herr Dr. Jordan, veranstaltete, gehörten früher in Berlin zu den seltenen Erscheinungen. Bei der unverkennbaren Bedeutung derselben aber für das öffentliche Kunstleben der Hauptstadt muß man diese neue Einrichtung immer wieder mit Freude und Dank begrüßen. Wir hatten im Mai und Juni vorigen Jahres Gelegenheit, uns ein volles Bild von dem Wirken des trefflichen Landschaftsmalers Heinrich Franz-Dreber zu verschaffen, wir sahen dann im vergangenen Winter zahlreiche Werke von Rethel, Führich, Overbeck und Gunkel, und finden in der gegenwärtigen Ausstellung Entwürfe, Studien und fertige Arbeiten von Henneberg, Wilhelm Schirmer und Harrer vereinigt. Der Zweck solcher Zusammenstellungen kann nur der sein, die Besucher mit dem Bildungsgang, mit dem ganzen Streben und Wirken der betreffenden Meister bekannt zu machen, ihnen fertige Werke vorzuführen, sie aber auch gleichzeitig in die Werkstatt, wie dieselben entstanden sind, einzuführen. Dem aufmerksameren Beobachter und dem vertrauteren Kunstfreunde wird dies auch bei der gegenwärtigen Ausstellung leicht werden, aber im Interesse des Publicums im Allgemeinen, das gerade in solchen Ausstellungen die beste Gelegenheit findet, sich der Kunst mehr und mehr zu nähern, möchte ich einen Wunsch nicht unterdrücken. Es scheint mir nämlich ohne Frage, daß durch eine chronologische Anordnung der Arbeiten eines Künstlers jener Zweck eigentlich erst wirklich erreicht werden kann, denn das mühsame Zusammensuchen des sachlich und zeitlich Zusammengehörigen, wenn es an verschiedenen Stellen in verschiedenen Räumen der Ausstellung vertheilt ist, ist natürlich nicht Jedermanns Sache, und nur Derjenige, der gewöhnt ist, die Dinge geschichtlich zu betrachten, wird sich hierzu von selbst veranlaßt finden. Ohne Gewinnung eines geschichtlichen Standpunktes aber wird das Verhältniß des Einzelnen zur Kunst immer dilettantisch, mindestens aber zufällig sein. Zwar ist es ja klar, daß bei Einrichtung von Ausstellungen, wie diejenigen in der Nationalgalerie sind, noch andere Rücksichten beachtet werden müssen. Da muß man darauf sehen, jedes einzelne Stück möglichst in das richtigste Licht zu bringen, da muß man suchen, einer ganzen Wand, einem ganzen Saal eine möglichst in sich stimmende Gesammtanordnung zu geben, da muß man danach trachten, die Hauptsachen an die hervorragenden Stellen zu bringen und Aehnliches mehr. Auf alle diese Punkte ist mit Einsicht und Geschmack Rücksicht genommen worden, und nur der geschichtliche Gesichtspunkt hat bisher keine völlig genügende Beachtung gefunden. Ich führe ein Beispiel an. Im ersten Zimmer der Ausstellung von Hennebergs Arbeiten sieht man den Kohlencarton zum „wilden Jäger" und eine kleine Wiederholung des Gemäldes vom Jahre 1871, während das Gemälde selbst, welches 1856 fertig wurde, nebst der Farbenskizze und einigen Studien ein paar Säle weiter hängt. Es würde meines Erachtens sachlicher und lehrreicher gewesen sein, wenn alle diese Stücke im ersten Zimmer vereinigt worden wären, was sich ohne Bedenken hätte machen lassen. Und wenn dann so fortgefahren wäre, so hätte die Ausstellung von selbst und ohne Weiteres Jedem eine klare Uebersicht über des Künstlers Entwickelungsgang geben müssen. Indem ich diesen Gedanken hier einen Ausdruck gebe, will ich das verdienstliche und

Digitized by Google

mühevolle Unternehmen nicht entfernt tadeln, vielmehr wollte ich nur die Andeutung eines Gesichtspunktes geben, durch dessen Beachtung weitere Ausstellungen dieser Art gewiß noch nutzbringender, bedeutsamer und unterrichtender werden müßten.

Rudolf Henneberg, von dem nahezu 300 Stücke ausgestellt sind, widmete sich erst der Kunst, als er bereits 25 Jahre alt war, und kaum 50 Jahre alt starb er bereits. Seine selbstständige künstlerische Thätigkeit umfaßt zwei Jahrzehnte, von 1856 bis 1876. Auf der Akademie zu Antwerpen und in Paris unter Thomas Couture in die Kunst der Malerei eingeführt, folgte er zunächst einer coloristischen Richtung und trieb die breite, derbe Behandlungsweise bis zu einer gewissen decorativen Rohheit, wie man sie in seinem Erstlingswerk, der „Studentenfahrt", von 1853 (Nr. 11 und 12) sieht. Trotzdem zeigen sich schon in diesem Bilde Züge, die das unleugbare Talent bekunden, und die dann in den nächsten Arbeiten immer bedeutender und klarer hervortreten. Der Schritt von dieser „Studentenfahrt" zu dem im folgenden Jahr gemalten „Zigeunerpaar" (Nr. 15) ist erstaunlich, und noch erstaunlicher dann der zu dem 1856 fertig gewordenen „wilden Jäger" (Nr. 84). Einen solchen Aufschwung in drei Jahren kann nur ein großes Talent nehmen! Henneberg gab diesem Bilde lebhafte Farben, die er jedoch durch einen tiefen, braunen Grundton zusammenhielt, so daß sie nicht entfernt bunt, vielmehr durchaus ruhig und zusammenstimmend erscheinen. Durch die ganze Farbenhaltung geht Wärme und Klarheit, und der Gesammteindruck des Gemäldes ist ein sehr vorzüglicher. Man erkennt in demselben neben den Eigenschaften, die der bisherige Bildungsgang des Künstlers ergab, auch bedeutende Einflüsse des Rubens, dessen Studium Henneberg gerade in jener Zeit mit großem Eifer oblag. Der Künstler wiederholte das Werk zweimal, beide Male jedoch in kleinerem Maßstabe. Die eine dieser Wiederholungen befindet sich in der Schack'schen Sammlung zu München und ist hier nicht ausgestellt. Bei ihr fehlen jene lebhaften Localtöne und jene schöne Klarheit, die dem großen Bilde eigen sind; dagegen hat die Färbung einen vorherrschenden und schweren braunen Ton erhalten, der ebenso an die Stimmung des Cartons (Nr. 1), wie an Eigenthümlichkeiten der modernen vlämischen Malweise erinnert. Sehr anders geartet ist dagegen die zweite Wiederholung (Nr. 2), die allerdings auch erst im Jahre 1871 entstand. Hier ist der warme, braune Grundton des großen Originals weggefallen; die Localtöne erscheinen selbstständiger und dabei lichter, so daß also die Gesammtfarbenwirkung, in coloristischem Betrachte, auch weniger harmonisch ist. Dagegen ist die Composition allerdings in zeichnerischer Hinsicht übersichtlicher geworden, ohne daß freilich das Einzelne klarer und im Ausdruck tiefer wäre. Die ganze Behandlungsweise entspricht der Entstehungszeit des Bildes und zeigt die Wandlung an, die der Künstler vermöge seines Bildungsganges in den 15 Jahren seit der Entstehung des großen Gemäldes erlebt hatte. Fragt man, wie die Behandlungsweisen der beiden Wiederholungen zum dargestellten Gegenstande sich verhalten, so entspricht allerdings keine derselben dem Gegenstande so völlig, wie die der großen Ausführung, die das Wilde, Leidenschaftliche, Phantastische und Düstere ausdrückt, ohne diesen Charakter durch eine allzu schwere Haltung zu übertreiben oder ihn durch zu große Klarheit und Bestimmtheit zu schwächen.

In den folgenden Bildern, die noch zu Paris entstanden, wird der oberflächlichere Beschauer einen bedeutenderen Fortschritt nicht wahrnehmen, doch wird ein eingehenderer Betrachter bemerken, wie der Künstler durch fortgesetzte Studien eine immer größere Sicherheit und Fertigkeit zu erringen suchte. Für die Beschäftigung Hennebergs mit der Landschaft zeugen zahlreiche Studien (Nr. 25, 33, 39, 42, 68 u. s. w.) sowie die große Ansicht des „Regensteins" von 1857 (Nr. 160). Eingehende und glückliche Thierstudien bezeugt die „Hasenhetze" von 1859 (Nr. 105 und 106). In dem „Verbrecher aus verlorener Ehre" (Nr. 254) wird man die ergiebigen physiognomischen Studien nicht verkennen, wenn man auch vielleicht in dem ausgeprägt französischen Charakter des ganzen Bildes und namentlich der malerischen Behandlungsweise einen gewissen Rückschritt zu sehen geneigt sein dürfte. Ein in derselben Art behandeltes Gemälde „Ritter und Nymphe" vom Jahre 1861 (Nr. 181) schließt die Pariser Epoche des Künstlers ab; ein Vergleich desselben mit der „wilden Jagd" lehrt, daß Henneberg in den sieben Jahren, die zwischen beiden Werken liegen, an Originalität und Frische nicht gewonnen hatte; seine Errungenschaften lagen auf dem Gebiete der Technik und der Hülfswissenschaften seiner Kunst.

Eine bedeutende Wandlung in seinen Kunstanschauungen und Zielen brachte ein Aufenthalt in Italien von 1861 bis 1863 hervor. Um in Geist und Art der malerischen Behandlungsweise Tizians, den er ungemein bewunderte, recht einzudringen, machte er in Venedig Copien nach zwei Hauptwerken des Meisters (Nr. 191 und 192); und ebenso machte er nach den älteren Florentiner Meistern, um die sichere Zeichnung und den tief empfundenen Ausdruck in deren Malereien recht zu verstehen, zahlreiche zeichnerische Studien (Nr. 18 und ff.). In Rom aber zog ihn vorzugsweise die Campagna durch die Schönheit ihrer landschaftlichen Natur und die reizvolle Erscheinung ihrer Bewohner an. Eine sehr große Menge von Studien der verschiedensten Art, sowie eine ganze Reihe von Campagnabildern sind die Frucht dieser Neigung, die bei dem späteren Aufenthalte Hennebergs in Rom neue Nahrung fand. Etwa fünfzig Nummern der Ausstellung vertreten diesen Theil seiner künstlerischen Thätigkeit.

Hennebergs Phantasie beschäftigte sich gern und dauernd mit den Bildern von Gegenständen, die einen ethischen oder wenn man will metaphysischen Hintergrund haben. Die Ausstellung zeigt mehrere solcher Bilder in verschiedenen Entwürfen und Skizzen, unter denen die zur „Phantasie" gehörenden (Nr. 190 und 234 bis 243) besondere Beachtung verdienen dürften. Leider sind diese elf Blätter nicht in der Reihenfolge, wie sie entstanden sind, angeordnet und es ist dadurch die Gewinnung einer klaren und leichten Uebersicht über das allmähliche Reifen und die allmähliche Ausgestaltung der Composition unnöthigerweise erschwert worden. Aus diesem Kreise des Phantasielebens unseres Künstlers ging auch „die Jagd nach dem Glücke" (Nr. 3) hervor, die zu München, wo Henneberg seit 1863 lebte, begonnen und zu Berlin, wohin er 1865 übergesiedelt war, beendet wurde. Die mit ausgestellten Entwürfe und Studien (Nr. 4 bis 10, 16, 76, 157) legen die allmähliche Durcharbeitung der Composition deutlich dar und laden besonders deshalb auch zu einer eingehenden Betrachtung ein, als das fertige Bild seit beinahe zehn Jahren, seitdem es zuerst ausgestellt wurde, ein erklärter Liebling des Publicums ist. Und es verdient diese Auszeichnung. Denn in der meisterhaftesten Ausführung stellt es einen Stoff dar, der so recht in das Herz unserer Zeit greift, und dem unersättlichen Streben nach Geld und Genuß, ohne tendenziös und moralisirend zu sein, den Spiegel vorhält. Man darf es in diesem Sinne und in Ansehung des verwandten Gegenstandes ein Seitenstück zu Dürers berühmten Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel" nennen. Die Erscheinung dieses Bildes nun zeigt die oben erwähnte Wandlung, welche sich durch den italienischen Aufenthalt anbahnte, vollzogen; dieselbe steigerte sich mehr und mehr und erreichte in den Malereien für die Villa Warschauer in Charlottenburg (Nr. 56 und ff.), deren Bestimmung als Wandgemälde dies besonders begünstigte, ihren Höhepunkt. Henneberg hatte die breite, coloristische Behandlungsweise mit einer mehr zeichnerischen, die tiefe Farbenstimmung mit einer lichteren Haltung seiner Töne vertauscht, und er hatte sich hierdurch, in Verbindung mit einer warmen Neigung für das deutsche Leben und die deutsche Kunst im 16. Jahrhundert, den Meistern der deutschen Renaissance, namentlich Holbein, genähert. Hierfür sprechen auch besonders die meisterhaften Studien zu den Warschauer'schen Malereien (Nr. 161 bis 174). Daß Henneberg aber dabei auch, wenn es der Gegenstand nahe legte, nach einer malerisch-coloristischen Vollendung strebte, lehrt das liebenswürdige Bild „das Märchen" (Nr. 159), das in seiner Farbenstimmung und theilweise in dem zartesten Helldunkel gehalten ist.

Man wird aus allen diesen Arbeiten und Versuchen Hennebergs die Ueberzeugung gewinnen, daß er ein Künstler war, der in vollster Redlichkeit und mit seltenem Fleiß seinem Berufe oblag. Wenn ihm Mancherlei, was dem technischen Gebiete zugehörte, schwer wurde, so muß man immer berücksichtigen, daß eine Hand, die bereits 25 Jahre alt ist, nicht mehr so leicht lernt und sich bequemt, wie eine, die von Kindheit auf geübt ist. Wenn er bei der Ausgestaltung seiner Compositionen sich nie genug that, so muß man den Grund hierzu in seiner inneren wahrhaften Bescheidenheit suchen, und wenn er in Betreff der Ausführung von Einzelnheiten oft schwankte, so hat dies seinen Grund in der kritischen Schärfe, womit er seine eigenen Arbeiten ansah und beurtheilte. Bedeutendes hat er geleistet, Bedeutenderes durfte man noch von ihm erwarten. Sein Tod ist ein großer, ein unersetzlicher Verlust für die deutsche Kunst.

Eine Künstlernatur von demselben edlen und reinen Streben tritt uns in der zweiten Abtheilung der Ausstellung entgegen. Wenn aber

Digitized by Google

Henneberg einen Entwickelungsgang nahm, der von einer coloristischen Behandlungsweise zu einer mehr zeichnerischen sich bewegte, so begann Wilhelm Schirmer seinen Bildungsgang in der streng zeichnerischen Schule und er endigte mit der ausgesprochenen Neigung für coloristische Behandlung. Seine selbstständige Thätigkeit umfaßt etwa den doppelten Zeitraum von der Hennebergs; sie beginnt etwa 1825 und endigt mit dem Tode des Künstlers im Jahre 1866. Eine sehr große Zahl von Werken — ausschließlich landschaftlicher Art — gingen aus seiner Werkstatt hervor und in den verschiedensten Besitz über. Unter seinen Gönnern stehen mehrere Mitglieder des Königshauses obenan. Der Kaiser selbst gab dreizehn in seinem Besitze befindliche, meist größere Gemälde zur Ausstellung her; in dem Schlosse des Prinzen Albrecht bei Dresden wie im Palais des Kronprinzen zu Berlin führte Schirmer Wandmalereien aus, deren Entwürfe auch ausgestellt sind (Nr. 126 bis 129, 136 und 137). Für den Prinzen Karl malte er mehrere Ansichten aus Glienike. Und im neuen Museum führte er mehrere der Wandbilder im ägyptischen Säulenhofe wie im griechischen Saale aus. Auch unter den Privatpersonen hatte er nicht wenig Freunde, die gern Arbeiten von ihm erwarben, und das Berliner Publicum, dem er 40 Jahre lang auf den Ausstellungen mit großer Regelmäßigkeit seine Werke vorführte, wußte ihn hoch zu schätzen. So wird denn die gegenwärtige Vereinigung von Gemälden, Studien und Zeichnungen seiner Hand Vielen außerordentlich willkommen sein, und Viele werden in manchen dieser Stücke alte Bekannte begrüßen.

Die neue deutsche Landschaftsmalerei nimmt bekanntlich ihren Ausgang von Carstens, der eine neue Auffassung der Landschaft in den Hintergründen mehrerer seiner Compositionen niederlegte. Dies Vorbild wirkte in Rom bestimmend auf Josef Anton Koch ein, der bis dahin mit dem unbefangensten und treffendsten Naturſinn seine Studien gemacht hatte und nun die Richtung zum Idealen einschlug. Koch wurde im eigentlichen Sinne der Vater unserer neueren Landschaftsmalerei; der Kreis seiner Schüler, Anhänger und Nachfolger ist ein sehr großer. Eine ausführliche Darstellung dieses geschichtlichen Verhältnisses habe ich im ersten Theil meiner „Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow" (S. 106 bis 126 und 332 bis 339) zu geben gesucht, und ich darf hier auf dieselbe mit dem Bemerken hinweisen, daß die Nationalgalerie ein Gemälde von Koch aus dessen guter Zeit, sowie zahlreiche Werke von dessen unmittelbaren und mittelbaren Nachfolgern besitzt, die ein willkommenes Material zum Studium dieser Verhältnisse bieten. An Koch und dessen Schule lehnt sich nun auch Wilhelm Schirmer auf's Engste an. In seinen zeichnerischen Studien, namentlich denen seines römischen Aufenthaltes (Nr. 11 bis 51) erkennt man das glückliche Streben nach klaren, festen und sichern Linien, die den Charakter der jeweiligen Landschaft bestimmt und vor Allem wahr wiedergeben. In seinen Oelgemälden sieht man das Durchklingen zeichnerischer Gewohnheiten und die Absicht, in den einzelnen Localtönen der Naturwahrheit möglichst zu entsprechen. Diesen Grundsätzen huldigend, bewegte er sich eben ganz auf dem Boden der Koch'schen Schule. Die schönsten unter den ausgestellten Bildern, soweit sie dieser Epoche des Künstlers angehören, dürften die großen Landschaften von Narni und Tivoli (Nr. 123 und 158) sein. Später suchte Schirmer Beziehungen zu Claude Lorrain, die ihm besonders dessen Liber veritatis vermittelt haben muß; den bestimmenden Einfluß derselben nimmt man in der campanischen Phantasielandschaft von 1843 (Nr. 124) und dem Hafenbilde von 1850 (Nr. 155) wahr. Man kann die Zeit dieser Beziehungen als eine besondere Epoche im künstlerischen Leben Schirmers ansehen, man darf sie aber auch als Uebergang zu der nächsten, der zweiten großen Epoche seiner Thätigkeit auffassen. Unter starken Anklängen an romantische Gefühlsweise ging er nämlich zu südlichen oder idealen Stimmungsbildern über, und er suchte denselben eine möglichst vollkommene Einheitlichkeit dadurch zu geben, daß er jedesmal nur Einen stimmungsvollen Moment auffaßte, diesen aber durch eine coloristische Behandlungsweise und feine Farbenstimmung, gleichsam wie in zarter Lyrik, ausdrückte. Wenn er dieser Richtung seiner Kunst nun auch mit einem sehr entwickelten malerischen Sinn und mit großem Geschick folgte, so stehen doch nicht alle Werke dieser Epoche auf gleicher Höhe. Hier und da will es mir scheinen, als hätte das Dunstige, welches er seinem Colorit gern gab, etwas Ungesundes an sich, als hätte bisweilen die Behandlung etwas Gemachtes. Ich möchte deshalb die Werke dieser Epoche nicht ohne Weiteres denen der ersten Epoche vorziehen, wie das meist geschieht, weil mir eben diese in sich noch gesunder zu sein scheinen. Auch sind dieselben in allen Theilen, der Landschaft, Architektur und Staffage, durchweg interessant; sie beschäftigen überall, wo das Auge sich hinwendet, Phantasie und Geist auf die anziehendste Art, ohne daß dadurch das Werk als Ganzes seine Einheit verliert. Die Landschaften der letzten Epoche geben immer nur einen einzigen stimmungsvollen Moment; sie haben einen lyrisch-musikalischen Charakter, während seine älteren Werke an eine epische Entwickelung erinnern und plastische Klarheit zeigen. Diese älteren Werke aber kündigen in einzelnen ihrer Theile bereits die spätere Neigung und Befähigung zur Wiedergabe glänzender Farbenerscheinungen, geschlossener Farbenstimmungen an.

Der Künstler, dessen Arbeiten die dritte Abtheilung dieser Ausstellung füllen, Hugo Harrer, ist einseitiger als Henneberg und Schirmer, aber in dieser Einseitigkeit ist er ungemein sicher und bedeutend. Ursprünglich dem Baufache gewidmet trieb ihn Neigung und Talent zur Malerei, aber er wechselte darum nicht auch den Gegenstand seiner Studien; den Inhalt seiner malerischen Uebungen und Darstellungen bilden ganz vorwiegend Bauwerke, von den stolzen Ruinen Roms herab bis zu einem verfallenen Thorwege oder einem schmucklosen Gewölbe. Mit voller Wahrheit bringt er das Gesehene treu auf die Leinwand, und dabei führt sein künstlerisches Auge ihn ganz sicher, um die Töne zu einem Bilde zu vereinigen. Aber allerdings, — ich für mein Theil wenigstens bin der Ansicht — allerdings tritt hierbei das Interesse an der Malerei als Kunstwerk hinter dem an dem Gegenstande zurück. Wenn man die sehr zahlreichen Harrer'schen Studien und Bilder durchgeht, so findet man überall dieselbe treffende Auffassung und naturwahre Darstellung; dieser dem Künstler angehörende Theil seiner Arbeit ist immer der gleiche, aber die Gegenstände sind die mannigfaltigsten. Der Reiz der Abwechselung beruht also im Gegenstande und nicht in dem Wie der Darstellung seitens des Künstlers. In diesem Sinne war es gemeint, wenn ich bemerkte, daß Harrer einseitiger sei als die anderen beiden Künstler, deren Werke diese Ausstellung mit den seinigen zugleich umfaßt. Hiermit will ich ihn, sein Talent und seine Leistungen wahrlich nicht verkleinern, vielmehr wiederhole ich es, daß die Sicherheit seiner Auffassung und Darstellungsweise, auf dem Boden eines ausschließlichen und strengen Realismus, zu der lebhaftesten Anerkennung hinreißen, — aber freilich jenseits der Grenzen dieses Bodens gibt es auch noch Architektur- und Landschaftsmalerei, deren Betrachtung lehrt, was Harrer abgeht: die Mannigfaltigkeit der Stimmungen und die Kraft poetischer Gestaltung. Innerhalb jener Grenzen aber ist er ein Meister, dessen frühen Tod jeder Kunstfreund herzlich beklagen muß.

Mit dem Abschiedsgruße von dieser bedeutsamen und lehrreichen Ausstellung verbinden wir die Hoffnung, daß sie recht bald eine ebenbürtige Nachfolgerin erhalten möge.

H. Riegel.

Notizen.

Der Krieg im Orient mit seiner Fülle von dunklen Problemen der nahen und fernen Zukunft ist seit etwa vierzehn Tagen nun wirklich ausgebrochen. Politiker aller Kategorien sind mit der Frage beschäftigt, was er der Welt an Veränderungen, wenn nicht der Landkarte, doch der Machtverhältnisse bringen mag. Könnte man die Minister des Auswärtigen in den verschiedenen Ländern dazu bewegen, daß sie, wie in einem bekannten Gesellschaftsspiel, ihre Erwartungen und Speculationen niederschrieben und versiegelt einer Urne anvertrauten, so würde die spätere Kenntnißnahme dieser Herzensergießungen sicherlich die seltsamsten Widersprüche zu Tage fördern. Ueberall hofft man auf Localisirung des Krieges. Sollte diese aber nicht durchzusetzen sein, so möchte Jeder mit möglichst wenigen Opfern möglichst viele Vortheile davontragen. Der Egoismus gilt ja in staatlichen Dingen für eine Pflicht, während er im Privatleben zwar verpönt ist, aber eben so häufig, nur nicht mit denselben beschönigenden Phrasen von Wahrung nationaler Interessen und dergleichen, die Triebfeder menschlicher Handlungen bildet. Die inneren Regungen und Rechnungen der Cabinete sind übrigens im Großen und Ganzen kein Geheimniß. Man wünscht durchweg den Russen so viele Schläge und Verluste wie möglich, macht sich aber darauf gefaßt, daß

Digitized by Google

sie, ob rasch oder nach einiger Zeit, siegen und den schon vor sechs Jahren mit allgemeinem Einverständniß und innerem schwerem Verdruß der betheiligten Mächte durchlöcherten Pariser Frieden zerreißen werden. Kommt es zur Zerstückelung der europäischen Türkei, so denkt die östreichische Annexionspartei, es werde auch für Oestreich dabei ein Stück Landes abfallen. Dann würde wieder eine Art von thatsächlichem Condominium in den Balkanprovinzen bis auf Weiteres beliebt werden. Welche Vortheile allerdings ein solches Verhältniß Oestreich in den Gegenden der Eider und Elbe eingebracht hat, ist in guter Erinnerung. Aber Staaten profitiren von gemachten Erfahrungen genau so viel wie Individuen, das heißt blutwenig. Setzt sich Rußland in Bulgarien fest, so wird England die Hand noch mehr auf Egypten legen, als es schon gethan hat und zusehen, was sich am Bosporus machen läßt. Frankreich zählt vorerst nicht, oder doch nur insofern es nach dem Moment ausschaut, wo irgend ein fehlerhafter Schachzug in Berlin ihm aus seiner Isolirung in Europa heraushelfen könnte. Italien möchte, wie bisher, von fremden Siegen wieder etwas davontragen. Ueber Deutschland endlich schweigt des Chronisten Höflichkeit. Hat doch sogar ein berühmter Mann, dem selbst seine Feinde noch niemals zu vieles Reden vorgeworfen, neulich einige Worte über unsere Beziehungen nach außen fallen lassen, die gegen seine offenbare Erwartung einen erschrecklichen Lärm verursachten und ihn vielleicht im Stillen wünschen ließen, er wäre seiner sprichwörtlichen Reserve treuer geblieben. Sogenannte inspirirte Blätter, die indessen oft sonderbaren Eingebungen folgen, sind jetzt sehr übel auf England zu sprechen, dem alle möglichen Perfidien und Schlechtigkeiten zugeschrieben werden. Nach einer bestimmten Reihe von Jahren wird sich das merklich ändern, und der englische Einfluß wird alsdann in publicistischen Hymnen gefeiert werden. Inzwischen aber strömt Alles von Russenfreundlichkeit über. In gewissen staatsmännischen Officinen geschieht das freilich mit dem humanen Hintergedanken, daß man dem im Orient beschäftigten und durch neue Ausdehnungen geschwächten Rußland schon die Bedingungen der alsdann noch mehr als jetzt nothwendigen Allianz vorschreiben werde. Auf diese profunde Weisheit bilden sich einige Theoretiker um so mehr ein, als sie vermuthen und conjecturiren, sie werde geeigneten höheren Ortes getheilt. In Wahrheit möchte man sich die Zwangslage Deutschlands mit solchen fadenscheinigen Kannegießereien möglichst verschleiern und schönfärben. Schließlich wird natürlich Alles anders kommen, als man es sich vorstellte. Jede Zeitung wird trotzdem den Ausgang ganz so vorhergesagt haben und den Verlauf des Krieges je nach dem Vortheil des gestiegenen Abonnements und dem Nachtheil der verminderten Anzeigen in Rechnung bringen. An hochtönenden Declamationen über Menschenwohl und Völkerglück wird kein Mangel sein. Aber halbwegs orientirte Leser, die sich nicht leicht ein X für ein U machen lassen, werden wissen, was davon zu halten ist.

* * *

Nochmals „Manfred" und die Letten.

Meine Mittheilungen über eine vor Jahren stattgehabte Aufführung von Byrons „Manfred" in einem lettischen Theater haben in Nr. 16 dieses Blattes eine mit Theodor Roland unterzeichnete Entgegnung hervorgerufen. Ich muß dem in seiner Nationalität Gekränkten darauf zunächst versichern, daß mir nichts ferner gelegen hat, als über die Letten etwas Feindseliges oder Geringschätzendes zu sagen, und daß es mir leid thut, wenn meine harmlosen Bemerkungen in solchem Sinne aufgefaßt worden sind. Meine Mittheilung hatte gar keine politische oder nationale Tendenz, sondern nur eine dramaturgische. Wenn die Letten ihre ernsten Bestrebungen auf Hebung ihrer Nationalität durch Aneignung deutscher Bildung zu fördern suchen, so will ich es ganz und gar dahingestellt sein lassen, ob in diesem Proceß erst die deutsche Bildung kommt und dann das bezeichnete Streben, oder umgekehrt. Herr Roland stellt in Abrede, daß die lettische Nationalität gegen die deutsche anzukämpfen suche; wenn er aber gleich darauf zugibt, daß „ein geistiger Kampf" bestehe, so kann ich ihm versichern, daß auch ich keinen andern Kampf als einen geistigen gemeint habe.

Der Schwerpunkt aber in der Entgegnung des Herrn Roland liegt darin, daß er nicht zugeben will, der Lette sei im Ganzen weniger begabt, als der Deutsche und der Russe. Ich kann gegen diesen Widerspruch nur auf die Thatsache hinweisen, daß in den Städten die Deutschen die herrschende oder richtiger maßgebende Nationalität bilden. Indem Herr Roland selbst zugibt, daß die Letten sich vor Allem deutsche Bildung und deutsches Wissen anzueignen suchen, erkennt er ja wohl diese Thatsache selbst an, denn nur einer vorgeschrittenen Nationalität pflegt man nachzueifern. Den Letten aber daraus einen Vorwurf zu machen, wäre ja überaus thöricht und brutal dazu, da in der That die Letten bei ihrem gutartigen und friedfertigen Charakter lange genug unter schwerem Drucke zu leiden hatten. Das Alles schließt ja aber doch nicht aus, daß ich die Idee, für das lettische Theater gerade Byrons „Manfred" zu wählen, sehr sonderbar finden konnte. Aber einzig und allein um diesen Punkt hat es sich in meinem kleinen Artikel gehandelt, nicht aber darum, den lettischen Volksstamm herabzusetzen.

Die Berichtigung, daß die Letten ihr Vereinshaus früher gebaut haben als die Deutschen, nehme ich mit Dank an und bekenne meinen Irrthum. Daß der Erbauer des akustisch so vorzüglichen deutschen Gewerbehaussaales ein Lette war, steht mit meiner Bemerkung, daß es unter den Letten sehr tüchtige Männer gebe, in keinem Widerspruch. Wäre aber mein Gegner ebenso akustisch angelegt, so würde er die Tendenz meines Artikels nicht so falsch verstanden haben, wie es zu meinem aufrichtigen Bedauern geschehen ist.

Rudolph Genée.

* * *

Die Vorstellung des „Wintermärchens" zu Gunsten des Vereins „Berliner Presse", welche, beiläufig bemerkt, einen Reinertrag von 9000 Mark für die Unterstützungskassen ergeben hat, findet von Seiten der illustrirten Presse in Deutschland die verdiente Aufmerksamkeit. In der neuesten Nummer der Leipziger „Illustrirten Zeitung" befindet sich bereits eine vortreffliche Zeichnung von E. Döpler junior, welche die Gerichtsscene darstellt und in der Umrahmung die lustigsten Episoden aus dem Rüpelacte. Zu der sinnig componirten Zeichnung bringt die „Illustrirte Zeitung" einen interessanten Aufsatz über die Vorstellung von Eugen Zabel. Die andern illustrirten Blätter werden bald folgen; wie wir hören, wird in einer der nächsten Nummern der „Gartenlaube" ein Bild von Professor Döpler, Vater, erscheinen, welches die Bildscene des letzten Actes zum Vorwurf hat. Den Aufsatz dazu schreibt Albert Traeger. Für „Ueber Land und Meer" hat Herr Rechlin, Sohn, eine Zeichnung componirt, welche eine Scene aus dem Shakespeare'schen Drama darstellt. Den Aufsatz dazu schreibt Robert Davidsohn. Endlich bringt die Wiener „Neue illustrirte Zeitung", von Johannes Nordmann herausgegeben, ein Gruppenbild, welches die Darsteller, die sich zu dieser Vorstellung vereinigt haben, im Porträt wiedergibt: die Damen Franziska Ellmenreich, Hermine Claar-Delia, Mathilde Ramm, Betty Damhofer und Josefine Zimmermann; die Herren: Ludwig Barnay, Ernst Possart, Karl Mittell, Emil Thomas und Wilhelm von Hoxar. Den Aufsatz für das Wiener Blatt schreibt Fritz Mauthner.

* * *

Das jetzt ausgegebene zweite Heft der Monatsschrift „Nord und Süd", Verlag von Georg Stilke, Berlin, hat folgenden Inhalt:

Hans Hopfen: „Zwischen Dorf und Stadt." Novelle.

Jacob von Falke in Wien: „Das Fenster in der Wohnung" (beschäftigt sich mit der Frage, wie das Fenster in der Wohnung künstlerisch zu behandeln ist, um sich der übrigen häuslichen Einrichtung harmonisch anzuschmiegen).

Karl Vogt in Genf: „Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft" (behandelt die Agitationen, welche namentlich in England und Italien aus Unverstand und ungehöriger Gefühlsduselei gegen die Vivisection zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen worden sind).

Adolf Wilbrandt: „Dramaturgische Unterhaltungen." (Der erste Aufsatz, „Mein Freund Scävola", spricht über die Einwirkung der Kritik und des Publicums auf die dramatische Production.)

Kuno Fischer in Heidelberg: „Ein literarischer Findling als Lessings Faust" (polemisirt gegen die unberechtigte Hypothese, daß eine neuerdings aufgefundene mittelmäßige literarische Hervorbringung ein Lessing'sches Geistesproduct sei).

Paul Lindau: „Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung" (schildert Ferdinand Lassalle als Redner vor dem Düssel-

Digitized by Google

dorfer Gerichte und zeigt durch Gegenüberstellung der Disposition dieser letzten Rede und des Wortlautes die Art und Weise, wie sich Lassalle auf seine oratorische Production vorbereitet hat).

Dem Hefte ist das Porträt Adolf Wilbrandts beigegeben nach einem sehr charakteristischen Oelgemälde von Franz Lenbach, auf Kupfer radirt von J. Sonnenleiter in Wien.

Bibliographie.

Horwicz, Adf., zur Entwickelungsgeschichte des Willens. Vortrag. gr. 8. 30 S. Magdeburg 1876, Faber. —. 54.

— Wesen und Aufgabe der Philosophie, ihre Bedeutung für die Gegenwart und ihre Aussichten für die Zukunft. gr. 8. 63 S. Berlin 1876, C. Habel. (Auch unter dem Titel: Deutsche Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff und W. Oncken. Heft 78.) 1. 40.

Kapp, Ernst, Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Cultur aus neuen Gesichtspunkten. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen in Holzschnitt. gr. 8. XVI, 360 S. Braunschweig 1877, Westermann.

Krause, Albr., die Gesetze des menschlichen Herzens, wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühls. Lex. 8. XVI u. 407 S. mit 1 Tabelle in qu. gr. 4. Lahr 1876, M. Schauenburg. 15. —

Lange, Frdr., Alb., logische Studien. Ein Beitrag zur Neubegründung der formalen Logik und der Erkenntnißtheorie. gr. 8. 149 S. und 1 Steintafel in qu. gr. 4. Iserlohn 1877, Baedeker. 4. 80.

Maassen, Frdr., neun Capitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit. gr. 8. IV u. 470 S. Graz 1876, Leuschner u. Lubensky. 6. —

Monatshefte, philosophische. Unter Mitwirkung von F. Aschersson sowie mehrerer namhaften Fachgelehrten redigirt und herausgegeben v. C. Schaarschmidt. gr. 8. S. 1—96 u. 1 Steintafel. 13. Bd. 1. u. 2. Heft. Leipzig 1877, Koschny. à Jahrg. 10. —

Oncken, Aug., Adam Smith und Immanuel Kant. Der Einklang und das Wechselverhältniß ihrer Lehren über Sitte, Staat und Wissenschaft dargelegt. 1. Abtheilung. Ethik und Politik. 8. XII u. 726 S. Leipzig 1877, Duncker u. Humblot. 6. —

Radenhausen, C., Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte. 3. Bd. (Auch unter dem Titel: Mikrokosmos. Der Mensch als Welt im Kleinen.) gr. 8. 794 S. Hamburg 1876, O. Meißner. à 10. 50.

Rothschild, Spinoza. Zur Rechtfertigung seiner Philosophie und Zeit. Eine Denkschrift zum 200jährigen Todestage. 8. 32 S. Leipzig 1877, Koschny. —. 75.

Spinozas Briefwechsel im Urtexte herausgegeben und mit einer Einleitung über dessen Leben, Schriften und Lehre versehen v. H. Ginsberg. Angehängt ist: La vie de B. de Spinoza par Jean Colerus. 8. IV. u. 252 S. Leipzig 1877, Koschny. 3. —

Stade, Bernh., über die alttestamentlichen Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode. Eine akademische Rede. gr. 8. 36 S. Leipzig 1877, F. C. W. Vogel. —. 80.

Strauß, Theod., das Geistesleben der Zukunft. Forschungen über Erweiterung der Thätigkeit des menschlichen Geistes und dessen Fortleben nach dem Tode. 8. 93 S. Leipzig 1877, E. Schloemp. 1. 50.

Volkelt, Joh., der Symbol-Begriff und die neueste Aesthetik. gr. 8. V u. 120 S. Jena 1876, H. Dufft. 2. 40.

Weis, Ludw., Idealrealismus und Materialismus. Eine allgemein verständliche Darstelluug ihres wissenschaftlichen Werthes. (Auch unter dem Titel: Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 15. Bd. Abtheilung für Werke allgemeineren Inhalts. 3. Bd.) gr. 8. IV u. 152 S. Berlin 1877, Th. Grieben. 3. —

Wigand, Alb., die alternative Teleologie und der Zufall vor der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 8. 36 S. Cassel 1877, Th. Kay. —. 80.

Wimmer, J., über Religion und das Ewige im Christenthume. gr. 8. 14 S. Leipzig 1877, O. Wigand. — 80.

Breitinger, Heinr., die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich. Antrittsrede. gr. 8. 37 S. Zürich 1876. 1. 20.

Götzinger, M. W., deutsche Dichter. 5. Aufl. Um- u. zum großen Theil neu bearb. v. E. Götzinger. 18. und 19. Lieferung. 2. Bd. IX u. S. 641—672 und 112 S. Nachtrag. Aarau 1877, Sauerländer. à —. 90.

Grisebach, Ed., die treulose Wittwe. Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur. 3., umgearb. u. mit der Uebersetzung eines türkischen u. eines Talmud-Textes verm. Aufl. 12. IV u. 128 S. Stuttgart 1877, Kröner.

Leitschuh, Frdr., der gleichmäßige Entwicklungsgang der griechischen und deutschen Kunst und Literatur. Culturhistorische Studien. gr. 8. VII u. 106 S. Leipzig 1877, T. O. Weigel. 2. 40.

Nohl, Ludw., unsere geistige Bildung. gr. 8. II u. 75 S. Leipzig 1877, Schloemp.

Petri, Mor., zur Einführung Shakespeare's in die christliche Familie. Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben. 2. verm. Aufl. Mit S.'s Porträt in Stahlstich. 8. 202 S. Hannover 1877, C. Meyer. 4. 80.

Presse, die katholische in Europa 1877. 2. verm. Aufl. 12. VI u. 188 S. Würzburg 1877, Woerl.

Pröhle, Heinr., Lessing, Wieland, Heinse. Nach den handschriftlichen Quellen in Gleims Nachlasse dargestellt. gr. 8. XII u. 324 S. Berlin 1877, Liebel. 6. 75.

Rutenberg, Adf., von der Zinne der Partei. Literarische Kriegs- und Friedensbilder. gr. 8. VII u. 262 S. Berlin 1877, Denicke. 4. —.

Wilmanns, W., Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes. gr. 8. VI u. 90 S. Halle 1877, Buchhandlung des Waisenhauses.

Ziegler, Theob., Studien und Studienköpfe aus der neueren und neuesten Literaturgeschichte. 8. IX u. 343 S. Schaffhausen 1877, Bader. 4. 80.

G. Berkholz, das Testament Peters des Großen. Eine Erfindung Napoleons I. Lex. 8. 33 S. St. Petersburg 1877, Schmitzdorff.

A. Bernstein, wie man Kriege einfädelt. Populärer Beitrag zur Kennzeichnung der russischen Politik mit besonderer Berücksichtigung des Krimkrieges. (Separatabdruck aus der Volks-Zeitung.) kl. 8. IV und 88 S. Berlin 1877, F. Duncker.

Karl Braun-Wiesbaden, Zeitgenossen. Erzählungen, Charakteristiken und Kritiken. Gesammelte Feuilletons. 2 Bde. gr. 8. IV und 382 und 315 S. Braunschweig 1877, Vieweg. 12. —.

Clem. Brockhaus, Jeremias Gotthelf, der Volksschriftsteller. 12. 38 S. Berlin 1877, Springer.

Ant. Csengery, Franz Deák. Autorisirte deutsche Uebersetzung (aus dem Ungarischen) von G. Heinrich. gr. 8. IV und 190 S. Leipzig 1877, Duncker und Humblot. 4. —.

Culturhistorische Bilder aus dem Meininger Oberlande. III. Lex. 8. S. 33—65. Hildburghausen 1877, Kesselring.

Herm. Dunger, der vogtländische gelehrte Bauer. 8. 99 S. Plauen 1876, Neupert. 1. 20.

Elsaß-Lothringen, seine Vergangenheit — seine Zukunft. gr. 8. IV und 93 S. Straßburg 1877, Trübner.

Friedrichs des Großen ausgewählte Werke. In's Deutsche übertragen vu Heinr. Merkens. Eingeleitet von Fz. X. Wegele. Bd. III. 1. Hälfte. Briefwechsel Fr. d. Gr. 1. Thl. Briefe an Voltaire. gr. 8. VIII und 335 S. Würzburg 1876, Stuber. 5. —.

Geschichte der ehemaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstedt. 8. 70 S. Mit Abbildung. Helmstedt 1876, Richter. 1. 25.

Rud. Goecke, das Großherzogthum Berg unter Joachim Murat, Napoleon I. und Louis Napoleon 1806—1813. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Fremdherrschaft auf dem rechten Rheinufer. Meist nach den Acten des Düsseldorfer Staats-Archivs. 8. 100 S. Köln 1877, Du Mont-Schauberg.

Karl Theod. Heigel, der östreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. gr. 8. XIV und 386 S. Nördlingen 1877, Beck.

Frdr. v. Hellwald. Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 2. neu bearb. und sehr verm. Aufl. 16.—22. Lieferung. (Schluß.) gr. 8. 2. Bd. S. 385—799 und VI. Augsburg 1876, Lampart. Vollständig 22. —.

Digitized by Google

Inserate.

Für ein Fachblatt od. größ. polit. Ztg. wünscht e. Musikreferent z. Ndrh. Musikfest in Cöln die Berichterstattung zu übernehmen. Off. unter H. H. a. d. Exped. d. Bl.

Graue Lieder. Von **L. W.**

Oeffentliche Bibliotheken,

Geschichts- und Sprachforscher, Theologen und Philologen

machen wir auf unseren jüngst ausgegebenen Catalog No. 288:

Auswahl von 3000 grösseren u. werthvollen Werken

aufmerksam. Derselbe erschien in zwei Abtheilungen:

I. Geschichte, Numismatik, Genealogie, Ethnographie.

II. Seltene Bibelausgaben, theologische und philosophische Schriften, griechische und römische Classiker, reiche Sammlung sprachwissenschaftlicher Werke, kostbare Kupferwerke etc.

Ueber unser Lager naturwissenschaftlicher Bücher sind unlängst folgende Cataloge erschienen: No. 284. Zoologie. 285. Botanik. 286. Geologie u. Palaeontologie. 287. Mathematische Wissenschaften.

In Vorbereitung: Catalog der von Herrn Geh. Rath Professor **Karl Ernst von Baer** in **Dorpat** nachgelassenen, reichen, naturhistorischen Bibliothek.

Die Cataloge sind durch jede Buchhandlung sowie direkt von uns zu beziehen.

Leipzig, Poststr. 17.

K. F. Koehler's Antiquarium.

Aphorismen aus Theorie und Erfahrung über Medicin, Diät und Badekuren in der

Zuckerkrankheit und Gicht

von Med. Dr. **Franz Leuffen,** Königl. ap. Physikus und Stadt-Kreis-Wundarzt von Köln. (Ein Vortrag.) Gegen 1 *M.* oder 50 kr. östr. W. in Briefmarken liefert franco p. Post: **Hans Feller in Karlsbad. Böhmen.**

Jesus Christus von Felice Govean. Drama in fünf Theilen. Aus dem Italienischen. Leipzig 1876. **Schulze & Co.** Preis 60 *Pf.*

Diese bedeutende, hochzuschätzende Dichtung, dieses hochoriginelle Drama wird zum erstenmal in einer deutschen Uebersetzung geboten. Der billige Preis wird dazu beitragen, dem Werkchen zu jener Verbreitung und Anerkennung im deutschen Publicum zu verhelfen, die es in reichlichem Maße verdient.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin, N.W. 32. Louisenstraße.

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Bun den Lüttenheid. III. De Höder Mael.

Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 *M.* 70 *Pf.*, eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 *M.*

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen zweiten Heftes (Mai):

I. Hans Hopfen. Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.
II. Jacob v. Falke in Wien. Das Fenster in der Wohnung.
III. Karl Vogt in Genf. Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.
IV. Adolf Wilbrandt in Wien. Dramaturgische Unterhaltungen.
V. Kuno Fischer in Heidelberg. Ein literarischer Findling als „Lessings Faust".
VI. Paul Lindau. Ferdinand Lassales letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Mit einem Porträt: Adolf Wilbrandt, nach dem Oelgemälde von Franz Lenbach radirt von J. Sonnenleiter in Wien.

Soeben erschien im Verlage von **J. Bacmeister** in **Eisenach:**

Die

gewerblichen Fortbildungsschulen Deutschlands.

Reisestudien und Reformvorschläge auf Grund eines

den Kgl. Preuß. Ministerien des Kultus und Handels eingereichten Reiseberichts

ausgearbeitet von

Dr. Rudolf Nagel,

Dirigent der gewerblichen Fortbildungsschule in Elbing.

Mit 11 Anlagen. — Preis 3 *M.*

Seeben wurde ausgegeben:

Nachtbilder.

Zehn Charakterstücke für Klavier

von

Theodor Kirchner.

Op. 25.

Zwei Hefte à 3 *M.* 50 *Pf.*

Leipzig, April 1877.

Breitkopf & Härtel.

Hiermit beehren wir uns das Erscheinen einer **vierten vermehrten Auflage**

von

Heinrich von Sybel's

Geschichte der Revolutionszeit

von 1789—95

in Lieferungen à 1 *M.*

anzuzeigen. Liefg. 1 u. 2, welchen ein Inhaltsverzeichniß sowie die Urtheile mehrerer der hervorragendsten Fachzeitschriften beigefügt, können in jeder Buchhandlung vorgelegt werden.

Die Fortsetzung erscheint in rascher Folge.

Düsseldorf.

Verlagshandlung von Julius Buddeus.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Anno Zweitausend.

Zukunftsposse mit Gesang und Tanz

von

Karl Wilk.

Preis: 2 *M.*

Berlin. **Leo Liepmannssohn.** W. 52. Markgrafenstr.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus,** schattige **Promenaden, Wald-** und **Gebirgspartieen.**

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 12. Mai 1877. XI. Band.

A1
30
G295
v.11
no.19

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die „Frictionen" des Reichskanzlers. Von H. B. Oppenheim. — Chronik der Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands. Von Politicus. I. — Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten. Von Adolph Samter. V. — **Literatur und Kunst:** Was Vater Alexis erzählt. Von Iwan Turgénjew. (Uebersetzung von P. L.) — Ueber die künstlerische Form von öffentlichen Denkmälern. Von Max Schasler. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ein Blitzmädel. Posse mit Gesang in 4 Acten von C. Costa. Musik von C. Millöcker. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die „Frictionen" des Reichskanzlers.

Man mag lange suchen in den Blättern der Geschichte, ehe man einem leitenden Staatsmann begegnet, der in und über den Grenzen seines Vaterlandes so mächtig, in seiner Stellung so unantastbar befestigt war, wie Fürst Bismarck. Die mächtigsten Staatsmänner absoluter Monarchien waren immer nur in wechselnden Günstlingsstellungen; ein Mazarin, Choiseul, Potemkin, konnte einer Hofintrigue zum Opfer fallen; die größten Staatsmänner constitutioneller Monarchien, ein Pitt, ein Peel oder Palmerston, ein Thiers oder Guizot, mußten oft geringen Kammermajoritäten weichen und waren nie sicher, ob sie ihr Programm vom Ministertische aus oder von den Bänken der Opposition entwickeln durften. Bismarck dagegen ist der Minister von Gottes Gnaden; er hat ein Reich gegründet und ist mit diesem Reiche innig verwachsen; er steht gleichsam nominatim in der deutschen Reichsverfassung. Kein Mensch kann sich ernsthaft vorstellen, daß Ungunst von Oben ihn stürzen, oder gar, daß er einem parlamentarischen Mißtrauensvotum unterliegen sollte. Wir haben uns sogar daran gewöhnt, uns von Varzin aus regieren zu lassen, und dieses pommersche Dorf oder Rittergut macht zeitweilig Berlin die Ehre streitig, Hauptstadt von Deutschland zu sein. Deutschland will von Bismarck regiert sein und verzichtet auch nicht darauf, selbst wenn er Krankheit vorschützt; es will dann lieber ein bischen weniger regiert sein, als von einem Andren. In der auswärtigen Politik, die wahrlich der brennenden Fragen genug birgt, ist das Vertrauen der Nation zu ihm ein so blindes, daß die Volksvertretung kaum eine Frage an ihn richtet. Ein solcher Grad von Popularität, wie Bismarcks, ist, in Deutschland wenigstens, noch niemals erreicht worden; eben so wenig, als jemals eine ministerielle Stellung in einem nicht absolutistischen Staate mit solchen Aemtern und Machtbefugnissen ausgestattet war, wie die seinige.

Trotzdem suchen übereifrige und allzu beflissene Anhänger mit dem Schein einer gewissen Autorisation die Meinung zu verbreiten, daß des Fürsten Stellung untergraben werde, daß sein Einfluß gehemmt sei. Gerüchte, halbe Anspielungen, Verdächtigungen, apokryphe Geschichtchen, die nicht zu verificiren sind, Alles wird aufgeboten, um die gegenwärtige Beurlaubung des großen Mannes in einer das Publicum beunruhigenden Weise auszubeuten. In einem ersten Artikel dieser Art, der von den Leipziger „Grenzboten" aus die Runde durch die deutsche Presse machte, war viel von weiblichen Einflüssen die Rede. Den Berliner Witzblättern ein willkommener Stoff! Mir däucht aber, daß die Presse Damen schonen müßte, welche sich in der Presse nicht vertheidigen können. Lassen wir die Weiber aus dem Spiel, erstens aus Ritterlichkeit, zweitens aus Selbstachtung. Wir stecken doch nicht mehr in den Lebensverhältnissen des Ancien-régime; freilich, wenn das constitutionelle System bei uns in Wirklichkeit durchgeführt wäre, könnte dergleichen auch in der Form der Verdächtigung nicht mehr aufkommen. Selbst wenn alle diese von den „Grenzboten" angedeuteten Quengeleien wahrhaftig stattgefunden hätten, so wären Bismarcks Stellung und Politik groß genug, daß er sie ignoriren dürfte. Wer über den Esel springt, springt auch über den Schwanz. Wer die socialen Elemente, die Naturkräfte des Wahns und des Aberglaubens, die der Ultramontanismus gegen ihn aufbietet, in offenem Kampfe nicht zu scheuen braucht und seine weltgeschichtliche Mission an ihnen siegreich erfüllt, der kann den Jüngern Loyolas gönnen, daß sie bei Hofe in obscurer Weise schwache Tröstungen einstreichen, die mit den Staatsgeschäften gar nichts zu thun haben.

Uebrigens haben in Preußen wohl manchmal Leute regiert, die von dem Monarchen nicht officiell dazu beauftragt waren; selten aber waren diese Leute weiblichen Geschlechts. Gerade von Pantoffelherrschaft erzählt uns die brandenburgisch-preußische Geschichte wenig oder nichts.

Machen wir uns doch nicht kleiner, als wir sind! Die öffentliche Meinung, welche den Reichskanzler trägt, ist stärker und er selbst ist in höherem Grade der Minister der Nation, als er selbst anzunehmen scheint. Der Mann ist nicht durch Hofintriguen zu beseitigen. Seine Gegner erhöhen seine Macht, wenn seine ungeschickten Lobhudler sie nicht verkleinern.

Was ist also des Pudels Kern? Wozu der Lärm der allzu officiösen Freunde? —

Ein zweiter Artikel, augenscheinlich aus derselben Quelle, spricht von den Hemmnissen, die der Reichskanzler von Seiten seiner Collegen erfahre. Weit entfernt, seine Pläne zu fördern, seine großen Ideen dienstfertig auszuarbeiten, stellten sie denselben passiven Widerstand entgegen. Es wird auf das Reichseisenbahnproject, auf seine wirthschaftlichen und Steuerreformpläne hingewiesen. — Hiermit befinden wir uns auf bekanntem Boden. Das sind die Frictionen, von denen Bismarck schon mehrmals den Reichstag unterhielt und die er jedesmal beweglich schildert, wenn im Reichstage die Herstellung verantwortlicher Ministerien zur Sprache kommt.

Seitdem vor zehn Jahren die Norddeutsche Bundesverfassung in den engen Schranken eines vorgelegten Vertragsentwurfs und mit einer gewissen, von der historischen Situation gebotenen Hast zur Berathung und Entscheidung gelangte, haben die treuesten, wärmsten und aufrichtigsten Anhänger des großen Werkes, das Bismarcks Namen trägt und verherrlicht,

Digitized by Google

stets den wichtigen Theil der Verfassung für unfertig und verbesserungsbedürftig erklärt, der zunächst seine constitutionelle Stellung normirt. Er allein trägt auf seinen breiten Atlasschultern die Verantwortlichkeit für das weite Regierungs- und Verwaltungsgebiet des Deutschen Reiches, und wenn er es auch im Ganzen übersehen kann, unmöglich kann er es im Einzelnen beherrschen. Wer so viel technische Detailkenntnisse besäße, als die einzelnen Fächer erfordern, der wäre ein potenzirter Delbrück — und die Natur schafft schon die einfachen Delbrücks selten genug, — sicherlich aber wäre er kein Bismarck geworden. Der Reichskanzler kann allerdings seine Vollmachten delegiren und vertheilen, aber die ganze Verantwortlichkeit ruht immer auf ihm; diese ist entweder erdrückend oder sie ist gar nichts. Und das Letztere wäre nicht im Sinne des Reichskanzlers, dem es doch Ernst ist mit einer Verfassung, an deren Gestaltung und Ausführung er selbst den größten Antheil hat. Unter seinen Vollmachten ist aber auch eine, die er nicht delegiren kann und die deshalb aus jedem Unwohlsein und jedem Urlaube des Kanzlers eine große Staatsfrage macht: die constitutionelle Contrasignatur der kaiserlichen Verfügungen und Erlasse steht nur bei ihm und kann nicht übertragen werden. Dies ist eine Anomalie gegen alle constitutionellen Gewohnheiten, die überall mit einem collegialisch organisirten Cabinet oder Ministerium zusammenhängen. „Der König kann nicht sterben", — mit diesem Rechtssatz, den die Thronfolgeordnung verwirklicht, ist für den wichtigsten Factor der Staatscontinuität gesorgt; aber der Kanzler ist in diesem Sinne nicht unsterblich, er kann plötzlich erkranken oder sterben: wer unterzeichnet dann die Ernennung seines Nachfolgers? — Ja, er selbst muß seine Entlassung unterschreiben. Es könnte doch einmal einen Kanzler geben, der das nicht thun will.

Daß die Reichsverfassung an diesem Punkte unfertig ist, wurde zeitweilig von allen Seiten zugegeben. Der Einsetzung verantwortlicher Minister aber wurde Anfangs die Rücksicht auf die Stellung des Bundesraths und auf die Empfindlichkeit der souveränen Bundesgenossen entgegengehalten. Bis 1870 wurde behauptet, daß die strammere Consolidation des Bundes im Innern der Ausdehnungsfähigkeit desselben nach Außen (über Süddeutschland) schaden könne. Die „monarchische Spitze" wurde damals noch verhüllt getragen, und man war froh, mit dem Bundesrath und seinen Ausschüssen dem Projecte eines Fürstenhauses entgangen zu sein.

Sobald man aber die Frage nach ihrer inneren Zweckmäßigkeit behandelte, so spitzte sie Bismarck auf den Gegensatz zwischen einer einheitlichen und einer collegialischen Administration zu und hob die Vorzüge der ersteren lebhaft hervor. Er schilderte die „Frictionen", welche in Preußen der jähe Widerstand der Collegen bereite, und zwar nicht blos im Ministerconseil, sondern von den einzelnen Ministerien aus, wo Geheimräthe oft für ihr specielles Departement einen „Localpatriotismus" entfalten, der das Gemeinwesen beeinträchtigt. Als einmal, gelegentlich des Twesten-Münster'schen Antrages im Frühjahr 1869, Lasker vermittelnd die Stellung eines englischen Premiers darstellte, der für die politische Haltung des Cabinets und für dessen innere Uebereinstimmung die Verantwortung trage, die Leitung der Specialgeschäfte aber seinen verantwortlichen Collegen überlasse, da fand Bismarck diesen Gedanken sehr sympathisch und äußerte: „Wir sind vielleicht in vielen Dingen einiger, als wir wissen."

Das war, wie mir scheint, für diesmal wohl ein Irrthum; der Bundeskanzler meinte durchaus etwas Anderes, als der beredte Abgeordnete, zu dessen Voraussetzungen es gehörte, daß ein englisches Ministerium aus der Partei der parlamentarischen Majorität gebildet wird und dadurch in sich das wesentlichste Moment der Einheit trägt, der Einheit in sich und der Uebereinstimmung mit der Landesvertretung.

Bismarck fügte damals hinzu, auf etliche Ministertitel solle es ihm zur Noth nicht ankommen, wenn er nur in der Sache nicht von seiner Ueberzeugung abzuweichen brauche. Diese Idee ist in einer etwas wunderlichen Weise in's Leben getreten: einige Reichsbeamte (früher Delbrück, jetzt Bülow und Hofmann) tragen Ministertitel, aber nicht als Reichsminister, nicht dem Reichstage verantwortlich, der ihre Geschäftsführung zu prüfen und zu controliren hat, sondern als preußische Staatsminister ohne preußisches Portefeuille, mit Sitz und Stimme im preußischen Ministerrath, also im Princip dem preußischen Landtage verantwortlich, mit dem sie nichts zu thun haben. Von den Kriegs- und Marineministern, die ja auch dem Reiche angehören, aber im preußischen Ministerium sitzen, gar nicht zu reden. Neuerdings war nun in derselben Richtung angeregt worden, ob der preußische Finanzminister nicht zugleich Minister der Reichsfinanzen sein sollte. Wie wäre es nun aber, wenn dieser Doppelminister im Landtage ein Mißtrauensvotum erführe, — was bei einem Finanzminister, der Steuern und Anleihen erwirken soll, immerhin selbst in Preußen nicht ganz gleichgültig ist, — im Reichstage aber persona gratissima wäre, oder umgekehrt?!

Alle diese Versuche und Projecte sind ungenügend, wenn es auch richtig ist, daß die Angelegenheiten des Reichs nicht leicht in der Wirklichkeit so von den preußischen Angelegenheiten zu trennen sind, wie es eine constitutionelle Abstraction annehmen mag. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Aber in den bisherigen Versuchen liegt keine Lösung. Gerade die jüngste auffällige „Friction" bezog sich auf das Reichsbudget, speciell den Marineetat.

Wir leugnen die Friktionen nicht, wir müßten sonst die Naturgesetze ableugnen. Wo Leben ist, da ist Friction. Nur der siegreiche Absolutismus kann sie momentan vermeiden, aber er bezahlt dafür die Kosten in der Zukunft. Regieren heißt überreden. Dazu gehört Geduld. Daß große und thatkräftige Menschen leicht ungeduldig werden und rasch handeln wollen, ist natürlich. Aber die kleineren Leute sind eben dazu da, in der inneren Verwaltung das langsamere Tempo herbeizuführen, welches vor übereilten Versuchen bewahrt. Damit ist nicht gesagt, daß wir uns auf die Seite des preußischen Ministeriums gegen Bismarck stellen: wir wissen ja nicht einmal, ob und was für Differenzpunkte obwalten. Nicht unsere Partei, sondern Fürst Bismarck ist der Urheber der Ernennungen, welche das preußische Ministerium bildeten. In seinem Verhalten zum Reichseisenbahnproject, zu Bismarcks wirthschaftlichen Conceptionen hat das preußische Ministerium jedenfalls einige Willfährigkeit bewiesen; die Schwierigkeiten liegen hier sicherlich mehr in den Sachen selbst, als in den Personen.

Es ist unmöglich, in diesen Dingen das Publicum als Richter anzurufen, da es an aller zuverlässigen Information gebricht. Was aber von den erwähnten Beschwerden und Anklagen auf einen ernsten Hintergrund zurückweist, drängt uns die Ueberzeugung auf, daß der Mittelweg zwischen Absolutismus und Parlamentarismus, den wir bisher gewandelt sind, ein gar dorniger und halbwegs unpractikabler Pfad ist, daß, um „Frictionen" zu vermeiden und die Gedanken des leitenden Staatsmanns, soweit sie ausführbar sind, zur Geltung zu bringen, ein einheitliches Ministerium erforderlich ist, welches nur aus der Majorität der Volksvertretung gebildet werden kann, und, wie gegenwärtig die Sachen liegen, nur aus einer liberalen Majorität. Das Letztere bringt schon der „Culturkampf" so mit sich. Das Bestreben, die liberale Partei zu schwächen, hat, soweit es erfolgreich war, die Macht des Reichskanzlers nicht erhöht. Für seine große Politik wird er im Ganzen nur bei der liberalen Partei die volle Unterstützung finden; dann aber kann nicht verlangt oder erwartet werden, daß die liberale Partei in den Rechts- und wirthschaftlichen Fragen sich ihrer Selbstständigkeit begebe und von ihrem Programm auch nur einen wesentlichen Punkt fallen lasse.

H. B. Oppenheim.

Digitized by Google

Chronik der Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands.

I.

Am 24. April dieses Jahres hat Rußland sich als im Kriegszustande mit der Pforte befindlich erklärt und sind noch am nämlichen Tage die Feindseligkeiten von Seiten der russischen Truppen durch das Ueberschreiten der türkischen Grenze in Asien eröffnet worden. Der 24. April 1877, als der Tag, an welchem der russisch-türkische Krieg seinen Anfang nahm, bildet den Abschluß für eine mit hartnäckigen Aufständen und blutigen Kriegsepisoden, düstern Palastrevolutionen und seltsamen Verfassungsexperimenten im osmanischen Reiche erfüllte und von diplomatischen Verhandlungen zwischen den Vertragsmächten durchsetzte und umrahmte Vorgeschichte. Es ist der Zeitpunkt gekommen, die wichtigsten Daten dieser Vorgeschichte in einem Ueberblick zusammenzufassen und, soweit dies der äußerlich erkennbare Zusammenhang der Dinge gestattet, zu einander in Beziehung zu setzen. Wohl verstanden, der äußerlich erkennbare Zusammenhang. Denn die Fäden, die in die Orientdinge von allen Seiten einschießen, werden an Stellen gesponnen, die nur dem Blicke weniger Eingeweihten ihre Geheimnisse entschleiern. Beiläufig bemerkt, scheint uns dies der einzige Vorzug zu sein, dessen heutigen Tages die zünftige Diplomatie sich noch vor der übrigen politischen Welt erfreut, daß sie in ihren Spitzen wenigstens bis zu den Cabineten vordringt, wo die leitenden Staatsmänner am Webestuhl der Zeit die Schützen hin- und herfliegen lassen. Das überlegene diplomatische Lächeln, mit welchem auf die mehr oder minder irregehenden Combinationen nicht eingeweihter Kreise, zu denen in erster Reihe die zu publizistischer Arbeit verpflichtete Presse gehört, von Oben herabgesehen wird, hat gewiß seinen guten Grund; nur ist es kein besonderes persönliches Verdienst der „Eingeweihten", daß sie Dinge, die ihnen von Amtswegen zugänglich gemacht werden, besser wissen als Andere, vor denen dieselben Dinge von Amtswegen geheim zu halten sind. Bei der Aufgabe, die uns an dieser Stelle obliegt, laufen wir jedoch kaum Gefahr, mit unsern Bemerkungen einem Besserwissenden Anlaß zu suffisanter Kritik zu geben; wir werden uns nicht auf die Suche nach der Dinge verborgenem Ursprung begeben, sondern im Lichte des Tages bleiben, wo wir dann freilich nichts Anderes finden können, als was offen zu Tage liegt. Wenn wir die Tagesereignisse, welche zusammen die Vorgeschichte des russisch-türkischen Krieges darstellen, übersichtlich gruppiren und untereinander in Zusammenhang setzen, so maßen wir uns damit nicht an, dem Leser neue Gesichtspunkte für das Verständniß der Orientdinge zu erschließen oder dunkle Abschnitte derselben durch überraschende Lichteffecte zu erhellen. Wir wollen uns damit zufrieden geben, wenn unsere Chronik der Orientdinge bis zum Beginn des Krieges aufweist, warum es zum Kriege kommen mußte und wie sich diese Nothwendigkeit in den einzelnen Ereignissen widerspiegelt.

Die Orientdinge liegen an sich um deswegen ungünstig für eine friedliche, von Außen her ungestörte Entwickelung, weil die im Besitz befindliche und deshalb im Recht wohnende muhamedanische Bevölkerung des osmanischen Reiches nur in ihrem kleinsten Theile hinreichende Freisinnigkeit der Anschauungen sich angeeignet hat, um die Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen ohne Unterschied der Religion als die Grundbedingung der Existenz eines Staatswesens der Gegenwart zuzugestehen. Was daher auch im osmanischen Reich von Oben her angeordnet werden mag, um den Forderungen der christlichen Bevölkerung nach Gleichberechtigung mit der muhamedanischen gerecht zu werden, es ist bisher stets nur ein Theorem gewesen; es hat sich als in der Praxis unausführbar erwiesen, weil die ausführenden Organe der Mehrheit nach ihrer Anschauung zufolge nur ein verdienstliches Werk zu thun denken, wenn sie die den Christen gemachten Zugeständnisse, als unter einer Zwangslage erfolgt, in praxi nicht weiter beachten, sondern nach wie vor den Moslem als den von Gott zur Herrschaft Auserlesenen, in seinem Rechte schützen, die Christen als eine Heerde (Rajah) im rechtlosen Zustande niederhalten. Ausnahmen bestätigen auch in diesem Falle nur die Regel. Die Stärke der Reformpartei unter den Türken ist nur eine geringe und ihr Einfluß nach Oben hin nur deswegen zeitweise mächtig, weil die Pforte durch das Schlagwort „Reform" äußere Gefahren beschwören oder doch den aus Gründen der Machtpolitik auf ihren Schutz bedachten Regierungen ein Argument an die Hand geben will, ihre türkenfreundliche Haltung vor der öffentlichen Meinung Europas einigermaßen rechtfertigen zu können. Im Grunde genommen ist bei denen, welche Gelegenheit hatten, mit „Jungtürken" persönlich zu verkehren, der Glaube an deren inneren Ernst bei der Einführung von Reformen nicht gar groß, so daß die allgemeine Forderung nach Bestellung von Garantien für die zu gewährenden Reformen nur allzu berechtigt erscheint.

Eine Macht, welche aus irgend welchen Gründen mit der Pforte eine Verwickelung herbeiführen will, braucht deswegen nur darauf zu warten, daß in irgend einem Landestheile die christliche Bevölkerung, vielleicht aus ganz localen Beschwerdegründen, „sich erhebt" und für die Vorgeschichte eines Orientkrieges ist das erste Blatt zur Ausfüllung aufgeschlagen. Derartige Vorkommnisse wiederholen sich so häufig, daß es gar nicht einmal irgend welcher geheimen Anreizung zur „Erhebung" bedarf. Im Namen der Menschlichkeit und Civilisation werden dann Vorstellungen bei der Pforte erhoben und der Diplomat müßte sehr ungeschickt sein, der nicht von da ab in einer angemessenen Zeit den „Kriegsfall" herbeiführen könnte. Bis wann das Letztere zu erfolgen hat, wird sich lediglich nach militärischen Erwägungen richten; der Kriegsfall muß gegeben sein, wenn die Kriegsbereitschaft hergestellt ist. Dieses Letztere dauert für Rußland z. B. lange genug, um in der Zwischenzeit mit anderen Mächten sich soweit zu verständigen, daß der Krieg zunächst wenigstens „localisirt" bleibt, und er wird diesen seinen Charakter auch bis zu Ende beibehalten, wenn dieses frühzeitig genug eintritt, was einmal von dem schnellen Erfolge der russischen Waffen, ferner aber von Rußlands Mäßigung in der Ausnutzung dieses Erfolges der besiegten Pforte gegenüber abhängt; doch diese Betrachtung führt uns schon in den Krieg hinein, ja darüber hinaus, während wir doch nur bis zu seinem Beginn das Amt des Chronisten übernommen haben.

Das erste Anzeichen dafür, daß die Orientdinge demnächst in Fluß gerathen würden, bot die sogenannte „Podgoritza-Affaire". Bei dem Besuche des Marktes von Podgoritza, einem türkischen Grenzort, waren am 20. October 1874 in einem Streite mit Türken von letzteren etliche zwanzig Montenegriner getödtet worden; erst das Einschreiten der Garnison dämpfte das Blutvergießen. Es schrie das vergossene Blut in Montenegro nach Rache; der Fürst Nikolaus verlangte von der Pforte als Genugthuung die strengste Bestrafung der Schuldigen. Die eingesetzte Specialcommission sprach jedoch nur Kerkerstrafen aus und verurtheilte keinen der Schuldigen zum Tode. Der Fürst von Montenegro forderte Blut um Blut und, um die Reclamation zu erledigen, verhängte der Sultan über einen der Schuldigen das Todesurtheil. Am 18. Januar 1875 wurde zu Cettinje die große Nationalskupschtina eröffnet; der Fürst sprach sein unbedingtes Vertrauen zu Rußland aus, gab seiner Dankbarkeit gegen die wohlwollenden Absichten des Kaisers Alexander Ausdruck; erklärte, daß er den gegenwärtigen Fürsten Serbiens (Milan Obrenowitsch) als seinen treuen Freund betrachten könne und forderte die Volksvertreter auf, in ihre Heimat zurückgekehrt, darauf zu sehen, „daß in unserem Volke die Gefühle für unser Vaterland Serbien nie und nimmer ersterben". Der Chef des Kriegsdepartements Ilija Plamenatsch erklärte, daß die Anschaffung von Kriegsmaterial sehr bedeutend und daß er in dieser Beziehung bestrebt sei, Alles zu thun, „um Montenegro für ge-

Digitized by Google

wisse Eventualitäten in den gehörigen Stand zu setzen". Dieser ganz unzweideutige Hinweis auf einen bevorstehenden Türkenkrieg wurde von der Skuptschina mit großer Freude begrüßt. Da inzwischen der richtige Tag noch nicht erschienen, so wurden nach einer Verständigung mit der Pforte (am 26. Januar), über eine beide Theile befriedigende Erledigung der Podgoritza-Affaire, die an der Grenze zusammengezogenen Truppen entlassen.

Das serbische Vaterland war inzwischen von der nationalen Partei, die durch die Gesellschaft der „Omladina" weitverzweigten Einfluß auf die Bevölkerung ausübt, zu patriotischen Wallungen erhitzt worden. In der serbischen Skupschtina hatte die nationale Partei das entschiedene Uebergewicht, während Fürst Milan, dessen Sinn gerade nicht auf Kriegsruhm steht, und in welchen die diplomatischen Agenten der fremden Mächte drangen, sich nicht zu einer abenteuerlichen Politik fortreißen zu lassen, die conservative als die verhältnißmäßig friedlicher gesinnte Partei begünstigte. Am 25. März wurde die Skupschtina, in welcher es zu sehr skandalösen Vorfällen gekommen war, aufgelöst.

Der April 1875 brachte den äußeren Anlaß zu der orientalischen Verwickelung. Aus der Herzegowina kamen ohrzerreißende Klagen der Rajah über Bedrückungen durch die eingeborenen Begs, denen die türkischen Behörden Vorschub leiste, mit den ersten Flüchtlingen nach Montenegro, und wurden von dort in der üblichen Uebertreibung weiter verbreitet. Umgehend antwortete die Pforte mit der Beschuldigung Montenegros, daß es die Unzufriedenheit in der Herzegowina schüre. Doch fand der Ausbruch eigentlicher Unruhen erst um die Mitte Juli statt; bei der Einziehung von Steuern war in einer Ortschaft unweit der dalmatinischen Grenze Widerstand geleistet worden und ein Christ hatte dabei seinen Tod gefunden. Die Bevölkerung hatte sich erhoben, die kleinen türkischen Militärposten vertrieben und die östreichische Fahne aufgepflanzt. Schnell dehnte sich der Aufstand aus, da überall die Unzufriedenheit der Rajah mit ihrer gedrückten Lage der Aufforderung anscheinend im Voraus zur Leitung des Aufstandes designirter Führer, die Waffen zu ergreifen, in die Hand arbeitete. Zu Tausenden wurden die Alten und Schwachen, die Weiber und Kinder mit Heerden und Hausrath über die Grenze nach Montenegro oder Dalmatien geflüchtet, während die waffenfähige Mannschaft zu Insurgentencorps sich organisirte, denen von allen Seiten Stammesgenossen zuströmten. Die im Lande befindlichen türkischen Streitkräfte waren zunächst zu schwach, um das Feld zu behaupten.

Die drei Ostmächte, welche, wesentlich im Hinblick auf eventuelle Verwickelungen im Orient, sich zu dem sogenannten „Dreikaiserbündniß" schon vor Jahren vereinigt und darüber verständigt hatten, jede wichtige internationale Frage zunächst unter einander zu erörtern, um, wenn irgend möglich, darin gemeinsam vorzugehen und dadurch den Frieden Europas vor Störungen zu behüten — so etwa ist jenes „Bündniß" in authentischen Erläuterungen seines Zweckes dargestellt worden — hielten den Aufstand in der Herzegowina für eine Angelegenheit, die, wenn sie nicht bei Zeiten von der Tagesordnung entfernt würde, leicht die orientalische Frage hinter sich her ziehen könnte. Vor Allem war Oestreich in dieser Richtung besorgt, welches seine Truppen in Kroatien und Dalmatien verstärkte, damit nicht die Erhebung in sein eigenes Gebiet hinübergreife. Die drei Mächte machten in Belgrad und Cettinje Vorstellungen gegen die Unterstützung, die der Aufstand in Serbien und Montenegro fände, und drangen in die Pforte, den Aufstand so schnell wie möglich zu unterdrücken. Ob diese Schritte von jeder der drei Mächte in der Absicht unternommen wurden, die orientalische Frage am Eclatiren zu hindern, ist zum mindesten fraglich; jedenfalls ist diese Absicht, wo sie das leitende Motiv war, schließlich doch nicht von Erfolg begleitet gewesen. Deutschlands und Oestreichs guter Wille kann wohl nicht bezweifelt werden; letzteres räumte der Pforte auf deren Wunsch die Befugniß ein, durch das mare clausum vor dem Hafen von Klek (wo das türkische Gebiet, das östreichische unterbrechend, an den Canale della Narenta, eine schmale Bucht des adriatischen Meeres grenzt) Truppen Behufs Unterdrückung des Aufstandes auszuschiffen, da die Insurgenten inzwischen sich hinreichend verstärkt hatten, um selbst Plätze wie Trebinje einzuschließen, und Mitte August etwa auch Bosnien von Insurgentencorps durchstreift zu werden begann. Die Pforte, dem Aufstand gegenüber auf militärische Erfolge rechnend, die denn auch der Entsatz von Trebinje durch die bei Klek ausgeschifften Truppen vorübergehend brachte, verhielt sich noch immer ablehnend gegen die Vermittelungsversuche der drei Mächte. Diese waren inzwischen einen Schritt weiter gegangen und zwar war dies der entscheidende Schritt, der in logischer Angliederung der weiteren Schritte schließlich zum Kriege führen mußte, wenn die Pforte nicht jeder an sie gestellten Forderung nachgab, wobei sie freilich nicht sicher war, daß ihre Nachgiebigkeit nur zur Stellung weiterer Forderungen ermuthigt haben würde. Die Botschafter der drei Mächte forderten, von denen Frankreichs und Italiens unterstützt, daß die Consuln der Vertragsmächte sich als Delegirte ad hoc auf den Schauplatz des Aufstandes begeben sollten, um die Insurgenten zur Formulirung ihrer Wünsche nach vorausgegangener Suspendirung der Feindseligkeiten, sowie dazu zu bewegen, daß dieselben mit Commissaren der Pforte in Verhandlung einträten. Zugleich sollten die Consuln die Insurgenten versichern, daß die Mächte für die gerechten Wünsche der christlichen Bevölkerung bei der Pforte Fürsprache einlegen würden. Die Pforte nahm diese Vermittelungsvorschläge an (22. August) und ernannte Server Pascha zu ihrem Specialcommissar für die Herzegowina. — Die Insurgenten waren indessen, ob aus eigener Entschließung oder auf Directive von außen her, bleibe dahingestellt, nicht eben willens, den Weg der Verhandlungen zu betreten. Auf einer Besprechung der Insurgentenchefs im Kloster Kossierowo wurde (am 27. August) beschlossen: erstens sich besser zu organisiren, zweitens die Vorschläge der Consuln anzuhören, aber jede bestimmte Erklärung zu vermeiden, da man zunächst Informationen einholen müßte. Am 3. September trafen der Pfortencommissar und die fremden Consuln in Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina ein; von den Insurgentenchefs erschien Niemand. Die Consularcommission theilte sich (am 9. September) in zwei Gruppen, deren eine sich in Nevesinje, die andere in Trebinje installirte, um mit den Insurgentenchefs zu verhandeln; sie kehrten am 22. September nach Mostar zurück im Besitze der Erklärung, daß die Insurgentenchefs sich in Verhandlungen zur Sache nicht eher einlassen würden, bis ihnen ein Waffenstillstand gewährt sei; der Pfortencommissar dürfe an den Verhandlungen nicht theilnehmen. Trotz dieses Mißerfolgs wurde die Episode der Consularcommission nicht abgeschlossen, sondern die Consuln erhielten Weisung, in Mostar zu bleiben, und Server Pascha wurde instruirt, ihre Mittheilungen entgegenzunehmen, ohne in Verhandlungen bindender Art mit ihnen einzutreten. Die Blaubücher, Grünbücher und ähnliche diplomatische Anthologien enthalten umfangreiche Berichte der betreffenden Consulardelegirten; auf den weiteren Verlauf der Dinge hat ihre Anwesenheit auf der Beobachtungsstation Mostar keinen Einfluß gehabt. Der Aufstand dauerte fort. Die Pforte vermehrte ihre Streitkräfte in Bosnien und der Herzegowina und häufte namentlich Truppen längs der serbischen Grenze an, da in Serbien die Stimmung sich immer mehr erhitzte. Am 1. September trat die serbische Skupschtina zu Kragujewatz zusammen und der Fürst Milan sah sich genöthigt, ein nationales Ministerium mit Ristitsch an der Spitze zu berufen. Die am 10. September gehaltene Thronrede bezeichnet die Lage Serbiens als eine schwierige, für die Länge der Zeit unerträgliche, wenn es nicht der Weisheit des Sultans und der Großmächte gelinge, Bosnien und die Herzegowina, deren Schicksal uns nicht gleichgültig sein kann, zu pacificiren. Serbien habe ein Interesse daran, daß einer Lage der Dinge, die periodisch wiederkehrende Aufstände mit sich führe, ein für alle Mal ein Ende gemacht werde. Es

werde deshalb innerhalb der Grenzen seiner schwachen Kräfte dahin wirken, daß ein Ergebniß erzielt werde, welches Zufriedenheit in jene Länder zu bringen geeignet sei. — Die am 20. September von der Skupschtina beschlossene Adresse war sehr entschieden gehalten; sie versicherte den Fürsten, daß die Nation nicht gleichgültig bleiben könne für die Lage ihrer Brüder in Bosnien und der Herzegowina, die mit den Waffen für ihre Menschen- und Volksrechte kämpften und deren Schmerzensschrei ein Echo in der civilisirten Welt gefunden habe; sie sei zu jedem Opfer bereit. In geheimer Sitzung wurde darauf am 28. September der Regierung ein Credit für militärische Zwecke bewilligt. Fürst Milan, mit diesem Ruf zu den Waffen nicht einverstanden, verlegte (am 29. September) die Skuptschina nach Belgrad; begab sich (am 4. October) in die Sitzung und erklärte, daß er die Entlassung des Ministeriums angenommen habe; er ließ (am 7. October) sämmtliche Mitglieder in seinen Konak kommen und unter selbstvollzogenem Namensaufruf über den Krieg mit „Ja" und „Nein" abstimmen. Für den Krieg stimmte da nur eine Minorität von 12 Abgeordneten. Das neue Ministerium Kaljewitsch fuhr indessen trotz seines friedlichen Programmes fort mit den unter Ristitsch begonnenen Rüstungen.

Die Pforte setzte inzwischen, um den Vorstellungen der fremden Mächte besser begegnen zu können, ihren Reformeifer durch vielversprechende großherrliche Fermans und Iradés in Scene. Schon am 1. September war den Gouverneuren aller Vilajets eingeschärft worden, über eine gute und unparteiische Rechtspflege bei den Gerichten des Scheri (canonischen Rechts des Islam) und den Civilgerichten zu wachen und pflichtvergessene Beamte zur gebührenden Bestrafung anzuzeigen, namentlich aber gegen die Bedrückungen habgieriger Steuerpächter, als eine der Hauptursachen von Unruhen, mit Strenge einzuschreiten. Ein Iradé vom 2. October verhieß Steuernachlässe, Vertretung der Gemeinden in den Provinzialverwaltungsräthen, Einberufung von Deputationen der allgemeinen Vilajetsversammlungen und von einzelnen Notabeln aus den Provinzen nach Constantinopel und Anhörung derselben, um für die durchzuführenden Reformen eine Grundlage zu gewinnen. Derartige constitutionelle Anwandlungen sind fast überall die Symptome einer hereinbrechenden Finanzkatastrophe gewesen; so auch hier.

Am 6. October wurde die Reduction der Zinsen der türkischen Staatsschuld vom 1. Januar 1876 ab um 50 Procent angeordnet mit dem illusorischen Versprechen, daß nach fünf Jahren die Zinsen wieder voll gezahlt, für die inzwischen nicht gezahlten 50 Procent nach fünf Jahren einzulösende Obligationen gegeben werden sollten. Damit war der Staatsbankerott erklärt, hatte sich die Pforte den europäischen Capitalmarkt für die Zukunft selber gesperrt. In der Note des auswärtigen Ministers vom 7. October, welche diese Maßregel erläuterte, wurde die sozusagen absolute Unmöglichkeit eingeräumt, neue Hülfsquellen zu schaffen, um einerseits den Staatsgläubigern, andererseits auch nur den unabweisbarsten Staatsbedürfnissen gerecht zu werden, während doch die durchzuführenden Reformen zunächst nur eine Vermehrung der Staatsausgaben zur Folge haben könnten.

Der Reform-Iradé vom 2. October wurde durch die von Server Pascha vom 15. October für Bosnien und die Herzegowina erlassenen „Tanzimat" (Anordnungen) verkündet, und darin u. A. Abschaffung der Zehntsteuer, Einsammlung der Steuern durch eigene vertrauenswürdige Organe, Verwendung der eingegangenen Steuern zunächst für örtliche Bedürfnisse, namentlich für Unterrichtszwecke und Schulbauten, volle Freiheit der Cultusausübung, Einsetzung eines Großen Raths bei der Vilajetsregierung, Ernennung eines Notabeln aus einem der christlichen Adelsgeschlechter zum Adlatus des Vali (Vilajetsgouverneur) verheißen. Am 20. October erließ der Großvezier Mahmud Nedim Pascha ein Circular an alle Beamten zur Erläuterung der beschlossenen Reformen, worin ein besonderes Gewicht auf die alljährlich in jedem Vilajet einzuberufende Allgemeine Versammlung (jeder Ort sollte in dieselbe einen Vertrauensmann entsenden), der u. A. die Vertheilung der Steuern obliegen sollte, gelegt wurde.

Die Ostmächte hatten inzwischen über weitere gemeinsame Schritte zur Beilegung der Orientwirren, welche Bezeichnung mehr und mehr in Gang kam, unter einander verhandelt. Oestreich-Ungarn, an dessen Grenzen der Heerd des Aufstandes dampfte, übernahm in Folge dieser Meistbetheiligung die Leitung und Vorbereitung jener Schritte. Der östreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Graf Andrassy, entwarf und die drei Regierungen verständigten sich über eine Note, welche die Forderungen der Mächte an die Pforte präcisirte. Aus verschiedenen Ursachen, an deren Zufälligkeit übrigens Niemand glaubte, konnte diese Note durch die drei Botschafter in Constantinopel nicht sofort überreicht werden.

In die dadurch etwa von Anfang November ab gewonnene Frist fiel (25. November) der Ankauf der in den Händen des Khedive befindlichen Suezcanalactien durch England, was allgemein die Auslegung fand, daß die englische Regierung sich Angesichts der immer mehr verwickelnden Orientfrage gegen jede Eventualität zu decken und vor Allem sich die Verfügung über den nächsten Seeweg nach Indien zu sichern suche.

Unterm 12. December wurde vom Sultan ein auf das ganze Reich sich beziehender Reform-Ferman erlassen. Zugesagt wurde darin eine gründliche Justizreform, basirend auf der Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter; eine gerechte Vertheilung und ordnungsmäßige Erhebung der Steuern; freie Ausübung des Cultus; gleichmäßige Zulassung aller Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens zu den öffentlichen Aemtern u. s. w. Niemand wurde durch diese großherrliche Willensbekundung befriedigt; dieselbe erschien vielmehr lediglich als eine Illustration der trotz aller früheren Reformverheißungen nicht besser gewordenen Rechts- und Verwaltungszustände und folgeweise als ein Grund mehr, die endliche Durchführung der nun so oft schon verheißenen Reformen durch besondere Bürgschaften, Garantien, sicher zu stellen. Die Ostmächte verhandelten denn auch über die in dieser Hinsicht erforderlichen Modificationen der Andrassy-Note, welche am 30. December 1876 ihre definitive Fassung erhielt, in der sie den übrigen Vertragsmächten mitgetheilt wurde. Die Bedeutung dieser Note lag nicht in dem Ausmaß der von ihr unter fünf Punkten aufgezählten Reformen, die zunächst zur Beruhigung der aufständischen Provinzen verlangt wurden, und deren Dringlichkeit die Note damit begründete, daß andernfalls im nächsten Frühling der Aufstand sich weiter verbreiten und Serbien und Montenegro in den Kampf eintreten möchten. Die Bedeutung der Note lag vielmehr darin, daß am Schlusse als „die größte Schwierigkeit, welche man um jeden Preis überwinden muß", „das gründlich eingewurzelte Mißtrauen, welchem alle Versprechungen der Pforte bei den Christen begegnen", bezeichnet wurde. Die Conclusion, welche die Note daraus zog, war: „Die Cabinete halten es für durchaus nothwendig, zu verlangen, daß die Regierung des Sultans durch eine officielle Mittheilung ihre Absichten in Beziehung auf das gesammte Reich, wie sie in dem Iradé vom 2. October und in dem Ferman vom 12. December dargelegt sind, bestätige, und daß sie zugleich den Mächten ihre Annahme der oben (in der Note) erwähnten Punkte notificire, welche die Beruhigung der Provinzen zum besonderen Zwecke haben. Ohne Zweifel würden die Christen durch diese Mittel nicht die Form der Garantie erhalten, welche sie augenblicklich zu verlangen scheinen; aber sie würden eine verhältnißmäßige Sicherheit in der Thatsache selbst finden, daß die octroyirten Reformen von den Mächten als unerläßlich anerkannt werden und daß die Pforte Europa gegenüber die Verpflichtung übernimmt, sie zur Ausführung zu bringen." — Als eine Maßregel zur Wiedererweckung des Vertrauens der christlichen Bevölkerung wurde (Punkt 4) die Einsetzung eines zur Hälfte aus Muhamedanern, zur Hälfte aus Christen bestehenden, von den Einwohnern der Provinz

Digitized by Google

aus den Notabeln gewählten Ausschusses, um die Ausführung der Reformen zu überwachen, vorgeschlagen.

Nachdem die Regierungen der anderen Vertragsmächte dem Inhalte der Note beigepflichtet hatten, wurden die darin empfohlenen Reformvorschläge in identischer Fassung von den Botschaftern Oestreichs, Rußlands und Deutschlands am 31. Januar 1876 der Pforte überreicht, während die Vertreter der übrigen drei Vertragsmächte die darin enthaltenen Vorschläge im Namen ihrer Regierungen unterstützten. Am 6. Februar erklärte die Pforte den Botschaftern, daß sie beschlossen habe, den aufständischen Districten die in den fünf Punkten der Andrassy-Note erwähnten Reformen zu gewähren und am 16. Februar veröffentlichten die Zeitungen in Constantinopel eine officiöse Mittheilung dahin gehend, daß Behufs Pacificirung des Aufstandes der Sultan, unter Bekräftigung der im letzten Ferman (vom 12. December 1875) enthaltenen allgemeinen Reformen, für Bosnien und die Herzegowina noch die Durchführung besonderer Reformmaßregeln (entsprechend den von der Pforte acceptirten Vorschlägen der Andrassy-Note) angeordnet und gleichzeitig eine allgemeine Amnestie für die Aufständischen, die zum Gehorsam zurückkehren, erlassen habe.

Hier schließt die erste Phase der Vorgeschichte des gegenwärtigen Orientkrieges ab. Ein nothwendiger Ruhepunkt für die Action der Vertragsmächte ist gegeben. Zunächst mußte — sei es nun aus wirklichem Vertrauen zur Durchführung der verheißenen Reformen und zu deren beruhigender Wirkung, sei es blos um der Wahrung des äußeren Anstandes wegen, der bei der Pforte den redlichen Willen vorauszusetzen heischte — abgewartet werden, ob nicht in Folge der Reformwilligkeit der Pforte die, nach den officiellen Erklärungen wenigstens, von allen Mächten sehnlichst herbeigewünschte Pacification Bosniens und der Herzegowina und die allein die Fortdauer des Friedens verbürgende Beschwichtigung der christlichen Bevölkerung des osmanischen Reiches eintreten würde. Wir lassen deshalb auch in unserer Darstellung einen Ruhepunkt eintreten.

Politicus.

Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten.

Von Adolph Samter.

V.

Das socialistische Parteigetriebe.

Es ist unmöglich, die socialistischen Irrthümer zu besprechen, ohne das socialistische Parteigetriebe zu berühren. Kann das, was sie wollen, als stichhaltig nicht befunden werden, so muß noch mehr, wie sie ihre Forderungen geltend machen, auf Widerspruch stoßen. Wer es unternimmt, die Geschicke der Menschheit zu behandeln, und sich gar unterfängt, sie in andere Bahnen lenken zu wollen, der muß vor Allem den vollen sittlichen Ernst mitbringen, welcher zu dieser hohen und für den Einzelnen, und sei er die personificirte Weisheit, unerreichbaren Aufgabe erforderlich ist. Es ist unmöglich, für die socialen Mißstände nach Abhülfe zu suchen, ohne die Entwickelung derselben genau zu verfolgen; es handelt sich in erster Linie darum, den Zusammenhängen und Verkettungen, aus denen sie entsprungen, nachzuforschen. Dieses führt nothgedrungen zu geschichtlichen Untersuchungen; mit zwingender Gewalt vertieft man sich in die Geschichte der einzelnen Volksklassen, der Völker, der Menschheit. Und welch ein Bild des Trübsals, Jammers, Elends enthält diese Geschichte. Es bedarf des klaren Blickes und der vollen Energie, um trotz des traurigen Bildes, welches die Geschichte entrollt, den oft tief versteckten Fortschritt zu erkennen und die Hoffnung auf die Zukunft zu bewahren. Bei einem tieferen Eingehen in die Geschichte faßt einen wirklich „der Menschheit ganzer Jammer" an, und wenn man noch so wenig aus ihr mitbringt, wenn man noch so viele Probleme ungelöst hinter sich lassen muß, ein unzweifelhaftes Resultat hat die Geschichte für jeden Forscher: ihn mit tiefem Ernst zu erfüllen, der sicher eines gewissen Trübsinnes nicht entbehren wird.

Und mit dieser Stimmung, die sich eines Jeden bemächtigen muß, der sich mit der socialen Frage beschäftigt, vergleiche man die socialdemokratische Presse, wie sie in ihren Schriften und Zeitungen sich kundgibt. Es hat Niemand das Recht, der socialdemokratischen Partei vorzuwerfen, sie meine es nicht ernst mit der Sache, die sie vertritt, sie habe nicht des Volkes Wohl im Auge, aber ihr ganzes Gebahren legt es in der That nahe, anzunehmen, es sei ihr nur um Aufreizung und Vergiftung des Volksgeistes, um Aufstachelung der wildesten Leidenschaften zu thun; sie verdiene nicht, daß man sich mit ihr in ernstliche Erörterungen einlasse, vielmehr seien alle Mittel anzuwenden, um sie zu vernichten. Die Wortführer der Socialdemokraten werden mit einem gewissen Schein von Recht sagen: unsere Gesellschaftszustände sind nicht dazu angethan, sie mit Sammethandschuhen anzufassen, auch können wir mit den Arbeitern, den geknechteten Arbeitern, nicht in sanfter Redeweise sprechen; sie müssen zur Erkenntniß ihrer unwürdigen Lage gebracht werden, die große Masse muß aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden. Es sei darum, daß unsere Gesellschaftszustände eine scharfe Kritik herausfordern, daß die Ohren der Arbeiter stärkere Töne verlangen, als in der sogenannten gebildeten Welt angeschlagen werden; aber muß denn Schärfe der Kritik in maßloses Schmähen, offene deutliche Sprache in giftige Redewendungen ausarten? Müssen die Massen erregt werden, um eine Besserung ihrer Lage zu erzielen, und muß zu diesem Behufe Alles mit der größten Gehässigkeit zusammengetragen werden, was geeignet ist, Unzufriedenheit und Haß zu erregen; muß, was Millionen heilig und unantastbar ist, die Religion verhöhnt, also in der That der Volksgeist vergiftet und an die verderblichsten Leidenschaften appellirt werden?

Keine Heuchelei! Will die socialdemokratische Partei auf eine Revolution hinarbeiten, so erklärt sich ihr Gebahren; dasselbe wird nur verständlich, wenn ihr Ziel die Revolution ist. Revolutionen lassen sich nicht immer vermeiden, sie sind im gegebenen Moment gesellschaftliche Nothwendigkeit, und nur schwache Seelen werden, falls sie da sind oder auch nur in sicherer Aussicht stehen, vor ihnen scheu zurückweichen. Aber auf Revolutionen hinarbeiten ist das denkbar Schmachvollste und Thörichtste. Weil schon Revolutionen wie Erdbeben kommen und als Naturnothwendigkeit ertragen werden müssen, so ist es um so verwerflicher, die mit ihnen verknüpften Gräuel absichtlich heraufzubeschwören. Man sehe auf das nutzlos vergossene Blut in der Revolution von 1789. Die Früchte der französischen Revolution für die Menschheit mögen nicht hoch genug veranschlagt werden können; aber niemals wird der Nachweis zu erbringen sein, daß alle Gräuel, die in ihr geschehen, eine Nothwendigkeit waren, daß all das Blut, sei es der Häupter der Revolution, sei es der unzähligen Schuldlosen, vergossen werden mußte, um das zu erreichen, was erzielt ist. Niemals wird der Nachweis zu erbringen sein, daß nicht durch eine zeitgemäße Reform hätte erzielt werden können, was als Resultat der Revolution gepriesen wird. Die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung hat tief und erfolgreich in die Eigenthumsordnung unseres Vaterlandes eingegriffen und war im vollsten Sinne des Wortes eine — wenn auch friedliche Revolution; wie Sybel (Geschichte der französischen Revolution) constatirt, „war die Anhäufung der Gütermassen 1792 nicht geringer als 1788. Die großen Besitzungen hatten sich in anderer Weise gruppirt und die Herren gewechselt, aber die Zahl der Eigenthümer war nicht gewachsen. Denn die kleineren Bauern und die ärmeren Leute, die sich 1791 zum Kaufe gedrängt, waren zum größten Theile darin verunglückt. Wer nicht schon im Winter erlegen war, wurde durch Unruhen vor der Kriegserklärung zum Bettler. Speculation und Agiotage thaten das Uebrige: genug, der größte Theil der Kirchengüter befand sich jetzt in den Händen städtischer Capitalisten. Vor der Revolution ist der Boden der kleinen Wirthschaften ganz so groß gewesen wie heute." Die Revolu-

Digitized by Google

tionen haben, selbst abgesehen von den Gräueln, die sie und zwar nothgedrungen im Gefolge haben, gemeinhin eine Reaction zur Folge, welche einen wesentlichen Theil aller angeblichen Errungenschaften wieder illusorisch macht. Das Ende der französischen Revolution seit 1792 war schließlich das Regiment Napoleons I., der Revolution von 1848 Napoleon III., des Communeaufstandes das Regiment Mac Mahons, von welchem die Socialdemokraten nicht enthusiasmirt sein werden. Revolutionen anbahnen ist nicht nur ein Verbrechen, es ist eine Thorheit. Was sich aus der Revolution trotz der nach ihr folgenden Reaction erhält, hätte auch im Wege der Reform erzielt werden können. Nicht nur jeder sittlich empfindende, sondern jeder richtig denkende Mensch wird immer nur eine Reform, niemals eine Revolution in Aussicht nehmen. Die Revolutionen sind gemeinhin mehr Folge des Widerstandes der privilegirten Klassen, die ihre Vorrechte, auch wenn sie lange hinfällig geworden sind, nicht aufgeben wollen, als derjenigen, welche einen neuen Zustand herbeiführen wollen. Diese bringen es immer nur zu einer Revolte; zu einer Revolution treiben die halsstarrigen Anhänger eines bereits überwundenen Zeitalters.

Würde es sich nur um die socialdemokratische Partei als solche handeln, so könnte man über ihr Auftreten getrost hinweggehn; mag immerhin jede Partei, soweit es sie selbst betrifft, ihren Anschauungen Ausdruck geben, — aber, und deshalb ist es unerläßlich, sich mit ihr auch nach dieser Richtung zu beschäftigen, ihr Auftreten *gefährdet* die Sache, der sie dienen wollen; es ist ein wesentliches Hinderniß der socialen Reform. Die socialdemokratische Partei schreckt zunächst eine große Anzahl Personen von Behandlung der socialen Frage zurück, und entzieht ihr Kräfte, die recht wohl geeignet sind, ihr wesentliche Dienste zu leisten. Es wäre ein zwar nahe liegender aber sehr billiger und keineswegs zutreffender Einwand, wenn dagegen behauptet würde, die Mitwirkung schwachherziger Seelen, die auf Grund des socialdemokratischen Auftretens überhaupt davor zurückschrecken, sich mit der socialen Frage zu beschäftigen, wiegt sehr leicht und kann entbehrt werden. Der Kreis derjenigen, die sich ernst mit den socialen Fragen beschäftigen, ist ein viel zu kleiner, als daß man ihn ohne Bedenken noch mehr einengen sollte. Es ist mindestens muthwillig, die Forderungen, welche im Interesse einer socialen Umgestaltung aufgestellt werden, ganz abgesehen davon, wie weit sie berechtigt sind, in einer Weise geltend zu machen, daß sie die große Mehrzahl zurückschreckt. Maß und Umfang dieser Forderung sind doch mindestens strittig, wozu noch durch *die Form* den Streit verstärken? Leicht denkt sich auch die socialdemokratische Partei nicht die Durchsetzung selbst der berechtigtsten socialen Forderungen; es sind eine Anzahl Vorurtheile und Voreingenommenheit, eine übergroße Masse Zweifel, berechtigte und unberechtigte, zu beseitigen; wozu noch diese Kämpfe dadurch erschweren, daß man neben Bedenken — Furcht erregt? Das Anwachsen der socialdemokratischen Bewegung beweist an sich sehr wenig. Die Führer der socialdemokratischen Partei werden sich am wenigsten hierüber einer Täuschung hingeben; sie wissen am besten, was ihre Erfolge zu bedeuten haben. — Und nicht nur die öffentliche Meinung wird durch das Auftreten der socialdemokratischen Partei gegen sociale Reformen eingenommen, während sie bei sachgemäßer Behandlung für dieselbe gewonnen werden könnte, sondern auch die *sociale Gesetzgebung* wird entschieden durch die socialdemokratische Partei *aufgehalten*. Viele dahin schlagende Gesetze, beispielsweise das Lehrlingsgesetz, Abänderungen der Gewerbeordnung, wären schon lange durchgesetzt, wenn nicht die Furcht herrschte, man macht der socialdemokratischen Partei Zugeständnisse. Weder die Regierung, noch die nationalliberale Partei und selbst die Fortschrittspartei wird dieses zugeben wollen, aber dennoch ist es wahr. Und wenn die Gesetze kommen, dann werden sie aus Furcht vor der Socialdemokratie (s. Hülfskassengesetz) eingeengt, eingeschnürt, sie werden entschieden durch die Furcht vor den Socialdemokraten beeinflußt. Mag *diese* Schuld auch in erster Linie die Gesetzgebung treffen, sie trifft wahrlich nicht in letzter Linie die Socialdemokratie mit.

Die socialdemokratische Partei wird durch ihr Gebahren die Feindin der Sache, der sie dienen will; die sociale Reform wird nicht am wenigsten durch sie selbst aufgehalten. Ob sie schließlich zur Erkenntniß hiervon kommen wird, ob sie andere Wege einschlagen wird, wird die Zukunft ergeben; sie hat in einem ihrer Organe erklärt: *sie sei bereit zu lernen*. Die sociale Bewegung würde dadurch unendlich gewinnen, denn wie viele Irrthümer auch innerhalb der socialdemokratischen Partei noch obwalten, die sociale Frage beherrscht die Gegenwart, und nicht den politischen Parteien, sondern der socialen Partei gehört die Zukunft.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Was Vater Alexis erzählt.

Von Iwan Turgénjew.*)

(Uebersetzung von P. L.)

Es ist nun wohl zwanzig Jahre her, daß ich in meiner Eigenschaft als Inspector die ziemlich beträchtlichen Güter meiner Tante durchstreifte. Die verschiedenen Dorfpfarrer, mit denen ich mich bekannt zu machen für meine Pflicht hielt, waren Individuen wie aus einem Stücke und nach derselben Schablone geschnitten. In dem letzten Weiler, den ich zu besichtigen hatte, kam ich endlich mit einem Popen zusammen, der mit seinen Berufsgenossen keine Aehnlichkeit hatte. Es war ein alter, nahezu hinfälliger Mann, der schon längst seinen Abschied erbeten haben würde, wenn ihn die dringlichen Bitten seiner Gemeinde, die ihn — und das ist in Rußland eine Seltenheit — liebte und verehrte, nicht zum Bleiben veranlaßt hätten.

Zwei Besonderheiten fielen mir an diesem Vater Alexis auf. So nannte man den Popen. Zunächst bettelte er nicht nur nichts für sich selbst, sondern erklärte mir sogar von vornherein, daß er nichts brauche; sodann erinnere ich mich nicht, jemals auf einem menschlichen Antlitz den Ausdruck einer tieferen Trauer, einer vollständigeren Loslösung von Allem gesehen zu haben, einen solchen Ausdruck des „Lebendigtodten", wie man bei uns sagt.

Die Züge dieses Gesichts waren gewöhnlich; es war ein Bauerntypus: gefurchte Stirn, kleine graue Augen, große Nase, zugespitzter Kinnbart, sonnenverbrannte, rothe Haut. Aber der Ausdruck! In dem erloschenen Blicke flackerte nur mühsam und gar traurig ein Rest von Leben auf, und auch die Stimme war erloschen, als ob sie nicht mehr lebte.

*) Die folgende Erzählung des russischen Dichters war ursprünglich für die Monatsschrift „*Nord und Süd*" bestimmt, in deren Rahmen dieselbe auch besser hineingepaßt hätte als in den der kritischen Wochenschrift „Die Gegenwart". Rein äußerliche Gründe veranlassen uns zur Aufnahme der Erzählung an dieser Stelle. Die Geschichte erscheint in russischer Sprache in einer Petersburger Revue, welche das Datum des 1. Mai alten Stils (13. Mai) trägt. Da kein Vertrag wegen Schutzes des geistigen Eigenthums zwischen Rußland und Deutschland besteht, so könnte eine deutsche Zeitung die Turgénjew'sche Novelle am 17. oder 18. in einer nicht autorisirten Uebersetzung aus dem Russischen bringen. Das Juniheft von „Nord und Süd" wird aber erst am Ende dieses Monats ausgegeben, und unter diesen Umständen würden wir somit gänzlich darauf haben verzichten müssen, die Erzählung von Turgénjew zu bringen. Dazu konnten wir uns um so weniger entschließen, als nach den Aeußerungen des russischen Dichters derselbe sich leider, wenigstens einstweilen von der literarischen Production gänzlich zurückzieht. Indem wir die Novelle in der „Gegenwart" gleichzeitig mit der russischen Revue veröffentlichen, können wir uns die Priorität der Veröffentlichung in Deutschland und das Originale der Arbeit sichern. Die obige Uebersetzung ist die einzig autorisirte. D. R.

Digitized by Google

Ich wurde krank und mußte einige Tage das Bett hüten. Vater Alexis besuchte mich jeden Abend; nicht um mit mir zu plaudern, sondern um Duraki zu spielen; er schien an dem Spiel mehr Gefallen zu finden als ich. Eines Abends, als er mich mehrere Male matsch gemacht hatte, brachte ich die Unterhaltung auf sein vergangenes Leben, auf seine Kümmernisse, deren so deutliche Spuren er zeigte. Vater Alexis ließ sich zuerst nöthigen, aber er erzählte mir schließlich doch seine Geschichte. Irgend etwas an mir mußte ihm gefallen haben, denn mit dem ersten Besten wäre er schwerlich so offenherzig gewesen.

Ich will versuchen, diese Erzählung, und sogar mit seinen eigenen Worten wiederzugeben. Vater Alexis sprach in einfacher, klarer, logischer Weise, ohne irgend eine jener Redewendungen, wie sie dem geistlichen Stande und der Provinz eigenthümlich sind. Ich habe schon mehr als einmal die Wahrnehmung gemacht, daß diejenigen Russen, die das Leben gehörig herumgeworfen hat und die schließlich mit Allem abgeschlossen haben, sich sammt und sonders dieser einfachen Ausdrucksweise bedienen, wie immer auch ihre gesellschaftliche Stellung sein mag.

Vater Alexis begann also:

Ich hatte eine gute und verständige Frau. Ich liebte sie von ganzem Herzen, und sie schenkte mir acht Kinder; aber fast alle starben in früher Kindheit. Einer meiner Söhne wurde Erzbischof; er ist vor nicht langer Zeit in seiner Diöcese gestorben. Mein anderer Sohn, Jakob, — von dem will ich Ihnen jetzt erzählen.

Ich brachte ihn auf das Seminar der Stadt T. Ich erhielt bald von ihm die günstigsten Berichte. Er war in allen Zweigen des Unterrichts der Erste. Schon als junger Bursch that er sich daheim durch seinen Fleiß und seine Zurückhaltung hervor. Er sprach den ganzen Tag kein Wort, saß über seinem Buche und las. Niemals bereitete er uns, weder mir noch der Popin, die geringste Unannehmlichkeit. Es war ein demüthiges Herz! Bisweilen nur überließ er sich der Träumerei in einer Weise, die seinem Alter nicht zustand. Seine Gesundheit war nicht besonders „kräftiglich".

Dem begegnete nun einst eine ganz seltsame Geschichte. Er war gerade zehn Jahre alt geworden. Just am Tage vor St. Peter verließ er das Haus beim Morgengrauen und blieb während des ganzen Vormittags draußen; endlich kam er wieder. Wir fragten ihn, meine Frau und ich, wo er gewesen wäre.

— Ich bin im Walde spazieren gegangen, sagte er; und da ist so ein kleiner grüner Greis gekommen, der hat viel mit mir geplaudert und mir kleine Nüsse geschenkt, die recht gut geschmeckt haben.

— Was für ein kleiner grüner Greis?

— Ich weiß es nicht, ich habe noch nie so einen gesehen; ein ganz kleiner Greis mit einem Höcker auf dem Rücken, der immer mit den Beinen zappelt und lacht und lacht und grün ist, grün wie ein Baumblatt.

— Wieso grün? Sein Gesicht auch?

— Sein Gesicht und seine Haare und seine Augen auch.

Unser Sohn hatte niemals die Unwahrheit gesagt; aber jetzt beschlich uns, die Popin und mich, der Zweifel an ihm.

— Du bist im Walde eingeschlafen, die Sonne hat Dir auf den Kopf geschienen, und im Traume hast Du den kleinen Greis gesehen!

— Ich habe nicht geschlafen. Und seht her, wenn Ihr mir nicht glauben wollt, hier habe ich noch eine kleine Nuß, die in der Tasche geblieben ist.

Bei diesen Worten nahm Jakob die Nuß aus der Tasche und zeigte sie uns. Es war eine runde Frucht, die ungefähr einer Kastanie ähnlich war, nur mit einem Flaum überzogen, und den gewöhnlichen Nüssen gar nicht glich. Ich legte sie bei Seite, um sie dem Arzte später zu zeigen; aber ich habe sie nicht wieder finden können.

Wir brachten also unser Kind auf das Seminar, wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen mitzutheilen, und er erfreute uns dort sehr durch seine Erfolge. Oftmals sagten wir uns, meine Frau und ich: Aus dem wird 'was, ein ganzer Mann! Wenn er aus den Ferien heimkehrte — es war eine wahre Freude, ihn zu sehen mit seinem hübschen Gesicht! Dabei war er still und sittig, gefiel aller Welt, und alle Welt wünschte uns Glück zu diesem Sohn. Nur mit seinem Körper war es nicht, wie es hätte sein sollen. Er blieb mager, und die gute Farbe der Gesundheit wollte sich nicht immer auf seinem Gesicht zeigen. Und so wird er nun also 19 Jahre alt; mit seinen Studien wird er bald fertig sein, da bekommen wir plötzlich einen Brief von ihm, und er schreibt uns, unser Sohn Jakob: „Lieber Vater und liebe Mutter! Seid nicht böse auf mich, gestattet mir in das weltliche Leben zurückzutreten. Mein Herz widerstrebt den geistlichen Pflichten. Ich habe Angst vor der Verantwortlichkeit; ich habe Angst vor der Sünde. Der Zweifel ist in mir aufgetaucht. Ohne Eure Zustimmung und ohne den Familiensegen werde ich mich zu nichts entschließen; aber ich muß Euch Eines sagen: ich fürchte mich vor mir selbst, weil ich zu denken begonnen habe."

Ach, mein werther Herr, wie dieser Brief mich bekümmerte! Er gab mir leider die Gewißheit, daß ich in meinem Amte keinen Erben haben würde. Mein ältester Sohn ist Mönch! Und dieser jüngere will nun gar den geistlichen Stand ganz verlassen! Die Nachricht war mir um so schmerzlicher, als in unserer Gemeinde seit zwei Jahrhunderten alle Popen Mitglieder unserer Familie gewesen waren. Ich mußte mir aber sagen: Was soll es taugen, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen? Das Verhängniß treibt ihn! Was würde das für ein Seelenhirt werden, den Zweifel an sich und an seinem Berufe beschleichen!

Ich nahm mit meiner Frau Rücksprache und schrieb an meinen Sohn ungefähr so: „O mein Sohn Jakob! Denke nach! Miß zehnfach die Elle ab, bevor Du danach schneidest. Groß sind die Schwierigkeiten und Bedrängnisse im weltlichen Stande: die Kälte, der Hunger und die Verächtlichkeit gegen den Priesterstand. Im Voraus mußt Du es wissen, mein Sohn, Niemand wird Dir die hülfreiche Hand entgegenstrecken. Laß es nicht darauf ankommen, später zu bereuen, was sich nicht wieder gut machen läßt. Mein sehnlicher Wunsch ist, wie Du weißt, allezeit der gewesen: in Dir meinen Nachfolger zu haben. Wenn Du aber an Deinem Berufe zu zweifeln begonnen hast, wenn Du in Deinem Glauben erschüttert bist, ziemt es mir nicht mehr, Dich zurückzuhalten; der Wille des Herrn geschehe! Deine Mutter und ich werden Dir unseren Segen nicht versagen."

Und Jakob antwortete uns unverzüglich: „Du hast mich überglücklich gemacht, Vater! Es ist meine Absicht, mich dem Laienstudium zu weihen. Es fehlt mir nicht an Gönnern; ich werde die Universität beziehen. Ich werde Doctor werden, denn ich fühle in mir eine große Neigung zur Wissenschaft."

Ich las Jakobs Brief und wurde darüber nur noch trauriger. Und bald hatte ich Keinen mehr, der meinen Kummer theilen sollte; denn meine arme Alte erkältete sich just zu der Zeit und starb. War es wegen der Erkältung, oder weil sie der liebe Gott aus Barmherzigkeit für sie zu sich nahm? —

Wie oft weinte ich für mich, Wittwer der ich war, und ganz allein; aber was war da zu thun? Oft wäre man glücklich, wenn man unter die Erde käme, aber sie ist hart, diese Erde, und öffnet sich nicht nach Belieben! Das war also das Geschick, das mir beschieden war, und gleichzeitig erwartete ich meinen Sohn; denn er hatte mir gemeldet, daß er nach Hause kommen würde, bevor er nach Moskau sich begäbe. Und richtig, er kam auch bald in das väterliche Haus; aber er blieb nicht lange; es war, als ob irgend etwas ihn beständig aufstachelte. Er hätte Flügel haben mögen, um so schnell als möglich zu seiner lieben Universität zu fliegen. Ich befragte ihn wegen seiner Zweifel, aber ich erhielt nur wenig Aufschluß. Ein Etwas hätte er sich in den Kopf gesetzt, — dieses Etwas, und nichts weiter.

Als er mich verließ, um die Universität zu beziehen, nahm er kaum einen Heller mit sich, nur ein paar Kleider. Er hatte nämlich großes Vertrauen zu sich, und nicht ohne Grund! Er bestand sehr gut sein Examen, er wurde Student, verschaffte sich Privatstunden; denn er war in den alten Sprachen gut be-

Digitized by Google

schlagen. Würden Sie es glauben? Er schickte mir sogar Geld. Das machte mir Freude — gewiß nicht des Geldes wegen, das ich ihm mit liebevollen Vorwürfen zurückschickte, aber weil ich daraus ersah, daß der junge Mensch es weit bringen würde. Aber ach, meine Befriedigung war nur von kurzer Dauer.

Während der ersten Ferien kehrte er heim und wie wunderbar, ich erkannte meinen Jakob gar nicht mehr! So traurig, so verschlossen war er geworden. Man konnte kaum ein Wort aus ihm herausbringen.

Er schien um zehn Jahre gealtert zu haben. Er war ja schon früher, das ist richtig, schüchtern gewesen, er erröthete bei der geringsten Kleinigkeit wie ein junges Mädchen, aber wenn er die Augen aufschlug, so sah man wohl, daß es in seiner Seele licht war. Jetzt aber — das war keine Schüchternheit mehr — das war Verschüchtertheit, das war Menschenscheu wie beim Wolfe; er sah so von unten herauf! Fragte ich ihn, so schwieg er, oder zeigte die Zähne. Kein Gruß, kein Lächeln; der reine Stein! Ich fragte mich: hat er sich dem Trunke ergeben? Der Himmel behüte uns davor! Oder dem Kartenspiel? Oder ist ihm irgend etwas zugestoßen in Folge einer Schwäche für das weibliche Geschlecht? Denn in dem Alter üben die Reize eine starke Wirkung; und in einer so großen Stadt wie Moskau, da fehlt es nicht an schlechten Beispielen und schlechten Gelegenheiten. Aber nein, nichts von alledem war es. Was er trank, war nur Kwas und Wasser, er sah kein Weib auch nur von der Seite an und verkehrte gar nicht mit den Jünglingen seines Alters.

Was mir am bittersten von Allem war, das war, daß er das Vertrauen zu mir verloren hatte. Er trug eine Gleichgültigkeit zur Schau, daß Alles ihm schal und nichtig zu sein schien. Ich versuchte mit ihm über seine Studien und die Universität zu sprechen — nun, auch darauf hatte er keine, wenigstens keine gute Antwort. Er ging freilich zur Kirche, aber nicht ohne eine gewisse Befremdung; sonst war er immer verschlossen und ungesellig, aber da in der Kirche schwebte beständig ein leises Lächeln um seine Lippen. In dieser Weise verbrachte er sechs Wochen bei mir, dann reiste er nach Moskau.

Von Moskau aus schrieb er mir mehrere Male und es wollte mir nach seinen Briefen scheinen, als ob er auf bessere Gedanken gekommen wäre. Nun denken Sie sich meine Bestürzung, werther Herr, als plötzlich, mitten im Winter, wenige Tage vor Weihnachten Jakob plötzlich erscheint! Wie? Was? Auf welche Weise? Ich wußte ja, daß zu der Zeit keine Ferien sind.

— Du kommst aus Moskau?

— Aus Moskau.

— Und die Universität?

— Die habe ich im Stich gelassen, die Universität.

— Du hast sie verlassen?

— Ja doch, ja.

— Für immer?

— Für immer.

— Bist Du krank, Jakob?

— Nein Vater, versetzte er, ich bin nicht krank!

Aber sein Gesicht hatte einen Ausdruck, daß ich geradezu entsetzt davon war. Es war fürchterlich, dies Gesicht, finster, nicht menschlich. Die Wangen eingehöhlt, die Backenknochen vorspringend; nur Haut und Knochen. Die Stimme, als wenn sie aus einer Tonne käme, und die Augen — allmächtiger Gott, was waren das für Augen! Drohend, wild, ein ewiges Hin und Her, nichts Stetiges, die Augenbrauen zusammengezogen und auch die Lippen verzerrt. Ach, was war aus meinem armen Jakob geworden, aus meinem unschuldigen Joseph geworden! Ich verlor fast den Verstand. Sollte er verrückt geworden sein? dachte ich bisweilen. Er irrte herum wie ein Gespenst, er schlief nicht in der Nacht. Er stierte plötzlich in eine Ecke und wurde wie ein Stein, daß es mir eiskalt über den Rücken lief. Er hatte mir gedroht, daß er das Haus verlassen würde, wenn ich ihn nicht zufrieden ließe, aber ich war der Vater, ich sah, wie meine letzte Hoffnung zusammenbrach, und da hätte ich schweigen sollen! O nein! Und eines Tages — ich hatte die Gelegenheit gut abgepaßt — da beschwor ich Jakob, mit Thränen in den Augen beschwor ich ihn, im Namen seiner verstorbenen Mutter:

— O Jakob, sage mir als Deinem geistlichen und fleischlichen Vater, was hast Du? Tödte mich nicht, sage Dein Geheimniß, schütte mir Dein Herz aus! Hast Du irgend einer christlichen Seele etwas Böses zugefügt, so beichte es.

— Nun, Vater, sagte er mir plötzlich, und dies geschah bei Anbruch der Nacht, Du hast mich erschüttert, ich werde Dir die ganze Wahrheit sagen. Ich habe keiner Seele etwas Böses zugefügt, aber meine eigene geht zu Grunde.

— Wieso das?

— Ich will es Dir sagen. Und Jakob blickte zu mir auf, zum ersten Mal seit vier Monaten!

— Es ist nun schon vier Monat her, begann er. Aber hier versagte ihm die Stimme, und er athmete keuchend.

— Vier Monat, sagst Du? Was? So sprich doch, spanne mich nicht auf die Folter!

— Vier Monat her, daß ich Ihn sah, Ihn!

— Ihn? Wer ist das?

— Ihn, den man nicht nennen darf, wenn die Nacht anbricht.

Mir wurde es kalt vom Scheitel bis zur Sohle, und ich fing an zu beben.

— Was? Ihn? fragte ich, Du siehst Ihn?

— Ja.

— Du siehst Ihn jetzt?

— Ja.

— Wo?

Ich wagte nicht den Kopf zu wenden, und wir sprachen beide mit gedämpfter Stimme.

— Wo? wiederholte ich.

— Da, da hinten; und er bezeichnete mir mit dem Blick einen Punkt, — da, da hinten!

Ich beherrschte mich und blickte nach der bezeichneten Stelle. Nichts. —

— Aber Jakob, da ist ja nichts; im Namen des Himmels!

— Du kannst es nicht sehen, aber ich, ich sehe!

Ich blickte noch einmal hin, wieder nichts; und da fiel mir der kleine Greis aus dem Walde ein, der ihm eine Kastanie geschenkt hatte.

— Wie sieht er aus? fragte ich ihn. Grün?

— Nein, nicht grün; schwarz.

— Mit Hörnern?

— Nein, er sieht so aus wie ein Mensch, aber er ist ganz schwarz.

Während er sprach, hatten sich seine Lippen über die Zähne gestülpt, er war bleich wie der Tod geworden, und er drückte sich an mich, und seine Augen traten aus dem Kopf hervor. So starrte er auf den Winkel da hinten.

— Aber das ist ja nur der Schein, sagte ich zu ihm; Du siehst das Schwarze eines Schattens, und Du hältst das für einen Menschen.

— O nein, ich sehe seine Augen, da, da, er rollt sie, er erhebt den Arm, er macht ein Zeichen.

— Warte Jakob, lasse mich gehen, ich will Weihrauch anzünden, ein Gebet sprechen und Dich mit dem geweihten Wasser vom Kopf bis zu den Füßen besprengen.

Jakob schob mich mit einer Bewegung bei Seite.

— Ich glaube nicht an Deinen Weihrauch noch an Dein Weihwasser, das ist nicht einen Kopeken werth; Den werde ich nicht los werden! Seitdem Er zu mir gekommen ist, eines Tages, eines Sommertages — verwünschter Tag! — ist Er mein ewiger Begleiter, und ich kann Ihn nicht verjagen. Das mußt Du wissen, Vater, und nun wundere Dich nicht mehr über mein Betragen, und quäle mich nicht weiter.

— Aber an welchem Tage kam er zu Dir? fragte ich, indem ich das Zeichen des Kreuzes über meinen Sohn machte. War es an dem Tage, da Du mir über Deine Zweifel schriebst?

Jakob stieß meine Hand zurück.

— Lasse mich, mache mich nicht zornig, daß nicht noch

Digitized by Google

Schlimmeres geschieht. Es hängt an einem Härchen, daß ich mir etwas anthue.

Sie können sich denken, mein werther Herr, wie mir bei alledem zu Muthe war. Die ganze Nacht, ich weiß es noch, habe ich geweint. „O mein Herr und Gott," dachte ich, „womit habe ich Deinen Zorn verdient?"

Hier zog der Vater Alexis aus seiner Tasche ein grobes karrirtes Taschentuch, und während er sich damit schneuzte, versuchte er mit einem Zipfel des Tuches sich das Auge zu wischen.

Recht schlecht, fuhr er fort, war nun das Leben, das für uns begann. Ich hatte nur einen Gedanken. Wenn er nur nicht davonläuft, wenn er nur nicht sich selbst etwas anthut! Ich ließ ihn nicht einen Augenblick aus den Augen, aber ich hütete mich wohl, ihm ein Wort davon zu sagen. Nun hatten wir zu jener Zeit ganz nahe bei uns eine Nachbarin, die Wittwe eines Obristen, Marfa Sawichna war ihr Name. Ich hatte großen Respect vor ihr, weil sie, obwohl jung und schön, doch eine verständige und ruhige Frau war. Ich besuchte sie häufig, und sie hatte kein verächtliches Vorurtheil gegen mein Amt. Da ich vor Kummer und Sorgen nicht mehr wußte, was ich anfangen sollte, erzählte ich ihr plötzlich Alles, was geschehen war. Zunächst war sie ganz entsetzt. Es durchschauerte sie; und dann kam ihr ein Einfall. Nachdem sie lange geschwiegen, sprach sie den Wunsch aus, meinen Sohn kennen zu lernen und mit ihm eine Unterredung zu haben. Und ich hatte gleich das Gefühl, daß der Wunsch der Frau Obristin auf alle Fälle erfüllt werden müsse; denn es war nicht weibliche Neugier, sondern etwas Anderes, Höheres. Ich kehrte nach Hause zurück und versuchte Jakob zu überreden:

— Komm, mein Sohn, wir wollen die Obristin besuchen.

Aber er sträubte sich mit Händen und Füßen:

— Nein, ich gehe nicht! schrie er. Was haben wir uns zu sagen?

Aber schließlich brachte ich ihn doch dazu und fuhr ihn, nachdem ich meinen kleinen Schlitten bespannt hatte, zur Obristin; und dann ließ ich sie, wie wir überein gekommen waren, allein. Ich wunderte mich selbst darüber. Weshalb hat er nur so schnell seine Einwilligung gegeben? Aber gut, gut, um so besser!

Drei oder vier Stunden später kam mein Jakob wieder.

— Nun sagte ich, wie findest Du unsere Nachbarin?

Er antwortete mir nicht, aber ich ließ mich nicht abschrecken.

— Es ist eine tugendhafte Dame, fuhr ich fort; und sie ist Dir gewiß freundlich entgegengekommen.

— Ja, sie ist nicht wie die anderen.

Da ich ihn weniger unempfindlich fand, wagte ich die weitere Frage:

— Und die Versuchungen des Teufels? Heh?

Jakob warf mir einen Blick zu, der wie ein Peitschenschlag auf mich fiel, und wurde wieder schweigsam. Ich wollte ihn nicht länger belästigen und zog mich in mein Zimmer zurück. Eine Stunde darauf trat ich an seine Thür, sah durch's Schlüsselloch und — würden Sie es glauben — mein Jakob schlief! Er hatte sich auf sein kleines Kinderbettchen niedergestreckt und schlief. Zwanzigmal bekreuzte ich mich. Möge der gütige Gott Segen die Hülle und Fülle der Marfa Sawichna spenden, ihr, der lieben Taube, die das Herz des Verhärteten zu treffen gewußt!

Am andern Morgen sah ich, wie Jakob ohne ein Wort zu sagen, seine Mütze nahm. Soll ich ihn fragen, wohin er gehe? Nein. Er geht ganz gewiß zu ihr. Und richtig, er ging zu ihr und blieb länger dort als am Tage vorher. Und am andern Tage ging er wieder hin und Tags darauf auch. Ich ward wie neu geboren, ich sah ganz deutlich, daß in meinem Sohne eine große Veränderung vorging, und endlich konnte man ihm wieder in's Auge blicken. Er zeigte noch immer Traurigkeit, aber es war nicht mehr jene Verzweiflung und jene angstvolle Scheu.

Aber ach, ich war nicht lange lustig! Alles sollte wieder zusammenbrechen. Jakob wurde wieder unzugänglich und wild, und man konnte sich ihm nicht mehr nähern, gerade wie ehedem. Er schloß sich in sein Zimmer ein und besuchte die Obristin nicht mehr. Ob er sie beleidigt hat? fragte ich mich, und ob sie ihm die Thür verboten? Nein; wenn er auch verloren ist, so unhöflich wird er nicht gewesen sein. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich fragte ihn.

— Nun sage mir Jakob, wie steht es denn mit unserer Nachbarin? Es kommt mir vor, als ob Du sie ganz vergessen hast.

— Die Nachbarin! schrie er plötzlich wie ein Wahnsinniger. Willst Du denn, daß Er sich über mich lustig machen soll? Er? Und Jakob ballte wüthend die Fäuste zusammen und heulte: Früher hat er sich immer da zusammengeduckt, aber weiter nichts; jetzt aber fängt er auch an zu lachen und zeigt mir die Zähne. Weiche von mir! Mach, daß Du fortkommst! Verschwinde!

Ich wußte nicht recht, an wen diese letzten Worte gerichtet waren. Ich konnte mich nur mühsam auf meinen Füßen zur Thür hinausschleppen. Am selben Tage ging ich zu Marfa Sawichna. Ich fand sie in tiefer Trauer; auch sie war abgemagert, auch sie wollte nicht von meinem Sohne mit mir sprechen, sie sagte mir nur eins: Da ist keine menschliche Hülfe mehr ausreichend; beten Sie, mein Vater, beten Sie! Und hier haben Sie Geld für Ihre Armen, aber vor allen Dingen beten Sie!

Großer Gott! als ob ich nicht so wie so schon gebetet hätte, Tag und Nacht!

Hier zog der Vater Alexis wieder sein Taschentuch hervor und wischte sich die Augen ab, aber diesmal ohne es verbergen zu wollen; und nach einer kurzen Ruhepause fuhr er in seiner Erzählung fort:

Und nun kollerten wir bergab, Jakob und ich, wie Schneemassen vom Gipfel. In der Tiefe war der Abgrund, wir sahen ihn beide ganz genau vor uns, aber weshalb sich da noch festklammern? Man konnte die Sache nicht mehr geheim halten; in der ganzen Gemeinde war große Aufregung, man flüsterte sich zu, daß der Sohn des Popen besessen sei, und daß die Behörden benachrichtigt werden müßten. Und man hätte es auch gethan, wie man sagte, wenn man nicht mit mir Mitgefühl gehabt hätte.

Inzwischen war der Winter vorüber und der Lenz war gekommen. Und der liebe Gott hatte uns einen so milden und hellen Frühling geschickt, wie ihn die ältesten Leute nicht gesehen hatten. Sonne den ganzen Tag, kein Windstoß, so schöne laue Luft. Und da kam mir ein Gedanke in den Kopf! Wenn ich Jakob überreden könnte, mit mir zu Sanct Mitrophan von Woronesch zu pilgern? Wenn das nicht hilft, dann gibt's nur noch eine Hülfe: den Tod.

Und so saß ich eines Abends auf den Stufen meiner Schwelle, die Abenddämmerung röthete den Himmel und einige Wachteln sangen; die Aepfelbäume waren in Blüthe. So saß ich da und ich sagte mir: wie kann ich es anfangen, um Jakob meine Absichten mitzutheilen? Da kommt er plötzlich selbst aus dem Hause, bleibt einen Augenblick unbeweglich stehen wie überrascht und hockt sich dicht neben mir auf der Treppe nieder. Ich fürchtete mich fast, so zufrieden war ich. Aber still! Und er bleibt sitzen, betrachtet den Sonnenuntergang und sagt auch kein Wort; und mir war so, als ob die Rührung über ihn käme. Allmählich hellten sich seine Augen auf, noch ein klein bischen weiter — und die Thränen wären ihm gekommen. Als ich diese Aenderung wahrnahm, — was konnte geschehen? ich mußte es darauf ankommen lassen — faßte ich Muth. Jakob, sagte ich zu ihm, höre mir zu ohne Zorn. Und ich begann ihm Zug um Zug meinen Plan auseinanderzusetzen: wie wir beide zu Sanct Mitrophan pilgern wollten, zu Fuß, den Sack auf dem Rücken, — und von uns nach Woronesch war eine Entfernung von gut gerechnet 150 Werst, — und wie angenehm es sein würde, in der Morgenfrische des Frühlings über das junge Gras zu gehen, immer zu gehen! Und wie wir, wenn wir endlich da wären, in Andacht hinsinken würden, und wie, wenn wir so recht inbrünstigen und aufrichtigen Herzens auf dem Grabe Mitrophans beten wollten, vielleicht — wer weiß es! — der gute Schutzheilige ein Fürwort für uns einlegen und der liebe Gott Barmherzigkeit üben und meinen Jakob heilen würde; denn dergleichen ist ja schon ge-

Digitized by Google

schehen! Ach, nun denken Sie sich meine Freude, mein guter Herr! . .

— Es ist gut, sagte plötzlich Jakob, ich habe nichts dagegen, wir wollen uns auf den Weg machen.

Ich wollte meinen Sinnen gar nicht trauen.

— Mein Freund, stammelte ich, mein Täubchen, mein Wohlthäter!

Und darauf fragte er: Wann wollen wir aufbrechen?

— Morgen, wenn Du willst.

Und richtig, am andern Tage machten wir uns auf! Wir nahmen unsere Säcke auf den Rücken und die großen Wanderstäbe zur Hand und fort ging 's! Sieben volle Tage schritten wir fürbaß und während der ganzen Zeit war uns die Witterung so günstig, es war wie ein Wunder! Weder Regen, noch große Hitze. Mein Jakob fühlte sich mit jeder Stunde wohler. Ich muß Ihnen nun noch sagen, daß Jakob auch früher schon, wenn er in freier Luft war, Ihn nicht sah, aber er spürte Ihn hinter seinem Rücken, er hörte Seine Schritte, oder er sah, wie Er wie ein Schatten auf der Erde neben ihm herschlich, und das quälte meinen Sohn mehr als alles Andere. Jetzt aber ereignete sich nichts dergleichen; sogar in den Wirthshäusern, wo wir übernachteten, zeigte sich keine Erscheinung. Wir sprachen wenig, aber wie wohl fühlte man sich! Wie glücklich war ich, denn ich sah mein Kind wieder auferstehen. Endlich langten wir nun in Woronesch an! Wir säuberten uns und auf denn, nach der Kirche!

Während dreier langen Tage verließen wir das Gotteshaus fast nicht einen Augenblick. Wieviel Messen ließen wir beten, wieviel Kerzen anzünden, und Alles verlief so gut! Fromme Tage, ruhige Nächte! Mein guter Jakob schlief wie ein kleines Kind. Er selbst brachte zuerst wieder das Gespräch auf die Geschichte.

— Vater, fragte er mich, siehst Du nichts? und als er das sagte, lächelte er.

— Ich sehe nichts, antwortete ich.

— Nun ich auch nicht!

Was hatte ich noch zu wünschen! Meine Erkenntlichkeit für den Schutzheiligen war grenzenlos. So gingen drei Tage dahin, und da sagte ich zu Jakob: Nun, mein Junge, sind wir wieder wohlauf, nun bleibt uns nur noch eins zu thun übrig. Beichte, nimm das Abendmahl und dann in Gottes Namen nach Hause! Und wenn Du Dich gehörig erholt haben wirst und Dich im Hause ein wenig umgethan hast, um wieder zu Kräften zu kommen, dann muß man sehen, ob man nicht irgend eine Beschäftigung für Dich findet; Marfa Sawichna wird uns gewiß dabei behülflich sein.

— Nein, nein, sagte Jakob, wir dürfen sie nicht belästigen; aber wir müssen ihr einen Ring mitbringen, der auf einen Finger des heiligen Mitrophan gestreift ist.

Als ich das hörte, wurde ich ganz aufgeräumt: Nimm Dich nur in Acht, scherzte ich, und wähle ja einen von Silber, denn goldene Ringe sind Verlobungsringe! — Jakob wurde über und über roth, und wiederholte nur, daß man Marfa Sawichna nicht belästigen dürfe; mit allem Anderen aber war er einverstanden.

Am anderen Morgen gingen wir also zur Kirche. Jakob beichtete und nachdem er gebetet, und mit welcher Inbrunst gebetet! schickte er sich zum Abendmahl an. Ich hielt mich ein wenig abseits; ich fühlte den Boden gar nicht unter meinen Füßen. Die Engel im Himmel sind nicht seliger. Ich sehe nun also zu, und was geschieht? Jakob hat das Abendmahl genommen, aber er bringt seine Lippen nicht an den Kelch mit heißem Wein, wie jeder guter Christ es thut, der den Leib des Herrn empfangen hat. Er drehte mir den Rücken zu. Ich ging auf ihn zu.

— Nun, Jakob, sagte ich, willst Du nicht trinken?

Da wendet er sich plötzlich um. Ach, mein Herr, ich taumelte zurück, so furchtbar erschrak ich! Früher hatte er ein fürchterliches Gesicht gehabt, jetzt war es das Gesicht eines wilden Thieres! Bleich wie der Tod, die Haare gesträubt, die Augen schief, — mir versagte die Stimme vor Entsetzen; ich wollte sprechen, und ich konnte nicht! Und er stürzte aus der Kirche heraus, ich hinterdrein! Er läuft geradeswegs zum Wirthshaus, wo wir abgestiegen waren, und wirft den Sack auf den Rücken — und barhaupt in's Freie!

— Wohin, Jakob? rief ich. Was hast Du? Warte! Halt!

Er aber — kein Wort Bescheid! Er läuft, springt nach rechts und links, wie ein Hase — nicht möglich ihn zu haschen! Und er verschwindet. Ohne einen Augenblick zu verlieren, kehre ich zum Wirthshaus zurück. Ich miethe eine Telega, und dabei schlotterten mir die Glieder und ich sagte immerzu und immerzu: Ach Gott! Ach Gott! und ich begriff nichts von dem, was geschehen war. Ich nahm den Weg nach unserer Heimat, weil ich mir sagte: Er ist ganz sicher nach dieser Richtung hin gelaufen. Und so war es auch! Sechs Werst von der Stadt sah ich ihn, wie er mit großen Schritten längs des Weges vorwärts eilte. Ich erreichte ihn und sprang von der Telega herab.

— Jakob, Jakob!

Er blieb stracks stehen und machte eine halbe Schwenkung zu mir wie ein Soldat, mit niedergeschlagenen Augen, mit zusammengekniffenen Lippen. Und was immer ich ihm sagen mochte, er blieb da still und steif wie ein Götzenbild, — und dann ging es wieder vorwärts. Was konnte ich anfangen? Ich schleppte mich hinter ihm her. Ach, war das eine Reise, mein guter Herr! So angenehm der Weg nach Woronesch gewesen war, so fürchterlich war die Rückkehr. Sprach ich mit ihm, so knirschte er mit den Zähnen, stemmte das Kinn auf die Schulter wie ein Tiger, wie eine Hyäne. Daß ich nicht verrückt geworden bin, habe ich nie begreifen können. Und endlich, eines Nachts, in einer räuchrigen Isba, — er saß gerade auf der Bank am Herde und schlenkerte mit den Beinen und blickte lange Zeit um sich — da fiel ich vor ihm auf die Knie, weinte bitterlich und jammerte:

— Richte den armen, alten Mann, der Dein Vater ist, doch nicht zu Grunde! Sprich, was ist Dir geschehen?

Da sah er mich fest an; er schien gar nicht zu wissen, wer vor ihm war. Er sprach plötzlich und mit einer Stimme, die mir noch immer in den Ohren klingt:

— Höre, alter Mann. Du willst die Wahrheit wissen, Du sollst sie vernehmen. Als ich das Abendmahl nahm, — Du erinnerst Dich dessen? — als ich die Hostie im Munde hatte, da, plötzlich in der Kirche, am hellen Tage, sah ich Ihn vor mir, Ihn! Gerade vor mir, als ob Er aus dem Boden aufgestiegen sei. Und Er raunte mir zu, — und niemals hatte Er bisher mit mir gesprochen — und Er raunte mir zu: „Spei aus, tritt darauf!" Und ich that, wie Er gebot: ich spie aus, ich trat darauf! Und so bin ich denn verdammt in alle Ewigkeit, denn alle Sünden sollen vergeben werden, nur nicht die Sünde wider den heiligen Geist! —

Nachdem mein Sohn diese fürchterlichen Worte gesprochen, warf er sich hintenüber auf die Bank und ich schlug rücklings zu Boden.

Der Vater Alexis schwieg einen Augenblick und drückte sich die Augen mit beiden Händen zu.

So war es, fuhr er endlich fort, und ich will Sie nun nicht länger mehr quälen und mich auch nicht. Wir schleppten uns heim, und bald darauf war das Ende da, und ich verlor meinen Jakob. Er aß nicht mehr, er trank nicht mehr! Fast unausgesetzt lief er in seinem Zimmer auf und ab, hierhin und dorthin, und wiederholte in einem fort, seine Sünde könne nicht vergeben werden. Aber den Andern sah er nicht mehr. Und weshalb hätte Er auch kommen sollen, da Er die Seele meines Kindes schon ohnehin zur Verdammniß gebracht hatte! Und sobald Jakob bettlägerig wurde, verlor er die Besinnung, und ohne Beichte, wie ein jämmerlicher Wurm, verließ er dies Land für die Ewigkeit. Aber ich mag nicht glauben, daß der gütige Gott ihn mit voller Strenge gerichtet, und unter Anderem glaube ich es auch deswegen nicht, weil er so schön war, mein Jakob, in seinem Sarge! Er war wie verjüngt, er war sich selbst wieder ähnlich geworden, als er ein kleines Kind war. Das Antlitz so sauber, so ruhig, ein liebes kleines Lächeln auf den Lippen, die Haare zu kleinen Ringeln gekräuselt. Marfa Sawichna kam, um ihn zu sehen und sie dachte wie ich. Sie ließ Blumen

Digitized by Google

um ihn streuen, sie legte einen schönen Strauß auf die Stelle des Herzens und ließ auf seinem Grabe einen Stein errichten.

Und ich — ich blieb allein. Und nun wissen Sie, mein guter Herr, die Ursache des großen Kummers, den Sie auf meinem Antlitz freundlichst haben bemerken wollen. Er wird nie vergehen, und er kann nie vergehen!

Ich wollte dem Vater Alexis einige tröstliche Worte sagen, aber ich fand nichts; und wir trennten uns schweigsam.

Ueber die künstlerische Form von öffentlichen Denkmälern.

(Schluß.)

Kehren wir nach diesen nothwendigen Vorbemerkungen zu unserm Thema zurück und verständigen wir uns zunächst über einen praktischen Punkt, nämlich über den der Errichtung von Denkmälern zu Grunde liegendem Zweck. Die Antwort scheint ziemlich einfach: der Zweck ist offenbar der, die Erinnerung an einen großen Mann lebendig zu erhalten, für dessen Verdienste um die Gesammtbildung oder die Staatswohlfahrt die Nation zu dauernder Dankbarkeit sich verpflichtet fühlt. Das liegt ja übrigens schon in dem Namen (Denk-Mal, monumentum) ausgesprochen. Diese Erklärung enthält nun zwei Momente, welche wesentlich in der Denkmalsform zur Geltung zu bringen sind: einmal die Persönlichkeit des Feiernden selbst, sodann seine Verdienste. Jenes betrifft die Darstellung der Hauptfigur, also die Art der bildmäßigen Veranschaulichung der Persönlichkeit, das zweite die decorative Zuthat, im weitesten Sinne die Ausschmückung den Piedestals, auf welches die Gestalt als erhaben über die lebendige zufällige Menschenmasse gestellt zu werden pflegt. In dem ersteren Moment wird es sich mithin um eine porträtmäßige Individualisirung, freilich innerhalb der Grenzen einer idealen Auffassung, in dem zweiten um eine symbolisirende Andeutung der Verdienste (denn diese sind als rein geistigen Gehalts nur in Form allegorischer Versinnbildlichung darstellbar), sei es in figuraler, sei es in blos ornamentaler Weise handeln. Beide Momente müssen außerdem in bestimmtem Zusammenhang mit einander stehen, d. h. sie dürfen nicht blos äußerlich verbunden, sondern es muß ihre innere Beziehung auf einander zur Anschauung gebracht, folglich verständlich, d. h. im besten Wortsinne populär sein. Denn ohne solche populäre Verständlichkeit wird der eigentliche Zweck des Denkmals verfehlt, und dies ist leider bei unsern meisten Denkmälern der Fall.

Diese Theile bilden also die Grundform des Denkmals; jeder derselben modificirt sich nun aber wieder — und zwar stets in gegenseitiger Wechselbeziehung — je nach dem Charakter, der Lebensstellung u. s. w. der darzustellenden Persönlichkeit. Was die Hauptfigur betrifft, mit der wir es hier vorzugsweise zu thun haben, so tritt uns sogleich die durchaus nicht willkürlich zu entscheidende Frage entgegen, ob in einem gegebenen Falle ein Statue oder eine Büste die geeignetste Form sei. Es kommt also, da doch die Wahl der einen oder andern Form nicht gleichgültig und etwa blos nach dem Umfang des Geldbeutels, über den das leitende Comité oder der Magistrat einer Stadt zu diesem Zweck zu verfügen hat, zu entscheiden ist, darauf an, ob für die Bestimmung jenes Unterschieds sich überhaupt ein so einfaches Princip angeben lasse wie jenes durch den Gebrauch geheiligte Gesetz, daß Fürsten zu Pferde, die anderweitige berühmte Menschheit dagegen, auch wenn sie wie der alte Blücher ihre Thaten nur zu Pferde vollführt, dennoch zu Fuß dargestellt werden.

Nun scheint es aber doch vorn herein ziemlich einleuchtend, daß die ganze Figur, also die Statue, streng genommen nur dann berechtigt ist, aber dann auch geboten erscheint, wenn es sich um einen Mann handelt, der in der That mit seiner ganzen Persönlichkeit, d. h. nicht blos mit seiner geistigen Thätigkeit, sondern auch mit seiner ganzen körperlichen Erscheinung in der volksthümlichen Anschauung lebt; Büsten von solchen Männern, zu denen mithin außer den Fürsten besonders Feldherrn, Staatsmänner, Kanzelredner, Volksmänner u. s. w. gehören würden, dürften sich nur für geschlossene Räume, als Nischen- oder Consolfiguren eignen, auf öffentlichen Plätzen aber in der That ungenügend sein. Den Gegensatz zu solchen Männern der praktischen Thatkraft, wie wir sie kurz bezeichnen können, bilden nun die Männer der theoretischen Thatkraft, die Heroen der Wissenschaft, bei denen hauptsächlich oder vielmehr, da es sich um die Veranschaulichung ihrer specifischen Größe handelt, ausschließlich der Kopf die Hauptsache ist. Denn ihre Wirksamkeit und epochemachende Thätigkeit beschränkt sich auf die Sphäre der Intelligenz, d. h. der Theorie, nicht der Praxis. So erscheint hier die Büste, womöglich, um symbolisch die Größe des Mannes anzudeuten, in kolossalem Maßstabe, nicht nur gestattet, sondern als die allein passende, das Wesen dieser Persönlichkeit am schärfsten ausdrückende Form; und zwar in dem Grade, daß eine Statue dieses Wesen nicht nur weniger charakteristisch zur Anschauung bringen, sondern sie in den meisten Fällen geradezu entstellen und in's Triviale herabziehen würde.

Wenn hier praktische Thatkraft in einen Gegensatz zur theoretischen Intelligenz gestellt ist, so darf allerdings dies nicht so mißverstanden werden, als ob die erstere der Intelligenz oder die zweite der Energie entbehre; sondern es soll damit nur angedeutet werden, daß im ersteren Falle das geistige Streben sich wesentlich in praktischer Gestaltung offenbare, während es im zweiten sich auf die Sphäre des Denkens beschränke. Wir haben in der vor einiger Zeit stattgefundenen Ausstellung der Concurrenzmodelle zu den Denkmälern Alexander und Wilhelm von Humboldts die greifbaren Belege für die Richtigkeit des oben ausgesprochenen Satzes vor Augen gehabt. Könnte eine stehende oder sitzende Statue eines das Weltall durchforschenden Riesengeistes wie Alexander von Humboldt, bei welcher — ein sehr wesentlicher Punkt in diesem Falle — selbstverständlich der Realität der ganzen Erscheinung, auch in der Haltung des Körpers und im Costüm, Rechnung getragen werden müßte, eine andere Wirkung hervorbringen als eine solche, welche die universale Bedeutung des geistigen Heros nur abzuschwächen und in's Triviale herabzuziehen geeignet wäre? Falls aber, um solche Wirkung zu vermeiden, der Künstler den beliebten Ausweg suchte, durch die äußerliche Zuthat einer conventionell rhetorischen Bewegung oder einer ebenso conventionellen und nichtsbedeutenden antiken Manteldrapirung jenen Eindruck der einmal nothwendig mit dem modernen Zeitcostüme verbundenen Trivialität zu umgehen, so würde — was hinsichtlich der Aufgabe einer individualisirten Porträtdarstellung noch viel mißlicher wäre — der nothwendig zu fordernde Eindruck einfacher Lebenswahrheit in der äußeren Erscheinung vollends verfälscht und Lüge statt künstlerischer Wahrheit geboten werden. Denn es liegt auf der Hand, daß bei solcher antik-drapirten Statue in der That nur der Kopf eine Wahrheit ist, so daß, wenn dieser fortgenommen und statt dessen ein beliebiger andrer aufgesetzt würde, die Darstellung in keiner Weise zerrissen erschiene. Ist also der Kopf in Wirklichkeit nicht nur die Hauptsache, sondern allein das Moment, welches die Statue erst zu einer Darstellung gerade dieses Mannes macht, welchen Werth hat dann alles Uebrige für die bedeutungsvolle Gestaltung in solchem Falle? Offenbar nicht nur gar keinen, sondern vielmehr noch den negativen, daß der Kopf, dies allein wahre Moment der ganzen Darstellung, durch den räumlich wie ideell den größten Theil der Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Körper, in eine Gesichtshöhe gerückt wird, welche ihn am wenigsten zur Wirkung gelangen läßt; eine Zweckwidrigkeit, die krasser gar nicht zu denken ist. — Die Costümfrage ist überhaupt bei Denkmalsporträts von der größten Wichtigkeit, und ist deshalb hier noch näher darauf einzugehen. Wer darin einzustimmen geneigt ist, daß bei der monumentalen Darstellung eines großen Mannes Alles zu vermeiden sei, was den Ausdruck seiner ideellen Größe und seiner historischen Bedeutung abzuschwächen geeignet ist, der wird auch darüber nicht zweifelhaft sein, daß die Gefahr einer solchen Abschwächung vorzugsweise in der peinlichen Treue zu

Digitized by Google

suchen ist, welche bei Statuen in der Beobachtung des Zeitcostüms beobachtet wird. Denn selbst abgesehen von der sich in Geschmacklosigkeit überbietenden Modelaune, welcher unsere moderne Kleidung unterworfen ist, drückt sich nicht in dem Zeitcostüm überhaupt gerade die Beschränktheit der Zeit, in der jener große Mann zufällig lebte und über welche er sich durch seine ideelle Bedeutung erhoben hat, aus? — und wird folglich nicht gerade das, was ihn groß erscheinen läßt, nämlich das Hinausgehen über seine Zeit, durch diese Aeußerlichkeit in der Erscheinung für die Anschauung, namentlich eines späteren Geschlechts, vernichtet? — Aber fast schlimmer noch ist der entgegengesetzte Fehler, nämlich der Ersatz des Zeitcostüms durch eine sogenannte ideale Gewandung, deren Muster der Antike entnommen ist; ein Fehler nämlich nicht etwa blos des Mangels an historischer Wahrheit wegen, sondern weil die volksthümliche Anschauung, in welcher der große Mann seiner Nation angehört, dadurch völlig verfälscht wird. Es mag hier der Verdeutlichung halber in Kürze auf ein Beispiel solcher Verfälschung hingewiesen werden, das um so schlagender sein dürfte, als das betreffende Denkmal notorisch das bedeutendste öffentliche Kunstwerk dieser Art in Berlin ist, nämlich auf die Schlüter'sche „Reiterstatue des großen Kurfürsten". Wer seine Jugend in Berlin zugebracht hat, wird unsere Empfindung darin theilen, daß er sich selbst in späteren Jahren nur schwer von dieser antikisirten Vorstellung des großen Kurfürsten hat losmachen können, um das zeitgemäße, d. h. historisch-correcte Bild desselben aus dem Studium der vaterländischen Geschichte an die Stelle desselben zu setzen. Wie Viele aber kommen überhaupt nie zu solcher Correctur ihrer Vorstellung! Nun kann man aber wohl mit Recht fragen, ob es Aufgabe der sich ihrer wahren Ziele immer bewußter werdenden Kunst der Gegenwart und überhaupt Zweck solcher monumentalen Schöpfungen ist, die volksthümliche Vorstellung von einem großen Manne, dem die Nation die größte Dankbarkeit schuldet, in die Irre zu führen?

Wie ist nun aber aus diesem Dilemma, daß bei der monumentalen Darstellung eines großen Mannes weder einem bornirten Zeitgeschmack Concessionen gemacht, noch durch die unwahre Zuthat einer sogenannten idealen Gewandung eine Verfälschung der volksthümlichen Anschauung gestattet werden dürfe, herauszukommen? In diese Frage spitzt sich die ganze Schwierigkeit der Formfrage zu. Die Künstler fühlen die Bedenklichkeit dieser Alternative sehr wohl und suchen sich meist damit zu helfen, daß sie einen Mittelweg einschlagen, indem sie zwar in einigen Details das Zeitcostüm beibehalten, dasselbe aber zum großen Theil durch einen drapirten Mantel verdecken, so daß scheinbar beiden Forderungen, nämlich der historischen Treue und der idealen Gestaltung, Rechnung getragen wird. Aber wird nicht gerade durch solches Laviren zwischen der Scylla des Zeitcostüms und der Charybdis der conventionellen Idealisirung die Unwahrheit solcher Zwitterform, die niemals eine organische Einheit bilden, also auch niemals eine innere Wahrheit haben kann, erst recht bekundet? Wie also, noch einmal, ist diesem Uebelstande abzuhelfen?

Die Antwort scheint uns, wenn anders unsere obige Entgegensetzung von Männern der praktischen Thatkraft und denen der theoretischen Intelligenz als zutreffend erkannt wird, sehr einfach: in dem Umstande, daß die ersteren vorzugsweise dem öffentlichen Leben und damit der volksthümlichen Vorstellung angehören, liegt ihre Berechtigung auf eine Statue; aber man erwäge dabei wohl, daß gerade diese Klasse von Männern, wie Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, Kanzelredner u. s. w. auch in Hinsicht des Costüms außerhalb des nur von der Modelaune abhängigen Costümgesetzes stehen. Denn was man auch sonst gegen Standescostüme, Uniformen, Talare u. s. w. einwenden mag, so wird man doch cum grano salis zugeben können, daß in ihnen etwas Repräsentatives, der monumentalen Behandlung Zugängliches liegt, das sich leichter mit der individuellen Würde vereinigen läßt als das private Zeitcostüm, welches — wenn es, wie so oft (man erinnere sich nur an die Costüme der Zopfzeit, der Revolutionszeit und der Zeit des ersten französischen Kaiserzeit) an sich geschmacklos und lächerlich ist — den zu feiernden großen Mann ohne seine Schuld an diesem Fluch der Lächerlichkeit participiren läßt.

Doppelt schwer fällt aber dieses Gepräge der Lächerlichkeit in's Gewicht, wenn es denjenigen Denkmälern aufgedrückt wird, welche die großen Denker der Nation, die stillen Kämpfer für die Wahrheit, die großen Eroberer auf dem universalen Reiche der Wissenschaften ehren sollen. Männer der praktischen Thatkraft pflegen auch in ihrer ganzen Persönlichkeit eine Energie des Willens und eine Kraft des selbstständigen Charakters zu offenbaren, welche es dem Bildhauer viel leichter macht, selbst die Zufälligkeit der Costümirung zu überwinden und ihnen trotz des particularen Zeitgeschmacks eine würdevolle Haltung zu verleihen. Anders bei den Männern der theoretischen Intelligenz: gebeugt den größten Theil ihres Lebens über dem Schreibtisch oder auf das Katheder gelehnt, das von ihnen nur Kopf und Schultern erblicken läßt, müssen sie nothwendig in eine leibliche Unkräftigkeit und äußerliche Haltungslosigkeit gerathen, die, wenn sie als Vorbild für die plastische Darstellung dienen soll, geradezu als eine Satire auf die innere Größe ihres oft bahnbrechenden und welterschütternden Wirkens erscheinen muß. Wie anders gestaltet sich dagegen ihre Erscheinung, wenn für die plastische Darstellung ihrer Persönlichkeit von der oft dürftigen Leiblichkeit, die bei ihnen ja ohnehin gar nicht der Oeffentlichkeit angehört, abgesehen und nur der geistvolle Denkerkopf in dem Denkmal verewigt wird. Besonders aber dürfte aus dem Grunde hier eine Kolossalbüste allein am Platze sein, weil, wenn die ganze Figur dargestellt würde (wie schon früher bemerkt wurde), gerade das Wesentliche, der Kopf nämlich, zu Gunsten der unwesentlichen und — hinsichtlich des monumentalen Punkts — entstellenden anderweitigen Körperlichkeit, einschließlich des lächerlichen Costüms, in eine Höhe gerückt wird, welche dem betrachtenden Auge eine meist unklare und oft falsche, jedenfalls aber sehr ungenügende Ansicht darbietet.

Wir haben bis jetzt, der deutlicheren Anschauung halber, nur die einander am entferntesten entgegenstehenden Typen in der Reihe der menschlichen Lebenssphären betrachtet, und bei diesen dürfte allerdings das oben aufgestellte Gesetz über die geeignetste Form ihrer plastischen Darstellung — nämlich ob Statue oder Büste — unbedingte Geltung haben. Es gibt nun aber zwischen diesen Extremen verschiedene Zwischenstufen, bei denen eine strikte Anwendung des Gesetzes zweifelhaft sein kann; namentlich gilt dies, um sogleich den schwierigsten Fall vorzuführen, für die Denkmäler von Künstlern im weitesten Sinne des Worts. Indeß wird auch hier die Entscheidung über die Frage, ob Statue oder Büste zu wählen sei, wesentlich davon abhängen, ob die Art ihrer Thätigkeit, wie die der Architekten, Bildhauer, Maler, mehr praktischer, oder, wie die der musikalischen Componisten und Dichter, mehr theoretischer Art ist. Auch hier trägt übrigens das Costüm das Seinige dazu bei, die Frage zu entscheiden, da die Männer der bildenden Kunst, eben der praktischen Weise ihres Schaffens wegen, durch ihr leicht und ohne entstellenden Zwang zu idealisirendes Atelliercostüm sich von vorn herein mehr für die statuarische Darstellung der ganzen Person eignen. Für die Musiker scheint uns unbedingt nur eine Kolossalbüste zulässig; sie müßten denn einer Zeit angehören, deren mehr malerisches Costüm eine Abweichung von der Regel gestattet; eine Abweichung, die natürlich auch für alle übrigen Klassen gültig ist. Aber man denke sich beispielsweise den Riesengenius eines Beethoven mit seinem mächtigen Kopf eines zürnenden Zeus, dessen Hals und Brust eingezwängt erscheint in das abscheuliche „Pferdekummet" des hohen wulstigen Rockkragens seiner Zeit, von den übrigen Reizen des Ueberrocks, der Hosen und Stiefel zu schweigen, und frage sich ernstlich, ob es möglich ist, daß solche Darstellung etwas anders als eine abscheuliche Caricatur werden kann. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Dichtern. Es ist ja bekannt, daß bei vielen Statuen unsrer Nationaldichter, wie Goethe, Schiller, Lessing u. s. w. von den Meisterhänden eines Rietschel, Begas u. A. in bewunderswürdiger Weise die Schattenseiten des Zeit-

Digitized by Google

costüms, wenn nicht überwunden, so doch sehr gemildert oder geschickt versteckt erscheinen. Aber schon die unabweisbare Forderung, mit diesen Schattenseiten abzurechnen, entzieht der Gestaltungskraft des Künstlers nothwendigerweise einen großen Theil seiner schöpferischen Energie und Freiheit; — und dieser Verlust, welcher sich als ein Mangel an Unbefangenheit und, objectiv, als ein Hinneigen zu einem blos rhetorischen Pathos (wie bei der Begas'schen Schillerstatue) kennzeichnet, dürfte — vielleicht mit einer einzigen, sogleich zu erwähnenden Ausnahme — bei allen Statuen dieser Gattung leicht nachzuweisen sein. Diese Ausnahme ist Rietschels herrliche „Lessingstatue", und gerade sie liefert abermals einen Beweis für die Richtigkeit unsres Gesetzes.

Denn es kann nämlich ferner sogar der Fall eintreten, daß — scheinbar im Widerspruch mit unserm Gesetz — für einen Mann von praktischer Thatkraft sich mehr eine Büste, umgekehrt aber auch für einen Mann der theoretischen Intelligenz mehr eine Statue sich eigne. Um ohne Weiteres die Möglichkeit solcher Umkehrung durch ein Beispiel zu erläutern, mag hier an zwei Männer erinnert werden, welche einen solchen umgekehrten Gegensatz bilden und die ihrem Charakter nach Jedem in prägnantester Weise vor Augen stehen: der eine ist eben Lessing, der andere Graf Moltke. Warum dürfte es wohl Jedem, der sich die Persönlichkeiten und Charaktere dieser beiden Männer in voller Lebendigkeit vergegenwärtigt, ebenso passend erscheinen, daß ein Denkmal Lessings als Statue, wie daß ein solches von Moltke als Kolossalbüste zu gestalten sei? Der Grund ist der, daß die Bedeutung Lessings, obschon eines Mannes der Feder, doch wesentlich in der streitbaren Energie, womit er seine friedliche Waffe führte, und wiederum die Größe des „großen Schweigers", obwohl eines Mannes des Schwertes, viel mehr in seiner theoretischen Intelligenz als in seiner unmittelbar nach Außen hin sich offenbarenden Thatkraft wurzelt. Es treten, wie man an diesem Beispiel erkennt, mithin in dieser Frage Umstände auf, die in einzelnen Fällen sich so fein zuspitzen, daß es schließlich dem künstlerischen Takt Dessen überlassen bleiben muß, welchem die Lösung solcher schwierigen Aufgabe zugefallen ist, im gegebenen Falle sich darüber klar zu werden, ob der Persönlichkeit und dem Charakter des Darzustellenden die eine oder die andere Form entsprechender sei. Aber durch solche Appellation an das künstlerische Gefühl in zweifelhaften Fällen wird das von uns aufgestellte Gesetz keineswegs umgestoßen und etwa der Willkür und subjectivem Belieben freier Spielraum gewährt; vielmehr handelt es sich dabei nur um die verständnißvolle Anwendung des Princips für jeden gegebenen Fall.

Max Schasler.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein Blitzmädel.

Posse mit Gesang in 4 Acten von C. Costa. Musik von C. Millöcker.

Ueber die vor einigen Tagen an der Friedrich Wilhelmstadt gegebene Posse „Ein Blitzmädel" ist wenig zu sagen. Es ist eines der sogenannten „Schubladenstücke", wie sie mit fauststarker Absichtlichkeit für das Virtuosenthum dieses oder jenes Künstlers zurechtgemacht werden. Man kennt diese Stücke einer überwundenen Production zur Genüge. Bald handelt es sich darum, einen widerwilligen Verwandten zu überzeugen, daß der ungerathene Neffe oder die ungerathene Nichte, die sich der Bühne zuwenden will, entschiedenes Talent zur Schauspielkunst besitzt; bald darum, einem Sterbenden, der sein Testament macht, durch Vorführung von widerwärtigen fingirten Verwandten — Verwandten, die immer derselbe Schauspieler darstellt, gewöhnlich der Diener des enterbten würdigen Sohnes oder Neffen — die Lust zu benehmen, sein Hab und Gut einem Andern zu vermachen, als diesem Würdigen; bald darum, einen unbekannten Freier aus der Provinz dem Schwiegervater zu verleiden, dadurch, daß man diesem die angeblichen Gläubiger, Bräute, ersten Frauen und Kinder des Unbekannten, die wiederum derselbe Schauspieler darzustellen hat, auf den Hals schickt; bald darum, bei hohen Personen, die ein entscheidendes Wort zu sprechen haben, einem Dümmling, dem eine disponible Stelle zugedacht ist, um welche gleichzeitig ein braver Mann petirt, die Chancen zu verderben und dem braven Mann zu helfen. Costa hat sich für diese letzte Conjunctur entschieden. Seine Arbeit ist nicht erheblich, und es gebührt ihm eigentlich kein anderes Verdienst als das immerhin nicht zu unterschätzende, Herrn Schweighofer Gelegenheit geboten zu haben, das Publicum durch seine außerordentlich drastische Komik zu erheitern. Aber mit Schweighofer schwindet auch die Lustigkeit von den Brettern. Herr Schweighofer erscheint im ersten Acte als unbedeutender Schauspieler, im zweiten als französischer Abbé, im dritten als italienischer Tanzmeister und im vierten als alter Student. Im ersten Acte wird östreichisches Kauderwelsch gesprochen, im zweiten französisches, im dritten italienisches, im vierten ein Kauderwelsch, das wahrscheinlich akademisch sein soll. Die gute Hälfte von dem, was die beiden Hauptpersonen: der Schauspieler und das „Blitzmädel" sprechen — also genannt, weil die Dame im Telegraphenamt beschäftigt ist und weil man von ihr behauptet, daß sie in That und Gedanken schnell sei wie der Blitz — bleibt unverständlich. Das kann, nach dem zu schließen, was man versteht, übrigens dem Erfolge nur förderlich sein.

Die Darstellung des Herrn Schweighofer ist in ihrer Weise vollendet. Herr Schweighofer gehört zu den Komikern der übermüthigsten Gattung. Er hat sich, wie es scheint nach englischem Vorbilde, eine ganz besondere Specialität herausgebildet, in der er um so unbestrittner Meister ist, als er ungefähr der alleinige ist. Griesgrämige Leute mögen vielleicht wenn sie das Haus verlassen, kopfschüttelnd sagen: „Es ist doch zu toll"; aber diese Weisheit kommt ihnen eben erst, wenn das Spiel vorüber ist. Schweighofers excentrische Komik ist für den Augenblick — und darauf kommt es im Theater doch sehr wesentlich an — geradezu unwiderstehlich. Der Künstler entwickelt einen ganz erstaunlichen Reichthum an Erfindungen von burlesken Scherzen, und er hat den guten Geschmack, die lustigen Nuancen, die er ersinnt, nicht todt zu hetzen; sobald sie ihre zündende Wirkung gethan haben, kommt etwas Anderes, Neues, immer Ausgelassenes. Bei allem tollen Unsinn, den Schweighofer treibt, ist er doch discret, und man läßt sich von ihm Dinge gefallen, die bei einem weniger taktfesten Schauspieler geradezu anstößig werden müßten. Sein Spiel besitzt die rechte innerliche Fröhlichkeit, die unaufhaltsam hervorsprudelt; er ist immer mit Leib und Seele bei der Sache, ermattet nicht einen Augenblick, wird nie „abständig", um einen guten Provinzialismus zu gebrauchen. Wenn die Schauspieler der ernsten Richtung als „Seelenmaler" bezeichnet werden, so kann man Schweighofer mit Recht einen der lustigsten „Seelencaricaturenzeichner" nennen.

Das „Blitzmädel" spielte Fräulein von Meersberg, eine recht muntere, aber keineswegs ungewöhnliche Schauspielerin, die leider bisweilen noch singen muß, und ihre Stimme ist nicht schön; aber ihre Erscheinung hat etwas so Liebenswürdiges, Freundliches, Sauberes, daß sie schon dadurch für sich einnimmt und den günstigen Eindruck, den ihr Erscheinen hervorruft, durch ihr verständiges und bescheidenes Spiel sich zu erhalten weiß. Alle übrigen Rollen sind ganz unbedeutend; sie wurden namentlich von den Herren Max Schulz und Broda und von Fräulein Elise Schmidt mit einer liebevollen Hingabe gespielt, die an Opferfreudigkeit streifte. Ueberhaupt war das Ensemble gut, und Herr Schweighofer verhalf dem Stücke zu einem Erfolge.

Paul Lindau.

Notizen.

Die erste Session des neuen Reichstages ist seit acht Tagen geschlossen und gehört schon der Geschichte an. Alle Welt ist darin einverstanden, daß sie, von einigen nützlichen Gesetzen abgesehen, nicht sehr fruchtbar war. Die Parteien waren noch nicht recht zusammengewachsen und gewisse Schattirungen in ihrem eigenen Schooße, um es zart auszudrücken, wurden einigemal mit Mühe verhüllt. Bei der Zollfrage fiel ohnehin Alles auseinander. Diese hat stets das Privilegium eines

Zankapfels bitterster Qualität gehabt. Guelfen und Ghibellinen, Päpstliche und Freidenker, Junker und Plebejer, haben niemals eine so gründliche Abneigung gegen einander empfunden, wie das zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern der Fall sein soll. Man sagt, der stets heiklige und gemüthlose Geldpunkt spiele eine Rolle dabei. Jedenfalls ist der gegenseitige Mangel an Sympathie zwischen den beiden Feldlagern auch im letzten Reichstage wieder scharf hervorgetreten. Die Schutzzöllner sind sehr verstimmt nach Hause gegangen und auf ihre Widersacher, nämlich die Manchesterschule, um so schlechter zu sprechen, als diese mit gewohnter Schlauheit operirt und den Protectionisten das Concept für geraume Zeit verrückt hat. Die letzteren waren nach den jüngsten Neuwahlen mit tausend Masten ausgezogen, die Flaggen und Wimpel mit stolzen Namen und Devisen geschmückt, können aber nicht einmal ein gerettetes Boot in dem heimischen Hafen als Frucht ihrer Mühen aufweisen. Es hat vorerst bei den gesunden freihändlerischen Traditionen Deutschlands sein Bewenden. Einen Wechsel auf die Zukunft haben sich die Herren beim Abschiede zum Trost ausgestellt. Aber wer weiß, ob er eingelöst wird. Die gouvernementale Presse, oder die sich dafür gern ausgibt, war von ihren Illusionen wegen einer Majorität für alle Fälle schon nach den Wahlen wohl ziemlich geheilt, und sie wird jetzt auch die Enttäuschung in Sachen der gehofften sogenannten Wirthschaftsreform auf Kosten der Consumenten zu dem Uebrigen gelegt haben. Es wurde ohnehin in diesen Dingen auf mehr als einer Seite Komödie gespielt. Ein Minister erlitt behaglich eine Niederlage, die ihn von seinen intimsten Feinden befreite. Das Centrum votirte gezwungen, unter der Herrschaft einer begreiflichen Angst vor interessirten Wahlkreisen, für hohe Zölle und sah sie schließlich ganz vergnügt durch die denkwürdige Majorität vom 27. April niederstimmen. Alles in Allem war dies Waterloo des Schutzzolles das wichtigste Ergebniß der Session. Eine hochinteressante Parenthese bildete die Kanzlerkrisis, über welche allerlei Enthüllungen noch immer nicht versiegen wollen. Bei den letzteren ergeht es den verschiedenen Betheiligten wie der Zuhörerschaft eines strengen Predigers. Wenn dieser über die Sünder und Gottlosen seinen Zorn ausschüttet, so freut sich Jeder, daß der Nachbar die verdiente Lection erhalte. Niemandem fällt ein, sich zu fragen, ob er nicht vielleicht selbst gemeint sein könne. Den Liberalen ist es ganz recht, daß medisirenden und frondirenden Hofleuten die Wahrheit gesagt wird. Insofern sie selbst aber gelegentlich als Sündenböcke figuriren sollen, haben sie an jenen offenherzigen Strafpredigten nicht dasselbe Gefallen. Die Reichstagsmitglieder werden von allen diesen seltsamen Vorgängen ihren Verwandten und Freunden in der Provinz soviel zu erzählen haben, daß jenen dabei Hören und Sehen vergehen wird. Am wenigsten hat der Reichstag wie immer in der auswärtigen Frage geleistet. Das überläßt er nach der Landessitte dem Reichskanzler und den Journalisten. Das Publicum ist damit einverstanden, kauft Karten und studirt die Positionen der Kämpfer, die sich nun bald zerfleischen werden. Auf die Erfolge der Türken will Niemand wetten. Es fragt sich nur, wie lange sie die unausbleibliche Niederlage aufschieben können. Die Türkenfreunde meinen, wenn es eine himmlische Gerechtigkeit gebe, müßten die Russen geschlagen werden, vergessen aber, daß nach dem Ausspruch Bonapartes, der davon etwas verstehen mußte, der liebe Gott gewöhnlich mit den starken Bataillonen ist. Der öffentlichen Meinung geht es in der Regel ebenso, zumal wenn die höheren Ortes approbirten Sympathien nach derselben Seite neigen. Und wenn ein paar brave Leute von sittlicher Nothwendigkeit auch in der Politik, von Vertragstreue und dergleichen veralteten Dingen zu sprechen sich herausnehmen, so erinnert die Aufnahme, welche ihre vereinzelten Proteste bei dem großen Haufen finden, an die Bewunderung, welche vor Jahr und Tag die heimische Disciplin der Presse einem in einer deutschen Hauptstadt beglaubigten Gesandten Napoleons III. einflößte Er sagte unter vier Augen: Wir glauben auch zu wissen, wie man die Volksstimme erzieht. Vor den Erfolgen Ihrer Methode aber müssen wir die Segel streichen! Ob der Widerpart von dem Compliment sehr geschmeichelt war, ist nicht bekannt geworden.

* * *

Aus dem Kartenverlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig sind einige sehr sauber ausgeführte Karten des Kriegsschauplatzes hervorgegangen, welche dem Zeitungsleser für die Verfolgung der Ereignisse im Orient gute Dienste leisten werden. An die Specialkarte der Europäischen Türkei und Griechenlands schließt sich eine Uebersichtskarte desselben Gebiets und eine solche des Europäischen Rußland, während die drei anderen uns vorliegenden Karten Rumänien und Bulgarien, dem schwarzen Meere und Kaukasien gewidmet sind. — Aus Heinrich Kieperts „Handatlas über alle Theile der Erde" und seiner berühmten „Generalkarte der Europäischen Türkei" liegen uns in Sonderabdrücken eine Politische Uebersichtskarte der Asiatischen Türkei und eine Karte von der Walachei und Bulgarien vor, beide alle Vorzüge aufweisend, welche den Arbeiten Kieperts und den kartographischen Verlagswerken Dietrich Reimers eigenthümlich sind.

* * *

Die gewerblichen Fortbildungsschulen Deutschlands. Reisestudien und Reformvorschläge auf Grund eines im Auftrag des Kgl. Preuß. Ministerium des Kultus und des Handels eingereichten Reiseberichts, von Dr. Nagel, Oberlehrer in Elbing. (Eisenach, Bacmeister.) Der Verfasser berichtet über die außerpreußischen gewerblichen Schulen Deutschlands und vergleicht sie mit den preußischen. Der Vergleich ergibt: daß Preußen in dieser Beziehung zurückgeblieben ist und daß etwas zur Förderung geschehen müsse. Im weiteren Verlaufe seiner klaren und übersichtlichen Darstellungen kommt dann der Verfasser auf die letzten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über den betreffenden Gegenstand zurück, zeigt, wie sehr die Ansichten und Meinungen darüber auseinander gehen und macht schließlich eigene, zum mindesten sehr discutirbare Vorschläge über den Weg, auf welchen eine Besserung der in Frage stehenden Verhältnisse zu erzielen sei. Allen, die sich mit der gewerblichen Fortbildungsfrage beschäftigt haben, wird die Schrift sicher willkommen sein.

* * *

Einer der liebenswürdigsten und angesehensten französischen Schriftsteller, Jules Claretie, fordert in der Pariser „Presse" seine Collegen auf, zu einem Comité zusammenzutreten, um dem vor nunmehr 20 Jahren am 1. Mai 1857 verstorbenen Dichter Alfred de Musset ein Denkmal zu setzen. „George Sand", schreibt Claretie, „wird bald ihre Statue im Luxembourg haben, Lamartine die seinige auf einem öffentlichen Platze; es ist Zeit, die gegen Alfred de Musset begangene Versäumniß einzuholen. Der Dichter des „Bekenntnisses eines Kindes dieses Jahrhunderts" hat denselben Anspruch auf ein Denkmal wie die berühmte Verfasserin der „Reisebriefe"; der Mann, der in die Nachwelt den tiefen Schrei eines unsterblichen Leidens ausgestoßen, der die „Nächte" gesungen hat, verdient wie der Dichter der poetischen „Betrachtungen" ein bischen Bronze und ein Stückchen Marmor! Paris schuldet dies dem Dichter um so mehr, als Alfred de Musset Pariser ist, in Paris geboren und in Paris gestorben. Der traurige Jahrestag dieser Frühlingsnacht, der den letzten Seufzer des Dichters der „Mainacht" entgegennahm, der Jahrestag dieses Todes, — es ist schon der zwanzigste! — möge auch die Verherrlichung des Dichters der Jugend und des Schmerzes bezeichnen!"

* * *

W. O. in Br. Die Anwendung des Wortes „irritiren" in der Bedeutung von „irreführen", ist eine mißbräuchliche und durch die Etymologie nicht zu rechtfertigen. „Irritare" hat immer die Bedeutung von „reizen", „aufregen", „erzürnen", „ärgern", „nervösmachen"; ebenso das französische „irriter".

Bibliographie.

Karl Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III. 1. Theil. Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums. (1830 — 1837.) gr. 8. XVI und 737 S. (Auch unter dem Titel: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 38. Lieferung, 2. Abtheilung.) Gotha 1877, F. A. Perthes. 15. —.

Ed. Hlawacek, Goethe in Karlsbad. 8. 95 S. Karlsbad 1877, Feller. 2. —.

Lud. v. Hörmann, tiroler Volkstypen. Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. 8. VIII und 290 S. Wien 1877, Gerold.

Digitized by Google

Inserate.

Literaturblatt.

Unter Mitwirkung von **Bruno Bucher, Karl Emil Franzos, Karl von Gebler, Hans Grasberger, S. Heller, Ed. Hillebrand, Julius Jung, Ferdinand Kürnberger, Ant. Schönbach, Alfred Woltmann, J. v. Zingerle, u. a.** hervorragenden Schriftstellern herausgegeben von

Anton Edlinger.

Die erste Nummer erscheint am 5. Mai.

Vorläufig wird alle vierzehn Tage eine elegant ausgestattete Nummer, im Umfange von 12—20 Seiten Lexicon-Octav, zur Ausgabe gelangen.

Abonnementspreis pr. Quart. 1 fl. 50 kr. ö. W. = 2½ M. Rw.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die Administration des „Literaturblatt"
Wien, III., Hauptstraße 28.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Gesammelte

Schriften und Reden

von

Dr. Johann Jacoby.

Zweite Ausgabe

mit Nachträgen in vier Halbbänden à 1 M.

Soolbad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Station d. Main-Weser-Bahn.

Alkalischer Säuerling und salinische Trinkquellen. Ziegen-Molke. Inhalation ozonhaltiger Gradirluft. Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder. Saisondauer vom 1. Mai bis 30. Sept. Abgabe gewöhnl. Soolbäder auch vor, bez. nach dieser Zeit. Nähere Auskunft ertheilt bereitwilligst die Grossh. Hess. Badedirection Nauheim.
Jäger, Bergrath.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des Magens und Unterleibs erzeugt werden, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das Orchester spielt täglich 3 Mal; ausserdem Militair-Concerte im Kurgarten, Extra-Concerte bedeutender Künstler, Theater, Bälle, Réunions, Kinder- und Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards. Der bisherige Restaurant Chevet unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende Anlagen und Park mit Orangerie und Palmenhaus, schattige Promenaden, Wald- und Gebirgspartieen.

Ein akademisch gebildeter **Journalist**, der bereits in leitender Stellung an großen Organen thätig war, wünscht die Redaktion einer entschieden liberalen Zeitung zu übernehmen.

Nähere Auskunft ertheilt der Herausgeber dieser Zeitschrift und der Chefredakteur der Vossischen Zeitung, Herr Dr. **Kletke.**

Ausgegeben wird: Antiq. Catalog No. 118 **Numismatik,** No. 119 **Geschichte,** besonders Preussens. **J. A. Stargard,** Berlin W. 53 Jägerstr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Anno Zweitausend.

Zukunftsposse mit Gesang und Tanz

von

Karl Bilz.

Preis: 2 M.

Berlin. Leo Liepmannssohn, W. 52. Markgrafenstr.

August Ahrberg'sche

Hausmittel für Landwirthe.

Nach langjährigen Beobachtungen und Erfahrungen, die ich an der Hand renommirter Thierärzte machte, ist es mir endlich gelungen, diejenigen **Hausmittel** zusammenzustellen, welche anzuwenden sind, um die bei **Pferden,** dem **Rind-** und **Schwarzvieh** so häufig vorkommenden Unzuträglichkeiten zu beseitigen. Es ist ein schon lange gefühltes Bedürfniß, daß dem Landwirthe diese Hausmittel bequem zugängig gemacht werden und daß dem enormen Schwindel, welcher auf diesem Gebiete betrieben wird, entgegengetreten werde; es ist z. B. bekannt, daß man die Drüsenpulver für Pferde ꝛc. zum größten Theil aus Abfällen von Wachholder und Preiselbeeren, welche die Destillationen liefern, herstellt. Solche Schwindelprodukte werden dem Landwirthe ins Haus getragen, welcher sie arglos dem kranken Thiere verabfolgt; durch solche gewissenlose Mittel hat derselbe sich nicht nur unnöthige Geldausgaben gemacht, häufig kommt es auch vor, daß sogar der Verlust des Thieres zu beklagen ist.

Man wolle meinen Hausmitteln, die ich, wie erwähnt, nach Vorschrift berühmter Thierärzte herstelle, die verdiente Beachtung zollen und, wo sie nicht fehlen, wird man bald die Wahrnehmung machen, daß sich dieselben in jeder Art auf das Glänzendste bewähren und daß man sich viele Umstände, Unkosten und Weitläufigkeiten durch sofortige Anwendung bei folgenden Vorkommnissen ersparen kann.

I. Drüsen bei Pferden.

a. Drüsenpulver Littra A wird angewendet im ersten Stadium, wo das Pferd in das Drüsen verfällt und der Husten beginnt, in Original-Packeten pro Pack 1 M.

b. Drüsenpulver Littra B. I, wird angewendet im zweiten und dritten Stadium der Drüsen, wo der Ausfluß beginnt, in Originalpacketen pro Pack 1 M.

II. Abmagerung bei Pferden, Rindvieh und Schweinen.

Freßpulver wird angewendet bei Appetitlosigkeit, wenn die Thiere nicht fressen wollen und Abmagerung eintritt, in großen Originalpacketen pro Pack 1 M.

III. In der Mastwirthschaft.

Milch- und Mastpulver. Dieses vortreffliche Pulver wird hauptsächlich in Milch- und Mastwirthschaften angewendet und wirkt in jedem Falle sehr vortheilhaft auf die Verdauung, so daß der Nutzertrag bei Kühen und Schweinen sichtlich erhöht wird, großes Pack 1 M.

IV. Schulterlähme, Lähmung der Hinterfüße, Kreuzlähme, Sehnen-Ausdehnung bei Pferden.

Restitutions-Fluid. Um das Gangwerk der Pferde im gesunden Zustande zu erhalten, wasche man nach jeder Anstrengung die geschwächten Gliedmaßen mit dem Restitutions-Fluid, welchem man in diesem Falle 10—14 gleiche Theile Wasser zusetzt. Bei Verschlag, Lähmungen ꝛc. reibe man, nachdem ein gleiches Theil Wasser zugesetzt, die betreffenden Glieder gehörig ein. Preis pro Flasche 1 M. 50 ₰.

V. Zur Verhütung des Hufspaltes.

Hufschmiere. Außerordentlich gutes Mittel um den Huf elastisch zu erhalten und das Sprödewerden desselben zu verhüten. Preis pro Krause 1 M. Gebrauchs-Anweisung ist jedem Packete und Flasche beigedruckt.

Gutachten! **Die August Ahrberg'schen Hausmittel** sind von mir einer **gründlichen** Untersuchung unterworfen worden. Das Resultat ist **ein sehr günstiges,** denn diese Hausmittel bestehen **sämmtlich** aus **reinen, unverfälschten, kräftig wirkenden Stoffen,** und sind mit großer Sorgfalt, nach den Regeln der Kunst bereitet.

Bei der so rationellen Zusammensetzung dieser Hausmittel unterliegt es keinem Zweifel, daß die Anwendung derselben den **entschiedensten, besten Erfolg** haben wird; daher können dieselben zu dem Zweck, zu dem selbige bestimmt sind, **mit vollem Recht empfohlen werden.**

Chemnitz in Sachsen. **Dr. H. A. Graefe,** Chemiker und Technolog.

Vorstehende durchgehends vorzügliche Hausmittel sind von den besten Thierärzten empfohlen und wurden zum Theil seit 25 Jahren mit bestem Erfolge angewendet. Es liegen auf Wunsch Atteste zur Einsicht bereit. Bei Bestellungen von 10 M. und darüber erfolgt die Zusendung franco.

Fabrik und General-Depôt

Gebhardsdorf in Schlesien. **August Ahrberg.**

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 15. Mai.**

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, **Neuralgien,** Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.

Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilcke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 19. Mai 1877. XI. Band.

AP 30 G295 v.11 no.26

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der politische Adlatus des Obercommandanten der russischen Donauarmee. — Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten. Von Adolph Samter. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Drei Erzählungen von Gustav Flaubert. Besprochen von R. L. — Ein Gang nach der Sonnenwarte. Von Gerhard von Amyntor. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von J. H. — Musikalische Aufführungen. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Martin Greif. — Bibliographie. — Inserate.

Der politische Adlatus des Obercommandanten der russischen Donauarmee.

Die gegenwärtig an der Donaumündung und im armenischen Hochlande operirenden russischen Heere befinden sich in ähnlicher Lage, wie die preußische Armee bei Ausbruch des östreichischen Krieges von 1866: während einer nach Jahrzehnten zählenden Friedenszeit an Haupt und Gliedern umgestaltet, werden diese Truppen von Generalen geführt, die ihrem eigenen Vaterlande wie der übrigen Welt bis jetzt unbekannt gewesen sind und sich erst zu bewähren haben. Von dem berühmten Vertheidiger Sebastopols, General von Todleben, und einigen anderen zur Zeit des Krimkrieges genannten Offizieren abgesehen, sind die Männer, welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit der gesammten civilisirten Welt auf sich gezogen haben, sämmtlich homines novi. In der Absicht, die Leser dieser Blätter wenigstens einigermaßen über die Namen zu orientiren, die seit den letzten Wochen in Jedermanns Munde sind, haben wir uns vor einiger Zeit mit einem Auskunftsersuchen nach Petersburg gewandt. Nachstehend theilen wir die uns gewordene Antwort mit.

St. Petersburg, Ende April (a. St.).

„Ueber die Feldherrn, von deren Geschicklichkeit Rußlands nächste Zukunft abhängen wird, weiß man außerhalb der militärischen Fachkreise bei uns nicht viel mehr als bei Ihnen. Das Vertrauen, welches den leitenden Personen der Donau- und der Kaukasus-Armee entgegengetragen wird, gründet sich der Hauptsache nach auf den Credit, dessen der seit nunmehr fünfzehn Jahren fungirende Kriegsminister General Miljutin sich bei dem großen Publicum und namentlich bei den liberalen und nationalen Parteien erfreut. Gleich seinem verstorbenen Bruder, dem früheren Staatssecretär für Polen, gehört der General zu den wenigen höheren Würdenträgern, die, außerhalb der herrschenden Kaste geboren, allein sich selbst ihre Erfolge verdanken und ihre Abneigung gegen Gevatterschaften und Rücksichten auf die Hofgunst durch die That bewährt haben. Nach dem was hier verlautet, hat der Kriegsminister sich mit dem Herkommen, das für das Obercommando einer großen activen Armee einen hochgestellten Mann verlangt, dadurch abgefunden, daß er in die Ernennung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch I. zum Befehlshaber des Donauheeres willigte und im Uebrigen seine Wahlen allein nach Verdienst und Fähigkeit getroffen. — Der jetzt sechsundvierzigjährige zweite Sohn des Kaisers Nikolaus (seit 1856 mit einer Tochter des Prinzen Peter von Oldenburg verheirathet) bekleidet seit Jahren die Stellungen des Generalinspectors des Geniewesens (sein Adlatus ist Herr v. Todleben) und der Cavalerie, sowie eines Commandeurs des Petersburger Militärbezirks, zu welchem bekanntlich das Gardecorps gehört. Gleich seinem jüngeren Bruder, dem Statthalter des Kaukasus, hat der Großfürst im Jahre 1854 (oder 1855) einige Wochen in dem belagerten Sebastopol und dessen Umgebung zugebracht und dort den Georgenorden 4. Klasse „für Tapferkeit" erworben, seitdem aber ausschließlich in Petersburg gelebt, wo er wegen seiner galanten Abenteuer und seiner Beziehungen zu der schönen, wiederholt aus der Residenz verbannt gewesenen Tänzerin Kißlowa ebenso bekannt war, wie wegen seiner militärischen Neigungen. Von dem dem Großfürsten beigegebenen Stabschef, General Nepokoischizky, vermag ich nur anzugeben, daß er polnischer Abkunft und katholischer Religion ist und für einen außerordentlich thätigen und gescheidten Mann gilt. Er gehört dem kleinen Adel an, ist lediglich durch persönliches Verdienst hinaufgekommen und von dem Kriegsminister selbst ausgesucht worden. Die Abneigung des letzteren gegen vornehme Salonhelden und höfische Generaladjutanten ist eine allerseits anerkannte Thatsache, die auch neuerdings dadurch zum Ausdruck gebracht worden ist, daß die meisten der gegenwärtig im Felde befindlichen Corps- und Divisionscommandeure der bezeichneten Sphäre nicht angehören, sondern für wirkliche Soldaten gelten. Einzelne Ausnahmen sind natürlich mit untergelaufen und erklären sich sattsam aus den Schwierigkeiten, mit denen der jedes Anhalts in den großen Familien entbehrende Kriegsminister zu kämpfen hat.

Die interessanteste und charakteristischeste aller Ernennungen, welche Miljutin durchzusetzen gewußt hat, ist nicht-militärischer Natur. Aus den Zeitungen werden Sie wissen, daß der Geheimrath Fürst Tscherkaßky dem Großfürsten als politischer Berather beigegeben und dazu ausersehen ist, die zeitweilige Administration Bulgariens zu übernehmen. Diese (übrigens schon im November vorigen Jahres beschlossene) Reactivirung eines der bekanntesten Führer der Moskauer Nationalpartei, ist geradezu als Ereigniß zu bezeichnen und würde in unserer Presse ebenso Furore gemacht haben, wie beim großen Publicum, wenn diese Presse nicht schwerwiegende Gründe hätte, in Personenfragen die größte Vorsicht zu beobachten und jeden Conflict mit der Oberpreßverwaltung, die strenger als jemals früher von ihren uneingeschränkten Befugnissen Gebrauch macht, aus dem Wege zu gehen. Im Uebrigen ist die Erregung, in welcher wir uns seit Erlaß des Kriegsmanifestes befinden, eine so leidenschaftliche und tumultuarische, daß dem Einzelnen nur wenig Beachtung zugewendet wird und daß die meisten Leute sich auf Namen, die einige Jahre lang nicht genannt worden sind, für den Augenblick nur mühsam besinnen. — Einige kurze Bemerkungen werden ausreichen, Ihnen zu sagen, wer Fürst Tscherkaßky ist und welche

UNIV. OF MICH. LIBRARY

Digitized by Google

Bedeutung seine Beförderung zu einer der wichtigsten politischen Stellungen der Gegenwart hat und — noch haben kann.

Die nach Beendigung des polnischen Aufstandes von 1862 unternommene Russificirung Polens war bekanntlich das Werk Nikolaus Miljutins, des Bruders unseres Kriegsministers. Als Bauernfreund, Demokrat und Führer der Nationalpartei schien dieser talentvolle und energische Mann vor allen seinen Zeitgenossen geeignet, das Werk der auf Kosten des Adels durchzuführenden polnischen Agrarreform, der Lahmlegung des katholischen Clerus und der Gewinnung des polnischen Bauernthums für die russische und griechisch-orthodoxe Sache, durchzuführen. Mit der Unbrauchbarkeit des überkommenen Petersburger Beamtenthums ebenso genau bekannt, wie mit den Schwierigkeiten, welche der conservative Theil des russischen hohen Adels und der Büreaukratie seinem kühnen und folgenreichen Unternehmen in den Weg legen werde, wählte Nikolaus Miljutin ein völlig neues, in Rußland unerhörtes Mittel zur Durchführung seines Zwecks: er besetzte das in Warschau errichtete Organisationscomité und alle demselben unterstellten höheren Administrativstellungen mit Volontairen des äußersten Flügels der Moskauer Nationalpartei, die er selbst auswählte und die das Werk der Totalumgestaltung des ehemaligen Königreichs mit der leidenschaftlichen Rücksichtslosigkeit fanatischer Missionäre in Angriff nahmen und als ihre eigene Sache betrieben. Die beiden wichtigsten Ressorts, das des Inneren und das der Finanzen, wurden in die bewährtesten und stärksten Hände gelegt; das erstere übernahm der hochgeborene, aber leidenschaftlich demokratische und nationale Fürst Tscherkaßky, das letztere ein zum Millionär gewordener früherer Branntweinpächter Koschelew; beide Männer waren von Katkow empfohlen worden und gehörten dem engeren Kreise der Slawophilenpartei, d. h. den nationalen und kirchlichen Ultras an. Fürst Tscherkaßky war bald die Seele der Warschauer Verwaltung, der unumschränkte Gebieter über den Grundbesitz des polnischen Adels und Clerus, den er nach einem mit Miljutin vereinbarten System „reorganisirte", d. h. zerschlug und an die bäuerlichen Pächter vertheilte. Seine Arbeitskraft und sein administratives Talent wurden nur durch die Rücksichtslosigkeit übertroffen, mit welcher er gegen die aristokratischen und clerikalen Elemente vorging und die ihn schon bald nach Uebernahme seiner Stellung in einen heftigen Conflict mit dem Statthalter des Königreichs, Feldmarschall Grafen Berg, einem hochbetagten, streng conversativen und allen extremen Maßregeln abgeneigten Livländer verwickelte. Innerhalb der Verwaltung, welche die Umgestaltung Polens besorgen sollte, entbrannte alsbald ein Kampf der Principien und Meinungen, der noch leidenschaftlicher geführt wurde, als der Streit gegen den gemeinsamen Gegner, und der schließlich auch die Petersburger Regierungskreise, deren Entscheidung angerufen wurde, in zwei feindliche Hälften spaltete. So lange Miljutin oben auf war und mit Hülfe seines Bruders die öffentliche Meinung beherrschte, blieb der factische polnische Minister des Inneren regelmäßig Sieger in diesem Kampfe: als der sechs Monate früher (an Stelle Platonows) zum Ministerstaatssecretär für Polen ernannte Präses des Organisationscomités im December 1866 schwer erkrankte, mußte aber auch Tscherkaßky den Kürzeren ziehen. Während die Kunde von dem Schlaganfall, der Miljutin dienstunfähig gemacht, in Warschau eintraf, war Graf Berg bereits in Petersburg anwesend, um sich über den unbotmäßigen locum tenens des erkrankten Ministers beim Kaiser zu beschweren; Tscherkaßkys Gesuche um die Erlaubniß zu einer Dienstreise blieben unberücksichtigt und als der Fürst den nachgesuchten Urlaub endlich durch Vermittelung der Großfürstin Helene erhielt und in Petersburg eintraf, stellte sich heraus, daß er zu spät gekommen war. Berg hatte so glücklich zu operiren gewußt, daß Tscherkaßky nicht nur nicht Miljutins Nachfolgerschaft erhielt, sondern ziemlich ungnädig empfangen und dadurch veranlaßt wurde, seinen Abschied zu nehmen — ein Ereigniß, das in ganz Rußland als Symptom eines Systemswechsels angesehen und in Warschau mit endlosem Jubel aufgenommen wurde.

Grollend zog unser Fürst sich nach Moskau zurück, wohin seine befreundeten Warschauer Collegen ihm wenig später folgen mußten. Katkow und die übrigen Inspiratoren der öffentlichen Meinung unserer „ersten Residenz- und Hauptstadt" sorgten dafür, daß dem gestürzten Staatsmann bei seinem Erscheinen an der Moskwa ein enthusiastischer Empfang wurde und daß der Fürst sofort die Stellung eines anerkannten Hauptes der — von jetzt ab rasch von der früheren Höhe herabgleitenden, aber immer noch einflußreichen — Nationalpartei überkam. In dieser Eigenschaft spielte Tscherkaßky auf dem im Sommer 1867 versammelten, aus allen Slawenländern beschickten ethnographischen Congreß eine wichtige, vielleicht die wichtigste Rolle. Zu den ausländischen Größen, welche vom Großfürsten Constantin, dem Moskauer Generalgouverneur Fürsten Dolgoruki, dem Metropoliten und anderen hohen Würdenträgern feierlich empfangen, von der Moskauer Municipalität durch ein glänzendes Banket gefeiert worden waren, gehörten bekanntlich auch die Czechenführer Rieger und Palazky.*) Auf dem erwähnten am 2. Juni (21. Mai) abgehaltenen Banket hielt der Erstere die berühmte Rede, in welcher die russischen Brüder daran erinnert wurden, daß ihr Einfluß auf das außer-russische Slawenthum wesentlich durch die Stellung bedingt sein werde, welche sie dem „in schwere Verschuldung gefallenen, aber auch schwer gestraften" Polenthum freiwillig einräumen würden. „Während ganz Europa die Partei der Polen nahm," so hieß es am Schluß der Rieger'schen Rede, „haben Palazky und ich Rußlands gutes Recht anerkannt und das Thun der Aufständischen als unheilbringend entschieden verurtheilt. Darum durften wir uns aber doch nicht verhehlen, daß die Polen einen eigenthümlichen, nach Sprache, Geschichte und Cultur von den Russen verschiedenen westslawischen Stamm bilden und daß auch sie ein Recht auf Anerkennung ihres Volksthums besitzen. Die allgemeine slawische Bruderliebe bleibt ein leerer Schall, so lange ein slawischer Stamm den andern verschlingen will, denn die erste Forderung unserer Bruderliebe ist die Anerkennung der gegenseitigen Gleichberechtigung. Nicht für die Polen allein, für alle Slawen ist der letzte Aufstand ein schweres Unglück gewesen, denn er hat verwandte Herzen getrennt und mit einer Bitterkeit erfüllt, die beseitigt werden muß, ehe von slawischen Erfolgen die Rede sein, ehe auf Verwirklichung des großen panslawistischen Gedankens im Ernste gerechnet werden kann. Einem großen Volke wie dem russischen ziemt es, großmüthig zu sein und sich des erfochtenen Sieges würdig zu zeigen. Zur Zeit sind die Gemüther noch erregt, die geschlagenen Wunden noch nicht vernarbt — die Zeit einer leidenschaftslosen Beurtheilung der Sachlage wird und muß aber noch kommen. Dann werden auch die Polen sich einer Anerkennung der Rechte Rußlands nicht entziehen können, — für Euch Russen wird es aber dann an der Zeit sein, das schöne Wort der Vergebung und Versöhnung zu sprechen und auch Polens Rechte offen und großherzig anzuerkennen." Mit einem Toast auf die künftige Aussöhnung zwischen Russen und Polen schloß der berühmte czechische Redner und Publicist — während seines Vortrages wiederholt von Mißfallsbezeugungen derselben russischen Zuhörer begleitet, die ihn bis dazu mit Aufmerksamkeiten überhäuft hatten.

Die schwierige Aufgabe, auf diese polemische Auseinandersetzung eine passende Antwort zu ertheilen, fiel dem Manne zu, der (vielleicht den einzigen Katkow ausgenommen) mehr als irgend ein lebender Russe zur Verschärfung des Gegensatzes zwischen den beiden „Bruderstämmen" beigetragen hatte. Vom Beifallsruf seiner zahlreichen Freunde stürmisch begrüßt, erhob Tscherkaßky sich zu einer Replik, welche nach Ton und Inhalt die leidenschaftliche Erregung des Sprechers bewies. Zu dem Glauben an die slawische Interessensolidarität und an die Zu-

*) Auf diesem Congreß waren u. A. auch zwei Deputirte der Wenden des Königreichs Sachsen, der Buchhändler Schmaler aus Bautzen und ein Dr. Deutschmann anwesend. In Moskau nannte Herr Schmaler sich „Smoljár", während Deutschmann den wohlklingenden Namen „Duçmán" annahm. Das dritte Glied dieses Triumvirats Herr Pech war zu Hause geblieben, vielleicht weil dieser Name sich nicht passend slawisiren ließ.

Digitized by Google

kunft des Panslawismus bekannte der Redner sich bedingungslos; aber — fügte er hinzu — der Zukunft dürfe die Gegenwart nicht geopfert, vor Allem aber nicht außer Augen gesetzt werden, daß die Verwirklichung der panslawistischen Idee, den Fortbestand, die Einheitlichkeit und das Wachsthum der russischen Reichs-Realität zur Voraussetzung habe. Gegen diese „Realität" hätten die Polen freventlich die Hände erhoben. Von der Regierung stets mit Schonung behandelt, bei ihren Institutionen belassen und vor allen übrigen Bewohnern des russischen Reichs durch das Geschenk einer constitutionellen Verfassung bevorzugt, hätten die Polen sich stets als undankbare Söhne bewiesen. An ihnen sei es, reuevoll in das schmählich verlassene Vaterhaus zurückzukehren, an ihnen den ersten Schritt zu thun. „Allein von dem polnischen Volke hängt seine Zukunft ab, Rußland ist Polen nichts schuldig!" Und um die volle Schärfe des Gegensatzes seiner Anschauungen gegen die Rieger'schen noch einmal herauszukehren, schloß der frühere polnische Minister des Innern mit der Anspielung auf einen Gegenstand, über welchen Russen und Czechen gleichfalls verschiedener Meinung waren: er brachte ein Hoch auf die muthig gegen ihre polnischen Bedränger kämpfenden Ruthenen Galiziens aus, um sich dann (von jubelndem, hundertstimmigem Beifall begrüßt) triumphirend niederzusetzen.

Auf die journalistische Polemik, welche diesem merkwürdigen russisch-czechischen Redetournier folgte, kann ich mich hier ebenso wenig einlassen, wie auf den weiteren Verlauf des ethnographischen Congresses und auf die Rede, in welcher Rieger am 4. Juni die „russischen Brüder" zur Befreiung Bulgariens aufrief; genug, daß die „Moskauer Zeitung" Tscherkaßkys Bekenntniß zur panslawistischen Sache ebenso gut hieß, wie seine Ausführungen über die absorbirende Bedeutung des „realen" russischen Reichs und daß der ganze Vorgang dazu beitrug, des Fürsten Popularität über das ganze weite Reich zu verbreiten und die allgemeinste Aufmerksamkeit auf den muthigen Redner vom 2. Juni (21. Mai) zu richten. — Daß ein hochgestellter, der dritten Rangklasse angehöriger Staatsmann a. D. an nationalen Demonstrationen Theil nahm und sich auf Reden über die Zukunft des Panslawismus und Rußlands Verhältniß zu derselben einließ, war in Rußland zu neu und zu ungewohnt, um auf die maßgebenden Kreise anders wie abstoßend und mißfällig zu wirken, und dieses Mißfallen soll dem Herrn Geheimrath und Ritter deutlich genug ausgedrückt worden sein. Fürst Tscherkaßky ließ sich das wenig anfechten; ohne Rücksicht auf die vorsichtige Haltung, welche das kaiserliche Cabinet in der Candiotenfrage beobachtete und die einem Dementi der damals von Ignatieff befolgten hellenenfreundlichen Politik ziemlich ähnlich sah, — trat er dem Moskauer Slawencomité*) zu, das im Winter 1867—1868 mit allen Mitteln für Unterstützung des Aufstandes und der thatenlustigen Athenischen Regierung agitirte. Der Fürst wurde dadurch so populär, daß die Moskauer Municipalität ihn wenig später — abermals zum Entsetzen der Hofkreise — zu ihrem Golowá (Oberbürgermeister) erwählte. Die Annahme von städtischen Ehrenämtern war seit Einführung der neuen Municipalordnung Moskaus bei dem liberalisirenden Adel Mode geworden, der erste nach der neuen Ordnung gewählte Oberbürgermeister ein Fürst Schtscherbatow gewesen. So nahm Tscherkaßky keinen Anstand, einige Jahre lang den Péthion der „ersten Hauptstadt" zu spielen und die ihm vorgesetzten hohen Staatsbeamten durch großartige „staatsbürgerliche" Allüren zu erschrecken und zu erbittern. Ganz besonders machte der hochgeborene Bürgermeister dadurch von sich reden, daß er bei einer feierlichen, dem Empfang des Kaisers geltenden Cour im Kreml den Platz neben dem Gouvernementsadelsmarschall und über dem Civilgouverneur des Moskauer Gouvernements beanspruchte. „Wir beide", sagte er laut zu dem Repräsentanten des Adels, „sind die eigentlichen Wirthe der Provinz und der Stadt, weil wir unsere Aemter dem Vertrauen des in unseren Corporationen vertretenen Theils der Bevölkerung verdanken, während der Herr Civilgouverneur hier nur als Beamter desselben Staats fungirt, dessen hohes Oberhaupt wir zu begrüßen die Ehre haben sollen." — Dieses unerhörte, mit der Sicherheit des Aristokraten gesprochene, alles Herkommen auf den Kopf stellende Wort machte damals in Petersburg wie in Moskau förmliche Sensation; man sah dasselbe für ein Symptom des „Fortschritts" unserer liberalen Entwickelung — und des maßlosen Ehrgeizes an, der den Liebling der Nationalpartei erfüllte, und erwartete von dem kecken Sprecher wahre Wunderdinge.

Diese Wunderdinge haben bis jetzt auf sich warten lassen. Zähigkeit und Beharrlichkeit sind einmal unsere Sache nicht; nach Beendigung seiner Amtszeit war Fürst Tscherkaßky der Sache und der mit derselben verknüpften Arbeitslast müde. Da sich ein Nachfolger seines Schlages nicht gleich fand, wählte man einen Kaufmann, dessen Versuche, es dem fürstlichen Vorgänger gleich zu thun, von dem Gouverneur Durnowo so sackgrob beantwortet wurden, daß derselbe seinen Abschied nehmen mußte; der hohe Adel zog sich vom „Staatsbürgerthum" (grashdanstwo) vollends zurück und unser Fürst erhielt in dem letzten Oberbürgermeister Moskaus, Herrn Schumacher, einen Erben, der, wegen Theilnahme an der Stroußberg'schen Plünderung der Commerzbank, cassirt und (wenn ich nicht irre) zur Versendung nach Sibirien, jedenfalls zu einer Criminalstrafe verurtheilt worden ist. — Von dem Fürsten Tscherkaßky war nach dieser Bürgermeisterepisode Jahre lang nichts mehr zu hören. Er lebte Jahre lang abwechselnd in Moskau und auf seinen Gütern, wie es hieß, mit der Unliebsamkeit beladen, welche er wegen seiner liberalen und nationalen Excentricitäten auf sich gezogen hatte, bis der Kriegsminister sich im Herbst vorigen Jahres des fähigsten und energischsten der alten Freunde seines Bruders annahm und denselben für das wichtige Amt empfahl, die zu occupirenden türkischen Provinzen in einer den russischen und slawischen Interessen entsprechenden Weise einzurichten und ad interim zu verwalten. — Der ausgesprochene Parteistandpunkt, die Unabhängigkeit, der Ehrgeiz und die Arbeitstüchtigkeit des auf der Höhe des Lebens stehenden Mannes, lassen begreiflich erscheinen, daß seine Ernennung großes Aufsehen erregt und unsere Nationalen mit frohen Zukunftshoffnungen erfüllt hat."

*) Das (seitdem über alle größeren Städte Rußlands verbreitete) „Comité zur Unterstützung nothleidender Slawen" wurde 1857 durch den ehemaligen Curator der Moskauer Universität Geheimrath Bachmetjew gegründet. Des vornehmen und gemäßigten Begründers Nachfolger im Präsidium war der bekannte, im vorigen Jahre verstorbene Professor Pogodin, der die politische Bedeutung dieser Wohlthätigkeitsgesellschaft besonders betonte.

Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten.

Von Adolph Samter.

(Schluß.)

VI.

Die Forderungen des Socialismus.

Eine jede Kritik, die auf Berechtigung Anspruch macht, darf nicht nur negativ, zersetzend sein, sondern muß auch ein positives Element in sich bergen. Die Besprechung der socialistischen Irrlehren hat schon die berechtigten Forderungen des Socialismus durchblicken lassen; sie sollen hier in möglichster Kürze zusammengefaßt werden.

Sociale Gleichheit zu erzielen ist unmöglich, aber nicht minder unstatthaft die sociale Ungleichheit, wie sich solche in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft herausgebildet, bestehn zu lassen. Der socialen Ungleichheit, wie sie sich gegenwärtig entwickelt, so weit als möglich entgegenzutreten, muß das unverrückbare Ziel der Socialpolitik sein. Daß der Erfolg der Natur der Sache nach immer nur ein bedingter sein kann, ist selbstverständlich, dieses darf die dahinzielenden Bestrebungen nicht herabmindern. Ein Blick auf die thatsächlichen Verhältnisse genügt, um die Nothwendigkeit erkennen zu lassen,

Digitized by Google

den gegenwärtigen Verhältnissen mit aller Energie entgegen zu treten. Wir sehen nach einer Seite Anhäufung riesiger Vermögen, auf der andern Seite nahezu vollständige Vermögenslosigkeit. Die Eigenthumsvertheilung und, mit ihr im engsten Zusammenhange stehend, die Einkommenvertheilung sind es, in welcher die unhaltbaren socialen Zustände culminiren. Nach einer von mir aufgestellten Berechnung hatten in Preußen von den selbstthätigen Personen 81.48% ein dürftiges, 13.45% ein erträgliches, 3.27% ein gutes, 1.80% ein reichliches Einkommen. In Sachsen ergibt sich nach den sehr genauen Ermittelungen des dortigen statistischen Bureaus folgendes Resultat: 78.23% dürftiges, 15.42% erträgliches, 4.34% gutes, 2.1% reichliches Einkommen. Die unerhebliche Differenz zwischen beiden Staaten erklärt sich hinreichend durch die größere Industrie Sachsens und die größere Landwirthschaft Preußens, und die Uebereinstimmung der Resultate bietet eine Garantie, daß die von verschiedenen Seiten angestellte Berechnung im großen Ganzen richtig ist.

Darüber, daß ein Gesellschaftszustand, in welchem ca. 80% der Selbstthätigen nur ein dürftiges und 14% ein erträgliches Einkommen haben, nichts weniger als ein Culturzustand ist, und daß, so lange er fortdauert, wir keinen Grund haben, uns mit unserer Cultur zu brüsten, braucht nicht ein Wort verloren zu werden. Es ist hierbei sofort hervorzuheben, daß es sich bei Beurtheilung der socialen Zustände keineswegs allein um die Höhe des Einkommens handelt. Dürftiges, erträgliches, andererseits gutes, reichliches Einkommen sind durchaus relative Begriffe. Eine bestimmte Summe bildet für den Einen ein sehr hohes, für den Andern ein sehr kärgliches Einkommen. Es kann also sofort zugegeben werden, daß die Höhe des Einkommens, obgleich sie die Grundlage der materiellen Existenz bildet, keineswegs das allein Entscheidende oder auch nur das Wesentlichste ist. Jemand kann mit recht vielen Mitteln ausgestattet sehr traurig und mit verhältnißmäßig wenigen Mitteln ganz zufriedengestellt leben; aber folgende Verhältnisse sind es, die im Zusammenhange mit dem knapp zugemessenen Einkommen des bei weitem größten Theiles der Erwerbthätigen, der arbeitenden Klassen, ihre sociale Stellung geradezu unerträglich machen. (Vergl. „Concordia" 1876, Nr. 14.)

Zunächst ist es ihre mangelnde Selbstständigkeit. Im engeren Sinne des Wortes ist die Zahl der Unabhängigen auf wirthschaftlichem Gebiet überhaupt klein; jeder Geschäftsmann ist von seinem Kundenkreise, wie es der Beamte von seinem Vorgesetzten ist, abhängig; aber diese Abhängigkeit läßt sich wohl nicht im entferntesten mit derjenigen vergleichen, in welcher der Arbeiter in der Fabrik von wenigen Personen, wie dem Werkführer u. s. w. steht. Bei den jungen noch unerzogenen Leuten wird die geübte Zucht nicht nur unbeanstandet bleiben, sondern als heilsam betrachtet werden; es ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß die Arbeiter zeitlebens die Aussicht haben, der Fabrikordnung, die oft böse genug ist, unterworfen zu werden (der Maschinenbauer in Berlin nennt seine Fabrik „das Zuchthaus"), daß sie darauf vorbereitet sein müssen, zeitlebens — lebendige Maschinen zu bleiben. Es mag dieses bei der unentbehrlichen Theilung der Arbeit unvermeidlich sein; aber es muß constatirt werden, um die Selbstständigkeit und die gerühmte Freiheit der Arbeiter in's richtige Licht zu setzen. Die Arbeiter haben die Freiheit, das Vertragsverhältniß zu lösen, die Fabrik zu verlassen; aber wohin gehen, wenn sie nicht verhungern wollen? Hieran schließt sich die Unsicherheit der materiellen Existenz an. Wie es mit dieser beschaffen ist, ist allgemein bekannt. So lange die Geschäfte gut gehen, braucht der Arbeiter nicht besorgt zu sein; aber er befindet sich sofort in gefährdeter Lage, wenn flaue Zeiten oder gar Krisen eintreten. Der Arbeiter steht jeden Tag vor der Aussicht einer Kündigung, ohne zu wissen, ob und wann er neue Arbeit findet. Die Behauptung, daß es keinem fleißigen und willigen Arbeiter an Arbeit fehlt, ist wenig mehr als eine Redensart. Aber trauriger noch als die fehlende Selbstständigkeit, mehr noch als die mangelnde Sicherheit der wirthschaftlichen Lage, was einzeln noch Alles selbst bei bescheidener Lohnhöhe ertragen werden kann, ist die Hoffnungslosigkeit des Arbeiters, seine Lage zu verbessern. Welche Aussichten stehn ihm — von ganz besonderen Glücksfällen abgesehen — offen? Die Möglichkeit des Vorwärtskommen ist freilich nicht ausgeschlossen, und es werden zahlreiche Fälle dafür angeführt — der alte Borsig wanderte mit wenigen Silbergroschen in Berlin ein —, aber diese Fälle sind Ausnahmen, werden Ausnahmen bleiben und bei zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung und der Concentration des Kapitals immer seltener werden. Der Arbeiter hat keine andere Aussicht als dauernd Arbeiter zu bleiben, dauernd auf einer untergeordneten Stufe zu verharren, dauernd unselbstständig, dauernd der Unsicherheit der wirthschaftlichen Existenz ausgesetzt zu sein. Diese Hoffnungslosigkeit ist, wie auf dem Congreß für Socialpolitik 1872 ein Arbeiter selbst erklärt hat, der wundeste Flecken am Leibe des Arbeiterstandes; „in den meisten Fällen sagt sich der Arbeiter: ich kann dreißig Jahre ununterbrochen in der Fabrik arbeiten und bin dann so weit wie zu Anfang." Hierzu kommt schließlich, daß, wie aus einer Abhandlung des Geheimrath Jacoby ersichtlich (Arbeitslöhne in Niederschlesien), das Maximum des Einkommens eines industriellen Arbeiters in einem Alter von 35—40 Jahren erreicht wird. Der Arbeiter hat also nicht allein nicht die Aussicht, im höheren Alter besser zu stehn, sondern umgekehrt, er weiß, auch wenn er nur das vierzigste Jahr überschritten hat, wird er sich schlechter stehn, weil seine Leistungsfähigkeit bereits abnimmt, ganz zu schweigen von dem schlimmsten Falle, in welchem die Altersinvalidität eintritt.

Ganz abgesehen von der Lohnhöhe befindet sich der Arbeiterstand wegen seiner Unselbstständigkeit, wegen der Unsicherheit seiner wirthschaftlichen Lage, wegen der Hoffnungslosigkeit in bessere Verhältnisse überzutreten den besitzenden Klassen gegenüber in einer durchaus unterschiedenen Lage, bei welchen alle diese Verhältnisse entweder gänzlich fortfallen oder sich in wesentlich abgeschwächtem Maße geltend machen. Die Wichtigkeit der Eigenthumsvertheilung tritt bei diesen Erwägungen in voller Schärfe hervor. Wie verschieden ist die Lage derjenigen, die neben ihrer Arbeit ein wenn auch nur kleines Besitzthum haben, das zu ihren Lebensbedürfnissen einen kleinen Zuschuß gewährt, und für außerordentliche Fälle und für die Zukunft ihnen als Reserve einen Nothgroschen bietet! Der ungeheure Abstand, der zwischen den lediglich Besitzenden und lediglich Arbeitenden liegt, kann nicht verkannt werden.

Diesen Verhältnissen gegenüber ist es absolut unstatthaft, die Arbeiter lediglich auf ihre Selbsthülfe zu verweisen. „Es hieße dem gesunden Menschenverstande zu nahe treten, wollte man nicht davon ausgehen, daß des Arbeiters eigene Haltung die unerläßliche Voraussetzung für seine Lebensstellung ist, daß er nur durch Fleiß und Arbeitsamkeit sich ein Einkommen verschaffen kann, daß er nur durch Aneignung von Kenntnissen dahin gelangen kann, werthvolle Arbeit zu verrichten und dadurch ein höheres Einkommen zu erzielen, daß er nur durch Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit sein Einkommen richtig zu verwenden vermag; daß er dagegen durch Trägheit und Lüderlichkeit nicht nur die Möglichkeit, sondern auch jeden berechtigten Anspruch auf eine angemessene Lebensstellung verwirkt. Wie selbstverständlich diese Wahrheiten auch sind, es ist falsch, bei ihnen stehn zu bleiben und außer Acht zu lassen, daß, wenn auch einerseits ohne die volle Mitwirkung der Arbeiter sich nichts, absolut nichts für sie thun läßt, dieselben andererseits nicht ausschließlich für ihre Lebensstellung verantwortlich gemacht werden können. Weder die Bedürfnisse noch die Beschaffung der Befriedigungsmittel sind in das ausschließliche Belieben und Können der Einzelnen gelegt. Einerseits bildet die Natur, andererseits die gesellschaftlichen Verhältnisse die Grenzen, in denen sich der Einzelne zu bewegen vermag. Es ist daher eine billige, an's Triviale streifende Wahrheit, zu behaupten, so lange die Arbeiter träge und roh, so lange sie nicht nüchtern und sparsam sind, ist mit ihnen nichts zu machen, und es ist

Digitized by Google

mindestens bequem, die sociale Frage dadurch zu erledigen, daß man die eine Seite, die Selbstverantwortlichkeit der Arbeiter in Betracht zieht, und die andere, die Stellung der Gesellschaft außer Acht läßt. — Auf dem Arbeiter lastet die gesammte düstere Vergangenheit der Menschheit. Es sind erst einige Generationen seit der Zeit vergangen, als die Arbeiter noch Leibeigene waren, nach allen Seiten geknebelt, in den tiefsten Aberglauben versunken; kaum sind sie, und zwar nur theoretisch für frei erklärt, und schon glaubt man, sie lediglich auf ihre Persönlichkeit und Selbsthülfe verweisen zu können! Weil sie persönlich frei geworden, müssen sie mit ihrer Persönlichkeit für ihre Lebensstellung voll einstehen; aber dieses entbindet die Gesellschaft nicht davon, ihrerseits die gesellschaftlichen Bedingungen zu schaffen, welche das Einsetzen ihrer Persönlichkeit ermöglicht. Nicht nur der Arbeiter, auch die Gesellschaft hat Pflichten zu erfüllen" (Samter, Sociallehre). Auch Wagner sagt, „die These, daß Jedermann vollständig allein seines eigenen wirthschaftlichen Glückes Schmied, allein für sich verantwortlich sei, und daß der Staat sich nicht weiter um das wirthschaftliche Ergehen der Individuen zu kümmern habe, ist eine Fiction" (Allgemeine Volkswirthschaftslehre).

Das Maß dessen, was der Staat erfüllen muß und erfüllen kann, mag nach allen Seiten strittig sein, Wagner hat vollständig mit der Behauptung Recht, „es ist ein müßiges und nothwendig verfehltes Beginnen, das Bereich der Staatsthätigkeit ein für allemal festsetzen zu wollen", aber mit der Ansicht muß entschieden gebrochen werden: der Staat habe sich nicht in die wirthschaftliche Bewegung einzumischen, „es kann keine Anordnungen des Staates geben, welche die Regelung und Förderung der Oekonomie an sich zur Aufgabe hätte" (Hermann, Staatsrechtliche Untersuchungen), vielmehr wird man sich H. v. Scheel anzuschließen haben: „der Staat wird sich nicht scheuen dürfen, mit eigenem Vorgehen in die (wirthschaftliche) Entwickelung einzugreifen" (Sociale Fragen). Erst wenn diese Ansicht, die bereits von einer großen Anzahl hervorragender Theoretiker und Praktiker (Wagner, Schmoller, Nasse, Held, Gneist, Engel, Meitzen) getheilt wird, allgemein principielle Anerkennung gefunden, kann von der Entwickelung einer vernünftigen Socialpolitik die Rede sein. Ein Anfang muß mit ihr entschieden gemacht werden; sie ist die erste Voraussetzung, um den socialen Mißständen entgegenzutreten.

Es ist bei Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse an die Spitze gestellt, daß die sociale Ungleichheit in Gestaltung der Besitzverhältnisse culminirt. Der Ausgangspunkt jeder socialen Reform wird also die Eigenthumsordnung sein müssen. Hier ist der Punkt, wo der Staat seine Hebel einzusetzen hat. Die Grundlage der Socialpolitik ist die Eigenthumsordnung. Von einer Abschaffung des Privateigenthums darf nach keiner Seite die Rede sein, aber ebenso wenig dürfen die unhaltbaren gesellschaftlichen Zustände, welche das Privateigenthum in seiner Ausbildung geschaffen, aufrecht erhalten werden. Die gegenwärtige Eigenthumsordnung darf keineswegs als etwas Unantastbares, als ein absolutes Recht aufgefaßt werden, sie muß sich, wie alle menschlichen Institutionen, der Entwickelung des Menschengeschlechts anpassen und sich ihr unterordnen. Auch die Eigenthumsordnung ist nichts als ein Product des jeweiligen Gesellschaftszustandes, und hat in der That im Laufe der Zeiten weitreichende Umwälzungen erfahren. Das Eigenthum hat sich als möglichst unumschränktes absolutes ausgebildet. Noch jetzt gilt als Grundsatz des Eigenthumsrechts: „Der Eigenthümer hat das Recht, sein Eigenthum zu gebrauchen und zu mißbrauchen." Er ist hierin unbeschränkt. Ebenso kann der Einzelne sein Eigenthum unbeschränkt ausdehnen, soweit seine Erwerbskraft reicht. Er kann Eigenthum auf Eigenthum häufen, ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der (relativ) Nichtbesitzenden und deren Ansprüche und Bedürfnisse. Hierin, in der unbedingten Herrschaft über das Eigenthum, in dem übergroßen Spielraum, welcher dem Eigenthümer intensiv wie extensiv, ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen, auf die gesellschaftlichen Ansprüche und Erfordernisse eingeräumt ist, liegt der Kern des socialen Uebels. Dieser absoluten Herrschaft des Eigenthums muß entgegengetreten werden, und dieses ist, da von einer Aufhebung des Privateigenthums abgesehen werden muß, nur dadurch zu erzielen, daß dem Privateigenthum ein gesellschaftliches Eigenthum zur Seite gesetzt wird. Weil dem Eigenthümer über sein Eigenthum unumschränkte Herrschaft zugestanden werden muß, weil dem Einzelnen nicht verwehrt werden kann, Eigenthum in unbegrenztem Umfange an sich zu bringen, ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen, deshalb ist die Etablirung von gesellschaftlichem Eigenthum neben dem Privateigenthum unabweisbare Nothwendigkeit. Es ist von Wichtigkeit zu constatiren, daß es weder eine Gesellschaft gegeben, in der nur Privateigenthum existirte und nicht auch gesellschaftliches Eigenthum, noch eine Gesellschaft, in der es nur gesellschaftliches Eigenthum und kein Privateigenthum gab, sondern daß wir stets und überall gesellschaftliches und privates Eigenthum vereint antreffen, so verschieden auch der Umfang und die Bedeutung derselben waren. „Das heutige absolute Privateigenthum", sagt Wagner, „ist eine historische Erscheinung, und zwar eine solche von sehr jungem Datum." Die Forderung, neben dem Privateigenthum ein ihm ebenbürtiges gesellschaftliches Eigenthum einzuführen, ist nicht eine Ideologie, welche durchaus neue Gesellschaftsschöpfungen in Aussicht nimmt, sondern bewegt sich auf dem Boden des bereits Bestehenden. Es handelt sich bei ihr nur darum, die thatsächlich existirenden Kräfte in's richtige Gleichgewicht zu setzen; diejenigen, welche im Verlaufe der geschichtlichen Entwickelung ungebührlich in den Vordergrund getreten, zurückzudrängen, diejenigen, welche zurückgeblieben, zur berechtigten Geltung zu bringen. Es ist durchaus erforderlich, dem Gesellschaftseigenthum einen dem Privateigenthum ebenbürtigen Boden zu bereiten.

Von dem Boden dieses gesellschaftlichen Eigenthums aus können und sollen die socialen Schäden geebnet werden. Es wäre leerer Optimismus annehmen zu wollen, daß durch die Institution des gesellschaftlichen Eigenthums ein gesellschaftliches Eldorado geschaffen werden wird, welches frei von Schäden oder auch nur Kämpfen sein werde. Welche Institutionen auch in der Gesellschaft Platz greifen, stets wird ihnen das Unvollkommene und Kampf Erzeugende menschlicher Einrichtungen anhaften; neue Kämpfe werden neue Gegensätze erzeugen und neue Bestrebungen wachrufen; aber die Errichtung eines ebenbürtigen gesellschaftlichen Eigenthums neben dem Privateigenthum wird, und darum kann es sich allein handeln, die Gesellschaft auf eine höhere Stufe heben. Der Staat erhält durch ein ausreichendes gesellschaftliches Eigenthum die erforderlichen Machtmittel, den socialen Schäden ernstlich entgegentreten zu können, während durch Aufrechterhaltung des Privateigenthums die individuelle wirthschaftliche Freiheit gewahrt bleibt. Wenn man dem Staat das Recht zuerkennt und die Pflicht auferlegt, nicht müßiger Zuschauer gegenüber der Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände zu bleiben, so muß man ihn auch mit den nöthigen Machtmitteln ausstatten, ein gesellschaftliches Eigenthum einzuführen. Speciell hier einzugehen, wie das gesellschaftliche Eigenthum einzurichten sei, erscheint unstatthaft (s. mein Gesellschaftliches und Privateigenthum), zunächst handelt es sich vor Allem darum, die Nothwendigkeit, neben dem Privateigenthum gesellschaftliches Eigenthum zu etabliren, hervorzuheben, der Idee des gesellschaftlichen Eigenthums weiteren Eingang zu verschaffen. Bemerkt mag nur werden, daß es erforderlich ist, zwei Extreme zu vermeiden: alles Eigenthum, welches die Grundlage der wirthschaftlichen Existenz bildet den Privaten zu überlassen, wie es in der gegenwärtigen Gesellschaft stattfindet, wodurch eine Minderheit ungebührendes Uebergewicht errungen — und alles Eigenthum, und sei es auch nur das Productiveigenthum, der Gesellschaft zu überweisen, wodurch jedem individuellen wirthschaftlichen Leben die Adern würden unterbunden werden.

Die Forderung, daß neben dem Privateigenthum ein gesellschaftliches Eigenthum eingeführt werde, steht im Einklange mit dem Hinweise Wagners, „daß bei fortschreitenden Culturvölkern regelmäßig eine Ausdehnung der Staatsthätigkeit er-

Digitized by Google

folgt", „daß in der vergangenen Periode das öffentliche Wohl in der damals herrschenden Auffassung in der Hauptsache möglichst freie Entfaltung des privatwirthschaftlichen Systems verlangt, für die Gegenwart und demnächstige weitere Zukunft bei uns die Ausdehnung des gemeinwirthschaftlichen Systems die Signatur ist". H. v. Scheel spricht es deutlich aus: „Bei unseren gesellschaftlichen Zuständen, wo immer noch vielleicht auch in immer größerem Bruchtheil eine große und jedenfalls zu große Anzahl von Angehörigen des Volkes an der Grenze des nothwendigsten Lebensbedarf und in unsicheren wirthschaftlichen Zuständen lebt, und wo die Armuth unstreitig nicht durch eigenes Verschulden, sondern zu einem bedeutenden Theil durch die socialen Zustände erzeugt wird, ist es gewiß ein Gebot der Gerechtigkeit und Klugheit, daß der Staat durch wohlbegründete planmäßige Verwandlung eines Theils des Privateigenthums in Gemeineigenthum auf das Wohl der Gesammtheit und im Besonderen auf die Hebung und Entlastung der unbemittelten Volksschichten hinarbeite" (Erbschaftssteuern und Erbrechtsreform).

Die Errichtung eines ausreichenden gesellschaftlichen Eigenthums neben dem Privateigenthum wird unstreitig die weitaus wichtigste sociale Forderung bilden, und es wird sich empfehlen, daß alle Anstrengungen sich zunächst dahin concentriren, daß ihr Genüge geleistet werde. Durch Erfüllung derselben würde in der That die gesellschaftliche Ordnung von Grund aus umgestaltet, und unsere gesellschaftlichen Zustände würden ein durchaus verändertes Aussehen gewinnen. Selbstverständlich ist es aber mit Errichtung des gesellschaftlichen Eigenthums allein nicht abgemacht. Da neben dem gesellschaftlichen Eigenthum das Privateigenthum aufrecht erhalten bleiben soll, also gewissermaßen die kapitalistische (private) Productionsweise mit in die neue Gesellschaftsordnung, wie sie durch Errichtung des gesellschaftlichen Eigenthums entstehn würde, hinüber genommen werden würde, so werden nothwendigerweise Vorkehrungen zu treffen sein, um ihren Mißbräuchen entgegen zu treten, welche sich nicht minder als die des absoluten Privateigenthums geltend gemacht haben. Es darf mit Zuversicht in Aussicht genommen werden, daß das gesellschaftliche Eigenthum an sich bereits der Uebermacht des Privatkapitals, wie es sich jetzt in der Production geltend macht, ein erfolgreiches Gegengewicht bieten wird; ist erst eine weitreichende Gewalt in der Gesellschaft constituirt, welche die Aufgabe hat, dahin zu wirken, daß die Production nicht allein im Interesse der Einzelnen, sondern auch in dem der Gesammtheit sich vollziehe, ist somit die Production dem ausschließlichen Eigennutze entzogen, und gelangt auch das gesellschaftliche Interesse zum genügenden Ausdruck, dann wird auch der hart angegriffenen kapitalistischen Productionsweise ihre Hauptwaffe, Schaden zu stiften, entzogen. Ihre Unumschränktheit ist es, welche sie gefährlich macht. Immerhin aber wird sie auch besondere Beachtung verdienen, auch wenn neben ihr gesellschaftliches Eigenthum und in Folge dessen gemeinwirthschaftliche Production existiren.

Abgeschafft kann die private kapitalistische Productionsweise ebensowenig werden, wie es unstatthaft ist, das Privateigenthum aufzuheben. Auch die individuelle Erwerbsthätigkeit darf von dem Boden der Gesellschaft nicht verschwinden. Wir wollen nichts wissen von dem ausschließlichen Individualismus — aber auch nichts von dem ausschließlichen Socialismus. Individualismus und Socialismus sollen ebenso im Einklange in der Gesellschaft walten, wie Rechte der Einzelnen und der Gesammtheit im Staatswesen gleichmäßig Geltung beanspruchen. — Wohl aber kann und muß die private kapitalistische Productionsweise, auch soweit sie neben der gemeinwirthschaftlichen Production aufrecht erhalten wird, des monopolistischen Charakters entkleidet werden, der ihr jetzt anhaftet. Kapitalistisch ist jede Production; es handelt sich nur darum, ob das Kapital der Gesellschaft, einzelnen Wenigen, oder möglichst Vielen gehört. Soweit es nicht der Gesellschaft überwiesen ist, ist es geboten, es soviel als möglich zu verallgemeinern, beziehungsweise es so Vielen als möglich zugängig zu machen. Dieses läßt sich ausreichend durch ein zweckentsprechendes Geld- und Bankwesen erreichen. Jetzt dient das Bankwesen in erster Linie den Geldmächten (der Börse), dem Handel, der Großindustrie; dasselbe wird dahin zu reformiren sein, daß es der gesammten Production möglichst unmittelbar nutzbar gemacht wird. — Man hat der kapitalistischen Productionsweise (richtiger der individualistischen) die genossenschaftliche gegenübergestellt. Sie ist ein gutes Mittel- und Bindeglied zwischen der gesellschaftlichen und der individualistischen Productionsweise. Wenn, wie hervorgehoben, weder auf die gesellschaftliche noch die individualistische Productionsweise verzichtet werden kann, so wird die zwischen ihnen stehende genossenschaftliche von ganz besonderer Bedeutung. Die geforderte genossenschaftliche Productionsweise „mit Staatshülfe" erscheint durchaus unstatthaft, wenn sie ausschließlich herrschen soll; sie erscheint unstatthaft, wenn sie lediglich durch den Staat in's Leben gerufen werden soll, in welchem Falle sie nichts als Treibhauspflanze sein würde; sie ist durchaus am Platz, wenn sie neben der gesellschaftlichen und individualistischen Productionsweise sich naturgemäß entwickelt; und in diesem Falle hat sie vollen Anspruch auf Staatsunterstützung. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, die Großindustrie hat durch das jetzige Bankwesen eine sehr nachhaltige Stütze; die Forderung, daß der genossenschaftlichen Production eine entsprechende Unterstützung gewährt werde, ist nicht nur berechtigt, sondern unabweisbar. Hierdurch erlangt die Reform des Bankwesens eine weittragende Bedeutung, durch dieselbe soll die genossenschaftliche Productionsweise einen festen Halt gewinnen. Eine dahin zielende Reform des Bankwesens ist eine der wichtigsten socialen Forderungen.

Es ist Front gemacht gegen das ausschließliche Privateigenthum und die Forderung erhoben, daß neben ihm ein gesellschaftliches Platz greife, es ist Front gemacht gegen die Uebermacht des Kapitals in der Production und die Forderung erhoben, daß durch eine Reform des Bankwesens die Productionsmittel möglichst weiten Kreisen zugängig gemacht, und zugleich der genossenschaftlichen Productionsweise neben der gesellschaftlichen und individuellen die Wege geebnet werden. Es muß schließlich noch Front gemacht werden gegen die individualistisch atomistische Richtung, welche die gegenwärtige Wirthschaft beherrscht, und die Forderung erhoben werden, daß auch so weit den Individuen freie Erwerbsthätigkeit eingeräumt wird, gesellschaftliche Zusammenhänge geschaffen werden, welche geeignet sind, die schrankenlose Concurrenz und den aus ihr entstehenden Krieg Aller gegen Alle zu dämpfen. Die individuelle Erwerbsthätigkeit muß aufrecht erhalten werden, das ist genugsam hervorgehoben worden; sie soll nur nicht ausschließlich herrschen, deshalb muß dem Privateigenthum ein gesellschaftliches Eigenthum zur Seite treten; sie soll auch nicht unbedingt herrschen, deshalb muß der Kapitalherrschaft durch Reform des Bankwesens entgegengetreten werden — und deshalb muß auch an Stelle der jetzt herrschenden ausschließlichen individuellen Richtung für die wirthschaftlich thätigen Kräfte, soweit sie gemeinsam wirken können, eine organische Vereinigung angestrebt werden. Freilich „die alten Wirthschaftsordnungen sind eingerissen, und jeder Versuch eines Neubaues oder einer gründlichen Reform ist unterblieben. Jetzt, nachdem endlich das Bedürfniß wieder mehr anerkannt wird, zeigt sich die Schwierigkeit, die „„entfesselten wirthschaftlichen Kräfte"" der atomisirten modernen Erwerbsgesellschaft von Neuem organisch zu verbinden" (Wagner). Nichtsdestoweniger stellt sich dieses als unerläßlich heraus. Von einer Wiederherstellung des alten Zunftzwanges kann selbstredend nach keiner Seite hin die Rede sein, aber ebensowenig von der Aufrechterhaltung der Schrankenlosigkeit, die nach Aufhebung der Zünfte eintrat. „Die Schrankenlosigkeit führte im Wirthschaftsleben statt zur größten Entwickelung der Kraft Aller, lediglich zur ungehemmten Herrschaft der ökonomisch Starken, der Reichen" (Brentano, Arbeitsverhältniß). Die Vereinigung zusammengehöriger Kräfte, durch welche auch der ökonomisch Schwache zur

Digitized by Google

Geltung zu kommen vermag, die Schaffung eines gemeinsamen Bodens, auf welchem gemeinsame Interessen gemeinsame Vertretung finden, eine Gewerbeorganisation, welche frei ist von den Fesseln und dem Formenkram des alten Innungswesens und durchdrungen von der Nothwendigkeit der freien individuellen Bewegung, zugleich aber die Zusammengehörigkeit der Berufsgenossen fest im Auge hält, stellt sich als absolute Nothwendigkeit heraus.

Die hier aufgestellten Forderungen bilden ein einheitliches Ganzes, dessen Princip deutlich hervortritt: **kein nackter Individualismus,** er tödtet die menschliche Gesellschaft; **kein ausschließlicher Socialismus,** er vernichtet das Individuum. Auf dem Boden des Individualismus und des Socialismus müssen sich die gesellschaftlichen Institutionen aufbauen, also neben Privateigenthum: gesellschaftliches Eigenthum; neben individueller und genossenschaftlicher Productionsweise: gesellschaftliche Production; neben Gewerbefreiheit: Gewerbeorganisation. Individualismus und Socialismus sind keine Gegensätze, sondern letzterer aus ersterem entsprossen ist ein höheres Gebilde desselben. In der Gesellschaft muß die Persönlichkeit der Einzelnen erhalten bleiben, wie die Persönlichkeit selbst dahin drängt, sich auf dem Boden der Gemeinschaft zu bethätigen. Die Aufgabe der Zukunft ist, die individuellen und gesellschaftlichen Kräfte als gleichberechtigte Mächte zu constituiren. Die Harmonie zwischen Individualismus oder Socialismus muß das weltbewegende Princip werden.

Literatur und Kunst.

Drei Erzählungen von Gustav Flaubert.*)

Der Verfasser von Madame Bovary und Salammbô hat in der französischen Literatur viele mehr oder minder glückliche Nachahmer gefunden; Niemand jedoch, der ihn erreicht oder der sich ihm auch nur genähert habe. Er steht noch immer unendlich hoch über jenen anderen Realisten, die etwas Gutes geschaffen zu haben wähnen, wenn sie etwas Schmutziges recht genau beschrieben haben, und die in pomphaften Vorreden von großen socialen Fragen und Aufgaben sprechen, die sie zu lösen beabsichtigen, und die sie nicht einmal richtig beleuchten können.

Gustav Flaubert ist im guten Sinne des Wortes ein Schriftsteller. Einiges von dem, was er geschrieben hat, wird noch lange Jahre bleiben; Alles, was aus seiner Feder geflossen ist, verdient von uns, seinen Zeitgenossen, gelesen zu werden. Er besitzt ein außerordentliches Beobachtungstalent: er sieht scharf, tief, richtig. Sein Stil ist von erstaunlicher Kraft und Pracht. Er arbeitet mit der allergrößten Sorgfalt. Seine Arbeiten sind die mit unendlicher Mühe großgezogenen Kinder seines Geistes. Er hat nichts versäumt, was in seinen Kräften stand, um sie zu etwas Vollkommenen zu machen; und einige davon sind Meisterwerke.

Zu dem Besten, was Flaubert geschrieben hat, rechne ich die kleine Erzählung, die vor wenigen Tagen unter dem Titel Un coeur simple, „Ein einfaches" — oder richtiger „Ein einfältiges Herz" erschienen ist. Es ist die rührende Geschichte einer armen Magd, der es nicht gerade schlecht im Leben geht, nicht schlechter wenigstens als vielen anderen; die auch von Niemand bedauert wird, und die in der Einfalt ihres kindlichen Herzens die schweren Schläge des Schicksals ohne Klagen empfängt und erduldet, um schließlich, einem verwundeten Thiere gleich, stumm darunter zusammenzubrechen und zu verscheiden.

Felicité, so heißt das treue, einfältige Wesen, ist eine Waise, die von armen Bauern aus Barmherzigkeit aufgenommen und von diesen ausgebeutet und gemißhandelt wird. Sie ist schlecht gekleidet, schlecht genährt. Sie hütet die Kühe, friert im Winter, schläft auf der Streu, bekommt nie einen Pfennig Lohn, obgleich sie den ganzen Tag unermüdlich arbeitet, und wird schließlich mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt, weil man sie, ungerechter Weise natürlich, anklagt, gestohlen zu haben. — Sie vermiethet sich bei einem andern Bauern. Sie ist nun achtzehn Jahre alt; ein starkes, gesundes Mädchen. Ein Knecht verliebt sich in sie, verspricht ihr, sie zu heirathen, und nimmt schließlich eine alte Frau, die reich genug ist, um ihn vom Militärdienst loskaufen zu können. Felicité, die ihm ihr ganzes Herz gegeben hatte, ist unglücklich. „Sie warf sich auf die Erde, rief den lieben Gott an und jammerte und stöhnte ganz allein im Felde, bis die Sonne wieder am Himmel erschien. Dann kehrte sie nach dem Hofe zurück und erklärte ihrer Herrschaft, daß sie fortziehen wolle." — Sie geht darauf nach der Stadt und vermiethet sich bei Frau Aubain in Pont-Eveque als Dienstmagd. In dieser Stellung bleibt sie fünfzig Jahre lang, bis zum Ende ihres Lebens.

Frau Aubain, eine Wittwe, hat zwei Kinder, Paul und Virginie, die von Felicité wie zwei höhere Wesen angebetet werden. Auch Frau Aubain erscheint der Magd wie eine überirdisch Erhabene. Es gibt Menschen, deren Herz so reich ist, daß sie immer und immer geben können, ohne je zu empfangen und ohne arm zu werden. Felicité denkt nie an sich, schafft von früh bis spät für das Wohl der Herrschaft, erwartet niemals Dank, empfängt auch keinen, und ist ganz glücklich. Frau Aubain, Paul und Virginie lassen sich von Felicité bedienen und anbeten, und finden, daß dies in der Ordnung ist. Dies ist die schönste Zeit im Leben der Magd; aber sie dauert nicht lange. Paul wird auf die Schule geschickt und verläßt das elterliche Haus. Der Lärm des Jungen fehlt der armen Felicité mehr als der eigenen Mutter. Sie tröstet sich jedoch, indem sie sich nun ganz und gar der kleinen Virginie hingibt. Sie folgt dieser auf Schritt und Tritt, wie ein treuer Hund seinem Herrn, sie legt sie zu Bett, kleidet sie an, führt sie zur Schule und ist stets, so viel sie kann, in ihrer Gesellschaft. Bei dieser Gelegenheit empfängt sie denn auch ganz beiläufig ihren ersten Unterricht in der christlichen Religion. Sie lauscht mit Erstaunen und unbeschreiblicher Ehrfucht.

„Sie glaubte das Paradies zu sehen, die Sündfluth, den Thurm von Babel, Städte in Flammen, die Vernichtung von Völkern, die Zerstörung von Götzenbildern; und von dem wunderbaren Glanze der neuen Lehre geblendet, füllte sie ihr Herz mit Ehrfurcht vor dem Allmächtigen und mit Schrecken vor seinem Zorne. Dann weinte sie als sie von den Leiden Christi hörte. Warum hatten sie ihn gekreuzigt, ihn so sanft, so gut, der die Kindlein liebte und die Kranken heilte? Die Dogmen waren ihr unverständlich, und sie gab sich auch keine Mühe, dieselben zu begreifen. Sie schlief ein, wenn der Priester dieselben zu erklären begann."

Frau Aubain hält es für ihre Pflicht nichts zu versäumen, um ihre Tochter zu einer wohlerzogenen, jungen Dame zu machen. Dies kann in der kleinen Provinzialstadt nicht durchgeführt werden. Virginie soll deshalb zu den Ursulanerinnen nach Honfleur gehen. Sie reist ab. Laut weinend nimmt sie von ihrer Mutter Abschied; und Niemand denkt an die Dienstmagd, die vor Schmerz über die Trennung erstarrt ist. — Nun ist Felicité vereinsamt; denn Frau Aubain, obgleich sie sich viel bedienen läßt und das Mädchen vollauf beschäftigt, kann doch nicht wie ein Kind verhätschelt und gepflegt werden, und dem Bedürfniß unausgesetzter, sorgender Aufopferung Felicités genügen. Sie muß wieder ein Kind in ihrer Nähe haben und so verfällt sie auf ihren kleinen Neffen Victor.

„Er erschien jeden Sonntag, nach der Messe, mit rothen Backen und bloßem Hals und nahm sofort an einem Tische Platz, den Felicité für ihn und sich gedeckt hatte. Sie selbst aß wenig, damit der Besuch des Kleinen dem Hause keine Ausgaben verursache, aber Victor mußte essen, bis er darüber einschlief. Sie saß ihm stumm, fast regungslos gegenüber. Wenn die Vesperglocke schlug, weckte sie ihn, ordnete seinen Anzug und ließ sich mit mütterlichem Stolze von ihm zur Kirche führen."

*) Gustave Flaubert. Trois Contes. Paris 1877, Charpentier.

Digitized by Google

Victor beutet die Tante aus. Sie merkt es nicht einmal; gibt ihm Alles, was er von ihr verlangt und liebt ihn, wie sie Virginie geliebt hat und wie sie jedes Kind, das sich von ihr beschützen lassen will, lieben muß. — Der Bursche wächst heran und wird als Schiffsjunge auf die See geschickt.

„Von nun an dachte Felicité unausgesetzt an ihren Neffen. Brannte die Sonne, so quälte sie sein Durst; wetterte es, so fürchtete sie den Blitz für ihn. Sie sah ihn im Sturme die furchtbar schaukelnden Masten erklimmen und es schwindelte ihr; sie erblickte ihn in der Mitte von Menschenfressern, im Kampfe mit riesigen Affen; sein Bild erschien ihr als das eines Sterbenden auf einer wüsten Insel. Und mit keiner lebenden Seele sprach sie je von der Unruhe, die sie verzehrte. In ihrer nächsten Nähe gab es andere Sorgen, die ihr größer erschienen, als ihr eigener Kummer."

Virginie ist nicht kräftig. Die guten Ursulanerinnen aus Honfleur schreiben, sie sei gut und liebenswürdig, aber etwas schwächlich. Frau Aubain ist beunruhigt. Felicité hat gar nichts Anderes zu thun als sie zu trösten. An Victor darf sie nur denken, wenn Frau Aubain ihrer nicht bedarf. Und eines Tages kommt ein Brief für sie an, den sie, da sie nicht lesen kann, Frau Aubain zum Vorlesen übergibt. Diese wird blaß und sagt mit tiefer Stimme: „Es ist ein Unglück ... Ihr Neffe ist todt."

„Felicité fiel auf einen Stuhl und schloß die Augenlider, die plötzlich roth wurden; dann, die Stirn gebeugt, die Hände schlaff herniederhängend, starr vor sich hinblickend, sagte sie langsam mehrere Male: „Armer kleiner Junge! Armer kleiner Junge!" Plötzlich erblickte sie einige Frauen, die mit Waschkörben über den Hof gingen. Sie erinnerte sich, daß sie noch eine Arbeit zu verrichten habe. Sie ging an den Fluß, warf einen Haufen schmutziger Wäsche neben sich, kniete nieder, streifte die Hemdsärmel in die Höhe und machte sich unverdrossen an ihr Tagewerk. Die Landschaft war öde, der Wind kräuselte die Oberfläche des Wassers, und auf dem Grunde erblickte sie große, dunkle Gewächse, deren faserige Wurzeln wie das Haupthaar eines Ertrunkenen von der Fluth hin- und hergespült wurden. Aber sie gab sich ihrem Schmerze noch nicht hin und hielt bis zur Nacht tapfer aus. Dann erst, als sie allein in ihrer Kammer war, warf sie sich auf ihr Bett, begrub das Haupt in dem Kissen, und die geballten Fäuste gegen die Schläfen stemmend stöhnte und ächzte sie."

Eine neue furchtbare Unruhe verdrängt bald den Schmerz über Victors Tod. Virginie, an der Felicités Herz mit aller Liebe hängt, wird krank. Eines Tages wird Frau Aubain in aller Eile nach Honfleur gerufen, und als sie dort eintrifft, erfährt sie, daß ihre Tochter gestorben sei. Felicité ist ihrer Herrin etwas später gefolgt, da sie vor ihrer Abreise das Haus noch in Ordnung bringen muß. Sie ist erschrecklich beunruhigt; aber was macht das? Sie kann doch nicht auch so ohne Weiteres davonlaufen, um den Trost zu haben, ihren Liebling vielleicht noch einmal zu umarmen. Vor dem Kloster der Ursulanerinnen angelangt hört sie das Sterbeglöckchen läuten.

„Es ist für einen Andern", dachte sie, und zog heftig die Klingel. Es dauerte einige Minuten bis sie einen schleppenden Schritt im Gange hörte und die Thür endlich geöffnet wurde. Die Pförtnerin theilte Felicité auf ihre athemlose Anfrage mit ruhiger Salbung mit, daß Virginie „dahingeschieden" sei. — Zwei Tage und zwei Nächte lang hielt die alte Magd Leichenwache neben dem todten Kinde. Sie wiederholte die Gebete, die sie mit Virginie gelernt hatte, besprengte das Lager mit Weihwasser und setzte sich dann wieder, um die Todte zu betrachten. Sie bemerkte wie das Gesicht gelblich, die Lippen dunkel wurden, wie die Nase sich zuspitzte und die Augen tiefer und tiefer in ihre Höhlen sanken. Sie küßte diese geschlossenen Augen verschiedene Male; sie würde kaum erstaunt gewesen sein, wenn sie sich noch einmal geöffnet hätten. Zu guterletzt wickelte sie den Leichnam in das Todtentuch und legte ihn in die schmale Bahre, ordnete noch einmal die schönen, langen blonden Haare und setzte eine Blumenkrone darauf. Während des Begräbnisses dachte sie an ihren kleinen Victor und daß sie ihm die letzte Ehre nicht hatte erweisen können. Es war ihr als begrübe sie die beiden Kinder auf einmal, und ihr Schmerz war grenzenlos."

Frau Aubain ist der Verzweiflung nahe. Felicité, als ob ihr selbst nichts fehle, tröstet sie. Sie solle an ihr noch lebendes Kind, an Paul denken, sie solle dies „ihr", der Verstorbenen, zu Liebe thun.

Jahre gehen dahin. Paul entfremdet sich der Heimat. Die beiden Frauen leben einsam in dem verödeten Hause und befreunden sich bis zu einem gewissen Grade, obgleich Frau Aubain stets „die Herrschaft" bleibt und Felicité nie vergißt, daß sie die Magd ist. Sie unterhalten sich stets von Virginie. Eines Tages, beim Aufkramen in einem lange vernachlässigten Wandschranke, findet Frau Aubain einen kleinen, von den Motten zerfressenen Hut, der Virginie gehört hatte. „Felicité bat, ihn ihr zu schenken. Die beiden Frauen standen sich gegenüber und sahen sich an; ihre Augen füllten sich mit Thränen; endlich öffnete die Herrin die Arme und die Magd warf sich an ihre Brust und küßte sie. Es war dies das erste Mal in ihrem Leben."

Ein neuernannter Unterpräfect ist nach Pont-Eveque gekommen und ist Frau Aubains Nachbar geworden. Er hat in den Colonien gelebt, ist mit einer Creolin verheirathet und besitzt unter anderen exotischen Wunderdingen einen Neger und einen Papagei. Felicité bewundert besonders den schönen Vogel. Er ist aus Amerika herübergebracht worden, aus dem Lande, wo Victor gestorben ist. Der Unterpräfect wird bald darauf nach einer Präfectur versetzt, und vor seiner Abreise von Pont-Eveque schenkt er den Papagei Frau Aubain, mit der er, während seines Aufenthaltes in der kleinen Stadt, auf freundschaftlich nachbarlichem Fuße gelebt hat. Diese macht sich aber aus Thieren nicht viel und überläßt „Loulou" ihrer Felicité. Nun wird der Papagei von der einfältigen alten Frau geliebt und gepflegt. Er kann ihr ihren Victor und ihre Virginie zwar nicht ersetzen, aber er beschäftigt jeden ihrer freien Augenblicke, gerade wie die Kinder dies früher gethan hatten. Was soll die alte Frau machen, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig ist? An sich selbst hat sie nie gedacht und kann sie nicht denken. Ihre Lieblinge, die Kinder, sind todt. Sie muß immer einen kleinen Götzen haben, den sie anbetet. Loulou wird nun der Gegenstand ihrer Liebe... Eines Morgens findet sie ihn todt in seinem schönen großen Käfig. Sie weint darüber dermaßen, daß Frau Aubain ihr endlich sagt: „Nun so laß Dir das Thier ausstopfen." Der Apotheker gibt ihr die Adresse eines Mannes in Havre, der dies besorgen kann, und Felicité geht von Pont-Eveque nach Honfleur, um das Packet mit dem todten Vogel von dort aus sicherer befördern zu können. Sie ist nun bereits hoch in Jahren, eine Sechzigerin. Sie ist sehr schwerhörig geworden, beinah taub. Aber sie ist noch rüstig und schreitet schnell in der Mitte der breiten Chaussée dahin. Die Post von Honfleur, von vier starken Pferden im Galopp gezogen, überholt sie. Der Kutscher knallt mit der Peitsche, damit sie aus dem Wege gehe. Es gelingt dem Manne noch, die Pferde auf die eine Seite der Chaussée zu werfen und sie nicht zu überfahren, aber er ist wüthend und schlägt mit seiner schweren Peitsche nach ihr. Er trifft sie mit solcher Gewalt, daß sie bewußtlos niederfällt.

Ihre erste Bewegung, als sie wieder zu sich kam, war, nach dem Packet zu sehen. Gott sei Dank! Loulou war unversehrt. Sie fühlte einen brennenden Schmerz auf der linken Wange. Als sie die Hand dorthin führte, zog sie sie roth zurück. Sie blutete. Sie setzte sich auf einen Steinhaufen am Wege, stillte das Blut mit einem Taschentuche und aß dann ein Stückchen Brod, das sie aus Vorsicht mit auf die Reise genommen hatte; dann setzte sie zitternd und leise wimmernd ihren Weg fort.

„Als sie auf der Höhe von Esquemanville angelangt war, erblickte sie die Lichter von Honfleur, die in der Nacht wie Sterne blitzten; weiter hinten erschien undeutlich das Meer. Da wurde sie schwach: das Elend ihrer Kindheit, das Unglück ihrer ersten Liebe, die Trennung von Victor, der Tod ihrer Virginie — die Gedanken erdrückten sie; unwiderstehlich wie das Wogen der Fluth stiegen sie in ihr auf; und sie fühlte sich vor Jammer ersticken."

Im Laufe der Zeit stirbt dann auch Frau Aubain. Das

Digitized by Google

Haus in Pont Eveque geht auf den Erben, Paul, über. Dieser bewohnt Paris und bemüht sich, das Grundeigenthum zu verkaufen. Einstweilen gestattet er Felicité, in ihrer kleinen Kammer, die sie fünfzig Jahre lang bewohnt hat, zu bleiben. Glücklicherweise findet sich kein Käufer. Das Haus bleibt leer und zerfällt, da Felicité nicht wagt, irgend welche Reparation zu verlangen. — Und endlich schlägt auch ihre Stunde. Die alte Frau, die in ihrem langen Leben nach und nach Alles verloren hat, was sie liebte, und deren Herz eigentlich nur noch an den wenigen Reliquien hängt, die ihr von den geliebten Todten geblieben sind: an einigen Muscheln, die Victor ihr vor vierzig Jahren geschickt hatte, an Virginies Hut, an einigen kleinen Geschenken von Frau Aubain und endlich an dem ausgestopften Papagei, — Felicité erkältet sich in der feuchten Kammer, in der weder Fenster noch Thüren schließen, und stirbt eines sanften Todes. Eine arme Nachbarin, Simonne, mit der Felicité ihre letzten Bissen noch theilt, pflegt sie während ihrer Krankheit. Als Simonne fühlt, daß es mit ihrer Freundin zu Ende geht, holt sie „Loulou" herbei und bringt ihn der Sterbenden.

„Sagen Sie ihm Adieu." — Der ausgestopfte Vogel war ein Bild des Elends geworden. Die Motten zerfraßen ihn; einer seiner Flügel war gebrochen; der Werg, der den Leib füllte, drang aus der zerrissenen Naht unter dem Bauche hervor. Aber Felicité war nun bereits erblindet; sie sah von dem Allen nichts, küßte ihren letzten Liebling zärtlich und legte dann den weichen befiederten Körper an ihre Wange."

Damit endet die Geschichte von dem „einfältigen Herzen". Dieselbe enthält im Original noch viele kostbare Einzelheiten, die in dieser Analyse kaum angedeutet werden konnten, und die mit Ruhe gelesen werden müssen, um gewürdigt werden zu können. Flaubert hat nicht ein Wort des Bedauerns für seine Heldin. Er behandelt sie, dem Anscheine nach, wie alle Welt sie stets behandelt hat: ohne ihre Schmerzen zu bemerken, ohne mit denselben Mitleid zu haben. Er erzählt einfach, wie es ihr im Leben ergangen ist; er sagt nicht einmal, daß es ihr eigentlich doch recht schlecht ergangen sei; — aber man fühlt, daß das große Herz des Dichters die Leiden des einfältigen Herzens verstanden und tief empfunden hat.

Die beiden anderen Erzählungen, welche sich noch in dem Bande „Trois Contes" befinden: „La Légende de Saint Julien l'Hospitalien" und „Hérodias" sind in der Art von „Salammbô" und der „Versuchung des heiligen Antonius" geschrieben. Sie enthalten einige wahrhaft großartige Schönheiten; aber die letzte Erzählung, Herodias, ist dermaßen confus und schwer verständlich, daß ich, wenn Gustav Flaubert seinen Beruf als Schriftsteller nicht viel zu ernst nähme, beinah geneigt wäre zu glauben, er habe damit das Publicum mystificiren wollen.

R. L.

Ein Gang nach der Sonnenwarte.

„Unbefugten ist der Eintritt nicht gestattet" oder ähnlich lautete die Inschrift über einem Thore in der Holzvergitterung, welche das große, parkartige Terrain der Sonnenwarte von den übrigen Waldpartien des Brauhausberges bei Potsdam scheidet. Zögernd stutzte ich und prüfte meine Legitimation zum Eintritt; sie bestand, die Wahrheit zu gestehen, in nichts Anderem, als dem lebhaften Wunsche, dies eigenartige Institut durch den Augenschein kennen zu lernen, und in einer sehr flüchtigen Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Sonnenobservator, dem Professor Dr. Spörer. War diese Berechtigung auch eine geringe, so war sie immerhin besser als gar keine, — „per aspera ad astra!" tröstete ich mich, und auf die Gefahr hin, durch einen menschlichen Cerberus als ein Theil jenes verfehmten Ganzen, welches Publicum heißt, betrachtet und abgewiesen zu werden, öffnete ich das Thor und trat in die heiligen Räume der Anstalt, einer Anstalt, die so recht das Kind unserer, höchsten Problemen zugewandten Zeit und eine Herzerquickung für Jeden ist, der über die Dollarjägerei, über die Rentabilitätsrechnungen und Nützlichkeitstheorien unserer Tage verzweifeln möchte.

Vom Gartenthor an steigt das Terrain immer noch in die Höhe, um sich in der Mitte des umzäunten Grundstückes zu jener höchsten Kuppe zu erheben, welche jetzt erst die Fundamentbauten zum eigentlichen Gebäude der Sonnenwarte trägt. Ist aber dies Gebäude auch erst im Entstehen begriffen, so sind die übrigen Baulichkeiten der Sonnenwarte doch schon bevölkert und es wird dort gegenwärtig schon tapfer beobachtet und gerechnet.

Dicht am Eingange steht ein sauberes, massives Häuschen für den Meister der Dampfmaschine; hinter diesem Häuschen ist der, mehrere Meter im Durchmesser haltende, berühmte Brunnenschacht tief in das Innere des Berges getrieben und hinter dem Brunnen steht das Maschinenhaus mit zwei Maschinen, welche abwechselnd bestimmt sind, das Wasser des Brunnens emporzuheben, in die verschiedenen Gebäude zu leiten und dem Rohrsysteme für die Bewässerung der Wald- und Gartenanlagen zuzuführen.

Ich näherte mich dem Brunnen, blickte schwindelnd und schauernd über die niedrige Einfassung in seine gähnende, dem Auge unergründliche Tiefe und bewunderte die zierliche, steinerne Treppenspirale mit eisernem Geländer, welche in seine Backsteinwandungen eingesprengt ist und dem Manne der Wissenschaft gestattet, bis zur Wasserfläche unten hinabzusteigen, um dort Pendelbeobachtungen zu machen.

Dicht neben dem Brunnen bemerkte ich einen offenen Schachtbau, der überraschender Weise durch keine Umgitterung gesichert war; er dient zur Herstellung einer sogenannten Brunnenkammer, d. h. eines unterirdischen Zimmers, in welches man nur von der Treppe des Brunnenschachtes aus wird gelangen können, um dort Beobachtungen bei constanter Temperatur und ähnliche, das Tageslicht fliehende, wissenschaftliche Verrichtungen vorzunehmen. Sobald diese Brunnenkammer fertig ist, wird der Tagesschacht wieder zugeschüttet werden.

Von diesen Gebäuden führt uns ein reizender Parkweg immer noch bergan zu einer Gruppe von drei massiven, einfachen, aber geschmackvoll in's Baumgrün hineingebauten Häusern. Es sind dies die Wohnungen für die Männer der Wissenschaft. Das erste Haus zur Rechten bewohnt der Observator der Sonne, Herr Professor Dr. Spörer; das zweite wird von dem Fixsternobservator, Herrn Dr. Vogel bewohnt werden, und im dritten, mehr nach rechts zurückgebauten, wird der erste Assistent, Herr Dr. Lohse Wohnung nehmen. Diese kleine Republik wissenschaftlicher Männer wird aber ihren Präsidenten in Gestalt eines Berliner Directoriums haben; das Directorium besteht aus den Herren Professor Auwers, Professor Förster und Professor Kirchhoff, welche sämmtlich in Berlin seßhaft sind.

Die Sonnenwarte ist kein Reichsinstitut, wie vielfach angenommen wird, sondern Schöpfung und Eigenthum des preußischen Staates; ihr officieller Name ist „Astrophysikalisches Observatorium", da sie den Beobachtungen nicht nur der Sonne, sondern sämmtlicher Gestirne und vielen anderen, damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Erforschungen dienen wird, und nur zur Bequemlichkeit (und, wie ich meine, auch zum Gewinne der deutschen Sprache) ist das kurze, schöne und bezeichnende Wort „Sonnenwarte" eingeführt worden.

Von den Wohnungen der Gelehrten erreichte ich nach fernerem, kurzem Steigen die höchste Kuppe des Geländes. Gegenwärtig sieht man dort die Anfänge zum eigentlichen Hauptgebäude der Sonnenwarte, die aus einem Centralbau und zwei flankirenden Thürmen bestehen wird. Der eine Thurm wird zur Beobachtung der Sonne dienen und den großen Refractor beherbergen, der jetzt schon an einem anderen Orte vom Sonnenobservator benutzt wird, der andere Thurm wird das größere Dubliner Fernrohr aufnehmen, welches bestellt, aber noch nicht eingetroffen ist. Der Centralbau wird Conferenzzimmer und dergleichen enthalten, und demselben wird ein kleiner Thurm — oder nur ein Risalit — vorgelagert sein, in welchem der Heliograph, d. h. die Einrichtung zur photographischen Fixirung des Sonnenbildes, seinen Platz finden wird.

Digitized by Google

Ueber Steine und Schutt, Kalk und ausgegrabene Erdmassen schritt ich weiter, um ein kleines hölzernes, weiß getünchtes Häuschen zu erreichen, das nicht fern von der Baustelle aufgeschlagen ist und als interimistisches Observatorium dient. Per aspera ad astra! Ich erkletterte das Hügelchen und fand den Herrn Professor bei der Arbeit. Die Bretterbaracke gewährt gerade so viel Raum, daß drei bis vier Personen sich um das Instrument in derselben bewegen können. Auf hohem, complicirtem Stativ steht der große Refractor, der durch höchst sinnreiche Einrichtungen und die feinsten Mikrometerschrauben leicht gehandhabt werden kann; ist seine Axe richtig auf den Sonnenkörper eingestellt, so vermittelt ein mit dem Instrumente verbundenes Uhrwerk die Bewegung des Fernrohrs, welche mit dem scheinbaren Gange der Sonne so übereinstimmt, daß auch bei längerer Beobachtung die Sonne aus dem Instrumente nicht entschlüpfen kann. Ich dachte an die Kaulbach'sche Schiller-illustration, welche uns den Sterne beobachtenden Seni bei der Arbeit zeigt — und doch welch ein Unterschied! Seni, der Greis, umgeben von den geheimnißvollen Werkzeugen seines astrologischen Wahns; umnebelt von magischen Dämpfen, die einem Rauchfasse entsteigen; angestrahlt von dem beleuchteten Planetenaspect und den Zeichen des Thierkreises in der Wandnische — und hier der gedankenklare, gewissenhafte, nimmer arbeitsmüde Astronom des neunzehnten Jahrhunderts, der verhältnißmäßig junge, frische, strebende Mann, der mit diesem seinem Instrumente schon im Jahre 1868 in Indien war, um eine vorher berechnete Verfinsterung der Sonne zu beobachten; der jedem Wahne und Aberglauben feindlich, redlich forschend, nüchtern calculirend, eine Wissenschaft pflegt, die trotz der herrlichsten Resultate, die wir ihr schon verdanken, doch an die Geduld, Ausdauer und Selbstverleugnung des Gelehrten die ungeheuersten Anforderungen stellt! Der Zeiger an der Uhr, welche die Fortschritte der Astronomie zeigt, rückt oft in einem Jahrhunderte nur eine Minute weiter — seit dem unsterblichen Halley, der auf den Gedanken kam, einen Planetendurchgang zur Messung der Sonnenferne zu benutzen, wie selten ward der Menschheit die Gelegenheit, dies Verfahren nachzuahmen! Die Venus, welche derartigen Rechnungen hauptsächlich als Anhalt dient, geht beispielsweise in einem Jahrhunderte nur zweimal in schneller Aufeinanderfolge durch die Sonne, — im vorigen Jahrhundert geschah das 1761 und 1769, im laufenden 1874 — die Erscheinung wird sich 1882 wiederholen, und dann wird die Welt der Gelehrten genöthigt sein, bis zum Jahre 2004 zu warten, um etwaige Fehler bei dem dann wieder eintretenden Venusdurchgange zu corrigiren!

Gern möchte ich dem gebildeten Laien, welchem noch nie die Gelegenheit wurde, einer Sonnenbeobachtung durch den Refractor beizuwohnen, ein ungefähres Bild des Herganges entwerfen — selbstverständlich zwingt mich der knapp bemessene Raum dieses Blattes, dem Bilde jede eingehendere Behandlung und jede Detailmalerei vorzuenthalteu.

Der Holzbau, in welchem das Instrument aufgestellt ist, hat keine Fenster; in einer gewissen Höhe enthält er aber einen Kranz von Fensterladen, von denen je einer, dem Stande der Sonne entsprechend, geöffnet wird, damit durch die Oeffnung, wie durch eine Geschützpforte, das Rohr des Instrumentes nach der Sonne gerichtet werden kann. Kein Mensch kann aber durch ungefärbte Linsen die Sonne beobachten, er würde sofort das Augenlicht einbüßen; hier, wie überall, erträgt die schwache Creatur kein directes Licht; nur reflectirtes Licht vermögen wir auszuhalten und ohne Gefahr für unsern Sehapparat länger zu beobachten. So läßt denn der Astronom das Sonnenlicht durch den Refractor in einen Kasten fallen, in dessen kreisrunden Ausschnitt die Ocularlinse des Instrumentes gesteckt wird und dessen eine fehlende Seitenwand gestattet, bequem in das Innere des Kastens zu blicken. Hier sehen wir nun das reflectirte, leuchtende Sonnenbild entweder ganz oder nur ein Stück desselben, je nach der Vergrößerungsfähigkeit der Linsen; die Vergrößerung kann so weit getrieben werden, daß der kreisrunde Sonnenrand beinahe als gerade Linie erscheint. Da jedoch mit der Zunahme der Vergrößerung die Lichtstärke und Deutlichkeit des Bildes abnimmt, so gibt es ein für wissenschaftliche Zwecke nicht zu überschreitendes Maß, welches stets vom Sonnenobservator festgehalten wird. Mit dem Diamanten ist in eine Linse ein System von Linien geritzt, und das Sonnenbild erscheint daher mit einem äußerst feinen Liniengitter bedeckt, welches die Bestimmung gewisser Punkte im Sonnenbilde und die Berechnung ihrer Verschiebung wesentlich erleichtert. Heute zeigte sich nun im Sonnenbilde eine Gruppe von vier größeren, schwarzen Sonnenflecken, von denen zwei mit einem weniger dunklen Hofe deutlich umgeben waren. Die Wissenschaft bezeichnet diese Flecke als Producte theilweiser Abkühlungen in den glühenden Sonnengasen; manche solcher Flecke dauern Monate hindurch und verschwinden, wenn sie am Ostrande der Sonne eingetreten sind, nach 13 Tagen am Westrande derselben, kommen aber häufig nach 14 Tagen am Ostrande wieder zum Vorschein. Man hat hieraus Schlüsse auf eine Axenrotation des Sonnenballs gezogen; es bleibt aber auch hier noch manches Geheimniß zu lösen, zumal das Auftreten der Sonnenflecke zu verschiedenen Zeiten ein verschieden zahlreiches ist und man gefunden hat, daß nach einer Periode von etwas mehr als 11 Jahren die größte Menge dieser Flecken aufzutreten pflegt.

Nachdem ich längere Zeit die Sonnenflecke sinnend betrachtet und der Wunder des Contrastes staunend inne geworden war, denn das schwarze Centrum solchen Fleckes entsendet immer noch über 4000 Mal mehr Licht als ein gleich großer Theil des Vollmondes, sprach ich dem Herrn Professor meinen bescheidenen Wunsch aus, einen Blick in die geheimnißvolle Zauberschönheit des Sonnenspectrums thun zu dürfen. Bereitwillig erfüllte der liebenswürdige Gelehrte meine Bitte. Es ist jedem Gebildeten bekannt, daß das farblose Sonnenlicht, dessen Strahlen durch ein Prisma gebrochen werden, sich in die bunten Farben des Regenbogens zerlegt und daß dieses Farbenbild, Spectrum genannt, durch senkrecht zur Breitenentwickelung stehende, stärkere und schwächere dunkle Linien getheilt wird, welche nach dem Physiker Fraunhofer „Fraunhofer'sche Linien" heißen. Die Wissenschaft hat durch eine Folge hier nicht näher zu begründender Schlüsse ermittelt, daß die Sonne ein glühender fester oder flüssiger Körper ist, der von Gasen umgeben wird, welche die mit ihnen gleiche Brechbarkeit habenden Strahlen des Sonnenkörpers verschlucken und auf diese Weise die schwarzen Linien im Spectrum erzeugen. Diese Fraunhofer'schen Linien entsprechen nun den hellen Linien derjenigen Spectra, welche durch die Lichtquelle glühender irdischer Stoffe erzeugt werden, und aus dieser Uebereinstimmung hat man weiter ermittelt, daß in der Gasatmosphäre der Sonne folgende uns Allen bekannte Stoffe vorhanden sind: Eisen, Natrium, Kalium, Calcium, Magnesium, Chrom und Nickel. Die Anwesenheit von Zink, Kupfer und Kobalt ist wahrscheinlich; Gold, Silber, Blei, Quecksilber, Arsen und Zinn können auch vorhanden sein, doch in so geringer Menge, daß sie von uns nicht mehr nachzuweisen sind; zwei auf unserer Erde jedoch sehr häufig vorkommende Stoffe, Kiesel und Sauerstoff, fehlen der Sonne vollkommen. Umgekehrt deutet aber die große Menge der Fraunhofer'schen Linien darauf hin, daß auf der Sonne viele Stoffe existiren, welche uns gänzlich unbekannt sind und deren Natur uns auch für die Zukunft wohl immer verschlossen bleiben wird.

Es leuchtet ein, daß diese Annahmen nur dann erhärtet werden konnten, wenn es der Wissenschaft gelang, die Gasatmosphäre der Sonne allein (ohne die gleichzeitig direct wirkende Lichtquelle des festen oder flüssigen Sonnenkörpers) einer spectralanalytischen Untersuchung zu unterziehen, und dies hat bekanntlich bei der totalen Finsterniß der Sonne im Sommer 1868 stattgefunden, wo die geistreichen Aufstellungen des genialen Professors Kirchhoff Beweiskraft gewonnen haben. Das Dr. Ule und Hummel'sche Volksbuch („Physikalische und chemische Unterhaltungen." Leipzig, 1873. Friedrich Fleischer.) äußert sich über diese Materie folgenderweise: „Die ganze Lichthülle der Sonne, namentlich aber die unter dem Namen der Protuberanzen (Hervorragungen) bekannt gewordenen hornartigen Erhebungen

Digitized by Google

über den Rand der verfinsterten Sonnenscheibe zeigten nicht nur deutlich ein aus zahlreichen hellen Streifen bestehendes Spectrum, wie es von einer glühenden Gashülle erwartet werden mußte, sondern es traten darin auch besonders jene Streifen hervor, welche den Fraunhofer'schen Linien D, E und F entsprechen. Diese im Spectrum der Sonnenatmosphäre auftretenden Streifen gehören aber dem Spectrum des Wasserstoffes an, und daraus haben denn die Beobachter den Schluß gezogen, daß nicht nur die dampfförmige Hülle des Sonnenkörpers, sondern auch ganz besonders die Protuberanzen aus ungeheuer großen glühenden Gasmassen bestehen, welche vorzugsweise Wasserstoff enthalten."

Diese Protuberanzen nun sind es, welche das Interesse nicht nur des Astronomen, sondern auch jedes gebildeten Laien mächtig zu erregen pflegen und ich kann mir die Pein des Gelehrten recht gut vorstellen, der in seinem stillen Observatorium von der lästigen Neugier eines gar keine wissenschaftlichen Voraussetzungen mitbringenden Besuches überfallen und naiv gebeten wird, ein kleines Protuberanzchen aufzuzeigen, Welch ermüdendes Hin- und Herreden, Fragen und Beantworten! welch vergebliche Bemühungen des Astronomen, mit wenigen Worten einen Auszug des Wissens zu geben und dem Laien mundrecht zu machen, der doch zur gründlichen Belehrung eines jahrelangen Unterrichtscursus in Physik und Astronomie dringend bedürftig wäre! Denn — und dies soll hier betont werden — eine Protuberanz am Sonnenrande, die heute nicht nur bei Finsternissen, sondern jeder Zeit beobachtet werden kann, läßt sich nicht unmittelbar, etwa wie ein interessantes Thier in einer Menagerie, dem Auge des wißbegierigen Laien vorführen. Selbst durch kohlegefärbte Linsen, durch die wir direct in das Sonnenlicht zu blicken vermögen, kann sie nicht unmittelbar beobachtet werden, wenn die eruptionsartig aufschießenden, glühenden Wasserstoffgase vielleicht auch Hunderte und Tausende von Meilen weit aus dem Sonnenrande emporwirbeln und in größerer Nähe betrachtet für das menschliche Auge selbst den imposantesten Ausbruch eines Vulkans in erdrückenden Schatten stellen und als ein mikroskopisches Pünktchen erscheinen lassen würden. Protuberanzen lassen sich eben nur mittelbar durch den Spectralapparat beobachten, durch welchen blickend man den Sonnenrand in Beziehung auf die Wasserstofflinien des Spectrums untersucht.

Ich vermied es daher gewissenhaft, der Liebenswürdigkeit des Herrn Professors durch mehr oder minder peinerregende Fragen lästig zu fallen und begnügte mich mit einem flüchtigen Blicke in den Spectralapparat, der an den Reflector angeschraubt worden und in dessen verdunkeltem Inneren die farbige Wunderblume des Spectrums leuchtend aufgeblüht war. Durch die Analyse dieser bunten, zauberhaften Pracht sind uns Räthsel enthüllt worden, deren bloße Fragestellung den früheren Jahrhunderten noch unbekannt war und diese Räthsellösungen haben unsern Blick derart geschärft, daß wir ihn triumphirend in die Sonnenfernen des Weltenraumes tauchen und wissenschaftliche Thatsachen selbst von Fixsternen ablesen dürfen, die Millionen Sonnenfernen oder Erdweiten von uns entfernt sind und deren Licht, um bis zu uns zu dringen, ganze Menschenalter gebraucht. Staunen und andächtiges Schauern erfaßt uns, wenn wir in solchen Betrachtungen zum flammenden Sonnenballe emporblicken; der immer rege, nie ganz gestillte Durst der Menschheit nach des Wissens belebenden Quellen ist der geheimnißvolle Stachel, der die Creatur, auch wenn sie ermatten oder auf gewonnenen Lorbeeren behaglich einschlummern möchte, immer wieder emporrüttelt und zu neuem Sinnen und Forschen treibt, — und wenn wir oft auch schmerzlich das Mißverhältniß zwischen der majestätischen Größe des Alls und der relativen Geringfügigkeit der Erweiterung unseres Wissens empfinden, ganz ermatten, ganz hoffnungslos zusammensinken kann der Edle nie, dem es vergönnt ist, die lechzende Zunge, wenn auch nur tropfenweise, aus jenem erfrischenden Quell zu netzen.

Wir verließen das interimistische Observatorium und der duftige Rauch frisch angezündeter Cigarren entrückte uns der ultima Thule des Weltenraumes und gab uns der irdischen Zeit und Wirklichkeit wieder.

Ein kleines Holzhäuschen zu magnetischen Messungen entdeckte ich noch, — auch dieses ist provisorisch und wird später durch eine bleibende Construction ersetzt werden, die ihren Platz südlich vom Hauptgebäude finden wird.

Der freundliche Chef der Sonnenwarte begleitete mich noch auf einem Umwege durch den noch wilden, aber in satter, herbstlich schöner Farbenpracht schimmernden Park nach dem Ausgangsthore, und nach warmen Worten des Dankes und einem herzlichen Händedruck meinerseits trat ich wieder in das Helldunkel der Baumgruppen des Brauhausberges. Jetzt ging es bequem bergab der Stadt zu. Mit einem erhöhten Gefühle der Lust trank ich die reine Waldluft. Etwas wie Stolz auf mein Vaterland und meine Zeit erfüllte meine Brust, denn — kein Aufrichtiger kann diese Thatsache in Abrede stellen — wie verkehrt und elend uns auch Vieles erscheinen mag, die Zeit, in der wir leben, ist eine große! Mögen sich noch so viele Hindernisse auf der Bahn unseres Ringens aufthürmen, menschliche Ausdauer wird sie beseitigen und jeder Tag setzt einen Markstein, der in Gestalt irgend einer Entdeckung oder Erfindung oder Verbesserung das Stück erkennen läßt, um welches die Menschheit sich dem großen, nur geahnten Ziele wieder genähert hat! Per aspera ad astra!

Gerhard von Amyntor.

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Drei erste Aufführungen innerhalb einer Maiwoche, Shakespeares Königsdramen im Schauspielhause, ermäßigte Eintrittspreise und sehr viel Kadetten in den Königlichen Theatern! Lauter sprechende Beweise, daß die Saison morte der Theater im Anzuge ist und daß es ungewöhnlicher Mittel bedarf, den Wirkungen dieses mächtigsten Feindes der Theaterkassen solange als irgend möglich Einhalt zu thun. Ob die Mittel richtig gewählt sind? Nicht in allen Fällen scheinen sie sich bewähren zu wollen; die Königsdramen ziehen an einem halbvollen Parterre vorüber, das von den offenen, frohen Gesichtern einiger Dutzend jener Jünger des Mars erglänzt, deren friedliche Aufgabe es mit ist, darzuthun, wie ein leeres Parquet dennoch ein volles sein könne. „Ein gutes Mittelhaus", antwortete ich kürzlich einem jüngeren Dramatiker, welcher sich von mir die Physiognomie des Schauspielhauses bei der soundsovielten Aufführung eines seiner Stücke beschreiben lassen wollte. „Viel Kadetten?" forschte er ängstlich weiter. „Etliche Bänke", entgegnete ich arglos und sprach damit dem Dichter einen nicht unbeträchtlichen Theil der Tantième ab, zu welcher das „gute Mittelhaus" ihn berechtigt haben würde. Nun, die Königlichen Schauspiele „haben's ja Gott sei Dank nicht nöthig", das ist doch ein Trost, von dem nur zu wünschen wäre, er ließe sich auf alle anderen Theater mit gleichem Rechte anwenden, wenn sie der Kadetten oder „dead-heads" bedürftig sein sollten, mit welchen Worten der Engländer ungeschlachterweise unser feinfühliges und rücksichtsvolles „Freiberger" wiederzugeben sucht. Auch das Residenztheater scheint in den Neuigkeiten, womit es uns im Verlaufe von Emerich Roberts Gastspiel überraschte, nicht das rechte Mittel gefunden zu haben. An den Schauspielern liegt es sicherlich nicht, vielleicht auch nicht an den Stücken, leichte, aber amüsante Waare: wohl aber an dem Erbfeinde des Theaterbesuches, dem Sonnenschein, welcher unwiderstehlich in's Freie lockt, an dem Frühling; ihm wohnt die Wunderkraft inne, von der Leroy den Helden seines neuen Stückes beseelt sein läßt und welche demselben den Namen gibt: „Er bezaubert". Die dreiactige Komödie Louis Leroys beruht auf der Voraussetzung, es gebe Menschen, welche durch die Gewalt ihres Blickes unwiderstehlich wirken, sich „Mensch und Vieh" unterthänig machen. Es handelt sich allen Ernstes um ein Stück Mesmerismus, oder genauer, um die Zauberkraft, mit welcher der hindustanische Magier die bösartigsten Schlangen seinem Willen sich zwingt, freilich nicht ohne vorher eine Vorsichtsmaßregel angewandt zu haben, die in dem Ausbrechen der Giftzähne besteht. Dennoch besteht zwischen dem „charmeur"

Digitized by Google

(so heißt das französische Original des Stückes) am Ganges und dem in der Komödie ein bedeutender Unterschied zu Gunsten des letzteren. Während der Hindu nur das Reptil zu bezaubern vermag, berückt Leroys „Architekt Gerard" erstens einen Bären, dann sämmtliche Personen des Stückes — worunter sich einige sehr verstockte befinden — und schließlich eine Kreuzotter. Daß ein Bühnenwerk, welches mit solchen Mitteln arbeitet, von der Kritik nicht ernsthaft genommen werden darf, liegt auf der Hand. Es bleibt nur die Frage zu beantworten, ob es den einen Zweck, welcher es existenzberechtigt erscheinen lassen würde, erfüllt: ob die unsinnige Voraussetzung, die dem Stück zu Grunde liegt, [illegible]nisch gewandt verarbeitet sei, ob es „unterhält". Und darauf läßt sich wohl mit „Ja" antworten. Das Stück ist bis auf wenige unbeträchtliche Längen in der Expositionsscene und im zweiten Act geschickt „gemacht", und führt uns in dem Kürassier-Rittmeister a. D. Bouchard und dem Baron von Mortsang zwei vortrefflich gezeichnete Typen vor, welche genügen, dem Lustspiel überall eine freundliche Aufnahme zu schaffen, wo die beiden Rollen so vortrefflich gespielt werden wie im Residenztheater von den Herren Keppler und Beckmann. Die übrigen Personen des Stückes sind bekannten oder gewöhnlichen Schlages: der Zauberer Gerard das Ideal einer noblen Jünglingsnatur, schön, liebenswürdig, genial, heroisch; die zu bezaubernde Grafentochter ein reizender, trotziger Wildfang, der ebenfalls zu bezaubernde Graf ein dickköpfiger alter Herr mit legitimistisch-militärischem Anstrich. Für gute Schauspieler ist die Darstellung dieser Figuren eine dankbare Aufgabe. Besser als im Residenztheater konnte sie kaum gelöst werden. Herr Robert verrichtete seine Bezauberungsarbeit in eleganter, liebenswürdiger Weise und im dritten Acte (wo es gilt, dem starrsinnigen Grafen den Zauber empfinden zu lassen, der alte Herr jedoch dafür allein nicht empfänglich ist) unter Mitwirkung und dem Aufwande seiner bewährten Vortragskunst. Fräulein Mathilde Ramm war eine reizende Comtesse voll jugendlicher Anmuth. Die sehr begabte Künstlerin konnte sich bei dieser Gelegenheit eines eigenartigen, aber vollwichtigen Triumphes rühmen. Als Gerard-Robert im zweiten Acte von ihr sagt: „Sie ist anbetungswürdig", stimmt ein lautdenkender Zuschauer im Parquet zu, indem er weit vernehmlich nachsprach: „Ja, sie ist wirklich anbetungswürdig." Das Intermezzo erregte die größte Heiterkeit. Herr Prosky (Graf), Herr Franz Wallner der Jüngere und Frau Ernst ergänzten das Ensemble vortrefflich. — Derselbe Abend brachte ein einactiges Drama von Sardou und Decourcelle: „Marcel". Ein Vater hat seinen vierjährigen Sohn durch einen Zufall erschossen, ist darüber geisteskrank geworden und wird geheilt, indem ihm sein inzwischen geborener zweiter Sohn als der vermeintliche (und wirklich) erschossene vorgeführt wird. Schließlich merkt er die Täuschung, bleibt aber geheilt. Ich vermuthe, daß die Idee des Stückes von Decourcelle herrührt und daß Sardou sie für die Bühne verwerthet habe, denn nur ein so geschickter Dramatiker wie er vermag den widerwärtigen Stoff so erträglich zu gestalten, als es hier geschehen ist. Immerhin halte ich es für eine Verirrung, derartige Motive rein pathologischer Art auf die Bühne zu bringen. Einige gelungene Ausnahmen, wie das bekannte „Sie ist wahnsinnig" und vielleicht auch dieser „Marcel", beweisen nicht dagegen; hier und dort handelt es sich lediglich darum, dem Schauspieler Gelegenheit zur Entfaltung seiner Virtuosität zu geben. Dies mag wohl auch der Grund gewesen sein, weshalb Herr Robert uns mit dem Sardou'schen Drama bekannt gemacht hat, und so soll ihm die Anerkennung nicht versagt sein, daß er den geisteskranken Gaston in maßvollster und gerade darum in desto ergreifenderer Weise spielte. Die wenig bedeutende Partie der leid- und liebevollen Gattin und Mutter des Kranken wuchs unter der Hingabe, mit welcher die Künstlerin sich ihr widmete.

Im Wallnertheater begrüßte am letzten Donnerstag ein „ausverkauftes Haus" fünf Wiener Gäste (die Damen Finaly, Link, Klein, Streitmann und Herrn Eppich), die sich zu einem Gesammtgastspiel mit dem Zwecke vereinigt haben, den Berlinern Offenbachs hier noch nicht gehörte Operette „Margot, die schöne Bäckerin" vorzuführen. Wie bei dem eben erwähnten Lustspiel, so ist auch die Signatur dieser neuen Operette das Amüsante. Der Text von Meilhac und Halevy mit seinen unverkennbaren Beziehungen zu dem der Madam Angot verwerthet nicht ungeschickt den Inhalt eines alten französischen Volksliedes (la boulangère a des écus), in welchem von einer reichen und schönen Bäckerin die Rede ist, die gleichzeitig mit einer Freundin einen des Hochverraths verdächtigen Friseur liebt, ihn rettet und die schließlich sich den Herzogintitel kauft, zu einem luftigen Gewebe von allerhand möglichen und unmöglichen Situationen, welche aber oft recht komisch wirken, so stark auch die Zumuthungen sind, die sie der Naivetät des Zuschauers stellen. Zu diesem Libretto hat Offenbach aus dem reichen Melodienschatze seiner unzähligen früheren Opern und dem einiger anderen bewährten Componisten eine leichtflüssige, heitere und hin und wieder graziöse Musik zusammengestellt. Aus allen Ecken lachen uns die wohlbekannten Gesichter der vielen Lieblingskinder Offenbachs entgegen: sie treiben mit einander und den Söhnen und Töchtern ihrer Verwandten Lecoq, Johann Strauß, Maillard und wie sie alle heißen mögen, ein heiteres Versteckspiel, in dessen Belauschung der Zuschauer einen angenehmen Theaterabend verbringt, und für einen solchen dankbar zu sein ist Pflicht. In die Ehren des Abends theilten sich die Träger der musikalischen Hauptrollen, die Damen Finaly und Link, Herr Eppich und die beiden bewährten heimischen Mitglieder Engels und Meißner, von denen besonders der erstere in seinem Polizeiagenten eine köstliche Charge schuf. Herr Eppich als Friseur Bernadille bewährte sich in dem Vortrage des Couplets „Die Liebe fragt nicht wieso" als einen Gesangskomiker ersten Ranges. Inscenirung und Ausstattung waren vortrefflich.

Ueber die erste Aufführung von Jules Vernes „Der Courier des Czaren" im Victoriatheater und über das Gastspiel Tommaso Salvinis in nächster Nummer. J. H.

Musikalische Aufführungen.

Vom Schlusse der Saison.

„Judas Maccabäus" von Händel, aufgeführt von der Königlichen Hochschule für ausübende Tonkunst. — Beethovens 9. Symphonie und Tauberts „Kaisermarsch", ausgeführt von der Königlichen Kapelle.

Die Concerte der Königlichen Hochschule für ausübende Tonkunst und der Königlichen Kapelle haben der Musiksaison einen späten und würdigen Abschluß gegeben. Was jetzt — Mitte Mai — noch an Musikaufführungen im Concertsaale stattfinden wird, das dürfte, wenn nicht ganz Außerordentliches eintrifft, wohl keinen Stoff bieten zu besonderer Besprechung.

Die Königliche Hochschule hat zu ihrer letzten Oratorienaufführung „Judas Maccabäus" von Händel gewählt. Es enthält dieses Werk neben unbeschreiblich Herrlichem auch manche Schwächen. Der geneigte Leser, der meine Artikel mit einiger Aufmerksamkeit beehrt, wird sich erinnern, daß ich vor einigen Wochen den Chor aus Judas Maccabäus: „Nein, nimmer werfen wir uns hin" (der englische Text: „We never will bow down" klingt energischer) als eine jener Schöpfungen bezeichnete, vor denen ich mein künstlerisches Morgengebet verrichte. Ich kann also sagen, daß ich das Oratorium von langer Zeit her kenne, von einer Zeit, als man noch aus lebendigem eigenem Studium die großen Werke kennen lernte, und nicht aus langen und gespreizten Deductionen gelehrter Musikphilologen, die sich zu alleinigen berechtigten Kennern der Meister aufwerfen. Niemand darf mich also eines Mangels an Pietät zeihen, wenn ich behaupte, daß die meisten Frauenarien in Judas Maccabäus eigentlich Bravourarien sind, die mehr ihrer Zeit des geschnörkelten Gesanges angehören, als daß sie als Kunstwerke gelten könnten. Das werden die Händelianer natürlich nicht gelten lassen. Diese sind ja nicht besser, als die Janer überhaupt. Jeder dieser Herren hat seinen Heiligen, dessen Wunder er allein zu begreifen und zu verkündigen vermag. Dabei kommen denn die allersonderbarsten Dinge zu Tage. Ich habe Herrn Chrysanders Händel-Biographie neuerdings durchstudirt und werde demnächst nicht aus herausgegriffenen Sätzen, sondern aus ganzen Perioden des Buches darlegen, daß die deutsche Literatur wenig Sonderbareres und Unlogischeres — ich wähle die allerhöflichsten Worte — aufzuweisen hat, als manche psychologische und culturhistorische Darlegungen dieses Herrn. Diese Behauptung soll binnen kurzer Zeit unwiderleglich bewahrheitet werden, jetzt habe ich von der Aufführung des Oratoriums zu berichten.

Chöre und Orchester leisteten ganz Vorzügliches. Die Reinheit der Intonation und das Feuer des Vortrages der Stimmen, die Sicherheit und Klangwirkung der instrumentalen Begleitung ließen nichts zu wünschen. Die Solisten dagegen waren, mit Ausnahme des Herrn Krolop von der Oper, der sich wieder als Meister im Oratoriengesange

Digitized by Google

zeigte, von der Art, daß die Verwunderung über ein Königliches Institut, das nach sieben Jahren nichts Besseres an Schülern aufzuweisen hat, eine sehr berechtigte ist. Die Sopranistin Fräulein Essolda Fritsch besitzt eine sehr scharfe und zugleich näselnde Stimme, deren Register ganz ungleich ausgebildet sind; man hörte von vier zu vier Tönen eine andere Klangfarbe — in der Arie: „Dann tönt der Laute und Harfe Klang" konnte man glauben, daß zwei verschiedene Stimmen, die eine das b, die andere das darauffolgende zweigestrichene g sangen. Dabei singt sie manchmal mit einer bewunderungswürdigen Seelenruhe unrein. Ihre Coloratur ist sehr gut entwickelt, aber der Vortrag ist eisigkalt, und wenn eine so alte Schnörkelarie, wie die oben angeführte, nicht mit Feuer, sondern nur solfeggienartig gesungen werden kann, so wäre das Beste, sie bliebe ganz weg. Der Geist Händels zürnte ganz gewiß nicht. Herr Rusak machte einen fast komischen Eindruck, wenn er mit seiner Stimme das Volk zu den Waffen rief. Neben den beiden Genannten wirkte Fräulein Hohenschild wahrhaft erquickend. Ihre Altstimme ist zwar etwas fahl und ermangelt der Klangschönheit, ist aber doch voll und klar und auch in den Registern gleich; dabei ist die Intonation eine sichere und reine. Wenn die junge Dame sich so weiterselbstständig entwickelt haben wird, daß sie nicht mehr Frau Joachim zu copiren sucht, dann kann sie auf großen Erfolg rechnen. Frau Joachim ist eine Individualität mit ihren Vorzügen und Schwächen, und ich habe schon einmal in diesen Blättern bemerkt, ihre Nachahmerinnen werden sich immer zu ihr verhalten, wie der gemalte Theatermondschein zum wirklichen. Und theatermondscheinartig war der ganze Vortrag der Solisten von der Hochschule, so kalt und nüchtern als nur möglich; ich meinestheils habe kein Verständniß für solche Auffassung; ich denke mir immer, man kann auch das klassischeste Oratorium, zumal ein so episch-dramatisches wie dieses, mit recht viel Feuer und Schwung singen, ohne irgend etwas „Unsittliches" zu begehen. Ich weiß zwar, daß Mandelmilch ein viel tugendhafteres Getränk ist als alter Rheinwein, daß dieser berauschen und jene höchstens den Magen verderben kann; aber ich glaube fest, daß der liebe Gott mir die Sünde vergeben wird, wenn ich doch lieber Rheinwein trinke, und wenn ich mich auch in der Kunst lieber ein wenig berausche, als immer nüchtern bleibe. — Einer komischen Erscheinung muß ich noch Erwähnung thun. Unter den Solisten war der treffliche Herr Krolop allein vom Theater, und er war der Einzige, der keine Theaterpositur annahm, er sang wie ein Künstler, der vor Allem seinen Part schön vortragen will, ohne weitere Zuthaten; aber Fräulein Hohenschild und Herr Rusak zogen die Schultern in die Höhe, spreizten die Füße und streckten den Arm mit dem Notenblatte in heroischer Stellung aus, als hielten sie auf der Bühne Generalprobe für ein Ritterschauspiel. Wie ich das so oben sah, da kamen mir immer Mirza Schaffys Worte in's Gedächtniß:

„Zu des Verstandes und Witzes Umgehung
Ist nichts geschickter als Augenverdrehung."

Summa Summarum: Orchester und Chor ganz vortrefflich, Tenor- und Sopransoli meist hochschülerhaft.

Das letzte Symphonieconcert der Königl. Kapelle hat, statt wie gewöhnlich im Concertsaale des Opernhauses, auf der Bühne stattgefunden, mit Unterstützung des Stern'schen Gesangvereins. Ueber die Klangwirkung des Orchesters von der Bühne waren die verschiedenartigsten Urtheile zu vernehmen. Viele die im Parquet gesessen klagten, sie hätten nicht gut gehört, Alles nur in verdünntem Maßstabe vernommen. Dagegen waren fast Alle, die ihren Platz im ersten Range gefunden, gleich dem Verfasser freudig überrascht von der Klangschönheit. Es ist also sehr schwer zu entscheiden, ob jener Uebelstand aus der geringeren Akustik der Oertlichkeit oder aus fehlerhafter Einrichtung des Orchesters entstanden war. Ein sehr großer Vortheil, den jenes Concert im Theater bot, bleibt unbestreitbar: daß auch ein größeres Publicum im Stande war, die Genüsse zu theilen, und es möge der genauen Erwägung der Vorstände empfohlen sein, ob die Concerte der Königl. Kapelle nicht immer auf der Bühne gegeben werden könnten. Wir wollen zuerst von der neuen Composition sprechen, von Tauberts „Kaisermarsch". Derselbe ist eigentlich mehr eine ziemlich breit angelegte Cantate, mit Benutzung zweier Choräle, zwischen welchen ein marschartiges Cantabile und dann ein bewegter Mittelsatz abwechselnd ertönen. Ersteres ist sehr anmuthig und edel erfunden und von unmittelbarer schöner Wirkung. Der Mittelsatz dagegen erschien zu weit ausgesponnen und die Wirkung beeinträchtigend, durch Kürzung wird meiner Ueberzeugung nach dem Ganzen eine abgerundete Form gegeben und der Erfolg gesichert werden. Neben diesem Kaisermarsch kam noch Webers Euryanthen-Ouverture, eine prächtige Bach'sche „Symphonie" und endlich Beethovens neunte zur Aufführung. Die Leistungen der Königlichen Kapelle waren, gleich denen des Stern'schen Gesangvereins, vortrefflich. In dem Finale der neunten erschienen, mit Ausnahme des immer künstlerisch gewissenhaften Herrn Betz, die Solisten nicht sehr disponirt. Namentlich Fräulein Lehmann nahm die Aufgabe recht schalkhaft leicht, als sänge sie irgend ein Liedchen. Sie warf ihre Passagen nur so hin, ohne die geringste Beachtung des Taktes und Rhythmus und lächelte hinterdrein ganz anmuthig. Ob das genial ist, weiß ich nicht, keinesfalls war es der Würde des Gegenstandes angemessen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Das diplomatische Vorspiel des Krieges wird nun bald gänzlich zu Ende sein und das eiserne Würfelspiel hat inzwischen schon begonnen. Die letzten Depeschen sind gewechselt, völkerrechtliche Untersuchungen in den Leitartikeln so oft wiederholt und abgedruckt, daß man sie schier auswendig weiß. Die letzteren erinnern an die Antwort, welche ein amerikanischer Taschendieb einem Anwalt der bestohlenen Partei gegenüber, der ihn scharf in Kreuzfragen verwickelte, zum Besten gab. Ungeduldig sagte er, zwischen ihm, dem Dieb, und einem Advocaten bestehe der Unterschied, daß er einen silbernen Löffel, wo er ihn finde, sogleich einstecke, jener aber vorher ein Buch nachschlage und dann, wenn er sich vor dem Strafgesetz sicher glaube, ganz dasselbe thue! In dem jüngsten Wortwechsel hat die offene Sprache der englischen Minister, sowohl Rußland gegenüber als im Parlament Jeden, der dafür Sinn hat, erfrischend angemuthet. Russische Sophismen haben allerdings die Geister weithin so gründlich verwirrt, daß, wo eine männliche, einfach wahre Rede vernommen wird, dagegen ein Gekreisch ertönt, das nichts widerlegt, sondern nur den Maßstab bietet, wie tief der Hieb gesessen hat. Bewunderungswerth ist aber die Geduld, mit der das Publicum allgemeine Phrasen und Wendungen entgegennimmt. Wenn der Zeitungsleser sich durch den Augenschein überzeugt hat, daß ein Staat seine Neutralität verkündet aber seine eigenen Interessen zu wahren entschlossen ist, hält er sich für vier und zwanzig Stunden beruhigt und geht seinen Geschäften nach. Wo jene Interessen anfangen und wo sie aufhören, ist nicht gesagt, aber die Formel genügt der leichtgläubigen Menge. In dieser Beziehung stehen auch die Leistungen englischer Staatsmänner hinter denjenigen ihrer Collegen auf dem Festlande nicht sonderlich zurück. Herr Thiers sagte einmal, der größte Redner könne ohne Gemeinplätze nicht fertig werden, sonst höre Niemand mehr zu. Dies Axiom mag erklären, wie auch das praktische britische Inselvolk zuweilen durch vieldeutige unbestimmte Maximen für einige Zeit befriedigt wird. Man könnte das bekannte Wort des schwedischen Ministers und Diplomaten aus dem siebzehnten Jahrhundert über die geringen Mittel, mit welchen die Menschen regiert werden, noch zutreffender auf die Redensarten anwenden, mit welchen sie sich aller Orten abspeisen lassen. Doch weiß John Bull in der Regel was er will, und er findet sich zu Gunsten seiner reellen Vortheile in verwickelten Staatsproblemen rascher zurecht als jüngere Völker, die jede von berufenen Personen zurechtgeknetete officiöse Speise wie Himmelsmanna empfangen und auch vollkommen verdauen. In der letzten Debatte des englischen Parlaments wurde übrigens sowohl von der Opposition, wie auch von den Bänken der Minister aus nicht nur Rußland, sondern auch der Türkei manche derbe Wahrheit gesagt. Blind und thöricht nannte letztere Herr Minister Croß wegen ihrer unglaublich verblendeten Ablehnung des Protokolls. Der ottomanische Botschafter in London sagte bekanntlich Lord Derby, die Türken wollten lieber zwei Provinzen verlieren oder aus Europa ganz verschwinden, als sich demüthigen und die Einmischung des Auslandes in ihre Angelegenheiten dulden! Also ganz wie der Papst, mit welchem der Sultan trotz seiner gründlichen Ungläubigkeit auch sonst eine gewisse Wahlverwandtschaft oft genug verrathen hat. Beiden ist das: Non possumus! gemeinsam, jene gefährliche Devise, mit welcher Pius IX. seine Länder verlor und der Sultan Schritt für Schritt nach Asien hin verdrängt werden könnte. Der Dritte im Bunde im Laufe des Jahrhunderts war Wilhelm I. von Oranien, König von Holland, dem im

Digitized by Google

Beginn der belgischen Revolution noch eine Art Personal-Union angeboten war. Er sollte seinen Sohn zum König von Belgien ernennen lassen. Lieber möchte ich, rief der eigensinnige Mann aus, Herrn de Potter als belgischen König sehen! Das war nämlich ein eingefleischter Republikaner und der sich klug dünkende Oranier meinte, wenn der auch König würde, werde es nicht lange währen und das abtrünnige Land werde ihm schon wieder zufallen. Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, nämlich ohne die schlauen Belgier, die sich einen Coburger Prinzen zum König holten und von Holland nichts mehr wissen wollten. Wilhelm I. hatte das Nachsehen. Dem Sultan kann ähnlich ergehen und sein Schicksal wäre um so mehr selbstverschuldet, als sein Palladium, der Artikel IX. des Pariser Vertrages, für welches er sterben will, längst mit seiner Einwilligung durchlöchert war. Den Beweis wird der Leser gern erlassen. Es fehlte nur noch, daß solche haarspaltende Controversen sich auch in die Wochenchronik der Gegenwart verirrten. Man liese ihr bei dem ersten Wort davon.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

Während mir eine Flut in Berliner Tagesblättern empfangener Schmähungen als Achtungserfolg meines vorher in Wien wohl aufgenommenen Trauerspieles „Nero" in Ihrer geschätzten Zeitschrift interpretirt wird, erhalte ich auf anderem Wege Nachricht über das Schicksal eines zwar minder umfangreichen und wohl auch der Beachtung minder werthen lyrischen Gedichtes, welches, entsprechend dem intimeren Charakter der lyrischen Poesie, in einer einfachen Cassirung seinen Abschluß fand. Da aber mit dieser Beseitigung noch eine andere Manipulation mir verbunden scheint, so glaube ich aus einer lange beobachteten Reserve hervortreten und das gegen mich beliebte Verfahren weiteren Kreisen mittheilen zu sollen.

Zur Zeit des 200jährigen Jubiläums der Schlacht von Fehrbellin erschien in den „Preußischen Jahrbüchern" ein darauf bezüglicher Aufsatz von B. Erdmannsdörfer, welcher nachstehenden Passus enthielt: „Noch jetzt erzählt man im Havellande die anmuthige Legende von dem Kinde von Fehrbellin: wie am Morgen der Schlacht der Kurfürst durch das von seinen Bewohnern verlassene Dorf Hackenberg dem Schlachtfelde zureitet, trifft er am Wege, ganz allein in dem leeren Ort, in der Eile der Angst vergessen, ein wimmerndes Kind, das flehend die Arme zu ihm erhebt; im Reiten rafft er es empor vom Boden, in der Meinung, es irgendwo in Sicherheit zu bringen — aber indem beginnt die Schlacht; den Seinigen voran wirft sich der Kurfürst in das Getümmel, kämpfend hat er des Kindes nicht mehr Acht, und erst als die Schlacht geschlagen, der Sieg gewonnen, da gedenkt er des Findlings, und siehe da, am Riemenwerk seines Harnisches hat der Knabe sich festgeklammert und blickt ihm unversehrt und lächelnd in die Augen. Der Kurfürst hatte sich selbst seinen Schutzgeist durch die Schlacht getragen."

Mein Freund Ludwig Speidel in Wien, ein regelmäßiger Leser genannter Zeitschrift, machte mich auf die schöne Sage aufmerksam und forderte mich auf, solche dichterisch zu behandeln. Nachdem ich mich ein paar Tage damit getragen, schrieb ich auf einem gemeinsamen Spaziergange das Gedicht nieder und wir besserten und feilten es sodann Beide mit einander durch. Mein Freund hatte viel Freude daran und er schickte es Herrn Karl Frenzel für die „National-Zeitung" in Berlin, der aber, wohl weil es post festum kam, nicht willfahren konnte. Eine passende Gelegenheit, es zu veröffentlichen, bot sich mir erst wieder, als ich vor zwei Jahren zur Mitarbeiterschaft am „Düsseldorfer Künstler-Album" eingeladen wurde. Ich sandte das Gedicht für den vorigjährigen Jahrgang und lebte des Glaubens, dasselbe sei erschienen, bis ich mich vor Kurzem von dem Gegentheil überzeugte. In meiner Ueberraschung, noch mehr aber, weil ich nicht sicher wußte, ob sich eine Abschrift davon unter meinen von einem entfernt wohnenden Freunde verwahrten Papieren befinde, schrieb ich an den seitherigen Herausgeber des Albums, Herrn Ernst Scherenberg in Elberfeld, und erkundigte mich nach dem Grund der Ausschließung; zugleich bat ich um Zurückgabe des mir wünschenswerthen Manuscriptes. Als ich auf diese Zuschrift nach drei Wochen noch immer ohne Antwort war, erneuerte ich mein Ersuchen, und nun erhielt ich ein längeres Schreiben des genannten Herrn, dem ich die folgenden Stellen mit möglichster Weglassung aller persönlichen Bemerkungen entnehme: „Ihr mir unter dem 25. April, also schon sehr spät im vorigen Jahre gesandtes Gedicht „Das Kind von Fehrbellin" sprach mich derart an, daß ich es, obschon die Vorbereitungen in dieser Beziehung bereits abgeschlossen waren, alsbald an die Verlagshandlung des „Künstler-Albums" nach Düsseldorf sandte mit der angelegentlichen Bitte, dasselbe einem Künstler zur Illustration zu übergeben. Ich glaubte, daß dies geschehen. Als ich jedoch im Spätsommer kurz vor dem Abschluß des Druckes zu mündlicher Besprechung nach Düsseldorf fuhr, theilten mir die Verleger mit, ein bedeutender dortiger Schlachtenmaler, der selbst Dichter ist, habe denselben Stoff in Vers und Bild behandelt, und da sie ihn gern mit diesem Beitrag im Album hab[illegible] wollten, so hätten sie Ihr Gedicht nicht in Satz gegeben. Ich war üb[illegible] — — — — — — niederzulegen, wie geschehen. Mein Aerger wuchs, als ich schließlich erfuhr, daß Ihr Gedicht ohne Noth fortgelassen, da die Verlagshandlung, die allein die Wahl der Bilder hatte, schließlich nicht einmal das fragliche Bild des bezeichneten berühmten Meisters, sondern ein anderes ohne Gedicht genommen habe. Meine wiederholt dringenden Bitten, mir wenigstens Ihr Gedicht zurückzugeben, blieben unerfüllt, da die Herren mir sagten, sie könnten es beim besten Willen nicht wieder finden, sie müßten es seiner Zeit von dem Künstler (so viel ich weiß, nicht von dem vorstehend bezeichneten), dem sie es zur Illustration nebst anderen Gedichten übergeben, nicht zurückerhalten haben ....."

Daß ich berechtigt war, mich nach dem Schicksal meines erbetenen Beitrages zu erkundigen, was Herr Scherenberg am Schluß seines Briefes bezweifelt, ergibt die willkürliche, wenn auch nach der gegebenen Aufklärung nicht ihm zur Last fallende Verschleuderung und gleichzeitige Ausbeutung fremden geistigen Eigenthums durch die Herausgeber. Denn es ist kaum anzunehmen, daß jener Schlachtenmaler, der zugleich Dichter ist, von anderer Seite den Antrieb und die Grundidee zu seiner beabsichtigten Schöpfung erhalten als durch meine Verse. Der Fall, daß ein wenig bekannter Sagenstoff mehrere Künstler und Dichter zugleich beschäftigt, ist gewiß äußerst selten, und diesen Zufall hier anzunehmen, verbietet mir die eigenthümliche, zugleich vorsorgliche und unbedenkliche Manipulation, welche meinem Gedicht zu Theil geworden ist. Nach dieser, jedenfalls auch für andere, zumal jüngere [illegible]oren lehrreichen Einleitung folge das Gedicht nun selbst.

Das Kind von Fehrbellin.

„Der Schwed' ist eingefallen im Land",
Der Kurfürst hört den Streich,
Er redet seinen Derflinger an,
Der trabt mit seinen Dragonern vorau,
Erst an der Havel macht er Halt.
Sie haben elf Tage nicht abgesattelt
Auf dem Ritt aus Franken durch's Reich.

Der Wrangel, wie er das Wetter spürt,
Weicht nach dem Rhyn verzagt,
Doch scharf ist der Kurfürst hinterdrein,
Der Landgraf mit dem silbernen Bein
Muß ihn stellen bei Fehrbellin.
Wohl ist er zu hitzig im Avanciren,
Doch es thut nichts, er hat es gewagt.

Friedrich Wilhelm war zuerst erzürnt,
Daß man nicht warten kann.
Doch wie er die hellen Fanfaren vernimmt,
Da war er dabei und daß ergrimmt,
Schickt sofort an den Feldmarschall,
Es soll'n die Schwadronen vorwärts rücken
Und reiten Mann neben Mann.

Er selber stoßt zu dem schweren Volk
Und zieht ihm stracks vorauf.
Er reitet aus einem Dorf hervor
Und hält vor einem weiten Moor,
Ansichtig wird er den Feind: —
Noch mißt er ihn ab, da trifft ihn ein Wimmern,
Ein Kindlein weint zu ihm auf.

Digitized by Google

Und hurtig schwingt er den Findling auf's Pferd
Und setzt ihn vor sich hin.
Ihn jammert das arme junge Blut,
Er will es bringen in sichere Hut,
Da fällt in der Flanke ein Schuß.
Die Obristen schauen nach seinen Mienen,
Sie kannten den rechten Sinn.

Und bereits die Kanonade kracht,
Derflinger macht es recht.
Doch wo er die Position verlor
Führt Wrangel neue Rëmenter vor,
An Leuten fehlt es ihm nicht.
Wohl hat es der Kurfürst bald ersehen,
Er wirft sich in das Gefecht.

Den Pallasch geschwungen er sprengt voraus
Grad ein in das Gewühl,
Und auf und nieder rasselt die Schlacht,
Fast hätten sie ihn gefangen gemacht,
Stallmeister Froben fällt neben ihm.
Erst zu Mittag hört er Victoria blasen —
Es war kein leichtes Spiel.

Und als er sich jetzt im Sattel besinnt
Und an das Knäblein rührt,
Da hängt es noch immer am Koller dicht
Und lächelt ihn an voll Zuversicht
Als grüß' es den Helden der Mark.
Er hebt's in die Luft und sie salutiren
Dem Kind, das zum Sieg sie geführt.

München, den 9. Mai 1877. Martin Greif.

Bibliographie.

Eug. Th. Huhn, Geschichte Lothringens. Mit genealogischen Tabellen und historischen Karten. 1. Bd., 1. Lieferung. gr. 8. X und S. 1—96. (Auch unter dem Titel: Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 24. Bd. Historische Abtheilung. 6. Bd.) Berlin 1877, Grieben. Erscheint in 8 Lieferungen à 1. 50.

Heinrich v. Hurter, Friedrich v. Hurter, k. k. Hofrath und Reichshistoriograph und seine Zeit. Vom Jahre 1844 bis zu dessen Todesjahr 1865. 2. u. letzter Bd. gr. 8. XVI und 500 S. Graz 1877, Vereins-Buchdruckerei.

Max Huybensz, die culturgeschichtlichen Forschungen und ihre Literatur. 8. 56 S. Wien 1877, Hartleben.

Joh. Kelle, die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. gr. 8. 304 S. München 1876, Oldenbourg.

Frdr. Kirchner, Gottfried Wilhelm Leibniz. Sein Leben und Denken. 8. VII und 363 S. Cöthen 1877, Schettler.

Marc. Landau, Giovanni Boccaccio, sein Leben und seine Werke. 8. XI und 263 S. Stuttgart 1877, Cotta. 6. 50.

J. Leyser, Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. 2 Bde. 8. IX, 420 S. und 1 Porträt in Photographie und 412 S. Braunschweig 1877, Vieweg. 14. —.

Ottokar Lorenz, drei Bücher Geschichte und Politik. (Auch unter dem Titel: Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 4. Bd. Historische Abtheilung. 1. Bd.) 8. VIII und 630 S. Berlin 1877, Grieben.

B. J. Lossing, illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Mit Holzschnitten von F. Darley. 1. Bd. 1—9. Lieferung. kl. 4. S. 1—328. Stuttgart 1877, Auerbach. Erscheint in ca. 40 Lieferungen à —. 80.

Theod. Martin, das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. 1. Bd. 8. XI und 521 S. Gotha 1877, F. A. Perthes.

Wolfg. Menzel, Geschichte der Neuzeit. Vom Beginn der französischen Revolution bis zur Wiederherstellung des deutschen Reichs 1789—1871. Erste billige Gesammtausgabe von Menzels einzeln erschienenen Werken über neuere Geschichte. In 13 Bdn. oder 65 Lieferungen. 8. Lfg. 1. S. 1—96. Stuttgart 1877, Krõner. à —. 45.

Fr. Müller, Kassel seit 70 Jahren, zugleich auch Hessen unter vier Regierungen, die westphälische mit inbegriffen. Geschildert auf Grund eigener Erlebnisse. 8. VII und 275 S. Kassel 1876, Hühn.

Wm. Müller, Kaiser Wilhelm 1797—1877. 8. VI und 235 S. mit Porträt in Lithographie. Berlin 1877, J. Springer. 3. 60.

S. Naschér, Franz Deák. Gedächtnißrede. 8. II und 12 S. Berlin, 1877, W. Weber.

H. A. O. Reichard's (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Herm. Uhde. 8. VI und 553 S. Stuttgart 1877, Cotta.

C. von Reinhardstoettner, Luiz de Camoens, der Sänger der Lusiaden. Biographische Skizze. 8. II und 69 S. Leipzig 1877, Hildebrandt.

F. von Salpius, Paul von Fuchs, ein brandenburgisch-preußischer Staatsmann vor zweihundert Jahren. Biographischer Essay. 8. X und 196 S. Leipzig 1877, Duncker & Humblot. 4. —.

Schön, zu Schutz und Trutz am Grabe Schöns. Bilder aus der Zeit der Schmach und der Erhebung Preußens. Von einem Ostpreußen. 2.—4. Lieferung. 8. S. 193—743. Berlin 1876, F. Duncker.

H. Taine, die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. 1. Bd. Das vorrevolutionäre Frankreich. 8. XXIII und 416 S. Leipzig 1877, E. J. Günther.

Paul Welf, ein seltenes Leben. 8. II und 442 S. Zürich 1877, C. Schmidt.

C. Weiß, Geschichte der Stadt Speier. 8. 131 S. mit einer Karte. Speier 1876, Verlag des Gewerbe-Vereins.

Kurt von Witzleben, pro et contra Maria Stuart, Königin von Schottland und ihr Verhältniß zu Jacob Earl von Bothwell nach Briefen und Acten dargestellt und psychologisch betrachtet. 8. 84 S. Zürich 1877, C. Schmidt.

H. von Zwiedineck-Südenhorst, Dorfleben im 18. Jahrhundert. Culturhistorische Skizzen aus Innerösterreich. 8. IV und 178 S. Wien 1877, Gerold.

E. Albrecht, Kaiserlieder. 8. 47 S. München 1877, Th. Ackermann.

Wilh. Alpers, die Heldenbraut. Ein Gedicht aus dem amerikanischen Befreiungskriege. 12. 109 S. New-York 1877, Willmer & Rogers.

Anakreon, frei übertragen von Mor. Alsberg. 16. 130 S. Berlin 1877, Hertz.

W. Annaschj, aus König Podiebrad's Tagen. 3 Bde. 8. 728 S. mit 1 Stahlstich. Leipzig 1877, M. Schäfer.

Berth. Auerbach, Waldfried. A family-story from the Fatherland. Translated by S. A. Stern. 8. 514 S. Stuttgart 1876, Auerbach.

Der Ausbruch des Krieges. Zum 80. Geburtstage des Kaisers. 8. 29 S. Erlangen 1877, Deichert.

Bahn frei! Deutscher Turnerhumor von Ferd. Goetz, W. Hufeland u. A. Hermann. 2. Aufl. 16. VIII u. 106 S. Hof 1877, Grau.

Mor. Bauer, Kaiser Sigismunds Traum. Erzählendes Gedicht. 12. 33 S. Hamburg 1877, Gaßmann. Cartonnirt.

Angelius Benthien, Sleswig-Holsteener Buerngeschichten. 1. Bd. Klaas Hinnerk. 8. II u. 182 S. Lübeck 1876, Seelig.

John. Brinckmann, Voß un Swinegel obda dat Brüden geit um. (Heute mir, morgen dir.) 2. Aufl. 12. VI u. 45 S. Rostock 1877, Werther. —. 50.

Heinr. Alfr. Bulthaupt, durch Frost und Gluthen. Gedichte. 12. 175 S. Breslau 1877, Trewendt.

F. Callin, thierfreundliche Geschichten. Aehren, gelesen auf mancherlei Feldern. 1. Heft. 8. 48 S. Hannover 1877, C. Meyer. —. 60.

G. T. Cimino, zwei Frauen. Roman. Aus dem Italienischen von Wilhelmine Furchheim. 2. Bde. 8. 388 S. Wien 1877, Hartleben. 3. 60.

Dichtungen von Puschkin und Lermentow in deutscher Uebersetzung von Andr. Ascharin. 8. IV u. 327 S. Dorpat 1877, Mattiesen.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lieder und Gesänge

von

E. von Wildenbruch.

15 3/4 Bogen kl. 8. sehr elegant auf Velinpapier mit Ornament-Vignetten und Zierons.

Broch. Preis 3 *M.*, geb. m. Goldschn. 4 *M.* 50 *S.*

Der Verfasser, von dessen Heldenlied „Bionville" in demselben Verlage binnen Kurzem zwei Auflagen erschienen, ist den Lesern der „Gegenwart" noch besonders durch den schönen Nachruf zu Heinrich von Kleist's 100jährigem Geburtstage bekannt:

„Du zum finstern Reich der Todten
Zürnend hingegangner Geist,
Dieser Gruß sei dir entboten,
Unglückseel'ger, großer Kleist."

(u. s. w. siehe Seite 218 der „Lieder und Gesänge").

Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek in Monatsheften.

Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.**

Künstlerischer Leiter **Oscar Pletsch.**

Diese in Wort und Bild anerkannt gediegenste und edelste Jugendschrift wird in den nun folgenden Heften des X. und XI. Bandes, deren jeder ein Ganzes für sich bildet, u. A. nachstehende höchst werthvolle Originalbeiträge hervorragender Schriftsteller und Künstler veröffentlichen:

Geschichtsbilder: Ritter der Marienburg von **Fed. v. Köppen**, illust. v. **Wold. Friedrich.** — Der große Kurfürst v. **Ferd. Schmidt**, illust. v. **W. Camphausen.** — Schweizer Heldenbilder m. Compos. nach **Alfred Rethel.** — Dietrich v. Bern v. **Felix Dahn**, m. Compos. v. **J. Raue.**

Erzählungen von **Herm. v. Schmid, Emil Frommel, Herm. Uhde, J. Ludwig, Jakob Frey, Wilh. Fischer** u. A., illust. v. **Otto Knille, Eug. Klimsch, H. Heubner, C. Offterdinger** u. A.

Bilder aus der Natur: Zwerge der Thierwelt, Wild des Waldes, v. **Adolf Müller**, illust. v. **Guido Hammer.** — Geheimnisse des Pflanzenlebens v. **Herm. Wagner.** — Alpenthiere v. **Gust. Jaeger** u. **A. W. Grube**, illust. v. **Fed. Flinzer** u. A.

Balladen v. **Felix Dahn, F. Baeßler, Jul. Sturm, Th. Fontane** u. A., m. Compos. v. **A. v. Heyden, L. Burger, W. Friedrich, P. Thumann** und Anderen.

Märchen v. **Theod. Storm, Georg Büchmann, Jul. Sturm, B. Blüthgen, E. Feuerbach** u. A., illust. v. **E. Klimsch, F. Flinzer, O. Pletsch** u. A.

Lebensbilder: E. M. Arndt v. **Wern. Hahn**, M. Claudius v. **J. Stieler.** — Schill v. **F. v. Köppen**, illust. v. **W. Friedrich, E. Klimsch** u. A.

Deutsche Sagen v. **Werner Hahn** u. **Wilh. Osterwald**, illust. v. **J. Raue, L. Burger** u. A.

Lieder, Gedichte, Sprüche v. **Emanuel Geibel, Karl Gerok, F. Bodenstedt, B. Blüthgen, Joh. Trojan, J. Sturm, F. Güll, G. Lang** u. A., illust. v. **Jos. Ritter v. Führich, Lud. Richter, H. Bürkner, O. Pletsch, P. Thumann** u. A.

Räthsel, Verstandesübungen v. **R. Löwicke.**

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen. Preis des Bandes (6 Hefte) 6 Mark.

Verlag von **Alphons Dürr** in Leipzig.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Gareis, Prof. Dr., **Ueber die Bestrebungen der Socialdemokratie.** Preis 40 *S.* erschien soeben im

Verlage von Emil Roth in Giessen.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bernhard ten Brink

Professor a. d. Universität Straßburg.

Geschichte der Englischen Litteratur.

Erster Band. Bis zu Wiclif's Auftreten.

Groß 8. VIII u. 470 Seiten. Preis: 8 *M.*

Verlag v. **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

In meinem Verlage ist soeben erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Der

russisch-türkische Feldzug

in

der europäischen Türkei

1828 und 1829

dargestellt im Jahre 1845

durch

Freiherrn von Moltke,

Major im Königlich Preußischen Generalstabe.

Zweite Auflage.

Mit Karten und Plänen.

Preis: 10 *M.* 50 *S.*

Berlin, den 8. Mai 1877. **G. Reimer.**

Aphorismen aus Theorie und Erfahrung über Medicin, Diät und Badekuren in der

Zuckerkrankheit und Gicht

von Med. Dr. **Franz Leuffen**, Königl. ap. Physikus und Stadt-Kreis-Wundarzt von Köln. (Ein Vortrag.) Gegen 1 *M.* oder 50 kr. östr. W. in Briefmarken liefert franco p. Post: **Hans Feller** in **Karlsbad. Böhmen.**

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 13. Mai.**

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.

Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)

Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.

Kaltwasserheilanstalten, Russische-, Römisch-Irische, Dampf- & Schwimm-Bäder, Electricität, Ziegenmilch, Molken etc. etc.

WIESBADEN

Sämmtliche Saison-Vergnügungen: ***Concerte, Bälle*** etc., sind für das laufende Jahr vermehrt. Die ***Lesezimmer*** reicher ausgestattet. ***Kgl. Theater, Jagd, Fischerei, Wettrennen, Ausflüge*** etc. etc.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus,** schattige **Promenaden, Wald-** und **Gebirgspartieen.**

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Georg Frobeen & Co. in Bern, Carl Rümpler in Hannover und der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 26. Mai 1877. XI. Band.

AP
30
G295
v. 11
no 21

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Regierungswechsel in Frankreich. Von ***. — Chronik der Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands. II. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Lassalle und Freiligrath. Von Schmidt-Weißenfels. — Kunstdenkmäler und historische Alterthümer. Von ICtus. — **Aus der Hauptstadt:** Tommaso Salvini. Von Paul Lindau. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Regierungswechsel in Frankreich.

Von ***.

Man hatte sich seit einiger Zeit in Europa daran gewöhnt, Frankreich wie alle anderen civilisirten und mehr oder weniger wohl constituirten Staatskörper zu beobachten und zu beurtheilen. Die Republik bestand dort seit nahe an acht Jahren. Die letzten Wahlen hatten gezeigt, daß dieselbe bereits weitverbreitete und feste Wurzeln geschlagen habe; die Ehrlichkeit und Biederkeit des Präsidenten wurde selbst von seinen Feinden kaum bezweifelt und von seinen Freunden als über jeden Verdacht erhaben dargestellt; — man durfte deshalb annehmen, daß die Existenz der Republik nicht plötzlich, ja ohne jeden Vorwand gewissermaßen, in Frage gestellt werden könnte. — Aber dies ist nun geschehen; und die Ueberraschung über den gänzlich unerwarteten Umschwung in der Lage der Dinge ist vorläufig so groß, daß sie der Entrüstung, die ihr auf den Hacken folgt, noch nicht Platz gemacht hat. Der Marschall Mac Mahon kann sich rühmen, die Franzosen und die ganze Welt mehr in Erstaunen gesetzt zu haben als sein Vorgänger Napoleon III. dies gethan hatte. Die von ihm gewagte That hat zwar nicht dieselben großen Proportionen des Decemberstaatsstreiches; es fehlen ihr die Verschwörung, das Blutvergießen, die Einkerkerung und Verbannung der Gegner und andere ähnliche Elemente, welche die Eroberung des Thrones von Frankreich durch seinen letzten Kaiser wie mit einem geheimnißvollen, furchtbaren Nimbus umgeben — aber Napoleon war ein Mann, von dem viele Leute außerordentliche Maßregeln erwarteten oder befürchteten, während die sprichwörtliche Loyalität des Marschalls Mac Mahon den Gedanken an einen Gewaltstreich als einen unbegründeten und unwürdigen Verdacht verscheuchte. Und nun hat der heutige Präsident der Republik gezeigt, daß er, gerade so gut wie ein Anderer, im Stande ist, die ihm vom allgemeinen Wahlrecht anvertraute Gewalt für rein persönliche Zwecke zu confisciren. Die Welt ist wieder um eine Erfahrung reicher, um eine hübsche Illusion ärmer: auch der Marschall Mac Mahon war nicht der Mann, um den Verführungen, welche der Besitz großer Macht auf die meisten Menschen ausübt, siegreich widerstehen zu können. Es war ihm gestattet, sich einen Washington zum Vorbild zu nehmen; er versucht in diesem Augenblick ein Monk zu werden. Die Motive, welche seine Handlungsweise bedingt haben, liegen so klar vor, daß der Kurzsichtigste sie erkennen muß.

Die letzten Wahlen hatten der republikanischen Partei eine bedeutende Majorität in der zweiten Kammer gesichert. Im Senate dagegen verfügten die drei monarchischen Fractionen — die Bonapartisten, Orleanisten und Legitimisten —, sobald sie sich im Kampfe gegen die Republik unter dem allgemeinen sogenannten conservativen Banner zu einem Ganzen vereinigten, über eine Majorität von drei bis acht Stimmen. Diese kleine Uebermacht genügte jedoch, wie die Erfahrungen des vergangenen Jahres es gezeigt hatten, um die freien Bewegungen der republikanischen Partei zu lähmen. Es handelte sich demnach für die Gegner der Republik vor allen Dingen darum, Maßregeln zu treffen, welche ihnen auch in Zukunft die Unterstützung einer Senatsmajorität sicherten. Zu dem Zwecke war es angezeigt, heute bereits die Ersatzwahlen, die im Frühjahre 1879 stattfinden werden, in's Auge zu fassen; und dies bedingte wieder, die unmittelbar bevorstehenden Wahlen zu den General- und Municipalräthen auf das schärfste zu überwachen, da die Constitution den Mitgliedern dieser Versammlungen die Neuernennungen in den Senat anvertraute. Nun konnte jedoch kaum ein Zweifel darüber erhoben werden, daß die Wahlen zu den General- und Municipalräthen rein republikanisch ausfallen würden, wenn dieselben unter der Leitung und dem Schutze der von dem Ministerium Jules Simon ernannten Präfecten und Unterpräfecten stattfinden sollten. Es war demnach eine Lebensfrage für die Conservativen, d. h. für die Gesinnungsgenossen und Freunde des Marschalls Mac Mahon, das Ministerium Jules Simon zu beseitigen und dasselbe durch ein entschieden anti-republikanisches Cabinet zu ersetzen. Nur wenn ihnen dies gelang, konnten sie irgend welche Hoffnung bewahren, in dem Wahlkampfe nicht vollständig zu unterliegen.

Die verschiedenen Ministerien, mit denen der Marschall seit seiner Ernennung zum Präsidenten der Republik successive regiert hatte, waren sämmtlich, eins nach dem andern, gestürzt worden, weil sie nicht im Sinne der republikanischen Kammermajorität vorgegangen waren. Der Marschall hatte jedoch bisher seine constitutionellen Verpflichtungen und die parlamentarischen Gebräuche gewissenhaft beobachtet, und bei der Ernennung eines jeden neuen Cabinets der Majorität neue Concessionen gemacht. Er hatte auf diese Weise, im Laufe von vier Jahren, ein gutes Stück Weges auf der politischen Bahn zurückgelegt. Seine ersten, alten Freunde, Broglie, Buffet und Fourtou, die ihm vor Jahren im guten Kampfe gegen den politischen und religiösen Freisinn zur Seite gestanden hatten, waren nun im öffentlichen Leben unendlich weit von ihm entfernt. Männer wie der Philosoph Simon, der alte Republikaner Grevy, der Protestant Waddington hatten sie als Chef des Cabinets, Präsident der Kammer, Minister des Cultus ersetzt. Die öffentliche Meinung bekümmerte sich kaum noch um sie; sie waren in Vergessenheit gerathen; man konnte annehmen,

Digitized by Google

daß sie für alle Zeiten beseitigt seien. Die Eingeweihten wußten jedoch, daß sie noch immer das Ohr des Marschalls hatten und daß sie das Elysée gewissermaßen belagerten. Man sprach von einem Ministère occulte, von einer „dunkeln Gewalt", welche den Marschall in ihre Netze zu ziehen versuchte; man erkannte ihren Einfluß jedesmal, so oft es sich darum handelte, Maßregeln zu treffen, welche der clerikalen Propaganda hindernd in den Weg treten oder die praktische Verwerthung republikanischer Theorien erleichtern sollten. Hie und da stieß ein wachsamer Republikaner einen Warnungsruf aus. Die große Menge wollte davon nichts hören. Verfügte die Republik nicht über eine bedeutende Majorität in der Kammer? War es denkbar, daß ein reactionäres Ministerium auch nur einen Tag vor derselben bestehen könne? Was konnte es schaden, wenn der Marschall platonische Sympathien für die Royalisten und die Bonapartisten hegte? Er war Präsident eines constitutionellen Staates und mußte nolens volens mit einem Ministerium regieren, das von den Fractionen der Linken getragen und unterstützt wurde. Das Cabinet Jules Simon war in dieser Lage; die jüngsten Abstimmungen noch hatten es auf das deutlichste gezeigt. Der Marschall selbst mußte wünschen, nicht genöthigt zu werden, seine Minister zu wechseln, denn er hätte neue Rathgeber im Sinne der Majorität nur dann finden können, wenn er dieselben zur Linken Jules Simons unter den Freunden Gambettas wählte. Die politische Vergangenheit des Präsidenten der Republik bürgte dafür, daß er auch in Zukunft, wenn auch ungern, so doch ohne Widerstand zu leisten, fortfahren werde, sich den Beschlüssen der Kammer zu fügen. Er war kein Freund der Republik, aber er galt mit Recht für einen Ehrenmann, und man hatte keinen Gewaltangriff auf die Constitution von ihm zu fürchten.

Dies war Alles ganz richtig und ist es auch heute noch bis zu einem gewissen Grade; nur hat sich während der letzten Tage herausgestellt, daß die Constitution elastisch genug ist, um dem Marschall zu gestatten, ohne dieselbe zu zerreißen, der Republik einen gefährlichen, ja vielleicht tödtlichen Schlag zu versetzen. Er hat den ersten besten Vorwand ergriffen, um, unter den bei ähnlichen Gelegenheiten üblichen Beschönigungsphrasen, zu erklären, daß er mit dem Ministerium Jules Simon ferner nicht mehr regieren könne, da dieses Ministerium Frankreich in die Arme des Radicalismus, an den Abgrund des Verderbens zu führen drohe.

Der Brief und die Botschaft des Marschalls, in denen dies ausgesprochen ist, sind Schriftstücke, welche, ganz abgesehen von ihrem moralischen Werthe, dem Verfasser wenig Ehre machen. Sie sind mit einer Affectation von militärischem Freimuth geschrieben, die einen geradezu peinlichen Eindruck macht; und der darin gemachte Versuch, die Handlungsweise des Marschalls durch die Stellung, die er der Nation gegenüber einnimmt, rechtfertigen zu wollen, beruht auf einer falschen Voraussetzung und ist ungeschickt.

Der Marschall spricht in seinem Briefe an Jules Simon von seiner Verantwortlichkeit dem französischen Volke gegenüber und stellt diese der Verantwortlichkeit des Ministers der Kammer gegenüber entgegen. Der Präsident der Republik ignorirt, indem er auf diese Weise vorgeht, daß er nicht etwa wie der Kaiser Napoleon durch ein Plebiscit des ganzen französischen Volkes zum Haupt der Executivgewalt ernannt worden ist, sondern daß er seine Stellung ausschließlich dem Beschluß einer aus Urwahlen hervorgegangenen Kammer verdankt. Mit dieser allein hatte er zu rechnen. Jeder directe Aufruf an das Volk würde ein Verrath an der Verfassung sein, auf die er sich heute noch beruft.

Aber gerade weil die Erklärungen, welche der Marschall für seine Handlungsweise gibt, nicht genügen, um dieselbe zu rechtfertigen, gerade deshalb darf man mit vollständiger Sicherheit annehmen, daß die von ihm getroffene Gewaltmaßregel das Resultat eines, vorläufig wenigstens, vor nichts mehr zurückschreckenden Entschlusses sei. Die Bestätigung dieser Annahme findet sich übrigens in den verschiedenen Acten, welche der Entlassung des Ministeriums Jules Simon unmittelbar gefolgt sind.

Der Herzog von Broglie ist zum Präsidenten des neuen Cabinets ernannt worden; das Ministerium des Innern hat der Marschall dem durch seine rücksichtslose Energie wohlbekannten Herrn von Fourtou anvertraut. Diese Namen sind in der neuesten Geschichte des französischen Parlamentarismus genügend bekannt, um keinen Zweifel darüber zu lassen, welche Politik die heutige Regierung von Frankreich zu verfolgen beabsichtigt. Ihr Programm ist: Krieg bis auf's Messer gegen alles Republikanische und unbedingtes, wenn vielleicht auch etwas vorsichtiges Wohlwollen für die Umtriebe der clerikalen Partei. Das Ziel, welches eine solche Politik verfolgt, ist leicht zu erkennen: Wiederherstellung der Monarchie.

Dies ist Alles ganz klar, und die Freunde sowohl wie die Feinde des Marschalls sprechen sich mit vollkommener Offenheit darüber aus. Aber die Sache wird äußerst confus und unklar, sobald man die Zukunft, und sei es auch nur die allernächste, in's Auge fassen will. Der Marschall will die Restauration der Monarchie. Jedermann gesteht dies zu. Aber die Majorität des französischen Volkes verlangt, soweit sich dies heute erkennen läßt, die Aufrechterhaltung der Republik. Wer wird schließlich Recht behalten? Der Chef der Executivgewalt oder die Nation? Jener kann die Kammer bis zum 16. Juli vertagen und kann sie dann, wenn er vom Senate nicht im Stiche gelassen wird, auflösen. Diese, die Nation, hat das Recht, bei den Neuwahlen die wüthendsten Gegner des Marschalls zu ihren Vertretern zu ernennen. Die Regierung wird Alles aufbieten, was in ihren Kräften steht, um die Wahlen zu Gunsten der Monarchie zu beeinflussen; man wird überall die energischesten Präfecten und Unterpräfecten ernennen, und diese werden rücksichtslos vorgehen, um das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. — Wird ihnen dies gelingen? Es ist zum mindesten höchst zweifelhaft, ja es ist unwahrscheinlich. Die neue Kammer wird, wenn nicht Alles trügt, eine repulikanische werden, wie die alte es war. Die Möglichkeit jedoch ist nicht ganz ausgeschlossen, daß das monarchische Element in ihr vorwiegend sei. Das ist das günstigste Resultat, welches der Marschall zu erreichen hoffen darf. In jedem Falle hat er seine eigne Stellung nun untergraben.

Einer republikanischen Kammer gegenüber bleibt dem Präsidenten der Republik nur die Wahl, seine Entlassung zu nehmen oder einen Staatsstreich zu wagen. In Gegenwart einer monarchischen Kammer wird er wie früher mit den unversöhnlichen, eifersüchtigen Tendenzen der Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten zu kämpfen haben, um schließlich, nachdem er mit zwei Fractionen der conservativen Partei gebrochen hätte, dem wirklichen Oberhaupte der dritten: Heinrich V., Napoleon IV., Graf von Paris oder Herzog von Aumale, Platz zu machen. Aber auch diese Modification könnte nur in Folge eines Gewaltstreiches stattfinden; denn es ist geradezu undenkbar, daß irgend einer der genannten Prätendenten eine gesetzliche Majorität in der Kammer und im Senate vereinigen würde.

Der Marschall Mac Mahon hat nun vorläufig vier Wochen, bis zum Wiederzusammentritt der Kammer, Zeit, um darüber nachzudenken, wie er seine eignen Interessen in Zukunft am sichersten wahren könne. Am besten wäre es wohl für ihn, wenn er einsähe, daß er sich geirrt hat, und wenn er sich entschlösse, ein Ministerium zu ernennen, welches, auf die republikanische Kammermajorität gestützt, mit ihm regieren wollte. — Es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß er dies thun wird. Man darf im Gegentheil annehmen, daß er, am Rande der Grube stehend, die er der Republik gegraben hat, schließlich in dieselbe fallen wird, um von dort aus einen Thiers, Napoleon oder d'Aumale die Zügel der Regierung ergreifen zu sehen, die ihm nicht etwa gewaltsam entrissen worden sind, sondern die er selbst, wenn auch nicht freiwillig so doch durch eigne Ungeschicklichkeit, hat fallen lassen.

Digitized by Google

Chronik der Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands.

II.

Durch die förmliche Erklärung der Pforte, daß sie beschlossen habe, den aufständischen Districten die in den fünf Punkten der Andrassy-Note erwähnten Reformen zu gewähren, war von ihrer Seite den sämmtlichen sechs am Pariser Vertrag von 1856 betheiligten Mächten, den sogenannten „Vertragsmächten", gegenüber eine moralische Verpflichtung der stärksten Art eingegangen worden, binnen einer, zwar nicht bestimmt befristeten, aber doch nicht zu langen Zeit Bosnien und die Herzegowina zu pacificiren. Man konnte damals — im Februar 1876 — schon behaupten, daß die öffentliche Meinung Europas an das Gelingen dieses Pacificationswerkes nicht glaubte; ganz abgesehen davon, daß die den aufständischen Districten benachbarten Staaten, das souveräne Fürstenthum Montenegro und das Vasallenfürstenthum Serbien, unter der Hand alle Vorbereitungen trafen, um noch im Laufe des Jahres „in die Action zu treten". Auch in dem Vasallenfürstenthum Rumänien wurden von den Kammern namhafte Summen für die Ausrüstung der Armee bewilligt, wobei die Regierung freilich zu versichern nicht unterließ, daß sie die friedfertigste Politik bezwecke und strenge Neutralität beobachten werde. Daß es zum Kriege kommen würde, wurde also auch in Bukarest angenommen. Am 24. Februar wurde die männliche Bevölkerung Serbiens vom 25. bis zum 50. Jahre zur Bildung einer „Reservearmee" einberufen.

Die Pforte hatte inzwischen am 23. Februar einen die fünf Punkte der Andrassy-Note gewährenden Iradé erlassen und allen Insurgenten, die binnen vier Wochen in ihre Heimat zurückkehren würden, volle Amnestie zugesichert. Am 4. März war außerdem für Bosnien und die Herzegowina Steuerfreiheit auf zwei Jahre bewilligt worden; die Bevölkerung war durch die Folgen des Aufstandes in ihren wirthschaftlichen Verhältnissen sehr zurückgekommen und für's Erste doch nicht prästationsfähig. Am nämlichen Tage war im Auftrage der östreichischen Regierung der Statthalter von Dalmatien, Feldzeugmeister Freiherr von Rodich, ein wegen seiner südslavischen Abstammung den Insurgenten sympathischer Militär, in Cettinje, der Hauptstadt Montenegros, eingetroffen, um mit den Insurgentenchefs eine Unterredung zu haben. In Folge der dort gewonnenen Anschauungen lud er den Gouverneur Ali Pascha und den General Achmed Mukhtar Pascha zu einer Besprechung nach Ragusa auf den 26. März ein und erzielte mit ihnen eine Verständigung dahin, daß vom 28. März bis 10. April die Feindseligkeiten in der Herzegowina vollständig eingestellt werden sollten. Die Verhandlungen zwischen den türkischen Behörden und den Insurgentenchefs sollten jedoch, trotz der Auspicien, unter denen sie eröffnet waren, abermals zu keinem Ergebniß führen. Die Feindseligkeiten wurden auf's Neue eröffnet und nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es dem General Achmed Mukhtar Pascha am 28. April, Nikšitsch zu entsetzen.

Zu den zwei aufständischen Provinzen Herzegowina und Bosnien trat jetzt — im Mai 1876 — eine dritte hinzu: Bulgarien. In den Balkanthälern nördlich von Philippopel brach, in Folge einer von Außen her aufgestachelten Gereiztheit der bulgarischen Bevölkerung gegen die türkische, ein sich schnell durch das Land verbreitender Aufstand aus, der indessen bald von den Regierungstruppen und den ihnen sich anschließenden Freiwilligen (Baschi-Bozuks) in Strömen Blutes erstickt wurde. Unerhörte Grausamkeiten wurden dabei verübt, die von den Gegnern der Pforte, um gegen diese die öffentliche Meinung Europas zur Empörung aufzurufen, namentlich in Betreff der Zahl der Fälle auf's Aergste übertrieben wurden. Die „bulgarian atrocities" haben in England Herrn Gladstone und seinen Freunden für viele Monate einen ausgiebigen Stoff zu Meetingsagitationen gegen das Toryministerium dargeboten, welches wegen seiner „türkenfreundlichen" Haltung schwerer moralischer Mitschuld an jenen Gräueln bezichtigt wurde. Die angestellten Untersuchungen ließen, wenn sich dabei auch Vieles von dem, was behauptet worden war, als übertrieben herausstellte, doch noch eine so schwere Summe von Missethaten übrig, daß sich mehr und mehr die Ueberzeugung befestigen mußte, es sei selbst beim besten Willen der türkischen Regierung die Durchführung von Reformen, welche die Lage der christlichen Bevölkerung auch nur zu einer erträglichen machten, nicht anders möglich, als unter besonderen Garantien, hinsichtlich deren Beschaffenheit freilich die Meinungen der Vertragsmächte auseinander gingen.

Ein tragischer Zwischenfall warf gleichzeitig an einer anderen Stelle auf die innere Lage im osmanischen Reiche einen düstern Schatten: die Ermordung der Consuln in Saloniki (6. Mai). Der fanatisirte türkische Pöbel, der den Herren Abbot und Moulin die Schuld daran beimaß, daß eine junge Bulgarin, die, um zum Islam überzutreten, sich nach der Stadt begeben wollte, von ihren Begleitern entführt worden war, hatte an den „Christenhunden" sich blutig gerächt. Deutschland und Frankreich, deren consularische Vertreter unter sträflicher Convenienz der türkischen Behörden von Mörderhand getroffen worden waren, schickten Geschwader nach Saloniki und nöthigten die Pforte, die gebührende Genugthuung zu geben. Eine Zeit lang war die Erregung der muhamedanischen Bevölkerung wegen der alsbald (10. Mai) vollstreckten Hinrichtung der Mörder so groß, daß man eine allgemeine Christenverfolgung im osmanischen Reiche, ein „Blutbad" in Constantinopel besorgte und schon in Erwägung gezogen haben soll, ob sich nicht zum Schutze der fremden Staatsangehörigen Geschwader nach dem Bosporus begeben sollten. Um für alle Fälle bereit zu sein, ging am 26. Mai das englische Mittelmeergeschwader in der aus dem letzten orientalischen Kriege bekannten Besikabai (an der Einfahrt der Dardanellenstraße) vor Anker. Die Saloniki-Affaire zog übrigens keine weiteren Folgen nach sich; nur daß sie die Zahl der „Türkenfreunde" erheblich lichtete.

In Constantinopel herrschte in der That eine große Aufregung; doch galt dieselbe, wie sich bald zeigte, nicht den Christen, sondern war wesentlich politischer Art. Die Geschichte der sogenannten Softabewegung ist noch nicht aufgeklärt. Die des Rechtsstudiums beflissene akademische Jugend von Stambul fühlte sich — woher ihr dieses Gefühl kam, ist eben das Geheimniß — plötzlich dazu berufen, „an die Spitze der Bewegung zu treten" und durch laute Kundgebungen ihr patriotisches Mißbehagen mit dem Verfall des Reiches, ihren Wunsch nach ausgiebiger Betheiligung des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten auszudrücken. Auch die Stambuler Presse hallte von diesen Beschwerden und Wünschen wieder. Man forderte aber nicht blos neue Maßregeln, sondern auch neue Männer. Der Großvezier Mahmud Nedim Pascha wurde bezichtigt, als eine Creatur des russischen Botschafters General Ignatieff, den tollsten Verschwendungslaunen des Sultans und der corruptesten Haremswirthschaft Vorschub zu leisten, um so das Reich vollends zu verderben, damit es beim nächsten Kriege mit Rußland unter den ersten Stößen wie ein morscher Bau zusammenbreche. Es war dabei auf die Entsetzung des Sultans Abdul Aziz selber abgesehen; zunächst jedoch mußten der Großvezier und der Scheich-ul-Islam, da man dessen Gutachtens (Fetwa) bei einem solchen Act benöthigte, beseitigt werden. Die Softas forderten die Absetzung Beider, und da auf die Truppen kein Verlaß schien, vollzog sich der Wechsel am 12. Mai ohne besondere Schwierigkeiten. Mehemmed Ruschdi Pascha trat als Großvezier an Mahmud Nedims Stelle, während Hairullah Effendi an Hassan Fehmis Statt Scheich-ul-Islam wurde. Der wegen seiner Energie in hohem Ansehen stehende Hussein Avni Pascha wurde Kriegsminister, Midhat Pascha Minister ohne Portefeuille und Präsident des Staatsraths. Damit war das Schicksal des Sultans Abdul Aziz entschieden; er wurde nicht für würdig gehalten, dem osmanischen Reiche die in Petitionen der Softas verlangte „Verfassung" zu geben. In der Nacht vom 29. zum 30. Mai wurde ein Ministerrath abgehalten und,

Digitized by Google

nachdem der neue Scheich-ul-Islam in seinem Gutachten zugestimmt, die Absetzung des Sultans Abdul Aziz, die Erhebung des nach dem Gesetz zur Thronfolge berufenen ältesten Prinzen des Hauses Osman, des Sohnes des Sultans Abdul Medschid, auf den Thron beschlossen. Sultan Murad V., ein willenloses Werkzeug seiner Minister, hat nicht lange in den Freuden des großherrlichen Harems geschwelgt. Man ließ ihn zunächst in einem am 2. Juni an der Hohen Pforte verlesenen Rescript das Ministerium im Amte bestätigen und demselben den Auftrag ertheilen, „jene Regierungsform ausfindig zu machen, welche allen Reichsangehörigen ohne Unterschied am besten zu entsprechen vermöge, um Jedermann volle Freiheit zu sichern, und die Verwaltung des Reiches auf Grundlagen zu gründen, die den wahren Bedürfnissen des Landes entsprechen, sowie im Einklang mit den liberalen Ideen des Zeitalters stehen sollen". Am 4. Juni gab eine Scheere dem entthronten und im Palaste von Tscheragan eingeschlossenen Sultan Abdul Aziz den Tod; die Angabe, daß er mit eigener Hand sich die Adern öffnete, hat nirgendwo Glauben gefunden. Eine blutige Katastrophe drängte die andere. Am 16. Juni wurden auf einer bei Midhat Pascha abgehaltenen Conferenz der Kriegsminister Hussein Avni und der Minister des Aeußern, Raschid Pascha, von einem tscherkessischen Offizier Namens Hassan angeblich „aus Rache" ermordet; an dem Mörder wurde verdächtig schnell Justiz vollstreckt. Damals wurde Savfet Pascha Minister des Aeußern, der noch heute im Amte ist.

Die drei Ostmächte waren Angesichts der sich mehr und mehr verwickelnden Verhältnisse im osmanischen Reiche inzwischen über „weitere gemeinsame Schritte" in Berathung getreten. Den äußern Anlaß dazu hatte der übliche Frühjahrsbesuch geboten, den Kaiser Alexander von Rußland auf seiner Reise nach Bad Ems in Berlin am 11. Mai abstattete. Aus Wien fand sich der Minister des Aeußern Graf Andrassy ein, um mit dem Fürsten Bismarck und dem Fürsten Gortschakoff über die Orientdinge zu conferiren. Da dieselben sich nicht mehr in dem engen Rahmen eines localen Aufstandes bewegten, sondern durch die Erhebung in Bulgarien dafür gesorgt war, daß „die große Orientfrage" auf die Tagesordnung kam, so war es nur natürlich, daß anstatt Oestreich-Ungarns nunmehr diejenige Macht die Leitung der gemeinsamen Schritte bei der Pforte übernahm, die sich für berufen hält, die Befreiung der christlichen und slavischen Brüder im Orient in's Werk zu setzen: Rußland. Das vom Fürsten Gortschakoff ausgearbeitete sogenannte Berliner Memorandum, welches sich zunächst auf die Pacification der Herzegowina bezog und bei dessen schließlicher Abfassung man den Agenten der Aufständischen, den Russen Wesselitzki, und den Präsidenten des montenegrinischen Senats Petrowitsch mit ihren Informationen hörte, wurde am 14. Mai den Vertretern der übrigen Vertragsmächte in Berlin zur Mittheilung an ihre Regierungen zugestellt. Frankreich und Italien stimmten zu; England versagte seine Zustimmung, wie nachträglich erklärt worden ist, weil es besorgt habe, durch seine Zustimmung in einen Krieg gegen die Pforte verwickelt werden zu können. Der Wortlaut dieses Actenstückes wurde von der „Times" am 4. Juli veröffentlicht. Es hatte die identische Mittheilung, welche auf Grund der Berliner Abmachungen die Vertreter der übrigen fünf Vertragsmächte am 30. Mai an die Pforte zu richten beauftragt waren, durch den inzwischen eingetretenen Thronwechsel einen Aufschub erfahren („Deutscher Reichsanzeiger" vom 30. Mai) und sie ist auch hinterher unterblieben. Die Pforte hatte natürlich vertraulich Kenntniß von jenen Abmachungen erlangt und würde sicher eine ablehnende Antwort darauf ertheilt haben. Der Kernpunkt war nämlich, daß über die Durchführung der Reformen in der Herzegowina der Pfortencommissar sich mit der gemischten Notabelncommission (Punkt 4 der Andrassy-Note), der ein Christ präsidiren müsse, zu verständigen habe und daß die Consuln und Vertreter der Mächte die Durchführung der Reformen überwachen sollten. Eine solche „Ueberwachung" ihrer inneren Angelegenheiten hatte die Pforte von Anfang an als mit ihrer Souveränetät unvereinbar zurückgewiesen und sie hat noch zuletzt durch den Mund ihres Botschafters in London erklärt, daß sie lieber den Verlust von zwei Provinzen ertragen als zu diesem Opfer an Hoheitsrechten sich entschließen wolle.

Die Kriegsvorbereitungen in Montenegro und Serbien waren mittlerweile, trotzdem daß die Vertreter der fremden Mächte in Cettinje und Belgrad officiell beharrlich zum Frieden mahnten, soweit gediehen, daß das obligate Frag- und Antwortspiel mit Grund und Zweck der Rüstungen am 10. Juni durch eine an den Fürsten Milan gerichtete Aufforderung des Großveziers „sich zu erklären" beginnen konnte. Es erfolgte die übliche „Betheuerung friedlicher Gesinnungen". Am 20. Juni erging die nämliche Aufforderung an den Fürsten der Schwarzen Berge, der umgehend am 22. Juni seine Besorgniß vor der Anhäufung türkischer Streitkräfte an der Grenze Montenegros aussprach. Am 25. Juni gab die Pforte eine beschwichtigende Gegenerklärung ab. Am 29. Juni ging Fürst Milan zur serbischen Armee in's Lager von Deligrad. Am 2. Juli erfolgte in Belgrad und Cettinje gleichzeitig die Kriegserklärung gegen die Pforte, verbunden mit schwunghaften Manifesten, worin als Zweck des Krieges die Befreiung der unter dem Türkenjoche seufzenden Glaubens- und Stammesbrüder angekündigt wurde. Fürst Karl von Rumänien rief in seiner Thronrede vom 3. Juli die (nach irrthümlicher Auffassung) vom Pariser Vertrag garantirte Neutralität Rumäniens an, welche bei Wohlverhalten die Pforte zu respectiren versprach. Es ist nicht unsere Aufgabe, den Krieg der Pforte mit Montenegro, der heute noch fortdauert, zu schildern; er hat als effectives Ergebniß für die Montenegriner nur die Einnahme des im albanischen Grenzdistrict errichteten Forts Medun (20. Oct.) und die Einschließung der in der Herzegowina gelegenen vielgenannten Festung Nikšitsch zur Folge gehabt.

Der serbisch-türkische Krieg verlief für die serbische Armee, in welche zahlreiche russische Freiwillige eintraten und über die bald (9. August) der ehemals russische General Tschernajeff das Obercommando übertragen erhielt, sehr unglücklich. Der türkische Kriegsminister Abdul Kerim Pascha, der am 25. Juli den Oberbefehl übernommen hatte, concentrirte seinen Angriff gegen die serbische Festung Alexinatz, wobei ihm die türkische Grenzfestung Nisch als Stützpunkt diente. Fürst Milan, der sich über den unglücklichen Ausgang des Krieges nicht täuschen konnte, suchte schon am 24. August die Vermittelung der Vertragsmächte nach, deren Vertreter denn auch am 4. September in Constantinopel ihre guten Dienste zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes anboten. Die Pforte wollte anfänglich nur über einen „Friedensschluß" verhandeln, um sich den Preis ihrer Waffensiege, das dem Falle nahe Alexinatz, nicht entgehen zu lassen; sie zog die Verhandlungen bis Ende October hin. Am 24. October wurde die für die Türken siegreiche „Schlacht bei Djunis" geschlagen und nach einem abermaligen am 29. October zwischen Alexinatz und Deligrad erfochtenen Sieg fiel Alexinatz am 31. October in die Hände der türkischen Armee.

Der serbische Krieg war damit beendet. Auf einen Nothschrei des Fürsten Milan war von Livadia in der Krim aus, wo sich Kaiser Alexander aufhielt, dem russischen Botschafter Ignatieff die telegraphische Weisung zugegangen, wenn die Pforte nicht binnen 48 Stunden Serbien einen sechswöchigen Waffenstillstand gewähre und die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten anordne, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen. Dieses russische Ultimatum wirkte. Die Einstellung der Feindseligkeiten wurde sowohl gegen Serbien wie gegen Montenegro, welches darum gar nicht nachgesucht hatte, auf Rußlands Wunsch aber sich dazu bereit erklärte, angeordnet. Die in toller Weinlaune vom General Tschernajeff am 17. September zu Deligrad verübte Proclamirung Milans zum „König von Serbien" mag mit dieser Erwähnung abgefertigt sein.

Die Pforte hatte es während dieser „Kriege" nicht mit dem Satze gehalten: inter arma silent leges. Das Reform-

Digitized by Google

werk war, soweit es um Constructionen auf dem Papier sich handelt, einige Stadien weiter gefördert worden. Am 15. Juli hatte der Großvezier dem Staatsrath einen Verfassungsentwurf vorgelegt und war dieser im Princip gebilligt worden. Der Staatsrath hatte sich darauf am 17. August unter Server Paschas Vorsitz zur Ausarbeitung eines Reformprogrammes versammelt. Dem „seit dem zehnten Tage seiner Thronbesteigung an einer Geisteskrankheit leidenden Sultan Murad V." hatte das Ministerium, nachdem der stets dienstwillige Scheikh-ul-Islam das entsprechende Fetwa abgegeben, die Zügel der Regierung aus den Händen genommen und seinen ältesten Bruder als Sultan Abdul Hamid II. am 31. August zum Kaiser des ottomanischen Reiches proclamirt. Am 13. October war den Vertretern der Großmächte, gelegentlich einer Mittheilung in Betreff des Waffenstillstandes mit Serbien, davon Kenntniß gegeben worden, daß die ottomanische Verfassung u. A. eine von der Bevölkerung gewählte gesetzgebende Versammlung, einen ernannten Senat und Generalräthe in den Vilajets vorsehe. England betrieb inzwischen das Project einer Conferenz zur Vermittelung des Friedens zwischen den kriegführenden Theilen und zur Sicherung der Ruhe im osmanischen Reiche überhaupt.

Aeußerlich schien somit Anfang November 1876 in den Orientdingen eine Wendung zum Frieden hin wahrnehmbar, als (10. November) die Moskauer Czarenrede die unter der friedlichen Hülle sich nicht länger bergen lassende Kriegsgefahr offen legte. Vom Kreml war das Flammenzeichen aufgestiegen, welches durch das weite Czarenreich die rechtgläubige Bevölkerung zur Vorbereitung für den heiligen Krieg aufrief und von der auf Rußland blickenden Slavenwelt jenseit der Donau als das „hell aus dem Norden brechende Freiheitslicht" bejubelt wurde. Der Kaiser Alexander, der sich so gern als „Friedensfürst" feiern ließ, versicherte vor dem Moskauer Adel und Gemeinderathe, im Hinblick auf die in Constantinopel zu eröffnenden Verhandlungen der Vertreter der Großmächte wegen der Friedensbedingungen, nochmals: „Mein heißester Wunsch ist, daß wir zur allgemeinen Uebereinstimmung kommen." Er fuhr jedoch fort: „Falls es aber nicht dazu kommt und ich sehen werde, daß wir solche Garantien, welche die Vollführung dessen, was wir mit Recht von der Pforte verlangen können, nicht zu erlangen vermögen, so habe ich die feste Absicht, selbstständig zu handeln und bin überzeugt, daß in diesem Falle ganz Rußland meinem Rufe folgen leisten werde, wenn ich es für nöthig erachte und die Ehre Rußlands es fordert. Gott helfe uns, unseren heiligen Beruf durchzuführen."

Ein lebhafter Depeschenwechsel zwischen Petersburg und London, der für die Oeffentlichkeit berechnet war und derselben denn auch schleunigst übergeben wurde, hielt Europa in Athem. Man wußte im Voraus, daß aus der Conferenz der Friede nur noch eine kurze Fristung zu schöpfen vermochte, und war gespannt darauf, ob es zwischen England und Rußland vielleicht jetzt schon zum Bruche kommen würde. Am 2. November hatte der englische Botschafter Lord Loftus aus Yalta in der Krim über eine Audienz beim Kaiser Alexander berichtet, am 12. November wurde diese Depesche vom Foreign office veröffentlicht. Der Kaiser erklärte, Rußland gestatte es seine Würde nicht, die wiederholten Zurückweisungen der Pforte hinzunehmen; wenn Europa nicht energisch handeln wolle, werde er genöthigt sein, allein vorzugehen. Der Kaiser äußerte sein „Bedauern über das eingewurzelte Mißtrauen gegen die Politik Rußlands und über die Besorgniß einer von Rußland beabsichtigten Eroberungspolitik, wie solche in England fortwährend zu Tage trete". Der Kaiser erklärte, keine Eroberungswünsche zu haben, und gab in der allerbestimmtesten und förmlichsten Weise sein Ehrenwort, daß er nicht die Absicht habe, „Constantinopel an sich bringen zu wollen", dessen Besitz nur ein Unglück für Rußland sein würde. Er würde auch Bulgarien lediglich provisorisch bis zum Abschlusse des Friedens und bis dahin besetzen, wo die Sicherheit der christlichen Bevölkerung der Türkei sicher gestellt sei. Oestreich möge Bosnien besetzen; England sich an einer Flottendemonstration gegen Constantinopel betheiligen. Den Gedanken, daß Rußland in Indien Eroberungen machen wolle, erklärte der Kaiser für eine Absurdität und Unmöglichkeit. — Die Veröffentlichung der Depesche über diese Audienz wünschte die russische Regierung, „damit sich die öffentliche Meinung Englands beruhige".

Am 14. November veröffentlichte das „Journal de St. Pétersbourg" ein Rundschreiben des Reichskanzlers Gortschakoff, worin die theilweise Mobilmachung der russischen Armee angekündigt wurde. In der Wiener „Politischen Correspondenz" wurden officiös die Garantien aufgezählt, welche Rußland für unerläßlich halte, damit in den drei aufständischen Provinzen die Reformen auch wirklich zur Durchführung gelangten; es waren dies u. A.: allgemeine Entwaffnung, Reorganisation der Localpolizei unter Zulassung der christlichen Bevölkerung, Ernennung eines eingeborenen Christen zum Gouverneur, Einsetzung einer permanenten Controlcommission, bestehend aus den Consuln der Großmächte. Der von russischer Seite inspirirte Brüsseler „Nord" fügte dem noch hinzu: „Zur Durchführung der Entwaffnung ist unerläßlich die Anwesenheit einer aus fremden Truppen bestehenden militärischen Macht, zeitweilige Occupation der drei Provinzen, wie sie nach dem Aufstande im Libanon dort stattgefunden hat."

Alles dieses sollte auf einer in Constantinopel abzuhaltenden Conferenz, deren Zusammentreten England vorgeschlagen und wozu die Pforte sich am 18. November zustimmend erklärt hatte, erörtert werden. Die Pforte ernannte Edhem Pascha und Savfet Pascha zu ihren Vertretern; die Großmächte ihre Botschafter bei der Pforte, denen einige von ihnen noch außerordentliche Conferenzbevollmächtigte beiordneten: England den feierlichen Marquis of Salisbury, der, ehe er sich nach Constantinopel begab, mit fürstlichem Pomp und vielem Geräusch die große Tour durch die Hauptstädte Europas: Paris, Berlin, Wien und Rom machte; Frankreich den beweglichen Comte Chaudordy, der durch ein gerade nicht feines Intriguenspiel bei dieser Gelegenheit die französisch-russische Allianz einzufädeln versuchte.

Am 5. December ließ sich in einer viel bemerkten Rede der Reichskanzler Fürst Bismarck vor dem deutschen Reichstage über die Orientdinge vernehmen. Er erklärte mit gehobener Stimme: „Ich bin vollkommen in der Lage, zu versichern, daß das Dreikaiserbündniß noch heute seinen Namen in vollstem Maße verdient und in voller Stärke besteht", und eine frühere private Aeußerung wiederholend: „Ich werde zu irgend welcher activen Betheiligung Deutschlands nicht rathen, so lange in dem ganzen Streite für Deutschland kein Interesse in Frage steht, welches auch nur den gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth wäre."

Am 12. December traten die Conferenzbevollmächtigten unter General Ignatieffs Vorsitz in Constantinopel zur ersten Sitzung der Vorconferenz zusammen, deren letzte Sitzung am 20. December stattfand. An dem nämlichen Tage erhielt Mehemed Ruschdi Pascha, welcher der Verkündigung der Verfassung widerstrebt hatte, seine Entlassung als Großvezier und Midhat Pascha trat an seine Stelle. Als am 23. December die Conferenz ihre erste Sitzung abhielt, eröffnete sie der Vorsitzende Savfet Pascha mit den Worten: „Die eben vernommenen Artilleriesalven gelten der Veröffentlichung der Verfassung, durch die das ottomanische Reich umgestaltet werden wird." Das Elaborat, über welches die Vertreter der Großmächte auf der Vorconferenz sich geeinigt hatten, nahm Savfet Pascha ad referendum an sich. Durch die Verfassungsproclamation sollte den Conferenzvorschlägen die Spitze abgebrochen werden. Die neue ottomanische Verfassung war den Constitutionen des Occidents nachgebildet. Ein untheilbares Reich; eine ottomanische Nation; eine Staatsreligion: der Islam, indessen ohne theokratischen Charakter; Cultusfreiheit, Preßfreiheit, Lehrfreiheit, Vereinsrecht, Petitionsrecht; Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz; gleiche Zugänglichkeit der öffentlichen Aemter ohne Unterschied der Religion u. s. w. Der Sultan: Khalif

Digitized by Google

der Muhamedaner, Souverän aller Ottomanen. Verantwortliche Minister. Zwei Kammern: ein vom Sultan ernannter Senat und eine gewählte Deputirtenkammer mit festen Bezügen der Mitglieder u. s. w. Unabsetzbarkeit der Richter und Beamten. Decentralisation mit Selbstverwaltung in den Provinzen und Gemeinden. — Es war mehr gewährt, als die Mächte je gefordert hatten, aber ohne internationale Verbindlichkeit, ohne Garantien. Und um die Frage der Garantien drehte sich doch seit lange schon die orientalische Verwickelung zu einem gordischen Knoten zusammen, welchen mit dem Schwerte zu durchhauen auch ein Alexander schon bereit stand.

Die Conferenz war vom 23. December 1876 bis zum 20. Januar 1877 versammelt. Nachdem auf ihren Vorschlag der Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Theilen bis zum 1. März 1877 verlängert worden war, beschäftigte sie sich damit, die auf der Vorconferenz vereinbarten Vorschläge der Pforte plausibel zu machen und deren Gegenvorschläge zu kritisiren. Savfet Pascha war stets mit dem Einwande zur Stelle, daß die Integrität und Unabhängigkeit der Pforte nicht verletzt werden dürfe. Die Conferenz ließ von ihren Forderungen nach einander die Occupation der aufständischen Provinzen, die internationale Gensdarmerie, die Cantonnirung der türkischen Truppen, die neue Abgrenzung Bulgariens unter Eintheilung in zwei Provinzen (mit den Hauptstädten Sofia und Tirnowa) fallen; sie gab nach, daß die Controlcommission eine gemischte europäisch-türkische sein könne, und daß die Bestätigung der Gouverneure in den zu pacifirenden Provinzen nur während der ersten fünf Jahre den Mächten zustehen solle. Savfet Pascha blieb bei dem „Non possumus" und ließ zu dessen Bekräftigung den „Großen Rath" am 18. Januar sich versammeln. Gegen 200 Würdenträger, darunter die Vertreter der griechischen und armenischen Kirche, beschlossen „einstimmig", die von den Mächten gemachten Vorschläge abzulehnen, da sie der Integrität, Unabhängigkeit und Würde des ottomanischen Reiches zuwiderliefen. Das Zwischenspiel der Conferenz war zu Ende. In der Sitzung vom 20. Januar erklärte der Marquis von Salisbury die Gegenvorschläge der Pforte für unannehmbar. Da die Pforte sich geweigert habe, die von den Mächten geforderten zwei Garantien für die Ausführung der zugesicherten Reformen: die Bestätigung der Gouverneure durch die Mächte und die Organisirung einer in Wahrheit unabhängigen Controlcommission zu bewilligen, scheine kein gemeinsamer Boden mehr für eine weitere Verhandlung vorhanden zu sein und sei daher die Conferenz als geschlossen zu betrachten. General Ignatieff sprach sich in gleichem Sinne aus und ließ alle Verantwortlichkeit auf die Pforte zurückfallen. Die Botschafter und sonstigen Conferenzbevollmächtigten verließen im Laufe der nächsten Tage Constantinopel; wir machen sie zum Schlusse namhaft. Es vertraten Deutschland: Freiherr v. Werther; Frankreich: Graf Bourgoing und Graf Chaudordy; Großbritannien: Sir H. Elliot und Marquis v. Salisbury; Italien: Graf Corti; Oestreich-Ungarn: Graf Zichy und Freiherr v. Calice; Rußland: General Ignatieff.

Die Pforte war nunmehr darauf bedacht, möglichst schnell mit Serbien und Montenegro zum Friedensschlusse zu gelangen. Oestreich leistetete ihr bei der Einleitung der Friedensverhandlungen gute Dienste, und auch die anderen Mächte ertheilten dem Fürsten Milan den Rath, keine Schwierigkeiten zu machen, während Montenegro umgekehrt sich lange gegen die Eröffnung der Verhandlungen in Constantinopel sperrte, und darauf Forderungen wegen Gebietsabtretung erhob und festhielt, die von der Pforte als „unannehmbar" bezeichnet wurden. Mit Serbien wurden die directen Verhandlungen zu Constantinopel am 20. Februar eröffnet; schon am 1. März gelangte das Friedensinstrument zur Unterzeichnung, welches den Status quo ante wieder herstellte. Serbien wurde darauf von den türkischen Truppen geräumt. Die mit den montenegrinischen Bevollmächtigten am 5. März eröffneten Verhandlungen sind nicht zu Ende gelangt; auf ihren Abbruch ist später zurückzukommen. — In die Zeit der Vorverhandlungen mit Serbien fällt der am 5. Februar erfolgte Sturz Midhat Paschas, der auf Grund Artikel 113 der von ihm selbst entworfenen Verfassung in's Ausland verbannt wurde. Die officiöse türkische Darstellung gab als Grund dieser über Nacht in Scene gesetzten Beseitigung des „Reformators des osmanischen Reiches" an, „daß die vom Sultan aufgegebene absolute Gewalt nicht durch andere Hände geübt werden sollte". Sultan Abdul Hamid und seine persönlichen Freunde, vor Allem sein Schwager Mahmud Damat Pascha, besorgten wohl, daß unter Midhat die Macht des Großveziers zu groß werden möchte, um daneben noch für eine persönliche Einwirkung des Sultans auf die Staatsgeschäfte Raum zu lassen. Die in Cours gesetzten abenteuerlichen Gerüchte von durch Midhat geplanten Staatsumwälzungen haben keinen Glauben gefunden. Nachfolger Midhats im Großvezierat wurde der frühere Botschafter in Berlin Edhem Pascha, der zur Zeit noch im Amte ist.

Nach dem „Scheitern der Conferenz" trat Rußland ohne langes Zögern in die Action ein. Fürst Gortschakoff richtete am 31. Januar ein Rundschreiben an die Vertragsmächte, welches, nach einer Darlegung der durch die Ablehnung der einmüthigen Conferenzvorschläge geschaffenen „neuen Phase", sagt: „Die Ablehnung von Seiten der türkischen Regierung verletzt Europa in seiner Würde und Ruhe. Es ist uns von Wichtigkeit zu wissen, was die Cabinete, mit welchen wir uns bisher verständigt haben, zu thun gedenken, um auf diese Ablehnung zu antworten und die Erfüllung ihres Willens zu sichern." Eine Beantwortung dieser Circulardepesche ist nicht erfolgt, da Rußland alsbald selber die Initiative mit Vorschlägen zu einem „weiteren Thun" ergriff. Der russische Botschafter bei der Pforte, General Ignatieff, trat nämlich Anfang März eine Rundreise durch die europäischen Hauptstädte an, um, wie es zuerst hieß, „die berühmtesten Augenärzte Europas wegen eines hartnäckigen Augenleidens zu consultiren", welcher unglaubhafte Vorwand indessen bald fallen gelassen wurde. General Ignatieff traf am 4. März in Berlin ein, ging dann nach Paris, wo er sich vom 8. bis 16. März aufhielt; er conferirte dort mit dem russischen Botschafter am großbritannischen Hofe, Grafen Schuwaloff, ging dann selbst nach London, von wo aus er am 22. März wieder in Paris eintraf, um über Wien (25. bis 27. März) und Berlin (28. März) nach Petersburg zurückzukehren.

Es handelte sich bei der Reise des Generals Ignatieff darum, die Zustimmung der Mächte zu einem von Rußland entworfenen „Protokoll" zu erlangen, welches den Zweck haben sollte, die von den Conferenzbevollmächtigten verlangten Reformen nochmals aufzuzählen und als „einmüthige Forderung Europas an die Pforte" zu bestätigen. Im englischen Cabinet war der russische Protokollentwurf Gegenstand der eingehendsten Erwägungen. Es wurde in Folge derselben mit Rußland über Abänderungen verhandelt; namentlich über die Form, in welcher Rußland sich zu einer Abrüstung „geneigt erklären" oder, wie England vorschlug, „verpflichten" könnte. Die Pforte, gestützt auf das am 19. März feierlich eröffnete erste ottomanische Parlament, lehnte es ab, sich Abmachungen, die zwischen England und Rußland etwa getroffen werden möchten, zu fügen. Die als Antwort auf die Thronrede von der Deputirtenkammer beschlossene Adresse wies in einem am 27. März angenommenen Passus jede Einmischung des Auslandes in die inneren Angelegenheiten des osmanischen Reiches absolut zurück und sprach sich ebenso mit der größten Entschiedenheit gegen jede Gebietsabtretung an Montenegro aus; die Integrität und Souveränetät des Reiches müsse durchaus ungeschmälert bleiben.

Am 31. März fand im auswärtigen Amte zu London die Unterzeichnung des Londoner Protokolls statt, von welchem dem türkischen Botschafter Mussurus Pascha sofort Mittheilung gemacht wurde, sodaß die Pforte Zeit zur Ueberlegung einer Antwort hatte, falls dieses Protokoll von Rußland etwa in Form eines „Ultimatums" ihr zugestellt werden sollte, wie das am 5. April durch den russischen Geschäftsträger v. Nelidoff geschah. Im Protokoll nehmen die Mächte Act von dem Frieden mit Serbien; in Betreff Montenegros betrachten sie eine Be-

Digitized by Google

richtigung seiner Grenzen und die Gewährung freier Schifffahrt auf der Bojana (Abfluß des Sees von Skutari in's Adriatische Meer) für wünschenswerth; sie erkennen die Bereitwilligkeit der Pforte zu Reformen an; sie beantragen nicht, durch Vermittelung ihrer Vertreter in Constantinopel und durch ihre einzelnen Agenten in den türkischen Provinzen eine Ueberwachung der Art und Weise auszuüben, in welcher die Versprechungen der Pforte ausgeführt werden; wenn ihre Hoffnungen auf eine Verbesserung der Lage der Christen aber nochmals getäuscht werden sollten, so glauben sie erklären zu müssen, daß ein solcher Stand der Dinge unverträglich ist mit ihren Interessen und mit denen Europas im Allgemeinen; sie behalten sich für einen solchen Fall vor, gemeinsam die Mittel zu bezeichnen, welche sie für geeigneter halten, das Gedeihen der Christen und die Interessen des allgemeinen Friedens sicher zu stellen. — In einem dem Protokolle beigefügten Procès verbal über dessen Unterzeichnung ist zunächst die Erklärung des russischen Botschafters Grafen Schuwaloff niedergelegt, wonach Rußland, nachdem die Pforte mit Montenegro Frieden geschlossen, die Rathschläge der Mächte angenommen und auszuführen sich bereit gezeigt habe, mit derselben in Abrüstungsverhandlungen einzutreten bereit sei. England gab die Erklärung ab, daß, wenn der Friede zwischen Rußland und der Pforte nicht erzielt werde, das Protokoll „null und nichtig" sei; Italien schloß sich mit einer ähnlichen Erklärung an.

Die Mächte, namentlich England und Oestreich-Ungarn, ließen es bei der Pforte an Versuchen, sie zur Annahme des Protokolls zu bewegen, nicht fehlen; über diese „letzte Phase" der orientalischen Krisis ist indessen noch nichts Authentisches bekannt geworden. Die Pforte stützte sich auf ihr Parlament. Am 10. April lehnte die ottomanische Deputirtenkammer, am 11. April der Senat jede Gebietsabtretung an Montenegro ab, nachdem Savfet Pascha in einem vom 9. April datirten Rundschreiben die sehr eingehend den Verlauf der Orientdinge recapitulirende Antwort der Pforte auf das Londoner Protokoll ertheilt hatte, die eine ablehnende war.

Die Dinge eilten jetzt schnell ihrem schon längst sichtbar gewesenen Ausgange entgegen. Am 16. April reisten die montenegrinischen Unterhändler von Constantinopel nach Odessa ab, um sich dem Kaiser Alexander vorzustellen, der am 20. April von Petersburg zu der am Pruth aufgestellten „Südarmee" abging. Am 23. April verließ der russische Geschäftsträger v. Nelidoff mit dem Botschaftspersonal Constantinopel, die russischen Unterthanen unter den Schutz des deutschen Reiches stellend. Am 24. April fand die Kriegserkärung Rußlands an die Pforte durch ein in Petersburg veröffentlichtes und im Hauptquartier zu Kischeneff verlesenes Manifest statt. An demselben Tage richtete Fürst Gortschakoff ein Rundschreiben an die Vertreter Rußlands im Auslande. Der Sinn dieser Actenstücke faßt sich in den Satz zusammen, daß nach der Verwerfung des Londoner Protokolls nunmehr in Folge der hartnäckigen Weigerung der Pforte, auf die berechtigten Forderungen Europas einzugehen, für Rußland der Augenblick zum selbstständigen Handeln eingetreten sei. Es wurde auch keinen Augenblick gesäumt. Die Feindseligkeiten wurden schon in der Nacht vom 23. zum 24. April eröffnet. Die ultima ratio spricht seitdem aus dem ehernen Munde der Geschütze und der Chronist, der über die Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands zu berichten hatte, legt die Feder nieder; seine Aufgabe ist erfüllt.

Berlin, im Mai 1877. Politicus.

Berichtigung. Im ersten Artikel muß auf S. 297 als Datum der Andrassy-Note der 30. December 1875, nicht 1876 stehen, wie durch einen Druckfehler zu lesen ist.

Literatur und Kunst.

Lassalle und Freiligrath.

Ein biographischer Bei- und Nachtrag.

Im Mai 1848 war Freiligrath aus seinem fast zweijährigen Exil in sein Vaterland zurückgekehrt. Die Revolution, die er in seinen Liedern vorher verkündet, feierte ihre Siege in ganz Deutschland. Er begab sich nach Düsseldorf, um inmitten dieser Revolution zu sein und die Verwirklichung ihrer Ideale mit zu erstreben. Er wurde in dieser Stadt Bürger und stand in den vordersten Reihen der rheinischen Demokratie, welche in leidenschaftlicher Rührigkeit auf socialrepublikanische Ziele losstürmte. Die flammenden Gedichte Freiligraths aus jener 1848er Zeit galten der Förderung dieses Zweckes; sie bildeten gleichsam seine Führerthaten als Vorstandsmitglied des Düsseldorfer Volksclubs, denn zum eigentlichen Agitator und überhaupt zu einem Parteiführer hatte Freiligrath nicht das Zeug. Im Juli gab er sein bekanntes Gedicht: „Die Todten an die Lebenden" als ein Flugblatt zum Besten jenes Volksclubs heraus und durch den massenhaften Verkauf dieses Liedes zum Preise von einem Silbergroschen wurde in der That die leergewordene Vereinskasse wieder reichlich gefüllt. Aber auch eine Anklage erfolgte darauf. Am 29. August wurde der Dichter verhaftet und unter außerordentlicher Aufregung sah die Düsseldorfer Bevölkerung dem Ausgang seines Processes vor dem Schwurgericht entgegen.

Als einen der energievollsten Agitatoren in den Kreisen der rheinischen Demokratie hatte Freiligrath auch Ferdinand Lassalle kennen gelernt, der überdies ebenfalls in Düsseldorf wohnte. Der junge 23jährige Mann hatte sich mit dem Feuer der Begeisterung dem fünfzehn Jahr älteren Dichter angeschlossen und ihr freundschaftlicher Verkehr entwickelte sich inmitten der Stürme der Revolution. Lassalle war damals seit zwei Jahren eine eigenartige Berühmtheit durch die Beziehungen zur Gräfin Hatzfeld, deren Rechte er bis zur eigenen Selbstverleugnung gegen ihren Gatten verfolgte. Der großartige Skandalproceß wegen des aus solchem Anlaß 1846 unternommenen Cassettendiebstahls bei der Geliebten des Grafen Hatzfeld, Baronin von Meyendorf, war selbst in jener Zeit der revolutionären Erregungen noch das Ereigniß, welches die allgemeinste Aufmerksamkeit rege erhielt. Vom 8.—11. August 1848 hatte dieser Proceß vor den Kölner Assisen in seinem letzten Stadium gespielt. Die glänzende, viel bewunderte Vertheidigungsrede Lassalles bei dieser Gelegenheit hatte ihm seine Freisprechung eingetragen. Bei alledem war er, wie gesagt, einer der Eifrigsten unter der demokratischen Partei, ein Republikaner von starker Ueberzeugung, ein Socialist, der zwar erst noch in seinem politischen Glaubensbekenntniß steckte, der indessen doch schon damals — was gewöhnlich nicht beachtet wird — in den Arbeitervereinen directe Fühlung mit dem Proletariat suchte und dieses selbst, wie Briefstellen erhärten werden, als das einzig zukunftsfähige Geschlecht anerkannte. Im September trat er als ein gewaltig wirkender Redner, zum ersten Mal seit seiner Freisprechung in Köln, in der dortigen demokratischen Volksversammlung auf. Dann machte er aus der allgemeinen Aufregung wegen Freiligraths Verhaftung in Düsseldorf einen Sturmbock gegen die Behörde. Er verfaßte eine Adresse gegen den Staatsprocurator, in welcher er mit der dialektischen Beredtsamkeit, die ihm so glänzend zu Gebote stand, eine Vertheidigung des gefangenen Dichters zu einer wuchtigen Anklage seiner Verfolger zuspitzte. Es war der Anfang jener revolutionären Agitationen in Düsseldorf, welche einschüchternd genug auf die Geschworenen wirkten, um ihrerseits Freiligrath am 3. October freizusprechen, die aber Lassalle selbst im November in Haft, dann in zwei politische Processe und im Winter 1850 auf sechs Monate in's Gefängniß brachten.

Freiligrath kam nach seiner Freisprechung nach Köln in die Redaction der Neuen Rheinischen Zeitung, deren Leitung als radicales Socialistenblatt in Marx' Händen ruhte. Die

Digitized by Google

erstarkende Reaction brachte schon im Mai 1849 diesem gefürchteten Organ der Demokratie den Untergang. Sie starb bekanntlich mit dem Trotz des mächtigen Rebellengedichts Freiligraths in roth gedruckter Schrift. Ihre Redacteure entflohen oder wurden verhaftet; nur Freiligrath blieb leidlich unangefochten noch ein Jahr lang in Köln. Zu den verhafteten Genossen jenes Rheinischen Zeitungskreises gehörte auch Karl Schapper, Corrector des Blattes und Führer eines Arbeitervereins. Die noch kleinen Kinder desselben wurden dadurch der bittersten Noth preisgegeben, namentlich als auch noch die Mutter während dieser Zeit dahinstarb. Die Freunde übernahmen deshalb die Sorge für die Verwaisten. Freiligrath nahm die älteste Tochter Thusnelda zu sich. Sie kam mit dem Scharlachfieber behaftet in sein Haus, welches er in der Johannisstraße bewohnte, und die Folge war, daß auch Freiligraths Kinder und er selber von dieser Krankheit angesteckt wurden. Die ganze Familie lag im Fieber darnieder. Da kam Lassalle auf Besuch von Düsseldorf und in der hingebungsvollen Freundschaft, deren er in so hohem Maße fähig war, sorgte er zunächst wie ein Retter in der Noth für den kranken Dichter. Dann war er auch gleich bereit, das Schapper'sche Elend mit lindern zu helfen.

„Lieber Freiligrath," schrieb er nach seiner Rückkehr von Düsseldorf, „ich habe soeben einen Brief von dem Arbeiterverein in Bezug auf die Kinder Schappers erhalten. Die Gräfin (Hatzfeld) wollte schon lange deshalb nach Köln kommen, um sich bei Dir zu erkundigen, was am zweckmäßigsten für die armen Kinder geschehen kann. Nunmehr hat sich die Gräfin entschlossen, Deinem edlen Beispiel zu folgen und, obwohl es bei uns manche große Unbequemlichkeiten hat, eins der Kinder zu sich zu nehmen und zu erziehen. Denn alles Andere, was man thun könnte, wäre ja doch blos eine nur sehr vorübergehende und in der That nichts helfende Hülfe. Am liebsten hätte die Gräfin ein Mädchen, und zwar wäre es gut, wenn es nicht mehr gar zu klein ist, etwa 4 und 8 Jahr. Ist aber kein Mädchen da, sondern nur Knaben, so mag's ein Knabe sein. Nur das kleinste, erst einige Wochen alte Kind würden wir nicht acceptiren können, da unsere Haushaltung auf ein so junges Kind sich schlechterdings nicht einrichten läßt."

Nach monatelanger Haft wurde Schapper entlassen und nahm seine Kinder wieder zu sich. Mit ihnen ging er dann nach London, wo er sich wieder verheirathete, deutschen Unterricht ertheilte und ein Logirhaus einrichtete.

Im Sommer 1850 übersiedelte Freiligrath nach Düsseldorf zurück und nahm seine Wohnung nahe dabei, in Bilk. Nun wurde der persönliche Verkehr mit Lassalle auch wieder recht lebhaft. Dieser war von jeher ein flotter Lebemann, der eine lustige Zechgesellschaft in seinem Hause liebte. An solchen Theil zu nehmen verlockte er Freiligrath, der auch des Rheines Wein in hohen Ehren hielt, so oft er nur eine Veranlassung dazu fand. Man wird die Mittheilung einiger gemüthlicher Auslassungen zur Charakteristik Lassalles nach dieser Richtung, und auch seines Freundes, gewiß gern entgegennehmen.

„Lieber Junge," schrieb ihm einmal Lassalle, „thue mir das nicht an, auch heute wieder auszubleiben! Becker (der jetzige Oberbürgermeister) hatte mir gestern Abend, von Dir kommend, so sicher Dein Erscheinen zugesagt! Auch will ich Dir dasselbe gern erleichtern und möglich machen. Komme heute Abend um 8 Uhr. Zwischen 12 und 1 Uhr will ich in Berücksichtigung der Umstände Dir einen ungekränkten Rückzug gestatten. Auch werde ich während dieser wenigen Stunden wie eine liebende Mutter über Dich wachen und Dich nicht so viel trinken lassen, daß Deine Arbeitsfähigkeit für den folgenden Tag dadurch geschwächt würde. Demnach verlierst Du nichts als die Stunden von 8 bis 10 Uhr, die Du sonst vielleicht, und auch nur vielleicht, hättest benutzen können. Du kannst Abends bis 7½ Uhr arbeiten; Du kannst, ohne Beschwer, um 8 Uhr am andern Tage wieder am Arbeitstisch sitzen. Ich bitte Dich, laß es nicht Stil bei Dir werden, mich durch bedauerliche Ablehnungen zu accabliren. Und besonders diesmal nicht, da es, herannahender Stürme wegen, vielleicht für lange das letzte Mal ist, an welchem das nie genug zu feiernde „edite bibite" bei mir angestimmt wird." Nachdem er durch einige erfreuliche Privatmittheilungen ihn des Weiteren dahin zu überzeugen sucht, daß „die Götter zürnen, wenn man ihnen kein Dankopfer weiht", heißt es dann noch einmal beruhigend im Postscriptum: „Die Gräfin läßt Dir sagen, daß diesmal gar kein Gelage sein würde, sondern blos ganz heiter und mäßig und einfach."

Durch irgend ein Mißverständniß fühlte sich Freiligrath, gerade als er sich anschickte, Düsseldorf zu verlassen und vor zu erwartenden Verfolgungen sich abermals nach England zu flüchten, durch Lassalle beleidigt. Als dieser davon hörte, schrieb er ihm seine Rechtfertigung unter Vorwürfen, daß der Freund eine kränkende Absicht von ihm habe vermuthen können:

„Besonders aber — wie könntest Du denn dazu in mir den Willen voraussetzen, Dich beleidigen resp. kränken zu wollen? War mein bisheriges Benehmen gegen Dich wie gegen einen Menschen, den man kränken und beleidigen will? Oder habe ich Dir nicht stets Freundlichkeit, Herzlichkeit und gediegene Achtung bewiesen? Wie konntest Du mich nur in einen so ungerecht kränkenden Verdacht nehmen! Gewiß, er kränkt mich: denn ich glaube nicht, daß Du, wenn Dir die Sache mit irgend einem Anderen zugestoßen, in einen ähnlichen Verdacht gefallen wärest. Und doch hattest Du gerade bei mir, der ich Dir stets nur entgegengekommen bin, am wenigsten Veranlassung dazu. — Woher also diese Verbitterung des Gemüths? Doch genug davon! Eine Satisfaction aber bist Du mir schuldig für diesen Argwohn! Sie bestehe darin, daß Du mir gestattest, Deine Abreise nach London und die Hoffnung auf Deine baldige Rückkehr zu feiern. Bestimme deshalb selbst den Abend, den Du mir in dieser, Dir gewiß vielbesetzten Woche, dazu schenken kannst."

In London fand Freiligrath sehr herbe Enttäuschungen. Seine radicale Gesinnung, die zwei Steckbriefe, welche hinter ihm von den preußischen Gerichten wegen seines neuen Hefts revolutionärer Gedichte und dann wegen angeblicher Betheiligung an der rheinischen Communistenverschwörung erlassen worden waren, standen ihm in der Londoner Kaufmannswelt sehr im Wege. Von der literarischen Beschäftigung zu leben, zeigte sich ebenso schwierig, da kaum ein Verleger in Deutschland damals etwas von ihm in Druck gegeben hätte. Mit der eigenen Noth kämpfend, war er gleichwohl rastlos besorgt, nur die Noth der anderen, gleich ihm verschlagenen Männer zu mildern und dafür nahm er auch Lassalles edle Bereitwilligkeit und vermöglichen Mittel in Anspruch. Lassalle that nach Kräften, schickte aus seiner Tasche und was er bei seinen Freunden gesammelt, nach London an die Bedrängten, einmal 10 Pfd. Sterl., ein ander Mal hundert Francs, indem er klagte, „daß ihm nach den kargen Beiträgen und theilweisen refus die Lust zu weiterem Herumgehen verginge". Auch beschwichtigte er den empfindlichen Stolz Freiligraths wegen der Besorgniß desselben, daß man glauben könne, es sei das Geld auch für ihn bestimmt oder er sei überhaupt der Bittsteller für die Anderen. „Die Anderen aber, wie gesagt, wissen nicht einmal von Deiner Intervention als Anleiher." Die eben stattgefundene Pariser Decemberrevolution hielt Lassalle für eine Ursache mehr, daß der „Bourgeois" seine Tasche gegen die Noth der geflüchteten Demokraten so zugeknöpft hielt. „Die Stupidität unserer Bourgeois", schrieb er des Weiteren über jenes Ereigniß, „ist wirklich unglaublich. Diese welke Matrone glaubt, daß ihr die letzten Zähne ausfallen, sei ein Zeichen ihrer bevorstehenden Verjüngung, eines neuen Frühlings! Die bürgerlichen Demokraten lassen die Köpfe hängen, wie Trauerweiden, und gestehen bescheiden, daß die Welt für die nächsten Decennien noch nicht reif sei, ihre Weisheit zu ertragen. Nur die Arbeiter zeichnen sich durch ihren Klasseninstinct aus, mit dem sie begreifen, daß der 2. December ein Pandorageschenk für die Bourgeoisie gewesen ist." Sodann heißt es noch in diesem Düsseldorfer Briefe vom 15. December 1851 in Bezug auf Freiligraths eigene Lage: „Ich freute mich schon so, daß Du eine Anstellung an einer Londoner Bibliothek gefunden hättest uud traurig ist es mir, diese Freude dementirt zu sehen. Die Gräfin grüßt Dich und Deine Familie herzlichst. Weh-

Digitized by Google

müthig gedenken wir oft der Zeit, wo der letzte Mohikaner noch da war und manchmal eine Bowle vertilgen half. Aber alles Schöne kehrt wieder und darum erinnere Dich unter allen Umständen, daß laut feierlichem Gelübde der erste Abend, den Du wieder in Düsseldorf weilst, nicht Dir, noch irgend einem anderen Gott der Ober- und Unterwelt als mir gehört!"

Freiligrath erhielt endlich nach langem Harren in London eine Anstellung im Comptoir von Mr. Joseph Oxford, einem jüdischen Kaufmann der City.

Wenn aus dem Briefwechsel in dieser Zeit noch etwas erwähnenswerth ist, so ist es die sichtliche Liebhaberei, mit welcher Lassalle das Lieblingswort Freiligraths: „Trotz alledem und alledem" darin mehrfach citirt. Freiligrath führte es schon in der glücklichen Poetenzeit, die er früher am Rhein verlebte, im Munde, hatte es dann nach Burns zum Titel und Gedankengang eines seiner leidenschaftlichsten revolutionären Gedichte benutzt und seitdem war es zu einem geflügelten Worte geworden. Aber eifersüchtig war der Dichter darauf, daß ihm das Urheberrecht daran gewahrt bleibe, auch trug es sein Siegel als Wahrspruch.

Im Uebrigen gerieth der Briefwechsel zwischen Lassalle und dem exilirten Freunde mehr und mehr in's Stocken. Freiligrath machte ihm schließlich wohl noch mehrfache Sendungen, aber er schrieb nichts Näheres an Lassalle. Dieser hatte ihm sein Trauerspiel „Franz von Sickingen" zugehen lassen, um des Dichters Urtheil darüber zu vernehmen, und daraufhin äußerte sich derselbe denn auch einmal wieder gegen ihn. Unterm 7. November 1860 antwortet nun Lassalle mit folgendem interessanten Brief:

„Seit vielen Jahren warst Du mir eine Antwort schuldig geblieben und auch alles Mahnen durch Marx blieb umsonst. Ich glaubte daher wirklich, daß Du etwas gegen mich hättest und gerade weil ich mir gar nicht bewußt war, dies hervorgerufen zu haben, schmerzte es mich um so mehr. Um so mehr Freude hat mir nun Dein Brief gemacht, der mir zeigte, daß es nichts als, freilich arge, Faulheit war, wenn Du so lange mich gar nichts hören ließest ....." „Was Du vom Sickingen sagst, freut mich, besonders wenn es nicht blos aus Höflichkeit ꝛc. so gesagt, sondern auch ganz gemeint ist; aber den Titel, ein Poet zu sein, kann ich, dessen bin ich mir wohl bewußt, doch nicht in Anspruch nehmen. Ich halte, aufrichtig gesprochen, das Drama trotz seiner Formennachlässigkeiten für ein sehr gutes; mich aber deswegen doch nullement für einen Dichter und nie wieder würde mir eins gelingen! Die Phantasie des Dichters geht mir eben ab. Dies da habe ich weit mehr mit revolutionärer Actionskraft als mit dichterischer Begabung fertig gebracht und jedes Drama, das ich schreiben könnte, würde mir immer wieder dieses Eine unter anderen Formen und Namen sein. Für das Lyrische habe ich gar kein Talent; man könnte mich todt schlagen, ehe ich ein einfach innig lyrisches Gedicht fertig brächte, und insoweit das Lyrische im Dramatischen enthalten sein muß und im Sickingen z. B. ist, fehlt es mir doch sehr an der rechten Fähigkeit, die eigene Stimmung in Weise wahrhafter Gefühlsunmittelbarkeit wiederzugeben. Bei diesem Gebrechen kann man wohl mit speculativen Gedanken und revolutionärer Actionskraft einen derartigen Stoff tragisch und erschütternd gestalten, man könnte eventuell ein noch so vortreffliches Drama daraus gemacht haben, aber man bleibt nichtsdestoweniger himmelweit davon entfernt, ein Liebling der Götter, ein Dichter zu sein."

„Wie erfreut hat mich Deine Schilderung Deines Familienlebens! Wie einfach und ergreifend Deine Worte: nun es wird Nachmittag! Das Gefühl verstehe ich gar sehr! Verstehe es um so mehr, als ich mich, ich weiß nicht mit welchem Recht, so lange für den Repräsentanten der ewigen Jugend gehalten habe und nun seit einiger Zeit einzusehen anfange, daß es mir eben auch geht wie Jedem. Zwar bin ich kaum noch auf dem Mittag des Lebens, bin noch jung; aber das Alter naht mir in Form von Krankheit! Wo ist jene unbesiegbare, Alles verlachende Jugendkraft hin! Seit neun Monaten leide ich sehr und muß mich gewöhnen, krank zu sein und nicht mehr allmächtig über mich, wie sonst! Die Seele, da hast Du recht, die bleibt ungebeugt! Ach, es ist schwer, sie ungebeugt zu erhalten in Deutschland, schwerer hier als im Exil! Es muß bei Euch in London mehr Vaterland sein als hier: Ihr seid doch dort immer mehr ganz in demselben Gedankenkreis Lebende. Hier habe ich zwar Menschen genug und zuviel, aber wo findet man hier wahre Gedankengenossen? Die sind fort und geistig lebt man somit einsam, ganz einsam!"

Als Lassalle einige Jahre später seine ihn verzehrende „revolutionäre Actionskraft" für die socialdemokratische Agitation mit all seiner Leidenschaftlichkeit einsetzte, da warb er überall hin um Gesinnungsgenossen. Auch an Freiligrath wandte er sich deshalb. Aber dieser konnte sich für die Lassalle'schen Ideen nicht erwärmen. Er war in der dichterischen Auffassung der nationalen wie socialen Ideale der Alte geblieben und sah beruhigter schon Vieles von dem zur Wirklichkeit werden, was ihm einst als Ziel kühnster Wünsche vorgeschwebt. Lassalle aber war zu einer neuen revolutionären Parteiidee durchgedrungen, die seit seiner Jugend schon in ihm gearbeitet hatte. Der Dichter folgte nicht dem Agitator; ihr Briefwechsel fand daher auch durch die Zurückhaltung Freiligraths sein Ende und sie sahen sich auch nicht wieder.

Schmidt-Weißenfels.

Kunstdenkmäler und historische Alterthümer.

Eine unpolitische Reichscompetenzfrage.

Vor Kurzem brachten die Zeitungen im Inseratentheil eine Familienanzeige, wonach der Königliche Conservator der Kunstdenkmäler, Geheimer Regierungsrath von Quast auf Radensleben, das Zeitliche gesegnet hat. Das öffentliche Leben hat so gut wie gar keine Notiz von diesem Todesfall genommen; höchstens, daß der ziemlich ebenso im Verborgenen sein bescheidenes Dasein fristende Verein für die Kunst des Mittelalters bei der nächsten Sitzung vor der Tagesordnung dem Dahinscheiden seines langjährigen Mitgliedes und, irren wir nicht, Mitstifters, einige Worte des Andenkens gerichtet hat. Wir glauben sogar getrost behaupten zu dürfen, daß eine große Mehrzahl sonst leidlich unterrichteter und sich für Wissenschaft und Kunst interessirender Leute, von den engsten Fachkreisen natürlich abgesehen, überhaupt erst bei dieser Gelegenheit von dem Vorhandensein eines Staatsamtes mit dem stolzen Titel: „Königlicher Conservator der Kunstdenkmäler" Kenntniß erhalten, oder doch wenigstens nöthig gehabt hat, sich darauf zu besinnen, daß man gelegentlich einmal so etwas gehört habe.

Daß uns nichts ferner liegt, als den Verstorbenen dafür verantwortlich machen zu wollen, bedarf kaum der besonderen Hervorhebung. Wenn es sich in den folgenden Bemerkungen um Persönliches handelte, so würden wir in der Lage sein, sowohl vom Menschen als vom Sachverständigen, trotz der Einseitigkeit Beider, nur mit der vollkommensten Hochachtung zu sprechen. Indessen dient die Person nur als erster Anstoß und Ausgangspunkt für die Sache. Und diese scheint uns wenigstens durchaus nicht einfach so zu liegen, daß man dem Grundsatz „Le roi est mort, vive le roi!", oder, um unter Verwahrung gegen jede Anzüglichkeit deutsch zu reden, der gleichwerthigen Regel des deutschen Privatrechts „Eisern Vieh stirbt nie" ohne Weiteres Anwendung wünschen könnte. Schon der Umstand, daß sich in der Oeffentlichkeit nicht das geringste Interesse weiterer Kreise für die sonst so nahe liegende Frage nach dem: Was nun? oder wenigstens: Wer nun? geltend macht, daß ein Bewußtsein von einer der Ausfüllung bedürfenden Lücke so gut wie gar nicht empfunden wird, scheint uns dafür zu sprechen, daß die Sache selbst sich nicht in der richtigen Lage befindet und daß sie selbst nicht so bleiben kann, wie sie ist.

Ueber die nationale, geschichtliche und kunstgeschichtliche Bedeutung der Erforschung und würdigen Erhaltung der vorhandenen

Digitized by Google

Kunst- und historischen Denkmäler jeder Art glauben wir nicht viel Worte machen zu dürfen. Jedes Volk, welches eine Vergangenheit hat, hält die Erinnerungen und Wahrzeichen derselben heilig, wenn es und weil es auf eine Zukunft hofft, die dem ihr von dem gegenwärtigen Geschlecht Ueberlieferten das Gleiche thun soll. Und gerade je mehr wir Deutschen dem über alle schweren Zeiten der Zerrissenheit hinüber geretteten Gefühl der Zusammengehörigkeit verdanken, das uns endlich doch wieder zusammengebracht hat, um so mehr Veranlassung haben wir, auf die würdige Erhaltung der Zeugen jener Vergangenheit bedacht zu sein, in der schließlich die Gefühlsfäden, die uns zusammengehalten haben, angeknüpft und gespannt sind.

Hierüber dürfen alle Parteien, die Anhänger der Commune ausgenommen, einig sein.

Dagegen wird eine kurze genetische Skizze über das, was in Preußen, von dem wir ausgehen, zur Erreichung jener Zwecke vorhanden ist, und namentlich über das Amt des Conservators nicht überflüssig sein. Wie so Vieles verdanken wir auch die Stelle des Königlichen Conservators der Kunstdenkmäler dem anregenden Vorbilde Frankreichs. Wie der zu Grunde liegende Gedanke der Eigenart Friedrich Wilhelms IV. äußerst sympathisch sein mußte, so ist auch seine Ausführung von demselben angeregt und mit der Errichtung der Stelle des Conservators durch Cabinetsordre vom 1. Juli 1843 ins Werk gesetzt. Eine im folgenden Jahre unter Kuglers Mitwirkung erlassene Instruction regelte die Functionen und den Wirkungskreis des Conservators, eben des jetzt verstorbenen, damaligen Baurath von Quast; und durch einen Erlaß des Cultusministeriums, welchem der Conservator unmittelbar unterstellt war, wurde auch sein Verhältniß zu den Regierungen und anderen Behörden präcisirt. Im Wesentlichen war hiernach der Conservator ein bloßer Sachverständiger ohne Executive, dessen Gutachten in allen einschlagenden Fragen nicht umgangen werden sollte; er sollte ferner Inspectionsreisen machen und über deren Ergebnisse berichten, auch wohl Vorschläge zu Restaurationen u. s. w. einreichen, und endlich wird ihm auch das wenigstens wiederholt von ihm in Anspruch genommene Recht beigelegt gewesen sein, bei Gefahr im Verzuge die Ausführung von Verfügungen der unteren Behörden bis zur Entscheidung der Centralinstanz zu sistiren. Indessen war auch dieser bescheidene Einfluß des Conservators nach Lage der Gesetzgebung, welche übrigens im Wesentlichen heute noch gilt, nur innerhalb der Grenzen der Staatsverwaltung selbst möglich, und da es ein Recht der Einwirkung von Staatswegen nur bei Kunst- und andern Denkmälern im Eigenthum des Staats und derjenigen öffentlichen Corporationen gibt, welche rücksichtlich ihrer Vermögensverwaltung unter Staatsaufsicht stehen, so blieb die ganze große Domäne des Privatbesitzes nur dem frommen Wunsche und der gütlichen Einwirkung zugänglich. Hieraus ergab sich dann meist das wenig ersprießliche Resultat, daß der Staat zwar immer sofort mit seinem ungebetenen guten Rath bei der Hand war und häufig genug in der Person des Conservators das gewöhnliche Schicksal solchen Rathgeber erfuhr, mit der That aber niemals bei der Hand sein durfte und konnte. Am schlimmsten zeigte sich dieser Uebelstand, so wie die Frage der würdigen Erhaltung, namentlich der stilgemäßen, von im Besitz armer Gemeinden oder von Privatleuten befindlichen Baudenkmälern, oder auch nur die Frage der Erhaltung quand même durch Abwendung des Abbruchs, zur pecuniären wurde. Ohne materielle Mittel kann die beste Absicht und die denkbar vortrefflichste Organisation in solchen Fragen zu nichts führen. Die Organisatien hat man freilich später in den fünfziger Jahren durch Einsetzung einer permanenten Königlichen Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler noch vervollständigt, welcher außer den betreffenden Ministerialbeamten und dem Conservator, der Generaldirector der Museen von Olfers, der Geheime Oberbaurath Stüler und der bekannte Kunsthistoriker, Geheime Oberrevisionsrath Schnaase angehörten. Nach dem jetzt erfolgten Tode des Conservators kann die Commission, von deren Ergänzung nichts bekannt geworden ist, wenn sie überhaupt noch existirt, gerade noch aus einigen Ministerialräthen bestehen. Indessen hat dieselbe wenigstens früher einige Lebenszeichen von sich gegeben. Vor längerer Zeit ist uns ein Druckexemplar eines von derselben ausgearbeiteten Fragebogens zu Gesicht gekommen, welcher bei den Vorarbeiten zur Aufstellung eines Inventars der sämmtlicheu Kunst- u. s. w. Denkmäler der Monarchie Verwendung finden sollte, und theilweise auch ausgegeben zu sein scheint. Die Commission hat ferner in allen Provinzen Correspondenten ernannt, welche mit ihr oder mit dem Conservator, so lange sie und er lebten, in Verbindung gestanden haben mögen. Hiermit ist, wenn wir von der Beibehaltung der bei der Annexion in Hannover und in Schleswig-Holstein vorgefundenen Conservatoren der Landesalterthümer, und von der Bestallung von Localconservatoren an einzelnen Orten z. B. in Wiesbaden und in Stralsund absehen, die Organisation in Preußen, soweit der Staat in Frage kommt, unseres Wissens erschöpft.

Bereits oben ist der Grundfehler angedeutet, dessentwegen dieser ganze, an sich vortreffliche Apparat nicht zweckentsprechend functioniren konnte und niemals können wird. Wer jemals in der Lage gewesen ist, die Beihülfe des Staats für die Erhaltung von Reliquien der Vorzeit, die nicht dem Staate gehörten, zu erbitten, wird regelmäßig der Versicherung des lebhaftesten Interesses in Gesellschaft mit dem achselzuckenden Bedauern, daß „keine Fonds" dazu vorhanden seien, begegnet sein. Beim Mangel eines geeigneten etatsmäßigen Fonds bleibt nur der für Gnadenbewilligungen, also der Allerhöchste Dispositionsfond bei der Generalstaatskasse übrig, und diesem ist es auch zu verdanken, wenn trotzdem noch etwas, und zwar unter solchen Umständen verhältnißmäßig viel, geleistet worden ist. Wie sehr aber dieser Fond von allen Seiten in Anspruch genommen wird, und welchen zahllosen Attentaten derselbe ausgesetzt ist, darüber hat der Finanzminister in den Kammerverhandlungen und in der Commission verschiedentlich Aufschluß gegeben. Bedenkt man ferner, daß dieser allgemeine Lückenbüßer auch für die kleinsten Summen nur durch eine auf den Bericht zweier Minister erlassene, und von beiden gegengezeichnete Königliche Ordre erschlossen und in Bewegung gesetzt wird, so wird ohne Weiteres klar sein, daß hier die geeigneten Mittel für eine planmäßige Erforschung und Erhaltung der historischen Denkmäler, welche zu den dauernden, niemals erledigten Aufgaben des Staats gehört, nicht vorhanden und nicht zu suchen sind.

Allerdings ist früher einmal der Versuch gemacht worden, eine Aenderung in dieser Hinsicht herbeizuführen. Am 26. Februar 1852 nahm die damalige zweite Kammer in ihrer 29. Sitzung den von einer unbestritten ersten Autorität des Faches, von Reichensperger, gestellten Antrag an: „Die Kammer wolle die Erwartung aussprechen, daß das Ministerium bei Aufstellung des nächsten Etats auf die planmäßige Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Landes specielle Rücksicht nehmen werde." Einen Erfolg nach der materiellen Seite hat diese von der Vertretung der Steuerzahler ausgegangene Anregung nicht gehabt, und wir erinnern uns nicht, dem Antrag wieder begegnet zu sein, woran die späteren finanziellen und politischen Zustände Schuld sein mögen. Auf diesem Standpunkt des Mangels aller etatsmäßigen Mittel für die besonderen Zwecke der Sache stehen wir trotz der Milliarden in Preußen noch heute. Gerade dies scheint uns auch daran Schuld zu sein, daß wir sogar der ersten, nothwendigen Grundlage einer planmäßigen Erforschung und Erhaltung, der Inventarisirung der Denkmäler, noch fast vollständig entbehren. So lange dieselbe nicht zum Zweck einer Klassificirung der Denkmäler nach ihrem Anspruch auf Unterhaltung aus öffentlichen Mitteln, kurzum zur Aufstellung eines auf bestimmten, regelmäßig verwendbaren Mitteln fußenden Planes geschieht, hat sie als bloße Zusammenstellung von Daten eben nur ein vorwiegend theoretisches Interesse, welches der Staat wohl fördern, aber nicht zum unmittelbaren Gegenstande seines Eingreifens machen kann. Demzufolge ist sie bisher dem wissenschaftlichen Eifer von Geschichtsvereinen und Privatpersonen überlassen gewesen, die dann allerdings durch Entnahme einer größeren Zahl von Exemplaren von den Staatsanstalten

Digitized by Google

unterstützt worden sind. Von einer planmäßigen Initiative des Staats ist dagegen nichts bekannt geworden. Der von der Commission ausgearbeiteten Fragebogen, welche lediglich jenen theoretischen Sammelcharakter haben, ist bereits oben Erwähnung geschehn. Ueber den neuesten Stand der Inventarfrage gibt ein im vorigen Jahre durch die Tagesblätter bekannt gewordener Circularerlaß des Cultusministers Auskunft, in welchem den Oberpräsidenten aufgegeben wird, die Provinzialvertretungen zur Bewilligung der Mittel für die Inventarisirung zu bewegen. Danach liegen mit Staatsunterstützung veröffentlichte Inventare nur für den Regierungsbezirk Kassel und für die Provinz Hannover vor, während die Rheinprovinz die Mittel für die Inventarisirung der dortigen Baudenkmäler und Ueberreste der Vergangenheit aus ständischen Fonds bewilligt hat, und Aehnliches für Schlesien in Aussicht stehen sollte. In dem Gebiet der alten Monarchie sind wir also in den 30 Jahren seit der Einrichtung der Conservatorstelle zu nichts gekommen. Was dagegen eine Centralstelle mit öffentlichen Mitteln leisten kann, beweist das bereits seit längerer Zeit vollendete Inventar von Elsaß-Lothringen.

Wir können aber überhaupt die Abwälzung dieser Aufgabe, geschweige denn die der planmäßigen Pflege und Erhaltung, auf die Provinzen nicht für den richtigen Weg halten. Muß einmal Beides als dauernde Verpflichtung der ganzen Nation und als Nationalaufgabe und Interesse anerkannt werden, so kann die natürliche Consequenz nicht abgelehnt werden, daß die ganze Nation, oder um staatsrechtlich zu sprechen und gleich mit der Thür in's Haus zu fallen, das Reich beizutragen und die ganze Angelegenheit definitiv in die Hand zu nehmen und zu regeln hat. Wie die Sache selbst keine specifisch provinzielle oder einzelstaatliche, preußische, sächsische, sondern eine deutsche ist, so gehört sie auch ihrer eigenen Natur nach materiell und formell unter das Reich, welches so verpflichtet als berechtigt ist, dieselbe vor sein Forum zu ziehn.

Weit zerstreut im ganzen Reiche liegen die stummen Zeugen der gemeinsamen Vergangenheit, deren würdige Erhaltung Allen gleichmäßig am Herzen liegen muß, und oft genug sind gerade die bedeutsamsten und größere Mittel erfordernden nicht auch gerade im Besitz der leistungsfähigsten Eigenthümer oder im Territorium der vermöglichsten Bundesstaaten. Wir gestehen offen, daß wir der Bittstellerei um nationale Almosen in jeder Form, namentlich aber in der Form der Lotterie, möglichst abhold sind, und doch haben sich alle größeren Unternehmungen, auch von der anerkanntesten nationalen Bedeutung, bisher durch solche nichts weniger als zweifelsohne erscheinenden Mittel über Wasser halten müssen. Wir erinnern nur an den Kölner Dom. Jetzt, wo wir den Vereinigungspunkt für alle nationalen Interessen wiedergewonnen haben, können unserer Meinung nach auch die genügenden Mittel zur Erfüllung des nationalen Zwecks der Erforschung und würdigen Erhaltung der geschichtlichen und der Kunstdenkmäler des Reiches nicht fehlen. Haben wir Geld genug, um auf Reichskosten den Griechen ihre Alterthümer von Olympia auszugraben, so glauben wir, ohne dem klassischen Alterthum in seiner Bedeutung als recipirtes Element deutscher Cultur im geringsten zu nahe treten zu wollen, daß wir auch für das Hemd, welches uns näher ist und bleibt als der Rock, das Nöthige aufzubringen in der Lage sein müssen.

Der gegenwärtige Zeitpunkt, mit welchem in dem Hauptstaat des Reichs durch den Tod des Conservators vollständig freie Bahn eröffnet ist, wird als der geeignete nicht verkannt werden können. Schon an sich erscheint es unmöglich, eine in der Baukunst, der Kunstgeschichte, der klassischen und der christlichen Archäologie und in den prähistorischen Wissenschaften, alles Fächer, die der Conservator beherrschen müßte, gleichmäßig beschlagene Capacität zu finden; und wäre sie gefunden, so bleibt es zum mindesten sehr fraglich, ob sie sich zu der passiven Stellung eines Gutachters, wie es die des Conservators thatsächlich war, herbeilassen würde, zumal die Dotation unseres Wissens nicht besonders verlockend ist. Wie ganz anders würde sich die Sache unter Leitung einer Reichscommission gestalten, für welche sich in ganz Deutschland unzweifelhaft die geeigneten Kräfte finden würden, und der zunächst die Aufgabe gestellt wäre, die der Erhaltung aus Reichsmitteln würdigen Denkmäler der Vergangenheit zu verzeichnen und auf Grund dieses Verzeichnisses über den Plan und den voraussichtlichen, jährlich in den Etat einzustellenden Bedarf bestimmte Vorschläge an den Reichskanzler zu richten. Die Frage der weiteren Organisation kann hier, wo es sich lediglich um eine erste Anregung handelt, auf sich beruhen, und wird sich, sobald nur die Mittel da sind, durch eine auf den Bericht der Commission zu erlassende Instruction des Reichskanzlers leicht erledigen. Nur weil man so gern auf die Nachbarn exemplificirt, sei es gestattet, auf die in Wien bestehende Centralcommission für den östreichischen Gesammtstaat hinzuweisen. Von Frankreich möchten wir gar nicht sprechen, um nicht vor Verlegenheit und Neid verstummen zu müssen. Was hier für das Reich vorgeschlagen wird, besteht dort längst, und in welchem Umfang und mit welchem Erfolge, beweisen außer den ordentlichen Etatspositionen die beim jüngsten Etat beantragten Credite zur photographischen Vervielfältigung der Hauptdenkmäler behufs Vertheilung der Abzüge an sämmtliche Schulen. Wir sind zu Ende. Mögen Diejenigen, die es angeht, das Ihrige thun.*)

ICtus.

Aus der Hauptstadt.

Tommaso Salvini.

Freunde, auf deren Urtheil ich etwas gebe, — namentlich Adolf Wilbrandt und Adolf Sonnenthal — hatten mir schon von Wien aus und ganz unabhängig von einander in fast überschwänglicher Weise ihr Entzücken über den italienischen Tragöden Salvini ausgesprochen, den sie ohne irgend welchen vorsichtigen Vorbehalt als den ersten unter den lebenden Schauspielern bezeichneten. Mit ungewöhnlichen Erwartungen sah ich daher dem ersten Auftreten Salvinis entgegen. Meine Erwartungen sind übertroffen worden. Salvini ist — ich stimme dem Urtheil meiner Freunde vollkommen bei — nicht nur ein Meister der Darstellungskunst, er ist unter den darstellenden Künstlern der jetzigen Generation der Meister.

Salvini besitzt schöne natürliche Mittel: eine männliche, stattliche Gestalt, kräftig und breitschultrig, mit gewölber Brust, einen interessanten Kopf mit edel geschnittenen Zügen, mit hoher Stirn, mit lebhaften intelligenten Augen, mit einem energischen Mund, und vor Allem ein wundervolles Organ von dem seltensten Wohllaut, voll Schmelz und Kraft zugleich. Von diesen reichen Naturgaben ist nie ein edlerer Gebrauch gemacht worden.

Die Gleichheit der Landsmannschaft, des Kunstzweiges und der Bedingungen, unter denen sich die Künstler uns gezeigt haben, drängt unwillkürlich zu einem Vergleich zwischen Tommaso Salvini, den heute das Berliner Publicum bewundert, und Ernesto Rossi, dem es vor einiger Zeit seine Sympathien entgegengebracht hat.

Die beiden berühmten italienischen Tragöden, die zufällig oder absichtlich in derselben Rolle als Othello zuerst vor dem norddeutschen Publicum erschienen sind, sind in Bezug auf die natürlichen Mittel, über welche sie verfügen, gleich gut bedacht, in künstlerischer Beziehung aber Antipoden. Wenn man Rossi zu den Realisten rechnet, so müßte man Salvini den Idealisten

*) In der Zwischenzeit bis zum Abdruck der obigen Bemerkungen ist die Aufmerksamkeit der Reichsbehörden von den Fachkreisen aus direct für die Frage in Anspruch genommen worden. Wie die Zeitungen melden, ist in der Sitzung des Bundesraths vom 9. Mai d. J. eine den Schutz der deutschen Kunstdenkmale betreffende Eingabe des Vorstandes des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine vorgelegt und über die geschäftliche Behandlung derselben beschlossen worden.

Digitized by Google

beigesellen. Ich habe mir allmählich die Meinung gebildet, daß Rossi mehr jener Kunstrichtung angehört, die sich in Frankreich zu Beginn der Julimonarchie Bahn brach und dort „Romantismus" genannt wurde. Für die Helden der Victor Hugo'schen Dramen könnte ich mir kaum einen geeigneteren Darsteller denken, als Rossi. Das ist auf der Bühne dieselbe Wildheit und Leidenschaftlichkeit, die uns aus den ersten Dramen Victor Hugos entgegenstürmt. Rossi arbeitet mit den stärksten Mitteln, er geht gern bis an's Aeußerste; man kann nicht behaupten, daß sein Spiel ästhetisches Wohlgefallen einflößt, aber er ergreift unter Umständen mächtig.

Salvini würde aber jener Schule zuzuzählen sein, die man in Frankreich im Gegensatz zur romantischen als die „klassische" bezeichnet. Seine Kunst ist streng und gemessen, er ist haushälterisch mit allen starken Mitteln, sein Spiel ist verinnerlicht und bereitet dem Zuschauer stets das reine Behagen. Goethes Definition dieser beiden Schulbegriffe, der mit einem kurzen Worte das Romantische als ungesund und das Klassische als gesund hinstellt, trifft auch hier vollkommen zu.

Rossi, dessen merkwürdiges Talent in keiner Weise geschmälert werden soll, macht als Othello die Bestie glaubhaft, Salvini dagegen entkleidet den Othello der Bestie und macht ihn menschlich rührend. Jener erregt vornehmlich Entsetzen, dieser das Mitgefühl. Bei Rossi lodert die Leidenschaft nach außen heraus, bei Salvini brennt sie nach innen hinein. Rossi zerlegt die Rolle in eine Summe von Einzelwirkungen, Salvini faßt nur das Ganze in's Auge, er bringt der Gesammtauffassung Opfer von solchen Einzelwirkungen, die sich ein Anderer so leicht nicht entgehen lassen würde.

Die ganze Verschiedenartigkeit der beiden Künstler tritt am deutlichsten hervor in ihrer Auffassung der Liebe zu Desdemona. Bei Rossi ist dieselbe rein sinnlich und verderblich, bei Salvini ideal und läuternd. Auf den Othello von Rossi hat Desdemonas Liebe keinen erheblichen Einfluß gehabt, er erscheint uns im ganzen Stücke von Anfang bis zu Ende so wild und ungeberdig, wie er von Hause aus ist; er könnte allenfalls schon in der ersten Scene in einem Anfall von Wuth die Geliebte umbringen. Ganz anders Salvini. Sein Othello erscheint in dem ersten Theil der Tragödie als der gebändigte Löwe. Die starken Leidenschaften, die ihm die Natur mitgegeben hat, sind durch seine Liebe zu Desdemona unterjocht und in der starken Brust fest verschlossen. Seine Liebe zu Desdemona und Desdemonas Liebe zu ihm hat alles Wilde und Thierische von ihm abgestreift. Er ist ein harmloser, gutmüthiger Koloß; er selbst hat zu seiner Zähmung das vollste Vertrauen, er fürchtet sich nicht mehr vor sich. Ruhig und würdig läßt er die Beschuldigungen des Brabantio über sich ergehen, ohne beleidigenden Hohn, ohne herausfordernden Trotz, im vollen Gefühl seiner Liebe zu Desdemona und der Herrschaft, die er durch diese über sich errungen hat. Zwischen seiner natürlichen Wildheit, die er tief in sich zurückgedrängt hat, und der Außenwelt, die diese Wildheit reizen könnte, steht wie eine unüberwindliche Schutzmauer die holde Macht der Desdemona, die Alles begütigende, reine, edle Liebe. So gibt er dem Senat Bescheid, einfach, schlicht, bescheiden in seiner Stärke, ein tapferer Mann, der den äußeren Feind nie gefürchtet hat, und der nun in seinem Glücke auch den inneren, „die Bestie in der Brust", nicht mehr zu fürchten braucht. Er ist ganz der Mann, wie ihn Ludovico später schildert: „der edle Geist, den Leidenschaft nicht regt"; „the nature, whom passion could not shake".

So auch begrüßt er Desdemona auf Cypern nicht mit sinnlicher Leidenschaft, sondern mit rührender Herzlichkeit, wie dankbar dem Geschick, das ihm seinen guten Geist, sein besseres Ich, seinen Schutzengel geschickt hat.

Wie ganz anders war diese Scene bei Rossi! Rossi zeigte uns in einer durchaus meisterhaften Darstellung nur den von Sinnenlust berauschten Othello. Man erinnert sich wohl noch, wie er jene Begrüßungsworte vor Aufregung zitternd hervorstieß, wie er Desdemona wollüstig packte, an sich drückte und mit sich schleppte, während er ihr in einer fast viehischen Lüsternheit das „andiamo" zulallte. Ich schrieb damals über diese Scene, wie sie Rossi darstellt: „In keinem der allerfranzösischsten Demimondestücke ist eine Unzweideutigkeit so schroffer und greller Art aufzuweisen, wie sie Rossi in das eine Wort: „andiamo" legt, mit welchem er sein geliebtes Weib in die cyprische Kemenate schleppt. Würde dieser Abgang nicht durch die vollkommenste Kunst in der Darstellung geadelt, er wäre unaussprechlich anstößig." Die Scene wurde wie gesagt meisterhaft gespielt. Für Rossis Othello ist Desdemona vor Allem die heißblütige sinnliche Venetianerin, sie ist nicht „die Jungfrau zart und schön und glücklich und abhold der Vermählung", als welche sie der liebende Vater schildert, sondern vielmehr, wie Othello in seiner Wuth später von ihr sagt, „die Dirne von Venedig, die Othello freite". Rossi zieht die Desdemona also ganz in's Sinnliche herab, Salvini aber erhebt sie durch seine Darstellung in das Ewigweibliche, das uns hinanzieht. Durch Rossi wird sie vergröbert, durch Salvini geadelt.

Großartig künstlerisch veranschaulicht Salvini die Wandlung, die in ihm vorgeht, als sein Schutz und Schirm, seine Liebe ihm genommen wird. Hier hatte Rossi, von dem die afrikanische Rohheit nicht einen Augenblick gewichen war, ungleich leichteres Spiel.

Bei Salvini ist, wie ich schon sagte, Othello zunächst im Vertrauen auf seine Stärke und auf seine Liebe geduldig, langmüthig, gutmüthig; die Zärtlichkeit hat alle seine Leidenschaften in Fesseln geschlagen. Als nun aber durch Jagos Verleumdung diese Fesseln gewaltsam gesprengt werden, als er fühlt, wie die Rohheit nunmehr entfesselt in ihm sich wieder aufbäumt, des geringsten Anlasses gewärtig, um über ihre Beute herzustürzen, da erbebt Othello vor sich und seiner Wildheit. Er fühlt, sie ist da, lauernd und entsetzlich, er macht übermenschliche Anstrengungen, um das zu erreichen, was Desdemona spielend gelungen war: um sich zu bemeistern; er hält sich zurück, er geht sich aus dem Wege, er fürchtet die bloße Berührung mit dem verhaßten Object, denn er fühlt, daß es nur einer Geringfügigkeit bedarf, um zur besinnungslosen Wuth getrieben zu werden. Er hört Jagos Beschuldigungen still und scheu an, er macht kaum eine Bewegung, — nur daß die Hand einmal unwillkürlich zusammenkrampft, als ob er das Bedürfniß habe, eine Schlange zu erwürgen. Er athmet vielleicht beklommener, aber doch ruhig, sein Blick ist mehr forschend als zornig; dem was in ihm vorgeht verbietet er den wahrnehmbaren Ausdruck. Und doch, wie fürchterlich ist diese Ruhe! Man fühlt, wie sich, um den Volksausdruck zu gebrauchen, Alles in ihm herumdreht. Schauerlicher als das Heulen des Sturmes und das Grollen des Donners ist diese bleierne unheimliche Stille der Gewitterschwüle bei gelbem schwefelichtem Himmel.

Da nähert sich Jago, unglücklicher Weise berührt er ihn; das ist entscheidend, nun ist es um alle Besonnenheit geschehen, er stürzt auf ihn, wirft ihn zu Boden, trampelt auf ihn — noch einen Augenblick und der Wurm ist zertreten! Da gewinnt er noch einmal die Herrschaft über sich, er schämt sich seines Jähzorns, er bittet Jago fast um Vergebung, er hilft ihm auf, und sein Entschluß ist gefaßt: die Rache behält er sich vor für die Schuldige.

Die Darstellung dieser Scene des dritten Actes gehört zu dem Edelsten und Schönsten, was die Darstellungskunst uns zu bieten vermag. Wer Verständniß für künstlerische Anordnung und Gliederung, für Vorbereitung und Steigerung besitzt, muß diesen Othello Salvinis bewundern. Es ist staunenswerth, wie diese künstlerische Leistung in ihrer Einheitlichkeit durchgeführt ist. Da wird nichts aufgespart, nichts zur Verwerthung für den Haupteffect im Hintergrunde gehalten, nichts gekünstelt. Die Keime sind von Anfang da, aber man fühlt, wie sie gleichsam wachsen und reifen. Die Darstellung begleitet und ergänzt die Dichtung und zeigt sich auf der Höhe ihrer großen Aufgabe. Wie sich bei Shakespeare der Charakter entwickelt, so hier in der Darstellung. Und wo die Darstellung vermöge der ihr zu Gebote stehenden Mittel, der starken sinnlichen Wirkung durch Sprache und Geberde, ausführen kann, was die Dichtung durch das todte

Digitized by Google

geschriebene Wort nur anzudeuten vermag, da thut sie hier bei Salvini im reinsten Sinne das ihrige. Salvini feiert den größten Triumph, der dem Schauspieler beschieden ist: er enthüllt uns die verborgenen ungeahnten Schönheiten der Dichtung. Er holt die Perlen hervor, die der Dichter in die Tiefe versenkt hat. Die volle Schönheit des bewundernswerthen dritten Actes dieses Dramas haben die meisten Zuschauer, die doch ihren Shakespeare am Schnürchen zu haben glauben, vor Salvini sicherlich nicht erfaßt.

Und womit erzielt er diese gewaltige Wirkung? Es ist nicht zu definiren. Die gewöhnlichen Mittel verschmäht ein Künstler wie Salvini von vorn herein, aber er wendet auch keine ungewöhnlichen an.

Eine solche Macht der Passivität, wie sie hier gebietet, ist fast unglaublich. Ohne daß er uns irgend etwas sichtbar macht, macht er Alles fühlbar: von den ersten Regungen der Verwunderung und der Neugier bis zu der Unruhe und der gesteigerten Beängstigung, von der versuchten Abwehr jedes schmählichen Gedankens, bis zu der nothgedrungenen Rückkehr auf den verderblichen Weg, den seine „honesty", sein ehrlicher gerader Sinn zu betreten sich sträubt, bis endlich zu dem Augenblick, da er die Gewißheit erlangt zu haben glaubt, daß er getäuscht wird, und damit zugleich der unwiderrufliche Beschluß reift, an der Dirne Rache zu nehmen.

Nicht in blinder Wuth hastet er diesem grausigen Ziele entgegen. Zwischen dem Vorsatze, Desdemona zu tödten und dem Vollbringen der That liegt in dem Drama ein breiter Zwischenraum; und auf dem langen Wege läutert sich die persönliche Rache wegen der erlittenen tiefen Kränkung zu einem höheren Acte der Gerechtigkeit im Dienste der gekränkten Moral. Es ist nicht der eifersüchtige Gatte, der nach Blut lechzt, — „die Sache will's!" Nur das Sachliche ist entscheidend, die Persönlichkeit des Beleidigten schwindet gänzlich. Othello tödtet Desdemona, nicht weil sie ihn betrogen, sie muß sterben, „sonst betrügt sie Andere" — „more men", sagt Shakespeare noch schärfer und energischer. Diese ideale Wandlung zum Unpersönlichen vom Persönlichen kann sich in Othello nicht vollziehen ohne gewaltige Erschütterung. Die Empörung über das unerhörte Verbrechen, dessen er Desdemona zeiht, löst sich auf in tiefsten Schmerz, in herzzereißende Trauer und Thränen, „grausame Thränen" „cruel tears" löschen den lodernden Zorn. Der starke, unglückliche Held weint.

Zwar Frau'n vergießen Thränen, wenn sie wollen,
Doch fühlt sich unser Herz seltsam beengt
Sehn Thränen wir aus Männeraugen rollen.
Der Frauen Thräne schmilzt, doch die des Mannes sengt
Wie glüh'ndes Blei, wenn aus dem martervollen
Herzen gepreßt sie wird . . ."

Beim Anblick des weinenden Othello, wie ihn Salvini darstellt, habe ich dieser Worte aus Byrons „Don Juan" lebhaft gedenken müssen.

Ueber die letzten Scenen des Salvinischen Othello habe ich nur wenig zu sagen. Die Aenderungen, welche der italienische Bearbeiter vorgenommen hat, befremden uns Nordländer. Bei der Ermordung der Desdemona ist das Grausige bis auf den Gipfel getrieben und auch der Selbstmord des Othello erregt Schaudern. An und für sich genommen ist Salvinis Leistung von vollendeter Künstlerschaft.

Auch über den Hamlet oder richtiger den „Amleto" Salvinis — denn es ist nicht der dänische Prinz, wie wir ihn uns vorstellen — will ich für heute nicht sprechen. Man wird einem so seltenen Künstler wie Salvini nicht dadurch schon gerecht, daß man hervorhebt, wie geistvoll dieses oder jenes gemacht sei. Seine Eigenart und Bedeutung läßt sich auch besser als aus der reflectirenden Rolle des Hamlet aus der Schilderung seines Othello erkennen, und hier ist wenigstens der Versuch dazu gemacht worden.

Paul Lindau.

Notizen.

Ein Pariser Zwischenfall hat in der letzteren Zeit viel von sich reden gemacht und der Skandalchronik ergiebigen Stoff geliefert, wurde indessen in Deutschland nicht genug beachtet. Ein Blatt in Nancy hatte den Kaiser von Rußland in heftiger und unziemlicher Weise angegriffen. Herr Paul aus Cassagnac, gewöhnlich von Cassagnac genannt, brachte die Sache in der Versailler Kammer zur Sprache und verlangte die gerichtliche Verfolgung des Artikels. Die Regierung konnte nach dem Preßgesetz nicht darauf eingehen, weil kein Strafantrag der betheiligten auswärtigen Regierung, also in diesem Falle Rußlands, vorlag. Und so kam die Zeitung in Nancy mit einem blauen Auge davon, welches ihr die Philippika Cassagnacs auf der Tribüne sowie vorher schon ein grober Ausfall in dessen bonapartistischem Blatt „Pays" zugefügt hatten. Als Cassagnac am Abend nach der Sitzung in Paris eintraf, fand er die Visitenkarte des russischen Botschafters, Fürsten Orloff, vor. Er versehlte nicht, dies am anderen Tage im „Pays" zu erzählen und in dieser discreten Weise über die ihm erwiesene Aufmerksamkeit zu quittiren. Die Bonapartisten ergehen sich nämlich gern in der Flunkerei, daß Rußland eine Restauration in ihrem Sinne begünstige. Die Orloff'sche Visitenkarte war daher Wasser auf ihre Mühle. Jetzt wurde indessen der Vorgang zum Gegenstande einer lebhaften Polemik in der Pariser Presse. Orloff wurde der Taktlosigkeit geziehen, und es fielen hüben und drüben leidenschaftliche Worte. In den Salons sprach man von nichts Anderem. Man fand das Verfahren des Botschafters zum mindesten auffällig und meinte, er habe selbst die französische Regierung dadurch verletzt, daß er für Cassagnac, der einen Angriff gegen dieselbe wegen Nichtverfolgung des Artikels gerichtet, Partei ergriff. Orloff ließ versichern, er habe seine Karte nicht wegen Cassagnacs Kammerrede, sondern in Folge des im „Pays" erschienenen russenfreundlichen Artikels, und bevor er noch von jener Rede Kenntniß erhalten, in des Journalisten Wohnung abgegeben. Der Lärm, welchen das Alles machte, drang nach Petersburg, und es ging ein Gerücht, Orloff habe seine Demission angeboten, welche Gortschakoff abgelehnt hätte. Das wurde dann telegraphisch offiziös von Petersburg aus dementirt, womit die Sache äußerlich erledigt war. Es ist indessen anzunehmen, daß Fürst Orloff in künftigen Fällen sich der Pariser Presse gegenüber, wenigstens der bonapartistischen, vorsichtiger benehmen wird. Wenn diese sich auf Grund eines Schrittes der Höflichkeit, über dessen Convenienz man verschiedener Ansicht sein kann, in Illusionen wiegte und den Einzug Napoleons IV. in die wieder aufgerichteten Tuilerien unter russischen Auspicien im Traume zu erblicken glaubte, so geht es den Franzosen im Allgemeinen, was russische Einverständnisse betrifft, nicht viel besser. Boshafte Leute haben oft behauptet, Fürst Orloff habe in Paris zur besonderen Aufgabe, die Franzosen bei guter Laune zu erhalten und sie glauben zu machen, es könnte doch einmal zu einem cordialen Einvernehmen zwischen Frankreich und Rußland kommen. Damit solle dann gegebenen Falles ein Druck nach der anderen Seite ausgeübt werden. In Berlin glaubt man nicht an diese Ausstreuungen. Wir wissen das durch eine sehr vertrauliche Depesche des Fürsten Bismarck, die uns auf einem ungewöhnlichen Wege zu Gesicht gekommen ist. Diese Andeutung wird gewiß Aufsehen erregen und vielleicht geeignete, übrigens unnütze Nachforschungen anstellen lassen. Wir begnügen uns indessen mit einem Auszuge aus dem vollkommen rechtmäßig in unseren Besitz gelangten, sehr interessanten Schriftstücke, worin es heißt, man dürfe Fürst Orloff als einen zuverlässigen Freund Deutschlands ansehen und behandeln. Die Befürchtungen, daß die Adulationen, die ihm in Paris entgegenkommen würden, eine Aenderung darin bereiten könnten, theile der Reichskanzler nach seiner langjährigen Bekanntschaft mit ihm nicht. Fürst Orloff sei sehr bereit, Schmeicheleien, soweit sie zur Decoration seiner Botschafterstellung gehören, baar und gut zu bezahlen. Aber politisch zugänglich dafür sei er nicht, weil er ein sehr starkes und vornehmes russisches Nationalgefühl habe, welches ihn, seiner Ansicht nach, auf gute Beziehungen zu Deutschland anweise. Diese, wie man sieht, ganz confidentielle Depesche datirt vom Ende Januar 1872, macht aber den Eindruck, als ob sie gestern geschrieben wäre. Die Franzosen aller Parteien und Farben werden daraus entnehmen, daß ihre Hoffnungen und Speculationen auf russische Connivenz sehr windiger Natur sind. Auf diesen Beweis kam es an und er ist hiermit, wie uns scheint, in unwiderleglicher Weise geführt.

Digitized by Google

La Battaglia di Avahy.

Von Pedro Americo, ausgestellt im Kloster San San Annunciato in Florenz.

Amerika scheint unter den übrigen Erdtheilen dazu berufen zu sein, in Zukunft nicht nur in commercieller, sondern auch in artistischer Hinsicht eine hervorragende Rolle zu spielen.

Die amerikanische Malerschule, die wir bisher nur dem Namen nach kannten, hat früher nie von sich reden gemacht, weil sie seit ihrer Entstehung stets in den Fesseln eines übertriebenen Materialismus schmachtete. Die viel zu viel gerühmte Freiheit, die sonst in der neuen Welt herrscht, fand auf das Gebiet der Kunst leider nicht die rechte Anwendung. Selbst heute noch, wo Dr. Pedro Americo jene Schule zu Ehren gebracht, gibt es in Brasilien eine Menge von Artisten, die von einer anderen Richtung durchaus nichts wissen wollen.

Dem gefeierten Brasilianer Dr. Pedro Americo, der in Paris und Brüssel seine Studien gemacht, war es vom Schicksal vorbehalten, den Bann endlich zu brechen. Sein Genius erweckte die brasilianische Schule, deren Haupt er ist, zu neuem, besserem Schaffen durch eine Reihe imposanter Schöpfungen. Vor zehn Jahren feierte seine Palette schon unter dem dritten Napoleon in Paris Triumphe, und seine „Carioca" zog die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich. Auf der Universität Brüssel, wo er die philosophische Doctorwürde und ein Katheder erlangte, bewies er gleichzeitig in einem Aufsehen erregenden Lehrstreite, daß sein fernes Vaterland auch in wissenschaftlicher Hinsicht reif sei, mit Europa in die Schranken zu treten. Zahlreiche Decorationen, die Sympathien seines kunstliebenden Kaisers und der einstimmige Beifall der gesammten europäischen Presse belohnten seine Verdienste um die Förderung der schönen Künste.

Dies ist der Mann, der nun mit einer neuen Schöpfung in die Oeffentlichkeit getreten ist. Vor etwa fünf Jahren beauftragte ihn seine Regierung, ein Kolossalgemälde aus der heimatlichen Geschichte zu entwerfen, und er nahm die ehrende Mission dankbar an. Um indessen ungestörter seinem schönen Beruf obliegen zu können, vielleicht aber auch, um den gehässigen Anfeindungen seiner Neider zu entgehen, vertauschte er den Aufenthalt in Rio mit dem in Florenz. Hier im Kloster S. S. Annunciata entstand sein letztes und größtes Gemälde, die Schlacht bei Avahy, ein Kunstwerk ersten Ranges.

Es ist elf Meter lang und sieben Meter hoch. In ergreifender Weise hat der Künstler darin den Kampf bei Avahy, der am 11. December 1868 zwischen Brasilianern und Paraguanern stattfand, behandelt. Die Ausführung ist in der That meisterhaft; der Eindruck, den die Großartigkeit der Composition, das Leben und die Bewegung der streitenden Heere, die Kraft in den robusten Körpern und der Ausdruck der wilden Köpfe auf den Beschauer macht, überwältigend.

Aehnlich empörten Meereswellen, die vom Sturme gepeitscht hoch aufschäumen, um gleich darauf in dem unabsehbaren Wasserberge zu verschwinden, erscheinen die beiden Heere, die, von kriegerischem Enthusiasmus ergriffen, an den Ufern des Avahy aufeinanderstürzen. Die verzerrten Gesichter der halbnackten Paraguaner athmen wilde Kampflust; die ihrer civilisirten Gegner männliche Entschlossenheit. Der Sieg neigt sich zu Gunsten der Letzteren. Ganze Colonnen werden von ihnen unter den Augen des Barons von Triumpho, ihres populärsten Generals, buchstäblich zusammengehauen, während andere links im Vordergrunde gefesselt vor dem Oberfeldherrn, Herzog von Caxias, um Gnade flehen. Auf dem Gesicht des Marschalls glänzt bereits die Freude über den Sieg. Seine Suite, darunter der Baron von Penha und der Seecapitän Pereira da Cunha, verfolgt mit Spannung den Verlauf der Schlacht. Eine Kartätsche zerreißt eine heransprengende Ordonnanz. Weiter vorn wird der Marchese do Herval, ein brasilianischer Fähnrich, von mehreren Republikanern angegriffen und getödtet. Um ihn herum tobt der Kampf. In derselben Gesichtslinie sprengt General Camarra, der zwei Jahre später Lopez erschoß, an der Spitze der Reserve heran und entscheidet die Schlacht. Rechts im Hintergrunde ringt eine Mutter, die zufällig in das Gewühl gerathen ist, verzweifelnd die Hände. Der Säugling in ihren Armen ist todt; nur ihr kleiner Sohn besitzt noch genug Geistesgegenwart, an schleunige Flucht zu denken. Unter den Rädern der Geschütze liegen in buntem Durcheinander die Leichen erschossener Neger, Paraguaner und Brasilianer neben Pferdecadavern. Das ist der äußere Eindruck, den das Gemälde macht.

Noch großartiger aber wirkt seine künstlerische Vollendung, seine wunderbare Beleuchtung und das herrliche Colorit.

Angesichts dieser eminenten Leistungen ist es nicht zu verwundern, wenn die italienischen Fachzeitschriften nicht müde werden, das Lob des großen Brasilianers zu verbreiten. Die deutsche, französische und russische Presse hat mit ihrem Urtheil ebenfalls nicht zurückgehalten. Verschiedene Akademien, darunter die von Neapel, übersandten ihm Ehrendiplome.

Florenz, Anfang Februar.

A. von dem Borne.

* * *

Der Kampf um's Recht. Von Dr. Rudolph von Ihering, königl. preuß. Geh. Justizrath und Professor an der Universität Göttingen. 5. neu durchgesehene Aufl. 12. (XII, 95 S.) Wien 1877, Manz.

Es kann bei Anzeige der fünften Auflage einer (laut Vorwort) in dreizehn Uebersetzungen verbreiteten und vielbesprochenen Broschüre nicht mehr die Aufgabe des Referenten sein, eine Inhaltsübersicht zu geben; es genügt, auf das Erscheinen dieser neu durchgesehenen Ausgabe hinzuweisen und mag gestattet sein, einige kritische Bemerkungen anzuknüpfen. — Die Schrift ist aus der Erweiterung eines in Wien im Jahre 1872 gehaltenen Vortrages entstanden und es ist offenbar der Unwille über den mangelhaften Sinn für Rechtsbehauptung in Oestreich, welcher sie dictirt hat. Der Verfasser selbst weist mehrfach darauf hin, daß gegenüber der Gesetzgebung des deutschen Reiches seine Bedenken nicht in gleichem Maße gelten; aber auch bei uns findet sich Schlendrian genug, um die Aufrüttelung durch eine solche geharnischte Ansprache als zeitgemäß zu empfinden. Wäre die Arbeit in Form einer Abhandlung entworfen, so würde sie um so viel weniger eindringlich gewirkt haben, als sie vermuthlich minder einseitig in der Betonung der Gesichtspunkte ausgefallen wäre.

Im einleitenden Abschnitt hebt der Verfasser den Gedanken hervor, daß der Proceß der Rechtsentwickelung nicht ein ruhiges und friedliches Wachsen und Werden sei, wie die romantisch angehauchte historische Rechtsschule annahm, sondern ein unabläßiges Ringen realer Mächte in hartem Kampfe. Dies ist schon von Hegel ausgesprochen und stimmt mit der neueren Richtung in der Auffassung der organischen Natur überein, nach welcher alle Entwickelung sich in der Form der Concurrenz oder des Kampfes um's Dasein vollzieht. Wenn aber diese Darstellung auf S. 10 in dem Satze gipfelt: „das Recht ist ein Machtbegriff", so ist bei dieser spinozistischen Wendung der Unterschied zwischen der Rechtsidee und den äußeren Mitteln ihrer Realisirung übersehen und unbeachtet geblieben, daß das Uebergewicht der Macht auf die Dauer immer auf die Seite der Vernunft und des idealen Fortschritts in der Entwickelung fallen muß. Nicht weil das Recht auf der Macht ruht, ist es Recht, sondern weil es Recht ist, zwingt es die Macht zu seiner Frohnde. Bei dem Uebergang zum Kampf des Einzelnen um das concrete Recht vermisse ich die Bemerkung, daß dieser letztere Kampf mehr in primitiven Zuständen auf die Physiognomie der Rechtsbildung wirkt, als heute, wo die geregelte Maschinerie der Gesetzgebung durch ganz andere Agitationsmittel angestachelt werden muß, als durch den gesetzlichen Kampf des Einzelnen um sein concretes Recht.

Der Grundgedanke des Vortrags ist der, daß der Widerstand gegen das Unrecht und die Behauptung des Rechts mit allen gesetzlichen Mitteln Pflicht eines Jeden sei. Dieser Satz ist ohne Zweifel richtig, und die Opposition, welche zum Theil gegen denselben erhoben worden ist, stammt wohl daher, daß die Einschränkungen, welche er erleidet, nicht vollständig angeführt und nicht geordnet zusammengestellt sind. Vorweg bemerke ich, daß es sich hier nicht um eine Rechtspflicht, sondern um eine moralische Pflicht handelt, was der Verfasser leider unausgesprochen läßt. In welchen Fällen ich zur Verfolgung eines Unrechts (Denunciation u. s. w.) juridisch verpflichtet bin, ist genau im Gesetz angegeben; überall, wo das Gesetz darüber keine Vorschrift enthält, steht es rechtlich in meinem Belieben, ob ich Rechtsbehauptung oder Rechtsverzicht vorziehe. Wäre die Rechtsbehauptung eine Rechtspflicht, so würde sie durch blos moralische Rücksichten nicht eingeschränkt werden können; ist sie hingegen nur eine moralische Pflicht, so kann sie durch collidirende moralische Pflichten anderer Art überwogen werden. Ob ich hundert Thaler auf's Spiel setze, um einen Thaler einzuklagen, um den ich geprellt bin, ist neben der Rechtsfrage keine bloße Interessenfrage, wie Ihering anzunehmen scheint; denn wenn ich dadurch meiner Familie den Sparpfennig für Krankheits- oder Unglücksfälle entziehe, oder mich in eine Schuld

Digitized by Google

stürze, die durch Entbehrungen der Meinigen getilgt werden muß, so verletze ich damit Pflichten, die weit höheres Gewicht haben, als die moralische Pflicht der Rechtsbehauptung. Daß die Collision der Pflichten, von der ich nur Ein Beispiel angeführt habe, ganz unberücksichtigt geblieben ist, halte ich für den Hauptmangel der Schrift. Der zweite besteht meines Erachtens darin, daß dem Einzelnen zu viel Schuld beigemessen wird und den Zuständen der Gesetzgebung und Rechtspflege zu wenig, wenn der Rechtsverzicht in einem Volke die Rechtsbehauptung überwiegt. Der Satz: „Thue kein Unrecht" muß dem Menschen immer von Neuem eingeschärft werden; den andern: „Dulde kein Unrecht" (S. 50) braucht man ihm nicht erst einzuprägen. Die menschliche Natur sträubt sich ganz von selbst mit jedem Blutstropfen dagegen, Unrecht über sich ergehen zu lassen, und wenn sie es doch thut, so müssen lange bittere Erfahrungen das Rechtsgefühl bis zu dem Grade gebrochen und abgestumpft haben, daß man lieber die Rechtskränkung schweigend duldet, anstatt bei den Gerichten Abhülfe zu suchen. Wo das geschriebene Recht mit dem Volksbewußtsein im Einklang und die Rechtspflege rasch und wohlfeil ist, da wird der Einzelne ganz gewiß sich nicht die Butter vom Brote nehmen lassen, ohne die Rechtshülfe in Anspruch zu nehmen; wo aber die Gesetze den Lumpen gegenüber dem anständigen Mann, den Proletarier gegenüber dem Besitzenden, den Raufbold gegenüber dem ruhigen Bürger, den Ehrabschneider gegenüber dem Beleidigten, den Verklagten gegenüber dem Kläger begünstigen, wo die Rechtspflege in Bagatellsachen durch Fahrlässigkeit und Widerwillen der Richter, bei größeren Objecten durch Langwierigkeit und Kostspieligkeit der Processe abschreckt, da kann man weder dem Volksgeist, noch dem Einzelnen einen Vorwurf daraus machen, wenn er eine heilige Scheu vor der Berührung mit der Justiz bekommt, welche ihm sichere Opfer und seltene oder unzureichende Genugthuung in Aussicht stellt. Zum Theil führt der Verfasser diese Ursachen der Schwächung des Rechtsgefühls selbst an; aber er zieht nicht die Consequenz daraus, daß er seine Philippika dann doch wohl wesentlich an eine unrichtige Adresse gerichtet hat, daß in erster Reihe die fraglichen Mißstände der Gesetzgebung und Rechtspflege abgestellt werden müssen, und daß es nach Erfüllung dieser Bedingung gar keiner besonderen Ermahnungen an das Publicum zur Behauptung seiner Rechte bedürfen wird. Der Verfasser spricht für den Vergleich der Parteien in allen Fällen, wo es sich nur um objectives oder unbefangenes Unrecht ohne rechtswidrige Absicht handelt, und behauptet die Pflicht des Widerstandes gegen das Unrecht nur da, wo das Unrecht als solches ein beabsichtigtes oder böswilliges ist (S. 21—23); andrerseits macht er selbst darauf aufmerksam, wie wenig Rechtsschutz gegen die rechtswidrige Verletzung zu finden ist, wo diese Verletzung nicht genau in Geld auszudrücken ist, oder wo die Rechtswidrigkeit eine weit über das Maß der materiellen Schädigung hinausgehende Schurkerei einschließt (S. 84—87). Gerade die Fälle also, für welche der Verfasser seine Maxime aufstellt, sind die in der Gesetzgebung verhältnißmäßig ungünstig gestellten. Daß er selbst seinen Grundsatz nicht ohne Einschränkung verstanden wissen will, geht daraus hervor, daß er die Proceßsucht der Bauern als eine Verirrung des Rechtsgefühls in Gestalt des Eigenthumssinnes bezeichnet, welche (wie in der Liebe die Eifersucht) ihre Spitze gegen sich selbst kehrt, indem sie zerstört, was sie zu retten sucht (S. 24). Hat sonach die Pflicht der Rechtsbehauptung auch der rechtswidrigen Absicht gegenüber ihre Grenzen, so darf sie auch nicht als eine unbedingte hingestellt werden, sondern muß durch präcise Angabe der Grenzen auf das ihr zukommende Maß eingeschränkt werden.

Den letzten Grund dafür, daß der Verfasser eine blos relative Pflicht als eine anscheinend absolute behauptet, möchte ich darin suchen, daß er sie nicht blos als eine Pflicht gegen das Gemeinwesen, sondern auch außerdem noch und in erster Reihe als eine Pflicht gegen sich selbst, als ein absolutes Gebot der moralischen Selbsterhaltung hinstellt (S. 19). Nun ist aber, wie Schopenhauer gezeigt hat, der Begriff einer Pflicht gegen sich selbst im directen Sinne unmöglich; alle Pflichten gegen sich selbst können nur indirect aus der Pflicht gegen das Gemeinwesen abgeleitet und begründet werden, insofern Jeder verbunden ist, sich körperlich und geistig in tüchtigem Zustande zur Erfüllung seiner Pflichten gegen Andere zu erhalten. Hält man hieran fest, so ist die Rechtsbehauptung nur insoweit Pflicht gegen sich selbst, als sie der eignen Person die zur Uebung ihrer Pflichten erforderliche sociale Stellung wahren soll, und findet ihre Grenzen an jedem Opfer, welches diese Stellung in höherem Grade schädigen würde, als der Rechtsverzicht es im concreten Falle thut. Nimmt man dagegen, wie der Verfasser zu thun scheint, Pflichten gegen sich selbst an, die nicht durch die Pflichten gegen das Gemeinwesen bedingt wären, so erhalten diese einen Schein von Unbedingtheit, der ebenso in Widersprüche verwickeln muß, wie er von einer widerspruchsvollen Basis ausgeht. — Im Uebrigen enthält die kleine Broschüre einen Reichthum frischer und anregender Gedanken, der ihre Lectüre für jeden Leser zum Vergnügen macht.

Eduard von Hartmann.

* * *

Im Verlage der Mittler'schen Hofbuchhandlung in Berlin ist vor Kurzem eine Karte des ganzen russisch-türkischen Kriegsschauplatzes erschienen, welche an Klarheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Dieselbe ist lithographirt in dem Institut von Greve, in welchem auch die Karten für das Generalstabswerk gestochen werden, und gewiß ist von den betreffenden Abtheilungen im großen Generalstabe mancher freundliche Wink bei der Anfertigung der genannten Karte ertheilt worden.

Jedem aufmerksamen Leser der Kriegsberichte wird diese neue Karte eine höchst willkommene Gabe sein. β.

Bibliographie.

Fz. Dingelstedt's sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe in 12 Bdn. 1. Abtheilung. Erzählende Dichtungen. 3. Bd. Bunte Reihe. 8. 383 S. Berlin 1877, Paetel.

Gust. Droz, an einer Quelle. Roman. Deutsch von Emil Lehmann. Als Anhang: Ein Päckchen Briefe. 2 Bde. 8. 491 S. Wien 1877, Hartleben. 5. 40.

Ant. Edzardi, Bilder aus deutscher und nordischer Sage. Kleine Dichtungen. 12. 51 S. Anclam 1876, Krüger.

Ernst Eckstein, Madeleine. Gedicht. 12. 66 S. Leipzig 1877, Hartknoch. Gebunden mit Goldschnitt.

Salv. Farina, blondes Haar. Roman. Aus dem Italienischen übersetzt von O. Borchers. 8. 329 S. Leipzig 1877, Grunow. 5. —.

A. Feldberg, Süd und Nord. Roman. 2 Bde. 8. 381 S Stuttgart 1877, Cotta.

Ferd. Freiligrath's gesammelte Dichtungen. Neue, sehr vermehrte und vervollständigte Ausgabe. 6 Bde. 8. LXXII u. 1391 S. Mit Fr.'s Porträt in Stahlstich. Stuttgart 1877, Cotta. 10. —.

Jac. Frey, neue Schweizerbilder. Erzählungen. Mit der Biographie und dem Bildniß des Verfassers. 8. XIV u. 295 S. Zürich 1877, Frobeen.

Jer. Gotthelf, Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Neue wohlfeile Ausgabe. Mit der Lebensgeschichte Gotthelfs. 2 Bde. 8. IV u. 40 S. Biographie u. 464 S. Berlin 1877, Springer. 2. 40.

Otto Grote, Lucrezia Borgia. Eine Novelle aus der Geschichte der Päpste. 8. 99 S. Zürich 1877, Schabelitz.

Anast. Grün's gesammelte Werke. Herausgegeben von Ludw. Aug. Frankl. Mit dem Porträt des Dichters. 5 Bde. in ca. 24 wöchentlichen Lieferungen. 8. 1. Lieferung. 1. Bd. VI u. S. 1—80. 4 —. 75.

Hafis, der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder verdeutscht durch Friedrich Bodenstedt. 8. XLIII u. 211 S. Berlin 1877, Hofmann. Gebunden 6. —.

Oscar Hartmann, moderne Idyllen. Poesien. 8. 85 S. Zürich 1877, C. Schmidt.

P. Heyse, Skizzenbuch. Lieder und Bilder. 8. VIII u. 265 S. Berlin, 1877, Hertz.

F. Hoarmekan, je länger je lewer. Stöckskes on Vertellsches en wopperdhaler Mongkaat. 8. 111 S. Elberfeld 1876, Löwenstein.

Herm. Hölty, aus der deutschen Götterwelt. Balladen. 12. 100 S. Hannover 1877, C. Meyer.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von
Friedr. Vieweg & Sohn in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Zeitgenossen.
Erzählungen, Charakteristiken und Kritiken.
Gesammelte Feuilletons
von
Karl Braun-Wiesbaden.
Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis zus. 12 *M.*

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Gesammelte
Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby.
Zweite Ausgabe
mit Nachträgen in vier Halbbänden à 1 *M.*

Im Verlage von **Friedrich Wreden** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sprachliche
Sünden der Gegenwart.
Von
Dr. August Lehmann,
Gymnasial-Direktor a. D., Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften.
Groß 8. Geheftet. Preis 2 *M.* 80 Pf.

Die in vorliegendem Werke von einem competenten Forscher aufgedeckten Fehler liegen großentheils so versteckt, daß sie selbst von den Gebildetsten unvermerkt begangen werden. Das Buch ist deshalb wichtig für alle, welche sich einer correcten Schreibweise zu befleißigen Lust oder Beruf fühlen.

Gareis, Prof. Dr., **Ueber die Bestrebungen der Socialdemokratie.** Preis 40 Pf. erschien soeben im
Verlage von **Emil Roth** in **Giessen.**

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:
Schutzzoll und Freihandel.
Von
Dr. Julius Lehr,
Prof. der Volkswirthschaftslehre am Grossh. Bad. Polytechnikum zu Carlsruhe.
Preis 3 M. 60 Pf.

Obiges Werk ist keine polemische Flugschrift, sondern eine erschöpfende und systematische Darstellung der Theorien des Schutzzolls und Freihandels, wie solche von ihren vorzüglichsten Vertretern gelehrt werden. Es behandelt in rein sachlicher, vorurtheilsfreier, aber doch prägnanter Weise diese wichtige Frage und ermöglicht dem Leser eine schnelle und gründliche Orientirung. Wir glauben, dass die Lehr'sche Arbeit einem wirklichen Bedürfnisse — es existirt nichts Aehnliches — entgegenkommt und vollständig geeignet ist, dem Publikum über eine Streitfrage Klärung zu verschaffen, welche zur Zeit wie keine andere das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt und voraussichtlich auch nicht so bald von der Tagesordnung der deutschen Wirthschaftspolitik verschwinden wird.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:
Léon Gambetta und seine Armeen.
Von **Colmar Freiherrn von der Goltz.**
Ein Band in Groß-Octav. 19 Bogen. Mit einer Karte. Preis 6 *M.*

Die Aufsätze, welche Frh. v. d. Goltz 1874 u. 1875 in den preuß. Jahrbüchern veröffentlichte, liegen dem Werke zu Grunde und sind nun zu einem Buche erweitert und vervollständigt worden. Es liegt somit ein abgerundetes Bild der kriegerischen Thätigkeit Gambetta's vor, des großen Mannes, der in jener denkwürdigen Zeit Frankreichs Geschicke leitete. Th. Fontone sagte von ihm: „Er war die Seele des Widerstandes, und was bis Ende Januar seitens des französischen Volkes geleistet wurde, war sein Werk." „Gambetta's Bedeutung", so schreibt das Militair-Wochenblatt, „ist zuerst und am besten von Hauptmann v. d. Goltz anerkannt und ausgesprochen worden." — Das Werk ist durch seine populäre und fesselnde Darstellungsweise für die ganze Leserwelt von hohem Interesse.

Berlin W. Unter den Linden 21. — **F. Schneider & Comp.** (Goldschmidt & Wilhelmi) Königliche Hofbuchhandlung.

Soeben ist im Verlage der Unterzeichneten erschienen:
Briefe der Brüder Friedrichs des Grossen
an meine Grosseltern.
Herausgegeben und bevorwortet von
Leo Amadeus Graf Henckel Donnersmarck.
Ein Band in Octav. 8 Bogen. Mit dem Portrait und Facsimile eines Briefes des Prinzen Heinrich von Preussen. Preis geheftet 3 M. 60 Pf.; elegant gebunden 5 M. 20 Pf.

Die vorliegenden Briefe sind Seitens der Brüder Friedrichs des Grossen an den Generallieutenant Grafen Henckel Donnersmarck und dessen Gemahlin, die spätere Oberhofmeisterin am Hofe des Grossherzogs Carl August von Weimar gerichtet worden.

Dieselben geben einen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung der Zeit Friedrichs II. und des grossen Königs selbst, und bieten durch ihr individuelles Gepräge eine interessante Charakteristik der so verschieden gearteten fürstlichen Briefsteller.

Die Briefe sind der Sitte des 18. Jahrhunderts gemäss in französischer Sprache abgefasst und in ihrer eigenthümlichen Orthographie unverändert erhalten worden.

Nicht nur Historiker, sondern auch alle Freunde vaterländischer Geschichte werden dieses Buch willkommen heissen.

Berlin W. Unter den Linden 21. — **F. Schneider & Comp.** (Goldschmidt & Wilhelmi) Königliche Hofbuchhandlung.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus,** schattige **Promenaden, Wald-** und **Gebirgspartieen.**

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. — Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. — **Expedition,** Berlin N.W., Louisenstraße 39.

Digitized by Google

AP
30
G295
v.11
1877

Berlin, den 2. Juni 1877. XI. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Iwan Aksakow und das Slawencomité. — Aus dem Lande der Popen. Von Wilhelm Goldbaum. — Literatur und Kunst: Der Farbensinn in den verschiedenen Perioden der menschlichen Entwickelung. Von Hugo Magnus. — Die Esquilinischen Odyseelandschaften. Von Adolf Trendelenburg. — Neue deutsche Zeitschriften. Von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Freund Fritz. Charaktergemälde in 3 Acten von Erckmann-Chatrian. Besprochen von Julius Hagen. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zur Vaterschaft des Kindes von Fehrbellin. Von Th. Fontane, Ernst Scherenberg, Ludwig Speidel. — Inserate.

Iwan Aksakow und das Slawencomité.

(Correspondenz aus St. Petersburg.)

Anschließend an die in Nr. 20 der „Gegenwart" erschienene, aus der genauesten Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse hervorgegangene Charakteristik des politischen Adlatus des Obercommandanten der russischen Donauarmee sendet uns unser Petersburger Correspondent in dem nachstehenden Artikel einen neuen interessanten Beitrag zur Geschichte der panslawistischen Bewegung in Rußland, in welchem die Persönlichkeit des anderen Führers der mächtigen slawistischen Partei ihre Würdigung erfährt.

„Tags nachdem meine der „Gegenwart" bestimmte Notiz über den Fürsten Tscherkaßky abgesendet worden war, brachte die „Moskauer Zeitung" ausführliche Berichte über die Verhandlungen, welche in einer Sitzung des diesem Staatsmanne eng affilirten Moskauer Slawencomités gepflogen worden waren. Herr Iwan Aksakow, der bekannte Führer und Publicist unserer Slawophilenpartei, hatte zu diesen Verhandlungen durch einen Vortrag den Anstoß geboten, von dem das Gerücht wohl auch zu Ihnen gedrungen sein wird. Nach einer Einleitung, welche die Ehre der gegen den Islam geschleuderten Kriegserklärung vornehmlich für den in den Slawencomités verkörperten russischen Nationalwillen in Anspruch nahm und „gewisse" von kosmopolitischen Ideen erfüllte vornehme Kreise der Petersburger Gesellschaft mit einer bitteren Lauge von Spott übergoß, brachte der Redner zur Kenntniß seiner Genossen, daß S. M. der Kaiser geruht habe, den Slawencomités eine directe Verbindung mit dem Chef der bei dem Obercommando der Donauarmee befindlichen Civilabtheilung und die Anstellung besonderer Agenten bei diesem Beamten zu gestatten. Aus dem Deutschen in's Deutliche übersetzt heißt das nichts Anderes, als daß Herr Aksakow und dessen Freunde Gelegenheit haben werden, mit dem Fürsten Tscherkaßky und der diesem unterstellten Civilverwaltung Bulgariens beständige Fühlung zu erhalten und ihre Meinungen über das, was zur Befestigung der Bruderbande zwischen Russen und Südslawen ersprießlich ist, allezeit an die richtige Adresse zu bringen. Kein Geringerer als Herr Aksakow selbst wird die geschäftlichen Beziehungen zwischen dem Comité und dem künftigen Administrator Bulgariens zu vermitteln und darüber zu wachen haben, daß dieselben sich innerhalb der vorgeschriebenen Sphäre der „Wohlthätigkeit und Fürsorge für Verwundete und Nothleidende" bewegen! Da der Mensch nicht vom Brode allein lebt und da Iwan Sergejewitsch ein viel zu guter orthodoxer Christ ist, um über den Körpern seiner Brüder deren Seelen zu vergessen oder seine Sorge für die „slawische Sache" auf Charpiezupfen und Geldsammeln zu beschränken, hat die getroffene Entscheidung eine außerordentliche politische Tragweite. Aksakow und seine zahlreichen Freunde sehen für ausgemacht an, daß ihnen gestattet sein werde, auf die zwischen Donau und Balkanabdachung einzurichtende Verwaltung den legitimen Einfluß zu üben, auf welchen sie durch ihre Vergangenheit Anspruch erworben zu haben vermeinen.

Da sich über die künftigen Thaten dieser Herren in der Gegenwart noch nicht absprechen läßt, und da immerhin möglich — wenn auch nicht wahrscheinlich — ist, daß diesen Thaten engere Grenzen gezogen werden, als in Moskau gehofft und angenommen wird, beschränke ich mich für heute darauf, Ihnen einige Daten über die Vergangenheit zu übermitteln, auf welche Iwan Sergejewitsch Aksakow seine Zukunftsansprüche gründet. Ihren Lesern wird dadurch die Möglichkeit geboten sein, selbst darüber zu urtheilen, ob es übertrieben ist, wenn man die dem Führer der Moskauer nationalen Demokratie ertheilte Erlaubniß zur Theilnahme an den Arbeiten der Tscherkaßky'schen Verwaltung für ein politisches Ereigniß von entschiedener Bedeutung ansieht.

Gleich der Mehrzahl unserer „nationalen" Volks- und Freiheitsmänner ist Herr Iwan Aksakow der Sohn eines alten Adelsgeschlechts. Wie weiland Master Gadshill hat die russische Demokratie es niemals mit „Langstöcken, Fußlandstreichern und tollen kupferfarbigen Bierlümmeln, sondern immerdar mit adligem Gemüthe und fürstlichem Geblüte, mit Bürgermeistern und großen Herren" gehalten und dabei ihre Rechnung gefunden. Iwan Sergejewitsch gehört einem wohlbegüterten ansehnlichen Geschlecht an, das der Nationalsache bereits zwei berühmte Streiter geliefert hat. Sein Vater Sergei Timofejewitsch (geb. 1791, gest. 1859) ist der Verfasser der berühmten „Russischen Familienchronik" (deutsch von Raczinski, Leipzig 1858), eines der anziehendsten Bücher, die jemals in russischer Sprache geschrieben und der Ehre der Uebersetzung gewürdigt worden sind, — sein Bruder Konstantin (geb. 1817 zu Moskau, gest. 1860 auf der Insel Zante) war der eigentliche Begründer der Slawophilenpartei und der famosen Theorie, nach welcher die russische Civilisation mit dem „heidnischen Westen" zu brechen und sich den verlassenen Heiligthümern des reinen Volksthums und der orientalisch-orthodoxen Kirche zuzuwenden hat. Dieser liebenswürdige, von wahrhaft idealem Geiste erfüllte Schwärmer, sein Freund Chomjákow, der jüngst verstorbene Samarin und die Gebrüder Kirejewski waren die ersten vornehmen und gebildeten Russen, die mit der Rückkehr „zum Volksthum" Ernst machten, das nationale Leben eifrig und erfolgreich studirten, den Versuch machten, die panslawistische Idee mit dem russischen Leben in Beziehung zu setzen und aus der russischen Geschichte wissen-

UNIV. OF MICH. LIBRA
Digitized by Google

schaftlich zu begründen. Von den Excentricitäten dieser Männer, welche den französischen Rock mit einem bäurischen Armjäk vertauschten, das rothe Hemd über den Beinkleidern und die Beinkleider in den Stiefeln trugen, sind die Slawophilen von heute längst zurückgekommen —, ihre Theorien werden dagegen mit erhöhtem Eifer, mit durch die Erfahrung geläutertem Geschick und mit all' den Hülfsmitteln, welche die Gegenwart für die politische Propaganda bietet, weiter verfolgt und erfreuen sich einer Jüngerschaft, welche als wichtiger Factor der neurussischen Entwickelung anzusehen ist.

„Par droit de conquête et par droit de naissance" ist Iwan Sergejewitsch der Führer dieser Jüngerschaft, der Hauptapostel der von seinem Bruder begründeten Doctrin, die erst durch ihn in die politische Praxis übersetzt worden ist. Unter dem alten Regime von jeder öffentlichen Thätigkeit ausgeschlossen und auf gelegentliche Arbeiten über die russische Volksindustrie beschränkt, gehörte er zu den Ersten, die von der der russischen Presse zu Anfang der sechziger Jahre gewährten größeren Freiheit Gebrauch machten. Die von ihm im Herbst 1861 gegründete Wochenschrift „Djen" (der Tag) zählte als Hauptorgan der nationalen Partei, als Todfeindin des Adels und der Bureaukratie Jahre lang zu den einflußreichsten, keckesten und gefürchtetsten Erscheinungen des russischen Schriftthums. 1862 wegen eines gegen den selbstsüchtigen hohen Clerus gerichteten Artikels zeitweise suspensirt, stand der „Djen" 1863 an der Spitze der Blätter, welche den „Volkskrieg" gegen das „dem westlichen Wesen verfallene" Polen, die Russification Litthauens, die Ausrottung des Katholicismus aus dieser Landschaft und die Einführung des ungetheilten Gemeindebesitzes in dieselbe forderten und aus diesem Ueberbleibsel altväterischer Unwirthschaftlichkeit und Barbarei einen Eckstein des russischen Lebens und eine neue Formel der Civilisation machten. So maßlos war die Heftigkeit, mit welcher Herr Aksakow gegen das „westliche Wesen" und dessen Ausgeburten, den Katholicismus und das Deutschthum donnerte und zur Befreiung der unter östreichischem „Joche" schmachtenden ruthenischen, kroatischen, tschechischen u. s. w. Brüder aufforderte, daß die Regierung den „Djen" wiederholt in Strafe nehmen und (da weder Strafe noch Warnung fruchtete) endlich verbieten mußte. Iwan Sergejewitsch antwortete mit der Begründung eines großen Tageblattes, das unter den wechselnden Namen „Moskwa", „Moskwitjänin" und „Moskwitsch" endlose Kämpfe gegen die Regierung und deren angeblich occidentale Tendenzen führte. Das Geld zu diesem Unternehmen hatten reiche Moskauer Kaufleute und Fabrikanten von Iwanowo hergegeben, deren schutzzöllnerische Interessen ebenso eifrig wie geschickt verfochten wurden. Zum Zweck einer Revision des Zolltarifs und einer (natürlich nur höchst maßvoll gemeinten) Annäherung an die Zollsysteme der übrigen europäischen Staaten hatte der Finanzminister v. Reutern um die Mitte der sechziger Jahre eine Enquete und die Einziehung von Berichten der wichtigsten russischen Handelskammern angeordnet; daraus zu erbitterten Angriffen gegen die anti-nationalen Absichten des Gouvernements Anlaß zu nehmen und die Erhaltung des streng protectionistischen Systems als religiöse und patriotische Pflicht zu predigen, verstand sich bei Iwan Sergejewitsch von selbst. Von Alters her war die „unverkennbare" Aehnlichkeit zwischen der russischen und der amerikanischen Entwickelung eines der Lieblingsthemen des phantastischesten aller russischen Publicisten gewesen; jetzt wurde dieses Steckenpferd mit Berufungen auf des großen Carrey große Entdeckungen neu aufgezäumt und dem russischen Reiche die Mustergültigkeit des Zoll- und Handelssystemes der Union allwöchentlich sechs Mal gepredigt. Beide Staaten hatten ihre Sklaven freigegeben, beide Staaten die Rebellion „südlicher Barone" niederzuwerfen gehabt, — beide waren Todfeinde des „perfiden Albion" und des hinter diesem stehenden „verfaulten" europäischen Westens, folglich waren beide dazu bestimmt, dasselbe Wirthschaftssystem zu verfolgen und Arm in Arm an der Spitze einer geläuterten Cultur der Zukunft zu marschiren. — Von der nordamerikanischen Union und ihrem Bürgerkriege hatten zahlreiche Leser der „Moskwa" wenige Jahre vor der Begründung dieses Blattes zum ersten Male gehört, in dem ewig betrunkenen Commodore Fox (der als außerordentlicher Gesandter nach Moskau und Petersburg kam, um Rußland für seine dem Norden bewiesenen Sympathien zu danken) zum ersten Male einen Amerikaner gesehen: gerade darum wurden die neuen Aksakow'schen Theorien mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen und als tiefsinnige Offenbarungen des Volksgeistes und einer nationalen Philosophie der Geschichte von Tausenden bärtiger Fabrikanten und Kattunhändler dankbar nachgesprochen.

Nach Beendigung der Reutern'schen Enquete und nach Beseitigung der an dieselbe geknüpften Befürchtungen der Schutzzöllner, gab Herr Aksakow die redactionelle Thätigkeit für einige Jahre auf. Seit der Parteinahme Rußlands für die Sache Preußens und seit der Preisgebung Candias schienen die Zeitläufte der von ihm empfohlenen streng-nationalen Politik ungünstig zu sein, der ewigen Händel mit der Oberpreßverwaltung war der jetzt 50jährige Mann müde und seine vor Kurzem erfolgte Heirath mit Frl. Tjutschew (einer Hofdame J. M. der Kaiserin) mochte ihm die zeitweise Rückkehr in's Privatleben an und für sich wünschenswerth erscheinen lassen. Mehrere Jahre lang beschränkte Iwan Sergejewitsch seine Thätigkeit auf wissenschaftliche Studien, gelegentliche Zeitungsartikel und auf die Theilnahme an den Sitzungen des Slawencomités, das er mit gründen geholfen hatte. In weiteren Kreisen wurde sein Name nur ein Mal, im Frühjahre 1868, da aber bei einer außerordentlich interessanten Gelegenheit genannt: als Vorsitzender eines der zahlreichen Comités, welche sich in Veranlassung der Hungersnoth von 1867/68 gebildet hatten, war der Gemahl des Frl. Tjutschew mit dem Großfürsten Thronfolger in einen Briefwechsel und in die Lage gekommen, Sr. Kaiserl. Hoheit eine Reihe werthvoller Rathschläge über Materien der inneren und äußeren Politik zu ertheilen. Proben dieser lehrreichen Correspondenz fielen dem damaligen Chef der „vierten Abtheilung" (Gensdarmerie) in die Hände und gaben zu einer lebhaften Controverse zwischen dem hohen Adressaten und dem höchsten Wächter der öffentlichen Sicherheit Veranlassung, aus welcher übrigens der letztere als Sieger hervorging. — Während der letzten zwei Jahre gehörte der frühere Redacteur des „Djen" ausschließlich dem Slawencomité und der von diesem betriebenen Propaganda an. Noch kurz vor Ausbruch des Krieges hielt er seinem Comité eine an die Adresse der „höheren Petersburger Kreise" gerichtete Philippika, welche die merkwürdigsten Dinge mit unvergleichlicher Offenheit zur Sprache brachte, die officielle russische Diplomatie als Gegenstand des Spottes und der Verachtung aller europäischen Völker bezeichnete, über die Mißgunst und Feindseligkeit klagte, mit welcher die aus Serbien zurückgekehrten Freiwilligen von der Polizei verfolgt und an dem Tragen serbischer Uniformen und Ehrenzeichen verhindert würden, und die schließlich unverhüllt aussprach, daß der Czar sein im Kreml gegebenes Versprechen durch Erklärung des von der Nation sehnlich gewünschten Krieges gegen die Ungläubigen einlösen müsse. Die Moskauer Zeitung war unvorsichtig genug, diesen Vortrag abzudrucken und sich dadurch die Confiscation eines großen Theils ihrer Auflage zuzuziehen, — daß die geretteten und durch zahlreiche Abschriften über ganz Rußland verbreiteten Exemplare die größte Wirkung übten, vermochten aber weder General Lewaschow, der interimistische Leiter der vierten Abtheilung, noch Geheimrath Grigorjew, der Chef der „Oberverwaltung für Angelegenheiten der Presse", zu verhindern.

„All' Zeit voran" ist bisher Iwan Aksakows Losung gewesen und dieser Losung wird er auch in der neuen, ihm eröffneten Thätigkeit treu bleiben. Ueber Rücksichten der Hofgunst und der eigenen Sicherheit ist dieser muthige, ebenso fanatische wie überzeugungstreue Mann Zeit seines Lebens erhaben gewesen und nicht an ihm wird es liegen, wenn er sich nicht demnächst in Bulgarien einen ebenso bedeutenden Namen macht, wie bisher in Rußland. Ich denke, wir werden bald genug von ihm zu hören bekommen."

Digitized by Google

Aus dem Lande der Popen.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Vom „Culturkampf" war Anno dazumal noch lange nicht die Rede. Der katholische Priester war noch kein Ausbund von Renitenz, der Pastor berief sich noch mit blumenreicher Sentimentalität auf Schleiermachers gottseligen Geist und der Rabbi kümmerte sich um Alles weniger, als um die Gleichberechtigung seiner demüthigen Schäflein mit den christlichen Insassen des Staates. Die kleine Welt, in der ich aufgewachsen, war schier ein completes Idyll, und wenn die Honoratioren zu Königsgeburtstag sich zusammenfanden, um inter pocula ihren Patriotismus zu offenbaren, so floß eitel Milch der frommen Denkungsart über den Rand des Bechers, wobei sogar während der späteren Stadien des Gelages die drei Ringbewahrer der drei Confessionen — der eine im langwallenden Talar, der andere im schlichten enggeknöpften Tuchrocke, der dritte im glattseidenen Kaftan — nicht selten einander menschheitstrunken in die weitgeöffneten Arme fielen.

In jenen Tagen verschlug mich das Geschick gen Osten, in das Land des Czaren. Pestalozzis Geist zu meiner Rechten und Diesterwegs zu meiner Linken wanderte ich, kaum zwanzigjährig, einem kargen Dörfchen auf der endlosen sarmatischen Tiefebene zu, wo in einem kahlen weißgetünchten Herrenhause zwei kleine Moskowiter des Ariadnefadens harrten, an dem sie ein deutscher Lehrer in das Labyrinth der Wissenschaften und Künste geleiten sollte. Ich war kein Vollblutpädagoge, und die Aufgabe, die ich übernommen, wuchs immer drohender vor meinen Augen in die Höhe, je näher ich dem Bestimmungsorte kam. Als gar das ungeberdige slavische Knabenpaar, das künftig meiner Obsorge sich erfreuen sollte, nach den ersten Tagen unserer gegenseitigen Bekanntschaft allerhand Unarten und Eigenwilligkeiten entwickelte, sah ich erschreckt nach einem Bundesgenossen umher. Ein deutscher Hauslehrer blickt in solcher Lage instinctiv nach dem nächsten Gottesmanne hin; er braucht eine Autorität, hinter die er sich stellen kann, und wer repräsentirt auf dem platten Lande eine solche in höherem Maße, als der steife, wortkarge Herr Pastor, der feiste, sprachselige Herr Probst und — im Bedarfsfalle — der schweigsame, talmudgetränkte Herr Rabbi? Das war nun leider eine vergebliche Ausschau, denn in dem Dörflein gab es weder Katholiken, Protestanten noch Juden, also auch weder Probst, Pastor noch Rabbi; aber ein Pope war vorhanden, Anastasius mit Namen, und — in der Noth frißt der Teufel bekanntlich Fliegen. Ich machte also dem Vater Anastasius seufzend meine Aufwartung. Er empfing mich, wie ich nicht anders sagen konnte, sehr leutselig und cordial. Sein Zimmer war zwar entsetzlich kahl und mein Auge spähte umsonst nach einem Buche, dem allezeit hülfreichen Vermittler geistigen Rapportes; dafür aber stand auf dem rohgezimmerten Tische eine entkorkte Riesenflasche mit gebranntem Wasser, daneben ein halbvolles Glas von sehr beträchtlichen Dimensionen und ein eben angeschnittenes Laib schwarzen, groben Brodes.

Das Gespräch war bald in lebhaftem Gange. Vater Anastasius, ein verhältnißmäßig schöner Mann mit langem schwarzem Bart- und Haupthaar, erzählte allerlei Schnurren von seinen Amtsbrüdern und Kumpanen, klagte in sehr beweglichen Worten über den Geiz seiner Muschiks, fluchte mit ungenirter Derbheit über den Heiligen Synod und etliche andere Heilige; aber für meine pädagogischen Schmerzen zeigte er nicht das leiseste Mitgefühl; er schien gar nicht zu wissen, daß das Erziehen überhaupt eine Kunst sei. Allmählich fand ich denn auch heraus, was ihm als würdigstes Zeichen tadelloser Lebensführung galt; er pries oder verspottete seine Spiel- und Trinkkumpane, je nachdem sie viel oder wenig gebrannten Wassers zu vertragen im Stande waren, und wußte nicht genug Rühmens von den zahlreichen Kniffen und Kunststücken, mit denen er selbst den Kreisexecutor im Kartenspiele zu überlisten pflegte. So verstrich eine gute Stunde resultatloser Conversation, und als ich mich zum Abschiede erhob, war ich genau so hülflos wie vorher.

Ich begegnete während meines dreijährigen Exils in dem russischen Dörflein noch öfters dem wunderlichen Gottesmanne, begreiflicherweise ohne besonderen Drang, die weiteren Kapitel seiner Lebensweisheit zu vernehmen. Er präsentirte sie im Grunde auch vermöge ganz directer Personification, denn es geschah fast immer, daß sein Gang schwankend, seine Augen starr und der Hauch seines Mundes von weithin spürbarem Branntweinduft war. Von Vater Anastasius konnte der Uebelwollendste nicht behaupten, daß zwischen seinen Handlungen und seinen Worten ein Unterschied sei. Erst nach vielen Jahren, als ich längst wieder in die Heimat zurückgekehrt und der Pädagoge an den Nagel gehängt war, erfuhr ich durch Zufall, daß Anastasius, der Pope, gottselig in's Wasser gesprungen, um die Gluth des Delirium tremens zu kühlen, dabei aber jämmerlich um sein Leben gekommen war. Meine beiden Zöglinge waren schon vorher mitten in die Brandung des Panslavismus hineingetaumelt, und wer weiß, ob sie nicht in Serbien von den Türken den Garaus erhielten. Ein häßlicher Rausch ist Beides, der des Popen vom Branntwein wie der seiner Schutzbefohlenen vom Panslavismus.

Ein Gutes hat gleichwohl die Bekanntschaft mit dem Vater Anastasius für mich gehabt; ich benützte nämlich von da an die Gelegenheit, mich genauer über das russische „Christenthum" und dessen geistliche Seelenbewahrer zu unterrichten, und kann nun wohl ein bescheidenes Wörtlein mitreden, wenn das Gespräch auf die armen türkischen Christen kommt, welche der Czar in seiner Eigenschaft als weißer Papst sich verpflichtet fühlt, aus ihrem muhamedanischen Fegefeuer zu erlösen, sintemal auch die traurige Gegend von Chelm mir auf meinen Wanderungen bekannt geworden, wo, wie männiglich bekannt, seit vielen Jahren mittelst Knute, Pike und Bajonnet die armen Uniaten in den Schoß des „wahren Glaubens" hineingemartert werden.

Man begeht ja gewiß keine Unbill, wenn man von dem Hirten auf die Heerde schließt, welche seiner Obhut anvertraut ist. Ich war anfangs naiv genug, den Popen Anastasius als ein Unicum zu betrachten. Wenn ich ihn in der Schenke mit den Muschiks bechern und allen voran der rohesten Erlustigungen sich erfreuen sah, so kam es mir, dem pietätvollen Sprößling einer civilisirteren Breite, nicht in den Sinn, daß er ein Typus sei. Ich hätte mich an der Gestalt so manches ehrwürdigen Pfarrherrn aus der Heimat mit einer derartigen Supposition zu versündigen geglaubt. Aber je mehr Popen ich kennen lernte, desto dreister entwickelte sich in mir die Vorstellung, daß Vater Anastasius nur Einer von Vielen, ja daß er nicht einmal einer von den Schlimmsten war, denn allesammt tranken sie sich in's Delirium hinein und spielten sie dem armen Muschik am Kartentische die sauer erworbenen Kopeken aus der Tasche, wobei sie vor dem Guts- und dem Stadtherrn wie die Hunde krochen und sich für ein paar elende Groschen dazu hergaben, den Hanswurst zu spielen, falls im Edelhofe das Bedürfniß entstand, eingetroffene Gäste durch ausgelassene Späße zu erheitern.

Ich verspüre keine Neigung, eine Geschichte des Popenthums zu schreiben. Aber von selbst drängt sich bei dieser Betrachtung die verheerende Wirkung des Cäsaropapismus unter das Auge, der nirgends in so krassen Formen in die Erscheinung trat wie seit Peter dem Großen in Rußland. Jener Erzbischof Feofan, der, auf Peters kirchliche Thätigkeit hinweisend, mit knechtischem Enthusiasmus ausrief: „Sieh da, o Kirche Rußlands, deinen David und Constantin!" war der erste Sklave im Popenkaftan, und seitdem sank der „rechtgläubige" Priester immer tiefer in den Schlamm, das arme Volk unwiderstehlich hinterdrein ziehend. Darüber besteht kein Zweifel, daß auf die Dauer jeder Staat Schiffbruch leidet, welcher dem Pfaffen die Oberhand über seine eigenen Werkzeuge einräumt. Der Mufti, Hodja und Ulema sind recht eigentlich das Verhängniß des Osmanenstaates in Europa, und wenn es — wie Anno 1840 thatsächlich auf der Brücke von Galata in Constantinopel geschah — einem Derwisch ungestraft hingehen kann, daß er dem ersten Minister des Reiches, weil derselbe liberalen Neigungen huldigt, vor allem Volke in das Gesicht speit, so ist eben vom Staate nicht mehr die Rede.

*

Digitized by Google

Aber andererseits verträgt für jetzt noch kein Volk der Erde die völlige Loslösung von aller positiven Religion und also auch nicht die völlige Unterjochung des Clerus unter die Zwecke des Staates. Man mag von den preußischen Maigesetzen denken wie immer man wolle — den Vorwurf wird man ihnen nicht ersparen können, daß ihre Prämisse zu umfangreich ist, insofern sie nämlich darin besteht, daß der Staat, und sei es auch nur vorübergehend, der Masse des Volkes den Priester ersetzen könne. Und das heutige preußische Volk ist doch noch ganz anderes Holz, als der Muschik zu Peters Zeiten es war! Wie selbstherrlich und gewaltsam aber hatte doch dieser brutal Größte unter allen Romanoffs den orthodoxen Clerus seines Reiches geknetet, bedrängt und zerrieben! Da fuhr schnell einmal ein renitenter Bischof oder Erzbischof in den Kerker, um dort elendiglich zu verhungern, ohne vorangegangenes gesetzliches Verfahren, sondern Kraft eines Ukases, eines bloßen und unverhüllten Sic volo, sic jubeo. Das Schlimme dabei war, daß der Pope bei dem Volke all seine Autorität einbüßte und vor allen Dingen zur Vermittlung von Moral und Bildung unfähig wurde. Er spielte fortan einen in geistliche Gewänder maskirten Staatsdiener, und solche Lüge machte aus ihm einen Komödianten, den das Volk je nach Bedarf verspottet oder bemitleidet. In dieser Situation ging ihm selbst auch der Drang, sich intellectuell zu bereichern, verloren, und da er denn doch dem Muschik in irgendwelcher Richtung Etwas vorgeben mußte, so trank er mehr als dieser, vor dem er außerdem das Recht des Müßigganges voraus hatte. Wenn Latham in seinem gelehrten Werke „über die Nationalitäten Europas" Rußland im Allgemeinen und die Provinz Kasan insbesondere „ein wahrhaft entsetzliches Gemisch von Christenthum, Islam und Schamanenthum" nennt, so begreift man leicht, wie so die Wahrheit dieses Ausspruches keinerlei Abzug leidet. Der Pope, den sich das moskowitische Staatskirchenthum zurechtschnitzte, war eben nicht geeignet, mit Wort und Beispiel das Chaos zu sondern.

Ein paar Belege aus der Lectüre mögen das Letztgesagte unterstützen. Xavier Hommaire de Hell, dem Czar Nikolaus für sein Werk „Les Steppes de la mer Caspienne" einen hohen Orden verlieh, sagt unter Anderem: „Nichts kann mit der Entsittlichung des russischen Clerus verglichen werden, dessen Ignoranz nur durch seine Lasterhaftigkeit übertroffen wird. Dem größten Theile nach verbringen Mönche und Priester ihr Leben in schamloser Trunkenheit, welche sie zur Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten unfähig macht; ja der bloße Anblick des Popen erregt Ekel und Verwunderung. Wenn man diese Männer mit ungekämmten Bärten, weinrothen Gesichtern und schmutzigen Gewändern sieht, vermag man nicht zu begreifen, daß sie Verkündiger des göttlichen Wortes sein sollen." Fürst Dolgorukoff nennt die Mönche, welche bekanntlich die alleinigen Anwärter der russischen Bischofssitze sind, „eine unthätige, verderbte Menschenklasse, welche neben der Bureaukratie Rußland am meisten schädigt", und Iwan Golowin — selbst ein Priester — berichtet, daß es nur der Fürsprache eines im Staate hochsituirten Mannes bedürfe, um jeden Erzbischof zur Weihung eines Küsters zu vermögen, wenn letzterer auch notorisch des Lesens und Schreibens unkundig wäre. Noch zerschmetternder lautet das Urtheil des Engländers Cameron. „Was Unwissenheit und Gemeinheit anbelangt," sagt dieser, „so ist der russische Clerus ohne Gleichen in allen Ländern der Welt, Griechenland nicht ausgenommen, dessen Bewohner selbst einräumen, daß die Mitglieder des in den niederen Weihen stehenden Clerus die verlassensten Creaturen der Erde sind." Endlich bemerkt Alexander Herzen irgendwo in seinen Schriften: „Der Muschik verachtet die Popen als Faullenzer und habsüchtige Individuen, welche auf seine Kosten leben; alle Volkszoten und Gassenhauer haben als Heroen des Lächerlichen und Verächtlichen stets den Pfaffen, den Diakonus und deren Frauen."

Und deren Frauen ... in diesen drei Worten liegt ein ganzes Stück russischer Sittengeschichte verborgen. Denn die Popadja ist ein wahrer Ausbund von schlechtem Beispiel; sie gibt der „Saldatka" sozusagen noch ein Doublé vor. Denn wenn diese als Hinterlassene der nach ihrer Eheschließung in die Armee gesteckten Individuen um des lieben Brodes willen als Kupplerin, Wahrsagerin und Schicksalsbeschwörerin durch die Dörfer schleicht, so umgibt sie wenigstens kein verführerischer Nimbus; die Popadja aber, welche, um den Mißhandlungen ihres geistlichen Ehegatten zu entrinnen, der Saldatka erfolgreiche Concurrenz macht, gehört zu den Honoratioren; man respectirt sie in der Hütte des Muschiks und ist demgemäß ihrem Treiben zugänglicher. Wieviel herzerfrischende Poesie steckt doch in dem einfachen Rahmen eines deutschen Pfarrhauses! Und welche Intelligenz! Man denkt unwillkürlich an Lessing und Herder. Und nun geräth solch ein neugieriger deutscher Hauslehrer in die übelduftende, branntweingeschwängerte Atmosphäre einer russischen Popenhütte, schaut Schmutz und Unrath ringsum, den Herren des Hauses trunken einherschwankend, die Frau keifend, in zersetzten Gewändern und mit wirren Haarsträhnen wie eine leibhaftige Furie, die Kinder vernachlässigt, unsauber, in vergessener Ecke kauernd. Von Familiensinn und Familienleben nicht die leiseste Spur, dafür aber ewige Zwietracht und unheimliche Rauferei, die sich nicht selten zum Gaudium des Muschiks aus dem Innern des Hauses bis auf die Gasse und in die Schenke fortpflanzt. Und dieser ekelhafte Unfug, der nicht etwa die Ausnahme bildet, prätendirt, mit „christlichem" Maßstabe gemessen zu werden, beansprucht wohl gar noch eine civilisatorische Mission!

Es fällt mir nicht im Traume ein, zu behaupten, daß dieses Jammerbild auch auf die höhere Geistlichkeit, auf die Bischöfe und Erzbischöfe und Mitglieder des Heiligen Synod passe. Unter diesen mag mehr als Einer sein, der höhere geistige und sittliche Anforderungen verträgt. Aber im Staate sind doch auch sie von dem Augenblicke an Sklaven, in welchem der höchstpersönliche Wille, nämlich der des Czars, sich geltend zu machen beliebt. Und zwar nicht etwa blos Sklaven in Bezug auf den Intellect, wie die hohen Würdenträger der römischen Papstkirche, sondern Sklaven im leibhaftigsten physischen Sinne. Neulich hat ein weltkundiger Maronite im türkischen Parlamente sich für das Protectorat des Czars allerergebenst bedankt, indem er dem Kaiser der Reußen an das „väterliche" Herz legte, er möchte doch lieber die Bischöfe und Erzbischöfe, welche in Sibirien verkommen — „pourrissent", sagte der Parlamentsbericht der „Turquie" — aus ihrem Jammer erlösen, als die Wonnen seines Scepters noch weiter hinaus über die Grenzen seines Reiches zu undankbaren Christen tragen. Der schlaue Maronite traf zweifellos den Kern der Sache. Wenn man in Rußland als Bischof und Erzbischof des Geschickes theilhaftig werden kann, ohne Gesetz und Urtel nach Sibirien „verschickt" zu werden, wie soll man als ungeweihter „Christ" sich danach sehnen, in dieses Geschick ohne Noth hineinzurennen?

Der Effendi aus dem Maronitenlande spielte allerdings nur auf die römisch-katholischen Erzbischöfe polnischer Herkunft, auf die Felinski u. s. w. an. Aber er hätte dreist auch die geistlichen Großen des „rechtgläubigen" Bekenntnisses in seine Betrachtung einschließen können, denn auch diese sind der „immer geschäftigen Ehrsucht des Hauses Romanoff" gegenüber willenlose Knechte. Schon Iwan der Grausame vindicirte sich das Recht, Messe zu lesen. Dann formulirte Peter den Eid für alle in den Heiligen Synod zu berufenden Geistlichen, indem er in ihn die Worte hineinfügte: „Ich schwöre, daß der Beherrscher Rußlands der höchste Richter dieses geistlichen Collegiums ist." Endlich proclamirte Katharina von Staats wegen den Grundsatz, daß der Regent mit der höchsten geistlichen Gewalt von Gott bekleidet sei. Peter hatte weniger apodiktisch, aber desto drastischer schon vorher denselben Gedanken in die Worte gefaßt: „Wir müssen um Rußland alle durch Zwietracht gespaltenen Griechen scharen, welche in Ungarn, der Türkei und Südpolen zerstreut wohnen und uns zu ihrem Mittelpunkte, ihrer Stütze machen, um durch eine Art priesterlicher Oberherrschaft eine allgemeine Hegemonie zu erringen." Daß weder der erste Alexander noch Nikolaus die Naturen waren, um diese Bahn freiwillig zu verlassen, braucht keinem Geschichtskundigen gesagt zu werden, und wenn katholischerseits nach Memoirenquellen der Beweis versucht wurde, daß der erste Alexander sich einen Augenblick mit dem Gedanken

Digitized by Google

getragen habe, zur römischen Kirche überzutreten, so springt die Verwegenheit eines solchen Versuches von selbst in die Augen. Es mag ja sein, daß Alexander in seinen „mystischen" Tagen, als er mit der von Jean Paul abgelegten Juliane von Krüdener sich in religiöse Uebungen vertiefte, mit derlei romantischen Anwandlungen tändelte; aber gewisser ist jedenfalls, daß er sich in der Doppelwürde als geistliches und weltliches Oberhaupt der schismatischen Welt zu wohl fühlte, um derselben zu Gunsten des römischen Papstes zu entsagen. Es ist etwas Seltsames um die Herrlichkeiten eines absoluten und unumschränkten Herrscherwillens. Friedrich der Große gab ihnen die Deutung, daß er der erste Diener seines Staates sei, und verschloß sich aus diesem Gesichtspunkte unter Umständen auch einer gewissen Toleranz gegen die Jesuiten nicht; von einem Czaren ist es nicht bekannt geworden, daß er die religiöse Duldung unter seine Prärogative aufgenommen hätte, und gerade Katharina hielt, während sie mit Voltaire und Diderot correspondirte, die „Ketzer" unter eisernem Fuße zu Boden gedrückt. Nur so ist es auch zu verstehen, daß der mildeste aller Romanoffs, Alexander der Zweite, nicht vor den blutigen Skandalen zurückschaudert, welche der „rechtgläubige" Bekehrungseifer mit den armen Unirten von Chelm aufführte. Der Cadavergehorsam des Popen ist ein Pfeiler des absoluten Regiments der Czaren.

Mag man nun über Rußlands Ab- und Aussichten in der gegenwärtigen orientalischen Krise wie immer denken, so bleibt doch das Eine gewiß, daß der Vorwand der „Christlichkeit" in dem neuesten Türkenkriege so wenig wie in allen früheren ernsthaft zu nehmen ist. Wo Vater Anastasius als Verkündiger des göttlichen Wortes und zwar als einer von vielen gedeihen konnte, da hat man wahrlich keinen Grund, sein Glaubensbekenntniß in den Vordergrund zu stellen, und am allerwenigsten Veranlassung, diese Art „Christenthum" in fremder Herren Ländern zu propagiren. Auch der Prätext der „Humanität" fällt solchermaßen in sich selbst zusammen. Es ist nämlich nicht wahr, daß jemals von dem Christenthume in slavischen Ländern eine humanitäre und civilisatorische Wirkung ausgegangen, ganz besonders nicht wahr in Bezug auf das schismatische Christenthum. Zeugniß dessen die Russen nebst allen ihren südslavischen Appertinentien. Das Medium für die civilisatorische Mission des Christenthums war nun einmal das germanische Element.

Wenn aber Humanität und Christenthum aus dem Motivenknäuel der russischen Orientpolitik entfallen, so bleibt als einziger Triebgrund der Panslavismus übrig, der nämliche Panslavismus, der auch die Säule des moskowitischen Staatskirchenthums bildet. Das möge Europa, das cultivirte Europa in seiner abendländischen Hälfte, fürsorglich im Auge behalten. Die Türkei bot bis zu dem Augenblicke, in welchem sie, von der Nothwendigkeit gedrängt, zu constitutionellen Ansätzen ihre Zuflucht nahm, ohne Widerrede ein Jammerbild verlotterter Mißwirthschaft. Aber das Unglück hat eine läuternde Kraft. Das noch vor seinem Zusammentritt vielbespöttelte türkische Parlament beweist doch trotz alledem, daß das ottomanische Element viel bildsamer und culturfähiger ist als das slavische. Die Hodjas und Effendis zeigen eine intelligentere Physiognomie, als sie noch für eine geraume Weile den Popen, Knäsen und Muschiks nachzurühmen sein wird. Wer sie in ihrem Anlaufe zu modernen Wandlungen hemmen und stören will, muß mindestens auf einer höheren Bildungsstufe stehen als sie, und das ist bei dem Russen nicht der Fall. Wohl aber sind sie für die politische Zukunft Europas ungefährlich, während der Panslavismus, falls er siegt, eine immense Gefahr für alle friedliche und culturelle Entwickelung darstellt. Die Alternative auf der Balkanhalbinsel heißt nicht: Christ oder Muselmann, sondern Slave oder Ottomane, und wer, mit dem deutschen Dichter zu reden, von zwei Uebeln eines zu wählen hat, für den ist eine Wahl zu haben keine Qual.

Wilhelm Goldbaum.

Literatur und Kunst.

Der Farbensinn in den verschiedenen Perioden der menschlichen Entwickelung.

Das fromme Gewand, in welches Moses die Schöpfungsgeschichte des Menschen gehüllt hat, wenn er sagt: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn", ist im Laufe der Jahrhunderte denn doch etwas altmodisch und fadenscheinig geworden. Man braucht heutzutage nicht mehr die Besorgniß zu hegen, in den Geruch eines Erzketzers und Ungläubigen zu gerathen, wenn man zweifelnd das Haupt schüttelt über die Schöpfungshypothese, mit welcher der erleuchtete Gesetzgeber des Judenthums die glaubens- und wissensdurstigen Gemüther seiner Stammesgenossen zu beruhigen trachtete. Sehen wir ja doch, wie selbst Theologen von Fach die zwingende Nothwendigkeit einer Revision der Schöpfungsgeschichte nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen wagen, vielmehr sich zu Concessionen verstehen oder doch wenigstens zu Versuchen, die alttestamentliche Schöpfungslehre den heutigen naturwissenschaftlichen Anschauungen anzupassen. Allerdings erinnern alle derartigen Versuche, mögen sie nun von Naturforschern oder von Theologen unternommen worden sein, auffällig an jene Proceduren, die der berüchtigte griechische Wegelagerer Prokrustes mit den unglücklichen, in seine Hände gefallenen Reisenden auf seinem gefürchteten Folterbett vornahm. Denn wie dieser den unglücklichen Wanderer, der von kleiner Körpergestalt war, so lange dehnte und auseinanderzog, bis er die gefürchtete Bettstatt ihrer ganzen Länge nach ausfüllte, während er bei Individuen von besonders auffallender Körperlänge sich leichter zu helfen wußte, indem er durch Abschneiden der Beine ihnen die für sein Marterbett erforderliche Größe zu geben suchte, so wird auch die mosaische Schöpfungsgeschichte, spannt man sie in den Rahmen der Naturwissenschaft, oder umgekehrt die Naturwissenschaft, preßt man sie in das gedrängte, unnachgiebige Schema der Theologie, entweder unnatürlich verrenkt und verzerrt oder unverantwortlich verstümmelt und entstellt. Wenn aber auch alle derartigen Versuche sich als fruchtlos und an Mühen reich, an befriedigenden Erfolgen dafür aber desto ärmer erwiesen haben, so gelten sie uns doch als ein höchst bedeutsames Zeichen unserer Zeit, als ein Zeichen von dem mächtigen und täglich wachsenden Einfluß, welchen die Naturwissenschaften auf das geistige Leben der Völker sich erstritten haben. Diesem Einfluß ist es denn auch zuzuschreiben, wenn ein großer Theil der Gebildeten sich bereits mit dem Gedanken zu befreunden anfängt, daß der Mensch nicht als das vollendete Wesen, als das Ebenbild Gottes, wie ihn uns Moses schildert, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sei; daß vielmehr sowohl die körperliche Form, wie die geistige Leistungsfähigkeit, welche heute das Menschengeschlecht in so hervorragender Weise zieren, als die Producte einer Jahrtausende langen, fortschrittlichen Entwickelung angesehen werden müssen. Die Entwickelungsgesetze, nach denen die Bildung der körperlichen Form erfolgt, haben die großen Meister der modernen Naturwissenschaften in klaren und scharfen Zügen gezeichnet. Weniger ergiebig sind dagegen die Einblicke, welche wir in den Bildungs- und Entwickelungsgang der verschiedenen Sinnesthätigkeiten des Menschen bis jetzt gewonnen haben. Man hat sich bisher noch wenig darum gekümmert, in welcher Weise sich wohl das Auge unserer Stammeseltern gegenüber der Farbenpracht der Schöpfung verhalten, oder wie ihr Gehörnerv auf die harmonischen melodiösen Weisen des Vogelsanges reagirt haben mag? Einzelne wenige Forscher, unter denen vor allen der geniale Geiger zu nennen ist, haben auf die Wichtigkeit derartiger Untersuchungen wohl aufmerksam gemacht, und auch schon recht schätzenswerthes Material zur Lösung derselben herbeigetragen, doch mangelt uns trotzdem immer noch eine umfassende Kenntniß der Gesetze, nach denen die einzelnen Sinnesorgane ihre Functionsthätigkeit entwickelt haben. Es sei uns deshalb gestattet, diesem fühlbaren Mangel insofern eine kleine Abhülfe

Digitized by Google

zu schaffen, als wir eine, als Ophthalmologen uns besonders naheliegende Sinnesäußerung, nämlich das Farbensehen, gerade nach der soeben erörterten Seite hin einer genauen Untersuchung würdigen wollen.

Bevor wir aber in die Untersuchung selbst eintreten, dürfte es sich empfehlen, kurz das Material, auf und mit dem wir unsere Schlüsse aufbauen wollen, zu prüfen. Wir werden wohl kaum darauf rechnen dürfen, dies Material in den auf unsere Zeit überkommenen Resten der alten Sculptur und Baukunst in erschöpfender und befriedigender Fülle zu finden; denn aus den frühesten Perioden des Farbensinnes möchten sich wohl kaum noch mit einiger Sicherheit derartige Reste nachweisen lassen. Wenn wir also von diesem Zweig der Archäologie nicht die wünschenswerthe Belehrung und Unterstützung erhoffen können, so müssen wir uns nach anderen ergiebigeren Quellen umsehen. Und eine solche glauben wir vor Allem in der Sprache und deren Gebilden gefunden zu haben. Die Vorstellung, die Empfindung eines jeden scharf und klar ausgesprochenen Farbentones muß sich nothwendigerweise zu allen Zeiten auch durch einen sprachlichen Ausdruck gekennzeichnet haben; es will uns undenkbar scheinen, daß man zu gewissen Zeiten irgend einen Farbenton z. B. Blau erkannt und als solchen empfunden haben könne, ohne nicht alsbald dieser Netzhautthätigkeit auch in einer bestimmten sprachlichen Form gerecht zu werden. Sobald einmal das menschliche Auge sich eines Farbentones in klarer und befriedigender Weise bewußt zu werden anfing, mußte sich auch das unabweisbare Bedürfniß regen, dieser Sinnesempfindung ein sprachliches Gewand zu geben. Man konnte sich allenfalls den unbestimmten Uebergangsfarben gegenüber eine Zeit lang damit begnügen, sie hauptsächlich nur zu empfinden, ohne sie zugleich auch durch einen eigenen sprachlichen Ausdruck zu charakterisiren — und man thut dies ja vielfach auch heut noch — aber konnte dies Verfahren wohl nicht auch Farben gegenüber festhalten, die dem menschlichen Auge allenthalben in der ausgesprochensten Weise entgegentreten, wie z. B. Grün. Das Grün des Laubes spielt in der Schöpfung eine so hervorragende Rolle, daß man wohl kaum im Ernst daran denken darf, daß es einmal eine Zeit gegeben haben könne, in welcher der Mensch das Grün wohl seinem Farbenwerth nach empfunden, aber nicht das Bedürfniß gefühlt habe, diese Empfindung auch sprachlich zum Ausdruck zu bringen. Sobald die menschliche Netzhaut einmal die Fähigkeit besaß, in dem Grün der Landschaft eine Farbe zu empfinden, mußte nothwendigerweise diese Empfindung auch in den Gebilden der Sprache bemerkbar werden. Wir müssen deshalb aus dem Fehlen sprachlicher Ausdrücke für Grün in irgend einer Epoche unserer Cultur gezwungenermaßen den Schluß ziehen, daß in den betreffenden Perioden der Netzhaut eben noch die Fähigkeit gemangelt habe, Grün seinem Farbencharakter nach zu empfinden. Genau dasselbe gilt auch von Blau, von Roth u. s. w. Meine Leser werden aus diesen Bemerkungen bereits wohl schon erkannt haben, in welcher Weise wir das sprachliche Material zu benützen und von welchen Grundsätzen wir bei der Benützung desselben auszugehen gedenken. Der Grundgedanke ist also, wiederholen wir denselben nochmals, der, daß aus dem Fehlen eines jeden sprachlichen Ausdruckes für einen klar und scharf ausgeprägten Farbenton in irgend einer Periode unserer Cultur der Schluß gezogen werden müsse, daß nun in dieser Periode überhaupt die Fähigkeit, den betreffenden Farbenton als solchen zu empfinden, der menschlichen Netzhaut noch gefehlt habe.

Wohl in dem Culturleben aller Völker lassen sich mit vollster Sicherheit Perioden nachweisen, in welchen ihre Sprache in der Schilderung farbiger Effecte nicht allein überraschend arm zu nennen ist, sondern in denen sogar ein vollständiger Mangel in der Bezeichnung der bekanntesten Farben zu bemerken ist. So vermißt man z. B., nach den Untersuchungen des berühmten Sprachphilosophen Geiger, in den ältesten literarischen Resten der Inder eigentlich noch so gut wie jede Farbenbezeichnung. Nur eines einzigen Farbentones wird hier gedacht und zwar des Roth; doch kann auch diese Empfindung noch keine völlig geklärte und specifische gewesen sein, da der sprachliche Ausdruck für Roth sich von dem für das helle und lichtreiche Weiß noch nicht völlig getrennt hat. Man empfand eben in jenen frühen Epochen an dem Roth hauptsächlich nur erst dessen Gehalt an lebendiger Kraft, an Lichtstärke, weniger aber dessen Farbencharakter; man hatte es noch nicht gelernt, an dem rothen Farbenton Lichtstärke und specifischen Farbencharakter als zwei gesonderte Factoren anzusehen. Es war mithin in diesen frühen Perioden die Netzhaut eigentlich nur im Stande, Licht und Finsterniß in ihren verschiedenen Intensitätsgraden zu empfinden, während dagegen die Farbenempfindung sich nur darauf beschränkte, daß man von der Existenz der rothen Farbe mehr eine unklare Ahnung, wie eine bewußte Empfindung und Vorstellung hatte.

An diese uranfängliche Periode, in welcher der Farbensinn nur erst in seinen primitivsten Aeußerungen zur Bethätigung kam, schließt sich als nächste Entwickelungsphase diejenige an, in welcher die Empfindung von Roth und den ihm nahestehenden Tönen, wie Orange und Gelb, vollkommen ausgebildet war, dagegen die Empfindlichkeit für sämmtliche übrigen Farben eigentlich noch so gut wie ganz fehlte. Der sprachliche Nachweis für diese Periode ist verhältnißmäßig leicht zu führen, da uns die Werke Homers für denselben ein ungemein ergiebiges und interessantes Material liefern. Es ist eine den Philologen sehr wohlbekannte Erscheinung, daß gerade die Werke des Homer eine ganz auffallende Armuth in der Schilderung farbiger Effecte bemerken lassen. Der gesammte Farbenkreis, in welchem sich die Homerischen Bilder bewegen, setzt sich eigentlich nur aus Roth und den ihm verwandten Tönen zusammen. Das Prisma, welches dem modernen Auge in reicher Farbenvielzahl erscheint, umfaßte in der homerischen Zeit nur das rothe Ende desselben; so beschreibt der göttliche Sänger z. B. in dem Regenbogen nur die röthlichen Farben desselben, indem er sagt:

> Wie Kronion Zeus am Himmel die purpurne Iris
> Spannet den Sterblichen —

In der Landschaftsmalerei des Homer tritt der Farbenmangel in einer so auffallenden Weise zu Tage, daß sich dieser eigenthümlichen Erscheinung kaum Jemand wird verschließen können. Das Blau des Himmels, das Grün der Matten und Fluren tritt in der Homerischen Landschaft niemals als charakteristischer Farbenton auf. Betrachten wir die farbensatten Bilder, in welcher spätere Dichter die Reize einer Landschaft schildern, so wird uns der eigenthümliche Charakter, der sich in der Homerischen Landschaft ausspricht, um so deutlicher und klarer bewußt werden. Gegenüber diesem so ausgesprochenen Farbenmangel fällt es um so mehr auf, daß die Lichteffecte sowohl der Landschaft wie aller die damaligen Menschen umgebenden Geräthschaften, von Homer durch eine Reihe der verschiedenartigsten, ungemein zart empfundenen und glücklich nüancirten Bezeichnungen geschildert werden. Es erhalten die Homerischen Bilder in Folge dessen ein ganz eigenthümliches Gepräge; farbenarm entworfen, man könnte fast sagen, Grau in Grau gemalt, strahlt dennoch aus denselben eine Fülle der prächtigsten Lichteffecte; das gleißt und funkelt, spiegelt und glüht in allen Abstufungen des Lichtes, und zwar in einer Weise, daß der Uebersetzer sich vergeblich umschaut, wie er diesem Lichtreichthum in entsprechender Weise gerecht werden möge. Ein Verständniß für diese wunderbaren Bilder, welche sich bei kaum einem anderen Dichter in gleicher Weise wiederfinden dürften, geht uns erst dann auf, wenn wir in Ueberlegung ziehen, daß in der Homerischen Zeit der Farbensinn eben noch ein wenig ausgiebiger war, sich nur auf die Kenntniß der rothen Farbe und ihr verwandter Töne beschränkte; daß dagegen sämmtliche anderen Farben ihrem Farbenwerth nach von der Netzhaut nicht empfunden wurden und sich deshalb nur durch ihren Gehalt an Licht bemerkbar machen konnten. Es empfand demnach das Auge des Homerischen Menschen nicht die reiche Farbenfülle der Schöpfung durch gesonderte und charakteristische Eindrücke einer jeden einzelnen Farbe, sondern lediglich nur durch eine Reihe der mannigfachsten Lichteffecte, je nachdem die betreffende Farbe mehr oder minder lichtreich war. Und aus diesem Grunde ist der göttliche Sänger

Digitized by Google

in Schilderung der Lichteffecte ein so großer Meister, während er in der Wiedergabe der Farben hinter dem kleinsten Stümper zurückbleibt. Uebrigens wird es uns heute kaum gelingen, die lichtprächtigen, in allen Schattirungen der glühendsten Beleuchtung schillernden Bilder Homers durch geeignete und entsprechende Ausdrücke wiederzugeben; jeder Versuch dazu ist eitel Mühe; denn unser modernes Auge ist nicht mehr im Stande, alle die von Homer geschilderten Lichteffecte nachzuempfinden. Wir haben mit der fortschreitenden Entwickelung des Farbensinnes längst gelernt, die eigenthümlichen Lichteffecte des Homer in charakteristische Farbenempfindungen aufzulösen und überzuführen und so ist denn unser Auge in der Beurtheilung der uns umgebenden Farbenpracht wohl reicher und geübter geworden, hat dafür aber das Verständniß für die Lichteffecte, mittelst welcher sich die Farben dem Homerischen Auge bemerkbar zu machen wußten, zum großen Theil eingebüßt.

So beruhen denn die Schilderungen Homers auf einer tiefen physiologischen Nothwendigkeit, auf dem damaligen Zustand des Farbensinnes, eine Thatsache, welche bereits früher von einzelnen Autoren in gebührender Weise gewürdigt worden ist; so erklärt z. B. Gladstone, der bekannte und gelehrte Kenner Homers und seiner Zeit, daß der Farbensinn in den Homerischen Zeiten noch ein rudimentärer und erst wenig entwickelter gewesen sei.

An die soeben geschilderte Phase des Farbensinnes, in welcher wesentlich nur Roth mit seinen verwandten Farbentönen empfunden wurde, schließt sich in dem fortschrittlichen Entwickelungsgang jene Periode an, in welcher sich neben Roth die Empfindung für Farben mittlerer Lichtstärke, also für das spectrale Grün, herausbildete. Und zwar läßt sich an dem Entwickelungsproceß, welchen die Empfindlichkeit für Grün zu durchlaufen hatte, in sehr klarer Weise das Gesetz wahrnehmen, auf welches wir bereits vorhin aufmerksam machten, daß nämlich im Anfang nicht sowohl der Farbenwerth eines jeden Farbentones der Netzhaut bemerkbar war, sondern lediglich nur der Lichteffect der betreffenden Farbe. Denn die hellen Töne des Grün waren erweislich zuerst mit der Empfindung des Hellen, Fahlen zu einem Begriff vereint, während das dunkle Grün mit der Vorstellung des Dunklen und Schattigen überhaupt verschmolzen war. Nur wenn wir diese Thatsache unverrückt im Auge behalten, wird es verständlich, warum man in gewissen Perioden des griechischen Alterthums mit demselben Ausdruck, mit dem man späterhin Grün zu bezeichnen pflegte, die Vorstellung des Hellen und Fahlen verband und so z. B. die Farbe des Sandes oder des weißen Weines, oder des Stahles mit demselben Wort kennzeichnete, mit dem man in späterer Zeit das Grün der Landschaft belegte. In dieser Periode des Farbensinnes erschien dem Auge das Spectrum also nur bis Grün inclusive sichtbar; alle Farbentöne, welche jenseits Grün liegen, waren zu jener Zeit der menschlichen Netzhaut ebenso wenig bemerkbar, wie es heutzutage noch die Ultrafarben sind; darum konnte Xenophanes auch behaupten, der Regenbogen wäre dreifarbig und zwar roth, gelb und gelbgrün.

Im unmittelbaren Anschluß an diese Periode tritt jene Epoche des Farbensinnes auf, in welcher Blau als gesonderter Farbenton durch einen specifischen Empfindungsvorgang in der Netzhaut sich fühlbar machte. Und zwar bemerken wir hier wiederum dasselbe Gesetz, wie in den früheren Entwickelungsphasen des Farbensinnes, daß nämlich die hellen Nüancen anfänglich mit der Vorstellung des Hellen, die dunklen Töne dagegen mit der des Dunklen noch zu einem Begriff geeint waren und sich erst ganz allmählich aus diesen allgemeineren Vorstellungen zu den specielleren eines bestimmten Farbentones, in dieser Epoche also zu der des Blau, emporschwangen. Es war also das helle Blau ursprünglich mit der Vorstellung eines gewissen Lichteffectes verschmolzen, während das dunkle Blau in dem Begriff des Dunklen und Schattenreichen überhaupt enthalten war. Und da, wie wir vorhin gesehen haben, in diesem Begriff auch die Vorstellung des dunklen Grün enthalten war, so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn in gewissen Epochen eine auffallende Verwechselung zwischen Grün und Blau sich bemerkbar macht. Uebrigens werden wir unsere Behauptung, daß das helle Blau ursprünglich mit der Vorstellung eines Lichteffectes zusammenfiel und des Begriffes einer Farbe noch vollständig entbehrte, in höchst charakteristischer Weise an dem griechischen Ausdruck γλαυκὸς darthun können. Denn während dieses Wort im Homer lediglich nur dazu benutzt wird, gewisse glänzende Lichteffecte zu charakterisiren und ihm der Begriff des Farbigen in dieser Zeit noch ganz und gar nicht anhaftet, tritt in der späteren Gräcität, so bereits bei Plato und Aristoteles, der nämliche Ausdruck in unlösbarer Verbindung mit der Vorstellung des Farbigen auf; und zwar bedeutet er jetzt ein helles Blau oder auch wohl Graublau.

Das Spectrum umfaßte in dieser Zeit also die Farben Roth, Grün, Blau; so schildert denn auch Aristoteles den Regenbogen als dreifarbige Brücke. Die zwischen diesen drei Tönen sich findenden allmählichen Uebergänge wurden noch wenig beachtet; zwar gibt Aristoteles an, daß zwischen Roth und Grün sich bisweilen Gelb zeige, doch war eine umfassendere Kenntniß der zarten Uebergangsfarben noch nicht vorhanden. Die dunkleren Uebergangstöne zählte man noch einfach der Vorstellung des Dunklen zu, während die helleren Uebergangsfarben noch mit der Vorstellung des Hellen und Lichtreichen überhaupt geeint waren. Das Bestreben, diese Uebergangstöne durch Vertiefen der Kenntniß der einzelnen Grundfarben näher kennen zu lernen, tritt erst in den späteren Zeiten des Alterthums und in den frühen Perioden des Mittelalters deutlich in Erscheinung. So finden wir z. B. bei Ovid, Seneca u. A. die Bemerkung, daß im Regenbogen neben den deutlich ausgesprochenen Farben, wie Roth, Grün, Blau, wohl noch eine Menge Uebergangstöne existiren möchten, doch ließen sich dieselben kaum mit Sicherheit erkennen und unterscheiden.

Ueberblicken wir nun schließlich nochmals die verschiedenen Entwickelungsphasen, in denen uns der Farbensinn entgegengetreten ist, so werden wir in der Reihenfolge, in welcher sich dieselben chronologisch aneinander anschließen, eine ganz auffallende Gesetzmäßigkeit nicht verkennen können. Und zwar spricht sich dieselbe darin aus, daß die Empfindlichkeit gegen die verschiedenen Farben sich derart herausgebildet hat, daß die an lebendiger Kraft besonders reichen Farben zuerst, die an lebendiger Kraft armen Töne aber zuletzt erkannt und empfunden wurden. Im vollen Einklang mit diesem Gesetz sehen wir die Entwickelung des Farbensinnes am rothen Ende des Spectrums beginnen, und von hier allmählich gegen das blaue Ende desselben vorschreiten. Es liegt hiernach die Annahme nahe, daß der Gehalt an lebendiger Kraft, d. h. also der Kraft, mit welcher die Lichtwelle die Netzhaut erschüttert und erregt, überhaupt dasjenige Moment gewesen sei, welches in jenen uranfänglichen Zeiten, in denen das menschliche Auge gegen jeden Farbenton noch völlig unempfindlich war, den Farbensinn zuerst geweckt und ihn alsdann auch in seiner ferneren Entwickelung lediglich geleitet und beeinflußt habe.

Hugo Magnus.

Die Esquilinischen Odysseelandschaften.

Um wie viel Erz und Stein dauernder sind als Farben, um so viel ist unsere Kenntniß der antiken Sculptur vollständiger als die der antiken Malerei. Wären wir für die Kunstgeschichte des classischen Alterthums lediglich auf Schriftquellen angewiesen, die Wage stände gleich für beide. So aber sinkt die Schale der Bildhauerkunst, weil seit dreihundert Jahren eine reiche Fülle von Gebilden des Meißels tagtäglich dem Boden entsteigt und uns die schriftlichen Nachrichten verständlich und anschaulich macht. Es gibt kaum eine Epoche der antiken Sculptur, deren Eigenthümlichkeit nicht durch irgend eins der erhaltenen Werke uns vergegenwärtigt würde, und fast scheint es, als ob gerade diejenige, für welche unsere Denkmälersammlungen noch am ehesten einer Ergänzung bedürftig waren, d. h. die Zeit unmittel-

Digitized by Google

bar vor und nach dem Höhepunkt der griechischen Sculptur, durch die neuesten Funde in Olympia in hervorragender Weise bereichert werden solle. So überblicken wir von dem Löwenthor zu Mykenä an bis zur ehernen Kolossalstatue des byzantinischen Heraklius zu Barletta den Aufgang, die Blüthezeit und den Niedergang der griechisch-römischen Bildhauerkunst in erhaltenen Monumenten, und der Lücken sind trotz der anderthalb Tausend Jahre, welche zwischen jenen Endpunkten liegen, verhältnißmäßig wenige.

Wie viel ungünstiger steht es mit den antiken Gemälden! Zwar an Zahl übertreffen allein die Vasenbilder, von denen nach einer mäßigen Schätzung bisher etwa funfzig Tausend gefunden sind, sämmtliche erhaltenen Sculpturwerke zusammengenommen, und die stattliche Reihe von Wandgemälden, wie sie uns die Campanischen Städte und Rom nach und nach geschenkt haben, sowie die unverächtliche Menge von Mosaiken, welche an allen Enden der römischen Welt noch täglich zum Vorschein kommen, begründen numerisch das Uebergewicht der Gemälde über die Werke der Plastik so entschieden, daß die Geschichte der Malerei danach das am meisten aufgeklärte Gebiet der antiken Kunst sein müßte. Sie ist es aber keineswegs. Denn alle jene vielen Bilder sind nichts als Handwerkserzeugnisse und größtentheils noch dazu sehr untergeordneter Art. Gewiß finden sich auch Stücke von hoher künstlerischer Vortrefflichkeit darunter und ein Mosaik, wie das der Alexanderschlacht, ist sicherlich ein beredter Zeuge für das gewaltige künstlerische Können der Alten auch in der Malerei, allein was wollen diese Decorationsarbeiten für eine Vorstellung von der Kunst eines Polygnot, Zeuxis, Parrhasios oder Apelles geben? Werke von ähnlicher Bedeutung wie sie die Aegineten, der Diskobol, die Parthenonsculpturen, der Laokoon für die archaische, myronische, phidiasische, rhodische Kunst haben, existiren unter den Gemälden nirgend und auch die Nachbildungen berühmter Originale, die man auf Wandgemälden entdeckt zu haben glaubt, sind so verwässert und stilistisch so umgeformt, daß sie kaum die allgemeinsten Umrisse ihrer Vorbilder treu bewahrt haben.

Ist unter solchen Umständen eine jede Bereicherung unseres Bildervorraths schon an sich von großer Bedeutung, so muß eine Erscheinung, die uns mit einem Cyklus bedeutender Compositionen zugleich ein ganz neues Gebiet der antiken Malerei erschließt, ein doppeltes Interesse erregen, und dies Interesse wird um so weniger auf den engen Kreis der Fachwissenschaft beschränkt bleiben, je mehr der Stoff, dem die Compositionen entnommen sind, Gemeingut aller Gebildeten ist, und je näher die Bilder derjenigen Richtung stehen, die unsere moderne Malerei eingeschlagen hat. Beide Vorzüge eignen im hohem Maße dem jüngst erschienenen Prachtwerk von Karl Woermann in Düsseldorf „Die antiken Odysseelandschaften vom Esquilinischen Hügel zu Rom" (München, bei Theodor Ackermann). In meisterhaften Chromolithographien, welche nach vollendet schönen Aquarellcopien von H. C. Krohn in Weimar durch die artistische Anstalt von Loeillot in Berlin hergestellt sind, werden hier zum ersten Male die Reste eines umfassenden Bildercyklus veröffentlicht, die nach jeder Seite hin zu dem Interessantesten und Schönsten gehören, was wir an antiken Gemälden besitzen. Wer da weiß, daß erst das sechszehnte Jahrhundert die Landschaft von der unselbstständigen Rolle, die sie bis dahin ausschließlich als Hintergrund zu Figurendarstellungen gespielt hatte, befreit und als vollberechtigtes und selbstständiges Glied der Kette malerischer Vorwürfe eingereiht hat; wer da weiß, daß kaum fünfzig Jahre verflossen sind, seitdem Meuron aus Neufchatel zum ersten Mal es wagte, die gewaltige Schönheit eines Alpengipfels in Farben wiederzugeben, und daß damals die Kritik aus technischen und ästhetischen Gründen nachzuweisen suchte, daß die rauhe Schönheit der Hochalpen zur bildlichen Darstellung durchaus ungeeignet sei, der wird sicherlich überrascht sein von Landschaftsbildern zu hören, die anderthalb Jahrtausende älter sind als jene ersten Versuche. Die folgenden Zeilen sollen dazu beitragen, diese interessante Erscheinung dem weiteren Kreise der Kunstfreunde bekannt zu machen.

Im Jahre 1848 stürzte in Rom ein kleines Haus ein, welches am nordwestlichen Abhange des Esquilinischen Hügels in der heutigen Via graziosa stand. Das Municipium von Rom erwarb das Terrain und ließ darauf Fundamentirungsarbeiten zum Bau eines Armenhauses ausführen. Hierbei stießen Arbeiter auf eine antike Backsteinmauer, welche an ihrem unteren Theile Spuren einstiger Bemalung aufwies. Nachdem die Maueroberfläche vorsichtig gereinigt war, zeigte sich, daß der ganze Wandsockel mit einem fortlaufenden, al fresco gemalten Fries geschmückt war, der durch hochrothe, gleichfalls gemalte Pfeiler von 1,60 m. Höhe und 0,20 m. Breite in regelmäßigen Abständen durchschnitten und so in einzelne, vollständig umrahmte Bilder zerlegt wurde. Durch tiefschwarze Seitenschatten waren die Pilaster scharf in den Vordergrund gerückt und bildeten so eine Halle, hinter welcher in weiter Ferne die in gedämpftem Colorit gehaltenen Bilder wie Ausblicke in's Freie erschienen. War schon diese decorative Wirkung eine ungemein überraschende, so erregte bei den Fachleuten, die die Kunde von der neuen Entdeckung in Schaaren herbeizog, der Gegenstand der Gemälde noch größeres Interesse. Denn von den drei aufgedeckten Bildern zeigten die zwei erhaltenen — das dritte war bis zur Unkenntlichkeit zerstört — große ausgeführte Landschaften, deren Staffagefiguren, durch beigefügte griechische Inschriften gekennzeichnet, Scenen aus der Odyssee darstellten. Der Werth der Bilder bewog das Municipium, sie mit dem Stuccobewurf von der Mauer ablösen, auf Leinwand übertragen und, in feste Holzrahmen eingeschlossen, in's Capitolinische Museum bringen zu lassen.

Das vom Municipium angekaufte Terrain barg nur einen Theil dieser Mauer. Ihre Fortsetzung reichte hinüber auf das Grundstück eines Nachbarn, der trotz aller Vorstellungen und Angebote sich nicht dazu verstehen wollte, auf seinem Gebiet weitergraben zu lassen. Erst nach zwei Jahren gelang es der päpstlichen Regierung, die Erlaubniß zu weiteren Nachgrabungen auszuwirken, und nun wurde unter Leitung des berühmten römischen Architekten Canina die Mauer bis zu ihrem vermeintlichen Abschluß, den man in einer glatten, mit Mörtel beworfenen Fläche zu erkennen glaubte, blosgelegt. Man hatte sich leider getäuscht. Denn der Umstand, daß das letzte Bild durch diese Mauerkante in der Mitte durchschnitten wird, so wie eine andere gleich zu erwähnende Beobachtung lehrte bald, daß hier nicht ein Abschluß der Mauer, sondern ein später in die Wand gebrochener Durchgang war und daß die Wand jenseit desselben noch eine Fortsetzung hatte.

Immerhin war auch so schon das Ergebniß der neuen Nachgrabungen sehr erfreulich. Es kamen nämlich zu jenen drei zuerst gefundenen Bildtafeln noch fünf und eine halbe neue hinzu, von denen nur eine völlig verwischt, die anderen verhältnißmäßig vortrefflich erhalten waren: im Ganzen also ein Cyklus von $8\frac{1}{2}$ Bildern, unversehrt bis auf das erste und siebente. Dieser so stattlichen Zahl zusammenhängender, bedeutender Compositionen vermag sich nichts von dem, was sonst an antiken Gemälden zum Vorschein gekommen ist, an die Seite zu stellen und es kann nur der Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Unternehmens zugeschrieben werden, wenn diese in jeder Beziehung einzigen Bilder in dem schwer zugänglichen Zimmer der Vaticanischen Bibliothek, wo sie mit der Aldobrandinischen Hochzeit noch jetzt die Verbannung theilen, fünfundzwanzig volle Jahre versteckt blieben und erst heute durch eine würdige Veröffentlichung dem Studium der Forscher und dem Genuß der Kunstfreunde zugänglich gemacht worden sind. Es mußte eben eine Reihe von Factoren zusammenwirken, wie sie selten einer wissenschaftlichen Publication zu Theil werden: vor Allem ausreichende Mittel; dann ein Maler, der großen Aufgabe künstlerisch gewachsen und doch bescheiden genug, unter Verzicht auf alles selbstständige Schaffen nur das zu geben, was ihm die Originale gaben; ferner ein Verleger und ein Lithograph, denen das Interesse auch während einer vierjährigen mühevollen Arbeit nicht erkaltete; endlich ein Herausgeber, der mit seinem künstlerischen Blick die völlige Beherrschung des weitschichtigen wissenschaftlichen Materials verband, ohne welche eine Erklärung der Bilder und eine Würdigung ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung nicht möglich war.

Es ist ein kleiner Theil der Odyssee, der den Stoff zu diesem umfangreichen Cyklus geliefert hat, nämlich nur das zehnte

Digitized by Google

und elfte Buch, und zwar sind auf den 8½ Bildtafeln vier verschiedene Abenteuer des Odysseus dargestellt: die Oeffnung des Windschlauches, den Odysseus von Aeolos erhalten hatte; der Ueberfall der Lästrygonen; das Abenteuer mit Kirke und endlich die Fahrt in die Unterwelt. Schon hieraus ergiebt sich, daß nicht jedes von zwei Pilastern umrahmte Bild ein abgeschlossenes Ganze ausmacht, sondern im Zusammenhang mit dem folgenden betrachtet sein will, ein Umstand, der von dem künstlerischen Takt des Malers eine hohe Vorstellung gibt. Denn da er nicht blos einen Theil der Wand durch ein einzelnes Gemälde, sondern den ganzen Sockel durch einen fortlaufenden Fries zu schmücken hatte, so setzte er aus gutem Grunde die Pfeiler nicht an den Anfang und das Ende jeder Composition, sondern mitten in dieselbe hinein. Nur so erreichte er den beabsichtigten decorativen Zweck, wonach die Bilder, weit hinter die Pfeilerhalle gerückt, als Ausblicke in's Freie wirken sollten, nur so führte er den Betrachter ohne Unterbrechung von Bild zu Bild und ließ den Fries, trotz seiner Pilasterumrahmung, als Ganzes erscheinen. Hat aber der Künstler bei seiner Pfeilerabtheilung auf die Einheit der Handlung absichtlich verzichtet, so hat er einen um so größeren Nachdruck auf die malerische Einheit des Einzelbildes gelegt: in dieser Beziehung ist jedes ein vollendetes Ganze und bei einzelnen, wie bei dem von Eilanden umschlossenen Meeresarm (Taf. IV) und dem Felsenthor auf dem Unterweltsbilde (Taf. VI) nöthigt uns der feine Sinn des Malers für landschaftlich-geschlossene Schönheit geradezu Bewunderung ab.

Die Zeit, in welche die Ausführung der Bilder fällt, läßt sich aus äußeren Kriterien annähernd bestimmen. Einmal weist die reine Bildung und einfache Ornamentirung der Pilastercapitäle unsere Gemälde einer wesentlich früheren Zeit zu, als die hierin schon ausschweifenden und an's Barocke streifenden Pompejanischen Wandgemälde; und zweitens führt, in Uebereinstimmung hiermit, die Beschaffenheit des Mauerwerks, welches Canina dem des Pompejustheaters an die Seite stellt, auf die letzten Jahre der römischen Republik oder die ersten des Kaiserreichs, so daß also auch an Alter diese Wandgemälde die große Mehrzahl der Campanischen weit übertreffen.

Lassen wir nun in flüchtiger Ueberschau die Bilder an uns vorübergehen!

Ein Gebirge, das einen phantastisch geformten, gelbbraunen Felsen scharf in den Vordergrund treten läßt, links davon das dunkle Meer, rechts eine klare Quelle mit natürlichem Felsensteg darüber, dies ist die Scenerie, auf welcher (Tafel I) der Schluß des Aeolos- und der Anfang des Lästrygonenabenteuers sich abspielen. Denn da das erste Bild der ganzen Reihe völlig zerstört ist, ist auch der größere Theil der Aeolosdarstellung verloren gegangen. Wir sehen nur noch die durch der Gefährten Neugier entfesselten Windgötter in der Luft, Wolken sammelnd und Sturm aufregend, und im Meere drei der Schiffe, welche anscheinend ihrem Toben durch Anlanden am Lästrygonengestade schon entronnen sind. Ein brauner Fährmann im Vordergrund links, der eben sein Boot vom Lande abstößt, deutet in jener personificirenden Weise der alten Kunst die Natur des Felsengestades als Aufenthaltes der Schiffer und Fischer an. Rechts nahen über den Felsensteg drei Gefährten des Odysseus der Tochter des Lapithenkönigs, welche, eine hohe Gestalt, mit einem Kruge in der Hand den Felsenabhang zur Quelle herabsteigt. Sie sind ausgeschickt zu erkunden, „welcherlei Sterbliche dort die Frucht der Erde genössen, wer dort sei der Beherrscher und welchem Volk er gebiete", und schnell weist ihnen das Riesenfräulein ihres Vaters hochragende Felsenstadt. Doch ward ihnen, wie Tafel II zeigt, dort kein freundlicher Empfang. Zwar athmet die linke Seite des Bildes noch ländliche Ruhe: Lämmer am Wasser, Ziegen auf dem Berge, Hirten in behaglicher Ruhe hingestreckt; desto bewegter aber ist die rechte Scene. Einer der Lästrygonen, „gleich nicht Männern von Ansehn, sondern Giganten", sucht einen leibesdicken Ast sich zur Waffe zu brechen, ein zweiter eilt mit einem Knüttel dem Kampfplatz zu, ein dritter hebt „unmenschliche Steine" vom Boden, ein vierter trägt seine Beute, zwei todte Griechen, einen auf der Schulter, den andern am Strick nachschleifend, „zum entsetzlichen Fraß hin", und so drängt Alles dem nächsten Bilde (Taf. III), dem Hauptschauplatz des Gemetzels zu. Hier liegen im schön „umhügelten Port", dessen enger Felseingang den Ausblick auf's weite Meer gestattet, der Griechen „zwiefachrudernde" Schiffe, doch nicht mehr „nahe gereiht", sondern wild durcheinander geworfen. Zerschmettert durch die Felsblöcke der Riesen ragt hier eins mit dem Vorder-, das andere mit dem Hintertheil aus den Wellen hervor; dies zieht ein Riese am Vordertheil auf's felsige Ufer und kippt es zur Seite, jenes treibt dahin, der Segel und des Mastes beraubt; mit Rudern, Schiffstrümmern und schwimmenden Griechen ist die See bedeckt, während Lästrygonen darin waten, denen das Wasser kaum die Kniee netzt; auch den noch unverletzten Schiffen droht sicheres Verderben, denn ringsum auf den Höhen tauchen immer neue Schaaren steinschleudernder Riesen auf und ein Entkommen ist unmöglich, da dichtgedrängt die Schiffe selbst den schmalen Ausgang sperren: eine ergreifende Scene hülfloſen Ankämpfens gegen übermenschliche Kräfte. Doch nicht alle Griechen werden ein Raub der Giganten; des Odysseus Schiff entrinnt der grausen Gefahr und durchschneidet mit geschwelltem Segel den in sonniger Klarheit zwischen Inseln und Vorsprüngen weit sich hinziehenden Meeresarm des folgenden Bildes. Nur ein Nachklang jenes Kampfestobens tönt in die heitere Ruhe dieser Seelandschaft herüber: links im Vordergrund bedroht ein Lästrygone mit erhobenem Felsblock den zu Boden geworfenen Griechen. Rechts steigen sanft die Gestade der Kirkeinsel aus der hellblauen Fluth auf und eine anmuthige Gruppe von drei Nymphen, die auf der vorderen Felskuppe ruhen, deutet auf die freundlichere Natur des frauenbeherrschten Eilandes. Das nächste Bild führt uns in den Palasthof der Zauberin. In auffallend enger Verbindung, die allerdings auch in der Staffage moderner Landschaften, z. B. der Breughels, Analogien hat, sind hier zwei verschiedene Scenen gepaart: Odysseus Begrüßung durch Kirke und sein Sieg über sie. Wo eben das Landschaftlich-Architektonische die Hauptsache ist und das Bild zu einer Einheit zusammenschließt, wird bei der geringen Größe der Staffagefiguren die verletzte Einheit der Handlung nicht als solche empfunden. Das Interesse concentrirt sich auf die Scenerie, nicht auf die Personen; ist jene nur in sich abgerundet, so wiegt sie die irritirende Doppelhandlung dieser schon auf. Uebrigens bildete dieses Kirkebild nach Absicht des Malers den Mittelpunkt der ganzen Reihe. Denn während bei allen vorhergehenden Bildern beide einrahmenden Pilaster den Schatten nach rechts warfen, fällt er hier bei dem linken nach rechts, bei dem rechten nach links und dem entsprechend haben alle nun folgenden Pilaster den Schatten links. Daraus ergibt sich, daß, wie dem Kirkebilde fünf Pfeilerabtheilungen — die eine zerstörte mitgerechnet — vorhergehen, so demselben auch fünf folgten, die ursprüngliche Reihe also aus eilf Einzelbildern bestand. Mindestens zwei Tafeln also ruhen noch an jener Stelle, wo man, durch das vermeintliche Ende der Mauer verleitet, zu graben aufgehört hat.

Die letzten erhaltenen anderthalb Bildtafeln — die dem Mittelbild zunächst folgende weist nur undeutliche Farbenreste auf — zeigen uns Odysseus in der Unterwelt. Ein mächtiges Felsenthor scheidet das lichte Meer von der dunkelgrünen Fluth des Acheron und läßt einen fahlen Lichtschein auf die Schaaren der Schatten fallen, die vom Blut des geopferten Schafes angelockt um Odysseus sich sammeln. Dies Bild ist wegen der großartigen Einfachheit der Landschaft und seines stimmungsvollen Colorits wie kein anderes geeignet, unsere wenig günstigen Vorstellungen von antiker Malerei und antiker Landschaftsmalerei insbesondere wesentlich zu ändern. Nur muß der moderne Beschauer nie außer Acht lassen, daß er die flüchtig hingeworfenen Bilder eines Stubenmalers vor sich hat, die auf künstlerische Ausführung so wenig Anspruch machen, wie unsere heutigen Decorationsmalereien, und daß solche für ein ganz bestimmtes, gedämpftes Licht berechneten Gemälde weder bei voller Beleuchtung, noch in nächster Nähe auf alle Einzelheiten hin betrachtet werden dürfen. Man mache die Probe und sehe sie, womöglich in eine Reihe neben einander gestellt, aus einiger Entfernung an und man wird von der decorativen Wirkung und der harmonischen Farbenstimmung

Digitized by Google

des Ganzen ebenso überrascht sein, wie von der landschaftlichen Schönheit jedes einzelnen.

Bei dem nur zur Hälfte erhaltenen Bilde (Taf. VII) hat der Herausgeber mit Recht auf eine farbige Wiedergabe verzichtet. Man erkennt darauf die aus vielfachen Darstellungen bekannten Gestalten des steinwälzenden Sisyphos, des Jägers Orion, des Riesen Tityos und der wasserschöpfenden Danaiden, letztere ohne daß sie in der Unterweltsschilderung der Odyssee genannt werden. Dieselbe Tafel enthält auch einen Grundriß der Mauer, welche die Bilder einst trug.

Die hervorragende Bedeutung der Odysseelandschaften für die Geschichte der antiken Malerei hat der Herausgeber nicht nur in einem besonderen Abschnitte des den Tafeln beigegebenen Commentares eingehend gewürdigt, sondern auch an vielen Stellen seines gleichzeitig erschienenen interessanten Werkes: „Die Landschaft in der Kunst der alten Völker" erörtert. Dieses umfassende Buch bildet den ersten großen Baustein zu einer Geschichte der Landschaftsmalerei aller Zeiten und Völker und gibt auf breitester Grundlage in anziehender Darstellung zum ersten Mal ein zusammenhängendes Bild von dem Einfluß, den die Landschaft in der Kunst der alten Völker allmählich gewann. Wie seit dem Erwachen der italienischen Malerei noch Jahrhunderte vergingen, ehe die Landschaftsmalerei als selbstständige Gattung neben die anderen trat, so hat auch die griechische Malerei erst nach Jahrhunderte langer Uebung dieses Ziel erreicht. Der plastische Charakter der griechischen Landschaft, die zwar aller Wege schöne Inseln, Berge und Buchten, aber nur als Einzelformen ohne größeren Zusammenhang aufwies; die anthropomorphische Richtung der griechischen Religion, in welcher sich Quell und Fluß, Baum und Berg, Meer und Eiland zu menschlichen Wesen verkörperten; das vorwiegend Naive der griechischen Dichtkunst, die zwar landschaftlichen Schilderungen nicht aus dem Wege ging, sie aber nur als Beiwerk und ohne jede sentimentale Versenkung in die Reize der todten Natur behandelte; endlich der für landschaftliche Schönheit noch heute auffallend wenig empfängliche Sinn der Südländer — Alles dies mußte rein landschaftliche Darstellungen auf lange hinaus unmöglich machen. Daher finden wir zwar von den ältesten Zeiten an einzelne landschaftliche Zuthaten und Hintergründe auf allen Werken der griechischen Kunst, und in der Plastik wird durch die anthropomorphen Darstellungen von Naturwesen, wie die Seewesen des Skopas und der Faun des Praxiteles es sind, der Eindruck der bewegten Meeresfluth und der stillen Waldeinsamkeit oft überraschend schön wiedergegeben, allein diese Zeit kam in der Malerei nicht einmal zu landschaftlich geschlossenen Hintergründen, geschweige denn zu einer selbstständigen Landschaft. Erst die Entwicklung der Bühnenmalerei durch Agatharchos, den Zeitgenossen des Aeschylos, und die damit in Verbindung stehenden Anfänge einer wissenschaftlichen Perspective gaben den Anstoß zu reinen Landschaftsbildern; doch auch diese gehen über Bühnendecorationen nicht hinaus und vererben eine gewisse Hintergrundsmanier auch auf die Landschaften der Folgezeit.

Die Epoche einer selbstständigen antiken Landschaftsmalerei beginnt erst mit der völligen Umgestaltung des griechischen Lebens durch die Welteroberungszüge Alexanders des Großen. Jetzt wurde durch die Kenntniß fremder Gegenden der Sinn für Unterschiede und Reize der Landschaft geweckt, durch die Entstehung großer, lärmender Städte das Verlangen nach der stillen Natur rege gemacht, durch Zerstörung des polytheistischen Volksglaubens eine unbefangene Betrachtung der landschaftlichen Physiognomie ermöglicht; fortan wird Reisen und Jagen Selbstzweck, fortan tritt bei baulichen und Gartenanlagen die Rücksicht auf landschaftliche Schönheit in den Vordergrund, fortan spricht sich auch in der Dichtkunst voll und ganz das Gefühl für die Reize der Natur und eine bewußte Hingabe an dieselbe aus. Und hiermit erst waren der Landschaftsmalerei die Pfade geebnet, nun erst konnte ihre Sprache verstanden werden. Ob sie aber je so aus dem Herzen und so zu Herzen gesprochen hat, wie die heutige? Gewiß nicht. Dazu war die Empfänglichkeit des classischen Geistes für landschaftliche Eindrücke nicht groß und die Versenkung in dieselben nicht innig genug. Und so wenig je ein antiker Dichter seine Hingabe an die Natur so tief und herzlich hat aussprechen können, wie Goethe es thut in den Versen:

> Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles —
> Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
> Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
> Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
> Vergönnest mir, in ihre tiefste Brust,
> Wie in den Busen eines Freunds zu schaun,

so wenig konnte sich in einem antiken Landschaftsbilde eine so tiefe Seelenstimmung widerspiegeln, wie sie die heutigen athmen. Denn gerade dasjenige, was die künstlerische Hervorbringung einer solchen in erster Linie voraussetzt, die Wiedergabe der athmosphärischen Erscheinungen, die feinen Uebergänge zwischen Vorder-, Mittel- und Hintergrund und das dämmerige Verschwimmen der Ferne, gerade dieses fehlt, so weit wir sehen können, der antiken Landschaftsmalerei. In der Farbengebung legt sie das Hauptgewicht nicht auf den Ausdruck einer seelischen Stimmung, sondern auf das Harmoniren des Colorits des Bildes mit dem der übrigen Wandfläche: diesem ordnet jenes sich unter. Daß ihr aber, wie Woermann meint, neben der Licht- und Luftperspective auch die Linienperspective, wenigstens eine der mathematischen Gesetze sich bewußte, fremd gewesen sei, ist wenig glaublich. Wenn die flüchtig hingeworfenen pompejanischen Landschaften grobe Verstöße gegen dieselbe aufweisen, so darf man daraus nicht mehr folgern, als etwa aus landschaftlichen Decorationen unserer Stubenmaler für die Kenntniß der Perspective unserer Meister. Hülfslinien zu ziehen, dazu haben oder nehmen jene Handwerker sich nicht die Zeit. Wie in allen Dingen, so arbeiten sie auch hier aus freier Hand; ihr Gefühl ist ihr Führer. Auch beweisen ja schon die sorgfältiger ausgeführten Odysseelandschaften, bei denen sich Fehler gegen die Perspective nur sehr vereinzelt finden, wie vieles hier lediglich auf die Flüchtigkeit der Ausführung geschoben werden muß. Dann aber sollten die griechischen Maler, die sich seit Aeschylos Zeit mit dem Studium der Perspective beschäftigten, und von denen einzelne selbst wissenschaftliche Werke über dieselbe verfaßt haben, im Verlauf mehrerer Jahrhunderte nicht dazu gelangt sein, die elementaren Gesetze, gegen welche gerade die Pompejanischen Maler am meisten verstoßen, zu entdecken und zu begründen? Was soll denn in den Commentaren des Agatharchos, was in den Büchern, die Demokritos und Anaxagoras über Perspective schrieben, gestanden haben, wenn ihnen das Allerelementarste, die Kenntniß von der Verkürzung und dem Zusammenlaufen der Linien abging? In diesem Punkte also mag Woermann die antike Landschaftsmalerei zu ungünstig beurtheilt haben, sonst wird man dem, was er über die ihr gezogenen Schranken und ihr Verhältniß zur modernen sagt, unbedingt beipflichten und die in obigen Sätzen wiedergegebenen Hauptresultate seiner eingehenden und anregenden Untersuchungen als zutreffend anerkennen.

Wir scheiden von diesen interessanten Fragen mit einem Rückblick auf die Odysseelandschaften. So hoch sie in Erfindung und Ausführung über den Dutzendarbeiten der Stubenmaler stehen, auf die wir sonst bei Beurtheilung der antiken Landschaftsmalerei angewiesen sind, so wenig vermögen auch sie die Schranken ihrer Zeit zu überspringen. Flüchtig hingeworfen, verrathen sie zwar in den Figuren, wie in den kämpfenden Lästrygonen, der Nymphengruppe u. A. eine große Sicherheit der Linienführung, zeigen aber andererseits gewisse Härten in den Umrissen (z. B. in den einzelnstehenden Felsen und überhängenden Bergkuppen), die dem Ausgleich der verschiedenen Gründe Eintrag thun. Der prächtige decorative Eindruck, den die glänzend rothe Pilasterreihe und die abgetönten Farben der Landschaften hervorbringen, hat auch hier die coloristische Stimmung der Bilder bedingt, die freilich bei einzelnen, wie dem Unterweltsbilde und der Seelandschaft auf Tafel IV, nicht weit von einer „seelischen" entfernt ist. Doch wie wenig sich der Maler noch getraute, den beabsichtigten landschaftlichen Eindruck

Digitized by Google

ohne das ihm überkommene Rüstzeug mythologischer Naturpersonificationen hervorzubringen, das zeigen die Flußgötter, die Quellnymphe, die Gruppe der „Aktai" und ähnliche Wesen, durch die er Flüsse, Quelle und Gestade charakterisirt. So sind auch diese schönsten aller antiken Landschaften Kinder ihrer Zeit, und wenn je auf einem Gebiete der Kunst, so darf die Gegenwart auf dem der Landschaftsmalerei mit Genugthuung auf die Schritte hinweisen, die sie über die Leistungen des kunstbegabten Alterthums hinaus gethan hat.

Adolf Trendelenburg.

Neue deutsche Zeitschriften.

Man erinnert sich, daß Herr Dr. Ludwig Bamberger im Januar dieses Jahres in der „Nationalzeitung" einen Aufsatz veröffentlichte, in dem er sich nicht nur darauf beschränkte, mit der vollen Autorität seines Namens für die „Deutsche Rundschau", zu deren geschätztesten Mitarbeitern er selbst zählt, einzutreten und diese Monatsschrift auf das Angelegentlichste zu empfehlen, sondern auch das Princip aufstellte, daß überhaupt nur diese eine Revue in unserm Vaterlande ein Recht zum Dasein habe. Die Empfehlung von Seiten des angesehenen Publicisten war um so wirksamer, als sie sich objectiv und sachlich darstellte. Herr Dr. Ludwig Bamberger, der es mir nicht verübeln wird, wenn ich den zahlreichen guten Eigenschaften, die ich an ihm schätze, die Geschicklichkeit beigeselle, verstand es, die persönliche Wohlgesinnung für Herausgeber und Verleger durch die interessanten sachlichen Ausführungen über den Charakter der Revuen, über die Art und Weise, wie sie dirigirt werden müssen, genügend zu decken, um ganz in der Beleuchtung des Unparteilichen, mithin als befugter Richter zu erscheinen. Es war nicht das unbeholfene Lob, das der Freund dem Freunde zollt, das sich durch „Ueberschwank von Lieb' und Edelmuth" verdächtig macht, und bei dem man die verstimmende Absichtlichkeit gewahrt, — der Artikel sah aus wie eine richtige Kritik: neben dem warmen Lobe eine wohlmeinende Mahnung, die von Weitem und auf den ersten Blick beinahe wie eine Rüge wirkte — allerdings eine Rüge, die bei näherer Prüfung von der Liebkosung kaum zu unterscheiden ist. Bamberger schmollte traulich mit dem lieben Blatte, etwa wie eine Mutter ihren Liebling streichelt und ihm, während sie ihm die Wange klopft, ein kosendes Scheltwort sagt, so etwas wie den „dummen Jungen", mit dem Salomon Heine seinen Neffen Heinrich erquickte:

> Ich wollte wieder aus seinem Mund
> Vernehmen den „dummen Jungen"!
> Das hat mir immer wie Musik
> Im Herzen nachgeklungen.

Also neben dem Lichte der Schatten. War das Licht strahlend und der Schatten nur flüchtig angedeutet, um so besser: „Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!" Das feurige Roth der flammenden Liebe hob sich um so wirksamer von dem in discretem Grau gehaltenen Hintergrunde ab.

Dagegen läßt sich absolut nichts einwenden, und ich bin wahrhaftig weit davon entfernt, einem durchaus anerkennenswerthen und tüchtigen Blatte diesen so gewandten Advocaten zu mißgönnen; daß sich aber das Lob des befreundeten Objectiven unter der Feder allmählich zu der Behauptung von der Alleinberechtigung jener Monatsschrift zuspitzte, das war doch ein bischen stark. Und hier schlug die nützliche Verwendung eines angesehenen und im Vertrauen auf seine Objectivität starken Schriftstellers in den blinden Freundeseifer um, der bekanntlich immer nur schadet.

Eine komischere Illustration zu der Bamberger'schen Theorie von der Alleinberechtigung der einen und einzigen deutschen Revue, als sie uns der deutsche Zeitschriftenkatalog der letzten Monate bietet, ist nicht denkbar. Herr Ludwig Bamberger kann in gewissem Sinne auf seinen Aufsatz stolz sein, denn von ihm datirt gleichsam eine neue Aera in unserer deutschen Zeitschriftenliteratur. Seit dem Augenblicke, da er nachgewiesen hat, daß nur eine deutsche Revue existiren dürfe, sind vielleicht ein Dutzend revueartiger Zeitschriften, mehr als wir jemals gehabt haben, wie Pilze aus der Erde geschossen; sie alle sind fast gleichzeitig in's Leben getreten, als ob sie nur darauf gewartet hätten, daß Herr Ludwig Bamberger ihnen allen einen anticipirten Nekrolog schreiben würde. Ein merkwürdiger Erfolg, aber immerhin ein Erfolg.

Diese Zeitschriften sind dem Inhalte, der Anordnung und dem Werthe nach sehr verschieden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß viele derselben sich nur des kurzen Lebens der Rose erfreuen werden: — l'espace d'un matin —; aber bei einigen scheint mir die Hoffnung der Lebensfähigkeit wohl begründet zu sein; die Lebenswürdigkeit ist wenigstens vorhanden. Es ziemt mir nicht als Herausgeber einer Wochenschrift und einer Monatsschrift, die mit den neu entstandenen Blättern doch gewissermaßen concurriren, eine eigentliche Kritik über diese letzteren zu schreiben; ich will nur einige derselben zu charakterisiren und mich bei meiner Charakterisirung auf die Höhe der Bamberger'schen Objectivität zu erheben suchen.

Wenn ich mit „Nord und Süd" beginne, so geschieht dies nur deshalb, weil ich von dieser Monatsschrift mit Gewißheit zu behaupten in der Lage bin, daß sie schon nach den ersten zwei Heften ihre Lebensfähigkeit nachgewiesen hat. Herr Dr. Ludwig Bamberger kann sich jeden Augenblick aus den Büchern des Verlegers die Gewißheit verschaffen, daß bei uns zum Mindesten für eine zweite deutsche Monatsschrift noch reichlich Platz war. Dieser Erfolg, dessen Schnelligkeit uns, die direct Betheiligten, am meisten überrascht hat, beweist schon an sich die Haltlosigkeit der Theorie von der Alleinberechtigung einer Monatsschrift.

Schon durch den Namen tritt in directe Concurrenz mit der „Rundschau" die „Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart", herausgegeben von Herrn Richard Fleischer in Dessau, der, so viel ich weiß, bisher noch keine Zeitschrift redigirt hat, Berlin, Verlag von Karl Habel. Die „Deutsche Revue" erscheint zweimal monatlich und beabsichtigt in verschiedenen Rubriken über die einzelnen Gebiete des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Literatur, resumirend zu berichten. Jede einzelne Rubrik hat ihren speciellen Herausgeber. Die „Deutsche Revue" würde also, wenn sie mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit redigirt wird, eine gute Chronik der Zeit werden. Erst nach einem längeren Zeitraum wird sich ein einigermaßen competentes Urtheil darüber abgeben lassen; einstweilen ist nur zu constatiren, daß eine Reihe von tüchtigen Wissenschaftern dem Unternehmen ihre Mitwirkung zugesagt haben. Das Probeheft bringt gute und sogar einige sehr gute Namen. Außer dieser Umschau enthält die „Revue" noch ein Feuilleton. In dem Probehefte befinden sich die Anfänge einer mittelalterlichen Novellette, eines Charakterbildes aus Oestreich, eines wissenschaftlichen Essays und einer historischen Studie. Das ist gewiß genug für den Anfang, ja wie mir scheinen will, zu viel. Vier Anfänge! Das läßt darauf schließen, daß das zweite Heft im Feuilleton vier Fortsetzungen bringen wird. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn damit dem Geschmacke unseres Publicums gedient wäre. Diese Verabfolgung der Feuilletondosis, halbmonatlich einen Theelöffel voll, erscheint mir ganz und gar falsch. Nur jugendliche Redacteure lassen sich durch den Reiz der Mannichfaltigkeit bestricken. Herr Richard Fleischer wird noch die Erfahrung machen, daß ein abgeschlossener Artikel mehr werth ist als 25 Fortsetzungen. Ein ähnliches Unternehmen wie diese Revue hat bereits bestanden: die „Ergänzungsblätter" in Hildburghausen; dieselben haben sich trotz des unleugbaren Geschickes, mit dem sie redigirt worden sind, nicht zu halten vermocht, ebenso wenig wie die „Deutsche Warte", die an deren Stelle getreten ist. Wir wollen hoffen, daß der „Deutschen Revue" ein günstigeres Schicksal beschieden sei.

Ein anderes, ebenfalls vierzehntägig erscheinendes Unternehmen ist das „Literaturblatt", herausgegeben von Anton Edlinger in Wien. Die erste Lieferung, 24 Seiten stark, ist sehr empfehlend. Im ersten Theile bringt das Blatt eine Reihe von

Digitized by Google

literarischen Essays, die zum Theil vortrefflich sind. Unsere Leser begegnen darin auch zwei Namen, die ihnen als Mitarbeiter der „Gegenwart" bekannt sind: Ferdinand Kürnberger, der dem Dichter Stephan Milow, und Karl Emil Franzos, der Georg Büchmann als Lyriker eine Besprechung widmet. Außerdem schreibt in diesem ersten Theile Seligmann Heller über die literarische Kritik der Gegenwart. Seligmann Heller hat sich Gustav Planche, den ergrimmten Kritiker der „Revue des deux Mondes" zum Muster genommen, der jede literarische Erscheinung als ein Attentat auf die Ruhe des Kritikers mit unverhohlener Mißgunst aufnahm und demgemäß behandelte. Die Verbissenheit hat Seligmann Heller seinem Vorbilde abgelauscht, wenn er nur auch etwas von seinem Geiste geerbt hätte! Der zweite Theil des Literaturblattes ist der kritischen Rundschau gewidmet und enthält eine Reihe kurzer verständiger und objectiver Besprechungen, die sehr gut orientiren. Außerdem bringt das Blatt noch eine Uebersicht über den Inhalt der bedeutenderen deutschen Zeitschriften und Miscellen. Das ganze Blatt macht den Eindruck des Vornehmen und Gebildeten.

Ganz dieselbe Tendenz verfolgt die „Literarische Correspondenz", herausgegeben von Hans Adam Stöhr in Leipzig, nur tritt bei der „Literarischen Correspondenz" das Methodische eines Repertoriums über die deutsche Literatur noch schärfer hervor. Die „Correspondenz" bringt Aufsätze allgemeineren Inhaltes, die sich auf die Literatur beziehen, so z. B. „Entwicklung der deutschen Literatur und Presse im letzten Jahrzehnt"; „die französische Culturbewegung in Literatur und Kunst unter dem zweiten Kaiserreich" von J. J. Honegger; ferner eine ständige Rubrik der Preßrechtspflege, kurze Besprechungen der neu erschienenen Bücher — die meisten derselben sind mit guten Namen unterzeichnet — und eine Rundschau über die neuesten Erscheinungen im Buchhandel, in den bildenden Künsten, dem Theater ꝛc. Das Blatt ist fleißig und mit Geschick geleitet und sucht zwischen der Trockenheit der rein bibliographischen Aufzählungen und der Unzulänglichkeit der fast immer individuell gefärbten Kritiken zu vermitteln. Auch dieses Blatt verdient die Unterstützung aller Derer, welche sich für die literarische Bewegung interessiren.

Von den „Dramaturgischen Blättern", einer Monatsschrift, herausgegeben von Otto Hammann und Wilhem Henzen, haben wir unsern Lesern schon Kenntniß gegeben. Es sind bis jetzt vier Hefte erschienen, und das Blatt hält sich durchaus auf der Höhe, die es schon durch sein erstes Heft eingenommen hat. Gerade in der Theaterkritik wird so viel gesündigt und so viel ungewaschenes Zeug zu Tage gefördert, daß es eine wahre Freude ist, hier einer Sammlung von Theaterkritiken und auf das Theater bezüglichen Mittheilungen zu begegnen, deren Verfasser fast ohne Ausnahme von dem Ernste ihrer Aufgabe durchdrungen sind und die die nöthige Sachkenntniß mitbringen. Die Recensionen sind unparteiisch und wohlwollend ohne allen reclamenhaften Beigeschmack. Das volle Lob, das sich diesen Blättern spenden läßt, schließt natürlich nicht aus, daß man gegen den einen oder anderen der darin veröffentlichten Aufsätze recht ernsthafte Bedenken geltend machen kann. So bin ich z. B. mit dem Aufsatze von Adolf Gerstmann, „Vorschläge zur Reform der deutschen Bühne", ganz und gar nicht einverstanden. Seitdem Georg Köberle, komischen Angedenkens, mit seiner Theaterreform die denkbarst traurige Erfahrung gemacht hat, sollte man diese Materie doch etwas vorsichtiger behandeln. Aber sonderbar, jeder Schriftsteller, der nicht recht weiß, was er schreiben soll, schreibt Reformen für das deutsche Theater. Wenn unser Theater im Argen liegt, so ist, darüber scheinen alle diese Reformatoren einig zu sein, nichts weiter daran schuld als der „Racker von Staat". Der Staat muß ein Theaterministerium ernennen, der Staat muß Theaterdirector werden, der Staat muß Prämien ausschreiben für gute Stücke, der Staat muß die Schauspieler bilden, der Staat muß mit einem Worte Alles thun! Die Theaterfreiheit hat uns zu Grunde gerichtet, die Beschränkung derselben wird uns wieder aufrichten! Das ist die ewige Litanei, die uns aus allen diesen Reformartikeln entgegenklingt. Einer dieser Reformatoren, der drolligste unter ihnen, hat sogar in einem dicken Buche, das er auf seine eigenen Kosten hat drucken lassen und in dem er seinem Verdruß über die Nichtaufführung seiner Stücke einen beredten Ausdruck durch Verunglimpfung aller der Autoren, deren Stücke aufgeführt werden, gegeben hat, allen Ernstes dafür plaidirt, daß die Kritik von Staatswegen geübt werden solle. Es sollte ein Centralkritikbureau in irgend einem Ministerium organisirt werden. „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode!" Ich bin weit entfernt, die wohlmeinenden Absichten des Herrn Adolf Gerstmann zu bestreiten. Aber nicht der Staat ist es, der das Theater heben kann und niederdrückt. Der Staat erzieht weder Dichter noch Schauspieler; Shakespeare, Molière und Schiller haben vom Staat keine Subvention erhalten. Ich wüßte nicht, daß Kean und Talma ein Conservatorium besucht hätten, und von der Rachel, die allerdings auf dem Conservatorium war, ist das Wort bekannt: „Ich habe auf der Bühne verlernen müssen, was ich auf dem Conservatorium gelernt habe; mein bester Lehrer ist das Louvre gewesen."

Noch zwei Wochenschriften haben wir hier zu erledigen. Die „Deutsche Wochenschrift", herausgegeben von Richard Reuter, hat äußerlich sehr viel Aehnlichkeit mit der „Gegenwart": dasselbe Format, derselbe Druck, dieselbe Anordnung; dem Blatte merkt man es aber an, daß der Redacteur in erster Linie Politiker ist. Die Politik beansprucht weitaus den größten Theil des Blattes; es bringt in seiner neuesten Nummer bereits den achten Aufsatz über das verantwortliche Reichsministerium. Die politischen Artikel sind nicht unterzeichnet. Unter den literarischen Aufsätzen finden wir Beiträge von Schmidt-Weißenfels, Georg Wunderlich ꝛc. Ueber die Qualität des Blattes wird ein politischer Schriftsteller besser aburtheilen.

Eine polemische Stellung in der deutschen Presse scheint Die „Schlesische Warte" einnehmen zu wollen, die in Breslau herausgegeben wird. Da tritt zuerst Wilhelm Marr auf mit dem Programm, die Geißel über moderne Preßzustände zu schwingen; aus dem ersten Artikel ist noch nicht recht zu ersehen, worauf er hinauswill. Dann kommt Otto Glogau, der natürlich die Volkswirthe und Gründer im Parlament geißelt; dann Otto von Leixner, der einen Parvenu der Börse geißelt, dann ein Dr. Germanus, der eine deutsche Familie geißelt.

Dieselbe polemische Tendenz verfolgt die „Deutsche Reichslaterne", herausgegeben von Karl Böttcher in Leipzig, die sich schon durch ihr Aeußerliches, den ziegelrothen Umschlag, wie durch den Titel an das bekannte Unternehmen von Rochefort anzulehnen strebt. Das kleine Blatt ist viel weniger boshaft als das französische Vorbild. Einige unserer angesehensten Schriftsteller haben demselben schon Beiträge gegeben, z. B. Emanuel Geibel, Eduard von Bauernfeld, Hermann Lingg, Hieronymus Lorm ꝛc. Der „Reichslaterne" muß man nachrühmen, daß sie sich durchaus innerhalb der Grenzen des Anstandes hält, und daß sie nicht auf den Skandal speculirt. Ein Blatt, welches öffentliche Schäden ohne Furcht mit scharfer Satire züchtigt, könnte die segensreichsten Wirkungen üben. Ob es die „Reichslaterne" zu einer durchgreifenden Wirksamkeit bringen wird, ist noch abzuwarten; jedenfalls ist der anständige Weg, den sie eingeschlagen hat, der richtige.

Das sind einige der Zeitschriften, zu welchen der Bamberger'sche Aufsatz die Anregung gegeben hat. Es sind viel, sehr viel, zu viel! Diejenigen, die sich als überflüssig und unbrauchbar herausstellen, werden durch die Theilnahmlosigkeit des Publicums von selbst beseitigt werden. Ich fühle mich keineswegs berufen, mit diesen Geburtsanzeigen mein Gutachten über die voraussichtlichen Todesfälle abzugeben.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Freund Fritz (L'ami Fritz).

Charaktergemälde in 3 Acten von Erckmann-Chatrian.

Fritz Kobus, oder „Freund Fritz", wie ihn seine Kameraden nennen, ist ein glücklicher Mensch. Sein Vater, der Friedensrichter von Hüneburg, hat ihm nicht nur einen vortrefflichen Namen, sondern auch einen ungewöhnlich reichen Besitz hinterlassen. Er nennt ein schönes Haus auf dem Akazienplatz sein eigen, eine ausgedehnte Farm im Meisenthal liefert ihm einen bedeutenden Ertrag und in seiner Geldkiste lagern etliche erste Hypotheken von beträchtlicher Höhe. Dazu ist Freund Fritz in all seinem Handeln von einer praktischen Philosophie geleitet, die in den Eingangssätzen des Prediger Salomonis ihren gedrungensten Ausdruck findet. „Es ist Alles ganz eitel; was hat der Mensch mehr von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere aber kommt, die Erde aber bleibt ewiglich; es ist alles Thun so voll Mühe, daß Niemand ausreden kann. Deshalb ist es am besten, ergänzte Fritz Kobus seinen Meister, man thut nichts, dann hat man sich doch wenigstens nichts vorzuwerfen. So lautete das Raisonnement unseres Helden und fünfzehn lange Jahre, bis zu dem Punkte, von dem unser Charaktergemälde ausgeht, hatte er in strengster Beobachtung aller Consequenzen seiner philosophischen Grundsätze gelebt, die er sich wie eine Art Katechismus vorhielt. Des Morgens zwischen sieben und acht stehst du auf, die alte „Katel" bringt dir das Frühstück, welches du dir nach deinem Geschmack zusammengestellt hast. Dann ist es Zeit in's Casino zu gehen und die Zeitungen zu lesen, oder auch einen Gang durch die Felder zu machen, das schafft Appetit. Zum Mittagessen kehrst du heim; nach dem Essen siehst du die Rechnungen nach, empfängst deine Einkünfte oder machst Einkäufe. Nach dem Abendbrod gehst du in den „Hirschen", spielst einige Partien „Youker" oder „Ramsch", rauchst eine Pfeife, trinkst fünf Schoppen Bier, gehst schlafen und bist der glücklichste Mensch von der Welt. Vor allen Dingen aber Kopf kühl, Füße warm und gesunde Verdauung! Und was noch mehr ist: werde nicht zu fett, kaufe keine Industriepapiere und verheirathe dich nicht! Mit solchen Grundsätzen, Kobus, wirst du so alt werden wie Methusalem und die kommenden Geschlechter werden von dir sagen: das war ein gescheidter, anständiger Kerl und ein lustiger Kamerad. Was bleibt dir hiernach zu wünschen übrig, wenn der König Salomon selbst erklärt hat, daß der Zufall den Menschen so gut macht wie das Thier, daß der Tod des einen ist, wie der des anderen und daß sie beide denselben Athem haben. Und wenn's schon so ist, so will ich wenigstens so lange athmen, wie es mir vergönnt ist." So lebte Fritz Kobus jahraus, jahrein, und ob Alles um ihn herum im ewigen Wechsel kreiste, sein ruhiger Geist beharrte im Wechsel und ließ es neidlos geschehen, wenn der eine seiner Freunde seiner Tapferkeit wegen Husarencapitän wurde, der andere eine Spinnmaschine erfand, der dritte eine Professur und der vierte gar für seine Dichtungen einen Orden erhielt. „Was für Mühe sich die Jungen geben! Der eine läßt sich Arme und Beine brechen, um mir mein Eigenthum zu schützen, der andere macht Erfindungen, damit ich meine Sachen billiger bekomme, der dritte schwitzt Blut und Wasser und schreibt Gedichte, damit ich über eine Viertelstunde der Langweile hinwegkomme. Es sind doch gute Jungen."

Auf der Höhe solcher Anschauungen tritt uns Fritz Kobus im Beginn des Stücks als dessen Hauptperson entgegen; es steckt absolut nichts in ihm, was ihn zum Helden oder Liebhaber befähigte; aus diesem Grunde spielt er auch eine höchst klägliche Rolle, sobald seine Bequemlichkeitsphilosophie auf die erste und einzige Probe gestellt wird, das heißt er wird einem der Fundamentalsätze seines Katechismus untreu, indem er heirathet. Der Versucher ist der alte Rabbi Sichel, ein gutherziger, edeldenkender Siebziger, dessen Lippen von salomonischer und talmudischer Weisheit überströmen, besonders wenn es gilt, Schriftbeweise für die Vortrefflichkeit der Ehe beizubringen. Dieser größte Ehevermittler aller Zeiten hat es sich zur Aufgabe gemacht, Fritz Kobus, den er auf den Knien geschaukelt, zu verheirathen und ihm bereits dreiundzwanzig Partien, aber erfolglos angetragen. Das Object für die vierundzwanzigste findet sich in einem allerliebsten siebzehnjährigen Gänseblümchen — Susel, der einzigen Tochter eines von Fritzens Pächtern —, das mit einem mächtigen Veilchenstrauß als Frühlingsgruß erscheint, während Fritz mit seinen Freunden, dem Steuereinnehmer und dem Feldmesser, einen Theil seiner Lebensaufgabe erfüllt, d. h. zu Mittag ißt. Bei dieser Gelegenheit erblickt Rabbi Sichel (der erst zum Kaffee erscheinen konnte) das schnell erblühte Kind seit langer Zeit wieder, und er sieht in ihm die prädestinirte Madame Fritz Kobus. Sichel gibt seiner Bewunderung des Mädchens unverhohlenen Ausdruck und bemerkt, daß Susel einstens ein vortreffliches Eheweib sein werde. Ob dieses erneuten Beweises für die Thatsache, daß der Rabbi alle heirathsfähigen Wesen nur in dem Lichte von Heirathscandidaten sehe, erhebt sich unter den Freunden ein großes Gelächter, welches dem alten Herrn Veranlassung zu einer energischen Strafpredigt gibt, die in dem Satze gipfelt, alle Junggesellen seien schlechte Staatsbürger. Der Mensch sei nicht lediglich des Genusses wegen da, er habe auch höhere Pflichten zu erfüllen und vor Allem für die Erhaltung seines Geschlechts zu sorgen, damit dem Vaterlande leistungsfähige Bürger und, für die Stunde der Gefahr, Kämpfer für seine Größe und Integrität erwachsen. (Dieser von der Bühne herab ertönende Appell, an das in der Bevölkerung zurückgehende Frankreich gerichtet, war es in erster Linie, der dem „L'ami Fritz" in Frankreich zu dem Rufe verhalf, ein von lauterstem französischem Patriotismus beseeltes Stück zu sein.)

Das Nachdenken, in welches die Freunde auf Grund dieser Rede verfallen, ist nur sehr kurz und endigt in der wiederholten Betheuerung Fritzens, niemals heirathen zu wollen. Der Rabbi erklärt dagegen, er hoffe seinen jüngeren Freund recht bald als Gatten und Vater zu sehen, und nimmt eine von Kobus vorgeschlagene Wette an, die seinem Glauben an die Unerschütterlichkeit seiner Principien als höchster Ausdruck dienen soll. Damit schließt der erste Act.

Was nun kommt ist schnell erzählt, oder besser, ist sofort errathen. Fritz sieht Susel wieder, das Mädchen erscheint ihm reizend, besonders seitdem er an ihr wirthschaftliche Eigenschaften ungewöhnlicher Art entdeckt hat, von den Aepfelschnitten gar nicht zu reden, die Susel zu bereiten versteht. Er entdeckt sein Herz und entflieht der Versucherin, in deren Nähe er — auf seiner von Susels Vater bewirthschafteten Farm — vierzehn Tage des süßesten Nichtsthuns verbracht hat, in durchaus formloser Weise, ohne Abschied zu nehmen. Daran und an dem tiefen Schmerze Susels über diese Art der Trennung erkennt der anwesende Rabbi die Liebe der Beiden zu einander und sieht seine Saat reifen. Er erzählt Kobus, daß ein Bursche aus der Gegend um die Hand Susels angehalten, der Vater diese zugesagt habe und daß es sich lediglich um seine — des Pachtherrn — Einwilligung handle. Fritz, den seit seiner Trennung von dem Pachthofe Schlaf und Appetit geflohen, der seit fünfzehn Jahren zum ersten Mal und nun schon fortgesetzt seit vierzehn Tagen nicht in's Wirthshaus gegangen ist, der seine Wirthschafterin anfährt und seine Freunde nicht sehen will, Fritz erklärt, er gebe seine Einwilligung nicht. Und als gar Susel zu ihm kommt, traurig und niedergeschlagen und ihm thränenden Auges gesteht, daß sie den Burschen nicht heirathen wolle, daß es ihr Tod wäre, ist es mit Fritzens Cölibatsgelübde aus und kurz gefaßt hält er um die Hand Susels an, während er dem Vater die Erlaubniß für die anderweitige Verheirathung seiner Tochter abschlägt. Das Moralprincip, die Ehe über die Eheloſigkeit, hat gesiegt — das Stück ist aus.

Daß sein dramatischer Werth ein sehr geringer, kaum nennenswerther ist, geht wohl aus der Andeutung der Fabel zur Genüge hervor. Das „Charaktergemälde" ist nicht mehr und nicht weniger als eine Idylle in Dialogform oder eine dramatisirte Idylle. Es zeigt eine unverkennbare Aehnlichkeit mit einigen Stücken der deutschen Literatur auf, welche dieses Genre am zutreffendsten bezeichnen, mit Ifflands „Hagestolzen" und Töpfers Dramatisirung von Goethes „Hermann und Dorothea". Ich glaube Voſſens „Luise" könnte mit derselben Berechtigung als Unterlage für ein „Charaktergemälde" gewählt werden, wie es uns hier in „Freund Fritz" entgegentritt. Doch abgesehen davon weist das Stück, wie der Roman es in erhöhtem Maße thut, eine ganze Reihe feiner psychologischer Züge auf, die aus einer intimen Kenntniß des menschlichen Herzens und insbesondere aus dem unvergleichlichen Verständnisse hervorgehen, mit welchem Erckmann-Chatrian an die Behandlung von Typen des elsässischen Volkslebens herantreten. Erckmann-Chatrian sind für den Elsaß geworden, was Berthold Auerbach seiner badischen Heimat, was Anzengruber dem östreichischen Oberlande ist. Es wird wohl unter den Zuschauern keiner gewesen sein, dem nach der

Digitized by Google

zweiten Scene der Ausgang des Stückes, alle Conflicte inbegriffen, zweifelhaft gewesen wäre. Und dennoch ließ man das Ganze mit jenem wohlthuenden Behagen auf sich wirken, welches man empfindet, wenn es Einem gestattet ist, einen ungehinderten Einblick in das innere Leben einer „geordneten Familie" zu thun. Wenn's dort einmal einen Sturm gibt, so ist es ein Sturm in einem Wasserglase, und die kurzen Seelenkämpfe, welche Freund Fritz und seine Susel zu bestehen haben, erfüllen Niemanden auch nur für einen Augenblick mit der Besorgniß, sie könnten anders als gut ausgehen. Ihren poetischen Höhepunkt erreicht die Idylle in der Brunnenscene des zweiten Acts. Rabbi Sichel trifft Susel am Brunnen, sie reicht ihm einen Trunk und er benutzt die Gelegenheit, sie über ihre Empfindungen für Fritz auszuholen. Er erinnert sich dabei an jene weihevolle Stelle des ersten Buch Mosis, in welcher von der Werbung um Rebekka die Rede ist und läßt sich von der bibelkundigen Susel den Inhalt des Kapitels erzählen. Die Scene vergoldet mit dem ihr innewohnenden dichterischen Zauber das ganze Stück und gab auch Fräulein Johanna Buska (deren Gastspiel am Residenztheater die Aufführung des „Charaktergemäldes" zu danken ist) Gelegenheit zur Entfaltung der besten Eigenschaften ihres Talents. Sie sprach die ganze nicht kurze Erzählung mit einer ursprünglich erscheinenden, kindlichen Naivetät, die nur gegen den Schluß der Scene hin einen Theil des Unbewußten einbüßte, in welchem nach meiner Ansicht das ganze Geheimniß der Wirkung dieser Erzählung zu suchen ist. Bei ihrem ersten Auftreten (in der dritten Scene des ersten Actes) erschien mir die Künstlerin zu gesucht: ich vermochte an diese Einfalt nicht zu glauben; dagegen fand sie im zweiten Act gelegentlich ihrer Begegnung mit Fritz Töne anmuthigster Schalkhaftigkeit, die in der späteren Wiederbegegnung mit Kobus ergreifenden Lauten eines tief verborgenen Seelenschmerzes gewichen waren. Der Rabbi Sichel des Herrn Keppler war eine vortreffliche Leistung, die um so freundlicher wirkte, jemehr der Künstler in seiner Discretion es verstand, das Edelmenschliche in der Verkörperung des Typus hervortreten zu lassen. In den Händen eines weniger feinfühligen Schauspielers kann dieser Rabbi sehr leicht unsympathisch und lächerlich werden und damit wäre das Gegentheil von dem erreicht, was die Dichter damit beabsichtigt haben. Ich will mit Herrn Keppler nicht darüber rechten, ob der Rabbi nicht hätte „älter aufgefaßt" werden sollen. Die Verfasser lassen ihn die Siebzig überschritten haben, während er sich hier als ein Siebziger dem Haupt- und Barthaar nach, aber als ein viel jüngerer in der Haltung und dem Organe darstellte. Immerhin darf Herr Keppler diesen Rabbi Sichel seinen werthvollsten Leistungen beigesellen. Herr Beckmann hatte sich in die Rolle des Freund Fritz sichtlich hineingelebt, er spielte sie mit einem Behagen, das auf den Zuschauerraum zurückwirkte, wobei ihm übrigens seine äußere Erscheinung glücklich zu Statten kam: der geborene Freund Fritz und ebenfalls ein Feind des Auswendiglernens

Julius Hagen.

Notizen.

Die französische Krisis war nach bonapartistischen Mustern mit langer Hand vorbereitet, hat jedoch die Republikaner und mit ihnen die europäische Welt überrumpelt. Dahinter standen der Clerus, Intriganten und Weiber. Mac Mahon ist weder Kriegsheld noch Staatsmann, aber doch schlauer, als man gewöhnlich annimmt und hat bis jetzt seiner Devise: J'y suis et j'y reste! nicht erfolglos entsprochen. Der Sturz Jules Simons und seiner Partei hat die ultramontane Frage wieder in den Vordergrund gerückt, nicht zum Vortheil der heiteren Stimmung derjenigen, die mit solchen Dingen beschäftigt sind. Der Culturkampf ist nothwendig, von der Curie, die ihren Vortheil dabei findet, wach gehalten, den betheiligten Regierungen auferlegt, und sein Ende ist noch keineswegs in Sicht. Das Alles zugegeben, wird man andererseits nicht bestreiten, daß der Hader nichts weniger als amüsant ist. Die dafür aufgebotenen Streiter bewegen sich unausgesetzt in demselben Kreise. Es sind stets dieselben Schlagworte, dieselben Anklagen hüben, dieselben Repliken drüben. Einige Abwechslung wäre sehr erwünscht, dürfte indessen auf sich warten lassen. Ein halbwegs dramatisches Interesse bieten nur die tollen Träumereien der clerikalen Heißsporne, die sich wie Märchen aus tausend und einer Nacht lesen. So meldete eine Pariser Correspondenz einem auswärtigen, politisch-katholischen Blatte vor einigen Tagen ganz ernsthaft, die allgemeine Lage habe sich in unerwarteter Weise sehr günstig für den Vatican gestaltet. Von vielen Seiten sei er umworben, Deutschland habe ihm schon dreimal vergebens Frieden angeboten, England aber habe Italien kategorisch aufgefordert, zu entwaffnen. Wer hätte sich das 1870 träumen lassen! Dergleichen wird gedruckt und in weiten Kreisen geglaubt. Gewöhnliche Menschenkinder können sich kaum vorstellen, was in Köpfen, wo solche Hirngespinnste Platz finden, vorgehen mag. Noch verworrener womöglich nehmen sich die Speculationen aus, welche die Ultramontanen an den Krieg im Orient knüpfen. Daraus wird, wenn es nach ihren Wünschen geht, ein allgemeiner Weltbrand entstehen, der schließlich dem Papste die weltliche Macht nebst Zubehör wiedergeben soll. Man darf aber die guten Leute, die solches Zeug gläubig verbreiten, doch nicht zu sehr auslachen. Der Orient läßt auch sonst genug Wolkengebilde aufsteigen, die wie eine Fata Morgana den Zuschauern den Gesichtskreis trüben. Es geht, von den verhältnißmäßig langsamen Kriegsoperationen abgesehen, wenig vor; dafür aber wird um so mehr erfunden, allerdings stets aus guter Quelle. Eine Erquickung inmitten dieses täglich wechselnden und doch monotonen, für Gaffer, Fliegenfänger und Schwachköpfe berechneten europäischen Speisezettels gewährten die Nachrichten aus Olympia über die Funde aus alten Tempeln, wie sie zum Erstaunen der Zeitgenossen an's Licht gefördert werden. Das sind die wahren Schätze des Orients, und weder Russen noch Türken können sie der Mitwelt streitig machen. Mögen sich diese zerfleischen und ihr wahnsinniges Treiben mit diplomatischen Redensarten beschönigen: die Wunderwerke der hellenischen Kunst werden darum nicht weniger selbst in ihren Ruinen den Beschauer entzücken. Fast wäre auch an einem anderen Fundort die Wiederauferstehung dessen, was der bewußten Venus gebricht, Dank einer emsigen Forschung erlebt worden. Aber der schöne Arm war leider eine Zeitungsente, und es ist nach genauer Sichtung nur ein Knöchel von zweifelhafter Herkunft übrig geblieben. Die Urheber der poetischen Mär, die so viele treffende Einfälle der Witzblätter veranlaßt hat, können sich damit trösten, daß es ihren Collegen der journalistischen Zunft nicht besser ergeht. Ob Arm oder Knöchel, ob Venus von Milo oder irgend ein anderes Steinbild, das Alles ist genau so gleichgültig für den beabsichtigten Sensationszweck, wie irgend eine für den Bedarf des Tages erfundene Note, Depesche oder sonstige Offenbarung. Wenn die blauen oder gelben Bücher erscheinen, ist die Sache ja doch längst vergessen und verschollen. Die Blaubücher sind ohnehin für die Geschichte zu jung und für das Interesse des Tages, was die neuigkeitslüsternen Zeitungsleser angeht, schon veraltet. Ein Russe, der in einem bekannten Blatt gewöhnlich den Titel eines Exdiplomaten annimmt, ärgerte sich neulich über die englischen Actenstücke und bemerkte, alle industriellen Maschinen, die in Großbritannien arbeiten, stellten eine Summe von Activität dar, welche der einer Milliarde und zweihundert Millionen an Menschenarbeit gleichkäme, also die collective Kraft der ganzen Menschheit übertreffe. Darauf fragte er sarkastisch, ob man nicht die Gehirnthätigkeit, welche die Production der englischen Anstrengungen, den Frieden im Orient zu erhalten, repräsentirt, ähnlich berechnen könnte. Der Witz war gewiß nicht übel. Ob jedoch der Verbrauch von Gedankenphosphor, welchen die jedesmalige diplomatische Komödie vor dem etappenmäßig vorschreitenden russischen Länderraub erfordert, einen höheren Werth beanspruchen kann, darüber nachzudenken hat es dem moskowitischen Pamphletisten offenbar an Zeit gefehlt.

* * *

Die soeben erschienene Special-Karte der europäischen Türkei von F. Handtke*), Maßstab 1:600000, ist wohl von allen bisher erschienenen Karten der europäischen Türkei die größte und vollständigste. Sie beruht auf einem eingehenden Quellenstudium, bei dem alle zugänglichen Itinerarskizzen sorgfältig benutzt sind. Die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit des bekannten Kartographen finden einen sprechenden Beweis in dem Umstande, daß Handtke zwei Blätter — Sofia und Adrianopel — im Terrain überhaupt nicht ausgeführt hat, weil zuverlässige Materialien über jene Regionen noch nicht vorhanden waren. Die technische Ausführung der Karte ist vortrefflich.

*) Glogau, C. Flemming.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Zur Vaterschaft des Kindes von Fehrbellin.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In Nummer 20 der „Gegenwart" veröffentlichen Sie eine Zuschrift des Herrn Martin Greif in München, in welcher derselbe über die Herausgeber des „Düsseldorfer Künstleralbums" Beschwerde führt und ihnen vorwirft, nicht nur ein ihnen zugesandtes Gedicht „Das Kind von Fehrbellin" verschleudert, sondern auch zu „Ausbeutung fremden geistigen Eigenthums" die Hand geboten zu haben. Ich muß es, und zwar um so mehr als die Dinge, der gegebenen Darstellung nach, doch ziemlich verwickelt liegen, dahin gestellt sein lassen, ob und in wie weit Herr Martin Greif zu diesem Vorwurf berechtigt war, möchte aber doch die Vermuthung aussprechen, daß sich der Kläger auf die erste Hälfte seiner Anklage: „Verschleuderung fremden Eigenthums" beschränkt haben würde, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß die Sage vom „Kinde von Fehrbellin" in norddeutschen, namentlich märkischen Lesebüchern nicht nur oft erzählt, sondern auch, in den 50er Jahren bereits, von George Hesekiel dichterisch behandelt worden ist. Dies Gedicht, sehr wahrscheinlich gleich damals in einer Berliner Zeitung veröffentlicht, erschien 1863 in einem Bande vaterländischer Dichtungen, die, seitens des Verfassers, unter dem Titel „Zwischen Sumpf und Sand" (Berlin, Behr'sche Buchhandlung) herausgegeben wurden, und wie mir gestattet sein mag hier zu bemerken, nicht nur zu dem Besten zählen, was Hesekiel geschrieben hat, sondern überhaupt unter unseren märkischen Liedern und Balladen einen Ehrenplatz beanspruchen dürfen. Aus diesem Bändchen „Zwischen Sumpf und Sand" ist „Das Kind von Fehrbellin" in verschiedene andere Bücher übergegangen, so beispielsweise in den 1. Band meiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", in denen sich auch die Sage selbst mitgetheilt findet. Es war also für die Herren in Düsseldorf keineswegs geboten, Information und Anregung aus dem Martin Greif'schen Gedicht zu ziehen; ob es dennoch geschehen, entzieht sich wohl dem Wissen des Klageführenden eben so sehr wie meinem eigenen.

Berlin, 21. Mai 1877. Th. Fontane.

* * *

Geehrter Herr College!

In Nr. 20 Ihrer geschätzten Zeitschrift (vom 19. Mai) veröffentlicht Herr Martin Greif die ihm collegialischer Weise in einem Privatbriefe gemachten Mittheilungen über die inneren Motive meines im Uebrigen wegen anderweitiger Inanspruchnahme erfolgten Rücktritts von der Redaction des „Deutschen Künstler-Album" ohne meine Ermächtigung, ja ohne die geringste vorherige Benachrichtigung, in einer Form, welche auf den schroffsten Bruch zwischen mir und der Düsseldorfer Verlagshandlung schließen läßt.

Ich glaube es den geachteten Vertretern der letzteren, den Herren Breidenbach und Baumann, schuldig zu sein, hierdurch zu erklären, daß die zeitweiligen Meinungsverschiedenheiten, welche in redactionellen Fragen zwischen uns obwalteten, nicht verhinderten, daß sich mein Rücktritt in der freundschaftlichsten Weise vollzog.

Das Schicksal des kleinen im „Künstler-Album" nicht zur Aufnahme gelangten Gedichts „Das Kind von Fehrbellin" behandelt Herr Greif in seinem offenen Briefe, d. d. München, den 9. Mai 1877, mit einem tragischen Pathos, welches zu der Geringfügigkeit der ganzen Sache in keinem Verhältniß steht. Beweist doch die bei dieser Gelegenheit von ihm bewirkte Publication seiner Dichtung in der „Gegenwart" auf's Schlagendste, daß auch er sich, wie es ja allgemeine Regel bei Einsendung kleinerer poetischer Beiträge ist, das Urmanuscript oder eine Copie zurückbehalten hatte.

Wozu da, darf man billig fragen, der ganze Lärm um eine zufällig nicht wieder aufzufindende — Abschrift?

Aber Herr Greif hält sich für das Opfer eines an seinem Gedichte begangenen Plagiats und hat sich auch durch meine ihm in dieser Beziehung schon unter dem 8. Mai ausgesprochene dringende Warnung nicht davon abhalten lassen, einen der angesehensten und bedeutendsten Maler Düsseldorfs — der jedem Kundigen auch ohne Nennung des Namens erkennbar ist — öffentlich einer so niedrigen Manipulation zu bezichtigen! Schreibt doch Herr Martin Greif in Nr. 20 der „Gegenwart" wörtlich:

> „Denn es ist kaum anzunehmen, daß jener Schlachtenmaler, der zugleich Dichter ist, von anderer Seite den Antrieb und die Grundidee zu seiner beabsichtigten Schöpfung erhalten als durch meine Verse."

Wie voreilig und nichtig diese Beschuldigung ist, was es überhaupt mit dem nach Herrn Greifs eigenem Eingeständniß bereits durch die vielgelesenen „Preußischen Jahrbücher" verbreiteten „wenig bekannten (!) Sagenstoff" auf sich hat, das erhellt aus dem unten folgenden Schreiben des Herrn L. Baumann in Düsseldorf, Inhabers der seit dem 15. December v. J. unter der Firma „Baumann & Comp." von ihm allein fortgeführten Verlagshandlung des „Deutschen Künstler-Album". Der betreffende Brief ging während einer mehrtägigen aus Anlaß der Ausschußsitzung des deutschen Journalistentages in Weimar meinerseits unternommenen Reise hier ein.

Da Herr Greif das Resultat der von mir in seinem eigenen Interesse zur Aufklärung der Sache eingeleiteten Schritte nicht abgewartet hat, so übergebe auch ich nach vorher eingeholter ausdrücklicher Ermächtigung des Herrn Baumann die mir gewordene Auskunft hiermit, wie folgt, der Oeffentlichkeit:

> „. . . . . Damit Sie in der Lage sind, ihm (Herrn Martin Greif) auf sein „Plagiat" zu antworten, brauche ich Ihnen wohl nur Folgendes mitzutheilen. Das Gedicht N's*) befindet sich mitten in einem größeren Bande, in den der Künstler seine literarischen Producte (von denen er übrigens nur äußerst selten etwas zur Veröffentlichung hergab) stets sofort nach ihrem Entstehen der Reihe nach einzutragen pflegte, und ich habe dieses Gedicht viel früher gesehen, als ich auch nur eine Ahnung hatte, daß Greif denselben Stoff behandelt und Ihnen für unser „Künstler-Album" eingesandt hatte. Das Gedicht heißt „Legende" (nach Fontanes „Wanderung durch die Mark") und ist wie die Unterschrift und der Platz zeigt, den das Manuscript im Buche einnimmt, 1869 verfaßt worden. Im Jahre 1873, als N. von der Verlagsbuchhandlung der „Deutsche Jugend" um Illustrirung eines ähnlichen Stoffes angegangen wurde, nahm er auch seine oben erwähnte „Legende" wieder vor, zeichnete dazu eine kleine Illustration und schickte beides — Gedicht und Bild — an Herrn Alphons Dürr in Leipzig, den Verleger der „Deutsche Jugend" ein, der dasselbe auch annahm.
>
> „Bis April v. J. war die Aufnahme noch nicht erfolgt, und als ich damals N. um einen Beitrag für den 26. Band unsres „Künstler-Album" ersuchte — womöglich Bild nebst Text — erbot er sich, an die Redaction der „Deutsche Jugend" um Rückgabe seiner Dichtung zu schreiben, um mir solche für das Album zu überlassen. Wenn nun nachträglich statt dieses Beitrags ein anderer aufgenommen wurde, so hatte das seinen Grund darin, weil der Druck des Textes nicht länger aufgehalten werden durfte. Wir einigten uns nun über das bekannte andere Bild ohne Gedicht und N. hat sich wegen Rückerhaltung seiner „Legende" nicht weiter bemüht — dieselbe blieb daher in Leipzig, und die Illustration erschien endlich im 1. Hefte des 9. Bandes der „Deutsche Jugend" (October 1876); dieselbe trägt außer dem Monogramm des Künstlers die Jahreszahl des Entstehens (1873); das Gedicht N's ist nicht beigefügt, wohl aber ein solches von Fedor v. Köppen. Beabsichtigt Herr Greif nicht vielleicht auch diesen Dichter des Plagiats zu beschuldigen? . . ."

Ich bitte Sie, geehrter Herr College, dieser meiner Entgegnung einen Platz in der nächsten Nummer Ihrer geschätzten Zeitschrift einzuräumen.

Elberfeld, 22. Mai 1877. Ernst Scherenberg.

* * *

Sehr geehrter Herr!

Soeben lese ich in Ihrer „Gegenwart" einen Aufsatz meines alten Freundes Martin Greif, worin unter Anderem gesagt wird, daß ich an seinem Gedicht „Das Kind von Fehrbellin" gemeinschaftlich mit ihm gefeilt hätte. Im Hinblick auf die von Ihnen mitgetheilten Greif'schen Verse, denen man Alles eher als Glätte zugestehen wird, könnte der Ausdruck „feilen" selbst dem geneigtesten Leser ein Lächeln entlocken. Seit der Begriff des Feilens in der Literatur eingebürgert — und schon Horaz weiß, was labor limae ist —, versteht man darunter ein Beseitigen von Unebenheiten, das Herstellen einer glatten Oberfläche. Nun ging mein Absehen dem Greif'schen Gedichte gegenüber gerade auf das Gegentheil, indem ich mit Hülfe des Dichters die moderne Glätte des ursprünglichen Entwurfs zu vergröbern, seinen dünnen Ton in einen volleren und derberen überzuführen bestissen war. Ich suchte in Greif, der ja einmal königlich bayerischer Artillerieoffizier gewesen, den schlummernden Krieger zu wecken. Eine volksthümlich soldatische Haltung, wie etwa im „Prinz Eugen", sollte im Ausdruck und Versgang wenigstens angestrebt werden. Feilen kann man das also nicht wohl nennen. Eher hätte Martin Greif sagen können, daß ich das glatte Holz seines Gedichts mit der Raspel übergangen habe.

Entschuldigen Sie, daß ich mich im Kleinen wehre. Was aber will ein bloßer poetischer Hülfsarbeiter Anderes thun, zumal ein Hülfsarbeiter, der sich nie aus eigenem Antrieb, sondern stets nur gerufen in die Verse und Reime seiner Freunde mengt?

Empfangen Sie schließlich die freundlichsten Grüße von Ihrem

ganz ergebenen

Wien, 25. Mai 1877. Ludwig Speidel.

---

*) Ich halte mich nicht für autorisirt, den der Redaction der „Gegenwart" mitgetheilten, in der bisherigen Discussion aber nicht genannten Namen des Künstlers hier zu veröffentlichen. E. S.

Digitized by Google

ſerate.

Zu den früher annoncirten beiden Statuen

Kunſt
und
Wiſſenſchaft

iſt nun auch als dritte der

Handel

ebenfalls von

A. Tondeur

erſchienen; vorläufig nur in der kleinen Größe 46 ctm. hoch à 18 *M.* von Elfenbeinmaſſe und à 12 *M.* von Gyps.

Ausführliche Preisverzeichniſſe mit Abbildungen gratis.

Gebr. Micheli,
Berlin,
Unter den Linden 12.

)elius'
KSPERE
'eotyp-) Auflage
)rochirt: 16 *M.* In 2 fei-anzbänden: 21 *M.*
lne Stück: 80 Pf.
n, soweit der Vorrath ren Auflagen geliefert.]
R. L. Friderichs
Elberfeld.

Redacteursſtellegeſuch.

Die Redaction einer beſtehenden oder zu gründenden freiſinnig-reichstreuen Zeitung mit belletriſtiſchem Feuilleton oder Beiblatt wünſcht ein auf politiſchem und literariſchem Gebiete gut bewanderter Schriftſteller geſetzten Alters und Charakters je eher je lieber zu übernehmen. Anträge werden mit der Aufſchrift: „Redacteursſtelle; pr. Adr. der Deutſchen Volksbuchhandlung in Leipzig (Querſtr. 15)" durch die Poſt erbeten.

Soeben wurde ausgegeben und ſteht auf Verlangen gratis und franco zu Diensten:

Lager-Catalog
XLIX.
Franzöſische Sprache und Literatur.
(Littérature française ancienne et moderne.)
1223 Nummern.
Erankfurt a. M., Mai 1877.
Joseph Baer & Co.

Ein j. **Autor** wünſcht Correſpondenzen über Hamburg für Feuilletons großer Blätter zu liefern. Off. sub **A. Reif**, poſtlagernd **Hamburg.**

Zur Ausfüllung freier Zeit ſucht der **Redacteur** einer hieſ. Zeitung **Beſchäftigung belletriſt. Art**, Translationen aus d. Franz., Vornahme v. Reviſionen ꝛc. Gefl. Angaben sub **F. C. 205.** an **Rudolf Moſſe, Berlin W. Friedrichſtr. 66.** erbet.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin**
(Beſſer'ſche Buchhdlng., 10. Marienſtraße).
Skizzenbuch.
Lieder und Bilder
von
Paul Heyſe.
8. eleg. geh. 17 Bog. 5 *M.*; eleg. geb. 6 *M.*
Die größte Liebe und Bewunderung wird dieſen neuen Gedichten Heyſe's von allen Seiten entgegengebracht.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen ſind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die geſtörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs**, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das **Orchester** ſpielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder- und Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus**, schattige **Promenaden, Wald- und Gebirgspartieen.**

ıge von **Carl Flemming** in **Glogau** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

;ialkarte der Europäischen Türkei

von
F. HANDTKE,
Dirigent der Königl. Redaction der Reymann'schen Karte.

Maassstab 1:600000.

Preis 20 *M.* Einzelne Blätter werden abgegeben und kostet das Blatt 1 *M.*

:h den neuesten und besten vorhandenen Materialien gearbeitete Karte ist die speciellste der Türkei, welche existirt, ng und zum Nachsehen auf dem Kriegsschauplatze fast unentbehrlich. Die Blätter 9, 10, 13 und 14 sind in den letzten neuesten russischen und österreichischen Material vollständig umgearbeitet worden.

Militär-Wochenblatt 1876, Nr. 55, Sonnabend ılt die Karte mit folgenden Worten:
; nach den neuesten und besten vorhandenen Ma- und ist dieselbe die speziellste Karte der Türkei, diese Bemerkung der Verlagshandlung auf dem kommen zutreffend. Handtke's bewährte Dar- mt auch in dieser Karte wieder zu voller Geltung, ;cheint der Takt erfreulich, mit welchem er sich gegenüber beschränkt. Die terra incognita mit .e in der vorstehenden Recension als unvollendet lässigsten Material neu bearbeitet und gestochen worden.

Phantasiegebilden auszufüllen, ist so wohlfeil; uns ist es lieber, dass Handtke zwei Blätter: Sofia und Adrianopel, fast ganz ohne Bergzeichnung giebt, weil eine solche gar zu fragwürdig ausgefallen wäre. Sobald der österreichische Generalstab, welcher das vorzüglichste Material über die Balkanländer besitzt, mit seinen Veröffentlichungen vorgegangen sein wird, will ihm die Handtke'sche Karte folgen; bis dahin aber dürfte sie thatsächlich das reichhaltigste und beste Material über die Türkei darbieten und angesichts der gegenwärtigen Verwickelungen im Osten sehr zu empfehlen sein.

erwähnten Blätter Sofia und Adrianopel sind inzwischen nach dem

ılkarte der Europäischen Türkei mit **Specialplänen.** Von ***F. Handtke.***
ıb 1:1,580,000. Grösstes Landkartenformat. Preis 1 *M.*

des schwarzen Meeres mit **Specialplänen.** Entworfen und gezeichnet von ***F. Handtke.*** Grösstes Landkarten-
Preis 1 *M.* 20 ₰.

Diese Karte enthält die bei einem Kriege in Betracht kommenden Landestheile der Türkei und Russlands in Europa ı, und bietet einen vortrefflichen Gesammt-Ueberblick zur Verfolgung der Kriegsereignisse **zu Lande und zu Wasser** uropäischen und Asiatischen Türkei. Beigefügt sind noch Specialpläne vom **Bosporus**, der Strasse der **Dardanellen**, ımla, **Varna, Silistria, Rustschuk** und **Küstendsche.**

vom Kaukasus nebst Theilen der Asiatischen Türkei.
schauplatz in Asien.) Entworfen und gezeichnet von ***F. Handtke.*** Preis 1 *M.*

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Gebr. Kröner in Stuttgart.

S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hilke in Berlin. Druck von W. H. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

N. 23.
AP
30
G295
v. 11
no 23

Berlin, den 9. Juni 1877. XI. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Kriegsvölkerrecht im russisch-türkischen Kriege. Von Bluntschli. — Das Züchtigungsrecht der Lehrer. Von Carl Schulz. — Literatur und Kunst: Olympiaden. Von Hermann Lingg. — Shakespeares „Macbeth" bei G. G. Gervinus und Fr. Kreissig. Von Albert Weigert. — Phonetische Schwärmer. Von Aug. Grabow. — Der Salon von 1877. Von Nemo. — Notizen. — Inserate.

Das Kriegsvölkerrecht in dem russisch-türkischen Kriege.

Das moderne Kriegsvölkerrecht wird in dem russisch-türkischen Kriege einer harten Probe ausgesetzt. Dasselbe ist eine Errungenschaft der europäisch-amerikanischen Culturvölker. Die wohlgeordnete und auf das Zweckgemäße sorgfältig achtende Disciplin in ihren Armeen, die Berufsbildung der Offiziere, welche die militärische Nothwendigkeit mit den Anforderungen des gesitteten Lebens zu verbinden lehrt, die Fortschritte der Civilisation überhaupt, die allgemeiner gewordene Anerkennung natürlicher Menschenrechte, die schärfere Unterscheidung des öffentlichen und des Privatrechts, die Arbeiten der Rechtsgelehrten der verschiedenen civilisirten Nationen, alle diese Momente haben zusammengewirkt, um ein humaneres Kriegsvölkerrecht des neunzehnten Jahrhunderts herzustellen.

Aber sogar in den Kriegen der westeuropäischen Culturstaaten wird es oft schwer, die Vorschriften des im Princip anerkannten Rechts jederzeit zur Geltung zu bringen. Nicht immer achtet der erregte Soldat auf die idealen Schranken, welche ihm jede unnöthige Gewaltthat, jede unnütze Zerstörung untersagen, welche ihn an die Achtung der Personen und des Eigenthums auch im Feindeslande ermahnen. Die gespannte Sorge um seine Sicherheit, die tägliche Gefahr, die seinem eignen Leben droht, die Hitze des Kampfes, die Ermüdung von den Strapazen, der Zorn gegen die Feinde, die Lust sich zu rächen für erlittene oder gefürchtete Unbill, Hunger und Durst können sogar einen menschenfreundlichen und gut gebildeten Krieger zu einzelnen Ausschreitungen reizen und verleiten, die er hinterdrein selber verurtheilt. Auch der strengste Heerführer muß manche Ungebühr übersehen und für entschuldigt halten.

In dem Südosten Europas stoßen nun aber große Armeen feindlich zusammen, die zum Theil noch wenig civilisirte und sogar halbwilde Bestandtheile mit sich in den Kampf ziehen. Die militärische Disciplin vermag noch nicht den ganzen Heereskörper ordnend und zähmend zu durchdringen. Barbarische Gewohnheiten brechen gelegentlich ungestüm los. Nationale und religiöse Leidenschaften entflammen und unterhalten, indem sie sich mit einander verbünden, den alten Haß der beiden Völker. Die Russen, die sich als die Erben und Erneuerer des griechisch-römischen Kaiserreichs und die Bekenner und Schirmer der griechisch-christlichen Kirche fühlen, hassen die Türken als ein wildes, asiatisches Eroberervolk, welches die griechische Cultur verwüstet und die Christen geknechtet habe. Die Türken hinwieder hassen die Russen als die Erbfeinde ihrer Herrschaft und die Verächter ihres Propheten. In beiden Völkern ist das Gefühl erwacht, daß der Kampf vielleicht durch vorübergehende Waffenstillstände und Friedensschlüsse unterbrochen, aber kaum anders schließlich beendigt werde, als durch den Untergang aller Türkenherrschaft in Europa.

Zu diesen allgemeinen Bedrohungen des Völkerrechts kommen noch besondere nationale Eigenschaften der beiden Gegner in Betracht. Der gutgeordnete Aufmarsch der russischen Armee und die Haltung der Truppen in Rumänien legen ein günstiges Zeugniß ab für die wohlüberdachten Vorbereitungen und die energische Heeresleitung und für die feste Disciplin in der russischen Armee. Der slavische und insbesondere der russische Nationalcharakter ist als gutmüthig und eher weich als hart und grausam bekannt. In beiden Beziehungen darf man daher trotz jenes Hasses hoffen, daß es den Führern gelingen werde, die Beachtung des Kriegsvölkerrechts von den Truppen mit Erfolg zu verlangen. Aber auf der anderen Seite ist ein anderer Charakterzug der Slaven sehr bedenklich, den Einige als socialistische und communistische Tugend preisen, die Westeuropäer meistens als eine bedrohliche Mißachtung fremden Eigenthums tadeln. Auch unter den Russen dienen einzelne Stämme von sehr geringer Cultur, denen man nur eine ungenügende Kenntniß unserer civilisirten Rechtsbegriffe und kaum einige Achtung vor den unverständlichen Rechtsgeboten zuschreiben kann.

Weit schlimmer steht es auf der türkischen Seite. Da sind die halbwilden und barbarischen Stämme ohne europäische Cultur viel zahlreicher vertreten, die Disciplin in der Armee lockerer und unsicherer, und die kriegerischen Traditionen und Sitten grausamer und wilder. Wenn schon die Civilisation der Russen noch nicht die Höhe der germanischen und romanischen Nationen in Westeuropa erreicht hat, so steht die türkische Cultur doch wieder bedeutend niedriger als die russische. Mögen immerhin die Türken den von ihnen beherrschten Völkerschaften ein gewisses Maß von autonomischer Freiheit verstattet haben, so ist doch auch nicht zu leugnen und haben die bulgarischen Gräuel zum Entsetzen Europas es neuerdings bewiesen, daß die Türken, wenn sie ihre Herrschaft bedroht sehen, vor der wildesten Grausamkeit nicht zurückschrecken. Der gegenwärtige Krieg bedroht aber die Türkenherrschaft in allen Donauländern. Da überdem die große Mehrheit der Bevölkerung christlich und slavisch ist, und ein natürliches Interesse hat, von der Türkenherrschaft erlöst zu werden, so haben die Türken in der That starke Gründe, ihren Unterthanen zu mißtrauen und überall Verrath zu fürchten. Gerade diese Furcht aber reizt

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

den, der einstweilen noch die Waffen in der Hand hat und die Macht besitzt, gegen die zu wüthen, welche seine Herrschaft untergraben und gefährden.

Bei dieser Sachlage müssen wir auf manche bösartige Excesse gefaßt sein. Allmählich wird es auch denen, welche das Werk der Brüsseler Conferenz von 1874 mit Mißtrauen betrachtet haben, klar, daß die Verzögerung der endlichen Sanction des Kriegsvölkerrechts ein großer Fehler war und den vom Krieg betroffenen Ländern und Bevölkerungen zum Schaden gereicht. Es ist jetzt schwer, das Versäumte nachzuholen. Selbst die Engländer, die hauptsächlich die Uebereinkunft aller europäischen Staaten gehindert haben, müssen jetzt wünschen, daß die humanen Grundsätze der Brüsseler Erklärung zum Vollzuge kommen. Mit den Vertretern der Russen stimmten in Brüssel die Vertreter der Türkei überein. Die Erklärung des Kriegsvölkerrechts wurde ebenso wie von den Russen Staatsrath Jomini, General Leer, Professor Martens, so von den Türken Edhem Paschah und Caratheodory Effendi unterzeichnet. Es stand damals nichts im Wege, was die beiden heute im Krieg befindlichen Mächte hinderte, auch als Staaten dieselbe Erklärung zu unterschreiben. Wäre das geschehen, so wären freilich nicht alle Gefahren von Rechtsverletzungen beseitigt, aber es wäre doch eine werthvolle Garantie vorhanden für die Beachtung des Kriegsvölkerrechts, eine Garantie, welche die Bewohner der Donauländer und welche die civilisirte Welt schmerzlich vermissen.

Rußland hat zuerst einen Schritt gethan, um das Kriegsvölkerrecht vorerst in Form eines Heerbefehls der russischen Armee bekannt zu machen und diese zur Beachtung derselben zu verpflichten. Die kaiserliche Verordnung ist vom 14. (26.) Mai datirt und enthält folgende zwölf beachtenswerthe Artikel:

I. Den Unterthanen der Pforte, welche in dem russischen Reiche wohnen, wird die Fortdauer ihres Wohnsitzes und die ungestörte Ausübung ihres friedlichen Berufes unter dem Schutze der russischen Gesetze zugesagt.

II. Den türkischen Handelsschiffen, welche zur Zeit der Kriegserklärung sich in russischen Häfen oder Rheden befanden, wird gestattet, innerhalb der für ihre Befrachtung erforderlichen Zeit, Waaren aufzunehmen und die russischen Gewässer ungestört zu verlassen, mit dem Vorbehalt, daß sie keine Kriegscontrebande an Bord haben.

III. Die Unterthanen der neutralen Staaten können ihre Handelsbeziehungen zu russischen Häfen und Städten ohne Hemmniß fortsetzen, sind aber verpflichtet, die Gesetze des Reichs und die Grundsätze des Völkerrechts zu beachten.

IV. Die militärischen Autoritäten sind gehalten, alle nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, um die rechtmäßige Handelsfreiheit der Neutralen zu schützen, so weit dieselbe mit den Bedingungen der Kriegsoperationen verträglich ist.

V. Gemäß der Pariser Erklärung vom 4. (16.) April 1856 ist die Kaperei untersagt und dürfen keine Kaperbriefe ausgestellt werden.

Ebenso sind in Uebereinstimmung mit dieser Erklärung folgende Vorschriften bezüglich des neutralen Handelsverkehrs zu beachten:

1. Die neutrale Flagge deckt die feindliche Waare mit Ausnahme der Kriegscontrebande.

2. Die neutrale Waare, ausgenommen die Kriegscontrebande, ist auch auf dem Schiffe mit feindlicher Flagge gesichert.

3. Damit die Blokade verbindlich sei, muß sie effectiv sein, d. h. durch eine ausreichende Macht so gehandhabt werden, daß der Verkehr mit der feindlichen Küste wirklich verhindert wird.

„Diese Bestimmungen der Pariser Erklärung sind allen Mächten gegenüber zu beachten, ohne die Vereinigten Staaten von Nordamerika und ohne Spanien auszunehmen, welche bisher dieser Erklärung nicht beigetreten sind."

VI. Als Kriegscontrebande sind folgende Gegenstände zu betrachten:

„Die getragenen Waffen und die Waffen der Artillerie sowohl in Bereitschaft als in Theile zerlegt, die Kriegsvorräthe für die Feuerwaffen, als Wurfgeschosse, Granaten, Flintenkugeln, Zünder, Patronen und Patronenhülsen, Pulver, Salpeter, Schwefel; die Stoffe und Vorräthe, die zum Sprengen dienen, wie Minen, Torpedos, Dynamit, Pyronilin und andere entzündliche Stoffe; das Material für die Artillerie, Genie und Train, wie Lafetten, Pulverwagen und Pulverkisten, Feldschmieden, Schenkeinrichtungen für das Heer, Brückenkähne u. s. f.; die Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenstände für die Armee, als Patrontaschen, Brodsäcke, Küraſſe, Uniformstücke, Zelte u. s. f. und überhaupt alle Gegenstände, welche für die Truppen zu Land oder zur See bestimmt sind."

„Werden solche Gegenstände an Bord von neutralen und nach einem feindlichen Hafen bestimmten Schiffen gefunden, so können dieselben weggenommen und confiscirt werden, mit Vorbehalt derjenigen Quantität, welche für das Schiff selber erforderlich ist, auf dem sie gefunden werden."

VII. „Der Kriegscontrebande gleich erachtet werden folgende Acte, die den neutralen Schiffen untersagt sind: der Transport feindlicher Truppen, der Transport feindlicher Depeschen und Correspondenzen, die Lieferung von Kriegsschiffen an den Feind."

„Neutrale Schiffe, welche mit derartiger Contrebande ergriffen werden, können nach Umständen in Beschlag genommen und sogar confiscirt werden."

(Es verdient Beachtung, daß diese Bestimmungen über die Contrebande für den neutralen Handel günstiger gefaßt sind, als der englische Kriegsgebrauch und die englische Theorie es verstattet. Zwar sind auch hier in den weiten Sack, der alle für die Truppen bestimmten Gegenstände aufnimmt, sehr viele zweifelhafte Artikel unterzubringen, aber die vorhergehende Aufzählung von lauter Gegenständen, die offenbar, wenn auch nicht immer unmittelbar doch ihrer Natur und Bestimmung nach sofort für die Kriegsführung verwendet werden, gibt doch in beschränkendem Sinne die Richtung näher an, wie der allgemeine Schlußsatz auszulegen sei. Man muß auch zugeben, daß eine vollständige Aufzählung aller wesentlichen, der Kriegsführung dienenden Sachen schon deshalb nicht möglich ist, weil die neuen Erfindungen immer wieder neue Kriegsmittel schaffen. Die Kohlen sind nicht erwähnt, obwohl sie sogar nach der Meinung der englischen Kronjuristen ausnahmsweise dann als Contrebande zu behandeln sind, wenn es offenbar ist, daß die Kohlenlieferung für die Operationen der feindlichen Kriegsmarine bestimmt ist. Ebenso würden vermuthlich auch die russischen Prisengerichte die Frage entscheiden. Aber es verdient Anerkennung, daß entsprechend dem heutigen Stande der Wissenschaft (vgl. Gessner, „Le Droit des Neutres" S. 161) die neutralen Schiffe, selbst wenn sie Contrebande führen, in der Regel nicht confiscirt werden dürfen. Die Confiscation auch der Schiffe ist nicht in Art. VI, sondern nur in den Fällen des Art. VII „unter Umständen" gestattet, d. h. unter besonders schweren Umständen, welche eine Verschuldung des neutralen Schiffers erweisen.)

VIII. Während der militärischen Operationen an der Donau und den Donauufern ist der Oberbefehlshaber der activen russischen Armee angewiesen, alle in seiner Macht liegenden Mittel anzuwenden, um die Schifffahrt und den erlaubten Handel der Neutralen daselbst möglichst frei zu lassen und dieselben nur solchen zeitlichen Beschränkungen zu unterwerfen, welche durch die nothwendigen Forderungen der Kriegsführung geboten sind; diese Beschränkungen sollen sobald als es möglich wird, wieder aufgehoben werden.

IX. Die militärische Autorität wird unter Anderm ihren besonderen Schutz den Einrichtungen, Arbeiten und dem Personal der europäischen Donaucommission gewähren, welche durch eine neutrale dieser Commission zuständige Flagge gedeckt sind.

X. In Uebereinstimmung mit der Genfer Convention vom 10. (22.) August 1864 bezüglich der kranken oder verwundeten Militärpersonen sind die Commandanten der kriegführenden Armeen verpflichtet, die Vorschriften dieser Con-

Digitized by Google

vention zu beachten, welche die Unverletzlichkeit der Spitäler, der Krankenwagen und des ärztlichen Personals der Feinde garantiren, unter Vorbehalt, daß dieselben von dem Feinde ebenso beachtet werden.

„Nachdem die türkische Regierung mit vorheriger Zustimmung von Rußland, anstatt des Genfer Kennzeichens, des rothen Kreuzes, für ihre Spitäler und Krankenwagen ein besonderes Zeichen gewählt hat, so werden die Commandanten der kriegführenden Armeen alle erforderlichen Maßregeln ergreifen, um den Anstalten und Personen, welche unter den Schutz dieses Zeichens gestellt sind, die Unverletzlichkeit nach den Bestimmungen der Genfer Convention zuzugestehen, wenn diese Vorschriften auch von Seite der ottomanischen Autoritäten beachtet werden."

(Durch diese Bestimmung ist eine Schwierigkeit glücklich umgangen, welche der Durchführung der Genfer Convention entgegenstand. In Genf war das rothe Kreuz im weißen Felde als neutrales Zeichen gewählt worden mit Rücksicht auf die neutrale Schweizerfahne mit dem weißen Kreuz im rothen Felde. Da vorerst nur christliche Staaten die Convention annahmen, so konnte die Form des Kreuzes Niemandem anstößig erscheinen und schien überdem geeignet, auch an die christlichen Gebote der Sorge für die Leidenden und der Feindesliebe zu erinnern. Daß dagegen in der Türkei dieses Zeichen bei den muhamedanischen Truppen, zumal in einem sogenannten heiligen Kriege zwischen Islam und Christenthum, nicht ebenso passend und beliebt sei, begreifen wir. Mit Recht hat die russische Regierung in der Einsicht, daß das Zeichen nur den Zweck habe, die verwundeten und kranken Krieger zu schützen, nicht aber einen Gegensatz des Glaubens und der Religion bedeute, auch die von den Türken gewünschte Veränderung zugestanden. Zur Beachtung aber des rothen Kreuzes in den russischen Spitälern und Krankenwagen bleibt die Türkei durch ihre Annahme der Genfer Convention verpflichtet.)

XI. Gemäß der Erklärung von St. Petersburg vom 29. November (11. December) 1868 soll die Anwendung von Sprengkugeln unter 400 Gramm Gewicht verboten sein.

XII. Endlich wird die mititärische Autorität, um die Uebel des Krieges zu ermäßigen und die Forderungen des Krieges mit denen der Menschlichkeit möglichst zu versöhnen, unter Vorbehalt der Gegenseitigkeit sich in ihren Handlungen nach dem Geiste der Principien richten, welche auf der Brüsseler Conferenz von 1874 ausgesprochen worden sind — soweit dieselben auf die Türkei anwendbar sind und sich mit dem besonderen Zweck des gegenwärtigen Krieges vereinigen lassen. —

Die ausdrückliche Verweisung auf die Brüsseler Erklärung ist von hohem Werthe, wenngleich sie durch den Vorbehalt am Schluß einigermaßen abgeschwächt wird. Eine volle Anwendung der Brüsseler Erklärung insbesondere auch mit Rücksicht auf das occupirte Feindesland ist in der That nicht möglich. Das Brüsseler Statut verpflichtet die Armee, welche eine feindliche Provinz besetzt, auch die bestehenden Einrichtungen und die hergebrachte Rechtsordnung möglichst zu achten und zu schützen. Dabei wird natürlich eine Rechtsordnung vorausgesetzt, wie sie unter den civilisirten europäischen Völkern sich findet. Wo aber, wie in Bulgarien, eine solche Rechtsordnung nicht existirt und es darauf ankommt, der bisher willkürlich beherrschten und unterdrückten Bevölkerung bessere Einrichtungen zu verschaffen, da muß naturgemäß von dem Occupanten tiefer eingegriffen und eine neue, wenn auch nur provisorische Verwaltung geschaffen werden. Wenn der Vorbehalt am Schluß nur diese oder eine analoge Bedeutung hat, so ist dagegen nichts einzuwenden. Außerdem gibt es noch eine große Anzahl höchst wichtiger Rechtsprincipien der Brüsseler Erklärung, die auch in der Türkei volle Geltung und Beachtung finden können und sollen.

Das Institut für Völkerrecht (die internatioale Akademie von Gent) hat sich im Angesicht des gegenwärtigen Krieges veranlaßt gesehen, auf die hauptsächlichsten Bestimmungen der Brüsseler Erklärung hinzuweisen und zu deren Beachtung zu mahnen. Die kaiserliche Instruction an die russischen Armeen ist dem Wunsche des Instituts, bevor derselbe veröffentlicht war, zuvorgekommen. Aber auch jetzt wird es nützlich sein, aus dem Manifeste des Instituts die gedrängte Erinnerung an die hauptsächlichen Grundsätze aufzunehmen.

Die Brüsseler Erklärung bekräftigt folgende gegenwärtig unbestreitbare Rechtsvorschriften:

a. Die friedlichen Bewohner eines vom Feinde besetzten Landes sollen so weit als möglich, d. h. so weit die Sicherheit der besetzenden Armee und die militärische Nothwendigkeit es gestatten, in ihrem Vermögen, ihren Justitutionen, ihren Rechten und Freiheiten geachtet und geschützt werden.

b. Die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben und das Eigenthum der Individuen, wie ihre religiösen Ueberzeugungen und die Ausübung ihres Gottesdienstes sollen geachtet werden.

c. Die Zerstörung oder die unnöthige Beschlagnahme von Werken der Kunst und Wissenschaft und von Anstalten, welche dem Cultus, der Wohlthätigkeit, dem Unterrichte oder den Wissenschaften und Künsten geweiht sind, sind untersagt.

d. Die Bewohner können ihr Land vertheidigen, aber unter der Bedingung, daß sie die Waffen offen tragen, verantwortliche Führer haben und den Gesetzen und Uebungen des Krieges sich gemäß verhalten. Die ungeregelten Streiter dagegen, welche die Kriegsgesetze mißachten uud Räuberei und andere Missethaten begehen, werden mit Recht bestraft.

e. Der Gebrauch von Gift und vergifteten Waffen, der Meuchelmord oder die Tödtung eines Feindes, der sich nicht vertheidigt, sind keine erlaubten Kriegsmittel.

f. Nur Plätze, die vom Feinde vertheidigt werden, dürfen bombardirt werden. Selbst in solchen Fällen ist, soweit die Rücksicht auf die Bedingungen des Angriffs es gestattet, Schonung geboten und in keinem Fall darf die eroberte Stadt der Plünderung preisgegeben werden.

g. Nur diejenigen Personen dürfen als Spione betrachtet und bestraft werden, welche heimlicher Weise oder unter falschem Vorwand feindliche Auskundschaft geübt haben, nicht Militärpersonen, die in Uniform ihren Dienst verrichten, noch Boten, welche offen ihre Aufträge vollziehn.

h. Die Kriegsgefangenen sollen menschlich behandelt werden. Sie werden nicht zur Strafe, sondern der Sicherheit wegen gefangen gehalten.

i. Die Bewohner des besetzten Landes dürfen nicht angehalten werden, gegen ihr Vaterland Waffen zu tragen.

k. Alle Plünderung ist untersagt.

l. Die Kriegscontributionen und Requisitionen dürfen nur unter bestimmten Bedingungen und unter bestimmten Schranken auferlegt werden.

m. Die Parlamentäre sind unverletzlich. Aber man darf Maßregeln ergreifen, um zu verhindern, daß sie nicht ihre Privilegien dazu mißbrauchen, um die feindliche Armee auszukundschaften.

n. Die Capitulationen und Waffenstillstände müssen sorgfältig gehalten werden. Jene dürfen die militärische Ehre nicht verletzen.

Hoffen wir, daß die osmanische Regierung nicht hinter der russischen zurückbleibe und in ähnlicher Weise ihre Armeen anweisen werde, die Grundsätze des civilisirten Völkerrechts zu beachten und zu handhaben.

Bluntschli.

Digitized by Google

Das Züchtigungsrecht der Lehrer.

Als vor längerer Zeit in Berlin der Fall vorgekommen war, daß ein Lehrer wegen brutaler körperlicher Züchtigung eines Mädchens von der Schule hatte entfernt werden müssen, wurde in der „Gegenwart" eine eingehendere Besprechung des Züchtigungsrechtes der Lehrer in Aussicht gestellt. Die nachfolgenden Zeilen sollen dem angedeuteten Zwecke entsprechen, und zwar so, daß dabei besonders die körperliche Züchtigung in's Auge gefaßt wird.

Wollte man den Lehrern überhaupt jedes Züchtigungsrecht absprechen, so würde man gut thun, in dieser Beziehung auch den alten Sprachgebrauch zu beseitigen und das Wort Züchtigung ganz aus dem deutschen Sprachschatz zu verbannen. Denn wenn die Züchtigung nicht mehr bei dem Werke der Erziehung statthaft sein sollte, wo sollte sie dann sonst noch ihre Stelle finden? Wie im Deutschen züchtigen von demselben Stamme gebildet ist wie ziehen und erziehen, so kann auch in der Praxis des Lebens die Züchtigung wesentlich nur Sache der Erziehung sein.

Gesetzt nun, man wäre zu jener Sprachreform entschlossen, um bei der radicalen Reform der Erziehung nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und um den Rückfall in die früheren Anschauungen unmöglich zu machen, es würden doch immer noch Anklänge daran in der Sprache übrig bleiben. Man könnte bei dem ganz stammverwandten Worte „zügeln" leicht auf den Gedanken kommen, daß am Ende doch nicht blos die Pferde und andere ähnlich verwendete Geschöpfe, die mitunter gern ihre eigenen Wege gehen, einer Gegenwirkung bedürften, und man könnte so unwillkürlich mit der Muttermilch der Sprache die frühere Denkungsart wieder einsaugen, deren Grundanschauung eben die war, daß es bei der Erziehung gelte, den Ausschreitungen, zu denen die Jugend geneigt ist, entgegenzutreten. In diesem Sinne haben auch die Griechen die Züchtigung, bei welcher die Schläge eine nicht unbedeutende Rolle spielten, ein Beschneiden, ein *κολάζειν*, genannt, was auch namentlich vom Beschneiden der Flügel gebraucht wurde. Endlich würde es auch rathsam sein, als Schlußstein einer radicalen Erziehungsreform die Verbannung des Wortes „Erziehung" selbst anzusehen. Denn gestehen wir es uns nur ganz offen, daß wir bei dem Worte Erziehung unwillkürlich eine Empfindung haben, die wenigstens irgendwie anstreift an jenes Menandrische Wort*), das Goethe als Motto dem ersten Buch von „Wahrheit und Dichtung" vorgesetzt hat, und das auch bei der allermildesten Fassung doch den Sinn haben müßte, daß es ohne Züchtigung keine Erziehung gibt.

Das Wort Züchtigung hat, wie sich aus dem Obigen ergeben haben wird, in unserer Sprache von Hause aus einen ganz humanen Sinn. Es bezeichnet dasjenige Erziehungsmittel, das dazu dienen soll, die Erziehung auch gegen die Neigungen des zu erziehenden Kindes durchzuführen. Die unsanfte Berührung, die dabei zwischen dem Erzieher und dem Object der Erziehung immer eintritt, und die den Charakter einer gewissen Herbigkeit nie wird verleugnen können, auch wenn es nicht jene Berührung ist, welche mit der Ruthe oder dem Stock geschieht, wird doch ganz entschieden zur Erziehung in Beziehung gesetzt. Der vulgäre, aber freilich etwas schiefe Ausdruck dafür lautet, die Züchtigung habe zum Zwecke die Besserung, als ob es sich immer nur um Abgewöhnung einzelner Fehler und nicht, wie das durch das lateinische Wort castigatio ausgedrückt wird, um Herbeiführung eines sittlichen Gesammtzustandes handelte.

Weit weniger Humanität des Sprachgeistes würde es verrathen, wenn es für jene Gegenwirkung des Erziehers gegen jugendliche Ausschreitungen nur den Namen „Strafe" gäbe. Heutzutage wird er mit Vorliebe gebraucht, aber gegen den strengeren Sprachgebrauch, wonach unter diesem Worte das Mittel zur Aufrechterhaltung des Rechtes und Gesetzes zu verstehen ist. Strafe oder auch Buße bezeichnete ursprünglich, wie im Lateinischen poena oder im Griechischen *τιμωρία*, Vergeltung, wodurch für ein begangenes Vergehen Genugthuung oder für einen zugefügten Schaden Ersatz geschafft werden sollte. Insofern man also bestraft wird, muß man sein Vergehen büßen, gleichviel ob man dadurch gebessert wird oder nicht. Und selbst wenn die Strafe in einem bloßen strafenden Wort besteht, so kommt dabei, insofern dies Strafe ist, die bessernde Wirkung, die es ja auch sehr wohl haben kann, zunächst nicht in Betracht. Wenn man nun heutzutage in der Regel von Schulstrafen spricht, nicht von Züchtigungen, so ist das nicht so anzusehen, als ob man aus einer Art von Fanatismus für Gesetz und Recht alle Ausschreitungen der Jugend nur unter dem Gesichtspunkt des zu büßenden Vergehens und der zu leistenden Genugthuung betrachtete. Im Gegentheil, diese Auffassung tritt vielleicht mehr, als billig ist, zurück. Man stellt die „Besserung" des Schülers so entschieden in den Vordergrund, daß man fast vergißt, was die Grundlage der Erziehung sein muß, nämlich der Respect vor dem Erzieher, der das Gesetz repräsentirt, und welchem Ziele die Erziehung zustreben muß, nämlich daß die Achtung vor dem Gesetz im jugendlichen Gemüth erweckt und fest begründet werde.

Wenn man trotzdem mit Vorliebe von Schulstrafen spricht und sich erlaubt, diesen zu vindiciren, was recht eigentlich der Züchtigung zukommt, daß sie nämlich den Zweck hat, zu „bessern", wenn man also das eigentlich schärfere Wort seiner Schärfe entkleidet und das eigentlich gelindere Wort lieber gar nicht braucht oder doch nur von der körperlichen Züchtigung, so kann wohl kein Zweifel sein, daß das an sich so unschuldige Wort gerade durch die körperliche Züchtigung in Mißcredit gekommen sein wird.

Kommen wir nun einmal dieser Mißstimmung entgegen und nehmen wir an, die körperliche Züchtigung würde ganz aus der Schule verbannt. Oder wäre das etwa gar nicht denkbar?

Es ist sehr wohl möglich, daß die körperliche Züchtigung in den Schulen ganz abgeschafft wird. Es würde damit sogar viel Unheil beseitigt werden, was, wie sich nachher zeigen wird, die Schläge in der Schule anrichten. Aber es würde damit freilich auch ein wesentlicher Vortheil in den Fällen fortfallen, wo bisher ein Schlag noch die trefflichste Wirkung ausgeübt hat, und man würde schneller in die Lage kommen, einen Schüler von der Schule entfernen zu müssen, was in Volksschulen noch dazu schwerlich möglich sein dürfte. Ein Schlag zur rechten Zeit hat sich nun einmal von jeher als ein äußerst wirksames Mittel erwiesen, um ein Kind zur Besinnung zu bringen. Ein Schlag zur rechten Zeit hat oft tausend Strafen durch seine vorbeugende Kraft entbehrlich gemacht. Das wußte jener Vater sehr gut, der, als ihm ein Lehrer erzählte, weshalb er seinem Sohne eine ganze Tracht Schläge verabreicht habe, ihm antwortete: „Schade um jeden, der vorbeigegangen ist." Mit der völligen Abschaffung der körperlichen Züchtigung würde es der Schule nicht unmöglich werden, auszukommen, aber es würde ihr das Werk, das sie treibt, unendlich erschwert werden, und sie würde so zu sagen mit ihrem Latein schneller zu Ende sein.

Das ist also der Kern der Sache, zu dem wir durch unsere hypothetische Betrachtungsweise gelangt sind. Bei näherer Betrachtung aber spitzt sich die ganze Frage zu der Erwägung zu: Was ist humaner, ein Schlag zur rechten Zeit oder ein Heer von Strafen, das durch einen einzigen Schlag hätte entbehrlich gemacht werden können? Ein Beispiel möge das erläutern:

Ein junger Lehrer hatte seine Schullaufbahn an einer höheren Töchterschule eröffnet. Er hatte dort in den verschiedensten Classen, von den obersten bis zu den letzten zu unterrichten gehabt, und war so glücklich gewesen, überall mit freundlichen oder ernsten Worten gleichsam spielend fertig zu werden. Es würde ein Frevel gewesen sein, hätte er, wo sich Alles mit dem bloßen Wort abmachen ließ, auch nur einen Schlag dafür an die Stelle treten lassen. Er wurde darauf an ein Gymnasium versetzt, wo unter der sehr lockeren Disciplin des Directors vielfach eine wirklich tolle Zucht herrschte. Ihm war der Geist der Schule, der er früher selbst angehört hatte, schon bekannt. Aber er fand es doch schlimmer, als er erwartet hatte. Ihm war, als wäre er aus dem Himmel seiner pädagogischen Erstlingszeit in eine wahre

*) *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.*

Digitized by Google

Hölle gekommen. Mit diesem Gefühl stand er vor einer Quarta, die vollgestopft war von übermüthigen Bengels, die sich wie richtige Rangen benahmen. Ohne ein Wort zu verlieren, ließ er den größten dieser Rangen, der sich gerade besonders ungeberdig benahm, vorkommen, reichte ihm, ebenfalls ohne ein Wort zu sagen, eine derbe Maulschelle, die dieser als verdient ruhig hinnahm, und ließ ihn dann sich setzen. Dies wirkte wie ein reinigendes Gewitter. Die Bengels entpuppten sich jetzt als ganz allerliebste Jungen, gegen die nur noch höchst selten in ähnlicher Weise einzuschreiten war. Der eine Schlag zur rechten Zeit hatte ein ganzes Heer von Strafen überflüssig gemacht, und er war somit recht eigentlich ein Act der Humanität.

Wenn die Sache aber so steht, so müßte gerade im Interesse der Humanität es eigentlich den Lehrern zur Pflicht gemacht werden, daß sie es nicht versäumten, zur rechten Zeit zu schlagen. Denn eben wo es dazu die rechte Zeit ist, wird es dem Lehrer nicht immer leicht, es wirklich auszuführen. Es gehört unter Umständen sogar Muth dazu, oder es gilt doch, über Bequemlichkeit oder Energielosigkeit Herr zu werden. Um zu erkennen, wann es Zeit ist, statt überflüssige Worte oder wirkungslose Bestrafungen zu verschwenden, lakonisch aber mit Nachdruck aufzutreten, ist auch nicht so ganz leicht. Man kann darum getrost den Satz aussprechen, daß, wenn derjenige der größte Pädagoge ist, der nicht nöthig hat zu schlagen, der schlechteste der ist, welcher nicht zur rechten Zeit zu schlagen versteht. Darum wäre es so uneben nicht, wenn in den amtlichen Kundgebungen über die Schuldisciplin, die denn doch nun einmal das Recht der körperlichen Züchtigung stehen lassen, nicht immer blos die Pflicht, darin Maß zu halten, sondern auch die, den rechten Zeitpunkt nicht zu versäumen, eingeschärft würde. Statt dessen wird vielfach die Forderung geltend gemacht, erst dann zu schlagen, wenn vorher alle anderen Mittel erschöpft sind. So viel Wahrheit nun auch in dem darin enthaltenen Grundsatze liegt, daß Schläge nicht angewendet werden sollen, wenn andere Mittel ausreichen, so falsch wäre es, wenn jene Forderung, wie es allerdings den Schein hat, die körperliche Züchtigung als die Ultima ratio ansehen wollte, die immer nur erst dann zur Anwendung kommen dürfte, nachdem wirklich vorher erst alle anderen Mittel erschöpft wären. Das wird man allerdings vielfach so zu machen haben. Aber der Grund wird dann immer doch der sein, daß sich mit andern Mitteln noch auskommen läßt. Es kommen aber auch sehr oft Fälle vor, die sofort ein nachdrückliches Einschreiten nöthig machen, und für solche sind Schläge alles andere eher als die Ultima ratio, sie müssen vielmehr ohne vieles Federlesen ertheilt werden, wenn sie überhaupt zur Anwendung kommen sollen. Die Kunst der Erziehung besteht dann gerade in der richtigen Erkenntniß, daß alle anderen Mittel unwirksam bleiben würden.

Die amtlichen Kundgebungen enthalten keine Warnung vor Versäumnissen in Anwendung körperlicher Züchtigung. Es ist dabei jedenfalls die Erwägung maßgebend gewesen, daß in den Schulen so wie so schon viel zu viel geschlagen wird, und daß man darum immer nur auf Mäßigung zu bringen habe. Das steht ja nun auch gewiß den Behörden ganz wohl an, und es könnte vielleicht auch zu Mißdeutungen Anlaß geben, wenn sie jene Warnung direct aussprechen wollten. Trotz alledem aber muß doch daran festgehalten werden, daß, wenn man einmal die körperliche Züchtigung überhaupt statuirt, die Hauptsache die ist, daß der rechte Zeitpunkt nicht versäumt wird. Damit ist ja noch kein Uebermaß gegeben. Im Gegentheil, es ist der beste Weg, um die Schläge so viel als möglich unnöthig zu machen. Unter denen, welche zu viel schlagen, sind gewiß sehr viele, die sich dazu nur darum veranlaßt sehen, weil sie versäumt haben, es zur rechten Zeit zu thun. Es ist darum ein ganz richtiger Grundsatz, der in manchen amtlichen Verordnungen geltend gemacht wird, daß jene Strafgewalt „pädagogische Einsicht und Besonnenheit" zur Voraussetzung hat. Wer die nicht hat, und dies in eclatanter Weise an den Tag gelegt hat, dem sollte aber nicht blos jene Strafgewalt entzogen werden, wie dort gefordert wird. Der taugt vielmehr überhaupt nicht für die Schule und wird durch Entziehung eines so wichtigen Disciplinarmittels in der Regel nicht tauglicher werden. Wenn es eben so leicht wäre, ohne große Härte unfähige Lehrer zu pensioniren, wie man unfähige Officiere außer Activität setzt, so würde das für die Schule ein großer Gewinn sein.

Denn das kann doch nicht geleugnet werden, daß der Schade, den unfähige Lehrer anrichten, ein ungemein großer sein kann. Man braucht nur einmal den Schaden in Betracht zu ziehen, der durch unpädagogische Anwendung der körperlichen Züchtigung angerichtet wird. Der eine Schüler wird dadurch eingeschüchtert, der andere wird gleichgültig und stumpf gemacht, in anderen wird Trotz und Widerspenstigkeit erweckt, in anderen endlich gar Erbitterung und Verstocktheit. Nimmt man dazu den Schaden, welcher dadurch entsteht, daß diejenigen Strafmittel ungenutzt bleiben, für die man die Jugend nicht frühzeitig genug empfänglich machen kann, so wächst das Sündenregister, das sich wegen unzeitigen Schlagens anlegen läßt, um ein ganz Bedeutendes. Und dabei ist noch gar nicht an Maßlosigkeit in der Anwendung zu denken, auch nicht an die Brutalität in der Ausführung, die sogar bis zur Körperbeschädigung vorgeht. Es ist zunächst nur von dem nicht durch pädagogische Einsicht geregelten Gebrauch die Rede.

Ein guter Lehrer hat nur wenig zu strafen, geschweige zu schlagen nöthig. Die Kunst der Erziehung ist, wie eine amtliche Verfügung sagt, um so größer, je seltener schwere Strafen stattfinden, ohne daß die Förderung des Unterrichts und der sittliche Geist der Anstalt darunter leiden.

Ein guter Lehrer hat seine Klasse so in Ordnung, daß Disciplinarfälle nur zu den Seltenheiten gehören. Die Schüler haben vor ihm Respect, sie achten und, was in der Regel auch nicht fehlen wird, sie lieben ihn: damit hat er sie vollständig in seiner Hand, es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, sich gegen ihn etwas herauszunehmen, sie können sich höchstens einmal vergessen. Das aber kann er ihnen leicht in väterlicher Weise zum Bewußtsein bringen und durch Beschämung mehr wirken als durch Bestrafung. Ein Hauptübel, mit dem ein Lehrer zu kämpfen hat, ist nun freilich die Trägheit, Faulheit und Zerstreutheit. Ohne Strafen wird's hier allerdings schwerlich ganz abgehen. Aber ein guter Lehrer wird auch in dieser Beziehung die Strafen möglichst entbehrlich machen.

Er weiß vor allen Dingen seine Schüler anzuregen und sie für den Gegenstand zu interessiren. Es ist ganz erstaunlich, was darin vom Lehrer abhängt. In einer Schule starb der Mathematikus, unter dem die Primaner fast durchgängig nur Miserables geleistet hatten. Der neue Lehrer war ein genialer junger Mann, der sie so anzuregen wußte, daß zuletzt die Conferenz in die Lage kam, darüber berathen zu müssen, was zu thun sei, damit die Schüler über der Mathematik nicht die anderen Lehrgegenstände vernachlässigten. Unter seinem Nachfolger war sie dieser Sorge erhoben. Er war auch ein tüchtiger Lehrer, und die Schüler lernten etwas bei ihm, aber er polterte und räsonnirte fortwährend über die Dummheit und Faulheit der Jungen, und das wirkte nun eben nicht anregend.

Was die Schüler im Ganzen und Großen leisten, hängt wesentlich vom Lehrer ab. Das Lehrtalent ist eine Gabe, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Es weiß den Schülern auch die Sache leicht und angenehm zu machen, ihnen Muth und Selbstvertrauen einzuflößen, und zugleich ein gewisses unwiderstehliches Muß mit seinen Anforderungen zu verbinden.

Und die liebe Jugend! Ja man kann wirklich von der lieben Jugend sprechen, denn es gibt nichts Liebenswürdigeres als sie, wenn sie nur recht angefaßt wird. Derselbe Zauber, den das jugendliche Wesen der Kinder auf die Herzen der Eltern ausübt, tritt auch den Lehrern entgegen, und es kommt nur darauf an, daß sie Auge und Herz dafür haben. Wer das mitbringt, wer den jugendlichen Geist in seiner reizvollen Eigenart erfaßt und liebgewonnen hat, den erkennt auch die Jugend sofort mit dem sichersten Instinct als den rechten Mann, der für sie geschaffen ist. Gleichsam im Sturm erobert er sich die Herzen, nein vielmehr sie fliegen ihm von selbst zu, und wenn er ihrem Geiste nun die Wunderwelt des Wissens erschließt, wie leuchten da ihre

Digitized by Google

jugendglänzenden Augen vor Entzücken! Und das ist Alles ganz wörtlich zu nehmen. Es liegt darin keine Uebertreibung und keine Idealisirung. Es kommt das Alles wirklich so vor in dem Maße, als der Lehrer so ist, wie er sein soll und sein kann, und das Bild eines solchen geliebten und verehrten Lehrers wird bis in's höchste Lebensalter in dankbarer Erinnerung gehalten, und sein Andenken gesegnet.

Man mache sich nur ganz einfach klar, daß es im Wesen des jugendlichen Geistes liegt, bildsam und empfänglich zu sein. Das Kind kann eigensinnig und unartig sein, und doch ist es auf der andern Seite gerade ihm gegeben, folgsam und lenksam zu sein. Das Kind kann auch sehr wohl träge und unlustig zum Lernen sein, es kann dafür lieber spielen wollen. Und doch ist es auf der andern Seite gerade wieder die Lernbegierde, deren es wie kein Anderer fähig ist. Und wer ihm hilft, das bessere Ich in ihm zur Herrschaft zu bringen, gegen den hat es eine Dankbarkeit und Anhänglichkeit, wie man sie sonst im Leben kaum finden dürfte.

Solchem Lehrer nun wird das Kind auch für einen Schlag, den es zur rechten Zeit empfangen, und der seine heilsamen Wirkungen gehabt hat, ewig dankbar sein können. Aber die Zahl der Schläge, die ausgetheilt werden, und für welche die Kinder gar nicht Ursache haben, dankbar zu sein, ist leider sehr groß, ja viel zu groß. Wenn man nun bedenkt, was das nach dem Bisherigen auf sich hat, und welcher Schade damit der Jugend zugefügt wird, so wird man nicht umhin können, zu fordern, daß mindestens gegen grobe Ausschreitungen in Anwendung des Züchtigungsrechtes von den Behörden mit unerbittlicher Strenge eingeschritten wird, und ganz besonders, wenn sie in Mädchenschulen vorkommen.

Warum eine brutale Behandlung junger Mädchen noch viel verwerflicher ist, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Die Frage kann nur sein, ob hier überhaupt geschlagen werden darf. Man wird hier allerdings Unterschiede machen müssen. In Schulen, wo bis in gewisse Klassen Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet werden, möchten vielleicht die Verhältnisse überhaupt so sein, daß hier auch die Mädchen etwas weniger zart und namentlich weniger zart besaitet sein dürften, als anderwärts. Im Allgemeinen aber wird es nicht zu viel gesagt sein, wenn als Regel aufgestellt wird, daß mit Mädchen, bei denen das zur rechten Zeit gesprochene richtige Wort schon eine so durchgreifende Wirkung hat, sich muß ohne Schläge fertig werden lassen.

Daß grobe Ausschreitungen in Anwendung des Züchtigungsrechtes unnachsichtlich geahndet werden, kann freilich nicht genügen, um das Uebel bei der Wurzel anzufassen. Das kann nur geschehen, wenn die Ueberzeugung allgemein und maßgebend ist, daß die Tüchtigkeit des Lehrers zwar den Schlag zur rechten Zeit zu geben, aber das Schlagen in der Regel entbehrlich zu machen wissen muß.

Carl Schulz.

Literatur und Kunst.

Olympiaden.

Die zuerst Gedanken trugen
In die blinde Menschenwelt,
Aus dem Steine Feuer schlugen,
Und das Wort zum Wort gesellt;

Lange blieb noch ihr Gedächtniß
In der Völker Thatenlauf,
Ihren Ruhm trug als Vermächtniß
Eine Zeit der andern auf.

Nun erklingen nur noch Sagen. —
Wer ist, der noch Jener denkt,
Die des Geistes ersten Fragen
Einen Grundstein eingesenkt?

Die gegründet, was wir wissen,
Und worauf wir steh'n, gebaut,
Die nach langen Finsternissen
Ersten Strahl des Lichts geschaut? —

In das Menschenmeer zerflossen
Ist der Stämme letzter Rest,
Die man einst als gottentsprossen
Pries bei jedem Siegesfest.

Uns erscheinen nun als Spiele
Aus der Kindheit unsrer Welt,
Was sie dort als höchste Ziele
Aller Nachwelt aufgestellt ...

Doch das Ideal der Zeiten
Kennt nur Wandlung, nicht Vergeh'n,
Und im ew'gen Vorwärtsschreiten
Bleibt es, als dies selbst, besteh'n.

Hermann Lingg.

Shakespeares „Macbeth" bei G. G. Gervinus und Fr. Kreyssig.

Goethe nennt es eine Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt, und es ist sicherlich einer der hehrsten Vorzüge der Meisterwerke in allen Gebieten der Kunst, durch die ihnen innewohnende Elementarkraft des Genies, gleich den Schöpfungen der Natur, uns ewig jung zu erscheinen. So werden auch die großen Gebilde Shakespeares für alle Zeiten gewichtige Marksteine im Gebiete des geistigen Lebens bleiben; mit vollem Recht sind sie eine „Bibel der Welt", ein „Spiegel, in dem die Menschheit sich sieht", genannt worden, und, ich citire abermals ein Goethe'sches Wort: „weil es kein Motiv des Menschenlebens gibt, das Shakespeare nicht dargestellt nnd ausgesprochen hätte", darum geht in der Zeitwoge unser Interesse für ihn nicht unter, er wird so lange modern bleiben, als die menschlichen Leidenschaften währen, so lange als die Herzen noch nicht verlernt haben in Leid und in Lust höher zu klopfen und überzuwallen.

Hieraus entnehme ich das Recht zu meinem Versuche: Bekanntes in einen Zusammenhang zu bringen, aus dem sich ein oder das andere neue Resultat ergeben soll. Zu diesem Zwecke habe ich aus der umfangreichen Shakespeareliteratur zwei seiner Interpreten, Gervinus und Kreyssig, herausgegriffen, und deren verschiedene Meinungen über „Macbeth", eine der späteren Dichtungen Shakespeares, die grade darum den deutlichsten Stempel seiner schöpferischen Genialität trägt, gegenübergestellt. Georg Gottfried Gervinus hat zwar am Ende seines Lebens durch eine gewisse Starrheit individueller Ansichten an wissenschaftlichem Ansehen wesentlich Einbuße erlitten, doch bleibt seine Kenntniß des Shakespeare als eine hervorragende anerkannt; ebenso ist Fr. Kreyssigs kritische Bedeutung nicht gering, und seine umfangreichen Veröffentlichungen über den englischen Dichterheros lassen uns mit Sicherheit allseitige Gründlichkeit voraussetzen. Die Verschiedenheiten ihrer Ansichten über ein und dasselbe Werk scheinen mir nicht unwesentlich zum besseren Verständniß desselben, das in seiner unvergänglichen Bedeutung sich niemals unserer Beachtung entziehen wird, beizutragen. Persönlichen Meinungen

Digitized by Google

und Bedenken, die sich mir dabei aufdrängten, habe ich geglaubt um so eher Ausdruck geben zu dürfen, als über die Shakespeare-exegese die Acten noch keineswegs geschlossen sind.

Ueber die Entstehung des „Macbeth" ist man ziemlich genau unterrichtet. Dr. Forman erwähnt in seinem Tagebuch eine Aufführung der Tragödie im „Globe" am 20. April 1610. Vermuthlich ist aber das Stück schon einige Jahre früher geschaffen, da es deutliche Anspielungen auf die Thronbesteigung Jakob I. in England, die 1603 erfolgte, und auf die dadurch geschehene Vereinigung der drei Königreiche Schottland, Großbritannien und Irland enthält. Aug. Wilh. Schlegel vergleicht in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur die geistreiche Art der neuen Dynastie Glückwünsche darzubringen mit Sophokles' Preis von Athen und Aeschylus' Verherrlichung des Areopags in den Eumeniden. Den Stoff zu Macbeth fand Shakespeare, seiner Natur nach zur theatralischen Bearbeitung einladend, in Holinsheds Geschichtsbildern, sein eigentlicher Ursprung aber ist die lateinische Chronik von Hector Boethius, die der Humanist Bellenden in das Schottische übersetzt hat. Shakespeare brauchte stofflich gar nichts zu erfinden, nur die psychologische Ausbildung ist sein Theil. Darin aber steht grade in Macbeth seine Dichtergröße im Zenith; das Drama wird als eine seiner größten Schöpfungen bezeichnet, Nathan Drake nennt es sogar sein größtes Werk: „das erhabenste und wirkungsvollste Drama, das die Welt je sah"; auch Goethe hält Macbeth für Shakespeares bestes Stück, Lessing dagegen schreibt: „Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als „Othello", als „König Lear", als „Hamlet"" — von Macbeth spricht er nicht. Auf die deutsche Bühne ist Macbeth 1772 durch eine Aufführung in Wien, veranlaßt von Stephanie dem Jüngeren, gelangt. Friedrich Ludwig Schröder brachte ihn am 21. Mai 1779 in Hamburg, Schiller am 14. Mai 1800 in Weimar zur Darstellung, 1825 richtete Spicker den Macbeth für die Berliner Bühne ein.

Gervinus bezeichnet „Hamlet" als das Stück des philosophischen Tiefblicks, „Heinrich IV." als das der frischen Freude an dem breiten, thätigen Weltleben, „Othello" als das der umsichtigsten Begründung der Charaktere, „Lear" als das der gewaltigst aufeinanderstoßenden Leidenschaften, „Macbeth" endlich: als einzig hervorragend durch den Glanz der poetischen Darstellung und Malerei, und die lebendige Vergegenwärtigung von Personen, Zeiten und Orten.

Mit dieser Definition stimmt Kreyssig ziemlich überein; er lobt besonders die einheitliche Handlung, die Durchsichtigkeit des Planes, die markige Kraft und den kühnen Schwung der Sprache und den Reichthum der poetischen Färbung. Mir aber will scheinen, als ob Macbeths ganze Vortrefflichkeit hiermit nicht erschöpfend ausgeführt wäre.

Die Wirkung, die das Stück auf uns übt, ist im höchsten Grade tragisch, sie ist adäquat den Kriterien, die nach der meisterhaften Lessing'schen Analyse des Aristoteles für eine Tragödie entscheidend sind; wir empfinden in der Läuterung, wie sie Lessing verlangt, Schrecken und Mitleiden. Man vergegenwärtige sich nur einzelne Scenen: das geheimnißvolle Geflüster der Gatten nach der furchtbaren That, die markerschütternde Schilderung Macbeths, wie sie geschehen, den Jammer Macduffs, als er den Mord seiner Familie erfährt, und vor Allem jene ergreifenden Scenen, in denen sich das sittliche Strafgericht vollzieht. Wir stehen hier überall vor der tiefsten Wirkung, die aus der unmittelbaren Natur herausgeschaffen ist, und ich glaube, daß man darum Macbeth als die tragischste der Tragödien Shakespeares bezeichnen kann.

Gervinus nennt Macbeth das grade Gegenstück zu Hamlet; ihm ist Jener ein tragischer Held im vollen Sinne des Alterthums, während Hamlet in einer antiken Tragödie unmöglich wäre. Dieser, wie Jener, ist eine schön angelegte Natur, die zum Bösen umschlägt, trotzdem sind sie grundverschieden, wie schon der äußere Charakter der beiden Stücke beweist. In Macbeth ist rasche Entwicklung, die Handlung schreitet mit ehernen Schritten, überall sind riesige Züge. Die Regierung des Macbeth währet 17 Jahre, in der Tragödie kommen wir aber nicht zum Bewußtsein der Breite dieses Zeitraumes, es reißen die fließenden Ströme Blutes uns wie in einem jähen Strudel hin — Macbeth ist die Tragödie der That. In Hamlet dagegen, begegnen wir den Leidenschaften wie einem schleichenden Fieber; ein Theil des Organismus nach dem anderen wird davon ergriffen, bis schließlich die Vernichtung geschieht — Hamlet ist die Tragödie des Zögerns. Die Naturen der beiden Helden geben hierzu die Bedingungen. In Macbeth ist jeder Zoll der starke Mann, er ist eine Soldatennatur, der die Verstellung so lange fremd ist, so lange er nicht ein Verbrechen zu verbergen hat, die verwundbare Stelle seiner Seele ist der Ehrgeiz, diesen im irdischen Leben zu befriedigen gilt ihm so hoch, daß die Folgen für ein künftiges ihn nicht kümmern; fast „thatensüchtig" ist er zu nennen. Hamlet dagegen ist jeder Zoll ein Nerv, sein Stolz ist nicht Heldenthum, sondern geistige Bildung, seine schärfste Waffe ist die Verstellung, er ist herzensschwach und der Furcht und dem Zweifel vor dem Jenseits unterthan — Gervinus nennt ihn „thatenflüchtig".

Diese Gegensätzlichkeit, von der man zugeben wird, daß sie oft recht frappant ist, liegt Kreyssig gänzlich fern; er versucht uns Macbeth besser erkennen zu lassen, indem er seine Wirkung mit der des Othello vergleicht. Für ihn steigert sich, hier wie dort, eine Leidenschaft zur allein gebietenden Macht in der Seele des Helden, bei Macbeth ist es der Ehrgeiz, bei Othello die Eifersucht. Beide unterliegen der dämonischen Gewalt, die sie erfüllt, nachdem vorher deren verheerende Wirkung auch alle äußeren Verhältnisse zerrüttet hatte. Beide Helden sind auch weit über das Maß des Gewöhnlichen angelegt, der ehrgeizige Nordlandskrieger sowohl, wie der eifersüchtige Mohr, sind Naturen von riesenhaften Verhältnissen und urkräftigem Leben. — So weit kann man der Auslegung beipflichten; wenn Kreyssig aber auch für beide Stücke gemeinsam hervorhebt: „Schnell reift die Empfindung zum Wollen, das Wollen zum Thun — wie ein Wirbelwind bricht die Katastrophe herein" — so ist das, auf Othello bezogen, nicht motivirt. Wir sehen im Gegentheil das Gift, das Jago träufelt, nur langsam, nur nach und nach wirken, immer wieder hofft Othello auf die Unwahrheit der Berichte, und die Ermordung Desdemonas ist nicht das Resultat eines schnellen Entschlusses, sondern einer Reflexion, die ihn diese fast wie die nothwendige Sühne der zum Himmel schreienden gekränkten Sittlichkeit erscheinen läßt.

Dann markirt Kreyssig treffend die Unterschiede, die Macbeth und Othello in ihrem Gesammteindruck kennzeichnen; er sieht in Othellos Leidenschaft gewissermaßen einen pathologischen Zustand, während Macbeth selbst in der tiefsten Entartung noch auf der naturgemäßen Bahn des thatkräftigen Mannes bleibt. Zu verwundern aber ist, daß er bei seiner Erklärung des Macbeth nur mit einem Worte Richard III. gedenkt, der doch auf den ersten Blick Vieles mit diesem gemein hat. Macbeth sowohl als Richard erringen sich einen Thron, der ihnen nicht gebührt, Beide schreiten von Verbrechen zu Verbrechen, bei Beiden vollzieht sich das sittliche Strafgericht durch gänzliche Vernichtung, Beide bleiben heldenhaft bis zu ihrem Ende.*) Für Gervinus beginnt Macbeths Aehnlichkeit mit Richard erst in der Phase seiner Laufbahn, in der jede Umkehr hinter ihm liegt, wie er „schon so tief hineingewallt ist in das Blut", daß: „Umkehr so lästig wäre, als durchzugehen", und richtig bemerkt er, daß bei näherer Betrachtung die Aehnlichkeit allerdings nur in den äußeren Verhältnissen besteht, daß Richard von Natur zu Bösem geschaffen, während Macbeth eigentlich gut und edel beanlagt ist und erst der Leidenschaft und dem Fluch der bösen That zum Opfer fällt.

Außer dieser Charakterverschiedenheit besteht aber zwischen Beiden noch eine andere wesentliche Ungleichheit, die ich auch im Gervinus nicht, sondern nur bei Rötscher hervorgehoben finde: Richard ist eine historische Gestalt und am besten als Product historischer Verhältnisse zu begreifen, es sind die vorhergegangenen

*) Vergleiche: Th. Rötscher, „Shakespeare in seinen höchsten Charaktergebilden".

Digitized by Google

factischen Ereignisse seine nothwendige Voraussetzung; Macbeth dagegen erklärt sich aus sich selbst, zu seiner Bestimmung gehört nicht, was vor ihm war, was nach ihm kommt, für ihn haben die geschichtlichen Beziehungen einzig die Bedeutung allgemeiner Bedingungen, während sie mit Richard in ganz concretem Zusammenhange stehen.

Kreyssig betont, daß im Macbeth überhaupt keine geschichtlichen Voraussetzungen, nicht das Schicksal der Völker, sondern die Verknüpfung persönlicher Verhältnisse, den Rahmen des Bildes schließen. Er wendet sich deswegen auch gegen den Versuch, den wir bei Gervinus finden, in Macbeth eine Art symbolischer Verherrlichung des Ueberganges aus der nordisch-heidnischen Barbarei zu christlicher Gesittung zu sehen. Gervinus erkennt schon in Hamlet eine Absichtlichkeit darin, daß der Mann der Civilisation und Gelehrsamkeit mitten in ein Zeitalter von rohen Sitten und physischer Kraftübung gestellt ist und will, in der gleichsam zweiseitigen Schilderung, eine Wendung der Cultur und Bildung angedeutet sehen. Als ein Beweis mehr, daß Shakespeare Derartiges im Sinne lag, dienen ihm Andeutungen derselben Absicht im Macbeth, der, als ein Mann von der alten Strebekraft der Heroengeschlechter, an einer ähnlichen Scheide, nur daß dieses Mal die Zeit selbst zu milderen christlichen Sitten vorwärts dringt, sich befindet.

Man muß diese Conjectur, Macbeth als symbolische Figur aufzufassen, wohl doch als sehr gewagt bezeichnen, wenigstens ist es mir nicht gelungen, im Texte des Stückes selbst irgendwie diese Absicht des Dichters angedeutet zu finden. Zwar wird von dem „frommen" Eduard als Nachfolger Duncans gesprochen, aber dessen Milde und Menschlichkeit wird uns gleichfalls gerühmt und „um ihren Tafeln Speise, ihren Nächten Schlaf zu schaffen" empören sich die Schotten wider Macbeth; von irgend einer Idee, für die sie die Waffen ergreifen, ist nicht die Rede. Kreyssig widerlegt geistvoll, was Gervinus zur Bestätigung seiner Muthmaßung anführt; durch eine unbefangene Auffassung des Textes kommt er zu der Ueberzeugung, daß Macbeth selbst schon auf härtere, rohe Zeit, als auf eine vergangen Zeit zurückblickt, und culturhistorische Parallelen und Perspectiven überhaupt der Bildung Shakespeares und der Denkweise seiner Zeit vollkommen fern waren.

Es liegt nahe, die Schiller'sche Umdichtung der Hexenerscheinungen, die Gervinus eine „Travestie" nennt, und gegen die bekanntlich auch Schlegel sehr scharf zu Felde gezogen, gleichfalls in dem Sinne zu deuten, als ob hiermit der Bruch mit der mittelalterlichen Rohheit und Unbildung angedeutet werden sollte; doch hieße das die Absicht Shakespeares geradezu mißverstehen, und Schiller ist mit seinen Hexen auch wirklich in diesen Fehler verfallen. Zu Shakespeares Zeiten befand sich der Hexenglaube noch in vollem Schwunge; auch in England hatte er, eine Erscheinung, die wir überall beobachten, mit der Reformation zusammen um sich gegriffen. Aus der schottischen Regierungszeit Jakob I. stammen grandiose Hexenprocesse, und der König selbst hatte im Jahre 1597 eine Dämonologie veröffentlicht, die ein ausführliches Lehrbuch des gesammten Hexenwesens und der höllischen Zauberkünste ist. Es hatte das Buch einen horriblen Erfolg; allein im folgenden Jahre seines Erscheinens kostete es in Schottland 600 alten Weibern das Leben. Als Jacob I. auch König von England wurde, ließ er das kostbare Buch neu erscheinen, und eine seiner ersten Regierungsthaten war eine Verschärfung der Gesetze gegen Hexen und Zauberei.

Man sieht also, daß Shakespeare nur dem Geschmack des Tages huldigte, wenn er wirkliche Hexen auf die Bühne stellte. Ben Johnson beweist ausführlich, daß Shakespeare seine „Schicksalsschwestern" treu nach Jacob I. Dämonologie geschaffen; Gervinus und Kreyssig sind der Ansicht, daß ihre Gestaltung conform dem Volksglauben ist. Während andere Interpreten in den Hexen nur den Reflex der bösen Gedanken Macbeths, nur eine Sinnestäuschung, eine verkörperte Darstellung seines inneren Wesens erkennen*), halten Gervinus sowohl als Kreyssig sie für concrete Erscheinungen, denen die Macht, die Menschen zu versuchen, gegeben ist. Macbeth bleibt auch nach ihren Weissagungen noch vollständig Herr seiner Thaten, sie legen keineswegs den Keim des Bösen in ihn, ihre höllische Natur läßt sie nur die schlechten Triebe bestärken; sie repräsentiren nicht ein lenkendes Fatum, wie die Alten es sich dachten, sondern sind Werkzeuge des Schicksals, dessen Sterne wir in unserer eigenen Brust tragen, sie sind Kuppler der Sünde. Gervinus erkennt in ihnen einen poetischen Zug, der an die nordischen Nornen erinnert, Kreyssig geht noch einen großen Schritt weiter. Für ihn bieten die Shakespeare'schen Hexen der idealisirten Auffassung Schillers einigen Anhalt. Ihr plötzliches, unheimliches Erscheinen und Verschwinden, ihre übermenschliche Größe (die ich übrigens im Stücke nicht angedeutet gefunden) die eigenthümliche Beimischung klassisch-mythologischer Bilder in ihren Sprüchen, alles das läßt sie ihm poetisch verklärt erscheinen, und veranlaßt sein Dafürhalten, daß bei ihrer Darstellung auf der Bühne zwischen dem fratzenhaften Spuk des Volksaberglaubens und der vornehm idealisirenden Auffassung Schillers die Mitte gehalten werden solle.

Man könnte aus den Kreyssig'schen Ausführungen hierüber fast einen Widerspruch herauslesen. Er erklärt zuerst ausdrücklich: „Alles Das zeigt uns die elenden, verächtlichen Wesen, welche der Volkswahn verfolgte, auch entfernt nicht die aufgeklärten, klassisch gebildeten Versucherinnen der Schiller'schen Bearbeitung", — und kurz darauf kommt er doch zu dem oben angeführten Schlusse. Um diesen Widerspruch sich zu erklären, muß man die innere Wesenheit der Hexen von der poetischen Atmosphäre, in der sie auftreten, und von ihrer Erscheinung trennen, — darin aber liegt gerade eine Schwäche der Kreyssig'schen Beweisführung. Es soll die Darstellung uns vor Allem so klar als möglich zur Anschauung bringen, was der Dichter als Charakter in seine Gestalten gelegt, jene hat diesen zur Voraussetzung und ist am gelungensten, wenn sie mit ihm zusammenfällt. Auch kann ich grade die mythologischen Bilder, die Kreyssig für seine Ansicht citirt, als wesentliche Momente nicht erachten; es ist bekannt, daß Shakespeare es überhaupt geliebt, seine klassischen Kenntnisse so oft als möglich zu verrathen.

Wenn wir nun die Ansichten über den Helden zusammenfassen, so nennt Kreyssig Macbeth: im Guten wie im Bösen den Typus des starken, leidenschaftlichen Naturmenschen der altnordischen Barbarei. Für ihn sind die Gesetze der sittlichen Welt keine Schranke, seine Sittlichkeit ist nur die der Gewohnheit, sein schönster Charakterzug ist die innere Wahrhaftigkeit, der Widerwille gegen Lüge und Selbsttäuschung.

Gervinus sieht in Macbeth die Ueberkraft, den Trotz gegen Menschen und Götter, die Sicherheit vor rächenden, überirdischen Mächten dargethan und — wie es die poetische Gerechtigkeit verlangt — auch zu Falle gebracht.

Kreyssig legt also den Hauptton auf das Menschsein Macbeths, während Gervinus den Helden vorzüglich als Träger einer Idee darstellt.

Eigenthümlich ist es, daß wir über Macduff, der doch als Macbeths verkörpertes Verhängniß entschieden besondere Beachtung verdient, und dem auch in dem Stücke drei Scenen, überhaupt nach Macbeth und der Lady die wirkungsvollste Rolle zugefallen ist, bei Kreyssig kein Wort finden. Gervinus wird seiner Bedeutung durch Hervorhebung der Gegensätzlichkeit seines Charakters zu dem Macbeths gerecht. Außerdem spricht er über die verschiedene Auslegung jener erschütternden Scene, in der Macduff den Tod seines Weibes und seiner Kinder erfährt. „Die Kinder auch" sind Macduffs erste Worte bei der entsetzlichen Botschaft, und dann entringt sich's mit wehester Bitterkeit seinem Munde: „Er hat keine Kinder!" — Tieck, und später Dingelstedt, beziehen diesen Ausruf unbegreiflicher Weise auf die Trostesworte Malcolms; Horn und Simrock wollten darin den Ausdruck des Unmuths, daß Macbeth keine Kinder habe, an denen er (Macduff) sich rächen könne, erkennen; es liegt wohl doch aber die Gervinus'sche Auffassung, nach der jener Ausruf bedeuten soll: „So teuflisch kann nur ein kinderloser Mann sich rächen", dem Gefühle am nächsten.

*) Vergl. Rudolph Genée: Shakespeare.

Digitized by Google

Für Banquos Charakteristik findet Gervinus sowohl als Kreyssig in der Hexenscene den besten Anhalt, und beide ziehen sie dieselben Schlüsse, nur daß Gervinus auch in Banquo Anlagen erkennt, die denen Macbeths complementär sind, und hervorhebt, wie die dunklen Gewalten in Macbeths Seele durch Banquos freien, edlen Sinn zu erhöhter Deutlichkeit gelangen.

Sehr weit jedoch stehen Gervinus und Kreyssig bei der Beurtheilung der Lady Macbeth auseinander, es gipfelt hierin ihre unterschiedliche Auffassung; Gervinus, mit vielem Recht ein Shakespearomane genannt, ist geneigt zu verklären, wogegen Kreyssig sich wider die große Bewunderung für diesen Charakter auflehnt. — Nach meinem Empfinden ist die Lady Macbeth eine der grandiosesten Gestalten der dramatischen Poesie, das Beginnen der Romantiker aber, über das schon Goethe gespottet, sie zu einer liebenden Gattin und Hausfrau zu stempeln, oder sie einen Verklärungsproceß durchmachen zu lassen, wie Bodenstedt das versucht, erscheint doch fast tendenziös.

In der Holinshed'schen Chronik ist Lady Macbeth geschildert*): als eine stolze, ehrsüchtige Frau, voll brennender Begierde Königin zu werden, die nicht aufhörte Macbeth zu plagen, bis sie ihn dazu völlig entschlossen gemacht hatte. Shakespeare ist dieser Charakteristik wohl gefolgt, mit Abweichungen aber, die uns versöhnlich gegen die Lady stimmen müssen. Auf den ersten Anblick erscheint sie uns wie eine Klytämnestra an Stolz, Grausamkeit, Unerschrockenheit und Gewissenlosigkeit; wie Gervinus sie zeichnet: als ein mächtiges Weib, das noch mehr Furcht als Haß in uns weckt, von furchtbarer Sicherheit im Wollen, von dreifach gestählter Entschlossenheit. Er zeigt, mit welch' unerschütterlicher Willenskraft sie auf ihr Ziel zustrebt, wie sie mit teuflischer Beredtsamkeit, jeden Rest von Weiblichkeit und Menschlichkeit abthuend, den Gatten zu der entsetzlichen That aufstachelt, ihn an seiner empfindlichsten Stelle, mit dem Zweifel an seiner Männlichkeit, verwundend. Hier muß die Lady allerdings wie der böse Dämon des Gatten erscheinen, aber Gervinus hebt mit Recht hervor, daß sie selbst in dieser gräßlichen Verirrung nicht aller weichen Züge entbehrt. Der Ehrgeiz ist auch für sie das Motiv zur That, doch richtet sich keiner ihrer Gedanken auf die eigene Erhöhung, daß sie Königin werden will, daran denkt sie nicht, nur auf des Gemahles Haupt soll die Krone glänzen; ihm gebührt nach ihrer Ansicht alle Größe, und kein Schritt ist zu kühn und zu blutig, ihm die höchste zu verschaffen. — So aber fehlt ihrem dämonischen Wesen jedes niedere Motiv, und in einem Moment kann sie, die von den höllischen Geistern ihre Entweibung verlangt, auch über eine weibliche Schwäche nicht hinweg, sie kann den Todesstoß auf den schlafenden König nicht führen, weil er gar so sehr ihrem eigenen Vater gleicht.

Das sind von Shakespeare meisterhaft angebrachte Züge unsere Theilnahme für Lady Macbeth nicht im Hasse untergehen zu lassen und mir erscheint es geboten, wenn Gervinus sie voll betont. Kreyssig sieht das ganz anders an; für ihn ist die Lady von vornherein eine vollendete Virtuosin des Verbrechens, ein Wesen, neben welchem der gewissenlos-ehrgeizige, aber noch nicht völlig gefühllose Krieger, fast als die sentimentale Unschuld erscheint. Daß sie den schlafenden König nicht eigenhändig erstechen mag, weil er ihrem Vater gleicht, nennt er eine vorübergehende Anwandlung rein sinnlicher Schwäche. Die Liebe zum Gatten läßt er gelten, aber nur weil für die Ungeheuerlichkeit jenes Charakters das ästhetische Gefühl nach einer Milderung suchen muß, und die Hingebung für den Gemahl noch die meiste Begründung findet. Es fehlt Kreyssig in dem Charakter der dramatische Entwickelungsproceß, und das läßt ihn, nach seiner Ansicht, uns räthselhaft erscheinen. — Auf diesen Vorwurf will ich später zurückkommen, zunächst glaube ich aus Gervinus noch Bemerkungen anführen zu müssen, die uns Lady Macbeth besser verstehen lehren, als dies durch die Kreyssig'sche flüchtige Darstellung möglich ist.

Die weibliche Natur in Lady Macbeth wird trotz der elementaren Seelenstärke, die uns fast schaudern macht, nicht lange zurückgedrängt. Nachdem die furchtbare Mordthat vollbracht, sucht sie zunächst mit weiblicher Klugheit eine Entdeckung zu verhüten, noch bei dem Bankett sehen wir sie als aufrichtende, treibende Kraft neben dem Gemahl, — dann aber steht sie still, und als keine ihrer glänzenden Erwartungen sich erfüllt, als ihr Gatte, statt in glücklicher Größe zu leben, in immer neues Kämpfen und Morden hineingestürzt wird, da ist es zu Ende mit ihrer Kraft, sie sinkt immer mehr auf das Maß des Weibes herab, je mehr der Kampf den rein psychologischen Boden verläßt und mit concreten Gewalten beginnt.*) Doch selbst als sie gebrochen ist an Leib und Seele, erkennen wir noch die hervorragendste Seite ihres Charakters: die überweibliche Willensstärke. Am Tage, von Dienerinnen umgeben, ist sie völlig Herrin ihres Grames und ihrer Reue, nur in der Nacht „plaudert die befleckte Seele ihr Geheimniß den tauben Kissen". Der Körper unterliegt früher als der starke Geist, und es ist eine, wenn auch kühne, so doch physiologisch und psychologisch motivirte Wendung, daß sie zur Nachtwandlerin wird und so die Qualen ihres Gewissens verräth. Die Annahme, daß sie durch Selbstmord endet, die wir bei fast allen Interpreten finden, gründet sich auf nur sehr vage Andeutungen in dem Stücke selbst, sie ist aber vollständig logisch, und als ein Theil der Sühne ihres Verbrechens unserem sittlichen Bewußtsein eine Beruhigung.

Noch ein Mal, ich glaube, Lady Macbeth ist auf diese Weise richtiger erfaßt, als wenn Kreyssig sie uns schildert: ohne eine Spur von Scrupeln und Seelenkampf, als nordische Furie. Allerdings, in gewisser Beziehung ist der vorhin erwähnte Kreyssig'sche Tadel gerechtfertigt. Die ungeheuerliche Abnormität ihres Charakters tritt in plastischer Fülle vollkommen unvorbereitet, als fertige Thatsache vor uns. Wie wir sonst gewöhnt sind, das Natürliche hinzunehmen, wird uns hier zugemuthet an die Umkehr der Natur zu glauben. Es ist schon früh empfunden worden, daß in der Entwicklung der Gestalt der Lady Macbeth wesentliche „dramatische Willkür" herrscht, so hat schon William Davenaut in seiner Bearbeitung (1665) eine Lücke zwischen der Bankett- und der Nachtwandlerscene gefühlt, und eine Scene der Reue und Zerknirschung eingeschaltet. Kreyssig aber vergißt bei seiner Bemerkung etwas Wesentliches in Betracht zu ziehen — den Ton des ganzen Stückes, in dem Lady Macbeth die Heldin ist, und dessen intellectuelle Züge sie gewissermaßen trägt. Es ist die geheimnißvolle Macht einer jeden großen Charakterzeichnung, daß sie uns in eine eigenartige Welt bannt; um Lady Macbeth begreiflich zu finden, erscheint mir das wie eine Vorbedingung, die auch in dem Stücke durch seine ersten Scenen schon gelöst wird, bald das erste Auftreten Macbeths nimmt sein Jahrhundert mit in die Dichtung hinüber. Es sind die gigantischen Kräfte eines eisernen Zeitalters, die deren Typus bilden, und dadurch sind bestimmte Farben für die poetische Gestaltung a priori geboten — mit diesen sehen wir eben die Lady Macbeth gemalt.**) Nun aber zeigen sich in dem hünenhaften Charakter, der durch sein Zeitalter erklärt wird, bald auch allgemein menschliche Züge, die jenen unserem Verständniß noch näher rücken, und so glaube ich, daß man Kreyssigs Einwurf ganz berechtigt nur für den technischen Aufbau der Tragödie anerkennen wird, daß aber unser ästhetisches Gefühl nicht so sehr darunter leidet, als er annimmt.

In der Beurtheilung der Lady Macbeth culminiren nicht allein die Meinungsverschiedenheiten zwischen Kreyssig und Gervinus über eine Einzelfigur, sie kann auch als charakteristisch für den Kreyssig'schen Standpunkt überhaupt angesehen werden. Eine von Shakespeares großartigsten Gestalten wagt er nicht vollendet zu finden, und schon darum ist er, trotz all' seiner Anerkennung und seiner Bewunderung für Shakespeare, doch keineswegs zu den eigentlichen Shakespeareromanen zu zählen.

In früheren Zeiten begnügte man sich in bilderreicher Sprache den Preis des Dichters zu singen; jetzt sind die Shakespeare-Untersuchungen im Gange, und mit Hülfe der gelehrtesten Con-

*) Vergl. Genée: „Shakespeare."

*) Vergl. Rötscher a. a. O.

**) Vergl. Rötscher a. a. O.

Digitized by Google

jecturen versucht man die dichterische Kraft Shakespeares, die grade, weil sie incommensurabel ist, so sehr imponirt, zu analysiren, sich häufig genug, statt objectiver Kritik, philosophisch-ästhetischen Ausschweifungen hingebend.

Goethe erklärt in einem Gespräche mit Eckermann: „er halte Shakespeare für ein Wesen höherer Art, zu dem er hinaufblicke, und das er zu verehren habe"; in dieser Bemerkung findet Gervinus einen willkommenen Grund mehr für seine schrankenlose Verherrlichung des großen Briten.

Wenn schon Dr. S. Johnson, über Shakespeare sprechend, den Seufzer ausstößt: „Es ist zu beklagen, daß solch ein Dichter einen Commentar nöthig hat!" — was würde er erst zu der jetzigen Shakespeareliteratur sagen?

Sicherlich, Gervinus sowohl als Kreyssig, lassen uns begreifen und schätzen, wie sehr werthvoll für das Verständniß der Werke des Dichterheros die Vertiefung an kundiger Hand ist; aber jener Eifer, der, um auslegen zu können, unterlegt, und uns nicht erklärt, sondern verdunkelt, ist vom Uebel, mag er auch noch so geistvoll und gelehrt sich äußern. Nach meinem Dafürhalten hat Karl Frenzel ein sehr beherzigenswerthes Wort gesprochen, wenn er von den Shakespeare'schen Dramen sagt:

„Je harmloser wir ihnen entgegentreten, je weniger wir in ihnen die Lösung von Räthseln und Problemen aufsuchen, je inniger wir uns dem Eindruck hingeben, den sie, uns anziehend und abstoßend, auf uns ausüben, desto mehr nähern wir uns ihrem Verständniß!"

Albert Weigert.

Phonetische Schwärmer.

Wenn man die von Tag zu Tag sich mehrende Litteratur über die orthographische Frage nach den Massen zusammenstellte, welche von den verschiedenen Richtungen zu Tage gefördert werden, und daraus sich ein Bild zu machen versuchte von deren Anhängerzahl, so könnte man leicht auf die Vermutung kommen, dass unser Vaterland meist von radikalen Reformern oder deren Anhang bevölkert sei, denn selten nur erhebt sich eine vor Ueberstürzung warnende Stimme, und wenn es ja einmal geschieht, so darf ihr Urheber sicher sein, von den Herrn „fonetikern" entweder verdächtigt oder tot geschwiegen zu werden, letzteres namentlich dann, wenn man seine Gründe nicht zu widerlegen weiß. Da das kleine aber rührige Völkchen über eigene Zeitschriften gebietet, in denen ketzerische Ansichten keine Aufnahme finden, so behält es natürlich immer Recht und freut sich seines wachsenden Anhangs, denn hier und da finden sich doch wohl ein halbes Dutzend Leute zusammen, die alles das für lautere Wahrheit halten, was von den Wortführern dafür ausgegeben wird. In Wirklichkeit ist der Anhang nicht so groß: der größere Teil des Publikums verharrt in Teilnahmlosigkeit, und selbst durch Kraftworte wie*):

> „in der Schule soll künftig nur noch Grammatik und Stilistik gelernt werden, Orthographie dagegen gar nicht, weil der grammatisch Gebildete ohne weiteres richtig schreibt,"

oder:

> „für die Schulkinder muss der Unterricht in der Orthographie gänzlich wegfallen. Sie lernen lesen und damit zugleich auch richtig schreiben. Laut und Buchstabe decken sich,"

lässt es sich nicht für die phonetische Rechtschreibung begeistern; ja die wenigen, welche auf solche Phrasen hören, würden sich davon abwenden, wenn sie wüssten, mit welcher Oberflächlichkeit und Unkenntnis deren Urheber verfahren.

Wie geringe die Sachkenntnis der Herren „fonetiker" ist, soll in dem Folgenden dargelegt werden.

Als wichtigster Grundsatz der deutschen Rechtschreibung gilt bekanntlich die Regel: Schreibe, wie Du richtig sprichst! und diese Forderung, dass die Schreibung der Wörter mit der gebildeten Aussprache in möglichst vollkommene Uebereinstimmung gesetzt werde, hat auch die orthographische Konferenz aufgestellt! Es ist aber nicht leicht, ihr in jedem einzelnen Falle gerecht zu werden. Einige Beispiele, deren Erörterung von den „fonetischen Reformern" natürlich unterlassen wird, da sie nicht in ihren Kram passt, werden dies sogleich klar machen.

1) Wie sollen wir die 3. Prs. von geben lautrichtig schreiben, gibt oder gibt, gipt oder gipt? Man soll schreiben, wie man spricht. — Gut; wie spricht man denn? Ist das I lang oder kurz?

Wenn der geneigte Leser auf sich selbst Acht giebt, so wird er vielleicht bemerken, dass sein eigener Sprachgebrauch schwankt. Fragten wir bei unsern „fonetikern" an, so würden wir höchst wahrscheinlich ein ebenso unrichtiges Urteil bekommen, wie das, welches die orthographische Konferenz in dem vorliegenden Falle abgegeben hat: dass das I kurz sei, — während sich aus den Reimen unserer Dichter (z. B. giebt — liebt; niemals gibt — nippt) nachweisen lässt, dass in der Sprache unserer neuhochdeutschen Litteratur das I lang ist.*)

2) Ist das e in senken von dem ä in tränken verschieden, oder hat es gleichen Klang? Ist es gleichklingend, so müsste die Schreibung dieser Wörter doch auch übereinstimmen. Wie sollen in der „ferbesserten ortografi" denn solche Wörter geschrieben werden, die wir in unserer Unkenntnis des phonetischen Heils bisher drängen, sprengen, zwängen, gerben, färben geschrieben haben? Soll der kostbare Unterschied des e und ä, der in diesen und den obigen Wörtern weder durch die Aussprache noch durch die geschichtliche Entwickelung der Sprache begründet ist, — sie werden teils vom Imperfekt abgeleitet, also von sank, trank, drang, sprang, zwang, teils von Eigenschaftswörtern wie (loh)gar(b), (miss)farb(en) — beibehalten oder abgeschafft werden? und wenn letzteres, wie wollen sich die Herren „fonetiker" entscheiden? Die Entscheidung würde auch von Einfluss sein auf die Schreibung von setzen, ätzen, hetzen, netzen u. s. w. die ja auch von saß, aß, hass, nass abzuleiten sind.

3) Klingt redlich und rätlich, steht's und stäts, Rehde und Rede, mehr und mehr, lehren und leeren, Zeh'n und zehn gleich? Sollte dies der Fall sein, so müsste man sie doch bei einseitiger Betonung des fonetischen Prinzips auch gleich schreiben; klingen sie aber verschieden, so hüte man sich doch ja, Unterschiede, welche die Aussprache macht, zu verwischen, sonst wird ja unsere Orthographie noch schlechter. als sie nach dem Geschrei der fonetischen Reformer sein soll.

4) Klingt das d in Friedrich und friedlich gleich?

5) Wie verhält es sich mit dem s in Röschen und Röslein, in wachsein und wachsen? — Ich stelle diese Frage, weil die „fonetiker" jetzt endlich ein unfehlbares Mittel gefunden haben, um die S-laute gründlich zu kuriren. Es steht in der Reform. Orgän des algemeinen fereins zur einfürung einer einfachen deutschen schreibung, und lautet allda auf der zweiten Seite, wie folgt: das s bezeichnet den weichen — das s den harten Zischlaut. Damit sind alle schwirigkeiten, welche in der bisherigen schreibung lagen, hinweggeräumt u. s. w. Nun brauchen wir also nur zu fragen: Wie ist das S in Mäuslein? Ist es weich, so schreiben wir Mäuslein, ist es hart, so darf die bisherige Schreibung mit s beibehalten werden. Dieselbe Frage wiederholt sich bei Wörtern wie reist, Krebse, Häcksel, Füllsel, kos't und Kost, und die von den „fonetikern" gegebene Lösung des Rätsels (oder Rätsels?) erinnert an die ähnliche, wie man Schwan und Schwänin unterscheiden kann: man wirft Brot ins Wasser. Frisst er's, so ist es der Schwan; frisst sie's, so ist es die Schwänin. Dem Herausgeber der obigen Zeitung und Verfasser des betr. Artikels, Herrn Dr. F. W. Fricke in Wiesbaden, scheint der Unterschied zwischen hartem und weichem (d. h. tonlosem und tönendem) S gar nicht recht klar zu sein, denn er schreibt Seite 7 wekſel, erwakſen, Seite 8 prakſis, in denen doch nach seiner eigenen Regel wegen der tonlosen Aussprache des S die Schreibung mit s (s) die richtige wäre.

6. Zu verwundern ist, dass unsere kühnen Neuerer bei ihren Versuchen, eine Schrift zu erfinden, welche die einzelnen Sprachlaute völlig deckt, so wenig Glück mit den Lauten äu und qu gehabt haben. Auch ai wird von einigen recht unphonetisch gehandhabt. Der „algemeine ferein" wendet mit rührender Beharrlichkeit ei an, während doch ai viel phonetischer wäre. Noch ärger ist es mit dem Umlaut von au. Dieser wird allerdings ä + u geschrieben, aber nicht so gesprochen:

Strauch lautet allerdings wie Stra͡uch,
aber Sträucher „ nicht „ Strä͡ucher.

---

*) Vgl. Reform, Organ des algem. fereins etc. Nr. 1.

*) Vgl. Herrigs Archiv, Bd. LVII. S. 211 f.

Digitized by Google

Wäre das letztere richtig, so müsste das ch nach u den Achlaut haben; es hat aber in der Aussprache den Ichlaut. Wenn wir andern Sterblichen derartige Inkonsequenzen begehen, so sind wir nicht dafür verantwortlich: wir haben diese Erbschaft von unseren Vorfahren überkommen; wenn aber ein so kühner Neuerer wie Herr Dr. Fricke diesen Laut bald äu bald eu schreibt, so muss das auffallen. Er konnte sich ja seine „ortografi" so gut einrichten, wie er wollte. Warum machte er sie nicht richtig? Er schreibt häufig, also wird er auch dickhäutig schreiben; ob er das bisherige heutig (hodiernus) hinfort auch mit äu geschrieben wissen will (vielleicht sogar hinten mit einem Zeichen für ch, weil das g so lautet), dafür habe ich keinen sichern Anhalt, möchte es jedoch vermuten, da Herr F. die Regel aufstellt: „Die Schrift darf keine Unterschiede darstellen, welche die Lautsprache nicht gemacht hat," mit dem Hinzufügen, dass diese Regel ohne Ausnahme gilt.*)

Herr Prof. Dr. Michaelis in Berlin, dem auch die orthographische Konferenz lange nicht weit genug gegangen ist, hat die Unrichtigkeit der Bezeichnung äu wohl eingesehen. Er sagt**): „Statt äu würde ich aü als phonetisch richtiger vorziehn." Aber aü deckt ja den Laut auch nicht. Der Umlaut von au klingt im guten Hochdeutsch wie eine Verbindung von kurzem trübem o (z. B. in offen) und reinem ü (z. B. in Hüte). Wer also Lust haben sollte, sich mit Zukunfts-Orthographie zu befassen und, den Worten des Herrn Dr. F. vertrauend (S. 7) die Grundzüge seines orthographischen Systems in zwei Minuten zu erlernen hofft, dürfte bald die betrübende Erfahrung machen, dass das nicht so ganz leicht sei. Er würde vielleicht, um in dem Worte Zeugnis Laut und Schrift sich vollkommen decken zu lassen, zöüchnis schreiben; Herr F. schreibt aber gerade wie wir andern Menschenkinder zeugnis.

Ebenso wenig Glück haben die „fonetiker" mit dem qu. Herr F. sagt S. 3.: „wir dürfen qu nicht beibehalten, weil quälen, bequem, quantität etc. nicht kuälen etc. sondern kwälen, bekwem, kwantität lauten." Sollte Herr F. wohl wirklich die Ohren seiner Mitmenschen mit dieser Aussprache martern? oder weiß er vielleicht nicht, dass wir im guten Hochdeutsch zweierlei w haben? dass diese Laute in wer und schwer verschieden klingen? — Das erstere spricht man mit Unterlippe und Oberzähnen, das letztere mit Unter- und Oberlippe. Dieser Laut ist vollkommen gleich dem Klange des u in quer und dem des w in dem englischen water, was Herr F. ebenfalls nicht zu wissen scheint.***) Es ist ein tönender Dauerlaut mit ähnlicher Mundstellung wie p und b, also ein reiner Lippenlaut, während das volle w in wer, Löwe ein tönender Dauerlaut mit F-Stellung, also ein Zahnlippenlaut ist.

Wer unsere Rechtschreibung nach phonetischen Grundsätzen verbessern will, muss alle diese Dinge wissen; denn wie will er die Schrift in Uebereinstimmung mit den wirklich gesprochenen Sprachlauten bringen, wenn er von den einzelnen Lauten selbst nur eine oberflächliche Kenntnis besitzt, wenn er z. B. nicht weiß oder nicht wissen will, dass wir im guten Hochdeutsch zweierlei e in den Stammsilben haben, offenes (è) und geschlossenes (é)? Um solche Kleinigkeiten kümmern sich unsere Reformer nicht. Herr Michaelis schreibt†) leren, Mer, mer für lehren (é) und leeren (è), für mehr (é) und Meer (è); Herr Bezzenberger††) sagt, man müsse schreiben: das mer hat mer wasser; Herr Dr. Fricke beobachtet über diese Wörter ein beredtes Schweigen, nur aus der Art, wie er stäts (oder stets) schreibt, geht hervor, dass er diesen Unterschied auch nicht kennt. Der unbefangene Hannoveraner würde, wenn er dies Wort nach bestem Wissen lautrichtig schreiben wollte, stäts schreiben, die übrigen Deutschen mit Bezeichnung der besonderen Aussprache des S-Sch stäts. Herr F. schreibt — merke sich das Jeder, der die ortografi des algemeinen fereins „ohne besonderen Unterricht" zu erlernen hofft — Herr F. schreibt stez†††), nach welchem „fonetischen sistem", ist leider nicht hinzugefügt; sollte wohl ein würdiger Jünger weiland Johann Ballhorns bei dieser Verböserung zu Rate gezogen sein? — Herr F. betont mehrmals und auch an der obigen Stelle als obersten Grundsatz seiner Reform: für jeden laut ein zeichen; aber schon bei Schreibung dieses Grundsatzes sündigt dieser Vorkämpfer der Reform vielleicht gegen sein besseres Wissen und Wollen. In dem berechtigten Streben nach Kürze geht er soweit, sogar für 2 Laute nur 1 Zeichen zu setzen. Wie kann man nur, wenn Laut und Schrift sich decken sollen, zeichen schreiben! Viel richtiger wäre doch tsaichn! nur müsste noch statt des ch ein Zeichen stehen. Sollte es jedoch dem „algemeinen ferein" belieben, das z allgemein für die Lautverbindung ts einzuführen, so können wir uns nur immer darauf gefasst machen, in Zukunft nicht mehr Schiedsmann, Ratsherr sondern šizman, räzher zu schreiben, außerdem räzel, winzbraut, haimäzland, bözman, hunztage! Welche gewaltige Zeitersparung in Zukunft! Hier wird selbst dem blödesten Auge klar, wie recht Herr F. hat, wenn er sagt (S. 8), seine neue Schreibung bringe nazional-ökonomisch handgreiflichen Vorteil. Auch „pädagogisch unt sanitärisch ist ši ein ereignis". Gewiss; man muss sich nur beim Arzt erkundigen, was dem jeweiligen Befinden zuträglicher sei, Aerger oder Lachen über diese Gesundheits-Orthographie.

Es ließen sich noch gegen viele Ungehörigkeiten wohlbegründete Einwendungen erheben, z. B. gegen die Schreibung geende für gehende, gegen Grammatik, Falles und Fals, nennet und nent, magd, der her, mêre für mehrere, namentlich aber damit, dass man die mehr als 40 verschiedenen Laute unserer Muttersprache mit einem Alphabet von 24 Buchstaben so darstellen will, dass Laut und Bezeichnung sich vollkommen decken und dass außerdem jeder Laut ein Zeichen erhält. Erinnert das nicht an Hebels zwei Forellen, die in drei Pfannen gebacken werden sollen, so dass in jeder Pfanne eine liegt?

Der geneigte Leser wird sich aus dem Gesagten ein Bild machen können, wie es mit der „ortografi des algemeinen fereins" bestellt ist. Von der Physiologie der einzelnen Sprachlaute verstehen ihre Verfasser zwar wenig, gegen die Aussprache machen sie auch recht stramme Verstöße; aber dafür halten sie für die Lösung der orthographischen Frage ein gründliches Studium der geschichtlichen Entwickelung der Sprache für — ziemlich entbehrlich.*) „Man hüte sich för überschäzzung des historischen, wi es seit 1818 im dînste der reakzion**) mode geworden ist .... Auch di astrologi wär eine historische erscheinung; aber si hat der astronomi weichen müssen .... Gegenwärtig kan man ein ausgezeichneter astronōm sein, öne di lērsäzze der astrologen zu kennen, oder gär zur richtschnür zu nemen." Welche köstliche, naive Begriffsverwirrung liegt in diesen Sätzen! Wundert euch darum nicht, ihr abergläubischen Sprachforscher, dass der gewiegte „fonetiker" gerade so wie andere Menschen sind mit einem d schreibt! Was kümmert's ihn, dass man in alter Zeit siut geschrieben hat? Herr Dr. Fricke denkt: wens nur fonetisch ist! Die Schreibung mit d ist zwar auch das nicht einmal, aber ein wenig inkonsekwens wird ja der neuen Schreibung wohl nicht schaden; ihre Prinzipien werden dadurch nur etwas bunter. Wenn also der gelehrte Herausgeber der „Reform" versichert***), seine Regeln könnten in zwei Minuten gelernt werden „und dienen, da sie keine Ausnahme haben, zur festesten Richtschnur", so schütteln wir das Haupt und sagen: „Das ist nicht wahr, denn die vorgeschlagene Schreibung ist in jeder Beziehung bodenlos; der nazional-ökonomische Vorteil ist auch nicht sehr groß, könnte aber entschieden dadurch vermehrt werden, dass man sie uns ferner nicht mehr anpriese. Wie viel Zeit könnten wir dann durch Nichtlesen ersparen! Die pädagogische und sanitärische Bedeutung ist ebenfalls mindestens fraglich; nur darin hat Herr Dr. Fricke recht: „gröser darf ir wêrt für di deutsche wissenschaft angeschlagen werden". Ja, sie ist für dieselbe ein ebenso wichtiges Ereignis, als für den angehenden Naturforscher ein Experiment, das unerwartet ganz anders ausfällt als er sich gedacht hatte. Hat er Verstand, so merkt er daran, dass er im Begriff war, einen Irrweg zu gehen."

Aug. Grabow.

*) Vgl. allgemeine deutsche Lehrerzeitung 1876, Nr. 45. S. 386.

**) Die Ergebnisse der orthogr. Konf. Berlin 1876. S. 14.

***) Vgl. S. 3, Absatz 2 v. u.

†) a. a. O. S. 37.

††) Randbemerkungen, Halle 1876. S. 16.

†††) Seite 343 der Deutsch. allg. Lehrerz. 1876. Nr. 40 kommt diese Schreibung zweimal vor; also kein Druckfehler!

*) Reform Seite 7.

**) Schreiber dieses bekennt hiermit feierlich seine national-liberale Gesinnung.

***) Reform S. 7.

Digitized by Google

Der Salon von 1877.

Der „Salon", die alljährlich wiederkehrende Pariser Kunstausstellung im Industriepalaste der Champs Elysées, ist seit etwa drei Wochen eröffnet und zieht, trotz des orientalischen Krieges und der inneren Zerwürfnisse Frankreichs, wiederum einen großen Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit an sich.

Da das deutsche Publicum nun einmal die von Manchen scharf getadelte, von Anderen aber, wie mir scheint, mit größerem Rechte gepriesene Eigenschaft besitzt, ausländischen Zuständen ein reges Interesse entgegen zu bringen, so ist es gewiß am Platze, unseren Lesern auch von der diesjährigen Ausstellung eine gedrängte Uebersicht zu geben. Unser Bericht kann natürlich nur sehr fragmentarisch sein; wozu würde es auch dienen, eine detaillirte Beurtheilung von einer Menge von Kunstwerken zu geben, die der Leser wohl niemals zu Gesichte bekommen wird, und die Spalten dieses Blattes mit Namen anzufüllen, die allem Anschein nach ebenso unbekannt bleiben werden, wie sie es bis jetzt gewesen sind? Wir werden uns daher darauf beschränken, die Physiognomie der Kunstausstellung im Allgemeinen darzustellen und diejenigen Werke zu nennen und zu beschreiben, welche entweder auf bleibenden Werth Anspruch machen können oder in irgend einer Hinsicht für die Kunstzustände Frankreichs charakteristisch sind; dabei werden wir immer behufs der Vergleichung die deutsche Kunst im Auge behalten.

Seit ich die Pariser Kunstausstellungen regelmäßig besuche, habe ich alljährlich Gelegenheit, die stereotype Klage zu hören: „Der diesjährige Salon steht weit unter dem des vergangenen Jahres!" Es wäre nun grundfalsch, wenn man hieraus etwa die Folgerung ziehen wollte, daß sich die französische Kunst auf einer schiefen Ebene befinde und langsam ihrem Untergange zusteuere. Ganz im Gegentheil; die französische Kunst steht auf sehr festen Füßen und hat in ihrer soliden Technik eine so sichere Grundlage, daß sie sich, auch ohne die Beihülfe von neu auftauchenden Genies, noch sehr lange auf ihrer gegenwärtigen Höhe halten kann. Ueberhaupt hat sich die französische Kunst weit gleichmäßiger und weniger sprunghaft entwickelt, als die deutsche; damit hängt denn auch der Umstand zusammen, daß es in Frankreich niemals an sehr anständigem Mittelgut gefehlt hat und höchst wahrscheinlich nie daran fehlen wird. Die großen französischen Meister bringen die Kunst langsam und sicher vorwärts, ohne daß dabei eine Revolution des Geschmackes entsteht und ohne daß mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit gebrochen wird: es werden noch heutzutage in Frankreich Bilder gemalt, die ein Domenichino oder ein Poussin als gute Schülerarbeiten anerkennen würde, während bei uns die Reformarbeit, die von Carstens ausging, einen tiefen Abgrund zwischen alter und neuer Kunst geschaffen hat. (Die sogenannte romantische Bewegung von 1830 bestand eigentlich nur in einer Vermehrung der künstlerischen Mittel.) Wenn dessen ungeachtet jedes Jahr die Jeremiade über die Verschlechterung des Salons erschallt, so hat dies seine Ursache vielleicht gerade in dieser Gleichförmigkeit und Stabilität, welche den Beschauer langweilt und ihm das Entferntere, halb Vergessene, in glänzenderem Lichte erscheinen läßt als das, was er vor Augen hat.

Der Charakter des Salons von 1877 ist also, unserer Meinung nach, vollständig identisch mit dem Charakter des vorjährigen, desjenigen von 1875 u. s. w. Keiner der bereits berühmten Künstler hat sich uns von einer neuen, interessanten Seite gezeigt; und es ist kein neues Talent aufgetaucht, dem man eine wirklich große Zukunft prophezeien dürfte. Dagegen befinden sich unter den fünfthalbtausend ausgestellten Kunstwerken sehr viele interessante, hübsche, tüchtig gearbeitete Sachen; die Meister haben sich größtentheils auf der errungenen Stufe zu erhalten gewußt, und unter den jüngeren Künstlern befindet sich so mancher, an dessen Wiege eine gütige Fee gesprochen hat: „Du wirst Preise und Medaillen in Hülle und Fülle erhalten, die Zeitungen werden dich loben und die Banquiers werden dich zum Essen einladen; und wenn du sonst nicht auf den Kopf gefallen bist, kannst du es auch zum Ritter der Ehrenlegion bringen." Das ist aber auch Alles! Vergebens suchen wir unter der Unmasse der ausgestellten Werke nach einem einzigen, welches im Stande wäre, unser Gemüth dauernd zu fesseln; vergebens nach einer originellen Künstlernatur, die unbeirrt, ohne dem äußeren Erfolge nachzujagen, ihre eigenen Bahnen einschlägt. Alles ist nüchtern, correct, akademisch; und glauben wir ja einmal auf eine Originalität zu stoßen, so müssen wir uns bald überzeugen, daß dieselbe künstlich gemacht und nur dem Verlangen entsprungen ist, um jeden Preis die Augen des Publicums, der Journalisten und der Preisrichter auf sich zu lenken.

Innerhalb dieser Grenzen läßt sich aber, wie gesagt, noch sehr viel Hübsches schaffen; was die große Kunst verliert, das gewinnt die kleine.

Beginnen wir nun die Uebersicht der hervorragendsten Werke. Der erste Platz gebührt, wie herkömmlich, der Historienmalerei, diesem Kunstzweige, der sich in so engem Zusammenhange mit dem Nationalwohlstande befindet, daß er in dem reichen Frankreich ganz naturgemäß zu hoher äußerer Blüthe kommen mußte. In der That ist die Anzahl der ausgestellten Historienbilder eine überraschend große, und unter diesen nehmen wieder die religiösen Darstellungen eine hervorragende Stellung ein. Ich will von vornherein gestehen, daß ich der sogenannten religiösen Malerei der Neuzeit nur sehr wenig Interesse entgegenzubringen vermag. Die Darstellung von Stoffen, welche unserem modernen Ideenkreise so fern liegen, wie die Geschichte der Heiligen und Märtyrer, ist meiner Ansicht nach nur möglich unter strenger Anlehnung an die italienischen und deutsch-niederländischen Meister des 14. und 15. Jahrhunderts, also in der archaistischen Weise von Overbeck und Führich. Die französischen religiösen Gemälde gehören aber theils — und das sind noch die besten — der Bolognesischen Schule des 16. und 17. Jahrhunderts an, theils sind sie in dem widerwärtig süßlichen Stile der modernen Jesuitenschule gehalten. Ein Meisterwerk dieser hysterischen, halb byzantinischen, halb Pariserischen Malerei, die unter den Auspicien des „allersüßesten Herzens Jesu" steht, ist die „Vierge consolatrice" von Bouguerau. Dieser nicht unbegabte Maler hat zwei Specialitäten, die man trotz ihres scheinbaren Gegensatzes leicht unter dem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte der „Verkäuflichkeit" zusammenfassen kann: er malt nur Madonnen und nackte Mädchen, die einen so glatt und rosig wie die andern, so daß er zugleich für das Cabinet des Herrn Marquis und für die Hauskapelle der Frau Marquise Bestellungen annehmen kann. Derselben Schule gehört der „Christus mit der Ehebrecherin" von Humbert an, der besonders die byzantinische Seite betont, dagegen die Glätte des Tones nicht in dem Maße besitzt, wie sein glücklicher College. Da liefert doch die Bologoneser Schule verhältnißmäßig noch erfreulichere Bilder. So zeichnet sich der „barmherzige Samariter" von Dupain durch gute Gruppirung und tüchtige Behandlung des Nackten aus, während sein „Martyrium der hh. Gervasius und Protasius" dagegen an theatralischem Ausdruck leidet. Bis zum Grotesken steigert sich dieser Ausdruck bei dem „heiligen Sebastian" von Boulanger. Der Maler hat diesen Heiligen nicht, wie landesüblich, nackt an einen Baum gebunden dargestellt, sondern zeigt ihn nach seinem Martyrium, wie er, blutend und entstellt, drohend vor den Kaiser Maximian hintritt. Der Schrecken des Kaisers vor diesem abscheulichen Gespenst ist begreiflich, dürfte aber etwas weniger komisch ausgedrückt sein. Ich könnte noch eine ganze Reihe von Madonnen, Heiligen, Märtyrern u. dergl. aufzählen, aber man wird mich hoffentlich dieser unerquicklichen Aufgabe gern entheben. Leider ist keine Aussicht vorhanden, daß die in Frankreich herrschende Epidemie der religiösen Malerei nachlassen werde: der Staat hat sich bewogen gefühlt, eine große Anzahl gerade derartiger Werke anzukaufen, und ein derartiges Argumentum ad hominem übt immer großen Einfluß auf die französischen Künstler aus. Das einzige religiöse Bild von Bedeutung gehört dieser Kategorie eigentlich nur dem Namen nach an: es ist dies der Kopf Johannes des Täufers von dem Elsässer Henner. Dieser Kopf, der eigentlich ein Porträt ist und nur aus einer bizarren Laune des Künstlers auf einem Teller dargestellt ist, ist geradezu bewunderungswürdig gemalt; die Farbe ist von einer Wärme und einer Klarheit, die nur noch ein einziger der ausstellenden Maler erreicht hat: der auch als Bildhauer mit Recht berühmte Paul Dubois in seinem Bildniß eines kleinen Mädchens.

Unter den Historienbildern profaner Art nimmt der „Tod des Generals Marceau" von Jean Paul Laurens den ersten Rang ein. Der Künstler hat den Moment dargestellt, wie der östreichische Generalstab die Leiche des gefallenen jungen Generals besucht. Der todte Held, in einfacher grüner Uniform, liegt auf einem Bette ausgestreckt; ihm zu Häupten steht ein französischer Offizier, dessen zurückgehaltener Schmerz

Digitized by Google

zum ergreifendsten Ausdruck gebracht worden ist; vor ihm sitzt der östreichische General Kray, wehmuthsvoll sein Gesicht in den Händen verbergend, während die andere Seite von den leise auftretenden und flüsternden Offizieren eingenommen wird. Die beklommene Stimmung des Todtenzimmers ist in der vorzüglichsten Weise wiedergegeben; Auffassung und Ausführung machen dieses Bild zum bedeutendsten des diesjährigen Salons. Weniger ausgezeichnet, aber trotzdem sehr beachtenswerth, ist ein großes Bild von L. Mélingue, welches der Revolutionsgeschichte entnommen ist; es zeigt uns Robespierre, am Morgen nach seinem Sturze, verwundet auf einem Tische liegend, ihm zur Rechten die düster blickenden, gefangenen Schreckensmänner, zur Linken die aufgeregte Volksmenge. Ich sehe mich vergebens unter den ausgestellten Historienbildern französischer Maler nach einem dritten erwähnenswerthen Gemälde um; ich kann daher mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit wie Genugthuung den dritten Platz einem deutschen Maler einräumen, dem Mainzer N. Sichel. Sein Bild stellt uns dar, wie der Cardinal Guise in Rom den Kopf des Admirals Coligny empfängt; der Vorgang ist äußerst wirkungsvoll ausgeführt, und Zeichnung und Farbe sind unbedingt zu loben. Die deutschen Künstler haben sich überhaupt dieses Jahr, zum ersten Male seit dem Kriege, in größerer Anzahl an der Ausstellung betheiligt. Sie dürfen zwar selbstverständlich weder auf Medaillen noch auf günstige Beurtheilung der französischen Kritik rechnen, aber dennoch ist Deutschland im Ganzen würdig vertreten. Neben Sichel, der außerdem noch ein ganz vorzügliches Kinderporträt ausgestellt hat, ist zunächst Gussow zu erwähnen, dessen „verlorenes Glück" und „Kätzchen" den Berlinern von der vorjährigen Ausstellung her bekannt ist. Liebermann ist durch zwei keck realistische Genrebilder, Roeder durch ein kleines, sehr schlecht gehängtes und daher kaum zu sehendes Bildchen, Schreyer durch eine Gruppe Baschi-Bozuks vertreten. Für künftige Fälle will ich mir erlauben, den deutschen Künstlern einen Rath zu ertheilen: Sendet nur Bilder großen Formates ein, denn es scheint bei der Hängecommission Princip zu sein, den „Prussiens" nur die obersten Plätze anzuweisen.

Das Genre ist von den Franzosen immer verhältnißmäßig wenig gepflegt worden; den fast ausschließlich in Paris wohnenden Malern geht der innige Verkehr mit dem Volke und die Kenntniß seiner Sitten größtentheils vollkommen ab; es bleibt ihnen daher nur das historische Genre und das Costümbild übrig, in welchem sie Tüchtiges leisten. Vibert und Worms wetteifern in der zierlichen Darstellung von kokett geputzten Spaniern des 18. Jahrhunderts; Lévy stellt römische Ringer in der Arena in der Weise Géromes dar; aber keiner erreicht auch nur annähernd den belgischen Hexenmeister Alma Tadema, dessen „Audienz bei Agrippa" wohl als das Non plus ultra der Malerei gelten kann. Auch auf dem Gebiete der Landschaft finden wir wenig Hervorragendes. Seit Rousseau, Corot und Diaz gestorben sind, besitzen die Franzosen nur noch einen einzigen Landschaftsmaler von Bedeutung, Daubigny, dessen „Mondaufgang" sich wiederum durch poetische Stimmung auszeichnet. Die Uebrigen haben sämmtlich versucht, Corot und Diaz ihre Manieren abzugucken; die Folge davon ist, daß sie die Unarten dieser Meister angenommen haben. Man sieht kaum eine anständig gezeichnete Landschaft; Alles ist unbestimmt und verwischt. Das frische Grün ist in vollständigem Mißcredit, man sieht nur noch Grau à la Corot oder Gelb à la Diaz. Wir brauchen, um auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei mit den Franzosen erfolgreich zu concurriren, nicht einmal unsere schweren Geschütze, die Gebrüder Achenbach, in's Feld zu führen; wir sind ihnen hier unbedingt überlegen.

Anders steht es mit dem Porträt; hier ist die Superiorität der Franzosen, trotz der Erfolge Richters und Angelys, noch kaum erschüttert. Zwar scheint der berühmte Carolus Duran mit jedem Jahre an Talent zu verlieren; wenn man sein diesjähriges, grelles und affectirtes Damenporträt betrachtet, sollte man kaum glauben, daß derselbe Künstler das herrliche Porträt in der Galerie des Luxemburg geschaffen hat. Dagegen hat Bonnat diesmal ein Meisterwerk allerersten Ranges geliefert, das Porträt des alten Thiers, ein Bild von einer unglaublichen Lebendigkeit und Feinheit. Ihm schließen sich würdig an der schon erwähnte P. Dubois, Alph. Hirsch mit dem Porträt des Oberrabbiners von Frankreich und Benjamin Constant mit zwei eleganten Damenporträts.

Sehr gering ist diesmal die Anzahl der Bilder, die sich mit dem Kriege beschäftigen. Neuville bringt eine lebendig bewegte Episode aus der Schlacht von Spichern, und Détaille ein Bild mit dem Titel „Salut aux blessés", welches einen Trupp verwundeter Gefangener darstellt, vor denen französische Stabsoffiziere das Käppi lüften. Der Künstler hat sich, wie man versichert, auf persönlichen Wunsch des Marschalls Mac Mahon, bewogen gefühlt, die Preußen in Oestreicher zu verwandeln; warum? Uebrigens ist das Bild vortrefflich gemalt.

Nachdem ich noch die äußerst sorgfältig gemalten Stilleben von Bergeret, Th. Rousseau und Desgoffe erwähnt habe, kann ich mich der Sculptur zuwenden, die uns nicht lange aufhalten wird. Der größte lebende Bildhauer Frankreichs, Paul Dubois, ist diesmal nur durch zwei kleine Kinderbüsten vertreten, welche keine hervorragenden Eigenschaften aufweisen. Dagegen hat der junge talentvolle Chapu auch heuer eine Probe seiner Begabung geliefert. Sein Hautrelief für das Grab der Gräfin d'Agoult (bekannt unter dem Namen Daniel Stern), welches den Gedanken darstellt, zeigt dieselben Eigenschaften: Klarheit, Grazie und Formschönheit, wie sein prachtvolles Grabdenkmal Henri Regnaults in der Kunstschule. Weniger gefällt mir das Denkmal des großen Redners und unverbesserlichen Royalisten Berryer, gleichfalls von Chapu. Die rechte Hand liegt mit theatralischem Pathos auf der breiten Brust, die ganze Haltung des Mannes hat etwas Advocatenhaftes, was unserem Ideal eines großen Redners durchaus widerspricht. Mercié, der Künstler, dem Frankreich den schönsten Ausdruck seiner Stimmung nach dem Kriege verdankt, die Gruppe „Gloria Victis", hat diesmal ein schönes Hautrelief gebracht, den Genius der Kunst auf dem Pegasus darstellend; das Werk ist für die äußere Ausschmückung des Louvre bestimmt. Die unzähligen mehr oder weniger nackten Mädchen und Jünglinge, die größtentheils nichts anderes sind, als gedankenlose Copien nach einem beliebigen Modell, kann ich ruhig mit Stillschweigen übergehen; zu erwähnen ist höchstens der „Sarpedon" von Peinte, eine anmuthige Figur, welche mit dem „Prix du Salon" ausgezeichnet worden ist.

Somit glaube ich meine Aufgabe für dieses Jahr erfüllt zu haben; sollten sich Lücken in meiner Besprechung befinden, so bitte ich, dieselben mit der Schwierigkeit zu entschuldigen, aus über 4000 Kunstwerken die erwähnenswerthen herauszufinden.

Paris, Ende Mai. Nemo.

Notizen.

Die Umgestaltung der europäischen Karte, wie sie aus dem Krieg im Orient hervorgehen soll, verursacht den Politikern aller Kategorien viel Kopfzerbrechen. Vorsichtige Verleger nehmen sich sogar mit neuen Ausgaben von Atlanten in Acht. Kann doch Niemand wissen, wie die Welt nach Jahresfrist aussehen wird. Auch die Schulkinder sind übel daran, denn sie werden Mancherlei noch einmal umlernen müssen. Nach den letzten Kriegen ging es ihnen nicht viel besser, nur mit dem Unterschied, daß durch diese Deutschlands vielgestaltige Staatenbildung wenigstens im Norden erheblich vereinfacht wurde, während jetzt in den Donauländern und dem Balkangebiete umgekehrt die Türkei zu einer ganzen Reihe von sogenannten autonomen Staaten zerschlagen werden soll. Hoffentlich wird beim Examen nicht etwa gar verlangt werden, daß man das Alles nicht nur auswendig wisse, sondern auch genau studirt habe, welche starke Dosis Russenthum und welche homöopathische Quantität anderweitiger Elemente jede einzelne Gruppe enthalten mag. Sehr erfreulich wird der Anblick jedenfalls nicht sein. Wie es bei den Wallachen und Serben aussieht, wissen wir durch gute Reisebücher. Es ist der kaum übertünchte Mangel an jeder echten Bildung, ganz ähnlich wie in Petersburg, und obendrein mit der Misere der Kleinstaaterei statt der immerhin imponirenden russischen Machtfülle. Kommt noch die Bulgarei unter irgend einem ausländischen Prinzen hinzu und gerathen alle jene neugebackenen Souveräne in naturwüchsigen Zank und Hader, so kann man sich den harmonischen Eindruck vorstellen, welchen die neue Schöpfung hervorbringen wird. Prinz Karl von Rumänien übrigens hatte sich seiner Zeit gewiß nicht träumen lassen, daß der Nachtsack, mit welchem

Digitized by Google

er nach Bukarest reiste, eine Königskrone in seinen Falten barg. Als er hier von Bismarck pflichtschuldigst Abschied nahm, soll dieser ihm bekanntlich zu dem unerwartet raschen Avancement vom Lieutenant zum Fürsten Glück gewünscht haben. Mit der Wahl des Prinzen Karl war aber, auch Napoleon aus allerlei Gründen ganz einverstanden, hatte zu dieser Combination sogar indirect ermuthigt. In einem Schreiben der Mutter des Prinzen an den Kaiser von Mitte Juni 1866, das in den Tuilerienpapieren gefunden wurde, sagt diese, S. M. habe zwar das Unternehmen ihres Sohnes nicht offen begünstigen können, aber er habe seinen Entschluß nicht gefaßt, ohne die intime Ueberzeugung, daß er damit dem Kaiser nicht mißfallen würde. Die Tuilerienpapiere enthalten auch sonstige Beweise von den übrigens notorischen Beziehungen der Familie Hohenzollern zu dem Hofe des Kaisers Napoleon. Prinz Leopold hatte seinerseits dort mehrfach eine günstige Aufnahme gefunden. Niemand ahnte, daß dieser Prinz später durch seine spanische Candidatur die Ursache des Sturzes der Bonaparte und einer der größten staatlichen Umwälzungen des Jahrhunderts werden sollte. Napoleon hat auch im Orient stets eine conspiratorisch egoistische Politik verfolgt, die, wie Alles was er unternahm, schließlich gegen ihn ausschlug. Daß er bei dem Krimkriege sich für die Verweigerung des: Mon frère! in den brieflichen Anreden des Kaisers Nikolaus rächen wollte, und dafür Tausende von Menschenleben opferte, ist weltbekannt. Die Mysterien des gegenwärtigen Krieges werden ebenfalls einmal enthüllt werden, und es wird sich zeigen, welche Bewandtniß es mit den hochherzigen Gefühlen hat, die ihn beeinflußt haben sollen. Beinah ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit die Tatarennachricht von dem Falle Sebastopols sich als verfrüht erwies. Alles hat sich verändert, aber die Menschen mit ihren Neigungen und Antipathien sind dieselben geblieben. Die falsche Neuigkeit hatte in Paris großen Jubel hervorgerufen, denn Rußland war dort gründlich verhaßt. Der hinkende Bote des Dementis folgte indessen bald nach. Das seitdem eingegangene Café de Paris wurde zu jener Zeit von Herrn Martin gehalten, dessen Frau durch ihren schlagfertigen Witz bekannt war. Die Besucher plauderten gern mit ihr am sogenannten Comptoir. Um die Stunde, als der irrthümliche Bericht von der Einnahme Sebastopols die Gemüther erhitzt hatte, aber so eben widerrufen war, erkundigte sich ein junger Diplomat bei Madame Martin nach dem Tagesgericht, und erhielt die schalkhafte Antwort: Le plat du jour, Monsieur, c'est un canard à la Tartare! Das Wort machte damals viel Glück. Heutzutage sind solche apokryphe Historien, wie der Fall einer Festung fast ein Jahr bevor sie sich wirklich ergab, seltener, werden wenigstens rascher durch denselben Telegraphen richtig gestellt, wie die Wiener sagen, der sie verkündet hat. Die Beine der Erfindungen sind noch kürzer geworden und es gilt das von den diplomatischen so gut wie von den militärischen. Die damit in aller Herren Ländern Handel treiben, würden ein ganz vergnügtes Stillleben führen, wenn es keine Dementis gäbe. Aber man kann hienieden nicht Alles haben und muß stets die Kehrseite des irdischen Vergnügens mit in den Kauf nehmen.

* * *

Georg Schanz, Zur Geschichte der deutschen Gesellen-Verbände im Mittelalter. Leipzig 1877, Duncker und Humblot.

Victor Aimé Huber, ein Mann, dessen gemeinnütziges und edles Streben während seines Lebens vielfach verkannt worden ist, dem aber selbst seine Gegner einräumen müssen, daß er ein sorgfältiger und sinnreicher Beobachter und Vergleicher socialpolitischer Zustände des In- und Auslandes war, sagt in seiner Schrift über die „Arbeiter-Coalitionen“:

„Die englischen Trade-Unions entsprechen sowohl nach Ursprung und Idee, als nach der besseren und besonders neuen (englischen) Praxis wesentlich den Gesellen-Laden des alten zünftigen Handwerks in einer den Bedürfnissen und Verhältnissen der modernen Industrie entsprechenden Modification, Entwickelung und Ausdehnung.“

Die oben genannte, mit echt wissenschaftlichem Geist verfaßte und mit einem vortrefflich ausgewählten und höchst interessanten Urkundenheft versehene Monographie über die Verbände der „Knechte“ und Gesellen und über die „Brüderschaften“, vornehmlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, liefert gleichsam den historisch-pragmatischen Beweis zu der mehr auf „intellectueller Anschauung“ beruhenden Aeußerung Hubers.

Sie zeigt uns zugleich, in wie weit der Rabbi-ben-Akiba Recht und in wie weit er Unrecht hat, wenn er behauptet, es sei Alles schon dagewesen.

Sie zeigt uns nämlich, daß schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Deutschland eine jener Bewegungen stattfand, welche wir heut zu Tage „socialistisch“ nennen. Die Handwerksgehülfen, bis dahin „Knechte“, wollen „Gesellen“ werden, d. h. sie wollen an die Stelle des Zwanges und des Dienstes die Freiwilligkeit und den Vertrag setzen. Die Zunft, welche im Besitz der richterlichen, polizeilichen und administrativen Gewalt ist und an der Spitze der Hülfs- und Unterstützungskassen steht, wehrt sich dagegen. Gegen den zünftigen Verband der Meister bilden sich die theils freiwilligen, theils ebenfalls zünftigen Verbände der „Knechte“, später „Gesellenladen“ genannt. Schanz führt uns in anschaulicher und streng quellenmäßiger Schilderung die Gesellenbewegung bei den Schneider- und Schusterknechten, bei den Gerber- und Schmiedeknechten, den Weber-, Bäcker-, Müller- und Metzgerknechten, den Kürschnerknechten und den Gesellen des Bauhandwerks vor. Er macht uns auf eine Reihe weiterer interessanter Erscheinungen aufmerksam: Wie heute die Clerikalen die Zugkraft der socialistischen Bewegung für ihre Zwecke zu benutzen bestrebt sind, so sucht sich auch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert schon die Kirche, nicht ohne Erfolg, der Gesellenagitationen zu bemächtigen, indem sie ihre „Brüderschaften“ gründet. Wie heute die verschiedenen politischen Parteien sich einander des Kokettirens oder gar des Complottirens mit den Socialisten beschuldigen, so wandten sich damals die Patricier in dem Kampfe um das städtische Regiment, welchen sie gegen die Zünfte führten, an die Gesellenverbände mit der Bitte um Hülfe. Zuweilen kam es aber auch vor, daß die Meister die Gesellen bewaffneten, um die Patricier auf's Haupt zu schlagen.

Da die damalige Welt noch unverbunden, d. h. da u. A. auch die Orte und die Berufsarten noch mehr isolirt waren, so ist an eine nationale oder internationale Cooperation der nach Art und Gewerbe für sich bestehenden Einzelverbände noch nicht zu denken, obgleich bereits Beziehungen, ja sogar Cartelle unter ihnen stattfinden. Auch sind die Zwecke der Bewegung immer sehr klare, positive, praktische und eng umschriebene, im Gegensatz zu der mehr auf das Allgemeine, und zuweilen auch auf das Vage und Utopistische, gerichteten heutigen Bewegung, welche die localen Verbände unter eine stramme Centralgewalt zu stellen bestrebt ist. Dort locale Selbstverwaltung und Föderalismus, hier Dictatur und Centralisation.

Das bunte Bild, welches wir oben mit ein paar Strichen anzudeuten versuchten, verschwindet dann vollständig in dem großen Chaos des sechzehnten Jahrhunderts und des dreißigjährigen Krieges; und endlich kommt die territoriale Polizeigewalt und „ordnet“ und „maßregelt“ Alles.

Das Buch von Schanz hat nicht nur für Historiker von Fach, sondern für jeden Gebildeten, namentlich für Alle, welche Volkswirthschaft, Culturgeschichte, Politik und Socialpolitik treiben, ein großes Interesse. Es bietet eine dankenswerthe Ergänzung zu Prof. Gierkes „Geschichte des Genossenschaftsrechtes“.

Karl Braun.

* * *

Sich selbst im Wege.

Ein Stimmungsbild von Maximilian Bern.*)

Die Erzeugnisse junger Talente pflegen nicht sowohl wegen ihrer künstlerischen Reife, als wegen der Unmittelbarkeit und Frische, mit welcher die Phantasie ihren schöpferischen Dienst versieht, unser Interesse zu erregen. Nicht was er bereits bietet, sondern was er dereinst zu bieten verspricht, macht uns den Anfänger lieb und werth. Der heilige Glaube der Jugend an die eigene Kraft und ihre unausbleiblichen Siege kann ihren Gaben, wenn sie aus dem Kern einer wirklichen Beanlagung entstanden sind, einen Reiz verleihen, der dem Suchen und Prüfen der späteren Jahre fast immer fehlt.

In diesem Sinne ist die Anerkennung, welche Maximilian Bern mit seinen Erstlingswerken „Auf schwankem Grunde“ und „Gestrüpp“

*) Berlin 1877, E. Bichteler & Co.

Digitized by Google

gefunden hat, eine wohlberechtigte. Je breiter sich der Dilettantismus auf dem Gebiet der Novelle macht, desto freudiger muß ein wirklich originelles Erzählertalent begrüßt werden. Daß Bern ein solches in der That besitzt, ist auf Grund der bis jetzt gebotenen Proben kaum zu bezweifeln. Der junge Autor verfügt über eine Darstellung von nicht gewöhnlicher sinnlicher Kraft, über eine Charakteristik von Schärfe und Lebenswahrheit und ist in der Handhabung der stilistischen Form sorgsam und eigenthümlich, wenn auch nicht frei von Geschmacklosigkeiten. Wollte man der Anerkennung den Zweifel gesellen, so dürfte man allerdings fragen: Wird dieses Talent die Schwierigkeiten einer größeren Composition überwinden und wird es die ursprünglich engen Grenzen seiner Begabung durch die Aufnahme des modernen Lebens in reicherer Fülle zu erweitern wissen?

Wer diese Frage geneigt war zu bejahen, wird durch Berns neueste Novelle „Sich selbst im Wege" etwas enttäuscht sein. Wir selbst gehören zu diesen halb Enttäuschten. Entweder haben wir dem Autor zu viel zugetraut oder er hat zu viel versprochen. Seine Muse hat neben ihren alten Vorzügen keine neuen offenbart, wie wir anfänglich hofften. Das kleine Werkchen stellt eine engbegrenzte Welt dar und enthält im Einzelnen mancherlei beachtenswerthe Züge, ist aber keine Einheit, kein in sich abgeschlossener Organismus. Berns Begabung liegt mehr im Colorit, als in der Zeichnung, mehr in der individuellen Charakteristik, als in der abgerundeten Composition. Seine Darstellung wird von der Stimmung der Abenddämmerung beherrscht, mit der die Sonne von uns Abschied nimmt. Er verkehrt lieber mit der Nacht, als mit dem Tage des Lebens. Oft liegt jedoch in der tragischen Wendung, wie sie der Verfasser liebt, keine innere Nöthigung. So auch in dem jüngsten Erzeugniß. Das Bändchen schildert die Liebe eines jungen armen Schauspielers zu einem noch ärmeren Mädchen. Dagobert Reinau ist einst als Zeichen der Anerkennung ein Kranz auf die Bühne geworfen worden, aber merkwürdiger Weise ein Todtenkranz, da die Spenderin desselben zu einer reicheren Gabe das Geld nicht erübrigen konnte. Reinau sucht die Verehrerin seines Talents — daß ein Mädchen ihn auf so seltsame Weise überraschte, hat er zufällig erfahren — kennen zu lernen, und da ihm dies nicht gelingen will, versinkt er in Trübsinn und malt sich das Bild der Geberin in seiner Phantasie mit verschwenderisch reichen Farben aus. Er ahnt nicht, daß der Kranz von der Tochter seiner Wirthin ihm geworfen wurde. Das junge Mädchen, das schon lange in stiller Liebe zu dem Künstler erglühte, wagt erst auf dem Sterbebette das Geständniß ihrer tief empfundenen Neigung. Auf den Trümmern einer gebrochenen Existenz klagt die Wehmuth des jungen Schauspielers.

Das ist eine einfache, menschlich rührende Geschichte. Weshalb muß aber die arme Thilde sterben? Der Verfasser will es so, ohne dieser Wendung den Stempel innerer Glaubwürdigkeit und Wahrheit aufdrücken zu können. Um eine äußerliche Motivirung anzubringen, läßt er das Mädchen am offenen Fenster sich eine tüchtige Erkältung holen. Das ist aber eine sehr armselige Art, die Katastrophe herbeizuführen. Der ganze tragische Schluß ist bei den Haaren herbeigezogen, um dem Verfasser Gelegenheit zur Ausmalung eines rührenden Stimmungsbildes zu geben. Damit berühren wir die Achillesferse Berns. Sein Wahlspruch lautet: Stimmung um jeden Preis. Er kennt die Einseitigkeit seines Talents und weiß dasselbe trefflich auszunützen. Es liegt Musik in seiner Sprache und Darstellung, aber wenig Plastik; mangelhaft sind alle Uebergänge aus einer Situation in die andere. In der Ausführung der Kleinmalerei ist er oft von großer Virtuosität, leider aber oft an der unrechten Stelle. Die Art und Weise, wie die Freundin der Kranzspenderin dem jungen Schauspieler den Erwerb der wunderlichen Gabe erzählt, ist ein charakteristisches Beispiel hierfür. Sie berichtet von einem Sargmagazin, in dessen Auslagefenster einige Kränze lagen. In der Werkstatt nebenan zimmert ein Tischler einen Kindersarg, und ein kleines Mädchen reicht dem Manne freundlich lachend die Nägel, als handle es sich um eine Puppenwiege. Damit nicht genug muß auch noch die Carosse eines Hochzeitszuges vorbeigaloppiren. Zu viel, zu viel! ruft der Leser mit Tannhäuser aus. Alles zu seiner Zeit, aber zwei wildfremde Menschen einander zum ersten Mal begegnen lassen, von denen der eine dem andern die Stimmung mit solchem Raffinement gleichsam eintrichtert, heißt das Gute übertreiben, heißt das Natürliche wieder zur Unnatur zu machen.

Wozu die Erwähnung dieser Fehler, deren Zahl keine geringe ist? Um dem jungen Schriftsteller die Freude an seiner Arbeit zu verleiden und die Leser von der Lectüre des Werkchens abzuhalten? Keins von Beiden! Wir wünschen Bern im Gegentheil recht viele Leser, aber wir wünschen ihm auch selbst eine strenge Prüfung und Schulung seines eigenartigen Talents. Seine Begabung gleicht einer Knospe, die nur bei der sorgsamsten Pflege sich zur schönen Blüthe entfalten kann. Bern möge auf die Leichtigkeit seiner Production, auf die Frische seiner dichterischen Würfe, auf die Musik seiner Sprache und die Anschaulichkeit seiner Schilderung stolz sein, aber er möge diese Naturgaben nicht überschätzen. Die Romantik des Kunstreiter- und Künstlerthums möge er in ihrer Beschränktheit recht bald verlassen, die Dichtung als neuzeitliche Waffe im Kampfe für das Wahre, Gute und Schöne gebrauchen lernen und sich in größeren, geschlosseneren Compositionen versuchen — das ist unser Herzenswunsch. Nur bei eisernem Fleiße ist es möglich, eine wirklich beachtenswerthe Stellung in unserer Literatur zu erringen. Die Natur hat bei Bern das Ihrige gethan; möge er das Seinige thun.

Eugen Zabel.

* * *

Seitdem George Bancroft (der ehemalige amerikanische Gesandte in Berlin) die erste quellenmäßige, freilich nur bis zum Jahre 1776 reichende Geschichte der Vereinigten Staaten geschrieben, ist in Nordamerika vielfach der Versuch gemacht worden, die Gesammtgeschichte der Union in mehr volksthümlicher Form darzustellen, als es durch Bancroft geschehen ist. Hildreth, W. C. Bryant und Lossing, sind u. A. auf diesem Gebiete erfolgreich gewesen, am meisten jedoch Benson J. Lossing, dessen „illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten"*) zu den populärsten Geschichtsbüchern Nordamerikas gehört und in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet ist. In der That besitzt Lossing eine Reihe von Vorzügen, die ihm das Zeug zu einem Geschichtserzähler geben in dem guten Sinne, wie ihn die deutsche Geschichte z. B. in Becker und später in Ferd. Schmidt und Wernicke gefunden hat. Man würde irre gehen, wollte man Lossings Buch in dem Lichte eines Quellenwerks, das bisher unbekanntes historisches Material verarbeitet, betrachten: es steht im Gegentheil durchaus auf den Schultern seiner, in der deutschen kritisch-historischen Schule gebildeten Vorgänger. Aber vor diesen hat er den nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug der lebensvollen, eleganten und dennoch gewissenhaften Darstellung, welche sich an das Verständniß und Interesse der weitesten Kreise der Gebildeten wendet und in diesen den Sinn für die Geschichte des Vaterlandes energischer weckt, als die hochwissenschaftliche, aber vielfach sehr trockene Art es vermag, mit der Bancroft und seine Nachfolger Entstehung und Wachsthum der großen Republik schildern. Lossings Darstellung unterscheidet sechs Perioden: die Zeit der Entdeckungen, die der Ansiedlungen und drittens die der Colonien, an welche sich die vierte Periode, die der Unabhängigkeitskampfes anschließt. Die fünfte Periode, die der großen staatlichen Entwicklung, führt dann die Geschichte bis zum Beginn des Bürgerkrieges, der, in Verbindung mit der Geschichte der ihm folgenden Jahre bis zum Ausgange des ersten Amtstermins Grants, den Inhalt der sechsten Periode bildet. In den ersten drei Abschnitten ist das ethnographische Element besonders stark betont, unter vollständiger Beherrschung des einschlägigen Materials. Die Ergebnisse der grundlegenden Werke von Schoolcraft, Whipple, Th. Waitz und ein Theil des überreichen Materials, welches Hubert Bancroft zusammengetragen, werden hier zu einer klaren Geschichte der Ureinwohner des großen Continents verwerthet. — Die Bedeutung des Lossing'schen Buches als volksthümliches Werk wird erhöht durch die große Zahl oft ganz vortrefflicher Holzschnitt-Illustrationen von der Hand Felix Darleys, der in der Union zu den Besten auf dem besonderen Gebiete gehört. Die Ausstattung der deutschen Ausgabe ist sehr gelungen und übertrifft bei weitem die des Originals.

J. H.

*) Erscheint in 40 Lieferungen. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

Digitized by Google

Inserate.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Gesammelte

Schriften und Reden

von

Dr. Johann Jacoby.

Zweite Ausgabe

mit Nachträgen in vier Halbbänden à 1 *M.*

Soolbad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Station d. Main-Weser-Bahn.

Alkalischer Säuerling und salinische Trinkquellen. Ziegen-Molke. Inhalation ozonhaltiger Gradirluft. Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder. Saisondauer vom 1. Mai bis 30. Sept. Abgabe gewöhnl. Soolbäder auch vor, bez. nach dieser Zeit. Nähere Auskunft ertheilt bereitwilligst die Grossh. Hess. Badedirection Nauheim.

Jäger, Bergrath.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:

Beiträge zu

Raphael's

Studium der Antike.

Von

Carl von Pulszky.

Oktav. Preis: 1 *M.* 60 *S.*

Für Reisende nach Schweden-Norwegen.

Schweden-Norwegen.

Ein

practisches Handbuch für Reisende

von

Yngvar Nielsen,

Assistent a. königl. Reichsarchive in Christiania.

3. Auflage.

Revidirt bis Frühjahr 1877.

Mit 7 Karten und Plan von Stockholm.

Preis 7 *M.*

Schweden apart 7 M. 50 Pf., Norwegen apart 6 M.

Anerkannt bestes Reise-Handbuch für Schweden-Norwegen.

Hamburg.

W. Mauke Söhne,

vormals Perthes, Besser & Mauke.

In meinem Verlage ist erschienen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Klimatische Sommerkurorte.

Leitfaden für Aerzte und Laien

von

Dr. med. H. Reimer.

Kl. 8. IV. u. 301. Preis brochirt 4 *M.*

Berlin, den 21. Mai 1877. **G. Reimer.**

Aufruf. Der unglückliche **Paul Victor Wichmann**, dessen Geschick vor Jahr und Tag gewiß jedes fühlende Herz tief bewegt haben wird, ist nun aus schwerer Krankheit wieder so weit genesen, seine geistigen Kräfte gebrauchen zu können. Es handelt sich um einen Schriftsteller, welcher von der Bühne herab wie in der Erzählung stets Edles und Gedankenreiches verkündete, und so wenden sich die Unterzeichneten an alle Freunde und Beschützer des Unglücks, des Schönen und der Literatur, mit ihnen den seit Jahren tief Gebeugten, völlig Mittellosen, für ein neues Schaffen und Wirken auszurüsten. Das große Talent Wichmann's wird die Menschenliebe der Geber vergelten. Gefl. Beiträge bitten wir direct an uns zu richten.

Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung, Jena; Richter & Kappler, Verlagsbuchhandlung in Nürnberg; A. von Winterfeld, Berlin, Weißenburger Straße 26.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Preis 1 Mark 20 Pf.

Nicolaus Pfanenberg, Der preuss. Richter von seiner Schattenseite.

Verlag von Richard Skrzeczek, Loeben W./Pr.

Soeben erschienen:

Mendelssohn's Werke für Kammermusik

vollständig.

	Partitur.	Stimmen.
Für fünf und mehrere Streichinstrumente.		
Complet in 1 brochirtem Bande und in Umschlägen	*M.* 9.—	*M.* 14.40.
Octett f. 4 Violinen, 2 Bratschen u. 2 Violoncell. Op. 20. in Es	„ 9.90.	„ 6.30.
Erstes Quintett f. 2 Violinen, 2 Bratschen u. Violoncell. Op. 18. in A	„ (3.—)	„ (2.20)
Zweites Quintett f. 2 Violinen, 2 Bratschen u. Violoncell. Op. 87. in B	„ 2.40.	„ 3.90.
Quartette für 2 Violinen, Bratsche und Violoncell.		
Complet in 1 brochirten Bande	„ 13.—.	„ —.—.
Complet in 4 brochirten Bänden	„ —.—.	„ 20.—.
Erstes Quartett. Op. 12. in Es	„ 1.80.	„ 3.—.
Zweites Quartett. Op. 13. in Am	„ 2.10.	„ 3.—.
Drittes Quartett. Op. 44. No. 1. in D	„ 2.10.	„ 3.10.
Viertes Quartett. Op. 44. No. 2. in Em	„ 2.40.	„ 3.30.
Fünftes Quartett. Op. 44. No. 3. in Es	„ 2.40.	„ 3.90.
Sechstes Quartett. Op. 80. in Fm	„ 1.80.	„ 3.—.
Andante, Scherzo, Capriccio u. Fuge. Op. 8. in E, Am, Em u. Es	„ 1.80.	„ 2.70.
Für Pianoforte und Saiteninstrumente.		Part. u. St.
Complet in Umschlägen		*M.* 43.—.
Sextett f. Pfte., Violine, 2 Bratschen, Violoncell u. Contrabass. Op. 110. in D		„ 7.20.
Erstes Quartett f. Pfte., Violine, Bratsche u. Violoncell. Op. 1. in Cm		„ 4.20.
Zweites Quartett f. Pfte., Violine, Bratsche u. Violoncell. Op. 2. in Fm		„ 4.20.
Drittes Quartett f. Pfte., Violine, Bratsche u. Violoncell. Op. 3. in Hm		„ 7.50.
Erstes grosses Trio f. Pfte., Violine u. Violoncell. Op. 49. in Dm		„ 4.80.
Zweites grosses Trio f. Pfte., Violine u. Violoncell. Op. 66. in Cm		„ 5.10.
Sonate f. Pianoforte u. Violine. Op. 4. in Fm		„ 2.10.
Variations concertantes f. Pianoforte u. Violoncell. Op. 17. in D		„ 1.50.
Sonate f. Pianoforte u. Violoncell. Op. 45. in B		„ 3.30.
Sonate f. Pianoforte u. Violoncell. Op. 58. in D		„ 3.60.
Lied ohne Worte f. Violoncell u. Pianoforte. Op. 109. in D		„ (—.90)

Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)

Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.

Kaltwasserheilanstalten, Russische-, Römisch-Irische, Dampf- & Schwimm-Bäder, Electricität, Ziegenmilch, Molken etc. etc.

WIESBADEN

Sämmtliche Saison-Vergnügungen: ***Concerte, Bälle*** etc., sind für das laufende Jahr vermehrt. Die ***Lesezimmer*** reicher ausgestattet. ***Kgl. Theater, Fischerei, Wettrennen, Ausflüge*** etc. etc.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht u. s. w.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Mineralbäder, Sool- und Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus,** schattige **Promenaden, Wald-** und **Gebirgspartieen.**

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition, Berlin** N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 16. Juni 1877. XI. Band.

AP
30
.G295
v.11
no 24

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Zukunft Frankreichs. Von Leopold Richter. — Zur Verfälschung der Lebensmittel. Von A. Hosaeus. — **Literatur und Kunst:** Lebewohl! Von Wilhelm Jensen. — Die Geheimrathstochter. Von Hedwig Dohm. — Sommerliche Briefe. Schulze. Von Paul Lindau. — Der Krieg gegen Frankreich 1870—71. Von Theodor Fontane. Besprochen von M. Jähns. — Entlegene Culturen. Skizzen und Bilder von Wilhelm Goldbaum. Besprochen von Fritz Mauthner. — Notizen. — Inserate.

Die Zukunft Frankreichs.

Von Leopold Richter.

Die Zukunft Frankreichs ist einmal wieder in Frage gestellt. Dies ist während der letzten sieben Jahre ein halbes Dutzend oder mehrere Male geschehen; man beschäftigt sich vielfach und eifrig mit diesem Thema, aber man ist darüber nicht erstaunt; man ist deswegen kaum beunruhigt. — Die Leute, die in der Nachbarschaft des Vesuv leben, verlieren nicht gleich das Herz, wenn die Erde etwas zu beben anfängt. Sie haben Aehnliches erlebt und überlebt und mögen sich sagen: „Laß die Erde nur beben; daran können wir nichts ändern; sie wird sich schon wieder beruhigen.“ Der Mensch gewöhnt sich an Alles: an Staatsstreiche und drohenden Umsturz politischer Verfassungen ebenso gut wie an Erdbeben. Die Franzosen haben sich daran gewöhnt, die Zukunft Frankreichs in Frage gestellt zu sehen, und es würde ihnen vielleicht etwas fehlen, sie würden sich langweilen, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit mit diesem Problem beschäftigen könnten. — Heute haben sie den Kopf voll davon, und es ist ergötzlich und erbaulich den Feuereifer zu beobachten, mit dem sie nun die Lösung der Frage in das Auge fassen. Alles Andere: ein höchst amüsantes neues Stück im Palais Royal; der Verkauf des Mobiliars einer in der ganzen Welt berühmten Dame der „Halb-Welt“; der Krieg im Osten und die ganze orientalische Frage; ein grausiger Vatermord; ein neues vorzügliches Buch von Flaubert; die Verstärkung der Besatzungen in den deutschen Grenzfestungen; die Kunstausstellung, ja, der Grand Prix de Paris — Alles dies und Aehnliches, was unter gewöhnlichen Verhältnissen Stoff zu zahlreichen, endlosen Discussionen und Speculationen in Wort und Schrift gegeben haben würde, wird nun mit gebührender Nichtachtung schnell erledigt, wenn nicht ganz und gar übersehen. Kein vernünftiger Mensch, so meint man in Paris, kann und darf sich heute mit etwas Anderem beschäftigen als mit der Zukunft Frankreichs. Es ist dies die bei weitem amüsanteste und spannendste aller Actualitäten. — Cham, der vortreffliche Caricaturist des „Charivari“, einer der besten Kenner und der liebenswürdigsten Repräsentaten des französischen Volksgeistes, veröffentlichte vor einigen Tagen eine kleine Zeichnung, die in wenigen Strichen die Situation vom französischen Standpunkte aus wiedergibt. Das Bild stellt einen bewaffneten Russen und einen ebenfalls bewaffneten Türken dar. Jeder der Vaterlandsvertheidiger studirt aufmerksam den Inhalt einer französischen Zeitung. Ein Offizier kommt eiligen Laufes herbeigestürzt und fragt, weshalb die beiden Soldaten sich nicht schon längst damit beschäftigt haben, sich gegenseitig umzubringen. Der Eine von ihnen antwortet darauf: „Haben Sie denn noch nicht gehört, daß die Kammer in Versailles aufgelöst worden ist?“ — Der Czar und der Sultan selbst können sich augenblicklich nicht viel um die orientalische Frage bekümmern, da ihre Aufmerksamkeit natürlicher Weise von dem Schauspiele in Anspruch genommen ist, das seit vierzehn Tagen an den Ufern der Seine seinen Anfang genommen hat; wie könnte man da von den Franzosen verlangen, die unmittelbar vor der Bühne sitzen, ja die theilweise mitspielen und die jedenfalls die Gagen der Schauspieler, sowie überhaupt die Kosten der großen Aufführung und die Besprechung derselben zu bezahlen haben — wie könnte man von ihnen verlangen, frage ich, daß sie an etwas Anderes als an die Zukunft Frankreichs denken sollten? Sie denken an nichts Anderes und sie sprechen, schreiben, lesen von nichts Anderem: „Die Zukunft Frankreichs ist in Frage gestellt.“ Es dürfte sich auch für uns der Mühe verlohnen ruhig zu erwägen, wie sich dieselbe der Wahrscheinlichkeit nach gestalten wird. — Die Eventualitäten, die man dabei in Berücksichtigung zu ziehen hat, sind zahlreich.

Es ist möglich, daß Frankreich vorläufig noch die republikanische Regierungsform beibehalte. In diesem Falle würde entweder der Marschall Mac Mahon an der Spitze der Executivgewalt bleiben, oder er würde durch einen der drei Präsidentschaftscandidaten: Thiers, Grevy, General Chanzy ersetzt werden.

Es ist möglich, daß die Regierung in die Hände der Monarchisten übergehe. Dann würden der Sohn Napoleons III., der Graf von Chambord, der Graf von Paris und höchst wahrscheinlich auch der Herzog von Aumale als Thronprätendenten und Rivalen auftreten.

Es streiten sich also augenblicklich nicht weniger als acht Personen, vier Republikaner und vier Monarchisten, von denen eine jede ihre Partei hat, um den Besitz des Präsidentensessels oder des Thrones in Frankreich. Dies ist keine Uebertreibung. Die genannten Persönlichkeiten sind sämmtlich „des candidats sérieux“, und eine jede von ihnen hat mehr oder weniger berechtigte, aber bestimmte und reelle Aussichten, schließlich den Sieg über die anderen sieben Concurrenten davonzutragen.

Die Candidatur des Grafen von Chambord dürfte augenblicklich als diejenige bezeichnet werden, welche die geringsten Aussichten auf Erfolg darbietet. Der Vertreter des legitimen Principes ist königlich großartig in den Ansprüchen, die er stellt. Er hat seinen Einzug in Frankreich, das Ergreifen der Zügel der Regierung an Bedingungen geknüpft, die aller

Digitized by Google

Wahrscheinlichkeit nach nicht erfüllt werden können. Er glaubt, es sei nicht mit seiner Würde vereinbar, den Thron, von dem die Revolution ihn gewaltsam entfernt hat, auf Wegen der Gewalt oder der Intrigue wieder zu erkämpfen. Er will denselben nur besteigen, wenn das französische Volk ihn darum ersucht. — Das hat gute Wege! Aber absolut unmöglich ist es nicht, daß der Graf von Chambord als Heinrich V., König von Frankreich, sterbe. Man findet in der französischen Aristokratie vernünftige und gebildete Leute, die dies steif und fest glauben. Es sind meist streng orthodoxe Katholiken, deren politische Speculationen auch das Wunder als einen möglichen Factor in Berücksichtigung ziehen.

Der Graf von Paris wird von seinen Gegnern nur wenig mehr gefürchtet als sein königlicher Vetter, der Graf von Chambord. Zu Gunsten seiner Candidatur sprechen zwei Sachen: Erstens, daß der kluge, gewandte, ehrgeizige Herzog von Broglie, der Präsident des heutigen Ministeriums, Freund und Beschützer der orleanistischen Thronprätensionen ist, und daß sämmtliche Minister, die seit den 16. Mai das französische Cabinet bilden, entweder Orleanisten sind oder zu derjenigen Klasse von Bonapartisten gehören, welche sich gegebenen Falles leicht und schnell zum Orleanismus bekehren würden; und zweitens, daß die Prinzen von Orleans nicht mit derselben unerbittlichen Strenge, wie der Graf von Chambord, an gewissen Principien festhalten. Das Wort Heinrichs IV.: „Paris vaut bien une messe", würde heutzutage viel leichter von einem Prinzen von Orleans als von dem letzten französischen Bourbon ausgesprochen werden. Dieser hat sich entschieden geweigert, die weiße Fahne gegen die dreifarbige zu vertauschen, als seine Freunde vor einigen Jahren den Einzug Heinrichs V. in Paris bis auf die letzten Einzelheiten vorbereitet hatten — die Galakutschen waren schon bestellt —; jene, die Prinzen von Orleans, würden sich an derartige Kleinigkeiten sicherlich nicht gekehrt haben. Was jedoch auf der anderen Seite die Aussicht auf einen Erfolg des Grafen von Paris vermindert, das ist der von den Freunden der Orleans mit Recht bedauerte Mangel an Entschlossenheit, den die Prinzen seit ihrer Rückkehr aus dem Exil an den Tag gelegt haben. Die Orleanisten fürchten und die Republikaner nehmen mit Zuversicht an, daß es dem Grafen von Paris an der nöthigen Energie fehle, um im entscheidenden Augenblicke den Schritt zu wagen, der ihn möglicherweise auf den Thron von Frankreich erheben könnte, ihn aber auch, im Falle des Mißlingens, wieder über die Grenzen seines Vaterlandes treiben würde. Die Prinzen von Orleans sind unter Anderem darin echte Franzosen, daß sie das Leben in Frankreich über Alles hoch schätzen. Sie leben jetzt in Paris in großem Ansehen, im Genuß der zahllosen Annehmlichkeiten, die ihnen der Besitz eines kolossalen Vermögens verschaffen kann; und die Furcht, wieder im Exil leben zu müssen, ist vielleicht größer bei ihnen als der Wunsch, die Monarchie zu Gunsten ihrer Familie wieder hergestellt zu sehen. Dazu kommt, daß die orleanistische Partei größtentheils aus Leuten besteht, welche die große, fast in Aengstlichkeit ausartende, vorsichtige Klugheit ihrer Führer in vollem Maße theilen. — Die Familie der Orleans findet ihre zahlreichsten Anhänger in der wohlhabenden und reichen Bürgerklasse. Nichts aber fürchtet man dort so sehr als das Unbekannte, diese natürliche und erste Folge einer jeden Revolution. Die Prinzen von Orleans würden viele gute und treue Partisanen finden, wenn sie einmal auf dem Throne von Frankreich säßen; aber es ist sehr zu bezweifeln, daß sie unter ihren Freunden kampfbereite Soldaten recrutiren könnten, welche geneigt wären, einen Sprung mit ihnen in die Dunkelheit zu machen.

Der Onkel des Grafen von Paris, der Herzog von Aumale, darf nur insofern als ein monarchischer Thronprätendent bezeichnet werden, als die Besitznahme der Executivgewalt durch ihn die Einleitung zur Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie sein würde. Zu Gunsten seiner Candidatur spricht außer den Umständen, welche die Prätensionen des Grafen von Paris begünstigen, die Thatsache, daß der Herzog von Aumale, gerade weil er sich nicht zum König von Frankreich ausrufen lassen, sondern sich mit dem Titel eines Präsidenten oder Statthalters begnügen würde, auch bei den gemäßigten Republikanern, unter denen sich viele alte und verkappte Orleanisten befinden, auf Sympathie und vielleicht auf wirkliche Hülfe rechnen könnte.

Der von den Republikanern bei weitem am meisten gefürchtete Thronprätendent ist der kaiserliche Prinz Louis Napoleon. Zwar ist über seine Persönlichkeit und seine Befähigung nur sehr wenig bekannt. Seine Anhänger befleißigen sich, die glänzenden Anlagen seines Geistes zu rühmen und ihn in jeder Beziehung als einen zum Herrschen geborenen Prinzen darzustellen; in der republikanischen Presse dagegen bezeichnet man ihn als einen kränklichen, unintelligenten, wenn nicht gar geistesarmen Jüngling. Aber der Sohn Napoleons III. hat eine zahlreiche Partei im Lande, und diese zählt unter ihren Mitgliedern Männer, welche, wie ihre unmittelbaren Vorfahren, die Helfershelfer des Decemberstaatsstreiches, bereit sind zu wagen, sobald nur die Möglichkeit zu gewinnen nicht vollständig ausgeschlossen ist. Die Bonapartisten würden vor nichts zurückschrecken, um die Zügel der Regierung, die ihnen am Tage nach der Schlacht von Sedan entrissen worden sind, wieder zu ergreifen. Gänzlich ungleich den Orleanisten fürchten sie das Unbekannte nicht. Sie setzen unbedingtes Vertrauen auf den Besitz der Executivgewalt und sind überzeugt, daß diese ihnen in kurzer Frist wenn auch nicht allgemeinen, so doch vollständigen Gehorsam und theilweise knechtische Unterwürfigkeit seitens des französischen Volkes erzwingen würde. — Es mag wunderbar erscheinen, daß solche Hoffnungen heute bereits genährt werden können, wenige Jahre nach dem Abschluß des Frankfurter Friedens, der den Krieg beendete, für den die Eltern des Prinzen Louis Napoleon die Verantwortlichkeit tragen müssen, und der Frankreich so empfindliche Opfer an Geld, Land und politischer Machtstellung gekostet hat; — aber diese wunderbaren Hoffnungen sind keineswegs gänzlich unberechtigt. Man hat während der letzten sechs Jahre so viel über die Ursachen des Krieges und der während desselben von den Franzosen erlittenen Niederlagen geschrieben und gesprochen, die Thatsachen sind dermaßen verzerrt worden, daß heute seltene Selbstständigkeit des Denkens und Urtheils dazu gehört, um die einfache Wahrheit wiederzufinden und zu erkennen. Bedenkt man, daß nur wenige Franzosen zu widersprechen wagen, wenn man ihnen sagt, Deutschland habe Frankreich hinterlistig, räuberisch überfallen, und daß eine solche Behauptung, die jedes Wort der Geschichte von 1870 der Unwahrheit zeiht, von vielen Franzosen aufrichtig geglaubt wird, dann wird man auch erklärlich finden, daß es den Führern der bonapartistischen Bewegung bereits gelungen ist, einen großen Theil der französischen Nation von der Unschuld Napoleons III. an dem Unglücke Frankreichs zu überzeugen. „Die Deutschen haben Frankreich überfallen" — schreiben und sagen die Anhänger der gefallenen Dynnastie; — „der Kaiser, dem die Vertheidigung der französischen Ehre anvertraut war, mußte den Handschuh aufnehmen, den König Wilhelm ihm in's Gesicht schleuderte; daß die Armee zu schwach war, um den eindringenden deutschen Horden zu widerstehen, war Schuld der republikanischen Opposition unter dem Kaiserreiche, ganz besonders des Herrn Thiers; daß der Friede endlich mit so ungeheueren Opfern erkauft werden mußte, ist der kopflosen, egoistischen Politik der Regierung der Nationalvertheidigung, namentlich dem verderblichen Einfluß Jules Favres und Gambettas auf die übrigen Mitglieder der Regierung zuzuschreiben." — Auf diese und ähnliche werthvolle Argumente gestützt kommen die bonapartistischen Agitatoren sodann zu den kühnsten Folgerungen, die schließlich alle darin gipfeln, daß Napoleon IV. allein in der Lage sei, das rothe Gespenst des Radicalismus zu verscheuchen, dem verderblichen Streit zwischen den Conservativen, Orleanisten und Legitimisten ein Ende zu machen, die edelsten Interessen Frankreichs zu wahren und der „Großen Nation" den Platz an der Spitze der europäischen Staaten

Digitized by Google

wieder zu gewinnen, der ihr von Gottes- und Rechtswegen — wieso und weshalb hat man hat man niemals wissen können — zukommt.

Es fehlt im republikanischen Lager keineswegs an gewandten, scharfsinnigen Publicisten und Rednern, welche die Nichtigkeit der bonapartistischen Argumentation aufdecken können, und die es sich zur Pflicht machen, dies zu thun. Thiers, Gambetta, Jules Simon, Grevy sind nicht Männer, die sich von einem Cassagnac oder Robert Mitchel einschüchtern oder übertölpeln lassen; und die republikanischen Blätter „Le Temps", „Le Journal des Débats", „La République française" sind den Hauptorganen der bonapartistischen Partei, „L'Ordre" und „Le Pays", unendlich überlegen; aber Völker werden nicht durch Vernunft und Wahrheit allein regiert oder in ihren Sympathien beeinflußt; und in den besitzenden, politisch einflußreichsten Klassen Frankreichs fehlt es nicht an Leuten, denen es in ihren Kram paßt, der bonapartistischen Rhetorik die Ohren zu öffnen und sie der republikanischen Logik zu verschließen. Diese Leute haben einfach Furcht vor der Republik. Sie haben die Geschichte von 1793 von ihren Großeltern erzählen hören und haben die rauchenden Ruinen der Tuilerien und des Hôtel de Ville mit eigenen Augen betrachten können. Sie sagen, die Republik müsse zum Radicalismus, zur Commune führen, und sie ziehen den ärgsten kaiserlichen Despotismus der Schreckensherrschaft des Socialismus vor. Sie halten die verzagten Orleanisten und die auf Principien reitenden Legitimisten für zu schwach, um die Republik zu bekämpfen, und sie glauben deshalb ihr Heil uur im Lager des kampflustigen Bonapartismus finden zu können.

Die Republikaner begnügen sich damit spöttisch zu lächeln, wenn man von der Restauration der legitimen Monarchie unter Heinrich V. spricht; sie zucken die Achseln, wenn man den Namen des Grafen von Paris anführt; sie werden etwas nachdenklich, wenn man des Herzogs von Aumale erwähnt; aber ihre Mienen verfinstern sich und ihre Zuversicht verschwindet ganz und gar, sobald man von ihnen eine Meinungsäußerung über die Aussichten des Prinzen Louis Napoleon auf den Thron von Frankreich verlangt. Sie fürchten keinen der Prätendenten so sehr wie den Sohn Napoleons III., und sie haben guten Grund dazu; denn die rücksichtslose Energie seiner Anhänger und der unversöhnliche Haß, den diese den Republikanern geschworen haben, machen die Bonapartisten zu gefährlichen Gegnern und werden sie, wenn sie siegen sollten, zu unbarmherzigen Gewaltherren machen.

Eine jede der genannten drei conservativen oder richtiger monarchischen Parteien — denn es ist falsch, Männer wie Thiers, Dufaur, Grevy, Léon Say, Waddington, Léon Renault u. s. w., welche der gemäßigt republikanischen Partei angehören, als revolutionäre, als nichtconservative Politiker bezeichnen zu wollen —, die Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten, glauben auf den Ehrentitel Anspruch zu haben: „Vertheidiger des Eigenthums, der Familie und der Kirche." Was das angeblich bedrohte Eigenthum angeht so ist zu bemerken, daß sich einige der reichsten Grundbesitzer und Industriellen von Frankreich vertrauensvoll in das republikanische Lager begeben haben. In Bezug auf die Familie kann man dreist behaupten, daß die bedeutende Mehrzahl der Männer, welche heute an der Spitze der republikanischen Bewegung in Frankreich stehen, in Wort, Schrift und That für die Aufrechterhaltung der existirenden Familienbande und Verhältnisse aufgetreten sind und auftreten würden, und daß ihnen die Geschichte des Königthums oder des Kaiserreiches in Frankreich in dieser Beziehung nicht gerade als „gutes Beispiel" vorgehalten werden könnte. Aber die Kirche, d. h. die katholische Kirche, oder noch richtiger und enger, der Ultramontanismus, würde in der That in der Republik einen Gegner finden und muß als treuer, eifriger Verbündeter der monarchischen Contrerevolution bezeichnet werden. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die ultramontane Partei alle Hebel in Bewegung gesetzt hat und in Bewegung erhalten wird, um die republikanische Partei, welche durch den Sturz des liberalen Ministeriums Jules Simon eine erste empfindliche Niederlage erlitten hat, nun vollständig zu vernichten. — Dieser Umstand gibt der jetzigen Krisis eine eigenthümliche und seine wichtigste Bedeutung. Der Sieg der Contrerevolution wird dadurch gleichbedeutend mit einem Siege des Ultramontanismus. Wie sich auch die nächste Zukunft Frankreichs gestalten möge, es ist sicher, daß die französische Regierung, welche nun an das Ruder kommen wird, der katholischen Kirche gegenüber eine bestimmte, unzweideutige Haltung anzunehmen haben wird. Für das Ausland, namentlich für Deutschland und Italien, wird es demnach eine Frage von nicht geringem Interesse sein, ob die schwebende Frage über die Zukunft Frankreichs schließlich zu Gunsten des Ultramontanismus oder des Liberalismus beantwortet werde. Die Niederlage der Republikaner würde einer Partei die Oberhand geben, welche willig oder unwillig, über kurz oder lang sich bereit erklären und bereit sein müßte, das Schwert für Rom zu ziehen. Als Herr Thiers am 24. Mai 1873 die Rednerbühne verließ, auf der er die Rechte der republikanischen Präsidentschaft gegen die Coalition Broglie-Buffet vertheidigt hatte, rief er seinen Gegnern das Abschiedswort zu: „Vous serez les protégés de l'Empire." Man kann der monarchischen Partei, welche jetzt die Republik zu confisciren beabsichtigt, für den Fall daß sie siegen sollte voraussagen: „Vous serez les protégés de Rome."

Von den drei republikanischen Candidaten zur Präsidentschaft — Thiers, Grevy und Chanzy — hat der letztgenannte vorläufig die geringsten Aussichten auf Erfolg. Siegt nämlich die republikanische Partei, so wird sie nicht unmittelbar nach dem Siege vergessen können, wie sehr sie gefürchtet hat, daß der Soldat, der heute noch an der Spitze der Republik steht, seinen Einfluß auf die Armee ausüben möge, um die Republik zu vernichten. Chanzy gilt für einen Republikaner; aber er ist General. Nach der Erfahrung, die man soeben mit einem Marschall gemacht hat, dessen Ehrlichkeit sprüchwörtlich geworden war, wird man sich vor dem Versuche scheuen, wiederum einem Soldaten das Loos der Nation anzuvertrauen. Der General Chanzy hat eine große Zukunft vor sich: er wird möglicherweise nach Paris berufen werden; er mag hoffen, Marschall von Frankreich zu werden. Daß er der Nachfolger Mac Mahons werde, wenn dieser gestürzt werden oder sich zurückziehen sollte, ist unwahrscheinlich. Aber er ist der republikanische Candidat der Armee, und sein Name durfte hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Herr Grevy, der Präsident der Nationalversammlung zur Zeit der Präsidentschaft des Herrn Thiers, und der mit großer Stimmenmehrheit gewählte Präsident der soeben vom Marschall Mac Mahon vertagten und jetzt mit Auflösung bedrohten zweiten Kammer, steht bei allen gemäßigten Republikanern in hohem Ansehen. Er ist ein Mann, dessen Ehrlichkeit selbst von seinen erbittertsten Feinden niemals bezweifelt worden ist. Er hat zahlreiche Beweise seiner Unabhängigkeit und seiner Unerschrockenheit gegeben; der unparteiische Gerechtigkeitssinn, mit dem er Jahre lang die stürmischen Discussionen der Nationalversammlung und Kammer geleitet hat, verdient unbedingtes Lob. Aber gerade einige seiner vorzüglichsten Eigenschaften sind es, welche seine Freunde und Bewunderer unschlüssig machen, ihm ihre Stimmen zu geben. Politische Parteien verlangen von ihrern Führern etwas Anderes als vollständige Unparteilichkeit; sie wollen von diesen unbedingt unterstützt und vertheidigt werden. Die Art und Weise jedoch, wie Herr Grevy nach dem Sturze des Herrn Thiers den Präsidentensessel der Nationalversammlung Herrn Buffet überlassen hat, läßt sie befürchten, daß es Grevy an der rücksichtslosen Energie fehlen möge, die monarchische Bewegung mit starker, harter Faust niederzuhalten. Unter einer Präsidentschaft Grevy würden sich sämmtliche politische Fractionen, mit Ausnahme der radicalen vielleicht, einer gewissermaßen zügellosen Freiheit erfreuen. Die Royalisten und die Bonapartisten würden ihre Propaganda ungehindert fortsetzen können und dadurch eine

Digitized by Google

dauernde, große Gefahr für die Republik bilden. Nun sagen sich die Republikaner aber mit vollem Rechte, daß sie von einer königlichen oder kaiserlichen Regierung weder Toleranz noch Gerechtigkeit zu erwarten haben würden und daß sie deshalb von einer republikanischen Regierung verlangen, ihre unversöhnlichen Feinde mit demselben Maße zu messen, mit dem diese sie messen würden. Der zukünftige Präsident der Republik soll ein Mann sein, der sich zur ersten Aufgabe stellt, die Republik in Frankreich zu consolidiren; dies aber kann nur geschehen, indem er sich den monarchischen Parteien und Agitationen als Feind, nicht etwa als Richter entgegenstellt. — Man fürchtet, daß Grevy dies nicht thun, daß er im Gegentheil gleiche Freiheit für Feind und Freund beanspruchen würde. Aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich, daß selbst die aufrichtigen Verehrer des Herrn Grevy einem Anderen als ihm, nämlich Herrn Thiers, dem republikanischen Expräsidenten, ihre Stimmen geben werden.

Die Art und Weise, wie Herr Thiers von seinen politischen Gegnern bekämpft wird, ist charakterisch für das heutige Frankreich. Wenn man bedenkt, welche Dienste der greise Mann seinem Vaterlande geleistet hat, mit welchem Muthe er zur Stunde der Gefahr dem siegreichen Feinde gegenüber aufgetreten ist; wie er keine Mühe, keine Demüthigung gescheut hat, um in Rußland, England, Italien, Oestreich Hülfe oder wenigstens Sympathien für das zu Boden geschlagene Frankreich zu erflehen; wenn man seine Handlungsweise zur Zeit der Noth mit der der Prätendenten vergleicht, die nun Ansprüche auf den Thron von Frankreich geltend zu machen wagen; wenn man sich daran erinnert, daß die ganze Nation in Thiers den Befreier des Vaterlandes begrüßt hat, daß die aus unverfälschten Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung ihn mit einer überwiegenden Majorität zum Präsidenten der Republik, zum ersten Bürger Frankreichs erwählt hat; wenn man endlich in Betracht zieht, daß Thiers in seiner doppelten Eigenschaft als Staatsmann und Schriftsteller in ganz Europa ohne jeden Vergleich, ohne jeden Zweifel als die erste lebende französische Persönlichkeit gilt — dann überkommt einen Scham für Frankreich, Entrüstung gegen diejenigen Franzosen, denen keine Waffe zu vergiftet, zu schmutzig ist, um Thiers damit anzugreifen. — Herr Thiers hat der Verleumdung und Verdächtigung, dem unwürdigen Hohn über sein Alter, den wahrhaft ekelhaften Andeutungen auf sein nahe bevorstehendes Ende, nur eisiges, verächtliches Schweigen entgegengestellt. Aber die Republikaner haben ihn gerächt. Die Wuth der Monarchisten hat alle Fractionen der liberalen Partei, mit Ausnahme der ultraradicalen allein, vereinigt. Thiers ist der Candidat von Dufaure, Say, Renault, Grevy, Jules Simon, Gambetta; Thiers ist der unzweifelhafte Nachfolger Mac Mahons, wenn es der republikanischen Stimme zu seinen Lebzeiten noch einmal gelingen sollte, sich Gehör und Geltung zu verschaffen. — Aber es ist fraglich, ja es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß dies der Fall sein werde.

Der Marschall Mac Mahon, Präsident der Republik, ist ein erklärter Feind der Republik, aber er ist ein ebenso unzweideutiger Freund der Machtstellung, die ihm an der Spitze der Republik eingeräumt worden ist. Seine schlichte Ehrlichkeit ist häufig gelobt worden. Dieselbe soll hier nicht angezweifelt werden; aber seine Intelligenz, als Staatsmann wenigstens, ist selbst von seinen Verehrern und eifrigsten Parteigängern niemals als eine hervorragende angepriesen worden, und man darf, ohne höhnisch zu sein, annehmen, daß dieselbe eine gewöhnliche, wenn nicht geradezu eine beschränkte sei. In der nächsten Umgebung des Marschalls befinden sich dagegen einige sehr gewandte, gewitzte, ehrgeizige Männer, welche gewisse moralische Scrupel des Marschalls in keiner Weise theilen, deren Stellung in der des Marschalls wurzelt und mit dieser zu Grunde gehen würde, und die sicherlich alle Künste der Dialektik und Rhetorik aufbieten, um das Gewissen des Marschalls zu beruhigen und ihm einzureden, die Pflicht erheische, daß er auf dem Posten verharre, der ihm, dem Marschall, die Ausübung der höchsten Gewalt, und ihnen, seinen Freunden, alle Vortheile, welche eine solche Machtstellung spenden kann, sichert. „Es gibt — so sagt ein französisches Sprichwort — keinen ärgeren Tauben, als denjenigen, der nicht hören will." Es gibt, kann man auch sagen, keinen Menschen der leichter zu bethören ist, als denjenigen, der den Worten der Bethörung im eigenen Interesse ein williges Ohr leiht. Man darf annehmen, daß die Haus- und Tafelgenossen des Marschalls nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sind, als sie sich die Aufgabe gestellt haben, den Herzog von Magenta davon zu überzeugen, er schulde der Ehre, der Pflicht, dem Vaterlande, dieses, das Vaterland, gegen die steigende Fluth des Radicalismus zu vertheidigen, und er könne dies nur, indem er seine Stellung als Chef der Executivgewalt per fas et nefas beibehalte. Man hat den „modernen Bayard", wie der Graf von Chambord ihn genannt hat, vielleicht sogar flehentlich gebeten, die bedrängte Nation nicht zu verlassen, sich nöthigenfalls für sie aufzuopfern, und der schlichte Mann mag guten Glaubens sein, wenn er sich einbildet, er sei ein von der Vorsehung zur Rettung Frankreichs auserwähltes Werkzeug. In diesem Wahne dürfte er auch die Stimme seines Gewissens überhört haben, die ihn wenigstens einmal an sein heiliges Versprechen gemahnt haben muß, Frankreich im Sinne der Constitution, im Sinne der constitutionellen Majorität zu regieren.

Der Marschall Mac Mahon ist Präsident der Republik, und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß er Präsident der Republik zu bleiben wünscht. Er hat ganz unberechenbare Vortheile vor allen seinen Rivalen. Er sitzt wie in einer starken Festung, die diese erobern möchten, ohne sich jedoch über einen Angriffsplan einigen zu können und ohne den Muth oder die Mittel zu haben, vereinzelt zum Sturme vorzugehen. — Ja, wenn sich die Festung freiwillig ergeben wollte! Aber wem? Den Bonapartisten? Dann würden Republikaner und Royalisten Verrath schreien. — Der Republik? Dann würden die Monarchisten den Marschall anklagen, er habe die von ihnen auf ihn gesetzten Hoffnungen auf das Schändlichste gemißbraucht. — Der Marschall befindet sich in der Lage, nicht einer einzigen großen Partei Befriedigung geben zu können. Die Republikaner werden ihm nicht verzeihen, daß er den Versuch gemacht hat, sie zu überrumpeln. Er wird ihr Vertrauen nie wieder gewinnen, selbst wenn er sich ihnen wieder anvertrauen wollte. Die Monarchisten sind in drei, scharf von einander getrennte Fractionen getheilt. Er kann sich nicht mit einer einzigen befreunden oder compromittiren, ohne sich mit zwei anderen zu verfeinden. Er hat die Wahl: vor der Majorität zurückzutreten und es dieser zu überlassen, einen neuen Präsidenten nach ihrem Sinne an seiner Stelle zu wählen, oder er kann gestatten — was jedoch ein Verrath an der Verfassung wäre —, daß die Zügel der Regierung den Händen eines der monarchischen Thronprätendenten überlassen werden; endlich kann er, auf den Wortlaut der Verfassung gestützt, sagen, daß er das Recht habe, bis zum Jahre 1880 Präsident der Republik zu bleiben, ob mit ob gegen den Willen der Majorität, und daß er gesinnt sei, von diesem Rechte, das sich vielleicht durch ein Plebiscit noch bekräftigen ließe, im vollsten Maße Gebrauch zu machen. Es ist wahrscheinlich, daß er sich dazu entschließen wird: erstens weil er dadurch die Republikaner wenigstens nicht ganz befriedigen würde und die Macht in Händen behielte, den Kampf gegen sie später, bei einer günstigeren Gelegenheit noch einmal aufzunehmen; zweitens weil er dadurch mit keinem der politischen Freunde, die ihn am 24. Mai 1873 und am 16. Mai 1877 unterstützt haben, positiv brechen würde, drittens endlich, weil er sich selbst mit seiner nächsten Umgebung dadurch den größten Dienst leisten würde.

Es ist in der That sehr schwierig, sich heute, am Vorabend der Krisis, über die nächste Zukunft Frankreichs zuversichtlich auszusprechen. Insofern aber Wetten der gewöhnliche Probierstein subjectiver Ueberzeugung ist, bin ich geneigt zu sagen — nicht indem ich mich über eine ernste Frage leicht-

Digitized by Google

fertig ausspreche, sondern um eine sorgfältig begründete Ansicht möglichst anschaulich zu machen —, daß die Aussichten auf Erfolg der verschiedenen Präsidentschaftscandidaten und Thronprätendenten ungefähr wie folgt notirt werden könnten:

2 zu 1, daß der Marschall Mac Mahon Präsident bleibt,

1 zu 2, daß Herr Thiers Präsident wird, und

1 zu 10, daß der Prinz Louis Napoleon oder der Herzog von Aumale an die Spitze der Regierung tritt. — Dabei ist jedoch wohl zu berücksichtigen, daß die größten Rennpreise nicht selten von den wenigst gefürchteten Competitoren, von sogenannten „Outsiders" gewonnen worden sind. — Wir müssen noch auf manche Ueberraschung vorbereitet sein, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß wir in der That darauf vorbereitet sind.

Zur Verfälschung der Lebensmittel.

Es ist kaum zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß die absichtliche Verfälschung oder auch die Vermengung der verschiedenartigsten Lebensbedürfnisse mit billigeren Substanzen geradezu eine Industrie geworden sei, und es ist eine feststehende Thatsache, daß das consumirende Publicum sehr vielen Täuschungen bei dem Einkauf der nothwendigen Waaren ausgesetzt ist.

Zu einem großen Theil beruhen derartige Manipulationen gewissermaßen auf einem stillschweigenden Uebereinkommen der Producenten, oder doch der Wiederverkäufer mit den Consumenten, welche theilweise billiger einkaufen wollen als möglich ist, theilweise aber auch geradezu reinere und darum concentrirtere Waaren verschmähen. Wenn die gestoßenen, gepulverten Gewürze wesentlich billiger verkauft werden und werden können als die unzerkleinerten, trotzdem daß das Pulverisiren oder Mahlen mit Geldkosten verknüpft ist, so leuchtet es ein, daß dabei besondere Verhältnisse obwalten müssen. In der That ist es bekannt, daß weitaus der größte Theil der im Kleinverkehr gebrauchten Gewürze aus solchen Etablissements bezogen werden, welche sich mit der Gewinnung von ätherischen Oelen befassen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die der Destillation unterworfenen und dem größten Theil ihres Oeles beraubten Materialien dem Publicum als Zimmt, Nelken, Neuewürze, Pfeffer u. s. w. angeboten werden. Aber dabei bleibt es noch nicht einmal, und nicht selten wird solchen bereits einmal benutzten aromatischen Substanzen noch eine ganz erhebliche Quantität gemahlnen Holzes und ähnlicher Substanzen zugesetzt. Nicht minder ist es bekannt, daß extrahirte Vanilleschoten mit etwas Benzoesäure, dem aromatischen Bestandtheile des Benzoeharzes, bestreut werden, um dadurch das Aussehen von frischen zu erhalten, und immer sind die Verkäufer bereit, das Citronenöl, welches im reinen Zustande zu leicht, wie die Frauen sagen, verdirbt, doch in den Speisen wegen seiner intensiven Wirkung vorschmeckt, zu verdünnen, den zu sauren Essig abzuschwächen und den zu scharfen Pfeffer durch Vermengen mit Abfällen aller Art zu mildern. Bis zu den Hökern und Krämern herab, einer Gesellschaftsklasse, welcher bekanntlich namhafte Nationalökonomen die Daseinsberechtigung absprechen, weil sie selbst nicht productiv sind, kommen alle Verkäufer derartigen zum Theil ganz unbewußten Wünschen des Publicums gern entgegen. Bei allen ist ein bestimmtes Gefühl zwischen Daumen und Zeigefinger recht deutlich ausgeprägt, und die Mühewaltung kann ja nicht umsonst verlangt werden. An und für sich läßt sich gegen solche Versetzung der Gewürze und anderer Lebensbedürfnisse mit indifferenten Substanzen, durch welche sie scheinbar billiger oder theilhaftiger werden sollen, nichts sagen, wenn die Preisermäßigung der Verdünnung proportional ist; zumeist ist dies aber nicht der Fall, man muß die letztere zu theuer bezahlen und dem Betrug wird dadurch Thür und Thor geöffnet.

An diesen Verhältnissen haben die Käufer selbst zum guten Theil Schuld und man kann dabei nicht immer von beabsichtigtem Betrug sprechen, wenn auch die Grenze zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten schwierig festzustellen ist. Jedenfalls wird man aber gut thun, sämmtliche Gewürze unzerkleinert zu kaufen und die Mühe des Pulverns nicht zu scheuen, oder wenn dies nicht thunlich ist, dieselben den Apotheken oder Droguenhandlungen zu entnehmen, die eine ausgesprochene Garantie für die Reinheit gewähren. Mit Hülfe des Mikroskopes läßt sich wenigstens die Abwesenheit fremder Materialien leicht constatiren. Ungleich bedenklicher gestaltet sich die Sache, wenn derartige Handlungen vollständig hinter dem Rücken des Käufers vorgenommen werden. Von einem zuverlässigen Hamburger Gewährsmann ist mir versichert worden, daß z. B. der Safran, die bekannten scharlachrothen Blüthentheile (Narben) von Crocus sativus, nicht selten mit geschabten Pferdemuskeln verfälscht würden. Nach dem sorgfältigen Trocknen und Präpariren lassen sich besonders die langgestreckten Muskeln der Wirbelthiere durch Schaben in einen Zustand überführen, welcher eine Vermischung mit dem Safran entschieden ermöglicht. Eben so weiß man, daß künstliche Kaffeebohnen aus Papiermasse, die mit Schwerspath, Thon und Farbesubstanzen versetzt wird, dargestellt werden. Bei dem Brennen werden diese Papierbohnen ebenfalls braun und tragen sicher dazu bei, im Verein mit Sacca und Cichorie dem Kaffee gründlich seine Eigenthümlichkeit zu nehmen.

Für den Chemiker ist die Feststellung derartiger offenbarer Betrügereien, die sicher auch den Staatsanwalt interessiren dürften, an sich eine leichte Aufgabe. Sie wird aber sehr undankbar, wenn man geradezu danach sucht und man kommt gewöhnlich bald dahin, das erfolglose Herumtasten in so massenhaft verbreiteten Verbrauchsartikeln aufzugeben. Das Publicum, und vorzüglich die Kaufleute, welche direct mit diesem verkehren und die schließlich gewöhnlich auch betrogen worden sind, sollten, wenn ihnen irgend eine bedenkliche Erscheinung entgegentritt, competente Hülfe in Anspruch nehmen und verdächtige Waaren an Versuchsstationen oder Fachchemiker einliefern.

Auch die nicht gerade selten vorkommenden Vermengungen von Oelen und Mehlsorten, die fast stets hinter dem Rücken des Käufers vorgenommen werden, sind entschieden betrügerische Handlungen, durch welche sich die Verkäufer einen unerlaubten Gewinn verschaffen. Wenn das Provenceröl theuer ist, das sehr ähnliche Sesamöl aber billiger, so ergreifen weitherzige Händler die Behälter mit Sesamöl und füllen damit harmlos die Fässer und Flaschen, die Provenceröl enthalten, und wenn das Mohnöl theurer ist als Rüböl, so mag manches Kilo des letzteren zu dem ersteren laufen. Die Oele vermischen sich vollkommen und es gehört mit zu den schwierigsten Aufgaben des Analytikers, derartigen Thaten auf die Spur zu kommen. Oftmals bleibt kein anderer Weg, um die Reinheit nicht trocknender Oele, wie das Provenceröl ist, zu prüfen und die Abwesenheit von trocknenden und verharzenden Oelen zu constatiren, als Uhrwerke und ähnliche Vorrichtungen mit bestimmten Gewichtsmengen der fraglichen Fette zu ölen und nachzusehen, wie lange Zeit das Schmiermittel seine Schuldigkeit thut, ohne zu verharzen. Man gewinnt dadurch wenigstens bestimmte Anhaltepunkte zur Beurtheilung.

Ungleich einfacher und sicherer ist die Prüfung des Mehles, welches meinen Erfahrungen nach viel seltener mit fremden Körpern, wie Schwerspath, Kreide u. s. w. versetzt, aber ungleich häufiger als man meint mit anderen billigeren Mehlsorten vermengt wird. Je nachdem die eine oder andere Mehlsorte billiger ist, mengt man sie anderen theueren Sorten bei und erzielt so einen unerlaubten Gewinn. Nicht selten wird auch Reismehl, welches ab und zu recht billig ist, unseren heimischen Mehlsorten beigemengt. Da die Formen der Stärkekörner unserer Getreidearten verschieden sind und sich von denjenigen des Reises, der Hülsenfrüchte und der Kartoffeln leicht unterscheiden lassen, so sind derartige Manipulationen, Dank des Mikroskopes, leicht zu erkennen. Nicht minder leicht die eigentlichen Verfälschungen des Mehles durch Schwerspath — schwefelsauren Baryt —, Kreide, Gyps und dergleichen, die sogar als sogenanntes Kunstmehl angeboten worden sind und dem Mehl bis zu 10 Procent zugesetzt werden. Es genügt, zu ihrer Erkennung eine kleine Quantität des Mehles zu veraschen und den Aschenrückstand zu wiegen.

Digitized by Google

Der Gehalt an Asche ist zwar bei den verschiedenen Mehlsorten etwas schwankend und hängt wesentlich mit von den äußern Fruchtschichten ab, die ihm beigemengt sind, man wird aber annehmen können, daß nur Mehl, welches nicht mehr als 2 Procent Aschenrückstand hinterläßt, nicht als mit jenen Stoffen verfälscht betrachtet werden kann. So einfach nun auch derartige Veraschungen sind, so sind doch immerhin einige Wägungen dabei nothwendig und schon deswegen können sie nur in Laboratorien ausgeführt werden und entziehen sich dem größern Publicum. Es ist aber äußerst wünschenswerth, daß unser wichtigstes Nahrungsmittel möglichst vielseitig controlirt wird, da nur dadurch den Verfälschungen vorgebeugt werden kann, und man muß, um eine solche Controle zu ermöglichen, einen möglichst einfachen Maßstab anlegen. Referent hat in den letztvergangenen fünf Jahren an verschiedenen Orten die im Handel vorkommenden Mehlsorten untersucht, wohl gegen vierzig einzelner Proben, ohne eine Verfälschung mit unorganischen Substanzen zu finden (oftmals aber andere billigere Mehlsorten). Die Stadt Gotha hat kürzlich 33 Mehlproben prüfen lassen, unter denen nur eine war, die 4 Procent einer fremdartigen unorganischen Substanz enthielt. Dies beweist aber nichts weiter, als daß die untersuchten Sorten gut waren und daß einzelne Untersuchungen wenig erfolgreich sind. Die Prüfungen müssen regelmäßig und allgemein ausgeführt werden und eine von Himely, Professor in Kiel, vorgeschlagene Methode ist ganz vorzüglich geeignet, dies zu ermöglichen. Das Verfahren beruht auf dem verschiedenen specifischen Gewicht des Mehles, der Verfälschungsstoffe und des Chloroforms, welches letztere zur Prüfung benutzt wird. Das specifische Gewicht des Schwerspathes beträgt 4,4, das der Kreide 2,23, des Kalksteines 2,5—2,7, des gebrannten Gypses 1,81, des ungebrannten 2,32. Das specifische Gewicht des Chloroforms dagegen beträgt 1,55, ist also viel geringer als das der genannten Stoffe, während das Mehl und die Stärke leichter sind als das Chloroform. Uebergießt man nun einen Theelöffel voll des zu untersuchenden Mehles in einem kleinen geeigneten Glascylinder (die gewöhnlichen Reagirgläser, die sog. Berzeliusröhren sind sehr wohl dazu geeignet) mit so viel Chloroform, daß man bequem schütteln kann und eine genügend hohe Flüssigkeitssäule (bis $^2/_3$ des kleinen Cylinders) da ist, so trennen sich die Bestandtheile nach Maßgabe ihrer Schwere. Sie sind in dem Chloroform nicht löslich, und etwa vorhandene mineralische Bestandtheile werden sich, weil sie schwerer als die Flüssigkeit sind, auf dem Boden ablagern, während das leichtere Mehl sich über dem Chloroform abscheidet. Da in dem Mehl immer etwas Mühlsteinstaub und Asche enthalten ist, so wird sich auch stets auf dem Boden ein schmutzig aussehender Niederschlag finden. Ein weißer Bodensatz wird dagegen je nach seiner Quantität eine kleinere oder größere Verfälschung mit Mineralstoffen anzeigen, die dann jeder Chemiker näher bezeichnen kann. Das Verfahren ist in der That so einfach, daß es wohl verdient, allgemein bekannt und benutzt zu werden.

A. Hosaeus.

Literatur und Kunst.

Lebewohl!

(Lord Byron an Ada.)

Lebe wohl, und wär's für immer,
Leb' denn wohl für alle Zeit!
Ob Du nicht vergibst, soll nimmer
Rechten wider Dich mein Leid.
Hätt' Dein Aug' die Brust durchdrungen,
Dran so oft sich barg Dein Haupt,
Wenn Dich süßer Schlaf bezwungen,
Der auf immer Dir geraubt —
Könnt' der Brust geheimstes Denken
Hellbeglänzt Dein Blick umfah'n,
Glauben würdest Du ihr schenken,
Daß zu weh Du ihr gethan.
Mag die Welt Dir Lob bekunden,
Die ich um Dich lächeln seh',
Selbst ihr Preis sollt' Dich verwunden,
Ruh'nd auf eines Andern Weh.
Manchen Fehltritt wohl beging ich,
Doch — gab andern Arm es nicht,
Als nur den, der einst umfing mich,
Zu vollstrecken mein Gericht?
Doch nicht selbstgetäuscht vergiß es:
Liebe geht nur nach und nach;
Wähne nicht, daß jähen Risses
Sich ein Herz vom Herzen brach!
Leben pocht im Deinen weiter,
Wie das meine blutend brennt,
Und der Gram, der ihr Begleiter,
Ist — daß ewig wir getrennt.
O ein Wort voll tiefrem Kummer,
Als der Tod entpreßt ihn hätt';
Beide leben, doch vom Schlummer
Weckt uns ein verwittwet Bett.
Hoffst Du, Trost mög' Dir gewähren
Unsres Kindes stammelnd Wort,
Wirst Du's „Vater" sprechen lehren,
Dem kein Vater wacht hinfort?
Wenn ihr Händchen Dir begegnet,
Sich ihr Mund an Deinen preßt,
Denke sein, der noch Dich segnet,
Den Du liebend segnetest!
Sollt' ihr Antlitz jenem gleichen,
Das auf immer Du verließt,
Zitternd wird's Dein Herz beschleichen,
Daß es dennoch treu mir ist.
All mein Fehlen magst Du wissen,
All mein Leid ist nur in mir;
All mein Hoffen liegt zerrissen,
Wo Du gehst — doch geht's mit Dir.
Kein Gefühl mehr kann ich fassen;
Stolz, der einer Welt nicht wich,
Weicht vor Dir — von Dir verlassen,
Auch verläßt die Seele mich.
Doch es ist — umsonst die Worte —
Eitler, wenn mein Mund sie spricht;
Nur das Denken sprengt die Pforte,
Und der Wille zähmt es nicht.
Leb' denn wohl! — So — ohne Hoffen,
Ohne Band, das mich umflicht,
Herzwund, einsam, blitzgetroffen —
Mehr noch sterben kann ich nicht.

Wilhelm Jensen.

Die Geheimrathstochter.

Von Hedwig Dohm.

Was versteht man unter „Geheimrathstochter"?

Diese Tochter ist ein Mädchen, das einen Geheimrath zum Vater hat und aus diesem Grunde unter Subalternbeamten wie den Hoflieferanten des Geheimraths für ein bureaukratisches Sonntagskind gilt.

Digitized by Google

Unter Geheimrath aber versteht man einen Mann, der in seinem Bureau unter allen Umständen und mitunter auch im Staat von großer Wichtigkeit ist — einer Wichtigkeit, die einen mehr oder weniger glänzenden Reflex auf seine Gattin, seine Tochter, sein Dienstmädchen, seinen Stiefelputzer u. s. w. zu werfen pflegt; denn der geheimräthliche Wohlgeruch theilt sich wie der Duft einer persischen Rose allen Dingen mit, die mit dem Geheimrath in näherer Beziehung zu stehen die Ehre haben. Stadtgerichts-, Tribunals-, Finanz- und andere Räthe können vielversprechende oder auch sehr bewährte Staatsdiener sein; das „Geheim" aber ist der Glorienschein, der über einer gewissen Quantität von Beamtentugenden von Rechtswegen schwebt. Mitunter ist es freilich nur die Flagge, unter der ältliche Staatsdiener, die Brust mit Orden befrachtet, in den Hafen ehrenvoller Ruhe einlaufen, eine Art Invalidenpoesie. Das „Geheime" ist das ideale Fettauge auf der magern Brühe der Beamtencarrière, es ist wie ein Hervorruf des effectvollen Acteurs im Staatsdienst bei offener Scene.

In unserer Zeit, die immer mehr zur Gleichheit strebt, und die Alles nivellirt, beginnt der Nimbus des „Geheimen" und seiner Tochter zu schwinden. Einstmals waren die charakteristischen Merkmale der Letzteren so weithin sichtbar, daß sie im Munde des Volkes lebten, wenn dieser Volksmund auch das, die höchste Achtung nicht ausschließende Wort „Tochter" in „Jöhre" verwandelt hatte, und die allgemeine Meinung unter „Geheimrathsjöhre" ein mißliebiges Product bureaukratischer Arroganz verstand, ein Gemisch von dünnem Thee und wasserblauen Augen, mit einem Wort, ein bleichsüchtiges, wohlgekämmtes und wohlerzogenes, mit einem Näschen zum Rümpfen und meistens auch mit Handschuhen versehenes weibliches Gebilde, dem der Duft und die Thaufrische der jungen Mädchenblüthe unter dem Einfluß des höheren Beamtentums abhanden gekommen war.

Wie der Eckensteher und der Schusterjunge und die geistreiche Jüdin, ist auch die Geheimrathstochter aus dem Berliner socialen Leben fast verschwunden, oder wenigstens so ziemlich mit der höheren Beamtentochter verschmolzen.

Diese nun gehört in ethischer Beziehung vielleicht zu den hervorragendsten unter allen Töchtern. Indessen bietet ihr Charakter, ihre Stellung in der Gesellschaft und ihr Lebenslauf noch immerhin einige Eigenthümlichkeiten dar; sie hat noch immer etwas Typisches, das zu charakterisiren der Zweck dieses Aufsatzes ist.

Die Erziehung der Geheimraths- oder höheren Beamtentochter (die sich übrigens von der anderer junger Mädchen wenig oder gar nicht unterscheidet) läßt nach hergebrachten Maßstäben wenig zu wünschen. Sie besucht eine höhere Töchterschule, sie macht den Cursus in der ersten Klasse durch, und wenn es den verzweifelten Anstrengungen der Vorsteherin gelungen ist, für diese erste Klasse einen wissenschaftlich gebildeten Lehrer einzusangen, so verliebt sie sich nicht nur in diesen Lehrer, sondern nimmt auch die Kenntniß einiger, in den Leitfäden nicht vermerkter Einzelheiten über Alexander den Großen, die Hohenstaufen oder Schiller und Goethe mit in das Leben hinüber.

In ihrem sechszehnten Jahre verläßt sie das Institut für höhere Töchter, ohne indessen auf den Lorbeeren ihrer Bildung auszuruhen; im Gegentheil, sie setzt ihre Musikstunden, das tägliche ein- oder zweistündige Ueben am Clavier mit eingerechnet, unverdrossen fort; ihr Vergnügen kommt dabei ebensowenig in Betracht, wie das etwaige Mißvergnügen der über oder unter ihr Wohnenden. Auch französische und englische Conversationsstunden läßt sie willig über sich ergehen, wenngleich böswillige Zungen behaupten, daß der Profit bei diesen Lectionen ganz auf Seiten der Lehrmeister wäre; denn selten hört man sie in einem Gespräch mit einem Franzosen ihr heimatliches Idiom verleugnen, und im Zusammensein mit Engländern gibt sie diesen stets Gelegenheit, sich in der deutschen Sprache zu vervollkommnen.

Ist der Geheimrath wohlhabender Art, so tritt wohl noch ein wenig Kochstunde, Italienisch, Schneidern mit Kaffee und Kuchen und einigen Freundinnen, Köpfezeichnen und geselliges Lesen mit vertheilten Rollen hinzu, um jedes Hinderniß für die Entwickelung der geheimrathstöchterlichen Seele aus dem Wege zu räumen.

Welches nach diesem flüchtig skizzirten Bildungsgang die Beschäftigung der erwachsenen höheren Beamtentochter (und auch die der meisten andern jungen Mädchen) im Hause sein wird, läßt sich leicht ermessen. Sie wird ein bischen Clavier spielen und ein bischen nähen, sie wird ein bischen feine Wäsche plätten und der Mama ein bischen in der Wirthschaft helfen, indem sie Morgens mit kleinen Fausthandschuhen nnd großer Vorsicht den Staub von den Möbeln im Salon entfernt, und in der Speisekammer ein Mäuschen jagt oder das Eingemachte beschnuppert. Sie wird auch ab und zu in der Küche betroffen werden, wo sie sich herablassend freundlich mit der Köchin unterhält und mit einem sehr kritischen Gesicht von dieser oder jener Speise ehrbar kostet. Oft wird man sie auch mit einer Musik- oder Zeichnenmappe durch die Straße schweifen und des Abends beim Sticken feiner Kragen beschäftigt sehen, was ihr eine reine innere Befriedigung gewährt, und was sie theils zu eigener Verschönerung, theils zu Geschenken betreibt.

In den Pausen, die ihr diese mannigfaltigen Ansprüche, die das Leben an sie stellt, gewähren, träumt sie von einem verflossenen Ball und schmiedet Pläne für den nächsten.

Die Signatur ihrer Thätigkeit ist: „ein bischen". Sie nippt nur an allen Beschäftigungen und hat doch so viel zu thun.

Und ihr Charakter? Er bietet das Bild eines kleinen Miniatur-Chaos. Alles wogt durcheinander, das Trockene vom Feuchten ist nicht geschieden, es herrscht Dunkelheit. Doch vergebens harrt die Inhaberin dieses breiartigen Seelenzustandes, daß eine Stimme rufe: „Es werde Licht!" aber über den Wassern schwebt kein Geist. Das durch Erziehung und Nichterziehung kaleidoskopartige Arrangement ihrer schlechten und guten Eigenschaften hält gewöhnlich für's ganze Leben vor.

Uebrigens findet man unter den Beamtentöchtern vielleicht die besten Exemplare weiblicher Tugend. Sie sind entschieden gutartig und verständig und ohne irgend einen innern Drang, der sie auf den Weg des Lasters führen könnte.

Freilich sind ihre Tugenden meist negativer Art. Die Beamtentochter unterscheidet sich dadurch von den Töchtern Industrieller, Künstler, Schriftsteller, Aristokraten u. s. w., daß die Toilettenfrage für sie bedeutungslos ist, und die Deficits in der Wirthschaftskasse ihrer Mama nicht von ihrer Putzsucht herrühren. An hohe Absätze und imposante Schleppen hat sie nie ihr Herz gehängt. Von dem Zusammenpassen bestimmter Farben hat sie nur eine sehr unbestimmte Vorstellung. Die Bänder und Schleifen, die sie an sich wendet, sind schmal, und entweder etwas grell oder etwas verblichen. Ihr Schuhwerk bezieht sie aus mehr charaktervollen und preiswürdigen als eleganten Geschäften, was zwar der häuslichen Oekonomie, nicht aber ihren soliden deutschen Füßen zu gute kommt.

Ihr Haar trägt sie, den modernen Struwelpeterfrisuren zum nachahmungswerthen Beispiel, in wohlgeordneten Puffen, zu deren Herstellung sie sich noch immer der altmodischen, längst verpönten Pomade bedient. Sie gehört nicht zu jenen bewunderten Sternen der Salonwelt, die kecke und geistreiche Antworten geben und bezaubernde Blicke versenden, nicht zu jenen jungen Damen, die ihre Eltern in gehörigem Respect zu erhalten wissen, denen Körbe austheilen eine Wonne ist, und die an weißen Händen rosige wohlgepflegte Nägel tragen.

Ihr Kleid ist einfach wie ihre Rede, sie hält das vierte Gebot, und ihre Fingernägel sind, mit geringer Nachhülfe einer wohlfeilen Nagelbürste, wie Gott sie geschaffen hat.

Sie bringt selten durch Koketterie die Mütter ihrer Freundinnen zur Verzweiflung, und eine Conversation mit anderen jungen Mädchen beginnt sie gewöhnlich mit den Worten: „Sind Sie musikalisch?"

Sie ist durchaus streng sittlich, was deutlich zu erkennen ist an ihrem Abscheu gegen Leichenverbrennung und Civilehe. Auch räth sie nur ausnahmsweise ihren Freundinnen zu einer Haartracht oder zu einem Kleiderschnitt, die sie für unkleidsam hält. Fällt eine Dame ihrer Bekanntschaft einer Liebesleidenschaft anheim, so wundert sie sich sehr. Sie selbst erlaubt sich höchstens für ihren Prediger oder den Heldenspieler im Schau-

Digitized by Google

spielhause oder ihren Gesanglehrer im Verborgenen zu schwärmen, was dadurch zuweilen an den Tag kommt, daß die Photographien der betreffenden Herren in den Tiefen ihrer Kleidertasche von der Waschfrau, die das zu der Tasche gehörige Kleid zu waschen nicht umhin kann, entdeckt werden.

Ihr starkes sittliches Gefühl bekundet sie ferner dadurch, daß sie die Musik nur mit Ausschluß von Wagner cultivirt, und unechtem Schmuck und falschen Zöpfen gegenüber ihre Entrüstung nicht unterdrücken kann, obgleich sie Letztere durch ein Surrogat von Wolle zu ersetzen nicht verschmäht — ein Surrogat, das durch seine unverhohlene Neigung, plötzlich und borstig die eigene dünne Haarfülle zu durchbrechen, eher Anspruch darauf hätte, zum Stopfen einer Matratze, als zur Haarfrisur eines jungen Mädchens verwendet zu werden. Mit einem guten Teint versehen, eifert die Beamtentochter auch gegen den Gebrauch des Puders; ist ihr Teint aber so so, so bedient sie sich zwar des unsittlichen Mehls — aber ganz heimlich.

Ihr Gesicht ist fein und interessant, sie vermeidet gern allzu brünett zu sein. An Sonntag Vormittagen und auch an Sylvesterabenden glaubt sie an Gott und geht, wenn die Glocken läuten, zur Kirche; auch schwärmt sie häufig für Büchsel, was bei den Töchtern Industrieller eigentlich gar nicht vorkommt. Ihr Charakter zeigt auch große Loyalität gegen die königliche Familie, was sie dadurch zur öffentlichen Kenntniß bringt, daß sie, wenn ein Mitglied derselben im Theater oder im Concert sichtbar wird, einen andauernd langen Hals macht, und über die Bewunderung des Kleiderschnitts der Prinzeß Amalie oder des holden Lächelns der Prinzeß Gisela überhört sie leicht eine Shakespeare'sche Scene oder eine Beethoven'sche Sonate. Auch befindet sie sich für Leichenparaden und Ausstellungen von Ausstattungen fürstlicher Personen stets im Besitz von Einlaßkarten.

Heut ist sie kaum noch stolz; nicht mehr verschmäht sie mit allerhand im Rang unter ihr stehenden jungen Mädchen umzugehen. Früher freilich, als die Industriellen ihr Vermögen nur in seltenen Ausnahmefällen nach Millionen berechneten, da hielt sie den Umgang mit Kaufmannstöchtern und Jüdinnen für einigermaßen compromittirend, und sie neigte dazu, Freundinnen dieses Standes und dieser Religion ihren Standesgenossen unter leichtem Erröthen als Schulkameradinnen, Ateliergefährtinnen, Reisebekanntschaften u. s. w. zu präsentiren, um die Vorstellung zu erwecken, daß nicht ihr Wille, sondern der Zufall diese Bekanntschaft zu Wege gebracht habe, und daß dieselbe nur eine flüchtige sei.

Sie ist gebildet, aber nicht überbildet. Sie weiß ganz genau, wo der Rhein entspringt; die römischen Kaiser und die deutschen und die Päpste kann sie an den Fingern herzählen, sie hat sogar ein Buch, ganz voll von Tabellen. Aber Gott sei Dank, Kubikwurzeln kann sie nicht ausziehen, und Schriftsteller wie Buckle, Darwin, Häckel werden nie in die Lage kommen, ihre reine Seele mit Schreckbildern von Affenmenschen und kosmischen Träumen von Weltuntergängen und Abschaffung von Geheimräthen zu trüben.

Sie ist abgerichtet, ganz bestimmte, von Urahnen herstammende Anschauungen in ihrem Busen zu tragen; sie ist abgerichtet für körperliche Zartheit, indem die Erziehung ihr mit großer Vorsicht alle diejenigen Uebungen, die die Muskeln stärken könnten, aus dem Wege räumt. Sie ist abgerichtet, das Denken für eine nur männlichen Köpfen zukommende Verrichtung zu halten.

Noch eine wesentliche Gabe, welche die Geheimrathstochter in reicherem Maße als andere junge Mädchen besitzt, dürfen wir nicht unerwähnt lassen: die Tugend des Wartens. Das Mädchen wartet, die Mutter wartet, der Vater wartet, die ganze Familie wartet — geduldig. Worauf? Auf einen Mann für das Mädchen. Daß sich die hübsche, gebildete, wohlerzogene Tochter nicht verheirathen könne, kommt weder dem Geheimrath noch der Geheimräthin, am allerwenigsten der Tochter in den Sinn.

Eines Morgens indessen erwacht das Töchterchen ziemlich erstaunt darüber, daß es seinen zweiundzwanzigjährigen Geburtstag feiert, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, die Vossische Zeitung durch ihre Verlobungsanzeige zu bereichern. Sie wird nachdenklich, allmählich hört sie auf, sorg- und harmlos in's Leben hineinzuleben. Sie wartet nach wie vor, aber der Charakter ihres Wartens ist verwandelt. Das geduldige Warten wird zu einem ungeduldigen, schmerzlichen, erzürnten. Sie wartet nicht mehr passiv, es kommt Action in ihr Leben. Die Toilettenfrage tritt für sie aus dem Stadium der Gleichgültigkeit, und die grellen Farben verdrängen die verblichenen. Sie experimentirt mit ihrem Haar, mit ihrem Kleiderausschnitt, und eines Tages taucht auf ihrem Haupt der vielgeschmähte Zopf auf.

Sie wird zusehends auswendig heitrer, liebenswürdiger, munterer; durch Anflüge von Koketterie compromittirt sie ihren tadellosen Ruf, sie bemüht sich vielsagend zu lächeln und verheißend zu blicken. Mit krankhafter Hast liest sie allmorgendlich die Verlobungsanzeigen in den Zeitungen, als wenn sie unter den vielen Namen ihren eigenen lieben Namen suchte, und ein leiser Groll beginnt ihr Gemüth zu erfüllen gegen die Männer, die sich mit ganz fremden, unbekannten Damen verloben. Sie horcht auf jedes Wort, das heirathsfähige junge Männer zu ihr reden, um das eine, heißersehnte Wort herauszuhören, das nie gesprochen wird. Wie der Ertrinkende an einen Strohhalm, so klammert sie sich an irgend eine unbedachte Schmeichelrede, die ein jugendlicher Referendar ihr in einem angeheiterten Seelenzustande ahnungslos darbringt, und wie ein Netz schlingt sie seine eigenen Worte um den harmlosen Jüngling, so daß er Mühe hat, der Umstrickung zu entrinnen.

Die ganze Gesellschaft erscheint ihr allmählich im Lichte einer gegen sie gerichteten Verschwörung. Auf jeden Ball, in jede Soirée zieht sie wie in einen Feldzug — auf Eroberung aus.

Die Tage, die Monate, die Jahre schreiten unaufhaltsam vorwärts, unbekümmert um die Hoffnungen, die sie zerstören, und in diesem aufreibenden, angstvollen, hoffnungslosen Kampf vergeudet das junge Mädchen die kostbaren Kräfte ihrer jungen Seele, verliert Harmlosigkeit, Adel, Würde und Güte. Man hat ihr von früher Jugend an eingeprägt, daß es ihr einziger Beruf sei, Gattin und Mutter zu werden. Sie kämpft also für ihre Existenz, und je mehr sie sich anstrengt, das Ziel zu erreichen, je härter wird sie beurtheilt, je weniger hat sie auf Erfolg zu rechnen. Es ist eine wilde Jagd nach dem Glück, bei der der Tod ihr zur Seite schreitet; denn unverheirathet sein heißt für sie: Sterben im Leben.

Sie weiß, daß sie unverheirathet einer socialen Mißgeburt gleichgeachtet wird, einem Makel in der Weltordnung.

Und sie kämpft weiter. Sie wird achtundzwanzig, sie wird dreißig Jahr alt und älter. Sie fährt fort zu tanzen, aber sie tanzt wie auf einem Vulkan. Sie wird corpulent, ihre rosigen Farben verlieren sich in kränklichgraue Bläße oder in grelle Röthe. Ihr Fall ist hoffnungslos. Die Gesellschaft hat sie aus den Reihen der zu verheirathenden Mädchen gestrichen; ehe sie es ahnt, ist sie nur noch eine Ziffer in der großen Zahl der Unverheiratheten.

Daß das höhere Beamtenthum das größte Contingent für den Altjungfernstand liefert, ist Thatsache. Ich glaube, daß zwei Gründe dafür maßgebend sind.

Erstens: die Töchter, die der Beamtenstand producirt, werden meist ohne Mitgift in's Leben gestoßen. Eine Ausstattung, bei der handfeste leinene Wäsche, ein Plüschsopha und einige Dutzend von einer alten Tante gestiftete silberne Löffel die Hauptrolle spielen, ist in der Regel Alles, was der Geheimrath zu leisten im Stande ist, und man mag nun sagen, was man will, Geld ist ein für allemal die Wünschelruthe, die jedem Mädchen, und hätten anstatt der Grazien Unholdinnen an seiner Wiege gestanden, das ersehnte Sesam der Ehe öffnet.

Und zweitens: die Beamtentochter besitzt am wenigsten diejenigen Eigenschaften, die, wie Schopenhauer meint, eines Mannes Phantasie so bethören, daß er in den Wahnsinn verfällt, sich lebenslang mit einer lästigen kleinen Aeffin zu behaften. Einfachheit, Häuslichkeit, ein Kleid ohne Schleppe, ein guter Charakter, Virtuosität im Kragensticken, höhere Töchter-

Digitized by Google

schulenbildung, die Abwesenheit excentrischer Regungen im Gemüth, und die Hoffnung, daß eine Frau im Nothfall einen mittelmäßigen Eierkuchen zu backen, ein Oberhemd zu plätten, Wäsche zu zählen und eine Beethoven'sche Sonate zu klimpern im Stande sei, mit einem Wort das „Semmelblonde" im geistigen Typus der höheren Beamtentochter, hat von jeher weniger Männer in die Ehe gelockt, als die arglistigen Fallstricke, die eine phantastische oder elegante Toilette, pikante Manieren, muntrer Weltsinn und die Künste der Zunge und des Auges ihnen legen.

Wenn nun wenigstens jeder Geheimrath und höhere Beamte sich herbeiließe, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum zu feiern! Aber fühllos gegen den Orden und das kaiserliche Handschreiben, die seiner bei dieser Gelegenheit warten, desertirt er oftmals seinen väterlichen Pflichten viel zu früh, und begibt sich in's Jenseits mit Hinterlassung einer hülflosen Wittwe und einiger in den dreißiger Jahren stehenden Töchter.

In Indien verbrennt man die lebendigen Wittwen mit dem todten Gatten. In unserm hochcivilisirten Lande senkt man den todten Vater allein in die Gruft; mit ihm werden die Hoffnung, die Möglichkeit zum Leben, das Wohlergehen seiner Wittwe und seiner unverheiratheten Töchter begraben. An seiner Leiche klagen sie um ihn und — um sich.

Für den unversorgten Sohn findet sich ein Stipendium; Verwandte und Freunde sorgen dafür, daß er seine Studien fortsetze, damit er zum Wohlergehen des Staats in seines Vaters Fußtapfen treten könne.

Die Gesellschaft ist außerordentlich zartfühlend, und nur ganz allmählich zieht sie sich von der schwarzgekleideten Familie, die von einer kleinen Pension leben muß, zurück, und die prätentiöse Dürftigkeit derselben, die von dem Geheimrathstitel, einigen verblaßten Damastmöbeln, einem lebensgroßen Porträt des seligen Geheimraths und einem nur wenig defecten kostbaren Kaffeeservice mehr gehoben als verdeckt wird, entlockt ihr ein Lächeln. Ein Besuch bei der guten Geheimräthin mit ihren abgeschafften Dienstmädchen, ihren alten Jungfern, den trübseligen Gesichtern, der heimlichen Stickerei, die, wenn der Gast anklopft, unter den Tisch fliegt, wird nachgerade etwas peinlich. Und bald klopft kein Gast mehr an. Sie sind der Einsamkeit verfallen, sie sinken und verkümmern. Das Stück ist für sie ausgespielt, der Vorhang fällt; was dahinter vorgeht, die heißen Thränen, die auf die schlechtbezahlten Handarbeiten fallen, das nagende, bittere Herzeleid, wen kümmert das!

Das Leben der alten Jungfer in seiner traurigsten Gestalt beginnt für des todten Geheimraths Tochter, sie ist überzählig. —

Man hat behauptet, die Abnahme der Eheschließungen habe ihren Grund in der sittlichen Corruption, in der Putzsucht, den Prätensionen und der Ueberbildung der jungen Mädchen. Man hat behauptet, daß ein Mann nicht mehr wagen könne, einem Mädchen seine Hand anzubieten ohne einen, in irgend einem Stil möblirten Salon, ohne Meißner Tafelgeschirr und persische Teppiche, einen Hausfreund, einen kleinen Makart oder Richter an der Wand, eine Sommerfrische in Ostende u. s. w.

Das sind völlig aus der Luft gegriffene Behauptungen.

Im Beamtenstande, haben wir gehört, gedeihen die alten Jungfern am zahlreichsten, und gerade da finden wir die reinsten und anspruchlosesten Exemplare der Weiblichkeit, die Vertreterinnen der echten deutschen Hausfrau, deren Anbetung die Männer zu empfehlen selten versäumen.

Die Beamtentochter sucht man vergebens bei Pferderennen, beim Skating-Rink, bei den Premièren im Theater und bei sonstigen fashionablen und kostspieligen Vergnügungen.

Nicht sie ist es, die es für ihre Pflicht hält, an Badeorten zwei- bis dreimal täglich Toilette zu machen, die um 11 Uhr aufsteht, um Mitternacht lustig wird und Josephinenhandschuhe für fünf oder sechs Mark trägt.

Mit mehr Recht könnte man behaupten, was die Ehen verringert, seien nicht die Ansprüche der Frauen, sondern die der Männer. Der materiell gesinnte Mann des Gründerzeitalters hat begriffen, daß die Frau für ihn, wenn er außer seinem Gehalt nichts bezieht, Braten in Suppenfleisch, Wein in Wasser, eine amüsante Ferienreise in einen bescheidenen Spaziergang im Thiergarten oder in einen Sommersitz auf dem Balkon mit einigen Blumentöpfen verwandelt, und wenn ihm die Verheirathung nicht einen Zuwachs am Einkommen sichert, unterläßt er es lieber sich pecuniär und gesellschaftlich zu verschlechtern, es sei denn, daß eine heftige Liebesleidenschaft an die Oberfläche treibe, was ideal in ihm ist.

Für das Mädchen gilt das Verheirathetsein als ein großes Glück an und für sich, und um dieses Glückes, das das Höchste, die Liebe, einschließt, theilhaftig zu werden, zieht sie muthig mit ihrem Kreisrichter und seinen 800 Thalern Gehalt in irgend ein entlegenes kleines Nest, in das kein Schimmer großstädtischer Freuden fällt. Ohne Murren bindet sie das Küchenschürzchen um und kocht und näht und schafft und sorgt und liebt den Gatten und schlürft mit Behagen an seiner Seite den dünnen Kaffee und den Qualm seiner billigen Cigarre, und ihre kühnsten Träume gehen dahin, einmal in ihrem Alter, wie ihre Mutter, Geheimräthin zu werden. —

Den Uebelstand, daß es mehr Frauen als Männer gibt, hat man schon in alten Zeiten schwer empfunden, und man hat versucht ihm dadurch zu begegnen, daß man die Frauen einfach decimirte. Im Orient tödtete man entweder je nach Bedürfniß die weiblichen Kinder bei ihrer Geburt (man thut es noch bis auf den heutigen Tag), oder man entledigte sich ihrer durch die bekannten Wittwenverbrennungen.

Nach einer Angabe von Karl Friedrich Neumann („Geschichte des englischen Reichs in Indien") verbrannte man allein in Ostindien ehedem ungefähr 33,000 Wittwen jährlich. Als der Radjah Suchet Singh im Gebiet Junoo starb (so erzählt der Geograph Frederic Drew), der nicht weniger als 300 Frauen hinterließ, wurden diese sämmtlich an verschiedenen Orten dem Andenken des Herrn und Gebieters geopfert.

Ein praktisches summarisches Verfahren! Doch Niemand wird behaupten wollen, daß es dem Geschmack moderner, civilisirter Nationen entspräche. Feuer, Strick und Wasser helfen nicht mehr gegen das zudringliche Lebendigbleiben der Weiber.

Wir bedürfen auch dieser Gewaltthaten nicht mehr. Es gibt ein sehr einfaches Mittel, die Nachtheile, die gegenwärtig der Gesellschaft aus der Ueberzähligkeit der Frauen erwachsen, in Vortheile zu verwandeln. Dies Mittel heißt: die ökonomische Selbstständigkeit der Frau. Sobald die Erziehung eine ihrer Hauptaufgaben: den Menschen zu befähigen, daß er selbständig existire, gelöst haben wird, fällt die Unverheirathete weder sich noch dem Staat zur Last, sondern tritt damit in die Reihen der nützlichen und willkommenen Glieder der menschlichen Gesellschaft.

Der Weg zur ökonomischen Selbstständigkeit der Frau beginnt bei der Erziehung. Die Erziehungsfrage eingehend zu erörtern, gehört nicht in den Raum dieses Aufsatzes. Nur so viel: Jede Beschäftigung, die ein günstiges Resultat haben soll, muß ernst und methodisch betrieben werden. In dem Augenblick aber, in dem die Männer ihre ernsten Studien beginnen, hört das Mädchen auf zu lernen. Das Mädchen hat stets gehört, daß es ein Unglück für eine Frau sei, sich ihren Lebensunterhalt erwerben zu müssen; wie soll sie darauf kommen, es für eine Ehre und eine Pflicht zu halten, für sich selbst zu sorgen? Um unabhängig zu sein, muß man zur Unabhängigkeit erzogen werden. Ihr ist aber von Jugend auf eingeprägt worden, daß stets ein männlicher Kopf da sein werde, für sie zu denken, ein männlicher Arm, sie zu schützen, ein männliches Portemonnaie, um Putz, Theaterbillets u. s. w. für sie zu beschaffen, und sie weiß nicht, daß diese Theorie sich in der Praxis nicht durchführen läßt.

Die guten Eltern, die dem Sohn gegenüber so gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen, bauen das Schicksal der Tochter auf unbestimmten Hoffnungen und Wünschen auf.

Mir fällt der Ausspruch einer Mutter ein, die, als man ihr rieth, die ungewöhnliche musikalische Anlage ihrer Tochter künstlerisch ausbilden zu lassen, antwortete: „Unsere Söhne kosten uns schon genug, sollen wir auch noch an unsere Schwiegersöhne

Digitized by Google

denken? Und wer weiß, vielleicht ist ihr künftiger Mann nicht einmal musikalisch."

Diese treffliche Frau war der Ansicht, die von den meisten Eltern getheilt wird, daß Alles, was für die Tochter geschähe, doch nur dem Gatten derselben zu Gute käme und gar keinen praktischen Zweck habe.

Die arme Tochter hat in den Augen der Eltern gar keine Individualität; sie ist ein zu verheirathendes Object, und mit der Ehe ist Alles für sie abgethan, hört jede Verantwortlichkeit der Eltern auf. Eine Anschauungsweise, von deren grausamer Liebloſigkeit die Mutter schwerlich eine Ahnung hat, eine Anschauugsweise, die nur zu oft der stolzen Geheimrathstochter ein kummervolles Dasein bereitet, im günstigen Fall als überbürdete, schlecht bezahlte Lehrerin oder Stütze der Hausfrau, im ungünstigeren als — verschämte Arme.

(Schluß folgt.)

Sommerliche Briefe.

Schulze.

„Glückliche Reise und angenehmes Pyrmont!" rief ich Ihnen zu, als der Schaffner das dritte Signal gegeben hatte.

„Und Sie halten Wort? Sie schreiben mir?"

„Wenigstens einmal, Sie dürfen sich darauf verlassen."

Der Zug setzte sich in Bewegung, ich zog den Hut, Sie grüßten mit der Hand, und mit dem süßen Scheideworte: „Bessern Sie sich!" sausten Sie davon.

Gebessert habe ich mich nun zwar noch nicht, denn ich bin noch immer in Berlin, und verbringe einen nicht unwesentlichen Theil des Tages damit, mit dem Stocke Quadratlöcher in die staubige Luft zu schneiden, um mir einige Aussicht zu verschaffen; aber ich will Ihnen wenigstens schreiben, so gut oder so schlecht es bei der fürchterlichen Hitze gehen will.

Die einzige Quelle, in der unsereins hier herumplätschern kann, ist die der Poesie. Zu dieser poetischen Schwimmanstalt, für welche das polizeiliche Verbot wegen des Badens an unerlaubten Orten noch nicht besteht, habe ich, wie so oft in meiner schwülen Verzweiflung, auch jetzt meine Zuflucht genommen. Nicht als ob ich mich in meinen alten Tagen noch auf's Versemachen verlegte — diese Prüfung ist uns bis jetzt erspart geblieben —, aber das Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit hat mir doch nicht die Freude genommen an den poetischen Gaben Anderer.

Kennen Sie den Dichter Schulze? Ich meine nicht Ernst Schulze, den Dichter der „bezauberten Rose", ich meine Theodor Schulze, der soeben in Mitweida (im Verlage von Karl Scharschmidt) seine dichterischen Hervorbringungen veröffentlicht hat (1877).

„Dichtung und Wahrheit in ausgewählten Liedern", heißt dies Werk, dessen Viertheilung uns gestattet, den Lebenslauf unseres Dichters ungefähr kennen zu lernen. Theodor Schulze ist, wie wir aus einer ferneren Angabe ersehen, in Friesack geboren. Ich werde mich hüten, hier den Ausruf der Studenten in Salingrés „Reise durch Berlin in 80 Stunden" zu wiederholen: „Wir wollten nicht lachen, aber Friesack ist gut!"

Der erste Theil ist überschrieben: „Aus meiner Gymnasiastenzeit" 1865—69, der zweite Theil: „Aus meiner Studentenzeit", November 1869 bis August 1872, der dritte Theil: „Aus meiner Lehrerzeit", September 1872—77; der vierte Theil enthält dann noch Romanzen und Balladen, Geschichten aus dem wirklichen Leben und Räthsel. Wir haben es hier also, wie Sie auf den ersten Blick sehen werden, nicht mit dem ersten Besten zu thun. Der Dichter hat seinen regelrechten Bildungsgang durchgemacht, und seine Werke lassen eine merkwürdige Belesenheit auf den ersten Blick erkennen. Schon der Titel „Dichtung und Wahrheit" beweist, daß sich Herr Theodor Schulze mit unserer klassischen Literatur wohl vertraut gemacht hat.

Wenn Herr Schulze auf Seite 13 singt:

„Möchte meine Hände legen
Liebend auf dein Haupt, so schön;"

oder auf Seite 14:

„Ich hab' im Traum geträumet,
Daß ich Dir entsagen gesollt.
Ich wachte auf, — und die Thränen
Sind mir von der Wange gerollt;"

oder auf Seite 16:

„Ich weiß nicht, ob ich falten soll
Die Hände zum Gebet,
Und beten, daß Gott Dich segnen woll'
So, wie mein Herz es fleht;"

oder auf Seite 18:

„O weh' mir! Wehe, Wehe
Schleicht mir in's Herz hinein,"

so läßt sich ohne Anmaßung und Schnellfertigkeit im Urtheil beinahe die Vermuthung aussprechen, daß Herrn Schulze einige der nicht ganz unbekannt gebliebenen Gedichte Heinrich Heines auf irgend eine Weise zugänglich gemacht worden sein dürften.

Aber auch Wolfgang Goethe ist unserm Dichter ein vertrauter Freund geworden. Der Weimarische Geheimrath hat einmal ein Lied geschrieben, das also anfängt:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz."

Für den Anfang ist das ganz hübsch, aber man kann es doch noch besser machen, so z. B. wie Herr Theodor Schulze es macht, auf Seite 16:

„Blüthenhauch in Wald und Thal,
Lerchensang und Lust!
Füllest, Mai, mir auf einmal
Meine bange Brust.
Lösest meinen bleichen Harm ꝛc."

Derselbe Geheimrath hat auch einmal ein Liedchen geschrieben, in dem es heißt:

„Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr."

Das ist gar nichts gesagt, denn da fehlt jede Motivirung. Diesen Mangel hat Theodor Schulze richtig erkannt und er schreibt:

Meine Ruhe ist hin,
Und mein Herz ist schwer,
Weil ich elend bin,
Ach! gar zu sehr.

Drum auch! Nun weiß man doch, warum seine Ruhe hin ist und sein Herz schwer! Weil er elend ist, ach! gar zu sehr.

Wilhelm Müller, der Dichter der „Griechenlieder", der „Müllerlieder" und der „Winterreise", hat einst ein Gedicht verfaßt, der „Lindenbaum", das durch die Composition von Franz Schubert in einigen bevorzugten Kreisen bekannt geworden ist.

„Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumte in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.
Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort,
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immerfort."

So ähnlich dichtet auch unser Dichter:

Digitized by Google

„Es steht eine alte Linde
Am Brunnen vor dem Thor.
Wohl mancher schnitt in die Rinde
Seinen Namen, viel Jahre zuvor!"

Sie werden doch da hoffentlich nicht gleich den Vorwurf des Plagiats erheben wollen! Es hat wirklich nicht viel auf sich, wenn Schulze von Müller etwas entlehnt, es bleibt in der Familie.

In dem ersten Theile befindet sich ein „lyrisches Drama aus der Jugendzeit in Liebesliedern", das 22 Gedichte zählt. Der Dichter muß damals noch recht jung gewesen sein, denn die Lieder sind aus den Jahren 1866—68 datirt und im November 1869 hat er das Gymnasium verlassen.

Die ersten sieben Lieder schildern die erwachende Leidenschaft; im achten liebt der Dichter bereits ganz regelrecht. Regelrecht ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn es muß etwas mit ihm doch nicht ganz in der Ordnung gewesen sein. Er sagt da:

„Du lieber Gott, ich weiß ja nicht,
Was mich so froh heut macht ....
Denn ich bin heut den ganzen Tag
Noch nirgends wo gewesen."

Das sollte ihn eigentlich verstimmen, um so mehr als der Zustand, den er in den folgenden Versen schildert, anscheinend ein bedenklicher ist. „Ist's mit der Liebe ein solches Ding?" fragt er,

„Daß es innen einem, wie im Weinfaß, gährt
Und klingt und singt und summet?"

Allmählich bemächtigt sich seiner eine noch unheimlichere Stimmung; er drückt das durch die Worte aus: „Mir graut die Haut" (Seite 15), und schließlich merkt der graue Freund, daß ihn sein Liebchen verläßt. Da will er denn von Liebe überhaupt gar nichts mehr wissen, und in der glücklichen Einfachheit, die ihm so wohl ansteht, sagt er:

„Nun hab' ich alles Lieben satt
Und alles Herzenpochen!"

Der Liebe entsagt er einstweilen, denn er liebt später noch einige Male, aber der Poesie bleibt er getreu: (S. 21)

„Ich glaub', ich werd' noch einmal toll
Vor lauter Poesie.
Denn, hab' ich einmal böses Blut,
Fang ich zu reimen an."

Aus dieser Stimmung heraus begreifen wir die meisten seiner Gedichte.

Die Lieder aus der Studentenzeit erscheinen mir im Allgemeinen weniger bemerkenswerth. Wir finden zwar manches sinnige Liedlein, so das an seinen Stubenkameraden:

„Wir theilten beid' ein Zimmer
Er klüger und ich dümmer;"

aber die Lieder aus der ersten Jugendzeit sind mir eigentlich doch noch lieber. Als Lehrer zeigt er eine außerordentliche Vervollkommnung in der Form und im Gedanken, so z. B. in dem Liede „Tharandt", October 1875:

„Zu Tharandt, in dem Thale,
Siehst du von Felsgestein
Eine alte Burgruine,
Mag wohl manch' Jahr alt sein."

Bemerken Sie, liebe Freundin, diese Vorsicht im Ausdruck! Wenn ein Anderer von einer alten Burgruine spricht, so scheut er sich gar nicht, mit aller Keckheit die Behauptung aufzustellen, daß diese alte Burgruine alt ist; der Lehrer aber, der weiß, daß eine aufmerksame Jugend seinen Worten lauscht, wird sich vor jeder vermessenen Behauptung hüten, er sagt: „die alte Burgruine mag wohl manch' Jahr alt sein." Dann heißt es weiter:

„Zu Tharandt, in dem Thale,
Da röthen abendlich
Im Abendsonnenglanze
Der Berge Wipfel sich."

Es liegt mir außerordentlich fern, die Glaubwürdigkeit des Herrn Schulze anzuzweifeln, aber geröthete Wipfel der Berge im Thale — ich glaube nicht recht daran. Mit dem Alter kommt unserm Dichter auch der behagliche Humor, da dichtet er im Jahre 1873 und zwar am 15. Januar — man sollte einen solchen Tag nicht vergessen —:

„Es ist ein neblichtes Wetter;
Die Straßen sind feucht und naß,
Ich saß zu Hause am Fenster
Und dachte an Dies und Das.

Und dachte: — Was wohl zu Mittag
Die Magd wird kochen heut?
Saure Linsen oder Eierkuchen,
Oder Klöße? — das wäre gescheit!

Und gibts nun keine Linsen,
Nicht Eierkuchen, nicht Klöß? —
Nun so gibts eben was and're,
Und ich bin darob auch nicht bös."

Sie sehen, Herr Theodor Schulze ist ein verträglicher Mann, man kann ganz gut mit ihm auskommen. Geräth er einmal in einen Streit, so reicht er freudig die Hand zur Versöhnung dar:

„Sei wieder gut und zürne mir nicht weiter!
Es war ja böse nimmer doch gemeint;
Komm, iß mit mir aus dieser Schüssel weiter!
Der erste Streit, er find' uns schnell vereint.
Nimm auf den hingeworf'nen Löffel wieder!
Ich kann ja essen fürder nicht allein —"

Den Abschluß des liebenswürdigen Büchleins machen einige sinnige Räthsel und da habe ich einmal wieder meine Thorheit bewundert. Ich habe mir früher auf meinen Scharfsinn im Enträthseln bisweilen etwas eingebildet und einmal sogar ein Preisräthsel richtig gelöst; als Preis erhielt ich ein Buch von einem durch die Gründungen beschädigten und deshalb sittlich entrüsteten Biedermann: ich glaube, es hieß „Der Lügner und sein Sohn", jedenfalls war es beschmutzt und aufgeschnitten und wurde deshalb nicht zurückgenommen; seidem habe ich nie wieder Lösungen eingereicht. Hätte ich diesmal mein Glück versucht, so würde ich mich geradezu lächerlich gemacht haben. Da heißt ein Räthsel:

„Wenn du mich gibst, so hast du nichts verloren;
Erhältst du mich, so brenn' ich oft wie Kohlen,
Und nimmst du mich, so hast du nichts gestohlen,
Und dennoch wird dir Strafe oft erkoren."

Ich rieth natürlich „Oniskorp'sche Westend-Actien!"

„Wenn du mich gibst, so hast du nichts verloren"

Westend-Actien — stimmt!

„Erhältst du mich, so brenn' ich oft wie Kohlen,
Und nimmst du mich, so hast du nichts gestohlen"

Westend-Actien — stimmt wiederum!

„Und dennoch wird dir Strafe oft erkoren."

Westend-Actien — stimmt erst recht! Auf der letzten Seite fand ich aber die Lösung: „Kuß", und das ist denn doch nicht ganz dasselbe.

Näher kam ich anderen mit der folgenden Fassung:

„Du bist die erste Silbe gewiß, bist du das Ganze;
Doch kannst als solches nimmer du meine letzte sein.
Erst werden kannst du diese, geschmückt mit einem Kranze,
Und mußt für's ganze Leben dann meine letzte sein."

Digitized by Google

„Jungfrau" heißt die Lösung; ich hatte „Hebe-Amme" gerathen.

Leben Sie wohl, meine Verehrteste. Wenn die Hitze andauert, so stehe ich Ihnen nicht dafür, daß Sie von mir nicht noch den einen oder andern Brief erhalten.

Ihr

Paul Lindau.

Der Krieg gegen Frankreich 1870—71.*)

Von Theodor Fontane.

Lange Zeit hat man uns Deutschen vorgeworfen, daß wir zwar vorzügliche historische Forscher, aber schlechte Geschichtsschreiber seien. Der Vorwurf war gerecht, und er trifft uns zum Theil noch jetzt. Gehört es doch zu den Kennzeichen des deutschen Gelehrten, ja des deutschen „Fachmannes" überhaupt, daß er es im Allgemeinen verschmäht, populär, d. h. „gemeinverständlich", und vor allen Dingen „anschaulich" zu schreiben: sei es, daß ihm die Fähigkeit dazu abhanden gekommen ist, indem er durch allzu andauerndes Detailstudium in eine Art geistiger Kurzsichtigkeit verfällt, welche ihn hindert, vor den Bäumen den Wald zu sehen, sei es, daß ihn die Furcht zurückhält, von den Fachgenossen für einen Popularitätshascher und im Wiederholungsfalle am Ende gar für einen „Dilettanten" gehalten zu werden. Das Achselzucken aber, mit welchem man dies fürchterliche Wort auszusprechen pflegt, wirkt auf den vorurtheilslosen Beobachter oft recht komisch. — Wie Vielen von denen, die mit höllenrichterlichem Ernste das Todesurtheil „Dilettantismus" fällen, wäre von ganzem Herzen etwas „diletto" zu wünschen: etwas von echter unbefangener Freude an dem von ihnen betriebenen Gegenstande, der ihnen ja oft genug nur noch als ihre Specialdomäne, gar nicht mehr um seiner selbst willen, Interesse abgewinnt.

Solch' echter diletto, warm und tief, doch darum nicht minder klar und gründlich, hat Theodor Fontane beseelt, als er sein Buch über den großen Krieg gegen Frankreich schrieb; und, daß ich es gleich zu Anfang sage, der Liebe zur Sache entsprechen (obgleich Fontane nicht Fachmann, d. h. in diesem Falle, nicht Kriegsmann ist) die Kenntniß und die Kunst. Der Verfasser hat nicht nur mit treuem Fleiße das reiche, schwer zu bewältigende Material ausgenutzt: er ist auch Augenzeuge jener großen Zeit und hat in Folge seiner abenteuerlichen Gefangenschaft die französischen Zustände aus nächster Nähe nur allzu genau kennen gelernt. Er hat ein Auge für das Charakteristische einer Gegend wie Wenige, und diese glückliche Begabung, die seine berühmten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" zur Meisterschaft heranbildeten, kommt ihm zu Statten, ebensowohl für den künstlerischen Untergrund der Einzelschilderungen, wie für Kennzeichnung des Schauplatzes militärischer Ereignisse. Fontane ist, wie gesagt, nicht Berufssoldat; doch er ist Soldat mit dem Herzen und mit dem Auge; er hat das volle Verständniß vom Wesen preußischen Kriegerthums; denn er hat es seit seiner Jugend geliebt und studirt; und vielleicht eben deshalb, daß ihm die Sprache der militärischen Technik nicht Fachmannsjargon ist, versteht er es, den wahren Inhalt der Kunstausdrücke vollgültig in einfacher und edler Sprache wiederzugeben. Seine strategischen Ueberblicke sind durchsichtig und klar, seine Gefechtsbilder einleuchtend und kräftig und dabei durchaus frei von jenem blechernen Geklapper, mit dem uns, Gott sei's geklagt, die Kriegscorrespondenten so gern regaliren.

Die Behandlungsweise ist übrigens nicht ganz gleichmäßig. Ich habe das Werk gelegentlich als „belletristisch" bezeichnen hören. Der Ausdruck ist überhaupt nicht zutreffend; ganz und gar unpassend erscheint er aber für den zweiten Theil, den „Krieg gegen die Republik". Obgleich dieser Theil mehr als tausend Seiten umfaßt, hat die Massenhaftigkeit des Materials hier doch zu einer sehr sachlichen und compendiösen Form genöthigt, die von der des ersten Theiles („Krieg gegen das Kaiserreich", 854 Seiten) absticht. Man mag dies als einen Compositionsfehler tadeln; aber wenn es ein solcher ist, so liegt er doch in der Natur der Sache, ja in der Auffassung von Heer und Volk selbst begründet, und kein Werk über den Krieg, auch das des Generalstabs nicht, wird sich diesem Einfluß entziehen können. — Den Krieg gegen das Kaiserreich beschreibt Fontane in ähnlicher Art, wie er in seinen brandenburgischen Wanderungen unsere Mark schildert. Dies dürfte auffallend erscheinen, weil es doch in dem einem Falle die Darstellung eines zeitlich Geschehenden, im andern diejenige eines örtlich Vorhandenen gilt; aber es ist dennoch nicht nur wahr, sondern auch zweckmäßig. Denn die Auffassungsweise Fontanes ist das vollständige Gegentheil der Abstraction; seine Eigenthümlichkeit beruht gerade darauf, daß er niemals nur „das Ding an sich" sieht; vielmehr erblickt er immer das Ding im Strome der Geschichte und das Ereigniß stets in seinen Beziehungen zur Oertlichkeit und zur Localhistorie. Das Geschaute und das Geschehende regen in seiner Seele eine Welt von Erinnerungen und Betrachtungen an,

> „Es ist in seiner Gedankenfabrik
> Wie mit einem Webermeisterstück,
> Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
> Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt."

Die malerische Kennzeichnung des Locals, das biographische Charakterbild, der antheilsvolle Reflex der Stimmungen, die historische Reminiscenz — das sind die begleitenden Momente der Erzählung Fontanes, und seine Kunst besteht darin, daß dies reiche Material doch immer der Hauptsache untergeordnet bleibt: ein Rahmen schöner Randzeichnungen, der mit dem Hauptbilde gleichzeitig componirt ist und wesentlich zu dessen Verständniß beiträgt, der es jedoch an keiner Stelle beeinträchtigt und stört. Schon die Rücksicht auf diesen letzteren Punkt verbot wohl eine gleichartige Behandlungsweise für den zweiten Theil des Werkes: Große, einheitliche, in gewaltigem Monumentalcharakter gehaltene Bilder werden durch leichteres Beiwerk nicht gestört; sie heben sich scharf und klar aus demselben hervor. Unruhige und ungeheure Ereignisse, welche sich wie Nebelbilder von einem stets bewegten Hintergrunde lösen, um wieder in ihn zu verfließen, würden unverständlich werden, wenn sie nicht so fest und schlicht als möglich eingerahmt würden. Und so ist der vermeintliche Compositionsfehler vielleicht ein Compositionsvorzug.

Theodor Fontane hat uns früher den Krieg um Schleswig-Holstein und den von 1866 geschildert, und diese Werke sind von Ludwig Burgers Meisterhand illustrirt worden. Eine derartige Zugabe fehlt diesmal. Die in den Text gedruckten Holzschnitte verfolgen vielmehr einen ganz andern Zweck: sie veranschaulichen strategische und taktische Combinationen und Situationen. Und diesen Zweck erreichen sie vollkommen; denn sie sind gut entworfen und technisch ganz vortrefflich ausgeführt. Der Bericht selbst aber, den sie unterstützen, ist so deutlich und bei aller sachgemäßen Vollständigkeit so knapp gehalten, daß auch die rein militärischen Abschnitte durchaus klar werden und eindringlich wirken. Das ist eine bedeutende und erfreuliche Leistung, und zwar eine solche, die nicht lediglich der sorgfältigen Arbeit, sondern gutentheils einer persönlichen Begabung, nämlich der poetischen und zugleich deutschen Natur Fontanes entspringt. Dies will sagen, daß man ohne Einbildungskraft überhaupt kein Gefecht anschaulich schildern kann, daß man es aber nur dann wahr schildern wird, wenn man nicht „Trouvère", sondern „Dichter" ist. Fontane erfindet nicht, sondern er verdichtet; er versteht es, ein Gegebenes, doch auf weiten Raum Verstreutes unter einheitlichen künstlerischen Gesichtspunkte zusammenzufassen, es rhythmisch zu gliedern und in die richtige Beleuchtung zu rücken, so daß alles Wesentliche scharf hervortritt und Charakter wie innerer Zusammenenhang erkennbar werden. Und wenn diese schöne Gabe des Epikers den Verfasser bei Schlacht- und Gefechts-

*) Berlin 1873—76, Verlag der Kgl. Geh. Oberhofbuchdruckerei.

Digitized by Google

schilderungen unterstützt, so verherrlich er einzelne historische Höhepunkte durch den Schwung und die Innigkeit seiner Lyrik.

Rein sachlich genommen ist das Werk Fontanes allerdings nicht in allen seinen Theilen von ganz gleichem Werthe. Das ist begreiflich; denn der erste der vier starken Halbbände ist schon 1873, der letzte um die Jahreswende von 1876/77 herausgegeben worden. Die Quellen fließen für die verschiedenen Perioden des Krieges überhaupt nicht gleich reichlich und sie waren zu Anfang trüber wie jetzt. Mag sich aber auch im Einzelnen der kritischen Forschung dies und jenes anders ergeben, als es hier dargestellt ist, mag da und dort ein Mißverständniß, ein Irrthum unterlaufen, mag nicht Alles zutreffen, was der Autor über die Gründe einzelner Maßnahmen, über den ursächlichen Zusammenhang gewisser Ereignisse muthmaßt — wesentlich sind diese unvermeidlichen Mängel nicht; wesentlich ist dagegen der Geist, aus dem heraus das Buch geschrieben ist: der Geist der Vaterlandsliebe und der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit und der Billigkeit; wesentlich sind das aufrichtige Studium, die einsichtsvolle Anordnung und die edle Kunstgestalt des Ganzen. Die Vereinigung dieser sittlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Vorzüge erhebt Fontanes umfassendes Werk zu einem Volksbuche im besten und würdigsten Sinne des Wortes, und sie sind es, die im Dauer sicher werden.

M. Jähns.

Entlegene Culturen.

Skizzen und Bilder von Wilhelm Goldbaum *)

Die gesammelten Aufsätze des geistreichen Feuilletonisten liegen als der neueste Band der stattlichen Bibliothek des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" vor uns. Von den bisher erschienenen Werken dieser Bibliothek, deren vortreffliche Leistungen nicht allein von den Standpunkten der Buchbinder, Buchdrucker und Buchhalter, sondern auch von dem der Buchschreiber Anerkennung verdienen, von den bisher veröffentlichten drei Serien sind mindestens die Hälfte der Bände gesammelte Feuilletons oder Essays. Dieser Umstand ist nicht allein für die betreffenden Bücher charakteristisch, er ist unserer ganzen Zeit so eigenthümlich, daß er eine ausdrückliche Hervorhebung wohl verdient.

Wie es Zeiten gab, in denen die Menschen noch keine Papierfabriken und Stahlfedern besaßen und darum ihre Gedichte, Zehngebote und sonstige Aufsätze in harte Steintafeln eingraben mußten, so gab es auch uns weit näher liegende Perioden, in denen selbst die witzigsten und gelehrtesten Männer nur dicke Bücher zu schreiben vermochten. Hatte so ein würdiger deutscher Gelehrter einmal seine Feder geschnitten, dann mußte sie mindestens ihre fünfhundert Folioseiten vollschreiben; weniger hatten die Herren niemals zu sagen. Man kann den Tag als Epoche machend für die Culturgeschichte bezeichnen, an welchem das dicke blätterreiche Buch vom dünnen Büchlein, der ungefüge Foliant vom gewandten Feuilleton abgelöst wurde. Noch ist die „Periode der dicken Bücher" nicht vollständig überwunden, denn noch gibt es deutsche Gelehrte, welche einen Band schreiben, so oft sie einen kleinen Einfall haben, und welche auf die armseligen kleinen Leute geringschätzig herabsehen, die den einen Gedanken nicht über zwei bis drei Spalten hinauszuspinnen wissen.

Selbst die Anhänger der modernen „dünnen" Richtung leiden mitunter noch an einem Atavismus, der in ihnen Rückbildungen aus der Foliantenzeit hervorzubringen sucht. Der allgemeine Wunsch unsrer Feuilletonisten, ihre zerstreuten Aufsätze in einem sauber gedruckten Buche von ansehnlicher Bogenzahl verewigt zu sehen, ist einerseits — soweit er der Eitelkeit entstammt — ein Zug dieses Atavismus, andrerseits freilich die einzig mögliche, nothwendige und von den Lesern geforderte Rettung werthvoller Arbeiten, wenn dieselben nicht in Sand geschrieben sein sollen, wie die meisten Beiträge zur Tagesliteratur.

*) Berlin 1877, A. Hofmann und Co.

Das Sammeln zerstreuter, herrenlos gewordener Feuilletons ist aber auch ein Act der Gerechtigkeit gegen ihren Autor. Derselbe ist eine Individualität, er will als solche gekannt und vom zweiten und dritten Mitarbeiter derselben Zeitschrift unterschieden werden. Beim Lesen eines einzelnen kurzen Artikels ist das nur für den genauen Kenner der Literatur möglich. Erst den dreihundert Seiten des Buches gegenüber lernt auch das große Publicum denselben Autor persönlich kennen, wenn es auch vielleicht alle Theile des Buches schon vorher einzeln gelesen hat. Es hat z. B. in der „Neuen freien Presse" alle Feuilletons von Wilhelm Goldbaum mit Interesse studirt, den Namen aber bis zu dem Augenblicke nicht behalten, wo diese Artikel ihm unter dem Titel „Entlegene Culturen, Skizzen und Bilder" entgegentreten.

Wilhelm Goldbaum ist nach Stoff und Form seiner Arbeiten eine beachtenswerthe, eigenthümliche Erscheinung. Er hat mit Karl Emil Franzos jenes Ländergebiet zum Boden seiner culturhistorischen Schilderungen gewählt, für den Franzos den treffenden Namen „Halbasien" gefunden, und der die Grenzgebiete von Oestreich und Rußland umfaßt; nur daß Goldbaums Terrain viel weiter nach Osten, unter Umständen sogar bis nach Sibirien reicht. Erinnert diese Ausbeutung einer bestimmten Landstrecke auch unwillkürlich an den berühmten polnisch-jüdischen Bettler, der seinen Schwiegersöhnen als Mitgift die einzelnen Provinzen Posen, Polen und Galizien — zum Abbetteln schenkte, so ist doch gerade die genaue Durchforschung einzelner beschränkter Gebiete ein Segen für die Literatur, welche ohne immerwährende Zufuhr neuer Stoffe mitten im Golde ihrer schönen Formen verhungern könnte.

Das Buch von Goldbaum ist nicht ganz einheitlich. Die drei Abtheilungen: Russisch, Polnisch und Jüdisch — würden zwar der Einheit nicht widersprechen, da diese drei Epitheta einen gewissen gemeinsamen Grundzug besitzen, aber innerhalb dieser Abtheilungen versucht der Verfasser das Entlegenste zusammenzubringen: hier die Würdigung eines Tageshelden, der vierzehn Tage nach Abfassung des Aufsatzes schon verschollen war, dort eine kleine Monographie über den jüdischen Minnesänger Süßkind, hier persönliche Reiseeindrücke, dort Nachahmungen unbedeutender polnischer Skizzen.

Interessant und grundlegend ist Goldbaum da, wo er erzählen kann, was er selbst gesehen und wie er es gesehen. Er ist ein scharfer, feiner Beobachter, er versteht das Bild der Situation schnell zu skizziren, mit geistreichen Wendungen helle Lichter aufzusetzen, er ist ein warmer, frischer Culturkämpfer, ohne daß auch der schärfste Angriff gegen halbasiatische Barbarei bei ihm den peinlichen Eindruck einer Uebertreibung, geschweige denn einer Caricatur zurücklassen würde.

Die kleinen Satiren auf Rußlands Humanität: „An der Grenze", „Idylle" und „todte Seelen", so wie das liebevoll entworfene Bild des unglücklichen Dichters Adam Mickiewicz, endlich die vorzügliche Schilderung seines Besuches beim „gutem Jüd'", dem wunderthätigen Schwindler von Sadagora, sind werthvolle Beiträge zur Kenntniß jener Lebenskreise. Aber Goldbaum ist auch ein fein fühlender Psychologe und überdies mit wahrhaft historischem Sinne begabt. Diejenigen Aufsätze, in welchen zu seinen schriftstellerischen Fähigkeiten auch noch die Hülfe der Wissenschaft hinzutrat, sind darum die gelungensten, sind zum Theil von bleibender Bedeutung. Das Gespräch „Türkische Juden", in welchem er minder bekannte Thatsachen in origineller Form mittheilt, der meisterhafte Aufsatz „Talmudische Geister", in welchem er eine Ehrenrettung des öfter genannten als gekannten Buches auf Kosten seiner Bekenner durchführt, so wie mehrere literarische Essays eröffnen neue Gesichtspunkte auf die verschiedensten Gebiete.*)

*) Etwas zu flüchtig ist in dem Aufsatz „Wintermärchen" eine Entdeckung von Professor J. Caro benützt. Der gelehrte Kenner der Geschichte der slavischen Völker hatte vor vielen Jahren auf eine polnische Sage als ziemlich sichere Urquelle zu Shakespeare's Märchenspiel hingewiesen. Goldbaum scheint auf Grund dieser ersten Andeutungen seinen

Digitized by Google

Goldbaum charakterisirt vorzüglich; er erfindet hübsche Situationen, in denen seine eigenen Ansichten uns aus dem Munde ergötzlicher oder sonst merkwürdiger Persönlichkeiten lebendiger entgegentönen. Dagegen scheint ihm die Gabe des guten Erzählers, die entlegene Cultur durch eine fremdartige, spannende Geschichte gewissermaßen unserem Gedächtnisse einzuprägen, nicht in gleichem Grade verliehen zu sein. In den „Sibirischen Fahrten" ist der Versuch gemacht, Schilderungen von Land und Städten an den rothen Faden einer Flucht von Verbannten anzureihen; doch geht die Flucht gar zu gefahrlos von Statten, als daß uns das Schicksal der Flüchtlinge übermäßig aufregen könnte. Bei Jules Verne überschlägt der Leser die culturhistorischen Einlagen, weil ihm das Interesse für den Courier des Czaren z. B. keine Ruhe läßt; bei Goldbaum verweilt man so lange bei den trefflichen Sittenbildern, daß man die armen Reisenden vollständig vergißt. Doch kann dieser Mangel an — Spannkraft, wenn man so sagen dürfte, naturgemäß nur da zu einem Fehler werden, wo Goldbaum, wie in den sibirischen Fahrten, offenbar gerne den Leser nicht nur belehren, sondern auch lebhaft mit sich fortreißen möchte. Wo er aber bei seiner eigenen und ruhigen und bescheidenen Darstellungsweise bleibt, da verzichtet man mit Vergnügen auf einen Farbenschimmer, der mit seiner blendenden Pracht leicht über Unwahrheiten der Zeichnung täuschen kann.

Was bei Goldbaum und bei Seinesgleichen immer wieder anzieht, ob sie nun in schlichter Form Eindrücke wiedergeben oder ob sie abenteuerliche Erlebnisse erdichten, das ist das Geheimniß der „Actualität". Die Gelehrten aus der „Periode der dicken Bücher" hielten es für ein erstrebenswerthes Ziel ihres Ehrgeizes, wenn sie wie Tacitus ihre Folianten sine ira et studio geschrieben hatten. Die Neutralitätserklärung des großen Geschichtschreibers war jedoch um nichts werthvoller als manche andere neuere; wie jeder echte Sohn seiner eigenen Zeit nahm er Partei, erhitzte sich für und gegen seine Gegenstände.

Die Parteinahme ist ein Zug aller unserer jüngern Schriftsteller, auch der Belletristen, wenn sie nur leise an ein Gebiet streifen, das mit dem politischen verwandt ist. Mögen andere darin eine tadelnswerthe Vermischung der Stilarten erblicken, wir Jüngern halten die frische Röthe der Tendenz für ein Zeichen der Gesundheit, und wenn die Tendenz sich so loyaler Mittel bedient, wie bei Goldbaum, dann gehört die tendenziöse Schrift gewiß zu den wenigen menschenwürdigen Waffen, mit welchen die großen Kämpfe zwischen Nationen ausgefochten werden.

Fritz Mauthner.

Notizen.

Die politische Saison geht zu Ende und die Sommerferien nahen heran. Ganz im Stillen werden in der Hauptstadt Vorkehrungen für Reisen und Ausflüge an die See oder auf die Berge getroffen. Die Trennung von den Berliner Annehmlichkeiten wird Niemandem allzu schwer fallen. Die Canalisation hat schon wieder, der Himmel und der Stadtsäckel wissen zum wievieltenmale, ganze Straßen weit das Pflaster aufreißen lassen und den Verkehr gehemmt. Trotz vielen Sprengens ist der Staub am Canal und an den Kreuzungspunkten des Thiergartens oft unbesiegbar. In den Tramways wird an Tagen, wo's nicht regnet, die Hitze unerträglich und läßt die sprichwörtliche Höflichkeit der Berliner gegen das schöne Geschlecht, das vorkommenden Falles mindestens eine Viertelstunde stehend ausharren muß, für die gerühmte norddeutsche Bildung doppelt beschämend erscheinen. Man hat schon wiederholt die gesellschaftlichen Sitten der Völker, die Erben einer alten Cultur sind, wie beispielsweise die Italiener, und die germanischen Gepflogenheiten in eine Parallele gestellt, die keineswegs zu unseren Gunsten ausgefallen ist. Nicht genug bemerkt wird aber gewöhnlich ein besonders charakteristisches Moment. Wenn namentlich der Bewohner der deutschen Metropole an Urbanität im Umgang zuweilen erheblich zu wünschen übrig läßt, so bildet er sich auf diesen angeborenen Mangel noch obendrein viel ein. Das Reisen nach gewissen kühlen hochgelegenen Gegenden hat denn auch, von sanitätlichen Motiven abgesehen, den unschätzbaren Vortheil, daß man dort dem echten Berliner liebenswürdigen Kind seltener begegnet. Das altgewohnte Droschkenwesen wird ebenfalls kein schmerzliches Heimweh erwecken. So viel der famose Tissot in seiner Reise in's Milliardenland auch gelogen haben mag, darin hat er ganz Recht, daß man bei den billigen Preisen der Berliner Fiacres sich verleitet sehen könnte, den ganzen Tag zu fahren, wenn man nämlich keine übertriebenen Vorstellungen von menschenwürdiger Reinlichkeit und sonst keine Eile habe. Die heimischen Zeitungen andererseits mit ihrem wunderschönen Papier und ihren sonstigen Vorzügen werden in der Ferne nicht überaus vermißt. Sollte es während des Sommers wirklich schon zu Friedensverhandlungen kommen, würden diese nicht bei uns stattfinden. Man würde in Berlin auf allerdings sehr weise Betrachtungen über die eintreffenden Telegramme angewiesen sein, die, großentheils russenfreundlich zugestutzt, sich immerhin vom Morgen bis zum Abend widersprechen mögen, wenn sie nur während zwölf Stunden sich wie eine halbwegs interessante Neuigkeit ausnehmen. Ob man einige Tage früher oder später erfährt, wie Rußland seine civilisatorische Mission, von welcher Katholiken und sonstige Ketzer im alten Slavenlande zu erzählen wissen, nunmehr auch in der Bulgarei verwirklicht, ist in Wahrheit ziemlich gleichgültig. Auch nach detaillirten Berichten über Rumäniens nationale Wiedergeburt unter russischer Aegide werden die Wenigsten eine unstillbare Sehnsucht empfinden. In Bukarest geht es allem Anschein nach seltsam zu. Der rumänische Ministerpräsident soll ein gelehrter Mann sein und schöne wissenschaftliche Sammlungen haben. Als neulich ein französischer Correspondent sich bei ihm mit einer Empfehlung einführte, empfing er diesen sehr kurz und entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, einem Ministerrath beizuwohnen, der sogleich stattfinden werde. Der Correspondent erwiderte schnell gefaßt, es sei ihm gar nicht um Neuigkeiten zu thun, er habe nur so viel von den Sammlungen Sr. Excellenz gehört und wünsche einen Begriff davon zu erhalten. Da wurde der Minister freundlich und zeigte dem wißbegierigen Fremden sein kleines Museum während voller anderthalb Stunden. Erst am Ende der Audienz fiel ihm ein, daß er die Conseilsitzung ganz vergessen und versäumt habe. So wurde einem sehr verbreiteten, wenn auch nicht immer glaubwürdigen Pariser Blatte von seinem Specialberichterstatter erzählt. In diesem Fall klingt die Sache deswegen nicht so sehr zweifelhaft, weil die Russen dem selbstständig gewordenen Rumänien die Last der Regierung großentheils freundlich abgenommen haben. Die Kriegscorrespondenten hatten übrigens bis jetzt eine gute Zeit. Es ging wenig vor, und sie amüsirten sich auf Kosten ihrer Blätter, so weit das in jenen unwirthlichen Gegenden allerdings thunlich war. Die gewissenhafteren entwarfen für die künftigen Schlachten strategische Pläne, die von dem Publicum mit Interesse gelesen wurden. Daß sie sich durchweg falsch erweisen werden, thut nichts zur Sache. Das Zeitungswesen wäre auch sonst überaus schwierig und könnte kaum bestehen, wenn nicht das politische Gedächtniß bei dem normalen Durchschnittsleser in der Regel so überaus kurz angelegt wäre.

* * *

Goethe in Karlsbad.*)

Die Goetheliteratur ist soeben durch ein Schriftchen vermehrt — kaum bereichert — worden, welches des Dichters vielfältige Beziehungen zu dem berühmten Karlsbade zusammenfassend darstellt. Das kleine Buch, herrührend von einem greisen Arzte, einem Ehrenbürger von Karlsbad, kennzeichnet sich sogleich als die Arbeit eines wohlwollenden, in der Goetheliteratur freilich ganz und gar nicht heimischen Dilettanten. Es bringt kaum irgend etwas Neues; das Allbekannte ist am chronologischen Faden kunstlos aufgereiht — damit hat sich der Verfasser begnügt. Erfreulich ist aus dem Büchlein zu vernehmen, daß Fräulein von Lewezow, welches einst dem gealterten Dichter noch einmal eine

anziehend geschriebenen, literarhistorischen Beitrag verfaßt zu haben, während Professor Caro inzwischen in Folge weiterer Forschungen einerseits die Sache selbst sicherstellte, andrerseits im interessantesten Punkte (der berüchtigte Shakespeare'sche Schnitzer „Böhmen am Meeresstrande" sollte seine Entschuldigung finden) modificirte.

*) Goethe in Karlsbad. Von Med. Dr. Eduard Hlawaček. Der Reinertrag ist zur Errichtung eines Goethe-Monuments in Karlsbad bestimmt. Karlsbad 1877, Hans Feller.

Digitized by Google

glühende Leidenschaft wie einem Jünglinge einzuflößen bestimmt war, gegenwärtig noch lebt, und daß die verehrte Dame die Absicht hat, ihre Beziehungen zu Goethe in einer autobiographischen Arbeit darzulegen. Diese Kunde ist geeignet, ein gewisses freudiges Aufsehen und die lebhafteste Spannung auf diese Mittheilungen aus Fräulein von Lewezows Feder zu erregen. Der Entschluß, dieselben zu geben, verdient den wärmsten Herzensdank jedes gebildeten Deutschen.

Die sonstigen neuen Notizen in dem oben erwähnten Werkchen sind kaum von Belang; leider hat auch der Verfasser sich eine ganze Reihe köstlicher Dinge entgehen lassen, welche einem Werke „Goethe in Karlsbad" nicht fehlen durften. Für eine etwa nöthig werdende zweite Auflage wird sich die Benutzung der Autobiographie H. A. O. Reichards (Stuttgart 1877) empfehlen; der ersten aber hätte schon der Abdruck jenes drolligen Documentes nicht mangeln dürfen, welches in „Goethes Briefen an Friedr. Aug. Wolf" (Berlin 1868) S. 112—114 zu finden war. Dieser Brief (Karlsbad, 3. Juli 1810) ist eines der lustigsten Schriftstücke aus Goethes Feder, das wir überhaupt kennen, und das will etwas sagen, denn der fleißige Goethestatistiker C. A. Diezel in Elsterberg hat uns gegen 10,000 Briefe Goethes nachgewiesen.

Eben diesem verdienten Manne danke ich auch die Kenntniß eines bisher ungedruckten Schreibens von Goethe, welches — an den Kanzler Fr. von Müller gerichtet — eine werthvolle Ergänzung zu „Goethe in Karlsbad" bildet. Es sei hier nach Diezels Abschrift zu Nutz und Frommen aller Verehrer des Dichters im Allgemeinen und des Autors jener Monographie im Besonderen mitgetheilt. Goethe schrieb:

„Carlsbad, den 8. May 1820.

Ew. Hochwohlgeboren

erwiedere sogleich meinen besten Dank für die so glücklichen Gedichte, die mich am heitern, sonnigen Morgen, nachdem es die Nacht, dem Wunsch aller Landleute gemäß, kräftig geregnet hatte, auf das lieblichste begrüßten; sie sind mir, wie die Veranlassungen, höchlich werth. Möge ich bei Ihren Familien- und Festkreisen immer gegenwärtig sein!

Den verlangten Aufsatz übersende nächstens. Gegenwärtig nur das Nöthigste wegen Riemer. Sie werden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie ihn erhalten; ein solcher Verlust wird erst mit der Zeit merklich, wo dann das Bedauern zu spät kommt.

Seine rasche Aufkündigung war die Folge einer Apprehension, die sich wahrscheinlich verlohren hat; das Nähere werden Sie leicht von ihm vernehmen. Vielleicht empfindet er schon, daß eine Orts- und Dienstveränderung auch Schwierigkeiten habe und Unannehmliches mit sich führe.

So viel bemerke nur: daß ich ihm die Dreyhundert Thaler bey der Bibliothek als Sinekur auch gerne künftig gönne; in dem augenblicklichen Gang des Geschäfts wüßte ich nicht, wie ich ihn wahrhaft und zweckmäßig wollte eingreifen lassen.

Den jungen Herrschaften ist auch an seiner Erhaltung gelegen und sie werden von ihrer Seite gern etwas thun. Dies Alles nun sey Ihrer Einsicht und thätigen Klugheit anheimgegeben. Uebrigens bemerke, daß von dorther jedesmal den vierten Tag Nachricht zu mir kommen kann.

Die Cur behandelt mich diesmal sehr günstig; mein Befinden ist von der Art, daß ich, wäre ich der Dauer gewiß, sogleich wieder zu Ihnen zurückkehren möchte.

Das Wetter war bisher wenigstens trocken, der Schnee verfliegt gleich, einige sehr schöne Stunden finden sich immer zum spazieren.

Die Einöde fängt an sich zu beleben. Frau Gräfin v. der Recke, und Fürst von Thurn und Taxis sind angelangt, nebst andern Ungenannten.

Empfehlen Sie mich ja Serenissimo gelegentlich, und sonst hominibus bonae voluntatis. Und Friede und Freude mit allen.

J. W. v. Goethe."

Bemerkungen zur Aufklärung des Briefes sind nicht nöthig; er spricht für sich selbst. Denn wer und was Riemer war, darf man wohl als bekannt voraussetzen. Er hatte damals — „in Folge einer Apprehension" — seine Stellung als Unterbibliothekar zu Weimar aufgekündigt; die Sache kam aber bald wieder in's Gleiche; wie man sieht: wesentlich durch Goethes Mitwirkung, der auch in diesem Falle, wie so oft und in allen möglichen Verhältnissen, ausgleichend und vermittelnd eingriff.

Hermann Uhde.

* * *

Herr Redacteur!

Die Ihnen in Betreff meiner Ballade, „Das Kind von Fehrbellin" von mehreren Seiten zugegangenen Erklärungen nöthigen mich zu einer sachlichen Erwiderung.

Vor Allem ist es mir nicht eingefallen, schlechtweg zu behaupten, die locale Sage vom „Kind von Fehrbellin" sei vor mir niemals dichterisch behandelt worden, sondern ich gab lediglich die Quelle an, woraus ich für meinen Theil geschöpft und fügte dem allerdings bei, daß mir die von Herrn Ernst Scherenberg mitgetheilte Constellation (auch Herr Th. Fontane erkannte sie in seiner Zuschrift an die „Gegenwart" als eine verwickelte an) einigen Grund zu jenem Verdacht gebe. Diesen habe ich nunmehr mit frohem Herzen fallen lassen, aber um so härter muß ich das gegen mich beliebte Verfahren der Herausgeber des „Düsseldorfer Künstleralbums" verurtheilen, welches allein die Ursache der Mißhelligkeiten geworden. Ich war zur Mitarbeiterschaft von den Herren eingeladen worden, hatte mich an dem vorausgegangenen Jahrgang schon betheiligt und meinen neuen Beitrag rechtzeitig eingesandt. Derselbe war überdies vom Redacteur besonders anerkennend aufgenommen und zur Illustration aus dessen freiem Antrieb empfohlen worden, und nichtsdestoweniger hat man stillschweigend das Gedicht beseitigt und auch jede Reclamation von redactioneller Seite unerhört gelassen. Ob ich eine Abschrift zurückbehalten hatte oder nicht, ändert aber gar nichts an dieser willkürlichen Handlungsweise. Wenn übrigens Herr Scherenberg, der selbst Lyriker ist, das lyrische Product eines Anderen, das er also hervorhob, nachher als eine Bagatelle ansieht und als solche bezeichnet, so kommt dieses einer Verurtheilung des poetischen Gebietes nahe, auf dem er gleichfalls thätig ist. Was ferner die mir von Herrn Ernst Scherenberg zum Vorwurf gemachte Veröffentlichung seiner Zuschrift anlangt, so verwechselt derselbe einfach die Natur einer friedlichen Correspondenz mit einer lediglich zum Zweck von Reclamation und Abwehr angeknüpften. Hier ist der confidentielle Charakter von vornherein ausgeschlossen; man steht auf dem Kriegsfuße. Zum Ueberfluß hatte ich ihm mein beschlossenes Vorgehen sehr deutlich angekündigt gehabt. Eben so verhält es sich mit seiner Aufstellung: ich hätte erst das Resultat der von ihm angestellten Recherchen abwarten sollen, ehe ich einen Schritt that. Was hätte dieses Recherchiren bestens Falls für mich zu Tage gefördert, als die von jeder Verpflichtung gegen mich absehende Erklärung der Herausgeber in Nr. 22 der „Gegenwart"? Nach Allem halte ich das Gebahren in Düsseldorf für incoulant und ungehörig.

Zum Schluß noch ein Wort bezüglich des kritischen „Eingesandt" meines verehrten Freundes Ludwig Speidel, der launig behauptet, es sei von mir die Feile mit der Raspel verwechselt worden. Da das von ihm so geistreich begründete Vergröbern der Gedichtform, in dem es künstlerischen Intentionen entspricht, einem Verfeinern in gewissem Sinne gleichkommt, so blieb ich bei dem mehr herkömmlichen, wenn auch ungenauen Ausdruck.

Achtungsvoll Martin Greif.

München, den 7. Juni 1877.

* * *

Entgegen dem neu entdeckten physikalischen Gesetze, nach welchem kein Blatt dort Raum hat, wo bereits ein anderes vorhanden ist, erstehen von Woche zu Woche neue Zeitschriften. Diesmal ist zur Abwechslung eine politische Wochenschrift zu signalisiren. Das „Deutsche Montags-Blatt" (Verlag von R. Mosse, Berlin) will eine Ergänzung zu allen übrigen Zeitungen bilden, es verspricht nicht nur aus verläßlichen Quellen die neuesten Nachrichten der Politik und der Börse zu bringen, sondern auch das Feuilleton unter Mitwirkung erster Federn besonders zu pflegen. Unter den Schriftstellern, die ihre Mitarbeiterschaft bereits zugesagt haben, finden wir die Namen: Gutzkow, Hopfen, Spielhagen, H. B. Oppenhein und Löwe-Calbe.

Dr. Arthur Lewyson, der die hohe Schule der politischen Journalistik in Paris und Wien mit Erfolg absolvirt hat, übernimmt die Chefredaction. Die Versprechungen brauchen blos fest eingehalten zu werden, und dem neuen „Deutschen Montags-Blatt" ist eine angesehene Stellung unter den politischen Blättern Deutschlands gesichert. Mit der von Schmidt-Cabanis geleiteten humoristischen „Berliner Montagszeitung" scheint das vorwiegend politische neue „Montagsblatt" also nicht eigentlich concurriren zu wollen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Herder's Sämmtliche Werke.

Herausgegeben von **Bernhard Suphan.**

Erster Band.

XLIV u. 548 S. gr. 8. geh. 4 *M.*

Soeben erschien:

Der russisch-türkische Krieg 1877

von

Wilhelm Müller,

Professor in Tübingen.

Erste Lieferung. — Preis 60 ₰.

Inhalt: **Das Vorspiel am Bosporus.**

Der bekannte Herausgeber der **Politischen Geschichte der Gegenwart,** der neuesten **Biographie des Kaisers Wilhelm** sowie der **Kriegsgeschichte** 1870/71 hat sich die Aufgabe gestellt, den russisch-türkischen Krieg, welcher die Augen der ganzen Welt auf sich zieht, in gedrängter Darstellung zu beschreiben. Die erste Lieferung enthält eine genaue Darlegung der Thatsachen, welche zu diesem Kriege geführt haben, eine Schilderung der dabei hervorragenden Personen, ihrer Bestrebungen, Motive und Erfolge, eine Charakteristik der einzelnen Grossmächte und ihrer Stellung zur orientalischen Krisis.

Das Werk erscheint in Lieferungen à 60 ₰ in entsprechenden Zwischenräumen nach dem Verlaufe der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz und wird allen denen empfohlen, welche das Bedürfniss haben, sich durch die Lektüre einer auf soliden historischen und politischen Studien beruhenden Schrift einen zuverlässigen Führer durch das Labyrinth der militärischen und diplomatischen Phasen dieses russisch-türkischen Krieges zu verschaffen.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Antiquarischer Anzeiger Nr. 2.

Erscheint jeden Monat und wird auf Verlangen gratis und franco versandt.

E. Neuenhahn's Antiquariat.

Berlin, Kommandantenstr. 77/79.

Verlag von **Ferdinand Enke** in Stuttgart.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Urheberrecht

an

Werken der bildenden Künste, Photographien und gewerblichen Mustern.

Nach dem gemeinen deutschen Recht systematisch dargestellt von

Dr. Oskar Wächter.

351 Seiten in Octav. Preis 8 *M.*

Der Verfasser, welcher in seinem 1875 erschienenen Autorrecht das literarische Urheberrecht behandelt hatte, gibt hier in gleicher Weise eine wissenschaftliche Darstellung des durch die Reichsgesetze v. 9., 10. u. 11. Januar 1876 normirten Rechts an Werken der bildenden Künste, Photographien u. gewerblichen Mustern. Juristen, Künstler u. Industrielle finden alle einschlagenden Fragen unter Berücksichtigung der gesetzgeberischen Vorarbeiten und Verhandlungen, der neuesten Literatur und der Rechtsprechung eingehend und in allgemein verständlicher Weise erörtert.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen dritten Heftes (Juni):

I. Emanuel Geibel. Die Jagd von Beziers. Vorspiel einer Albigensertragödie.
II. Ferdinand Kürnberger. Künstlerbräute. Novelle.
III. Wilhelm Lübke in Stuttgart. Peter Paul Rubens.
IV. Karl Goedeke in Göttingen. Em. Geibel.
V. Ludwig Anzengruber. Zur Psychologie der Bauern: Wie der Huber ungläubig ward.
VI. Karl v. Gebler in Meran. Alessandro Manzoni.

Hierzu das Porträt Emanuel Geibel's, Radirung von J. L. Raab in München.

Mit diesem Heft ist der erste Band geschlossen. Derselbe umfaßt 30 Bogen Text mit 3 Illustrationen in Radirung, kostet brochirt 5 Mark, elegant gebunden 7 Mark 50 Pf.

Die bisher erschienenen Auflagen der einzelnen Hefte ergeben nur noch wenige complette Exemplare; rückständige Bestellungen werden daher sobald als möglich erbeten.

Konkurrenz-Ausschreiben

für

eine Colossal-Reiter-Statue

des Generals Robert E. Lee.

Board of Managers:
The Governor of Virginia.
The Treasurer of the Commonwealth.
The Auditor of Public accounts.

Office of the Board of Managers.
Lee Monument Association
(incorporated Jany. 25. 1871.)
Richmond Virginia U. S. America.

In dem obengenannten Bureau in Richmond (Virginia) werden am ersten Montag im Monat September 1877 bis 12 Uhr Mittags alle Modelle, Zeichnungen und Entwürfe für eine Colossal-Reiter-Statue des Generals Robert E. Lee in Empfang genommen, und soll diese Statue auf dem Capitol-Square zu Richmond, Virginia U. S. America, errichtet werden. Bewerber wollen ihre Zeichnungen für Statue und Piedestal, zugleich mit Angabe der Kosten, der Zahlungsbedingungen und der erforderlichen Herstellungszeit dem Curatorium frankirt einsenden. Vor dem genannten ersten Montage im September 1877 werden die Modelle weder ausgepackt, noch die Zeichnungen ausgestellt werden, dagegen werden nach jenem Termine Bewerbungen weder angenommen noch in Betracht gezogen werden, es sei denn, daß der Verzögerung unvorhergesehene Ereignisse zu Grunde liegen. Indem sich das Curatorium die volle Freiheit vorbehält, einige oder alle Bewerbungen zu verwerfen, wird dasselbe die Anschläge am dritten Montag im September 1877 öffnen und drei Tage später den Zuschlag ertheilen. Jede weitere Information, welche gewünscht werden könnte, wird bereitwilligst auf eine Anfrage an den Unterzeichneten ertheilt werden.

Im Auftrage des Curatoriums:
S. Bassett French, Sekretair.

Eine Photographie des Generals R. E. Lee kann von M. Ezekiel, Bildhauer in Rom, Via Torino 56, erbeten werden.

Soeben erschienen und wurden versandt:

Wolfgang Amadeus Mozart's Werke.

Requiem rev. von Joh. Brahms. (Serie XXIV. No. 1) . . . . . *M.* 8.—.
Kanons No. 41—61 rev. v. G. Nottebohm. (Serie VII. Abth. 2) . *M.* 3.—.
Kritischer Bericht (Serie VII) von G. Nottebohm . . . . *M.* —.30.

Leipzig, 4. Juni 1877.

Felix Mendelssohn Bartholdy's Werke.

Op. 89. **Heimkehr aus der Fremde.** Liederspiel in 1 Acte. (Serie XV. No. 122.) Partitur *M.* 10.80. Stimmen *M.* 15.—. Kl.-Ausz. *M.* 6.30.
Op. 93. **Musik zu Oedipus in Kolonos von Sophokles.** (Serie XV. No. 116.) Partitur *M.* 10.80. Stimmen *M.* 15.—. Kl.-Ausz. *M.* 4.50.

Breitkopf & Härtel.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Eduard Hallberger in Stuttgart.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

„Ein gemeiner Jude"

ist der Mann von seinen Gegnern genannt worden, dessen wohlgetroffenes Portrait wir hiermit unsern Lesern vorführen und welcher gegenwärtig die Ehre hat, auch einer der „Bestgehaßten" zu sein. Wie abgeschmackt der Vorwurf des Judenthums ist, selbst dann, wenn er im vorliegenden Falle begründet wäre, und von wie niedriger Gesinnung es zeugt, einen politischen oder literarischen Widersacher in dieser mittelalterlichen Weise anzugreifen, bei welcher man unwillkührlich an die höchstchristlichen Judenhetzen mit obligatem Steinigen, Verbrennen und Ersäufen denken muß, dessen sind sich diejenigen selber wahrscheinlich nicht bewußt, welche diese neue Bereicherung von Büchmanns geflügeltem Citatenschatz auf dem Gewissen haben. Es ist allerdings komisch, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Jemand noch gegen den Vorwurf vertheidigen zu müssen, daß er „ein gemeiner Jude" sei. Unsere Literatur verdankt einem Mendelssohn, Börne und Heine, unsere Musik einem Moscheles, Mendelssohn, Meyerbeer, unser Theater einem Dawison, Dessoir und Döring, unser politisches Leben einem Jakoby und Lasker so viel, daß man es sich wohl gefallen lassen könnte, neben diesen als Jude zu gelten. Nun ist die Wahrheit aber die, daß der Betreffende weder ein „gemeiner" noch ein „nobler" Jude, sondern überhaupt gar nicht Jude und auch nicht einmal jüdischer, sondern sogar „allerchristlichster" Abkunft ist.

Leopold von Sacher-Masoch wurde am 27. Jan. 1836 zu Lemberg geboren. Seine Familie ist spanischen Ursprungs und war schon 1547 adelig, wo der erste urkundlich bekannte Ahnherr Don Matthias Sacher in der Schlacht bei Mühlberg als Rittmeister unter Kaiser Karl V. gegen die Protestanten kämpfte. Damals aber wurden bekanntlich die Juden nicht geadelt, sondern mißhandelt, beraubt und gemordet. Verwundet nach Böhmen gebracht, heirathete Don Matthias daselbst eine Marquise Jementi und machte das Vaterland seiner Frau zu dem seinigen. Der Großvater unseres Schriftstellers, Johann Nepomuk, wurde in den österreichischen Ritterstand erhoben und, sobald durch die Theilung Polens Galizien an Oesterreich fiel, als Gubernial-Rath mit der Verwaltung des annektirten Landes betraut, in welcher Stellung er sich das Vertrauen des Volkes ebensowohl wie die Achtung des Adels zu erringen wußte. Sein Sohn Leopold entwickelte als Polizeichef von Galizien und kaiserlicher Hofrath während der polnischen Revolutionen im Jahre 1837, 1846 und 1848 auf diesem schwierigen Posten wahrhaft staatsmännische Talente und fügte durch seine Verheirathung mit der letzten Tochter aus einem alten slavischen Hause dem Namen seiner Vorfahren noch den Zusatz Masoch bei. Der Sohn, welcher aus dieser Ehe entsproß, ist derselbe, dessen Name seit Anfangs des gegenwärtigen Dezenniums als der eines der ersten deutschen Romanciers der Weltliteratur angehört. Von seinem äußeren Lebenslaufe und — weil man sogar lächerlicherweise behauptet hat, daß ihm „die nöthige wissenschaftliche Vorbildung und Feinheit, ja jede Geisteskultur fehle", sei hier nur kurz erwähnt, daß Sacher-Masoch an den Gymnasien zu Lemberg und Prag jedes Examen mit Auszeichnung bestanden, seine Universitätsstudien (Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaft, Philologie) in Prag und Graz gemacht und an letzterem Orte den Doctorgrad erworben (nicht, wie es häufig geschieht, durch eine von einem Andern verfaßte Dissertation, sondern durch vier strenge Prüfungen); daß er zehn Jahre hindurch Docent der Geschichte an der Grazer Universität war und als solcher zwei strengwissenschaftliche Werke publicirt hat. Das wäre denn doch Vorbildung genug, glauben wir, selbst für einen „gemeinen Juden". Seit seiner Verheirathung mit der Baronin Wanda von Dunajew, welche ebenfalls eine talentvolle Schriftstellerin ist, hat Sacher-Masoch seinen bleibenden Aufenthalt in dem in der grünen Steiermark gelegenen kleinen Städtchen Bruck an der Mur genommen, wo er nach seiner eigenen Versicherung die Verwirklichung eines seiner reizendsten Träume gefunden hat: die des Märchens vom Glück. Hier lebt er der Vollendung seines Hauptwerkes „das Vermächtniß Kains", von dessen projectirten sieben Abtheilungen (Die Liebe, das Eigenthum, die Ehe, der Staat, der Krieg, der Tod und der Epilog: Fr... Erden) der zweite soeben erschienen ist. Wir unterlass...

Digitized by Google

die glänzenden Anerkennungen aufzuführen, welche unserm Autor von literarischen Größen ersten Ranges wie Amédée Achard, Rudolf Gottschall, Robert Hamerling, Ferdinand Kürnberger ꝛc. zu Theil geworden sind und wollen nur hervorheben, daß die Revue des deux Mondes, dieses Weltblatt par excellence, im Dezemberheft des Jahres 1875 aus der Feder Th. Bentzons eine längere literarische Studie über Sacher-Masoch veröffentlicht hat, eine Ehre, welche seit Heine noch keinem andern deutschen Schriftsteller widerfahren ist. Und das hochangesehene, Journal de Genève sagt in seiner Nummer vom 3. September 1876 Folgendes:

„Der Name Sacher-Masochs, des berühmten Erzählers, ist in Frankreich nicht neu. Er wurde in Paris erst genannt, als die Revue des deux Mondes mehrere Novellen aus seinem „Vermächtniß Kains" publizirte. Die Aufmerksamkeit einer blasirten Welt, welche die Monotonie unserer Romane aus dem Pariser Leben nicht mehr zu wecken im Stande war, wurde lebhaft gefesselt durch diese kurzen Geschichten von so fremdartiger und neuer Farbe, und so herbem moralischen Duft. Sacher-Masoch war nicht nur Jemand, er war auch noch Etwas. (Sacher-Masoch n'était pas seulement quelqu'un, il était encore quelque chose). Er malt eine jungfräuliche Natur, eine noch unkultivirte Menschenrace, primitive, fast wilde Sitten, Leidenschaften von einer mächtigen ungestümen Einfalt in ergreifendem Gegensatze zu den Raffinements unserer modernen Existenz. Sein Name stellt sich auf ganz natürliche Weise neben jenen Turgénjews. Bei Beiden hat die Originalität des Stoffes die Originalität des Talentes verdoppelt. Es wäre kaum möglich, diese beiden Namen nicht neben einander zu stellen, und dennoch sind die beiden Autoren noch viel mehr von einander verschieden als einander ähnlich. Die Phantasie Turgénjews ist zarter, sanfter, schwermüthiger. Er ist mehr resignirt in Bezug auf di Kämpfe und Schmerzen, die er beschreibt. Sacher-Masoch ha mehr Ehrgeiz und Feuer. Der Künstler vereinigt sich in ihr mit einem Mann der That und einem Philosophen, er ist leiden schaftlicher und gewaltiger. Wo der Erstere weint, empört sic der Zweite. Der Eine würde gern mit einer Elegie schließen der Andere mit einer Satire oder Philippika. Sacher-Masoch i subjectiver und steht in dieser Beziehung seinem Rivalen nach aber durch wie viel Eigenschaften ersten Ranges macht er dies Schwäche wieder gut? Welche Kraft und welche Schärfe i seiner Zeichnung, welche reiche und vollkommen neue Poesie i seinen Landschaften, welches Leben in seinen Helden, welch tragische und ergreifende Gewalt in den Dramen, die er entroll welch sprühender Geist in seinen Dialogen! Die Novellen de „Vermächtniß Kains" sind wie die aufeinanderfolgenden Akt einer großartigen Tragödie, deren Gegenstand das menschlich Elend ist."

Soviel an dieser Stelle über einen unserer ersten zeit genössischen Schriftsteller, von dem vielleicht mehr als von irgen einem andern das Dichterwort gilt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Auch er wird einmal seinen Biographen finden, — hoffe wir, daß derselbe das schöne Wort Th. Bentzons in der Revu des deux Mondes beherzigen werde, welcher von Sacher-Masoc sagt: „In seiner eigenen Geschichte, so fremdartig und farbenreic wie seine Bücher, wird man leicht den Schlüssel finden zu de schönsten Eigenschaften seiner Phantasie, ebenso wie den zu seine Fehlern, welche wir weit entfernt sind, verheimlichen zu wollen Einem Schriftsteller von seinem Verdienst schuldet man keines wegs Lob allein, zuerst und vor Allem aber die Wahrheit."

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Vermächtniß Kain's.

Novellen von Sacher-Masoch.

II. Theil: Das Eigenthum.

Zwei starke Bände von zusammen 67 Bogen. Mit Sacher-Masoch's Porträt und Facsimile.

Preis 12 Mark.

Indem wir den zweiten Theil desjenigen Werkes publiciren, mit welchem unser Autor seinen Weltruhm und seinen bleibenden Platz in der deutschen Literatur erworben, ist es wohl am Platze, den Zusammenhang desselben mit dem ersten und den noch in Aussicht stehenden Theilen kurz darzulegen.

Der Prolog des ganzen Werkes „Der Wanderer" soll erst in einem dasselbe abschließenden Epilog „Friede auf Erden" seine definitive Beantwortung finden, während jede der 6 großen Fragen, welche nach dem Ausspruche des „Wanderers" das „Vermächtniß Kain's" bilden, in einem besonderen Theile behandelt, respective deren Lösung versucht werden soll. Diesem Plan entsprechend behandelt der I. Theil die Liebe, der von uns gegenwärtig publicirte II. Theil das Eigenthum, der III. den Staat, der IV. den Krieg, der V. die Arbeit, der VI. den Tod.

Der vorliegende II. Theil: „Das Eigenthum" gruppirt sich ähnlich wie der I. Theil. Wie in jenem behandeln auch hier die ersten 5 Novellen die Frage objektiv, indem sie gleichsam eine bilderreiche Naturgeschichte derselben geben, während die letzte Novelle eine Lösung der Eigenthumsfrage versucht.

Der außerordentliche Erfolg des im Verlage von Cotta in Stuttgart in zwei Auflagen erschienenen ersten Theiles ist bekannt; derselbe war gleich bedeutend beim Publikum wie bei der Kritik.

Die Uebersetzung des I. Theiles in das Französische, Englische, Italienische, Russische und Ungarische stellte den Autor in die erste Reihe europäischer Erzähler, insbesondere war die französische Publikation in der „Revue des deux Mondes" und dann in dem classischen Verlage von Hachette in Paris ein literarisches Ereigniß.

Wir sind überzeugt, daß der zweite Theil dieses berühmten Werkes, in welchem sich der Autor manchen Fingerzeig der Kritik zu Nutzen gemacht hat und um vieles reifer vor das Publikum tritt, noch ungleich größere Wirkung üben wird; hat ja doch bereits die „Revue des deux Mondes" aus demselben drei Novellen französisch publicirt, ehe die deutsche Ausgabe vor die Oeffentlichkeit trat.

Von **Sacher-Masoch's** Werken erschienen ferner:

Wiener Hofgeschichten. 2 Bände.	à M. 2. 50.	**Der Emissär.** 2. Aufl.	M. 1. —
Galizische Geschichten.	„ 3. —	**Ein weiblicher Sultan.** 3 Bände.	„ 9. —
Liebesgeschichten. 3 Bände.	à „ 4. —	**Die Messalinen Wien's.**	„ 4. 50.
Russische Hofgeschichten. 4 Bände.	„ 12. —	**Gute Menschen und ihre Geschichten.**	„ 4. —
Falscher Hermelin.	„ 3. —	**Ueber den Werth der Kritik.**	„ 1. —
Ehre Gottes.	„ 3. —	**Der Mann ohne Vorurtheil.** Lustspiel.	„ 1. 50.
...nitz. Kulturhistorischer Roman. 2. Aufl.	„ 3. —		

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Georg Frobeen & Cie., Verlag in Bern.

Redaction, I

Digitized by Google

25. Berlin, den 23. Juni 1877. XI. Band.

AP
30
G295
v. 11
no. 25

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Noch einmal der Zeugnißzwang. Von Paul Kayser. — Serbien und die russische Nationalpartei. — **Literatur und Kunst:** Skizzenbuch. Lieder und Bilder von Paul Heyse. Besprochen von Eugen Zabel. — Die Geheimrathstochter. Von Hedwig Dohm. (Schluß.) — Eine französische Literaturgeschichte. Von J. Mähly. — Der Gang nach dem Eisenhammer. Von F. Ch. B. Avé-Lallemant. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Fr. Devantier. — Inserate.

Noch einmal der Zeugnißzwang.*)

Jetzt noch vom Zeugnißzwange reden, heißt nach der Meinung der jüngsten Autorität auf diesem Gebiete (Stadtgerichtsrath Prof. Dr. Rubo im Maiheft der „Preußischen Jahrbücher") Eulen nach Athen tragen. Manche Dinge kann man in der That nicht oft genug wiederholen; aber das, was Prof. Rubo zu dieser Lehre beigetragen hat, kann als eine Vermehrung des Athenischen Schatzes — um bei seinem Bilde zu bleiben — nicht angesehen werden. Er hat Contrebande nach Athen gebracht und Enten oder ander dergleichen Federvieh für den Weisheitsvogel der Athene ausgegeben. Auf seine Autorität gestützt hat die Presse, ohne die Gründe zu prüfen, seinen Ergebnissen ohne Weiteres beigestimmt und es fehlt nicht mehr viel, dann glaubt auch Jeder, daß es in Preußen gar keinen Zeugnißzwang mehr gibt und daß die preußischen Richter aller Instanzen seit zwei Menschenaltern mit Blindheit geschlagen das nicht gesehen haben, was das Gemüth des Prof. Rubo entdeckt hat.

Die Wahrheit erfordert es, solchen Meinungen entgegenzutreten. Daher will auch ich nicht über die Zweckmäßigkeit oder Härte des Zeugnißzwanges, überhaupt nicht de lege ferenda reden. Ich will auch nicht darüber handeln, daß der Zeugnißzwang sich außer in den Territorien, wo der gemeine Strafproceß gilt, noch in zwölf deutschen Bundesstaaten vorfindet, daß ihn nicht nur das französische Recht kennt, sondern daß sogar der freie Engländer wegen Zeugnißweigerung von den Gerichtshöfen so lange in Haft gehalten werden kann, bis er sich fügt; nur dem Friedensrichter ist eine siebentägige Grenze gesetzt (Stephen, Commentaries on the Laws of England IV, S. 427).

Es soll nur untersucht werden, was ist gegenwärtig in Preußen Rechtens.

Man darf den Zeugnißzwang nicht auf die allgemeine Pflicht des Staatsbürgers zurückführen, für die Erreichung des Staatszwecks thätig zu sein, sonst müßte es auch eine allgemeine Denunciationspflicht geben. Der Grund liegt vielmehr in der Unentbehrlichkeit des Zeugnisses für die Rechtspflege. Um den Angeschuldigten zu überführen ist das Zeugniß nothwendig; ebenso aber auch um denselben zu entlasten.

Die Art und Weise aber, wie die Zeugnißpflicht erzwungen wird, ist verschieden und abhängig von dem Charakter des Strafprocesses. Nach dem bis zum Jahre 1848 in Deutschland üblichen Inquisitionsprincip stellte man auf der einen Seite an den Beschuldigten die Forderung, die Wahrheit zu sagen und zu gestehen, und es ist gewiß bekannt, daß man zur Ermittelung der Wahrheit die Tortur brauchte. Auf der andern Seite entsprach diesem an den Beschuldigten gestellten Verlangen die Pflicht eines Jeden, Zeugniß abzulegen. So wie der gegen den Beschuldigten geübte Zwang keine Grenzen kannte, sowie man die Folter nicht als eine Strafe bezeichnen darf, so war auch der Zwang gegen den Zeugen, zu reden, unbegrenzt, so können auch die gegen ihn angewandten Zwangsmittel nicht als Strafe aufgefaßt werden.

Seit dem Jahre 1848 hat sich aber die Stellung des Angeklagten geändert; er ist nicht mehr verpflichtet, ein Geständniß abzulegen, und die Erzwingung eines solchen ist sogar verboten. Diese Veränderung hatte hinsichtlich des ungehorsamen Zeugen zur Folge, daß man entweder ihn blos wegen dieses Ungehorsams strafte, oder doch gegen den ihn bedrohenden Zwang durch eine zeitliche Begrenzung schützte.

Da die preuß. Criminalordnung von 1805 noch ganz unter dem Eindruck des Inquisitionsprincips steht, so kennt dieselbe gegen den ungehorsamen Zeugen auch keine Straf-, sondern nur Zwangsmittel, die freilich gesetzlich nicht begrenzt werden können, sondern wobei lediglich das vernünftige Ermessen des Richters entscheidend sein muß. Die preußische Praxis hat diese Auffassung unangefochten seit zwei Menschenaltern vertreten. Sie findet sich ausgesprochen in Rescripten des Ministers, in der Judicatur des obersten Gerichtshofes und in den parlamentarischen Verhandlungen. Als am 7. September 1862 der Abg. Twesten über den bekannten Fall des Redacteurs Hagen in Insterburg sprach, hat er sich über die Frage, ob es nach preußischem Recht einen Zwang oder eine Strafe gegen den Zeugen gebe, gar nicht ausgelassen, sondern nur getadelt, daß, während das Justizministerium früher eine Beschränkung des Zwanges anordnete,

*) Unsere Leser wissen, daß die „Gegenwart" kein politisches Parteiblatt ist und daß wir den Verfechtern der verschiedensten Auffassungen, namentlich, wenn diese sachlich begründet sind, das Wort gönnen. Wir glauben eben, daß die Discussion förderlicher ist als einseitige Tendenzmacherei, und daß die freisinnige Partei diese Discussion am wenigsten zu scheuen hat. Demgemäß bringen wir auch obige Ausführungen des Herrn Stadtrichters Dr. Paul Kayser ohne besondere Verwahrung von unserer Seite hier zum Abdruck. Wenn auch die Frage über die Berechtigung, das Wünschenswerthe und Nothwendige des Zeugnißzwanges einer Controverse unterliegt, so dürfte es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Gebrauch, der von diesem Zeugnißzwang unter Umständen gemacht worden ist, tief beklagt werden muß.
Die Red.

UNIV. OF MICH. LIBRARY
Digitized by Google

man gegenwärtig denselben ohne Beschränkung übe. Die Ausführungen Twestens weisen darauf hin, daß er der Ansicht von den Zwangsmitteln ungleich näher stand (Sten. Ber. d. Abg.-H. von 1862, III, S. 1478).

In demselben Jahre brachte der Abg. John einen Gesetzentwurf ein, welcher die bezüglichen Bestimmungen der Criminalordnung über den Zeugnißzwang aufheben sollte. In dem Schoße der fortschrittlichen Justizcommission wurde zu allernächst die Frage erörtert, ob das Verfahren gegen den ungehorsamen Zeugen nach den jetzt bestehenden Gesetzen ein Straf- oder Zwangsverfahren sei. Die Mehrheit der Commission hat sich ausdrücklich für das letztere entschieden und das Vorhandensein der Strafe geleugnet (Ber. d. Just.-Comm. in Goltdammers Arch. Bd. XI, S. 505).

Erst in neuerer Zeit haben Fuchs (Staatsanwalt und Professor in Breslau) und Posselt (Stadtgerichtsrath in Berlin) sowie verschiedene andere Publizisten in der Presse die Ansicht vertreten, daß in Preußen nur eine gewisse Strafe gegen den ungehorsamen Zeugen verhängt werden könne und ihnen hat sich auch Rubo angeschlossen. Inwiefern die für die Natur als Strafe beigebrachten Gründe unrichtig sind, soll unten erörtert werden.

Zunächst muß ich mich gegen Rubo wenden, welcher behauptet, daß seit Erlaß des Reichsstrafgesetzbuches es in Preußen auch nicht einmal eine Strafe gegen den ungehorsamen Zeugen gebe.

Wäre diese Ansicht richtig, dann könnte der Reichstag nicht mit dem scharfen Tadel verschont werden, daß er uns im Rückschritt gegen das preußische Recht in § 69 der deutschen Strafproceß-Ordnung sowohl eine Strafe, wie ein begrenztes Zwangsmittel wiedereingeführt hat. Dann wüßten wir nicht, weshalb der letzte Reichstag den Antrag der Abg. Lasker und Gen. auf sofortige Einführung des § 69 angenommen hat. Denn daß wir in Preußen vom Pferd auf den Esel kommen sollen, kann wohl nicht in der Meinung der liberalen Reichstagsmehrheit gelegen haben. Doch prüfen wir die Gründe des Prof. Rubo näher.

Ausgehend von der Bestimmung des § 2 des Einführungsgesetzes zum Reichsstrafgesetzbuch, wonach das Landesstrafrecht außer Kraft tritt, insoweit dasselbe Materien betrifft, welche Gegenstand des Reichsstrafgesetzbuches bilden, hält Prof. Rubo die Strafe gegen den ungehorsamen Zeugen deswegen für aufgehoben, weil das Strafgesetzbuch in dem Abschnitt vom Meineide allein die Voraussetzungen aufführt, unter welchen ein Zeuge oder Sachverständiger strafbar ist. Weil in diesem Abschnitt von ungehorsamen Zeugen keine Rede ist, könne auch ein solcher nicht gestraft werden. Es liegt auf der Hand, daß diese Auffassung von „Materie" zu den größten Ungereimtheiten führt. Denn jener Abschnitt hat die „falsche Aussage" vor Gericht zum Gegenstand und läßt das weitere Verhalten des Zeugen ganz außer Betracht. Er spricht deshalb auch nicht von Zeugen allein, sondern auch von solchen, die es unternehmen, einen Andern zu einem falschen Zeugniß zu verleiten, mit andern Worten nicht der „Zeuge" ist Materie des Abschnittes, sondern „das Zeugniß". Würde die Rubo'sche Ansicht richtig sein, dann müßte der Zeuge, welcher seine richtige Aussage beschworen hat, aber, ärgerlich über das viele Fragen, den Gerichtshof beispielsweise mit jener durch Götz von Berlichingen klassisch gewordenen Redensart begrüßte, straflos bleiben; denn auch diese Redensart ist in der Materie vom Meineid weggelassen. Wenn also Rubo meint, ein Zeuge könne nur soweit gestraft werden, als er eine falsche Aussage macht, dann gibt die Eigenschaft als Zeuge im Gerichtssaal einen Freibrief zur ungestraften Begehung aller übrigen im Strafgesetzbuch bedrohten Handlungen.

Prof. Rubo läßt sich aber mit diesem Grunde noch nicht genügen; er erachtet — und das ist der Schlußtrumpf seiner Abhandlung — die Bestimmungen der Criminalordnung auch deswegen für aufgehoben, weil die in ihnen behandelte Materie vom Zeugnißzwange Gegenstand des § 343 des Reichsstrafgesetzbuches sei:

„Ein Beamter, welcher in einer Untersuchung Zwangsmittel anwenden läßt, um Geständnisse oder Aussagen zu erpressen, wird mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren bestraft."

Hier hätte ich gewünscht, daß Rubo den Lapidarstil bei Seite gelassen und eine kleine Erläuterung beigefügt hätte. Will er annehmen, daß ein Richter, der gegen den ungehorsamen Zeugen Zwangsmittel anwendet, sich eines schweren Verbrechens schuldig macht und Zuchthausstrafe verwirkt? Dann wehe dem Frankfurter Stadtgericht! Dann müßte auch der Scharfrichter mit dem Tode bestraft werden, der in Ausführung des Urtheils beim Köpfen den Verbrecher „mit Vorsatz und Ueberlegung" tödtet, ganz wie § 212 des Reichsstrafgesetzbuches es verlangt. Selbstverständlich setzen alle jene Vorschriften voraus, daß das bedrohte Handeln ein „unbefugtes" sei. Läßt aber Rubo befugte Zwangsmittel gegen den Zeugen zu, dann sind sie durch jenen § 343 geradezu bestätigt. Oder meint er, weil der Paragraph überhaupt von unbefugten Zwangsmitteln spreche, so ist die Anwendung landesgesetzlicher Erzwingungen ausgeschlossen? Das hieße aber doch den Gegenstand der Materie nicht nach dem Inhalt, sondern nach einem einzigen, irgend beliebigen Wort einer Vorschrift bestimmen. So faßt Rubo aber selbst nicht den Begriff der „Materie" auf, dem wir sonst im Allgemeinen zustimmen. Ein derartiges Wortinterpretiren ist ein längst überwundener Standpunkt. Auf der ersten Stufe der Rechtswissenschaft wird dem einzelnen Worte eine solche Bedeutung beigelegt; so fingen die Römer ihre Jurisprudenz an — den Sachkundigen erinnere ich an die Auslegung des Aquilischen Gesetzes —; so ist der Talmud interpretirt; so haben die Glossatoren im Mittelalter wieder begonnen. Eine entwickelte Wissenschaft sieht auf Geist und Inhalt einer Vorschrift und ordnet ihnen die Wirksamkeit des Wortes unter. Auch wer dieses bestreitet, kennt die Elemente der Rechtsgeschichte nicht.

Die in Betracht kommenden Vorschriften der preußischen Criminalordnung vom 11. December 1805 sind folgende:

§ 7: Jedermann im Staate, ohne Unterschied des Standes, ist schuldig, dem Richter auf Erfordern, bei Vermeidung einer angemessenen Ahndung alles Dasjenige mitzutheilen, was ihm in Beziehung auf ein zu untersuchendes Verbrechen oder den Thäter bekannt ist.

§ 311: Weigert sich Jemand, als Zeuge sich vernehmen zu lassen, so soll er dazu von seinem ordentlichen Richter durch Geld- oder Gefängnißstrafen angehalten werden.

§ 337: Gegen Diejenigen, welche in den nicht aus genommenen Fällen die körperliche Leistung des Zeugeneides beharrlich verweigern, muß ebenso verfahren werden, als gegen Diejenigen, welche sich der Ablegung des Zeugnisses gänzlich entziehen wollen.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß, dem Charakter der preußischen Criminalordnung entsprechend, die dem Zeugen angedrohten Nachtheile nicht als Strafen, sondern als Zwangsmittel erscheinen. Auch während der Verhandlungen, die gerade in der letzten Reichstagstagssession über diese Frage stattfanden, haben selbst hervorragende Mitglieder der liberalen Partei dies anerkannt. Nichtsdestoweniger will ich zugeben, daß sich mit den Vertheidigern der „Straftheorie" immer noch streiten läßt. Alle fast legen Gewicht darauf, daß in den angezogenen Bestimmungen die Zwangsmittel selbst als Strafe bezeichnet werden. Allein dies kann nicht entscheidend sein; denn jene Zwangsmittel treten äußerlich in der Gestalt von Strafen auf, während gerade das Wort „anhalten" mit aller Entschiedenheit darauf hindeutet, daß ein Zwang geübt werden soll. Denn durch eine Criminalstrafe kann Niemand zu einem unmittelbaren Thun „angehalten" werden. Auch in dem § 337 ist wiederum nicht von einer Bestrafung die Rede, vielmehr zeigt der Ausdruck „gegen den eidesweigernden Zeugen zu verfahren", daß wieder an die „Zwangsmittel" gedacht ist; denn mit einer Strafe „verfährt" man nicht. Aber ich lege auf diese Worterklärungen kein Gewicht. Höchst bedeutsam ist es,

Digitized by Google

daß in den Bestimmungen der Criminalordnung das Maß und die Art der Strafe vermißt wird. Diesem Einwand wird von den Gegnern, und namentlich von Rubo, mit Geschick durch den Hinweis auf Th. II. Tit. 20, § 35 des A. L.-R. begegnet, wonach, wenn die Gesetze eine willkürliche Strafe anordnen, dieselbe nicht über Gefängniß von 6 Wochen oder Geldbuße von 50 Thalern ausgedehnt werden darf. Wenn nun Prof. Rubo nach dem Begriff der Wissenschaft „willkürliche Strafe" eine solche nennt, die dem Ermessen des Richters anheimgegeben ist, so übersieht er für das altpreußische Recht, daß dieses jenen Begriff nicht kennt, sondern die willkürliche Strafe — wie eben geschehen — gerade abgegrenzt hat. Daß aber überall da, wo in den alten Criminalgesetzen Maß und Art der Strafe nicht genannt ist, die willkürliche Strafe gemeint sein soll, ist ebenfalls eine unrichtige Behauptung, mit welcher die ganze Theorie zusammenstürzt.

Denn bereits in einem Rescript vom 7. Februar 1815 ist darauf hingewiesen, daß der erwähnte § 35 nur dann Anwendung findet, wenn das Gesetz selbst sich des Ausdrucks „willkürliche Strafe" bedient (Kamptz, Jahrb. V, S. 32). Dies ist auch die allein richtige Auffassung des landrechtlichen Strafrechts; dies wird auch bestätigt durch Art. VIII des Einführungsgesetzes zum preußischen Strafgesetzbuche vom 14. April 1851 — einen Zusatz der Commission der II. Kammer —, wonach eine Handlung als Uebertretung gilt, wenn sie in den Gesetzen als eine willkürliche bezeichnet ist. Zwar hat man dies auch dann und mit Unrecht behaupten wollen, wenn die Gesetze von „nachdrücklichen", „verhältnißmäßigen", „angemessenen" Strafen reden (Temme, Glossen S. 31), niemals hat man es darauf ausgedehnt, wenn schlechthin und ohne jeden Zusatz von „Strafen" die Rede ist. Dem widerspricht nicht § 7 der Criminalordnung, welcher nur einen allgemeinen Grundgedanken einleitend hervorhebt, ohne an denselben eine Strafsanction zu knüpfen. Sitz der Materie ist § 311. Erwägt man nun den ganzen Geist der Criminalordnung, so darf man sich billig nicht wundern, daß diesen Zwangsmitteln — die man um des gelehrten Anstrichs willen zuweilen executio ad faciendum nennt, was Fuchs in Nr. 176 der „Schlesischen Zeitung" arg mißversteht — eine andere Grenze nicht gesetzt ist, als das pflichtmäßige Ermessen des unparteiischen und unabhängigen Richters, der sie nur so weit verhängen soll, als das Zeugniß selbst nothwendig ist, und nicht länger, als es die Bedeutung der Hauptsache verlangt. Denn einer solchen Absurdität, daß ein Zeuge Jahre lang eingesperrt bleiben soll, während der Hauptangeklagte nur zu einer geringen Strafe verurtheilt werden würde, halte ich einen preußischen Richter nicht für fähig. Sieht man sich auch die Fälle, in denen der Zeugnißzwang in der großen preußischen Monarchie seit 70 Jahren zur Anwendung kam, näher an, so wird man zunächst dem Abgeordneten Prof. Beseler darin beitreten können, daß diese Fälle nur vereinzelt waren und meist ihren Sitz in den Preß- (fügen wir noch hinzu) und in den Disciplinargesetzen hatten. Im Uebrigen hat man keinen Zwang ausgeübt, wenn mit der Aburtheilung der Sache auch ohne den Zeugen vorgeschritten worden, oder auf sein Zeugniß verzichtet oder dasselbe überflüssig geworden ist. Alles das würde mit dem Strafcharakter nicht vereinbar sein. Man hat auch den Zeugnißzwang von dem Richter der Hauptsache üben lassen, nicht von dem ordentlichen Richter des Zeugen, was wiederum bei einer Strafe verfassungsmäßig nicht möglich ist. Und diese ganze Praxis — das wird jetzt erst entdeckt — soll eine irrige gewesen sein! Und um diesen Irrthum aufzudecken, bringt man ein ganzes Arsenal von Sophismen und Scheingründen herbei! Eine Härte lag nur darin, daß man bei Requisitionen an den Richter auf Vernehmung des Zeugen über die Dauer der Zwangshaft nicht Jenen, sondern die ersuchende Behörde entscheiden ließ. Dadurch kam der Richter namentlich bei Disciplinarvergehen in eine schiefe Lage, die in der juristischen Consequenz verschuldet, aber nicht ganz begründet ist.

Uebersieht man das Alles nur mit einem kleinen Theil von Objectivität, so darf man sich nicht so arg entsetzen, daß dieser Zwang ein lebenslänglicher sein kann. Wenn Jemand einem Andern eine Ohrfeige gibt und sich danach erkundigt, welche Strafe auf diese thätliche Beleidigung gesetzt ist, so wird man ihm antworten müssen, daß er nach § 185 des Reichsstrafgesetzbuchs mit Geldbuße bis zu 1500 Mark oder mit Gefängniß bis zu 2 Jahren gestraft werden kann. Aber es wäre dieselbe Tollheit, wenn er in der That mit dieser höchsten Strafe belegt wird, wie wenn ein Zeuge wegen Zeugnißweigerung lebenslänglich in Haft bleiben sollte.

Ob dieses unbegrenzte Zwangsmittel in den Bau unseres heutigen Strafverfahrens paßt, ob es nicht im Widerspruch steht mit dem Bewußtsein unseres Volkes, mit dem Geiste unserer Zeit, — das ist eine ganz andere Frage, die ja auch schon durch die neue Strafproceßordnung ihre Lösung gefunden hat. Diese hat an die Stelle des billigen richterlichen Ermessens eine zeitliche Grenze gesetzt, hat aber auch gleichzeitig eine wirkliche Bestrafung des ungehorsamen Zeugen eingeführt, die wir bisher in Preußen nicht kannten.

Ich habe die Stimmen, welche in der öffentlichen Meinung jüngst über den Zeugnißzwang sich hören ließen, mit einer gewissen Genauigkeit geprüft. Ich habe nur in Einem Blatt („Volkszeitung" Nr. 66) den Gedanken gefunden, daß der Zeugnißzwang an sich verwerflich sei. Die Meinung würde sich ändern, wenn gegen jenen Verfasser selbst einmal eine strafbare Handlung verübt würde und er bei vorhandener Zeugnißweigerung sich seiner ganzen Rechtlosigkeit völlig bewußt werden würde. Die Allgemeinheit verlangt von dem einzelnen Individuum die Erfüllung vieler Pflichten und die Zeugnißpflicht ist noch nicht die härteste. Ich werde — bis auf die „Volkszeitung" — überall Beifall finden, wenn ich meine, daß der Zeugnißzwang da eingeführt werden müßte, wo er noch nicht besteht und daß — wenn in Preußen eine solche Lücke wäre — wir nicht bis zur Einführung der deutschen Strafproceßordnung, bis zum 1. October 1879, warten dürften.

Nichtsdestoweniger will Rubo gegenwärtig in Preußen jeden auf den Zeugen geübten Zwang beseitigt sehen. Daß die Presse Rubos Zeugniß mit Eifer für sich angerufen hat, darf nicht Wunder nehmen. Wie bereits bemerkt, sind die meisten der wenigen Fälle des Zeugnißzwanges auf dem Gebiete der Presse zur Anwendung gekommen. Man darf es ihr nicht verübeln, daß sie mit Freuden eine Auffassung begrüßt, welche sie von einem bösen Drohgespenst befreit.

Allein diese Auffassung ist eine durchaus unrichtige und verkehrte; sie muß die öffentliche Meinung verwirren und irre leiten. Denn ich wage es offen auszusprechen, daß wohl kein preußischer Richter auf Grund der Rubo'schen Ansicht den Zeugnißzwang für aufgehoben erachten wird. Der preußische Richter sagt selbst bei harten Gesetzen — und um ein solches handelt es sich hier nicht —: dura lex, sed lex.

Paul Kayser.

Serbien und die russische Nationalpartei.

(Brief aus St. Petersburg.)

„Wie vor sechs und vor zwölf Monaten ist die Aufmerksamkeit der europäischen Politiker auch im gegenwärtigen Augenblick mit besonderem Nachdruck auf den kleinen, von noch nicht anderthalb Millionen bewohnten serbischen Staat gerichtet. Die Belgrader Regierung war es, welche im Sommer vorigen Jahres durch ihr Vorgehen das „bischen Herzegowina" zu einer internationalen Verwickelung erweiterte und die öffentliche Meinung Rußlands in eine Bewegung brachte, deren schließlicher Ausgang der im April dieses Jahres erklärte Krieg gewesen ist — Serbiens Verhalten wird voraussichtlich darüber entscheiden, ob dieser Krieg localisirt oder aber Oestreich-Ungarn zu einer Action gedrängt wird, welche mit der Auflösung des Dreikaiser-Bündnisses gleichbedeutend wäre. Ueber die Beziehungen des

Digitized by Google

Fürsten Milan zu unserer Regierung und zum Fürsten Gortschakow vermag auch hier Niemand genaue Auskunft zu geben, — unsere Regierung ist aber zu wiederholten Malen darüber belehrt worden, daß der kleine Staat an der unteren Donau der slawischen Bewegung unter Umständen Gesetze geben kann, denen der Gehorsam nicht verweigert werden darf. Acht Tage vor Ausbruch des serbisch-türkischen Krieges erklärte Graf Schuwalow einem Mitgliede des Londoner Cabinets, daß er die in Belgrad getroffenen kriegerischen Entschließungen für nicht definitiv gefaßt ansehe und daß er die Aufrechterhaltung des Friedens hoffen zu dürfen glaube. Während des gesammten vorigen Winters sprach man sich in den maßgebenden Kreisen unserer Residenz so abfällig über die serbische Sache und die durch dieselbe entzündete Bewegung aus, daß die Moskauer Nationalen die Hoffnung auf eine Verständigung mit dem Fürsten Gortschakow förmlich aufgaben und sammt den vom Timok zurückgekehrten, mit der äußersten Ungunst behandelten, selbst an dem Anlegen ihrer serbischen Uniformen verhinderten Freiwilligen laute Klage über den Abfall der Regierung von Rußlands heiligsten Traditionen führten. Nichts desto weniger gab die Vernichtung des serbischen Heeres zum Erlaß jenes Ultimatums das Zeichen, durch welches Fürst Gortschakow das erste Mal aus dem Rahmen der gemeinsamen europäischen Action heraustrat, und mußte Kaiser Alexander in denselben Tagen, in denen er sich über Serbien in den härtesten Ausdrücken aussprach, die Hälfte seiner Armee mobil machen, um das von Serbien unternommene Werk für eigene Rechnung fortzusetzen. Scheinbar stand die darauf folgende russische Action mit den serbischen Vorgängen in keiner Beziehung, thatsächlich, und wie in Moskau und Petersburg Jedermann wußte, hatten aber gerade die zwischen Donau, Timok und Morawa geschlagenen Schlachten die thatenlustige Stimmung hervorgerufen, welche den Kaiser zu dem peinlichsten und schwersten Entschluß seines Lebens nöthigte. Die zahlreichen und gewichtigen Stimmen, die sich während des vorigen Herbst und Winter in unserer Presse erhoben, um auf Grund gewisser von unseren Freiwilligen gemachter Erfahrungen die nationale Begeisterung für die rohen, undisciplinirten, nur auf den eigenen und dazu schlecht verstandenen Vortheil bedachten „serbischen Brüder" für einen verhängnißvollen Irrthum zu erklären, sind gegenwärtig verstummt, Niemand wagt es den Katkow, Aksakow und Fürst Meschtscherßky zu widersprechen, wenn diese die vornehmen Serbenfeinde schlechte Patrioten und schlechte, kurzsichtige Politiker nennen, welche der Volkswille moralisch unmöglich gemacht und zu ewigem Schweigen verurtheilt habe. Zu den periodisch wiederkehrenden Auseinandersetzungen unserer officiösen Presse über die Gefährlichkeit einer von Rußland unabhängigen südslawisch-serbischen Freiwilligenbewegung und über die Nothwendigkeit, dem Wiener Cabinet durch Niederhaltung der Belgrader Aspirationen ein Pfand für die Mäßigung und Selbstlosigkeit der kaiserlichen Regierung zu geben — zu diesen Auseinandersetzungen zuckt das nationale Rußland die Achseln. „Was unsere einheimischen Pitts und Rouhers von Rücksichten auf Oestreich und Europa fabeln", schrieb Fürst Meschtscherßky neulich im „Graschdanin", „mag für die Zeitungsschreiber des Auslandes in Betracht kommen — wir wissen längst, was davon zu halten ist. Der Triumph der jetzigen Einheit des Czaren und seines Volkes hat bezüglich dieser Petersburger Coterie den Beweis geführt, daß dieselbe 1) in Bezug auf unsere Staatsgeschäfte nutzlos, 2) daß sie absolut machtlos ist, 3) daß ihre Hauptwaffen Lügen und Verleumdungen gegen das russische Volk waren, 4) daß die Politik dieser Herren darin bestand, den Czaren und das Volk zu beleidigen und die Unzufriedenheit der Nation mit den ihrem Monarchen zugefügten Kränkungen für das Symptom einer revolutionären Stimmung auszugeben. Diese Partei, welche das Wort „ultrarussisch" erfunden hat, die vor Europa kriecht und weder für die russische Kirche noch für die russische Ehre ein Herz hat, ist eben zu Allem, auch zum Niederträchtigsten und scheinbar Undenkbarsten fähig."

In Wien und Berlin ist man anscheinend mit der Kenntnißnahme dessen, was von unserer Regierung näher stehenden Preßorganen geschrieben und telegraphirt wird, zu eifrig beschäftigt, um sich um Auslassungen von der Art der vorstehend mitgetheilten zu kümmern — in Belgrad verfolgt man die entgegengesetzte Maxime, weil man weiß, daß die künftigen Stadien des Krieges gerade so von unserer öffentlichen Meinung werden bestimmt werden, wie die bisherigen. Seit länger als zwölf Monaten besteht zwischen Moskau und Belgrad der regste und engste Verkehr; über die Wechselfälle des vorjährigen Feldzuges sind die Führer des Slawencomités in Moskau häufig früher und besser unterrichtet gewesen, als die Herren unseres auswärtigen Amtes — über die Stimmung in Petersburg und Moskau wußten gewisse Rathgeber des Fürsten Milan gewöhnlich schon Bescheid, wenn der General-Consul Karzow diesen Bescheid erst erwartete. Geheimnisse gibt es in dieser Beziehung nicht. Schon jetzt läßt sich absehen, daß wenn Fürst Milan dem von seinen rumänischen Nachbarn gegebenen Beispiel folgt, sich unabhängig erklärt und um die Erlaubniß bittet, unseren Fahnen folgen zu dürfen, diese Erlaubniß auf die Dauer nicht versagt werden kann und nicht versagt werden wird. Wenigstens für den Augenblick ist es wichtig, was Iwan Aksakow in der am 13. Mai gehaltenen ersten Versammlung der Moskauer slawischen Wohlthätigkeitsgesellschaft (so heißt das frühere Slawencomité jetzt officiell) sagte, „daß die slawische Partei, nachdem sie sich lange auf engen und schmalen Pfaden durchschlagen mußte, auf einen großen und breiten Weg gelangt ist und vor den Grenzmarken des gelobten Landes steht". Das gesammte, heute die Partei der Mehrheit bildende nationale Rußland hat dem Redner ihr begeistertes „So ist es" zugerufen, als derselbe seinen Bericht über Geschichte und Vorgeschichte der slawischen Gesellschaft mit der folgenden Apostrophe beschloß: „Schon weht jenseit der russischen Grenze die russische Fahne, welche erhoben worden ist, um den geknechteten, erniedrigten, von dem mit seiner Aufklärung hochmüthig prunkenden Europa tief verachteten rechtgläubigen Völkerschaften der Balkanhalbinsel Freiheit und Menschenrechte wiederzugeben. Der schlummernde Orient ist erwacht, und nicht allein die Slawen der Balkanhalbinsel, die ganze slawische Welt erwartet ihre Wiedergeburt. Eine neue, ganz neue Zeit bricht an, die Morgenröthe des großen slawischen Tages ist erschienen." — Wenn von serbischer Seite das Bedürfniß nach einer Betheiligung an dem von Rußland begonnenen Werke gefühlt und mit dem gehörigen Nachdruck documentirt wird, so erscheint eine gewaltsame Niederhaltung desselben geradezu undenkbar; sehen die Aksakow und Genossen es doch bereits gegenwärtig als ein unverhältnißmäßig großes Zugeständniß an die Interessen Oestreich-Ungarns an, daß die unter der Herrschaft des Hauses Habsburg stehenden Slawenstämme von jeder Theilnahme an dem neu improvisirten slawischen Völkerfrühling ausgeschlossen sind und nicht einmal ihre Sympathien für die russische Sache frei bekennen dürfen. Es hat hier großen Eindruck gemacht, daß die Tschechen dem Beispiel ihrer Glaubensgenossen im katholischen Kroatien gefolgt sind, und daß der im Jahr 1867 von dem Fürsten Tscherkaßky so rücksichtslos behandelte, wegen seiner Polenfreundschaft öffentlich zurechtgewiesene Dr. Rieger an der Spitze der böhmischen Landboten gestanden hat, welche in einer Herrn Aksakow zugesendeten Adresse feierlich erklärten, „daß Böhmen als äußerster Vorposten des Slawenthums .... dem mächtigen Slawen, der dem schwachen Bruder zu Hülfe gekommen, jubelnd zustimme" und sich „von dem gealterten und entchristlichten Europa" lossage, welches seiner Zeit Partei für den Halbmond ergriffen habe. — Daß unser Botschafter in Wien, Geheimrath Stowikow, der Partei „der Petersburger Pitts und Rouhers" angehört und aus diesem Grunde Tschechen und Ruthenen stets mit Geringschätzung und vornehmer Kälte begegnet ist, weiß man nirgends so genau wie in Moskau, und schon darum rechnet man es dem Rieger und Genossen doppelt hoch an, daß sie unentwegt der slawischen Fahne treu geblieben und sich aus Liebe zu derselben abermals der Ungunst der Wiener Machthaber und der „Petersburger Gevatterschaft des Grafen Andrassy" ausgesetzt haben. —

Digitized by Google

Aus Rücksicht auf Oestreich die serbische Bewegung gewaltsam niederzuhalten, geschweige denn einer ungarisch-deutschen Invasion in dieses Fürstenthum die Wege zu bereiten, würde nach Meinung der Aksakow und Meschtscherßky geradezu einen Hochverrath an der slawischen Sache bedeuten, den unsere Regierung vielleicht versuchen, aber sicher nicht zu Ende führen wird. Die Träger der opferfreudigen Stimmung, welche Rußland ergriffen hat und deren Unterstützung das Gouvernement wenigstens bis auf Weiteres nicht entbehren kann, sind einmal die nationalen Wortführer, und Fürst Gortschakow kennt den Einfluß dieser Herren, welche seine eigene Popularität begründet haben, zu genau, als daß er es auf einen Bruch mit ihnen ankommen lassen könnte. Hätte der erfahrene Leiter unserer Diplomatie es überhaupt für möglich gehalten, die Fluth zurückzustauen, welche die Sommermonate des vorigen Jahres (jene Monate, während welcher der Kaiser und sein Kanzler auf Reisen waren und, wie man hier sagte, die Mäuse auf dem Tische des auswärtigen Amtes tanzten) entfesselten, — er würde es nicht zum Kriege haben kommen lassen, denn während der Dauer dieses Krieges werden der Natur der Sache nach Diejenigen an der Spitze der öffentlichen Meinung marschiren, welche diesen Krieg machten. Unser gesammtes höheres Beamtenthum, der vom Hof und von der Oberpreßverwaltung beeinflußte Theil der Presse, die Börse, die Deutschen, die nationalitätslosen Schichten der höheren Gesellschaft waren der Kriegseventualität ebenso feindlich wie die meisten Minister. Herr von Reutern sah voraus, daß der Krieg das eben in der Heilung begriffene Finanzwesen ruiniren werde, die beiden obersten Wächter über die öffentliche Ruhe, General Timaschew und General Lewaschow (der Minister des Innern und der Adlatus des Chefs der „dritten Abtheilung"), wußten ganz genau, daß eine kriegerische Bewegung den Einfluß der demokratisch-nationalen Partei verdoppeln müsse, der Justizminister Graf Pahlen sah sich in der Durchführung seiner Reformpläne gehindert, Herr Walujew ist von Alters her Feind aller slawistischen Velleitäten, Adlerberg, W. Lieven und die übrigen Männer von der persönlichen Umgebung des Monarchen konnten keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, daß die Appellation an das Schwert neue und nicht eben bequeme Elemente an die Oberfläche fördern und ihren Einfluß in den Schatten stellen werde. Wie sollen diese Herren, die jedes Kind als Gegner der getroffenen Entschließung und als Hemmnisse der von den kaiserlichen Damen, dem Klerus, den jüngeren Generalen und dem liberalen Adel geübten kriegerischen Einflüsse kennt, — wie sollen diese Herren es anfangen, einer Bewegung die Gesetze zu geben, die direct gegen sie und die von ihnen vertretene Anschauung gerichtet ist? Je tiefer wir in den Krieg hineinsteuern, je nachdrücklicher die Volkskraft zu Gunsten desselben in Anspruch genommen wird, desto sorgfältiger muß die Regierung mit der Volksstimmung und mit Denjenigen rechnen, welche diese Stimmung gemacht haben und noch fortwährend machen. Der herrschenden Auffassung nach ist der Krieg weder ein Zwischenfall, noch eine dem Kaiser durch die Umstände abgerungene Nothwendigkeit, sondern die natürliche Fortsetzung des 1863 begonnenen Processes der Vernichtung und Aufsaugung der westeuropäischen Elemente innerhalb des russischen Staatslebens; von diesen Elementen einen wirksamen Widerstand gegen die zu einer großen europäischen Verwickelung treibenden Kräfte erwarten, hieße das Wesen der gegenwärtigen Krisis verkennen, und die Geschichte der letzten zwölf Jahre russischer Entwickelung auf den Kopf stellen. Es ist nun geschehen, was die schärfer sehenden und kühneren unter den Slawophilen bereits 1865, bei Einleitung der gegen die ehemals polnischen und deutschen Provinzen geübten Russificirungspolitik offen herausagten: „An der Weichsel und Düna haben wir den Anfang gemacht, unser Finale werden wir am Bosporus aufspielen." Die Lösung der orientalischen Frage bildet nach der Moskauer Doctrin den natürlichen Abschluß des „nationalen" Programms, welches die gegenwärtige Regierung sich stückweise hat aufnöthigen lassen und welches in den Augen der slawischen Partei ihr Hauptverdienst bildet. Es ist nicht Phrase, sondern Wahrheit gewesen, wenn Herr Aksakow in einem neulich an dieser Stelle erwähnten Vortrage seinen verstorbenen Bruder, den verstorbenen Chanjäkow und den gleichfalls verstorbenen Juri Samarin als die wahren Väter des Systems bezeichnete, das seit dem 25. April d. J. zur Anerkennung gekommen ist; die von *diesen* Männern, namentlich von Samarin gethane Arbeit war nothwendig, um der Partei, welche heute im Namen des Slawenthums Gesetze zu geben beginnt, an das Ruder zu verhelfen und die Fiction der sogenannten „Einheit" des Czaren mit seinem Volke möglich zu machen. So lange die westeuropäischen Elemente einen selbstständigen Factor des russischen Staatslebens bildeten, wäre das unausführbar gewesen.

Von den Witterungsverhältnissen an der unteren Donau und von dem Tempo der dort vorbereiteten Kriegsereignisse wird es abhängen, ob Serbien schon während der gegenwärtigen Phase der Dinge aus seiner Zurückhaltung hervortritt und dadurch eine Klärung unserer Beziehungen zum Wiener Cabinet herbeiführt oder ob das später geschieht. Was bei Ihnen für ausgemacht gilt, daß Rußland für den Fall eigenmächtigen serbischen Eintritts in die Action zu einer östreichischen Besetzung des Fürstenthums „Ja und Amen" sagen werde, wird hier auf's Eifrigste bestritten. Man darf gerade darauf wohl gespannt sein, die Entscheidung darüber wird zugleich die Entscheidung darüber abgeben, ob und in wie weit unser Cabinet von der Strömung abhängig ist, welche dasselbe in diesem verhängnißvollsten aller von dem modernen Rußland geführten Kriege getrieben hat. Unsere Beziehungen zu Serbien haben bekanntlich eine sehr merkwürdige Geschichte hinter sich: fünfzig Jahre lang sahen Rußlands Staatsmänner es vornehmlich darauf ab, den noch aus den Tagen des Prinzen Eugen herrührenden östreichischen Einfluß in diesem Lande zu bekämpfen und die an dieser östreichischen Tradition festhaltenden Parteigänger Kara-Georgs*) und seiner Nachkommen niederzuhalten, es müßte merkwürdig zugehen, wenn das von einem Enkel des Milosch Obrenowitsch regierte, seit Jahrzehnten mit Oestreich-Ungarn verfeindete *moderne* Serbien, das Serbien, das uns in den Krieg geritten hat, von der nationalsten Regierung, welche Rußland gehabt zu haben glaubt, einer östreichischen Invasion überlassen werden sollte!"

*) *Kara-Georg*, der Führer in dem (ursprünglich übrigens nicht *gegen* die Pforte, sondern unter Beihülfe derselben gegen das Belgrader Janitscharen-Regiment gerichteten) serbischen Befreiungskampfe von 1804 neigte gleich der Mehrzahl seiner Landsleute entschieden zu Oestreich, rief erst, nachdem er in Wien kein Gehör gefunden, russischen Schutz an und nahm dieser Macht gegenüber stets eine reservirte und mißtrauische Stellung ein. Als Serbien im Jahre 1813 von der russischen Regierung den Türken preisgegeben wurde, zog Kara-Georg sich nach Oestreich zurück; als er 1817 in sein Vaterland heimkehrte, wurde er auf Anstiften seines Nebenbuhlers Milosch, des Oberhauptes der russischen Partei und späteren Landesfürsten, ermordet. — Gleich Kara-Georg, der bereits 1788 unter Laudon gegen die Türken gefochten hatte, war auch sein, 1843 unter russischer Zulassung zum Fürsten erwählter Sohn Alexander entschiedener Anhänger Oestreichs und Gegner der russischen-panslawistischen Partei, von welcher er im Jahre 1857 gestürzt wurde. Daß der Sultan die Absetzung dieses (inzwischen nach Oestreich übergesiedelten) Fürsten guthieß, geschah auf Rath der russischen und der französischen Diplomatie.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Skizzenbuch.

Lieder und Bilder von Paul Heyse.

Berlin 1877, Verlag von Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandung).

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten gewisser Talente, daß sie uns mit ihren Schöpfungen menschlich unmittelbar nahe treten. Zwar beruht die künstlerische Bedeutung einer Erscheinung stets auf ihrer persönlichen, und für den Kenner gibt es kaum etwas Geschmackloseres als die gedankenlose Trennung des Künstlers vom Menschen. Beide gehören vielmehr zusammen wie Leib und Seele, und es ist unzweifelhaft, daß man den einen nicht begreifen kann, ohne zugleich auch den anderen liebenswerth zu finden. Aber während einige Talente hinter ihren Erzeugnissen gänzlich zu verschwinden scheinen, ist die Art, wie andere im Spiegel ihres Ichs ein Bild der Welt geben, eine so unmittelbar persönliche, daß man sich fast unwillkürlich den bildenden Künstler, den Musiker, den Dichter als Individuum vorstellt. Je reicher das ursprüngliche Geschenk der Natur bei dem Einzelnen ausgefallen ist, je weniger sich die Aneignung fremder Elemente nachweisen läßt, desto entschiedener werden diese Ausstrahlungen des Persönlichen, desto verlockender wird es sein, sich in die Eigenthümlichkeiten des Individuums zu versenken.

Auf dichterischem Gebiete gehört Paul Heyse zu jenen Glücklichen, die mit dem Zauber eines großen persönlichen Reizes ausgestattet sind. Auch wer diesen Dichter mit dem schönen Raphaelskopfe und der wohlklingenden Rede nicht kennt, vermuthet mit Recht, daß der Spender so geistvoller und künstlerisch ausgereifter Schöpfungen ein liebenswürdiger Mensch sein müsse. Das Ausgeglichene, das Harmonische, mit einem Wort das Geschmackvolle seines Wesens macht ihn zu einer durchaus eigenartigen Erscheinung auf dem deutschen Parnaß. So geistvoll Alles empfangen ist, was er bringt, so drängt sich doch der Geist niemals vor, um dem Talente zu helfen, wodurch sogleich ein Bruch in der Kunstleistung entstehen würde. Die Anmuth seiner Schöpfungen gewinnt ihm daher nicht nur unter den Frauen zahlreiche Anhänger, sondern weiß auch das männliche Empfinden dauernd zu fesseln. Wie sehr man Heyse mit dem Vorwurfe, daß ihm die Kälte und Glätte marmorner Form als höchstes Ziel gelte, Unrecht that, haben seine beiden Zeitromane „Die Kinder der Welt" und „Im Paradiese" zur Ueberraschung aller Derjenigen bewiesen, die es übersahen, wie stark bereits in seinen Novellen das Recht des Naturgemäßen betont und wie nachdrücklich damit die Abwendung von allem Akademischen bezeichnet war. Wer ein Aegerniß für die Philister ist, und das Glück einer geistig geadelten Sinnlichkeit preist, besitzt immer eine starke reformatorische Ader, mag er äußerlich auch noch so ungefährlich erscheinen. Wie schade, daß es Heyse nicht gelungen ist, seine Fähigkeiten für die Bühne dauernd zu concentriren! Sein „Hans Lange" und sein „Colberg" tauchen in dem Repertoire unserer besseren Bühnen wohl immer wieder auf, aber einen festen Platz haben sie in unserem Theater nicht erringen können, und von seinen übrigen Stücken sagt Laube mit Recht, daß ihnen die starken männlichen Züge fehlen, daß sie zu kurz angebunden und im Mutterschoße nicht ausgetragen seien.

Es muß Wunder nehmen, daß eine so reiche, auf dem Gebiete der epischen und dramatischen Poesie gleich fruchtbare Dichternatur wie Heyse der Lyrik immer nur flüchtige Besuche abgestattet hat. Von seinen gesammelten Werken besteht der erste, die Gedichte enthaltende Band etwa nur zur Hälfte aus eigenen Schöpfungen, während der übrige Theil eine gastliche Stätte für mustergültige Aneignungen aus den Pervencalischen, Italienischen und Spanischen geworden ist. Aber auch die selbstständigen Erzeugnisse strömen in überwiegendem Maße den Reichthum der Poesie nicht im Wohllaut des unmittelbar empfundenen Liedes aus, sondern lassen die Lyrik in jener episch angehauchten Weise erscheinen, bei welcher in der Stimmung bereits ein Element der Handlung aufgelöst ist und weisen somit bereits auf die eigentliche Heimat des Heyse'schen Materials hin. Daneben bietet diese erste lyrische Sammlung namentlich in den „Reiseblättern" mancherlei dem eigenen Leben Entnommenes, auf Personen und bei bestimmten Gelegenheiten Gedichtetes, sowie eine Anzahl von Sprüchen, welche eine Fülle tiefer, oft an Goethe erinnernder Lebensweisheit enthalten.

In demselben Geiste ist die soeben unter dem Titel „Skizzenbuch. Lieder und Bilder" erschienene Gedichtsammlung von Paul Heyse gehalten. Dieselbe wird nicht nur zur Vervollständigung eines der anmuthigsten Dichterporträts der Gegenwart willkommen sein, sondern ist auch von hervorragendem eigenen Werthe. Wenn auch der künstlerische Schwerpunkt Heyses in der Erzählung liegt, so sind doch seine lyrischen Schöpfungen keineswegs als nur gelegentliche und untergeordnete Abfälle einer unermüdlichen Production anzusehen. Vielmehr haben wir hier mit voller Seele empfundene und künstlerisch dargebotene Erzeugnisse von echtem dichterischem Gepräge vor uns. Strahlt der Genius des Poeten nach dieser Richtung auch nicht in so energischem Lichte wie nach der Seite der Novelle und des Romans, so sind die von dem Dichter heraufbeschworenen Bilder und Gestalten doch von demselben Zauber einschmeichelnder Liebenswürdigkeit umgeben, dem dieser Künstler seine Erfolge auf epischem Gebiete zu verdanken hat.

Die erste Abtheilung „Bilder und Geschichten" zeigt Heyse als den formgewandten Dichter, der seine Stoffe vielfältig auswählt, ohne es dabei über einen gewissen Eklekticismus hinauszubringen. Bald schlägt er im klassischen Alterthum, bald im romantischen Lande des Minnedienstes und der Ritterlichkeit sein dichterisches Atelier auf, hier kehrt er aus Italien, dort aus dem Polenlande mit poetischen Schätzen beladen heim, das stille Walten der Natur vermag ihn nicht minder wie das sociale Ringen und Leiden zu begeistern. Alles mit Geschmack und zarter Empfindung, aber im Einzelnen oft ohne die rechte Vertiefung. Am gelungensten sind die Naturbilder, wie „Frühlingsbegräbniß" und „Waldchronik". Unter den eigentlichen Romanzen verdienen diejenigen den Vorzug, welche sich ganz in der Sphäre des Gemüths bewegen, wie „Der Schenk von Erbach" und „Das Spinett". Wo es sich dagegen um Stoffe von heroischer Natur, um einen mehr energischen Wurf handelt, da erscheint Heyses Muse von zu zartem Gliederbau, namentlich wenn sie ihre natürliche Anmuth verleugnen und reckenhaft erscheinen will. Man fühlt es oft ganz unmittelbar, daß das Gewaltige mehr angedeutet als ausgeführt, das Dämonische nur leicht berührt, nicht aber im innersten Kern erfaßt ist. Nur ein Mal hat sich der Dichter völlig concentrirt und einen Schuß in's Schwarze gethan. „Der Pirat" ist eine musterhafte Romanze und zeigt in ihren achtfüßigen Jamben ein kräftiges männliches Auftreten. Die Schuld des Seeräubers, der den armen Inselbewohnern die Kinder raubt und an dem greisen Priester einen abscheulichen Mord begeht, wird ebenso ergreifend, wie seine Sühne in der Nacht des Wahnsinns geschildert, der seine schwarzen Fittiche um den Verbrecher schwingt und ihn dem Untergange entgegenführt. Das Gedicht „Der Cicisbeo" behandelt das Thema der Unauflöslichkeit der Ehe innerhalb der katholischen Kirche. Der Vereinigung der Liebenden darf der priesterliche Segen nicht zu Theil werden, aber der Bund ist trotzdem geheiligt durch die ihrem Zusammenleben vorausgegangene Prüfung und die Reinheit ihrer wandellosen Liebe. Das Gedicht rauscht in dem prachtvollen Gewande der Terzinen wahrhaft königlich einher.

Der zweiten Abtheilung „Neues Leben" hat Heyse folgendes Motto vorgesetzt:

Lieder sind wie Kirschen am Baum
Zur Zeit der Reife,
Du schüttelst nur kaum
Aus dem Stegereife
An einer Handvoll dich zu erfrischen,
Hunderte fallen dir in den Schoß.
Sind auch etliche grüne dazwischen
Ist der Schade nicht groß.

Digitized by Google

Mit diesen Versen ist der Charakter der Lyrik, die in sangeslustigen Zeiten immer massenhaft auftritt, sehr glücklich bezeichnet. In ähnlicher Weise hat Hegel einmal die feine Bemerkung gemacht, daß die Liederdichtung eine sich stets erneuernde Blumenflur sei. In der That ist productiver Reichthum immer das beste Kennzeichen für jede ursprüngliche Begabung. Kann man auch nicht verlangen, daß jedes einzelne Lied ein Kunstwerk sei, welches die Bedeutung der ganzen Gattung würdig vertritt, so ergibt doch die Summe mehr oder weniger gelungener Erzeugnisse eine geistige Kraft, die jeden Augenblick mit einer Meisterleistung überraschen kann. Auch Heyses Lieder sind in ihrem Werthe ungleich, oft allzu subjectiv, so daß ihnen der Stempel des Allgemeingültigen fehlt, oft aber auch von einer Melodie der Sprache, von einem Reiz der Erfindung, von einer Anmuth der Ausführung, daß man sie klassisch nennen muß. Die Poesie erfüllt hier ihren edelsten Beruf, indem sie diese rauhe und mangelhafte Wirklichkeit in ihren goldenen Schleier einhüllt. Die Kraft der Sinnlichkeit steht überall unter der Herrschaft eines geistigen Adels, dem die Harmonie und das Maß zur anderen Natur geworden sind. Am reizendsten sind diejenigen Gedichte, in welchen zu diesem schönen Einklang zwischen Inhalt und Form noch eine humoristische Pointe kommt, wie in „Bräutigams Ammenuhr", einer allerliebsten Kleinigkeit, die wir als Probe hersetzen:

Den letzten Kuß,
Dann scheiden muß.
Die Uhr schlägt Zehn —
Die Mutter will nun schlafen gehn.

So früh getrennt!
Sein Lämpchen brennt;
Die Uhr schlägt Elf —
Er träumt und reimt von Nix' und Elf'.

Noch ein Sonett
Und dann zu Bett.
Die Uhr schlägt Zwölf —
Daß Gott uns zu einander helf'!

Still ist die Nacht,
Er liegt und wacht;
Die Uhr schlägt Eins —
Kein Kissen ist so hart wie seins.

Nun fällt in Ruh'
Das Aug' ihm zu;
Die Uhr schlägt Zwei —
Sacht schleicht der Kuppler Traum herbei.

Sein Schätzelein
Schlüpft zu ihm ein;
Die Uhr schlägt Drei —
Die Frau Mama ist nicht dabei.

Er kost und küßt
Nach Herzgelüst;
Die Uhr schlägt Vier —
Mit Schallen thut sich auf die Thür.

Frau Fama naht;
Verrath! Verrath!
Die Uhr schlägt Fünf —
Ha, saubres Paar! ha, Schand' und Schimpf!

Er fürcht' sich nicht,
Er lacht und spricht:
Die Uhr schlägt Sechs —
Hinaus, du neidische Wetterhex'!

Sie schlurft hinaus,
Macht Lärm im Haus;
Die Uhr schlägt Sieben —
Wo ist die lange Nacht geblieben?

O Sonnenschein
Und noch allein!
Die Uhr schlägt Acht —
Ach, wär' der Tag herumgebracht!

Man wird gestehen müssen, daß dieses Gedicht, um einen Lessing'schen Ausdruck zu gebrauchen, nicht im Kanzleistil der Liebe, sondern in einer Sprache gehalten ist, die ihr süßestes Geheimniß wohllautend verkündet.

Der Abschnitt „Vermischte Gedichte" enthält die Perlen der Sammlung. Der Literaturfreund begegnet ihnen aber hier nicht zum ersten Mal, sondern hat sie schon längst wie gute Bekannte in sein Herz geschlossen. Wir meinen die Dichtungen aus den Romanen: „Die Kinder der Welt" und „Im Paradiese". Wer erinnert sich nicht der rührenden Erscheinung Balders, des kranken Weltkindes, das, aus dem aetherischen Stoff der Jean Paul'schen Gestalten erschaffen, sich in Sehnsucht verzehrt, aber nicht nach Cherubim und Seraphim, sondern nach dem Himmel menschlicher Liebe und Versöhnung? Gern leiht man wiederholt sein Ohr diesen Lauten, in denen Balders süße Melancholie wehklagt. Gehören diese Gedichte doch zu dem Besten, was unsere philosophische Lyrik neuerdings hervorgebracht hat! Desgleichen muß der prächtige Hymnus „Künstlers Weihnachtslied" aus dem Roman „Im Paradiese" dem Vorzüglichsten beigezählt werden, was die deutsche Sprache in dieser Gattung kennt. Wie auf leichten Wogen wird der Leser von den Versen in eine Gedankenwelt voll herrlicher Fernsichten getragen. Die „Zwölf Dichterprofile" sind weniger Zeichnungen, als Büsten zu nennen. Nicht das malerische, sondern das plastische Element wiegt vor. In der gefälligen Art, wie diese Dichterköpfe gemeißelt sind, bekundet sich eine von Heyses liebenswürdigsten Eigenschaften: die neidlose Anerkennung fremden Verdienstes. Diese Medaillons sind kleine Kunstwerke, bald mehr bald weniger sprechend gehalten, zuweilen sind die charakteristischen Züge scharf herausgearbeitet, zuweilen herrscht die typische Allgemeinheit vor.

Die Abtheilung „Landschaften mit Staffage" ist eine Sammlung von Stimmungsbildern, bei denen die Naturlyrik durch das hineinspielende Menschengeschick belebt wird. Vorherrschend sind die matten Farben. In ihrer Detailschönheit erinnern diese Bilder an Aquarellmalerien, in der Feinheit ihrer Ausführungen an Silberstiftzeichnungen. Der Dichter belauscht die Natur bei ihrem Erwachen, während ihres geheimnißvollen Schlafes, in der Poesie ihrer verschiedenartigen Beleuchtung, aber das Alles erhält seine eigentliche Seele erst durch das Menschenherz und die Räthsel, welche dasselbe bewegen.

Mit einigen gesunden Früchten der Spruchweisheit und mehreren geistvoll gedachten, aber in der allegorischen Form nicht immer ganz durchsichtigen Dialogen nimmt der Dichter von seinem Leser Abschied. Er scheidet nicht, ohne in ihm jenes reine und erhebende Gefühl hervorgerufen zu haben, welches nur das echte Kunstwerk erzeugt. Ueberall erfreut man sich an der duftigen Blüthe einer humanen Weltanschauung, nirgends verliert man im Denken und Empfinden den Zusammenhang mit den großen Fragen des Daseins. Die Lectüre des Heyse'schen „Skizzenbuchs" ist ein frischer Trunk aus dem Quell echter Poesie.

Eugen Zabel.

Die Geheimrathstochter.

Von Hedwig Dohm.

(Schluß.)

Alle die Einwände zu widerlegen, die gegen die ökonomische Selbstständigkeit der Frau erhoben werden, von ihrem „defecten Gehirn" ausgehend und bis zu der Furcht vor einer Weltanarchie sich versteigend, würde Bände füllen. Verschiedene Schriften habe ich bereits dieser Aufgabe gewidmet. Ich beschränke mich hier darauf, die Haupteinwände noch einmal namhaft zu machen, und nur bei einem derselben werde ich etwas länger verweilen.

Digitized by Google

Erstens findet man in der physiologischen Beschaffenheit der Frau die Gründe, die ihr das Haus als ihr Sphäre anweisen.

Bei diesem Einwand verfährt man wie die spanische Inquisition, welche, anstatt die Unschuld der Angeklagten anzunehmen und ihre Schuld beweisen zu lassen, gerade umgekehrt verfuhr.

Man entzieht den Frauen die Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und zu erproben, und klagt sie dann der Inferiorität an. Man verschließt ihnen die Gymnasien, die Universitäten, die Akademien, die Fach- und Gewerbeschulen und ruft ihnen dann zu: Ihr könnt nicht malen, nicht griechisch lesen, nicht regieren, nicht Häuser bauen, nicht Geschäfte machen — also, man züchte Euch für das Haus!

Der Mensch bedarf im Allgemeinen, um Tüchtiges zu leisten, einer gründlichen, soliden Erziehung und günstiger Bedingungen. Nur Naturen von genialer Begabung spotten zuweilen aller Hindernisse und der Gesetze stufenweiser Entwickelung und erreichen die höchsten Ziele auch ohne Schulung.

Mögen immerhin die Männer den Frauen überlegen sein; für den herkömmlichen Betrieb eines Handwerks, einer Wissenschaft, einer Kunst oder eines kaufmännischen Geschäfts ist jeder Durchschnittsmensch, Mann oder Frau, heranzubilden; ein solcher Betrieb muthet weder dem Geist noch den Muskeln irgend welche excentrische Aufgaben oder Kraftstücke zu.

Gebt jedem beliebigen Mädchen guten lateinischen und griechischen Unterricht, und es wird diese Sprachen erlernen gerade wie der Knabe; sagt ihr: dein Beruf ist, dem Manne zu gefallen und Toilette zu machen, und sie wird zu den Confectionsläden wallfahrten, sie wird Koketterie erlernen, an Modezeitungen glauben und von Sammt, Seide und Liebe träumen. Unterrichtet sie in Politik und Staatsgeschäften, belehrt sie, daß „Regieren" ihre Bestimmung sei, und setzt sie auf einen Thron, und sie wird als Königin fungiren wie irgend ein Mann als König. Gebt demselben Mädchen Kochlöffel und Nähnadel in die Hand und macht ihr weis, das seien die Attribute, die Gott für sie auserwählt, und sie wird lebenslang nach Möglichkeit kochen und nähen. Ich behaupte sogar, daß eine Frau einen ganz richtigen orthographischen Brief zu schreiben im Stande sein würde, wenn sie die Orthographie in der Schule gründlich gelernt hätte.

Jeder Mensch ist ein Product der Erziehung, bei dem das Geschlecht gar keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt.

Zweitens: Ein Haupthinderniß für die Emancipation der Frau ist das dem Mann angestammte Bewußtsein seiner Superiorität. Sich die Frau als seinesgleichen zu denken, ist ihm eine hassenswerthe Vorstellung.

Das ist eben ein Vorurtheil gleich dem früherer Jahrhunderte, daß es Sklaven geben müsse, oder Parias, oder gelbgekleidete Juden, oder gleich dem der Cannibalen, die an ihr Recht glauben, an den von ihnen Besiegten ihre Kochkunst und ihre Gourmandise auszulassen.

Drittens ist es die Furcht vor Concurrenz, der Brodneid, der die Frauen in eine bestimmte Sphäre bannt.

Wie kurzsichtig und kindisch ist diese Furcht! Als ob es in der Welt nicht noch an Arbeitskräften fehlte, als ob die Concurrenz zwischen Mann und Frau nicht neue Kräfte entfesseln würde!

In England haben die Frauen einen viel größeren Spielraum für ihre Thätigkeit gewonnen, als es bis jetzt in Deutschland der Fall ist. Wahrscheinlich nicht deshalb, weil die Engländer idealen Forderungen mehr Rechnung tragen, weil Gerechtigkeit und Menschenliebe bei ihnen besser gedeihen, sondern weil sie ein praktischeres Volk sind als wir. Die englische Regierung ließ vor einigen Jahrzehnten ganze Stadviertel niederreißen, wo in elenden, ungesunden Baracken die Einwohnerschaft dahinsiechte, und baute an ihre Stelle gesunde Wohnhäuser. Die Folge davon war, daß die Sterblichkeit unter den Bewohnern des Stadtviertels um viele Procente sank, und die Regierung die ihr daraus erwachsende Vermehrung des Nationalvermögens nach vielen Tausenden von Pfunden berechnen konnte.

Die zweckmäßige Verwendung weiblicher Arbeitskräfte würde dasselbe Resultat erzielen.

Der vierte Einwand endlich, den wir etwas eingehender behandeln wollen, wird von einer Partei erhoben, die in Idealität macht, und auf deren Fahne das „Ewig Weibliche" geschrieben steht. Die selbstständige Frau wird von den Vertretern dieser Richtung im Licht eines robusten Frauenzimmers gesehen, die das Flechten und Weben der himmlischen Rosen außer Cours setzt und Gefahr läuft, im Kampf um's Dasein ihre Silberstimme, ihr Erröthen und ihren „unaussprechlichen Duft" einzubüßen. Sie wird in der Vorstellung dieser poesieerfüllten Gemüther zu einem Unkraut, während sie doch eine Blume sein soll, die in's Blaue hineindustet, oder ein Stern, der in der Höhe sehnsuchtsvoll blinkt, oder eine Aeolsharfe, die nur ein Hauch vom Munde des Mannes beseelt, oder eine Priesterin, die am heiligen Herd der Küche des reinen Feuers hüte, damit das saftige Beefsteak ihrem Herrn wohl schmecke und bekomme. Ein überall äußerst gelobter Professor der Nationalökonomie stößt folgenden Angstruf aus: „Wenn Alle (Männer und Frauen) dasselbe wären und alle Kräfte dasselbe thäten, so stände das Leben bei seinem Beginn an seinem Ende. Der Unterschied, das größte Geheimniß in einer Welt, die auf der Idee der Gleichheit in Wesen und Bestimmung des Menschen beruht, ist die ewige Quelle des Lebendigen."

Das jugendliche Pathos dieser Rede ist etwas verworren. Der begeisterte Professor will damit nur sagen, daß die Frau innerhalb, der Mann außerhalb des Hauses thätig zu sein habe, wenn Erstere nicht ihres Geschlechtes verlustig gehen wolle.

„Wenn Alle dasselbe thäten, so stünde das Leben bei seinem Beginn an seinem Ende." So müßten wir längst am Ende stehen; denn der Mangel an Verschiedenheit, den jener Herr so energisch fürchtet, ist gerade in Folge der bisherigen gesellschaftlichen Zustände thatsächlich vorhanden, wenigstens was die Frauen betrifft.

Unsere Frauen thun so ziemlich Alle dasselbe. Ihnen ist ohne Rücksicht auf Begabung und Charakter dieselbe Arbeit, die Hausarbeit, aufgezwungen. Man befiehlt ihnen dasselbe Temperament an, Sanftmuth, Geduld, Selbstverleugnung u. s. w., denselben blumenhaften Seelenzustand, dieselbe einfache Ausstattung ihres Denkorgans.

Man denke, wenn die Männer alle dasselbe thäten, etwa alle alte lateinische Schriftsteller commentirten, oder wenn alle Clavierstimmer wären, oder Zahnärzte, oder Kellner — wen überliefe es nicht kalt bei einer so abenteuerlichen Vorstellung?

Man scheint anzunehmen, daß das weibliche Geschlecht fix und fertig, gestempelt und geprägt das Licht der Welt erblicke, und am Ende müssen wir es unseren Brüdern noch als besondere Toleranz anrechnen, daß sie nicht von allen Frauen dieselbe Haar- und Augenfarbe gebieterisch fordern. Und in der That, wir finden diese Toleranz nicht überall! Ich erinnere mich, nach den Siegen in Frankreich einen begeisterten Zeitungsartikel gelesen zu haben, dessen Autor die deutschen Frauen in vollem Ernst ermahnte, daß sie sich der großen Siege würdig machen und echte deutsche blonde Frauen werden möchten.

Ich kann diesen Wunsch kaum alberner finden als den Erlaß an die Frauen: Ihr sollt sanftmüthig sein und unterwürfig u. s. w.

Meinte man es mit solchen Forderungen ernsthaft, so müßte man allen Männern, die energischen und feurigen Temperaments oder schwarzhaarig sind, das Heirathen verbieten; denn bekanntlich nehmen sich's die Töchter nur zu oft heraus, Charakter und Haarfarbe von den Vätern zu erben.

Sollte jener Professor, als er von der Verschiedenheit zwischen Mann und Frau das Leben abhängig machte, nicht sowohl die Verschiedenheit der individuellen Eigenart als die der Berufsarten im Sinne gehabt haben, so ließe sich ja augenscheinlich auf Grund der von uns geplanten Weltordnung und durch sorgfältige Auswahl der Ehegatten die denkbar größte Verschiedenheit zwischen den Geschlechtern erzielen.

Es könnte z. B. ein Todtengräber eine Hebamme sich zur

Digitized by Google

Gattin erkiesen, ein Astronom ein weibliches Wesen, das unter der Erde in Bergwerken arbeitet. Ein Vegetarianer müßte eine Frau ehelichen, deren Lieblingsspeise in rohen Beefsteaks besteht, ein Schornsteinfeger eine Dame, die sich der weißen Schminke bedient, und der Nachtwächter müßte ein Weib, das Nachts sich eines gesunden, tiefen Schlafs erfreut, heimführen.

Die Frauen in den Mittelklassen sind in der That durch gleichmäßige Auferziehung und Absperrung von der Welt ihres individuellen Gepräges beraubt und der Mehrzahl nach zu Marionetten degradirt worden, die an den Drähten gewisser Regeln und Convenienzen beliebig gezogen werden.

Dem Wunsche des Professors nach Verschiedenheit wird erst dann entsprochen werden, erst dann werden die Frauen zu vollen, freien Individualitäten sich entfalten, wenn die Erziehung geweckt haben wird, was in ihnen schläft, wenn jede Frau „nach ihrer Façon" selig werden kann, wenn man sie nicht mehr für den Mann, sondern für sich erziehen wird.

Mag sie zu diesem Zweck immerhin von ihrem angeblichen Piedestal heruntersteigen; ich denke, es ist besser, ein ganzer Mensch zu sein, als eine halbe Göttin.

Was bisher durch die Verweisung der Frau auf das Haus und die häuslichen Verrichtungen erzielt wurde, ist nicht Verschiedenheit, sondern — Trennung der Geschlechter.

Facharbeit, sagen die Vertreter dieser den Frauen feindlichen Richtung, erzeugt trockene, pedantische und poesielose Individuen. Fast ein jeder Mann ist ein Facharbeiter und, wenn es nicht unweiblich und indiscret erscheint, möchte ich meine Meinung dahin aussprechen, daß ich unter diesen Fachmännern, unter Männern, die über Rechtsalterthümern brüten, oder die in Oel malen, oder an der Börse mit Papieren handeln, ausnehmend liebenswürdige Exemplare der Männlichkeit angetroffen habe, Männer von Grazie und Gemüth und von feinstem Takt. Es will mir scheinen, daß verschroben, trocken und pedantisch nur Menschen mit beschränkten Köpfen, engen Herzen und dürftigen Temperamenten sich zeigen werden.

Ob nun derartig ungünstig veranlagte Frauennaturen mehr Spielraum für die Entwickelung ihres unerfreulichen Charakters bei ernster methodischer Arbeit, oder bei den zersplitterten häuslichen Verrichtungen finden werden, muß mindestens zweifelhaft erscheinen.

Näherinnen, Wäscherinnen, Plätterinnen treiben ihr Handwerk nicht zum Privatvergnügen, sondern als anstrengenden Beruf, und meines Wissens ist es noch Niemandem aufgefallen, daß diese Damen sich wesentlich von den im Hause arbeitenden Frauen ihres Standes, etwa durch einen Charakter mit Randsohlen, durch ungemüthliche Dickfelligkeit, oder mit Schwefelsäure versetzte Gefühle unterschieden hätten.

In dem bekannten Quellenwerke von Gustav Klemm, „Geschichte der Frauen", muß dieser gegen alle Frauenbestrebungen gehässig gesinnte Mann zugeben, daß die Mehrzahl der Frauen, die sich in Kunst, Literatur und Politik, als Aerztinnen, als Gelehrtinnen u. s. w. ausgezeichnet haben, vortreffliche Gattinnen und Mütter gewesen sind. Es kam also bei Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten ihre Thätigkeit gar nicht oder nur fördernd in Betracht.

Ich begreife auch in der That nicht, was für einen veredelnden Einfluß es auf meine Kinder haben sollte, wenn ich z. B., anstatt diesen Aufsatz zu schreiben, in derselben Zeit am Plättbrett stände oder an der Nähmaschine säße, oder wenn ich, anstatt der Lectüre eines wissenschaftlichen Buches obzuliegen, mich mit meiner Köchin in bitteren Recensionen über die Fleisch- und Eierpreise ereiferte.

Man nimmt an, daß in der Mutterschaft der Beruf der Mutter gipfele.

Was aber eine Frau zu einer guten Mutter macht, ist ein warmes Herz, eine edle Gesinnung, eine entwickelte Intelligenz; nicht aber die sentimentale Vorliebe für eigengestopfte Strümpfe, selbstmarinirte Heringe und Damastservietten, nicht die Hingabe an die Lösung von Wasch-, Koch- und Dienstbotenfragen. Wenn eine Dame, die kaltblütig einen lebendigen Aal schlachtet, eine gute Gattin und Mutter sein kann, so sehe ich keinen Grund, an der Mutterliebe einer Frau zu zweifeln, die Muster zeichnet oder Bücher führt.

Uebrigens schließen wissenschaftliche Kenntnisse die wirthschaftlichen keineswegs aus.

Es kann eine Frau eine vortreffliche Suppe kochen und dabei vergleichende Sprachwissenschaft treiben. Es kann eine Frau in einem Busen, an den sie zärtlich ihr junges Kind drückt, weltbewegende Ideen tragen.

Was ist weiblich und was ist unweiblich? Es ist unweiblich, Bücher zu binden, Bücher zu führen, Bücher zu schreiben, Edelsteine zu fassen, optische Instrumente herzustellen, Muster zu zeichnen u. s. w.; aber es ist weiblich, Bausteine zu tragen (wie es in Oestreich von Frauen geschieht), auf dem Felde und in Fabriken die schwersten, schmutzigsten und anstrengendsten Arbeiten zu verrichten. Es ist unweiblich, Aerztin zu sein, aber es ist hochweiblich, als Krankenwärterin in Lazarethen Männer zu verbinden und zu pflegen, obgleich diese Dienste viel aufreibender, widerwärtiger und die Nerven zerrüttender sind als das, was von der Aerztin gefordert wird.

Es ist weiblich, öffentlich zu singen, aber es ist unweiblich, öffentlich zu sprechen. Das Geschlecht, das zu schwach erscheint, griechisch zu lernen oder Mathematik zu treiben, ist stark genug, die kolossalsten Lasten auf dem zarten Rücken zu tragen.

Warum fragt Niemand: was ist männlich und was ist unmännlich? Ist es männlich zu schneidern, zu nähen, zu kochen, zu backen, in Läden Band und Seide zu verkaufen u. s. w.? In früheren Zeiten verargte man zuweilen den Männern solche Beschäftigungen. In einer Petition an die Cortes unter Philipp II. wurden die Schneider als unnütze Leute denuncirt, die, anstatt wie Männer den Boden zu bestellen oder Seiner Majestät im Kriege zu dienen, nach Art der Weiber mit Näherei beschäftigt wären. (1573.)

Es ist oft die schwerste und härteste Arbeit, die den Frauen zugewiesen wird, weil sie den Männern nicht gefällt oder zu schlecht bezahlt wird. Es scheint, wo es sich um solche Arbeit handelt, gilt die Frau nicht nur für gleichberechtigt, sondern für eine dem Manne überlegene Kraft. Der arme Mann fragt nicht: ist das weiblich oder nicht? Er fragt: verdient deine Frau oder Tochter damit Geld? Auch der Fabrikherr nimmt auf das Geschlecht seiner Arbeiter keine Rücksicht, sondern nach dem Grundsatz: „Viel Arbeit für wenig Geld" bedient er sich mit Vorliebe der Frauen zur Verwerthung seines Capitals.

Die Anschauungen über das, was weiblich ist oder nicht, wechseln nach Zeiten und Ländern in überraschendster Weise. Dasjenige, was nach den Begriffen der Vergangenheit echt weiblich war, erscheint der Gegenwart oft im höchsten Grade unweiblich und umgekehrt.

Räumliche Differenzen, die oft nur wenige Meilen betragen, bedingen dieselbe Verschiedenheit der Anschauung.

Man gestatte uns, einige Beispiele dieser nach Zeit und Ort wechselnden Meinungen anzuführen: Im Mittelalter war das Heilen der Kranken eine durchaus weibliche Beschäftigung; dagegen hätte selbst das schamloseste Weib nicht gewagt, auf der Bühne als Schauspielerin aufzutreten. In London wurde 1629 eine französische Schauspielertruppe ausgepfiffen, weil sie zum ersten Male den Versuch machte, die weiblichen Rollen durch Frauen darstellen zu lassen.

Noch in meiner Jugend war das Biertrinken jungen Mädchen nicht gestattet, oder galt wenigstens für äußerst unziemlich. Heut genirt sich die zarteste Jungfrau nicht mehr, in öffentlichen Localen mit Gemüthsruhe eine „Erlanger" zu consumiren. Frau von Werther machte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Weimar einen Versuch zum Schlittschuhlaufen, ein unweibliches Beginnen, das Staunen und Schrecken hervorrief.

Nach Vambery müssen die Frauen in Bochara (Indien) in engen und dunklen Kleidern gehen, die Männer dagegen tragen weite und hellfarbige.

Nach Herodot lag es in Aegypten den Weibern ob, die Einkäufe auf dem Markte zu machen; in Griechenland dagegen

Digitized by Google

galt das Einkaufen auf dem Markte für durchaus unweiblich. Männer besorgten es.

In Nubien (so berichtet Ernst Marno in seinen Reisen im Gebiet des blauen und weißen Nil) galten alle Verrichtungen im Haushalt für eines freien Weibes unwürdig, und selten verheirathet sich eine Nubierin, ohne eine oder mehrere Sklavinnen zu bedingen.

Auch in England verliert das junge Mädchen, das Hausarbeit verrichtet, ihre Stellung in der Gesellschaft als „Dame", während bei uns ein solches junges Mädchen das nominelle Ideal der Gesellschaft ist.

Die unseren Begriffen widersprechendste Auffassung von Frauenberuf finden wir in einem Stamme Amerikas. Hubert Howe Bancroft erzählt in seinem Buch: „The Native Races of the Pacific States of North America" von den Aleuten, daß die Männer dieses Stammes eine Anzahl Frauen nehmen, um sich von ihnen erhalten zu lassen.

In einigen Stämmen Bengalens, bei den Kisans, würde eine Frau, wenn sie so eitel wäre, sich tätowiren zu lassen, als unrein verstoßen werden. Wenige Meilen weiter, in einem andern Stamme, ist die Tätowirung ihre Pflicht und ihr Recht.

In China, wo keine Frau gelehrt genug ist, ohne Hülfe einen Brief zu schreiben, würde eine Frau, die ein solches Werk zu Stande brächte, für ein anstößiges Beispiel dafür gelten, wie weit eine Frau sich ihres Geschlechts begeben könne.

In England gilt es für unweiblich, wie uns ein dort jüngst erschienenes Buch belehrt, wenn ein junges Mädchen in einer Gesellschaft Backwerk herumreichen wollte. Diese Pflicht liegt jungen Männern ob.

Die Frauenbewegung der Gegenwart ist keine willkürliche, sondern sie ist hervorgerufen durch das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit.

Jeder Mensch, auch die Wittwe und das alte Mädchen, wollen leben. Um zu leben bedarf man der Wohnung, Kleidung und Nahrung. Bestreitet die menschliche Gesellschaft, daß die Frau gleich dem Manne im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu erwerben habe, so müßte der Staat für die Unversorgten eintreten. Er müßte jeder bedürftigen Frau ihren Lebensunterhalt sichern, und zwar in einer ihrer Erziehung und ihren Gewohnheiten entsprechenden Weise. Er muß Sorge tragen, daß z. B. der Geheimrathstochter Abends ihr Thee, inclusive belegtes Butterbrod, und Sonntags ein kleiner Hase, eine Gans, oder irgend ein anderes zum Behuf des Bratens gebornes Geschöpf servirt werde. Aus öffentlichen Mitteln muß für sie ab und zu ein Theaterbillet, eine kleine Kaffeegesellschaft, ein Dienstmädchen für Alles, und im Sommer eine bescheidene Badereise, und wäre es auch nur nach Kösen oder Misdroy, bestritten werden.

Lehnen aber Staat und Gesellschaft vornehm jede Verantwortlichkeit für die Beschaffung der Körper- und Seelenbedürfnisse der unversorgten Frauen ab, und erlauben ihnen Gesetz und Gesittung nicht, die überflüssigen Weiber nach Art der Asiaten gewaltsam zu entfernen, so begehen sie ein Verbrechen, wenn sie den Frauen irgend welche Erwerbsquellen verschließen und die „weibliche Sphäre" zu einem Götzenbild machen, dem sie alljährlich Tausende von Frauen kaltblütig opfern.

Man beginnt allmählich, dem weiblichen Geschlechte untergeordnete Erwerbsquellen zu öffnen. Damit ist nicht allzuviel gethan. Abhülfe für Uebel zu schaffen, ist gewiß lobenswerth; lobenswerther aber ist es, den Wurzeln des Uebels nachzuspüren, sonst wächst es nach, wie die Köpfe der Hydra.

Es gibt für die Frauen keine Hülfe als die Freiheit der Arbeit, und diese Freiheit muß eine unbeschränkte sein.

Hin und wieder lacht man in Deutschland noch über die Idee der Emancipation der Frau vom Mann. Nicht jede Idee, die verlacht wird, enthält eine ewige Wahrheit. Principien aber von so weltumfassender Tragweite wie diese, Ideen, die zu ihren Vertreterinnen die ersten und intelligentesten Frauen, wenn auch nicht Deutschlands, so doch Englands und Amerikas zählen, sollte man nicht banalen Phrasen gleich mißachten oder sie als abenteuerliche Grillen und Schrullen ignoriren. Im Gegentheil, man sollte sie mit feierlichem Ernst und tief und gründlich prüfen.

Freilich, wir sind ja alle philosophisch gebildet genug, um zu wissen, daß jede Wahrheit, wenn sie wirklich eine solche ist, sich mit der Nothwendigkeit, mit der die Gestirne ihren Kreislauf beschreiben, Bahn brechen muß — mit der Zeit.

Wir dürfen aber darum den Aposteln dieser neuen Lehre von der Menschwerdung des Weibes ihren oft ungestümen Eifer, mit dem sie die Zukunft in die Gegenwart versetzen möchten, nicht verargen; denn — wer möchte nicht das Morgenroth der Erfüllung sehen?

Eine französische Literaturgeschichte.

An Werken über französische Literatur ist bekanntlich kein Mangel; unter Landeskindern und Ausländern blüht auf diesem Gebiete frischer, fröhlicher Wettstreit. Die vollständige literarische Gewerbefreiheit hat hier schon manches Gute zu Tage gefördert, auch sehr Originelles allerdings, von dem man nicht sofort behaupten möchte, daß es gerade gut sei; und so wollen wir auch von dem uns vorliegenden Werke, das sich über das XIX. Jahrhundert verbreitet, nicht sagen, daß ein leiser oder stärkerer Zunftzwang nicht wünschbar gewesen wäre, ein solcher nämlich, der das Erscheinen desselben unmöglich gemacht hätte. „Das heißt ein großes Wort gelassen und ungenirt aussprechen", werden unsere Leser denken; aber so bös ist's nicht gemeint. Wir meinen nicht das französische Werk, sondern die deutsche Uebersetzung.

Es ist auf dem literarischen Markt schon viel geringere Waare ausgeboten worden, als die in Frage stehende „Französische Literatur des XIX. Jahrhunderts von J. P. Charpentier, inspecteur honoraire de l'Académie de Paris", kaum aber je eine eigenthümlichere Uebersetzung als diese, noch dazu „autorisirte" des Herrn E. Ch. Otto, bei dem die Firma C. Krabbe in Stuttgart arbeiten läßt. Leider haben wir das Originalwerk nicht zur Hand und müssen uns mit seinem Abglanz in der Uebersetzung behelfen; aber dieses ehrlich gemeinte „leider" hat doch, wie jedes Unglück, auch wieder ein Glück im Schoße: wir lernen dabei zwei Größen, den Autor und den Uebersetzer, mit einem Male kennen, jenen allerdings nur mit der Reserve, welche der gütige Uebersetzer zu verschulden geruht hat. Letzterer wollte nun einmal partout und à tout prix eigenthümlich, er wollte ein origineller Dollmetscher oder ein dollmetschendes Original sein, er wollte — —

Aber besser, wir sprechen zuerst vom wirklichen Autor; der Nachschöpfer, Herr Otto, wird uns diese rein chronologische Rücksicht nicht als verdrießliche Anwandlung deuten wollen.

Also: die vier schablonenmäßigen, aber gleichwohl richtigen Gruppen, gebildet durch „das erste Kaiserreich", „die Restauration", „das Julikönigthum" und „das zweite Kaiserreich", nebst obligater Einleitung (die sich übrigens ganz gut und glatt liest, sobald man sich über den echt französischen, das heißt sententiösen, man möchte sagen apodictisch-rhetorischen Ton hinwegsetzen kann) und ein vergleichendes Résumé über die vier Epochen am Schlusse. Wer auch nur diese beiden Abschnitte sorgfältig liest, erhält die Ueberzeugung, daß man mit einem denkenden und, was viel sagen will, verhältnißmäßig vorurtheilsfreien, wenigstens nicht alle Tonarten des Nationaldünkels spielenden Franzosen zu thun habe. Beispiele? Sogar Voltaire, der unsterbliche Voltaire, muß sich hier ganz bedeutende Symptome seiner Sterblichkeit und Hinfälligkeit herzählen hören, ganz abgesehen davon, daß er in seinem „hervorragenden Werk" über die „Geschichte Rußlands" (hört!!) „manchmal etwas von der Wahrheit abweicht"! Ferner: „der Roman hat die Gesellschaft mehr verdorben, als geschildert". Bekanntlich hat das auch Poitevin in seiner „Décadence de la littér. franç." behauptet und wir Deutsche theilen diese Ansicht,

Digitized by Google

nämlich in ihrer Beschränkung auf die französische Literatur (wobei wir uns doch ein Weniges von dem Betragen des brustschlagenden Zöllners im Evangelium aneignen dürften) — aber wie viele der französischen Kritiker unterschreiben wohl jene Verurtheilung?

Der Verfasser — und das muß, leider, als löblich gepriesen werden, während es im Grunde blos natürlich und selbstverständlich ist — nimmt keinen exclusiven Parteistandpunkt ein: er ist tolerant, und wenn er auch an Herrn Veuillot nichts zu tadeln, im Gegentheil seine „überreiche, biedere(!), volksthümliche Begeisterung" hervorzuheben weiß, wenn auch Monseigneur Dupanloup „als Bischof, als guter Altbürger und als Patriot mit seinem Eifer überall hindringt, wo es ein Recht zu vertheidigen gibt", wenn ihm, nämlich dem Verfasser, die moderne französische Poesie auch „als heidnisch und alexandrinisch" erscheint (weil sie sich nämlich „mit den trügerischen und vergänglichen Farben des Pantheismus geschmückt hat") — so bestrebt er sich doch möglichster Objectivität, und es ist außer den genannten Stellen nicht leicht herauszufühlen, wohin seine religiösen und politischen Sympathien neigen. Auch in sprachlichen Dingen hat er (der französische Akademiker, man denke!) ein freies Urtheil. Er anerkennt, und zwar beistimmend, daß die neuen Sitten, die häufigeren Beziehungen zu fremden Völkern, die langen und zahlreichen Kriege, Reisen u. s. w., ferner die außerordentliche Entwickelung der Wissenschaft und Industrie, der Sprache einen Reichthum von neuen Wendungen und Wörtern zugeführt haben, doch, meint er, sei dies nicht ohne einige Gefahr abgegangen — und zwar sei die Presse hier die böse Stiefmutter; sie charakterisire sich durch Haschen nach neuen Wörtern und manchmal sogar führe sie Fehler wider die Reinheit der Sprache in das friedliche Haus, so die Architekten der Akademie errichtet; ja, ein besonderes Wörterbuch führe sie, „das — huh! — nicht mit dem der Akademie übereinstimme"! Das mußte er doch sagen, wenn er, der Akademiker, nicht von seinen eigenen Collegen vernehmt werden wollte. Oder hätte er schweigen, hätte er ohne irgend einen anathematischen Gestus vorübergehen sollen an jenem qualmenden Schwefelpfuhl? Es ist ihm doch nicht so ernst mit seinem akademischen „Apage, Satanas!", denn er spricht in größter Seelenruhe weiter: „Wie dem auch sei, in der Sprache fand eine glückliche, fruchtbringende Neuerung statt"!

Wenn einmal zugegeben ist, daß eine solche Neuerung Noth thut (und welcher Verständige unter Deutschen und Franzosen gibt das nicht zu?), welchem Quell soll sie denn entströmen? Ist nicht, bei uns wie in Frankreich, die Presse der einzige Born, der aus dem Schachte der Dialekte hie und da einzelne Körner mit sich führt, die der Leib der Sprache zu seiner Erfrischung in sich aufnimmt? — Es ist aber gar nicht jedes Franzosen Sache, zu meinen, auch die französische Literatur müsse, um sich zu erfrischen, ein wenig in der Fremde sich umsehen. Anders urtheilt unser Verfasser: er gibt zu, daß der Franzose in seiner Literatur wenig kosmopolitisch sei und sein Heim nicht gern verlasse. „Es könnte ihm aber" — fügt er hinzu — „gar nicht schaden, wenn er ein wenig in die Fremde ginge, um sich von dem zu unterrichten, was außer ihm vorgeht, dem geistigen Leben der andern Völker zu folgen. Er, der lange an der Spitze der Civilisation stand (das natürlich!) muß, wenn er diese Oberherrschaft nicht verlieren will, sich an der ausländischen Quelle laben und erfrischen." Es wäre, beiläufig bemerkt, sehr zu wünschen, daß einmal die französische Akademie sich bemüßigt sehen möchte, eine Preisaufgabe zu stellen über den in Frankreich landläufigen Begriff „Civilisation". Er ist nämlich gar nicht so einfach als es scheint, und je nach dem von einer hohen akademischen Gerichtsbarkeit fixirten Curs desselben dürfte vielleicht von andern Nationen Einspruch erhoben werden.

Zu jenem unzweideutigen Ausspruch des Selbstgefühls trägt eben nicht wenig der Umstand bei, daß der Franzose von der Cultur des übrigen Europas eben so wenig Notiz zu nehmen pflegt, wie von dessen Literatur. Letzteres gesteht der Verfasser ja, wie wir eben sahen, selber zu, und speciell von der deutschen sagt er aufrichtig und ehrlich, daß man in Frankreich, trotz dem Vorgang der Staël, von Schiller, Goethe, Kant und Hegel „wenig wisse". Das wäre nun allerdings doch auch ein wenig nöthig, wenn man in Bezug auf die Civilisation und ihre Heimat competent sein will. Trotz alledem hat die Schiefheit des Urtheils (die natürlich hier wie in allen französischen Schriften über den eigenen Haushalt zu Tage tritt) etwas Inoffensives: man merkt und spürt eben doch den Pulsschlag des Patriotismus heraus! Wenn Chateaubriand — versteht sich, unter einer Fluth von Lobeshymnen — wegen seiner „poetischen Prosa" getadelt und dieser die Berechtigung abgesprochen wird, wenn derselbe Schriftsteller auch wegen seiner „Gefühlsreligion", die mit dem Verstand doch auf gar zu gespanntem Fuße stehe, sich eine Ausstellung muß gefallen lassen, so muthet uns eine solche Selbstkritik (denn das ist es so ziemlich für einen Franzosen) wohlthuend an, aber wir können auch nicht zürnen, wenn es von dem bekannten (aber nichts weniger als exemplarischen) Philologen Boissonnade heißt: „Bei ihm war das Griechische fast zu einer göttlichen Eingebung geworden", und „wer attisches Salz und geistvolle Feinheit liebt, der lese seine lateinischen Vorreden" u. s. w. Lächeln werden wir auch, wenn der Schwärmer Graf von Saint Simon „mit Recht" der französische Tacitus genannt wird, wenn es von Buffon heißt, er habe in seinem Werke „Introduction à l'histoire de l'homme" „klar die Unsterblichkeit der Seele enthüllt" (armer Darwin! noch ärmerer Häckel!) — lächeln sag' ich, aber nicht unwillig den Kopf schütteln.

Bedenklicher wird allerdings die Sache, wenn der französische Akademiker des Aesthetikers André Abhandlung „über das Schöne" eine „Eingebung des göttlichen Plato und des — heiligen Augustin" sein läßt! Der heilige Augustin als Patron des Schönen! Das ist wenigstens neu und man darf beinahe vermuthen, daß dem Verfasser hier, wie so oft jenem Heiligen, etwas Menschliches passirt sei und der unheilige Plotinus dort einzutreten habe.

Ganz absonderlich klingt ferner die Behauptung, daß Victor Hugo, den französischen Romantiker ex officio, „das dramatische Talent völlig im Stich lasse". Freilich, wer in dessen bekanntem Drama „Le roi s'amuse" nichts mehr und nichts weniger sieht als „den Triumph des Narren über den Kriegsmann, des Krüppels über den Edelgeformten, der Narrenkappe über die Krone, des Bürgers über den Edelmann" (das schnurgerade Gegentheil ist vielmehr das Richtige), der hat, scheint es, auch den ganzen Mann mit andern Augen angesehen als sogar deutsche Kunstrichter zu thun pflegen. Nach Allem zu schließen, ist der akademische Herr Verfasser der romantischen Richtung abgeneigt und hält es mit dem Klassischen. Rügt er es doch an Empis als eine Absonderlichkeit, daß er „sich aus der Einheit der Zeit und des Ortes nichts gemacht habe!" Schrecklich — doch weiter. Und jetzt kommt der Franzose mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit: „Die deutsche Gelehrsamkeit ist uns Franzosen verhängnißvoll geworden; Strauß ist bei uns der Vorläufer Renans gewesen. Selbst die Geschichte, sogar die alte Geschichte, hat unter dem deutschen Einfluß gelitten. Michelet, der in Niebuhrs Fußstapfen trat, hat die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte eher umgestürzt als wieder aufgebaut — (was besonders für die liebe Schuljugend höchst bedauerlich ist!) — und Mommsen hat sie zu Gunsten der deutschen Kaiserherrschaft, und uns zum Schaden gefälscht!" — Ein solches Compliment ist wohl dem „gran Teodoro" noch nie, am allerwenigsten aus Feindesmund gemacht worden; der allwissende Berliner Professor hat also mit wahrhaft Apollinischer Divination, bereits vor zweiundzwanzig Jahren, als er seine römische Geschichte schrieb, die deutsche Kaiserherrschaft im Jahre 1870 kommen sehen! Wie wird diese Germanisirung erst grassiren, wenn der große Gelehrte einmal Zeit finden wird, die römische Kaisergeschichte zu schreiben! Dann wird das „Tudesque" im üppigsten Flore stehen! Uebrigens haben wir dasselbe jetzt schon; man braucht nur dem Uebersetzer ein wenig in die Karten zu sehen. Von Ungeschicklichkeiten wollen wir hier gar nicht sprechen, wir wollen Michaud einen „strahlenden" Dichter sein lassen, wir wollen die Augen zudrücken, wenn der französische Gebrauch des Futurums, den

Digitized by Google

jeder Tertianer kennt (z. B. Lahatpe wird nicht im Stande sein, Voltaire wird sich nicht befreien können, der Glaube Thiers' an Napoleon I. wird nicht erschüttert werden u. s. w.), ganz ungenirt in's Deutsche herübergenommen wird, wenn Victor Hugo „Grundlosigkeit" (manque de fond) in der ausgedehnten Form besitzt", wenn Boissonnade nicht die „allgemeinen Bemerkungen besitzt, (!) die ein Stoff erwarten läßt"; wenn Janins „Religieuse de Toulouse" zu einer „Frommen" gemacht wird — auch daß etwa einmal ein nicht zu viel und keiner statt einer steht, weil der Uebersetzer im Eifer der Arbeit eine gewisse französische Eigenthümlichkeit im Gebrauch der Negation übersah, kann ja vorkommen. Und warum nennt George Sand ihre reizende Dorfgeschichte „La mare au diable"? Geschieht es ihr nicht Recht, wenn ein guter Deutscher, der kein Blatt glaubt vor den Mund nehmen zu sollen, mit einem „Pfuhl des Teufels" in's Zeug geht? Aber was hat denn der gute Renan verschuldet, der von Nero „eine verächtliche Treue (sic!) und glänzende Schilderung" gibt? Ist dies Unsinn oder Blödsinn? Wenigstens widerspricht es schnurstracks den Lehren, „welche denjenigen von anderen Stilisten angenommenen entsprechend sind". (Auch dieses edle Deutsch findet sich nämlich bei dem Herrn Uebersetzer!)

Es kommt aber noch besser: Montmartin (statt Pontmartin) in seinen „Samedis" mag Druckfehler sein, wie „Jokasto" statt Jokaste, wie „jure postliminio" statt „postliminii" (wir wollen Herrn Otto nicht auf sein Latein hin prüfen), aber nicht mehr in diese bequeme Kategorie gehört „Hippone" (statt Hippo, dem Geburtsort des heiligen Augustin), nicht mehr dahin gehört es, wenn die bekannten „Messéniennes" des französischen Dichters mit „Messenier", wenn die „Antonins", d. h. das Kaiserhaus der Antonine constant mit Antonier übersetzt werden, wenn ferner statt des Kaisers Hadrian ein „Adrien" auftaucht und umgekehrt Legouvé einen „Adrian von Lecouvreur" (statt der allbekannten Adrienne Lecouvreur) soll geschrieben haben, wenn Jouy's „Julien dans les Gaules" mit „Julius (statt Julian) in Gallien" wiedergegeben wird! Offenbar hat hier den Verfasser seine Gelehrsamkeit irre geführt, da er wußte, daß auch der große Julius (Cäsar nämlich) mit den Galliern zu thun hatte.

Ein anderer Franzose hat einen erbaulichen Roman geschrieben mit dem Titel: „Flavien ou Rom au désert". Das kann doch unmöglich etwas Anderes heißen als „Das verwüstete Rom"?! Und siehe — es heißt so, nämlich bei unserem Uebersetzer. „Agnès de Méranie", die Tragödie Ponsards, erscheint hier als „Agnes von Meran"; wenn das Paul Heyse schon bekannt war, darf man es ihm sehr übel nehmen, daß er nicht seinen Meraner Novellen diese illustre Persönlichkeit auf irgend eine Weise einwob. Die „Fragments en vers romans" sind für Herrn Otto „Fragmente in lateinischen Versen" und Villemains „Cours de littérature dramatique" der — — „Verlauf der dramatischen Literatur"!!

Sehr gelungen ist auch die Frage des Uebersetzers an Paul Louis Courier (vielmehr an dessen Manen), warum er wohl sich nicht darauf beschränkt habe, neben Xenophon oder Plutarch den Lutias de Patras zu übersetzen! Der arme Paul Louis! Wahrscheinlich hat er den so benannten Schriftsteller eben so wenig gekannt, als irgend ein anderer Philologe deutscher oder welscher Zunge. Augenscheinlich hat Herr Otto den Lucius von Paträ nennen wollen — obschon es auch hier für Courier nicht viel zu übersetzen gegeben haben würde. Die Geschichte vom berühmten Tintenklecks, den Courier auf den Codex manuscriptus des Longus applicirte, ist für den Uebersetzer vollständig terra incognita, denn er läßt den französischen Gelehrten einen — „Schatten" werfen. Wie gut es doch Courier hat gegenüber einem Peter Schlemihl!

Ohe, jam satis est! Nein, geduldiger Leser, ich kann dir den Schmerz nicht ersparen, noch an zwei Beispielen ein „Criteritum" (so steht es gedruckt) für den Uebersetzer an die Hand zu geben. Bekanntlich hat die Frage nach der freien Wahl (des Guten und des Bösen) neben der Prädestinationsfrage schon frühe die Geister aufgeregt, unseren Uebersetzer scheint aber blos die letztgenannte zu interessiren, denn die kennt er, die freie Wahl dagegen, d. h. „le libre arbitre" ist ihm kurzweg „der freie Richter". Warum nicht? Man schlage ein beliebiges Wörterbuch auf und der Uebersetzer ist glänzend gerechtfertigt. Weiß er aber auch, wie man diejenige Kunst heißt, „welche aus jeder philosophischen Lehre die darin enthaltenen Wahrheiten herauszulesen und aus diesen Theilchen ein Ganzes zu bilden versteht?" — Das ist nach unserem Uebersetzer der Eleatismus. Punktum. Das heißt das große Einmaleins des großen Eleaten verstehen. Bisher nannte man jenes Verfahren Eklekticismus, aber man muß gestehen, jener Ausdruck klingt imposanter, hat etwas antikeres. Wenn das Victor Cousin noch erlebt hätte! Parmenides = Cousin!

Basel. J. Mähly.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Beitrag zur Schillerliteratur.

In dem kleinen Kreise, welchen Caroline von Wolzogen in Jena um sich versammelte, waren die manchen Aufklärungen aus der Glanzperiode unserer deutschen Literatur, ganz besonders aber auch die Mittheilungen über die Entstehung einzelner klassischer Schöpfungen unserer Dichterkoryphäen im höchsten Grade interessant und werthvoll. Wie breit nun auch die Goethe- und Schillerliteratur vor uns liegt, so ist doch noch manches Bemerkenswerthe, welches dem glücklichen Günstling jenes Kreises während seiner Studienzeit in Jena von 1830 bis 1835 sich offenbarte und für das ganze Leben unvergeßlich geblieben ist, nicht in die Oeffentlichkeit gelangt, und selbst Schillers Tochter, Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, welche auch nach dem Tode der Tante († 14. Januar 1847) noch viel aus dem Leben ihres großen Vaters und ihrer kaum minder großen Verwandtin zu bringen wußte, hat noch manche Lücke offen gelassen, die der Dritte hier und da auszufüllen bis jetzt nicht gewagt hat. Emilie von Schiller (zur damaligen Zeit noch nicht vermählt) kam wiederholt von Rudolstadt zum Besuch ihrer Tante von Wolzogen nach Jena. War ihre Erscheinung, — namentlich mit der Erinnerung an den großen Vater — im höchsten Grade einnehmend und interessant, so war doch besonders die wundervolle Pietät wahrhaft rührend, mit der sie das Andenken nicht allein des Vaters, sondern auch des großen Dichterkoryphäen bewahrte, und in der sie mit der herrlichen Matrone, ihrer Tante, zu wetteifern schien. Wie ich — obwohl immer der lebensfrische, unbefangene Student, doch in hingebender Beobachtung — Beide mit einander auffaßte, erschien mir das Leben und Denken Beider wie ein geheiligter oder heiligender Cultus, dessen Hauch unwiderstehlich auch Alles seite und bannte, was sich zu nahen wagen durfte. Ihr Verständniß des großen Dichters war derartig, daß ich erst durch sie und ihre Pietät die ganze Größe des dichterischen Genius überhaupt und, so vorbereitet, nachgehends auch den Genius meines herrlichen Jugend- und Altersfreundes Emanuel Geibel in seiner vollen Größe begreifen lernte: daß Alles, was der Dichter als Mensch niemals erschaut hat, doch dem Dichter als solchem vom göttlichen Geiste gegeben wird und ihn so, nach dem alten Wort, zum Seher und Propheten macht.

Dieser pietätvolle Cultus war eigentlich das durchstehende Wesen der hohen Frau, mit dem sie Jedem entgegentrat, der sich nahen durfte. Dabei war aber ihre Empfänglichkeit für Alles, was an Gutem und Geistvollem ihr entgegengebracht wurde, immer rege und lebendig. So bleibt mir ihre lebhafte Theilnahme und Rührung eine der unvergeßlichsten Erinnerungen, als ich ihr einmal ein Bruchstück der trefflich gelungenen Uebersetzung aus Childe Harold von meinem später so unglücklich gestorbenen Freunde Carl von Reizenstein vorlesen mußte. Es ist geradezu nicht wahr, daß — wie einmal gesagt worden ist — der Eintritt in ihre Wohnung draußen in der Vorstadt den Eindruck eines Sterbehauses gemacht hätte. Das konnte höchstens nur gesagt werden von einem fremden, neugierigen Interviewer,

Digitized by Google

der bei Gelegenheit etwas besonders Geistreiches sagen wollte. Der Ernst, der jedem Eintretenden überkam, war eben der Geist der Bewohnerin, der durch alle Räume mit so manchen würdigen Zeichen und rührenden Erinnerungen der alten Zeit gebreitet erschien. Immer war die herrliche Matrone lebhaft empfänglich für Alles, was ihr an geistigem Leben entgegengebracht wurde. Konnte ich doch sogar in voller Unbefangenheit des lebensfrischen Studenten ihr mehrere Mal gelungene Schwänke erzählen, über welche sie stets herzlich lachte, und gerade sie war es, die mich nachdrücklich trieb, mein erstes Lustspiel (1833) auf der Weimarischen Hofbühne unter der ausgezeichneten Durand-Regie zur Aufführung zu bringen, und die, immer anregend, mir die Werke von Corneille, Racine und Molière aus ihrer Bibliothek schenkte, in denen noch hier und da eine Notiz mit Bleistift, wie z. B. „vu par Talma", sich befindet. Nur ein einziges Mal fand ich sie erregt, jedoch weniger erbittert als schmerzlich ergriffen, als sie mir sagte, ein Kritiker — ich weiß nicht mehr, wen sie nannte — habe die Thekla „eine tragische Gurli" genannt. Noch immer nicht kann ich den schmerzlichen Ausdruck in den Zügen der würdigen Matrone dabei vergessen: die schneidigste Verletzung ihres tiefsten Innern drückte sich darin aus wie über ein Sacrilegium. Dahingegen hörte ich sie ein anderes Mal herzlich herauslachen, als ich in des berühmten geistsprudelnden Göttling Gegenwart ihr erzählte, daß eine in den jungfräulichen Jahren schon sehr stark vorgerückte bekannte Dame an einem Leseabend die Thekla lesen wollte, und Göttling mit seinem markigen Baß trocken und kurz, wie ein Pizzicato, dazwischen warf: „Ekla!" oder „éclat!" — ich weiß nicht, welche Schreibung der Boshafte dabei im Sinne hatte. — Doch bei anderer Gelegenheit mehr von solchen und ähnlichen Zügen und Erlebnissen.

Derselbe schöne Cultus war es wohl auch, daß Caroline von Wolzogen — so gern sie sich über Schillers dichterisches Leben und Schaffen ausließ, namentlich in Bezug auf die seit 1787 ernstlich aufgenommenen Studien als Vorbereitung und Grundlage der „dritten Periode" der höchsten Dichtervollendung — es nahezu geflissentlich überging, dem lauschenden Zuhörer genauere Auskunft zu geben über die Benutzung oder Aneignung dieses oder jenen fremden Stoffes, namentlich in den jene Periode auch so herrlich kennzeichnenden schönen Balladen, worüber die Schillerexegeten Manches als Resultat ihrer Forschungen offen gelegt haben. Doch ist dies noch nicht bei allen Balladen geglückt, und namentlich nicht bei dem „Gang nach dem Eisenhammer", dessen Stoff, wie ich jetzt erst gefunden habe und mir selbst sehr wahrscheinlich ist, doch wohl aus den Fabliaux der alten französischen Fabliers*) entnommen sein dürfte.. Bekanntlich gab le Grand d'Aussi 1779 bis 1781 unter dem Titel: Fabliaux ou contes du XII. et du XIII. siècle u. s. w., eine sehr schätzenswerthe Sammlung alter Dichter, aus Manuscripten der Pariser Bibliothek, mit reichen, trefflichen, historischen und kritischen Bemerkungen in fünf Bänden heraus, die auch sofort in Deutschland Aufsehen erregte und auch 1795 bis 1798 in deutscher Uebersetzung (Halle und Leipzig, J. G. Ruff) erschien. Dieses, auch späterhin stark ausgenutzte, bemerkenswerthe, reichhaltige Werk kann Schiller bei seinen angestrengten Studien schwerlich unbekannt geblieben sein, obwohl die arge Frivolität der meisten Erzählungen seinem reinen Sinne anstößig gewesen sein mußte. Als Nachtrag zu und mit dem fünften Bande gab nun le Grand d'Aussi 1781 mit einem langen besonderen „Discours préliminaire" eine Reihe von „Contes devots", zwanzig an der Zahl, heraus, von welchen „andächtigen Erzählungen" die siebente sofort an Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" erinnert. Ich lasse die Erzählung in kurzem, aber getreuem Auszuge folgen. Der Vergleich mit Schillers Ballade wird ergeben, wie Schiller auch diesen Stoff mit seinem herrlichen dichterischen Geschick und reinem Sinn zu behandeln wußte.

Ein König — so erzählt der dem Namen nach unbekannt gebliebene Fablier bei le Grand — hatte einen Seneschall, der seit dreißig Jahren sein Land verwaltete und ihm sehr treulich diente. Der Seneschall hatte einen Sohn von etwa fünfzehn Jahren, der voll guter Anlagen und von schöner Gestalt war.

Der Seneschall ward krank und empfahl auf dem Sterbebette dem Könige seinen Sohn. Der König versprach, Vaterstelle bei dem Sohn zu vertreten, nahm nach des Seneschalls Tode den Sohn zu sich in's Schloß und ließ ihn mit dem eigenen Sohne wie das eigene Kind erziehen und von demselben Hofmeister unterrichten. Tagtäglich kam der König in die gemeinsamen Unterrichtsstunden und liebkoste niemals seinen Sohn, ohne auch den Pflegesohn zärtlich in die Arme zu schließen. Der Hofmeister war aber ein boshafter Mensch. Die viele Güte und Liebe des Königs gegen den Fremdling machte ihn mißgünstig. In seinem Groll gegen den Knaben beschloß er, ihn zu Grunde zu richten. Er begann damit, dem Knaben weiß zu machen, daß der König sich mehrere Male über seinen Athem beschwert habe, und rieth ihm, zur Vermeidung der Unannehmlichkeit, das Gesicht vom König abzuwenden, so oft dieser ihn künftig umarmen werde.

Der arglose Knabe that willig wie ihm geheißen. Dem König war das Benehmen auffällig. Er befragte den Hofmeister über den Grund des eigenthümlichen Benehmens und der Hofmeister erklärte, daß der junge Mensch nur aus Ekel sich von ihm abwende und behaupte, daß des Königs Athem ihm bis zum Ohnmächtigwerden zuwider sei.

Dies war dem König äußerst empfindlich; zornig ging er fort und schwur bei sich, den Knaben niemals wieder in den Fall zu setzen, sich über ihn zu beklagen. Indeß war er doch unruhig über den ihm vorgeworfenen Fehler. Um Gewißheit darüber zu erlangen, verfiel er auf ein besonderes Mittel. Der Fablier sagt:

Fit querre jusqu'à cinq puceles,
Gentisfames, cointes et beles;
Avec elles veut donoïer
Pour s'aleine fere essaïer.

Alle fünf „artige, junge und feine Mädchen" versichern ihm nach der Reihe, daß sein Athem der beste von der Welt sei, worauf der König dem jungen Menschen so gram wird, daß er ihn nicht wieder vor Augen haben will. Der Hofmeister schürt die Abneigung bis zum Haß, so daß der König den Tod des jungen Menschen beschließt. Er läßt heimlich den Förster kommen und befiehlt diesem, nachdem er Gehorsam und Verschwiegenheit geschworen, andern Tages ein großes Feuer im Walde anzulegen und den, welchen er ihm zuschicken werde, in's Feuer zu werfen.

Andern Morgens früh sendet der König den Pflegesohn an den Förster unter dem Vorwand, diesem einen Brief zu bringen. Der Pflegesohn steigt zu Pferde und reitet ab, indem er die Horen unserer lieben Frauen hersagt.*) Aber nicht genug: er hört unterwegs Messe in einer Waldklause singen und hält an, um sie zu hören. Da steigt bei der Communion eine weiße Taube vom Himmel und läßt auf den Altar einen Zettel aus dem Schnabel fallen, auf welchem unsere liebe Dame, die heilige Maria, zur Rettung ihres treuen Dieners dem Einsiedler befiehlt, jenen bis Mittag bei sich zu behalten.

Der über das lange Ausbleiben des Zöglings beunruhigte Hofmeister beklagt sich beim König, der nun, ungeduldig zu wissen, ob sein Befehl vollzogen sei, ihn zum Förster schickt, um Aus-

*) Le Grand d'Aussi versteht unter Fabliers die Dichter, unter Conteurs die Erzähler, welche die Erzählungen vortrugen, unter Menetriers die Musiker, welche die Erzählungen unter Instrumentalbegleitung sangen, unter Menestrel den Anführer einer Truppe von Erzählern und Musikern, und unter Jongleur die lustigen Personen, Tänzer und Taschenspieler, die sich gewöhnlich der Truppe anschlossen. Die Erzählungen wurden Flabels, Flables (vermuthlich nur Schreibfehler) oder Fabliaux genannt, die Dichter Fabliors oder Fabliers.

*) Nun aber — so fährt hier der alte Fablier fort — müßt Ihr wissen, daß, wer diese löbliche Gewohnheit hat, nimmermehr an dem Tage, wo er sie spricht, zu Grunde gehen kann.

Digitized by Google

kunft zu erhalten. Der Förster wirft nun den Hofmeister in's Feuer, in der Meinung, daß dieser die ihm zugewiesene Person sei, und gibt dem später ankommenden Pflegesohn den Bescheid für den König, daß er der Weisung gehorcht habe.

Der König steht versteinert, sowie er den Pflegesohn erblickt. Er befragt ihn, geht zum Einsiedler und erfährt nun, wie unsere liebe Frau ihren Liebling beschützt habe. Nun wendet der König dem Pflegesohn wieder seine ganze Liebe zu, dieser aber, gerührt von dem Wunder, bleibt im Walde und wird Einsiedler.

Nach einem Jahr trifft der auf der Jagd verirrte Königssohn den jungen Einsiedler, bleibt bei ihm und schickt andern Tages seine Leute an den König mit der Nachricht, daß er ebenfalls Einsiedler werden wolle. Der König kommt in den Wald und sucht vergeblich, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen. Endlich wird auch der König so ergriffen, daß er Krone und Scepter ablegt und an der Stätte ein Kloster bauen läßt, um mit den beiden Anderen im Kloster zu leben und zu sterben.

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

Notizen.

Mit dem Kriege soll es nun endlich auch in Europa Ernst werden. Der Donauübergang, so oft verkündet und stets wieder abbestellt, war nach den letzten Nachrichten unwiderruflich beschlossen und sollte sogar schon halbwegs begonnen haben. In dem Augenblick, wo diese Zeilen nach Leipzig gehen, lassen sich die bezüglichen Meldungen, wie sich vorsichtige Zeitungsschreiber auszudrücken pflegen, nicht hinlänglich controliren. Aber bis sie erscheinen, wird die oft getäuschte Ungeduld des Publicums wohl endlich auf jenem verhängnißvollen Punkte befriedigt sein. Sonst müßte man ja, um einen etwas cynischen französischen Ausdruck anzuwenden, seine Zunge den Hunden hinwerfen und die Auflösung des russischen Kriegsräthsels irgend einem für solche Geschäfte patentirten Oedipus überlassen. Geht es dann weiterhin in der Bulgarei los, so wird Europa über das russische Kriegsprogramm, das so viel Grübelei veranlaßt hat, ohne Zweifel ein genügendes Licht aufgesteckt erhalten. Manchem werden dabei die Augen übergehen. Zahllose seit Beginn des Krieges unternommene Speculationen werden sich als falsch erweisen, ohne daß sich die Urheber dadurch für andere Gelegenheiten sonderlich entmuthigt fühlen dürften. Man muß niemals vergessen, daß man den Blättern oft mit der Voraussetzung Unrecht thut, sie wollten ihre Leser täuschen. Sehr oft sind sie selber irregeführt. Nicht Jedermann ist so schlau geartet, wie der Pariser Correspondent einer großen Londoner Zeitung, dem eine Rede zum Kauf angeboten wurde, welche Moltke in Straßburg gehalten haben sollte und deren apokryphen Charakter der Journalist an einem einzigen unvorsichtig gerathenen Satze sofort erkannte. Man wurde dadurch an einen Vorfall hier in Berlin erinnert, der seiner Zeit einiges Aufsehen machte und in den Kreisen, wo er bekannt wurde, viel Heiterkeit hervorrief. Jemand wollte von dem Ankauf einer Anzahl Krupp'scher Kanonen durch den Khedive von Egypten hinter dem Rücken des Sultans erfahren haben und bot das Geheimniß, das einen Conflict im Orient schon damals verkünden sollte, zuerst einigen Botschaftern, dann, als diese von der Sache nichts hören wollten, verschiedenen Berichterstattern auswärtiger Blätter an. Einer derselben schnitt das Angebot damit ab, daß er ein Buch aus seiner gut versorgten Bibliothek herunterholte und dem darüber nicht wenig verdutzten Besitzer der Enthüllung nachwies, wie der Beherrscher aller Gläubigen in Stambul dem Khedive von Egypten durch einen offenen Ferman den Ankauf von Waffen und Munition gestattet habe. Hinterher zeigte sich, wenn das Gedächtniß nicht täuscht, daß zum Mindesten eine Berliner Zeitung in die Falle gegangen war und die vermeintlich secrete Nachricht sich hatte aufbinden lassen. Wem dergleichen passirt, kann sich damit trösten, daß es sehr erfahrenen und scharfsinnigen Herausgebern und Redacteuren oft nicht besser ergeht. Wurde doch Emil de Girardin vor einigen Monaten mit einem angeblich deutsch-russischen Vertrage wegen des Orients betrogen, dessen Original sogar mit der Unterschrift eines Würdenträgers des russischen Hofes versehen war. Dieselbe war jedoch unglücklicherweise aus einem Briefe, der sich in ungetreue Hände verirrt hatte, herausgeschnitten und dem falschen Texte mit vielem Geschick aufgeklebt. So wurde der kluge Girardin dupirt; er hatte allerdings seine specifisch französische Unwissenheit damit bewiesen, daß er nicht überlegte, wie jener Hofmann und kaiserliche Adjutant bei Abfassung solcher Verträge gar nichts zu thun hatte. Einem der kolossalsten Schwindel dieser Art war aber Herr Villemessant, Besitzer des Pariser Figaro, zum Opfer gefallen. Man hatte ihm für 10,000, sage zehntausend Franken, den Anklageact gegen Luciani verkauft, der bezichtigt war, die Mörder des bekannten römischen Politikers und Publicisten Sonzogno gedungen zu haben. Das Actenstück sollte noch in den Cartons der italienischen Gerichte schlummern und Figaro hoffte mit der Veröffentlichung einen Lärm zu machen, der ihm die Kosten reichlich decken würde. Der Anklageact war indessen schon seit mehreren Tagen in einem kleinem Blatt erschienen, das in Nizza ein verborgenes Dasein führt und dessen Mittheilung daher der Aufmerksamkeit entgangen war. Herr Villemessant war wüthend und wollte dem Missethäter einen Proceß anhängen. Dieser aber hatte noch andere Betrügereien vollbracht und längst das Weite gesucht. Figaro hatte das Nachsehen. Solche Dinge passiren sicherlich, wenn auch in weniger eclatanter Weise, häufiger als man glauben sollte. Man darf indessen annehmen, daß sie den Betheiligten nicht überall so theuer zu stehen kommen und der Tarif der Erfindungen in den meisten Fällen im Verhältniß zu deren Werth bemessen sein wird.

* * *

Milton und seine Zeit.*)

Die Größesten unter den großen Geistern eines Volkes gehören nicht allein diesem an, sondern sind Eigenthum jeder Nation, die ihre Bedeutung anerkennt, ihre Leistungen würdigt. Besonders lebhaft ist stets die Theilnahme der Deutschen an den hervorragenden Erscheinungen des geistig- und stammverwandten Englands gewesen. Durch Eindringen in seine Schöpfungen haben wir uns eine Art Eigenthumsrecht an Shakespeare erworben; Shelley wie Byron finden bei uns vielseitigere, tiefere Würdigung, als ihnen so mancher Kreis der eigenen Heimat zu Theil werden läßt. Unser größter Dichter hat seinen Biographen in dem englischen Philosophen George H. Lewes gefunden, und jetzt gibt ein deutscher Historiker uns eine Lebensgeschichte des großen englischen Puritanerdichters, dessen hoheitsvolle, das Augenlicht entbehrende Erscheinung an den Vater der Dichtung gemahnt.

Der vorliegende erste Theil dieses Dichterlebens, welcher in zwei Büchern von 1608—1649 reicht, behandelt den großen Schriftsteller mit einer Ausführlichkeit, einem Eingehen in alle Einzelheiten der Umstände und Verhältnisse, in denen sich sein Leben bewegt, die an Genauigkeit in Erforschung jedes Details der noch umfangreicheren Arbeit von Masson gleicht, welche demselben Gegenstand gewidmet ist. Mit aller Gründlichkeit des deutschen Historikers, mit dem vielseitigen Wissen eines Mannes, dem höchst umfassende Studien wie eingehendes und treffendes Urtheil auf literarischem Gebiete zu Gebote stehen, verfolgt der Biograph die charaktervolle Gestalt in ihrer vielseitigen, eigenartigen Entwickelung. Seinem unermüdlich nachforschenden Eifer ist es sogar gelungen — trotz Masson — noch unbenutztes Material zu entdecken, wie die Auszüge aus der Akademie der Svogliati in Florenz, und einzelne Daten genauer zu fixiren. Die ganze Arbeit zeigt ebensoviel Eifer und Ausdauer in Beschaffung des Materials wie Geschmack und Umsicht in seiner Verwendung. Die Darstellung ist stets klar, weiß übersichtlich die leitenden Fäden des vielverschlungenen Gewebes der so tief und mächtig bewegten Zeit herauszugreifen, und sich an ihnen die verwickelten Verhältnisse leicht faßlich entwickeln zu lassen, und so das Interesse stets rege zu erhalten. Freilich hat Prof. Stern hier den Vortheil, eine selten große Zeit staatlicher wie religiöser Umwälzungen darzustellen, welche von diesem Gesichtspunkt aus noch nicht mit gleicher Ausführlichkeit in einem deutschen Geschichtswerk behandelt worden, eine Zeit, die in ihrer tiefgehenden Bewegung in England Fragen aufwarf und zum Theil entschied, welche noch jetzt zu dem lebhaftesten Meinungsaustausch der verschiedenen Parteien in Deutschland Veranlassung gaben. So geht z. B. Roger Williams — der Begründer der Providence-

*) Von Alfred Stern. 1. Theil. Leipzig 1877, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

pflanzungen — in seinen Ansichten über die Trennung von Staat und Kirche schon ebenso weit wie die liberalsten Ansichten unsrer eigenen Zeit. Er sprach es mit voller Bestimmtheit aus, „daß die Pflege der religiösen Interessen und die Organisation des kirchlichen Lebens den einzelnen Bürgern zu überlassen sei, und daß hierin keine Beschränkung der Willkür erfolgen dürfe, sofern sie nicht gegen die bürgerlichen Gesetze verstießen". Er ist der Ansicht, „daß Schulen und Universitäten nicht kirchliche Institute zu sein haben. Sie haben folgerichtig mit der religiösen Erziehung nichts mehr zu thun, sie sind Anstalten, um den Bürger zu bilden, für die verschiedenen Berufsarten des Lebens tüchtig zu machen".

Das glückliche Herausgreifen des bedeutenden Stoffes wie seine klare Behandlung werden der eingehenden Arbeit, trotz ihres Umfangs, das Interesse eines großen Leserkreises sichern, obgleich man sich bewußt wird, daß die eigentliche Absicht — die Lebensgeschichte Miltons zu schreiben — zurücktritt gegen die Schilderung der bewegten Zeit, in welche dieses Leben fiel. Der Verfasser hat diesem Vorwurf entgegengesehen und sucht ihn schon im Vorwort zu widerlegen. „Man wird vielleicht finden, daß die allgemeinen Ereignisse mit unbilliger Ausführlichkeit besprochen werden, daß unter ihnen die kirchenpolitischen eine ungebührliche Stelle einnehmen, und daß der Faden der Biographie in dem bunten Gewebe anscheinend abseits liegender Thatsachen mitunter verloren gehe. Man wolle indessen bedenken, daß sich mehrere der hervorragendsten Schriften Miltons gar nicht würdigen lassen ohne genaueste Kenntniß der Ereignisse, die sie behandeln, daß die Frage über das Verhältniß von Kirche und Staat für jene ganze Zeit und für Milton besonders eine der größten, wenn nicht die größte von allen gewesen ist, und daß die Vielseitigkeit seines Helden auch den Biographen nöthigt, ihm auf die verschiedensten Gebiete zu folgen. Auch müssen manche Fäden schon zeitig angeknüpft werden, deren Wiederaufnahme erst bei der Schilderung der späteren Lebensjahre des Dichters möglich sein wird." Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß die Gestalt des Dichters dem Auge häufig gänzlich entschwindet, während das Bild der bewegten Zeit ihn ganz und gar in Anspruch genommen, dies Bild, das eigentlich nur dazu bestimmt war, der Hintergrund des historischen Gemäldes zu sein, von denen die Figur des Dichters sich, groß und beherrschend den Vordergrund ausfüllend, abheben sollte. Freilich ist die Darstellung dieser Zeit, der in ihr sich vollziehenden Entwickelungen, nothwendig, um die Schriften Miltons zu verstehen, die, nicht von ihr angeregt, auf ihren Gang einzuwirken suchen. Doch Miltón ist nicht der Führer seiner Zeit; er folgt ihr nur nach, und so wird bei einer in derartiger Ausführlichkeit angelegten Geschichte seines Lebens die Zeit, in die es fiel, und von der es im höchsten Grade beeinflußt ward, stets den ersten Platz beanspruchen. Es ist nicht eigentlich „Milton und seine Zeit" als vielmehr „Seine Zeit und Milton". Er wirkte nicht entschieden genug als bestimmendes, leitendes Element, als Führer der Zeitbewegung, sondern erst von ihr bestimmt sucht er dann auf seine Weise in ihre fernere Entwickelung einzugreifen. Er steht im Banne seiner Zeit, und je genauer das Eingehen auf jedes seine Person betreffende Detail ist, desto klarer muß diese Erkenntniß werden.

Vorliegender erster Theil beschäftigt sich nur mit kleineren Arbeiten des Dichters, berührt dagegen schon einige der bedeutenderen Flugschriften des politischen Schriftstellers, ein Gebiet, auf dem es weit schwieriger, sich die Anerkennung zu erwerben, welche dem Dichter — der über den Parteien steht — von den verschiedensten Seiten und Zeiten verehrend entgegengebracht wird. Diese gründliche Arbeit wird nicht wenig zur besseren Würdigung jener in Deutschland weniger beachteten Seite des großen Engländers beitragen, und ein Mann wie Milton hat vollen Anspruch auf allseitige Würdigung. Mit Interesse sehen wir der Fortsetzung entgegen, welche die große Schöpfung des Dichters behandeln, und sein Leben „Unter der Republik und dem Protectorat" wie „Unter der Restauration" schildern wird. M. Benfey.

Offene Briefe und Antworten.

Jever, den 21. Mai 1877.

Sehr geehrte Redaction!

Mehrfach hat die „Gegenwart" Nachweise und Berichtigungen zu Büchmanns „geflügelten Worten" gebracht, die von dem Herrn Verfasser gewiß gern bei einer neuen Auflage berücksichtigt worden sind. Vielleicht möchte demselben auch die Bemerkung verwendbar erscheinen, daß der Ausdruck: „auf einem Princip herumreiten", den Heinrich LXXII. von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf in einem Erlasse gebraucht (s. Gesl. Worte, 10. Aufl., Seite 335), in einem von Cicero gemachten Wortspiele sowohl ein Vorbild hat als auch seine Erklärung findet.

In der zweiten Actio gegen Verres, Buch IV, Cap. XX, behauptet Cicero, Verres habe dem Cn. Calidius silberne Pferdchen von hohem Kunstwerth geraubt. „Imprudens huc incidi, judices;" fährt er dann fort: „Emit enim non abstulit. Nollem dixissem! Jactabit se et in his equitabit equuleis emi, pecuniam solvi." Auf Deutsch: „Doch da bin ich schön hineingefallen! Er hat sie ja gekauft, nicht geraubt. O, hätte ich das doch nicht gesagt! Jetzt wird er sich in die Brust werfen und auf diesen Pferdchen (herum)reiten mit den Worten: Ich habe sie gekauft, ich habe Geld dafür gegeben. — Sicher wird er nun bei jeder Gelegenheit auf diesen Fall, wo ich ihn scheinbar so ungerechter Weise angeklagt habe, zurückkommen, um meine andern Behauptungen dadurch zu verdächtigen und zu entkräften." Vgl. Cap. XVI: Jactat se jam dudam de Calidio: narrat omnibus emisse se.

Offenbar bedeutet hier also das Ciceronianische „in equuleis equitare" dasselbe, wie unser „auf etwas herumreiten", es hat aber vor unserer übertragenen und verallgemeinerten Redeweise, für welche es die Erklärung enthält, die Anschaulichkeit des besonderen Falles und den Wortwitz voraus.

Ganz ergebenst

Fr. Devantier.

ABONNEMENT DER „Gegenwart" PRO III. QUARTAL 1877.

Unsere geehrten Abonnenten, besonders diejenigen, welche unsere Wochenschrift *durch die Post* erhalten, erinnern wir hierdurch *an die Erneuerung ihres Abonnements pro III. Quartal 1877,* damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung entsteht.

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit No. 26 schliessenden *XI. Bande* der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von *1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. EXPEDITION UND VERLAG DER „GEGENWART".

Digitized by Google

Inserate.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Dramaturgische Blätter.

Eine Monatsschrift.

Redigirt von

Dr. Otto Hammann u. Wilhelm Henzen.

Preis pro Quartal 4 M. 50 Pf.

Inhalt des soeben erschienenen V. Heftes: Der Hoftheater-Intendant. Von Otto v. Leixner. — Dramatische Zwischenspiele. Von Robert Pröhlß. — Ein ächtes Volksstück. Von C. M. Sauer. — Defension eines dramatischen Autors de 1661. Von Ernst Wichert. — Theaterbriefe aus Berlin, Braunschweig, Hamburg, Königsberg, Leipzig, Mannheim, München, Petersburg, Wien. — Literaturberichte. — Zeitgeschichtliche Theaternotizen.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Verlag von **Eduard Loll** in Elberfeld:

Tisch für Lungenkranke.

Nebst einem Anhange: Schwindsuchts-Prophylaxe im kindlichen Lebensalter, von Dr. Michaelis, Specialarzt für Brustkranke in Freiburg i. S. — Mit 2 Abbildungen. — **Preis 3 M. 60 Pf.** — Die Behandlung der Brust- und Lungenleiden erfordert nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft keine Medicamente, sondern frische Luft, Bewegung und vor Allem eine vernünftige, **jedem einzelnen Falle angepasste Diät.** Das vorstehende Buch bietet eine genaue Anleitung hierzu; es enthält ausführliche Vorschriften für alle Fälle von Magen- und Brustschmerz, Asthma, Blutsturz und Bluthusten, Fieberdiät, Diät für Katarrhe mit Lufröhrenerweiterung, für phthisische Pneumonie, für stationäre, nicht fieberhafte Schwindsucht u. s. w. — Von grösster Wichtigkeit für kranke Eltern ist der Anhang. — Von demselben Verfasser erschien: **Begriff und Ziel der heutigen Schwindsuchtslehre.** Preis 1 M. 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verleger.

Soeben erschien:

Bilder

aus der

Römischen Gesellschaft

von

Emil Frischauer.

8. Preis: 2 M. 70 Pf.

Inhalt: 1) Pio Nono. — 2) Antonelli. — 3) Minghetti. — 4) Kronprinzessin Margherita. — 5) Simeoni. — 6) Riario Sforza. — 7) Mancini. — 8) Viscounti Venosta. — 9) Gräfin Mirafiori. — 10) Nicotera. — 11) Menotti Garibaldi. — 12) Monteverde. — 13) Tajani. — 14) Odescalchi. — 15) Herzog v. Gallese. — 16) Elpis Meläne. — 17) Orsini. — 18) Torlonia. — 19) Saffi. — 20) Arbib.

Leipzig, im Mai 1877.

Fues's Verlag (R. Reisland).

Eine neue Berliner Zeitung!

Das

Deutsche Montags-Blatt

Chefredacteur: Arthur Levysohn. Verleger: Rudolf Mosse. Berlin, 1877.

soll gleichsam

eine Ergänzung zu allen Zeitungen

bilden, deren Redaction am **Sonnabend Abend** schließt und erst am **Dienstag Morgen** wieder beginnt und wird daher

24 Stunden früher das ganze Depeschen-Material,

welches **bis Sonntag Nacht** in Berlin eintrifft, aufnehmen.

Nächst einer **politischen Wochenschau,** einer **finanziell-politischen Chronik des europ. Geldmarktes** und **Original-Correspondenzen** von den **Hauptweltplätzen** wird das „Deutsche Montags-Blatt" ein

reichhaltiges pikantes Feuilleton

enthalten, zu welchem bereits die **ersten deutschen Autoren,** wie

Ernst Dohm, Carl Gutzkow, Hans Hopfen, Löwe-Calbe, H. B. Oppenheim, Julius Rodenberg, Friedrich Spielhagen, Jul. Wolff,

ihre Mitarbeiterschaft zugesagt haben. Der Abonnementspreis beträgt nur

1 Mark 50 Pf. pro Quartal.

Probe-Nummern, welche am 18. und 25. Juni erscheinen, sind **gratis** und **franco** von der **Verlags-Expedition (Rudolf Mosse), Berlin SW.** zu beziehen. Abonnements nehmen alle Kaiserl. Postämter entgegen (No. 1103a VIII. Nachtr. z. Zeitungspreisliste 1877).

Soeben hat die Presse verlassen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Münchhausen in Amerika.

Nach dem Amerikanischen des **Max Adeler**

von

Heichen-Abenheim.

23 Bogen. 8. Preis: 3 M.

In gegenwärtiger Zeit, wo der Kau-Casus nicht nur den kriegführenden Mächten, sondern einem sehr großen Theil der Gesammtbevölkerung Europas ernsthafte Schwierigkeiten bereitet, wird es Vielen eine Erleichterung sein, über unschuldige Späße und geistreiche Witze herzlich lachen zu können, zumal wenn das Gewand der Erzählung ein so allgemein verständliches und von hohler Phraje wie von Manierirtheit gleich entferntes ist. Es steht zu hoffen, daß sich der amerikanische Münchhausen in der Gunst des Lese-Publicums seinem ehrwürdigen deutschen Collegen mit der Bescheidenheit, welche beide Herren kennzeichnet, zur Seite stellen wird.

Stuttgart, Juni 1877.

Verlag von **A. B. Auerbach.**

Konkurrenz-Ausschreiben

für

eine Colossal-Reiter-Statue

des Generals Robert E. Lee.

Board of Managers:
The Governor of Virginia.
The Treasurer of the Commonwealth.
The Auditor of Public accounts.

Office of the Board of Managers.
Lee Monument Association
(incorporated Jany. 25. 1871.)
Richmond Virginia U. S. America.

In dem obengenannten Bureau in Richmond (Virginia) werden am ersten Montag im Monat September 1877 bis 12 Uhr Mittags alle Modelle, Zeichnungen und Entwürfe für eine Colossal-Reiter-Statue des Generals Robert E. Lee in Empfang genommen, und soll diese Statue auf dem Capitol-Square zu Richmond, Virginia U. S. America, errichtet werden. Bewerber wollen ihre Zeichnungen für Statue und Piedestal, zugleich mit Angabe der Kosten, der Zahlungsbedingungen und der erforderlichen Herstellungszeit dem Curatorium frankirt einsenden. Vor dem genannten ersten Montage im September 1877 werden die Modelle weder ausgepackt, noch die Zeichnungen ausgestellt werden, dagegen werden nach jenem Termine Bewerbungen weder angenommen noch in Betracht gezogen werden, es sei denn, daß der Verzögerung unvorhergesehene Ereignisse zu Grunde liegen. Indem sich das Curatorium die volle Freiheit vorbehält, einige oder alle Bewerbungen zu verwerfen, wird dasselbe die Anschläge am dritten Montag im September 1877 öffnen und drei Tage später den Zuschlag ertheilen. Jede weitere Information, welche gewünscht werden könnte, wird bereitwilligst auf eine Anfrage an den Unterzeichneten ertheilt werden.

Im Auftrage des Curatoriums:
S. Bassett French, Sekretair.

Eine Photographie des Generals R. E. Lee kann von M. Ezekiel, Bildhauer in Rom, Via Torino 56, erbeten werden.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 30. Juni 1877. XI. Band.

AP
3D
.G295
v.11
no.26

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die neueste Revolution in Frankreich. Von Leopold Richter. — Briefe aus Paris. Die Physiognomie der Kammern. Von Paul Lindau. — Literatur und Kunst: Die vereitelte Theilung. Von J. Trojan. — Giuseppe Giusti. Von Siegfried Samosch. — Culturgeschichte und Naturgeschichte. Von Carus Sterne. — Herrn Chrysanders Händelbiographie und seine psychologischen und culturgeschichtlichen Ansichten. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Glaubensbekenntniß eines Spiritualisten. Von G. Bloede. E. Horn und F. Sandvoß. — Bibliographie. — Inserate.

Die neueste Revolution in Frankreich.

Von Leopold Richter.

Der zweite Act der großen politischen Komödie, die am 16. Mai in Paris ihren Anfang genommen hat, ist nun zu Ende gespielt worden. Er hat, ebenso wie der erste, weder allgemeinen noch enthusiastischen Beifall geerntet. Der Senat hat dem Marschall mit einer traurigen, zögernden, motivirenden Majorität von 19 Stimmen die erbetene Autorisation gegeben, die Kammer aufzulösen. Der Präsident der Republik triumphirt; es ist jedoch stark zu bezweifeln, daß er stolze Siegesfreude empfinde; es wäre nicht zu verwundern, wenn er sich einigermaßen gedemüthigt fühlte; Grund genug dazu hat er. Er hat während des heißen Kampfes, aus dem er noch gerade mit officiellem Leben davongekommen ist, empfindliche Schläge bekommen. — Die republikanische Partei hat ihm durch ihre Stimmführer Gambetta, Léon Renault, Victor Hugo, Laboulaye seinen Standpunkt in einer Weise klar gemacht, die durchaus nicht schmeichelhaft für ihn ist. Er, der sich daran gewöhnt hatte „der loyale Soldat", „der moderne Bayard" genannt zu werden, hat ruhig mit anhören müssen, daß man seine Glaubwürdigkeit stark angezweifelt und daß man ihm in Wort und Schrift einige hundert Male wiederholt hat, er habe das in ihn gesetzte Vertrauen gemißbraucht. Die wohlwollendsten und gemäßigtsten seiner Gegner haben zu seiner Entschuldigung nur vorbringen können, er sei ein braver Mensch, aber kein Staatsmann; es fehle ihm an politischem Urtheil und Scharfblick; er habe sich von seiner Umgebung, vom Herzog de Broglie, vom Baron de St. Paul, vom Vicomte d'Harcourt, von Herrn Buffet und von der unter ultramontanen Einflüssen stehenden Marschallin hinter's Licht führen lassen. — Es ist hart, sich von einer Welttribüne aus, von ernsten Männern in klaren, deutlichen Worten der Bosheit oder, günstigeren Falles, der Beschränktheit zeihen zu hören, und sich nicht verheimlichen zu können, daß dieser Ausspruch mit der Zustimmung der angesehensten politischen Capacitäten Frankreichs und unter dem einstimmigen Beifallrufen der aufgeklärten Presse von ganz Europa abgegeben wird. Der Marschall Mac Mahon mag sich heute noch, wie vor kurzem, optima fide für einen loyalen Soldaten und nicht unbedeutenden Politiker halten; aber er wird schwerlich ignoriren können, daß seine persönliche, unmaßgebliche Meinung nur noch von einer winzig kleinen Minorität getheilt wird. — Der Gewaltstreich vom 16. Mai, dem nun die Auflösung der französischen Kammer auf dem Fuße gefolgt ist, kann, wenn man eben nur den Buchstaben und nicht den Geist des Gesetzes berücksichtigen will, noch einigermaßen gerechtfertigt werden; aber er hat nun ganz allgemein die Befürchtung hervorgerufen, daß die bestehende französische Constitution der Gefahr ausgesetzt sei, gerade von Demjenigen angegriffen, geschwächt und umgeworfen zu werden, der ihr vorzüglichster Beschützer sein sollte. — Und diese Befürchtung, welche die Zukunft Frankreichs, den Frieden der Welt in Frage stellt, ist vollständig gerechtfertigt.

Jedermann, der den Ereignissen in Frankreich zu folgen wünscht, hat sich zunächst fragen müssen, was den Marschall Mac Mahon möglicherweise dazu bewogen haben könne, seine sichere Stellung an der Spitze der Republik plötzlich zu compromittiren und zu gestatten, daß dieselbe durch einen Aufruf an das Land in Frage gestellt werde? Die Antwort, welche das neue Ministerium Broglie-Fourtou darauf ertheilt hat, ist unbefriedigend. Dasselbe hat erklärt, der Marschall habe sich überzeugt, daß Frankreich auf dem Wege, den es seit vier Jahren eingeschlagen hat, „in die Arme des Radicalismus" getrieben werde, und daß es seine, des Marschalls, erste Pflicht sei, nichts zu unterlassen, um dies furchtbare Unglück von Frankreich abzuwenden. Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung hat das Ministerium nicht gegeben, weil es eben keine Beweise dafür finden konnte. Die Gefahr des Radicalismus, die der Präsident der Republik von seinem Vaterlande abzuwenden wünschte, war bis zum 16. Mai für menschliche Sinne noch nicht klar erkennbar geworden. Das Land lebte ruhig, in Frieden unter dem Schutze und in strengstem Gehorsam einer von ihm eingesetzten Regierung, welche es damit beschäftigt glaubte, die bestehende Verfassung zu verbessern und zu consolidiren. Revolutionäre Gelüste, denen in seltenen Ausnahmefällen, hier durch eine wilde Rede, dort durch ein drohendes Wort, niemals jedoch durch die That Ausdruck gegeben worden war, hatten nirgends Befriedigung gefunden. Redner und Schriftsteller — Bonnet Duverdier, der Präsident des Pariser Municipalrathes; die Rochefort'schen Zeitungen „Les droits de l'homme" und der „Radical" um einige Beispiele anzuführen — waren mit unerbittlicher Strenge verfolgt, bestraft und zum Schweigen gebracht worden. Das „rothe Gespenst", vor dem der Herzog de Broglie Furcht heuchelte, war eben nur eine Gespenstererscheinung, eine Täuschung der Sinne. Der Ministerpräsident mußte deshalb auch, bei seiner Beweisführung für das Dasein einer socialen Gefahr, seine Zuflucht zu dem von ihm erfundenen „latenten Radicalismus" nehmen. Das ist in der That ein den Monarchisten sehr bequemer Radicalismus. Seine Unsichtbarkeit, seine Unerfindlichkeit machen ihn nur furchtbarer und abscheulicher. Der Beweis für seine Existenz ist ohne jede

Digitized by Google
UNIV. OF MICH

Schwierigkeit geführt: est quia est. Dies Argument mag Denjenigen, die es zu ihrer Rechtfertigung anwenden wollen, genügend erscheinen; Diejenigen aber, die sich durch den Gewaltstreich vom 16. Mai beunruhigt und bedroht fühlen, sind dadurch erklärlicher Weise nicht befriedigt. Die Handlungsweise des Marschalls scheint ihnen durch kindische Gespensterfurcht nicht genügend motivirt; sie nehmen mit vollem Rechte an, daß der Präsident der Republik dem liberalen Frankreich den Krieg erklärt habe, weil er von seiner clerikalen und reactionären Umgebung aufgefordert und verführt worden sei, dies zu thun.

Frankreich ist, wie alle anderen Länder Europas, zunächst in zwei große politische Parteien getheilt: die republikanische und die monarchische. Die französischen Republikaner, und darunter äußerst gemäßigte, conservative Männer wie Thiers, Dufaure, Rénault, Waddington, Léon Say, die im Grunde ihrer Herzen noch heute Orleanisten sein mögen und in wohl constituirten Monarchien wie in Deutschland und England ohne jeden Zweifel der regierungsfreundlichen Partei angehören würden, sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Wiederherstellung einer Monarchie in Frankreich unmittelbar darauf die Wiedereröffnung einer revolutionären Aera zur Folge haben würde. Sie bekämpfen die Wiederherstellung des Königs- oder Kaiserthums im Interesse der Aufrechterhaltung des inneren und äußeren Friedens, des Bestehenden. Sie bilden im heutigen Frankreich im wahren Sinne des Wortes das große conservative Element.

Die französischen Monarchisten schließen die Augen, sobald man von ihnen verlangt, sie sollen in die Zukunft sehen. Sie sprechen von der Schreckensherrschaft und von der Commune und sagen, die Republik sei von jeher an allem Unglück, welches Frankreich betroffen hat, Schuld gewesen, und es sei deshalb die Pflicht eines jeden französischen Patrioten, die Republik zu bekämpfen und für die Wiederherstellung der Monarchie, der Frankreich seine Größe verdanke, zu arbeiten.

Der Marschall Mac Mahon, der Präsident der Republik, ist ein erklärter Feind der Republik und ein offenkundiger Freund der Monarchie. Daß ein solcher Mann zum ersten Magistrat der Republik ernannt werden konnte, ist eine jener Anomalien, welche Frankreich zum Gegenstande europäischer Verwunderung gemacht haben. So lange die officiellen Rathgeber des Marschalls, d. h. seine verantwortlichen Minister, der republikanischen Partei angehörten, durfte man jedoch annehmen, daß er den Entschluß gefaßt habe, seine persönlichen Sympathien dem deutlich ausgesprochenen Willen der Majorität des Landes unterzuordnen. Seine Stellung an der Spitze der Republik erschien demnach nicht unbedingt als eine Gefahr für die Aufrechterhaltung der republikanischen Verfassung. Mit dem unmotivirten Sturze des Ministeriums Jules Simon, mit der Einsetzung des Cabinets Broglie-Fourtou-Brunet-Meaux hat sich jedoch das Blatt vollständig gewandt. Man weiß, daß die Herzöge Broglie und Decazes Orleanisten sind. Die Herren de Fourtou und Brunet sind notorische Bonapartisten; der Vicomte de Meaux endlich ist Legitimist. In dem republikanischen Ministerium des Präsidenten der französischen Republik befindet sich augenblicklich nicht ein einziger Republikaner; im Gegentheil, sämmtliche Minister, welche mit dem Marschall Mac Mahon die Leitung der Geschicke Frankreichs in die Hand genommen haben — mit Ausnahme vielleicht des Kriegsministers General Berthault, dessen politische Gesinnungen ein Geheimniß für Jedermann zu sein scheinen — sind erklärte Feinde des Bestehenden, der Republik. Unter diesen Umständen ist die Furcht vor einer Revolution, oder in anderen Worten vor einem Wiederherstellungsversuche der Monarchie wohl gerechtfertigt. — Alles, was in Frankreich liberal und wirklich conservativ ist, muß deshalb augenblicklich in hohem Grade beunruhigt sein. Daß die Radicalen und Socialisten bei derselben Gelegenheit Furcht bekommen, ändert an der Sachlage nichts. Die Ungerechten können mit den Gerechten durch eine gemeinsame Gefahr bedroht werden, ohne daß diese deshalb allein, weil sie den Bösen ein Schrecken ist, eine heilsame genannt werden dürfe. — Das Ministerium Broglie-Fourtou kann nur einen Zweck verfolgen, wenn es nicht ganz und gar zwecklos ist: die Wiederherstellung der Monarchie. Dies ist nicht für Frankreich allein beunruhigend. Das Ausland hat das Recht und die Pflicht, dabei ein Wort mitsprechen zu wollen.

„Charbonnier est maître chez lui", sagen die Franzosen. „Der ärmste Mann ist Herr in seinem Hause; und kein Nachbar hat ein Recht, sich in die innere Verwaltung seines Haushaltes mischen zu wollen." Dies ist richtig; aber doch nur innerhalb gewisser, vernünftiger Grenzen; denn selbst der reichste Mann hat nicht das Recht, sein Haus in Brand zu stecken und dadurch die Sicherheit seiner Nachbarn zu gefährden. Weder im Osten noch im Süden von Frankreich, weder in Berlin noch in Rom, dürfte man sich befugt fühlen, in die inneren französischen Verwickelungen thatsächlich eingreifen zu wollen, so lange die Wirren in Frankreich keinen internationalen Charakter annehmen. Aber weder in Deutschland noch in Italien kann man ignoriren, daß der päpstliche Hirt in Rom es ist, welcher die große monarchische Herde in Frankreich, die sich ohne seine Einwirkung nach verschiedenen Himmelsgegenden hin zerstreuen würde, zusammenhält und sie in der von ihm gewollten Richtung vorwärts treibt. — Das Mißtrauensvotum gegen das Ministerium Broglie-Fourtou, mit dem die französische Kammer in einer ihrer letzten Sitzungen die Tagesordnung beschlossen hat, läßt keinen Zweifel darüber, daß eine überwiegende Majorität der Vertreter des französischen Volkes diese Ansicht theilt, daß sie die Politik des Cabinets für eine clerikale hält, und daß auch sie den Frieden im Innern sowohl wie mit dem Auslande durch die ultramontanen Tendenzen des heutigen Ministeriums für ernstlich bedroht hält.

Der Sieg der Politik, welche der Marschall Mac Mahon seit dem 16. Mai unter rücksichtsloser Mitwirkung eines durch und durch clerikalen Ministeriums befolgt, würde gleichbedeutend sein mit dem Sieg des Ultramontanismus in Frankreich und würde, über kurz oder lang, eine Million Bajonnette zur Verfügung des Papstes, des unversöhnlichen Feindes der bestehenden Ordnung in Deutschland und Italien stellen. Dies ist in der That eine Feuersbrunst im Nachbarhause, gegen die zu verwahren Pflicht der Selbsterhaltung ist.

Briefe aus Paris.

Die Physiognomie der Kammern.

22. Juni 1877.

Das waren heiße Tage in Versailles! Ein glühender Himmel und erhitzte Köpfe.

Ein glücklicher Zufall hat es so gefügt, daß ich fast allen bedeutenden Sitzungen in der Deputirtenkammer und im Senat seit der Wiedereröffnung der Kammern bis zu deren Auflösung habe beiwohnen und von der bequemsten Loge aus den Kämpfen in der Arena habe zusehen können. Absichtlich wähle ich hier die Ausdrücke, die man bei der Schilderung eines Stiergefechts anzuwenden pflegt, denn mit einem solchen hatten die Versailler Debatten eine verzweifelte Aehnlichkeit. Es fehlte nichts, um diese Aehnlichkeit zu einer frappanten zu machen, auch nicht das rothe Tuch des Radicalismus, das die Toreadors am Ministertische nur zu schwenken brauchten, um die Stiere zur Rechten, namentlich die Bonapartisten, zur besinnungslosen Wuth gegen die Linke aufzureizen. Dieselbe Tücke, dieselbe Raserei da unten, dieselbe Erregung, dieselbe frivole Freude am Scheußlichen auf den Galerien; ein jammervolles Schauspiel da unten, und oben lächelnde Damen, die sich dazu schmücken wie zu einem fröhlichen Feste.

Die französischen Kammern scheinen den Beruf in sich zu fühlen, den Parlamentarismus um allen Credit zu bringen. Von

Digitized by Google

irgend welcher ernsten Theilnahme am Sachlichen ist kaum noch eine Spur wahrzunehmen, es ist nur noch die Lust am Skandal, die sich vordrängt und breit macht.

Das Ergebniß der leidenschaftlichen Debatten war als feststehend schon bekannt, ehe dieselben noch ihren Anfang genommen hatten. Man wußte ganz genau im Voraus, daß das Mißtrauensvotum gegen das „Kampfministerium" Broglie-Fourtou mit einer sehr starken Majorität von der Deputirtenkammer, und daß darauf die Auflösung dieser unangenehmen Kammer durch den Senat mit einer sehr unbedeutenden Majorität beschlossen werden würde. Man wußte, daß auch die beredtesten Reden dieses Resultat in keiner Weise verändern würden. Was die Bevorzugten, die sich den Eintritt zu dem Sitzungssaale hatten erkämpfen können, die Pariser, die allabendlich in dichten Haufen die Zeitungsläden auf den Boulevards bestürmten, die Franzosen in der Provinz, die auf Depeschen warteten, und wohl auch das Ausland in Anspruch nahm, die zunächst Betheiligten in eine fieberhafte Aufregung versetzte und auch die Fernstehenden beschäftigte, war ausschließlich ein Gefühl der Neugier, war die Frage: wie weit werden es die Einen mit ihren Herausforderungen, die Andern mit den Beleidigungen in der Abwehr treiben? wann werden sie endlich von den Verbal- zu den Real-Injurien übergehen?

Die Herren Deputirten und Senatoren, die Komödianten in diesem kläglichen Gaukelspiele, waren sich dessen wohl bewußt. Sie unterschätzten in keiner Weise die Ehre, vor dem denkbar größten Publicum ihre kleinen Späße aufzuführen, und suchten — das muß ihnen der Neid lassen — dem in sie gesetzten Vertrauen auf eine durch ihre Brutalität ergötzliche Vorstellung nach Kräften zu entsprechen.

Ich habe vor einigen Jahren einer sehr erregten Sitzung der Nationalversammlung unter Thiers beigewohnt und war der Meinung, daß da in der Entstellung des parlamentarischen Wesens, in seiner Verdrehung zum Gegentheile, zur unparlamentarischen Zügellosigkeit, das Mögliche geschehen sei. Die Sitzungen in der Kammer und im Senate unter Mac Mahon haben mich eines Anderen belehrt. Auch der Superlativ ist in Frankreich noch einer Steigerung fähig, auch das Aergste kann dort noch überboten werden.

Kein Wort ist kräftig genug, um diese Verleugnung aller und jeder Würde, um diese Unfläthigkeit in den Geberden, dies Gewieher und Gebrüll, diesen wüsten Lärm zu schildern.

Welchen Eindruck macht es auf uns Fernstehende, wenn wir in einem Kammerberichte die nichtssagenden Worte: „Verschiedenartige Bewegung" — „Mouvements divers" — finden? Gar keinen. Wir lesen flüchtig darüber hinweg. Wissen Sie, was diese „verschiedenartige Bewegung" in Wahrheit zu bedeuten hat? Sie bedeutet, daß auf der Rechten und auf der Linken zu gleicher Zeit hundert, zweihundert, dreihundert Mitglieder plötzlich losbrüllen, sich ankrakehlen wie die Fischweiber, sich mit der Faust bedrohen, ihre Sitze verlassen, in bedrohlicher Haltung und unter fortwährendem Geheul gegen einander vorrücken, dieweil der Präsident wie der Conducteur der Pferdebahn an einer Straßenecke unablässig mit der großen Glocke läutet und die Diener des Hauses unter dem sich immer wiederholenden Rufe: „Silence, Messieurs, s'il vous plaît!" und nöthigenfalls sogar unter Anwendung gewaltsamer Mittel, — indem sie nämlich die Herren Volksvertreter wie Konstabler aufsässige Volkshaufen durch Püffe und Stöße aus einander treiben, — die Ordnung wieder herzustellen eifrig beflissen sind. Das heißt im Euphemismus der französischen Parlamentsberichte „mouvements divers".

Ich wollte meinen Augen und Ohren nicht trauen, als ich die Diener des Hauses, diese sogenannten „huissiers" arbeiten sah. Denken Sie sich ein oder zwei Dutzend rüstiger Kerle in geschmackvoller Livree, mit einer silbernen Kette um den Hals und dem Degen an der Seite, die die Tribüne umstehen und an dem Ausgängen postirt sind — Subalternbeamte, die nach ihrem Ermessen, ohne den Befehl des Präsidenten abzuwarten, in der ihnen geeignet erscheinenden Weise die Hausordnung aufrecht erhalten, — Subalternbeamte, die aus eigener Initiative die von der Nation erwählten Vertreter auffordern, gefälligst den Mund zu halten, die auf den Einen oder Andern, der ihnen besonders unruhig erscheint, losgehen und ihn zur Ruhe verweisen, die Diesen, der zu stark poltert, verwarnen, und Jenen, der zur Tribüne drängt, langsam und beharrlich auf seinen Platz zurückschieben. Und das lassen sich diese Brauseköpfe ruhig gefallen! Ihren erwählten Präsidenten lachen sie aus, verhöhnen und beschimpfen ihn, der silbernen Kette des Lakaien aber erweisen sie Respect. Wunderliche Leute!

Verwunderung und Befremdung! Das sind die Gefühle, die den Fremden, welcher diesen parlamentarischen Fasching vor sich vorübersausen sieht, unausgesetzt beherrschen. Alles ist seltsam und erstaunlich an diesen Verhandlungen, der Vortrag und die Geberden des Redners auf der Tribüne, die beständigen Unterbrechungen, die tobenden Zwiegespräche, die Ohnmacht des Präsidenten, das Beifallklatschen, die Beglückwünschungen — Alles!

Wollte sich ein Redner in einer deutschen Kammer so geberden und sich in dem schauspielerischen Vortrage gefallen, wie es hier allseitig geschieht, er würde einfach ausgelacht werden. Ich habe hier die verschiedensten Redner gehört, Minister und Radicale, ungeschickte Tölpel und geistvolle Leute; in einem Punkte treffen sie Alle zusammen: in der Gespreiztheit und Komödianterei des Vortrags. Was ich von dem Einen zu sagen habe, gilt für Alle.

Während der ganzen Rede lustwandelt der Betreffende, der gerade zur Nation spricht, auf der ziemlich breiten Tribüne hin und her, hüpft oder schleppt sich — je nach den Eingebungen seiner körperlichen Beschaffenheit — bald nach rechts, bald nach links, beugt sich mit einem krampfhaften Rucke vornüber, als wolle er mit einem Hechtsprung zu den Gründlingen im Parterre hinabschießen, oder stemmt die Hände gegen das Geländer und wirft den Kopf jählings in den Nacken, fuchtelt dabei mit der Rechten, fuchtelt mit der Linken, fuchtelt mit beiden Händen, zappelt, strampelt, geberdet sich mit einem Worte wie ein Besessener. Alles das um die Republik zu retten oder die Monarchie einzuschmuggeln. Republik oder Monarchie — an diese Bedürfnisse der großen Nation habe ich beim Anblicke ihrer Vertreter weniger gedacht als an die wünschenswerthe Beschaffung des „Struwwelpeters" mit der schönen Geschichte vom Zappel-Philipp:

„Ob der Philipp heute still
Wohl bei Tische sitzen will"

und der weisen Lehre, die sich daraus ergibt, und von der die Anhänger der einen wie der andern Staatsform Nutzen ziehen könnten:

„Beide sind gar traurig sehr,
Haben nichts zu essen mehr."

Ebenso unvernünftig wie die Gesticulation des Redners ist sein mündlicher Vortrag. Für jede Stimmung, von der er beherrscht zu sein glaubhaft machen möchte, zieht er ein anderes Register: vom fistelnden Discant des Sarcasmus und der Ironie bis zum brummenden Baß der patriotischen Entrüstung. Wir haben hier sehr tüchtige Parlamentsbauchredner.

Aber von dem einen Unglückseligen, der sich auf der Tribüne abhaspelt, will ich noch gar nichts Unliebsames sagen. Wenn er auch ein Narr ist, so ist es eben doch nur Einer! Da unten aber ist's fürchterlich. Da sitzen ihrer an die sechshundert, mit demselben freundlichen Temperamente ausgestattet, just ebenso munter und frisch und beweglich, ebenso ausgelassen und schäkernd wie der da oben. Und nun sagt der Redner auf der Tribüne irgend etwas; irgend etwas muß er doch sagen, dazu ist er ja da! Alsbald erhebt sich zu seiner Rechten oder zu seiner Linken ein unbeschreiblicher Tumult. Darauf reagirt dann die Seite, die bisher geschwiegen hatte, mit der tumultuarischen Kundgebung der entgegengesetzten Ansicht.

— Vortrefflich.
— Blödsinn.
— Sehr wahr!
— Erlogen.

Digitized by Google

Beifall und Hohn, Zustimmung und Ablehnung wogen hin und wieder. Glocke des Präsidenten, Ruf der Diener: „Meine Herren, schweigen Sie gefälligst!“ Der Redner leert ein Glas kalten Kaffee, trocknet die Stirn und fährt fort.

Er sagt wieder irgend etwas. Neue Unterbrechung. Aus dem allgemeinen Gewirr von Stimmen macht sich eine durch ihre besondere Energie bemerkbar.

— Das ist unerträglich! Das ist eine Beleidigung!

— Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr X, ruft der Präsident, daß Sie nicht das Wort haben.

— Wir wollen uns nicht beleidigen lassen, und wenn der Präsident...

— Ich rufe Sie zur Ordnung.

— Bravo! ertönt es links.

— Hahaha! antwortet die Rechte.

Tumult. Glocke des Präsidenten, Einschreiten der Huissiers. Der Redner will fortfahren. Die Rechte johlt, klappt mit den Tischchen und vollführt sonst noch allerlei sinnigen Schabernack, um den Redner nicht zu Worte kommen zu lassen.

— Er soll's zurücknehmen! — Er insultirt uns! — Es ist eine Frechheit! — Wir sind hier vogelfrei! — Der Präsident ist parteilich! — Ruhe da drüben! Ruhe!

— Was sagten Sie da, mein Herr?

— Ihnen habe ich überhaupt nichts zu antworten.

— Meine Herren! beginnt der Redner von Neuem.

— Hahaha — hi! Klapp, klapp! auf der Rechten.

— Meine Herren! schreit der Präsident. Wir führen hier ein skandalöses Schauspiel auf (Bravo!), ich appellire an ihren Patriotismus (Sehr gut! Bravo!) und bitte Sie, den Redner fortfahren zu lassen. (Verschiedenartige Bewegung.)

— Erst muß er die Beleidigung zurücknehmen, schreit der reactionäre Heißsporn, der schon zur Ordnung gerufen ist.

Jetzt ereilt ihn die große Strafe. Die „Censur“ wird über ihn verhängt. Dazu reicht die Competenz des Präsidenten nicht aus. Ein Beschluß der Kammer ist erforderlich. Was ist das nun, diese „Censur“? Die Berliner haben darauf eine sehr treffende Antwort: „Eine Empfehlung, und es wäre nichts.“ — Nach der früheren Geschäftsordnung wurde der Censurirte allerdings empfindlich gekränkt — sogar an der empfindlichsten Stelle, am Geldbeutel. Sein Gehalt als Volksvertreter (10,000 Francs) wurde geschmälert, außerdem wurde der Kammerbeschluß, welcher die Censur gegen den aufsässigen Deputirten ausspricht, im Wahlbezirke in einer beträchtlichen Anzahl von Exemplaren durch Placate verbreitet; und auch die Kosten dieser Bekanntmachung hatte der Bestrafte zu tragen. Bei der Revision der Geschäftsordnung wurde nun geltend gemacht, daß die Geldstrafe eines Abgeordneten nicht würdig sei und daß die moralische Kränkung genüge. Die Censur ist also jetzt nur der theoretisch verschärfte Ordnungsruf und bedeutet in der That gar nichts. Es hat sich gezeigt, daß der Präsident nicht die Macht besitzt, einen vorlauten Schreier, der die Debatten muthwillig stören will, zur Ruhe zu bringen, daß der Minister ein gutes Wort einlegen mußte, um „den Lümmel zahm“ zu machen, wie Mephisto sagt.

Wenn nun der Redner im Schweiße seines Angesichts sein mühseliges Werk vollbracht hat und die Tribüne verläßt, so geht der Lärm auf's Neue los. Seine Freunde begnügen sich nicht damit, ihm zu applaudiren wie einer Primadonna nach einer virtuosen Cadenz, und in zwei-, dreimal wiederholten Salven durch Klatschen und Hurrah ihre Zufriedenheit kund zu geben — eine neue Komödie beginnt. Die politischen Freunde erheben sich von ihren Sitzen, eilen dem hier Gefeierten und dort Begeiferten jubelnd entgegen, umringen ihn, strecken ihm beglückwünschend die biedere Rechte entgegen, schütteln die seinige, sobald sie deren habhaft werden, mit Inbrunst, schließen ihn wohl auch in ihre Arme, ja, wenn es hoch kommt, geben sie ihm sogar einen Kuß, mehrere Küsse. Es ist unsagbar rührend.

Und dieser Jubel wiederholt sich jedesmal, sobald ein Mitglied des Ministeriums oder einer der Führer eine längere Rede gehalten hat.

Für heute habe ich nur von dem Allgemeineren sprechen wollen. Es wird sich mir wohl noch die Gelegenheit bieten, von dem Einen oder dem Anderen Specielleres zu erzählen. Paris ist für den Fremden oder Entfremdeten nicht der Ort zur ruhigen Arbeit. Das Notizbuch füllt sich, aber die Seiten, die mit Manuscript beschrieben werden sollten, bleiben leer.

Paul Lindau.

Literatur und Kunst.

Die vereitelte Theilung.

An einem Orte — nennen kann ich ihn,
Wenn Jemand an dem Namen ist gelegen —
Beschloß die Bürgerschaft in einem Jahr,
Als Edelsinn besonders üppig blühte,
Die allgemeine Theilung alles Guts.
Von Allem, was zusammen sie besäßen,
Ein gleiches Loos sollt' jedem Einzelnen,
Ein gleicher Antheil fallen jedem Bürger,
Wenn — dieses war die Clausel des Vertrags —
Wenn Alle damit einverstanden wären.

Unglaublich ist's und dennoch kam es so,
Daß Alle schließlich einverstanden waren.
Bei Vielen war die Lust zum Theilen groß,
Bei Andern war vielleicht die Furcht noch größer,
Daß, wenn sie nicht gutwillig sich ergäben,
Ein sanfter Druck sie zwingen könnt' dazu.
Mit einem Worte: fest stand der Beschluß,
Daß es zur Theilung käm', und dann ein zweiter,
Daß es geschehen sollt' in kurzer Frist.

Wer nun ein gutes Faß im Keller hatte,
Der ging mit sich zu Rath und sprach zu sich:
„Ein einzig Mittel gibt es, zu verhindern,
Daß dieser Trank nicht einem Manne werde,
Der ihn gebührend nicht zu schätzen weiß —
Dies Mittel zu ergreifen drängt die Stunde.“
So sprechend bohrt' er an das Faß und trank;
Und Mancher trank so eifrig, daß er selber
Der Theilung zwar entging, doch von dem Wein
Noch einen Rest zum Theilen hinterließ.

Die Zeit verging und der Termin war da.
Nun schleppte Jeder schon am frühen Morgen,
Was an beweglichem Besitz er hatte,
Mit Eil' hinaus auf den Gemeindeanger,
Und schleunigst ward ein Jahrmarkt aufgebaut,
Wie er am Ort noch nicht gesehen war.
Da fiel es plötzlich einem Bürger ein,
Daß eine Alte draußen vor dem Thor
Noch nicht befragt sei, ob sie einverstanden.
Sie war die Armuth selber, viel zu dürftig,
Als daß ein Mensch hätt' an sie denken können.
Auch schien es ganz unnöthig, die zu fragen,
Die durch die Theilung nur gewinnen konnte.
Nun läuft ein halbes Dutzend zu ihr hin
Und stürmt ihr Hüttchen mit der Freudenbotschaft:
„He Mütterchen! Dein Glücksloos ist gefallen!
Auf deine alten Tage wirst du reich.
Heut wird getheilt — verstehst du wohl? — getheilt,
Das heißt für dich: du wirst zur Goldprinzessin.
Du willst doch theilen? Sicherlich, du willst!
Zeig' her den alten Plunder, den du hast!
Wo ist er? Sprich, wo birgst du deine Schätze?“

Digitized by Google

Sie hatte nichts als einen alten Krug,
Geborsten schon und sonst beschädigt auch,
Mit dem sie täglich nach dem Quelle ging,
Der, ihrer Hütte nah, entsprang dem Fels.
„Gib her den Krug! Gib hurtig!" riefen sie.
Da trat entsetzt ein Schrittlein sie zurück,
Sah starr die Männer an und endlich sprach sie:
„Hergeben soll ich meinen lieben Krug,
Den besten Krug, der meines Alters Trost ist?
Geht doch! Es scheint, ihr seid bei Sinnen nicht!"

Nun suchte lachend man ihr klar zu machen,
Daß um den Krug es Niemand sei zu thun;
Hergeben nur müßt sie den alten Scherben,
Weil das Gebot der Bürgerschaft es heische
Und es der Wille sei des Magistrats.
Für dies Gefäß, das keinen Pfennig werth,
Sollt' sie erhalten, was ihr Herz sich wünsche:
Tisch, Bett und Schrank, vielleicht ein Sopha gar
Und einen Lehnstuhl, schön mit Plüsch bezogen.
Dann wären auch zwei Vasen ihr gewiß
Von Alabaster, schön gehenkelte
Und großgeschnauzte, prahlerischen Ansehns,
Wie sie bei wohlbehäb'gen Bürgern oft
Auf der Kommode stehn, des Zimmers Stolz.
Davon ein Paar bekäme sie gewiß,
Denn auf dem Anger stände viel der Art.

So sprachen sie, indeß die Alte stand
Bewegungslos, nur mit den Augen blinzelnd
Von Zeit zu Zeit, als ob sie sagen wollte:
„Ja, ich verstehe — mir ist Alles klar."
Als sie zu Ende waren, sprach sie dies:

„Dank euch, ihr Herrn! Nun weiß ich sicher doch,
Woran ich bin und wen ich fürchten muß.
Es kam schon längst der Argwohn in mir auf,
Daß euch der Sinn nach meinem Kruge stände:
Jetzt liegt sie offen, eure Schändlichkeit.
Ihr also seid des Nachts um meine Hütte
Geschlichen, um mein Kleinod mir zu stehlen? —
Ich hab' die leisen Schritte wohl gehört.
Doch wachsam war ich, einer Katze gleich,
Und war entschlossen auch wie eine Katze,
Die in der Enge schrecklich sich zur Wehr setzt.
Da ihr mit List den Krug nicht habt bekommen,
Versucht ihr's, ihn zu nehmen mit Gewalt.
Ich aber meine, Richter gibt es noch
Und einen König, der das Recht beschützt.
Was Richter, die vielleicht, mit eurem Golde
Bestochen, mir absprechen meinen Krug!
Ach, und der König, liebt er auch das Recht,
Er wird doch nichts von meinem Unglück hören,
Es stehn zu Viele zwischen ihm und mir.
Drum selbst vertheidigen will ich mein Eigen!"

Dies sprechend nahm sie einen Feuerbrand
Von ihrem Herd, an welchem sie gestanden,
Und schritt entschlossen auf die Bürger zu;
Die rissen aus und flohen in die Stadt.
Und was auch an demselben Tage noch
Mit ihr versucht ward, Alles war vergebens:
Sie blieb bei dem, was einmal sie gesagt —
Und also mußt' die Theilung unterbleiben.

J. Trojan.

Giuseppe Giusti.

Unter den italienischen Dichtern, welche in den letzten Decennien des vorigen und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an der Spitze der geistigen Bewegung jenseit der Alpen standen, wurzelt keiner so fest in den Anschauungen der neueren Zeit wie der Satiriker Giuseppe Giusti. Mögen immerhin der Tragödiendichter Vittorio Alfieri, der Verfasser des epochemachenden Romans: I Promessi Sposi, Alessandro Manzoni, der Lyriker Leopardi in der Weltliteratur allgemeinere Anerkennung gefunden haben, so können sie sich doch hinsichtlich der Fähigkeit, die unsere Zeit bewegenden Ideen zum künstlerisch vollendeten Ausdruck gebracht zu haben, mit Giuseppe Giusti keineswegs messen. Das Ansehen des Letzteren ist denn auch in Italien in stetem Wachsen begriffen, so daß die Zeit wohl nicht mehr fern ist, in welcher er neben den erwähnten Dichtern eine völlig ebenbürtige Stellung einnimmt. In der That braucht Giuseppe Giusti den Vergleich mit denselben nicht zu scheuen, zumal da er von denjenigen Mängeln frei ist, welche jenen nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht werden. Weder zeigt er in seinen Dichtungen das schroffe Wesen Vittorio Alfieris, welcher recht eigentlich das: Odi profanum vulgus et arceo zum Wahlspruche genommen hatte, noch verräth er jemals katholisirende Neigungen wie Alessandro Manzoni, noch endlich ist ihm die an's Krankhafte streifende pessimistische Weltanschauung Leopardis eigen, des „düsteren Liebhabers des Todes", wie ihn Alfred de Musset in den „Poésis nouvelles" genannt hat. Vielmehr verleugnen die Dichtungen Giustis nirgends ein gesundes, natürliches Gefühl, welches sich auch darin ausprägt, daß derselbe den Muth besaß, zum Schrecken der einheimischen „Arkadier" der anmuthigen Volkssprache seiner toscanischen Heimath volles Bürgerrecht in seinen Satiren zu gewähren. Freilich wurde das Verständniß der letzteren durch die Aufnahme zahlreicher neuen Redewendungen in hohem Maße erschwert, und hierin liegt auch der hauptsächliche Grund dafür, daß Giusti bis vor wenigen Jahren in Deutschland nahezu unbekannt war.

Erst Paul Heyse hat sich das Verdienst erworben, dem deutschen Publicum einen großen Theil der Poesien des hervorragendsten italienischen Satirikers durch eine vortreffliche Uebersetzung (Berlin 1875, A. Hofmann u. Co.) zugänglich gemacht zu haben, und es erscheint nur bedauerlich, daß der deutsche Dichter gerade einige der für die Eigenart Giustis am meisten bezeichnenden Satiren, wie: „La Vestizione", „Il Brindisi di Givella", „Il Ballo" uns vorenthalten hat. Wir zweifeln aber nicht daran, daß Paul Heyse früher oder später die Ehrenschuld, welche er durch die meisterhafte Uebertragung eines wesentlichen Theils der Gedichte Giustis übernommen hat, einlösen und uns die letzteren unverkürzt gewähren wird, obgleich zugestanden werden muß, daß einige der bisher nicht berücksichtigten Satiren durch ihre locale Florentiner Färbung der Uebersetzung außerordentliche Schwierigkeiten bereiten.

Man würde übrigens fehlgehen, wollte man annehmen, daß die erwähnte Localfärbung, welche mehreren „Scherzi" — diese Bezeichnung wählt Giusti meist für seine Gedichte — anhaftet, denselben auch eine lediglich locale Bedeutung verleiht. Vielmehr hatte der Dichter einen viel zu erhabenen Begriff von seiner Kunst, als daß er seine Aufmerksamkeit nicht stets auf das Allgemeine gerichtet und hierdurch seinen Satiren einen dauernden, von einer bestimmten Zeit oder einem bestimmten Orte unabhängigen Werth gesichert hätte. Ueber die ästhetischen Ansichten, welche Giusti hinsichtlich der Dichtgattung der Satire hegte, werden wir, abgesehen von den Gedichten selbst, durch zahlreiche Aeußerungen in seinen Briefen unterrichtet, von denen vor mehreren Jahren eine Auswahl unter dem Titel: „Le Lettere scelte di Giuseppe Giusti" (Firenze, Le Monnier) von G. Rigutini herausgegeben worden ist. Diese Sammlung bietet überhaupt eine reiche Fülle von Material zur Beurtheilung des italienischen Satirikers. Ehe wir aber auf den Grund dieses bisher nur wenig benutzten Materials eine Charakteristik Giustis

Digitized by Google

versuchen, mögen einige Mittheilungen über den äußern Verlauf des Lebens des Dichters hier ihre Stelle finden.

Giuseppe Giusti wurde am 13. Mai 1809 in dem kleinen toscanischen Orte Monsummeno geboren und erhielt, als seine Familie nach Montecatini übergesiedelt war, daselbst sowie in dem benachbarten Florenz seine erste Erziehung. Nachdem er demnächst noch wiederholt den Aufenthaltsort gewechselt hatte, kehrte er nach Montecatini zurück, indem er laut seiner Mittheilung in der von ihm verfaßten Selbstbiographie „wenig Belehrung, wenig Erziehung und die innige Ueberzeugung nach Hause brachte, daß er zu nichts gut wäre". Ein Jahr später wurde er nach Pisa geschickt, um daselbst die Rechte zu studiren. Die Pandekten waren jedoch wenig nach dem Geschmacke Giustis, welcher es vorzog, im Vollgenusse seiner Jugend froh und sorglos in den Tag hinein zu leben, so daß er später in seinen „Erinnerungen an Pisa" bekennen durfte:

„Vier Jahr verflogen in
Seligen Freuden,
Wie junge Thoren die
Tage vergeuden!
Während verstauben die
Bücherregale,
Oeffnet, entziffert man
Zum ersten Male
Voll Wonnebebens
Das Buch des Lebens!"

Daß der Dichter thatsächlich vier Jahre ununterbrochen in Pisa zugebracht hat, erscheint im Hinblick auf eine abweichende Angabe in der erwähnten Selbstbiographie zweifelhaft, welche über den weiteren Entwickelungsgang Giustis nachstehende Mittheilungen enthält. „Nachdem ich", schreibt der Dichter, „in diesem ungeordneten Leben drei Jahre, ohne zu einem Abschlusse zu gelangen, zugebracht hatte, begab ich mich nach Pescia, wo sich meine Familie niedergelassen hatte, und wo ich weitere dreieinhalb Jahre in einem müßigen, langweiligen, regel- und ziellosen Leben vergeudete. Verschiedene Thorheiten und gewisse kleine Verdrießlichkeiten, welche mir damals wichtig erschienen, während ich sie jetzt in ihrer ganzen Bedeutungslosigkeit erkenne, trieben mich wieder nach Pisa und demnächst nach Florenz unter die Fahne Justinians. Ich erlangte den Doctor- und Advocatentitel, besitze dieselben aber, ohne mich ihrer jemals auch nur bei der Unterschrift oder auf meinen Visitenkarten bedient zu haben. Ich habe stets nur geringe Hochachtung und Erwartung hinsichtlich meiner gesetzt, aber in dieser ganzen Zeit war ich so fest überzeugt, auch nicht das Geringste werth zu sein, daß ich innerlich über Jeden lachte, der mir sagte, daß ich zu irgend etwas tauglich wäre. Nur verspürte ich einen gewissen unerklärlichen und unwiderstehlichen Hang, in Literatur zu schwelgen, flüchtig zu lesen und bald Verse, bald Prosa niederzuschreiben; ich endete aber stets damit, daß ich die Bücher und Blätter in einen Winkel warf und wieder den Gedankenlosen spielte, eine Beschäftigung, für welche ich, um die Wahrheit zu gestehen, immer eine gewisse Neigung besessen habe. Seit dem Jahre 1831 hatte ich, während ich ohne Anleitung und ohne festen Plan arbeitete, dann und wann über die damaligen Zustände ein Gedicht zu Stande gebracht, und es war mehr die Gunst der Freunde, als mein eigenes Urtheil, welche mich darauf hinwies, daß sich mir ein neuer Weg eröffnen könnte. Eine Weile vernachlässigte ich diese Art von Beruf, dann nahm ich ihn beinahe mit Gewalt und um eine Probe anzustellen wieder auf, ungewiß, ob ich zu einem Abschlusse gelangen würde. Jahr für Jahr habe ich dann diese Beschäftigung fortgesetzt, ohne Anmaßung, ohne Haß gegen Jemand insbesondere und ohne für baare Münze zu nehmen, was die Leute Gutes von meinen Gedichten sagen und mir für die Zukunft davon versprechen... Ich habe geliebt, wie man nur lieben kann, auch habe ich lebhafte Freundschaftsgefühle gehegt. Ueber die Freundschaft darf ich mich nicht beklagen, oder es sind nur Kleinigkeiten, wohl aber, sei es nun in Folge eigener oder fremder Schuld, über die Liebe, welche ich indessen endlich zum Schweigen brachte, so zwar, daß ich an Herz und Geist starke Einbuße erlitt." Diese schlichten Selbstbekenntnisse Giustis, welchen der Stempel der reinsten Wahrheit aufgeprägt ist, sind für die Beurtheilung des Dichters ungemein werthvoll, weil sie uns einen unmittelbaren Einblick in sein Seelenleben gewähren. Ueber das düstere Kapitel seiner verfehlten Liebe gleitet Giusti flüchtig hinweg; auch weisen die Gedichte, abgesehen von einem im Nachlasse desselben gefundenen Fragment, nur geringe Spuren jener Liebe auf, welche mehr, als Giusti Wort haben wollte, an seinem Lebensmark gezehrt zu haben scheint. Klagt er doch in dem erwähnten: „Ad una Donna" überschriebenen Fragment noch viele Jahre, nachdem ihm jene tiefe Herzenswunde geschlagen war:

„Und ich, verdüstert, wende
Vorwärts den Fuß und rückwärts die Gedanken.
Wo ist die Stätte, da ich Heimat fände,
Der Liebelose, dessen Schritte wanken
Von Ort zu Ort voll Pein,
Stets in der Welt Gewühl und stets allein!"

Für seinen Seelenschmerz mochte Giusti in der Freundschaft der edelsten Männer seines Landes einigermaßen Trost finden; besonders waren es Alessandro Manzoni, sowie der als Schriftsteller und Staatsmann in hohem Ansehen stehende Massimo d'Azeglio und der Geschichtschreiber Gino Capponi, mit denen der Dichter auf's Innigste befreundet war. In dem Hause Gino Capponis zu Florenz fand Giusti auch während seiner letzten Krankheit die liebevollste Aufnahme und Pflege, bis er am 31. März 1850 durch einen Blutsturz hingerafft wurde.

Ungeachtet der trüben Lebenserfahrungen, welche dem Dichter beschieden waren, würde man doch bei der Annahme fehlgehen, daß derselbe seine Satiren aus einer verbitterten Gemüthsstimmung heraus geschrieben habe. Im Gegentheil legte Giusti großes Gewicht darauf, in seinen Poesien Alles zu vermeiden, was auch nur entfernt einer persönlichen Satire gleichen konnte. Auch in seinen Briefen betont er immer und immer wieder, daß er diese Art der Satire für durchaus verwerflich halte, indem er sich bemüht, die in dieser Hinsicht gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu entkräften. „In den wirklich von mir verfaßten „Scherzi"", schreibt er im Jahre 1844 an Alessandro Manzoni, „habe ich niemals eine bestimmte Persönlichkeit zur Zielscheibe genommen, und ich rufe hierfür den vernünftig denkenden Theil meiner Landsleute zum Zeugnisse auf. Mein Streben war darauf gerichtet, Alle insgesammt, nicht aber Einzelne zu treffen, und wenn ein bestimmter Name in das Ohr oder in den Geist desjenigen, der meine Gedichte las, Eingang gefunden hat, so ist es nicht meine Schuld, sondern die Schuld der Commentare, welche ein Jeder nach seinem Gutdünken machen wollte. Ihnen, die Sie in der Kunst Meister sind, würde es nicht in den Sinn kommen, zu glauben, daß das epigrammatische Talent sich von Sticheleien nährt; ebenso wenig würden Sie daran denken, einem bestimmten Orte oder einer bestimmten Person eine Satire anzuheften, welche in Florenz wie in Mailand heimisch sein und sich ebensowohl auf einen Genueser wie auf einen Neapolitaner beziehen kann. Allein gewisse zum Zorn geneigte und mit winzigem Gehirn versehene Leser können nicht überzeugt werden, wie Jemand stechen kann, ohne persönliche Rache zu nehmen, noch wie aus dem Besonderen das Allgemeine hervorgeht, welches zu der Wahrheit als seiner Quelle zurückführt. Gewöhnt, in der armseligen Sphäre der kleinlichen Rache und der Klatschereien zu leben, können sie ohne Eigennamen nicht vorwärts kommen und glauben, daß der Spott der Moralisten darin besteht, auf den ersten besten Vorübergehenden loszustürzen, und daß die Satire, falls sie nicht ihre Spitze gegen ein bestimmtes Opfer richtet, nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermag."

An Stoffen für seine Rügelieder litt Giusti trotz seiner Abneigung gegen die persönliche Satire keinen Mangel; fehlte es doch zunächst im politischen und gesellschaftlichen Leben Italiens nicht an Verirrungen, welche die Satire gewissermaßen

Digitized by Google

herausforderten. An erster Stelle war es die sein Vaterland bedrückende Fremdherrschaft, welche der Dichter unablässig mit den scharfen Waffen des Sarcasmus bekämpfte. Wir wollen ihm aber nicht verargen, wenn er hierbei auch manchen spitzen Pfeil gegen die „Tedeschi“ von der Sehne schnellen ließ, zumal da er stets nur von der reinsten Vaterlandsliebe geleitet wurde. In einer seiner Satiren erzählt er, wie er gelegentlich in Mailand mit einem Sohne Alessandro Manzonis in der Kirche Sant' Ambrogio dem für die Soldaten der östreichischen Garnison veranstalteten Gottesdienste beiwohnte. In der Nähe der „Böhmen und Kroaten“ fühlt sich der Dichter von einer Art Ekel ergriffen, als er plötzlich durch die Musik des Chors von Verdi: „O Signore, dal tetto natio“ so tief gerührt wird, daß er lauschend sich „in die plumpe Schaar aus Norden“ mischt, gleichsam als ob es seine eigenen Landsleute geworden wären. Erst als die Musik verstummt, kehrt das alte Gefühl des Widerwillens in dem Dichter zurück, um jedoch sofort wieder einer besseren Regung zu weichen, da die nordischen Soldaten nunmehr ein deutsches Lied anstimmen.

„Ach, jener Hymnus klang so süß beklommen,
Wie Lieder aus der Kindheit, die das Herz,
Das einst von trauter Stimme sie vernommen,
Uns wieder vorsingt in des Lebens Schmerz.
Mir war's, als säh ich meine Mutter kommen,
Ein Sehnen fühlt' ich Lieb- und Ruhewärts,
Ein Grau'n, verbannt zu sein in fremden Landen,
Daß tief in Träumen mir die Sinne schwanden.“

Dies ist fürwahr nicht die Sprache eines Deutschenhassers, als welcher Giusti eine Zeit lang gegolten hat. Andererseits war es sein gutes Recht, den Italienern ohne Unterlaß in's Gedächtniß zu rufen, daß ihr Streben darauf gerichtet sein müßte, die Fremdherrschaft zu beseitigen. Deshalb ging er auch nicht gerade schonend mit den Kosmopoliten unter seinen Landsleuten um, indem er ihr Weltbürgerthum in der „Gli Umanitari“ betitelten Satire auf's Witzigste persifflirte:

„Mich gebar die Welt. Was brauch' ich
Weiter? Für Italien tauch' ich
Nie mehr eine Feder ein.

Hört, Landsleute, meine Theuren,
Warum schließt ihr euch mit euren
Alpen und Sicilien ab?

Soll man hier in seinem dumpfen
Engen Mutterland verschrumpfen?
Sind die Menschen Blumenkohl?“

Der Dichter erläuterte seine wirkliche Ansicht in dem Schreiben in welchem er die erwähnte Satire einem seiner Bekannten widmet. „Ich bitte Sie“, heißt es daselbst, „diese Phantasie anzunehmen, welche geschrieben wurde, um ein wenig jene philosophischen Humanitarier zu verspotten, welche auf dem bequemen Gebiete der Allgemeinheiten umherstreifen und sich darin versuchen, durch das in ihren luftigen Lehren enthaltene Geschwätz die eitle Menge zu täuschen. Wäre jede Nation Herrin in ihrem Hause, so könnte man anfangen von allgemeiner Brüderlichkeit zu sprechen: so lange wir aber gewisse gute Herren auf dem Nacken haben, will ich fortfahren, beim Aufstehen und wenn ich mich niederlege statt des Vaterunser die beiden toscanischen Sprüchwörter zu summen: „Tre fratelli, tre castelli.“ „Ognum per sè e Dio per tutti.““

Als die hauptsächliche Ursache der politischen Unselbstständigkeit Italiens erkannte Giusti das wenig patriotische Verhalten der kleinen Landesfürsten, denen er deshalb in den Satiren: „Lo Stivale“ und „L'Incoronazione“ die bittersten Wahrheiten in's Gesicht schleuderte. Andererseits war der Dichter sehr weit von dem blinden Tyrannenhaß entfernt, welcher den Dichtungen Vittorio Alfieris eigenthümlich ist. Vielmehr war er einer der Ersten, welcher seinem Fürsten, dem Großherzog Leopold II. von Toscana, die Versöhnung anbot, als derselbe im Jahre 1847 dem Lande eine Verfassung gewährte. Freilich mußte Giusti wegen seiner gemäßigten Haltung manchen Schimpf und Hohn von Seiten der Radicalen erdulden, deren freiheitliche Gesinnung darin gipfelte, alle Diejenigen zu verunglimpfen, welche nicht mit ihnen in dem Umsturz aller bestehenden Einrichtungen das ausschließliche Heil erblickten. Der Dichter machte überdies kein Hehl daraus, daß er bei einem Politiker vor Allem die Ehrlichkeit schätzte. „Wer nicht“, schreibt er im Jahre 1848 an einen Freund, „unter allen Umständen ein Ehrenmann ist, mag eine gelbe oder schwarze oder dreifarbige Fahne entfalten, er steht nicht in meinem Kalender, und ich wünsche nicht in dem seinigen zu stehen. Lieber in der Hölle in Gemeinschaft mit den Ehrlichen, als zugleich mit den Betrügern im Paradiese. Mir erscheint es als eine Lästerung, das arme Volk Canaille zu nennen, dagegen halte ich für eine sehr heilige Rede, alle Diejenigen als Canaille zu bezeichnen, welche das arme Volk betrügen ... Ich vertraue auf Gott, daß er mir früher oder später die Kraft verleihen wird, diese Schande zu enthüllen, wie ich in den früheren Jahren, als jene Feiglinge schwiegen, zitterten oder sich wie Knechte geberdeten, den Muth hatte, andere Schändlichkeiten zu offenbaren. Der Unwille schäumt augenblicklich in mir über, und erdrückt mich. Ich glaubte die Geißel für immer aus den Händen gelegt zu haben und freute mich darüber, weil ich niemals daran Gefallen fand, meinen Nächsten zu verhöhnen, jetzt sehe ich aber unglücklicherweise, daß meine Aufgabe noch nicht beendet ist.“ Es ist keineswegs eine leere Redensart, wenn der Dichter versichert, daß er nur mit Widerwillen seinem Amte als Rügedichter obliege; tauchten doch häufig genug in ihm Zweifel auf, ob er überhaupt würdig wäre, seine Mitmenschen zu richten. Diesen Zweifeln gibt er in einer seinem Freunde Gino Capponi gewidmeten Satire rührenden Ausdruck, indem er sich daselbst folgendermaßen apostrophirt:

„Und wer bist du, der über Brudergeister
Die Geißel schwingst, von bittrem Zorn entflammt,
Und der, im Loben karg, im Rügen dreister,
In harten Liedern diese Zeit verdammt?
Ward denn auch dir, gleich deinem hohen Meister,
Vertraut der Kunst geheimes Priesteramt?
Warst du bemüht, eh' du hervorgetreten,
Hochmuth und Thorheit in dir selbst zu jäten,
Der du die Andern richtest insgesammt?“

Derjenige, welchen Giusti als seinen Meister oder vielmehr, wie es im Original heißt, als sein „Muster“, „modello“, bezeichnet, ist kein Geringerer als Dante, welchem er eine grenzenlose Verehrung zollte, von der mehrere seiner Poesien vollgültiges Zeugniß ablegen. Unter Anderem dichtete er eine seiner schönsten Oden, als das von Giotto gemalte Bildniß des Dichters der göttlichen Komödie in Florenz — nicht in Rom, wie es in der Uebersetzung Heyses anscheinend in Folge eines Schreibfehlers lautet — entdeckt wurde. Ueber die Einwirkung, welche Dante auf Giusti ausgeübt hat, besitzen wir auch eine authentische Mittheilung des Letzteren in einem Briefe an Marco Tabarrini, welchem er bei der Uebersendung einiger Satiren schreibt: „Wer würde behaupten, daß die von mir zu Dante gehegte Liebe diese vier „Scherzi“ hervorgebracht hat, welche von der Manier Dantes so weit entfernt sind? Und trotzdem ist es so; und Jahre hindurch habe ich kein anderes Buch gekannt.“ In einer Reihe von Gedichten Giustis ist der Einfluß Dantes ganz unverkennbar. Wir weisen in dieser Hinsicht nur auf den zweiten Theil des „Gingillino“, jener schneidigen Satire auf das „Streberthum“, hin, welcher lebhaft an die göttliche Komödie erinnert. Die Absicht, welche dem Dichter in dieser Satire vorschwebte, ging, wie er am 9. Mai 1845 der Marchesa Luisa d'Azeglio schreibt, dahin: Diejenigen, welche mittelst schmutziger und schimpflicher Handlungen auf Kosten des Staates in die Höhe zu gelangen suchen, in ihrer ganzen Niedrigkeit und Schmach bloszustellen. Schon in einer früheren Dichtung, den bereits erwähnten „Erinnerungen an Pisa“, hatte Giusti einen ähnlichen Gegenstand behandelt,

Digitized by Google

indem er, an die Erlebnisse seiner ausgelassenen Studentenzeit anknüpfend, dem eigenen Lose und demjenigen seiner Freunde, welche damals mit ihm „in lustigen Nächten die Tricolore sangen im Chore", das Schicksal der Carrièremacher gegenüberstellt, denen er spöttisch zuruft:

„Wie oft entpuppt sich ein
Sokrates-Affe
Später als schlotternder
Lump oder Laffe.
Gesund, kasteit er sich;
Mit Rheumatismen
Spielt er den Satyr —
O Anachronismen!
Spät erst ein Thor —
Sei Gott davor!"

Allerdings kann sich der Dichter nicht verhehlen, daß, wie Gingillino, auch jene „Sokrates-Affen" rasch zu Amt und Würden gelangt sind; allein er tröstet sich mit dem Bewußtsein:

„Mögen sie jetzt sich auch
Blähen und prunken,
Sind doch in Selbstsucht und
Gelbsucht versunken.
Und wir — (o Taugenichts,
Nimm dir's zur Lehre!)
In unserm Winkel hier,
Ohne Carrière,
Sind jung geblieben,
Lachen und Lieben."

Mit nicht minder scharfem Spotte zieht Giusti in der Satire „La Vestizione" gegen die Ordensjäger zu Felde, von denen er uns in dem wucherischen Spezereihändler Becero ein wahres Prachtexemplar vorführt. Da Paul Heyse, dessen vorzüglicher Uebersetzung wir die bisher mitgetheilten Belagsstellen aus den Gedichten Giustis entnommen haben, die erwähnte Satire nicht übertragen hat, so mag eine kurze Analyse derselben hier ihren Platz finden. Der Krämer Becero, welcher durch Wucher und Betrug Millionär geworden ist, steht, nachdem er die übliche Bezahlung geleistet hat, im Begriffe, mit feierlichem kirchlichen Pomp als Ritter des toscanischen St. Stephanordens aufgenommen zu werden. Während der kirchlichen Ceremonie hat Becero plötzlich eine beängstigende Vision, die ihn umgebenden Ritter und Priester verwandeln sich in fürchterliche Phantome, und da, wo sich soeben noch das Hostientabernakel befand, glaubt er eine dürre Gestalt, in welcher er den „Wucher" erkennt, wahrzunehmen. Durch diese Erscheinung erschreckt, will er entfliehen; allein seine Sinne verwirren sich, so daß er sich, statt in der Kirche, auf der Anklagebank, ja sogar schon auf der Richtstätte wähnt. Der ersten Vision folgt bald eine andere; Becero glaubt eine Anzahl Edelleute wahrzunehmen, welche ihn, den Krämer, der sich in den vornehmen Orden eindrängt, verhöhnen und an seinen schimpflichen Lebenswandel erinnern. Als auch diese Erscheinung gewichen ist, drängen sich, wie der von seinem bösen Gewissen gepeinigte neue Ordensritter wahrzunehmen meint, seine alten Freunde heran, die, nachdem sie ihn mit den Worten: „Salute a Becero, viva il Droghiere" höhnisch begrüßt haben, sein Sündenregister vervollständigen, bis er mit dem Ende der kirchlichen Feier aus seinem wüsten Traume erwacht. In einem an Alessandro Manzoni gerichteten Schreiben bemerkt Giusti hinsichtlich dieser Satire: „Man könnte mir einwenden, daß „das Ordensfest" eine lediglich toscanische Satire ist, weil sie den Orden des heiligen Stephan zur Zielscheibe nimmt. Ich würde jedoch antworten: daß die Beispiele von Personen, welche sich aus der Niedrigkeit und Schande zu ritterlichen Ehren erheben, in der ganzen Welt unendlich zahlreich sind, und wenn diese Satire Werth haben sollte, so könnte sie im Grunde eine europäische genannt werden ... Ich habe den in Toscana herrschenden Mißbrauch und zugleich die auf ihren Besitz pochenden Emporkömmlinge aller Länder treffen wollen. Geschieht es nicht etwa, daß jene von derjenigen Gesellschaftsklasse, in welche sie sich hineindrängen, scheel angesehen, und von derjenigen, welche sie verlassen wollen, verspottet, genöthigt sind, sich unter den Fittigen der absoluten Gewalt zu verstecken, welche Niedrigkeiten und Vergehen vergißt, sofern nur die Zahl der Bedienten wächst? Inzwischen ruft man hierselbst, wenn das Gerücht geht, daß Dieser oder Jener die Absicht hegt, das Rittergewand des St. Stephansordens anzulegen: „ein neuer Becero"; und wäre es nicht Anmaßung, so würde ich wiederholen, was ich sagen höre, daß nämlich einige die erwähnte Absicht aufgeben, um nicht hinter ihrem Rücken die Worte zu vernehmen: „Salute a Becero, viva il Droghiere.""

Wie Giusti für die Thorheiten des Bürgerstandes einen scharfen Blick besaß, erkannte er auch die Nichtigkeit des Treibens der vornehmen Welt, deren blinde Verehrung für alles Ausländische er in der Satire: „Il Ballo" geißelte. Unter den Figuren, welche der Dichter uns auf dem in der erwähnten Satire geschilderten Ballfeste vorführt, befindet sich auch der politische Gaukler, der je nach Bedarf in liberaler oder reactionärer Maske auftritt, und welchem Giusti in dem berühmten „Scherzo": „Il Brindisi di Girella" ein besonderes Denkmal gesetzt hat. Heyse hat die letztere Dichtung ebenfalls nicht übertragen, weil dieselbe durch die virtuose Reimkunst im Refrain in der That jedes Versuches einer Nachdichtung spottet. Die mit feiner Ironie den Manen des Herrn von Talleyrand gewidmete Satire enthält den Trinkspruch Givellas, welcher unter allen Regierungssystemen seinen Vortheil zu finden gewußt hat und in einer schwachen Stunde beim Weine die Grundsätze mittheilt, nach denen er verfährt. „Während der Aufstände", bekennt Givella, „hielt ich als Compaß für jeden Sturm zehn bis zwölf Cocarden in der Tasche. Fiel der Priester, so spielte ich den Atheisten, indem ich heilige Lampen, Christusbilder und Meßgewänder, sowie Hab und Gut der Klöster stahl. Wenn dann der Zopf wieder Mode wurde, errichtete ich, dem Papste und meinem Souverän gehorsam, Galgen. Das geraubte Gut stand mir nicht im Wege, denn, indem ich Thron und Altar vertheidigte, erstattete ich niemals zurück, was ich gestohlen hatte." Mit Recht bringt Givella daher seinen Trinkspruch aus auf die Harlekins, auf die großen und kleinen Marionetten, sowie auf die Masken eines jeden Landes, auf die Ausschüsse, die Clubs, die Fürsten und die Kirchen:

„Viva Arlecchini
E burattini
Grossi e piccini;
Viva le maschere
D'ogni paese;
Le Giunte, i Club, i Principi e le Chiese."

Wir müssen darauf verzichten, ein auch nur annähernd vollständiges Verzeichniß der Satiren Giustis zu entwerfen und die Charakterisirung der einzelnen Figuren fortzusetzen, welche der Dichter so plastisch und lebenswahr darzustellen vermochte, daß sie seiner unmittelbaren Umgebung entnommen zu sein scheinen. Fast keine Gesellschaftsklasse entging den Sarkasmen Giustis, der sich in dieser Hinsicht seinem Vorgänger Parini überlegen erwies, da Letzterer in seiner satirischen Dichtung: „Il Giorno" im Wesentlichen nur den Adel zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hatte. Dieser Universalcharakter der Satiren Giustis enthält aber die sicherste Bürgschaft, daß jene keineswegs so rasch, wie der Dichter selbst in seiner bescheidenen Weise glaubte, untergehen, vielmehr in der italienischen und wohl auch in der Weltliteratur dauernd einen Ehrenplatz behaupten werden.

Siegfried Samosch.

Digitized by Google

Culturgeschichte und Naturgeschichte.

Keinem aufmerksamen Beobachter kann es entgangen sein, in welchem Grade die landläufige Geschichtsschreibung während der letzten Jahrzehnte an Credit eingebüßt hat, wie sehr sie einem Verjüngungs- und Vertiefungsprocesse zugänglich geworden ist. Eine bloße Aufzeichnung und chronologische Ordnung der Ereignisse, mit der man sich vordem begnügte, überzufrieden schon, wenn nur die thatsächlichen Daten richtig waren, hat gewiß ihren Werth, indessen wäre dieser Werth ein sehr bescheidener, und es würde kaum die Mühe der Forschung lohnen, wenn man die Völkergeschichte nur als eine Aufeinanderfolge von Geschehnissen der Willkür und Laune betrachten wollte, je nachdem die „Anführer" der verschiedenen Menschenherden wohlwollende oder tückische Menschen waren. Müßten wir annehmen, daß die Geschichte ganz anders gekommen wäre, wenn Alexander zufällig ein Feigling oder Nero der Edelste seines Geschlechtes gewesen wäre, so könnte uns der Rest völlig gleichgültig sein, denn dann wäre die ganze Geschichte ein bloßes Würfelspiel, um die Zeit zu tödten, und der Geschichtsschreiber stände weit unter dem Billardmarqueur, der wenigstens die Wirkungen wohlberechneter Stöße zu verzeichnen hat. Mit einem Worte, das Studium einer Geschichtsschreibung von dem Standpunkte eines müßigen Zuschauers und mechanischen Registrators dünkt mich eine der ärgsten Freiheitsstrafen, die man lesenden und denkenden Wesen auferlegen kann.

Man hatte der Geschichtsforschung ein höheres Interesse bekanntlich dadurch zu geben gesucht, daß man ihr das Motto gab: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", einen Ausspruch, den man aber nicht vom Standpunkte der menschlichen Gerechtigkeit nehmen darf, denn ein Gericht, welches in der Regel die Kinder für die Sünden ihrer Großväter heimsucht, würde schon vor dem Tribunale des blödesten Landrichters der Ungerechtigkeit geziehen werden. Diese Idee, die Hausmoral des täglichen Lebens, einer gewissen Klasse, eines bestimmten Volkes, einer modernen Zeit, als allgemeinen Maßstab an die Geschichte anderer Zeiten und Völker zu legen, wäre schon an sich ganz verkehrt, aber das Verfahren wird doppelt unglücklich dadurch, daß die „Moral" der Völker überhaupt mit der Moral des Einzelnen keine Verwechselung gestattet, wie ich in diesem Journale früher einmal, hinsichtlich der „Politik der ehrlichen Leute", zu erläutern gesucht habe.

Das allmähliche Aufdämmern dieser Einsicht hat die bemerkenswerthe Wendung unserer Geschichtsschreibung von der Aufzählung der Thaten und Abenteuer zur Culturgeschichte veranlaßt. Der Grund war offenbar der, daß man der Gesetzmäßigkeit und Moral von der Geschichte, die sich von außen her nicht ergründen lassen wollte, nunmehr von innen her beizukommen hoffte. Man schoß dabei freilich vielfach noch weiter am Ziele vorbei, indem man in die verhängnißvolle Mitarbeiterschaft fürstlicher Kammerdiener und verabschiedeter Höflinge gerieth, wobei die Verinnerlichung der Geschichte auf eine Reihe theils pikanter, theils skandalöser Boudoiranekdoten hinauslief. Das menschliche Geschlecht neigt keineswegs in seiner schönern Hälfte allein zur allerintimsten Kritik des lieben Nächsten und je schmähsüchtiger und gehässiger der geheime Geschichtsschreiber mit seinen Helden umgegangen ist, desto geschätzter werden seine Memoiren für das Klatschbedürfniß der Sittenmaler. Unter dem Namen „Culturgeschichte" erhalten wir von denselben oft nur eine Geschichte der Hofklatschereien, Moden, Albernheiten und anderer Nichtigkeiten, und das Ganze läuft auf eine Kleinigkeitskrämerei hinaus. Was hat es z. B. mit der Weltgeschichte zu thun, daß Tiberius und Nero sehr ausschweifende Leute waren? Pompejus, Cäsar, Antonius und Augustus waren es ebenfalls und es erschien den Zeitgenossen nicht als Flecken an ihrer Größe. Das einzig Bemerkenswerthe daran ist also vielleicht, daß diese Personen es nicht für nöthig hielten, ihre Neigungen verborgen zu halten, weil die Mehrzahl sie ganz in der Ordnung fand.

In der üblichen Geschichtsschreibung spiegelt sich meist nur auf höherer Stufe die Schwierigkeit der menschlichen Selbsterkenntniß; man begnügt sich, oberflächlich über Personen und Verhältnisse abzuurtheilen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich selbst in die Lage der Angeklagten zu versetzen, ohne die zwingenden Nothwendigkeiten zu erwägen, welche den Einen zu einem nützlichen, den Andern zu einem schädlichen Gliede der Gesellschaft machten. Diesem epidemisch grassirenden Mangel an Menschheitsselbsterkenntniß den Krieg zu erklären, und die historische Kurzsichtigkeit mit Messer und Brenneisen zu operiren, schrieb Friedrich von Hellwald seine nach Jahresfrist bereits in zweiter Auflage erschienene Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart*) und ich glaube mit aller Bestimmtheit, daß dieses Buch einen Wendepunkt in der Geschichtsschreibung herbeiführen wird. Das Buch gehört den Verzweigungen der großen Bewegung an, welche Darwin unter den Geistern des neunzehnten Jahrhunderts angefacht hat. Von der Idee der Entwickelung, dem „Sesam" der modernen Forschung ausgehend, weist Hellwald darauf hin, daß die menschliche Gesellschaft so gut wie der Bienen- und Ameisen- oder Polypenstaat nur einen Organismus höherer Ordnung darstellt, der sich nach nothwendigen und allgemein geltenden Naturgesetzen entwickelt, so daß die Culturgeschichte in letzter Instanz doch Naturgeschichte bleibt und als solche erforscht werden muß.

Die Völker treten einander gegenüber als verschiedene Naturgattungen, die, ihrer Heimat und Blutmischung gemäß, sich zu einem Ziele entwickeln, welches sie ebensowenig kennen, als die Raupe ihr Schmetterlingsleben. Unabänderlich treten sie mit ihren Nachbarn in Kampf und Mitbewerbung, um unterzugehen oder zu siegen, nach der Strenge eines Naturgesetzes, durch Anlagen, die sich im letzteren Falle möglicherweise weiter ausbilden werden. Von Moral oder Gemüthlichkeit ist bei dem Aufeinanderprallen der Massen keine Rede. Wie die chemischen Verwandtschaften im lebenden Körper andere Wege gehen als im todten, so wandeln sich die Naturgesetze in dem Organismus höherer Ordnung zu Gesellschafts- oder Moralgesetzen, die oft genug mit dem „Naturrechte" in schreiendem und gleichwohl rechtmäßigem Gegensatze stehen, woraus folgt, daß die Moral bei jeder Gesellschaftsvarietät eine andere sein wird, und ihre Gesetze, wie Montesquieu sagte, mit den Breitegraden wechseln.

Es ist einleuchtend, daß von einem so erhabenen Gesichtspunkte das Urtheil über sogenannte Verirrungen und Abwege ein sehr vorsichtiges und mildes werden muß. Die Culturforschung hat weder Neigung zur Bewunderung noch zum Bejammern der Dinge; sie preist und verdammt nicht, sondern sucht zu verstehen. Nirgends hat wohl das schöne Wort der Frau von Staël: „Alles begreifen, heißt Alles verzeihen!" eine tiefere Begründung und eine universalere Anwendung gefunden, als in Hellwalds Culturgeschichte. Der Schandthaten Einzelner wird grundsätzlich gar nicht gedacht, denn sicherlich waren diese Sündenböcke der unverständigen Geschichtsbehandlung entweder die normalen Producte ihrer Zeit und Gesellschaft oder es waren Naturirrthümer, sociale Mißgeburten, und in beiden Fällen ist davon kein Aufhebens zu machen, noch hat es einen Sinn, ihnen unaufhörlich auf's Neue zu fluchen. Sie gehören der Menschheitspathologie und Teratologie an. Auch das Herabsteigen der Völker von höheren Culturstufen führt zu keinen abgründlichen Betrachtungen über die Verworfenheit der menschlichen Natur, denn so gut wie die Individuen erster und zweiter Ordnung, so werden auch diejenigen der dritten und vierten Ordnung, die Völker, altern und endlich den Weg gehen müssen, den alles Entstandene gehen muß.

In dieser Betrachtungsweise erscheinen denn auch gar manche von unserem Standpunkte gerichtete sociale Einrichtungen in einem ganz anderen Lichte. Das Kastenwesen, die Sklaverei, der Feudalismus und Aehnliches geben sich als vollkommen natürliche und nothwendige, daher auch über die gesammte bewohnte Welt verbreitete Durchgangsstufen der Cultur zu erkennen, ja sogar der Fanatismus, die Religionskriege, Inquisition und Hexenprocesse finden ihre unparteiische Würdigung. Das geht nun natürlich

*) Augsburg 1877, Lampart u. Co. 2 Bde.

Digitized by Google

allen Schwärmern für Freiheit, Gleichheit und unveräußerliche Menschenrechte weit über den Horizont. Allein die Möglichkeit ihrer dauernden Ausführung birgt ja schon den Beweis in sich, daß sie dem Schauplatze und der Zeitanschauung entsprachen. Irrthum freilich war ihr Anlaß, aber ein in solchem Grade nothwendiger Irrthum, daß sich die ausführenden Instanzen denselben meistens zu ewigem Ruhme und unsterblichem Verdienste anrechneten. Diese Rechtfertigung einer Reihe blutiger Carnevalsscherze der Weltgeschichte ist vielfach einer tadelnden Kritik begegnet. Eben weil man sich gewöhnt hatte, die betreffenden Vorfälle und Einrichtungen mit stereotyper Entrüstung zu verdammen, fühlte sich der Verfasser verpflichtet, als Anwalt auf die Seite der Angeklagten zu treten, und so entsteht nicht selten der Schein, als billige er das Geschehene überhaupt, während er nur die Berechtigung des Standpunktes, von dem es geschah, vertheidigt.

Man darf dabei die Entstehungsumstände des Buches nicht vergessen und muß im Auge behalten, daß Hellwald dasselbe im absichtlichen Gegensatze zu der abgeschmackten Heulmeierei der bisherigen Culturgeschichtsdarstellung geschrieben hat. Die Ausführung ist vielleicht nicht völlig frei von polemischer Uebertrumpfung des Gegners und konnte es unter den gegebenen Umständen kaum sein. Mißt z. B. die norddeutsche Geschichtsschreibung den Jesuiten die Schuld an dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bei, so sagt Hellwald: nein, die Protestanten haben angefangen. Das ist nun unbestreitbar richtig; man hat aber dann weiter zu fragen, ob die protestantische Bewegung oder der katholische Widerstand die zeit- und landgemäßere Regung Deutschlands war. Diese Frage ist nun allerdings sehr schwierig zu entscheiden, wenn man mit Hellwald den Irrthum beider Parteien für im Wesentlichen gleich groß erachtet. Aus dieser Vogelperspective läßt sich allerdings dann auch sagen: Lourdes sei eine normale Erscheinung und das unfehlbare Papstthum sei vollberechtigt, da es ja von der Mehrzahl der Katholiken gebilligt werde. Aber ob es gebilligt wird, das scheint mir eben die Frage! Unterwerfung aus Gleichgültigkeit unter einen gegen die ursprüngliche Majorität der Bischöfe eingeführten Glaubenssatz ist doch noch lange keine Zustimmung. Aber in dem Culturkampfe handelt es sich, wie mir scheint, weniger um die Frage, auf welcher Seite liegt der geringere oder der wohlthätigere Irrthum, als vielmehr darum, ob ein Staat Parteiungen gewähren lassen dürfe, die auf Untergrabung seiner Macht hinarbeiten.

In diesen und anderen Punkten kann ich mit den Ansichten des Verfassers keineswegs übereinstimmen, aber ich erkenne an, daß sein Buch naturnothwendig in dieser schroffen Form erscheinen mußte, wenn es einer tieferen Würdigung der Culturgeschichte den Sieg verschaffen wollte. Denn allerdings war es so eingewurzelten Vorurtheilen gegenüber, wie sie auf diesem Gebiete bestehen, erforderlich, einmal radical vorzugehen, um den Zweifel, mit dem man den Acker düngen muß, auf welchem man Wahrheit ernten will, je stärker desto besser zu erregen. Nur wenige Gebildete werden dieses in der neuen Auflage bedeutend vervollkommnete Werk lesen können, ohne davon heftig angegriffen und erschüttert zu werden, aber ich hoffe auch, keiner wird es schließen, ohne das Bekenntniß, viel daraus gelernt und einen weiteren Horizont dadurch gewonnen zu haben. Ich möchte seine Lectüre mit dem Genusse des Alpensteigens, der bekanntlich nur für kräftige und schwindelfreie Personen im vollen Umfange eintritt, vergleichen; Liebhaber der Bequemlichkeit und Selbsttäuschung, poetische Schönfärber und Gefühlsschwärmer mögen hübsch im Thale ihren Kolb lesen und das Alpenglühen von unten bewundern, denn da oben ist es bitter kalt; ein schneidender Wind weht bis in's Mark, und das ungemilderte Licht der Eisfelder thut den Augen wehe. Aber gerade durch diese Zerstörung aller Illusionen erweist sich die Hellwald'sche Wendung der Culturforschung als die logische Fortführung der Naturforschung, denn auch diese ist, wie der geneigte Leser weiß, den Lieblingsideen der Menschheit und dem schönen Scheine seit jeher feindlich gewesen.

Carus Sterne.

Herrn Chrysanders Händelbiographie und seine psychologischen und culturgeschichtlichen Ansichten.

Die Händelbiographie des Herrn Chrysander ist ein in manchen Kreisen viel gepriesenes Buch. Und von einem gewissen Standpunkte mit Recht. Es zeugt vom gründlichsten Fleiße und emsigsten Studium Alles dessen, was auf Händels Leben und Wirken Bezug hat. Keine Note, die er je erdacht, kein Unternehmen, das er je in's Werk gesetzt, kein Wort, das er gesprochen, kein Brief, den er verfaßt, kein Satz, der über ihn geschrieben, keine Anekdote, die von ihm erzählt wurde, ist vergessen. Mit peinlicher Genauigkeit, mit staunenswerthem biographischen Spürsinne sind die Daten gesammelt und geordnet. So weit ist also das Buch ein vortreffliches. — Prüft man dagegen die psychologischen und culturhistorischen Darlegungen des Herrn Chrysander, so findet man die allersonderbarsten Dinge. Und diese Darlegungen sind um so auffälliger, fordern eine gründliche Erörterung um so entschiedener heraus, als Herr Chrysander bei jeder Gelegenheit auf die Unfehlbarkeit seiner culturhistorischen Anschauungen und seines Urtheils das größte Gewicht legt. Er belehrt — wie später nachgewiesen werden soll — Lord Mahon, Thackeray und Macaulay, wie sie die Geschichte ihres Landes hätten auffassen sollen; er schulmeistert die Musikgelehrten Winterfeld und Kiesewetter in entschiedenster Weise. Er citirt Hawkins und Mattheson lobend, wo sie Händel preisen, meint sogar einmal, Mattheson habe „unübertrefflich" über Händels Orgelspiel gesprochen; sobald sie aber etwas Unrichtiges, Nachtheiliges oder Falsches über den großen Tonsetzer schreiben, werden sie in den Staub getreten; Hawkins ist dann ein „Thatsachenkrämer", „unglaubwürdig", „leichtsinnig"; Mattheson ein Mensch von „schäbiger Gesinnung", und Seite 104, 3. Band, wird er um eines allerdings niedrigen Spottes willen innerhalb 9 Zeilen als ein Mensch von „hündischer Vorstellung", „niedriger Gesinnung" und „schimpflicher Musikantenbeschränktheit" geschildert. Wer so schreibt und urtheilt, der räumt der Forschung das unbeschränkteste Recht ein, seine Darlegungen einer sehr gründlichen und strengen Prüfung zu unterwerfen.

Gleich auf Seite 12 des ersten Bandes findet sich eine Deduction, die in ihrer Art ein Unicum genannt werden kann. Ich citire den ganzen Satz wörtlich, damit Niemand den Argwohn einer Verdrehung hegen könne: „Daß Georg Friedrich (Händel) auch seines alten Vaters, nicht blos der Mutter Liebling gewesen, setzen die Erzählungen unbestimmt voraus. Den sicheren Beweis lieferte mir eine Thatsache, die mich höchlich überraschte: den noch lebenden Herrn Otto Händel, Buchdruckereibesitzer zu Halle, fand ich auf den ersten Blick dem großen Manne ähnlicher, als viele Kupferstiche. Was sich so lange, und zwar bei einer Nebenlinie, die sich schon um 1620 abzweigte, gleichmäßig erhielt, ist gewiß als das echt Händel'sche Familiengesicht anzusehen. So ist kein Zweifel: Beide, Vater und Mutter, fanden sich in ihm wieder." Man mag nun diese Beweisführung regressiv oder progressiv stellen, vom Besonderen auf das Allgemeine oder umgekehrt ausgehend, man wird immer zu folgender höchst ergötzlichen Folgerung gelangen: Weil Herr Otto Händel dem großen Händel ähnlicher sieht als viele Kupferstiche, ist der große H. der Liebling auch seines Vaters gewesen; denn wenn Einer der Liebling seiner Eltern war, so kommt nach 150 Jahren in einem ganz entfernten Nebenzweige ein Gesicht vor, das jenem ganz ähnlich sieht. Herr Chrysander hat mich einmal mit dem charmanten Compliment beehrt, ich stellte die Logik auf den Kopf; ich kann das von ihm nicht sagen, denn seine Logik hat gar keinen Kopf. Uebrigens steht dies höchst unterhaltende Beispiel durchaus nicht vereinzelt da, ich werde später noch ein ganz ähnliches citiren, bei Gelegenheit der Frage, warum Händel nur eine Passionsmusik componirt hat. Chrysander wird eben nur von Chrysandern übertroffen!

Seite 78 findet sich folgende kunsthistorische Darlegung: Herr Chrysander sagt, die Deutschen jener Zeit haben „ungemein wenig Fähigkeit zu kunstmäßiger und würdiger Gestaltung"

Digitized by Google

dramatischer Gebilde besessen, ihre geistlichen Stücke schrieben sie selbst, die weltlichen viel besseren empfingen sie „halb fertig vom Auslande". Und nun beweist er: „Man gebe den deutschen Versuchen den Vorsprung, den die französischen und italienischen wirklich hatten, so stellt sich das Verhältniß ganz anders. Dann wäre eine Durchdringung des Weltlichen und Geistlichen, das nun auseinanderfiel, möglich gewesen; Händel hätte die musikalische deutsche Bühne ebenso geraden Weges zur Höhe führen können, wie Shakespeare die englische, und Bach würde nicht nöthig gehabt haben, seine herrlichen Gaben größtentheils fruchtlos an Kirchencantaten zu verschwenden. Wie viele Kräfte unter deutschen Musikern dazu vorhanden waren, zeigen die Jahre 1720—50 bei aller Ungunst der Verhältnisse dennoch sehr deutlich. Wirklich kam in dieser Zeit alles zur Vollendung, was von 1680 in Hamburg ꝛc. in den Anfängen stecken blieb, nun aber nicht als geistliches Musikdrama, sondern als Cantate, Passion und Oratorium. So wurde, was klein und gar erbärmlich anfing, endlich doch noch groß und herrlich, und man überzeugte sich wieder, daß wir das Volk waren, dem Luther das Evangelium predigte." Also: Wenn die Deutschen keine Deutschen, sondern Romanen gewesen wären; wenn sie das diesen Nationen eigenthümliche Geschick dramatischer Gestaltung besaßen; wenn in Deutschland eine zweihundertjährige Verfassung dem ganzen öffentlichen Leben einen geistigen Impuls gab, daß ein deutscher Shakespeare die Hauptmomente der Geschichte seines Landes auf die Bühne bringen und dabei des allgemeinen Interesses sicher sein konnte; wenn die deutsche Sprache im 17. und den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts anstatt auf tiefer Stufe zu stehen, schon in dem Maße ausgebildet war, wie die französische, italienische und englische, und wenn wir damals solche Dichter hatten, wie jene Nationen — also auch den Vorsprung — dann wären gute Texte geschrieben worden, und Händel führte die deutsche musikalische Bühne zur Shakespeare'schen Höhe. Dagegen hätten wir vielleicht auch keine Bach'sche Passion; wir bleiben daher doch was wir sind! — Es geht doch nichts über folgerichtiges Denken! Seite 145 spricht Herr Chrysander das große Wort aus: „Es ist eine alte Wahrheit, daß der Glaube ausgeht, sobald die Wunder aufhören." Ein gewisser Goethe meinte allerdings „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind". Wir werden später eine Aeußerung Herrn Chrysanders über Goethe citiren.

Eine ebenso bemerkenswerthe als ergötzliche Beweisführung liefert der genannte Musikgelehrte in seinen Betrachtungen über die Händel'sche Passionsmusik. Seite 441, 1. Band, sagt er: „Auf dem Tonsatze Händels ruht die volle Weihe des kirchlichen Gemeindegesanges, die hehre Ruhe, die das Gefühl göttlicher Nähe und Gemeinschaft erzeugen muß ꝛc." Seite 442 sagt er weiter: „Auch Bach hat in diesem Stile nicht viel gesetzt, was Händels Choralgesang gleich kommt, nichts was ihn überragen könnte." Dann kommt S. 443: „Niemand wird den Gesang ohne die tiefste Erschütterung anhören, und Keiner dürfte den Händel dafür loben wollen, daß er ihn in „Esther" zu den Worten, in welchen Hamann um Erbarmen winselt, wieder benutzt. Verflacht ist er jedenfalls, aber nicht aus Nachlässigkeit, **sondern mit ganz bewußter Absicht**. Was mag Händel dazu bewogen haben? Die Frage hängt mit der weiteren zusammen: Warum hat Händel keine weitere Passion componirt?"

Nachdem nun Herr Chrysander im Vorbeigehen bemerkt, daß Händels Passion trotz ihrer Unvollkommenheit „deutsche Frömmigkeit mit dem feinen italienischen Geschmack und mit der englischen Charakterstärke und klaren Gegenständlichkeit zu vereinen wußte" (sonst nichts?), daß wir hier „den Fortgang von Händels Passion zu Bach, und später von Bachs Passion zu Händels Oratorien" sehen, gelangt Herr Chrysander zu dem Schlusse, daß Händel, der „nichts durch den Verstand, und Alles durch Ideen lernte", die opernhaften biblischen Dichtungen seiner Zeit verließ, den „geistlichen Sensualismus überwindend" zum einfachen biblischen Worte zurückkehrte. „Seit 1740 war er über jede musikalische Passion hinweg." Also das ist die Antwort auf die Frage, „was Händel bewogen habe", die wunderbare Arie aus der Passion mit „ganz bewußter Absicht, zu verflachen! Der Leser, der vielleicht glaubt, ich habe irgend einen wichtigen Zwischensatz aus dieser famosen Beweisführung ausgelassen, möge freundlichst sich die Mühe nehmen und Seite 443—48 des ersten Bandes durchlesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich vollkommen genau darstelle.

S. 483 spricht Herr Chrysander von Gluck, Shakespeare und Goethe im Vergleich zu Händel in folgenden Worten: „Händels Werke zeigen historischen Geist in moderner Färbung, während Glucks französische Opern modernen Geist in sorgsames historisches Colorit hüllen. (!!) Diese Entfernung von den Tonkünstlern bringt ihn um ebenso viel den germanischen Dichtern Shakespeare und Goethe näher ꝛc. Nur in der unbefangenen, man möchte sagen harmlosen Doppelstellung zu dem klassischen und dem biblischen Alterthum scheint mir Händel auch gegen diese, besonders gegen Goethe, denjenigen Vorzug zu besitzen, der bei der schiefen Stellung, in welche die Religion in den letzten Jahrhunderten zu mehreren dem Musiker weniger nutzbaren, aber dem Dichter unentbehrlichen Bildungselementen, gerathen ist, allerdings nur einem Musiker zu erreichen war." Diese Worte sind ein recht würdiges Seitenstück zu folgender Schilderung des „Herakles" von Händel, die Herr Chrysander gelegentlich einer Aufführung der Hochschule als Vorrede drucken ließ: „Von der Gesammtschilderung des Herakles darf man behaupten, daß selbst von der altgriechischen Kunst kein Werk erhalten ist, welches den nationalen Helden in einer so erhabenen Treue darstellt." So lauten die geschichtlichen Anschauungen des Herrn Chrysander, der Lord Mahon, Thackeray und Macaulay belehrt. Er sagt im 2. Bande S. 14, nachdem er behauptet, „die Tonkunst sei durch Jahrzehnte Grundkraft", „Träger geschichtlicher Entwickelung" gewesen: „Man vermißt in den betreffenden Geschichtsbüchern selbst die leiseste Hindeutung darauf", obwohl „die Tonstunst am mächtigsten auf die Zeit einwirkte", und weiter: „Wer an der Hand der Tonkunst diese Zeit durchwandert, der erkennt sie nicht wieder in dem Bilde, das in den Geschichtsbüchern steht." Weder Lord Mahon noch die „einsichtigeren Schilderungen", die „Prunkreden Thackerays", noch die „farbenreichen Charakterbilder Macaulays" sind geeignet, jene versöhnende Wahrheit hervortreten zu lassen, welche jene Zeit in ihrer engeren Tiefe birgt, und ohne deren Darlegung die Geschichtschreibung **ihr Amt nur sehr ungenügend verwaltet**." (Ich citire nur wörtlich!)

Daß Herr Chrysander den sittlichen Kern der englischen Geschichte jener Zeit besser erkennt, als die besten englischen Geschichtsschreiber, wird Niemand verwunderlich finden nach all' den von mir angeführten Auslassungen des gelehrten Herrn. Verwunderlich ist nur, daß er neben den englischen Historikern nicht auch den großen deutschen, Schlosser, unterwies. Dieser hat doch in seiner Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts dem geistigen Leben Englands in jener Epoche eine gründliche Darlegung gewidmet; er war mit Gervinus, dem glühenden Verehrer Händels, der in seinem Hause in Heidelberg nur Händel'sche Musik aufführen ließ, befreundet; er war von diesem gewiß auf die Bedeutung Händels aufmerksam gemacht worden — und doch läßt er diesen Punkt, den Herr Chrysander als den wichtigsten jener Geschichtsepoche hinstellt, unberührt, und spricht mehr von Locke und Shaftesbury u. A. Der große deutsche Historiker sagt in seiner Weltgeschichte: „Es soll aus den Schriften einer Nation die Cultur derselben erkannt werden, sowie der Geist, auf welchem alle politischen, moralischen und geselligen Verhältnisse einer gewissen Zeit beruhen." Er geht also augenscheinlich von dem Grundsatze aus, daß für die sittlichen Anschauungen und Bedürfnisse einer Nation die Werke der Dichtkunst und der Philosophie sichereres Zeugniß geben als die Tonkunst. Ich erlaube mir dafür ein Beispiel aus der neuern Geschichte anzuführen. Vom Ende des verflossenen Jahrhunderts bis zum Jahre 1812 befand sich die Tonkunst in Wien auf höchster Höhe. Man kann wohl sagen, in ihr concentrirte sich das ganze geistige Leben der Kaiserstadt. Haydns „Schöpfung", die ersten neun Quartette, und die Cmoll-Symphonie Beethovens waren allgemeines gei-

Digitized by Google

stiges Eigenthum. Aber nicht von dort ging der sittliche und nationale Aufschwung der Nation aus, sondern vom Norden, der von Schillers Tell und Fichtes Reden an die deutsche Nation, von Arndts und Kleists Dichtungen mehr durchdrungen war, als von den großen Werken der Wiener Componisten. Müßig wäre die Frage, welches Kunstwerk als solches höher steht, ob das musikalische oder ein anderes, Shakespeares Julius Cäsar oder Händels Israel, Goethes Faust oder Beethovens Neunte Symphonie, Raphels Disputa oder Mozarts Zauberflöte — aber berechtigt scheint mir die Frage: Ob der menschliche Geist in inneren und äußeren Kämpfen mehr sittliche Thatkraft, mehr bewußte reinere Empfindungen aus den Werken der großen Dichter oder der großen Tonmeister schöpft.

Ich könnte noch gar manche sonderbare Darlegungen des Herrn Chrysander beleuchten, seinen Hinweis auf den gesunden geistigen Gehalt des hannoverschen Hofes, weil er Musik liebte (der Prinzregent, später Georg IV., liebte Musik auch leidenschaftlich), auf seine Erklärung, wie ein recht lustiges Liebeslied später den Worten: „Uns ist ein Kind geboren" im Messias angepaßt werden könnte, und dergleichen noch mehr. Doch ich denke, die ausführlich angegebenen Beispiele genügen vollständig, um zu beweisen, daß die Schwäche der logischen Schlüsse des Herrn Chrysander nur durch die Stärke seines Selbstbewußtseins gegen Andere aufgewogen wird; vergebens sucht man nach Aehnlichem in den biographischen Werken anderer Gelehrten, in Grimms Michel Angelo, in Stahrs Lessing 2c.

Mancher Leser dürfte sich verwundert fragen: Wie war es möglich, daß ein Mann, dem große Musikgelehrsamkeit zuerkannt werden muß, der aber solche unglaubliche Urtheile fällt, eine gewisse Berühmtheit auch als Aesthetiker erlangen konnte, daß ihm die Redaction einer einflußreichen Musikzeitung, also ein Richterspruch in künstlerischen Tagesfragen anvertraut ward? Der Grund dieser Erscheinung liegt in der besonderen Stellung, welche die Musikgelehrten einnehmen und in welcher ihnen größerer Spielraum eingeräumt ist, als anderen Gelehrten. Ich werde diesen Punkt gelegentlich eingehend beleuchten; heute muß ich schließen. Da ich mir bewußt bin, vollkommen ruhig und gründlich zu Werke gegangen zu sein; da jeder Leser sich durch die von mir angegebene Seitenzahl selbst überzeugen kann, ob ich genau citirt und richtig dargelegt habe, so wird die Erklärung, daß ich jede Entgegnung, welcher Art und von welcher Seite immer, unberücksichtigt lassen werde, wohl jedem Unparteiischen gerechtfertigt erscheinen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die französische Krisis drängt das Interesse der orientalischen mehr und mehr zurück. Und das Alles, weil eine handvoll verbissener Ultramontaner und bigotter mehr oder weniger alter Weiber das arme schon vor sieben Jahren durch die Bonapartisten in's Unglück gebrachte Land nicht zu Athem kommen lassen. Wer hätte das je von der Heimat der Voltaire, Rousseau und Fénélon geglaubt! Die von den Priestern beeinflußten Frauen haben allerdings gerade bei den Franzosen stets eine große und durchweg verhängnißvolle Rolle gespielt. Unberechenbar waren die schlimmen Folgen, welche die Heirath Heinrichs IV., des Katholiken wider Willen, mit der intriganten Florentinerin, Maria von Medicis, für das Geschlecht der Bourbonen und die ganze weitere Entwickelung der französischen Geschichte gehabt hat. Der arme König hatte eine Ahnung davon gehabt, und er sagte schon bei einer Besprechung mit Sully wegen der Frage, welche Prinzessin er wohl wählen könne, der Großherzog von Florenz habe eine Nichte, die ziemlich schön sein solle, aber sie sei aus dem Hause der Königin Catharina, die Frankreich und ihm selbst so viel Leids angethan habe. Ich fürchte diese Verbindung, fügte er hinzu, für mich, für die Meinigen und für den Staat! Und doch wurde dieselbe aus politischen Gründen geschlossen. Hinterher lebten die beiden Gatten sehr unglücklich mit einander. Die Königin behandelte den lebenslustigen Mann herzlich schlecht. Eines Tages zerkratzte sie ihm das Gesicht. Ein anderes Mal wollte sie ihn sogar schlagen und wurde nur durch Sullys Zugreifen, der ihr etwas derb den Arm herunterstieß, daran verhindert. Wie Marie von Medicis nach Heinrichs Ermordung die Regentschaft führte und wie sie die Kinder erzog, ist in Frankreichs Annalen verzeichnet. Etwa zweihundertundsechzig Jahre später war es wieder eine Fremde, eine Spanierin, die nicht eher Ruhe fand, bis sie dem schwachen Cäsar ihren kleinen Krieg abgerungen und ihn damit um den Thron, sowie Frankreich um zwei Provinzen gebracht hatte. Was jetzt von Neuem hinter den französischen Coulissen von Frauenhänden gesponnen werden mag, wird sich früh genug enthüllen. Unheilvoll wird es für die Wohlfahrt des Landes ausfallen, und die Welt wird sich glücklich preisen können, wenn der allgemeine Frieden dabei nicht Schiffbruch leidet. Man sollte zuweilen wirklich glauben, jene Gelehrten hätten Recht, die von dem Niedergang der lateinischen Race sprechen. Das Parteitreiben in Versailles bot jedenfalls während der letzten Zeit ein widerliches Schauspiel und erinnerte oft ganz an byzantinische Verkommenheit. Wie historisch überlieferter Haß und Groll in Frankreich nachwuchern, davon hat man anderswo selten eine richtige Vorstellung. Ein Legitimist, der neulich in Berlin zum Besuch eintraf, brach in einem Salon bei der Nachricht von dem Sturm, welchen das Erscheinen des Ministeriums in den Reihen der Republikaner hervorgerufen hatte, in die Worte aus: Das sind die Henker, die meine Vorfahren geopfert, und an welchen das Schicksal gewiß noch einmal Rache nimmt! Wer möchte denn auch berechnen, welche Ungethüme der französische Hexenkessel zu Tage fördern wird. Zum Glück steht der Krieg nicht vor der Thür, und es wird sich Niemand durch das über Frankreich heraufziehende Ungewitter in seiner sommerlichen Erholung stören lassen. Marschall Mac Mahon mag im Innern so viele Thorheiten begehen wie er will. Bis er sich zu einem ähnlichen tollen Streiche jenseits der Grenze hinreißen läßt, wird noch einige Zeit vergehen. Die Coterie, unter deren Herrschaft er steht, weiß recht gut, was ihrer unter den Mauern von Metz oder auf der belgischen Ebene warten würde. Ein zweiter Krieg mit Frankreich ist noch immer nicht in Sicht. An den Brand im Orient hat man sich inzwischen gewöhnt und die politischen Nerven werden nicht mehr davon erschüttert. Die Wechselwirkung ist nur darin bemerkbar, daß, je bedrohlicher die französische Zukunft auch für die Nachbarstaaten erscheint, desto freier aus bekannten Gründen Rußlands Vorgehen sich gestaltet. Die römische Curie hat sich vor kurzem für türkenfreundlich erklärt, ohne daß die ottomanischen Papiere deswegen, soviel man weiß, sonderlich gestiegen wären. In gewohnter Verblendung hat der Vatican nicht bedacht, daß der Triumph seiner Anhänger in Paris die deutsche Politik womöglich noch mehr auf das Gewährenlassen Rußlands hinweis und dieses Dilemma den Ruin der Türkei nur beschleunigen kann. Ein neuer Beweis, daß die für so klug gehaltenen Jesuiten in den politischen Welthändeln den naivsten Geschöpfen dieser Erde den Rang ablaufen.

Offene Briefe und Antworten.

Glaubensbekenntniß eines Spiritualisten.

Geehrtester Herr!

Nicht ohne Erstaunen erblicke ich in Bd. 11 Nr. 17 Ihrer geschätzten Zeitschrift einen von unparteiischem Standpunkte verfaßten Artikel über den „Glauben an Geistererscheinungen in unserer Zeit", und mein Erstaunen vermehrte sich noch, als ich in der ersten Spalte der „Schilderung und Betrachtung" des Herrn Jürgen Bona Meyer unter den Namen hervorragender Vertreter des amerikanischen Spiritualismus meinen eigenen aufgeführt fand. Daß mein Erstaunen in erster Hinsicht nur ein freudiges war, brauche ich nur zu versichern. Daß eine Arbeit wie die des Herrn J. B. M. in einer Zeitschrift wie die „Gegenwart" einen Platz finden konnte, bezeichnet für mich eine Wendung in der Stellung der deutschen Presse zum Spiritualismus*), welche von Seiten dieser wenig-

*) Wir bringen das nachstehende Schreiben des um die Förderung deutscher Interessen und insbesondere der deutschen Journalistik in den Vereinigten Staaten verdienten ehemaligen Chefredacteurs des „New-Yorker

Digitized by Google

stens den guten Willen andeutet, dieser wichtigen Bewegung mehr Gerechtigkeit als bisher angedeihen zu lassen. Wer wie ich von der Bedeutung des Spiritualismus überzeugt und durchdrungen ist, konnte nur mit Schmerz wahrnehmen, wie dieser, namentlich der amerikanische, für die deutsche Presse bisher nur der Gegenstand entweder unbedingter Verneinung und Abweisung, oder, noch schlimmer, böswilliger Verhöhnung und Verunglimpfung war, wobei man sich nicht selten noch das Verdienst der Ritterschaft für angebliche „Wissenschaftlichkeit" und populäre Aufklärung zuerkannte. Im besten Falle wurde der Spiritualismus zu Zwecken feuilletonistischer Geistreichigkeit und sensationeller Novellistik ausgebeutet. Daß die „Gegenwart" einer Besprechung wie die des Herrn J. B. M. ihre Spalten geöffnet, sehe ich, und gewiß mit mir Viele, für ein günstiges Vorzeichen dafür an, daß auch die deutsche Presse endlich anfängt, dieser großartigen Erscheinung des Jahrhunderts diejenige ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden, die ihr nach ihrer Entwickelung im letzten Jahrzehnt gebührt, und ihr in der Presse Englands längst zu Theil geworden ist. Mein Erstaunen in der zweiten Hinsicht, nämlich darüber: meinen Namen in der Mitte berühmter und hochverdienter amerikanischer Spiritualisten genannt zu sehen, erlauben Sie mir mit einigen Worten zu rechtfertigen. Meine Freude darüber konnte nur eine getheilte sein, da mir dadurch zugleich die Verpflichtung einer Art von Abwehr auferlegt wurde. Die Verbindung meines Namens mit denen solcher Männer, wie Edmonds, A. J. Davis und Hare, mußte für mich etwas Beschämendes haben und auch die gewöhnlichste Bescheidenheit zu einer Ablehnung auffordern. Die geringe Thätigkeit, welche mir durch einige Beiträge in englischen und spiritualistischen Zeitschriften für die große Bewegung zu entwickeln vergönnt gewesen ist, ist, im Vergleich zu den Verdiensten der genannten drei Hauptbegründer des modernen Spiritualismus, eine verschwindend kleine, und wenn ich mit einem der scharfsinnigsten und angesehensten Juristen der Ver. Staaten, dem weltberühmten „Seher von Poughkeepsie" und genialen Begründer der „Harmonischen Philosophie", sowie dem der Wissenschaft beider Welttheile rühmlich bekannten Professor der Chemie und Mechanik, irgend etwas gemein habe, so könnte dies höchstens die gleiche Begeisterung für eine erkannte Wahrheit und die gleiche Bereitwilligkeit zu deren öffentlichen Vertretung, selbst unter Opfern, sein. Nichtsdestoweniger bin ich dem Berichterstatter in der „Gegenwart" für seine Erwähnung meiner deshalb dankbar, weil er mir dadurch Gelegenheit geboten hat, ein öffentliches Zeugniß für die mir theure Sache abzulegen, und diesem einige Worte der Begründung beizufügen, deren Veröffentlichung in Ihrer in beiden Welttheilen hochgeschätzten Zeitschrift vielleicht das Beste und Folgenreichste sein würde, was mir bisher für diese Sache zu thun vergönnt gewesen. Ehe ich dies thue jedoch noch die Versicherung, daß ich unter den Deutschen dieses Landes, die wissenschaftliche Bildung und Befähigung für sich in Anspruch nehmen können, nichts weniger als der Einzige bin, der sich der neuen Philosophie des Geistes mit Ueberzeugung zugewendet hat, daß ich vielmehr, namentlich unter den deutsch-amerikanischen Aerzten — darunter Veteranen beider Hauptheilsysteme — eine ganze Reihe überzeugter und eifriger Anhänger der neuen Lehre namhaft machen könnte. Daß ich nach den für uns „Spiritualisten" feststehenden Ansichten über die Bedingungen, unter welchen, und die Gesetze, nach welchen sich die geistigen Bewegungen vollziehen, in der Erwähnung meines Namens durch Herrn Bona Meyer in etwas auffälliger Weise, etwas mehr als „Zufall" erblicke, werden Sie mir schon zu Gute halten müssen, wenn ich darauf die Hoffnung gründen darf, daß Sie außer den bis hierher persönlichen Bemerkungen mir eine möglichst kurze Aussprache über die Sache selbst gestatten und Ihren Lesern nicht vorenthalten werden.

Der „moderne Spiritualismus" — um der Sache den für sie landläufig gewordenen Namen zu lassen — ist meiner Ueberzeugung nach:

die größte Bewegung des Jahrhunderts,

von höheren geistigen Mächten — denen ein Jeder den seiner philosophischen Erkenntniß oder seinem religiösen Bedürfniß entsprechenden Namen beilegen mag — bestimmt: die Grundlage und der Ausgangspunkt für einen neuen, wahrhaften und nach allen Richtungen hin durchgreifenden Fortschritt der Menschheit zu werden.

Ich spreche diese Ueberzeugung, das Ergebniß einer ungefähr 20jährigen ernsten Beschäftigung mit der Sache, aus mit dem vollen Bewußtsein, damit bei Einigen nur mitleidiges Lächeln, bei Anderen ungläubiges Kopfschütteln zu erregen, von den Einen für einen ehrlichen Schwärmer, von noch Mehreren vielleicht selbst für einen „amerikanischen Humbuger" erklärt zu werden. Eben aus diesem Grunde aber nehme ich die Vergünstigung einer kurzen Begründung meiner eben abgegebenen Erklärung in Anspruch.

Wenn ich den „modernen Spiritualismus" als „die größte Bewegung unseres Jahrhunderts" bezeichne, so geschieht dies hauptsächlich in Berücksichtigung folgender Punkte:

1) Der Spiritualismus ist eine rein geistige Bewegung und schließt sich in dieser Beziehung anderen in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit Epoche machenden Erscheinungen, der Gründung neuer Weltreligionen (Buddhismus, Mosaismus, Christenthum, Muhamedanismus 2c.), der Entstehung umfassender philosophischer Systeme (Platonismus, Aristotelismus, Spinozismus, Kantismus 2c.), dem Auftreten der die Wissenschaft und die Welt umgestaltenden Entdeckungen und Erfindungen (Beispiele sind hier überflüssig) mindestens ebenbürtig an.

2) Der Spiritualismus ist die naturgemäße und nothwendige Reaction gegen den zum Gemeingut der Culturwelt der Gegenwart und zur Grundlage alles ihres Strebens gewordenen „Materialismus". Der Gegensatz dieser ist zwar an sich ein uralter, aber in Bezug auf die Waffen, mit welchen der moderne Spiritualismus seinen uralten Gegner bekämpft, ist dessen Bewegung in der Gegenwart eine neue Erscheinung. Der Spiritualismus kämpft mit denselben Waffen, wie der Materialismus. Er ist nicht Theorie, Speculation, metaphysische Träumerei, seine Grundlagen sind Thatsachen und das Experiment. Den Anspruch, welchen der moderne Spiritualismus auf Grund dieser erhebt, ist: daß die neue „Geistkunde" zu einem integrirenden und abschließenden Zweige der Naturwissenschaft erhoben und entwickelt werde. Die neue Geistkunde ist nicht Auflösung, sondern Erfüllung der modernen Wissenschaft, sowie sie nach einer anderen Richtung hin ebenso nicht Auflösung, sondern Erfüllung und Wiedergeburt der Religion ist.

3) Die große, weltbewegende Aufgabe des modernen Spiritualismus ist: die Wiederherstellung des der Culturmenschheit verloren gegangenen Bewußtseins ihres Zusammenhangs nicht nur, sondern ihrer Einheit mit einem geistigen Universum, welches sich zu dem materiellen Universum (dem natürlichen Weltall) wie die Ursache zur Wirkung, wie das Wesen zur Erscheinung verhält. Indem der Culturwelt das Bewußtsein dieses Zusammenhanges abhanden kam, wurde sie zwar zu einer wunderbaren Entwickelung aller materiellen Bedingungen des Wohlbefindens befähigt, gerieth aber zugleich auf alle die Abwege, zu welchen die Verneinung der geistigen Bestimmung alles Lebendigen unabänderlich führt, und an deren Folgen wir die gesammte Menschheit der Gegenwart in allen Formen ihres Gemein- und Einzellebens krank sehen. Nur durch die Wiedergeburt zum Bewußtsein ihrer idealen über das Physische hinaus liegenden Bestimmung, kann die Menschheit gesunden. Die Bedingung dieser Wiedergeburt aber ist nicht der religiöse Glaube an, sondern das durch thatsächlichen Beweis erlangte Wissen von der Fortdauer des geistigen Einzelwesens über die flüchtige Erscheinung des natürlichen Lebens hinaus, und diesen Beweis zu liefern, dieses Wissen zum Gemeingut der Menschheit zu machen, ist die nächste große Aufgabe des modernen Spiritualismus. Die sozusagen instinctive Erkenntniß (Walten des „Unbewußten") dieser Aufgabe und der unerläßlichen Nothwendigkeit ihrer Lösung ist das Geheimniß:

4) des unerhört raschen und universellen Wachsthums dieser geistigen Bewegung und ihrer Verbreitung über die ganze Erde, von welcher die gesammte Geschichte der Menschheit kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Durch diese Thatsache aber hat der moderne Spiritualismus den unumstößlichen Beweis für seine Zeitgemäßheit und Lebensfähigkeit abgelegt. Seine Theorie wie seine Praxis hat sich, noch keine 30 Jahre alt — denn mit Recht sind alle früheren Erscheinungen ähnlicher

---

Demokrat", ohne damit seinen Ansichten beizutreten. Den Lesern der „Gegenwart" wird es von Interesse sein, einen wissenschaftlich gebildeten Mann als „überzeugten" Spiritualisten in dem Tone ernster Begeisterung sprechen zu hören, wie ihn Dr. Bloede hier anschlägt. Daß die in der „Gegenwart" erfolgte Veröffentlichung der Arbeit des Herrn Professor Jürgen Bona Meyer „eine Wendung in der Stellung der deutschen Presse zum Spiritualismus bezeichne", scheint uns doch eine etwas kühne Folgerung zu sein. Die Red.

Digitized by Google

Art als sporadisch anzusehen, und die eigentliche Geburtszeit des modernen Spiritualismus auf die Rochester Klopftöne zurückzuführen — bereits über die ganze Erde ausgebreitet. Seine Anhänger in allen Theilen dieser zählen nach vielen Millionen (eine genauere Abschätzung ist aus einem noch zu berührenden Grunde, selbst in einem Lande wie Amerika, unmöglich); er hat eine kaum mehr zu übersehende Literatur hervorgerufen; er gebietet in allen Ländern, selbst die der zurückgebliebenen der romanischen Race in Mexiko und Spanien nicht ausgenommen, über eigene Zeitschriften, deren Zahl sich auf 30 bis 40 beläuft; er hat Tausende von seinen Zwecken gewidmeten Vereinen und Gesellschaften in's Leben gerufen; er besitzt ein ganzes Heer von Vertretern und Verbreitern in Schrift und Rede; er hat sich nicht nur in den unteren und mittleren Schichten des Volkes einheimisch gemacht, sondern sich in den höchsten Sphären menschlicher Gesellschaft Eingang verschafft, und zählt selbst in den sich abschließenden Reihen der strengen Wissenschaft eine Phalanx von Vertheidigern, unter denen sich zahlreiche Namen von unverwerflichem Klange befinden. Aber seine Hauptstärke (und dies ist der Grund, weshalb eine genauere Abschätzung seiner Anhängerzahl geradezu unmöglich ist) ist in seiner Ausbreitung in der Familie und im häuslichen Kreise zu suchen, vermöge deren er mit Recht eine unsichtbare das gesammte Erdenrund umfassende Kirche genannt werden kann. Diese unsichtbare Kirche begreift jeden Glauben und jeden Unglauben, jedes religiöse und philosophische System in sich, sie vereinigt Atheisten, Pantheisten, Materialisten, Evolutionisten, Buddhisten, Muhamedaner, Fetischisten und Christen aller Bekenntnisse in ihrem Schoße; sie kennt keinen Unterschied der Nation und der Race. Mit einem Worte: der moderne Spiritualismus ist universell, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er einem menschlichen Bedürfnisse, so alt wie die Menschheit selbst, genügt, indem er den Glauben an eine Welt der Geister und an die Möglichkeit des menschlichen Verkehrs mit dieser nicht nur neu belebt, sondern zum Wissen erweitert, und die Möglichkeit zur Gewißheit erhoben hat. Dieser Glaube war zu keiner Zeit und in keiner Nation jemals ganz erloschen, aber, nachdem sich die moderne Wissenschaft die Aufgabe gestellt hatte, die Materie zur Allmacht zu erheben und dadurch zu dem Extreme des „Nihilismus" zu gelangen, trat, wie schon erwähnt, als nothwendige Reaction dagegen der moderne Spiritualismus in's Leben und hielt, gerade zum rechten Zeitpunkt kommend, seinen siegreichen Umzug durch die Welt.

5) Eine andere Prüfung seiner Lebensfähigkeit hat der moderne Spiritualismus in dem Ueberstehen wiederholter gefährlicher Krisen in seinem eigenen Schoße bestanden. Er hat nicht nur den vereinigten Anfechtungen und Verfolgungen der Kirche und der Wissenschaft Widerstand geleistet, sondern wiederholte Reinigungsprocesse seiner eigenen Elemente durchgemacht. Obwohl er schon hundert Mal von Außen und Innen „vernichtet" worden ist, ist er aus allen Kämpfen, auch den schwersten mit sich selbst, mit stets erneuter Kraft hervorgegangen und hat damit den besten Beweis abgelegt, daß er in sich selbst die Fähigkeit der Reinigung und Erneuerung besitzt, welche der Wahrheit, und der Wahrheit allein, innewohnt.

6) Alles was der Spiritualismus jetzt von seinen Gegnern verlangt, ist — Gerechtigkeit. Dies ist an und für sich wenig genug, scheint aber doch namentlich für seine wissenschaftlichen Bekämpfer noch zu viel. Diesen gegenüber ist vor Allem geltend zu machen, daß der Spiritualismus nicht auf dem lockeren Boden der Theorie und Speculation ruht, sondern auf der festen Unterlage der Thatsache und des Experimentes steht, und daß alle diejenigen seiner wahrhaft wissenschaftlichen Untersucher, die das große und weise Wort Faradays zur Richtschnur genommen haben, daß jeder gewissenhafte Forscher der Natur das Wort „unmöglich" aus seinem Wörterbuche streichen müsse, noch ohne Ausnahme zu überzeugten Anhängern und Vertretern des Spiritualismus geworden sind. Die apriori Verneiner und das profanum vulgus der gedankenlosen Spötter wollen wir einfach auf jene treffende Legende aus dem Alterthum verweisen, nach welcher aus einem antiken Orakel der Ausspruch erging: „Es traten einst zu gleicher Zeit ein Weiser und ein Narr in den Tempel. Der Weise untersuchte erst und urtheilte dann. Der Narr urtheilte sofort und untersuchte — gar nicht!"

Brooklyn, Staat New-York, V. St., Ende Mai 1877.

G. Bloede.

* * *

An hern Aug. Grabow.

Si veröffentlichen in Nr. 23 der „Gegenwart" einen aufsaz, der sich di aufgabe gestelt hat, di bestrebungen der fonetiker mit fadenscheinigen wizzen zu bewerfen, unt ich mus gestehen, si haben sich diser aufgabe mit wärhaft bewunderungswürdigem geschik entledigt. Es ligt mir fern, Ir satyrisches*) talent untersuchen zu wollen, aber auf eines möchte ich Si aufmerksam machen. Eine wissenschaftliche bestrebung, die an unt für sich richtig ist unt fon der gesamten nazion freudig begrüst wirt, darf unter keiner bedingung mit der lauge eines wizhaschenden mutwillens besprengt werden. Si antworten hirauf filleicht, das die fonetische bewegung ein unsin, eine spilerei, jedoch keineswegs fon wissenschaftlicher bedeutung ist; Si entgegnen filleicht, das di historische schreibweise ungemeine vorzüge bitet, one dem guten deutschen Michel das schon genug gekwälte haupt zu belästigen. Sei's! Ich wil Si nicht in Irem fergnügen stören, nur möchte ich Si bitten disem fergnügen in einsamer kammer, nicht auf offenem markte zu frönen.

Doch wider zur sache! — Deutschlant hat sich längst für eine fonetische schreibweise entschiden. Schon im sibzenten unt besonders im achtzenten jarhundert wurde bekantlich zu gunsten der fonetik manche lanze gebrochen, unt zwar fon männern, welche namen wi Damm, Schlözer unt Klopstock tragen. Andere wider lisen sich auf wortfechtereien gar nicht ein, sondern schriben — wen auch nur ungemein felerhaft — nach fonetischen grundsäzzen. Zu disen zält Heinrich Christian Boie. Er schreibt unter anderm: „kan, übernimst, das schlimste, Nymfe, wil, solte, du kömst, sezen, schwazen, wilkommen, Geselschaft, Mut, vortreflich", gibt aber selbst in einem brife an Bürger zu**): Nun über deine Orthographie. Die des Museums ist nicht gleichförmig, ich weis es wohl, eines Theils, weil nicht immer meine Vorschrift beobachtet wird, andern Theils, weil ich nicht immer analogisch zu seyn wage.

Es dürfte wöl angebracht sein, di stelle aus Bürger's brif, welche das eben zitirte wort Boie's veranlast hat, hirherzusezzen, Si lautet***):

Bei Ansehung der zu gebrauchenden Orthografie†) bin ich äuserst verlegen. Ueberall kann man doch, wiewohl man sollte, das y nicht abschaffen, ohne entsezlich auffallend zu werden. So auch das h und die Verdoplungen. Thut mans in einigen Wörtern, so kann gleich einer fragen: Warum thut ihrs nicht bey allen, wo es den nehmlichen Grund der Weglassung hätte? Schreibe ich überall nach dem alten Schlendrian, so geschieht von dieser Seite nichts für die Sprache. Gehe ich einen Mittelweg, so veranlasse ich eine Irregularität und den Vorwurf, dass ich nicht nach fixen Grundsäzen verfahre. Folge ich völlig Klopstocks ganz richtigen Grundsäzen in der Gel. Republ. Himmel, welch ein auffallendes Ansehn! Die Ungelehrten und Altfranken, werden mich dann für einen affectirten Geck halten. Was räthst du also? Ich bin mit der Mus[eums] Orthografie ganz wohl zufrieden, nur ist sie ebenfals äuserst irregulär. In einem Worte beobachtet sie die neue Regel, in einem andern wieder nicht. Uebrigens die aus dem Lateinischen und Griechischen abstammenden Wörter dachte ich, könnte man immer nach alter Weise schreiben. Es fällt mir erstaunlich auf, wenn z. E. Eksekuzion geschrieben wird, so auch Filosofie u. s. w. Vielleicht in 10 Jahren fällts keinem mehr auf. Vielleicht aber auch noch nach 100 Jahren. Ich denke der Mittelweg wird wohl der beste sein. In Seyn esse will ich das y behalten, in allen übrigen Wörtern aber wegwerfen. So soll auch das h aus einer ziemlichen Menge abmarschiren. Das ck soll ganz fort. Aber dafür muss man schlechterdings, wo eine Verdoplung gehört wird zwey kk sezen, z. E. dekken, strekken, hergegen, wo man ck schrieb z. E. deckte, streckte kann das c wegfallen und dekte, strekte geschrieben werden. — — — — — — — —

*) Weshalb nicht lieber „satirisch"; das wäre phonetischer und gleichzeitig orthographischer. D. Red.

**) Briefe von und an Bürger. Berlin 1874. II. S. 218.

***) A. a. O. S. 213.

†) B. spricht zufor über seine Gedichtsamlung u. erwänt, das er di Platten für Wingnetten bei Chodowieky bestelt hat.

Digitized by Google

Was meinst du, soll ich die Elisionen durch Häkchen ' anzeigen? Ich dächte. Zwar kann ich die Hahnenfüsse nich sonderlich leiden, aber — um der unverständigen willen.*)

Einmal im zitiren begriffen, wil ich auch noch eine stelle aus Klopstock's abhandlung Ueber die deutsche Rechtschreibung**) anführen. Si lautet:

Unsre jezige Rechtschreibung ist, bis auf di Bezeichnung des Tons, gegen di französische und englische fortreflich. Denn dise haben wirklich (der Ausdruk ist nicht übertriben) eine gewisse Barbarei. Aber aben deswegen, weil wir schon so weit sind, (wir schreiben schon izt nicht wenig Wörter nach danen Regeln, von welchen ich bisher geredet, und di ich teils auf disem Eingefurten genommen habe) weil wir schon so weit sind, so solten wir vollenden.

Es ist sonderbar genung, dass Mut dazu gehört, dise Vollendung vorzuschlagen. Es wird mich indes ni reuen in gehabt zu haben, wi di Sache auch ausfalle.

Man könte wirklich glauben, das dise worte gestern, nicht am 22. „jänner" 1778, resp. im jare 1779 das sonnenlicht erblikt hätten, den si passen wi angegossen auf di jezzigen verhältnisse. Kaum das ein man di sache der ortografireform mit flammender begeisterung zu seiner lebensaufgabe macht unt seine ansichten der nazion unterbreitet, so nät schön ein anderer, nicht um dise ansichten mit kaltem blute zu prüfen, sondern um an einzelnen aus dem zusammenhang gerissenen worten seinen schabernak auszuüben! Kan etwa damit der sache selbst genügt werden?

Als antwort auf dise frage werden Si — forausgesezt das Si wär gegen sich selbst sint — nichts anderes, als ein lautes, kräftiges „Nein!" sagen können. Si werden zugeben müssen, das di aufgabe, eine dem laut volkommen angepaste ortografi zu schaffen, nicht das werk eines einzelnen sein kan, sondern das erst durch die arbeit einer reihe von männern solche reform durchzufüren unt fast felerlos durchzufüren ist. Der einzelne kann sich irren — unt es wäre töricht, bestreiten zu wollen, das her dr. Fricke in seinem hochbedeutenden werke „Di Ortografireform in wissenschaftlicher, pädagogischer unt praktischer Beziung" nicht dan unt wan einen irtūm begangen — aber es ist sache der kritik, sowöl dise feler, als auch di forzüge zu betrachten und berichtigungen zu liefern. Si tūn das nicht! Si machen aber dafür hern Fricke den forwurf der unwissenschaftlichkeit; Si zeihen īn u. a. des nichtwissens in bezug auf das geschlossene unt offene e: hätten Si indessen seinen „Aufruf zur Beschaffung einer nazionalen Ortografi für das geeinigte Deutschland", sowi seine „Ortografireform" mit aufmerksamkeit gelesen, so würden Si das nicht gesagt haben.

Doch genug diser unerkwiklichen erörterungen, di keineswegs zu gunsten der person, filmēr zu gunsten der sache geschriben sint. Glauben Si ja nicht, das di *„fonetischen schwärmer"* sich durch Ire wizzeleien einschüchtern lassen, unt beachten Si bitte den spruch von Ernst Eckstein:

Wen zēnmāl di versuche mislingen,
Wir müssen nūr immer weiter ringen:
Wären wir gleich an des ziles fernen,
Wi könten wīr marschiren lernen.

Hamburg-Rothenburgsort, den 9. Juni 1877.

Ernst Horn.

*) Di beregte gedichtsamlung līgt mīr augenbliklich nicht zur hand; ich kan daher nicht constatiren, welch eine ortografi von īm gebraucht worden ist.

**) Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung 1779. Seite 234 u. ff.

* * *

Rom, Pal. Cassarelli, den 28. Mai 1877.

Geehrte Redaction!

Freund L. in Sch. schreibt mir nach Rom, ich solle mich in der deutschen Colonie für Frommanns neu erstandene Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" interessiren. Das würde nun wenig helfen; wir haben hier wohl viele brave Bildermaler und Bildhacker, wie sie genannt werden, aber ob die geneigt wären, auf die Zeitschrift zu abonniren, ist mir sehr zweifelhaft. Auch die Herren Archäologen und Kunsthistoriker kaum. Um aber dem Appell gerecht zu werden, erlauben Sie mir, daß ich von der deutschen Colonie in Rom absehe und mich an Ihre Leser wende. Es ist noch gar nicht lange, daß man das Eingehen jener Zeitschrift als eine Art nationaler Schmach empfand und nun heißt es, daß die Hallische Waisenhausbuchhandlung bereits verzagt, das wieder aufgenommene Unternehmen fortführen zu können.

Ueber die Misère des deutschen wissenschaftlichen Buch- und Zeitschriftenbetriebes brauche ich Sie nicht zu unterrichten. Es heißt immer, wir sind zu arm dazu, Bücher zu kaufen. Fragen Sie nur, was unsere Weiber bei der Putzmacherin und bei der Modistin verkinkerlitzen. Unsere Bücher sind auch verhältnißmäßig theuer, in England und Frankreich, selbst in Italien zahlt man kaum halb so viel. Aber auch die Stecknadeln wären theuer, wenn man sie nicht massenhaft verbrauchte. Hätte das deutsche Publicum wirkliches Interesse an seiner Sprache und Literatur, so würde es besser und billiger bedient werden.

Die Zahl der Abonnenten auf Frommanns Mundarten gebe ich Ihnen nicht an, weil ich mich schäme. Es mag ja sein, daß unwissenschaftlicher Dilettantismus auch hier sich eindrängt, aber wo geschähe das nicht? Gelegentliche Abfälle, die unter hundert Lesern einen interessiren können, lagert Jeder gern in seiner Fachzeitung ab. Die Bibel, die in jedem Hause ist, liest ja auch kein Mensch von vorn bis hinten durch.

Wie gesagt, es ist doch einigermaßen skandalös für uns, daß ein so interessantes Unternehmen, wie es die poly-dialektische Zeitschrift Frommanns für uns Deutsche sein muß, aus Mangel an Theilnahme abermals einzugehen droht.

Die Collegien deutscher Gymnasien besteuern sich verhältnißmäßig hoch, um ihre philologischen, historischen und naturgeschichtlichen Zeitschriften über Wasser zu halten. Ohne sie wäre auch schon manche dahin. Was thut das übrige verehrungswürdige Publicum? Wohin soll es aber mit der gepriesenen deutschen Wissenschaft kommen, wenn das stolze deutsche Volk verlangt, daß jede Publication seiner Gelehrten ein persönliches Opfer für sie sein soll?

Ich fürchte leider, auch wenn Sie die Freundlichkeit haben, diesen Bemerkungen in Ihrer „Gegenwart" ein Plätzchen zu gestatten, daß sie wenig fruchten werden, aber ich wollte doch thun, was in meinen Kräften steht und L. mag dann sehen, ob die deutsche Colonie in Rom unnützer ist als die deutsche Colonie im Reiche.

Hochachtungsvoll

Franz Sandvoß.

Bibliographie.

Karl Andree, Geographie des Welthandels. Mit geschichtlichen Erläuterungen. 1. Bd. 2. Aufl. Durchgesehen und ergänzt von Rich. Andree. gr. 8. XX u. 716 S. mit einem Porträt. Stuttgart 1877, Maier.

Heinr. Averbeck, die sociale Frage und ihre Lösung. 8. XIV u. 175 S. Bremen 1877, Schünemann. 2. 50.

Karl Biltz, Anno Zweitausend. Zukunfts-Posse mit Gesang und Tanz in 3 Acten. 8. 86 S. Berlin 1877, Liepmannssohn.

Fz. Dingelstedt's sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe in 12 Bdn. 1. Abthlg. Erzählende Dichtungen. 4. 5. Bd. 8. 238 u. 397 S. Berlin 1877, Paetel. à 4. —.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".
Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Inserate.

In allen Buchhandlungen und Bahnhöfen zu haben:

v. Seydlitz, Wegweiser d. d. Schwarzwald. Vierte verbesserte Aufl. Preis ℳ 3.80.

v. Seydlitz, Wegweiser durch die Vogesen. Preis ℳ 2.80.

Juni] **Neuer Verlag** [1877.

von **Dietrich Reimer** in **Berlin.**

Anhaltische Strasse No. 12.

Soeben ist erschienen:

Freiherr Ferd. von Richthofen, China.

Ergebnisse eigener Reisen u. darauf gegründeter Studien. Erster Band. Einleitender Theil. Mit 29 Holzschnitten und 11 Karten. Hoch Quart-Format. 1877. Preis geb. 36 ℳ.

Dieses grosse u. bedeutende wissenschaftliche Prachtwerk, dessen Veröffentlichung, der umfassenden Anlage entsprechend und in der vorliegenden Form von gediegener Eleganz, durch Staatsunterstützung ermöglicht ist, wird im Laufe der nächsten Jahre im obigen Verlage erscheinen und ist der erste Band soeben ausgegeben.

☛ **Ein ausführlicher Prospect steht gratis zu Diensten.**

Dr. Carl Wolff's Historischer Atlas.

Neunzehn Karten zur mittleren und neueren Geschichte. Mit erläuterndem Text. Folio. 1877. Preis complet geheftet 12 ℳ — Elegant gebunden 14 ℳ — Einzelne Karten etikettirt à 80 ₰.

Im Anschluss an H. Kiepert's längstbewährten und weitverbreiteten „Atlas antiquus, 12 Karten zur alten Geschichte" und in weiterer Verbindung mit „H. Kiepert's kleinem Hand-Atlas der neueren Geographie" ist dieser vorzüglich ausgeführte „Atlas zur mittleren und neueren Geschichte" soeben vollendet und dadurch der Plan der Verlagshandlung, einen durch wissenschaftliche Gediegenheit sich auszeichnenden **vollständigen Atlas der Geschichte und Geographie** bieten zu können, zur Ausführung gelangt. — Die Lieferungs-Ausgabe ist gleichzeitig geschlossen und der frühere Subscriptionspreis erloschen.

☛ **Ein ausführlicher Prospect steht gratis zu Diensten.**

Namen-Verzeichniss z. Atlas antiquus.

Zwölf Karten zur alten Geschichte von **H. Kiepert.** Im Format des Atlas. Fol. 1877. Preis geh. 1 ℳ 20 ₰.

☛ **Der Atlas mit Namen-Verzeichniss kostet 6 ℳ.** ☚

J. G. Kohl, Geschichte d. Entdeckungsreisen und Schifffahrten z. Magellan's-Strasse und zu den ihr benachbarten Ländern und Meeren. Mit 8 Karten. (Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, 1876, XI. Bd.) gr. 8. 1877. Preis geh. 3 ℳ.

Dr. O. Blau, Reisen in Bosnien und der Herzegowina. Topogr. und pflanzengeogr. Aufzeichnungen. Mit einer Karte u. Zusätzen von H. Kiepert. gr. 8. 1877. Preis geh. 6 ℳ.

☛ **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!**

☛ Redacteur-Gesuch. ☚

Bei der Redaction eines belletristischen Journals ist ein Posten vakant, der mit einem Manne besetzt werden soll, welcher neben Sprachkenntnissen wie überhaupt entsprechender Bildung vorzugsweise Verständniß besitzt für die Denkungsweise und das Begriffsvermögen des minder gebildeten Publikums und zwar sowohl auf belletristischem als populär-wissenschaftlichem Gebiete; auch wäre es erwünscht, wenn der Betreffende eventuell im Stande sein würde, populäre belehrende Artikel selbst zu schreiben. Offerten mit gefälliger Angabe des bisherigen Lebensganges, sowie wenn möglich unter Beifügung einer Photographie werden durch das Annoncen-Büreau des Herrn **Rudolf Mosse** in **Leipzig** sub **G. K. 5381.** erbeten.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Unsere Meister.

Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.

10 Bände. gr. 8. Eleg. cart. in Carminglacé. **Preis à 3 M.**

Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.

Bereits ausgegeben:

Band I. **Johann Sebastian Bach.** (No. 1—38.) 100 S.
- II. **G. F. Händel.** (No. 1—34.) 79 S.
- III. **Jos. Haydn.** (No. 1—20.) 86 S.
- IV. **W. A. Mozart.** (No. 1—19.) 97 S.
- V. **Ludwig van Beethoven.** (No. 1—13.) 96 S.
- VI. **C. M. von Weber.** (No. 1—13.) 73 S.
- IX. **Fr. Chopin.** (No. 1—24.) 90 S.
- X. **Robert Schumann.** (No. 1—38.) 78 S.

Die kleine gewählte Pianofortebibliothek „Unsere Meister" bietet in schmucker Ausstattung zu billigem Preise die schönsten und zum Claviervortrage geeignetsten Werke unserer grossen Meister, revidirt und mit Fingersatz versehen von Carl Reinecke. (Bd. II. von F. Brissler.) Binnen Jahresfrist wird die Bibliothek abgeschlossen vorliegen.

Verlag von **Carl Habel** (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in **Berlin** SW., 33. Wilhelmstraße 33.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Dr. **Max Schasler** (Berlin), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Carus Sterne** [Dr. Ernst Krause] (Berlin), **Adolf Strodtmann** (Berlin)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Monatlich 2 Hefte. Vierteljährlicher Abonnementspreis 4 Mark 50 Pf.

Heft 1 und 2 sind bereits erschienen. Das erste Quartal umfaßt die Zeit bis incl. September und werden die Hefte 3—6 wie folgt ausgegeben werden: Heft 3 am Dienstag den 3. Juli; Heft 4 am Dienstag den 24. Juli; Heft 5 am Mittwoch den 15. August und Heft 6 Anfang September. Das 2. Quartal beginnt mit dem 1. October und werden die Hefte dann regelmäßig zweimal monatlich erscheinen. Die Revue bespricht in jeder Nummer: A. **Oeffentliches Leben:** Politik; Nationalökonomie, Statistik; Handel, Gewerbe und Industrie; Landwirthschaft; B. **Wissenschaft, Kunst und Literatur:** Staats- und Rechtswissenschaft; Geschichte, Geographie, Philosophie; Medicin und Naturwissenschaft; Kunst und Literatur; C. **Feuilleton:** Romane, Novellen, populärwissenschaftliche Abhandlungen von hervorragenden Autoren.

Die Kölnische Zeitung berichtet über die Revue in Nr. 130 vom 11. Mai: — — Die Wichtigkeit eines periodischen Organs, welches das gesammte nationale Leben im Auge behält, die Ereignisse der Gegenwart mit Ruhe besprechen kann, für jeden Zweig von Fachleuten bearbeitet wird, springt so sehr in die Augen, daß es kaum einer Empfehlung bedarf. Wer die Bedeutung der Revue des deux Mondes kennt, ist davon durchdrungen. Diese Deutsche Revue verspricht viel mehr zu werden. Sie hat nicht die Absicht, eine Uebersicht der Politik nach Art der „Wochenschau", „Rundschau" u. dgl. zu geben, sondern will auch diese lediglich als ein Mittel der Bildung behandeln und daher durch Besprechung einzelner Fragen, Kritik von politischen Maßregeln, das politische Urtheil läutern. **Wir besitzen ein Organ dieser Art in Deutschland noch nicht.** Bei allen Unternehmungen wägt die eine oder andere Seite, bei den meisten die belletristische, vor. Daß die gestellte Aufgabe sorgsam verfolgt wird, schließen wir sowohl aus den Namen der ständigen Mitarbeiter, welche die Bürgschaft für eine durch und durch nationale, von Ausschreitungen freie liberale Grundanschauung in der Politik geben, wie aus dem schon Gebotenen, welches als ein vortrefflicher Anfang gelten darf. Alle Artikel sind so geschrieben, daß jeder Gebildete sie mit vollem Interesse und Verständniß lesen kann; jeder derselben bietet durch die Auffassung oder die Darstellung Neues, und Niemand wird die Revue ohne Belehrung bei Seite legen. So dürfen wir dem neuen Unternehmen Anerkennung und Verbreitung wünschen.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hillke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, [illegible]

Digitized by Google

Die Gegenwart

HP
30
.G295
v.12

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zwölfter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louisen-Straße.

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

AP
30
.G295
v.12

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Seite

„Kriegführende und neutrale Mächte", von L. Geßner. Besprochen von Bluntschli 95
„Sprachliche Sünden der Gegenwart", von Aug. Lehmann. Besprochen von Otto Buchwald 104
„Briefe der Brüder Friedrichs des Großen an Henckel von Donnersmark." Besprochen von Th. Fontane 121
„Memoiren des Baron Bruck aus der Zeit des Krimkrieges." Besprochen von W. Rogge 131
„Zeitgenossen", von K. Braun-Wiesbaden. Besprochen von H. B. Oppenheim 142
„Türkische Reise", von K. Braun-Wiesbaden, 3. Band. Besprochen von demselben 143
„Erbrechtssteuern und Erbrechtsreform", von H. von Scheel. Besprochen von A. Samter 173
„Die neuen Serapionsbrüder", Roman von K. Gutzkow. Besprochen von F. Mauthner 185
„Memoiren einer Idealistin." Besprochen von J. v. D. 232
„Galileo Galilei", von C. v. Gebler. 2. Band. Besprochen von M. Cantor 281. 295
„Précis d'une histoire de la litérature néo-hellénique", par A. R. Rangabé. Besprochen von D. Sanders 285
„Kunst und Leben", von F. Bodenstedt. Besprochen von l. . . 319
„Unser Vaterland in Wort und Bild", herausgegeben von Herman von Schmid. Besprochen von Julius Wolff 233
„Entre nous", vom Marquis de Leuville. Besprochen von F. A. Leo 334
„Ergebnisse und Erlebnisse", von H. Dorn, V. Besprochen von H. Ehrlich 334
„Aus der Tonwelt", von L. Ehlert. Besprochen von demselben . 334
„Erinnerungen", von Mathilde de Castrone Marchesi. Besprochen von demselben 334
„Das Haus Fragstein." Roman von F. Uhl. Besprochen von F. von Saar. 339
Neue Bilderwerke und Prachtausgaben. Besprochen von Ludwig Pietsch 361
„Der zerbrochene Krug", von Heinrich von Kleist, illustrirt von Adolph Menzel. Besprochen von demselben 384
„Album deutscher Poesie und Kunst", herausgegeben von F. Bodenstedt. Besprochen von Julius Hagen 371
„Abseits vom Wege", Gedichte eines Laien. Besprochen von demselben 371
„Dingelstedts gesammelte Werke." Besprochen von demselben . . 389
„Schillers Werke", Hallberger'sche Prachtausgabe. Besprochen von demselben 390
„Tristan und Isolde", von Gottfried von Straßburg, übersetzt von W. Hertz. Besprochen von demselben 390
„Walter Scotts Romane", illustrirte Ausgabe. Besprochen von demselben 390
„Brehms illustrirtes Thierleben." Besprochen von demselben . . 390
„Roben- und Toiletten-Brevier", von Johanna von Sydow. Besprochen von demselben 390
„Fröhliche Feste", von Arnold Wellmer. Besprochen von demselben 392

e. Bühnenkritik.

„Dora." Drama von Sardou. Besprochen von P. Lindau . . 11
„Der Hypochonder", Lustspiel von G. v. Moser. Besprochen von demselben 29
Gesammtgastspiel der Wiener Hofburgschauspieler. Besprochen von demselben 47
„Les faux ménages" (Wilde Ehen), Drama von E. Pailleron. Besprochen von demselben 125
Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen. Von demselben 150
„Le fils de Giboyer", Schauspiel von E. Augier. Besprochen von demselben 61
Zum Kapitel der Volksbelustigungen. Von demselben 205
„Die Staatskunst der Frau'n", Lustspiel von Felix Dahn. Besprochen von demselben 237
„Größenwahn", Lustspiel von Jul. Rosen. Besprochen von demselben 297
„Die Töchter des Majors", Lustspiel von F. Hedberg. Besprochen von demselben 315

Seite

„Der russische Kriegsplan", Intriguenstück von Julius Werther. Besprochen von demselben 316
„Auf den Brettern", Schauspiel von A. Wilbrandt. Besprochen von demselben 367
„Hasemanns Töchter", Volksstück mit Gesang von Adolf L'Arronge. Besprochen von demselben 427
„Der Kuß", Lustspiel von L. Dóczi. Besprochen von Fritz Mauthner 77
Beiträge zur praktischen Dramaturgie. Von E. Possart . . . 217
„Euphrosyne", Schauspiel von O. F. Gensichen. Besprochen von Julius Hagen 299
„Dora." Besprochen von demselben 299
Körperliches Gebrechen auf der Bühne. Von Ernst Wichert . . 382

5. Bildende Künste.

Zum Rubens-Jubiläum. Von Hermann Riegel. . . 13. 28. 45
Kunst-Dilettanten. Von Gisbert Vincke 155
Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Besprochen von C. E. Doepler . . 157. 171. 190. 203. 253
Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Architektonischer Theil. Besprochen von G. von Stralendorff 302. 345
Das Poetische in den Werken der Baukunst. Von G. Ebe . 220. 234
Künstlerisches Leben in Berlin, 1834, von J. E. von Bandel. Mitgetheilt von H. Uhde 328
A. Hildebrands „Adam" im Leipziger Museum. Von Th. Arnold Fuxelles 426

6. Musik.

„Graziella." Komische Operette, Musik von Lecocq. Besprochen von P. Lindau 140
Unsere deutschen Tondichter in den Gesammtausgaben von Breitkopf und Härtel. Besprochen von Emil Naumann . . . 152. 186
„Der Landfriede." Oper von J. Brüll. Besprochen von H. Ehrlich 268
„Die Hochländer." Oper von F. v. Holstein. Besprochen von demselben 300
Saint-Saëns in Leipzig. Von demselben 301
Brahms' Symphonie. Joachims Scene aus Demetrius. Besprochen von demselben 330
Aus dem Concertsaale. Von demselben 348. 412. 429

7. Offene Briefe und Antworten.

„Pigeon-English." Von Hermann Kindt 31
An Avé-Lallemant über die Quelle von Schillers „Gang nach dem Eisenhammer". Von Adolf Wolf und F. Latendorf . . 159
Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen. Von Baron von Perfall 174
Ueber Theaterreform. Von Adolf Gerstmann 170
Landestrauer. Von Emil Freystadt 207
Fruntsbergs Lied. Von O. Kade 207
Zu dem Aufsatz „Grabbe in seiner Vaterstadt" 223
Ueber „Hübners Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters" 239. 271
Ueber Goethes Wort „des Pudels Kern". Von Rector Engeln 271. 319
An und von Emanuel Geibel, zu dessen Gedicht „Einem Schulmann" 303
Ueber Paul Lindaus Aufsatz „Etelka Gerster". Von A. Kummer und P. L. 319
Ex ungue. Gegen K. Goedeke. Von K. Elze 335
Von Dr. Paul Kayser 351
Von Dr. R. Bolz 415
Von Anonymus 415
Fernsprechen oder sprachdrahten? Von Daniel Sanders . . . 431

8. Notizen.

15. 38. 333. 350. 369. 389. 414. 430.

9. Bibliographie.

15. 95. 127. 191. 207. 335. 351. 371. 391. 431.

Digitized by Google

Register.

Zwölfter Band.

1. Politische und juridische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Einige Bemerkungen über den Tourville'schen Proceß. Von F. von Holtzendorff . . . 33
Der Krieg und seine Rückwirkung auf die slavische Welt. Von Politicus . . . 145
Sonntagsfeierzwang. Von A. Lammers . . . 161
Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands 193. 225. 259. 401. 418
Die Genfer Convention und das rothe Kreuz. Von Karl Braun-Wiesbaden . . . 209. 229. 242
Die Abschaffung der Seebeute und das völkerrechtliche Institut. Von Bluntschli . . . 241
Wie wird Statistik gemacht? Von H. v. Scheel . . . 305

Inland.

Die Erbschaftssteuer als Reichssteuer. Von H. v. Scheel . . . 1
Unfindbare Noth. Von A. Lammers . . . 2
Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen. Von Alsaticus . . . 19. 35. 51. 84. 99. 115
Die Reichsfinanzprojecte und der Reichstag. Von Johannes Berg 113
Das Wachsthum der Städte im deutschen Reich. Von H. v. Scheel 129
Der 26. und 27. October im preußischen Abgeordnetenhause. Von Johannes Berg . . . 273
Deutsche Steuerprojecte. Von demselben . . . 357

Ausland.

Vom Grafen Julius Andrassy. Von G. Baum . . . 49
Leon Gambetta. Von Pequin . . . 81
Thiers. Von A. Schneegans . . . 177
Aus Frankreich. Vor und nach den Wahlen. Von Leopold Richter 257
Robert Lowe über eine neue Reformbill. Von Karl Blind . . 289
Der Clerikalismus in Frankreich. Von A. Schneegans . . . 323
Der Marschall von Mac Mahon vor der öffentlichen Meinung in Frankreich. Von Spectator . . . 377
Italien in Frankreich. Von A. Schneegans . . . 417

2. Naturwissenschaftliches.

Zur Geschichte des Chloralhydrats. Von P. Boerner . . . 72
Zur Frage des Chloralhydrats. Von Chemicus . . . 111
Chloralhydrat. Von P. Boerner . . . 111
Milch, Milchverfälschung und Milchuntersuchung. Von A. Hosaeus 119
Ein wichtiger paläontologischer Fund. Von Otto Zacharias . 124
Urbain Jean Joseph Le Verrier. Von C. Bruhns . . . 245
Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877 249. 329. 365. 385
Ernst Wagner bei der Uebernahme des Lehrstuhls der Leipziger Medicinischen Klinik. Von J. Pauly . . . 311
Die Naturwissenschaft als Grundlage einer freisinnigen Erziehung. Von O. Zacharias . . . 343
Die Milchcalamität in den großen Städten und deren Beseitigung. Von Konrad Wilbrandt . . . 403

3. Vermischte Aufsätze.

Vor vierzehn Jahren. Eine geschichtliche Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1863—64. Von Karl Blind . 17. 68. 87
August Tholuck. Von C. Schulz . . . 37
Grabbe in seiner Vaterstadt. Von J. Schrattenholz . . . 42
Die Entwickelung der Papstwahl bis zum Conclave. Von Moritz Meyer . . . 65
Heinrich Heine und Frau Maxime Jaubert. Von Paul Lindau 70. 89
Cesare Correnti. Von A. Bivanti . . . 85
Hochsommer in Berlin. Von Ludwig Pietsch . 59. 93. 108. 138
Eine „diocletianische" Kirchenverfolgung im vorigen Jahrhundert. Von Th. Wenzelburger . . . 97
Ottilie Wildermuth. Von W. Goldbaum . . . 103
Jägerleben in Afrika. Von Falkenstein . . . 135
Ein elfhundertjähriges Jubiläum. Von Pertinax . . . 147
Ein Kaiserfest im Malkasten zu Düsseldorf. Von W. Beckmann . 163
Die Verbreitung der Sanitäts- und Medicinalräthe. Von K. K. . 180
Die deutsche Frau der Gegenwart. Von M. Calm . . . 198
Ein Leseabend bei Caroline von Wolzogen. Von F. Ch. B. Avé-Lallemant . . . 201
Ein Besuch in Utrecht. Von B. Bucher . . . 251
Peter Alexándrowitsch Walújew. Von F. Meyer von Waldeck . 262
Zum Capitel vom bürgerlichen Fortkommen. Von Benevolus . 265
Ein alter Josephiner (Lichtenfels). Von W. Rogge . . . 275
Ex ungue. Von K. Goedeke . . . 293
Ein Sonntagsmorgen in Lourdes. Von Hans Prutz . . . 307
Aus Hackländers Leben. Von Adolf Palm . . . 312
Die Eintheilung der Universität in Facultäten. Von Bluntschli 337
Die Marxinger Bewegung. Von einem Augenzeugen. Von C. Gerhard . . . 359. 379
Enthüllungen aus dem Liebesleben Rahels. Von Ed. Duboc-Waldmüller . . . 405
Rudolph Lindau. Von Hieronymus Lorm . . . 421
Seelen und Geister. Von Albert Brockhoff . . . 424

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

„Drei Vögel." (Frei nach Francois Coppée.) Von Emanuel Geibel . . . 5
„Für ein krankes Kind." Von Albert Träger . . . 111
„Uenner'n Kastanje." Von Klaus Groth . . . 119
„Vom Hochblauen." An Klaus Groth von Wilhelm Jensen. . 119
„Venedig", vom Fürst Paul Wjäsemsky, übersetzt von F. Bodenstedt 197
„Einem Schulmann." Von Emanuel Geibel . . . 211
„Vom Kriege. Dreizehn Mann todt..." Von Klaus Groth . 231
„Der Nachruhm." Von Hermann Lingg . . . 261
„Emmas Klage." Nach Deschamps von Emanuel Geibel . . 278
„Dem Gedächtnisse Heinrich von Kleists." Von Hans Marbach . 300
„Der schönen Freundin." Von Wilhelm Jensen . . . 421

b. Novellistisches.

„Die versprochene Arbeit." Ein Scherz von F. W. Hackländer . 21
„Wer mein angenehmer Begleiter war." Von Bret Harte . . 212
„Robert E. Cooper jr." Eine Skizze von Rudolph Lindau . 278

c. Essays.

Rumänische Poeten. Ein Literaturbild aus „Halb-Asien" . 9. 26. 39
P. K. Rosegger. Von F. Mauthner . . . 56
Schillerphilologie in Frankreich. Von J. Imelmann . . . 133
Tallemant des Réaux. Von E. Coßmann . . . 182

d. Literarische Kritik.

„Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer." Besprochen von M. Carriere . . . 5. 54
„Germania", von Joh. Scherr. Besprochen von demselben . . . 370
„Der Formenschatz der Renaissance", herausgegeben von G. Hirth. Besprochen von demselben . . . 370
„Uarda", Roman von G. Ebers. Besprochen von P. Lindau . 167
„Neu Land", Roman von Iwan Turgénjew. Besprochen von P. Lindau . . . 214
Neue lyrische Dichtungen von Emanuel Geibel, Wilhelm Jensen, Otto von Leixner, Hieronymus Lorm, Rudolf Baumbach. Besprochen von P. Lindau. . . . 325. 341
„Goethes Faust" in der Bearbeitung von Otto Devrient. Besprochen von P. Lindau . . . 387. 408
„Berliner Dramaturgie", von K. Frenzel. Besprochen von demselben . . . 239
„Klänge und Reflexe", von Pseudonymus. Besprochen von demselben . . . 105
„Der Kampf um's Dasein am Himmel", von Karl Freiherrn du Prel. Besprochen von E. von Hartmann . . . 30
„Geschichte der neuesten Zeit", von C. Bulle. Besprochen von Th. Ziegler . . . 58
„Die Anfänge der Cultur", von F. Lenormant. Besprochen von K. B.-W. . . . 63
„Belfort, Reims, Sedan", von Georges Bibesco. Besprochen von demselben . . . 350
„Aus einer Kaiserzeit", von A. Levysohn. Besprochen von demselben 333
„Aus dem 16. Jahrhundert", von W. Jensen. Besprochen von K. Telmann . . . 75
„H. A. O. Reichard, — (1751—1828). Seine Selbstbiographie bearbeitet und herausgegeben von H. Uhde." Besprochen von G. von Vincke . . . 79
„Essays von Ludwig Speck." Besprochen von A. Schricker . . 92

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 7. Juli 1877. XII. Band.

AP
30
.G295
v. 12
no. 27

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Erbschaftssteuer als Reichssteuer. Von H. v. Scheel. — Unfindbare Noth. Von A. Lammers. — **Literatur und Kunst:** Drei Vögel. Frei nach François Coppée von Emanuel Geibel. — Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer. Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Theodor Creizenach. Suleika. Besprochen von M. Carriere. — Rumänische Poeten. Ein Culturbild aus „Halb-Asien". Von Karl Emil Franzos. — Briefe aus Paris. Dora von Victorien Sardou. Von Paul Lindau. — Zum Rubens-Jubiläum. Von Hermann Riegel. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die Erbschaftssteuer als Reichssteuer.

Auf Grund einer Vorlage Preußens hat der Bundesrath bekanntlich jüngst beschlossen, der Frage näher zu treten und dieselbe durch Einsetzung einer Commission prüfen zu lassen: wie weit es möglich sei, die unter den Namen Stempelsteuern bestehenden Abgaben und die ihnen wenigstens äußerlich ähnliche Spielkartensteuer, sowie auch die Erbschaftssteuer von den Einzelstaaten auf das Reich zu übertragen.

Die Schaffung neuer Steuern für das Reich an Stelle der Matricularbeiträge entspricht ja einem unzweifelhaften Bedürfnisse; denn je ungleicher die Steuereinrichtungen der Einzelstaaten sind, und je ungleicher die Steuerfähigkeit ihrer Einwohner, desto ungleichmäßiger lasten die Matricularumlagen auf den Bundesländern.

Den Zweck, die Matricularbeiträge zu vermeiden, kann man nun auf dreifachem Wege zu erreichen suchen; entweder, indem man schon bestehende eigene Reichseinnahmen erhöht; oder besondere neue Reichssteuern schafft, welche selbstständig neben den Landessteuern hergehen, so daß, bei gleichbleibendem Bedarf, diese letzteren erniedrigt werden könnten; oder dadurch, daß man bestehende Landessteuern zu Reichssteuern umwandelt; womit selbstverständlich immer eine auf Ausgleichung abzielende Reform der betreffenden Landessteuern verbunden sein muß.

Wenn man nun den letztgenannten Weg als den leichtesten und zweckmäßigsten zugibt, so handelt es sich darum, für die Umwandlung in Reichssteuern solche Landessteuern auszusuchen, welche am leichtesten aus dem Steuersystem der Einzelstaaten loszulösen und selbstständig der Reform zugänglich sind; und zugleich diejenige Gruppe zu wählen, welche schon jetzt ungefähr den Ertrag einbringt, welcher den Matricularbeiträgen entspricht.

Wenn man die Steuersysteme der einzelnen Länder durchmustert, so läßt sich nun wohl nicht leugnen, daß die sogenannten Stempelsteuern und die ihnen verwandten Abgaben beiden Anforderungen im Großen und Ganzen noch am ehesten entsprechen. Erstens nämlich bilden sie eine besondere, den anderen großen Steuergruppen gegenüberstehende Gruppe für sich, als Abgaben auf den Verkehr mit resp. Besitzwechsel von beweglichen und unbeweglichen Werthen, die auch in allen Staaten eine ähnliche, wenn auch keineswegs gleichmäßige Ausbildung erhalten hat. Zweitens entsprechen die in Aussicht genommenen Steuern mit einer Gesammtsumme von gegen 65 Millionen Mark ungefähr dem Bedarf an Matricularbeiträgen, der sich z. B. 1876 auf 71⅓ Millionen Mark stellte.

Einer näheren Untersuchung muß es vorbehalten bleiben, wie weit in jedem Einzelstaat jenen beiden Anforderungen genügt ist; insbesondere: eine wie große Quote der Gesammteinkünfte in jedem Staate die betr. Steuern ausmachen, und ob jeder Staat es mit annähernd gleichen Opfern wagen kann, sich eine solche Einkommensquelle entziehen zu lassen.

Für die drei Steuerarten: Stempelsteuern im engen Sinn, Spielkartensteuer und Erbschaftssteuer, welche gegenwärtig als Reichssteuern in Aussicht genommen sind, wird die Antwort etwas verschieden ausfallen. Am schwierigsten ist die Untersuchung und Bejahung jedenfalls für die „Stempelsteuern", welche schon für sich ein ganzes System von Abgaben ausmachen; über die an sich gar nicht bedeutende Spielkartensteuer dürfte nicht viel Kopfzerbrechens entstehen.

Wir lassen über diese beiden für heut die Frage ruhen, und wollen nur die Qualification der Erbschaftssteuer als Reichssteuer uns etwas näher ansehen.

Gerade gegen diese, die überhaupt ja nicht sonderlich beliebt ist, möchten sich vielleicht manche Bedenken erheben. Man wird wohl namentlich geltend machen, daß die Erbschaftssteuer als Reichssteuer ein zu vielfältiges Hineinregieren des Reichs in die einzelstaatliche Jurisdiction und Verwaltung mitbringen und zudem in ihrer neuen Eigenschaft eher eine Erhöhung als eine Erleichterung erfahren möchte.

Trotzdem dürfte, genauer betrachtet, die Erbschaftssteuer vielleicht mehr als irgend eine andere es vertragen, von einer einzelstaatlichen zur Reichssteuer gemacht zu werden.

Zuvörderst sei daran erinnert, daß wir im Begriff stehen, ein gemeinsames Erbrecht für das deutsche Reich zu gestalten, welches hoffentlich nicht nur eine bloße Codification und ein Compromiß aus den einzelnen geltenden Erbrechten, sondern ein wirklich neues, den wirthschaftlichen und socialen Bedürfnissen der Neuzeit angepaßtes Werk werden wird. An dieses neue deutsche Erbrecht kann sich auch ein neues deutsches Erbsteuersystem anlehnen.

Zweitens ist keine von jenen drei Steuern, noch irgend eine andere in dem Grade wie die Erbschaftssteuer eine selbstständig dastehende Abgabe. Keine der bestehenden Steuern steht so wenig in äußerem und innerem Zusammenhange mit den übrigen Abgaben, als gerade sie. So sehr dies auch, wie die unorganische Entwickelung aller modernen Steuersysteme überhaupt, in vieler Beziehung ein Mangel ist, so ist es doch für den Zweck, den wir hier im Auge haben, ein Vortheil; und nichts hindert, die neue Reichserbsteuer möglichst rationell zu gestalten. Allerdings läßt sich über e wünschenswerthe Gestaltung und Höhe der Erbschaftssteuer noch sehr streiten;

Digitized by Google

aber so viel ist gewiß, daß, wie in jedem einzelnen Staate gerade ihre Reform am ehesten auszuführen wäre, ohne am ganzen übrigen Steuersysteme zu rütteln, diese Eigenschaft sie auch zur Reichssteuer empfehlen würde.

Aus demselben Grunde verträgt sie auch recht wohl eine abgesonderte Erhebung, wie z. B. in Preußen schon jetzt besondere Erbsteuerämter dafür bestehen; und darum wäre die Ausscheidung aus dem einzelstaatlichen Steuersysteme nicht schwer durchführbar.

Ferner ist diese Abgabe eine solche, die zwar in einigen wenigen Staaten noch gar nicht, oder fast gar nicht entwickelt ist; die aber nicht nur in neuerer Zeit allgemein als vernünftig und leicht erträglich, wie auch zugleich als finanziell leicht einträglich zu gestalten, anerkannt wird, sondern auch in allen, wo sie existirt (sie scheint ganz zu fehlen in Mecklenburg-Strelitz), nach gleichmäßigen Gesichtspunkten, bei allerdings noch recht mannigfaltigen Tarifen, angelegt ist. Sie wird jetzt durchgehends behandelt als eine Collateralsteuer, so daß directe Ascendenten und Descendenten frei bleiben. Für erstere haben nur Altenburg und Baden, für letztere nur Coburg und Hamburg (vom dritten Grade an) eine Steuer; auch Ehegatten sind meist frei. Hingegen besteuern alle Staaten, außer Gotha, Sachsen, Württemberg und Waldeck, die Geschwister (mit 1, 2, ein paar bis zu 5%), und alle Staaten die übrigen Collateralen und die erbenden Nichtverwandten mit bestimmten Bruchtheilen resp. Procentsätzen der ererbten Werthe. Da es sich hier um Tarifsätze handelt, die in weiten Grenzen nach Erwägungen der Zweckmäßigkeit verändert werden können, so werden der Vereinheitlichung derselben principielle Schwierigkeiten nicht im Wege stehen. Durch eine leichte Ausdehnung auf bis jetzt frei gelassene Verwandtenkategorien würde, wie die Erfahrungen Englands, Frankreichs, Italiens beweisen, zudem noch ein bedeutender finanzieller Mehrertrag erzielt und dadurch diese Steuer zu einer nicht unwichtigen Einnahmequelle für das Reich gemacht werden können.

Indeß ist es nicht unsere Absicht, hier Reformpläne zu entwickeln, sondern wir wollen nur auf die Möglichkeit, neue Reichssteuern durch Umwandlung bestehender Landessteuern zu gewinnen mit besonderem Bezug auf die Erbschaftssteuer hinweisen.

H. v. Scheel.

Unfindbare Noth.

In den ersten Monaten dieses Jahres entstand in Deutschland von Neuem der Eindruck einer weitverbreiteten und tiefgehenden Noth. Während man mit Ungeduld dem Ende der langen Krachkrisis entgegensah, schien das Elend schlimmer als jemals wiederzukehren. Im preußischen Abgeordnetenhause ward darüber hin und her gesprochen: der Abgeordnete Rickert und der Finanzminister, die vor übertriebener Beängstigung warnten, wurden von oppositionellen Rednern wiederholt heftig angegriffen, als sähen sie entweder nicht, was doch zu Tage liege, oder als hätten sie kein Mitgefühl für den allgemeinen Jammer. Zuletzt glaubten die Regierungen sich der Pflicht nicht mehr entziehen zu können, ihre executiven Organe zur Constatirung des Standes der Dinge zu veranlassen. Was dabei herausgekommen ist, entbehrt noch der Zusammenstellung und zum Theil der amtlichen Kundgabe, ist aber doch schon hinreichend bekannt geworden, um einen Schluß auf das Gesammtergebniß zuzulassen, und der ist denn in der That aller Beachtung und allgemeiner richtiger Würdigung werth.

Gegen Mitte März wurde durch die „Provinzialcorrespondenz" dem wesentlichen Inhalt nach eine im preußischen Handelsministerium entstandene Denkschrift bekannt, welche den doppelten Zweck eines Gutachtens für den König, an den die Nothstandsklagen auch schon herangedrungen waren, und eines Ausgangspunktes für die weiteren Untersuchungen der Behörden verfolgt zu haben scheint. Sie verwarf die Anordnung außerordentlicher Bauten, als durch den Grad und die Art der etwa vorhandenen Noth auf keinen Fall angezeigt, sowie als auch in sich bedenklich. Dagegen hatte schon im Februar der Minister Achenbach auf einen nicht recht substantiirten allgemeinen Angriff des Abgeordneten Duncker im Abgeordnetenhause erwidert, die Staatsregierung benutze alle ihre Mittel und Gelegenheiten nach Möglichkeit, um müßigliegende Arbeitskraft lohnend zu beschäftigen. Man erfuhr auch bald nachher durch die Blätter, daß Verfügungen wegen beschleunigter und verstärkter Vornahme von Eisenbahnbauten an die königlichen Directionen zu Hannover, Münster, Kassel, Frankfurt am Main, Wiesbaden und Saarbrücken ergangen seien. Im Regierungsbezirk Düsseldorf insbesondere, wo die starke Concentration der Industrie jeden hemmenden und lähmenden Einfluß alsbald die empfindlichsten Wirkungen äußern läßt, waren gleichartige Aufforderungen außerdem an sämmtliche Landräthe, Oberbürgermeister und Kreisbaubeamte gerichtet worden. Weiter aber wollte der Staat zunächst wenigstens nicht gehen. Die Regierung glaubte damit das Ihrige gethan zu haben, und das Abgeordnetenhaus drängte sie, indem es den blos eben hierauf hinauslaufenden Duncker'schen Antrag guthieß, auch seinerseits nicht weiter.

Bald bestätigten die nun allmählich einlaufenden Untersuchungsberichte die Vernünftigkeit dieser vorsichtig abwartenden Haltung. Anfangs April wurde officiös in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" constatirt, daß selbst in den Industriebezirken die Zustände nicht so besorgnißerregend seien, wie vielfach behauptet worden. Wenngleich die Lage der Arbeiterklasse in Folge verminderter Beschäftigung gedrückt und im Vergleich zu früher selbst kümmerlich erscheine, sei doch von einem wirklichen Nothstand kaum irgendwo die Rede. Die agitatorische Presse, sowohl die ultramontane wie die socialdemokratische, ward angedeutet, färbe schwarz was höchstens grau sei. Zur Beseitigung zeitweiliger Verlegenheiten habe der Abzug der fremden Arbeiter beigetragen, welche in ihre Heimat zurückgekehrt seien, weil sich ihnen keine lohnende und passende Lohnthätigkeit mehr bot, und zwar größtentheils ohne einen Reisepfennig in Anspruch zu nehmen. Die zurückgebliebene Arbeiterschaft habe fast durchweg wieder Arbeit gefunden, sei es bei den in Betrieb gebliebenen Fabriken und Gruben, sei es beim Eisenbahn- und Wegebau, zum Theil auch in der Landwirthschaft. Die Zurückziehung von Sparkassengeldern habe nicht einmal während des Winters den Betrag der Neueinlagen erheblich überstiegen. Die öffentliche Sicherheit sei ungefährdet, die Bettelei mäßig, so daß die zur Verstärkung herangezogenen Gendarmen in ihre regelmäßigen Standorte zurückkehren könnten.

Ein anderer westfälischer Bericht aus der ersten Hälfte Mai, den die „Nationalzeitung" veröffentlichte, besagte, daß in letzter Zeit die Entlassungen von Bergleuten wegen flauen Geschäftsganges nahezu aufgehört, und auch diejenigen ansässigen Arbeiter, welche durch den Rückgang der Kohlenförderung im Winter brodlos geworden, wiederum regelmäßigere Beschäftigung erlangt hätten. Wo vorübergehende Arbeiterentlassungen neuerdings vorgekommen seien, hätten sie wesentlich in Betriebsstörungen der Zechen ihren Grund gehabt. Aus rein geschäftlichen Rücksichten sei nur auf zwei Zechen in der Umgegend von Dortmund einem Theil der Arbeiter im Laufe des April gekündigt worden. In den übrigen Bergrevieren Westfalens habe gelegentlich sogar eine Vermehrung der Mannschaften, oder doch nur ein solcher Ab- und Zugang stattgefunden, wie er unter gewöhnlichen Verhältnissen die Regel bilde. Auf einzelnen Werken fahre man Ueberschichten. Es stimme hiermit überein, daß die Nachfrage mehrerer Eisenbahnverwaltungen nach Arbeitskräften unbefriedigt geblieben sei, sowie daß darüber geklagt werde, wie ungern die feiernden Bergleute sich zu Erdarbeiten anstellen ließen und wie oft wieder von denselben abwendeten.

Ende Mai verlautete von einer kleinen Besserung auf dem Kohlenmarkt, dessen Preise zwar noch unbefriedigend, auf dem die Nachfrage aber doch der Art war, daß die westfälischen Zechen

Digitized by Google

vollauf zu thun hatten, ausgenommen die, deren Arbeiter streikten. Merkwürdig genug immerhin, daß die Nothstandsbeschwerden kaum ein wenig nachließen, als auch schon die Streiks sich auf's Neue einstellten!

Unter solchen Umständen aber baten die Behörden, denen von der Staatsregiernng aufgetragen war, in kurzen Zwischenräumen zu berichten, ob beschäftigungslosen Arbeitern zu anderweitiger Lohnthätigkeit habe verholfen werden können, sie davon wieder zu entbinden, da schlechterdings kein Grund zur Fortsetzung mehr vorhanden sei. Dies wird denn wohl auch geschehen sein, da sonst der „Berliner Actionär" des Antrags schwerlich erwähnt haben würde. Preußischerseits wäre demnach amtlich der Nothstand für erloschen erklärt, soweit er überhaupt noch existirte.

Das bezieht sich nicht blos auf Westfalen und Rheinland. Die schlesischen Eisenbahnbaubehörden sahen sich im Frühjahr genöthigt, auswärtige Arbeiter heranzuziehen, weil einheimische nicht zu haben waren. Ein übersichtlicher Bericht der Verhältnisse in der Provinz Sachsen, den die „Post" Ende Mai brachte, konnte zweien Betriebseinstellungen drei neue Betriebseröffnungen in denselben Gewerbszweigen gegenüberstellen, dazu zwei frisch in Aussicht genommene Zuckerfabriken fügen, von reducirten Löhnen einen einzelnen Fall und von reducirter Arbeitszeit gar nichts aussagen. In den übrigen Landestheilen scheint die Noth überhaupt nicht danach gewesen zu sein, um Berichtseinholungen herauszufordern.

Wie aber in Preußen, so ging es in den übrigen deutschen Staaten. Schon Ende März wurde der „Kölnischen Zeitung" aus Württemberg gemeldet, genaue Untersuchungen hätten herausgestellt, daß dort von einer Nothlage der arbeitenden Bevölkerung im Ernste nicht gesprochen werden könne. Allerdings sei das Land mit sogenannten reisenden Handwerksburschen überschwemmt, aber meist von fernher, die eine Vorliebe für dichtbevölkerte Gegenden hätten, in denen man sich selbst dann, wenn nur die Gemeinde als solche eine Kleinigkeit verabreiche, täglich leicht einen Thaler ersammeln könne. Für den Eisenbahnbau reiche das heimische Arbeiterangebot nicht aus, es bedürfe noch mehrerer hundert Italiener. Die Landwirthschaft sehe sich fortwährend unerschwinglich hohen Löhnen gegenüber; die Dienstboten steigerten noch täglich ihre Ansprüche. Vorbei seien höchstens die Zeiten des Uebermuths, wo ein Arbeiter beim Schloßanbau in Friedrichshafen einen Zehnguldenschein auf's Butterbrod zu streichen sich reich genug fühlte, und wo Arbeitgeber, welche am Montag ihre Arbeiter flehentlich um Rückkehr zur Arbeit baten, von diesen gröblich verhöhnt wurden, weil sie vorzogen in Droschken von Wirthshaus zu Wirthshaus zu ziehen. Ein Landwirth in Stuttgarts Nachbarschaft fügte im „Schwäbischen Merkur" diesen Erinnerungen an die Tage der allgemeinen Ueppigkeit unsres nationalen Helden- und Siegerrausches noch hinzu, er habe selbst angehört, wie Gesellen ihren Meister, der sie am blauen Montag um Aufnahme der pressantesten Arbeit bat, einluden, ihnen um einen großen Thaler die Kegel aufzusetzen, bis der Kegeljunge komme. „Schlechte Zeiten?" fügte er hinzu. „Ja theilweise wohl; aber selbst verschuldet. Es wird übrigens besser. Sämmtliche überspannte Forderungen und Ansprüche kommen wieder in das richtige Verhältniß. Nur nicht schnell! Aber von schlechten Zeiten überhaupt zu sprechen ist Uebertreibung."

Zu diesen Privatangaben stimmt in der Hauptsache, was der „Württembergische Staatsanzeiger" Anfangs Mai als das Ergebniß der amtlichen Untersuchung hinstellte, und was ebendeswegen hier wohl vollständig angeführt werden darf:

„Es wurde erhoben, daß Arbeiterentlassungen nur in beschränktem Maße stattgefunden, daß solche nur ausnahmsweise auf ansässige Arbeiter sich erstreckt haben, und daß überhaupt die Zahl der tüchtigen und fleißigen Arbeiter, welche von der Entlassung betroffen wurden, nicht als groß bezeichnet werden kann. Häufiger kamen Beschränkungen in der Arbeitszeit und Ermäßigungen der Löhne vor. Obwohl in manchen Industriezweigen weder von der einen noch von der andern Maßregel bis jetzt Gebrauch gemacht wurde, so ist doch die Zahl der Geschäfte, wo Lohnermäßigungen eintraten, nicht unbedeutend. Ueberschreitet der Rückgang der Löhne auch nicht die in den letzten 4—5 Jahren eingetretene Lohnsteigerung, oder kommt er derselben nicht einmal gleich, wie manche Berichte hervorheben, so wurde er doch schwer empfunden und nöthigte zu Einschränkungen, die da drückend wurden, wo Kürzungen der Arbeitszeit mit Lohnreductionen zusammentrafen, was glücklicher Weise nur in seltenen Fällen vorkam. In einzelnen Berichten wird betont, daß mannigfach eine vermehrte Anstrengung auf Seiten der Arbeiter wahrnehmbar sei, die durch die Lohnherabsetzungen entstehenden Ausfälle auszugleichen. Die specielle Frage, inwieweit die Vermehrung der Zahl der beschäftigungslos umherreisenden Personen, worüber zu Anfang dieses Jahres vielseitig geklagt wurde, der Geschäftsstockung oder andern Ursachen zuzuschreiben sei, und welchen Arbeiterklassen und Staaten die Mehrzahl dieser Leute angehöre, wurde übereinstimmend dahin beantwortet: in den Wintermonaten, namentlich im Januar und Februar, sei die Zahl der Reisenden und Unterstützung in Anspruch nehmenden Gewerbegehülfen und Arbeiter auffallend groß und belästigend gewesen; nur der kleinere Theil derselben habe aus Württembergern bestanden, der größere Theil soll nach einzelnen Berichten Norddeutschland, nach andern den Nachbarstaaten Baden und Bayern, sowie Oestreich angehört haben. Aus den Listen über die Heimat der Unterstützten, welche sich auf regelmäßige Aufzeichnungen gründeten, ergab sich, daß die letztere Annahme die richtigere ist. Die beschäftigungslosen Reisenden haben den verschiedensten Arbeitsgebieten und Gewerben angehört; unter den Nicht-Württembergern sind Metallarbeiter, Bäcker, Brauer, Müller und Eisenbahnarbeiter besonders stark vertreten gewesen. Neben solchen, die ihre Arbeitsstellen infolge der ungünstigen auch die Handwerksmeister beeinflussenden Geschäftsverhältnisse ohne ihr Zuthun verloren hatten, seien unter den die Unterstützung von Vereinen und Privaten in Anspruch nehmenden Reisenden nicht wenige verkommene und arbeitsscheue Personen, sowie eigentliche Landstreicher gewesen. Nicht selten seien arbeitsfähige Leute dieser Art, wenn zur Arbeit eingestellt, nach wenigen Tagen ohne Grund wieder ausgetreten und haben ihr Wandern fortgesetzt; andere ebenso unzweifelhaft arbeitsfähige Leute haben nach ihrem Aussehen und Benehmen kaum erwarten können, in einem ordentlichen Geschäft zur Arbeit angenommen zu werden, und es habe bei solchen Personen überhaupt gegründeter Zweifel entstehen müssen, ob ihr wahrer Reisezweck sei Arbeit zu suchen. Eine erhebliche Abnahme der Zahl dieser Reisenden habe sich im März und April gezeigt. Die Frage, ob eine erhebliche Steigerung der von den ansässigen Armen aus den Mitteln der öffentlichen Armenpflege in Anspruch genommenen Unterstützung eingetreten sei, wurde allgemein verneint. In einzelnen Berichten ist zwar von größeren Städten hervorgehoben, die Zahl der zu unterstützenden Armen habe zugenommen, es ist aber gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß der Grund davon wesentlich in der Bevölkerungszunahme und in den veränderten gesetzlichen Bestimmungen darüber, welche Gemeinde die Kosten der Unterstützung zu tragen habe, liege. Die Frage, ob die Mittel der Vereine und Institute der Privatwohlthätigkeit in bedeutend höherem Maße für ansässige Arme in Anspruch genommen worden seien, wurde meistens verneint; nur in einzelnen Berichten wurde bemerkt, die Vereinsmittel seien voll in Anspruch genommen worden, in keinem aber angedeutet, daß die Vereine wegen Erschöpfung ihrer Mittel außer Stande gewesen seien, begründete Unterstützungen zu gewähren. Auch die weitere Frage: ob nicht außerordentliche Maßregeln zur Beschaffung nothwendiger Unterstützungen am Platze wären, namentlich ob es nicht angezeigt sein würde, besondere Vorkehrungen zur Beschäftigung arbeitsloser Personen zu treffen, wurde unter Hinweis auf die gegenwärtig gebotene Arbeitsgelegenheit verneint. Fast überall fand die Ansicht Ausdruck:

Digitized by Google

Leute, denen es ernstlich um Arbeit zu thun sei, können entweder in der Industrie und Landwirthschaft oder bei Eisenbahn-, Straßen- und Hochbauten Beschäftigung finden, wenn sie sich entschließen zu den ermäßigten Löhnen zu arbeiten und erforderlichenfalls zu einem andern Geschäftszweige überzugehen; letzteres wäre den Leuten auch dann nicht erspart, wenn noch weitere Maßregeln zur Beschaffung von Arbeitsgelegenheit ergriffen würden. Von keiner Seite sei den Behörden ein Gesuch um außerordentliche Fürsorge wegen Beschäftigung Arbeitsloser oder Unterstützung Hülfsbedürftiger zugekommen. In einzelnen Berichten ist auch hervorgehoben, daß ein annähernd gleiches Sinken der Löhne in der Landwirthschaft wie in der Industrie bis jetzt nicht bemerkbar gewesen sei. Diese Erhebungen, gegen deren Zuverlässigkeit sich gegründete Zweifel nicht erheben lassen, thun dar, daß die auf der Großindustrie und dem Handwerk wegen der früheren Ueberproduction und der aus bekannten Gründen beschränkten Consumtion lastende Geschäftsstockung ihren Einfluß auch bei der eigentlichen Arbeiterbevölkerung mehr und mehr geltend macht und viele Angehörige derselben zu Einschränkungen zwingt, daß aber ein eigentlicher Nothstand nicht vorhanden ist. Diese Ansicht wird auch bestätigt durch die Ergebnisse der Gebahrung bei der württembergischen Sparkasse in den ersten drei Monaten dieses Jahres. Bei dieser sind vorzugsweise die minder bemittelten Volksklassen betheiligt, und nach mehrjährigen Erfahrungen stellen sich die Einlagen bei derselben seitens der Dienstboten und der Arbeiter nahezu gleich." Schließlich bemerkt das amtliche Blatt: „Hiernach erscheinen weitere Maßregeln von Seiten des Staates als die durch die Ausführung umfassender öffentlicher Bauten bereits eingeleiteten nicht als geboten."

Anfangs Juni sprach endlich auch das „Dresdener Journal" über die Lage der Dinge im Königreich Sachsen. Es habe sich ergeben, hieß es da, daß zwar kein solch trauriger Nothstand herrsche, wie er in manchen Zeitungsartikeln geschildert werde; daß aber doch in gewissen Geschäftszweigen, namentlich der Eisenindustrie, der Handweberei und der Spitzenklöppelei vielen Arbeitern die gewohnte Beschäftigung theils ganz mangele, theils nur sehr geringen Lohn abwerfe, und daß mancherwärts deshalb die arbeitende Klasse vielfacher Entbehrungen unterliege. Doch sei es bisher im Wesentlichen der örtlichen Armenpflege und der Privatwohlthätigkeit gelungen, da wo Mangel und Noth eingetreten sei, in geeigneter Weise zu helfen. Die Regierung ihrerseits hatte nach dieser halbamtlichen Quelle ungefähr dasselbe gethan, wie in Preußen; nur hatte sie sich zudem noch landesväterlich verbunden erachtet, dahin zu sehen, daß der Bedarf der Staatsverwaltung soviel als irgend möglich nur von königlich sächsischen Unterthanen entnommen werde, damit ja kein Preuße oder Thüringer verdiene, was ein Sachse zu verdienen soviel näheren und gerechteren Anspruch hat. Ein Besorgniß erregender allgemeiner Nothstand, so schloß beruhigend der officiöse Artikel, werde bis zum Winter wenigstens wohl nicht eintreten.

Von den umfassenderen Beobachtungen der Staatsbehörden wichen die beschränkteren von Gemeindeverwaltungen nicht nennenswerth ab. Dieselben weigerten sich deshalb sowohl in Berlin als in Bremen, außerordentliche Nothstandscommissionen einzusetzen, wie ihnen im Frühjahr zugemuthet ward; und als die Urheber des Antrags in letzterer Stadt dann auf eigene Faust sozusagen Nothstandscommissionen spielten, sollen sie selbst über die geringe Ausbeute ihrer Ermittelungen erstaunt und so von jeder weiteren Verfolgung der Sache zurückgekommen sein. Der Magistrat von Fürth hatte dagegen eine Nothstandscommission zugestanden, die an alle Arbeitslosen öffentlich die Aufforderung erließ, sich zu melden. Bei einer Einwohnerzahl von 30,000 Seelen meldeten sich 96, von denen 44 auswärts unterstützungsberechtigt waren, 52 in Fürth, unter letzteren aber 42 nur theilweise und nur 10 ganz arbeitslose, unter welchen 10 einige Kranke. Zu den 52 gehörten 22 schon bestrafte, davon mehrere als Trunkenbolde bekannt. „Darum also", rief die „Süddeutsche Arbeiterzeitung" aus, „hat man wüthende Zeitungsartikel geschrieben, als ob ganz Fürth am Verhungern wäre, — darum große Volksversammlungen gehalten, bei denen Massen Bier verschluckt wurden, deren Baarwerth genügt hätte, den paar wirklich nothleidenden Familien über die schlimme Zeit hinwegzuhelfen!" Uebler als in den genannten Städten, als selbst in Berlin, von wo specialisirte Berichte doch eigentlich weiter nichts constatiren konnten als eine gewisse anhaltende Einschränkung des Luxusverbrauchs in Modewaarenhandlungen, Kaffeehäusern und Theatern, sah und sieht es natürlich in reinen Industriecentren aus. In Barmen hat deshalb seit 1864 zum ersten Mal im vorigen Jahre wieder die Stadtgemeinde dazu schreiten müssen, öffentliche Arbeiten vornehmen zu lassen zur Lohnbeschäftigung müßiger Hände. Aber gerade dort schlägt der Bericht des Oberbürgermeisters für 1876, auf den Bericht eines Handelskammermitgliedes über den Gang der Geschäfte gestützt, keineswegs den Ton der Verzweiflung und der Anklage Anderer an, der so manchen Schmerzensschrei dieser Art verdächtig macht oder entstellt, sondern sieht in der Noth die Wirkung theils unabwendbarer äußerer Ereignisse, theils ganz allgemeinen Verschuldens, und läßt die Zuversicht auf einen neuen wirthschaftlichen Aufschwung der Stadt wie des Vaterlandes nicht fahren.

Was aus dieser nicht etwa willkürlich ausgewählten, sondern von Woche zu Woche einfach angesammelten Reihenfolge mehr oder minder zuverlässig erscheinender, meist amtlicher Berichte sich ergibt, dürfte Folgendes sein. Der im Beginn des Jahres entstehende Eindruck von wiederkehrender oder wieder zunehmender Noth war im Allgemeinen, von einzelnen Oertlichkeiten und einzelnen Geschäftszweigen abgesehen, falsch. Er braucht deshalb noch nicht künstlich oder gewaltsam hervorgerufen zu sein; er hatte seinen Ursprung vielmehr hauptsächlich offenbar in jener besonderen Empfindsamkeit, welche Reconvalescenten eigen zu sein pflegt. Eben in der Genesung von einer schweren Erwerbsstörung und Verbrauchsüberladung begriffen, fürchtete die Nation noch jeden Augenblick in die Krankheit zurückzufallen, so oft in der Wellenbewegung ihres wirthschaftlichen Befindens auf langsam ansteigende Fluth eine gelinde Ebbe folgte. Jedes derartige Symptom wurde mit Unruhe betrachtet, endlos erwogen und erörtert, seiner Allgemeinheit wie seiner Schwere nach überschätzt. Der Zustand war auch in dieser Hinsicht das gerade Gegentheil, das andre Extrem von der sanguinischen Stimmung in den ersten Jahren nach dem Franzosenkriege. Damals wähnte man sich nichts unmöglich, versagte sich keinen Genuß und keine dauernde Erweiterung seiner Bedürfnisse, spottete aller Warnungen und aller Anzeichen für einen jähen Umschlag. Heute dagegen will man an keine allmähliche Besserung glauben, weil das volle frische Gesundheitsgefühl noch nicht wieder da ist. Man quält sich selbst und Andere mit einem chronischen Pessimismus. Und doch, wie vor fünf Jahren besonnene Mäßigung die zeitgemäßeste Tugend war, so wäre es jetzt ein tapferer Muth, denn Uebernehmung im Unternehmen ist heute weit weniger zu fürchten, als eine auch das nöthigste und hoffnungsvollste Neue von sich wehrende grübelnde Aengstlichkeit.

Je nach individueller Situation und Tendenz hat die allgemeine Reizbarkeit und Schwäche natürlich dann auch noch grelleren Ausdruck angenommen. Wer auf Grund der Noth vom Staate oder von der Gemeinde oder von der öffentlichen Meinung etwas Bestimmtes verlangte, in dessen Interesse war eine möglichst schwarze Schilderung der Noth. An absichtliche Fälschung ist dabei mit seltenen oder gar keinen Ausnahmen sicher nicht zu denken. Die Nothstandsfärber sahen zuerst von Allen selbst so düster in die Welt. Ihre Nerven waren am krankhaftesten afficirt, vielleicht weil sie persönlich litten, ohne sich einer geschäftlichen Verschuldung bewußt zu sein, oder weil sie Kreise leiden sahen, deren Wohlergehen ihnen vor anderen am Herzen lag. Mit Vorwürfen braucht man deshalb nicht um sich zu werfen, — nur daß man stets recht sorgsam auf ihre thatsächliche Begründung hin Nothstände prüfe, in deren Namen,

Digitized by Google

ehe sie noch unzweifelhaft festgestellt sind, sofort Gesetze, Geldbewilligungen, oder andere öffentliche Maßregeln zu Gunsten Einzelner gefordert werden, wenn auch angeblich nur zum Heile der Gesammtheit.

Etwas anders steht die Sache allerdings mit den Organen einer Agitation, die sich ganz allgemein berufen und verpflichtet glaubt, Mißvergnügen hervorzurufen. Aber diesen gewöhnt doch auch die Welt sich bald nur mit Vorbehalt zu trauen. Ihre planmäßigen Schwarzmalereien hätten niemals den Erfolg gehabt, der sich im ersten Vierteljahr 1877 aus einer zufällig zusammentreffenden Menge unerfreulicher Wahrnehmungen bei vielen durchaus vorurtheilsfreien, wohldenkenden Personen ergab: als ob nämlich in Deutschland abermals eine öffentliche Noth ausgebrochen sei, die nachher dann nirgends recht aufzufinden war. Desto besser, werden sie nun mit uns sagen, und künftig in Zeitläuften wirthschaftlicher Herabstimmung gerade gegen Anwandlungen dieser Art mehr auf ihrer Hut sein.

A. Lammers.

Literatur und Kunst.

Drei Vögel.

(Frei nach François Coppée.)

Ich sprach zur Taube: Flieg und bring' im Schnabel
Das Kraut mir heim, das Liebesmacht verleiht!
Am Ganges blüht's, im alten Land der Fabel.
Die Taube sprach: Es ist zu weit.

Ich sprach zum Adler: Spanne dein Gefieder
Und für das Herz, das kalt sich mir entzog,
Hol' einen Funken Gluth vom Himmel nieder!
Der Adler sprach: Es ist zu hoch.

Da sprach zum Geier ich: Reiß aus dem Herzen
Den Namen mir, der drein gegraben steht!
Vergessen will ich lernen und verschmerzen.
Der Geier sprach: Es ist zu spät.

Emanuel Geibel.

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer.

Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Theodor Creizenach.
Stuttgart 1877, J. G. Cotta.

Suleika.

Wir sind nun urkundlich um den Namen einer vorzüglichen Dichterin reicher; Marianne Willemer wird nun stets genannt werden, wenn von sinniger Auffassung und anmuthig leichter Darstellung des Gelegenheitlichen in Goethes Weise die Rede ist; sie wird unsterblich sein als Zeugniß, wie ein schönes Talent unter dem begeisternden Einflusse des Genius Werke schaffen kann, die unter die Dichtungen des Meisters eingereiht von Niemandem als fremdes Gut erkannt werden. Ja als die Erkenntniß zufolge persönlicher Mittheilung sich hervorwagt, da wird sie angezweifelt, da scheint die Sache unglaublich. Es war Herman Grimm, der in den Preußischen Jahrbüchern 1868 Marianne Willemer für die Suleika des westöstlichen Divans erklärte, und die Mittheilung machte, daß sie die Dichterin jenes herrlichen viel bewunderten, viel gesungenen Liedes sei:

Ach um deine feuchte Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide,
Denn du kannst ihm Kunde bringen
Was ich durch die Trennung leide!

Nun aber liegt von Goethes Hand das Schreiben vor, mit dem er Eckermanns Beiträge für Poesie an die Freundin sendet mit der Hindeutung auf S. 279. Da hat Eckermann erörtert, wie Goethe die lyrische Stimmung in der Wahl der Bilder wie der Rhythmen, im Tonfall der Worte und im weicheren oder stärkeren Ausklang der Reime einheitlich ausprägt, so daß die Idee des Gedichts eine eigenthümliche harmonische Form gewinnt; so finde sich denn der milde Charakter obigen Liedes durch und durch in Bewegung und Worten. Goethe aber, als er das Büchlein 1823 erhalten hatte, schnitt am 18. October ein Myrthen- und Lorbeerreis, band sie mit einem grünseidnen Bändchen zusammen und schlug um sie einen halben Bogen grauen Conceptpapiers, legte die Sendung dem Buche bei und schrieb mit klaren großen lateinischen Zügen die Verse darauf:

Myrth' und Lorbeer hatten sich verbunden;
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie gedenkend seliger Stunden
Hoffnungsvoll sich abermals vereinen.

Erst im April 1824 antwortet Frau Willemer:

„So ist denn abermals eine lange Zeit verstrichen und ich habe die mir so bekannten Züge der lieben Freundeshand entbehren müssen, und lassen Sie mich es nur gestehn durch meine eigne Schuld; wie kann, wie soll ich Ihnen erklären, ja mir selbst erklären, warum es mir unmöglich war auf jene Zeilen etwas zu erwiedern, auch nur der Ueberraschung, ja Bestürzung zu erwähnen, die sich meiner bemächtigte. Ja selbst die Gewalt der Täuschung, die mir eine schöne Zeit so nahe stellte, vermochte nicht meine Beschämung zu mindern; und wie sollte ich es ertragen mich mit so Herrlichem zu schmücken, da die Zeit den schönsten Schmuck versagt, der allein das Haupt der Frauen mit Freude umkränzt. Mögen Sie Herzenskündiger sich und mir enträthseln, was in jenen dunklen Gefühlen mir selbst verborgen liegen mag ... Wenn Sie wüßten wie oft, wie immer mehr ich mir wünsche Sie nur auf einen Augenblick zu sehn, mir bei Ihnen Raths zu erholen, wie ich fühle nur Sie würden verstehn, was mir so unklar in meinem Kopfe schläft, durch Sie könnte ich vielleicht noch ganz vernünftig werden, oder verständig, ich weiß nicht recht wie man sagt; aber es soll nicht sein, aber ich bescheide mich."

Unter dem schönsten Schmuck der Frau hat die Schreiberin wohl das ihr versagte Mutterglück verstanden; ihr dunkles Gefühl mochte ihr sagen, daß sie ohne Goethes unmittelbare Einwirkung das erwähnte Lied doch nicht gedichtet hätte, daß es eigentlich ihrer Beiden Gemeingut sei. Goethe antwortet darauf in einem ganz eigenhändigen Brief, wie solche in jener Zeit so selten sind, da er meist dictirte und mit ein paar herzlichen Worten sich dann unterzeichnete:

„Sie haben, theuerste Marianne, meine wunderliche Sendung freundlich aufgenommen, den Inhalt empfunden und Ihr liebes Herz thut sich wieder auf, Ihr holder Blick wendet sich zu mir, und wie sollte gegenseitig dies nicht auch mein Fall sein. Leider muß die Entfernung manches fragmentarisch lassen; doch einige Worte über jenes Zeichen des treuens Andenkens können hier auch etwas thun. Als ich des guten Eckermanns Büchlein aufschlug, fiel mir S. 279 zuerst in die Augen; wie oft hab ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet was denn auch im schönsten Sinne mein eigen genannt werden durfte. In derselben Stunde fuhr ich mit meiner Schwiegertochter nach Belvedere, und in den Grünhäusern brach ich die beiden Zweige, verknüpfte sie, und mit wenigen, aber tief empfundenen Reimen begleitet gingen sie ab. Einer freundlichen Aufnahme blieb ich versichert, die Sie nun so liebenswürdig aussprechen und mich glücklich machen. Auch mir schwebt gar oft die Nothwendigkeit des Wiedersehens vor. Nur in Gegenwart läßt sich das Beständige wie das Vergängliche fühlen und beurtheilen; die Wahrheit der Verhältnisse bestätigt sich alsdann, wenn das Scheinbare unaufhaltsam verfliegt."

Wer war die Dichterin, die Freundin des Dichters? Der Herausgeber des Briefwechsels, Theodor Creizenach, gibt uns darüber genügend Auskunft. Er hat das Buch mit einer Ein-

Digitized by Google

leitung ausgestattet, die von Willemer und seiner Gattin mittheilt, was zum Verständniß nöthig ist, hat dann von Jahr zu Jahr die Briefe mit Vorbemerkungen versehen, im Einzelnen kurze Erläuterungen beigefügt und endlich ein abschließendes Nachwort gegeben. Mir scheint sein Verfahren musterhaft. Er ist freigebig und sparsam zur rechten Zeit. In Frankfurt lebend und mit den dortigen Verhältnissen vertraut, auf mündliche Quellen lauschend und ihre Spende am Urkundlichen prüfend, eint er dichterischen Sinn und philologische Kritik; ja manche Aeußerung, von Frau Willemer selbst im hohen Alter gethan, muß sich durch die Zeugnisse der Jugend, durch die feststehende Thatsache berichtigen lassen. Nimmt doch für jeden Menschen die Vergangenheit in der Erinnerung eine Gestalt an, die in manchen Zügen und Farben durch das spätere Leben bedingt und beeinflußt ist.

Johann Jakob Willemer war 1760 in einer Frankfurter Bankierfamilie geboren und führte mit einigen Genossen verbunden ein größeres Geldgeschäft. Friedrich Wilhelm II. von Preußen ernannte ihn zum Geheimerath, nachdem Friedrich der Große sich einmal bei der Parade umgedreht hatte und über das unliebsame Räsonniren des jungen Fremden in die Frage ausgebrochen war: Wer ist der Naseweis? Darauf beziehen sich die Verse von Marianne:

Einst hat der alte Fritze,
In hohem Zorn entbrannt,
Mit königlicher Hitze
Dich Naseweis genannt;
Des dicken Königs Güte
Rieb dir in dieser Noth
Mit Pomeranzenblüthe
Die Nase wieder roth.

Vom Kaiser von Oestreich ward Willemer zum Freiherrn ernannt. Er war zweimal kurze Zeit verheirathet, hatte aus diesen Ehen drei Töchter und einen Sohn; seit 1796 lebte er als Wittwer, mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt. Er war eine Zeit lang Senator und im Vorstande des Theaters. Schon 1788 eröffnet einmal Goethe dem Herzog Karl August, daß auf dessen Bürgschaft Bankier Willemer bereit sei, dem Jugendfreunde Merck 4000 Gulden vorzuschießen. Schon damals galt Willemer als Gönner von Kunst und Literatur. Er hatte die Bildung der Zeit in sich aufgenommen. Mit deistischer Aufklärung huldigte er den sittlichen Wahrheiten des Christenthums, war ein Genoß der damaligen philantropischen Bestrebungen, übersetzte und schrieb Theaterstücke wie nationalökonomische und populärphilosophische Aufsätze, und wußte namentlich auch örtliche Frankfurter Dinge mit heiterem Humor zu behandeln. Als Goethe nach dem Tode seiner Mutter seine Gattin zur Ordnung der Angelegenheiten nach Frankfurt sandte, dankt er im ersten erhaltenen Brief Willemer für die Aufnahme und Hülfe, die sie gefunden, indem er ihn „theurer alter Freund" anredet, und den Wunsch äußert, in persönlichem Verkehr alte Erinnerungen zu wecken und neue Lebensresultate zu besprechen. 1813 hatte Willemer Selbstgespräche drucken lassen, und Goethe schreibt ihm darüber:

„Jeder muß versuchen wie er die sittlichen Bezüge, die auf uns alle losdringen, mit sich möglichst in Harmonie setze; dieses haben Sie recht ernstlich und freundlich gethan, so daß man Ihnen aufrichtig dazu Glück wünschen kann."

Später vermittelt Goethe, daß Willemer'sche Schriften in der Jenaer Literaturzeitung zur Anzeige kommen, und Willemer bekämpft 1816 in einem Sendschreiben an Doctor Martin Starck den sonderbaren Vorschlag desselben, auch das künstlerische und wissenschaftliche Talent zu besteuern, mit der Frage: „Wie viel hätte dann wohl unser großer Landsmann Goethe zu entrichten?" In einer Schrift über Preßfreiheit äußert er: sie sei gerade den Regierungen nützlich: diese erfahren was das Volk bedarf; das Wort erleichtert, der Brennstoff entladet sich. „Hätte der Verfasser von Werthers Leiden nicht zur Feder seine Zuflucht genommen, er lebte vielleicht nicht mehr." Willemer war damals mit Görres im Verkehr und zu dessen Flucht aus der scheußlichen Demagogenhetze behülflich. Es brachte ihn in den Ruf eines Sonderlings, daß er, der gütergesegnete Bankier, gegen die übermäßige Ansammlung von Reichthümern in Handelsstaaten und im Besitz an Einzelne schrieb und zu Maßregeln aufforderte, daß nicht die Armuth vom Reichthum verschlungen werde.

Während dieser Mann nun an der Theaterleitung Theil hatte, kam 1798 der Balletmeister Traub mit seiner Truppe nach Frankfurt; unter ihr befand sich die Tochter einer Wittwe aus Linz, die 14jährige Maria Anna Jung, voll lebhaften Geistes und musikalischer Anlage; ihre holde Erscheinung ergötzte das Publicum in sogenannten Divertissements, wenn sie als Harlekin aus dem Ei kroch, als Elfe aus einem Blumenkelch aufschwebte oder gar aus einer Kanone hervorflog. Dann sang sie die Titania im Oberon von Warnitzki, und trat im Lustspiel auf. Im Jahr 1800 verhandelte Willemer mit der Mutter, entschädigte sie für die Vortheile, die sie aus Mariannens Bühnenthätigkeit zog, mit 2000 Gulden, und nahm die 16jährige Künstlerin zu seinen Töchtern in sein Haus, um sie bedrohlichen Verführungen zu entziehen, deren ihre reizende Persönlichkeit und ihr Stand sie aussetzten. Die Frankfurter machten ihre Bemerkungen über des Hausherrn pädagogische Vorliebe für schöne Gegenstände; Wohlwollende faßten sein Vorhaben als eine „Rettung" des liebenswürdigen Wesens auf, wie sich auch Goethe gegen Boisserée ausdrückte, als sie vor dem Dichter die Ballade vom Gott und der Bajadere mit hinreißender Empfindung gesungen, wie zum Symbol dessen, was so leicht hätte ihr Loos sein können, ja wohl dafür angesehen ward.

Clemens Brentano hat sie zwar nicht auf dem Theater gesehn, wie Creizenach darthut, wohl aber einige Jahre nachher, als er bereits um Sophie Mereau warb, ein Liebeslied an sie gedichtet und ihr durch seine Schwester Bettina mittheilen lassen. 1810, in den Romanzen vom Rosenkranz, war sie ihm das Modell seiner Biondetta, wie Savigny des Jacopone; aber beide boten doch nur Motive zu phantastisch freier Bearbeitung. Als er von der Nonne von Dülmen wieder in die Welt zurückgekehrt war, wollte Frau Willemer ihn zu neuer dichterischer Thätigkeit anregen; in einem längeren etwas seltsamen Gedicht verweist er auf Jesus und Maria als das alleinige Heil; die Freundin aber schreibt an Goethe: „Clemens Brentano war auch hier und beschießt die sündhafte Welt mit schwerem Frömmigkeitscaliber; bei seinem Geist und scharfen Witz ist er übel dran, sie reißen seinen himmlischen Schwingen immer wieder die Federn aus." Als ich ihn 1839 in München kennen lernte, war's noch so; vor seinen barocken Einfällen, seinem Humor war die ultramontane Umgebung niemals sicher, er war ihr enfant terrible. Als er doch 1838 zur Poesie mit Veröffentlichung seiner Märchen zurückkehrte, und zunächst Gockel, Hinkel und Gackeleia erscheinen ließ, da ist Frau Willemer das „Großmütterchen", dem die „herzliche Zuneigung" (statt „Zueignung") gilt; aber es ist freie Phantasie, wenn die Frau Rath, Goethes Mutter, ihn, den Knaben, zu trösten in's Theater führt, wo der Harlekin aus dem Ei kriecht und die zierlichsten Sprünge macht. Daß er in jungen Jahren Eindruck auf ihr Herz gemacht, scheint mir Creizenach ihrem eigenen Bekenntniß gegenüber gar zu skeptisch zu bezweifeln.

In Willemers Hause gab Marianne mit ihren Talenten bald den Ton an. Sie verstand wie Wenige das gesellige Beisammensein zu verschönern, ja zum Kunstwerke zu gestalten, indem sie anregend auf Alle wirkte, und zwar unmerklich. Dabei entwickelte sich ihre lyrische Begabung, und der Herausgeber sagt vortrefflich: „In Bezug auf Innigkeit und Frische im Denken und Fühlen, auf Abrundung, Nettigkeit und Wohllaut ist sie von keiner deutschen Dichterin übertroffen. Auch der Reichthum ihrer Ader ist bewundernswerth. Sie hatte zu jeder Sendung einen Begleitvers, und brachte bis in das sechzigste Jahr die schönsten Toaste aus. Aber was wir von ihr haben ist Gelegenheitsdichtung; auch die allgemeinere Betrachtung kleidete sie meist als Zuspruch an eine bestimmte Person ein."

Digitized by Google

So war das Haus in das Goethe 1814 persönlich eintrat. Er hatte sich aus den Wirren Europas in den Orient geflüchtet, er dichtete am Divan, und fand nun in Marianne die bestimmte persönliche Gestalt für das Bild seiner Suleika, wie ihm Lotte Kestner für die Geliebte Werthers, Frau von Stein für die Iphigenie, Minna Herzlieb für die Ottilie eine reale Basis bot. Am Rhein schüttelte man den Rheinbund ab, das Bewußtsein des Deutschthums erwachte und fand in Kunst und Wissenschaft seine Pflege, und Goethe ging theilnehmend auf Boisserées Bestrebungen für den Kölner Dom, für altdeutsche Bilder, auf Cornelius-Zeichnungen ein. Er mischte sich bei Festen, in Gartenwirthschaften am Rhein und Main unter das Volk, und verkehrte mit frischer Jugendlust unter alten und neuen Freunden. Er gedenkt in Briefen und Aufzeichnungen auch des Willemer'schen Hauses, verlebte seinen Geburtstag in Frankfurt und ging Anfang September nach Heidelberg, während Willemer, der seine Stellung zum Theater aufgegeben, einen Bericht in das Morgenblatt nach Stuttgart sandte, wie in Frankfurt am 28. August eine Festaufführung von Goethes Tasso stattgefunden: eine Symphonie von Haydn habe den eintretenden Verfasser begrüßt; am Schlusse der Vorstellung seien die beiden Kränze von den Hermen Vergils und Ariosts unter dem Jubel des Volks dem Dichter überreicht worden. Der schalkhafte Mann neckte und strafte die Theaterverwaltung für ihr Nichtsthun; in einer zweiten Nummer des Morgenblatts ist auf die Erfindung hingewiesen, aber Biographen Goethes hielten sie aufrecht, namentlich Lewis vergleicht den vermeintlichen Hergang mit der Ovation, die dem greisen Voltaire im Théâtre français gebracht worden. Während Goethe in Heidelberg sich dieses Scherzes freute, führte Willemer aus Neigung und um des Wohlanstandes willen unter Billigung seiner Töchter und Schwiegersöhne Marianne Jung als seine dritte Gemahlin zum Altar, und Goethe war im October viel mit dem neuvermählten Paare zusammen. Er fuhr mit ihnen nach einem Thurm, um am 18. die Octoberfeuer zu sehn, und der Eindruck jener hundert rothen Flammen der Freude über das befreite Vaterland machte einen Eindruck auf ihn, dessen in unseren Briefen öfter gedacht wird, der nie erlosch. Marianne erbittet beim Weggang durch ein frohmüthiges Gedicht ein Wort in ihr Stammbuch, und Goethe sendet 1815 von Weimar aus ein Prachtblatt, von goldnen Blumen auf orientalische Weise zierlich eingerahmt, das Gedicht auf das Goldne, welches beginnt:

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würd'ge Schranken,
Goldneres hab' ich genossen,
Als ich Euch in's Herz geschlossen.

Im Mai 1815 reist Goethe zur Kur nach Wiesbaden; am 12. August trifft er nach der Lahn- und Rheinfahrt mit dem Freiherrn von Stein und Arndt in Frankfurt ein, steigt bei Willemer ab und wohnt mit der Familie auf dem Lande in der Gerbermühle ein halb Stündchen mainaufwärts. Nach den Mittheilungen Mariannens berichtet Creizenach: „Morgens blieb er allein; jeden Vormittag trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung Nachmittags auf Spaziergängen. Gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weißflanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig, las gern vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Beim Lesen seiner eignen Gedichte traten ihm nicht selten Thränen in die Augen." Damals war's, wo Rahel Goethen in Frankfurt sah: „Goethe war bei mir, das ist mein Adelsdiplom", schrieb sie an Varnhagen. Goethe schenkte Mariannen ein Blatt der orientalischen Pflanze Gingo Biloba, ein Sinnbild inniger Freundschaft; es ist zweispaltig, man fragt ob es eins ist das sich spaltet, oder zwei die sich verbinden. Das begleitende Gedicht im Divan ist bekannt. Vom 15. bis 19. September war Boisserée mit Goethe auf der Gerbermühle, dann ging er mit diesem nach Heidelberg. Schon vor der Abreise hatte Goethe das Divanslied „Nicht Gelegenheit macht Diebe" an Marianne gegeben; von ihr ist die schöne Antwort: „Hoch beglückt in deiner Liebe", mit dem Schlusse:

Meine Ruh', mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!
Scherze nicht, nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Am 17. September entstand das Lied, das Bettina von Arnim sich aneignen wollte; doch scheint es ganz von Goethe stilisirt zu sein, wenigstens ist das „Fingerab in Wasserklüfte" nicht im Tone der Dichterin:

Als ich auf dem Eufrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfing.

Der Schluß bezeichnet die Localität der Gerbermühle in poetischer Steigerung:

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Am 21. September kam Goethe nach Heidelberg und sang den Dithyrambus an Suleika mit dem Schlusse, daß sie die bunte Schnur seines Glücks geklöpfelt:

„Hier nun dagegen
Dichtrische Perlen,
Die deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus;
Nimm sie an deinen Hals,
An deinen Busen,
Die Regentropfen Allahs
Gereift in bescheidner Muschel.

Jetzt dichtet Marianne das Lied an den Ostwind, worin es heißt:

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.

Die Aenderung Goethes ist nicht glücklich, man weiß nicht warum er sie vorgenommen:

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
Eh' noch diese Hügel düstern
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Am 20. September reiste sie mit dem Gatten nach Heidelberg und von diesem Tag datirt eins der tiefsinnigsten und schwungvollsten Gedichte Goethes, „Wiederfinden":

Ist es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!

Es gibt eine Darstellung von der Schöpfung, wie sie zuerst ein Scheiden und Sondern des Einen, dann aber eine Neuvereinigung der mannigfaltigen Kräfte zu harmonischem Ineinanderwirken ist im seligen Leben der Liebe. Mehrere Tage verweilten sie zusammen in Heidelberg. Im Angesicht ihrer Jugend, die über seinem Alter leuchtet wie der Sonnenglanz über den Bergen, sang er:

Digitized by Google

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke, her noch eine Flasche,
Diesen Becher bring' ich ihr!
Findet sie ein Häuflein Asche,
Sagt sie: der verbrannte mir!

Suleikas Erwiderung hierauf ist von Marianne, wie sie dem befreundeten Maler Moriz Schwind bekannte:

Nimmer will ich dich verlieren,
Lieder gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.

Ach, wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist,
Denn das Leben ist der Liebe
Und des Lebens Leben Geist.

In morgenländischen Lettern zeichnet Goethe auf dem Schlosse ihre Chiffer „an des lust'gen Brunnens Rand", schneidet sie in eine Baumrinde; Goethe widmet dem mehrere reizende Lieder oder Anspielungen im Divan; neun Jahre später ist Marianne wieder in Heidelberg, und in der Erinnerung dichtet sie zu Goethes Geburtstag unter andern folgende Strophen:

Wohin den Blick das Auge forschend wendet
In diesem blüthenreichen Wunderraum,
Wird mir ein leiser Liebesgruß gesendet;
O freud- und leidvoll schöner Lebenstraum!

Auf der Terrasse hoch gewölbtem Bogen
War eine Zeit sein Kommen und sein Gehn;
Die Chiffer, von der lieben Hand gezogen,
Ich fand sie nicht, sie ist nicht mehr zu seh'n.

Dem kühlen Brunnen, wo die klare Quelle
Um grünbekränzte Marmorstufen rauscht,
Entquillt nicht leiser, rascher, Well' auf Welle,
Als Blick um Blick und Wort um Wort sich tauscht.

. . . . . .

Hier war ich glücklich, liebend und geliebt!

„Von Suleika zu Suleika ist mein Kommen und mein Gehen", hatte Goethe gesagt; es klingt hier nach. Marianne erzählte hochbetagt bei wiederholtem Besuch des Heidelberger Schlosses einer begleitenden Freundin, daß auf dem letzten Spaziergang Goethe ihr Stirn und Lippe geküßt. Creizenach gibt zu andern Erzählungen dieser Freundin seine kritischen Bedenken; zu dieser Stelle fügt er ein Citat aus dem Nibelungenlied:

Des is mir niht bekant.
Doch wil ich niht gelouben daz es wurde lahn.

Goethe und Marianne haben sich nicht wiedergesehen; sie dichtete gleich nach der Heimkehr jenes unsterbliche Sehnsuchtslied an den Westwind. Darauf beziehe ich das Wechselgespräch im Divan: der Dichter hört Suleika statt seiner eignen Lieder neue unbekannte vortragen, und fragt wie sie so froh verwegen ihm fremden Athem vorhauche, Worte spreche, so harmonisch wie die seinen; die Geliebte erwiedert:

War Halem lange doch entfernt!
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so hübsch gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl daß sie dir nicht fremde scheinen,
Sie sind Suleika's, sind die Deinen!

Da ist von ihr oder von Goethe bekannt, was ich oben andeutete: unter Goethes Einfluß hat sie sich selbst übertroffen. Marianne äußerte: jener Wechselgesang beziehe sich auf den Hergang wie Goethe ihr Bißchen Talent entdeckt habe. Creizenach erläutert: „Die Analogie liegt darin, daß Goethe bereits wußte, Marianne verstehe es ganz wohl, einen leichten geselligen Scherz in anmuthige Verse zu bringen mit Anlehnung an eine bereits vorgebildete Tonart, daß er nun aber mit Staunen fand, wie sie auch selbstständig, tiefsinnig und gedankenreich zu dichten wußte."

In der Note zum Buch Suleika sagt Goethe: „Es möchte wohl abgeschlossen sein. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft die durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigstens ist dessen Rückkehr wie die eines guten Weinjahres in Hoffnung und Demuth zu erwarten. Dem Dichter verstreicht die Jugend, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleikas; Sie die Geistreiche weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt."

Löper, dem wir eine höchst vortreffliche Ausgabe von Goethes westöstlichem Divan verdanken, kannte die Sachlage in Bezug auf die Suleikalieder; er urtheilt in der Einleitung: „Goethe, im Alter von 66 Jahren, gewann das Herz der 30jährigen Frau für immer. Das Glück dieser Freundschaft kam dem Divan wundervoll zu statten. Nur in der Form der orientalischen Gedichte, sei es in Hafis eigenen Versen, sei es in nachgebildeten Strophen, konnte diese Liebe sich rein und wahr aussprechen. Die fremden Formen gestatteten eine Objectivirung der Leidenschaft wie sie in rein deutschen Gedichten nicht zu erreichen gewesen wäre. Die gegenseitigen Liebesbekenntnisse konnten, weil durch das Medium des Orients ausgedrückt, in jedem Augenblick nur als ein geistreiches Spiel gedeutet werden. Ein halb unbewußtes Schweben zwischen Herzenserguß und dichterischer Fiction ist diesen Liedern eigen." Ich meine: dies letztere bezeichnet mehr noch als die Lieder das Lebensverhältniß selbst: eine Mischung von freundschaftlicher, ja väterlicher Zärtlichkeit des älteren Mannes zu der jungen Frau, ein verehrender Aufblick von dieser zu dem großen Dichter, dem Stolz des Vaterlandes, mit aufwallend wärmerer Empfindung, die für die dichterische Production halb unbewußt genährt wird. Nur darum gewinnen die Lieder durch die Erkenntniß ihrer realen Bezüge; wir haben die reife Traube am Stock; wir freuen uns des geistigen Liebefrühlings, der dem Dichter geworden, und den er vor uns vorüberführt wie seine Phantasie ihren verklärenden Schimmer auf die Wirklichkeit wirft. Das Spiel der Einbildungskraft herrscht vor der Sinnlichkeit, vor dem unbezwingbaren Verlangen einander ganz und für immer zu gehören, wie das der echten vollen Liebe eignet; es ist jene Liebe, die Shakespeare fancy nennt. Der Dichter wählte nicht umsonst den Spruch des Sultans Selim zum Motto:

Ich gedachte in der Nacht, daß ich den Mond sähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte ging unvermuthet die Sonne auf.

Das Gedankenbild der orientalischen Geliebten, mit dem er begonnen, ward von der Wirklichkeit übertroffen, er sah statt des Mondes das Licht der Sonne, als er Marianne kennen lernte.

Hören wir noch, wie Frau Willemer den Divan aufnimmt. Schon 1818 sendet Goethe Aushängebogen. Sie antwortet:

„Ihr freundlicher Brief und die ihn begleitenden Blätter haben mich wieder ganz in jene Zeit versetzt, in der ich so glücklich, ja ich darf wohl sagen jugendlich heiter war; wenn ich mir jetzt jenen Zustand vergegenwärtige, so möcht' ich mich wohl nicht mit Unrecht einem Baum vergleichen, dem ein schöner Herbst neue Blüthen entlockt; die alles belebende Sonne schmückte mich noch einmal mit dem Kranze der Jugend; es war mein letztes Glück; der Ernst tritt in mein Leben wie ein kalter Winter und die Blüthe fällt... Doch wem die Erinnerung so viel Herrliches bietet, darf mit der Gegenwart nicht rechten... Wie viel Schönes wird uns aus dem Osten erklingen, wie viel Erquickliches für mich! Veredelt durch Ihren Geist tritt jedes noch so kleine Ereigniß, jedes unwillkürlich ausgesprochene Wort in ein höheres Leben; ich staune über das Bekannte und freue mich doch innig, daß es mir angehörte, ja daß ich es in einem gewissen Sinne mir zueignen darf."

Und später äußert sie:

„Ich war überrascht, gerührt, ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit, es kam mir alles wie ein Traum vor, den ich mir in der Gegenwart wiederholte, um ihn nicht zu vergessen."

Digitized by Google

Im October 1819, nachdem sie ein Prachtexemplar des Divans von Goethe erhalten, antwortete sie:

„Ich habe den Divan immer und immer wieder gelesen; ich kann das Gefühl weder beschreiben, noch auch mir selbst erklären, das mich bei jedem verwandten Ton ergreift. Wenn Ihnen mein Wesen und mein Inneres so klar geworden ist, als ich hoffe und wünsche, ja sogar gewiß sein darf, denn mein Herz lag offen vor ihren Blicken, so bedarf es keiner weitern Beschreibung. Sie fühlen und wissen genau, was in mir vorging, ich war mir selbst ein Räthsel; zugleich demüthig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles nur ein beseligender Traum, in in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt, wieder erkennt, und sich alles gern gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustande liebes- und lobenswerthes spricht und thut; ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens, in so fern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts thun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat."

M. Carriere.

Rumänische Poeten.

Ein Literaturbild aus „Halb-Asien".

Von Karl Emil Franzos.

„Die Literatur der Rumänen ist durch und durch national." Diese Behauptung Arun Pumnuls ist nachgerade ein Dogma geworden an den Ufern der Dombrovitza und es vergeht, besonders in diesen jüngsten Zeiten gesteigerten Nationalgefühls, kaum ein Tag, da dies Dogma nicht nachdrücklich betont würde. Als Mittel zum Zweck: eine gebildete Nation mit ausgeprägt nationaler Literatur darf um so mehr auf staatliche Selbstständigkeit Anspruch machen. Prüfen wir aber die Behauptung Pumnuls ohne Tendenz, von Haß und Liebe unbeirrt, auf ihren wahren Werth, so werden wir finden, daß sie nicht haltbar ist, mindestens nicht in jenem Sinne, in dem sie ausgesprochen ward und so emsig wiederholt wird. Die Bildung der Rumänen ist nicht national, sondern französisch, ihr gesammtes öffentliches Leben ist französischen Mustern nachgebildet; das westliche Culturreis ist dem östlichen Stamme aufgepfropft worden, aber so jäh, so hastig, so oberflächlich, daß es sich nicht mit ihm verwachsen, ihm seine edleren Säfte nicht zugeführt. Autochthones Leben und fremdländischer Firniß stehen in Rumänien allüberall hart neben einander, so auch in der Literatur. Sie hat zum Theil an das Volkslied angeknüpft, zum Theil die Muster an der Seine copirt. Beide Gruppen stehen unvermittelt neben einander, die letztere ist weitaus größer als die erstere. Im Sinne Pumnuls kann man dies sicherlich keine „nationale" Literatur nennen, wohl aber in dem Sinne, daß sich eben in dieser Beschaffenheit der geistigen Strebungen auch der gesammte Zustand der Nation treu und deutlich ausspricht. Der innere Zusammenhang der Literaturhistorie mit der politischen Geschichte tritt kaum irgendwo so klar, so deutlich zu Tage, als in dem Entwicklungsgange und heutigen Stande der rumänischen Literatur.

Diese Literatur hat bisher im Westen geringere Beachtung gefunden, als dies durch äußere Verhältnisse und ihren inneren Werth gerechtfertigt wäre. Das Volk lebt hart an der Grenze des cultivirten Europa und erhält das politische Interesse der westlichen Völker in fortwährender Spannung. Die Sprache ist ihrer lateinischen Elemente wegen dem Gebildeten leicht erlernbar und andererseits haben die Söhne dieses Landes ein treffliches Sprachentalent. Freilich haben sie es vornehmlich dazu ausgenützt, um ihrem Volke die Literatur der Franzosen, zum Theil auch der Deutschen, zu vermitteln; nur Einer, Basil Alecsandri, ist den entgegengesetzten Weg gegangen und hat eine französische Uebersetzung der von ihm gesammelten Volkslieder herausgegeben. Relativ zahlreicher sind bisher die Versuche gewesen, den Deutschen die geistigen Strebungen der Rumänen zu vermitteln, sowohl die Volks- als die Kunstpoesie. Die Märchen haben in den Brüdern Schott getreue Sammler, Uebersetzer und Ausleger gefunden, von den Sprichwörtern hat J. K. Schuller eine Reihe übersetzt, andere hat der Verfasser dieser Zeilen verdollmetscht, auch in der Uebertragung der Volkslieder hat er an verschiedenen Orten sein bescheiden Theil hinzugefügt, so weit dies noch nach den vorangegangenen, größtentheils trefflichen Arbeiten von Kotzebue, Möckesch und Schuller nothwendig gewesen, im Gebiete der Kunstpoesie endlich hat L. A. Staufe mit unermüdlichem Fleiße, wenn auch mit nicht immer hinlänglicher Kraft viel geleistet. Gleichwohl ist die Literatur der Rumänen, wie erwähnt, auch in Deutschland fast unbekannt und insbesondere hat es bisher an einer zusammenhängenden Darstellung gefehlt. So sei denn hier der Versuch unternommen, in engem Rahmen mindestens eine Skizze dieser Literaturbestrebungen zu liefern.

Wir haben nicht weit zurückzugreifen, diese Literatur ist verhältnißmäßig sehr jung, vielleicht die jüngste in Europa, sofern ihr nicht die Literaturen einiger kleinerer slavischer Stämme diese Bezeichnung streitig machen können. Aus dem Heldenzeitalter der Rumänen, dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wo die Moldau unter den Dragoschiden, besonders unter Stefan IV. dem Großen (1458—1504) als mächtiger, kriegerischer Staat blühte, existiren keine gedruckten Sprachdenkmale. Einige Kriegs- und Heldenlieder haben sich im Volksmunde erhalten und die Balladendichter der Gegenwart finden in den kühnen Thaten jener Zeit dankbare Stoffe, im Uebrigen ist diese erste und einzige Epoche absoluter Selbstständigkeit völlig bedeutungslos für die nationale Literatur. Es ist höchst wahrscheinlich in jenen Tagen kein einziges Buch in rumänischer Sprache gedruckt worden, mindestens ist es den Gelehrten dieses Volkes bisher nicht gelungen, auch nur die Spur eines solchen nachzuweisen. Die Erklärung für diese befremdende Thatsache liegt nicht allein in dem kriegerischen, allen Künsten und Wissenschaften abgewandten Sinn dieser Zeit, sondern hauptsächlich darin, daß das Rumänische damals eben nur die Umgangssprache des niederen Volkes war. Die Vornehmen conversirten polnisch oder griechisch, Kirchensprache aber war das Altserbische. Und da zu jener Zeit die Schreiber der Gerichte und der Fürsten hauptsächlich Mönche waren, so sind auch die erhaltenen Staats- und Gerichtsurkunden vornehmlich in altserbischer, einige in griechischer Sprache abgefaßt. Als hierauf zuerst die Walachei, später auch der Staat der Dragoschiden dem Anprall der Türken erlag (1530), da war der entsetzliche Druck, welchen die tartarischen und griechischen Hospodare im Namen des Sultans und zu Gunsten des eigenen Säckels auf das unglückliche Land übten, nicht geeignet, geistiges Leben aufkeimen zu lassen. Erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurden nachweisbar die ersten Bücher in rumänischer Sprache gedruckt: Predigten, Uebersetzungen von Kirchenliedern, eine Geschichte der Heiligen u. s. w., endlich auch eine Uebersetzung der Bibel. Es geschah dies unter dem Schutze östreichischer Herrschaft in Siebenbürgen; hier hatten sich die Rumänen mindestens so weit aufgerafft, um in ihrer Kirche an die Stelle des slavischen Idioms das nationale zu setzen. Eine andere Veränderung hatte sich diesbezüglich in jenen Ländern vollzogen, welche unter türkischer Herrschaft schmachteten und daher dem griechischen Patriarchen von Constantinopel unterworfen waren. Hier war das Griechische Kirchensprache geworden, ein Tausch, bei welchem für das geistige Leben der Rumänen nichts zu gewinnen war. Versuchte sich ein Sohn dieses Volkes als Schriftsteller, so schrieb er französisch oder lateinisch. So der Hospodar der Moldau, Demeter Kantemir (1673—1729) — nicht zu verwechseln mit dem russischen Poeten gleichen Namens am Hofe Katharinas II. —, der auf Grund zahlreicher Quellenstudien und mündlicher Traditionen in lateinischer Sprache eine Geschichte des osmanischen Reiches schrieb.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurden zuerst Schulbücher, dann Legenden und ein Büchlein, welches Schwänke aus dem Popenleben enthielt, in Rumänien gedruckt. Letzteres Büchlein ist also das erste nachweisbare Product der schöngeistigen Literatur. Auf poetischem Gebiete sind nur Volkslieder zu verzeichnen, welche sich ausschließlich durch Tradition,

Digitized by Google

insbesondere im Kreise der Zigeuner, fortpflanzten. Denn in Rumänien ist der Zigeuner nicht blos Musikant, sondern auch Sänger. Um 1780 etwa begannen auch Bojaren und reiche Kaufherren in der Sprache ihres Volkes zu dichten. Es wird berichtet, daß sie sich hiebei völlig dem Ton des Volkslieds angeschlossen und es ist dies auch bei dem Mangel jeglichen anderen Vorbildes und der Unkenntniß der Kunstpoesie anderer Völker glaubhaft, ja selbstverständlich. Was aber nun die Art betrifft, wie diese Lieder verbreitet wurden, so geschah dies nicht etwa durch den Druck, sondern der Herr lehrte sein Lied dem Zigeuner, der nun im Lande umherzog und es in Schänken, Pfarrhäusern und Edelhöfen sang. Rumänische Literarhistoriker pflegen dies als einen für ihr Volksthum höchst charakteristischen Zug anzuführen, der nirgendwo seines Gleichen finde. Dem kundigen Leser aber braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß diese Erscheinung dem Kinderzeitalter der Kunstpoesie aller Völker gemeinsam ist. Die Lieder unserer ersten Minnesänger sind auf dieselbe Weise verbreitet worden, und was der Zigeuner in Rumänien, war in der Provence der Jongleur, der die Lieder seines Herrn, des ritterlichen Troubadours, durch seinen Sang verbreitete. Eigenthümlich mag nur der Gedanke berühren, daß dieser Proceß sich zu einer Zeit bei einem europäischen Volke wiederholte, da beispielsweise in Deutschland Lessing, Schiller udd Goethe dichteten.

Es liegt auf der Hand, daß diese Art der Verbreitung die Unsterblichkeit des Sängers nicht verbürgen konnte. Mochte auch sein Zigeuner des Dichters Namen gewissenhaft beifügen, im zweiten, dritten Munde blieb sicherlich nur noch das Lied selbst. Kurz — diese Kunstpoesie mündete wieder in das Meer der Volksdichtung. Die Troubadourperiode dauerte nur kurz, etwa bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, gleichwohl mögen viele Lieder, die heute allgemein gesungen werden, dieses Ursprungs sein. Es hat natürlich ungemeine Schwierigkeit, aus den Volksliedern jene Sänge adeliger Herrn wieder herauszuheben. Nur zuweilen verräth ein Lied besagten Ursprung durch größere Kunst der Form und die Anschauungsweise, die auf einen relativ gebildeteren Dichter schließen läßt. Dies scheint mir z. B. bei folgendem von Alecsandri in seine Sammlung „Poesie poporale“ aufgenommenen, von W. v. Kotzebue übersetzten Gedichte der Fall zu sein:

Auf dem Wipfel einer Tanne
Sitzt der königliche Falke,
Grade in die Sonne schauend
Und die Flügel leise hebend.
Unten an der Tanne Wurzel
Blühet eine Erdbeerblüthe,
Scheut der Sonne heißen Strahl
Und schmiegt in den Schatten sich.
„Blümchen, der Gebirge Zier,
Kühn und frei wieg ich mich hier —
Tritt hervor an's helle Licht
Daß ich sehe dein Gesicht,
Denn es steigt hoch in die Luft
Deiner Blüthe süßer Duft,
So daß weiter mich zu tragen
Meine Flügel mir versagen!
Hör' mein Wünschen, höre mich!
Auf die Flügel nehm' ich dich!
Trage dich über die Wolken
Bis du meine Lieb' erwiderst,
Oder flieh' den Sonnenschein,
Laß das Fliegen ewig sein,
Grab' mich zu dir in die Erde,
Daß für Liebe, Lieb' mir werde!“

Der erste Poet Rumäniens, der seine Lieder in einer gedruckten Sammlung veröffentlichte, war Konstantin Konaki. Wie er sich schon durch diese Form des Auftretens von seinen Liedgenossen unterschied, so auch in seinem Wesen. Man findet in seinen Versen keinen Anklang an das Volkslied, er ist durch und durch sentimental, weich bis zur Zerflossenheit, unmäßig wortreich, voll mythologischer Spielereien. Nach irgend einer Besonderheit, sei sie nun national oder individuell, wird man in seinen Versen vergeblich suchen.

Konaki ist keineswegs national, sondern copirt nur eben jene lyrische Strömung, welche fünfzig Jahre vorher in Deutschland in den schwächeren Dichtern des „Hainbunds“ ihre Vertreter gefunden. Freilich ist diese Thatsache in hohem Grade charakteristisch für den Bildungsgang der Nation. Im Anfang dieses Jahrhunderts und bis in die zwanziger Jahre hinein wandten sich jene Rumänen, welche sich westlicher Bildung theilhaft machen wollten, fast ausschließlich nach Wien oder bezogen aus Hermannstadt deutsche Bücher. Es brauchte damals lange, bis sich eine literarische Bewegung aus Deutschland nach Oestreich hinüberwälzte, oder gar in das entlegene siebenbürgische Sachsenland. In jenem oben präcisirten Sinne ist also Konaki immerhin national, wenn er um 1825 Lieder der Hainbunddichter nachahmt.

Nur in diesem Sinne sind es auch die drei Poeten, welche nach Konaki aufgetreten und sämmtlich sehr populär geworden: J. Vacarescu, Gregor Alexandrescu und Alexander Donitcu (sprich Donitsch). Der Erstgenannte steht noch ausschließlich unter denselben Bildungseinflüssen wie Konaki, den er übrigens an Vielseitigkeit des Talents übertrifft. Neben sentimentaler Cypressenlyrik hat er auch steife, nüchterne, aber derbfröhliche Trinklieder gedichtet; neben Hölty ist es Mathias Claudius, der sichtlich auf ihn eingewirkt. Doch steht er seinen Vorbildern mehr als ein ähnlicher empfindender Mann, denn als ein bloßer Nachahmer zur Seite, und während das Weh Konakis größtentheils affectirter Liebesschmerz ist, trifft man bei Vacarescu oft auf einen Ton echten tiefen Schmerzes, dem es auch an Energie des Ausdrucks nicht fehlt, so in der Klage um sein verzetteltes, in Nichtigkeiten dahingeschwundenes Leben, welches mit der Strophe schließt:

Bitter mag der Tod wohl sein,
Aber bitt'rer ist mein Sein!
Elemente, auf, herbei!
Nehmt, was euer, macht mich frei!

Der größte Fehler des Dichters ist sein Mangel an poetischer Oekonomie, er ist von einer Weitschweifigkeit, welche oft unerträglich wird. Wir werden diese Klage bei unserer Wanderung auf den rumänischen Parnaß oft wiederholen müssen, aber kaum irgendwo ist sie so am Platze, wie bei Vacarescu. Dieser Fehler entstellt auch sein Hauptwerk: „Der Frühling“, eine lyrisch-descriptive Dichtung, welche schöne und farbenfrische Schilderungen der südlichen Natur enthält. Vacarescu hat offenbar das Werk unseres Ewald v. Kleist genau gekannt, er verdankt ihm vielleicht ausschließlich die Anregung, sicherlich aber Plan und Anordnung seiner Dichtung. Gleichwohl bleibt derselben dadurch ein origineller Werth gewahrt, daß eben der Frühling in Rumänien ungleich anders auftritt, als in Norddeutschland.

Steht Vacarescu unter dem Einfluß deutscher Vorbilder, so Alexandrescu und Donitcu unter jenem Lafontaines. Auch dies ist culturhistorisch bedeutsam. Mit dem Anbruch der dreißiger Jahre begann in Rumänien der Einfluß französischer Bildung, die jungen Bojaren gingen nach Paris, französische Hofmeister und Gouvernanten kamen in hellen Haufen an die untere Donau, das Französische wurde Modesprache, ebenso die Lectüre französischer Dichter. Aber viel zu lesen ist noch heute nicht des Rumänen Art, noch minder damals. Die Meisten begnügten sich für ihr Leben mit jenen Erzeugnissen, welche sie einst mit dem Gouverneur und der Gouvernante gelesen: mit Chateaubriands „Atala“ und Lafontaines Fabeln. Und wenn in ihren Salons von französischen Poeten gesprochen wurde, so schwärmten sie für jenen, welchen sie allein oder doch am besten kannten: für den großen Fabeldichter. Lafontaine galt in Rumänien lange als der größte Dichter der Weltliteratur und genoß dort eine noch größere Popularität als in Frankreich. Er ist auch derjenige fremde Dichter, der zuerst und in der

Digitized by Google

Folge am häufigsten übersetzt wurde. Rechnet man hinzu, daß der Rumäne von Haus aus viel Sinn für dies Genre hat — zahlreiche Fabeln leben im Volksmunde und werden erzählt, sogar gesungen —, so darf es nicht verwundern, daß die jungen aufstrebenden Talente ihren Ehrgeiz darein setzten, dem Lafontaine nachzuahmen und Fabeln zu dichten. Sowohl Alexandrescu als Donitcu sind von dem großen Franzosen abhängig, ersterer allerdings mehr als der letztere, welcher sich bemühte, in den Volkston einzulenken. Für Beide war diese Stoffwahl ein glücklicher Griff, sie sind überaus populär geworden, und es gibt kaum einen gebildeten Rumänen, der nicht einige Verse des Alexandrescu auswendig wüßte. Eines der populärsten Erzeugnisse der rumänischen Kunstpoesie ist seine Fabel: „Die Mäuse und die Katze", welche zugleich ein charakteristischer Beweis hiefür ist, wie genau der Dichter den Ton seines Vorbildes einhält.

Donitcu ist wohl nicht ganz so populär, wird aber gleichfalls häufig citirt. Der unbefangene Kritiker muß ihn über Alexandrescu stellen, weil er knapper, frischer und witziger ist. Als charakteristisch mag hervorgehoben sein, daß beide Dichter ihren Landsleuten im Gewande der Fabel auch politische Lehren geben, freilich verschiedene, jeder in seiner Art. Während Alexandrescu empfiehlt, sich bedingungslos dem Ton des Auslands anzuschließen, denn „wir selbst bringen einander um die größten Uebel", mahnt Donitcu zur Hebung der Volkskraft, zur Einheit der Rumänen. So besonders drastisch in seiner Fabel: „Der Krebs, die Kröte und der Hecht."

Daß selbst die Fabeldichter die Politik nicht lassen mögen, ist, wiederhole ich, charakteristisch für diese Literatur. Es gibt, wie wir sehen werden, keinen, absolut gar keinen rumänischen Poeten, sei er nun Epiker oder Lyriker, Novellist oder Dramatiker, Elegiker oder Humorist, der nicht „der Pflicht gegen die Nation" genügt und mehr oder minder breite Excurse über die Lage der Nation, ja über die Politik des Tages, seinen Werken eingeflochten hätte. Was bei dem Einen Gebot des Herzens war, war für den Andern Gebot der Mode, für den Dritten wohl gar nur zeitgemäße Speculation. Wer die Geschichte der Donaufürstenthümer seit 1848 überblickt, wird diese Erscheinung begreiflich finden. Das nationale Bewußtsein, sicherlich eine natürliche berechtigte Empfindung, flammte aus der Asche dreihunderjährigen Drucks lichterloh auf, aber so jäh, so plötzlich, daß es sich in fieberhaften Formen äußern und, wie nun einmal die Menschennatur ist, in Größenwahn umschlagen mußte. Zu den stolzen prächtigen Worten standen die Thaten in schmählichem Mißverhältniß. Der Einheitsstaat, nach welchem man in allen Modulationen seufzte und schrie, wollte sich nicht zusammenfügen. Das lag zum Theil in der Abhängigkeit des kleinen, schwachen Volksthums von seinen mächtigen Nachbarn, in dem ungeklärten Verhältniß zur Pforte, in der widerspruchsvollen Politik der europäischen Großstaaten. Aber größere Schuld trug die innere Zwietracht: die Guten und Selbstlosen stritten um den richtigen Weg zum Heil, die Schlimmen und Selbstsüchtigen für die Wahrung ihrer persönlichen Interessen. Während die Rumänen an politischer Einsicht noch wahre Wickelkinder waren, standen sie an wilder Gewalt des Parteikampfes den Staaten mit ausgebildetem öffentlichen Leben nicht nach, und während das Volk kaum eben den ersten Schritt aus der Barbarei herausgethan, wurden bereits die äußeren Formen einer vollendeten, ja überfeinerten Cultur copirt. Das war nicht blos komisch, sondern auch von unendlichem Schaden für jegliche organische Entwicklung. Alle Gebildeten im Lande stritten, die Dichter seufzten über die Zwietracht und — stritten mit. Als Alexander Cusa Hospodar der Moldau und Walachei wurde, da verstummte einen Augenblick aus Freude über die endlich bleibend vollzogene „Union" der Streit, um gleich darauf doppelt betäubend wieder loszubrechen. Urplötzlich schoß eine Partei von Demokraten und Republikanern in's Kraut und „Republikaner" wurde Jeder, der nicht vom Fürsten ein Amt erhielt. Dies führte zu Repressalien von Seiten des Regenten, welche nicht immer die Grenzen der Nothwehr einhielten. Wieder stritten leidenschaftlich die Dichter mit, hüben und drüben, und mancher mußte deshalb in's Exil wandern, oder, wie J. Eliade, darauf verzichten, seine Werke gedruckt zu sehen. Mit Cusas Sturz ist es nicht besser geworden, die „Rothen" und die „Demokraten" stehen sich auch unter Carol leidenschaftlich gegenüber, und wieder tragen die Poeten jeder Partei die Fahne vor. Jeder Poet und jeder Gelehrte in Rumänien ist zugleich Politiker, nicht zum Vortheil der Poesie und der Wissenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Dora von Victorien Sardou.

29. Juni.

Viele Theater sind jetzt geschlossen. Die wenigen, die allabendlich vor ziemlich leeren Bänken Vorstellungen geben, brauchen ihren Wintervorrath auf. Das Théâtre français gibt abwechselnd die beinahe bis zur Langweiligkeit harmlose Idylle „L'ami Fritz" von Erckmann-Chatrian und das gründlich abgespielte Schauspiel „Der Marquis de Villemer" von George Sand; auf dem Zettel des Gymnase behauptet sich die ausgelassene Posse „Bébé", die von Rechts wegen auf die Bühne des Palais-Royal gehörte und sich jedes Anspruchs auf eine literarische Beurtheilung begibt; und so ist es eigentlich nur das Théâtre du Vaudeville, welches durch die Aufführung des Sardou'schen Schauspieles „Dora" die Theaterfreunde anzieht.

„Dora" ist eine dramatisirte Geschichte der Spionage.

Victorien Sardou besitzt neben vielen andern Eigenschaften des Dramatikers auch die sehr wesentliche, daß er sich in beständiger Fühlung mit jenen Ansichten, Auffassungen und Stimmungen der Majorität zu halten versteht, welche man gewöhnlich als die „öffentliche Meinung" bezeichnet. Er prüft nicht lange, ob diese Auffassungen berechtigte sind. Er theilt sie, er acceptirt sie als Urtheile, selbst wenn es Vorurtheile sein sollten. Das ist vielleicht nicht sehr tapfer, nicht sehr hochherzig, nicht sehr selbstständig, aber es ist jedenfalls bequem und populär.

Unter den Franzosen aller Klassen ist seit dem für sie unglücklichen Verlauf des letzten Krieges die Ansicht verbreitet, daß in Paris eine Schaar von geheimen Agenten beider Geschlechter von den auswärtigen Mächten besoldet werde; diese Agenten schleichen sich in das Vertrauen der offenherzigen Diplomaten und mittheilsamen Deputirten ein, entlocken ihnen mittels allerhand teuflischer Ränke die verborgensten Staatsgeheimnisse und berichten dann ihren resp. Regierungen brühwarm, was sie aufgeschnappt und erlauscht haben.

Es bereitet den Franzosen eine gewisse Genugthuung, an dieses Ammenmärchen zu glauben. Sie wollen eben lieber auf schändliche Weise verrathen, als ehrlich besiegt gewesen sein. Sardou hält es schon aus diesem Grunde für angemessen, seine Landsleute in diesem Wahne zu bestärken, und sein neuestes Stück ist nichts Anderes als eine eindringliche Aufforderung zur Vorsicht, zum Mißtrauen gegen alle Nicht-Franzosen.

Bedarf es dessen wirklich? Und ist das eines ernsthaften und begabten Schriftstellers würdige Aufgabe? Muß in der That die Gehässigkeit gegen das Ausland, das man trotz aller Friedensschlüsse noch immer als Feind betrachtet, von der Bühne herab künstlich gekräftigt werden?

Und glaubt denn Sardou in Wahrheit an die Geschichte von den geheimen Berichterstattern?

Heutzutage zahlt eine große Zeitung für wirklich gute Nachrichten mehr, als eine Regierung aus den immer ziemlich knapp bemessenen geheimen Fonds bezahlen kann. Und einer schönen und geistvollen Frau stehen, namentlich wenn sie sich über die Vorurtheile der Moral hinwegsetzt, und besonders in Paris, schließlich doch noch andere Mittel zur Begründung einer behaglichen und glänzenden Existenz zur Verfügung als die Spionage und der mit der Spionage unweigerlich verbundene Diebstahl von wichtigen Documenten.

Digitized by Google

Denn es versteht sich, daß in „Dora" wieder einmal eines jener wichtigen Actenstücke, von denen das Wohl und Wehe Frankreichs abhängt, gestohlen wird.

Gelegentlich dieses schon häufig verwertheten Motivs möchte ich mir eine bescheidene Anfrage vergönnen: wieviel wirklich werthvolle Documente der Diplomatie sind in der Geschichte der Neuzeit wohl entwendet worden? Ich glaube, Sardou ist nicht im Stande, auch nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Aber darum hat er sich nicht weiter gekümmert. Er hat sich überhaupt um nichts gekümmert. Er setzt denselben glücklichen Leichtsinn, den er besitzt und der ihm als Dichter sicherlich nachgesehen werden darf, auch bei seiner Regierung voraus. Die französische Regierung vertraut in dem Sardou'schen Drama jene hochbedeutende Urkunde, die ein Staatsgeheimniß von größter Tragweite enthält, einem jungen Attaché an, der dieselbe auf der Hochzeitsreise im Koffer mit sich herum führt, und diese hochbedeutende Urkunde ist in gewöhnlicher Currentschrift aufgesetzt, ist nicht einmal versiegelt! Alle Welt weiß, daß dergleichen Schriftstücke entweder chiffrirt oder wohlverschlossen durch besondere Feldjäger befördert werden, daß ein Diebstahl unter den Bedingungen, die Sardou ohne Weiteres annimmt, geradezu eine Unmöglichkeit ist. Aber was thut's? Was schadet es, ob die Voraussetzungen nichtige und die Tendenz zum mindesten eine nicht lobenswerthe ist? Das Stück ist geschickt, ist interessant, ist wirkungsvoll; und das scheint die Hauptsache zu sein.

Nimmt man die Voraussetzungen hin und verzichtet man darauf, wegen der Tendenz mit dem Dichter zu rechten, so muß man allerdings gestehen, daß „Dora" mit einem hervorragenden Talente geschrieben ist: fesselnd im Inhalt, bedeutend im Aufbau und in der Technik von jener unheimlichen Kunstfertigkeit, die für die Stücke der neueren französischen Schule typisch zu werden beginnt.

Dora ist ein armes und schönes junges Mädchen aus einer heruntergekommenen, adligen Zigeunerfamilie. Sie lebt mit ihrer Mutter, der Marquise de Rio-Zarès, einer verschrobenen, gutmüthigen Person, im glänzenden Elende. Bei jedem Zug an der Schelle fahren Mutter und Tochter vor Schreck zusammen, weil beständig irgend eine unquittirte Rechnung erwartet wird. Dieses junge Mädchen wird nun von dem geheimen „Generalagenten" van der Kraft zum Spionierdienste ausersehen.

In dem Salon der Mutter Doras machen wir verschiedene interessante Bekanntschaften.

Da ist zunächst ein gewisser Tekly, wahrscheinlich ein ungarischer Insurgent, der in der Verbannung lebt. Wir sehen ihn zunächst nur flüchtig, denn er muß sich schleunigst nach Griechenland begeben, vielleicht um sich auch da an irgend einem Freiheitskampfe zu betheiligen. Bevor er sich verabschiedet schenkt er seiner Freundin Dora seine Photographie. Diese Photographie spielt noch eine große Rolle. Wir ahnen das gleich. Denn wir sehen, wie eine Gräfin Zicka, die sich mit einer Theilnahme, welche wir zunächst auf irgendwelche weibliche Neigung zurückführen, nach Tekly und seinen Reiseplänen erkundigt, diese Photographie aus dem Album entwendet und versteckt.

Wir lernen da ferner einen jungen Diplomaten kennen, einen gewissen André de Maurillac, der an irgend einer Botschaft attachirt ist, der für Doras Liebenswürdigkeit, Schönheit und Jugend das volle Verständniß besitzt, einen Freund des Ungarn Tekly und des Deputirten Favrolle.

Dieser Favrolle ist der bekannte Arrangeur und Raisonneur, der in keiner modernen französischen Komödie fehlen darf. Es ist der Desgenuis, den Musset in die neuere Literatur eingeführt hat, ein etwas entarteter Enkel des Molière'schen Philint. Er ist gewöhnlich Junggeselle, überlegen in Erfahrungen, etwas skeptisch, sehr satirisch, mit allem verfügbaren Geiste ausgestattet, in einer angesehenen Stellung, daher auch decorirt. Er bummelt gemächlich neben der Handlung her, wenn er nicht darüber schwebt. In dem letzteren Falle läßt er sich im entscheidenden Augenblicke herab, um dem Helden als Schutzengel, der Heldin als Ritter zur Seite zu stehen. Er sucht und findet immer die Gelegenheit, einmal oder mehrere male eine trefflich gebaute Rede oder mehrere Reden zu halten, die in glücklichen Schlagworten die eigentliche Moral von der Geschichte enthalten, die das sagen, was der Autor über sein Thema zu sagen hat, von dem er wünscht, daß es behalten werde, daß es sich weiter trage. Natürlich ein goldenes Herz und ein bedeutender Kopf. Ollivier heißt er in der „Demi-Monde", Remonin in der „Fremden", Pomerol in „Fernande", diesmal heißt er Favrolle.

Durch die Unterstützung des Agenten v. d. Kraft, der die verschrobene Marquise als „Correspondentin" anstellt — die einfältige Frau hat keine Ahnung von dem, was man von ihr beansprucht, und füllt Bogen mit Berichten über ihre jugendlichen Liebesabenteuer —, ändert und bessert sich also die gänzlich zerrüttete Situation der beiden Damen. Auch Dora lebt in vollster Unkenntniß der Verhältnisse und sie ist viel zu jung, viel zu unerfahren, um sich von den Motiven des erfreulichen Umschwungs Rechenschaft abzulegen. Sie freut sich darüber, daß ihre gute arme Mutter nicht mehr von lästigen Gläubigern behelligt wird, sie freut sich, daß sie an den Belustigungen der reichen Mädchen theilnehmen darf; alles Andere kümmert sie wenig. Freilich erinnert sie sich bisweilen daran, daß sie noch arm ist, und es erscheint ihr daher auch ganz natürlich, daß man ihr von einer reichen Partie spricht. Ja, sie ist so vernünftig, daß sie sich schon halb und halb mit dem Gedanken vertraut macht, sich dem Manne, der sie auszeichnet, zu opfern — trotz ihrer herzlichen Neigung für den jungen Diplomaten André —, als sie durch ein Wort über den ganzen Jammer ihrer Lage aufgeklärt wird.

Die Scene ist ganz kurz, sehr energisch und, wenn die Dora eine so ausgezeichnete Darstellerin findet, wie hier in der Pierson, auch sehr wirksam.

Der Mann, in welchem Dora ihren Bräutigam befürchtet, stellt sich vor. Dora streift ihn mit einem Blicke. Das gemeine, unangenehme Aeußere dieses Bräutigams, der ihr Vater sein könnte, macht sie schaudern. Sie setzen sich, ohne ein Wort zu wechseln, neben einander. Dora athmet tief. Sie sammelt sich, um die unvermeidliche Erklärung mit Fassung zu ertragen. Die Erklärung erfolgt. Der Mann sagt einige ganz banale Redensarten, wie glücklich er sich schätzen würde, wenn die Gefühle der Sympathie, die er ihr entgegen bringe, von ihrer Seite getheilt würden u. s. w. Sie dürfe sich darauf verlassen, fügt er mit einem widerwärtig discreten Schmunzeln hinzu, daß seine Frau in keiner Weise . . .

— Ihre Frau? unterbricht ihn Dora mit dem Ausdrucke des tiefsten Erstaunens. Ihre Frau? Sind Sie denn verheirathet?

— Allerdings, versetzt der sonderbare Freier gleichgültig abwehrend, und um Dora, in deren erstarrten Gesichtszügen sich der Schrecken über diese unerwartete Offenbarung deutlich kundgibt, gewissermaßen zu beruhigen, fügt er mit beleidigender Gemüthlichkeit hinzu: aber das soll Sie nicht weiter stören. Thatsächlich bin ich so gut wie gar nicht verheirathet!

— Also nicht Ihre Frau wollen Sie aus mir machen? Ihre . . .

Sie kann den Satz nicht vollenden. Die Entrüstung schnürt ihr die Kehle zu.

Jetzt sieht sie klar! Sie ist arm, d. h. sie ist wehrlos und den schmählichsten Anträgen ausgesetzt. Die Reinheit ihrer Seele, ihre Keuschheit, ihre Unschuld — alles das zusammengenommen ist nicht stark genug, um sie vor der gröbsten Beleidigung zu schützen, um dem ersten besten hergelaufenen Schelme, der mit ein paar Goldstücken klimpert, zu imponiren? — Die Empörung gibt dem kleinen Mädchen eine wunderbare Kraft. Sie wirft den Elenden zur Thür hinaus; der Verächtliche wird obenein noch lächerlich.

Diese leidenschaftliche Erregung des jungen Mädchen erscheint dem Agenten v. d. Kraft als die besonders geeignete Stimmung, um Dora gefügig und seinen Zwecken dienstbar zu machen. Verliebte Mädchen kann er für sein Geschäft nicht gebrauchen. Die Liebe ist blind, und er bedarf vor Allem sehender Augen. Er benutzt also den günstigen Augenblick einerseits, um Dora die ersten flüchtigen Andeutungen über die Dienste,

Digitized by Google

die er von ihr begehrt, zu geben — Andeutungen, die Dora wieder nicht versteht —, andererseits, um in ihr den Glauben zu erwecken, daß der junge Diplomat schließlich auch nichts weiter von ihr wolle, als was soeben — nur in einer ungeschickteren Form — von ihr gefordert worden sei.

Dora ist tief betrübt und sie macht, als sie dem jugendlichen André gegenübertritt, aus ihrem Kummer keinen Hehl, denn sie hat ihn so wahr, so innig geliebt, ja, sie liebt ihn noch. Wie jubelt sie auf, als sie sich überzeugt, daß André ihre Liebe theilt, daß er sie ehrt und achtet, wie sie es verdient, daß er aus ihr sein Weib machen will.

Dora ist nun Andrés Braut und für v. d. Kraft unrettbar verloren! Dieser tröstet sich so gut es eben gehen mag, und sagt mit sauersüßer Miene: „Die Tochter ist dahin! — mir bleibt die Mutter. Aber was um Alles in der Welt soll ich mit dieser alten „Revue des deux Mondes“ anfangen?“ — —

Die Vermählung Doras mit André de Maurillac folgt der Verlobung auf dem Fuße. Die jungen Leute haben schon den Hochzeitsstaat abgelegt und stehen im Begriff lustig in die Flitterwochen hineinzureisen, als der böse v. d. Kraft mit seinen teuflischen Machinationen wieder in die Handlung eingreift. Er hat erfahren, daß die französische Regierung dem jungen Attaché ein Actenstück von unberechenbarem Werthe anvertraut hat, welches dieser auf der Hochzeitsreise dem Botschafter bei einer fremden Macht persönlich überbringen soll, und daß dieses Actenstück im Schreibtisch des jungen Mannes eingeschlossen ist. Er gibt also der von ihm besoldeten Gräfin Zicka — derselben, die die Photographie des Ungarn sich angeeignet hatte — den Auftrag, sich dieses Papiers womöglich zu bemächtigen. Die Gräfin Zicka verschafft sich auf schlaue Weise den Schlüssel, den André seiner Frau gegeben hatte, und stiehlt das Document. Gleichzeitig veranlaßt sie Dora, ein paar freundliche Zeilen an Kraft zu schreiben, den André trotz aller Freundlichkeiten, die dieser Dora und deren Mutter erwiesen hat, nicht zum Trauzeugen hat laden wollen; sie richtet es ferner so ein, daß sie selbst den Brief an Kraft verschließt, schiebt das werthvolle Blatt als willkommene Beilage ein — die französischen Diplomaten nehmen zu ihren wichtigsten Mittheilungen das kleinste Format, wie es scheint — und läßt durch Dora den Brief an den Agenten befördern. —

Da kommt Tekly plötzlich wieder; und was nun folgt ist ein vollkommenes Seitenstück zu den spannenden Scenen in „Fernande“. Tekly hört, daß sich sein Freund André verheirathet hat, er weiß aber nicht, mit wem. Seine Glückwünsche zur Vermählung glaubt er noch dadurch zu bekräftigen, daß er seiner besonderen Freude darüber Ausdruck gibt, wie André den Klauen Doras und ihrer Mutter glücklich entgangen sei. André fordert Aufklärung. Und wohl oder übel muß der in die Enge getriebene Tekly nun erklären, daß er Griechenland, das Ziel seiner Reise, nicht erreicht hat, weil er durch eine Spionin verrathen und in Triest verhaftet worden ist, und zwar ist die Verhaftung und die Feststellung der Identität erfolgt auf Grund derselben Photographie, die er Dora gegeben hatte.

Zur selben Zeit bemerkt André den Diebstahl der Urkunde. Kein Zweifel, er ist in die Hände einer nichtswürdigen Spionin gerathen.

Alle diese Scenen — die Scenen des Diebstahls und der Auseinandersetzungen Andrés mit Tekly und mit Dora — sind vom theatralischen Gesichtspunkte aus betrachtet meisterhaft. Bisweilen zeigt sich uns Sardou auch noch von einer bedeutenderen Seite als der des virtuosen Bühnentechnikers, bisweilen trifft unser Ohr ein gutes dichterisches Wort. So, wenn der verzweifelte André seine Frau auffordert: „Aber so vertheidige dich doch wenigstens!“ und diese mit Stolz entgegnet: „Ich mich vertheidigen? ich bin dein Weib, und an dir ist es, meine Vertheidigung zu ergreifen!“

Ich verzichte darauf, die kunstvolle Verwicklung weiter zu verfolgen und die noch kunstvollere Lösung zu erzählen. Es ist ganz erstaunlich, wie Sardou die Kunst besitzt, den Geist zu kitzeln und zu rechter Zeit eine fertige Lösung aufzutischen — die Kunst, von der Musset vielleicht etwas zu geringschätzig spricht:

„le bel art de chatouiller l'esprit
Et de servir à point un dénoûment bien cuit.
Grace à Dieu, nos auteurs ont changé de méthode,
Et nous aimons bien mieux quelque drame à la mode,
Où l'intrigue, enlacée et roulée en feston
Tourne comme un rébus autour d'un mirliton.

In dieser verzwickten und verwickelten Schlingung der Fäden, deren Entwirrung allerdings dem frivolen Vergnügen, das die Lösung eines schwierigen Rebus bereitet, näher kommt als dem urkräftigen Behagen, welches das echte Kunstwerk gewähren soll, — in dieser Fertigkeit ist Sardou ein Meister. Es ist eine Kunst, aber es ist doch wohl nicht die wahre dramatische Kunst.

Paul Lindau.

Zum Rubens-Jubiläum.

Von Herman Riegel.

Mehr als je in früheren Zeiten ist es in unserm Jahrhundert Sitte geworden, die Erinnerungstage großer Ereignisse und bedeutender Männer zu feiern. Seit dem Reformationsfeste im Jahre 1817 ist so manches ein- oder mehrhundertjährige Jubiläum begangen worden. Es ist dies ein schöner Zug unsrer Zeit, die den Sinn gefunden hat, in Dankbarkeit jener Geister zu gedenken, deren Thaten und Werke den Boden unsrer Bildung, unsres Daseins in hervorragender Weise haben bereiten helfen. Und diese Gesinnung ist nicht auf einzelne Nationen beschränkt. Der Tag, wo vor 600 Jahren Dante, und der, wo vor 300 Jahren Shakespeare geboren wurde, sind in beiden Welten Festtage gewesen. Wir erinnern uns derselben und dürfen uns freuen ob der Einmüthigkeit so vieler über den Erdkreis vertheilter Nationen. Ein Sieg der Humanität drückt sich jedesmal in solcher Feier aus, und jede solche Feier regt neue Gedanken an, legt neue Bildungskeime in tausend und tausend Herzen. Auch die Kunstgeschichte hat ihre Jubeltage. Und noch die letzten Jahre haben uns die vierhundertsten Geburtstage von Dürer und Michelangelo gebracht. Wie sind diese Tage aller Orten gefeiert worden! Wie hat man durch Rede und Schrift sich bemüht, die Bedeutung der großen Männer allem Volke zugänglich zu machen! Wie Vielen sind bei diesen Gelegenheiten die Werke der Meister, in Originalen oder Abbildungen, zum ersten Male vor die Augen geführt worden! Wie mancher geistige Besitz ist so vermittelt und errungen worden! Und jetzt ist der Tag da, wo vor 300 Jahren Rubens geboren wurde. Er sei uns Anlaß, des großen Künstlers Andenken zu erneuern und in kurzen Zügen ein Bild seiner Größe zu entwerfen.

Das Leben von Rubens ist in eine Zeit gefallen, die fast ununterbrochen von den furchtbarsten Kriegen und den tiefgehendsten Bewegungen erfüllt war. Albas Erscheinen in den Niederlanden vertrieb seine Eltern aus Antwerpen, wo sie wohnten, und als ihnen am 29. Juni 1577 ein Sohn geboren wurde, den sie vielleicht nach dem Namen des Tages Peter Paul nannten, tobte in ihrer Heimat noch der Krieg. Noch vor dem Ende des dreißigjährigen Krieges am 30. Mai 1640 starb der Meister und nur vorübergehend kam während seines Lebens Europa zur Ruhe. Und dennoch, sein Leben selbst bietet das Bild einer ruhigen glänzenden Erscheinung: ein Gegensatz, der deutlich zeigt, wie mitten durch schwere Wolken hindurch die Sonne des Glückes seine Pfade beschienen hat. Doch dies Glück traf ihn nicht zufällig und nicht unwürdig. Die Kunst des Rubens ist glänzend und prächtig, und man kann sich nicht vorstellen, wie der Träger derselben in Dürftigkeit und unter dem Druck eines feindlichen Geschickes hätte leben können. Unter Fürsten lebte er wie ein Fürst, wie ein König darf man sagen, denn sein Reich war die Kunst, und wie ein geborner König herrschte er frei und von Jedermann anerkannt in diesem weiten Reiche. Das sahen und wußten die Fürsten und Könige dieser

Digitized by Google

Erde, und darum erblickten sie eine Ehre darin, wenn sie den Maler als einen der Ihrigen achteten. Und der Streit der Könige, der damals die Welt erschütterte, berührte ihn nur, um ihn mit neuem Glanze zu umgeben. Gesandtschaftliche Aufträge an die Höfe in Madrid und London zeigen den Maler auf der Höhe äußeren Lebens und lassen zugleich erkennen, auf welche seltene, ihn auszeichnende Art er mit den Ereignissen seiner Zeit persönlich in Berührung kam.

Beachtenswerth erscheint auch ein anderer Gesichtspunkt. Man kennt eine Anzahl von Beispielen in der Geschichte, wo nach der siegreichen Beendigung eines großen Freiheitskampfes ein Aufschwung auf allen Gebieten der Kunst stattfand, und man findet es deshalb natürlich, daß in den nördlichen Provinzen der Niederlande, die ihre Freiheit von Spanien erzwungen hatten, die Malerei sich zu hoher und eigenthümlicher Blüthe entfaltete. Aber das hatte man noch nicht erfahren, daß nach der Unterdrückung eines Befreiungskrieges, der aus den Tiefen des Volkes entsprungen war, die Kunst sich in neuen leuchtenden Bahnen erhoben hätte. Und doch scheint dies hier der Fall zu sein. Die südlichen Provinzen der Niederlande mußten trotz der heldenmüthigsten Kämpfe die Herrschaft Spaniens weiter tragen, sie mußten dulden, daß Rom die ausschließliche Herrschaft über die Seelen neu gewann. Aber trotzdem blühte die alte flandrisch-brabantische Malerei gerade jetzt zu einer nie geahnten Herrlichkeit in Rubens auf. Sollte das Gesetz geschichtlicher Weltordnung, das wir seit Jahrtausenden beobachten, hier seine Kraft verloren haben? Oder sollte uns unsre Beobachtung in diesem Falle täuschen und wir jenes Schicksal Belgiens falsch auffassen? Allerdings führt uns der äußere Verlauf des Krieges die südlichen Niederländer als Besiegte vor, aber der innere Verlauf lehrt, daß sie nicht auch die Unterdrückten und Zertretenen waren, daß sie vielmehr mit ungebrochener moralischer Kraft aus den Kämpfen hervorgegangen waren und ihre alten Freiheiten, um derentwillen sie ursprünglich die Waffen erhoben, gerettet hatten. Und als dann nach der Gewaltherrschaft Philipps II. die mildere Hand von dessen Tochter Isabella, die sich mit dem bisherigen Statthalter, dem Erzherzoge Albrecht vermählt hatte, über den Provinzen waltete, begannen diese sich schnell zu erholen nnd zu heben. Dreiundzwanzig Jahre, von 1598 bis 1621, regierte das königliche Paar gemeinsam und dann weitere zwölf Jahre noch die Infantin allein über das ihnen zu Lehn gegebene Land. Die Gemüther beruhigten sich und versöhnten sich mit dem Geschick des Landes; die Gewerbthätigkeit regte sich wieder und die innere staatliche Ordnung wurde neu befestigt. Der glanzvolle Hof in Brüssel zog die bedeutenderen Geister an sich und pflegte mit Vorliebe die Kunst und deren Träger. Belgien bot damals das Bild einer wiedererstehenden kräftigen Nation, und nur in diesem Sinne richtig aufgefaßt wird man den neuen Aufschwung, den die Malerei nun nahm, als mit den Gesetzen der Geschichte übereinstimmend, verstehen. Wie sehr aber innerlich seit beinahe zweihundert Jahren ein solcher Aufschwung vorbereitet und angezeigt war, wie er auch im engeren, rein kunstgeschichtlichen Betrachte als etwas Nothwendiges in die Erscheinung trat, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf den bisherigen Gang der niederländischen Malerei.

Das 15. Jahrhundert wird durch die Brüder van Eyck und deren Schule bezeichnet. Durch die Erfindung guter und leicht anwendbarer Oelfarben gaben sie der Malerei nicht nur in den Niederlanden, sondern überall wo diese Kunst betrieben wurde, eine neue Wendung, die von den weittragendsten Folgen war. Ihr Einfluß in dieser Richtung geht bis nach Sicilien, bis nach Venedig. Einen viel umfassenderen Einfluß aber übten sie auf das benachbarte Deutschland, namentlich den Rhein hinauf nach Köln und weiter bis nach Kolmar aus, vornehmlich aber auf Burgund, dem sie staatlich angehörten, und auf Flandern, das ihre engere Heimat war. Aber wie alles Irdische niemals dauernd auf gleicher Höhe stehen bleibt, verfiel auch die Eyck'sche Schule bei ihrem Auslaufen in mehrere einzelne Zweige einem starken Manierismus. Durch italienische Einflüsse wurde diesen Ausläufern der Schule eine neue Richtung gegeben, die nicht den alten Geist verdrängte, sondern nur die Auffassung und Behandlung der Form erneuerte und reinigte. Diese Richtung erreichte in Quentin Massys, dem Zeitgenossen Dürers, ihren Höhepunkt. Aber die italienischen Einwirkungen waren zu mächtig, als daß sie hierbei hätten stehen bleiben können. Die Kenntniß der italienischen Kunst, welche die niederländischen Maler auf zahlreichen Studienreisen in Italien selbst sich erwarben, reizte zu gewaltig zum unmittelbaren Anschlusse an. Manches vortreffliche Werk verdanken wir diesen Beziehungen, aber leider führten dieselben schnell zu einem ausgesprochenen förmlichen Akademienthum, das dann, ganz wie es in Italien selbst geschehen war, den Naturalismus herausforderte. Der entschiedenste Träger des letzteren war Adam van Noord. Sein Auftreten scheint, wenn man so sagen darf, die akademische Richtung zur Mäßigung und Sammlung aufgerufen zu haben, wenigstens tritt neben ihm ein Anhänger derselben, Otto Venius, in dieser Weise auf. Diese beiden Künstler, die einige zwanzig Jahre älter waren als Rubens, wurden die Lehrer des künftigen Meisters. Nicht weit von der Grabkapelle des Rubens in der Jakobskirche zu Antwerpen hängt auch ein Bild des Adam van Noord, welches mit Recht als eines seiner besonders hervorragenden Werke geschätzt wird, eine Berufung des Petrus. Welch' ein kühn vorgetragener Naturalismus zeigt sich da, welch' sichere und fertige Malerei! Aber leider muß man ganz und gar den edleren Geist der Kunst vermissen, welcher Zeichnung, Formengebung und Charaktere adelt und an dessen Stelle man eine Derbheit wahrnimmt, die man bisweilen Gemeinheit zu nennen versucht sein darf. Man darf hieraus dem Meister keinen moralischen Vorwurf machen, man muß vielmehr Adam van Noords Verdienst anerkennen, durch einen, wenn auch übertriebenen Rückgang auf die Natur doch dem hohl gewordenen Akademienthume italienischer Nachahmer gegenüber einen sichren Boden gewonnen zu haben. Eine ganz entgegengesetzte Erscheinung bietet nun Otto Venius, der nach Idealität mit Erfolg strebt, der im sichren Besitze einer gewandten Technik die zarteren Seiten seiner Kunst pflegt und sich bemüht, der akademischen Richtung einen neuen verjüngenden Anstoß zu geben. Nirgends wird diese Bedeutung des Meisters wohl klarer, als bei Betrachtung seines ganz ausgezeichneten Bildes im Dome zu Gent, einer Auferweckung des Lazarus.

So ungefähr standen die Dinge, als Rubens im Jahre 1600 die Niederlande verließ, um sich in Italien weiter zu bilden. Man darf die Frage aufwerfen, wo er denn in der heimatlichen Kunst anknüpfen sollte, welcher Richtung er sich denn hätte anschließen sollen? Um ein Naturalist in der Art des Adam van Noord und dessen italienischer Vorgänger zu werden, war er zu fein und zu klassisch gebildet; um ein Akademiker im Rahmen der Caracci'schen Vorschriften zu werden, war sein Genius zu umfassend. Auf beiden Bahnen hätte er nur ein Nachfolger sein können; seine eigene groß angelegte Natur drängte ihn auf andere Ziele, auf Ziele, die höher lagen als jene beiden Richtungen, die über jenen beiden Richtungen eine Versöhnung der beiderseitigen Principien vollzogen und einer neuen Richtung das Dasein vorzeichneten. Auf diese Ziele hatten das Akademienthum und der Naturalismus schon gewiesen, als sie zuerst in Italien auftraten; daß sie diese Ziele in Italien selbst nicht erreichten, ist bekannt: wir brauchen die Gründe hiervon nicht zu untersuchen. Aber sie erreichten diese Ziele in den Niederlanden, in Rubens. Und so ist Rubens eine Gestalt, deren Erscheinen geschichtlich schon lange vorbereitet, deren Auftreten ein nothwendiges war. Auch ist nicht zu übersehen, daß der großartige Zug von lebensvollstem Realismus, der Rubens eigen ist und der ihn charakterisirt, in der niederländischen Malerei seit den Eycks schon vorgebildet war. Allerdings ist die treueste Wiedergabe des Lebens mit allen Zufälligkeiten und kleinen Besonderheiten der Wirklichkeit, der Natur mit allen Fältchen, Pickeln und Runzeln, bei den Eyck und deren Schülern mit einem hohen Ernste und strenger Kirchlichkeit gepaart, aber sie bezeugt doch eben den Sinn für die Realität

Digitized by Google

des Lebens und der Natur, der dann sich mannigfach umbildete, der wuchs und auch zurückgedrängt wurde, und der endlich in Rubens zu einer vorher nie geahnten Höhe aufblühte. In dieser Hinsicht darf man kunstgeschichtlich Rubens als einen echt national vlämischen Künstler, als den Meister der vlämischen Malerei ansehen.

Die Jugendjahre von Rubens waren einfach und fast ganz regelmäßig dahin geflossen. Die ersten zehn Jahre verlebte er zu Köln; 1587 nach dem Tode des Vaters zog die Wittwe mit ihren Kindern nach dem alten Sitze der Familie, nach Antwerpen zurück, das als letztes Bollwerk der niederländischen Freiheitskämpfer nicht lange zuvor gegen Alexander von Parma gefallen war. Hier besuchte Rubens das Collegium der Jesuiten und eignete sich daselbst tüchtige Kenntnisse an. Um sich in die Formen des feineren Lebens einzugewöhnen, diente er der damaligen Sitte gemäß eine Zeit lang der verwittweten Gräfin von Lalaing als Page, aber dies Verhältniß war nicht geeignet ihn zu befriedigen, vielmehr scheint es seinen künstlerischen Genius zum vollen Selbstbewußtsein geführt zu haben. Mit Zustimmung seiner Mutter genoß er zunächst der Anleitung des Landschaftsmalers Verhaegt und ging darauf zu Adam van Noord in die Lehre. Nachdem er hier vier Jahre zugebracht hatte, trat er bei Otto Venius in die Werkstatt, wo er gleichfalls vier Jahre blieb. Im Jahre 1598 wurde er als Meister in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen, und am 9. Mai des Jahres 1600 machte er sich auf, um nach Italien zu gehen. Hier entwickelte sich seine großartige Persönlichkeit zu voller Selbstständigkeit, und als er später dann zurückkehrte, war er ganz er selbst geworden, der große geschichtliche Peter Paul Rubens.

Aber wo war dieser Mann geboren worden? Die Frage liegt gewiß bei der dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages besonders nahe, aber sie ist nicht mit zwei Worten zu beantworten, denn sie ist eine Streitfrage, die ihre besondere Literatur hat. Nachdem früher Köln und Antwerpen sich die Ehre, die Geburtsstadt von Rubens zu sein, gegenseitig streitig gemacht hatten, sind in neuerer Zeit eine Anzahl von Urkunden veröffentlicht worden, Angesichts deren mit der größesten Wahrscheinlichkeit angenommen werden muß, daß Rubens am 29. (oder 27. oder 28.) Juni 1577 zu Siegen geboren worden ist. Auf diese verwickelte Angelegenheit selbst können wir hier natürlich nicht eingehen.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser hat diese Angelegenheit zum Gegenstand einer besondern Darstellung: „Der Geburtsort von Rubens" gemacht. (Allg. Zeitung, Beilage vom 19. und 20. Juni)

Notizen.

Der russische Donau-Uebergang hat genau an dem Tage stattgefunden, wo die vorletzte Nummer dieser Blätter ihn angezeigt hatte, und die Wochenchronik hat sich auch diesmal wieder gut unterrichtet erwiesen. Jetzt aber haben die Kanonen das Wort und die Diplomatie erwartet aller Orten mit verschränkten Armen, was aus dem türkisch-russischen Duell werden soll. Zwar wird noch in den neutralen Parlamenten Mancherlei hin- und hergesprochen; es geschieht indessen großentheils zur Beschäftigung der Galerie. Die Regierungen haben durchweg ihre Entschlüsse für alle Fälle gefaßt. England und Rußland hatten bald nach dem Ausbruch des Krieges in einigen zierlich geschriebenen Billetsdoux ihr Herz gegen einander ausgeschüttet und, soweit das noch nöthig war, Gewißheit erlangt, daß sie sich beiderseits aller möglichen Perfidien versehen dürfen. Es war dies der famose Depeschenwechsel, über welchen so viel mysteriöses Zeug hin und her geflüstert wurde. Bei dieser Gelegenheit hat sich wieder gezeigt, wie Fürst Bismarck seine Leute kennt, wenn er bei dem Verlangen nach deutschen Blaubüchern, falls sich ein solcher Wunsch einmal schüchtern an ihn heranwagt, die Achseln zuckt und nichts davon wissen will. Für eine große Anzahl der Blätter haben solche wie auch immer wichtige Documente nicht den geringsten Werth, sobald sie Gemeingut werden und sich weder für eine Zeitungsreclame noch im Interesse der Concurrenz verwerthen lassen. Mit angeblichen officiösen Winken, Fingerzeigen, ausgegebenen Parolen, Schablonen und Enthüllungen, gleichviel ob sie aus Berlin, Wien, Petersburg oder sonstwoher stammen, werden lange Spalten gefüllt, und zwar auch in Organen, die sich etwas darauf einbilden, daß sie beim dritten Wort den Officiösen auf die Finger klopfen, die aber trotzdem, ohne sich dessen bewußt zu werden, stets nach dem officiösen Corporalstock blinzeln und unter dessen Bann stehen. Ein amtliches Schriftstück jedoch, und wäre es zur Beurtheilung der Situation von der größten Tragweite, verliert für die Presse dadurch, daß es der Publicität anheimfällt, mindestens um hundert Procent seines Preises. Der elendeste Klatsch läßt sich besser ausbeuten. Unbegreiflich ist denn auch, wie einige gewissenhafte Journalisten mit der Feststellung der Punkte, auf welche es ankommt, Zeit und Mühe verschwenden mögen. Als ob es sich um Genauigkeit, ja um Treu und Glauben in der täglichen Darstellung dessen, was passirt, heutzutage noch handeln könnte! Der Effect ist Alles, die objective Thatsache vollkommen gleichgültig. Die ganze Aufgabe besteht darin, zuerst auf dem Platze zu sein, die publicistische Waare möglichst geräuschvoll an den Mann zu bringen und den Schein, daß sie echt sei, für vierundzwanzig Stunden aufrecht zu halten. Das Publicum wird von seinen Wortführern dazu erzogen, verlangt und verdient es nicht besser. Verspätete Pedanten, die noch immer an eine Art von Beruf der Presse glauben und sie als die Vertreterin der öffentlichen Meinung, sowie in ihren factischen Berichten als eine getreue Dienerin der Wahrheit ansehen, sollten in's Kloster gehen. Darüber sind wir längst hinaus und man soll uns mit solchen altfränkischen Zumuthungen unbehelligt lassen. Das Beispiel der auf Lärm und Sensation berechneten Behandlung politischer Fragen, unbekümmert um die sachliche Begründung, hat übrigens neuerdings auch die Regierungen angesteckt. Die französische wenigstens hat darin schon wunderbare Fortschritte gemacht. Einer ihrer Vertreter, ein viel genannter, vornehmer Mann, weiß viel von sich reden zu machen und vortrefflich die falsche Vorstellung zu erwecken, daß er großen Einfluß habe und für die Aufrechthaltung der guten Beziehungen zu einem mächtigen Staate einstehen könne. Dieser Diplomat ist in der Nähe der Pyrenäen geboren und hat in seiner Jugend die Luft der Garonne geathmet. Ludwig XVIII. sagte, man dürfe keinem Gascogner erlauben, einen Schirm vor die Thür zu setzen, sonst nehme er das ganze Haus in Anspruch. Wenn sich jener Herr indessen durch gewisse, den Hofleuten abgelauschte Mittel bisher auf seinem Posten behauptete, so hat er Recht, denn nur der Erfolg entscheidet in den menschlichen Dingen. Auch im Orient wird der Succeß das letzte Wort haben, gleichviel ob die Campagne mit soviel Lug und Trug eingeleitet wurde, daß alle gefallenen Engel der Dante'schen Komödie darauf neidisch werden könnten. Die brutale Gewalt trägt den Sieg davon. Es wäre verlorene Mühe, wollte man sittlichen Betrachtungen darüber Raum geben. Und so kann denn auch diese Chronik ohne besonderen Schaden für die zeitgenössische Historie während einiger Wochen suspendirt werden.

Bibliographie.

J. G. Fischer, Merlin. Ein Lieder-Cyclus mit einem Anhang. 12. VIII u. 114 S. Stuttgart 1877, Hallberger.

Wm. Henzen, die Kypseliden. Trauerspiel in 5 Acten. 2. vielfach umgearbeitete Ausgabe. 12. 130 S. Leipzig 1877, Dürr'sche Buchhandlung.

Herder's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Bernh. Suphan. 1. Bd. 8. XLIV u. 548 S. Berlin 1877, Weidmann. à 4. —.

Wm. Lauser, Geschichte Spaniens von dem Sturze Isabella's bis zur Thronbesteigung Alfonso's. 2 Bde. 8. VIII u. 644 S. Leipzig 1877, Brockhaus.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Inserate.

Für Reisende nach Schweden-Norwegen.

Schweden-Norwegen.

Ein
practisches Handbuch für Reisende
von
Yngvar Nielsen,
Assistent a. königl. Reichsarchive in Christiania.
3. Auflage.
Revidirt bis Frühjahr 1877.
Mit 7 Karten und Plan von Stockholm.
Preis 7 *M.*
(Schweden apart 2 M. 50 Pf., Norwegen apart 6 M.)
Anerkannt bestes Reise-Handbuch für Schweden-Norwegen.
Hamburg.
W. Mauke Söhne,
vormals Perthes, Besser & Mauke.

Der selbstst. Redacteur einer nat.-lib. Prov.-Zeitung, durch mehrjährige Praxis mit allen journal. Arbeiten durchaus vertraut, selbst Schriftsteller, sucht anderweite ähnliche Stellung, event. auch in einer größeren Ztgs.-Redaction. Auch würde derselbe d. Redaction eines belletr. Blattes übernehmen. Offerten sub Y. X. 3334 befördert Rudolf Mosse, Berlin S. W.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Im Verlag von **Deichert** in **Erlangen** ist eben erschienen:
Der Ausbruch des Krieges.
Preis 50 Pf.
„Der anonyme Dichter vergegenwärtigt uns in dieser Schrift die historisch berühmt gewordene Scene in Ems und verweilt sodann länger bei mehreren mit lebenswarmen Farben gezeichneten Episoden. Es liegt eine tiefe innige Wahrheit in diesen wenigen Versen." (Kölnische Ztg.)

Den zahlreichen Besitzern der frühern Gesammtausgabe in 11 Bänden von
Friedr. Spielhagen's Werken
hiermit zur Nachricht, daß im Anschluß an dieselbe soeben **zwei neue Bände,** enthaltend:
Was die Schwalbe sang. — Ultimo.
Aus meinem Skizzenbuche. — Gedichte.
Preis brosch. à Band 4 *M.*, geb. 4 *M.* 75 *S.*
erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.
Verlagsbuchhandlung von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Redacteur-Gesuch.
Bei der Redaction eines belletristischen Journals ist ein Posten vakant, der mit einem Manne besetzt werden soll, welcher neben Sprachkenntnissen wie überhaupt entsprechender Bildung vorzugsweise Verständniß besitzt für die Denkungsweise und das Begriffsvermögen des minder gebildeten Publikums und zwar sowohl auf belletristischem als populär-wissenschaftlichem Gebiete; auch wäre es erwünscht, wenn der Betreffende eventuell im Stande sein würde, populäre belehrende Artikel selbst zu schreiben. Offerten mit gefälliger Angabe des bisherigen Lebensganges, sowie wenn möglich unter Beifügung einer Photographie werden durch das Annoncen-Büreau des Herrn **Rudolf Mosse** in **Leipzig** sub **G. K. 5381.** erbeten.

Im Verlage von **J. J. Weber** in **Leipzig** sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katechismus der Philosophie.
Von
J. H. v. Kirchmann.

Inhaltsübersicht.

Einleitung. Begriff der Philosophie. — Nutzen der Philosophie. — Eintheilung der Philosophie. — Die verschiedenen Systeme der Philosophie.

Erster Theil. Philosophie des Wissens.
Die Lehre vom Vorstellen. Das Wahrnehmen. — Das Denken.
Die Lehre vom Erkennen. Die Fundamentalsätze der Wahrheit. — Die Erkenntniß des Einzelnen. — Die Erkenntniß des Allgemeinen oder die Wissenschaften. — Die Philosophie. — Die gewöhnliche Logik. — Das Begreifen und Erklären.

Zweiter Theil. Philosophie des Seienden.
Die Naturphilosophie. Idealismus und Realismus in ihr. — Die höchsten Begriffe innerhalb der Natur. — Der Gegensatz des Realismus zur Naturwissenschaft. — Unorganische und organische Körper. — Teleologie und Mechanismus. — Das Mathematische Gebiet.
Psychologie. Gegenstand der Psychologie. — Das Ich. — Die idealistischen Systeme. — Dualismus und Monismus. — Unsterblichkeit der Seele.
Philosophie des menschlichen Handelns. Die Ethik: Die Elemente des Handelns. — Die Gefühle der Lust. — Die Achtungs-Gefühle. — Die Freiheit. — Das einfache Handeln. — Die Gestaltungen des Sittlichen. — Die Stellung der Wissenschaft zum Sittlichen. — Die geschichtliche Bewegung im Sittlichen. — Die Aesthetik: Der Begriff des Schönen. — Die Besonderung des Schönen. — Das Kunstwerk. — Der Genuß und die Erzeugung des Schönen. — Das verzierende Schöne.
Die Religionsphilosophie: Begriff der Religion. — Die Entstehung der Religion und ihre Besonderung. — Der Verfall der Religionen. — Die Zukunft der Religion.

Preis in Umschlag brosch. 2 Mark.

Katechismus der Geschichte der Philosophie.
Von
Friedrich Kirchner.

Inhaltsübersicht.

Einleitung. Begriff der Philosophie. — Unterschied von anderen Wissenschaften. — Inhalt der Philosophie. — Geschichte der Philosophie. — Philosophische Geschichtsschreibung. — Nutzen der Geschichte der Philosophie. — Eintheilung.

Erste Periode. Alterthum: Naturalismus.
Die Anfänge hellenischer Philosophie: Thales bis Sokrates. Der Orient. — Dichterische Träume. — Die sieben Weisen. — Die ionischen Hylozoisten. — Die Dynamiker. — Bedeutung der Dynamiker. — Die mechanischen Hylozoisten. — Bedeutung der Mechaniker. — Die Pythagoreer. — Die Eleaten. — Empedokles. — Die Atomisten. — Rückblick.
Classische Zeit des Hellenismus: Sokrates bis Epikur. Die Sophisten. — Sokrates. — Die unvollkommenen Sokratiker. — Die Megariker. — Die Kyniker. — Die Kyrenaiker. — Plato. — Die Akademie. — Aristoteles. — Die Peripatetiker. — Die nacharistotelische Philosophie. — Die Stoiker. — Die Epikureer.
Zersetzung der hellenischen Philosophie: Arkesilaos bis Cicero. Die Skepsis. — Die Eklektiker. — Die Alexandriner.
Zweite Periode. Mittelalter: Theologie.
Synkretismus und Supranaturalismus: Philo bis Alkuin. Der Synkretismus. — Die judaisirende Philosophie. — Die Neupythagoreer. — Die Neuplatoniker. — Christenthum und Philosophie. — Die Gnostiker. — Die Apologeten. — Die christlichen Alexandriner. — Augustinus. — Antike Nachklänge.
Scholastik und Mystik: Erigina bis Biel. Scotus Erigena. — Realismus und Nominalismus. — Realisten. — Nominalisten. — Arabische und jüdische Philosophie. — Die Aristotelische Scholastik. — Selbständige Regungen. — Die Mystik.
Renaissance: Paracelsus bis Melanchthon. Die Humanisten. — Die Naturphilosophen. — Die Eklektiker.
Dritte Periode. Neuzeit: Universalismus.
Dogmatismus und Empirismus: Cartesius bis Hume. Cartesius. — Bacon von Verulam. — Spinoza. — Locke. — Berkeley. — Leibniz. — Der französische Naturalismus. — Die deutsche Popularphilosophie. — Hume.
Kriticismus und Idealismus: Kant bis Hegel. Kant. — Fichte. — Schelling. — Hegel. — Schleiermacher.
Realismus: Herbart bis Comte. Herbart. — Beneke. — Schopenhauer. — Comte. — Gegenwärtiger Zustand der Philosophie. — Register.

Preis in Umschlag brosch. 2 Mark 50 Pf.

Soeben ist im Verlage von **K. J. Wyss** in **Bern** erschienen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Zwei Jahre in Algerien. Von **Emanuel Moritz v. Wattenwyl.**
446 Seiten. kl. 8. Elegant broschirt. Preis 5 Mark.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. **Für die Redaction verantwortlich: Georg Flicke in Berlin.** **Expedition, Berlin N.W.,** Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 14. Juli 1877. XII. Band.

AP
30
G295
v. 12
no. 28

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vor vierzehn Jahren. Eine geschichtliche Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1863—64. Von Karl Blind. I. II. — Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen. Von Alsaticus. I. — **Literatur und Kunst:** Die versprochene Arbeit. Ein Scherz von F. W. Hackländer. — Rumänische Poeten. Von Karl Emil Franzos. (Fortsetzung.) — Zum Rubens-Jubiläum. Von Hermann Riegel. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Hypochonder. Lustspiel in 4 Acten von Gustav von Moser. Besprochen von P. L. — Notizen. — Inserate.

Vor vierzehn Jahren.

Eine geschichtliche Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1863—64.

Von Karl Blind.

Heute, wo die Zukunft von Osteuropa auf des Degens Spitze ruht, mag eine Erinnerung an den Aufstand in Russisch-Polen (1863—64) in doppelter Hinsicht am Platze sein. Einmal, wegen eines nahe liegenden Vergleiches zwischen der damaligen und der im vorigen Herbst herrschenden öffentlichen Stimmung in England. Sodann, weil sich aus jenem bedeutsamen geschichtlichen Ereignisse eine Lehre in Bezug auf die inneren Zustände des Czarenreiches ergibt; eine Lehre, die unter Umständen noch einmal zur Verwerthung gelangen kann.

Vorausschicken will ich, daß mir in jenen Tagen — vor, wie während der polnischen Erhebung — Manches bekannt wurde, was auf die Verhältnisse volles Licht warf. In den nachfolgenden Blättern werde ich so einfach thatsächlich, wie möglich, die Vorgänge schildern. Vielleicht trägt das Eine und das Andere zur geschichtlichen Feststellung bei.

I.

Als am 21. Januar 1863 die Nachricht von einem gleichzeitigen Aufstande in verschiedenen Theilen Russisch-Polens über Europa hinflog, war die Ueberraschung eine große und allgemeine. Wohl hatten bis dahin häufige Kundgebungen in Warschau stattgefunden, die auf tiefe Unzufriedenheit deuteten. Wenige jedoch ahnten den bevorstehenden Ausbruch einer gewaffneten Empörung. „Finis Poloniae", jener gefälschte Ausruf, gegen den Kosciuszko einst eine zornige Verwahrung*) richtete, der jedoch gleichwohl auch heute noch, von den Freunden, wie von den Feinden der polnischen Sache, wiederholt wird — „Finis Poloniae" galt als ein Wort, das nach dem abermaligen Sturze von 1832 sogar die Möglichkeit einer Erhebung ausschloß. Wie erstaunt war man daher, in England zumal, als die ganze Macht des Czarenthums plötzlich von einem Bruchtheile jenes Volksstammes angegriffen ward, der einst den östlichen Wall Europas gebildet!

Wie gewöhnlich in solchen Fällen, griff die öffentliche Meinung in England die neue Frage rasch auf. Eine Bewegung trat zu Tage, anscheinend stark genug, um den unverantwortlichen Herrscher eines Reiches, das der Nebenbuhler — oder, wie Manche vielmehr sagen würden, der geheime und beharrliche Feind — des englischen Reiches in Asien ist, mit Furcht zu erfüllen. Mit einer, nach so langen Jahren der Gleichgültigkeit auffallenden Wärme sprachen sich englische Staatsmänner, Tagesschriftsteller, zahlreiche Volksversammlungen zu Gunsten der mißhandelten Bevölkerung von Russisch-Polen aus. Die verschiedensten Parteien und Glaubensbekenntnisse waren in dieser Sache Einer Ansicht.

Im Oberhause legte Lord Ellenborough unter dem Beifalle seiner sonst nicht sehr zu lebhaften Aeußerungen geneigten Standesgenossen die Ursachen dar, welche „die bisherige stumme Ergebung der Polen in Verzweiflung, ihre Verzweiflung in einen hellen Aufstand verwandelt hatten". In tief ernsten Worten forderte er die Regierung auf, sich an die Spitze der öffentlichen Meinung zu stellen. Lord John Russell, als Minister des Auswärtigen, brandmarkte die Handlungweise der russischen Regierung, die den Aufstand hervorgerufen, als „die unverständigste und ungerechteste, die sich denken lasse". Im Unterhause stellte einer der Redner eine Anklage auf, worin gesagt war, daß die Edelleute Podoliens, durch frühere Rathschläge Russels ermuthigt, ein Bittgesuch um gewisse Verbesserungen eingereicht hätten, und daß das Ergebniß ihrer gelehrigen Befolgung der Rathschläge des englischen Staatsmannes die Einkerkerung in einer Festung gewesen sei; daß, zufolge einer Angabe des Warschauer Stadtrathes vom 20. Juli 1862, die Zahl der seit Beginn des Jahres in jener Stadt verhafteten Männer und Frauen sich auf 14,833 belief; daß die zwangsweise Soldatenaushebung im November 1862 nur 683 Leute für Geschäftszwecke in einer Bevölkerung von 184,000 Einwohnern zurückgelassen habe; daß Graf Andreas Zamoyski mit der Verbannung bestraft worden, weil er ein achtungsvoll gehaltenes Gesuch eingereicht; daß Fürst Gortschakoff gedroht habe, aus Polen einen Aschenhaufen zu machen; daß die Kasernen und Festungen in Staatsgefängnisse umgewandelt worden; und daß in der furchtbaren Nacht vom 15. Januar 1863 die Häuser der Bürger umringt und erbrochen worden sein, um die Reihen des russischen Heeres mit weggeschleppten Unglücklichen zu füllen.

Im Angesichte solcher Thatsachen erklärte Disraeli es für eine sittliche Verpflichtung Englands, über die Erfüllung der von Rußland im Jahre 1815, gegenüber Polen, übernommenen Vertragsbestimmungen zu wachen. Sir Henry Hoare verlangte auf einer großen Versammlung in der Gildhalle geradezu Krieg gegen Rußland, lieber als daß man die polnische Erhebung solle niederwerfen lassen. Der erste Antrag auf jener Versammlung ging dahin: Rußland habe durch seine planmäßigen Bedrückungen, Beschlagnahmen und Metzeleien alles Recht auf

*) S. Kosciuszkos Brief am Schluß.

Digitized by Google

den Besitz Polens verwirkt. Der zweite Beschluß forderte den Abbruch der gesandtschaftlichen Beziehungen. Lord Shaftesbury war unter den Hauptrednern in diesem Sinne, sowohl innerhalb wie außerhalb des Parlaments. Lord Stratford de Redcliffe entwarf ein Gemälde von Gräueln, die sich heute ganz „bulgarisch" lesen. Herr Forster erklärte im Unterhause: England sei von nun an des Vertrages ledig, durch den es die Oberherrschaft Rußlands über Polen anerkannt. Auf einer begeisterten Versammlung in der Londoner St. Jameshalle, wo Sir John Shelley vorsaß, antworteten die Hörer auf seine Frage: „ob England, falls der Czar auf seinem Verfahren beharre, ihm den Krieg erklären solle?" — mit einem donnernden: „Ja!"

Kein Wunder, daß die Regierung, von einer solchen Bewegung umfluthet, endlich an Rußland „Sechs Punkte" richtete, worin Folgendes gefordert wurde:

I. Vollkommene Verzeihung und Straferlassung für die Aufständischen oder alle sonst wegen Staatsvergehen Angeklagten.

II. Eine Landesvertretung für Polen, in Gemäßheit des Wiener Vertrages von 1815.

III. Eine ausschließlich aus polnischen Beamten zu bildende Verwaltung.

IV. Volle Gewissensfreiheit.

V. Den Gebrauch der polnischen Sprache bei allen öffentlichen Gelegenheiten und im Erziehungswesen.

VI. Ein regelmäßiges Verfahren bei der Truppenaushebung, anstatt der willkürlichen Abfassung von Personen.

Als vorläufige Maßregel forderte Lord Russell einen Waffenstillstand. Eine Conferenz der acht am Wiener Vertrag betheiligten Mächte wurde ebenfalls von ihm vorgeschlagen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Fürst Gortschakoff, oder vielmehr Czar Alexander, nicht im Entferntesten daran dachte, diesen Forderungen Folge zu leisten.

II.

Da die Ereignisse der jüngsten Zeitgeschichte selten genau in Büchern zusammengestellt sind, so hielt ich eine gedrängte Uebersicht der damaligen Bewegung in England gerade jetzt für ersprießlich. Ich selbst habe um so mehr Grund, mich der Stimmungen und Vorfälle jener Tage zu erinnern, da ich mich nach Maßgabe meiner Kräfte bemüht hatte, auf die öffentliche Meinung zu Gunsten des Aufstandes in Russisch-Polen einzuwirken. Nach Schottland berufen, um in Glasgow und anderen Städten über die Lage unseres eigenen Vaterlandes und über die polnische Erhebung vor größeren Versammlungen zu reden, wurden diese Ansprachen die Veranlassung von Beschlüssen, die dahin gingen:

Abbruch aller gesandtschaftlichen Verbindung mit Rußland;

Anerkennung Polens als eines kriegführenden Volkes;

Ausdruck lebhafter Theilnahme für die deutschen Freiheits- und Einheitsbestrebungen;

Bildung eines Ausschusses für die Entgegennahme von Geldzeichnungen zu Gunsten des polnischen Aufstandes;

Uebersendung eines Gesuches an das englische Unterhaus und einer Zuschrift an den ehrenwerthen Herrn Arthur Kinnaird, zum Zwecke der Förderung der polnischen Sache.*)

Eine Zeit lang schien diese Bewegung in England in stetigem Fortgange zu sein, so daß sogar die „Times" an gewissen Tagen in starken Worten gegen die Czarenherrschaft auftrat. Eines der ersten bemerkenswerthen Zeichen des Abfalles von der Antheilnahme an der Sache der Aufständischen war eine Rede Lord Russels, in welcher er plötzlich erklärte: Die Erhebung sei durch die „kosmopolitische Umsturzpartei", namentlich durch Mazzini und dessen Freunde, angeregt worden und habe die Einführung des Communismus zum Zweck!

*) S. Louis Blancs „Lettres sur l'Angleterre"; Band I; 2. Abthlg. Paris 1866.

Eine größere Anzahl Irrthümer wäre es kaum möglich gewesen, in einen einzigen Satz zusammen zu drängen.

Wer die Laufbahn des hervorragenden Whig-Staatsmannes, dessen Verdienste in mannigfacher Weise groß und unläugbar sind, genauer verfolgt hat, weiß, daß Russell mehr als einmal von einer Ansicht zur anderen ganz unvermittelt rasch übergesprungen ist. So geschah es zum Beispiel, um eine mir näher bekannte Sache anzuführen, bei der schleswig-holsteinischen Frage.

Vor 1862 hatte Russell oft ernste, strenge Mahnungen an Dänemark gerichtet. In häufigen Zuschriften an die englischen Zeitungen und in einer Reihe von Flugblättern*), die die Bearbeitung der öffentlichen Meinung Englands zum Ziele nahmen, konnten wir diese Russell'schen Worte hier oft als Zeugnisse für das Vorhandensein eines unerträglichen Druckes in den deutschen Elbländern anführen. Damals frug die „Times" ärgerlich: ob die Staatsschriften des englischen Ministers des Auswärtigen etwa durch den Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung entworfen oder von dem Cabinete des Herzogs von Koburg eingegeben worden seien?!

Die Wahrheit ist, daß damals, in Folge der tyrannischen Strenge der dänischen Herrschaft, zwei Führer der schleswig'schen Landesversammlung allerdings wiederholt umfangreiche Beschwerdeschriften auf vertraulichem Wege an mich gelangen ließen — mit dem Ersuchen, dieselben dem auswärtigen Amte Englands zu übermitteln. Da die Verfasser nicht wagen konnten, sich auf geradem Wege durch die Post an das englische Cabinet zu wenden, die deutschen Regierungen aber in der schleswig-holsteinischen Sache nicht ihre Pflicht thaten, so übernahm ich die gewünschte Vermittelung an Lord Russell und gab die erforderliche Gewähr für die Echtheit der Schriftstücke.

Es ist ferner wahr und auch ziemlich bekannt, daß, mit Hülfe einiger wenigen deutscher Freunde, Jahre hindurch die schleswig-holsteinische Sache von mir in England vertreten worden ist. Es geschah dies sowohl in Flugschriften, wie in Londoner und Provinzialblättern. Daß ich im „Globe", damals einem liberalen, von Lord John Russell beeinflußten Blatte, den deutschen Standpunkt in Zuschriften darlegen durfte, die gegen Einsendungen der dänischen Gesandtschaft gerichtet waren, schien mir von besonderem Werth. Der Gedanke leitete mich dabei, daß, wenn es eines Tages zum Schlagen komme, es von der äußersten Wichtigkeit sei, England nicht zum thätigen Feinde zu haben, da seine Seemacht unserem Vaterlande höchst gefährlich werden konnte. Vom volksmäßigen, freisinnigen Standpunkte aus die schleswig-holsteinische Frage zu erörtern und so die von den Dänen gewonnene liberale und radicale Partei zu uns herüberzuziehen oder wenigstens stark in's Schwanken zu bringen, erschien daher ein Gebot der Klugheit. Die Verdienste der Staatsschriften Lord John Russells gehören jedoch diesem ganz allein.

Als freilich die Frage über Schleswig-Holsteins Zukunft zur Lösung kam, sprang Russell von dem bisher eingenommenen Standpunkte plötzlich wieder ab. Glücklicherweise wurden indessen die Beziehungen zu Deutschland nicht durch ein kriegerisches Vorgehen Englands getrübt.

Dies als Vorbemerkung zu Russells häufigem Wechsel der Haltung.

Was nun seine Behauptung über den Ursprung des polnischen Aufstandes betrifft, so trug sie den Stempel der Unmöglichkeit für alle Diejenigen an der Stirne, die irgendwie

*) Flugblätter des „Vereins für deutsche Einheit und Freiheit" in England. Die auf Schleswig-Holstein bezüglichen, soweit sie in englischer Sprache abgefaßt waren, wurden an sämmtliche Mitglieder des Ober- und Unterhauses, an alle Minister, an die in Europa befindlichen Gesandten und Consuln, an alle Zeitungsredactionen und an eine Reihe hervorragender Schriftsteller und sonst bedeutende Männer frei verschickt. Während des schleswig-holsteinischen Krieges erließen wir auch Aufrufe an die ungarischen und polnischen Regimenter Oestreichs in magyarischer und polnischer Sprache.

Digitized by Google

mit den bewegenden Kräften jener Erhebung bekannt geworden waren. Weltbürgerliche Gesinnungen zu hegen, ist zwar gewiß kein Verbrechen. Von Mazzini ist es indessen bekannt genug, daß er durchaus nicht etwa dem Kosmopolitenthum im Gegensatz zum Volksthum oder zum Nationalitätsgrundsatz anhing. In seiner Hand liefen zwar viele Fäden von Revolutionsbestrebungen verschiedener Länder zusammen. Nichtsdestoweniger arbeitete gerade er im Sinne der Nationalitätslehre so eifrig, wie nur Einer. Geradezu ungeheuerlich ist der Irrthum, ihm communistische Ansichten unterzuschieben. Vielmehr hat Mazzini den Communismus wiederholt bekämpft. Und wer ihn persönlich kannte, der weiß, daß seine Sprache unter Freunden in dieser Beziehung noch schärfer war, als in der Oeffentlichkeit.

Ganz falsch ist auch die Russell'sche Angabe: Der polnische Aufstand von 1863—64 sei von Außen angeregt worden. Aus dem Innern Polens ging vielmehr die Anregung und die Leitung hervor. Einige Häupter des Aufstandes standen allerdings mit Freunden im Auslande in Briefwechsel; allein die Führung der ganzen Sache war eine rein inländische.

Verbannte Demokraten waren allerdings lange vor dem im Januar 1863 erfolgten Ausbruch mit den Leitern der Bewegung in Verbindung gewesen. Der Warschauer Ausschuß hatte sogar längst vor der genannten Zeit seinen vertraulichen Bevollmächtigten in London, der mit italienischen, deutschen und französischen Republikanern in Beziehung trat und sie von der bevorstehenden Erhebung benachrichtigte. Keiner dieser im inneren Kreise Stehenden hatte mit „communistischen" Bestrebungen etwas zu thun — weder Mazzini, noch Ledru-Rollin, noch irgend ein anderer der Eingeweihten. Bei den Polen selbst hat es sich, von der Wiederherstellung ihres Volksthums abgesehen, um nichts gehandelt, als die Abschaffung der feudalen Eigenthumszustände und die Besserstellung des gedrückten Landvolkes.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.*)

Von Alsaticus.

Ich hab's gewagt.
Ulrich von Hutten.

Die Geschichte der Elsässer Liga ist eine ganz eigenthümliche; man muß ihr, will man sie genau kennen und ihr Innerstes ergründen, nicht nur diesseits, sondern auch jenseits der Vogesen nachforschen, ihre Entwickelung nicht nur nach, sondern auch während, und selbst vor dem Kriege verfolgen. Was übrigens die Freunde der Liga bis jetzt über diese sonderbare und fratzenhafte Abconterfeiung irgend einer venezianischen Legende geschrieben, ist ebenso wenig der Wahrheit gemäß, als was eine allzu nüchterne und unserem landläufigen Skepticismus allein huldigende Vernunft von ihr zu denken geneigt sein könnte. Einen Löwenrachen für nächtliche Anklagebriefe hat diese Elsässer Liga nicht aufgerichtet, und bis jetzt hat noch Niemand ihre vermummten Sbirren meuchlings einen Verräther — oder Verrathenen — ermorden sehen; eine „Liga", im wörtlichen Sinne, besteht auch nicht; Carbonarismus, oder was dergleichen, läuft nicht mit unter, und wer sich bei der „Liga" von geheimen Zusammenkünften, von fein angelegten Verzweigungen, von Comités und Untercomités träumen lassen wollte, der ginge sehr fehl. Die „Liga" ist im Grunde nichts, als ein unregelmäßig erscheinendes Flug- und Schmähblatt, das von irgend einem rabbiaten Politiker in Mühlhausen oder Paris geschrieben, durch das Geld von irgend einem Banquier in die Druckerei, und von da auf die Post befördert, und an eine Anzahl von mehr oder minder in Politik machender Bürger verschickt wird, welche es alsdann ihrerseits weiter ausbreiten. Vor drei und vor zwei Jahren fürchtete man noch die Liga, und deshalb besaß sie großen Einfluß, und, will man die Sachen bei Licht betrachten, so darf man wohl, ohne irgend Jemandem zu nahe zu treten, hinzusetzen, daß die Liga gefürchtet wurde, weniger weil sie furchtbar war, als weil es Viele gab und noch gibt, die furchtsam sind. Eines fürchten diese vor Allem: nämlich von irgend welchem, und wäre er auch der Letzte unter den Letzten, als „Verräther" und „Preuße" betitelt zu werden. Diese Furcht haben die Anstifter der Liga mit gewandter Schlauheit auszubeuten verstanden, und wer die eigentlichen Anstifter dieser Liga waren, das müssen die ersten elsaß-lothringischen Parlamentswahlen auch dem Einfältigsten klar vor Augen geführt haben; das kann man auch aus gewissen Vorkommnissen der letzten Wahlen herauslesen.

Wollte ein Künstler es einmal versuchen, diese Tragikomödie der Liga durch Pinsel und Stift zu verewigen, so brauchte er nur an die bekannte Fabel der Kastanien zu denken: ein Affe sitzt vor dem Feuer; eine Katze holt die Kastanien aus der glimmenden Asche, und während diese sich die Pfoten versengt, frißt Ersterer die gebratenen Kastanien grinsend auf. Katze — ist die specifisch französische, Affe — die clerikale, vor drei Jahren noch weitaus alle andern überwiegende Partei, Kastanien — zuvörderst die Parlamentssitze, und ferner, wie die Ultramontanen es sich wenigstens vor drei Jahren noch vorstellten, das Recht, auf lange Zeiten hinaus im Namen des Elsaß zu sprechen und womöglich auf dieses Land den Einfluß auszuüben, welchen dieses Recht in sich schließt.

Daß diese Zukunft sich so gestalten würde, wie es die Liga hoffte, mußte zuvörderst davon abhängen, in welchem Grade die liberalen, in clerikalem Fahrwasser sich bewegenden Elemente wieder zur Vernunft kommen würden, und wie lange diese unter sogenannter patriotischer Maske herummanifestirende Kappenfahrt die ehrlichen elsässischen Gemüther an ihrem römischen Gängelbande, wie man im Elsaß zu sagen pflegt, „um den Stock herumzuführen" im Stande bleiben würde. Bricht einmal das Licht durch, so dachten schon gar Viele im Jahre 1874, und begreifen die Leute, welchen Spuk man mit ihren, ganz ehrbaren Gefühlen während drei Jahren getrieben, so wird ein Umschwung der öffentlichen Meinung erfolgen, den man damals zwar noch nicht und vor den letzten Wahlen kaum voraussehen konnte, der aber, das konnte Jeder voraussehen, dann mächtig und wie mit einem Schlage die Sachlage ändern mußte.

Wie es in dem Elsaß vor dem Kriege aussah, und wie sich damals die spätere Elsässer, oder viel richtiger die ultramontane Liga, der liberalen Partei gegenüber geberdete, mag wohl in Deutschland ziemlich unbekannt sein. Allein, will man die jetzigen Verhältnisse richtig beurtheilen, so ist es nothwendig, darauf zurückzugreifen.

I.

Lange, bevor der deutsch-französische Krieg zum Ausbruche kam, hatte die clerikale Partei im Elsaß, wie auch im übrigen Frankreich angefangen, ihre Gegner mit den Waffen zu bekämpfen, die sie, wie es die jüngsten elsässischen Vorkommnisse zur Genüge beweisen, ganz meisterhaft handhabt. Noch hatte sich diese Art Polemik zu treiben nicht auf die Höhe aufgeschwungen, welche sie in den letzten Jahren erreichte; noch war die Verleumdung nicht mit so vollendeter und siegreicher Gewandtheit aufgetreten; noch blieb auch die öffentliche Meinung diesem bösen Leumund gegenüber, den man gegen Alles, was liberal und protestantisch, heraufbeschwor, unempfindlich; allein nichtsdestoweniger war es der nämliche Krieg, in welchem das Elsaß sich heute noch bis

*) Der Aufsatz, mit dessen Veröffentlichung wir in dieser Nummer beginnen, rührt von einer der hervorragendsten Persönlichkeiten der Reichslande her, von einem Manne, der durch seine Beziehungen zu allen hervorragenden Politikern, durch seine genaue Kenntniß aller Verhältnisse in Elsaß und Lothringen wie kaum ein Zweiter befähigt ist, die authentische Geschichte der Elsässer Liga zu schreiben. Aus diesem Grunde haben wir uns zur Veröffentlichung dieser Arbeit entschlossen, obwohl deren Umfang die Grenzen, welche wir uns gewöhnlich ziehen, überschreitet. Wir hoffen und glauben, daß unsere Leser unsern Entschluß billigen werden. D. R.

Digitized by Google

in den letzten Monaten abmüdete; ein Plänkeln vor der Schlacht; das Knattern des Kleingewehrfeuers vor dem Rollen der Kanonen.

Die radicale, heute der Kern der chauvinistischen Partei, besaß damals so gut wie keine Macht in dem Lande. Der gesunde und, in gewöhnlichen Zuständen, praktische Sinn der Elsässer Bevölkerung weigerte sich, in die Spuren der extremen Pariser Oppositionspartei zu treten; die Herren Gambetta und Rochefort hatten zwar ihre Verehrer, aber klein war deren Zahl, und die Masse in den Städten folgte weit eher dem gemäßigten Banner der liberalen Partei, um welches Männer wie Jules Favre, Jules Simon, Laboulaye und E. Picard alle freisinnigen Elemente sich zu schaaren ermunterten. In Straßburg kam es einmal zum Streite zwischen diesen beiden Parteien; es war kurz vor Ausbruch des Krieges, bei den Generalwahlen des Jahres 1869; der Ausfall ist für die Sachlage merkwürdig bezeichnend: im ganzen Kreise Straßburg, welcher etwa den beiden jetzigen Stadt- und Landkreisen Straßburgs gleichkam, erhielten nämlich die Radicalen nur 400 Stimmen, während der liberale Candidat deren mehrere Tausend dem officiellen, imperialistischen und clerikalen Candidaten entgegenstellte. In Mühlhausen, wo doch die Arbeiter die Lage hätten beherrschen können, wagten es die Radicalen nicht Farbe zu bekennen, und der gemäßigte republikanische Tachard, Gutsbesitzer in Niedermorschweiler, trat gegen den officiösen Jean Dollfuß in die Schranken. Was die anderen Kreise betrifft, so waren sie, ihrer fast ausschließlich ländlichen Bevölkerung halber, den radicalen Einflüssen gänzlich verschlossen: da streiten eigentlich, in gewöhnlichen Zeiten, nur zwei große Elemente, Verwaltung und Clerus, Maire und Pfarrer widereinander; und da diese damals meistens zusammengingen brachte die liberale Partei, wenn sie sich um irgend eine hervorragende, im Ackerbau oder in der Industrie gewaltig dastehende Persönlichkeit schaarte, mit Mühe und Noth etliche wenige Tausend Stimmen zusammen, um nothdürftig zu beweisen, daß sie denn doch existirte und daß Etwas, was nicht blindlings, durch Dick und Dünn mit Regierung und Kirche zu gehen bereit war, sich regte.

Diese beiden letzten Elemente scheuten sich damals eines ohne das andere vorzugehen; sie hatten sich im Gegentheil besonders seit Mentana und dem Rouher'schen Jamais dicht aneinander geschaart. War es aber früher einmal zum Streite gekommen, wie im Schlettstädter Bezirk zwischen Herrn Zorn von Bulach und Herrn Hallez-Claparède, so sah man die beiden Heere fast in gleicher Höhe anrücken und einen Kampf sich entspinnen, der schärfer geführt wurde als in irgend einem anderen Verhältnisse. Diese Kämpfe waren aber in den letzten Kaiserjahren längst vergessen und verschollen; Kirche und Staat gingen Hand in Hand, und der letztere ließ in aller Gemüthsruhe die erstere, in ihren Zeitungen und Winkelblättchen, schalten und walten, das Land aufwühlen, Hetzereien veranstalten, und den späteren unausbleiblichen Sieg der clerikalen Candidaten durch alle möglichen und unmöglichen Pfaffenkniffe zubereiten. Waren es doch die nämlichen Gegner, welche den Kaiser und den Altar befehdeten, Leute, die von Schulzwang faselten, für Gewissens- und andere Freiheit schwärmten, dem Autoritätsprincip der von oben eingesetzten und von oben herab Alles regierenden Gewalt, das „Selfgovernment" vorzogen, vor dem Syllabus ebenso wenig als vor der cäsarischen Unfehlbarkeit eines „Homme providentiel" sich beugten! Was diese Leute gegen die Kirche, das richteten sie auch gegen den Staat; war es demnach nicht natürlich, daß Beide, Kirche und Staat, sich die Hand reichten zum Bunde und Allem, was liberal oder als liberalisirend auftrat, den Untergang schworen?

So kam es dazu, daß die kaiserliche Verwaltung der clerikalen Partei, um gegen diese Feinde, im beiderseitigen Interesse, zu Felde zu ziehen, den freiesten Spielraum ließ. Auf welche Weise diese Partei sich der ihr gebotenen Aufgabe erledigte, das ist heute besonders merkwürdig wieder in Erinnerung zu bringen, denn da stehen wir vor dem ersten Acte dieses feingesponnenen Lust- und Trauerspiels, das sich während des Krieges beinahe zum fürchterlichsten Drama entwickelt hätte, und in der jüngsten Zeit, Anfangs der letzten Legislaturperiode, sich hinüberspielte in eine perfide, von machiavellistischem Hauche durchwehte Parlamentsintrigue.

Wer Augen hatte zum Sehen, sah seit dem Jahre 1867 klar voraus, daß Frankreich und Deutschland sich zu einem blutigen Spiele rüsteten. Für die Franzosen war Preußen schon „der Feind"; wie viel mehr ward es also angesehen von Denjenigen, die in Frankreich zuvörderst die katholische, in Preußen aber die auftretende protestantische Großmacht sahen! Und lag es nicht nahe, daß diese Partei alle ihre inneren französischen Gegner zu geheimen Verbündeten dieses ketzerischen Feindes zu stempeln suchte? Waren doch diese Gegner Liberale und, was furchtbar schwer in die Wagschale fallen sollte, waren die Liberalen im Elsaß doch zum größten Theile Protestanten oder Freimaurer, Anhänger der Liga des Unterrichts, geschworene Verächter des Syllabus und der Unfehlbarkeit! War es schwer, dieser liberalen Partei im offenen, ehrlichen Kampfe beizukommen, so schien es um so leichter ihr den Boden unter den Füßen wegzuziehen, indem man ihre Anhänger als verkappte Landesfeinde hinstellte, sie als Verräther anklagte und als Preußen brandmarkte. Wer die Zeitungen jener uns so nahen und doch schon so entfernten Periode auch nur flüchtig durchblättert, der wird erstaunt sein über die Intensität und die Perfidie dieses inneren Streites, und wer jene Anfänge der „Preußenhetze" mit dem späteren Auftreten der Liga vergleicht, wird beim ersten Blicke die nämliche Triebfeder und die nämliche geheime Führung erkennen müssen.

Gegen wen richtete, im Jahre 1867 schon, die kleine clerikale Presse, deren Hauptführer heute im deutschen Parlamente tagen, ihre Anklagen? Wer wurde von dem „Volksfreunde" und von dem „Rixheimer Volksboten" der preußischen Sympathien beschuldigt? Ueber wen ließ die französische Verwaltung geheime Nachforschungen halten, um darzuthun, ob und in wie weit hier Verrätherei obwalte? Die Namen stehen da; die Bezeichnungen sind durchsichtig; die Häupter der liberalen Partei, im Oberelsaß besonders die Herren Hartmann von Münster, Tachard von Niedermorschweiler; die großen Mühlhauser und Gebweiler Fabrikanten Schlumberger und Dollfuß; in Straßburg die Redaction des „Niederrheinischen Curiers", die Freimaurerloge (les Frères Réunis), die Unterrichtsliga, endlich sammt und sonders die Protestanten, von den Pfarrern bis zum letzten Laien, — das war die Zielscheibe dieser Angriffe. Und wer ist heute noch die Zielscheibe der Angriffe der Elsässer Liga? Oeffne man den ersten Band der „Ligue d'Alsace"*) und vergleiche man! Lese man die Schmähartikel, welche die Liga bis in der neuesten Zeit in den Pariser Journalen veröffentlichte, vom „Univers" bis zum „XIXe Siècle", vom „Monde" bis zur „République française"! Es sind die nämlichen Namen; es sind die nämlichen Leute; es sind die nämlichen politischen und religiösen Parteien!

Sollen wir Facten und Daten anführen?

In dem Jahre nach Königgrätz liefen aus den lothringischen Bezirken schwere Beschuldigungen gegen die sämmtliche, dort ansässige protestantische Geistlichkeit in der Präfectur des Niederrheines ein. Präfect war damals der berüchtigte Baron Pron, das Ideal eines bonapartistischen Beamten, frech, verwegen, treulos, polizistischer Natur durch und durch. Die Pfarrer, so sagten die Berichte, stehen im Einverständnisse mit Preußen; Spione durchkreuzen Berg und Thal; in den Pfarrhäusern finden sie brüderliche Aufnahme. General Ducrot befehligte die Division des Elsasses; Baron Pron ließ ihn wahrscheinlich Einsicht nehmen in diese Berichte, denn als die Regierung der Nationalvertheidigung die geheimen Papiere der Tuilerien veröffentlichte, konnte man in der ersten Lieferung folgenden Brief dieses bis in's innerste Mark clerikalen Generals lesen:

„Seit einiger Zeit bereisen preußische Agenten in großer Anzahl unsere Grenzdepartements, besonders die Bezirke zwischen

*) La Ligue d'Alsace, première série, 1871—72; Lemerre, éditeur à Paris.

Digitized by Google

Mosel und Vogesen; sie sondiren den Geist der Bevölkerungen, bearbeiten die Protestanten, welche in diesen Gegenden zahlreich und weit weniger französisch gesinnt, als man es gewöhnlich glaubt. Das sind die rechten Söhne und Enkel derjenigen Männer, die im Jahre 1815 zahlreiche Deputationen in das feindliche Generalquartier sandten, um zu begehren, daß das Elsaß an das deutsche Vaterland zurückkehre. Es ist dies ein Factum, das man notiren muß . . . . ."

Dieser Brief wurde geschrieben Ende des Jahres 1866. Die Dinge gingen so weit, daß die protestantische Oberbehörde in Straßburg sich einzuschreiten veranlaßt fühlte, und daß bei dem Kaiser selbst Schritte gethan wurden, um die protestantische Geistlichkeit gegen diese Angriffe in Schutz zu nehmen. In echt napoleonischer Art wurde diesem Unfug im folgenden Jahre die Spitze dadurch abgebrochen, daß der Kaiser dem Consistorialpräsidenten, Herrn Pfarrer Liebrich, das Kreuz der Ehrenlegion auf eine sehr auffallende Weise und ohne besondere öffentliche Motive verlieh.

Dieser Zwischenfall war eines der ersten Anzeichen der Gährung, welche die clerikale Partei nach und nach gegen ihre Feinde im Elsaß hervorrief. Alles was liberal, sollte als protestantisch oder freimaurerisch*); Alles was protestantisch oder freimaurerisch, als preußisch dargestellt werden. Wie Basilio singt, sollte die Verleumdung den „armen Teufel" zu Boden drücken.

So kam es, daß die clerikalen Winkelblätter, in Tausend und abermal Tausend Exemplaren durch die Dörfer verbreitet, alle hervorragenden Männer in bösen Leumund zu bringen suchten; nicht etwa indem sie dieselben auf Grund ihrer Principien bekämpften, sondern indem sie sie mittels kleiner, unansehnlicher, für den Laien selbst lächerlicher Anfeindungen, der öffentlichen Achtung zu berauben strebten.

So zum Beispiel las man einmal in dem „Volksfreund" ein angebliches Gespräch, in welchem Einer den Andern fragt, warum denn die Redacteure des liberalen „Niederrheinischen Couriers" immer gegen den Präfecten schreiben, worauf der Gefragte antwortet, diese Herren hätten es vielleicht lieber, wenn ein preußischer Präfect das Elsaß regierte.

Ein anderes Mal war es, wie man es jetzt noch in den Blättern der Liga sehen kann, eine Anspielung auf eine Heirath eines liberalen Candidaten mit einer deutschen Frau, oder die Andeutung, daß der Schulzwang, welchen die Unterrichtsliga befürwortete, eine preußische Institution sei, oder auch noch, daß irgend ein großer Fabrikant, der sich gegen den Syllabus ausgesprochen hatte, schon ein Landhaus bereit halte, um seinen lieben Verbündeten, den König von Preußen, zu beherbergen, wie früher den Kaiser der Franzosen.

Ob ohne den deutsch-französischen Krieg diese Art und Weise, den elsässischen Liberalismus zu bekämpfen, den Sieg errungen hätte, mag dahingestellt bleiben; so viel ist sicher, daß bis zum Ausbruche dieses Krieges die liberale Partei solche Anfeindungen, obwohl sie recht gut den Stachel, der darin verborgen lag, fühlte, nur mit Lächeln aufnahm. Konnte sie sich doch mit gutem Gewissen sagen, daß, sollte es zum Kriege mit Deutschland kommen, Jedermann in dem Benehmen aller Elsässer handgreifliche Beweise finden würde, um solche Angriffe und Verleumdungen zurückzuweisen.

Einen Verbündeten fand die clerikale Partei, kurz vor dem Plebiscit, in der radicalen. An Zahl gering, an Führern reich, und auf mehrere meist Pariser hochstehende revolutionäre Persönlichkeiten stark gestützt, hatte diese Partei in den letzten Monaten des Kaiserreiches ihren Einfluß wachsen sehen; und, wie sie es gewöhnlich treibt, war ihr erster Gedanke darauf gerichtet, nicht etwa dem allgemeinen Feinde, dem Clerikalismus, gegenüber zu treten und im Bunde mit den gemäßigteren Elementen diesen zu bekämpfen, sondern aber des Spruches eingedenk, daß der Ketzer verdammungswürdiger sei als der Heide, diese gemäßigten Elemente als ihre eigentlichen Feinde zu behandeln. Dem Doppelfeuer, das von clerikaler und von radicaler Seite auf sie losbrach, ausgesetzt, hatten die Liberalen damals einen harten Stand; und, merkwürdige Thatsache! mit den nämlichen Waffen wie die Clerikalen, kämpften auch damals schon die Radicalen. Selbst Männer wie Küß, der letzte Maire von Straßburg, blieben nicht verschont und trat die Verleumdung gegen sie auf. Mußte man es doch erleben, daß Küß, der geehrteste und ehrenwertheste Mann von Straßburg, als Moderantist und Verräther, und besser noch als kaiserlicher Mouchard von sogenannten Republikanern verdächtigt wurde, — Verdächtigungen, die ohne Echo verhallten, aber die wir nicht übergehen dürfen, wenn wir den ersten Anfängen der jetzigen Elsässer Liga nachforschen wollen. Denn es sind dieselben Leute, die heute noch die Freunde und Schüler von Küß mit Koth bewerfen, und die damals schon des noch Lebenden und Hochgefeierten Ruf und Einfluß zu beeinträchtigen suchten.

So lagen die Dinge, als Kaiser Napoleon im Juli 1870 dem Könige von Preußen den Fehdehandschuh vor die Füße warf.

*) Man liest folgenden Satz in dem clerikalen Organe des Niederrheines, im „Volksfreund" vom 14. November 1869: „Der„ Niederrheinische Curier" darf nicht rein protestantische Waare auf den politischen Markt bringen, und den Schmuggel dadurch decken, daß er sagt: Das ist nicht protestantisch, das ist liberal. Liberal ist ein Lügenschild, den lassen wir nicht mehr gelten."

Literatur und Kunst.

Die versprochene Arbeit.

Ein Scherz

von

F. W. Hackländer.*)

Ich war wieder einmal leichtsinnig gewesen, bitte aber dies wieder, in diesem speciellen Falle, nicht als einen Fall annehmen zu wollen, der schon viele ähnliche Fälle voraussetzt, denn ich war diesmal leichtsinnig gewesen für einen bestimmten Fall ein Versprechen zu geben, was ich in meinem Leben äußerst selten gethan, und das mir nun, weil es mir schwer wurde, erwähntes Versprechen auch zu halten, den Anfang des vorliegenden Satzes in schmerzlich seufzerhafter Betonung auspreßte.

*) Mit der Zusammenstellung der vorliegenden Nummer der „Gegenwart" beschäftigt, ereilt uns die Trauerkunde von dem Hinscheiden F. W. Hackländers. Leider gestattete die zwischen dem Eintreffen der Nachricht und dem redactionellen Abschlusse der Nummer liegende, allzu knapp bemessene Zeit es nicht, heute schon an dieser Stelle über Wesen und literarische Bedeutung Hackländers, eines der liebenswürdigsten und erfolgreichsten zeitgenössischen Schriftsteller, zu sprechen. Wir glaubten jedoch das Andenken des Geschiedenen zu ehren, wenn wir hier, anstatt eines schnell hingeworfenen Nachrufs, einer der letzten Arbeiten Hackländers, und die nach mehr als einer Richtung seine dichterische Eigenart kennzeichnet, Raum geben. Hackländer, welcher die „Gegenwart" von ihrem ersten Erscheinen an mit allen Beweisen freundlicher Theilnahme begleitete, wollte sein Interesse an der unter gleicher Redaction stehenden neuen Monatsschrift „Nord und Süd" dadurch bekunden, daß er dem Herausgeber derselben versprach, für das erste Heft des neuen Unternehmens einen novellistischen Beitrag zu liefern. Sein Versprechen zu lösen, sandte er in letzter Stunde den hier abgedruckten Scherz „die versprochene Arbeit". Auf die Mittheilung der Redaction von „Nord und Süd", daß der Beitrag für die erste Nummer zu spät gekommen sei, daß sie überdies vorziehen würde, eine längere, rein novellistische Arbeit aus seiner Feder zu bringen und daß sie die eingesandte für spätere Verwendung zurückbehalte, antwortete Hackländer freundlichst zustimmend. Wir glauben somit nicht zu irren, wenn wir die hier veröffentlichte Skizze als eine der letzten Arbeiten des Dichters bezeichnen und in dieser Eigenschaft für sie ein gesteigertes Interesse der Leser der „Gegenwart" erwarten. D. R.

Digitized by Google

Ja, ich hatte einem freundlichen Bekannten, dessen Ueberredungskunst schwer zu entgehen ist, das Versprechen gegeben und noch dazu für eine genau bestimmte Zeit, also doppelter Leichtsinn, für den, fürchte ich, der gütige Leser durch etwas Langeweile zu büßen haben wird.

Denn die Arbeit, so ich versprochen, ist eine geistige oder schriftstellerische Arbeit, was als Begriff häufig zu trennen ist und leider vielleicht auch hier getrennt werden muß — ja, hätte ich sonst etwas Greifbareres zu liefern versprochen, so etwas, an dem man bei jeder Gemüthsverfassung, ebenso bei Regenwetter als bei Sonnenschein, munter und unverdrossen fortzuhämmern oder fortzuschneiden vermag, so ließ ich mir das allenfalls noch gefallen — aber so —.

Da lege sich Einer das schönste, schreibsamste Papier zurecht, nehme die bestgeschnittenste Feder, sowie eine Tinte, die nichts zu wünschen übrig läßt, und versuche es dann, die vorgesetzte Aufgabe abzuarbeiten, seine bestimmte Partie Holz klein zu hacken, wenn man sich nicht in der gehörigen Stimmung dazu fühlt.

Und schlimmer ist es noch, wenn man gänzlich in's Leere vor sich blickt, wenn man noch nicht einmal einen Titel hat, geschweige denn, wenigstens im Geiste, eine gestellte Aufgabe sich anmuthig runden sieht und schon, wie von Engelszungen gesprochen, die beglückenden Schlußworte zu hören glaubt:

„Er faßte zum erstenmal mit jener schüchternen Dreistigkeit, die das Herz schneller schlagen macht, ihre Hand," wobei es allerdings auch heißen könnte: „Er faßte zum erstenmale ihre Hand mit jener" und so weiter, „wobei sein Athem vor Wonne stockte, während die überglückliche Mutter das Taschentuch vor ihre Augen preßte und so der noch glücklicheren Tochter Gelegenheit gab, in des Geliebten Arme zu stürzen." (Benutzungsrecht vorbehalten.)

Ach, so schön auch die Abwechslung im Leben sein mag, so ist doch jene Abwechslung, von der weiten Leere vor uns auf das weiße leere Papier zu blicken, fürchterlich und wird geradezu beängstigend und niederdrückend, wenn man einen Termin vor sich hat, dessen Reihen von Wochen uns Anfangs vollkommen genügend erscheinen, um im Nothfalle selbst einen unbändigen Roman zu schreiben, ein Termin, der aber unversehens so rasch zusammenschmilzt, wie die Schneekugel im Mai, rasch abnehmend, wie das Geld in der Tasche, so daß wir mit jähem Schrecken plötzlich die letzte Mark betrachten, wie hier die letzte Woche, die mit ihren sechs kurzen Tagen drohend über unserem Haupte hängt.

Und noch nicht einmal einen vernünftigen Titel, einen anständigen Anfang, es ist rein zum Verzweifeln.

Jeder Andere hat's besser; der Bildhauer in gleichem Falle nimmt irgend eines seiner vielen kleinen Thonmodelle, wendet den Kopf desselben ein Bißchen nach links und nach aufwärts, nimmt den rechten Arm vom Rücken nach vorn, bis der Zeigefinger die Lippen berührt, heftet hinten ein paar Flügelchen an, und der lauschende Engel ist fertig.

Der Musiker, der einen neuen Walzer zu liefern hat, setzt sich an's Clavier, und während unter seinen Fingern bekannte und unbekannte Melodien hervorquellen, kommt ihm plötzlich ein vielleicht schon oft dagewesenes Thema, das er unter Aenderung der Tonart und des Taktes zu etwas ganz Neuem verarbeitet, wie wir es schon erlebt haben, daß der würdigste Kirchengesang, gut verhackt und pikant gewürzt, die heiterste Polka gegeben.

Weiter — weiter — das nutzt uns ja Alles nichts, auch wenn wir an den glücklicheren Maler denken, der bei ähnlicher Zwangsarbeit eine seiner Mappen durchstöbert und nichts weiter zu thun braucht, als der jungen Dame, die gestern am Kamine stehend mit erschreckter Miene einen Brief las, heute vorn das Kleid etwas aufzuheben, um uns sehen zu lassen, wie sich die zierlichste Fußspitze an der lodernden Gluth wieder erwärmt.

Glückseliger Maler, dem Alles das erlaubt ist, während wir keine Mappen zu durchblättern haben, um so, rasch eine Reihe von Situationen überfliegend, etwas Neues, Pikantes zu finden.

Worin bestehen unsere Mappen, unsere Modelle, unser benutzbarer Vorrath an Melodien?

In Heften, worin wir eingetragen haben, was wir von pikanten Bemerkungen und Redewendungen selbst erfunden oder gehört, kleine Ereignisse, die man uns erzählt, wobei man nie sicher ist, sich schon selbst gedruckt irgendwo zu begegnen, Schilderung von Charakteren, interessant scheinende Situationen, meistens aber alles Geschichten, die selten dorthin passen, wo wir sie gebrauchen möchten. — Auch Titel sind in diesen Heften verzeichnet, schöne, viel versprechende Titel, aber alles Uebrige fehlt und es gibt Zeiten, wo man den Kopf in beide Hände vergraben mag, so viel und so lange als man will, wo man die heiße Stirn an die kalte Fensterscheibe drückt und wo einem doch nichts Gescheidtes einfällt — ach, und ganz besonders geht es einem so unter dem Drucke der oben erwähnten letzten Woche, der furchtbaren sechs Zwangstage.

Sonst gibt es Zeiten, wo uns Alles wie aus frischen Quellen zuströmt, Titel, Charaktere und Verwickelungen! — wo man nur die Feder einzutauchen braucht und wo es gerade ist, als fliege sie von Zauberkraft getrieben über das Papier hin, während sie ein anderes Mal, und leider gerade heute, von einer Schnecke überholt, von dem grünsten Anfänger übertroffen werden könnte. O, man fühlt das sogleich, schon während man die mühsam hingequälte erste halbe Seite überliest.

„Der Roman auf einer Wendeltreppe" ist der Titel, der an sich nicht so schlecht wäre und von dem wir uns, wie für den oben erwähnten Schluß, gleichfalls das Benutzungsrecht vorbehalten. Man könnte die ganze Geschichte in so viele Kapitel eintheilen als Stufen da wären, und würde sie auch so benennen, erste Stufe, zweite Stufe und so weiter. Das Ganze gäbe eine Geschichte sämmtlicher Stockwerke mit ihrem intimsten Leben und ihren pikantesten Vorkommnissen, allerdings ein Bißchen „hinkender Teufel", doch würden wir ja andere Zeiten und andere Sitten schildern und so beziehungsweise doch neu sein. Auch würde die Schilderung der alten Wendeltreppe zu Anfang recht hübsch einleitend sein, wie sie da vor uns liegt mit ihren ausgetretenen Stufen, Grau in Grau gemalt, mit dem ringsum an der Wand laufenden speckig gewordenen Strick und mit den bunten duftenden Blumen, die das uralte Heiligenbild neben der Hausthür häufig, wie es die Jahreszeit gestattet, schmücken.

Wer so fromm und zartfühlend ist, das zu thun, hat der blonde hübsche junge Mann, der soeben das Haus verläßt, nachdem er sich verstohlen eine Geraniumblüthe abgepflückt und in das Knopfloch gesteckt, noch nicht zu ergründen vermocht. Vielleicht die kleine Putzmacherin, die unter dem Dache wohnt, die häufig mit Tagesanbruch zu trillern anfängt und immer vor Sonnenaufgang das Haus verläßt.

„Die Lerche war's und nicht die Nachtigall."

Denn zu welcher Zeit sie nächtlicherweise nach Hause kam, hat er noch nicht in Erfahrung bringen können, da er ihre Fenster niemals erhellt gesehen und nie einen Lichtstrahl drinnen, weder aus dem Schlüsselloch noch aus den Fugen der morschen Thür.

(Benutzungsrecht vorbehalten und Nachdruck verboten.)

Ach, ich bin hier zu dieser Bemerkung veranlaßt, weil ich einsehe, daß ich bei der kurz bemessenen Zeit nicht einmal mit einem der Stockwerke fertig werden würde, mir deshalb den „Roman auf einer Wendeltreppe" für später vorbehalten und den Anfang sichern muß.

Also die Feder weggeworfen und ein anderes Register aufgezogen, aber welches — welches! — Die Uhr auf meinem Tische zeigt mir, daß von den sechs Schöpfungstagen, die mir vergönnt sind, schon ein halber Morgen verstrichen ist, und ich fühle, daß es zu gar nichts nützt, die Stirn in die Hand zu versenken und auf ein neues weißes Blatt hinzuschauen, oder an den Himmel hinaufzustarren, um vielleicht durch Wolkengebilde auf eine neue Idee zu kommen.

Luft! — Luft! —

Und die kann ich mir wenigstens verschaffen und sogar

Digitized by Google

eine ziemlich frische und reine, wenn ich die Glasthüre meines Zimmers öffne und hinaus auf eine Altane trete, die hoch über dem Treiben der Menschheit, ja über den Dächern ringsum liegt.

Und das geht folgendermaßen zu:

Als Mensch bewohne ich nämlich in einem großen und sehr hohen Hause das Parterrestockwerk, und da mir nichts so verhaßt ist, als bei jedem Ausgange so und so viele Stufen hinab und wieder hinauf steigen zu müssen, — doch halt, damit ich nicht lüge — etwas ist mir ebenso verhaßt, was ich aber nicht ändern kann, das Auf- und Zuknöpfen verschiedener Theile meines Anzuges, besonders als ein Freund, der sich zum Statistiker ausbildet, mir aus seinem noch ungedrucktem Werke anvertraut hat, daß jeder wohlangezogene männliche Mensch — er unterscheidet darin sehr scharf — täglich mindestens vierzig Knöpfe auf- und zuzuknöpfen hat.

Darin ist allerdings der Bewohner eines Parterrestockes nicht benachtheiligt, wohl aber darin, daß er dem Anlauf von Besuchern bloßer als jeder Andere gestellt ist, denn es gibt unter Besuchern sehr indiscrete Leute, die Euren Dienern anvertrauen, daß sie Euch Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätten und die dann, halb durch Gewalt vorgelassen geworden, Euch selbst anvertrauen, daß sie neben dem Glücke, endlich den berühmten Schriftsteller von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sich augenblicklich in einer gelinden Kassenbeklemmung befinden und die Hülfe jenes Mannes anrufen, dessen Schriften von Güte und Wohlwollen gewissermaßen träufeln.

Gut, — man gibt nach besten Kräften, öffnet dem Besucher, allerdings unter einem kühlen Gruße, die Thüre und er verschwindet, während gleich darauf ein anderer, von dem man sich nicht verleugnen lassen kann, da er Euch reden gehört, Eure Zeit auf eine noch unverantwortlichere Weise in Anspruch nimmt. Denn dieser Kerl ist ein Schwätzer und ein Schwätzer ist das fürchterlichste Geschöpf Gottes. Vor Löwen und Tiger brauchen wir uns im gemäßigten Deutschland nicht zu fürchten, Schlangen und Krokodile kommen nur in zoologischen Gärten vor, allerhand Ungeziefer kann man, wenn es sein muß ertragen oder doch mit Geduld und Insectenpulver ausrotten, während das grauenhafte Geschlecht der Schwätzer durch kein menschenmögliches Mittel zu vertilgen ist, überall zu finden, wohin Licht und Luft des Allgütigen dringt, Euch überfällt, sei es offen oder hinterlistig, sich an Euch festklammert und nicht mehr abzuschütteln ist, bis Euch endlich die abgelaufene Stunde vor dem Ungeheuer rettet, das Euch triumphirend und nach rückwärts gewendet fort und fort schwätzend verläßt, während Ihr geknickt zurückbleibt, den Angstschweiß auf der Stirn.

Aus solchen Gründen lasse ich denn den gewöhnlichen Menschen zurück in der Parterrewohnung meines Hauses und nur der Schriftsteller steigt hinauf:

„In die freien Lüfte,
Wohin nicht dringt der Hauch der Grüfte"

und wo ich auf der vorhin erwähnten Altane einen sehr hübschen Rundblick nicht nur auf die Stadt, sondern auch auf die sanft geschwungenen Höhen ringsumher habe. Was ich von der Stadt sehe sind allerdings außer den Dächern, die trotz der winterlichen Zeit heute im warmen Scheine einer warmen Frühlingssonne funkeln, meistens nur die Rückseiten der Gebäude, um kleine stille Höfe und sehr schattige Gärtchen liegend, aber diese sind in den Vormittagsstunden weit interessanter als die Fronten der Häuser, hinter deren Fenstern mit den dicht zusammengezogenen Gardinen nichts als Langweile zu hausen scheint.

Da ist es rückwärts schon ganz anders, und wenn ich mich, um meinen Kummer in Betreff verlorener Liebesmüh', um die spröde Novelle zu vergessen, auf das Geländer der Altane lehne, so summt und rauscht, braust und klingt es um mich her wie der Fundamentalsatz eines Musikstücks, über das sich hie und da ein herzliches Lachen, auch wohl ein lautgesungenes Lied wie Violinpassagen erheben. Sollte denn bei all' dem Leben und Treiben rings um mich her in der Tiefe von vier bis fünf Stockwerken, die Kellerräume gar nicht einmal gerechnet, nichts zu finden sein, was den Keim zu meiner Arbeit abgäbe?

Hat doch schon der Altmeister so wahr gesagt: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben", und seinem Rathe folgend habe ich schon aus den unbedeutendsten Dingen, die mir vorgekommen, die schönsten Geschichten gemacht, häufig freilich davon nur die Grundidee genommen, wie mir z. B. das Betrachten des nachbarlichen Hühnerhofes mit dem bunten schillernden Hahn, wie er so gravitätisch umhersteigt und kokett scharrend den dummen, demüthig duldenden Hühnern seine Liebeserklärungen macht, Anlaß zu meiner berühmten türkischen Novelle „Haremsleben" gegeben, die unter dem Namen der Doctorin G., Frau des östreichischen Gesandtschaftsarztes in Stambul, einstens so großes Aufsehen gemacht. Auch das tragische Ende des schönen Haushahns da unten habe ich, allerdings mit einigen Veränderungen, in meiner mittelalterlichen Skizze „Der Junker von Hahneberg" benutzt. Die Thatsache bot aber auch etwas Interessantes und Ergreifendes, Untreue und Uebermuth im Thierleben, denn der Betreffende, sich nicht mit seinem zahlreichen Hausstande begnügend, flog häufig auf die Zwischenmauer eines anderen Hofes, um sich dorthinab durch majestätisches Krähen einer allerdings verwaisten Hühnerschaar vorzustellen und hierauf, einer glucksenden und kluckenden, schwänzelnden Einladung folgend, an den intimen Unterhaltungen dieser fremden Schönen Theil zu nehmen.

„Doch ach wie bald,
Schwanden Schönheit und Gestalt."

Der freche Eindringling erlag den Krallen einer eifersüchtigen Katze und nur traurige Ueberreste, etwas Flügelfedern und der majestätische Schweif, war Alles, was hier seinen trauernden Frauen überbracht werden konnte, wie dort der zerfetzte Helm und der zerhauene Schild des Letzten der Hahneberge.

Man thut eben was man kann, benutzt was sich darbietet und gebraucht das Schöne, wo man es findet, denn das Eichhörnchen sucht sein Futter, und wenn es mit den großen Romanen und kleinen Novellen nicht mehr geht, so werde ich es versuchen, mein „Soldatenleben im Frieden" in Versen herauszugeben, oder ein Epos in Jamben zu schreiben, sei es auch nur um den Versuch zu machen, ob zwei Flötenconcerte in ihren bekannten Wirkungen nicht noch zu übertreffen sind.

Vorderhand aber bietet uns das tägliche Leben sowie unsere Umgebung noch Stoff genug, nur sollte es eine neue pikante Idee zu verarbeiten geben und nicht immer die alten Liebesgeschichten, wo er herüber und sie hinüber blickt, wo man Beide alsogleich erkennt, mag der Verfasser auch Anfangs noch so geschickt mit seiner Liebesgeschichte Versteckens spielen — sowie sie auftritt riechen wir den Veilchenduft der jungen Liebe.

Sie hätten wir übrigens da unten schon, das junge anmuthige Geschöpf auf der hölzernen Altane im zweiten Stockwerk, eine weiche, biegsame Gestalt, wahrhaft reizend, wie sie jetzt über ihrem Haupte die feine Wäsche aufhängt — und schwärmerisch kann sie blicken, wie ich schon oft bemerkt habe, wenn sie aufschauend ihr blondes Köpfchen an den Pfeiler der Altane lehnt — sie ist wie so manche Andere

„und sieht die Wolken ziehen
Ueber die alte Stadtmauer hin,
Wenn ich ein Vöglein wäre, geht ihr Gesang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Oft ist sie heiter, oft betrübt,
Und immer verliebt."

Wenn ich nur wüßte, in wen die da unten eigentlich verliebt ist, habe ich doch kaum erfahren können, wer sie ist.

Sie wohnt bei einem reichen alten Hagenstolzen, dem Freiherr von Plettenberg, und wenn der geneigte Leser neben mir auf der Altane stünde, so könnte ich das Vergnügen haben, ihm besagten Freiherrn in Person vorzustellen, denn dort vor uns ist er soeben unter der Thür erschienen, um in die wonnige Frühlingsluft hinauszuschnüffeln. Er trägt einen beinahe farblos gewordenen einst blau gewesenen Schlafrock, der tief hinabreicht

Digitized by Google

bis auf die unförmlichen schwarzen Filzpantoffeln, vermittelst welcher er nun vorkommend auf dem Boden dahinschleift; in der einen Hand hat er ein röthliches Taschentuch am äußersten Zipfel gefaßt, so daß er es, seiner gebückten Haltung wegen, hinter sich drein zieht.

Er ist alt, der Freiherr von Plettenberg, sehr alt, sehr vergrämt und sehr verkümmert, aber doch nicht zu alt um, wie er an die Altanenbrüstung neben das schöne blonde Mädchen tritt, seinen Kopf nach Art einer lichtscheuen Eule etwas zu verdrehen, um zu ihrer leuchtenden Schönheit aufzublicken, ja er erhob alsdann die rechte Hand, um sie leicht auf die Schultern zu pätscheln.

Glaube aber Niemand, daß sein Gemüth dabei auch nur die leiseste Spur eines lüsternen Gefühles überflogen habe — gewiß nicht —, wenn er etwas für das junge Mädchenf ühlte, so war es wie der Vater für die Tochter oder vielmehr noch, wie der Großvater für die Enkelin, welches Verhältniß aber leider auch nicht bestand, da der alte Freiherr, wie wir vorhin erwähnten, unverheirathet geblieben war und er eingestandenermaßen auch natürliche Vaterfreuden nie gekostet hatte.

Wir sagten leider, indem wir ebenso an den alten verkümmerten Mann dachten als an das junge Mädchen, der sonst im Hause des steinreichen Freiherrn wohl ein anderes Loos zu Theil geworden wäre. Wir erfuhren das durch eine freundliche Nachbarin, die uns zuweilen von den Verhältnissen unserer Nächsten in Kenntniß setzt.

Das schöne blonde Mädchen hieß Hermine und war die Tochter eines Försters auf den großen Besitzungen des Freiherrn von Plettenberg. Ihre Schönheit sowie ihr elegantes graziöses Wesen war ein Erbtheil der Mutter, die, aus einem guten Hause stammend, sehr zum Leidwesen der Eltern, dem schon älteren Jägersmanne damals auf das einsame Försterhaus gefolgt war, wo der Freiherr von Plettenberg mit seiner Jagdgesellschaft zu übernachten pflegte. Zu jener Zeit schon hatte er, der sonst ein Weiberfeind war, sich gerne mit der schönen munteren Försters-frau unterhalten, sie stets bei den verschiedenartigsten Anlässen auf's Reichlichste beschenkt, ihre Buben, sechs an der Zahl, nach einander über das Taufbecken gehalten, und als endlich Hermine kam, mit dieser kleinen allerliebsten Puppe ein Wesen getrieben, als sei eine Erbprinzessin geboren worden.

Wie hatte er alsdann auch für ihre Erziehung gesorgt, sie später in eine der besten Pensionen gethan, und alle Welt war überzeugt, daß er Hermine adoptiren und ihr mindestens einen Theil seines großen Vermögens hinterlassen würde.

Wie das aber ganz anders kam, haben wir gleichfalls durch unsere freundliche Nachbarin erfahren.

Der Freiherr, als er noch kein so ganz alter Freiherr war, hatte die Unklugheit begangen, sich eine Haushälterin einzuthun, die, obgleich sie das kanonische Alter fast erreicht hatte, doch noch in festen runden Formen, in einem rosigen Teint und Grübchen in den Wangen, auch in lebhaften Augen so viel Verführerisches hatte, um seinem Herzen gefährlich zu werden und ihn mit Banden zu fesseln, die freilich Anfangs wie Rosenketten erschienen, aber recht bald hart und dornig wurden. Denn gegenüber den rundlichen Formen der Mamsell Kugler war ihre Gemüthsart hart, scharf und schartig, allerdings ein Phänomen, weil starke Leute meistens freundlich und wohlwollend sind, doch schien sich die Natur dieses Fehlers bewußt worden zu sein, denn als Mamsell Kugler nach einer mysteriösen Krankheit wieder an's Tageslicht kam, war sie auch im Aeußern hager und spitz geworden und hatte sich dadurch mit ihrem Innern in eine allerdings für den Freiherrn nicht wohlthuende Harmonie gesetzt.

Sichtlich schien er auch immer mehr zu verkümmern unter der rücksichtslosen Faust seiner Haushälterin, über deren Regiment man vielleicht zum Wohle manches Junggesellen Bände füllen könnte.

Vielleicht auch wäre das gerade ein Stoff, wie ich ihn brauchen könnte, um in einer einfachen, wahrheitsgetreuen Geschichte zu zeigen, wie ein solches Band sich unversehens fest und fester schlingt und endlich zum unzerreißbaren Strick wird, der nicht nur den Körper, sondern auch den Geist umschlingt und erdrückt.

Die Behandlung des Mannes durch seine Frau kann unangenehm, unerträglich, ja empörend sein, doch trägt sie unsern Namen und wird, wenn sie nicht ganz aus Rand und Band ist, immerhin eine gewisse Grenze einhalten, die ihr schon von den äußeren Verhältnissen geboten ist, und die, einmal überschritten, sie selbst in den Augen der Welt unmöglich machen müßte; sie muß ihrem Sklaven zuweilen die Kette lockern, ihn als selbstständig erscheinen lassen, und ihre Versicherung: „daß mein Mann eigentlich thun kann, was er will", hier und da zur Wahrheit machen.

Von einer Frau tyrannisirt zu werden ist allerdings sehr unangenehm, doch, besonders bei vorhandenen Kindern, schwer zu ändern, man fühlt sich ganz Georges Dandin und seufzt im Stillen! — Aber fürchterlich ist es, sich in Banden zu winden, die eigentlich gar nicht existiren, von Ketten wund gedrückt zu werden, die wir uns jeden Morgen selbst auf's Neue wieder um den Nacken legen, statt sie weit weg zu schleudern, und durch einen gewaltigen Fußtritt — zuerst vorsorglich die Hausthüre zu öffnen.

Entwürdigend ist es, als ein gehorsamer Sklave zu ducken, wo man, nöthigenfalls mit dem Stocke, Herr sein sollte, eine Faust, wenn auch nur moralisch, über sich zu fühlen, die oft nicht werth ist, uns die Stiefel auszuziehen, und die von ganz verlorenen Charakteren zuweilen noch gestreichelt und sanft gedrückt wird, und doch kommt ein solch' klägliches Verhältniß im Hagestolzleben häufig vor, sanft in seinen Anfängen, verlockend im ersten Auftreten wächst es rasch und unaufhaltsam, umschlingt Euch wie mit Polypenarmen, saugt Euer bestes Herzblut und macht Euch wehr- und willenlos.

Wie behaglich, wie angenehm und völlig genügend war auch dem Freiherrn von Plettenberg anfänglich die liebreiche Sorge Mamsell Christinens erschienen, wie hatte sie seine Wünsche erkannt, ja erfüllt, ehe dieselben noch ausgesprochen waren, und in jeder Beziehung auf's Zarteste und Zuvorkommendste für sein leibliches Wohl gesorgt. Auch sonst unterstützte sie ihn freundschaftlichst in den Mühen und Lasten des täglichen Lebens, sorgte für seine Correspondenzen, auch für die Richtigstellung seiner Rechnung im Kleinen wie im Großen, controllirte seine Besuche, regelte seine Ausgänge, bis sie ihn auf solche Art mit einem unzerreißbaren Spinnennetz umgeben, in dessen Mitte sie sich nun behaglich setzte und in dessen Fäden er verloren zappelte.

Einmal nur hatte er sich ermannt, und zwar auf so gefährliche Art, daß ihr kunstvolles Gewebe zu zerreißen drohte, und zwar als vor ein paar Jahren Herminens Eltern rasch nach einander starben und der Freiherr das junge verlassene Mädchen zu sich in's Haus nahm. Damals hatte Mamsell Christine allerdings Redensarten geführt, wie: „Entweder sie oder ich — nur über meine Leiche geht ihr Weg" — und ähnliche freundschaftliche Aeußerungen, fand es aber trotzdem für besser, rasch wieder einzulenken, da sie bemerkt hatte, daß der Freiherr mit seinem alten Kammerdiener zu conspiriren anfing und sich nebenbei so benommen, als habe er im Hause etwas zu befehlen.

Nun war das junge Mädchen da, aber von Mamsell Kugler sogleich in eine Stellung versetzt worden, die sich in der Mitte hielt zwischen einer Hausmagd und einer höheren Zimmerjungfer.

Häufig schon, wenn ich den alten Herrn oder Hermine da unten auf der Terrasse gesehen, hatte ich mich in Betrachtungen verloren, wie diese eigenthümlichen Verhältnisse vielleicht zu benutzen wären, aber nie wollte sich eine Verwickelung zeigen, nie jene interessante dritte Person, so unentbehrlich zu einem harmonischen Dreiklang. Auch blickte das junge Mädchen so unbefangen rings in der Nachbarschaft umher, schien an Niemand Interesse zu nehmen, am allerwenigsten an einer Person, die zuweilen im Hause erschien und die doch des näheren Betrachtens wohl der Mühe werth gewesen wäre; ein junger Mann nämlich, der auch mir zu jener Verwickelung hatte helfen können, und der Alles dazu hatte, um in einer Novelle als Hauptperson aufzutreten.

Es war dies ein entfernter Verwandter des alten Freiherrn, ein junger Freiherr von Plettenberg, allerdings von einer

Digitized by Google

unbemittelten Seitenlinie, der aber, von seinem reichen Verwandten wohlgelitten, auf der Forstakademie in der Nähe der Residenz wohl in der Hoffnung studirte, dereinst beim Tode des kinderlosen Anverwandten in den Besitz der ausgedehnten Güter zu kommen. Auch war diese Hoffnung wohl nicht unbegründet, denn der alte Freiherr hatte seinem Vetter Eugen jetzt schon ein anständiges Jahrgehalt ausgesetzt und ihm auch seine Hausthür so weit geöffnet, als Mamsell Christine dies gestattet. Doch schien auch der junge Mann selbst zu allzuhäufigen Besuchen keine große Lust zu haben, denn er kam selten und dann nur auf kurze Zeit, wobei er sich, wie ich schon und nicht ohne Vergnügen zu bemerken Gelegenheit hatte, in hochfahrender, ja barscher Art gegen die Dienerschaft, gegen Mamsell Kugler, ja sogar gegen Hermine benahm.

Schade, daß Beider Verhältnisse soweit auseinander gingen, so daß nicht einmal für eine schriftstellerische Phantasie eine Ueberbrückung dieser Kluft für möglich erschien und daß weder sie noch er auch nur je Mienen gemacht hatten, eine zufällige Begegnung anders als auf die gleichgültigste Art zu behandeln.

Jetzt war Hermine von der Altane verschwunden und dadurch mein Interesse völlig erloschen; was gab es auch sonst noch da unten zu beobachten oder aus dem Geschwirre von Tönen rings umher zu hören, was der Mühe werth gewesen wäre? Die gellende Stimme einer jungen Sängerin, die jetzt schon zum zehnten Male in der Mitte einer Passage strauchelt um dann zum Kummer ihrer Nachbarschaft von vorn wieder anzufangen, Flötenübungen eines Gymnasiasten, entfernte Trommelwirbel und Hornsignale, letzteres immerhin besser, als Pianospiel rechts und links, vorn und hinten, oben und unten — eine wahre Clavierpest.

Da unten in den schattigen Höfen zeigt sich jetzt, durch eine Häuserlücke eindringend, der mittägliche Sonnenstrahl, der sogleich von dem altem Jagdhunde benutzt wird, um sich in der Wärme behaglich auszustrecken — drüben bei Plettenbergs hat der Kutscher den Wagen aus der Remise gezogen nur aus alter Gewohnheit, nicht um ihn zu putzen, da der Freiherr höchst selten ausfährt; Martin fährt mit einem Leder über die Beschläge:

„und pfeift ein Lied dabei
Das hat eine gar betrübte traurige Melodei."

Auf einmal aber hört er zu putzen und zu pfeifen auf, horcht gegen das Hofthor und rennt dahin, um es einem Reiter zu öffnen, der sein Pferd nachlässig hereinleitet, um dann vom Sattel aus zu fragen: „Wie ist's, Martin, soll ausgefahren werden und komme ich deshalb ungelegen?" worauf jener zur Antwort gab: „O Gott bewahre, Herr Baron, man thut nur zuweilen so, damit das alte Zeug nicht ganz einrostet, auch um der Nachbarschaft zu zeigen, daß wir wenigstens noch eine Equipage haben."

Damit war er an das Pferd des jungen Reiters getreten, um stramm den Bügel zu halten, während sich jener leicht und gewandt aus dem Sattel schwang.

Es war ein schönes, elegantes Pferd und ein sehr hübscher Reiter, der, trotz seines einfachen Jagdrocks und des weichen Hutes, äußerst vornehm aussah.

„Soll ich ihn herumführen," sagte Martin, der die Trensenzügel ergriffen hatte, „oder darf ich ihn einstellen?"

„Du darfst ihn einstellen, aber nicht abzäumen, und dann geh' hinauf und frage Deinen Herrn, ob ich ihm willkommen bin."

„O — o — o — o, Herr Baron, das ist eigentlich sehr unnöthig," entgegnete der Kutscher, um aber alsdann rasch mit dem Pferde zu verschwinden, da der Andere eine rasche unmuthige Kopfbewegung machte.

Denn als Martin im Stalle verschwunden war, geschah etwas, von dem ich anfänglich nur die Wirkung aber keine Ursache sah, denn der junge Mann bückte sich plötzlich so hastig, als habe er einen kostbaren Gegenstand verloren und hob doch nur eine — Rosenknospe auf, die vom Himmel oder sonstwo herabgefallen war. Auch that er weder besonders überrascht, noch weniger erschreckt, als die Rosenknospe so gerade vor seiner Nase herabfiel und dann, nachdem er sie aufgehoben, drückte er sie an seine Lippen, während er rasch aufwärts blickte.

Schau, schau! und doch hatte ich drüben auf der Altane nichts bemerkt und war dort nichts zu sehen, als die leicht im Lufthauche schwingende, oder sich einer sonstigen Ursache halber bewegende Wäsche, welche Hermine vorhin aufgehängt.

Doch halt — jetzt trat Mamsell Kugler an die Brüstung und stützte ihre beiden Hände darauf, ihr Gesicht war stark geröthet und ich bemerkte, daß sie heftiger athmete als sonst, wahrscheinlich in Folge einer kleinen Scene, wie sie häufig dort vorkamen und wozu Mamsell Christine gern die Gelegenheit vom Zaune brach. Doch war sie es ihrem Aussehen nach wahrlich nicht, die Rosenknospen herabfallen ließ — ja, wenn es giftige Schlangen gewesen wären. Jetzt hatte sie den jungen Herrn drunten bemerkt, fuhr rasch zurück und verschwand, während jener in's Haus trat.

Was nun dort weiter geschah, konnte ich allerdings nicht sehen, doch interessirte mich die Geschichte mit der Rosenknospe dergestalt, daß ich meine vielwissende Nachbarin um eine Aufklärung anging, die sie mir auch bereitwilligst gab und die ich, die Wahrheit ihrer Mittheilung erkennend, füglich hier so anreihen darf, als wenn ich Alles das selbst mit angesehne hätte.

Was ich, kurz nachdem der junge Mann in's Haus getreten war, noch bemerkte, war eine so starke Bewegung zwischen der drüben aufgehängten Wäsche, daß sie unmöglich von dem sanften Lufthauche hervorgebracht sein konnte, und gleich darauf erschien Hermine wieder an der Ballustrade, rings um sich schauend, wobei ihre Züge sanft geröthet erschienen.

Eugen von Plettenberg trat indessen in das Cabinet seines Oheims, wo er den alten Herrn in seinem Lehnstuhl mehr liegend als sitzend fand, gerade so, wie nach einer heftigen Bewegung, auch reichte er ihm matt und abgespannt seine Rechte und umklammerte dann die Finger des jungen Mannes mit fühlbarem Drucke.

„Wie geht's Ihnen, lieber Oheim? Sie scheinen mir aufgeregt."

Nur ein kurzes Stöhnen war die Antwort.

„Ist denn was vorgefallen, seien Sie von meiner Theilnahme überzeugt."

Es folgte ein abermaliges Stöhnen, das vergeblich nach Worten rang.

„Sie erschrecken mich, lieber Oheim, ich bitte, reden Sie."

„Hier nicht — hier nicht —", brachte er mühsam hervor, worauf er sich erhob und von seinem Neffen gefolgt in das Nebenzimmer trat, dessen Thür er hinter sich verschloß, ebenso die des zweiten, dritten und vierten Gemachs, und als sie so ganz am Ende der Wohnung eine Rumpelkammer erreicht, ließ sich dort der alte Freiherr wie geknickt auf einen Koffer nieder, winkte den Andern an seine Seite, brachte seinen Mund hinter der vorgehaltenen Hand an dessen Ohr und hauchte, aber erst nach dreimaligem vergeblichem Anlauf: „Die Christine schlägt mich."

Einfache Worte, aber von erschütternder Wirkung, denn der Neffe wäre fast von dem alten Koffer heruntergefallen, während der Andere das Gesagte mit einem wehmüthigen Kopfnicken bekräftigte.

„Unmöglich, Oheim, entsetzlich, und das sagen Sie mir jetzt erst? — A — da muß schnelle Hülfe geschafft werden."

„Was konn—ten — wir thun, was woll—test Du thun?"

„Für Sie handeln, Ihnen jedes Opfer bringen."

„Wie so handeln?"

„Nun, indem ich Sie zuerst von diesem Ungeheuer befreie, und dann anderweitig sorge, daß Sie bei liebevoller Pflege noch frohe und glückliche Tage und Jahre erleben."

„Ja, wenn Herminens Mutter noch lebte," seufzte der alte Freiherr, indem er den Kopf in seine Hände sinken ließ.

„Aber Hermine lebt ja und ist da."

„Ein armes schwaches Mädchen."

„Die aber — — davon bin ich überzeugt, eine starke und gute Frau werden wird — und in dieser Richtung" — hier stockte

Digitized by Google

er ein wenig — „in dieser Richtung bin ich, um Ihnen erkenntlich zu sein, zu jedem Opfer bereit."

„Du wolltest — —", hauchte der alte Mann, wobei er seinen Mund wie zum größten Schrei aufriß, es aber nur zu einem kaum hörbaren Flüstern brachte, dem er ein furchtsames „b—s—s—s—s—t" anhing, während er sich ringsum schaute, um erst nach einer Pause etwas lauter fortzufahren: „B—s—st; die Wände haben Ohren, das muß vorsichtig angefaßt werden — glaube mir, sie wird nicht gehen."

„Davon bin ich überzeugt, aber wir werden gehen, Sie, Hermine und ich, oder vielleicht Sie und Hermine allein, während ich hier den Kampf mit dem Drachen bestehe."

„Nein, nein, wir gehen zusammen, das ist eine vortreffliche Idee," sagte der alte Herr, indem er sich lächelnd die Hände rieb — — „aber wohin."

„Nun, ich denke nach Frankenthal, Sie wollten ja schon lange wieder einmal Ihr Schloß besuchen."

„Aber die Christine! — — ja so — ja so."

„Für die Christine werde ich durch unseren Sachwalter bestens sorgen lassen — soll ich meine Befehle geben?"

„Welche — — lieber Eugen?" fragte der Andere in einem etwas ängstlichen Tone.

„Nun, daß angespannt wird, während Sie und Hermine sich umziehen."

„Und meinst Du, daß sie uns gehen läßt?"

„Pah; wenn ich da bin."

„Aber Du bleibst an meiner Seite, bis wir in den Wagen steigen."

„Gewiß und Sie sollen sehen, welch' wunderbares Leben wir in Frankenthal führen werden."

„Wahrhaftig, ich glaube, daß Du Recht hast, es dämmert jetzt schon in mir so etwas, wie von Freiheit und herrlichem Wohlbehagen auf — und Hermine?"

„Sie erwartet angstvoll Ihre Entscheidung!" —

— — — — — — — — — — — — — —

Damit war die Mittagsstunde herangekommen, von verschiedenen Kirchthürmen läuteten die Glocken und aus der Ferne klang gedämpft die Musik der aufziehenden Wachtparade herüber. Gerade wollte ich meine Altane verlassen, als es mir auffiel, daß drunten im Hofe des Plettenbergischen Hauses der Wagen wieder aus der Remise hervorgezogen wurde und Martin, so eilfertig wie nie, die Pferde einspannte. Gleich darauf erschien der alte Freiherr mit Hermine, die ihn sorglich führte, und als die Beiden eingestiegen waren schwang sich der junge Baron, seine Rosenknospe im Knopfloch, in den Sattel und, nachdem drunten alle verschwunden waren, entstand in der aufgehängten Wäsche drüben auf der Altane eine solche Bewegung, als sei dort irgend etwas umgefallen — —.

So hat sich denn doch noch, was ich hier niedergeschrieben, nothdürftig novellistisch zugespitzt und bin ich wahrhaftig froh, noch zur rechten Zeit meine Altanebeobachtungen angestellt zu haben, denn was die Plettenbergische Wohnung anbelangt, so lag sie schon am andern Tage still und verlassen; drunten im Hofe wurden Kisten und Kasten gepackt, und während alsdann Mamsell Christine Kugler von dem betreffenden Sachwalter höflich in ihre Heimat spedirt wurde, fuhren die drei Glücklichen nach Frankenthal, wo bald darauf die Vermählung des jungen Freiherrn mit Hermine gefeiert wurde. — — —

Hier haben Sie nun, Verehrtester, meine Ihnen versprochene kleine Arbeit, und wenn sie Ihnen genügend gefällt, so könnten Sie ihr und mir wohl die Wohlthat des jetzt Mode gewordenen, vielfachen Abdrucks zu gleicher Zeit, zu Theil werden lassen. Sehr würde es mich freuen, in einem halben Dutzend Journale zu gleicher Zeit gedruckt zu werden und so die Segnung des neu entstandenen literarisch-gewerblichen Betriebes zu genießen.

Rumänische Poeten.

Ein Literaturbild aus „Halb-Asien".

Von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Diese intensive politische Färbung ist der wichtigste gemeinsame Zug all' der Dichter und Schriftsteller, die seit dem energischen Aufschwung dieser Literatur, seit 1848 bis zur Gegenwart, in Rumänien und den beiden halbrumänischen Provinzen Oesterreichs, Siebenbürgen und der Bukowina, vor die Oeffentlichkeit getreten. Im Uebrigen sind sie fast in allen Punkten scharf geschieden und ich ziehe es vor, sie in ihrer natürlichen Gruppirung vorzuführen, statt, wie bisher, die chronologische Reihenfolge festzuhalten, was ja auch bei Zeitgenossen fast unmöglich wäre. Als gemeinsame Merkmale wären hier ferner nur einige Schattenseiten zu verzeichnen. Erstlich die Weitschweifigkeit; mit Ausnahme Bolintineanus hat kein rumänischer Poet eine Ahnung davon, daß sich Meisterschaft des Stils auch im Verschweigen zeigt. Nur Wenige treiben es so schlimm, wie der selige Vacarescu, aber Alle lassen es sich nicht nehmen, Alles zu sagen, was sie denken und empfinden, so daß oft der ursprüngliche Gedanke der Dichtung durch die massenhaften Einschiebsel de omnibus rebus et quibusdam aliis nur verzerrt und gedrückt zu Tage tritt. Zweitens die Nachlässigkeit in der Form; die Prosaisten schleudern ihre Arbeiten in ungeheuerlichen Perioden hin und mit Ausnahme des früh verstorbenen Bukowinaers Doctor Dimitrescu und des einstigen Cultusministers Maiorescu wüßte ich keinen Rumänen anzuführen, der eine Ahnung davon hätte, was künstlerisch geschulter Stil ist. Die Poeten aber erlauben sich die größten Freiheiten in Reim und Metrum. „So findet man", bemerkt Staufe, „häufig genug in einem und demselben Lied Strophen von ganz verschiedener Verseanzahl; diese Willkür wird nicht selten noch dadurch gehoben, daß plötzlich von der normalen Anzahl der Füße abgewichen wird und diese eine Verringerung oder eine Vermehrung erfährt, — eine Willkür, die mit der bewundernswerthen Harmonie italienischer, französischer und spanischer Kunsterzeugnisse im schärfsten Widerspruch steht. Man wäre fast versucht zu glauben, daß diese Vernachlässigung der Form in einer etwaigen sprachlichen Ungefügigkeit oder in einem Mangel an gleichklingenden Wörtern, welcher der Verbindung der Verse hindernd in den Weg träte, begründet wäre, aber man täuscht sich! Es ist nichts als Laune, eine poetische Caprice! Denn die Sprache der Rumänen ist so reich an gleichklingenden Wörtern, daß Alexandri in seiner „Mariora Floriora" stellenweise zehn, ja sechzehn und achtzehn Verse continuirlich zusammenklingen läßt." Ich füge nur noch hinzu, daß es nach dieser Richtung hin in Rumänien nicht besser, sondern schlimmer wird. Gerade die jüngsten Poeten scheinen sich die Regellosigkeit zur Regel gemacht zu haben, und beherzigen die Herren nicht bald die weisen Ermahnungen, welche ihnen ihr nationaler Aesthetiker, Maiorescu, in seinem trefflichen „Critice" ertheilt, so können wir es noch erleben, daß ein rumänisches Poem in Hexametern beginnt, in gereimten Jamben fortsetzt und in Prosa schließt. Die südlichen Formen, das Ritornell und die Sestine, die Terzine und Canzone kommen gar nicht zur Anwendung, und was das Sonett betrifft, so ist es meines Wissens ein Einziger, Georgi Crecianu (spr. Kretzian), der es gepflegt. Hand in Hand mit diesem Mangel an Selbstkritik bezüglich der Form, geht natürlich auch ein solcher bezüglich des Inhalts. Die Literatur ist jung, die Gesellschaft pflegt sie mit nationalem Patriotismus — in Rumänien werden sogar, was deutsche Leser mit Verwunderung hören werden, Novellen und Gedichte getauft —, die Kritik ist sehr mild und sucht die Production nach Kräften zu fördern. So kommt es, daß selbst talentvolle Poeten in Rumänien — von Dichterlingen wollen wir nicht sprechen, die bleiben sich überall gleich — Gedichte in ihre Sammlungen aufnehmen, die jeder Deutsche oder Franzose im tiefsten Abgrund seines Papierkorbs verbergen würde.

Digitized by Google

Da wird jeder gleichgültige Einfall, jedes Gelegenheitsgedicht mitgetheilt. Wären der rumänischen Kritik diese Sächelchen minder sacrosanct als ihren Erzeugern, der Unfug würde bald aufhören. Leider ist wenig Aussicht für das Erstere und darum auch für das Letztere.

Lassen wir nun diesen allgemeinen Bemerkungen den Versuch folgen, die rumänischen Poeten nach ihrer Eigenart zu gruppiren, so werden wir, wie bereits erwähnt, zunächst zwei Hauptgruppen unterscheiden müssen: die Nationalen, welche an Märchen und Sagen ihres Volkes anknüpfen und eine originelle Entwicklung ihrer Literatur anbahnen, und die Nachahmer fremder Literaturen, insbesondere der französischen. Rumänische Literarhistoriker werden diese Eintheilung freilich nicht gelten lassen und sie haben ihr sogar, da sie sehr nahe liegt, von vornherein mit Scheingründen begegnet, — der unbefangene Beurtheiler aber wird sie als die einzig richtige festhalten. Die Nationalen stehen im scharfen und für ihr Volksthum ehrenvollem Gegensatze zu den Nachahmern, welche weitaus an Zahl und Productivität überwiegen, aber keineswegs an Talent und Bedeutung. Jene wenigen Dichter, auf welche Rumänien stolz sein kann, sind durchweg Nationale. Diese Gruppe besteht übrigens fast ausschließlich aus Lyrikern und Epikern, während die Nachahmer ungleich vielseitiger sind und in ihrer Mitte sämmtliche Novellisten und, mit zwei Ausnahmen, sämmtliche Dramatiker Rumäniens zählen. Arun Pumnul, der tüchtige rumänische Sprach- und Literaturforscher, weiland Professor am Gymnasium zu Czernowitz, pflegte uns in seinen Vorlesungen über das Schriftthum der Rumänen oft und mit dem satten Behagen des Patrioten zu versichern, daß die sonst allgemein gültigen Gesetze geistiger Entwicklung sich bei seinem Volke nicht bewährt. Da spreche man davon, daß sich zuerst die lyrische und epische Poesie entwickeln müsse, dann nach Jahrhunderten die Prosa und das Drama — „und wir Rumänen haben seit 1848 erst ein reges Literaturleben und schon umfaßt es die Novelle, das Sittenbild und die Tragödie!“ Aber wer unbefangener blickt, gewahrt leicht, daß sich jene Gesetze auch hier bewährt. Novelle und Drama sind hier importirte Treibhauspflanzen, welche blos den Geschmack verderben und eine einstige gesunde Production im Keime ersticken. Wie auf allen Gebieten des Culturlebens der Rumänen ist auch hier die Entwicklung überstürzt worden, man hat den Schein für das Sein genommen, die Schale für den Kern.

Wir fassen unsere Aufgabe nicht dahin auf, diesen Troß der Nachahmer des Näheren zu charakterisiren oder auch nur aufzuzählen. Wohl bilden ihre Werke den größeren Theil der rumänischen Literatur, aber weder ihr Talent, noch die Art, wie sie ihre Muster an der Seine copiren, macht es ersprießlich oder erquicklich, länger bei ihnen zu verweilen. Es genüge die schlichte thatsächliche Bemerkung, daß die Dramatiker und Romanciers Frankreichs in Rumänien nicht blos Uebersetzer und Bearbeiter, sondern auch ihre getreuen — Affen finden. Wie der rumänische Adolphe Belot oder der französische Xavier de Montepin heißt, wird dem Leser ziemlich gleichgültig sein. Einen rumänischen Daudet oder auch nur Feuillet gibt es nicht, ebensowenig, als etwa der gallisirte Bojar wirkliche Bildung und Feinheit erworben, sondern nur eben glatte Formen, im besten Falle den echten „Chic“.

Um so sorgfältiger wollen wir die kleine Gruppe der Nationalen in's Auge fassen. Hier treten uns zunächst zwei wirklich bedeutende Dichter entgegen. Basil Alexandri und Demeter Bolintineanu. Beide dürfen sich wirklicher und großer Verdienste um ihr Volk rühmen: sie haben seinen größten geistigen Schatz, das Volkslied, aus seiner Verschollenheit und Niedrigkeit erlöst, sie haben die Glanzepoche nationaler Selbstständigkeit dem lebenden Geschlecht wieder in Erinnerung gebracht und mit dem Zauber der Poesie verschönt, sie haben durch ihre trefflichen Dichtungen bewiesen, daß auch ihr Volksthum ernster Geistesarbeit und großer geistiger Erhebung fähig ist. In ihrem Wesen grundverschieden, müssen sie gleichwohl zusammen genannt werden, nicht blos, weil sie die besten Dichter der Rumänen sind, sondern auch, weil der Ausgangspunkt ihres Wirkens ein gemeinsamer ist. Als Bolintineanu (im Beginne der vierziger Jahre) auf den geistigen Kampfplatz trat, erkannte er sofort, daß dem poetischen Streben seiner Nation die Hauptsache fehle: der originelle, nationale Zug. Und gleichzeitig erkannte er auch, wo der Quell der Heilung fließe: im Volkslied. Er wählte nicht blos Stoffe aus der Geschichte der Rumänen, sondern versuchte auch mit Glück, den Volkston darin anzuschlagen. „Wir müssen unsere Volkslieder sammeln“, gab er als Parole aus, und wie ihm die Ehre der Anregung, so gebührt Alexandri das Verdienst der Ausführung. Seine Sammlung „Poesie poporale“ (Jassy 1853 ff.) ist ein epochemachendes Werk, nicht blos um des herrlichen poetischen Schatzes willen, den es enthält, sondern auch der Anregung wegen, welche Alexandri und seine Mitstrebenden daraus gezogen. Der Erfolg war der Mühen werth, aber diese Mühen waren unsäglich und neben großer moralischer Ausdauer hat auch große körperliche Elasticität dazu gehört, das schöne Werk zu vollbringen. „Von dieser Mühe kann man sich“, wie Kotzebue mit Recht bemerkt, „in einem civilisirten Lande kaum einen Begriff machen. Hier singt ein Bettler ein Bruchstück einer Ballade und unterbricht sich, um mit den gellenden Tönen seiner Sackpfeife die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln; dort sitzt ein zechender Bauernkreis in einer schmutzigen Judenschenke und mitten im Kreise steht ein zerlumpter Sänger und begleitet mit der Geige die näselnden Töne seines Gesanges; dort spielt eine Zigeunerbande zum Tanz auf und durch die wilde Harmonie dringen die Noten eines Liedes.“ Und Ubicini, der Freund Alexandris, erzählt: „Während Nikolai Balcesco die Klöster der Karpathen durchsuchte, um, wie er sich äußerte, unter ihren Ruinen Spuren von der Größe der Vorfahren aufzufinden, durchstreifte Alexandri zu Fuß die Berge und Ebenen von Rumänien und sammelte Lieder und Legenden. Noch gefällt er sich in der Erinnerung an diese reizende Zeit. Wie oft hat er mir von seinen Wanderungen erzählt, von seinem Aufenthalt in Ruinen, wo sich sonst ein berüchtigter Räuber verborgen, von seinen Unterredungen mit alten Bauern, von den Liedern, die er von jungen Mädchen gehört, von der Mamaliga (Polenta), die er in Bauernhütten gegessen, und wie er dann am Abend desselben Tages in ein Schloß gekommen, wo der Comfort, die Eleganz, die Sitte, ja selbst die Sprache von Paris herrscht.“ Wie mir von Freunden des Dichters erzählt worden, war es neben der Anregung Bolintineanus das Vorbild der deutschen Romantiker, welches aneifernd auf ihn eingewirkt. Wie als selbstständiger Poet, so hat Alexandri auch nach dieser Richtung hin Schule gemacht und das Sammeln von Volksliedern wird seitdem in Rumänien mit großem Eifer betrieben. Die Erfreulichkeit dieser Thatsache wird leider stark durch die Art getrübt, in der die Herren dabei ihren subjectiven Launen die Zügel schießen lassen. Sie „verbessern“ die Lieder, kürzen oder verlängern sie, ersetzen alterthümliche Ausdrücke durch moderne oder schmuggeln wohl gar unter dieser Flagge ihre eigenen Erzeugnisse ein. Marianu Marianescu, der verdienstvollste Sammler nach Alexandri, ist von diesen schweren Fehlern nicht ganz freizusprechen, noch weniger O. Dimitrescu, Christu Joanin u. s. w. Als sonderbarer Kauz erweist sich A. Pann in seinem: „Spitalul amorulni“ (Bukarest 1850). „Ein Liebesspital“ nennt er sein Buch, weil er darin Volkslieder mittheilt, welche Liebesweh besingen, und dieselbe Höhe des Geschmacks, wie der Titel, darf auch die Art beanspruchen, wie der Verfasser gemüthlich zwischen durch seine Originalerzeugnisse einschiebt. Zum Glück ist das rumänische Volk ein besserer Poet, als Herr A. Pann, und so lassen sich in diesem Buche Volks- und Kunstpoesie leicht unterscheiden.

Minder leicht bei Alexandri und seinen talentvollen Nachstrebenden. Sie treffen den Volkston oft so glücklich und ungezwungen, daß man kaum an einen bestimmten Urheber denken möchte. Schon darum ist es unerläßlich, hier das Volkslied der Rumänen zu charakterisiren, eine Aufgabe, die um so schwerer ist, je kürzer wir uns fassen müssen und je eigenartiger dieses Lied ist. Es gleicht dem Volkslied keiner anderen Nation und

Digitized by Google

steht dem deutschen an Universalität des Stoffs, dem nordischen an Kraft, dem slavischen an Keuschheit und Stimmungshaltigkeit nach und darf gleichwohl einen ebenbürtigen Platz neben ihnen beanspruchen durch die ungemeine Zartheit des Empfindens, den Glanz seiner Gleichnisse, die Leichtigkeit und Anmuth der Form, vor Allem aber durch die entzückende Gabe, das Gewöhnlichste echt dichterisch anzuschauen, dem Derbsten und Härtesten eine poetische Seite abzugewinnen. Es ist nicht sonderlich tief, arm an jenen elementaren Tönen, jenen Offenbarungen aus der tiefsten Tiefe der Menschenbrust, wie sie uns zuweilen aus dem germanischen Volksliede entgegen klingen, aber an Anmuth und süßem leichtem Spiel der Phantasie hat es kaum einen Rivalen. Es ist unendlich naiv; mit solchen Märchenaugen schaut etwa ein begabtes Kind in die Welt, es versteht sie nicht und macht sich ein unrichtiges Bild von ihr, ein Bild, welches tausend Mal poetischer ist als die Wirklichkeit. Poetischer, aber nicht heiterer — ein Zug tiefer Schwermuth geht auch durch das Lied der Rumänen, wie das aller Nationen, die lange Heloten gewesen. Hart daneben findet sich freilich auch derbe, ausgelassene Lustigkeit, es ist, wie die Volksseele, so recht auch das Lied der Contraste. So findet man im rumänischen Volksliede neben den zartesten Liedern, die sich irgendwo im Volksmunde finden, auch die derbsten Zoten. Bedeutender als das lyrische ist das epische Lied, eine Erscheinung, die sich bekanntlich auch bei den Südslaven wiederholt. Doch kann es kaum einen größeren Gegensatz geben, als das epische Lied der Serben und der Rumänen. Dort fließt die Handlung breit und ruhig dahin, von geringen lyrischen oder beschreibenden Stellen unterbrochen und mit jenen zahlreichen stereotypen Wendungen, welche aus dem griechischen Epos bekannt sind. Hingegen ist das erzählende Volkslied des Rumänen mehr Märchen als Ballade, die lyrischen Stellen sind breit und zahlreich, die Person des Sängers tritt stark in den Vordergrund. Selbst in jenen Liedern, welche sehr realistische Thatsachen behandeln, wie beispielsweise Scenen aus dem Räuberleben, spielt der Zug zum Märchenhaften stark hinein. Da treten Riesen und Zwerge auf; Sonne und Mond, Tag und Nacht, Winter und Sommer werden als Personen redend und handelnd eingeführt und auch die alten Götter kommen geschritten und prügeln sich mit den Räubern oder retten sie aus den Händen der türkischen Gerichtsdiener: Pan, Venus, Merkur, und zuweilen sogar der gewaltige Zeus ...

(Fortsetzung folgt.)

Zum Rubens-Jubiläum.

Von Hermann Riegel.

(Fortsetzung.)

Der Aufenthalt in Italien wirkte nach zwei Hauptseiten bildend und abschließend auf Rubens ein: nach der Seite des Stilistischen und des Coloristischen. Auf beide Einwirkungen war er genugsam innerlich und technisch vorbereitet und beide nahm er mit völliger ureigener Selbstständigkeit auf. Daß in coloristischer Hinsicht die Venetianer, Tizian und Veronese an ihrer Spitze, der Gegenstand seiner Bewunderung und seiner Studien waren, versteht sich von selbst; aber wie durchaus eigenartig er auch diesen großen Vorbildern gegenüber blieb, lehren die Copien, die er nach Gemälden Tizians machte, und die sehr deutlich Hand und Charakter von Rubens erkennen lassen. Ganz ähnlich verhielt er sich den großen Mustern des Stiles gegenüber. Er studirte die klassischen Meister und copirte nach ihnen, ohne sein eigenes Naturell zu verläugnen, wie das die noch vorhandene Copie einer Tafel aus Mantegnas Triumphzug des Cäsar, die Copie des uns nur durch Rubens erhaltenen Reitergefechtes von Leonardo, welche Edelinck gestochen hat, die Zeichnung von Leonardos Abendmahl, die Soutmann gestochen, und Andres darthun. Insbesondere beachtete Rubens auch die Antike. Und da ist es bewundrungswürdig, mit welcher Begeisterung er die Kunst der Alten verehrte. Schon die bloßen Namen eines Apelles, eines Timanthes waren ihm unnahbar. „Ich strebe — sagte er — jenen großen Geistern mit der höchsten Ehrfurcht nach, und ich begnüge mich lieber, die Spuren ihrer Fußtapfen zu verehren, als daß es mir, ich bekenne es offenherzig, je einfiele, dieselben auch nur in der bloßen Vorstellung erreichen zu können." In dieser Gesinnung betrachtete er auch die auf uns gekommenen Denkmäler des Alterthums, die großen wie die kleinen. In Bezug auf eine Sammlung von Gemmen schrieb er noch 1623: „Ich erinnere mich nie in meinem Leben irgend Etwas gesehen zu haben, was mir mehr Freude gemacht hätte." Trotz dieser warmen Begeisterung aber bewahrte er als Künstler doch der Antike gegenüber seine volle Freiheit. Kaum ist je von einem Maler etwas Lehrreicheres für Maler geschrieben worden, als jener Aufsatz, in welchem Rubens auseinandersetzt, was der Maler aus dem Studium der Antike, insbesondre der Marmorwerke lernen könne, wie er dies Studium betreiben müsse und wie Malereien doch ganz anders zu behandeln seien als Bildsäulen. Mit Meisterschaft verbreitete er sich über den Unterschied in Bewegung und Zeichnung, in Schattengebung und Ton, und er weist hin auf die Vorzüge der Malerei in Behandlung der Haut und des Fleisches. „Wer nun — sagt er schließlich — diese Unterschiede in gehöriger Schärfe erkannt hat, kann sich dem Studium der antiken Bildwerke nicht eifrig genug hingeben. Denn was vermögen wir Entartete in diesen Zeiten der Verkehrtheit? Wie groß ist der Abstand von dem kleinlichen Geiste, der uns Verkümmerte am Boden fesselt, zu jener erhabenen, dem Geiste als ursprüngliche Eigenschaft innewohnenden Einsicht bei den Alten!" So betrachtete Rubens die Antike und suchte den großen und stillen Geist, der in ihr lebt, zu fassen. Aber er eignete sich ihn eben auch ganz auf seine eigene und selbstständige Weise an; und wenn wir das Studium der Antike in den Bildern des Meisters, besonders aus jener Zeit, unzweideutig erkennen, so müssen wir doch zugleich erstaunen, wie er diesen Geist in seine Natur und seine Kunst übertragen hat. Das ist eben auch eine der großartigsten Seiten an Rubens, daß er, empfänglich für alles Hohe und Schöne, zugänglich für fördernde und belehrende Einflüsse aller Art, diese Einwirkungen alle mit einer Ureigenheit und Freiheit aufnahm, wie wir sie nur bei sehr wenigen auserwählten Genien wahrnehmen. Sein Charakter ist von Natur so umfassend und so sicher, daß er wohl entwickelt und gebildet werden konnte, aber doch immer derselbe blieb, der seine unverkennbaren Stempel auf jedes Gebilde von der Hand des Meisters drückte.

Soll man es im Einzelnen bezeichnen, was Rubens in Italien gewann, so fällt vielleicht zuerst die Läuterung der Formengebung besonders in den Köpfen auf, die das Studium der klassischen Vorbilder so klar erkennen läßt. Und daneben macht sich die durchaus fertige und eigenthümlich vollendete Behandlungsweise in allen technischen Stücken der Malerei geltend. Seine Palette schon setzt Rubens auf seine Art zusammen, und seine Malerei, in ihrem heiteren Glanze, in ihrem hellen Lichte, ihrer feinen Stimmung von Ton und Farben, vor Allem aber zugleich in ihrer wunderbaren Lebenswahrheit auf jeder kleinsten Stelle wie im Ganzen, hatte vor ihm — und hat nach ihm — ihres Gleichen nicht. Ein kundiges Auge wird auch hier die Früchte des Studiums der großen Coloristen Italiens erkennen, wenn auch der Auftrag seiner Farben ganz ungleich dünner ist als bei Tizian und die Anwendung seiner Lasuren unvergleichlich ausgebildeter erscheint als bei diesem; diese Behandlung findet sich, wie wir zur Vermeidung von Irrungen bemerken, nicht gleichmäßig dauernd bei allen Bildern des Meisters, vielmehr zeigen die späteren in der Regel einen pastoseren und derberen Auftrag der Farben. Auch hinsichtlich der Composition seiner Bilder, dem Aufbau und der Anordnung derselben, sehen wir ihn hier schon das Princip fest ergreifen, dem er stets treu blieb. Es ist das Princip, welches bereits im 15. Jahrhundert namentlich in Venedig sich ankündigte, dem hie und da schon ein Rafael huldigte, welches zum Theil schon bei Tizian, bei

Digitized by Google

Michelangelo sehr wirksam ist, welches die Caracci, wenn auch in ihrer doctrinären Art, besonders begünstigt hatten, und das sich so bedeutend entwickelt bei Paolo Veronese zeigt. Dies Princip gab die an eine gewisse Architektonik sich lehnende Anordnung des alten Kirchenstiles auf, und strebte, indem es gern eine gewisse seitliche Anordnung — im Gegensatz zu der symmetrischen, von vorn gesehenen — anwendete, nach möglichster Natürlichkeit. Die ganze Kunstanschauung der damaligen Zeit huldigte diesem Principe, und Rubens mußte um so mehr zu demselben sich hingezogen fühlen, als sein Geist auch in der Composition nach entschiedener, womöglich dramatischer Lebendigkeit drängte.*) Endlich beschäftigte er sich in Italien, neben den selbstverständlichen Naturstudien verschiedener Art, auch eingehend mit dem Studium der Architektur. Namentlich die Paläste Genuas, die so mannigfaltig und meist so geistreich angelegt und entwickelt sind, fesselten ihn so mächtig, daß er eine ganze Reihe derselben aufmaß, zeichnete und später unter dem Titel: „Palazzi antichi di Genova raccolti e disegnati da P. P. Rubens" herausgab. Die Früchte dieser Beschäftigung sind in den Architekturen mancher seiner Bilder zu erkennen.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Rubens während seines Aufenthaltes in Italien sich die italienische Sprache vollkommen aneignete; er hatte sie so lieb gewonnen, daß er Zeit seines Lebens nicht nur fast alle seine Briefe in derselben schrieb, sondern sich auch unter Briefen in vlämischer oder einer andern Sprache Pietro Pauolo Rubens unterzeichnete. Er bewegte sich nämlich auch auf dem Gebiete der Sprachen seiner großen allgemeinen Begabung gemäß mit seltener Leichtigkeit und Fertigkeit; er verstand das Lateinische völlig und in Deutschland, Frankreich, Spanien und England machten die Sprachen ihm keine Schwierigkeiten.

Als Rubens im Jahre 1608 zum dritten Male sich zu Rom aufhielt, empfing er Ende October die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter. Er brach ungesäumt auf und reiste nach Antwerpen, wo er dieselbe jedoch nicht mehr am Leben fand. Einmal wieder in der Heimat hielten ihn starke Bande daselbst zurück, und er gab den anfänglichen Entschluß, wieder nach Italien zu gehen, auf. Seine Persönlichkeit, sein Ruf und seine Leistungen hoben ihn von selbst über Alles, was damals malte, hoch empor und gewannen ihm auch in seinem Vaterlande leicht die ausgezeichnete äußere Stellung, die er dann fortan in immer steigendem Maße genoß. Gleich sein erstes Werk, eine „heilige Familie", erregte die größte Bewunderung bei Künstlern, Kunstfreunden und in weiteren Kreisen. Wie wenn ein angestammter König in sein Reich kommt, so naturgemäß nahm Rubens, der wahrhaft ein Genius von Gottes Gnaden war, seinen Herrschersitz im Reiche der Malerei ein. Neben Ehrenbezeigungen und rühmlichen Auszeichnungen aller Art war die nächste Folge eine Ueberhäufung mit Aufträgen und ein Zudrang von Schülern, die von Jahr zu Jahr einen immer größeren Umfang annahmen. Im Jahre 1611 versicherte Rubens in einem Briefe „der Wahrheit gemäß und ohne alle Uebertreibung, daß er schon über hundert junge Leute habe abweisen müssen"; — und im Jahre 1618 schrieb er, daß er „mit öffentlichen und Privataufträgen so überhäuft und schon für die Zukunft in Beschlag genommen sei, daß er auf einige Jahre hinaus gar nicht über seine Person verfügen könne".

Als aber die Bestellungen sich fort und fort mehrten, als immer umfänglichere und zahlreichere Werke von ihm begehrt wurden, sah er sich veranlaßt, fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen. Anfangs ließ er nach seinen Entwürfen von Gehülfen die Uebermalung machen und überging dann das Bild durchweg eigenhändig; ein solches von ihm „ganz mit eigener Hand übergangenes" Gemälde, meinte er, „könnte für ein Original gelten". Dann aber machten Schüler und Gehülfen wohl auch die Ausführungen ganz, und er selbst besserte nur hie und da nach, wie das im großen Maßstabe zuerst mit den 21 Kolossalbildern der Medici-Galerie zu Paris der Fall war. Athmen diese Werke nun wohl noch im hohen Maße den originalen Geist des Meisters, so finden sich doch auch von nun an nicht wenige, deren Ausführung, im Vergleich zu den Skizzen, nur mittelmäßig und fremdartig erscheint. Man mag aus diesen Thatsachen eine Anklage gegen Rubens erheben, doch wird derjenige, der die Verhältnisse und Umstände sachlich und gerecht beurtheilt, derselben ein besonderes Gewicht nicht beilegen können. Im Gegentheil wird er nur um so nachdrücklicher die Forderung erheben, daß nur die eigenhändigen Entwürfe und Gemälde von Rubens zu dessen künstlerischen Schätzung und Würdigung herangezogen werden. Der Unterschied und Abstand ist zu augenfällig, zu groß. Wem könnte es z. B. entgehen, daß das Kolossalgemälde der „Kreuztragung" im Museum zu Brüssel starke Aeußerlichkeiten, besonders auch im Christus selbst enthält, im Vergleich zu der geistreichen und meisterhaft gemalten Skizze dieses Bildes im Museum zu Amsterdam? Wer sähe nicht den Abstand von dem Entwurfe des „jüngsten Gerichtes" in Dresden zu der großen Ausführung in München! Diese umfängliche Zuhülfenahme fremder Kräfte ermöglichte ein sehr schnelles Arbeiten, und ich zweifle nicht an der Ueberlieferung, daß die „Anbetung der Könige", die jetzt im Museum zu Antwerpen sich befindet (Nr. 266) und die 4,47 m. hoch und 3,35 m. breit ist, in 13 Tagen fertig gestellt sei. Das macht also auf den Tag etwas mehr als einen Quadratmeter! Freilich merkt man diese Herstellungsart dem Bilde auch an, denn es ist das äußerlichste, gemachteste und unerquicklichste von Rubens, das ich je gesehen habe. Und man begreift, daß von einem parteiischen Standpunkte aus wegen solchen Verfahrens Bitterkeiten ausgesprochen werden können, wie es Delaborde that, der „die Beschaffenheit jener fabrikmäßigen Werkstatt in Antwerpen mit den Wundern der Dampfmaschine" verglich.

(Schluß folgt.)

*) Der Verfasser hat weitere Ausführungen über die „malerische Composition" in seinem „Grundriß der bildenden Künste, im Sinne einer allgemeinen Kunstlehre und als Hülfsbuch beim Studium der Kunstgeschichte, bearbeitet ꝛc." (3. Aufl. S. 102 u. ff.) gegeben.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Hypochonder.

Lustspiel in 4 Acten von Gustav von Moser.

Ein neues Stück von Gustav von Moser — „hier stock' ich schon, wer hilft mir weiter fort?" Ein Stück ist es, zum großen Theil auch von Moser, aber neu ist es gerade nicht. Man kann bei diesem dramatischen fa-prestissimo nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob es das letzte Stück ist, das er geschrieben hat.

Dem Titel nach zu schließen, scheint der Held oder sonst eine wichtige Figur des Stückes hypochondrischer Natur sein zu sollen. Sonderbarerweise ist aber in dem ganzen Lustspiel von Hypochondrie und Hypochondern auch nicht eine Spur zu entdecken. Ich habe wenigstens immer geglaubt, daß unter Hypochondrie ein durch wirkliches oder vermeintliches Unterleibsleiden, namentlich durch Verdauungsbeschwerden herbeigeführter krankhafter Zustand zu verstehen sei, der sich vornehmlich durch Schwermüthigkeit, durch eine gedrückte, trübe Gemüthsstimmung verrathe. Der Rentier Birkenstock, der „eingebildete Kranke" des Moserschen Stückes, ist aber ein ganz lustiger, aufgeräumter Herr, den ich niemals für einen Hypochonder halten würde; ich würde den äußerst reizbaren, nervösen, gallsüchtigen, leicht in Zorn gerathenden, aber auch leicht wieder besänftigten Mann den Cholerikern beigesellen. Aber auf diese mehr medicinischen als dichterischen Unterscheidungen kommt es hier offenbar wenig an. Wäre es ein Fehler, so ließe er sich durch eine einfache Veränderung der Aufschrift beseitigen.

Digitized by Google

Moser steckt seinem dramatischen Ehrgeize kein sehr hohes Ziel. Er kümmert sich weder um sociale, noch um psychologische Probleme. Es liegt ihm nichts daran, einen interessanten Charakter zu ergründen und diesen im Conflicte mit den übrigen Menschen oder Verhältnissen darzustellen. Er schenkt auch dem Dialoge keine besondere Aufmerksamkeit. Das Einzige, was er anstrebt, was er nie aus den Augen verliert, ist: die harmlose Belustigung seines Publicums; und in seinen Mitteln, um diesen Zweck zu erreichen, ist er nicht eben allzu wählerisch. Mit einer Reihe lustiger Situationen, die ihre Lustigkeit zumeist der Verwechslung verdanken, mit der ungezwungenen heiteren Sprache, die eben nur ungezwungen sein will, und sich deshalb um Nebensachen, wie Eleganz und Correctheit, wenig schiert, glaubt er schon auskommen zu können. Dabei ist es ihm ganz gleichgültig, ob die Situation, die er zur Erheiterung seiner Zuschauer vorführt, schon anderweitig gedient hat, ob das Witzwort, das er verwerthet, eigene Erfindung oder entlehnt ist. Moser lehnt sich insofern an die alten Dramatiker durchaus an, als er die eigene Erfindung als etwas ziemlich Gleichgültiges geringschätzig betrachtet und die Benutzung und Verwerthung höher stellt als die Erfindung. Die Hauptsache ist: daß der dramatische Acker eine gute Ernte gibt; was thut's, daß er mit einem fremden Kalbe gepflügt worden ist?

Im „Hypochonder" macht sich die Verwerthung des Nicht-Eigenen noch bemerkbarer als in den früheren gelungenen Lustspielen Mosers, als im „Stiftungsfest", an welchem übrigens dem braven Benedix ein redlich Theil gebührt, in „Ultimo" und im „Veilchenfresser". Hinter diesen sehr ergötzlichen Schwänken steht der „Hypochonder" trotz aller munteren und ausgelassenen Einzelheiten meines Erachtens erheblich zurück. Die Lustigkeit erscheint mir hier weniger lauter und echt, das unablässige Bestreben, die Leute zum Lachen zu bringen, absichtlicher, der Mangel an aller Einheitlichkeit in den Charakteren und in der Handlung störender als in den früheren Lustspielen des heiteren Dichters.

Der Fehler, der schon an den früheren Moser'schen Stücken besonders zu rügen war: daß die Situationen so zu sagen nur von der Hand in den Mund leben, ist hier noch erheblich verstärkt worden und tritt gleichsam als dramatisches Princip einer neuen Richtung auf. Die Scheidelinien zwischen dem Nothwendigen und dem Entbehrlichen, zwischen dem Erforderlichen und Ungehörigen sind ganz verwischt. Es scheint sich immer nur darum zu handeln, ohne Gefahr bis an's Ende einer Scene zu gelangen, einen Uebergang zu der nächsten zu gewinnen, um schließlich auf irgend eine Weise den Actschluß zu erreichen.

Mit diesen wenigen Andeutungen will ich des kritischen Spiels genug sein lassen. Dem anspruchslosen und heitern Verfasser gegenüber wäre eine ernste und anspruchsvolle Kritik unangebracht. Ich will auch nicht im Einzelnen alle die fremden Federn aufführen, mit denen sich der lustige Vogel diesmal geschmückt hat. Die Hauptfigur: der Choleriker oder „Hypochonder", wie ihn Moser nennt, hat mit der einer alten französischen Posse „Un Monsieur qui prend sa mouche" eine auffallende Aehnlichkeit.

Daß Moser alte und recht bekannte Scherze nicht verschmäht und daß seine neuen nicht immer ganz glücklich sind, dafür hier einige Beispiele: Ein Herr stellt sich dem Hypochonder Birkenstock vor.

— Ich heiße Sauerbrei.
— Wie?
— Sauerbrei.
— Ich verstehe nicht recht.
— Sauerbrei!!
— Merkwürdig, ich verstehe immer Sauerbrei.

Von demselben sagt ein Anderer, um ihn zu charakterisiren: „Auswärts zornig und sauer, innen der reine Brei!" „Daher der Name Sauerbrei," versetzt ein Dritter.

Ein gefährlicher Kalauer, aber wenigstens ein lustiger, ist der folgende: Ein junger Mann, der allen jungen Mädchen den Hof macht und sofort um deren Hand sich bewirbt, erhält von seinen Freunden den Spitznamen „Bummelzug, weil er so oft anhält."

Einige Scherze sind von besserem Geschmack und gerade so lustig, z. B. der komische Ausruf des Hypochenders, der seinem Verdrusse darüber, daß seine Tochter sich verheirathen will, in den Worten Ausdruck gibt: „Fremder Männer Frauen aufziehen, das ist ein Unsinn!" Und das Zwiegespräch zwischen der Wirthin und ihrem Miether, der im Zahlen säumig ist: „Vor 14 Tagen habe ich Ihnen die Rechnung hingelegt, da liegt sie noch auf demselben Flecke!"

„Sie mögen daraus ersehen, ein wie ordentlicher Mensch ich bin."

Daß Moser die Komik einer Figur dadurch bewerkstelligt, daß er dieselbe beständig „mir" und „mich" verwechseln läßt, erscheint mir denn doch etwas zu wohlfeil.

Einige Scenen sind außerordentlich gelungen, namentlich der Besuch des Baumeisters und seine Unterhaltung mit den drei Damen und die doppelte Verwechselung, deren Opfer der Hypochonder ist, welcher gleichzeitig seine Tochter mit dem Baumeister verheirathen und sein Leben versichern will, und nun seinen Schwiegersohn für den Versicherungsagenten und den Lebensversicherer für seinen Schwiegersohn hält. Das ist mit echt Moser'scher Verve und Flottheit durchgeführt und amüsirt.

In Summa: trotz aller „aber" und „obgleich" wieder ein lustiger Abend.

Das Stück wurde von den besten Kräften des Wallnertheaters mit Lebrun in der Titelrolle ausgezeichnet gespielt. In Herrn Schönfeld scheint das vortreffliche Ensemble dieses Theaters einen Ersatz für Herrn Kadelburg gefunden zu haben, dessen Ausscheiden aus dem Verbande des Lustspielpersonals, wie man zunächst befürchtete, eine empfindliche Lücke lassen würde. Das Debüt des neuen Bonvivants war äußerst glücklich.

p. L.

Notizen.

Der Kampf um's Dasein am Himmel. Versuch einer Philosophie der Astronomie von Dr. Karl Freiherr du Prel. Zweite umgestaltete und vermehrte Auflage. Berlin 1876, Denicke's Verlag (Georg Reincke).

Die erste, im Jahre 1874 erschienene Auflage dieser Schrift hat als erster Versuch, das Hauptprincip des Darwinismus, die natürliche Auslese im Kampf um's Dasein, auf die kosmischen Processe anzuwenden, ebensowohl die verdiente Beachtung der Fachmänner gefunden, als durch ihre gewandte und fesselnde Behandlung des Gegenstandes das Interesse der Laien erweckt. Dieselbe war hervorgegangen aus der Ueberarbeitung einer in Wiener und süddeutschen Tagesblättern veröffentlichten Feuilletonserie und würde vielleicht von der Fachkritik noch mehr geschätzt worden sein, wenn sie nicht diesen Stempel ihres Ursprungs an der Stirn getragen hätte. Gegenwärtig hat sich die Broschüre von 7 Bogen zu einem Bande von 23 Bogen erweitert, welcher Zeugniß davon ablegt, wie sehr der Verf. es sich in der Zwischenzeit hat angelegen sein lassen, sich in seinen Gegenstand zu vertiefen und sich die volle Vertrautheit mit dem neuesten Stande der astronomischen Wissenschaft nach allen Richtungen zu erwerben. Das Buch erörtert, unbeschadet seiner Gemeinverständlichkeit, gegenwärtig alle dem denkenden Menschen am Herzen liegenden Probleme der Astronomie und kosmischen Physik und bringt dabei werthvolle Excurse in das allgemeinere Gebiet der Naturphilosophie bei (z. B. Cap. XI.: „Bewegung und Empfindung der Materie"). So gewinnt dasselbe das Recht, sich „Versuch einer Philosophie der Astronomie" zu nennen und bietet in dieser Gestalt eine ebenso schätzbare Fortbildung der Wissenschaft, als eine werthvolle Quelle der Belehrung und Anregung für alle Gebildeten, welche das geistige Bedürfniß fühlen, den hier behandelten, zum Theil recht alten und doch immer neuen Fragen näher zu treten. Dabei hat der Gegenstand durch seine Beschränkung auf die unorganische Natur den Vorzug, neutrales Gebiet zu sein in Bezug auf die Streitigkeiten über den Werth des Darwinismus und speciell die Tragweite der natürlichen Auslese im Kampf um's Dasein in der organischen Natur. Dieses Vorzugs ist sich der Verf. wohl bewußt, und hebt es mit Nachdruck hervor, daß, wie auch immer die Zukunft des Darwinismus in der Biologie sich gestalten möge, doch nothwendig im Bereiche der unorganischen Natur die Entstehung zweckmäßiger Resultate durch die aus den Naturgesetzen sich von selbst ergebende Auswahl des Zweckvollen aus dem untergehenden Unzweckmäßigen zu erklären sei (S. 16 fg.). Da dieser Satz wohl aus dem Gesichtspunkte keiner Weltanschauung zu bestreiten sein dürfte, so hat dieser Versuch einer Philosophie der Astronomie auch den nämlichen Werth für Theologen, Philosophen und Naturforscher, für Spiritualisten und Materialisten, für Idealisten und Realisten. Jeder wird aus dem Buch mit Genuß lernen, und sein etwaiger Widerspruch wird sich

Digitized by Google

nur gegen Einzelheiten, nicht gegen den Grundgedanken des Ganzen richten. Der Verf., welchem oft neben Hieronymus Lorm die erste Stelle als Vertreter des philosophischen Feuilletons zuerkannt wird, und welcher durch seine freisinnigen und gedankenvollen Reiseskizzen („Unter Tannen und Pinien") das Herz mancher Leserin gewonnen hat, hat seinem Namen durch diese Arbeit für die Dauer einen ehrenvollen Platz in der wissenschaftlichen Literatur errungen.

E. v. Hartmann.

* * *

Pigeon-English.

Ein kurzer Nachtrag zu diesem in Nr. 39 und 43 des X. Bds. der „Gegenwart" von mir besprochenen kauderwelschen Wechselbalg elendesten Gebeins dürfte insofern nicht ohne Interesse sein, da derselbe eine anglo-amerikanische und eine anglo-chinesische Meinung über dieses Sprachungeheuer ausdrückt. Die beiden „Meinungen" verdanken ihren Ursprung dem von mir ebenfalls erwähnten ersten Literaturwerke dieser „Sprache": Pidgin-English Sing-Song or Songs and Stories in the China-English Dialect, with a vocabulary von Charles G. Leland, einem Werke, dessen „Mache" man weder Witz noch Humor gänzlich absprechen kann, das aber eher eine Satire sein sollte, als ein Medium zur weiteren Verbreitung eines widerlichen Mischmasches zerhackter, lebloser Wörter. Das in Newyork erscheinende „Eclectic Magazine of foreign literature" vertritt die anglo-amerikanische Meinung folgendermaßen:

Pidgin-English ist derjenige Dialekt unserer Sprache, der in den Seehafenstädten Chinas in bedeutendem Umfange als eine Vermittelungssprache zwischen Engländern oder Amerikanern und Eingeborenen gebraucht wird. Wegen der Leichtigkeit, mit welcher Chinesen diesen Dialekt lernen, und der Bereitwilligkeit, mit welcher Ausländer ihnen hierin halbwegs entgegen kommen, hat derselbe sich in großem Umfange ausgebreitet und bahnt somit dem Englischen den Weg als Sprache der Küstenländer des stillen Meeres. Und da die Chinesen eine Sprache lateinischen Ursprungs eher lernen als reines Englisch, so ist es wahrscheinlich, daß, wäre der pidgin Jargon nicht gewesen, ein verdrehter portugiesischer Dialekt die volksthümliche Verbindungssprache zwischen Ausländern und chinesischen Eingeborenen gebildet haben würde. Die Anzahl portugiesischer Wörter die jetzt schon im Pidgin-English vorkommen, scheint dies zu beweisen. Wie sie aber jetzt dasteht, hat unsre Sprache in dieser rohen Form sich ausgebreitet und breitet sich in solchem Umfang weiter aus, um verschiedene wichtige Probleme an die Hand zu geben. Der Kuli, der pidgin spricht, fühlt seine Befürchtungen, in einem fremden Lande vorwärts zu kommen, schwinden und die vorausgesehene „Auswanderung von Millionen der mongolischen Race" beginnt ernste Betrachtungen in Amerika zu verursachen. Daher sieht Mr. Simpson*) schon der Zeit entgegen, wo es nothwendig sein wird, die Heilige Schrift in pidgin herauszugeben, und Capitain Richard Burton bemerkt ganz ernsthaft in seinem „Ultima Thule", daß, wenn das Englische, wie es wahrscheinlich der Fall zu sein scheint, die kosmopolitische Handelssprache werden wird, es vom Chinesischen so viel einsilbige Wörter und so wenig Biegung als möglich borgen muß. Die Japanesen, fügt er hinzu, haben schon jetzt das systematische Verfahren des „pidgining", das schon Jahrhunderte an der westafrikanischen Küste und in der That durch das ganze tropische England, Hindostan allein ausgenommen, gebraucht worden ist.

In ganz anderem Sinne vertritt die „China-Review", eine jährlich sechsmal in Heften von etwa 70 Seiten erscheinende, sehr angesehene anglo-chinesische Zeitschrift, die das Medium und das Organ der Sinologen, d. h. der der chinesischen Sprache kundigen Ausländer in China, abgibt, die Rechte der Sprachen. In einer früheren aus China empfangenen Mittheilung habe ich schon darauf hingewiesen, wie Anglo-Chinesen, Engländer und Chinesen selbst sich gegen die empörenden Anmaßungen dieses elenden Sprachwechselbalges auflehnen, wie es für das Ansehn der englischen Sprache in China nachtheilig ist, wie der gebildete Chinese über eine Sprache urtheilen muß, die jeder Kuli in einigen Wochen, mit einigen Wendungen sich aneignen kann. In diesem Sinne schreibt auch die „China-Review": Es gibt Freibeuter in der Armee ausbündiger Sinologen, Männer, welche eingehende und systematische Erforschungen der chinesischen Literatur vermeiden und doch dahin zielen, große Entdeckungen zu machen und im Verfehlen derselben literarischen Curiosa nachjagen. Mr. Leland ist einer dieser irregulären Truppen. Indem er sich ein gewisses Ansehen verschafft hat durch die Neubelebung jener alten nichtigen und thörichten Argumente hinsichtlich der alten Verbindung von Mexiko mit China, zielt er jetzt darauf hin, ein chinesischer Hans Breitmann*) zu werden. Für diesen Zweck beansprucht er für das pidgin-Englische die Stellung eines chinesisch-englischen Dialekts. Ebenso gut könnte er jene Art von Baby-English, das man in jeder englischen Kinderstube hört, einen englischen Dialekt nennen. Pidgin-English verliert in diesem Augenblick auch schnell jene Wichtigkeit, welche es vor 35 Jahren hatte, als China eine allgemeine Kinderstube war, als die Ausländer zu faul waren, überhaupt Chinesisch zu lernen, und die Chinesen keine Gelegenheit hatten, Englisch gehörig zu erlernen. Pidgin-English hat außerdem, mit Ausnahme von ungefähr einem Dutzend eigenthümlicher Redewendungen, durchaus keine bestimmte feste Form, sondern verändert sich im Munde jedes Einzelnen, gerade wie jedes kleine Kindchen jede Sprache nach seinem eigenen willkürlich herrschenden Vergnügen umformt und verstümmelt. Die Ansammlung solcher rohen und immer veränderlichen Versuche Englisch sprechen zu lernen ernsthaft zu betreiben, ist augenscheinlich vernunftwidrig und albern; aber dummes rohes Geschwätz zu gebrauchen, um Gedichte daraus zu machen, ist der Gipfel der Albernheit. Mr. Lelands Gedichte sind unwahr von Anfang bis zu Ende. Er gibt weder wirkliches Pidgin-English wieder, noch drückt er selbst die Gefühle der Leute aus, die zufällig dieses Gemisch sprechen. Da ist ein falscher Klang in jeder Zeile die er schreibt. Sein Pidgin-English ist „fabricirt", seinen Gedichten fehlt jeder dichterischer Geist, seine Witze sind altbacken und abgeschmackt, und das ganze Buch ist eine schmerzliche Darstellung dessen, was einmal an dieser Stelle als die lues Sinologica eines sinologischen Amateurs beschrieben wurde! —

Hoffentlich ist es die Geschichte von dem Besen des Zauberlehrlings, der wieder „in die Ecke" muß. Einer solchen Monstrosität sollte auf keinen Fall das Leben gegönnt werden!

Hermann Kindt.

*) In dem von mir erwähnten Reisewerke: „Meeting the Sun."

* * *

Am 29. März d. J. starb Alexander Braun. In ihm hat die botanische Wissenschaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter, die Berliner Universität eine ihrer glänzendsten Zierden verloren.

Als Lehrer spendete er in den weitesten Kreisen Anregung; in selbstloser Weise hat er stets die Arbeiten Anderer durch die reichen Schätze seines Wissens bereitwilligst gefördert; von Allen, die das Glück hatten, ihm näher zu treten, ward er seines edlen Charakters und seiner Herzensgüte wegen verehrt.

Von dem Wunsche durchdrungen, dem Verewigten ein Zeichen bleibender Erinnerung zu widmen, beabsichtigen die Unterzeichneten, seine Büste dort, wo er länger als ein Vierteljahrhundert gelehrt und gewirkt hat, aufzustellen und bitten, die Ausführung ihres Vorhabens durch Beiträge zu unterstützen. Der mitunterzeichnete Herr Dr. Werner Siemens hat sich bereit erklärt, die Beiträge in Empfang zu nehmen und wolle man dieselben daher an das Bureau der Firma Siemens & Halske hier, Markgrafenstraße 94, einsenden.

Berlin, im Juli 1877.

P. Ascherson. A. Bastian. Beyrich. E. du Bois-Reymond. C. Bolle. Borchardt. Curtius. Ewald. Garcke. R. Hartmann. A. W. Hofmann. L. Kny. C. Koch. Kronecker. Lepsius. P. Magnus. v. Martens. Mommsen. W. Peters. Pringsheim. Roth. W. Siemens. Virchow. Weber. M. Websky. L. Wittmack. Zeller.

*) „Gegenwart", Bd. X, Nr. 43, S. 271.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Eduard Loll** in Elberfeld:

Tisch für Lungenkranke.

Nebst einem Anhange: Schwindsuchts-Prophylaxe im kindlichen Lebensalter, von Dr. Michaelis, Specialarzt für Brustkranke in Freiburg i. S. — Mit 2 Abbildungen. — **Preis 3 M. 60 S.** — Die Behandlung der Brust- und Lungenleiden erfordert nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft keine Medicamente, sondern frische Luft, Bewegung und vor Allem eine vernünftige, **jedem einzelnen Falle angepasste Diät.** Das vorstehende Buch bietet eine genaue Anleitung hierzu; es enthält ausführliche Vorschriften für alle Fälle von Magen- und Brustschmerz, Asthma, Blutsturz und Bluthusten, Fieberdiät, Diät für Katarrhe mit Lufröhrenerweiterung, für phthisische Pneumonie, für stationäre, nicht fieberhafte Schwindsucht u. s. w. — Von grösster Wichtigkeit für kranke Eltern ist der Anhang. — Von demselben Verfasser erschien: **Begriff und Ziel der heutigen Schwindsuchtslehre.** Preis 1 M. 50 S. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verleger.

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Die Kypselyden".

Trauerspiel in fünf Acten

von

Wilhelm Henzen.

Zweite, vielfach umgearbeitete Ausgabe.

Eleg. broch. Preis 2 M. 40 S.

Urtheil der Presse über die erste Auflage:

„Jede Figur, bis zu den unbedeutendsten herunter, ist ein vollständiger Charakter, den man leibhaftig vor sich zu sehen glaubt, wie denn Alles so lebendig und anschaulich dargestellt ist, daß man nicht umhin kann, im Geiste die vollständige theatralische Aufführung vor sich zu sehen. Nicht die kürzeste Pause ist der Spannung gegönnt, nicht die leiseste Einbuße erleidet das Interesse; und während so die Handlung selber schon den Geist vollauf in Anspruch nimmt, wird er fortwährend durch die sinnlich bilderreichste Sprache, die glänzendsten Meisterstücke der Rede, die nicht ein einziges Mal leerer Schall und Bombast zu werden in Gefahr geräth, entzückt.

Wir glauben, daß sich die erste Bühne, die das Stück zur Aufführung brächte, ein großes Verdienst erwerben und sich selber einen großen Gefallen thun würde." B. M.

Deutsche Warte, Bd. IX, Heft 9.

Soeben erschien:

Der Werth des Lebens

populär dargestellt

von

Dr. E. Dühring,

Docent der Philosophie und Nationalökonomie an der Berliner Universität.

Zweite

völlig umgearbeitete u. verb. Auflage.

gr. 8. 19½ Bog. Preis: 6 M.

Leipzig, d. 25. April 1877.

Fues's Verlag (R. Reisland).

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen vierten Heftes (Juli):

I. Wilhelm Jensen. Monika Waldvogel. Novelle.
II. Moriz Carriere in München. Geschmack und Gewissen.
III. Paul Lindau. Victor Hugo. Vor der Verbannung (1802—1851).
IV. Alfred Woltmann in Prag. Das Preußenthum in der neueren Kunst.
V. Friedrich Meyer v. Waldeck in Heidelberg. Russische Censur.

Hierzu das Porträt Victor Hugos, Radirung von Hans Meyer in Berlin.

Die bisher erschienenen Auflagen der einzelnen Hefte ergeben nur noch wenige complette Exemplare; rückständige Bestellungen werden daher sobald als möglich erbeten.

Soeben wurde ausgegeben:

Europäischer Geschichtskalender. Herausg. v. Schultheß. **Jahrg. 1876. (Bd. XVII.)**

Die spez. Berücksichtigung, welche der vorliegende Jahrgang des „Geschichtskalenders" der Verwickelung im Orient widmet, dürfte das in diesem Jahre möglich gewordene frühere Erscheinen doppelt willkommen machen. — **So lange der kleine Vorrath es gestattet, liefern wir die Bände I—XIV (1860—73) dieses unschätzbaren zeitgeschichtlichen Quellenwerkes zum ermäßigten Preis von 60 Mark.** Preis von Bd. XV (1874): 9 M.; Bd. XVI (1875): 10 M.; Bd. XVII (1876): 10 M. **C. H. Beck**'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen.

Techn. Fachschulen d. Stadt Buxtehude

b. Hamburg. (Reorgan. Technikum) Baugewerk-, Kunstgewerbe-, Maschinenbau- und Architektur-Schule. — Diplom- und Meisterprüfungen. — Städtische Logirhäuser. — Vorschule d. 9. Oktober, Hauptkursus d. 6. Novbr. Programme u. Lehrpläne gratis. **Schleunige** Anmeldungen an den Director **Hittenkofer.**

Besuch im Winters. 1876/77 = 226.

Compositionen für Pianoforte

von

Herrmann Scholtz.

Op. 20.	**Albumblätter.** 12 Klavierstücke. In 1 Hefte	M. 3.00
Op. 20.	Dieselben in Nummern	à M. 0.50
Op. 26.	**Serenade**	M. 1.50
Op. 27.	**Variationen** über eine Norwegische Weise	M. 2.00
Op. 28.	**Trauermarsch** (in B-moll)	M. 1.50
Op. 29.	**Acht Präludien**	M. 2.50
Op. 30.	**Concert-Polonaise** (i. E-dur)	M. 2.00
Op. 31.	**Variationen** über ein Originalthema	M. 2.00
Op. 34.	**Vier Klavierstücke.** In 1 Hft.	M. 2.00
Op. 34.	Dieselben in Nummern	à M. 0.60
Op. 39.	**Trauerklänge**	M. 1.50
Op. 41.	**Zwei Notturnos.** Nr. 1. 2.	à M. 1.20
Op. 42.	**Canzonetta**	M. 1.20
Op. 43.	**Barcarole**	M. 1.20
Op. 44.	**Sonate** (in G-moll)	M. 4.00

Trauermarsch von Franz Schubert, f. Pianoforte bearb. v. H. Scholtz M. 1.50

Verlag v. **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Soeben erschien:

Arthur Schopenhauer.

Beitrag zu

einer Dogmatik der Religionslosen

von

Otto Busch.

Gr. 8. Mit Schopenhauer's Bildniß in Photographie. Broschirt: 3 M. 60 S.

Der Verfasser, Bruder des berühmten Humoristen, giebt hier in knapper, origineller und anziehender Weise eine **jedem Gebildeten verständliche** Darstellung der Lehren des vielgeschmähten, aber von Wenigen wirklich gekannten Philosophen. Kühn und rückhaltslos die äußersten Consequenzen aus Schopenhauer's Lehren ziehend, wird das Werk allen Denen willkommen sein, die ungeschminkte Wahrheit und deren offenes Bekenntniß lieben.

Fr. Lussermann'sche Verlagsbuchhdlg. in Heidelberg.

Den zahlreichen Besitzern der frühern Gesammtausgabe in 11 Bänden von

Friedr. Spielhagen's Werken

hiermit zur Nachricht, daß im Anschluß an dieselbe soeben **zwei neue Bände,** enthaltend:

Was die Schwalbe sang. — Ultimo. Aus meinem Skizzenbuche. — Gedichte.

Preis brosch. à Band 4 M., geb. 4 M. 75 S.

erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

Verlagsbuchhandlung von L. Staackmann in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.**

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 21. Juli 1877. XII. Band.

AP 30 G295 v.12 no.29

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Einige Bemerkungen über den Tourville'schen Proceß. Von Franz von Holtzendorff. — Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen. Von Alsaticus. II. — **Literatur und Kunst:** August Tholuck. Von Carl Schulz. — Rumänische Poeten. Von Karl Emil Franzos. (Schluß.) — Grabbe in seiner Vaterstadt. Von Josef Schrattenholz. — Zum Rubens-Jubiläum. Von Hermann Riegel. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gesammtgastspiel der Wiener Hofburgschauspieler. Besprochen von P. L. — Inserate.

Einige Bemerkungen über den Tourville'schen Proceß.

Von Franz von Holtzendorff.

Seit dem December 1875 und dem denkwürdigen Vorgange in Bremerhaven hat kein Verbrechen in gleichem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wie der Mord, über den das Schwurgericht zu Bozen vor kurzem entschieden hat. Perreau, der wie Keith-Thomas seinen Namen verändert hatte, ist schuldig gesprochen und zum Tode verurtheilt mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit der Geschworenen. Ob der Ausgang der Verhandlungen überall den gehegten Erwartungen entsprach und die gegen Tourville vorgeführten Beweismittel durchaus genügende waren, könnte zweifelhaft erscheinen, wenn die Thatsache wahr ist, daß auf den Ausfall des Verdicts zahlreiche und bedeutende Wetten unternommen wurden. Mir scheint, daß nicht der mindeste Grund vorliegt, die Geschworenen zu tadeln, zumal die Wirkung des auf den Stilfser Joch an Ort und Stelle von den Geschworenen eingenommenen Augenscheins sich jeder kritischen Bemerkung entzieht und die leitenden Blätter der englischen Presse die Verurtheilung gebilligt haben. Denjenigen, die mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung auf die niedere Bildungsstufe der tyroler Alpenbewohner zu blicken pflegen und gelegentlich, wie einzelne deutsche Blätter, den hochmüthigen Zweifel ausdrückten, ob östreichische Geschworene den im Tourville'schen Falle vorhandenen Beweisschwierigkeiten gewachsen sein würden, ist die gebührende Antwort durch die Anerkennung geworden, mit der sich die Presse im alten Heimatlande der Jury über das verurtheilende Verdict geäußert hat. Ob nach dem Wahrspruch der Geschworenen noch irgend welche erhebliche Zweifel an der Schuld des Angeklagten bestehen bleiben, soll hier in keiner Weise untersucht werden. Die Möglichkeit, das Verdict in irgend einer Richtung anzufechten, mag man getrost zugeben. Für die Rechtfertigung der Geschworenen genügt es, daß sie auf Grund wohl zu beachtenswerther Beweismittel, einer schwerwiegenden Augenscheinseinnahme, nach gründlicher, mehrstündiger Berathung und gegenüber einem zur Vorsicht mahnenden, die Freisprechung im Zweifelsfalle befürwortenden Schlußvortrage des vorsitzenden Richters zu ihrem Wahrspruch gelangt sind.

Eine Vergleichung zwischen der von Thomas in Bremerhaven und Tourville am Stilfser Joch verübten Missethat könnte es zweifelhaft lassen, wer von Beiden, nach einem sittlichen Maßstabe gemessen, den Vorrang der größeren Verworfenheit beanspruchen könnte, falls nämlich die Tourville zur Last gelegte Handlung als wirklich begangen vorausgesetzt wird, was vor erledigter Nichtigkeitsbeschwerde nur bedingungsweise zulässig ist. Thomas vernichtete aus gewinnsüchtiger Absicht das Leben so Vieler, daß die Zahl der Opfer nach dem Maßstabe russischer Gefechtsberichte eine ungewöhnlich hohe genannt werden müßte; noch größer war die Anzahl Derer, die durch sein Unternehmen und seinen Verbrecherplan gefährdet waren. Allein er bewahrte trotz seiner Verderbniß erwiesener Maßen eine väterliche Treue für seine Familie. Diejenigen, deren Tod er herbeiführte, waren ihm persönlich unbekannt und gleichgültig. In seiner Bosheit steckte ein Element der Gleichgültigkeit, eine Abstumpfung menschlichen Gefühls, welche mit nichts entschuldigt, wohl aber damit erklärt wird, daß Angesichts der massenhaften und beinahe alltäglichen Zerstörung des menschlichen Lebens durch Häusereinsturz, Schiffbruch, Bergwerkszufälle, Eisenbahnentgleisungen, Explosionen, sowie durch die auf Massenvernichtung abzielenden Mittel der modernen Kriegsführung, die Sicherheit und der Werth der individuellen Existenz für das Begriffsvermögen sittlich herabgekommener Leute erheblich herabgesetzt wird. Ohnehin steht Thomas in der heutigen Zeit nicht so vereinzelt da, sobald man die Berichte über die Gräuelthaten herbeizieht, die von gewissenlosen Speculanten gegen ganze Schiffsladungen von Kulis oder von afrikanischen Sklavenhändlern gegen fortgetriebene Menschenheerden verübt wurden.

Es ist schwer, daß der Abscheu, der sich gegen Thomas richtete, noch irgendwie übertroffen werden könnte. Allein derselbe Grad von Entsetzen wäre psychologisch motivirt, wenn man sich den Fall als einen wirklichen denkt: daß ein genußsüchtiger, habgieriger, in den feinen Umgangsformen geübter Emporkömmling sein ganzes zukünftiges Leben auf den Plan eines straflos zu verübenden Mordes gegen solche Menschen stellt, die er durch Vorspiegelung der Kindes- oder Gattenliebe in seine Netze zu locken gedenkt. Die Person der zu Ermordenden steht nicht fest, der Gewinn ist nicht zu übersehen, aber der Plan ist fertig und beruht gerade auf dem Mißbrauch und der Verletzung eines ethischen Verhältnisses, das durch heuchlerische Zuneigung begründet werden soll. Diesen Mordplan im Herzen, läßt der Thäter sich und seine Gattin, deren Todesstunde er am Altar vorausschaut, einsegnen. Daß aus der Gattenliebe später ein sich zur Tragödie des tödtlichen Hasses umwandelnder Ingrimm hervorgehen kann, haben bereits die antiken Dramatiker anschaulich gemacht; daß aber ein mörderischer Entschluß dazu fortschreitet, ein Mädchen oder eine Frau durch die Formen der Eheschließung, die Zärtlichkeiten der Flitterwochen, die Betheuerungen der Liebe zu der Schlachtbank hinzulocken, würde selbst dann schwerlich geglaubt worden

Digitized by Google UNIV. OF MICH

sein, wenn sich die Feder eines der geschicktesten unter den französischen Theaterschriftstellern daran versucht hätte. Wie oft mag sich Tourville auf seinen Wanderungen durch die Alpenthäler eine beinahe gleich verführerische Gelegenheit zur Ausführung seines Mordplans dargeboten haben, wie oft mag sie als nicht hinreichend sicher und gefahrlos verworfen worden sein!

Die Entdeckung und Klarlegung einer solchen That hat für die Kräftigung des moralischen Sinnes und die allgemeine Rechtssicherheit eine weitaus höhere Bedeutung, als die Vollstreckung der schwersten Strafen. Der Glaube an die im Stillen waltende Gerechtigkeit, der die mächtigste Stütze der Gesetze ist, beruht auf der deutlichen Wahrnehmung des Selbstverrathes, den selbst der feinste Verbrecherplan nach reiflicher, jahrelanger Ueberlegung gegen sich selbst vollzieht.

Durfte ein Mörder, der vielleicht bereits früher die Augen der englischen Justiz und den Scharfblick erfahrener Polizeibeamten getäuscht hatte, nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß arme Bergbewohner in den Hochalpenthälern von Tyrol ohne weiteres Nachdenken bereit sein würden, gegen das Angebot von zweihundert Gulden eine Leiche aus dem Abgrunde auf die Heerstraße emporzutragen? Und gehört Angesichts moderner Injurienprocesse heute nicht ein ungewöhnliches Maß von Muth und Charakterstärke dazu, einem vornehmen Reisenden den Verdacht des Mordes geradezu in's Gesicht zu sagen. Unter den nicht allzuhäufigen Anzeichen sittlichen Fortschreitens, und Angesichts der oft gehörten, gegen die Alpenbewohner vorgebrachten Anschuldigung der Gewinnsucht, verdient die That der Männer von Trafoi, die trotz des Versprechens einer hohen Geldbelohnung den Transport der Leiche verweigerten, die höchste Anerkennung der öffentlichen Meinung. Gelang es Tourville, seine Frau aus der Tiefe emporzuschaffen und die nicht leicht aufzufindende Stelle des Sturzes in den Augen der ersten Zeugen nur als unverfänglich hinzustellen, so war er gegen alle Verfolgungen selbst dann gesichert, wenn nach seiner Rückkehr in England sich der stärkste Verdacht an ihn geheftet hätte. Wie stark die sociale Stellung eines Mannes auf die Beurtheilung seiner Handlungen einwirkt, zeigt das sachverständige, Tourville günstige Gutachten der zuerst vernommenen Aerzte und die ersten Maßregeln der Voruntersuchung, die mit der Freilassung des Angeschuldigten endeten, weil weder Arzt noch Richter in ihrer täglichen Umgebung und nach ihren bisherigen Erfahrungen glaubten, daß sich in Tyrol eine That abspielen würde, die die Feder des Romanschriftstellers bisher nur in die Centralpunkte der öffentlichen Unsittlichkeit verlegte. Und selbst dieser Fehler der Aerzte und Untersuchungsrichter, der in den Augen hauptstädtischer Beamten schwer wiegen mag, erscheint vom menschlichen Standpunkt aus gesehen als ein ehrenvoller und achtungswerther Irrthum nach demselben Maßstabe, den der Schwurgerichtspräsident an das Verdict der Geschworenen legte: „In zweifelhaften Fällen lieber freisprechen als verurtheilen."

Uebrigens lassen sich aus dem Tourville'schen Processe auch für die Zukunft mancherlei Nutzanwendungen ziehen, deren hauptsächlichste hier in der Kürze berührt werden mögen.

Allgemein aufgefallen ist zunächst, daß ein in England naturalisirter Unterthan, nachdem er von den östreichischen Behörden entlassen worden war, von seinem Lande zur Bestrafung an das Ausland ausgeliefert wurde, obwohl nach allgemein anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts eine Verpflichtung zu solcher Auslieferung nicht besteht.

Aus zuverlässigster Quelle erfuhr ich auf eingezogene Erkundigung, daß das von Wien aus nach England gelangte Auslieferungsgesuch nur bedingungsweise für den Fall gestellt war, daß Tourville nicht englischer Unterthan wäre. England hat somit mehr geleistet, als begehrt wurde und überdies aus freiem Antriebe Anhaltpunkte zur Unterstützung der Strafverfolgung geboten.

Ebenso auffällig, wie es erscheint, daß die englische Regierung einen ihrer Unterthanen an eine Regierung ausliefert, die ihrerseits gehindert ist, die Gegenseitigkeit in diesem Stück walten zu lassen, könnte es auch befunden werden, daß Tourville seinerseits keinen Protest gegen seine Auslieferung an das Bozener Gericht einlegte. Warum dies nicht geschah, darüber kann man höchstens Vermuthungen hegen. Der englischen Regierung mußte, abgesehen von allgemein menschlichen Rechtsinteressen, auch vom nationalen Standpunkte daran gelegen sein, einen naturalisirten Unterthanen zur Verantwortung zu ziehen, der im Verdacht stand, zwei geborene Engländerinnen umgebracht zu haben. Es ist möglich, daß ein Gegensatz zwischen naturalisirten und geborenen Engländern in diesem Falle wirksam wurde. Und auch Tourville, der befürchten konnte, daß seine Eigenschaft als geborener Ausländer ihm bei einem englischen Proceß nachtheilig werden könnte, hat vielleicht, indem er seiner Auslieferung keinen Widerspruch entgegensetzte, erwartet, in Oestreich ein im höheren Maße unparteiisches, gleichsam der Nationalität gegenüber neutrales Gericht zu finden.

Wäre Tourville in London oder in England abgeurtheilt worden, so wäre seine Ueberführung wahrscheinlich unmöglich gewesen. Das vermuthlich entscheidende Beweismittel der Augenscheinseinnahme am Stilfser Joch wäre nicht anwendbar gewesen. Noch gibt es keinen internationalen Zeugnißzwang, durch den Unterthanen fremder Mächte genöthigt werden könnten, hunderte von Meilen zu reisen, um mündlich an der Gerichtsstelle auszusagen. Wie der englische Geistliche Glynn, dem Tourville zu Scarborough seine Geständnisse über die beste Methode, Schwiegermütter und Gattinnen aus dem Wege zu räumen, gemacht haben soll, nicht nach Bozen kam, so wären auch manche Tyroler, deren Aussage wichtig war, wahrscheinlich nicht nach London gegangen. Und wenn diese Tyroler in ihrer Mundart vor englischen Gerichten aussagten, hätte man einen zuverlässigen Dolmetscher finden können?

Der Tourville'sche Strafproceß läßt erkennen, daß es Verbrechen gibt, deren wirksame Bestrafung in Wirklichkeit an den Gerichtsstand der begangenen That gebunden ist. Eben deswegen darf bezweifelt werden, ob bei der Zunahme der internationalen Verkehrsbeziehungen das auch in's deutsche Strafgesetzbuch übergangene Verbot der Auslieferung eigener Unterthanen an das Ausland unbedingt und ausnahmlos aufrecht erhalten werden kann, ohne die höchsten Aufgaben der Gerechtigkeit zu schädigen. Möglich bliebe in der zukünftigen Entwickelung des Völkerrechts auch noch die Gestattung, daß auf Grund vertragsmäßiger Vereinbarung die Abhaltung eines Strafgerichts fremder Nationalität über die betreffenden Staatsangehörigen am Orte der That gestattet würde. Da die englische Regierung, in diesem Falle des Tourville'schen Processes minder beschränkt als die östreichische und deutsche Reichsregierung, durch kein Verbot an der Auslieferung behindert war, wird man gewiß nicht behaupten können, daß ihr Vorgehen ein tadelnswerthes gewesen ist. Der Vorgang selbst ist als Präcedenzfall nicht ohne Bedeutung.

Unter den denkbaren Motiven der Auslieferung könnte freilich auch die Erwägung einen Platz gefunden haben, daß nach den technischen Regeln der Beweisführung in Oestreich eine Verurtheilung leichter zu erreichen war als in England. Vieles von dem, was in Bozen als Verdachtsmoment gegen den Angeklagten vorgebracht wurde, hätte die Schwelle eines englischen Schwurgerichtssaales niemals überschreiten dürfen. Unzulässig wäre es gewesen, das frühere Leben des Angeklagten, seine Antecedentien auf französischem Boden, seine Beziehungen zu der Familie der ersten Frau, den Verdacht des Mordes an seiner ersten Schwiegermutter, die Andeutung eines Mordversuchs gegen seinen Sohn, überhaupt zur Sprache zu bringen. Keine Vernehmung hätte veranlaßt werden können, um zu erfahren, was in irgend einem Gasthaus ein Kellner von dritten Personen über den Thatbestand gehört haben wollte. Und ebenso wenig hätte ein Zeuge vor Gericht darüber aussagen dürfen, was er über den Angeklagten meine und glaube.

Digitized by Google

Scharf und klar scheidet der englische Strafproceß die Momente des rein subjectiven Verdachtes, die einen Polizeibeamten auf die Spuren der Thäterschaft leiten können, von solchen Thatsachen, auf die ein sicherer juristischer Schluß aufgebaut werden darf. Andererseits ist der moderne, dem französischen Strafproceß nachgebildete Grundzug unseres continentalen Rechtsganges gerade dieser, daß polizeiliche Verdachtsmomente im Strafverfahren unterscheidungslos mit Beweisregeln gemischt bleiben.

Nach der Definition eines ausgezeichneten englischen Juristen ist nur diejenige Thatsache für den Beweis einer anderen Thatsache erheblich und zulässig, welche eine Ursache oder eine von den Ursachen ist, oder eine Wirkung oder eine der Wirkungen in Beziehung auf die zu beweisende Thatsache; mindestens aber muß der Nachweis einer Thatsache entweder für sich allein oder im Zusammenhang mit anderen Thatsachen das Vorhandensein des für die richterliche Entscheidung wesentlichen Thatbestandes nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge höchst wahrscheinlich oder unwahrscheinlich machen. Demgemäß sind vor Gericht durchaus unzulässig: 1) Anführung von solchen Thatsachen, die mit dem Verbrechen in keinem wesentlichen Zusammenhange stehen; 2) Anführung von Mittheilungen, die auf Hörensagen beruhen; 3) Anführungen von Meinungen über das Sachverhältniß; 4) Anführungen über das Vorleben und den Charakter eines Angeschuldigten.

Ueber diese durch die Erfahrung der Jahrhunderte in England geheiligten Grenzen ist man in Bozen in Gemäßheit der continentalen Rechtsgrundsätze weit hinausgegangen; und es ist von höchstem Interesse, die Kritiken zu lesen, die englische Blätter an den continentalen Strafproceß knüpfen. Da in der Hauptsache in Oestreich dieselben Regeln gelten wie bei uns in Deutschland, so haben wir zu erwägen, in wie weit wir den Bemerkungen englischer Juristen Beachtung zu schenken haben.

Ohne auf die tiefer liegenden Regeln der Beweisführung hier an dieser Stelle einzugehen, wird man nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse zugestehen müssen, daß es ein schweres Gebrechen des continentalen Processes ist, in der Anklageschrift das Vorleben des Angeklagten so auszumalen, um Geschworene und Richter zu dem Glauben zu bringen, daß der Angeklagte ein schlechter Mensch ist und deswegen ein bestimmtes Verbrechen begangen habe.

Die Folge dieser biographischen Thätigkeit der Staatsanwaltschaft ist eine doppelte: einmal die bei uns tief eingewurzelte Verwechselung von Verdachtsmomenten und Beweismitteln, wodurch der Richter dahin gebracht wird, aus der Gesinnung des Angeschuldigten dessen verbrecherische Verschuldung abzuleiten, obwohl diese nur aus den bewiesenen Thatsachen des gerade vorliegenden Falles abgeleitet werden sollte. Daraus erklärt sich, daß Richter bei einer mehrfach möglichen Auslegungsweise der den Angeklagten leitenden Absichten nicht selten ohne jeden objectiven Beweis gerade die dem Angeklagten ungünstige Auslegung in der Unterstellung eines sogenannten rechtswidrigen Bewußtseins auswählen, weil sie sich auf dessen früher gehegten Gesinnungen stützen. Die in einzelnen continentalen Ländern bei gewissen Gerichten und bei gewissen Gruppen von Vergehen merklich angedeutete „Verdonnerungspraxis" findet ihren Ausgangspunkt an dieser fehlerhaften und gefährlichen Art der Criminalbiographie. Ein zweiter Nachtheil ist, daß selbst in Fällen der Freisprechung der in seinem Privatleben geschilderte Inculpat schwere Folgen zu tragen hat, als ob es Sache des Staates wäre, über einfache, nicht verbrecherische Unsittlichkeiten in öffentlicher Gerichtssitzung zu verhandeln.

In einer kürzlich zu München stattgehabten Gerichtsverhandlung wurde ein Zeuge befragt, ob ein Geistlicher, der von einer Kellnerin beleidigt zu sein behauptete, Neigungen für das schöne Geschlecht bei anderen Gelegenheiten gezeigt habe? Eine Frage, die unzweifelhaft nicht zur Sache gehörte. Was soll man aber dazu sagen, daß im ersten Arnim'schen Proceß die Staatsanwaltschaft nachträglich zur Rechtfertigung ihrer Appellation und zum Nachweis einer nach ihrer Behauptung 1874 bewirkten Unterschlagung amtlicher Urkunden die Thatsache anführte, daß achtzehn Jahre früher, nämlich 1856! der junge Graf Arnim auf verbotenen Wegen im Thiergarten spazieren reitend, sich einem Wächter gegenüber einen falschen Namen auf Befragen beigelegt habe? Wenn Jemand daraus zu Ungunsten eines Angeklagten einen Schluß ziehen soll, so würde auch der Vertheidiger seinerseits zur Abschwächung einer Anklage irgendwo anführen können, daß der Staatsanwalt vor Decennien in Gestalt einer Studentenmensur die Strafgesetze übertreten habe.

Für Tourvilles Verurtheilung sind die Einblicke in sein Vorleben möglicher Weise nicht ganz einflußlos geblieben, aber sie waren wahrscheinlich neben anderen wirklichen Beweismitteln durchaus entbehrlich.

Unsere neue deutsche Strafproceßgesetzgebung sagt nichts über die Ausdehnung, die dem Inhalt einer Anklageschrift gegeben werden soll und unterläßt auch eine Bestimmung dessen, was als Beweismittel vor Gericht verwerthet werden kann. Alles ist hier dem „richterlichen Ermessen", mit dem manche Laien einen Götzendienst treiben, oder der Praxis überlassen worden. Um so wichtiger ist es, bevor sich diese neue Praxis bildet, rechtzeitig zu warnen und einen Fehler zu rügen, den das in manchen anderen Stücken gleichfalls mangelhafte Strafproceßrecht der Engländer längst erkannt und beseitigt hat.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

II.

Es ist öfter schon hervorgehoben worden, daß von Seiten der französischen Regierung, und noch mehr von derjenigen der maßgebenden Kreise in Paris, dem deutsch-französischen Kriege, gleich beim Beginne, ein entschieden religiöser Charakter beigelegt wurde. Obgleich diese Ansicht von französischen Schriftstellern in Abrede gestellt wurde, so liegen doch Beweise zur Genüge vor, welche zeigen, daß dem also war, und daß dieses dynastische Unternehmen zugleich eine weltliche Inscenirung der römischen Unfehlbarkeit sein sollte. Wie oft begegnete man nicht noch vor der Kriegserklärung in Pariser Zeitungen jener eigenthümlichen Drohung: „Laßt uns zuerst mit den auswärtigen Preußen fertig werden, nachher kommt die Reihe an die innern!" — Und wer diese „innern Preußen" waren, das sollte bald in öffentlichen Documenten „vor ganz Europa" zur Schau gebracht werden.

Der Krieg hatte kaum begonnen, als auch schon die „innern Preußen" für die Sache der „auswärtigen" gestraft werden sollten. An die bekannte Depesche des Präfecten Pron braucht wohl nicht erinnert zu werden; Straßburg war noch nicht förmlich belagert, als dieser Beamte der Kaiserin schrieb: „Die Protestanten bieten dem Feinde die Hand; wir brauchen Hülfsmannschaften!" Des ehemaligen Generalsecretärs des Niederrheins, Grafen von Malartics, Buch über die Belagerung Straßburgs werden wir auch nur eine flüchtige Erwähnung machen: in diesem Buche sucht Prons Mitarbeiter nachzuweisen, daß die Protestanten mit dem Feinde in Verbindung standen, ihm Feuerzeichen von dem Thurme der St. Thomaskirche herunter gaben, seine Gefangenen in ihren Spitälern versteckten und dafür auch belohnt wurden, indem General von Werder ihre Kirchen und Gebäulichkeiten, wie Herr von Malartic fälschlich behauptet, verschonte. Weniger bekannt als diese Thatsachen ist das Auftreten der katholischen elsässischen Geistlichkeit in Stadt und Land. In der belagerten Veste lief aus dem Beichtstuhle das Losungswort: die Protestanten und Liberalen sind Verräther; „wären wir nicht gescheidter als unsere Pfarrer, so erginge es Euch schlecht!" — so sagte damals ein katholischer Bürger einem hervorragenden Mitgliede des Oberconsistoriums Augsburgischer Confession. Draußen aber, in den

Digitized by Google

Dörfern, flackerte der Religionszwist zu hellem Feuer auf; von Kanzeln herunter predigten die Fanatiker, die sich bis dahin mit dem Gifte clerikaler Zeitungen genährt, ihren innern Gegnern Krieg. Was bis dort noch geschlummert hatte, das erwachte mit furchtbar drohender Gewalt; dem geschriebenen Worte folgte das gesprochene, und diesem sollte bei dem ersten Siege der französischen Waffen die That auf dem Fuße folgen. Bewaffnet, die Axt am Fuße des Bettes, schliefen protestantische Pfarrer und Bauern in mehr als einer Gemeinde; im Steinthale rückte ein katholisches Dorf aus, um gegen das benachbarte protestantische zu Felde zu ziehen, und daß es nicht bis zum blutigen Streite kam, das verdankte man einzig und allein der Geistesgegenwart des Bürgermeisters ersterer Gemeinde, welcher den im Fortgehen begriffenen Bauern zurief, ob sie denn auch gebeichtet hätten, denn Alle würden doch nicht zurückkommen. Dies flößte den Leuten Bedenken ein und sie kehrten um.

Man könnte geneigt sein, diese verschiedenen Thatsachen als krankhafte Phänomene zu betrachten, wie sie nur zu oft in bewegten Zeiten erscheinen, als giftige, in einer Gewitternacht emporgeschossene Pilze, von deren Erscheinen man denn noch nicht auf die gewöhnliche Vegetation schließen darf. Aber es liegt in der großen Simultaneität dieser Erscheinungen, von einem Ende des Elsasses bis zum andern, ein Beweis vor, daß man es hier nicht mit Ausnahmen zu thun hat, sondern daß man vor einem tief ausgedachten und seit langer Zeit gehegtem Plane steht: indem die französischen Heerführer gegen die „auswärtigen Preußen" zogen, hatten die Regierung und ihr Verbündeter, der Clerus, die „inneren Preußen" in's Auge gefaßt; Frankreichs Siege hätten sich sofort im Innern auf das religiöse Gebiet hinübergespielt; und unter Napoleons des Dritten Herrschaft hätten die Priester dasjenige vollbracht, was Ludwig der Vierzehnte angefangen und was im Laufe der Jahrhunderte wieder verbessert werden sollte.

Daß dem also war, das bekundet eine Erklärung, welche der frühere kaiserliche Maire von Straßburg, Herr Humann in Basel, kurz nach dem Friedensschlusse einem der Schweizer Delegirten, die Straßburgs Kinder und Frauen aus der Festung geholt hatten, gegenüber that. „Wie es auch gegangen wäre," so sagte Herr Humann, „für das Elsaß hätte sich dieser Krieg jedenfalls zum Unglück gestaltet, denn hätten die Franzosen gesiegt, so wären die Protestanten über die Grenze gewiesen worden."

Es wird wohl diese, dem Verfasser durch einen der beiden Unterredner mitgetheilte und schriftlich bezeugte Erklärung von einiger Wichtigkeit erscheinen; denn Herr Humann war eines der Häupter der clerikalen Partei in Straßburg; er stand nicht nur mit dem Präfecten Pron, sondern mit dem Hofe selbst und mit den Führern der ultramontanen Camarilla in intimer Befreundung; und so wird man erkennen müssen, daß die Befürchtungen, denen oft während des Krieges Ausdruck gegeben wurde, nicht bloße aus der Luft gegriffene Chimären waren, wie man es heutzutage so leichten Herzens, um den Schatten dieses dunkeln Planes von Frankreichs Angesicht wegzuwischen, erklärt.

Wie frech diese clerikale Camarilla ihr Spiel trieb, geht aus einem Schriftstücke hervor, das im Laufe des Monats August des Jahres 1870 in dem Mühlhauser „Industriel Alsacien" veröffentlicht wurde und das ein recht merkwürdiges Licht auf die elsässischen Zustände wirft. Der bekannte Mühlhauser Deputirte, Herr Tachard, später Gesandter der Regierung des 4. September in Brüssel, hatte sich gleich bei Beginn des Krieges von seinem Krankenlager aufgerafft und war auf seinen Posten, in den gesetzgebenden Körper, zurückgeeilt; dort sprach und wirkte er nach Kräften, um dem hart mitgenommenen Elsaß Hülfstruppen zusenden zu lassen. Wäre Tachard katholischer Abgeordneter gewesen, so hätten alle französischen Zeitungen seinen Reden zugejubelt. So aber war er Protestant und entschieden liberaler Gesinnung. Die Folge davon war, daß Tachard durch die spätere Elsässer Liga, damals noch die ultramontane Partei, als „Preuße" im Lande verschrien wurde, und daß seine Pariser Freunde, zu ihrem größten Erstaunen, selbst einschreiten mußten, um ihn gegen diese ebenso lächerlichen als perfiden Angriffe in Schutz zu nehmen. Unter dem Titel: Eine neue Verleumdung, veröffentlichte also der „Industriel Alsacien" einen Brief des Abgeordneten Jules Ferry, in dem hervorgehoben wurde, welchen Anfeindungen die liberalen Deputirten, im Augenblicke, wo alle Landeskräfte gegen die feindlichen Armeen sich hätten zusammenstellen sollen, ausgesetzt waren. Brief und Einleitung lauten folgendermaßen:

— „Die ehrenwerthesten Männer, die lautersten Charaktere, sind, wie es scheint, nicht geschützt gegen verleumderische Einflüsterungen.

„Die Bosheit oder der Parteigeist streuen diese Verleumdungen aus. Die Unwissenheit und die Leichtgläubigkeit nehmen sie auf und verbreiten sie.

„Unsere Pflicht, die wir eine Feder halten und über eine Zeitung gebieten, ist es, gegen solche niedrige Verleumdungen mit der ganzen Kraft eines empörten Gewissens zu widerstreben.

„Darum veröffentlichen wir folgenden Auszug aus einem Briefe, welchen Herr Jules Ferry, Abgeordneter im gesetzgebenden Körper, an einen unserer Mitbürger gerichtet hat:

„Paris, 15. August 1870.

Lieber Freund!

Ich lese soeben einen Brief aus Mühlhausen, welcher unseren lieben und braven Freund Tachard von den Niederträchtigkeiten in Kenntniß setzt, die man gegen ihn ausstreut. Man wagt es, Tachards Patriotismus anzutasten, in dieser Stunde, in dieser Zeit! jetzt, wo er an seinem Posten steht, wo er spricht wie es Jeder weiß; wo er, gestern in geheimer Sitzung, die ganze Kammer erbeben und weinen machte, indem er von dem vom Feinde besetzten Elsaß erzählte. Er war beredt, weil er tief fühlte, was er sagte, und aus seinem französischen Herzen quollen die edelsten Worte.

Das ist dumm, noch dümmer als niederträchtig; denn das hat Chancen geglaubt zu werden, nicht in der Stadt, aber in den Tiefen jenes blinden Frankreichs, in das wir uns befleißigen ein wenig Licht fallen zu lassen, — und ohne Erfolg. Jules Ferry."

„Die Infamien dürfen sich nicht verbreiten. Halten wir sie auf! Stellen wir ihnen die Wahrheit entgegen, die leuchtende Wahrheit, die siegen muß! Jeder soll wissen, daß, kaum genesen von einer furchtbaren Krankheit, welche lange Zeit seine vielen Freunde beunruhigte, der Abgeordnete Mühlhausens, nur der Stimme seiner Pflicht Gehör schenkend, auf seinen Kampfesposten, wie Herr Ferry sagt, sich begeben, daß er dort die Fahne Frankreichs mit starker Faust hochgehalten hat.

„Schicken wir den Verleumdern den Vorwurf des Preußenthums in's Gesicht, mit dem man heutzutage so ruhigen Muthes um sich herumschleudert, und das gewissen Leuten als Waffe dient gegen ihre politischen Gegner.

„Wahrlich, Tyrannei für Tyrannei, wäre es noch besser unter König Wilhelms Scepter zu leben, als unter der Herrschaft jener gewissenlosen Leute, die, Sklaven ihres eigenen Hasses, die ehrlichen Bürger, welche sie verderben wollen, mit der Pickelhaube Bismarcks bedecken.

A. Bernardini."

Daß solche Angriffe und solche Veröffentlichungen großen Staub in dem Elsaß aufwirbelten, braucht nicht besonders betont zu werden; größeres Aufsehen hätten sie hervorgebracht, wenn die deutschen Armeen nicht das Land schon überfluthet hätten und Jedermann diese kleinen Vorfälle vor den welthistorischen Ereignissen, die sich abspielten, leicht vergessen hätte. Eines war aber die Folge dieser unverschämten Auftretens der ultramontanen Partei und dies Eine sollte auf die Zukunft des Elsaß einen überaus großen Einfluß ausüben: den giftgetränkten Pfeil spürend, der auf sie abgeschossen worden war, beeilten sich die protestantischen und liberalen Elemente des Oberelsaß, gleich nach Sedan in Patriotismus mit ihren Gegnern zu wetteifern; sie unterordneten sich den Häuptern der radicalen Partei, welche das Volk zu den Waffen riefen, Franctireurcompagnien aufstellten und so weit gingen, dem clerikalen Keller die Hand zu reichen und unter seiner eigensten Oberführung den Guerillakrieg

Digitized by Google

in den Vogesen anzufangen. Es galt eben zu beweisen, daß die katholischen Pfarrer nicht das Monopol des feurigsten Eifers besaßen; und den Franzosen andererseits wollte man zeigen, daß, seit die Republik proclamirt worden war, es im Gegentheil die republikanische Partei war, die mit der größten Unerschrockenheit das Land zu vertheidigen gesonnen war. In diesem Wettstreite entfaltete die radicale Partei nach Sedan den nämlichen einseitigen Patriotismus, welchen vorher die clerikale entfaltet hatte, und man konnte von da an von Seiten der republikanischen Beamten und Zeitungen, im Innern Frankreichs sowohl als in den Grenzdepartements, dieselben Verdächtigungen sich gegen die Clerikalen erheben sehen, die früher diese Partei gegen ihre Nebenbuhlerin erhoben hatte.

Diese beiden widerhaarigen Elemente aber, die sich während des Krieges auf diese Weise bekämpften, einigten sich sofort nach dem Friedensschluß, um in der rührendsten Weise unter der Firma: Elsässer Liga, den gemeinsamen Rachekrieg zu beginnen, — nicht etwa gegen die deutsche Verwaltung, sondern vielmehr zuvörderst gegen diejenigen Elsässer, welche in die neue Sachlage sich schicken zu müssen glaubten, gegen die Auswanderung predigten und aus den neuen Verhältnissen das Beste für das Land zu gewinnen suchten.

Wer waren aber diese Elemente?

Die frühere liberale, gemäßigte, etliche sagten: protestantische Partei, gerade diejenige, gegen welche vor dem Kriege die beiden extremen Parteien ankämpften, welche sie damals als deutschfreundlich verdächtigt hatten, und gegen welche in den nunmehrigen Verhältnissen dieser Vorwurf mit erneuerter Schärfe erhoben werden sollte, da sie sich, wenn auch nothgedrungen, in die Lage fügte und nicht gesonnen war, nach Friedensschluß einen ebenso unmöglichen als unnützen Krieg fortzuführen.

Wer aber war der Erste, der diese Angriffe erdulden mußte? wer der Erste, der als Verräther verschrien und von den radicalen französischen Zeitungen an den Pranger gestellt wurde? — Erröthen werden unsere Nachkommen, wenn sie einst in der Geschichte längst vergangener Jahre nachforschen werden nach dem Manne, der Straßburg mit sicherer Hand durch die schweren Verhängnisse der Belagerung und der Capitulation führte, — und wenn sie lesen werden, daß jener Küß, als Belohnung seiner Aufopferung, nach kaum erschlossenen Thoren, von seinen eigenen Landsleuten verhöhnt, verdächtigt und beschuldigt wurde! Und warum? Weil er, um die Stadt vor größerem Unglücke zu bewahren, einen „schweren Gang" that, wie ein schwererer wahrlich in jenen Zeiten Niemandem zugemuthet wurde! weil er, dem Befehle der Sieger Folge leistend, mit einer Anzahl von Gemeinderäthen dem feierlichen Gottesdienste in St. Thomä beiwohnte, wohl wissend, daß, wäre dieser Schritt nicht geschehen, die Bevölkerung für ihres Bürgermeisters Mangel an Hingebung hätte büßen müssen. Und was war die Belohnung? Küß wurde in dem „Siècle" als Verräther von ganz Frankreich hingestellt; alle Blätter und Blättchen druckten diesen Anklageact (Un cas de forfaiture) ab, und in hunderten von Exemplaren wurde er im Elsaß verbreitet. Straßburgs Bürgermeister ward, von der damals schon in gemeinsamem Hasse wirkenden radicalen und ultramontanen Liga, als erstes, größtes und edelstes Opfer erkoren. Küß war eben, wie es seine Freunde und Nachfolger auch waren, welchen nach ihm die Ehre dieser nämlichen Beschimpfungen zu Theil wurde, Protestant und liberaler, gemäßigter Republikaner.

Wie die Dinge sich im Elsaß bald nach dem Friedensschlusse gestalteten, wie die spätere „elsässische Partei" zuerst den Platz behauptete und wie sie sofort von der „Elsässer Liga" furchtbar zurückgedrängt und ihr das Vertrauen der Bevölkerung für mehrere Jahre entrissen wurde, das haben wir jetzt zu erzählen und das führt uns direct zu der Geschichte der Entstehung und der Verbreitung dieser Liga, einer ebenso grotesken als unheimlichen und dem Lande verderblichen Influenz, die wie ein rother Faden sich bis auf die jüngste Zeit durch alle elsässischen Ereignisse durchwindet.

Literatur und Kunst.

August Tholuck.

Am 10. Juni d. J. starb in Halle Professor Tholuck, in theologischen und kirchlichen Kreisen eine Berühmtheit ersten Ranges. Und zwar war sein Name nicht blos in Deutschland hochangesehen, sondern fast noch mehr in England und Nordamerika. Es ist das auf jeden Fall ein Zeichen einer bedeutenden Persönlichkeit und einer tiefgreifenden Wirksamkeit. So wird es wohl auch den Lesern der „Gegenwart", wenn sie auch keinen theologischen Leserkreis bilden, nicht uninteressant sein, Näheres von einem Manne wie Tholuck zu hören.

Seine Bedeutung lag in seiner Persönlichkeit. Er war kein Heros der Wissenschaft. Aber er hatte hervorragende Eigenschaften als akademischer Lehrer und als akademischer Prediger. Was er als Apologet, als Exeget, als Systematiker und als Historiker geleistet hat, ist Alles nicht unbedeutend, es ist vielmehr in hohem Maße interessant, lehrreich und anregend. Aber es ist nicht epochemachend. Tholuck war zu vielseitig, um wissenschaftlich auf einem Specialgebiete bahnbrechend zu sein. Er war auch zu geistreich, um sich auf ein enges Feld wissenschaftlicher Specialforschung zu beschränken. Aber einzig in seiner Art war er darin, wie er den Beruf, der ihm am nächsten lag, den Beruf eines akademischen Lehrers und Universitätspredigers auffaßte und in der anregendsten und erfolgreichsten Weise erfüllte.

Es wird sich dies besser zeigen lassen, nachdem zuvor ein kurzer Ueberblick über seinen Lebensgang bis zu seiner Berufung nach Halle vorausgeschickt ist. Er war geboren am 30. März 1799. Sein Vater war Goldschmied in Breslau, und er selbst bereits in dieses Geschäft eingetreten, als er wieder das Gymnasium bezog, um sich der Wissenschaft zu widmen. Er besuchte das Magdaleneum in Breslau, dessen Director der bekannte Manso war. Als er von der Schule abging, hielt er eine Abschiedsrede über die Vorzüge des Islam. Er studirte zunächst orientalische Sprachen, namentlich das Persische, und schrieb 1821 eine lateinische Darstellung der pantheistischen Mystik der Perser. Bald jedoch gerieth er auf andere Bahnen, auf denen erst seine eigentliche Natur zum Durchbruch kommen sollte.

Er hörte Hegel und Schleiermacher, und das regte sein inneres Leben dazu an, sich den Fragen zuzuwenden, wie sie in der Tiefe jeder Menschenbrust schlummern, und die darauf hinauslaufen, das große Räthsel des menschlichen Daseins zu entschleiern. In diesem Stadium seiner inneren Entwicklung gewannen der bibelgläubige und milde Kirchenhistoriker Neander und der von dem Geist inniger Frömmigkeit erfüllte Baron v. Kottwitz auf ihn einen entscheidenden Einfluß. Er fand die Lösung aller Zweifel in der Gewißheit einer bibelgläubigen Ueberzeugung, und hiermit war auch der Uebergang gemacht von der orientalischen Sprachgelehrsamkeit zur eigentlichen Theologie, und zwar einer Theologie, wie sie durch den Grundsatz charakterisirt wird: pectus facit theologum, das Gemüth macht den Theologen. Einen sehr interessanten Ausdruck fand diese innere Wandlung in dem ungemein anregend geschriebenen Buche, das 1823 als „Wahre Weihe des Zweiflers" erschien und durch seinen Gedankenreichthum, durch die Frische der Darstellung und der Innigkeit des Glaubens die Aufmerksamkeit in den weitesten Kreisen auf Tholuck lenkte und nicht nur zahlreiche Auflagen erlebte, sondern auch in viele Sprachen übersetzt wurde. Im Jahre 1824 erschien die „Auslegung des Briefes an die Römer", wodurch Tholuck seinen Beruf zum wissenschaftlichen Theologen documentirte, aber zugleich in den eingefügten Auszügen aus den exegetischen Schriften der Kirchenväter und Reformatoren eine entschiedene Richtung auf's praktische Christenthum bekundete. Einer blos grammatisch-historischen Methode zu huldigen, war dem reichen und lebhaft angeregten Gemüth Tholucks nicht möglich. So konnte es leicht kommen, daß dieser Arbeit noch eine gewisse philologische Schwäche anhaftete. Noch in der dritten Auflage

Digitized by Google

vom Jahre 1830 sieht Tholuck sich veranlaßt, im Vorwort der „renommistischen Ausfälle des Herrn Dr. Fritzsche in Rostock" zu gedenken und zu bemerken: „Ich kenne die Quelle derselben, und wünsche nur, daß sich Herr Dr. Fritzsche seiner Zeit seiner Leidenschaftlichkeit schämen möge."

Immerhin war diese Schrift in maßgebenden Kreisen als bedeutsam genug erschienen, so daß Tholuck noch in demselben Jahre eine außerordentliche Professur in Berlin erhielt, wo er schon angefangen hatte, Vorlesungen zu halten, besonders über alttestamentliche Exegese. Während er nun 1825 eine Reise durch England und Holland machte, starb in Halle der Exeget Knapp, und Tholuck wurde als der geeignete Mann angesehen, um ihn zu ersetzen. Er wurde 1826 für Halle zum ordentlichen Professor ernannt, ging jedoch, ehe er die neue Stellung antrat, seiner Gesundheit wegen erst noch auf einige Jahre als Gesandtschaftsprediger nach Rom.

Im Jahre 1829 kam er nach Halle, nachdem er 1827 durch seinen „Commentar zum Evangelium Johannis" einen neuen Beweis wissenschaftlicher Tüchtigkeit abgelegt hatte. Trotzdem hatte er in Halle zuerst einen sehr schweren Stand. Hier hatte der vulgäre Rationalismus die unbeschränkteste Herrschaft, und zu seinen Repräsentanten gehörte der sehr gelehrte und zugleich geistreiche Gesenius. Wegschneider war nüchterner und prosaischer, hatte aber doch auch bedeutenden Einfluß.

Zu dem in Halle vertretenen vulgären Rationalismus bildete nun allerdings Tholuck einen diametralen Gegensatz. Dies gerade wird man von ihm schwerlich anders erwarten können. In den nicht exacten Wissenschaften spielt der Geschmack eine nicht unbedeutende Rolle. Die Theologie ist keine sogenannte exacte Wissenschaft. Eine Richtung nun, die sich so viele Blößen gab, wie der vulgäre Rationalismus, konnte unmöglich nach dem Geschmack tiefer angelegter Naturen sein. Er war eine vielfach an's Lächerliche streifende Halbheit. Der klassische Ausdruck dafür sind die natürlichen Wundererklärungen des Heidelberger Professor Paulus. Während er einerseits die evangelischen Berichte als historische Documente hinnimmt, mißhandelt er sie gegen ihren klaren Wortlaut durch eine ganz willkürliche Umdeutung. Aus der Geschichte von der Verwandlung des Wassers in Wein klaubt er heraus, daß Christus den Wein als Hochzeitspräsent mitgebracht und sich dabei eine heitere Ueberraschung erlaubt hat. Aus der Erzählung von dem wirklichen Tode Christi weiß er herauszubringen, daß es doch nur Scheintod gewesen ist, und daß die Auferstehung demnach nur ein Erwachen aus demselben war. Aus der Geschichte von der sichtbaren Himmelfahrt weiß er herauszulesen, daß Christus noch einige Jahre lang verborgen auf der Erde geweilt hat. Bei solcher Halbheit hat die kritische Theologie nicht stehen bleiben können. Strauß löste daher die ganze evangelische Ueberlieferung in Mythus auf, in welchem er nur noch wenige einfache Linien geschichtlicher Wahrheit zu erkennen vermochte. Tholuck hielt an der „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" fest, wie der Titel einer von ihm verfaßten Schrift lautet. Er ging dabei von der Alternative aus: „Entweder sind Christus und die Apostel bewußte Betrüger gewesen, und das Christenthum steht auf sehr zweifelhafter moralischer Grundlage, oder die evangelische Geschichte ist Wahrheit." Daß sie es sei, ergab sich ihm aus dem tiefsittlichen Eindruck, den sie auf ihn machte. In Betreff des Wunderbaren, welches die evangelische Geschichte enthält, konnte er dem Satze nicht zustimmen: „Weil so Wunderbares von Christo berichtet wird, darum wird mir das christliche Zeugniß verdächtig." Er machte hiergegen vielmehr geltend: „Wird dieser Grundsatz consequent angewendet, so verschließt sich dadurch die empirische Wissenschaft allem Fortschritt. Wie viele Thatsachen, die anfangs als Fabel angesehen wurden, haben sich hinterher bestätigt." Er beruft sich daher auf den Goethe'schen Satz: „Wir müssen unsere wissenschaftlichen Maximen elastisch erhalten, um immer neue Erfahrungen darin aufzunehmen." Demgemäß faßte er auch das Wunder nicht als „absolutes Wunder" auf, nahm keine „Suspendirung der Naturgesetze" an, die zu ihrer Ergänzung ein neues Wunder der Restituirung erfordert. Er beruft sich vielmehr auf Origenes und Augustin, die dagegen protestiren, daß das Wunder gegen die Natur sei. „Wie ist", sagt Augustin, „das gegen die Natur, was durch Gottes Willen geschieht, da der Wille des großen Schöpfers die Natur jedes Dinges ist. Ein Wunder also geschieht nicht gegen die Natur, sondern nur gegen die bekannte Natur." Dies ist im Wesentlichen der Standpunkt Tholucks. Darnach sind zunächst im Allgemeinen alle Naturvorgänge für uns Wunder, so lange sie unerklärt sind. Davon unterscheidet er im Besonderen das religiöse Wunder, das einen religiösen Zweck hat und im Interesse der religiösen Wahrheit geschieht. Aber auch die religiösen Wunder sind ihm „Naturerscheinungen", nur freilich im Augustin'schen Sinne. Sie sind ihm in diesem Sinne „Naturerscheinungen über menschliches Begreifen zu religiösen Zwecken". Darnach würden sich, falls einmal die Zeit käme, wo sich alle Naturerscheinungen begreifen ließen, auch diese begreifen lassen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Tholuck, der es sich bei den einzelnen Wundern angelegen sein ließ, sie annähernd verständlich zu machen, nicht selten von strengorthodoxen Zuhörern dahin verstanden wurde, als wollte er die Wunder erklären.

Freilich als er nach Halle kam, erregte er nach dieser Seite hin noch keinen Anstoß. Damals war er den Studenten aus der gnesiorationalistischen Schule anstößig. Keiner aber hätte geglaubt, daß er noch einmal eine einflußreiche Persönlichkeit in der akademischen Welt werden würde. Sich in der rationalistischen Welt, in die er versetzt war, Sympathien zu erwerben, wurde ihm auch durch mancherlei Conflicte mit seinen Collegen erschwert, und als gegen den Hallischen Rationalismus im Jahre 1830 officiell eingeschritten wurde — u. A. sollte Gesenius einen Psalm für ein „Nachtwächterlied" erklärt haben — so wurde Tholuck fälschlich beschuldigt, als Denunciant thätig gewesen zu sein. Noch lange herrschten in Halle gegen ihn lebhafte Antipathien. Als ich im Jahre 1841 als zehnjähriger Junge nach Halle kam, wo ich zufällig zu Professor Christian Friedrich Fritsche — genannt „Spener", einem entschiedenen Antipoden Tholucks — Beziehungen hatte, war es nicht blos dieser, bei dem ich wegwerfende Urtheile über Tholuck hörte. Ich hatte dazu auch sonst reichlich Gelegenheit. So brachte ich denn auch einen ganzen Vorrath von Vorurtheilen mit, als ich zum ersten Mal zu Tholuck in den akademischen Gottesdienst ging. Ich war damals kaum zehn Jahre alt, aber ich weiß noch ganz genau, wie sich die mir eingeimpften Vorurtheile dagegen sträubten, der eminenten Kanzelberedtsamkeit, die ich in einer mir völlig neuen Weise zu hören bekam, irgend welchen Beifall zu schenken. Aber ich mußte es, ich mochte wider den Stachel löcken, so viel ich wollte.

Wann Tholucks Ansehen zum Durchbruch gekommen ist, kann ich nicht angeben. Als ich im Jahre 1851 die Universität Halle bezog, befand sich Tholuck schon längst auf der Höhe seines Einflusses. Ich muß mich daher darauf beschränken, aus eigener Anschauung Einiges darüber beizubringen, wie er ihn geübt.

Tholuck war ein geborener Pädagoge. Es war ihm Bedürfniß, mit der studirenden Jugend zu verkehren, und er konnte es nicht blos ungezwungen, sondern auch in äußerst anregender Weise thun. Darin liegt die Erklärung der großen Anziehungskraft, die er auf die studirende Jugend ausübte. Wer, um Theologie zu studiren, nach Halle kam, wollte Tholuck nicht blos hören, sondern auch persönlich ihm näher treten. Dazu konnte schon die Anmeldung zu seinen Vorlesungen genügen. Man wurde dann aufgefordert, an dem und dem Tage um 11 oder um 4 Uhr sich bei ihm einzufinden, um mit ihm spazieren zu gehen. Dann erfolgte wohl auch eine Einladung zum Thee Abends von 9 bis 10 Uhr. Wer seine Geneigtheit zu solchem Verkehr irgendwie an den Tag legte, dem wurde es auch nicht schwer, dahin zu gelangen. Wer kein Empfehlungsschreiben mitbrachte, brauchte sich nur ein Buch aus seiner reichhaltigen Bibliothek auszubitten, so war, wenn man es wiederbrachte, ein Anknüpfungspunkt leicht gefunden.

Auf seinen täglichen Spaziergängen pflegte Tholuck jedesmal zwei Begleiter bei sich zu haben. Gern brachte er bei

Digitized by Google

solcher Gelegenheit verschiedene Elemente zusammen. Wie er gern Alles benutzte, was dazu dienen konnte, Anregung zu geben, so auch eine solche Zusammenstellung von Gegensätzen. So bestellte er mich, der ich Corpsstudent war, einst mit einem Salinger zusammen zum Spaziergange, gerade weil er wußte, daß die Corps mit den übrigen Verbindungen nicht auf bestem Fuße standen. Natürlich ließ er es auch nicht an Anspielungen hierauf fehlen. Endlich fragte er uns, was für ein Unterschied zwischen unsern Mützen sei, und amüsirte sich, als wir auch hierin eine Anzüglichkeit vermutheten, während nachher herauskam, daß sein Auge in der That die grüne und rothe Farbe nicht unterscheiden und daher zwischen meiner grünen Westfalen- und der rothen Salingermütze keinen Unterschied machen konnte.

Ueberhaupt liebte er es auf solchen Spaziergängen, durch paradoxe Fragen zu verblüffen, und weidete sich an der Verlegenheit dessen, der sich verblüffen ließ, wie er sich umgekehrt auch freute, wenn Jemand Geistesgegenwart zeigte. So fragte er einst einen Studenten: „Lieben Sie meine Frau?“ Der junge Mann gerieth darüber in höchste Verlegenheit. Wahrscheinlich hatte die noch sehr jugendliche Frau Consistorialräthin einen Eindruck auf ihn gemacht, so daß er die Frage ganz unwillkürlich in dem Sinne auffaßte, ob er in die Frau Räthin verliebt sei, während sie nur darauf gegangen war, ob sich seine christliche Nächstenliebe auch auf sie erstrecke. Mehr Geistesgegenwart zeigte jener junge Mann, der einst Tholuck auf einer Reise begleitete, und durch dessen Schuld ein Koffer auf einer Station stehen geblieben war. Wenn Tholuck sich auf seinen Reisen einen Begleiter mitnahm, so war ein nicht unwesentliches Motiv dafür der Umstand, daß er gegen sich selbst hinsichtlich der Besorgung des Gepäckes das größte Mißtrauen hegte. Er selbst erzählte mir einmal, er sei einst auf einer Station gefragt worden: „Ach, Sie sind wohl der Herr, der hier immer seinen Koffer stehen läßt?“ Kurz, jener junge Mann hatte die Sorge für das Gepäck gehabt, und ihm war seine Versäumniß sehr peinlich. Da fragt ihn Tholuck ganz gelassen: „Sagen Sie einmal, war das Zufall oder Vorsehung?“ worauf jener antwortete: „Nein, es war eine ganz nichtswürdige Bummelei.“ Manch Anderer würde sich vielleicht durch die Fragestellung haben verleiten lassen, auf dem dogmatischen Princip zu reiten, daß es keinen Zufall gebe, und also der Unfall der Vorsehung zuzuschreiben sei. Ueberhaupt waren seine verfänglichen Fragen in der Regel eine feine Ironie auf dogmatische Principienreiterei. Doch griff er auch das Paradoxe auf, wie es sich gerade bot. So sagte er einst zu einem Studenten, der vor dem Kirchthore wohnte: „Da wohnen Sie ja in einer sehr sündhaften Gegend.“ Der junge Mann wußte nicht, was er dazu sagen sollte, bis ihm deutlich gemacht wurde, daß er zwischen Zöllnern und Sündern wohne, nämlich zwischen dem Zollhause am Thore und dem Zuchthause.

Man sieht hieraus, daß Tholuck keine pietistischen und methodistischen Bekehrungsversuche machte. Daß er sich jedoch nicht darauf beschränkte, sich in seinem Verkehr mit der studirenden Jugend solche Scherze zu erlauben, daß er tiefe wissenschaftlich-sittliche Anregung gab, bedarf wohl kaum der Versicherung. Auch war er ein wahrhaft väterlicher Berather der Studenten und half ihnen auch mit der That, so viel nur irgend in seinen Kräften stand. Unvergeßlich wird mir die Theilnahme sein, die er mir in einem Falle in der wohlthuendsten Weise entgegenbrachte. Ich wurde gegen Ende des dritten Semesters von einem hartnäckigen Augenübel befallen. Ich hatte mir gerade einen Plan gemacht, was ich Alles arbeiten wollte, und durfte nun kein Buch anrühren. In tiefer Niedergeschlagenheit machte ich die mir vom Arzte verordneten Spaziergänge. Auf einem solchen begegnete ich Tholuck, der allein ging, weil er auf seine Predigt am folgenden Tage meditirte. Er redete mich an, und ich klagte ihm meine Noth. Welch tiefes Mitgefühl er hatte, erfuhr ich am andern Tage im akademischen Gottesdienst, wo er über die Geschichte von der Heilung des Blindgeborenen predigte. Ich sah, er hatte sich vollkommen in meine Lage versetzt und es war ihm darum zu thun, mich aufzurichten. Zugleich hatte er mir dringend gerathen, nach Berlin zu reisen und mich dort an eine der ersten Autoritäten zu wenden, die er selbst wegen seiner Augen zu consultiren pflegte. Zugleich gab er mir eine briefliche Empfehlung mit, und als ich nun in Berlin nach der Consultation bezahlen wollte, so war die Sache bereits erledigt. Ich glaube, dieser eine Fall sagt genug.

In Bezug auf seine Kanzelberedtsamkeit sei noch eine Stelle aus dem Nekrolog einer Hallischen Zeitung, der aus einer im Allgemeinen sehr sachkundigen Feder geflossen ist, hier angeführt: „Als Redner hat Halle nach Schleiermachers Weggange wohl zierlichere, aber nicht dämonisch wirksamere gehört; er machte immer den Eindruck eines aus tiefen Seelengründen schaffenden Mannes, auf der Kanzel wie auf dem Katheder.“

„Von seinen zahlreichen Werken“, heißt es ebenda, „werden nur wenige ihn überdauern, vielleicht die ideenreiche Behandlung der Bergpredigt, der tiefsinnige Commentar zum Hebräerbrief. Immer anziehend werden seine Stunden der Andacht sein, und seine Lebenszeugen der lutherischen Kirche.“ Abstoßend findet der Nekrolog seine „Vorstudien zu einer Geschichte des Rationalismus“. Abgesehen davon, daß der Titel heißt: „Vorgeschichte des Rationalismus“, so muß das Urtheil auch sachlich befremden. „Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts“ (erschienen 1853 und 1854) enthält höchst interessante, auf den umfassendsten Detailstudien beruhende Mittheilungen über die damaligen Universitätsverhältnisse im Allgemeinen, und der deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizerischen hohen Schulen im Besonderen, so daß das Werk, ganz abgesehen von seiner kirchenhistorischen Bedeutung, auch culturgeschichtlich von größter Wichtigkeit ist. Abgestoßen konnten sich durch die Schrift nur die fühlen, welche, wie die Einleitung sagt, „dem Verdacht Raum geben, als ob sie nur aus parteiischen Absichten die gute alte Zeit schwärzer zeichnet“, als seine Studien sie finden ließen. Dessen hatte man ihn bei der vorhergegangenen Schrift „Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs“ beschuldigt oder es wenigstens übel genommen, daß er auch, wie sich ein lutherischer Theologe gegen mich einmal ausdrückte, „das Fleisch der lutherischen Kirche“ geschildert habe. Nun, dafür erschienen 1859 die „Lebenszeugen“ der lutherischen Kirche. Das andere Werk der „Vorgeschichte“, die 1861 und 1862 erschienene Schrift „Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts“, ist nicht minder interessant und kirchen- und culturgeschichtlich bedeutsam. Und jedenfalls ist die „Vorgeschichte“ ein unzweideutiger Beweis dafür, daß Tholuck, der energische Vorkämpfer gegen den Rationalismus, zugleich auch ein energischer Widersacher confessioneller Engherzigkeit war, weil er eben der Ueberzeugung war, daß der Rationalismus in ihr seine „Vorgeschichte“ hat.

Halle. Carl Schulz.

Rumänische Poeten.

Ein Literaturblatt aus „Halb-Asien“.

Von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

So lückenhaft und unzureichend diese Charakteristik an sich sein mag, so wird sie uns doch darüber orientiren können, wo Alexandri und Bolintineanu an das Volkslied angeknüpft. Der Erstere, vornehmlich Lyriker, steht seinem Vorbild sehr nahe. Es ist wohl ein wenig Absicht dabei, ein bewußtes Anlehnen an das Muster, aber das Haupttheil liegt gewiß in der inneren Verwandtschafe dieser reichbegabten Dichterseele zur Volksdichtung. Auch hier findet sich dasselbe anmuthige Spiel der Phantasie, ein holder Ueberfluß an Bildern und Gleichnissen, an Empfindungen und Reimen, auch hier schließt sich an zitternd verhallende Schwermuth der jähe Ausbruch derber Lustigkeit, auch hier schaut der Dichter die Welt mit Kindesaugen an. Das sind sämmtlich glänzende Gaben, die jedoch die Gefahr haben, leicht

Digitized by Google

in Fehler umzuschlagen, in Schwulst und Unklarheit. Viele Lieder Alexandris sind in der That hievon nicht freizusprechen. Insbesondere wird eine Eigenheit des Volkslieds, die dort schlicht und ungezwungen auftritt, der Hang zum Symbolischen, bei ihm fast immer zu gezierter, gezwungener Affectation. So wird das Volkslied stets durch die Anrufung einer Pflanze eingeleitet, welche mit dem Inhalt des Liedes in irgend einer symbolischen Beziehung steht. Ist es ein Heldenlied, so beginnt es: „Grünes Blatt der Eiche", ein glühendes Liebeslied: „Grünes Blatt der Rose", ein Lied verschämter Liebe: „Grünes Blatt des Veilchens", ein Trauerlied: „Grünes Blatt der Cypresse" u. s. w. Neben dem Hang zum symbolischen Spiel mag sich darin auch das innige Naturgefühl des Rumänen aussprechen, der gern seine grünende, blühende Umgebung beseelen und mit seinem Dasein in Verbindung bringen möchte. Was dort ein ungezwungenes Spiel der Phantasie ist, wird bei Alexandri oft zu unleidlicher Spielerei, und der Hang, recht viel in die Natur hineinzulegen, führt ihn oft zu großen Geschmacklosigkeiten. Das soll nicht verschwiegen sein, aber ebensowenig, daß er weit mehr reizende treffliche Lieder geschrieben, als solche, die unseren Tadel verdienen. Zu den ersteren gehören auch seine patriotischen Lieder; er ist nie in die Arena des Parteikampfs herabgestiegen, sondern hat stets als freisinniger, edeldenkender Mann alle Strebungen seiner Nation mahnend und ermunternd begleitet. Eine kleine, streng gesichtete Auswahl seiner Dichtungen, von einem guten Uebersetzer verdeutscht, würde das deutsche Publicum sicherlich in hohem Grade interessiren. L. A. Staufe-Simiginowicz, der in seinen „Romanischen Poeten" (S. 4—46) eine Reihe dieser Dichtungen übersetzt, ist leider sowohl des Rumänischen als des Deutschen — er ist Ruthene — nicht in jenem Grade mächtig gewesen, um die ungemeinen Schwierigkeiten zu überwinden. Die Treue der Form ist ihm höher gestanden, als jene des Inhalts; an sich ein schwerer Fehler, doppelt schwer bei Alexandri, der in hohem Grade willkürlich in der Form ist, und in seiner überströmenden Reimfülle ohnehin im Deutschen nicht erreicht werden kann. So hat Staufes ungemeiner Fleiß, seine langjährige, selbstlose Arbeit im Dienste unserer Weltliteratur leider nur geringe Früchte getragen. Unter diesen Umständen wäre es fraglich, ob ich dem Leser und dem Dichter einen Dienst erwiese, wenn ich Proben in mangelhafter Uebersetzung mittheilte.

In seinen historischen Balladen sowie in seinen dramatischen Versuchen ist Alexandri unbedeutend. Eine reizende Dichtung aber ist sein „Mariora Floriora", ein Volksmärchen von bezauberndem Duft, von glühender Sinnlichkeit, von einer Musik des Verses, wie sie selbst bei italienischen Poeten selten das Ohr entzückt.

Wenden wir uns nun zu Bolintineanu. Auch er ist durch und durch national, aber, wie schon erwähnt, sehr verschieden von Alexandri. Wir wollen die Bedeutung der beiden Poeten nicht gegeneinander abwägen. Es ist dies eine Lieblingsarbeit rumänischer Literaten, die wohl in ihrer Ueberschwänglichkeit Alexandri als Schiller, Bolintineanu als Goethe ihrer Literatur preisen. Diese Vergleichung hat nur insofern Berechtigung, als Alexandri seinem Kunstprincipe nach Idealist, Bolintineanu Realist ist; im Uebrigen wollen wir hoffen, daß auch der rumänischen Literatur noch Dichter geboren werden, welche solche Parallelen mehr verdienen als die beiden jetzt wirkenden Dichter. Bolintineanu ist kein Goethe, aber immerhin der Uhland seiner Nation. Seine historischen Balladen sind trefflich, voll plastischer Gestaltungskraft, schlicht und edel im Ton, knapp in der Form. Hier lehnt sich der Dichter blos im Stoff und in einzelnen naiven Wendungen an das Volkslied, aber er unterscheidet sich von demselben auf das Schärfste durch die Ausscheidung aller lyrischen und descriptiven Zuthaten, alles Märchenhaften und Mystischen, durch die Knappheit und Kraft, mit der er im engen Rahmen reiche Stoffe bezwingt. Die gedrungene Kraft und Prägnanz ist im rumänischen Dichterwalde nur eben dem einzigen Bolintineanu verliehen, darum sind viele seiner Landsleute so thöricht, ihm seine Wortkargheit als Fehler anzurechnen. Wir aber müssen sein weises Maßhalten als eine Oase in der Wüste begrüßen. Zu welcher süßen oder süßlichen Idylle hätten andere Dichter beispielsweise die dem Volkslied entnommene Sage von der Vermählung des Fürsten Radu mit einer niedrig geborenen Zofe gestaltet! Bolintineanu (übers. v. Schuller) gestaltet sie knapp und plastisch:

„Komm und gib mir einen Kuß, mein süßes Leben!
Will ein Röckchen dir und einen Halsschmuck geben!"

„„Herr, für einen Rock und einen Halsschmuck — wißt —
Hab in meinem Leben niemals ich geküßt.""

„Küsse mich mein liebes Kind, für deine Ohren
Habe ich ein perlenreich Gehäng erkoren."

„„Perlen trag ich nicht für einen Kuß und Gold;
Niemals schmück' ich meinen Leib um solchen Sold.""

„Komm und küsse mich verschämtes Kind; sonst schleife
Dich ein Pferd in wilder Flucht an seinem Schweife."

„„An den Schweif des wilden Renners kannst du binden mich,
Aber nie, Gebieter, niemals küss' ich dich.""

Schnaubend kommt ein Renner, stampfet mit den Füßen;
„Willst du, junge Schöne, nun mich endlich küssen?"

„„An den Schweif des wilden Renners kannst du binden mich,
Aber nie, Gebieter, niemals küss' ich dich.""

Da im Kreis von seines Hofes Herrn und Frauen
Läßt sich Wode Radu mit dem Mädchen trauen.

Gleichfalls im knappsten Rahmen entrollt sich des Dichters populärste Ballade: „Die Mutter Stefan des Großen." Der Fürst weilt im Kampfe gegen die Türken, seine Gattin und seine greise Mutter verbringen den Tag und Abend im Gebete.

Die Mitternacht kam leise, da scholl mit einem Male
Ein lautes Rufen, Pochen am hohen Burgportale.
„Ja, ich bin's, gute Mutter, ersehnt wohl manche Stund',
Dein Sohn ist's und ich kehre vom Heere krank und wund.
Es brennen meine Wunden — der Türk' jagt hinter mir,
Meine Krieger sind gefloh'n! — Laß öffnen mir die Thür!"

Die greise Fürstin eilt zum Thore und ruft: „Du bist nicht Stefan, Lügner, mein Sohn weilt im Kampf." Da schämt sich der verzagte Held und eilt zurück in die Schlacht —

Die Schlacht beginnt auf's Neue — die Feinde sind zerschmettert
Und fallen wie die Aehren, wenn rings die Sense wettert.

Neben diesen kleinen epischen Kunstformen hat Bolintineanu auch die größere poetische Erzählung gepflegt. Hier sind es ausschließlich Stoffe aus dem Orient, die er behandelt, „Blumen des Bosporus" ist diese Abtheilung seiner Gedichte (Bukarest 1856) überschrieben. Es läßt sich nicht schildern, wie hoch gerade diese und nur diese Seite seines Schaffens in seiner Heimat gepriesen, wie überschwänglich sie gefeiert wird. Ich gebe hier den Excurs des relativ nüchternsten Kritikers wieder, des Dichters Jonesku. „Im Orient", schreibt er, „ist das wahre Reich des Dichters, hier entfaltet er seine ganze Phantasie. Wie weiß er uns jenes Land zu schildern, wo Alles Poesie ist, wo die leuchtendsten Blumen blühen, wo die melodienreichsten Vögel singen, wo die Frauen nur Liebe hauchen. Und mit welchem unendlichen Zauber malt er uns die Abende im Orient! Ueberall sehen wir, daß Alles ein volles Leben lebt, daß die Wasser krystallener leuchten, die Strahlen lieblicher glühen, die Dämmerungen mit süßeren Versprechungen uns erfüllen. Wenn dann der Mond sein melancholisches Licht ergießt, mit welchem Zauber entfalten die Blumen ihren Glanz und mit welchen Harmonien besingen die Nachtigallen die Schönheiten ihrer wahren Heimat. Und die Nächte auf dem Bosporus zugebracht! Das leise Rauschen der Kähne, wie diese die Wellen theilen, der Lärm der Ruderer, die harmonischen Gesänge auf den Ufern, aus Gärten und Hainen, endlich die Klänge des Saitenspiels, mit welchen der Geliebte seine Erkorene zum Fenster ruft." Dies, wie gesagt, eine der

Digitized by Google

nüchternsten Stimmen, die ich auch deshalb mittheile, weil sie mindestens nur dasjenige lobt, was vollsten Lobes würdig ist: das prächtige Localcolorit dieser Dichtungen. Hingegen ist der Dichter hier — und nur hier! — von einem gewissen Schwulst nicht freizusprechen, vielleicht hat das gerade seinen Erzählungen in Rumänien so rauschendes Lob eingebracht! Der Faden der Begebenheiten ist sehr dünn, auch in der Charakteristik sind diese kleinen Epen weit schwächer als die Balladen. Relativ die beste dieser Erzählungen ist „Zeila".

Muß bezüglich dieser Dichtungen unser Lob kälter sein, als das seiner Compatrioten, so müssen wir hingegen Bolintineanus Lieder höher stellen, als dies in Rumänien üblich. „Sie sind gar zu einfach", klagen die Herren, und in der That sind sie frei von jenem Ueberschwang an Worten und Bildern, wie er die Lieder der Anderen entstellt, frei auch, bis auf einige Jugendgedichte, von jener krankhaften, thränenduseligen Sentimentalität, die hier modern geworden, weil sie als „gefühlvoll" gilt. Der Ton ist frisch, naiv, volksthümlich. Als Probe stehe hier das folgende, „Des Popen Tochter" überschriebene Gedicht:

„Wäre ich ein Pascha heut',
Zög' nicht an ein gold'nes Kleid,
Baut mir auch nicht von Granit
Ein Serail, d'raus Reichthum sieht,
Gärten nicht voll gold'ner Pracht,
Von Eunuchen wohlbewacht,
Braucht' kein' Harem mit Kadinen,
Keine Barken mit Gardinen,
Doch beim Barte des Propheten
Schwör' ich — mag mich Allah tödten!
Wär' ich Türk und Pascha gar,
Böte auf ich meine Schaar,
Bräche rasch in Galacz ein,
Raubt' des Popen Töchterlein,
Dieses Mädchen mit den feuchten
Augen, die so lieblich leuchten!"

Schließlich ist der politischen Gedichte Bolintineanus zu gedenken, insbesondere seiner „Gesänge aus dem Exil". Der Dichter hatte 1848 starken Antheil an den politischen Kämpfen genommen und mußte bis zur Mitte der fünfziger Jahre auf fremdem Boden weilen. Auch diese Lieder charakterisiren wir wohl am besten durch die Mittheilung einer Probe:

„Hättest, trauernd Vaterland, du mir das Leben wollen rauben,
Wen'ger grausam wär's gewesen für das Herz, das heiß dich liebt —
Einen Kerker, Eisenbanden hätt' ich freudig vorgezogen
Diesem Leben, das die Fremde dem verbannten Fremdling gibt!

Dort im Vaterlande hätt' ich doch noch einmal hören können
Meiner Muttersprache Laute, lieblich, wie des Seraphs Lied,
Und dem Märtyrthum verfallen, hätt' die Seele noch gejubelt,
Und geweint ob meiner Qualen hätt' auch der noch, der mich flieht.

Doch du hast mich hart verstoßen, hast zerrissen alle Bande,
Daß allmählich sie erkalte, meine Lieb' zum Vaterlande,
Bis aus Bitterkeit einst Gleichmuth — und auch Glück vielleicht erwacht;
Denn es fehlt mir nichts von Allem, was die Menschen Glück je nannten —
Ich bin frei, doch diese Freiheit eines trauernden Verbannten
Möcht' auch denen ich nicht wünschen, die in's Elend mich gebracht!"

Aus dem Exil heimgekehrt, machte Bolintineanu eine große politische Carriere und war u. A. längere Zeit Cultusminister. Als solcher soll er sich insbesondere gemüht haben, in die schwankende rumänische Rechtschreibung Regel und Ordnung zu bringen. Mit geringem Erfolge — die Unordnung ist noch heute so groß, daß fast jeder Dichter, jeder Publicist und jeder Schulmeister seine eigene Orthographie hat.

Alexandri und Bolintineanu haben beide Schule gemacht; mit geringen Ausnahmen bewegt sich der gesammte Nachwuchs der „Nationalen" in den von ihnen gewiesenen Bahnen. Ehe wir diese betrachten haben wir jedoch noch eines Dichters zu gedenken, der neben den beiden Meistern eine fast ebenbürtige Ausnahmsstellung einnimmt: Georg Sion.

Er ist der hervorragendste politische Lyriker der Rumänen und unter den jüngeren der einzige, der nicht blos gereimte Leitartikel bietet. Im Uebrigen dominirt in diesem Genre die Phrase, die hohle, schale, geist- und gedankenlose Phrase. Weil Sion und Bolintineau wirklich verbannt gewesen und Gesänge aus dem Exil gedichtet, so behauptet in Rumänien heute jeder Poet in seinen Reimen, einmal verbannt gewesen zu sein. Die Herren sitzen behaglich in ihren Stuben zu Jassy und Bukarest und winseln, daß es einen Stein erbarmen könnte, wie bitter das Brod der Fremde ist. Und erlogen, wie diese Klage, ist auch ihr ganzer Patriotismus — echte Gefühle äußern sich anders, das sehen wir an Sion. In seinen Liedern ist eine Gluth der Begeisterung, ein elementarer Ton der Empfindung, eine Innigkeit der Vaterlandsliebe, die unwillkürlich ergreift, mag man auch sonst über dies Volksthum denken, wie man will. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß dieser talentvolle, feurige Poet keine anderen Stoffe als politische wählen kann, ohne schal und trivial zu werden. Seine Liebeslieder sind kaum zu lesen, seine satirischen Bilder aus der Gesellschaft witzlos und matt. So hat er nur eine engbegrenzte, scharf ausgeprägte Begabung, aber innerhalb dieser Grenzen leistet er Treffliches. Er dichtet seit 1846 und ist sehr productiv, aus seinen Liedern ließe sich also eine poetische Geschichte Rumäniens zusammenstellen. Diese Lieder sind es werth, daß wir auch aus ihnen Proben mittheilen. Auch hiefür stehen uns nur Uebersetzungen Staufes zur Verfügung. Das folgende feurige Kampflied richtet sich gegen die Griechen, die „Fanarioten", die bis in die jüngste Zeit eine Geißel des unglücklichen Landes gewesen. Es ist 1857 entstanden und lautet in seinen Hauptstrophen:

„Unter allen Erdenübeln
Welches ist das ärgste doch?
Welchem Uebel fehlt der Name,
Selbst der Henker scheut ihn noch!
Welche Drachenbrut gedeihet
Zwischen uns im ganzen Land?
Wer vergiftet und verpestet,
Was er kapert, was er fand?
Soll ich's sagen, zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist?

Wer besitzet keine Heimat
Und sucht sie in unsrem Land?
Wer sucht sich die reichste Wirthschaft
Und hat gleich sie bei der Hand?
Wer kommt bettelnd hergezogen
Weit, aus gottverlass'nem Nest?
Wer treibt mit dem Lande Spiel nur
Und verkauft es auf das Best'?
Soll ich's sagen zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist!

Wer hat unsern Ruhm verdunkelt
Und Verleumdung ausgestreut?
Lethargie hervorgerufen
In Rumänien weit und breit?
Wer hat uns die Lieb' verleidet,
Die der Heimat wir geschenkt?
Sklavensinn und läss'ge Schwäche
Tief in unser Herz gesenkt?
Ach! ich sag's zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist!

Nicht der Griech' ist's, der in Troja
Einst Homerens Lieder sang;
Der Homerens Iliade
Einst aus Brand und Asche schwang;
Nicht der Griech' ist's, der für Freiheit
Und für Volk sein Leben gibt;

Digitized by Google

Nicht der Griech' ist's, der mit Ehren
Unter uns zu walten liebt.
Nein, ich sag's zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist!

Pest, Heuschrecken, Krankheit, Heere,
Jedes Uebel wuthentbrannt
Kam auf uns're armen Häupter,
Aber es verließ das Land,
Doch von diesem gier'gen Igel
Werden nimmermehr wir frei!
Gott, wann bringst du dem Romanen
Einsicht und Verstand doch bei?
Wann ruf' ich nach jedem Wind,
Daß wir frei des Igels sind?"

In begeisterten Reimen feierte Sion 1856 die „Union", die Vereinigung der Moldau und Walachei:

„Hoch am Himmel strahlt zur Stunde
Uns ein Stern, der bringt die Kunde,
Daß der argen Noth und Pein
Jetzo muß ein Ende sein.
Stern Rumäniens, gold'ner Schimmer,
Leuchte uns'rer Einheit immer,
Stern des Lebens, unser Gut,
Uns're Zukunft nimm in Hut!
Und du Gott im Himmel droben,
Den des Erdballs Völker loben,
Laß ihn leuchten immerdar
Uns'rem Glücke hell und klar!

Alle Welt muß uns vernehmen,
Uns're Rechte sind nicht Schemen!
Litten wir nicht mit Geduld?
Litten wir nicht ohne Schuld?
Glaub', es möchte uns gebühren
Unser armes Sein zu führen,
Glaub' es wär' auch endlich Zeit,
Daß die Noth uns meilenweit!
Daß die Uebel aller Arten
Endlich sich zum Aufbruch schaarten,
Ob sie heulend sind zu seh'n
Zähnefletschend weiter geh'n!

Neues Jahr, es wird uns geben
Neue Zeit und neues Leben,
Niemand sei mehr nach dem Land,
Das ihn nähret zubenannt.
Alle auf Rumäniens Erde,
Die bald frei und ruhmreich werde,
Alle steh'n wir im Verband
Seien Rumänen nur genannt.
Nur ein Vaterland, ein Name,
D'rin liegt uns'res Ruhmes Same,
Und so lang die Welt besteht
Unser Volk nicht untergeht!"

Wir kommen zu den dii minorum gentium. Nur wenige verdienen mehr, als die Nennung ihres Namens und die Andeutung des Genres, das sie pflegen. Georg von Assaci und Andres Morosanu sind Oden dichter, beide haben in steifen, würdigen, nicht immer kurzweiligen Gedichten Thaten der Nationen oder einzelner Männer besungen. Morosanus Schwäche ist es leider, auch Kinder zu besingen; wird einem seiner Freunde ein Knäblein geboren, so dichtet er eine „Ode" darüber. Als Lyriker von hübscher Begabung, wenn auch in keiner Weise hervorragend, sind zu nennen: G. A. Baronzi, Cäsar Boliac, J. Grecu, N. Istrati, Jakob Marosanu, G. Melidon, Bostaki Negri, ferner Ghika, Grandea, Gusti, Jonesku, Carlowa, Lazzarescu, Pelimon, Teut, endlich die Bukowinaer Bumbec und Petrino, der letztere reich begabt, aber auch so völlig ohne Selbstkritik und ernstes Streben, daß er nach glänzendem Debüt schon heute zu den Todten zählt. Fast alle diese Poeten haben auch Balladen und Sagen gedichtet. Bedeutender als die eben Genannten ist der edle, formvollendete Creciann. Auch sein Talent hat einst mehr versprochen als es geleistet, aber er ist und bleibt eine vornehme Erscheinung, bei der man gern verweilt. Er allein verdient es noch, daß wir ihn der Ehre eines Citats würdigen, wir wählen einige Strophen aus seinem feurigen, leider nur allzu berechtigtem Mahn- und Strafliede: „An die rumänische Jugend":

„Wie, gesunken, einst die Römer die Mysterien der Venus
Schamlos priesen und verehrten, so versinkt auch Euer Sinn;
Während des Vulcanes Donner unter Euren Füßen toben
Lebt, in Freuden Euch berauschend, Ihr gedankenlos dahin.

Ohne Sorgen, ohne Bangen, wie die laubgekrönten Opfer,
Laßt Ihr fort und fort Euch drängen an des Abgrunds schroffen Rand;
Eitelkeit ist Eure Seele, leerer Dunst die Kraft des Denkens,
Während hohes, edles Wirken stets Euch zu Gebote stand.

Schüttle ab den Schlaf, o Jugend! Schüre an zur hellen Flamme
Jene Gluth auf deines Herzens gottverliehenem Altar —
Kämpfe mit den Elementen und gebiete deinem Schicksal,
Zeig' der Welt einen Rumänen wie er ist — und wie er war!

Siehst du nicht, wie bei dem Leben, das du heute glanzlos führest,
Träg des Herzens Schläge beben, welkt dein Jünglingsangesicht?
Wo ist deiner Jugend Rose? Wo das Feuer der Begeist'rung,
Das im Aug' sich wiederspiegelt, wie im See des Himmels Licht?

Edles Blut! Auf, laß dich sehen! Zünde, o verborg'ner Funke,
Laß den Baum, der modernd siechet, schnell in hellen Flammen stehn!
Ruhlos kämpfet heute Alles für ein Recht, einen Gedanken,
Tief im Staub soll überall die Macht der Willkür untergeh'n!

Negruzzi und Rosetti sind humoristische Dichter, der letztere macht recht eigenthümliche Witze, darunter solche, bei denen ein alter Husarenwachtmeister erröthen würde. Man nennt ihn den Béranger Rumäniens — ich denke, das ist eine Beleidigung, welche das Land nicht verdient. Auf dramatischem Gebiete ist von den „Nationalen" außer Alexandri nur Eliade zu erwähnen, der einen Operntext „Am Vorabend der Schlacht bei Calugereni" geschrieben, in klingenden Reimen und voll patriotischen Gefühls.

Wir sind zu Ende. Rumänien braucht sich seiner Dichter nicht zu schämen, ebensowenig kann es auf gewaltige, überaus glänzende Leistungen hinweisen. Immerhin ist eine Musterung seines Parnasses lohnender als man erwarten sollte, und seine Literatur verdient größere Beachtung als sie bisher gefunden. Mögen die „Nationalen" wachsen, die „Nachahmer" eine immer geringere Rolle spielen, möge eine ernsthafte Kritik nach diesem Ziele hinarbeiten! Besseres wissen wir der jungen Literatur als Abschiedsgruß nicht zu wünschen!

Grabbe in seiner Vaterstadt.

Eine Reminiscenz vom Detmolder Hermannsfest.

Es war ein heißer Augustmond, der August des Jahres 1875. Der deutschthümelerstaubige Festtrouble und Cheruskerenthusiasmus, der damals in der romantischen Residenz des eisenbahnlosen Fürstenthums Lippe grassirte, hatte mir, verbunden mit der tropischen Atmosphäre und einer anstrengenden journalistischen Thätigkeit so zugesetzt, daß ich meinen Aufenthalt um einige Tage verlängerte. Ich logirte im Hotel zur Stadt Frankfurt von Brokmann, gerade gegenüber dem Schloßplatz. Wenn man, das hübsche, im Rococostil erbaute Residenzschloß mit seinem prächtigen romanischen Thurm vor den Augen, auf der schmalen Veranda des Hotels saß, kamen einem ganz

Digitized by Google

von selbst allerlei alte Geschichten in den Kopf und der ergraute wackere Wirth wußte dieses für die Vergangenheit erwachende Faible durch den Eindruck seiner deftigen, wie aus einem alten Kupferstich geschnittenen Persönlichkeit und seines gemüthlichen Gesprächs noch bedeutend reger zu machen. Ich war kaum einige Tage in dem vortrefflichen Gasthof einquartiert, als ich auch schon heraus hatte, daß der Besitzer ein Jugendfreund des Dichters Ch. D. Grabbe, bekanntlich wie Freiligrath ein geborner Detmolder, und mit dem Leben desselben sehr vertraut war. Ich wäre ein schlechter Literaturfreund gewesen, wenn mich von jener Stunde ab der Wirth und sein guter Wein nicht noch mehr angezogen hätte, wie vorher. Die meisten Residenzler, mit denen ich während meines Aufenthaltes in dem reizenden Werrathale zusammentraf, besaßen oder heuchelten, sowie der Name Grabbe auf's Tapet kam, eine Ignoranz, welche durch ihr compatriotisches Verhältniß zu dem unglücklichen Poeten nur zu leicht erklärt wurde. Was ihm im Umfang seiner Stadtmauern täglich zur Verfügung steht, stachelt den Menschen selten zum Nachlaufen an. Jeder Besitz ruft schließlich ein gewisses Gleichgültigkeitsgefühl wach und so konnte ich es denn auch begreifen, wenn ein mir befreundeter angesehener Schriftsteller, ein geborener Detmolder — wir besitzen ein ausgezeichnetes „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik" von ihm —, offenherzig erklärte, daß er das Grab von Grabbe noch nie gesehen habe.

Um so inniger fesselten mich die von wirklich freundschaftlicher Anhänglichkeit zeugenden Erzählungen des alten dicken Herrn Brokmann. Er besaß viele kleine Erinnerungszeichen an den genialen Todten, kannte eine Menge Anekdoten von ihm und nannte sich, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, seinen Freund. Diese Freundschaft wurde mir übrigens von anderen Seiten auch bestätigt. Brokmann war damals noch Kellner in dem jetzt ihm gehörigen Hotel und er und ein etwas verlodderter Unteroffizier theilten sich manchmal in die Ehre, von Grabbe seine Dichtungen vorgelesen zu erhalten. Daß die Hautevolée der Miniaturresidenz, deren Standesdünkel bekanntlich überall desto größer, je kleiner die Anzahl ihrer Vertreter ist, von einem derartigen Umgang des Poeten gar wenig erbaut sein konnte, bedarf keiner Erklärung. Auch seine anstößige Zotenlust, noch mehr aber seine verderbliche Trunksucht und sein extravagantes Wesen mußten ihn in jenen Kreisen nothwendigerweise discreditiren. Als er von Düsseldorf, auch von Immermann verlassen, in desolatestem Zustande nach Detmold zurückkehrte, trug er das Manuscript seiner Hermannsschlacht auf kleine nummerirte Zettel geschrieben im Schnupftuch bei sich, eine Thatsache, die einem weniger zerfahrenen Manne wie Grabbe wohl kaum verübelt worden wäre, ihm aber, dem Schnaps und alte Brodkrusten liebenden poetischen Stromer, von seinen in behäbigen Alltagsgleisen durch's Leben fahrenden Mitbürgern jedenfalls als neuer Beweis vollständiger Versumpftheit gedeutet wurde. Nach den letzten Forschungsresultaten läßt sich annehmen, daß ein hoher Grad physischer Verkommenheit bei dem hochbegabten Menschen damals auch wirklich existirte. Der Schnapsgenuß, von dessen Wirkungen mir der verstorbene W. Müller von Königswinter aus der Zeit seines Düsseldorfer Aufenthalts so manches traurige Intermezzo erzählte, — es ist sehr prosaisch es sagen zu müssen, aber man muß es eben sagen: der Schnapsgenuß hatte ihn zu Grunde gerichtet. Wie tief er diesem widerlichen Laster verfallen war, beweist eine kleine Geschichte aus seiner letzten Krankheitsperiode, die mir von verschiedenen Personen in fast wortgetreuer Uebereinstimmung verbürgt wurde.

Der behandelnde Arzt redete ihm auf dem Siechbette seiner Trunksucht wegen häufig in's Gewissen. Grabbe aber hatte nur die Antwort: „Was nützt es mir, noch einige Jahre wider meine Gewohnheit zu leben, da ich doch sterben muß!"

„Wenn Sie den Schnaps nicht drangeben, können Sie nicht mehr von einigen Jahren, sondern höchstens von einigen Wochen sprechen!" versetzt der Arzt.

Der Patient erschrickt und verspricht hoch und theuer, sich fügen zu wollen. Der Doctor verschreibt eine Dosis Pillen und geht weg. Als er am anderen Tage wiederkommt, findet er das ganze Krankenzimmer mit Hühnern bevölkert.

„Was ist denn das?" ruft der erstaunte Jünger Aesculaps.

„Ach, die Pillen schmeckten so schlecht, daß sie nicht zu essen waren. Da habe ich denn die Hühner damit gefüttert!" —

Wäre die Handlung blos einer stoischen Todesergebenheit entsprungen, man hätte dem Arzte die Lection von Herzen gönnen können. Das Motiv derselben war jedoch mehr eine physische und psychische, der verhängißvollen Leidenschaft entsprungene Schwäche, eine Schwäche, die der Arme nie überwinden sollte.

Ein zweites tragikomisches Intermezzo, dessen Mittheilung ich Herrn Brokmann verdanke, möge hier deshalb seinen Platz finden, weil es ein neues, eigenthümliches Licht auf das Verhältniß des Dichters zu seiner Frau wirft.

Auf dem Wege zur kirchlichen Trauungsfeierlichkeit ging das Brautpaar zufällig an Brokmann vorüber. Grabbe bemerkte den Freund und begrüßte ihn, halb spöttisch halb lustig auf seine Zukünftige deutend, mit der oft von ihm angewendeten Redensart:

„Da haben wir die Bohne!"

Eine derartige schnodderige Bemerkung würde meines Dafürhaltens selbst ein Grabbe nicht haben machen können, wenn er sich in einer echten reinen Bräutigamsstimmung befunden hätte. Vielleicht, daß er schon in jener Stunde die unzähligen Kränkungen und Quereleien seiner sauberen Erwählten, die sich später sogar zu der infamen Lüge hinreißen ließ, die Ursache der Trunksucht des Mannes sei seine Mutter, die ihn dazu verführt habe, die Mutter, die dem Armen bis an's Ende in treuester, wahrster Fürsorge ergeben blieb und an deren Busen er seinen letzten Athemzug aushauchte — möglich, daß der beklagenswerthe Poet schon damals in der festlich geschmückten Braut die einstige Xantippe vorherahnte. —

Mein freundlicher Wirth theilte mir noch viele hierauf bezügliche Begebenheiten mit. Er zeigte sich auf dem Gebiete der Familiengeschichte des Dichters fast ebenso zu Hause wie in dem persönlichen Lebensgange desselben, und manche seiner Mittheilungen, die mich besonders anzogen und sich bei näherer Nachforschung als begründet oder wahrscheinlich erwiesen, habe ich aufgezeichnet. Er wußte auch, daß Grabbe auf dem alten Kirchhof — es gibt zwei Kirchhöfe in Detmold — neben seiner geliebten Mutter begraben liege und daß man sich den Schlüssel zu jenem Kirchhof bei dem nebenan wohnenden Steinhauermeister Jacobs holen müsse. Liebenswürdig, wie ein Wirth nur sein kann, erbot sich der Alte, mich durch einen dienstbaren Geist zu der denkwürdigen Stätte hinführen zu lassen. Ich mache derartige Gänge am liebsten immer allein, und so schritt ich denn eines Nachmittags durch die engen alterthümlichen Straßen der Lippe'schen Residenz, um den Schlüsselbewahrer Jacobs aufzusuchen. Der ehrsame Steinhauermeister war jedoch nicht zu Hause und unverrichteter Sache mußte ich nach einem flüchtigen Blick durch das eiserne Kirchhofgitter wieder abziehen. Dasselbe Resultat erhielt ich bei ein paar späteren Besuchen, bis ich schließlich mit dem festen Entschluß, diesmal coûte qui coûte zum Ziele zu gelangen, den nie zu Hause befindlichen Freund Jacobs noch einmal aufsuchte. Statt an ihn wandte ich mich diesmal, was ich eigentlich auch schon zu Anfang hätte thun können, an das Personal seiner dem Kirchhof gegenüber liegenden Werkstätte. Man konnte es schnell auswendig lernen dieses Personal, denn außer einem riesigen Greise, der in der glühenden Hitze unter freiem Himmel mit Steinklopfen beschäftigt war und einem fast ebenso alten Gehülfen, welcher seine Füße vor den versengenden Sonnenstrahlen in plumpen Holzschuhen zu schützen versuchte, bemerkte ich auf dem Platze nur noch eine Katze, die auf einem großen Sandquaderstein lag und den Kopf zwischen die Vorderpfoten steckte. Nachdem ich mein Anliegen während einer kleinen Pause des Steinklopfers vorgebracht hatte, gab dieser seinem Collegen einen stummen Wink. Die schweren Holzklumpen setzten sich nach dem anliegenden niedrigen Schuppen in Bewegung und ein paar Secunden später händigte mir ihr Träger schweigend einen großen Schlüssel aus.

Digitized by Google

Die ethnographische Beobachtung, daß sich die semmelblonden Bewohner des Werrathales durch eine auffällige Schweigsamkeit auszeichnen, machte ich schon auf der Postfahrt von Bergheim, einer kleinen Station der Hannover-Altenbekener Eisenbahn, bis Detmold. Fast drei Stunden lang saß ich da auf dem Bock neben dem falsch wie der Teufel blasenden Postillon. Ich hatte dem Kerl gleich von vornherein ein anständiges Trinkgeld gegeben und ließ ihm in der Hoffnung, wenigstens die Namen der uns umgebenden waldigen Berge und des einen oder anderen malerisch in den Thalschluchten versteckten Dörfchens oder Meierhofs zu erfahren, noch dazu an jedem Halteplatz ein Glas Bier schenken. Aber ja wohl! Der Mann steckte das Geld ruhig ein, ließ auch das kühle Bier mit offenbarem Wohlbehagen hinter seinem durchschwitzten, gelben Uniformkragen verschwinden, aber sprechen, nein, das that er nicht. Sein rostbraunes, von fuchsigem Kopfhaar umrahmtes Gesicht, das eine frappante Aehnlichkeit mit einer alten Kartoffel besaß, der man in der Mitte zwei Wurzelkeime ausgestochen hat, verharrte bei all' meinen Fragen in derselben Ausdruckslosigkeit, demselben stumpfsinnigen Schweigen. Und doch war der Mann weder taub noch stumm. Eingeweihte Freunde hatten mir schon vor Antritt meiner Reise erzählt, der Mangel einer Eisenbahn im Lande Lippe rühre nur daher, weil der Fürst Leopold befürchte, durch eine solche Neuerung die ursprüngliche Naturwüchsigkeit seiner Einwohner und seinen prächtigen Wildstand vermindert zu sehen. In der Gesellschaft des naturwüchsigen Postillons habe ich jene zarte fürstliche Vorsorge entschieden bedauert; bei Gelegenheit meines Friedhofbesuches gereichte sie mir zum Vortheil, denn nur ungern hätte ich mich durch das leere Gewäsch eines Cicerone auf meinem einsamen Gange stören lassen.

Neugierig schloß ich das Gitterthor auf und wanderte langsam durch die sonnig erhellte Pappelallee, welche den dicht besetzten, mit Strauchwerk und Unkraut bedeckten Friedhof der Länge nach durchschnitt. Wie ich wußte, hatte Ferdinand Freiligrath, der dem Hermannsfeste leider nicht beiwohnen konnte, einen Detmolder Bekannten telegraphisch beauftragt, das Grab des Dichters der Hermannsschlacht mit zwei Lorbeerkränzen zu schmücken. Ich besaß also ein untrügliches Erkennungszeichen der Ruhestätte und begab mich in diesem Bewußtsein ruhig auf die Suche. Gasse um Gasse des dichtbevölkerten Platzes schritt ich ab, Kreuze und Gedenktafeln von allen möglichen Dimensionen durchforschend — das lorbeergeschmückte Grab fand ich nicht. Eine alte Frau, die mir durch das offengelassene Gitterthor nachkam, frug mich nach der Ruhestätte irgend einer mir wildfremden Seele. Sie hielt mich wahrscheinlich für einen Eingeborenen. Leider vermochte ich ebensowenig ihre Frage zu beantworten, wie sie die meinige. Etwas unmuthig spazierte ich wieder nach der Steinhauerwerkstätte. Die Holzschuhe des alten Gehülfen setzten sich mechanisch in Bewegung, geleiteten mich in eine rechts vom Eingang des Kirchhofs befindliche Ecke, wobei ihr Träger eine stumme Handbewegung machte und entfernten sich mit demselben monotonen Geklapper, womit sie mich begleitet hatten.

Ich stand vor zwei gleich großen, mit demselben niedrigen Sandsteinrande eingefaßten, total mit Unkraut bedeckten Gräbern. Auf dem einen derselben lagen zwei, durch die Sonnengluth schon halb verdorrte Tannenzweigkränze und ein paar kleine, welke Blumensträußchen. Zweifelnd stieß ich mit meinem Stocke das Schlinggewächs, das die an den Kopfenden angebrachten primitiven Sandsteintafeln überwucherte, zurück und las den Namen Grabbe. Ich stand vor den Gräbern des unglücklichen Dramatikers und seiner treuen, guten Mutter.

Freiligrath war getäuscht worden. Seinem Beauftragten dünkte offenbar ein Tannenzweigkranz ebenso gut, wie ein aus Lorbeer gewundener! Armer Poet! Deine kleingeistige Vaterstadt scheint nicht zufrieden damit, dir im Leben so manchen Stachelkranz auf's Haupt gedrückt zu haben; sie setzt das traurige Geschäft auch nach deinem Tode noch fort! Kann man denn in diesem Lande den Lorbeer nur von auswärts beziehen?! Doch nein, ich erinnerte mich, vor dem Feste als gewissenhafter Reporter einen Gang durch die fürstlich Lippe'sche Hofküche gemacht zu haben. Ein Jägermeister erzählte mir, daß für die Festtage auf hohen Befehl viele Wildschweine abgeschossen worden wären. Wahrscheinlich consumirten sie den in Lippe-Detmold wachsenden Lorbeer. Heinrich Heine sagt wahr:

„Noch heute schmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorbeerblättern den Rüssel!" —

Wie verwahrlost die beiden Gräber aussahen! Der unangenehme Eindruck davon wurde noch verstärkt durch das hochsommerlich schöne Festgewand der Umgebung. Im Hintergrunde grüßten die beim neuen Residenzschloß liegenden waldumhüllten Berge herüber; rechts von ihnen, zwar durch Häuserbauten verdeckt, aber dem Geiste des Beschauers darum nicht minder nahe, die Grotenburg mit dem Hermannsdenkmal. Wälder und Berge, Häuser und Grabsteine, Sträuche und Blumen waren umschimmert von hellem fröhlichem Sonnengolde, das in vollen, blendenden Lichtmassen vom azurblauen Firmamente niederströmte; das Grab Dessen aber, der dieses schöne Ländchen so sehr geliebt und zum Ruhme desselben so Großes geschaffen, dessen Hermannsschlachtschluß tausendmal mehr werth ist, als all' die gereimten und ungereimten Redereien der patriotischen Liberalismus-Bier- und Großdeutschland-Champagner-Trinker es waren, — sein Grab und das der treuen Frau, die ihn gebar, sie lagen hier im Schatten, zwei ungepflegte und ungehegte Rasenplätze, verlassenen Bettlern gleich, wie zum Hohne mit Tannenreisig verziert! Es ist wahr, der Schriftsteller, dessen Name sich nicht auch ohne ein äußeres Denkmal der Zukunft überliefert, verdient gar kein Denkmal. Ich will auch durchaus nicht zur Gründung eines Grabbe-Monumentes auffordern — ist doch in unserem guten Vaterlande leider weniger Mangel an Denkmälern als an Dankmälern! — Daß aber die letzte Ruhestätte eines unserer begabtesten nationalen Dichter sich dauernd in so unwürdigem Zustande befinden kann, deß sollte nicht allein der Detmolder, sondern jeder ordentliche Deutsche sich aus tiefster Seele schämen.

„Mich frißt die Zeit oder ich fresse ein Stück von ihr!" schrieb der Todte einst an seine Braut. Könnten die Epigonen sich nicht an dem Bewußtsein genügen lassen, daß blos das Zweite richtig, das verzehrte Stück aber leider nicht das Beste gewesen ist? Oder soll sich Beides bewahrheiten? — —

Die rohen Sandsteinplatten, welche als Denkmäler der beiden Gräber dienen, stehen aufrecht. Grabbe liegt zur Linken seiner Mutter. Die Inschrift auf seinem Gedenkstein lautet:

„Hier ruhet in Frieden
der Dichter Christian Dietrich Grabbe,
geb. d. 11. Dec. 1801
† den 2. Sept. 1836.
Dieses widmet Deine Mutter Dir."

Der letzte Satz war ganz von wuchernden Gräsern bedeckt und wurde erst nach deren Hinwegschaffung von mir entdeckt. Dieser Grund erklärt es wohl auch, wenn in der kritischen Gesammtausgabe von Grabbes Schriften*) die Grabschrift nicht vollständig mitgetheilt ist. Und doch ist dieser Nachsatz auf dem Leichensteine des verheiratheten Mannes höchst charakteristisch.

Einen seltsamen Eindruck macht es dabei, daß der Steinmetz zuerst offenbar „Dier" in die Tafel meißelte, dann das e ausmerzte und so gut wie möglich in ein r verwandelte, jedoch schließlich, von der Fruchtlosigkeit einer Verdeckung seiner sprachlichen Sünde überzeugt, hinter das corrigirte Wort noch einmal „Dir" setzte und diesmal richtig, so daß man jetzt mit unwillkürlichem Nachdruck: „Dies widmet Deine Mutter Dir, Dir!" liest.

Ob der biedere Steinmetz vorausahnte, daß eine gewisse Emphasis beim Lesen dieses Satzes berechtigt sei? Ob er wußte, wie lieb die gute Frau den armen, elenden Sohn hatte? Nicht die Gattin, nicht die Freunde, nicht das Vaterland, nicht die Mitbürger ehrten das Grab des gottbegnadeten Todten — auch

*) L. c. Band IV, Seite 327.

Digitized by Google

das noch mußte die Mutter thun, die Mutter, die für den Sohn gedarbt, geborgt und gesorgt hatte bis zu seinem letzten Seufzer, die Mutter, die, wie beschränkt und arm sie auch war, den Geistesreichthum ihres Knaben doch besser zu schätzen und zu ehren verstand, als mancher foliantenschwangere Literatorenkopf. Die treue Seele hat ihren Sohn noch zwanzig Jahre überlebt. Ihr Grabstein trägt die Worte: „Hier ruhet in Frieden neben ihrem Sohne die Mutter Dorothea Grabbe, geb. Grüttemeier, geb. den 10. November 1765, † den 2. October 1856." Was die gute Alte bis zu ihrem Tode noch Alles um den Geschiedenen auszustehen hatte, kann man theilweise in der Gesammtausgabe seiner Werke nachlesen. Im vierten Bande derselben finden sich auch Briefe der armen Mutter vor.

Als ich mich niederbeugte, um zum Abschied ein Blatt von dem Grabe des Dichters zu pflücken, stach ich mich heftig in die wuchernden Brennnesseln. Ich leide durchaus nicht an Größenwahnsinn, aber in diesem Moment, der mich die gerügte Vernachlässigungssünde unserer Nation so schmerzlich empfinden ließ, wünschte ich wirklich mit einer Victor Hugo'schen Metapher, daß meine Hand die Hand von ganz Deutschland gewesen wäre!

Josef Schrattenholz.

Zum Rubens-Jubiläum.

Von Hermann Riegel.

(Schluß.)

Unter solchen Umständen ist die Zahl der Werke, die unter Rubens Namen gehen, eine wahrhaft riesige. Kaum eine öffentliche und Privatsammlung gibt es, wo nicht irgend ein Rubens wäre. Man wird diese Werke auf mehr als tausend Nummern anschlagen können. In den öffentlichen Sammlungen Europas befinden sich allein etwa 600 Gemälde. An der Spitze aller dieser Sammlungen steht München mit 89 Bildern, dann folgt Petersburg mit 61, Paris mit 43, das Belvedere in Wien mit 41 und die übrigen Sammlungen daselbst ungefähr mit der gleichen Ziffer, Dresden mit 35, Madrid mit 22, Antwerpen mit 21, Florenz mit 20, Berlin mit 18, Brüssel mit 11 u. s. w. Die Londoner Sammlungen mögen im Ganzen zwischen 70 und 80 Nummern umfassen. Hervorragende Meisterwerke befinden sich in den Kirchen zu Antwerpen, Mecheln, Köln, Genua und an andern Orten. Bei genauerer Betrachtnug einer größeren Zahl dieser Bilder wird einem Jeden wohl der Unterschied zwischen den Originalarbeiten von Rubens und den Werkstattsbildern geläufig werden, und er wird dann finden, daß Rubens in den eigenhändigen Arbeiten durchgehends der geistreiche und gewissenhafte Maler blieb, der er von Anfang war. Dies gilt nicht nur von den Skizzen und Studien, sondern auch von den großen Gemälden, die er noch allein ausführte, wie das ganz schlagend die selbst aus den letzten Jahren seines Lebens stammenden Werke, die „Allegorie auf den dreißigjährigen Krieg" im Palast Pitti zu Florenz und die „Kreuzigung Petri" in der Peterskirche zu Köln darthun. In Bezug auf das letztere Bild sagte Rubens mit Recht, es sei „eines der besten Werke, die je aus seiner Hand hervorgegangen".

Der Inhalt dieser großen Menge von Gemälden erstreckt sich auf alle Gebiete des Darstellbaren: Gegenstände aus der Bibel und der Heiligenlegende, aus der Mythologie und Geschichte, aus dem Leben, thatsächlich oder allegorisch, im historischen Sinne oder genrehaft behandelt, Bildnisse bestimmter Personen, einzeln oder in Gruppen, Jagden und Thiere, Landschaften und Stillleben. Alles Darstellbare ergriff er und stellte es dar. Und dabei konnte er sich immer, so zu sagen, in den jedesmaligen Gegenstand verwandeln und ihn, dem Wesen desselben gemäß, zur Anschauung bringen. So könnte man ihn z. B. seinen mythologisch-allegorischen Bildern gegenüber für einen ausschließlichen Freund des Alterthums, seinen Kirchenbildern aus der neumodischen Legende gegenüber für einen Affilirten der Jesuiten halten. Eine solche Hingabe oder Anbequemung an die Natur und den Charakter des Gegenstandes läßt sich auch in seinen Briefen erkennen, und es macht einen sehr anziehenden Eindruck, wenn er in Briefen an seinen Freund Caspar Gevaerts, den klassischen Humanisten, so oft von den „Göttern" ja auch von der „Göttin der glücklichen Heimkehr" spricht. Man darf das Verhältniß von Rubens zu den von ihm dargestellten Gegenständen nur wie das des Dichters zu seinem Stoffe zu begreifen suchen, und man darf überzeugt sein, daß jede andre Art, welche den Künstler als innerlich dem Gegenstande nahe stehend voraussetzt, zu Irrungen verleitet. Ich halte dies für einen besonders wichtigen Punkt, weil man bei Betrachtung der bezüglichen Bilder allzu leicht verführt wird, ihn nicht zu beobachten, und weil seine Nichtbeachtung zu einer falschen Beurtheilung von Rubens als Mensch veranlassen muß. Zweierlei Beziehungen machen sich in dieser Hinsicht besonders geltend.

Zunächst fällt eine Reihe von Kirchenbildern wegen ihrer den jesuitischen Vorstellungen angehörenden Gegenstände auf. Da sehen wir fabelhafte Wunderthaten der Heiligen Ignatius und Xaverius (Wien), da sehen wir die wunderliche Allegorie, wie Christus, im Begriffe gegen die Welt die tödtlichen Blitze zu schleudern, hiervon auf Bitten der Maria absteht (Brüssel), da sehen wir eine prunkvolle „Communion des heiligen Franz von Assisi" (Antwerpen) und andres Aehnliche mehr. Wie Mancher hat aus diesen ihn tief abstoßenden Stoffen, die so glänzend und lebenswahr dargestellt ihm entgegen treten, einen Schluß auf das Verhältniß des Künstlers als Menschen zu den Gegenständen an sich, zur Kirche und Religion gezogen. Ein solcher Schluß ist falsch. Rubens war ein freier Geist und stand auch der Kirche, ja selbst der christlichen Religion gegenüber in seltener Freiheit da. Beweis hierfür ist unzweifelhaft, wie sich Rubens bei Gelegenheit von Todesfällen ausgedrückt hat. Wer da weiß, wie der Tod einer geliebten Person die Seele religiös zu stimmen geeignet ist, wird es recht würdigen, wenn Rubens in der Antwort auf ein Beileidschreiben unmittelbar nach dem Tode seiner ersten Frau im Sommer 1626 von der „Gewalt des Schicksals, diesem Ausdruck der höchsten Macht spricht, dem man Ergebung und Gehorsam" schulde, wenn er sich gleichsam entschuldigt, daß er von der Zeit erwarte, „was eigentlich die Vernunft thun sollte", und wenn er durchaus in diesem Tone fortfährt. Nicht minder deutlich ist ein Schreiben, das er einige Jahre später an Gevaerts nach dem Tode von dessen Gattin richtet. „Wenn von der Philosophie einiger Trost zu erwarten ist, so steht Dir ein reicher Schatz des Trostes bei Dir selber offen! Ich will nur das eine traurige Trostmittel hier hinzufügen, daß wir in einer Zeit leben, in welcher das Leben, gleich wie dem Schwimmer das Schwimmen, um so leichter ist, je weniger man mit sich führt." Das heißt wahrlich nicht jesuitisch, nicht kirchlich, ja kaum religiös gesprochen. Ich ziehe hier keine weitern Schlußfolgerungen, als die, daß ein Künstler von dieser Denkungsart jene Gegenstände nur als poetischen und künstlerischen Stoff ansehen und behandeln konnte.

Aehnlich verhält es sich mit den Gräßlichkeiten, die man in Rubens'schen Bildern nicht selten sieht. Wenn auf der Darstellung des „Martyriums vom heiligen Livinus" (Brüssel) einer der Henker die blutige Zunge des Heiligen, die er eben ausgerissen, sogleich einem Hunde vorhält, so mag dies als Beispiel für derartige Züge hier gelten. Man fragt sich, wie kann ein Künstler einen so scheußlich barbarischen Vorgang in dieser, bis zum Grauen wahren Weise malen? Muß er selbst nicht ein gutes Stück Härte besitzen? Man wird solche Darstellungen an sich ästhetisch nicht billigen wollen, doch muß man suchen, sie aus der Natur des Künstlers zu erklären, ohne dessen Charakter, der so unzweideutig als ein edler und bedeutender sich zu erkennen gibt, anzutasten. Und da möchte ich auf Shakespeare hinweisen. Wer wagt es, daraus, daß Glocestern auf offener Bühne die Augen ausgerissen werden, einen Schluß auf den Charakter des Dichters zu ziehen? Gerade ebenso ist das Verhältniß bei Rubens, der im Geiste, in der Kunstrichtung, in der Auffassung und Behandlung dem großen Meister der Bühnendichtung nahe verwandt ist.

Digitized by Google

Mit diesem Vergleiche treten wir mitten in den Kern der Rubens'schen Kunstweise. Was ist deren Wesen? Wahrheit und wiederum Wahrheit, selbst bis zur Härte, Leben und Bewegung bis zur höchsten dramatischen Spannung, bis zur flüchtigsten Erscheinung des Augenblicks. Die Leidenschaften in Bewegung und Ausdruck, die lebenden Organisationen in der flüchtigsten Bewegung konnte Rubens mit unvergleichlich sichrem Auge, mit einem einzigen Blick auffassen und das Gesehene in unnachahmlicher Richtigkeit und Wahrheit wiedergeben. Er wußte die Natur wie auswendig und die Darstellung war ihm wie ein Spiel. Dieser von dem reichsten Künstlergeiste, der gestaltungsfähigsten Phantasie und der gewandtesten Technik getragene Realismus ist das Charakterzeichen der Rubens'schen Kunst. Der Zeit und der Lebensstellung des Künstlers entsprechend laufen da eine Menge Elemente, die dem klassischen Kunstbegriffe widerstreiten, mit ein: voran jene Gräßlichkeiten und jene Jesuitenwunder; dann aber auch die Neigung für die Allegorie und deren Vermischung mit der Geschichte und dem Leben, die Kühnheit des Gedankens, die bisweilen in's Barocke umschlägt, die Lust an Kraft und Masse und damit zusammenhängend die Ueberfülle der Gestalten an Fleisch und Form, die Gleichartigkeit der Typen in Gestalten und Köpfen und Aehnliches mehr. In allen diesen Stücken ist er der Sohn seiner Zeit, die nicht mehr die Zeit der klassischen Kunst war, ist er der Vlamänder, den nicht die auch von ihm so hoch bewunderte Schönheit des alten Hellas umgab. Hiermit muß gerechnet werden, wenn man Rubens geschichtlich und folglich gerecht beurtheilen will. Dann wird man aber auch um so eher und um so höher seine Größe schätzen, und die Meisterwerke seiner Hand als etwas anerkennen, das ebensowenig seines Gleichen hat, wie die Antike, wie Rafael, wie Dürer, wie Michelangelo, wie Tizian, wie Rembrandt, wie Cornelius. Diese Meisterwerke sind von der gleichen Genialität getragen und gesättigt, ob sie nun eine heilige Familie oder eine Amazonenschlacht, ein Bildniß oder eine Landschaft, oder was sonst immer darstellen. Immer fesseln sie fort und fort, und immer von Neuem setzen sie in Staunen. Denn die größte Sicherheit und Meisterschaft in allen Mitteln der Malerei sehen wir da beseelt durch einen mächtigen Geist, der Alles durchdringt und Alles bis in den letzten und feinsten Pinselstrich hinein lebendig macht. Dieser Geist verleiht selbst da einen unwiderstehlichen Reiz, wo der Gedanke barock oder vielleicht gar abgeschmackt ist, oder wo Formengebung und Zeichnung hinsichtlich der Auffassung der Natur gewöhnlich sind. Diese leuchtende Farbe, dies blühende Leben, diese Fülle des Daseins sind so groß, daß man im Anschauen solcher Werke meinen möchte, jene Eigenschaften seien niemals wieder von irgend einem andern Maler erreicht worden. Und dieselben sind so kraftvoll und eigenartig, daß man Rubens mit keinem andern Künstler zutreffend vergleichen kann, daß eben seine vollkommensten Werke in ihrer Art ebenbürtig neben den Meisterwerken aller Zeiten stehen. Es ist der mächtige, Alles belebende Genius, der in ihnen waltet, und der denselben Ursprung hat, wie der Genius aller großen Meister!

Es würde Zweck und Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wollte ich auf die Werke des Rubens, selbst nur auf die allerhervorragendsten, oder auf die weiteren Lebensereignisse desselben hier, wenn auch nur ganz flüchtig eingehen. Ich beschränke mich, nur noch einige wenige Punkte zu berühren.

Rubens lebte, wie bemerkt, mit Fürsten und Königen und verkehrte viel an den Höfen der Großen, aber er war kein Hofmann. Mit Bezug auf Paris sagte er: „ich bin dieses Hofes überdrüssig", mit Bezug auf London: „ich hege einen Abscheu dagegen". Rubens war Diplomat im Dienste seiner Fürsten, der Infantin Isabella und des Königs von Spanien, aber er blieb Künstler, der die Ereignisse immer von der menschlichen Seite ansah und der in seinen gesandtschaftlichen Sendungen immer nur ein Ziel kannte und verfolgte, die Herstellung des Friedens. Im Jahre 1628 schrieb er: „Es wäre wahrlich besser, wenn jene Jünglinge, die jetzt die Welt regieren, ein freundliches und gutes Einverständniß unter sich bewahrten, als daß sie die ganze Christenheit ihrer Grillen wegen in Aufruhr bringen. Aber man muß glauben, daß es so vom Himmel bestimmt sei und sich bei dem göttlichen Willen beruhigen." Tillys grausames Verfahren tadelt er heftig und Wallenstein schilt er einen Barbaren. So menschlich theilnehmend begleitete er Jahr um Jahr die Schicksale Europas, und im innigen Mitgefühle für dieselben stiftete er noch kurz vor seinem Tode dieser seiner Gesinnung ein künstlerisches Denkmal, eines seiner herrlichsten Gemälde. Er hat es selbst ausführlich beschrieben und erklärt. Es ist der unersättliche Krieg in Gestalt des Mars, der, von den Furien aufgereizt, zu immer neuen blutigen Thaten stürmt, während die Welt darüber zu Grunde geht. „Jene schmerzerfüllte Frau aber — sagt Rubens — im schwarzen Gewande, mit zerrissenem Schleier und alles Schmuckes beraubt, ist das unglückliche Europa, welches schon so viele Jahre lang Raub, Schmach und Elend erleidet." Dieses großartig gemalte, den Beschauer gewaltig ergreifende und packende Bild befindet sich im Palazzo Pitti zu Florenz. So beurtheilte Rubens die Ereignisse seiner Zeit. Doch ich will eine hierher gehörige Aeußerung von ihm nicht unterdrücken, wenn sie auch persönlich oder künstlerisch keine nähere Beziehung zu ihm hat; um so mehr Interesse bietet sie aber in Bezug auf die Gegenwart. Sie stammt aus dem Jahre 1626 und lautet: „Ueber den Türken aber wundre ich mich, daß er zu solcher Zeit und bei so ungünstigen Verhältnissen im Innern seines Reiches es wagt, unter solchen Conjuncturen mit den Christen zu brechen. Es scheint mir, als ob dieses Reich mit großen Schritten seinem Verfalle entgegen gehe, und daß nur ein Mann fehle, um ihm den letzten Stoß zu geben." Seitdem sind 250 Jahre vergangen und dasselbe Schauspiel wiederholt sich vor unsern Augen. Die Geschichte scheint bisweilen auch jetzt noch mit überraschender Langsamkeit sich zu bewegen.

Am 30. Mai 1640 hauchte Rubens seine große Seele aus. Lange schon hatte ihn die Gicht heimgesucht und hatte ihn mehr als seine Jahre es sonst gethan hätten, gealtert. Fünf Wochen vor seinem Tode klagte er über diese Feinde, über „Alter und Gicht"; aber trotzdem erhielt er sich eine heitre Stimmung bis an sein Ende. In der Jakobskirche zu Antwerpen ist er bestattet und über seiner Gruft hängt eines seiner schönsten Werke, ein christlich-allegorisches Familienbild. Er zog wie Achilles ein kurzes Leben in Ehren jedem andern vor und sagte in diesem Sinne: „Nicht darauf kommt es an, wie lange ein Stück spielt, sondern wie gut es gespielt wird." Nun er hat wahrlich sein Stück gut gespielt! Alles, was wir von Rubens sehen und lesen, bestätigt uns das glänzende Urtheil, welches der ausgezeichnete und geistreiche Franzose Fabri de Peiresc in einem Briefe an Gevaerts über ihn niedergelegt hat: „Ich kann weder seine Ehrenhaftigkeit genug rühmen, noch würdig genug die Vortrefflichkeit seiner Tugend und seiner großen Eigenschaften lobpreisen, sowohl was die tiefe Gelehrsamkeit und wunderbare Kenntniß des klassischen Alterthums, als auch was die Geschicklichkeit und das seltene Benehmen betrifft, welche er in den Angelegenheiten der Welt bekundet; endlich auch die große Unübertrefflichkeit seiner Hand und die große Anmuth seines Umganges." In dieser rühmlichen und schönen Gestalt lebt der einzige Mann unter der Nachwelt fort, und seine Werke vermitteln noch jeden Tag in immer neuer lebendiger Weise den Verkehr zwischen ihm und uns.

Denn das Vorbild von Rubens wirkt immerfort mit Macht auf Gemüth und Phantasie ein und regt strebsame Künstler zur Nacheiferung an. Noch heute können wir seinen unmittelbaren Einfluß in Werken unsrer Zeitgenossen nachweisen, und danach können wir ermessen, mit welcher überwältigenden Kraft dieser Einfluß die Zeitgenossen und besonders die Landsleute des großen Meisters gebannt hat. Eine ganze Schaar von Künstlern bildete im engeren oder weiteren Sinne seine Schule unter den niederländischen Malern; aber auch auf fast alle andern Nationen der damaligen Zeit hat er anregend und bestimmend eingewirkt. Und so steht er denn nicht nur als Künstler an und für sich, sondern auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht als einer der ersten, bedeutendsten und einflußreichsten Maler da, dem die dankbare Nachwelt mit Recht die rühmlichsten Huldigungen darbringt.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gesammtgastspiel der Wiener Hofburgschauspieler

Conrad Hallenstein, Ernst Hartmann und Josef Lewinsky und des Fräulein Wessely vom Leipziger Stadttheater.

Wie alljährlich hat auch heuer der Hochsommer einige der begabtesten Mitglieder des Wiener Hoftheaters nach Berlin geführt, die sich zu einem Gesammtgastspiel am Nationaltheater vereinigt haben. In ihrer Begleitung ist diesmal eine blutjunge Künstlerin erschienen, die gleichfalls eine Wienerin ist und, wie wir Berliner befürchten dürfen, auch über kurz oder lang dem Hofburgtheater dauernd angehören wird. Es ist Fräulein Wessely, zur Zeit noch Mitglied des Leipziger Stadttheaters. Ich habe das junge Mädchen, das soeben das 17. Lebensjahr erreicht hat, nur noch an einem Abend als Marie in „Clavigo" und als Marianne in den „Geschwistern" sehen können; aber diese beiden Rollen genügen auch, um mich zu der vollkommenen Uebereinstimmung mit jenen Stimmen zu berechtigen, welche in dieser Schauspielerin eines der zukunftsreichsten Talente unserer Bühne erblicken.

Fräulein Wessely ist Schülerin desselben Wiener Conservatoriums, das uns Stella Gerster lieblichen Angedenkens gesandt hat. Diese beiden Künstlernaturen haben überdies mancherlei Verwandtes. Ihnen beiden ist vor Allem gemeinsam der schöne Ernst, mit dem sie ihre Aufgabe erfassen, und die keusche Bescheidenheit, mit der sie dieselbe ausführen; nirgends wird man durch aufdringliches Hervorthun verletzt, bei beiden ist es nicht auf das Blenden und Ueberraschen abgesehen. Die Stimmung, die beide erwecken, läßt sich vielleicht am besten bezeichnen als eine frohsinnige Behaglichkeit. Vom Virtuosenthum, wie es sich allmählich ausgebildet hat, sind sie so weit wie möglich entfernt. Beide sind daher auch bestimmt, die dauernden Zierden einer ernsten Kunstanstalt zu werden, oder unrettbar zu Grunde zu gehen, wenn sie den sichern Hafen verlassen, um in das bedenkliche seichte Fahrwasser der flottirenden Gastspielerei hineinzuabenteuern.

Die Erscheinung der jugendlichen Schauspielerin hat durchaus nichts Auffallendes, aber sie ist sehr sympathisch. Ihr Organ ist genügend stark, ziemlich tief und von weichem, seelenvollen Klange. Ihre Bewegungen sind leicht, anspruchslos und richtig; sie scheinen mehr dem glücklichen Instincte als dem vorüberlegten Willen zu gehorchen. Fräulein Wessely ist die geborene Schauspielerin. Sie befindet sich jetzt unter Bedingungen, welche die Entwicklung ihres ungewöhnlichen Talentes begünstigen. Ich habe die Leipziger Bühne unter Förster zwar noch nicht gesehen und weiß daher auch nicht, ob und in wie weit die bitteren Klagen über Försters Direction berechtigte sind, aber ich weiß von Försters Thätigkeit am Burgtheater her, daß derselbe solide Eigenschaften als Regisseur und dramaturgischer Pädagog besitzt, und meine, daß Fräulein Wessely, die sicherlich nicht nur zu den Lieblingen des Leipziger Publicums, sondern auch zu denen der Direction gehören muß, da sie nach den unglaublichen Angaben, die über die Niedrigkeit ihrer Gage ohne Widerruf veröffentlicht worden sind, mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn sieht — ich meine, daß Fräulein Wessely unter Förster sehr viel lernen kann und als erste Schauspielerin des Leipziger Stadttheaters eine Beschäftigung findet, welche ihrem künstlerischen Ehrgeize und ihrem Entwicklungsdrange die vollste Befriedigung gewährt. Also Glück auf!

Mit dem Abgange des Fräulein Wessely ist an die Stelle des klassischen Repertoirs ein weniger klassisches getreten; zunächst das französische Drama „Didier" von Pierre Berton. Ich brauche mich den Lesern der „Gegenwart" gegenüber, welche mir die Ehre erweisen, meinen Aufsätzen einige Aufmerksamkeit zu schenken, nicht dagegen zu verwahren, daß ich blindlings auf Alles, was aus Frankreich kommt, losschlage, wie viele geistvolle Leute, weil es eben aus Frankreich kommt. Man hat mir mit mehr Recht sogar aus meiner zu starken Liebhaberei für die französische Bühnendichtung einen Vorwurf machen dürfen, an welcher ich den kühnen glücklichen Griff in der Wahl und die sorgfältige künstlerische Technik in der Behandlung des Stoffes oft anerkennen und oft sogar bewundern muß. Die Nothwendigkeit aber, ein Stück wie „Didier" zu übersetzen, begreife ich trotz alledem ganz und gar nicht. Der Verfasser, Pierre Berton, stammt aus gutem Künstlerblut. Er ist der Sohn eines correcten, tüchtigen und angesehenen Schauspielers, der unter Anderem den „Marquis von Villemer" von George Sand mit glänzendem Erfolge zuerst gespielt, oder wie es in der verwunderlichen und lächerlichen Hyperbel der Bühnensprache heißt, „geschaffen" hat, und der vor ungefähr drei Jahren gestorben ist; er ist der Enkel des würdigen Samson, weiland ersten Schauspielers und Dramaturgen am Théâtre Français, des Lehrers der Rachel, der auch einige gute Stücke geschrieben hat, namentlich „die Familie Poisson". Pierre Berton ist wie sein Vater und Großvater Schauspieler — nur ein weniger guter. Nebenbei hat er auch einige kleine Stücke geschrieben, z. B. „La vertu de ma femme" und eben jenes Drama „Didier", von dem jetzt in Kürze die Rede sein soll.

Dieses letztere Stück läßt alle die Eigenschaften, die wir sonst an den gelungenen französischen Bühnendichtungen loben dürfen, vermissen; es ist grob und unbeholfen und kann nur durch die Darstellung der Hauptrolle einige Theilnahme erwecken. Der Dialog ist über alle Begriffe schwerfällig, platt und wimmelt von Gemeinplätzen der bösesten Art, vermengt mit etlichen ernst gemeinten Kindereien, bei denen man sich des Lächelns kaum erwehren kann. So der Dithyrambus an den Kaffee: „Komm du bräunlicher, du treuer Gefährte meiner Nachtwachen" — oder so ähnlich.

Didier — „Naturforscher", wie der Zettel versichert — verliebt sich auf seine ältlichen Tage in die Tochter eines reichen Arztes, Dr. Raymond, die Lucie heißt und ihrerseits einen Andern liebt, nämlich den jungen Dr. Henri. Dieser junge Doctor, der kein Vermögen, keine Praxis, nicht einmal einen bürgerlichen Namen besitzt — er ist ein uneheliches Kind — hat wenig Aussicht, Fräulein Lucie heimzuführen, denn der alte Raymond ist im wahrsten Sinne ein praktischer Arzt, wobei auf das Wort „praktisch" die Hauptbetonung zu legen ist. Didier erfährt alles das bei der Einleitung zu seiner Werbung, die er deswegen auch gar nicht ganz vorzubringen wagt. Er kommt sich lächerlich vor mit einem jungen und geliebten Manne in Liebesconcurrenz zu treten; er beschließt vielmehr, seiner stummen Liebe zu entsagen, die allerdings ein bischen unerwartet über ihn gekommen ist, den jungen Mann zu adoptiren und ihm auf diese Weise zu einem Namen, zu einem Vermögen und mithin auch zu einer Frau zu verhelfen. Aber Didier hat sich zuviel zugemuthet. Im Begriff das ungeheure Opfer zu bringen, schnappt er über. Ich bitte um Verzeihung wegen dieses etwas trivialen Ausdrucks, aber er ist der treffendste. Im Zwischenacte, der drei Monate währt, leidet er am Wahnsinn, der in einer heftigen Gehirnentzündung seine Basis hat, wird von Raymond und dessen Tochter gepflegt und gesundet wieder. Zu Beginn des letzten Aufzuges finden wir ihn als Reconvalescenten, aus dessen Geist jedoch die Erinnerung an die Ursachen seiner Erkrankung wie getilgt ist. Er weiß nichts mehr von seiner plötzlichen Liebe, von seiner Entsagung, von seinem Vorhaben Henri zu adoptiren und mit Lucie zu vermählen. Raymond befürchtet einen Rückfall, wenn Didier von diesen aufregenden Dingen wieder Kenntniß erhalten würde; diese Besorgniß ist jedoch glücklicher Weise eine überflüssige. Allmählich dämmert's in Didier wieder auf, das Gedächtniß beginnt wieder seine Dienstleistungen zu verrichten, diese und jene sporadische Thatsache vergegenwärtigt sich ihm auf's Neue, und aus denselben construirt er sich schließlich die ganze Geschichte. Aber nun bleibt er bei Vernunft, adoptirt den jungen Mann, vermählt ihn mit dem jungen Mädchen, sagt der Liebe und dem Gedanken an eine Frau schmerzlos Valet, denn ihm bleiben ja die Freundschaft und — Kinder! Es ist rührend.

Lewinsky spielte den Didier bewunderungswürdig — eigentlich viel zu gut, denn er ergreift uns, und wir ärgern uns hinterdrein, daß wir uns haben ergreifen lassen, daß wir das Opfer dieser plumpen schriftstellerischen Attentate auf unser Nervensystem geworden sind.

Der sehr, mitunter allzu drastische Schwank „Eine Jugendsünde" von Julius Findeisen ist freilich auch kein sehr erhebliches Stück, und stellenweise ein bischen anstößig ohne Noth, aber es ist wenigstens anspruchslos, und man lacht einige Mal recht herzhaft. Das ist schon etwas, es ist sogar viel. In diesem Stücke, das eine eingehende Besprechung nicht begehrt, steht Herr Hartmann im Vordergrunde, der einen Dümmling mit der liebenswürdigsten Einfältigkeit und bestrickendsten Bornirtheit ausstattet. Ihm zur Seite steht Herr Lewinsky, dessen feine und geistvolle Komik mir besonders zusagt, als Pantoffelheld in beständiger Aufregung, daß seine „Jugendsünde", die ihm in der Gestalt eines erwachsenen Menschen in den Weg läuft, bekannt werde. Im Interesse des Gesammtgastspiels hat sich Herr Hallenstein in den beiden Stücken zu untergeordneten und recht undankbaren Rollen bereit finden lassen, die nicht geeignet sind, das tüchtige Talent des Künstlers in's rechte Licht zu rücken, sondern nur die Liebenswürdigkeit des Collegen bekundet.

Der Erfolg der Gäste war glänzend und die ständigen Mitglieder des Nationaltheaters thaten ihre Schuldigkeit. P. L.

Digitized by Google

Inserate.

In 2. Auflage sind soeben erschienen:

Lindau, Paul, Alfred de Musset.
2. verbesserte und ergänzte Auflage.

Bodenstedt, Fr., Hafis. Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder.

Büchner, Dr. Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.

Preis jedes Bandes, elegant geb. 6 Mk.

Berlin, 15. Juli 1877.

Bureau d. Vereins f. Deutsche Literatur.
A. Hofmann & Comp.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Militär-Handlexikon,

unter Mitwirkung von Offizieren der kais. deutschen u. der k. k. österr.-ungarischen Armee, insbesondere des kgl. preussischen Generalstabes und des k. k. Geniestabes, sowie auch der kais. deutschen Marine, herausgegeben von

August Niemann,
kgl. preussischer Hauptmann a. D.,
Redacteur d. Gothaischen Hofkalenders.

Mit mehreren Holzschnitten u. einer Flaggentafel in Chromolithographie.

I. Abtheilung: A bis Ha.
kl. Lex. 8. brosch. Preis 5 *M.*

Dieses Nachschlagebuch umfasst das gesammte militärische Wissen, gibt auf jede Frage betreffs Organisation, Bewaffnung und Ausrüstung eines Heeres, sowie der Strategie und Taktik, des Festungskrieges, auch des Marinewesens, ebenso der Militärstatistik, der Bildungsanstalten, der Orden etc. etc. eine kurze zuverlässige Antwort.

Unentbehrlich für den Militär, nützlich und bequem für jeden Gebildeten.

Unser Handlexikon erscheint in 3 Abtheilungen à 5 *M.* und wird bis Ende des Jahres 1877 fertig vorliegen.

In **E. Behre's Verlag** in **Mitau** sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neu-Land.

Ein Roman
von
Iwan Turgénjew.

Allein berechtigte, vom Verfasser selbst durchgesehene deutsche Ausgabe.

Preis: broschirt 6 *M.* Elegant gebunden 7 *M.* 50 *S.*

Flut und Ebbe.

Ein Roman
von
Wilhelm Jensen.

2 Bände brosch. 10 *M.*

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und **Holland.** 13. Aufl. 1875. 5 *M.* — **Mittel-** und **Nord-Deutschland.** 17. Aufl. 1876. 6 *M.* — **Süd-Deutschland** und **Oesterreich.** 17. Aufl. 1876. 7 *M.* — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. 1873. 4 *M.* — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 17. Aufl. 1876. 5 *M.* — **Ober-Italien.** 8. Aufl. 1877. 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 5. Aufl. 1877. 6 *M.* — **Unter-Italien.** 5. Aufl. 1876. 6 *M.* — **London.** 5. Aufl. 1875. 5 *M.* — **Paris.** 8. Aufl. 1876. 5 *M.* — **Rheinlande.** 19. Aufl. 1876. 5 *M.* — **Schweiz.** 17. Aufl. 1877. 7 *M.* — **Conversationsbuch** in 4 Sprachen. 22. Aufl. 3 *M.*

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Weltgeschichte,

eine zusammenhängende Erzählung in 12 Büchern
von
A. von Dittmann,
Oberlehrer der hist. Wissenschaften an der St. Annenschule zu St. Petersburg.

Erster und zweiter Band: Die Geschichte des Alterthums.

Preis pro Band im Umfange von 25 bis 30 Bogen Oktav:
eleg. broschirt 3 *M.*; eleg. geb. 4 *M.*

Vorstehendes Werk, die reife Frucht einer vieljährigen Uebung im Geschichtsunterricht, kann allen denen empfohlen werden, welche nicht nur eine anregende und zugleich belehrende Darstellung geschichtlicher Ereignisse suchen, sondern auch den Wunsch hegen, das ganze großartige, ebenso unermeßlich reiche als tief ergreifende Gesammtbild des weltgeschichtlichen Drama's vor dem Auge ihres Geistes vorüberziehn zu sehen. Der Verfasser nennt mit Recht in dem ersten einleitenden Worte seiner Erzählung die Weltgeschichte: die Wissenschaft von der Einheit der historischen Thatsachen; und ihren Gesammtinhalt als die einige, große, Zeit und Raum erfüllende Weltbegebenheit in einer zusammenhängenden Erzählung zu **übersichtlicher** Darstellung zu bringen, ist die Aufgabe, welche er sich gestellt hat. In wie weit er berufen und befähigt sei, dieselbe befriedigend zu lösen, wird man am besten einem Einblick in diese beiden ersten Bände seines Buches entnehmen können. (Der dritte Band, das Mittelalter, und der vierte und fünfte, die Neuere und Neueste Geschichte, werden demnächst erscheinen.) — Das Buch sollte unserer Ueberzeugung nach in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen; auch nicht in allen denjenigen Leihbibliotheken, welche für die Befriedigung des geläuterten Geschmackes gebildeter Leserkreise sorgen wollen. — **Doch vorzugsweise sei es hiermit allen gebildeten Eltern, allen Erziehern, Lehrern und Lehrerinnen, so wie überhaupt allen denen dringend empfohlen, welche der Jugend gern eine anregende, fesselnde und belehrende Lektüre bieten möchten, zu der man in reiferen Jahren gern immer wieder zurückkehrt.** —

Die Berliner Akademie der Wissenschaften

hat, trotz meiner Bitte (4. Mai 1876) unterlassen, in den Monatsberichten über ihre **physikalische** Preisaufgabe vom 3. Juli 1873, über ihren Erfolg, die Art der Lösung, die Ertheilung des Preises ꝛc. zu berichten. Auch eine 1872 gestellte, durch Ausführlichkeit der Motive ausgezeichnete, Preisfrage ist nicht durch Schlußbericht erledigt. Geschah dieses der Raumersparniß halber? Oder ist die Akademie dermaßen zu Kreuz gekrochen, daß sie den verunglückten Kindern ihrer Laune, z. B. den mit doppelten Gliedern behafteten, nicht mehr den üblichen Leichensermon zu halten wagt? Oder? — —? Ist die Preisfrage von 1873 gelöst, erneuert oder zurückgezogen? — Letzteres wäre, nach der verdoppelten Arbeit, welche die Akademie darauf verwandte, doppelt zu beklagen. Und da mir, Anfang 1874, das seltene Glück, oder die, weniger gesuchte als auf der Straße gefundene, Ehre wurde, wenigstens den Namen, unter dem die Raupe des 3. Juli 1873 sich zum flügellosen Schmetterling verpuppen wollte, rathen und verkünden zu dürfen, liegt mir das fernere Schicksal unseres Täuflings recht am Herzen. Mit dem Vorbehalt, hierauf zurückzukommen, erlaube ich mir schon jetzt, eine wiederholte, **heimlich-stille,** Anerkennung meiner Spürnase durch die edle Akademie ganz ergebenst zu verbitten. Jeder bleibe bei seinem Leisten! Die Akademie bei Formung von Preisfragen; meine Wenigkeit bei Umformung derselben. Krittler und Gegner mag ich leiden, geheime Nachbeter und Nachtreter nicht! Zwei Mitarbeiter an zwei Preisfragen, welche dann für Eine Doppelfrage gelten sollten; das wird am Ende doch eine gar zu komische Verquickung des Bruit pour l'ommelette mit unserm Billig aber —! — — Auch der Schützling der guten Akademie, die deutsche Venus-Expedition von 1874, läßt (seit der anonymen Abkanzelung des Prof. Heis) noch nichts von sich hören. Ist auch hier vielleicht ein kleines Malheur passirt? Daß man nach der anzüglichen Warnung in der Frankfurter Zeitung (15. Dec. 1874) glaubt, sich vor der Oeffentlichkeit drücken zu müssen — und zu dürfen? — — Die Säcularfeier der Universität Tübingen, zusammentreffend mit der so glücklichen wie ehrenvollen Akme ihrer Studentenfrequenz, legt es den Docenten nahe, in recht gediegenen Festschriften, sich der Epoche werth zu zeigen. Ein Schriftsteller zumal, der so schnelle und volle Anerkennung seiner Verdienste erwarb, wie Professor Sigwart, kann wohl nicht **weniger** thun, als den seit 1874 aufgesparten zweiten Band seiner Logik jetzt ans Licht bringen; in einer Ausstattung, die es rechtfertigt, daß er seit Erscheinen der Principles of Science nicht zum Narrenspossen drei volle Jahre im Pult vergraben lag.

W. Schlötel.

Voranzeige.

Demnächst erscheint in meinem Verlage:

H. Taine, Geschichte der englischen Literatur. Autorisirte deutsche Bearbeitung von **Leopold Katscher.** In ca. 16 Lieferungen à 5 Bogen groß 8. zum Preise von 1½ *M.*

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an. **Ernst Julius Günther** in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 28. Juli 1877. XII. Band.

AP
30
G295
v. 1
no 36

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vom Grafen Julius Andrássy. Von G. Baum. — Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen. Von Alsaticus. III. — **Literatur und Kunst:** Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer. Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Theodor Creizenach. Goethe. Besprochen von M. Carriere. — P. K. Rosegger. Von Fritz Mauthner. — Bulles Geschichte der neuesten Zeit. Besprochen von Theobald Ziegler. — **Aus der Hauptstadt:** Hochsommer in Berlin. Von Ludwig Pietsch. I. — Dramatische Aufführungen. Le fils de Giboyer. Schauspiel in 5 Acten von Emil Augier, in's Deutsche übersetzt („Ein Pelikan") von Heinrich Laube. Gesammtgastspiel der Wiener Hofschauspieler. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Vom Grafen Julius Andrássy.

(Persönliches und Allgemeines.)

Gegenüber von Dommayers Casino in Hietzing, mit der Front auf die vielbelebte Fahrstraße und der Rückseite auf die weltberühmten Alleen des Schönbrunner Schloßgartens gerichtet, steht eine reizende Villa. Sie ist ein Annex des kaiserlichen Lustschlosses und in dessen Stil gebaut; westwärts lugen die üppig bewachsenen Hügelketten des Wienerwaldes in ihre Fenster hinein und das Sonntagspublicum der kaiserlichen Donaustadt, das schaarenweise auf der Wanderung nach der „Neuen Welt", nach Lains, St. Veit und Hacking vorüberpilgert, schaut neugierigen Blickes zu den heimtückischen grünen Jalousien empor, die tagsüber fest verschlossen sind, als hätten sie ein Geheimniß oder mindestens eine empfindsame Misanthropensippe zu verhüllen.

In diesem graziösen Gebäu übersommert heuer, da der diplomatische Urlaub eine Fiction geworden, Graf Julius Andrássy, Oestreich-Ungarns gemeinsamer Minister des Aeußern, mit seiner Gattin, der ehemals als schön gepriesenen Gräfin Kathinka, und seiner Tochter, der als künftige Schönheit escomptirten Comtesse Ilona, pflegt er sorgsam die rheumatischen Gliedmaßen, die eine fatale Neigung zur Ischias verrathen, und die in die Krisis eingetretene orientalische Frage, welche für gewisse europäische Staaten gefährlicher ist als die peinvollste Gicht. Von zwei zu zwei Tagen rasselt er dazwischen auf etliche Stunden durch Fünfhaus und die endlose Mariahilfer Hauptstraße zum Ballplatz hinein, conferirt eine Weile mit Baron Calice, dem Referenten für orientalische, oder Hofrath von Taschenberg, demjenigen für deutsche Angelegenheiten, thut nothwendige Conversationen mit Aleko Pascha, dem türkischen, oder Herrn von Novikoff, dem russischen Botschafter ab, und jagt dann wieder seelenfroh in sein grünes Schönbrunner Paradies zurück, das der Kaiser ihm huldvoll als Villeggiatur einräumte, der Kaiser Franz Joseph dem nämlichen Grafen Julius Andrássy, der einstens als Rebell zum Tode durch den Strick verurtheilt war und in Stambul und Paris die Treppen des Exils auf- und niedersteigen mußte.

Es ist eine wunderliche Sache um die Schlangenwindungen des Schicksals. Teleki, Batthyanyi sind todt, „am Vaterlande gestorben", Kossuth ertheilt in der Fremde Privatunterricht, Klapka soufflirt den ottomanischen Strategen ihre Feldzugspläne und von Alexander Petöfi weiß Niemand, wo er begraben liegt, ja nicht einmal, ob er überhaupt gestorben ist. Julius Andrássy aber ist gemeinsamer Minister des Auswärtigen in dem dualistisch zusammengeschirrten Oestreich-Ungarn, ein Vertrauensmann des Kaisers Franz Joseph und ein Freund des Fürsten Otto von Bismarck, der in dem nämlichen Jahre, als Graf Julius zum Rebellentode bestimmt ward, zu den reactionärsten, wenn auch genialsten Landjunkern der Weltgeschichte zählte.

Und Graf Julius fühlt sich wohl bei diesem Schicksalswechsel, dieser ungeheuren Decorationsverwandlung, welche, zwischen den Jahren 1848 und 1866 vollzogen, ihn nach vorwärts schob auf eine der einflußreichsten Stellen in dem politischen Leben der Gegenwart. Er ist kein Charlatan, gewiß nicht. Wenn man ihn, den schlanken Mann mit dem elastischen Gange und dem hageren, gebräunten, fast zigeunerartig modellirten Gesichte so mitten unter allem Volke dahinschlendern sieht, ein stilles Lächeln in den Zügen, die Halsbinde nachlässig gelockert, den Cylinderhut schier jugendlich keck auf das schwarzkrause Haupt gestülpt, so braucht man kein Psycholog zu sein, um zu errathen, daß in ihm das Bewußtsein seines persönlichen Werthes nicht die bescheidene Selbsterkenntniß überwuchere, welche das Zeichen der echten Verdienstlichkeit ist.

Seine Gegner und Neider haben Mancherlei an ihm auszustellen; sie werfen ihm vor, daß sein Schulsack zu leicht und selbst sein Französisch zu mangelhaft sei; in ihrer Erinnerung lebt jener tiefgelehrte Sectionschef Baron Revertera fort, der einst die völkerrechtliche Autorität des östreichischen Cabinets war, und manchmal, wenn er den ehrwürdigen Hugo Grotius oder den scharfsinnigen Bodin citirte, sich von dem Grafen Julius, seinem Chef, die Antwort holte: „Ach lassen Sie mir diese alten Schmöker bei Seite, das verstehe ich besser!"

Und sie haben in ihrer Weise recht. Graf Andrássy ist nicht, was man einen literarischen Mann nennt, und glaubt auch nicht, es zu sein. Er lebt mit den Musen in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse, etwa in dem eines Passionärs, der heute der einen von den neun Huldinnen, morgen einer anderen und übermorgen keiner von allen Respect bezeigt. Er reist eigens zu dem Wagner-Festspiel nach Bayreuth, während anscheinend „hinten weit in der Türkei" die Flammen bis an Oestreich-Ungarns Verfassungsmauern emporzüngeln, und ist vielleicht nicht einmal Musiker aus Neigung oder Anlage. Baron Hofmann, der gemeinsame Finanzminister, lebt förmlich für das Theater, hält öffentliche Vorträge über gelehrte afri-

Digitized by Google UNIV. OF

kanische Themata, obgleich ihn tagsüber die leidigen Journalisten wie aufdringliche Bienen umschwärmen, um von seiner diplomatischen Weisheit zu naschen. Baron Hofmann ist der Aesthetiker unter den Diplomaten, während Graf Andrássy der Naturalist unter ihnen ist, der sattgemachte Mann, der mit seinem ganzen Ich im gesunden Menschenverstande steckt. Es ist nöthig, meinen die Leute, daß der diplomatische Lenker eines großen Staatswesens etwas von dem bureaukratischen Geschäftsgange, den äußeren Gepflogenheiten des internationalen Schriftenverkehrs verstehe; selbst Bismarck sitzt mitten in bewegter Reichtagsdebatte über Berichten und Erlässen, glossirt hier das Elaborat eines seiner Referenten, commentirt dort den Bericht eines Botschafters oder die Auskünfte eines rührigen Agenten. Graf Andrássy aber kehre sich nicht an diese Kleinlichkeiten, sondern höre nur mit halbem Ohre seine Räthe an, um sodann seine Meinung zu äußern und das Weitere den geschickten Federn eines Taschenberg oder Calice zu überlassen.

Je nun, die Skeptiker haben Recht und auch wieder Unrecht. Friedrich der Große schrieb und Bonaparte dictirte Alles selber, und man kann nicht sagen, daß es schlecht gewesen wäre. Graf Andrássy aber hat als der Typus eines Naturalisten seine eigene Methode und, wie die Dinge heute liegen, vermag man auch über diese sich nicht zu beklagen. Auch ist es recht wohlfeil, ihn der literarischen Gleichgültigkeit anzuklagen. Graf Beust, sein Vorgänger, war ein eminent gebildeter Mann; er dichtete, componirte, citirte alle Poeten der Welt und baute rhetorische Perioden von hinreißender Schönheit, aber Oestreich-Ungarn kam durch ihn auf keinen grünen Zweig, kracht heute noch an den Nachwehen des 67er Ausgleichs in allen Fugen, hat ihm die Ungeberdigkeit des serbischen Nachbars, dessen Hauptstadt er von der türkischen Garnison befreite, und tausend andere Unannehmlichkeiten zu verdanken, darunter nicht als geringste das unausrottbare Mißtrauen Deutschlands, gegen das der sächsische Graf bis zum heutigen Tage mit besonderer Passion intriguirt und zettelt.

Graf Andrássy faßte seine Aufgabe, wenngleich weniger zierlich und kokett, doch mit gesunderen Augen und realistischerem Verstande.

Die erste Maxime, welche er in sein Amt mitbrachte, war die Verständigung mit Deutschland. Der welt- und menschenkundige Magyar erkannte, was dem kleinstaatlichen Deutschen zeitlebens verborgen bleiben wird, daß Erz- und Fichtelgebirge zwar die Territorien, aber nicht die Bevölkerungen und Interessen scheiden. Geographische Wunderlichkeiten der Geschichte wie die schrullenhafte Mainlinie genirten ihn nicht, denn er hat von Ritters, Klödens und Daniels Erdbeschreibungen vielleicht niemals etwas gehört, jedenfalls sie noch nie in seiner Hand gehabt. Dagegen besaß er ein feines Ohr für den Geist der Völker und darum suchte, acceptirte er das Einvernehmen mit Deutschland, welches den östreichischen Staatsbestand stützt wie der Fels eine an seinen Hang gelehnte Stadt. Die Tradition, diesen Zopf, der der Gedankenlosigkeit vorn und hinten hängt, warf er entschlossen über Bord. Auf dem nämlichen Wege ging er auch der langgenährten Mißstimmung zwischen den Savoyern und den Habsburgern zu Leibe, und es war sicherlich kein leichtes Stück Arbeit, zu bewirken, daß Victor Emanuel als Gast in die Hofburg und Franz Joseph als Freund in den Palazzo Reale von Venedig einkehrte. Denn ob man es auch tausendmal leugne, es besteht eine mächtige Partei an dem Wiener Hofe, bunt gemischt aus intransigenten Altöstreichern, selbstbewußten Militärs, ränkesüchtigen Slaven und mißvergnügten Höflingen, welche mit scheelen Augen auf die italienische wie die deutsche Freundschaft blickt, die constitutionellen Magyaren zum Teufel wünscht, mit dem Vatican kokettirt, französische Intriguen begünstigt und russischen Umarmungen entgegenjauchzt. Dieses ganze Heer von Schatten und Riesen — einen wahren Dunsinanwald — mußte Andrássy bei Seite schieben, und er hätte es nimmer zuwege gebracht, wenn er nicht von jener ungetrübten, bis zu einem gewissen Grade sogar naiven Unbefangenheit wäre, welche neben dem complicirten Apparat moderner Bildung und Universalität so selten zu bestehen vermag.

Man denkt sich gerne, daß Fürst Bismarck, das Genie unter den Diplomaten, zu dem östreichischen Premier eben deshalb sich vertrauensvoll hingezogen fühlt, weil derselbe mit der eigenen Begabung und nicht nach den rostigen Schablonen der „alten Schule" arbeitet, und daß andererseits hinwiederum Graf Andrássy sich mit Vorliebe an den deutschen Reichskanzler anschließt, weil dessen Genialität ebenfalls zum Theil in der Unbefangenheit einer elementaren Naturanlage wurzelt.

Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß Andrássy auch nur von fern an Bismarcks Schultern hinanrage. Aber es erklärt sich doch auf diese Weise, weshalb der Kleinere so eifrig beflissen ist, in den Spuren des Größeren zu gehen, ihn äußerlich nicht minder als in seinen Handlungen nachzuahmen, sich in die Uniform eines Honvedgenerals zu stecken, weil jener diejenige eines Reitergenerals trägt, und Offenheit zur Schau zu tragen, weil jener die Geheimnißthuerei aus seinem diplomatischen Codex erbarmungslos verbannt hat.

Nur so hat Andrássys Wort, daß es für ihn keine Tradition gebe, einen Sinn. Und auch das andere, daß er eine Politik „von Fall zu Fall" mache, läßt sich in dieser Ideenverbindung ohne Künstelei erklären.

Freilich steht die Hauptsache noch aus.

Die orientalische Frage kann noch immer das Grab für Andrássys diplomatische Verdienste werden. Bisher ist es sein Ruhm, von abenteuerlichen Versuchungen sich frei gehalten zu haben. Er hat Reformnoten schreiben lassen, welche ebensogut hätten ungeschrieben bleiben können, denn sie zeichneten sich weder durch Originalität, noch durch Größe der Auffassung aus. Beust hätte sie ohne Frage geistreicher abgefaßt. Er hat aber auch mit löblicher Bedächtigkeit die gleißenden Verlockungen John Bulls, des egoistischen Weltkrämers, von sich fortgewiesen, um, so lange als möglich, auf der Terra firma des Dreikaiserbundes, und wenn dies nicht mehr angänglich, auf der Platform eines deutsch-östreichischen Einvernehmens zu bleiben. Die Politik der Passivität bildete seine Stärke. Man bedenke nur, gegen wie viele und wie hartnäckige Einflüsse er Stand zu halten hat. In der Hofburg dominirt der slavische Geist und das Gelüste, Hand in Hand mit Rußland die Türkei zu zertrümmern. Man möchte unverweilt nach Bosnien und der Herzegowina einmarschiren und vorläufig unter dem Titel eines Faustpfandes, dann aber nach dem Rechte der Ersetzung die vielgestaltige Misére dieses Reiches um eine neue Plage vermehren. In der deutschen Bevölkerung überwiegt die deutsch-böhmische Flickschuster-Genialität, die bei dem Anblicke eines Tschechen in angstvolle Convulsionen fällt, bei dem Gedanken an eine große Action an Händen und Füßen erzittert und doch wieder die Passivität in allen Tonarten bejammert. Jenseits der Leitha endlich wüthet und tobt es von altem Russenhasse; man klirrt mit dem Säbel, schreit nach einem Bündnisse mit dem Türken, dem man sich für die Gastfreundschaft Anno 1849 verflichtet fühlt, an welcher Graf Andrássy persönlich participirte; schnaubt Wuth und Verderben gegen die Slaven im eigenen Lande, gegen Serben und Croaten, die ihrerseits wiederum dem russischen Doppeladler sehnsüchtig zujubeln.

Inmitten dieser Brandung hat Graf Andrássy bis jetzt festgestanden wie ein Fels. Es waren Momente, wo er zu wanken schien. Die Rufe der „Metternichianer" wurden gar zu laut und zu dringlich. Als Rußland das Londoner Protokoll durch den Schuwaloff'schen Annex gegenstandslos machte, erfolgte der erste Stoß. Als der Uebergang über den Pruth sich vollzog, der zweite. Die Absperrung der Donau rüttelte weiter an dem mühsam festgehaltenen Gleichgewichte und Rumäniens Unabhängigkeitserklärung, die Forcirung des Donaustromes thaten es noch mehr. Immer wieder ertönte die Forderung eines englisch-östreichischen Bündnisses. „Ich habe es in der Hand", antwortete Andrássy, „die Russen in jedem

Digitized by Google

Augenblicke aus Rumänien zu delogiren, wenn ich durch die Siebenbürger Pässe ihnen in die rechte Flanke falle. Ich werde es thun, sobald meine Interessen bedroht sind." Deine Interessen sind nicht blos bedroht, hallte es ihm entgegegen, sie sind schon längst geschädigt! Die Donau ist nicht mehr dein, der Serbe und Wallache spotten deiner; bedarf es noch weiterer Bedrohungen?

Inzwischen streifen die Russen bereits über den Balkan und Oestreich-Ungarn steht noch immer Gewehr beim Fuß. Ungarn zittert vor Aufregung und durch die gesammte Slavenwelt geht es wie allgemeines Erwachen. Wer hat nun Recht, Andrássy, der seelenruhig stille hält, oder seine Kritiker, die mit schmetternder Beredtsamkeit zur Action rufen? Sind diejenigen die Klügeren, welche Rußland bereits im Besitze Bulgariens und Rumeliens, England im Besitze Constantinopels und Oestreich-Ungarn im Besitze des — leeren Nachsehens erblicken, oder diejenigen, welche Oestreich beglückwünschen, weil es jedwedem Abenteuer behutsam aus dem Wege ging?

Freilich, wenn der Calcül sich als richtig erweisen sollte, daß Rußland aus diesem Kriege geschwächt und für Jahrzehnte ohnmächtig hervorgehen werde, so wird die Passivitätspolitik Andrássys ein Meisterstück gewesen sein. Die Boaconstrictor zermalmt und verzehrt ihre Beute, muß dann aber einen Tag und länger regungslos und unbeweglich, jedem Pfeilschuß und Kolbenschlage ausgesetzt, am Boden liegen. Dann kommt vielleicht Oestreichs Zeit, seinen Slaven die Russomanie auszutreiben, den kleinen Vexirpuppen in Belgrad, Cettinje und Bukarest Mores zu lehren und sich der Donau, seiner Lebensader, neuerdings zu versichern. Duobus litigantibus tertius gaudet.

Vielleicht, vielleicht. Wenn aber nicht, wenn Rußlands Prestige unter den Südslaven wächst, wenn der Panslavismus den Platz behauptet und kein Türke mehr vorhanden ist, ihm einen natürlichen Damm entgegenzusetzen — was dann? Wird Graf Andrássy auch dann noch für einen klugen Staatsmann zu gelten haben?

Dieses leidige delphische Orakel! Als Krösus hinauszog, den Cyrus zu bekriegen, antwortete er den Sendboten des Lydiers, welche den Erfolg seines Unternehmens zu erforschen kamen, jenes durch seinen Doppelsinn berühmt gewordene Wort: „Wenn der König über den Halys geht, wird er ein großes Reich zerstören." Seitdem gilt für jede Frage an die Zukunft die nämliche Antwort. Zerstört Gortschakoff da drunten auf der Balkanhalbinsel sein eigenes diplomatisches Renommé oder dasjenige des Grafen Julius Andrássy, der, schweigsam und regungslos wie ein Pagode, zu Schönbrunn seine rheumatischen Glieder pflegt? Wer doch der Zukunft in ihre Falten zu blicken vermöchte!

G. Baum.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

III.

Es geht durch das elsässische Gemüth ein viel zu praktischer und nüchterner Zug, als daß, nach dem ebenso natürlichen als ehrbaren Fieberaufwallen der Kriegsperiode, nicht sofort bei den Friedensverhandlungen die politische und besonnene Anschauung sich Bahn gebrochen hätte. Das Elsaß war nun einmal von Frankreich losgerissen; auf ewige Zeiten, sagten die Friedensprotokolle; auf lange, lange Zeit, sagten damals selbst diejenigen, die später, in so raschem Wiederaufleben ihrer Hoffnungen, die Revanche von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, von Woche zu Woche prophezeien und erwarten sollten. Was war also anderes zu thun, als sich in das Unvermeidliche zu schicken und auf der neuen, durch den Krieg geschaffenen Basis ein neues, dem Elsaß so günstig als möglich angemessenes Staatsleben anzubahnen? Wem wäre es damals eingefallen, an den Worten herumzuklauben und von dem Friedensvertrage mit hochwichtiger Miene zu sagen, man müsse ihn freilich erdulden (subir), aber man dürfe nicht sagen, man nehme ihn an (accepter)? Die frische Luft, die mit des Krieges Ende über Länder und Völker wehte und wie ein schweres Aufathmen nach lange bestandener Prüfung hervorrief, hatte die Gemüther befreit von allem Dunstigen, Trüben und Falschen, was während des Krieges die Geister beherrschte und sie leider nachher wieder beherrschen sollte. Die reine, gute Vernunft war Herrin der Lage. Die beiden Elemente, aus deren Verbündung die Liga entspringen sollte, lagen tödtlich getroffen darnieder. Sedan hatte den Ultramontanen, der Sturz der Hauptstadt und die fürchterlichen Niederlagen der gambettistischen Politik den Radicalen die Spitze abgebrochen. Wenn auch in Frankreich die clerikale Reaction nur auf den Frieden wartete, um ihren inneren Gegner, den Radicalismus, sofort zum Sturze zu bringen, so lagen doch im Elsaß die Dinge anders, und es schien als ob da, in dem durch den Krieg so hart mitgenommenen Lande, der Augenblick gekommen war, wo die gemäßigte, besonnene, von den beiden Extremen so hart bedrängte Partei die Oberhand gewinnen und behalten sollte. Das dem also werden sollte, dafür sprachen gleich im Anfange alle Anzeichen, und wahrlich, wäre Küß nicht so frühzeitig aus der Mitte seiner Freunde gerufen worden, vielleicht hätte sich die Sachlage ganz anders gestaltet und hätte das Elsaß in weit glücklichere Bahnen eingelenkt!

Als die elsässer Deputirten sich nach Bordeaux begaben und ehe sie in jener Stadt angekommen waren, wurden Besprechungen unter ihnen gepflogen, und die Frage aufgeworfen, welches ihre Haltung dem Friedensvorschlag, welches die Haltung des Elsaß der Annexion gegenüber sein sollte. Von einer Annahme des Friedensvorschlages konnte natürlich keine Rede sein; waren doch die Wahlen des Februars 1871 die letzte französische Manifestation der Elsässer gewesen und, wenn Jemand in der Nationalversammlung von Bordeaux, so mußten die elsässischen Deputirten gegen das Losreißen ihres Landes von Frankreich Protest erheben. Konnten sie aber für die Fortsetzung des Krieges stimmen, sie, denen es klar vor Augen liegen mußte, daß diese Lösung sich zu Frankreichs größtem Unglücke gestaltet hätte? Einige von den Deputirten warfen die Frage auf, ob Angesichts dieser Sachlage die elsässische Deputation sich nicht der Abstimmung enthalten, diese Enthaltung aber stark motiviren, und mit dem Ausdrucke der größten und betrübtesten Opferwilligkeit es Frankreich anheimstellen sollte, das ganze Vaterland durch Aufgeben zweier Provinzen zu retten, diesen zur Aufopferung bereiten Ländern es aber gestattend, ihre Stimmen zurückzuhalten und sich als lediglich passive Elemente, über deren Schicksale Andere zu bestimmen hatten, zu geberden. Die also dachten waren es, welche mit forschendem Blicke schon in die Zukunft schauten und sich, als Erwählte ihres Mutterlandes, dessen nahe und nähere Geschicke zu regeln mit Recht berufen glaubten. Ueber das Schicksal der Elsässer war die Entscheidung so gut wie gefallen; aber in welcher Form sollte sich der neue Staatsverband mit Deutschland gestalten? in wie weit das Elsaß in dem Reiche aufgehen? bis an welche Grenzen das Selbstbestimmungsrecht dieses Landstriches erhalten bleiben? Und war es nicht gleich beim Beginne der Unterhandlungen nothwendig, daß das Elsaß diesen großen, für dasselbe so wichtigen Fragen gegenüber, eine Stellung einnehme, welche, der Vergangenheit in würdigster Weise huldigend, den zukünftigen Geschicken die Bahn breche?

Hätte das Elsaß nur elsässische Deputirte gewählt, wie es doch der Lage angemessen erschien, so wären vielleicht diese Anschauungen durchgedrungen, und hätte die Deputation ihrem engeren Vaterlande unermeßliche Dienste leisten können. Leider hatte man aber andere als rein elsässische Elemente, mit jubelnder politischer Befangenheit, in diese Deputation eingemischt, oder besser, an die Spitze derselben gestellt. Diese war nicht mehr rein elsässisch; sie sollte rein französisch sein. Vollkommen

Digitized by Google

angemessen wäre eine solche Wahl gewesen, wenn irgend eine Hoffnung bestanden hätte, durch diese Manifestation das Elsaß bei Frankreich verbleiben zu lassen; verkehrt aber war sie, sowie diese Hoffnung nicht mehr bestehen konnte, und folglich, über die nächsten Tage und Wochen hinaus, die Zukunft des Landes in's Auge gefaßt werden mußte. Wie dem nun auch sein mag, in Bordeaux bewegte sich die elsässische Deputation als eine rein französische, die sich von den specifisch elsässischen Interessen kaum berührt fühlte und sich von vorn herein nur als dazu bestimmt ansah, gegen den Frieden zu protestiren und dann zu verschwinden.

Herrn Gambetta, der mit dem ultramontanen Keller der eigentliche Führer dieser Deputation war, kann man es nicht verübeln, wenn er in dieser Weise gehandelt hat; mußte ihm doch sehr wenig daran liegen, ob und wie sich die Elsässer in ihrem neuen Schicksale zurecht fänden; das Interesse der Revanchesuchenden war ja am Ende viel eher, daß das Elsaß sich recht unglücklich fühlte und sich recht lange in unbehaglichem Suchen auf seinem neuen Lager herumwinde. Daß aber die anderen, besonders die aus tiefem, elsässischen Grund und Boden heraus und mit dem Elsaß innig verwachsenen Abgeordneten ihre eigene Anschauung nicht durchzubringen vermochten, das muß bedauert werden, um so mehr wenn es größtentheils der Krankheit und dem Tode des vom Elsaß nie genug betrauerten Küß zuzuschreiben ist, daß jene und nicht diese Partei die Oberhand behielt.

Dem war nun so. Die Friedenspräliminarien wurden unterzeichnet und die elsässischen Deputirten ohne Gepränge entlassen.

Nun lag das Land vor seinem neuen Geschicke.

Daß bei einem Verhängnisse wie dasjenige, das über das Elsaß hereingebrochen war, eine Bevölkerung sich nicht sogleich zurechtzufinden vermag, daß nicht nur die große Masse, sondern selbst die vernünftigen Elemente ängstlich herumtasten und, wie verirrte Kinder im Walde, nach den Sternen aufschauen, wo denn eigentlich der Weg zu suchen sei, — das kann Niemanden Wunder nehmen. Auffallend wäre es im Gegentheil, wenn das Elsaß, in dessen Geiste die 20jährige napoleonische Wirthschaft wie im übrigen Frankreich allen politischen Sinn nahezu ausgerottet hatte und fast nichts von den früheren, reinen und kräftigen Eigenthümlichkeiten hatte bestehen lassen, noch Kraft in sich getragen, um diesem Schicksale die Stirne zu bieten und sofort, mit strengem Wollen, die neue Bahn angetreten hätte, auf welcher fortzugehen es nunmehr angewiesen war. Deutschland erwartete dieses; konnte man doch auf dem rechten Rheinufer keine Ahnung haben von der Zerfahrenheit, die hier herrschte und die nicht etwa die Folge des Krieges, sondern vielmehr der politischen von dem Kaiserreich lange gehegten und gepflegten Unmündigkeit dieses Stammes war! So kam es, daß Deutschland mit Ansprüchen an das Elsaß herantrat, welche dieses Land zu erfüllen nicht im Stande war. Hier hatte man es, wie im ganzen Frankreich, mit einer in politischen Sachen gänzlich unerfahrenen Bevölkerung zu thun; Kinder waren es, nicht Männer, die der Krieg in diese furchtbare Sackgasse getrieben hatte; und selbst an den Besten blieb etwas Kinderartiges haften, oder besser etwas Weibisches, oder Weibliches, wenn man weniger hart urtheilen will, ein Fühlen statt des Denkens, ein nervöses in Jammern sich gefallendes, aber zum männlichen Aufraffen vor der Hand ohnmächtiges Wesen. Etliche Wenige standen inmitten ihrer Mitbürger, muthig und unverdrossen die Fliehenden um sich zu schaaren suchend und bereit, die Anordnung der neuen Verhältnisse in die Hand zu nehmen: Klein, der Nachfolger von Küß, Nessel, Bürgermeister von Hagenau, Kablé, einer der Deputirten von Straßburg, Jean und August Dollfuß von Mühlhausen, J. Chaussour und Peyerimhoff von Colmar, Hartmann von Münster. Unter dieser Männer Einflusse wurden verschiedene Versammlungen sowohl in Colmar als auch in Straßburg zusammenberufen, in welchen die Cantonal-Bürgermeister und eine Anzahl von Notabeln die Sachlage besprachen und den Wünschen des Elsasses dem deutschen Reiche gegenüber Ausdruck gaben. Delegirte wurden erwählt, um diese Wünsche nach Berlin zu überbringen und ihnen bei Reichskanzler und Parlament Geltung zu verschaffen. Keine Stimme erhob sich um diese Männer zu tadeln, und es traten die Delegirten des Ober- und der Unter-Elsasses ihre schwere Reise nach Berlin an.

In jenen Versammlungen waren alle Confessionen und Parteien vertreten, und unter den Zeichnern jener Wünsche des Elsasses, die doch allzuvörderst die Autonomie des Landes, die selbstständige Verwaltung, die durch elsässische Richter zu handhabende Gerichtspflege, die Errichtung einer Universität u. s. w. betonten, befanden sich Leute wie Ernst Lauth, späterer Bürgermeister und Reichstagabgeordneter, die nach einigen Monaten und unter dem Druck der gleich nachher sich entfaltenden Pariser und Elsässer Liga, alle diese ihre eigenen Wünsche als nach Verrath riechend verdammen, und ihre eigenen Delegirten, ehe sie noch von Berlin zurückgekommen, als Verräther, als Verkaufte und als Preußen desavouiren sollten!

Ob diese Delegationen in Berlin Alles das verrichteten, was sie hätten verrichten können, ob die Delegirten, sammt und sonders, ihre Aufgabe bis an's Ende verfolgten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber muß betont werden, daß sich diese lediglich nur auf das ausdrückliche Verlangen öffentlicher Versammlungen in die deutsche Reichshauptstadt begeben hatten, daß sie elsässische Delegirte waren, daß sie im Namen des Elsasses zu sprechen das förmlichste Recht hatten. Und doch waren es diese Delegirten, welche die ersten Opfer der Liga werden sollten, war es dieser, von den Mairesversammlungen gewünschte und aus ihnen hervorgegangene Schritt, der diese Liga eigentlich heraufbeschwor und sie in's Dasein beförderte.

In clerikalem Gewande durfte sie sich natürlich noch nicht an das Licht der Sonne wagen; dieses Vorgehen hätte der ganzen Intrigue den Hals gebrochen. Wollte man die liberalen Elemente, welche die Oberhand hatten, zurückdrängen, so mußte nothwendigerweise der radicale Patriotismus dazu helfen; Niemand sollte nur von weitem die sogenannte katholische Partei in diesem trojanischen Roß vermuthen können; diese behielt sich vor, später erst, wenn der Sieg sicher und nur noch an dessen Ausbeuten zu denken war, aus ihrem Verstecke herauszubrechen.

Die sogenannten „patriotischen" radicalen Elemente im Oberelsaß, verbunden mit der Gambetta'schen Pariser Partei, nahmen also den Rachekrieg gegen die Verräther in die Hand. Die Commune war damals gebändigt; Paris hatte sich wieder geöffnet, das Elsaß war wieder in Verbindung getreten mit den bis dahin zerstreuten, sich selbst suchenden und keiner Parole folgenden Anhängern der Gambetta'schen Republik, und wenn vorher, während dieser Pariser Dämmerung, das Elsaß seinem eigenen Lichte zu folgen angefangen hatte, so bedurfte es nur des Wiederauftauchens des Pariser Geistes und des Hereinlaufens einiger französischen, in Radicalismus machenden, freiwilligen Agenten, um Aller Augen von dem elsässischen Lichte zu der großen Sonne an der Seine Ufer zurückzuziehen. Nun aber was war natürlicher, als daß Gambetta und dessen Freunde mit Zorn auf die bis dahin versuchte elsässische Bewegung schauten? Hatte doch dieser „elsässische" Deputirte keinen Tropfen elsässisches Blut in den Adern! Hatte er doch niemals das Elsaß betreten oder es auch nur, von dem Gipfel eines Berges, als gelobtes Land in der Ferne begrüßt! Und konnte er sich in dessen Leben und Weben, Denken und Schaffen auch nicht im Entferntesten hineindenken, er, der genuesische, zwischen Loire und Pyrenäen aufgewachsene Franzose, in dessen Herz kein Sinn liegen konnte für rheinisches, nordisches, elsässisches Wesen! Aus dieses Mannes nächster Nähe sollte doch die Liga hervorgehen, welche sich erdreistete dem Elsaß Gesetze vorzuschreiben, die Elsässer auf die rechte oder linke Seite des Richterstuhls, als Erkorene oder Verworfene aufzustellen, und hoch von ihrer patriotischen Unfehlbarkeit herunter das gutmüthige Volk zu richten. Daß dieses sich von jenem Pariser Sanhedrin zu Paaren treiben ließ, ist eben wieder ein Beweis jener politischen Unmündigkeit, von der früher gesprochen wurde. Ein reifes, seinen Geschicken gewachsenes Volk, hätte wahrlich diesen

Digitized by Google

verwegenen Uebermuth zurückgewiesen und denjenigen die Stirne geboten, die ihres eigenen Landes Geschicke so schlecht besorgt und jetzt dem verlorenen Elsaß ihre Gesetze vorschreiben wollten. Diese waren es wahrhaftig nicht, die irgend ein Recht hatten, eines Andern Geschicke zu regeln, die Frankreich so tief in's Verderben gerissen hatten. Mit der Phrase war Frankreich regiert und zu Grunde gerichtet worden; mit der Phrase sollte nun auch das Elsaß, von den nämlichen Männern, in den Abgrund geführt werden.

In dem Monate Mai des Jahres 1871 kam das erste Flugblatt der Ligue d'Alsace heraus; es fand eine große Verbreitung im Elsaß, eine ebenso große in Frankreich, wo die meisten Zeitungen, radicale und ultramontane, es gefällig und jubelnd abdruckten und „vor ganz Europa" den ersten elsässischen Verräther an den Pranger stellten. Muß es nicht sonderbar vorkommen, daß diese Patrioten, in dem an Deutschland preisgegebenen Lande, ein geheimes Blatt gründeten, nicht etwa um den Deutschen den Krieg zu machen, nicht um die Elsässer gegen den Eroberer zu vertheidigen, oder auch noch, um diesen letzteren wie vor eine Art modernes Vehmgericht zu laden und durch Tinte und Druck jeden Tag meuchlings zum platonischen Tod zu verurtheilen, — nein! aber um unter den Elsässern Verräther auszuwittern, um diese Elsässer, diese durch Frankreichs Schuld aufgeopferten Brüder, vor Frankreich als gemeine Verbrecher hinzustellen, um endlich und besonders diesen Unglücklichen im Elsaß selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen, ihren Einfluß zu untergraben, sie selbst auf längere Zeit unmöglich zu machen! Und wer war dieser erste und größte aller Verräther? Derselbe, der im Oberrhein seit dem Jahre 1863 der eigentliche Feind des Ultramontanismus, gegen den der „Volksbote von Rixheim" lange Jahre hindurch zu Felde gezogen, dessen Einfluß während des Krieges ein mächtiger geworden, der nach Bordeaux gesandt worden war und von der Colmarer Versammlung als Vertreter des Elsasses nach Berlin gesandt wurde, — Fritz Hartmann von Münster! Wer sich die Hände rieb beim Erscheinen dieses radicalen, ersten Flugblattes der Liga, das merkte man vielleicht nicht in Paris, wo man von dem Elsaß von jeher so wenig wußte und verstand; das sahen aber mit Schrecken die liberalen, aufgeklärten und hellen Auges die Lage beurtheilenden Elsässer. Dem elsässischen Ultramontanismus hatte die radicale Partei einen glänzenden Erfolg erzielt: eine Kastanie war aus dem Feuer gezogen worden, aber nicht für dasjenige fabelhafte Thier, das sich die Pfoten dabei versengt hatte.

Was gegen Hartmann gesagt worden, das fand sofort seine Anwendung auf alle seine Parteigenossen. Die eigentliche Liga hatte den ersten Anklageact ausgefertigt; die französischen Zeitungen besorgten den Rest.*) Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die radicale Pariser und provinzielle Presse das Gerücht, man hätte in dem Elsaß Verräther ausfindig gemacht, und wer den Hang, den man in Frankreich für solche Entdeckungen hat, zu würdigen weiß, der wird leicht verstehen, daß es nur des leisesten Winkes bedurfte, um sofort die öffentliche Meinung aufzuhetzen.

Oftmals hat sich das Ausland die Frage gestellt, wie es denn eigentlich komme, daß die Franzosen so fieberhaft nach Verräthern haschten; noch sonderbarer mußte es auffallen, daß, selbst dem verlassenen Elsaß gegenüber, dem Frankreich doch eine ganz besondere Liebe und Aufopferung hätte entgegen tragen sollen, dieses jesuitische Gaukelspiel in Scene gesetzt wurde. Von Frankreich hätte das Elsaß erwarten sollen, daß dieses große, gewöhnlich so edelmüthige Volk ganz von seinem eigenen Interesse Abstand genommen und nur die Interessen des Elsasses in's Auge gefaßt hätte. Weil denn doch jeder denkende Kopf nicht mehr annehmen durfte, die Rückeroberung des Elsasses werde vor langen, langen Jahren nur in Versuch genommen werden, so sollten die Elsässer von ihren früheren Landsleuten die vernünftigsten, praktischsten und gemäßigtsten Rathschläge erwarten. Aus Paris selbst, aus dem Munde der für das Elsaß am meisten schwärmenden Männer, sollte man gleich nach dem Frieden den Rath ergehen hören: „Schickt Euch in die unveränderliche Lage! Sucht zu retten, was zu retten ist! Strebt nach einer so unabhängig als möglichen Autonomie! und dieweil Ihr keine Franzosen mehr sein könnt, so bleibt also Elsässer!" — Dies wäre die Sprache nicht nur der Vernunft, nicht nur der Staatsklugheit, sondern auch der Liebe und des Edelmuthes gewesen. Wenn Einer ein Kind aufgeben muß, so übt er Vaterpflicht, indem er diesem Verlassenen in seiner neuen Familie die Lage so erträglich zu machen sucht als möglich, indem er ihm weise Rathschläge zusendet und ihn lehrt, aus den neuen Zuständen das Beste für sich und seine Nachkommen zu ziehen. Frankreich aber dachte nur an sich selbst, und die Rathschläge, die von dort aus in das Elsaß kamen, waren die des blinden Hasses, des ewigen Grollens, des unfruchtbaren Protestirens. Es schmeichelte dem französischen Geiste dort, über den Vogesen, ein Venetien gegründet zu haben; die Schmerzensschreie des Elsasses drangen in sein Herz wie eine Genugthuung für seine Niederlagen, wie eine moralische Revanche. Das Elsaß durfte sich nicht in die Lage schicken; es mußte unglücklich bleiben, sich unglücklich fühlen, um den Franzosen, dem mächtigen Deutschland gegenüber, als Trost und als Rache zu dienen. Dem weiblichen Zug, der den ganzen französischen Sinn beherrscht, mußte diese weibliche Genugthuung werden. Die nervöse Ueberreiztheit dieses Volkes brachte alle Vernunft zum Verstummen, und mit ihr selbst jenes Gefühl, auf das Frankreich mit Recht so stolz ist und das in vormaligen Zeiten so mächtig alle anderen Gefühle beherrschte, und so eigenthümlicher und fast alleiniger französischer Natur war, daß kein anderes Volk in seiner Sprache einen gleichlautenden Ausdruck dafür gefunden hat: die générosité.

Wo blieb diese in dem unaufhörlichen Jagen nach Verräthern im Elsaß? Wo bleibt sie bis auf den heutigen Tag, in dieser Hetze, welche die französischen radicalen, ultramontanen und selbst gemäßigten Blätter gegen die Elsässer in Scene setzen? Ist von dorther, außer in ganz letzter Zeit durch das „Journal des Débats", ein Wort der ruhigen Würdigung der Elsässer Zustände über die Vogesen gedrungen? ein Wort der Anerkennung für die schweren Opfer, die die Elsässer ihrer neuen Sachlage zu bringen genöthigt sind? ein Wort der Schonung, der Liebe, der Charitas? Denn wahrlich, so wie die Liga und die ihr verbündeten Zeitungen sprechen, so spricht nicht eine wahre, tiefe Liebe; so spricht nur der egoistische Haß, der Unmuth über sein eigenes Unglück, die Liebe für sich selbst und nicht für das verloren gegangene Land.

Wie dem nun auch sein mag, nach Verräthern mußte im Elsaß gesucht, Verräther mußten entdeckt werden! — als ob es eigentlich möglich wäre, daß ein Elsässer, nachdem Frankreich durch völkerrechtlichen Vertrag dieses Land an Deutschland abgetreten hat, noch einen Verrath auszuüben im Stande gewesen sei gegen das Volk, zu dem er nicht mehr gehört und, Kraft des Willens der Nationalversammlung, nicht mehr gehören darf!

Nach Hartmann kam die Reihe an alle Diejenigen, die mit

*) Die Flugblätter der Liga wurden allen Zeitungen zugeschickt; wenige nur, „Temps", „Débats" in Paris, „Hâvre", „Journal de Lyon" in der Provinz, druckten sie nicht ab. Das letzte allein hatte den Muth, die von der Liga angegriffenen Elsässer in Schutz zu nehmen, unter Anderen Hartmann, Bürgermeister von Münster und früheren Deputirten. Die Folge davon war aber auch, daß die radicalen und ultramontanen Blätter diese Zeitung als des Verrathes verdächtig angriffen und daß, als der 24. Mai die clerikale Partei an's Ruder brachte, der Chefredacteur und heutige Reichstagsabgeordneter für Zabern, A. Schneegans, aus dem Blatt und aus Frankreich hinausgedrängt wurde. Selbst „Temps" und „Débats" wagten es nicht, gegen das Gebahren der Liga aufzutreten, obgleich die Hauptredacteure dieser Blätter, besonders des „Temps", gänzlich mit der autonomistischen Partei übereinstimmten und namentlich der leider zu früh verstorbene Neffzer, wie bekannt, mit den Führern dieser Partei in der engsten Verbindung stand.

Digitized by Google

ihm in Berlin gewesen waren und zuvörderst an den Maire von Straßburg, an Klein. „Meinherr Julius Klein“ (so hieß es von dort an in allen französischen Zeitungen) wurde als „Preuße“ verklagt und ohne Verhör natürlich sofort verurtheilt. Dieser Mann, der sich persönlicher Verhältnisse halber bei den letzten Reichstagswahlen als Candidat nicht aufstellen lassen wollte, obwohl die Vertreter verschiedener Kreise ihn inständig darum gebeten hatten, der aber jedenfalls in einer späteren Legislaturperiode eine ausgezeichnete Rolle im deutschen Parlamente spielen wird, leitete damals die städtischen Angelegenheiten mit großer Selbstverleugnung; er war es, der von der deutschen Regierung die Abzahlung der ersten Entschädigungsmillionen erlangt hatte; er, der mit den deutschen Beamten in steter Berührung, es verstand, die unvermeidlichen Reibungen zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung abzuglätten, und nach Vermögen die Wunden des Krieges zu schließen, die Schmerzen der Eroberung zu lindern suchte. Auf diesen Mann entlud sich der Zorn der Liga. Keine Woche verging, ohne daß ein französisches Blatt von dem Verrath „Meinherr Julius Klein“ sprach; keine Woche, ohne daß Flugblätter in Druck und Manuscript ihn selbst bis in seinen Familienkreis aufsuchten. Die Liga verschrie ihn als „Preußen“; das Volk, diesem Leumund blindlings huldigend, antwortete wie ein willenloses Echo, und ohne daß Jemand hätte sagen können, in was denn eigentlich Kleins Verrätherei bestand, war Klein also der richtige Verräther am Vaterlande geworden.

Und nun, welche Partei hatte wiederum ein Interesse daran, sich dieses Mannes zu entledigen? und ihm, wenigstens für eine Spanne Zeit, die Zukunft abzusperren? Klein war von entschieden liberaler und republikanischer Gesinnung; Klein war Protestant; Klein hatte mitgewirkt, um die Unterrichtsliga zu begründen; Klein war einer der Verwalter der Volksbibliotheken gewesen; Klein, als Bürgermeister, machte kein Hehl daraus, daß er die Schulbrüder und Schwestern aus den öffentlichen Schulen entfernen, daß er der Kirche die Macht, über die Schule zu regieren, entreißen wolle; Klein war immer der ultramontanen Partei mit der größten Entschiedenheit entgegengetreten! — Klein war natürlich als eines der ersten Opfer der clerikalen Rache bezeichnet, und wie Hartmann, sein Bundesgenosse, so sollte auch er, einer der Ersten, unter den Hieben der Liga fallen. Die Spitze des Dolches war radical gefärbt; aber das Heft, das stak in römischer Hand.

So ging es weiter fort.

Man öffne den ersten Band der Liga; man durchblättre die Flugblätter der folgenden Jahre; man nehme die französischen Zeitungen zur Hand: und man urtheile! Die Männer, welche diese sogenannte patriotische, im Herzensgrund aber einzig und allein ultramontane, unter französischer Maske einherwandelnde Liga vor ihren Richterstuhl zog, das waren die früheren Gegner des Ultramontanismus im Elsaß, die Liberalen, die Freimaurer, die Protestanten: Tachard, Kablé, Dr. Schützenberger, J. Chauffour, Klein, Dollfuß, Bergmann, später A. Schneegans, der ehemalige, aus Frankreich durch den Clerikalismus in das Elsaß zurückgetriebene Deputirte des Niederrheins, jetziger Reichstagsabgeordnete für Zabern. Die Häupter der früheren liberalen Partei, da standen sie alle. Einer fehlte; zu seinem Glücke war er todt; hätte er gelebt, so hätte sein Name an der Spitze dieser Liste der Verräther gestanden: Küß, der letzte Maire von Straßburg!

Literatur und Kunst.

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer.

Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Theodor Creizenach.
Stuttgart 1877, J. G. Cotta.*)

Goethe.

Seit jenem Liederherbst 1815, dem kein persönliches Wiedersehn folgte, bietet der Briefwechsel bis zu Goethes Tod einen Ersatz desselben. Es ist bezeichnend, daß Goethe die meisten Briefe an Herrn und Frau Willemer gemeinsam richtet, Marianne dann für sich und den Gatten schreibt. Es ist selbstverständlich, daß sie dem verehrten großen Manne gegenüber sich bemüht, das beste Theil ihres Innern, ihres Empfindens und Denkens in edler Form darzubringen, und so zieht denn ein Ton sinniger Anmuth und fein geistiger Bildung sich durch das Ganze; von Seiten Goethes tritt die menschliche Liebenswürdigkeit, die Humanität in den Vordergrund. „Ununterbrochene Thätigkeit nach innen und außen“ hält ihn in Allem aufrecht; er will Ordnung schaffen in allen Dingen um ihn, er beschäftigt sich mit dem Abschluß manches Begonnenen, wie des W. Meister, des Faust, und schreibt 1829: „Plane darf ich nicht mehr machen, sondern habe, von Augenblick zu Augenblick, mit der größten Besonnenheit zu beachten, was von außen oder innen geboten wird. Die Ausgabe meiner Werke, die ich gewissenhaft behandle, legt mir eine schwere Pflicht auf, hierzu habe ich die Zeit, die mir vergönnt ist, sorgfältigst anzuwenden. Nach meinem Wunsch bring ich einige Sommermonate auf dem Land in der Nähe zu, wenn ich nicht nach außen gelockt werden sollte. Doch gebieten mir in meinen Jahren andre Winke, und das Willkürliche wird immer mehr von dem Nothwendigen verdrängt.“ Und 1830: „Es ist mir nicht beschieden ein meinem Alter und Kräften gemäßes behagliches Leben zu führen. Die äußere Welt fragt nicht, wo man die Kräfte hernimmt, ihre Forderungen bleiben sich gleich; es thäte Noth man wäre immer dreißig Jahre alt.“ In Bezug auf die Wanderjahre heißt es: „Daß Sie sich mit meinem Wanderer gern unterhalten würden, durft' ich hoffen; denn eben deswegen bearbeiten wir uns ja selbst, damit wir an dem, was andre thun und leisten, desto gründlicheren und herzlicheren Antheil nehmen können. Durch eigne Arbeiten überzeugen wir uns, daß wir etwas vermögen; durch die Betrachtung fremden Thuns geht uns noch ein Licht auf: daß die ganze Menschheit kaum hinreichend ist, sich aus sich selbst aufzubauen.“ Krankheit und Genesung, auch der Tod seines Sohnes, ziehen an uns vorüber. Wenn er damals an Zelter das sittlich erhabne Wort schrieb: „Hier nur kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht halten“, so sagt er der Freundin, wie er in den Enkeln Trost findet: „Die Kinder sind wie heitres Wetter; wo sie hintreten ist es hell; im Augenblick Freude, er sei wie er wolle. Das theilt sich denn unmittelbar auch den Aeltesten mit, und so wollen wir die guten Geister loben, die uns dergleichen Lichtlein angezündet haben.“ Er fährt mit den Kleinen auf's Land; sie sehen die Kohlenbrenner, die Holzhauer, die Glasbläser, die das ganze Jahr weder Butter noch Bier zu sehen kriegen und von Kartoffeln und Ziegenmilch leben, „aber alle heiterer als Unsereiner, der gewöhnlich das Heute verliert, weil ein Gestern war und ein Morgen sein wird“. Endlich wirft er einen Blick auf seine Jugend, veranlaßt durch das Vermächtniß eines seiner ältesten Freunde, „des guten Riese“, das dieser vor seinem Tod den gemeinsamen Freunden übergeben: „Uralte redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick mich nicht erfreuen konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzudeutlich ausdrückten, in welchen sittlich kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten

*) Siehe „Gegenwart“ XII. Bd., Nr. 27.

Digitized by Google

Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; zwei von Straßburg heb' ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird. Freilich ist bei heiterem innern Trieb und einem löblich geselligen Freisinn noch keine Spur von woher und wohin? von wo aus, wo ein? deshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden. Sie können selbst davon einiges Zeugniß abgeben, doch werden Sie ihm deshalb nicht Feind geworden sein." So betrachtete Goethe bis in's Greisenalter das Leben als Erziehung des Menschen in einem Zusammenhange des innern Wesens und der äußern Verhältnisse, Prüfungen, Schicksale.

Nur einmal schlägt Goethe einen wärmeren Ton an, in einem eigenhändigen Brief vom 26. Juli 1819. Willemer war im Februar nach Berlin gereist um das Loos des Offiziers zu erleichtern, durch dessen Kugel sein Sohn, Abraham Willemer, der den Befreiungskrieg mitgemacht, im Duell gefallen war. Auf der Durchfahrt begrüßte er den Dichter in Weimar; „der verehrte Freund tritt in's Zimmer, die geliebte Freundin hofft' ich im Hinterhalt. Da fühlt' ich erst recht, daß ich ihr noch immer angehöre", schrieb ihr dieser nach Frankfurt. Von Bad Baden aus antwortete sie mit dem Wunsch des Wiedersehens. Zum Verständniß seines Briefes noch die Bemerkung, daß Goethe den Wiedehof, upupa, der als Hudhud ein Vermittler zwischen Salomon und der Königin von Saba ist und bei Hafis als Liebesbote vorkommt, einst am Main auch zu solchem erkoren hatte; so kommt er im Divan und manchmal in unsern Briefen vor. Im vorliegenden ist es das einzigemal, daß Goethe die Freundin mit Du anredet; der Brief war an den Domänenverwalter Hugeneft zur Beförderung in ein Couvert eingeschlagen. Er lautet:

„Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst Du in Baden nicht vermissen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederholen, daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei seinem treuen Anblick alles in mir rege ward was er uns so gern und edel gönnt. Ob Du gleich schweigst, hatte ich allerlei zurechtgelegt, der Rückkehrende vermied, und es blieb liegen. Nun da Du sagst, und so lieblich, daß Du mein gedenkst und gern gedenken magst, so höre doppelt und dreifach die Versicherung, daß ich jedes Deiner Gefühle herzlich und unablässig erwiedre. Möge Dich dies zu guter Stunde treffen, und Dich zu einem recht langen Commentar über diesen kurzen Text veranlassen. Wäre ich Hudhud, ich liefe Dir nicht über den Weg, sondern schnurstracks auf Dich zu. Nicht als Boten, um mein selbst willen, müsset Du mich freundlich aufnehmen. Zum Schluß den frommen liebevollen Wunsch: Eya! wären wir da. G."

Wie Willemer den innigen Verkehr von Geist und Herz dem Dichter und Marianne gönnte, beweist seine Nachschrift zu einem späteren Brief Mariannens. Sie und Goethe hatten zur Divanszeit ausgemacht beim Vollmond aneinander zu denken. Goethe sandte ihr am 25. August 1828 von Dornburg sein Gedicht: „Dem aufgehenden Vollmonde", und sie schildert eine Alpenreise über das Wormser Joch, indem sie hinzufügte, wie herrlich ihr der Münster von Freiburg im Vollmonde erschienen sei. „Nach Hause gegangen, blieb ich noch lange Zeit auf dem Balcon und ließ jenes unvergleichliche Mondlied (Füllest wieder Busch und Thal) dem Gefühl und den Worten nach in mir nachklingen; ich erinnerte mich jener Zeit, wo ich es Ihnen so oft gesungen und fühlte jeden Nachklang froher und trüber Zeit. Hätte ich ahnen können, wie in jenem Augenblicke wirklich des Freundes Auge mild über meinem Geschick weilte, ich würde gern mit ihm gerufen haben: „Ueberselig ist die Nacht!" (Der Schluß des Dornburger Gedichtes.) Dazu nun macht Willemer die Nachschrift: „Ein schöner Traum. Meine Frau ist ein Engel ohne Flügel in ihrem Hauswesen, aber ein Engel mit Flügel, wenn sie reist. Daß wir doch eine solche Reise zusammen machen könnten, Sie und Marianne und Ihr Bedienter in einer leichten Chaise mit drei Pferden, und ich und mein Bedienter in einer noch leichteren mit zwei Pferden; aber ich erwache — und — — doch zur Verwirklichung meines Traumes ist nur eines erforderlich: Ihre Beistimmung nächsten Sommer."

Die Briefe sind häufig von kleinen Geschenken begleitet oder durch solche veranlaßt. Frau Willemer sendet zwölf Rheinweinflaschen, als Apostel, dann Artischoken, Bienenhonig, Schwartemagen, Ingwer, Confect, süße Früchte; Goethe neue Schriften, außer dem Divan die Campagne in Frankreich, die Wanderjahre, die Lieferungen der Gesammtausgabe, die Schaumünze mit seinem Bildniß, oder Radirungen mit Versen, und mehrmals die Pflanze Bryophyllum calycinum, eine Laubmoosgattung, deren Blätter halb in Erdreich eingelegt endlos wuchern und unter günstigen Umständen zur Blüthe werden. Er nennt die „pantheistische" Pflanze das lebendigste Bild der Morphologie; das immerfort wachsende Leben ist ihm einmal ein Bild und Gleichniß des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen sollen; ein andermal legt er die Verse bei:

Wie aus Einem Blatt unzählig
Frische Lebenszweige sprießen,
Mögst in Einer Liebe selig
Tausendfaches Glück genießen.

Von bekannten Personen, deren Marianne gedenkt, nenne ich Sailer, den Bischof von Regensburg: „welch' ein liebenswürdiges Naturell, ein wandelndes Herz mit einer Bischofsmütze!" Sodann Bettina von Arnim, die 1824 mit dem Entwurfe zu Goethes Denkmal beschäftigt war: „Sie kam von Ihnen! Wie glücklich ist diese Frau, welch' ein Lohn wird ihr in der glücklichen Anwendung Ihres schönen Talentes!" Noch 1856 fand ich Frau von Arnim an dieser Arbeit; sie dachte sich damals einen schönen Brunnen mit reichen Marmorreliefs um die Goethestatue, die, von Steinhäuser ausgeführt, eine Stelle im Kunstmuseum zu Weimar gefunden hat. Durch die englische Ausgabe des Briefwechsels Goethes mit einem Kinde hatte sie gehofft das Geld zur Ausführung zu gewinnen, aber sich bitter getäuscht; „das Monument hat Schulden!" seufzte sie. 1830 schreibt Marianne: „Bettina Arnim war hier, und brachte durch eine wirklich geniale Zeichnung, die sie dem König von Baiern bestimmt, unsre kleine Künstlerwelt in Verwirrung; jeder mochte wohl fühlen, daß er nicht im Stande sei etwas Aehnliches zu machen, die Composition ist ganz herrlich." Ich erinnere mich, daß 10. Jahre später Thorwaldsen an einer dieser gezeichneten mythologischen Dichtungen große Freude hatte; im Verkehr mit Bettina machte Schinkel seine Entwürfe für die Vorhalle des Berliner Museums. Einige ihrer Blätter sollten photographisch veröffentlicht werden!

Wie verständnißvoll Marianne sich in Goethes Werke vertiefte, davon zeugen folgende Stellen. 1830 schreibt sie: „Das Studium der letzten Lieferung Ihrer Werke hat mich in traurigen Tagen auf die heiterste Weise beschäftigt. Ich darf wohl sagen das Studium, denn gewiß würden Sie gelacht haben, wenn Sie mein unablässiges Vergleichen und Zusammenstellen der ältern und neuern Biographie mit den Briefen und andern Aufsätzen gesehen hätten; ich habe mir auch die Jahreszahlen bei verschiedenen gemerkt, und suche mir so den Dichter und seine Werke immer mehr zu eigen zu machen. Ich habe die Tage am Rhein und Main auf das Neue durchlebt, konnte mich aber einer Bemerkung nicht erwehren: die Erwähnung jener Tage gleicht einem Liede, wozu nur einige die Melodie kennen, für die meisten bleibt sie ungesungen. Da ich nun so glücklich bin die schöne gefühlvolle Weise zu kennen, so schließen mir einige Worte einen Himmel von Erinnerungen auf, und so denk' ich mir noch viele Tage in diesen ruhigen und besonnenen Erzählungen, und man muß alle glücklich preisen, die so eine rührende Melodie zu den einfachen Worten kennen. Davon abgesehen hat mir die Menge und Vielseitigkeit Ihrer Studien Erstaunen und Bewunderung verursacht. Ach Gott, welch' ein armes beengtes Leben führen so viele, wie wenigen ist es verliehen sich und andern klar zu werden, deren innere Ruhe weder durch eminentes Talent noch äußre verwickelte Ereignisse angeregt worden; und

Digitized by Google

so erscheinen Sie mir immer bewunderungswürdig in der vollkommen ruhigen Uebereinstimmung Ihres eigenthümlichen und angeeigneten Werthes."

1829 schreibt Marianne nach dem Erscheinen der Wanderjahre mit Bezug auf ihre bevorstehende Reise nach den oberitalienischen Seen: „Vielleicht bin ich so glücklich Hilarien und und ihre Begleiter dort zu treffen; vielleicht daß mir Wilhelm einiges über seine interessante Wittwe dort vertraut. Wie viel hätte ich nicht zu fragen was man schreibend weder verlangen noch gewähren kann. Sie würden vielleicht über mich lachen, wenn Sie wüßten mit welcher Genauigkeit ich auf alle Beziehungen und Andeutungen merke, die dazu helfen können den Dichter in seinen Werken kennen und verstehen zu lernen; und da sich nicht leugnen läßt daß er die Feder in sein Herzblut taucht, so ist bei allem Mitleid, das man für den innig geliebten Freund und seine Herzenswunden hat, doch die Ungewißheit kaum zu ertragen, mit der man sich abmüht zu errathen, wann, wie und durch wen sie ihm geschlagen wurden." Sie spielt hier auf die vorzüglichste unter jenen Novellen an, welche Goethe den Wanderjahren einfügte: „Der Mann von 50 Jahren". Hilarie selbst, die jugendliche, bietet dem viel älteren Major von freien Stücken Herz und Hand; er verjüngt sich im Gefühl der späten Liebe, aber sein Sohn kommt, und beim Eislauf entfaltet sich nun die Neigung zwischen diesem und dem Mädchen zu holder Blüthe; der Vater entsagt. Vielleicht muthmaßte Frau Willemer eine Beziehung auf Fräulein Ulrike von Lewezow, die Goethe 1822 in Marienbad kennen lernte. 1823 ward die Neigung dort mächtig; Ulrike war die Entgegenkommende; der Dichter hat uns in der Trilogie der Leidenschaft von dieser späten Gluth herrliches Zeugniß gegeben. Seine schwere Erkrankung brachte man mit den Gemüthserschütterungen in Zusammenhang. Besteht das von Marianne geahnte persönliche Verhältniß Goethes zur Novelle, so hat er es rein abgeklärt, ja nach dem Erguß des Schmerzgefühls in der Elegie sich zu heiterem Humor erhoben. Marianne fügt noch einen Satz hinzu, der ihre Beziehung zu Goethe zusammenfaßt: „Was ich mir von Paradiesesquellen aneignen durfte und wiederholt aneigne, erfrischt und erquickt mein Leben und erhebt mich in mir selbst; ich danke dem Geschick für diesen Glanzpunkt meines Daseins, der ohne bittere Zugabe, rein und unvermischt meine späten Lebenstage zu erhellen vermag; dies ist ein Geschenk des Himmels weit über mein Verdienst."

Goethes Tod ward im Willemer'schen Kreis tief empfunden. „Jeder Brief war ein Fest für uns, und bis zur letzten Stunde hat er mit Liebe an uns gedacht", schrieb Marianne an Sulpiz Boisserée; Rath Schlosser äußerte wie man sich gewöhnt habe dem alten Heros eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen; „in ihm und dem Minister von Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet". — Willemer war hoch in den siebziger Jahren; in der Pflege des Leidenden, nicht leicht zu Behandelnden trat der Ernst des Lebens der Gattin nahe genug. Eine der Töchter schrieb 1835 an Boisserée: „Marianne hat ein schweres Leben, benimmt sich aber ganz vortrefflich. Wir können es ihr nie genug danken." Willemer selbst widmete ihr einmal den Vers, den ein Geschenk begleitete:

Du warst mein Trost, mein Glück in diesem Leben;
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand?
Doch fand ich nicht; Dich hat mir Gott gegeben;
So segnet keine ird'sche Hand.

Was aber die drollige Fabel von Spatz und Spätzin betrifft, so ist der Schluß mir und Andern längst bekannt. („Für die Spätzin sind die Pflichten, für den Spatzen das Pläsir.") Die Autorschaft von Frau Willemer scheint mir sehr fraglich; fanden sich die Verse von ihrer Hand, so konnte sie solche ja abgeschrieben haben. So höre ich denn, daß Director Karl August Meyer das Gedicht für sich in Anspruch nimmt.

1838 starb Willemer und der Schwiegersohn Bürgermeister Thomas. Marianne richtete sich ein kleines stilles Hauswesen ein, das sie mit Lectüre, Musik, der Geselligkeit eines gewählten Kreises belebte. Felix Mendelssohn, Schwind, Rückert, Herman Grimm haben dort verkehrt. Die dichterische Gabe blieb ihr treu; eine zierlich geistvolle Wendung und sprachlicher Wohllaut ist allen ihren Gelegenheitsversen eigen. Sie starb am 6. Dec. 1860. Das Bildniß, welches dem Buch beigegeben ist, zeigt keine Schönheit in den Formen, aber ein leuchtendes Auge und eine anmuthige Miene, die beide vereint in der Jugend einen gewinnenden Eindruck machen mußten. Ihr Grabstein trägt den Spruch: Die Liebe hört nimmer auf.

M. Carriere.

P. K. Rosegger.

Der schlichte Erzähler aus der Steiermark, Rosegger, welchen diese Zeilen hier einem weitern Publicum vorstellen wollen, dieser anspruchslose Bauernmaler würde heute vielleicht überhaupt keine Bücher schreiben, er würde gewiß nicht so schreiben, wie er schreibt, wenn nicht — um nur beim Nächsten zu bleiben — die Jahre 1848, 1859 und 1866 über Europa hinweggegangen wären und aus Oestreich, dem von der geistigen Mitwelt bereits verurtheilten, unglücklichen Pfaffenlande, nicht das gemacht hätten, was es heute ist: das neue Oestreich. Die künftige Literaturgeschichte wird eine scharfe Grenze zwischen seiner alten und neuen Dichtergeneration ziehen müssen. Dort die berühmten Namen, auf welche alle „wahrhaften Oestreicher", oft sogar alle Deutschen stolz sind, die Grün, Lenau, Grillparzer, Bauernfeld, und später noch Moritz Hartmann und Alfred Meißner, hier neue Männer wie Hamerling, wie Anzengruber. Die vormärzlichen Schriftsteller und diejenigen, welche aus den Stürmen der Revolution hervorgegangen sind, tragen sämmtlich einen Bruderzug in ihrem Antlitz. Ob Anastasius Grün jahrelang ängstlich das Geheimniß hütet, daß sich hinter seinem Pseudonym der hochgeborene Graf Auersperg verberge, — ob Grillparzer sein hohes Talent an „patriotischen" Stoffen aus der habsburgischen, ungarischen und böhmischen Geschichte oder Sage erschöpft, während er unter dem lästigen Drucke seiner unwürdigen Beamtenstellung die bittersten Worte über sein Vaterland auf den Lippen hat, — ob der eigentlich recht übermüthige Bauernfeld in seinen hübschen Lustspielen sich absichtlich auf den harmlosen Dialog kleinlicher, bürgerlicher Kreise beschränkt, — ja sogar, ob der geniale, thatendurstige Lenau in unfruchtbarem Ringen, in müßiger Selbstqual zu Grunde geht —: es ist immer derselbe Leidenszug, eine Eigenthümlichkeit, die sich als rother Faden durch ihre Werke zieht, die Verbitterung des Deutschen, der in einem niedergedrückten Staatswesen den Zusammenhang mit seiner Nationalität zu verlieren fürchtet. Gedrückt ist die Gesammtheit, gedrückt ist der Einzelne. Wo die Dichtung die öffentlichen Angelegenheiten berührt, da verliert sie den Athem. „Vaterland" und „Freiheit" sind auch in Oestreich beliebte Schlagworte, aber sie tönen nicht hell. Dem politischen Dichter des östreichischen Vormärz und unmittelbaren Nachmärz fehlt der Schwung, er wird leicht servil, wenn er sich duckt, oder verbissen, wenn er das Haupt zu heben versucht.

Da ereignete sich das Merkwürdige. Es kam das Jahr 1866, die lockeren Bande, welche Oestreich mit den lockeren Theilen des heutigen deutschen Reiches verbanden, wurden mit dem Schwerte durchgehauen, die Grenzen traten in Folge der politischen Trennung schärfer hervor, doch zugleich verlor sich allmählich der absolutistische Druck und die sociale Gedrücktheit, die natürliche geistige Einheit mit Deutschland büßte ihre Schärfe ein, die lebhafter betonte östreichische Individualität wirkte wohlthätig durch sattere Localfarben. So kann es ja auch mitunter in kleinern Familien ergehen. Wenn das Leben die Geschwister räumlich von einander trennt, so knüpft sich bald eine engere Verbindung, welche das wichtigste Gemeinsame nicht mehr außer Acht läßt.

Der Unterschied zwischen der alten und der neuen Generation deutsch-östreichischer Schriftsteller — der sich übrigens

Digitized by Google

natürlich nicht so einfach bestimmen läßt, wie ein mathematisches Gesetz — ist doch nicht gar so subtil. Früher saß dem Schriftsteller jedes Genres, ob er wollte oder nicht, der Oestreicher im „G'nack" und ließ ihn oft zu seinem Nachtheile gegen den „Deutschen" abstechen; heute macht nichts mehr den Dichter, der den Localton nicht treffen will, als Oestreicher kenntlich, wenn nicht ein paar gemüthliche Sprachwendungen, an welchen dann zornwüthige norddeutsche Kritiker ihr Müthchen kühlen können. Wen seine Neigung oder sein Bildungsgang der formfertigen, gebildeten Literatur zuführt, der kann in Oestreich ebenso unbehindert eine griechische „Aspasia" schreiben, wie Andere „im Reich" eine egyptische „Uarda" oder altdeutsche Romane; wer aber als Dialektdichter wirken will, der ist trotz seinem provinziellen Ton in Oestreich ebenso voll und ganz ein Förderer der deutschen Literatur, wie der schweizerische, plattdeutsche oder schwäbische Dichter es ist.

Der Uebergang von diesen theoretischen Bemerkungen zu den schlichten Geschichten Roseggers ist ziemlich jäh. Er ist der naivste Dorfgeschichtenerzähler, dessen Weisheit Bauernweisheit, dessen Schalkheit Bauernschalkheit ist. Man muß Roseggers dreibändiges Sammelwerk: „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen" lesen, um seinen unerschöpflichen Reichthum an dörfischen Erfahrungen zu würdigen. Hundert kleine Erzählungen reihen sich da aneinander, welche alle etwas von dem wilden Zauber ihrer heimatlichen Alpenberge zurückbehalten haben. Was aber den Grundzug dieser kleinen Feuilletons ausmacht und ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, das ist eine kerngesunde, übermüthige Lustigkeit, die häufig an die deutsche Bibel des Humors, an das Volksbuch vom Eulenspiegel erinnert. Am köstlichsten ist Rosegger dann, wenn er — selbst übrigens ein innerlich religiöses Gemüth — den äußerlichen Formelkram der katholischen Gebräuche zum Opfer seiner Laune gewählt hat. Die Erzählung „Sanct Joseph der Zweite" z. B. ist von einer unwiderstehlichen Komik. Der Zimmermann Koloman hat sich in seiner Frömmigkeit vorgenommen, irgend einen Heiligen in seinem ganzen Lebenswandel nachzuahmen, und wählt als Vorbild auf den Rath seines jungen Beichtvaters den heiligen Joseph, den Mann der Jungfrau Maria. Trotzdem er seiner Rolle gemäß die eigene Gattin mit einer ihrer Heiligkeit schuldigen Achtung behandelt hat, spricht sie eines Tages erröthend zu ihm: „Koloman, wenn du Kirschbaumholz liegen hättest, so ein Wieglein könntest du einmal zimmern." — Der Koloman ging verstört umher, las die Legende, sann, las wieder, — stützte sein grauendes Haupt lange auf die Hand. — Sollte denn diese Familie thatsächlich so fromm sein, daß Zeichen und Wunder an ihr geschähen? — „Warum nicht?!" fuhr der Zimmermann auf und eilte sofort schnurstracks zu seinem Seelenfreunde, ihm freudig zu erzählen, was in seinem Hause geschehen. — Der junge Priester ging eben im Klostergarten spazieren, und als er den Koloman so aufgeregt und hastig auf sich zueilen sah, setzte er seine Füße aus, soweit es die Kutte nur gestattete, und floh durch das Buschwerk davon.

Neben dem guten Princip, der ungebundenen Lustigkeit, fehlt bei Rosegger auch das böse Princip nicht, der andere deutsche Grundzug der Sentimentalität. Rührselig kann unser Dichter werden, als ob er seinen Geist von Jugend auf mit nichts Andrem als von Jean Paul'schen Ueberschwänglichkeiten genährt hätte. Doch ist diese Rührseligkeit bei Rosegger echt; sie könnte sonst nicht so liebenswürdig berühren, und würde gewiß nicht so sehr in die Tiefe seiner Schöpfungen dringen, um den Gang, ja die Grundanlage seiner größten Compositionen zu beeinflussen. Es steckt in Roseggers ganzem schriftstellerischem Wirken etwas von Rousseaus Entsetzen vor der Cultur, eine nervöse Sehnsucht nach der wildesten und menschenfeindlichsten Natur. Wo der Dichter aus den engen Schranken des Bauernlebens heraustritt, um Stadtmenschen — am liebsten Lehrer — in den Bereich seiner Schilderungen zu ziehen, da wird der freisinnige Rosegger zum Culturfeind. Alle seine „studirten" Ideale haben einen Moment, in welchen sie nicht nur à la Diogenes den Weinkrug wegwerfen, um sich fortan mit der hohlen Hand und frischem Wasser zu begnügen, sondern wo sie auch ihre Bücher verbrennen und zur Fibel greifen. Schon in den minder bedeutenden kleinen Novellen laufen die verwöhntesten Kinder des Glücks gerne barfuß im ewigen Alpenschnee umher, in den großen, vollendetsten Dichtungen ist die Verzichtleistung auf Bildung und Cultur in Permanenz erklärt.

Am bezeichnendsten ist: „In der Einöde. Eine Geschichte in zwei Büchern." (Pest 1872, Gustav Heckenast.) — Der alte Schulmeister ist vom Pfarrer fortgejagt worden, weil er zum Begräbniß eines Selbstmörders die Glocken geläutet hat. Der Heidepeter in der Einöde hat ihn bei sich aufgenommen, der Schulmeister hat dafür die Erziehung der Kinder des Heidepeter geleitet. Nun geht zwar die ganze Einöde unter dem Drucke ihres Gutsherrn, eines tyrannischen Robottgrafen nach altem Zuschnitt, zu Grunde, der Heidepeter wird am Ende von seiner Hütte getrieben, aber die vom Schulmeister unterrichteten Kinder werden Trost und Rettung ihrer Eltern, bald der ganzen Niederlassung. Die Tochter heirathet einen intelligenten Landwirth, der Sohn ist Professor geworden, ist ein Freund des jungen Grafen und kann mit dessen Hülfe die Einöde zu einem ungeahnten Wohlstand emporheben. Soweit wäre Alles gut, da fährt plötzlich die Sentimentalität darein. Einige Frauen romantischer Herkunft werden von einem höchst unmotivirten Blitze erschlagen und der Professor verläßt trübsinnig die Stadt, um sein Leben unter den Halbwilden der Einöde zu beschließen, er will die Kinder das Abc lehren und scheint standesamtlich mit einer dauernden Stellung als Onkel zufrieden zu sein. Hoffentlich hält er es nicht länger als einen Winter fern von seinen Büchern aus und wird im nächsten Frühjahr zu seinen Schülern zurückkehren.

Eine solche Askese ist immer gleicherweise ungesund, ob der betreffende Selbstquäler nun seinen Geist oder seinen Leib auf schmale Kost setzt. Nur eine außerordentliche Natur oder außerordentliche Schicksale können uns modernen Menschen die Abkehr von der Cultur begreiflich machen. Der Professor in Roseggers „In der Einöde" ist nicht hervorragend genug, um sein Leben mit einem Narrenstreich abschließen zu dürfen. Unter abnormen Verhältnissen dürfte ein Sonderling freilich seine Bildung und sein Talent in der Wildniß begraben; dann wäre es eine große dichterische Aufgabe, die Entwicklung eines solchen freiwilligen Robinson Crusoe zu verfolgen. Diese Aufgabe hat Rosegger selbst wunderbar gelöst in seinen „Schriften des Waldschulmeisters". Hier stehen die Prämissen aber auch im Verhältniß zur Folge, die Weltgeschichte wird aufgeboten, um den Helden zur Weltflucht zu bewegen. Er hat als Deutscher unter Bonapartes Fahnen gefochten, er hat bei Leipzig seinen besten Freund erschossen, — da wundert es uns nicht, wenn er unter den Waldteufeln Ruhe des Gemüthes sucht. Wie der Waldschulmeister mit unermüdlicher Thätigkeit und Geduld ein Segen der Gemeinde des kümmerlichen Alpendörfchens wird, wie er die Freundschaft und das Vertrauen der jungen Generation erwirbt, wie er allmählich altert und immer einsamer und einsamer am Ende auch in seiner Einsiedelei den Bitternissen des Lebens nicht entgeht, das hat Rosegger in Form eines Tagebuchs des Waldschulmeisters mit der schönsten und schlichtesten Wahrheit niedergeschrieben. „Die Schriften des Waldschulmeisters" sichern ihrem Verfasser das Interesse jedes Lesers bis zur letzten Zeile des gedankenreichen Werkes, trotz der Fremdartigkeit der Sprache, trotz der Rohheit der meisten Charaktere und des „Mangels an Handlung".

Andere Schriftsteller mögen nach den vier Winden reisen, um das Leben entfernter Völker zu schildern; Rosegger gehört zu den erfolgreichen Reisenden, welche, ohne die Heimat zu verlassen, in vertikaler Richtung, an den Abhängen ihrer von seltsamen Blumen und Menschen bewohnten Berge neue Länder entdecken, überall das Zucken, das Lachen und Leiden desselben Menschenherzens nachweisen und so trotz aller Neigung zum Uncultivirten doch den Fortschritt des Menschenthumes fördern helfen.

Fritz Mauthner.

Digitized by Google

Bulles Geschichte der neuesten Zeit.*)

Es gibt vielleicht kaum eine dankbarere, aber auch kaum eine schwierigere Aufgabe als eine Geschichte der letzten sechzig Jahre zu schreiben. Dankbar — denn Jeder, dem es um ein wirkliches Verständniß der Gegenwart zu thun ist, wünscht auch die allerletzte Vergangenheit zu kennen, jeder Gebildete möchte das, was er theilweise selbst mit erlebt hat und als Zeitungsleser doch immer nur bruchstückweise zu kosten bekommt, nun auch einmal im Zusammenhang überschauen. Und wie groß und allgemein dieses Bedürfniß, wie berechtigt dieser Wunsch ist, davon gibt wol den besten Beweis der Umstand, daß man seit dem Jahre 1870 selbst auf unseren deutschen Gymnasien die Geschichte bis auf die Gegenwart herabführt, um auch der Jugend schon jenen Zusammenhang und jenes Verständniß der Gegenwart zu geben und zu erschließen. Dankbar ist diese Aufgabe weiter auch deshalb, weil es gewissermaßen ein Neubruch ist, den zu bearbeiten doppelt erfreulich, ein ganz besonderer Genuß sein muß, und weil man hier nicht erst mühsam nach Stoff zu suchen hat, sondern weil sich dieser in Hülle und Fülle, sozusagen von selbst darbietet. Aber eben hier beginnen auch schon die Schwierigkeiten. Der embarras de richesses, die Fülle von Thatsachen nöthigt zu strengster Sichtung, wenn der Historiker nicht Gefahr laufen soll, unterzugehen in einer Menge von Einzelheiten, die interessant in der Gegenwart, doch kein Anrecht auf die Zukunft und auf ein Festhalten in derselben haben. Und auf der andern Seite ist es wiederum schwierig, ja unmöglich, die Thatsachen alle zusammenzufinden, die Fäden, welche das Einzelne verbinden, zu sondern und herauszulösen, den Causalzusammenhang richtig herzustellen. Noch laufen ja die Ereignisse weiter, noch fehlt zu so mancher Ursache ihre Wirkung, die jene erst erklären wird; und auch äußerlich: noch sind manche Quellen nicht zugänglich, noch sind die Archive nicht geöffnet, die Geheimnisse der Diplomatie — und welche Diplomatie hätte keine solchen von Perikles an bis herab auf Bismarck? — nicht entschleiert, und doch kann jeder Tag Enthüllungen bringen, die ganz neue Schlaglichter auf die Ereignisse werfen und die ganze bisherige Beurtheilung dieser oder jener Thatsache umstoßen. Und weil es keine archivalischen Studien gibt, auf die man sich stützen, keine gelehrten Controversen, durch deren Lösung man sich Ehre erholen könnte, so geht der Historiker vom Fach über derartige Arbeiten zum voraus mit einem vornehmen Achselzucken hinweg und sieht in Denen, die sich der dankenswerth-schwierigen Aufgabe, modernste Geschichte zu schreiben, unterziehen, höchstens historische Dilettanten. Aber wenn der Historiker daran vorübergeht, weil er weiß, daß er nichts weiß, so glaubt umgekehrt der Laie, der politisirende Laie namentlich, Alles so gut oder theilweise sogar noch besser zu wissen als der Verfasser eines solchen Werkes, glaubt zu wissen, wie dasselbe beschaffen sein sollte, und hält sich daher für vollkommen berufen, über dasselbe abzuurtheilen und scharfe Kritik daran zu üben. Und Jeder, der es liest, will in dem Werke seine eigene politische Ansicht bestätigt, durch die Geschichte selbst bewahrheitet sehen, und erwartet bestimmt als Resultat, sozusagen als die Moral der Geschichte, auf der letzten Seite sein Parteiprogramm wieder zu finden. Endlich ist aber der Geschichtschreiber selbst Parteimann, und daher dürfte es ihm kaum möglich sein, mit derselben Objectivität, wie ein Schwegler über römische oder ein Curtius über griechische Geschichte zu schreiben. Glücklicher Weise soll das übrigens ein populärer Geschichtschreiber auch gar nicht thun. Er darf recht wohl seine individuellen Anschauungen, seine politischen Ueberzeugungen durchschimmern lassen, wenn es nur nicht in der übertrieben einseitigen Weise geschieht, die wir seiner Zeit an dem Jäger'schen Werke tadeln mußten. Ist es ja doch auch möglich, des Thukydides politische Ansichten aus seinem Werke heraus zu destilliren, und konnte selbst dem Erfinder des geflügelten „sine ira et studio" der freilich in seiner Uebertreibung ungerechte Vorwurf der tendenziösen Geschichtschreibung gemacht werden.

So ist denn auch der Standpunkt Constantin Bulles in seiner neuesten Geschichte ein nicht zu verkennender, auch ohne daß er ihn in seiner „Schlußbetrachtung" noch besonders herausgestellt hätte. Gegenüber einem vaterlandslosen Republikanerthum, das nicht etwa nur als Socialdemokratie alles Bestehende umzustürzen strebt, sondern das auch in seiner salonfähigeren Form jedes nationale Bewußtsein als thörichten Chauvinismus verhöhnt und sich dadurch selbstverständlich zum Schleppenträger fremden Nationalhasses im Dienste gegen das eigene Vaterland qualificirt, steht Bulle zu dem Princip der Nationalität und betont mit Recht, und er hätte es noch weit mehr betonen dürfen, daß das entgegengesetzte Princip der Völkerföderation in seiner Lebensfähigkeit erst noch zu erproben sei, wie ja bis jetzt weder in Oestreich noch in der Schweiz die Verschmelzung verschiedener Stämme über das Stadium nothdürftigen äußerlichen Zusammenleimens hinausgekommen ist. Gegenüber derselben Demokratie weiter, welche den Culturkampf mit Anführungszeichen zu schreiben liebt und mit ihrer abstracten Forderung einer Trennung von Kirche und Staat eine unklare, aber tönende Phrase im Munde führt, um dem Kampfe unthätig räsonnirend zusehen zu dürfen, stellt sich Bulle im Kampfe zwischen diesen beiden Mächten entschieden auf den Standpunkt des Staates, ohne freilich energisch genug neben völliger Freiheit der religiösen Ueberzeugung die völlige Unterordnung der Kirche unter den Staat zu fordern. Gegenüber den anarchischen Bestrebungen der Socialdemokratie ist Bulle als Anhänger der constitutionellen Monarchie conservativ, liberal gegenüber den berechtigten Forderungen des Volkes; voll Stolz endlich auf die Entwickelung des deutschen Reiches, das er daher in die Mitte seiner Geschichte stellt, aber auch voll und ganz sich dessen bewußt, daß noch Vieles nicht gethan ist, daß schwierige und ernste Aufgaben als sittliche Pflichten an unser Volk herantreten und immer neu herantreten.

Bulle steht also im Grunde so ziemlich auf demselben Standpunkt wie Jäger. Aber wo dieser in sehr maßloser Weise seine Ansichten als die allein echten anpreist und wüthend auf jeden Gegner zur Rechten wie zur Linken losschlägt, da finden wir bei Bulle eine gewisse vornehme Objectivität, aus der er kaum einmal heraustritt, eine ruhige und fast durchweg unparteiische Würdigung des Gegners und seiner berechtigten Bestrebungen. Daß auch er einmal in seinem Streben, z. B. Bismarck sich und seiner d. h. der nationalliberalen Partei zu vindiciren, zu weit geht, so wenn er ein bekanntes Paradoxon desselben weder richtig noch objectiv genug dahin interpretirt: der Süden wolle deshalb nichts von dem Eintritt in den Nordbund wissen, weil dieser ihm zu liberal und national, im Ganzen also zu nationalliberal sei, mag hingehen, wenn es gleich besser in dem Leitartikel einer Zeitung, als in einer Weltgeschichte seine Stelle fände.

Mit Recht hat Bulle, wie schon gesagt, die deutsche Geschichte in den Mittelpunkt gestellt, um den sich alles Andere gruppirt; denn er schreibt für das deutsche Volk, und daher herrscht überall die Beziehung auf Deutschland vor. Wenn bei diesem Versuch, hieran die Begebenheiten und Erlebnisse der anderen Nationen bald vorausschreitend, bald nachholend anzuknüpfen, auch da und dort die Beziehung eine etwas gesuchte oder äußerliche genannt werden muß, so ist doch in der Hauptsache die Kunst anzuerkennen, mit der es Bulle gelungen ist, überall diesen Faden in fester Hand zu behalten und immer wieder bis zum Mittelpunkt zurückzuführen. Auch kommt darüber kaum je die auswärtige Geschichte zu kurz. Im Gegentheil ist stets das Wesentliche gegeben, vielleicht sogar — darüber läßt sich ja streiten — bisweilen noch mehr als das. Ich denke hier z. B. an die Schilderung der amerikanischen Freiheitskämpfe im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, während die Entstehung des amerikanischen Sonderbundskrieges mit einer dem Gegenstand

*) Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1871. Von Dr. Constantin Bulle. Erster Band: Von 1815—1848. Zweiter Band: Von 1848—1871. Mit einem Namen- und Sachverzeichniß. Leipzig 1876, Verlag von Veit & Comp.

Digitized by Google

angemessenen Ausführlichkeit behandelt ist. Daß natürlich in den letzten zwölf Jahren Deutschland und neben ihm noch etwa Italien ein ganz besonders großer Raum zugewiesen ist, versteht sich von selbst: sowohl der Zweck und das Princip des Werkes als die Geschichte selbst haben das gefordert. Namentlich betont sind dann wiederum in der Geschichte unseres Vaterlandes die verschiedenen Wege und Stufen der Einheitsbestrebungen und zwar von ihren ersten gesunden Keimen im Zollverein an, von denen Bulle ein besonders klares und vollständiges Bild gegeben hat. Ueberhaupt ist gerade die Entstehung und das Wachsthum solcher gelöster oder noch ihrer Lösung harrender Fragen, wie z. B. der orientalischen oder der östreichischen, meist recht durchsichtig und, soweit das überhaupt möglich ist, erschöpfend dargelegt, und daher namentlich auch dem Politiker der Gegenwart das Buch zu empfehlen.

Weniger scheint mir jenes dem Verfasser bei der socialen und socialdemokratischen Frage gelungen zu sein, der er noch nicht die Aufmerksamkeit geschenkt hat, die sie nach den Erfahrungen des 10. Januar verdient. Ueberhaupt dürfte der Entwicklung der Culturfragen und Culturaufgaben in den letzten sechzig Jahren ein etwas breiterer Raum gegönnt sein. Während z. B. gleich in der Einleitung der Einfluß der Romantik auf die Gestaltung der heiligen Allianz in kurzen, richtigen Strichen gezeichnet ist, fehlt die literarische Seite des jungen Deutschland und der Doppeleinfluß der Hegel'schen Schule nach rechts und nach links zwar nicht gänzlich, kommt aber doch nicht zum vollen Ausdruck. Oder während die Geschichte des Concils, überhaupt die ganze katholische Frage mit der ihr gebührenden Ausführlichkeit behandelt ist, wird dagegen die andere Seite, die wissenschaftliche Opposition, die zuerst an die Hegel'sche Schule, dann an den mächtigen Aufschwung der Naturwissenschaften und ihre philosophischere Haltung geknüpft ist, völlig bei Seite gelassen. Denn damit ist es doch nicht gethan, daß man sagt, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung oder das, was einzelne Schulen dafür halten, seien unverstanden und unverarbeitet in das Volk geschleudert worden, um den überlieferten Glauben zu ertödten, und daher gelte es, die Kirche dem Verständniß der Gebildeten, dem Herzen des Volkes wieder näher zu rücken: das ist ja höchstens nur die eine Seite, das letztere vielleicht gar keine Seite der Sache. Ein Umschwung der Weltanschauung, wie er sich in den letzten dreißig, vierzig Jahren in den Köpfen der meisten Gebildeten, namentlich auch in Deutschlands Jugend vollzogen hat, der läßt sich nicht einfach wieder zurückdrehen, mit dem ist vielmehr als mit einer vollzogenen Thatsache zu rechnen. Nicht rückwärts liegt auch hier das Heil, sondern vorwärts!

Doch um wieder zu Bulle zurückzukehren: sehen wir ab von diesem eben gerügten Mangel, so liegen endlich auch noch in der Darstellung ganz bedeutende Vorzüge. Vor Allem sind es die meist kurzen, aber darum nicht minder treffenden Charakteristiken bedeutender historischer Persönlichkeiten, welche, die Lichter in dem Buche, dasselbe überaus anziehend machen. Zu den besten und gelungensten dieser Charakteristiken rechne ich diejenige Alexanders I. von Rußland, Louis Philipps, Friedrich Wilhelms IV., Cavours, Lincolns, Napoleons III., wenn natürlich auch da und dort die Beurtheilung des Lesers eine abweichende sein wird, wie das z. B. bei Napoleon III. vielfach der Fall sein dürfte.

Der Stil, nicht oratorisch, nicht glänzend und blendend, ist fast durchaus correct und dem Gegenstande angemessen, und das Buch liest sich wirklich gut, wenn auch nicht durchweg leicht. Ein ausführliches Register macht das Bulle'sche Werk auch zum Nachschlagen sehr geeignet und handlich. An Druckfehlern und kleinen Verstößen fehlt es neben und trotz dem Druckfehlerverzeichniß nicht ganz. Dieselben können in einer zweiten Auflage berichtigt werden, die dem Buche um seiner vielen guten Eigenschaften willen gewiß in nicht allzu ferner Zeit beschieden sein wird.

Theobald Ziegler.

Aus der Hauptstadt.

Hochsommer in Berlin.

I.

Die fortschreitende Erweiterung oder, richtiger gesagt, Verdichtung des deutschen Eisenbahnnetzes, die immer vermehrte Erleichterung der Benutzung desselben durch sinnreich arrangirte Züge zu ermäßigten Preisen, durch Hin- und Zurückbillets mit sechswöchentlicher Gültigkeit, haben seit etwa dreißig Jahren auch in der zur deutschen Kaiserstadt herangewachsenen „Preußischen Capitale" bekanntlich eine Epidemie, eine allsommerlich mit weit größerer Regelmäßigkeit als die Cholera auftretende Gemüthskrankheit erzeugt, die von Jahr zu Jahr immer weitere Kreise ergreift: die Scheu vor Berlin. Ich finde nicht das gesuchte knappere und doch gleich bezeichnende Wort dafür. Mit der Wasserscheu, an welche sein Klang erinnert, hat jene Krankheit in der That, wenigstens in einem Hauptpunkt, eine unheimliche Aehnlichkeit: den unnatürlichen, plötzlich eintretenden Widerwillen gegen Das, die leidenschaftliche Abwendung von Dem, was den von dem Uebel Ergriffenen bis dahin als etwas durchaus Angenehmes und Willkommenes, zur befriedigenden Existenz Nothwendiges erschien.

Daß ihnen das Leben in Berlin nicht Monate hindurch in jedem Jahr als etwas Derartiges galt, wird kaum einer von den Erkrankten bestreiten. Man gefällt sich bekanntlich bei uns darin, alles Störende, Ungenügende, Häßliche, Ungesunde, Krähwinklige, woran unsre Stadt trotz aller unausgesetzten kostspieligen Reform- und Verbesserungsbemühungen noch immer laborirt, geflissentlich hervorzuheben und sie mit so bitterem Spott zu überschütten, wie Heine sein deutsches Vaterland. Aber die heimliche, zärtliche Liebe für den Gegenstand dieses Hohns bleibt doch in den Berliner Herzen zurück und wird durch jenes Verhalten zu ihm für den Kundigen kaum maskirt. Wenn an einen von uns Eingesessenen und gründlich in Berlin Eingelebten die Frage ernstlich herantritt: Möchtest du die Existenz in einer andern Stadt der hiesigen vorziehen, Berlin dauernd mit Paris, Wien, London, Florenz, Rom oder welcher es sonst sei vertauschen? — die Antwort von Neunzig unter Hundert so Interpellirten würde sicher: Nein! lauten; am sichersten seitens Derer, welche viel und lange in jenen andern Städten, ihrer guten und schlechten Gesellschaft gelebt, ihre Reize genossen, ihre Sitten studirt, die weite Welt durchschweift und dadurch die Fähigkeit zu vergleichen, das Recht zu urtheilen erworben haben.

Wie man es bei allen Gemüthskrankheiten beobachten kann, so ergreift auch diese hochsommerliche Berlin-Scheu zuerst und am mächtigsten die Frauen. Und sonderbarer Weise die am frühesten und stärksten, welche es hier am besten haben, denen es hier am wohlsten wird; die von ihren glücklichen Gatten auf den Händen getragen, auf Gummirädern gefahren werden und „au peuple de rivaux" zu ihren Füßen sehen, von Freunden, von denen jeder einzelne ihnen gern und freudig „die Regung jeder Kraft, den Inbegriff der Leidenschaft ꝛc." weihen und zur unbedingten Verfügung stellen würde. Sonderbar! in der That sehr sonderbar!

Zwar noch nicht, wenn die ersten Lerchen schwirren, aber bereits, wenn die ersten Raupen auskriechen und ihr schönheitmörderisches Werk an dem Berliner Blätterschmuck beginnen, kann ein geübter Beobachter das Auftreten der ersten charakteristischen Symptome bei diesen alljährlich unentrinnbar der „Plage" verfallenen zarten Wesen constatiren. Man braucht dazu gar nicht ihr Hausarzt zu sein. Aber dieser ist pflichtgemäß Derjenige, der zuerst die praktischen Consequenzen seiner Beobachtung zu ziehen hat. Selbstverständlich hat er Bildung und Galanterie zur Genüge, um das Kind nicht beim rechten Namen zu nennen. Er „nimmt die Gottheit auf in seinen Willen", erräth das Verlangen und erklärt mit wissenschaftlicher Begründung das, was der geheime Wunsch eines veränderungs-

Digitized by Google

lustigen Frauenherzens ist, als das allerdings traurige, aber unabweisliche Gebot des allgemeinen Gesundheitszustandes der seiner schirmenden Ueberwachung Anvertrauten. Eine solche hausärztliche Erklärung der Nothwendigkeit, daß Madame Berlin verlassen und in diesem oder jenem Bade- resp. „klimatischen Kurort" die dringend erforderliche Heilung und Kräftigung während der Hochsommermonate suchen müsse, zählt indeß heute bereits zu den überflüssigen Pressionsmitteln auf Gattenherzen und -Börsen. In den fünfziger Jahren ist dieser Gegenstand von Ernst Kossak und anderen Berliner Humoristen, und viel früher schon von Börne mit glücklicher satirischer Laune, Menschenkenntniß und Naturbeobachtung novellistisch und feuilletonistisch erschöpfend behandelt worden. Heute sind diese kleinen medicinischen Intriguen zur Erreichung des Zwecks der bewilligten Sommerreise und des Badeaufenthalts der Hausherrin bereits historisch geworden. Diese bedarf solcher Vorarbeiten von langer Hand her dazu einfach nicht mehr zu seiner Erreichung. Die Sache ist durch Gewohnheit selbstverständlich geworden. Durch Vererbung ist schon bei der gegenwärtigen Generation von jüngern Paaren (die von 30 und 40 mit einbegriffen) die hochsommerliche Berlin-Scheu und die Flucht in die vermeintlich schönere Welt draußen zur charakteristischen Gattungseigenschaft, zu einer von ihrem Wesen so untrennbaren Lebensäußerung gewandelt, wie etwa „das Hochzeitskleid der Vögel" oder „der Bart des Mannes". Bei den Kindern dieser Berliner Generation aber tritt jener charakteristische Zug, dies Product von Aneignung und Vererbung, wenn möglich noch entschiedener auf. Daß die Hochsommerferien für sie dazu da sind, um zu verreisen, — es wäre lächerlich, dafür noch nach ärztlichen Motiven zu suchen oder sich um logische Beweisgründe dafür zu bemühen. Dergleichen — wie Lassalle einmal von der Gewerbefreiheit sagte — „discutirt man heute nicht, sondern man decretirt es".

Und ob sie es decretiren, der Widerspruch dagegen, die Debatte darüber hat längst aufgehört. Die Gatten und Väter zahlen, die Frauen und Kinder schütteln den Berliner Staub von ihren Schuhen, verlieren sich in ferne Weiten, in Alpenthälern, auf Gletscher nahen Gipfeln, an Meeresküsten, in's Waldesdickicht. Lange hält auch der vermeintlich tapferste Gemahl das öde Einsiedlerleben nicht aus. Berlin wird leer und immer leerer. In den Straßen, wo die besten Männer und die schönsten Frauen wohnen (diese Straßen führen sonderbarerweise auf den Postadressen fast durchweg die Bezeichnung W. NW. SW.), sieht man, nach allerneuester Pariser Sitte, Tag und Nacht die Wetterrouleaux vor den öden Fensterhöhlen niedergelassen oder die Jalousien geschlossen, was sich der verständnißvolle Vorüberwandelnde übersetzt: Wir sind nicht in Berlin. In den Journalen wird es so still und öde, wie in den Straßen jener Viertel und den nahen Parkwegen. Die alte Seeschlange hebt wieder ihr unheimliches Haupt und die Windungen ihres ungeheuren Leibes aus den Fluthen des Oceans und den Spalten unserer Zeitungen. Dem schwarzen Schlamme der Spree und des Schifffahrtcanals entsteigen immer verderblichere Dünste. Das Laub der Wipfel, welches die übersättigte, ihr Stündlein nahe fühlende Raupe zu ihrem lebhaften Bedauern nicht mehr vertilgen konnte, deckt sich mit der weißen Kruste des Staubes, dessen erstickende Wolken die Luft verdunkeln und jeden Ausgang vergällen. Bei Kroll wird die Sommeroper eröffnet. Wiener Hofschauspieler gastiren auf irgend einer Bühne im fernen Osten Berlins. Die Pforten der hohen Häuser am Schiller-, am Opernplatz und am Kastanienwäldchen sind geschlossen, wie das des provisorischen und ewig provisorisch restaurirten Reichstagshauses und der definitiven Landtagshäuser in der Leipzigerstraße. Der Schlaf des Hochsommers senkt sich schwer auf Berlin herab.

So wenigstens hatte man mir den Juli- und Augustzustand in unsrer guten Stadt jederzeit geschildert. Konnte ich persönlich doch längst schon immer nur aus der Erinnerung an weit, weit hinter mir liegende Tage darüber urtheilen. Seit etwa siebzehn Jahren hatte ich keinen Hochsommer in Berlin erlebt.

Das Schicksal hat so sonderbare Launen! Menschen, deren heißestes Sehnen in die Ferne gerichtet ist, welche von der Faustleidenschaft bei dem Anblick jedes Sonnenunterganges gemartert werden, „ihr nach und immer nach zu schweben", die für den, von dem Doctor gewünschten, Zaubermantel willig ihre Seele dem Bösen und ihren Namen auf einer beliebigen Anzahl von Papierstreifen mit Tinte oder Blut quer schreiben würden, bleiben hartnäckig an die Scholle, an das Schulkatheder, Comptoir- oder Bureaupult gekettet; möchten sich rüstig vom Boden heben und können's nicht, und verkümmern Jugend und Leben in dem schlimmsten Leid, das uns quälen kann: in unbefriedigtem Verlangen.

Andere aber, geschaffen dazu, sich ein stilles, ruhiges, seßhaftes Leben zu zimmern; sich und ihren Sinn in einem ganz beschränkten engen Kreise, und diesen für „weit genug" zu halten; genügsame, bedürfnißlose Geistesverwandte von Jean Pauls Quintus Fixlein, Fibel und Wuz, werden, sie wissen selbst nicht wie, vom Strom, Sturm und Wirbel des Lebens und eines Geschickes, das sie niemals suchten, zu dessen Verwirklichung sie nie eine Hand ausstreckten, erfaßt, hinein- und fortgerissen über ungeheure Weiten, nach allen Himmelgegenden hin; — ein Wunder, daß nicht die letzten Wurzeln reißen, die sie im Haus und Heimatboden geschlagen hatten in früheren, stillen, engen Zeiten.

Aehnlich ist es dem Unterzeichneten ergangen. Nach Nord und Süd geworfen (es soll dies wirklich keine Reclame für die Monatschrift dieses Namens sein) und nach Ost und West nicht minder, fast in jedem Frühling und sicher in jedem Hochsommer, bin ich, seit ich in die Jahre der Urtheilsreife gekommen war, noch nie seit 1860 in der Lage gewesen, einen Hochsommer in Berlin aus eigener Anschauung kennen zu lernen bis zu diesem Jahr der Gnade und der Lösung der Orientfrage 1877. Vor drei und vor zwei Jahren hat „der hohe Wille", welcher mein bewegtes unfreiwillig unruhiges Dasein lenkt und dem ich mich in Demuth beuge, mich Anfangs Juli nach dem Land voll Sonnenschein jenseits der Alpen dirigirt, um den Hochsommer, welchen dort selbst die wärmsten Verehrer Italiens für zu heiß halten und kaum minder scheuen und fliehen, wie die Berlins den hiesigen, zu genießen, zu studiren und zu schildern. Er hat mich entzückt, wie es kein Frühling, Herbst und Winter, auf der hesperischen Halbinsel verlebt, vermöchte. Aber erst in diesem Jahr wird mir das kaum erhoffte Glück, endlich einmal noch vor meiner letzten leider unvermeidlichen Reise in das bekannte „unbekannte Land, von deß Bezirk kein Wandrer heimkehrt", einen Hochsommer in Berlin zu erleben und kennen zu lernen.

Während dreier Juliwochen in Berlin zugebracht, der vorurtheilslosen Betrachtung des hochsommerlichen Daseins und der praktischen Theilnahme daran eifrig hingegeben, kann ein richtiges Urtheil sich füglich zu formen beginnen. Ich bekenne gern, daß es das allergünstigste ist. Der Hochsommer in Berlin war und ist nächst dem Fürsten Reichskanzler das bestverleumdete Object der Welt. Und wie ich es nun erfahren habe, — ungefähr mit gleichem Fug und Recht.

„Ja, in diesem Jahr haben Sie gut reden," — so entgegnen mir verdrossen, nur gezwungen hier zurückgebliebene Freunde — „Sie haben eben wieder Glück wie immer. Ein solcher Juli ist auch noch nicht dagewesen in Berlin, da kann es Ihnen freilich gut gefallen. Keine Hitze, kein Staub, täglich vom Regen erfrischtes Laub und Erdreich; in den Zeitungen kein Platz auch für die winzigste Seeschlange; der großartigste Krieg mit seinen weltgeschichtlichen Entscheidungen in vollem Gange, — von Dühring, Hosbach und Most und den erhebenden „Kämpfen für die Freiheit der Wissenschaft" gar nicht einmal zu reden. Im Nationaltheater zwei Wochen lang ein „liebliches Wunder" wie Fräulein Wessely, bei Kroll ein „junges Wesen" mit Augen und Talent wie Fräulein Kalmann. Und, — ob Manche auch bereits hinweggezogen und geschwunden seien, — Frau M.—B., Frau A.—L., Frau C.—M., Frau C.—R., Frau M.—P. u. s. w. T. U. V. W. X. Y. Z. (und wie viele liebe und schöne Fräulein erst blieben noch immer!) in Berlin sehen im Hochsommer und in der Julisession vielleicht noch besser aus und scheinen noch liebenswürdiger, als in der

Digitized by Google

großen Saison, wo sie von tausend geselligen Pflichten occupirt sind. — Und abgesehen von alledem: wenn Sie einmal zufrieden sind, ruhig zu Hause bleiben zu können, ist das ein Wunder? Wenn man sich Monate lang auf solchen Reisen umhergetrieben hat, kann das Ausruhen wohl behagen und das natürliche Verlangen von uns andern Vielgeplagten, endlich Alles hinter uns zu werfen und „in die Freiheit" zu ziehen, hat man dann leicht unverständlich zu finden."

Sie mögen Recht haben, die mir so entgegnen. Jedes Urtheil ist schließlich ein subjectives, das Resultat persönlicher, individueller Sinneseindrücke, Denkprocesse und Körperzustände. Wer, mit Zahnschmerzen und Verdauungsbeschwerden behaftet, die Welt, Menschen und Leben anfaßt, wer seinen Standpunkt ihrer Betrachtung im Koth des Bodens oder in den Wolken wählt, oder durch Natur und Schicksal angewiesen erhält, empfängt ein andres Bild von ihnen, als der gesunde Mensch mit normaler Horizonthöhe und Gesichtskreisweite. Wer in der Kloster-, Spandauer-, Rosenstraße, im kleinen Jüdenhof oder am Krögel zu wohnen und auszuharren gezwungen ist, wird den Hochsommer in Berlin unerträglich zu finden mehr Anlaß und Recht haben, als der am Kronprinzenufer, in der Bellevue-, Matthäi-Kirch-, Thiergarten-, Stüler- oder Landgrafenstraße Einquartierte.

Jene alte, immer gedankenlos nachgestammelte und den tausend Bänden unsrer belletristischen Literatur nachgedruckte Klage über die Armseligkeit und Reizlosigkeit der landschaftlichen Umgebung Berlins kann zumeist nur von solchen erhoben worden sein, die in jenen Citygassen oder den nicht viel angenehmeren der Neustadt rings um die Große Friedrichsstraße statt in den letztgenannten westlichen Vierteln gewohnt haben. Man darf das um so sichrer behaupten, als in der Zeit, in welche der Ursprung dieser Klagen fällt, letztere noch gar nicht existirten.

Ich kenne genau ziemlich alle außerhalb Amerikas und Asiens gelegenen Stätten, welche Legende, Poesie und Reiseschilderungen als die, mit der höchsten landschaftlichen Schönheit unter Allen gesegneten, preisen. Aber das konnte mich nie gegen die Einsicht verblenden, daß gerade die landschaftliche nächste Umgebung, in welche unsre Stadt eingebettet liegt, von einem außerordentlich feinen und lieblichen Reiz ist, welcher den Wettkampf mit dem bedeutenderen effectvolleren der reichern, üppigern Natur und Landschaft andrer keineswegs zu scheuen braucht. Bei keiner mir bekannten Stadt drängen sich zwei Parks wie der Thiergarten und der Zoologische (deren Gleichen wir überhaupt in aller Welt vergebens suchen dürften) so unmittelbar an und in die Stadt, wie in Berlin. In keiner wird es möglich, von den Fenstern, Dächern und Balcons bürgerlicher Wohnhäuser her, ringsum in unmittelbarer Nähe auf ein so dichtes grünes Meer vollrauschiger Wipfel und in ihre reizend grüne Schattendämmerung hinein zu blicken, wie hier von denen der genannten Weststraßen. Selbst in Paris bedarf es dazu erst einer Eisenbahnfahrt nach St. Cloud, Ville d'Avray, Bougival oder Sceaux, Plessis-Poquet, Fontenay les Roses. Der Prater von Wien liegt fern ab von den Wohnungen der Menschen, die Parks von London, die Cascinen von Florenz nicht minder. Aber auf einem Balcon oder in einem Erkerfenster der Wohnungen in einer jener vorgeschobenen Berliner Weststraßen in der ersten Morgenfrühe, in stiller Vormittags- oder abendlicher Dämmerungsstunde sitzend, genießt man jene nahen laubreichen urwaldähnlichen Gärten, schön angebaute fruchtbare Ebenen, glänzende Wasserläufe, die sie durchschlängeln, weite Horizonte, von blauen Hügelketten begrenzt, genau so, als ob alle diese guten Dinge zur Wohnung und zu uns gehörten. Und mit tiefem Mitgefühl gedenkt man der fernen Seinigen und jener, der Sommerkrankheit erlegenen Freundinnen und Freunde, welche freiwillig, ja mit Begeisterung, die Qualen auf sich genommen haben, denen kein Sommerreisender und kein Sommerwohnender draußen in der fremden kalten, resp. heißen Welt entgeht. Fern von all dieser heimischen Behaglichkeit und Anmuth, zwischen ungastlichen Bergen, an sandigen Dünen, in feuchten Wäldern, in erbärmlichen Provinzialnestern, armseligen Gebirgsdörfern, lächerlichen Badeorten voll großstädtischer Prätensionen und schöppenstädtischer Leistungsfähigkeit, müssen sie ihr hochsommerliches Dasein seufzend dahinschleppen. In Wohnungsräumen, möblirten Zimmern oder Hotelgemächern hausen, deren Tapeten und Farbendruckbilder an den Wänden, deren Möbelbezüge und Vorhänge schon genügen, um feiner organisirten und an das Echte und Gute gewöhnten Naturen Sinnen- und Seelenschmerzen von schwer erträglicher Art zu verursachen. Und zu alledem Hotelessen oder Brunnendiät!

Der Briefbote hat die unvermeidliche Partie Postkarten und Briefe mit bayrischen, östreichischen oder deutschen Marken abgegeben; doch ehe man diese eröffnet, jene ansieht, ahnt man ihren Inhalt.

„Wie schön wäre es hier, wenn es nur nicht immerfort regnen wollte! Wir haben noch nicht ein einziges Mal in den Wald, auf die Berge, auf den See gekonnt; kaum in den Garten, so strömt es herunter Tag für Tag. In den kleinen, niedrigen Zimmern sitzt es sich nicht eben behaglich. Aber Alles ist so überfüllt. Wir finden keine andere Wohnung. Doch trotz alledem — die Luft ist so himmlisch schön ꝛc. ꝛc."

„Die himmlische Luft", das ist immer der letzte Trost, wenn jede andere Sommerfrische und Freude zu Wasser wurde. Die menschliche Illusionskraft und das Bedürfniß der Illusionen ist so groß, daß sie uns nöthigenfalls selbst ein so windiges und unfaßbares Wesen, wie jene „Luft", als ein Gut verehren macht, hinreichend köstlich, um für alle sonstigen Leiden und Entbehrungen uns durch dessen Genuß für entschädigt zu halten.

Allerdings: gerade mit diesem Gut kann der Berliner Hochsommer nicht eben viel Staat machen und Ehre einlegen. Bis Herrn Hobrechts gewaltige Herkulesarbeit vollendet ist — die ihn noch immer die Eingeweide der Stadt erbarmungslos und taub für alle Klagen und Anklagen der Kurzsichtigen, der Droschkenkutscher und Pferde durchwühlen läßt —, wird noch viel Abflußwasser, angefüllt mit dem, was Uebeles in den Berliner Canal Grande, nicht zum Heil auch der hauptstädtischen Luft, hinein geleitet und ergossen werden! Aber das Ozon ist der Güter höchstes nicht und das Maß ruhigen innern Glücks und Behagens hängt nicht so ausschließlich nur von der Masse dieses modernen Gases ab, welche uns zum stündlichen Genuß kredenzt wird. Der Juli in Berlin — und ich hoffe auch der August — gönnt und bereitet uns dafür sicht-, greif- und fühlbarere Gaben und Freuden, die wir in den höchsten Bergen, in der stärksten Brandung und an den wirksamsten Brunnen vergeblich suchen. Könnt' ich ihn in Liedern preisen, so würde ich es thun. Da das aber seine Schwierigkeiten haben dürfte, so mag es denn in Prosa und in der nächsten Nummer der „Gegenwart" wie er es verdient — und so selten noch erfuhr —, geschehen.

Ludwig Pietsch.

Dramatische Aufführungen.

Le fils de Giboyer.

Schauspiel in 5 Acten von Emil Augier, in's Deutsche übersetzt („Ein Pelikan") von Heinrich Laube.

Gesammtgastspiel der Wiener Hofschauspieler.

„Le fils de Giboyer" wurde im December 1862 in einer musterhaften Darstellung mit Samson, Provost, Got, Delaunay ꝛc. in den Hauptrollen zum ersten Mal im Théâtre Français gegeben. Das Stück erregte zu jener Zeit einen wahren Sturm; es gab die Veranlassung zu einer ganzen Reihe von Processen in Paris und in der Provinz. Ueberall war die erste Aufführung von tumultuarischen Störungen begleitet, die zum Theil, wie namentlich in Toulouse, ganz bedenkliche Verhältnisse annahmen. Die besänftigende Zeit hat die scharfen Spitzen dieses Lustspiels erheblich abgestumpft, und wenn man heute, nach fünfzehn

Digitized by Google

Jahren, das Augier'sche Schauspiel, das uns nun wie ein neues Stück entgegentritt, auf den Brettern steht, so begreift man kaum, wie dasselbe in seltenem Maße die Leidenschaften entfesseln und eine ernsthafte Erregung durch das ganze Land hervorrufen konnte.

Wie schon der Titel sagt, ist „Le fils de Giboyer" eine Art von Fortsetzung des Schauspiels „Les Effrontés"; wenigstens sind zwei der interessantesten Typen aus dem früheren Stücke, in welchem die furchtbare Macht des Geldes, das sich die öffentliche Meinung zu unterjochen weiß, gegeißelt worden war, in dieses spätere Lustspiel übergegangen: der Marquis d'Auberive, der Vertreter der legitimen ultramontanen Anschauungen, der Todfeind unserer modernen Gesellschaft, die er als die Ausgeburt der verhaßten Revolution zu vernichten trachtet, und Giboyer, ein Stiefkind dieser modernen Gesellschaft, der mit Haß und Geist ausgestattete Proletarier, Socialist aus Ueberzeugung, dabei journalistischer Landsknecht ohne jede Ueberzeugung.

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Der Marquis ist ein alter Mann geworden, aber noch immer kampfbereit, ein Führer seiner Partei. Giboyer ist durch den Sturz seines früheren Brodherrn, des Millionärs und Zeitungsbesitzers Vernouillet — das ist Mirès — mit in die Tiefe hinabgezogen. Er hat sich durch seine Soldschreiberei für den früheren Kapitalisten in der Presse unmöglich gemacht und nun allerhand andere zweideutige Geschäfte betrieben. Als Regisseur an Bühnen dritten und vierten Ranges, als Billetcontroleur an einem kleinen Pariser Theater, als Vorstand eines Ammenvermiethungsbureaus und als Ordner bei Leichenbegängnissen — seine Thätigkeit in dieser letzteren Eigenschaft besteht darin, daß er den Leidtragenden den Weg weist und ihnen mit angenehmem Lächeln sagt: „Wenn es den Herrschaften gefällig wäre" — hat Giboyer in den demüthigendsten Verhältnissen unter bittren Entbehrungen sein Dasein kärglich gefristet.

Schon in diesen Aeußerlichkeiten zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft zwischen den beiden Augier'schen Stücken und den beiden ersten Lustspielen der Figaro-Trilogie von Beaumarchais. Der Giboyer im zweiten Lustspiel Augiers verhält sich zu Giboyer in den „Effrontés" ungefähr wie Figaro in der „Hochzeit" zu Figaro im „Barbier von Sevilla". Beide sind älter und gefährlicher geworden, beide zugleich auch milder. Giboyer selbst hat mit Figaro Manches gemein. Beide stehen vermöge ihres Geistes und ihrer Bildung hoch über dem Stande, den ihnen ihre Geburt angewiesen hat; beide sind mit Erbitterung erfüllt gegen die Institutionen, die sie zu einer ewigen Unterordnung nöthigen, nur äußert sich bei Figaro dieses gehässige Gefühl in einer frischen satirischen Lustigkeit, bei Giboyer aber in unversöhnlichem, gifterfülltem Cynismus. Bei Figaro wird das ideale Gegengewicht zu seinen schlechten Gesinnungen durch die Liebe zu der reizenden Susanne hergestellt, bei Giboyer durch die Liebe zu seinem Sohne.

Giboyer hat nämlich in den Tagen seiner Größe, als er noch an der Spitze des einflußreichen Vernouillet-Mirès'schen Blattes stand, ein flüchtiges und gänzlich poesieloses Verhältniß mit einem armen Mädchen aus der Zeitungsdruckerei gehabt; er hat das Mädchen später laufen lassen. Er hat sich weder um die Mutter, noch um sein Kind gekümmert, bis zu dem Augenblicke, da die Mutter gestorben ist. Da ist ihm die Erkenntniß seiner Vaterpflichten gekommen, und er hat sich denselben in rührender Weise unterzogen. Er hat dem Kinde eine mehr als sorgfältige, ja eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen, er hat seinen Sohn auf die Universität geschickt, er hat ihn große Reisen unternehmen lassen; mit einem Worte, er hat nichts versäumt, um Maximilian eine vollkommene Bildung zu geben. Nur seinen Namen hat er ihm vorenthalten, und zwar aus Schamhaftigkeit, aus Vaterliebe. Er selbst gibt uns darüber die beste Aufklärung. „Ich habe ein Buch geschrieben," sagt er, „das alle meine Erfahrungen und alle meine Gedanken zusammenfaßt. Ich halte dieses Buch für schön und wahr, ich bin stolz darauf, es versöhnt mich mit mir selbst; und dennoch werde ich es nicht unter meinem Namen veröffentlichen, weil ich besorge, daß mein Name dem Buche schaden könnte. — Nun, wenn ich meinem Buche nicht meinen Namen gebe, soll ich ihn meinem Sohne geben?"

Für diesen Sohn hat Giboyer alle Niedrigkeiten mit Heroismus ertragen, für ihn verkauft er jetzt seine Feder, und er, der radicale Socialist — Socialist „bis auf die Knochen", „jusqu'aux moëlles", wie er sich in den „Effrontés" nennt — dient jetzt der clerikalen Sache. Denn der alte Marquis hat sich in diesem Augenblicke, da der Tod der clerikalen Partei den bedeutendsten Journalisten geraubt hat — den hochbegabten Déodat, einen giftigen, schmähsüchtigen Pamphletisten, der wie Augier sagt, „das dies irae auf der Jahrmarktsflöte bläst" (Jedermann, der mit den französischen Verhältnissen einigermaßen Bescheid weiß, erkennt in der unerbittlichen Charakterisirung dieses Déodat den ultramontanen Stimmführer Louis Veuillot) — der Marquis hat sich in seiner Bedrängniß des früheren Redacteurs des Vernouillet-Mirès'schen Blattes erinnert und demselben Déodats Erbschaft angetragen.

Die aufopfernde Liebe Giboyers zu seinem Sohn hat den Bearbeiter Heinrich Laube zu dem mehr seltsamen als schönen Titel: „Ein Pelikan" veranlaßt. Mir will diese zoologische Trope nicht recht in den Sinn; denn die bis zur Selbstaufopferung gehende Liebe des Alten zum Jungen bildet nicht eigentlich den Mittelpunkt der Handlung, sie ist nur einer der Factoren derselben. Augier hat sich zu einem nichtssagenden Titel bequemen müssen, aber lediglich aus Censurrücksichten; sein Stück sollte, wie er in der Vorrede zu dem Stück erklärt, eigentlich heißen: „Les Cléricaux", und das wäre auch der richtige Titel gewesen.

Die Opposition gegen den Ultramontanismus, gegen die Vermengung des Glaubens mit der Politik, gegen die Bigotterie als politische Waffe — das ist der eigentliche Schwerpunkt des Stückes. Das haben auch die französischen Ultramontanen zur Zeit sehr wohl begriffen, deswegen haben sie das Stück auszupfeifen versucht, deswegen ist es zwischen den reactionären Orthodoxen und den Voltairianern zum lebhaften Wortwechsel und zu Prügeleien gekommen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man jetzt nachliest, welche Vorwürfe die Ultramontanen damals hauptsächlich gegen den Dichter vorbrachten. Das Stichwort der Römlinge war zu jener Zeit, daß es ein wohlfeiles und wenig rühmliches Vergnügen sei, den zu Boden geworfenen Feind mit Füßen zu treten. Der Mangel an Hochherzigkeit war es, der dem Dichter vor Allem zum Vorwurf gemacht wurde. Die Ultramontanen zu Boden geworfen, vernichtet, mundtodt gemacht, unschädlich, wehrlos und verfolgt! — es macht wie gesagt einen sonderbaren Eindruck, wenn man dies heutzutage liest. Der liberale Dichter hat wirklich mehr Scharfsinn bewiesen als seine scheintodten Gegner, und „le fils de Giboyer" hat in unsern Tagen des Culturkampfes eine ganz merkwürdige Actualität wiedergewonnen.

Die Clerikalen sind in dem Augier'schen Stücke in allen Spielarten vertreten. Da ist zunächst der alte Marquis d'Auberive, der Clerikale von Geburt und von Erziehung, ein Aristokrat, der in der blinden Verehrung des Thrones und des Altars aufgewachsen ist und die Revolution, die ihn und Seinesgleichen aller Vorrechte beraubt hat, verabscheut. Auch für den Marquis ist die strenge Rechtgläubigkeit unzertrennbar von seiner reactionären Politik; der Katholicismus gehört nun einmal zum Legitimismus. Im Uebrigen kümmert er sich aber nicht viel um den Glauben und was damit zu thun hat; er betrachtet ihn eben nur als nothwendiges Requisit und führt dabei ein ganz flottes Leben. Wenn er auch Junggeselle ist, so hat er doch offenbar vom Gelübde der Keuschheit nicht viel gehalten, und seine auffallende Fürsorge für das Geschick der Tochter des Herrn Maréchal erklärt sich nur aus den sehr intimen Beziehungen, die zwischen ihm und der verstorbenen ersten Frau des Herrn Maréchal bestanden haben. Er versäumt keine Gelegenheit, um auf dieselben in discreter oder indiscreter Weise hinzudeuten und damit das Interesse, das er an dem Bürgermädchen nimmt, zu entschuldigen.

Meisterhaft in der Charakteristik ist die Baronin Pfeffers, ein seltenes Gemisch von liebenswürdiger Salondame und politischer Intriguantin. Auch sie gehört zu den Clerikalen; sie steht an der Spitze von Wohlthätigkeitsanstalten, pflegt das Samariterthum, führt ihren Beichtvater in der Equipage mit sich umher, schmiedet dabei kleine politische Ränke und verfolgt überdies noch gewisse private Vortheile, die sie durch die Verbindung mit der Partei des hohen Adels und des wahren Glaubens am besten zu erreichen hofft. Sie hat als ganz junges Mädchen einen ganz alten Mann geheirathet, dessen deutscher Adel nicht ganz unanfechtbar zu sein scheint. Baron Pfeffers hat sich und ihr den Dienst erwiesen, bald zu sterben. Sie ist Wittwe und legt in der Unterhaltung, wenn man auf ihre Ehe zu sprechen kommt, einen gewissen Werth darauf, durchblicken zu lassen, daß zwischen ihr und ihrem verstorbenen Gemahl nur das harmlose Verhältniß des Kindes zum Vater bestanden habe. Ihr Adel ist wie gesagt nicht ganz sturmfest, und es scheint sich jetzt die Gelegenheit zu bieten, das etwas zweifelhafte Wappen der freiherrlichen Pfeffers durch ein solideres, in welchem die Farben der Bourbonen, blau und gold, vertreten sind, zu ersetzen. Dieses beneidens-

Digitized by Google

werthe Wappen führt der Graf d'Outreville, ein Verwandter des Marquis, ein blutjunger Mensch, in dem uns ein neues Exemplar der clerikalen Sippe vorgestellt wird. Der junge Graf ist in der strengsten Bigotterie und unter den verdummenden Einflüssen seines geistlichen Leiters Sainte Agathe in der Provinz aufgewachsen, — ein schreckliches Product der geistlichen Erziehung! Dieser junge Mensch, halb Idiot, halb Tartuffe, ist zum Bräutigam des Fräulein Fernande Maréchal vom Marquis ausersehen worden, desselben jungen Mädchens, für das sich der Marquis aus unzweifelhaft sehr guten Gründen so lebhaft interessirt.

Das Interesse des Marquis hat sich auch auf den gesetzlichen Vater, auf den guten, einfältigen, ehrgeizigen Herrn Maréchal übertragen, der gleichfalls zur clerikalen Partei gehört, weil diese ihm durch den Marquis einen Sitz in der Kammer verschafft hat, und der jetzt im Begriff steht, sogar eine politische Rolle zu spielen. Es handelt sich um eine bedeutende Rede, welche gleichsam das Programm der Partei enthalten soll; als Sprecher der Partei soll Maréchal auftreten. Giboyer schreibt die Rede, und Maréchal memorirt sie. Im letzten Augenblicke aber faßt das Comité den Beschluß, die Rede von einem Protestanten halten zu lassen, weil es sich davon eine noch größere Wirkung verspricht, und der unglückliche Maréchal wird bei Seite geschoben. Erbittert über diese unverdiente Zurücksetzung, sinnt er auf Rache, und Giboyer gibt ihm die wirksamen Mittel zu deren Ausführung. Sein Sohn, Maximilian, Maréchals Secretair, der die Rede ganz genau kennt — er hat sie copirt und sie hat zunächst einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er an seiner demokratischen Gesinnung irre zu werden anfängt, bis er schließlich das Lügengewebe von Sophismen durchschaut —, Maximilian soll vom demokratischen Standpunkt aus die Antwort auf diese Rede verfassen. Dies geschieht in der That, Maréchal tritt als Redner der liberalen Partei auf, vernichtet die Argumente des protestantischen Clerikalen und feiert einen unglaublichen Erfolg als Volksmann.

In dem Stücke von Augier ist sehr wenig Handlung, wenn man das Wort in dem Sinne gebraucht, in dem es gewöhnlich in der Theatersprache angewandt wird. Daß Fernande Maréchal Maximilian liebt, daß der lächerliche Bräutigam, Graf d'Outreville, zur rechten Zeit verschwindet, daß Maréchal seine Einwilligung zu der Vermählung Fernandens mit Maximilian, seinem talentvollen Secretaire, gibt, dessen Dienste er für die folgenden Sitzungen noch nothwendig gebraucht, und daher auch den berechtigten Abscheu gegen den Namen Giboyers überwindet — daß Alles ist selbstverständlich, eigentlich nebensächlich und ohne besonderes Interesse; die Hauptsache ist in diesem Stücke die treffende, scharfe und tiefe Charakteristik und der gedankenvolle, schneidende, oft grausame, immer geistreiche Dialog. Ich habe im Allgemeinen eine gewisse Abneigung gegen alle Bezeichnungen eines dramatischen Werkes, welche von den einfachen: „Trauerspiel", „Schauspiel", „Lustspiel" und „Posse" abweichen; die Art dieses Stückes ließe sich jedoch füglich am besten als „Charaktergemälde" bezeichnen.

Wir sind den Wienern dankbar, daß sie uns die Gelegenheit geboten haben, dieses fesselnde, gute und wirksame Stück Emil Augiers, den ich für den bedeutendsten französischen Dramatiker unserer Zeit halte, in genügender, und soweit sie selbst dabei betheiligt waren, sogar in ausgezeichneter Darstellung gesehen zu haben. Herr Lewinsky gab den Giboyer in vorzüglicher Maske, in scharfer Charakterisirung und mit wohlthuender Discretion. Vortrefflich war Herr Hartmann als Maximilian; die große Scene am Schluß des dritten Actes zwischen Vater und Sohn brauchte den Vergleich mit dem Théâtre Français in keiner Weise zu scheuen. Der Maréchal des Herrn Hallenstein war eine breite, behagliche, komische Gestalt, echt und lebensvoll.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien von Franz Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser revidirte und verbesserte Auflage. Jena 1876, Hermann Costenoble.

Die Lenormants bilden in Frankreich eine archäologische Dynastie, bei der man sich streitet, ob sich der Vater oder der Sohn größere Verdienste um die Wissenschaft erworben hat. Karl Lenormant, geb. am 1. Juni 1802 in Paris und gestorben am 24. November 1859 in Athen, wo er auf dem Kolonos-Hügel neben unserem deutschen Otfried Müller begraben liegt, war von Haus aus Jurist, bekehrte sich aber auf einer italienischen Ferienreise zur Archäologie und hat dann in stets gleich unersättlichem Forschungstriebe wiederholt Italien, Egypten (mit Champollion dem Jüngern), Griechenland und die Türkei durchwandert. In Frankreich bekleidete er früher das Amt eines „Inspecteur des beaux arts" und zuletzt das eines Professors der Egyptologie an dem Collège de France. Unter seinen zahlreichen Schriften ist vor Allem die „Auswahl keramographischer Monumente" (4 Bände) zu erwähnen. Seine Frau Amalie Lenormant, eine Nichte der durch Geist und Grazie berühmten Madame de Récamier, war ebenfalls literarisch thätig. Wir verdanken ihr ein schönes Buch über Madame Récamier (mit einer interessanten Correspondenz), dann ein Werk betitelt: „Coppet et Weimar", welches von der Großherzogin Luise von Weimar und Madame Staël-Holstein und deren gegenseitigen Beziehungen handelt, und endlich culturhistorische Skizzen über „die Frauen im Zeitalter der (französischen) Revolution".

Der würdige Sohn dieser berühmten Eltern ist Franz Lenormant, der in Deutschland zuerst bekannt wurde durch seine Publicationen über „die Christenverfolgungen in Syrien" (1860), und dessen neuestes Werk uns hier vorliegt, in einer sorgfältigen und gelungenen Uebersetzung herausgegeben von Herrn Costenoble in Jena, der dem deutschen Publicum auf demselben Wege auch die beiden verwandten Werke Lubbocks „Prehistoric Times" und „The Origin of Civilisation" (ersteres 1870 und letzteres 1875) zugänglich gemacht hat.

Die „Anfänge der Cultur" sind eine Sammlung einzelner Abhandlungen oder Essays, welche uns von der vorhistorischen Zeit, von der Zeit des fossilen Menschen und der neolithischen Periode, durch das alte Egypten, Chaldäa, Assyrien und Phönizien bis an die Schwelle der Zeiten des klassischen Griechenlandes führen.

Bezeichnend für die Methode des Verfassers, welcher mit Glück und Geschick die großartigen Entdeckungen und die neuesten Forschungen der Fachleute dem ganzen wissenschaftlich gebildeten Publicum zugänglich zu machen versucht, ist es z. B., daß er seine egyptologischen Alterthümer anknüpft an die Pariser Weltausstellung von 1867, auf welcher der Vicekönig von Egypten die seltensten und kostbarsten Stücke seiner Sammlungen (namentlich das Museum von Bulaq) nach Paris bringen ließ und sie dort in einem besonderen Tempel ausstellte, der unter Mariettes Leitung nach den Principien der altpharaonischen Architektur ausgeführt ward.

Herr Lenormant besitzt die in der That sehr seltene Gabe, die schwierigsten und verwickeltsten Probleme der Philologie, Paläologie und Archäologie dem Verständniß nahe zu rücken und selbst die verwickeltsten Dinge mit durchsichtiger Klarheit darzustellen. Für uns Deutsche ist es besonders erfreulich zu sehn, wie sehr der gelehrte Nachfolger Beulés bei dem „Institut de correspondance archéologique", die Arbeiten unserer deutschen Gelehrten kennt und schätzt. Wir erinnern uns, in früheren Zeiten sogar deutschgeschriebene Abhandlungen Lenormants in dem zu Bonn erschienenen „Rheinischen Museum für Philologie" gelesen zu haben.

Franz Lenormant hat überall das Bestreben, das christliche Dogma möglichst in Uebereinstimmung zu bringen mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung. Dies Bestreben, die Grenzen zwischen den Gebieten des Glaubens und des Wissens, welche man stets getrennt halten sollte, zu confundiren, theilt er mit seinem verstorbenen Vater Karl Lenormant. Dies ist die einzige Schwäche, welche seinen Arbeiten, wenn man sie von unserem Standpunkt beurtheilt, anklebt. Man wird sie begreiflich finden, wenn man hört, daß Herr Lenormant ein eifriger Mitarbeiter der „Gazette de France" und des „Ami de la religion" ist.

K. B.-W.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Inserate.

Für

Verleger und Redaktionen.

Ein junger Schriftsteller wünscht in ein bis zwei Jahren der Redaktion eines größeren kritischen Feuilletons oder eines literarischen Unternehmens vorzustehen. Da er sich unter Umständen mit einer Capitaleinlage betheiligen könnte, so möchte er schon jetzt mit einem rührigen und unternehmenden Verleger in Verbindung treten. Die nächste Zeit, die er mit Reisen zu verbringen gedenkt, würde er gern gegen mäßige Honorirung zur Probe dem betreffenden Organe mit literarischen Arbeiten widmen.

Fr.-Offerten und Anfragen besorgt die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** unter **H. E. 272.**

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

von Moltke,

Hauptmann, später Generalfeldmarschall.

Briefe

über

Zustände und Begebenheiten

in der

Türkei.

Dritte Auflage. Mit einem Bildniß des Verfassers aus dem Jahre 1851. 431 S. 8 *M.*

E. S. Mittler & Sohn,

Kgl. Hofbuchhandlung Berlin, Kochstraße 69. 70.

In 2. Auflage sind soeben erschienen:

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

2. verbesserte und ergänzte Auflage.

Bodenstedt, Fr., Hafis. Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder.

Büchner, Dr. Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.

Preis jedes Bandes, elegant geb. 6 Mk.

Berlin, 15. Juli 1877.

Bureau d. Vereins f. Deutsche Literatur. A. Hofmann & Comp.

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg:

HELGOLAND.

Nordseestudien

von E. HALLIER. Preis 3 *M.*

DIE NORDFRIESISCHEN INSELN.

Von G. WEIGELT.

2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen fünften Heftes (August):

I. Ludwig Anzengruber. Zur Psychologie der Bauern: Der gottüberlegene Jakob.
II. Rudolph von Ihering in Göttingen. Honorar und Gehalt.
III. Eduard Hanslick in Wien. Adelina Patti. Erinnerungen.
IV. Georg Gerland in Straßburg. Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.
V. Paul Lindau. Victor Hugo. In und nach der Verbannung (1851—1877).
VI. Josef Rank in Wien. Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.
VII. Rudolph Lindau. Der Seher. Novelle.

Hierzu das Porträt L. Anzengruber's, Kupferstich von H. Sachs in Berlin.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und **Holland.** 13. Aufl. **1875.** 5 *M.* — **Mittel-** und **Nord-Deutschland.** 17. Aufl. **1876.** 6 *M.* — **Süd-Deutschland** und **Oesterreich.** 17. Aufl. **1876.** 7 *M.* — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. **1873.** 4 *M.* — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 17. Aufl. **1876.** 5 *M.* — **Ober-Italien.** 8. Aufl. **1877.** 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 5. Aufl. **1877.** 6 *M.* — **Unter-Italien.** 5. Aufl. **1876.** 6 *M.* — **London.** 5. Aufl. **1875.** 5 *M.* — **Paris.** 8. Aufl. **1876.** 5 *M.* — **Rheinlande.** 19. Aufl. **1876.** 5 *M.* — **Schweiz.** 17. Aufl. **1877.** 7 *M.* — **Conversationsbuch** in 4 Sprachen. 22. Aufl. 3 *M.*

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.

Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich

von **Paul Lindau.**

2. Auflage. Elegant geheftet. Preis 5 *M.*

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen

von

Paul Lindau.

Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 *S.*

Soeben erschienen:

Unsere Meister.

Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.

10 Bände. gr. 8. Eleg. cart. in Carminglacé. **Preis à 8 M.**

Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.

Band X.

Robert Schumann.

(Originale und Bearbeitungen.) 78 S.

Inhalt: No. 1—9. Aus den Kinderstücken Op. 15. — No. 10. Romanze II aus Op. 28. — No. 11—12. Novellette Fd. u. Ed. aus Op. 21. — No. 13—16. Stücke aus Manfred Op. 115. — No. 17—19. Aus dem Kinderball Op. 130. — No. 20—25. Aus dem Carneval Op. 9. — No. 26. Romanze und Scherzo a. d. Dmoll-Symphonie Op. 120. — No. 27—31. Aus den Phantasiestücken Op. 12. — No. 32—36. Aus „Das Paradies und die Peri" Op. 50. — No. 37. Zigeunerleben Op. 29. — No. 38. Fantasie (Dritter Satz) Op. 17.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Königliche Rheinisch-Westphälische

Polytechnische Schule zu Aachen.

Beginn der Vorlesungen Anfang October dieses Jahres. Programme, Aufnahme-Bedingungen &c. von dem Director, Baurath v. Kaven, franco gegen 80 *S.* in Briefmarken.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 4. August 1877.

AP 30 .G295 v.12 no 31

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Entwickelung der Papstwahl bis zum Conclave. Von Moritz Meyer. — Vor vierzehn Jahren. Von Karl Blind. III. IV. — **Literatur und Kunst:** Heinrich Heine und Frau Maxime Jaubert. Von Paul Lindau. I. — Zur Geschichte des Chloralhydrates. Von P. Boerner. — Aus dem sechzehnten Jahrhundert. Culturhistorische Novellen von Wilhelm Jensen. Besprochen von Konrad Telmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Der Kuß." Lustspiel in 4 Acten nebst einem Vorspiel, aus dem Ungarischen des L. Dóczi. Gesammtgastspiel der Wiener Hofschauspieler. Besprochen von Fritz Mauthner. — Notizen. — Inserate.

Die Entwickelung der Papstwahl bis zum Conclave.

Wiederholt ist in öffentlichen Blättern auf die Möglichkeit des baldigen Eintritts eines Ereignisses hingewiesen worden, das im engsten Zusammenhang mit einer brennenden Tagesfrage und dem Culturkampf steht: auf das Ableben des mehr als achtzigjährigen Greises auf dem Stuhle des heiligen Petrus und die dadurch nothwendig werdende Neuwahl seines Nachfolgers. Und in der That, bei der Lage der Dinge in Rom, in der katholischen Christenheit, wie in der protestantischen Welt des deutschen Reichs in ihrer religiösen und politischen Wechselbeziehung, könnte wohl kaum ein Ereigniß von größerer Bedeutung gedacht werden, als ein Wechsel in der Person des Statthalters Christi, vorausgesetzt, daß hiermit zugleich eine Aenderung des bisher in Rom herrschenden Systems sich vollziehen würde.

Gewiß wird in letzter Instanz Alles davon abhängen, welche Einflüsse von Innen und Außen sich bei einer solchen Wahl geltend machen werden. Vor Allem aber wird es darauf ankommen, alle diejenigen Factoren, welche das geltende Recht bei der Papstwahl zur Mitwirkung zuläßt, in Bewegung zu setzen, um wenigstens hier nichts zu verabsäumen, was einen legalen Druck auf die widerstrebenden Coterien am päpstlichen Hofe ausüben könnte. Bietet doch die Wahlverfassung, die überdies in letzterer Zeit durch die Jesuiten noch mannigfach verclausulirt und variirt worden ist, schon an und für sich nur eine geringe Handhabe zur Einwirkung der außenstehnden Mächte dar, die es zudem, wie bekannt, mit einer Partei in Rom zu thun haben, der bisher jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke willkommen gewesen ist.

Knüpft sich somit das Interesse an der Papstwahl zunächst und hauptsächlich an das geltende Recht, so dürfte es doch nicht überflüssig erscheinen, das verfassungsgeschichtliche Werden der Papstwahl bis zum Abschluß in ihrer jetzigen Gestalt, dem Conclave, zu verfolgen, um sich in den Hauptzügen die Entstehung und Ausbildung einer Institution zu vergegenwärtigen, die aus dem Mittelalter fast unverändert, ihrem leitenden Grundgedanken nach, zu uns gekommen ist, deren rechtliche Basis gerade an den entscheidendsten Stützpunkten aus dem Unrecht, ja der Anarchie hervorgegangen und deren Geist und Tendenz so wenig im Einklang mit dem Geist des XIX. Jahrhunderts steht, wie noch vor kurzem die weltliche Herrschaft des Kirchenfürsten. Die Geschichte ist die Lehrerin der Gegenwart und nur dasjenige Wissen hat einen tieferen Gehalt, das sich seiner Herkunft deutlich bewußt ist.

Das Ableben des Papstes, sowie die Neuwahl seines Nachfolgers gehörten im Mittelalter zu den vornehmsten Ereignissen der abendländischen Welt. So dürre auch sonst wohl unsere älteren Annalen und Chroniken über die Weltvorgänge berichten, so oft sie auch selbst die wichtigsten Schlachten, ja die deutsche Königswahl nicht selten ganz unerwähnt lassen: das Ableben des heiligen Vaters, den Namen seines Nachfolgers vermissen wir fast nie in jenen Aufzeichnungen. Ein Blick auf die Bedeutung und Stellung Roms in der damaligen Welt genügt, um die Wichtigkeit eines solchen Ereignisses zu bemessen, auch wenn sich daran nicht, wie so oft, all' der gährende Stoff des Haders weltlicher und geistlicher Macht abgesetzt hätte.

So lange das Papstthum noch auf einen geringen Kreis seiner Machtbefugniß und seines Einflusses beschränkt war, der Name des Papstes noch von dem eines Bischofs von Rom verschlungen wurde, war auch die Wahl eines solchen eine sich stiller vollziehende Angelegenheit der römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes. Außer dem ersten Papst Petrus, den Christus selbst noch mit dem Primat der Kirche betraut haben soll, sind die nachfolgenden Päpste von dem römischen Clerus, der Stadtgemeinde und vielleicht unter Mitwirkung der suburbanen Bischöfe, die zu Rom im Metropolitanverhältnisse standen, erwählt worden. Diese Sachlage änderte sich jedoch als das Christenthum Staatsreligion geworden, die römischen Kaiser ihren Einfluß zunächst bei zwiespaltigen Bischofswahlen geltend zu machen suchten und bald auch ein Bestätigungsrecht des Erwählten in Anspruch nahmen. Die Päpste selbst mußten sich dieser Forderung fortan unterwerfen. So hat beispielsweise Gregor der Große die Machtbefugniß des Kaisers, wenn auch nur indirect, anerkannt, dürfen wir der Erzählung Glauben schenken, daß er vor seiner Wahl heimlich Briefe an den Kaiser Mauritius in Konstantinopel richtete, die seine etwaige Wahl nicht zu bestätigen erbaten. Die Thatsache selbst jedoch, daß dem Kaiser zu Byzanz oder seinem Stellvertreter, dem Exarchen zu Ravenna, die Bestätigung des Erwählten zustand, resp. dessen Verwerfung, erhellt unzweifelhaft aus dem liber diurnus, jener authentischen Formelsammlung der römischen Curie, die ganz genau den äußern Modus der Sache angibt.

Das Entscheidende des weiteren Entwickelungsganges ist nun aber, daß dies Recht des Kaisers, welches sich wohl zunächst auf die Unterthanenqualität des römischen Bischofs stützte, in der nachfolgenden Periode der Langobardenherrschaft nicht mehr zur Anwendung gekommen ist, namentlich nicht zur Zeit des Niederganges derselben. Es ist diese Periode zugleich die Zeit des Wachsthums und der zunehmenden Bedeutung des Bischofs von Rom, der in der schwierigen Stellung zwischen

Digitized by Google

Byzanz, Ravenna und den Langobarden Schritt für Schritt an Einfluß gewinnt. Schon unter dem zweiten Gregor wurde die Stadt Sutri dem Papste geschenkt, und damit der erste Keim des Kirchenstaates gelegt. Mit ihm, der 731 starb, sind wir in das achte Jahrhundert gelangt, das bekanntlich für das Papstthum von größter Bedeutung werden sollte, sowohl für die Ausbildung des Patrimonium Petri, als auch für das Ansehen des Papstes, dem als obersten Bischof der Christenheit die höchste Stelle neben dem Kaiser eingeräumt ward.

Es war eine einfache Handlung, die sich am Weihnachtstag des Jahres 800 in der Basilika des heil. Petrus zu Rom vollzog, als der Papst Leo dem knieenden Kaiser Karl dem Großen die Krone auf's Haupt setzte, jedoch in ihren Wirkungen eine der bedeutsamsten Handlungen in der Geschichte der Welt. Fortan wurde bei der steigenden Macht des Clerus, des „auserwählten" Standes, die Vorstellung, daß das Gottesreich in zwei Theile geschieden sei, die Lehre von den zwei Schwertern ausgebildet, von denen dem Kaiser das weltliche, dem Papste das geistliche zukomme. „Seitdem gewöhnte sich die Welt," schreibt der geistvolle Ferdinand Gregorovius, „den Begriff des Augustus gleichsam zu zertheilen, Kaiser und Papst als die zwei großen Sonnen zu betrachten, von denen Licht und Ordnung durch die sittliche Welt verbreitet würden." Rom war — schon durch die Thätigkeit eines Bonifaz, durch die Pseudo-Isidorischen Decretalen bedeutsam gefördert — allmählich das ideale Haupt des neuen Weltimperiums geworden, Sitz und Mittelpunkt einer Weltreligion, Ausgangspunkt jeder geistigen Strömung; „in Rom, als der Bundeslade christlicher Cultur, sahen die Völker fortan die Gesetze, die Urkunden, die Symbole der Christenheit versammelt: es war das neue Jerusalem, die Quelle der Erlösung von der Sünde, jeder geistlichen Amtsgewalt, das Fundament der Bisthümer, Klöster, Missionen; seine Sprache die der gebildeten Welt." Unter dem straffen Regiment eines Karl des Großen waltete noch die Persönlichkeit des großen Herrschers zu mächtig vor; noch war der Papst, wie Waitz es faßt, ein Bischof des Reichs wie andere auch, dem Rang und Ansehen nach zwar höher, man kann sagen, der oberste Bischof des Abendlandes. So hat auch Karl seine Stellung dem Papst gegenüber aufgefaßt, wobei es allerdings auffallend erscheint, daß sich der Kaiser, der sonst bei Besetzungen der Bisthümer auf's Freiste verfügte, bei der Besetzung des römischen Bischofsstuhls zurückhielt. Hier ist die Annahme von Hinschius wohl die richtige, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen Karl und den Päpsten Hadrian und Leo den Grund jener Zurückhaltung abgegeben habe. Die ganze Einwirkung des Kaisers auf die Papstwahl beschränkte sich in der nächsten Zeit nur auf den Gebrauch, daß der neue Papst dem ersteren seine Wahl und Krönung anzeigte, eine Praxis, die von Ludwig dem Frommen 824 dahin modificirt worden ist, daß die kaiserliche Bestätigung des Erwählten vor der Weihe eingeholt werden sollte, wodurch wenigstens eine Controle über die Ordnungsmäßigkeit der stattgefundenen Wahl ermöglicht wurde. Allein bei dem zunehmenden Zerfall des karolingischen Königthums, bei den politischen Wirren in Italien, den Kämpfen der Adelsfactionen in Rom, wurden nicht selten die Päpste mit Nichtbeachtung jener Verordnung gewählt und dadurch in ihrem schon hervortretenden Streben nach Befreiung von dem kaiserlichen Einfluß begünstigt. Ob schon damals eine Veränderung der Wahlordnung eingetreten oder versucht worden, vermögen wir nicht zu bestimmen; bei dem Mangel einer festen Wahlordnung in dieser Zeit läßt sich nur erkennen, daß dem Clerus von Rom die eigentliche Entscheidung zustand. Bis zum Anfang des zehnten Jahrhunderts steigerten sich die Verwirrungen in Rom in einer Weise, daß das schmähliche Regiment dreier Buhlerinnen, die über den Stuhl Petri verfügten, möglich war, wenn auch die Erzählung von einer Päpstin Johanna im neunten Jahrhundert längst in das Gebiet der Fabeln verwiesen worden ist. Eine jener Frauen, Marozia, besaß sogar die Stirn, ihren mit Papst Sergius erzeugten Sohn als Johann XII. mit der dreifachen Tiara krönen zu lassen. Die Macht der städtischen Adelsfactionen legte die Befugnisse der Geistlichkeit vollständig lahm; sie erhob und stürzte die Päpste im bunten Wechsel; nicht selten wurden die Statthalter Christi eingekerkert, geschlagen und ermordet. Da erscheint, vom Papst selbst gerufen, der deutsche König Otto der Sachse; er wird zum zweiten Mal der Wiederhersteller des abendländischen Kaiserthums, welches nun an die deutsche Nation übergeht. Sofort übt er in Rom und dem Papst gegenüber die Kaiserrechte im weitesten Umfang aus. Er läßt Johann XII. durch eine Synode absetzen, Leo VIII. an dessen Stelle erwählen und als die Römer noch einmal durch die Erhebung Benedicts V. sich des päpstlichen Stuhls zu bemächtigen trachten, läßt er auch diesen absetzen und in's Exil nach Deutschland führen. (Vgl. Hinschius, Kirchenrecht.) Die eintretende Regeneration des Papstthums mußte dieses freilich mit dem Verlust der freien Papstwahl erkaufen. Fortan wurde dem Kaiser zunächst der designirte Candidat präsentirt, ehe seine definitive Wahl geschehen konnte. Bei der Auswahl der Person faßte man die Würdigkeit allein in's Auge; sogar Männer aus dem Laienstand, wie Leo VIII., zogen das purpurne Pluviale an, Translationen der Bischöfe nach dem Sitz des heiligen Petrus wurden nicht vermieden. Die römische Kirche, aus dem Schlamme des Weiberregiments gezogen, wurde durch den deutschen Geist neu belebt; dafür mußte sie aber auch demselben Unterthanin werden. Die Römer waren daher weit entfernt davon, dieses Verhältniß als ein günstiges zu betrachten. Sobald sich eine passende Gelegenheit darbot, wie nach dem Tode Ottos I., brach mit den Parteikämpfen der römischen Adelsgeschlechter das alte Unwesen hinsichtlich der Wahlen wieder hervor: die Päpste wurden von der einen Partei erhoben, nach kurzer Zeit verdrängt und endigten durch Mord oder im Kerker. Von 1033—48 saß ein zwölfjähriger Knabe, Benedict IX. auf dem Thron von St. Peter, dessen Laster zu einer Spaltung der Kirche, diese zur Schmach und Erniedrigung führen mußten.

Abermals sollte der deutsche Arm, der deutsche Geist die Rettung bringen. Diesmal war es der starke Heinrich III., der bleibende Zustände und Ordnung geschaffen hat. Es ist hinlänglich bekannt, wie dieser Herrscher nach einander fünf deutsche Bischöfe den Römern zu Päpsten setzte und die Unwürdigen durch eine Synode absetzen ließ. Nicht nur wurde ihm von den Römern das Recht, den päpstlichen Stuhl zu besetzen, ausdrücklich übertragen, während sie selbst nur das Präsentationsrecht des Candidaten behielten, sondern auch die Wahl selbst wurde von diesem Kaiser wie eine deutsche Reichsangelegenheit angesehen. Dabei handelte der Kaiser im Einvernehmen mit einer sich neu bildenden Reformpartei innerhalb der Geistlichkeit, an deren Spitze schon damals jener Hildebrand, der nachherige so berühmt gewordene Gregor VII. stand. Heinrich III. konnte freilich nicht ahnen, daß diese Machtentfaltung der reformirten Kirche, die unter seinem Schutze sich vollzog, dereinst seinen eigenen Sohn zur schimpflichen Buße nach Canossa führen würde. Diese zweite Restauration des Papstthums in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts bildet einen entscheidenden Wendepunkt, wie überhaupt in der Geschichte des Papstthums, so insbesondere in der Entwickelung der Papstwahl. Das Wesentliche ist, neben der wichtigen Veränderung des Wahlrechts, daß der Einfluß, den die deutschen Kaiser bisher ausgeübt hatten, nunmehr gänzlich fortfiel.

Den eigentlichen Hebel zur Aufhebung jener auf der Kirche lastenden Uebelstände hat das Pontificat Leos IX. († 1054) angesetzt; Leo IX. machte zuerst mit Bewußtsein das Papstthum zum Mittelpunkt jener kirchlichen Bewegung, die von Südfrankreich aus, von dem Kloster Cluny, ausging, deren mönchisch-ascetische Tendenz sogar in Heinrich III. selbst einen eifrigen Beförderer gefunden hatte. Nichts ist bezeichnender für die Anschauungen Leos IX. als seine Reise nach Rom zur Besteigung des heiligen Stuhls. Im demüthigen Aufzug durch Burgund über Cluny wandernd, erscheint er, ein barfüßiger Pilger, nur mit wenigen Begleitern vor den Thoren der Leostadt. Aber unter diesen wenigen Männern war jener

Digitized by Google

Hildebrand, dessen Name als Gregor VII. nachmals die Welt erfüllte. Ihn hatte sich der neue Papst in Cluny von dem Abt erbeten, weil er einen Geistesverwandten in ihm erkannt haben mochte, auf den hauptsächlich gestützt er den Kampf gegen das Verderben der Kirche, gegen die Verweltlichung des Clerus im ascetischen Geist unternehmen wollte. Mit Leo IX. wurde eine neue Aera des Papstthums, die Hildebrandinische, inaugurirt und zwar im Geist der pseudo-isidorischen Richtung, nach festen und einheitlichen Gesichtspunkten.

Damit hängt es zusammen und wird es verständlich, wenn auch für die Umbildung der Papstwahl, zwar zunächst nur in indirecter Weise, Leos Regiment von großer Bedeutung geworden ist. Leo berief nämlich in das heilige Consistorium des Papstes, das bis dahin nur aus Creaturen des römischen Adels bestanden hatte, Kloster- und Weltgeistliche aus allen Theilen des Abendlandes, die durch besondere theologische Bildung oder durch kirchlichen Eifer sich hervorgethan hatten. So stempelte er das Cardinalcollegium zum permanenten Träger des Reformgedankens, so verewigte er gleichsam seine Ideen von der Befreiung der Kirche von jeder weltlichen Gewalt, ja ihrer Herrschaft über die ganze abendländische Welt.

Es war nur eine natürliche Consequenz dieses Ideenganges, daß auch die Wahl des höchsten Vertreters der kirchlichen Idee in die Hände eines abgeschlossenen Wahlkörpers gebracht werden müsse, dessen Mitglieder gleiche Interessen mit ihrem selbst zu bestellenden Oberhaupt hegten, mit einem Worte: die Papstwahl mußte das alleinige Recht der Cardinäle werden, Clerus, Adel und vor Allem der deutsche König von der Mitwirkung ausgeschlossen bleiben. In diesem Streben sind die Cardinäle jederzeit einig gewesen, wie sehr auch sonst Parteiungen unter ihnen geherrscht haben. Den ersten gesetzlichen Schritt zur Feststellung des schon mehrfach geübten Vorrechtes der Cardinäle, namentlich der Cardinalbischöfe, bei den Wahlen, hat nicht Leo IX. selbst gethan, sondern sein dritter Nachfolger Nicolaus II. im Jahr 1059, ebenfalls unter Mitwirkung Hildebrands. Es geschah dies unter dem Eindruck der letzteren Vorgänge, welche sich an den Tod Leo IX. knüpften. Victor II. hatte das Werk des genannten Kirchenfürsten fortgesetzt, ebenfalls in innigster Verbindung mit dem Kaiser. Da trat ein Wendepunkt ein: Kaiser und Papst schieden rasch nach einander aus dem Leben; in Deutschland herrschten eine kirchlich gesinnte Frau und ein sechsjähriger Knabe. Nun regten sich plötzlich alle Elemente der Reaction, kirchliche wie politische, die nach größeren Veränderungen im geschichtlichen Leben einzutreten pflegt: in Deutschland die unterdrückte Fürstengewalt, in Rom die Adelsclassen, im Cardinalcollegium die Einheimischen gegen die Fremden, die ohnedies als solche schon gehaßt wurden. Freilich überwog hier die Reformpartei und diese glaubte jetzt die Gelegenheit benutzen zu müssen, bei der nächsten Papstwahl die bisherige Anlehnung an das Königthum aufzugeben.

So wurde denn Stephan X. Wahl in's Werk gesetzt, deren Stützpunkte in Italien bei Elementen gefunden werden, die im Gegensatz zum deutschen König standen, bei jenem mächtigen Fürstengeschlecht von Canossa, der welfischen Beatrice und ihrem lothringischen Gemahl, Herzog Gottfried. Dieser Wahl fehlte die Zustimmung der Kaiserin Agnes; Hildebrand holte dieselbe erst bei der nächsten Vacanz ein, als die Gefahr drohte, daß die Adelsfactionen in Rom sich wieder der Wahlen bemächtigen könnten. Diese hatten nämlich bereits einen neuen Papst gewählt; nun mußte die Kaiserin einen Gegenpapst, Nicolaus II., nach dem Sinne der Cardinäle ernennen, wogegen das Recht des Königs, wie es Heinrich III. geübt, ausdrücklich anerkannt wurde. Unter dem Schutze Herzog Gottfrieds wurde fern von Rom, zu Siena, hauptsächlich durch die Cardinalbischöfe, der Candidat der Kaiserin gewählt und hierauf der Adelspapst aus Rom mit Waffengewalt vertrieben.

In kanonischer Hinsicht war bei dieser Wahl Außergewöhnliches geschehen. Die römische Curie mußte auf Mittel sinnen, die Vorgänge nachträglich zu legalisiren, um die scharfen Spitzen der Thatsachen, welche Herkommen und Recht durchlöchert hatten, abzustumpfen. Weder die römische Geistlichkeit, noch das Volk hatten eine Vertretung bei der Wahl des Papstes gefunden, die nicht einmal in Rom selbst vollzogen war; zudem hatte das Königthum noch einmal eine Entscheidung geübt, die den Principien der Reformpartei zu Gute kam. So wurde denn von Nicolaus II. auf einer großen Synode zu Rom (1059) das neue Gesetz über die Papstwahl verkündet: Die Wahl solle in erster Linie den Cardinalbischöfen zustehen, ihnen hätten sich die übrigen Cardinäle und der römische Clerus anzuschließen. Der Antheil des Adels und des Senats von Rom wurde auf ein Minimum herabgedrückt, das Recht des deutschen Königs lediglich als ein persönliches, für Heinrich IV. Geltung habendes, in unbestimmter Weise gefaßt. Viel wissenschaftlicher Streit ist über dies Wahldecret von 1059 geführt worden, das in verschiedener, absichtlich gefälschter Gestalt auf uns gekommen ist, dessen echte Fassung selbst, wie sie zuerst schärfer von Waitz erwiesen, von Hinschius, Zöppfel u. A. bestimmter formulirt worden ist, noch des Diplomatischen und Unbestimmten genug enthält.

Der erste Schritt nach dem Ziel, die Papstwahl ganz zu einer inneren Angelegenheit der römischen Cardinäle zu machen, war gethan; aber lange noch hat es gedauert und viele Kämpfe verursacht, ehe das Ziel ganz erreicht worden ist. Für's Erste muß man sogar sagen, daß die Hauptabsicht des Gesetzes, einen Vorzug der Cardinalbischöfe zu begründen, gar nicht erreicht wurde, daß das Gesetz überhaupt von allen Seiten die heftigste Opposition hervorgerufen hat. Vor Allen opponirte der deutsche Episkopat. Unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Köln vernichtete eine deutsche Synode — damals gab es noch dergleichen — alle Amtshandlungen des Papstes, sprach Bann und Entsetzung über denselben aus. In der Lombardei traten der Reformpartei die Bischöfe entgegen, in Rom kündigte der Adel dem Papst und seinen Cardinälen den Gehorsam auf. Nicolaus II. mußte unter den bedrohlichsten Zeichen der Aufregung gegen den päpstlichen Stuhl seine Tage beschließen. Trotzdem führten die Cardinalbischöfe nach seinem Tode das Schisma herbei, indem sie nach dem Decret und zwar ohne Einwilligung der Kaiserin einen Papst aufstellten, während die deutschen und italienischen Bischöfe den Cadaulus erhoben. Diese Wirren endigten gleichwohl mit der Anerkennung Alexanders II., ein Vorgang, der wenigstens einen Theil jenes Decrets praktisch machte. Im Uebrigen ist es noch lange Zeit, ein volles Jahrhundert, beim Alten geblieben: die Wahlen geschahen unter Concurrenz des Clerus und Adels, nur das Recht des deutschen Königs ist in den folgenden Kämpfen der Päpste mit den Kaisern nicht zur Geltung gelangt.

Erst hundertundzwanzig Jahre später ist es zu einer weiteren Gesetzgebung hinsichtlich der Papstwahl gekommen, die unter nicht minder interessanten Verhältnissen, als sie unter Nicolaus II. vorlagen, erfolgte. Sie knüpfen sich an die Doppelwahl des Jahres 1159. Kaiser Friedrich I., der Staufer, war mit dem Papste Hadrian IV. unversöhnlich zusammengestoßen; die alten Gegensätze zwischen Kaiserthum und Papstthum, die im Investiturstreit nur besänftigt, aber nicht beigelegt waren, platzten unter den beiden genannten Vertretern der Christenheit auf's Neue heftig aufeinander. Auch das Cardinalcollegium ward von der Spaltung ergriffen, welche die ganze abendländische Welt in zwei Heereslager theilte. Die strenge, hierarchische, papistische Richtung im heil. Collegium, welche die Kirche von jedem Einfluß weltlicher Gewalt frei zu machen, ja eine dauernde Suprematie über dieselbe zu begründen strebte, trat in offenen Widerstand gegen die Vertreter der kaiserlichen Tendenzen, die im Anschluß an das deutsche Reich das Heil und Gedeihen der kirchlichen Institutionen erblickte. In den letzten Tagen seines Pontificats war Hadrian IV. mit den politischen Gegnern des Kaisers, Wilhelm von Sicilien und den lombardischen Städten, in eine reichsfeindliche Verbindung („conjuratio") getreten, die dem Kaiser den äußersten Widerstand zu leisten entschlossen war. Insbesondere sollte zum Nachfolger Hadrians IV. ein Papst aufgestellt werden, der

Digitized by Google

unter dem Schutz jener Allianzen sogar den Bannfluch über den Kaiser auszusprechen sich verpflichten würde. Die Seele des ganzen Getriebes war der energische Kanzler Hadrians IV., Roland Bandinelli, der nachmalige Papst Alexander III. Dieser wurde in der tumultuarischen Wahl des Jahres 1159 zwar von dem größten Theil der Cardinäle als Candidat designirt und ernannt, jedoch gelangte sein kaiserlich gesinnter Gegner als Victor IV., unterstützt von einigen wenigen Cardinälen, von der römischen Geistlichkeit, vom Adel und Senat, in den Besitz des Purpurmantels und des Laterans. Alexander mußte mit den Seinen Schutz im Auslande suchen. Friedrich I. glaubte sich einer solchen unkanonischen Wahl gegenüber im Rechte, unter seinem Vorsitz eine Synode die Entscheidung über die beiden Erwählten treffen zu lassen. Da Roland sich nicht stellte, auch die Wahl beider Prätendenten unrechtmäßig geschehen, Victor IV. aber zuerst inthronisirt worden war, so ward dem letzteren die Anerkennung der Synode zu Theil. Ein achtzehnjähriges Schisma der Kirche war die Folge, das erst nach der Schlacht bei Legnano durch den Congreß von Venedig im Jahre 1177 beigelegt worden ist. Es war jener Frieden, der dem Kaiserreich sicherlich eine tiefere Demüthigung brachte als jene Scene im Schloßhofe zu Canossa. In Venedig mußte Friedrich erklären, er habe in seinem Leben mehr der Gewalt als dem Rechte nachgetrachtet, während der Papst auf einer großen Lateransynode mit gewaltigem Pomp der Christenheit Gesetze dictiren konnte.

Unter diesen befindet sich auch das Decret über die Papstwahl aus dem Jahre 1179, das in ganz gleicher Weise wie es einst das Gesetz Nicolaus II. gethan hatte, die inneren Vorgänge bei der Erhebung Alexanders III. nachträglich legalisiren sollte. Alexander hatte bei der Designation die Majorität der Stimmen erhalten; nun wurde bestimmt, Derjenige solle rechtmäßig erwählter Papst sein, der zwei Drittheile aller Stimmen auf sich vereinige, — eine Hauptbestimmung, die seitdem in Kraft geblieben ist. Stillschweigend wurde ferner in jenem Gesetz der Antheil der übrigen alten Wahlfactoren beseitigt, von dem Recht des deutschen Kaisers aber kein Wort erwähnt.

Die Decretalen Nicolaus II. und Alexander III. sind der römischen Kirche heilsam geworden; die feste Form, welche die Wahlverfassung annahm, bewahrte die Kirche lange Zeit vor zwiespältigen Wahlen. Bald entschloß man sich auch, ein festes Rituale aufzustellen; der erste sogenannte Ordo romanus datirt noch aus der letzten Zeit des zwölften Jahrhunderts. Nur ein Punkt war noch mangelhaft in der Wahlordnung: im Falle die vorgeschriebene Zweidrittelmajorität nicht erreicht wurde, mußte die Vacanz des päpstlichen Stuhls ungebührlich verlängert werden, wie es z. B. bei der Wahl Gregors X. (1271—80) der Fall gewesen, wo die Kirche drei Jahre lang des Papstes harrte. Dieser Uebelstand gab die Veranlassung zur Einführung des Conclaves, dessen bekannte Einrichtungen durch die großen körperlichen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, die den Wählern auferlegt werden, zu einer schnelleren Erledigung der wichtigen Handlung zu führen geeignet sind.

Die Cardinäle sind die einzigen Träger der Papstwahl im Laufe der Zeit geworden; auf ihnen beruht somit zum großen Theile das Heil und Gedeihen der römischen Kirche. Freilich wurde durch die katholischen Mächte, insbesondere durch das deutsche Kaiserreich wahrscheinlich schon wieder seit dem dreizehnten Jahrhundert, das sogenannte Jus exclusivae, d. h. das Recht der Ausschließung eines den Mächten nicht genehmen Candidaten von der Wahl geübt. Aber dieses „Recht" — die römische Curie hat es niemals, so weit ersichtlich, ausdrücklich anerkannt — ist doch nur ein negatives. Auch das Institut der Cardinalprotectoren, die mit der Ausübung jenes Rechts betraut werden, erweist sich in seiner heutigen Gestalt gewiß als ungenügend. Man wird so nicht zu viel behaupten mit dem Satze, daß die allerbedeutendsten Interessen der katholischen Welt, ja aller Staaten, an die Cardinäle geknüpft sind — noch abgesehen davon, daß diese selbst wieder Spielbälle in den Händen der Jesuiten —, also vom deutschen Standpunkt aus an Ausländer und Römlinge, deren Einfluß auf das kirchliche Leben des deutschen Volks unstreitig — nach der Autorität von Janus-Döllinger — ein überragend nachtheiliger gewesen ist. „Das Institut war eine spätere künstliche Schöpfung, ein erst tausend Jahre nach der Gründung der Kirche eingeschobenes Glied, welches fremdartig und störend sich in die ursprüngliche, auf der Anordnung Christi und der Apostel beruhende Hierarchie eindrängte." Auch sonst haben die Cardinäle es verstanden, ihren Vortheil bei den Wahlen auszubeuten. Schon seit dem zwölften Jahrhundert wählten sie meistens nur einen der Ihrigen zum Papst; konnten sie ihre Absicht nicht erreichen, so zogen sie die Vacanz in die Länge.

Dabei machten sie nicht selten das Conclave zum Schauplatz der schmutzigsten Ränke, der widerlichsten Intriguen und Zwistigkeiten. Insbesondere aber schlossen sie die deutsche Nation vom Cardinalcollegium und damit um so sicherer von der päpstlichen Würde aus. Mit einem Worte: die Papstwahl befindet sich in den Händen einer Coterie, sie beruht auf ganz feudalistischen, mittelalterlichen Institutionen, die dem Interesse und dem Geist unserer Tage geradezu Hohn sprechen. Sollte es keine Mittel und Wege geben, eine solch' hochwichtige Angelegenheit, wie die Papstwahl, von der der Frieden der Welt zum nicht geringen Theile abhängt, dem Bedürfniß des neunzehnten Jahrhunderts gemäß umzugestalten? Gerade die letzten Handlungen Pius' IX. in Bezug auf die Papstwahl lassen eine solche Frage gerechtfertigt, ja dringlich erscheinen.

Moritz Meyer.

Vor vierzehn Jahren.

Eine geschichtliche Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1863—64.

Von Karl Blind.

III.

Von der geheimen Warschauer Nationalregierung ohne nähere Unterscheidung zu sagen: sie sei dies oder das gewesen, verräth ferner ebenfalls vollkommene Unkenntniß.

Es ist, als ob man sagen wollte: die „republikanische Regierung Frankreichs" im Jahre 1848 habe das oder jenes Gepräge getragen, während es doch nach einander eine provisorische Regierung, einen Vollzugsausschuß, eine Cavaignac'sche Dictatur und eine Regierung des Prinzpräsidenten gab, die stark von einander abstachen! Aehnliches gilt, wenigstens in gewissem Maße, für die damaligen Verhältnisse in Russisch-Polen. Mehrfach hat die geheime Nationalregierung in ihrer Zusammensetzung und in ihrem Verfahren gewechselt. In Einer Beziehung ist sie sich stets gleich geblieben. Im Widerspruch mit gewissen Rathschlägen, die ihr vom Auslande zukamen, weigerte sie sich beharrlich, Posen und Galizien in den Kreis ihrer Unternehmung zu ziehen.

Die Anklage auf „Oestreicherthum" ist deshalb damals von Einigen gegen die Führer erhoben worden; — gewiß ganz ungehöriger Weise. Der Aufstand ist nie so stark gewesen, daß er es hätte wagen können, gleichzeitig die Feindseligkeit von Rußland, Preußen und Oestreich herauszufordern. Eine vereinigte Einmischung der drei Theilungsmächte hätte die Erhebung sofort erstickt. Nur dadurch, daß von östreichischem, hie und da sogar von preußischem Gebiet mehrfach Zufuhr von Mannschaft und Kriegsbedarf erfolgte, konnte sich der Aufstand überhaupt so lange halten.

Für Oestreich war die Theilung Polens bekanntlich kein Vortheil gewesen. Der karpathische Wall ist sein wirkliches Bollwerk. Deutschöstreicher und Magyaren fühlen die Unbequemlichkeit der russischen Nachbarschaft tief genug. Der Versuch der Wiederaufrichtung einer Schutzmauer gegen das stets weiter nach den Donaugebieten hinstrebende Moskowiterreich trifft daher bei diesen Bevölkerungen auf mehr oder minder ausgesprochene

Digitized by Google

Theilnahme. Es decken sich, in der polnischen Frage, die Ansichten der zwei Hauptstämme von Oestreich-Ungarn mit dem wohlverstandenen Vortheile des Herrscherhauses. Dies erklärt, daß im Jahre 1863, wie früher während der Erhebung von 1830—31, die polnischen Aufständischen sich zur Wiener Regierung nicht in ein feindliches Verhältniß stellen wollten.

Mir ist von dem demokratischen Bevollmächtigten der Warschauer Nationalregierung, der persönlich einer Erweiterung des Aufstandsgebietes nicht abgeneigt gewesen wäre, damals eine das Obige bestätigende Mittheilung über die Haltung gemacht worden, welche Oestreich im Anfang des Aufstandes einnahm. Aus anderen Quellen sind mir weitere Einzelheiten bekannt, die den verdeckten Gegensatz zwischen Wien und Petersburg scharf widerspiegeln. Bezeichnend war es, daß, während der Warschauer Ausschuß, und nachher die geheime Nationalregierung, es durchgehends für verkehrt, ja später sogar für verrätherisch erklärten, Galizien und Posen in den Aufstand hereinzuziehen, russische Sendlinge in Lemberg sich bemühten, auf galizischem Gebiet einen Ausbruch herbeizuführen. Der Wiener Hof sollte dadurch zum feindseligen Auftreten gegen die polnische Sache gezwungen werden. Man muß dies im Gedächtnisse behalten, um die gegen die Nationalregierung von unkundiger oder hitzköpfiger Seite gerichteten Vorwürfe wegen „Oestreicherthum" in ihrem wahren Werthe zu erkennen.

Die ruthenische Bevölkerung in Galizien kann bekanntlich nur allzu leicht gegen den polnischen Stamm gehetzt werden. In Posen andrerseits liegen die Dinge so, daß, wie aus dem Berliner Polenprocesse von 1864 erhellte, gewisse herübergekommene Sendlinge sich „in Großpolen wie in einem fremden Lande" fühlten. Von ihrem eigensten Standpunkte that daher die Warschauer Regierung das nach den Umständen Vernünftigste, ja, das einzig Mögliche. Indem sie die deutsch-polnischen Länder nur zur Heranziehung von Hülfsmitteln benutzte, sicherte sie sich eine Grenze, über die eine Freischaar gelegentlich, wenn allzu hart bedrängt, sich retten konnte, um an anderer Stelle wieder einzubrechen und den Streifkrieg von Neuem anzufachen.

Doch gehen wir auf den Ursprung und die treibenden Kräfte des Aufstandes näher ein. Die Erscheinung, daß ein von der furchtbarsten Uebermacht bedrücktes Volk überhaupt eine solche Erhebung zu Stande bringen konnte, ohne daß auch nur die Namen der geheimen Leiter bekannt wurden, ist eine so merkwürdige Thatsache, daß der spätere Geschichtschreiber staunend vor ihr stehen und nach der Lösung des Räthsels forschen wird.

Das stärkere Wiederaufleben der polnischen Bestrebungen stammt aus der Zeit nach dem letzten italienischen Kriege. Es war um dieselbe Zeit, wo auch in Deutschland sich wieder vollere Schwingungen im Staatsleben zeigten. Der Czar, im eigenen Rußland durch eine aufkeimende Adelsbewegung und durch dumpfe Regungen der Städtebevölkerung von Moskau, Twer, Kiew, theilweise auch von Petersburg beunruhigt, hatte durch die Befreiung der Bauern aus dem Joche der Leibeigenschaft den Edelleuten den Handschuh hingeworfen und sich die große Masse zu Dank verpflichtet. Was das Ergebniß eines Beschlusses der Landesvertretung gewesen wäre, hätte man dem Kaiser Alexander die Gewährung parlamentarischer Einrichtungen abringen können, das that er auf eigene Faust, um seine bedrohte Willkürherrschaft frisch zu stärken. Als echter Gewaltherrscher schlug er den Adel durch das Volk. Indem er sich der leiblichen Wohlfahrt der gedrückten Frohnknechte annahm, wurde er der Gefahr los, in Gemeinschaft mit den gebildeteren Ständen nach einer Verfassung regieren zu müssen.

Polnische Anträge auf Abschaffung der Hörigkeit hatte er früher abgewiesen. Dem dortigen Adel, der dieselben gestellt, wollte Kaiser Alexander nicht erlauben, sich mit der Bauernschaft zurecht zu setzen und dadurch an Einfluß zu gewinnen. Im Uebrigen gedachte er in Polen theils durch den Säbel, theils durch die andauernde Spaltung zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei seine Herrschaft aufrecht zu halten. In dieser Hoffnung sprach er zu Warschau sein berühmtes oder berüchtigtes Wort: „Keine Träumereien mehr, meine Herren!"

Als die polnische Bewegung dennoch stärker wurde, ließ er sich zu kleinen Zugeständnissen herbei, um Zeit zu gewinnen. Zur Vermeidung der bekannten „schiefen Ebene" versuchte er indessen eine neue Wendung — und zwar mittelst des Panslaventhums. Ein polnischer Abtrünnling oder Zwischenläufer, der Marquis Wielopolski, wurde dazu ausersehen, seinen aufstrebenden jungen Landsleuten eine all-slavische Fata Morgana vorzuzaubern, um sie allmählich in's moskowitische Netz zu locken. Die Bemühung mißlang. Vergeblich sprach Wielopolski von einem großen Slavenreiche, in welchem „zwar der russische Herrscher die Krone trüge, die polnische Nation jedoch thatsächlich die Führerschaft hätte". Außer wenigen traurigen Gesellen, wie Miniszewski, ging polnischerseits Niemand von irgend welchem Namen auf diese Anerbietungen ein.

Nach und nach bildeten sich in Warschau zwei Hauptausschüsse von entgegengesetzter oder nebenbuhlerischer Richtung: ein demokratischer und ein aristokratischer oder sogenannter Ausschuß der Szlachta. Außerdem bestanden da und dort kleinere Ausschüsse, die mit gewissen demokratischen, aber plonploniſirten polnischen Ausgewanderten zusammenhingen.

Der aus kleinem Adel bestehende Ausschuß der Szlachta bemühte sich, durch friedliche, aber eindrucksvolle öffentliche Kundgebungen zu wirken. Ihm war die Anregung der Umzüge auf den Straßen, des Tragens von Trauergewändern, des Niederkniens vor den Kirchen, während die Kosaken ansprengten, u. dgl. m. zuzuschreiben. Seinerseits trieb der demokratische Ausschuß auf wirkliches Handeln hin. Je mehr sich in dem letzteren Ausschusse die Ansicht herausstellte, daß man, um die Bauern zu gewinnen, die Zustände des liegenden Eigenthums ändern müsse, um so kopfscheuer wurde die aristokratische Partei. Schließlich zog sie sich ganz von aller Theilnahme an der Leitung zurück und löste ihren Ausschuß auf.

IV.

Von da an blieb der demokratische Ausschuß fast ausschließlich im Besitz der Leitung. Durch keinen Nebenbuhler gehemmt, beschleunigte er jetzt seine Vorbereitungen zur Handlung, ohne indessen eine bestimmte Zeitfrist dafür anzusetzen.

Beigefügt mag hier gleich werden, daß die Bezeichnung „demokratisch" bei weitem noch nicht die Bedeutung wie in Mittel- und Westeuropa hat; schon deswegen nicht, weil auch unter den demokratischen Führern Polens ein überwiegender Theil, vermöge der eigenthümlichen Landeszustände, dem Adel entstammt. Eine noch viel größere Masse der Bevölkerung, als dies schon in Frankreich und Deutschland der Fall ist, gehört in Russisch-Polen dem ackerbauenden Stande an. Die wenigen Städte und der kleine Adel sind die Vertreter eines verhältnißmäßigen Fortschrittes. In ihnen auch ist der nationale Geist am stärksten vertreten, während die Bauern nur in wenigen Bezirken zur offenen Bekämpfung des Russenthums geneigt sind.

Jede Erhebung hat unter solchen Verhältnissen eine schwierige Aufgabe vor sich. Es handelt sich immer darum, die städtischen und adeligen Nationalgesinnten zu gemeinsamem Vorgehen zusammenzuhalten — denn getrennt wären sie zu schwach, einen Aufstand zu beginnen —, gleichzeitig jedoch den Bauern, auf Kosten sowohl des großen, wie des kleinen Adels, Vortheile zu bieten, die zum Uebertritt in's nationale Lager bewegen sollen. Der Bauer aber ist wesentlich mißtrauisch. Er glaubt meist nur an den Vortheil, den er wirklich in der Hand hat. Es ist daher ein vergebliches Bemühen, durch weitgehende Versprechungen unter der Landbevölkerung Anhänger werben zu wollen, während man möglicherweise den Theil des Adels, der zur Theilnahme am Widerstand gegen das Fremdjoch bereit ist, dadurch zurückschrecken würde. Hätte Lord John Russell auch nur diese Zustände bedacht, so würde er sein thörichtes Wort von dem „communistischen" Ziele des Aufstandes nicht ausgesprochen haben.

Der gleichzeitige Ausbruch in Polen, im Januar 1863, ist das Werk des demokratischen Ausschusses in Warschau gewesen. Letzterer bestand damals aus zwölf Mitgliedern — meist jüngeren

Digitized by Google

Männern. Nur wenige derselben waren, meines Wissens, nach Niederwerfung des Aufstandes noch am Leben.

Man hat diese Männer getadelt, daß sie das Zeichen zur Erhebung gaben. Auch sie, dessen bin ich überzeugt, hätten vorgezogen, zu warten, bis die Vorbereitungen in anderen Ländern — namentlich auch bei der immer noch sehr kleinen Bewegungspartei in Rußland — weiter gediehen gewesen wären. Allein Wielopolski ließ ihnen nicht Zeit. Wie er sah, daß Niemand auf seinen panslavistischen Köder anbiß, stimmte er der scheußlichen „Conscriptions- oder vielmehr Proscriptionsverordnung" zu (so wurde sie damals von englischen Staatsmännern genannt), durch welche der waffenfähige Theil der polnischen Bevölkerung bei Nacht und Nebel aufgehoben und in's Innere Rußlands geschleppt werden sollte. Der Warschauer Ausschuß hatte von dieser Maßregel durch Späher Nachricht erhalten. Ihrer Ausführung mußte um jeden Preis widerstanden werden — oder die polnische Sache war auf Jahre hinaus einfach aus Mangel an Streitkräften verloren.

Der Rath, den Mazzini wiederholt gegeben, noch nicht loszuschlagen (s. darüber einen veröffentlichten Brief von ihm), konnte unter diesen Umständen nicht befolgt werden. So brach denn jene Erhebung aus, über deren Bevorstehen die von Earl Russell so heftig angegriffenen „Kosmopoliten" allerdings zum Voraus, und zwar, so zu sagen, auf regelmäßigem revolutionär-diplomatischem Wege unterrichtet waren, während die gewöhnliche Regierungsdiplomatie sich den Kopf darüber kraute, wie es nur möglich gewesen sei, daß sie von der Nähe eines solchen Welt-ereignisses gar keine Ahnung gehabt.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Heinrich Heine und Frau Maxime Jaubert.

In dem unglücklichen Leben des Dichters Alfred de Musset bilden die Beziehungen, die zwischen diesem und einer geistvollen und reizenden jungen Frau lange Jahre hindurch bestanden haben, die freundlichste und anmuthigste Episode. Diese Dame ist Frau Maxime Jaubert, die Alfred de Musset im Jahre 1835, nach seiner Trennung von George Sand, persönlich kennen lernte, und die ihm bis zu seinem Tode die treueste, liebevollste und anregendste Freundin und Trösterin gewesen ist. Musset nannte sie scherzweise seine „marraine", und unter diesem Titel hat sie durch den Dichter des „Rolla" eine dauernde Stätte in der Literatur erhalten. Die interessantesten Briefe Mussets, die nach seinem Tode veröffentlicht worden sind und uns den wahrsten Aufschluß über seinen Charakter und seine Stimmung gewähren, sind an die „marraine" gerichtet, ebenso der bekannte Bericht über das Abendessen bei der Rachel. Der Einfluß der Frau Jaubert auf den Dichter ist in Wahrheit ein noch viel größerer und dauernderer gewesen, als man bisher angenommen hat. Aus den Andeutungen in der jüngst veröffentlichten Biographie Alfred de Mussets von seinem Bruder Paul geht klar hervor, daß einige der bekanntesten Dichtungen Alfreds, von denen man bisher vermuthete, daß sie durch andere Personen angeregt seien, direct durch Frau Maxime Jaubert inspirirt worden sind. Musset hat uns in dem reizenden Stücke „Un caprice" in der Figur der Madame de Léry ein Porträt der graziösen, geistreichen und anmuthigen Französin gegeben.

Frau Maxime Jaubert ist eine geborene d'Alton, die Schwester des Grafen d'Alton-Shée, der unter der Herrschaft der letzten Bourbonen Pair von Frankreich war. Graf d'Alton-Shée hat eine ähnliche Wandlung durchgemacht wie Victor Hugo. Von Geburt Aristokrat hat er in seiner Jugend zu den feurigen Vertheidigern der Rechtgläubigkeit und der Legitimität gehört; im Jahre 1848 machte er eine starke Schwenkung nach links und schloß sich der Partei der socialistischen Demokraten an. Er hatte das Unglück, in seinem Alter zu erblinden. Frau Jaubert ist außerdem eine leibliche Cousine der Frau von Paul de Musset, der ebenfalls ein Fräulein d'Alton-Shée, die Tochter des Divisionsgenerals d'Alton-Shée geheirathet hat. Die „marraine" hat sich sehr jung, als sie 15 Jahre alt war, mit dem 25 Jahre ältern Herrn Maxime Jaubert, der später Tribunalsrath war (conseiller de la Cour de cassation), verheirathet. Ihre einzige Tochter hat sich mit dem Marquis de la Grange vermählt.

Es war natürlich, daß in einem Buche, welches das Leben Alfred de Mussets schildert, der kleinen „marraine" mit besonderer Sympathie und Achtung gedacht werden mußte; und auf diese Weise habe ich die Ehre und Freude gehabt, mit Frau Maxime Jaubert, die sich in ihrem Alter die geistige Frische und Anmuth der Jugend in seltenem Maße bewahrt hat, in Verbindung zu treten. Frau Maxime Jaubert hat nun nicht nur mit Alfred de Musset in jahrelangem, ununterbrochenem freundschaftlichem Verkehre gestanden, sondern sie ist auch eine treue und gute Freundin unseres Heinrich Heine gewesen. Ganz vor kurzem hat sie sich entschlossen, ihre Erinnerungen an Heinrich Heine der Oeffentlichkeit zu übergeben, und sie hat mir die Autorisation ertheilt, diese „Erinnerungen" an unsern unglücklichen und großen Landsmann für Deutschland zu bearbeiten. Ich mache von dieser liebenswürdigen Erlaubniß in dem Folgenden zu Gunsten unserer Leser Gebrauch.

I.

Heinrich Heine lernte Frau Maxime Jaubert im Frühjahr 1835 kennen. Die zierliche, witzige, kleine Französin machte auf unsern Dichter sofort einen tiefen Eindruck und gleich sein erster Brief ist von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. Frau Maxime Jaubert gesteht, daß die beständigen boshaften Witzeleien Heines ihr zunächst einiges Mißtrauen eingeflößt haben; aber gleichwohl fand sie an Heines merkwürdiger Unterhaltungsgabe, an seinen lustigen Einfällen und Aussprüchen so großes Behagen, daß sie ihn mehrfach zu ihren kleinen Gesellschaften, die zu den ausgewähltesten von ganz Paris gehörten, einlud. Heine folgte diesen Einladungen immer mit großem Vergnügen und wenn er durch irgend einen Umstand am Erscheinen verhindert war, so wußte er durch einen geistreichen Absagebrief die freundliche Wirthin wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Einer dieser Briefe lautet:

Gnädige Frau!

Mit großem Vergnügen sehe ich, daß Sie hartnäckig darauf bestehen, mich nicht zu vergessen. Ich danke Ihnen dafür. Aber wissen Sie denn nicht, daß ich seit langer Zeit todt bin? Das würde mich freilich nicht verhindern, mit Ihnen heute zusammen zu speisen, da meine sterbliche Hülle mich überlebt hat; aber ich leide in dem Augenblick an posthumem Nerven-Kopfschmerz, der mich recht verdrießlich macht. Ich kann daher nicht kommen. Seien Sie überzeugt, daß ich es lebhaft bedauere; aber Sie wissen ja, was so eine Migraine, diese kleine Hölle, die man im Gehirn mit sich herumschleppt, zu bedeuten hat. Ich werde in diesen Tagen Ihnen meinen Dank, gnädige Frau, persönlich überbringen. Inzwischen bitte ich die unsterblichen Götter, Sie in ihre heilige und würdige Obhut zu nehmen.

Montag früh. Heinrich Heine.

Wie schon bemerkt, verhinderten einige Zeit lang die boshaften Hänseleien, mit denen Heinrich Heine seine Umgebung verfolgte, eine wirklich gemüthliche Annäherung zwischen ihm und Frau Jaubert. „Aber", fährt sie fort, „der Anblick seiner Leiden, die heldenmüthige Tapferkeit, mit der er dieselben ertrug, erzwangen endlich meine Freundschaft für ihn. Ich konnte auch nicht gegen das Vergnügen, das ihm meine Gegenwart verursachte, gleichgültig bleiben, während er ausgestreckt auf seinem Leidenslager fast alle Besuche abwies. Mit der Zeit wurde ich immer nachsichtiger, als ich die Wahrnehmung machte, daß er seine kleinen Bosheiten eigentlich nur sagte, um sie zu sagen, aber nicht in der Absicht, zu schaden. Die ersten Anfälle der Lähmung zeigten sich bei Heine 2—3 Jahre bevor er ganz von derselben

Digitized by Google

niedergeworfen wurde. Er konnte damals noch über sein Leiden scherzen; und wie hätten wir nun gar es ernsthaft nehmen sollen?

„Ich verliere das Gesicht," sagt er, „und werde die Nachtigall nun um so schöner singen hören." Bei einer andern Gelegenheit theilte er uns mitten in einem übermüthigen Gespräche mit, daß sein rechter Gesichtsmuskel sich einer beklagenswerthen Trägheit hingebe. „Ach," sagt er, „ich kann nur noch auf einer Seite kauen und kann nur noch mit einem Auge weinen. Ich bin nur noch ein Halbmensch. Ich kann die Liebe nicht ausdrücken, ich kann nur noch auf der linken Seite Gefallen erregen. O Weiber! werde ich in Zukunft nur noch die Hälfte eines Herzens zu beanspruchen haben?"

Dergleichen lustige Jeremiaden, die der Dichter mit einem tragikomischen Ton vorbrachte, veranlaßten seine Umgebung zu dem Glauben, daß es sich schließlich nur um eine mehr oder minder eingeredete Krankheit handle. Aber mit der Zeit mußte man die Bemerkung machen, daß das Lid sich über das rechte Auge senkte und daß auf derselben Seite das Gesicht unbeweglich wurde; dies bildete einen sonderbaren Gegensatz zu der belebten Physiognomie der linken Seite."

Bei jeder neuen Begegnung bemerkte Frau Jaubert die rapiden Fortschritte, welche die Lähmung des Dichters machte. Man konnte sich schließlich keinen Täuschungen mehr über das Schicksal Heines hingeben. Seine guten Freunde wünschten daher auch, daß er sich verheirathen möge, sei es auch nur, um eine treue Pflegerin zu haben. Im Jahre 1835 und 1836 hatte er sich mit einer jungen und hübschen Arbeiterin, mit der er lange Zeit ein intimes Verhältniß unterhalten, überworfen. Er glaubte Grund zu haben, auf seine „Kleine', wie er sie nannte, eifersüchtig zu sein. Er sprach mit aller Welt sehr offenherzig darüber. Er machte ernsthafte Anstrengungen, sich anderweitig zu verlieben; aber es wollte ihm nicht gelingen und das Ende vom Liede war, daß er sich mit der „Kleinen", die Frau Maxime Jaubert beständig Juliette nennt, die wir aber als Mathilde Crescence Mirat kennen, wieder aussöhnte. Heine brachte darauf das junge Mädchen in eine Erziehungsanstalt. „Als ich davon hörte," schreibt Frau Jaubert, „merkte ich gleich, daß in Heines Geist Heirathsgedanken schwirrten. Ich war daher auch gar nicht besonders überrascht, als diese Thatsache mir später mitgetheilt wurde. Er glaubte die Sache als eine Gewissensfrage hinstellen zu sollen. Am Vorabende eines Duells hatte er es für seine Pflicht gehalten, die Zukunft seiner „Kleinen" sicher zu stellen, und das Duell war bis nach dem Abschluß des Heirathscontractes ausgesetzt worden. Er erzählte mir alle diese Einzelheiten mit einer gewissen Befangenheit, die gegen sein sonstiges freies Wesen merklich abstach. Aber wo wäre auch der Mann zu finden, der bei der Mittheilung, daß er seine Freiheit aufgibt, nicht einige Verlegenheit an den Tag legte? Ich stellte keine Frage, ich gab keine Zeichen des Erstaunens. Ich fragte ihn lächelnd, ob er mir gestatte, das Ereigniß Rossini mitzutheilen, dem die Geschichte ein besonderes Vergnügen bereiten würde.

„Wieso?" fragte mich Heine beunruhigt.

„Jedenfalls aus Corpsgeist," gab ich zur Antwort. „Rossini empfindet ein gewisses Behagen, erlauchte Leidensgenossen aufzuzählen. Als ich ihm vor wenigen Tagen auf dieser Stelle zufällig Madame Berryer nannte, fragte mich Rossini im höchsten Grade überrascht: „Was, hat sich denn mein Freund Berryer verheirathet?" „Versteht sich," versetzte ich, „und schon seit einer ganzen Reihe von Jahren mit einer sehr niedlichen Frau." Da rief der Maëstro freudetrunken aus: „Ist das ein Glücksstern! Also er hat eine legitime Frau, eine eheliche Gattin, gerade wie ich? Sehen Sie, der Gedanke gewährt mir dieselbe Befriedigung wie der Anblick einer ausgezeichneten Schüssel Macaroni."

„Nun," versetzte Heine mit Tapferkeit, „dann wollen wir ihn noch glücklicher machen und wollen ihm Kenntniß davon geben, daß ich künftighin gerade wie er allen Unbilden der Ehe ausgesetzt bin. Er kann die Geschichte in Musik setzen und ich werde sie dichten; aber er muß auch erfahren, daß man mir die Pistole auf die Brust gesetzt hat, um mich glücklich zu machen."

Er sprach darauf wieder von dem Duell. Sein Gegner war ein Deutscher gewesen. Er gab ein reizendes Bild von dem Kampfplatze und von der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Empfindungen während des Zweikampfs. „Der Himmel war so rein, so blau, alle Aepfelbäume standen in Blüthe; rings um mich her streuten die Felder Düfte aus, die meine Lebenslust verhundertfachten. Ich richtete ein stilles Gebet an Flora und Pomona; Angesichts des Todes bemächtigte sich wieder das alte Heidenthum meines ganzen Herzens. Der liebe Gott wollte jedenfalls nicht, daß ich von einer Kugel getroffen wurde, in dem Augenblicke, wo ich in meinem Kopfe nur die schönsten Dinge von der Welt hatte, diejenigen, die zu den Sinnen sprechen."

Während eines Jahres verlor Frau Maxime Jaubert, die durch Familienangelegenheiten aller Art stark in Anspruch genommen war, den Dichter aus den Augen. Darauf gab sie ihm ein neues Lebenszeichen und war so liebenswürdig und taktvoll, in ihrem Briefe von seiner Frau zu sprechen. Sie wußte, daß dies Heine besonders angenehm berühren würde. Als Antwort darauf erhielt sie folgenden Brief vom 13. April 1847:

Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihren letzten kleinen Brief und für das andere Zuckerwerk. Wie Sie richtig vorausgesehen haben, hat Juliette beinahe die ganze Schachtel aufgenascht. Was sind Sie liebenswürdig!

Ich habe einen fürchterlichen Winter zugebracht, und ich wundre mich darüber, daß ich ihm nicht unterlegen bin. Also nächstens.

Ich habe mich über das, was Sie mir von Ihrer Frau Tochter erzählen, sehr gefreut. Das ist noch jung, das kann immer wieder in Ordnung gebracht werden. Ich komme nächstens zu Ihnen. Ich bin neugierig, Madame de Grignan als Reconvalescentin zu sehen. Sie muß sehr mager geworden sein und die Magerkeit gibt ihr ohne Zweifel einen ganz neuen Reiz. Wenn man die Sache recht betrachtet, so verbirgt eigentlich das Fleisch die Schönheit, die sich in ihrem idealen Glanze erst dann offenbart, wenn eine Krankheit den Körper erschüttert hat. Was mich anbetrifft, so bin ich in diesem Augenblicke bis zum Skelett Adonis geworden. Wenn ich durch die Straßen gehe, wenden sich die hübschen Weiber um; meine geschlossenen Augen — das rechte Auge ist nur noch ein Achtel offen — meine hohlen Wangen, mein phantastischer Bart, mein schwankender Gang, alles das gibt mir das Aussehen eines Sterbenden, das mich reizend kleidet. Ich versichere Sie, ich habe in diesem Augenblicke einen außerordentlichen Erfolg als Todescandidat. Ich speise Herzen; aber ich kann sie nur leider nicht verdauen. Ich bin augenblicklich ein sehr gefährlicher Mensch, und passen Sie auf, die Marquise Christine Trivulzi wird sich noch in mich verlieben; ich bin ganz genau der Todesknochen, den sie braucht. Leben Sie wohl, Allgütige und Allschöne, der Himmel bewahre Sie davor, auf meine Weise schön zu werden. Ich empfehle Sie seinem heiligen und würdigen Schutze.

Heinrich Heine.

Im Winter desselben Jahres machte Heine Frau Maxime Jaubert einen Besuch. Ueber denselben hat sie in ihrem Tagebuch unter dem 16. Januar 1848 Folgendes notirt:

„Heinrich Heine hat mich besucht, um mich wiederzusehen — mich sehen? Ach! seine gelähmten Lider verschließen seine Augen! Das Uebel scheint immer mehr um sich zu greifen. Sein armer Körper ist nur noch ein Hauch, aber sein Geist hat seine ganze Stärke sich bewahrt. Er hat mir von seiner Mutter erzählt, die in Hamburg wohnt. Er schreibt ihr täglich, um sie zu beruhigen, so mühsam es ihm auch ist, bei der Schwäche seines Gesichts diese Aufgabe zu erfüllen. Die deutschen Blätter haben die traurige Krankheit, an der er leidet, mitgetheilt. Heinrich Heine hat seiner Mutter vorgeredet, daß es eine einfache Buchhändlerreclame und Speculation sei, wenn man von ihm als von einem Sterbenden spreche.

„So stark ich auch bin," fügte er hinzu, „als ich gestern einen Brief von meiner Mutter erhielt, in dem sie mir mittheilte, daß sie vom Grunde ihres Herzens aus täglich zu Gott bete, ihrem theuren Sohne die Gesundheit zu erhalten, wurde ich doch tief ergriffen. Und wenn man bedenkt, daß Gott diese Gebete ohne Gewissensbisse annimmt! Ach! es ist ein barbarischer Gott, — ein Gott, wie ihn die Aegypter dargestellt haben. Das

Digitized by Google

ist nicht eine Gottheit Griechenlands, diese würde einen Dichter anders behandeln. Sie würde ihn vielleicht mit dem Blitzstrahl treffen, aber ihn elendiglich, langsam, Stück für Stück hinsterben zu lassen . . . !"

Wie viele Gedanken erweckten diese Worte! Es trat eine lange Pause ein und endlich fuhr der Dichter mit lauter Stimme fort:

„Die Aegypter wußten nichts von den Künsten und kümmerten sich auch gar nicht darum. Wenn ich nun ganz aufrichtig mit Ihnen sein soll, so muß ich doch sagen, daß ich bei allem physischen Leiden, das ich zu erdulden habe, in meiner Einsamkeit doch weniger zu beklagen bin als viele Andere. Ich fühle dann, ich will nicht sagen meinen inneren Werth, aber mein inneres Wesen, ich trete aus mir heraus."

„Nun," sagte ich, „wenn diese Trennung zwischen der Materie und dem Geiste für Sie jeden Tag fühlbarer wird, welche Richtung nehmen dann Ihre Gedanken in Bezug auf die großen Fragen der Unsterblichkeit und des Nichts?"

Heine zauderte lange, man merkte ihm an, daß er über sich selbst im Ungewissen war, und dann antwortete er mit einem Seufzer: „Man mag sagen, was man wolle, im Menschen ist schließlich doch ein Winkelchen Göttliches."

Im Januar 1848 machte Heinrich Heine Frau Jaubert seinen letzten Besuch. Er hatte sich auf dem Rücken seines Dieners vom Wagen aus die zwei Treppen zur Wohnung der Frau Jaubert hinauftragen lassen. Aber er hatte sich zu viel zugemuthet. Kaum war er auf das Sopha niedergelegt worden, so befiel ihn einer jener fürchterlichen Krämpfe, die ihn bis zu seiner Todesstunde gemartert haben, — Krämpfe, die im Gehirn ihren Anfang nahmen und den ganzen Körper bis zu den Fußspitzen durchwütheten. Das furchtbare Leiden konnte nur durch Anwendung von Morphium gelindert werden. Heine selbst hat später Frau Maxime Jaubert die schreckliche Mittheilung gemacht, daß er jährlich für 500 Francs von diesem wohlthätigen Gifte zu sich nahm. Als Heine wieder zu sich kam, bat ihn Frau Maxime Jaubert inständig, einstweilen keine Besuche mehr zu machen und das Krankenzimmer zu hüten, bis eine vernünftige Kur eine Besserung seines Zustandes herbeigeführt haben würde.

„Meine Krankheit ist unheilbar," war die Antwort darauf. „Wenn ich mich niederlege, werde ich nicht wieder aufstehen! Ich bin auch nur deshalb hierher gekommen, meine theure Freundin, um Ihnen das Versprechen, das durch einen Eid bekräftigte Versprechen zu entreißen: daß Sie mich von Zeit zu Zeit besuchen und mich niemals verlassen werden. Wenn Sie mir das nicht schwören, so lasse ich mich wieder hierher bringen und jage Ihnen von Neuem denselben Schrecken ein, den ich Ihnen eben eingejagt habe."

Darauf entwarf er ein jämmerliches und überaus komisches Bild von der Verlegenheit, in die er Frau Maxime Jaubert gebracht haben würde, wenn er auf ihrem Sopha gestorben wäre. „Das Publicum würde natürlich mit dem tragischen Ereigniß irgend eine Liebesgeschichte verknüpft haben. Auf die Weise wäre ich noch der Held eines reizenden posthumen Romans geworden. „Darüber müssen Sie mir eine Novelle schreiben!" würde Buloz (der Redacteur der „Revue des deux Mondes") einem seiner Lieutenants commandirt haben." Er unterbrach sich. „Nein, mir zu Ehren würde er wohl einen geschickten Capitain mit der Mission betraut haben!" setzte er hinzu. So scherzte er weiter, aber er kam bei jeder Gelegenheit darauf zurück, daß Frau Maxime Jaubert ihn besuchen müsse. Sie gab auch das feierliche Versprechen, er ließ sich nach Hause schleppen, legte sich nieder und stand in der That nicht wieder auf. Acht lange Jahre blieb er an sein Schmerzenslager gefesselt, und seine Krankheit offenbarte seine bewunderungswürdige Seelenstärke.

Einige Monate nach der Februarrevolution von 1848 hatte sich der Kranke auf Zureden seiner Frau nach Passy bei Paris transportiren lassen; man wollte es mit einer Luftveränderung versuchen. Von da aus empfing Frau Jaubert den folgenden Brief, dessen große und unsichere Schriftzüge auf den ersten Blick das Fortschreiten der Krankheit verriethen.

Passy 16. Juni 1848.

Bürgerin!

Wenn Sie in Paris sind und eines Tages im Bois de Boulogne spazieren fahren, so bitte ich Sie, einige Augenblicke in Passy 64, grande rue, halten zu lassen, wo mitten in einem Garten ein armer deutscher Dichter lebt, der jetzt vollkommen paralysirt ist. Meine Beine sind ganz und gar gelähmt; man trägt mich, man füttert mich wie ein Kind. Gruß und Brüderlichkeit! Heinrich Heine.

Frau Maxime Jaubert besuchte ihn gleich nach den blutigen Junitagen. Sie fand den Dichter ausgestreckt auf zwei Matratzen, die man auf den Fußboden gelegt hatte. Die äußerste Sauberkeit bekundete die liebevolle Pflege, die ihm von seiner Frau zu Theil wurde. Die Matratzen lagen an einer offenen Glasthür. Der Duft der Blumen drang aus dem Garten in das kleine Zimmer.

Noch ein Brief ist aus Passy, vom 19. September 1848 datirt. Es heißt in demselben:

Kleine Fee!

— Unter diesem Namen, den Ihnen Frau Heine gegeben hat, sind Sie bei uns bekannt. — Ich schreibe Ihnen heute nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie mich von morgen ab nicht mehr in meiner Villa Dolorosa von Passy finden werden, die ich verlasse, um nach Paris, rue de Berlin, Ecke der rue d'Amsterdam zurückzukehren. Ich werde dort nur so lange bleiben, bis Frau Heine eine Wohnung gefunden hat, die für meinen Gesundheitszustand geeignet ist. Seitdem ich die tröstliche Freude gehabt habe, Sie zum letzten Male zu sehen, haben meine Leiden zugenommen. Es zeigen sich gewisse beunruhigende Symptome, die mich veranlassen, Paris wieder aufzusuchen. In Passy möchte ich nicht begraben werden, der Kirchhof muß da recht langweilig sein. Ich will mich dem Kirchhof von Moutmartre nähern, den ich mir schon seit langer Zeit zu meiner letzten Residenz ausersehen habe. Meine Krämpfe haben nicht aufgehört, im Gegentheil, sie haben jetzt das ganze Rückgrat erfaßt und steigen bis in's Gehirn auf, wo sie vielleicht schon mehr Verwüstungen angerichtet haben, als ich selbst constatiren kann; es steigen mir fromme Gedanken auf. Leben Sie wohl, kleine Fee! Möge Ihnen der liebe Gott Ihren bezaubernden Reiz verzeihen und Sie in seine heilige und würdige Obhut nehmen.

Heinrich Heine.

Sein Leiden griff nach der Rückkehr nach Paris noch immer mehr um sich. Der Dichter gab sich keinen Täuschungen darüber hin, er wußte, daß er unheilbar sei. Eine fürchterliche Angst quälte ihn beständig: die Angst, daß sein Gehirn gelähmt werden, daß er den Verstand verlieren würde. Man weiß, daß diese Besorgniß unbegründet war. Heine hat bis zum letzten Augenblicke seine Selbstbeherrschung bewahrt, und alle seine Anstrengungen richteten sich darauf, durch einen Vertrag mit seinem Verleger die Zukunft seiner Wittwe sicher zu stellen.

Die interessanten Mittheilungen der Frau Jaubert über Heines Verhältniß zu seiner Frau behalten wir uns für den folgenden Aufsatz vor.

Paul Lindau.

Zur Geschichte des Chloralhydrates.

Herr Dr. Karl Gutzkow hat in einer der letzten Nummern des „Deutschen Montagsblattes" von Arthur Levysohn seinen früheren Anregungen über die Postkarte ꝛc. eine neue über das Chloralhydrat folgen lassen. So dankbar man es nun auch aufnehmen kann, daß ein so hervorragender Laie auf dem Gebiete der angewandten Naturforschung das Wort erhebt, besonders wenn man, wie aus den Auslassungen des Herrn Gutzkow, herausfühlt, daß es ihm um Belehrung zu thun scheint, so ist doch andererseits die Pflicht, den dabei etwa entwickelten Irrthümern entgegenzutreten, gerade um deswillen um so unabweislicher.

Was zuvörderst seinen Zorn gegen das Staßfurter Salz, mit welchem Preußen ganz Deutschland überschwemme, sowie seine Behauptung anbetrifft, daß es einen schädigenden Einfluß auf unsere Küche ausübe, so hat Herr Gutzkow allerdings einen noch

Digitized by Google

weiter gehenden hervorragenden Verbündeten in dem großen holländischen Physiologen Donders, der s. Z. den Salzgenuß für den thierischen Organismus als unnöthig, wenn nicht schädlich erklärte, und diesem in der menschlichen Gesellschaft so geschätzten Mineral, daß zu dessen Erlangung im Innern Afrikas von dem Familienvater eigene Angehörige in die Sklaverei verkauft werden, — nur den Rang eines Genußmittels vindicirte. Solche Anschauungen sind aber durch die bahnbrechenden Untersuchungen über die Ernährung des Menschen, die wir besonders Voit in München verdanken, längst widerlegt, und es ist andererseits auch nichts weniger als wahrscheinlich, daß der Salzgenuß infolge der Erschließung der Staßfurter Lager irgendwie zugenommen habe. Bezüglich der Beimischung von Bittersalz, für die Herr Gutzkow Staßfurt noch speciell verantwortlich macht, muß er es besonders unglücklich getroffen haben, da die zahlreichsten Wahrnehmungen seinen Klagen durchaus widersprechen. Auch das Chloralhydrat hätte der Erschließung Staßfurts nicht bedurft, um in genügender Menge dargestellt werden zu können. Indessen ist der Abschnitt des Gutzkow'schen Artikels, der sich mit dem Chloral beschäftigt, gerade wegen seiner Irrthümer vielleicht nicht ganz ungeeignet, um einige Mittheilungen über einen Stoff zu geben, der, seit Liebreich ihn für den Arzneischatz gewonnen, eine überaus große Popularität sich mit Recht errungen hat.

In der That ist das Chloralhydrat eine der größten Bereicherungen, die unsere Heilmittellehre jemals erlangt hat, und verdient durchaus den nachhaltigen Enthusiasmus, den es erregte. Es war übrigens nicht die Frucht eines Zufalls, daß Professor Liebreich auf die Entdeckung seiner schlafmachenden Wirkung geführt wurde, sondern die einer echt naturwissenschaftlichen Methode, die sich vor Allem bestimmte, klare Fragen vorlegt. Die Heilmittellehre ist nicht reich an solchen Untersuchungen. Liebreich sagt vielmehr, daß man die Auffindung neuer, wirksamer Substanzen im Allgemeinen mehr dem Zufalle überlasse. Er selbst legte sich bei seinen Arbeiten die Fundamentalfrage vor: ob eine Substanz in dem menschlichen Körper sich spalte und nun ihre Spaltungsproducte auf denselben eine Wirkung ausüben?

Wir wissen nun, daß eine Reihe von Substanzen den Organismus passiren, ohne in demselben zersetzt zu werden, daß andere in ihrer Beschaffenheit dadurch geändert werden, daß sie unter Aufnahme eines zweiten Körpers eine neue Verbindung eingehen, und so den Organismus verlassen; wir wissen endlich, daß manche der eingeführten Substanzen in der That zerlegt werden. Die Körper, welche zu dieser Gruppe gehören, erfahren, wie Liebreich darlegt, nach ihrer chemischen Beschaffenheit verschiedene Zerlegungen und wir sind bisher leider meistens nur im Stande gewesen, lediglich die Endproducte solcher Umwandelungen festzustellen. Keine der drei Gruppen braucht bezüglich der Wirkung auf den Organismus einen Vorzug vor der anderen zu haben. Bei allen dreien ist unsere eigentliche Kenntniß der hier in Frage kommenden Vorgänge noch eine außerordentlich lückenhafte, und doch kann keine Untersuchung, Liebreich zufolge, zur Erklärung der Wirkung der Arzneimittel so erfolgreich dienen, als gerade die Verfolgung der in den Organismus eingeführten, chemisch bekannten Substanzen. Nur darf man nicht auf's Gerathewohl hin untersuchen, sondern muß die Frage so stellen, daß nach dem jetzigen Stande der chemischen und physiologischen Kenntniß wenigstens die Möglichkeit einer Beantwortung vorliegt. Liebreich wählte sich daher für seine Arbeiten vor Allem Körper, von denen wir nicht nur die Spaltungsproducte genau kennen, sondern deren Spaltungsproducte uns auch in ihrer Wirkung auf den Organismus bekannt sind. Einer dieser Körper war das Chloralhydrat. Von diesem wußte man aus der Chemie längst, daß es sich in einer alkalischen Lösung in mehrere Stoffe zerlege, deren einer das Chloroform ist. Es war von vornherein anzunehmen, daß diese Spaltung nicht beschränkt sein würde auf das Laboratorium, sondern daß, wenn der Organismus die gleichen Bedingungen darbiete, diese Zersetzung auch innerhalb desselben stattfinden werde. Liebreichs zahlreiche Versuche bewiesen thatsächlich die Richtigkeit dieser Anschauung: es ergab sich, daß aus dem in den Organismus eingeführten Chloral in der That Chloroform durch Zerfall desselben hervorgeht, und daß die Wirkung desselben der Art ist, daß in jedem kleinen Zeittheilchen eine geringe Menge von Chloroform sich bildet, und zuvörderst an dem ersten Orte der Einwirkung, an den Nervenzellen des großen Hirnes, zur Wirkung gelangt, und dann, wenn die Chloroformmenge im Blute immer zunimmt, auch die gleichen Nervenelemente des Rückenmarkes, schließlich aber die des Herzens, gewissermaßen eingeschläfert werden. Die Wirkung des Chlorals besteht daher, um es kurz zu sagen, in einer sehr allmählichen Chloroformirung gewisser Elemente, besonders des Centralnervensystems, und so entspricht dieselbe denn auch im Großen und Ganzen der des Chloroforms selbst, nur daß gerade infolge dieser äußerst allmählichen Einwirkung gewisse wichtige Symptome nicht eintreten, die bei der Anwendung des Chloroforms unvermeidlich sind und dadurch für eine Reihe von Fällen dasselbe verbieten. Bei dem Chloroformiren tritt nämlich zuerst ein Stadium der Erregung ein, ihm folgt das der Erschlaffung und des Schlafes, dann das der Gefühllosigkeit und geht man noch weiter, so erscheint über dieses hinaus das der tödtlichen Ohnmacht, aus der kein Erwachen mehr erfolgt. Bei der allmählichen, langsamen Chloroformirnng aber, wie sie durch das Chloralhydrat hervorgerufen wird, fehlt das Stadium der Erregung und das der vollständigen Gefühllosigkeit erscheint erst, wenn Mengen des Mittels gegeben werden, die den tödtlichen Dosen nahestehen, aber in den Vordergrund tritt hier vor Allem die schlafmachende Wirkung. Damit sind auch die Heilanzeigen des Mittels gegeben. Um Gefühllosigkeit bei Operationen hervorzurufen, ist es wenig geeignet, und es kommt in dieser Beziehung noch dazu, daß man bei dem Chloralhydrat ja überhaupt die erforderliche Menge mit einem Male eingeben muß, und daher, wenn dies einmal geschehen ist, keine freie Hand mehr hat, während man beim Chloroform einfach die Operation des Einathmens, sobald bedenkliche Symptome eintreten, nach Belieben unterbrechen kann.

Die klinische Beobachtung stimmte mit dem Ergebnissen des Laboratoriums und der Thierversuche durchaus überein. Die Anwendung in den Krankenhäusern ergab mit voller Sicherheit, daß das Chloral alle bisherigen zu ähnlichen Zwecken angewendeten Mittel, um den Schmerz zu stillen und Schlaf hervorzurufen, übertraf, und daß es die unangenehmen Nebenwirkungen nicht darbot, welche mit der Anwendung seines großen Concurrenten, des Opiums, fast unausbleiblich verbunden sind. Die Nachwehen des Opiums, vor Allem anhaltende Abgeschlagenheit, Kopfschmerz und ähnliche Symptome, wurden nicht beobachtet, und während das letztere bei seinem längeren Gebrauch zu einer Zerrüttung des gesammten Nervensystems führt, war das Chloralhydrat hiervon frei zu sprechen. Liebreich konnte daher schon im Jahre 1871 als festgestellt annehmen, daß das Chloralhydrat, in passender Dosis dargereicht, innerhalb 10 bis 20 Minuten unbedingt den Schlaf hervorrufen kann, ohne daß eine Erregung vorher eintritt. Die Dauer dieses Schlafes ist bei normalen Menschen zwischen 4 bis 10 Stunden, denen nach dem Erwachen noch einige Schläfrigkeit folgen kann. Ist diese vorüber, so zeigt sich keine weitere übele Nachempfindung, im Gegentheil, das Gefühl der Erquickung wie nach einem normalen Schlaf tritt ein. Der Chloralschlaf unterscheidet sich überhaupt nicht von dem physiologischen, und wird derselbe durch eine Störung unterbrochen, so kommt das betreffende Individuum wieder zu vollem Bewußtsein. Auch andere Störungen in den übrigen Systemen des Körpers fehlen, so vor Allem die Blutüberfüllung des Gehirns, wie die Opiumwirkung sie fast ausnahmslos bedingt.

Damit war schon festgestellt, daß die Anwendung des Chloralhydrats bei allen Zuständen von Schlaflosigkeit, mögen dieselben von Fieber begleitet sein oder nicht, angezeigt ist. Hieran reihen sich dann die verschiedenen Formen der Krämpfe, vor Allem die allgemeinen, auf einer Störung des Centralnervensystems beruhenden, und auch für sie ist es von großer Bedeutung, daß dies Mittel, ohne Rücksicht auf den Charakter dieser Störung, angewandt werden kann, mit Ausnahme anscheinend der Krämpfe, die speciell dem weiblichen Ge-

Digitized by Google

schlecht angehören, und als hysterische eine so ominöse Bedeutung auch für Laien längst gewonnen haben. Als eigentlich beruhigendes Mittel bei starken Schmerzen spielt das Chloralhydrat kaum eine hervorragende Rolle, und um das Individuum gefühllos zu machen, darf es überhaupt schwerlich angewendet werden, da es für diesen Zweck sehr großer Dosen bedarf, beziehungsweise der directen Einspritzung in die Venen, deren methodische Anwendung zur Zeit wenigstens nicht anzurathen ist, ehe noch weitere Erfahrungen vorliegen.

II.

Das Chloralhydrat hat demnächst alle Phasen durchgemacht, die jeder neue Arzneikörper, der sich einen dauernden Platz in dem Arzneischatz erwerben will, absolviren muß. Zuerst werden sie wie epochemachende Erfindungen überhaupt mit Enthusiasmus begrüßt, dann tritt ein Rückschlag durch Kritik und Zweifel ein, bis endlich Erfahrung und ruhige Erwägung die Zweifel verstummen machen und dem Uebermaße des Enthusiasmus ein Ziel setzen. Fast 40 Jahre war das Chloralhydrat eine chemische Rarität der Präparatenschränke geblieben, ehe Liebreichs klassische Untersuchungen aus ihm einen der begehrtesten medicinischen Consumartikel machten. Kaum hatten sich diese Mittheilungen in weitere Kreise verbreitet, als auch die Anforderungen an die Fabrikation rapide stiegen, und hier trat nun gleich ein Umstand ein, der für die Würdigung des neuen Mittels außerordentlich schädlich sein sollte. Es zeigte sich, daß der Weg, den Liebig zur Herstellung des Chloralhydrats angegeben hatte, große Schwierigkeiten darbot. Es traten dabei Nebenproducte auf, chemisch und physikalisch dem Chloralhydrat ähnlich, aber in ihrer Wirksamkeit gänzlich von demselben verschieden, ja ihm entgegengesetzt. Der hohe Preis von fast 200 Mark pro Kilo reizte natürlich zu einer ausgedehnten Fabrikation, so daß es nicht auffallen kann, wenn die widersprechendsten Urtheile laut wurden. Diese störenden Nebenwirkungen konnten dem, der das neue Mittel in die Praxis eingeführt hatte, nicht lange verborgen bleiben und seit mehreren Jahren ist es gelungen, ein Präparat des Chloral herzustellen, welches allen, auch den höchsten Anforderungen entspricht. Liebreich selbst nahm sich der Sache an, und die Verbesserung der Methode, das Chloralhydrat herzustellen, wurde dadurch noch vorzüglich gefördert, daß in Folge des Sinkens des Preises die Zersplitterung der Fabrikation nach und nach aufhörte, so daß letztere schließlich nur noch in den Händen zweier großen Fabrikanten, Laame in Ludwigshafen und der chemischen Fabrik auf Actien, vormals Schering in Berlin verblieb. In letzterer wurde ein Präparat hergestellt, für welches Liebreich selbst eine Modification der früheren Darstellungsweise ausfindig machte, die seitdem unter seiner Aufsicht dort angewendet wird. Die Menge des in diesen beiden Fabriken hergestellten Chloralhydrats ist eine ungeheuere, und stieg von Jahr zu Jahr. Sie betrug in der Berliner Fabrik allein:

im Jahre	1869	Kilo	1500
„ „	1870	„	4000
„ „	1871	„	8000
„ „	1872	„	12000
„ „	1873	„	13000
„ „	1874	„	15000
„ „	1875	„	16700

Man kann annehmen, daß gegenwärtig in beiden Fabriken, Schering und Laame, monatlich zusammen 3000 Kilo, also während eines Jahres in Summa 36,000 Kilo producirt und abgesetzt werden. Von diesem Gesammtquantum geht etwa die Hälfte nach Amerika, ¼ nach England und ¼ bleibt im übrigen Europa.

Inzwischen war nun allerdings im Laufe der Jahre eine Reihe von Fällen mitgetheilt worden, in denen das Chloralhydrat schädlich, ja tödtlich gewirkt haben sollte, und zwar, vielen Angaben zufolge, selbst dann, wenn die nöthigen Cautelen bezüglich der Anwendungsweise und der Menge beobachtet waren. Liebreich hatte schon in seinen ersten Publicationen auf mehrere Umstände aufmerksam gemacht, die man wohl im Auge halten solle, wenn man nicht unliebsame Erfahrungen machen will. Er hatte dann 1871 darauf hingewiesen, daß besonders in England ein großer Mißbrauch mit dem Chloralhydrat getrieben werde, der zu einer größeren Anzahl von Vergiftungen geführt habe, und er hatte auch ein Gegenmittel in dem Alkaloid der Brechnuß, dem Strychnin, vorgeschlagen. Er konnte indessen nach den Erfahrungen der ersten drei Jahre andererseits mit voller Sicherheit feststellen, daß bei der nöthigen Vorsicht, und wenn man nicht die Gegenanzeigen, die er selbst entwickelt hatte, aus den Augen ließ, weder bei einmaliger Dosis, noch bei längerem Gebrauche reinen Chloralhydrates unglückliche Zufälle wirklich vorgekommen seien, die, wie bekannt, trotz aller Vorsicht bei dem Chloroform anscheinend nicht immer zu vermeiden seien. Solche Zufälle sollen nun aber, je größere Gebiete, wie oben dargelegt, das Chloralhydrat sich eroberte, auch bei diesem sich eingestellt haben, und Gutzkow führt sogar einen Professor der Arzneimittel redend ein, der empört darüber ist, daß ein Artikel der „Augsburger Allg. Ztg." von einem Consumenten des Chlorals spricht, welcher dieses Mittel ohne Nachtheil für seine Gesundheit allabendlich anwende, und fragt, woher die große Uneinigkeit der Aerzte über den regelmäßigen Gebrauch dieses Mittels bei constanter Schlaflosigkeit herrühre? Beiläufig bringt Herr Gutzkow auch hier recht curiose Anschauungen über die physiologische Wirkung des berühmten Mittels bei. Daß durch irgend einen Einfluß die Brust zu einem aus der Tiefe der Bauchhöhle kommenden höchst wohlthuenden Athemzuge erhoben werde, ist denn doch eine arge Verkennung der Physiologie der Respiration, und wenn Herr Gutzkow förmlich fühlt, daß das Geheimniß des Schlafs im Unterleibe, und zwar im Sonnengeflecht liege, so findet er sich auch bezüglich dieser Behauptung im Gegensatz zu dem, was die Physiologie als unbestrittene Thatsachen seit langer Zeit lehrte, daß nämlich der Schlaf die Folge einer Veränderung des Gehirnzustandes ist, und daß das Sonnengeflecht mit ihm nichts zu thun hat.

Wiederum ist es England, aus welchem die zahlreichsten Mittheilungen über Todesfälle durch Chloralhydrat berichtet werden. Einer derselben machte im vorigen Jahre umsomehr Aufsehen, als der Leichenschauer erklärte, es sei dies nun der dritte Fall von Chloraltod, über den er zu befinden habe, und darüber klagte, daß die medicinischen Sachverständigen über die anzuwendende Dosis ihm die allerverschiedensten Aussagen gemacht hätten. Es handelte sich, beiläufig gesagt, in diesem, dem sogenannten Balham-Falle, um einen Gentleman, der, der Trunksucht ergeben, zu einer zur Heilung dieser Krankheit oder dieses Lasters, wie man nun will, speciell bestimmten Heilanstalt seine Zuflucht gesucht, schon zu Hause regelmäßig Chloral genommen, und, nachdem er, den gemachten allerdings sehr unsicheren Angaben nach, eine nicht zu große Dosis von Chloralhydrat bekommen hatte, unter den Erscheinungen der tödtlichen Asphyxie gestorben war. Wie in den meisten der bisher bekannten Fällen von Chloraltod war auch bei diesem Vieles so überaus unklar, daß derselbe schwerlich als ein gegen das Chloral sehr beweiskräftiger angesehen werden kann. Prof. Liebreich nahm indessen mit Recht von demselben Veranlassung, sowohl in englischen Zeitschriften, als in der von mir herausgegeben „Deutschen medicinischen Wochenschrift" ausführlich auf die Ursachen solcher bei der Anwendung des Chlorals eintretenden Unglücksfälle einzugehen, und konnte, wie er schon in der 3. Auflage seiner Schrift 1871 gethan hatte, feststellen, daß es sich hier, wie nach den bisherigen wissenschaftlichen Erfahrungen überhaupt, wieder um eine Vernachlässigung der von ihm selbst so präcise aufgestellten Vorsichtsmaßregeln gehandelt habe. Zuvörderst gehört dazu die sorgfältige Abmessung der zu gebenden Dosis, die keineswegs für Jeden von vornherein als dieselbe anzunehmen ist, die man vielmehr erst dadurch kennen lernt, daß man mit kleineren Mengen beginnt, und nach und nach zu größeren übergeht, bis die Quantität gefunden ist, welche den Schlaf für eine entsprechend lange Zeit hervorruft. Nach den Erfahrungen zahlreicher Aerzte, die sich ja jetzt für viele Individuen schon auf eine Reihe von Jahren erstrecken, hat das Chloralhydrat dann vor den sonstigen schlaf-

Digitized by Google

machenden Mitteln, und speciell vor dem Opium, auch den Vortheil, daß die Dosis nicht fort und fort, um die gleiche Wirkung zu erzielen, erhöht werden braucht, mit einem Wort, daß eine „Gewöhnung" des Organismus, wie sie bei Morphiumeinspritzungen ja so bekannt ist, nicht einzutreten scheint. Was die Heilanzeigen anbetrifft, so darf man ferner nicht übersehen, daß Herr Liebreich schon in seinen schon erwähnten kleinen Schriften, die Herr Gutzkow anscheinend doch nicht genau gelesen hat, einerseits davor warnt, Chloralhydrat bei hysterischen Krämpfen ohne ganz besondere Vorsicht zu geben und andererseits vor Allem darauf aufmerksam machte, daß erhöhte Vorsicht besonders beim Alkoholismus im Auge zu behalten sei. In der That haben auch wohl zahlreiche Laien bei der weiten Verbreitung des Mittels die Beobachtung gemacht, daß bei denjenigen, welche neben dem Chloralhydrat dem Genusse der Spirituosen, wenn auch nur im geringen Grade, ergeben bleiben, ganz constant ein Symptom eintritt: nämlich die Röthung der Gesichtshaut selbst bei dem Genusse weniger Gläser Wein oder Bier, eine Röthung, die sofort ausbleibt, wenn man das Chloralhydrat aussetzt. Andererseits brauchen Personen, die an Alkohol gewöhnt sind, an und für sich größere Dosen, um Schlaf zu erzielen, während Liebreich mit Recht vor diesen bei Trunksüchtigen, besonders wenn dieselben, wie das im Balham-Falle festgestellt, gleichzeitig noch Alkohol zu sich nehmen, warnt, weil dann in der That eine nicht zu übersehende Gefahr vorhanden ist.

Endlich ist aber noch ein Moment von allergrößter Wichtigkeit. Noch heute werden nämlich außer Deutschland, besonders in England und noch mehr in Nordamerika, Präparate des Chloral in den Handel gebracht, welche keineswegs denjenigen Grad der Reinheit besitzen, der hier nothwendig ist. Bei diesen Präparaten handelt es sich nicht nur darum, daß sie weniger Chloral enthalten als die wirklich guten Präparate, sondern, wie schon erwähnt ist, auch darum, daß sie mit schädlichen Substanzen geschwängert sind. Liebreich führt eine Reihe von Fällen an, in denen das Mittel nachweislich schlecht bekam, während, nachdem ein anderes Präparat versucht wurde, die schlechte Nachwirkung ausblieb. Wenn man also nicht die absolute Sicherheit hat, ein ganz reines, von Nebensubstanzen freies Chloral zu haben, so ist man keineswegs berechtigt, unglückliche Zufälle diesem zuzuschreiben, selbst wenn man die Vorschriften des Arztes in Bezug auf die zu nehmende Menge nicht außer Augen setzt. In Deutschland sind wir, wie schon dargelegt worden ist, glücklicherweise in der Lage, ein solches Präparat zu besitzen, welches sich unter den Aerzten auch dem entsprechend nach und nach vor allen anderen den Sieg errungen hat. Wer statt dessen zu seinem Privatgebrauch bei irgend einem Droguisten oder Pfuschapotheker Chloralhydrat kauft, muß es sich selbst zuschreiben, wenn, was für Andere ein Segen, für ihn zum Fluche wird. Liebreich fordert daher mit Nachdruck, daß die Aerzte nur Chloralhydrat*krystalle* im reinsten Zustande, wie sie z. B. in der Schering'schen Fabrik in vollkommener Weise dargestellt werden, zur Lösung verschreiben sollten, weil solche Krystalle allein die nöthige Garantie geben, daß keine Beimischungen vorhanden sind. Beiläufig gesagt ist überhaupt die Auflösung des Chlorals in destillirtem Wasser, und zwar eine sehr verdünnte, allen anderen Anwendungsweisen vorzuziehen, auch der ziemlich gebräuchlichen, bei welcher die Krystalle in Gelatinekapseln genommen werden. Selbst wenn man Wasser nachtrinkt, findet im letzteren Falle manchmal eine Verletzung der Magenwände durch leichtes Anätzen derselben statt.

Sind aber diese Vorsichtsmaßregeln festgehalten worden, handelt es sich nicht um alkoholsüchtige Herren oder hysterische Damen, so ergeben die bisherigen Erfahrungen, daß auch der längere Gebrauch des Chloralhydrats bis zu vier und fünf Jahren in keiner Weise schädliche Folgen hervorgebracht hat, und sie ergeben ferner, was schon oben angeführt wurde, daß trotz langer Dauer der Anwendung, die Dosis nicht gesteigert zu werden braucht, durch die man die schlafmachende Wirkung erzielte.

Man wird nicht leugnen können, daß diese Erfahrungen sehr werthvoll, und daß sie hoffentlich auch Herrn Gutzkow zu beruhigen im Stande sind. Andererseits geht aber aus meiner Darlegung wohl nicht minder hervor, daß es nicht rathsam ist, das Chloralhydrat wegen der für dasselbe nothwendigen Cautelen ohne ärztliche Verordnung selbstständig anzuwenden. Wo es genommen wurde, um ohne Noth seine Wohlthaten zu erreichen, wie z. B. bei dem sogenannten Chloralpunsch mancher Taverne, der auch wieder, wie ich glaube, fast ausnahmslos nur in England und Amerika im Gebrauch ist, wird stets wenigstens die Gefahr vorliegen, daß das Präparat nicht vollkommen rein ist. Keineswegs ist das Chloralhydrat übrigens wie die Morphiumeinspritzungen in größerem Umfange angewandt worden, um nicht nur Schlaf, sondern eine angenehme Erregung zu verschaffen, schon weil bei ihm das Stadium der Irritation überhaupt nicht vorhanden ist. Gegen die *Schlaflosigkeit* aber, woher dieselbe auch stammen möge, ist das Chloral trotz aller Angriffe, die ihm in jüngster Zeit geworden sind, mit wenigen Ausnahmen das souveräne Mittel geblieben, und für alle Zeiten wird Herrn Liebreich der unantastbare Ruhm bleiben, den Menschen durch seine erfolgreiche Untersuchung, die er so glänzend aus dem Laboratorium in die allgemeine Praxis überführte, eine um so unbezahlbarere Wohlthat erwiesen zu haben, als bei richtiger Anwendung ihre volle Unschädlichkeit erwiesen ist.

P. Boerner.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Culturhistorische Novellen von Wilhelm Jensen.

(Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing).

Ein Prachtwerk ersten Ranges und im besten Sinne des Wortes. Für den Kritiker ist der Reclameruf „ein Prachtwerk!" im Allgemeinen kein lockender, man weiß, was sich meistens darunter birgt: eine kunstvolle Ausstattung zu leerem Inhalt. Es muß auch solche Bücher geben; man bedarf ihrer, wie man der Nippessachen im Salon bedarf, sie sollen schmücken. Und es ist ein altes Wort, welches auch der Verfasser des vorliegenden Buches gern gebraucht, daß bei uns die schlechtesten Bücher die beste Ausstattung erhalten. Der Kritiker betrachtet die zierlichsten Goldschnittbände deshalb mit etwas anderem Auge, als die schöne Leserin, und pflegt dem Deckel die unumwundenste Anerkennung zu zollen, während er den Inhalt, der ja auch Verfasser und Verleger als Nebensache gegolten, mit wohlthuendem Schweigen ehrt. Einen ganz anderen Platz, als die zierlichen Anthologien mit den sinnigsten Blumenarabesken, nehmen jene nur ausnahmsweise auf dem literarischen Wochenmarkt aufgetauchten Werke ein, in denen die beschreibende und darstellende Kunst sich in schöner Harmonie vereinigen. Die Lösung dieses Problems brachten uns Scheffel und Anton von Werner; in Büchern, wie der „Juniperus" und der „Trompeter" wird man zweifelhaft, welchem der beiden zu gemeinsamem Schaffen vereinigten Künstlern man den Preis zuerkennen soll. Dergleichen Werke bezeichnen den entschiedenen Höhepunkt im Gebiet verwandter Künste, und ihnen gehört das vorliegende, neuerschienene Werk des emsig schaffenden Dichters an. Ausstattung und Inhalt stehen in edel-harmonischem Verhältniß zu einander, sie ergänzen sich dergestalt, daß weder der Inhalt als begleitender Bildertext, noch die Illustrationen als zwar gefällige aber nutzlose Beigabe erscheinen. Das Ganze ist aus einem Guß; man darf es unumwunden ein literarisch hervorragendes Prachtwerk nennen, wie wir ihrer nicht eben viele besitzen, und gerade deshalb sollte man seine Bedeutung nicht verkennen oder gar in thörichtem Dünkel derjenigen, denen die löschpapiernen Druckwerke allein Werth haben, über die Achsel ansehen. Wie die freundliche Anmuth des Lebens, deren Trieb Allen innewohnt, das eigene Heim schmückt, warum sollte nicht auch der Dichter seine Festgabe im lachenden Schmuck anmuthiger Kunst vor uns hinbreiten?

Die drei Novellen, die der Verfasser hier unter gemeinsamem Titel hinaussendet, sind nicht neu, sie erschienen bereits, zwei davon unter anderem Namen, als dem jetzt gewählten, in

Digitized by Google

verschiedenen Zeitschriften. In ihrer Zusammenstellung zeigt sich auch ihre Zusammengehörigkeit, und erst so vermögen sie vollauf ihre Wirkung zu üben. Sie geben das Spiegelbild einer sturmdurchdonnerten, wildkriegerischen Zeit, in der langverhaltener Groll der Geister todbringend auseinanderplatzte, und die Hakenbüchsen und Feldschlangen donnerten vom Aufgang bis zum Niedergang. In einer solchen Zeit gerade bieten des Daseins lichtere Seiten den ergreifenden Contrast zu der Umgebung und gewähren dem Dichter, der dem Herzschlag edlen Menschenthums am liebsten inmitten des umringenden Greuels lauschen mag, wohlverständlichen Reiz zur Schilderung.

Das Buch ist Emanuel Geibel gewidmet, dem Freunde des Dichters nnd zugleich demjenigen, dem wir es zumeist verdanken, daß Jensen „nur Schriftsteller" geworden ist, mit folgendem sinnigem Vers:

„Dir, der des neuen Reiches Herrlichkeit
Verkündet und erstehen sah,
Sei, schon dem Untergange nah
Des alten Reiches Bild geweiht."

Die drei in ihrer Art so verschiedenen Erzählungen haben in der That das Gemeinsame, ein treffendes Bild von zwanzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts im alten, deutschen Reich zu geben. Wir sehen es in seiner Sprache, seinen Gebräuchen, seiner Sitte, seinen Anschauungen vor uns leben; es sind alles Gestalten, die vor uns auftreten, wie sie jene Zeit hervorgebracht. Der Localton wie die Gesprächsart sind auf das Glücklichste wiedergegeben. Das ganze deutsche Land lernen wir von Nord bis Süden in jenen buntfarbigen Schilderungen kennen, die nur ein echter Dichter gibt. Im Hintergrunde aller drei Geschichten steht ein Held, auf dem zu jener Zeit Deutschlands einzige Hoffnung ruhte, und der, ohne den Kaisermantel zu tragen, doch der rechte Kaiser war: Moritz von Sachsen. Auf ihm beruhte damals die Macht, das vom Krieg wild zerrüttete und zerstückelte Reich einer glänzenden Zukunft entgegenzuführen, auf ihn hin zielen mehr oder minder sichtbar die Fäden dieser Erzählungen. Da er zu Sieversbausen sein blondes Haupt zur Erde legte, sank Deutschlands edelste Hoffnung und sank der größte Held seiner Zeit in den Staub. Die Gestalt des hochfliegenden Kurfürsten Moritz verleiht dem Buche derart einen Einheitspunkt.

Man hat Jensen zuweilen darüber gezürnt, daß er seine poetische Gestaltungskraft den verschollenen Jahrhunderten zuzuwenden beginne, statt daß er seine Stimmungsbilder aus dem warmpulsirenden Leben der Gegenwart fortführe. Man meint, an historischen Romanen, zumal aus der Reformationszeit, sei unsere Literatur nicht eben arm. Wahre Freunde der culturgeschichtlichen Erzählung werden dem nicht beistimmen können. Wir haben freilich ihrer Viele, Berufene und Unberufene, die uns den geschichtlichen Roman vorführen, und wir können uns nicht verhehlen, daß in Bezug auf gewissenhaftes Quellenstudium und verständnißvolle Wiedergabe des Geschehenen in unserer Literatur in dieser Beziehung Hervorragendes geleistet wird. Aber das Höchste wird doch immer nur der leisten, der mit dem feinen, künstlerisch abwägenden Sinn des echten Poeten an die Thatsachen herantritt, der uns nicht die Dinge, wie sie geschehn, sondern auch das Etwas um die Dinge zu schildern versteht. Unsere historischen Romanschriftsteller — um den Ausdruck zu gebrauchen — verstehn es ihrer größten Mehrzahl nach nicht, das Mittelalter in der goldigen Beleuchtung der Dichtkunst zu schildern, sie sind zu sehr Historiographen; das große Problem des geschichtlichen Romans, der doch zugleich ein poetisches Kunstwerk sein soll, hat erst Scheffel in seinem unvergleichlichen „Ekkehard" befriedigend gelöst. Jensen folgt seinen Spuren in seiner eigenen Art. Die Landsknechtlieder Franz Körbers zumal und manch andere Einzelheit mag davon zeugen, wie sich dem Dichter die Zeit, die er schildert, lebensvoll widergespiegelt.

Hin und wieder schadet der Dichter dem eigenartig-charakteristischen Ton seiner Erzählung durch die wörtliche Wiedergabe des alten Chroniktextes, dergleichen sollte noch sporadischer vorkommen. Auch hat sich noch ein Uebelstand durch die Zusammenfügung der wahrscheinlich zu ganz verschiedenen Zeiten verfaßten Novellen herausgestellt: es finden sich an einzelnen Orten Wiederholungen. Des Kurfürsten Albrechts Wahlspruch, der Zug Moritzens gegen Innsbruck und Aehnliches kommt in jeder der Novellen vor. Sobald sie zusammen gehören, ist dergleichen eine bekannte Thatsache, die in der zweiten Erzählung bereits fehlen müßte. Zuweilen ist dasselbe sogar mit gleichen Worten gesagt.

Die Illustrationen sind ihrer Mehrzahl nach vorzüglich, wie auch der Dichter freudig anerkennt, zumal die männlichen Figuren. Die weiblichen Gestalten sind weniger gelungen; Margarete Ruprecht hat etwas zu Mondschein-schwärmerisches, und bei Sibylle Brede fehlt der Ausdruck bestrickenden, jugendlichen Liebreizes. Am Ende des Buches ist nach Art mittelalterlicher Druckwerke der Name jedes einzelnen Malers und Lieferanten getreulich angegeben. Die Ausstattung im Allgemeinen verdient das uneingeschränkteste Lob.

„Wolfgang Ruprecht", die erste Erzählung des Buches, führt uns in die Zeit, wo Kurfürst Moritz von Sachsen, den Jensen nicht nur den „Erzmarschalk" sondern auch den „Erzschalk" des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nennt, die getreue Stadt Magdeburg belagerte, weil sie sich dem Interim von Augsburg, das Kaiser Karl V. erlassen, nicht fügen wollte. Ihm zu Hülfe entbietet der Kaiser den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der widerstrebend dem Gebot Folge leistet, und den Prediger Wolfgang Ruprecht, weil er von der Kanzel herab Alle, die zu Magdeburgs Belagerung auszögen, als Diener des Antichrists bezeichnet, gewaltsam mit sich in's Feldlager führt, und den er nicht loslassen will, bis er selbst heimgezogen. Des Predigers Tochter, die holdselige Jungfrau Margaret, aber zieht mit dem jungen, lebensfrischen Landsknecht Franz Körber, der das Studium der Theologie auf der Wittenberger Hochschule gegen das bunte Kriegsleben vertauscht, selbst in Landsknechtgewandung, von Culmbach mitten durch's Herz Deutschlands gen Magdeburg, wo sie einen Oheim hat, um dem Vater nahe zu sein und ihm die nothwendigen Kleidungsstücke zu bringen. Das ist nun eine gar poesieduftige Wanderung, welche die Beiden machen, und die Schilderung dieses gemeinsamen Rittes mit seinen mancherlei Abenteuern, Naturbeschreibungen und stimmungsvollen Scenen ist der Glanzpunkt der Novelle und des ganzen Buches. Es ruht ein anmuthiger Zauber der echtesten, goldigsten Wanderpoesie über diesen Blättern, die allein für des Dichters Beruf leuchtendes Zeugniß ablegt. Wie der wackere Franz Körber seiner aufwallenden Liebe gegen das holde Mädchen an seiner Seite Zwang anlegt, wie er in muthigem Ringen gegen die Wellen des Elbstromes oder im Kampfe gegen den Raubvogel in der Haide sein eigenes Herz besiegt, das Alles hat der Dichter uns in warmpulsirendem, lebensvoll ergreifenden Bild gezeigt. Als er seinen Schatz in Magdeburg sicher geborgen, zieht Franz Körber zu seinem Heer, das vor der Stadt lagert, und beschließt sein Vorhaben, zu dessen Vollendung ihn das Herz treibt, zu vollbringen: er will den Kurfürsten Moritz tödten, den „Raubvogel", von dem er alles Unheil, das über das deutsche Reich gekommen, — denn für das allein, nicht im Sold jedes beliebigen Herrn gegen jedweden Feind zieht der junge Landsknecht das Schwert — heraufgeführt sieht. Schon lauert er mit der langen Reiterpistole und zielt auf des Kurfürsten unbedecktes Haupt, als er den zwischen ihm und Albrecht von Brandenburg, der sich in Weiberkleidern hier mit seinem Kampfgenossen ein geheimes Stelldichein gibt, geführte Unterredung mitanhört, aus der er erkennt, daß es keiner ehrlicher meint und den Pfaffen grimmiger gesinnt ist, als der junge Kurfürst. Hoffnungsfroh erharrt er nun die schönere Zukunft, ob ihn auch Wolfgang Ruprecht, der ihn als den mißrathenen Sohn seines Amtsbruders und als einen, der als Landsknecht seine Seele dem Satan verschrieben, von sich stößt, und auch seine eigene Tochter, als er deren abenteuerlichen Ritt erfahren, nicht mehr anerkennen will. Nachdem er auch die letzte Last von seinem Herzen genommen und dem Kurfürsten seinen ehemaligen Mordplan

Digitized by Google

entdeckt hat, zieht er als Hauptmann und Junker in's Lager des Kaisers als Gesandter. In Innsbruck empfängt ihn der schlaue Cardinal Granvella zwar leutselig, läßt ihn aber durch seinen alten Feind, den Junker Thil von Trot, in einen dunklen Burgverließ dem Hungertod preisgeben, von dem er nur durch die aufopfernde Liebe einer Wirthstochter, die ihn in ihr Herz geschlossen, befreit wird. Inzwischen hat sich Moritz von dem übergebenen Magdeburg mit Blitzesschnelle gegen das kaiserliche Heer selbst gewandt, und Carolus quintus — dessen mehr charakteristisches als schönes Porträt die Titelvignette des Buches bildet — ist mit Mühe seinem Rächerarm entronnen. Der Vertrag von Passau kommt zu Stande, und Franz zieht mit seinem fürstlichen Oberfeldherrn gegen die Türken aus. Als sie heimkommen, hat der jähzornige, wild aufflammende, aber biedersinnige Albrecht von Brandenburg, der den Passauer Vertrag nicht anerkennen will, ehe das ganze römische Raubnest vertilgt ist, neue Fehde gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg begonnen und gefährdet den nothdürftig hergestellten Frieden des Landes. Moritz entsendet den jungen Hauptmann zu ihm, um ihn zum Frieden zu stimmen, aber der Düsterverbitterte weigert ihn hart und ingrimmig. Da nun die Uebermacht ihn bedrückt, wirft er sich auf seine Veste Blassenburg, welche die feindlichen Pfaffen belagern. Moritz hat indeß sein junges Heldenleben bei Sieversbausen ausgehaucht; der Junker Thil von Trot durchbohrt ihn mit meuchelmörderischer Kugel. Von der Blassenburg, die unrettbar verloren ist, flüchtet sich Albrecht mit Franz Körbers Hülfe, durch die auch dessen alte Eltern und die lang gesuchte, endlich dort oben wiedergefundene Margarete geborgen werden. Da Albrecht seine Gewaltthat an Ruprecht diesem abbittet, verzeiht auch dieser der Tochter und läßt sie und Franz ein Paar werden. Das Kriegsleben hat der junge Hauptmann jedoch satt, er will mit seiner jungen Frau nach Bologna ziehen und Arzeneikunde erlernen. Sie beide kennen ja das gemeinsame Wandern, und es hat ihnen wohlbehagt.

Die zweite Erzählung „Wiben Peters", führt uns um etwa die gleiche Zeit nach Holstein. Es ist eine in grelles Colorit getauchte Historie, düster und fast dämonisch; schon um deswillen hinterläßt sie nicht den harmonischen Eindruck der sonnigen Liebesgeschichte Franz Körbers und Margarete Ruprechts, wie sie sich aus dem dunklen Rahmen stürmischer Zeit abhebt, aber auch sonst schadet ihr hin und wieder eine springende Erzählung und das oft kurz Abgerissene in den Gesprächen. Beides freilich ist unzweifelhaft beabsichtigt und soll das Düstre der Färbung nur mehr hervortreten lassen.

In eine blutige, gräuelvolle Scenerie fallen manche herzerquickenden Sonnenblicke. Die Naturschilderungen sind, ob sie dem Norden oder Süden gelten, gleich lebensvoll; die Charakteristiken des starr und unbeugsam bis zum letzten Augenblick, wo Wiben Peters sich selbst den „letzten Dithmarschen" nennt, auf seinem Recht trotzenden, freien Bauern, der zum grimmsten Feinde an seinem eignen, über Alles geliebten Lande wird, sowie der stolzen Oda Peters, die frei und hochsinnig nur der Stimme des Herzens gehorcht, sind meisterhaft und bis in's kleinste Detail mit künstlerischem, feinwägenden Sinn ausgestattet. Beide sind durchweg originelle Charakterköpfe, alle andren verblassen mehr oder minder dagegen. Oda ist eine echt Jensen'sche Mädchengestalt; sie möchte mit Mane Todiemen am liebsten ringen, wenn sie nur ein Mann wäre. Das ist der Grundzug auch in den Charakteren Gisa Grevenbrocks und Maren Torstensens. Die Liebe dieser Naturkinder ist ein starr unbeugsamer Trotz, dem das Herz nicht gebieten kann. Und doch weint Oda Peters, als sie im Blüthenschnee ihres frühlingshaft lachenden Heimatdorfes den Knaben zu einer trotzigen Spielgefährtin sagen hört: „Wenn du mir nicht aus Demuth dich beugen willst, so thu's aus — Liebe." Es steckt etwas von ihrem Vater auch in ihr, sie ist eine eiserne Kernnatur wie er, und wo ihr das Herz sagt, daß es Recht ist, da scheut sie nichts, ihm blindlings zu gehorchen. Sie hat sich als Magd dem Manne verdungen, den sie mit jeder Faser ihres Herzens liebt, und sie nimmt trotzig Abschied, da er sie heimlich im Schlaf geküßt. Wo es das Recht, dessen Gesetze ihr eigenes Herz klopft, befiehlt, verräth sie selbst den Vater und erschießt den Geliebten, dem sie höher galt als seines Landes Freiheit.

Die eine Charakteristik Oda Peters, an dessen bildlicher Wiedergabe des Malers Stift sich vergeblich versucht hat, würde die Geschichte und das Buch selbst, wenn es anderer Schönheiten baar wäre, zu hervorragenden Erscheinungen erheben. Man sucht in unserer modernen Romanliteratur vergebens nach einer ähnlichen, und selbst Freytag'sche Mädchengestalten, wie die anmuthige Anna Fabricius im „Markus König", erscheinen farblos gegenüber dieser freien Tochter der Marschen. Mit manchen Seltsamkeiten der Erzählung, welcher das Zuviel der darin auftretenden Figuren schadet, und der es an einer geschlosseneren Einheit mangelt, vermögen die Charaktere des Helden und seiner Tochter zu versöhnen, beide sind echt, wie Dithmarscher Bauerntrotz.

Die letzte Erzählung, zugleich die bedeutendste, „Wilhelm von Grumbach" hat seinerzeit schon in der „Deutschen Rundschau" gerechtes Aufsehen erregt und kann deshalb füglich hier übergangen werden.

Konrad Telmann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Kuß.

Lustspiel in 4 Acten nebst einem Vorspiel, aus dem Ungarischen des L. Dóczi. Von der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit dem Graf-Teleki-Preise gekrönt.

Gesammtgastspiel der Wiener Hofschauspieler.

Daß die ungarische Akademie der Wissenschaften berechtigt und geneigt war, dem „Kuß" einen Preis zuzusprechen, gereicht ihr ebenso wie dem Dichter, dem jungen östreichischen Hofrathe L. Dóczi, zur Ehre. Für uns wäre vorher allerdings eine höchst interessante Frage zu lösen gewesen. Ist das Lustspiel wirklich ein ungarisches Originalstück, oder ist seine deutsche Bearbeitung vielleicht die eigenste Schöpfung eines Deutschen? Ist Dóczi — ein neuer Name, der wohl noch oft genannt werden wird — ein deutscher oder ein ungarischer Dichter? Oder ist er beides? Theilt er sich am Ende, wie der östreichische Kaiserstaat, in eine cis- und eine transleithanische Hälfte, welche jede berechtigte Ansprüche an sein Haupt machen und abwechselnd zum Worte kommen?

Im Ernste. Es gibt unter den ungarischen ebenso wie unter den tschechischen Schriftstellern gar viele, welche von Jugend auf die deutsche Sprache — aber fragt mich nur nicht, wie? — sprechen, welche in deutschen Schulen mit deutschem Bildungsstoff groß gezogen werden, welche die deutsche Sprache wenigstens mit der Feder in der Hand wie geborene Deutsche beherrschen, die aber eines schönen Tages in ungarischer resp. tschechischer Kleidung erscheinen und die Sprache ihrer Ammen — ihre Mütter sprechen gewöhnlich deutsch — zu ihrer Carrièresprache wählen. Am frappantesten ist hierfür das Beispiel des vor einem Jahre verstorbenen, gelehrten Tschechenführers Palacky, dem alten Hussiten in Frack und Cylinderhut, der die ersten Bände seines großen Geschichtsbuches — des Hauptwerkes der gesammten tschechischen Literatur — deutsch niederschrieb und dann erst in's Slavische übersetzen ließ, bis er sich einmal eines Andern besann, die letzten Bände slavisch abfaßte und in's Deutsche übersetzte. Solche „Optionen" der Nationalität sind in Prag unter Schriftstellern, Professoren und Schauspielern nicht gar zu selten, und ähnlich mögen einzelne Ungarn der gegenwärtigen Generation die Wahl zwischen ihrer Ammen- und ihrer Muttersprache freiwillig vollzogen haben. Ist Dóczi ein Vollblutmagyar oder nicht? Ich weiß es nicht, doch die Meisterschaft seiner von ihm selbst besorgten „Uebersetzung" läßt zu seinem eigenen Vortheil den „Kuß" als ein deutsches Originalstück erscheinen. Desto besser für ihn, wenn die Magyaren das ungarische Stück ebenso vortrefflich finden. Am interessantesten an diesem Doppeltalent, wie es nur in den zweisprachigen Provinzen

Digitized by Google

Oestreichs so häufig vorkommt, wäre — wie gesagt — nur die psychologische Frage: in welcher Sprache hat der Dichter sein Werk zuerst gedacht? Im Gehirn anderer Leute kann kein Kritiker lesen, darum könnte nur Dóczi selbst diese Frage erschöpfend beantworten.

Am Ende ist aber diese Sucht, einen fremden Dichter zu annectiren, nicht ganz berechtigt. Man wandelt eben nicht ungestraft unter der Siegessäule. Uebrigens wäre es auch sonst schwierig, die Nation und das Zeitalter zu bestimmen, welchen Dóczis „Kuß" entstammen konnte. Shakespeare und Calderon, Moreto und Halm, romantische Neigungen und die spanischen Schätze der Wiener Hofbibliothek scheinen die Richtung des Dichters bestimmt zu haben. Der Stoff aber ist Dóczis Eigenthum, weun auch Hippolyt Schaufferts ebenfalls preisgekröntes Lustspiel „Schach dem König" wahrscheinlich die erste Anregung zum „Kuß" gegeben haben dürfte. Dóczis Lustspiel könnte ebenso gut selbst „Schach dem König" heißen.

Auch bei Schauffert befindet sich ein König im Kampfe mit den Neigungen seines Volkes. König Jakob von England hat den Tabak für ein Satanskraut erklärt und muß zu seinem Entsetzen erfahren, daß sämmtliche Hofleute, ja seine intimsten Günstlinge dem höllischen Laster fröhnen. Darob die üblichen Hofintriguen, welche damit schließen, daß der König selbst bei einem Pfeifchen Tabak ertappt wird und Gnade für Recht ergehen lassen muß. Da ist Alles mit Händen zu greifen; die kurze Pfeife im Munde des Königs sieht man, man sieht den Tabaksrauch, man hat die Klagen über rücksichtslose Raucher von den Damen seiner Bekanntschaft vernommen, und so wäre in den Kampf um die Tabakspfeife auch ohne Schaufferts directe Nachahmung Shakespeares ein realistischer Ton hineingebracht, den alle unmöglichen Verkleidungen des Stückes, alle romantischen Abenteuer nicht mehr vernichten können.

Dóczi will das Gegentheil und erreicht es mit dem rücksichtslosen Preisgeben jedes Schattens von Wahrscheinlichkeit. Der König Sever von Navarra — ebenso gut könnte er König vom Monde heißen — will wie sein College Jakob dem Volke seine Freude nicht gönnen; nur erstreckt sich das spanische Verbot auf dringendere Bedürfnisse des Menschen. Der bedauernswerthe König Sever, der zu seiner nicht minder keuschen Gattin sprechen darf:

„Du mein Gemahl, seitdem ich dich erschaut,
Und, weil ich lebe, ewig meine Braut —"

verlangt von seinem gesammten Volke einen ebenso gottgefälligen Lebenswandel; um ein ausreichendes Menschenmaterial für seine Armee scheint es ihm offenbar nicht zu thun zu sein. Er hat vor einem Jahre sogar seinen eigenen Halbbruder Adolar verbannt, weil derselbe an einem Fräulein Angela, der Tochter des Kanzlers, nicht ganz gleichgültig vorüberzugehen pflegte. Adolar hat in der Zwischenzeit am lustigen Hofe des Herzogs von Aragon gelebt, kehrt aber nun verkleidet auf den Schauplatz seiner ersten Thaten zurück, um ein gewagtes Schachspiel mit dem König zu beginnen. Sever soll sich scheinbar zu einer längeren Reise anschicken, heimlich jedoch zurückkehren und zusehen, was aus Navarra wird; bei der Dunkelheit, welche während der folgenden Acte herrscht, erscheint es ganz überflüssig, daß auch der König sich verkleiden muß. Die beiden nobeln Spieler, Adolar und Sever, wetten um fünf Dörfer — das moderne Staatsbewußtsein ist bei Dóczi wenig ausgebildet — um die Tugend Navarras. Zwei bäuerische Verliebte, die tolldreiste Maritta und ihr Carlo, die vom König um einen recht menschlichen Fehltritt gestraft werden sollen, werden von Adolar für seine Intrigue benutzt. Der horchende König muß erfahren, daß Niemand an seinem ganzen Hofe ein Küßchen verschmäht. Warum der alte Kanzler sich dem Horcher an der Wand als ein in der Wolle schwarz gefärbter Theaterbösewicht entpuppen muß, ist um so weniger erklärlich, als er zum Schlusse nicht einmal die Rache der siegenden Tugend erfährt. Nachdem der König das Treiben seines Hofes sattsam kennen gelernt hat, macht er die allertrübste Erfahrung an sich selber. Die allmähliche Bekehrung Severs zur Religion der Natur ist der gelungenste Theil von Dóczis Dichtung. Maritta hält ihn im Finstern für ihren Carlo und drückt eine beträchtliche Anzahl von Küssen auf den Mund, bevor der verblüffte Jüngling sich zur Wehre setzen kann. Nachher ist es zu spät. Er hat einmal vom süßesten Kusse, dem verbotenen, gekostet und sehnt sich nun im Wachen und im Träumen nach Marittas Umarmung. Maritta aber ist ebenso brav als übermüthig. Sie schenkt dem Könige nicht das harmloseste Zeichen ihrer Gunst mehr, denn

— „das ist kein Herrenforst,
Aus dem man Gärten, Wiesen, Aecker rodet,
Und doch das Andre Wald und Forst verbleibt.
Mein Gut ist so bestellt, daß jeder Pfennig,
Wenn er mir fehlt, mich gleich zum Bettler macht" —

und so gehen Maritta und der König, nach den bedenklichsten Situationen, zwar vielfach gefoppt und verlacht, doch reinlich aus dem Conflicte hervor.

In seinem loyalen Eifer, die Königin, die ja doch auch der platonischen Liebe abwendig gemacht werden muß, mindestens auf einen Glorienschein fallen zu lassen — da er sie nun einmal fallen lassen muß — hat dagegen Dóczi einen falschen Griff gethan. Adolar erzählt der Königin von einem Mohren, der den größten Edelstein der Welt besitzt und ihn nur der schönsten Frau der Welt um Liebeslohn zum Geschenke machen will. Diese Geschichte hat zwar echten morgenländischen Märchenzauber, die dramatische Vertheilung der Worte gehört zu den feinsten Momenten der geistvollen Dichtung, auch ist es ebenso scharfsinnig wie realistisch erdacht, daß die übersinnliche Königin durch Mitleid und Eitelkeit gewonnen werden soll, aber die Weise, in welcher Dóczi im letzten Augenblicke die Ehrenrettung der in unseren Augen gar nicht einmal so tadelnswerthen Königin versucht, muß für fromme Gemüther etwas Empörendes haben; auf uns wirkte der Kuß, den die Königin einem häßlichen Mohren nur unter der Bedingung geben will, daß er sich auf der Stelle taufen lasse, beinahe parodistisch. Oder sollte Dóczi der Schalk sein und seinen Spott auch mit dem Kreuz getrieben haben? Vor dem Königthum hat er jedenfalls größere Achtung, denn sowohl Sever als seine Gattin werden von den letzten Schritten nur durch Mahnung ihres königlichen Blutes zurückgehalten.

Es wäre nach allem Gesagten ein Leichtes, das ganze Lustspiel zu Tode zu kritisiren. Die Charaktere sind verschwommen, die Situationen mindestens unwahrscheinlich und nicht einmal die Grundidee, ein Plaidoyer für die Rechte der Natur, ist mit der nöthigen Kühnheit auch an den hochgestellten Personen erprobt worden. Ehrlich gestanden aber, der Hörer kommt zu all diesen Bedenken erst hinterher. Während das Lustspiel sich, wie ein wohlgeordnetes Feuerwerk, vor unseren Augen abspielt, während die Verse schmeichelnd und witzig von den Lippen der Redenden strömen, während ein wollüstiges Behagen, geweckt durch alle Zauber des Geistes und der Sinne, die Zuschauer durchströmt, da steht man vor der Dichtung Dóczis dankbar, beinahe bewundernd. Er ist vorläufig noch keiner von den Unsern, so lange er sein prachtvolles Talent nicht an Stoffe wendet, die unserem modernen Leben verwandt oder doch congenial sind, so lange er nicht zu der Fahne des bildlich nicht darstellbaren, aber begrifflich wohl zu fassenden modernen Ideals geschworen hat; aber unter den Meistern der Sprache hat er sich schon mit diesem Erstlingswerke einen so hervorragenden Platz erobert, daß jedem neuen Werke aus seiner Feder mit günstigem Vorurtheil entgegengesehen wird. Freilich, Meisterschaft in der Sprache allein ist eine schwache Garantie für dauernde Geltung des Dichters; Herzenswärme aber läßt sich weder lehren noch lernen. Dóczi suche doch einmal in seiner Vorrathskammer nach; wenn er dort findet, was wir ihm zu suchen rathen, dann . . . doch nein, Prophezeien ist gefährlich. —

Die Bekanntschaft mit der Novität verdanken wir den Wiener Künstlern. Lewinski erwies sich in der Rolle des Protonotar Cobrinus als trefflicher Komiker, ebenso tüchtig Herr Hallenstein als Adolar; Hartmann war der König Sever, wie der Dichter ihn wollte, so jünglinghaft, so zierlich, wie eine Figur aus Schwinds Märchenbildern. Neu eingetreten waren in das Ensemble Herr Thimig und Frau Hartmann-Schneeberger. Herr Thimig, dem ein guter Ruf vorausgegangen war, spielte die chargirte Partie des Bauers Carlo mit kräftigem Humor; es mag mehr an dem Dichter als am Darsteller liegen, daß die Charakteristik ein wenig an die komischen Nationalmasken der Operette erinnert. Frau Hartmann spielte die Maritta; diese Maritta hätte allein das Stück zu tragen vermocht und ihr gebührt neben der Kunst des Dichters der größte Antheil an dem durchschlagenden Erfolge.

Fritz Mauthner.

Digitized by Google

Notizen.

H. A. O. Reichard — (1751—1828). Seine Selbstbiographie, überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart 1877, Cotta.

Hermann Uhde hatte in den „Streifzügen auf dem Kriegsschauplatze (1870—1871)" von seinen friedlichen Kriegsfahrten eine farbenreiche Schilderung gegeben, welche an vielen Stellen über die Theilnahme des Augenblicks hinausreicht. So behaupten z. B. ein dauerndes Interesse: das gelungene Eindringen in die äußerste deutsche Verschanzungskette und den Park von St. Cloud, welche doch — außer dem Könige, dem Kronprinzen, den Generalen Moltke und Blumenthal — Jedem, der nicht dienstlich dort verweilen mußte, hermetisch abgeschlossen die Zähne wieß; desgleichen sein längerer Verkehr mit Felix, Bischof von Orleans — Monseigneur Dupanloup —, während des Aufenthalts in dieser Stadt; vor Allem aber die Fahrt als vermeintlicher Engländer mit einem der ersten Proviantzüge in das kapitulirende Paris nebst achttägigem Verweilen dort, wo denn das Bild der ausgehungerten Weltstadt noch unverwischt dem Beschauer entgegentrat, der überall umherstrich. Hätte man ihn als Deutschen erkannt, sein Leben wäre schwerlich zu garantiren gewesen; und als er dann zu Fuße den Rückweg nimmt, erklären es die deutschen Vorposten für „unmöglich", daß er aus Paris kommen könne. — Diesen Kriegserlebnissen folgte später eine biographische Skizze der Schauspielerin Kummerfeld, welche zu den Koryphäen des alten Gothaischen Hoftheaters zählte und bei dessen Auflösung 1779 das Mannheimer Nationaltheater begründen half; sodann eine ausgeführtere Biographie — die erste überhaupt vorhandene — Konrad Eckhofs, des „Vaters der deutschen Schauspielkunst". Sie ist reich an Neuem, an Aufklärung und Berichtigung — gegenüber so mancher verjährten Tradition, die sich nun als schief oder haltlos erweist; dahin gehört auch die späte Ehrenrettung, welche der Gattin Eckhofs, als einer Darstellerin von hervorragender Bedeutung, zu Theil wird.

Dieser Production Hermann Uhdes gesellt sich nun eine noch umfänglichere Reproduction: „Leben und Erinnerungen der Malerin Louise Seidler" (schon in 2. Auflage), deren anspruchslose Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet, von welchem die Fäden auslaufen zu den Bedeutendsten unter den Zeitgenossen, vor Allen zu Goethe; „Denkwürdigkeiten des Schauspieldirectors F. L. Schmidt", die erlebte Geschichte der deutschen Bühne und ihrer Wandlungen vom Ende des vergangenen Jahrhunderts an; das hier vorliegende „Leben Reichards"; und demnächst das „Leben E. v. Bandels", der das Hermannsdenkmal erdacht und gemacht hat, wovon im Feuilleton der „Neuen Hannoverschen Zeitung" bereits die vielbewegte Jugendzeit erschienen ist. Allen diesen Büchern liegen eigene Aufzeichnungen der Verstorbenen zu Grunde, allein sie bedurften der ordnenden, sichtenden, klärenden Hand, um die Spreu, welche dem Autobiographen nebenher leicht unter die Feder geräth, vom gewichtigeren Weizen zu sondern. Gerade für solche Thätigkeit besitzt Uhde eine ganz eigenartige Begabung durch Takt, Geschmack, pünktlichst prüfende Sorgfalt, unterstützt von glücklichem Spürsinn (mir fehlt ein besser klingendes Wort), der immer an der richtigen Stelle die Hacke einzuschlagen weiß, um Vergrabenes herauszufördern. Damit verbindet sich Detailkenntniß des Literaturgebiets, namentlich auch für die verschollenere Zeit von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, und auf dem Felde der Theatergeschichte wird ihm schwerlich ein Anderer gewachsen sein. Er scheut keine Mühe, Daten oder Thatsachen richtig zu stellen, Namen, die der Text bringt, mit bestimmter, die Person bezeichnender Notiz zu versehen. Der Leser gewinnt dadurch das angenehme Gefühl, daß er immer auf festem Boden steht, und wer das Buch neben dem Lesen weiter benutzen will, der freut sich doppelt des zuverlässigen Gewährsmannes. Endlich fehlt nie ein genaues Register, unschätzbar für den Gebrauch — und doch so häufig gerade da vermißt, wo es eine Nothwendigkeit wäre. Wenn die Thatsache feststeht, daß ein reiches Material die Auswahl in demselben Maße erschwert als das Interesse des Herausgebers für den Gegenstand sich steigert, weil nun ihm manche Einzelnheit wichtiger wird, als sie dem objectiven Leser erscheinen mag, so zeigt sich das auch hier: der erfahrene Regisseur hätte die Waffe des Rothstifts mitunter grausamer schwingen dürfen; von dem entgegengesetzten Fehler, die Eigenthümlichkeit des Originals in der des Bearbeiters aufgehen zu lassen, hat er sich überall frei gehalten.

Heinrich August Ottokar Reichard, dessen Biographie uns jetzt vorliegt, wurde schon bei Lebzeiten öfter verwechselt mit dem völlig gleichaltrigen Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, welcher verschiedene Gedichte von Klopstock, Goethe, Schiller, auch eine Anzahl Opern componirte und nebenher als Schriftsteller thätig war. Jener hingegen machte sich besonders bekannt durch seinen „Passagier auf Reisen", einst nicht minder gefeiert und gebraucht als heutzutage „der rothe Bädeker"; durch die 10 Jahrgänge seines antirevolutionären Revolutionsalmanachs; durch 25 Jahrgänge seines Theaterkalenders und durch die Redaction des Gothaischen Hofkalenders, die er länger denn 40 Jahre leitete. Reichard war in Gotha geboren, er verweilte dort — von Studien und Reisen abgesehen — zeitlebens, als Beamter in uneigennütziger Anhänglichkeit vier Fürsten dienend. Herzog Ernst, durch große Eigenschaften als Mensch und Landesherr der bedeutendste unter ihnen, wird anziehend geschildert; seinen Tod begleitet die kaum mißzuverstehende Vermuthung einer langsamen Vergiftung. Das Geheimbundswesen, wie es vor hundert Jahren in Blüthe stand (Studentenorden, Illuminatenthum, endlich Freimaurerei), zieht sich durch Reichards Leben. Hier namentlich hätten Kürzungen stattfinden dürfen; denn dem Uneingeweihten wird es zu viel des halben Lichts, wenn's auch dem Eingeweihten (der sich doch wohl in der verschwindenden Minderheit befindet) noch nicht genug sein mag: dann ist aber jedenfalls Niemand befriedigt. Der 24jährige Reichard tritt mit Konrad Eckhof zusammen an die Spitze des neu erstehenden Gothaischen Hoftheaters; dieser überkommt die Leitung des Schauspiels, jener die des literarischen Fachs und der Kasse (1775.) Aber Eckhof stirbt zu früh, das Publicum ist zu klein: so scheitert die Unternehmung schon 1779. Reichards gereiftere Mannesjahre erhalten weltgeschichtliche Illustrationen: zuerst die französische Revolution mit ihrem Emigrantenthum, welches Deutschland überschwemmte, dann Napoleons Stern vom Aufgang bis zum Niedergang; Gotha wird durch seine Lage von den Ereignissen vielfach unmittelbar berührt: so zieht eine Menge der bewegtesten Bilder, der hervorragendsten Personen dem Auge vorüber, und durch kleine aus dem Leben gegriffene Züge fällt oft ein neues Schlaglicht auf die großen Begebenheiten. Das Buch enthält einen Reichthum von Notizen sowohl über Literargeschichtliches als über bekannte oder nur dem Namen nach bekannte Personen. Mit besonderer Sorgfalt ist das Bild des Barons Grimm ausgeführt, der als Gesandter des Gothaischen Hofes, zugleich aber Geschäftsträger und Freund der Kaiserin Katharina, mit d'Alembert, Diderot und dem ganzen französischen Gelehrtenkreise eng verbunden, lange in Paris verweilte und zu Gotha 84jährig starb. Aus der Göttinger Studienzeit von der Wirthstafel stammt die Bekanntschaft des abenteuerlichen Freiherrn Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen, dem nur Freundesvermittelung es erspart, seine phantasievollen Erzählungen vor dem Pistolenlauf vertreten zu müssen. Das geflügelte Wort: „Ausgelitten hast du, ausgerungen!" (welches bei Büchmann fehlt) wird als der Anfang eines Wertherliedes bezeichnet, welches von einem Herrn von Reitzenstein verfaßt und in Wielands „Merkur" (1775) zuerst gedruckt war. An die „Studentenzeit" knüpft sich noch eine etymologische Streitfrage. Reichard nennt unter den Jenenser Verbindungen (1770): die wilden „Mosellaner" und eine, wie schon ihr Name besagt, sehr rohe und berüchtigte Gesellschaft, „die Schwefelbande". Fast 50 Jahre später erläßt Karl Immermann zu Halle mit anderen Genossen eine Erklärung gegen die Rohheit der Verbindung Teutonia, mit dem Beifügen, daß die Unterzeichner jede Herausforderung ablehnen würden, und diese Declaranten werden dafür spottweise „Sulphuristen" genannt. Sollten nicht diese „Sulphuristen" mit jener „Schwefelbande" in geistiger Verbindung stehen und der jetzt allgemein gewordene Ausdruck „Schwefelbande" dort seine Wiege haben?

G. v. Vincke.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Inserate.

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von E. HALLIER. Preis 3 M.

DIE NORDFRIESISCHEN INSELN.
Von G. WEIGELT.
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Für
Verleger und Redaktionen.

Ein junger Schriftsteller wünscht in ein bis zwei Jahren der Redaktion eines größeren kritischen Feuilletons oder eines literarischen Unternehmens vorzustehen. Da er sich unter Umständen mit einer Capitaleinlage betheiligen könnte, so möchte er schon jetzt mit einem rührigen und unternehmenden Verleger in Verbindung treten. Die nächste Zeit, die er mit Reisen zu verbringen gedenkt, würde er gern gegen mäßige Honorirung zur Probe dem betreffenden Organe mit literarischen Arbeiten widmen.

Fr.-Offerten und Anfragen besorgt die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** unter **H. E. 272.**

Im Verlage von **S. Schottlaender** in **Breslau** erschien soeben:

Nirwana.

Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

4 Bände. Preis geheftet: 18 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der neuesten Zeit.
1815—1871.
Von
Constantin Bulle.

Mit einem Namen- und Sachverzeichniß.
2 Bände. Gr. Octav. 76 Bogen.
Preis geh. 18 M., eleg. gebunden in Halbfranz 21 M.

„Diese Darstellung ist wegen ihrer trefflichen Form und wegen ihres gediegenen Inhaltes ernsten und geschmackvollen Lesern sehr warm zu empfehlen. Wir geben ihr vor allen uns bekannten populären Handbüchern der neuesten Geschichte entschieden den Vorzug."
Deutsche Rundschau. Juni 1876.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Geschichte des Deutschen Buchhandels.

Die unterzeichnete Commission ersucht die deutschen Gelehrten und Schriftsteller um ihre Mitwirkung bei der Abfassung einer von dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler unternommenen

Geschichte des Deutschen Buchhandels,

sowie bei der Herausgabe des zur Vorbereitung derselben erscheinenden

Archivs für Geschichte des Deutschen Buchhandels.

Näheres darüber ist in einem Aufrufe enthalten, der auf Wunsch jedem sich dafür Interessirenden übersandt wird.

Leipzig, im Juli 1877.

Die Historische Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.
Dr. Eduard Brockhaus, Vorsitzender.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Friedrich von Hellwald:

Der Islam.	Die Türkei im
Türken und Slaven.	**Kampfe mit Russland.**
Preis 1 M.	Preis 2 M.

Verlag von ***Lampart & Comp.*** *in Augsburg.*

Soeben erschien:

Requiem
von
Wolfgang Amadeus Mozart
herausgegeben von
Johannes Brahms.

Partitur. Gross Musikformat. Preis 8 M. n.

Das Requiem von Mozart erscheint auch in dieser neuen Ausgabe mit den Ergänzungen Süssmayer's. Die Handschriften Mozart's und Süssmayer's, welche die Hofbibliothek in Wien besitzt, sind von Jahn und Köchel ausführlich beschrieben. Süssmayer sowohl als auch die Herausgeber der älteren Ausgaben Breitkopf und Härtel haben mit so viel Fleiss als Pietät gearbeitet. Der jetzige Herausgeber konnte nur nochmals auf das Sorgfältigste revidiren. Er durfte aber, im Hinblick auf die Grossartigkeit des Unternehmens, von praktischen Zwecken absehen und einzig bestrebt sein ein möglichst treues und sicheres Bild jener Handschriften selbst zu geben.

Das Fragmentarische konnte also der Partitur nicht genommen werden, musste ihr sogar in bedeutendem Maasse bleiben. So ist denn auch von der, für die Mozart-Ausgabe gewünschten Anordnung der Partitur im ersten Satze abgewichen worden. Die Posaunen stehen hier am selben Platz wie in der Handschrift. Dass sie weiter mit den Singstimmen gehen sollen (ebenso im letzten Satze, wo ihre Angabe fehlt), steht wohl ausser Zweifel. Der Herausgeber hat jedoch auch hier nicht ergänzt.

Dem ausführlichen kritischen Bericht muss der genauere Nachweiss des Einzelnen überlassen bleiben. Er wird vor Allem zu zeigen haben, dass Fragliches und Zweifelhaftes in dieser Partitur eben in den Handschriften so sich findet.

Den Besitzern dieser monumentalen Ausgabe aber wird es wichtiger sein, das unvollendete Werk Mozart's in der Gestalt in der er es hinterlassen, zu besitzen, als in einer für den praktischen Gebrauch, die Aufführung, bearbeiteten. Diese wäre schliesslich verhältnissmässig leicht herzurichten oder ist, wenn man will, bereits vorhanden.

Durch die Buchstaben M. und S. ist durchweg der Eintritt von Mozart's oder Süssmayer's Arbeit bezeichnet. Das wenige, vom Redakteur Hinzugefügte oder Ausgesetzte ist in Klammern oder klein gestochen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Vor Kurzem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Macalda.
Trauerspiel in fünf Aufzügen
von
Hermann Lingg.
8. Preis 3 M.

Stuttgart, Juli 1877.
J. G. Göschen'sche Verlagshdlg.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber Bedeutung und Aufgabe
einer
Philosophie der Naturwissenschaft.
Ein Vortrag
von
Dr. Fritz Schultze,
o. ö. Professor der Philosophie an der k. polytechnischen Hochschule zu Dresden.
gr. 8. brosch. Preis 1 M.

Jena, Juli 1877. **Hermann Dufft.**

In meinem Verlage erschien soeben:

Nach zehn Jahren.
Schauspiel in fünf Aufzügen
von
Hermann Kette.
Preis 1 M. 50 Pf.

A. Gosohorsky's Buchhandlung,
(Adolf Kiepert, Hofbuchhändler) Breslau.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:

Niccolo Machiavelli
und seine Zeit.
Durch neue Dokumente beleuchtet
von
Pasquale Villari.
Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt
von
Bernhard Mangold.
Band 1. gr 8. Preis: geh. 8 M., geb. 9 M. 20 Pf.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilcke in Berlin. Druck von H. S. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 11. August 1877. XII. Band.

AP
30
G295
v 1 v
w 3 v

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Leon Gambetta. Von Pequin. — Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen. Von Alsaticus. IV. — Cesare Correnti. Ein italienischer Staatsmann. Von A. Vivanti. — Vor vierzehn Jahren Von Karl Blind. V. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Heinrich Heine und Frau Maxime Jaubert. Von Paul Lindau. II. — Zur Geschichte der modernen französischen Literatur. Von A. Schricker. — **Aus der Hauptstadt:** Hochsommer in Berlin. Von Ludwig Pietsch. II. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Leon Gambetta.

Unmittelbar vor dem „jüngsten Staatsstreich" in Frankreich, der, die letzten republikanischen Elemente aus dem Gouvernement der soi-disant Mac Mahon'schen Republik ausscheidend, nicht nur von der Masse der Gambettisten, sondern namentlich auch von dem Haupt und Führer derselben eine so herbe Verurtheilung erfuhr, erschien in Deutschland ein Buch unter dem Titel: „Leon Gambetta und seine Armeen; vom Freiherrn Colmar v. d. Goltz", das im Ganzen genommen den bekannten Ausspruch des ehemaligen Dictators, „er habe Gerechtigkeit bisher nur bei seinen Feinden gefunden", rechtfertigt. Der Herr Verfasser kargt mit seinem Lobe nicht. Dennoch ist das Einzige, was wir, von unserm Standpunkte aus, gegen sein aus mehr als einem Grunde höchst interessantes und lesenswerthes Buch auszusetzen haben, das, daß es eine mit mannigfachem Tadel untermischte, also eine nur bedingte Anerkennung ausspricht, wo wir unsererseits eine nahezu unbedingte unterhalten. In That und Gesinnung steht der ehemalige Dictator makellos da. Makellos, nicht fehlerlos. Aber diese Fehler, wie sie sicherlich nicht seinen Charakter schädigten, haben auch nicht einmal den Erfolg geschädigt. Daß dieser ausblieb, hat mit der Frage, ob dieser oder jener General zu lange oder zu kurze Zeit ein Commando besessen, ob er in Briefen und Depeschen zu gut oder zu schlecht behandelt wurde, nicht das Geringste zu schaffen. Wir kommen weiterhin darauf zurück.

Freiherr v. d. Goltz, worin wir ihm zustimmen, verzichtet darauf, Gambetta den Politiker zu kritisiren, sondern wendet sich an Gambetta den Dictator. Nicht der Parteimann, sondern der Staatsmann, nicht die Theorien und Meinungen, sondern die Handlungen werden gewogen. Die Methode, nach der er dabei verfahren ist, erhellt einigermaßen schon aus der Gruppirung des Stoffes, aus der Eintheilung, die er seinem Buche gegeben hat. Die Loirearmee unter Aurelle de Paladines, die erste und zweite Loirearmee, die Ostarmee (Bourbaki), der Waffenstillstand u. s. w. Er schildert in diesen Kapiteln die Bildung der verschiedenen Armeen, ihre Dirigirung und Beeinflussung von Tours aus, die Meinungsverschiedenheiten mit den Generälen, und geht dann erst, nachdem er dem Leser ein höchst schätzenswerthes Material zu selbstständiger Beurtheilung der Frage, bez. zu Controlirung der Schlußfolgerungen des Verfassers geboten hat, dazu über, eben diese Schlußfolgerungen nunmehr seinerseits zu ziehen. Dies geschieht in dem Hauptkapitel: „Gambettas Bedeutung als Kriegsminister und Feldherr." Wir entnehmen demselben zunächst die folgenden Sätze.

„Es ist nicht leicht — so beginnt der Herr Verfasser seinen in diesem Kapitel niedergelegten Versuch zwischen Großem und Kleinem in der Handelsweise des Dictators abzuwägen — über einen Mann zu urtheilen, der mit seinem Leben und Wirken nicht abgeschlossen hat. Leon Gambetta ist jetzt 38 Jahre alt. Er steht also noch mitten in seiner Entwicklungsfähigkeit. Es ist möglich, daß er uns in einer zweiten geschichtlichen Krisis als ein Anderer, Größerer entgegentritt; das hier über ihn Gesagte mag leicht durch seine Zukunft widerlegt oder doch geändert werden. Wer möchte leugnen, daß wir z. B. die Jugendgeschichte Friedrich des Großen jetzt mit anderen Augen sehen, als wenn ihr der siebenjährige Krieg nicht gefolgt wäre. Die ersten Ausschreitungen erscheinen immer als die nothwendige Kraftäußerung großer Anlagen eines Menschen, wenn dieser später Zeit gewinnt, eine bedeutende Individualität zu entwickeln.

„In dem Augenblicke, in welchem Gambetta in Tours ankam, stand er ganz auf sich selbst angewiesen da; sein Kopf und seine Hand blieben seine einzigen Gehülfen. Jetzt sollte aller Hader vor der einen großen Aufgabe schweigen: Befreiung des Vaterlandes. Das zu erreichen, war nicht leicht. Und dennoch hatte er in kurzer Zeit die Parteien geeinigt, das Kriegsfeuer im ganzen Lande wieder angefacht. Er beruhigte die Mißvergnügten und endete den Streit der Meinungen. Und Alles dies vollendete er ohne außergewöhnliche oder gar harte Mittel. In gewissem Sinne hatte er in seiner Vertheidigungsrede vom 7. September 1871 ein Recht zu sagen: „Ich verachte die Anwendung der Gewalt." Dann stellte er, der bis dahin nur die Rechte und die Politik studirt hatte, für die Heeresorganisation, den Krieg und die Kriegführung neue Gedanken auf. Er wollte den nationalen Kampf nicht mehr durch das Heer, sondern durch das bürgerliche Element führen. Das ganze Volk sollte sein Heer werden. Auf die Mitwirkung der erfahrenen Kräfte mußte er dabei verzichten, als er empfand, daß sie ihm wohl äußerlich gehorchen, in ihrer Seele ihm aber heimlich widerstreben würden. Nur wenige Männer unterstützten ihn aufrichtig; denn fast Niemand glaubte an die Möglichkeit des Gelingens. Von diesen Wenigen aber war wieder die Mehrzahl niemals Soldat gewesen. Trotzdem gelang ihm, was er wollte. Das große Heer, das er aufstellte, bewaffnete, bekleidete und organisirte, ist ein beredtes Denkmal seines Geistes. Mit dieser Riesenarbeit wurde er in kürzerer Frist fertig, als jemals ein Organisator.

„Zugegeben muß ferner werden, daß er auch für die Kriegführung mit Scharfblick das Richtige traf. In den großen Zügen wenigstens. Er erkannte die Achillesferse seiner Gegner, die numerische Schwäche, die Schwierigkeit, ihre Verluste zu

Digitized by Google
UNIV. OF MICH

ersetzen. Er beförderte die Zähigkeit und Ausdauer, er drang auf Sorgfalt in dem innern kleinen Dienste der Armee, diesem ersten Erziehungsmittel des altpreußischen Heeres. Er strebte danach, die gebildeten Elemente des Volkes, gleichgültig, welches früher ihre Parteistellung gewesen war, in das Offiziercorps zu ziehen. Er that viel, um die locker zusammengefügten Truppenmassen durch eine gute und starke Artillerie zu stützen, dem zahlreichen aber wenig brauchbaren Fußvolke durch eine vorzügliche Schußwaffe Bedeutung zu verleihen. Darin und in vielem Anderen, was er für die Armee gethan, oder was er sie gelehrt hat, liegen treffliche Gedanken.

„Mit einem Worte, er war groß als Kriegsminister. Man hat ihn in Frankreich spottweise den „Carnot der Niederlage" genannt; mag der unglückliche Ausgang seiner Thätigkeit dem immerhin einen Schein von Recht geben, ein Carnot ist er gewesen. Ja auch der Vorwurf, daß seine großen Organisationen nur mit einem ganz unverhältnißmäßigen Aufwande von Geldmitteln erreicht worden wären, ist ein ungerechter. Die Neigung der Franzosen, sich selbst zu ironisiren, machte aus dem „gouvernement de la défense nationale" schon zu Zeiten des Krieges ein „gouvernement de la dépense nationale", allein diese Erfindung kann nur das Verdienst eines sinnreichen Wortspiels beanspruchen, nichts weiter."

Besonders gelungen ist uns im weitern Verlauf dieses die Summe ziehenden Hauptkapitels auch jener Passus erschienen, in dem Freiherr v. d. Goltz der ungebeugten Willens- und Widerstandskraft des Dictators, wie sich dieselbe namentlich nach der Besiegung der Aurelle de Paladines'schen Loirearmee, also nach der Wiedereroberung Orleans durch die Armeen des Großherzogs von Mecklenburg und des Prinzen Friedrich Karl zu erkennen gab, seine Bewunderung ausspricht.

„Er allein hielt bei der allgemeinen Entmuthigung den Glauben an den Sieg aufrecht. Er allein ermahnte zum ferneren Widerstande, während Alles auf dem Punkte stand, die Waffen niederzulegen. Aus den Schaaren, die sich aufzulösen begannen, formirte er neue Heere, er führte ihnen Verstärkungen zu und versuchte es durch eine kühn gedachte Aenderung seiner Pläne einen Umschwung in den Gang des Feldzuges zu bringen. Aus dem auflösenden Rückzuge, welchen der größere Theil der Loirearmee nach den Kämpfen von Orleans begonnen hatte, wollte er eine schnelle und weitaussehende Offensive machen. Wenn er das richtige Werkzeug hierzu besessen hätte, so wäre dieser Gedanke ein wahrhaft großer gewesen."

Dem Allem ist nur zuzustimmen. Noch mehr dem Folgenden: „Daß Gambettas persönliche Ehre hin und wieder angegriffen oder doch angezweifelt worden ist, verdient keine Beachtung. Er theilte darin nur das Loos aller gefallenen Größen. Ueber den gestürzten Riesen klettern die Zwerge jedesmal muthig hinweg, hämmern auf ihn los und zerren an ihm, weil sie so lange nicht über seine Schuhsohlen hinaufreichten. Wer dieses Mannes Natur nur in großen Zügen erfaßt hat, wird sich sagen, daß er nicht danach geartet war, aus dem Schiffbruch seines Vaterlandes einen Sack voll Gold zu retten."

„Und fürwahr — so fährt die Schilderung fort — es fehlte nicht viel, um aus dem jugendlichen Dictator Frankreichs eine historische Erscheinung ersten Ranges zu machen. Um einen Zoll hätte er größer sein müssen. Die Geschichte seiner Dictatur läßt uns in Gambetta für jetzt mehr einen Cola di Rienzi, als einen Washington erkennen. Dennoch muß gesagt werden: was er that, ist vor ihm nur Wenigen gelungen; es wird auch nach ihm nur von Wenigen erreicht werden. Die Masse der Sterblichen überragt er um mehr als Haupteslänge. Und die Geschichtschreibung der Zukunft wird ihn noch günstiger beurtheilen, als es hier geschehen. Sie wird ihn, von entfernterem Standpunkte aus, einsamer inmitten seines Volkes und seiner Zeit erblicken, und dies wird seine Größe hervorheben, während die einzelnen Schlagschatten und Makel der Erscheinung fortfallen. Schon heute läßt sich übersehen, daß sie ihm zwei unsterbliche Verdienste nachrühmen muß. Das erste ist, daß er Frankreich unmittelbar nach dem tiefsten Falle das Bewußtsein der Kraft wiedergegeben hat. Das zweite besteht darin, daß er mit dem gewaltsamen Aufraffen seines Volkes für ein ideales Ziel die sittliche Wiedererhebung anbahnte, welche sich in Frankreich zu dieser Stunde nicht mehr verkennen läßt."

So der Herr Verfasser über seinen Helden. All' diese Worte voll beinah enthusiastischer Anerkennung aber, sind in dem Kapitel, dem wir sie entnommen haben, durch viele die Wirkung wieder aufhebende Tadelsäußerungen unterbrochen, Aeußerungen, die sich, ihrem wesentlichen Inhalte nach, in folgende drei Sätze zusammenfassen lassen: 1) Es genügte ihm nicht an der Kriegsministerschaft; er wollte auch Feldherr sein; 2) er scheute in bestimmten Fällen vor Verantwortung, namentlich vor bestimmten und klaren Entschlüssen in Personalfragen, zurück, weil er seine Popularität nicht einbüßen wollte; 3) er proclamirte den „guerre à outrance" und als es galt, ihn wirklich „à outrance" zu führen, unterwarf er sich halb parlamentarischen Beschlüssen, die zu ignoriren, nachdem er einmal so weit gegangen war, seine Pflicht gewesen wäre.

Dies die drei Punkte, an die Freiherr v. d. Goltz seinen Tadel knüpft, einen Tadel, dessen Berechtigung einzusehen wir uns, bei aller sonstigen Uebereinstimmung mit dem Herrn Verfasser, ganz außer Stande fühlen.

Erster Punkt. „Er wollte ein Feldherr sein." Freiherr v. d. Goltz räumt selbst ein, daß er, Gambetta, an strategischen Gedanken die Fachleute, die damals die Armeecorps commandirten, weit überragte. Er „wollte" nicht ein Feldherr sein, er war ein Feldherr, und bestand darauf, den großen von ihm geplanten Unternehmungen ihre Richtung und ihr Ziel zu geben. Und daran that er Recht. Denn dies wird immer vorwiegend Sache des Genies und nicht des Metiers oder gar der Routine sein. Die großen Gesichtspunkte, die glücklichen und siegbringenden Ideen lernen sich nicht in der Front; es hat sie einer, oder er hat sie nicht. Gambetta hatte sie. Wenn er in Einzelfällen sich auch um das Detail kümmerte und „hineinredete", so trifft nicht ihn die Schuld. Wo er es that, war es nöthig. Chanzy und Faidherbe, selbst Cremer als er bei Nuits seine Fähigkeit bewiesen hatte, haben unter seinem „Hineinreden" nicht zu leiden gehabt. Er ließ sie gewähren, er vertraute ihnen, weil er es durfte.

Der zweite Punkt. „Er scheute vor Verantwortung, weil er seine Popularität nicht einbüßen wollte." Herr v. d. Goltz knüpft diesen Tadel namentlich an sein Verhalten gegen Aurelle de Paladines. Er habe diesem General das Leben schwer gemacht, ihn mit Zweifeln und Vorschlägen überschüttet, um, im Falle des Mißlingens, vor Frankreich erklären zu können: „Seht, ich habe gezweifelt, ich habe Vorschläge gemacht; sie sind aber unbeachtet geblieben." Es würde dies, wenn es zuträfe, einen kleinen, mesquinen Zug verrathen, von dem sich in dem ganzen Auftreten Gambettas keine Spur entdecken läßt. Wenn der Herr Verfasser dem Sinne nach hinzufügt, daß es, bei wirklichem Zweifel in die Fähigkeiten Aurelles, edler und geziemender gewesen wäre, den General vor der Katastrophe von Orleans aus dem Commando zu entfernen, so muß ich auch darin ihm widersprechen. Einem Manne wie Aurelle gegenüber hatte Gambetta zunächst die Pflicht, sich zu mißtrauen. Erst aus der Niederlage des Generals erwuchs Gambetta das Recht, einer bis dahin zurückgedrängten Ueberzeugung Ausdruck zu geben und auch Aurelle zu den Todten zu werfen.

Der dritte Punkt. „Er hatte nicht den Muth, den von ihm selber „à outrance" proclamirten Krieg schließlich auch wirklich „à outrance" fortzusetzen." Freiherr v. d. Goltz sagt wörtlich: „Wenn Gambetta in dem Momente von seinem Platze wich, als die Pariser Regierung den Frieden für ganz Frankreich schloß, erklärte er selbst dasjenige für einen Irrthum, was er bisher vertreten und erstrebt hatte." Nein. Hier gerade liegt seine Größe, seine Kraft, seine Weisheit, vor Allem auch der Adel seiner Gesinnung. Den rollenden Stein weiter

Digitized by Google

rollen lassen, ist immer das Leichteste. Ihm nachspringen, ihn mit Daransetzung seiner selbst aufhalten, weil aus den veränderten Verhältnissen plötzlich die Erkenntniß leuchtet: „an diesem rollenden Stein, der die Rettung bringen sollte, hängt jetzt das Verderben" — das ist das Schwerere und das Größere. „Jeder Ehrgeizige, — so fährt der Herr Verfasser in weiterer Ausführung seines Gedankens fort — der es aus eigener Machtvollkommenheit unternimmt, die Geschicke seines Volkes zu lenken, wird einmal vor eine solche Frage gestellt werden. Hätte er sich mit diesem Gedanken bei Zeiten vertraut gemacht, so würde er, als der Augenblick kam, vor dem wohlbegründeten Staatsstreich nicht zurückgeschreckt sein. Er durfte ihn nicht scheuen." Er durfte ihn nicht scheuen, dann nicht, wenn er ein „Ehrgeiziger" war; er war aber kein Ehrgeiziger, wenigstens nicht in dem Sinne, daß er seinem Ich jede andere Rücksicht untergeordnet hätte; er war in erster Reihe ein von einem glühenden Patriotismus erfüllter Mann. Als solcher stand er ab von einem „Staatsstreich", von dem er selbst am besten wußte, daß er zu nichts geführt haben würde, als zu der Eitelkeitsbefriedigung einer heroischen, aber thörichten Consequenz, und im Uebrigen zum Ruin des Vaterlandes. Denn das Feuer war ausgebrannt.

Und so haben wir denn die drei Anklagepunkte des Goltz'schen Buches zu widerlegen gesucht.

Aber gesetzt auch, daß wir damit gescheitert wären, so wäre dies, wie wir Eingangs bereits andeuteten, für die Hauptsache ohne jeden Belang. Es kann bei Beurtheilung dieses bedeutenden Mannes immer nur auf die Beantwortung der einen Frage ankommen, ob er irgend etwas gethan oder unterlassen habe, das, wenn er es nicht gethan oder nicht unterlassen hätte, sein Kolossalunternehmen zu einem für Frankreich muthmaßlich glücklicheren Ende geführt haben würde, und diese Frage beantworten wir mit einem allerbestimmtesten „nein". Es war für den Ausgang absolut irrelevant, ob er den „Feldherrn" etwas mehr oder weniger zu spielen, ob er Aurelle de Paladines etwas mehr oder weniger zu chagriniren beflissen war. Es kommt auf den Grundgedanken des Unternehmens und demnächst auf die Kraft zu dessen Durchführung an. Der Gedanke war richtig, und die Kraft, physisch und moralisch, anstaunenswerth.

Wir finden in einem Briefe des Prinzen Heinrich aus dem Jahre 1792 die folgende Stelle: „... Sie werden vielleicht glauben, lieber H., daß ich übertreibe, aber es bleibt wahr, daß die Franzosen im nächsten Jahre achtmalhunderttausend Mann auf den Beinen haben werden. Solche Menschenmenge ist schrecklich. Man könnte davon vier Mal 50,000 Mann schlagen, und würde doch vernichtet sein, ohne etwas gewonnen zu haben." Wenn das schon in den Zeiten der Feuerschloßflinte ein preußischer Prinz schreiben durfte, was durfte nicht ein Gambetta in den Zeiten der Chassepots und Remingtons von einer allgemeinen Volkserhebung erwarten. Der Gedanke der levée en masse war nicht nur richtig, sondern würde sich auch, trotz Allem, was über „Milizsystem" einerseits, über „preußische Disciplin" sammt „preußischem Schulmeister" andererseits gesagt worden ist, als richtig erwiesen und uns die Frucht unserer ersten blutigen Erfolge mindestens sehr erheblich geschmälert haben, wenn nicht, vom ersten Tage dieses Krieges an, jener räthselvolle Mitstreiter in den Wolken, der entweder die Flügel beschwingt oder lähmt, der blind macht oder das Auge schärft, und von dem es gleichgültig ist, ob wir ihn Gott, Schicksal, Glück oder Zufall nennen, unablässig und unabänderlich gegen Frankreich gestanden hätte. Ilium fiel, weil es nach der Götter Rathschluß fallen sollte, nicht weil Priamus zu alt oder Astyanax zu jung war. Am wenigsten weil Hektor einen Fehler gemacht hatte. So Großes wir geleistet haben, unser Größtes war unser Glück, und so weitab wir davon sind, den überall waltenden natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung in Sachen des Krieges paradox oder launenhaft wegleugnen zu wollen, so gewiß ist es doch auch, daß in dem großen Gang der Zeiten über unser Thun und Lassen, über unsern Muth und unser Rechnen weit hinaus liegende Mächte thätig sind, die den endlichen Ausgang der Dinge bestimmen. Hielt sich Metz vier Wochen länger, so nahm Alles eine andere Gestalt an und das belachte Programm: „Kein Stein von unseren Festungen, kein Fuß breit Erde vom heiligen Boden Frankreichs", würde sich sehr wahrscheinlich verwirklicht haben.

Noch einmal, wenn Gambetta Fehler beging, und wer wollte bezweifeln daß er sie beging, so waren sie doch, unserer festesten Ueberzeugung nach, nicht der Art, daß sie den Erfolg nachweisbar auch nur an einer einzigen Stelle in einen Mißerfolg verwandelt hätten. Der Mißerfolg stand in den Sternen vorgezeichnet. Und Frankreich und sein Machthaber hatten sich dem, was über sie beschlossen war, zu unterwerfen. Ein nachträgliches, oberrechnungskammerhaftes Controliren der Specialposten, ein Billigen oder Beanstanden von Kleinzahlen und mehr oder minder gleichgültigen Einzelfactoren, ist nur dazu angethan, das Auge von dem großen „Total" dieses Krieges abzuziehen, das, für uns wenigstens, nicht in der Frage „Miliz" oder „Armee", „Kriegsminister" oder „Feldherr", am wenigsten aber in der Glorification dieses oder jenes Systems, sondern in dem alten, Demuth predigenden Satze ausgesprochen liegt: Fürchte die Götter!

Es erübrigt uns noch, einen Blick auf die letzten zwei Kapitel des Buches zu werfen, die, einen Anhang bildend, vielleicht besser als selbstständige Broschüre erschienen wären. Sie beschäftigen sich mit der Frage: „Stehendes Heer oder Miliz?" und kommen, nach Verwerfung der Milizen, doch schließlich zu Vorschlägen, die, wenn sie verwirklicht werden sollten, unser Land, aller gegentheiligen Versicherungen des Herrn Verfassers unerachtet, mindestens mit einem nahen Anverwandten des Milizsystems beschenken würden. Herr v. d. Goltz plaidirt, nachdem er die Mittel und Wege angegeben hat, ein tüchtiges und zahlreiches Reserve- und Landwehroffiziercorps heranzubilden, für die Creirung einer Landwehrarmee neben der Linienarmee, so daß dieser letzteren, der Linienarmee, wenn wir ihn recht verstanden haben, im Wesentlichen die Aufgabe einer militärischen Schulung, einer Wehrhaftmachung der gesammten männlichen Bevölkerung des Landes zufallen würde. Im Anschluß daran dann, und als natürliche Folge des neuer Systems: ein kürzeres Verweilen bei der Fahne, und die Beschränkung der Dienstpflicht auf eine geringere Zahl von Lebensjahren. Freiherr v. d. Goltz sagt S. 296 wörtlich: „Solche Einrichtungen möchten keineswegs Deutschland in einen einzigen großen Exercierschuppen umwandeln, sondern nur die sittliche Qualität der Massen, ihre Zucht und ihren Gehorsam fördern. Das Mehr der Pflichten, das der Einzelne auf sich zu nehmen hätte, würde ihm durch das kürzere Verweilen bei der Fahne, durch die Beschränkung der Wehrpflicht auf eine geringere Zahl von Lebensjahren, wie sie mit der erhöhten Einstellung von Rekruten Hand in Hand geht, reichlich aufgewogen werden. Es ist also auch keine Gefahr vorhanden, daß das materielle Gedeihen unseres Volkes damit geschädigt würde."

Wenige Wochen nach dem Erscheinen des Gambettabuches brachten unsere Zeitungen die kurze Mittheilung, „daß Freiherr v. d. Goltz, bis dahin Generalstabsoffizier in der sechsten Division (Brandenburg), aus dieser Stelle in den Frontdienst zurückversetzt worden sei". Nach einer anderen Mittheilung hatte er den Abschied genommen. Was war vorgefallen? War es anstößig, über Gambetta zu schreiben? War es noch anstößiger, ihn „beinah einen großen Mann" genannt zu haben? Nicht doch. Wir bezweifeln es, daß der historische Theil des Buches seinem Verfasser irgend welche Ungelegenheiten geschaffen hat. Wir suchen den Schlüssel zum Verständniß an anderer Stelle. Wenn es nicht die letzten Zeilen auf S. 222 waren, so werden es die oben citirten und gesperrt gedruckten Worte von dem „kürzeren Verweilen bei der Fahne" und von der „Beschränkung der Wehrpflicht auf eine geringere Zahl von Lebensjahren" gewesen sein.

Digitized by Google

„Denke was du willst und thue was du mußt", war ein altpreußischer Grundsatz, unter dem die Helden und die Raisonneurs gleich gut gediehen. Die dienstliche Weisheits-Magnacharta von damals hat aber seitdem einen Zusatzparagraphen erhalten: Schreibe was du darfst!

Pequin.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

IV.

Auf drei Kategorien von Männern hatte es die Liga gleich am Anfang ihres Unternehmens abgesehen: erstens und besonders auf die vormaligen Führer der liberalen Partei; dann auf die unter deutscher Herrschaft gebliebenen Richter und Professoren; und endlich auf die protestantische Geistlichkeit. Was die Angriffe anbelangt, welchen die Ersteren sofort nach dem Friedensschlusse ausgesetzt wurden, so haben wir schon zur Genüge darauf hingewiesen und werden im weiteren Verlaufe dieser Arbeit noch öfters darauf zurückzukommen haben; galt es doch da für die Liga den Kernpunkt der gegnerischen Macht anzugreifen und — das hoffte sie wenigstens — zu vernichten. Nicht minder bedeutend aber, obgleich in politischer Hinsicht weniger treffend, waren die Angriffe gegen die verschiedenen im Lande gebliebenen Beamten.

Als in Straßburg am 16. April 1871 die Versammlung der Maires und Notabeln tagte, um die Wünsche der Elsässer niederzuschreiben und Deputirte nach Berlin zu schicken, war einer der ersten Artikel, unter den die Einstimmigkeit der Anwesenden ihre Unterschrift setzte, der, daß die Justiz im Elsaß durch Elsässer gehandhabt und daß eine Landesuniversität errichtet werde. Diesem Winke folgend erklärte sich die Mehrzahl der elsässischen einheimischen Richter bereit, im Dienste des deutschen Herrschers zu verbleiben, und des Nämlichen die hervorragendsten elsässischen Kräfte der ehemaligen französischen Akademie. Was war auch natürlicher, was dem Lande zuträglicher? Oder konnte man hoffen, dem Elsaß irgend einen Dienst zu erweisen, wenn alle seine Kräfte auswanderten, Richter- und Lehrstühle leer ließen, Justiz und Unterricht der deutschen Einwanderung Preis gaben, und in Frankreich als Polenflüchtlinge des neunzehnten Jahrhunderts die Mildthätigkeit des Staates oder der gegen diese Auswanderung zum voraus eingenommenen Bürger anriefen? In bewegten Zeiten, sagt ein Denker, ist es schwerer zu erkennen, wo die Pflicht liege, als diese zu erfüllen. Die Pflicht der Elsässer — das anerkannte damals nicht Jeder, das kommt aber je mehr und mehr zum vollkommenen Verständniß —, diese Pflicht lag nicht im Weglaufen, sondern im Verharren, und ob es gleich Manchem eine harte Ueberwindung kosten sollte, lag diese Pflicht so für die Beamten noch mehr als für Andere.

Die Liga aber verfolgte andere Pläne als der gemeine elsässische Sinn. Von den Wünschen der Straßburger und Colmarer Versammlungen nahm sie keine Notiz; mit desto größerer Wuth ging sie auf die „Abtrünnigen" los, die unter Kaiser Wilhelms Regierung ihr Amt fortzusetzen sich bereit erklärten. Deutsche Zeitungen werden, wie Jedermann weiß, in Frankreich nicht gelesen; der „Niederrheinische Curier" war, als ein damals an einen Deutschen verkauftes elsässisches Blatt, verpönt; die Nachrichten aus dem Elsaß kamen also nach Frankreich nur mittelst der Flugblätter der Liga und der Pariser Correspondenzen. Darin war aber nichts über jene Versammlungen und Wünsche des Elsasses zu erfahren; oder wenn davon die Rede war, so wurden die Thatsachen möglichst kurz erwähnt und in sonderbar gefälschtem Lichte dargestellt. Von den Beamten aber und ihrer „Abtrünnigkeit" wurde weit und breit berichtet! Nicht das Gefühl ihrer elsässischen Pflicht ward in dieser Männer Handlungen anerkannt, nicht die Redlichkeit, sich von ihren Mitbürgern in der Stunde der Gefahr nicht losreißen zu wollen; nicht der innere Kampf, den es sie kostete, mit dem großen Vaterlande zu brechen und in dem engeren Mutterlande zu verbleiben! Nein! da war nur Selbstsucht und eigennützige Berechnung im Spiele! Daß der leichte und kecke französische Witz seine Zügel losließ und, vom literarischen Standpunkte aus, köstliche und wahrhaft musterhaft bearbeite Skizzen über irgend eine an sich komische Persönlichkeit veröffentlichte, das hätte wohl Niemanden befremdet; lächelnd hätte man selbst im Elsaß diese lächelnden Erzeugnisse einer leichtfertigen, gegen die eigene Entmuthigung durch Witz ankämpfenden Muse hingenommen. Dabei aber blieb es nicht! Liga und Zeitungen schleuderten blutigen Hohn gegen jene Männer; von der Höhe ihres unfehlbaren Patriotismus herab zogen sie diese „Verräther" vor ihren unerbittlichen Richterstuhl und sprachen Urtheil, als ob diejenigen noch auf die Elsässer ein Recht hätten, welche Land und Leute im Friedensvertrag an das deutsche Reich, gegen deren in Bordeaux ausdrücklich betonten Willen, ausgeliefert hatten!

Wenn die Stimme des Elsasses sich nach der Annexion irgendwo erhoben hatte, so war es wahrlich in jenen Versammlungen der Maires und Notabeln; und diese Versammlungen hatten gefordert, daß die elsässische Justiz durch elsässische Beamte fortgesetzt würde: dieser Wunsch sollte maßgebend sein für die elsässischen Beamten, und gegen diesen Wunsch hatte Niemand, auch nicht die Anstifter der elsässischen Liga, das Recht, im Namen des Landes Protest zu erheben; noch weniger diejenigen der Verrätherei anzuschuldigen, die diesem Wunsche Folge geleistet hatten.

In Frankreich und im Elsaß warfen diese Anschuldigungen der Liga großen Staub auf. Umsonst versuchten es einige furchtlose, mit richtigem Sachverständnisse urtheilende Männer, dem Sturm, der sofort in den beängstigten und aller festen moralischen Stützen ledigen Gemüthern losbrach, entgegenzutreten. Umsonst erhob in dem „Niederrheinischen Curier" ein angesehener Bürger, Herr Jöranson von Rappoltsweiler, Protest im Namen des Elsasses. Angst hatte sich der Leute bemächtigt, Angst für Verräther zu gelten, Angst in Frankreich verschrieen zu werden. Zu dem gesellte sich ein Umstand, der größere Wirkung hervorbrachte als die Anklageacte der Liga; das war das Schweigen, in welches sich die vernünftigen, moderirten, liberalen französischen Zeitungen diesen Ergüssen des blinden Hasses gegenüber hüllten. „Temps" und „Journal des Débats" hielten zurück mit ihrer Anschauung, und diese vorsichtige, jenen Zeitungen durch die unerquicklichen französischen Zustände auferlegte Zurückhaltung wurde sofort als eine Connivenz mit der Liga ausgebeutet. — „Seht!" so rief man, „selbst diese Zeitungen verurtheilen unsere Richter und Beamten! Ihr Schweigen ist ein härterer Urtheilsspruch, als die gröbsten Insulten der Liga und der „République française!""

Der Sturm war entfesselt. Einer Lawine gleich verbreitete sich die Verleumdung über das Elsaß, Alles umreißend, was in ihrem Bereiche lag, die ehrenwerthesten Männer niederschlagend und eine Tabula rasa für das spätere Gebahren der ultramontanen Partei bereitend.

Nach den Richtern kam die Reihe an die Professoren der neuen Universität, und insbesondere an die Lehrer der protestantischen theologischen Facultät. Verräther am Vaterlande waren diese Männer sammt und sonders! Im Unglücke waren sie der französischen Fahne untreu geworden und hatten unter dem deutschen Reiche ihre Lehrstühle innebehalten. Wie kam es aber, daß Niemand, weder in der Liga noch in den französischen Blättern, auch nur mit einem Sterbenswörtchen der katholischen Ober- und Unterseminarien erwähnte, deren Lehrer, gerade wie die der lutherischen Confession, auf ihren Posten blieben? Waren diese Verräther, warum jene nicht auch? Oder waren jene unschuldig, warum diese nicht?

Und ist dasselbe nicht in dem nämlichem Maße wahr von den Pfarrern der einen und der andern Confession? Man schlage die Blätter der Liga auf; man durchlese die Correspon-

Digitized by Google

denzen der französischen Zeitungen: Anfeindungen gegen protestantische Pfarrer wird man zur Genüge begegnen; aber niemals versuchte Jemand die katholischen zu tadeln, daß sie ihre Gemeinde nicht hätten verlassen wollen. Der Bischof verharrte auf seinem Stuhle; mit ihm das ganze Capitel des Domes; mit ihnen die sämmtlichen Curés, einer ausgenommen, der in Patriotismus machende, berüchtigte Abbé de Hombourg. Diese katholische Geistlichkeit, die auf so sonderbare Weise aller Anfeindungen baar und ledig aus dem Gewühl hervortrat, hatte sich aber der neuen Gewalt gegenüber gleich von Anfang an ungemein geschmeidig benommen. War es nicht der Straßburger Bischof, Herr Raeß, gewesen, der sofort nach Friedensschluß alle höheren deutschen Beamten, und sogar einen deutschen General, auf sein Schloß Sigolsheim zum gemüthlichen Diner eingeladen? War es nicht Bischof Raeß gewesen, der in der Hirtenversammlung in Fulda als deutscher Bischof mitgesprochen und mitgearbeitet? Waren es nicht die elsässischen katholischen Pfarrer gewesen, die fast einstimmig dem deutschen Reiche in einer gemeinschaftlichen, in der „Germania" veröffentlichten Adresse, ihre Freundschaft unter gewissen Bedingungen angeboten? Und wenn dem also war, warum verklagte die Liga einen protestantischen Pfarrer, der den Elsässern zurief: „Erinnert Euch, daß Ihr, die Ihr Franzosen nicht mehr sein könnt, noch Elsässer seid und noch Eure elsässischen Interessen zu wahren habt!" — und warum verklagte sie nicht auf die nämliche Weise die katholischen Unterzeichner jener Adresse, und den katholischen, mit deutschen Beamten im heimischen Schlosse schmausenden Prälaten?

Warum? Das ahnten einige Wenige damals; das sollten aber die späteren Ereignisse zur Genüge hervorheben.

Was nun aber in jener ersten Zeit aus diesem Gebahren der Liga sich erzeugte, das war eine, das Land nach und nach völlig überfluthende Furcht, irgend etwas zu unternehmen oder gut zu heißen, was nicht französischerseits als gut befunden werden sollte. Aus einem sehr ehrbaren Gefühle der Anhänglichkeit an das ehemalige Vaterland entsprossen, bildete sich die natürliche Anschmiegung an Frankreichs Erinnerung aus in eine krankhafte, fieberartige, despotische Nervengereiztheit, die sich als erste und einzige Aufgabe stellte, nicht nur vor dem französischen Volke des Elsasses unerschütterliche Treue fortwährend zur Schau zu tragen, sondern vielmehr noch diese Treue dadurch zu besiegeln, daß man im Elsaß selbst Verräther entdeckte, sie als solche öffentlich brandmarkte und also durch diese Denunciationen sich selbst von Frankreich aus ein Zeugniß der eigenen Treue zu überantworten strebte. Die Masse der Bevölkerung verfiel auf diese Weise einem Terrorismus, den die letzten Wahlen in gewissem Maße, und zwar im Niederelsaß besonders, gebrochen haben, der dennoch nicht ganz gewichen ist, der aber in dem Grade abnehmen wird, in welchem man dem Lande die geheimen Ziele der Liga vor Augen führen wird.

Dazu haben nun die parlamentarischen Ereignisse der letzten drei Jahre eine mächtige Handhabe geboten, und von diesen ersten Reichstagswahlen im Jahre 1874 an beginnt eine neue Aera, in welcher sich die Parteielemente im Niederelsaß wenigstens auf's Neue gruppirt und nicht mehr in sogenannte „patriotische" und „elsässische", sondern in liberale und clerikale Partei zerfallen sind. Aus dieser Parteigruppirung sind denn auch die letzten Parlamentswahlen, welche der elsässischen liberalen Partei im Niederelsaß so außerordentliche Siege brachten und die Liga in der nordöstlichen Ecke des Reichslandes vollständig zu Boden warfen, hervorgegangen.

Cesare Correnti.

Ein italienischer Staatsmann.

Von A. Vivanti.

Der Commendatore Cesare Correnti, der Führer der Centrumspartei im italienischen Abgeordnetenhause und früherer Minister des Unterrichts, ist vor kurzem zum ersten Secretair des Königs von Italien, zum Großmeister des Ordens San Maurizio e Lazzaro und zum Kanzler des Ordens La Corona d'Italia ernannt worden. Er hat, indem er diese Würden angenommen, zum Theil wenigstens auf seine politische Thätigkeit verzichtet, eine Thätigkeit, die sich über einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren erstreckt und in der letzten Zeit ganz besonders hervortrat. Correnti ist zwar nicht ein Mann, der die Blicke der Welt auf sich gezogen hat wie Mazzini, Garibaldi und Cavour, doch ist sein Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes ein bedeutender und segensreicher gewesen, und Niemand hat mit größerem und edlerem Eifer, Wenige haben mit ähnlichem Erfolge wie er für die politische Wiedergeburt und Unabhängigkeit Italiens gewirkt.

Cesare Correnti wurde im Jahre 1815 in Mailand geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und begann dort bereits, im Alter von 15 Jahren, seine politische Thätigkeit. Er war sich schon damals dessen, was er anstrebte, wohl bewußt und gab sich der Aufgabe, zur Unabhängigkeit und Einigung Italiens beizutragen, mit ganzer Seele hin. Sein erstes Bemühen war, in Andern gleiches Streben zu erwecken und die besten Kräfte der Mailändischen Jugend für seine Zwecke zu begeistern. Dies gelang ihm auch, und schon als Schüler erscheint er uns als Führer einer politischen Partei. Auf der Universität fand er sodann ein größeres und ergiebigeres Feld für seine Thätigkeit. Alle, die durch Talent und Charakter ausgezeichnet waren, schaarten sich um ihn, und fast sämmtliche Lombarden, die sich später durch ihre Mitwirkung an der Befreiung und politischen Wiedergeburt Italiens hervorgethan haben — Giovanni Visconti, Visconti Venosta, Giulio Carcano, Antonio Allieni, Pietro Maestri, der General Sirtori, die Söhne des Grafen Gabrio Casati, die Gebrüder Grafen Porro und viele Andere —, befanden sich unter seinen Anhängern und waren sozusagen seine Schüler.

Nach vollendeten Studien der Rechte kehrte Correnti nach Mailand zurück, wo er das begonnene Werk mit immer wachsendem Erfolge fortsetzte. Er lieferte zunächst zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften, namentlich auch zu den von Maestri herausgegebenen „Annali Statistici". Er zeigte dabei eine seltene Gewandtheit, indem er so zu schreiben verstand, daß seine Arbeiten die argwöhnische östreichische Censur nicht aufmerksam machten, aber gleichzeitig die Italiener, die zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, zum Haß gegen die Fremdherrschaft aufreizten. — Nach einiger Zeit gründete er sodann eigene Organe; auch setzte er sich in Verbindung mit der ausländischen, namentlich mit der französischen Presse, wo er seinen Ideen und seinen Wünschen in klareren Worten Ausdruck zu geben wagen durfte. Er trug auf diese Weise viel dazu bei, im Auslande Sympathien für die italienische Sache zu erwecken; endlich veröffentlichte er eine Anzahl im Geheimen gedruckter Flugschriften und Bücher, in denen er seinen innersten Gedanken ohne Rückhalt Ausdruck gab. Er setzte sich, indem er dies that, großen Gefahren aus, da die östreichische Polizei der Zeit mit unversöhnlicher Strenge alle diejenigen verfolgte, welche sich die Befreiung der Lombardei von der Fremdherrschaft zur Aufgabe gestellt hatten.

Das bedeutendste Werk Correntis, welches im Geheimen gedruckt und verbreitet wurde, führt den Titel „L'Austria e la Lombardia". Correnti bekundete in demselben alle Eigenschaften, die ihn in so hohem Maße zum politischen Schriftsteller befähigten: den glühenden Enthusiasmus des Patrioten, vereint mit der verständigen Mäßigung des Staatsmannes; die blühende Sprache des Dichters neben der genauen Sachkenntniß des Ge-

Digitized by Google

lehrten. Das Buch brachte eine mächtige Wirkung hervor. Der Haß gegen die Unterdrücker, der seit Jahren in den Herzen aller Lombarden schlummerte, wurde dadurch wie mit einem Zauberschlage erweckt. Sie warteten nun nur noch auf den günstigen Augenblick, um der Schande und dem Elend, unter dem sie litten, ein Ende zu machen, entschlossen Alles, Hab und Gut, ja das Leben für die Freiheit und Ehre Italiens in die Schanze zu schlagen.

Correnti, dessen politischer Scharfblick dies Alles wohl erkannte, fand es nun für geeignet, seine Partei zu organisiren, um im geeigneten Momente an ihrer Spitze kampfbereit dazustehen. Er nannte diese Partei die „liberale" und zwar absichtlich gerade so und nicht anders. Er erkannte nämlich mit scharfem Verstande, daß die Befreiung von fremder Herrschaft die Lebensfrage für Italien sei und daß alles Andere erst später, nachdem die nationale Freiheit errungen, in Betracht gezogen werden könne. Ob dies „Andere" nun eine Republik sein würde, wie Mazzini sie anstrebte, oder eine Föderation freier Staaten, wie Manin sie verwirklicht zu sehen wünschte, oder endlich eine constitutionelle Monarchie, wie Cavour sie später gründete, alles dies erschien vorläufig noch als Nebensache. Das Losungswort des Moments sollte „Fuori lo staniero" und kein anderes sein. Correnti verstand es, Alle, die sich ihm nahten, in diesem Sinne zu begeistern, und mit dem Geschick des Mannes, der zum Führer geboren ist, ordnete er die chaotischen Kräfte, die sich ihm willig unterordneten und sich seinen Anordnungen fügten: einige übernahmen es Geldmittel herbeizuschaffen; andere besorgten den Ankauf und die Einführung von Waffen; endlich fanden sich Patrioten, um eine Art geheimer Polizei zu bilden, deren Pflicht es war, die östreichische Regierung zu überwachen, ihre Absichten auszuspüren und so viel wie möglich zu vereiteln.

So nahte der Frühling des Jahres 1848. Von Paris, dem Heerd der Revolutionen, flogen die zündenden Funken in alle Länder, und in Mailand, wo sich der Zündstoff seit Jahren angehäuft hatte, loderte es bald in lichten Flammen auf.

Correnti, der die Revolution vorbereitet hatte, blieb die Seele der Bewegung. Er leitete den Aufstand wie er die Verschwörung geleitet, und kämpfte, das Schwert in der Hand, auf den Barrikaden gegen den Feind, den er so lange durch Wort und Schrift angegriffen hatte.

Nach fünftägigem Kampfe zwangen die Mailänder Radetzky, den Führer der feindlichen Truppen, Mailand zu verlassen. Eine provisorische Regierung wurde gegründet und Correnti zum Generalsecretair derselben ernannt. Umsichtig und ruhig inmitten der allgemeinen Aufregung, ließ er es sich zunächst angelegen sein, sich mit den andern italienischen Regierungen in Verbindung zu setzen, um durch ihren Beistand die Resultate des errungenen ersten Sieges zu sichern. Carl Albert, König von Piemont, versprach zuerst seine Unterstützung, und begab sich, an der Spitze seiner Armee, an den Po, um den Oestreichern, für den Fall sie nach Mailand zurückzukehren beabsichtigen sollten, entgegentreten zu können. Auch König Ferdinand von Neapel erklärte sich bereit, die Sache Italiens zu der seinen zu machen und schickte eine Armee nach dem Norden, um sich dort der piemontesischen anzuschließen.

Die Oestreicher ließen nicht lange Zeit vergehen ohne den Versuch zu machen, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Das Glück begünstigte zunächst Carl Albert, er siegte bei Goito und Santa Lucia; aber bei Custoza geschlagen mußte er sich nach Piemont zurückziehen. Der König Ferdinand, der sich nur aus Furcht vor einem Aufstand in Neapel den siegreichen Lombarden angeschlossen hatte, fühlte sich durchaus nicht veranlaßt, den von ihm gehaßten Revolutionären ferner Vorschub zu leisten und rief seine Truppen ebenfalls zurück.

Correnti ließ sich durch diese Unfälle nicht entmuthigen. Er eilte an den Po, und seiner begeisterten Beredtsamkeit gelang es, einen großen Theil der dort versammelten Truppen zu bewegen, statt dem Befehl zum Rückzug zu gehorchen, sich der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen und für die Befreiung Italiens in der Lombardei und Venedig zu kämpfen. —

Aber die kleine Schaar italienischer Truppen konnte der überwältigenden Macht unmöglich widerstehen. Radetzky gelangte auf's Neue in den Besitz von Mailand, und Alle, die sich an der Revolution betheiligt hatten, mußten, wenn sie ihr Leben retten wollten, fliehen. Correnti begab sich zunächst nach Venedig, wo Manin den Oestreichern heldenmüthigen Widerstand leistete, und von dort nach Turin. Hier schaarten sich nicht nur alle Emigranten um ihren alten Führer, auch die Partei der piemontesischen Unionisten zeigte ihm die wärmste Sympathie. Er wurde in die Kammer gewählt, wo er bald darauf eine hervorragende Stellung einnahm. Auch nahm er jetzt auf's Neue seine, während einiger Zeit unterbrochene schriftstellerische Thätigkeit wieder auf. Der „Bollettino dell' emigrazione", den er während des Waffenstillstandes 1848 herausgab, enthält Artikel von ihm, die wahre Meisterwerke in ihrer Art sind. Sie richteten das sinkende Vertrauen der Bevölkerung wieder auf und ermuthigten zu hartnäckigem Widerstand gegen den Feind. Viele andere Schriften Correntis könnten hier genannt werden, welche erheblich dazu beitrugen, die Herrschaft der Oestreicher in Italien auf die Dauer unmöglich zu machen.

Bis zum Ausbruch des Krimkrieges gehörte Correnti der Partei der gemäßigten Linken an. Als diese sich gegen den Krieg erklärte, sagte er sich von ihr los. Er vertheidigte in einer glänzenden Rede die weise Politik Cavours und trat zur Rechten über. Von jener Zeit, bis zum Tode des großen Staatsmannes, blieb er dessen getreuester Anhänger. Dieser seinerseits erblickte in Correnti die beste Stütze seiner patriotischen Politik.

Während des Krieges 1859 begab sich Correnti, nicht ohne sein Leben großer Gefahr auszusetzen, nach Mailand, um, Cavours Anweisung folgend, die Mailänder zum Aufstand zu bewegen. Nach der Schlacht von Magenta eilte er in das Lager Victor Emanuels und des Kaisers Napoleon, um Bericht über die Stimmung in Mailand abzustatten; nach dem Frieden von Villafranca endlich wurde er beauftragt, die Interessen der Lombardei und Piemonts in den Verhandlungen mit Oestreich zu vertreten.

Mit der Befreiung der Lombardei im Jahre 1859 beginnt nun eine neue Epoche in Correntis Laufbahn. Aus dem Verschwörer und Revolutionär wird der Politiker und Staatsmann. Unterrichtsminister unter Ricasoli und Lanza, Mitglied der Kammer, in der er zuerst Abbiate Grasso und seit 1865 seine Vaterstadt Mailand vertrat, wandte er sein Hauptaugenmerk der zerrütteten Finanzlage Italiens zu. Diese war damals eine so trostlose, daß Pasini noch im Jahre 1863 erklären konnte: Italien, nachdem es die Oestreicher vertrieben, werde jetzt von einem innern Krebsschaden, seiner Staatsschuld, aufgefressen. Leider wurden die von der Finanzcommission, in der Depretis und Correnti unermüdliche Thätigkeit entfalteten, gemachten Vorschläge von der Kammer verworfen. „Wären dieselben in Kraft getreten," schreibt Correnti, „so hätten wir schon vor zehn Jahren das Gleichgewicht unseres Budgets herstellen können."

Die Ereignisse des Jahres 1866 wendeten die Aufmerksamkeit italienischer Staatsmänner gezwungenermaßen wieder den rein politischen Fragen zu. Die Revision der Finanzen wurde auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Correnti, der sich, solange Cavour und Ricasoli an der Spitze der Regierung gestanden, als ein zuverlässiger Anhänger derselben bewährt hatte, trat, nach Lanzas Ausscheiden, von der Regierungs- zu der Centrumspartei über, deren Führer er ward.

In dieser einflußreichen Stellung, in der er sowohl von der Rechten als von der Linken angefeindet wurde, leistete er seinem Lande die wichtigsten Dienste, indem er die äußerste Linke verhinderte, das Land in Wirren und Unruhen zu stürzen, und, auf der andern Seite, die Rechte zwang, wenigstens einen Anschein von Constitutionalismus aufrecht zu erhalten. Seine besonnene und patriotische Politik bewährte sich ganz besonders unter dem Ministerium Menabrea, dessen absolutistische Tendenzen von Correnti energisch bekämpft wurden.

Digitized by Google

Das Ministerium Minghetti war nicht geeignet, die gelockerten Bande zwischen der Regierung und dem Centrum wieder fester zu knüpfen. Ganz besonders fand die Kirchenpolitik Minghettis in Correnti einen entschiedenen Gegner. Zwar ging dieser in seiner Opposition nicht so weit wie die äußerste Linke, aber er wollte der Macht der Kirche keinen neuen Vorschub leisten und begünstigte das Bestreben des niederen Clerus, sich von dem Einfluß der Bischöfe einigermaßen unabhängig zu machen. Die Kluft zwischen der Regierungspartei und dem Centrum wurde weiter und weiter. Die Eisenbahnfrage, welche die Veranlassung war, daß die toscanischen Abgeordneten sich von der Rechten lossagten, raubte dem schon auf so schwankenden Füßen stehenden Ministerium Minghetti die letzte Stütze. Im Gefühle seiner gänzlichen Hinfälligkeit, um dem Todeskampfe ein Ende zu machen, forderte es ein Vertrauensvotum. Dieses wurde ihm von einer überwältigenden Majorität verweigert.

Obgleich der Sturz Minghettis seit langer Zeit vorausgesehen war, so erregte doch die Nachricht, daß derselbe durch die Coalition des Centrums mit der Linken herbeigeführt sei und ein Ministerium der Linken unter Depretis zur Folge haben würde, die größte Sensation. Die Conservativen brachen in einen Sturm des Unwillens aus, der um so lebhafter wurde, je weniger Depretis sich geneigt zeigte, irgend welche extreme Maßregel zu ergreifen, die ihn compromittirt haben würde. Der neue Minister ließ sich bei dieser Gelegenheit von den Rathschlägen Correntis leiten, der, nachdem er Minghetti gestürzt, in der Mäßigung Depretis eine neue Rechtfertigung seiner Politik fand. Die ihm wiederholt gemachten Vorschläge, ein Portefeuille in dem liberalen Cabinet anzunehmen, wies Correnti zurück. Er wollte selbst den Schein vermeiden, als ob selbstische Motive ihn geleitet hätten, als ob er den Sturz Minghettis herbeigeführt, um unter einem neuen Ministerium zur Macht zu gelangen. Auch konnte er, der langjährige Führer der Centrumspartei, sich nicht mit einer Regierung verbinden, deren Mitglieder ausschließlich der Linken angehörten.

Als Depretis sich genügend in seiner Stellung befestigt glaubte, löste er die Kammer auf und appellirte an die Nation. Seltener ist ein Wahlkampf mit größerer Energie gekämpft worden, wie der im November vergangenen Jahres. Im dritten Bezirk Mailands, wo es sich um die Wiedererwählung Correntis handelte, war die Erbitterung geradezu beispiellos. Visconti Venosta, der dort gegen Correnti auftrat, ließ nichts unversucht, um Correnti, dem er zu so vielem Danke verpflichtet war, zu schaden. Aber er unterlag, und Mailand blieb seinem alten Vertreter getreu. Dieser mußte jedoch sein Mandat bald darauf wieder niederlegen. Depretis, nachdem er die Hoffnung aufgegeben hatte, Correnti als Mitglied seines Ministeriums ganz für sich zu gewinnen, fühlte sich veranlaßt, ihm die seit mehreren Jahren vacante Stelle als erster Secretair des Königs anzubieten, die Correnti auch nach einigem Widerstreben annahm. Da Correnti dessen ungeachtet auf seinen Sitz im Parlament nicht verzichten wollte, so wurde eine Wiederwahl nothwendig. Seine Gegner schmeichelten sich mit der Hoffnung, er habe durch die von ihm in letzter Zeit befolgte Politik viel von seiner Popularität verloren und werde im Wahlkampfe unterliegen. Sie täuschten sich darin. Mailand hat seinem langjährigen Vertreter sein volles Vertrauen bewahrt und sich am 5. Juni von Neuem für ihn erklärt.

Nachdem Correnti sein langes Leben dem Dienste des Vaterlandes gewidmet hatte, ohne je eine andere Belohnung dafür zu verlangen als das Bewußtsein wie ein guter Patriot gehandelt zu haben, und die Befriedigung zu wissen, daß er als ein solcher von seinen Zeitgenossen anerkannt werde, hat er nun, am Abend seines vielbewegten Lebens, eine Stellung errungen, die ihm gestatten wird, nach der schweren Arbeit des Tages sich wohlverdienter Ruhe zu erfreuen. Bei seiner unermüdlichen Thätigkeit, bei der geistigen Frische, die er sich bewahrt hat, bei dem ungeschwächten Ansehn endlich, in dem er bei seinen Landsleuten steht, darf jedoch seine politische Laufbahn keineswegs als vollständig abgeschlossen betrachtet werden, und man darf im Gegentheil mit Sicherheit voraussagen, daß er keine Gelegenheit vorübergehen lassen wird, um seinem Vaterlande auch noch in Zukunft, innerhalb der weiten Grenzen seiner bedeutenden Fähigkeiten, neue Dienste zu leisten.

Vor vierzehn Jahren.

Eine geschichtliche Erinnerung an den polnischen Aufstand von 1863—64.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

Rußland selbst war unglaublich schlecht unterrichtet gewesen. Die amtlichen russischen Blätter, z. B. „Dziennik Powszechny", brachten noch am Vorabend vor der Erhebung Mittheilungen über die Fröhlichkeit, mit der die eingezogene polnische Mannschaft der russischen Fahne gefolgt sei. Diese Mannschaft bestand zu nicht geringem Theil aus Verschworenen! Ihre Fröhlichkeit war — vom späteren Ausgange abgesehen — die römerfreundliche Fröhlichkeit des Armin vor der Varusschlacht.

Von den ursprünglichen zwölf Führern wurden, wie bemerkt, bald mehrere das Opfer des Befreiungskampfes. Ihre Stelle nahmen andere Mitglieder der demokratischen Partei ein. Die von ihnen ausgehenden Erlasse trugen den Stempel des Freisinns in staatlicher und religiöser Beziehung. Gleichheit vor dem Gesetz; gleichmäßige Duldung der Glaubensbekenntnisse; Abschaffung der auf den Bauern lastenden Frohnden; Uebertragung von freiem Eigenthum — allerdings in nicht sehr ausgedehntem Maße — an die bisher an die Scholle Gefesselten: das waren die Grundzüge der den Umwälzungsversuch einleitenden Aufrufe.

Bis über die Mitte des Jahres 1863 hinaus beantwortete die Mehrzahl der Leiter des Aufstandes alle von Paris aus an sie gerichteten Anfragen durch eine ablehnende Erklärung. Eine Spaltung vorübergehender Art ergab sich indessen, einige Monate nach der Erhebung, doch einmal im Ausschusse. Es handelte sich um die Frage der fremden Einmischung zur Stützung der polnischen Revolution.

Ludwig Napoleon schmeichelte sich damals noch mit der Hoffnung, England zu einer gemeinsamen Einmischung gegen Rußland veranlassen zu können. Durch Zwischenträger machte er, wie mir bekannt, den Versuch, ob nicht polnischerseits ein Gesuch zu diesem Zwecke an ihn gerichtet werden könne, das ihm bei der öffentlichen Meinung für seine Politik einen besseren Anhaltspunkt und Boden gäbe. Da um jene Zeit auch eine Personenveränderung in der geheimen Nationalregierung zu Warschau stattgefunden hatte, so erzeugte diese Frage allerdings eine zeitweilige Spaltung und Lähmung der Thätigkeit der Aufständischen.

Schließlich wurde die napoleonisirende Richtung vollkommen niedergekämpft und die alte Losung: „Befreiung aus eigenen Kräften!" wieder festgehalten. Der Entschluß war aller Ehren werth, wenn man erwägt, gegen welche Hindernisse die Polen zu kämpfen hatten.

Als die Führer ihr Werk unternahmen, haben sie ohne Zweifel in dreifacher Richtung auf Unterstützung gehofft. Im Innern — auf die regere Theilnahme der polnischen Landbevölkerung. Gegenüber Rußland — auf den Uebertritt von Truppen, namentlich von Offizieren; ebenso auf den Ausbruch einer mehr oder weniger entschiedenen Bewegung in Moskau und Petersburg. Endlich in Deutschland — auf eine durchgreifende Entwickelung in Preußen.

Diese Hoffnungen wurden alle getäuscht. Die polnischen Bauern verhielten sich meist beobachtend, wenn nicht geradezu feindlich. Die so pomphaft lautenden angeblichen Aufrufe russischer Offiziere in Warschau erwiesen sich als hohle Worte. In

Digitized by Google

Rußland selbst zeigte sich jene Bewegungspartei, die früher dem ganzen Europa durch den Hauch des „jungen Slaventhums" die Wiedergeburt bringen wollte, unfähig oder unwillig zu irgendwelchem Widerstande gegen den Czaren. In Preußen endlich verlief ein scheinbar kühn begonnener Ansturm der Verfassungspartei in kläglicher Weise.

So kämpften denn die Polen den Kampf der Verzweiflung ohne irgendwelche Unterstützung fort. Kein Wunder, daß bei solcher Lage, namentlich in Folge des Ausbleibens der erhofften allgemeinen Theilnahme der Bauern, die demokratische Partei sich mehr und mehr genöthigt sah, die angebotene Hülfe des durch gesellschaftliche Stellung, finanzielle Mittel und politische Beziehungen im Auslande einflußreicheren Adels in größerem Maße anzunehmen. Monate hindurch hatte die Czartorysky'sche Partei sich um Anknüpfung engerer Beziehungen zu den Führern des Aufstandes bemüht, um in Frankreich und England die Vertretung der polnischen Sache in die Hand zu bekommen. Im August 1863 gelang es ihr, Boden zu gewinnen. Damit erhielt Napoleon einen Faden der Anknüpfung: und nun betrieb er nochmals mit verdoppeltem Eifer seine Anträge bei England und seinen Congreßplan.

In Warschau erklärte die Nationalregierung mittlerweile von Neuem, daß die Beschlüsse vom 22. Januar die allein maßgebenden seien. Die Verhältnisse waren indessen geändert — und von da an machten sich in den Aufstandszuckungen allerdings die aristokratischen, katholischen und französischen Einflüsse öfter geltend, obwohl der Aufstand im Ganzen doch noch mehr den ursprünglichen Charakter trug.

Schritt um Schritt sank die Erhebung nun zusammen. Russisch-Polen, das heißt, der vaterländisch gesinnte Theil seiner Bevölkerung, hatte das Uebermenschliche geleistet, ohne daß ihm von den Volksparteien oder den Regierungen Europas etwas Anderes entgegengebracht wurde, als höchstens Worte des Mitleides. Die einzige Macht, die eine Zeit lang auf ein anderes Verfahren drang, war von dunkeln Plänen des Ehrgeizes geleitet und hatte den besten Theil der Polen selbst gegen sich. An dem natürlichen Mißtrauen zwischen England und dem napoleonischen Frankreich, das unter der Maske der Sorge um Polen nach dem Rhein zueilte, mußte der Gedanke einer Einmischung ohnedies scheitern.

Noch wenige Monate verzweifelten Kampfes — und Rußland konnte die Gefahr des polnischen Aufstandes für beseitigt erklären. Bald nachher bewillkommten wir mit Gefühlen der Bewegung den General Langiewicz als einen der jüngsten Genossen der Verbannung in London.

V.

Erst nach fast anderthalb Jahren war der Aufstand völlig niedergeworfen; und doch hatte Rußland seine ganze Macht auf die Bewältigung desselben vereinigen können! Wahrlich, Kosciuszko hatte Recht, als er sich mit Unwillen gegen die Behauptung erhob, er habe den (wohl von russischer Seite erfundenen, von Freunden Polens thöricht nachgebeteten) Ausruf gethan: „Finis Poloniae!"

Wer übrigens die wahre Meinung erkennen will, die unter Russen selbst über die Lebensfähigkeit des polnischen Stammes herrscht, der lese General Fadejeffs Schrift über die orientalische Frage. Dort wird offen anerkannt, daß „die westlichen Gebiete Rußlands, und zwar nicht blos das Königreich Polen, sondern sogar Volhynien, wo die Katholiken nur zehn Procent der Bevölkerung ausmachen, sicherlich vollkommen polnisch und gegen Rußland feindlich sich zeigen werden, sobald nur ein fremder Feind auf dem dortigen Boden erscheint".

In Wien, in Pest, in Krakau, sagt Fadejeff, seien diese Verhältnisse wohl bekannt. Oestreich-Ungarn halte die polnische Frage sozusagen als Blitzableiter in der Hand, sobald die Dinge im Osten sich zu einer Gefahr zuspitzen. In Westgalizien besitze Oestreich den polnischen Aufruhr „gewissermaßen im Auszug zur bequemsten Benutzung; es brauche nur heißes Wasser aufzugießen, und die Empörung stehe fertig da". Darum räth General Fadejeff zugleich die Vernichtung Oestreich-Ungarns und die Herbeiziehung sämmtlicher Slaven der Türkei, desgleichen der Rumänen und Griechen zum russischen Reiche an, um dadurch die Polen in die Mitte zu nehmen, einzumauern und zu zerdrücken.

Die Lehre für Andere ergibt sich aus diesen Rathschlägen von selbst.

Kosciuszkos im Eingang erwähnter Brief befindet sich in der Urkundensammlung der Familie Ségur in Frankreich. Folgendes ist die Uebersetzung nach der mir von Herrn Ch. Ed. Choiecki mitgetheilten französischen Urschrift:

Brief Kosciuszkos an den Grafen Ségur, den Verfasser der „Decade Historique": in Bezug auf das angebliche „Finis Poloniae" vom 10. October 1794.

Herr Graf, —

Indem ich Ihnen gestern das auf die Angelegenheit des Herrn Adam Poninski bezügliche Schriftstück übermittelte, hätte ich noch einer anderen, auf die unglückliche Schlacht von Macieowice bezüglichen Thatsache erwähnen sollen, die aufzuklären es mich drängt.

Die Unwissenheit oder der böse Wille ist darauf versessen (l'ignorance ou la mauvaise foi s'acharnent), mir den Ausruf: „Finis Poloniae" in den Mund zu legen, den ich an jenem Unglückstage gethan haben soll. Nun war ich, erstens, schon vor dem Ende der Schlacht fast tödtlich verwundet gewesen, und kam erst zwei Tage nachher, wo ich mich in den Händen meiner Feinde befand, wieder zu Sinnen. Sodann wäre ein solcher Ausruf, wenn er verstandlos und verbrecherisch in jedes Polen Munde ist, es noch viel mehr in dem meinigen.

Indem mich das polnische Volk zur Vertheidigung des Gebietsbestandes, der Unabhängigkeit, der Würde, des Ruhmes und der Freiheit des Vaterlandes aufrief, wußte es wohl, daß ich nicht der letzte Pole war und daß mit meinem Tode, sei es auf dem Schlachtfeld oder anderwärts, Polen nicht enden konnte, nicht enden durfte. Alles, was die Polen seitdem in den ruhmreichen polnischen Legionen gethan haben, und Alles, was sie noch in der Zukunft thun werden, um ihr Vaterland wieder zu gewinnen, dient genügend als Beweis, daß, wenn wir, die ergebenen Kämpfer dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich ist. Niemandem ist es daher gestattet, den schändlichen Ausdruck (l'outrageante épithète): „Finis Poloniae" zu gebrauchen oder zu wiederholen.

Was würden die Franzosen sagen, wenn nach der Unglücksschlacht von Roßbach im Jahre 1757 der Marschall Karl von Rohan, Fürst von Soubise, ausgerufen hätte: „Finis Galliae!" — oder wenn man ihm diese grausamen Worte in seinen Lebensbeschreibungen beilegte?

Ich wäre Ihnen somit verbunden, wenn Sie nicht von diesem „Finis Poloniae" in der neuen Ausgabe Ihres Werkes sprechen wollten; und ich hoffe, daß das Ansehen Ihres Namens auf alle Diejenigen Eindruck machen wird, die in Zukunft etwa diese Worte wiederholen und mir eine schmachvolle Lästerrede (un blasphème) zuschreiben wollten, gegen die ich aus tiefster Seele Verwahrung einlege.

Mein Vetter und Zögling, der junge Georg Zenowicz, wird die Ehre haben, Ihnen diesen Brief zu überreichen. Obwohl es seine Absicht ist, sich der kriegerischen Laufbahn zu widmen, wird er sich doch glücklich schätzen, ihre wohlwollende Gönnerschaft verdienen zu können, wenn je die Umstände ihn in die Lage versetzen, aus derselben Nutzen zu ziehen.

Genehmigen Sie, Herr Graf, die Zusicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

T. Kosciuszko.

Paris, den 20. Brumaire; Jahr XII.
(= 31. Oktober 1803.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Heinrich Heine und Frau Maxime Jaubert.

II.

Die Mittheilungen der Frau Maxime Jaubert über Heines Beziehungen zu seiner Frau bestätigen nicht nur das, was man aus den anderen biographischen Schilderungen Heines über diesen Punkt weiß, sondern bringen auch eine höchst merkwürdige psychologische Einzelheit, von der, soviel mir bekannt, bisher noch nie öffentlich die Rede gewesen ist.

Heine, erzählt Frau Maxime Jaubert, liebte seine Frau gleichzeitig wie eine Geliebte und wie sein Kind; ihre Harmlosigkeit und intellectuelle Unbeholfenheit rührten ihn, ihre Unwissenheit bereitete ihm ein besonderes reizvolles Behagen.

„Sie hat von mir nicht eine Silbe gelesen," vertraute er der Freundin, indem er mit leiser Stimme sprach, „und sie weiß gar nicht, was ein Dichter eigentlich ist. Indessen habe ich Eins herausbekommen: sie hat eine dunkle Vorstellung davon, daß mein Name in einer Revue gedruckt zu lesen steht." Und indem er noch leiser sprach, fügte er hinzu: „Aber sie weiß nicht, in welcher."

Jedesmal, wenn in der Unterhaltung von „Juliette", d. i. Mathilde, die Rede war, richtete sich der Kranke, indem er sich auf die Ellenbogen stützte, von seinem Lager auf und sprach mit leiser Stimme, als ob er befürchtete, daß man an der Thür horchte.

Der arme Heine, fährt Frau Maxime Jaubert fort, war entsetzlich eifersüchtig. Mathilde hatte nun, wenn auch gerade keine besondere Vorliebe für die Literatur, doch eine ausgesprochene Leidenschaft für das Theater und den Circus. Das Dasein der jungen Frau verlief in der Einsamkeit und Traurigkeit. Bisweilen erlangte sie von ihrem Manne die Erlaubniß, mit einigen Freunden in's Theater zu gehen. In diesem Falle verriethen immer einige Worte, die dem Kranken unwillkürlich entschlüpften, die quälende Herzensangst, von der er nicht sprechen mochte.

Ein Zufall sollte Frau Jaubert über diese peinigende Leidenschaft Heines aufklären. Eines Morgens machte ihr ein Arzt einen Besuch, den Heinrich Heine an sie abgesandt hatte, um sie zu benachrichtigen, daß er wieder eine sehr ernsthafte Krisis überstanden habe und sich freuen würde, Frau Jaubert zu sehen. Frau Jaubert, die durch diese Mittheilungen sehr beunruhigt war, fragte den Arzt, ob er das Schlimmste schon jetzt befürchte. Der Arzt, der voraussetzte, daß Frau Jaubert bei den intimen Beziehungen, die zwischen ihr und Heine bestanden, von Allem, was Heine betraf, genau unterrichtet sei, sprach ganz offenherzig mit ihr.

„Was vermag unsere Kunst," sagte er, „im Kampfe gegen eine unsinnige Liebe und gegen die zügellose Eifersucht? Es ist nicht möglich, Heine davon abzubringen, da er den Gegenstand seines Wahnsinns immer in seiner nächsten Nähe hat. Unter solchen Bedingungen war auch seine Verheirathung verhängnißvoll, und die Ehe hat das Fortschreiten seiner Krankheit erheblich beschleunigt."

„Aber," versetzte Frau Jaubert, „seine Frau pflegt ihn doch mit rührender Sorgfalt, und das muß doch für seinen Zustand eine große Erleichterung sein."

Der Doctor zuckte die Achseln und entgegnete: „Seine Frau kann nichts dafür; aber wie viel Pflege wäre wohl erforderlich, um einen Schaden wieder gut zu machen, wie den, den die vergangene Nacht angerichtet hat! Ich weiß nicht, welcher unbegründete Verdacht sich der Einbildung unseres Patienten bemächtigt hatte, ich constatire nur die Thatsache. Nachdem er sich von seiner auf den Boden gelegten Matratze hatte heruntergleiten oder vielmehr herunterfallen lassen, ist er auf dem Bauche, indem er sich auf die Hände stützte, mit Anspannung aller seiner Kräfte bis zur Thür des Schlafzimmers der Frau Heine gekrochen, wo er ohnmächtig zusammengebrochen ist und Gott weiß wie lange gelegen hat. Man hat mir als Arzt diese beklagenswerthe Scene anvertrauen und mich darüber aufklären müssen, weshalb ich den Patienten heute auf dem Bette seiner Frau fand. Frau Heine hat mir die Geschichte mit einer wirklich trostlosen Miene erzählt."

Es war darauf von allen den weiteren Quälereien und Operationen die Rede, welche die Lähmung der inneren Organe zur nothwendigen Folge haben würden. Es mußte einem das Herz bluten, wenn man hörte, eine wie schreckliche Zukunft dem Unglücklichen vorbehalten war.

„Heine," fügte der Doctor hinzu, „kennt sein Schicksal ganz genau, und ich weiß, daß ihn sein Muth nicht verlassen wird. Es ist ein wunderbarer Mensch; er hat nur zwei Gedanken im Kopf: seiner Mutter den Zustand seiner Gesundheit zu verheimlichen und die Zukunft seiner Frau zu sichern."

„Aber es ist ja in Wahrheit ein guter Mensch!" rief Frau Jaubert aus mit einem Tone, als wolle sie sich selbst wegen ihres früheren Zweifels an Heines guten Eigenschaften einen Vorwurf machen.

„Relativ gut," versetzte der Doctor mit Kälte. „Man darf nicht vergessen, er ist nachtragend, ja rachsüchtig. Seine Güte reicht nicht weit, und wer vorsichtig ist, wird seine Intimität scheuen. Bedenken Sie nur, mit welcher Hartnäckigkeit er Meyerbeer verfolgt! Ganz vor kurzem hat er noch ein Spottgedicht: „Heil dem großen Beerenmeyer" auf den Componisten verfaßt, in welchem er Meyerbeer zur Zielscheibe seiner boshaftesten Witze macht; und weshalb? Weshalb diese beständigen Angriffe auf einen Mann, dessen Freund und Bewunderer er gewesen ist? — Weil er von Meyerbeer eine Loge für die erste Aufführung des „Propheten" erbeten und nicht erhalten hat."

„Sie dürfen aber auch nicht vergessen," versetzte Frau Jaubert, „daß da wieder die Liebe die Hand im Spiele hat. Die erbetene Loge war für seine Frau bestimmt, und er hat es Meyerbeer nicht verziehen, daß derselbe Frau Heine diese Enttäuschung bereitet hat."

Nachdem der Doctor sich entfernt hatte — fährt Frau Jaubert in ihrem Berichte fort — verfiel ich in Nachdenklichkeit und suchte in meiner Erinnerung mir noch einmal Alles zu vergegenwärtigen, was ich soeben vernommen hatte. Nun, wenn ich es offen gestehen darf, ich empfand eine gewisse Nachsicht für Heine und mochte ihm gern das Unrecht nachsehen, das er sich gegen den berühmten Componisten zu Schulden hatte kommen lassen; denn dieses Unrecht fand eben in der Liebe seine Entschuldigung. Seine Liebe war so stark, sein Unglück so groß! Strenger beurtheilte ich die Angriffe, mit denen er aus reinem Uebermuth ihm nahestehende Personen verfolgte. Er schien der Ansicht zu sein, daß es ein erlaubtes Vergnügen sei, seine besten Freunde mit überströmender Ironie und den grausamsten Witzen dichterisch zu quälen; und wenn man ihm darüber Vorwürfe machen wollte, so horchte er neugierig auf, als ob man ihm eine wildfremde Geschichte erzählte, und dann brachte er noch mit sichtlichem Behagen eine ganze Reihe von neuen kleinen Bosheiten vor, die er drucken zu lassen sich gescheut hatte. So war es um seine Reue bestellt. Ich glaube, daß er, wenn er sich in seinem Gewissen fragte und sich sagen durfte: mein Herz hat mit der Sache nichts zu schaffen — ich glaube, daß er sich dann schon für unschuldig hielt. So auch würde es sich erklären, daß er gelegentlich auch von solchen Personen, die er durch seine Schriften beleidigt hatte, Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste erwartete. Ich war darüber sehr erstaunt und fragte ihn, ob er denn vergessen habe, was er über die betreffende Persönlichkeit geschrieben habe.

„Das wird man mir doch nicht übel genommen haben, wir waren ja Freunde," versetzte Heine unbefangen.

„Gerade deshalb," entgegnete ich.

„Bah! Man kennt mich ja. Das Pittoreske, das Bild oder die Komik nehmen mich im Fluge mit; das ist meine Natur."

„Aber ich bitte Sie," versetzte ich ärgerlich, „Sie sagen etwa wie ein Pilz in einer Fabel, dem man sein Gift zum Vorwurf machte, antworten würde: 'Es ist meine Natur'."

Digitized by Google

„Bravo!“ rief Heine. „Das ist ganz mein Fall, liebe Freundin.“ Und der Kranke freute sich aufrichtig und dachte gar nicht an die werthvollen Freundschaften, die er sich entfremdet hatte.

Bemerkenswerth ist noch, daß Heine von seinem Leiden und von allem Jammer, den dasselbe im Gefolge hatte, sehr wenig und immer im einfachsten Tone sprach. Von Zeit zu Zeit erlaubte er sich einen Scherz auf seine eigenen Kosten; aber niemals suchte er durch eine Redensart das Mitleid hervorzurufen. Das Kopfende seiner Matratze lag hart am Kamin, zweimal fing das Kamin Feuer — er sprach davon mit derselben Ruhe, als ob er bei diesem Unfall nicht größere Gefahr gelaufen wäre denn jeder Andere.

Die Einrichtung seiner Wohnung war die des behäbigen Mittelstandes. Die äußerste Reinlichkeit herrschte in seinem Zimmer. Er hatte immer das Porträt seiner Frau vor Augen. Frau Heine zog sich, sobald Besuch kam, discret in ihr Zimmer zurück, das ganz hinten in der Wohnung lag. Wahrscheinlich hatte Heine dies selbst angeordnet, damit er Jeden, der zu Frau Heine gehen wollte, hören konnte. „Wer weiß,“ sagt Frau Jaubert, „ob bei diesem verliebten und eifersüchtigen genialen Menschen die Seelenqualen nicht noch stärker gewesen sind, als das körperliche Leiden!“

Die junge, lebenslustige Frau, die vergnügungssüchtig wie eine echte Pariserin, kinderlos und ihrer Erziehung nach geistig träge war, hatte ein recht schweres Dasein. Man kann ihr nur das Rühmlichste in ihren Beziehungen zu Heine als ihrem Gatten und ihrem Pflegling nachsagen. Nur sehr kurze Zeit und nur selten hatte sie die verzeihliche Eitelkeit befriedigen können, sich an Heines Arme in Concerten und Theatern dem Pariser Publicum zu zeigen. Aus der Musik machte sich Heine übrigens nicht sehr viel, wenigstens nicht aus der Musik, die er in Paris zu hören bekam. Die Malerei schien ihn mehr zu fesseln, und vor Allem die Bildhauerkunst.

Man weiß, mit welcher wahren Begeisterung er über „unsere liebe Frau von Milo“ geschrieben hat. In der Unterhaltung mit seinen Freunden kam er wiederholt auf den letzten Besuch, den er der Venus im Louvre gemacht hatte, zurück.

Im Frühjahr des Jahres 1848 hatte sich sein Zustand etwas gebessert. Er konnte seine Hände wieder bewegen, sein Gaumen war empfindlich geworden, und das eine Augenlid war nicht geschlossen. Man durfte wieder einige Hoffnung schöpfen. An einem schönen Frühlingstage, als Heine spazieren ging, trat er, um sich auszuruhen, in das Louvre und setzte sich der Venus von Milo gegenüber. Da, in dem Halblichte unter der Einwirkung dieses himmlischen Lächelns, dieser plastischen Schönheit, die fernerhin für ihn nur noch eine Erinnerung sein sollte, gerieth Heine in eine poetische Verzückung. „Ach!“ rief er, „weshalb bin ich nicht da gestorben, an jener Stelle und in jenem Augenblick! Das wäre ein dichterischer, heidnischer, ein herrlicher Tod gewesen, wie ich ihn verdient hätte. Ach, wäre ich damals gestorben!“ Nach einer kurzen Pause fuhr er mit spöttischem Tone fort: „Aber die Göttin hat mich mit ihren Armen nicht umschlingen wollen — Sie kennen ja ihr Unglück! Ihre Göttlichkeit ist auf die Hälfte reducirt wie meine Menschlichkeit; aber allen mathematischen und algebraischen Regeln zum Trotz haben unsere beiden Hälften noch kein Ganzes gemacht.“

Heine hatte eine besondere Vorliebe für bleiche Frauen mit regelmäßigen Zügen, von einer gespensterhaften Schönheit; aber auch eigenthümliche, mehr räthselhafte als regelmäßige Gesichter reizten ihn.

Seine Frau hatte ein rundes, volles Gesicht mit großen, freundlichen schwarzen Augen, üppigen Haarwuchs, schöne weiße Zähne im lachenden Munde, schwellende Formen, — der richtige Typus einer Pariser Arbeiterin mit kleinen Händen von aristokratischer Feinheit! Der Klang ihrer Stimme war für Heinrich Heine ein beständiger Zauber, und er sprach immer davon.

„Er hat mir mehrmals die Versicherung gegeben,“ sagt Frau Jaubert, „daß er durch diese helle frische Stimme in's Leben zurückgerufen sei in Augenblicken, als seine Seele zu den unbekannten Bezirken sich aufschwingen wollte. Wenn die hohe, helle Stimme seiner Frau aus dem Nebenzimmer in die Krankenstube hinüberklang, hielt Heine im Gespräch inne, lauschte auf, ein freundliches Lächeln ging über sein Gesicht, und er horchte, bis wieder Stille eintrat.“

Frau Jaubert erzählt noch, daß Heine besonders unglücklich darüber gewesen sei, daß er seine Prosa und seine Verse einem Secretär habe dictiren müssen. Da Heine argwöhnischer Natur gewesen sei, so habe er beständig Angst gehabt, daß sein Secretär das, was der Dichter ihm dictirt, eigennützig verwerthen könne. Er habe es daher eine Zeit lang mit ungebildeten und thörichten Menschen versucht, von denen er vorausgesetzt habe, daß sie den Werth der Dictate nicht zu würdigen vermochten; aber diese hätten solchen Unsinn zusammengeschrieben, daß er sie immer wieder habe fortschicken müssen. Eines Tages fand ihn Frau Jaubert sehr betrübt darüber — er hatte wieder einen Secretär fortgeschickt —, daß er nun nicht einmal im Stande sei, sich die Zeitung vorlesen zu lassen. „Aber können Sie denn Ihre Frau nicht um die kleine Gefälligkeit bitten?“ fragte Frau Jaubert.

„Nein,“ entgegnete Heine, „Frau Heine kann nur die Musterbriefe von Madame de Sévigné lesen.“

Also auch die Person, die er am meisten auf der Welt liebte, verschonte er nicht mit seinen Witzen. Eine seiner bekannten Eigenthümlichkeiten war es ja überhaupt, einen witzigen Einfall um keinen Preis verschweigen zu können; er mußte ihn sagen, wenn er auch wußte, daß dadurch das Opfer seines boshaften Geistes tödtlich verletzt werden würde. Frau Jaubert selbst sollte ihm ein solches Opfer zuführen.

Zu jener Zeit — ich spreche von den Tagen der Republik und dem Beginn des Kaiserreichs — hielt sich in Paris die wegen ihrer Schönheit berühmte russische Gräfin Kalergis, die Nichte des Herrn von Nesselrode auf. Frau von Kalergis, die an Berühmtheiten ein besonderes Gefallen fand und Heine, dessen Werke sie im Original lesen konnte, hoch verehrte, drückte Frau Jaubert den Wunsch aus, dem Dichter der „Reisebilder“ vorgestellt zu werden. Frau Jaubert wußte aber, daß Heine nur sehr ungern Fremde empfing, und that was sie konnte, um Frau von Kalergis von ihrem Vorhaben abzubringen. Heine klagte nämlich beständig darüber, daß er von weiblichen Schöngeistern überlaufen würde. Nur selten bereitete ihm eine neue Bekanntschaft wirkliches Vergnügen. Zu diesen seltenen Fällen zählt Frau Jaubert die Bekanntschaft Heines mit Fanny Lewald. Frau von Kalergis kam indessen immer wieder und wieder auf ihre Bitte zurück, und Frau Jaubert blieb nichts weiter übrig als den Versuch zu machen, die Bekanntschaft zwischen Heine und ihr anzubahnen. Sie suchte also seine Neugier zu reizen und las ihm ein Gedicht vor, welches Theophile Gautier auf die wunderbare Hautfarbe dieser nordischen Schönheit geschrieben hatte. Wenn Heine das durch die Lähmung geschlossene Augenlid mit dem Finger aufhob, so konnte er auf einen Augenblick einen Gegenstand in heller Beleuchtung sehen. „Nun gut,“ sagte er endlich, „ich werde mich bemühen, um alle die Reize, die Sie mir rühmen, in Augenschein zu nehmen.“ Die Vorstellung fand also statt. Die Gräfin, die immer liebenswürdig und anmuthig war, war es an jenem Tage doppelt. Dem Anschein nach waren beide von der Begegnung sehr entzückt. Die Gräfin bat um einen zweiten Besuch, und dieser wurde gewährt. Frau Jaubert war bei dieser zweiten Begegnung nicht zugegen. Am andern Tag ging sie zu Heine, um sich zu erkundigen, wie die Sache verlaufen sei. „Jetzt werden Sie mir wohl Dank wissen,“ sagte sie zu ihm als sie in das Zimmer trat, „Sie sind natürlich auch bezaubert?“ —

„Aber, liebste Freundin,“ versetzte Heine, „das ist ja gar kein Weib, das Sie mir da zugeführt haben; das ist ein Denkmal, das ist die Kathedrale der Liebesgottheit.“

„Ich bemerkte gleich,“ fährt Frau Jaubert fort, „daß etwas Schreckliches im Anzuge war, und richtig, nach einem Augenblicke trug er mir in der Uebersetzung einige Verse vor, die er unter dem Titel: „Der weiße Elephant“ gedichtet hatte. Bei

Digitized by Google

der Uebersetzung hatte er die größte Freude. Ich bat ihn, hie und da eine Härte des Ausdrucks, eine Derbheit der Anspielung zu mildern, aber jedesmal sagte er: „Das ist ja gerade der beste Vers," und er ließ es beim Alten. Nichts konnte ihn davon abhalten, die Verse sofort nach Deutschland zu schicken, wo sie in den „Romancero", der damals gerade veröffentlicht wurde, eingereiht wurden. Sobald der Band erschienen war, schickte er ihn der Gräfin Kalergis."

Man kennt die übermüthigen und köstlichen Verse:

„Es lebt im Norden ein schönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elephant ist herrlich, unleugbar,
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

Mit ihr verglichen, erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Natur
An Bincha, die Riesin, im Ramajana,
Und an der Epheser große Diana.

Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmuthig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.

Das ist Gott Amors kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;
Selbst Gautier ist dessen nicht kapabel, —
O, diese Weiße ist implakabel" ꝛc.

In Deutschland, wo man die Geschichte vom weißen Elephanten nicht recht verstand, konnte die Anspielung wenig Schaden anrichten; da aber Heine das Gedicht für die „Revue des deux Mondes" selbst übersetzte und nun einen Leserkreis fand, in dem die Gräfin Kalergis sehr bekannt war, wurde die Sache bedenklicher. Auf Frau Jauberts Zureden ließ er sich noch zu einigen gelinden Veränderungen herbei. „Weswegen liebt diese Frau die seltenen Thiere?" sagte er. „Ich will ihr den Geschmack daran verderben. Uebrigens sind meine Verse außerordentlich schmeichelhaft für sie." Und um das zu beweisen, ging er die Verse noch einmal durch und machte auf all' die kolossalen Schönheiten aufmerksam, die er dem „weißen Elephanten" nachgerühmt hatte.

In den letzten Jahren seines Lebens sprach Heine sehr oft den Wunsch aus, in aller Stille und ohne Ceremonie begraben zu werden. „Nur meine Werke sollen sprechen," sagte er, „nur sie. Und Sie wissen überdies, meine liebe Freundin, daß mich der literarische Lorbeer nicht besonders reizt. Nein, ich bin nur ein tapferer Krieger, der seine Kraft und sein Talent der großen Familie der Menschheit zur Verfügung gestellt hat. Legen Sie auf mein Grab in Form eines Kreuzes eine Schleuder und einen Bogen."

„Mit einigen guten Pfeilen," versetzte Frau Jaubert.

Er lächelte. „Von Ihnen verlange ich nichts weiter, als daß Sie mir ein Sträußchen Reseda bringen. Sie wissen ja, das ist die Blume, die mir die kleine Veronika einst gegeben hat."

„Und ich weiß auch," entgegnete Frau Jaubert, „daß ich von dieser kindlichen Leidenschaft bis jetzt nur den Anfang gehört habe."

„Dann muß ich Ihnen also jetzt die Geschichte ganz erzählen. Das Kind kletterte den Berg hinauf und spielte mit einer Blume, die es in der Hand hielt. Es war Reseda. Es brachte die Blume an seine Lippen und schenkte sie mir. Im nächsten Jahre in den Ferien wollte ich die kleine Veronika aufsuchen, und sie war todt. Daran habe ich immer wieder denken müssen, ich weiß nicht, weshalb. Es ist etwas Eigenthümliches, Geheimnißvolles. Wenn ich an diese kleine Geschichte denke, ist mir bisweilen ganz schmerzlich zu Muthe wie bei der Erinnerung an ein großes Unglück."

Es trat tiefes Schweigen ein; die Erinnerung und die Gegenwart, Alles sprach vom Tode. Frau Jaubert wollte der Unterhaltung eine andere Wendung geben und sah sich im Zimmer um. Da bemerkte sie zum ersten Mal eine Vorrichtung, die am Kopfende des Lagers angebracht ungefähr wie ein Steigbügel aussah, der vermittels eines Strickes an der Wand befestigt war. Frau Jaubert fragte ihn, was das zu bedeuten habe.

„Das ist eine neue gymnastische Erfindung," gab Heine zur Antwort, „die angeblich dazu dienen soll, meinen rechten Arm in Bewegung zu erhalten und zu üben. Unter uns gesagt, halte ich es aber mehr für eine Aufforderung zum Erhängen. Es ist eine zarte Aufmerksamkeit meines Arztes. Es gibt Dummköpfe, die sich darüber wundern, mit welchem Muth ich das Leben noch ertrage: die Leute werden aber nicht bedacht haben, wie ich es eigentlich anfangen soll, um mich umzubringen. Ich kann mich weder hängen, noch mich vergiften, noch mir eine Kugel durch den Kopf jagen, noch mich aus dem Fenster stürzen. Ich könnte mich höchstens verhungern lassen; aber diese Todesart widerstrebt allen meinen Grundsätzen. Wenn man nicht einmal mehr die Art des Selbstmordes wählen darf, dann muß man die ganze Geschichte auf sich beruhen lassen."

Heinrich Heine hat niemals daran gedacht, sein Ende zu beschleunigen und sich freiwillig von seiner Frau zu trennen. Bedurfte sie denn nicht seiner, war er nicht ihr Beschützer? Diese Rolle des Schutzherrn schmeichelte ihm besonders. Während sich Frau Heine mit ihren Blumen und mit ihrem Papagei zu schaffen machte, ordnete, regelte und zahlte er alle Rechnungen. In seiner Ehe war Heine ein sehr haushälterischer Mann geworden, der immer sorgsam darauf bedacht war, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu erhalten. Wie Heine fühlte, daß er für seine Frau nothwendig, so fühlte er auch, daß diese ihm unentbehrlich geworden war. Er behauptete, Mathilde übe auf ihn einen magnetischen Einfluß, und durch die Wirkung ihrer hellen Stimme, durch die Berührung ihrer kleinen Hand sei er schon mehrfach in's Leben zurückgerufen worden. Frau Jaubert citirt zur Bekräftigung dieser magnetischen Gewalt der Frau Heine die Geschichte vom Papagei, die in die letzten Lebenstage Heinrich Heines fällt.

Mitten in der Nacht wurde Heine wieder von einer jener fürchterlichen Krisen erfaßt, die man diesmal für die letzte halten durfte. Seine Frau stürzte im äußersten Schrecken herbei, ergriff seine Hand, drückte sie, wärmte sie, streichelte sie, weinte heiße Thränen und bitterlich, und Heine hörte sie schluchzen: „Nein, Heinrich, das darfst Du mir nicht anthun! Du darfst nicht sterben! Du wirst Mitleid mit mir haben. Ich habe heute Morgen schon meinen Papagei verloren, wenn Du auch noch stirbst, dann werde ich zu unglücklich." „Das war ein Befehl," fügte Heine hinzu, „und ich mußte gehorchen. Ich habe weiter gelebt, denn Sie begreifen, liebe Freundin, wenn man mir mit guten Gründen kommt . . . ."

Es machte dem Kranken das größte Vergnügen, diese Geschichte zu erzählen. Er erzählte sie mehrmals und machte immer den trostlosen Accent der Frau Heine nach, wobei er besonders das Wort „Papagei" betonte. Der Schmerz seiner Frau rührte ihn, und gleichzeitig amüsirte ihn königlich die komische Form, in welche sich die Verzweiflung seiner Frau gekleidet hatte.

Zu Beginn des Jahres 1855 ließ sich das nahe Ende des Dichters mit Bestimmtheit vorhersagen. Die Krampfanfälle wiederholten sich immer mehr und das Morphium versagte seine Dienste. Ungefähr 14 Tage vor seinem Tode kam Frau Jaubert in den Vormittagsstunden zu ihm. In dem ersten Zimmer war kein Mensch und die Thür zum Krankenzimmer stand offen. Frau Jaubert trat geräuschlos ein. Man machte sein Bett, während man ihn auf eine Art von Chaiselongue gebettet hatte, die er sich hatte herrichten lassen. Er war ganz in Flanell gehüllt. Frau Jaubert rührte sich nicht, weil sie voraussetzte, daß es ihm unangenehm sein würde, wenn er sich von ihr unter diesen Bedingungen überrascht wüßte. Eines der Dienstmädchen trug ihn

Digitized by Google

auf dem Arm von der Chaiselongue auf die Matratze. Sein Körper, der durch die Entkräftung vermindert erschien, sah aus wie der eines Kindes von 10 Jahren. Seine Füße hingen leblos baumelnd herab und waren so verdreht, daß die Hacken sich da befanden, wo der Spann hätte sein sollen. Es war ein entsetzliches Schauspiel. Vier Tage vor seinem Tode sah ihn Frau Jaubert zum letzten Mal. Er sprach mit der vollen Freiheit des Geistes, und mit Ernst. Als sie ihm beim Abschiede die Hand reichte, hielt er diese eine Zeit lang fest und flüsterte: „Bleiben Sie nicht zu lange aus, liebe Freundin, es wäre unvorsichtig." Paul Lindau.

Zur Geschichte der modernen französischen Literatur.*)

Mit der Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen ist auch der Republik der deutschen Gelehrten und Schriftsteller ein bedeutendes Mitglied annectirt worden, — Ludwig Spach. — Wir glauben nicht, daß ihm die erste der Annexionen, welche die seiner Person im Gefolge hatte, angenehm war, — im Gegentheil; aber als nun das Unabwendbare geschehen war, dachte der treue Sohn seiner elsässischen Erde nicht daran, wie Andere in Reden und Verwünschungen seinen Patriotismus leuchten zu lassen, sondern er blieb und arbeitete im Dienste seines Landes weiter. Da er täglich sehen mußte, wie den Neuangekommenen nichts nothwendiger, ja unentbehrlicher sei, als über die jüngste Vergangenheit dieses Landes, seine administrativen Einrichtungen und Vorgänge, seine Gesellschaften und Vereine, seine Literatur und Kunst, seine berühmten und berüchtigten Persönlichkeiten Näheres und Gründliches zu erfahren, so ordnete er seine Excerpte, frischte seine Erinnerungen auf, durchblätterte die dicken Actenhefte des Archivs, das seiner Obhut anvertraut ist, die langen Reihen gedruckter Berichte und Protokolle, und hob mit sicherer Hand heraus, was die Fremdlinge belehren konnte. Diesen Bemühungen entstammten die drei Bände „Moderne Culturzustände im Elsaß", deren erste beide in diesen Blättern seiner Zeit angezeigt worden sind.

Spach ist aber auch ein gründlicher Kenner Frankreichs und seiner Literatur. Er bewegte sich als junger Mann viel in den Salons der Restauration und der Juliregierung, „als die Spitzen der Pariser Gesellschaft und der Dichterwelt in verjüngtem Glanze strahlten". Dann folgte er der literarischen Entwicklung der Revolution und des zweiten Kaiserreichs aus einer Ferne, die ihn unabhängig machte, und doch noch erlaubte, den Dingen in's Herz zu sehen. Es kam der Krieg, und es hatte den Anschein, als ob derselbe eine tiefgehende geistige und literarische Verfeindung im Gefolge haben sollte. Vermittelnd, und wo es nöthig war die Ungerechtigkeit abwehrend, trat Spach ein in diese jüngsten Kämpfe, in denen die Geister, wie in der Hunnenschlacht, sich über den Todten der Wahlstatt weiter bestritten. Die Essays des vorliegenden Bandes sind dem entsprechend theils historischen, theils polemischen Inhalts, nachdem der Verleger den Autor „zu einer Scheidung zwischen den literarischen, auf französische Persönlichkeiten bezüglichen Porträts und den zahlreichen mit elsässischen Zuständen sich befassenden Excursen" bestimmt hatte.

In dem ersten Essay macht Spach das deutsche Publicum bekannt mit dem merkwürdigen Roman des Herrn von Stendhal (Henry Beyle): „Rouge et noir", der, um 1830 entstanden, in diesen Tagen eine sonderbare Auferstehung feiert. Der mephistophelische Charakterkopf des rücksichtslosesten der französischen Neuromantiker steht vor einer meisterhaften Skizze seines Hauptwerkes. Möge dieselbe dazu beitragen, daß der Roman selbst in Deutschland recht viel von allen Denen gelesen werde, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen.**) Wir haben für diesen Wunsch einen besonderen Grund, der absieht von dem ästhetischen Gefallen oder Mißfallen. Im protestantischen Deutschland hat man keinen Begriff von der Art, der weitgreifenden Bedeutung und den Agitationsmitteln des Ultramontanismus. Da die Gefahr nicht im Kirchspiele droht, so hält man sich den unbequemen Gedanken von der Nothwendigkeit des unaufhörlichen „Culturkampfes" möglichst fern. „Rouge et noir" zeigt uns mit erschreckender, greifbarer Wahrheit die Dunkelmänner an der Arbeit. Was in Frankreich möglich war, ist es in Deutschland wahrlich nicht minder. Wir sind aber noch weit davon entfernt, einen Roman der clerikalen Gefahr zu besitzen, welcher der üblichen, den Gebildeten abstoßenden Phraseologie aus dem Wege ginge, und mit solcher Kenntniß der Sache, der Personen, mit solcher Kraft der Charakteristik geschrieben wäre.

Die Verunglimpfung Goethes ist ein stehendes literarisches Geschäft jenseits der Vogesen geworden. Herr Camille Doucet stellt sich auf die Fußspitzen, um an dem Stiefel von Goethes Standbild einigen Rost zu entdecken. Dumas der Jüngere bewirft es mit Schmutz, und der gründlichere Elsässer Scherer weist nach, daß die Bestandtheile des Materials, aus dem Goethe gemacht sei, äußerst fragwürdiger Natur seien. Es ist ein angenehmer Anblick zu sehen, wie der greise Goetheverehrer, auch ein Elsässer, die Klinge des Wortes handhabt und seine Gegner an die Wand drückt.

Ueber Lamartine, Daniel Stern, George Sand und Balzac erfahren wir manches Neue, und das Alte in neuer Beleuchtung. Graziös und congenial schildert Spach uns diese Schriftstellerwelt der vergangenen Jahrzehnte; nicht, daß man in Allem dem positiven, manchmal ängstlichen Urtheil zustimmen möchte, aber auch dort, wo man es nicht thut, erscheint der Standpunkt des Essayisten solid und begründet.

Mit einem bedeutenden Manne werden wir bekannt gemacht, dessen Namen wohl gleich uns die meisten der Leser zum ersten Mal hören dürften, mit Ximenes Doudan, von dem Spach behauptet: „Seit zwei Jahrhunderten sind viele klassische Briefsammlungen in Frankreich an's Licht getreten, doch wenige, die sich durch ihren sprühend geistreichen, durchaus naturwüchsigen Inhalt mit diesen leichthingeworfenen Briefen Doudans messen dürften."

Doudan kam in das Haus der Broglie als Hauslehrer, wurde mit dem Herrn desselben intim, ging nach der Julirevolution mit ihm in das Ministerium als Chef des Cabinets, und bald wieder aus demselben, wendete dem späteren Kaiserreiche mit „unverschleierter Mißachtung" den Rücken, erlebt noch die Belagerung von 1870 und die Commune, und stirbt einige Jahre später; das Alles im Schoß der Familie, die vier Generationen hindurch den geistreichen Sonderling als geistiges Erbgut bewahrt. Gedruckt ist von ihm nichts als die zwei von Spach besprochenen Bände mit einigen philosophisch-literarischen Abhandlungen und der Correspondenz.

Wer das intime Leben des edelsten Theiles der französischen hohen Gesellschaft kennen lernen will, wird aus Doudan viel Gewinn ziehen.

Wie mit Doudan ist es auch mit Spach; er ist nicht für die Vielen, er ist für die Wenigen, die in die Dinge eindringen und es bis zur Fähigkeit einer klaren Intuition bringen wollen. Diesen Wenigen sei er immer von Neuem empfohlen. Diese werden sich auch nicht an Eigenthümlichkeiten der Anschauung, oder der Sprachbildung und des Wortschatzes stoßen.

Wilhelm Scherer gedenkt in seinen unlängst erschienenen „Vorträgen und Aufsätzen" des verhängnißvollen Einflusses, den die Rückgabe des Elsasses an Frankreich in den Pariser Verträgen von 1814 und 1815 auf Ludwig Spach gehabt habe: „Was hätte ein Mann von diesen wissenschaftlichen und poetischen Gaben für die deutsche Literatur werden können. Was für einen Geschichtschreiber hätten wir an ihm gewonnen mit dieser glücklichen Anmuth und Leichtigkeit der Sprache, mit dieser vergegenwärtigenden Phantasie, mit dieser Gabe zu charakterisiren, mit diesen allseitigen Culturinteressen und dem sichern Blick für politische Verhältnisse.". Wir fügen hinzu: Er ist uns viel geworden, trotzdem erst der Friedensvertrag von Frankfurt ihn uns zurückgab, und an uns ist es, das dankbar anzuerkennen.

A. Schricker.

*) Essays von Ludwig Spach. Straßburg 1877, Trübner.

**) Collection Michel Levy. 2 Bände. 2 frcs. 50 c.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Hochsommer in Berlin.

II.

Mit vielem Aufwande von Geist und Witz haben Ernst Dohm und Julius Stettenheim während dieses Juli in gereimten und „ungereimten" Berliner Wochenchroniken das Bild der Menschenspecies in ihrem Thun, Denken und Empfinden gezeichnet, welche in Berlin nur der Hochsommer — ähnlich wie der Berliner Juni die Raupen, oder der Wonnemond die Maikäfer und, wie diese, immer nur für die Zeit seiner eignen Dauer, zu einer in diesem Fall etwa 6—8wöchentlichen Existenz — auszubrüten scheint: die der Strohwittwer. Sie ist eins der am meisten charakteristischen Elemente im hochsommerlichen Leben unsrer Stadt. Wie die Heuschrecken in der Teltower Feldmark, tritt sie urplötzlich eines schönen Juliabends nach dem Abgange der Courierzüge desselben in Geschwadern auf, verbreitet sich über die Straßen, Promenaden, Sommertheater und öffentlichen Gärten, richtet Verwüstungen unter den Vorräthen der Cafés und Bierlocale an, verweilt und nistet aber eben so gern auch im Privatgarten und Salon noch zurückgebliebener liebenswürdiger Familien und ungetrennter Ehepaare, in Häusern mit noch unverhängten, von Holz und Leinendecken noch unverschlossenen Fenstern. Ueber die Mitte des September hinaus dauert ihr Leben nur ausnahmsweise. Die ungeheure Mehrzahl verpuppt sich bereits wieder gegen Ende des August, ein Theil schon mit dem Ende der Schulferien ihrer Kleinen, ein andrer mit dem letzten Termin der sechswöchentlichen Gültigkeit Riesel'scher Gebirgsreise-Hin- und Rückfahrt-Billets. Aber je kürzer die Spanne Zeit ist, die irgend einem Wesen der Schöpfung zum Dasein gegeben wurde, desto eifriger und unermüdlicher strebt es bekanntlich danach, dieselbe auszunutzen und auszugenießen. Auch der Berliner Strohwittwer soll, wenn wir Stettenheim und unsern eignen Beobachtungen glauben können, keine Ausnahme von diesem Gesetz darstellen. Dohm seinerseits stimmte freilich, als er im Namen der armen Verlassenen sprach und sang, seine Laute zu den schmerzlichsten Klagetönen, welche auf eine tiefe innere Verzweiflung der unglücklichen Opfer der Berliner hochsommerlichen Verhältnisse über letztere und über den eignen Zustand deuteten. Ich meine doch: in der Julimitte waren dieselben etwas verfrüht; nur subjectiv berechtigt. Als der allgemeine Ausdruck der Stimmung der gesammten Gattung um jene Zeit zu gelten, konnten sie schwerlich Anspruch erheben.

Ergeht es dieser Gattung in der ersten Periode ihres Zustandes doch noch zu wohl in Berlin, falls sie in dessen Weichbild noch etwas mehr als „nur eine Seele" ihr eigen oder ihnen doch freundlich gesinnt nennen darf, — was wir für jedes Individuum derselben hoffen und herzlich wünschen wollen. Alle Männer werden mir darin beistimmen, daß alle Frauen (selbstverständlich immer mit Ausnahme — ihrer eignen) unvergleichlich liebenswürdiger, glänzender, anziehender und behaglicher ohne ihre Herren Gemahle als in deren Gesellschaft oder unmittelbarer Nähe erscheinen und wirken. Sollte nicht etwas Aehnliches auch in Bezug auf die Männer gelten? Von mehr als einer geschiedten Frau ist dasselbe wenigstens schon als Factum behauptet worden. Für sommerliche Strohwittwer liegt die Gefahr sehr nahe, zu dieser Anschauung von sich zu gelangen, sich mit dem schönen Bewußtsein zu erfüllen, daß sie, sobald sie es geworden, wie ein Börsenpapier plötzlich um (es klingt kaum glaublich: wie) viele Procente im Werthe gestiegen seien. Und wie ein solches Papier tragen sie doch immer noch denselben Namen, zeigen dasselbe Aussehen, dieselbe Nummer; ihr Material ist doch in keiner Faser verwandelt worden?! Da indeß der Werth nach Bastiat nur in der Leistung des Objects für den Schätzenden besteht, so könnte jene Meinung sehr berechtigt erscheinen. Eine große Summe von werkthätigem Interesse, welche der Mann sonst täglich für seine Familie, für die Nächsten, Liebsten, Theuersten seinem Herzen, aufzuwenden hat, ist durch den plötzlich eintretenden Zustand der Strohwittwerschaft, des, wenn auch nichts weniger als „böswilligen" Verlassenseins, frei geworden. Sie kommt nothwendigerweise als Leistung den Freunden zugute, welche sonst nur über einen unvergleichlich geringen Theil derselben verfügen konnten. Kein Wunder wäre es mithin, wenn der Werth wirklich stiege.

Aber im Grunde ist das dennoch eine freundliche Selbsttäuschung. Das Hauptmotiv der um so viel gesteigerten Liebenswürdigkeit, welche der Unglückliche empfängt, welche ihn tröstet und mächtig dazu mitwirkt, ihm den Hochsommer in Berlin im rosigen Lichte zu zeigen, ist eine Art von Mitleid. Auch der poesieloseste Strohwittwer erhält durch diese Eigenschaft eine gewisse interessante Tasso-Aehnlichkeit. Noch den Tag vor dem Beginn jenes, immer acut mit der Secunde, unter Begleitung eines gellenden Locomotivenpfiffs eintretenden, anormalen Zustandes konnte Lenore gleichgültig, wie zu Antonio, zu ihm sagen: „Du hast, was man Dir geben möchte", — und dachte nicht daran, es ihm anzubieten. Aber kaum ist die Wandlung im Hause eingetreten, so ändert sich das Verhältniß sofort. Nun heißt es: „Er beschäftigt uns in unsrem eignen Fache; ihm fehlts an tausend Kleinigkeiten, die zu schaffen eine Frau sich gern bemüht." — Und gerade „diese Sorge macht ihn lieb und theuer." Es ist so elend, einsam an dem mit einem Couvert besetzten Tisch zwischen unsern leeren vier Wänden zu speisen, und elender noch, wenn man aus der Gewohnheit gekommen ist, an Sommertagen am Tisch eines Berliner Restaurants und (sei er auch die weiße Taub' in einer Krähenschaar) im heißen, immer leicht von gelindem Fettdunst durchzogenen, schlecht ventilirten Speisesaal, oder im Vorgarten zum Schauspiel jedem Vorübergehenden, zu tafeln. Wir selbst können uns dessen nicht besser bewußt sein, als jene freundlichen und barmherzigen Schwesterseelen, welche diesmal ein gütiges Geschick in ihren Häusern, bei ihren Männern, noch bis tief in den Hochsommer hinein in Berlin zurückhielt. Welche reizenden Garten-, Terrassen- und „Flach-Dachfeste" wissen sie hinter und auf ihren Häusern zu veranstalten und zu improvisiren; welche wohlgemischten und wohlgekühlten Erdbeerbowlen zu bereiten, zu credenzen und mit dem Zauber ihres Worts und ihres Lächelns zu würzen! Welche „Solokrebse", der Pariser Concurrenz um deren Erwerb zum Trotz, in den geheimsten Uferlöchern märkischer Wasserläufe oder doch an der Wallstraße in dem berühmten Süß- und Seewasseraquarium für genießbare und schmackhafte Fluß- und Meeresproducte auszuspüren und, zu ganzen Schaaren in ungeheuren Schüsseln versammelt, im grün garnirten Purpurkleide ihren Gästen zum schönen Sommertrost zu serviren, und so jeden Schmerz und jede Ungeduld über die Monate vergessen zu machen, welche uns noch von dem Wiedersehen der zarten, mild anlächelnden, holden Blume der Meerestiefe, der Auster, trennen!

In ältern Zeiten, als noch der in Berlin verlebte Sommer die Regel, der sommerliche Exodus nichts weniger als allgemeiner Gebrauch geworden war, stand im Vordergrund der hiesigen Sommerfreuden nicht nur für die Mitglieder jener kleinbürgerlichen Gesellschaft, welche einst Adolf Glasbrenner so meisterhaft in seinen humoristischen Lebensbildern porträtirt hat, sondern auch für die der sogenannten „Guten" und „Besten", die Landpartie nach irgend einem der in der Kiefernhaide versteckten, an Havelseen oder Flußufern, in der Nähe wohlgefüllter Fischkästen gelegenen, Gasthäuser oder kleiner Ortschaften im zweimeiligen Belagerungsrayon der Hauptstadt. Die Hochsommermonate, die Monate der beständigsten Witterungszustände, während welcher man mit einiger Sicherheit auf ein mehr als achtundvierzigstündiges Farbehalten der sinnreichen Barometerblume rechnen gekonnt hätte, wenn dieselbe damals bereits erfunden gewesen wäre, waren vorzugsweise auch die der zahlreichsten und merkwürdigsten Berliner Landpartien. Schulzendorf, das alte Saatwinkel, Pichelsberg, die Grunewaldseen und das reizendste weltverborgenste, der großen Menge noch immer am wenigsten bekannte, Ziel derselben, das Tegler Forsthaus unter den alten Föhren am See, der Förster und die Frau Försterin Schulz

Digitized by Google

wissen davon zu erzählen. Gegenwärtig will es mir so erscheinen, als ob, in jener „guten“ und „besten“ Gesellschaft wenigstens, der Geschmack an diesen idyllischen Sommergenüssen in Berlins Umgebung bedeutend abgenommen hätte, als ob diese Picknicks von mühsam dazu zusammengetrommelten Paaren, heirathsfähigen Fräuleins und hoffnungsvollen jungen Männern mit mitgebrachten Kuchen, Kaffee, Wein, Braten und Würsteln im Kiefernwalde, mit obligater Wasserfahrt, abendlichem Quartettgesang, wildem Feuerwerk, Tanz und „Katze und Maus“ auf moosigem Boden, immer seltener geplant und ausgeführt würden. Es ist, als sagte man sich: wollen wir Waldluft und Losgebundenheit von allem gehemmten, eingeengten städtischen Wesen genießen, so suchen wir diese Güter lieber gleich da, wo wir sie doch noch unverfälschter und reiner zu finden sicher sind: in entlegenen Gebirgen, an Alpenseen, im Hochwald, an breiteren, prächtigeren Strömen und tobenden Kataraкten auf. Durch die enormen Steigerungen des Fuhrlohnes für Berliner Miethwagen und des Trinkgeldes für ihre Lenker ist der Unterschied der Kosten zwischen den Expeditionen in carrozza zu den Berliner Umgebungen und den auf der Eisenbahn in die schöneren Fernen während der letzten Jahre bereits immer mehr und mehr auf ein Minimum verringert. Haben wir aber Grund, die Reise zu scheuen, so leistet der nahe, unvergleichliche Garten der Flora, der Zoologische, der eigne, zu unserm Hause gehörige, uns den gleichen Dienst, erfüllt den gleichen Zweck jedenfalls noch bequemer, angenehmer, ausgiebiger als jede jener umständlichen, ermüdenden, zeitraubenden Partien.

Ich nannte hier einen Namen, welcher durch schmerzliche Schicksale, mit denen das betreffende Wesen während seines erst dreijährigen Daseins zu kämpfen gehabt hat, für manche Berliner Ohren einen nicht ganz reinen und angenehmen Klang erhalten hat: die Charlottenburger Flora. Man weiß, daß sie von Geburt an von Schwierigkeiten umlagert, von der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse, der Gleichgültigkeit der Menschen und den Consequenzen gewisser, ihre Gründung begleitender Vorgänge belastet und gehemmt, einen harten, zuweilen fast hoffnungslosen Kampf um's Dasein zu führen gehabt hat. Verschiedene Aerzte haben mannigfache Heilmethoden an ihr versucht und damit oft die Uebel nur noch schlimmer gemacht, an denen sie krankte. Aber während der ganzen Dauer ihres Leidens hat man ihrer schönen, edlen, liebenswürdigen Erscheinung es niemals anzusehen vermocht, daß lebensfeindliche Mächte an den Wurzeln ihrer Existenz zerrten. Immer zeigte sie ihren Freunden dasselbe bezaubernde Gesicht, und verschärfte damit doppelt den Schmerz, daß so viele erquickliche Anmuth die damit Geschmückte nicht vor dem gemeinem Geschick des Zugrundegehens bewahren sollte.

Durch glücklich angewendete Beschwörungsmittel ist dasselbe bisher noch immer wieder von ihr abgewendet, seine Erfüllung wenigstens hinausgeschoben worden. Ein neuer Sommer ist gekommen, und sie ist schöner wie je. Nach meinem Geschmack am schönsten, wenn sie am einsamsten ist, in den Morgen-, Vormittags- und Nachtstunden solcher Julitage, wie sie uns in diesem Jahr leider nur gar zu selten und wenig vergönnt sind. Aber, wie bei mancher menschlichen „Flora“ auch, stimmen in diesem Punkte ihr eigner Geschmack und ihre eignen Neigungen keineswegs mit denen ihrer liebevollen, aber egoistischen Freunde überein. Sie zieht den Massenbesuch von ganzen Völkern von Gästen, soviel sie deren nur in ihrem weiten, herrlich geschmückten Garten und ihren Palasträumen aufnehmen kann, dem auch des sinnigsten, schönheitkundigsten einzelnen Verehrers bei weitem vor; hält es zu ihrem fröhlichen Gedeihen für viel ersprießlicher und nothwendiger, wenn sich der Schwarm auf ihren Wegen drängt, als wenn einsam wandelt ihr Freund, zwischen den Teppichbeeten, den Rasen- und Rosenparkets. Sie scheut daher kein Mittel, um jenen Schwarm an- und hereinzulocken. Nach traurigen Erfahrungen an der alleinigen Macht ihrer Schönheit zur Erreichung dieses Zweckes zweifelnd, hat sie sich mit dem allen Berlinern werthen und lieben Tonmeister Bilse associirt, dessen Orchester allabendlich, von ihm geleitet, seine feurigen, elektrisirenden, süß einschmeichelnden und verlockenden Weisen dort unter den prächtigen alten Bäumen der Flußterrasse erklingen läßt. An jedem regenfreien Abende sicher nicht vergebens. Die Kraft, welche während des Winters die Säle des Concerthauses mit der musikdurstigen Menge bis zum Ersticken füllt, bewährt sich auch hier in diesen weiten Gartenhallen. Aber gegen die feindliche Macht des Regens, welcher Berlin in diesem Hochsommer erbarmungslos den Einen zur Lust, den Andern zum Jammer preisgegeben zu bleiben scheint, kämpfte ein Gartenorchester vergebens; und wenn es selbst „verdeckt“ wie in Bayreuth spielte, aus Meistern wie jenes zusammengesetzt wäre und von dem „Meister an sich“ persönlich in der geschopptesten Rosa-Atlasrobe und „Stiefeln in Rosen“ dirigirt würde.

Schade für die schöne Flora ist es, daß der Fürst-Reichskanzler nicht die innige, treue, anhängliche Liebe theilt, welche sein berühmtester und ihm am längsten zu Rath und That verbundener Ministercollege derselben widmet und beweist, oder daß dieser trotz seiner unsterblichen Verdienste um Regiment, Staat und Gemeinde nicht denselben Grad der Popularität im Vaterlande und der ganzen übrigen irdischen Welt zu erobern vermocht hat wie jener. Wenn der „terrible chancelier“, statt weltverborgen in Varzin sich der Einsamkeit zu ergeben, dieselbe und seinen Morgenkaffee, wie Graf Eulenburg, an jedem Sommertage, ob schön, ob Regen, in dem stillen duftdurchwehten Garten der Charlottenburger Flora zwischen den blühenden Meisterschöpfungen Joseph Glatts suchte, würde er zwar sehr bald nichts weniger als allein darin sein und die Gefundene erschreckend schnell verloren haben; während ihr Genuß dem Herrn Minister des Innern dort noch niemals durch die zudringliche Menge verkümmert worden ist. Aber der Flora wäre geholfen und den Leiden, welchen man sie wohl unterliegen zu sehen fürchtete, sicherer obgesiegt, als es selbst Bilses „Musik mit ihrem Silberklang“ gelingen dürfte. Sie könnte die Höhe des Eintrittspreises während dieser Kaffeestunden des Fürsten Bismarck ganz nach Belieben steigern, — man würde dennoch sich an ihrer Kasse um ein Billet fast die Hälse brechen, und bald wäre der Wurm definitiv getödtet, der so lange an der Blüthe der Gesundheit und Lebenskraft Floras genagt hat. Ein schöner Traum! Es soll geringe Aussicht auf seine Realisirung sein.

Näher der Stadt, oder vielmehr im innersten Westen Berlins selbst, hat sich in diesem Frühling ein anderes Gartenintitut aufgethan, welches sich während der Abende (den Begriff in der weitesten Ausdehnung über Mitternacht hinaus gefaßt) dieses Juli als ein so vorzüglicher Hochsommertröster erwiesen hat, wie während der früheren Tagesstunden die Flora dem, welcher sie aufsucht. Das Wiener Café, mit so unwiderstehlichen Waffen wie seine Melange und sein Pilsener Bier operirend, hat auf seinem an Siegen und an Ehren reichen Eroberungszuge durch Berlin endlich auch den Hauptsitz der schönen und eleganten Welt unserer Stadt, die Bellevuestraße, erreicht und hier das Panier seiner Herrschaft aufgepflanzt. Die Herren Bauer und Prückel errichteten auf diesem vorgeschobenen Posten eine glänzend ausgestattete Station, welcher sich sehr bald die enthusiastischen Sympathien der guten Gesellschaft, der „Westlichen“, Berlins zuwandten.

Es läßt sich nicht behaupten, daß die Landschaftgärtnerei an diesem überraschenden Erfolge des neuen öffentlichen Gartens einen Antheil gehabt hätte. Die Reize, welche er jener schönen Kunst oder der ihr zur Bearbeitung gegebenen Natur dankt, sind außerordentlich bescheiden. Auf die Mitwirkung der Musik ist gänzlich verzichtet worden; und zum Heil der Besucher und der Nachbarschaft! Die Vertheilung von Licht und Schatten in dem Kunstwerk dieses Etablissements erfährt gerechte kritische Anfechtungen. Man leidet von einem Zuviel des Ersteren, welches in der wenig angenehmen Form von Bogenreihen weißer blendender Glaskugeln auftritt. Aber weder was er zu viel, noch was er zu wenig hat, konnte die Zugkraft dieses Gartens mindern. Sein heißer Kaffee und Eierpunsch und sein desto kälterer Eiskaffee, sein Wiener Märzen und sein Pilsener, seine Wiener Kellner und ihrer Sitten Freundlichkeit haben ihm schnell die Schätzung

Digitized by Google

der Männer und nicht weniger die Gunst der Frauen erworben. Gern sogen diese jenes verführerisch süße, würzig eisige Naß durch die hineingestellten Strohhalme auf; gern die ersteren den vollen Strom der echten Brauereiproducte des österreichischen Lieferstaates aus ungezählten Seideln. Noch scheinen die interessanten Artikel der sinnreichen Herren Ermisch und Hellwig in der Dresdener Straße zu Berlin sich noch keinen Zutritt in die Bottiche errungen zu haben, in welchen man diese Biere braute; noch ist darin der Hopfen schwerlich bereits durch den von jenen so freundlich empfohlenen, „in jüngster Zeit so sehr in Aufnahme gekommenen und als praktisch anerkannten, echten, concentrirten, doppelt schwefelig sauren Kalk" ersetzt und verdrängt, das Malz noch nicht dem Glycerin „zum Vollmundig- und Süffigmachen des Bieres" gewichen. So hat auch der baumlose Garten die Besucher und bald hat noch mehr die Gesellschaft darin — die Gesellschaft angezogen. Wo in aller Welt fände man eine solche Zahl der besten, gescheidtesten, bekanntesten „Ritter vom Geist"? so viele anmuthvolle, lebensfrohe, kluge Frauen von so glücklicher Natur und so reicher Bildung, mit so lachenden Augen und Lippen, mit so unvergleichlichen spitzen, breitkrämpigen oder krämpelosen Hütchen auf dem braunen Haar, die graziösen, blühenden Gestalten von so wahrhaft „mirabolanten" Prinzeßroben eng umspannt, auf einem Raum von so wenigen Quadratmetern unter freiem Himmel während der Abendstunden beisammen, wie in denen dieses Juli in jenem Garten der Berliner Bellevuestraße? Wie oft hat uns während dieses so übel verleumdeten Monats dort das von heiterem Geist, Witz und Leben sprühende Geplauder und Gespräch mancher Tafelrunde und der Anblick ihrer Beisitzerinnen gebannt oder gefesselt, daß uns „wurde die Nacht zur schöneren Hälfte des Tages!" Und wir sollten vor dem Berliner Hochsommer fliehen, der uns dazu verhalf?!

Und noch zu vielen anderen guten und vollkommenen Gaben, von denen wir freilich einige der besten — Beispiel: Frau Hartmann-Schneeberger — auch wieder dem lieben Wien verdanken.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Dr. Ludwig Geßner, kaiserlicher Legationsrath, der Verfasser des trefflichen, nun in zweiter Auflage erschienenen Buches: „Le Droit des Neutres sur Mer", hat eine Reihe völkerrechtlicher Aufsätze, die zuerst in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen waren, nun gesammelt und in verbesserter Auflage als besondere Schrift unter dem Titel: „Kriegführende und neutrale Mächte" (Berlin 1877, Heymanns Verlag) herausgegeben. Die Schrift bespricht in sachkundiger und klarer Weise die Hauptfragen des Seekriegsrechts und verdient die Beachtung nicht allein der Diplomaten und Juristen, sondern besonders der großen Kaufleute, deren Interessen dringend eine Reform des großentheils noch barbarischen Seerechts fordern.

Der überlieferte Kriegsgebrauch im Seekrieg ist bekanntlich noch weit roher und barbarischer als das heutige Landkriegsrecht. Insbesondere besteht noch immer der große Unterschied, daß die civilisirten Staaten heute im Landkrieg das Privateigenthum der Einwohner auch im feindlichen Lande achten und so weit schonen, als es die Natur des Kampfes und die Sicherheit der Armeen irgend möglich macht, während im Seekrieg die Seemächte sich heute noch für berechtigt halten, das Privateigenthum friedlicher Kaufleute als Beute wegzurauben. Der Hauptgrund dieses Unterschiedes liegt nicht darin, daß das Privateigenthum, wenn es auf Kauffahrteischiffen schwimmt, weniger Beachtung verdiente, als wenn es in dem Magazine einer Stadt verwahrt wird, auch nicht darin, daß der Seekrieg wesentlich andere Bedürfnisse hätte als der Landkrieg, sondern lediglich darin, daß die größte Seemacht der Welt, Großbrittanien, sich bisher nicht hat bewegen lassen, die alte räuberische Willkür, welche die englische Marine zu üben gewohnt ist, zu beschränken und die übrigen Seemächte sich zu schwach fühlen oder nicht entschlossen und einig genug sind, die Reform, von deren Berechtigung sie überzeugt sind, auch gegen den englischen Widerspruch durchzusetzen.

Einmal hat sich allerdings auch England entschlossen, dem vereinten Drängen der übrigen Seestaaten ein Zugeständniß zu machen. Auf dem Pariser Congreß von 1856 hat es nach langem hartnäckigem Sträuben endlich zugestimmt, daß die Kaperei abgeschafft werde, d. h. daß die feindlichen Handelsschiffe und das Handelsgut wenigstens vor der Raubgier privilegirter Privatseeräuber gesichert werden, ferner, daß die feindliche Handelswaare unter neutraler Flagge gedeckt sei, nicht auf neutralem Gebiet geraubt werden dürfe, endlich, daß der Handelsverkehr nur durch eine wirkliche nicht eine blos fictive Blockade bedroht werden dürfe.

Von Zeit zu Zeit wurde freilich in dem englischen Parlament und in der englischen Presse heftige Klage geführt über solche Zugeständnisse. Aber die leitenden Staatsmänner trauten sich doch nicht, dieselbe zurückzunehmen. Vergeblich bemühten sich englische Publicisten und Juristen, die frühere Willkür als geheiligtes geschichtliches Völkerrecht zu preisen und wider die philosophische und philanthropische Neuerungssucht zu eifern. In England selbst konnte die Wahrheit, daß die Welt unmöglich alles alte geschichtliche Recht unverändert forterhalten könne auch dann, wenn Jedermann einsieht, daß dasselbe jeden sittlichen, vernünftigen Grundes entbehre und nur überlieferte Gewaltthat, Rohheit, Willkür sei, doch nicht dauernd verkannt werden. Ein Volk, das die Sklaverei bekämpfte, die einstmals auch als geheiligtes geschichtliches Recht vertheidigt worden war, konnte und kann den geschichtlichen Seeraub nicht in seiner vollen zügellosen Wildheit fortwährend gutheißen.

In der That einige Symptome zeigen sich, daß man in England sich zu schämen anfängt der alten von allen civilisirten Völkern verurtheilten Seeraubpolitik.

Die Reform von 1856 war aber eine halbe. Die Menschheit verlangt heute ganze Arbeit. Der Seeraub von Kapern und der Seeraub von Kriegsschiffen geübt, ist gleich verwerflich. Die Frage der Reform ist nur durch gänzliches Verbot aller Plünderung, wie auf dem Lande, so zur See zu lösen.

Ueber diese Grundfrage wird sich die „Gegenwart" in Bälde näher aussprechen, einstweilen mag diese Andeutung und die Verweisung auf die oben genannte Schrift genügen.

Bluntschli.

Bibliographie.

H. Baumgart, Aristoteles, Lessing und Goethe. Ueber das ethische und das ästhetische Princip der Tragödie. 8. II u. 83 S. Leipzig 1877, Teubner. 2. 40.

Br. Bauer, Christus und die Caesaren. Der Ursprung des Christenthums aus dem römischen Griechenthume. 8. II u. 388 S. Berlin 1877, Grosser.

L. Capuana, profili di donne. Con un' acqua forte di G. Grandi. 8. VIII u. 254 S. Mailand 1877, Brigola. L. 3. 50.

Colombi (Marchesa), tempesta e bonaccia. Romanzo senza eroi. 8. 231 S. Mailand 1877, Brigola. L. 2. 50.

Cordula, seconde pagine. 8. IV u. 263 S. Mailand 1877, Brigola. L. 2. 50.

P. Deußen, die Elemente der Metaphysik. Als Leitfaden zum Gebrauch bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium. Lex.-8. XII u. 188 S. Aachen 1877, Mayer.

Emma, la leggenda di Valfreda. 8. XV u. 280 S. Mailand 1877, Brigola. L. 3. —.

B. Erdmann, die Axiome der Geometrie. Eine philosophische Untersuchung der Riemann-Helmholtz'schen Raumtheorie. Lex.-8. X u. 174 S. Leipzig 1877, Voß. 4. 80.

G. Gaskell, Algerien wie es ist. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen von M. von Weißenthurn. 8. XI u. 356 S. Wien 1877, Faesy u. Frick.

Thom. Lange, die hellen Nächte. Eine Erzählung. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. 8. VIII u. 380 S. Gotha 1877, Schloeßmann. 4. 50.

Digitized by Google

Inserate.

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.** Preis 3 *M.*

DIE NORDFRIESISCHEN INSELN.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Bei **Julius Bohne, Berlin** W., Wilhelmstr. 40a, erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der verlorene Welttheil
oder die
Sklaverei u. der Menschenhandel
in der Gegenwart
von **Joseph Cooper.**
Mit Autorisation des Verfassers aus dem Englischen übersetzt und erweitert von
Herman Soyaux.
Mit einer Sklavenkarte.
Preis 2 *M.*, per Kreuzband 2 *M.* 10 *S.*
Ein Theil d. Ertrages ist für die deutsche Afrikanische Gesellschaft bestimmt.

In **E. Behre's Verlag** in **Mitau** sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neu-Land.
Ein Roman
von
Iwan Turgénjew.
Allein berechtigte, vom Verfasser selbst durchgesehene deutsche Ausgabe.
Preis: broschirt 6 *M.* Elegant gebunden 7 *M.* 50 *S.*

Flut und Ebbe.
Ein Roman
von
Wilhelm Jensen.
2 Bände brosch. 10 *M.*

Philologen,
active Schulmännner (Gymnasial- oder Reallehrer), der **englischen** oder **französischen** Sprache theoretisch wie praktisch vollkommen mächtig, werden von einem grösseren Verlagshause zur Ausführung lexikalischer Arbeiten in diesen Sprachen gesucht. Solche, die sich mit bezüglichen Vorarbeiten, Notizen, Sammlungen etc. schon beschäftigt haben oder aus Erfahrung hervorgegangene Vorschläge zu praktischen Verbesserungen machen können, werden bevorzugt. Gefl. Adressen an den Beauftragten: Hrn. Wilhelm **Münter** in Leipzig, 58 Grimm. Steinweg, zu richten.

Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.
Erscheint i. monatl. Heften v. 8—10 Bog. Lex.-8. i. eleg. Ausstattung m. Kunstbeilagen i. Radirung.
Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.
Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.
Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen fünften Heftes (August):
I. Ludwig Anzengruber. Zur Psychologie der Bauern: Der gottüberlegene Jakob.
II. Rudolph von Ihering in Göttingen. Honorar und Gehalt.
III. Eduard Hanslick in Wien. Adelina Patti. Erinnerungen.
IV. Georg Gerland in Straßburg. Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.
V. Paul Lindau. Victor Hugo. In und nach der Verbannung (1851—1877).
VI. Josef Rank in Wien. Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.
VII. Rudolph Lindau. Der Seher. Novelle.
Hierzu das Porträt L. Anzengruber's, Kupferstich von H. Sachs in Berlin.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2. Auflage. Elegant geheftet. Preis 5 *M.*

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von
Paul Lindau.
Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 *S.*

Soeben erschienen:

Unsere Meister.
Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.
10 Bände. gr. 8. Eleg. cart. in Carminglacé. **Preis à 3 M.**
Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.
Band X.
Robert Schumann.
(Originale und Bearbeitungen.) 78 S.
Inhalt: No. 1—9. Aus den Kinderstücken Op. 15. — No. 10. Romanze II aus Op. 28. — No. 11—12. Novellette Fd. u. Ed. aus Op. 21. — No. 13—16. Stücke aus Manfred Op. 115. — No. 17—19. Aus dem Kinderball Op. 130. — No. 20—25. Aus dem Carneval Op. 9. — No. 26. Romanze und Scherzo a. d. Dmoll-Symphonie Op. 120. — No. 27—31. Aus den Phantasiestücken Op. 12. — No. 32—36. Aus „Das Paradies und die Peri" Op. 50. — No. 37. Zigeunerleben Op. 29. — No. 38. Fantasie (Dritter Satz) Op. 17.
Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Vor Kurzem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:
Macalda.
Trauerspiel in fünf Aufzügen
von
Hermann Lingg.
8. Preis 3 *M.*
Stuttgart, Juli 1877.
J. G. Göschen'sche Verlagshdlg.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.
Lieder und Gesänge
von
E. von Wildenbruch.
15 3/4 Bogen kl. 8. sehr elegant auf Velinpapier mit Ornament-Vignetten und Fleurons.
Broch. Preis 3 *M.*, geb. m. Goldschn. 4 *M.* 50 *S.*

Einbanddecken
zum XI. Bande der „Gegenwart"
sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von
à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.
VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 18. August 1877. XII. Band.

AP
30
.G295
v.12
no.33

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Eine „diocletianische" Kirchenverfolgung im vorigen Jahrhundert. Von Th. Wenzelburger. — Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen. Von Alsaticus. V. — **Literatur und Kunst:** Ottilie Wildermuth. Von Wilhelm Goldbaum. — Sprachliche Sünden der Gegenwart. Von Otto Buchwald. — Sommerliche Briefe. Pseudonymus-Finckenreich-Funcke. Von P. L. — **Aus der Hauptstadt:** Hochsommer in Berlin. Von Ludwig Pietsch. III. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zur Frage des Chloralhydrats. Von Chemicus und P. Börner. — Inserate.

Eine „diocletianische" Kirchenverfolgung im vorigen Jahrhundert.

Unter den Schlagwörtern, mit denen die ultramontane Partei der Masse zu imponiren sucht, steht die „diocletianische Verfolgung", mit welcher der augenblickliche Zustand der katholischen Kirche verglichen wird, so ziemlich oben an. Warum aber gerade diesen römischen Kaiser, der an der Schwelle zum Eingang der christlichen Aera stand, den Compagnon von Constantius Chlorus, den Vater des nachher unter die Zahl der Heiligen aufgenommenen sogenannten großen Constantin, zum Typus von Satan und Belial machen und nicht vielmehr Nero, der seine Gärten mit den mit Pech überzogenen Körpern der Christen auf so eigenthümliche Manier illuminirte? Es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die Zahl der Christen, welche unter Diocletian im ganzen Umfange des Reiches hingerichtet wurden, fünfzehnhundert nicht übersteigt, ein Betrag, der nach der extensiven Ausbreitung, welche das Christenthum damals schon angenommen hatte, einen verschwindend kleinen Procentsatz der christlichen Bevölkerung des römischen Reiches repräsentirt, während die früheren Kaiser ihr Ausrottungswerk bekanntlich ganz anders und viel energischer angegriffen hatten. Den Massenschlächtereien eines Torquemada und Arbues gegenüber kann natürlich die Periode Diocletians kaum irgendwie in Betracht kommen.

Der Grund für diese einer gewaltigen geschichtlichen Hyperbel entsprungene Stigmatisation der diocletianischen Zeit als derjenigen, in welcher die Kirche die schlimmsten Tage erlebte, liegt ziemlich nahe. Damals, am Schlusse des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts, war das Christenthum factisch schon die herrschende Religion geworden, und der von verschiedenen Kaisern gemachte Versuch, durch seine Unterdrückung die mehr und mehr gefährdete Staatseinheit zu retten, verschaffte ihm nur desto sicherer den vollständigen Sieg. Eine Kirche aber, die ihre Macht und ihren Einfluß steigen sieht, tritt der Welt, d. h. der Obrigkeit, mit ganz anderen Prätensionen gegenüber, als eine Anzahl getrennter Gemeinden, die zufrieden sind, sich in Katakomben und Wäldern versammeln zu können. Uebrigens kann die neronische Verfolgung heute schon aus dem Grunde nicht für kirchlich-ultramontane Argumentationen ausgebeutet werden, weil Paulus bekanntlich damals die nicht mißzuverstehenden und durch exegetische Verdrehungen auch nicht mißzudeutenden Worte geschrieben hat: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!" Weltbeherrschende Gedanken lagen den Angehörigen der christlichen Gemeinden ferne, erst im dritten Jahrhundert bildete sich der Begriff einer die Welt umfassenden Kirche heraus.

Ebensowenig jedoch wie die neronische Christenverfolgung hält man von Seiten der leitenden Macht, d. h. der Jesuiten, den Gläubigen eine andere Verfolgung der Kirche entgegen, die vielleicht als Unicum in der katholischen Kirche dasteht, und dies nicht etwa deshalb, weil die Leiden der Gläubigen dazumal den Himmel um Erbarmen angerufen hätten, sondern weil die Verfolgung in einem Lande stattfand, das in der Darbringung zahlreicher Hekatomben an die Inquisition mit Spanien wetteiferte und dessen Herrscher von jeher eine Ehre darein gesetzt hatten, für die Ausbreitung der Kirche auf Erden zu sorgen. Ich wüßte nur einen analogen Fall in der Geschichte namhaft zu machen, der mit der Pombal'schen Periode auf gleichen Fuß zu stellen ist: die Behandlung der Templer durch Philipp den Schönen, wobei allerdings der Unterschied besteht, daß Clemens V. die verächtliche Creatur des französischen Königs war und zur entsetzlichen Vernichtung des Ordens mitwirkte, während die verschiedenen Päpste, mit denen Pombal zu thun hatte, die Sache des Jesuitenordens auch zu der ihrigen machten.

Ehe wir jedoch die Art und Weise näher auseinandersetzen, wie Pombal widerspänstige Bischöfe und Geistliche „sperrte" und wie nachdrücklich er sein „Brodkorbgesetzsystem" zu handhaben wußte, möge einer historischen Legende, zu der jene Zeit Veranlassung gegeben, näher in's Auge gesehen werden.

Man ist heutzutage gewöhnt, den Papst Clemens XIV. mit dem Glorienschein einer Freisinnigkeit zu umgeben, in dem uns weder vor noch nach ihm irgend ein Träger der Tiara wieder erscheint, und dies vermuthlich aus dem einzigen Grunde, weil dieser Papst seinen Namen unter die Bulle Dominus Redemptor noster setzte oder zu setzen genöthigt war. Clemens XIV. war vielmehr vom Beginne seiner Laufbahn eine Creatur des Jesuitenordens gewesen, durch seine Bemühungen hatte er unter Clemens XIII. den Purpur erhalten und trotz allen Versicherungen von Louise Mühlbach, die Joseph II. bei der Nachricht von der Wahl dieses Papstes einen seiner liberalen Purzelbäume schlagen läßt, wurde sein Auftreten von den Höfen von Frankreich, Spanien und Portugal, welche damals gemeinschaftlich an der Aufhebung des Ordens arbeiteten, nichts weniger als gern gesehen. Diesen vereinten Bemühungen setzte Ganganelli im Anfang den hartnäckigsten Widerstand entgegen, ja er verlieh einige Monate nach seiner Wahl dem Orden die den Freiheiten der gallikanischen Kirche schnurstracks zuwiderlaufende Befugniß, Generalabläße zu ertheilen. Und als endlich dem Andringen der Gesandten der drei Mächte nachgegeben

Digitized by Google

werden mußte, spielte Clemens XIV. eine so erbärmliche, unwürdige Rolle, wie kein Nachfolger Petri vor oder nach ihm; da weder Bitten noch Beschwörungen und noch viel weniger heiße Gebete etwas fruchteten, nahm er zu Selbstdemüthigungen seine Zuflucht, welche seine Dränger natürlich nur bestärken mußten. Clemens XIV. hatte vollständig dieselben Ansichten über die Jesuiten, wie sie jeder Papst hatte und jeder auch für immer haben wird, höchstens daß ihm die zähe Widerstandskraft seiner Vorgänger fehlte, welche dem Andringen der katholischen Mächte ein unerbittliches Non possumus entgegensetzten. Zugleich sah er im Hintergrunde das Gespenst selbstständiger, von Rom unabhängiger Nationalkirchen aufsteigen, und zwischen die Alternative eines Schismas und der Aufhebung des Ordens gestellt, wählte er das kleinere Uebel; vielleicht sah er mit prophetischem Blick voraus, daß dem expellimur ut cunes auch das renovabimur ut aquilae folgen mußte. Wenn irgend Jemand in dieser Hinsicht ein Verdienst zu beanspruchen hat, so ist es der Minister Portugals, der Marquis von Pombal.

Der durchgreifende Unterschied, der hinsichtlich des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Regierungen und dem Gesammtapparat der römisch-katholischen Hierarchie vor und nach dem Jahre 1789 in die Augen fällt, ist bekanntlich der, daß, während im vorigen Jahrhundert Regierung und Geistlichkeit einander befehdeten, weil jene in dieser mit Recht den Hemmschuh auf dem Wege zum vollkommenen und ausgebildeten Absolutismus sah, nach dem Wiener Frieden Thron und Altar friedlich Arm in Arm gingen, mit gegenseitiger Unterstützung ihre Orgien feierten und aus dem Leder der misera contribuens plebs die Riemen zu ihrer Knechtung schnitten. Daher auch die auf den ersten Anblick auffallend erscheinende, aber bei näherem Zusehen sehr leicht erklärbare Thatsache, daß das Volk früher in den Geistlichen und den Orden seine natürlichen Verbündeten und Helfer gegen den willkürlichen Absolutismus sah; und bekanntlich bat das Volk in Madrid den König Karl III., der ihm die Gewährung einer besonderen Gunst in Aussicht gestellt hatte, nicht um Erleichterung der Steuern, sondern um — Zurückrufung der vertriebenen Jesuiten. Das fleischgewordene Princip dieses mit der geistlichen Macht um den Alleinbesitz der Gewalt ringenden Absolutismus ist der Marquis von Pombal, einer der energischsten Charaktere, welche die Geschichte überhaupt aufzuweisen hat.

Nachdem er das Volk durch die blutige Unterdrückung eines Aufstandes eingeschüchtert, kam der Adel an die Reihe und eine wahrscheinlich fingirte Verschwörung des Herzogs von Aveiro diente dazu, um auch diesen Stand zu demüthigen. Gewöhnlich wird angenommen, daß die Jesuiten bei dieser Verschwörung die Hand im Spiele hatten; in dem gegen Aveiro und seine Mitschuldigen gefällten Urtheil wird aber des Ordens als Mitschuldigen nur in secundärer Beziehung gedacht, der eigentlichen Theilnahme konnte er nicht überführt werden. „Diese Priester," sagte er erst später, „haben sich die schmählichsten und schamlosesten Uebergriffe gegen die Krone in Afrika, Amerika und Asien zu Schulden kommen lassen, sie sind es, welche einen frühern Aufruhr in Portugal hervorgerufen haben, welche die schändlichsten Verleumdungen gegen die Ehre des Königs verbreiteten, Zwietracht und Haß unter den Unterthanen ausstreuten, in den intimsten Beziehungen mit dem Herzog von Aveiro standen und ihn ihrem alten Grundsatz gemäß, daß der Königsmord erlaubt sei, zu dem Attentate auf das Leben des Königs verleiteten. Ja, hätte man gar keine andern Beweise für die Schuld der Jesuiten, so spricht doch der Grundsatz: semel malus semper praesumitur malus in eodem genere malo für ihre Theilnahme am Attentat; denn, wenn ein Jesuit ein Interesse dabei hat, ein Verbrechen zu begehen, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß er es begangen hat, besonders wenn er seine Unschuld nicht auf die evidenteste Weise beweisen kann." Der selige Herr von Mühler hat bekanntlich in seinen Correspondenzen mit den deutschen Bischöfen sich weit urbanerer Ausdrücke bedient.

Schon vorher hatte Pombal den Orden seiner Beichtvatersstellen am königlichen Hofe entsetzt und der Cardinalpatriarch von Lissabon mußte auf Andringen des Ministers wohl oder übel in den sauren Apfel beißen und den Vätern der Gesellschaft in seiner Diöcese die Abnahme der Beichte verbieten, welchem Beispiele dann die andern Bischöfe Portugals nothgedrungen folgten. Natürlich kam der Tod des Cardinalpatriarchen, der bald darauf erfolgte, zu gelegen, um denselben nicht als eine gerechte Strafe des Himmels darzustellen, in ganz ähnlicher Weise, wie kürzlich der Tod des Erzbischofs Loos von Utrecht, der einige Wochen vor der Weihe von Reinkens starb, von jesuitischer Seite ausgebeutet wurde.

Zufolge des Attentats waren verschiedene Jesuiten verhaftet worden, darunter auch Malagrida, in dem der ganze Orden gedemüthigt werden sollte. Die Verhandlungen mit der Curie, welche sich natürlich weigerte, ihre Zustimmung dazu zu geben, daß ein Jesuit vor ein weltliches Gericht gestellt würde, zogen sich in die Länge, Clemens XIII. beharrte auf dem Standpunkt des Non possumus, aber Pombal durchhieb den Knoten, indem er am 28. Juni 1759 ein Decret veröffentlichte, durch welches die Jesuiten aus Portugal und allen seinen Besitzungen verbannt wurden. Diese waren aber nicht in der Lage, wie ihre späteren Collegen in Preußen, ruhig das Erscheinen eines sie zum Abzug auffordernden Polizeicommissärs abwarten zu können oder mit gefüllten Taschen den Staub von den Füßen zu schütteln, sondern Pombal bekannte sich zu einem viel summarischeren Verfahren: er ließ mehr als 600 Jesuiten auf Schiffe packen und in Civitavecchia an's Land setzen; ein großer Theil derselben starb aber unterwegs Hungers und ihre Güter waren selbstverständlich vorher confiscirt worden. Malagrida aber, ein 73jähriger Mann, wurde vom Parlament von Lissabon zum Scheiterhaufen verurtheilt, aber nicht etwa wegen Theilnahme an der Verschwörung gegen das Leben des Königs — denn davon stand in seinem Urtheil keine Silbe —, sondern wegen — Häresie! Er wurde in seinem Ordenskleide nach dem Richtplatze geführt und Lissabon hatte noch bei keinem Autodafé die Entfaltung eines solchen Glanzes gesehen. Voltaire nannte den Fall Malagridas mit Recht „l'encès du ridicule joint à l'encès de l'horreur". Bei den Verhandlungen mit Rom hatte Pombal seinem Gesandten beim heil. Stuhl die denkwürdigen Worte geschrieben: „Daß Seine Majestät der König einen fünfzigjährigen Krieg mit dem reichsten und mächtigsten Staate Europas bei weitem nicht für so gefährlich halten würde als die längere Anwesenheit der Jesuiten in Portugal."

Dies war aber nur das unbedeutende Vorspiel zu noch anderen „Insherzstoßmaßregeln" gegen Papst und Geistlichkeit. Am 6. Juni 1760 wurde die Vermählung der Thronerbin von Brasilien mit dem Infanten Dom Pedro, Bruder des Königs gefeiert. Allen Mitgliedern des diplomatischen Corps wurde das Ereigniß officiell mitgetheilt, nur der päpstliche Nuntius wurde übergangen.

Auf seine Beschwerde erhielt er eine ausweichende Antwort von Pombal, und als an den folgenden Abenden ganz Lissabon festlich illuminirt war und die Gesandten einander in der Entfaltung der luxuriösesten Pracht förmlich zu überbieten suchten, bot nur das Hotel des Nuntius eine dunkle Façade in dem allgemeinen Lichtmeer. Darauf eben hatte Pombal gewartet, er berief sofort den Staatsrath, dem der König selbst präsidiren mußte, und die Austreibung des Nuntius aus Portugal wurde beschlossen und sofort ausgeführt. Nicht einmal die nothwendige Zeit, um seine Angelegenheiten zu ordnen, wurde ihm gelassen, Bewaffnete drangen in seine Wohnung, man brachte ihn in einen schon bereitstehenden Wagen, führte ihn an's Ufer des Tajo, von wo ihn ein Fahrzeug an die spanische Grenze brachte! Das war eine Brutalität ohne Gleichen und man muß mit dieser Behandlung die Situation vergleichen, deren sich heute die päpstlichen Nuntien überall, wo sie accreditirt sind, erfreuen. Meglia konnte ungestraft von München aus in der katholischen Kirche Württembergs wühlen

Digitized by Google

und dem Bischof Lipp von Rottenburg ein Bein stellen, in Belgien betheiligt sich der Nuntius an allen Processionen, die mehr einen politischen, als einen religiösen Charakter tragen, in Brasilien muß der päpstliche Gesandte vom Minister des Aeußern daran erinnert werden, daß dem Vertreter einer fremden Macht ein Einmischungsrecht in die Angelegenheiten des Staates, bei dem er beglaubigt ist, nicht zusteht, in Madrid droht Simeoni mit seiner Abreise, wenn der Staat Gewissensfreiheit gewährt, und im Haag, wo die Anwesenheit eines Nuntius ein diplomatischer Nonsens in des Wortes vollster Bedeutung ist, mißbraucht derselbe das ihm gewährte Gastrecht, um in einer dem Grafen Perponcher in die Hände geschmuggelten Note die bischöfliche Clerisei von Utrecht zu verhöhnen und Zwietracht unter den Bürgern desselben Staats zu säen. Das sind heute für die Herren der Hierarchie ganz andere Tage als damals.

Pombal wäre aber nur ein Stümper gewesen, wenn er seinen Arm ausschließlich dem Jesuitenorden hätte fühlen lassen, die Weltgeistlichkeit empfand an sich nicht minder die schlagenden Beweise seiner Energie, die einmal keinen Widerspruch dulden konnte, besonders wenn dieser von Trägern der Sutane ausging. Der Bischof von Coimbra wurde in's Gefängniß geworfen, warum? weil er seinen Gläubigen die Lectüre eines Buches verboten hatte, welches durch die von Carvalho eingesetzte Censurbehörde nicht verboten war.*) Widerspänstige Bischöfe und Priester ließ er kurzweg nach Afrika transportiren und wehe dem Kapitel, das sich geweigert hätte, eine Neuwahl vorzunehmen, sondern den ihm von Pombal oktroyirten Vorgesetzten nicht rückhaltlos anzuerkennen. Die geistlichen Güter, die von ihm eingezogen wurden, oder die Einkünfte der erledigten Pfründen flossen in den Staatssäckel; an die Möglichkeit, Laien, natürlich gut „katholische Christen", zur Verwaltung des sequestrirten Kirchenguts heranzuziehen, scheint er nicht gedacht zu haben.

Und wie, wird man endlich fragen, verhielt sich denn Curie und Papst zu diesem Vorgehen des portugiesischen Ministers? An Verfluchungen, Bannstrahlen u. s. w. darf man natürlich nicht denken, denn einmal wachte Pombal auf's Gewissenhafteste über die Ausführung des von ihm verschärften Placet regium bei allen päpstlichen Bullen, und dann wäre dem Bischof oder Geistlichen, der es etwa gewagt hätte, sie zu verkünden, der Scheiterhaufen sicher gewesen. Von einem „rollenden Steinchen" träumte der Nachfolger Petri damals auch nicht, und so blieb schließlich nichts übrig, als den Weg directer Vorstellungen beim König zu versuchen, den aber Pombal schon nach dem ersten derartigen Versuch gründlich zu verbarrikadiren wußte. Er selbst hatte Edelsteine, sächsisches Porzellan und klingende Münze nicht gespart, um sich im Cardinalscollegium eine starke, ihm ergebene Partei zu werben. Man sah in Rom damals wohl, daß man mit Gewalt blutwenig ausrichten würde, zumal auch die Höfe von Madrid und Paris auf die Unterdrückung des Ordens drangen. Clemens XIV. scheint ein echter politischer Allöopath gewesen zu sein, denn er erwiederte die Grobheiten und Insolennitäten des portugiesischen Gesandten in Rom mit Zuvorkommenheiten gegen Pombal, die man geradezu in's Reich der Fabeln verweisen würde, wenn sie nicht historisch beglaubigt wären. Dieser Papst pries nämlich — alle die hier geschilderten Maßregeln waren in Portugal schon genommen worden — in einem Consistorium die Verdienste Pombals um die Kirche, gab bereitwillig seine Erlaubniß zur Unterdrückung vieler Klöster in Portugal und verlieh dem Bruder seines Drängers und Peinigers den Purpur!

Dieser „Culturkampf" wurde doch in ganz anderer Weise geführt als heute in Deutschland, aber man thut von ultramontaner Seite gut, sich nicht auf ihn als abschreckendes Beispiel zu berufen. Denn einmal fand Pombal selbst bei Geistlichen und Bischöfen sehr nachdrückliche Unterstützung und ein Dominikaner, Figueireido, schrieb eine theologia tentativa, in welcher die Grundlinien einer freien, vom Papst unabhängigen, lusitanischen Staatskirche in feuriger und begeisterter Sprache festgestellt waren, und dann ist es ja ein Papst selbst, ein Nachfolger des Apostelfürsten, der den Bannfluch gegen den heute die Kirche beherrschenden Orden geschleudert, und wie könnte man die Prätension der rückwirkenden Kraft der Infallibilität auf alle Päpste im Ernste mit Thatsachen reimen, die man heute lieber mit dem Deckmantel der Vergangenheit übertüncht? Und im Buche der Geschichte darf bekanntlich der Laie nicht blättern, es sei denn, daß sein geistlicher Mentor für ihn diejenigen Seiten überschlägt, welche zu einem für die jesuitisch gewordene römische Kirche ungünstigen Vergleiche zwischen sonst und jetzt herausfordern.

Delft. Th. Wenzelburger.

*) Ein portugiesisches Gefängniß war aber natürlich nicht mit dem Comfort ausgestattet, dessen sich heute gefangene Kirchenfürsten erfreuen können; Pombal scheint auch nicht daran gedacht zu haben, zuerst die nothwendigen baulichen Veränderungen vornehmen zu lassen, welche etwa der Stand des Gefangenen erforderte.

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

V.

Während zwei vollen Jahren, von 1871 bis 1873, konnte die ultramontane Partei ihr Terrain zubereiten. Der Plan war, alle Liberale, welche nach hartnäckigem und langjährigem Kampfe den Einfluß erobert hatten, zu beseitigen, ihnen das Recht das Elsaß zu vertreten aus den Händen zu winden und sodann clerikale Candidaten, am geeigneten Tage, auf die geeignete Stelle vorzudrängen und auch durchzubringen. Um zu diesem Ziele zu gelangen mußte aber von unten herauf gearbeitet und eine Lage geschaffen werden, in der nach und nach das politische Gebiet brach gelegt würde, um die neue Saat in wohl vorbereitetem Schoß aufzunehmen und gedeihen zu lassen. Dieser Plan konnte nur dadurch zur Geltung gelangen, indem man bei allen Municipal- und Generalrathswahlen zuvörderst die systematische Enthaltung predigte, die liberalen Einflüsse, die vorher in den Gemeinden und im Generalrathe ziemlich vorwiegend waren, verschwinden ließe, und nachher, bei gesäubertem Felde, mit aller Kraft zu den Parlamentswahlen vorschritte. In diesen letzten Wahlen allein lag für die ultramontane Partei der Schwerpunkt. Parlamentssitze mußten zuerst erobert werden; da war die eigentliche Macht und aus glücklichen Parlamentswahlen dachte wohl diese Partei später siegreich in die General- und Municipalräthe herunterzudringen.

Wer den verschiedenen Veröffentlichungen der Liga aufmerksam folgte, der wird mit Staunen bemerkt haben, daß von Anfang an die Enthaltung als Wahlprogramm aufgesetzt wurde; — nicht aber die Enthaltung in politischen, wo diese bei der Erhitzung der Gemüther nicht allzu sehr Befremdendes gehabt hätte, aber vielmehr in den Gemeinde- und Departementswahlen, wo es sich denn doch um Politik gar nicht handelte und wo im Gegentheil jeder Elsässer mit seinem ganzen Einflusse hätte mitwirken sollen, um zu verhindern, daß die Verwaltung oder auch die Eingewanderten die Handhabung der localen Geschäfte an sich rissen. Als die ersten Flugblätter der Liga, die ersten Correspondenzen der „République française" die Wahlenthaltung förmlich als Princip aufstellten und diejenigen mit Verdammung bedrohten, die es wagen würden zu wählen oder gar sich wählen zu lassen, da mag man mit Achselzucken auf diese unsinnige und unselige Politik heruntergeblickt haben. War es doch die vollständige Aufgebung alles elsässischen Sinnes, alles elsässischen Einflusses, und eine förmliche Abdankung zu Gunsten der deutschen Einwanderung! Einige Wenige nur schüttelten mit größerem Bedenken den Kopf und fragten sich, zu wessen Gunsten am Ende eine solche Politik in Scene gesetzt werde, und wer durch sie an's Ruder zu kommen hoffen konnte?

Digitized by Google

Was daraus entstehen sollte, das lag auf der Hand: Zogen sich die Liberalen unter ihr Zelt zurück, sie, die damals die Lage beherrschten und die, wollten sie es nur, fast überall siegreich aus der Wahlurne hervorgegangen wären, so mußte die Zeit kommen, wo die Wähler, dieser Enthaltung müde, sich an diejenigen halten würden, welche sich ihnen anböten; und wer konnten diese sein, als die clerikale Partei, — oder auch noch die specifisch deutsch-eingewanderten Candidaten? Dem Landvolk liegt nicht viel an reiner Politik; von dieser hat es auch kein Verständniß; aber was es, auf längere Zeit, niemals aufgeben wird, das ist das Recht, in seinen localen Geschäften durch eigene, von ihm erwählte Vertreter mitzureden. Weigerten sich also die Liberalen, so würde es sich jedenfalls auf eine andere Seite hinwenden und brachte man ihm dann bei, daß die Liberalen es in Stich gelassen hatten, so wäre es ganz bereit, Anderen sein Zutrauen zu schenken.

Da mußte nun also der patriotische Terrorismus helfen. Blatt auf Blatt verbreitete die Liga im Lande ihre Parole: Wer wählt, der erkennt die Annexion als gültig, der verzichtet auf sein Recht, Franzose zu sein, oder wieder zu werden, der ist ein Deutscher und wird ein Deutscher bleiben — auch als solcher von seinen Landsleuten angesehen und verstoßen werden.

„Man ladet Euch ein, Wähler, in nächster Zeit zu den Municipalwahlen zu schreiten. Das ist ein Fallstrick, den man Euch legt .... laßt Euch nicht irre leiten! durch diese Stimmengabe heißen wir die Losreißung gut, deren Opfer wir sind! ..... Wenn Ihr zur Urne geht und dem Rufe der preußischen Regierung folgt, tretet Ihr von jetzt an Euer Recht als französische Bürger ab, und durch Euch selbst werdet Ihr preußische Unterthanen .... Höret nicht auf die, welche Euch sagen, man müsse wählen, um nicht die Gemeindeinteressen in fremde Hände übergehen zu lassen. Bismarck ist zu klug, um uns aus Deutschland, selbst wenn er deren finden könnte, Commissäre zu senden, um uns zu verwalten.*) Wenn wir durch unsere Enthaltung ihm werden bewiesen haben, daß er auf falschem Wege ist, wird er stille stehen!! . . ."

So sprach die Liga im Juni 1871, in ihrer sechsten Nummer.

Schlag auf Schlag folgte eine zweite:

„Was kann es unserer localen Entwickelung schaden, wenn wir vorübergehend unserem Municipalrecht entsagen? Wenn auch der Fortschritt unserer Gemeinde aufgehalten wird, ... so haben wir doch wenigstens nicht Hand geboten zur Organisation der preußischen Eroberung.

. . . Ihr werdet die höhnische Wahl meiden, welche Euch der Feind anbietet und welche seine Polizei überwacht . . .

Wir wollen durch passiven Widerstand kämpfen. Enthalten wir uns!"

So klang es in dem achten Blatte der Liga.

Nicht so befriedigend als diese es wahrscheinlich hoffte, fiel das Wahlresultat aus. Die großen Städte wählten, in Straßburg kam es selbst zu einem heftigen Streite zwischen der liberalen und clerikalen Partei, wobei diese völlig unterlag. Auf Straßburg richtete sich auch alsobald das besondere Augenmerk der Liga. Durch die Wahl Lauths als Bürgermeister hatte sie ein gefälliges, allen Einschüchterungen williges Instrument zur Hand, und als im Laufe des Jahres 1873 die Bezirkswahlen in der Hauptstadt unter großer Theilnahme vorgenommen wurden, und der abgesetzte Bürgermeister mit drei Adjuncten gewählt ward, war es der Liga leicht, diesen schwachen Mann zur Eidesverweigerung zu bringen und somit in Straßburg plötzlich die trübste aller Lagen zu schaffen und die große Majorität dieser bis dahin so ruhigen und besonnenen Bevölkerung in die Reihen der heftigsten Opposition hineinzuwerfen. Nicht vergessen muß man, was Straßburg anbetrifft, daß das unpolitische und schroffe Auftreten der Regierung viel dazu beitrug, diese traurige Sachlage herbeizuführen. Märtyrer erzeugen war niemals eine gute Politik, und aus dem früheren Straßburger Maire verfertigte die Regierung den sich selbst nicht ahnenden, vor seinem Heiligenglanze erstaunten und bald verblendeten Märtyrer, der nun seinen wie er selbst verblendeten Mitbürgern in Stadt-, Bezirks- und Parlamentswahlen auf das Leidigste mitspielte. Das sei aber nur nebenbei bemerkt, wie es denn eine besondere Abhandlung brauchte, um alle die schweren Fehler der Regierung im Elsaß und ihre unwillkürliche Connivenz mit den Zwecken der Liga auseinanderzusetzen.

Wie dem nun sein mag, die Wahlenthaltung ward zur Parole. Im Ober-Elsaß folgten die Landbevölkerungen fast einhellig den Rathschlägen der Liga; im Unter-Elsaß die katholischen Gemeinden fast im nämlichen Maße.

Liga und „République française" frohlockten. Das Elsaß hatte bewiesen, daß seine Gefühle immer noch französisch geblieben. Was lag diesen, das Elsaß von fern herab regierenden Männern daran, daß der öffentliche Geist erschlaffte, daß diese bequeme Enthaltungslehre in Fleisch und Blut überging, daß das Land seine Geschäfte zu besorgen verlernte? Das Hauptziel war eine französische Manifestation zu bewirken, und ob diese mit einer vollständigen Erstarrung des Herzblutes des Elsasses endigte, was kümmerte das? Fiat justitia, pereat mundus!

Wie in den Municipalwahlen, so und noch ärger wurde die Enthaltung bei den Kreis- und Bezirkswahlen gepredigt; und so groß war der Terrorismus, daß in einigen Bezirken schon gewählte Candidaten vor dem Drucke der Liga scheu zurückwichen, ihr Mandat wieder niederlegten und ihre Wähler ihrem Schicksale überließen. Hierbei, das muß auch betont werden, half aber auch wieder die Verwaltung selbst den von der Liga beeinflußten Abstentionspolitikern, indem sie den neugewählten Räthen plötzlich den politischen Eid auferlegte, was nicht zum wenigsten dazu beitrug, die Gemüther aufzuregen und der Liga den Sieg zu verschaffen.

Nun war aber auch der psychologische Augenblick gekommen, wo plötzlich eine erstaunliche Wandlung in der Politik der Liga vorgenommen werden sollte! Das Land war mürbe. Alle Häupter der liberalen Partei lagen darnieder, die Einen als Preußen und Verräther auf lange Zeit, das glaubten ihre Feinde, unmöglich gemacht, die Andern in principieller Zurückgezogenheit und dem öffentlichen Leben fern verharrend. Kurze Zeit vor den Parlamentswahlen hatte noch die clerikale Pariser Zeitung „Assemblée Nationale" in längeren Artikeln die früheren republikanischen Abgeordneten sammt und sonders als Ueberläufer hingestellt und die Wahl der „katholischen" Deputirten vorbereitet. Ein Elsässer hatte diesen Anklageact verfaßt und im Elsaß wurde er auch sofort durch die Pfarrer verbreitet. Die doppelköpfige Liga herrschte allein und nun sollte die radicale Partei erfahren, mit wem sie sich drei Jahre hindurch verbunden, für wen sie gearbeitet, zu wessen Zwecken sie die ultramontanen Kastanien aus dem patriotischen Feuer gezogen hatte.

Nicht mehr Wahlenthaltung ward auf einmal die Parole, sondern die größte, die fieberhafteste Betheiligung sollte bezweckt werden. Die nämlichen Männer und Zeitungen, die die Bevölkerung von den Urnen weggetrieben hatten, als es sich nicht um Politik handelte, sondern um die gewöhnlichen materiellen Municipal- und Departementsinteressen, dieselben waren es, die jetzt das Land zur Urne peitschten. Bis dahin war derjenige ein Verräther gewesen, der sich zum Wählen bereit erklärte, jetzt sollte es anders kommen. Eine Hetzjagd begann, um die Leute zum Wählen aufzumuntern; eine Hetzjagd in den französischen Zeitungen, eine Hetzjagd in den Comités, eine Hetzjagd aber zum ersten von den Kanzeln herunter.

Kaum waren die Parlamentswahlen vom Jahre 1874 ausgeschrieben, als auch schon zwischen den beiden Verbündeten Unterhandlungen gepflogen wurden, um die Candidaturen unter

*) In Straßburg war, kaum ein Jahr nachher, der Municipalrath suspendirt, ein deutscher Commissär mit der Verwaltung betraut, und heute ist dieser Commissär, allein, ohne Municipalrath, noch für lange Jahre im Amte. So richtig stand es mit den Prophezeiungen der Liga.

Digitized by Google

sich zu vertheilen. Elf Abgeordnete hatte das Elsaß zu wählen. Hätte von Anfang an nicht ein feinausgedachter Plan der clerikalen Partei vorgelegen, so wäre die Vertheilung der Sitze so ausgefallen, daß die radicale fünf, die ultramontane Partei sechs Candidaturen aufgestellt hätte; und besonders, daß das Wahlprogramm gemeinschaftlich ausgearbeitet worden und sich ausschließlich auf patriotischen Boden bewegt hätte.

Nichts von alledem aber geschah. Umsonst versuchte es die radicale Partei, ihre Protestcandidaten aufzustellen. Nicht nur von Protest sollte die Rede sein, sondern plötzlich entrollte die ultramontane Partei ihre kirchliche Fahne: Gegen die preußischen Maigesetze sollte gewählt werden! Der Bischof erließ einen Hirtenbrief, in dem von Politik, von Annexion auch kein Sterbenswörtchen verlautete, die Wähler aber ermahnt wurden, gute, der Kirchenfreiheit ergebene Abgeordnete zu ernennen; ein Manifest wurde von dem Clerus veröffentlicht, das einzig und allein von Kirchenpolitik und katholischer Kirchenfreiheit sprach. Die Vertheilung der Sitze folgte auf dem Fuße und diese war so angelegt, daß acht Candidaten der reinen, ausschließlich ultramontanen Partei, drei nur der specifischen Protestpartei angehörten, und diese dreie noch den Wählern anempfohlen wurden als Männer, die sich verpflichtet hatten, in allen kirchlichen Angelegenheiten mit dem Centrum zu stimmen.

Der radicale Mohr hatte eben seine Schuldigkeit gethan!

Klar und offen lag nun der Plan vor Aller Augen. Das war der Zweck der dreijährigen Verrätherhetzereien im Elsaß. Unter sogenanntem patriotischem Deckmantel hatte die clerikale Partei sich einen Boden geschaffen, auf welchem ihr Niemand etwas anhaben konnte. Wie um ihrem unbezweifelten Sieg noch den Stachel der Ironie hinzuzufügen, stellte diese Partei an die Spitze ihrer Candidaten den Bischof selbst und hinter ihm ein halbes Dutzend Pfarrer, Capläne und Seminaristen. Die drei Protestler liefen hinten nach als nothwendige, unabweisbare, aber auch gänzlich unzurechnungsfähige Anhängsel.

Umsonst ereiferte man sich im radicalen Lager dieses Vorgehen zu bemänteln, sich selbst patriotischen Sand in die Augen zu streuen und den Leuten von der innigen Verbrüderung, von dem Gleichbedeuten der einen und der anderen Candidaten etwas vorzulügen. In's Schwarze hatte der Schuß getroffen und selbst der „République Française“ mußte vor dem Geiste, den sie drei Jahre lang gepflegt und jetzt zu Aller Verderben und ihr selbst zur Schande über das Elsaß entfesselt hatte, innerlich bangen.

Dies war aber erst der Anfang des unvergleichlichen, in den Annalen des Parlamentarismus einzig dastehenden Gaukelspiels, das im Elsaß angefangen, in Berlin aber zu Ende geführt werden sollte.

Die Wahlen fielen aus wie es die clerikale Partei gewollt hatte. Bischof, Pfarrer und Seminaristen, und hinterdrein auch die drei protestantischen, den Clerikalen gegenüber verpflichteten Protestmänner, wanderten in den Reichstag. Jubel ertönte in den französischen Zeitungen, als ob Frankreich einen Sieg davongetragen hätte! Ja, wohl mochte Frankreich als Sieger sich in die Brust werfen, wenn es einmal feststeht, daß Frankreich und Rom identisch sind und daß, was Rom erlangt, für Frankreich auch Gewinn ist!

Was aber nun?

Zum reinsten Ultramontanismus hatte sich die Liga entpuppt. Die clerikale Partei war Herrin der Lage. Nun mußte es sich darum handeln, die Lage, die mit Hülfe der Radicalen und unter der Maske des französischen Patriotismus erobert, zum Vortheil der Kirche und der deutschen Centrumspartei, zu der diese Abgeordneten sich sofort bekannten, auszunützen. Die Protestpartei hatte dem Ultramontanismus in redlicher Bornirtheit zum Siege verholfen, ihre früheren natürlichen Verbündeten auf das Nachdrücklichste und auf das Gewissenhafteste in den Koth gezogen. Nun war die Reihe an ihr, von den Ultramontanen im Stiche gelassen und öffentlich desavouirt zu werden.

Um in der inneren preußischen und deutschen Kirchenpolitik dem Centrum behülflich zur Seite zu stehen, mußten die Elsässer Clerikalen sich offen zu der neuen, durch den Frankfurter Friedensvertrag geschaffenen Lage bekennen. Des gewandten Windthorsts Rathschläge brauchte es wahrlich nicht, um diesen Abgeordneten diese Nothwendigkeit klar vor Augen zu führen. Das Centrum war so und so schon im Reichstag der immer wieder auftauchenden Anklage ausgesetzt, einer eichsfeindliche Partei zu sein und das junge deutsche Reich in seinen Grundvesten erschüttern zu wollen. Wie viel mehr wäre dies nun der Fall, wenn aus dem Elsaß sich eine Gruppe direct reichsfeindlicher, gegen den Friedensvertrag protestirender Abgeordneter dieser Partei anschlössen, mit ihr stimmten und von ihr unterstützt würden? Eine Lebensfrage für die acht Herren des Elsasses war es also, den Protest abzuschütteln und sich als Deutsche zu entpuppen; — eine Lebensfrage aber auch wieder andererseits für ihre Zukunft, sich diesem Protest nicht feindlich entgegenzustellen und ihn scheinbar mit insceniren zu helfen. Den doppelköpfigen Janus mußte diese Partei spielen, hier lächelnd, dort grollend, und Jedem das Gesicht zuwendend, das für Jeden passend erschien.

Mit einer Fertigkeit, die ihres Gleichen sucht, entledigte sich die elsässische Deputation dieser heikeln Aufgabe.

Ein radicaler Protestant, Herr Teutsch, wurde beordert, auf der Tribüne gegen den Frankfurter Vertrag, gegen die Annexion und gegen die Angehörigkeit zu Deutschland Protest zu erheben; — und kaum waren Teutschs letzte Worte verhallt, als Bischof Raeß in eigener Person, das Haupt, der Leader des katholischen Elsasses, alsobald in dürren Worten der Protestpartei das Bündniß aufkündigte und im Namen seiner Glaubensgenossen den Frankfurter Vertrag förmlich anerkannte.

Wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel wirkte diese Erklärung. Im Nu hatte sich die Sachlage verändert: als Reichsfeinde standen sammt und sonders die elsässischen Protestanten da; als Reichsfreunde aber die Katholiken! Jenen konnte mit Recht die Regierung Alles verweigern, was sie zu fordern geneigt wären; wie aber diesen, die sich in so auffallender und drastischer Weise zu Deutschland bekannten?

Die Politik hatte wieder einmal der Religion als Deckmantel gedient; unter jenem Banner hatte diese für den eignen Zweck das Schlachtfeld errungen und, nun sie es behauptete, kam plötzlich das rechte Banner aus seinem Versteck heraus, und unter dem Kreuze zog die drohende Heerschaar, die Verbündeten in schmachvoller Vereinzelung hinter sich zurücklassend und ihnen mit höhnischem Lächeln den Abschiedsgruß zuwinkend, hinüber in des gestrigen Feindes Lager.

Was an Protesten, an Briefen, an Erklärungen den Elsässer Wählern nachher vorgelegt wurde, war eitel Staub und Schimmer. Die ultramontanen Abgeordneten behaupteten ihre Sitze neben dem Bischof, und dieweil die andern kleinlaut, gesenkten Hauptes und mit kaum verhehltem Unmuth über ihre ruhmlose Niederlage, den Weg zur Heimat wieder betraten, verblieben ihre clerikalen Genossen im Parlament.

So hatte sich demnach des Pudels Kern mit einem Schlage entfaltet. Dieses war das Endziel jener, drei Jahre lang im Elsaß sich breitmachenden Intrigue! Die Liga zeigte sich in ihrem wahrem Lichte!

In dem Elsaß machte natürlich des Bischofs Erklärung viel Aufsehen. Groß war die Aufregung aller derer, die mit Entrüstung die Mahnrufe derjenigen abgewiesen hatten, die vor und während der Wahlen vor Ultramontanismus gewarnt und, die Maske der Liga lüftend, die Kirchenpolitik unter dem erheuchelten französischen Patriotismus entlarvt hatten. Was man ungern eingesteht, das leugnet man selbst nach dem Ereignisse, selbst gegen das eigene Erkenntniß. So erging es den Anhängern der Liga. Gegen den Bischof wurde protestirt mit Zorn und Hohn, als ob der Bischof allein so vorgegangen wäre, als ob seine Erklärung nicht eine ganz neue Sachlage enthüllt hätte; als ob hinter dem Prälaten und seinen Priestern nicht das ganze katholische Landvolk gestanden hätte, das fortan nimmer und nimmermehr gegen seines Oberhirten Declaration in Bewegung zu setzen und es im Gegentheil ruhig mit ansehen

Digitized by Google

würde, daß seine Abgeordneten als Deutsche im deutschen Reichstage sich geberdeten.

Mit der Liga war es vor der Hand aus; das mußte Jedermann erkennen. Sie selbst aber, wo blieb sie in diesem bedeutungsvollen Augenblicke? und wäre sie nicht einzig und allein, in letzter Zeit, ein in clerikalen Händen sich befindendes Instrument gewesen, wie hätte sie schweigen können, als der Bischof den Friedensvertrag anerkannte? wie hätte es kommen können, daß dieser „Verräther" nicht gebrandmarkt wurde? daß kein Flugblatt den Kirchenfürsten neben den andern „Preußen" an den Schandpfahl haftete? Alles blieb stille; kein Flugblatt erschien; die ultramontanen französischen Zeitungen suchten das Geschehene zu vertuschen, ihren Lesern sorgfältig jesuitisch zubereitete Artikel hinschreibend; in der Provinz wurde selbst Teutsch als Bischof von Straßburg mit einer patriotischen Glorie beleuchtet und, höchste Ironie des Schicksals! dem abtrünnigen Prälaten mit des Protestanten Manifestation eine Krone des Bürgerverdienstes gewunden! In republikanischen Blättern trat die radicale elsässische und französische Protestpartei drohend auf, ohnmächtige Blitze gegen den, von ihr gestern noch als Sinnbild des Patriotismus verherrlichten Prälaten schleudernd. Dann ward es auch hier stiller und stiller. Es legten sich die Wogen. Das Elsaß ward vergessen. E finita la comedia!

Literatur und Kunst.

Ottilie Wildermuth.

Stirbt ein Poet in jungen Jahren, so heißt es gleich: Der Tod hat ihn um seinen Ruhm betrogen. Lebt einer aber in das Greisenalter hinein, so lautet die Nachrede: Er hätte früher sterben sollen; er hat seinen Ruhm überlebt.

So sagen die kurzsichtigen Menschen, deren Blick nicht weiter reicht als von einer Dämmerung zur anderen oder, wenn's hoch kommt, siebzig Jahre weit. Die Sprache aber, die weiser ist als sie, weil sie von dem Ewigen ein Theil ist, sagt, gleichviel ob für Alt oder Jung der Todtengräber die Schaufel rührt, er grabe ein frisches Grab. Und so ist's auch das Richtige. Denn wenn eine Menschenseele davongeflogen ist, einen morschen, zerfallenden Leib auf Erden zurücklassend, so ist es stets von Neuem ein Verlust, ein doppelter, wenn diese Menschenseele nicht in sich selbst begnügt und schweigsam durch die Welt zappelte, sondern sich freudig mittheilte in gedeihlichem Schaffen.

Die alte Frau, welcher sie neulich am Neckar drunten ihr Heim im Schoße der Erde zurecht machten, war eine solche Menschenseele, und wenn bei dem Namen Ottilie Wildermuth sich gleich der Mund so voll nicht nimmt wie bei den Namen George Sand oder Fernan Caballero, so schwebt dagegen ein Zug tiefsinniger deutscher Wehmuth um ihr Gedächtniß.

Die Geschichte ihres Lebenslaufes ist in zwanzig Zeilen durchmessen. Zu Rottenburg, dem Castell der Römlinge im Schwabenlande, wo der Bischof Hefele sich vergebens mit der Unfehlbarkeit auszusöhnen strebt, war sie geboren; zu Tübingen, wo evangelische Lichter in funkelndem Glanze aufgingen und die Baur, Strauß u. s. w. zu Vorkämpfern der Gewissensfreiheit heranwuchsen, liegt ihr Grab. Dazwischen, den Neckar ab und auf, spann sich ihr einfaches Dasein aus, von den frohen Kindertagen, die sie als Tochter eines Oberamtsrichters in Marbach verbrachte, bis zu der Tanzstunde in Stuttgart und der Verheirathung mit dem Mathematicus Professor Wildermuth, an dessen Seite sie, ergeben der groben Arbeit des Hauses wie der vornehmeren der Musen, das Gleichmaß der Tage zu Tübingen genoß. Der Vater war ein Original, im ganzen Schwabenlande als der „alte Rooschütz" bekannt und verehrt, von dem Schlage der mißvergnügten Juristen, die lieber Botanik und Landwirthschaft treiben als das Corpus juris und dessen Erläuterer studiren; der Gatte Pädagog von schlichter Führung, keine Leuchte der Wissenschaft, aber ein wackerer, pflichtgetreuer Mann.

Der Kreis war eng, in welchem Ottilie aufwuchs, sich entwickelte, sorgte und schrieb, doch nicht zu eng, um ihr die Bekanntschaft mit der französischen und englischen Literatur zu verwehren. Sie verließ ihn nur zweimal in ihrem Leben, während der Hochzeitsreise, die sich bis zum Genfersee ausdehnte, und später, als sie zu einem Besuche ihrer wohlverheiratheten Tochter nach Schleswig fuhr. Aber eng oder nicht, der heilige Schatten Schillers, des Marbachers, schwebte durch diesen Kreis, und Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Gustav Pfizer bevölkerten ihn. Als Backfisch lernte sie deren Gedichte auswendig und als „Frau Professorin" kam sie mit ihnen in persönliche Berührung. Das sind Eindrücke, welche sich niemals verwischen und immer wieder befruchtend wirken, wenn auch ihre Unmittelbarkeit längst dahin ist.

An einem traulichen Winterabende war's, als Ottiliens literarisches Schicksal sich entschied.

Sie saß mit ihren Brüdern im Marbacher Oberamtsgerichte beisammen und einer von ihnen, ein angehender Mediciner, zog mit triumphirendem Blicke eine Nummer des Cottaschen „Morgenblattes" aus der Busentasche, um einen Aufsatz vorzulesen, den er selbst in das vornehme Journal hineingegeben. Ottilie lauschte andächtig wie bei dem Gottesdienste dem Pfarrer auf der Kanzel; dann ging sie in ihr Kämmerlein und schrieb mit hastiger Feder ebenfalls einen Aufsatz. Den packte sie sorgfältigst ein und sendete ihn an den „Hochwohlgeborenen Herren Doctor Hermann Hauff, Redacteur des Morgenblatt in Stuttgart". Und als vier Wochen in's Land gegangen waren, da saß sie wieder mit ihren Brüdern beisammen; diesmal aber war sie es, die hinter der Schürze eine Nummer des „Morgenblatt" hervorlangte, um daraus eine Geschichte vorzulesen, welche sie selbst in das vornehme Journal hineingeschrieben hatte. Sie stolperte hie und da bei der Lectüre, zum Theil aus selbstbewußtem Stolz, der ihr die frischen Wangen röthete, und zum Theil aus gerechter Freude über die lauschende Aufmerksamkeit ihrer Brüder; ganz besonders aber, weil sie ihre Geschichte kaum wiedererkannte, denn der Doctor Hermann Hauff hatte ihr ihre Orthographie mit unbarmherziger Hand fast ganz verändert.

An diesem Abende aber war es ausgemacht, in ihrer eigenen Seele und im Rathe der Brüder, daß sie eine Schriftstellerin werden müsse, eine Erzählerin, deren das ganze Schwabenland sich freuen solle von der rauhen Alb bis zum schwäbischen Meer und von Ulm bis zum Schwarzwald.

Die Frage war nur, wo die Stoffe zu suchen seien, denn für den ersten Augenblick schien es ein recht ärmliches Revier, das Revier der „schwäbischen Pfarrhäuser" und des Philisterthums von Marbach, Tübingen und Rottenburg, ja der „Residenz" Stuttgart selbst mit ihren steifgescheitelten Candidaten, ihren triefäugigen Nähterinnen, pensionirten Soldaten und Hofräthen, prätentiösen Künstlern und declamirenden Literaten. Der alte Rooschütz hatte mit seinem kaustischen Witz das vornehme und niedere Völkchen der Heimat nicht verschont, und das Töchterlein war keine von den idealistischen Naturen, welche dem schönen Schein vor der grellen Wirklichkeit den Vorzug einräumen. Es ist leicht zu fabuliren, wenn man jedes Sonnenstäubchen in leuchtendes Gold und jede Bauernhaube in ein Diadem verwandeln mag; aber schwer, sich Gehör zu schaffen, wenn man, spärlich mit Phantasien bedacht, nur eben das unter seine Feder nehmen kann, was auch alle die Anderen mit ihren Augen schauen.

Aber hatte denn nicht der Doctor Hermann Hauff, als er ihr die Nummer des „Morgenblatt" mit ihrer ersten Erzählung übersendete, sie aufgemuntert, fleißig fortzuschreiten auf dem betretenen Wege? Und mußte er es nicht besser wissen als sie mitsammt ihren Brüdern, was gut und schön zum Lesen sei, da er doch der literarische Allmächtige im Schwabenlande war und alle Welt schier den Hut abzog, sobald vom „Morgenblatt" die Rede war? Vom „Morgenblatt", in das auch Uhland und

Digitized by Google

Kerner und ihr väterlicher Freund Gustav Schwab hineinschrieben? Was zagte sie um Beifall und um Stoffe, um Leser und Leserinnen, wenn von der höchsten Stelle der Ruf an sie erging?

Und da sie dann die Sache recht erwogen hatte, so kamen ihr die eigenen Zweifel kindisch vor. Ihr schwäbisches Heimatsgefühl, ein gar starkes und selbstisches Gefühl, sprang ihr zu Hülfe und mit einem Male erschienen ihr der Dorfpfarrer mit dem leutseligen Herzen und seiner geizigen Frau, der Bauer mit dem querköpfigen Eigensinn und der biederen Seele so poetisch als — was weiß ich! — der Manfred Lord Byrons oder Walter Scotts Rittergestalten und der Rauschebart Graf Eberhard.

Erwogen und gethan — das war so ihre schwäbische Art.

Und kaum nach ein paar Jahren lag sauber geschichtet das Material zu ihren „Geschichten und Bildern aus Schwaben" auf ihrem Tische, druckfähig, wie sie meinte, und auch druckfertig, wenn nur ein Verleger sich fände. Ewiger Kummer des literarischen Anfängers, du bleibst keinem erspart! Ottilie aber trug ihn nicht lange, denn Gustav Schwab, der Vielgeschäftige, war ja ihr Gönner und dessen Freund wiederum war der junge, unternehmende Buchhändler Adolf Krabbe in Stuttgart, der auch an dem jungen Hackländer sich als Wohlthäter erweisen sollte. Krabbe las, prüfte und — druckte. Mehr noch, das Schwabenland ergötzte sich an Ottiliens Geschichten, fand sie ungemein lebenstreu und wahr, verbreitete ihren Ruhm bis weit hinaus in das große, deutsche Gesammtvaterland.

Das war Sporn und Ehre, Gewinn und Stolz und Freude zugleich. Der Triumph beflügelte ihre Feder und über ein Jahr waren „Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben" für den begehrlichen Krabbe fertig gemacht, und so von Weihnacht zu Weihnacht immer neue Bücher, Romane und Novellen, Kinderschriften, Skizzen und Erzählungen.

Nur ein wenig ernsthafter ward mit steigendem Alter die schriftstellernde „Frau Professorin", denn sie wollte am Ende nicht blos ergötzen, sondern auch belehren, nicht blos erzählen, sondern auch predigen. Der Roman „Auguste", das Buch „Die Heimat der Frau" und viele, viele andere, zwischen denen meistens eine große Aehnlichkeit waltet, begnügen sich nicht mehr mit der sozusagen epischen Genugthuung an Gestalten und Vorgängen, sie verfolgen — eine Mission.

Eine Mission der Zufriedenheit und derlei wunderliche Missionen mehr.

Wenn es nach mir ginge, so würde an einer bestimmten Stelle zwischen den Schriften Ottilie Wildermuths ein dicker Strich gemacht. Was vor demselben liegt, wäre festzuhalten als Kleinod deutscher Erzählungskunst, als Juwel einer schier unerhörten Beobachtungs- und Darstellungsgabe auf engem Raume; was hinter dem Striche liegt, müßte „weggelöscht werden von der Tafel der Erinnerungen". Denn eine Frau, die zu philosophiren anfängt, zu reflectiren, zu moralisiren, ist etwas Unheimliches. Das paßt zu ihr wie das Politisiren zum Nachtwächter oder das Trapezspringen zum Rabbiner. Schreiben soll sie meinetwegen, wenn sie es so gut vermag wie Fanny Lewald oder Ottilie Wildermuth; soll auch ein kräftig Wörtlein einlegen für die entsprechende gesellschaftliche Geltung ihres Geschlechtes, wenn sie sich nun einmal zum Kämpfen berufen wähnt; aber von dem literarischen Katheder bleibe sie um Gottes Willen fort, denn da hinauf gehört sie nun einmal nicht und die streitbarste ist mir noch immer als Xanthippe lieber denn als Gräfin Hahn-Hahn.

Und was für seltsame Anwandlungen hat Frau Ottilie Wildermuth in der zweiten Hälfte ihrer schriftstellerischen Thätigkeit! Da schreibt sie ein ganzes Buch, „Die Heimat der Frau", um darzuthun, daß in der Ehe die Liebe eine pure Nebensache, dagegen das Pflichtgefühl die Hauptsache sei. Oder sie baut sich ein ganzes fürchterliches System von der „Mission der Zufriedenheit" auf, über das sie folgenden Segen spricht: „Noch lange ehe ich von einer inneren Mission reden hörte, hat mich der Gedanke beschäftigt, wie Noth es thäte, daß wir auch in Christenlanden Missionäre der Zufriedenheit hätten, um den Armen und Verkümmerten, den vom Geschick Verkürzten die lichten Seiten ihrer Tage zu zeigen und die alte Wahrheit, daß Jeder seines Glückes Schmied sei, im Lichte des Glaubens geläutert und gekräftigt vorzustellen. Wohl haben wir längst eine selige Friedensbotschaft und wer sie recht versteht, der findet in jedem rechten Verkünder des Evangeliums einen Missionär der Zufriedenheit. Aber nicht Alle verstehen die Botschaft vom ewigen Heil auch auf die kleinen Erlebnisse und Schwierigkeiten des Alltagslebens anzuwenden; warum sonst gäbe es noch so viele trübselige Mienen und verdüsterte Herzen, selbst unter solchen, die da glauben wollen an jene ewige Friedenskunde? So wohl es dem Blicke thut, sich zu ergötzen an heiteren Lebenslosen und glücklichen Herzen, so hatte es doch stets noch tieferen Reiz für mich, die hellen Punkte in einem dunklen Geschick zu entdecken, die stillen Gottesgaben, durch welche die anscheinende Härte und Ungleichheit des Geschickes ausgeglichen wird. Als Probe solcher Entdeckungen, als kleinen Beitrag zu einer Mission der Zufriedenheit theile ich den Inhalt dieser Blätter mit."

Ja, ja, es lagert wie eine breite Schicht von Mehlthau zwischen jener Erstlingserzählung für das „Morgenblatt", welche, wenn ich nicht irre, „Die alte Jungfer" hieß, und dieser faden Frömmigkeit mit dem moralischen Augenaufschlag, und wenn es nicht gottlos wäre, so wollte ich meinen, daß die Mathematik ihres Ehegemahls und ihre eigene steigende Gelehrsamkeit ihr die ursprüngliche Unbefangenheit des Schaffens zu schanden machten. Denn die gelehrten Frauen — von Herrad von Landsberg und der Nonne Roswitha angefangen — sind, mit allem Respecte gesagt, bis zur Möglichkeit langweilig, und tritt noch die Mathematik hinzu, diese in Zahlen ausgedrückte Logik, so ist es um die arme Frauenseele, um ihren Duft und Schmelz, ihre Heiterkeit und Lebensfreude unwiderruflich geschehen. Dann aber kommen diese ewig kranken, ewig entsagenden und ewig duldenden Jungfrauen zu Tage, deren bitter ungenießbares Modell Ottilie Wildermuth in ihrer „Auguste" und in ihrem „Frauenleben" auf die Beine stellte.

In den „Bildern und Geschichten aus Schwaben" ist es mir doch manchmal gewesen, als befände ich mich in einer Dorfgeschichte von Jeremias Gotthelf, und das will etwas bedeuten. Wenn die arme Bäuerin jammert, sie könne dem Herren Pfarrer die Gebühren für das Begräbniß ihres Mannes nicht bezahlen, und die Frau Pfarrerin trocken erwiedert: „Nun ein paar Körbe Mist werdet Ihr uns doch bringen können!" so riecht das freilich ganz wie bei Jeremias Gotthelf nach Stall und Düngergrube, aber es steckt auch realistische Naturwahrheit darin; es ist ein Zug wie bei einem Niederländer. Was aber steckt in dieser abgeschmackten „Mission der Zufriedenheit!" Ach ja, diese Frömmigkeit und diese — Mathematik dazu! Kein Genie ist mächtig genug, um ihnen zu trotzen, geschweige denn das feine, sensitive Gespinnst einer Frauenseele.

Ottilie Wildermuth hat das deutsche Volk als Universalerben hinterlassen. Ich, du und tausend Andere, zumal Tausende ihres Geschlechtes — wir freuen uns an der Erbschaft und genießen sie. Aber wenn es schon mein Recht ist, nur dasjenige Erbtheil anzunehmen, was mir nützlich und begehrenswerth dünkt, so sage ich: die „Bilder und Geschichten aus Schwaben" lasse ich mir nicht nehmen, denn sie bilden einen Schatz von Lebensweisheit, Seelenfrische und Darstellungskunst; sie werden den Namen Ottilie Wildermuth stets bei gutem Klange erhalten. Im Uebrigen aber würde ich wenigstens kein anderes Buch der schwäbischen Schriftstellerin im deutschen Literaturkataloge schwerlich vermissen.

Wilhelm Goldbaum.

Digitized by Google

Sprachliche Sünden der Gegenwart.

Ich war kurze Zeit Student und hatte mir außer Kappe und Band auch einen großen Vorrath jener seltsamen Ausdrücke angeeignet, durch welche der junge akademische Bürger den noch auf dem Gymnasium weilenden Freunden ebensosehr zu imponiren pflegt, als er gewöhnlichen Sterblichen unverständlich und anstößig ist. Reich beladen mit diesen Früchten der begonnenen Sprachstudien — zunächst leider den einzigen — besuchte ich während der Ferien einen Oheim auf dem Lande. In der Unterhaltung begegnete es mir nun nicht selten, daß ich den allen Gebildeten zu Gebote stehenden Sprachschatz durch einen Ausdruck würzte, der sich weniger durch Grazie, als durch Derbheit auszeichnete und mehr Vorliebe für urwüchsige Wortmalerei, als feinen Geschmack verrieth. Wenige Tage nach meiner Ankunft belauschte ich ein Gespräch zwischen Onkel und Tante, welches mein studentisches Rothwälsch zum Gegenstande hatte. „Der Herr Neveu," sagte mein Onkel, „befleißigt sich einer recht wunderlichen Ausdrucksweise." „Sie ist mehr drastisch, als gewählt," bemerkte die Tante. „Sie muß wohl unter den Studenten Mode sein; fein ist sie freilich nicht," entgegnete der Onkel. — Das absprechende Urtheil über eine Errungenschaft, auf die ich damals stolz war, verdroß mich sehr; aber eine große Genugthuung war mir vorbehalten. Es entfuhr nicht blos dem Onkel bisweilen ein „Kameel", ein „Bonze", oder ein ähnlicher von mir beliebter Kraftausdruck, sondern selbst die Tante vergaß sich eines Tages zu der Aeußerung, daß sich der Milchpächter noch nicht mit der Abrechnung „gelöffelt" habe. Und wer weiß, wie weit diese Sprachbereicherung sich noch ausgedehnt hätte, wenn nicht die Ferien zu Ende gegangen wären.

Diese kleine Geschichte, welche beweist, wie die Gewohnheit über die bessere Einsicht siegt, fiel mir wieder ein, als ich in einem „Sprachliche Sünden der Gegenwart" betitelten Buche von August Lehmann*) eine sehr reichhaltige Zusammenstellung von stilistischen Unarten, unlogischen Wortverbindungen und fehlerhaften Constructionen fand, deren weite Verbreitung selbst bis in die Bücher guter Autoren sich nur aus dem Einfluß der Gewohnheit erklären läßt. Denn wie der Sinn für das Schickliche in roher Gesellschaft, so schwindet das Gefühl für Schönheit und Richtigkeit des Stils bei steter Wiederkehr derselben sprachlichen Fehler; sie werden dem Lesenden vertraut, der Zweifel an ihrer Richtigkeit verstummt und unbedenklich werden sie weiter verflößt. Sind doch nicht alle sprachlichen Sünden, welche der Verf. aufzählt, so in die Augen springend, wie „die reitende Artilleriekaserne", oder „die von mir innehabende Wohnung", sondern bei vielen ist das Fehlerhafte so versteckt, daß nur ein sehr geschärftes Sprachgefühl den Verstoß gegen die Logik sofort herausfindet. Auch die Urheber und Verbreiter derselben sind nicht etwa blos die wöchentlich zweimal erscheinenden, von halbgebildeten Druckereibesitzern redigirten Localblätter kleiner Städte, oder die größeren Zeitungen mit ihren oft rasch entstehenden, keine Ueberarbeitung gestattenden Artikeln: viele Schnitzer haben geradezu erst durch die Werke tüchtiger Autoren Bürgerrecht erlangt, und selbst Lessing, Goethe und Schiller sind nicht frei von dem Vorwurf, sprachliche Fehler mit ihrer Autorität gedeckt zu haben.

Ob das Buch bei dem Einfluß, welchen die Tagespresse auf die Gestaltung des Stils gewonnen hat, der nicht abzuleugnenden Verschlechterung desselben wirksam entgegenzutreten im Stande sein wird, ist fraglich; denn gegen stilistische Geschmacklosigkeiten, welche allgemein Aufnahme gefunden haben, ist der Kampf ebenso vergeblich, wie gegen unschöne Toiletten, die Mode geworden sind. Aber vielleicht bestärkt es die Einsichtsvolleren in ihrem Widerstande gegen Neuerungen von zweifelhaftem Werth und ruft diesem und jenem, dem es vor Allem um Kürze des Ausdrucks, um eine gewisse originelle Färbung seines Stils zu thun ist, die Warnung zu, daß diese Vorzüge nicht auf Kosten der Grammatik und Logik errungen werden dürfen.

Von den sprachlichen Sünden nun, welche der Verf. aufzählt, kommen einige so selten vor, andere sind so ausschließlich durch Inschriften auf Firmenschildern und durch Zeitungsinserate vertreten, daß sie hier mit Stillschweigen übergangen werden können. Nur einige, deren sich gelegentlich auch Gebildete schuldig machen, mögen Erwähnung finden.

Wie Viele denken daran, daß sie einen Fehler machen, wenn sie von einem „adligen Fräuleinstift", von „kleinem Kindergeschrei", von „römischer Alterthumskunde" sprechen? Und doch ist hier das Eigenschaftswort ebenso falsch bezogen, wie in den Verbindungen: „eine geräucherte Fleischwaarenhandlung", „ein feiner Weinkeller". Der „getrocknete Obsthändler", der „seidene Strumpfwirker" sind zu drastische und komische Zusammenstellungen, als daß ein Gebildeter sie anders, denn im Scherz gebrauchen sollte, aber sie sind nicht unrichtiger als das „bairische Bierhaus", die ländliche Arbeiterfrage," die „silberne Hochzeitsfeier". Die Composita sind überhaupt eine gefährliche Wortart, wenn es sich um irgend welche Zusätze handelt. „Versicherungsgesellschaft gegen Hagelschaden", „Erkrankungsfälle an der Cholera", „Erinnerungsfest an den Sieg" liest man oft geschrieben und gedruckt, und doch sind es fehlerhafte Constructionen, wie sofort einleuchtet, wenn das zusammengesetzte Wort in seine Bestandtheile zerlegt wird.

Der Hauptsündenbock aber ist das harmlose Wörtchen „und", das selbst die gefeiertsten Autoren zu Verstößen verführt hat. Zunächst findet sich bei Verbindung zweier Hauptsätze mit verschiedenen Subjecten sehr oft im zweiten das Verbum dem Subject vorangestellt, was falsch ist; z. B. „der Gerichtshof zog sich zurück, und wurde das Resultat nach einer Stunde verkündigt" statt „und das Resultat wurde nach einer Stunde verkündigt". Nicht weniger als 16 Seiten füllt der Verf. mit ähnlichen Beispielen, die er seiner Lectüre entnommen. Ich glaube, er hätte sich die Mühe ersparen können, denn der Fehler wuchert wie die Wasserpest und ist beinahe zur Regel geworden.

Nicht minder zahlreich sind fehlerhafte Zusammenziehungen von Nebensätzen, namentlich Relativsätzen. Diese können nur zusammengezogen werden, wenn das zweite Relativ mit dem ersten in gleichem Casus steht, anderenfalls muß dasselbe wiederholt werden. Das Bestreben, diese mitunter etwas schwerfällige Construction zu vermeiden, hat zu dem Fehler geführt, das Relativ durch ein demonstratives, persönliches oder possessives Pronomen zu ersetzen, z. B. „Er befriedigte die Zuschauer, welche er herbeigelockt hatte und die Verkünder seiner Thaten in ihnen zu finden hoffte" statt „und in welchen er u. s. w.". Dieser üble Gebrauch, den unter den Klassikern Goethe besonders geliebt, ist als die Vorstufe völlig sinnloser Satzverbindungen anzusehen. In den Sätzen:

„Ich befand mich in einem hellen Saale, den wir kreuzten und jetzt in einen neuen Kerker traten."

„Die Bäuerin setzte uns Schwarzbrod vor, welches wir aßen und dann das Zimmer verließen."

gibt es für die zweiten durch „und" angeschlossenen Sätze gar keine Erklärung; sie sind weder Hauptsätze, noch läßt sich ein Relativ einschieben.

Es folgen die Participien. Daß Ausdrücke wie „eine schwindelnde Höhe", „eine sitzende Lebensweise", eine „bleibende Stätte" ebenso wie „ein vielgereister Naturforscher", „ein ausgedienter Soldat", „ein gelernter Tischler" im Grunde genommen falsch sind, mag wohl den Wenigsten bei ihrer Anwendung einfallen; denn sie sind so allgemein im Gebrauch, daß ihre Unrichtigkeit vergessen worden ist, und so festgewurzelt, daß eine Berufung auf die Grammatik ihre Existenz wenig gefährden wird. Der Verf. will ihnen auch das erschlichene Bürgerrecht nicht entzogen wissen, sondern nur vor einer weiteren Ausdehnung des Gebrauchs durch analoge Bildungen warnen. Aerger sind die falschen Beziehungen des Particips. Worauf kann sich in dem Satze: „noch sterbend droht sein Säbel in der Hand" das

*) Sprachliche Sünden der Gegenwart von Professor Dr. August Lehmann, Königl. Gymnasialdirector a. D., Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Braunschweig 1877, Verlag von Friedrich Wreden.

Digitized by Google

Particip „sterbend" anders beziehen, als auf Säbel? Aus dem Possessivpronomen „sein" ein Subject zu ergänzen, ist ein kümmerlicher Versuch, dem jeder grammatische Anhalt fehlt. Noch abenteuerlicher sind folgende Sätze:

„Ihrer Mutter schon früh beraubt, blieb Pflege und Bildung dem Vater anheimgestellt."

„Wiederholte Vorstöße der Franzosen wurden abgewiesen, unterstützt von sächsischen Bataillonen."

Hier stehen die Participien „beraubt" und „unterstützt" völlig sinnlos. Namentlich bei den mit „weil, obgleich, wenn" und ähnlichen Conjunctionen verbundenen Participien liegt die Gefahr eines Fehlers nahe, weil eine Zusammenziehung nur in den wenigsten Fällen möglich ist. In Sätzen, wie:

„Er ist, wenn wirklich gebildet, des Vorzugs würdig."

„Sie waren, weil mit Dank erfüllt, nicht schwankend in der Bethätigung desselben."

wird Niemand an der Zusammenziehung Anstoß nehmen. Unzulässig dagegen ist dieselbe in folgendem Satz:

„Die Kammer bewilligte ihm, weil völlig verarmt, eine Unterstützung."

ebenso die Coordinirung des Particips mit einem andern Adjectiv, wie in dem Satz:

„Sie haben ihr leicht befriedigtes, weil gerne lachendes Publicum, nicht blos in diesem Kreise gefunden."

Zu den sprachlichen Sünden der Gegenwart gehört auch der pleonastische Gebrauch des Zeitworts „sollen" und der Conjunctiv nach Ausdrücken: „wie verlautet, wie erzählt wird, einer Nachricht zufolge" und ähnlichen. Während der Satz: „es verlautet, der Friede sei abgeschlossen" richtig ist — denn hier haben wir abhängige Rede — steht in dem Satz: „wie verlautet, sei der Friede abgeschlossen" der Conjunctiv statt des Indicativs mit Unrecht. Die Unbestimmtheit der Behauptung liegt bereits in den Worten „wie verlautet" und von einer Abhängigkeit kann keine Rede sein. Ebenso ist in dem Satz: „nach einer andern Nachricht sollen die Türken gesiegt haben" die Ungewißheit der Thatsache schon mit den Worten „nach einer andern Nachricht" ausgedrückt, und das Wort „sollen" steht falsch.

Während der Verf. kaum eine Art grammatischer oder logischer Fehler unerwähnt läßt und meines Erachtens auch mit den sogenannten „Constructionen nach dem Sinne" stellenweis zu streng verfährt, muß es befremden, daß er eine sehr weitverbreitete sprachliche Sünde nicht nur nicht erwähnt, sondern sie auf S. 24 sogar selbst begeht. Da lesen wir „der Gebrauch von nach dem Substantiv stehenden Adverbalien u. s. w.". Ich erinnerte mich sofort folgenden Mustersatzes: „Gestern ist ein türkisches Transportgeschwader mit gegen Montenegro im Felde gestandenen Truppen unweit von hier vorüberpassirt."

Gibt es etwas Härteres, als diese Nebeneinanderstellung zweier Präpositionen, welche, durch den Telegrammenstil eingeschmuggelt, jetzt fast auf jeder Seite zu lesen sind? Selbst die alten Sprachen, die man mit Recht für manche Härte und Fehlerhaftigkeit des deutschen Stils verantwortlich machen kann, haben sich bei aller Freiheit in der Wortstellung dieser Aneinanderreihung der Präpositionen — die Datumsangabe im Lateinischen kann nicht in Betracht kommen — streng enthalten. Fort also mit diesem Gebrauch, der consequent durchgeführt zu den abgeschmacktesten Verbindungen führt!

Otto Buchwald.

Sommerliche

Pseudonymus-Finck[illegible]unde.

Sie haben zu früh gejubelt, meine verehrteste Freundin! Sie sehen, es war keine leere Dr[illegible]ung, als ich meinen letzten Brief mit den Worten schloß, daß ich Ihnen vielleicht im Laufe des Sommers doch noch einmal schreiben würde. In Ihrem letzten Briefe frohlocken Sie also zu schnell, daß dieser Kelch an Ihnen vorübergegangen sei, und die Strafe folgt nun auf dem Fuße. Was soll man auch in diesem langweiligen Sommer anders beginnen? Und ist denn das überhaupt ein Sommer? Zu Ehren unseres trefflichen Planeten möchte ich annehmen, daß der Mond an Allem schuld ist;

„Er kommt der Erde näher, als er pflegt,
Und macht die Menschen rasend."

— der Mond oder jener andere herrlich glänzende Stern des Hundes, dem man schon seit langer Zeit eine sonderbare Einwirkung auf das menschliche Gehirn zugeschrieben hat. Trotz der Schwärmerei unseres liebenswürdigen Freundes Ludwig Pietsch für den „Hochsommer in Berlin" wüßte ich wahrhaftig nicht, wie ich die Abende zubringen sollte, wenn das Flaschenei nicht erfunden wäre, oder ein guter Dichter uns nicht die langen Stunden des regnerischen Dunkels kürzte. Sie wissen doch jedenfalls was ein „Flaschenei" ist? — Mit der Ausbeutung dieser Erfindung, die darin besteht, daß man vermöge eines angezündeten Fidibus, den man in eine Flasche steckt, die in derselben enthaltene Luft verdünnt und dadurch die schwerere Luftsäule außerhalb der Flasche gefälligst veranlaßt, ein auf das Ende des Flaschenhalses gelegtes, hart gekochtes und geschältes Ei derart zu drücken, daß es, „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge", durch den schmalen Hals sich hindurchzwängen muß — mit diesem sinnigen, naturwissenschaftlichen Experimente verbringen wir, meine Freunde und ich, jetzt einen nicht unwesentlichen Theil unserer abendlichen Mußestunden. Bleibt uns dann noch Zeit zu andern Erfreulichkeiten, so lesen wir auch 'mal ein gutes Buch; und von einem solchen will ich Ihnen heute berichten.

Dasselbe führt den Titel: „Klänge und Reflexe" und ist in diesem Jahre, 1877, in Neumünster bei Julius Brumby erschienen. Auf dem Titelblatte ist als Verfasser „Pseudonymus" angegeben, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß es dem Dichter der „Klänge und Reflexe" um die Wahrung seiner Pseudonymität ernsthaft zu thun ist. In der 12 Seiten langen Einleitung versichert er gleich zu Anfang: „Ich fühle mich nicht als Dichter und kenne den Spott unserer praktischen Zeit über das Versemachen gar zu gut, als daß ich öffentlich meine nackte Haut zu beliebiger Behandlung darbieten möchte." Ich würde das sogar in einer weniger praktischen Zeit begreifen, denn die öffentliche Darbietung der nackten Haut zu beliebiger Behandlung hat immer etwas Mißliches; man geräth da in Collision mit allen möglichen philisterhaften Vorschriften, man weiß nicht wie. „Dem entsprechend mich im Schatten stehen zu lassen," fährt Pseudonymus fort, „bitte ich den, der ihn zu durchschauen glaubt." Wir wollen ihm einstweilen den Gefallen herzlich gern erweisen.

Was sind nun die „Klänge und Reflexe"? Der Verfasser gibt uns darauf eine eben so bündige wie genügende Antwort. Er sagt: „Sie sind Producte schöner Stimmungen und ernster Selbstklärung."

Von diesem Gesichtspunkte aus wollen also die folgenden Gedichte behandelt sein. Des Weiteren beschäftigt sich der Verfasser in der relativ recht langen Einleitung mit prosodischen Dingen, mit Metrum, Reim, Hebung, Hochton, Klangreim, Stabreim, Rhythmus u. dergl. und wir merken gleich, daß wir nicht mit dem Erstenbesten zu thun haben. Der Verfasser hat offenbar sehr gründliche Studien gemacht und wenn wir im Bande blättern, so wird uns diese Vermuthung zur Gewißheit. Wir finden sogar Gedichte in lateinischer Sprache, die beinahe eben so gut sind wie die deutschen. Der Dichter ist ein eben so großer Verehrer des Stabreims wie des Klangreims; beide Arten von Reimen haben für ihn eine gedankliche Bedeutung, und um das für den Klangreim nachzuweisen, führt er einige außerordentlich treffende Beispiele an. Der Laut „und" bedeutet für ihn das „Verbindende" und deswegen reimt „und" folgerichtig mit „Bund". Auch das Wort „Hund" läßt durch diesen Laut die bindende Eigenthümlichkeit erkennen; denn, sagt der Verfasser, „der Hund ist ein seinem Herrn treu anhängendes Thier". Etwas schwieriger zu begreifen ist in diesem Falle das Wort „wund". Der Verfasser führt dafür als sinnliche

Digitized by Google

Erklärung an: „wund (mit Weh verbundenes Gestörtsein der nothwendigen Bedeckung)"; die Definition hat wenigstens das Gute für sich, daß sie zum Nachdenken anregt. Merkwürdigerweise fehlt der Reim „Mund", der doch offenbar auch so eine Verbindung darstellt; denn der Mund ist sicherlich nichts Anderes als die Verbindung zwischen der tosenden Außenwelt und dem verschwiegenen Innern.

Der Laut „auch" bedeutet für ihn gleichsam das Degradirte, das Tieferstehende. „Auch stellt das Folgende tiefer", und als treffendes Beispiel wird dafür angeführt: „Häugebauch". Auch das Wort „Jauche" befindet sich dabei, indessen der Verfasser bemerkt vorsichtig: „Jauche wird freilich mehr das weiche Nachgeben und den Laut beim Hineintreten nachahmen, als etwas sich unten Sammelndes ausdrücken sollen." Da Sie jetzt auf dem Lande sind, können Sie das anmuthige Experiment gleich selbst machen. Versuchen Sie es einmal.

Am Schlusse seiner Abhandlung über die sinnliche Bedeutung der Klangreime hat sich Pseudonymus doch eines Besseren besonnen und den Gattungsbegriff aufgegeben. Er nennt sich jetzt: Ger Hugo Finckenreich. Und dieser Name, für den wir ebenfalls eine Erklärung in der Vorrede finden, — es heißt da in einem Gedichte:

„Im germanischen Walde
Da schlugen die Finken, da blitzte der Ger ꝛc."

— daher der Name Finckenreich — steht auf der letzten Zeile der Seite XIII. Wir blättern um, und auf Seite XIV steht wieder ein anderer Name. Ach was, wird sich der Verfasser gesagt haben, wenn schon, denn schon! Und siehe da, er unterzeichnet sich jetzt mit seinem vollen Namen: Georg Heinrich Funcke. „Ohne Schuld des Druckereibesitzers und des Setzers," sagt er, „hat ein Herr Einiges aus meinen Gedichten abgeschrieben und mit meinem Namen einem andern Herrn und noch einem mitgetheilt ꝛc., sodaß das Pseudonym aufgedeckt ist. Ich bekenne mich also mit meinem vollen Namen als Verfasser der folgenden Verse." Und da nun einmal der Name aufgedeckt ist, kann ich Ihnen im Vertrauen noch mittheilen, daß Herr Dr. Funcke Realschullehrer in Neumünster ist.

Einigermaßen verwundert hat es mich, daß Herr Dr. Funcke, der soviel über Reime nachgedacht hat, diese Eigenheit gewisser Gedichte so sehr en bagatelle behandelt. „Welt" und „spielt" reimt doch schlecht, wie auf Seite 95, und auch das folgende könnte eine strenge Kritik zu einer Rüge herausfordern, Seite 19:

„Die Liebe ist ja ganz allein
Der Grund von unserm Kummer,
Nur wer ihn trank, den Liebeswein,
Kennt seinen Rausch und Jammer."

„Jummer" müßte es eigentlich heißen, oder aber, was ich sogar vorziehen würde:

Die Liebe ist ja ganz allein
Der Grund von unsrer Kammer,
Nur wer ihn trank, den Liebeswein,
Kennt seinen Rausch und Jammer.

Auch die Reime Seite 65:

„In den Grundbaß seines Wuthgeorgels. —
Da donnert's aus dem Chaos des Gegurgels:"

— auch diese Reime sind nicht ganz rein, es müßte „Gegorgels" heißen.

Dagegen hat der Verfasser auch einige ebenso originelle wie treffliche Reime gefunden, z. B. Seite 32. Es ist von der „holden Liebe reiner Blume" die Rede:

„Zweigewurzelt, zweigeweiget,
Aber eines stets im Stamme,
Ein Par Kinder, das sich neiget
Gern zusammen an der Mamme,"

Noch schöner und kunstvoller ist der Reim auf „Ambrosia". Sie könnten sich den Kopf zerbrechen und kämen doch nicht darauf! Venus spricht beim Umlauf um die Sonne, Seite 32:

„War einst 'ne munt're Wachtel,
Trank Nektar, aß Ambrosia;
Ich liebte jede Hose ja,
Bin jetzt 'ne alte Schachtel."

Aber wir wollen bei dem Formalen nicht zu lange stehen bleiben und gleich auf das innere Wesen des Dichters kommen, auf seine „schönen Stimmungen" und seine „ernste Selbstklärung".

Da finden wir denn in der That für alle lieblichen und freundlichen Charaktereigenheiten den gelungensten Ausdruck: für Zärtlichkeit, Gemüthlichkeit, neckische Anmuth und tolle Ausgelassenheit. Hier einige Beispiele: Seite 6, „Liebeslust". Das Lied ist, wie der Verfasser bemerkt, zu singen nach der Melodie: „Wir winden dir den Jungfernkranz," Zeile 6 jeder Strophe und 1 im Refrain nach: „O Schill, dein Säbel that weh!" Eine etwas eigenthümliche Verbindung des Schill'schen Säbels mit dem Jungfernkranz!

„Tenorsolo. Ein trauliches Mädel bist du doch.
Männl. Chor. Mit Liebe in dem Herzen.
Solo. Drum liebt ich dich lange und liebe dich noch.
M. Ch. Willst Schalk mit Schmerzen scherzen.
Solo. So reich mir denn deine warme Hand!
M. Ch. O Liebchen, die Liebe gesteh'!
Solo. Uns beide soll einen das heiligste Band.
M. Ch. O, daß ich im Kusse vergeh'!
Schöner, warmer,
Lieb macht ein Kuß auch Verdruß und Weh.
Der Schmerzen Erbarmer:
Immer neu wird die Treu' in dem Kuß."

Es ist nicht ganz leicht zu verstehen, aber es ist ohne Zweifel sehr zärtlich.

Ein anderes schönes Lied steht auf S. 24: „Furcht vor Trennung." Da heißt es:

„Mir schwillt das Herz so wehmuthsvoll,
Denk' ich, daß ich dich lassen soll,
Ja lassen!

Da's doch durch dich in Ahnung schwoll,
In Seligkeiten-Prassen quoll,
Ja Prassen!"

Und zum Schluß:

„Denn ohne Lieb' ist Flur und Feld,
Mir eigenes Haus und Beweiben vergällt,
Beweiben."

Für sinnigen Scherz hat der Dichter der schönen Stimmungen und ernsten Selbstklärung offenbar eine ganz ausgesprochene Begabung. Sie kennen den schönen Chor aus der Lortzing'schen Oper: „O du, der du die Tugend selber bist." Es ist vielleicht eine unbewußte Reminiscenz, wenn der Dichter auf S. 33 als „Glückwunsch" singt:

„Da du mir
Wie ich und dir
Und ich dir
So lieb und eigen bist,
Und unser ganzes Wünschen drum
So ganz dasselbe ist,
Und ganz allein und in und um
Du, du mein Glück ja bist,
Sag' ich meine Wünsche dir
Nicht noch hier."

Es ist wieder nicht ganz leicht zu verstehen, aber ich glaube, es wird Ihnen gefallen, wenn Sie es recht oft lesen. Die neckische Lust steigert sich bisweilen zur unbändigen Ausge-

Digitized by Google

lassenheit. So S. 55, wo einem Verliebten, der sich an Spiel und Tanz und fröhlicher Zechgesellschaft nicht betheiligen mag, zugeraunt wird:

„Es sollte doch Poussiren
Lust sixem Turner sein
Und Mädchen heim zu führen
Und andres solches Schwein!"

wozu der Verfasser, Realschullehrer, die Bemerkung macht: „Schwein als studentischer Ausdruck = Glück." Das Gedicht auf der folgenden Seite 56 heißt „Kuhschwof" und wird wiederum durch die Bemerkung erhellt: „Kuhschwof, studentischer Ausdruck, Tanzbelustigung des niederen Volkes."

Aber der Schalk kann auch ernst sein, und einige seiner Aussprüche, jedenfalls die Producte obgemeldeter ernster Selbstklärung, wirken mächtig auf uns durch ihre Tiefsinnigkeit. Bei diesen tiefsinnigen Aussprüchen tritt allerdings die Eigenheit des Dichters, mitunter etwas zu dunkel zu sein, in zu starker Weise hervor; Einiges habe ich vor Tiefsinnigkeit gar nicht verstanden, z. B. Seite 16:

„Doch: denk' ich, daß es Traum ja nur,
Daß du mir ferne, ferne,
Vielleicht die Hoffnung Schaum ja nur,
Wär' ich es selber gerne."

Ich kann mich anstrengen, so viel ich will, ich bekomme nicht heraus, was der Dichter selber gerne wäre, ob Schaum, ob ferne, ob Traum, ob Hoffnung — ich weiß es nicht! Denselben Mangel an Durchsichtigkeit weisen auch einige der „Sprüche" auf, welche den Band beschließen. Ich wähle auf's Gerathewohl die folgenden. Seite 122:

„Ein Telegraph ist unf're Ahnung,
Denn sie bringt von ferne Mahnung.
Stärkt Hülfsmagnet' und Ortsbatt'rie:
Gewissen heißt, gewiß auch sei sie."

Dann heißt es wieder auf Seite 126:

„Reißt die Leitung, springt in Funken
Die elektrische Erregung.
Spring auch du ganz feuertrunken —
Nur wo nöthig Ruckbewegung!"

Ganz dunkel ist der Rede Sinn für mich in den beiden folgenden Sprüchen, Seite 124:

„Nicht im Scheine ruht das Schöne,
Ist das Reine, das Geschonte.
Maß in Lust! und froh verpöne
Die entkräftend sieggewohnte!"

und Seite 128:

„Das Ego ist ein Eckewart,
Das Echo, matt nur, narrt und narrt.
Genuß, Verdruß macht's eigne Blut;
Genieße jeder, was er thut!"

Da lobe ich mir denn doch einige andere Sinnsprüche, wie Seite 25:

„Was soll mir denn das Leben
Und was die Freude dann,
Wenn ich mich ihm nicht geben,
Sie nicht mehr fühlen kann?"

oder Seite 73:

„Enthirnt, verharzet, bewickelt
Ward mancher ägyptische König.
Verholzt erhielt sich die Hülle,
Doch half es ihm außerdem wenig."

Das ist doch klar, das ist verständlich! Denn was nützt einem der Mantel, wenn er nicht gerollt ist, das Leben, wenn man es nicht hat, die Freude, wenn man sie nicht genießen kann, und was macht sich so eine alte Mumie wohl daraus, ob sie sich conservirt oder nicht.

Aber alle diese Dinge, so merkwürdig sie auch sein mögen, so schön die Stimmungen und so ernst die Selbstklärung, — sie würden mich schwerlich dazu veranlaßt haben, Ihnen diesen langen Brief über die „Klänge und Reflexe" von Georg Heinrich Funcke zu schreiben, wenn der Dichter nicht eine Eigenthümlichkeit in diesem Bande bewährt hätte, die mir in unserem Zeitalter des Epigonenthums außerordentlich entwicklungsfähig zu sein scheint und vielleicht sogar berufen ist, uns eine neue dichterische Aera zu erschließen: die Aera der Umkehr möchte ich sie nennen. Herr Dr. Funcke hat wie viele andere Leute die Wahrnehmung gemacht, daß die besten Gedichte eigentlich schon längst gemacht sind und daß uns Nachgebornen beinahe die Hoffnung versagt ist, unsere großen Vorbilder zu erreichen, daß wir nimmermehr uns schmeicheln dürfen, dieselben zu übertreffen. Da ist er denn auf einen außerordentlich glücklichen Einfall gekommen, um für unser Geschlecht gleichwohl noch poetische Hervorbringungen erster Ordnung herzustellen; und zwar hat er es so angefangen, daß er einige der schönsten schon vorhandenen Dichtungen einfach umkehrt. Wenn Heine also sagt: „Du hast Diamanten und Perlen", so sagt unser Dichter Seite 15:

„Du hast nicht Schmuck noch Geschmeide,
Hast wenig, was Menschenbegehr,
Gebunden in Leide, in Leide
An Launen und Trübsinn so sehr."

und er schließt das Gedicht:

„Ich trübte die treulichen Augen,
Bedurft' ich Vertrauens auch sehr.
Du hast mich nun aufgerichtet,
Mein Liebchen, was kannst du noch mehr?"

Sie errathen das System; wo Heine zu Grunde richtet, richtet Funcke auf und dem von Heine reich ausgestatteten Liebchen nimmt er Schmuck und Geschmeide. Am schönsten aber ist in dieser Beziehung die Umkehr von des „Mädchens Klage".

Drehen Sie einmal des „Mädchens Klage" herum! — Was bekommen Sie heraus? Nicht wahr: „des Jünglings Trost?" Und richtig, das Gedicht „des Jünglings Trost" steht auf Seite 18:

„Der Eichwald brauset, es blitzet grell,
Der Jüngling stehet auf Felsengeröll,
Und unter ihm stürzen die Wasser mit Macht,
Und er blicket hinab in die finstere Nacht,
Das Auge von Zorn entflammet:"

So geht's weiter.

Dieses neue System hat meinen Ehrgeiz auf's Aeußerste angestachelt, — denn auch ich möchte ein Dichter sein — und ich habe mich gleich daran gemacht, nach dem von Georg Heinrich Funcke gegebenen Recepte einige bekannte Gedichte, „soweit es die vorhandenen Kräfte gestatten," wie Richard Wagner sagt, umzudrehen. Daß ich bei dem Namen des Verfassers sofort des Liedes „an die Freude" gedenken mußte — „Freude, schöner Götterfunken", — werden Sie begreifen; und nun passen Sie einmal auf, was daraus entsteht! Der Bequemlichkeit halber setze ich auf die eine Seite die alte, auf die andere die neue Dichtung:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Aerger, wüster Teufelsbraten,
Söhnchen aus der Schattenwelt,
Wassernüchtern wir betraten
Irdischer, dein Götzenzelt.
Deine Nüchternheiten lösen,
Was die Dauer milde fügt;
Schwestern werden alle Wesen,
Wo dein rauhes Bruststück fliegt.

Solo.

Losgelassen, ihr Paar Heller!
Keinen Schlag auf keine Nase!
Schwestern — unter'm dunkeln Keller
Wohnt vielleicht die böse Base.

Digitized by Google

Man kann das auch noch mit anderen Gedichten versuchen, z. B. mit dem „Kampf um den Drachen".

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter hoch zu Roß
Gewahr' ich aus dem Menschentroß.

Was steht der Hof, was hemmt sich hier
Lautlos im kürzesten Revier?
Hebt Rixdorf sich aus Wasserwellen?
Friedlich thut's auseinanderschnellen
Und einen Bauern tief zu Fuß
In Einsamkeit ich suchen muß.

Wissen Sie, was das Folgende ist?

Der Wilhelm ging zur Abendstund'
Hinab in leichtes Wachen.
„Bist treu mir, Lorchen, bist gesund?
Wie kurz willst du es machen?"

Das ist der Anfang von Bürgers „Leonore" in der Umdrehung. Sie sehen, man kann da auf ganz billige Weise ganz originell sein. Auch die Volkslieder machen sich gut in dieser Wendung; z. B.

„Es schritt ein Wandrer zum Fenster herein.
Guten Tag!"

Aber ich will des grausamen Spiels nun wirklich genug sein lassen. Für Ihr übertriebenes Vertrauen, daß ich Ihre sommerliche Zurückgezogenheit durch meine Briefe nicht mehr stören würde, gebührte Ihnen eine kleine Zurechtweisung; aber es wäre grausam, Ihre Qual noch mehr zu verlängern. Und so leben Sie denn wohl und wenn Sie sich an einem regnerischen Abend langweilen, versuchen Sie es mit den Flascheneiern und mit Funckes „Klängen und Reflexen", den Producten „schöner Stimmungen und ernster Selbstklärung", mit welcher auch ich meinerseits die Ehre habe, mich Ihnen zu empfehlen

Ihr

p. t.

Aus der Hauptstadt.

Hochsommer in Berlin.

III.

Man muß die Feste feiern wie sie fallen. Wenn sie in Zeiten und auf Tage treffen, in welchen die Mehrzahl der für ihre Feier so unentbehrlichen Personen am Orte derselben nicht anwesend ist, — desto schlimmer für die letztern. Allerdings auch für die Feste!

So recht mitten in den Hochsommer fällt für Berlin besonders eine derartige außerkirchliche öffentliche Tagesfeier von hervorragenderem Interesse: die des dritten August. Vielleicht — so sagte ich zu mir — mag sie danach so angethan sein, daß sie für uns, die wir tapfer wie nur die Vertheidiger von Kars und Bajazid, in Gluth und Wasser auf unserm Berliner Posten aushielten, die Zahl der Tröstungen und der Belohnungen dafür und auch ganz allgemein die der Reize eines Hochsommers in Berlin wesentlich vermehren hilft. Jedenfalls hatte sie für mich persönlich einen nicht zu unterschätzenden Reiz: den der Neuheit.

Diese Feier ist bekanntlich ein Nachklang, ein sanftes Austönen jener älteren, welche ehemals in vormärzlichen Zeiten während eines halben Jahrhunderts in ganz Preußen mit allen Kundgebungen der patriotischen Begeisterung in tausendfachen Gestalten und Stilarten begangen wurde. „Königsgeburtstag" hieß sie damals bis zum Jahr 1840, wo Königs Friedrich Wilhelm des Dritten Todestag für immer die lange Glanzperiode dieser Feste schloß. Aus früher Kindheit entsinne ich mich, daß der größte und eindruckvollste Act derselben in meiner Heimat wenigstens immer in einem brillanten Feuerwerk bestand. So stark sind solche erste Jugendeindrücke, so fest haften sie in unsrer Phantasie, daß ich auch heute nicht das Datum „der dritte August" denken, aussprechen, schreiben kann, ohne deutlich vor dem innern Auge die Lichterscheinung von aufzischenden Raketen und drehenden buntfarbigen Feuerrädern zu empfinden. Bekanntlich gab ein solches Drittesaugustfeuerwerk vor 44 Jahren in Berlin auf der damaligen Kroll-losen Sandwüste des für den Rheumatismus des Abgeordneten Bamberger so verhängnißvollen Königplatzes — der hoffentlich trotz alledem und alledem dennoch mehr als nur wahrscheinlichen Baustelle des künftigen Parlamentgebäudes — den äußern Anlaß zu dem ersten Rebellionsversuch des „Volks von Berlin", der seiner Natur und seinem Verlauf nach allerdings so harmlos und unpolitisch wie nur möglich ausfiel.

Was diese Geburtstagfeier das Leben dessen, dem sie ursprünglich galt, noch so lange überleben ließ, ist nicht nur die Pietät für das Andenken des volksbeliebten Monarchen, sondern mehr der Umstand, daß letzterer gewisse Stiftungen im Interesse der Wissenschaft und Kunst gemacht hat, deren wohlthätige Früchte statutengemäß an diesem Gedenktage zur Vertheilung kommen. Die wichtigste dieser Stiftungen ist bekanntlich die Berliner Universität selbst. Eine andere ist der Staatspreis eines Reisestipendiums für junge Künstler, welchen sich dieselben im Wettkampf um die beste Lösung einer ihnen gestellten Aufgabe zu erobern haben. Die Berliner Akademie der Künste, spezieller: ihr Senat, bezeichnet den Sieger, und theilt den Preis aus. So veranlaßt der dritte August noch immer — und wahrscheinlich noch in der fernsten Zukunft, so lange Preußen und Berlin, Universität und Akademie bestehen — eine Festsitzung der Universität mit Fest- und Gedächtnißrede und Vertheilung der Preise für wissenschaftliche Arbeiten; und eine Festsitzung der Akademie der Künste, bei welcher jene Rede allerdings nur die nüchterne Form des vorgelesenen Jahresberichts annimmt, die Feier aber gleichfalls in der Besprechung und Ueberweisung der Preise nicht nur an die Sieger jenes einen künstlerischen Wettkampfs, sondern auch an die der Concurrenzen um mehrere von privaten Kunstgönnern gestifteten, und der Ertheilung der ermunternden Ehrengaben und Belohnungen an die Schüler der mit der Akademie verbundenen künstlerischen Lehranstalten gipfelt. Beide Feierlichkeiten pflegen immer so ziemlich in die gleichen Stunden des genannten Tages zu fallen. In Folge dessen ist es für den gewöhnlichen Menschen, der nicht für ein Zeitungsreporterbureau arbeitet, und weder so glücklich ist der Geh. Rath Greif, noch der Geh. Rath Schöne zu sein (welche diesmal im Bunde mit dem Geh. Rath Raffel die fernbleibende Person des Herrn Cultusministers hier und dort vertraten), fast unmöglich, sich den Genuß beider Festsitzungen zu verschaffen. Nur jene besitzen das beneidenswerthe Geheimniß, es zu können, hic et ubique zu sein.

Der ernstakademische Actus hat außer der geschilderten noch die Bedeutung: eine Eröffnungsfeier der an demselben Tage in demselben Sitzungssaal beginnenden akademischen Schülerarbeiten-Ausstellung zu sein.

Es haben sich wie man weiß während der letzten zwei bis drei Jahre tiefgreifende Umwälzungen im innern Organismus der „Berliner Akademie" genannten, ehrwürdigen Körperschaft vollzogen. Seit ihrer Reorganisation, seit der Berufung des Collegiums von meist durchaus neuen frischen Lehrkräften ist dieser Name zur Bezeichnung eines gänzlich andern Wesens als das, welches man ursprünglich darunter verstand, geworden. In meinen Erinnerungen aus längst entschwundenen Tagen aber stand mir die den dritten August feiernde Akademie immer noch in ihrer damaligen Urgestalt und Erscheinung vor. Die neue — diesen prächtigen Schmetterling, welcher die alte Puppenhülle gesprengt hat, und seine farbigen kräftigen Schwingen im Glanz der Sonne des neuen Tages ausbreitet — hatte ich noch nicht als Ganzes, als Reinheit zu einem derartigen Festact versammelt auftreten und handeln sehn. Wieder ein Grund mehr

Digitized by Google

für mich, den Berliner Hochsommer und mein diesjähriges hundstägiges „Mauernweilen" zu segnen, da sie mir endlich einmal zu einem Genuß zu helfen versprachen, von dem ich mir meinerseits mit gutem Fug und Recht das Allerbeste versprechen zu können glaubte.

Von allen ernstern nicht militärischen öffentlichen Feierlichkeiten wissen wir allerdings aus reicher Erfahrung, daß wir Norddeutschen zumal von einer besonders sorglichen Inscenirung, von der Hervorbringung des Scheins festlicher Würde nicht viel halten. Wir fürchten, in das unsrer Natur widerstrebende Theatralische zu verfallen, sobald wir irgend in den Formen und Manieren über die schlichteste und — bequemste Natürlichkeit hinausgehn. Und so ziehn wir vor, das lieber ganz zu lassen und begingen unsre ceremoniellen Acte am liebsten im Hausrock und mit der Cigarre resp. der Pfeife zwischen den Lippen. Bei einem künstlerischen Collegium und einem so wichtigen und bedeutsamen Anlaß freilich kommt auch bei uns selbstverständlich dergleichen nicht vor. Eine solche Befürchtung konnte man „im Vornhinein", wie die Wiener sagen und schreiben, weit von sich weisen.

Die Scene dieser, wie jeder Feier in der Berliner Akademie der Künste, war der bekannte lange Saal, in welchem die abendlichen Ausstellungen religiöser Transparentgemälde während der Weihnachtszeit stattzufinden pflegen. Seine Wände waren diesmal mit den Schülerarbeiten aus den verschiedenen Zeichen- und Malklassen bedeckt; eine stattliche und interessante Decoration, welche die durchgeführte Reorganisation, die Wirksamkeit des Lehrerpersonals, die Begabung und eifrige Thätigkeit der jungen Männer im besten Lichte zeigt. Das letzte Drittel der Länge des Raumes verbarg eine Laubwand von hohen Topfgewächsen. Die lorbeergekrönten Büsten des Kaisers und seines königlichen Vaters, Friedrich Wilhelm des Dritten, ragten auf Postamenten daraus hervor. Diesseits jener Gebüsche stand der grüne Tisch, an welchem die Mitglieder des Senats und der Akademie versammelt saßen. Das Publicum, das sich ziemlich spärlich eingefunden hatte, hielt mehrere Stuhlreihen in der vorderen Saalhälfte besetzt. Die akademische Jugend, die Preisgewinner, so viele ihrer noch in Berlin anwesend waren, füllten den vor dem langen Saal befindlichen „Uhrsaal", in welchem die Concurrenzarbeiten der Bildhauer und Architekten ausgestellt waren.

Den Eindruck empfing man sofort beim Eintreten in den Festraum: der August ist in Berlin nicht der Monat, welcher für das rechte Gelingen, für den erwünschten Glanz einer solchen Feier besonders geeignet wäre. Im Präsidentensessel fehlte der Senatspräsident, Geh. Rath Hitzig, durch seine Badereise ferngehalten und hier allerdings durch einen allgemein verehrten liebenswürdigen Mann und Künstler, Professor Becker, ersetzt und vertreten. Die königlichen Behörden blieben einzig durch die genannten drei Ministerialräthe repräsentirt. Persönlichkeiten der höheren Gesellschaft Berlins hätte man im Publicum vergebens gesucht. Das ist nicht auffallend in der Jahreszeit der geschlossenen Jalousieen, der verlassenen Villen und Stadthäuser und der gefüllten Bäder. Desto auffallender aber erschien mir das Wegbleiben sämmtlicher Lehrer der Akademie der bildenden Künste; der der Hochschule für Musik nicht minder; den Director der ersteren, Herrn v. Werner, nicht ausgenommen. Und sie wären doch, meine ich, die „Ersten darbau" gewesen.

Trug der Zufall oder eine Absicht die Schuld daran? War dies Ausbleiben eine bloße Thatsache oder ein Ereigniß? „Wissen Sie denn nicht," sagte man mir, „die Lehrer striken. Senat und Lehrercollegium sind in eine Conflictsperiode eingetreten: Wir geben den Unterricht, wir kennen unsre Schüler am besten; wir wären mithin die berufenen Preisrichter und Preisvertheiler, und nicht der Senat, wenn es nach dem Rechten ginge — der Senat, in welchem Herren mitsitzen und mitstimmen, die von der bildenden Kunst nicht so viel verstehn! — so sagen die Herren Lehrer. Als nur eingeladene Zuschauer und Zuhörer bei dieser sie so nahe angehenden Feier zu erscheinen, ihr nur passiv beiwohnen zu sollen, scheint ihnen nicht passend; daher haben sie es vorgezogen, heute in corpore — wegzubleiben."

So erklärte ein sonst in akademischen Angelegenheiten immer als zuverlässig bewährter Freund mir die auffällige Thatsache. Wobei für mich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, daß das Erzählte in Bezug auf die Richtigkeit sich von den so beliebten „Russengräueln" nicht wesentlich unterscheidet. Dieser Kriegssommer hat nun einmal die Phantasie der Menschen in solchem Maß aufgeregt, daß es kaum mehr möglich scheint, auch sonst wahrheitsliebenden Männern, besonders solchen, die von der leidigen Krankheit des „In-die-Blätter-Schreibens" befallen sind, noch unbedingten Glauben zu schenken, wenn sie von etwas angeblich Geschehenem als von einem selbst Gesehenem und Erlebten berichten. Der peinlichen Frage unterworfen, kommt im günstigen Fall immer nur heraus, daß es ihnen „ein alter Türke" erzählt und beschworen habe; oder daß sie selbst gar nichts berichtet und bezeugt hätten, sondern nur ihre Unterschrift gefälscht und mißbraucht worden wäre.

Aber wie dem auch sei: die lehrenden Herren Professoren und Noch-Nichtprofessoren fehlten dem akademischen Feste. Vergeblich suchte der, von den schönen Resultaten ihrer Bemühungen, jenen Schülerarbeiten, erfreute Blick sich mit dem beredten Ausdruck der Anerkennung und Dankbarkeit ihnen zuzuwenden. Die Herren in ordengeschmückten Fracks da vor uns am grünen Tisch konnten über den Empfang nur per procuram quittiren.

Der neue ständige Secretär der Akademie, mein verehrter alter Freund und Gevatter, Geh. Rath Zöllner, welcher seinen alten Freund Th. Fontane in jener Stellung neuerdings abgelöst hat, nachdem letzterer die von ihm ohne Enthusiasmus geführte Feder dieses Amtes freiwillig niedergelegt, hielt heute, wenn ich nicht irre, auf der Tribüne dieses Saales, seine Maiden speech. Sie hatte die Form eines rein sachlichen Berichts über die Ereignisse im Leben der Akademie während des verflossenen Jahres. Die Ceremonie der Eröffnung der verschlossenen Couverts, welche, außen mit einer Nummer oder einem Motto versehn, die Namenangabe der Sieger in den verschiedenen Concurrenzen enthielten, vollbrachte er mit vielem Anstande und jenem amtlichen Aplomb, welchen allein eine längere Uebung im juristischen Staatsdienst zu geben vermag. Diese Namen sind längst seitdem durch die Tagesblätter bekannt gemacht: „Ohmann, ein Schüler von Reinhold Begas, wie man es seinem Concurrenzrelief auf den ersten Blick ansieht, ist der des Gewinners des großen Staatspreises, welcher diesmal für Bildhauer ausgesetzt war; Kayser der des Siegers im Wettkampf um den ersten Michael-Beer'schen Preis, bei welcher Concurrenz er das Schicksal hatte, angemeldeter Mitconcurrenten zu entbehren, und in Folge davon „allein über die Bahn zu gehn"; Maerz in München der des Siegers im musikalischen Werben um den zweiten Michael-Beer'schen Preis, — den confessionslosen, welchen die Erben des Stifters hochherzig und mit edlem Freisinne vor etwa 18 Jahren zur Ergänzung des ersten nur für israelitische Künstler ausgesetzten, gestiftet haben; Arnold König in Berlin — der Erringer des großen Meyerbeer'schen Preises für Musiker; endlich Schick in Frankfurt a. M. — der des v. Rohr'schen Preises, um welchen diesmal von Architekten gekämpft wurde.

Die Mittheilungen über die Verluste von Mitgliedern der Akademie durch den Tod, über neue Ernennungen, über die Kunstausstellung ꝛc. bildeten den übrigen Inhalt der Vorlesung.

Dann ergriff Professor Becker als Vicepräsident des Senats das Wort vom Platz aus. Nachdem er die auffallende Klanglosigkeit dieser Feier, welche abweichend von allen ihres Gleichen ohne jede Mitwirkung der ungern entbehrten Musik verlief, dadurch erklärt hatte, daß die Mitglieder der musikalischen Hochschule größtentheils von Berlin abwesend seien, begann er mit dem Namensaufruf der Sieger und der für ihre Leistungen prämiirten Schüler der Akademie. So viele ihrer anwesend waren — manche erst nach längerem Warten — traten sie an den Tisch heran; einige machten ihre Verbeugung gegen die Herren vom Ministerium; andere kehrten denselben, sie nicht beachtend, in nächster Nähe die Schattenseite zu, und begnügten sich mit der Neigung des Hauptes und Oberkörpers gegen die Herren des

Digitized by Google

Senats. Die Sieger empfingen nach einigem Suchen in den Listen und unter den im Hintergrunde deponirten herkömmlichermaßen als Preise verwendeten Objecten, den ihrigen und das dazu gehörige Patent, um sich mit diesen Schätzen auf eine Andeutung des Herrn Vicepräsidenten aus der nächsten Seitenthür nach dem Corridor hin zu entfernen. Durch keine Art von Anrede unterbrochen, gewann dieser Theil der Feier einen etwas ermüdenden Charakter. Die Repräsentanten des Ministeriums erhoben sich denn auch noch während seiner Dauer und verschwanden durch dieselbe Seitenthüre. Eine kleine Abwechslung wurde durch das Herantreten zweier jungen Damen von anziehender Erscheinung herbeigeführt: Schülerinnen der mit der Akademie verbundenen Kunstschule, welche für ihre Arbeiten prämiirt wurden, Frl. Kleist und Frl. Menzel. Jene empfing die silberne Medaille, diese „ein Werk" oder eine Mappe mit Kunstblättern. Jene „Werke", die hier nach altem Brauch bei diesem Anlaß zur Verwendung kommen, wären einer gründlichen Revision und Sichtung nicht so unbedürftig. Es sind Euch Sächelchen darunter, deren noch immer beliebte Aufnahme in die Zahl dieser akademischen Ermunterungsprämien auf ein tüchtiges Stück des wohlconservirten klassisch-romantischen Zopfes deutet.

Als keine Prämiirten mehr aufzurufen waren oder keine mehr dem Rufe folgten, da sie so wenig anwesend waren wie ihre Meister, so ging die Feier in sich selbst wie ein Lämpchen aus Mangel an Oel aus, ohne Schlußrede-Girandola und „Apotheose". Alle Welt erhob sich und sah sich die Schülerarbeiten an und die Sache war zu Ende.

Man sollte, was doch kaum als Verletzung der Pietät angesehen werden könnte, demnächst einmal den Versuch einer Verlegung der Feier in eine andere Zeit des Jahres machen. Sie gewänne sicher dadurch sofort an der keineswegs überflüssigen Würde und Form, auf welche sie jetzt doch wohl zu consequent verzichtet oder zu verzichten gezwungen ist.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, eine Kritik der Schülerarbeiten zu geben. Treten diese ja doch mit wenigen Ausnahmen gar nicht mit dem Anspruch auf, als selbstständige Kunstschöpfungen angesehen und geschätzt zu werden, sondern hauptsächlich um die lehrende Wirksamkeit der die einzelnen Klassen leitenden Meister zu illustriren.

Für diese sind sie sehr charakteristisch. Die Arbeiten aus Thumanns Vorbereitungsklasse, die aus Knilles Antiken- und Actzeichenklasse, aus v. Werners Aquarellirschule, aus Hertels Landschafts-, Michaels und besonders Gussows Mal-, Albert Wolffs und Fr. Schapers Modellirklasse, aus Luthmers Ornamentzeichenschule, aus Pfannschmidts Compositions- und Gewand-, aus Bellermanns Landschaftszeichenklasse tragen das persönliche Gepräge ihrer Meister viel entschiedener aufgedrückt, als der besondern künstlerischen Persönlichkeit der einzelnen Schüler. Für die Probearbeiten aus der Anatomie- und Perspectiveklasse kann das der Natur dieser Fächer nach nicht in gleichem Maße gelten. Hier sind Lehrer und Schüler gleich unpersönlich. In Prof. Eybels Thierklasse aber hält sich, wie man sieht, der Meister mehr davon zurück, einen etwa alleinseligmachenden Weg zu weisen, und begnügt sich damit, das treue Naturstudium der Schüler redlich zu überwachen.

Imponirend vor Allem wirken die Unterrichtsresultate aus Gussows Klasse: eine ganze Wand voller lebensgroßer, mit eminenter Kraft der Farbe und Modellirung gemalter Naturstudien, theils nach lebendigen Menschengesichtern und Halbfiguren, theils nach prächtig zusammengestellten „Stilleben", malerisch wirksamen Objecten der mannigfachsten Art. Daß Gussow seine Schüler anhält, eben Alles, was ihnen die Natur zeigt, zu malen, und sie eben so gründlich frei gemacht hat von dem posirenden akademischen „schönen Modell" und dem „Charakterkopf" der ältern Unterrichtsweise, wie von jener Art Oelmalerei, deren Resultat die „colorirten Bleistiftzeichnungen" der deutschen Malerschulen unserer Jugend wären, ist sicher ein Segen für die junge Künstlergeneration. Aber ist es darum nothwendig, in seiner Klasse so grauenvolle Vogelscheuchen, so seekrankmachende Menschenwesen als Modelle einzuführen, wie einige der hier in überzeugender Wahrheit getreulich der Natur nachgemalten?

Wenn in den Arbeiten aller dieser Klassenschüler das Unpersönliche durchaus vorherrscht, so tritt uns trotzdem in der Ausstellung eine künstlerische Individualität von um so entschiedenerer Eigenart entgegen, — eine Eigenart, deren äußerlich sehr anspruchslose Schöpfungen unter allem hier vorhandenen Tüchtigen, Talentvollen, Vielversprechenden doch die stärkste geistige Wirkung machen und den tiefsten Eindruck hinterlassen. An einigen freistehenden Schirmwänden im Saal sind hier, außer den phantasievollen liebenswürdigen Compositionen des jungen Doepler und den Holzschnitten nach Zeichnungen von Claudius, zahlreiche Entwürfe eines uns bisher gänzlich unbekannten, wie man mich versichert, nicht älter als zwanzigjährigen Künstlers Namens Klinger befestigt. Von ihnen gilt das Gesagte.

Sie sind von sehr mannigfacher Art, den Gegenständen wie der Behandlung nach. Es fehlt nicht an Anklängen an die Anschauungs- und Zeichenweise einiger der ersten Charakteristiker in der modernen Kunst, an A. Menzel, an v. Gebhard; die wilde und seltsame Phantastik in manchen dieser gezeichneten Träume erinnern wieder auf's Lebhafteste an manche tolle und grausige Gebilde des Spaniers Goya. Japanische Holzschnitte und Malereien haben gleichzeitig ersichtlich einen starken Einfluß auf die Art, die Gegenstände zu sehn und die Anschauung künstlerisch auszudrücken geübt. Aber bei und trotz dieser verschiedenen Vorbilder und ihrer Influenzen bekundet der Zeichner doch gleichzeitig viel persönliche Schöpferkraft der Phantasie, einen so ganz und gar ihm gehörigen Dämon, und hat sich so ehrlich dem Studium der lebendigen Natur hingegeben, daß jene Aehnlichkeiten mehr aus innerster Verwandtschaft des Talents, der Geistesart, des Traumlebens mit dem der genannten Meister erklärt werden mögen, als aus dem Bedürfniß der Anlehnung und der Reminiscenzen etwaigen eignen Mangels halber.

Von zwei Hauptmängeln, welche sonst solchen jugendlichen, auf's Phantastische gerichteten Talenten fast immer anhaften, ist Klinger durchaus frei: von der Unsicherheit, Zerflossenheit, Vernachlässigung der Form, und von der Unzulänglichkeit der technischen Darstellungsweise. Mit so bescheidenen zeichnerischen Ausdrucksmitteln er arbeitet (Feder und schwarze Tusche, oft nur Umriß und ein einfacher getuschter Ton als Gegensatz), so spricht doch auf's Entschiedenste ein echt malerischer, ja coloristischer Sinn aus diesen simpeln Blättern. Und ebenso erkennt man selbst noch im Unwirklichsten, Traumhaftesten das redliche Naturstudium, den Respect und das genaue Verständniß der lebendigen Form, bis in das Detail der Glieder, der Hände. Und deren Behandlungsweise giebt ja immer den besten und sichersten Maßstab für den wahren Beruf und die bereits erreichte Stufe der künstlerischen Bildung eines Zeichners. Ich muß hier darauf verzichten, einzelne dieser merkwürdigen Blätter zu schildern, wie sehr sie mich auch dazu reizen. Hoffentlich begegnen wir diesem merkwürdigen Talente noch in weitern Stadien seiner Entwicklung zur vollen allseitigen Reife auf unsern künftigen Ausstellungen. Er arbeitet in der Malerschule Gussows, der besten für ihn. Bei seiner vorwiegend phantastischen Richtung bedarf er vor Allem des Gegengewichts oder festen Bodens der derben Gesundheit und Wahrhaftigkeit. Und in welches heutigen deutschen Meisters Schule wäre das sichrer zu erwerben, als in der des Genannten?

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Im Frühling dieses Jahres wurde in einer thüringischen Residenz von jungen Mädchen ein Wohlthätigkeitsfest veranstaltet, mit dessen Erträge Betten für kranke Kinder im Hospital gestiftet werden sollten. Albert Traeger wurde aufgefordert, zu diesem Feste den Prolog zu schreiben. Wir theilen das schöne und tief empfundene Gedicht des thüringischen Dichters hier mit.

Digitized by Google

Nun Alles sich mit hoffendem Gemüthe
Dem neuen Lenze froh entgegen drängt,
Wen jammert nicht die kaum erwachte Blüthe,
Die schon am Morgen welk das Köpfchen hängt?
Sie darf zur Sonne sich empor nicht heben,
Sein sich'res Opfer heischt der rauhe Wind,
Und mitten in dem wonnereichen Leben
Sinkt still hinab des Frühlings krankes Kind.

Ein krankes Kind — gebleicht die frischen Wangen,
Getrübt das Auge, das so heiter lacht,
Das Licht des Tages, der kaum aufgegangen,
Im Kampf schon wieder mit der finstern Nacht;
Wer hätte je aus einem kleinen Munde
Der bangen Klage leisen Laut gehört,
Und nicht gebebt im tiefsten Herzensgrunde,
Als sei ein ganzer Frühling hier zerstört?

Und wo verzweifelnd auf den schwachen Armen
Ein krankes Kind hülflos die Armuth wiegt,
Da müssen Steine selber sich erbarmen,
Fühlt sich der rauh'ste Widerstand besiegt;
Die Frühlingblüthe können wir nicht retten,
Schmerzt es uns auch, wenn sie vorzeitig bricht,
Doch gilt's ein armes krankes Kind zu betten,
Verwandelt sich das Mitleid in die Pflicht.

Und also haben wir es unternommen,
Vertrauend Eure Güte anzufleh'n,
Die Kindlein sind es, welche zu Euch kommen,
Ihr werdet sie nicht ohne Rührung seh'n,
Wie solchen eine Zuflucht sie erworben,
Die draußen elend und verlassen sind,
Sei's zum Genesen, sei's auch nur zum Sterben,
Ein Bett nur für ein armes krankes Kind.

Ihr seht den Frühling draußen sich entfalten,
Der Menschheit Frühling seht Ihr vor Euch blüh'n,
Mag heiter drum die schöne Stunde walten,
Der reichste Segen kröne unser Müh'n;
Und reifen auch nicht alle jungen Triebe,
Den neuen Lenz bringt jedes neue Jahr,
Der Schmerz vergeht, doch ewig bleibt die Liebe,
Und jede Noth macht neu sie offenbar!

Nordhausen, den 2. Mai. Albert Traeger.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Frage des Chloralhydrats.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Da der Aufsatz „Zur Geschichte des Chloralhydrats", welchen die Nr. 31 der „Gegenwart" enthielt, wesentlich dem Wunsche seinen Ursprung verdankt, Mittheilungen Gutzkows über dies unschätzbare Arzneimittel zu rectificiren, und man in einer Verbesserung am wenigsten Irriges zu finden erwartet, so bitte ich Sie, der nachfolgenden, jene „Berichtigung" „berichtigenden" Notiz gütigst Raum in Ihrer geschätzten Zeitschrift zu gewähren.

Der Verfasser des erwähnten Artikels bemerkt mit Recht, daß nicht der Zufall, sondern eine klare wissenschaftliche Ueberlegung Liebreich zu den Versuchen veranlaßte, deren Folge seine bedeutungsvolle Entdeckung war. „Wenn je eine Entdeckung mit der Absicht des Entdeckens gemacht ward, so ist es die Liebreich'sche Entdeckung der wunderbaren Wirkung des Chloralhydrats auf den thierischen Organismus" ruft A. W. Hofmann*) in seiner Rede „Die organische Chemie und die Heilmittellehre" aus. — Da das zuerst von Liebig dargestellte Chloral die Eigenschaft hat, sich in Berührung mit alkalischen Flüssigkeiten unter Erzeugung von Chloroform zu zersetzen, die Säfte des Organismus aber im Allgemeinen ein schwach alkalisches Mittel darstellen, so kam Liebreich auf den Gedanken, durch innerliche Verabreichung von Chloral das Chloroform im Organismus selbst zu erzeugen, und zu prüfen, ob nun die bekannten Wirkungen dieses Agens sich zeigen, ob so eine, so zu sagen innere Chloroformirung erreichbar sei. Die Folge dieser Versuche war die Entdeckung der hypnotischen Wirkung des Chloralhydrats (1869), welche Liebreich selbst keinen Anstand nahm, auf eine Wirkung des im Körper entstandenen Chloroforms zurückzuführen. Allein diese Interpretation der Beobachtungsergebnisse, welche der Artikel „Zur Geschichte des Chloralhydrats" als eine feststehende Wahrheit verkündet, ist schon längst von der exacten Wissenschaft als ein geistreicher — Irrthum erkannt worden. Eingehende Forschungen, welche wir wesentlich Hamarsten, Rajewsky, A. Tomascewicz, Lewisson, Hermann, v. Mering und Musculus u. A. verdanken, haben gezeigt, daß das Chloral im Organismus gar nicht die von Liebreich angenommene Umwandlung in Chloroform erleidet, daß vielmehr die Alkalicität der Körpersäfte zu schwach ist, um diese Veränderung hervorzubringen. Sie bewiesen, daß das in dem Organismus eingeführte Chloral denselben theilweise unverändert passirt, theilweise in die sogenannte Urochloralsäure übergeführt wird, nicht aber in Chloroform übergeht. Die dem entgegenstehenden älteren Beobachtungen von Richardson, Personne und Külz, welche die ursprüngliche Liebreich'sche Hypothese der Chloralwirkung zu bestätigen schienen, fanden durch die erstgenannten Arbeiten ihre Erledigung.

Es steht heute fest, daß das Chloral eine specifische, ihm selbst zukommende und von der des Chloroforms verschiedene physiologische Wirkung besitzt. Wenn demnach die ursprüngliche Idee, welche Liebreichs erste Versuche über das Chloral veranlaßte, sich als irrthümlich erwies, wenn seine Theorie der Chloralwirkungen den Thatsachen nicht Stand hielt, so bleibt doch seine Entdeckung dieser Wirkungen, durch welche ein äußerst leicht applicirbares, im Allgemeinen unschädliches Mittel gegen die furchtbare Plage der Schlaflosigkeit geschaffen worden, ein epochemachendes Ereigniß, welches dem Namen des Entdeckers für alle Zeiten einen Platz unter den Wohlthätern der Menschheit sichert. Um so weniger haben seine Anhänger Ursache, seinen Ruhm dadurch zu vergrößern, daß sie auch seine Irrthümer als unbezweifelte Dogmen verkündigen.*)

Den 7. August 1877. Chemicus.

*) Berlin 1871, Aug. Hirschwald.

Obige Zuschrift ist mir durch die Freundlichkeit der Redaction der „Gegenwart" im Manuscripte zur Kenntnißnahme zugestellt worden. Ich habe darauf Folgendes zu erwidern:

1) Mein Artikel verdankt keineswegs lediglich dem Wunsche seinen Ursprung, Mittheilungen Gutzkows zu rectificiren. Diese waren nur die erste Veranlassung und es lag mir überhaupt daran, dem Leserkreise der „Gegenwart" die Bedeutung des Chlorals und seine relative Unschädlichkeit klar zu machen.

2) Der Herr Chemicus hat seiner Zuschrift zufolge im Allgemeinen gegen meine Darstellung nichts einzuwenden, er will mich aber bezüglich des Processes eines Besseren belehren, durch den, wie ich referirte, das Chloralhydrat im Körper zerlegt und aus demselben Chloroform nach Liebreichs Ansicht gebildet wird. Er wirft mir vor, einen geistreichen Irrthum Liebreichs als feststehende Wahrheit verkündet zu haben. Ihm zufolge ist es durch die exacte Wissenschaft längst erkannt worden, daß eine Umwandlung in Chloroform nicht stattfindet.

Der Herr Chemicus mag mir nun schon zutrauen, daß ich die Untersuchungen, welche er anführt, sehr wohl kenne. Er muß mir aber die Berechtigung zugestehen, diese für absolut abschließend nicht zu halten. Es konnte nicht in meiner Absicht liegen, die Discussion über diese Seite der Frage vor das Forum des Leserkreises der „Gegenwart" zu bringen. Sie war hier eine nebensächliche, und ich berühre sie hier lediglich um deswillen, um dem Herrn Chemicus gegenüber zu constatiren, daß die von ihm vertretene Ansicht eine allgemeine Gültigkeit keineswegs in Anspruch nehmen kann, und daß, solange dies nicht der Fall ist, es gewiß keinen Vorwurf verdient, wenn der Verfasser des Artikels „Zur Geschichte des Chloralhydrats" es für zweckmäßig hielt, vorläufig noch an dem festzuhalten, was der Erfinder der schlafmachenden Wirkung dieses Mittels festgestellt und was er selbst noch für das Richtige hält. Solange Herr Liebreich sich in dieser Beziehung nicht im Sinne des Herr Chemicus ausgesprochen hat, muß letzterer mir schon verzeihen, daß ich an der absoluten Richtigkeit seiner Ansichten mir auch ferner zu zweifeln erlaube.

P. Börner.

*) Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die in dem Artikel „Zur Geschichte des Chloralhydrats" genannte Fabrik in Ludwigshafen nicht wie infolge eines Druckfehlers gesagt ist, „Laame", sondern „Saame u. Co." heißt.

Digitized by Google

Inserate.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:
HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 *M.*
Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in Leipzig erschien soeben:
Niccolo Machiavelli
und seine Zeit.
Durch neue Dokumente beleuchtet
von
Pasquale Villari.
Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt
von
Bernhard Mangold.
Band 1. gr 8. Preis: geh. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 20 *S.*

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Soeben erschien:
Naturgeschichte des Berliners.
(Zugleich ein
Spaziergang durch das alte Berlin von 1739.)
[Mark 1.] Von *[1 Mark.]*
Gustav Langenscheidt.
Für Jeden, der Berlin kennt oder kennen lernen will, von Interesse. Berichtigt, zum Theil in humoristischer Form, viele unrichtige Urtheile, die über Berlin und die Berliner im Umlauf sind.
Langenscheidt'sche Verl.-Buchh., Berlin, SW.
(Prof. G. Langenscheidt.)

Geschichte des Deutschen Buchhandels.
Die unterzeichnete Commission ersucht die deutschen Gelehrten und Schriftsteller um ihre Mitwirkung bei der Abfassung einer von dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler unternommenen
Geschichte des Deutschen Buchhandels,
sowie bei der Herausgabe des zur Vorbereitung derselben erscheinenden
Archivs für Geschichte des Deutschen Buchhandels.
Näheres darüber ist in einem Aufrufe enthalten, der auf Wunsch jedem sich dafür Interessirenden übersandt wird.
Leipzig, im Juli 1877.
Die Historische Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.
Dr. Eduard Brockhaus, Vorsitzender.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Theater von Paul Lindau.
Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. — In diplomatischer Sendung. Maria und Magdalena.
Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Ad. Sonnenthal in Wien.
Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 *S.*

Feldflüchters.
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von
Eduard Hobein.
Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 *M.*
Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

Don Juan d'Austria.
Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

VIONVILLE.
Ein Heldenlied in drei Gesängen
von
E. von Wildenbruch.
Zweite Auflage.
8. Elegant geheftet 1 *M.* 50 *S*, gebunden mit Goldschnitt 2 *M.* 50 *S.*

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Das perikleische Zeitalter.
Darstellung und Forschungen
von
Adolf Schmidt,
ord. Professor der Geschichte an der Universität Jena.
Erster Band:
Darstellung nebst vier kritischen Anhängen.
gr. 8. broch. X, 310 S. Preis 6 *M.*
Jena, August 1877. **Hermann Dufft.**

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ueber Bedeutung und Aufgabe
einer
Philosophie der Naturwissenschaft.
Ein Vortrag
von
Dr. Fritz Schultze,
o. ö. Professor der Philosophie an der k. polytechnischen Hochschule zu Dresden.
gr. 8. brosch. Preis 1 *M.*
Jena, Juli 1877. **Hermann Dufft.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Geschichte der neuesten Zeit.
1815—1871.
Von
Constantin Bulle.
Mit einem Namen- und Sachverzeichniß.
2 Bände. Gr. Octav. 76 Bogen.
Preis geh. 18 *M.*, eleg. gebunden in Halbfranz 21 *M.*
„Diese Darstellung ist wegen ihrer trefflichen Form und wegen ihres gediegenen Inhaltes ernsten und geschmackvollen Lesern sehr warm zu empfehlen. Wir geben ihr vor allen uns bekannten populären Handbüchern der neuesten Geschichte entschieden den Vorzug."
Deutsche Rundschau. Juni 1876.
Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Ein Philologe
sucht pro October **Stellung** als **Bibliothekar, Corrector** oder in der **Redaction** einer Zeitschrift, am liebsten in **Hannover.** Offerten sub **D. L. 6952** befördert **Rudolf Mosse** in **Leipzig.**

Einbanddecken zum XI. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.
VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. **Expedition,** Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 25. August 1877. XII. Band.

HP 30 G295 v.12 m.3

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Verleger: Georg Stilke in Berlin. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Reichsfinanzprojecte und der Reichstag. Von Johannes Berg. — Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen. Von Alsaticus. VI. Schluß. — Milch, Milchverfälschung und Milchuntersuchung. Von A. Hosaeus. — **Literatur und Kunst:** Uenner'n Kastanje. Von Klaus Groth. — Vom Hochblauen. An Klaus Groth. Von Wilhelm Jensen. — Briefe der drei Brüder Friedrichs des Großen an General Henckel von Donnersmark. Von Th. Fontane. — Ein wichtiger paläontologischer Fund. Von Otto Zacharias. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Les faux ménages. (Wilde Ehen.) Besprochen von Paul Lindau. — Bibliographie. — Inserate.

Die Reichsfinanzprojecte und der Reichstag.

Von Johannes Berg.

Euch der Finanzen Wesen deuten wollen,
Leicht dürfte das als Redesucht erscheinen,
Da ich wohl weiß, daß Eure eig'ne Kenntniß
Darin schon jeden Aufschluß übersteigt,
Den ich Euch bieten kann. Es fehlt Euch nichts,
Als die Selbstständigkeit, die jenem Drängen
Sich widersetzt. Laßt die sich jetzt bewähren!

Shakespeare, Maß für Maß.

Früher pflegten nur die Socialisten den Reichstag zu schmähen, und das deutsche Parlament war von jeher gnädig genug, ihnen dies zu gestatten und alle Anträge auf strafrechtliche Verfolgung zurückzuweisen. Es erinnerte sich dabei an den altdeutschen Rechtsbrauch, welcher dem Verurtheilten gestattet, drei Tage lang „seinen Richter zu schelten". Bis jetzt hat die Großmuth des Reichstags auf die Socialisten keinen Eindruck gemacht. Sie fahren fort zu schimpfen.

Es haben sich ihnen aber seit einigen Jahren verschiedene andere Interessenten oder Parteien beigesellt, welche bittere Beschwerden erheben würden, wenn man versuchen wollte, sie mit den Socialisten zu identificiren. Wir wollen uns solchen Beschwerden nicht aussetzen und ziehen es daher vor, unseren Gedanken einen schonenden und vorsichtigen Ausdruck zu geben. Diese Parteien haben etwas mit einander gemeinsam. Es sind Vertreter nicht bestimmter politischer Richtungen, sondern einseitiger materieller Interessen. Wir sagen nicht einmal „unberechtigter" Interessen, sondern einseitiger Interessen. Die Vertreter derselben suchen die Befriedigung dieser Einzelninteressen nicht in der Harmonie derselben mit dem Gesammtinteresse zu erreichen, vielmehr verlangen sie, daß das Sonderinteresse befriedigt werde auf Kosten des Ganzen. Wenn der „Agrarier" oder, wie er sich auch zuweilen nennt, der „Steuer- und Wirthschaftsreformer" verlangt, daß die Grundsteuer abgeschafft werde, während er gegen den Fortbestand der Gebäude- und Gewerbesteuer durchaus nichts einzuwenden hat; wenn er sein Rittergut wieder steuerfrei machen will, ohne von der Rückerstattung der großen Entschädigungssumme zu sprechen, welche er für den Verzicht auf die Steuerfreiheit aus den Mitteln der Steuerzahler erhalten; wenn er den Ausfall, der durch Abschaffung der Grundsteuer in den Staatseinnahmen entstehen würde, nicht durch Verminderung der Staatsausgaben ausgleichen, sondern durch Mehrbesteuerung aller übrigen Staatsangehörigen decken will: so begehrt er ein Privilegium auf Kosten aller Andern. Wenn der Schutzzöllner so hohe Zölle verlangt, daß dadurch die Einfuhr sinkt und somit sich die Reichseinnahmen aus den Zöllen vermindern; wenn er mit Ungestüm fordert, daß die Verbraucher der Waaren nicht allein die höheren Zölle bezahlen, sondern sich auch daneben noch indirect die im Inlande erzeugten Waaren künstlich vertheuern lassen; wenn er dem Tagelöhner seinen Kittel und dem Bauer seine Hacke, seinen Pflug und seine Schaufel höher besteuern will; wenn er das System des gemäßigten Freihandels, unter welchem er selbst ein reicher Mann geworden, schmäht und statt dessen ein anderes System anpreist, nach welchem der Staat aus den Steuern der Armen und Geringbemittelten die Bessersituirten subventioniren soll: so begehrt er ein Privileg auf Kosten der Andern. Wenn ein Priester, nicht zufrieden mit seinem Einfluß in geistlichen Angelegenheiten, denselben mißbraucht, um Herrschaft in weltlichen Dingen zu erringen; wenn er sich der Religion als Schwert und Schild bedient, um für profane Interessen zu kämpfen; wenn er seine politischen Gegner als Feinde Gottes und der Religion, als Kirchenzerstörer und Bilderstürmer ausschreit; wenn er die Freiheit, welche ihm das Gesetz des Staates gewährt, dazu gebraucht, das Gesetz zu untergraben und die Freiheit der Andern zu vernichten; wenn er uns vorschreiben will, nicht nur, was wir zu glauben, sondern auch, wen wir zu wählen haben, und die Nichtbeachtung dieser Vorschrift mit dem Strafgerichte Gottes bedrohet: dann begehrt er ein Privileg auf Kosten aller Andern.

Alle diese Interessenvertreter und Standesgruppen können ihrer Natur nach unter sich nur in der Verneinung harmoniren. Sobald sie an die Regierung gelangten — quod Deus avertat — oder wenn sie auch nur die geringste positive Handlung gemeinschaftlich mit einander vornehmen sollten, würden sie einander sofort in die Haare gerathen, weil ihre Sonderinteressen einander widerstreben und sie alle durchaus nicht geneigt sind, dem Ganzen den Vorzug vor dem Theil einzuräumen. Als eine Deputation von Interessenten bei dem Reichskanzler sich lebhaft gegen den Finanzminister Camphausen beschwerte, antwortete derselbe lachend: „Schön, gebt mir nur einen Andern." Die Herren Querulanten wußten hierauf keine Antwort. Herrn von Schorlemer-Alst, Herrn von Kardorff, Herrn von Diest-Daber oder Herrn Commercienrath Baare von Bochum vorzuschlagen, schien ihnen, trotz ihres Feuereifers, doch etwas bedenklich; und so hat es denn der Fürst Bismarck bis auf weiteres bei seinem Camphausen belassen.

Desto einiger sind sie im Verneinen. Namentlich ist es bei diesen verschiedenen Interessentengruppen Sitte geworden, mit den Socialisten um die Wette den Reichstag zu schmähen,

UNIV. OF MICH LIB

Digitized by Google

weil derselbe sich wenig geneigt zeigt, Sonderinteressen zu begünstigen. Bei den letzten Reichstagswahlen reichte der katholische Hierarch dem protestantischen, der Schutzzöllner dem Socialisten, der Agrarier dem Zünftler die Bruderhand, um die liberale Mehrheit des Reichstages zu stürzen. Dies ist nicht gelungen, obgleich die Haltung der Reichsregierung nicht deutlich hervortrat, und in Preußen Landräthe sich hin und wieder erlaubten, auf eigene Hand eine Politik zu machen, welche mit der bisherigen Richtung der Reichs- und Landesregierung in schreiender Dissonanz stand. Allerdings hat die Mehrheit einige Sitze verloren. Dies war lediglich die Folge jener unüberlegten Attake, welche aus Anlaß der Reichsjustizgesetze die Fortschrittspartei gegen die Nationalliberalen Angesichts des Feindes und mitten in der Wahlschlacht machen zu müssen geglaubt hat. Im Uebrigen hat die große Masse des Volkes, und haben namentlich die Bauern in Deutschland gezeigt, daß sie nicht zu Gunsten fremder Sonderinteressen ausgebeutet werden wollen.

Trotzdem setzen jene Interessenten ihren Kampf gegen den Reichstag fort und führen ihn vorzugsweise auf dem Gebiete der Steuern, Finanzen und Zölle. Sie wollen das Volk glücklich machen durch neue Belastung.

Nun hat aber der Reichstag in seiner zehnjährigen Geschichte kein glänzenderes Blatt aufzuweisen, als gerade jenes aus dem Gebiet der Finanzen und Steuern; und da manche Leute ein kurzes Gedächtniß haben (vielleicht auch fingiren), so wollen wir heute wieder dieses Triumphes der Steuerpolitik des Reichstages gedenken.

Es war im Winter 1868 auf 1869, als sich plötzlich das Gerücht eines kolossalen Deficits im Norddeutschen Bund und in Preußen verbreitete. Die Veranlassung war folgende: Der Krieg, die Annexionen, eine Reihe von Reformen, die Abfindung der Depossedirten hatten vorübergehend die Einnahmen vermindert und die Ausgaben erhöht und dadurch eine augenblickliche Ebbe in der preußischen Kasse erzeugt, welche sich auf die Bundeskasse übertrug; denn damals ging ja der Bund noch bei Preußen zu Tische. Der preußische Finanzminister von der Heydt, dessen Gesundheit unter einem Schlaganfalle gelitten, gerieth in Verlegenheit und suchte sich dadurch zu helfen, daß er heimlich und ohne höhere Autorisation schwebende Schulden contrahirte. Der Bundeskanzler war abwesend. Als er zurückkam forschte er, durch dunkele Gerüchte beunruhigt, nach und stellte endlich, es war während des Reichstags, ein hervorragendes Mitglied des Finanzministeriums fest in eine Ecke, aus der er es nicht eher wieder herausließ, als bis es ihm, dem Bundeskanzler, welcher die Verantwortlichkeit für dasselbe übernahm, über den Geldmangel und die eigenthümlichen Mittel, denselben zu heben oder wenigstens zu verschleiern, Farbe bekannte. Der Bundeskanzler gerieth in eine furchtbare Aufregung, welche Jeder begreift, der seine große Verantwortlichkeit für das noch so junge Gemeinwesen kennt und das starke und gewissenhafte Bewußtsein dieser Verantwortlichkeit, welches alle seine Gedanken und Handlungen regelt. Ein Krieg mit Frankreich stand vor der Thüre; zwischen dem Grafen Beust und Napoleon III. hatten, ohne Rücksicht auf einen kurz vorher den Ränken und den Schwächen des französischen Kaisers zum Opfer gefallenen Erzherzog von Oestreich, die bekannten Verabredungen stattgefunden; und in der That würde Napoleon schon 1868 unter irgend einem Vorwande — wie leicht ein solcher zu finden, haben wir ja im Juli 1870 erfahren — Deutschland mit Krieg überzogen haben, wenn ihm nicht die spanische Revolution dazwischen getreten wäre. Und Angesichts dieses bevorstehenden Kriegs — kein Geld in der Kasse und ein kolossales Deficit im Budget Preußens und des Norddeutschen Bundes! Ein durch die verwerflichsten Mittel verheimlichtes Deficit, welches früher oder später desto verderblicher eclatiren mußte, je länger man es verheimlicht hatte, und das dann dem Rufe des Glanzes und der Ordnung der Finanzen, dessen sich Preußen, allerdings bei einem schweren Steuerdrucke, erfreute, und dem Credit des kaum erst aufgerichteten neuen deutschen Gemeinwesens ein Ende mit Schrecken zu bereiten im Stande war. Unerhört!

Unter diesen Umständen zwang der gewaltige Kanzler den halb verzweifelten Finanzminister Preußens, erstens in einer ausführlichen Denkschrift dem Reichstage das Deficit zu bekennen, und zweitens eine Reihe von Gesetzentwürfen einzubringen, welche geeignet wären, das Deficit im Norddeutschen Bund und in Preußen abzuschaffen. Am 18. Mai 1869 überreichte Herr von der Heydt dem Reichstage die Denkschrift, worin er seine Sünden bekannte. Schon am 13. April, während der Budgetdebatten, kündigte der Präsident des Bundeskanzleramts Delbrück drei Gesetzentwürfe an, „welche den Zweck hätten, die Einnahmen des Norddeutschen Bundes zu erhöhen". Sie betrafen 1) die Aufhebung der Portofreiheit, 2) die Erhöhung der Spiritussteuer und 3) die Einführung eines allgemeinen Wechselstempels. Und nun folgte ein wahrer Wolkenbruch von Steuerprojecten und Gesetzentwürfen, — das directe Gegentheil des Danaeregens. Dem Volke sollte eine Mehrbelastung von etwa vierzehn Millionen jährlich auferlegt, Alles und Jedes sollte entweder neu belastet oder in Zukunft höher besteuert werden: die Wechsel, der Branntwein, das Bier, der Tabak, das Gas, der Zucker, das Petroleum, die Eisenbahnfahrbillets, die Rechnungen und die Quittungen u. s. w.

— „Es ist die Zahl der Musen, in welcher sich uns die Steuerprojecte vorstellen," sagte der „rothe Becker", jetzt Oberbürgermeister in Köln und Mitglied des preußischen Herrenhauses, „und von diesen Steuern sollen sechs Millionen Thaler aufgebracht werden durch Besteuerung nothwendiger Lebensmittel, ja durch Besteuerung des Gebrauchs, welchen der Mensch von seinen Augen zum Sehen macht; denn nichts Anderes ist ja doch die projectirte Besteuerung des Petroleums und des Gases." —

Und der sonst so ernste Waldeck begann gar zu scherzen: — „Was unser Deficit anbetrifft," sagte er, „so scheint dasselbe die Eigenschaft der Fallstaff'schen Steifleinen zu haben. Erst waren es nur drei Millionen, dann wurden es sieben, jetzt sind es schon zwölfe. Aber das Papier ist geduldig." —

Angenommen wurden nur zwei Entwürfe, nämlich der wegen Abschaffung der zahllosen und mißbräuchlichen Portofreiheit, welche ungerechtfertigte Privilegien gewährte und die Vielschreiberei der Behörden förderte, und der wegen Ersatz der Wechselstempel der einzelnen Territorien durch eine unificirte Reichswechselsteuer, welche eine gleichmäßigere Vertheilung der Stempelhöhe nach den Werthen gewährte, der Doppelbesteuerung vorbaute und ein einheitliches Verkehrs- und Wirthschaftsgebiet herstellte.

Beide Gesetze haben sich in der Praxis bewährt. Sie boten wünschenswerthe Reformen und erhöhten die selbstständigen Einnahmen des Gesammtstaates, ohne eine höhere Besteuerung des Volkes zu bewirken.

Alle übrigen Steuerprojecte wurden abgelehnt. Die liberale Partei stimmte geschlossen und ohne irgend eine Ausnahme dagegen; nur bei einzelnen Steuern wurde sie durch andere Parteien verstärkt, so z. B. bei der Branntweinsteuer durch die Polen und durch die Conservativen. Und der Erfolg zeigte, daß die gegenwärtig von den Schutzzöllnern und den Socialisten, von den Agrariern und den Zünftlern um die Wette geschmähte liberale und freihändlerische Reichstagsmajorität Recht hatte, als sie deducirte, daß der Finanzminister sich irre, daß er nur eine augenblickliche nnd vorübergehende Ebbe in seiner Kasse habe, welche er mit einem chronisch gewordenen Deficit verwechsle, daß die Ausfälle keine bleibenden seien, und daß daher kein Grund vorliege, in den Tag hinein neue Steuern einzuführen und bestehende zu erhöhen.

Es war diese Mehrheit des Reichstags, welche ihrer bessern Ueberzeugung folgte, auch als der erzürnte Bundeskanzler ihr die Worte entgegenschleuderte:

Digitized by Google

„Meine Herrn, wir verlangen von Ihnen Brod, und Sie geben uns Steine!"

Sie war es, welche eine ungerechtfertige Besteuerung abwehrte, — eine Besteuerung, welche nach der Berechnung des in finanziellen Dingen bewährten Abgeordneten Becker auf den Kopf der Bevölkerung fünf Silbergroschen Netto betragen haben würde, und zwar für solche Gegenstände, an welchen der Reichere kaum einen größeren Verbrauch hat als der Aermere, ja bei welchen das Zünglein der Steuerwage das Mehr nach der Seite der Armuth hin gravitirte, also eine Besteuerung, welche auf die Familie etwa einen Thaler jährlich im Durchschnitt betragen und welche sich in dem jetzigen deutschen Reich auf wenigstens 120 Millionen gesteigert haben würde.

Warum wir an das Alles erinnern? Weil uns für den nächsten Reichstag abermals die Vorlage einer Reihe von Steuerprojecten bevorsteht. Bier, Branntwein, Tabak werden ihre gewohnte Rolle spielen. Neu hinzu kommen wird wahrscheinlich: Besteuerung der Urkunden für Mobilien- und Immobilienverkehr, für Versicherungsgeschäfte, für Quittungen, Spielkartenstempel, Erbschaftssteuer. Vielleicht auch die Unificirung der Hausir- und Gewerbesteuer. Gewiß, nicht alle diese Projecte sind an und für sich schon verwerflich; wir behalten uns vielmehr vor, dieselben in einem späteren Aufsatz Revue passiren zu lassen und zu kritisiren. Denn sie bedürfen der sorgfältigsten Prüfung in Betreff ihrer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit. Ebenso ist die Frage der Abschaffung der Matricularumlagen eine sehr schwierige. Insoweit sie eine Kopfsteuer sind, erscheinen dieselben verwerflich; aber man könnte die Art der Distribution auf die einzelnen Staaten ja ändern. Soweit sie die einzige bewegliche und quotisirbare Steuer sind, erscheinen sie als zur Wahrung des Budgetrechtes des Reichstags unentbehrlich. Ihre Aufbringung durch die Einzelstaaten ist sehr natürlich, da die letzteren ja auch in allen anderen Dingen ihre Souverainetät nachdrücklich betonen.

Im Jahre 1869 standen die Dinge insoweit viel besser, als sich kein Sonderinteresse einmischte. Es handelte sich lediglich um den Bedarf des Gesammtstaats. Heute, 1877, erheben die einseitigen Vertreter der Sonderinteressen immer lauter die Stimme; und viele verwechseln Schutzzoll und Finanzzoll, während doch der letztere das Gegentheil des ersteren ist, da ersterer je mehr er „schützt", desto mehr den Import und folglich auch die Einnahmen des Reichs aus den Zöllen vermindert.

Die Organe der Interessenten haben kürzlich unter dem Titel „Zollpolitische Reminiscenz" eine Rede reproducirt, welche der damalige Prinz von Preußen, unser jetziger Kaiser, am 17. Mai 1847, also vor dreißig Jahren und unter ganz anderen Umständen, in der ersten Curie des vereinigten Landtags gehalten. Obgleich der hohe Redner die Behauptung, „daß das Freihandelssystem durchaus beibehalten werden müsse", an die Spitze seiner Ausführung setzt, versucht man heute dieselbe im Interesse des Schutzzollsystems auszubeuten und das letztere als „die wahre Hohenzollernpolitik" zu glorificiren. Dem gegenüber erinnern wir an die bekannte preußische Regierungs-Instruction vom 26. December 1808. Der § 50 derselben lautet wörtlich wie folgt:

„Es ist dem Staate und seinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gange zu überlassen, das heißt: keine derselben vorzugsweise durch besondere Unterstützungen zu begünstigen und zu heben, aber auch keine in ihrem Entstehen, ihrem Betriebe und Ausbreiten zu beschränken.

„Neben der Unbeschränktheit bei Erzeugung und Verfeinerung der Producte ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowohl im Innern als mit dem Auslande, ein nothwendiges Erforderniß, wenn Industrie, Gewerbsfleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel sie zu befördern.

„Es werden sich alsdann Gewerbe von selbst erzeugen, die mit Vortheil betrieben werden können, und dieses sind wieder diejenigen, welche dem jedesmaligen Productionszustande des Landes und dem Culturzustande der Nation am angemessensten sind. Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei dem Staate vortheilhaft, Sachen dann noch selbst oder im Inlande zu verfertigen, wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche die eigene Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein anderes Gewerbe angelegt, reichhaltigen Gewinn bringen können. Es ist eine schiefe Ansicht, man müsse in einem solchen Falle das Geld im Lande zu behalten suchen und lieber nicht kaufen. Hat der Staat Producte, die er ablassen kann, so kann er sich auch Gold und Silber kaufen und es münzen lassen.

„Es ist nicht nothwendig, den Handel zu begünstigen, er muß nur nicht erschwert werden.

„Der Regierungen Augenmerk muß dahin gehen, die Gewerbe- und Handelsfreiheit soviel als möglich zu befördern und darauf Bedacht zu nehmen, daß die verschiedenen Beschränkungen, denen sie noch unterworfen ist, abgeschafft werden."

Das ist die wahre Hohenzollernpolitik.

Die Schutzzöllner haben sich nicht gescheut, die erhabene Person unseres Kaisers in den Streit der Parteien herunter zu zerren. Wir werden ihnen darin nicht folgen und beschränken uns auf folgenden Schlußsatz: Die obigen Lehren sind eine kurze und klare Zusammenfassung der Zoll- und Wirthschaftspolitik des kaiserlichen Vaters, Königs Friedrich Wilhelm III., und diese Politik ist es, mittels deren der unvergeßliche König die preußische Monarchie von dem tiefsten Verfall wieder aufgerichtet, das gänzlich verarmte Land wieder zu Blüthe und Wohlstand gebracht und das Band des Zollvereins um die Mehrzahl der deutschen Staaten geschlungen hat, aus welchem unter der treuen und festen Hand seines glorreichen Sohnes sich die deutsche Einheit, die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde sich ergeben.

Wir sagen: In diesem Zeichen wirst Du auch fernerhin siegen!

Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen.

Von Alsaticus.

(Schluß.)

VI.

So ganz ausgespielt war denn doch jene Comedia der Liga noch nicht im Jahre 1874, und haben wir in den Reichstagswahlen vom 10. Januar 1877 erst deren nunmehr letztes Aufflackern, sowie deren definitives Ableben zu registriren. Obwohl diese Wahlen noch mit ihren verschiedenen, so interessanten Momenten in Jedermanns Erinnerung stehen mögen, so ist es doch nothwendig, gewisse Incidenzfälle von dem besonderen Standpunkte dieser Geschichte der elsässischen Liga näher zu betrachten und somit dem Leser ein vollständiges Bild des Entstehens, der Blüthe und des Verfalls jenes, anfangs in terroristischem, polnisch-venezianischem Aufzug einherschreitenden und ungebührlich aufgebauschten, nachher aber in kläglichem Fiasco endenden Mummenschanzes vor die Augen zu führen. Dazu braucht es nur noch eines kurzen Ueberblickes über die parlamentarischen Ereignisse der letzten Reichstagssession und über die im Elsaß selbst und andererseits in Frankreich vorgekommenen Wandlungen und Rückfälle.

Als die clerikale Partei ihre Sitze im Reichstage behauptete, mag sie sich wohl Anfangs ob ihres feinen Spieles beglückwünscht haben; denn Alles schien ihr gelungen zu sein: über die Autonomisten hatte sie mit Hülfe der Protestpartei gesiegt, und diese letztere war nachher, auf Grund ihres eigenen

Digitized by Google

Abstentionsprincips sowohl als auch durch die Haltung des Bischofs von Straßburg, aus dem Felde geschlagen worden. Die drei Führer der elsässischen Ultramantanen, die längst mit einander gegen den Liberalismus ankämpfenden Pfarrer Gerber, Winterer und Simonis nahmen, sofort nach des hochbejahrten und durch die Protestationen einer Anzahl Elsässer und der clerikalen französischen Presse tief gekränkten Bischofs Rückkehr in das Elsaß, die Leitung der Partei in die Hand, konnten aber nicht mehr Meister über ihre ganze Truppe werden und mußten es mit ansehen, daß Einer nach dem Anderen, vorläufig zwar nur vorübergehend, bald aber gänzlich, nach Hause zurückkehrte und in Berlin nicht mehr erschien, so daß nur zwei Getreue in der vorletzten Session neben den Führern tagten: dies waren die in den Wahlen vom Jahre 1877 von ihren betreffenden Kreisen nicht wieder erwählten Abgeordneten von Straßburg-Land und Hagenau-Weißenburg, die Herren von Schauenburg und Hartmann. Alle Andern, und die der deutschen Sprache nicht mächtigen Lothringer zuerst, waren — meistentheils aus Furcht vor der durch des Bischofs Erklärung aufgebrachten öffentlichen Meinung, oder auch durch das mehr oder weniger aufrichtige Gefühl ihrer politischen Ohnmacht, vielleicht endlich durch die Einsicht, die über sie kommen mußte, daß, wenn sie überhaupt im Parlament zu tagen sich entschlössen, sie füglich zu dem von ihnen bei den Wahlen so laut perhorrescirten autonomistischen Programm hingedrängt werden müßten — in ihren Pfarreien im Elsaß verblieben, und rührten sich ebenso wenig als ihre Collegen von der reinen Protestpartei, welche weder durch die Mahnungen der Presse, noch selbst am Ende durch die Vorstellungen ihrer eigenen, von der Unmöglichkeit einer längeren Abstention sich selbst überzeugenden Parteigänger dazu gebracht werden konnten, die Vertheidigung der öfters bedrohten Interessen des Landes in die Hand zu nehmen. Diese Stellung, besonders der öffentlichen Meinung gegenüber, brachte die im Reichstage verharrenden Führer der Partei zu dem Gedanken, sich durch jene eigenthümliche, drei Jahre lang befolgte Methode, Kraft welcher sie zwar im Plenum sprachen, nicht aber in den Commissionen mitarbeiteten, aus der Klemme zu ziehen. Ihren Wählern konnten sie somit sagen, sie seien ihrem Protestprogramme treu geblieben, und andererseits saßen sie doch im Parlamente und waren in der Lage, denjenigen, welche die Abstention und ihre Folgen rügten, zu antworten, sie trieben ja keine Abstention und seien im Gegentheil niemals von der Bresche gewichen.

Daß alle diese Ereignisse und Incidenzfälle die vormalige radicale und ultramontane Liga zerstört hatten, das konnte man an dem Auftreten der republikanischen Presse Frankreichs gegen die Herren Pfarrer herauslesen. Wie vorhin bemerkt, erschien zwar kein Flugblatt der Liga, was ja unmöglich war, da das Heft der Liga in ultramontanen Händen lag, allein die radicalen Blätter, sobald sie sich durch den Bischof und seine Genossen „verrathen" sahen, ergingen sich sofort in wüthenden Ausfällen gegen diese ihre vormaligen Bundesgenossen und kündigten der ultramontanen Partei im Elsaß die Freundschaft, indem sie in der ihr eigenen hochtrabenden Weise erklärten, die elsässischen Wahlen würden das nächste Wahl rein „republikanische und protestirende" sein und man dürfte sich nicht mehr mit den Ultramontanen verbünden. Die autonomistische Partei hingegen, deren Prophezeiungen sich so drastisch verwirklicht hatten, sah nach und nach ihre Anhänger wachsen an Zahl und an Macht, und an verschiedenen Anzeichen konnte man vorausmerken, daß sich, nach dem so durchaus verfehlten Experimente des radicalen und des clerikalen Bundes, die verschiedenen liberalen Nüancen zum gemeinsamen Handeln vereinigen würden. Zuvörderst fühlte sich das Mühlhauser radicale Blatt „Industriel Alsacien" veranlaßt, den damals in Folge geschäftlicher Zwistigkeiten aus dem „Elsässer Journal" ausgetretenen Redacteur, jetzigen Reichstagsabgeordneten A. Schneegans, einzuladen, als ständiger Mitarbeiter die speciell politischen elsässischen Fragen, und zwar auf Grund eines entschieden anti-clerikalen Programms, in jenem Blatte zu besprechen, was auch zur Folge hatte, daß der „Industriel alsacien" plötzlich, zum nicht geringen Verdruß der französischen Zeitungen, in die Fußstapfen des „Elsässer Journals" trat und eine Reihe von Artikeln über die Verwaltung und Finanzen des Elsasses veröffentlichte, welche in Deutschland großes Aufsehen hervorriefen und als der erste, energische Anlauf der autonomistischen Partei betrachtet wurden. Eigenthümlicher Weise, und als richtige Beleuchtung der Sachlage, muß hinzugefügt werden, daß das so verpönte Wort „Autonomie" in jenen Artikeln niemals vorkam, sondern durch das andere Wort „Selfgovernment" ersetzt wurde, um den Lesern des Blattes den Uebergang zur „elsässischen Partei" zu ermöglichen, nichtsdestoweniger aber eine ganz und gar autonomistische Politik an Stelle der früheren Abstentionspolitik trat. In Straßburg selbst suchten die Radicalen wieder Fühlung zu erhalten mit den Liberalen, um zusammen bei nächster Gelegenheit gegen die Ultramontanen in's Feld zu ziehen. Hätten damals die reinen Protestdeputirten, Lauth, Teutsch und die anderen, einen richtigen politischen Sinn bekundet und die Veränderung der Sachlage verstanden, so hätten sich die Dinge wohl ganz anders gestaltet und wäre die liberale Partei überall geeinigt vorgegangen. Leider verharrten aber diese Abgeordneten auf ihrem rein negirenden Programme und waren sie es gerade, die ganz direct und durch ihr persönliches Auftreten die Annäherung der verschiedenen liberalen Richtungen verhinderten und am Ende geradezu bekämpften, und somit das Wiederauftauchen der Liga im Jahre 1877 ermöglichten. Bis zu Ende des Jahres 1876 dauerten die Versuche der Autonomisten, sich mit den Radicalen zu verständigen, und so weit waren die Dinge gediehen, daß ein Mühlhauser Blatt, das „Journal de Mulhouse", sich öffentlich zu dem von dem „Elsässer Journal" aufgestellten Wahlprogramme, eine elsaß-lothringische Deputirtenkammer und eine im Lande selbst weilende höhere Verwaltung, bekannte. In der französischen Presse selbst waren Stimmen laut geworden, welche den Elsässern anriethen, aus der unnützen Protestation zur Action überzugehen, ja die „Autonomie" als den Zielpunkt der elsässischen Anstrebungen hinstellten. Andererseits war inzwischen der elsaß-lothringische Landesausschuß eingesetzt worden, und fingen die Bevölkerungen an, sich mit dem Gedanken, daß die Annexion eine definitive sei, zu befreunden. Im Niederelsaß besonders faßte somit ein neuer Gedankengang Wurzel und konnte man voraussehen, daß die autonomistische Partei, wo nicht in allen, doch in mehreren niederelsässischen Kreisen Wahlsiege erringen würde. Von der Liga selbst ward nicht mehr gesprochen, und so völlig todt schien jenes Gespenst, daß einige junge, radicale Hitzköpfe in Mühlhausen eine neue rein republikanische, anticlericale und auch anti-autonomistische Liga, unter dem Namen Patrie, zu gründen sich berufen fühlten, es aber nicht weiter brachten, als bis zu einem einzigen Flugblatt; um eine wahre Liga zu gründen, brauchte man eben die Hülfe des Clerus mit seinen Tausenden von Verzweigungen, und sobald diese fehlte, fiel auch die neue Liga kläglich zu Boden.

Wie kam es nun, daß die alte Liga, die wahre, clerikale und radicale Elsässer Liga, plötzlich wieder erstehen und ihre von den Ereignissen so furchtbar zerfetzte Fahne wieder entfalten konnte?

Diesseits der Vogesen hatte sie sich überlebt; jenseits der Berge aber wollte man keine Ahnung von irgend einer in der Sachlage und in den Gemüthern vorgekommenen Aenderung haben. Während sich hier, im Rheinthale, die Elemente, aus welchen sich die Liga im Anfang zusammengebildet, zersetzt hatten und der ganze Mechanismus aus den Fugen gegangen war, bestand in Frankreich, beziehungsweise in den mit der elsässischen Angelegenheit specifisch betrauten Gambettistischen Kreisen, in den Pariser, Belforter, Lyoner u. s. w. elsaß-lothringischen Wohlthätigkeitsgesellschaften und Comités die Meinung, man könne und müsse wiederum von Paris aus die elsässischen Wahlen leiten, man brauche eben nur die alten Triebfedern wieder in Bewegung zu setzen, um sofort das ganze Ländchen, wie ein gefügiges Uhrwerk, die an dem Seineufer von den radicalen Meistern bestimmte Bewegung ausführen zu sehen, und

Digitized by Google

die braven, guten Wahlmänner des biedern Elsasses würden sich am Ende noch äußerst geehrt fühlen, wenn sie nur, wie eine Heerde Schafe, dem Winke des Pariser Hirten folgen dürften. Während die Elsässer sich unter einander beriethen, welche Candidaten aufzustellen seien, während die sämmtlichen Blätter über das Protest- und Abstentionsprincip den Stab gebrochen hatten, — waren schon in den Bureaus der „République française", mit Hülfe der elsässischen Emigration und unter der großen Führerschaft des Herrn Gambetta, die Schlachtpläne zu dem neuen Feldzuge ausgearbeitet, den Generalen und Offizieren ihre Plätze angewiesen, und den Mannschaften, bezw. den ehrlichen elsässischen Wählern, ihre Pflichten vorgeschrieben worden. Mit den Clerikalen sollte diesmal kein Bündniß geschlossen, die Candidaturen aber mit ihnen vertheilt werden, so daß es in keinem Kreise zu einem Kampfe käme zwischen einem radicalen oder einem ultramontanen Bewerber. Der einzige Feind, den die erneuerte Liga zu bekämpfen sich bemüßigt fühlte, das war die autonomistische Partei. Da jener Pariser Sanhedrin aber wohlweislich erkannte, daß man dem im Elsaß sich allseits kundgebenden Drängen nach einer activen Politik Rechnung tragen müsse, so richtete man sich so ein, daß die Candidaturen vorerst unter vier Augen besprochen und festgestellt, und nachher, ohne eigentliches Programm, von den früheren Protestcomités, aber mit der Hinzufügung, daß auf den reinen Protest die Action folgen solle, den Wählern anempfohlen werden sollten. Für die Heißsporne und für die französische Presse standen jene Comités als Bürgen des lauteren Patriotismus da; für die Wähler aber betonte man die Nothwendigkeit der activen Politik.

In Mühlhausen wurde diese neue Auflage der Liga in Scene gesetzt und zwar in der bekannten Volksversammlung, welche nicht nur die Mühlhauser Candidatur aufstellte, sondern zugleich oder noch besser zuvörderst den Autonomisten den Fehdehandschuh hinwarf, sie als die „Schande des Elsasses" brandmarkte und das nothwendige Zusammengehen aller Meinungen, der clerikalen wie der radicalen, unter dem gemeinsamen Banner des Nationalitätsprincips als Programm aufrichtete. Im Nu waren auch sofort die oberelsässischen Blätter von ihrem früheren Standpunkt zurückgedrängt und in das Fahrwasser der Liga eingeführt; eine Candidatur nach der anderen tauchte auf; Oberelsaß und Lothringen waren der Liga gesichert, und alsbald erschien auch das neue — und wahrscheinlich auch das letzte — Flugblatt, in welchem die Wähler, in einem aus clerikaler und republikanischer Mischung seltsam zusammengesetztem Pathos aufgefordert wurden, wieder wie vor drei Jahren „französische Candidaten aus der deutschen Wahlurne" hervorgehen zu lassen.

Wie es aber dieser Liga im Unter-Elsaß ergehen sollte, das ahnte wohl keiner jener Pariser Barnums. Hier hatte die autonomistische Partei tiefere und festere Wurzeln geschlagen; hier wollte man nichts mehr von den Ultramontanen und von den reinen Protestlern hören. In allen Kreisen wurden von Seiten der Bevölkerung selbst, und mit Hintansetzung aller außerelsässischen Einflüsse, liberale Candidaturen aufgestellt. Das Flugblatt der Liga wurde von den Wählern, denen es zugeschickt worden war, diesen Candidaten eigenhändig überantwortet und öffentlich desavouirt, — und als der Wahltag vorbei war, da erfuhr man mit Staunen und Frohlocken im Unter-Elsaß, mit Schrecken und Verwünschungen in Mülhausen und Paris, daß überall, wo die Autonomisten sich gegen die Liga aufgestellt, sie auch gesiegt hatten und daß das ganze Unter-Elsaß sich von dem Banne der Pariser radicalen und clerikalen Bevormundung losgesagt hatte. Es war ein Aufathmen wie nach einem schweren Alpdrücken. Nun konnte man endlich von jener unseligen Liga, deren Ideal in Polen, nicht aber im Elsaß zu suchen war, sagen, daß sie tödtlich getroffen zu Boden lag und daß die Elsässer wieder die Herrschaft über sich selbst in schwerem Kampfe errungen hatten.

Weiter brauchen wir nichts hinzuzufügen. Absicht dieser Arbeit war, die Elsässer Liga als das zu kennzeichnen, was sie seit dem ersten Tage ihres Erscheinens war, als ein Instrument der clerikalen Partei, dazu eigens gegründet, um die liberalen Elemente durch radicale Verläumdung ihres Einflusses zu berauben und den Ultramontanen, mit Hülfe der patriotischen Maske, einen festen Boden im Elsaß und im Reichstag zu gewinnen. Daß der Verleumdung Macht so schnell und so vollständig gebrochen würde, daß die liberalen Elemente, selbst ohne ein Zusammengehen mit den radicalen, wie man es vor drei Jahren noch erwarten konnte, den Kampfplatz behaupten könnten, das wagte keiner vor dem 10. Januar zu hoffen. Das Ereigniß übertraf alle Erwartungen. Nun aber konnte das Unter-Elsaß durch seine erwählten Vertreter vor das deutsche Reich treten und ihm zurufen: „Unsere Pflicht haben wir erfüllt; möge Deutschland nun das Seinige thun!"

Milch, Milchverfälschung und Milchuntersuchung.

Prüfungsmethoden, welche die Güte und Reinheit der Kuhmilch in wenigen Minuten nachweisen lassen, sind bisher noch nicht aufgefunden worden und die Controle des genannten hochwichtigen Nahrungsmittels entzieht sich demnach den Händen der Polizei. Trotz dieses Erfahrungsgesetzes, welches durch den derzeitigen Standpunkt der Wissenschaft begründet wird, bringen aber die politischen Blätter immer und immer wieder die Notiz, daß da und dort seitens der öffentlichen Sicherheitsbehörden verfälschte oder verdünnte Milch confiscirt und weggenommen worden sei. So gewiß es nun auch ist, daß schnöde Gewinnsucht außerordentlich oft unser wichtigstes Kindernahrungsmittel fälscht und manches junge Leben dadurch gefährdet oder vernichtet, so gewiß ist es auch, daß den Milchverkäufern durch die Wegnahme ihres Verkaufsartikels auf Grund vorgenommener Prüfungen mit der Milchwage u. s. w. oftmals schweres Unrecht geschieht.

Die Milch ist eine Emulsion, d. h. eine durch fein vertheiltes Fett milchig gewordene wässerige Flüssigkeit. Sie ist das Produkt verschiedener Drüsen, der Michdrüsen, und in ihrem wesentlichsten Theile, dem Gehalt an Milchkügelchen, das sind kleine mit einer Hülle umgebene Fettkügelchen, das Product eines Zellenbildungsprocesses. Die Absonderungsthätigkeit der Milchdrüsen ist bei ein und demselben Thiere eine wechselnde und bei verschiedenen Thieren nach Menge und Güte der Milch eine oft sehr ungleiche. Daraus ergibt sich, daß auch die Beschaffenheit der Milch eine innerhalb bestimmter Grenzen wechselnde sein muß. Außer dem Butterfett, welches tropfenförmig und mit einer Caseïnhülle umgeben in der Milch schwebt, enthält sie noch Käsestoff oder Caseïn, Milchzucker und geringe Mengen unorganischer Stoffe, besonders Calciumphosphat und Magnesiumphosphat.

Der Wassergehalt der Milch (bis zu 90%) und das Verhältniß der übrigen Stoffe ist ein nach der Melkzeit, dem Futter und der individuellen Organisation der Thiere sehr wechselnder; er ist im Allgemeinen um so größer, je reicher die Milchabsonderung ist. Die Trockensubstanz (d. h. die Gesammtmenge der in der Milch enthaltenen festen Bestandtheile, circa 10 bis 15%) der wasserreicheren Milch enthält durchschnittlich mehr Käsestoff und weniger Butter. Eine reichliche Wasseraufnahme durch das Thier vermehrt die Milchmenge, aber die Milch wird dünner und ärmer an Trockensubstanz. Die Milch ein und derselben Kuh ist an Fett und Käse unmittelbar nach der Geburt am reichsten; ihr Gehalt vermindert sich dann bis zu dem 5. oder 7. Tage, bleibt hierauf einige Zeit mehr oder weniger constant und wird dann allmählich an festen Bestandtheilen und besonders an Fett reicher. Je altmelker eine Kuh ist, je butterhaltiger ist ihre Milch. Von jungen noch im Wachsthum befindlichen Thieren ist die Milch ärmer an Trockensubstanz als von ausgewachsenen. Die Morgenmilch enthält in der Regel mehr Wasser und weniger

Digitized by Google

Fett als die Abendmilch und neben allen diesen verschiedenen Thatsachen steht die klar erkannte Wahrheit, daß die Zusammensetzung aller Milch, namentlich in Bezug auf ihren Gehalt an Wasser, Käsestoff und Fett, vorzugsweise bedingt wird durch die Eigenthümlichkeiten der Rassen, Zuchten und Individuen. So kann die Zusammensetzung der frischen Kuhmilch schwanken, in Bezug auf den Wassergehalt zwischen 85 bis 90%, sie kann ferner enthalten 2,4 bis 6,8% Proteïnstoffe (besonders Käse und kleinere Mengen von Eiweiß), 2,2 bis 6% Fett, 2,9 bis 8,3 stickstofffreie Extractstoffe, besonders Milchzucker, und 0,7% unorganische Massen. Ihr specifisches Gewicht schwankt zwischen 1,028 und 1,032. Als wahrscheinliches Mittel für gute Kuhmilch gilt 87% Wasser, 4% Proteïnstoffe, 3,6% Fett, 4,7% stickstofffreie Extractstoffe und 0,7% unorganische Substanzen.

Innerhalb der angegebenen Grenzen kann also die Zusammensetzung der Milch schwanken, ohne daß man berechtigt ist von Verfälschung zu sprechen, und man wird bei ihrer Beurtheilung nothwendigerweise darauf Rücksicht zu nehmen haben. Aus naheliegenden und gewiß auch zum Theil berechtigten Gründen ist das Publicum vorwiegend besorgt, daß die Producenten oder doch die Verkäufer und Zwischenverkäufer der Milch willkürlich Wasser zusetzen oder derselben einen Theil der Sahne vor dem Zumarktebringen entziehen.

In ländlichen Kreisen und den Städten, welchen die Milch unmittelbar von den Producenten zugeführt und verkauft wird, dürfte ein directes Versetzen mit Wasser durch die Landwirthe selbst im Großen und Ganzen seltener auftreten als man gewöhnlich annimmt, wenn es auch immerhin vorkommen kann. Auch ist es ja klar, daß die Verkäuferinnen nicht immer der Versuchung widerstehen werden, sich sogenannte Marktgroschen zu machen. Ungleich häufiger aber als ein unmittelbares Verdünnen müssen sich die Consumenten ein theilweises Abrahmen gefallen lassen. Die Abendmilch wird, ehe sie des Morgens zum Verkauf expedirt wird, von der Rahmschicht befreit, die sich während der Nacht angesammelt hat. In der kälteren Jahreszeit wird dann diese abgerahmte geringere Milch mit der nicht abrahmbaren Morgenmilch vermengt und dadurch im gewissen Sinne wieder etwas verbessert. Im Sommer ist es aber mißlich, verschiedene Milchsorten zu mengen, weil dadurch die theilweise Zersetzung, das Gerinnen oder Sauerwerden der Milch beschleunigt werden kann. Es wird dann häufig die schlechtere Abendmilch und die bessere Morgenmilch dem Publicum dargeboten werden, und die Käufer der ersteren werden sich schlechter dabei stehen. Gleichzeitig wird aber auch dadurch die Milchcontrole sehr erschwert werden, da begreiflicherweise der die Milchprobe nehmende Beamte ebensowohl von der normalen Morgenmilch als auch von der abgerahmten Abendmilch erhalten kann.

Betrügerische Zusätze sind Mehl, Stärke, Kleienwasser, Gerstenschleim und Reisabkochung, während Eiweiß, Dextrinlösung, Samenemulsionen, Seifenlösung, Leim und dergleichen wohl als Verfälschungsmittel genannt, aber kaum als solche gebraucht werden dürften. Gehirnsubstanz der Schafe unter die Verfälschungsmittel der Milch zu rechnen ist widersinnig und lächerlich. Die erstgenannten stärkemehlhaltigen Substanzen, Mehl u. s. w., sind durch Jodlösung leicht zu erkennen. Einige Tropfen Jodtinctur zu gekochter mit stärkenmehlhaltigen Substanzen versetzter Milch gebracht, färbt dieselbe intensiv blau. Ferner werden der Milch Stoffe zugesetzt, die zur Conservirung derselben dienen sollen, z. B. Pottasche, kohlensaures Natrium und doppelkohlensaures Natrium, Kreide, Borax u. dergl. Sie sind im Uebermaß vorhanden wenn 100 Kubikcentimt. der durchschüttelten Milch durch 0,1 Gramm gepulverte Weinsteinsäure bei dem Erhitzen bis zum Kochen nicht gerinnt. Gegen kleinere Mengen derartige Zusätze ist füglich nichts einzuwenden. Farbige Milch verdankt ihre blaue, gelbe oder rothe Farbe gewöhnlich Schimmelpilzen, die sich in den Milchräumen angesiedelt haben. In geringerem Grade können auch einige Futterkräuter die Farbe der Milch beeinflussen.

Die Bemühungen, die gedachten Verfälschungen vermittelst Methoden nachzuweisen, welche auch von den Laien ausgeführt werden könnten, sind bisher erfolglos gewesen. Die aräometrische Prüfung vermittelst der sogenannten Milchwage ist eine ganz unzuverlässige, weil die entrahmte Milch specifisch schwerer als nicht entrahmte ist und entrahmte Milch durch Verdünnen mit Wasser auf das specifische Gewicht der normalen Milch gebracht werden kann. Außerdem enthält die Milch mehrere sehr leicht veränderliche Bestandtheile und erleidet sehr bald nach der Entleerung gewisse Veränderungen, unter denen die Umwandlung des Milchzuckers in Milchsäure obenan steht. Dadurch wird nicht nur das specifische Gewicht, sondern auch ihr Aggregatzustand verändert, sie wird dickflüssiger und der Käse scheidet sich aus. Dadurch wird das Einsinken der Aräometerspindel erschwert, während umgekehrt ein erlaubter Zusatz von doppelkohlensaurem Natrium u. dergl. ebenfalls nicht ohne Einfluß darauf bleibt. Unter den Proben, welche Referent im Auftrag des Magistrats kürzlich zu untersuchen hatte, war eine, welche nach Angabe der Milchwage mit den vierten Theil Wasser hätte versetzt sein müssen, und die zweifelsohne von jedem Polizisten confiscirt worden wäre. Die chemische Untersuchung ergab aber einen mittleren Wassergehalt von 87% und überhaupt eine normale Zusammensetzung. Ebenso unsicher sind die verschiedenen optischen Prüfungsmethoden. Sie beruhen im Großen und Ganzen darauf, daß die Undurchsichtigkeit der Milch zunimmt mit dem Gehalt derselben an Fettkügelchen. Theilweis gehören dazu complicirte und theure Instrumente, die immer nur relative und annähernd richtige Resultate geben können, da die Milch keine gleichmäßig zusammengesetzte Flüssigkeit ist, und sich zu leicht und durchgreifend verändert.

Zuverlässige und unantastbare Resultate allein gewährt die chemische Untersuchung. Sie zerfällt in die Bestimmung der Trockensubstanz des Fettes, des Caseïns und Eisweißgehaltes und des Milchzuckers. Im Allgemeinen genügt schon die Bestimmung der Trockensubstanz und des Fettes. Näher auf dieselben einzugehen ist hier nicht der Ort. Dem Chemiker genügt eine Sodawasserflasche voll Milch mit einem neuen Kork verschlossen und versiegelt eingeschickt vollständig zur Analyse, und einfache Bestimmungen des Fettes und der Trockensubstanz werden für 3 bis 5 Mark in den meisten chemischen Laboratorien ausgeführt. Vereinigen sich mehre Consumenten und lassen ab und zu die Milch ihres Lieferanten von sachverständiger Seite untersuchen, so werden sie mit geringen Opfern sich vor Täuschungen bewahren und nebenbei dem allgemeinen Wohl förderlich sein.

Für den Hausbedarf gewähren auch schon die sogenannten ökonomischen Prüfungen der Kuhmilch bestimmte Anhaltepunkte. Ein auf dem Nagel des Daumens gebrachter Tropfen guter Milch bildet eine erhabene, weiße Schicht, während verdünnte Milch sich flacher ausbreitet (Nagelprobe). Die sogenannte Schaumethode erfordert zur Ausführung ein graduirtes Litergefäß und ein flaches Glässchälchen von 1 Cmt. Tiefe. In die Literflasche gibt man 11 Kubikcmt. Milch und füllt sie bis zur Marke mit reinem Wasser. Mit dieser Flüssigkeit wird das Glasschälchen gefüllt. Ist die Milch gut, so darf man ein mit fetter Fractursschrift gedrucktes Wort nicht mehr lesen können, wenn das gefüllte Glas darauf steht und man durch eine Flüssigkeitsschicht von 1 Ctm. Tiefe hindurchsehen muß. Eine andere derartige Probe beruht auf der Beobachtung der Rahmschicht, welche sich auf der Milch absetzt. Man benutzt dabei die sogenannten Rahmmesser oder Cremometer, 14 Ctm. hohe und 3,8 Ctm. weite, graduirte Cylinder, die mit Milch gefüllt werden. Nach 24 Stunden bestimmt man die Menge der abgesetzten Rahmschicht. Scharfsichtige Hausfrauen werden auch in anderer Weise aus der Menge der sich absondernden Rahmschicht auf die Güte der Milch schließen können.

Sicherheit gewähren natürlich diese Methoden noch weit weniger als diejenigen mit dem Lactometer und die optischen Proben. Sie können weder den soliden Milchlieferanten noch den Milchconsumenten befriedigen. Wirksame Abhülfe gegen die, besonders in den größeren Städten tiefgefühlte Milchcalamität ist, wie die Sachen jetzt liegen, nur schwierig zu schaffen. Zunächst muß das Publicum, statt des einfachen Klagens, zur Selbsthülfe

Digitized by Google

schreiten, die Milch untersuchen und die Resultate bekannt machen. Dadurch würden die unsoliden Milchlieferanten sehr bald bekannt werden und viele andere einen heilsamen Schrecken bekommen. Das Bekanntmachen der Resultate wird der untersuchende Chemiker zunächst gern übernehmen. Eine durchgreifende Reform des Milchverkaufs ist aber nur dann möglich, wenn gleichseitig das gesammte Molkereiwesen, welches in dem größten Theil von Deutschland sehr im Argen liegt, gründlich reorganisirt wird. Der Milchverkauf an die einzelnen Consumenten, sowie die Verwerthung der Milch zur Butter- und Käsebereitung, muß den einzelnen und besonders den kleineren Landwirthen entzogen und in die Hände von Genossenschaften gelegt werden. In Dänemark, Norwegen und Schweden ist dies längst der Fall, und in den angrenzenden deutschen Provinzen ahmt man jenen Ländern nach. Die Milchproducenten verwerthen dadurch ihre Producte höher und die Consumenten stehen sich besser und sind vor Betrügereien geschützt. Aus verhältnißmäßig weiten Entfernungen wird in jenen Ländern die Milch an Hauptdepots abgeliefert und in denselben zu Butter und Käse verarbeitet oder auch den einzelnen Consumenten verkauft. Die Vorzüge, welche dieses Verfahren hat, sind sehr beträchtlich. Stets und zu jeder Zeit kann man beliebig Sahne, Buttermilch, süße Milch, ganz oder halb abgerahmte Milch kaufen, und durch den fabrikmäßigen Betrieb wird nicht nur die Qualität der Butter und des Käses eine bessere, sondern auch die Quantität derselben vermehrt. Sicher ließen sich auch in unseren größeren Städten derartige Milchniederlagen einrichten, in denen eine wirksame Controle schon durch das dort angestellte Beamtenpersonal ausgeführt werden könnte. Die soliden Milchverkäufer würden sich dadurch vor der unsoliden Concurrenz schützen können, würden ihre Producte besser und leichter verwerthen und dabei doch den vollberechtigten Wünschen des Publicums nachkommen.

A. Hofaeus.

Literatur und Kunst.

Uenner'n Kastanje.

Vör Dör weer en Kastanjenbom, so grot,
Ik seeg nix Gröters, dünkt mi, in min Leben.
He öwerdeck den Hofplatz un den Sot,
Un, stunn man ünner em, den ganzen Heben.

Int Börjahr harr he Blöm, mi dünkt, so vel:
De ganze Welt kunn man darmit bedecken;
Kastanjen in den Harvst, womit man spel,
Inn Summer Schatten, sik in uttostrecken.

Dar stunn en Hus derachter, och so schön,
So sünd se op de Welt nich mehr to drapen —
De Ruten blank, de Finstern witt un grön,
De grote Husdör jümmer hell un apen.

Dar stunn en Mann — he steit dar as de Bom
In min Gedanken, blied un in den Schatten,
He steit, un op sin Rock dar fallt de Blom,
Un öwer't Feld hin süht he dör de Latten.

Ik hör en Vagel dör de Finstern singn,
En smucken Frunskopp wiest sik an de Ruten ...
Mi awer kloppt dat Hart, as kunn dat springn —
Mi is, as seet ik ünner'n Bom dar buten.

Klaus Groth.

Sot Brunnen. Heben Himmel. Harvst Herbst. derachter dahinter. Ruten Fensterscheiben. blied freundlich. Latten Stackett, Pfahlwerk um Hof und Garten. buten draußen.

Vom Hochblauen.

An Klaus Groth.

Schön ist's, o Freund, hier überm Felsgeklüft
Des Tannichts, einsam, hoch in's Blau getaucht,
(Hochblauen heißt's, als sei's danach benannt)
Vom stillen Haupt des dunklen Bergstocks weit
In's leuchtende Gefild hinabzuschaun.
Die Wolke nur, ein schneeig Lichtgebild,
Ein weißes Segel im azurnen Meer,
Schwimmt drüber hin; es kreist der Gabelweih,
Und summend murrt der Wind. Sonst Alles stumm,
Und ohne Laut liegt drunten tief die Welt.

In unermeßner Runde liegt sie da.
Erstarrte Wellen eines Feuersturms
Aus grauer Urzeit, thürmt gen Nord und Ost
Der Schwarzwald rings die Tannengipfel auf;
Von hellerem Felsgestein durchgittert, dort
Durchgrünt von weichem Thal, aus dem, ein Blitz
Doch ohne Klang, die ferne Sense flammt,
Ein Fenster glüht, ein Thurmknauf schillernd gleißt,
Und Wassersturz das weiße Silberband
In's Dunkel wirft. Dann westwärts vor dem Blick
Dehnt unabsehbar sein Gefild der Rhein.

Ein lachend Bild, vom hohen Waskenwald
(Denn also lautet der Vogesen lang
Verderbter heimatlicher Namensklang)
In schöngeschweiften Rahmen eingefaßt.
Aufleuchtend zieht der königliche Strom
Durch weiche Ufer. Tausendfältig rings,
Wie des gestirnten Himmels Abbild, weiß
Mit Stadt und Dorf, mit Thurm und Schloß durchwirkt,
Vom Mittag breiten gegen Mitternacht
Der Sund- und Breisgau Wiese, Korn und Wein.
Vorbei an Breisachs stolz und schreckensvoll
Hernieder ragender Vergangenheit,
Am alten Schöffensitz des Kaiserstuhls
Vorüber, weit hinab, wo dämmerfern,
Ein steingeworden blühend Kranzgewind',
Sich Straßburgs Dom in ewiger Jugend hebt.
Doch dort, stromauf, vom Auge voll erkannt,
Mit grauem, giebelreichem Dachgewirr
Schließt Basileas alte Kaiserstadt
Das glanzverwebte Thal. Grotesk und weich,
Ein bunt Gemisch von Trotz und Anmuth, reckt
Sein vielzerklüftet Haupt der Jura, gelt
Vom Abendlicht bestrahlt, in Frankreichs Blau,
Und hinter ihm zerrinnt im Duft das All.

Kein Laut hier oben als des Windes Hauch
Im leichtbewegten Blatt, und schweigend nun
Mir gegenüber steigt — ein Feuerball,
Als ob zu glühendem Cyclopenaug'
Er heimkehr' in des Belchen breite Stirn —
Die Sonne schräg zum Waskenwald hinab.
Mit Schatten überfliegt's im Osten schon
Das Waldgebirg; im Thalgrund schauert's auf,
In schleppend langem Nebelkleide wallt
Aus Kluft und Schlucht die Nacht, vom Dorfthurm klingt
Des Lichtes Scheidegruß; ein zitternd Spiel,
Wie Bienensummen nur verhallt's empor —
„Sie rückt, sie weicht, der Tag ist überlebt — —"

Da plötzlich schießt's im weiten Bogenrund
Des Südens flammengleich in den Zenith.
Wie Fäden, die der Tag verwebt und die
Mit abendlicher Hast die weiße Hand
Penelopes aus ihrem Einschlag löst,

Digitized by Google

So rinnt ein Schleier hauchverweht dort ab —
Und purpurlodernd hoch und höher glüht,
Dem Nordlicht gleich ob nachtverhüllter Welt,
Ein Rosenkranz um ein Titanenhaupt,
Vom Firn des Ortler bis an den Montblanc
Der Alpen riesenhaftes Schneegezack.

Mich aber schwebend, hoch ob Berg und Strom,
Auf der Gedanken, der Erinnrung Flug
Zur alten Heimat trägt's mich fern hinab.
Zum weißen Strand, an dem jetzt ebenso
Des goldgelockten Gottes Lichtgespann —
Vielleicht vor Deinem Blick — in's blaue Meer
Zu Thetis weichem Arm hinuntertaucht.
Ein stählern Riesenschild dehnt sich die See,
Nur auf dem unbewegten Spiegel rinnt
Ein blendend Glanzlicht und ein tiefes Glühn;
Der Sandhalm flirrt, ein schneeig Segel blitzt,
Die graue Möve zieht mit kurzem Schrei
Am Ufer hin, derweil ihr Schatten weit
Landein in's gelbe Korn zum stillen Rand
Des Buchwalds schwebt. Fern von der Düne irrt
Ein Diamantstrahl noch vom Scheibenrund
Der Fischerhütte, loht und lischt. Der Tag
Ist überlebt auch hier — Du schreitest heim.

So stehen heut', o Freund und Zeitgenoß,
In Nord und Süd wir an Germaniens
Uralten Marken, die der deutsche Arm —
Wie kurz erst ist's! — dem Reich zurückgewann.
Kaum ein Jahrzehnt — da hätten Beid' wir noch
Auf schwer-jahrhundertalte Schmach geschaut:
Dich trüg' der Blick in dänisches Gefild,
Und hier zu Füßen schlüge Frankreichs Hohn
Vom Jenseitsrand des deutschen Stromes Gluth
Und Scham mir in's Gesicht. — Was auf den Knien
Des Göttervaters uns an einzelnem
Geschick auch ruh'n mag, Freund, dess' sei'n wir stolz
Und dankerfüllt, daß aus der Wage uns
Das goldne Loos fiel, diese Zeit zu sehn,
Den Tag, der solchen Sonnenuntergang
Zu schauen uns gewährt, den deutscher Gruß
Von den Vogesen bis zum Belt durchklingt.

Ja, schön, vom leisen Zug der Königsau,
Bis wo der Rhein mit dumpfem Donnerhall
Im ewig weißen Sturz sich selbst begräbt,
Ist unser altes, unser neues Reich.
Schön ist's, wie drunten tausendfältig hell
Der Pfad, der Weg, die breite Straße rings
Von Ort zu Ort, von Berg zu Thal sich krümmt.
Zur Scheuer zieht auf ihr die Ernte heim;
Zum Nachbardorf, mit Sang und Saite mich
Bis hierher grüßend, drängt ein froher Schwarm.
Auf schroffem Steig vereinzelt drüben sucht
Vor Nacht ein arbeitsmüder Wandrer Rast
Am Heimatsherd, den grüne Bergtrift still
Und traut umschließt — da stiebt ein weiß Gewölk
Tief drunten auf und ringelt schuppig sich
Zu langem Schlangenleib, der stets zerfließt
Und vorwärts züngelnd doch sich stets erneut.
Wie Sturmgevögels schriller Wetterpfiff
Verhallend tönt's empor; nun stockt's und hält,
Und nun auf's Neu schon ringelt's sich und kriecht
Gen Norden fort. Gleich einer Schnecke scheint's,
Doch athemlos in Wahrheit braust der Zug
Da drunten, auch im festen Weggeleis,
Und trägt der Hände, der Gedanken Werk,
Des Bodens Frucht, der Fremde Kostbarkeit
In eiligem Flug jedwedem Harren zu.

Der Frieden ist's, der segenspendende,
Der hunderttausendfältig Arm und Fuß,
Der Haupt und Herz auf allen Wegen regt.
Ein blühend Antlitz, schmiegt zu meinem Fuß
Er rebumlaubt und heimlich tannumrauscht
Die Götterstirn vom deutschen Waskenwald
Bis an des Höhgaus Siebenhügeldom,
Und seines Mundes Sonnenlächeln scheucht
Vom Blau des Aethers drüber jeden Flor.

Nur dort — ist es ein Schatten, ein Gewölk? —
Wo fern im West am rothen Horizont
Der Waskenwald zum Jura niedersteigt,
Reckt's aus der Lücke seltsam sich herauf,
Emporgestuft, ein nebelndes Phantom.
Drin manchmal hastig zuckt's wie blauer Stahl
Und funkelt auf und grollend rollt es nach
Und schüttert dumpf im Elsaß bis zum Rhein
Den grünen Boden. Ist es Wettersturm,
Der wuthgepeitscht zur Nacht von West her dräut —
Zur Nacht, wenn Deutschland schliefe? — Horch, da dröhnt's!
Kein Donner ist's; von Belforts Felsenwall
Hallt des Geschützes Aufrach dumpf heran.
Die graue Dämmrung fällt zu Thal; im Süd
Welkt farblos von der Jungfrau weißer Stirn
Das Rosendiadem; die Welt versinkt.
'S ist Zeit zur Ruhe, Freund; hab' gute Nacht!
Und leg' getrost zum Schlaf Dich! Wenn zur Nacht
Von West ein Wetter aufbräch' — Deutschland wacht.

Im August 1877. Wilhelm Jensen.

Briefe der drei Brüder Friedrichs des Großen an General Henckel von Donnersmark.

Das Leben Friedrichs des Großen liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Mit Hülfe seiner zahlreichen, eine ganze Literatur bildenden Correspondenz, sonstiger Aufzeichnungen in Vers und Prosa zu geschweigen, sind unsere Specialhistoriker im Stande gewesen, ihn Schritt um Schritt zu begleiten, und in der That existiren Publicationen, die, indem sie Auskunft über beinah jeden Tag seines Lebens, oder doch seiner letzten drei Jahrzehnte geben, als eine Art von Fridericianischem Geschichtskalender angesehen werden können. Er steht auch in dieser Beziehung sehr wahrscheinlich einzig da. Wenigstens in Deutschland. Ueber Goethe ist mehr geschrieben worden; aber kein Werk ist bis dato vorhanden, das meines Wissens in ähnlich minutiöser Weise über den äußeren Gang seines Lebens, über die Vorkommnisse jedes Tages berichtet hätte. Die vielen durch ihn selbst und Andere veröffentlichten Briefwechsel lassen nach dieser Seite hin immer noch erhebliche Lücken.

Wir kennen das Leben Friedrichs des Großen Tag um Tag, aber nicht das seiner Brüder. Selbst von seinem Bruder Heinrich, der, wie manches Andere, so auch den literarischen Zug mit ihm gemein hatte, wissen wir verhältnißmäßig wenig, was zum Theil seine Erklärung darin finden mag, daß alle Papiere des Prinzen — die derselbe in einer noch jetzt auf dem Gute Köpernitz existirenden schönen Rococokommode aufbewahrte — unmittelbar nach seinem Tode versiegelt und, wie man sich in Rheinsberg und seinen Dependenzien: Köpernitz, Meseberg, Hoppenrade erzählt, in das Staatsarchiv übergeführt wurden. Nach einer anderen mehr geglaubten, aber minder glaubhaften Lesart, wäre das Schicksal dieser Papiere das gewesen, von einer in Rheinsberg eintreffenden „Untersuchungscommission", die in diesem Falle fast den Namen einer „Inquisition" verdient hätte, abgeurtheilt und verbrannt zu werden. Relata refero. Aber diese Thatsache, wenn es eine ist, erklärt die Spärlichkeit der uns für das Prinz-Heinrich-Studium zufließenden Quellen

Digitized by Google

doch nur einigermaßen. Was in jener Rococokommode aufgehoben lag, um dann, vielleicht wenigstens, im Sinne der Schiller'schen Ballade für immer „bewahrt und aufgehoben" zu werden, waren nur kriegswissenschaftliche und historische Arbeiten des Prinzen, vor Allem eine Darstellung des siebenjährigen Krieges, die ausgesprochenermaßen den Zweck hatte, die Geschichtschreibung seines königlichen Bruders zu rectificiren. Im Uebrigen, so überaus interessant es gewesen sein würde, dieses „Trutz-Friedrich"-Buch erscheinen zu sehen, so wenig würden wir aus demselben in Bezug auf das Privatleben des Rheinsberger Prinzen haben entnehmen können. Dies kann sich uns nur aus der hundertfältigen, nach allen Seiten hin geführten Correspondenz desselben erschließen, hinsichtlich deren es im höchsten Maße überraschlich bleibt, daß das, was thatsächlich ein breiter Strom war, bisher nur tropfenweise auf uns gekommen ist. Es werden sich aber die Tropfen wieder sammeln, und einen kleinen, aber höchst erfreulichen Anfang dazu bilden die werthvollen, zum Theil sehr interessanten Briefe, die unter dem Titel „Briefe der Brüder Friedrichs des Großen" in der hiesigen Buchhandlung F. Schneider u. Co. ganz vor kurzem erschienen sind. Es sind fünf Briefe des Prinzen August Wilhelm, fünfundzwanzig des Prinzen Heinrich und zwölf des Prinzen Ferdinand, alle zweiundvierzig theils an den Adjutanten des Prinzen Heinrich, späteren Generallieutenant Henckel von Donnersmark, theils an seine ihn um fünfzig Jahre überlebende Gemahlin, eine geb. Gräfin von Lepel, gerichtet. Diese ganze Collection hatte, bevor sie die Gestalt eines reizend ausgestatteten Buches annahm, die mannigfachsten Schicksale, bez. Gefahren zu bestehen, worüber der Herausgeber, Graf Leo von Henckel, ein Enkel des Generallieutenants, in einer Vorrede im Wesentlichen das Folgende mittheilt.

„... Als die Wittwe meines Großvaters im Jahre 1793 das Königsberger Schloß für den Amtsnachfolger ihres Gatten räumen mußte, blieben die Kisten, mit Acten und Briefen angefüllt, einstweilen stehen, dem Zufall überlassen; was dann schließlich von dem Inhalte dieser Kisten übrig blieb, kam, nach einem wechselvollen Leben der Wittwe, über Danzig, Berlin, Rheinsberg, Petersburg, Schwerin, nach Weimar. Das war 1804. Hier bekleidete nunmehr meine Großmutter die Oberhofmeisterinstelle bei der Erbprinzessin, der vielgefeierten Großfürstin Maria Paulowna von Rußland, zu deren Vermählung Schiller die „Huldigung der Künste" dichtete. Als, nach dem Tage von Jena, Weimar der französischen Plünderung verfiel, gingen meiner Großmutter fast alle äußeren Erinnerungszeichen und Werthandenken an die Fridericianische Zeit mit verloren. Die preußischen Uniformen, der Degen des Großvaters, seine Orden wurden geraubt; kein Schrank, kein Koffer, keine Kiste blieb ununtersucht; die Papiere wurden zumeist zerstreut, zertreten und vernichtet. So kam nur ein kleiner Rest von Briefen, inzwischen gewiß auch noch mannigfach „gelichtet", auf mich."

An die Schilderung dieser Briefschicksale knüpft der Herausgeber noch eine Schilderung der alten Dame selbst, in deren Händen sich die hinterlassenen Briefschaften ihres Gemahls, erst viele, dann wenige, ein halbes Jahrhundert lang befanden. Dieser vorzüglichen Charakterschilderung einer vornehmen Dame aus der Zeit des Ancien régime, entnehmen wir, als ein Hors d'oeuvre und Chef d'oeuvre zugleich, das Nachstehende:

„Diese meine Großmutter war noch eine jener originellen Erscheinungen des Adels und der Höfe, die mit den Zeiten allgemeiner Nivellirung der Stände untergegangen sind, um wahrscheinlich nie wieder zu erstehen. Solche Persönlichkeiten erwuchsen nur der Zeit kastenartigen Vorurtheils und der formenvollen Derbheit. Nach der damaligen Erziehungspraxis starben Schwächlinge in früher Jugend hin, und nur die Kraft und Gesundheit trat in's Leben und dauerte lange an. Unsere Zeit hat für diese Kraftgenies und Originale nicht mehr viel Raum. Unzählige Anekdoten werden in Weimar von der alten „Excellenz Henckel" noch erzählt, sind sie auch nicht alle wahr, so sind sie doch oft gut erfunden. Daß der alten Dame Lieblingsstudium die klassischen Sprachen waren, daß sie besonders gut drechselte, mit Vorliebe das Waldhorn blies und die Violine spielte, erwähne ich nur nebenbei. Am kürzesten Tage im Jahre illuminirte sie ihre Wohnung und feierte ihn mit einem Fest für die Weimarische und Jenaische Gesellschaft; in heiterer Laune schwur sie wohl dabei, die Eva abzuohrfeigen, wo sie ihrer im Jenseits ansichtig werde, denn diese habe sie und uns Alle um das Paradies gebracht, und noch steht ihr Sarg in besonders dazu erbauter Gruft über der Erde, weil sie angeblich unter der Erde die Trompete der Auferstehung nicht hören würde."

So die alte Gräfin Henckel. Wir wenden uns nun den Briefen selber zu. Ihr Werth ist sehr ungleich. Wir kommen, die große Mehrzahl ganz übergehend, auf diese Ungleichheit auch des verbleibenden Restes, an anderer Stelle zurück.

I.

Fünf Briefe des Prinzen August Wilhelm.

Diese Briefe fallen in eine frühe Zeit, 1756—58, wo Graf Henckel noch Lieutenant, dann Capitän, und in letzterer Eigenschaft zugleich Adjutant beim Prinzen Heinrich war.

Erster Brief. „Kyritz im April 1756. Bitte, schreiben Sie an Brandt, daß der schwarze Maulesel (im Original: le faquin noir) des hiesigen Kyritzer Regiments alle Aussicht hat, in einer Pfarre untergebracht zu werden. Macht es sich wirklich so, so würde ich den Coujon, den mir Süßmilch und die Gräfin Schwerin empfohlen haben, hier in Kyritz anstellen, den mir durch Brandt empfohlenen „Poeten" aber nach Spandau nehmen, immer vorausgesetzt, daß er nie eine Ode an mich richtet und keine Poetenpropaganda im Regimente macht. Denn im Allgemeinen ist die poetische verve gerade da zur Vorsicht geneigt, wo es sich um Aktion und Bravour handelt. Voltaire und viele andre empfingen die Bastonade. Ihr Wilhelm."

Zweiter Brief. Kurz; interesselos. Es geht aus demselben nur hervor, daß sich Henckel kurz vorher mit einer reichen adeligen Dame aus Halberstadt verlobt hatte. Auch die Summe wird genannt: 130,000 Thaler.

Dritter Brief. Ohne Datum; seinem Inhalt nach im October 1757 geschrieben. Unbedeutend. Aber eine Stelle charakteristisch für die Zeit und die Person des Prinzen. Zu besserem Verständniß muß bemerkt werden, daß die Franzosen unter Soubise [kurz vor Roßbach] damals im Halberstädtischen hausten. Der Prinz schreibt: „ . . . . . Apropos, was macht die Zukünftige (Madame la future)? Haben die Franzosen beim Schwiegervater schon geplündert? ist sie der Nothzucht glücklich entgangen? (a-t-elle été exante de viol)." Nach unseren heutigen Vorstellungen eine sonderbare Anfrage bei einem Bräutigam. Exante soll exempte sein; der Prinz schrieb Alles nach dem Gehör; von Orthographie keine Rede.

Vierter Brief. Dieser ist der wichtigste. Mit dem Prinzen ist eine große Veränderung vorgegangen; er spricht nicht mehr, im echten Ton des vorigen Jahrhunderts, von einem „faquin noir" und fragt nicht mehr in wirklicher oder forcirter Libertinage „a-t-elle été exante de viol?", sondern allerbitterster Groll kocht in seinem Herzen. Sein königlicher Bruder, der ihn früher in Vers und Prosa gefeiert, und seiner „Milde und Humanität halber" als Musterbild eines Prinzen aufgestellt hatte, hat ihn gedemüthigt, ihn weggeschickt von der Armee. Eine furchtbare Scene war vorausgegangen. Es ist nöthig, erst einen Augenblick bei der Veranlassung dazu, dann bei der Scene selbst zu verweilen.

Es war nach Kollin und Prinz August Wilhelm hatte den Oberbefehl über diejenigen Truppen erhalten, die ihren Rückzug nach der Lausitz nehmen sollten. Winterfeldt wurde ihm beigegeben. Die Sachen gingen schlecht und bei endlicher Wiederbegegnung der beiden Brüder fand jener erwähnte Auftritt statt, über den Graf Schwerin, der Adjutant des Prinzen, mit folgenden Worten berichtet hat: „Ein Parolekreis wurde geschlossen, in dem der Prinz und alle seine Generale standen. Nicht der König trat in den Kreis, sondern Winterfeldt

Digitized by Google

statt seiner. Im Auftrage des Königs mußte er sagen: «Sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrath gehalten würde, wo sie dann dem Spruche nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse.»" „Der König stand unweit des Kreises", so fährt Graf Schwerin fort, „und horchte, ob Winterfeldt sich auch stricte der ihm anbefohlenen Ausdrücke bediene. Winterfeldt that es; aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck seiner Worte sogleich sehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreise und ritt, ohne den König zu sprechen, nach Bautzen." Auch hier war seines Bleibens nicht; es kam zu keiner Versöhnung, und der Prinz begab sich nach Schloß Oranienburg, das ihm gehörte. Von hier aus schrieb er einige Monate später an Henckel: „Oranienburg 8. Mai 58. Sie schreiben mir vieles über die Completirung und Verschönerung Ihrer Compagnien; aber glauben Sie mir, daß ich nicht daran denke, mein Regiment wiederzusehn. So lange diese glorioſe Herrschaft meines Bruders des Königs dauert, betrachte ich mich als gestrichen aus der Zahl Derer, die an der Vermehrung seiner militärischen Reputation arbeiten. Ich verliere dadurch vielleicht die Gelegenheit, meinen eigenen Ruf zu begründen, vielleicht aber auch entgeh ich nur der Gefahr, meine ganze Unwissenheit und Unfähigkeit klar an den Tag zu legen. Es sei übrigens wie es wolle! Freilich auch hier, in der Zurückgezogenheit, deren ich mich erfreue, denk ich jezuweilen an die Schmach, so exilirt und so unnütz zu sein; aber in der Ueberzeugung, es nicht verschuldet zu haben, knipse ich mit den Fingern. (Im Original ein viel stärkerer, unübersetzbarer Ausdruck.) Der arme Schwerin, mein ehemaliger Adjutant, ist todt; es hat mich betrübt; er war so gut. Die Versicherungen meiner Freundschaft an meinen Bruder. (Ferdinand.) Meine Complimente an den alten Schmettau und an Fink; auch an den dicken Driesen. Adieu und vergessen Sie nicht ganz einen so armen Helden (pauvre hero) wie Ihren Wilh."

Fünfter Brief. Kurz; in derselben bittern Stimmung geschrieben. „...Ich denke nur noch daran, meinen Kohl und meine Rüben zu pflanzen und während Sie den Lorbeer pflücken, beschneid ich meine Hecken und richte meine Alleen. Erinnere ich mich daran, daß sie mir vordem die Ehre erwiesen, in diesen Alleen zu promeniren, so hoff' ich, daß mir ein kommender Tag dieselbe Ehre erweisen wird. Ihr Diener Wilhelm; Bauer (paysan)."

Wenige Tage nach diesem Briefe, den er nicht früher als Ende Mai geschrieben haben kann, starb der Prinz, 12. Juni 1758.

II.

Fünf Briefe des Prinzen Heinrich.

Von den fünfundzwanzig Briefen des Prinzen Heinrich richten sich zwanzig an die Wittwe des Grafen Henckel, fünf an diesen selbst. Nur diese letzteren fünf sind interessant. Sie wurden von 1783 bis 92 geschrieben, während welcher Zeit Graf Henckel erst als Generalmajor, dann als Generallieutenant und Gouverneur in Königsberg garnisonirte.

Erster Brief. Unbedeutend. Der Prinz gratulirt zur Verlobung einer Tochter des Generals und beklagt, daß dieser letztere einen unliebsamen Vorgesetzten habe. Dann fährt er fort: „.... Das abscheuliche Benehmen Knyphausens hat mich seit Jahresfrist in Aufregung erhalten; übrigens hab ich ihn verabschiedet. Vorher ist er einer herben Züchtigung nicht entgangen (il a été rudement puni). Eliot ist mein Freund. Die ganze Teufelsgeschichte ist so complicirt, daß man einen Band damit füllen könnte. Es hat mich arg verstimmt; aber da Verstimmungen mein Loos sind, so hab' ich sie zu tragen gelernt."

Diese Zeilen weisen in directen Worten auf die Eliot und Knyphausen-Affaire hin, die damals den Rheinsberger Hof beschäftigte. In Büchern ist derselben, so viel ich weiß, nie erwähnt worden. Eine alte 84jährige Frau aber, die vor drei Jahren (Sommer 1874) noch in dem Dorfe Hoppenrade, zwischen Rheinsberg und Grausee, lebte, hat mir damals Mittheilungen gemacht, die wenigstens einige Streiflichter auf den sonst dunkel gebliebenen Hergang werfen. Danach war die Heldin dieser Geschichte ein Fräulein von Kraut, sehr wahrscheinlich Enkelin des gleichnamigen Finanzministers unter Friedrich Wilhelm I., eine reiche Erbin, die sich Ende der 70er Jahre mit Lord Eliot vermählte. Ob nun Lord Eliot den Baron Knyphausen oder der Baron Knyphausen den Lord Eliot beim Prinzen einführte, ist gleichgültig; jedenfalls entspann sich ein intimes Verhältniß zwischen Knyphausen und Lady Eliot, welche letztere übrigens in den Erzählungen meiner alten Dorfgroßmutter nie anders als die „Krauten-Tochter" genannt wurde. Ein hohler Eichenstamm diente, nach altem Herkommen in solchen Fällen, als „boite" für die Liebescorrespondenz. Endlich folgte die Entdeckung und es kam auf einer Parkwiese zum Duell. Eliot wurde verwundet. Was diesem Duell bez. dieser Verwundung unmittelbar vorausging läßt sich, nach den oben mitgetheilten Worten des Prinzen: „Knyphausen a été rudement puni" lediglich muthmaßen. Eliot, auf dem Punkte nach England zu retourniren, wurde nur noch dadurch zurückgehalten, daß er der „Krautentochter" das jüngste Kind nicht lassen wollte. Diese aber hütete es, nicht aus Liebe, sondern nur um den Willen des Lords zu durchkreuzen, wie ihren Augapfel. Endlich glückte eine Entführung; das im Park spielende Kind wurde geraubt, sammt dem Kindermädchen in eine (goldene) Kutsche gepackt und wie im Märchen davongefahren. Ich füge nur noch hinzu, daß die „Krautentochter" in zweiter Ehe den Baron Knyphausen, in dritter den Herrn v. Arnstedt auf Hoppenrade heirathete. Das war um die Wende des Jahrhunderts, zu welcher Zeit denn auch meine 84jährige Dorfahne bei der Frau v. Arnstedt in Dienste trat. Alles Weitere aus dem aventurenreichen Leben dieser Frau gehört nicht hierher. Ich habe die vorstehenden kleinen Züge nur gegeben, weil sie einem unserer deutschen Geschichtsprofessoren, der die damaligen Beziehungen des preußischen zum englischen Hofe eingehend behandelt hat, vielleicht bei Aufklärung wichtigerer Dinge von einigem Nutzen sein mögen. Es ist ja bekannt, daß es kleine Lichtpunkte sind, die den Schatzgräbern dienen.

Zweiter Brief. Es muß mittlerweile wieder zur Aussöhnung mit Knyphausen gekommen sein, denn der Prinz schreibt ein halbes Jahr später von seinem Berliner Palais (der jetzigen Universität) aus: „.... Ich sehe jetzt meinen Neffen oft; er kommt alle Wochen von Potsdam herüber und soupirt dann regelmäßig bei mir. Ist er überhaupt in Berlin, so haben wir kleine Reunions bei Hords und Knyphausen." Der Neffe, von dem der Prinz hier spricht, ist der spätere „dicke König". Hords waren: der schwedische, in preußische Dienste getretene Generallieutenant Graf Hord und seine Gemahlin, eine geborene Gräfin Wachtmeister. Sehr reiche Leute. Bis 1779 war er ein Liebling des Königs, dann fiel er in Ungnade und gehörte zu den Malcontenten. Von 1774 bis 79 hatte er Sakrow bei Potsdam besessen. Ebendaselbst ist die Gräfin Hord auch begraben. Er, der Graf, hatte eine krankhafte Abneigung gegen das Wort „Kabale", wie seine Feinde sagten lediglich deshalb, weil er sein Lebelang nur Kabale gemacht habe.

Dritter Brief. Er gibt eine Schilderung der Festlichkeit, die bei Enthüllung und Einweihung des großen Rheinsberger „Obelisken" stattfand, den man kurz als Demonstrationsmonument gegen seinen mittlerweile heimgegangenen königlichen Bruder bezeichnen kann. Mit Weglassung weniger Stellen gebe ich den ganzen Brief. „Rheinsberg, den 11. Juli 1791. Mein lieber Henckel. Ich habe nun das Denkmal zu Ehren meines verstorbenen Bruders August Wilhelm und der ganzen preußischen Armee vollendet. Das Einweihungsfest hat am 4. stattgefunden. Meine Tafel von 65 Gedecken stand in einem großen, reich geschmückten Pavillon; vier andere Pavillons, jeder mit einer Tafel von 80 Gedecken, bildeten einen Platz an der Vorderseite des Denkmals. Der fünfte Pavillon war für 40 alte Soldaten hergerichtet, die von Berlin und Spandau zu dem Feste geladen waren. Die Enthüllung geschah unter dem Donner

Digitized by Google

der Kanonen, bei Trommelwirbel und Trompetenklang. Tauentzien hat auf den Stufen des Denkmals die Rede gelesen, wie ich dieselbe verfaßt habe; ich unterbreite sie, wie auch die Inschriften des Denkmals, Ihrer Beurtheilung. Man tanzte dann bis tief in die Nacht hinein. Das Schloß und Alles, was jenseits des Sees lag, war erleuchtet. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingefunden aus Berlin, Hamburg, Strelitz, ja aus Kassel. Man war mehr als gerührt. Sechsunddreißig Offiziere, Generale und Andre, haben zwei Tage bei mir zugebracht; gegen Ende waren die Jubelrufe allgemein und ich war so bewegt, daß ich den folgenden Tag der Ruhe bedurfte. Ich habe den alten Soldaten, die dabei weinten, die Rede in deutscher Sprache vorlesen lassen; denn es gibt eine deutsche Uebersetzung und beim Buchdrucker Decker in Berlin kann man die Rede deutsch und französisch bekommen. — Vor langer Zeit habe ich Ihnen einmal geschrieben, daß ich etwas für meinen Bruder August Wilhelm thun würde; nun habe ich es gethan, und habe mir und Andern in Gemüth und Herz all die Namen zurückgerufen, derer zu gedenken Noth thut, und von denen der „große Friedrich" in seinen lügenhaften Memoiren mit keinem Worte gesprochen hat. Je vous embrasse etc. Henri."

Es war zu keiner Zeit ein Geheimniß, daß das Monument, wie ich mich weiter oben ausgedrückt habe, ein „Demonstrationsmonument" sein sollte. Der Beweis war aber immer nur mittelbar zu führen gewesen. Er lag beispielsweise darin, daß das Monument, statt dem Könige, seinem in Ungnade gefallenen Bruder, jenem früh verstorbenen August Wilhelm gewidmet, der Name Winterfeldts aber, den die drei jüngeren Brüder haßten, ganz ausgelassen war. In diesem Briefe des Prinzen haben wir nun eine alleroffenste Meinungsäußerung; er spricht von „lügenhaften Memoiren", die nach Laune aber nicht nach Verdienst den Lorbeer des Ruhmes vertheilten. Und nun kommt er und gleicht das begangene Unrecht wieder aus.

Vierter Brief. Die Errichtung des „Obelisken" hatte unter Anderm auch den Abschluß der Fridericianischen Epoche bedeutet; die französische Revolution ist mittlerweile hereingebrochen und andere Interessen fangen an die Welt zu bewegen. Der Prinz, frondeur von Grund aus, ist am allerwenigsten mit der Politik der Bischofswerder und Wöllner einverstanden, mißbilligt die Legitimitätsdonquichoterie und sympathisirt mit den Franzosen, trotzdem er kein Freund ihrer Auflehnungen ist. So schreibt er unterm 30. December 1791, von Rheinsberg aus, an Henckel: „. . . . Lambert ist hier, alt wie ein verschrumpfelter Apfel, aber im Uebrigen frisch und froh. Glücklicherweise sind wir hier in der Lage, Berlin, Potsdam, Friedrich Wilhelm, den Roi-Bischofswerder und den Roi-Wöllner, ja sogar die frommen theologischen Betschwestern, die man jetzt behufs Einführung einer „neuen Lehre" nach Berlin verpflanzt hat, ignoriren zu können. Man gebe ihnen einen Fußtritt; das wäre das Beste. Adieu mein theurer Henckel. So lang ich lebe, wird Freiheit meine Devise sein. Auf alles andre....!" Nachschrift. „Dieser Brief ist nicht in dem Stil, in dem zwei Excellenzen mit einander correspondiren sollen. Ihnen, lieber Henckel, geziemt Ernsthaftigkeit; ich, der ich nichts bin, darf radotiren. Je vous embrasse."

Fünfter Brief: Der politische Unmuth zeigt sich hier auf seiner Höhe. Er mißbilligt den Krieg überhaupt und mißbilligt ihn doppelt, weil er schlecht und energielos geführt wird. So schreibt er denn: „Rheinsberg, den 12. December 1792. Mein lieber Henckel. Ein Feldzug, auf Phantasie und Laune hin unternommen, konnte nicht glücklich verlaufen. Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen über Frankreich und die Franzosen geschrieben habe; Sie werden vielleicht glauben, daß ich übertreibe, aber es bleibt wahr, daß sie im nächsten Jahre achthunderttausend Mann auf den Beinen haben werden. Solche Menschenmenge ist schrecklich. Man könnte davon viermal 50,000 Mann schlagen, und würde doch vernichtet sein ohne etwas gewonnen zu haben.

Stellen Sie einen Wollsack hinter ein Bataillon und setzen Sie dem Wollsack eine Krone auf, so werden Sie zugeben, vorausgesetzt, daß es unter dem Feuer feindlicher Kanonen geschieht, daß weder das Bataillon noch am allerwenigsten die Armee aus dem Vorhandensein dieses Wollsackes Vortheil zieht. Machen Sie davon die Nutzanwendung. Dies ist meine Antwort auf die betreffende Stelle Ihres Briefes.

Ich habe von Anfang an eine sehr schlechte Meinung von dem Erfolge dieses Feldzugs gehabt. Erstens haben die Manifeste alles verdorben; zweitens auf Paris marschiren und feste Plätze, so wie Heereskörper, im Rücken lassen, war ein Wahnsinn, welcher zur Hungersnoth führen mußte. Als man in Verdun angelangt war, konnte man nicht mehr zweifeln, daß Frankreich einig war. Niemand hatte sich für die Prinzen erklärt. Man wußte außerdem schon aus Erfahrung, wie schwierig es war, auf Wegen zu marschiren, die durch die Ungunst der Jahreszeit zerstört waren. Was geschieht nun? Man klebt erst an Verdun fest, und passirt dann unter tausend Schwierigkeiten den Paß von Clairmontoy. Darauf trifft man eine feindliche Armee in guter Stellung, während man selber, erschöpft, seit zwei Tagen ohne Brod und durchnäßt bis auf die Knochen, beinah außer Stande ist eine Kanone von der Stelle zu schaffen. Endlich kommt es zu einer Beschießung, und diese Kanonade, von der man so viel Redens macht, hat ungefähr 140 Todte und Verwundete gekostet. Nun unterhandelt man, nur zu glücklich, während dieser Unterhandlungen Anstalten für den Rückzug treffen zu können. Alle Führer sind wie Katze und Hund, alle bereit sich untereinander zu beißen; jeder schiebt dem andern die begangenen Fehler in die Schuh. Dabei herrscht Krankheit. Es gibt Regimenter, die drei Offiziere an der Ruhr verloren haben; auch von den Dienern des Königs sind mehrere der Krankheit erlegen. Es ist wie mit der Armee des verstorbenen Königs in Böhmen, wo die Dysenterie epidemisch wurde. Ich kenne nicht die Anzahl der an Krankheit Gestorbenen, aber 12,000 Mann sind in den Lazarethen. Die Kanonen sind noch in Luxemburg aus Mangel an Pferden; ein Theil der Kavallerie marschirt zu Fuß. Und während dessen hat Custine Mainz und Frankfurt genommen! Adieu, mon cher Henckel, n'oubliez pas le meilleur de vos amis, Henri."

III.

Zwei Briefe des Prinzen Ferdinand.

Die Briefe des Prinzen Ferdinand, zwölf an der Zahl, sind ohne Bedeutung. Nur zwei, beide an die verwittwete Gräfin Henckel gerichtet, sind durch die Art interessant, wie der Prinz seiner Trauer über den 1802 erfolgten Tod seines Bruders Heinrich Ausdruck gibt. Es ist eine vollkommene Liebesklage, zugleich ein Hymnus.

Erster Brief: „Schloß Bellevue, 18. Aug. 1802. Ich befinde mich zwar wohl, aber da Sie, Madame la Comtesse, so oft Zeuge der innigen Freundschaft gewesen sind, welche zwischen meinem Bruder und mir bestand, so werden Sie leicht den Schmerz beurtheilen können, welchen ich über seinen Tod empfinde. Denn ich liebte ihn über alle Maßen. Ihn zu sehen, ihm diese Gefühle wiederholt zu bezeugen, bildete mein Glück. All dies ist nun verloren für mich und es bleibt mir nur die Erinnerung an die glücklichen Zeiten, die ich in Gemeinschaft mit ihm verbracht habe. Der Graf, Ihr verstorbener Gemahl, welcher lange Zeit der Adjutant meines Bruders und der Genosse seiner kriegerischen Thaten war, wird Ihnen oft davon gesprochen haben, mit welcher Sorge er beflissen war, das Unglück der Kriege und die Opfer, die dieselben fordern, wenigstens zu mindern. Kein Fürst hat seinem Lande je größere Dienste geleistet als er, der durch seine reichen Gaben Preußen während des unglücklichen siebenjährigen Krieges am Leben erhielt. Die verschiedenen Aufgaben, welche ihm zu erfüllen oblagen, haben dazu beigetragen das Land zu vergrößern, und es auf die Stufe der Nationen zu erheben, die seine Vernichtung beabsichtigten. In der Gesellschaft wußte mein Bruder durch seine Unterhaltung zu interessiren; er verstand dieselbe zu würzen, besonders durch eine gewisse Heiterkeit, die das Vergnügen, mit dem man ihm

Digitized by Google

zuhörte, nur noch steigerte. Wenige Menschen waren so unterrichtet wie er und ich kenne Niemand, der besser schrieb und sich deutlicher und mit so großer Leichtigkeit ausdrückte."

Zweiter Brief. Er ist, in seiner Hauptstelle, ein bloßer Nachklang des ersten. „. . . . Mein Befinden ist gut, trotzdem ich den Verlust meines Bruders nach wie vor aufs schmerzlichste empfinde, eines Bruders, den ich auf das zärtlichste liebte, mit dem ich unausgesetzt in vollkommenster Intimität lebte und dem ich nie Gelegenheit gab, unzufrieden mit mir zu sein."

Diese zwei Briefe haben etwas sehr Ansprechendes. Wie rührend-bescheiden beispielsweise der Schlußpassus! Aber ihre Bedeutung liegt doch in etwas Andrem. Auch des Prinzen Heinrich Charakterbild, wie das so vieler Andrer, „schwankt in der Geschichte". Es läßt sich, bei voller Anerkennung seiner militärischen Begabung, menschlich und moralisch sehr Vieles gegen ihn beibringen. Selbst sein ewiges Frondiren gegen den königlichen Bruder, der denn schließlich doch noch aus ganz anderem Holz geschnitten war, macht, so pikant es ist, auf's Ernste hin angesehen, einen wenig erfreulichen Eindruck. Begegnet man nun aber solchen Auslassungen herzlichster Trauer, hingebendster Liebe, wie diese beiden Prinz-Ferdinand-Briefe sie enthalten, so wird es einem wieder zur Gewißheit, daß er „trotz alledem und alledem" eine bezaubernde Persönlichkeit gewesen sein muß. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß er dem vorigen Jahrhundert angehörte, das in so vielen Stücken anders dachte und fühlte. Ob auch schlechter? Mitunter kommen einem Zweifel daran.

Ich kann diesen Aufsatz nicht schließen, ohne den lebhaften Wunsch auszusprechen, daß andere Familien sich gemüßigt sehen möchten, dem hier durch Graf Henckel gegebenen Beispiel zu folgen. Wohl ist im Laufe von hundert Jahren — auch Graf Henckel erzählt ja von solchen Einbußen — viel verloren gegangen, und der Fall, der sich in dem Dorfe Marquardt bei Potsdam ereignete, wo mehrere Wochen lang die Backöfen mit der ganzen politischen Correspondenz des Generals und Ministers von Bischofswerder geheizt wurden, steht nicht vereinzelt da. Dennoch, wie ich zum Theil aus persönlicher Anschauung weiß, ist auf unseren adeligen Gütern, in den Herrenhäusern der Arnims und Schulenburgs, der Rochows und Itzenplitze, der Zieten und Schwerine, der Tauentzien und Winterfeldt, noch unendlich Vieles da. Unterm Dach, in Kisten und Kasten, und oft auch ohne diese, liegen noch wahre Schätze umher. Die „Familiengeschichten", so werthvoll sie sind, sind etwas Andres, als diese Veröffentlichungen eines der Allgemeingeschichte dienenden historischen Briefwechsels.

Th. Fontane.

Ein wichtiger paläontologischer Fund.

Herrn Ernst Häberlein zu Triesdorf (in Bayern) ist es geglückt, in einem Steinbruche unweit Eichstädt ein zweites Exemplar von Archaeopteryx lithographica zu finden. Dieses Factum ist für die zoologische Systematik sowohl wie für die heutige Entwickelungslehre vom größten Interesse. Wir haben in der Archäopteryx einen hühnerartigen Vogel mit langem Eidechsenschwanz und somit eine Thierform vor uns, welche ein schlagender thatsächlicher Beweis für die entwickelungsgeschichtlich begründete Annahme ist, daß Vögel und Reptilien aus einer gemeinsamen Stammform hervorgegangen sind.

Es klingt freilich ganz unglaubhaft, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß der Adler, der hoch in den Lüften schwebt, durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit der trägen Schildkröte verbunden sein soll, welche es doch vergeblich versuchen dürfte, in die Wolken aufzusteigen. Und dennoch besteht eine solche Verwandtschaft und läßt sich beweisen. Wenn wir die Embryonen von Vögeln zu einer Zeit, in der sie bereits beträchtlich von Säugethierembryonen verschieden sind, mit denen von Schildkröten und anderen Reptilien vergleichen, so treten die überraschendsten Aehnlichkeiten hervor. Ihre ganze Organisation stimmt so auffallend überein, daß kein verständiger Mensch an der Abstammung der Vögel von den Reptilien zweifeln kann. Ganz besonders merkwürdig und wichtig ist es, daß auch die Vogelembryonen in ihrer frühesten Entwickelung einen langen Eidechsenschwanz und somit das Hauptcharakteristicum der Saurier besitzen. Aber nicht blos in ihren Jugendzuständen, sondern auch später noch bieten Vögel und Reptilien viele Vergleichungspunkte dar, wodurch sie ihre nahe Verwandtschaft bekunden. Während z. B. bei den Säugethieren (ebenso wie bei den Amphibien) die Verbindung zwischen dem Schädel und dem ersten Halswirbel durch zwei Gelenkhöcker oder Condylen geschieht, so sind diese bei den Vögeln und Reptilien zu einem einzigen verschmolzen. Ferner besitzen die rothen Blutzellen der letzteren einen Kern, was bei denen der Säugethiere nicht der Fall ist. Auch in den Epithelialbildungen stimmen Vögel und Reptilien überein. So entwickeln sich die Haare der Säugethiere in geschlossenen Bälgen der Haut, die Federn der Vögel dagegen, ebenso wie die Schuppen der Reptilien, auf Höckern der Haut. Bei den Vögeln haben sich horn- und schuppenartige Bildungen nur an einigen wenigen Körpertheilen erhalten: an den Kiefern als Schnabelscheide und an den Füßen in Form von Tafeln, Höckern und Plättchen. Ferner ist noch zu erwähnen, daß die Eier der Vögel und Reptilien im Gegensatz zu denen der Säugethiere große Dottermassen enthalten und mit einer schützenden Hülle, die leder- oder kalkartig ist, umgeben sind.

Diese Thatsachen, so wichtig und beweiskräftig sie schon an und für sich sind, erhalten durch den Häberlein'schen Fund eine noch erhöhtere Bedeutung. In der Steinplatte von Eichstädt liegt uns ein Blatt aus dem Buche der Natur selbst vor und dieses Blatt, aus der mesolithischen Zeit stammend, bestätigt in unwiderleglicher Weise die Abstammung der Vögel von den Reptilien.

Schon im Jahre 1861 wurde im lithographischen Schiefer von Solnhofen ein Exemplar von Archäopteryx gefunden und die Aufregung, welche dadurch in den zoologischen Fachkreisen hervorgerufen wurde, war eine unbeschreibliche. Ein Münchener Zoolog, dessen Namen wir verschweigen wollen, fühlte die Gefahr, welche der Fund für das Prestige des Artbegriffes hatte, deutlich heraus und erklärte daher in seiner Herzensangst den Urvogel mit dem Eidechsenschwanz für ein Kunstproduct. Trotzalledem wurde das seltene Stück vom brittischen Museum für eine hohe Summe angekauft und von dem berühmten Anatomen R. Owen nach genauer Untersuchung der einzelnen Skelettheile für echt und zwar für den echten Repräsentanten einer uralten Vogelsippe erklärt.

Der Solnhofener Fund gab jedoch kein ganz klares Bild des Urvogels. Die meisten Knochen liegen hier zerstreut auf einer rauhen, mit Dendriten besäeten Steinplatte. Die Fittige befinden sich in einer verschobenen Lage und Hals und Kopf fehlen gänzlich. Nur der aus 20 Wirbeln bestehende lange Schwanz und die Klauen sind mit wünschenswerther Deutlichkeit ausgeprägt. Das ganze Thier ist von der Größe eines Huhns.

Um so erfreulicher ist es nun, daß das Häberlein'sche Exemplar viel vollständiger erhalten und auf viel günstigerem Gestein abgelagert ist, als das eben beschriebene. Herr Häberlein, den ich vor einigen Wochen um eine möglichst detaillirte Schilderung seines Fundes ersuchte, hat mir darüber folgende Mittheilungen zukommen lassen: „Das ganze Exemplar repräsentirt ein Bild von unvergleichlicher Schönheit und Reinheit! Weit sind die Fittige ausgebreitet, in allen ihren Umrissen, in der Form der Federn, in allen ihren Einzelnheiten deutlich erkennbar. Wirbelsäule und Rippen sind in der normalen Lage, die Arm- und Handknochen in einer Deutlichkeit vorhanden, die nichts zu wünschen übrig läßt. Hals und Kopf sind seitwärts herabgebogen und Wirbel für Wirbel genau zu verfolgen. Der Kopf liegt auf der Seite und trägt Zähne in den Kiefern. Die Be-

Digitized by Google

fiederung setzt sich über den ganzen Leib zu beiden Seiten herab fort und auch die hinteren Extremitäten sind mit Federn dicht besetzt. Endlich sind nicht nur die Krallen an den Hinterfüßen, sondern auch diejenigen an den oberen Flügeltheilen vorzüglich erhalten."

Dieser Beschreibung nach übertrifft das Häberlein'sche Exemplar von Archaeopteryx lithographica dasjenige von Solnhofen (aus dem Jahre 1861) bedeutend an Schönheit und Vollständigkeit. Es ist sehr zu wünschen, daß sich Herr Häberlein bald dazu entschließt, seinen Fund in München oder an irgend einem anderen Orte öffentlich auszustellen.

Die Archäopteryx liefert uns in ihrem langen, eidechsenartigen Schwanze den schlagendsten Beweis für die Abstammung der Vögel von reptilienartigen Geschöpfen und deshalb ist dieser Fund von so großem Werthe. Auf welche Weise sich der Uebergang von der einen dieser Thierformen in die andere vollzogen hat, übersteigt unser gegenwärtiges Wissen. Höchst wahrscheinlich haben wir uns den gemeinsamen Stammvater der Vögel und Reptilien ähnlich beschaffen zu denken, wie den bekannten Compsognathus longipes, der im lithographischen Schiefer von Kelheim in Bayern gefunden wurde. Dieser kleine Dinosaurier besaß einen echten Reptilienkopf, der mit dem langen Halse fast einen rechten Winkel bildete. Der Rumpf endigte in einen langen Schwanz, der aus 20 und mehr Wirbeln bestand. Die vorderen Gliedmaßen sind an dem Münchener Exemplar halb so lang wie die hinteren und diese letzteren sind vierzehig und mit Krallen bewaffnet. Prof. Gegenbaur, die größte Autorität in vergleichend-anatomischen Fragen, hat nachgewiesen, daß der Compsognathus in der Reduction der hintern Fußwurzelknochen sowohl wie im Bau des Beckens überraschende Aehnlichkeiten mit den gleichnamigen Skelettheilen der Vögel darbietet.

Nach alledem müssen wir die von der Entwickelungslehre constatirten Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Vogel und Reptil als eine unumstößliche wissenschaftliche Wahrheit ansehen und den Adler in der That als einen Vetter der Schildkröte betrachten.

Otto Zacharias.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Les faux ménages. (Wilde Ehen.)

Die Komödie von Edouard Pailleron, dem Schwiegersohn des vor kurzem verstorbenen Herausgebers der „Revue des deux Mondes", Buloz, dem Verfasser einiger recht gelungener und fein gearbeiteter Lustspiele, von denen namentlich „Le mur mitoyen" einen dauernden Erfolg zu verzeichnen hat, wurde zum ersten Male am 7. Januar 1869 auf der Bühne des Théatre Français aufgeführt und fand bei dem Publicum wie bei der Kritik die beifälligste Aufnahme. Wenn ein erfolgreiches Stück nahezu zehn Jahre braucht, um den Weg von der rue Richelieu in Paris bis zu einer der Bühnen an der Spree oder an der Donau zurückzulegen, so muß das — da dieser Weg ja gewöhnlich in kürzerer Zeit zurückgelegt zu werden pflegt als der vom Pulte eines heimischen Dichters zu den Rampen der heimischen Bühne — seine besonderen Gründe haben; der allzuverwegene Inhalt wird es gewiß nicht sein, was uns noch schrecken könnte. Solche besondere Gründe sind in der That hier vorhanden, und sie haben keinen Bezug auf das innere Wesen des Stückes. Paillerons Lustspiel, „Les faux ménages", ist in leicht fließenden, zum Theil sogar in sehr guten Versen geschrieben; der Verfasser macht erhebliche formale Ansprüche und hat nicht geringe formale Verdienste. Um solche Kleinigkeiten hat sich der Uebersetzer nicht weiter gekümmert, und mit sorglosem Lächeln hat er sich mit einer äußerst prosaischen Wiedergabe beruhigt, die auf Eleganz des Stils nicht sonderlich achtet. Aber fassen wir zunächst das Stück selbst in's Auge.

Es gehört zu jener großen Gruppe von Komödien, die man unter dem Collectivtitel der „dramatischen Dichtung des zweiten Kaiserreichs" zusammenzufassen pflegt, und für die auf den Theaterzetteln häufig die geschmackvolle Bezeichnung „Pariser Sittenbild" gewählt wird. Es kann kein Zufall sein, daß die begabten Dramatiker in Frankreich mit unverkennbarer Vorliebe sich solchen Stoffen zugewandt haben, welche irgend welche starken Irregularitäten, energische Abweichungen vom geraden Wege, den allgemeinen Moralbegriffen widersprechende Erscheinungen darbieten, namentlich in Bezug auf die Ehe und deren natürliches Product: die Familie. Alles, was mit der Familie zusammenhängt, darf von vornherein bei uns Allen auf das vollste Verständniß rechnen; fast unbewußt gesellen wir uns an einander und verbünden uns, wenn es gilt, ihre Interessen zu vertheidigen und den Angriff auf sie zurückzuweisen; da wird die ganze civilisirte Welt instinctiv von einem gemeinsamen esprit de corps beherrscht. Die Conflicte in der Familie gehen uns am nächsten, und in der Familie treten auch die Conflicte selbst am schärfsten hervor; sie ergeben sich wie von selbst aus der einfachen Zusammenführung des uns als sittlich und normal Geltenden mit dem, was wir im Interesse der Familie unsittlich schelten. Aus diesem Ideenzusammenhange heraus sind fast alle erheblichen französischen Bühnendichtungen der letzten drei Jahrzehnte geschrieben, und daher erklärt sich ihre tiefe und unmittelbare Wirkung, die selbst die erbittertsten Gegner dieser Stücke nicht in Abrede stellen können, darin beruht auch ihre Verdienstlichkeit, die nur von Thoren bestritten wird.

Dem Begriff „die Feinde der Familie" lassen sich fast ausnahmelos alle diese sogenannten „comédies" von Augier, Sardou, Dumas ꝛc. unterstellen. Diese Feinde der Familie treten unter den verschiedenartigsten Bedingungen und in den verschiedensten Gestalten auf; bald wird die Störung durch die Mitglieder der Familie selbst hervorgerufen, bald von außerhalb derselben stehenden Mitgliedern der Gesellschaft; bald macht sich diese familienfeindliche Tendenz bemerkbar als Fehltritt vor der Ehe („Monsieur Alphonse", „Le supplice d'une femme" ꝛc.), bald in der Ehe selbst als Ehebruch von Seiten des Mannes („Princesse Georges") oder des Weibes („Une chaine", „Diane de Lys", „Louise de Lignerolles" ꝛc.), in milder und beschönigender Form oder in herber und verurtheilender („La femme de Claude", „La Fiammina", „Les lionnes pauvres" ꝛc.), bald wird von außen her auf die Familie angestürmt durch die Courtisane, die entweder als mitleids- und beklagenswerthes Geschöpf erscheint, wie Marguérite in der „Cameliendame", Fernande ꝛc., oder schonungslos verurtheilt wird, wie Marco in „Les filles de marbre", Albertine in „Le père prodigue" und Pauline in „La mariage d'Olympe" oder endlich durch die Geliebte („Dalila", „Le bâtard", „La vie de Bohème" ꝛc.).

Eine besondere, und die gefährlichste Species der Geliebten ist „le crampon", d. h. die Geliebte, die man nicht wieder los werden kann, die sich durch wirkliche oder erheuchelte Eigenschaften an ihr Opfer anzuklammern versteht und durch die Macht der Gewohnheit dauernd mit sich verbindet. Wir würden das wohl mit „Klette" bezeichnen. Der Typus des verbrecherischen „crampon" tritt uns in Fanny Lear, der der tugendhaften Klette in Esther in den „faux ménages" von Pailleron entgegen.

Der Heldin unserer Komödie fehlt allerdings das wesentliche Requisit der Klette; das Verhältniß, das zwischen ihr und Armand besteht, ist noch nicht durch die Dauer und die Gewohnheit verkittet, deshalb ist auch die Uebersetzung des Titels: „Wilde Ehen" viel zu stark. Ein Verhältniß von relativ kurzer Frist zwischen einem unerfahrenen jungen Manne und einem blutjungen unerfahrenen Mädchen kann man doch wohl nicht mit diesem heftigen Ausdruck bezeichnen. Es ist ein falsches, kein wildes Verhältniß, eine „faux menage", keine „concubinage". Aus demselben Grunde erscheint auch die Sühne, welche der Dichter seinem Opfer auferlegt, von einer Strenge, die an Grausamkeit streift. Das wird aus einem kurzen Bericht über die Handlung am besten sich ersehen lassen.

Frau Armand, die tugendhafte Frau eines lasterhaften

Digitized by Google

Mannes lebt, von diesem seit Jahren verlassen, mit ihrem hoffnungsvollen Sohne und ihrer anmuthigen Nichte Aline arglos in Paris. Sie redet sich ein, daß die beiden Kinder, die sie zusammen auferzogen hat, sich lieben und heirathen müssen und sie überzeugt sich auch, daß Aline Armand liebt. Thörichterweise hält sie förmlich um die Hand des naiven und reizenden Kindes an, ohne sich zuvor über die Gefühle ihres Sohnes Gewißheit verschafft zu haben. Sie will diesen mit ihrer Zusage freudig überraschen; sie will ihm gleichsam die geschmückte Braut zu Weihnachten aufbauen. Während sie sich schon im Voraus an dem Entzücken ihres geliebten Sohnes weidet, hört sie plötzlich von Alinens Bruder, George, in demselben Augenblicke, als das junge Mädchen festlich herausgeputzt mit dem Brautstrauße den Bräutigam erwartet, daß ihr Sohn, ihr Armand, den sie für einen wahren Tugendspiegel gehalten hat, bereits seit längerer Zeit mit einem jungen Mädchen in einer Art von ehelichem Verhältnisse lebt.

Esther heißt dies junge Mädchen. Es ist ein ausgezeichnetes und liebes Wesen, nach meinem Geschmack nur ein bischen zu larmoyant. Armand ist ihr eines Abends begegnet und hat die Gelegenheit gehabt, sie gegen Rohheiten in Schutz zu nehmen — weiter erfahren wir nichts von dieser verhängnißvollen Begegnung, die die intimsten Folgen gehabt hat; denn der Ehe zwischen Armand und Esther fehlt nur die Registrirung des Standesbeamten. Armand hat den festen Entschluß, die Sache auch nach dieser Richtung hin in Ordnung zu bringen. Er läßt sie arbeiten, er unterrichtet sie, er zieht sie sich heran, sie lernt Orthographie und sogar Clavierspielen; kurz der erbitterte, aber kluge Nachbar, der unter dem Namen Herr Ernest mit einer Dame unter dem Namen Frau Ernest unter ähnlichen nur etwas schlimmeren, weniger idealen und durch die Gewohnheit und Dauer fest gewordenen Bedingungen zusammen lebt, hat ganz Recht, wenn er von Armand sagt, derselbe sei mehr ein Schulmeister als ein Geliebter. Dieser Herr Ernest ist das warnende Beispiel des Stückes: seelisch vollkommen zerrüttet, mit sich selbst zerfallen und sich selbst verachtend, zu schlaff, um sich aufzuraffen, zu anständig, um sich wohl zu fühlen, mit allen Lasten und keiner Freude der Familie ist er die traurigste lebendige Illustration des Mannes in wilder Ehe. Er ist nebenbei bemerkt die bestgezeichnete Figur des Stückes.

Sobald nun Frau Armand den Streich ihres Sohnes erfährt, macht sie sich auf den Weg, um sich ihr Kind, das sie nicht für den Verführer, sondern für den Verführten hält, wiederzuholen. In einer beredten und gut geführten Scene kommen die Gegensätze: der Zorn der tugendhaften Mutter und die Liebe des nicht mehr tugendhaften Mädchens zum dramatischen Ausdruck. Frau Armand merkt doch wohl, daß sie keiner Intrigantin, keinem gewöhnlichen Geschöpf gegenübersteht; der Sohn kommt hinzu und bestimmt seine Mutter, die Geliebte probeweise in ihr Haus zu nehmen, und die Mutter geht auch wirklich darauf ein.

Ueber diese Ungeheuerlichkeit komme ich nicht hinweg, so sorgfältig Pailleron dieselbe auch zu motiviren gesucht hat. Hier erscheint mir Alles gleich falsch und unbegreiflich: das Verlangen des Sohnes, die Nachgiebigkeit der Mutter und die Folgsamkeit der Geliebten.

Was nun folgt, ergibt sich von selbst. Bei jedem Schritte, den das arme Mädchen in der ihr aufgedrungenen Familie ihres Geliebten thut, strauchelt sie und bricht unter Schmerzen zusammen. Bewußte und unbewußte Kränkungen und Demüthigungen der bittersten Art hageln förmlich auf sie herab. Sobald sie das schuldige Haupt aufzurichten versucht, stößt sie an irgend einen tugendhaften Balken. Die sehr berechtigte Lieblosigkeit der Mutter, sowie deren mangelnde Achtung, die fromme Scheu des thörichten Abbé, die nothwendige Reserve ihres früheren Geliebten, die offenbaren Beleidigungen, die sie von Alinens Bruder, welcher die Geschichte durchschaut, zu erdulden hat, — alles das, so grausam und schmerzhaft es auch ist, verwundet sie nicht so tief wie die vertrauensvolle Unschuld, die naive Freundlichkeit der nichtsahnenden Aline, des keuschen Mädchens, das um Esthers Freundschaft wirbt und Esther zu Liebe das Glück ihres Lebens, ihre Liebe zu Armand zu opfern bereit ist. Diese wirksamste Scene des ganzen Stückes ist in der That ganz meisterhaft.

Esther hält es natürlich nicht aus und flieht. Es scheint ihr aber nicht viel daran gelegen zu sein, auf der Flucht nicht ereilt zu werden und sich wirklich zu verbergen; denn sie begibt sich dahin, wo man sie mit Sicherheit am leichtesten treffen muß: in ihre Wohnung. Und die ganze Gesellschaft zieht ihr nach; Armand zuerst und hinter ihm drein seine Mutter, Aline, George, der Abbé, kurz Alle, Alle! Wozu diese Procession mit dem gefährlichen Beigeschmack der unbeabsichtigten Komik in einer ernsthaften Situation? Als nun die ganze Gesellschaft in Esthers Zimmer versammelt ist, tritt Herr Ernest hervor, von dem wir kurz vorher erfahren haben, daß er der gewissenlose Vater Armandes ist; und aus diesem Munde vernehmen wir die Moral, die nicht minder sonderbar klingt: „Du darfst dies gute, ehrliche, Dich treu liebende Mädchen auf keinen Fall heirathen, denn ich bin unglücklich, weil ich in einer wilden Ehe gelebt habe.“ Die Logik ist absolut unfaßbar. Es handelt sich hier gar nicht um eine wilde Ehe, es handelt sich um eine legitime Ehe; es ist hier nicht von der ungesetzlichen Verbindung zweier lasterhafter Menschen, sondern von der gesetzlichen Verbindung zweier tugendhafter Wesen, die sich lieben, die Rede. Alles, was der Herr Ernest mit großer Beredtsamkeit über wilde Ehen und dergleichen sagt, hat in diesem Falle gar keinen Sinn. Die Frage ist vielmehr so gestellt: Hat die Ehe unter Umständen den Beruf, einen Fehltritt wieder gut zu machen? Nun, Esther, von der wir noch nicht einmal recht glauben können, daß sie leichtsinnig im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen ist, und die jedenfalls von dem Augenblicke an, da wir sie kennen gelernt haben, bis zu diesem Augenblicke, da sie ohne mildernde Umstände verurtheilt wird, nichts, aber auch rein gar nichts gethan hat, was auf einen Rückfall in den Lichtsinn, wenn derselbe überhaupt vorhanden gewesen ist, hindeuten könnte, — Esther, von der wir voraussetzen müssen, daß sie alle Eigenschaften in sich vereinigt, um Armand zu beglücken, und ihm ein treues, gutes Weib zu sein und zu bleiben, Esther soll nach dieser sonderbaren Moral mit dem ewigen Elende ihres Lebens und mit dem Elende des Lebens eines Anderen, ihres geliebten Armand, dafür gestraft werden, daß ihre Liebe der gesetzlichen Sanctionirung etwas vorangeeilt ist! Mit andern Worten: der Dichter verbietet es, daß die Ehe eine Verirrung sühne. Die einmal Gefallene darf nicht erhoben werden, sie muß am Wege sterben. Wenn das wirklich die alleinseligmachende Moral der Biedermänner ist, dann begreift man in der That, wie Orgon ausrufen konnte:

> C'en est fait, je renonce à tous les gens de bien;
> J'en aurai désormais une horreur effroyable,
> Et m'en vais devenir pour eux pire qu'un diable.

Von dieser unbefriedigenden Schlußfolgerung einer unerbittlichen und falschen Sittenlehre abgesehen, besitzt das Stück von Pailleron vorzügliche Eigenschaften. Es ist spannend, in einzelnen Momenten sogar ergreifend, es enthält viele treffende Beobachtungen und gedankenreiche Aussprüche, für die sich allerdings der französische Komödienvers, welchen Pailleron mit großer Gewandtheit handhabt, ungleich besser eignet als die charakterlose Prosa unserer Uebersetzung.

Ich will dem anonymen, mir unbekannt gebliebenen Uebersetzer nicht wehe thun, aber ich muß doch sagen, daß, wenn man einmal darauf verzichtet hat, formale Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des Originals zu wahren, dann doch eine wirkliche Umformung der Verse in Prosa geboten erscheint, und daß es mit der einfachen Wiedergabe des Sinnes, der kunstlosen Auflösung des Rhythmus und dem Verzicht auf den Reim allein nicht gethan ist. Aller Reiz und aller Schmelz des Originals ist hier auf schier grausame Weise vernichtet worden. Wo immer man das Original aufschlägt und die Uebersetzung damit vergleicht, fühlt man sich ernüchtert und unangenehm berührt. Man vergleiche nur.

Digitized by Google

Frau Armand schäkert mit ihrem Sohne, den sie mit Aline verheirathen will; als Mama fühlt sie sich schon zu alt, sie möchte sich als Großmama verjüngen.

Et puis . . . comment te dire? . . . Enfin . . . quoique j'en aie,
Un grand fils, c'est bien grand! — Je veux de la monnaie,
Il m'en faut de petits, car, vois tu, mon Armand,
Je t'aime bien . . . mais toi . . . tu ne dis plus: „Maman".

Das heißt in der deutschen Uebersetzung:

„Und dann — wie soll ich Dir es sagen? Mit einem Worte, — ich habe zwar einen großen Sohn, aber er ist mir eben zu groß — ich möchte Kleingeld haben — Kinder —; denn siehst Du, Armand, so sehr ich Dich auch liebe, Du sagst doch nicht mehr „Mama" zu mir."

Es ist ja nicht fehlerhaft, aber wie klingt das im Deutschen: „Ich möchte Kleingeld haben?" Wie ist da mit ungelenker Hand das zarte Gefüge der französischen Dichtung zerstört!

Und wie hübsch klingt es, wenn Frau Armand ihre Nichte, die sich für ihren Sohn bräutlich schmücken soll, mit den Worten entläßt:

Allez, Mademoiselle, et revenez Madame;

wie unbeholfen, wenn der Uebersetzer dafür sagt:

„Gehen Sie nur, mein Fräulein, und kehren Sie bald als Braut zurück!"

Ich gebe zu, daß es nicht leicht ist für die Grazie des französischen Verses ein Aequivalent zu finden, wenn man nicht gerade mit dem Sprachgefühle und Formtalente eines Geibel, Leuthold, Dohm ausgestattet ist; aber ein etwas besseres Resultat, als der Uebersetzer in dem Folgenden erreicht, ließe sich wohl ohne besondere Begabung erzielen.

Esther schickt sich an, auszugehen.

Je dois toucher mon mois. Voyons, à ma toilette!
En rentrant, si tu veux, vous ferons la dînette.
J'ai là certains gâteaux que vous aimez, gourmand!
Non, non, ne m'aide pas. Quand tu m'aides, Armand,
Je faut recommencer.

„Ich habe heute meinen Monatslohn zu erheben. Schnell, etwas Toilette gemacht! Wenn wir zurückkehren, wollen wir uns gütlich thun. Ich habe da einen Kuchen, der Dir schmecken soll, Leckermaul! Nein, nein, Du brauchst mir nicht zu helfen. Wenn Du mir hilfst, Armand, dauert es noch Einmal so lange."

— „Schmecken soll, Leckermaul," — es klingt abscheulich. Vollends schlimm ist es um die Uebersetzung bestellt, wenn im französischen Original ein Schlagwort kunstvoll in den Vers gebracht ist. Herr Ernest verhöhnt z. B. eine der „wilden Gattinnen", die sich von ihrem Freunde einen kostbaren Brillantschmuck hat schenken lassen:

Pour un petit cadeau, faut-il tant d'epigrammes?

sagt die Dame, und Herr Ernest versetzt darauf:

Eh! les petits cadeaux entretiennent les femmes!

Dafür heißt es im Deutschen mit der langweiligsten Richtigkeit:

„Baronin: Müssen Sie wegen eines kleinen Geschenkes so boshaft sein?

Ernest: Kleine Geschenke unterhalten die Frauen."

An diesen angeführten Beispielen sind ja überhaupt keine offenbaren Fehler zu rügen; die Uebersetzung ist nicht falsch, aber auch durchaus nicht richtig, weil sie eben von dem Reize des Originals gar keine Vorstellung gibt. Bisweilen kommen aber auch Ungenauigkeiten und kleine Mißverständnisse vor.

Wenn Frau Armand in der Entrüstung über das Benehmen ihres Mannes, der sie verlassen hat, ausruft:

. . . Chaque jour me donnait pour rivale
Quelque femme *sans nom* et dont l'indignité
Frappait moins ma tendresse encore que ma fierté

und der Uebersetzer dafür sagt:

„Jeder Tag brachte eine namenlose Nebenbuhlerin, deren Niedrigkeit weniger meine Zärtlichkeit, als meinen Stolz verletzte;"

so ist die Uebersetzung der Worte „sans nom" mit „namenlos" zwar wortgetreu, aber irrig; nom bedeutet bekanntlich nicht nur Namen, sondern auch Credit, Ansehen, Ruf, und eine femme sans nom ist ein Weib, das seinen ehrlichen Namen verloren hat; es ist also nicht ein namenloses, sondern ein bescholtenes Weib. Ebenso ist die Bedeutung der Worte: „Dans ce taillis épais des amours buisonnières" in der Uebersetzung mit „undurchdringlichem Dickicht der wilden Liebe" ganz entstellt. Die Liebe, welche die école buisonnière besucht, also „um die Schule herumgeht", wie wir sagen, ist noch lange keine wilde Liebe; sie ist nichts anderes als die nicht regelrechte, nicht ernsthafte Liebe, die Liebe ohne Hinblick auf die Ehe, die Liebelei. Aber es würde zu weit führen und überdies eine vergebliche Arbeit sein, über solche feinere sprachlichen Unterscheidungen mit dem Uebersetzer zu debattiren. Nur ein Beispiel mag noch zeigen, wie die Uebersetzung dem Original allen Blüthenstaub abgestreift, ihm allen poetischen Duft genommen hat.

Als Esther für immer von Armand scheiden will, schreibt sie ihm einen rührenden Brief, der im französischen Original wirklich schön ist.

Je te le disais bien, que ce n'était qu'un rêve,
Je te le disais bien, que nous allions souffrir,
Que dans ma vie, ami, l'espoir n'est qu'une trêve,
Et qu'il faut oublier pour apprendre à mourir.
Eh bien, l'heure est venue, et je souffre et je pleure,
Et je vais te quitter parce que tu m'aimais . . .
O mon Dieu, c'est donc vrai, c'est donc vrai que c'est l'heure,
Et que je ne dois plus te voir jamais, jamais? . . .

Dieser rührende Brief in den melodischen und harmonischen Versen sieht in unserer Ueberzeugung so aus:

„Ich habe es Dir ja vorher gesagt, daß dies Alles nur ein Traum ist und daß wir zum Leiden verurtheilt sind, daß die Hoffnung im Kampfe meines Lebens nur ein kurzer Waffenstillstand ist und daß wir vergessen müssen, theurer Freund, um sterben zu lernen. Nun wohl, die Stunde ist gekommen; ich leide und meine, ich muß Dich verlassen, weil Du mich liebst. O mein Gott, ist es wahr, ist es wirklich wahr, daß ich Dich niemals, niemals wiedersehen soll?"

Das Stück fand am Residenztheater namentlich in Fräulein Jenny Frauenthal, die als Esther durch ihren seelenvollen Ton sehr sympathisch wirkte, in der reizenden Frau Mathilde Ramm-Beckmann als Aline und in dem sehr begabten Herrn Keppler als Ernest eine sehr gute Darstellung. Der Erfolg war namentlich in den ersten drei Acten ein vollständiger.

Paul Lindau.

Bibliographie.

La Fontaines Fabeln. Mit Einleitung und deutschem Commentar von A. Laun. 1. Theil. Die sechs Bücher der ersten Sammlung von 1668. 8. IV u. 235 S. Heilbronn 1877, Henninger.

R. Lindau, Schiffbruch. Novellencyclus. 8. 298 S. Stuttgart 1877, Hallberger. 4. —.

P. M. Mainländer, die letzten Hohenstaufen. Ein dramatischer Gedicht in 3 Theilen: Enzo-Manfred-Conradino. 8. 328 S. Leipzig 1877, Schmidt u. Günther.

Rich. Mayr, die philosophische Geschichtsauffassung der Neuzeit. 1. Abtheilung. Bis 1700. 8. XII u. 247 S. Wien 1877, Hölder.

O. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. Löwenberg. 8. X u. 530 S. Leipzig 1877, Duncker u. Humblot.

L. Pfau, Kunst und Gewerbe. Studien. 1. Hälfte. 8. 352 S. Stuttgart 1877, Ebner u. Seubert. 3. 80.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Dramen

von

Heinrich von Kleist.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von

Karl Siegen.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 M. 40 S. Geb. 4 M.

I. Die Hermannsschlacht. — Prinz Friedrich von Homburg.

II. Das Käthchen von Heilbronn. — Der zerbrochene Krug.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, 41. und 42. Band.)

Die besten und populärsten Dramen Heinrich von Kleist's, dessen hundertjähriges Jubiläum auf den 18. October 1877 fällt, werden hier dem deutschen Volke in zeitgemäßer, wohlfeiler Ausgabe dargeboten. Von dem Herausgeber, Karl Siegen, wurde der Text aufs genaueste revidirt, eine Darstellung von des Dichters Leben und Schaffen gegeben und jedes einzelne Drama nach seinen verschiedenen Seiten gewürdigt und erklärt.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Anno Zweitausend.

Zukunftsposse mit Gesang und Tanz

von

Karl Bilz.

Preis: 2 M.

Berlin. Leo Liepmannssohn, W. 52. Markgrafenstr.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. J. Wiel in Zürich. Dieses weitverbreitete und überall günstig beurtheilte Buch über diätet. Behandlung der Magenkr. erschien bereits in 4. Aufl. Preis 4 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct franco vom Verleger:

Hans Feller in Karlsbad, Böhmen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

von Moltke,

Hauptmann, später Generalfeldmarschall.

Briefe

über

Zustände und Begebenheiten

in der

Türkei.

Dritte Auflage. Mit einem Bildniß des Verfassers aus dem Jahre 1851.

431 S. 8 M.

E. S. Mittler & Sohn,

Kgl. Hofbuchhandlung Berlin, Kochstraße 69. 70.

In unserem Verlage erschienen soeben:

Nachgelassene Gedichte

von

Chr. Jos. Mazerath.

12 Bogen gr. 8 in eleganter Ausstattung.

Preis broschirt 4 M.,

in geschmackvollem Leinwandband 5 M. 50 S.

Köln, 1877.

M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Léon Gambetta und seine Armeen.

Von **Colmar Freiherrn von der Goltz.**

Ein Band in Groß-Octav. 19 Bogen. Mit einer Karte. Preis 6 M.

Die Aufsätze, welche Frh. v. d. Goltz 1874 u. 1875 in den preuß. Jahrbüchern veröffentlichte, liegen dem Werke zu Grunde und sind nun zu einem Buche erweitert und vervollständigt worden. Es liegt somit ein abgerundetes Bild der kriegerischen Thätigkeit Gambetta's vor, des großen Mannes, der in jener denkwürdigen Zeit Frankreichs Geschicke leitete. Th. Fontane sagte von ihm: „Er war die Seele des Widerstandes, und was bis Ende Januar seitens des französischen Volkes geleistet wurde, war sein Werk." „Gambetta's Bedeutung", so schreibt das Militair-Wochenblatt, „ist zuerst und am besten von Hauptmann v. d. Goltz anerkannt und ausgesprochen worden." — Das Werk ist durch seine populäre und fesselnde Darstellungsweise für die ganze Leserwelt von hohem Interesse.

Berlin W. Unter den Linden 21. **F. Schneider & Comp.** (Goldschmidt & Wilhelmi) Königliche Hofbuchhandlung.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.

Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich

von **Paul Lindau.**

2. Auflage. Elegant geheftet. Preis 5 M.

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen

von

Paul Lindau.

Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 S.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

VIONVILLE.

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von

E. von Wildenbruch.

Zweite Auflage.

8. Elegant geheftet 1 M. 50 S., gebunden mit Goldschnitt 2 M. 50 S.

Ein akademisch gebildeter **Journalist**, der bereits in leitender Stellung an großen Organen thätig war, wünscht die Redaction einer entschieden liberalen Zeitung zu übernehmen.

Nähere Auskunft ertheilt der Herausgeber dieser Zeitschrift und der Chefredakteur der Vossischen Zeitung, Herr Dr. **Kletke.**

Compositionen für Pianoforte

von

Herrmann Scholtz.

Op. 20.	**Albumblätter.** 12 Klavierstücke. In 1 Hefte	M. 3.00
Op. 20.	Dieselben in Nummern.	à M. 0.50
Op. 26.	**Serenade**	M. 1.50
Op. 27.	**Variationen** über eine Norwegische Weise	M. 2.00
Op. 28.	**Trauermarsch** (in B-moll)	M. 1.50
Op. 29.	**Acht Präludien**	M. 2.50
Op. 30.	**Concert-Polonaise** (i. E-dur)	M. 2.00
Op. 31.	**Variationen** über ein Originalthema	M. 2.00
Op. 34.	**Vier Klavierstücke.** In 1 Hft.	M. 2.00
Op. 34.	Dieselben in Nummern.	à M. 0.60
Op. 39.	**Trauerklänge**	M. 1.50
Op. 41.	**Zwei Notturnos.** Nr. 1. 2.	à M. 1.20
Op. 42.	**Canzonetta**	M. 1.20
Op. 43.	**Barcarole**	M. 1.20
Op. 44.	**Sonate** (in G-moll)	M. 4.00

Trauermarsch von Franz Schubert, f. Pianoforte bearb. v. H. Scholtz M. 1.50

Verlag v. F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Gelegenheitsgeschenk!

Emil Rocco:

Der Umgang in und mit der Gesellschaft.

Zweite Auflage.

Eleg. geheftet 3 M., elegant gebunden in rother Leinwand 4 M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Otto Hendel** in **Halle a/S.**

In 2. Auflage sind soeben erschienen:

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

2. verbesserte und ergänzte Auflage.

Bodenstedt, Fr., Hafis. Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder.

Büchner, Dr. Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.

Preis jedes Bandes, elegant geb. 6 Mk.

Berlin, 15. Juli 1877.

Bureau d. Vereins f. Deutsche Literatur. A. Hofmann & Comp.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 1. September 1877. XII. Band

AP 30 .G295 v. 1 no. 35

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Wachsthum der Städte im deutschen Reich. Von H. v. Scheel. — Memoiren des Baron Bruck aus der Zeit des Krimkrieges. Besprochen von Walter Rogge. — **Literatur und Kunst:** Schillerphilologie in Frankreich. Von J. Imelmann. — Jägerleben in Afrika. Von Falkenstein. — **Aus der Hauptstadt:** Hochsommer in Berlin. Von Ludwig Pietsch. IV. (Schluß.) — Dramatische Aufführungen. „Graziella" (La petite mariée). Komische Operette in 3 Acten von Leterrier und Vanloo. Deutsch von Karl Treumann, Musik von Charles Lecocq. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Wachsthum der Städte im deutschen Reich.

Das im August d. J. ausgegebene Juliheft der „Statistik des deutschen Reichs" enthält eine vergleichende Bearbeitung der Ergebnisse der beiden ersten im ganzen deutschen Reiche nach gleichen Grundsätzen angestellten Volkszählungen der Jahre 1871 und 1875. In derselben finden sich Aufzeichnungen und Betrachtungen über die Größenentwicklung der Bevölkerung nicht nur der Staaten und größeren Gebietstheile des Reichs, sondern auch aller derjenigen einzelnen Orte, welche 1875 mindestens 2000 Einwohner hatten. Somit läßt sich für diese vierjährige Periode, in welche der vielbesprochene wirthschaftliche Aufschwung mit nachfolgender Erlahmung fällt, nicht nur das Wachsthum der Bevölkerung überhaupt, sondern auch deren örtliche Bewegung insofern verfolgen, als man Zu- bez. Abnahme der Einwohnerzahl einerseits aller kleinen Orte von unter 2000 Einwohnern, andererseits aller einzelnen Orte von über 2000, die man in beliebige Größenkategorien theilen kann, vor Augen hat. Auf die bedeutenden und interessanten Unterschiede, welche in dieser örtlichen Bewegung und Vertheilung der Bevölkerung nach Ortschaftskategorien wahrzunehmen sind, möge die Aufmerksamkeit des Lesers für heut sich lenken lassen.

Was vorerst die Gesammtbevölkerung des Reichs betrifft, so hat diese selbstverständlich eine Zunahme von 1871 auf 1875 erfahren; und zwar von 41,058,792 auf 42,727,360. Diese Zunahme von 1,668,568 Einwohnern ist erfolgt ausschließlich durch einen Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle (1,988,318); denn die andere Art, wie die Bevölkerungsvermehrung eines Landes zu Stande kommen kann: ein Ueberschuß der Einwanderungen über die Auswanderungen, hat nicht zur Volksvermehrung mitgewirkt; vielmehr findet sich ein Ueberschuß der Fortgezogenen über die Zugezogenen (319,750). Diese Erscheinung überwog in 4 Staaten den natürlichen Zuwachs sogar so sehr, daß dieselben an ihrer gesammten Einwohnerzahl verloren haben, nämlich in Elsaß-Lothringen, beiden Mecklenburg und Waldeck; und nur in 5 Staaten: Sachsen, Braunschweig und den 3 Hansestädten kam zum natürlichen Volkszuwachs auch noch ein solcher durch Ueberschuß der Zuzüge über die Fortzüge. In diesen letztgenannten Gebieten fand denn auch überhaupt eine rasche Bevölkerungszunahme statt, die sich ebenso in den meisten rheinischen Bezirken findet. Im südwestlichsten Theile Deutschlands — den betr. badischen und württembergischen Kreisen, auch Hohenzollern — zeigt sich hingegen ein sehr geringer Volkszuwachs, und dies ist ebenso der Fall im ganzen nördlichen Deutschland (mit Ausnahme der schon genannten Gebiete desselben) und fast in allen rechts der Oder gelegenen Reichstheilen.

Sieht man nun aber von den hiermit angedeuteten Verschiedenheiten ab, und betrachtet das ganze Reich als ein Gebiet, richtet aber dafür den Blick darauf, wie die Bevölkerung in den Wohnorten gewachsen ist, wie sich also das Wachsthum auf die verschiedenen Größenkategorien der Wohnorte vertheilt, so finden wir eine überall im Reiche wahrnehmbare Erscheinung, die wir deshalb noch nicht mit dem bei den Statistikern übermäßig beliebten Ausdrucke als „Gesetz" bezeichnen wollen, die aber doch eine sehr bekannte Regel zu bestätigen scheint. Nämlich nach einem leider nur zu oft sich bewahrheitenden Vertheilungsgrundsatze, welcher lautet: „Wer da hat, dem wird gegeben", finden wir, daß diejenigen Orte, welche schon viel Einwohner hatten, auch (gegen ihre Bevölkerungszahl vom Jahre 1871) am meisten dazu gewonnen haben, daß hingegen die an Einwohnern armen Orte sehr langsam zugenommen, vielfach sogar verloren haben.

In den vier Jahren 1871/75 betrug die Zunahme der Bevölkerung des Reichs überhaupt 4,19%, d. h. auf 100 der Bevölkerung von 1871 kommt ein Zuwachs von je 4,19. Wie vertheilt sich dieser aber auf die Orte? Theilen wir dieselben z. B. in fünf Größenkategorien, so finden wir Folgendes:

Die Orte, welche 1875 noch unter 2000 Einwohner hatten, die wir als „Dörfer" bezeichnen können, hatten ihre Einwohnerzahl nur um 0,79% vermehrt; die Orte von 2000 bis 5000 Einwohnern, welche als „Landstädte" bezeichnet werden mögen, waren schon bedeutend mehr, um 5,59% gewachsen. Bilden wir dann eine dritte Kategorie aus allen Orten, die von 5000 bis unter 20,000 Bewohner hatten, so finden wir, daß die Bevölkerung dieser „Kleinstädte" um 10,74% zugenommen hat; ein noch rascheres Wachsthum, nämlich 12,41%, weisen die Mittelstädte, d. i. diejenigen von 20—100,000 Einwohnern auf; am raschesten aber waren die Großstädte, welche bei der 1875er Volkszählung 100,000 Einwohner und darüber hatten, angewachsen, nämlich um 14,83%.

Wir bekommen somit folgende Reihenfolge:

Im Zeitraum zwischen den beiden Volkszählungen von 1871 und 1875 hatten in Procenten ihrer Einwohnerzahl von 1871 zugenommen:

die Dörfer	die Landstädte	die Kleinstädte	die Mittelstädte	die Großstädte
0,79	5,59	10,74	12,41	14,83 %.

Dabei betrug die Gesammtbevölkerung der „Dörfer" d. i. aller Orte von unter 2000 Einwohnern im Jahre 1875 etwa ⅔ der Reichsbevölkerung, nämlich 26,070,188 (= 61%), die aller der 4 anderen Kategorien von über 2000 Einwohnern zusammen 16,657,172 (= 39%). Da nun im natürlichen Wachsthum

Digitized by Google

(Geburtenüberschuß) der verschiedenen Kategorien keineswegs eine solche Ungleichheit vorhanden war, daß die Verschiedenheit im allgemeinen Bevölkerungszuwachs daraus erklärt werden könnte — der Gewinn durch den Geburtenüberschuß betrug 1871/75 im ganzen Reiche 4,75% —, eine Vermehrung der Reichsbevölkerung durch Zuzüge aus dem Ausland aber überhaupt nicht stattgefunden hat, und zudem der Ueberschuß der Fortzüge in's Ausland wohl auch nicht ganz allein auf die kleinsten Orte gefallen sein dürfte; so ist klar, daß das Wachsthum der größeren Städte zum Theil auf Kosten der kleinen Orte resp. der Landbevölkerung erfolgt ist.

Das oben erwähnte in der Publication des kaiserlichen statistischen Amtes enthaltene namentliche Verzeichniß der Orte von 2000 Einwohnern und mehr weist denn in der That auch eine Menge von solchen kleineren Orten, namentlich in der Größe bis zu 5000 Einwohnern auf, welche seit 1871 positiven Verlust an Bevölkerung gehabt haben; und noch umfassender mag dies bei den Orten von unter 2000 Einwohnern der Fall gewesen sein, für welche jedoch Einzelnachweise nicht vorliegen. Von den 2528 Orten, die überhaupt nach der 1875er Volkszählung 2000 und mehr Einwohner hatten, waren 1832 „Landstädte" (nach den vorher angewandten Bezeichnungen der Größenkategorien); von diesen haben aber etwa 490 an Bevölkerungszahl verloren; der Zuwachs von 0,79%, den sie überhaupt erfahren haben, vertheilt sich also — da 2 Orte auf derselben Einwohnerzahl stehen geblieben waren — nur auf 1340. Von den 593 „Kleinstädten" hatten 53 an Volkszahl verloren; von 88 Mittelstädten aber nur 2 (die Festung Metz in Lothringen und die Fabrikstadt Glauchau in Sachsen), und von den 12 Großstädten keine. Diese letzteren vielmehr haben — wie aus obigen Procentzahlen ersichtlich — gerade eine besondere, wenn auch nicht alle die gleiche Anziehungskraft geübt, während in mehreren Theilen Deutschlands bei den Orten von unter 2000 sogar die Gesammtbevölkerung abgenommen hat; so daß namentlich da, wo eine Bevölkerungsabnahme überhaupt stattgefunden hat, das „platte Land" (mit Ausnahme Lothringens, wo die Städte mehr verloren haben) vorzugsweise darunter zu leiden, und dieses auch da, wo in der Gesammtbevölkerung der Gebiete eine Zunahme stattfand, nur in wenigen Gegenden einen bemerkenswerthen Antheil daran hatte.

Die hier angeführten wenigen Ziffern werden genügen, um den Leser über die Richtung, welche die örtliche Bevölkerungsbewegung Deutschlands in der in Rede stehenden Zeitperiode eingeschlagen hat, zu orientiren und ihm klar zu zeigen, wie weit jene „Entvölkerung des platten Landes" und „das krankhafte Anwachsen der großen Städte", wovon in den letzten Jahren ja vielfach gesprochen wurde, wirklich stattgefunden hat; und er sieht nun hier ziffernmäßig diese Art der Bevölkerungsbewegung ausgedrückt, welche ernsten Nachdenkens allerdings wohl werth sein möchte.

Die Vertheilung der Bevölkerung auf Stadt und Land, große und kleine Orte, und die Stärke, mit der diese Anhäufung sich vollzieht, sind gewiß für das ganze Volksleben keineswegs gleichgültig.

Im deutschen Reich lebten nach der Volkszählung von 1875 von je 1000 Einwohnern in:

Großstädten	Mittelstädten	Kleinstädten	Landstädten	Dörfern
62,40	81,63	120,26	125,56	610,15.

Ob diese Vertheilung eine gesunde und zweckmäßige sei, kann an und für sich wohl nicht gesagt werden; wohl aber kann man, namentlich mit Rücksicht auf die großen Städte einerseits und die Landorte andererseits, behaupten, daß es eine bedenkliche Erscheinung ist, wenn diese Kategorien sehr ungleichmäßig und die einen auf Kosten der anderen anwachsen; wie wir das eben bei uns in der letzten Zählungsperiode sahen.

Offenbar haben die Städte in verschiedenen Beziehungen eine durchaus andere Bedeutung für die Gesellschaft, wie das Land, bezw. die kleinen und zerstreuten Ansiedlungen: wirthschaftlich stellt die städtische Bevölkerung den die Rohproducte verarbeitenden und die Waaren vertheilenden Factor dar, der eine breite Unterlage von Rohstoffe und Nahrungsmittel producirender Bevölkerung haben muß, wenn nicht das Volk für seine ersten Bedürfnisse in eine immerhin gefährliche Abhängigkeit vom Ausland und in Einseitigkeit der wirthschaftlichen Entwicklung hineingerathen soll; social bildet die Stadtbewohnerschaft ein viel mehr lockeres Gefüge, mit mehr fluctuirenden Elementen versetzt, einen günstigeren Boden für unerwünschte moralische Einflüsse und für den Verlust von Selbstständigkeit und Tüchtigkeit, als die Landbevölkerung; politisch ist der Städter das fortschrittliche und Neuerungen zugängliche Element, welches eines Gegengewichts in den conservativen Neigungen des Landbewohners bedarf. — Man wird hier wohl kaum das Beispiel des „conservativen" Englands, mit seiner sehr concentrirten Bevölkerung, entgegen halten wollen; dessen gerühmter, trotz der socialen Mißstände noch conservativer Sinn wohl zum guten Theil auf noch wenig verbreiteter Volksbildung und auf vorzüglicher Disciplinirung des Volks durch die oberen Klassen beruhen dürfte.

Diese Umstände wirthschaftlicher, socialer und politischer Natur lassen es wünschenswerth erscheinen, daß der Antheil der Städte, namentlich der großen Städte, an der Bevölkerung immer nur ein mäßiger sei; wenn es auch andererseits als vortheilhaft bezeichnet werden muß, wenn solche Brennpunkte des Verkehrs und der Bildung nicht zu spärlich und örtlich zu ungleichmäßig über das Land vertheilt sind, damit die unleugbaren guten Einflüsse dieser Orte dem ganzen Lande sich mittheilen können.

Ein unverhältnißmäßig rasches Anwachsen der Städte ist aber nicht nur aus den angeführten Gründen, sondern auch deshalb bedenklich, weil es eben auf Kosten der kleinen Orte, und zwar nicht nur von deren Einwohnerzahl, sondern auch insofern geschieht, als nicht die schwächsten und wenigst intelligenten, sondern gerade die rührigsten, kräftigsten und im besten Alter stehenden Personen sich den Städten zuwenden, und dadurch das Land nicht nur an Volkszahl, sondern noch mehr auch an Kraft und Intelligenz verliert.

Wenn wir nun die in neuester Zeit in Deutschland stattgehabte Bevölkerungsbewegung, welche die Städte allzusehr begünstigt hat, deshalb als eine social unvortheilhafte und bedenkliche ansehen müssen, so fragt es sich noch, ob wir es hier mit einer dauernden und unabwendbaren Erscheinung zu thun haben? — Dies hängt natürlich davon ab, wie weit die Ursachen dazu bestehen bleiben und bestehend belassen werden.

Gerade in der Periode 1871/75 mag nun wohl viel der ausnahmsweise starke Begehr nach industriellen Arbeitskräften und der hohe Verdienst, der sich wirklich oder scheinbar in den größeren Städten, wohin das flüssige Kapital hauptsächlich strömte und wo der Aufschwung der Gewerbthätigkeit vor Allem angeregt wurde, das unverhältnißmäßig rasche Wachsthum derselben gefördert haben und dieses ist vielleicht in den letzten Jahren schon weniger intensiv gewesen.

Einige Momente müssen jedoch als dauernd zu Ungunsten der Landbevölkerung wirkend angesehen werden. Als specielle, aber freilich unvermeidliche Ursache — ein Moment, das z. B. in England nicht wirkt, wo andere Einflüsse an dessen Stelle treten — ist zu nennen das große stehende Heer, welches eine bedeutende Anzahl junger Männer für längere Zeit in die Städte führt und dadurch den Antrieb auch zu späterer Niederlassung in denselben und auch zu sonstigem Nachzug dorthin gibt. Im Allgemeinen aber ist es die raschere Entwicklung der doch zumeist in den Städten arbeitenden Industrie mit ihrem Bedarf von Arbeitskräften mannigfaltiger Art, gegenüber der Landwirthschaft, welche gegenwärtig unter unzweckmäßigen Formen der Verschuldung und allzu großer Last derselben, dann durch die Concurrenz entfernter, naturgemäß billiger producirender Länder, vielleicht auch an rascher Concentrirung und jedenfalls vielfach zu starker Concentration des Grundbesitzes leidet. Auch trägt unzweifelhaft die große Ausbildung der Verkehrsmittel dazu bei, um den zu allen Zeiten existirenden „Zug der Zeit" nach hohem und raschem

Digitized by Google

Verdienst zum stärkeren Ausdruck kommen zu lassen. Solcher Verdienst ist ja allerdings auf dem Lande nur selten möglich, und wird in der Stadt nur selten erzielt; indeß der Glaube an die Möglichkeit desselben und die irrigen Vorstellungen über die wirkliche Höhe des Verdienstes und die reelle Annehmlichkeit des Lebens in der Stadt ziehen Viele dorthin, denen dann die Rückkehr schwer wird.

Durch die „Aufklärung" über solche Irrthümer ein erhebliches Resultat erreichen zu wollen, wäre natürlich vergebliches Bemühen; der einzige Weg, um einer solchen ungesunden Entwicklung der Bevölkerungsbewegung vorzubeugen, bleibt vielmehr eine gute Gesellschaftspolitik, welche nicht nach dem Grundsatze „Wer da hat, dem wird gegeben" verfährt, sondern auch der Bevölkerung der kleinsten Orte die Bedingungen der materiellen und geistigen Cultur darbietet, mit denen ausgerüstet sie der Anziehungskraft der Städte widerstehen kann.

Wie weit diese Bedingungen immer mehr erfüllt werden, wie weit jene Anziehungskraft noch fortbesteht, wird sich erst bei der nächsten Volkszählung wieder ziffernmäßig feststellen lassen. Einstweilen ist durch die bisherigen Zählungen eine Reihe von Beobachtungen ermöglicht, welche der Politik und Wissenschaft als Stütze dienen können. Für Diejenigen, die sich näher für diese Thatsachen interessiren, bietet das erwähnte Juliheft der „Statistik des deutschen Reichs" weitere Einzelheiten.

H. v. Scheel.

Memoiren des Baron Bruck aus der Zeit des Krimkrieges.*)

Baron Bruck fungirte von 1853 bis 1852 als k. k. Internuntius in Constantinopel, und die jetzt von seinem damaligen Privatsecretär, dem Publicisten Isidor Heller, herausgegebenen Memoiren des berühmten Staatsmannes werfen ein so scharfes Licht auf die Vorgänge, die sich heute vor unseren Augen abspielen, daß wir uns nicht enthalten können, hier kurz diejenigen Kapitel zu resumiren, welche eine pragmatische Darstellung der Ereignisse unmittelbar vor Beginn des Krimkrieges liefern. Die Parallele springt so drastisch in die Augen, daß jeder Commentar sie nur verdunkeln könnte. Bestätigt die Analyse Ben Akibas Satz, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt: so illustrirt sie nicht minder Hegels bekanntes Wort, aus der Geschichte sei nichts zu lernen, als daß noch niemals Jemand irgend etwas daraus gelernt habe. Andererseits findet hier selbst die Manier der Russen, einen politischen Kosakenkrieg ohne alle Aussicht auf strategische Erwägungen zu führen, mindestens ihre Erklärung. Wenn wir aus dem Munde Brucks vernehmen, wie Rußland vor 24 Jahren mit seinen militärischen Maßregeln nur seinen Intriguen im Serail Nachdruck verlieh, so erscheint der Bummelzug Gurkos über den Balkan wenigstens begreiflich. Er sollte nur der Partei im Palais Nachdruck geben, die den Sultan bereits halbwegs zur Uebersiedelung nach Brussa beredet, wohin schon Hoftapezierer abgegangen waren.

Am 28. Februar traf Mentschikoff auf dem „Donnerer" in Constantinopel ein; er baute auf den Einfluß der Sultanin-Valide, der im Serail herrschte, und ihres Protégés, des achtzigjährigen Chosrew Pascha, der ja vor zwei Decennien die Russen zum Schutze gegen Mehemet Ali nach dem asiatischen Bosporusufer gerufen und mit Orloff den Allianzvertrag von Hunkiar-Skelessi abgeschlossen. Auf so schwankem, dünnem Boden hätte Mentschikoff leiser auftreten sollen, wenn es ihm nur mehr als um bloßes Geräusch zu thun war. Mahnte doch zur besonderen Vorsicht, daß Stratford de Redcliffe, „der Commandant von Constantinopel", wie Chosrew in seinem Unmuthe den brittischen Gesandten nannte, verreist war, um die Russen und Alttürken frei ihr Spiel entfalten zu lassen. Mentschikoff führte denn auch die Sachen in der bekannten hochhandigen Weise. Indem er sich weigerte, Fuad Pascha, dem Minister des Auswärtigen, seine Aufwartung zu machen, stellt er die Pforte vor die Alternative, ihn selber unverrichteter Dinge hinzuschicken, oder einen anderen Reis Effendi (Minister des Aeußeren) zu ernennen, da diesem das Amt oblag, die Gesandten dem Sultan vorzustellen. Indem er Chosrew Pascha einen demonstrativen Besuch machte und dem Greise das Bild des Czaren in Brillanten überbrachte, deutete er klar an, wen er als Ersatz für Fuad haben wolle. Der Sultan aber ernannte an dessen Stelle, um die Audienz zu ermöglichen, in Risant Pascha eine jener völlig indifferenten Persönlichkeiten, von denen das Wort gilt: „Die Aengstlichkeit der türkischen Staatsmänner läßt sie oft als wohlwollend erscheinen!" Und nun kamen die Gegenschachzüge mit rapider Geschwindigkeit. In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai starb die Sultanin-Mutter plötzlich eines „politischen Todes"; der selber zum Tode erschreckte Mentschikoff hatte kaum Zeit gehabt, den Fürsten Galitzyn in's Serail zu schicken mit Erkundigungen nach dem Befinden der Dame. Mentschikoff war wie vom Donner getroffen, er wußte, daß er mit Chosrews mächtiger Gönnerin, die auf Abdul Medjids Entschließungen den größten Einfluß übte und über die Ankunft des russischen Gesandten laut im Serail gefrohlockt hatte, die vom russischen Botschafterhotel aus geleitete und selber den Sultan leitende Führerin der alttürkischen Partei verloren und täuschte sich keinen Augenblick über die Folgen. Schon am 5. Mai hatte er eine Antwort auf seine Forderungen, die ihn umgehend zu der Drohung bewog: „Rußland werde die Donaufürstenthümer occupiren, nicht als kriegführende Macht, sondern im Wege der Execution als Pfand für besseres Betragen der Pforte." Am 13. Mai ward Risant Pascha wieder spazieren geschickt, indem die kriegerischen Mitglieder des Cabinets durch die Drohung mit ihrer Demission den Rücktritt der friedlichgesinnten erzwangen. Das neue Cabinet war ein rein englisches: das Portefeuille des Auswärtigen führte darin Reschid Pascha, der frühere Gesandte in London, der Urheber der Hattischeriffs von Gulhane im November 1839 und des ersten Versuches mit parlamentarischen Reformen in der Türkei, der Intimus und das Werkzeug Lord Stratford de Redcliffes.

Bald aber wäre die Bewegung auch Redcliffe über den Kopf gewachsen, als gerade bei dem Beginne des Bairams am Abend des 7. Juli eine Tatarenstaffette aus Omer Paschas Lager bei Schumla die Nachricht von der Ueberschreitung des Pruth überbrachte — wenige Stunden nachdem Abdul Medjid, umgeben von den höchsten Civil- und Militärwürdenträgern der Pforte und von den Notabilitäten des Corps der Ulemas, in der großen Moschee des Sultans Achmed das höchste Fest des Islam begangen. Bei kirchlichen Handlungen hat die Andacht des Muselmanns einen tief erregten, leidenschaftlichen Charakter, der sich oft bis zur Ekstase steigert. Noch in der Nacht ward der Großvezier Mustapha in das Serail beschieden und ihm das Große Siegel abgenommen; Reschid empfing bei Tagesanbruch ein kurzes Billet mit seiner Amtsentsetzung. Der Seraskier Mehemed Ali, das Haupt der Russenfeinde, war mit Omers Depesche in's Serail geeilt und hatte dort mit seinem Freunde Selim Bey, dem ersten Kammerherrn des Sultans und Führer der Fanatiker im Palais, die Verjagung der gemäßigten Minister inscenirt. Erst im Laufe des folgenden Tages empfing die Diplomatie Kunde von dem nächtlichen Werke. Es war eben eine Revolution und keine Komödie. Redcliffe war außer sich: mit Reschid fühlte er sich selber abgesetzt, er beschloß Alles aufzubieten, um dem Sultan begreiflich zu machen, so sei seine Unabhängigkeit nicht gemeint, daß die Pforte sich von der englischen Vormundschaft emancipire. Die Uneinigkeit der Sieger über die Vertheilung der Beute; die Mahnungen der Botschafter; eine Audienz, die Redcliffe am 9. früh bei dem Sultan nahm, führte den Britten wirklich zum Ziele. Als um 3 Uhr Nachmittag bedeutende Truppenmassen vor dem Palaste der Hohen Pforte aufmarschirt waren und eben der Scheich-ul-Islam dem Muschir der Garden, Mehmed Ruschdi, als neuen Großvezier einführen sollte, erhielt

*) II. u. 155 S. Wien 1877, A. Hartleben.

Digitized by Google

das Militär plötzlich Befehl zum Abmarsche und bald erfuhr man, daß der ganze Ministerwechsel rückgängig gemacht sei. Natürlich war aber mit dem alten Cabinet, das ein gut Theil seiner Autorität eingebüßt, keineswegs der status quo ante wieder hergestellt. Die Kriegspartei hatte einmal den revolutionären Weg betreten und damit eine schiefe Bahn beschritten, wo sie sich durch nichts mehr aufhalten lassen durfte. Ihren Chef, den Seraskier Mehemed Ali, wagte man nicht aus der Regierung zu entfernen, weil man sicher war, er werde eher Reschid und dessen Anhang über die Klinge springen lassen, ja, den Sultan selber vom Throne stoßen, als sich die Macht entwinden lassen. Selbst die Idee, ihn in's Hauptquartier zu schicken, mußte man aufgeben aus Furcht, er werde von Schumla aus im Vereine mit Omer Pascha erst recht der Pforte Gesetze dictiren. Die gleich einem Nervengeflechte über das ganze Reich verbreitete Zunft der Ulemas begann seit den Bairamstagen die Wühlerei mit voller Kraft und ließ ihrem Fanatismus frei den Zügel schießen. Wie ein Sturmwind fuhren ihre Reden über den, sonst einer todten See gleichenden Volksgeist der Moslim. Wie ein Spruch des Propheten ward das Wort eines Veziers von der Pforte durch's Land getragen: „Mit dem Schwerte haben wir Stambul genommen; mit dem Schwerte werden wir es vertheidigen!" Die Provinzpaschas erkannten, daß Krieg die Losung und der wildeste Eifer in Constantinopel am wohlgefälligsten aufgenommen werde. „Unter dem Drucke des Terrorismus und unter dem glühenden Hauche des Fanatismus öffneten die Moscheen ihre Fonds, die Paschas ihre Schätze; ertrug der Bürgersmann die doppelte Steuerlast, bot der Mittellose Leib und Leben für den vermeintlich bedrohten Glauben."

Während so in der Hauptstadt wie auf dem Lande alle Hebel der Demagogie in die wirksamste Bewegung gesetzt wurden, sah die Kriegspartei sich in den ersten Septembertagen unerwartet mit dem Kopfe an die Wand gedrängt, da ein Courier die Nachricht brachte, man hege in Wien abermals Hoffnung auf Verständigung und der Czar werde nach Olmütz kommen — Beides Ereignisse, die der friedlichen Stimmung des Sultans wieder die Oberhand zu verleihen drohten. In ihrer Herrschaft bedroht, trafen nunmehr der Seraskier, der Kapudanpascha, der Muschir der Garden und der Chef der Polizei alle Anstalten, nöthigenfalls ihre Offiziere und Mannschaften zur Absetzung des Sultans gegen das Serail zu führen. Ulemas und Derwische predigten den heiligen Krieg; man entlehnte sogar der abendländischen Demagogie die Flugblätter und Plakate, die eben wegen ihrer Neuheit in der Türkei besonders ergreifend wirkten. Die in die Straßen geworfenen Flugblätter apostrophirten meistentheils den Sultan, schimpften die Friedenspartei im Divan Verräther am Glauben und Feiglinge, forderten den Padischah auf, sich mit entschlossenen Männern zu umgeben und sprachen die Opferwilligkeit des Volkes aus — oder sie erklärten ihm auch wohl, er sei des Thrones unwürdig, wenn er das Schwert des Propheten jetzt nicht aus der Scheide ziehe. Die Hauptaufgabe der Kriegspartei aber war, sich den Scheich-ul-Islam gefügig zu machen, da ohne seine Zustimmung weder der Krieg erklärt, noch die Fahne des Propheten entfaltet werden durfte, und am allerwenigsten an eine Thronveränderung zu denken war, ehe man sich jener Bannstrahlen versichert, durch die nur dieser Würdenträger in einem Fetwah den Sultan zur Vertheidigung des Glaubens untüchtig erklären kann. Der Scheich-ul-Islam nun huldigte den versöhnlichsten Ansichten. Ihm war die obschwebende Differenz ein Streit zwischen Rußland und England, an dessen Austragung die Pforte um so weniger Geld und Leute zu setzen hätte, als sie durch Hinopferung ihrer Jugend auf den Schlachtfeldern nur die erdrückende Ueberzahl der Christen daheim noch vermehre und durch Erschöpfung ihrer Fonds nur die christlichen und jüdischen Banquiers im Lande zu übermäßigem Ansehen bringe, da man sie in heutiger Zeit doch nicht mehr mit Gewalt ausbeuten könne. „Eingriffe in die Selbstständigkeit der Türkei wird uns das eifersüchtige Ausland besser abwehren, als wir es zu thun vermögen" — meinte der gescheidte Mann. „Höchstens kann der Streit die verschiedenen Patriarchen interessiren, für uns aber ist es sehr gleichgültig, daß die Familie Vogorides, die gegenwärtig des Patriarchates sich erfreut, mehr Vorliebe für England hat, während ihre Rivalin, die Familie Aristarchi, zu Rußland hinneigt. Sind die Griechen, wie sie selbst in ihren Adressen bekunden, keine Freunde Rußlands, so geht die Gefahr für die Pforte weniger von letzterem, als von England aus; und wir haben um so weniger Grund, den Widerstand gegen Concessionen in christlichen Angelegenheiten bis zum Kriege zu treiben." Durch Drohungen, deren Tragweite er als Türke zu würdigen wußte, wurde der verständige Mann dahin gebracht, geschehen zu lassen, was er nicht verhindern konnte, da im Corps der Ulemas Ehrgeizige genug bereit waren, sich der Kriegspartei zur Verfügung zu stellen, wenn diese Einen von ihnen zum Scheich-ul-Islam erhob. So begab sich denn am 11. September eine Deputation von achtzehn Ulemas in das Serail von Tschiragan, wo sie sogleich den Großherrn zu sprechen verlangten und, da Niemand mehr den Muth hatte, die Rebellen abzuweisen, geräuschvoll bis zu dem Monarchen drangen, dem sonst die ersten Würdenträger nur in tiefster Demuth lautlos nahen. Brutal warfen sie ihm die Drohung in's Gesicht, er habe nur die Wahl zwischen Absetzung und Kriegserklärung; für die Entscheidung sei ihm als äußerste Frist der nächste Tag, der Beginn des Kurban-Bairam, gestellt. Da man diese Personen nicht vom Flecke weg ergriff, mußte man sich ihnen wohl fügen. Noch an demselben Abend wurden der Großvezier, der Scheich-ul-Islam, der Seraskier und Reschid Pascha zu einem Cabinetsrath in's Serail berufen. Nachdem dies Conseil beschlossen, eine ablehnende Antwort Rußlands auf die letzten Vorschläge der Pforte mit einer Kriegserklärung zu beantworten, ging Mehemed Ali gern darauf ein, alle weiteren Ruhestörungen während des Kurban-Bairam niederzuhalten; und der Scheich-ul-Islam versprach Bestrafung der rebellischen Ulemas, die indessen nicht über eine sanfte Ermahnung hinausging.

Tags darauf, am 12. September, ward die Bairamsprocession aus dem alten Serail nach der Moschee des Sultans Achmed mit auffallender Pracht abgehalten. Sechshundert reichcostümirte Reiter bildeten das Gefolge des Großherrn. Vor den schwermüthig dreinblickenden Augen des gebeugten Padischah aber mochten inmitten all' dieses Glanzes die schmutzigen Ulemas der Deputation schweben, während die ganze Herrlichkeit, die an die Zeit der Solimans erinnerte, nur den Sieg des stolz und trotzig dahinreitenden Seraskiers constatirte. In der Stadt selbst herrschte während der drei Bairamstage, von denen man so viel Schreckliches erwartet, die größte Ruhe. Die muselmännische Bevölkerung gab sich mit der größten Heiterkeit den Vergnügungen hin, die gewöhnlich mit diesem Feste verbunden werden. Es zeigte sich damit wieder, daß der vielgenannte türkische Fanatismus ein sehr gehorsamer ist und daß diese, allerdings großer Wallungen fähige See ganz ruhig bleibt, wenn nicht von oben her Stürme entfesselt werden. Selbst im Serail wartete der türkische Fanatismus, bis die Entscheidung für Redcliffe aus London am 24. September eintraf, worauf noch am selben Tage ein Cabinetsrath den Krieg beschloß und auf den 26. zu einer großen Divansitzung die 300 vornehmsten Militär-, Civil- und geistlichen Würdenträger einberufen wurden. Das Resultat dieser Sitzung war ein mit 126 Unterschriften, denen später auch sogar Chosrew seine Signatur beifügte, versehenes Gutachten, das dem Sultan empfahl, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, eine neue Aushebung von 150,000 Mann und die Emission von 80 Millionen Piaster Papiergeld anordnete. Ist diese Vergangenheit nun nicht ein so getreuer Spiegel der Gegenwart, daß man fast an ein Plagiat glauben sollte?

Walter Rogge.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Schillerphilologie in Frankreich.

Je erfolgreicher die Propaganda tendenziöser Lügen bei unseren Nachbarn ist, je mehr nach Allem, was wir hören, eine den verhängnißvollen Krieg nun schon sieben Jahre überdauernde trübe Leidenschaftlichkeit und feindselige Reizbarkeit gegen Deutschland, deutsche Art und Kunst, die allgemeine Stimmung drüben charakterisirt, desto wohlthuender für uns muß jedes Besserung verheißende Symptom sein, desto willkommener jede, auch noch so geringe Kundgebung, welche Zeugniß ablegt von internationaler Unbefangenheit; doppelt willkommen, wenn sie aus den Reihen der geistig Höchststehenden kommt. Ein solcher ist sicherlich der verehrungswürdige Ernst Littré, ein Mann, der an vielseitiger Gelehrsamkeit in allen Landen Wenige seines Gleichen finden würde.*) „Il est à lui seul toute une bibliothèque et une encyclopédie. Il sait tout et il fait de tout", sagt Sainte-Beuve von ihm in der feinsinnigen Schilderung, welche er in den „Nouveaux lundis" (V, 200—256) von ihm entwirft. Als Arzt und Naturforscher, als (positivistischer) Philosoph und Literarhistoriker, als klassischer und moderner Philolog, als Biograph und Lexikograph — wie Brachet seine Grammaire historique mit Dantes Worten: Tu duca, tu signore e tu maestro unserem Diez zueignete, so hinwiederum unser C. Sachs sein ausgezeichnetes französisch-deutsches Wörterbuch mit aufrichtiger Bewunderung Littré, dem maitre éminent, qui tient le premier rang aujourd'hui dans la lexicographie française — hat er Ruhmvolles geleistet und ein unermeßliches Gedankenreich mit genialer Beharrlichkeit, festem und freiem Blick und reichstem Ertrage durchwandert. Auch in die Reihe derjenigen Franzosen gehört er, welche den Bewegungen des deutschen Geisteslebens mit sympathischem Verständniß folgen und es, übersetzend oder erläuternd, ihren Landsleuten vermitteln. Er hat über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten geschrieben und Strauß' Leben Jesu übersetzt. Vor kurzem nun hat der Sechsundsiebzigjährige die fünfte und letzte Sammlung seiner zuerst in Journalen oder Revuen erschienenen Aufsätze und Abhandlungen herausgegeben, welche ebenso wie die vier früheren Bände — Histoire de la langue française, Etudes sur les barbares et le moyen âge, Médecine et médecins, La science au point de vue philosophique — auf jeder Seite den großen Gelehrten und den trefflichen Schriftsteller, gediegenes Wissen, geistvolles Urtheil und weiten Horizont erkennen lassen. Dieser fünfte Band umschließt einen überaus mannigfaltigen Inhalt. Von Shakespeare und Aeschylos, von Cervantes und Phidias, von Aristophanes und Rabelais, von Frau von Sévigné, dem Cardinal Retz und Bonivard, von der Aussprache des Griechischen und der Wirthschaftspolitik der Römer, von der Philosophie der Hindus, der Geschichte des indischen Buddhismus und manchem Anderem wird darin gehandelt. Was uns aber am meisten interessiren muß, es begegnet uns da auch ein Aufsatz: Schiller et d'Aubigné und am Ende des Bandes: Traduction de quelques poésies de Schiller. Auf diese beiden Schillerstudien nun die Leser dieser Zeitschrift aufmerksam zu machen, ist die Absicht unserer Zeilen. Merkwürdig genug, daß Littrés jüngste Publication in Deutschland bisher so wenig Beachtung gefunden hat.

Die von Littré übersetzten Schiller'schen Gedichte — er hat sie, wie er in einer kurzen Vorbemerkung mittheilt, vor langen Jahren ihres schwierigen Inhalts und Ausdrucks und nicht minder ihrer echten Schönheit halber gewählt — sind die folgenden: Resignation, das Glück, die Theilung der Erde, der Taucher, Würde der Frauen. La lutte est difficile, sagt Littré, entre deux idiomes dont les qualités sont si différentes, et deux poésies dont les intonations s'accordent si peu. Pourtant ma traduction est littérale est fidèle; et, en la reprenant après beaucoup d'années, j'en juge ainsi encore aujourd'hui. Natürlich könnte nur ein Franzose mit voller Sicherheit über den Werth dieser Uebersetzungen urtheilen, aber allzu gewagt wird es nicht sein, ihnen eine bewunderungswürdige Worttreue und hinsichtlich des ästhetischen Gesammteindrucks denjenigen Grad der Uebereinstimmung mit den Originalen zuzugestehen, welcher bei so verschiedenem Sprachgeist und besonders bei der gebotenen, so eingreifenden Umgestaltung der Verse, Rhythmen und Strophen erreichbar sein mag. Hier einige Proben aus dem Glück (l'heur), dem Taucher und der Würde der Frauen:

Heureux qu'aima le ciel à son heure première,
De qui Vénus la belle a tenu le berceau,
Mercure ouvrit la lèvre, Apollon la paupière,
Et sur le front duquel Jupiter mit le sceau!
Un grand lot descendit sur sa tête choisie;
Avant d'entrer en lice il est ceint du laurier;
Il ne vit pas encore qu'on lui compte sa vie;
Sans subir le labeur il reçoit le loyer.
Gans sans donte est celui qui, se créant soi-même,
Par sa propre vertu triomphe du destin;
Mais il ne peut forcer une faveur suprême;
Ce qui fut refusé, nul effort ne l'atteint.
Le vouloir te défend des honteuses disgrâces;
Mais librement d'en haut descend toute grandeur;
Comme t'aime une amante, ainsi viennent les grâces;
Comme au pays d'amour règne au ciel la faveur.

(Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab!
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,
Oben in Jupiters Reich herrscht wie in Amors die Gunst.)

Qui de vous osera, chevaliers ou varlets,
De Charybde sonder les cavernes profondes —?
Je jette cette coupe en ses gouffres secrets;
Elle est déjà tombée au fond des noires ondes.
Qui de vous dans l'abîme osera se jeter?
La coupe est à celui qui peut la rapporter.
— —
L'onde écume et se brise et tournoie et bouillonne,
Comme si la gouflait un brasier souterrain;
De sourds gémissements le rivage résonne,
Et les flots sur les flots s'amoncellent sans fin.
L'écume rejaillit jusqu'aux plus hautes cimes,
Et c'est une autre mer qu'enfantent les abîmes.

Honneur aux femmes! . . Vois! leur touchante industrie
Tresse de fleurs du ciel une terrestre vie,
Ourdissant des amours le lien bienheureux.
Leur sexe, en sa pudeur, sous le voile des Grâces,
Entretient saintement, de ses mains jamais lasses,
Des nobles sentiments le foyer radieux.

Littrés sehr anziehender Aufsatz über Schiller und d'Aubigné ist ebenfalls älteren Datums, von unseren Schillerexegeten aber unbemerkt geblieben. Es handelt sich um den Nachweis einer Charakter-, Situations- und Gedankenparallele zwischen einer der herrlichsten Scenen in Wilhelm Tell und einer Stelle in Theodor Agrippa d'Aubigné's*) (1552—1630) Histoire universelle (Buch 3, Kap. 2), um den Nachweis, daß das Gespräch zwischen Werner Stauffacher und Gertrud in Schillers Drama (seinem schönsten Werke nach Littrés Urtheil: c'est là qu'on voit la tragédie historique se développer dans toute sa grandeur et sa magnificence) sein historisch-reales Gegenstück und vielleicht Vorbild in dem von d'Aubigné auf Grund glaubwürdiger Zeugnisse erzählten Ge-

*) Einen der Wissensfürsten unseres Jahrhunderts nennt ihn mit vollem Rechte K. Laubert in seiner sehr empfehlenswerthen Programmabhandlung: Uebersicht der Forschungen auf dem Gebiete der französischen Philologie (Frankfurt a. O. 1874). S. bes. Anm. 66.

*) Man sehe über ihn E. L. Th. Henkes Aufsatz in dem historischen Taschenbuch von W. H. Riehl, 1873.

Digitized by Google

spräche zwischen Coligny und seiner hochsinnigen, heldenhaften Gemahlin Charlotte aus dem edlen Geschlechte der Laval habe. Littré gibt zuerst eine treffliche Uebersetzung der Scene aus Tell, aus welcher hier nur ein paar Zeilen angeführt werden mögen:

Werner.

Gertrude, que la guerre autour d'elle a d'horreurs!
Elle tue à la fois et troupeaux et pasteurs.

Gertrude.

Ce que le ciel envoie, il faut qu'on le subisse;
Nul noble cœur ne doit supporter l'injustice.
— —

Werner.

Nous, du moins, nous pouvons mourir en combattant;
Mais vous, femmes, mais vous! quel destin vous attend?

Gertrude.

Le dernier choix est libre au plus faible des êtres.
Un saut dans ce torrent, et me voilà sans maîtres.

„Certes", ruft Littré bewundernd aus, „la poésie prend là un noble langage; et c'est ainsi, ce me semble, qu'on doit la concevoir, vraie et idéale à la fois, comme la sculpture des Grecs." Der Verfasser wendet sich dann von dem deutschen Dichter zu dem französischen Geschichtschreiber. „Wir stehen im Beginn der französischen Religionskriege. Noch immer wurden die Protestanten verfolgt, von Rechts wegen verbrannt, von der Volkswuth umgebracht. Mit der Gluth und der Kraft religiöser Begeisterung hatten sie so viel Leiden und Martern erduldet. Die protestantische Partei war in diesen Jahren des Unglücks, wo so viele Bekenner ihren Glauben mit ihrem Blut besiegelt hatten, gerade durch die Verfolgungen gewachsen und mächtige Herren, Condé, Coligny, Dandelot, Châtillon, des Letztgenannten Brüder und mehrere Andere waren ihr beigetreten." Auf Colignys Initiative kam es vor Allem an. Man drang in ihn, die Waffen zu ergreifen. Er zögert. Nun tritt das Unerwartete ein. Der Gattin Intervention, ihr stürmisches Drängen, ihre innig-beredte, alle Bedenken des Mannes besiegende, Colignys Entschluß zu Gegenwehr und Angriff bestimmende Argumentation.*) Zwei Stunden, erzählt d'Aubigné, nachdem Coligny seiner Frau gute Nacht gesagt, sei er durch ihr Schluchzen wieder aufgeweckt worden und dann habe sie also zu ihm gesprochen:

„Es thut mir sehr leid, mein lieber Herr, daß ich Euren Schlaf durch meine Unruhe störe. Aber wenn die Glieder Christi zerrissen werden, wie es der Fall ist, und wir doch zu demselben Leibe gehören, welcher Theil könnte schmerzlos bleiben? Ihr empfindet den Schmerz nicht minder, aber Ihr habt mehr Kraft ihn zu verhehlen. Wollt Ihr es übel nehmen, wenn Eure treue Frau (fidelle moitié) mit mehr Freimuth als Ehrfurcht hier ihre Thränen und ihre Sorge ausschüttet? Wir liegen hier sicher und geborgen, und die Leiber unserer Brüder, Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, sind die Einen im Kerker, die Andern auf den Feldern, Hunden und Raben zum Fraß. Dies Bett wird mir zum Grabe, weil sie keines haben, diese Leintücher werfen mir vor, daß sie unbegraben sind. Können wir gemächlich schlafen und die Todesseufzer unserer Brüder nicht hören? Ich erinnere Euch hier an die klugen Reden, mit denen Ihr Eueren Brüdern den Mund geschlossen: wollt Ihr ihnen auch Herz und Muth ausreißen? Ich zittere vor Furcht, daß solche Klugheit die der Kinder der Welt ist und daß klug vor den Menschen sein nicht weise sein vor Gott sei, der Euch doch die Feldherrnkunst verliehen hat. Könnt Ihr mit ruhigem Gewissen unterlassen, sie zum Frommen seiner Kinder zu gebrauchen? Ihr habt mir gestanden, daß es Euch zuweilen nicht schlafen läßt: es ist Gottes Dolmetscher. Fürchtet Ihr schuldig zu werden, wenn Ihr Gott folgt? Tragt Ihr Euren Ritterdegen, die Bedrängten zu unterdrücken oder sie den Krallen der Tyrannen zu entreißen? Ihr habt es zugegeben, daß ihre Waffen mit Recht sich gegen sie erheben, könnte Euer Herz die Liebe des Rechts verlassen aus Furcht wegen des Erfolges? Gott hat die verblendet, welche unter dem Vorwand, Blutvergießen zu verhüten, sich ihm widersetzen. Er kann die Seele retten, die sich preisgeben will und die verderben, die sich erhalten will. Herr, ich habe so viel vergossenes Blut der Unsrigen auf dem Herzen. Dies Blut und Euer Weib hier schreien zum Himmel zu Gott und in diesem Bett gegen Euch, die Ihr der Mörder derer sein werdet, welche Ihr nicht davor schützt, ermordet zu werden."

Der Admiral antwortete:

„Wenn denn nichts vermocht hat, was ich heute Abend sagte von der Unzuverlässigkeit des insurgirten Volkes, dem zweifelhaften Eintreten in eine nicht geschlossene Partei, dem schweren Beginnen nicht gegen die Monarchie, sondern gegen die Besitzer eines alteingewurzelten Bestandes, an dessen Erhaltung so viele Menschen interessirt sind*) — — — wenn alles das Euch nicht irre macht, so leget die Hand auf's Herz und prüfet in ganzem Ernst Eure Beständigkeit und Kraft, ob sie wird ertragen können die allgemeine Niederlage, die Verwünschungen der Feinde und der Anhänger, die Vorwürfe der Völker, die die Sachen nach den schlechten Erfolgen richten, Verrath, Flucht und Verbannung, die Kränkungen der Engländer, den Zank der Deutschen, Schmach und Blöße und Hunger und schlimmer als das, den Hunger Eurer Kinder. Prüfet ferner, ob Ihr den Tod aus Henkershand bestehen werdet, wenn Ihr zuvor Euren Mann habt fortschleppen und den Mißhandlungen des rohen Volkes habt preisgeben sehen und endlich Eure Kinder ehrlos, Knechte Eurer Feinde, die, durch den Krieg stärker geworden, über Eure Leiden triumphiren. Ich gebe Euch drei Wochen zu dieser Selbstprüfung und seid Ihr dann im Ernste fest genug für solche Schicksale, dann will ich gehen, um mit Euch und unseren Freunden zu sterben."

Die Frau antwortete:

„Die drei Wochen sind vorüber; niemals werdet Ihr von der Tapferkeit Eurer Feinde überwunden werden, gebrauchet die Eurige und ladet nicht die Todten dreier Wochen auf Euer Haupt. Ich fordere Euch auf im Namen Gottes, uns keinen Schaden mehr geschehen zu lassen, oder ich werde Zeugniß gegen Euch ablegen am Tage des Gerichts."

Es ist unmöglich, daß, wer das d'Aubigné'sche Kapitel einmal gelesen, es je wieder vergißt, unmöglich, daß, wer es kennt, durch die Scene im Tell nicht daran erinnert und von der Congruenz der beiden Gespräche frappirt wird. Ist diese Congruenz ein Beweis, daß eine Entlehnung oder doch Anlehnung vorliegt, daß der fictive Dialog des Gedichtes in der geschichtlichen Wirklichkeit sein Original findet? Auffallender Weise erwähnt Littré nirgends Tschudis, in dessen Chronik, der Stoffquelle des Dramas, von Gertrud und ihrem Gespräch mit Stauffacher zu lesen ist. „Nun war Stauffacher", berichtet der Schweizer Chronist, „ein vernünftiger, verständiger Mann, hatte auch eine weise, sinnreiche Frau, die wohl an ihm merkte, daß er betrübt war und ihm etwas schwer auf der Seele lag, was er ihr doch nicht eröffnete. Nun hätte sie gern gewußt, was ihm doch gebrach, und sie fing so oft davon an, daß er ihr mittheilte, was der Landvogt zu ihm geredet. — — Da sie das vernahm, sprach sie: Mein lieber Ehewirth, Du weißt, daß sich mancher fromme Landmann in unserem Lande ob des Landvogts Wütherei beklagt. So zweifelt mir nicht, daß viele biderbe Landleute in Uri und Unterwalden auch das tyrannische Joch drückt, wie man ja täglich hört, daß

*) Man sehe auch desselben Henke Aufsatz: „Französische Frauen aus der Reformationszeit" in Sybels Historischer Zeitschrift Bd. 25.

*) „Und was ist dein Beginnen? Hast du dirs
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben,
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
(Wallensteins Tod 1, 4.)

Digitized by Google

sie ihre Noth klagen. Darum wäre es gut und nöthig, daß etliche von Euch, die einander vertrauen dürften, heimlich zusammen gingen, und darüber ein Nachdenken hätten, wie Ihr von der muthwilligen Gewalt abkommen möchtet, und einander sich beizustehen und bei der Gerechtigkeit zu schirmen versprächen. So würde Euch Gott ohne Zweifel nicht verlassen und Euch helfen, die Unbilligkeit zu dämmen, so wir ihn von Herzen anrufen."

Bisher nahm man an, daß diese von Tschudi berichtete Scene Schillers einzige Vorlage war, daß alles Andere, die Umschaffung der klugen und wackeren Schweizerin Tschudis in die heldenhaft allen Schrecknissen trotzende, des Mannes Besorgniß überwindende, seinen Muth beflügelnde Gertrud des Stückes, glückliche Erfindung des Dichters sei. Die Vermuthung nun, daß bei diesem künstlerischen Umbildungsproceß dem Dichter die Erinnerung an d'Aubignés Erzählung lebendig gewesen, daß die Erfindung vielmehr ein Fund sei, wie ihn freilich nur ein Schiller zu verwerthen verstand, muß Jeden, dem die Beachtung literarischer Zusammenhänge, der Geschichte dichterischer Motive, der Genealogie der Gedanken einigermaßen geläufig ist, von selber ansprechen und wahrscheinlich dünken. Sie muß an Probabilität gewinnen, wenn man sich daran erinnert, wie genau bekannt Schiller mit älterer französischer Historiographie und Memoirenliteratur war, mit de Thou und Castelan, Brantôme und Anquetil, daß seine bedeutendste historische Schrift die als eine Reihe von Einleitungen zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully (im ersten bis achten Bande der zweiten Abtheilung der von Schiller herausgegebenen historischen Mémoires) erschienene, nachher unter dem Titel: Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche unter der Regierung Heinrichs IV. vorangingen" zusammengefaßte Abhandlung ist*), daß er unter den vielen hier charakterisirten Persönlichkeiten neben dem Prinzen von Condé dem Admiral von Coligny das größte Interesse schenkte. Littré hatte daher nicht nöthig, Schillers Bekanntschaft mit der französischen Literatur des 16. Jahrhunderts nur für wahrscheinlich und nur durch den Hinweis auf die Quelle des „Handschuhs" in einer Erzählung bei Brantôme für belegbar zu halten.

Schließlich möge nicht unerwähnt bleiben, daß Colignys hochherzige Gattin das Schrecklichste erspart blieb, da sie schon im Jahre 1568 in Orleans starb, daß ihre Tochter Luise in der Mordnacht auch noch ihren Gatten Téligny verlor, und erst von Heinrich IV. die Vernichtung des über ihren Vater noch nach dessen Tode ausgesprochenen schmachvollen Urtheils erreichte. Im Jahre 1583 vermählte sie sich mit Wilhelm von Oranien, und verlor auch ihn, schon im folgenden Jahre, durch Mörderhand. Ihr Sohn, Heinrich Friedrich, wurde der Vater einer anderen Luise, der Dichterin von „Jesus meine Zuversicht", der Gemahlin des großen Kurfürsten, der Stammmutter der Könige von Preußen.

J. Imelmann.

*) Vgl. R. Tomaschek, Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft S. 99.

Jägerleben in Afrika.

Es war recht ungemüthlich in dem kleinen Zelte am linken Ufer des Nhanga. Der westafrikanische Urwald hatte gar keinen Reiz bei dem dunkelgrauen Himmel, von dem ganz unnatürlich schon Mitte August**) der Regen in dichten Strichen herunterkam.

Im trockenen Zimmer mag man von einem eigenartigen Reize träumen, den die gleichmäßig in's Wasser fallenden Tropfen, das gleichmäßig auf dem Zeltdach hervorgerufene Geräusch, hin und wieder von dem stärkeren Laut der von den Bäumen abtropfenden Flüssigkeit unterbrochen, verursachen, in Wirklichkeit ist ein solches Wetter höchst unangenehm. In der Heimat mag in ähnlichen Fällen eine melancholisch elegische Stimmung den Körper in eine undefinirbare wollüstige Erschlaffung versetzen und ihn im bequemen Lehnstuhl hingestreckt die durch das offene Fenster dringende feuchte Luft in vollen Zügen athmen lassen, während das schlaftrunkene Auge ziellos sich in der verschleierten Landschaft verliert; auf Reisen aber ist eine melancholische Stimmung sehr wenig angebracht, da freut man sich weder über das Rauschen durchnäßter Laubkronen, noch über die aufspritzenden Wassersäulchen im Flusse, sondern sieht mit einem ärgerlichen leisen Fluche bald nach dem Himmel, bald nach der am Eingange hängenden Büchse.

Dem Reisegefährten hilft seine Künstlerader leichter über die Zeit fort. Er sitzt nach Mohamedaner Art auf der Matte seines Lagers, von dem bei Seite geschobenen Mosquitonetze umrahmt, und aquarellirt die trostlose Situation. Der Blick des schwärmerisch sinnend blickenden Auges zeigt, daß seine glücklich angelegte Natur ihr noch immer einige Reize abgewinnt und als er den Bleistift spitzend einen Moment inne hält, ruft er lachend aus: „Ja, ja, College, das Leben ist doch schön!"

Ich war indeß absolut nicht in der Lage ihm zuzustimmen und machte statt aller Antwort eine halbe Umdrehung um die Längsaxe. Da ich bisher die Zeltdecke mit dem Rücken betrachtet hatte, verlor ich ihn somit ganz aus den Augen und versuchte durch einige Notizen im Tagebuche meiner Laune Luft zu schaffen. Dann nahm ich die Büchse zum ich weiß nicht wievielsten Male herunter, um einige nicht vorhandene Rostflecke abzureiben, doch half auch diese Beschäftigung nicht die Falten der Stirn zu verscheuchen.

Die aus dem Walde geholten Aeste wollten aber auch gar nicht brennen und zischten und glimmten, daß ich viel näher daran war in Wallung zu gerathen, als das Kaffeewasser. Dabei mußte ja der Morgentrank rauchig werden, selbst wenn der Küchenjunge nicht vergessen hätte, den Deckel auf den durch Dampfwolken unsichtbaren Topf zu legen.

Es war wirklich recht unangenehm, und nun kam noch die alte Trine, der Schäferhund, mit hängendem Kopfe und eingekniffenem Schwanze vorüber und schielte nach einem trockenen Plätzchen zwischen uns, obgleich wir selber kaum Raum hatten. Wirklich gelang es ihr durchzukommen und nun saß sie in der Ecke mit einer hochgehobenen Pfote um Duldung bittend und wußte gar nicht, daß ihrem nassen Felle ein höchst unangenehmer Duft entströmte, der, mit dem Modergeruch des Waldbodens gemischt, das Geruchsorgan gewaltig afficirte.

Endlich war das Frühstück fertig und wunderbarer Weise ganz gut, wenn auch etwas spärlich. Wenigstens ließ es das Blut schneller durch den Körper gehen und die letzten Bedenken, sich aus dem schützenden Dache hervor zu begeben, schwinden.

„Ich halte es nicht länger aus, College," sagte ich, nach der Büchse langend, „malen Sie nur ruhig weiter, Sie sind mir um ein Flußpferd vor, das muß ich heute holen." — „Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und halten Sie ein gutes Mittag bereit," rief ich noch von dem schnell bemannten Canoe zurück und ließ mich so geräuschlos als möglich flußabwärts rudern.

Wohl hörte ich ab und zu den Warnruf der vorsichtigen, langgeschwänzten Waldbewohner, den plumpen Fall eines aus der Ruhe am Ufer gestörten, in's Wasser stürzenden Sauriers, wohl zogen schwatzend Papageien über mir hin und Adler, Umbervögel und Reiher ungestraft in Schußweite vorüber. Ihnen gilt es heut nicht. Gespannt nur richten sich die Augen der Leute auf die Wasserfläche, aufmerksam spähe ich mit dem Doppelperspective, ob nicht der Kopf eines N'wubus, wie die Neger das Flußpferd nennen, sich irgendwo zeigt. Nichts ist weithin zu sehen, als die vom Regen gefurchte Wasserfläche.

Eben setzte ich wieder das Glas an's Auge, als ich mit unterdrückter, erregter Stimme hinter mir N'wubu, N'wubu rufen hörte, während sechs Arme gleichzeitig nach einem Fleck am rechten Ufer zeigten, an dem eben ein junges Flußpferd verschwunden sein sollte.

**) Die Regenzeit beginnt in der Regel Anfang October.

Digitized by Google

Ich ließ mich heranrudern und wand mich, die Büchse in der Hand, durch das nicht sehr dichte Gestrüpp, den breiten frischen Spuren folgend. Vielleicht wartete das junge Thier unkundig der Gefahr weiterhin, vielleicht war es bei der Mutter, vielleicht hatte sich eine ganze Familie verspätet, der das Junge nur neugierig vorausgeeilt war. Vorsichtig spähend schlich ich weiter und kam in freieres Terrain, auf dem fußhoch faulendes Laub und Zweige lagen, während überall sich Flußpferdspuren kreuzten und infolge des dichten Laubes uralter Stämme ein eigenes Halbdunkel herrschte.

Trotzdem ich mit der größten Behutsamkeit auftrat, verursachte ich doch durch die unter der Wucht knickenden Zweige Lärm genug, um das in einiger Entfernung lauschende Thier zu verscheuchen. Bald hörte ich den dumpfen Laut eines schwerfällig sich entfernenden Galopps und ob ich auf dem betretenen Pfade auch schneller folgte, sah ich doch binnen kurzem ein, daß jeder Gedanke zum Ziele zu kommen aufgegeben werden müsse. Aergerlich kehrte ich um und setzte mich verstimmt in die am vorderen Ende des Canoes befindliche Kiste, bald auf mich, bald auf die Neger scheltend, daß eine so prächtige Gelegenheit vorüber gehen konnte. Ich bemerkte nicht einmal, daß der Regen nachließ und der Himmel sich aufzuhellen begann.

Aber war es denn Täuschung? Tauchte nicht vor uns, allerdings noch in weiter Ferne ein Kopf auf und wieder unter? Aufmerksam musterte ich den Fleck, richtig, da kam es wieder und die Leute hatten es auch gesehen und flüsterten N'wubu und spornten sich mit leuchtenden Augen an, daß das Canoe unter den kräftig geführten Rudern sich flugs dem Jagdrevier näherte. Da tauchte noch ein Kopf bei dem ersten auf und dort noch einer und schließlich waren es sieben Stück, die neugierig in einer Reihe Front machten und uns verwundert anstarrend erwarteten. Sollte der Schuß wirken, so mußte man nahe herankommen, das wußten die an unsere Jagd gewöhnten Leute bereits und brachten mich stetig rudernd näher und näher. — So, nun noch ein kräftiger Zug und dann auf dem Boden niedersitzen, lautete das leise gegebene Commando, während die Büchse bereit war zu feuern, sobald das Canoe nicht mehr allzusehr schwankte. Nun war es soweit, die Leute hatten die Ruder eingezogen und verharrten in fieberhafter Spannung lautlos am Grunde des Fahrzeuges, das sich infolge des letzten Impulses, wie von unsichtbaren Kräften bewegt, der Heerde immer weiter näherte. Da schien die Situation den Thieren aber doch bedenklich und als ich eben die Büchse zum Zielen hob, ließen alle zugleich das Wasser über sich zusammenschlagen und verschwanden.

Sie bieten überhaupt nur wenig Ziel, da der ganze Körper unter Wasser bleibt, und nur Nasenspitze, Augen und der über diesen liegende Theil des Kopfes mit den Ohren oft nur secundenlang sichtbar werden. —

Rund um uns herum wallte und wogte es, dann tauchten die Köpfe in unmittelbarer Nähe von allen Seiten auf, wir waren mitten unter ihnen. Wieder wollte ich und zwar auf das stärkste Thier anlegen, da erhielt das Canoe einen plötzlichen Stoß, daß die Neger sich erschreckt ansahen und am Rande festhielten, aber das auf ungeahnten Widerstand stoßende Flußpferd mochte wohl gleichfalls erschrocken sein und Gefahr dabei wittern. So fühlten wir nur einen Moment den Leib sich am Boden entlang schieben, sahen das Wasser sich heben und trüben von Schlamm und aufsteigenden Blasen, dann war Alles vorüber. Die Neger nickten sich zu und freuten sich, daß sie dem Befehle niederzusitzen gefolgt waren, sonst möchte doch vielleicht bei unwillkürlichen Schreckbewegungen das Canoe aus dem Gleichgewicht und Jeder kopfüber in unerwünschte nahe Berührung mit den Verfolgten gekommen sein.

Da die Thiere, nunmehr bereits aufgeregt, Miene machten, das Weite zu suchen, war es die höchste Zeit zu Schuß zu kommen, und als wieder ein Kopf in circa 30 Schritt Entfernung auftauchte, blitzte es auf und ein scharfer kurzer Knall hallte laut von den Waldrändern wieder.

Man sah wie das getroffene Thier sich rücklings überschlug, dann stiegen Blasen auf, und an der Stelle, an der es verschwunden war, zeigte das Wasser eine eigene spiegelnde Glätte. — Daß der Schuß gesessen hat, entnimmt man aus einem ganz bestimmten hellen Ton, mit dem die Kugel aufschlägt, und aus den lauten Beifallsrufen der Neger, würde aber auch im entgegengesetzten Falle das Geschoß weithin über die Wasserfläche hinhüpfend verfolgen können. Daß der Schuß aber auch gut gesessen hatte, war zweifellos, da das Ziel sich in günstigster Weise von vorn geboten hatte. Wir wußten nach unseren früheren Erfahrungen bereits, daß der einzige sofort tödtliche Fleck dicht unter dem Auge ist, wo die weniger dicke Haut, die weniger massigen Knochen die Kugel direct in's Gehirn dringen lassen, und dahin war sie auch diesmal gegangen. Die Wahrscheinlichkeit des Erfolges war daher groß, wenn die Beute auch jetzt noch unerreichbar auf dem Boden des Flusses lag. Die Verwesung geht ja in den Tropen so schnell, und nach aller Berechnung mußten die sich entwickelnden Fäulnißgase den Körper spätestens am Nachmittage heben und in unsere Gewalt bringen.

So beschloß ich denn eine Wache von drei Mann am Ufer zu lassen, selbst aber zum Lager zurückzukehren, um Proviant und die für die Nacht nöthigen Requisiten zu holen, da wir dieselbe auf jeden Fall dort zubringen mußten. Wie war doch nun mit einem Schlage die Stimmung anders als auf der Morgenfahrt! Der College hatte Recht, das Leben war doch schön! — Am Lagerplatz angekommen, sah es, obgleich die Uhr 12 zeigte, noch gar nicht einladend aus. Die Leute waren allerdings eifrig beschäftigt, einem erlegten Affen die Haare abzusengen, da sie das Abziehen des Felles für eine nicht zu rechtfertigende Stoffvergeudung halten würden, sie waren sogar so in ihre Arbeit vertieft, daß sie uns gar nicht bemerkten, daß aber auch Niemand am Herrenfeuer, das stets gesondert brannte, thätig war. Glücklicherweise übertraf die Wirklichkeit den Schein, denn es stand nicht nur ein Topf mit Reis auf, es sahen sogar ein paar Flügelknochen verführerisch heraus, die nach den herumfliegenden Federn von wilden grünen Tauben herrühren mußten. Der College war also auch glücklich gewesen und hatte über seiner Skizzenmappe unser leibliches Wohl nicht aus den Augen gelassen. Augenblicklich steckte er noch mit jener im Walde, kam aber bald zurück, so daß ich ihm von meiner Jagd und der Absicht, wieder fortzugehen, berichten konnte.

Er wollte sich indeß zu meinen Hoffnungen gar nicht emporschwingen. „Daß Sie gut getroffen haben," sagte er, „glaube ich, aber wie oft haben wir schon gejagt und nach unserer Ueberzeugung gut geschossen, ohne doch die Thiere erlangen zu können. Wenn Sie zur Abwechselung eine Nacht an einem anderen Orte einregnen wollen, so läßt sich dagegen nichts einwenden, im Uebrigen, fürchte ich, werden Sie enttäuscht wiederkommen."

Diese Aeußerung war so natürlich für unseren gewöhnlichen Verkehr, daß ich mich gar nicht bemühte ihn durch Augenzeugen eines Besseren zu belehren, sondern ruhig die Vorbereitungen zur Abfahrt traf. Ganz allmählich hatte sich nämlich im Verlauf unseres Zusammenlebens in der Wildniß trotz aller Freundschaft und Anerkennung gegenseitigen gesunden Menschenverstandes herausgestellt, daß wir nie einer Meinung waren und es mochte sich handeln um was es wollte, stets von vorn herein eine entgegengesetzte Ansicht vertraten.

Vielleicht hatte sich dies Verhältniß aus der Ueberzeugung herausgebildet, daß in allen Bedingungen des Lebens nur durch eine tüchtige Opposition Gediegenes zu Tage gefördert werden kann, vielleicht hatten wir es langweilig gefunden, dasselbe zu wollen, weil es ohne Discussion an lebendiger Unterhaltung gefehlt haben würde, vielleicht wußten wir, daß sich auf Reisen nichts härter straft als Illusionen, und bemühten uns deshalb, bei jeder Gelegenheit die Hoffnungen des Anderen auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen, selbst wenn wir sie innerlich voll und ganz theilten. — Wußten wir doch, daß wir stets im entscheidenden Moment uns eines Sinnes finden, stets denselben Pfad wandeln würden.

Auch in diesem Falle wußte ich, daß der Gefährte mich mit besten Wünschen begleiten und sich durch nichts würde abhalten lassen, selbst zu gehen, wenn ich etwa durch Unwohlsein

Digitized by Google

daran gehindert worden wäre. Das war aber, Gott sei Dank, nicht nöthig. Die freudige Erwartung ließ bei mir ebensowenig ein Krankheitsgefühl als bei den Leuten Ermüdung aufkommen. Sie bedurften keines Sporns, um die Arme doppelt kräftig die Ruder regieren zu lassen, und lange, bevor überhaupt etwas sichtbar sein konnte, reckten sie sich vor und suchten mit den Augen etwas Ungewöhnliches auf der Wasserfläche zu entdecken. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß ihre lebendige Phantasie ihnen bald einen Streich spielte und daß sie deutlich das todte N'wubu zu erkennen meinten. Auch ich sah vorn übergebeugt mit dem Glase gespannt nach dem schwarzen Streifen in der Ferne, bis er verschwand und die Täuschung offenbar wurde.

Als wir aber in das Wasserbecken einbogen, bemerkten alle zugleich am äußersten Ende eine rosafarbene rundliche Hervorragung, die kaum von einer Sandbank herrühren konnte. Rascher und rascher tauchten die Ruder ein, bedenklich gerieth das Canoe in's Schwanken durch das Aufstehen der Neugierigen, welche, das Auge beschattend, nach vorn späheten.

Nun wurde die Wache sichtbar, die, unser Kommen bemerkend, an den Uferrand trat und die Arme in den heftigsten Gesticulationen bewegte. — Es war kein Zweifel mehr, das N'wubu war unser und ein wie auf gegebenes Commando von beiden Seiten zugleich erschallendes Freudengeschrei ließ die Luft von so gellenden, ursprünglich wilden Lauten erzittern, daß die ganze andere lebende Creatur verstummte und der Wald erstaunt zu lauschen schien. Da pochte das eigene Herz in stolzem Behagen laut an die Brust und mit festem Griff die sichere Büchse umspannend warf man einen herausfordernden Blick auf die umgebende, noch ungebeugte Natur.

Schon eine Stunde etwa nach dem Schuß, so erzählte die Wache, wäre das N'wubu an die Oberfläche gekommen und hätte angefangen flußabwärts zu treiben. Sie hätten sich erst geängstigt, es möchte entführt werden, da sie wegen der vielen Krokodile nicht ohne Canoe in's Wasser zu gehen wagten, doch sei es zu ihrer großen Freude an eine Sandbank gerathen und sitzen geblieben.

Nun wurde es unter Aller Hülfe flott gemacht und mit Tauen an einer aus dem Uferrande ragenden Wurzel befestigt. Auch nach dem Lager gelangte die Nachricht sofort, da ein vorüberkommender Fischer gegen den Lohn von einer Flasche Rum einwilligte, die auf den Metallrand einer leeren Patrone gekritzelten Worte: „Ich habe eins, College, Glück auf!" zu befördern.

Als die Nacht schwarz angebrochen war, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, stellte ich mich, weil ich an eine Duplicität der Glücks- und Unglücksfälle glaube, an einem entfernteren Flußpferdwechsel an. Lange hörte ich Thiere in der Ferne, dann näher, dann wieder weiter fort, bis schließlich Alles still war. Plötzlich fühlte ich sich etwas am Fuße bewegen und langsam den Unterschenkel hinauf winden. Es war ein unangenehmer Moment, bis ich, ohne das Bein zu rühren, mit der Hand oberhalb der Hose leise abwärts streifend den rundlichen schuppigen Körper herausgedrängt hatte. Ob er von einer Schlange oder einer Eidechse herrührte, war ungewiß, doch schien es mir auf alle Fälle gerathen, den Fleck zu verlassen und das Feuer aufzusuchen.

Da erzählte man sich noch immer von den Begebnissen des Tages und wurde nicht müde, sich die Einzelheiten der Jagd immer wieder mit drastischen Bewegungen und herzlichem Lachen auszumalen. Ein Bedürfniß nach Schlaf empfanden sie gewiß bis zum Morgengrauen nicht. So überließ ich sie denn sich selbst und zog mich hinter das an vier Stöcken befestigte Mosquitonetz zurück, um mich von freundlichen Träumen einwiegen, von zarten, duftigen Phantasiegestalten der Heimat umgaukeln zu lassen.

Leider kamen sie nicht, und statt ihrer bedrohten scharfzahnige, gepanzerte Krokodile die im Wasser liegende Beute in so lebendigen Bildern, daß ich mehrfach aufstand, um mich zu überzeugen, ob ihnen die Wirklichkeit nicht etwa entspräche.

Mit Freuden begrüßte ich endlich den erwachenden Morgen und hätte trotz der überwachten Nacht einstimmen mögen in das tonreiche Concert der gefiederten Sänger, die im Vorgefühle der nahenden Brützeit dem neuen Tage freudeahnend entgegenjubelten.

Nicht lange säumten wir den Ruheplatz zu verlassen. Die Beute wurde am hinteren Ende des Canoes befestigt und nun ging es, durch den schweren Körper dauernd aus dem Curs gebracht, unter stetem Sondiren des Grundes langsam vorwärts, bis wir ohne festgefahren zu sein am Lager unter lärmender Freude eintrafen.

Die Kunde von dem glücklichen Schuß und der lockenden Fleischfülle hatte auch die Dorfbewohner vom anderen Ufer zum Theil sich einfinden lassen, als willkommenen Beistand, um den Koloß*) ans Land ziehen zu können.

Das sich nun entwickelnde Bild spottet jeder Beschreibung. Während die Einen die 3—4 Centimeter starke Haut lösen, trennen andere die Extremitäten in der Tiefe aus den Gelenken. Um jede solche, sowie um den Kopf, bilden sich dann einzelne Gruppen, die das Fleisch in lange Streifen schneiden und auf die schnell hergerichteten Roste schaffen, unter denen bald lustige Feuer flackern; denn es muß halb gedörrt und halb geräuchert werden, um als hochgeschätzte Negerdelicatesse aufbewahrt werden zu können. Dazu müssen die Feuer Tag und Nacht unterhalten werden, doch Holz gibt es ja genug im Walde, und überall hört man Zweige knacken und brechen, von allen Seiten sieht man tüchtige Lasten herankommen. Jeder arbeitet gern, Keiner schläft Nachts, denn neben dem officiellen Vorrath für Alle hat man noch einen besonderen für sich bei Seite geschafft, der auch getrocknet und bewacht sein will. Durch ihn will man ja Messingringe und Zeuge erhandeln, oder die Gunst der schönen Dörflerinnen zu erwerben suchen.

Endlich ist das Tagewerk vollbracht, auch ein festes überdachtes Gerüst gebaut, auf dem Haut und Skelett**) mittels Asche, Kalk und Rauch conservirt werden sollen, und eine Deputation naht sich, um einen Schluck Rum für Alle aus der großen wohlbekannten grünbauchigen Flasche zu erbitten.

Zwar ist nur noch wenig vorhanden von dem kostbaren Getränk, doch wird das Verlangen in Anbetracht der großen gesammelten Vorräthe bewilligt.

Kaum hat der Letzte sein Gläschen erhalten und mit Wohlbehagen schmunzelnd Kehrt gemacht, da ertönt näher und näher der Gesang rudernder Neger, den Besuch eines Weißen verkündend. Dies ist stets ein Ereigniß, eine unerwartete Freude, die wahrhaft herzlich empfunden wird. In dem alltäglichen Leben der civilisirten Welt, wo die Interessen zu wechselnd, die Ansprüche zu vielseitig sind, wo Alles kalt, theilnahmlos, gleichgültig nebeneinander hergeht, kennt man derartige Begegnungen nicht. Wo aber auf einem ungeheuren Gebiete nur wenige gleichartige Individuen zerstreut existiren, da kümmert man sich um das Wohl und Wehe eines Jeden, freut sich wenn er kommt und bedauert ihn ziehen lassen zu müssen.

So war denn auch hier der Empfang ein ungemein herzlicher, um so mehr, als man so fern von den Ansiedelungen an die Möglichkeit eines Besuches nicht gedacht hatte, der sich daraus erklärte, daß den befreundeten Portugiesen ein heftig schmerzendes Fußleiden uns zu folgen zwang.

Er brachte das Honorar für die kleine nothwendige Operation gleich mit, wie ein paar wehmüthig meckernde Ziegen, ein halbes Dutzend Flaschen guten portugiesischen Landweins, einige frischgebackene Brode, eine Büchse mit Zucker und eine andere mit Fett zeigten Schätze, die wir wohl zu würdigen verstanden.

Dieser Abend sah uns lange in traulich heiterem Gespräche am Feuer sitzen und dem lange entbehrten Getränk andächtig

*) Es befindet sich im Berliner zoologischen Museum.

**) Die sofort genommenen Maße ergaben: Ganze Länge: Nasenspitze bis Schwanzwurzel 3 Meter. Gesichtslänge: Nasenspitze bis Ohrwurzel 0,57 Meter. Kopfhöhe: Unterkieferwinkel bis oberer Augenrand 0,40 Meter. Höhe: vorn 1,10 Meter, hinten 1,5 Meter. Die Füße sind so kurz, daß der Bauch fast zur Erde reicht. Gewicht ca. 50 Ctr.

Digitized by Google

zusprechen. Als aber der letzte Tropfen eingegossen und es Zeit war zur Ruhe zu gehen, da stießen wir noch einmal herzhaft mit den hochgehobenen Zinnbechern an und riefen lachend laut aus einem Munde: „Das Leben bleibt doch schön!"

Falkenstein.

Aus der Hauptstadt.

Hochsommer in Berlin.

IV.

(Schluß.)

19. August.

Sein Ende ist nahe herbeigekommen. Längst schon zeigte er ein hippokratisches Gesicht. Bald hat ihn sein nasses Grab verschlungen und der Herbst tritt sein Erbe an.

Schon kehrt eine starke Fraction der, thörichter Weise vor ihm geflohen gewesenen Auswanderer aus ihren überflutheten Sommerquartieren zu uns zurück. Der Schulzwang der Kinder hat bereits so manche schmerzlich vermißte liebenswürdige Mutter genöthigt, ihren Wiedereinzug durch die umkränzte Thüre ihrer Berliner Wohnung zu halten. Schon thaten sich die Pforten der Kunsttempel am Schiller- und am Opernplatz knarrend wieder auf und schlossen damit die Aera des ungestörten kritischen Friedens. Bald sinkt die Sonne des Stralauer Fischzugtages, welcher für Berlin seit der Urväter Zeiten den Sommer officiell zu schließen pflegt, in das Dunstbett des westlichen Horizonts. Schon diese Nummer der „Gegenwart" zeigt jenes bedeutungsvolle „r" in ihrem Datum, welches zwar in der Seele des verfolgten und gehetzten Krebses die erste leise Hoffnung auf eine Periode des weniger bedrohten, stillen, friedlichen Daseins und Familienglücks erweckt, aber dafür die der Hasen und Rebhühner mit desto hoffnungsloserer Verzweiflung und der furchtbaren Gewißheit des fortan gänzlichen Aufhörens eines solchen für ihr ganzes Geschlecht erfüllt. An demselben nächsten Sonntag auch eröffnen sich wieder die Thüren des provisorischen Fachwerkbaues auf der Kunst- und Packhofinsel, und die „große akademische Kunstausstellung" beginnt, deren Anfang für Berlin mit dem des Herbstes identisch ist, welchem sie einen seiner fesselndsten, am allgemeinsten als solcher gewürdigten Reiz verleiht.

Da ich dem Hochsommer in unserer Stadt hier keine Nänie singen und keinen gefühlvollen Nachruf schreiben, sondern ihm sein Lob in's Antlitz sagen und alle seine erfreuendsten Züge und gefälligsten Eigenheiten, welche dazu berechtigen, nach der noch lebendigen Wirklichkeit schildern wollte, so ist es hohe Zeit, die letzten Striche an seinem Bilde zu thun und an ihm zu rühmen und von ihm zu erzählen, was mir noch zu rühmen und zu erzählen blieb.

Wohl bin ich mir bewußt, daß zu denjenigen Dingen, welche ihn uns so gerne ertragen lassen, indem sie ihn mit Annehmlichkeiten würzen, die wir da draußen in der Welt vergebens suchen, in erster Reihe der Zoologische Garten gehört: der Garten als solcher, als einer der schönsten, durch Natur und Kunst geschaffenen Parks; mehr noch als reichstes, vollständigstes, zugleich lehrreichstes und amüsantestes, lebendiges Museum der unausgestopften Thierwelt; und nicht am wenigsten als Concertgarten, als „zweimal wöchentlicher" Versammlungsort, Promenadenplatz, Revue- und Manöverfeld des Theils der schönen Welt Berlins, welche der Juli und August nicht entführt hat und der allerdings oft weniger schönen Fremde, welche dieselben Monate hierherführten. Aber dies uns so werthe, in seiner Art einzige Institut ist bereits in den sechs Jahren seines Bestehens in der gegenwärtigen Form nach allen diesen Seiten hin literarisch-feuilletonistisch und wissenschaftlich so gründlich bearbeitet, sein Lob und Preis ist so oft und in allen Tonarten und Weisen gesagt und gesungen worden, daß es, mit dem verewigten Rudolf Cerf zu reden, — „Säulen" nach Athen tragen hieße, wollte ich hier noch einen neuen Versuch der Schilderung des Allbekannten machen. Gerade meine Feder, welche vielleicht bereits am häufigsten dazu in Thätigkeit gesetzt wurde, hat in Folge dessen den stärksten Grund, sich gegen die Zumuthung zu sträuben, jene noch einmal wieder aufzunehmen. Freilich fehlte es doch nicht an wirklich neuen Gegenständen, welche der eingehenden Betrachtung und Schilderung in hohem Grade werth wären. Sie gehören ausschließlich dem zoologischen Gebiet an. Aber sie werden hoffentlich keinen Anspruch darauf erheben können, nur zur Verschönerung unseres Hochsommers beizutragen; werden fortfahren, wie in diesem und wie bereits im Mai und Juni, auch den Herbst und Winter hindurch und noch viel länger, den Männern der Wissenschaft, wie jedem philosophischen Kopf, jedem Naturfreunde und durchweg Jedermann aus dem Volke zu den interessantesten und vergnüglichsten Objecten des Studiums und der Beobachtung zu dienen. Es sind vor Allem die erst in diesem Jahre für den Garten erworbenen neuen Bewohner: der kalifornische Seelöwe, die Schildkröten- und Krokodilsammlung des verstorbenen Reptilien-Liebhabers und -Pflegevaters Herrn Effert; und das kostbare Geschenk der Herren Gebrüder Schönlanck (deren Namen als die der edlen Geber auf dem betreffenden Schilde des Käfiggitters etwas zu groß geschrieben sind: bei Unkundigen wird dadurch, wie ich bemerkt habe, oft ein thörichter Irrthum erzeugt): „unsre Orang-Utangs".

Jene Effert'schen Reptilien entziehn sich zwar vorläufig noch einigermaßen dem Blick der Menge. Man muß sie, wie die vom Fürsten Reichskanzler vor zehn Jahren creirten, „in ihren Höhlen aufsuchen", d. h. in ihren nahe der Wohnung jenes illustren Paares hinter dem Gitter aufgestellten, mit Wasser gefüllten Zinkbehältern, wo sie unter sich sind und sich in ihrer ganzen, nichts weniger als liebenswürdigen, natürlichen Eigenart zeigen und gehen lassen. Eine Schildkrötengesellschaft von diesem Reichthum an den merkwürdigsten und seltsamsten Gattungsvertretern existirt gegenwärtig an keinem zweiten Ort der Erde. Es sind unglaubliche, hier nie gesehene Bestien unter diesen Schildträgern. Der ungeheuren Menge ihrer lieben Verwandten, denen ich in Griechenland und in Afrika begegnet bin, war der charakteristische Familienzug der Schüchternheit und Aengstlichkeit so durchweg gemeinsam, daß sich mit dem Namen Schildkröte mir immer der Begriff eines vorzugsweise harmlosen Wesens verband. Hier aber finde ich Exemplare versammelt, welche diese ganze Vorstellnng umstoßen: wilde, nicht nur fraßgierige, sondern böse, cholerische, wüthende Geschöpfe, die aus ihren Kiefern und Füßen sehr wirksame Instrumente ihres Jähzorns und ihrer Menschenfeindlichkeit zu machen wissen; ihren Vettern und Muhmen, den Nilkrokodilen und Kaimans nur zu ähnlich an Temperament, Neigungen, Gesinnungen uud Manieren im Umgang mit Menschen. Dabei zeigen die großen wie die kleinen oft die seltsamsten Farben und Zeichnungen der Schilder; Körper oft von den sonderbarsten Eigenthümlichkeiten, wie das jener amerikanischen, welche ihren armen Kopf und Hals nicht wie die glücklicheren Geschlechtsgenossen einziehen und so unter dem Schilde bergen kann, sondern durch eine räthselhafte Laune der Natur genöthigt ist, beide nach links hin zwischen die beiden Schilder dicht an ihren Körper anzulegen. Die Frage an den Schöpfer nach dem Warum? bleibt unbeantwortet und der Schiefhalsigen nichts als der resignirte Trost der alten Burschenschaften von 1820: „Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt!" Das Gewimmel des Dutzends von jungen hoffnungsvollen Kaimans in ihrer einen gemeinsamen Familienwanne gewährt einen eben so grauenvollen wie humoristischen Anblick. Heißhunger, Egoismus, Neid, alle jene bösen Leidenschaften, die, zusammenwirkend mit der Liebe und deren Effecten ergänzend und regulirend, „den Bau der Welt zusammenhalten", treten in keinem anderen Raubthierkäfig und selbst in keiner menschlichen Wohnung in dieser Energie und reinen, unverfälschten Nacktheit und Wahrhaftigkeit auf, wie hier bei diesen kleinen,

Digitized by Google

jungen und doch in sich schon so fertigen Ungeheuern und ganzen Charakteren.

Bei jenen dickbäuchigen, braunrothhaarigen, dünnbeinigen und langarmigen, vierhändigen, boshaften Carrikaturen auf alles Menschenthum, dem Orang-Utangpaar, trat während der Hochsommerwochen, im Gegensatz zu jenen Nachbarn, gerade die Liebe, und keineswegs nur die geschwisterliche, in der überraschendsten Weise in den Vordergrund ihrer interessanten Lebensäußerungen. Und zwar in der gleichen himmlischen Naivetät und Unverhülltheit, wie Haß, Zorn, Neid und Gier bei der Reptiliengesellschaft. Die Freude in des Dr. Bodinus und aller Directoren Herzen war groß darob und der Mund ging ihnen über: eine geheimnißvolle Notiz wurde in die Zeitungen „glissirt". Wer gönnte ihnen, dem unschätzbaren Paare und unserem Zoologischen nicht gerne die Erfüllung ihrer frohen Hoffnungen? Wir aber werfen besser einen Schleier darüber und verzichten gern darauf, hier in der „Gegenwart" den bereits zu lüften, welcher bis jetzt noch die Zukunft und das künftige Glück dieser antropomorphen Familie verhüllt.

Nicht die mindeste zarte Scheu aber hält mich davon zurück, einen Zipfel von der Hülle aufzuheben, welche ein anderes interessantes Zukunftswesen noch bis zum 2. September vor den Blicken der Profanen deckt. Dies Wesen ist die große Kunstausstellung.

Bekanntlich wird in diesem Jahr der erste Versuch gemacht, eine solche nach nur einjährigem Zwischenraum der vorangegangenen folgen zu lassen. Es hat nicht an Prophetenstimmen gefehlt, welche ein sehr ungünstiges beschämendes Resultat derselben in sichere Aussicht stellten. Auch ich persönlich hatte, ich bekenne es aufrichtig, sehr geringe Hoffnungen in die Möglichkeit des Gelingens gesetzt. Inzwischen hat sich der akademische Senat durch unsere Bedenken nicht abhalten oder zurückschrecken lassen. Der Aufruf, die Einladung an die Künstler erfolgte. Und sie haben demselben in überraschendem Maß Folge geleistet. Während der vorigen Woche vom 13. bis zum 18. August hatte die Prüfungsjury die harte Aufgabe, sich durch circa 2000 eingelieferte Kunstwerke durchzuarbeiten und durch Abstimmung Angesichts jedes einzelnen darüber schlüssig zu werden, ob demselben der Zutritt gewährt oder verweigert werden sollte. Ich zähle es zu den interessantesten Genüssen dieses Hochsommers, unter der hier in den Galerien des Gebäudes noch chaotisch zusammengehäuften Menge von Gemälden, Zeichnungen, plastischen Arbeiten, architektonischen Entwürfen „ein bischen spioniren" zu können. Auch wenn es für mich keine eigentlich verbotene Frucht ist, hat es doch etwas von dem Reiz einer solchen. Wer diese Jahresperiode nicht in Berlin verlebte, geht unter Anderem auch dieses Vergnügens verlustig. Im September findet er bereits Alles wohl gesichtet und geordnet an den Wänden und in den Sälen placirt, das ganz Schlechte, Lächerliche und Verwerfliche ausgestoßen und empfängt eben das und nichts Anderes, als was sich jeder Andere auch für 50 Pfennige Eintrittsgeld verschaffen kann. Eine noch gänzlich unfertige Kunstausstellung zu durchmustern aber hat ein ähnliches Interesse, wie das, welches uns die Besichtigung von Skizzen, das Zuhören und Anschauen von Schauspiel-, Opern- und Balletproben gewährt. Es ist ja neuerdings mehr und mehr in Mode gekommen, über letztere, über solche épreuve d'artiste- und avant la lettre-Drucke oder Aufführungen von Werken der dramatischen, musikalischen und tanzenden Kunst öffentlich zu berichten. So möge es gestattet sein und ist es vielleicht nicht ganz unwillkommen, auch über die sich erst vorbereitende Kunstausstellung und das, was sie uns bringen wird, einige indiscrete Mittheilungen schon vor ihrer Eröffnung zu machen.*)

Die ausländischen, nicht deutschen Künstler bewiesen dem Berliner Salon gegenüber stets eine entschiedene Gleichgültigkeit und Zurückhaltung. Das scheint sich noch immer nicht ändern zu wollen. Was ich von fremden, von jenseits der deutsch-östreichischen Grenzen gekommenen, Arbeiten in jener theils gegen die Wände gelehnten, theils provisorisch an denselben befestigten Bildermasse entdeckte, war zunächst ein großes historisches Bild von dem vortrefflichen Wauters, dem Belgier, ein recht leeres von de Biève und ein neuestes Werk von dem bewunderten Alma Tadema. Das erstere stellt die Eidesleistung irgend einer jungen Königin oder Regentin des späteren Mittelalters auf irgend ein städtisches, staatliches oder kirchliches Statut, im Beisein des gebräuchlichen Aufgebots von Bischöfen, geistlichen und weltlichen Würdenträgern und Magistratspersonen in festlichen Trachten dar, ist in einem hell gestimmten, klaren, harmonischen Ton mit jener gesunden Kraft, jener Größe der Behandlung gemalt, die man bei Wauters ebenso gewohnt ist, wie den schlichten Adel, die ernste, charaktervolle Schönheit und Würde der Gestalten und Köpfe, die denn auch dies Bild nicht minder auszeichnen.

Alma Tadema erscheint höchst befremdlich durch Gegenstandart und Maßstab der Darstellung. Wir sehen ihn lieber in Bildern von kleinem Umfang oder mittlerer Größe sein herrliches Talent offenbaren, als in lebensgroßen Gestalten. Lebensgroß aber ist das gänzlich nackte, einen hohen Palmzweig gegen den Boden stützende junge, schöne Weib, das er hier als lebendes Modell für eine Marmorstatue in gleicher Stellung in der Werkstatt eines antiken, römischen oder hellenischen Bildhauers malte. Man sieht diese klassisch geformte Gestalt ganz in der durchaus hüllenlosen Vorderansicht, deren Schattenton durch sonnigen Reflex zum lichten, goldigen Helldunkel verwandelt wird, in einer Pose voll schlichter, natürlicher, ruhevoller Anmuth. Der Bildhauer steht viel tiefer als ihr erhöhter Standpunkt (ein hölzernes Faß scheint den Modelltritt zu bilden) und weiter zurück, aufmerksam die Rückseite seines Modells studirend, um dann danach an seiner im Mittelgrund sichtbaren Statue zu arbeiten. Eine mit marmornen Reliefs bedeckte Wand bildet den Fond.

Der Bedarf jeder Kunstausstellung an weiblichen Nacktheiten wird auf der bevorstehenden außer durch Alma Tadema durch Philips und besonders durch einen Berliner Maler, Norbert Schrödl, befriedigt, der das kühne Wagestück unternommen hat, einen Sabinerinnen- oder, ganz allgemein, Frauen- und Mädchenraub im heroischen Zeitalter in einem Bilde von vierzehn lebensgroßen nackten Gestalten zu malen. Mit noch leichterer Hand, in decorativem Stil hingemalt, ist von demselben Künstler eine nackte, symbolische Frauengestalt lichtesten Tones, welche kaum noch mit der Fußspitze auf dem hohen Sockel einer Säule haftend, weit abgebogenen Leibes mit hochgestreckter Hand nach einer vor ihr schwebenden Seifenblase greift.

Unter den von ausländischen Künstlern eingesendeten Arbeiten dürfte dem prächtigen Porträt Richard Wagners, einer ganz originell behandelten lebensgroßen Pastell- und Aquarellzeichnung des in London lebenden, bekannten, sehr begabten Malers Herkommer, ein großer Erfolg mit Gewißheit vorher zu sagen sein. — Von den Wienern hat Angeli das Bildniß des Prinzen Friedrich Karl, das einer vornehmen älteren Dame, von außerordentlicher Feinheit des fast farblosen Tones und intimem Leben des Ausdrucks, und das eines bärtigen Cavaliers gesendet; Rudolf Alt eine Reihe von Aquarellbildern italienischer Architekturen von einer Wahrheit, Schönheit und Kunstvollendung, die unübertrefflich genannt werden könnte, wenn Adolf Menzel nicht gleichfalls mehrere seiner derartigen wundervollen Aquarellen-interieurs einiger süddeutscher und tirolischer Kirchen (neben noch manchen anderen) ausgestellt hätte.

München und Düsseldorf haben sich sehr eifrig an der Ausstellung betheiligt. Auch Weimar, Karlsruhe und Königsberg sich nicht zurückgehalten. Berlin aber beanspruchte, wie zu erwarten war, den größten Platz in den Galerien.

Unter den Münchenern stehn diesmal in erster Reihe Flüggen mit dem Bilde jener Beglückwünschung und Beschenkung der Augsburger Patriciertochter vor der Hochzeit, das in der vorjährigen deutschen Ausstellung zu München als vielbegehrter Hauptgewinn für die Ausspielung von Objecten der letzteren

*) Die Berichte über die Kunstausstellung werden, da Professor Gustav Floerke, welcher die früheren Ausstellungen für die „Gegenwart" besprochen, diesen Herbst in Italien verbringt, von Herrn Professor C. E. Doepler für unser Blatt geschrieben werden. D. R.

Digitized by Google

erworben wurde; und Friedrich A. Kaulbach mit dem ebendaselbst durch die höchsten Ehren ausgezeichneten Bildniß einer jungen Nonne Johanna Lohmeyer und einer Lautenspielerin. Schneider malte eine dramatisch bewegte romantische Scene aus den glänzenden Tagen Venedigs: Zweikampf zweier junger Nobili des 15. Jahrhunderts von Gondel zu Gondel. Faber du Faur und Emelé sandten Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege; jener einen feurig und stürmisch bewegten, rasend dahinbrausenden Todesritt französischer Chasseurschwadronen, mit einer ähnlich stürmischen Wuth gemalt, wie bewegt; dieser das in Haltung und Ton wenigstens meisterhafteste Schlachtbild der Ausstellung: die winterliche Schlacht bei Dijon. — Von dem Griechen Gysis entdeckte ich ein sehr originelles Sittenbild aus seiner Heimat: eine Kinderverlobung. — Aus der Schule Laibls, des Schwarzmalers in München, muß Trübner hervorgegangen sein. Hier stellt er ein lebensgroßes männliches Bildniß in ganzer Figur, einen Titanensturm in desto kleineren Gestalten, eine wilde Jagd und eine an sehr geschwärzten Fleischtönen und recht unschönen Gliedern leidende, völlig unbekleidete Dame aus, welche in einem Maleratelier an einem Schränkchen stehend uns die Rückseite zeigt, während sie einen Todtenschädel betrachtet.

Unter den Düsseldorfer Einsendungen schien mir besonders ein Bild von Bokelmann ersten Ranges durch die Charakteristik des Vorgangs und der einzelnen Gestalten, wie durch Ton und Machwerk: Scenen vor dem Hause einer bankrott erklärten und geschlossenen Volksbank. Bendemann sendete ein großes Bild der Penelope, Nachts gramvoll auf ihrem Lager sitzend und des Gatten gedenkend, ein. Vautier malte das Vorzimmer eines Standesbeamten mit den fein und humoristisch geschilderten Gruppen der seine Amtsthätigkeit Beanspruchenden. — Hünten und Kolitz entlehnten dem französischen Kriege ihre Gegenstände. Jener malte in großer Lebendigkeit den Kürassierangriff bei Reichshofen; dieser mit der ihm eigenen furchtbaren, düstern und ergreifenden Kraft eine blutige Einzelscene aus jenen Kämpfen in lebensgroßen Gestalten. Unter den Düsseldorfer Landschaftern erscheint Oswald Achenbach mit einer Reihe von Bildern aus italienischer Natur wieder im frischesten und berückenden Glanz, Berlin rückt vollzählig mit seinen besten und seinen bekannteren Namen in den Wettkampf ein.

Menzel stellt nur ein kleines Oelbild, acht Aquarellen und Zeichnungen aus — aber welche unvergleichlichen Werke des Geistes und der Kunst! Von G. Richter wird das von ihm für Breslau gemalte große meisterliche Bildniß Kaiser Wilhelms in ganzer Figur, in der Uniform der Breslauer Kürassiere, noch erst von dort her erwartet. Selbstverständlich bildet — im letzten großen Oberlichtsaal aufgestellt — A. v. Werners Bild der Kaiserproclamation zu Versailles eines der auch räumlich größten Hauptstücke dieser Ausstellung. Paul Meyerheim tritt wahrhaft imponirend schon durch die Masse seiner diesmal eingelieferten Arbeiten auf: fünf große decorative Thierbilder; das mit noch mehr als nur künstlerischer inniger Liebe ausgeführte lebensgroße Bildniß seines Vaters Eduard Meyerheim in ganzer Figur an der Staffelei sitzend; einen Löwen; den Modellsaal einer Affenakademie, deren Schüler nach einem Act stehenden Orang-Utang unter der trefflichen Anleitung des würdigsten Professors studiren; eine Aquarelle: der Ameisenbär des zoologischen Gartens. Gussow kann sicher sein, mit den beiden großen Bildern, die er neben dem vorzüglichen und mit Recht bewunderten Bildniß der alten Dame, das wir bereits im Künstlerverein sahen, ausstellt, einen ähnlichen Sturm leidenschaftlicher Zustimmungs- und Ablehnungserklärungen zu entfesseln, wie im vorigen Jahre durch das „Kätzchen" und den „Blumenfreund". Knaus ist nur durch ein kleineres Genrebild, „das gepreßte Modell", voll liebenswürdigen Humors vertreten. Von Biermann, Kraus, Gräf, Paulsen, Begas, Eckwall, Hübner, Feckert, fand ich manches meisterliche Bildniß bereits sichtbar an den Wänden stehen; von Bleibtreu die Scene der Verkündigung des Sieges von Gravelotte in einem Bilde von prächtigem Flammenbeleuchtungsaffect dargestellt; von W. Gentz die poesievolle Schilderung der Heilprocedur eines arabischen Wunderdoctors, der einer schönen jungen Patientin einen allheilenden Koranvers in die Hand malt; ein Bild von erstaunlicher Detaildurchführung. Carl Becker sandte zwei große historische Genrebilder in bekannter Art, von reichem vollem Farbenklange ein. Von Amberg, Breitbach, Ehrentraut, v. Heyden, O. Heyden, Conrad Lüben entdeckte ich manches treffliche, ernste und heitere Werk, nach dessen näherer Bekanntschaft diese flüchtige Schau mir Verlangen erweckte. Unter den Landschaften fielen mir mehrere Arbeiten von Julius Jacob, vor Allem ein Schloßpark im ersten Frühling durch die außerordentliche Wahrheit, Eigenartigkeit und Energie der Auffassung und Malerei auf.

In der plastischen Abtheilung sah es noch chaotisch genug aus. An zerbrochen angelangten Gypsabgüssen wurde eifrig reparirt und geflickt. Eine Schöpfung von der Größe, Genialität, Kühnheit und Meisterschaft wie im vorigen Jahre der Sabinerinnenraub von Reinhold Begas fand sich jedenfalls nicht unter den aufgestellten. Dieser hat sich begnügt, nur eine Marmorbüste, die der blonden schönen Frau Hopfen, einzusenden. Das Gypsmodell kennt unser Publicum von der letzten Ausstellung her. Aber diese Ausführung desselben ist wie eine ganz neue Schöpfung, und eine schlechthin unvergleichliche. Sie geht, was die Beseelung des starren kalten Gesteins mit warmem, athmendem, fühlendem Leben, mit persönlichem Geist, die Wandlung des Steines in zartes blühendes Fleisch, seidige Haut, krausendes Haar, und das lichtfarbige leuchtende Email des Auges betrifft, noch über das Beste hinaus, was selbst dieses Meisters Kunst bisher gelang.

Auf Vollständigkeit will und kann diese kaum erlaubte, flüchtige Durchmusterung der zur Ausstellung eingegangenen Arbeiten selbstverständlich keinen Anspruch machen. Eine genaue und kritische Revue bleibt ihnen ja in den September- und Octobernummern auch dieser Blätter vorbehalten. Der letzte Genuß, den der Hochsommer bietet, ist in Berlin wie überall nur ein Vorgeschmack der Gaben des Herbstes.

Ludwig Pietsch.

Dramatische Aufführungen.

„Graziella" (La petite mariée).

Komische Operette in 3 Acten von Leterrier und Vanloo. Deutsch von Karl Treumann, Musik von Charles Lecocq.

Wenn ich „la petite mariée" nicht im Original schon gekannt hätte, so würde es mir mit der Treumann'schen Bearbeitung voraussichtlich ebenso ergangen sein wie den meisten Zuschauern, die am 23. August der ersten Aufführung von „Graziella" auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters beiwohnten: ich würde das Stück wahrscheinlich gar nicht verstanden haben. Der lustige Karl Treumann, der inzwischen das Zeitliche gesegnet hat, ist diesmal nicht glücklich gewesen. Mit diesem Ausspruch, dessen übertriebene Milde durch den vor wenigen Monaten erfolgten Tod des Bearbeiters entschuldigt werden mag, wollen wir über die deutsche Bearbeitung hinweggehen. Die Geschichte, wie wir sie aus dem französischen Textbuche erfahren, ist folgende:

Zu einer Zeit, die schwer zu bestimmen ist — nach unserer deutschen Aufführung ist sie überhaupt gar nicht zu bestimmen, denn der Zettel sagt 16. Jahrhundert und das Textbuch 14. Jahrhundert, während sich die „historischen" Costüme in anmuthiger Freiheit in dem Zeitraum der letzten drei Jahrhunderte bis auf das Jahr 1877 herumtummeln, die meisten aber gar keiner Zeit angehören und sich einzelne sogar, wie z. B. das des San Carlo, im Geschmack etwas zu sehr an die der Kugelläufer und Jongleurs in der „Walhalla" anlehnen — zu dieser fabelhaften und unbestimmbaren Zeit also herrscht über das Fürstenthum Bergamo ein sehr gemüthlicher Podesta Namens Rudolfo. Dieser Podesta hat eine Frau gehabt, die es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau genommen zu haben scheint. Sie hat auch namentlich an dem Günstling ihres Mannes, an dem jungen Edelmann San Carlo ein übertriebenes Wohlgefallen gefunden; San Carlo ist seinerseits nicht unempfindlich geblieben, und eines schönen Tages hat der Podesta die

Digitized by Google

Beiden in einem Austausch der Zärtlichkeiten überrascht, welcher den berechtigten Unwillen eines legitimen Eheherrn hervorzurufen geeignet ist. Wenn dergleichen in einem französischen Stücke passirt, so pflegt das blutige Folgen zu haben; einer der drei Betheiligten, der Mann, der Geliebte oder die treulose Gattin müssen dann gewöhnlich durch ihren Tod den Ernst des Ereignisses veranschaulichen; diesmal aber hat die Sache einen weniger tragischen Ausgang. Der Podesta ist wie gesagt ein gemüthlicher Mann; er tödtet weder einen der Schuldigen noch setzt er seine Brust den zweifelhaften Chancen einer kitzelnden Degenspitze aus; er begnügt sich seinem Freunde San Carlo, dem er die Freundschaft nicht einmal entzieht, Folgendes zu sagen: „Augenblicklich hast Du mir einige Unannehmlichkeiten bereitet, aber warte nur, die Reihe kommt auch einmal an Dich. Du bist ein hübscher netter Bursche, Du bist noch jung; nach menschlicher Berechnung wirst Du Dich eines schönen Tages verlieben, und da Du guten Geschmack hast, wirst Du wahrscheinlich eine schöne Braut finden. Tritt dies Ereigniß ein, so wird für mich die Stunde gekommen sein, mich mit Dir auseinanderzusetzen. Ich bin, wie Du weißt, der Herrscher dieses Landes, ich habe alle Macht in Händen und ich werde diese Macht dazu benutzen, um Dir die ersten Flitterstunden gründlich zu verderben. Ich werde Dich gewaltsam von Deiner Braut entfernen und mich ihr gewaltsam nähern, und dann werde ich Dir die Freundlichkeiten, die Du mir auf indirectem Wege erwiesen hast, mit Zinsen zurückzahlen."

Und richtig, es geschieht, wie der Podesta es vorausgesehen hat. San Carlo lernt in einem Dorfe in der Nähe von Bergamo ein entzückendes Mädchen, Graziella, die Tochter des Marchese Casteldemoli kennen, er verliebt sich in sie, sie verliebt sich in ihn, und er beschließt, sie zu heirathen. Die Hauptschwierigkeit ist, wie sich dies von selbst ergibt, nun die: daß die Heirath im tiefsten Geheimniß vollzogen werde, damit der Podesta seine unangenehmen Pläne nicht ausführen könne. San Carlo fingirt daher eine Krankheit, um seine Abwesenheit vom Hofe auf einige Zeit zu rechtfertigen; aber diese Nothlüge schlägt gerade zu seinen Ungunsten aus, denn der Podesta, der an San Carlo ein wirkliches freundschaftliches Interesse nimmt, macht sich auf den Weg, um den Kranken aufzusuchen und findet ihn in dem Augenblicke, als die Trauung vollzogen ist, an der Seite seiner jungen Frau. San Carlo ist genöthigt, das Netz seiner Lügen immer weiter zu spinnen. Er behauptet also, der Trauung nur als Zeuge beigewohnt zu haben, und bezeichnet als Graziellas Mann den eigentlichen Trauzeugen, einen lächerlichen Baron Rafael von Montefiasco, der mit einer eifersüchtigen und sehr energischen Dame, Lucrezia, verheirathet ist. Graziella hat dem Podesta ausnehmend gefallen, und dieser hat den Wunsch, die schöne junge Frau in seiner Nähe zu haben. Er ernennt also ihren angeblichen Gatten, den Baron von Montefiasco, zum Capitain seiner Leibgarde und Graziella zu seiner Vorleserin. So ziehen denn die Drei vereint nach dem Palast von Bergamo, gefolgt von den eifersüchtigen Gatten, von San Carlo und der Dame Lucrezia. Nach allerhand mehr oder minder ergötzlichen Zwischenfällen bekommt der Podesta die Wahrheit heraus und steht im Begriff, die angedrohte Rache auszuführen; aber Graziellas unschuldsvolle Arglosigkeit, ihre Liebe und Tugend entwaffnen ihn, und die ganze Verwicklung löst sich in freundlichster Weise.

Zu diesem Libretto, das in den Voraussetzungen hübscher ist als in der Durchführung, hat Charles Lecocq eine Partitur geschrieben, die neben vielen trivialen auch viele reizende Sachen enthält. Die Lecocq'sche Musik ist vor allen Dingen ungleich sorgfältiger, redlicher möchte ich sagen, als die dreiste Nonchalance, die sich den musikalischen Bummelwitz namentlich in den sonderbar verzwickten und packenden Rhythmen zum obersten Gesetz gemacht zu haben scheint, als die allerdings sehr geschickte und lustige Unverfrorenheit, wie sie in den letzten Operetten von Jakob Offenbach fast ausschließlich herrscht. Lecocq hat noch immer unter dem beispiellosen Erfolge der „Mamsell Angot" zu leiden. Es ist ja ganz richtig, daß er die merkwürdige Frische, Lebendigkeit und Ursprünglichkeit dieser allerliebsten Operette nicht wiedergefunden hat; aber man darf doch nicht übersehen und muß es sogar anerkennen, daß er namentlich in „Graziella" ernsthafte Anstrengungen in der Richtung auf das wirklich Musikalische hin gemacht, daß er sichtlich auf ein höheres Niveau sich zu erheben versucht hat, und zum Theil sogar mit entschiedenem Glück. Sein Orchester ist mit Aufmerksamkeit, mit Fleiß und Geschick behandelt; es ist bisweilen sogar ganz interessant. Die Ensemblenummern sind gut und gewissenhaft gegliedert, in der Melodik zeigt sich wenigstens der rühmliche Vorsatz, dem Gassenhauer, dem Offenbach geradezu nachläuft, aus dem Wege zu gehen.

In der Partitur der „Graziella" ist ohne Zweifel weit mehr der Einfluß der deutschen Spieloper als der der französischen Operette, wie sie sich unter dem zweiten Kaiserreich herausgebildet hat, wahrzunehmen. Das Duett im zweiten Acte zwischen Graziella und dem Podesta, „die Nachtigall", würde in einer guten komischen Oper, sogar höheren Stiles, ganz am Platze sein; und das Lied des Podesta im letzten Acte, „So gibt es keine mehr", könnte sich in einer Lortzing'schen Spieloper mit Ehren behaupten.

Daneben hat der Componist allerdings auch leider der Geschmacklosigkeit allerhand Concessionen gemacht. Es fehlt weder an den bewußten unruhig und hastig trippelnden Rhythmen, noch an den in Cafés chantans so beliebten musikalischen Illustrationen eines „hop, hop, hop", „klipp und klapp" ꝛc. Die Mitwirkung eines idioten Stummen im Quintett, der allerhand unarticulirte Laute ausstoßen muß, wäre auch besser unterblieben. Mit solchen burlesken Scherzen, aus denen eine traurige Gebrechlichkeit hervorschaut, erzielt man niemals ein frankes herzliches Lachen. Auch einige allzu starke Anklänge an den Offenbach der guten Zeit, namentlich an „Orpheus" (der Refrain des Trinkliedes im letzten Acte ist eine vollkommene Reminiscenz des Duetts zwischen Eurydice und Jupiter als Fliege im letzten Acte des „Orpheus") hätten vermieden werden sollen; allerdings braucht sich Lecocq nicht gerade zu geniren, um Offenbach einige Kleinigkeiten zu entlehnen, da dieser in seinen letzten Opern die rücksichtslosesten Anleihen bei Lecocq gemacht hat.

Diese Verschmelzungen von guten und schlechten Elementen, die wir bedauern müssen, hat den ungewöhnlichen Erfolg der „petite mariée" in Paris vielleicht gerade gefördert. Derselbe ist durch eine nicht uninteressante Notiz, die vor längerer Zeit im „Figaro" gestanden hat, ziffernmäßig belegt worden; und da diese Notiz einen zuverlässigen Einblick in die Verhältnisse eines französischen Erfolges gewährt, so will ich sie hier wiedergeben. Ich bemerke zuvor, daß die Operette von Lecocq in dem kleinen Theater de la Renaissance zum ersten Mal am 21. Dec. 1875 gegeben worden ist. Am 29. März 1876 war die hundertste Vorstellung, und bis dahin betrugen die Einnahmen 365,000 Francs; also die durchschnittliche Abendeinnahme war 3650 Francs. Von dieser Summe bezog Lecocq 21,900 Francs und jeder der beiden Librettisten 10,950 Francs für die ersten hundert Abende. Im Ganzen hat das Stück den Autoren etwa das Doppelte in Paris eingebracht. Bei uns wird der Erfolg hinter diesen erheblichen Verhältnissen allem Anschein nach weit zurückbleiben, und daran sind die Bearbeitung, die Darstellung und Inscenirung gleichermaßen schuld.

Da wir über die Bearbeitung nachsichtiges Schweigen bewahren wollen, soll hier nur von den beiden letzteren Hindernissen eines vollkommenen Erfolges die Rede sein. Für die Darstellung der Titelrolle hat man an der Friedrich-Wilhelmstadt ein blutjunges Mädchen ausersehen, Fräulein Kopka, das vor einigen Monaten auf einer der bescheidensten Berliner Bühnen mit ungewöhnlichem Glück debütirt hat. Fräulein Kopka, über deren Alter die Angaben zwischen 16 und 18 Jahren schwanken, ist in der That ein sehr talentvolles junges Mädchen mit einer hübschen Stimme und einer hübschen Erscheinung. Eine weise Schulung, eine sorgsame Pflege könnten sicherlich aus dieser vielversprechenden Anfängerin eine recht tüchtige Künstlerin heranbilden. Anstatt dessen hat man ohne Rücksicht auf das Alter und die naturgemäß ungenügende Ausbildung das junge Mädchen sofort möglichst vortheilhaft für die Bedürfnisse der Bühne zu verwerthen gesucht und Fräulein Kopka eine große Partie übertragen, der sie durchaus nicht gewachsen ist, und unter deren Last das liebenswürdige Talent grausam herabgedrückt und an der Entfaltung verhindert wird. Daß wirkliches Talent da ist, erkennt man gleichwohl. Einzelne Momente, wie z. B. die Beschämung des Podesta durch einen vielsagenden Blick, gelangen ihr sogar vollkommen; aber Alles in Allem sieht man doch überall noch das unfertige, unbeholfene, unsichere Umhertasten. Die noch nicht ausreichend befestigte Stimme parirt nicht immer und weist Schwankungen in der Intonation auf; die Darstellerin weiß noch nicht recht, wie sie die Pausen durch stummes Spiel ausfüllen soll — mit einem Worte: man erkennt eine schöne Begabung und beklagt die ungenügende Ausbildung. Die Rolle der Graziella ist aber weitaus die wichtigste und die den Erfolg entscheidende. Die übrigen Darsteller, namentlich das lustige Paar Gikärdi und Fräulein Schmidt, wie die Herren Swoboda und

Digitized by Google

Brandt in den gesanglich wichtigeren Partien des San Carlo und des Podesta verdienen eine anerkennende Erwähnung.

Bisher hat das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater eine Ehre darein gesetzt, die Operette durch Ausstattung und Inscenirung zu heben. Der Regie des Herrn Tetzlaff sind daher auch früher z. B. gelegentlich der Operetten „Cagliostro", „Fatinitza", „Seecadet" 2c. an dieser Stelle die wärmsten Complimente gemacht worden Um so weniger braucht man jetzt nach beschönigenden Worten zu suchen, um einen ernsten Tadel über die Inscenirung von „Graziella" auszusprechen. Ueber die Costüme habe ich schon zu Anfang einige Worte gesagt. Es ist eine wahrhaft ungeheuerliche Zusammenstellung von Trachten aus drei, vier Jahrhunderten. Eine Bühne, die den Anspruch erhebt, in ihrer Specialität eine erste Stelle in Deutschland einzunehmen, sollte doch nicht dulden, daß in einem Costümstücke, mag es nun im 16., 17. oder 18. Jahrhundert spielen, im Chor einige Damen in grauen Reisekleidern auftreten, in ganz modernen Kleidern, die direct aus dem Magazin von Hertzog zu stammen scheinen und bei deren Anblick man Angst hat, daß die dem Käufer vom Verkäufer bewilligte Prämie in Gestalt eines kleinen Almanachs für das Jahr 1878 aus der Tasche fällt. Und was ist das für ein Scherz, daß man in Bergamo unter der Firma von Reisenden eine ganze Reihe von Bergschotten in der ebenso kleidsamen wie wohlfeilen Tracht ihrer Heimat auf die Bretter bringt, — Bergschotten in allen Dimensionen vom Großen bis zum Kleinen, die im Gänsemarsch vorüberziehen? Man braucht doch keine archäologischen Studien zu machen, um zu wissen, daß weder im 14. noch im 16. Jahrhundert Bücher in den beliebten rothen Calico des Bädeker gebunden zu werden pflegten. Es kamen auch noch andere störende Verstöße vor. Im zweiten Acte, welcher im Garten des Podesta spielt, soll die verliebte Stimmung durch das gefährliche Halbdunkel begünstigt werden. Die Verfasser haben sich da eine poetische Beleuchtung gedacht. Der Podesta ladet Graziella in die dunkle Rosenlaube; Graziella widersteht, und während die Nachtigall singt und der Mond aufgeht, liest sie ganz situationsgemäß eine Geschichte von der Nachtigall im Mondenschein. Bei unserer Aufführung blieb die Bühne hell und wurde als der Mond hervorbrechen sollte, nur noch etwas heller durch das so beliebte elektrische Licht beleuchtet. Alles das sind Kleinigkeiten; aber solche Kleinigkeiten können den Erfolg erheblich schädigen, und ich glaube, sie haben ihn geschädigt. Gleichwohl fand das Stück im Ganzen eine recht freundliche Aufnahme, einzelne Nummern wurden sogar außerordentlich lebhaft beklatscht.

Paul Lindau.

Notizen.

Die neuesten Schriften von Karl Braun-Wiesbaden.

Wie wir kürzlich lasen, hat irgend einer der zahlreichen Vereine, welche sich um die moralische oder die intellectuelle Veredelung des Menschengeschlechts im Allgemeinen und des deutschen Volkes in's Besondere verdient zu machen bestrebt sind, einen Preis auf das beste Feuilleton ausgesetzt. Die Herren scheinen eine sonderbare Vorstellung von den Aufgaben der Tagespresse zu haben. Ihre Preisaufgabe rief mir jenen berühmten Criminalisten (Mittermaier) in's Gedächtniß, der sich einmal auf eine Stunde in ein Zellengefängniß einsperren ließ, um die Wirkungen der Einzelhaft auf das menschliche Gemüth an sich selbst zu studieren. Aber eine einstündige Vereinsamung ist ebensowenig ein Theil der Einzelhaft, als ein einstündiger Hunger einen Theil des Hungertodes bedeutet. Ein bestes Feuilleton beweist auch keineswegs, daß es vom besten Feuilletonisten komme; dagegen hat es sicherlich große Feuilletonisten gegeben, die niemals ein eigentliches Feuilleton geschrieben haben. Wenn das Feuilleton im engeren Sinne etwa nichts Anderes sein soll, als eine humoristische Variation auf ein zeitgemäßes Thema, so sehe ich dessen Nothwendigkeit nicht ein; dann hätte es, gleich den Witzblättern, seinen Beruf nur noch da, wo das directe Aussprechen politischer Wahrheiten durch freiheitswidrige Einrichtungen erschwert ist. Das Feuilleton in dem höheren Sinne, als ein wesentlicher Bestandtheil einer ausgebildeten Journalistik, bezweckt nicht die Erheiterung gelangweilter Leitartikelleser; seine Aufgabe ist vielmehr die Erweiterung des Horizontes des Publicums durch die culturgeschichtliche, ethnographische, philosophische Commentirung der Zeitgeschichte. Der Leitartikelschreiber muß bei der Stange bleiben, der Feuilletonist entfernt sich scheinbar von den spannenden Gegenständen der allgemeinen Aufmerksamkeit, um dieselben und was mit ihnen zusammenhängt besser zu beleuchten, den inneren Zusammenhang der Dinge nachzuweisen. Hierzu bedarf es weniger der Vertiefung in's Detail, als einer umfassenden allgemeinen Bildung, viel gesunden Menschenverstandes und eines durch Erfahrung gereiften Sinnes. Nach diesen Maßstäben gehört Karl Braun zu unseren allerersten Feuilletonisten, und seine wahrhaft erstaunliche Productivität ist auch ein wesentliches Merkmal dieser Begabung, die bei ihm als eine glückliche Naturanlage sich äußert. Das deutsche Publicum ist undankbar gegen solche Leistungen; es will eben durchaus gelangweilt sein, und wenn es auch weniger dabei lernen sollte. Aber es hat von Alters her einen dunklen Respect vor schweinsledernen Folianten, unverdaulichen Deductionen und jenen akademischen Tiefsinnigkeiten, die in blankes Deutsch übersetzt, sich als abgetretene Gemeinplätze offenbaren. Indessen vermittelu die Verleger unserem Freunde Braun die Anerkennung eines großen Theiles der Leserwelt in einer nicht anzuzweifelnden Weise.

Was unter Brauns zahlreichen neueren und neuesten Publicationen vorzugsweise diese Betrachtungen veranlaßt hat, sind einige in Buchform erschienene Sammlungen des fruchtbaren Autors. Da liegen zunächst zwei Bände vor uns, unter dem gemeinsamen Titel:

Zeitgenossen. Erzählungen, Charakteristiken und Kritiken. Gesammelte Feuilletons. (Braunschweig bei Vieweg, 1877.)

Das sind zum großen Theil Momentbilder, aber um so werthvollere Vorarbeiten zur Culturgeschichte unserer Zeit. Es ist kaum möglich, über solche Sammlungen eine regelrechte Kritik zu schreiben, wenn man nicht jeder einzelnen Darstellung entweder einen empfehlenden Begleitschein geben oder einen Widerlegungsversuch anheften will. Die Aufgabe der Kritik kann hier nur darin bestehen, das lesende Publicum auf die interessante und nach vielen Seiten anregende Sammlung aufmerksam zu machen, und dazu genügt im Grunde schon der Name des Verfassers. Die Zusammenstellung ist übrigens keine rein zufällige, denn in dem feuilletonistischen Schaffen eines so bedeutenden Publicisten ist an sich schon durch die Anknüpfung an die Zeitereignisse der innere Zusammenhang gegeben.

Der erste Band der „Zeitgenossen" beschäftigt sich vorzugsweise mit großen oder bekannten Persönlichkeiten. Da werden aus unserer vorletzten politischen Vergangenheit, die zum Glück schon recht weit hinter uns zu liegen scheint, Figuren herausgegriffen, deren Beleuchtung den besten Commentar zur Zeitgeschichte liefert; z. B. wenn Braun aus dem deutschen Flüchtlingsleben den Athenienser Heine neben den Spartaner Mathy stellt, oder von den verschiedenen deutschen Rechtsbodenvertheidigern den Preußen Hermann von Beckerath und Friedrich Oetker, den Führer der kurhessischen Verfassungspartei, in ihren verschiedenartigen Lebensläufen vor unseren Augen vorüberziehen läßt. Dann treten uns die Gestalten des neuen Reiches in Bismarck, Delbrück, Graf Münster entgegen. Der verblendete Gelehrtenhochmuth unseres Professorenthums wird in Gervinus gegeißelt, die politische Unsicherheit und die wissenschaftliche Halbdenkerei in Schäffle, der in Württemberg Professor, in Oestreich Minister gewesen und nun nach wenig Jahren schon bei Lebzeiten fast vergessen ist.

Der zweite Theil der „Zeitgenossen" bewegt sich durchweg um das Jahr 1870, diesen Mark- und Merkstein der Weltgeschichte. Da wird von dem welterfahrenen Verfasser schon vor dem Ausbruche des Krieges dem Bonapartismus das Horoskop gestellt und an dem „Kinde Frankreichs" die napoleonische Tronfolgeordnung geprüft. An die Betrachtungen „bei der Asche Napoleons III." schließt sich eine Kritik des französischen Legitimismus, zu welcher der letzte gescheiterte Fusionsversuch der beiden bourbonischen Linien den natürlichen Anlaß bot. Dann eine Episode aus den kriegerischen Evolutionen zur See des Jahres 1870, und eine an Friedrich Hecker verübte, äußerst treffende Kritik des in amerikanische Rohheit umgesetzten Radicalismus von 1848. Daran knüpft sich naturgemäß eine Darstellung der gediegenen Leistungen unseres Friedrich Kapp, welcher, wie kein Anderer, das Verständniß Amerikas uns erschlossen hat. Noch ist zu empfehlen ein höchst interessantes Fragment aus der Geschichte des Menschenhandels deutscher Fürsten im vorigen Jahrhundert („In's heiße Afrika"). Die Mannigfaltigkeit des Dargebotenen schützt an sich schon vor Ermüdung.

Digitized by Google

Ein neuestes Werk des fleißigen Verfassers, das mehr aus einem Guß ist, stellt sich als der dritte Band seiner Türkischen Reise (Stuttgart bei Auerbach, 1877) vor. Hier ist außerordentlich viel belehrender Stoff aufgespeichert. Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, von denen der erste die internationalen Rechtsbeziehungen der Türkei analysirt. In wahrhaft mustergültiger Weise wird hier das alte türkische Fremdenrecht im Zusammenhang mit der Geschichte der Capitulationen ziemlich ausführlich geschildert und dann auch dargethan, inwiefern diese Capitulationen, auf welchen die Gerichtsbarkeit der Consuln beruht, sich überlebt haben und den zeitgenössischen Zuständen nicht mehr entsprechen. Diese Gedankenfolge führt den Verfasser zur Besprechung der neuerdings durch Staatsverträge in Aegypten eingeführten „internationalen Gerichte für gemischte Processe" und zu einer Zusammenfassung von Reformvorschlägen, die viel Gesundes enthalten, aber hier nicht weiter erörtert werden können. Wenn es wieder praktisch sein wird, diese Fragen vorzunehmen, und von welchem Ausgangspunkt man sie dann anzufassen hat, ist im gegenwärtigen Augenblicke ohnehin nicht zu überblicken. Die „Postalischen Zustände in der Türkei" werden, so primitiv, wie sie sich aus den allgemeinen dortigen Verhältnissen gestalten, nach eigenen Erlebnissen des Verfassers lebendig geschildert.

Den umfangreichsten und ausführlichsten Theil dieses Bandes bilden die „Türkisch-serbischen Unterhaltungen in den Herkulesbädern zu Mehadia" (Herbst 1876), in welchen der Verfasser einen alten ungarischen Edelmann redend einführt und mit ihm die neuere Geschichte Serbiens durchspricht. Der Verfasser steht bekanntlich in der orientalischen Frage den magyarischen Anschauungen näher als den slawischen, hat auch diesen Band seinem Freunde Moriz von Jókai gewidmet. Indessen braucht man, um anderer Ansicht zu sein als Braun oder seine ungarischen Freunde, nicht gerade für Serbien zu schwärmen oder gar an die Legende der serbischen Revolution zu glauben, wie sie vor bald fünfzig Jahren der große Historiker Ranke unter dem Einfluß ungenügender Mittheilungen in einer der reizendsten Geschichtserzählungen uns überliefert hat. Die Scheußlichkeiten, die Grausamkeiten und Missethaten des Gründers der serbischen Unabhängigkeit, das Intriguenspiel Rußlands dabei, dessen Zweideutigkeiten und gelegentlicher Verrath werden, wie mir scheint, von Brauns ungarischem Edelmann ganz richtig dargestellt. Von da weiter streift das Gespräch bis zu der vorjährigen Kriegserklärung Serbiens gegen die Türkei. Da der Autor so discret ist, keine unmittelbaren Nutzanwendungen mit seinen durchweg ungünstigen Berichten und Berichtigungen zu verbinden, so können auch wir uns der Deutung jener größtentheils unanfechtbaren Thatsachen enthalten. Die Frage der politischen Lebensfähigkeit der südslawischen Rassen wird aber wohl nach anderen Maßstäben als denen der Moral entschieden werden müssen.

Zum Schluß wollen wir allen Lesern und auch den Leserinnen das letzte Kapitel des Buches, welches von den türkischen Frauen handelt, zur Belehrung und Kurzweil bestens empfohlen haben. Sie werden Vieles darin finden, das sie schon zu wissen glaubten, das sich aber doch in der Gesammtdarstellung anders gestaltet, als in den landläufig verbreiteten Vorstellungen über Harems und mohamedanische Ehen.

Möge der Verfasser, der den Fuß schon wieder im Steigbügel hatte, als er diesen dritten Band der Oeffentlichkeit übergab, nur recht bald in einem vierten Bande seine Erlebnisse aus dem Westen der Balkanhalbinsel, aus Montenegro, den Jonischen Inseln u. s. w. erzählen!

H. B. O.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

In Nr. 25 der „Gegenwart" versucht Herr Avé-Lallemant, an seinen höchst interessanten Verkehr mit Caroline von Wolzogen anknüpfend, die Quelle aufzuweisen, nach welcher Schiller seine Ballade „den Gang nach dem Eisenhammer" gedichtet, deren Stoff, nach des Verfassers Ansicht, aufzufinden bis dahin durchaus nicht geglückt sei. Avé-Lallemant meint, der Stoff sei den von Le Grand d'Aussy herausgegebenen „Fabliaux" (altfr. Li Fabliaus), resp. der VII. seiner an jene anschließenden „Contes devots" entnommen, und mißt seinem, nach der vergeblichen Mühe der Erklärer jetzt endlich erfolgten Funde eine große Bedeutung für die Erklärung der Schiller'schen Ballade bei. Allein bereits Goetzinger, dem Viehoff folgt, hat nachgewiesen, daß Schiller die Novellensammlung „Les Contemporains" von Rétif de la Bretonne benutzt hat, deren 9. Novelle die Fabel unserer Ballade episodisch enthält. Vergleicht man beide Novellen, die von Goetzinger (cf. Viehoff, Schiller's Gedichte II, 284, 5. Ausg.) und die von Avé-Lallemant beigebrachte, genau und unbefangen, so wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß erstere der Schiller'schen Ballade fast Zug für Zug zu frappant entspricht, um das wahre Urbild verkennen zu können, während letztere nur eine entferntere Aehnlichkeit beanspruchen kann und namentlich durch ihren seltsamen, fast legendenartigen Schluß etwas abstoßend wirkt, so daß man also nicht weiter mit Avé-Lallemant — so dankenswerth seine Mittheilung auch ist — nach dem „Stoffe" unserer Ballade, deren Schönheit übrigens namentlich von Koerner und von Goethe anerkannt wurde, während sich W. von Humboldt, der dritte „aus dem kritischen Kleeblatte", mehr kühl ablehnend verhielt, was sehr charakteristisch ist, zu forschen brauchte, sondern mit dem Goetzinger-Viehoff'schen Resultate völlig zufrieden sein darf. — Möglicherweise hat Schiller beide Novellen gekannt, was die Abfassungszeit der Ballade (1797) als sehr möglich erscheinen läßt (die Rétif'sche Sammlung erschien 1780, die d'Aussy'sche 1797 zu Paris in 3 Bänden, deutsch von Lütkenmüller zu Halle in 4 Bänden 1795—97), und mögen beide anregend auf ihn gewirkt haben, so zwar, daß er mit glücklichem Griffe und feinem Geschmacke, indem ein König qui n'a pas l'haleine bonne nicht gerade sehr poetisch sein möchte, der Rétif'schen Novelle, bei aller Verwandtschaft der Sujets beider behufs balladischer Verwerthung, den Vorzug gegeben hat. — Er selbst schreibt an Goethe dd. 22. Sept. 1797 (Viehoff l. c.): „Die letzten 8 Tage habe ich für den Almanach nicht verloren. Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig ist, und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beschließt. Sie besteht aus 24 (nach der endgültigen Redaction 30) achtzeiligen Strophen und ist überschrieben der Gang nach dem Eisenhammer, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe." — Die beiden Novellen zu Grunde liegende Sage ist übrigens, wie auch Viehoff richtig andeutet, eigentlich orientalischen, resp. indischen Ursprungs, hat ihren Wandergang durch mehrere Länder gemacht und tritt unter der stets geschäftigen Hand des sagengestaltenden Volksgenius in verschiedenen Variationen auf, was auch von so vielen andern Sagen gilt, wie beispielsweise in hohem Maße von der gleichfalls von Schiller so meisterhaft behandelten Ibykos-Sage, der freilich Bernhardy auf Grund alter Tradition (Griech. Lit.-Gesch. IIa, 604) einen historischen Kern vindiciren möchte. —

Vielleicht gewähren Sie, Herr Redacteur, im Interesse der Sache, diesen Zeilen ein bescheidenes Plätzchen in Ihrer „Gegenwart".

Viborg, den 7. Juli 1877. —

Hochachtungsvoll
Adolf Wolf.

* * *

Delft, 21. August 1877.

Geehrte Redaction!

In dem Artikel: „Eine diocletianische Christenverfolgung im vorigen Jahrhundert" (Nr. 33) könnte ich durch einen Druckfehler leicht in den Verdacht kommen, als ob ich den Kaiser Constantin für den Sohn Diocletians halte. Auf Zeile 7 v. o. in der ersten Spalte muß es natürlich statt: „den Vater des nachher unter die Zahl der Heiligen u. s. w." heißen: „dem Vater u. s. w."

Mit Hochachtung
Th. Wenzelburger.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".
Berlin, NW. Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement auf den III. Band

1877 October, November, December

von

„Nord und Süd"

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von

Paul Lindau.

ca. 30 Bogen, elegant ausgestattet Preis 8 Mark. | Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten.

Von seltenem Erfolg begleitet, ist „Nord und Süd" binnen kurzer Zeit eine der beliebtesten Zeitschriften des gebildeten Publicums geworden.

Wir geben hierunter den Inhalt der bisher erschienenen beiden Bände; **der dritte Band wird sich in Bezug auf Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Gediegenheit des Gebotenen diesen anschließen.**

Inhalt des 1. Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber ungläubig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.
Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.
Alliteration und Reim im Altägyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.
Das Fenster in der Wohnung.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ein literarischer Findling als „Lessings Faust".

Karl v. Gebler in Meran.
Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.
Distichen aus dem Wintertagebuch.
Die Jagd von Beziers. Vorspiel einer Albigensertragödie.

Karl Goedeke in Göttingen.
Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.
Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebertragen von Udo Brachvogel.)

Hans Hopfen in Berlin.
Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Aus den Banden. Novelle.

Rudolph v. Jhering in Göttingen.
Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.
Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.
Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.
Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Pecht in München.
Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. H. Riehl in München. Mit Porträt.
Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.
Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.
Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scävola.

Inhalt des 2. Bandes.

Juli — August — September 1877.

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Porträt.
Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jakob.

Bauernfeld in Wien.
Correspondenz mit Anastasius Grün. Erinnerungen.

A. E. Brehm in Berlin.
Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.
Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.
Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Eduard Hanslick in Wien.
Adelina Patti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.
An Franz Liszt. Mit dem Porträt von Franz Liszt.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Monika Waldvogel. Novelle.

Rudolph von Jhering in Göttingen.
Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.
Victor Hugo. Vor der Verbannung (1802—1851). — In und nach der Verbannung (1851—1877). Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.
Der Seher. Novelle.

Friedrich Meyer von Waldeck in Heidelberg.
Russische Censur.

Josef Rank in Wien.
Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.

Theodor Unger in Hannover.
Kunstschreiben und Kunsttreiben.

Bernhard Wagener in Kiel.
Zwischen zwei Herzen. Novelle.

Alfred Woltmann in Prag.
Das Preußenthum in der neueren Kunst.

* * *

Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. — Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitgliedes derselben.

Das erste Heft (October) des dritten Bandes erscheint in der zweiten Hälfte des September.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin NW.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 8. September 1877. XII. Band.

AP 30 G275 v. 12 no 36

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Krieg und seine Rückwirkung auf die slavische Welt. Von Politicus. — Ein elfhundertjähriges Jubiläum. Von Pertinax. — **Literatur und Kunst:** Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen. Von Paul Lindau. — Unsere deutschen Tondichter in den Gesammtausgaben von Breitkopf und Härtel. Von Emil Naumann. — Kunst-Dilettanten. Von Gisbert Vincke. — **Aus der Hauptstadt:** Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Carl Emil Doepler. — Offene Briefe und Antworten. Zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer. Von Friedr. Latendorf. — Inserate.

Der Krieg und seine Rückwirkung auf die slavische Welt.

Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei hat die gesammte slavische Welt in Bewegung gesetzt. Zwischen dem Ural und dem Böhmerwald wogt dieses Völkermeer unruhig auf und nieder; bis zum Grunde aber ist es aufgeregt im untern Donaubecken, wo die südslavischen Nationalitäten sich wuthschäumend aufbäumen, um die Pfeiler der „hohen Pforte" zu unterwühlen, bei der nunmehr seit nahezu einem halben Jahrtausend die Herrschaft über diese Gebiete gewesen ist. Da ist vom Schwarzen Meere hinauf bis zu den Hochseen in den karnischen Alpen keine Stadt, kein Dorf, kein Haus, wo slavisch gesprochen und nicht zugleich auch dem russischen Czaren alles Glück, dem Großsultan der Ottomanen alles Unheil in diesem Kriege gewünscht wird. Wie die politischen Verhältnisse Europas sich nach einem Siege Rußlands gestalten werden, das ist den südslavischen Nationalitäten wohl eine fernab liegende Sorge; sie drängen mit der ganzen Kraft elementarer Gewalten, die von keines politischen Gedankens Blässe angekränkelt ist, einem Ziele zu. Und dieses Ziel ist die Befreiung der slavischen Bevölkerung des osmanischen Reiches vom Joche der Türkenherrschaft. Ob die Zukunft nicht vielleicht ein anderes Joch ihnen bringt, das kümmert sie vorläufig nicht. Die politisch denkenden Köpfe unter ihnen sollen ja keineswegs davon entzückt sein, daß ihre Nationen dem russischen Czaren ihre „Befreiung" zu danken haben werden; sie hoffen indessen — und es ist ihnen zu wünschen, daß sie sich in dieser Hoffnung nicht täuschen — es werde schließlich Europa dafür sorgen, daß Rußlands dumpfe Machtsphäre sich nicht bis über die Donau ausdehne, daß sich im Süden derselben ein eigenartiges Staatsleben in Fühlung mit der Cultur des Westens entwickeln könne. Vor Allem muß dies der Wunsch derjenigen Nationalitäten sein, die seit den ältesten Zeiten durch bald losere, bald festere Bande mit Oestreich oder Ungarn verknüpft gewesen sind und sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen. Diese politisch-religiösen Beziehungen sind es vor Allem, welche die Haltung der Kroaten bisher zu einer so reservirten gemacht haben. Lediglich die fortgesetzten türkenfreundlichen Demonstrationen der Magyaren werden Schuld daran tragen, wenn Agram und Belgrad sich einander näher rücken.

Anders geartet als in der südlichen Slavenwelt ist die Bewegung, welche durch die nördliche geht. Die Russen selber bleiben für uns dabei außer Betracht. Für den Russen ist der gegenwärtige Krieg, wenn er auch aus sympathischer Theilnahme für die leidenden Glaubens- und Stammesbrüder im osmanischen Reiche motivirt wird, doch gleichzeitig zur Mehrung der eigenen Machtstellung unternommen. Sein Herz ist, auch ohne daß es der „heiligen Mission" Rußlands, die Braut Christi aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien, in mystischer Inbrunst zujauchzt, erfüllt von der hohen politischen Bedeutung, welche ein Sieg Rußlands für die Machtstellung desselben haben muß. Der Russe würde mit klopfenden Pulsen dem Fluge des Doppeladlers folgen, auch wenn er über die Karpathen sich erhöbe, um in's Ungarland einzufallen, wie heute, wo er über Bulgarien seine Kreise zieht und in den Balkanpässen an den Hörnern des Halbmonds die Schwingen sich wund schlägt. Schwer ist es hier zu scheiden zwischen slavischem Gemeingefühl und russischem Selbstbewußtsein.

Unter den übrigen nordslavischen Nationalitäten kommen als „historisch-politische Individualitäten" nur zwei in Betracht: die Tschechen und die Polen. Man würde auch von den Ruthenen ausführlicher zu sprechen haben, wenn diese nicht in ihren politischen Kundgebungen gebunden wären durch stete Rücksichtnahme auf die östreichische Regierung. Bei der unmittelbaren Nachbarschaft, in welcher die Ruthenen Oestreichs mit Rußland leben, haben gerade sie allen Grund, sich vor einer Hervorkehrung ihrer sonst durch Glaubens- nnd Stammverwandtschaft zur Genüge erklärten russischen Sympathien zu hüten. Von polnischer Seite würden sie sofort in Wien landesverrätherischer Absichten beschuldigt werden. Das gegenwärtige Regierungssystem in Oestreich ist wesentlich darauf begründet, daß in Galizien das Polenthum in der Stellung der herrschenden Nation erhalten wird, und diese Stellung bringt es wieder mit sich, daß die Ruthenen gegenüber der auf polnischen Fuß gebrachten Landesgesetzgebung beim „Reiche" Schutz suchen. Aeußerlich sind die Ruthenen daher so „gute Oestreicher", wie sich solche nur immer denken lassen, und sie enthalten sich deswegen, trotz der officiellen „Freundschaft" Oestreichs mit Rußland, von der ja Niemand weiß, wie lange sie dauern wird, jeder lauten Sympathiebezeugung für die russische Mission.

Die Tschechen haben ähnliche Rücksichten zu üben nicht nöthig. Am weitesten nach Westen vorgeschoben unter allen slavischen Völkern, fast ganz umschlossen von Ländern deutscher Zunge, können sie russische Sympathien zur Schau tragen, ohne daß Jemand dies ernsthaft zu nehmen braucht. Die östreichische Regierung könnte nichts Unklugeres thun, als wenn sie gegen die theatralischen Kundgebungen der Tschechen mit Anklagen wegen landesverrätherischer Umtriebe vorzugehen Anweisung ertheilte. Wenn Herr Ladislaus Rieger zu Prag in einer schwülstigen Adresse dem Haupte der slavischen Bewegung in Rußland, Herrn Iwan Aksakow in Moskau versichert, daß das böhmische Volk sich glücklich preise, die Vorhut der

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

slavischen Race zu sein, welcher jetzt Rußland zur herrschenden Stellung in Europa den Weg eröffne, damit sie über dasselbe die Segnungen einer neuen Cultur verbreite; wenn er die Nationen des Westens, so germanischer wie romanischer Race, für entnervt und reif zur Unterpflügung erklärt, so ist das einfach — zum Lachen. Die Tschechen mögen immerhin die Deutschen hassen; sie sollten aber wenigstens so klug sein, ihren Deutschenhaß in einer solchen Form zum Ausdruck zu bringen, daß ihre Gegner damit in der Politik zu rechnen haben. Die gegenwärtige östreichische Regierung, welche von den Tschechen verabscheut wird, weiß wirklich nicht, ob sie sich zu deren russenfreundlichen Kundgebungen gratuliren oder aber darüber ärgern soll; jedenfalls kann sie dieselben einreihen in ihre Sammlung disharmonischer Völkerstimmen, um damit die Nothwendigkeit zu demonstriren, daß in den auswärtigen Angelegenheiten Oestreich-Ungarns allein der allerhöchste Wille, der doch wenigstens ein einheitlicher ist, zu entscheiden habe. Die Gefahr, womit der Panslavismus Europa bedroht, ist von dieser Seite her nicht groß. Herr Rieger und seine, die Cultur des Westens so übel beleumundenden Freunde im Böhmerlande mögen vor Allem Eins nicht vergessen: eine Linie von Breslau nach München gezogen, läßt Prag auf der Seite des „entnervten Westens" liegen. Die Auseinandersetzung des Ostens und Westens müßte also schon eine sehr gründliche sein, wenn das Böhmerland mit dem großen slavischen Weltreich der Zukunft in irgend welcher Form verbunden werden sollte. Vorläufig ist der Nachweis noch nicht erbracht, daß Deutschland zu jenem „entnervten Westen" gehört, über den der noch jugendfrische slavische Osten als der Träger einer neuen Culturepoche sich erheben soll. Wir Deutsche sind ja ganz kürzlich erst von den Nachbarn im Westen als rohe „Barbaren" verschrieen worden und so mag uns denn von dieser Nachrede, so übel sie gemeint war, wenigstens der Nutzen zu ziehen vergönnt sein, daß wir uns den Nachbarn im Osten als von der Cultur noch nicht entnervte Mitteleuropäer vorstellen dürfen. Der Tscheche braucht übrigens im eigenen Lande gar nicht weit zu suchen, wenn er geschichtlicher Daten benöthigt, welche die noch ungeschwächte Kraft des deutschen Armes bekunden. Die panslavistischen Stilübungen der Herren Rieger und Genossen lassen uns Deutsche im Reich daher noch viel gleichgültiger als die östreichische Regierung. Wenn wir den Tschechen einen Rath ertheilen dürfen, so wäre es der, sich auf die „große slavische Zukunft" zum mindesten besser vorzubereiten, als dies durch die politischen Allotria geschieht, an denen sie sich bisher ergötzt haben.

Es sind unter den slavischen Nationalitäten einzig und allein die Polen, welche Angesichts des gegenwärtigen Krieges eine Sonderstellung einnehmen. Ausschlaggebend dafür ist ihr Russenhaß und ihre Schmiegsamkeit unter die Gebote des römischen Papstes. Sprechen wir zunächst ein wenig von dem Letzteren. Die Politik des Vatican ist Rußland gegenüber leicht zu verstehen. Gegen die Befreiung christlicher Bevölkerungen von der Herrschaft der Ungläubigen sollte das Oberhaupt einer christlichen Kirche, dem nach der eigenen Rechtsanschauung ja Alles, was getauft ist, gehört, unter keinen Umständen etwas einzuwenden haben; indessen geschieht dies dennoch. Der römische Papst zieht es vor, daß die römisch-katholischen Christen im osmanischen Reiche fortfahren, unter der Botmäßigkeit des Khalifen zu stehen, als daß sie unter die Herrschaft oder doch den Einfluß des schismatischen Kaisers von Rußland gerathen, aus dessen Reiche fort und fort die bittersten Klagen über Bedrückung der römischen Katholiken vor den heiligen Stuhl gebracht werden. Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß Rußland durch Zugeständnisse in Betreff einer glimpflicheren Behandlung der römisch-katholischen Kirche den Vatican dazu hätte bewegen können, seinen Einfluß auf die römischen Katholiken im osmanischen Reiche zu Gunsten Rußlands aufzubieten und daß diese demzufolge sich wie die übrige christliche Bevölkerung von der Pforte abgewendet hätten. Der Vatican scheint indessen seine Forderungen zu hoch gespannt zu haben. Kurz, die Verständigung ist unterblieben; ja, statt der Verständigung ist vielmehr eine Verschärfung des bestehenden Gegensatzes die Folge gewesen. Was vom Vatican her die Norm für seine politischen Anschauungen empfängt, ist wider Rußland aufgebracht und freut sich, wenn dieses im Kriege Niederlagen erleidet, wie über einen Sieg der eigenen Sache. Daß die slavischen Nationalitäten, die sich zur römischen Kirche bekennen, mit alleiniger Ausnahme der Polen, in diesen Chorus nicht einstimmen, ist unter dem oben dargelegten Gesichtspunkte immerhin ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Machtmittel der römisch-katholischen Kirche nicht überall zureichend sind, um die Volksseele gegen die angeborenen Regungen der Stammesverwandtschaft abzutödten. Auf der andern Seite mußte die Parteinahme des Vaticans gegen Rußland da um so schwerer in's Gewicht fallen, wo ein säculärer Nationalhaß mit verzehrender Gluth nach endlicher Befriedigung sich sehnt. Es hat denn auch der gegenwärtige Krieg das gesammte Polenthum in fieberhafte Aufregung gebracht; unter seinen Wechselfällen hoffen die Führer desselben auf eine für die Wiederherstellung Polens günstige Conjunctur.

Wer die Aussichten untersucht, welche die Wiederherstellung des polnischen Reiches etwa hat, der wird sehr bald zu der Ueberzeugung kommen, daß dieselben sich am günstigsten gestalten müssen, wenn Rußland, das den weitaus größten Theil des polnischen Reiches sich einverleibt hat, mit einer der beiden andern „Theilungsmächte" in Krieg geräth. Es ist dann der Fall denkbar, daß diese Macht, um Rußlands Actionskraft zu schwächen, zu dem Mittel greift, den Polen die Wiederherstellung ihres Reiches zu versprechen, wenn sie sich gegen Rußland erheben, indem sie sich vorbehält, für das Opfer an eigenem Staatsgebiet, welches dabei gebracht werden muß, anderswo eine Entschädigung zu suchen. Nun ist die Lage der beiden andern Theilungsmächte aber eine nicht so gleichmäßige, daß die Polen zwischen ihnen nach Belieben ihre Auswahl treffen könnten. Das deutsche Reich, in welches die ehemals polnischen Landestheile der preußischen Monarchie mit übergegangen sind, ist geographisch durchaus nicht darauf zugeschnitten, daß es an seiner östlichen Grenze eine noch tiefer einschneidende Ausbuchtung ertragen könnte. Es hat außerdem in den meisten ehemals polnischen Landestheilen so viel deutsche Interessen zu schützen, daß schließlich nur sehr wenig zu einer Transaction mit dem Polenthum sich eignendes Gebiet ausgeschieden werden könnte. Außerdem ist unser protestantisches Kaiserhaus bei den römisch-katholischen Polen vom Vatican her nicht gut empfohlen.

Ganz anders liegen die Dinge in Betreff Oestreichs. Das Königreich Galizien, durch die Karpathen von der übrigen Monarchie getrennt, ist für dieselbe ein Außenland, auf welches gegen entsprechende Abrundung an anderen Stellen verzichtet werden könnte, ohne irgend welche „vitale Interessen" Oestreichs dabei zu opfern. Die östreichisch-ungarische Monarchie ist kein nationales Staatswesen; aber selbst wenn man für die Länder diesseits der Leitha die deutsche Nationalität als die maßgebende gelten lassen will, sind doch in Galizien deutsche Interessen nicht zu schützen. Die so zahlreiche israelitische Bevölkerung Galiziens kann, weil sie u. A. auch deutsch spricht, doch nicht der deutschen Nation zugezählt werden; sonst müßte man das Nämliche auch mit der israelitischen Bevölkerung von Russisch-Polen thun. Der Kaiser von Oestreich ist endlich ein treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche und die Polen sind darum mit ihren von Rom her in Protection genommenen Angelegenheiten auf ihn ganz besonders angewiesen. Von Oestreich allein kann das Wort gesprochen werden, welches den Polen nach ihrer Vorstellung die von ihnen noch immer erhoffte Zukunft erschließt. Die Hauptsache aber ist und bleibt, daß Oestreich-Ungarn in Bahnen gedrängt wird, wo es über kurz oder lang mit Rußland in's Gedränge gerathen muß.

Die polnische Frage, als ein Gegenstand praktischer Politik aufgefaßt, strebt auf folgendem Wege ihrer Lösung zu. Oestreich-Ungarn ist mit Rußland in Krieg zu verwickeln, wobei ihm im Falle der Begünstigung eines polnischen Auf-

Digitized by Google

standes der Sieg als eine leichte Sache vorgespiegelt und als Lohn für die vollbrachte Befreiung der Polen die Krone des wiederhergestellten Jagellonenreiches, sei es dem Kaiser selber, um sie neben der ungarischen Krone zu tragen, sei es einem Erzherzoge, um damit eine östreichische „Secundogenitur" zu begründen, angetragen wird.

Der russisch-türkische Krieg bietet nun, nach der Ansicht der vom Vatican mit Rath ausgestatteten Polenführer, eine günstige Gelegenheit, um den ersten Schritt in der angedeuteten Richtung zu thun. Der Kaiser Franz Joseph soll zunächst mit Argwohn gegen die Absichten seines Verbündeten, des Kaisers Alexander, erfüllt werden, damit er von dem Einvernehmen mit demselben zurücktrete und sich gegen die seiner Monarchie von Osten her drohenden Gefahren in Vertheidigungszustand setze. Um solchen Argwohn zu erzeugen, hat man im galizischen Landtage, der zur Erledigung dringender Geschäfte im August einberufen worden war, den Erlaß einer Adresse an den Kaiser in Erwägung gezogen, die indessen nicht über das Stadium der Commissionsberathungen hinausgelangt ist, indem der Landtag, noch bevor er Zeit finden konnte, über den Adreßentwurf in Plenarberathung zu treten, geschlossen wurde. Die Manöver der Polenführer lassen sich indessen schon aus der Lectüre des Adreßentwurfs klar erkennen.

Als Endzweck der durch den gegenwärtigen Krieg enthüllten Bestrebungen (Rußlands nämlich) wird „die Unterjochung sämmtlicher slavischer Völkerschaften im Namen des Panslavismus" bezeichnet; diese Bestrebungen, wie die zu ihrer Durchführung angewendeten Mittel bedrohen die östreichische Monarchie. Die Beweise für diese Anschuldigungen wollte man jedenfalls in der Plenardebatte vorbringen; Hundert gegen Eins ist zu wetten, daß dabei die Rieger'sche Adresse an Herrn Aksakow als gravirendstes Beweisstück producirt worden wäre. Es mag sein, daß die Apostel des Panslavismus unter den östreichischen Slavenvölkern durch dritte Hand von der russischen Regierung Unterstützung und Anweisung erhalten; beweisen wird sich ein solcher Zusammenhang jedoch nicht lassen. Was aber die panslavistischen Bestrebungen von Privatpersonen betrifft, so kann man ihnen gegenüber jeden Tag eben so viele private Bestrebungen zur Wiederherstellung Polens, die in „landesverrätherischen" Unternehmungen Gestalt zu gewinnen trachten, in die Wagschale werfen. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

Zum Glück liegt der Panslavismus noch so tief in den Windeln und greift mit seinen Händchen noch so kinderselig nach dem Monde, daß als einzige Schutzmauer gegen die von ihm für Europa drohende Gefahr im Ernste die polnische Nation erklärt werden kann, die doch durch ihre thörichte Verlüftung am meisten dazu beigetragen hat, daß Rußlands Bestrebungen überhaupt zu einer Gefahr für Europa werden konnten. Die Polen unterlassen nicht, sich selber „das Vollgefühl ihrer trotz zahlreichen Opfer und Leiden unvernichteten Lebensfähigkeit" zu attestiren; das mag ihnen dahin gehen. Zunächst muß man an sich selber glauben, wenn man will, daß Andere Einem glauben sollen. Die Polen werden, wie der Adreßentwurf versichert, in jenem Vollgefühl „niemals ihrer nationalen Sonderstellung entsagen"; sie werden mit Eifer dem Rufe des Kaisers an die Völker „zur wirksamen Vertheidigung der Interessen der Monarchie gegen die ihr — vom Panslavismus und von Rußland — drohenden Bestrebungen Folge leisten!" Bis auf die Kriegserklärung an Rußland wäre somit die polnische Frage im besten Gange, wenn nämlich der Kaiser Franz Joseph sonst Verlangen danach trüge, in der Jagd nach dem Schatten einer Krone seine Monarchie zum Spielball vaticanischer Ränke zu machen. Die galizischen Landtagsabgeordneten werden durch den plötzlichen Schluß der Session wohl darüber belehrt worden sein, daß Kaiser Franz Joseph noch andere und ernstere Sorgen hat als die, das Jagellonenreich zum Benefiz des heiligen Stuhles neu in Scene zu setzen. Die Gefahren, die von einer solchen Politik der östreichisch-ungarischen Monarchie drohen würden, würden sofort zu einem furchtbaren Gewitter sich zusammenballen, dessen Blitzstrahlen leicht das Haus Oestreich an allen Ecken in Brand setzen könnten, während die Gefahren des Panslavismus noch fernab unter dem politischen Horizont stehen und nur erst in fahlem Wetterleuchten sich gelegentlich melden.

In die Orientfrage durch ein Spielen mit den Gefahren des Panslavismus die polnische Frage hineinzuziehen, wird Kaiser Franz Joseph sich wohl hüten. Die Orientfrage wird — darauf hin ist das Dreikaiserbündniß geschlossen worden — isolirt und localisirt bleiben, wenn auch gewisse Leute gern daraus einen europäischen Krieg anfachen möchten.

Berlin, 1. September 1877. Politicus.

Ein elfhundertjähriges Jubiläum.

Die Stärkung der habsburgischen Monarchie durch die Vereinigung mit Ungarn und die spätere gänzliche Vertreibung der Türken aus diesem Lande hat es in den letzten Jahrhunderten in Europa ganz vergessen lassen, welche furchtbare Gefahr dem so künstlichen europäischen Culturwesen von den elementaren Gewalten drohte, die seine östlichen Grenzen seit Jahrtausenden umbranden. Wer denkt heute noch anders als in traumhafter Sicherheit jener Zeiten, da diese Brandung im Zuge Attilas ihre Wogen in ungeheurem Wurfe bis an die Ufer der Seine und Marne warf, — als vierhundert Jahre später ihre Wellen in oft wiederholtem Anschlag Elbe und Rhein überspülten, und fluthende Heerschaaren der Magyaren sich an den Mauern von Constanz, Augsburg und Goslar brachen? Und doch sind nicht vierhundert Jahre verflossen, seit die „Senger und Brenner" der Türken, Alles mordend, über Passau hinaus gen Regensburg streiften, — nicht zweihundert, daß sie ihre Rosse aus den grünen Fluthen der Enns und Traun tränken durften, — eben da, wo in diesen Tagen blumengeschmückte Dampfer auf den Wellen des lieblichen Traunsees die Wiener Sängervereine schaukeln, deren fröhliche Lieder am gewaltigen Traunstein widerhallen, während ein halbes Tausend italienischer Arbeiter, die eben den letzten Verbindungstunnel der Traunthalbahn durch die Felsen gebrochen, ihnen Beifall klatschen, den die guten Wiener durch italienische Lieder vergelten. Und in eben diese Traun ergießt sich von der rechten Seite ein kleines Alpenflüßchen, die Krems, an deren linkem Ufer, auf einem Hügel, mitten in reizendster Landschaft und weithin die Gegend beherrschend, ein gewaltiger Complex von Klostergebäuden sich erhebt, überragt von der imposanten, acht Stock hohen Sternwarte, — das uralte Benediktinerstift Kremsmünster, zu dem heute, am 18. August, vor elfhundert Jahren der Grundstein gelegt wurde.

Welche Zustände herrschten damals im Donauthal, vom Schwarzen Meer herauf bis zur Enns und Traun, und doch — trotz dem verflossenen Jahrtausend — wie ähnlich dem, was wir heute von den Ufern der Wid, Jantra und Lom schaudernd vernehmen, die ihre blutigen Gewässer derselben Donau zusenden!

Damals bildete die Enns die Westgrenze des Avarenreiches, das alle Länder von der Theiß und Drau bis zum Böhmerwald umfaßte. Die beiden äußersten Ringe (ringförmige Verschanzungen) der Avaren gegen Bayern hin erhoben sich am Ausfluß des Kamp in die Donau (unterhalb Krems) und am Kumenberg (Kaumberg). Den Hunnen verwandt, werden sie diesen ganz ähnlich geschildert: ein Reitervolk und mit dem Pferde wie verwachsen, kaum fähig, sich auf den krummen Säbelbeinen aufrecht zu erhalten. „Wilde Gesellen mit langem Haar, fliegen sie heran mit einem Pfeilregen, wenden sich zu verstellter Flucht, um sogleich wieder anzustürmen und den Gegner vollends zu vernichten, ohne Pardon zu geben."*) So unterwerfen sie die Südslaven und halten sie im Zaum; diese müssen für sie das

*) Vgl. Bauer, Blätter für die Landeskunde von Niederösterreich, 876. S. 329 ff.

Digitized by Google

Feld bauen, während die Herren in wandernden Wagenlagern umherstreifen und ihre Pferde weiden lassen. Im Winter aber ziehen sie sich, wie Fredegar in seiner Geschichte der Franken erzählt, in die slavischen Dörfer, bedrücken das Volk durch Tribute und grausame Willkür und nehmen Weiber und Töchter der Slaven, die schöner sind als ihre eigenen, zu sich auf's Strohlager. — In ganz ähnlicher Weise sind in den letzten vier Jahrhunderten ebendieselben Südslaven und das slavisch-tatarische Mischvolk der Bulgaren von dem den Avaren verwandten, gleichfalls tatarischen Türkenvolke beherrscht worden, mit dem Unterschiede, daß die Zustände inzwischen wieder seßhafter und geregelter geworden waren. Heute aber kommen die in der Hauptmasse ebenfalls tatarischen, zum geringeren Bruchtheile slavischen Russen, um Südslaven und slavo-tatarische Bulgaren von der Herrschaft der Osmanen zu befreien, deren tatarisches Blut sich inzwischen mit tscherkessischem, armenischem, slavischem und griechischem Blute gemischt hat, und beim Kampfe beider Gegner kommt zum Entsetzen Europas der Tatare und sein Urtypus, der Mongole, beiderseits wieder zum Vorschein.

Damals nun bildete eine absichtlich geschaffene Wüste auf beiden Seiten der Enns die Grenze, welche Bayern gegen die avarischen Unholde schützen sollte. Karl der Große, der seinen Namen eben nicht umsonst hat, verlegte dann diese Schutzwüste um mehr als zwei Breitegrade ostwärts, an die Rab, — also noch über die Leitha hinaus, welche heute die Grenze bildet zwischen Deutschösterreich und Transleithanien, wo seit tausend Jahren die den Avaren und Türken verwandten Magyaren wohnen, denen der heutige Dualismus die Herrschaft über Südslaven (und Deutsche) wieder erleichtert hat.

Die bayrisch-avarische Grenzwüste muß sich auch bis nahe an das obengenannte Kremsflüßchen erstreckt haben. Dort, im Urwalde, pflegte auch der Bayernherzog Thassilo, der Zweite dieses Namens, zu jagen, und als einst auf einer solchen Jagd sein junger Sohn Gunther vom Zahne eines Wildebers tödtlich verwundet worden, gründete und bestiftete er auf der Unglücksstätte ein Münster oder Kloster, eben unser Kremsmünster, im Jahre 777. In die benachbarten Gegenden war von den alten Bischofssitzen Lorch und Passau aus das Christenthum getragen worden. Die Bayernherzöge Odilo und Thassilo hatten in ihrem Gebiete mehrere Klöster gegründet und reich ausgestattet; jetzt folgte Kremsmünster als der östlichste Vorposten. Noch einmal aber überflutheten die Avaren diese Grenzgebiete als Bundesgenossen Thassilos in seinem zweiten Kriege gegen Karl den Großen. Nachdem der Bayernherzog sich wieder unterworfen hatte, trugen dann die Franken ihre siegreichen Waffen ostwärts und schoben die Reichsgrenze vor bis an die Rab, und nun verwandelte sich das wüste Gebiet an der Ennslinie rasch in deutsches Culturland um, und schrittweise drangen die bayrischen Ansiedelungen vor über die Ips, Erlaf, Bielach, Traisen und den Wienerwald bis zur Leitha, und so auch nördlich der Donau, und bevölkerten so das heutige Niederösterreich als die Ostmark des Frankenreiches. Karl der Große hatte die Schenkungen Thassilos an Kremsmünster ausdrücklich bestätigt (791 und 802). Unter seinen schwachen Nachfolgern brach dann der zweite Turaniersturm herein, brandete zu wiederholten Malen um die Mauern Kremsmünsters und warf sie gänzlich nieder. Die Magyaren nämlich, die im Jahre 1881 das tausendjährige Jubiläum ihres Hierseins feiern wollen, hatten die junge Ostmark verheerend überfluthet, und abermals wurde die Reichsgrenze an die Ennslinie zurückgeschoben. Erst zu Ende des 10. Jahrhunderts begannen unter den letzten Ottonen die Babenberger die langsame und mühselige Arbeit der Wiederherstellung der Ostmark. Dem letzten Sachsenkaiser, Heinrich II. († 1024), verdankt auch das verwüstete Münster an der Krems seine Erneuerung. Von hier aus drang dann das Christenthum von Neuem ostwärts, und es folgten in den beiden nächsten Jahrhunderten nach einander die Gründung der Kirchen zu St. Johann am Alserbach in Wien, zu Sievering und Heiligenstadt bei Wien und der Stiftsklöster St. Florian, Gottweih, Mölk, Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Lilienfeld. Gleichzeitig waren auch die Magyaren zum Kreuze bekehrt worden und vergaßen allmählich ihres turanischen Ursprungs in der Zusammengehörigkeit mit der occidentalischen Kirche. Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts einer ihrer Gelehrten zum ersten Mal die Behauptung ihrer finnisch-tatarischen Abkunft auszusprechen wagte, erregte er damit die allgemeine Entrüstung gegen sich. Die steigende Macht der Nationalitätsidee, die übrigens ihren Zenith wohl schon überstiegen hat, da sie eben jetzt die höchsten Schwindelstadien durchläuft, hat an die Stelle der Beschämung einen Stolz treten lassen, der sich der Blutsverwandtschaft mit den Türken rühmt, der Stimme des Blutes enthusiastischen Ausdruck gibt und zum politischen Factor geworden ist, der nicht unterschätzt werden darf. — Doch zurück zur Stiftung Thassilos!

Das Münster an der Krems sah dann die gewaltige Bewegung der Kreuzzüge, das Aufglänzen des Ritterthums und dessen schönste Blüthe in den dichtungs- und sangreichen Zeiten der Hohenstaufen. Aus der vorübergehenden Gewalt adliger Schirmvögte und Raubgesellen hat es der Babenberger Leopold der Glorreiche befreit. Dann aber brachte (1241) der dritte Tatarensturm, und diesmal waren die Unholde durch echteste Mongolen repräsentirt, von Neuem Jahre des Elends über Stift und Landschaft, und erst mit Rudolf von Habsburg, der in den Mauern des Klosters selbst geweilt hat, begannen wieder bessere Zeiten.

Wie fast alle reichen Klöster war auch Kremsmünster das Mittelalter hindurch eine Zufluchtsstätte des minder begüterten Adels, der sich hier gütlich thun konnte, weshalb denn auch die Aebte fast durchgehends dem Adel angehörten. Mit der von Herzog Albrecht V. (als Kaiser Albrecht II.) zu Anfang des 15. Jahrhunderts durchgeführten Reform der österreichischen Klöster beginnt die bürgerliche Periode des Stifts. Die dreißig und etlichen Aebte, welche seitdem regierten, waren ohne Ausnahme bürgerlicher Abkunft, zum Theil Söhne von Bauern oder Handwerkern, und so ist es denn kein Wunder, daß aus ihnen Administratoren von höchster Tüchtigkeit und eifrige und glückliche Förderer der Wissenschaft und Kunst wie der Volkserziehung hervorgingen. Der ausgezeichnetste der Aebte ist wohl Anton Wolfradt (1613—1639), armer Leute Kind aus Köln am Rhein, unter dessen Regierung das Stift seine glänzendste Periode durchlebte, obgleich damals die Schrecken des dreißigjährigen Krieges es nicht unberührt ließen, und im Jahre 1626 der mächtige Bauernführer Stephan Fadinger als ungebetener Gast in seinen Mauern weilte. Die Hofjesuiten in Wien hatten den Abt zwar als geheimen Ketzer verschwärzt, aber die Rechtgläubigkeit bietet keine Garantie für Verwaltungstalente, scheint sogar in feindlichem Verhältnisse zu diesen zu stehen, und so trug denn auch der Jesuitenzögling Ferdinand II. kein Bedenken, den glücklichen Administrator des reichen Stifts als Hofkammerpräsidenten zu seinem Finanzminister zu machen, als welcher er „die Valuta regierte, alte Anlehen mit Nutzen tilgte und neue mit Vortheil aufbrachte".*) Er führt den Namen „der große Abt" und starb als der erste gefürstete Erzbischof von Wien.

Wie früher durch die stets wiederkehrenden Kriegssteuern zur Abwehr der Hussiten, der aufständischen Bauern, Türken und Schweden, so ging auch in den beiden letzten Jahrhunderten mehr als einmal der ganze Kirchenschatz an Gold- und Silbergefäßen wie das reiche Tafelsilber in pflichtmäßiger und freiwilliger Beisteuer auf, und nicht selten flossen überdies fast die gesammten Einnahmen des Stiftes in die Kriegskassen des Staates und nöthigten zu drückenden Anlehen. Als im spanischen Erbfolgekrieg die Bayern als Bundesgenossen der Franzosen in Oberösterreich einbrachen, opferte Abt Honorius den Kirchenschatz und ließ die als Dorfpfarrer exponirten Mitglieder des Stiftes mit ihren Gemeindegliedern als Landsturm ausrücken. Im österreichischen Erbfolgekriege 1741 setzte sich eine bayrische Abtheilung in den Klostergebäuden fest, wurde aber durch die Oestreicher zur Capitulation gezwungen, wonach das

*) Vgl. die Jubiläumsaufsätze der Wiener „Presse".

Digitized by Google

Stift nicht weniger als 3000 östreichische Soldaten bequartierte und verpflegte. Schwere Geldopfer brachten auch der siebenjährige und die Religionskriege; am schwersten aber wurde das Kloster durch die dreimal wiederkehrende Invasion der Franzosen (1800—1809) betroffen, die es dem finanziellen Ruin nahe brachten, wozu dann der Staatsbankerott von 1811 noch das Seinige that.

Was geht aber die Geschichte eines katholischen und östreichischen Stiftes den Protestanten und den Norddeutschen an? Nun, diese Geschichte ist so recht geschaffen, um das, was Nord und Süd gemeinsam haben, und was ihr gemeinsames Interesse ausmacht, vor Augen zu demonstriren, und hierbei kommen unserem Jubiläum die gleichzeitigen furchtbaren Ereignisse zwischen Donau und Balkan wieder so recht zu statten. Was da unten vorgeht, ist der Kampf von Barbaren gegen Barbaren, in so entsetzlichen Formen, daß das ganze gebildete Europa seine Augen mit Abscheu und Scham wegwendet. Damit ist's aber nicht gethan. Man kommt sich dabei sehr menschlich vor und kann doch recht gedankenlos sein. Mongolen und Tataren haben den Krieg nie anders geführt und haben diese Kriegform mehr als einmal über die deutschen Ostgrenzen hereingetragen. Die eigentliche Reichswehr gegen solche Einbrüche bestand in der Christianisirung Polens und Ungarns von Westen, d. i. von der deutschen Seite her, nicht von Ost, von Byzanz her; denn wäre das der Fall gewesen, so hätte Europa ein anderes Gesicht, und von deutscher Cultur könnte dann wohl nicht viel die Rede sein. Die Christianisirung Polens ging von der deutschen Nordmark (den Sachsenkaisern) aus, die Ungarns von der deutschen Ostmark. Der Katholicismus Polens wird heute durch das wesentlich tatarische und byzantisirte Rußland stark in Frage gestellt, und in den Magyaren spricht heute die Blutsverwandtschaft mit den Türken auch lauter als ihr Christenthum, wobei sie sich freilich auf den Papst selbst berufen können. Wenn das Letztere nun auch bei weitem nicht so gefährlich ist wie das Erstere, so gibt Beides doch genug Anlaß zum Nachdenken. Man sieht, wie dicht an den Ostgrenzen Deutschlands und Deutschöstreichs Alles schwankt, und auf wie schwachen Füßen jenseits derselben die Humanität steht, um von Bildung ganz zu schweigen. Diese beiden sauren, aber — wie man eben jetzt wieder einmal deutlich sieht — auch sehr wohlthätigen Errungenschaften sind aber doch wohl Nord- und Süddeutschland, den deutschen Katholiken und Protestanten gemeinsam. Nun, der Hauptkernpunkt im Erzherzogthum Oestreich, von dem im Mittelalter christliche Humanität, und seit der Reformationszeit deutsche Bildung ausging und ostwärts weiter strahlte, ist eben unser Benediktinerstift Kremsmünster. Es versteht sich ja von selbst, daß die nicht jesuitisirten Klöster, die sich mit Erziehung und Unterricht abgaben, von der Reformation auch beeinflußt wurden. Die Benediktiner sind aber nie Jesuiten geworden, und die Lehr- und Erziehungsthätigkeit Kremsmünsters war seit der Reformationszeit eine sehr bedeutende und wirkungsreiche.

Der Einfluß der Jesuiten, die Ferdinand I. in's Land gerufen hatte, auf die Erziehung in Oestreich begann sich nach 1560 fühlbar zu machen, und ihre Kunst bewirkte innerhalb zweier Jahrzehnte, daß ihnen die höheren Gesellschaftsklassen fast ausnahmslos zuliefen. Ein Gegengewicht bildeten namentlich die Benediktiner. Schon im Jahre 1549 hatte der Abt Gregor Lechner das Stiftsgymnasium in Kremsmünster, und damit die erste Lateinschule in Oberöstreich gegründet, der bald die höheren Studienanstalten des Stiftes nachfolgten. Abgesondert von diesen sorgte die „Conventsschule" für die Heranbildung eines klösterlichen Nachwuchses, während der Volksunterricht in der „deutschen Schule" besorgt wurde. Die beiden letzteren gehen in ihren Anfängen bis in's zwölfte Jahrhundert zurück. Das Gymnasium erfuhr im Jahre 1738 unter Alexander III. eine Erweiterung durch Schaffung eines „Lyceums" für Philosophie und Naturwissenschaften. Der folgende Abt Berthold (III.) Vogel, Sohn eines Schulmeisters aus dem oberöstreichischen Mühlviertel, brachte hier die Principien der Leibniz-Wolffischen Philosophie zur Geltung, während die Jesuiten überall noch an der alten Scholastik festhielten. Jedenfalls auch aus dem Gegensatz zu den Jesuiten, die ja namentlich den Adel in ihre Gymnasien lockten, was in Oestreich heute noch der Fall ist, ging die großartigste der Studienanstalten Kremsmünsters hervor, die „k. k. adelige Akademie", welche der obengenannte Alexander III. im Jahre 1744 in's Leben rief. Hier wurden bei höchst freier Disciplin die Söhne des Adels auf wissenschaftlicher Grundlage für den Dienst des Staates, der Armee und der Kirche, wie für alle ritterlichen Künste und die höchsten Anforderungen der Gesellschaft herangebildet. Die östreichische jeunesse dorée hatte hier ihre eigenen Jagden, ihr besonderes Ferien-Lustschloß, ja sogar ihr eigenes Gestüte. Diesem zweckwidrigen Luxus machten die Reformen Josephs II. im Jahre 1789 ein Ende, während gleichzeitig die kaiserliche Inventurscommission das überflüssige Klostergut unter den Hammer brachte. An die Stelle jener Akademie trat jetzt ein einfaches Convict für Stiftszöglinge und Staatsstipendisten, welches im Jahre 1849 in ein Privatconvict umgewandelt wurde, das heute noch besteht. Während in den mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Anstalten des Stiftes sich zu einer universellen Hochschule humanistischer Bildung erweitert hatten, haben sie in diesem Jahrhundert eine bescheidenere Rolle gespielt, und doch weist das Verzeichniß der jetzt noch lebenden, durch thatsächliche Leistungen bekannt gewordenen Schüler des Stiftes eine überraschend stattliche Reihe bedeutender Namen auf, die sich über alle Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des Staatslebens vertheilen. Eine Festschrift verzeichnet 3116 Namen von Männern, die von 1810 bis 1873 dort ihre Studien gemacht haben. Der jetzige Abt, Cölestin Ganglbauer, welcher erst vor zwei Jahren seinem Vorgänger Augustin Reslhuber, dem durch Verfassungstreue hervorragenden Mitgliede des Herrenhauses, nachfolgte, ist der neunundsechzigste in der Reihe der Aebte.

Mönch und Abt und Stift als Bezeichnung lebendiger, in Staat und Gesellschaft wirksamer Potenzen, sind dem Bewohner der Mark ebenso ungewohnte Dinge, als ihm die Namen Cölestin und Augustin, Ganglbauer und Reslhuber fremdartig klingen, und dazu meldet sich in ihm kopfschüttelnd der Protestant. Um wieviel menschlicher und freundlicher aber würden heute die Dinge an der unteren Donau aussehen, wenn zu rechter Zeit jene Potenzen donauabwärts geschoben worden wären, wie dies ja z. B. vor gerade zweihundert Jahren so mancher hervorragende Soldat und Politiker für möglich und geboten erachtete, damals als ein Karl von Lothringen, Max Emanuel von Baiern, Ludwig von Baden, dann Prinz Eugen die kaiserlichen Armeen siegreich gegen die Osmanen führten, wobei ja auch so manches Hundert Söhne der Mark Brandenburg den Heldentod fanden, — wie stünde es dort heute um Humanität und Bildung, wenn sich damals mitten im slavisch-tatarischen Lande, an den Ufern der Morawa oder Jantra, solche Klosterschulen erhoben hätten, wie unser Kremsmünster, das ja auch seiner Zeit an die Tatarengrenze vorgeschoben war! Ob unsere östreichischen Feudalclerikalen, die sich ja mit Annexionsgedanken tragen (wozu gerade von den Ufern der Spree die Aufmunterung am kräftigsten herüberschallt), dergleichen im Auge haben? Sicher ist wohl, daß der protestantische Individualismus, eine so mächtige und durchaus nothwendige Potenz er übrigens ist, sich unfähig erweisen würde, solche Erziehungsaufgaben gegenüber widerstrebenden rohen Massen mit Erfolg durchzuführen. Hierzu sind Corporationen wie die katholischen Klosterverbände das rechte Werkzeug. Aber gewiß ist auch, daß solche Verbände heutzutage, wenn sie unter den angedeuteten Verhältnissen erfolgreich wirken wollten, noch ein weiteres gutes Theil der individuellen Freiheit des Protestantismus in sich aufnehmen müßten, wie dies ja auch die Benediktiner und namentlich Kremsmünster in gewissem Maße gethan haben. Dann würde schon das einhundertjährige Jubiläum ihres Bestehens an der vorgeschobenen Grenze abendländischer Cultur schöne Früchte versprechen.

Pertinax.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen.

Se. Maj., der König Ludwig von Bayern, der einzige unter den großen Fürsten Deutschlands, welcher dem Theater eine wirklich ernsthafte Theilnahme entgegenbringt, hat diesem Interesse für die deutsche Bühne soeben einen neuen und beredten Ausdruck gegeben. Auf Antrag des bayrischen Generalintendanten, Freiherrn von Perfall, hat König Ludwig drei Preise von je 2400 Mark ausgesetzt für die beste Tragödie, für das beste Schauspiel und für das beste Lustspiel, die bis zum 31. August 1878 an die königliche Theaterintendanz in München eingesandt werden.

Heinrich Laube hat in seiner „Geschichte des Burgtheaters"*) über diese Art von Preisbewerbungen goldene Worte gesagt. Er erhebt sich mit vollem Rechte gegen die wohlfeile Kritik, die sich jedesmal, wenn eine solche Concurrenz ausgeschrieben wird, unfehlbar einstellt: es nütze ja nichts, die Muse lasse sich nicht commandiren, sich nicht durch Geld verlocken, und bestellte Arbeit sei im Reiche der Musen nichts werth. Diesem sauertöpfischen Raisonnement hält Laube die Thatsache entgegen, daß die Concurrenz des Wiener Hofburgtheaters im Jahre 1851 ein vortreffliches literarisches Lustspiel, das noch vor wenigen Jahren mit vollem Erfolge wieder aufgenommen werden konnte, zu Tage gefördert habe: den „kategorischen Imperativ" von Bauernfeld; daß ferner die beiden andern Lustspiele, welche einer besonderen Berücksichtigung für werth gehalten worden waren, nämlich das „Preislustspiel" von Mautner und der „Liebesbrief" von Benedix, unter denen das Publicum die Wahl treffen sollte, durch ganz Deutschland auf lange Zeit hinaus ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse für das Theater entzündet haben; daß endlich zwar als Nachzügler, aber immerhin durch die Preisausschreibung angelockt, der „geheime Agent" von Hackländer in Wien sich eingestellt habe. „Die damalige Preisausschreibung", sagt Laube, „hat also das beste Lustspiel zu Wege gebracht, welches neben Freytags „Journalisten" seit zwei Jahrzehnten in Deutschland geschrieben worden ist. Das ist doch wahrlich der Rede werth, und ist einer Preisausschreibung werth."

Zur Entkräftung der Vorwürfe, die gegen den Wettlauf der dramatischen Dichter vorgebracht werden, ließe sich aber noch mehr sagen, als Laube sagt. Zunächst und hauptsächlich muß bestritten werden, daß es vor Allem der Preis ist, soweit er sich durch Gulden und Kreuzer oder Mark und Pfennige ausdrücken läßt, welcher die Bewerber lockt und reizt. Eine solche Bewerbung hat wie jede andere auch ihre ideale Seite; nicht die Habsucht wird angeregt, sondern der Ehreifer. Der Gedanke, so und so vielen Einsendern, und unter diesen den berufensten obzusiegen, hat unstreitig mehr Verführerisches und Anregendes als die klingende Prämie. Und weil das der Fall ist, kann auch von „bestellter Arbeit" nicht die Rede sein. Es ist durch das Verlangen, sich mit den Besten zu messen und sie in ehrlichem Kampfe, Mann gegen Mann, zu besiegen, — es ist durch rühmlichen Ehrgeiz angeregte Arbeit.

Das spätere Preisausschreiben des Wiener Hofburgtheaters im Jahre 1867 und 1868 hat zwar nichts Dauerndes hervorgebracht, aber doch immerhin weit Erheblicheres geleistet, als die Spötter glauben machen wollen. Es hat ein bis dahin vollkommen unbekannt gebliebenes Talent entdeckt: Hippolyt Schauffert, dessen „Schach dem König" trotz aller berechtigten Ausstellungen und trotz des im Allgemeinen geringen Theatererfolges eine ganz unbestreitbare und aufmunterungswürdige Begabung erkennen ließ — eine wirkliche dramatische Begabung, die sich auch in einem späteren Stücke Schaufferts, „Vater Brahm", in vollem Maße bewährt hat. Dieses letztere Stück weist geradezu bedeutende Eigenschaften auf. Es zeigt eine in Deutschland seltene Fähigkeit, Fragen, die unsere Zeit und unsere Gesellschaft bewegen, für die Bühne dramatisch zu gestalten. Es ist gut erfunden, gut gebaut, knapp und scharf in der Sprache und wirkungsvoll in den Situationen. Das Stück wäre bei diesen Eigenschaften sicherlich berufen gewesen, ein Volksstück im guten Sinne des Wortes zu werden; es scheiterte aber an der verwerflichen Tendenz. Der Verfasser stand auf einem undeutschen Standpunkte; mit gleicher Vorliebe die Schwarzen und die Rothen umfassend, plaidirte er in diesem Stücke für das Wünschenswerthe einer Verschwisterung des Ultramontanismus mit der Socialdemokratie. Das ließ sich unser Publicum nicht gefallen, und deshalb warf es das sonst vortreffliche Stück bei Seite. Dafür aber, für die verwerfliche Tendenz eines dichterischen Werkes, kann eine Preiscommission, die das Talent des Dichters ganz richtig erkannt hatte, auf keinen Fall verantwortlich gemacht werden. Die Commission hat recht gehabt, einen Dichter von dieser Bedeutung auszuzeichnen. Schauffert würde, nach dieser Probe zu urtheilen, das Verdict der Wiener Richter in seinen späteren Productionen wahrscheinlich in noch höherem Maße gerechtfertigt haben, wenn nicht ein früher Tod seinem Schaffen ein Ziel gesetzt hätte.

Die beiden andern damals prämiirten Lustspiele: „Ueber den Parteien" von Wolfgang Müller von Königswinter und „Der Narr des Glücks" von Ernst Wichert, haben noch geringere Erfolge gehabt. Müllers Lustspiel ist sogar geradezu durchgefallen; aber Wichert ist jedensfalls durch die Ermuthigung, die er gefunden hat, in jene freudige Stimmung versetzt worden, aus der heraus er bald darauf das heitere und liebenswürdige Lustspiel „Ein Schritt vom Wege" schreiben sollte. Man sieht also, auch diese Ausschreibung ist nicht so vollständig verpufft, wie es die Schadenfreude höhnisch ausposaunt hat.

Seitdem — es sind nun genau zehn Jahre vergangen — ist ein eigentliches Preisausschreiben für dramatische Werke von Bedeutung nicht erfolgt. Die Prämiirung der erfolgreichsten Stücke, die einem bestimmten Theater gute Dienste geleistet haben — diese Prämiirung, die also gleichsam als ein Act der Dankbarkeit von Seiten des Instituts aufzufassen ist, wie sie das Wiener Stadttheater vor der Eröffnung aussetzte (es wurden Mosers „Stiftungsfest" und Lindaus „In diplomatischer Sendung" ausgezeichnet) — oder die Prämiirung dichterisch bedeutender Bühnenwerke, die unter Umständen gar nicht aufgeführt zu sein brauchen, wie sie der Schillerpreis in's Auge faßt (hier wurden mit Preisen geehrt: Lindners „Brutus und Collatinus", Hebbels „Nibelungen", Freytags „Fabier", Paul Heyses „Sabinerinnen", Kruses „Gräfin") oder endlich die Prämiirung dichterisch bedeutender und an einer großen Bühne schon erfolgreich aufgeführter Werke, wie sie der Grillparzerpreis berücksichtigt wissen will (hier wurde Wilbrandts „Gracchus" gekrönt) — alle diese Preisbewerbungen, die nicht direct erst zur Production anregen, sondern das Verdienstliche der bereits vorhandenen Production anerkennen sollen, können hier füglich nicht mit in Erwägung gezogen werden.

Aber alle diese Preise — ob sie nun die Lust zum Schaffen anregen und eine Aufmunterung zu erst zu Schaffendem, oder die Anerkennung eines schon erworbenen Verdienstes, die Belohnung des schon Geschaffenen sein sollen — tragen unstreitig ihre segensreichen Früchte. Selbst dann, wenn, wie dies beim Schillerpreise der Fall ist, das Urtheil in die Hände einer auf ganz unbegreifliche Weise zusammengesetzten Commission gelegt ist, — einer Commission, die denn auch richtig von dem bequemen Ruhepunkte des unzufriedenen Nörgelns aus sich nicht aufzuraffen vermag und unter dem verdrießlichen Zurufe: „nil admirari" ihr Ziel beschaulich in's Auge faßt, ohne sich demselben nähern zu wollen; die deshalb auch seit Jahren keine der deutschen Hervorbringungen auf dramatischem Gebiete einer Auszeichnung für würdig erachtet hat. Aber darum bleibt nicht minder das Wort Laubes zu Recht bestehen: „Man soll unbekümmert um den Erfolg immer und überall die Pforten öffnen für dramatische Production und soll hinter den Pforten Preis und Ruhm in Aussicht stellen.

*) Leipzig 1868, J. J. Weber.

Digitized by Google

Das schadet Niemandem, höchstens den Preisrichtern, und diese Curtiusse opfern sich eben heldenmüthig. Es wird aber immer irgendwie nützen, denn das Entgegenkommen ist förderſam für jede schöpferische Thätigkeit."

Förderſam in jedem Sinne. Den jungen Victor Hugo hat die goldne Blume, die bei den lyrischen Wettstreiten in Toulouse dem glücklichsten Bewerber zuertheilt wird, gereizt, und sein erster Sieg in den Floralien ist nach seinem eigenen Geständniß mitentscheidend gewesen für die Erkenntniß seines Berufs. Förderſam, weil das Vertrauen der Dichter zur Beachtung ihrer Arbeit gestärkt wird, weil die Vorurtheile der Anfänger, der Verkannten, der Nichtaufgeführten und Durchgefallenen entkräftet werden.

Man kennt die Beschwerden dieser Unzufriedenen zur Genüge. Da heißt es, die Stücke, die einen unbekannten oder unglücklichen Namen tragen, werden gar nicht gelesen; man muß einen Namen haben, eine Stellung, die die Aufmerksamkeit der Directoren erregt; man muß protegirt werden; man muß bei den Intendanten scharwenzeln, ja man muß diesen und jenen bestechen.

Nun, von alle dem kann bei einer Preisbewerbung nicht im Entferntesten die Rede sein. Hier herrscht unter allen Bewerbern die völlige ideale Gleichheit; für alle, ob groß, ob klein, ob berühmt, ob unbekannt, sind dieselben Bedingungen maßgebend, bestehen auch dieselben Ansprüche auf Beachtung und dieselben Garantien der Berücksichtigung. Hier helfen keine Schliche, keine Winkelzüge, hier gibt es keine Bevorzugung, hier gibt es mit einem Worte keine Unlauterkeit! Die Bahn ist frei; also auf, ihr Dramatiker, hier ist Rhodos, nun tanzt!

Alle Freunde der dramatischen Kunst werden daher das Vorgehen der bayrischen Generalintendanz mit aufrichtiger Genugthuung begrüßen. Das Münchener Schauspiel nimmt, wie Alle wissen, die es gesehen haben, in Deutschland heute eine der ersten Stellen ein. Es wird mit Geschmack, mit Liebe zur Sache, mit Ernst geleitet, es wird dort tüchtig und redlich gearbeitet.

München ist eine Stadt, die am Theater Freude hat. Die Münchener Bühne besitzt Initiative; man kennt z. B. ihr rühmliches Vorgehen in Bezug auf Wagners Musikdramen. Ernst Possart hat uns, um nur von dem letzten Jahre zu reden, aus München zwei Stücke nach Berlin gebracht, die wahrlich der Rede werth sind: das „Fallissement" von Björnsen und Byrons „Manfred". Das Repertoire der Münchener Bühne während des letzten Jahres, das vor mir liegt, zeigt, wie man dort unablässig, wenn auch oft leider erfolglos, bemüht ist, Werthvolles zu gewinnen, Werthvolles zu erhalten. Da ist z. B. neuerdings wieder der Versuch gemacht worden, Lessings „Miß Sarah Sampson" aus dem Buche auf die Bretter hinüberzuführen, da ist Shakespeares „Richard II." in Dingelstedts Bearbeitung gegeben, da finden wir neue Stücke von Felix Dahn, Hermann Lingg („Candiano") Schack („Pisaner"), die man sonst kaum irgendwo zu sehen bekommt; da finden wir unter den Werken der ausländischen Dichter Beaumarchais' „Tollen Tag" in Dingelstedts Bearbeitung, Ibsens „Nordische Heerfahrt" ꝛc. — mit einem Worte, wir sehen Thatsachen, die zum mindesten auf Regsamkeit und Leben in der Leitung schließen lassen und die so oft gegen Theaterdirectionen erhobene Beschuldigung der Passivität, der Bequemlichkeit und des An-sich-herantretenlassens ausschließen.

Derselbe frische, anregende Zug geht auch durch dieses neueste Lebenszeichen der Münchener Generalintendanz, durch das Preisausschreiben. Man hat versucht, einen Modus zu finden, der die Fehler und Mängel der bisherigen Concurrenzen thunlichst zu mildern geeignet erscheint.

Das Verfahren, das man eingeschlagen hat, ist folgendes: Die eingesandten Werke werden einer Beurtheilungscommission vorgelegt. Diese hat aus denselben die beiden besten Tragödien, die beiden besten Schauspiele und die beiden besten Lustspiele auszuwählen, unter der Voraussetzung, daß sich in jeder der Gattungen zwei solche Werke, welche die Bedingungen einer besonderen Auszeichnung erfüllen, vorfinden. Unter Umständen könnte die Beurtheilungscommission nur ein oder auch gar kein Werk der einen Gattung oder zweier Gattungen oder auch aller dreier Gattungen der Berücksichtigung für werth erklären, so daß die Beurtheilungscommission höchstens sechs Werke, schlimmsten Falls gar keins zu befürworten haben wird. Die ausgezeichneten Werke werden dann aufgeführt und diejenigen, die sich nach den ersten drei Vorstellungen als die erfolgreichsten erwiesen haben, werden prämiirt. Die Prämiirung wird durch eine Entscheidungscommission, bestehend aus den Regisseuren der Hofbühne und Münchener Kunstfreunden beschlossen. Da die Möglichkeit eines durchaus ungenügenden oder eines nicht vollkommen genügenden Ausfalls nicht ausgeschlossen ist, so ist auch der Fall vorhergesehen, daß gar keins, oder nur eins oder nur zwei Stücke von den eingelaufenen Arbeiten prämiirt werden können; in diesem Falle rückt dann das erfolgreichste Stück, welches in dem Zeitraum vom September 1878 bis zum September 1879 aufgeführt worden ist, auch wenn es nicht concurrirt hat, in die Lücke. Auf alle Fälle erhält also ein Stück in jeder der drei Gattungen die Prämie.

Wie man sieht ist hier das richtige Moment der Stimulirung beibehalten, im Gegensatze zu dem Schiller- und Grillparzerpreise; aber man hat das Urtheil über die Stücke nicht einer Commission allein überlassen wollen. Die Beurtheilungscommission gibt diesmal nicht, wie sonst wohl üblich, ihr Verdict ohne Berufung ab, sie bildet nur die erste Instanz; das Publicum selbst bildet die zweite und kann das erste Urtheil bestätigen oder verwerfen. Eine zweite Commission hat dann die Executive des vom Publicum rechtskräftig gemachten Urtheils und hat das Urtheil zu vollstrecken.

Dies Verfahren scheint mir vor allen bisher eingeschlagenen den Vorzug zu verdienen, namentlich auch schon deshalb, weil diesmal nicht ein dramatisches Werk einer bestimmten Gattung, sondern weil sowohl die Tragödie, wie das Schauspiel, wie das Lustspiel concurrenzfähig sind. Es ist daher voraussichtlich auf eine große Betheiligung zu rechnen, und gerade deshalb ist es nöthig, daß über die Concurrenzfähigkeit der Stücke die vollste Klarheit herrsche und jede Zweideutigkeit ausgeschlossen bleibe. Hier aber bietet das sonst so überaus dankenswerthe Ausschreiben der Münchener Intendanz den Anlaß zu einer ernsthaften Kritik.

Es heißt in der amtlichen Bekanntmachung, daß eine Preisbewerbung ausgeschrieben worden ist — wörtlich:

> 1) „Für eine Tragödie hohen Stiles, deren Stoff, sei er der Geschichte entnommen oder selbstständig erfunden, den Anschauungen unserer Zeit und unseres Volkes nicht allzu ferne liegt."

Das ist verständlich, und dagegen läßt sich nichts einwenden; aber es heißt weiter:

> 2) „Für ein Schauspiel, das womöglich im Kreise des nationalen Lebens sich bewegt, die Interessen der Gegenwart zum Ausdruck bringt, jedoch von sattsam behandelten Tagesfragen sich fern hält; die ergründende Darstellung eigenartiger, aus dem Leben geschöpfter Charaktere müßte eines der vorwiegendsten Ziele des Dichters sein."

Was soll das heißen? Ein Schauspiel, das „die Interessen der Gegenwart zum Ausdruck bringt, jedoch von sattsam behandelten Tagesfragen sich fern hält!" — Was heißt das? Unter den „Interessen der Gegenwart" darf man doch in erster Linie verstehen die socialen, politischen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen und kaufmännischen; aber gerade diese gehören, weil sie eben in erster Linie stehen, durchaus zu den „sattsam behandelten Tagesfragen". Ich wüßte nicht, wie man die Interessen der Gegenwart zum Ausdruck bringen könnte und sich gleichzeitig von den sattsam behandelten Tagesfragen fern zu halten vermöchte. Sind z. B. die Arbeiterfrage, die Strikes, der Particularismus, der Culturkampf, die Börse und die Gründungen, — sind diese Fragen, die doch recht eigentlich „die Interessen der Gegenwart" berühren,

Digitized by Google

aber allerdings zu den „sattsam behandelten Tagesfragen" gehören, sind diese Fragen ausgeschlossen oder nicht? Und wie steht es mit dem ungeheuren Stoffgebiete der Familienconflicte, welche in die Interessen aller Zeiten, also auch in die der Gegenwart auf's Tiefste eingreifen?

Das muß viel schärfer redigirt werden; und ich meine, am einfachsten wäre es, man ließe die Vorschrift sowohl wie die Beschränkung weg und prämiirte das beste Schauspiel, „das womöglich im Kreise des nationalen Lebens sich bewegt".

Ferner ist ein Preis ausgesetzt:

> 3) „Für ein Lustspiel höherer Gattung, das Charaktere und Situationen mit gleicher Sorgfalt behandelt, in die gebildeten Kreise der deutschen Gesellschaft versetzt und alle possenhaften Elemente auf das Entschiedenste ausschließt."

Auch hier scheint mir eine bedauerliche Unklarheit in der Fassung zu herrschen. Das concurrenzfähige Lustspiel soll also alle „possenhaften Elemente auf das Entschiedenste ausschließen"; aber was ist „possenhaft?" Es gibt gar keinen dehnbareren Begriff. Da wir in einem ersten Theater eine förmliche Scheu haben, herzhaft loszulachen, beruhigen wir uns, wenn wir durch irgend eine ausgelassene Komik einmal zu diesem wohlthätigen Exercitium veranlaßt werden, mit dem Troste: es sei possenhaft. Nach unsern heutigen Begriffen vom Possenhaften wäre nach dieser Beschränkung kaum ein einziges Molière'sches Lustspiel concurrenzfähig; und — gestehen wir es uns — es wäre doch eigentlich recht Schade, wenn ein neuer deutscher Molière einen neuen „Tartuffe" nach München senden sollte und des Preises deshalb verlustig gehen müßte, weil die Magd Dorine in schier „possenhafter" Weise Herrn Orgon hänselt und den Bevollmächtigten Tartuffes zur Thür hinauswirft. Welches Lustspiel würde dann überhaupt bestehen? Würde Freytags „Journalisten", das doch wohl unbestritten als die bedeutendste Hervorbringung auf diesem Gebiet betrachtet wird, mit der köstlichen Piepenbrinckscene Stand halten? Würde nicht am Ende schon der unvergleichliche Schmock dem Stücke ein Beinchen stellen? Man streiche nur getrost diese vieldeutige Beschränkung! Man schließe das „Possenhafte" nicht besonders aus und habe zu der Einsicht und dem Geschmack der Beurtheilungscommission das Vertrauen, daß sie einen Unterschied zu machen verstehe zwischen der im Großen und Ganzen geforderten höheren und der im Großen und Ganzen perhorrescirten niederen Komik. Auf alle Fälle muß es aber dem Dichter unbenommen bleiben, wenn es die Stimmung so mit sich bringt, auch einmal ein bischen tiefer hinabzusteigen und derber anzupacken.

Ueber diese nicht prägnant genug redigirten Stellen wäre eine authentische Interpretation sehr erwünscht, ja geboten, wie mir scheint; und dazu möchte ich im Interesse der Sache, die uns Allen gleichermaßen am Herzen liegt: der Generalintendanz, die die Aufforderung erläßt, den Schriftstellern, welche derselben zu folgen Lust haben, dem Publicum, das sich der Resultate erfreuen will, den Generalintendanten, Freiherrn von Perfall ausdrücklich zu veranlassen suchen.

Im Uebrigen bin ich wie gesagt der Meinung, daß der von München gethane praktische Schritt mit aufrichtiger Freude zu begrüßen ist, und ich füge hinzu, daß er meiner Ansicht nach mehr nützt als all die überflüssigen Schreibereien über Theaterreformen, die scharfsinnigen Recepte über Hervorbringungen neuer Dichter, über Aufhebung der Theaterfreiheit und die Nothwendigkeit der Staatshülfe.

Paul Lindau.

Unsere deutschen Tondichter in den Gesammtausgaben von Breitkopf und Härtel.

Von Emil Naumann.

Im 8. Buch von „Dichtung und Wahrheit" erwähnt Goethe, gelegentlich seines Leipziger Aufenthaltes, des Breitkopf'schen Hauses. Es heißt dort: „Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldenen Bären, ein ansehnliches Gebäude auf dem neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch schon längst verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläufiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt, sowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfter veranstaltet wurden. Sie waren mir beide, sowie auch Eltern und Schwestern, gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen zur Hand und begriff dadurch Manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht. Der Vater hatte den Notendruck vervollkommnet. Von einer schönen Bibliothek, die sich meistens auf den Ursprung der Buchdruckerei und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntnisse erwarb. Ingleichen fand ich daselbst gute Kupferwerke, die das Alterthum darstellten, und setzte meine Studien auch von dieser Seite fort, ... und so führten wir zusammen ein stilles anmuthiges Leben."

Jener von Goethe gerühmte Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, geb. 1719, stand auch in persönlichem und brieflichem Verkehr mit Lessing und Winckelmann und schrieb eine kritische Geschichte der Buchdruckerkunst. Im Jahre 1754 gelang es ihm, den Satz von theilbaren und beweglichen Notentypen in solcher Einfachheit herzustellen, daß es möglich ward, gedruckte Musikalien mit Erfolg zum Gegenstande des Verlags zu machen. Ein Nachkomme dieses in so klassischer Weise beleumundeten Mannes sollte der Mitbegründer der bekannten Firma „Breitkopf und Härtel" werden, unter welcher eine der größten Musikalienverlagshandlungen Europas sich aufthat. Wir begegnen diesem Nachkommen in Immanuels jüngstem Sohne, Christoph Gottlob Breitkopf, geboren 1750, der einer jener beiden jungen Leute war, deren Goethe in der oben von uns citirten Stelle aus „Dichtung und Wahrheit" so herzlich gedenkt. Sein älterer Bruder, der 1749 geborene Bernhard Theodor Breitkopf, setzte die in Leipzig entstandenen frühesten Jugendlieder unseres großen Dichters sehr anmuthig in Musik und hatte auch sonst noch allerlei künstlerische Liebhabereien. Der jüngere Bruder dagegen trat anfänglich in des Vaters Geschäft. In einem Briefe, überschrieben: „An Bruder Gottlob", den Goethe an diesen Freund und Studiengenossen richtet, nachdem er Leipzig bereits verlassen, heißt es: „Du warst von jeher ein guter Junge und hattest Menschenverstand, und Gedanken wie ein Mensch, der eine Sache begreift, und Einfälle nicht wie Jeder." Trotz dieses Lobes, das freilich ein wenig ironisch gemeint sein konnte, gab Gottlob Breitkopf sein Geschäft nach einiger Zeit auf und legte dessen Besitz und Leitung in die Hände seines Freundes Gottfried Christoph Härtel, den er zugleich zu seinem Universalerben einsetzte.

Auch dieser neue Chef zeigte sich der Ehre würdig, daß unser Dichterfürst der Begründer des nunmehr von ihm geleiteten Hauses so rühmlich Erwähnung gethan. Er veranstaltete im Jahre 1798 eine von ihm zum ersten Male in Deutschland

Digitized by Google

versuchte Ausgabe der „Oeuvres complètes“ von Mozart. Wenn bei derselben — nach dem Standpunkt der damals erst in ihren Anfängen begriffenen Musikwissenschaft — von kritischer Sichtung oder Vollständigkeit auch noch nicht die Rede sein konnte, so war das Unternehmen doch schon an und für sich ein ehrenvolles, da es sich dabei (besonders unter den damaligen Nachdrucksverhältnissen) weniger um ein glänzendes Geschäft, als um eine dem größten tonkünstlerischen Genius unseres deutschen Vaterlandes dargebrachte Ovation handelte. Hierfür liefern eine in 12 Bänden von 1800 bis 1806 veranstaltete Ausgabe von Werken Joseph Haydns und eine in 13 Bänden innerhalb der Jahre 1803 bis 1818 erscheinende Ausgabe Clementis weitere Beweise; denn auch bei den Editionen dieser Meister war sicherlich der Gewinn der Handlung ein höchst bescheidener im Verhältniß zu den dabei aufgewandten Kosten.

Solche schöne und vielverheißende Anfänge ließen Größeres in der Zukunft erwarten, da ein derartiges selbstloses Vorgehen, nach den Traditionen des Musikhandels, zu den größten Seltenheiten gehört. Wer Blicke in die große Misère des deutschen Musikverlags gethan, wird diese Worte unterschreiben. In welcher Weise mußte z. B. Mozart bei Lebzeiten seine Arbeiten verzetteln; Franz Schubert wurden noch in seinem letzten Lebensjahre Compositionen, die er verschiedenen Handlungen angeboten, durch die betreffenden Verleger zurückgesandt und Beethoven gelang es nicht, das von ihm geforderte mäßige Honorar für eine Gesammtausgabe seiner Werke von irgend einer Firma zugesichert zu erhalten, weshalb eine solche Ausgabe schließlich ganz unterblieb. In der Gegenwart ist es nicht besser geworden. Der größte Theil unserer Musikverlagshandlungen betreibt ein bloßes Modeartikel- und Fabrikwaarengeschäft. Das, was nur dem flüchtig vorüberrauschenden Augenblick angehört, um morgen zu veralten — das, was mit der zufälligen Strömung des Tages treibt, um mit dieser in das Meer der Vergessenheit hinabzutauchen — das endlich, was jener innern Leere und Verflachung neue Nahrung zuführt, durch welche sich unser zur gedankenlosen Modesache gewordenes Musiktreiben auszeichnet, ist der Stoff, dessen sich der Musikalienhandel in der Gegenwart vorzugsweise bemächtigt hat und aus welchem er (sowie aus den entstellendsten Arrangements und Transscriptionen gediegener Werke) seine Seide spinnt. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß eine Verlagshandlung nicht aufhören kann ein kaufmännisches Geschäft zu bleiben, daher ihr Vermögen und das Interesse ihrer Besitzer nicht lediglich auf dem Altar des Guten und Schönen zu opfern vermag, so ist doch zwischen Geschäft und Geschäft ein Unterschied. Eine Handlung, deren Artikel nicht in Glacéhandschuhen und seidenen Bändern bestehen, sondern die den Geistesbedürfnissen ihrer Nation Rechnung zu tragen hat, ist verpflichtet, neben den Ansprüchen des großen Haufens auch edleren Bedürfnissen entgegenzukommen. Dies geschieht jedoch nur in den seltensten Fällen, und wer daher nach dieser Seite hin Ungewöhnliches unternahm, hat Anspruch auf die lauteste, rückhaltsloseste Anerkennung aller Künstler, Kunstfreunde, sowie derjenigen Kreise der Bildung, die in der Kunst das über die Thorheiten vergänglicher Geschmacksverirrungen emporgehobene klassisch Schöne und Ewige suchen.

Eine solche Anerkennung erwarb sich das Haus Breitkopf und Härtel zunächst dadurch, daß es vor fast dreißig Jahren die Hand dazu bot, eine Gesammtausgabe der Werke Johann Sebastian Bachs zu veranstalten und damit ein Unternehmen ermöglichte, das, in Bezug auf die Großartigkeit der dabei in Betracht kommenden Mittel und Vorarbeiten, der Errichtung eines Nationaldenkmals des gewaltigen deutschen Tondichters gleichkommt. Selbstverständlich konnten die enormen Kosten dieser Bachausgabe nicht durch die Verleger allein bestritten werden; es bildete sich vielmehr eine „Bachgesellschaft“, welche 1850, also hundert Jahre nach Bachs Tode, zusammentrat und ebensowohl aus Fachmusikern wie aus Kunstfreunden und gern beisteuernden Dilettanten bestand. Aber auch unter diesen Verhältnissen hatte die Handlung, die ein solches Unternehmen mit anregte, nicht nur keinerlei Gewinn in Aussicht, sondern mußte darauf gefaßt sein, Opfer für die gute Sache zu bringen. — Der gute Fortgang der vollständigen kritischen Ausgabe aller Werke Johann Sebastian Bachs veranlaßte einige Jahre später die Bildung einer deutschen Händelgesellschaft, ebenfalls zu dem Zwecke gestiftet, die Herstellung einer Gesammtausgabe der Compositionen des Mannes zu ermöglichen, dessen Namen sie trägt. Das Glück erwies sich derselben günstiger, als der 1786 auf Befehl König Georg III. veranstalteten englischen Ausgabe von Händels Werken, die trotz ihrer 36 Bände unvollendet blieb, während das deutsche Unternehmen seinem baldigen völligen Abschluß nahe ist. Aber auch mit der Händelausgabe hatte sich die Verlagshandlung noch nicht genug gethan, sondern unternahm im vergangenen Jahrzehnt, und diesmal ohne dabei auf die Unterstützung einer besonderen Gesellschaft zu rechnen, eine Ausgabe sämmtlicher Werke Beethovens, welcher eine ebensolche Ausgabe der Werke Felix Mendelssohns folgte, von der im Mai 1877 dem Publicum bereits 16 vollständige Serien vorlagen.

Den Bestrebungen dieser letzten Jahre setzten Breitkopf und Härtel endlich die Krone auf, als sie im Winter des vergangenen Jahres eine Einladung an das deutsche Publicum ergehen ließen, welche zur Subscription auf die erste vollständig kritisch durchgesehene Ausgabe der Werke von Wolfgang Amadeus Mozart aufforderte. Leider sollte Otto Jahn, der den schönen Ausspruch gethan: „Was auch von begeisterten Verehrern für Mozarts Ruhm unternommen sein mag, in seinen Werken hat er selbst ihn fest und unerschütterlich begründet“, die Aufrichtung eines solchen Monumentes für den großen Genius, welchem Jahn, als dessen Biograph, persönlich ebenfalls einen würdigen Denkstein setzte, nicht mehr erleben.

Daß die Mozartausgabe in nicht minder kritisch correcter Gestalt und Vollständigkeit zu Ende geführt werden wird, wie die ihr vorausgegangenen Gesammtausgaben Bachs, Händels, Beethovens und Mendelssohns, dafür bürgen die Namen der für die Redaction derselben gewonnenen Mitarbeiter, unter denen ich vor allen Andern Julius Rietz in Dresden, Franz Espagne in Berlin und Nottebohm in Wien hervorhebe. Unter diesen hat sich wiederum Rietz durch seine Mitwirkung an der kritischen Sichtung der durch die Bach- und Händelgesellschaft veröffentlichten Arbeiten, durch seine Theilnahme an der Gesammtausgabe der Werke Beethovens und Mendelssohns, bei welcher letzterer ihm, als langjährigem Freunde des Schöpfers des Paulus, die Hauptaufgabe zufiel, sowie durch seine Redaction von Haydns Sinfonien und Mozarts Concertarien früher schon hervorgethan und Jahns vor Jahren bereits auf ihn gemünztes Wort: daß in ihm ein Philolog verloren gegangen, was sehr zu bedauern sein würde, wenn er nicht Musiker geworden wäre — auch neuerdings bestätigt.

Als eine wichtige Vorarbeit zu der Mozartausgabe und zu einer Herstellung derselben, die auf Vollständigkeit Anspruch machen darf, ist des jüngst verstorbenen Dr. Ludwig Ritter von Köchels chronologisch-thematisches Verzeichniß sämmtlicher Tonwerke Mozarts anzusehen, auf welches sich denn auch die Härtel'sche Ausgabe in der Weise stützt, daß jedes einzelne Werk des Meisters nach Köchels Katalog bezeichnet wird, während zur Zusammenfassung des Gleichartigen die ganzen Werke in 23 besondere Serien eingetheilt worden sind. — Unter der Rubrik Gesangmusik begegnen wir den folgenden Serien: 1. Messen; 2. Litaneien und Vespern; 3. Offertorien und Hymnen; 4. Cantaten mit Begleitung des Orchesters; 5. Opern; 6. Arien, Terzetten, Quartetten und Chören mit Begleitung des Orchesters; 7. Ein- und mehrstimmigen Liedern mit Clavierbegleitung und Kanons. Unter der Rubrik Instrumentalmusik dagegen, die wieder in die 3 großen Abtheilungen: Orchesterwerke, Kammermusik und Claviermusik zerfällt, finden wir die Serien: 8. Sinfonien; 9. Divertiments, Serenaden und Cassationen für Orchester; 10. Märsche, einzelne sinfonische Sätze und kleinere Stücke für Orchester; 11. Tänze für Orchester; 12. Concerte für ein Saiten- oder Blasinstrument; 13. Streich-Quintette; 14. Streich-Quartette; 15. Streich-Duos und -Trio; 16. Clavier-

Digitized by Google

musik für eine oder zwei Claviere und Orchester; 17. Clavier-Quintett, -Quartette und -Trios; 18. Sonaten und Variationen für Clavier und Violine; 19. Sonaten für Clavier zu 4 Händen und für zwei Claviere; 20. Sonaten und Phantasien für Clavier; 21. Variationen für Clavier; 22. Kleinere Stücke für Clavier; 23. Sonaten für Orgel mit Begleitung.

Das Einzige, was ich bei dieser sonst so großartigen Vollständigkeit bedauern möchte, ist die in der Aufforderung zur Subscription gemachte Mittheilung, daß Mozarts Instrumentirungen der Werke anderer Componisten von der Gesammtausgabe seiner Arbeiten ausgeschlossen bleiben sollen. Wir würden auf diese Weise die wundervollen Orchesterpartituren Mozarts zu Händels beiden Oratorien: dem Messias und dem Alexanderfest, zu desselben Meisters Schäferspiel Acis und Galathea, sowie zu der von Händel componirten Ode auf den Sct. Cäcilientag entbehren müssen. Ich gaube, daß außer mir ein großer Theil unserer deutschen Musiker nur ungern auf die genannten Mozart'schen Partituren verzichten würde. Mozart, der von der tiefsten Pietät für Händel durchdrungen war, begann seine orchestralen Bearbeitungen der obengenannten Werke meist in der Weise, daß er vor allen Dingen die Orchesterpartituren Händels in die von ihm anzulegende neue Partitur eintrug. Bezüglich der Singstimmen und Saiteninstrumente geschah dies ohne jede Abänderung; nur daß da, wo Händel sich auf eine Geige beschränkt, Mozart zur Vervollständigung der Harmonie eine zweite Geige und die Bratsche hinzusetzt. Auch die Blasinstrumente bleiben überall an solchen Stellen intact, wo Händel dieselben in charakteristischer Weise anwendet. Wenn jedoch die Oboen als die alleinigen Repräsentanten des gesammten Bläserchors auftreten, erlaubt Mozart sich Flöten, Clarinetten, Fagotts oder Hörner, sei es einzeln, sei es in ihrer Gesammtheit eintreten zu lassen. Was er aber bei solchen Gelegenheiten den überlieferten Orchesterstimmen des ältern Meisters hinzufügt, ist von so hoher und oft einziger Bedeutung (ich verweise in dieser Beziehung beispielsweise nur auf die Messiasarie: „Das Volk, das im Dunkeln wandelt") und lockt die schöpferische Thätigkeit und Erfindungsgabe des jüngern Meisters in einer so glänzenden Weise hervor, daß es Frevel wäre, hier nur von einem Arrangeur oder Bearbeiter zu sprechen. Auch hier tritt uns Mozart vielfach als Tondichter entgegen, ja, er zeigt sich auf diesem Felde von einer ganz neuen, in seinem übrigen Schaffen nicht wieder hervortretenden Seite, und es würde uns daher etwas an dem künstlerischen Gesammtbilde Mozarts fehlen, wenn uns seine im Anschluß an Händel gelieferten Orchesterpartituren vorenthalten würden. Mag ein orthodoxer musikalischer Puritanismus, dem der todte Buchstabe über den lebendigen Geist geht, der auf den Meister schwört und der sich doch, wenn er ihm unter fremden Namen begegnet, so köstlich mystificiren läßt — mag dieser eingefrorne, dünkelhafte, bornirte Puritanismus behaupten, eins der obengenannten Händel'schen Werke wirke in der ursprünglichen Händelschen Orchestration reiner und besser, als in der Instrumentirung Mozarts. Wir appelliren dem gegenüber an das Gefühl aller wirklichen Musiker und Musikfreunde, deren Empfindung weder durch Tradition noch durch Theorie voreingenommen ist, laden sie ein, sich das Alexanderfest oder Acis und Galathea zuerst mit der Instrumentirung Händels, dann mit derjenigen Mozarts vorführen zu lassen und sich hierauf darüber zu entscheiden, bei welcher von beiden sie den Eindruck des Vollständigen, des völlig Vermittelten und eines vollkommenen Gleichgewichts von Orchester und Chor empfangen haben? — Die Chöre Händels sind von einer Erhabenheit und Wucht, ihr musikalisches Colorit zeigt eine Frische und einen Reichthum an vocalen Klangfarben, zu welchen in manchen Fällen die ursprüngliche Händel'sche Orchesterpartitur außer allem Verhältniß steht und vor denen dieselbe verblaßt. Wir empfangen bei solchen Gelegenheiten den Eindruck, als ob im Vordergrunde eines Bildes befindliche leuchtende Gestalten, eines in seinen Farben hinreichend gesättigten Hintergrundes entbehrten. Die Mannigfaltigkeit und Technik der Instrumente stand eben zu Händels Zeiten noch nicht auf jetziger Höhe und so mußte sich der Meister auf das beschränken, was er vorfand; hätten ihm reichere und umfänglichere Mittel zu Gebote gestanden, so würde er sich ihrer unzweifelhaft bedient haben.

Hierfür sprechen auch noch andere Umstände. Ein so tief in den Geist Händels eingedrungener Meister, wie Felix Mendelssohn, instrumentirte Händels „Israel in Aegypten" völlig in Mozarts Weise. Das Werk kam in dieser Gestalt zum ersten Male bei dem Niederrheinischen Musikfest von 1842 zur Aufführung. Auch des Meisters Dettinger Te deum versah Mendelssohn mit instrumentalen Zusätzen und hat den Messias und das Alexanderfest, so oft er beide dirigirte, niemals anders als mit Mozarts Instrumentirung aufgeführt. Dasselbe geschah durch Ferdinand Hiller und Julius Rietz gelegentlich der großen Niederrheinischen Musikfeste. In Wien führte man noch zu Haydns und Beethovens Lebzeiten, und sicherlich unter Zustimmung beider großer Meister, Händel'sche Werke mit Mozartscher Instrumentirung auf ꝛc.

Es ist überhaupt, seitdem der Messias, das Alexanderfest, Acis und Galathea, und die Ode auf den Sct. Cäcilientag einen neuen, musikalisch-coloristischen Glanz durch Mozart erhielten, bei den großen Concertinstituten der ganzen Welt Sitte geworden, sich der Mozart'schen Orchestration zu bedienen, und in den Ausnahmefällen, in denen dies nicht geschehen, hat man es gewiß mit einem noch nicht abgeschnittenen musikalischen Zopf zu thun. Man sage nicht, daß Händel das, was seiner Instrumentirung von unserm heutigen Standpunkte zu mangeln scheint, durch die Orgel ergänzt habe. Nichts ist, sowohl in Beziehung auf musikalisches Klangcolorit wie in musikgeschichtlicher Beziehung, unwahrer, als eine solche Behauptung. Die Orgel ersetzt so wenig die Klangfarben Mozarts, daß aus diesem Grunde Mendelssohn, bei Aufführungen des Messias, die Orgel, wo er sie haben konnte, zu der Mozart'schen Instrumentirung noch hinzutreten ließ, was ja überflüssig gewesen, wenn beide in ihrer Wirkung identisch wären. — Die Oratorien Händels waren ferner durchaus nicht etwa mit ausgeführten Orgelstimmen versehen. Händel dürfte sich hierbei meist nur auf bezifferte Bässe ohne ausgesetzte Harmonie beschränkt haben. So rechtfertigt es sich, daß in unseren Tagen Mendelssohn völlig ausgeschriebene Orgelstimmen zu den beiden Händel'schen Oratorien „Israel in Aegypten" und „Salomo" setzte. Der Schöpfer des Messias hat sicherlich auch in seinen Oratorien, wie in den bekannten darin von ihm eingelegten Orgelconcerten (in denen sich an vielen Stellen ein ad libitum in der Orgelstimme vorfindet), manches der Intention des Organisten überlassen, womit denn vollends Alles hinfällig wird, was man von einem Ersatz der Klangfarben des modernen Orchesters durch Händels Orgel fabelt.*)

Es ist freilich nicht zu bestreiten, daß eine unserer Zeit besonders eigenthümliche antiquarisch-historische Auffassung, welche fordert, daß die Würdigung von Kunstwerken auf geschichtlicher Einsicht beruhe, ebenfalls ihre Berechtigung hat. Einer solchen wird jedoch völlig genug gethan, wenn man kritisch gesichtete Gesammtausgaben älterer Klassiker ohne fremde Zusätze drucken läßt, oder wenn man ihre Werke in allen den Fällen streng nach den Originalpartituren wiedergibt, in denen es sich um rein historische Concerte handelt. Im Uebrigen aber traue man Musikern, welche unsere großen Tondichter mehr hörten, als nur lesend kennen lernten und die, gleich Mendelssohn, durch eigene Arbeiten Zeugniß für die geistige Jüngerschaft ablegten, in welcher sie zu den klassischen Meistern der Vergangen-

*) Es ist bekannt, daß Händel, der neben Bach der größte Organist seines Jahrhunderts war, in jenen in seine Oratorien eingelegten Orgelconcerten das gewaltige kirchliche Instrument selber spielte. Hieraus allein schon erklärt sich das ad libitum in der Orgelstimme, da der Meister sich ebensowohl häufig auf sein Gedächtniß verlassen konnte, als er später, da er blind geworden, es vorzog, sich an keine Note zu binden, die ihn mit dem begleitenden Instrumentalisten hätte auseinander bringen können; das ad libitum bedeutet daher in dem letzteren Falle, daß das Orchester, bis zu dem Wiedereintritt eines Tutti oder Ritornell, zu pausiren habe.

Digitized by Google

heit stehen, etwas mehr Verständniß der letzteren zu, als solchen Herren, denen die praktische und tönende Seite der Musik, d. h. ihre wahrhaft künstlerische Wirkung, immer nur in zweiter und dritter Linie standen. Zu dieser Klasse von Musikgelehrten gehörte jedenfalls Otto Jahn nach keiner Seite hin, da er nicht nur davon überzeugt ist, daß Mozart niemals darauf ausgegangen sei, die specifischen Klangfarben der Orgel in seinen instrumentalen Zusätzen zu Händel'schen Partituren nachzuahmen, sondern auch seine Erörterung der Frage, ob Händel mit oder ohne Mozart aufzuführen sei, mit dem drastischen Ausruf schließt: Jedenfalls ist es sehr zu wünschen, daß hierbei nicht die Gelehrten den Ton angeben!

Aber — wird man fragen — soll denn Jeder ein Recht haben, seine Hand an die unsterblichen Meisterwerke eines Händel zu legen und dieselben nach Gutdünken anders zu instrumentiren, als dies zu seiner Zeit der Meister selber gethan? — Hierauf möchte ich zunächst antworten, daß ein Mozart nicht zu der Klasse der Leute zählt, die sich mit dem Pronomen „Jeder" bezeichnen lassen; ferner aber daran erinnern, daß ich ausdrücklich hervorhob, daß Mozart nichts von der Instrumentirung Händels eigentlich hinwegnahm oder daran änderte, sondern dieselbe mit höchster Pietät behandelte, indem er sie nur complettirte und bereicherte, wo dies im höchsten Grade geboten erschien, sowie endlich hervorheben, daß schon die Römer sagten: Duo quum faciunt idem, non est idem, das heißt, wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Sicher ist es nicht dasselbe, ob ein Mozart, oder ein Hinz oder Kunz die Orchesterpartituren eines Händel einer Bearbeitung unterziehen. Daß aber neben dem Genie auch das Talent ausreicht, die Oratorien Händels durch eine in des Meisters Geist versuchte moderne Instrumentirung zu schmücken, beweisen mir Julius Rietz mit seiner aus dem Jahre 1845 herrührenden Orchestrirung des Josua, die ich aus eigener Anschauung kenne und als eine in ihrer Art klassische bezeichnen muß, sowie Ferdinand Hiller mit seiner Instrumentirung von Händels Deborah, über die mir von competenter Seite viel Rühmliches mitgetheilt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst-Dilettanten.

Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß!
Mephisto.

Der vorstehende Spruch rechtfertigt die nachstehenden Worte. Dilettanten sind bekanntlich Liebhaber ohne ernste Absicht, und ihr Treiben wäre ganz ungefährlich, wenn sie sich bescheiden wollten, nur in stiller Abgeschiedenheit die Kunst lieb zu haben. Aber Bescheidenheit ist grade die Eigenschaft, welche der Dilettant so selten beherbergt: ihn erhebt ja meistens der Icarusfittig eines kleinen Größenwahns. So bedünkt ihn denn: die Kunst zu betreiben, das sei gar keine Kunst; und vertrauensselig strebt er hinaus in die Welt, mit dem leisen Hintergedanken, daß ihm dort der Lorbeer des Künstlers leicht und bald auf den Kopf fallen soll.

Tritt nun dieser wohlwollenden persönlichen Ansicht ein unbefangenes sachliches Urtheil gegenüber, dann gelangt es zu dem allgemeinen Schlusse: das kleine Talent oder die bloße Lust an der Sache wird gedüngt vom vollen Bewußtsein der Leistung; und daneben zu dem besondern: beim Dilettantenthum richtet sich die Wahl der Kunstgattung nach dem Material, welches zu ihrer Ausübung nothwendig ist; und bei dem Material kommt dann in Betracht: der Geldwerth seiner Beschaffung, die Schwierigkeit oder Annehmlichkeit seiner Behandlung. Diese Umstände wirken auf geschwinde Beendigung der Arbeit, und das Leichtfertigsein stimmt zum leichtfertigen Dilettantensinn, der die Kunst nur durch seine egoistische Brille betrachtet.

Den praktischen Beweis solcher materialistischen Auffassung liefern alle sieben Künste, welche sich aber unterscheiden, insofern der Mensch das zu ihrer Ausübung nöthige Material entweder als angeboren besitzt oder es erst beschaffen muß. Lassen wir zunächst die letztere Serie Revue passiren.

Da ist die Architektur; ihr Material: Holz, Stein, Eisen, ausnahmsweise Porzellan, gestampfte Erde — um noch die Gewohnheiten des „Reiches der Mitte" und den Pisébau zu berücksichtigen. Wenn wir nun auch Felsentempel und Pyramiden bei Seite lassen, so bleibt es doch die Aufgabe der Architektur: gewichtige Massen eines nicht billigen Materials zu verwenden und zu gliedern. Ueberdem will sie Weile haben; selbst das Czarenwort mußte fünfviertel Jahre Frist bewilligen, um den ausgebrannten Winterpalast wieder fertig zu stellen. Bei dem Schwierigen, Theuren, Langwierigen verduftet aber der Dilettantenreiz: darum wird in der Architektur nicht dilettirt — mit einer Ausnahme, das sind die Kinder als Baumeister. Als Ersatz für Stein und Stamm dient ihnen Sand und Spahn; daraus schaffen sie Land- und Wasserbauten. Massige Festungen, Labyrinthe für Troglodyten, schiffbare Niagarafälle sind beliebte Leistungen. Dem Entstehen folgt das Vergehen auf dem Fuße — so grenzen diese Baulichkeiten unmittelbar an die Luftschlösser, und den beiden Species ist noch die Aehnlichkeit gemeinsam, daß der untrügliche Zusammensturz polizeilich straflos bleibt.

Dann die Sculptur. Auch sie behandelt Holz, Stein, Metall — Alles werthvoll, Alles hart; zur Einleitung dient Lehmkneten und Punktiren, jenes eine unsaubre, dieses eine langweilige Vorarbeit für die mühselige Handarbeit. Also Unsauberkeit, Langweiligkeit, Mühseligkeit: — wiederum keine Lockvögel für den Dilettanten, der glatt, flott, leicht produciren will. Daraus folgt, daß er nur in verschwindender Minderheit bildhaut. Als Ausnahme finden sich abermals die jugendlichen Bildner, welche, unter Materialvertauschung, gewissermaßen al fresco schaffen, wenn sie kyklopische Schneemänner mit zweifelhaftem Schönheitssinn in die Welt stellen. Freilich formte auch Michel Angelo im Auftrage Piero Medicis seine Schneestatue; allein sie fand gleich jenen Kinderprototypen ihren tödtlichen Feind im Thauweter und blieb als Kunstwerk ein ephemeres Unicum. Nur die Miniaturleistungen der Sculptur: das Bossiren in Wachs, das Schnitzen in Holz verlocken noch ein Häuflein von Jüngern oder Jüngerinnen, weil alle großen Hindernisse hier schwinden und Niedliches ohne Mühsal sich erzielen läßt.

Die Malerei bedarf des Untergrundes für ihre Werke; sie nimmt dazu Stein oder Mörtel, Holz oder Metall, Leinwand oder Papier. Außerdem verlangt sie Farben, Pinsel (wenn auch Rembrandt ein Bild statt des Pinsels kürzer mit den Fingern gemalt haben soll), dazu Palette oder Reibnapf, Staffelei nebst Malstock oder den einfachen Tisch. Aber Stein, Mörtel, Holz, Metall, Leinwand — das ist Alles kostspielig und weitläufig zu behandeln; die Oelfarbe bleibt, weil sie eintrocknen muß, der ewige Hemmschuh für den flüchtigen Pinsel, und bei ihr kommt Keiner ab ohne Schmutz und Flecken. Apage! Dilettanten in Oel gehören zu den Seltenheiten, die vorkommenden Exemplare sind eine Landplage — wenigstens für den Freundeskreis: unter diesen werden die Oelfrüchte als Gaben vertheilt, meist brevi manu ohne Rahmen, und wehe Jedem, der nicht seine Wände damit verunziert! — Das handliche Dilettantenmaterial ist Wasserfarbe und Papier, höchstens Pergament (für die Leistung bedenklich durch seine Dauerbarkeit); bevorzugte Modelle liefert die Flora in unerschöpflicher Fülle. Wer seinen Vortheil recht versteht, der hantirt mit Deckfarbe: sie gewährt gleich den Ablaß für jede Sünde des Anstreichers. Das unreife Alter findet sich hier massenhaft vertreten, und mit Selbstgefühl blickt es auf die Schöpfungen seiner Pinselführung. Alles segelt eben unter der Flagge: „Anch' io sono pittore!"

Bei der Dichtkunst ist das Material billig, leichthandlich, allgemein verbreitet: es besteht einfach in Feder, Tinte und Papier — abgesehen von der Improvisatoren-Ausnahme, welche indeß ebenfalls mit diesem Handwerkszeug vorzuarbeiten pflegt, damit das Gedächtniß der Begeisterung als solide Basis dient. Aus der materiellen Erleichterung entspringen die bösesten Folgen: mit Feder, Tinte und Papier wird unverantwortlicher Mißbrauch getrieben. Dem Dilettanten, wenn er lesen und schreiben kann

Digitized by Google

schwindet jedes Hinderniß seines Schöpfungstriebes; denn die Fertigkeit, zwei Wörter, welche sich reimen, zu ermitteln und dieselben in eine mehr oder minder berechtigte metrische Verbindung zu bringen, ist solches Gemeingut, daß der Mensch schon als Ausnahme gilt, der nicht auch mal seinen Vers zusammenstoppelte. Dem Geklapper lahmer, ungereimter Jamben fügt sich die Muttersprache allzu leicht; und weil Schiller keinen Werth darauf legte, ob sein Vers einmal auf sechs statt auf fünf Füßen lief, so beeilen sich die Epigonen, ihm darin nachzuschillern. Dilettanten und Dilettantinnen geben sich nicht blos selbst für Dichter aus, auch in ihren Kreisen wird dieser Titel als vollgültig anerkannt. Kinder (dem Lebensalter nach) sind auf solchen Irrwegen seltener anzutreffen; es ist ein bedenkliches Symptom, wenn das Kind seine poetischen Vergehungen dem Papier anvertraut.

Jetzt bleiben noch die Künste übrig, deren Ausübungsmaterial dem Menschen, mithin auch dem Dilettanten, ganz oder theilweis angeboren ist.

Zuerst die Musik. Hier beruht das angeborne Material in den natürlichen Stimm- oder Pfeifmitteln, die also völlig unabhängig sind von den Geldmitteln. Man darf behaupten, daß sie kaum jemals ganz unbenutzt bleiben: daraus ergibt sich implicite der Dilettantenandrang zu dieser Naturmusik. Allein auch die Kunstmusik, verübt durch Anwendung musikalischer Instrumente, beginnt auf einer primitiven Stufe allgemeiner Zugänglichkeit. In erster Linie steht der „Knurrzott", hergestellt durch den Strohhalm, den man eingebunden hat inmitten der Schweinsblase, welche letztre dann über einem irdenen, nicht allzu flachen Topfe straffgespannt wird. Der Topf dient nun den Tönen als Resonanzboden, die der angefeuchtete Daumen und Zeigefinger durch festes Streicheln dem Strohhalm entlocken; bei Katzenserenaden ist das Instrument als melodieführende Baßstimme unschätzbar. Musikalisch höher, trotz der rein mechanischen Behandlung, steht die Drehorgel. Beschränkter im Ton, aber kunstvoller in der Behandlung ist ein Geschwisterpaar: der enge Kamm, zwischen Papier gelegt, mit dem Munde geblasen, und das Brummeisen oder die Maultrommel. (Der Bälgetreter gehört nicht hierher, weil er nur die Luft liefert, welche ein Andrer zu Musik verarbeitet.) Daraus erhellt denn, daß der Dilettantenstrom in den verschiedensten Richtungen Abzugskanäle findet, daß der Preis des Materials kaum noch in Betracht kommt, auch für den Unbemittelten, daß deshalb die angenehme Bequemlichkeit des Schaffens zur entscheidenden Stimme gelangt. Wem also die vorbezeichneten Instrumente nicht ausreichen, für den gibt es schwerlich etwas Bequemeres als Musikerzeugung durch den einfachen Vorgang, daß man die Finger aufhebt, um sie niederfallen zu lassen — und so ist allgemeinstes Dilettanteninstrument das Clavier in seinen verschiedenen Qualifications- und Größeverhältnissen: vom Pianino bis zum Concertflügel. Wirklich fällt auch schon eine glattgespielte Melodie ganz gut in's Ohr, und ein festgedroschener Tanz geht sogar allen Springlustigen zu Herzen. Wer aber den Muth besitzt, seine Clavierstudien gleich mit dem freien Phantasiren zu beginnen, wie das öfter geschieht, der hat wenigstens Aussicht auf seine eigne Befriedigung. Shakespeares Spruch:

„Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Taugt zu Verrath, zu Unheil und zu Tücken!"

wirkt als Dilettantenmotto ebenso unheilvoll wie Uhlands Spruch:

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald."

Umsonst ist der kritische Einwand, daß Spakespeare nicht sagte: Jeder solle die Musik, die er in ihm selbst habe, nun auch aus sich herauslassen; und daß Uhland ausdrücklich den „Dichterwald" nannte, aber nicht den „Dilettantenwald". — Die frühe Jugend verhält sich dieser Kunst gegenüber abwehrend, sie wird allzu oft an den Haaren herbeigezogen. Die Ouverture zu Spontinis Olympia, für zwei Flöten arrangirt, von denen ich im zarten Alter die eine blies, zählt bei mir noch immer zu den schmerzhaften Reminiscenzen.

Lediglich mit angebornem Material arbeiten die Schauspielkunst und die Tanzkunst; der Verbrauch dieses Materials erscheint dem Dilettanten nie schwierig, nur lustig: — da sind denn alle äußeren Schranken gefallen, und massenhaft strömt es in die Arena.

Welche Requisiten verlangt die Schauspielkunst? — „Gesicht, Hände, Füße, Stimme" — sagt der Dilettant; das Alles trägt er bei sich, es braucht blos in Betrieb gesetzt zu werden, und die Sache ist fertig! Er merkt's gar nicht, daß seinem Register der Kopf fehlt. „Nun ja, auch noch etwas Gedächtniß" — fällt ihm nachträglich ein — „aber dafür ist ja der Souffleur!" — So wandelt denn das Mitglied des Liebhabertheaters leicht und wohlgemuth zur Probe, ohne sonstige Vorbereitung, als daß es seine Rolle schlecht gelernt hat — das Andre wird schon von selbst kommen, wenn's erst losgeht. Darum sind auch weitere Proben eben so langweilig als überflüssig, und auf die Weisungen des Regisseurs erfolgt mit voller Naivetät das freundliche Wort: „Wozu denn das? Wir sind ja keine Schauspieler!" — Endlich kommt die Aufführung, mit ihr das Lampenfieber, epidemisch wie die Seekrankheit. Das schwache Gedächtniß wird noch schwächer, das Gehör leistet ihm Gesellschaft, Zuversicht welkt zur Verlegenheit, die Furcht steif zu sein wird die Mutter extravaganten Händespiels — ein Jammerbild steht da in harmonischer Vollendung. Schlechte Dilettanten meinen: die Natur darzustellen, sei keine Kunst; schlechte Schauspieler calculiren: die Kunst sei das Gegentheil der Natur. Jene werden Marionetten, diese Caricaturen. — Die Statistik des Komödiespielens im engeren Sinne zählt nur deshalb weniger Dilettanten-„Seelen" (nach russischem Sprachgebrauch) als naturgemäß zu vermuthen ständen, weil die Gelegenheit zur Praxis eine beschränkte ist; bietet sich Gelegenheit, dann erwacht die Spiellust allüberall; Geschlecht, Alter, Beruf macht keinen Unterschied. Das ist die Folge des Komödiespielens im weitern Sinne: es gibt ja keine Sphäre von der Hütte bis zum Thron, in welcher nicht Komödie gespielt wird — aber ohne Sommerferien. Und die Kinder? Sie wetteifern mit den Erwachsenen in Kunstleidenschaft, die Töchter noch mehr als die Söhne; nur lernen sie besser ihre Rollen. Klassischer Boden ist hier: „Der Weihnachtsabend, ein Schauspiel für Kinder", welches mit den stimmungsvollen Worten anhebt:

„Horch nur, die Glocke schlägt schon Sieben,
Und an den Bergen graut der Tag.
Wo ist die Mutter nur geblieben?
Sie ist schon seit zwei Stunden wach."

Ernst Houwald, der Menschenkenner, hat dem Stücke blos weibliche Rollen zugetheilt, darin sind sie Alle aufgetreten und haben auch dem Rollenneid ihren Tribut bezahlt, denn Jede brannte darauf, „Nettchen, das Fräulein vom Schlosse" zu spielen.

Bei der Tanzkunst beschränkt die landläufige Ansicht das Material auf die Füße: sie begnügt sich mit dem Tanz und abstrahirt von der Kunst. Darum grassirt hier der Dilettantismus durch alle Lebensalter in noch unbefangenerer Weise. Den Frauen wird die nördliche Tanzgrenze nicht von der Zeit gezogen, sondern von der Anmuth; mangelhafte Erkenntniß der eignen Anmuthspassiva führt oft zu bedenklichen Grenzverletzungen, denen auf frischer That das Verdict der Jury folgt. Aerztliche Dilettanten verüben den Tanz zur Erzielung einer gleichmäßig reichlichen Transspiration — eine Abschweifung in das Gebiet der therapeutischen Wissenschaft.

Auf dem zweifelhaften Boden zwischen Kunst und Handwerk — beim Bildwirken des Gobelins, beim Bildstücken des Mosaiks — tritt die trübe Nothwendigkeit der Anstrengung und Ausdauer dem Dilettantismus allzu bedrohlich entgegen.

Und so bleibt denn das Alpha und Omega Mephistos Wahrspruch:

Die Kraft ist schwach, allein die Luft ist groß!

Gisbert Vincke.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin,

die erste neuer Ordnung, das heißt sich alljährlich wiederholender Ausstellungen, ist am Sonntag den 2. September eröffnet worden und hat die mannigfachen Befürchtungen, welchen ängstliche Gemüther so gern Ausdruck geben, nicht nur nicht bewahrheitet, sondern die Erwartungen selbst der Sanguiniker übertroffen.

Der Katalog weist 801 Gemälde, 283 Aquarellen, Handzeichnungen, Kupferstiche, Holzschnitte, architektonische Entwürfe und plastische Bildwerke auf, mithin eine Gesammtzahl von 1084 Werken, eine Summe, die der des Vorjahres nicht nur nicht nachsteht, sondern dieselbe sogar um 5 Nummern übersteigt.

Das will allerdings nicht viel sagen, und wir sind weit entfernt, mehr auf die Quantität als die Qualität zu geben, indem wir diese kleinen statistischen Data anführen; es ist nur eben jenen zaghaften Seelen gegenüber, die an einem Zustandekommen des Unternehmens gezweifelt, eine kleine Genugthuung, das frische und fröhliche Beginnen und Vollbringen einer guten That gegen alle Schwarzseherei, gegen alle Zweifel siegreich erstanden zu sehen.

Und warum sollte eine jährliche Kunstparade bei uns nicht eben so gut möglich gemacht werden können, wie in Frankreich? Paris eröffnet seinen Salon mit jedem neuen Jahr, und was Paris für Frankreich, das müssen wir uns nun allmählich daran gewöhnen für Deutschland zu sein. Allerdings kann man dagegen einwerfen, daß in unserm, wir wissen augenblicklich nicht genau, mit wie vielen Residenzen und Residenzchen gesegneten weiteren Vaterlande von einer Centralisation, wie solche in Frankreich selbstverständlich ist, nicht die Rede sein kann, aber bedenken wir, daß wir noch am Anfange der Aera neuerstandener Kaiserherrlichkeit stehen und die Nebensonnen kaum gelernt haben, die neue Centralsonne zu umkreisen und von ihr Licht zu empfangen.

Hat sich doch schon das Bedürfniß jährlich wiederkehrender Schaustellungen der Erzeugnisse der Kunst fühlbar gemacht, dem ersten Appell ist willig und schnell Folge geleistet worden, und was an bedeutenden Namen der anderen vaterländischen Schulen bei der diesjährigen Musterung noch fehlen mag, das wird ein andres Mal kommen, und nach und nach wird die jährliche Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin für Deutschland das sein, was der Pariser Salon für Frankreich ist.

Da heißt es, wir werden wohl eine jährliche Kunstausstellung ermöglichen können mit unsrer nahezu zweitausend Namen umfassenden deutschen Kunstgenossenschaft und den übrigen außerhalb dieser Vereinigung lebenden Künstlern, von den Fremden gar nicht zu reden, aber wo bleibt bei solchen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Künstlerschaft das ernstere Schaffen großer und monumentaler Werke? Wie kann selbst der fleißigste, noch so productive Künstler von Jahr zu Jahr die Vollendung einer großen Arbeit ermöglichen? Antwort: das ist ja durchaus nicht nothwendig und wird auch nicht gefordert.

Hat etwa Anton von Werner sein Kolossalbild „Die Proclamirung des Kaiserreiches" in einem Jahre gemalt? Hat Rudolph Henneberg sein im Jahre 1868 hier ausgestelltes Bild „Die Jagd nach dem Glück" in so kurzer Zeit geschaffen? Nein. Der Erstere hat unsres Wissens sich volle vier Jahre mit seiner großen und so trefflich gelösten Aufgabe beschäftigt, und von dem Letzteren können wir selbst nachweisen, daß mehr als sechs Jahre verflossen, ehe derselbe das meisterliche Bild zum ersten Male an die Oeffentlichkeit brachte. Das hat aber beide Meister nicht verhindert, in der Zwischenzeit kleinere Werke zur Ausstellung zu bringen; denn welche Kraft, und sei sie noch so tüchtig, kann unablässig an einer großen Arbeit bleiben, ohne von Zeit zu Zeit absetzen zu müssen, um nicht gänzlich zu erlahmen? Mit neubelebtem frischem Blick geht der Künstler von Neuem an sein Werk, dessen Gedeihen in kurzer Zeit um so ersprießlicher gefördert wird, als er durch diese Pausen der Arbeit gegenüber an objectivem Standpunkt, der ja so wichtig für die Entwickelung eines Kunstwerkes ist, nur gewinnen kann.

Uns theilte einst Moritz von Schwind in einer vertraulichen Stunde mit, es war kurz nach der Münchener großen Ausstellung von 1858, daß ihm sein „Märchen von den sieben Raben", wie er sich ausdrückte, seit zwanzig Jahren in den Gliedern gelegen, bis er für die Darstellung die knappe Form und die richtige Ausdrucksweise gefunden, und sagt uns nicht Altmeister Goethe ungefähr dasselbe, nur in andern Worten: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt. Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?" u. s. w. Der Künstler auf den ernsteren Gebieten der Kunst ist eben kein Prestidigitateur, und wenn er es ist, es kömmt ja auch vor, so ist es eben eitel Fingerfertigkeit und Schaum. Nichts mehr. Also trösten wir uns damit, daß wenn wir in diesem Jahre von einem oder dem andern hervorragenden Meister keine größere Arbeit zu sehen bekommen, wir ihn im nächsten oder dem darauffolgenden Jahre mit einem umfangreicheren Werk an die Oeffentlichkeit treten sehen werden, und es werden Einige in diesem Jahre auf dem Platze zu finden sein, um im nächsten wieder mit nur kleineren Bildern zu erscheinen.

Man sorge für eine bessere Pflege der Geschichts- und monumentalen Malerei; die Zeit zur Ausführung großer ernster Werke wird sich immer finden.

Aber wie es heut mit diesem vornehmsten Zweig der Malerei steht, ist es kaum zu verwundern, wenn wir nur wenige Bilder dieser Gattung auf der diesjährigen Ausstellung finden. Von Oben herab geschieht im Ganzen herzlich wenig dafür. Mit Ausnahme der Bestrebungen des Vereins für historische Kunst, die doch in den leider sehr beschränkten Mitteln eine streng gezogene Grenze finden, mit Ausnahme der Einkäufe der Königl. Nationalgalerie und einiger ähnlicher Institute in Deutschland, sie wären schnell heruntergezählt, bleibt das Uebrige den Privaten überlassen, der kleinen, ganz kleinen besser situirten Minderheit, bei der noch obenein in den meisten Fällen der Sinn für die höheren Bahnen der Kunst abgeht. Von Seiten der Städte geschieht in dieser Richtung verschwindend wenig und den biedern deutschen Kunstvereinen, deren Hauptaufgabe darin gipfelt, ihren Turnus complett zu erhalten, ist wohl damit gedient, hier und da ein größeres Werk, das gerade auf der Reise befindlich, ihren Mitgliedern vorzuführen; sie haben aber theils nicht die Mittel, theils nicht die Aufgabe solche Bilder zu erwerben, da es sich statutenmäßig hauptsächlich darum handelt, so und so viele kleinere Gewinne zur Verloosung an ihre Mitglieder zu beschaffen.

Es ist gewiß eigenthümlich und möchten wir gern eine Erklärung dafür finden, warum die Berliner Akademischen Ausstellungen so sparsam von den Künstlern des Auslandes beschickt werden. Mit Ausnahme von Alma Tadema, E. de Biefve, Emile Wauters, Edmund de Praetare, Edmund de Schumpheleer aus Belgien und Hendrik Willem Mesdag (Holland), etwa zwölf Wienern mit v. Angeli und Rud. Alt an der Spitze, sind nur noch zwei Namen aus Norwegen und Schweden, zwei aus Rom, ein Name aus der Schweiz, und aus London H. Herkommer mit dem Porträt Richard Wagners zu verzeichnen; voilà tout!

Wo bleiben diesmal viele klingende Namen aus Wien, die wir gewohnt waren sonst vertreten zu sehen? Wenn wir auch gerade nicht überrascht sein durften, keinen einzigen Franzosen im diesjährigen Kataloge verzeichnet zu finden, so können wir nicht umhin zu beklagen, daß die politische Spannung auch auf dem so neutralen und internationalen Boden der Kunst Platz gegriffen und uns gegenseitig, und gewiß nur zum Schaden für beide Theile, verhindert, uns künstlerisch wenigstens näher zu treten. Aber die Wiener, die Engländer, die Russen und die Italiener hätten unsere Ausstellung beschicken können; sie haben wenigstens keinen politischen Vorwand für die Unterlassungen.

Nehmen wir es wie es liegt und freuen wir uns aufrichtig darüber, daß wir trotz der geringen Betheiligung des Auslandes eine so gute Ausstellung zusammengebracht haben.

Und gut ist diese Ausstellung zu nennen. Wenn sich auch vielleicht ein gewisser Mangel an besonders hervorragenden Werken fühlbar machen dürfte, so ist doch das Gros der ausgestellten Kunsterzeugnisse von einer so ausgesprochenen Güte, namentlich in technischer Beziehung, daß wir mit lebhafter Freude den sich allgemein kennzeichnenden Fortschritt auf allen Gebieten constatiren können.

Es befinden sich unter den Gemälden eine überwiegende Anzahl *gut* gemalter Bilder, und es ist dies, möchten wir sagen, die Signatur der Kunstepoche, in der wir leben. Auch was die Zeichnung betrifft, so offenbart sich fast überall das ernste, ehrliche Bestreben, diesem Hauptfactor der Darstellung der Form mehr und mehr gerecht zu werden.

Digitized by Google

In der Malerei hat jene Tendenz letztvergangener Zeit und Hyperproduction, aus etwas Palettenabhub mit sparsamer Anwendung einiger vereinzelter Flecke, wirklicher Farbe, Bilder ohne jede Berücksichtigung feinerer Formendurchbildung herzustellen, einer genaueren, vielfach sogar erschöpfenden Durchführung Raum gemacht und man freut sich, bei dem ersten Umblick in den Sälen zu bemerken, daß das Conventionelle und Schablonenmäßige vor der Eigenartigkeit in Conception wie in Colorit und frischer Lebensfähigkeit des Geschaffenen, seien es Bilder, Handzeichnungen oder plastische Bildwerke, immer mehr zurückweicht und an Boden wie an Beachtung einbüßt.

Der Weg, den die beiden Achenbachs in Düsseldorf, die Piloty- und Diezschule in München, Gussow in Weimar, Karlsruhe und gegenwärtig hier, wie Anton von Werner in seiner Thätigkeit als Leiter der hiesigen Lehranstalt der Königlichen Akademie der Künste angestrebt und angebahnt haben, fängt an, seine reichen Erfolge ersichtlich werden zu lassen und dem Gesammteindrucke einer Ausstellung wie die gegenwärtige eine neue eigenartige Physiognomie zu geben. Die einzelnen Leistungen lassen sich heutzutage vielleicht schwerer rubriciren als früher; der Stempel ausgesprochener Schulrichtung verwischt sich immer auffallender vor der Eigenartigkeit der Auffassung und dem individuellen Vorgehen fast jedes Einzelnen in seiner Empfindung für Farbe, Behandlung des Lichtes und der Schatten, und dem Bestreben fast Aller, die Natur als oberstes und unbestechliches Gesetz bei ihrem Schaffen in der Wiedergabe der Hauptsachen, wie alles und selbst des kleinsten Beiwerkes zu unverrückbarer Richtschnur zu behalten und alle hohle Nachahmung wie das billige Recept conventioneller Fabrikation zu verwerfen.

Wir wollen auch darauf verzichten, das, was zu besprechen ist, in Schulen klassificiren zu wollen, denn darauf kommt es heute nicht an. Die Schule ist da, um mit den trefflichen Lehrmitteln, die gegenwärtig zu Gebote stehen, dem Schüler in verhältnißmäßig viel kürzerer Zeit wie früher, weil rationeller zu Werke gegangen wird, das ABC der Kunst zu lehren bis zur vollkommenen Beherrschung der Sprache derselben; von da an entwickelt sich der Schüler selbstständig auf der gewonnenen gesunden Basis, und da bei den hohen Anforderungen an unsere zeitgenössische Kunst ein Umherschweifen auf allen erdenklichen Gebieten sich von selbst untersagt, sondern die Kraft und die ganze Kraft sich fast ausschließlich auf eine Art der Kunstproduction werfen muß, um zur Geltung und Meisterschaft auf dem gewählten Pfade zu gelangen (Ars longa, vita brevis), so entwickelt sich ein Jeder, der das Zeug dazu hat, individueller und geht seine Einzelwege, die ihm Niemand streitig zu machen versucht, es sei denn ein Nachahmer, der jedoch bald als solcher erkannt wird und ohnehin dem Manierismus anheimfällt.

Weil dies nun die unterscheidenden Merkmale unserer Zeit sind, gedenken wir unsere Anschauungsäußerungen nach den verschiedenen Fächern einzutheilen, und auch das in ziemlich freier Weise. Denn es ist nicht leicht, diese verschiedenen Fächer in der Malerei in festbestimmte Grenzen zu zwängen.

Was ist Historien- oder Geschichtsmalerei? — Wo fängt sie an, wo hört sie auf, diesen Namen zu verdienen und in das Geschichtsgenre überzugehen? — Wo ist die genaue Unterscheidung möglich, ob dies oder jenes Bild eine Landschaft mit Figuren oder Figuren mit Landschaft ist? — Wer will das immer präcise und mit einer gewissen Unfehlbarkeit zu bestimmen auf sich nehmen? — Wir gewiß nicht. — Und so wollen wir an die Aufzählung der bemerkenswerthesten und hervorragenderen Bilder dieser Ausstellung herangehen, ohne uns sonderlich mit der Ziehung einer genauen und strengen Demarcationslinie bezüglich der Fächer zu befassen, mehr dem Zuge eines richtigen Gefühles folgend, als anstatt uns beengenden, theoretisch abgezirkelten, in der Praxis aber meist sehr unnützen und veralteten Ueberresten vorsündfluthlicher Kunstanschauungen unterzuordnen.

Da tritt uns zunächst ein Bild von Ferdinand Graf Harrach im rothen Vordersaale entgegen, ein Bild in glühend Gold getaucht: „Das Opfer Abrahams". Wie die Landschaft glüht im Widerschein der sinkenden Sonne, so ist auch das Fleisch durchglüht in rothen Reflexen. Trefflich und mit eingehendem Verständniß ist Alles auf diesem Bilde behandelt, von der groß und gewaltig gedachten Luft bis zum letzten Steinchen und dem wilden Gestrüpp des Vordergrundes mit gleicher Liebe, gleicher Sorgfalt durchgebildet. Das nach Oben gerichtete, ehrwürdige Antlitz des Patriarchen scheint der Stimme des Engels zu lauschen und schon ist ihm das Opfermesser entfallen, das er kurz zuvor auf die Brust seines geliebten Sohnes gerichtet hatte. Nahe der Opferstätte, mit dem Gehörn in niederes Gesträuch verflochten, sehen wir den Widder, den der Herr zum Brandopfer auserkoren.

Dicht daran hängt eine Tafel von Alma Tadema: „Des Bildhauers Modell", ein Werk von großer Feinheit im Ton und makelloser Zeichnung. Die discrete Behandlung des Fleisches und die Stimmung des Hintergrundes ohne all' und jeden sogenannten Effect, und doch so wirksam. Dies Alles zeugt von eminenter Meisterschaft, wie sie wenig Künstler neben diesem, mit seinem Ausdrucksvermögen so maßvoll wirthschaftenden Meister erreicht haben dürften.

Alma Tadema ist unstreitig von großem und nachhaltigem Einfluß auf die reformatorische Bewegung in dem modernen Kunstbestreben und ist wie Wenige berufen, das Interesse des kunstliebenden Publicums an culturhistorischen Darstellungen, wie er sie mit der ganzen Hingebung und Treue des Künstlers wie des Forschers auf den ausgedehntesten Gebieten vorzuführen weiß, neu zu beleben und zur Pflege dieser gewiß inhaltvollen Richtung anzuregen.

Zwei Bilder unsres Carl Becker, das eine „Willkommene Gäste" benannt, das andere „Kaiser Maximilian", eine venetianische Gesandtschaft, welche nach der Einnahme von Verona um Frieden bittet, darstellend, ziehen in ihrer frischen, farbenprächtigen Erscheinung die Blicke der Beschauer fesselnd an. Bei dem Ersteren sind es freilich willkommene Gäste auch in coloristischer Hinsicht, denn das Auge bewillkommt freudig den Zuwachs an Farbe in dem herrlichen Gewand der eintretenden, weiblichen Gestalt, deren reizvoller Kopf mit allem Aufwand der zauberischen Palette des Meisters behandelt ist und uns gern über manche kleine Unzulänglichkeit in der Zeichnung einiger Figuren hinwegsehen läßt, berauscht von dem Bouquet des Ganzen, wie es uns entgegenlacht. Das Zweite gipfelt in der ernsten, majestätischen Erscheinung des Kaisers Maximilian und in dem reichen Farbenspiel der rothen Gewänder der Venetianer, wie der breiten und farbenlustigen Behandlung des Tischteppichs und des Tigerfelles zu Füßen des Kaisers. Die coloristisch feine Wahl der Farben für des Letzteren Rock und Schaube, Goldbrokat mit kaltgrünem, dunklen Fond, bildet einen noblen Gegensatz zu der warmen Farbengebung in der Gruppe der Venetianer. Die Architektur, die wir vielleicht ein wenig fester in der Zeichnung nicht weniger malerisch gefunden hätten, mit den Figuren des Hintergrundes, von denen dasselbe zu sagen wäre wie von der Architektur, bilden eine reiche, harmonisch ruhige Umrahmung zu diesem Bilde klangvollster üppiger Pracht der Renaissance.

Eduard Bendemann finden wir mit einem größeren Bilde vertreten, „Penelope" auf ihrem Lager sitzend, nach ruhelosem Schlummer die Hände über dem Knie verschlungen, die Lampe im Verlöschen und der goldige Morgen hereinbrechend in das stille Gemach. Das Bild hat etwas Großes in der Einfachheit der Conception und in der Malerei das sichtbare Bestreben, den neuen Erfordernissen zu genügen, aber ganz sympathisch ist uns diese Penelopeia nicht und vielleicht etwas zu grün der Vorhang.

Vom Münchener Joseph Flüggen sehen wir eine reizvolle Composition, „Regina Imhof, spätere Gemahlin Georg Fuggers, empfängt die Brautgeschenke". Auch ein rein künstlerischer Erguß inniger und etwas idealer Empfindung für die Poesie der Zeit der Renaissance, in glücklich erfundener Anordnung, sowohl figürlicher als auch örtlicher, erzählt uns das Bild die Geschichte des festlichen Ehrentages einer Jungfrau aus berühmtem Patriziergeschlechte. Reizvoll in hohem Grade ist die sonndurchleuchtete Halle linker Hand, in welcher das Mahl gerüstet wird, während die Gäste dnrch den kaltgrauen Vorraum rechts in das warmgetönte Mittelgemach treten, um die holde Braut zu begrüßen und zu beschenken. Reiche und vornehme Leute, auch ein Cardinal darunter, nur schade, daß die Figuren sowohl wie die als Hintergrund dienende Boiserie der Festigkeit und Körperlichkeit in der Farbe entbehrt, die so nothwendig ist, um einen solchen Vorgang lebensfähig zu gestalten. Im Uebrigen ist es eine poesievolle und anmuthende Leistung.

Hier ist es wohl am Ort, die Bemerkung einzuflechten, daß dies Bild, von einem der talentvolleren Schüler Pilotys gemalt, bereits an der äußersten Grenze coloristischer nicht Empfindung, sondern Empfindelei angelangt ist. Noch einen Schritt weiter und die menschlichen Gestalten werden zu durchsichtigen Schemen und der Hintergrund zur Fata Morgana, und das ist wahrlich nicht die Schuld Pilotys, sondern eine jener etwas angekränkelten Abzweigungen vom gesunden, realen Boden, zu

Digitized by Google

welchem auch, wir zweifeln nicht daran, der Urheber des eben besprochenen Bildes längst zurückgekehrt sein wird.

Weiterhin begegnen wir einer ziemlich umfangreichen Leinwand von H. Flügge in München, „Galilei und seinen Schüler Viviani" darstellend, einem Bilde, das inhaltlich vielleicht weniger bedeutsam sein mag, das aber an Malerei und stimmungsvoller Einheitlichkeit gewiß sehr schätzbare Qualitäten nicht verkennen läßt.

Eine Madonna (Mater Christi) von Franz Ittenbach in Düsseldorf ist eines jener stark confessionell empfundenen Bilder, die bei allem Tasten und Suchen nach überirdischer Lieblichkeit, bei all' der zarten Behandlung eines rafaelitischen Hintergrundes, doch in unseren Tagen ein klein wenig zu den überwundenen Standpunkten gezählt werden dürften, die man wohl noch als Reliquien einer Zeit, die nicht mehr ist, mit einem gewissen Interesse betrachten kann, sich aber gern abwendet zu kräftigerer und gesünderer Kost und zu rein menschlicher Auffassung selbst himmlischer Dinge.

Von Bertha Siek in München sehen wir ein höchst stimmungsvolles, tüchtiges Bild, „Julia Capulet", welche, in stilles Sinnen versunken, einen Ring am Finger ihrer Linken betrachtet. Dies ist eine Arbeit, die, bei zartem und tief weiblichem Empfinden zu gleicher Zeit eine männliche Energie in der glücklichen Bewältigung des Stoffes, in der Darstellung veredelter und durchgeistigter Leidenschaftlichkeit, von einem unnennbar zauberischen Hauche von Schwermuth umflossen, an den Tag legt und den Beschauer mächtig anzuziehen geeignet ist.

Einen Leander von F. Schauß können wir nicht übergehen, ohne einer gewissen edlen Auffassung und dem düstern, nicht ohne feines Stimmungsgefühl durchgeführten Localton des Bildes unsre Anerkennung auszusprechen. Ein anderes kleineres Bild desselben Künstlers, „Rêverie" benannt, dürfte als eine anmuthige Erscheinung in farbig glücklich gedachter Umgebung dem Auge des Beschauers zu empfehlen sein.

Von Philips in München haben wir eine Bacchantin auf einem Lager ausgestreckt, eine Figur, die ganz wacker gemalt zu sein scheint, so weit man dies bei der Höhe, in welcher das Bild gehängt ist, zu beurtheilen vermag. Es ist dies ein Gemälde, das zur Zeit des Herrn von Mühler wahrscheinlicher Weise einer sittlich entrüsteten Anfechtung ausgesetzt gewesen wäre.

Ein ehemaliger Schüler Schrader's, Adolf Treidler, stellt diesmal eine umfangreichere Arbeit aus, die Franz I. von Frankreich von Karl V. bei Pavia besiegt, in Madrid als Gefangenen darstellt, wie er die Annahme der ihm vorgelegten Friedensbedingungen verweigert. So sehr wir auch viel Treffliches auf diesem Bilde in der Anlage wie in der Gestaltung anzuerkennen bereit sind, so sehr scheinen uns die charakteristischen, feineren Merkmale der dargestellten auch costümlich nicht uninteressanten Zeit zu fehlen. Das ist weder ein Franz der Erste, noch kaum ein Karl der Fünfte, das sind keine spanischen Mönche und, aufrichtig gesagt, zu viel Theaterkram. Das legen wir aber eher der Schule zur Last, als dem jungen, höchst begabten Künstler, der mit einigem ernsteren Studium jener, wenn auch scheinbar nebensächlichen, doch zur Zuspitzung seiner Charakteristik sehr wichtigen Factoren gewiß zu schönen Resultaten zu gelangen nicht verfehlen wird.

Eine höchst stilvolle und von bedeutsamer Größe durchdrungene Arbeit führt uns Emile Wauters aus Brüssel vor, dessen geniales Knabenporträt von der vorjährigen Ausstellung gewiß noch in der Erinnerung der Kunstfreunde fortlebt: „Maria von Burgund beschwört die Privilegien der Stadt Brüssel zu respectiren", Decoration für die große Treppe des Rathhauses in Brüssel. Die Composition solch' einer Staatsaction hat immerhin etwas Mißliches. Der Künstler ist an gewisse gegebene Dinge streng gebunden und hat wenig Raum für Entfaltung seelischer Charakterschilderung. Wenn aber eine solche Aufgabe mit einer solchen vollkommen über der Sache stehenden Meisterschaft gelöst ist, wie hier, und nicht blos das Was der Darstellung, sondern auch das Wie so erschöpfend und in so maßvoll beherrschter und dabei so anziehender Weise zu Tage tritt, dann ist der Geist des Beschauers in lebendigem Interesse gefesselt und nimmt Freude daran, sich auch mit dem liebenswürdig dargebotenem Detail zu befassen und dasselbe aufmerksam und eingehend zu betrachten.

Das Bild ist in seiner etwas vornehm kühlen Stimmung für den Raum geschaffen, in welchem es sich dem übrigen decorativen Schmuck anzupassen hat, und das erklärt vielleicht Manches in der Behandlung der Stoffe, die bei einem Einzelbilde möglicherweise zu noch mehr wirkungsreicher Detaildurchführung Veranlassung gegeben haben könnte.

Von de Biefve dagegen können wir leider nichts Aehnliches sagen. Seine „Gräfin Egmont im Gebet während der Gefangenschaft ihres Gatten" vermag nicht unsre Theilnahme wachzurufen, noch weniger ihre Kinder, die körperlos und ohne individuellen Ausdruck gemalt sind. Man frägt sich unwillkürlich, wozu die große Raumentfaltung für so viel Leere und Conventionalität?

„Wilhelm I. le Taciturne (auf einem zweiten kleineren Bilde) seine Kriegsplane überlegend", sollte vielmehr darauf achten, wie er seine Beine überlegt, die in einem kaum glaublichen Verkurz zu dem übergroßen Oberkörper in einem sehr verkümmerten Mißverhältniß stehen. Mit diesem etwas gewagten Wortspiele wollen wir für diesmal schließen, um in unserer nächsten Besprechung den Rest der Figurenbilder, die Leistungen in der Bildnißmalerei und wenn möglich einige der hervorragendsten Erscheinungen im Genre unsrer Betrachtung zu unterziehen.

Carl Emil Doepler.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer.

Verehrliche Redaction!

Avé-Lallemants bezügliche Mittheilung in Nr. 25 der „Gegenwart", die mir erst heute Morgen zu Gesichte kam, berührt wohlthuend durch die lebhafte persönliche Erinnerung an überlebende Zeitgenossen und nahe Angehörige Schillers. Die Vermuthung indessen, daß Schiller den Stoff seines Gedichtes aus einer Sammlung französischer Fabliaux entlehnt habe, greift wohl sicher fehl. Weit näher liegt es, an eine directe Ueberlieferung aus dem Elsaß zu erinnern, zumal ein älteres Predigtmärlein jenes Landes bekannt ist, das u. A. die bedeutsamen Züge eines neidischen Mitdieners und der von demselben erregten Eifersucht des gemeinsamen Herrn mit Schillers Dichtung gemein hat. Am zugänglichsten ist jene alte Erzählung neuerdings in R. Bechsteins geschmackvoller Sammlung „altdeutscher Märchen, Sagen und Legenden" S. 112—117 treu nacherzählt, 2. Aufl., Leipzig 1877. Eine verwandte Erzählung, gleichfalls von Bechstein übertragen, bietet das in ganz Deutschland und Niederland weit verbreitete Erbauungsbuch des ausgehenden Mittelalters „der Seelentrost". Auf eine ähnliche alte Vorlage weist die Erzählung von dem Gang nach dem Kalkofen hin, die ein Jahrhundert später der Rostocker Prediger Nicolaus Gryse seiner Laienbibel einverleibt hat (s. den genauen Abdruck in Frommanns Mundarten V. 1858 S. 423 ff.). Ob ein ähnlicher Stoff aus dem Orient überliefert worden, ob die kirchliche Dichtung die Mahnung zur Ehrfurcht vor dem Gottesdienst, die uns schon im Rudlieb begegnet, in jener Erzählung selbstständig ausgeprägt, greift in das Gebiet der allgemeinen Literaturforschung ein, ist aber für Schillers Dichtung zunächst gleichgültig. Von Interesse aber für diese ist eine Aeußerung in Ernst Naumanns Reisebriefen aus Frankreich (Deutsch. Mus. 1852, Sept., S. 327), die der verdiente und früh geschiedene Mitherausgeber des niederdeutschen Wörterbuchs K. Schiller zu Frommann a. a. O. passend heranzieht: Weßlenheim im Elsaß liegt anmuthig am Abhang der Vogesen, die von dem nahen Flecken Marmontier, wie die Franzosen „Maurusmünster" übersetzen, steil aufsteigen. Links gegen Süden erheben sich drei Bergkuppen; auf der höchsten, Geroldseck, wohnte die Gräfin von Saverne, und in der Tiefe des Waldes zeigt man noch den Eisenhammer, vor dessen Gluthen den frommen Fridolin die Treue gegen seine Herrin schützte.

Schwerin i/M., Juli 1877.

Friedr. Latendorf.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Inserate.

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von **Paul Lindau**, beginnt mit dem gegen Ende September erscheinenden October-Heft ein **neues Abonnement. Preis pro Quartal** (oder Band von 3 Heften — October, November, December — ca. 30 Bg.) **5 Mark, nicht** 8 Mark, wie in Folge eines Druckfehlers in Nr. 35 der „Gegenwart" angezeigt stand.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin N.W.**

Im Verlage von **August Hirschwald** in **Berlin** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Denken in der Medicin.

Rede
von
Dr. H. Helmholtz.
gr. 8. Preis: 1 *M.*

Berliner Schriftsteller von Ruf,
mit dem **Berliner Leben** genau vertraut, die gewillt sind, für eine bedeutende Berliner Zeitung interessante Feuilletons gegen hohes Honorar zu liefern, werden gebeten, Anerbietungen unter **X. 498** der Annonc.-Exped. von **Bernhard Arndt, Berlin W.**, Leipzigerstraße 101, einzusenden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der neuesten Zeit.

1815—1871.
Von
Constantin Rolle.

Mit einem Namen- und Sachverzeichniß.
2 Bände. Gr. Octav. 76 Bogen.
Preis geh. 18 *M.*, eleg. gebunden in Halbfranz 21 *M.*

„Diese Darstellung ist wegen ihrer trefflichen Form und wegen ihres gediegenen Inhaltes ernsten und geschmackvollen Lesern sehr warm zu empfehlen. Wir geben ihr vor allen uns bekannten populären Handbüchern der neuesten Geschichte entschieden den Vorzug."
Deutsche Rundschau. Juni 1876.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Schnars: Kleiner Schwarzwaldführer!

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Dr. C. W. Schnars: Neuester kleiner Führer durch den Schwarzwald. Mit einer Karte des Schwarzwaldes. Eleg. und leicht in grüne Lwd. geb. 16. 2 *M.* 80 *Pf.*

Dr. Schnars, dessen Schwarzwaldführer als zuverlässig, gewissenhaft und auf eigener Anschauung beruhend bekannt sind, hofft im vorliegenden kleinen Schwarzwaldführer den Wünschen derjenigen Touristen zu entsprechen, welche ohne längeren Aufenthalt an verschiedenen Orten den Schwarzwald rasch bereisen wollen und ist es selbstverständlich dass, sobald es sich um einen Auszug aus dem grössern Schwarzwaldführer handelt, Niemand besser dazu geeignet und mehr berechtigt ist als der Verfasser desselben. Letzterer allen Bedürfnissen genügend erschien 1876 u. d. T.:

Neuester Schwarzwaldführer. In zwei Theilen. Mit 6 Karten, 2 Plänen und einem Alpenpanorama. Eleg. in grüne Lwd. geb. 16. 9 *M.* Daraus einzeln:
I. Der nördliche Schwarzwald. 4 *M.* 40 *Pf.* II. Der südliche Schwarzwald. 5 *M.*

Im Sommer erschien ferner vom gleichen Verfasser speciell für die Besucher der Bahn und nächsten Umgegend:

Die Badische Schwarzwaldbahn von Offenburg über Triberg nach Singen (Constanz, Schaffhausen, Sigmaringen). Mit Angabe der bautechnischen Verhältnisse dieser „schönsten und grossartigsten Gebirgsbahn des deutschen Reichs". Illustrirt. Zweite sehr vermehrte Auflage. Eleg. geb. 16. 3 *M.*

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Unsere Meister.

Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.

10 Bände. gr. 8. Eleg. cartonnirt in Carminglacé. Preis à 3 *M.* n.

I. **Johann Sebastian Bach.** 100 S.
II. **Georg Friedrich Händel.** 80 S.
III. **Joseph Haydn.** 87 S.
IV. **Wolfgang Amadeus Mozart.** 98 S.
V. **Ludwig van Beethoven.** 96 S.
VI. **Carl Maria von Weber.** 74 S.
VII. **Franz Schubert.** 90 S.
VIII. **Felix Mendelssohn Bartholdy.** 98 S.
IX. **Friedrich Chopin.** 90 S.
X. **Robert Schumann.** 79 S.

Die kleine gewählte Pianofortebibliothek „Unsere Meister" bietet in schmucker Ausstattung zu billigem Preise die schönsten und zum Klaviervortrage geeignetsten Werke unserer grossen Meister (zusammen 221 Nummern), revidirt und mit Fingersatz versehen von Carl Reinecke. (Band II von Fr. Brissler.)

Verlag von Georg Stilke in Berlin,
NW., 32. Louisenstrasse.

VIONVILLE.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen
von
E. v. Wildenbruch.
II. Auflage.
8. Eleg. broch. 1 *M.* 50 *Pf.*, geb. mit Goldschnitt 2 *M.* 25 *Pf.*

Soeben sind erschienen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt
von
Otto Gildemeister.
Dritte Auflage.

In sechs Bänden.

Preis complet 12 *M.*
Berlin, Ende August 1877. G. Reimer.

Einbanddecken

zum XI. Bande der „Gegenwart"
sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von
à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke in Berlin.** **Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.**
Druck von **B. G. Teubner in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 15. September 1877. XII. Band.

AP
30
.G295
v.14
no.37

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Sonntagsfeierzwang. Von A. Lammers. — **Literatur und Kunst:** Ein Kaiserfest im Malkasten zu Düsseldorf. Von W. Beckmann. — Uarda. Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers. Besprochen von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Carl Emil Doepler. II. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. „Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen." Von Baron v. Persall, kgl. General-Intendanten. — Inserate.

Sonntagsfeierzwang.

Der deutsche Reichstag wird demnächst mit der Frage zu thun bekommen, ob nicht durch Gesetz und Polizei auf eine strengere Innehaltung des Sonntags als Ruhetag hingewirkt werden solle. Es liegt schon ein Gesuch des Centralausschusses für innere Mission an den Reichskanzler vor, in die beabsichtigte Aenderung des Gewerberechts auch ein allgemeines Verbot der gewerblichen Arbeit am Sonntag aufzunehmen; und der Berliner Sonntagsverein, der mit einem Schritte bei dem Generalpostmeister wegen Ausdehnung der Ruhe der Post- und Telegraphenbeamten am Sonntag nicht glücklich gewesen ist, wird sich über diesen am Ende nun auch beim Reichstag beschweren. Denn diese Acte stehen nicht vereinzelt da. Sie erscheinen vielmehr als erste Vorstöße einer Bewegung, welche sich in den nächstkommenden Jahren voraussichtlich wachsend bemerklich machen wird. Seit ein paar Jahrzehnten befinden sich die Geisteserben der alten Puritaner in Schottland und England, die dort hauptsächlich auf die überlieferte strenge Sonntagssitte halten, anscheinend unter dem Eindruck, daß sie agitatorisch-expansiv auftreten müssen, wenn sie nicht am Ende auch daheim den veränderten Einrichtungen, Gewohnheiten und Anschauungen der Zeit nachzugeben haben sollen; und sie haben deshalb erst von Genf aus, wo sie in dem Bankier Alexander Lombard einen Bundesgenossen ganz nach ihrem Wunsche fanden, die Schweiz zu erobern gesucht, um nun wiederum von der halb- oder viertelseroberten Schweiz aus an die Eroberung Deutschlands (sowie andererseits wohl auch Frankreichs u. s. w.) zu gehen. Auf Antriebe von dieser Seite her ist es zurückzuführen, daß der Congreß für innere Mission im Jahre 1875 zu Dresden über die Sonntagsfrage verhandelte, und daß der erwähnte Berliner Verein entstand. Die vorigjährige Versammlung in Genf, wo die förmliche Uebertragung der Action von der Schweiz auf den ganzen Continent vor sich ging, war u. A. bereits von preußischen, württembergischen und badischen Hofpredigern, sowie von dem deutschen Gesandten in Bern, General von Röder, besucht. Kaiser Wilhelm ließ sie durch diesen seiner Sympathie im Allgemeinen versichern.

Wer sollte denn auch nicht damit sympathisiren, daß Niemandem wider Willen der wöchentliche Ruhetag verkürzt werde! Hiefür ist thatsächlich noch Manches zu thun übrig, und wenn die angeregte Bestrebung sich darauf beschränken wollte, könnte sie ohne Zweifel auf den warmen, lebhaften, nöthigenfalls auch thätigen Beifall weiter Kreise rechnen. Allein sie will offenbar mehr. Als ein Ganzes angesehen und keine Rücksicht genommen, sei es auf kluge taktische Bemäntelungen oder auf die Modificationen, welche das gemeinsame Princip in einzelnen freieren oder milderen Geistern annehmen mag, will sie mehr, nämlich im Wesentlichen den alten puritanischen Sabbath auf dem europäischen Festlande und namentlich in Deutschland heimisch machen. Man lese nur die dafür sehr lehrreiche Schrift von M. Rieger „Staat und Sonntag", erschienen in der Sammlung „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", welche Pfarrer Dr. Mühlhäußer zu Wilferdingen in Baden und Professor Dr. Geffcken in Straßburg herausgeben. Mit dem Stempel des Hauptquartiers der süddeutschen evangelischen Orthodoxen versehen, wird diese Schrift wohl nicht lediglich individuelle Auffassungen und Neigungen an den Tag legen.

Wir haben es hier also mit einem umfassenden, ernstlich gemeinten Versuch zu thun, die deutsche Reichs- und Staatsgesetzgebung dahin zu stimmen, daß sie eine im puritanischen Sinne verbesserte Sonntagssitte erzwinge. Man bestreitet zwar theoretisch nicht gerade, daß die Innehaltung des Ruhetags und die Art seiner Begehung eigentlich dem Bereich der Sitte angehöre, oder daß die Sitte für dergleichen Dinge ein besserer und stärkerer Träger als das Gesetz sei. Aber man verzweifelt gänzlich daran, auf dem Wege freier Ueberzeugung und durch sie herbeigeführter Umbildung der Sitte rasch genug zu einem hinlänglich durchgreifenden Ergebniß zu gelangen. Deshalb soll das Gesetz gleichsam die Sitte erst erziehen. Warum auch nicht? Es ist ja in England ursprünglich so gegangen; der große Kurfürst hat es ja zu seiner Zeit so gemacht, wie mit unverkennbarer Anspielung auf die vermeintliche gleiche Herrscherpflicht seiner doch noch soviel mächtigeren Nachfolger hervorgehoben wird. Die constitutionelle Staatsform, in deren Zeichen wir seitdem eingetreten sind, macht wohl einige Schwierigkeiten für unpopuläre Erlasse, aber doch am Ende nur, wenn sie nicht kräftig genug von den Männern an der Spitze der Regierung gehandhabt wird. Diese werden daher aufgefordert, sich die nöthige öffentliche Meinung, falls sie sich nicht von selbst einstellen wolle, zu machen, und „einem Lombard auf dem Throne oder in dem Cabinet einer großen Regierung" wird „der Segen kommender Geschlechter" mit einer Freigebigkeit, die an den heiligen Crispin erinnert, in zuverlässigste Aussicht gestellt.

Die Gegenwart wird hoffentlich doch etwas anders und besser für die Zukunft zu sorgen wissen. Wie sie den entscheidenden Antrieb für die Beobachtung des Sonntags nicht in einigen bald so bald anders ausgelegten Stellen längstverstorbener Religionsschriftsteller zu erkennen vermag, sondern nur in fortbestehenden lebendigen Bedürfnissen der lebenden Menschen, so wird sie auch für die Folgezeit den Sonntag

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

herausheben aus der Sphäre des Kampfes um ewig wechselnde gesetzliche Vorschriften, deren einförmige Wirksamkeit doch nie der Fülle und Verschiedenartigkeit der Einzellagen gerecht wird, um ihn frei in den wenn auch noch zu läuternden und zu stählenden Willen der Individuen zu stellen. Worum es sich nach der Seite des Gesetzes und der Staatsverwaltung hin handeln kann, ist nur, dafür Sorge zu tragen, daß jeder Einzelne auch wirklich frei sei am Sonntag zu feiern nach dem Maße der ihm zukommenden Freiheit überhaupt. Alles Weitere ist der persönlichen Einwirkung auf ihn anheimzustellen, in welcher die Kirche nach Herzenslust wetteifern mag mit anderen aufklärenden und sittigenden Einflüssen.

Für die Freiheit des Einzelnen zur Sonntagsfeier ist nun allerdings noch Verschiedenes zu thun. Aber es ist weder nothwendig noch wahrhaft nützlich, dies durch gesetzliche Verbote zu erstreben. Dieselben müßten schon schlechterdings alle Verhältnisse umfassen, damit sie, was der Staat heute von seinen Handlungen mehr als jemals zu wünschen hat, den Eindruck voller Gerechtigkeit hervorriefen. Man kann Fabrikanten und Handwerkern nicht verbieten am Sonntag arbeiten zu lassen oder Fabrikarbeitern und Gesellen am Sonntag zu arbeiten, ohne gleichzeitig auf dem Lande wider arbeitende Bauern oder arbeitenlassende Gutsherren vorzugehen, die Commis und Lehrlinge der Handelswelt gesetzlich freizusprechen von dem Erscheinen im Comptoir am Sonntag Vormittag, und vor Allem ohne die Webstühle und Spinnrocken der Hausindustrie stillzustellen, in der die Ueberanstrengung wahrscheinlich am größten ist. Wollte man aber durch alle diese vielgestaltige Sonntagsarbeit auf einmal einen despotischen Strich ziehen, so wäre wohl sehr die Frage, ob der Schaden nicht den Gewinn bei weitem überwöge. Man darf sich die Sache nur nicht so vorstellen, als käme sie lediglich auf das bekannte zeitgenössische Schauer- und Rührstück von dem hartherzigen aber allmächtigen „Capitalisten" und dem armen willenlosen geplagten Arbeiter hinaus. In zahlreichen Fällen halten die Arbeiter selbst an dem Sonntag Morgens zu machenden Verdienst zäher fest als ihre Lohngeber; in nicht wenigen anderen sind sie sogar weit mehr dahinter her. Ein Fabrikbesitzer kann nicht leicht aufgelegt sein, ohne Noth Sonntags arbeiten zu lassen, da eine solche Halbtagsarbeit fast immer kostspieliger ist als die regelmäßige Tagesarbeit und er selbst am Ende doch auch den Sonntag lieber feiert. Wenn die Nothfälle aber, in denen auch der Centralausschuß für innere Mission Sonntagsarbeit zulassen will, erst vom Landrath oder Bürgermeister Erlaubniß heischen sollen, so kommen wir wieder recht hübsch in die Uebel des gewerblichen Concessionswesens hinein; und wenn dem zu erlassenden Gesetz eine amtliche Untersuchung voraufgehen soll, um festzustellen, welche Industriezweige (Glashütten u. s. w.) die Sonntagsarbeit unbedingt fordern, so wird selbst deren Ergebniß nicht eitel Weisheit und Gerechtigkeit sein. Wir sind ungleich sicherer, daß das heute noch herrschende Uebermaß von sonntäglicher Arbeit in seine richtigen Grenzen zurückgeführt wird, jedoch auch eben nicht weiter, wenn wir die Freunde besserer Sonntagsfeier — deren sich ja jetzt erfreulicherweise soviele auf allen Seiten melden — anhalten, ihr Werk selber zu besorgen und nicht auf den Allerweltshelfer Staat abzuwälzen. Sie sind nicht so schwach, wie sie sich meistens in ihrem Kleinmuth noch vorzukommen scheinen. Wenn sie den Knoten, anstatt ihn mit einem einzigen plumpen Gewaltstreich von oben zu zerhauen, statt dessen vielmehr in seine Bestandtheile auflösen, die Frage örtlich und nach den einzelnen Gewerbszweigen vornehmen wollen, werden sie unter der Gunst einer ihnen offenbar geneigten und wachsenden öffentlichen Meinung Erfolge davontragen, die sie selbst überraschen. Man muß nur nicht Alles auf einmal wollen. Man muß sich entwöhnen, nach dem unübertragbaren politischen Vorgang der Jahre 1866 und 1871 jeden größeren Fortschritt des öffentlichen Lebens von einer Art Revolution zu erwarten. So denken und handeln die Engländer nicht, denen man doch die Institution strenger Sonntagsfeier entlehnen will, denen man aber lieber absehen sollte, wie man stetig fortschreitet, indem man zugleich das Gute und die große Masse des Bestehenden fest erhält. Wie die englischen Arbeiter, so werden auch unsere deutschen mit der Zeit praktisch werden und kleine aber reelle Verbesserungen ihres Looses phantastischen großen vorziehen. In demselben Maße wird ihre politische Stärke zunehmen. Das allgemeine Stimmrecht, das sie jetzt an eitle Agitation vergeuden, wird dann erst wirklich eine Waffe für sie werden. Sie sind dann auch vollkommen im Stande, sich die nöthige Sonntagsruhe zu sichern; zumal wenn eine entwickelte allgemeine Ueberzeugung, daß der wöchentliche Ruhetag Jedem unentbehrlich sei, ihnen zu Hülfe kommt. Diese herzustellen ist die wahre Aufgabe der Sonntagsvereine und sonstigen Sonntagsfreunde. Den Arbeiter insbesondere, der heute noch Sonntagsarbeit sucht oder sich gefallen läßt, haben sie darüber aufzuklären, daß seine Erwerbskraft sich voller und länger erhält, wenn ihr die siebentägige Pause nicht versagt wird.

Es ist eins der reinsten und unbestreitbarsten Verdienste der schweizerischen Sonntagsgesellschaft, die Gesundheitspfleger von Fach in ihr Interesse gezogen zu haben. Den Aerzten, die selbst freilich am Sonntage nicht leicht feiern können, ist dadurch ein Anstoß ertheilt, sich mit dieser bisher fast übersehenen wichtigen Frage näher zu beschäftigen und für das obwaltende Gesundheitsanliegen thätig Partei zu nehmen. Sie müssen uns sagen und haben uns vorläufig schon zum Theil gesagt, inwieweit gänzliche Ruhe von der Arbeit oder mindestens ein Wechsel in der Anstrengung einmal alle sieben Tage für den arbeitenden Menschen ein Bedürfniß sei. Wenn sie weitergehend dann alsbald ein Staatsverbot aller Sonntagsarbeit verlangen, statt lediglich an die Einsicht und Selbstberichtigung der Mündigen zu appelliren, so sprechen sie natürlich nicht mehr als Naturforscher und Gesundheitslehrer von Fach, die sie sind, sondern als Nationalökonomen und Politiker, die sie vielleicht nicht sind. Den Credit, welchen wir ihnen in jener Eigenschaft schenken, können sie in dieser nicht ohne Weiteres zu finden erwarten. Sie zeigen uns die Nothwendigkeit des Zieles; den richtigen Weg zu suchen ist eine andersgeartete Aufgabe.

Die conservativ-orthodoxen Betreiber des allgemeinen Sonntagsarbeitsverbots getrösten sich des gesicherten Beistands zweier andern Parteien, der Socialdemokraten und der Ultramontanen. Jene wünschen ja überhaupt die Regelung aller Erwerbsarbeit durch den Staat, sehen also in einer so durchgreifenden Einschränkung derselben selbstverständlich eine Abschlagszahlung, die nicht zurückzuweisen ist. Sie sind aber fernerhin ja auch der Meinung, daß zuviel gearbeitet werde. Die Erzwingung eines Ruhetages ist das folgerichtige Seitenstück zu der Erzwingung eines Feierabends zu bestimmter Stunde und einer gleichmäßig langen oder vielmehr gleichmäßig kurzen täglichen Arbeitszeit. Auf uns Uebrige würde diese socialdemokratische Sympathie für die Sonntagsfeier mehr Eindruck machen, wenn sie ihre gerühmte beherrschende Macht über die Arbeiterherzen jemals daran gewendet hätten oder wenden wollten, die Feier des blauen Montags zu beschränken. Neue Rechte ohne neue Pflichten thun dem Menschen selten gut.

Etwas Aehnliches läßt sich von den Ultramontanen sagen. Wenn sie sich für bessere Sonntagsfeier interessiren wollen, so mögen sie in den Ländern, wo sie das Heft in Händen haben, anfangen: in Oestreich, Frankreich, Belgien u. s. w. Es ist notorisch, daß da mit dem Sonntag, sowohl was die Ruhe von der Arbeit als was eine würdige Ausfüllung des Tages anbelangt, weit gleichgültiger umgegangen wird als im deutschen Reich.

Die legal-revolutionäre Maßregel, welche unsere Orthodoxen uns zumuthen, hat nicht blos die Bedenken wider sich, welche aus der jähen Störung ohnehin knapper Erwerbsverhältnisse in zahlreichen nicht hinkänglich zu übersehenden oder zu schonenden Fällen hervorgehen, sondern auch solche, die auf der entgegengesetzten Seite liegen. Was werden die Leute, welche bisher am Sonntag Vormittag oder auch den ganzen

Digitized by Google

Sonntag hindurch arbeiteten, mit der plötzlich erlangten unfreiwilligen Muße anfangen? Werden sie den Weg in die Kirche leichter finden als den Weg in's Wirthshaus, das ja gewöhnlich nicht weit von jener liegt? Und wenn man den letzteren von Polizei wegen verrammelt haben will, läßt sich damit auch das Zechen selbst, in Gesellschaft oder allein, verhüten? Nicht alle Arbeiter haben ja eigne Familie und ein behagliches Heim, die sie festhalten können. Ein conservativer Schriftsteller, der selbst sein Mißvergnügen mit den Fortschritten der Menschheit nicht craß und herbe genug an den Tag legen kann, fordert uns spöttisch auf, unserem gewöhnlichen Optimismus doch hier nicht untreu zu werden, sondern besser von unserem braven Volke zu denken. Aber da er seinerseits doch und seinesgleichen so übel von ihm denken, kann diese ausweichende Wendung uns nicht abspeisen. Wir fragen uns, welcher Hintergedanke von ihr verhüllt werden solle, und besorgen, es handle sich wohl gar darum, gleichwie in England die Leute mit der Peitsche aufgedrungener Langeweile in die Kirche zu treiben. Der Widerwille, den wir gegen einen so erzwungenen Gottesdienst empfinden, verstärkt unsere Abneigung gegen alles gewaltsam herbeigeführte Feiern am Sonntag überhaupt. Möge der Uebergang sich schrittweis und allmählich vollziehen, dann wird eher auch eine würdige Verwendung der neu erlangten Muße dem bloßen Einstellen der Erwerbsarbeit auf dem Fuße folgen. Zu dieser gehört ohne Zweifel für Viele noch, die jetzt Sonntags arbeiten, der Kirchenbesuch. Aber wenn die Kirche genöthigt wird anzuziehen, anstatt blos für die ihr zugetriebenen verirrten Schäflein die Hürdenthür zu öffnen, wird es für diese wie für sie selbst umsoviel besser sein. Sie muß dann lernen Dienst um Dienst zu tauschen statt einseitig zu herrschen, mit ihrer Zeit zu leben statt der Zeit ein überlebtes Modell von Existenz aufzunöthigen, Allen etwas zu sein statt nur einer aristokratischen Elite. Ihr aristokratisch-reactionärer Charakter ist es hauptsächlich, was der Kirche solche Massen ihrer äußeren Angehörigen geistig entfremdet hat; was daher auch schwere Mitschuld trägt an der Vernachlässigung des Sonntags. Ein Monopol auf diesen zu erhalten durch Absperrung des Volks von allen sonstigen Beschäftigungen hat sie daher weder verdient noch könnte ihre heutige durchschnittliche Leistungsfähigkeit es rechtfertigen. Sie muß es sich in Deutschland wohl oder übel auch fortan gefallen lassen, mit anderen Anziehungskräften in die Wette um die sonntägliche Muße der Menschen zu werben.

Strebt man doch selbst in England alles Ernstes sie auf dies Niveau herabzuziehen! Eine Sonntagsbewegung gerade umgekehrter Art, wie sie sich auf schottisch-englischen Antrieb von Genf her über das Festland verbreitet, ist drüben, von mehreren rührigen Vereinen getragen, im Gange zu dem edlen Zwecke, den Gesetz- und Sittenbann zu brechen, welcher dort seit dem historischen Durchbruch das Puritanismus auf der Sonntagsfeier lastet. Museen, Aquarien, zoologische und botanische Gärten sollen Sonntags geöffnet, Vorträge und Concerte und andere sittlich tadellose Unterhaltungen Sonntags erlaubt, der Erholung von saurer Wochenarbeit überhaupt jeder nicht an sich verbotswürdige Ausweg frei sein. Die modernen Puritaner fürchten den endlichen Triumph dieser Bestrebungen. Daher soll der Continent aufhören, der puritanischen Sache Anstoß und ein schlechtes Beispiel zu geben mit mannigfaltigem noch so harmlosem Sonntagsvergnügen. In diesem Stücke aber ist es, denke ich, in der That an England, von uns zu lernen, wenn wir uns gleichzeitig aus seiner Erfahrung, daß Sonntagsarbeit ein Volk nicht wahrhaft vorwärts bringt, im Sinne der Gegenwart und der deutschen Geistesfreiheit eine Lehre ziehen.

A. Lammers.

Literatur und Kunst.

Ein Kaiserfest im Malkasten zu Düsseldorf

am 16. September 1877.

Mitten in der Stadt, im Anschluß an die herrlichsten Partien des Hofgartens, liegt dicht neben dem königlichen Schlosse das Heim der Düsseldorfer Künstler, der weltberühmte Malkasten. Ein großer Park mit uralten Ulmen und Buchen, von Teichen und dem Düsselbach durchschnitten, einst Eigenthum des bekannten Philosophen Jacobi, umgibt die Gebäude, in denen sich die Gesellschaftsräume befinden. Wie viele frohe Tage, wie manche unvergeßliche Stunden sind nicht schon auf diesem kleinen Stückchen deutscher Erde verlebt worden. Und deutsch ist der Malkasten, deutsch all sein Sinnen und Trachten; mit Leib und Seele folgt der Verein den großen Ideen der Zeit und sucht durch Bild und That am Werk der Einigung mitzuwirken. Ihre Opferfreudigkeit haben die Künstler im Jahre 1870 und 71 bewiesen, als sie ein eigenes Lazareth für die Verwundeten in ihren Räumen eingerichtet hatten. Aber

> ... geendigt nach langen verderblichen Streit
> War die kaiserlose, die schreckliche Zeit.

Bildet es schon an und für sich einen Moment von historischer Bedeutung, wo ein deutscher Kaiser zum ersten Male den Boden der Stadt betritt, über dessen Pflaster Heinrich Heine einen Bonaparte im grauen Mantel einziehen sah, wie viel mehr muß er es sein, wo dem Wiederaufrichter des deutschen Reiches zum ersten Male die Huldigung der deutschen Kunst dargeboten wird.

Es war bereits ziemlich spät als ich den Malkasten betrat, und der Festspielraum fast vollständig besetzt. Damen in prächtigen Toiletten, die Herren im Frack und weißer Halsbinde, mit Orden an gewässerten und ungewässerten Bändern, füllten den Raum. Ein Jeder freute sich auf das herrliche Programm. Bei dem Worte Programm darf ich nicht vergessen, den Dank, den die Majestäten dem Erfinder desselben zollten, lebhaft von Seiten des Publicums zu wiederholen. Hatte sich der Maler Carl Hoff schon früher häufig genug als schlagfertiger und geistreicher Redner gezeigt, so sollte er doch hier zum ersten Male die Gelegenheit haben, sich in seiner ganzen Genialität entfalten zu können, und er als Dichter, Maler und Regisseur in einer Person auftreten und das Ganze nach seiner Idee leiten.

Die Anordnung des Bühnen- und Festspielraums war wesentlich von der der meist gebräuchlichen unterschieden, denn der ganze Platz vor der erhöhten kaiserlichen Tribüne bis zu der mit Zink gedeckten und in griechischem Stile erbauten Bühne war vollständig freigelassen; das Publicum saß seitwärts, es drehte also Niemand der Hofloge den Rücken. Eben wollte ich mit meiner reizenden Nachbarin eine Unterhaltung anknüpfen, als brausender Jubel von draußen her zu uns drang, ein Trompetenstoß ertönte: der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die übrigen Prinzen und Fürstlichkeiten hatten das Gebiet des Malkasten betreten.

In erwartungsvoller Unruhe harren die Zuschauer auf den nächsten Moment. Aber drinnen im prächtig geschmückten Festsaal hält die hohen Gäste noch ein kleines Vorspiel zurück. Auf der Saalbühne befindet sich, von wilden Männern gehalten, das transparent erleuchtete preußische Wappen. Schon will der Kaiser vorübergehen, da — o Wunder! — beginnt einer der Wappenhalter, eine mächtige Figur mit wallendem Bart, die Keule in der Rechten, in der Sprache Apolls zu reden. Er documentirt sich in schwungvollen Versen als Hüter und Führer des wilden Völkleins im Malkastenhaine, und bittet den Herrscher, ihn als Cicerone für das Fest begleiten zu dürfen. Das preußische Wappen verschwindet, und an seiner Stelle erscheint auf goldenem Grund das Transparent des zweiköpfigen Malkastenadlers, in seinen Klauen Bierseidel und Hausschlüssel haltend, mit der Devise: „Durch komm ich doch." Gleichzeitig entpuppt sich der wilde

Digitized by Google

Mann (Prof. W. Camphausen) als moderne Erscheinung im Frack und Cylinder und führt die Majestäten in den Festspielraum ein. Lautlos erhebt sich das Publicum von seinen Sitzen, die Herren mit entblößtem Haupt; jedes Auge ist auf den Kaiser gerichtet, der sich mit seiner Gemahlin, der Kronprinzessin und der Erbprinzessin von Hohenzollern auf die vorderste Stuhlreihe der Loge niederläßt. Dann erhebt sich Prof. Camphausen und spricht mit wohltönender, klangvoller Stimme folgenden Prolog:

Auf rauscht's im Hain, es wehet durch der Bäume Kronen,
Es zittert durch die Lüfte, wie durch unser Sein,
Der Odem dieser stolzen, freudenvollen Stunde!
Ergriffen stehen wir, da nun zur Wahrheit ward,
Der kühne Wunsch, den wir gehegt, daß unsren Laren,
Der kaiserliche Herr von Deutschland Gastfreund sei.
So sei gegrüßt bei uns und nimm, o Kaiser, milde,
Was wir Dir bieten können, nimm es gnädig auf.
Sei Du gegrüßt, erhab'ne Frau, im Künstlerhaine,
Du hohes Paar zunächst dem Throne, sei gegrüßt.
Was uns're Muse schenkte, weihen wir Euch heute,
Im hellen Festesglanze strahlt ihr schlichtes Haus,
Und Fichtenzweige, Lorbeer bietet sie im Haine,
Euch Paladinen unsers kaiserlichen Herrn.
Es grüßen Kunst und Poesie auf diesem Boden,
Erhab'ner Geister Manen schau'n auf uns herab.
Doch wir steh'n tief beschämt vor uns'res Kaisers Gnade,
Wir bieten Eins nur dar als würdig' Gastgeschenk.
Entgegen quillt aus tiefstem, übervollem Herzen
Dir heute uns'rer treuen Liebe laut'rer Quell,
Und in Begeist'rung schaut die Künstlerschaft vom Rheine
Zu ihres Herrn und Kaisers güt'gem Antlitz auf;
So steig' empor die Freude brausend denn zum Lichte,
Ertönt Fanfaren! Freunde! eint Euch rings im Ruf:
Hoch lebe Deutschlands Herr und Hort, hoch leb' der Kaiser!
Hoch leb' Augusta! hoch das kaiserliche Haus!

In tausendstimmigen Ruf fällt die Menge ein, es zittert durch die sternhelle Nacht dahin; fern klingt es unter den Bäumen wieder. Die Musik beginnt; erst ruhig und einfach, dann voller und reicher entwickeln sich die Melodien.

Der Vorhang theilt sich und wir sehen am Saum eines Gartens bei später Abenddämmerung neun alte weißbärtige Männer im Kreise herum sitzen. Rasch tritt ein Jüngling mit Malapparat auf; in erregter Stimmung berichtet er seltsame Dinge, von dröhnendem Hufschlag und Waffengeklirr; in Fackellicht sprengt auf weißem Roß eine gewappnete Gestalt heran; schon ist sie da, von sechs in deutschen Farben gekleideten Pagen geleitet. Sie entbietet den Neun, die man den Vorstand nennt, ihren Gruß, und fordert von ihnen, dem kaiserlichen Herrn, der gekommen ist Heerschau zu halten, am Abend eines mühevollen Tags die Zeit zu kürzen. Es ist die Germania. Den Wunsch erfüllend, und den Beistand der Genien der Kunst erflehend, verwandeln sich die neun Aeltesten im Zauberschlage in die Lichtgestalten der Musen. Klio, die Muse der Geschichte, tritt auf, ihr gesellt die Sage die mit Rosen bekränzte Poesie hinzu; dazwischen tritt der Genius der Kunst:

Mein ist der Tag und mir erklang der Ruf,
Der zu den lichten Höhen auf sich rang;
Mein ist der Tag und seiner Ehre Glanz,
Ich führe Euch und ich kredenz' den Trank.

Freudig stimmt Klio mit ein, sie zeigt den Weg zum Feste:

In Worten nicht, in Formen sich gestalte,
Was Jede von uns And'ren heute weih't.
Es sei ein Bild des großen deutschen Reichs
Und dieses Bild des Rheins Gepräge trage,
Des Rheins Geschichte sei es, Poesie und Sage.

Dann treten die Musen, bildschöne Gestalten, als ob sie unter dem Meißel eines Praxiteles entstanden wären, nach beiden Seiten herab, lagern und setzen sich um den erhöhten Sitz der Germania, und bilden so ein lebendiges Bild der klassischen Zeit griechischer Kunst. Trunken ruht das Auge auf ihnen, immer wieder wendet sich der Blick zu dem Linienrhythmus dieser Formen. So bleiben sie ruhig bis zum Ende des Bühnenspiels auf ihren Sitzen. Vom unsichtbaren Orchester dringen neue Melodien herüber, der Wolkenvorhang zieht vorüber und es erscheint das erste Bild: der Germanenzug (Alb. Baur). Zauberisch wird der Blick gefesselt durch das herrliche Ufer des Rheines; Hünensteine ragen phantastisch empor (Decoration von A. Achenbach); tosend rauscht der Strom nach der Niederung. Ein riesiger Wächter, von zottigen Hunden begleitet, beobachtet ruhig den Lauf des Flusses. Da dringen Stimmen heran; ein Zug jugendlicher Germanen tritt auf, mit nackten Armen fröhlich die Steinaxt und den Wurfspeer schwingend; in ihrer Mitte hoch zu Roß ein Krieger mit seinem Weib. Der Heerbann kehrt heim von blutiger Kampfhaide. Auf breitem Lindenschild, hochgetragen, liegt der todwunde Leib eines Gefallenen. Ernst ist der Zug und tiefer Schmerz ruht auf den Zügen der Begleiter.

Der Befreier Arminius mit der goldlockigen Gestalt der Thusnelda erscheint hoch zu Roß, von Kriegern umringt und begrüßt. Aber fremde Gestalten in goldenem Brustpanzer, das schwarze Haar kurz an der Stirn abgeschnitten, werden gefesselt herbeigeführt. Vernichtet ist das Römerheer und lauter Siegesjubel herrscht unter den folgenden Söhnen der germanischen Stämme. Inzwischen hat sich die Scenerie wie im Traume verändert. Mitten im Urwald steht der Zug beim hohen Opfersteine still. Im Schwerttanz und Ringkampf endigt das Bild bei den begleitenden Worten der Klio (Frl. Irschick):

Ein Bild ist's aus den fernen Tagen, da der Feind
Zuerst die Deutschen um ihr gutes Recht betrog,
Aus Nord und Süd die Stämme sich zuerst geeint,
Zum ersten Mal Dein Volk die Wacht am Rhein bezog.

mit lautem Gulla ha!

Die Musik schweigt, Nebel sinkt herab. Dann wird es wieder Licht. Es beginnt (von Grot-Johann arrangirt, Decoration von A. Achenbach) der mittelalterliche Zug. Neue Wunder! Neues Staunen! Von einer felsig grotesken Gegend wendet sich der Blick in das lieblich romantische Rheinthal von Eltville. Die aus der Tiefe sich emporwindende Fahrstraße wird hier oben von einem reisigen Knecht bewacht. Andere haben einen Zug von Kaufleuten aufgespürt und melden das Nahen derselben. Dann sprengt auf eisenfarbenem Gaul die hünenhafte Gestalt eines gepanzerten Reiters mit Gefolge daher. Es knarrt im Hohlwege. Ein schwer beladener Wagen kommt herauf, von jüdischen Händlern und italienischen Kaufleuten begleitet. Die armen Bekenner des mosaischen Glaubens tragen noch in der finsteren Zeit ein Costüm von grell gelber Farbe, und komisch genug sehen die Ahnherren unserer heutigen großen Banquiers darin aus. Aber die Freude dauert nicht lange. Im Nu sind sie überfallen, die Pferde abgeschirrt, und Roß und Wagen, Handelsherren und Juden in die nahe Burg des Raubritters abgeführt. Schon naht die Vergeltung. Vorreiter Rudolfs von Habsburg, herrliche und rechte Gestalten, wie sie die Siegel Ottokars und der Askanier zeigen, haben den abziehenden Zug bemerkt, wappnen sich und setzen ihm mit den Schweizern aus des Kaisers Heimat nach. Dann naht auf frommem Gaul die charakteristische Figur Rudolf von Habsburgs. Plötzlich hält er an, und an ihnen vorüber wird auf güldenem Königsstuhl mit grünseidenem Baldachin die in jugendlicher Schönheit strahlende Gemahlin des deutschen Herrschers getragen. Vom Roß abgestiegen küßt der Kaiser ihr die Hand, und grüßend wendet die hohe Frau sich auch zur Tribüne des kaiserlichen Gastes. Reizende Gestalten ihrer Gespielinnen, blondlockige Jungfrauen im goldenen Brokatkleide folgen mit dem reich geschmückten Sänger der Minne dem Throne nach. Zurück zur Mitte gekehrt erblickt das Auge eine andere Gegend. Unter breitschattigem Lindenbaume steht der Richterstuhl des Kaisers. Die überwundenen Raubritter und die befreiten Kaufleute werden herbeigeführt; und der Kaiser

Digitized by Google

spricht das Urtheil nach dem Gesetz. Ein herrlich malerisch wirkendes Bild, tritt uns hier voll und echt die Zeit vergangener Tage entgegen; unvergeßlich für Jeden, der es gesehen.

Wieder begleitet Klio mit erläuternden Versen die wandelnde Darstellung; dann spricht sie vom Verfall des Reiches, von der Zersplitterung des Kaiserstammes, und drum

. . . o Poesie, so wähl' aus dieser Zeit
Ein Bild des Lebens du, das friedlich sei.

Wie im Zauberschlage finden wir uns in eine andere Welt, in eine neue Zeit versetzt. Durch das goldig schimmernde Grün des Waldes weiter hinaus, liegt malerisch versteckt das Jagdschloß eines rheinischen Kurfürsten. In hellen rauschenden Seidengewändern, die lange Schleppe von Pagen getragen, lustwandelt die bildschöne Frau Serenissimi mit ihrem Töchterchen im Park. Ein reicher Zug von Hofdamen in braunrothen Sammet- und hellen Seidentrachten umgibt in schimmerndem Glanz und Schönheit die hohe Gebieterin. Huldvoll und anmuthig neigt sie ihr blondes Köpfchen zwei im Walde spielenden Kindern zu, übergibt sie den beglückten Eltern, die schon besorgt herbeistürzten, und setzt mit ihrem reizenden Gefolge den Spaziergang fort. Köhler und Holzhauer begegnen ihnen auf dem Heimwege. Der Wald wird dichter, nur im Hintergrunde dringt noch die Sonne durch. Hörnerrufe melden das Nahen einer Jagdgesellschaft, Piqueure in malerisch dunkelgrünen, reich mit Goldlitzen verzierten Trachten kommen vorauf. Ein ganzes Rudel prächtiger Jagdhunde, ohne Schnur und ohne Führung, ziehen schnobernd und wedelnd in den Laubwald. Auf schmuckem Roß, mit Damen und Cavalieren zu Pferde, sprengt die breite Gestalt des Kurfürsten vorbei.

Jan Willem ist es, einst der Herr des Lands,
Ein Fürst von echtem deutschem Schrot und Korn,
Der kurfürstliche Herzog über Jülich, Berg;
Derselbe wackre Herr, von dem ein Bild
In Erz gegossen, von Grupello, steht.

Ihnen nach folgen Falkoniere, Falkenträger und Jäger zu Fuß. Herrlich heben sich die Figuren von der landschaftlichen Umgebung ab. Dann ist man am Schlosse angekommen. Der erlegte Hirsch, anderes Wild und Geflügel wird herbeigetragen und zusammengelegt; und noch einmal zeigt sich die herrliche Figur der Kurfürstin mit ihren Damen unter venetianischem Seidenbaldachin auf der Schloßrampe und begrüßt lächelnd die fröhlich heimgekehrte Jagdgesellschaft des Tages. Unter schmetternden Jägerliedern verhüllt sich das Bild (arrangirt und gemalt von W. Simmler). Mancher Operngucker wäre noch gerne etwas länger auf den ausgesuchten Kreis weiblicher Schönheiten gerichtet worden, denn in der kurzen Pause konnte die Damenwelt unmöglich alle die Herrlichkeiten der Tracht des 17. Jahrhunderts eingehend besprechen. Schon erhebt sich aber Frau Klio wieder von ihrem Musensitz und schildert die Zeit, wo Preußens junger Aar im stolzen Fluge sich zum Lichte schwingt. Dann:

. . . flammte durch die Welt der Morgen auf
Des neuen deutschen Tags. In jene Zeit
Erhabner Kaiser, die Du selbst geschaut,
Ein Jüngling noch, zum Rheine führ' ich Dich.

Es ist der Tag der großen Zeit, in der, nach den Schlachten an der Katzbach und bei Leipzig, Leobrecht von Blücher die preußische Armee über den Rhein führte. (Arrangirt von E. Hünten, Decoration von A. Achenbach.) Wohl mochten da die Erinnerungen an die gewaltige Periode in dem Kaiser wach werden; mit Mühe hielt er die Bewegung zurück, die ihn beim Anblick dieses Bildes fast überwältigte. Auf der Bühne zeigte die Scenerie eine Straße von Caub bei Nacht. Geräuschlos senkt sich der Schnee in dichten Flocken hernieder, Vielen ein Leichentuch werdend. Kranke französische Nachzügler, die Trümmer der einst so stolzen Armee, schleppen sich mühsam weiter; der letzte bleibt im Schnee liegen. Einsam die Wache des Dorfes haltend, kommt ein Mann mit Horn und Blendlaterne; sein Fuß stößt an den Leichnam des Franzosen. Es ist ein ergreifendes Bild, wie der Todte hinweggebracht wird. Langsam dämmert der Morgen, von den Bewohnern mit frohen Gefühlen begrüßt als der Tag der Befreiung. Husaren vom 2. (Leib-) Regiment, die Karabiner aufgesetzt, sprengen vorüber; dann rücken schlesische Landwehren an und werden durch die aus den Häusern kommenden Einwohner willkommen geheißen. Wie mancher Gruß, wie mancher Händedruck wird da nicht getauscht. Im Hintergrunde erscheint schneebedeckt die Pfalz von Caub im ersten Sonnenlicht. Die Scene füllt sich mehr und mehr mit vorrückenden Kolonnen und flatternden Fahnen. Endlich kommt er selbst, der greise Feldmarschall Blücher, im grauen Soldatenmantel, auf feurig schnaubendem Schimmel das leibhaftige Bild des großen Mannes von 1813, dahinter sein Stab, ein Kosakengeneral und andere mehr. Begeistert wird er von Landwehr, Linie und den Bürgern Caubs begrüßt. Unter den Klängen seines Leibmarsches geht es nach Frankreich hinein.

Wie eine Windsbraut stürmt und braust er über's Land!
Vorwärts hieß jener Held, und Vorwärts die Parole.

Wie ein Traum floß für Jeden die kurze Spanne Zeit dahin; nicht genug hatte man zu thun, die Bilder, die in der dunkel gewordenen Nacht unter freiem Himmel wie magisch erleuchtete Erscheinungen sich darboten, anzustaunen und zu bewundern. In künstlerischer Weise begleitete die Musik (componirt und geleitet von Jul. Tausch) das Ganze. Zum letzten Male wandte sich dann die Muse der Geschichte zur Tribüne.

Ich schlage auf des Buches letztes Blatt,
Erhabner Kaiser, das Du selber schriebst.
Es wird im deutschen Volke für und für
Lebendig bleiben Deine große Zeit,
Und wer sie miterkämpfte, miterlebt,
Der wird gerühmt, der wird beneidet sein.
Ein anderes Denkmal aber lebt im Volke,
Das unvergänglicher als Schlachtenruhm:
Das Denkmal, das die Liebe Dir erbaut.
Im Herz des deutschen Volkes wird bestehn
Ein ewig grüner Baum, es wird der Greis
Dem Kind die Früchte reichen und den Keim
Von Neuem pflanzen in die Zeit hinaus,
Die Deinem Volke noch beschieden ist.
Ein friedlich Bild deshalb enthülle ich,
Ein Bild der Freude und der Lebenslust,
Wie Frieden folgen muß auf jeden Kampf.

Der Vorhang rauscht auf,

Es glänzt der Rhein, von seinen Hügeln schau'n
Die Burgen in das dufterfüllte Thal.
Es zieht ein Rebenkranz sich um sie hin
Und sonnenleuchtend liegt die grüne Flur.

(Die Decoration von Deiters, das Arrangement von Vautier und E. Bosch.) Im Mittelgrunde prangt ein Dorf in festlichem Flaggenschmucke. Landleute arbeiten auf dem Felde, andere schmucke Dirnen in bunten Röckchen gehn vorüber. Da ertönt aus dem Dorfe her eine Musik, wie man sie eben nur auf den Kirchweihfesten am Oberrhein hört, und die man so richtig und unvergleichlich mit dem Ausdrucke Kirmesmusik bezeichnet hat. Schon kommen sie näher heran, diese Tonkünstler, die in der übrigen Zeit auch wohl andere Gewerbe betreiben mochten, und die einen Mozart oder Beethoven zur Verzweiflung hätten treiben können. Aber es war ein solch feiner Humor in der Sache, und die Gestalten so urkomisch in der Erscheinung, daß selbst das ernste Antlitz des Kaisers vom Lächeln überzogen wurde. Hinter der Musik wurde eine festlich mit Krone und Bändern geschmückte noch jugendliche Braut geführt; heitere tanzende Paare in der niedlichen Tracht der elsässischen Bauern folgen ihnen; kaum kann das junge Volk die Zeit erwarten, wo die Musikanten einen Ländler aufspielen. Aber dann geht es auch los.

Digitized by Google

Im schönen Wechselspiel der Glieder
Die ahnungsvolle Kunst zu üben
Die Alle kennen, welche lieben.

Der Zug geht wieder weiter dem Rheine zu; einige vergnügte Hochzeitsgäste kehren zurück und unterhalten sich mit anderen Landleuten, als sie von den hellen Stimmen singender Knaben und Mädchen unterbrochen werden. Von der drastisch komischen Figur des Schullehrers geführt, ziehen sie laubbekränzt mit wehenden Fahnen zum Sedanfest hinaus; ein kleiner Patriot ruft laut: es lebe der Kaiser! und jubelnd braust der Ruf der jugendlichen Stimmen durch Feld und Flur. Zugleich ist auch Ernte- und Winzerfest, und schwerbeladene Wagen mit rothwangigen Mägden bringen den Segen der mühevollen Arbeit heim. Aber schwül ist der Tag. Gewölk umzieht den Horizont und dumpf grollt der ferne Donner. Bestürzt sammelt sich die Schaar der Menschen, die Mu des zurückkehrenden Hochzeitszuges verstummt, Blitz folgt auf Blitz; das ganze Unwetter bricht los. Da steht die Figur im Brustpanzer und Goldhelm vor der Bühne auf, die Germania (Frl. Haberland) tritt empor, mitten unter das Volk steigt sie zur Eiche hinan. Mit einem Griff saust das Schwert aus güldener Scheide gen Himmel; und wie eine Donnerstimme fährt es durch die Luft:

So stand mein Volk! So rauscht' es in den Eichen,
So zog der Sturm heran und trieb auf dem Gefild
Die Schatten', eines dräu'nden Wetters Zeichen.
Ich nahm herab vom Baum den güldnen Königsschild,
Ich zückt' das gute Schwert an meiner Seite
Und pflanzte neben Preußen Deutschlands Banner auf.
So zogen wir hinaus zum heil'gen Streite,
So dämmerte der blut'ge Morgen uns herauf.
An diesem Stahle brachen sich die Blitze,
Zermalmt sank nieder der, der sie heraufbeschwor.
Ich richtete gen Himmel meines Schwertes Spitze
Und aus den Wettern ging der lichte Tag hervor.

(Ferne wird es hell. Die Musik beginnt leise, und der Donner verstummt.)

Ein Kaiserschild hängt wieder an der Eiche,
Aus Kampf und Sieg das junge deutsche Reich erstand.
Hör' es mein Volk und steh' zu diesem Reiche,
Zum Kaiser stehe und zu deinem Vaterland!

Rauschend begleitet die Musik den brausenden Ruf der Menge, die sich um die Germania schaart, rauschend den Widerhall, der sich durch den Festspielraum fortsetzt. Das ganze Publicum hatte sich, überwältigt von den Gefühlen dieser Momente, erhoben, die Musik intonirte die Wacht am Rhein, und Alles was Stimme hatte sang die erste Strophe dieses denkwürdigen Liedes; stehenden Fußes hörte der Hof es mit an. Damit war der erste Theil des Festes geschlossen, und ein zweiter, noch glänzenderer sollte ihm folgen.

Während das Publicum an dem schönsten Abende, den die Götter seit Monden gespendet, den inneren Festraum verließ, um sich nach dem herrlich geschmückten Sommerlocal jenseits der Düssel zu begeben, trat der kaiserliche Hof wieder in den Festsaal zurück. Hier harrte seiner auf mit kunstvollen Geschirren und Aufsätzen reich gezierter Tafel ein kleines Souper. Im Hintergrunde aber erhob sich unter Palmen und Bananen ein großes mit Broncen und Prachtgeschirren aller Art angefülltes Büffet. Kostbare venetianische Gläser, Humpen und Pokale von riesigen Dimensionen und meisterhafter Arbeit aus der Zeit des siebzehnten Jahrhunderts standen umher. Wie aber mußte selbst der hohe Herr lächeln, als ihm erklärt wurde, daß dies Alles, die ganze Pracht und Herrlichkeit, deren Werth man auf Hunderttausende schätzen sollte, aus eitel zusammengesetzten und versilberten Kochtöpfen, Holz und Gipsfüßen, Kordel und Steinen und allem möglichen und unmöglichen Material gefertigt worden sei. Aber gerade hierin zeigte sich die Genialität der Malkastenmitglieder in höchster Blüthe, obgleich auch die Blüthen selbst alle künstlich hergestellt worden waren, und Blumen und Blätter aus schönsten Händen heraus das Licht der Welt erblickten. Nach einem kurzen Aufenthalt setzte sich der Zug, denn die ganze Suite der Generalität und alle zum Manöver anwesenden fremdherrlichen Offiziere waren anwesend, wieder nach dem Garten zu in Bewegung, begleitet von riesigen von innen beleuchteten Bouquets. In der großen nach dem Venusteiche führenden Ulmenallee waren auf beiden Seiten je drei riesige Transparente aus der rheinischen Sage aufgestellt, gemeinsam die schimmernden Fenster eines gothischen Doms darstellend. Eigenthümlich war der Zauber, den die reckenhaften Gestalten eines Siegfried mit dem Drachen (von P. Jansen), des aus dem Nachen tretenden Schwanenritters (Röting), und des sterbenden Roland (von Lasch) auf Jeden machte. Anmuthig traten die lichten Frauengestalten der Genovefa (E. Bendemann), der gefesselten Drachenjungfrau (P. Jansen) und der träumerisch sitzenden Loreley (H. Wislicenus) dazwischen. Mit mehreren Eingeladenen folgte ich dem kaiserlichen Zuge zum Teiche, und nie werde ich die Stunde vergessen, die dort den höchsten Zauber deutscher Poesie und Romantik in sich geborgen hielt.

In der Mitte des Teiches lagern auf zwei, steil und zerzackt aus der Fluth emporsteigenden Felsmassen, im Silberthau dahingegossen die marmorgleichen Bilder der Rheinnixen. In den Wassern schimmern und glänzen im Mondenlicht unzählige Blumen. Plätschernd fließt der Quell von dem Felsen über glitzernde Muscheln durch grünende Farren hinab in den Teich; in den Bäumen rauscht's und flüstert's wie Geisterchor. Da flackert's hell auf unter den Stämmen, zauberhaft übergießt rothes Licht die Töchter des Rheines, unsichtbare Musik dringt herüber; erst schwach, dann stärker, immer stärker wie rauschender Strom. Auf den Felsen erhebt sich die thaufeuchte Gestalt einer Nixe, langsam bewegt sie den Arm, und glockenhell tönt durch die Nacht ihr Gesang:

Erwacht ihr lieblichen Schwestern, erwacht!
Taucht auf aus der schimmernden Fluth.
Des Mondes Licht auf den Wassern ruht,
Erwacht — erwacht — erwacht!

Da scheint es sich zu bewegen, vom kühlen Grunde herauf geben die Stimmen die Antwort. Am Ufer glänzen, von innen erleuchtet, blühende Rosen; Kobolde huschen in flackerndem Lichte auf und ab. Weiter wird der Park hell; über der Düssel erhebt sich aus dem feuchten Grab der Zauberreigen der Elfen des Hains. Gespenstisch neigen sie auf und nieder, bald hoch und höher in der Luft schwebend; sie winken den Nixen, ihren Schwestern, zum fernen Teich herüber; leiser Gesang ertönt. Von zwei großen Schwänen gezogen naht ein Kahn, wie eine flimmernde Muschel gestaltet — ein Strahl durch die Bäume bricht, und sinkt auf die Muschel herab. Im glänzenden, glitzernden Wellensaum stehen darin zwei sehnsuchtsvoll blasse Frauenbilder, unendlich zart geformt wie aus Lilienduft, der weiße Nacken von wilden schwarzen Locken und feuchtem Schilf umringelt; im schimmernden Licht kommen sie näher, immer näher; ruhig wiegen die Schwäne die schneeweißen Leiber auf der Fluth. In der ausgestreckten Feenhand glänzt goldener Lorbeer, und im Chor unsichtbarer Geister ertönt dazu der Gesang heller Stimmen.

Da zieht es heran im Fackelschein,
Da braust es über den deutschen Rhein
Das Lied von Kaiser und Reich.
Es steigt herauf der alte Glanz,
Es blüht wieder auf der Sagenkranz,
Um unsern Kaiser das Reich!

Noch einmal schimmert der ganze Hain in grünem berauschenden Lichte. Dann geht es weiter den Weg am Wasser entlang, durch immer neue Wunder zur Düsselbrücke führend. Auf dem großen Platze vor der Wiese des Sommerlocals überschaut man weithin den Plan; hier war auch der Platz für den kaiserlichen Gast ausgesucht. Unter Zinkengeschmetter und Paukenschall zogen noch einmal die fünf großen Gruppen des Festspiels zu Pferde und zu Fuß im Fackelschein vorüber, ein Jeglicher an seinen Ort.

Dann war das Fest zu Ende.

Digitized by Google

Thränen standen dem Kaiser in den Augen und tiefbewegt drückt er den Herren des Vorstandes die Hand:

„Ich habe bis jetzt in meinem Leben so etwas nicht gesehen, und habe auch nicht geglaubt, daß es möglich gewesen, so etwas darzustellen.“ Dies waren seine eigenen Worte. Mit herzlichem Dank nahmen die hohen Gäste gegen 10½ Uhr, nachdem sie sich noch eine ganze Weile lang auf das liebenswürdigste mit den Vereinsgenossen und ihren Damen unterhalten, den Abschied. Der Malkasten aber wird den Tag mit goldenen Lettern in seine Chronik einschreiben können und mit Stolz auf die kaiserliche Huld, die ihm an diesem Tage widerfahren ist, zurückblicken. In Deutschland aber ist wohl seit den Tagen des Mainzer Reichsfestes der Hohenstaufenzeit keinem Kaiser wieder so die Huldigung der deutschen Kunst dargebracht worden, wie am 6. September 1877 in Düsseldorf. Lang währte noch das fröhliche Leben und Treiben, das sich nun an den Büffets entwickelte. Alte Germanen tranken mit den Landwehrleuten der Blücher'schen Armee neue Brüderschaft; und die blondgelockten Weiber aus der Zeit des großen Armin erschienen auf einmal in modernster Promenadentoilette und mußten sich wohl schnell in die neuen Verhältnisse gefunden haben. Verschiedene Raubritter in altem und modernem Costüm trieben sich beutegierig um das kaiserliche Büffet herum; Kaiser Rudolf drückte diesmal schon ein Auge zu und war froh, als seinen Schweizern im Lederhemd nach dem heißen Tage auch ein kühler Trank mundete. Der helle Morgen sah die letzten Gäste wegziehen und neue kommen. Noch lange aber wird man im Malkasten von seinem Kaisertage singen und sagen.

W. Beckmann.

Uarda.

Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers.*)

Der wissenschaftliche Roman, der noch zur Zeit, als Bulwer „Die letzten Tage von Pompeji“ schrieb (1834), eine nahezu vereinsamte Stellung einnahm, hat in den letzten Jahrzehnten quantitativ und qualitativ so erheblich gewonnen, daß ihm jetzt schon die Bedeutung einer Specialität, einer besonderen, selbstständigen und bemerkenswerthen Gruppe innerhalb der epischen Dichtung zugestanden werden muß.

Der Aufschwung des wissenschaftlichen Romans hat nichts Ungewöhnliches. Auffälliger dürfte es vielmehr erscheinen, daß sich dieser Roman erst so spät entwickelt und gehoben hat; denn der wissenschaftliche Drang nach der Erkenntniß der Wahrheit ruft die Dichtung gleichsam herbei. Poesie und Wissenschaft sind treue Gefährten. Diese stützt jene und jene verkürzt dieser den beschwerlichen Weg. Jedes wissenschaftliche Gebiet ist überreich an Poesie. Welch' eine Fülle von großartigen, wahrhaft poetischen Anregungen und Empfindungen strömt uns entgegen, wenn uns Laien die ersten Aufschlüsse über die gewöhnlichsten Feststellungen der Astronomie gegeben werden, wenn man uns belehrt über das gewaltige Abhängigkeitsverhältniß unserer Planeten zur Sonne, über die wunderbaren Bahnen, die der Komet, der himmlische Vagabund, zu wandern hat, der, nachdem er durch Jahrtausende in undurchdringlicher Nacht, in unfaßbarer Kälte und unermeßlicher Oede dahingewandert, in die blendende Helle und sengende Gluth des feurigen Balles gezogen wird, um wiederum auf Jahrtausende in nächtliche, eisige Einsamkeit zurückzukehren; wenn unser Begriffsvermögen durch die Ergebnisse dieser wunderbaren Wissenschaft einmal zu dem Versuche genöthigt wird, dem Unfaßbaren und Unermeßlichen, — dem, was wir Raum und Zeit nennen, zum mindesten näher zu rücken und über die authentisch festgestellten Größenverhältnisse und Entfernungen nachzudenken. Und wie im Größten, so im Kleinsten. Der Flügel der Mücke wird unter dem Mikroskop zu einem gefiederten Gemälde von wunderbarer Farbenpracht und Anmuth in der Zeichnung. In jedem Forscher steckt daher auch ein Dichter und Künstler, und in jedem echten Dichter und Künstler arbeitet der mächtige Trieb der wissenschaftlichen Vertiefung.

Ganz besonders gilt dies von dem Studium der menschlichen Vergangenheit, von der Erforschung der Geschichte und der Geschichtsschreibung. Die Wiederbelebung der Todten, der Wiederaufbau ihrer vernichteten Städte, die Wiederherstellung einer zu Grunde gegangenen Cultur aus dem verhältnißmäßig geringen Material, das uns überkommen ist — das ist ebensowohl die Arbeit des Wissenschafters, des Ethnographen, des Archäologen und Historikers, wie die Arbeit des Dichters. Die Einbildungskraft des Poeten gibt erst den Kitt ab, der die von der Wissenschaft aus der Vorzeit hervorgeholten zerstreuten Ueberreste zusammenfügt und sie uns als ein begreifliches und zusammenhängendes Ganzes erst werthvoll macht. Ohne Phantasie und dichterische Anschauung gibt es keinen Historiker. Was ist nun natürlicher, als daß den Gelehrten, der bei seinem Studium diese dichterischen Hebel beständig anwendet, auch einmal die Lust anwandelt, aus den Schranken, innerhalb deren ihn die wissenschaftliche Forschung bannt, herauszutreten und ohne Hinblick auf das Thatsächliche und auf die Wahrheit, als sein oberstes Gesetz, die Schwingen der Phantasie ungehindert und frei zu entfalten? Was ist natürlicher, als daß der Gelehrte zum Dichter wird, und umgekehrt der Dichter, von dem mächtigen Reize des ernsten Studiums angezogen, sich in die Wissenschaft vertieft und aus ihr die Anregung und mehr als das: das Material zur Dichtung zu gewinnen strebt?

So treffen die Beiden zusammen, und der wissenschaftliche Roman ist das Gebiet, auf dem sie sich begegnen: die Dichter, die in die Tiefe der Wissenschaft eindringen, wie Scheffel („Ekkehard“) und Gustav Freytag („Die Ahnen“), und die Wissenschafter, die zur Poesie aufsteigen, wie Jules Verne mit seinen naturwissenschaftlichen Novellen und Erzählungen, Gustav Flaubert („Salammbô“) und Georg Ebers („Die ägyptische Königstochter“).

Zu den Werken dieser letzteren Art gehört auch „Uarda“, Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers, der vor etwa einem halben Jahre erschienen ist und mit demselben Recht wie sein Vorgänger „Die ägyptische Königstochter“ heißen könnte, mit mehr Recht, als er „Uarda“ heißt, denn nicht diese, sondern des Pharao Ramses II. Tochter Bent-Anat ist die eigentliche Heldin.

Der leidigen Aufgabe, aus dem saftigen Baum der Dichtung den dürren Kern der Handlung herauszuschälen, die sogenannte Fabel zu berichten, kann ich mich leider nicht ganz entziehen, da die Besprechung nur dann verständlich und einigermaßen nutzbringend sein kann, wenn die Verhältnisse und Persönlichkeiten, um die es sich im Wesentlichen handelt, wenigstens ungefähr bezeichnet werden; ich verwahre mich aber dagegen, Denjenigen zu Gefallen zu sein, die, wie es so oft geschieht — „ach und weh!“ pflegt der gemüthliche Prophet Gagabu zu seufzen — die Kritiken hauptsächlich deshalb lesen, um der Mühe, das kritisirte Buch selbst lesen zu müssen, enthoben zu werden. Ich wende mich daher nur an Diejenigen, die das Buch entweder schon gelesen haben oder es lesen werden.

Georg Ebers versetzt uns in die Mitte des 14. Jahrhunderts vor Christi Geburt; seine Helden sind Zeitgenossen des Moses. Damals herrschte über Aegypten der starke und große König Ramses II., der zur Zeit, als die Handlung beginnt, von der Hauptstadt Theben entfernt im Norden des Reiches Krieg gegen die Cheta führt. Zum Statthalter hat er seinen Verwandten, Ani, eingesetzt, einen Mann, der nicht gerade bedeutend aber auch nicht unbedeutend ist, ohne rechte Initiative und Energie, aber nicht ohne Ehrgeiz und jene Schlauheit, die man bei Leuten, welche sonst keine rechten Gaben besitzen, so häufig findet. Ani, den die Franzosen einen „faux bonhomme“ nennen würden, strebt nach der Hand der Pharaonentochter Bent-Anat, eines bildschönen und edlen Mädchens, und als ihm diese Hand versagt wird, strebt er noch höher: nach der Krone.

Seine Feindschaft gegen Ramses, den Vater der Bent-Anat, findet mächtige Bundesgenossen in der Priesterschaft des gewal-

*) Stuttgart und Leipzig 1877, Eduard Hallberger. Vierte Auflage.

Digitized by Google

tigen Setihauses und namentlich in dessen oberstem Leiter, dem Oberpriester Ameni, einem klugen und thatkräftigen Manne, der mit rücksichtslosem Eifer die Interessen der geistlichen Kaste vertritt und deren Macht unausgesetzt zu befestigen und gegen jeden Eingriff von Seiten des Staates zu sichern bestrebt ist. Der Pharao Ramses aber respectirt die Priester und ihre Satzungen gerade so weit, wie es ihm nothwendig erscheint; er läßt es an der gewünschten Unterwürfigkeit gänzlich mangeln; er nimmt die Soldaten, die er für den Krieg braucht, wo er sie findet, selbst unter den Hörigen der Geistlichkeit. Ramses ist den Priestern daher verhaßt. Sein Sturz und seine Ablösung durch den schwächlicheren und zu gängelnden Statthalter Ani würde den Interessen der Geistlichkeit wesentlich zugute kommen, und deshalb macht sich der Oberpriester Ameni zum Bundesgenossen der Verschwörung Anis und versucht es zunächst, Ramses und seine Familie bei dem Volke zu discreditiren.

Dazu bietet sich ihm die Gelegenheit. Der Oberpriester Ameni kommt in die glückliche Lage, die daheim gebliebenen Kinder des Pharao, die Prinzessin Bent-Anat und den Prinzen Rameri zu demüthigen, und er thut es.

Die Prinzessin hat nämlich das Unglück gehabt, bei einem übermüthig tollen Wetttraben durch die Straßen von Theben ein junges Mädchen mit ihrem Wagen zu überfahren. Die Schwerverwundete ist Uarda, die liebliche Tochter eines rohen, aber kreuzbraven Kriegsmannes, des rothbärtigen Kaschta und seiner weißen Frau, einer stummen Kriegsgefangenen, die sich Kaschta, der von dem seelenvollen Blicke der Unglücklichen tief getroffen worden ist, einst ersteigert hat. Uarda lebt wie eine Waise bei ihrem Großvater, denn ihr Vater muß dem Kriegshandwerk nachgehen, und ihre weiße stumme Mutter ist todt. Pinem heißt der Großvater und er ist Leichenöffner (Paraschit). Dies traurige Gewerbe, das sich ebenso, wie das der Henker bei uns, wie eine ewige Krankheit vom Vater auf den Sohn vererbt, gilt den Aegyptern als verrufen, als unrein, und Niemand kann die Hütte, in der der arme Pinem mit Uarda haust, betreten, ohne sich mit Unreinheit zu behaften. Die Königstochter wird aber durch das Mitgefühl für die von ihr schwer Beschädigte in die verruchte Behausung getrieben; sie verliert daher ihre Reinheit, und nur durch den Machtspruch der Priester kann sie dieselbe wiedererlangen.

Bittend naht sie dem Setihause. Der junge Geweihte, der sie auf der Schwelle empfängt, und dem sie das Vorgefallene berichtet, macht nicht sonderliche Umstände und zeigt sich ohne Weiteres bereit, ihrer Bitte Gehör zu geben. Es ist Pentaur, der „Dichter des Setihauses", wie er genannt wird, der begabteste und zukunftsreichste Geistliche der ungeheuren Anstalt, eine hohe, schlanke, kräftige Mannesgestalt, ein Held und Poet, den der Oberpriester zu hohen Dingen ausersehen hat.

Diesmal aber zürnt ihm Ameni, daß er der Pharaonentochter die Sühne wegen ihres Verstoßes gegen die Satzungen zu leicht gemacht habe. Er desavouirt seinen Untergebenen; und dies ist der Beginn eines ernsthaften Zerwürfnisses, das sich zwischen Ameni und Pentaur in Folge einer Reihe von weiteren Thatsachen, die der Oberpriester mißbilligt, immer schärfer herausbildet, das Pentaur schließlich aus dem Setihause entfernt und ihm eine Strafversetzung nach einer Filiale erwirkt.

Nun hat sich aber Pentaur durch seine Begabung, seinen Edelsinn und die Freiheit seines Geistes die innigste Liebe der ihm anvertrauten Zöglinge erworben, und diese — an ihrer Spitze der junge Prinz Rameri — ergreifen mit jugendlicher Leidenschaft für ihren Lehrer Partei, werden aufsässig, machen einen Schülerkrawall, der natürlich erstickt wird, und als dessen Opfer Rameri fällt. Der junge Prinz wird relegirt.

Wegen seines ungebührlichen Betragens wird er wie seine Schwester wegen ihrer Unreinheit von der großen Procession am Feste zu Ehren des höchsten Gottes Amon, das in Theben mit feierlichen Aufzügen und allem ersinnlichen Pomp gefeiert wird, ausgeschlossen.

Somit hat Ameni erreicht, was er gewollt. Er hat den Pharao Ramses in seinen beiden Kindern, in Bent-Anat und Rameri tief gedemüthigt. Noch eine Zufälligkeit soll seinen Plänen in förderlichster Weise zu Statten kommen. Es ereignet sich ein Wunder, welches das Ansehen des Statthalters Ani gewaltig hebt und das des Königs Ramses tief herabdrückt.

Ja, es geschieht ein Wunder, ohne Schwindel der Priester, ohne Anstiftung und Betrug, ein rechtschaffenes, wohlconditionirtes Wunder. Die Wallfahrer nach Lourdes und Marpingen sollten doch nicht versäumen, diese köstlichen Seiten, die geradezu meisterhaft sind, mit jener andachtsvollen Stimmung, die ihnen besonders eigen, zu lesen. Eine feinere Satire auf die Nutzbarmachung von Zufälligkeiten zur Förderung des Aberglaubens, auf die frevelhafte Verdummung des Volkes durch Vorspiegelung des angeblich Uebernatürlichen, auf das Gaukelspiel, das zur Schande unserer Zeit heute noch von Betrogenen und Betrügern aufgeführt wird, ist seit Gottfried Kellers „Sieben Legenden" sicherlich nicht geschrieben worden. Das ist heilsame und geschmackvolle Ironie, das ist so fein ersonnen wie fein ausgeführt.

Das Wunder, das sich in dem alten Aegypten zuträgt, ist folgendes: Der heilige Amon-Widder des Königs Ramses ist crepirt. Das bedeutet natürlich Unglück für den König. Gleichzeitig stirbt im guten Glauben der Väter ein nichtssagender, wohlbeleibter Priester, Rui, der Vorsteher des Hatasuhauses. Die Leichenbeschauer finden nun unter den vom Leichenöffner ausgeschnittenen Theilen des Rui ein Widderherz. Ani, der Statthalter, stammt aber von Hatasu; die Priester deduciren nun ganz folgerichtig: das Herz des heiligen Widders hat seine nicht genügend heilige Hülle verlassen und sich die reine Hülle des verstorbenen Hatasupriesters aufgesucht; das ist ein Wunder, und noch dazu ein sehr angenehmes, ein opportunes Wunder, da es die Gottbegnadigung des Hatasunachkommen, Ani, und seine Bevorzugung vor dem Pharao Ramses von Seiten der Götter unzweifelhaft feststellt. Das Wunder konnte also dem Oberpriester Ameni, der Ani begünstigt und Ramses stürzen will, gar nicht gelegener kommen, wie denn überhaupt die Wunder den Beruf haben, sich immer zur rechten Zeit einzustellen.

Wie steht es nun in Wahrheit mit der Geschichte?

So: Der Priester und Arzt Nebsecht, ein ganz ruchloser Naturforscher, den der Glaube durchaus nicht selig macht, ein krasser Materialist, der kühlste Kopf in ganz Theben, dabei ein herrlicher Charakter, studirt schon lange die Frage über den Sitz des Intellects und der Seele. Im Geheimen hat er schon so und so viele Thiere aufgeschnitten; aber die Vivisectionen haben ihn in dieser Beziehung nichts gelehrt. Wie der Gedankenmaler nach einer großen Wand, so lechzt unser wissensdurstiger Naturforscher nach dem Besitze eines menschlichen Herzens, das er zerschneiden könne; aber das ist in Aegypten nicht zu bekommen, da die Religion, welche das Herz als den Sitz der Seele betrachtet, diesen interessanten Muskel zu wissenschaftlichen Experimenten durchaus nicht herzugeben gewillt ist. Nun hat Nebsecht aber Uarda während ihrer Krankheit gepflegt, er hat sie geheilt, und der überglückliche Großvater verspricht ihm zum Dank was immer der Arzt verlangen mag, und Nebsecht fordert als Lohn das Herz eines Verstorbenen. Der brave Pinem kann trotz aller Gewissensbisse dem Retter seiner geliebten Enkelin nichts abschlagen, und mit schwerem Herzen verspricht er dem Arzt, ihm ein Herz zu verschaffen. Nebsecht kauft also einen Hammel, der geschlachtet und, nachdem diesem das Herz sorgsam ausgenommen, von Pinem und dessen Sohne Kaschta verzehrt wird; und dieses Hammelherz wird von Pinem, der Ruis Leiche zu öffnen hat, eingeschmuggelt, Ruis Herz aber dem Wissenschafter zugestellt. So werden Wunder gemacht, auf ganz natürliche Weise, und ohne, daß man zu der peinlichen Schlußfolgerung genöthigt wäre, daß die, welche es verkünden und glauben, gleich des activen Schwindels und Betruges zu zeihen seien; sie brauchen eben zunächst nur, wie in diesem Falle, Beschwindelte und Betrogene zu sein.

Aber die kühne Ironie von Georg Ebers bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Als Ameni, der Oberpriester, das hohe Wunder feierlich verkündet hat, erfährt er zu seinem aufrichtigen Entsetzen die Wahrheit, den ganz nüchternen und natür-

Digitized by Google

lichen Zusammenhang der Dinge. Was nun thun? Es widerrufen? Das hieße die Würde des gesammten geistlichen Standes gefährden und das Vertrauen des Volkes zur Unfehlbarkeit erschüttern. Nein, Ameni weiß genau, was er als treuer Priester dem Ansehen und den Interessen seiner Kaste schuldet. Das Wunder ist verkündet, es ist ein gutes, ein wirksames, ein nützliches Wunder, es stärkt den Freund und schädigt den Feind der Priester. Nun, so mag in Isis und Osiris Namen das Wunder zu Recht bestehen bleiben; die unangenehmen und begreiflichen Factoren desselben werden ja mit der Zeit vergessen werden, das Wunder aber bleibt.

Und so wird denn richtig das Hammelherz mit allen Ceremonien, die ein anständiges Wunder beanspruchen darf, unter frommen Gesängen, gefolgt von den Priestern in vollem Ornate, durch die Straßen getragen, dieweil die gläubige Menge sich vor dieser offenbarlichen Kundgebung des Gottes Amon zu Gunsten seines Lieblings Ani in den Staub wirft.

Aber Einige glauben doch nicht: Nebsecht der Arzt, Pentaur, sein Freund, der das Geheimniß kennt, der es selbst dem Oberpriester Ameni mitgetheilt hat und nun zu seinem tiefen Schmerze sehen muß, wie Ameni, der von ihm hochverehrte Mann, nichts wissen will, und endlich Pinem, der Leichenöffner.

Als die Procession mit diesem, den Dreien wohlbekannten Herzen an Pinems Hütte vorüberzieht, überkommt den Paraschiten die Reue mit wahnsinniger Gewalt. Er stürzt dem Zug entgegen und will die Wahrheit in alle Welt hinausbrüllen; die Gläubigen aber überfallen den Besessenen und schlagen den, „der was davon erkannt und thöricht genug sein volles Herz nicht wahrte," auch diesmal mit frommer Inbrunst und mit Knütteln todt. Auch Uardas Leben wird durch den Ueberfall der Wüthenden gefährdet. Das arme Kind wird gerettet durch Pentaur, der mit wuchtigen Schlägen mehrere der Angreifer niederstreckt und selbst sein Leben auf's Spiel setzt, sein Leben sogar verlieren würde, wenn nicht die Tochter des Königs, Bent-Anat, die, da sie dem Feste officiell nicht beiwohnen darf, von Neugier getrieben in einer Verkleidung sich unter das Volk begeben hat, sich als die Tochter des Pharaonen zu erkennen gäbe und der Wuth Einhalt geböte.

Pentaur wird für alle Vergehen, die Ameni an ihm zu strafen hat, — und das schlimmste dieser Vergehen ist wohl, daß er weiß, wie es um das Wunder bestellt ist; ein geringeres, daß er bei der Vertheidigung der Uarda einige Leute todtgeschlagen hat — in die Verbannung geschickt; Bent-Anat aber wegen Nichtbeachtung des ihr von Ameni auferlegten Verbotes am Amonfeste theilzunehmen und zur Wiedererlangung ihrer Reinheit eine beschwerliche Wallfahrt auferlegt. Uarda folgt ihr.

Indessen wird die Verschwörung Anis gegen Ramses in Theben genährt und geschürt. Es findet sich auch ein haßerfüllter unerschrockener Verräther, der feiste Paaker, eine meisterlich durchgeführte Figur, die in gewissen Zügen an den Suffeten Narr' Havas in der „Salammbô" erinnert. Paaker, ein hoher Diener des Ramses, lockt den König in einen Hinterhalt, und nur der übermenschlichen Tapferkeit des Pharao und seiner Getreusten, unter denen sich auch Pentaur befindet, gelingt es, den schändlichen Plan zunichte zu machen, und ein entscheidender Sieg reibt die Cheta auf.

Anis Verschwörung ist also verpufft. Zum Glück kann der König die eigentlichen Urheber nicht kennen, und seine vertrauensvolle Natur würde an einen Treubruch des Statthalters gar nicht glauben. Ani heuchelt also völlige Unbefangenheit und rüstet zum Empfange des heimkehrenden Siegers ein großes Fest. Ein mächtiger Festbau wird von ihm errichtet, um den König an der Grenze seines Reichs aufzunehmen, und Ani selbst zieht ihm entgegen; das, was ihm durch Paakers Verrath nicht gelungen, will er nun selbst in die Hand nehmen. Mit Hülfe einiger ihm ganz ergebenen Creaturen läßt er den Festbau, in welchem der König und alle seine Angehörigen und Freunde die erste Nacht auf heimatlichem Boden zubringen, mit Zündstoff füllen und an allen Ecken anstecken. Aber auch dieser entsetzliche Streich schlägt fehl; Ramses, die Prinzen, Bent-Anat und Uarda, mit einem Worte: die Guten werden gerettet, der Verräther Ani aber und seine Schuldgenossen: die Schlechten gehen zu Grunde.

Unter den Opfern des Verbrechens befinden sich leider auch einige Gute; so der brave Kriegsmann Kaschta, Uardas Vater, und der prächtige Arzt Nebsecht, der an den Brandwunden stirbt, freilich ohne Glauben, aber in reinster innerer Befriedigung, der im letzten Augenblicke noch über die Probleme seines ganzen studienreichen Lebens grübelt und die Zuversicht auf ein Fortleben im Jenseits aus der ganz materialistischen Auffassung schöpft, daß die sparsame Natur nichts verkommen lasse.

„Ich war ja Etwas und aus Etwas kann niemals Nichts werden. Sparsam und haushälterisch ist die Natur und auch das Kleinste benützt sie. Auch mich wird sie aufbrauchen nach Bedarf — ... Mein Kopf! — Sobald es hier oben drückt, ist es aus mit dem Denken! Könnt' ich nur ergründen — ergründen ...."

Die letzten Worte hauchten seine Lippen leise und leiser, sein Athem stockte und wenige Minuten später schloß ihm Pentaur, tief ergriffen, die Augen zu.

Bei diesem Berichte habe ich die eigentlichen Triebfedern der Romanhandlung, die Liebesgeschichten zwischen Bent-Anat und Pentaur, zwischen Uarda und dem Prinzen Rameri gar nicht erwähnt; diese sind eben mit einer solchen reizenden Innigkeit und poetischen Empfindung geschildert, daß sie sich nicht nacherzählen lassen. Ich habe eine der wichtigsten Figuren, die immer im Mittelpunkte der Handlung steht, den feisten Paaker, nur obenhin genannt und andere nicht minder wichtige ganz bei Seite lassen müssen, unter diesen gerade einige der interessantesten, wie die Hexe Hekt, die dereinst, als sie noch die schöne Sängerin Beki war, von Assa, als dessen Enkel Paaker betrachtet wird, geliebt und später von ihm verschmäht ward, die schreckliche Rache genommen, und seinen Nachkommen und Enkel, Pentaur, mit dem gemeinen Sohne eines Gärtners, mit Paaker vertauscht hat; ferner den Sohn der alten Hekt, den klugen, boshaften und rachsüchtigen Zwerg Nemu, der die ganze Verschwörung zusammenschweißt; Nefert, das holde vertrauende Weib, die Freundin der Pharaonentochter und ihren geliebten Gatten Mena; Katuti, ihre Mutter, die leichtsinnige und hochmüthige, verarmte, verbummelte nnd verschwenderische Aristokratin, die durch Prunksucht und übertriebenen Aufwand zur Verbrecherin wird; ferner die verschiedenen Priestertypen des Setihauses, wie den fidelen Zechcumpan Gagabu und den zelotischen Horoskopen Septah; aber es ist ja, wie gesagt, nicht mein Ehrgeiz, nicht einmal meine Absicht gewesen, einen irgendwie geordneten und auf Vollständigkeit Anspruch machenden Bericht über den Inhalt dieses prächtigen Romans zu geben.

„Uarda" verdient als Kunstwerk hohes Lob. Ebers hat sich nicht verhehlt, daß er mit einem spröden und der Menge schwer zugänglichen Material arbeite, und hat daher auf die Uebersichtlichkeit in der Anordnung die äußerste Sorgfalt verwandt. Es ist ihm das Schwierige gelungen, den Leser, der von dem alten Aegypten so gut wie gar nichts weiß, mit den Verhältnissen vertraut zu machen, und ohne dessen Gehirn zu sehr zu belasten, ohne ihn mit den fremdklingenden Namen zu verwirren, langsam und kaum merklich in die Handlung einzuführen. Ebers ist daher sehr sparsam mit dem Personal gewesen. Er hat uns nicht zugemuthet, auf einmal eine ganze Reihe von neuen Bekanntschaften zu machen, sondern immer erst nachdem wir die eine Persönlichkeit kennen gelernt haben, eine neue vorgeschoben; er hat überdies eine jede Persönlichkeit gleich von Anfang an so scharf charakterisirt und individualisirt, daß wir sie, wenn wir ihr auch erst viel später wieder begegnen, auf der Stelle wiedererkennen, selbst wenn Ebers nicht die Vorsicht gebrauchte, zur Bequemlichkeit und zum schnelleren Verständniß des Lesers immer wieder auf die erste Begegnung, auf die Umstände, unter denen wir sie kennen gelernt haben, und durch die Bezeichnung ihres Amtes oder ihrer Stellung uns leichtlich zu vergegenwärtigen. Die seltsamen Namen stören uns also durchaus nicht, denn wir haben immer lebendige Menschen im Sinn; wo irgend der Name entbehrt werden konnte, hat Ebers ihn fort-

Digitized by Google

gelassen, um eben den Kopf des Lesers nicht mit überflüssigem Zeug voll zu stopfen und ihm den Genuß an der Dichtung nicht zu erschweren. „Uarda" ist also keine schwere Lecture, wie man wohl nach dem Titel erwarten dürfte; es besitzt sogar eine Eigenschaft, auf die man von vornherein gar keinen Anspruch macht, — eine jetzt vielfach als gleichgültig und werthlos bezeichnete, aber nicht ganz unangenehme Eigenschaft: es ist unterhaltend.

Vieles Seltsame und Ungewöhnliche finden wir in dem Buche; aber kaum etwas Befremdendes und nichts Unbegreifliches. Es sind allgemein menschliche Vorgänge, die menschlich empfunden und dargestellt sind. Die Gelehrsamkeit unserer Zeit scheint eben auf ein Ziel hinzuarbeiten: auf den Beweis, daß das Reinmenschliche zu allen Zeiten unwandelbar dasselbe gewesen und unwandelbar geblieben ist. Nur das Aeußerliche und Unerhebliche, das Nebensächliche, mit einem Worte: die Mode hat sich geändert; andere Bräuche, andere Trachten, aber Stetigkeit und Unveränderlichkeit des Wesens. Wie hat Mommsen z. B. all' den conventionellen Ausputz und Flitterkram, den wir mit dem Begriff des Römerthums instinctiv zu verbinden pflegten, unbarmherzig vernichtet und dessen Lügenhaftigkeit nachgewiesen. Gerade so auch Ebers, der auf den schwierigen Pfaden einer der unzugänglichsten Wissenschaften zu demselben Ziele kommt. Der tausendmal citirte Vers, daß die Zeiten und die Menschen sich ändern, ist eben nur der Ausspruch der Gedankenträgheit oder der Gedankenlosigkeit. Je kecker und unbefangener wir auf den Gebieten vordringen, die wir mit abergläubischer Scheu bisher ängstlich gemieden haben, und die wir, weil wir sie eben nicht kannten, als abenteuerlich und nicht geheuer betrachteten, desto nüchterner stellen sie sich uns dar, desto mehr häufen sich die Analogien mit Verhältnissen, die wir ganz genau kennen, weil sie eben die unsrigen sind. An den Hexenspuk in der Walpurgisnacht glauben blos die, welche den gemüthlichen Harz nicht kennen; wer auf dem Brocken gewesen ist, zeichnet keine drei Kreuze mehr auf seine Schwelle in der Nacht des ersten Mai. Die ganz moderne Sprache im Roman von Georg Ebers, die ganz modernen Anschauungen und Empfindungen — alles das ist keineswegs als eine poetische Licenz, als Anachronismus zu betrachten, sondern es ist der Ausdruck der wissenschaftlichen Ueberzeugung; es ist das Ergebniß der gelehrten Forschung. Hat uns aber der Dichter mit auf uns seltsam wirkenden Dingen vertraut zu machen, so versteht er es mit der ganzen Kraft einer drastischen, farbensatten Schilderung das Ferne uns nahe zu bringen. „Uarda" enthält eine ganze Reihe von solchen stofflich eigenthümlichen und in der Ausführung wunderbar gelungenen Bildern. Die Schilderung der Nekropolis von Theben, der Anfahrt der Prinzessin und ihre Freundin Nefert vor dem Setihause, der prächtige Zug der Pharaonentochter zu der Hütte des Leichenöffners Pinem, das große Amonfest mit der Procession, die Schlacht bei Kadesch — alles das ist mit einer merkwürdigen Kraft und Anschaulichkeit geschildert. Wahre Musterstücke sind auch die Beschreibungen der Interieurs, wie der Hütte Pinems, des Palastes Paakers, der Zimmer der beiden jungen Weiber, der Nefert, die das Halbdunkle, Trauliche, der Bent-Anat, die nur Luft und Licht liebt. Aber nicht nur in der Schilderung der Staffage, der Figuren, der Architektur und der Landschaft zeigt sich Ebers als ein Schriftsteller von hervorragender Bedeutung; auch die Töne der Empfindungen weiß der Dichter voll und warm zu treffen. Wie rührend und warm ist, um nur einige Beispiele anzuführen, der Bericht Neferts über ihre Liebe zu Mena (I, 98). Welche Treuherzigkeit, welche schlichte Größe liegt in der Erzählung des rohen Kriegers Kaschta (II, 9—14), eine wahre Perle der Erzählungskunst; wie duftig und zart ist das verliebte Gespräch zwischen Bent-Anat und ihrer Freundin Nefert auf dem Altan (II, 84), als die Prinzessin der liebenden Freundin zum ersten Mal ein Geständniß über ihre Empfindungen für Pentaur macht; wie schön und ergreifend ist die hehre Dankesstimmung Pentaurs nach seiner Befreiung geschildert (III, 74), das erhabene wunderbare Gefühl, das ihn zur Erkenntniß des Einen Gottes führt!

Unendlich klein erschienen ihm die Götter, die er so oft vor dem Volke mit begeisterten Worten gepriesen hatte, und die doch nur am Nil einen Sinn, eine Heimat, ein Herrschaftsgebiet besaßen.

„Zu euch," murmelte er, „bete ich nicht! Hier, wo ein Blick wie der eines Gottes die Ferne umfaßt, hier fühl' ich den Einen, hier ist er mir nah, hier ruf' ich ihn an, hier will ich ihm danken!"

Und nochmals erhob er die Arme und betete laut: „Du Einer, Du Einer, Du Einer!"

Er sagte nichts weiter, aber ein hohes Lied des Dankens und Rühmens erfüllte seine Brust, während er diese Worte sprach.

Auch für das Liebliche und Schalkhafte hat Ebers die rechte Empfindung, und er findet den rechten Ausdruck dafür. Als Uarda erfährt, daß sie aus königlichem Geblüte stammt, und ihrem Großvater, dem Danaerfürsten gegenübersteht, da ist ihre Freude namenlos; aber sie, die Aegypterin, kann sich mit ihrem hohen Verwandten, der der ägyptischen Sprache nicht mächtig ist, nicht verständigen, sie wird daher nicht müde, ihn und seine Tochter zu betrachten und ihre Hände zu fassen.

Dann wandte sie sich an den Dolmetscher und fragte: „Was heißt: ich bin sehr glücklich?" Lächelnd sprach sie ihm nach und fragte dann weiter: „Wie sag' ich: Uarda will euch von Herzen lieben?" Und auch das wiederholte sie und der verstümmelte Satz klang so innig, so tief empfunden, daß ihr Großvater sie an sein Herz zog.

Ebers ist ein wirklicher Dichter. Ich könnte aus „Uarda" hundert Beweisstellen dafür anführen. Alle sprachlichen Bilder, die er gebraucht, sind originell, beredt und von richtiger Anschaulichkeit. Die Wehmuth nennt er die „holde Blume des Dornenstrauches der Schmerzen"; Kaschta denkt seines stummen Weibes, das „wie eine Palme die Wüste seines Lebens geschmückt hat"; „so einsam," klagt Nefert, die des fernen Gemahls gedenkt, „ist Niemand als die Frau, die getrennt von dem Gatten ihr Herz zersehnt".

Ebers behandelt die Sprache mit Liebe und Sorgfalt; nur ganz zu Anfang, auf Seite 37 und 67 finden sich einige durch Häufung der Relativsätze unklar gewordene Stellen, sonst läßt sich dem Stile nur das Rühmlichste nachsagen. Aehnlich wie Gustav Freytag im ersten Bande der „Ahnen" hat Ebers an einigen Stellen die Prosa rhythmisch belebt. Er gebraucht aber die Vorsicht, es vorher zu sagen (II, 175 u. ff.):

Ameni aber fuhr in steigender Wärme und in jener rhythmischen Sprachweise, mit der er, wenn er aus dem Allerheiligsten kam, die Befehle der Gottheit wiederzugeben pflegte, zu reden fort.

Amenis lange Rede ist zum großen Theil in Versen abgefaßt. Man braucht nur einige Sätze aus dem in Prosaform gedruckten Texte herauszugreifen und ihnen die für Verse übliche typographische Form zu geben, um das sofort zu erkennen. Z. B.:

Dann hielt ich das Jetzt mit dem Früher zusammen.
Was waren die Priester? Wie sind sie geworden
Zu dem was sie sind? Was wäre Aegypten,
Wenn wir nicht gewesen?
Da blüht keine Kunst, kein Wissen, kein Können,
Das wir nicht ersonnen, gebildet, geübt.
Wir krönten die Fürsten, wir nannten sie Götter
Und lehrten das Volk, sie als solche zu ehren.

Ferner, wenn er von den Juden spricht:

Sie lieben das Wandern und nennen uns „Pflüger"
Und spotten der weisen, gemessenen Ordnung,
In der wir, den schwarzen Boden bestellend,
In redlicher Arbeit des Geistes und Leibes
Dem langen Tode entgegenleben.
Sie schweifen umher auf Beutezügen
Und stellen das Meerschiff auf salzige Fluthen
Und kennen kein liebes gefestigtes Heim.

Und zum Schluß sagt Ameni von Ramses:

Er hört keine Lehre, er schädigt Aegypten,
Drum sag' ich: herunter mit ihm von dem Thron!

Digitized by Google

Da ich vom Formalen rede, möchte ich auch eine Ausstellung machen, zu der ich mich schon früher bei Besprechung von Romanen veranlaßt gesehen habe: ich meine das Eingreifen der Person des Erzählers in die epische Dichtung. Mich stört es jedesmal, wenn in einem ganz objectiv gehaltenen Werke auf einmal die Person des Verfassers sich bemerkbar macht; wenn es z. B. heißt: „An einem Sommerabende des Jahres 1352 an dem wir den Leser ersuchen die Todtenstadt von Theben mit uns zu betreten", oder „der hohe Klopfer, welchen wir bereits kennen". Diese Eigenthümlichkeit kommt bei Ebers sehr oft vor (Seite 8, 13, 67, 71, 182, 206, 219 ꝛc.). Mich bringt es aus der Stimmung, wenn ich genöthigt werde, mir durch das Hervortreten der Person des Erzählers klar zu machen, daß ich einen Roman lese, den mir ein Dritter erzählt, während ich mich gern der Täuschung hingebe, daß ich das Alles miterlebe.

Auch in der Erfindung habe ich Einiges zu rügen, das mir, um es frei herauszusagen, banal erscheint, und das dem edlen Wesen dieses Kunstwerkes nach meinem Geschmacke hätte fern bleiben sollen. Ich meine namentlich die ceremonienmeisterliche Fürsorge des Dichters für seine beiden Lieblinge Uarda und Pentaur, die er im Interesse einer standesgemäßen Verehelichung durchaus zu Aristokraten höchster Art hat machen wollen. Die Kindervertauschungsgeschichte, die durch die Hexe in Scene gesetzt wird, erscheint mir doch gar zu wohlfeil; ich habe immer Angst, daß die alte Hekt, die noch dazu Sängerin gewesen ist, an die Rampe tritt und uns den schönen Walzer der Azucena aus dem „Troubadour" vorsingt.

Auch die Einführung einer historisch gewaltigen Persönlichkeit in die mehr oder minder frei erfundene Dichtung, die nur einmal episodenhaft in die Handlung eingreift, möchte ich als eine Concession an die gewöhnlichen Erwartungen bezeichnen. So führt uns Flaubert in „Salammbô" auf einen flüchtigen Augenblick den jungen Hannibal vor, so Gustav Freytag in „Markus König" zum Schluß den Reformator Luther, so auch Ebers in „Uarda" Moses.

„Uarda" ist das Werk eines freien, die Wahrheit liebenden Geistes, eines sympathischen Dichters; über die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes steht mir ein Urtheil natürlich nicht zu.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

II.

Im letzten sogenannten grünen Saal, dem Bilde Emile Wauters gegenüber, sehen wir eine große Leinwand von Norbert Schroedl: „Sabinerinnen im Bade überrascht". Wenn uns auch gerade nicht genau bekannt ist, ob der altberühmte Raub der Sabinerinnen in einem Seebade vor sich gegangen, so ist das eine Freiheit der Erfindung, die einem Künstler, der einen Vorwurf zur Entfaltung des Nackten auf einem von ihm gewählten Hintergrunde sucht, vollkommen erlaubt sein dürfte. Obschon nun manches sehr Schöne, fleißig Durchmodellirte und fleischig Vorgetragene in den durcheinander wirbelnden Gruppen anzuerkennen ist, so scheint es doch im Ganzen als wenn der Künstler sich an eine Aufgabe herangemacht, die er nur mühevoll und nicht ganz zu bewältigen im Stande gewesen; ja, wenn man genauer hinsieht, so ist man nicht ganz klar darüber, ob es sich hier um den Raub der Weiber oder um die Draperiefetzen handelt. Diese sind an manchen Stellen ganz reizvoll tractirt, aber man frägt sich unwillkürlich, welchen Gewandstücken diese äußerst beliebig placirten Chiffons angehört haben mögen. Uns scheint, daß auch hier die Klarheit und die Ueberlegung, die bei der Anlage einer so umfangreichen Arbeit unerläßlich sind, nicht ganz zu der Höhe der Aufgabe hinangereicht haben. — Schroedls Allegorie „Fortuna" ist ein rein decoratives Gebilde, an welches wir weit entfernt sind denselben Maßstab anlegen zu wollen, das uns aber in seiner Körperlosigkeit ebensowenig befriedigt, umsoweniger als wir gewohnt sind, ähnliche Gegenstände von derselben Hand mit entschiedener Meisterschaft behandelt zu sehen. Dagegen können wir uns nicht versagen, demselben Künstler unsere volle und aufrichtige Anerkennung auszusprechen für die in dem Porträt der Frau H. in Rom enthaltene Leistung, die uns in Anlage und Detailanordnung, Psyche und Durchbildung im hohem Grade anmuthet und in uns den Wunsch rege macht, noch recht oft Aehnliches von demselben Geiste Beseeltes von seiner Hand zu sehen.

Hugo Louis mit seinem Bilde „Lucretia" zeigt uns ein schönes Talent in einer dramatisch lebendig gedachten, düster und grau gestimmten Composition, die von einem gewissen Ernste beseelt und für den dargestellten folgewichtigen Vorgang interessirt. Nur die unterhalb der Kniee abgeschnittenen Figuren rechts im Vordergrund hätten vermieden werden können und wirken absolut unschön.

Eine Composition August von Heydens: „Oedipus und die Sphynx", zeigt uns diesen Künstler nicht in demselben liebenswürdigen Wesen wie sein uns sehr sympathisches Porträt einer Dame und sein „Taufgang aus dem 15. Jahrhundert".

Nun sind wir bei dem Kolossalbilde Anton von Werners (Proclamirung des Kaiserreichs) angekommen, und wenn auch dieses meisterhaft und vollendet durchgeführte Werk schon bei Gelegenheit der Ausstellung desselben in der Königl. Akademie der Künste vielfach besprochen worden ist, können wir doch nicht umhin noch einmal darauf zurückzukommen und den Beschauer auf die gewaltigen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die der geniale Künstler bei der Lösung seiner enormen und tausendgliederigen Aufgabe zu überwinden gehabt hat. Hier war Alles gegeben, die Räumlichkeit, die durch die Spiegelwand die Sache nicht gerade vereinfacht hat, der Standpunkt der einzelnen Persönlichkeiten, der Umstand, daß circa 140 Porträts nach der Natur oder doch nach vorher gefertigten Studien anzubringen waren, die Genauigkeit in der Adjustirung so vieler Figuren bis auf den letzten Knopf und die kleinste Schnalle, die correcte Wiedergabe der Orden und Ehrenzeichen, die jeder Einzelne bei dieser Gelegenheit getragen, endlich die Fahnen mit all ihren zahllosen Bändern, deren jedes treu wiederzugeben war, das sind Alles Dinge, die eine große Summe von Zeit und Arbeit gekostet haben, und bei allen diesen, eine solche Riesenarbeit so sehr erschwerenden Detailsorgen, ein künstlerisches Resultat ersten Ranges, wie es künstlerischer, lebendiger und wahrer nicht erreicht werden konnte. Das Bild ist gewiß ein hochbedeutendes Werk nicht nur für unsere Zeit, sondern für alle Zeiten, denen es ein historisches Denkmal sein wird als Darstellung jenes erhabenen Momentes der Wiedervereinigung deutscher Stämme unter einem Haupte, wie auch als treues Abbild der militärischen Tracht unserer Tage, der Tage, in welchen der Schlußstein zu einer Glanzepoche unserer vaterländischen Geschichte gelegt wurde. — Sieben Skizzen zu den Wandmalereien des Rathhaussaales in Saarbrücken, aus Darstellungen des Kriegsjahres 1870, einer Allegorie und den Porträtfiguren des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, des Feldmarschalls Grafen v. Moltke und des Fürsten Bismarck bestehend, sind als Entwürfe zu betrachten und werden in der Ausführung erst zu voller Durchbildung gelangen.

In der Bildnißmalerei drängt sich dem aufmerksamen Beobachter zunächst auf, daß diese in zwei ganz entschieden getrennte Kategorien einzutheilen ist, in die hof- und salonfähige und in die hausbackene oder bürgerliche Porträtmalerei. Zu der Ersteren scheinen diesmal nur Wenige sich berufen gefühlt zu haben, wie v. Angeli, G. Richter, Biermann, Norbert Schroedl, Spangenberg, A. v. Heyden, Bülow, Graef und Crola. Die Letztere ist durch mehr oder minder ausgezeichnete Leistungen von Griepenkerl, Wahrendorff, P. Meyerheim, E. Hildebrand, Dielitz, Hübner, Grün, Kraus, Horn, O. Heyden, Leon Pohle, Kolitz, Paulsen, Plockhorst, Roegels, Brengenzer Sohn jun., Adele Tobias, Treidler, Tepper, A. Begas, G. Feckert, O. Begas, Schrader und Treuenfels vertreten.

Da sind zunächst drei Bilder v. Angelis, dieses Hofmalers par excellence. Das Bild des Prinzen Friedrich Karl zeichnet sich durch eine im Allgemeinen vornehme und äußerst harmonische und sympathische Farbengebung aus; es ist kühl grau gestimmt und abgesehen davon, daß der Kopf ein ganz klein wenig nebensächlich behandelt ist, sind die Details von einer besonders feinen und charakteristischen Durchführung bis auf das kleinste Lichtchen, bis auf den kleinsten Reflex auf den Orden,

Digitized by Google

Schnüren und den hundert anderen Bestandtheilen der Uniform. Der leicht bräunliche Ton der Architektur und des steinernen Tisches mit der tiefgrauen Abtonung des Hintergrundes zu der positiveren Färbung des Attila und des Dollmann sind sehr fein abgewogen und in vorzüglicher Weise zu einem ruhig und aristokratisch impressionirenden Ganzen vorgetragen. Und doch wie ganz anders hätte es Lenbach verstanden, die innerste Seele in den Kopf zu legen, alles Andere unterzuordnen und den Beschauer lediglich durch die Psyche zu packen; hoffähig allerdings wäre dann das Bild nicht gewesen, ebensowenig wie das Bild des Kaisers von jenem genialen Seelenmaler es war, das wir auf der Ausstellung von 1874 zu bewundern Gelegenheit hatten. Das Bildniß einer älteren Dame von Angeli behagt uns mit Ausnahme einiger kleinen Härten des Kopfes in der übrigen Behandlung desselben, wie der vorzüglich gezeichneten und gemalten Hände, in hohem Grade, ebenso das energisch aufgefaßte und zur Darstellung gebrachte männliche Brustbild.

Gustav Richters „Kaiser Wilhelm" in der Uniform der Breslauer Kürassiere können wir einen succès d'estime gewiß garantiren, da das Bild malerisch vorzügliche Eigenschaften aufweist; besonders schön im Ton ist der Hintergrund (nicht gerade das Unwichtigste und Leichteste bei der Porträtdarstellung) mit warm getönter Traillenbrüstung der Treppe. Wir verhehlen uns keinen Augenblick die Schwierigkeiten, welche so positive Unerläßlichkeiten der Uniformmalerei mit sich bringen und können dem hochverdienten Künstler nur wünschen, in freieren Vorwürfen die ganze Meisterschaft seiner Palette entfalten zu dürfen, als es hier möglich gewesen.

Von Biermanns „Feldmarschall Wrangel" ließe sich beinahe dasselbe sagen; hier ist es die Pose, die ein wenig theatralisch und conventionell wirkt und dem Künstler die malerische und künstlerische Wirkung geschmälert hat.

Ueber Schroedls Porträt der Frau H. in Rom haben wir uns bereits ausgelassen und es bleibt uns nur noch übrig Paul Bülow mit dem Bildniß Sr. Majestät des Kaisers und einem männlichen Porträt in Lebensgröße, wovon das letztere insbesondere eine schätzenswerthe und künstlerische Leistung genannt werden muß, A. von Heyden, Graef und Crola anzuführen.

Zu der zweiten Abtheilung, der von uns als bürgerliche Porträtmalerei bezeichneten, ist so zahlreich beigesteuert worden, daß wir uns darauf beschränken müssen, nur das Bessere, Eigenartige und Anregende zu erwähnen; eine eingehendere Besprechung würde uns hier zu weit führen und den Raum, der uns zugestanden worden, überschreiten. Da ist ein treffliches Porträt Rud. Alts von Griepenkerl, drei Bilder von Wahrendorff, lebendig und frisch in der Auffassung und wacker gemalt, ferner Ernst Hildebrand mit einem trefflichen weiblichen Porträt (Kniestück), des Künstlers Gattin, Roegels in Barmen, der uns ein anmuthig angeordnetes Bild der Frau von Asten, Tochter G. Kinkels (ebenfalls Kniestück) vorführt, Leon Pohle mit dem Bildniß einer alten Dame. K. Dielitz, dessen energisch concipirtes und mit großer Wahrheit durchgeführtes Bild „Erwischt" von der letzten Ausstellung gewiß noch in der Erinnerung des Kunstfreundes geblieben, tritt uns heuer mit einer Kindergruppe entgegen, in welcher viel Treffliches in der Malerei sich kundgibt. Im Uebrigen bewahre der gnädige Himmel jeden rechtschaffenen Maler vor einer solchen Aufgabe. Hübner bringt uns ein äußerst ähnliches Porträt des rühmlichst bekannten Malers Julius Jacob und eine Familiengruppe in frappant naturalistischer und lebendiger Wiedergabe, Plockhorst ein vorzüglich ähnliches Porträt des verstorbenen Abgeordneten Stadtgerichtsrathes Lehfeldt und Paulsen das Bildniß einer jungen Dame (Kniestück). Ferner sind noch zu erwähnen Treuenfels, Otto Heyden, Knigge, Oscar Begas (Bildniß des Professors Gneist), Tepper mit einem energisch und tüchtig gemalten Porträt des bekannten Chemikers Dr. Scheibler; Adele Tobias, welche uns zwei ursprünglich und eigenartig dargestellte Brustbilder vorführt; Treidler mit einem Porträt einer Dame und last not least, und Julius Schrader, dessen ungemein fertig durchmodellirtes männliches Porträt einen außerordentlich plastischen Eindruck hervorbringt.

Paul Meyerheim stellt diesmal, neben vielen anderen seine Vielseitigkeit kundgebenden Werken, ein Bildniß seines Vaters, des Malers F. E. Meyerheim, in Lebensgröße aus. Der greise Künstler ist an seiner Staffelei sitzend und in Arbeit begriffen dargestellt, den Hintergrund bildet eine mit allerlei Atelierschmuck und Geräth gefüllte Wand. Die Durchführung ist eine überaus innige und liebevolle und technisch geradezu meisterhafte zu nennen. Das vornehmlich grau getönte Bild ist für die Stadt Danzig bestimmt, als Pendant zu einem farbenprächtigen Bilde Gustav Richters, Eduard Hildebrandt darstellend, und dürfte zu demselben einen gewiß ebenbürtigen Gegensatz bilden.

Karl Gussow, der Mann, welcher das Publicum in zwei große Hälften für ihn und gegen ihn getheilt hat, wird auch dieses Jahr den Anlaß zu harten Meinungsverschiedenheiten, zu heftigen Angriffen einerseits, zu übertriebener Vergötterung andererseits Ursache geben. Wir sind, gestehen wir es offen, mit seiner Richtung rücksichtslos realistischen Schaltens und Waltens, mit seiner manchmal bis dicht an das Rohe streifenden Verherrlichung des Unschönen, ja oft mehr als das, des absolut Häßlichen, nur weil es wahr ist, nicht ganz einverstanden und werden uns nie dazu bekehren lassen, selbst wenn tausend Apostel erstünden, die da lehren würden, daß das Häßliche, gewissermaßen die Caricatur in der Natur, als malerisches Object dem Schönen, Edlen und Erhabenen vorzuziehen ist, nur weil es schlagender und charakteristischer auftritt. Wir haben Courbets Geschick in technischer Wiedergabe widerwärtiger Dinge wohl anstaunen können; mit seiner Denkart, mit seinem Cynismus, mit der Breite und Behaglichkeit seiner Darstellung des Gemeinen haben wir uns deshalb nie befreunden können. Aber bei Gussow steckt ganz etwas Anderes dahinter. Er kann, wenn er will und Lust hat, andere Dinge schaffen; das hat er bereits zu verschiedenen Malen bewiesen; wir erinnern hier nur an die vier Bilder, welche derselbe für Herrn Heckmann vor einigen Jahren gemalt hat, und manches Andere, was wir von ihm in Weimar gesehen haben, zeugt ebenfalls dafür. Er hat so viel gelernt und ist seiner Mittel, geistiger wie technischer, so Herr, daß wir, die wir zufällig Gelegenheit hatten, ihn als Künstler entstehen zu sehen und auf seinem Wege genau verfolgen zu können, überzeugt sind, daß diese eminente Kraft jeder Aufgabe gewachsen ist, sei dieselbe seinem jetzigen Schaffen noch so diametral entgegengesetzt, Alles aber frisch, gesund und ursprünglich anpacken wird. Doch die Zeit ist für ihn noch nicht gekommen, obgleich sie unausbleiblich kommen wird.

Was er jetzt will, ist vielmehr zu zeigen, was sich in der Malerei technisch erreichen läßt im Verfolg der Fußspuren der Natur, wie weit man die Täuschung des auf ebener Fläche dargestellten Runden treiben kann, es ist ein Kampf, den er aufgenommen hat mit der Halbheit, mit der Sentimentalität, mit der Formlosigkeit und der Conventionalität in der Kunst. Und diesen Kampf wird er siegreich bestehen und schon diese Ausstellung zeugt in Werken seiner Schüler für die Erfolge, die bereits errungen, die mit dazu beigetragen haben, der Ausstellung den Stempel kräftiger individueller Naturanschauung aufzudrücken. Eines Tages aber, wenn er seine Mission als hochbegabter, strenger Lehrer erfüllt, oder doch wenigstens in richtige, nicht mehr anzustreitende Bahnen geführt haben wird, werden wir ihm das, was er uns heute gewissermaßen als Experimente, als manchmal bis auf die Spitze getriebene Exempel vorführt, anwenden sehen auf Arbeiten ernstester Art auf allen Gebieten der figürlichen Malerei. Seinem Porträt einer alten Dame gebührt unstreitig die Palme auf dieser Ausstellung; es ist schon vielfach bei der Ausstellung desselben im Künstlerverein besprochen und als vorzügliche Leistung anerkannt worden. Das hart angefochtene gestickte Kissen gehört in die Reihe obenerwähnter Experimente und Exempel. Seine alte Frau, ein kleines Bild, ist gewiß ein an Plastik, Ausdruck und Behandlung der Farbe unübertreffliches Product des Studiums der Natur, ebenso das kleine, einen weiblichen Kopf mit Fruchtschale und dem unvermeidlichen orange Tuche darstellende Bildchen auf lichtgelbem Grunde. Aber geradezu packend tritt dem Beschauer der mit dunklem, wirrem Haar umrahmte Frauenkopf (mit der Bronzefigur in Händen), auf tiefsattem blauen Lufthintergrunde entgegen. Das ist Plastik in der Malerei, die bis an vollkommene Täuschung hinanreicht. Das ist eine Energie in der Färbung und dabei eine Durchbildung der kleinsten Formen der ganzen Scala sorgfältigster Modellirung durch Licht und Schatten, wie man sie vollendeter nicht wünschen kann. Ueber sein Bild „Willkommen" gedenken wir an anderer Stelle noch ein Wort zu sagen.

Alles in Allem ist Gussow eine unbestritten sehr bedeutsame reformatorische Erscheinung in der Entwickelung unserer heutigen deutschen Kunst. Er ist heute nicht mehr der Rebell, der er vor einigen Jahren war, der es wagte, dem ehrwürdigen Herkömmlichen in's Gesicht zu

Digitized by Google

schlagen, er ist als rechtmäßig kriegführende Macht anerkannt, und hat er auch viel Feinde, was thut's? „Viel Feind, viel Ehr."

Es bleibt uns nun noch eine Reihe von Bildern zu berücksichtigen übrig, die, wenn auch nicht streng zum Porträtfach gehörig, sich demselben ebenbürtig anschließen. Wir meinen die Darstellungen von lebensgroßen Einzelfiguren in Costüm. Da ist zunächst das trefflichste dieser Bilder von F. A. Kaulbach in München, das in seiner Conception wie in der äußerst charakteristischen Behandlung der kleidsamen Tracht des 16. Jahrhunderts an die Schöpfungen Dürers und Holbeins erinnert, so innig ist die darin ausgesprochene Empfindung für die Zeit und ihr costümlicher Verhalten. Das ist nicht ein nur für die Sitzung hergerichteter, malerisches Costümapparat, sondern es scheint die gewohnte Tracht des lieblichen Modells zu sein, in der es sich unbewußt so jungfräulich und anmuthig bewegt. Von diesem Künstler haben wir noch an andrer Stelle ein Werk zu besprechen, das zum Besten gehört, was uns die diesjährige Ausstellung gebracht hat. — R. Schick hat in seinem „In süßen Gedanken" einen ähnlichen Accord in sehr glücklicher Weise angeschlagen und es ist ein ganz herziges Bild, das er uns da vorführt.

Amberg gibt uns eine herrliche Blondine mit weit über die Schultern herabfließenden Haaren. Wenngleich wir wünschen möchten, das übrigens sehr delicat gemalte Köpfchen etwas plastischer behandelt zu sehen, so ist die Stimmung der verschiedenen einzelnen Costümebestandtheile mit der Färbung des Stuhles und des Hintergrundes von äußerst harmonischer und coloristisch feiner Wirkung.

Von Louise v. Hülleſſem ist uns eine weibliche Gestalt, Kniestück mit neckisch, lieblichem Köpfchen, eine weiße und rothe Rose in der Hand haltend, in einem gelb und schwarzen Costüm aus dem 16. Jahrhundert, angenehm aufgefallen, ebenso eine Orientalin von Leopold Güterbock, dem Spiele zweier Schmetterlinge mit den Augen folgend, coloristisch nicht uneben gedacht.

Sodann sahen wir eine sehr anerkennenswerth gemalte, lebensgroße Studie von Sohn jun. in Düsseldorf: eine Dame, ebenfalls in der kleidsamen Tracht der Reformationszeit, mit einer Laute. Coloristisch vorzüglich ist die Zusammenstellung der mit großer Meisterschaft behandelten Stoffe und bedauert man fast, so viel Können an so wenig inhaltliches Wollen verschwendet zu sehen.

Die „Zigeunerkönigin" von G. Biermann, mit der ihrem Stamme eignen Parteilichkeit für Geflügel, läßt uns auch diesmal die technischen Fertigkeiten des Künstlers wie seine reiche, üppige Farbengebung bewundern, doch dünkt uns die Brustpartie zu wenig schön, um die fast absichtlich erscheinende Decolletirung zu rechtfertigen.

Das trefflichste männliche Porträt der Ausstellung jedoch, wenn auch in einer anderen Technik, ist unstreitig Herkommers Brustbild von Richard Wagner. Es dürfte an Kraft und Tiefe kaum den Oelbildern nachstehen, hat aber dafür in der Scala der Lichttöne und deren Leuchtkraft ein Wesentliches vor denselben voraus. Wir haben, selbst Lenbachs vorzügliches Porträt Wagners nicht ausgenommen, bisher nichts diesem Aehnliches gesehen und es gibt den Mann wieder, wie es der innerste Seelenspiegel nicht besser zu thun vermöchte. Alles ist aus diesem Kopfe herauszulesen, von der Alles umfassenden leuchtenden Gestaltungskraft des großen Dichtercomponisten bis zu den kleinen menschlichen Schwächen herab. Es ist ein monumentales Werk von nicht geringer Bedeutung, das auch für die Nachwelt von großem Werthe sein wird, um diesen von seiner Mitwelt so übertrieben geschmähten und ebenso übertrieben vergötterten Mann darin vollständig erkennen zu können.

Wir haben im Ganzen in der Bildnißmalerei der diesjährigen Ausstellung keine besonders epochemachenden Triumphe zu verzeichnen. Es ist beispielsweise kein einziges Werk dieser Gattung auch nur annähernd mit dem Bilde Clairins der Mademoiselle Sarah Bernhardt vom letzten Pariser Salon an geistigem Inhalt und an Zauber der malerischen Behandlung zu vergleichen.

Wir werden das nächste Mal uns mit den Schöpfungen der Genremalerei zu beschäftigen haben und freuen uns, auf diesem Gebiete so viel des Vorzüglichen, Tüchtigen und Anregenden besprechen zu können.

Carl Emil Doepler.

Notizen.

Erbrechtssteuern und Erbrechtsreform.*)

Obgleich der Standpunkt der neuesten volkswirthschaftlichen Schule durch Wagner in seiner allgemeinen Volkswirthschaftslehre in treffender Weise präcisirt ist, so werden noch viele Detailarbeiten erforderlich werden, bis die neuen wirthschaftlichen Anschauungen in weiteren Kreisen festen Boden gefaßt und allgemeine Anerkennung gefunden haben werden. Unter den Männern, welche mit in erster Linie daran arbeiten, die Volkswirthschaftslehre auf eine höhere Stufe zu heben, sie von unhaltbaren Doctrinen zu befreien, und sie den Anforderungen der Gegenwart anzupassen, muß Hans von Scheel genannt werden, der in der vorliegenden Schrift, die in zweiter durchaus umgearbeiteter Auflage erschienen ist, wiederum einen bedeutungsvollen Beitrag geliefert hat, die neue Richtung klar hervortreten zu lassen. Der Standpunkt, den Scheel in der volkswirthschaftlichen Schule einnimmt, drückt sich deutlich in folgender Stelle aus: „Bei unseren gesellschaftlichen Zuständen, wo immer noch, vielleicht in immer größerem Bruchtheil, eine große und jedenfalls zu große Zahl von Angehörigen des Volkes an der Grenze des nothwendigsten Lebensbedarfs und in unsicheren wirthschaftlichen Zuständen lebt, und wo die Armuth unstreitig nicht nur durch eigenes Verschulden, sondern zn einem bedeutenden Theil durch die socialen Zustände erzeugt und erhalten wird, ist es gewiß ein Gebot der Gerechtigkeit und Klugheit, daß der Staat durch wohlbegründete planmäßige Verwandlung eines Theils des Privateigenthums in Gemeineigenthum auf das Wohl der Gesammtheit und im Besondern auf die Hebung und Entlastung der unbemittelten Volksschichten hinarbeite."**) (S. 50). In diesem einen Satze ist gegenüber dem Optimismus der bisherigen Schule der sociale Nothstand constatirt, ist gegenüber der Anschauung derselben, daß Jeder allein sein wirthschaftliches Schicksal in Händen habe, und für dasselbe verantwortlich sei, darauf verwiesen, daß das wirthschaftliche Befinden eines Jeden auch wesentlich Product der socialen Verhältnisse sei, ist gegenüber der Theorie, daß der Staat sich der Einmischung in die Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse zu enthalten habe, auf die erforderliche Intervention des Staates hingewiesen, und zwar auf dem Gebiete, welches bisher am meisten als „unantastbar" galt, auf dem Eigenthumsgebiet. Es ist ein Satz, aber inhaltsschwer genug, um die neue Schule von der alten zu trennen und ihre Unterschiede zu kennzeichnen. Daß die Schrift „die Verwandlung eines Theils des Privateigenthums in Gemeineigenthum" als Zielpunkt in's Auge faßt, um das Wohl der Gesammtheit und im Besonderen die Hebung und Entlastung der unbemittelten Volksschichten zu erwirken, verleiht ihr eine ganz besondere Bedeutung. Es kann darüber kein Zweifel sein, daß die Eigenthumsordnung für die wirthschaftlichen und socialen Zustände von fundamentaler Bedeutung sind; die Eigenthumsordnung und die socialen Verhältnisse stehen im unzertrennlichen Zusammenhange, und eine wirksame Beeinflussung der Socialzustände wird an die Eigenthumsordnung anzuknüpfen haben. Mit dieser steht wiederum im nahen Zusammenhange die Erbschaftsordnung, welche ein Theil derselben ist. Die Eigenthumsordnung wird sich in dem Erbrecht abspiegeln, und ihrerseits durch dasselbe beeinflußt werden. Eine jede Aenderung der Eigenthumsordnung wird das Erbrecht nicht unberührt lassen, und jede Aenderung des Erbrechts auf jene selbst und somit auf die socialen Zustände des Landes zurückwirken. Auf diese Weise gewinnen die von Scheel behandelten „Erbschaftssteuern urd Erbrechtsreformen" weitreichende Bedeutung. Als Beispiel, in wie hohem Grade Erbrechtsreformen auf die Verhältnisse eines Landes umwälzend zu wirken fähig sind, mag hier auf das Decret vom 8. April 1791 in Frankreich hingewiesen werden, wonach tous Heritiers en égal dégré succederont par portions égales. Wie Stein (sociale Geschichte der französischen Revolution) hervorhebt, haben wenige Gesetze tiefer in die sociale Entwickelung in Frankreich hineingegriffen als dieses

*) Von Dr. Hans von Scheel. Jena 1877, Friedrich Mauke.

**) Es ist dieses derselbe Grundgedanke, der mein „gesellschaftliches und Privat-Eigenthum" beherrscht, und der auch in Wagner's Eigenthumsordnung (allgemeine Volkswirthschaftslehre) zum Ausdruck gebracht ist.

Digitized by Google

Decret; es ist die Grundlage der Gleichheit im Stande der Landwirthschaft geworden.

Nachdem der Verfasser vorweg bemerkt, daß die Erbschaftssteuer in der wissenschaftlichen Literatur sehr stiefmütterlich behandelt ist, und die bedeutendsten Volkswirthe wie Adam Smith und Ricardo, diese beiden im verwerfenden Sinne, sie nur ganz flüchtig berühren, kommt er nach Feststellnng der gegenwärtigen Erbschaftssteuer in seiner Kritik derselben zu dem Resultat, „daß die Erbschaftsabgabe als bloße Steuer zu rechtfertigen nicht möglich ist. Als Besitzveränderungssteuern theilen sie die Schattenseiten dieser Steuerart; als wirkliche Vermögens- resp. Capitalsteuern sind sie nicht zu billigen. Die Steuer steht, wie sie gegenwärtig ist, im Steuersystem isolirt und ohne wissenschaftlich haltbares Princip da" (S. 29. 30). Auch damit, „daß die Erbschaftssteuer zu einer ergiebigen Einnahmequelle gemacht werden kann (in England beträgt dieselbe [1875] 5,544,172 £., in Frankreich [1869] 116,347,949 frs.) kann sich die Wissenschaft nicht genügen lassen"; um so mehr ist der Verfasser bemüht, „eine andere wissenschaftliche Begründung als die aus der reinen Steuerpolitik hervorgehende für eine Betheiligung des Staats an der Erbfolge in Hinterlassenschaften seiner Angehörigen zu finden" und die Lösung dieser Aufgabe ist ihm vollkommen gelungen. Zunächst constatirt er (S. 33), „daß unsere — in den modernen Staaten den Grundzügen nach ja wesentlich gleiche — Erbordnung ein integrirender Bestandtheil der gesammten gegenwärtigen Erwerbs- und Besitzordnung ist. Diese aber beruht auf der Einzelwirthschaft und dem Privateigenthum, welche ihre Schranken finden durch das Zusammenschließen der wirthschaftlichen Kräfte zu gemeinwirthschaftlicher Thätigkeit und Gemeineigenthum, dessen ausgebildetste und höchste Form sich in der Zwangsgemeinwirthschaft des Staats darstellt". — „Die Erbordnung, ausgedrückt im Erbrecht, dient dazu, die Erwerbs- und Besitzordnung fortzupflanzen, und ist ebensowenig wie diese eine ein für allemal gegebene . . . Das Erbrecht muß so eingerichtet sein, daß es nicht nur die gegenwärtige Eigenthumsordnung in zweckmäßigster Weise conservirt, sondern auch in Berücksichtigung der in ihr obwaltenden Tendenzen die Volkswirthschaft zu verbessern sucht." (S. 34.) — „Fragen wir nach Begründung und Zweck — denn beide sind eins — der privaten Erbordnung in unserer gegenwärtigen Gesellschaft, so werden wir diese als in folgenden drei Punkten enthalten erklären dürfen: Erstens die Erhaltung und Förderung der wirthschaftlichen Existenz der Familie; Zweitens die Vertheilung der Verlassenschaften nach Maßgabe des im Volksbewußtsein anerkannten wirthschaftlichen und sittlichen Zusammenhanges der Einzelwirthschaften; Drittens die Verwendung der Capitalien in der volkswirthschaftlich zweckmäßigsten und wirksamsten Weise." (S. 25.) Hier wird freilich vermißt werden, daß der Verfasser nicht den ursprünglichsten Grund des privaten Erbrechts, welcher sich für die Testirfreiheit geltend macht, mit anführt: das Recht des Individuums, über sein Eigenthum — selbstredend in gewissen Grenzen — auch nach seinem Tode zu verfügen. Nicht etwa, daß der Verfasser diesen Grund nicht gelten läßt, er sagt ausdrücklich (S. 44): „Das Erbrecht ist eine ... Erweiterung des Eigenthumsrechts über den Tod des Vermögensbesitzers hinaus; sie ist zum guten Theil eine tief im Wesen und Gefühl des wirthschaftlichen Menschen begründete Einrichtung"; umsoweniger durfte er aber in der Begründung der privaten Erbordnung fehlen, um das private Erbrecht nach allen Seiten festzustellen und klarzulegen.

Den Gründen für das private Erbrecht treten nun die Motive für staatliche Regelung des Erbrechts, und für eine Betheiligung des Staats bei der Erbfolge zur Seite. „Privateigenthum und Erbrecht sind keine absoluten Rechte, sondern Inhalt und Umfang derselben werden mit bestimmt, und müssen es sein durch die Bedürfnisse der Gesammtheit. .... Die Volkswirthschaft als solche erhebt dem Erbrecht gegenüber bestimmte Ansprüche. Unter den nachweisbaren Ansprüchen dieser Art ist von ganz besonderer volkswirthschaftlicher Bedeutung, daß bei der Neuvertheilung der Vermögen durch Erbgang diejenigen ein Recht auf Betheiligung geltend machen dürfen, welche an der Schöpfung des Vermögens mitgewirkt haben." (S. 40. 41. 42.) „Es ist die fortwährende wenn auch unsichtbare und von den Einzelnen kaum gewußte und noch weniger klar erkannte Betheiligung der Gesammtheit, welcher als einem Wirthschaftskreise der betreffende Vermögensbesitzer angehört, und als deren Repräsentant der Staat auftritt, am Vermögenserwerbe. Dieser nämlich geht nicht so vor sich, daß der Einzelne seiner eigenen wirthschaftlichen Kraft und Thätigkeit allein seine größeren oder geringeren wirthschaftlichen Erfolge zuschreiben dürfte, sondern es tritt von der anderen Seite jene von der Bestimmung des Einzelnen unabhängige wirthschaftliche Action der Gesammtheit hinzu." (S. 45. 46.) Der Staat tritt weiterhin nicht nur als Mitschöpfer des Vermögens auf, welches ihn zum Antheil an der Erbfolge berechtigt, sondern er verleiht dem Besitz seinen ganz besonderen Schutz. „Die Eigenthumsordnung und das Privateigenthum im Besonderen verdanken ihren praktischen Bestand und ihre äußere Organisation jedenfalls den Rechts- und Schutzanstalten des Staates .... Ferner bedarf speciell gerade derjenige Theil der Eigenthumsordnung, welcher sich als Erbordnung darstellt, der Ordnung und des Schutzes des Staates in hervorragender Weise." (S. 44.) „Endlich kann für den Staat bei der Betheiligung an dem Erbgange die allgemeine Erwägung geltend gemacht werden, daß bei der heutigen Gestaltung der socialen Verhältnisse immer mehr die Staatswesen Functionen übernehmen, welche früher dem Stamm, der Familie zufielen, und daß damit der Staat auf eine immer größere Bedeutung für den Einzelnen, und immer mehr Beziehungen zu ihm, mehr Ansprüche an ihn gewinnt." (S. 47.) „Diese Gründe werden genügen, um die Folgerung zu ziehn, daß der Staat nach Wahrnehmung der Interessen der Familie, nach Wahrung der Testirfreiheit im Allgemeinen, das Recht hat, Namens der Gesammtheit eine Betheiligung an der privaten Erbfolge in Anspruch zu nehmen, und in die Hinterlassenschaften selbst für die Gesammtheit als Erbe (d. h. Miterbe) einzutreten." (S. 48.) Dem möglichen Einwande, daß die staatlichen Erbtheile weniger gute Anwendung finden werden, als die privaten, begegnet der Verfasser mit dem berechtigten Ausspruche: „Das Axiom, daß der Staat nothwendig schlechter als private und sogar schlechter wie Actiengesellschaften wirthschafte, darf doch heute für unsere civilisirten Staaten als überwunden gelten." (S. 49.)

„Es handelt sich also bei der Erbschaftssteuer nicht um eine willkürliche, der festen Schranken entbehrende Besteuerung des Capitals, sondern um einen, unter sorgfältiger Wahrung der volkswirthschaftlichen Interessen principiell geregelten Uebergang von Theilen des Privateigenthums der Einzelwirthschaften in das Gesammteigenthum der Gemeinwirthschaft, dem zugleich durch seine Begründung und Entstehung schon ein bestimmter Platz im Staatshaushalt angewiesen ist." (S. 54.) „Wenn die Einkommensteuer die regelmäßige Vergütung für den socialen Bestandtheil des Privaterwerbes darstellt (Stahl), so repräsentirt die Erbabgabe die Vergütung für den socialen Bestandtheil des Privateigenthums." (S. 60.) Obwohl der vierte Abschnitt, „die Einrichtung der Erbschaftsbesteuerung", sehr beachtenswerthe praktische Gesichtspunkte enthält, so glauben wir uns mit Hervorhebung der principiellen Seite der Deductionen des Verfassers begnügen zu können, welche die hohe Bedeutung der vorliegenden Schrift deutlich hervortreten läßt. Erwähnt mag nur noch werden, daß der Schluß eine werthvolle Uebersicht der Gesetzgebung über Erbschaftssteuern in den verschiedenen Staaten Europas bildet.

Adolph Samter.

Offene Briefe und Antworten.

Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen.

Der in der letzten Nummer der „Gegenwart" unter obigem Titel veröffentlichte Aufsatz hat Se. Excellenz den Herrn Generalintendanten, Freiherrn von Perfall, zu dem nachstehenden dankenswerthen Schreiben veranlaßt, das wir hier mit besonderer Genugthuung zum Abdruck bringen:

Sehr geehrte Redaction!

Dem durch Bekanntmachung der Münchener Hoftheaterintendanz, d. d. 25. August, erfolgten Preisausschreiben haben Sie durch den in Nr. 36 der „Gegenwart" enthaltenen Aufsatz „Das Münchener Preisausschreiben für dramatische Dichtungen" in so weitgehender Weise Ihre Anerkennung ausgesprochen und demselben dadurch eine wirkliche Bedeutung der deutschen Bühne gegenüber gegeben, daß ich mich verpflichtet fühle, Ihnen für diese unerwartet reiche Förderung, welche dem Unternehmen in seinen ersten Tagen zu Theil geworden, meinen besten Dank auszusprechen.

Digitized by Google

Mit Recht aber macht dieser Aufsatz darauf aufmerksam, daß die Redaction der Bekanntmachung über das Preisausschreiben der Königl. Intendanz für die als best befundenen dramatischen Werke in einigen Punkten von Seiten der Bühnendichter, welche der Aufforderung Folge leisten wollen, irrig gedeutet, ja mißverstanden werden könne. Um falschen Auffassungen zu begegnen und die Absichten der Königl. Intendanz über die Art von Schauspielen und Lustspielen, welche durch das Preisausschreiben vornehmlich berücksichtigt werden sollen, noch klarer zu stellen, kommt sie dem ausgesprochenen Wunsche nach einer „authentischen Interpretation" der in der Bekanntmachung vom 25. August als nicht genügend unzweideutig bezeichneten Stellen hiermit nach:

Mit dem Preisausschreiben bezweckt die Königl. Intendanz, wie ganz richtig in dem betreffenden Aufsatze hervorgehoben wurde, die Schaffenslust der dramatischen Dichter anzuregen. Vor Allem möchte sie die dramatische Dichtung in ihrer Reinheit, die, wenn der Ausdruck gestattet ist, um ihrer selbst willen da ist und sich von andern, nicht reindichterischen Zwecken fern hält, zu fördern suchen. Ausgesprochene Tendenzdichtungen also, welche die ungelösten Tagesfragen des religiösen und politischen Parteikampfes auf die Bühne bringen — Fragen, die nicht das ästhetische Gefühl berühren, sondern die Leidenschaften wachzurufen geeignet sind, deren Erörterung schon, in welchem Sinne sie auch erfolgen mag, von der Bühne herab auf einen Theil des Publicums verletzend wirken kann und die zu einem Kunstgenusse vereinigten Zuschauer in zwei feindliche Lager spaltet, und bei deren Beurtheilung daher nicht mehr der dichterische Werth des Kunstwerkes allein entscheidet — derartige Tendenzstücke sollen also ausgeschlossen werden.

Dagegen sind solche Schauspiele, welche die Conflicte im Individuum, in der Familie und in der Gesellschaft behandeln, die dichterisch-sittliche Lösung eines psychologischen oder socialen Problems versuchen und, vom Verständniß unserer Zeit durchdrungen, dadurch deren Interessen dienen, recht eigentlich diejenigen, die die Beurtheilungs-Commission bei der Ertheilung des Preises zunächst und vor Allem in's Auge zu fassen haben wird.

Das ist es, was mit der Bestimmung gesagt werden sollte, daß diejenigen Schauspiele concurrenzfähig sind, deren Stoff „die Interessen der Gegenwart zum Ausdruck bringt, jedoch von sattsam behandelten Tagesfragen sich fern hält".

Der Forderung, daß das concurrenzfähige Lustspiel „alle possenhaften Elemente auf das Entschiedenste ausschließen soll", kann allerdings eine weitgehende Deutung gegeben werden, und die Königl. Intendanz pflichtet den Ausführungen in dem betreffenden Aufsatze der „Gegenwart" vollkommen bei. Sie präcisirt daher die Bestimmung über die Concurrenzfähigkeit in der Weise: daß das beste Lustspiel, welches in die gebildeten Kreise der deutschen Gesellschaft versetzt und sich durch die consequente Durchführung der Charaktere und den logischen Aufbau der Situationen als zur höhern Komik gehörig qualificirt, deswegen aber im Einzelnen die drastische und derbe sogenannte „niedere" Komik nicht völlig auszuschließen braucht, mit dem Preise ausgezeichnet werden soll.

Indem ich Sie ersuche, diese „Interpretation" den geehrten Bühnendichtern zur Kenntnißnahme zu bringen, zeichne ich, unter wiederholtem Danke für die hierdurch sicher herbeizuführende Vermeidung jedweder irrigen Deutung der fraglichen Bekanntmachung, mit der Versicherung vorzüglicher Hochachtung als

Ihr ergebenster

Baron v. Perfall,
königl. General-Intendant.

München, am 10. September 1877.

* * *

Berlin, 8. Juni 1877.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, eine kleine Erwiderung auf Ihre freundliche Besprechung meines in den „Dramaturgischen Blättern" erschienenen Aufsatzes: „Die jetzigen Zustände am deutschen Theater." (Gegenwart 1877, Nr. 22.)

Ich weiß wohl, daß Sie im Princip ein Gegner der von mir erstrebten Reformversuche sind, wie Sie ja auch gegen die von Köberle, Fiedler u. A. m. gewünschten Reformen aufgetreten sind. Wenn Sie und Ihre Partei nun auch uns gemeinsam gegenüberstehen, so wünsche ich doch, daß ich nicht so verkannt werde, als stimme etwa ich mit den Plänen und Wünschen der genannten Herren überein. Dagegen muß ich mich doch verwahren, und mit diesen „Reformatoren", die keine Ahnung haben, wie unausführbar ihre Pläne und wie unpraktisch sie selbst sind, auf eine Stufe gestellt zu werden, scheint mir das Schlimmste, was mir überhaupt in Beziehung auf das Gebiet der Dramaturgie passiren könnte.

Sie schreiben in der „Gegenwart": „Alle diese Reformatoren sind darüber einig, daß der Staat ein Theaterministerium ernenne."

Das sind ja eben die utopischen Wünsche, die unausführbaren Pläne, gegen die ich in meinem Artikel in den „Dramaturg. Blättern" kämpfe. Sogar aus rein finanziellen Gründen kämpfe ich dagegen — nach meiner Ansicht darf das Staatsbudget nicht zu allen Ausgaben noch mit einer solchen neuen, und dazu unberechtigten, belastet werden. Alles, was ich wünsche, besteht darin, daß das Theaterwesen nicht mehr in das Ressort des Handelsministers, sondern in das des Ministers für Angelegenheiten des Cultus gehöre, und daß in diesem Ministerium ein einfaches Decernat für das Theaterwesen errichtet werde.

Wenn ich in meinem Aufsatze die Namen der betreffenden Reformatoren nicht nannte, so geschah das, weil ich eine sachliche Abhandlung nicht zum Schauplatz persönlicher Angriffe machen wollte.

Sie plaidiren nun gegen die von mir gehegte Ansicht, daß eine dramatische Hochschule uns viel nützen könnte — aber indem Sie dagegen sprechen, geben Sie mir indirect Recht. Ich sage in meinem Aufsatz: „Das Genie braucht keine Schulen, diese errichtet man nur zur Ausbildung der Talente. Wieviel Genies haben wir denn in der Schauspielkunst? Alle hundert Jahre ein paar." Darauf erwidern Sie: „Ich wüßte nicht, daß Kean und Talma ein Conversatorium besucht hätten." Kean und Talma — nun das sind ja eben Genies gewesen, für die man die Schulen nicht errichtet; übrigens glaube ich sogar, daß, existirt eine solche Hochschule erst, es auch dem künftigen Genie nur dienlich sein könnte, dieselbe zu besuchen, da das Geniale sich doch erst im Laufe der Zeit entwickelt.

Ehe ich an die Veröffentlichung meines Aufsatzes ging, habe ich lange geschwankt — das Feld, das ich betreten sollte, ist für Einen, der ohne Genossen, ohne Mitstreiter ist, sehr gefährlich; zudem ist es auch sehr berüchtigt, weil gerade das Gebiet der Versuche einer Theaterreformation als Tummelplatz für alle persönlichen Anfeindungen, für alle möglichen gehässigen Invectiven gegen Andersgesinnte angesehen wurde. In diesen leider üblichen Ton einzustimmen, habe ich vermieden, und indem ich die Angelegenheit vom rein sachlichen Standpunkt aus behandelt habe, glaube ich, auch meinen Gegnern im Princip bewiesen zu haben — wie Sie dies ja auch freundlichst anerkennen —, daß meine Absichten wirklich die wohlmeinendsten sind, einzig auf das Gedeihen des deutschen Theaters gerichtet.

Die Zustände an unserm Theater dürfen — das werden Sie wohl zugeben — nicht bleiben, wie sie sind. Die Reformvorschläge meiner heißspornigen Vorgänger können, als rein theoretischer Natur und in der Praxis unausführbar, keine Beachtung finden. Sollten bei einer Reform des Theaters nun meine Pläne, die wenigstens den Vorzug haben, auf dem Boden der möglichen praktischen Verwirklichung zu stehen, nicht doch in Erwägung zu ziehen sein? Ich hoffe doch. Sollte aber inzwischen Jemand kommen, der noch Besseres, noch für die Sache Ersprießlicheres weiß, der möge dann seine Ansicht so vertheidigen, wie ich jetzt die meine. Wenn er mich dann auch bekämpfen sollte, ich werde mich trösten, weiß ich doch: Il meglio è il nemico del bene.

Empfangen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Ihr
stets ergebener
Adolf Gerstmann.

* * *

L. B. in B. Sie werden Ihren Wunsch schon durch die nächste Nummer der „Gegenwart" erfüllt sehen. Der elsässische Abgeordnete Schneegans in Straßburg, an den wir uns, als an einen der gründlichsten Kenner der französischen Zustände und einen warmen Verehrer von Thiers gewandt haben, — in dessen Lager er selbst bis zu dem Augenblicke, da er durch die clerikale Reaction aus Frankreich verdrängt wurde, gekämpft, — ist unserer Einladung gefolgt und wird den Aufsatz über den großen Staatsmann und Patrioten schreiben.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Naturgeschichte des Berliners.

(Zugleich ein Spaziergang durch das alte Berlin von 1739.)

[Mark 1.] Von [1 Mark.]

Gustav Langenscheidt.

Für Jeden, der Berlin kennt oder kennen lernen will, von Interesse. Berichtigt, zum Theil in humoristischer Form, viele unrichtige Urtheile, die über Berlin und die Berliner im Umlauf sind.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh., Berlin, SW.
(Prof. G. Langenscheidt.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der neuesten Zeit.

1815—1871.

Von

Constantin Rolle.

Mit einem Namen- und Sachverzeichniß.

2 Bände. Gr. Octav. 76 Bogen.

Preis geh. 18 M., eleg. gebunden in Halbfranz 21 M.

„Diese Darstellung ist wegen ihrer trefflichen Form und wegen ihres gediegenen Inhaltes ernsten und geschmackvollen Lesern sehr warm zu empfehlen. Wir geben ihr vor allen uns bekannten populären Handbüchern der neuesten Geschichte entschieden den Vorzug."

Deutsche Rundschau. Juni 1876.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Lieder und Gesänge

von

E. von Wildenbruch.

15 3/4 Bogen kl. 8. sehr elegant auf Velinpapier mit Ornament-Vignetten und Fleurons. Broch. Preis 3 M., geb. m. Goldschn. 4 M. 50 Pf.

Um

Meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M., eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Soeben erschien:

Im Salon.

Sammlung ausgewählter Vortragsstücke für das Pianoforte.

gr. 8. Roth cartonnirt. Pr. 3 M. n.

Inhalt. No. 1. **Blumenthal, J.**, La Source. — 2. **Kalkbrenner, F.**, La Femme du Marin. — 3. **Blumenthal, J.**, Les deux Anges. — 4. **Doehler, Th.**, Deuxième Grande Valse brillante. — 5. **Scharwenka, Xaver**, Polnischer Nationaltanz. — 6. **Merkel, G.**, Frühlingsbotschaft. — 7. **Lumbye, H. C.**, Traumbilder. — 8. **Lefébure-Wély**, La Clochette du Pâtre. — 9. **Siebmann, Fr.**, Rauschendes Bächlein. — 10. **Jadasson, S.**, Episode d'un Bal masqué. — 11. **Neustedt, Ch.**, Carillon de Louis XII. — 12. **Voss, Charles**, Ein flüchtiger Blick. — 13. **Krug, D.**, Illustrations du Lohengrin. — 14. **Kullak, Th.**, Im Grünen. — 15. **Neustedt, Ch.**, Gavotte favorite de Marie Antoinette. — 16. **Kalkbrenner, F.**, Le Fou.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Demnächst erscheinen bei mir:

Gesammelte Gedichte von Wilhelm Jensen

unter dem Titel

Aus wechselnden Tagen.

Ein Band von 12 Bogen kl. 8. eleg. ausgestattet mit Ornamentvignetten und Fleurons, Druck von **W. Drugulin** in Leipzig auf Velinpapier.

Preis broch. 3 Mk., eleg. geb. in Originalband mit Goldschnitt etc. 4 Mk. 50 Pf.

Compositionen für Pianoforte

von

Herrmann Scholtz.

Op. 20.	**Albumblätter.** 12 Klavierstücke. In 1 Hefte	M. 3.00
Op. 20.	Dieselben in Nummern.	à M. 0.50
Op. 26.	**Serenade**	M. 1.50
Op. 27.	**Variationen** über eine Norwegische Weise	M. 2.00
Op. 28.	**Trauermarsch** (in B-moll)	M. 1.50
Op. 29.	**Acht Präludien**	M. 2.50
Op. 30.	**Concert-Polonaise** (i. E-dur)	M. 2.00
Op. 31.	**Variationen** über ein Originalthema	M. 2.00
Op. 34.	**Vier Klavierstücke.** In 1 Hft.	M. 2.00
Op. 34.	Dieselben in Nummern.	à M. 0.60
Op. 39.	**Trauerklänge**	M. 1.50
Op. 41.	**Zwei Notturnos.** Nr. 1. 2.	à M. 1.20
Op. 42.	**Canzonetta**	M. 1.20
Op. 43.	**Barcarole**	M. 1.20
Op. 44.	**Sonate** (in G-moll)	M. 4.00

Trauermarsch von Franz Schubert, f. Pianoforte bearb. v. H. Scholtz M. 1.50
Verlag v. **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **J. Wiel** in Zürich. Dieses weitverbreitete und überall günstig beurtheilte Buch über diätet. Behandlung der Magenkr. erschien bereits in 4. Aufl. Preis 4 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct franco vom Verleger:

Hans Feller in **Karlsbad**, Böhmen.

Nach dem Beschlusse des diesjährigen Congresses der deutschen Socialisten erscheint vom 1. October ab in Berlin:

Die Zukunft.

Socialistische Revue.

Die hervorragendsten socialistischen Schriftsteller des In- und Auslandes haben ihre Mitwirkung zu diesem Unternehmen zugesagt, dessen Aufgabe es ist, das Wesen und die Ziele der Social-Demokratie in wissenschaftlicher Weise darzulegen und zu vertheidigen.

„Die Zukunft" erscheint elegant ausgestattet monatlich zweimal in der Stärke von 1 1/2—2 Bog. Lexicon-Format. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich:
beim Bezug durch die Post (Zeitungs-Preisliste Nr. **4394a**) und den Buchhandel **1 M. 25 Pf.**, ohne Bringerlohn;
bei directer Zusendung unter Kreuzband: für das Inland und die Länder des Weltpostvereins **1 M. 90 Pf.**;
bei Zusendung unter verschlossenem Couvert **2 M. 50 Pf.**

Bestellungen auf die Gratis- und Franco-Zusendung der am 15. Septbr. erscheinenden Probenummer wolle man an eine Buchhandlung oder an die Expedition richten.

Die Expedition der „Zukunft".
BERLIN SO.
Kaiser Franz-Grenadier-Platz 8a.

Original-Griechische Weine der

„Achaïa",

Deutsche Weinbau-Gesellschaft in Patras.

Prämiirt Wien 1873. Athen 1875.

Allein originaliter und unverfälscht bei

W. Knorsch, Weingrosshandlung,

Berlin W., Potsdamerstr. 107a.

Probekistchen von 4 Fl. an frco. Glas und Verpackung.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Rudolf Mosse in Berlin.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 22. September 1877. XII. Band.

AP 30 G295 v. 12 no 38

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Thiers. Von A. Schneegans. — Die Verbreitung der Sanitäts- und Medicinalräthe. Von K. K. — **Literatur und Kunst:** Tallemant des Réaux. Zur Literaturgeschichte Frankreichs im 17. Jahrhundert. Von E. Coßmann. — Die neuen Serapionsbrüder. Roman in 3 Bänden von Karl Gutzkow. Besprochen von Fritz Mauthner. — Unsere deutschen Tondichter in den Gesammtausgaben von Breitkopf und Härtel. Von Emil Naumann. (Fortsetzung und Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Carl Emil Doepler. III. — Inserate.

Thiers.

I.

„Welche Inschrift wird man auf mein Grabmal setzen?" so rief sterbend der größte Redner der französischen Revolution, Mirabeau, aus. Die Inschrift, die man auf den Stein des größten französischen Staatsmannes der Gegenwart eingegraben, ist, in ihrer antiken Kürze, das beredteste Lob, das die Nachwelt einem Redner, einem Geschichtsschreiber, einem Minister, einem Präsidenten der Republik zu spenden im Stande ist:

Patriam dilexit;
Veritatem coluit.

Was die Wahrheit anbetrifft, so ist das freilich immer ein sehr relativer und subjectiver Begriff; ein Jeglicher wähnt für die Wahrheit zu streiten, und wenn morgen Thiers' erbitterter Feind stürbe, so könnten ihm die Seinigen mit demselben Rechte von ihrem Standpunkte dieselben Worte auf seinen Grabesdeckel schreiben. Es gibt wohl Niemanden in der Welt, von dem man sagen dürfte, er streite wissentlich gegen die Wahrheit; jeder kämpft für das, was er für Wahrheit erkannt, und dem späteren Geschlechte muß es auferlegt bleiben, zu unterscheiden und festzustellen, ob dies oder jenes Wahrheit gewesen, ob jener für seine Wahrheit gestorbene Kämpe nicht den Weg verfehlt und sein Leben auf Irrpfaden verloren hat. Bei Thiers hat insofern die Geschichte heute schon ihr großes Entscheidungswort gesprochen, als dieser Staatsmann in seinen letzten Jahren seinem Vaterlande mit sicherer Hand denjenigen Weg bezeichnet hat, der es allein, nach aller politischen Denker Urtheil, aus dem Wirrsal der jetzigen Zustände zu einer besseren Zukunft zu führen vermag, nämlich die conservative Republik. Aber höher hinauf möchten wir steigen, um diesem Spruche, der auf diesem Sarge geschrieben steht, seine völlige, auch für die entfernteste Zukunft abgerundete Bestimmtheit zu geben: die „Wahrheit", für die Thiers durch sein ganzes Leben hindurch gestritten, gelitten, in deren Dienste er endlich gestorben, das ist, wir sagen nicht nur die Liebe, sondern vielmehr noch die Hingebung und die absolute Aufopferung für sein Vaterland: Patriam dilexit! Hier liegt der Schwerpunkt dieses Lebens; dies ist der rothe Faden, der sich durch diese achtzigjährige Sturm- und Drangperiode hindurchzieht. In vollster Klarheit tritt uns in Thiers' Leben das Bild des lautersten Patriotismus entgegen, des Patriotismus, der, gilt es dem Lande zu dienen, vor keinem Opfer, nicht einmal vor dem Opfer seiner eigenen, tiefsten Sympathien und Gesinnungen zurückschreckt. Von Benjamin Franklin, dem großen amerikanischen Patrioten, wurde ein Wort gesprochen, das verdiente, in goldenen Buchstaben über die Pforte jedes Parlamentes eingemeißelt zu werden, und das auf den verstorbenen Präsidenten der dritten französischen Republik seine volle Anwendung findet: „Nichts ist gewöhnlicher", so schrieb Franklin, „als daß ein Mensch seinem Vaterlande das Opfer seines Vermögens bringt; nichts gewöhnlicher als das Opfer seines Lebens; — nichts seltener aber als daß man dem Vaterlande das Opfer seiner Gesinnungen bringt."

Ein Jeder, der in das politische Leben eintritt, verfolgt ein Princip, das er zur Geltung bringen möchte; bei einem Jeden muß nach diesem rothen Faden gesucht werden, und nur da, wo keiner zu finden ist, darf man von Wandelbarkeit der Gesinnungen, von frivoler Leichtfertigkeit, von Inconsequenz und Charakterlosigkeit sprechen. Bei dem Einen ist dieser rothe Faden das Princip der Freiheit, bei dem Andern das Autoritätsprincip; bei Diesem die „Revolution", bei Jenem die „Reaction"; bei Manchen die Unterwerfung des Gewissens unter die unfehlbaren Befehle Roms, bei Andern aber die vollständige Befreiung der menschlichen Vernunft von allen, von außen ihr aufgedrängten Normen und Formen, das Princip der absoluten Gewissensfreiheit. Wir verhehlen es nicht, selbst vor dem Grabe, in welches man den französischen Staatsmann hinuntergesenkt hat: es erscheint uns Derjenige größer, dem wahren Ideal des modernen Menschen nähergerückt, dessen leitendes Princip sich in dieser letztern, höheren Region bewegt. Wie groß auch ein Patriot vor uns stehen mag, wir beugen uns noch in tieferer Ehrfurcht vor dem Kämpfer, der, über die engeren Grenzen seiner Vaterlandsliebe erhoben, den ewigen, humanistischen und im wahren Sinne des Wortes culturhistorischen Streit gegen die Knechtung der Gewissensfreiheit unternommen, auf allen Feldern und in allen Landen verfolgt, und als Herold und als Ritter der heiligsten Rechte der gesammten Menschheit die gesammte Macht der Vergewaltigung des freien Denkens vor seine Schranken gerufen hat. Zu dieser, wir möchten sagen philosophischen Höhe der politischen Anschauung hatte sich Thiers nicht [illegible]geschwungen; und ob er auch in den letzten Jahren seines Lebens gegen den französischen Ultramontanismus anzukämpfen hatte, nicht weil es das ultramontane Princip war, sondern weil er es in dem jetzigen Augenblicke als seinem Lande verderblich erkannte, bekämpfte er diese Macht. Wer Thiers' leitendes Princip anderswo suchen wollte, als in dieser Hingebung an sein Vaterland, der würde irre gehen und dem verstorbenen Staatsmanne, wie es seine Gegner heute schon in der schnödesten Weise thun, die Ungerechtigkeit des Vorwurfes der

Digitized by Google

größten Wankelmüthigkeit empfinden lassen. Um die Einheit und die folgerichtige Consequenz dieses Lebens zu begreifen, darf man nichts Anderes in das Auge fassen, als das Interesse an dem Glücke, an dem Ruhme, an der Machtstellung Frankreichs. Mit der „Revolution" ging Thiers bis in das Jahr 1830; für die Freiheit, aber auch für die weltliche Herrschaft des Papstes, gegen die Einheit Italiens und gegen die Erhebung Deutschlands, stritt und sprach er unter der Regierung der Orleans; als die zweite Republik sich aus den Februarbarrikaden in Paris erhob, trat Thiers in die Reaction; er befürwortete die strengsten und illiberalsten Maßregeln, und als Kämpfer der Freiheit sehen wir ihn Ende der sechziger Jahre unter die Abgeordneten des kaiserlichen gesetzgebenden Körpers wieder in die Schranken treten. Staatsmann durch und durch, bewegte er seine Anschauungen, insofern es sich um Freiheit und Fortschritt handelte, mit einer gewissen Elasticität in der Richtung, die ihm in jedem gegebenen Augenblicke und unter den jeweiligen Umständen als diejenige erschien, die für das allgemeine Wohl des Landes, sowie auch für seine Machtstellung nach Außen die beste war. Von einem absoluten und hartnäckigen Festhalten an einem Credo kann in dieser Hinsicht keine Rede sein, es sei denn, man gehe zurück bis in die Grenzen, welche er selbst in einer seiner gefeiertsten Reden im gesetzgebenden Körper über die „nothwendigen Freiheiten" (les libertés nécessaires) gezogen, und in welcher er das Minimum der von einem Volke zu erkämpfenden Rechte mit großer Beredtsamkeit bezeichnete, — ohne sich jedoch zu fragen, ob er selbst, als Minister und Deputirter, im Interesse des Landes sich nicht genöthigt gesehen hatte, selbst diese nothwendigen Freiheiten zeitweise einzuschränken oder mit einem Schleier zu verdecken. In diesem durchaus praktisch angelegten Kopfe durften die eigentlichen abstracten politischen Principien nicht die Oberhand gewinnen über den Begriff der jeweiligen Nothwendigkeit oder Opportunität; Thiers war Keiner von Denjenigen, die den Satz aufstellen: Fiat justitia, pereat mundus! Seine Welt war Frankreich, und diese Welt sollte zuerst leben, blühen, erstarken und mächtig sein; und dieser ersten Nothwendigkeit mußten sich die andern Principien anpassen, um in der jeweiligen Sachlage den Interessen Frankreichs, bald durch größere, bald durch engere Entfaltung, auf's Nützlichste zu dienen. Niemand in ganz Frankreich fühlte sich mehr als dieser durchaus kühle und praktische Verstandesmensch über die schwindelhaftigen Theorien Napoleons des Dritten entrüstet; gegen das sogenannte Princip der lateinischen Race im mexikanischen Krieg, gegen das Nationalitätsprincip, empörte sich dieser Geist, — nicht aber so sehr wegen des nebelhaften, ungesunden Wesens dieser kaiserlichen Schwärmereien, als wegen ihrer jeweiligen nationalen Gemeinschädlichkeit. Hätte Thiers einen Nutzen für Frankreich darin gefunden, daß man die Fahne dieser Principien entfaltet hätte, er wäre sicher dem Beispiele Richelieus gefolgt, der im Auslande Diejenigen zu Verbündeten hatte, die er im Inlande verfolgte. Dieser Weltanschauung folgend, bekehrte sich der 73jährige Monarchist, nach dem deutschen Kriege, zur Republik. Ein Thron stand in Frankreich, und drei Prätendenten, wie er es selbst in einem geflügelten Worte aussprach; das Heil des Landes lag einzig und allein in der Republik, und deshalb stand der kluge Staatsmann als Gründer der Republik vor seinem Volk. Nicht weil das republikanische Princip ein höheres, edleres, dem Ideale näher stehendes ist als dasjenige der Monarchie, nein! weil die Republik im Jahre 1871 diejenige Staatsform war „die uns am wenigsten zersplittert" (la forme qui nous divise le moins), darum bekannte sich Thiers zu ihr. Freilich kam dem weisen Präsidenten diese Bekehrung zu einem höheren Ideal bei dem Volke zu Statten, das ja den innersten Triebfaden des Staatsmannes kaum zu entdecken vermag, und als ein seltenes Glück mag man es für Thiers' Persönlichkeit ansehen, daß er gerade am Ende seiner Tage durch die Umstände in dieses Stadium einer republikanischen Entwickelung gedrängt wurde, und daß sich die Umstände so gestalteten, daß er das Heil Frankreichs in der Republik, und nicht etwa, was ja auch in dem Bereiche der Möglichkeiten hätte liegen können, in der Restauration des Julikönigreiches sehen mußte. So wird ihm als ein geistiger Fortschritt angerechnet, was für diesen praktischen Patrioten lediglich durch die Erkenntniß der politischen Nothwendigkeit erzeugt wurde. Nicht als ob wir die seltene Größe dieses Mannes dadurch irgendwie schmälern wollten: größer erscheint ja im Gegentheil Derjenige, der, mit der Führung der Geschicke seines Landes betraut, es über sich vermag, seinen innersten Gesinnungen Gewalt anzuthun, sie auf dem Altar des Vaterlandes im Interesse des Landes zu opfern und ohne Furcht und Zagen auf der neuen Bahn einherzuschreiten. Dem Republikaner, dem Washington der dritten französischen Republik galten vorzugsweise die ehrfurchtsvollen, seltsam großartigen Manifestationen, die Paris und ganz Frankreich acht Tage lang in Aufwallung brachten; dem Patrioten aber, dem hingebungsvollen, opferwilligen, nimmer rastenden Sohne des französischen Landes hätten sie gelten sollen, denn darin liegt die Größe dieses Mannes, der sein Frankreich, wie Pitt sein England, über Alles liebte, und dem die Geschichte, viel eher als seinem gefeierten Helden Napoleon dem Ersten, an seinem Sterbetage die schönen Worte in den Mund legen sollte: Je veux reposer dans cette terre de France, que j'ai tant aimée.

II.

Die spätere Geschichtsforschung wird in Thiers' Leben zwei von Grunde aus verschiedene, wenn auch sehr ungleich bemessene Perioden unterscheiden; die erste, in welcher der später so groß dastehende Staatsmann sich in dem gewöhnlichen parlamentarischen Treiben, nicht ohne bedenkliche Schwankungen zu bekunden, emporarbeitet, wo er aber noch keine vollauf imponirende und welthistorische Stellung einnimmt; die zweite, in der vor dem furchtbaren Schicksale, das über Frankreich hereinbricht, die Vaterlandsliebe den siebzigjährigen Greis plötzlich zu einer ungeheuren Kraftentfaltung aufschreckt, und wo, getrieben von dem lautersten Patriotismus, der Staatsmann in ungeahnter Macht vor seinem eigenen Lande wie vor dem sämmtlichen Europa ein Werk übernimmt und ausführt, vor welchem auch dem Klügsten ein Bangen durch die Seele gezogen sein mag. Diese zweite Periode aus Thiers' Leben ist es, die uns mit besonderer Anziehungskraft fesselt; denn kaum vermag die Weltgeschichte ein anderes diesem ebenbürtiges Moment aufzuweisen. Bis wenige Jahre vor dem Kriege von 1870 sehen wir in Thiers einen Politiker, der, wie viele Andere in der damaligen Zeit, die öffentlichen Interessen Frankreichs mit einer gewissen Leichtigkeit handhabt, zu welcher die überaus starke Machtstellung dieses Landes den andern Völkern gegenüber ihn ja berechtigte. Was auch im Innern Frankreichs vorgehen mochte, seine staatliche Größe blieb unter allen Umständen unangetastet; seine Existenz war niemals bedroht, und daß sie irgend jemals bedroht werden könnte, wer ahnte es damals? Es war somit leicht verständlich, daß diese außerordentliche Sicherheit dem Auslande gegenüber in den französischen Staatsmännern und Politikern ein gewisses Gefühl entwickelte, das schwer zu definiren ist, das die principiellen Feinde des französischen Wesens mit Unrecht eine Leichtfertigkeit nennen, und das man nur begreifen und würdigen kann, wenn man eben jener staatlichen Sicherheit Frankreichs Rechnung trägt. Frankreich war in der Lage eines von Gesundheit strotzenden Mannes, der im Vollbesitze seiner physischen Kraft, im Gefühle seines festgegründeten Wohlstandes, sich den außergewöhnlichsten Anstrengungen und Experimentationen gewachsen fühlt, vor nichts zurückzuschrecken braucht und, wie die Experimente auch ausfallen mögen, sich immer seiner Macht und seiner Kraft sicher ist. Wer keinen Nachbar zu fürchten hat, kann sein Haus dem gründlichsten Neubau, wann und wie es ihm gefällt, unterziehen. Wer vermag ihn daran zu hindern? wer verwehrt es ihm, morgen

Digitized by Google

wieder von Neuem anzufangen? Dieser Sicherheit des Staates entspringt, in naturgemäßer Folgerung, eine Sicherheit des Politikers, die sich daran gewöhnt, mit kühnem Finger in die Räderwerke einzugreifen, die höchsten Probleme fast spielend anzufassen. Wenn wir, von unserem jetzigen Standpunkte aus, auf die parlamentarischen Kämpfe der dreißiger und vierziger Jahre in Paris zurückschauen, so können wir uns eines geheimen Neides den Männern gegenüber nicht erwehren, die damals keine äußern Gefahren kannten, und in ihrem Parlamente die heftigsten Kämpfe über die höchsten politischen und socialen Principien lächelnd verfochten.

Wie ganz anders gestalteten sich die Dinge nach Ausbruch des Krieges von 1870, und wie mächtig erschütterten diese Schicksalsschläge den tiefen Patriotismus des greisen Staatsmannes, der, wie seine Zeitgenossen, bis dahin keiner *solchen* Gefahr bewußt, in seinem althergebrachten Parlamentarismus fortgelebt hatte, und den erst der mexikanische Krieg und die Schlacht bei Königgrätz wie ein Fieberschauer aus jener Sicherheit zum ersten Male aufgerüttelt hatte! Ueber Frankreich und über dessen Staatsmänner brach es plötzlich wie eine blitzumleuchtete Dämmerung herein; das Gefühl der Möglichkeit einer vollständigen und jähen Vernichtung des Landes zuckte durch die Geister. Man stand vor einem Abgrund, in dem Alles untergehen konnte, und wohl Manchem ging damals ein Schauer durch die Seele, als er daran dachte, daß Rom auch die weltbezwingende Herrscherin gewesen, wie Athen, wie Babylon, wie Niniveh, und daß das Schicksal eines Tages Rom wie Niniveh der Zerstörung preisgab.

In dieser Stunde, wo das Unglück über Frankreich hereinbrach, beginnt für Thiers eine neue Epoche seines Lebens, weitaus die größte und die bewunderungswürdigste. In seinem Wesen vollzieht sich, wenn wir uns so aussprechen können, eine Art Verklärungsproceß. Seine ganze Kraft, sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln vereinigt sich auf einen einzigen Punkt: das Vaterland zu retten; und um diesen hehren Zweck zu erreichen entfaltet der greise Staatsmann eine Energie, eine Gewandtheit, eine Umsicht, eine Klugheit, wie man alle diese Eigenschaften wohl bei Wenigen bis dahin, in dem hohen Maße vereinigt und in der richtigen Stunde zur richtigen Geltung gebracht, gefunden. Gegen eine dreifache Gefahr hatte Thiers anzukämpfen, oder besser gegen einen dreifachen Feind: mit dem siegreichen Deutschland mußten Friedenspräliminarien eröffnet, die revolutionäre Bewegung, die unter dem Drucke der Capitulation von Paris in den größern Städten in Gährung gerathen, mußte niedergehalten, die monarchistischen Verschwörungen, die offen und frei in Bordeaux die Stirn erhoben, mußten vereitelt, und mitten in diesem Strudel von widersprechendsten Ereignissen und Strömungen mußte Frankreich, das erkannte sofort dieser klarblickende Geist, unter dem Banner der Republik in ein conservatives Fahrwasser gebracht, nach Außen befreit, nach Innen auf festen Grund und Boden gesetzt, und sich selber gegenüber aus dem peinlichen Gefühl der Erniedrigung zu einem frischen Lebens- und Kampfesmuthe beseelt werden. Wahrlich keine kleine Aufgabe, die dem von der Nationalversammlung zum Chef der Executivgewalt erhobenen Greise in die Hände fiel! Mit welcher Klarheit und mit welchem staatsmännischen Blicke, mit welcher Consequenz und Hintansetzung alles persönlichen Gefühls Thiers sich dieser Aufgabe entledigte, das wird die Geschichte diesem Manne nie hoch genug anrechnen können. Er zauderte keinen Augenblick, die Friedensverhandlungen auf dem von dem Kaiserreich gegen seine patriotischen Rathschläge geschaffenen Boden der Kriegsereignisse zu eröffnen, und unter den im ganzen Lande zum Voraus verhaßten Friedenstractat seinen Namen zu unterschreiben. Wohl hätte dieser Mann, der den Krieg verdammte, der sich durch seine Friedensrede in dem gesetzgebenden Körper dem Hohne der kaiserlichen Volksagenten ausgesetzt hatte, mit einigem Rechte diesen schweren Gang verweigern können; Thiers aber behielt nur das Interesse seines Landes vor dem Auge; er sah, wie Alles vor der Verantwortlichkeit dieses Friedensschlusses zurückbebte, wie die diplomatisch angelegten Naturen sich zurückzogen und jede Partei sich anschickte, in politischer aber wenig patriotischer Berechnung die andere, bis zur Vollendung dieser schweren That, in den Vordergrund zu drücken; — und *er* stand auf, muthig, entschlossen, auf jede Gefahr hin bereit, das Vaterland zu retten; und wie jener römische Ritter sich in den Schlund stürzte, den nur ein solches Opfer schließen konnte, so unterzeichnete Thiers den Friedensvertrag. Der Vertrag *mußte* so geschlossen werden, wie er vor Frankreich lag; die eiserne und blutige Nothwendigkeit erheischte vor Allem die rücksichtsloseste Opferwilligkeit; in dieser Opferwilligkeit war Thiers der Erste und Größte: es mochte sein patriotisches Herz auch noch so tief verwunden, es mochte sein Schmerz, die zweihundertjährigen Grenzen seines Vaterlandes einstürzen zu sehen, mit noch so großem Jammer seine Seele erfüllen; — geschah dieser Federstrich *nicht*, so stürzte Frankreich in unergründliches Verderben! Und er that den Federstrich, und sein Land war gerettet. Es mögen Diejenigen, die nur ein oberflächliches Verständniß der damaligen französischen Zustände haben, bedenken, aus welcher hohen Machtstellung Frankreich in diesen Abgrund geschleudert worden war; sie mögen bedenken, daß der Mann, der diesen Vertrag unterzeichnete, die Geschichte des ersten Napoleon geschrieben hatte, daß er Minister gewesen zu einer Zeit, wo Europa Frankreich fürchtete, — und sie werden eine Ahnung haben von den Gefühlen, die diesen Mann bewältigen mußten, ehe er sich zu diesem Schritte entschloß, und sie werden ihn auch, in Anerkennung dieser großartigen Selbstverläugnung, den lautersten und preiswürdigsten Patrioten, von denen die Weltgeschichte erzählt, zur Seite stellen.

Nicht anders handelte Thiers wieder, als nach Schluß der Friedenspräliminarien das Land vor die Lösung seiner innern, organischen Fragen gestellt war. Alle seine Erinnerungen, alle seine Traditionen, alle seine politischen und intimen Beziehungen machten aus Thiers einen Monarchisten. Den Orleans hatte er treu gedient, mit den Prinzen war er so zu sagen aufgewachsen, war er es doch, der den Thron Ludwig Philipps auf den Julibarrikaden aufrichten half! Was schien natürlicher, als daß er jetzt, da er die Regierung offen sah, und es nur eines Wortes bedurfte, um die constitutionelle Monarchie wieder aufzurichten, diesen Thron zum zweiten Male errichtete? Das Kaiserthum lag in Stücken; die Republik hatte das Land von den deutschen Armeen nicht befreien können; die Majorität der Nationalversammlung war monarchisch gesinnt; Alles schien der Wiedererstehung des Constitutionalismus günstig; Thiers selbst konnte sicher sein, daß auf dieses Thrones Stufen er der Erste nach dem Könige sein würde; — ein anderer Federstrich und der König wäre in seiner Ahnen Paläste eingezogen, und Thiers hätte als Ministerpräsident die Leitung der Geschäfte in die Hand genommen! Hier aber wieder, wie bei dem Friedensschluß, kämpfte Thiers seine innersten Gefühle nieder; er hatte erkannt, daß die Aufrichtung eines Thrones das Signal des Bürgerkrieges sein würde, und was wäre aus Frankreich geworden? Ein einziger Ausweg öffnete sich: es mußte die Republik angenommen werden, um das Volk zu beruhigen; es mußte andererseits diese Republik eine conservative sein, um die höheren Stände zu beschwichtigen und mit dieser neuen Staatsform zu versöhnen.

Dem Vaterlande hatte Thiers bei Unterzeichnung des Friedensvertrages das Opfer seiner innersten Gefühle gebracht, dem Vaterlande brachte er jetzt das Opfer seiner Meinungen. Den Federstrich, der das Königreich in Frankreich eingeführt hätte, that er *nicht*; seine ganze Autorität, seine Beredtsamkeit, seine physische und moralische Kraft bot er auf, um einerseits die Republikaner zum Conservatismus, und andererseits die Monarchisten zur Republik zu bekehren; und er selbst, der frühere aufrichtige Monarchist, bekannte sich ohne Scheu noch Furcht, weil er nur in diesem Auswege das Heil seines Landes erblickte, zur Republik.

Diesem Ziele blieb er treu als Präsident der executiven

Digitized by Google

Gewalt und, nach seinem Sturze, als Haupt der Opposition. Bis zum Tage seines Todes erfüllte ihn nur ein Gedanke, sein Land, sein vor Allem geliebtes Frankreich aus den Intriguen und dem jämmerlichen Reactionsgewebe, in welchem es die vereinigten Monarchisten gefangen zu halten wähnten, zu erretten, und in der republikanischen Staatsform zu einer Frankreichs würdigen Regeneration heranzuziehen. Es ward ihm gegeben, einen Namen zu hinterlassen, wie ihn größer und reiner kein Politiker träumen dürfte; den Namen eines Mannes, der nicht nur als Staatsmann, als Finanzmann, als Historiker, als Redner groß war, sondern der sich durch die Aufopferung, mit der er für sein Vaterland kämpfte, für es litt, für es starb, die Krone der seltensten und reinsten Verdienste erwarb.

* * *

Vor dem Grabe Thiers' stehen wir Elsässer in doppeltem Schmerz: wir beweinen in diesem Manne, wie es ganz Europa gethan, den großen Geist, dessen Leuchten oft so helle Strahlen geworfen und der nun aus der Welt geschieden; wir fühlen aber auch, daß ein Stück unserer eigenen Vergangenheit sich in dieses Grab niedergelegt hat, und es stehen vor unserem Geiste die Erinnerungen an frühere Zeiten wieder auf, Erinnerungen der Freiheitskämpfe, die wir mit diesem großen Todten durchgekämpft, Erinnerungen, die Deutschland uns gewiß nicht verhindern will, in tiefer und pietätvoller Ehrfurcht zu bewahren, Erinnerungen, deren jähes Erlöschen uns vielmehr die Achtung Deutschlands rauben würde! Deutschlands und der Welt Achtung werden und können wir dadurch bewahren, daß wir in ehrlicher Offenheit einerseits den Schmerz gewisser Erinnerungen nicht verhehlen, daß wir andererseits in ebenso ehrlichem und geradem Sinne Hand anlegen zu dem Neubau unseres elsässischen Staatswesens. So hätte ein Mann wie Thiers gehandelt, wäre er als Elsässer geboren, hätte er im Elsaß gelebt, hätte sein Herz an diesem, seiner Väter Lande gehangen, wie es an Frankreich hing; und in diesem Sinne sollen wir Elsässer die Lehre, die aus dem Leben Thiers' mit so wuchtiger Kraft und so blendendem Lichte hervorbricht, auf uns selber anwenden, daß auch wir dieselbe Liebe, dieselbe Hingebung, dieselbe Opferwilligkeit auch unserer Gefühle und unserer Meinungen, wie Thiers sie seinem und unserm frühern Vaterlande Frankreich brachte, — in treuer Kindesergebenheit unserm Mutterlande, dem Elsaß, zu Füßen legen.

A. Schneegans.

Die Verbreitung der Sanitäts- und Medicinalräthe.

Als die erste Frucht der nach so vielfach ausgesprochenen Wünschen endlich in's Leben getretenen deutschen Reichsmedicinalstatistik ist jüngst von dem bekannten Statistiker Dr. med. Paul Guttstadt in der Zeitschrift des königl. preuß. statistischen Bureaus eine Arbeit erschienen über die Verbreitung des Heilpersonals, der Apotheken und Heilanstalten in Preußen, mit historischen Rückblicken und Beiträgen für die Apothekenfrage. So musterhaft vollständig und übersichtlich diese Arbeit ist, so bedarf sie doch eines Nachtrages, insofern sie über die Verbreitung der Sanitäts- und Medicinalräthe nichts enthält. Schon am 12. November 1685 hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm dem collegium medicum den Auftrag gegeben, fleißige Aufsicht über das Arzneiwesen und aller dazu gehörigen Leute, unter Aufzählung der Kategorien derselben, zu üben. Es läßt sich heute nicht mehr genau nachkommen, um welche Zeit zu den früher vorhandenen Kategorien von Medicinalpersonen der Stand der Sanitäts- resp. Medicinalräthe hinzugekommen ist, so daß zunächst nur eine Uebersicht nach dem Stande des 1. Januar 1876 gegeben werden kann. Wir fügen deshalb an die von Dr. Guttstadt ausführlich besprochenen Kategorien: Apotheker, Thierärzte, Krankenpflegerinnen, Heildiener, Hebammen, Zahnärzte und Aerzte, den die Reihenfolge nach oben abschließenden und jetzt durch zunehmende Verbreitung sehr zur Geltung kommenden Stand der Sanitäts- und Medicinalräthe im Folgenden einfach an.

Es müssen im Königreich Preußen diese ärztlichen Räthe sämmtlich die Universitätsbildung durchgemacht und eine Staatsprüfung bestanden haben. Nach der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 ist jedoch für die Zukunft die akademische Doctorpromotion nicht mehr nöthig. Ausnahmen, die früher in verschiedenen anderen Staaten öfter vorkamen, z. B. mit dem bekannten Homöopathen Lutze in Köthen, werden in Preußen nicht gemacht.

Die Zählung der ärztlichen Räthe hat nun ergeben, daß am 1. Januar 1876 von 7751 approbirten Aerzten (abgezogen sind die 205 Wundärzte II. Klasse) 907 in die Kategorie der Sanitäts-, Medicinal-, Geheimen Sanitäts- und Geheimen Medicinalräthe eingetreten waren. Demnach kommen auf 100 Aerzte überhaupt beinahe 10 Räthe; auf 3024 Einwohner 1 approbirter Arzt und auf 28,442 Einwohner je 1 Sanitäts-, Medicinal-, Geheimer Sanitäts- oder Geheimer Medicinalrath.

Schon bei der Vertheilung der Gesammtärzte (incl. der ärztlichen Räthe) auf die verschiedenen Regierungs- und Landdrosteigebiete treten sehr große Unterschiede zu Tage. Gewisse Gegenden sind von den Aerzten fast gemieden, wie Bromberg, Köslin, Gumbinnen und Marienwerder. Hier ist das Land dünn bevölkert und besitzt auf meilenweite Entfernungen keinen Arzt. In noch ausgesprochenerer Weise findet sich dieses Verhalten bei der Kategorie der ärztlichen Räthe, und haben die dünn bevölkerten Ostprovinzen die wenigsten Mitglieder derselben aufzuweisen. Wenn man allgemein annimmt, daß die Niederlassung der Aerzte in dünn bevölkerten und ärmeren Gegenden durch den erschwerten Erwerb daselbst verhindert wird, so darf man wohl auch für die Verbreitungsursachen der ärztlichen Räthe auf diesen Factor Werth legen und werden die folgenden statistischen Uebersichten diesen Satz in gewissem Sinne bestätigen.

In den nachfolgenden 3 Zahlenreihen sind die einzelnen Regierungsbezirke geordnet:

a) nach der Zahl der Aerzte überhaupt;

b) nach der Zahl der Sanitäts- und Medicinalräthe daselbst;

c) nach dem Verhältniß, in welchem daselbst die Kategorie der ärztlichen Räthe aus dem Stand der einfachen praktischen Aerzte sich entwickelt hat.

Um ein vollständiges Bild von der Versorgung der Bevölkerung mit dieser neuesten Kategorie im heilenden Stande zu erhalten, müßte als Ergänzung zu den mitgetheilten 3 Zahlenreihen noch die Vertheilung der Sanitäts- und Medicinalräthe über die Bodenfläche in Betracht gezogen werden. Es ergibt dies ebenfalls eine unregelmäßige, von der Bevölkerungsziffer und Arztdichte absolut unabhängige Reihe, die wenig von der in b gegebenen abweicht und deshalb hier nicht in extenso vorgeführt wird.

a) Die Regierungsbezirke je nach der Anzahl der Aerzte geordnet.

1. Berlin; 2. Wiesbaden; 3. Köln; 4. Hildesheim; 5. Aurich (rückt in der Uebersicht b von der 5. auf die 17. Stelle); 6. Hannover; 7. Stralsund; 8. Münster; 9. Osnabrück; 10. Sigmaringen; 11. Schleswig (in b = 2); 12. Koblenz (in b = 26); 13. Kassel; 14. Aachen (in b = 23); 15. Düsseldorf (in b = 35); 16. Merseburg; 17. Breslau; 18. Arnsberg (in b = 28); 19. Magdeburg; 20. Minden (in b = 10); 21. Stade; 22. Potsdam; 23. Lüneburg (in b = 7); 24. Stettin; 25. Liegnitz; 26. Erfurt; 27. Danzig (in b = 14); 28. Königsberg; 29. Trier; 30. Frankfurt; 31. Posen; 32. Oppeln; 33. Marienwerder; 34. Bromberg; 35. Köslin; 36. Gumbinnen.

b) Die Regierungsbezirke je nach der Anzahl der vorhandenen Sanitäts- und Medicinalräthe geordnet.

1. Berlin; 2. Schleswig (in a = 11); 3. Hannover; 4. Hildesheim; 5. Wiesbaden; 6. Osnabrück; 7. Lüneburg (in a = 23); 8. Köln; 9. Kassel; 10. Minden (in a = 20);

Digitized by Google

11. Stralsund; 12. Breslau (in a = 17); 13. Münster; 14. Danzig (in a = 27); 15. Merseburg; 16. Liegnitz; 17. Aurich (in a = 5); 18. Sigmaringen; 19. Stade; 20. Erfurt; 21. Stettin; 22. Magdeburg; 23. Potsdam; 24. Aachen (in a = 14); 25. Köslin; 26. Koblenz (in a = 12); 27. Königsberg; 28. Arnsberg (in a = 18); 29. Posen; 30. Trier; 31. Frankfurt; 32. Oppeln; 33. Marienwerder; 34. Gumbinnen; 35. Düsseldorf (in a = 15); 36. Bromberg.

c) Von 100 approbirten Aerzten traten in die nächsten Kategorien über:

1.	In Hannover	26,1	= 1 :	3,8;
2.	„ Lüneburg	21,8	= 1 :	4,5;
3.	„ Berlin	19,4	= 1 :	5,2;
4.	„ Hildesheim	17,2	= 1 :	5,8;
5.	„ Minden	17,0	= 1 :	5,9;
6.	„ Osnabrück	16,1	= 1 :	6,2;
7.	„ Gumbinnen	14,5	= 1 :	6,9;
8.	„ Wiesbaden	13,9	= 1 :	7,2;
9.	„ Köslin	13,8	= 1 :	7,3;
10.	„ Danzig	13,3	= 1 :	7,5;
11.	„ Kassel	13,3	= 1 :	7,5;
12.	„ Liegnitz	12,0	= 1 :	8,4;
13.	„ Erfurt	11,5	= 1 :	8,7;
14.	„ Breslau	11,5	= 1 :	8,7;
15.	„ Bromberg	10,8	= 1 :	9,2;
16.	„ Marienwerder	10,7	= 1 :	9,2;
17.	„ Köln	10,6	= 1 :	9,4;
18.	„ Oppeln	10,4	= 1 :	9,7;
19.	„ Münster	10,3	= 1 :	9,8;
20.	„ Posen	10,2	= 1 :	9,7;
21.	„ Stettin	10,1	= 1 :	9,9;
22.	„ Stralsund	10,0	= 1 :	10,0;
23.	„ Stade	10,0	= 1 :	10,0;
24.	„ Merseburg	9,6	= 1 :	10,4;
25.	„ Königsberg	9,0	= 1 :	11,1;
26.	„ Aurich	8,5	= 1 :	11,8;
27.	„ Trier	8,3	= 1 :	12,0;
28.	„ Potsdam	8,3	= 1 :	11,9;
29.	„ Frankfurt	8,2	= 1 :	12,2;
30.	„ Magdeburg	8,1	= 1 :	12,3;
31.	„ Sigmaringen	8,1	= 1 :	12,3;
32.	„ Coblenz	7,1	= 1 :	14,1;
33.	„ Arnsberg	6,1	= 1 :	16,3;
34.	„ Aachen	5,7	= 1 :	17,4;
35.	„ Schleswig	4,3	= 1 :	20,8;
36.	„ Düsseldorf	4,3	= 1 :	23,5.

Zumal in den Städten sind die approbirten Aerzte mit Vorliebe in die andere Kategorie vorgerückt. Es kommen von sämmtlichen ärztlichen Räthen auf die Städte mit mehr als 25,000 Einwohnern gegen 81%, während in den Regierungsbezirken mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung die Wundärzte in der größten Anzahl zu treffen sind. Namentlich die ganz großen Städte haben eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Sanitäts- und Medicinalräthen. Werden die Geheimen ärztlichen Räthe gesondert betrachtet, so kommen von denselben auf diese großen Städte über 90% und auf das platte Land nur 2%.

Nach den Altersverhältnissen betrachtet hatten von 900 ärztlichen Räthen, deren Approbationsjahr bekannt war, einen Praxisbetrieb von 25—60 Jahren hinter sich: 797; von 24 Jahren 19; von 23 Jahren 19; von 22 = 16; von 21 = 9; von 20 = 11; von 19 = 9; von 18 = 10; von 17 = 2; von 16 = 3; von 13 = 1; von 12 = 1; vnn 8 = 2 und von 6 Jahren 1. Am 1. Januar 1876 hatte also der jüngste ärztliche Rath 6 Jahre vorher seine Approbation als Arzt erhalten. Nach obiger Zusammenstellung geschieht dies in der Regel in Preußen erst, nachdem 25—60 Jahre des Praxisbetriebs verflossen sind (in S.-Gotha einmal ausnahmsweise schon nach 5 Jahren vorgekommen). Das seit dem Erlaß des Gewerbegesetzes behauptete Vorrücken dieser Kategorie in jüngere Altersklassen läßt sich statistisch nicht nachweisen, ist aber zumal für Berlin wahrscheinlich.

Im Ganzen ist die Häufigkeit des Eintretens der approbirten Aerzte in den Stand der ärztlichen Räthe = 1/10; für diejenigen, welche noch vor dem Doctorjubiläum stehen, jedoch viel seltener, zumal viele approbirte Aerzte vor diesem Jubiläum zu sterben pflegen.

Weitere Untersuchungen darüber, wie viele von den approbirten Aerzten in den Städten und auf dem Lande nach überstandenem Doctorjubiläum noch nicht in den Stand der ärztlichen Räthe eingetreten sind, ergeben eine Reihenfolge der Regierungsbezirke, die ganz den in b geschilderten gleicht.

In den entfernten Ostprovinzen und im Rheinland ist noch die relativ größte Menge älterer vielfacher praktischer Aerzte vorhanden, während dieselben in Lüneburg und Berlin selten sind.

In die Kategorie der Geheimen Sanitätsräthe und Geheimen Medicinalräthe waren von 7751 approbirten Aerzten nur 137 vorgerückt, und zwar als Geheime Sanitätsräthe 83 und als Geheime Medicinalräthe 54. Von ersteren hatten den Praxisbetrieb eröffnet 50 Jahre früher 27; 40 Jahre früher 22; vor 30 Jahren 22; vor 20 Jahren 8 und vor 10 Jahren 1.

Zum Geheimen Medicinalrath war bis zum 1. Januar 1876 nur ein Arzt vor vollendetem 20jährigen Praxisbetrieb vorgerückt. Die meisten hatten in den Jahren 1819—1825 angefangen.

Wie schon bemerkt hat die Vertheilung der approbirten Aerzte und der ärztlichen Räthe im großen Ganzen sich gleichmäßig für die betroffene Bevölkerung gestaltet. Es gibt von beiden Kategorien in den dünn bevölkerten Ostprovinzen am wenigsten. Es müssen jedoch noch andere Factoren von Einfluß darauf sein. Daß der Umfang und die Tiefe des Wissens der Aspiranten neben der Bevölkerungsdichte und der Frequenz der Aerzte überhaupt mit von einem maßgebenden Einfluß ist, scheint zunächst deshalb wahrscheinlich, weil die Universitätsstädte namentlich viel ärztliche Räthe aufzuweisen haben. Auffallend ist ferner, daß z. B. die Regierungsbezirke Düsseldorf, Arnsberg, Coblenz, Aachen und Aurich relativ so wenig ärztliche Räthe besitzen im Gegensatz zu Danzig, Lüneburg, Minden und Schleswig. Der Einfluß der großen Städte kann es nicht allein sein, da ja der Rhein deren sicher mehr aufzuweisen hat, als der ebenfalls von den ärztlichen Räthen gemiedene Osten der Monarchie. — In früheren Jahren scheinen aber die Verhältnisse ganz ähnliche gewesen zu sein, so daß mindestens ständig wirkende Einflüsse maßgebend sein müssen.

Klimatische, orographische und sonstige Vergleiche sind wegen der vielen Fehlerquellen z. B. noch zu gewagt und nur mit äußerster Vorsicht zuzulassen.

Für's ganze Reich findet sich z. B. innerhalb der 8 Klimakreise in zweien derselben ein Maximum und in dem Klimakreis Berlin sind die meisten und auch die jüngsten ärztlichen Räthe vorhanden, viel mehr als in dem viel südlicher gelegenen München. Nur einzelne Residenzstädte im mittleren Deutschland, im Heiligenstädter (. — . — .) Klimakreis, reichen relativ an Berlin heran oder übertreffen absolut dasselbe, während im Kreise Bremen (mit Hamburg) dieselben gänzlich fehlen.

Als erfreuliche Thatsache aber läßt sich constatiren, daß seit dem Jahre 1866 eine immer gleichmäßigere Vertheilung in den bisher weniger mit ärztlichen Räthen besetzten Provinzen sich geltend macht. Im Durchschnitt scheinen jetzt mehr in diese Kategorie einzutreten und nähert sich die Mittelziffer (1 : 10) mehr und mehr dem Procentsatz, der in den kleinen und Mittelstaaten (Schwarzburg-Sondershausen 1 : 3; S.-Gotha 1 : 5; S.-Weimar 1 : 5) schon länger besteht. Auch im Reiche macht sich diese Richtung geltend und hat jüngst das Königreich Sachsen mit Einführuug der Sanitätsräthe den Anfang gemacht. Es müssen daselbst jährlich ca. 36 hinzukommen, wenn in den nächsten 10 Jahren das Mittel von 1 : 10 erreicht sein soll.

Der Einfluß der Freizügigkeit und Gewerbeordnung läßt sich hier nicht verkennen. Früher erwartete man, daß durch die Freizügigkeit zumal die Landbevölkerung mit Aerzten besser versorgt werden würde. Es ist das Gegentheil eingetreten. Die

Digitized by Google

Zahl der Aerzte hat abgenommen und dieselben haben sich mehr in den Städten angesammelt. Aehnlich ist es mit den ärztlichen Räthen.

Die auffallende Häufigkeit der Sanitätsräthe, Medicinalräthe und Geheimen Sanitätsräthe in den Städten erklärt sich eben dadurch, daß bei dem schwieriger gewordenen Erwerb das Aufrücken in diese Kategorie hier am besten sich lohnt, die dieser Kategorie zugebilligten Deserviten am ehesten zu erlangen sind. Im Widerspruch damit steht nicht, daß z. B. am Rhein die ärztlichen Räthe noch selten sind, da für die dortigen approbirten Aerzte bei den reichen Erwerbsquellen ein Zwang zum Eintreten in diesen Stand noch nicht so sehr empfunden wird.

Wenn man diese Verbreitungsursache nicht will gelten lassen, so bleibt kein anderer Erklärungsversuch übrig, als daß die praktischen Aerzte es z. B. im Regierungsbezirk Düsseldorf gegenüber Hannover um 6,2 mal schlechter verstehen, den Uebergang in die Kategorie der ärztlichen Räthe durch größere Tiefe und größeren Umfang des Wissens oder dergleichen mehr zu ermöglichen — eine Erklärungsweise, die uns zwingt, die im Regierungsbezirk Düsseldorf erworbene Qualification als eine besondere Auszeichnung zu begrüßen.

Im allgemeinen Interesse aber ist eine größere Verbreitung nur zu wünschen, um die Weiterentwickelung des heilenden Standes in Bezug auf Umfang und Tiefe des Wissens und die Verbesserung der socialen Stellung auch für einfache praktische Aerzte fruchtbar zu machen. Auch der Staat hat seine Pflicht hier erkannt und für größere Gleichmäßigkeit in der Verbreitung dieses Standes zu sorgen angefangen. K. K.

Literatur und Kunst.

Tallemant des Réaux.

Zur Literaturgeschichte Frankreichs im 17. Jahrhundert.

Für das lesende Publicum in Deutschland faßt sich die französische Literatur des 17. Jahrhundert fast einzig in den Werken Corneilles, Racines, Molières und in den Briefen der Frau von Sévigné zusammen. Für Gelehrtere kommen wohl noch St. Simons Memoiren, und Larochefoucaulds misanthropische, aber leider oft nur zu wahre „Maximen" hinzu. Letzterer, obwohl von jeher etwas schroff, galt doch, so lange er noch Prinz von Marsillac hieß, d. h. in seiner Jugend, für einen ziemlich wilden Cavalier, und die trübe Anschauungsweise, die in seinen „Maximen" den Grundton bildet, ist wohl nur das Resultat seiner später erworbenen Menschenkenntniß.

Gar manche literarische Erzeugnisse, aber bei uns sehr wenig oder gar nicht gekannt, werfen auf das geistige und gesellschaftliche Leben des 17. Jahrhunderts ein so lebhaftes Licht, daß sie einer größeren Beachtung würdig werden, und sich einem lebhafteren Interesse empfehlen. Unter ihnen darf man Tallemant des Réaux' „Historietten" unstreitig einen sehr hervorragenden Rang einräumen; das Originalmanuscript derselben befand sich in den Händen des Marquis von Chateaugiron; sie erschienen zum ersten Male im Jahre 1833, herausgegeben von Mommerqué, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, und umfassen die ganze erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, da sie erst mit dem 1657 erfolgten Tode des Verfassers enden.

Dieser Theil des 17. Jahrhunderts war im Ganzen genommen doch eine recht seltsame Epoche, wo Ludwig XIII., auf den Fensterscheiben herumtrommelnd, Diesen oder Jenen herbeirief um sich mit ihm zu „langweilen", und dann Vitry zum Marschall von Frankreich machte, weil er Concini (Marschall d'Ancre), den der König, freilich mit vollem Rechte, gründlich haßte, vor der Thür des Louvre niederschoß. Die raffinirte Eleganz der höheren Kreise unter Heinrich III. verschwand, und die Gesellschaft, unter der man nur Hof und Adel verstehen darf, nahm ein derberes, roheres Wesen an, weit entfernt von der liebenswürdigen Feinheit der früheren und der späteren Zeit. Gewisse Familien und Kreise erhielten sich allerdings hoch über der neuen Richtung, und ihre musterhafte Lebens-, Denk- und Sprachweise läßt eben nur bedauern, daß sie nicht die zahlreichsten waren. Die reizende, unter den letzten Valois herrschende Kleidung war einer geschmacklosen, steifen und schwerfälligen Tracht gewichen, und es scheint, daß selbst in den obersten Regionen die äußere Haltung wohl Manches zu wünschen übrig gelassen, da Tallemant sowohl wie der strenge St. Simon, der ja selbst der höchsten Aristokratie angehörte, so oft beide irgend Jemandes, wie der Marquisin von Rambouillet, des Marquis von Pisani, oder der Prinzessin von Conti lobend gedenken, hinzuzufügen für nöthig halten: „Uebrigens war sie oder er, auch sehr reinlich."

Selbst die Sprache war zu einer so derben Freiheit des Ausdrucks gelangt, daß wir derselben heute nur noch das Epitheton des krassesten Cynismus beilegen könnten. Daß St. Simon, Tallemant und andere Den, der unredlich gehandelt, ohne Rücksicht auf Rang und Stellung „einen Spitzbuben" nennen, daß sie die Laster bis in die höchsten Regionen hinauf unerbittlich stigmatisiren, ist eine durchaus anerkennenswerthe Offenheit; daß sie dabei jedes Ding ungescheut bezeichnen und mit seinem Namen charakterisiren, mag auch noch als üblich in jener Zeit hingehen; nicht ohne Widerwillen aber sieht man Männer und Frauen sich in der Unterhaltung oft einer haarsträubend schmutzigen Sprachlicenz hingeben; die scherzhaften Gespräche zwischen der Königin Marie von Medicis, Heinrichs IV. Gemahlin, und Bassompierre z. B. überschreiten in dieser Beziehung alle Grenzen, die selbst die äußerste Nachsicht sich zu ziehen erlauben möchte, und die Herzogin von Verneuil, eine der vielen Schönheiten, die dazu beigetragen, Heinrich IV. mit dem Beinamen des „vert galant" zu schmücken, konnte diesem vor allen Anwesenden sagen: „Es ist ein wahres Glück für Sie, König zu sein, sonst könnte Sie Niemand ausstehen; Sie riechen ja wie die Pest."*)

Tallemant seigneur des Réaux gehörte einer reichen, angesehenen und wohlsituirten Familie an; was und wie er geschrieben beweist, wie ausgebreitet seine Bekanntschaften und Beziehungen gewesen, und daß er das Meiste aus eigener Anschauung kennen gelernt haben muß; es finden sich fast überall so intime und bezeichnende Details, daß die Annahme wohl nicht zulässig ist, der Autor sei zu deren Kenntniß nur durch „Hörensagen" gelangt. Tallemant ist ein sehr scharfer und scharfsinniger, obwohl nicht immer eben wohlwollender Beobachter; die Behauptung jedoch, er habe diesen Mangel an Wohlwollen nur auf ihm mißfällige Personen ausgedehnt, wäre ein ungerechter Vorwurf; er lobt im Allgemeinen was ihm lobenswerth scheint, theilt aber mit einer Art von vergnüglichem Behagen seine Geißelhiebe auf Sachen und Menschen aus.

Tallemant, der sein Werk mit den bescheidenen Worten beginnt: „Ich nenne diese Sammlung Geschichtchen, weil es nur kleine Memoiren sind, die gar keine Verbindung unter einander haben; ich befolge darin nur eine gewisse Zeitfolge, um keine Verwirrung hineinzubringen", hat das große Verdienst, uns hie und da mit einer kurz hingeworfenen Bemerkung über manches, selbst für den Geschichtsforscher Kennenswerthe zu belehren, wie z. B.: „Heinrich IV., um einen geheimen Ausgang aus Paris zu haben, ließ vom Louvre aus einen bedeckten Weg nach den Tuilerien machen, die damals noch nicht innerhalb der Stadtmauern lagen." Dergleichen kurze, immer präcise Andeutungen finden sich mehrfach und gewähren uns einen lehrreichen Blick auf Zeit und Ort, auf Umstände und Menschen; und die Wahrheit seiner Anführungen finden wir oft durch St. Simon und Andere bestätigt.

Durch Tallemant werden wir auch wieder mit manchen, heut ganz vergessenen, literarischen Berühmtheiten seiner Zeit in Berührung gebracht. Wer weiß jetzt noch etwas von Gombaud, Patru, Ménage oder Conrart und tutti quanti? Für

*) Sie bediente sich viel stärkerer Ausdrücke.

Digitized by Google

alle diese Schriftsteller scheint in einer Beziehung es auch damals wirklich das goldene Zeitalter gewesen zu sein. Irgend einer dieser Herren verfaßt über irgend etwas ein dickleibiges Buch; Gombaud schreibt eine Kritik dieses Werkes in drei Foliobänden, ein dritter nun liefert, ebenfalls in drei Quartbänden, eine Kritik der Gombaud'schen, und alle finden Verleger und Leser!

Die Historietten sind jedoch nicht ausschließlich, oder selbst nur vorzugsweise den Schriftstellern gewidmet; in annähernd zweihundert prächtig gezeichneten Porträts zeigen sie uns alle hervorragenden, der Epoche ihren Charakter gebenden Persönlichkeiten, und bilden für den intelligenten Leser gewissermaßen einen Geschichtscursus jener Zeit. Mit seltenem Talent hat der Autor dabei alles Trockene vermieden, die Aeußerungen, die er den von ihm Geschilderten entnimmt, sind immer der Art, daß sie nicht nur den persönlichen Charakter der Leute, sondern auch den pikanten Geist, der in der Gesellschaft überhaupt herrschte, wohl bezeichnen. So erzählt er z. B., daß bei Abhaltung eines Ordenkapitels, als Heinrich IV. dem Herrn von La Vieuville das Ritterhalsband anlegte, und dieser, der üblichen Formel gemäß, sagte: „Herr, ich bin dessen nicht würdig," Heinrich antwortete: „Ich weiß es recht gut, aber mein Cousin von Nevers hat mich darum gebeten"; ein anderes Mal führt er an, daß Roquelaure (später Herzog und Marschall) einem Capitän sagte, der, dem königlichen Beispiel folgend, von der protestantischen zur katholischen Religion übergetreten war, und zur Belohnung dafür ein Gouvernement erhalten hatte: „Ihre alte Religion muß aber doch wohl die bessere gewesen sein, da man Ihnen bei der neuen so viel hat zugeben müssen." Vom Grafen von Angoulème (dem Sohne Karls IX. und der Marie Touchet), von dem Tallemant sagt, daß er einer der ausgezeichnetsten Männer hätte sein können, wäre er nicht ein gar zu arger Spitzbube, führt er verschiedene Aeußerungen an, die diesen alten Sünder auf das Köstlichste malen. Seine Leute drangen einmal in ihn um endliche Bezahlung ihrer Löhne. „Was, Ihr Schufte, ist das nicht Eure Sache?" ruft Angoulème, „liegt mein Hotel nicht zwischen vier lebhaften Straßen? Ihr habt alle Degen und Pistolen, könnt Ihr nicht selbst für Euch sorgen?" Heinrich IV. richtet an Angoulème die, im Munde eines Königs freilich etwas seltsame Frage: „Sagen Sie doch, mein Cousin, wie viel bringt Ihnen wohl Ihre Falschmünzerei ein?" und erhält zur Antwort: „Ich weiß gar nicht, Sire, was Sie sagen wollen; in meinem Schlosse Grosbois habe ich eine Stube für viertausend Thaler jährlich an einen gewissen Merlin vermiethet und bekümmere mich nicht darum, was er da macht!"

Tallemants sicherer und scharfer Blick bewährt sich überall; wie richtig beurtheilt er Heinrich IV. mit den Worten: „Wäre dieser Prinz als König von Frankreich geboren, und im ruhigen Besitz des Thrones gewesen, so hätte er gewiß nichts Hervorragendes geleistet; er wäre in Ausschweifungen zu Grunde gegangen, da er so schon so oft die wichtigsten Angelegenheiten liegen ließ, um seinem Vergnügen nachzulaufen. Er war weder sehr freigebig noch dankbar, lobte niemals Andere und rühmte sich stets selbst wie ein Gascogner, der er war. Dagegen hat man nie einen so menschlichen und gütigen Fürsten gesehen, der mehr sein Volk geliebt und für das Beste des Staats sich mehr bemühte, wie er; in Allem zeigte sich die Lebendigkeit seines Geistes, und eine feine Satire wußte er wohl aufzunehmen."

Tallemant, wie streng und würdig sonst auch seine Denkungsart sein mochte, gehört jedoch in so weit seiner Zeit an, daß er ganz ruhig ohne weitere Bemerkungen Dinge erzählt, wie: „Wenn Zamet — der damalige Rothschild, bei dem der König und die Prinzen galante Partien zu machen pflegten — die Herzogin von Beaufort (Gabriele d'Estrées, die schöne Gabriele) vergiftet hat, wie man sagt, so hat er dem König einen großen Dienst erwiesen, da dieser die Dummheit begehen wollte, sie zu heirathen . . ."; oder: „Der Herzog von Mayenne, ziemlich kitzlich in diesem Punkte, ließ Herrn von Sacremore ermorden." Wirft dergleichen nicht ein ganz eigenes Licht auf den gesellschaftlichen und moralischen Zustand jener Zeit?

Nur in seiner sehr strengen Beurtheilung Ludwig XIII. weicht Tallemant durchaus vom Herzog von St. Simon ab, der diesem Könige einen fast abgöttischen Cultus geweiht hat, der aber auf die große Dankbarkeit begründet war, die er und sein Haus Ludwig schuldig war. Des Herzogs Vater war ziemlich obscur und ohne Verbindungen an den Hof gekommen und bald zu besonderer Gunst gelangt. Dem Könige, dessen einzige Leidenschaft die Jagd war, hatte er sich dadurch zuerst empfohlen, daß er auf dem Relais ein frisches Pferd so zu halten wußte, daß der König von dem seinen den Fuß sogleich in den Steigbügel des wartenden Pferdes setzen konnte, ohne abzusteigen, was Zeitverlust vermied. Gefragt, wodurch St. Simon die große Gunst, in der er stand, verdient habe, erwiederte Ludwig: „Er schont seine Pferde, gibt mir eine sichere Auskunft über den Stand der Jagd, und wenn er das Horn bläst, thut er es ohne zu speien." Gewiß sehr bedeutende und treffliche Gründe, diesen Herrn zu den höchsten Würden und Ehrenstellen zu erheben.

Tallemant, in seiner oft sarkastischen Weise die Menschen zu schildern, zeigt uns sehr wohl, was es Ungeregeltes und Tadelnswerthes in der Gesellschaft gab; er weiht uns aber auch in so vieles Liebenswürdige und Anziehende dieser geistreichen und nach manchen Seiten hin so bedeutenden Gesellschaft ein, daß man ihr Interesse und Zuneigung nicht versagen kann.

In der That herrschte in fast allen Klassen der lebhafteste Geschmack an pikantem Witz und an Allem, was geistreich war, eine hohe Verehrung für Alle, die eine geistige Ueberlegenheit besaßen, und hierin verschmolzen sich auch alle, sonst so scharf geschiedenen Kasten. Die Träger der größten Namen Frankreichs, die Guise und Longueville, Grammont und Turenne, Montmorency und Mortemart, brachten, nachdem sie dem Könige ihre Reverenz gemacht, mit Vorliebe ihre Abende bei Gourille, Sarrasin oder Marigny zu, deren von Geist und Witz strahlende Unterhaltung keineswegs außer ihrem Bereich lag, und in die sie wohl einzustimmen vermochten. Einige dem Bürgerstande angehörende Frauen, die Damen Cornuel, Pilou und Launay, berühmt wegen ihrer hohen geistigen Fähigkeiten, noch mehr aber wegen ihren feinen und hochpikanten Bonmots, vereinigten bei sich die glänzendste und gewählteste Gesellschaft und waren gesucht und umringt in den Salons der Herzogin von Chevreuse und Anderer.

Die Historietten nun werfen uns mitten in das lebhafte Treiben, in den geistigen Verkehr dieser Gesellschaft hinein; Alles, was zu ihr gehört, Fürsten und Prinzessinnen, Künstler wie Gelehrte, Jeder, der in irgend einer Weise sich auszeichnet, wird uns vorgeführt, treffend gemalt, und es entsteht so das „ensemble", das vollständigste und gelungenste Bild der ganzen Epoche. Tallemant widmet einige seiner Historietten, eingehender wie gewöhnlich, dem „Hotel de Rambouillet". Dort versammelte sich in der That die Elite der Talente und geistig Befähigten, Aller, die in Kunst und Wissenschaft glänzten oder deren persönliche Vorzüge den Zusammenkünften Reiz und Anmuth zu verleihen vermochten.

Der Marquis von Rambouillet, aus dem Hause Angennes, war selbst ein in jeder Hinsicht bedeutender Mann. Nicht nur tüchtiger und bewährter Kriegsmann, war er auch mit den wichtigsten politischen Missionen betraut worden; er war Vicekönig von Polen vor Heinrichs III. Ankunft daselbst, später Gesandter in Spanien gewesen, und hatte auch verschiedene Unterhandlungen während der inneren Parteienzerspaltung mit Geschick und Erfolg geleitet. Die allgemeine Hochschätzung umgab ihn trotz einiger kleinen Schwächen.

Die Marquise von Rambouillet, Tochter des Marquis von Pisani, bedeutend jünger als ihr Gemahl, hing mit hoher Verehrung an ihm und wurde von diesem stets innig geliebt. Reich begabt an Geist und Herz, von seltener Bildung und unbefleckter Sittenreinheit, hatte sie in Beziehung auf letztere so strenge Begriffe, daß sie schon von ihrem zwanzigsten Jahre an nicht mehr bei Hofe erscheinen wollte, weil das an diesem herrschende Treiben ihr Zartgefühl verletzte. Sie hatte die umfassendsten Talente; das geschmackvolle Hotel Rambouillet war nach ihren Zeichnungen ausgebaut, seine prachtvollen und berühmten Garten-

Digitized by Google

anlagen nach ihren Angaben hergerichtet worden, so daß die Königin Mutter, als sie den Palast Luxemburg bauen ließ, ihren Architekten Rambouillet zum Muster gab. Tallemant nimmt hier Gelegenheit, uns durch eine der ihm eigenen kurzen Bemerkungen zu lehren, daß Frau von Rambouillet die Erste war, die ein Zimmer anders als roth oder graubraun hat malen lassen.

Die Herzensgüte und Wohlthätigkeit der Marquise waren sprüchwörtlich, eine treuere, aufrichtigere und aufopfernde Freundin mochte schwerlich zu finden sein; eine ihrer größten Freuden war, Allen, die Beziehungen zu ihr hatten, angenehme Ueberraschungen zu bereiten, auch hatte sie das große Talent, nicht blos Heiterkeit um sich zu verbreiten und Vergnügen zu machen, sie wußte sich auch selbst so recht von Herzen mit Andern zu amüsiren, mit ihnen froh zu sein.

Selbst Tallemant, der nicht leicht die verwundbaren Stellen der Menschen unberührt läßt, findet von der Marquise nur hie und da ein Wort zu sagen, was nicht eine Lobeserhebung ist; er scheint im Ganzen ein besonderer Verehrer des ganzen Hauses gewesen zu sein; nachdem er erwähnt, daß die Frau Prinzessin (von Condé) und der Cardinal von La Valette zu den besonderen Freunden der Marquise gehörten, fährt er fort: „Das Hotel Rambouillet war gewissermaßen das Theater aller ihrer Belustigungen, und der Vereinigungspunkt der Besten und Feinsten vom Hofe und unter den Schöngeistern des Jahrhunderts.“ Eine Hauptrolle unter den Intimsten des Hauses spielte die schöne, geistvolle und kenntnißreiche Mlle. Paulet, dieselbe, zu der sich Heinrich IV. in dem Augenblick begab, als er von Ravaillac ermordet wurde. Ihre mannigfachen Talente, namentlich in der Musik, machten sie zu einem der Glanzpunkte der Gesellschaft, und die treue Anhänglichkeit, die sie den Rambouillets erwiesen, belohnte diese für die Freundschaft, die sie bei ihnen gefunden.

Die gefeierte Zierde des Hauses aber war die älteste Tochter, Julie Lucile von Angennes. Wenn auch, als Schönheit, in sehr übertriebener Weise von den Dichtern der Zeit gepriesen, verdiente sie doch durch Anmuth und Liebenswürdigkeit und alle Eigenschaften des Geistes und Herzens die Bewunderung Aller. Gewiß hat ihre belebende und anregende Einwirkung manche der besten poetischen Erzeugnisse der Zeit hervorgerufen. Daß es ihr so an zahlreichen Anbetern nicht fehlen konnte, versteht sich von selbst; die ausdauerndsten waren Voiture, der Dichter, und der Herzog von Montausier. Man hatte sie früher mit dem ältern Bruder des letzteren verheirathen wollen; er fiel jedoch im Kriege, und der jüngere Bruder, bis dahin Herr von Salles genannt, der Julie schon lange im Stillen liebte, wurde Bewerber, sprach sich jedoch erst nach vier Jahren aus; Julie erklärte die Ausdauer und Treue Montausiers erst auf die Probe stellen zu wollen, dies that sie nun — vierzehn Jahre lang! Als sie endlich mit ihrer Hand die Beständigkeit ihres Anbeters zu belohnen einwilligte, war sie achtunddreißig Jahre alt. Ihre Ehe war übrigens eine vollkommen glückliche. Julie selbst hat nur Weniges geschrieben, sie und ihre Mutter jedoch haben durch ihre geistige Ueberlegenheit unstreitig einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Gesellschaft jener Zeit ausgeübt, und auch die von Allen anerkannte Reinheit ihres Lebenswandels ist nicht ohne wohlthätige Einwirkung auf ihre Umgebung und Alle, die mit ihnen Beziehungen unterhielten, geblieben.

Es ist wahr, daß man selbst im Hotel Rambouillet hie und da der Mode der Zeit in Kleinigkeiten huldigte, daß man z. B. sich Namen aus den Romanen der Epoche oder aus speciell für die Gesellschaft des Hauses gemachten Dichtungen beilegte. Im Ganzen aber war das dort herrschende geistige Treiben ein so überlegenes, die Sprache eine so gewählte und verfeinerte — und in so strengem Contrast mit dem Sprachcynismus anderer Kreise —, daß es nicht richtig ist, wenn man behauptet, die „Précieuses ridicules“ seien eine Satire auf das Hotel Rambouillet und den dort vereinigten Cirkel. Molière selbst hatte viel zu viel Geist, um nicht anzuerkennen, daß die dort befolgte Richtung eine hochpreiswerthe sei; er hat unstreitig nur die Uebertreibungen ungebildeterer Nachahmer, namentlich des Bürgerstandes, der sich damit einen Anschein seiner Eleganz geben wollte, züchtigen wollen.

Der Cardinal Richelieu hatte, trotz seiner vielen politischen Sorgen und Arbeiten, doch ein sehr aufmerksames Auge auf die Gesellschaft des Hotel Rambouillet. Die innere Politik jener Zeit war ein ewiges Intriguenstück, das sich zwischen ihm, dem Könige, den beiden Königinnen, dem Herzog von Orleans, den Prinzen und anderen vornehmen und mächtigen Personen abspielte; der Cardinal, stets argwöhnisch und mehr wie einmal seiner Stellung nicht sehr sicher, suchte den Umstand, daß in dem anziehenden Hotel Rambouillet die hervorragendsten Personen so ziemlich aller Parteien zusammenkamen, zu benutzen, um durch einige seiner wärmsten Anhänger, die ebenfalls dort eifrige Besucher waren, hie und da irgend eine unfreiwillige oder unbesonnene Aeußerung zu erfassen oder hervorzurufen, die ihn auf die Spur eines gegen ihn gerichteten Complots führen, oder ihm Freunde und Feinde näher kennen zu lernen dienen konnten.

Ein anderer Grund des Interesses, das der Cardinal am Hotel Rambouillet, dem Vereinigungspunkte aller Schöngeister der Epoche, nahm, liegt aber darin, daß er selbst schrieb und dichtete; es existiren einige Abhandlungen und mehrere Komödien, wie „Europa“, „Mirame“ u. A. von ihm. So groß jedoch unstreitig der Cardinal als Staatsmann war, so unbedeutend ist er als Schriftsteller gewesen, und alle seine Erzeugnisse bleiben weit hinter dem Mittelmäßigen zurück. Mehr wie einmal übrigens hat er erklärt, daß „Verse machen“ seine höchste Freude sei; er schloß sich dazu ein und selbst um der dringendsten Staatsgeschäfte wegen durfte man ihn nicht stören. D'Estoiles, Chapelain und namentlich Desmarets halfen ihm seine Erzeugnisse zurechtstutzen. Nicht immer jedoch wollte er sich ihren Bemerkungen unterwerfen; d'Estoiles machte ihn einmal darauf aufmerksam, daß einer seiner Verse nicht weniger als drei Silben zu viel hatte, und erhielt zur Antwort: „Schadet nicht, ich werde schon machen, daß sie durchgehen“, als wäre von einem Polizeiedicte die Rede. Dabei hatte er die kleinliche Eitelkeit aller Mittelmäßigkeiten in Literatur und Kunst; eifersüchtig auf bedeutendere Leistungen Anderer, schienen ihm diese stets einen beeinträchtigenden Schatten auf seine eigenen zu werfen.

Tallemant, der in seinen Historietten dem Cardinal Richelieu einen längeren Artikel widmet, beurtheilt ihn in Allem, in Gutem wie in Tadelnswerthem, sehr richtig und vorurtheilsfrei, und wir erfahren durch ihn manche Einzelnheiten, die der Geschichtsschreiber, der in großen Zügen malt, vernachlässigt oder nicht kennt, die Tallemant aber durch seine persönliche Bekanntschaft mit Allen, die in irgend einer Weise Beziehungen zum Cardinal hatten, zu erfahren in der Lage war. Diese Einzelnheiten aber sind nicht nur sehr charakterisirend, sondern auch hochwichtig zur vollständigen Kenntniß der Epoche, und lehren uns mehr und mehr, daß diese das Gepräge des grellsten Egoismus trägt. Jeder drängt und strebt nur nach Macht und Größe für sich und die Seinigen, ohne jede Rücksicht auf das allgemeine Wohl und Diejenigen, die er stürzen muß, um sich zu erheben. Die Historietten geben auch einen neuen Beweis, und einen sehr präcisen, von der hochbedeutenden Rolle, welche die vornehmen Damen in der Politik, d. h. im damaligen Intriguenkampfe, spielten. In Alles sind sie gemischt; viele Unterhandlungen, und oft die schwierigsten, werden durch sie geleitet, oder können wenigstens ohne ihre Betheiligung nicht durchgeführt werden.

Dies Alles nun zeigt uns Tallemant ohne jede Prätension, im leichten und liebenswürdigen Stil kleiner Personenschilderungen, die aber so vollständig und charakterisirend sind, daß wir durch sie das vollständigste und gelungenste Bild der ganzen Epoche in Verhältnissen und Menschen gewinnen. Freilich muß der Leser, und noch mehr die Leserin, auf eine sehr große Freiheit in der Ausdrucksweise, und, da Tallemant nichts verschweigt, fast immer auf sehr seltsame Details gefaßt sein.

E. Coßmann.

Digitized by Google

Die neuen Serapionsbrüder.

Roman in 3 Bänden von Karl Gutzkow.*)

Im Stande der Unschuld stellt man sich die Entstehung der Dichterwerke doch ein wenig anders vor als später, wenn man schon einen Blick hinter die Coulissen dieser Welt gethan hat. So mag es auch ein recht naiver Glaube sein, daß selbst ein bedeutender Dichter nur einmal im Leben einen großartigen, originellen und wahrhaften Zeitroman schreiben könne. Ein socialer Roman, wenn er nicht lediglich dazu bestimmt ist, in Leihbibliotheken ein stofffhungriges Publicum „abzufüttern", müßte doch wenigstens an einer Gestalt die Kämpfe und Ziele der Zeit, ihre Einwirkungen auf den mitstrebenden Menschen und die Entwickelung desselben schildern. Es wäre beinahe eine Beleidigung des Lesers, hier erst noch an „Wilhelm Meister" zu erinnern.

Die intime Kenntniß der Menschenseele, ohne welche kein Romanheld gelingen wird, erwirbt der Dichter jedoch nur im Studium einer einzigen Person, im Studium seiner selbst. Nur der Autor selbst ist sich für die Erforschung des geistigen Lebens eine reine und erste Quelle; alles Andere ist Vermuthung, Analogie, Täuschung oder — Wiederholung. Nur an sich selbst hat der Autor einen treuen Spiegel seiner Zeit. Jene Ansicht, daß der bedeutende Schriftsteller sich mit nur einem Zeitroman — einem, aber einem Löwen! — begnügen müsse, ist darum trotz ihrer Naivetät vielleicht doch nicht ganz unhaltbar, wenn auch ihr gegenüber manche Berühmtheit, die alljährlich, bei Gefahr des Vergessenwerdens, ihren gewohnten dreibändigen Zeitroman zu Wege bringt, in einem seltsamen Lichte erscheinen müßte. So naiv ist jener Glaube freilich nicht, daß er das Verbot der Vielschreiberei auch auf den historischen Roman ausdehnen möchte. Die Schachte der Welthistorie sind tief; wer nur die echte Wünschelruthe des Goldgräbers besitzt, kann trotz der Concurrenz aller Minengräber dort immer noch und immer wieder lauteres Gold emporfördern.

Eine andere Ausnahme ist dann einzuräumen, wenn ein seltenes Talent nach Abschluß seiner ersten innern Kämpfe ein höheres Alter erreicht und in dieses Alter eine außerordentliche Zeit fällt, die neue Bilder und Gestalten, neue Kämpfe und Ziele, neue Errungenschaften und Weltanschauungen an ihn heranbringt. Unsere Zeit nun ist außerordentlich. Es ist darum nicht zu verwundern, daß die noch lebenden Dichter aus älteren Generationen, das inzwischen von ihnen selbst Erreichte bei Seite lassend, mit den jüngern um die Wette der Neuzeit ihr Räthsel abzulauschen suchen, daß sie auf die neuen Fragen neue Antworten finden, daß sie zu ihrer alten Werkstätte „nach dreißig Jahren" zurückkehren — daß Karl Gutzkow ein Menschenalter nach seinem „Zauberer von Rom" sich wie damals wieder dem allgemeinen Strome entgegenstemmt.

Der alte Gegensatz, welchen man seiner Zeit mit den Worten „Idealismus" und „Realismus" zu — verschieben beliebte, ist in den Greisen noch nicht erloschen. Von Optimismus und Pessimismus hätte man reden sollen, wenn nicht auch diese Fremdworte alle Vorzüge und Fehler des Kautschuks an sich hätten. Optimisten und Pessimisten, Zufriedene und Malcontente stehen dem neuen deutschen Reiche ebenso geschieden gegenüber, wie einst den Domänen des seligen Bundesraths. Der Eine sieht heute noch die ganze Welt durch die rosigen Brillen seiner Jugend an, er freut sich alles Gewordenen, fördert das Werdende und versöhnt sich rasch mit allem Wirklichen. Die noch immer nicht um alle ihre Köpfe verkürzte Hofphilosophie mit ihrem Dogma von der „Vernünftigkeit alles Wirklichen" äußert ihre Wirkungen auch fort, wo man sie nicht erwarten sollte. Der „Realist" begnügt sich, die sichtbaren Modelle mit seinem besten Können und seinen besten Farben getreu nachzubilden, nur darum, weil sie ihm gefallen, weil er mit dem Gewonnenen zufrieden ist.

Gutzkow ist eine solchen Optimisten entgegengesetzte Natur. Die Unzufriedenheit, die Mutter des Idealismus, ist seine Muse. Es ist jene edle Unzufriedenheit, ohne welche kein menschlicher Fortschritt gedacht werden kann, ohne welche neben den größten Gräueln auch die größten Heldenthaten der Weltgeschichte unerklärlich wären, die Unzufriedenheit, ohne welche unser Urahn wohl schwerlich zum ersten menschlichen Kleidungsstück gegriffen hätte, kurz jene Eigenschaft, welche für ihren Träger eher ehrenvoll als angenehm sein dürfte. Viele Jahrzehnte sind unter Schlachten und Siegen, Bauten und Einstürzen vergangen, seitdem Karl Gutzkow zuerst an den Pfeilerchen unserer Gesellschaft zu rütteln begann, aber der Mann ist derselbe geblieben, noch immer beherrscht ihn die Schiller'sche Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands oder doch nach Göttern überhaupt.

Wovon handelt Gutzkows neuer Roman? Oder besser, wovon handelt er nicht? Die hohe Siegessäule und das Streberthum der Hauptstadt, Richard Wagner und weibliches Vereinsunwesen, der Philosoph des Unbewußten und die Gründer, Bismarck und die Thiergartenstraße, Alles, Alles und einiges Andere erhält ein Urtheil oder ein Streiflicht. Sätze, welche als Candidaten für Büchmanns Sammlung „geflügelter Worte" auftreten, sind nicht selten. Gutzkow ist ein Verschwender, der Gold, Silber und Nickel in Haufen bei sich trägt; während er es freigebig verstreut, nimmt er sich nicht erst die Mühe, die Geldsorten zu sondern.

Gutzkows eigenthümlicher Geist wirkt so ansteckend, daß man gleich ihm vom Hundertsten in's Tausendste geräth, kaum daß man beim Schreiben an ihn zu denken gezwungen wird. Man müßte jedoch ein ganzer Gutzkow und in der Form noch mehr als Gutzkow sein, um den vielverschlungenen Inhalt seines Romans klar und erschöpfend in Kürze nachzuerzählen. Es ist wie beim Eintritt in einen großen, fashionablen Restaurationsgarten. Der Fremde kann sich in der dichtgedrängten Masse der Besucher trotz des hellen Gaslichtes nicht sobald zurecht finden; ein Eingeweihter muß ihn erst belehren: hier sitzen die Maler mit ihren Käufern und Bestellern, dort wimmeln die Vertreter der Börse mit ihren Frauen, dort moquiren sich die Schriftsteller über die Andern. Oder man müßte ein geborener Stratege sein, um die Massenbewegungen mit einem Blicke beherrschen zu können, mit welchen Gutzkow in seinen großen Romanen zu wirken pflegt; auch die handelnden Personen der „Serapionsbrüder" könnte man nach drei großen Lagern ordnen, welche alle — um bei dem Bilde zu bleiben — mit grobem Geschütz versehen sind.

Im ersten Lager campiren Gutzkows Aristokraten, eine Menschenklasse, welche zu bedauern wäre, wenn die Wirklichkeit dem Bilde des Dichters entspräche, und welche zu bedauern ist, weil sie dem Dichter so wenig Sympathien einzuflößen vermochte. Die einzige achtunggebietende und mit Liebe gezeichnete Gestalt aus diesem Kreise ist der alte Graf Treuenfels, ein ganzer Mann, der eine natürliche Tochter väterlich liebt, seinen leiblichen Neffen Udo jedoch der jungen Gräfin Ada Forbeck testamentarisch zum Gemahle hinterläßt, weil er deren Herrn Papa einmal niederduellirt hat; aber dieser alte Graf Treuenfels ist beim Beginn des Romanes schon todt. Seine Wittwe, eine häßliche, unbedeutende Prinzessin, tröstet sich bereits bei dem Gedanken an ein Mausoleum für den Verstorbenen und der junge Graf ist mit Ada verlobt, während deren Mutter und Bruder im Hinblick auf den reichen Schwiegersohn respective Schwager die aristokratischsten Schulden machen.

Das zweite Lager umfaßt die Vagabunden, die romantischen Existenzen, Leute, die ihren Beruf verfehlt haben. Am klarsten tritt Edwina hervor, eben jene natürliche Tochter des alten Grafen, ein Weib voll Geist und Sinnlichkeit, ein Aspasia ohne Harmonie, eine Phryne ohne Gemeinheit, hinreißend lebendig gemalt. Sie hat eine dunkle Vergangenheit, aus deren Nebeln gewisse schleierbedürftige Paragraphen des Strafgesetzes hindurchschimmern, sie erzwingt sich einen Antheil am Erbe des alten Grafen, sie erscheint als glänzendes Meteor in den bevorzugten Kreisen der Hauptstadt — man hört deutlich die Spatzen des

*) Berlin 1877, Verlag von S. Schottländer.

Digitized by Google

Berliner Thiergartenviertels zwitschern —, sie vereinigt in ihrem Salon die „Gesellschaft", bis wir sie einmal des Nachts, mit geschminkten Wangen, in verschossenen, grellen Gewändern auf dem Bürgersteig einer bekannten langen Straße wiederfinden, wo der eigene Pflegevater die Elende erschlägt. Ihr Bräutigam verkommt unter den Schrecken des Delirium tremens; es ist ein socialistischer Arbeiterführer, der im Dienste einiger „Gründer" wenige Monate lang sein niedriges Ideal des gesteigerten Lebensgenusses besessen, um im allgemeinen Zusammensturze der großen Schwindelzeit mitgerissen zu werden. Die Typen dieser Zeit: der geadelte Agent Cohn von Cohnheim, der heruntergekommene Träger eines alten Namens, der in Börsenpapieren specnlirende Privatmann, keiner fehlt in diesem Cirkel.

Den Mittelpunkt der Gutzkow'schen Heerschaaren bilden die schlichten Menschen, die Lieblinge des Dichters, welche aus Erkenntlichkeit für seine Neigung dessen eigenste Gedanken im Munde führen. Der prächtige alte Bildhauer Althing, der Erbauer des Mausoleums für den Grafen Wilhelm, ist der Alters- und Ehrenpräsident dieser Gesellschaft. Es ruht auf ihm wie der Fluch einer Müllner'schen Schicksalstragödie; seine erste Schöpfung ist vernichtet worden, da unvorsichtige Arbeiter das feuchte Thonmodell vor der Thüre des Ausstellungsgebäudes fallen ließen, und sein Mausoleum wird von den barbarischen Seelenfreunden der alten Gräfin verstümmelt werden, weil die engherzige Wittwe plötzlich von der längst verjährten Untreue ihres Gatten erfährt. Es scheint Anfangs, als ob der alte Bildhauer auch mit seinen Kindern viel Unglück erleben solle, denn sein Sohn Ottomar liebt — und nicht im mindesten unglücklich — die nunmehrige Gräfin Ada Treuenfels, die Frau seines besten Universitätsfreundes, während Helene, die liebliche Bildhauerstochter, mit dem schmeichelhaften Gedanken spielen kann, vom schönen und feingebildeten, wenn auch etwas unmännlichen Grafen Udo angeliebt zu werden. Goethes Wahlverwandtschaften liegen nahe, der encyklopädische Gutzkow würde zur Vergleichung an Schopenhauers „Tetragamie" erinnern. Doch endlich führen der Dichter und die Liebe Alles zu einer befriedigenden Lösung. Die Scheidung des gräflichen Paares wird vollzogen, Ada siedelt mit ihrem zweiten Gatten, dem Kreisrichter Ottomar Althing, in irgend ein polnisches Städtchen, Graf Udo erhält von Helenen das zierlichste aller Körbchen, diese selbst heirathet einen Andern. Die Geschichte dieses Andern wieder würde allein schon einem ärmeren Manne als Gutzkow den Stoff zu einem neuen Romane geboten haben. —

Bei Gutzkow kommt es nicht sowohl darauf an, an welche Fabel er die nöthigen Schlinggewächse seiner eigenthümlichen Gedanken und Urtheile anklammert, als vielmehr auf diese Gedanken und Urtheile selbst. Als ob er sich nicht damit begnügen könnte, in seiner eigenthümlichen Schreibweise gleichsam die Variationen zu den von ihm selbst gefundenen Motiven zu spielen, hat er in seinem neuen Romane sich noch besonders eine Art von Ventil geschaffen, durch welches er sich der „Tausend Gedanken", die sein Gehirn überfüllen, bequem und unauffällig entledigen kann, ohne ein eigenes Buch davon zu schreiben. Dieses Ventil ist sein Einfall, den Roman die „Serapionsbrüder" zu nennen, nach dem Vorgang von E. T. A. Hoffmann eine Montagsgesellschaft dieses Namens in einer Berliner Weinstube zu begründen, wo geistvolle Männer — in sämmtlichen Schriften Gutzkows kommt vielleicht kein einziger geistloser Mensch vor! — die Ereignisse des Romanes besprechen, über die Zeit und ihre hervorragenden Männer zu Gericht sitzen, den Dichter commentiren, kurz den Chor der antiken Tragödie in seiner neuesten Umgestaltung bilden. Sammelte sich doch der alte Chor auch um den Altar des Dionysos! — würde Gutzkow sagen. Die Idee wäre jedoch glücklicher, wenn nur alle Mitglieder des Serapionsbundes in das Räderwerk des Romans gleicherweise eingriffen oder alle ihre interessanten Reden unlöslich mit ihm verbunden wären. Ein philologischer Witz deutet das Grundproblem an. Die Mitglieder der Montagsgesellschaft bekennen sich, außer zu Serapion, auch zu Serapis, sie huldigen ihm als der Sonne der Nacht. Die Nachtseite des Daseins, die häßliche Kehrseite aller Dinge will Gutzkow in seinen Serapionsbrüdern beleuchten, und das ist ihm gelungen, so scharf und grell, daß Einem die Augen schmerzen. Schon in der Weinstube sind die Choleriker, die sogenannten Pessimisten seine Leute; die Zufriedenen dagegen sind Streber, Windfahnen, Ordenjäger. Dieser bittere Grundzug wird dem Romane bei Vielen schaden; er verhärtet die Züge der einzelnen Gestalten und drückt ein wenig den Helden. Dieser Ottomar Althing ist der eigentliche Vertreter unserer Zeit und als solcher ausdrücklich mit den nöthigen Attributen ausgestattet; wir müssen ihn achten und seine Handlungsweise in jedem Momente billigen, doch begreifen wir kaum, warum Ada sich in ihn gar so närrisch verliebt.

Das Urtheil über unbefriedigende Züge eines Werkes vom Dichter des „Zauberer von Rom" sollte vielleicht nicht so offen sein. Der Lehrer eines Kronprinzen, den ich einmal fragte, wie er denn den hochgestellten Zögling corrigire, wenn derselbe z. B. $2 \times 2 = 5$ setze, antwortete mir: „Ich pflege dann zu sagen: Sehr gut, kaiserliche Hoheit; aber nehmen wir an, es wäre 4, und fahren wir fort."

Bei einem Gutzkow sind solche Umschreibungen überflüssig und kleine Mängel ändern nichts an dem Werthe des Mannes. Wenn wir — und das ist bei literarischen Betrachtungen beinahe nothwendig — die neuere deutsche Literatur von der Erscheinung Goethes ab verfolgen, in dessen Geiste sich alles Vorhergegangene, wie die Wässer der Gebirgsquellen im vermittelnden Alpensee sammelt, so wird gerade Gutzkow durch die Universalität seines Wissens, durch die Fruchtbarkeit seiner Feder, durch die Vielseitigkeit seiner Anregungen als ein Wahlverwandter Goethes sich geltend machen. Diese Verwandtschaft hat er auch in seinem neuen Werke nicht verleugnet.

Fritz Mauthner.

Unsere deutschen Tondichter in den Gesammtausgaben von Breitkopf und Härtel.

Von Emil Naumann.

(Fortsetzung und Schluß.)

So komme ich denn auf mein erstes Wort zurück und beklage nochmals, daß man nicht eine besondere Serie, enthaltend die durch Mozart umgestalteten Orchesterpartituren Händel'scher Werke, der Ausgabe unseres Meisters einzureihen für gut fand. Doch halt — es bleibt uns auch nach dieser Seite noch eine Hoffnung übrig, da die Herausgeber der Mozartausgabe noch eine Supplement-Serie (somit die 24. ihrer Gattung) ankündigen, die das ganze Werk beschließen soll. Freilich wird uns dort gesagt, daß dieser Anhang lediglich dazu bestimmt sei, Berichte über die geübte Kritik zu geben, sowie werthvolle Fragmente und jetzt bereits verschollene Werke aufzunehmen und der Vergessenheit zu entreißen. Auch hier also ist von den Mozart'schen Instrumentirungen zu Händels Werken keine Rede. Nun findet sich aber am Schlusse eines durch Härtel 1876 publicirten Verzeichnisses der Werke der Mozartausgabe ein Index alles dessen, was jene Supplement-Serie enthalten soll, und hier finden wir nicht nur die von Mozart instrumentirten vier Händel'schen Werke mitaufgeführt, sondern es heißt auch in der Ueberschrift derselben: „Vorläufig finden keine Aufnahme in die Gesammtausgabe," und nun folgen die betreffenden Werke. Halten wir uns also an dies vielverheißende „Vorläufig", das allen guten Wünschen noch einen weiten Spielraum offen läßt. Jedenfalls geht aus dem Mitgetheilten hervor, daß das deutsche Publicum es gewissermaßen selber in der Hand hat, durch starke Betheiligung an der Mozartausgabe den Verlegern Muth dazu zu machen, uns auch mit den Partituren des Salzburger Meisters zu Händels Oratorien und Cantaten zu beschenken.

Mit welch' einem ungeahnten Schatze des Herrlichen und völlig Neuen die Gesammtausgabe Mozarts die Welt bekannt

Digitized by Google

machen wird, geht am schlagendsten aus der einfachen Thatsache hervor, daß von den 626 Werken des großen Tondichters, welche Köchel in seinem Verzeichniß namhaft macht, mehr als der dritte Theil, nämlich weit über 200 Nummern, niemals bisher veröffentlicht wurde. Aber selbst von den wirklich veröffentlichten Werken Mozarts sind viele bisher größeren Kreisen unbekannt geblieben; auch ward eine große Anzahl derselben entweder mangelhaft oder mit untergeschobenen Arbeiten vermischt publicirt und überdies von den verschiedensten Verlegern in den verschiedensten Typen und Formaten gestochen und gedruckt. — In den 24 Serien der Mozartausgabe dürfte Dilettanten und Musikern das meiste Neue unter den Rubriken begegnen, welche die Messen, Litaneien und Vespern, die Offertorien und Hymnen, die Cantaten, die Chöre mit Begleitung des Orchesters, die Divertissements, Cassationen und Serenaden für Orchester, die Märsche und Tänze für Orchester, die Streichduos und das Streichtrio, sowie die Sonaten für Orgel mit Begleitung enthalten. Unter den 15 Messen der ersten und unter den 7 Litaneien und Vespern der zweiten Serie wird selbst Musikern kaum die Hälfte bekannt sein, ebenso dürfte es sich mit den Offertorien und Hymnen und mit den Cantaten verhalten, von welchen dem großen Publicum eigentlich nur die Motette Ave verum corpus und Davidde penitente, Cantate für 3 Solostimmen, Chor und Orchester, erinnerlich sein werden. Unter den Cantaten sind nun aber ein aus zwei Theilen bestehendes und die Geschichte der Judith behandelndes Oratorium: La Betulia liberata, sowie zwei Freimaurercantaten, unter den Offertorien und Hymnen mehrere Kyries, ein Paar Regina Coeli, ein Psalm: De profundis, ein zweichöriges Offertorium und vieles Andere entweder von historischem Interesse, oder hervorragend durch große Schönheit. Ebensoviel für Manchen ganz Neues, darunter Werke, die zu den entzückendsten Schöpfungen Mozarts gehören, findet sich unter den Divertissements und Serenaden. Ich führe aus der großen Zahl derselben hier nur einige Prachtstücke an. Zu diesen zähle ich eine Ddur-Serenade für 2 Violinen, Bratsche, Baß, 2 Oboen, 2 Hörner, 2 Fagotte und 2 Trompeten; Köchel Nr. 250. Ferner eine Bdur-Serenade für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Bassethörner, 2 Waldhörner, 2 Fagotte und Contrabaß; Köchel Nr. 361. Sodann eine Cmoll-Serenade für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Hörner und 2 Fagotte; Köchel Nr. 388. Nicht weniger eine Serenada notturna für 2 Principal-Violinen, 1 Principal-Bratsche, 1 Principal-Violoncell, sowie für 2 weitere Geigen, Bratsche, Violoncell und Pauken; Köchel Nr. 239. Ueberdies ein Ddur-Divertimento für 2 Geigen, Bratsche, 2 Hörner und Baß; Köchel Nr. 334. Endlich eine Esdur-Serenade für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Waldhörner und 2 Fagotte; Köchel Nr. 375. Der Dresdener Tonkünstlerverein erwarb sich das große Verdienst, nicht nur diese, sondern noch viele andere herrliche, mehr oder weniger unbekannte Werke Mozarts zu Gehör zu bringen, und zwar eine große Anzahl derselben schon während der Jahre 1854 bis 1864. Die Esdur-Serenade hörte ich selbst vor einigen 20 Jahren im Dresdener Tonkünstlerverein zum ersten Male, wie sich dieselbe denn überhaupt (wenigstens in ihrer tönenden Ausführung) den meisten damals anwesenden Musikern als völlig unbekannt erwies. Um so größer und hinreißender war die Wirkung dieses Meisterwerks, das nicht nur durch die Fülle weihevoller Gedanken, sondern auch durch den quellenden Wohllaut seiner 8 Blasinstrumente und den berauschenden Zauber der Mischung ihrer Klangfarben sich sofort alle Herzen gewann. Man stelle sich vor, welche Sensation die Auffindung eines bis dahin verborgen gebliebenen Meisterwerkes Goethes aus dessen reifster Zeit unter allen Gebildeten hervorrufen würde, und man wird einen Begriff von den Gefühlen haben, die sich an jenem unvergeßlichen Abend der Gemüther aller Hörer bemächtigten. Welch' ein unglaublicher Gewinn für die gesammte musikalische Welt ist es, daß solche Schätze nunmehr gehoben und durch die Mozartausgabe auch dem großen Publicum zugänglich gemacht werden, und wie hohe Zeit war es, zugleich auf diese Weise dem hohen Genius Mozarts eine Schuld abzutragen, die darin bestand, daß in den mehr als 80 Jahren, die seit seinem Hingange verflossen sind, Tongedichte von der unsterblichen Schönheit der angeführten Werke, so gut wie gänzlich unbekannt bleiben konnten! —

Zu den Tondichtungen Mozarts, die nunmehr erst in weitere Kreise dringen werden, dürften auch die in der 15. Serie enthaltenen beiden Duos für Geige und Bratsche in G-dur und B-dur, das Duett für 2 Violinen in C-dur und das Divertimento für Violine, Viola und Violoncell in Es-dur gehören. (Im Köchel'schen Verzeichniß unter den Nummern 423, 424, 487 und 563 aufgeführt.) Das G-dur Duo für Bratsche und Geige hörten wir im vergangenen Winter an einem der Productionsabende des Dresdener Tonkünstlervereins und bewunderten darin, nächst der Genialität der originellen Composition, ganz besonders das Geschick, mit welchem uns Mozart darüber täuscht, daß er sich hier auf nur 2 Streichinstrumente zurückzieht. Wir empfinden in diesem, von allen Grazien umspielten Tongedicht weder irgend eine Lücke in der Harmonie, noch ein gewaltsames Bemühen, eine sich irgendwo fühlbar machende Leere zu verbergen, noch endlich die leiseste Monotonie in Beziehung auf Klangfarbe und Dynamik. Wir haben im Gegentheil überall die Empfindung einer vollständig in sich abgerundeten und abgeschlossenen Composition, die jedes Hinzutreten einer dritten Stimme als überflüssige Zuthat ausschließen würde und machen so auch hier wieder die Erfahrung, daß Mozart, auf wie geringe Mittel er sich auch zurückziehen mochte, damit immer ein in sich vollkommen abgerundetes Kunstwerk hinstellte, das, weil es eben den Eindruck des Willkürlichen völlig aufhebt, wie ein mit Nothwendigkeit entstandenes Product der organischen Natur auf uns wirkt.

Aber nicht nur in den Werken der bisher angeführten Gattungen, sondern auch in den Serien: 5, 7, 8, 21 und 22, die Mozarts Opern, seine ein- und mehrstimmigen Lieder mit Clavierbegleitung, seine Kanons für Singstimmen, seine Sinfonien für großes Orchester, sowie seine Variationen und kleinere Stücke für Clavier enthalten, wird dem großen Publicum und den Musikern Vieles unbekannt und neu sein und jedenfalls keine dieser Gattungen von Compositionen ihnen bisher in gleicher Vollständigkeit vorgelegen haben. Von den Opern sind eigentlich nur der Don Juan, die Zauberflöte, die Hochzeit des Figaro und die Entführung aus dem Serail in die weitesten Kreise gedrungen, während der Idomeneo, der Titus, Cosi fan tutte und der Schauspieldirector, obwohl dieselben ebenfalls zu den bekannteren dramatischen Werken des Meisters gehören, sich dennoch, und zwar sowohl ihrer seltenern Aufführung, wie ihrer geringern Zugänglichkeit halber, schon auf ein kleineres Publicum beschränken. Außer diesen acht Opern zählt die 5. Serie deren aber noch zwölf, sowie eine besonders herausgegebene Balletmusik zur Oper Idomeneo, während die angekündigte Supplement-Serie bisher nur wenig gekannte, sehr werthvolle Bruchstücke zu der komischen Oper: „Die Gans von Cairo" bringen wird. Unter den Opern aus den Knabenjahren Mozarts sind besonders ein geistliches Schauspiel in drei Theilen, das den Titel führt: „Die Schuldigkeit des ersten Gebotes" und dessen erster Theil von Mozart herrührt, ferner die lateinische Komödie: Apollo et Hyacinthus, die deutsche Operette mit dem französischen Titel: Bastien et Bastienne, sowie als schon höchst interessante und reifere dramatische Producte der Frühzeit unseres Meisters: La finta Giardiniera, Opera buffa in 3 Acten, Zaide Oper in 2 Acten, und endlich die schon wahrhaft bedeutenden Chöre und Zwischenacte zu dem heroischen Drama: „Thamos, König in Aegypten", hervorzuheben, in welchen drei letzten Werken sich vielfach schon der Genius Mozarts in seiner ganzen künftigen Selbstständigkeit ankündigt und die zugleich die unmittelbaren Vorläufer seines unsterblichen Idomeneo sind. — Wie wenig im Allgemeinen auch Mozarts Sinfonien in ihrer Vollständigkeit bekannt sind, möge den zahllosen Verehrern des großen Tondichters daraus ersichtlich werden, daß die Härtel'sche Ausgabe deren nicht weniger als 41 (alle selbstverständlich in Par-

Digitized by Google

titur) bringen wird. Wenn nun auch die 7 Sinfonien, welche von unsern königlichen Kapellen und von den übrigen auf klassische Musik gerichteten Orchestern Deutschlands und des Auslandes gespielt zu werden pflegen, uns den Meister in seiner größten Reife in dieser Gattung seiner Kunst darstellen, so haben doch auch die noch übrig bleibenden 34 hierhin gehörigen Werke ein mehr als nur kunstgeschichtliches Interesse. Die die Repertoire unserer Concerte füllenden 7 Sinfonien Mozarts lassen sich übersichtlich als die in Es-dur und G-moll, als die beiden C-dur Sinfonien (darunter die größere, die Jupitersinfonie oder die Sinfonie mit Fuge genannt), sowie als die drei D-dur Sinfonien bezeichnen, welche letzteren wieder durch die Zahl ihrer Sätze unterschieden werden; nämlich als diejenige in 3 Sätzen, die in 4 Sätzen und eine (aus der Haffner-Serenade zusammengestellte) in 5 Sätzen. An die übrig bleibenden wenig oder noch gar nicht bekannten 34 Sinfonien unseres Meisters knüpft sich ein zwiefaches Interesse. Sie fesseln uns entweder als die Stufen, die von kindlichen Anfängen zu der höchsten Meisterschaft emporführen (die Arbeiten dieser Gattung haben nicht nur für den Kunsthistoriker und Aesthetiker, sondern auch für den an den zunehmenden Fortschritten des Genius sich belehren wollenden Componisten und praktischen Musiker eine hohe Bedeutung), oder sie sind dazu geeignet, unsere Theilnahme durch das viele Liebliche und Anmuthige zu erregen, das sie im Einzelnen enthalten. Finden sich doch selbst Werke darunter, die, ihrem ganzen Umfange nach, verdienen würden, aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen zu werden, da in ihnen heute noch ein unvergänglicher Schatz von Jugend lebt. Aber wir begegnen hier auch solchen Arbeiten, die wenn sie auch im Ganzen veraltet oder nur als Vorstufen des eigentlichen Mozart erscheinen, doch einzelne Sätze von wunderbarer Schönheit enthalten. Häufig ist der Contrast eines solchen einzelnen Satzes mit den übrigen Sätzen derselben Sinfonie, bezüglich seiner Empfindung, Stimmung und Kunstform, ein so gewaltiger, daß sich Einem unwillkürlich die Empfindung aufdrängt, hier habe Mozart Tonsätze, die, der Zeit ihres Entstehens nach, verschiedenen Epochen seines Schaffens angehören, in ein und demselben Werke zusammengestellt. Eine solche Voraussetzung streitet nun zwar im Allgemeinen mit der spontanen Art und Weise, in der Mozart seine Compositionen gewöhnlich hervorzubringen und ohne Unterbrechung auch sofort zu vollenden pflegte; die Thatsache aber eines höchst verschiedenen Werthes der Sätze ein und desselben Werkes bleibt demungeachtet für mehrere seiner Sinfonien bestehen. Man vergleiche beispielsweise nur das rührende und tief empfundene Andantino in G-dur, aus einer unter Nr. 297 bei Köchel angeführten kleinen D-dur Sinfonie, mit dem Allegro und Finale desselben Werkes. Während jenes zauberisch süße, wehmuthsvolle Andantino wie aus Mozarts reifster Zeit klingt, stehen dazu die beiden lebhaften Sätze, wenn auch an sich nicht ohne Feuer, doch außer allem Verhältniß, und tragen das Gepräge der Frühzeit des Meisters. Ich hatte dies längst wahrgenommen, ehe ich durch Jahn erfuhr, daß jenes Andantino wirklich um 5 Jahre älter sei, als die beiden anderen 1778 noch in Paris componirten Sätze. Nach solchen Erfahrungen würde ich es, trotz des Zetergeschreies und des Apage Satanas gewisser Herren von der Zunft, für kein Verbrechen an dem Genius Mozarts, sondern im Gegentheil für ein Verdienst halten das man demselben und der musikalischen Welt erwiese, wenn man mittelst solcher, aus jenen kleinen Sinfonien durch ihre höhere musikalische Bedeutung so auffällig hervortretenden Sätzen ein Paar ganz neue Sinfonien zusammenstellte, welche dann in allen ihren Theilen den klassischen Werken dieser Gattung unseres Meisters unbedingt an die Seite zu setzen wären. Es wäre doch schön, wenn uns unsere Concertrepertoire künftig, statt 6 oder 7 Sinfonien von Mozart, deren 11 oder 12 vorzuführen im Stande wären. Es fragt sich hierbei nur, ob wir Tonsätze, die sich, in der ungleichartigen Verbindung, in der sie jetzt noch verharren, trotz ihrer Schönheit niemals in unseren Concertsälen einbürgern würden, auch fernerhin in ihrer bisherigen Verborgenheit belassen sollen, oder sie derselben auf die Gefahr hin zu entziehen wagen, damit unseren Musikpedanten zu mißfallen. Selbverständlich würden wir nicht jedem Unberufenen das Recht zu Zusammenstellungen, wie die oben von uns vorgeschlagenen zuerkennen, bei denen auf eine im Ganzen verwandte und im Einzelnen dennoch contrastirende Grundstimmung der zu verbindenden Sätze, auf deren rhythmische Gegensätzlichkeit und auf ihre Abwechslung bezüglich Stimmführung und Orchesterbehandlung die feinfühligsten Rücksichten zu nehmen wären; derartige Zusammenstellungen dürften nur durch einen mit dem Genius des Meisters tief vertrauten, pietätsvoll zu ihm aufblickenden und nach echt musikalischen Gesichtspunkten die Auswahl vornehmenden Tonkünstler erfolgen. Gerade aber hierzu würde der vollständige Druck der Partituren der 41 Sinfonien sowie noch einer großen Anzahl anderer für sich bestehender sinfonischer Sätze, welche uns die Härtel'sche Gesammtausgabe verheißt, die schönste Gelegenheit bieten.

Von der Mozartausgabe erschienen bis jetzt die im Köchel'schen Verzeichniß als Nr. 49 und 65 angeführten beiden „kurzen" Messen (die sogenannte Missa brevis des katholischen Cultus) in G-dur und D-moll. Die erste derselben componirte Mozart als zwölfjähriger Knabe im Jahre 1768 in Wien. Otto Jahn sagt darüber: „Das kleine regelrechte Fugato: Et vitam zeigt, daß Mozart seine Schule bereits gemacht hat, und das kurz angebundene Osanna ist fest abgerundet." Am 7. December 1768 fand die Aufführung dieser Missa in Gegenwart des kaiserlichen Hofes statt und ward von dem kleinen Wolfgang selber dirigirt. Das Wiener Diarium sagt darüber, daß das Werk mit allgemeinem Beifalle und Bewunderung aufgenommen worden sei. Die zweite dieser kleinen Messen, componirt am 14. Januar 1769 zu Salzburg, zeigt uns, welche Fortschritte der dreizehnjährige Mozart während des Verlaufes eines einzigen Jahres gemacht. Wir begegnen hier schon einer entwickelten contrapunktischen Fertigkeit; das Fugato: Et vitam venturi ist von mehr als gewöhnlichem Interesse und der Anfang des Dona nobis höchst würdig. — Es erschienen ferner bisher von der Mozart'schen Gesammtausgabe die Lieder und Gesänge des Meisters mit Begleitung des Pianoforte, seine Kanons für 2, 3, 4 und 6 Stimmen nebst einem dreichörigen Kanon, sowie das Requiem. Das letztere unterlag der Redaction von Johannes Brahms und enthält genaue Angaben darüber, was in dieser, durch den Tod unterbrochenen Arbeit Mozarts von diesem selber, was dagegen von seinem Schüler Süßmayer herrührt. Die Lieder und Kanons unterwarf Gustav Nottebohm einer kritischen Durchsicht, und legt darüber in einem besonders beiliegenden Revisionsbericht Rechenschaft ab. Es ist sehr erfreulich, daß Breitkopf und Härtels auch die fernern Lieferungen der Mozartausgabe, wo dies nöthig wird oder wünschenswerth erscheint, durch Revisionsberichte erläutern lassen werden. Unter den erwähnten Kanons dürfte ebenfalls das Meiste größern Kreisen bisher unbekannt geblieben sein. Es findet sich darunter, neben manchem Ernstgemeinten und an den Kirchengesang Anknüpfenden, auch vieles höchst Spaßhafte oder bis zur Ausgelassenheit und derbstem Uebermuthe (hierhin gehören besonders die im Wiener Dialekte zu singenden Kanons) Gesteigerte. — Die Ausstattung dieser uns vorliegenden Lieferungen ist eine dem großen Unternehmen durchaus entsprechende und desselben würdige. Bei Vermeidung aller unnöthigen Raumverschwendung bleiben die Systeme, selbst bei großen Orchester- und Vocalpartituren, doch immer so weit von einander entfernt, als dies eine klare Uebersichtlichkeit erheischt. Die Notentypen, Stich, Druck und Papier sind vortrefflich, das Titelblatt der Umschläge ist von Professor Theodor Grosse in Dresden gezeichnet. Wir begrüßen es überdies als eine ganz vorzügliche Neuerung, daß die einzelnen Lieferungen das Jahr ihrer Veröffentlichung tragen. So heißt es unter der Ausgabe der Kanons, des Requiems und der Messen: „Ausgegeben 1877." Möchte es doch endlich allgemeiner Gebrauch bei Componisten und Verlegern werden, alle erscheinenden Tonwerke (wie dies im Buchhandel seit Jahrhunderten geschieht) mit dem Datum des Jahres ihrer Veröffentlichung zu versehen. Der Mangel irgend eines Anhaltes dieser Art auf den Titel-

Digitized by Google

blättern von Compositionen hat heute in der Musik nur noch für Modewaaren- und Fabrikarbeit eine Bedeutung, und zwar eine höchst klägliche. Der Käufer soll nämlich dadurch in der Täuschung erhalten werden, als wenn solche Artikel, die ja, wie die ihnen im Leben entsprechenden Luxus- und Toilettengegenstände, nur dann gelten, wenn sie modern sind, nicht von gestern oder vorgestern herrühren, das heißt hier, nicht schon seit ein oder zwei Jahren erschienen seien, womit ihr imaginärer Werth dahin sein würde. Echte Meisterwerke dagegen werden durch die Kunde davon, wie viel Jahre sie die Menschen bereits entzücken und hinreißen, nur eine neue Beglaubigung (wenn es dieser überhaupt bedürfte) für ihren unvergänglichen Werth gewinnen. Wie es denn als ein wahrer Triumph des Genius erscheint, daß es nöthig geworden, im Jahre 1877, also 86 Jahre nach Mozarts Tode, eine, seine sämmtlichen Arbeiten umfassende Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten.

Wenn von der Härtel'schen Mozartausgabe nur wenige Lieferungen bis zur Stunde vorliegen, so ist dagegen die Ausgabe der sämmtlichen Werke Beethovens zu ihrer Vollendung gediehen und auch die Ausgaben der Bach- und Händelgesellschaft, sowie die von Rietz kritisch revidirte Edition von Mendelssohns Werken gehen ihrem endlichen Abschluß mit starken Schritten entgegen. Was die Gesammtausgabe der Werke Mendelssohns anbetrifft, so enthält auch diese, obgleich kaum mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen ist, seitdem der Meister die Augen schloß, manches unerwartet Neue und Unbekannte; zwar nicht immer für die näheren Freunde und Schüler Mendelssohns, die die Arbeiten, welche sich im Nachlaß des Meisters vorfanden, entweder schon früher mitgetheilt erhielten, oder entstehen gesehen hatten, wohl aber für das größere Publicum. Auch dem Verfasser dieser Zeilen war es vergönnt, durch ein bisher unbekanntes Lied Mendelssohns, dessen Original sich in seinem Besitze befindet, die Härtel'sche Gesammtausgabe zu bereichern. Dasselbe stammt aus der schon so reifen Zeit der Entstehung der Ouvertüre zum Sommernachtstraum und behandelt Schillers Gedicht „Des Mädchens Klage". — Aber auch heute dürfte noch nicht Alles, was aus der Feder des Schöpfers der „Walpurgisnacht" hervorgegangen, dem deutschen Publicum vorliegen. In dieser Beziehung glaubt der Verfasser, der ein Schüler Mendelssohns war, von sich selber auf Andere schließen zu dürfen. Er besitzt z. B. das Manuscript eines noch gänzlich unbekannten reizenden Duetts für hohen Sopran und Bariton, von halb pathetischem, halb komischem Charakter, das selbst einem so nahen Freunde des hingegangenen Tondichters und einem so gründlichen Kenner aller seiner hinterlassenen Arbeiten, wie Julius Rietz in Dresden, völlig neu war. Dasselbe fällt, seinem Charakter nach, ebenfalls in Mendelssohns Jünglingsjahre und trägt darum auch schon völlig den Stempel der ihm allein eigenen musikalischen Individualität. — Als elfjähriger Knabe hatte Mendelssohn eine Ouvertüre zu einer komischen kleinen Oper, genannt „Die beiden Pädagogen", componirt und für einen Freund seiner Eltern vierhändig arrangirt. Der letztere machte mir die betreffende Originalhandschrift vor Jahren zum Geschenk und erzählte mir dazu, der schöne schalkhafte Knabe, der damals noch lange lichtbraune Locken trug, habe ihm gelegentlich der Ueberreichung jenes Arrangements versichert, der ungewöhnlich große Buchstabe O, mit welchem er das Wort „Ouvertüre" auf dem Titelblatt begonnen, hätte ihm die meiste Mühe bei der ganzen Sache gemacht. Im Sommer des Jahres 1845 ward mir das Glück zu Theil, in Mendelssohns nächster Nähe, der sich damals in Taunusgebirge bei Frankfurt am Main aufhielt, zu weilen und ihm dort meine neu entstehenden Compositionen zur Begutachtung zu unterbreiten. In jenen mir unvergeßlichen Tagen erlaubte ich mir eines schönen Morgens den Scherz, dem hochverehrten Lehrer, statt einer eigenen Arbeit, die erwähnte kleine Ouvertüre aus seiner Knabenzeit vorzulegen, da es ja nicht unmöglich war, daß sie ihm ganz abhanden gekommen oder durch die Länge der Zeit fremd geworden. Meine Voraussetzung täuschte mich nicht, und auch die Täuschung des Meisters gelang für die ersten Momente völlig, da ich mich wohl gehütet hatte, ihn den auf dem Umschlag stehenden Titel sehen zu lassen. Kaum aber hatte er etwa 20 Takte des vierhändigen Clavierauszugs gelesen, so fing er an die Handschrift scharf zu fixiren, schlug das Titelblatt um, und rief, indem sich eine wahre Sonnenhelle von guter Laune über seine Züge verbreitete: „Aber, wo haben Sie denn das Ding in aller Welt her?" Ich mußte mich darauf mit ihm an's Clavier setzen, wir spielten das noch ganz der Frühzeit Mozarts ähnelnde reizende Werkchen, welches dabei in der Form schon die tadelloseste Abrundung zeigt, unter fortwährendem Lachen seines einstmaligen Verfassers miteinder durch, und so endete die kleine Ueberraschung in herzlichster Heiterkeit. Auch diese zierliche Arbeit würde, nebst manchem Andern, eine Einreihung in einen die Mendelssohnausgabe ergänzenden Anhang verdienen, da die Stufenfolge der künstlerischen Entwickelung eines großen Talentes die musikalische Welt kaum weniger interessiren dürfte, als der Gang der Studien des Genies.

Mit den Revisionsberichten hat die Härtel'sche Handlung erst bei der Mozartausgabe einen Anfang gemacht. Für die Bachausgabe sind dieselben durch die Vorreden fast überflüssig geworden, für die Beethovenausgabe hat wenigstens ein kleiner Theil der Mitarbeiter Berichte geliefert, und für die Mendelssohnausgabe endlich durfte von derartigen Berichten überhaupt abgesehen werden, weil bei derselben die kritischen Verhältnisse ziemlich einfach lagen. Von den hervorragenden Opern Mozarts, die schon vor einigen Jahren im Härtel'schen Verlage erschienen sind und in die Gesammtausgabe mit aufgenommen werden sollen, wird einem jeden einzelnen Werke ein kritisches Vorwort mitgegeben werden.

Wir schließen unsern Bericht mit einem nochmaligen Aufruf an das musikalische Deutschland, sich an der erst in ihren Anfängen stehenden Gesammtausgabe Mozarts allerseits zu betheiligen. Nur dann darf erwartet werden, daß das Haus Breitkopf und Härtel die Aufgabe, die es sich gestellt, unentwegt zu Ende führe; das heißt, sein nationales Unternehmen, dem deutschen Volke Gesammtausgaben seiner musikalischen Klassiker herzustellen, nach dem Grundsatze: Noblesse oblige, ohne Rücksicht auf die dabei zu bringenden Opfer freudig, wie bisher, fortführe.

In einer von Otto Jahn mit einer Inschrift versehenen Votivtafel, welche das Geschäftspersonal von Breitkopf und Härtel seinen Chefs am 27. Januar 1869, als am Tage des 150jährigen Bestehens der Firma verehrte, heißt es: Daß deren Inhaber von jeher „die höchsten Interessen der Wissenschaft und Kunst in bewußter Einsicht und liberaler Gesinnung gepflegt und gefördert hätten". — Aber auch unser deutsches Publicum darf nicht nachlassen, das Seine zu thun und nicht vergessen, daß es heilige Pflichten seinen großen Tondichtern gegenüber zu erfüllen hat. Sind sie es doch, die bei allen Völkern Propaganda für deutsche Art und Kunst gemacht und denen wir somit wahrlich nicht den geringsten Theil des Ruhmes und Ansehens verdanken, deren sich unser Vaterland bei fremden Nationen erfreut — eines Ruhmes und Ansehens, die selbst die Feinde Deutschlands nicht zu schmälern wagen.

Das nationale Unternehmen, welches in Leipzig im Jahre 1851 mit der Herausgabe des ersten Bandes der Bachgesellschaft begann, sich darauf 1858 durch den ersten Band der Händelgesellschaft, 1862 durch die erste Lieferung der Beethovenausgabe, 1874 durch die frühesten Hefte der Werke Mendelssohns und im December 1876 mittelst der ersten Lieferung der Werke Mozarts fortsetzte, wird erst ein Ganzes und kein Stückwerk mehr sein, wenn sich den gesammelten Compositionen der genannten Heroen deutscher Tonkunst ebenso vollständige Ausgaben der ihnen ebenbürtigen deutschen Altmeister Gluck und Haydn, als abermaliger Repräsentanten des Genies, sowie der Meister Franz Schubert, Carl Maria von Weber und Robert Schumann, als Vertreter der großen Talente angeschlossen haben werden. Hierzu mit beizutragen wird, wie wir keinen Augenblick bezweifeln, allen Denen Ehrensache sein, die unsern unsterblichen Tondichtern Stunden des reinsten Glückes, einer Herz und Gemüth läuternden Weihe, sowie einer im Innern erfolgten wahrhaften Erlösung und Befreiung von der Schwere und Prosa des Alltagslebens

Digitized by Google

verdanken. Sie zählen nach Hunderttausenden und werden eine Schuld gern einlösen, bei deren Abtragung sie selber nur die Gewinnenden sind und welche frühere Generationen nur darum nicht schon tilgten, weil sie unsern Heroen zeitlich noch zu nahe standen, um sie in ihrer ganzen Größe zu übersehen.

Berichtigung. Im ersten Theil dieses Aufsatzes (Nr. 36 der „Gegenwart", S. 154, Spalte 2), dessen in Dresden vorgenommene Revision von der in Leipzig befindlichen Druckerei (verspäteten Eintreffens halber) nicht mehr berücksichtigt werden konnte, hat die unter dem Texte stehende Anmerkung ganz wegzufallen. Der auf diese Anmerkung bezügliche Passus im Texte ist in seinem Eingange wie folgt zu verändern: „Die Oratorien Händels waren ferner durchaus nicht etwa mit einer ausgeführten Orgelstimme versehen. Händel läßt die letztere vielmehr meist mit den Contrabässen, Violoncells und Fagotts gehen, gibt ihr nur in Ausnahmefällen einen, entweder der Natur des kirchlichen Instrumentes angemesseneren oder besonders bezifferten Baß und schreibt bei Arien und anderen Solostücken ziemlich durchgängig ein senza organo vor. So rechtfertigt es sich" ꝛc. ꝛc.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

III.

Wir kommen nun zu den zahlreich vertretenen Schöpfungen der Genremalerei und müssen uns nothgedrungen mit Nennung und Besprechung des Besten und Vielversprechenden begnügen, da sonst bei der Reichhaltigkeit, mit welcher dieses Fach heuer vertreten ist, es an Raum gebrechen würde. Wir wollen ohne besondere Reihenfolge herausgreifen, was uns am meisten gepackt und erwärmt hat, und bitten von vornherein um Verzeihung, wenn wir Manchen übergehen, dessen ernste Bestrebung eine Erwähnung verdient hätte.

Es ist auch diesmal, wie seit dem letzten Decennium, das sogenannte Bauerngenre in ansehnlicher Phalanx vertreten, und so eröffnen wir den Reigen mit einem Namen, der nach dieser Richtung hin einen unbestritten guten Klang hat, mit Benjamin Vautier, der uns diesmal einen „Gang zur Civiltrauung" bringt. Dieses Werk des berühmten Künstlers reicht bei aller Trefflichkeit dessen, was er unter allen Umständen schafft, nicht zur Höhe früherer uns so lebendig in der Erinnerung erhaltener Leistungen hinan. Es ist, als hätte sein sonst so fein charakterisirender Pinsel die Spitze verloren, und wir können nur in einer Figur, und zwar in der im Vordergrunde links auf der Bank sitzenden Mädchengestalt, die tiefe Innerlichkeit entdecken, die wir bei seinen früheren Schöpfungen so durchgehend verkörpert fanden. Reizvoll und discret ist das malerische Interieur des Hintergrundes in seiner vorwiegend grauen Tönung gehalten und ein poetischer Gedanke in den am Brett der Aufgebote befestigten Blumen ausgesprochen.

Wenngleich die Düsseldorfer diesmal mit 110 Namen im Katalog verzeichnet sind, so fehlen doch einige der Hauptmatadore. Hoff ist in diesem Jahre nur mit einem kleineren, wenn auch äußerst liebenswürdig durchgeführten Bildchen vertreten: „Die Geschichte einer Eroberung"; Camphausen, Jansen, v. Gebhardt und Sohn fehlen ganz.

Vielleicht Wenige verstehen es in so hohem Maße, dem Beschauer ein Stückchen wirkliches Leben aus der Kinderwelt vorzuführen, wie es Otto Piltz in Weimar vermag. Wir erinnern nur an die Turnschule der vorjährigen Ausstellung. Diesmal führt uns der vollkommen unbefangen und fein beobachtende Künstler in das Local einer Bewahrschule in Weimar, wo die versammelte Kinderschaar, Knaben und Mädchen, noch nicht nach gewöhnlichem Schulbrauch dem Geschlechte nach getrennt, sondern in bunter Reihe unter dem einleitenden Gebet, das von der Vorsteherin überwacht wird, sehnsüchtig nach einem brodelnden Kessel hinüberschielt und lugt, in welchem irgend eine Suppe oder wenn es hoch kommt eine festliche Chocolade der Vertheilung in kleine Blechschüsseln harrt. Höchst ergötzlich sind die verschiedenen Charaktere und Temperamente der kleinen Gesellschaft geschildert, und lebhaft kann man sich den Sturm, der dieser Windstille des gemeinsamen Gebetes folgen wird, vorstellen, wenn die robuste Köchin die unparteiische und unbestechliche Vertheilung des duftspendenden Gebräus vornehmen wird. — Ernst Hildebrand in Karlsruhe führt uns eine Scene von ergreifender Wirkung vor: ein junges Elternpaar an dem Krankenbette des einzigen Kindes, auf das Eintreten einer Krise in halb verzweiflungsvollem, halb schon resignirtem Ausdruck harrend. Das fieberische Köpfchen des kleinen Patienten ist meisterhaft studirt und wiedergegeben, und wer je eine solche bange Stunde verlebt, der wird fühlen, wie innig und wahr der Künstler seinen dem intimen Familiendrama entlehnten Vorwurf zu behandeln gewußt hat. — Ein treffliches Bild, gewissermaßen den Avers zu dem eben besprochenen, zeigt uns Dieffenbach in seinem, trotz der darauf vergossenen Kinderthränen, die ja doch bald zu trocknen sind, „Brüderchen hier lassen!" Ein reizvoller, echt menschlicher Vorgang in kerniger, herziger Weise veranschaulicht. — In Ferd. Brütts „Des Landes Hoffnung" sehen wir einen gut zur Darstellung gebrachten glücklichen Gedanken, wie in seinen „Dorfmusikanten" eine in Licht- und Schattenwirkung tüchtige Studie verwerthet.

Alois Gabl mit seinem „Hochwürden als Schiedsrichter" führt uns mit scharfer, sich vielleicht etwas an Defreggers Auffassungsweise anlehnender Beobachtung eine jener Scenen aus dem altbayrischen Gebirgsleben vor, die durch ihre ursprüngliche Kernigkeit immer ein gewisses Interesse für sich haben. Bei aller Schärfe in der Zeichnung der einzelnen Charaktere wird die Wirkung des sonst tüchtigen Bildes durch einen etwas brandigen und saucigen Gesammtton ein klein wenig beeinträchtigt. Merkwürdigerweise fällt dieser bei der Photographie, die uns von diesem Bilde zu Gesicht kam, fort und wirkt diese bei weitem klarer und räumlicher. — Eine Schafschur von Isidor Grünfeld, einem Schüler Gussows, können wir nicht übergehen, ohne der tüchtigen, realen Grundlage des Künstlers zu gedenken, der jedoch augenscheinlich nicht die Zeit gehabt, das dankbar angelegte und coloristisch vortrefflich disponirte Bild zu gründlicher Vollendung durchzuführen. — Das Bild seines Meisters, „Willkommen", tritt dem Beschauer drastisch in hohem Grade entgegen; es ist, als wollten die Figuren in ihrer patriotischen Begeisterung, denn darauf deutet die schwere festliche Guirlande, den Rahmen sprengen, so lebendig und so wahr ist der Vorgang geschildert. Was hier an absichtlichen Geschmacklosigkeiten geleistet, ist unglaublich, aber wahr ist Alles, bis zu den dunkelgeränderten Nägeln der Bäuerin, in einer auf die äußerste Spitze getriebenen Ungeschminktheit und einer ellbogengewaltigen, Alles über den Haufen drängenden Ueberzeugungskraft, daß man schließlich doch Respect haben muß vor einem Können, das so übermüthig mit den Mitteln in Form und Farbe, sei letztere manchmal noch so gewaltsam, zu schalten, ja fast zu spielen vermag. Es ist dies Bild ein Markstein in der Entwickelungsgeschichte unserer modernen Malerei; wir sind begierig zu sehen, wie das nun weiter gehen wird.

Wilhelm Hasemann, wenn wir nicht irren auch ein Schüler Gussows in Weimar, zeigt uns in seiner „Kirmes in Thüringen", was man von diesem zu lernen und wie man das Gelernte unabhängig und eigenartig zu verwerthen vermag. Es ist eine ziemlich umfang- und sehr figurenreiche Composition voll feiner Charakteristik des thüringer Volkslebens, zu einem harmonischen, gut colorirten, mit einem gut empfundenen Beleuchtungseffect gestimmten Gesammteindruck verarbeitet und veranlaßt den Beschauer, gern auf alle liebenswürdig dargebotenen Einzelnheiten dankbar einzugehen; denn das reizvolle Bild zeigt in jedem Theile desselben ein ernstes, fleißiges, aber auch erfolgreiches Bemühen, der Aufgabe in allen Theilen gerecht zu werden. — Ein ergötzliches, wohl derselben Schule entstammendes Bildchen führt uns C. Ziermann aus Berka bei Weimar in seinem „Der zerbrochene Krug" vor, das die Commission für die diesjährige Verloosung auch sofort acquirirt hat.

Lüben, dessen „Gute Anlagen" manches gut Charakterisirte, namentlich was die Bauerngestalten anbetrifft, aufweist, hat in „Da liegt die Bescheerung" einem sehr glücklichen Gedanken Ausdruck gegeben. Außer der trefflich zur Darstellung gebrachten Komik der Situation liegt noch ein Stückchen dramatischer Folgenothwendigkeit in dem sich für den Helden aus der Küche vorbereitenden Geschick, das ihn sicher ereilen wird in der drohenden Gestalt der mit dem Kochlöffel bewaffneten besseren oder sagen wir stärkeren Hälfte des Verschütteten.

„Das widerspenstige Modell" von Ludwig Knaus ist wieder ein-

Digitized by Google

mal ein unübertreffliches ländliches Idyll mit allem Zauber der gewinnenden Ausdrucksmittel des Meisters vorgetragen. Wie trefflich die Widerhaarigkeit des kleinen Bengels mit der auf ihre Kraft pochenden, sich in ihrer Gendarmeneigenschaft überlegen fühlenden zwei Knaben contrastirt, wie deliciös die Kindergruppe um den Maler (beiläufig gesagt ein frappantes Porträt des bekannten Malers Julius Ehrentraut), der das Bestechendste, was es gibt, aufbietet, um seinen Zweck zu erreichen, dazu der feine goldige Ton der Landschaft: das Alles ist liebenswürdig und fesselnd in hohem Grade.

Ein Motiv ernster Art hat sich der rühmlichst bekannte Friedrich Hiddemann aus Düsseldorf in seinem ziemlich großen Bilde „Westphälische Begräbnißfeier" zu energischer und charakteristisch erschöpfender Behandlung gewählt und darin seine große Individualisirungsfähigkeit auf das Glänzendste von Neuem bestätigt. Der richtig gefühlte harmonische Grundton der ernsten Composition läßt dieses Bild als eine der besten und abgerundetsten Schöpfungen auf dem Gebiet des ernsten Genre diesjähriger Ausstellung erscheinen. — „Der Steuerzahltag" von Hugo Oehmichen berührt auch eine ernste Seite des Volkslebens in trefflicher, sympathieerweckender Weise, und Matthias Schmids „Zillerthaler Protestanten, ihre Heimat verlassend", dürfte in vielfacher Beziehung lobend zu erwähnen sein, wenn wir auch von demselben Künstler abgeschlossenere Bildwirkung und einen mehr concentrirten Ausdruck des Gedankens wie der Handlung auf früheren Bildern gewöhnt sind.

E. Henseler in Weimar hat zwei Bilder, „Wirthshausscene" und „Nach der Jagd", ausgestellt. Das Erstere, den Einfluß einer allem Anschein nach socialdemokratischen Vorlesung auf die Wahlelemente einer dörflichen Wirthshausbevölkerung darstellend, ist vorzüglich fein nnd erschöpfend behandelt und von zwingend logischer und überzeugender Kraft, das Letztere, „Nach der Jagd", der Natur vortrefflich abgelauscht, wenn auch in manchen Theilen, namentlich den Köpfen, noch ein klein wenig unfertig behandelt. Wir begrüßen in diesem Künstler ein junges neues Talent, das viel verspricht und geeignet sein dürfte, Weimar, der Pflegestätte seines Strebens, zur Zierde zu gereichen.

„Ein Kesselflicker" von C. Schellbach (Schüler Gussows) ist von leckerer künstlerischer Durchführung und macht bei aller Naturalistik einen sehr angenehmen Eindruck; ein anderes kleines Bildchen desselben, „Parkscene" genannt, zeigt eine anmuthige Gruppe Figuren im Watteaucharakter im dolce far niente, wie es schon oft, aber selten in so feiner und eleganter Weise zu einem coloristisch so anmuthigen Cabinetsstückchen, als malerischer Vorwurf verwerthet worden. Hier sehen wir wieder, wie anregend und vielseitig die gründliche strenge Lehrweise Gussows sich bewährt hat und wie dieselbe so ganz verschiedene und eigenartige Blüthen zu treiben weiß.

Das führt uns auch entschieden Wilhelm Zimmer in Weimar vor Augen, dessen „Abfahrt" ein lustiges Bildchen aus dem Treiben der Dorfjugend voll Leben und ursprünglichen Humors, noch mehr aber seine „Kartoffelernte in Thüringen" in ihrer scharfen Individualisirung und malerischen Durchbildung der Schule alle Ehre machen. Wie ganz anders ist in dem letzteren Gegenstand die Aufgabe erschöpft, als in Max Liebermanns „Im Rübenfelde", das mit einem gewissen nicht zu verleugnenden Gefühl für Ton, außer diesem nichts aufzuweisen hat, wofür man sich erwärmen könnte. Es ist im Ganzen ziemlich wohlfeil, mit einem großen Aufwand von Palettenresten durch fast unvermittelt hingesetzte Flecke positiver Farbe, und vornehmlich Weiß, eine gewisse schmutzige Stimmung zu erreichen; wo bleibt aber bei diesem Bilde sowohl wie bei dem zweiten desselben Künstlers, „Klatschgeschichten", die feinere Durchbildung der handelnden Figuren, wo der Reiz des in so unfertiger Weise vorgeführten Details? Wir haben für diese Art Malerei, die über die Ausdrucksfähigkeit einer ersten Skizze nicht hinauszugehen vermag, kein Entgegenkommen, wohl aber ein entschiedenes Gefühl der Abneigung, dieselbe als künstlerisch berechtigt anzuerkennen. Wenn wir auch bereit waren, in den „Gänserupferinnen" und in einem andern früher hier ausgestellten Bilde, ein kleines sehr verwahrlostes Mädchen darstellend, eine nicht geringe Begabung zu finden, die nach gehöriger Abklärung Originelles und Gutes zu versprechen schien, so bedauern wir aussprechen zu müssen, daß sich das Bestreben des Künstlers nach den diesjährigen Leistungen nicht vervollkommnet, sondern recht bedenklich verflacht hat. Die Kunst soll anregen nach irgend einer Richtung hin, nicht aber abstoßend wirken, wie es hier unleugbar geschieht.

Hier müssen wir noch einer andern Tendenz Erwähnung thun, die nicht minder verwerflich erscheinen dürfte, einer Tendenz, wie sie sich in dem Bilde Charles Rampendahls in Düsseldorf, „Hexenproceß", wie auch in dem räumlich übergroßen „Der letzte Schmuck", von Julius Geertz ebendaselbst, breit macht. Das sind übelgewählte Gegenstände, die besser ungemalt blieben, und wir verstehen kaum die Milde der Jury, die sie passiren lies. — Von Eduard Schulz ist sein Bild „Verlorene Ehre" eine anerkennenswerthe Leistung von energischer Behandlung der Charaktere wie auch der trefflich beobachteten Lichtwirkung. Im zweiten Bilde desselben Künstlers, „Im Herrenstübchen", behagt uns ganz besonders die Mädchengestalt rechts im Vordergrunde. — Eine Anzahl tüchtiger Leistungen auf dem Gebiete, mit welchem wir uns augenblicklich beschäftigen sind noch zu verzeichnen von Lulvés, Rentel, F. Sturtzkopf (Schüler Gussows), mit einem trefflich durchgearbeiteten kleinen Genrebild (eine alte Frau, Kartoffel schälend), Treuenfels in seiner Darstellung italienischen Volkslebens, W. Trübner mit einer Schreinerwerkstätte, O. Wisnieskis „Im Vorübergehen", B. Woltze, R. Jordan.

Unter den vielen nicht dem Bauerngenre angehörenden Schöpfungen unsres diesjährigen Salons sind verschiedene treffliche Werke zu verzeichnen. Da ist zunächst Amberg mit zwei kleineren Bildern, „Ein günstiger Augenblick", ein Buchenwaldinterieur mit zwei reizvollen Figürchen staffirt, und „Im Sommer", eine zur lieblichen Jungfrau erblühte Mädchengestalt im Schatten eines Busches in's Grüne gelagert, von unbeschreiblich anmuthiger Erscheinung. Das Spiel des flackernden Sonnenlichtes auf dem weißen schattigen Gewande und der Fernblick auf ein Getreidefeld sind von großer und poesievoller Wahrheit und von wonnigem, sommerlichem Eindruck, ein Sommerliedchen leis und lind.

Carl Emil Doepler.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1877.

Mit der nächsten Nummer schliesst das III. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das IV. Quartal 1877 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „**Modenwelt**“ mit Unterhaltungsblatt.

Gesammt-Auflage allein in Deutschland 245,000.

Erscheint alle 8 Tage.

Vierteljährlich ℳ 2.50

Jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weiss-Stickerei, Soutache etc.
12 grosse colorirte Modenkupfer
24 reich illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Grosse Ausgabe. Vierteljährl. ℳ 4.25.
Jährlich, ausser Obigem: noch 24, im Ganzen also 36 colorirte Modenkupfer und 24 Blätter m. historischen u. Volks-Trachten.

Die Modenwelt,

jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, sowie 12 Schnittmuster-Beilagen (wie bei der Frauen-Zeitung), kostet vierteljährlich ℳ 1.25.

☞ Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit angenommen. ☜

Verlag von **Edw. Schloemp, Leipzig.**

Olympia.

Eine Osterfahrt in den Peloponnes.

Von

Fritz Wernick.

Mit einer Ansicht des Zeustempels und einem Uebersichtsplan des Ausgrabungsfeldes und seiner Umgebungen.

Inhalt:

Corfu. — Zante. — Im Peloponnes. — Deutsches Leben auf Druwa, — Auf heiligem Boden. — Ausgrabungen. — Funde. — Ein Osterritt nach Lala. — Nach Arkadien. — Phigalia. — Samikon. — Patras. — Deutsche Arbeit auf griechischem Boden.

15 Bog. 8. Geh. 4 ℳ, geb. in Lwd. 5 ℳ.

Dieses Werk bietet eine klare Uebersicht von den Funden und Ausgrabungen und eine plastische Anschauung von der peloponnesischen Landschaft, von dem Leben und Arbeiten unsrer Landsleute, von demjenigen, was in früherer Zeit Olympia gewesen und dem, was wir heute wiedergefunden haben. (H. 34417.)

O. Mutze's Verlag, Leipzig 1877.

Graue Lieder. Von **L. W.**

„Ein frischer, kühner Zug geht durch diese Gedichte. Die **packende Originalität**, die **geniale Ursprünglichkeit**, mit welcher der unbekannte Verfasser uns seine „pessimistisch-fidele“ Lebensweisheit vorträgt, wirkt **ungemein anziehend.**“

Schlesische Presse.

Breitkopf & Härtel's Gesammtausgaben musikalischer Classiker

kritisch revidirt von

Selmar Bagge, Joh. Brahms, Ferdin. David, Franz Espagne, Otto Goldschmidt, Ludwig Ritter v. Köchel, Josef Joachim, Gustav Nottebohm, Carl Reinecke, E. F. Richter, Julius Rietz, Ernst Rudorff, Philipp Spitta.

Gross-Musikformat. Metall-Plattendruck.

Supscription auf das Ganze sowie auf jede einzelne Serie.

Jede Nummer wird auch einzeln abgegeben.

Preis für den Musikbogen 30 Pf.

Ausführliche Prospecte und Inhaltsverzeichnisse sind durch jede Buch- und Musikhandlung unentgeltlich zu beziehen.

Mozart's Werke.

Partitur-Ausgabe.

Serie
1. Messen. No. 1—15.
2. Litaneien und Vespern. No. 1—7.
3. Offertorien, Kyrie, Te Deum, Veni, Regina Coeli und Hymnen. No. 1—31.
4. Cantaten mit Begleitung des Orchesters. No. 1—5.
5. Opern. No. 1—21.
6. Arien, Terzette, Quartette, Chöre mit Begleitung des Orchester. No. 1—56.
7. Abth. I. Lieder und Gesänge. No. 1—40.
Abth. II. Kanons. No. 41—61.
8. Symphonien. No. 1—41.
9. Divertimente, Serenaden und Cassationen für Orchester. No. 1—31.
10. Märsche, Symphoniesätze und kleinere Stücke für Orchester. No. 1—21.

Serie
11. Tänze für Orchester. No. 1—25.
12. Concerte für ein Saiten- oder Blasinstrument und Orchester. No. 1—21.
13. Streich-Quintette. No. 1—9.
14. Streich-Quartette. No. 1—31.
15. Streich-Duo und -Trio. No. 1—4.
16. Concerte für ein od. zwei Claviere u. Orch. No. 1—28.
17. Clavier-Quintett, -Quartette, -Trio. No. 1—11.
18. Sonaten u. Variationen für Clavier u. Viol. No. 1—45.
19. Für Clavier zu 4 Händen (u. für 2 Claviere). No. 1—8.
20. Sonaten und Phantasien für Clavier. No. 1—21.
21. Variationen für Clavier. No. 1—15.
22. Kleinere Stücke für Clavier. No. 1—18.
23. Sonaten für Orgel mit Begleitung. No. 1—17.
24. Supplement.

Der Preis der vollständigen Ausgabe soll 1000 ℳ keines Falls überschreiten.

Ausgegeben wurden:

	ℳ ₰
Messen. No. 1—4. Gdur u. Dmoll. ℳ 3.60 Cdur und Cmoll	9.90
Sämmtliche Lieder u. Gesänge mit Pianofortebegleitung. No. 1—41	7.—
Sämmtliche Kanons. No. 41—61	3.—
Concerte für Violine und Orchester. No. 1. 2. Bdur und Ddur	3.90
Concerte für Klavier und Orchester. No. 1. 2. Fdur und Bdur	5.10
Requiem	8.—
Revisionsbericht zu Serie 7 von G. Nottebohm	—.90

Beethoven's Werke.

Serie	ℳ ₰
1 Symphonien f. Orchester. No. 1—9. In Partitur.	70.20
1. Dieselben. No. 1—9. In Stimmen	97.50
2. Verschiedene Orchesterwerke. No. 1—9. In Partitur	34.50
2. Dieselben. No. 1—9. In Stimmen	61.80
3. Ouverturen f. Orchester. No. 1—11. In Partitur	35.40
3. Dieselben. No. 1—11. In Stimmen	49.50
4. Für Violine u. Orchester. No. 1—3. In Partitur	6.60
4. Dasselbe. No. 1—3. In Stimmen	10.50
5. Kammermusik für 5 und mehrere Instrumente; No. 1—6. In Partitur	14.10
No. 1—6. In Stimmen	17.10
6. Quartette für Streich-Instrumente. No. 1—17. In Partitur	33.60
6. Dieselben. No. 1—17. In Stimmen	50.10
7. Trios für Streich-Instrumente. No. 1—5. In Partitur	7.20
7. Dieselben. No. 1—5. In Stimmen	9.90
8. Für Blasinstrumente. No. 1—6. In Partitur.	8.10
8. Für Blasinstrumente. No. 1—6. In Stimmen	12.90
9. Für Pianoforte und Orchester. No. 1—10. In Partitur	48.30
9. Dasselbe. No 1—10. In Stimmen	66.90
10. Pianoforte-Quintett und Quartette. No. 1—5. Partitur und Stimmen	17.40
11. Trios für Pianoforte, Violine und Violoncell. No. 1—13	42.—
12. Für Pianoforte und Violine. No. 1—12	26.10
13. Für Pianoforte und Violoncell. No. 1—8	16.20
14. Für Pianoforte und Blasinstrumente. No. 1—8	9.60
15. Für Pianoforte zu vier Händen. No. 1—4	8.60
16. Sonaten für Pianoforte solo. No. 1—38	45.—
17. Variationen für Pianoforte solo. No. 1—21	17.40
18. Kleinere Stücke für Pianoforte solo. No. 1—16	9.90
19. Kirchenmusik. No. 1—3. In Partitur.	40.80
19. do. No. 1—3. In Stimmen	51.90
20. Dramatische Werke. No. 1—6. In Partitur	45.—
20. Dramatische Werke. No. 1—6. In Stimmen	64.20
21. Cantaten. No. 1—2. In Partitur	11.10
21. do. No. 1—2. In Stimmen	18.60
22. Gesänge mit Orchester. No. 1—5. In Partitur	6.60
22. Dieselben. No. 1—5. In Stimmen.	10.50
23. Lieder u. Gesänge mit Pianoforte. No. 1—41	15.—
24. Lieder mit Pianoforte, Violine und Violoncell. No. 1—7. Partitur und Stimmen	36.30

Das Ganze der Partitur-Ausgabe, der schönste Schmuck einer grösseren musikalischen Bibliothek, beträgt 599 ℳ 40 ₰.

Mendelssohn's Werke.

Serie		ℳ ₰
1. Symphonien f. Orch. Complet.	Partitur.	23.—
	Stimmen.	39.60
2. Ouverturen f. Orch. Complet.	Partitur.	30.—
	Stimmen.	40.80
3. Marsch f. Orchester. Complet.	Partitur.	—.90
	Stimmen.	2.40
4. Für Violine u. Orch. Complet.	Partitur.	4.50
	Stimmen.	6.90
5. Für 5 und mehrere Streichinstrumente. Complet.	Partitur.	9.30
	Stimmen.	14.40
6. Quartette f. Streichinstrumente. Complet.	Partitur.	13.—
	Stimmen.	20.—
7. Für Blasinstrumente. Complet.	Partitur.	4.80
	Stimmen.	9.90
8. Für Pfte. u. Orch. Complet.	Partitur.	15.—
	Stimmen.	25.20
9. Für Pfte. u. Saiteninstrumente. Complet.	Partitur. Stimmen.	48.—
10. Für Pianoforte zu 4 Händen. Complet		3.30
11. Für Pfte. zu 4 Händen. Bd. I. 9 ℳ Bd. II. Bd. III. 7 ℳ Bd. IV.		8.—
12. Für Orgel. Complet		6.60

Serie		ℳ ₰
13. Oratorien. No. 3	Partitur	5.—
	Stimmen	6.90
	Klavierauszüge	2.40
14. Geistliche Gesangwerke:		
Abth. A Für Solostimmen, Chor und Orchester Complet.	Partitur	49.20
	Stimmen	65.60
	Klavierauszüge	26.70
Abth. B. Für Solostimmen, Chor u. Orgel (od. Pfte.) Complet.	Partitur.	7.50
	Stimmen.	9.60
Abth. C. Für Solostimmen und Chor ohne Begleitung. Compl.	Partitur.	6.60
	Stimmen.	9.60
15. Grössere weltliche Gesangwerke. No. 1. 3. 5—7. 9. 11.	Partitur	57.—
	Stimmen	78.60
	Klavierauszüge	36.90
16. Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Bass. Complet.	Partitur.	3.30
	Stimmen.	5.10
17. Lieder für 4 Männerstimmen. Complet.	Partitur.	3.—
	Stimmen.	5.40
18. Lieder für 2 Singstimmen mit Pianoforte. Complet.		8.—
19. Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. Complet		15.—

Binnen 3 Jahren hat der soeben heimgegangene Generalmusikdirector Dr. **Julius Rietz** das Revisionswerk der gesammten Ausgabe vollendet, so dass sich bereits das letzte der 157 Werke Mendelssohn's im Stiche befindet. Im Januar 1878 sollen die Mendelssohn'schen Werke vollständig vorliegen. Der Preis der vollständigen Partitur-Ausgabe wird 400 ℳ keines Falls überschreiten.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 29. September 1877. XII. Band.

AP
30
.G295
v.12
no.39

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Venedig. Aus dem Russischen des Fürsten Peter Wiäsemsky übersetzt von Friedrich Bodenstedt. — Die deutsche Frau der Gegenwart. Von M. Calm. — Ein Leseabend bei Caroline von Wolzogen. Von F. Ch. B. Avé-Lallemant. — **Aus der Hauptstadt:** Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Carl Emil Doepler. IV. — Zum Kapitel der Volksbelustigungen. Von P. L. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

(Vergl. Nr. 19 und Nr. 21 der „Gegenwart".)

I.

Der russisch-türkische Krieg steht im Begriff, in einen neuen Abschnitt einzutreten, der die Aufnahme von Vermittelungsversuchen wahrscheinlich macht. Eine kurze Zusammenfassung der bisherigen Kriegsereignisse und der neben ihnen her laufenden politischen Action mag daher an der Zeit erscheinen. Die im Folgenden gegebene Fortsetzung unserer „Chronik der Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands" erhebt keinen Anspruch darauf, jedes irgendwo gemeldete Kriegsereigniß zu registriren. Wie viele solcher Meldungen haben sich hinterher als falsch erwiesen! Auch verbietet der knapp bemessene Raum, die Operationen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen durch „militärische Glossen" zu erläutern und ihren Werth unter strategischem Gesichtspunkte zu bemessen. Die uns gestellte Aufgabe bewegt sich in engeren Grenzen und darf als gelöst gelten, wenn auf dem Raume einiger Seiten die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen wie in einem Wandelbild an dem geistigen Auge des Lesers vorübergeführt und durch gelegentlich eingestreute Bemerkungen erläutert sind. Dazwischen werden die politischen Vorgänge und diplomatischen Schritte, die mit dem Kriege in Zusammenhang stehen, ihre Stelle angewiesen erhalten.

Der Tag der Kriegserklärung Rußlands an die Pforte, der 24. April 1877, war zugleich auch der Tag, an welchem die Spitzen der russischen Heere die Grenzen des Czarenreichs überschritten. Es geschah dies wie in Europa, so auch in Asien. Zwei Kriege werden eigentlich geführt, welche auf einander nur indirect einwirken, insofern jede der kriegführenden Mächte die Bedeutung der beiden Kriegstheater für die Erreichung der politischen Ziele des gesammten Krieges gegen einander abzuwägen hat, wonach dann die überhaupt verfügbaren Streitkräfte von der Kriegsleitung zweckgemäß zu vertheilen sind.

Der asiatische Kriegsschauplatz, als welcher die russischen Provinzen südlich vom Kaukasus und die angrenzenden türkischen Provinzen zu gelten haben, hat im gegenwärtigen, wie in den früheren russisch-türkischen Kriegen, nur eine secundäre Bedeutung; die Vorgänge auf demselben werden deshalb von uns erst an zweiter Stelle und mit einer ihrer geringeren Wichtigkeit entsprechenden Kürze behandelt werden. Für die Pforte handelt es sich dort, wie ja auch in Europa, um eine den Krieg möglichst an der Grenze zurückhaltende Defensive. Ein positives Ziel ist dem Kriege in Asien von türkischer Seite nicht gesteckt, während Rußland den Zweck verfolgt, einen Theil des türkischen Gebietes in Asien zu erobern und mit seinem eigenen Reich zu vereinigen. Es liegt über eine solche Absicht zwar kein authentisches Document vor; indessen geht aus den Verhandlungen zwischen England und Rußland mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit hervor, daß Rußland, falls es nämlich überhaupt in die Lage kommt, derartige Forderungen zu stellen, von der Pforte die Abtretung eines ziemlich beträchtlichen Gebietes, welches Bajezid und Erzerum, wo möglich auch noch Trapezunt einschließt, verlangen wird, um die große Karawanenstraße vom schwarzen Meere nach Persien und damit den größten Theil des Handels zwischen Europa und Persien in seine Hände zu bringen. Die russischen Kriegsoperationen in Asien haben daher den Zweck, zum mindesten jenes Gebiet, dessen Abtretung im Friedensvertrage Rußland von der Pforte fordern will, militärisch zu occupiren. Eine kühne Phantasie mag vielleicht von einem Vordringen russischer Heeressäulen durch Anatolien bis zum Bosporus träumen, zu welchem nach einem bekannten Worte der sicherste Weg für Rußland „über Asien" führen soll; der Autor dieses Dictums hat aber dabei nicht an einen überhasteten Kriegszug, sondern an die schrittweise Annäherung Rußlands durch Vorschieben seiner Grenzen am südlichen Gestade des Pontus Euxinus gedacht, wozu durch eine Annexion der Landschaften bis Trapezunt immerhin schon ein recht großer Schritt gethan werden würde.

Ein politisches Interesse wohnt allein den Vorgängen auf dem europäischen Kriegstheater bei. Die Pforte hat es mit Peinlichkeit vermieden, hier auf irgend einem Punkte die Offensive zu ergreifen, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, aus den türkischen Donaufestungen und auch sonst an anderen Donauübergängen Truppen nach Rumänien hinüber zu werfen und dort, wie es im Kriege von 1853 Omer Pascha mit Erfolg bei Oltenitza und Kalafat gethan hat, die Angriffe der Russen zu erwarten. Die Pforte will sich, was ihr Territorium betrifft, lediglich im Status quo behaupten. Es ist denkbar, daß im Laufe der Dinge für die türkische Kriegsleitung die Nothwendigkeit eintreten kann, ihre Operationen über die Grenze auszudehnen; immer aber wird es sich dabei um defensive Zwecke handeln. Rußland, als der angreifende Theil, muß hingegen darnach trachten, den Feind durch Bedrohung seines Lebenscentrums zu einem Friedensschlusse, wie es ihn sich vorgesetzt hat, zu zwingen und, was sich damit als Mittel zum Zwecke von selber verbindet, diejenigen Landes-

Digitized by Google
UNIV. OF MICH

Inserate.

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „**Modenwelt**“ mit Unterhaltungsblatt.

Gesammt-Auflage allein in Deutschland 245,000.

Erscheint alle 8 Tage.

Vierteljährlich ℳ 2.50

Jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weiss-Stickerei, Soutache etc.
12 grosse, colorirte Modenkupfer
24 reich illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Grosse Ausgabe. Vierteljährl. ℳ 4.25.
Jährlich, ausser Obigem: noch 24, im Ganzen also 36 colorirte Modenkupfer und 24 Blätter m. historischen u. Volks-Trachten.

Die Modenwelt,

jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, sowie 12 Schnittmuster-Beilagen (wie bei der Frauen-Zeitung), kostet vierteljährlich ℳ 1.25.

☞ Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit angenommen. ☜

Verlag von **Edw. Schloemp, Leipzig.**

Olympia.

Eine Osterfahrt in den Peloponnes.

Von

Fritz Wernick.

Mit einer Ansicht des Zeustempels und einem Uebersichtsplan des Ausgrabungsfeldes und seiner Umgebungen.

Inhalt:

Corfu. — Zante. — Im Peloponnes. — Deutsches Leben auf Druwa, — Auf heiligem Boden. — Ausgrabungen. — Funde. — Ein Osterritt nach Lala. — Nach Arkadien. — Phigalia. — Samikon. — Patras. — Deutsche Arbeit auf griechischem Boden.

15 Bog. 8. Geh. 4 ℳ, geb. in Lwd. 5 ℳ.

Dieses Werk bietet eine klare Uebersicht von den Funden und Ausgrabungen und eine plastische Anschauung von der peloponnesischen Landschaft, von dem Leben und Arbeiten unsrer Landsleute, von demjenigen, was in früherer Zeit Olympia gewesen und dem, was wir heute wiedergefunden haben. (H. 34417.)

O. Mutze's Verlag, Leipzig 1877.

Graue Lieder. Von L. W.

„Ein frischer, kühner Zug geht durch diese Gedichte. Die packende **Originalität**, die **geniale Ursprünglichkeit**, mit welcher der unbekannte Verfasser uns seine „pessimistisch-fidele“ Lebensweisheit vorträgt, wirkt **ungemein anziehend.**“

Schlesische Presse.

Breitkopf & Härtel's Gesammtausgaben musikalischer Classiker

kritisch revidirt von

Selmar Bagge, Joh. Brahms, Ferdin. David, Franz Espagne, Otto Goldschmidt, Ludwig Ritter v. Köchel, Josef Joachim, Gustav Nottebohm, Carl Reinecke, E. F. Richter, Julius Rietz, Ernst Rudorff, Philipp Spitta.

Gross-Musikformat. Metall-Plattendruck.

Supscription auf das Ganze sowie auf jede einzelne Serie.

Jede Nummer wird auch einzeln abgegeben.

Preis für den Musikbogen 30 Pf.

Ausführliche Prospecte und Inhaltsverzeichnisse sind durch jede Buch- und Musikhandlung unentgeltlich zu beziehen.

Mozart's Werke.

Partitur-Ausgabe.

Serie
1. Messen. No. 1—15.
2. Litaneien und Vespern. No. 1—7.
3. Offertorien, Kyrie, Te Deum, Veni, Regina Coeli und Hymnen. No. 1—31.
4. Cantaten mit Begleitung des Orchesters. No. 1—5.
5. Opern. No. 1—21.
6. Arien, Terzette, Quartette, Chöre mit Begleitung des Orchester. No. 1—56.
7. Abth. I. Lieder und Gesänge. No. 1—40. Abth. II. Kanons. No. 41—61.
8. Symphonien. No. 1—41.
9. Divertimente, Serenaden und Cassationen für Orchester. No. 1—31.
10. Märsche, Symphoniesätze und kleinere Stücke für Orchester. No. 1—21.
11. Tänze für Orchester. No. 1—25.
12. Concerte für ein Saiten- oder Blasinstrument und Orchester. No. 1—21.
13. Streich-Quintette. No. 1—9.
14. Streich-Quartette. No. 1—31.
15. Streich-Duo und -Trio. No. 1—4.
16. Concerte für ein od. zwei Claviere u. Orch. No. 1—28.
17. Clavier-Quintett, -Quartette, -Trio. No. 1—11.
18. Sonaten u. Variationen für Clavier u. Viol. No. 1—45.
19. Für Clavier zu 4 Händen (u. für 2 Claviere). No. 1—8.
20. Sonaten und Phantasien für Clavier. No. 1—21.
21. Variationen für Clavier. No. 1—15.
22. Kleinere Stücke für Clavier. No. 1—18.
23. Sonaten für Orgel mit Begleitung. No. 1—17.
24. Supplement.

Der Preis der vollständigen Ausgabe soll 1000 ℳ keines Falls überschreiten.

Ausgegeben wurden:

	ℳ ₰
Messen. No. 1—4. Gdur u. Dmoll. ℳ 3.60 Cdur und Cmoll	9.90
Sämmtliche Lieder u. Gesänge mit Pianofortebegleitung. No. 1—41	7.—
Sämmtliche Kanons. No. 41—61	3.—
Concerte für Violine und Orchester. No. 1. 2. Bdur und Ddur	3.90
Concerte für Klavier und Orchester. No. 1. 2. Fdur und Bdur	5.10
Requiem	8.—
Revisionsbericht zu Serie 7 von G. Nottebohm	—.90

Beethoven's Werke.

Serie	ℳ ₰
1 Symphonien f. Orchester. No. 1—9. In Partitur.	70.20
1. Dieselben. No. 1—9. In Stimmen	97.50
2. Verschiedene Orchesterwerke. No. 1—9. In Partitur	34.50
2. Dieselben. No. 1—9. In Stimmen	61.80
3. Ouverturen f. Orchester. No. 1—11. In Partitur	35.40
3. Dieselben. No. 1—11. In Stimmen	49.50
4. Für Violine u. Orchester. No. 1—3. In Partitur	6.60
4. Dasselbe. No. 1—3. In Stimmen	10.50
5. Kammermusik für 5 und mehrere Instrumente; No. 1—6. In Partitur	14.10
No. 1—6. In Stimmen	17.10
6. Quartette für Streich-Instrumente. No. 1—17. In Partitur	33.60
6. Dieselben. No. 1—17. In Stimmen	50.10
7. Trios für Streich-Instrumente. No. 1—5. In Partitur	7.20
7. Dieselben. No. 1—5. In Stimmen	9.90
8. Für Blasinstrumente. No. 1—6. In Partitur.	8.10
8. Für Blasinstrumente. No. 1—6. In Stimmen	12.90
9. Für Pianoforte und Orchester. No. 1—10. In Partitur	48.30
9. Dasselbe. No 1—10. In Stimmen	66.90
10. Pianoforte-Quintett und Quartette. No. 1—5. Partitur und Stimmen	17.40
11. Trios für Pianoforte, Violine und Violoncell. No. 1—13	42.—
12. Für Pianoforte und Violine. No. 1—12	26.10
13. Für Pianoforte und Violoncell. No. 1—8	16.20
14. Für Pianoforte und Blasinstrumente. No. 1—8	9.60
15. Für Pianoforte zu vier Händen. No. 1—4.	8.60
16. Sonaten für Pianoforte solo. No. 1—38	45.—
17. Variationen für Pianoforte solo. No. 1—21	17.40
18. Kleinere Stücke für Pianoforte solo. No. 1—16	9.90
19. Kirchenmusik. No. 1—3. In Partitur.	40.20
19. do. No. 1—3. In Stimmen	51.90
20. Dramatische Werke. No. 1—6. In Partitur.	45.—
20. Dramatische Werke. No. 1—6. In Stimmen.	64.20
21. Cantaten. No. 1—2. In Partitur	11.10
21. do. No. 1—2. In Stimmen	18.60
22. Gesänge mit Orchester. No. 1—5. In Partitur	6.60
22. Dieselben. No. 1—5. In Stimmen.	10.50
23. Lieder u. Gesänge mit Pianoforte. No. 1—41	15.—
24. Lieder mit Pianoforte, Violine und Violoncell. No. 1—7. Partitur und Stimmen	36.30

Das Ganze der Partitur-Ausgabe, der schönste Schmuck einer grösseren musikalischen Bibliothek, beträgt 599 ℳ 40 ₰.

Mendelssohn's Werke.

Serie		ℳ ₰
1. Symphonien f. Orch. Complet.	Partitur.	23.—
	Stimmen.	39.60
2. Ouverturen f. Orch. Complet.	Partitur.	30.—
	Stimmen.	40.80
3. Marsch f. Orchester. Complet.	Partitur.	—.90
	Stimmen.	2.40
4. Für Violine u. Orch. Complet.	Partitur.	4.50
	Stimmen.	6.90
5. Für 5 und mehrere Streichinstrumente. Complet.	Partitur.	9.30
	Stimmen.	14.40
6. Quartette f. Streichinstrumente. Complet.	Partitur.	13.—
	Stimmen.	20.—
7. Für Blasinstrumente. Complet.	Partitur.	4.80
	Stimmen.	9.90
8. Für Pfte. u. Orch. Complet.	Partitur.	15.—
	Stimmen.	25.20
9. Für Pfte. u. Saiteninstrumente. Complet.	Partitur. Stimmen.	43.—
10. Für Pianoforte zu 4 Händen. Complet		3.30
11. Für Pfte. zu 4 Händen. Bd. I. 9 ℳ Bd. II. Bd. III. 7 ℳ. Bd. IV.		8.—
12. Für Orgel. Complet.		6.60
13. Oratorien. No. 3	Partitur	5.—
	Stimmen	6.90
	Klavierauszüge	2.40
14. Geistliche Gesangwerke:		
Abth. A. Für Solostimmen, Chor und Orchester Complet.	Partitur	49.20
	Stimmen	65.60
	Klavierauszüge	26.70
Abth. B. Für Solostimmen, Chor u. Orgel (od. Pfte.) Complet.	Partitur.	7.50
	Stimmen.	9.60
Abth. C. Für Solostimmen und Chor ohne Begleitung. Compl.	Partitur.	6.60
	Stimmen.	9.60
15. Grössere weltliche Gesangwerke. No. 1. 3. 5—7. 9. 11.	Partitur	57.—
	Stimmen	78.60
	Klavierauszüge	26.90
16. Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Bass. Complet.	Partitur.	3.30
	Stimmen.	5.10
17. Lieder für 4 Männerstimmen. Complet.	Partitur.	3.—
	Stimmen.	5.40
18. Lieder für 2 Singstimmen mit Pianoforte. Complet.		3.—
19. Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. Complet		13.—

Binnen 3 Jahren hat der soeben heimgegangene Generalmusikdirector Dr. Julius Rietz das Revisionswerk der gesammten Ausgabe vollendet, so dass sich bereits das letzte der 157 Werke Mendelssohn's im Stiche befindet. Im Januar 1878 sollen die Mendelssohn'schen Werke vollständig vorliegen. Der Preis der vollständigen Partitur-Ausgabe wird 400 ℳ keines Falls überschreiten.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von W. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Soutienstraße 22.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 29. September 1877. XII. Band.

AP
30
.G295
v.1
no.39

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Venedig. Aus dem Russischen des Fürsten Peter Wiäsemsky übersetzt von Friedrich Bodenstedt. — Die deutsche Frau der Gegenwart. Von M. Calm. — Ein Leseabend bei Caroline von Wolzogen. Von F. Ch. B. Avé-Lallemant. — **Aus der Hauptstadt:** Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Carl Emil Doepler. IV. — Zum Kapitel der Volksbelustigungen. Von P. L. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

(Vergl. Nr. 19 und Nr. 21 der „Gegenwart".)

I.

Der russisch-türkische Krieg steht im Begriff, in einen neuen Abschnitt einzutreten, der die Aufnahme von Vermittelungsversuchen wahrscheinlich macht. Eine kurze Zusammenfassung der bisherigen Kriegsereignisse und der neben ihnen her laufenden politischen Action mag daher an der Zeit erscheinen. Die im Folgenden gegebene Fortsetzung unserer „Chronik der Orientdinge bis zur Kriegserklärung Rußlands" erhebt keinen Anspruch darauf, jedes irgendwo gemeldete Kriegsereigniß zu registriren. Wie viele solcher Meldungen haben sich hinterher als falsch erwiesen! Auch verbietet der knapp bemessene Raum, die Operationen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen durch „militärische Glossen" zu erläutern und ihren Werth unter strategischem Gesichtspunkte zu bemessen. Die uns gestellte Aufgabe bewegt sich in engeren Grenzen und darf als gelöst gelten, wenn auf dem Raume einiger Seiten die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen wie in einem Wandelbild an dem geistigen Auge des Lesers vorübergeführt und durch gelegentlich eingestreute Bemerkungen erläutert sind. Dazwischen werden die politischen Vorgänge und diplomatischen Schritte, die mit dem Kriege in Zusammenhang stehen, ihre Stelle angewiesen erhalten.

Der Tag der Kriegserklärung Rußlands an die Pforte, der 24. April 1877, war zugleich auch der Tag, an welchem die Spitzen der russischen Heere die Grenzen des Czarenreichs überschritten. Es geschah dies wie in Europa, so auch in Asien. Zwei Kriege werden eigentlich geführt, welche auf einander nur indirect einwirken, insofern jede der kriegführenden Mächte die Bedeutung der beiden Kriegstheater für die Erreichung der politischen Ziele des gesammten Krieges gegen einander abzuwägen hat, wonach dann die überhaupt verfügbaren Streitkräfte von der Kriegsleitung zweckgemäß zu vertheilen sind.

Der asiatische Kriegsschauplatz, als welcher die russischen Provinzen südlich vom Kaukasus und die angrenzenden türkischen Provinzen zu gelten haben, hat im gegenwärtigen, wie in den früheren russisch-türkischen Kriegen, nur eine secundäre Bedeutung; die Vorgänge auf demselben werden deshalb von uns erst an zweiter Stelle und mit einer ihrer geringeren Wichtigkeit entsprechenden Kürze behandelt werden. Für die Pforte handelt es sich dort, wie ja auch in Europa, um eine den Krieg möglichst an der Grenze zurückhaltende Defensive. Ein positives Ziel ist dem Kriege in Asien von türkischer Seite nicht gesteckt, während Rußland den Zweck verfolgt, einen Theil des türkischen Gebietes in Asien zu erobern und mit seinem eigenen Reich zu vereinigen. Es liegt über eine solche Absicht zwar kein authentisches Document vor; indessen geht aus den Verhandlungen zwischen England und Rußland mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit hervor, daß Rußland, falls es nämlich überhaupt in die Lage kommt, derartige Forderungen zu stellen, von der Pforte die Abtretung eines ziemlich beträchtlichen Gebietes, welches Bajezid und Erzerum, wo möglich auch noch Trapezunt einschließt, verlangen wird, um die große Karawanenstraße vom schwarzen Meere nach Persien und damit den größten Theil des Handels zwischen Europa und Persien in seine Hände zu bringen. Die russischen Kriegsoperationen in Asien haben daher den Zweck, zum mindesten jenes Gebiet, dessen Abtretung im Friedensvertrage Rußland von der Pforte fordern will, militärisch zu occupiren. Eine kühne Phantasie mag vielleicht von einem Vordringen russischer Heeressäulen durch Anatolien bis zum Bosporus träumen, zu welchem nach einem bekannten Worte der sicherste Weg für Rußland „über Asien" führen soll; der Autor dieses Dictums hat aber dabei nicht an einen überhasteten Kriegszug, sondern an die schrittweise Annäherung Rußlands durch Vorschieben seiner Grenzen am südlichen Gestade des Pontus Euxinus gedacht, wozu durch eine Annexion der Landschaften bis Trapezunt immerhin schon ein recht großer Schritt gethan werden würde.

Ein politisches Interesse wohnt allein den Vorgängen auf dem europäischen Kriegstheater bei. Die Pforte hat es mit Peinlichkeit vermieden, hier auf irgend einem Punkte die Offensive zu ergreifen, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, aus den türkischen Donaufestungen und auch sonst an anderen Donauübergängen Truppen nach Rumänien hinüber zu werfen und dort, wie es im Kriege von 1853 Omer Pascha mit Erfolg bei Oltenitza und Kalafat gethan hat, die Angriffe der Russen zu erwarten. Die Pforte will sich, was ihr Territorium betrifft, lediglich im Status quo behaupten. Es ist denkbar, daß im Laufe der Dinge für die türkische Kriegsleitung die Nothwendigkeit eintreten kann, ihre Operationen über die Grenze auszudehnen; immer aber wird es sich dabei um defensive Zwecke handeln. Rußland, als der angreifende Theil, muß hingegen darnach trachten, den Feind durch Bedrohung seines Lebenscentrums zu einem Friedensschlusse, wie es ihn sich vorgesetzt hat, zu zwingen und, was sich damit als Mittel zum Zwecke von selber verbindet, diejenigen Landes-

Digitized by Google
UNIV. OF MICH

theile, die es der Herrschaft der Pforte in der einen oder anderen Form entziehen will, militärisch zu occupiren und im Voraus, zur besseren Sicherung seines eigenen Einflusses in der Zukunft, zu „organisiren". So erscheint denn als höchster Zweck des in Europa geführten Krieges für die Pforte lediglich die Abwehr der russischen Invasion, für Rußland die Besetzung oder doch imminente Bedrohung Constantinopels, um auf die Pforte einen unwiderstehlichen Druck zum Friedensschlusse auszuüben, und die fortgesetzte Occupation der jedenfalls von der directen Herrschaft der Pforte zu befreienden Provinzen, in concreto gesprochen Bulgariens.

Nach diesem Kriegszweck waren die zur Erreichung desselben nothwendigen Mittel zu bemessen, und zwar mußte dies eher etwas reichlicher als knapper geschehen. Man hat im osmanischen Reiche mit Factoren zu rechnen, die nicht aus statistisch ermittelten, undiscutirbaren Zahlen bestehen, sondern die sich, je nach voreingenommener Meinung und einem mehr oder minder „leichten Herzen", als schwache, ernster Anstrengung behufs ihrer Ueberwindung unwerthe Widerstandsvelleitäten eines morschen Reiches oder aber als die im Ringen mit dem Tode noch einmal zu dämonischer Kraft anschwellenden Lebensgeister einer immerhin nach Millionen zählenden Nation auffassen lassen.

Die falsche politische Auffassung der Verhältnisse im osmanischen Reiche auf Seiten der russischen Staatslenker ist die Quelle, aus welcher alle jene so zahlreichen und überaus folgeschweren militärischen Fehler geflossen sind, denen Rußland seine beispiellosen Mißerfolge in diesem Kriege verdankt. Wer immer nach Rußland im Sinne eines Ignatieff über die „schwache Widerstandsfähigkeit der Pforte" berichtet hat, der hat sich eine schwere Mitschuld an jenen Mißerfolgen zuzuschreiben. Er sah nur die Oberfläche der Dinge, ohne in ihre Tiefe einzudringen. Er fand Freude daran, schlechte Zustände schwarz zu schildern, die er vermuthlich selber noch schlechter machen half, als sie es ohnehin schon waren. Er vergaß, daß es Millionen Osmanlis gibt, welche fern von den Lastern Stambuls in einer uns Europäer freilich nicht ansprechenden, ihren nationalen Eigenthümlichkeiten aber immerhin adäquaten Weise leben. Als die Kunde von dem drohenden Untergange des Reiches sich verbreitete, eilten diese in zu Stambul selbst ungeahnter Zahl zu den Waffen, so daß die Pforte geradezu „Armeen aus der Erde stampfte", während die einmal verabsäumte Bildung einer russischen Reservearmee nach den schließlich eingetretenen großen Verlusten durch die nicht einmal im Krimkriege angeordnete Heranziehung der Garden aus Petersburg nicht wieder gut gemacht werden konnte.

Ein besonderer Umstand trat noch hinzu, welcher die russische Kriegsleitung in ihren Dispositionen genirte, der Mangel an einer der türkischen Panzerflotte auf hoher See gewachsenen Kriegsmarine im schwarzen Meere. Es ist nicht recht verständlich, weswegen bei der programmgemäßen „Sammlung" der Kräfte Rußlands zu einem Kriege mit der Pforte nicht mit größerem Eifer an der Herstellung einer neuen Kriegsmarine im schwarzen Meere gearbeitet worden ist, wozu doch seit dem Jahre 1871, nachdem die bekannte Clausel des Pariser Friedensvertrages, die Rußland die Unterhaltung einer Kriegsflotte im Pontus verbot, aufgehoben war, sechs Jahre Zeit vorhanden gewesen sind. Mit einem Corps von nur 10,000 Mann an Bord kann die türkische Flotte das weitgedehnte russische Littorale am schwarzen Meere bald hier, bald dort beunruhigen, und ein bis zwei russische Armeecorps für operative Zwecke unverwendbar machen. Rußland ist in der That zur Aufstellung einer besonderen „Küstenarmee" genöthigt gewesen, ohne daß diese während der Dauer des bisherigen Krieges eine rechte Gelegenheit zur Action gehabt hätte. Die Verschließung der See hat für die russische Kriegsführung außerdem den schweren Nachtheil, daß alle Sendungen aus Rußland zur Armee den Landweg nehmen müssen, wodurch sie in eine ihre Erfolge beeinträchtigende Abhängigkeit von der Leistungsfähigkeit eines einzigen Schienenwegs gerathen ist. — Die türkische Expedition an die abchasische Küste war zu einer Diversion auf dem asiatischen Kriegsschauplatze bestimmt, und wird auch dort von ihr die Rede sein.

Wenden wir uns nach dieser Einleitung den Ereignissen auf dem europäischen Kriegsschauplatze zu. In den südwestlichen russischen Gouvernements war während des Winters 1876/77 eine unter den Oberbefehl des Großfürsten Nikolaus, Bruders des Kaisers, gestellte Südarmee, aus sechs Armeecorps (VII.—XII.) bestehend, mit dem Hauptquartier Kischeneff zusammengezogen worden; zwei dieser Armeecorps (VII. und X.) waren unter dem Specialbefehl des Generals Semeka den Küstenschutz zu übernehmen bestimmt. Die operative Armee hatte zunächst ihren Aufmarsch an der Donau zu bewirken; zu diesem Zwecke mußte sie durch rumänisches Gebiet marschiren, da das ganze linke Donauufer von der östreichischen Grenze bei Orsowa bis zur Kiliamündung zu Rumänien gehört.

Rumänien, als ein unter der Oberhoheit des Sultans stehender „Vasallenstaat", konnte sich einfach unter Leistung passiven Widerstandes von den Russen als „feindliches Land" behandeln lassen. Die rumänische Regierung, welche den russisch-türkischen Krieg zur Gewinnung der Unabhängigkeit Rumäniens benutzen wollte, hatte es vorgezogen, mit der russischen Kriegsleitung eine Convention abzuschließen. Es war dies am 16. April, also noch vor der russischen Kriegserklärung an die Pforte, geschehen. In dieser Convention stellte die rumänische Regierung ihr Land der russischen Kriegsleitung zur Verfügung, wogegen Rußland versprach, Rumänien in seinen auf Verträgen und Gesetzen beruhenden Rechten zu schützen. Von besonderer Wichtigkeit ist das Rußland eingeräumte Recht, in Rumänien Eisenbahnlinien für Kriegszwecke zu bauen und umzubauen, da die russischen Waggons wegen der größern Spurweite der russischen Bahnen auf die rumänischen ohne Weiteres nicht übergehen können. Die Pforte, welche den Abschluß dieser Convention nicht kannte, forderte am 23. April die rumänische Regierung auf, Angesichts des drohenden Einmarsches der Russen sich mit dem Generalissimus der Donauarmee, Abdul Kerim Pascha, in's Einvernehmen zu setzen; der rumänische Minister Cogalniceanu ertheilte darauf eine ausweichende Antwort.

Am 24. April überschritten die Russen an mehreren Stellen die rumänische Grenze und besetzten zunächst am 25. April die wichtige Position von Barboschi, wo die rumänische Eisenbahn, dabei der Donau ziemlich nahe kommend, auf einer großen Brücke und Viaduct den Serethfluß und sein Thal überschreitet. Die unteren Donauplätze Braila, Galatz, Reni, Ismail, Kilia wurden bis zum 27. April besetzt. Alsbald erhob sich die Vermuthung, daß in der Gegend von Galatz etwa, wie im Jahre 1828, ein Donauübergang, wenn auch nicht der Hauptübergang, beabsichtigt sei. Von türkischer Seite geschah nichts, um den Aufmarsch der Russen zu stören, die sich sonst an der Donau wenig bemerklich machten. Der durch Regengüsse stark geschwellte Strom war zunächst ein mächtiges Hinderniß für größere Operationen. Jedoch entwickelte sich alsbald auf der Donau ein kleiner Krieg, indem türkische Streifpartien rumänische Dörfer überfielen oder auch rumänische Schiffe wegnahmen, Letzteres um, wie erläutert wurde, den Russen die Zusammenbringung von Brückenmaterial zu erschweren. Die Russen ihrerseits versenkten unterhalb Galatz im Donaustrom Torpedos, um die auf dem Sulinaarme ankernde türkische Panzerflotte am Aufwärtsgehen zu verhindern. Die fremden Schiffe hatten zuvor Befehl erhalten, die Häfen von Braila und Galatz zu verlassen.

In den rumänischen Kammern, die am 25. April vom Fürsten Karl mit einer die Lage erläuternden Thronrede eröffnet worden waren, war inzwischen die Convention vom 16. April vorgelegt worden, wobei der Ministerpräsident Bratianu bemerkte, daß ihr Abschluß „das einzige Mittel, die Institutionen Rumäniens zu sichern", gewesen sei. Die Deputirtenkammer ertheilte am 29. April mit 79 gegen 25 Stimmen, der Senat am 30. April mit 41 gegen 10 Stimmen der Convention die

Digitized by Google

Genehmigung. — Der Kaiser Alexander kehrte am 2. Mai von Kischeneff nach Petersburg zurück; wobei er in Kijeff am 3., in Moskau am 5. Mai und bei seiner Ankunft in Petersburg am 7. Mai von Deputationen patriotische, dem Kriege zustimmende Adressen überreicht erhielt. Die Pforte richtete ihrerseits am 2. Mai ein Rundschreiben an die fremden Mächte, in welchem sie gegen das treulose Verhalten Rumäniens Protest erhob, den Fürsten Karl und die rumänischen Behörden als in feindlicher Gewalt befindlich und alle ihre Handlungen während der Occupation als usurpatorisch betrachten zu müssen erklärte. Am 4. Mai wurde die russisch-rumänische Convention veröffentlicht.

Inzwischen begannen die Türken über die Donau hinweg die rumänischen Donauplätze zu beschießen: Braila am 2., Reni am 4., Oltenitza am 5., Bechet am 6., Kalafat am 8., Giurgewo am 9. und Oltenitza abermals am 10. Mai. Und zwar fand die Beschießung auch solcher Plätze statt, die noch kein russischer Soldat betreten hatte, so daß man auf rumänischer Seite namentlich wegen der Beschießung Kalafats von Widdin aus, welche die rumänischen Batterien alsbald erwidert hatten, die Pforte anklagte, „die Feindseligkeiten gegen Rumänien eröffnet zu haben". Am 11. Mai wurde die Beschießung Kalafats zum Gegenstand einer Interpellation in der rumänischen Deputirtenkammer gemacht, welche darauf mit 58 gegen 29 Stimmen eine Resolution annahm, die thatsächlich einer Unabhängigkeitserklärung gleichkam. Die Regierung wurde ermächtigt, „alle Maßnahmen zu ergreifen, welche die Existenz Rumäniens sichern und demselben gestatten, nach dem Frieden eine wohlpräcisirte politische Stellung einzunehmen, die ihm die Möglichkeit biete, frei von jedem Abhängigkeitsverhältniß seine geschichtliche Mission im Orient zu vollenden". Der Ministerpräsident Bratianu erklärte auf eine Bemerkung des Abgeordneten Jonescu, die Regierung habe sich an die Großmächte wegen Beschützung Rumäniens gewendet, aber keine Antwort erhalten; Rumänien müsse, da es verlassen sei, zu seinen eigenen Kräften seine Zuflucht nehmen. Es habe eine gute Armee und gute Offiziere; es könne seine Lebensfähigkeit erweisen und müsse sich vertheidigen, nachdem die Pforte ihm den Krieg erklärt habe. Am 9. Mai erging darauf ein Irade des Sultans, welcher die Absetzung des Fürsten Karl von Rumänien wegen Bruches der Vasallentreue ausspricht.

Die Großmächte hatten unterdessen, abgesehen vom deutschen Reiche, wo dies anscheinend nicht für nothwendig erachtet wurde, ihre Neutralität im russisch-türkischen Kriege erklärt, wobei England am 30. April den Anfang gemacht hatte und die andern nachfolgten. Die englische Neutralitätserklärung erhielt durch die am 6. Mai in Petersburg überreichte Antwort Lord Derbys auf die Note des Fürsten Gortschakoff vom 21. April eine Art Erläuterung. Das einseitige Vorgehen Rußlands wurde darin bedauert. Wenn auch die Pforte in ihrer Circularnote vom 9. April leider gegen den Inhalt des Londoner Protokolls vom 31. März protestirt habe, so habe sie doch gleichzeitig auf's Neue ihre Absicht bekräftigt, die versprochenen Reformen durchzuführen. England könne also nicht zugeben, daß durch die Note vom 9. April jede Hoffnung auf eine friedliche Verständigung abgeschnitten, der Friede mit Montenegro und die beiderseitige Abrüstung unmöglich gemacht worden sei; man hätte mit Geduld und Mäßigung von beiden Seiten wohl noch zu einer Verständigung über diese zwei Punkte gelangen können. England könne ferner nicht zugeben, daß das gegenwärtige Auftreten Rußlands den Gefühlen und Interessen Europas entspreche. Der Einmarsch der Russen in das türkische Gebiet werde die Schwierigkeiten, welche der Ausführung innerer Reformen in der Türkei entgegenstehen, nicht beseitigen, das Loos der christlichen Bevölkerung nicht verbessern. Das Verfahren Rußlands laufe den Stipulationen des Pariser Vertrags von 1856 zuwider; der Kaiser von Rußland habe sich von dem bisher aufrecht erhaltenen europäischen Einvernehmen (concert) getrennt und damit zugleich von einer Bestimmung, der er feierlich zugestimmt habe. Die Folgen einer solchen Handlungsweise vorauszusehen, sei unmöglich. Die englische Regierung weise die Behauptung zurück, daß Rußland im Interesse Großbritanniens und der übrigen Mächte handle und könne dem Entschlusse der russischen Regierung ihre Zustimmung und Billigung nicht geben. — Im „Journal de St. Pétersbourg" war alsbald die Bemerkung zu lesen, daß die russische Regierung auf diese Note keine Antwort ertheilen würde. Es hätte diese Antwort begreiflicher Weise nur so ausfallen können, daß die Spannung zwischen Rußland und England noch erhöht worden wäre. Im englischen Unterhause wurde durch Mr. Gladstone der Versuch gemacht, die Regierung zu deutlicheren Erklärungen über die Stellung, die sie dem Kriege gegenüber einnehmen wolle, zu nöthigen. Die über die Gladstone'schen Resolutionen geführten Debatten, die am 15. Mai endeten, ergaben, daß die englische Regierung sich lediglich von ihrer Pflicht, über die Interessen Englands zu wachen und sie, wenn sie im Laufe des Krieges bedroht werden sollten, zu wahren, werde leiten lassen. Der russische Botschafter Graf Schuwaloff reiste darauf nach Petersburg, um dort über das, was die englische Regierung unter „englischen Interessen" verstehe, vertraulich zu berichten und sich in Betreff seiner weiteren Haltung instruiren zu lassen. Im Uebrigen verstärkte England seine militärischen Depots in Gibraltar und Malta und traf alle Anstalten, um unverzüglich Truppen nach dem Mittelmeer einschiffen zu können. Das englische Mittelmeergeschwader unter Admiral Hornby war schon am 29. April von Malta nach Korfu gegangen, von wo es nach Kreta und darauf nach Port Said am Suezkanal ging, um die Stelle zu zeigen, wo die von England zu schützenden „eigenen Interessen" in Frage kommen könnten.

Am 4. Mai erklärte die Pforte das russische Littorale am schwarzen Meere vom 5. Mai ab in Blokadezustand; die Termine für das Ein- und Auslaufen neutraler Schiffe wurden auf Vorstellung der fremden Mächte später verlängert. Von russischer Seite ist zu verschiedenen Malen der Nachweis geführt worden, daß die Blokade keine effective sei, also in Gemäßheit der Pariser Declaration vom 16. April 1856, der auch die Pforte beigetreten ist, nicht zu Recht bestehe. Auch haben russische Kriegsschiffe, von Odessa, Nikolajeff, Sebastopol auslaufend, im schwarzen Meere frei sich bewegt und türkische Kauffahrer bis zum Eingange des Bosporus verfolgt und dort vernichtet. Auf den Gang des Kriegs sind diese Vorgänge zur See jedoch nicht von Einfluß gewesen, so daß darauf nicht weiter zurückzukommen ist.

Während die russischen Armeecorps in Rumänien sich immer weiter vorschoben, wurde die aus zwei Corps bestehende rumänische Armee, über deren Verwendung zu operativen Zwecken noch keine Vereinbarung getroffen war, nach der „kleinen Walachei", dem Landestheile westlich der Aluta, dislocirt. Durch ein Decret vom 10. Mai übernahm Fürst Karl den Oberbefehl und verlegte sein Hauptquartier nach Krajowa. Am 14. Mai traf der Höchstcommandirende der russischen Armee Großfürst Nikolaus zu Plojeschti ein, wo sich von da ab das russische Hauptquartier befand. Die in Bukarest gebildete „provisorische bulgarische Nationalregierung" an deren Spitze Herr Zankoff, bekannt von seiner Reise nach Europa her, stand, war schon am 7. Mai mit einer schwungvollen Proclamation an das bulgarische Volk vorgegangen, worin dasselbe in dieser „heiligen Stunde" aufgefordert wurde, sich wie ein Mann zu erheben, die Waffen zu ergreifen, und an der Seite der Russen für seine Befreiung zu kämpfen. „Wir müssen", so heißt es, „uns würdig jener Geschicke zeigen, denen man uns entgegenführen will." Gleichzeitig wurde von Moskau aus (Rede des Herrn Iwan Aksakoff in der „slavischen Wohlthätigkeitsgesellschaft") die gesammte Slavenwelt aufgefordert, ihre Blicke nunmehr auf Rußland zu richten, welches im Begriff stehe, die Thür zu der großen slavischen Zukunft einzuschlagen, die über Europa die Segnungen einer neuen Cultur ausschütten werde. Der Panslavismus begann

Digitized by Google

seine Orgien zu feiern. — Am 8. Mai wurden der operativen russischen Armee drei weitere Corps (IV., XIII. und XIV.) zugetheilt. Ein bulgarisches Corps, aus drei Brigaden zu je zwei Druschinen bestehend, war unter General Stoletoff in der Bildung begriffen; einige Druschinen waren schon im Lager von Kischeneff dem Kaiser Alexander vorgestellt worden.

In Constantinopel stieg die Aufregung. Unterm 10. Mai wurde von dort gemeldet, daß mit der Aufführung von Vertheidigungswerken begonnen worden sei. Der Sultan Abdul Hamid extrahirte zwei Fetwas des Scheikh ul Islam, deren eines ihm das Recht zuspricht, den Titel „Ghazi" (das heißt: Glaubenskämpfer) anzunehmen, während das andere am 20. Mai den Krieg mit Rußland als „Dschihat" (d. h. heiliger Krieg) erklärte, wodurch die Schätze der Moscheen für Kriegszwecke zur Verfügung gestellt wurden. Die damals schon angekündigte „Enthüllung der grünen Fahne des Propheten" ist bis jetzt noch nicht erfolgt; ebensowenig hat sich Sultan Abdul Hamid bisher zur Armee begeben. Am 17. Mai trafen der neuernannte deutsche Botschafter Prinz Heinrich VII. Reuß (früher in Petersburg) und der östreichisch-ungarische Botschafter Graf Zichy in Constantinopel ein, wo demnächst dann alle Großmächte wieder durch Botschafter vertreten waren. Es wurde diese feierliche Vertretung bei der Pforte deshalb auf's Neue eingerichtet, um einmal die fremden Staatsangehörigen im osmanischen Reiche nicht ohne kräftigen diplomatischen Schutz zu lassen, dessen sie ja unter Umständen sehr benöthigt sein können; dann aber um im Falle plötzlicher Friedensentschließungen der Pforte darüber zu wachen, daß die Interessen Europas dabei gewahrt bleiben.

Am 22. Mai, als am Jahrestage seiner Thronbesteigung, empfing Fürst Karl von Rumänien Deputationen beider Kammern. Der Fürst erklärte auf die an ihn gehaltenen Ansprachen: „Die Bande, welche Rumänien mit der Pforte verbunden haben, hat die Pforte selber im Laufe der Ereignisse, die Rumänien weder gewünscht, noch herbeigeführt hat, zerrissen; Rumänien wird sie nicht wiederherstellen. Die Unabhängigkeit Rumäniens, weit entfernt ein Grund der Störung des europäischen Friedens, wie der Ruhe der Nachbarstaaten zu sein, gewährt im Gegentheil nicht nur den nationalen Erwartungen der Rumänier Befriedigung, sondern entspricht auch den Interessen Europas." Ein Passus in der Ansprache des Senats-Vicepräsidenten Demeter Bratianu, worin der Fürst als „König von Rumänien" begrüßt wurde, blieb unerwidert und wurde am 26. Mai vom Präsidenten des Senates Demeter Ghika unter Zustimmung dieser Körperschaft desavouirt. — In einem Rundschreiben des Ministers des Aeußern, Cogalniceanu, wurde nunmehr auch den europäischen Mächten die Unabhängigkeitserklärung Rumäniens notificirt; Anworten scheinen darauf nicht erfolgt zu sein, sind wenigstens nicht bekannt geworden.

Von Kriegsereignissen im Monat Mai sind nur noch die am 11. Mai erfolgte Sprengung des türkischen Monitors „Lütfi Djelil" vor Braila durch einen wohlgezielten Schuß einer russischen Batterie und die am 25. Mai bewirkte Versenkung eines zweiten türkischen Monitors „Hifz ur Rachman" im Kanale von Matschin (der Braila gegenüber ausmündet) durch zur Nachtzeit ihm beigebrachte Torpedos bemerkenswerth. Es kam in Folge dessen eine allgemeine Discussion über die Verwendung der Torpedos gegen feindliche Schiffe in Gang. Die türkische Marine hat übrigens, gewarnt durch diese beiden Katastrophen, sich später besser vorgesehen. Es sind zwar mehrfach, namentlich an der Sulinamündung (10. Juni) und vor Poti Versuche zu Torpedosprengungen von kühnen russischen Seeofficieren gemacht worden, ohne jedoch den türkischen Kriegsschiffen erheblichen Schaden zuzufügen.

In Constantinopel hatte sich in Folge des Verlustes der Festung Ardahan in Asien, welche die Russen am 17. Mai erstürmt hatten, der Bevölkerung eine große Aufregung bemächtigt. Die Softas schickten am 24. Mai eine Deputation in die Kammer, welche die Absetzung des Großmeisters der Artillerie und Palastmarschalls Mahmud Damat Pascha (des Schwagers des Sultans), des Kriegsministers Redif Pascha und des Generalissimus in Anatolien Achmed Mukhtar Pascha, wie die Zurückberufung Midhat Paschas verlangte. Die Regierung ließ sich jedoch nicht einschüchtern; es wurde der Belagerungszustand, in Gemäßheit eines von der Kammer am 7. Mai genehmigten Gesetzes, verkündigt. Den Vertretern der fremden Mächte gegenüber, welche wegen der Antastung der persönlichen Rechte ihrer Staatsangehörigen Besorgniß äußerten, wurde erwidert, daß die Anwendung der durch die Lage gebotenen Maßregeln sich innerhalb der durch die „Capitulationen" vorgeschriebenen Grenzen bewegen werde. — Am 29. Mai wurde angeblich ein Complott zur Absetzung des Sultans Abdul Hamid entdeckt; zahlreiche Verhaftungen erfolgten. Man hat Grund zu der Annahme, daß es sich dabei lediglich um Schaffung eines Vorwands gehandelt habe, unter welchem sich die rührigsten Anhänger Midhat Paschas beseitigen ließen. — Die Sperre der Donau bei Ada Kale, der unweit Orsowa in der Donau gelegenen türkischen Inselfestung, gab dem östreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Zichy zu einer Beschwerdenote vom 31. Mai Anlaß, welche unterm 3. Juni beantwortet wurde. Die Pforte erklärte, daß sie die Donauschifffahrt thalwärts bis zur Timok-Mündung freigebe, ausgenommen für Schiffe unter feindlicher (rumänischer oder russischer) Flagge. — Am 6. Juni erließ die Pforte ein Rundschreiben an die Mächte, worin sie auf Grund der bestehenden Verträge Protest gegen die Unabhängigkeitserklärung Rumäniens erhob.

Nachdem der Aufmarsch der russischen Truppen vollendet war, traf Kaiser Alexander mit dem Großfürsten Thronfolger, dem Reichskanzler Fürsten Gortschakoff, dem Botschafter Ignatieff und großem Gefolge am 6. Juni im Hauptquartier Ploieschti ein. Bemerkenswerth war dabei, daß in den Straßen Bulgaren das Spalier bildeten. Eine bulgarische Deputation wurde auch alsbald von den hohen Würdenträgern empfangen und das Lager der bulgarischen Legion vom Kaiser besichtigt. So wurde gewissermaßen die Befreiung Bulgariens als Hauptzweck des Krieges demonstrirt.

Unterm 14. Juni gab die Pforte die Erklärung ab, daß, trotzdem sie für sich den „rothen Halbmond" in Anspruch nehme, gemäß der Genfer Convention das „rothe Kreuz" unter allen Umständen gewissenhaft von der türkischen Armee respectirt werden würde und daß in dieser Hinsicht die formellsten Instructionen ergangen seien. Es ist später wiederholt über Verletzungen der Genfer Convention von Seiten türkischer Truppen Klage geführt worden; man thut aber sicher Unrecht, wenn man diese Verletzungen auf den bösen Willen der Pforte zurückführt.

In Griechenland und in Serbien wuchs mit dem Herannahen des Zeitpunktes für die Eröffnung des großen Krieges an der Donau die Lust, sich an der Action zu betheiligen. In Athen war es beim Zusammentritt der Kammern am 28. Mai zu patriotischen Kundgebungen vor dem königlichen Schlosse gekommen, für die König Georg seinen Dank aussprach. Der Parteihader schwieg; man verständigte sich über ein „Ministerium aller Parteien" und der greise Seeheld Konstantin Kanaris, ein hoher Achtziger (er ist inzwischen am 14. September gestorben), trat als Ministerpräsident am 7. Juni an die Spitze. In Belgrad äußerte der Ministerpräsident Ristics großes Verlangen nach Erneuerung der kriegerischen Politik des vorigen Jahres; am 18. Juni ertheilte ihm jedoch Fürst Gortschakoff, der mit Recht die Schonung der Empfindlichkeit Oestreich-Ungarns für wichtiger als die Mitwirkung Serbiens hielt, den Rath zum Verharren Serbiens in der Neutralität. Und denselben Rath trug Fürst Milan von seinem dem Kaiser Alexander gemachten Besuche mit sich heim in seinen Konak.

Rußland, in der sicheren Erwartung, die Macht der Pforte schnell zu brechen, war zu dieser Zeit bemüht, jede Complication des Krieges durch Ausdehnung desselben über dessen offen proclamirten Zweck hinaus zu vermeiden. Auch mit England

Digitized by Google

hatte es sich fürs Erste verständigt. Der am 23. Juni dem englischen Parlament vorgelegte Beitrag zu den Blaubüchern über die Orientfrage veröffentlichte das Schreiben Lord Derbys an den russischen Botschafter Grafen Schuwaloff vom 6. Mai über die Interessen, die England unter allen Umständen zu vertheidigen sich verpflichtet fühlen würde, sowie die in einem Erlaß des Fürsten Gortschakoff an den Grafen Schuwaloff vom 30. Mai enthaltene Antwort der russischen Regierung auf jene Eröffnungen.

Die englische Regierung erklärt, sie habe von Anfang an die Pforte gewarnt, daß sie nicht auf ihre Unterstützung rechnen dürfe und sie sei entschlossen, die der Art ausgesprochene Politik unparteiisch durchzuführen, so lange die türkischen Interessen allein berührt werden. Als die wesentlichsten der Interessen, welche die englische Regierung gleich verpflichtet und entschlossen ist, im Falle, daß sie in Gefahr kommen sollten, zu vertheidigen, bezeichnet sie die Nothwendigkeit, die Verbindung zwischen Europa und dem Osten durch den Suezkanal offen, unbeschädigt und ununterbrochen zu erhalten. Eine Bedrohung Indiens und eine so schwere Beschädigung des Welthandels, wie sie in einer Gefährdung der offenen Zugänglichkeit des Suezkanals oder in einem Angriff oder selbst nur einer zeitweiligen Besetzung Egyptens für Kriegszwecke liegen würde, könnte von England nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden. Auch dem Uebergange Constantinopels in andere Hände als die seiner gegenwärtigen Inhaber könnte die englische Regierung bei der unermeßlichen Bedeutung dieser Stadt nicht mit Gleichgültigkeit beiwohnen. Ebenso beständen gegen eine Abänderung der Conventionen, welche die Schifffahrt auf dem Bosporus und in den Dardanellen angehe (und die Pforte verpflichten, fremden Kriegsschiffen die Passage nicht zu gestatten), in irgend einem wesentlichen Punkte bei der englischen Regierung die ernstesten Bedenken. Es wird dann an die Interessen Englands im persischen Golf erinnert (dem also Rußland durch Vorschiebung seiner Grenzen in Asien nicht zu nahe rücken dürfe). Schließlich wird Kaiser Alexander daran gemahnt, daß er in Livadia sein Ehrenwort verpfändet habe, sich nicht Constantinopel aneignen zu wollen und auch Bulgarien nur zeitweilig, bis der Friede und die Wohlfahrt der christlichen Bevölkerung gesichert wäre, zu besetzen.

Die russische Antwort constatirt, daß der Kaiser die Offenheit der Auseinandersetzungen, deren Zweck die Beseitigung von Mißverständnissen zwischen beiden Regierungen sei, anerkenne. Rußland werde den Suezkanal nicht blokiren, noch die Schifffahrt auf ihm bedrohen. Obgleich es berechtigt sei, sich als im Kriege mit Egypten befindlich zu betrachten, würde es dasselbe nicht in den Radius seiner militärischen Operationen bringen. „Ohne dem Verlauf und Ausgange des Krieges zu präjudiciren," wird in der Erklärung wiederholt, daß „die Erwerbung Constantinopels von den Absichten des Kaisers ausgeschlossen" sei. Die Zukunft dieser Stadt sei eine Frage gemeinsamer Interessen und könne nicht anders als durch ein gemeinsames Einverständniß geregelt werden. Sollte der Besitz Constantinopels in Frage kommen, so könnte nicht gestattet werden, daß es irgend einer europäischen Macht gehöre. Auch die Dardanellenfrage sollte durch ein gemeinschaftliches Abkommen auf gerechten und wirksamen Grundlagen geregelt werden (d. h. also im Sinne der Freiheit der Schifffahrt zwischen den zwei großen Meeren, „an denen alle Welt ein Interesse hat"). Wegen des persischen Golfs und des Weges nach Indien wird England beruhigt. Rußland wolle die englischen Interessen respectiren, so lange England neutral bleibe. Es wolle den Krieg nicht über den laut und klargestellten Zweck hinauserstrecken, für den der Kaiser die Waffen zu ergreifen verpflichtet wurde und ohne dessen „vollständigste und wirksamste Sicherung" er sie nicht niederlegen werde: die verbürgte Existenz und Sicherheit der christlichen Bevölkerungen der Türkei (also nicht blos der oft genannten drei aufständischen Provinzen) gegen die unerträglichen Mißbräuche der türkischen Verwaltung. Rußland hoffe, daß nichts vorhanden sei, was nicht so ausgeglichen werden könne, um die freundschaftlichen Beziehungen beider Regierungen und den Frieden des Orients und Europas aufrechtzuerhalten.

Mit der Veröffentlichung dieses Schriftwechsels, der für das Verständniß des weiteren Verlaufs der Orientdinge höchst bedeutsame Gesichtspunkte eröffnet, und mit der gleichzeitig, 22. Juni, erfolgten Schließung des ersten ottomanischen Parlaments — nach Annahme des Budgets hielt der Präsident Achmed Wefik Effendi eine kurze Schlußrede — kann die erste Phase des russisch-türkischen Krieges in Europa als abgeschlossen betrachtet werden. Am 21. und 22. Juni fand der erste Donauübergang von Braila aus nach der Dobrudscha statt, dem am 27. Juni der zweite Uebergang, der der großen Armee, bei Simnitza folgte.

Die politische Situation ist bis auf Weiteres abgeklärt. Rußland und die Pforte treten zunächst allein im Kampfe sich gegenüber. Alle Welt ist gespannt darauf, den russischen Kriegsplan sich entwickeln zu sehen. Daß die Türken zunächst sich passiv verhalten werden, dessen ist man sicher. Die Russenfreunde tragen die Köpfe hoch und prophezeihen den baldigen Sturz des Halbmondes von der Hagia Sophia. Ein Abschnitt der Darstellung ist damit von selber gegeben.

Berlin, 20. September 1877. Politicus.

Literatur und Kunst.

Venedig.

(Dem Fürsten Paul Wiäsemsky zur Erinnerung.)

Aus dem Russischen des Fürsten Peter Wiäsemsky übersetzt von Friedrich Bodenstedt.

Der Mond ging auf, und Zauberhelle
Fließt silbern durch die dunkle Nacht;
Nur leise schauert Well' an Welle,
Der Schlag des Ruders trifft sie sacht;
Stumm, wie am blauen Himmelsbogen
Ein dunkles Wölkchen eilend fliegt,
Kommt meine Gondel still geflogen
Ueber die Fluth, die schimmernd liegt.

Welch' Bild des Zaubers in der Runde,
Welch' märchenhafte Wunderwelt!
Es steigen aus dem Spiegelgrunde
Tief unterm blauen Himmelszelt
Gewaltige Massen auf, gediegen
Und kühn geformt durch Kunstgeschick,
Und diese Welt, der Fluth entstiegen,
Bewältigt völlig Geist und Blick.

Ringsum verschwindet alles Feste,
Vom Lande sieht man keine Spur,
Es schwimmen Tempel und Paläste,
Als lägen sie vor Anker nur,
Um günstigen Fahrwind zu erharren,
Der ihre Segel wieder bläht;
Es blickt aus diesen altersgrauen
Prachtwerken stumme Majestät.

Jahrhunderte stehn hier versteinert,
Doch nichts kommt dieser Glanzwelt gleich,
Zeigt sich ihr Umriß, noch verfeinert
Vom Glanz des Mondes, mild und bleich.
Den finstern Massen Licht und Leben
Und Anmuth gab des Meißels Schlag,
Und gleich durchsichtigen Geweben,
Gleich Spitzen tritt der Stein zu Tag.

Digitized by Google

Wie launenhaft, geheimnißträchtig
Ragt dieser Schönheit Wunderreich!
Der Schatten holden Traumes allnächtig
Webt hier um Alles allzugleich,
Und voll Begier die Augen spähen,
Ob sich das Traumbild nicht belebt,
Daß Thaten sie und Männer sähen
Der Vorzeit, aus der Nacht entschwebt.

Dort dunkelt fern durch das Gestrahle
Des Monds ein schönes Eiland her,
Wie eine große, prächtige Schale
Ein Tafeltuch, schmückt es das Meer.
Dahinter, fast dem Blick entschwebend,
Ein Schwarm von kleinen Inseln streut
Sich weit umher, das Meer belebend,
Das ihnen Bad und Nahrung beut.

Buntfarbige Lichter jetzt umspringen
Der Gondel abgemess'nen Gang,
Zum Schall der Wellen tönt ein Klingen
Wie von vielstimmigem Gesang.
Man singt die heim'schen Barcarolen,
Voll von Musik und Volkesbrust:
Ein klangvoll wechselnd Athemholen
Von tiefem Weh und heller Lust.

Zum Fresco alle Gondeln eilen
Und machen vor den Feuern Halt,
Die laute Festeslust zu theilen,
Die durch das Dunkel glänzt und schallt,
Draus der Rialtobrücke Bogen
Hervortritt, schützend sie umspannt
Und mitzuklingen scheint im Wogen
Der Lust, die Alles übermannt.

Als ich mit Dir der Augenweide
Des mächt'gen Zaubers mich erfreut,
Gemahnt' es wundersam uns Beide
Wie sich uns Altes hier erneut
Aus andern Nächten ferner Länder,
Wo Meer und Himmel auch so rein,
Doch wo des blauen Meeres Ränder
Umdunkelt der Cypressenhain:

Wo Rosen frischen Duft erschließen,
Der süß in milder Luft verschwimmt
Und weiches, wonniges Genießen
Die Seele ganz gefangen nimmt —
Wo auf uralt geweihten Stätten
Uns eine fremde Glaubenswelt
Mit Prachtmoscheen und Minareten
Seltsam, doch schön in's Auge fällt.

So schlagen des Genusses Flammen
Der Gegenwart und frührer Zeit
In eine einzige Gluth zusammen
Verwandter, seliger Trunkenheit.
Mir bringt ein freundliches Erinnern
Des Ostens Zaubernächte nah,
Begrüß' ich mit bewegtem Innern
Dich, Bosporus der Adria!

Die deutsche Frau der Gegenwart.

Zu den Gegenständen, welchen unsere Zeit eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, gehört auch die Stellung der Frau. Während die älteren pädagogischen und culturhistorischen Werke die weibliche Hälfte der Menschheit ignoriren oder doch kaum erwähnen, besitzen wir jetzt eine ganze Literatur, welche die Frau, ihre Fähigkeiten und Eigenschaften, ihre Pflichten und Rechte, ihre sociale und politische Stellung nach allen Seiten hin bespricht. Was ist die Ursache dieser Erscheinung?

Wollte man sie in der größeren Bedeutung der Frau innerhalb der Zeitverhältnisse suchen, so würde man sich irren. Im Gegentheil läßt sich nicht leugnen, daß die Frau jetzt eine weniger hervorragende Stellung in Deutschland einnimmt, als vor der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Damals stand sie auf der Höhe ihrer Zeit, repräsentirte in ihrer Weise diese Zeit so gut wie der Mann. Aber freilich, jene Zeit war eine andere als die jetzige. Das Hauptinteresse war die Literatur, die vorherrschende Richtung die zum Ideellen, Romantischen. Der Dichter war die hauptsächlichste öffentliche Person, und fast die einzige populäre Person in Deutschland; die Erscheinung eines neuen Dichterwerkes das größte Ereigniß.

Was Wunder, daß die Frauen sich in diesen Elementen zu Hause fühlten, und, wie weit sie dem Manne auch in der poetischen Production nachstanden, doch in der Theilnahme für Dichtung und Dichter, in der Schwärmerei für alles Ideale, Romantische mit ihm wetteiferten. Und welche Rolle spielten sie in dem Leben dieser Dichter selbst! Als ihre Gattinnen, ihre Freundinnen nahmen sie Theil an ihrem Schaffen, begeisterten sie zu ihren Werken; ihre Salons waren der Mittelpunkt des geistigen Lebens, um sie versammelte sich Alles, was auf literarische oder künstlerische Bedeutung Anspruch machte. Man braucht nur an den vorwiegend weiblichen Umgang Klopstocks und Jean Pauls zu erinnern, an eine Sophie Laroche und ihren Freundeskreis, an Caroline und Dorothea v. Schlegel, an Frau v. Stein und Frau v. Kalb, an den Salon einer Rahel, Bettina, Henriette Herz u. A. in Berlin, um obige Behauptung zu begründen.

Jetzt ist das anders geworden. Sehen wir uns in allen großen Städten Deutschlands um, wo treten uns Frauennamen entgegen, die eine so allgemein anerkannte selbstständige Bedeutung haben, wie die genannten? Wo bildet die Frau den Mittelpunkt des geistigen Lebens? Wir haben jetzt mehr und bedeutendere Schriftstellerinnen als früher, aber ihre Lorbeeren werden mühsamer errungen, und nur ein kleiner Kreis von Verehrern ist es, der sich in ihren Salons versammelt.

Dieser Wechsel aber ist ganz natürlich. Er ist nur eine Folge des veränderten Charakters, den die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts trägt. Statt der Literatur ist die Politik in den Vordergrund aller Interessen getreten; die ideale Richtung hat sich in eine praktische, die blaue Blume der Romantik in das positive Schwarz-Weiß verwandelt. Es ist dies ein Umschwung, der sich vollziehen mußte, wenn die deutsche Nation sich nicht in Schöngeisterei und fruchtlosem Streben nach unklaren Zielen verlieren sollte; der schwärmerische Jüngling ist zum thatkräftigen Manne geworden!

Aber die Frau hat diese Wandlung von dem literarischen zum politischen Interesse, von der idealen zur praktischen Richtung nicht, oder doch nicht genügend mitgemacht. Wenn im Bereiche der Gefühle der Mann „ihren Spuren folgt", so folgt im Reiche der Cultur überall die Frau dem Manne. Wehe dem Staate, wo diese Ordnung sich umkehrt, wo das Weib den Mann überflügelt; aber nicht minder wehe dem Volke, in dem das Weib zu weit hinter dem Manne zurückbleibt! Denn nur durch die Mitwirkung beider Geschlechter vollzieht sich die Culturarbeit, und wer dieselbe nicht fördert, der hemmt sie.

Diese Gefahr aber droht uns jetzt in Deutschland. Die beiden angeführten herrschenden Elemente sind dem Frauengeiste nicht sympathisch, er kann sich nicht leicht hineinfinden. Und

Digitized by Google

doch muß er das, wenn er mit und in seiner Zeit leben und fortschreiten will, — natürlich aber muß er es auf seine Weise. Mann und Weib sind weder in ihrem Sein noch in ihrem Thun zur Gleichheit bestimmt; nur durch gegenseitige Ergänzung können sie ein Ganzes bilden. Aber nicht die absoluten Gegensätze sind es, die sich vereinen lassen: Tugend und Laster, Leben und Tod werden sich niemals vermählen; wohl aber wird die, durch die geistige Verschiedenheit bedingte verschiedene Auffassung und Bethätigung der gleichen Elemente sich verbinden lassen, und erst das Erfassen und Verarbeiten eines Elementes durch beide Geschlechter kann es zum vollen Austrag bringen.

So wird sich auch die jetzige Richtung unserer Zeit in der Frau anders spiegeln, als im Manne. Die Politik, die bei ihm als That sich äußert, zeigt sich bei ihr zuerst als ein Gefühl: die Vaterlandsliebe, aus der dann der Gemeinsinn entspringt; die praktische Richtung, welche der Mann im Staat, im Handel und Wandel vertritt, bethätigt sich bei ihr im häuslichen und geselligen Leben.

Oder vielmehr soll sich zeigen und bethätigen, denn bis jetzt geschieht beides noch nicht genügend. Wie lebhaft auch die Begeisterung der deutschen Frau sich in Kriegszeiten stets geäußert hat, in gewöhnlichen Zeiten empfindet sie im Allgemeinen noch nicht die rege Theilnahme für die Interessen ihres Vaterlandes, besitzt sie noch nicht das Verständniß für die Geschichte der Gegenwart, welche nothwendig ist, wenn sie ihre Aufgabe im Leben erfüllen soll. Denn diese Aufgabe ist die Erziehung der Menschheit; wie sie die Mutter des Menschengeschlechts ist, so fällt ihr vorzugsweise auch die Pflicht zu, dasselbe zu bilden, zu leiten während des Alters, wo es am bildungsfähigsten und der Leitung am bedürftigsten ist, wo dieser Einfluß also am meisten Macht besitzt. „Wie aber," frägt die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", „kann die Frau, in deren Händen die erste Erziehung des künftigen Staatsbürgers liegt, sein Herz und seinen Geist zur Erkenntniß seiner Pflichten heranbilden, wenn sie selbst sie nicht kennt, wenn sie kein Band zwischen sich und dem Leben ihres Volkes fühlt?" Wie auch, frage ich, kann man von ihr verlangen, daß sie bereit sei in den Zeiten, wo das Vaterland in Noth ist, demselben das Liebste, was sie besitzt: Gatten, Söhne, Väter, Brüder zu opfern, wenn dieses Vaterland selbst ihr nicht unendlich theuer ist? . . Wahrlich, es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, es sei überflüssig oder gar schädlich, die Theilnahme der Frau für ihr Vaterland und seine Angelegenheiten zu erwecken und rege zu halten. Ihr Einfluß — auch ohne Stimmrecht! — läßt sich doch nicht leugnen. Oder wer wollte bestreiten, daß diese vielgetadelte Vorliebe der Deutschen für alles Fremde, diese Unterschätzung des Eignen, das sich in dem, noch immer nicht bedeutungslosen Worte: „es ist nicht weit her" ausspricht, daß dieser Eifer, im Auslande die eigne Sprache und Sitte gegen die des fremden Landes zu vertauschen, vorwiegend von der Frau ausgeht? Wer, der die Verhältnisse in den katholischen Ländern kennt, kann es bezweifeln, daß das Medium, durch welches der Priester seinen Einfluß auf die Männer ausübt, die Frau ist, — die Frau, welche nimmermehr sich zu einem solchen Werkzeuge hergeben würde, wenn sie zum Verständniß ihrer Zeit und zur Liebe für ihr Vaterland erzogen worden wäre? Was dagegen verleiht der Volksstimme in England so große Gewalt, wenn nicht der Umstand, daß es eben die Stimme des ganzen Volkes ist, die sich erhebt, daß die Frauen, wenn auch die Women's-suffrage-bill nicht durchgegangen ist und nie durchgehen sollte, dennoch vermöge des regen Antheils, den sie an allen Vorgängen innerhalb ihres Vaterlandes nehmen, indirect die Macht vermehren, welche sich gegen ein unpopuläres Gesetz auflehnt oder eine gewünschte Maßregel durchsetzt? . . . Die Engländerin, im Mittelstande wenigstens, steht der deutschen Frau an sogenannter Schulbildung gewöhnlich nach; sie ist in den Historien der alten Griechen und Römer meist wenig bewandert, Demosthenes und Cicero sind ihr vielleicht niemals vorgestellt worden; aber die Namen ihrer Vertreter im Parlament sind ihr geläufig, und eine Rede Disraelis oder Gladstones liest sie oft mit weit mehr Interesse, als den neuesten Sensationsroman von Wilkie Collins.

Und in diesem Punkte berühren sich die beiden Elemente des Politischen und Praktischen. Es ist entschieden praktischer, zu hören und zu lesen, was heute geschieht, als was sich vor tausend Jahren zugetragen hat; praktischer, die Zustände um uns her mit offnem Blick betrachten, und, soweit dies möglich ist, zu ihrer Verbesserung beitragen, als seine freie Zeit mit der Anschauung fictiver Verhältnisse und Personen ausfüllen. Das erstere bezeichnet man mit dem Worte Gemeinsinn, dem Sinne für das allgemeine Wohl; und wie die Blüthe, aus der er hervorgeht, die Vaterlandsliebe, bei unseren Frauen noch nicht zu voller Entfaltung gelangt ist, so findet sich auch die Frucht noch selten. Welch' reiches Feld der Thätigkeit aber erschließt dieser Gemeinsinn dem weiblichen Geschlechte! wie würde da die brachliegende Kraft Tausender alleinstehender, unabhängiger Frauen im Dienste des Ganzen verwerthet werden! Auch in dieser Beziehung geht uns England mit dem guten Beispiel voran. Was eine Miß Nightingale für die Krankenpflege, eine Mrs. Fry für die Verbesserung der Gefängnisse, Miß Carpenter für das Armenschulwesen (besonders in Indien), die Misses Hill für die weibliche Auswanderung, die Baroneß Burdett-Coutts auf dem Felde der Wohlthätigkeit im großartigsten Maßstabe gethan, das muß unsere wärmste Anerkennung hervorrufen. Gewiß wollen wir nicht selbst in den Fehler der Unterschätzung des Eignen verfallen, und vergessen, daß auch deutsche Frauen sich auf verschiedenen Gebieten gemeinnütziger Thätigkeit hervorgethan haben; aber ihre Zahl ist noch sehr klein, und die große Menge unserer Frauen huldigt noch dem strengsten Particularismus, d. h. sie verschließen Herz und Haus gegen das, was draußen vorgeht, wenn es sie nicht persönlich berührt.

Das aber ist zugleich unpatriotisch und unpraktisch. Haus und Welt stehen in beständiger Wechselwirkung, und wer den Anforderungen der letzteren nicht Rechnung trägt, der wird auch die des Hauses im höhern Sinne nicht ganz befriedigen.

Fangen wir bei der untersten Stufe, den äußeren Einrichtungen des Hauses an, so liefern diese uns gleich den Beweis für die aufgestellte Behauptung. In der That, wenn wir dieselben mit denen fremder Länder vergleichen, so müssen wir zugestehen, daß sie noch viel zu wünschen übrig lassen. Die richtige deutsche Wohnung mit ihrer sogenannten „guten Stube", die weniger zum Bewohnen als zum „Reinemachen" da ist, mit ihren steifen Möbeln, die oft elegant, aber fast niemals bequem sind, mit ihrem gemeinsamen Eingang für Gäste, Fleischer und Kohlenschaufeln, — diese richtige deutsche Wohnung, wie sie, außer in den größten Städten, noch überall in Deutschland zu finden ist, bezeugt einen Mangel an praktischem Sinn. Wende man nicht ein, es fehle uns am Besten, an den nöthigen Geldmitteln zur praktischeren Einrichtung unserer Häuser; nein, selbst da, wo Pracht und Luxus herrschen, vermissen wir doch oft jene zweckmäßigen Einrichtungen, die der Engländer mit dem Worte Comfort bezeichnet, und die selbst die einfachsten englischen Cottages so wohnlich machen.

Indessen fällt in Bezug auf die äußeren häuslichen Einrichtungen ein Theil der Schuld — wenn auch der kleinere — dem Manne zur Last, der doch das Haus baut; die inneren Einrichtungen sind die eigentlichste Domäne der Frau, und auch in diesen zeigen sich Uebelstände. Der größte derselben ist, daß man in den meisten deutschen Häusern das Knarren der Wirthschaftsmaschine so sehr hört, daß die Hausfrau, statt das Räderwerk nur im Gang zu erhalten, fortwährend selbst daran dreht! Vermöge des ihr eigenen conservativem Elementes ist sie auf dem Standpunkt früherer Zeiten stehen geblieben; sie erkennt nicht, daß die beiden vornehmsten Güter, über welche sie zu verfügen hat: Zeit und Kraft, sehr im Werthe gestiegen sind, und daß es eine Verschwendung ist, wenn eine wohlhabende und gebildete Frau diese an Verrichtungen wendet, welche eine Dienerin oder gar eine Maschine ihr abnehmen könnte. Daß auch diese vielverklagten Dienerinnen nicht eher tüchtig werden

Digitized by Google

können, als bis man sie nicht mehr als Handlangerinnen betrachtet, sondern ihnen gestattet, selbstständig und selbstverantwortlich zu sein, bis die Hausfrau sich damit begnügt, den Haushalt als General zu leiten, statt als gemeiner Soldat darin zu arbeiten, das liegt auf der Hand. Die gebildete Frau soll die Herrin des Hauses sein, nicht seine Sklavin; die Gefährtin und Gehülfin des Mannes, nicht seine Haushälterin oder sein Spielzeug; die Erzieherin ihrer Kinder, nicht nur die Wärterin, die für ihr äußeres Wohlbehagen sorgt! Natürlich und Gott Lob! gibt es Frauen, welche ihre Aufgabe in dieser Weise auffassen; die große Menge des weiblichen Geschlechts aber gehört entweder zu denen, die sich zur Magd ihres Hauses machen, während der einen Hälfte des Tages mit ihrer Dienerin verkehren (ein Umgang, der einen entschieden herabziehenden Einfluß ausübt!) und die andere Hälfte in Kaffee- und Theegesellschaften zubringen; oder, wenn sie den begüterten Klassen angehört, so hat sie die Wandlung von der ideellen zur praktischen Richtung in so fern mitgemacht, als sie von dem Idealismus direct in den Materialismus gesprungen ist, von der abstracten Schwärmerei in die Genußsucht.

Und gehen wir nun noch tiefer, betrachten wir das Familienleben, was finden wir da? Es ist schmerzlich, es auszusprechen, aber die Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß dieses harmonische Zusammenwirken der Gatten, dieses herzliche Verkehren zwischen Eltern und Kindern, welches den Segen und den Reiz des Familienlebens ausmacht, nur noch in den wenigsten Häusern zu finden ist. Die vielgepriesene deutsche Gemüthlichkeit ist in den meisten Fällen herabgesunken zu einem rücksichtslosen Sichgehenlassen des Einzelnen, zu einer Formlosigkeit, unter welcher nicht nur die äußere Gestaltung, sondern auch der Geist der Familie leidet. Die Geselligkeit aber, welche die erweiterte Familie repräsentiren soll, hat diesen Charakter völlig verloren; statt die beiden Geschlechter zu vereinen, trennt sie sie nur noch mehr. Wahrlich, das Wort von der Musterhaftigkeit der deutschen Familie, von der Verehrung der deutschen Frau gehört auch in das Reich der Ideale, die in der Wirklichkeit selten zu finden sind! Wir leben da von unserem alten guten Ruf, sind aber sehr in Gefahr, in dieser Beziehung in dieselbe Phrasenhaftigkeit zu verfallen, welche wir in den Reden unseres Nachbarvolkes so streng verurtheilen.

Wer diese Ansichten für pessimistisch hält, der lese die Artikel, welche jetzt so häufig in ausländischen Zeitungen über den fraglichen Gegenstand erscheinen. Nehmen wir auch an, daß die französischen Urtheile noch zu sehr von dem Hasse gegen alles Deutsche gefärbt sind, um uns maßgebend zu sein, und daß auch bei der englischen und amerikanischen Presse es ein Act der Rache für unsere äußeren Erfolge ist, wenn sie unsere inneren Schäden blos zu legen suchen, so muß der Unbefangene doch zugeben, daß solche Schäden existiren, daß in allen jenen, oft übertriebenen Auslassungen stets ein Körnchen Wahrheit zu finden ist. So sagt das „Home journal“: „Die deutschen Schriftsteller und Sänger haben die Frauen genugsam besungen, aber wir würden doch Thaten den Worten vorziehen. In diesem Punkte finden wir die Hauptschwäche der Deutschen: eine unvereinbare Trennung von Dichtung und Wahrheit. Sie reden beständig von häuslichem Leben, ohne die nöthigsten Bestandtheile desselben zu kennen, besingen ihre Frauen, und wissen kaum, was zu einer harmonischen Ehe erforderlich ist.“

Ein anderes Blatt schließt einen Aufsatz mit den Worten: „In England wird die Frau geehrt, in Frankreich und Amerika angebetet, in Deutschland einfach — nutzbar gemacht (utilized).“

Am treffendsten ist wohl folgende Darstellung in einem Londoner Blatte, die einen deutschen Beamten zum Verfasser hat. „Wenn man ein deutsches und ein englisches Mädchen mit 16 Jahren vergleicht,“ sagt er, „so wird man die Deutsche wahrscheinlich besser unterrichtet finden, als die Engländerin; doch vergleicht man dieselben Frauen wieder mit 26 Jahren, so ist in den meisten Fällen die Engländerin außerordentlich fortgeschritten, während die Deutsche viel von ihrer Schulbildung vergessen, und der Kreis ihrer Interessen sich positiv verengt hat. Die Ursache ist einfach die, daß in England die Männer sich mit den Frauen unterhalten, während sie das in Deutschland im Allgemeinen nicht thun. Natürlich gibt es Personen, ja sogar Kreise, die eine rühmliche Ausnahme machen; aber in der Regel sucht der Mann die Gesellschaft der Frauen nur, so lange er jung ist, er geht auf Bälle und zu Vergnügungspartieen theils um sich zu amüsiren, theils um sich eine Frau zu suchen. Wenn sie gefunden und die Zeit der Flitterwochen vorüber ist, sucht er seine gesellige Erheiterung bei den Männern, sie bei den Frauen; er geht in seinen Club, seine Lese- Rauch- und Weinstube, sie in ihre Kaffeegesellschaften; wenn sie in großen Soiréen zuweilen zusammen kommen, so halten sich die Männer oft in einem besonderen Zimmer auf — schon des Rauchens halber! — oder sammeln sich doch auf einer Seite des Salons. In England erwartet der Mann, daß seine Frau in intelligenter Weise Theil nehmen kann an der Unterhaltung über die Gesprächsgegenstände des Tages, — und demgemäß wird sie erzogen; in Deutschland erwartet er von ihr, daß sie sein Hauswesen sparsam einrichte und eine gute Mahlzeit auf den Tisch setze, und so wird sie für dieses Ideal erzogen; die wachsende Regsamkeit des politischen Lebens unter den Männern vermehrt diese Trennung nur, da die meisten Frauen noch gar nicht gelernt haben, sich für Politik zu interessiren. Man bringe nur die Männer und Frauen, nicht die Knaben und Mädchen dazu, sich mit einander zu unterhalten, und alle Reformen werden bald folgen.“

Fühlen wir uns nun durch solche Kritiken fremder Blätter gekränkt — denn wer hörte gern unangenehme Wahrheiten? — so ist das beste Mittel, dieselben zum Schweigen zu bringen, eine weise Selbstkritik. Und hier komme ich endlich zur Beantwortung der Frage, die ich diesen Betrachtungen vorangestellt: warum man sich jetzt so viel mehr mit Allem, was die Frau betrifft, beschäftige, als in früheren Zeiten? Man fängt eben bei uns an, eine solche Selbstkritik zu üben, man hat die bestehenden Mängel erkannt, und sucht nach Mitteln, sie zu beseitigen. Das oben vorgeschlagene Mittel: ein regerer geistiger Verkehr der beiden Geschlechter unter einander, würde gewiß wesentlich zur Erreichung dieses Zweckes beitragen und zugleich dem Manne dasjenige geben, was ihm so häufig fehlt: die feine Umgangsform. Der sicherste Weg aber, alle die genannten Uebelstände zu heben, ist unzweifelhaft der der Erziehung. Eine Reform auf diesem Gebiete: von der übermäßigen Entwickelung des Gefühls- und Phantasielebens zu einer festen, gesunden Charakterbildung; von dem flachen Kosmopolitismus des Wissens zu einem, im Stoffe beschränkteren aber dafür vertieften, und der Zeit und Wirklichkeit mehr Rechnung tragenden Unterricht; von der nivellirenden und abstumpfenden Mechanik der Lehrmethode zu einer individuellen Entwickelung von Innen heraus; von dem Naschen auf allen Kunstgebieten in den, der Schulzeit folgenden Jahren, zu einer weisen Benutzung dieser Periode zur praktischen Ausbildung für das Leben, — eine solche Umwandlung der Erziehung würde das wirksamste Mittel sein, die Frau für ihre Aufgabe in Haus und Welt tüchtiger zu machen, sie mit den Anforderungen ihrer Zeit in Einklang zu bringen.

Möchten wir nicht zögern, eine solche Reform anzubahnen; denn nur wenn die Frau ihre Pflichten als Tochter ihres Volkes, als Genius des Hauses, als Vertreterin der Sitte in der Gesellschaft erfüllt, nur dann wird Deutschland, wie in der Politik, so auch in Bezug auf sein häusliches und geselliges Leben wieder die hervorragende Stellung einnehmen, die es früher inne gehabt, und die zu seiner sittlichen Größe nothwendig ist.

M. Calm.

Digitized by Google

Ein Leseabend bei Caroline von Wolzogen.

Es mag wohl als ein Kriterium für den echten und vollen Werth eines Genusses gelten, wenn die Erinnerung daran nach 45 Jahren noch so vollkommen klar und unverkümmert im Gedächtniß haftet, daß sie ein integrirender Theil des eignen geistigen Lebens geworden zu sein scheint. Mindestens ist diese Erinnerung ein Zeugniß, daß ein solcher satter Genuß zum fruchtbaren Keim und Trieb dieses Lebens werden muß. Der vollkommene Kern des Genusses liegt aber in der unbefangenen Hingebung und unbekümmerten Auffassung des Dargebotenen. Das olim meminisse juvabit gibt auch ein Zeugniß von dem wie mit natürlicher Nothwendigkeit sich vollziehenden Uebergang des Genusses in das eigne geistige Leben, wobei die Erinnerung sich als das eigenste pragmatische Element bewährt.

In solcher Weise steht unter den vielen genußreichen Momenten bei Caroline von Wolzogen als besonders ausgezeichnet ein Leseabend mit so voller Klarheit in meiner Erinnerung, daß eben diese vollkommene Bewahrung mir die Hoffnung auf das Interesse mancher Leser sichert.

Es mag Ende October oder Anfang November gewesen sein (leider habe ich das Datum nicht genauer notirt), als der wohlbekannte alte Diener der Frau von Wolzogen meinem Bruder Friedrich, dem Theologen, und mir eine Einladung zum Leseabend am folgenden Tage brachte. Es sollte „Wallensteins Tod" gelesen werden. Aus der nur kleinen gewählten Liste, auf welcher die ausgezeichnete geistreiche Familie des Universitätscurators und Präsidenten des Oberappellationsgerichtes A. von Ziegesar und die rühmlichst bekannte Schriftstellerin Luise Marezoll obenan stand, ersahen wir, daß der Superintendent Ackermann den Wallenstein, mein Bruder den Max, und ich den Oberst Buttler lesen sollte. In wie hohem Grade fanden wir uns aber überrascht, als wir bei der weiteren Durchmusterung fanden, daß die Thekla von Niemand anders gelesen werden sollte, als von — Caroline, Frau von Heygendorff, gebornen Jagemann!

Schon an und für sich war es eine überraschende Neuigkeit, daß die Frau von Heygendorff seit ihrer sofortigen Abreise aus den weimarischen Landen bei der — nach schon längst im Voraus getroffener Bestimmung ihres fürstlichen Freundes — ihr zu allererst kundgegebenen Nachricht von dem Ableben des Großherzogs Carl August, jetzt von Mannheim nach Jena zurückgekehrt war. Jetzt aber diese Frau, welche in der höchsten Blüthe der klassischen Zeit Alles hingerissen und bezaubert, für die Goethe die „Eugenie" in der „Natürlichen Tochter" geschrieben, die den fürstlichen Freund Goethes, den hohen Gönner und Protector der größten Koryphäen Deutschlands, den geistvollsten Fürsten seiner Zeit, unwiderstehlich an sich gefesselt hielt, die niemals wieder erreichte Darstellerin der „Elisabeth", an der jeder Zoll eine Königin war, diese Frau andern Tages die „Thekla" lesen zu hören: das war eine Spannung, die mich kaum an den mir zugewiesenen untergeordneten Buttler denken ließ, während ich die Rolle der Thekla bis zum Auswendiglernen studirte.

Viel hatte ich von ihrer blendenden Schönheit, von dem Zauber ihrer Stimme, sowohl als Schauspielerin wie auch als Sängerin, gehört. In fast allen über sie gemachten Schilderungen herrschte jedoch durchgehends eine eigne Discretion, wenn nicht Reserve vor. Niemals hatte ich eine vollkommen unverholen begeisterte Lobeserhebung vernommen. Weit eher mochte sie für eine abgethane Künstlergröße gelten; das feine Frauengefühl vermochte wohl nicht, für das Weib in der Künstlerin sich zu begeistern. Und doch erschien sie als großer voller Charakter. In ihrem hellen Geiste war sie sich stets ihrer Schönheit und ihrer durch Iffland und Beck auf das Vollkommenste ausgebildeten glänzenden Talente bewußt gewesen, und dieser ihr voller Künstlerstolz und Ehrgeiz hatte sich lange gegen die Erhörung des fürstlichen Anbeters gesträubt, bis selbst Goethe und sogar — aus gewissen Rücksichten — die Herzogin Luise, durch eine Zuschrift, die Erhörung vermittelten. Wohl aber konnte ich auch aus jenen reservirten Andeutungen die klare Ueberzeugung gewinnen, daß die so ausgezeichnete Dame sich stets ihrer weiblichen Würde bewußt geblieben war und ihren mächtigen Einfluß stets nur zu guten und wohlthätigen Zwecken geltend gemacht hatte, bis ihres fürstlichen Freundes Schwiegertochter, die in und für die Majestät geschaffene russische Kaiserstochter Maria Paulowna, gerade durch ihre großartige echt fürstliche wie weibliche Haltung*) der Geliebten des Schwiegervaters das nachhaltig empfinden ließ, was diese in ihren und der Welt Augen verloren hatte, die volle Würde und Geltung der reinen Weiblichkeit. Das gerade war ja aber auch wieder der Anlaß, weshalb die mächtige Favoritin der hohen Gegnerin ihren ganzen Einfluß fühlen ließ, und endlich in fast übermüthiger Weise sogar die Gelegenheit ergriff, selbst dem Dichterfürsten Goethe ihre Macht fühlen zu lassen. So ist das in dieser Weise mit intriganter Heimlichkeit bewirkte Umhauen einer herrlichen Baumgruppe im Parke bei Weimar, gerade weil sie die Lieblingsgruppe der Erbgroßherzogin war, wie die ihrem eignen hohen Künstlersinn selbst widersprechende hartnäckige Protection des umherziehenden Schauspielers Karsten mit seinem Pudel, dem „Hund des Aubry" (1813), wogegen sich Goethe auflehnte, und wofür der als großer Thierliebhaber bei seiner schwachen Seite gefaßte Fürst endlich seinem langjährigen Freunde die Worte schrieb:

> „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geheimrath von Goethe wünscht, seinen Functionen als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige."

Was meines Bruders und meine Ueberraschung noch vergrößerte und unsre Erwartung noch immer höher steigerte, war die Thatsache, daß wir niemals den Namen der Dame aus dem Munde der Frau von Wolzogen auch nur hatten erwähnen hören, so oft und gern auch diese die interessantesten Mittheilungen über die ersten Aufführungen und über die Aufnahme der Schiller'schen Dramen machte. Erst nach dem Tode der Wolzogen ist aus ihrem Nachlasse eine nach vielen Seiten hin überraschende Aufklärung zu Tage gekommen. Mochte nach Vollendung der „Jungfrau von Orleans" (1801) Carl August daran verzweifeln, daß nach Voltaires frivoler Herabwürdigung der „Pucelle d'Orleans" selbst ein Schiller nicht die hochgefeierte Heldin Frankreichs in ihre volle Würde wieder einsetzen konnte, oder daß dem feinen hellen Geist der Heygendorff gerade auch dasjenige an der ihr zugedachten Rolle der Jungfrau auffällig und widerstrebend war, was Gervinus viel später, sehr hart aber keineswegs unzutreffend, als Wesen einer „Somnambüle" bezeichnet hat: genug, die Heygendorff weigerte sich, die Rolle der Jungfrau zu übernehmen und Carl August äußerte sich sogar schriftlich dahin über die Rolle der Jungfrau: „Dazu ist mir Caroline zu lieb."

Das ist der wirkliche und einzige Grund, warum die Jungfrau von Orleans zuerst in Leipzig und Berlin aufgeführt wurde und dann erst nach durchschlagendem Erfolg auf dem Hoftheater zu Weimar.

Beim Eintritt in den Abendzirkel fanden wir zumeist bekannte Erscheinungen und es bedurfte nur der Vorstellung bei der Frau von Heygendorff, welche von ihrer Tochter — mit dem auffällig französischen Namen Laure de Cheveillard**) —

*) Oft hatte ich Gelegenheit diese imposante echt fürstliche Erscheinung im Hoftheater zu sehen. Namentlich am 2. Februar, dem Geburtstage des hohen Gemahls, an welchem stets mit großem Aufwand eine neue Oper gegeben wurde, erschien sie im vollsten Glanz der Fürstlichkeit und wie übersäet mit Diamanten im Werthe von Millionen. Sie war eine äußerst gnädige wohlthätige Dame, voll Talente und namentlich eine gründlich durchgebildete ausgezeichnete Klavierspielerin.

**) Das Glück wollte, daß ich später diese fast ideal schöne jugendliche Erscheinung häufig in gesellschaftlichen Zirkeln und auch auf den bekannten Jenenser „Rosenbällen" wiederfinden sollte. Sie war nicht nur das äußere, sondern auch das innere feingeistige Ebenbild der

Digitized by Google

begleitet war. Desto aufmerksamer konnte ich die Dame beobachten, welche die beiden norddeutschen Studenten sogleich in einem kurzen Gespräch über Studium und über den Vergleich und Unterschied der romantischen Umgebung Jenas mit dem flachen Norden und seinem Wechsel von Wald, Seen und Wiesen zu fesseln wußte. Sie mochte damals das 53. oder 54. Lebensjahr erreicht haben, aber noch immer waren diese Züge schön und edel zu nennen. Der ungemein fein und geistvoll geschnittene Mund, die unbeschreiblich seelenvollen Augen, das noch immer reine volle blonde Haar mit den schlichten Locken zur Seite der herrlichen Stirn, — das Alles machte sogleich seine Berechtigung auf dauernde Erinnerung für die ganze Lebenszeit geltend.

Als wir uns um einen langen viereckigen Tisch geordnet hatten, wobei mir das Glück wurde, der Frau von Heygendorff gerade gegenüber meinen Platz zu finden, sodaß ich jedes Wort auffassen und mit jedem Wort auch die wunderbarste Mimik beobachten konnte, begann das Vorlesen.

Er wär ebenso vermessen wie thöricht und vergeblich, eine ausführliche Schilderung der kaum geahnten Auffassung und fast überwältigenden Wiedergabe der Thekla auch nur zu versuchen. Dieser Vortrag galt mir nicht einmal als die vollendete künstlerische Reproduction, nicht einmal als das Ideal des Heldenweibes, wie es dem Dichter vorgeschwebt hatte: es war die Heldin selbst, die zur Erscheinung gekommene ganze volle incarnirte Weiblichkeit in der höchsten heldenhaften Sphäre und in vollbewußter großartigster Wesenheit, ein Gebilde, das nur ein Weib ahnen kann, das Schiller selbst nur heraufbeschwören konnte, um sich dann selbst demuthsvoll vor diesem Geiste zu beugen. In wessen Leben nur einmal ein solcher Sonnenblick gefallen ist, die Scene (Act 4, Sc. 12):

„Sein Geist ist's, der mich ruft" u. s. w.

und vor Allem den Schluß:

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde"

mit diesem Ausdruck der Stimme, diesem Aufblick der Augen gen Himmel zu durchleben, dem hat sich die Poesie mit ihrer vollen Sättigung wie eine nie zuvor geahnte wunderbare Offenbarung erschlossen, aus der er das ganze Leben mit seinem Reichthum und seinen Ahnungen dahinträgt im ganzen festen Glauben an das Göttliche und mit ganzer voller Hoffnung auf die göttliche Verheißung.

Nach dem Schluß saßen wir lange Zeit schweigend da. Der Geist der Weihe ging durch das Zimmer. Als ich endlich die Augen aufzuschlagen wagte, sah ich Caroline von Wolzogen aufgerichtet in ihrem Lehnstuhl sitzen. Begeistert leuchtete das Auge der Matrone und forschte durch die kleine dunkle Hornbrille von einen Gesichte zum andern, um die eigene Ergriffenheit an dem Ausdruck der Begeisterung der Andern abzugleichen.

Der wunderbaren Heldenvorleserin konnte es nicht entgehen, welchen überwältigenden Eindruck sie auf uns Alle gemacht hatte. Wie im Gefühl der Berechtigung und Verpflichtung, uns Alle einander wiederzugeben, erhob sie sich, nahm von dem alten leichten Flügel mit der schon matt gewordenen Vergoldung an den geschweiften Füßen, vor dem ja auch Schiller so oft gesessen, einen geschriebenen Notenbogen und forderte mich zur Begleitung auf. Ich öffnete den Flügel und übersah das Notenmanuscript. Es war ein Lied für Sopran, das ich weder vorher noch später jemals gesehen habe. Die Klavierbegleitung war äußerst leicht; seltsamerweise waren es die durchstehenden Doppelgriffe nach den Glöckchen, in Gdur, in dem Chor aus der Zauberflöte:

„Das klingt so herrlich" u. s. w.

und somit war meine Angst stecken zu bleiben, verschwunden.

Unzählige Mal hatte ich meinen Bruder, der durch seinen schönen Bariton, wie durch die trefflichste Schule und lebendigste Vortragsweise überall die lebhafteste Anerkennung*) gefunden hatte, in öffentlichen wie Privatkreisen am Klavier begleitet. So sehr waren wir aneinander gewöhnt und geübt, daß sogar Goethe uns durch unsre hohe Gönnerin hatte einladen lassen, ihm das Lied des Mephisto in Auerbachs Keller:

„Es war einmal ein König
Der hatt' einen großen Floh" u. s. w.

nach der köstlichen Beethoven'schen Composition vorzutragen, die Goethe noch nicht kannte und die mein reichbegabter Bruder mit vollendeter Virtuosität zu singen wußte. Trotz der Leichtigkeit der mir diesmal zugemutheten Begleitung weiß ich noch heutigen Tages nicht, wie ich die Sängerin begleitet habe. Ich hörte nur die wundervolle glockenreine Stimme, die ein getragenes Thema zu der wunderlichen Begleitung intonirte und dann in wunderbarster Virtuosität Variationen und Coloraturen hinzufügte, daß ich nur lauschte und Alles um mich vergaß. Niemals, weder vorher noch nachher, habe ich eine solche Stimme, ein solches Singen gehört! —

Der Tisch zum einfachen Abendessen war geordnet. Diesmal saß ich der Frau von Wolzogen gegenüber. Frau von Heygendorff saß weiter rechts von ihr, sodaß ich doch noch jedes Wort vernehmen und sie genau beobachten konnte. Nun wurde das Gespräch allgemeiner und unbefangener, der liebenswürdige sociale Boden war wiedergewonnen, auf dem diese und jene geistvollen Bemerkungen gemacht wurden. Aber auch jetzt hatte die merkwürdige Frau, wie ungesucht und absichtslos, die volle Herrschaft über die Unterhaltung wiedergewonnen, und jedes Wort wurde den beredten Lippen abgelauscht, als die herrlichsten Erinnerungen und Bemerkungen über Personen und Ereignisse aus der klassischen Zeit fielen. Kaum mit dem Schein der Gesuchtheit, aber doch noch überraschend für den aufmerksamen Beobachter, brachte sie das Gespräch auf jenen Kreis, in welchem jeder von den Dichterkoryphäen seiner Dame zunächst die neueste Dichtung zu widmen pflegte, und sodann mit feiner Betonung und Genugthuung auf das köstliche Gedicht von Goethe: „Schäfers Klage":

„Dort oben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal" u. s. w.

welches „der Geheimrath von Goethe" zunächst ihr von Jena aus zugeschickt hätte. Die Einmüthigkeit in der Würdigung des Gedichtes, mit welcher Diejenigen sofort hervortraten, welche selbst noch Erinnerungen aus jener Zeit bewahrten und Goethe's Dame in jenem Kreise gekannt hatten, überraschte mich noch mehr, aber immer doch noch weniger als das kaum bemerkbare leichte und flüchtige Lächeln um den Mund der Frau von Wolzogen, das ich beim zufälligen Begegnen unsrer Blicke bemerkte. Aus früheren mir von andrer Seite her gemachten Andeutungen ahnte mir jetzt deutlicher, daß die Dame noch immer von Eitelkeit und Selbsttäuschung befangen war, und nahm mir deshalb vor, mir die baldigste Aufklärung zu verschaffen. Endlich löste sich denn nun auch der seltene Kreis auf, wie ich ihn in solcher

Mutter, dabei auch eine herrliche Zeichnerin, in deren vorzüglichen Album ich einmal das skizzirte Bleistiftporträt eines reizenden Bettlerknaben mit hellblonden Locken und braunen Augen zeichnen mußte. Wenn ein begeisterter Verehrer von ihr schrieb, „daß sie von Allen, die sie kannten, als ein Engel von einfacher Anmuth und herzgewinnender Liebenswürdigkeit gerühmt wurde", so ist damit eine keineswegs übertriebene Wahrheit gesagt worden. Leider ist sie nach mehreren Jahren, noch in der Blüthe der Jahre, als Hofdame bei dem Herzog Bernhard von Weimar, dem Bruder des Großherzogs Carl August, ihres natürlichen Vaters, im Haag gestorben.

*) Goethe hatte ihm sogar, unter Zusicherung eines Jahresgehaltes von zunächst 2000 Thlr. angetragen, auf das Weimarische Hoftheater überzugehen. Doch blieb mein Bruder seiner Theologie treu und ist auch später als tüchtiger Kanzelredner und kenntnißreicher Literarhistoriker bekannt geworden, und — mit großem Verdienst um die Organisation der herrlichen Lübeckischen Stadtbibliothek — am 26. Decbr. 1876 gestorben.

Digitized by Google

Zusammensetzung und Anregung kaum je wieder erleben sollte und brachte einen reichen Schatz schöner Erfahrungen und reicher Belehrung in mein stilles Studentenstübchen.

Kaum konnte ich andern Vormittags die Stunde zum Besuche bei meiner Gönnerin erwarten. In ihrer stillen wunderbar geistreichen Weise fügte sie mir in schlichter Skizzirung die Hauptmomente des gestrigen Abends zu einem objectiven Bilde zusammen und sicherte mir damit ein abgeschlossenes geschichtliches Lebensbild. Dann gab sie mir auf meine Frage und Bitte Aufklärung über das gestern Abend so besonders hervorgehobene Lied von Goethe.

Bei einem kurzen Sommeraufenthalte in Jena hatte Goethe das Gedicht „Schäfers Klage" auf einem Spaziergange vom sogen. Prinzessingarten oder Griesbach'schen Garten aus nach dem nordwestlich davon sich erhebenden „Landgrafenberge" gedichtet und es der Hofmarschall Baronin von Egloffstein, einer ebenso schönen und liebenswürdigen wie geistvollen Dame gewidmet und nach Weimar geschickt. Andern Tages sandte er dasselbe Gedicht an die Frau von Jagemann, welche sich dadurch so geehrt und ausgezeichnet fühlte, daß sie in ihrem freudigen Gefühle es in allen ihr zugänglichen Kreisen bekannt machte und die bevorzugende Widmung an sie keineswegs verhehlte. Bei einer Begegnung in einem großen Zirkel, in welchem die Frau von Jagemann markirter als je sich ihrer Auszeichnung und ihres Sieges rühmte, hatte die Hofmarschall durch Vorzeigung des Gedichtes auf Rosapapier mit dem um einen Tag älteren Datum von Goethes Hand die Frau Heygendorff entschieden dementirt und damit eine pikante Scene hervorgerufen.

Dennoch fühlte sich die Frau von Jagemann nicht enttäuscht, sondern bewahrte durch lange Jahre hindurch ihre Genugthuung mit so außerordentlicher Zähigkeit, daß sie sich noch immer, auch noch an jenem Abende, wie ich bezeuge, dem Glauben hingab, Goethe zum Abfall von seiner Dame gebracht zu haben.

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

IV.

Von Julius Ehrentraut haben wir drei kleinere Bilder zu besprechen. Das erste stellt einen Fahnenträger mit der kurzstieligen Landsknechtsfahne des 16. Jahrhunderts dar, das zweite einen Narren oder lustigen Rath, der nach einem Erfolg eigner Art, nicht auf Lorbern, sondern auf Stroh im Gefängniß ausruht und, mit sauersüßem Gesichtsausdruck an einem Strohhalm kauend, Zeit hat darüber nachzudenken, was der am Fuße des Pfeilers eingehauene Spruch: „Im Salzen halt Maß", zu bedeuten hat. Disposition wie Durchbildung dieses kleinen Cabinetstückchens ist vortrefflich. „Die Reveille", das dritte dieser mit großer Liebe und Vertiefung in die dargestellte Zeit gemalte Bildchen, führt uns in die Zeit des dreißigjährigen Krieges ein. Ein Trommler rührt die Trommel zur Reveille, dieselbe Trommel, die bis tief in die Nacht hinein dazu gedient haben mag, die Würfel darauf rollen und ungerechtes, geraubtes Gut aus einer Hand in die andre wechseln zu lassen. Trefflich ist der harte Kriegsknecht charakterisirt von der Hutspitze bis herab zur Sohle und kühl und frostig die Morgenstimmung wiedergegeben. Julius Ehrentraut ist es wie Wenigen gelungen, in seinen meist sehr einfachen Gegenständen mit dem malerischen ein culturgeschichtliches Interesse auf das Glücklichste zu verbinden und uns seine liebevoll und außerordentlich sorgfältig gezeichneten wie coloristisch gut gedachten Figuren vorzuführen, nicht wie Atelierproducte, sondern wie unmittelbare Naturanschauungen der dargestellten Zeit. Das wird uns am deutlichsten klar, wenn wir damit nur beispielsweise die Nummern 657, 583, 800 des Katalogs vergleichen.

Ein deliciös gedachtes und mit großer Feinheit in Form und Farbengebung behandeltes Bild von William A. Shade in Düsseldorf gehört mit zu dem Besten, was uns im feineren Genre geboten wird; es ist eine größere und freie Reproduction desselben Gegenstandes, den wir in der vorjährigen Ausstellung von demselben Künstler zu bewundern Gelegenheit hatten, nur daß derselbe diesmal das Costüm der Revolutionszeit für seine Figuren gewählt hat. Feinheit im Ton und große Innigkeit wie eine überaus sorgfältige Behandlung des landschaftlichen Theiles des Bildes und ein eingehendes Verständniß der ländlichen Spiele jener Zeit machen dasselbe zu einer werthvollen und höchst lieblichen Culturstudie. — Von H. Bürck haben wir ein Bildchen mit Vorliebe zu erwähnen; der Titel ist „Im Abrucco", es ist weiter nichts als ein weibliches Figürchen im malerischen italienischen Costüm, im Stehen spinnend unter dem flackrigen, sonndurchbrochenen Schatten eines Baumes. Das Spiel des Lichtes auf dieser streng und anmuthig gezeichneten Gestalt ist mit vollendeter Meisterschaft wiedergegeben und die Zeichnung des Gestrüpps und des Vordergrundes von außerordentlicher Feinheit und Strenge. Schade, daß der etwas unruhige und zu wenig untergeordnete Hintergrund, so wahr wie er gewiß von dem fein beobachtenden Künstler wiedergegeben worden sein mag, der Totalwirkung dieses trefflichen Bildes etwas Eintrag thut. — Die „Volksbank kurz vor Ausbruch des Falliments" von L. Bokelmann in Düsseldorf ist eine jener Darstellungen von großer Wahrheit, die als treuer Spiegel unsrer Zeit einen großen culturgeschichtlichen Werth für die Nachwelt haben werden. Für uns aber, die wir dergleichen Vorgänge vor unsren Augen haben abspielen sehen, bietet sich eine reiche Fülle charakteristischer Einzelnheiten auf dieser grau und kühl gehaltenen, gut gezeichneten und trefflich colorirten Darstellung moderner gesellschaftlicher Zustände, die wir selten so wahr und so eingehend geschildert gesehen haben. Die Abwesenheit aller Schlagschatten auf dem Boden wie die Behandlung der Köpfe, die lediglich auf charakteristische Zuspitzung in erster, und erst in zweiter Linie auf malerische Verwerthung hin gemalt sind, die an Hauptpunkten glücklich vermiedene und an minder wichtigen betonte Monotonie der modernen Bekleidung der Figuren, Alles das zeugt von sorgfältigem Studium und subtiler Beobachtung des Künstlers, der es vorzüglich verstanden, seinen scheinbar undankbaren Stoff zu beherrschen und künstlerisch zu voller Geltung zu bringen.

In Kronbergers „Die Tante kömmt" sehen wir eine hart an die Caricatur anstreifende, aber mit gesundem Humor erfaßte Episode aus dem kleinbürgerlichen Familienleben. — Der „Sommernachmittag" von Knut Ekwall zeigt uns in behaglicher Schilderung die genügsame Genußweise eines alten Paares aus den unteren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft an einem Sonn- oder Feiertage, während uns seine „Berliner Feuerwehr" mit großem Geschick eine jener aufregenden Straßenscenen, wie sie bei uns so häufig, vorführt. Der junge Künstler, ein Schüler von Knaus, macht entschiedene Fortschritte, und sehen wir den Einfluß des letztgenannten Meisters auch in Breitbachs „Vor und nach der Kirmes" und besonders in dessen „Kleine Holzsammlerin" deutlich zu Tage treten. — Zwei ganz besonders reizvolle Schöpfungen von G. A. Kuntz, einem Schüler v. Angeli, „Im Studio" und „Eine Pilgerin", ziehen in ihrer erschöpfenden Durchbildung der Formen wie in der trefflichen, etwas kühl gehaltenen coloristischen Anlage das lebhafte Interesse der Beschauer an, eben so sehr drei Bilder von Carl Wünnenberg, besonders „Drei Schwarze" und ein prächtiges Kircheninterieur mit feingedachter und in bestechender Technik vorgetragener weiblicher Figur staffirt. — Joseph Brandt in München ist diesmal nur mit einem kleineren, aber meisterhaften Bilde vertreten, „Ukrainisches Fuhrwerk", das in dem feinen silberigen Ton gehalten ist, wie wir ihn in letzterer Zeit von diesem Künstler mit besonderer Vorliebe bei seinen Schöpfungen angewendet sahen.

Wilhelm Gentz, der unerreichte Schilderer des Orients, führt uns in seinem „Ein Koranspruch als Heilmittel" in die geheimnißvollen Tiefen morgenländischen Aberglaubens ein, mit jener erschöpfenden Gründlichkeit, deren Stempel alle seine Werke in überzeugendster Weise an sich tragen; in coloristischer Hinsicht würden wir den etwas schwarzen und schweren Localton ein wenig gemildert gewünscht haben. — Ein ungemein anmuthendes kleines Bildchen von Gustav Richter, „Beim Abstäuben", zeigt uns die Gattin des gefeierten Künstlers in Betrachtung eines Bildes in reizvoller, sinnender Pose. Das kleine Cabinetsstückchen ist mit ganz besonderer Liebe und Innigkeit gemalt und im Besitz des

Digitized by Google

Professor Menzel. — In Toby E. Rosenthals „Wer zuletzt lacht, lacht am Besten", in zwei Bildern von drastischer Wahrheit, hat der Künstler den alten Spruch in etwas breiter Weise, für welche allerdings die scharfe Charakteristik wie die frische und kräftige Malerei entschädigt, illustrirt. Sein zweites Bild, „Das alarmirte Pensionat", scheint uns bei aller Trefflichkeit der Einzelnheiten im Ganzen nicht so glücklich gegriffen zu sein. — „Der Mohrenprinz" von Zdzislaw v. Suchodolski auf Goldgrund gemalt, ist eine jener heiteren Schöpfungen liebenswürdiger Phantasie, die, ohne einen positiven Vorwurf vor Augen zu haben, aus einer vielleicht zufälligen Studie ein anmuthendes und reizvolles Gebilde zu machen versteht. Es ist ein Nichts und doch so künstlerisch und anregend. — Einen ernsten Vorwurf hat sich Otto Günther in Königsberg zu seinem diesjährigen Bilde gewählt, „Im Gefängniß", und die gewiß schwere und inhaltvolle Aufgabe auf das Glücklichste zu bewältigen verstanden. Es ist eines jener lebhaft ergreifenden Bilder von großer psychischer Vertiefung, von großem Ernst in der Malerei, was sowohl den Gesammtton wie die eingehende Behandlung des Details betrifft. Wir wünschen der Akademie zu Königsberg Glück, eine solche Kraft gewonnen zu haben.

Von unserem Altmeister A. Menzel haben wir in diesem Jahre ein wunderbar studirtes Bildchen, „Gelegener Moment am Kamin", zu verzeichnen; ein Werk von tiefem Eingehen in das Wesen einer unter den gegebenen Bedingungen äußerst schwierigen Doppelbeleuchtung der Figuren und von erschöpfender Detailschilderung derselben in costümlicher Beziehung, ganz abgesehen von der so glücklich gedachten Situation. Es ist eben eine Arbeit, wie sie nur dieser Meister mit seinem vierzigjährigen intimen Verkehr mit der ewig belebenden Natur zu schaffen im Stande ist. Ueber seine unter den Handzeichnungen ausgestellte Reihe von Blättern in Gouache und Federzeichnung gedenken wir uns später eines Weiteren auszusprechen.

J. Chelminski, der gewissermaßen das Erbe des verstorbenen Gierimski, was das Fach anbelangt, angetreten hat, ist bei guten Anlagen zu bunt und nicht vollendet genug in der Ausführung, als decorative Wandzierden mit Jagdtrophäen geschmückter Säle lassen wir seine Bilder gerne gelten, während wir bei Breling aus München nicht umhin können zu bedauern, daß die nicht ohne Reiz vorgetragenen kleinen Bildchen einer gefährlichen Tendenz zum Manierismus sich zuneigen, was sich besonders in einer gewissen Schablone für die Köpfchen ausspricht. — Ein höchst einfach und ursprünglich gedachtes Motiv sehen wir in Chr. Piepers Genrebild, ein kleines Mädchen in einer Sophaecke mit einem Baby tändelnd, verkörpert. Mit Ausnahme der vielleicht ein klein wenig zu heftigen gelben Tönung des Bildes ist es so frisch und herzgewinnend bis in das kleinste Detail herab gemalt, daß es den Beschauer auf das Angenehmste fesselt und ihn für einen Augenblick vergessen macht, sich vor einem Bilde zu befinden. — „Finale" von Ernst Fischer-Cörlin (Schüler A. v. Werners) zeigt uns in unheimlich düsterer Stimmung das Ende eines Collegen poor Yoriks, wie er an der Meeresküste angelangt, in tiefem Schnee seinen irrenden Schritten ein fürchterliches Ziel gesetzt sieht. Als echter Philosoph, zu welchem ja vom Schalksnarren nur ein Schritt ist, bettet er sich zurecht zu seiner letzten Stunde, pflanzt den Narrenstab vor sich hin, daß die bunten Bänder lustig flattern im scharfen Winde und erwartet sein Geschick, erwartet das Finale. Der Gegenstand ist im höchsten Grade dramatisch zugespitzt und verfehlt der schroffe Gegensatz der grellen Narrentracht zu der fahlen leichentuchartigen Schneefläche gewiß nicht seine drastische Wirkung, noch erhöht durch die lauernden krächzenden Raben, die sich sammeln, um auf den Tod des ihnen sicheren Opfers zu warten. Das Bild ist groß gedacht, ein wildes, verzweiflungathmendes Gedicht; nur räumlich scheint es uns ein wenig zu ausgedehnt, es hätte als Pendant zu J. Ehrentrauts „Narr im Gefängniß" seine Geschichte eben so eindringlich und etwas weniger anspruchsvoll erzählt. — Auch bei L. Kolitz' „In den Vorposten von Metz" kann man bei aller Tüchtigkeit des Dargebotenen ein ungerechtfertigtes Maß in der räumlichen Ausdehnung des Bildes bemängeln. Wozu solche Dimensionen, die doch dem inhaltlichen Werthe nicht entsprechen, so lebendig und wahr, so unheimlich und schrecklich der Vorgang dargestellt ist, ein Vorgang, der, so dramatisch er ist, doch immerhin keine weltbedeutende Folgewichtigkeit in sich trägt.

Es ist ganz etwas Anderes, wenn Ferdinand Keller aus Carlsruhe uns in seinem herrlichen Bilde „Alexander von Humboldt auf dem Orinoco" die verhältnißmäßig kleinen Figuren in einer großen landschaftlichen Umrahmung vorführt; hier handelt es sich darum, die großartigen Formen und die üppige Gestaltung einer exotischen Pflanzenwelt adäquat zu veranschaulichen und das Verhältniß zu den Figuren zu voller Geltung zu bringen. Man weiß bei diesem farbenprächtigen Bilde kaum, was mit mehr Virtuosität behandelt ist, das Figürliche oder das Landschaftliche. Beides aber zusammen bildet eine außerordentlich harmonische, in Form wie Farbengebung vortrefflich abgerundete Gesammtwirkung von massigem Eindruck und reizvoll durchgearbeitetem Detail. Die Figuren Alexander von Humboldts, seines treuen Begleiters Bonpland, des Mönches und der Eingeborenen sind vortrefflich charakterisirt und die im Vordergrunde liegende Jagdbeute, ein Tapir, Pfefferfresser und anderes Gethier von eingehendem Studium dieses nicht alltäglichen Beiwerks zeugend, dazu der Fernblick unter der Veräftung des Riesenbaumes und die einzelnen Flecke Luft zwischen dem üppigen Laub hindurch, das Alles ist werth, mit Muße studirt zu werden, und diese Muße kann man finden, wenn man sich in die Restauration begibt, wo dies Bild placirt ist, und an dem dem Bilde gegenüberstehenden Tische Platz nimmt.

Von A. Nikutowski in Düsseldorf sehen wir ein figurenreiches Bild „Dorfbrand" (im Winter bei tiefem Schnee und Tagesbeleuchtung) mit gewohntem Geschick und eingehendster Detailschilderung zum Ausdruck gebracht. Es ist nichts darauf vergessen, weder die im stattlichen Schlitten herzugefahrene Gutsherrin, deren Pferde ausgespannt werden, um Wasser herbeizuführen, noch der Ortsgendarm, noch irgend eines der bei solchen Fällen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Vorkommnisse, Alles aber fein beobachtet und in gesunder, keruiger Weise veranschaulicht. Ganz vorzüglich ist der Schnee auf den Dächern und die frostige Stimmung des Ganzen wiedergegeben. — Zwei Bilder von W. Linnig jun. in Weimar zeugen von eminentem, malerischem Gefühl, doch scheint uns sowohl in „Die Zigeunerin", wie in „Der alte Instrumentenmacher" dieses Gefühl ein wenig übersprudelnd und outrirt sich geltend zu machen. — N. Gysis in München führt uns in den Vermählungsceremonien eines griechischen Kinderpaares eine geistvoll gedachte und mit feiner malerischer Empfindung vorgetragene Culturstudie aus seinem Vaterlande vor, die durch den Ernst der beiden kleinen Hauptacteure im Gegensatz zu der durch den Vorgang erheiterten Umgebung von sehr glücklicher und auch coloristisch vorzüglicher Wirkung ist. — Hermann Knackfuß in Düsseldorf zeigt in seinem allerliebsten Bilde „Die Erstlingsfrüchte" ein gewisses, nicht zu verleugnendes Anlehnen an Auffassung und Colorismus Alma Tademas. Daß ihn das nicht auf die Abwege eines Nachahmers führen wird, dafür bürgt uns sein sonstiges auf selbstständiges Aeußerungsvermögen basirtes Streben. — Jean Lulvés, der uns diesmal einen Gegenstand aus der Zeit Heinrichs III. von Frankreich darbietet, hat in den Figuren des Königs und seines Mignon zwei treffliche Typen jener Zeit dargestellt; weniger einverstanden können wir uns mit der Figur Bilboquets, des Narren, erklären, wie des architektonischen Hintergrundes, der uns nicht als Prototyp eines Interieurs des Louvre dieser Zeitepoche erscheinen will. — „Die belauschte Gardinenpredigt" von Friedrich Kraus, ein anspruchsloses Bildchen von äußerst prägnantem Ausdruck und gewohnter meisterhafter Durchführung, und Skarbinas „Herbstverlegenheiten", ein der Natur trefflich abgelauschtes Stückchen Leben von strictem Naturalismus, üben beide eine gewisse Zugkraft auf das Publicum aus. — Albert Tschautsch in Rom hat in seiner „Idylle" einen neuen Weg mit Glück betreten und auch „Der Liebestrank" scheint uns, was Abrundung des Vorwurfs und Stimmung anbetrifft, seinen vorjährigen Bildern überlegen.

E. Grützner in München, der gewissenhafte und geistvolle Darsteller mönchischen Lebens und Treibens, gibt uns in „Sonst" und „Jetzt" zwei reizende Pendants, zwei Klostermaler darstellend; der Eine in gutem, der Andre in schlimmem Sinne. Voll köstlichen Humors, strotzen beide Bildchen von interessant durchgeführtem Detail von einer Ecke zur andern, und ist der Gegensatz zwischen dem productiv arbeitenden Klosterbruder und dem mit Behagen destructiv mit großem Anstreicherpinsel zu Werke gehenden vorzüglich und in höchst ergötzlicher Weise zur Anschauung gebracht. — Von Albert Keller in München sind zwei liebliche Bildchen mit reizvollen weiblichen Figürchen nicht zu übergehen, ebenso von C. Fleischer ebendaselbst eine niedliche Composition ähnlicher Art, wie ein kleines Stillleben. — A. Boehms „Allerseelentag" ist ein kleines Stimmungsbild, bei welchem Landschaftliches und Figürliches gleich wichtig und mit großem Geschick vorgetragen ist.

Digitized by Google

Dasselbe gilt von O. Beckers Bildern, namentlich von seiner „Rast am Forsthause". — Eine Arbeit von Fr. Stummel in Düsseldorf, „Genrebild" betitelt, können wir ihrer Tüchtigkeit in technischer Beziehung wegen nicht unerwähnt lassen, doch hat der Künstler, wie es uns scheinen will, über die außerordentlich geschickte Darstellung der Tapeziererarbeit die inhaltliche Seite des Bildes denn doch ein wenig zu sehr zur bloßen Staffage herab untergeordnet.

Von W. Riefstahls „Forum Romanum" mit Mönchsprocession können wir uns nicht angezogen fühlen wie sonst; wir vermissen diesmal die dem Künstler so eigenthümliche, strenge Durchbildung im Hintergrunde wie in den Figuren.

Ein frisch und gesund gedachtes und ebenso tüchtig vorgetragenes, reizvolles Bild ist „Im norwegischen Hochland" von Hans Dahl in Düsseldorf. Das einfachste Motiv von der Welt, nichts weiter als eine jugendliche, weibliche Gestalt in der kleidsamen Tracht des Landes am Ufer eines Fjords dahingehend und mit Stricken beschäftigt. Aber wie lieblich, wie wahr, wie ursprünglich ist das empfunden und wie markig und fest wiedergegeben, Figur, Hintergrund wie der interessant behandelte Vordergrund, Alles zu einer harmonischen, wohlthuenden Hochlandsstimmung verbunden. — Nicht ganz so friedlich ist Hermann Schneiders „Rencontre auf dem Meere" gedacht; das ist eine wilde und bewegte Scene, die uns alte unheimliche Eindrücke wachruft an Venedig, die stolze Meereskönigin, und an seine stolzen, neidvollen Geschlechter, die wir hier in zwei sich vernichten wollenden Sprossen vertreten sehen. Unheimlich das Beginnen, unheimlich die Stimmung der Scenerie, unheimlich selbst die schönen Weiber in der Gondel, deren Eine der Preis zu sein scheint, um den es sich handelt. Das Bild ist anregend und interessant im Gegenstand, aber maßvolle Beherrschung des Stoffes vermissen wir ein wenig bei allen guten Anlagen, welche die Arbeit des jungen Künstlers an den Tag legt. — K. Probst mit seinem kleinen Bildchen „Lautenspieler" erfreut den Beschauer weniger in der Pose der übrigens sehr delicat tractirten Figur, als durch die hübschen coloristischen Gegensätze des interessanten Interieurs. — In E. L. Meyers „Hausmütterchen" sehen wir wieder einen jener einfachen Vorwürfe, wie sie das Leben tausendfach bietet, mit viel Empfindung und Geschick behandelt, ein ähnliches Motiv wie das von Chr. Pieper gewählte und vorhin besprochene, nur von der praktischeren und mehr mütterlich sorgenden Seite gepackt, aber lieblich und anziehend wie jenes, wenn auch in anderer Weise. — Eine Perle der Ausstellung, aber auf dem Gebiete des edlen Genre, ist unstreitig das überaus reizvolle und wohl am gediegensten durchgeführte Bild „Träumerei" von Fritz Aug. Kaulbach in München, ein Bild, das wunderbar fein empfunden, vollendet gezeichnet und mit großer Meisterschaft colorirt ist. Man hat beim Anschauen dieses breit und klar gedachten und reich und elegant gemalten Bildes die volle Befriedigung, welche die besten niederländischen Meister durch die vollendete Abrundung ihrer Werke gewähren, und zugleich den Eindruck eines unaussprechlichen Zaubers gewisser moderner Anschauungs- und Behandlungsweise des Gegenstandes, der so ganz besonders anziehend auf den Beschauer wirkt. Es sind nur wenige Bilder auf dieser Ausstellung, die wie dieses so voll und ganz den Namen eines echten Kunstwerkes verdienen.

Carl Emil Doepler.

Zum Kapitel der Volksbelustigungen.

Bis jetzt habe ich mich instinctiv mit einer ehrfurchtsvollen Scheu den Volkstheatern der niedersten Gattung, welche durch die Theaterfreiheit die Berechtigung erlangt haben, unsere Mitbürger künstlerisch zu heben und zu veredeln, fern gehalten. Die Combination von Tabaksqualm, dramatischem Kunstgenuß, Schinkenstullen und Weißbier hatte für mich von je wenig Verlockendes. Ich zog es daher vor, Denjenigen, die mir erzählten, daß man sich die parodistische Posse „Der geschundene Raubritter" mit seinen ergreifenden Tableaus „Das Gelbe vom Ei oder das gebratene Menschenherz" ansehen müsse, daß man sich dabei außerordentlich unterhalte, auf's Wort zu glauben als mich von der Trefflichkeit der künstlerischen Hervorbringungen durch den Augenschein zu überzeugen. Die Erfahrungen, die ich in einem ähnlichen Kunstinstitute mit dem verflossenen „Hirsch in der Tanzstunde" gemacht hatte, genügten ja noch für eine Weile meinem Bedürfnisse nach einer derartigen Unterhaltung.

Neulich aber — es war einer jener trostlosen, ungemüthlichen, naßkalten, grauen Herbstabende, wie sie die galante Natur eigens für ihre Lieblinge in Berlin herzustellen scheint — neulich ließ ich mich doch durch einige verwegene und neugierige Freunde verleiten, mit ihnen eine jener hochansehnlichen Localitäten zu betreten, in denen der jämmerlich verkümmerte Gambrinus der Musaget ist. Wir hatten uns ein paar Tage vorher die „Afrikaner in Berlin" angesehen, und unsere Ansprüche waren daher bescheiden. Aber das, was wir mit unsern Gesichts-, Gehörs- und Geruchsnerven in uns aufnehmen sollten, war doch noch böser, als wir es uns hatten träumen lassen.

Wenn ich auch, wie ich offen bekennen muß, von dem Vorurtheil befangen bin, daß die Annehmlichkeiten der äußeren Bedingungen, unter denen ein Kunstgenuß geboten wird, denselben erhöhen und mir ein Schauspiel am liebsten von einem guten Sitze und einer anständigen Umgebung aus ansehe, so weiß ich doch, wenn es sein muß, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und verzichte gern für ein paar Stunden auf alle jene Ausgeburten einer verzärtelten Cultur, wenn ich meinen Zweck erreichen und bestimmte Erfahrungen sammeln kann, die sich eben nur um den Preis des Verzichts auf solche Annehmlichkeiten machen lassen. Und dieser Tapferkeit habe ich oft Dank gewußt.

Dem Verweilen in dem unbequemen, winklichten, dumpfen und nicht eben sauberen Théâtre des Funambules, das wie so vieles Charakteristische in dem alten und schönen Paris unter den unbarmherzigen Hammerschlägen des großen Aufräumers Haußmann gefallen ist, schulde ich einige der genußreichsten Theatererinnerungen. Dort producirten sich die Pierrots Deburau der Jüngere und Paul Legrand, die Jules Janin mit vollem Recht zu den ersten mimischen Darstellern unserer Zeit rechnen durfte. Da erschien mir auch das naive Publicum — die Männer in Blousen, die Frauen und Mädchen in Häubchen und Schürze — zum mindesten eben so interessant wie die parfümirten Herren und Damen in den Logen der italienischen Oper. Man konnte seine Freude haben an der andächtigen Stimmung, mit welcher die Gäste des kleinsten Boulevardtheaters den Vorgängen auf der Bühne folgten und erstaunt sein über die Feinfühligkeit, mit welcher auch die kleinste Nuance spontan erfaßt wurde. Die Stücke, die da gegeben wurden, waren lustig zum Ueberschwange, freilich ein bischen derb in der Charakteristik und in der Handlung, sogar in Einzelheiten ein klein wenig zotig; aber es war, wenn ich so sagen darf, eine unschädliche Zotigkeit, es war etwas von Rabelais'schem Humor, durchaus nichts Unmoralisches, nichts Obscönes, sondern eben nur eine übertriebene harmlose Derbheit. Ich hatte an jene Stücke, an das Publicum und vor Allem an die meisterhaften Darsteller eine freudige Erinnerung bewahrt und es nicht einen Augenblick bereut, mich davon unterrichtet zu haben, wie sich das „kleine Volk" im Theater amüsirt. Als ich während des letzten Hochsommers wieder einige Wochen in Paris verbrachte, regte sich daher in mir das Verlangen, einige der Vorstadtbühnen an den Barrièren, die an die Stelle der kleinen Boulevardtheater getreten sind, zu besuchen, um so mehr, als die meisten guten Theater während der heißen Tage geschlossen waren und die wenigen, die Vorstellungen gaben, sich mit alten, abgespielten Stücken behalfen. Ob ich älter und blasirter geworden bin, oder ob die Volksbühnen auch in Paris wirklich so viel schlechter geworden sind — ich weiß es nicht. Aber der Besuch der „Bouffes du Nord" an der Barrière Blanche und der „Concerts de l'Europe" in den Batignolles sollte mir arge Enttäuschungen bereiten. Auch hier hat das Lascive und Unanständige die harmlose derbe Komik verdrängt, und man freut sich nicht mehr an der erstaunlichen körperlichen Gewandtheit der lustigen Pierrots, man ärgert sich nur noch über die ewig zappelnden und ewig zweideutigen Gesten der blöden Cancantänzer und Tänzerinnen. Es ist wirklich kein erheblicher Kunstgenuß, der da geboten wird. Es ist gar nicht schön. Wer noch von dem lächerlichen Vorurtheil befangen ist, daß alle Franzosen geborene Schauspieler sind und daß den Französinnen die Grazie angeboren ist, der kann da durch den Augenschein leicht geheilt werden. Die Stücke sind läppisch und jämmerlich und vielleicht noch ein bischen frivoler als bei uns, die Schauspieler fast durch die Bank miserabel. Aber trotz alledem macht das Ganze mehr einen unbehaglichen als einen widerwärtigen Eindruck; man sieht doch auf der Bühne ab und zu

Digitized by Google

reine Wäsche und saubere Hände. Jetzt, da ich ein Berliner Volkstheater des ähnlichen Schlages gesehen habe, bin ich beinahe geneigt, den Pariser Rauchtheatern eine hohe Stellung anzuweisen, denn bei uns macht die Bühne geradezu einen unappetitlichen Eindruck. Deshalb auch um Gottes willen keine sittliche Entrüstung, wo der Ekel die allein berechtigte Empfindung ist!

Es wirkt tief verstimmend, wenn man sieht, wie es ein großes, sehr großes Theaterpublicum in unserer Haupt- und Residenzstadt gibt, das sich dergleichen gefallen läßt, das daran sogar Freude findet. Wenn das, was ich habe mitansehen, mitanhören müssen, wirklich charakteristisch für die ganze Art ist, dann ist das Urtheil nicht zu hart, daß in jenen Volkstheatern das Niedrigste an Gesinnung und an Sprache im Bunde mit dem Unschönsten in der Erscheinung geleistet wird.

Die Moral des Stückes, das ich gesehen habe, ist ungefähr die, daß die Wirthe, die die Zahlung der Miethe verlangen, durchgeprügelt werden, daß überhaupt ein jeder Begüterter für vogelfrei erklärt, beständig verhöhnt, beschimpft, gemißhandelt wird, daß der Held möglichst wenig arbeitet und sich möglichst oft betrinkt und, wenn es nicht anders geht, unter Umständen auch stiehlt — unter dem johlenden Beifall aller Derer, die die Gesundheit, die Rechtschaffenheit und Biederkeit zum Ausdruck bringen sollen. Mit einem Worte: die Idealisirung der Faulenzerei, der Trunksucht, des unrechtmäßigen Erwerbs und Aufreizung zum Haß gegen Jedweden, der einen Groschen in der Tasche hat — das ist die Moral von der Geschichte. Ich habe da eine Scene gesehen, die mir bezeichnend für die ganze Gattung zu sein scheint.

Einige lustige Studenten — o Muse, welche Lustigkeit und welche Studenten! — locken einen Hauswirth und dessen Freund in's Orpheum, schwindeln ihnen da unter einem beliebigen Vorwande das Portemonnaie ab und hetzen ihnen ein paar Frauenzimmer auf den Hals, die die Unglücklichen natürlich zum Bestellen von Sect veranlassen. Der Sect wird gebracht, der Kellner verlangt Zahlung. Die liebenswürdigen Studenten — wohlverstanden die sympathischen Personen des Stückes — haben sich aus dem Staube gemacht. Es versteht sich, daß nun der Hauswirth und sein Freund auf die unsanfteste Weise hinausgeworfen werden. Nachdem dies Heldenstück vollbracht ist, kommen die Spaßvögel mit dem gestohlenen Gelde wieder, der Inhalt des Portemonnaies wird gezählt, es ergibt sich eine ziemlich große Summe. „Kinder, nun können wir lustig sein!" ruft der Eine begeistert aus. Ein Anderer hat noch einige moralische Bedenken: „Aber," sagt er, „gehört denn das Geld auch uns?" „Natürlich," versetzt der Erstere. „Die Gauner haben es uns abgejagt, nun nehmen wir es ihnen wieder ab." Und so wird denn der Sect getrunken und bezahlt, und ein sinniger Cancan beschließt den sittlichen Abend. Das war die letzte erbauliche Scene, die ich gesehen habe.

Der Dichter dieser anmuthigen Stücke kennt übrigens sein genügsames Publicum. Er richtet es so ein, daß am Ende eines jeden Bildes irgend Jemand verkeilt wird, und zwar gewöhnlich ein Hauswirth, ein Sanitätsrath oder sonst eine Standesperson. Alsbald ist die Freude eine allgemeine; das Publicum schlägt die Fäuste zusammen, stampft mit den Füßen, und der Vorhang geht einige Male in die Höhe. Darin scheint mir auch die ganze Handlung des Stückes verborgen zu sein, in diesen immer beliebten Prügelscenen. Ich habe wenigstens nichts weiter von dem Stücke verstanden, als daß von Zeit zu Zeit Püffe und Fußtritte ausgetheilt werden. Aber das ungenügende Verständniß liegt wahrscheinlich an meiner lückenhaften Bildung, denn ich habe auch lange Sätze des Dialogs durchaus nicht verstehen können, und gerade diejenigen, über die die Stammgäste am herzhaftesten lachten. Die hellste Freude strahlte in allen Gesichtern, wenn der Hauswirth „Stiefel" genannt wurde. Ich habe die Bedeutung dieses wohllautenden Wortes bis jetzt noch nicht erfaßt. Im völligen Einklange mit dem Schmutz der Gesinnung und der Knotigkeit des Ausdrucks steht die äußerliche Erscheinung, unter welcher sich diese Volksstücke unseren Augen darstellen. Die plundrigen Decorationen starren von Schmutz. Und nun erst die Costüme: die Studenten, die zum Theil auch von weiblichen Mitgliedern des Künstlerverbandes dargestellt werden, mit ebenso drallen wie unsauberen, hellen Beinkleidern, mit Westen in der gleichen Verfassung, mit lackirten, übergezogenen Schäften, mit Perrücken, vor denen man zurückschaudert, mit schlecht geklebten Bärten aus Roßhaar — es wird einem übel und schlimm! Und welche Figuren, o Gott! Fleischige Unförmlichkeiten mit ganz kurzen Fingern, die gegen jeden Gebrauch von Seife eine Art von Idiosynkrasie zu besitzen scheinen — es ist so traurig, so traurig! Und dabei singen die Unseligen: „Wir sind die lustigen Studenten", tändeln und scherzen und schäkern und jubeln: „hop, hop, hop", und sehen dabei so tief schwermüthig, so niedergeschlagen aus, als ob sie eine ihrer letzten Lieben beerdigen wollten. Nach einer halben Stunde hatten wir genug, zu viel, und wir athmeten wie befreit auf, als wir wieder auf der unfreundlichen Straße waren.

Es ist leicht begreiflich, daß die Gegner der Theaterfreiheit mit wohlberechtigter Schadenfreude auf solche Verwahrlosung hinweisen. Bis jetzt hat uns diese Freiheit in der That wenig Erfreuliches und vieles sehr Unerfreuliche gebracht. Einige wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, haben eigentlich nur die Strolche davon Gewinn gezogen: die Strolche unter den Directoren, unter den Schriftstellern und unter den Darstellern. Ein verwerflicheres und schädlicheres Stück als das hier gegebene, das den gemeinsten Leidenschaften schmeichelt und die Verleugnung aller sittlichen Aufgaben des Schauspiels mit so cynischer Frechheit betreibt, und ein so bejammernswerthes Künstlerproletariat, wie das hier vereinigte, habe ich nie gesehen. Dem Deutschen, der so etwas sieht, liegt es da gewöhnlich am nächsten, den Ruf nach der Polizei auszustoßen; das ist aber keineswegs der Zweck dieser sachlichen Darstellung. Des tiefen Bedauerns, daß wir einen so miserablen Gebrauch von der uns eingeräumten Freiheit machen, und der Besorgniß, daß diese Mißbräuche schließlich dahin führen werden, den concessionsfreundlichen Angsthubern Recht zu geben und uns die Freiheit wieder weg zu escamotiren, kann man sich freilich nicht erwehren. Ich möchte, um mich diesen griesgrämigen Betrachtungen zu entziehen, und um nicht im Sinne der Kunstreactionäre abzuschließen, sondern selbst aus dem Mißbrauche noch die Möglichkeit eines Gewinns für die liberale Fortentwickelung herzuleiten, hier zuletzt noch die Frage aufwerfen: Wie kommt es, daß dieselbe Behörde, die diesen Unfug duldet, jedes einigermaßen anzügliche Couplet, durch das sich ein Schutzmann oder sonst ein Beamter einigermaßen verletzt fühlen könnte, wenn es zum Vortrage auf einer anständigen Bühne bestimmt ist, unbarmherzig streicht?

P. L.

Offene Briefe und Antworten.

Landestrauer.

Der erste Paragraph des Gesetzes, welches den Titel führt „Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869" und welches später auch in den süddeutschen Staaten eingeführt worden ist, hat folgenden Wortlaut:

„Der Betrieb eines Gewerbes ist Jedermann gestattet, soweit nicht durch dieses Gesetz Ausnahmen oder Beschränkungen vorgeschrieben oder zugelassen sind."

Diesen an der Spitze des Gesetzes stehenden Grundsatz erhärtend, der also die gesammte Tendenz desselben kundgibt, sagt dann noch §. 143:

„Die Berechtigung zum Gewerbebetrieb kann, abgesehen von Concessionsentziehungen und den in diesem Gesetze gestatteten Untersagungen des Gewerbebetriebes (§. 15 Absatz 2 und §. 35), weder durch richterliche noch administrative Entscheidung entzogen werden."

Die hier angeführten Paragraphen handeln davon, daß ein Gewerbe betrieben worden sei, ohne daß es vorher angemeldet wurde, resp. daß den wegen gewisser Vergehen bestraften Personen die Ertheilung von Tanz-, Turn- und Schwimmunterricht, der Handel mit gebrauchten Kleidern u. s. w. als Gewerbe untersagt werden können, nirgends aber findet sich in dem ganzen Gesetz zugelassen, daß die Administrativbehörden bei Ausschreibung einer Landestrauer den Betrieb gewisser Gewerbe beschränken dürfen. Man hat den Fall einer Landestrauer bei Abfassung des Gesetzes anscheinend übersehen; jedenfalls steht nach dem Wortlaut dieses Gesetzes keiner Behörde das Recht zu, beispielsweise eine Beschränkung des Betriebes des Theatergewerbes bei Anordnung einer Landestrauer noch anzubefehlen. Sagt doch jener Paragraph des mehrangezogenen Gesetzes, welcher von den Schauspielunternehmern handelt, ganz einfach:

„Schauspielunternehmer bedürfen zum Betriebe ihres Gewerbes der Concession. Dieselbe ist ihnen zu ertheilen, wenn nicht Thatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in Beziehung auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb darthun."

Digitized by Google

Nicht mehr, nicht weniger! Also auch hier ist keine Spur davon, daß die Behörden das Recht hätten, den Gewerbebetrieb eines einmal concessionirten Theaterdirectors bei Gelegenheit einer Landestrauer (oder an einzelnen besonders hoch gehaltenen kirchlichen Feiertagen) zu beschränken; sie können eine solche Beschränkung auch nicht als Concessionsbedingung auferlegen, denn die „Concession" kann mit rechtlicher Wirkung nichts bedingen, was den Gesetzen, speciell der Gewerbeordnung §. 1 widerstreitet.

Nun hat das königlich sächsische Ministerium des Innern aus Anlaß des Todes der Königinwittwe Maria unterm 14. September d. J. eine Verordnung erlassen, nach welcher eine Landestrauer eintreten soll, „und zwar Allerhöchster Anordnung gemäß mit der Maßgabe, daß die vorgeschriebene Einstellung der Musik und der öffentlichen Lustbarkeiten mit dem 15. laufenden Monats zu beginnen und bis mit dem 19. September anzubauern hat."

Offenbar steht diese und jede ähnliche Anordnung mit dem Gewerbegesetz in Widerspruch; was Preußen betrifft, so ist das meines Wissens gelegentlich des letzten Falles einer Anordnung der Landestrauer bereits anerkannt worden, denn inmitten derselben ward bekanntlich die angeordnete Schließung der Theater plötzlich wieder aufgehoben.

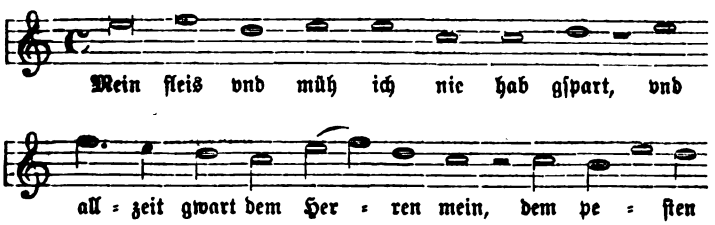
Die Calamitäten, welche eine Landestrauer den Schauspieldirectoren und den Mitgliedern ihrer Bühne bereiten, sind bekannt genug; es ist deshalb hoch anzuschlagen, daß das sächsische Ministerium des Innern nur eine Schließung der Theater auf wenige Tage angeordnet hat, während ihm das noch in Geltung befindliche alte Mandat vom 13. April 1831 nach sächsischen Blättern das Recht gab, die Landestrauer auch in ihrer schroffsten Form beim Ableben einer Königinwittwe durch volle sechs Wochen aufrecht zu erhalten. Allein wer steht dafür, daß in künftigen Fällen das alte Mandat nicht doch einmal vollinhaltlich durchgeführt werden soll, so daß beispielsweise im Königreich Sachsen beim Tode des Monarchen eine Schließung der Theater auf zwölf Wochen möglich wäre. Es ist also nothwendig, ganz entschieden darauf hinzuweisen, daß der alte Gebrauch der Landestrauer sich mit den modernen Gesetzen absolut nicht mehr verträgt. Die Anhänglichkeit der deutschen Volksstämme an ihre Fürstenhäuser wird es den Theaterdirectoren zweifellos auch in Zukunft schicklich erscheinen lassen, die Veranstaltung rauschender Lustbarkeiten in der Nähe der höchsten Herrschaften zeitweise einzustellen, wenn letztere von einem Todesfall schmerzlich berührt sind, allein die zwangsweise Einführung des Ausdruckes allgemeiner Trauer muß sich doch auf Dinge beschränken, die mit dem Gesetz in Einklang zu bringen sind. Und deren gibt es ja, wie auch das neueste sächsische Beispiel beweist, noch immerhin mancherlei, so z. B. das tägliche Trauerläuten im ganzen Land, die Verkündigung des Trauerfalls von den Kanzeln, der Gebrauch geränderten Trauerpapieres und schwarzer Siegel bei den Behörden und Hofklassen u. s. w.

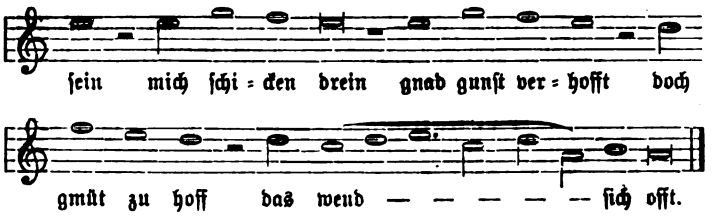
Emil Freystadt.

* * *

Fruntbergs Lied.*)

Das Lied: „Mein fleis und mueh ich nie hab gspart ꝛc." findet sich von Ludwig Senfl, dem Lieblingscomponisten Luthers, zweimal bearbeitet in dem Werke: 121 Lieder, Ott 1534, und zwar einmal in einem einfachen Tonsatze zu 4 Stimmen unter Nr. 39, dann in einem ausgeführteren Tonsatze zu 5 Stimmen unter Nr. 40. Beide Tonsätze sind auf ein und dieselbe Tonweise gesetzt, die nach damaliger Sitte in dem Tenor liegt. Dieselbe lautet mit Vertauschung des ursprünglichen Cschlüssels auf vierter Linie in den Gschlüssel auf zweiter Linie wörtlich wie folgt:





Ob Senfl der Erfinder der Tonweise zugleich ist oder ob er eine schon vorhandene zu seinen beiden Tonsätzen benutzte, wie das sehr häufig, ja beinahe allgemein in damaliger Zeit geschah, ist bis jetzt noch nicht zu ermitteln gewesen.

Schwerin, 7. Juli 1877.

O. Kade,
Großherzoglicher Musikdirector.

*) Siehe „Gegenwart", X. Bd. S. 319 und XI. Bd. S. 62.

Bibliographie.

H. Lingg, Macalda. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. IV u. 184 S. Stuttgart 1877, Göschen.

Ferd. Lotheisen, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. 1. Bd. 1. Hälfte. 8. S. 1—200. Wien 1877, Gerold

Ferd. Meyer, berühmte Männer Berlins u. ihre Wohnstätten. III. Die Kriegshelden Friedrichs des Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 8. IV u. 160 S. Berlin 1877, Weile.

M. Rapisardi, Lucifero. Poema. Seconda edizione rivista dell' autore ed accresciuta di un' epistola ad Andrea Maffei. 8. 419 S. Mailand 1877, Brigola.

K. Rehorn, die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie. 8. VII u. 229 S. Frankfurt a/M. 1877, Diesterweg.

O. Roquette, Euphrosyne. Roman. 8. 335 S. Stuttgart 1877, Hallberger. 4. 50.

Fr. Rückerts nachgelassene Gedichte und neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften. Nebst wissenschaftlichen Beigaben von Prof. Dr. H. Rückert und Prof. Dr. Spiegel. Von C. Beyer in Eisenach. Mit dem Bildniß Fr. Rückerts. 8. XII u. 443 S. Wien 1877, Braumüller.

M. Rugard, aus Welt und Herz. Reisebriefe. 1. Theil. Bilder aus Südfrankreich, Algerien, Spanien, den Pyrenäen und der Schweiz. 2 Bände. Lex.-8. 804 S. Elbing 1877, Neumann-Hartmann, Th. Mohr.

Fritz Schultze, über Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft. Lex.-8. 27 S. Jena 1877, Dufft. 1. —.

Stambul und das moderne Türkenthum. Politische, sociale und biographische Bilder von einem Osmanen. 8. IV u. 259 S. Leipzig 1877, Duncker u. Humblot. 5. 40.

A. Stern, Wanderbuch. Bilder und Skizzen. Inhalt: 1. Oberammergauer Passionsspiel. 2. Rhätische Wanderungen. 3. Venezianische Bilder. 4. Bayreuther Nibelungentage. 8. 230 S. Leipzig 1877, Schloemp.

P. Villari, Niccolo Machiavelli und seine Zeit. Durch neue Documente beleuchtet. In 2 Bänden. Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt von B. Mangold. Band 1. 8. XVIII u. 580 S. Leipzig 1877, Hartung.

E. Bely, die Erbin des Herzens. Roman. 3 Bände. 8. 815 S. Stuttgart 1877, Simon.

O. Wächter, das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste, Photographien und gewerblichen Mustern. Nach dem gemeinen deutschen Recht systematisch dargestellt. 8. VII u. 346 S. Stuttgart 1877, Enke.

E. von Wildenbruch, Lieder und Gesänge. 12. VIII u. 242 S. Berlin 1877, Stilke. 3. —, gebunden mit Goldschnitt 4. 50.

A. Zinzow, die Hamletsage an und mit verwandten Sagen erläutert. Ein Beitrag zum Verständniß nordisch-deutscher Sagendichtung. 8. XII u. 419 S. Halle 1877, Waisenhaus.

Digitized by Google

Inserate.

Illustrirte
Frauen-Zeitung.
Ausgabe der „**Modenwelt**“ mit Unterhaltungsblatt.
Gesammt-Auflage allein in Deutschland 245,000.

Erscheint alle 8 Tage.

Vierteljährlich *M.* 2.50

Jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weiss-Stickerei, Soutache etc.
12 grosse, colorirte Modenkupfer
24 reich illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Grosse Ausgabe. Vierteljährl. *M.* 4.25.
Jährlich, ausser Obigem: noch 24, im Ganzen also 36 colorirte Modenkupfer und 24 Blätter m. historischen u. Volks-Trachten.

Die Modenwelt,
jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, sowie 12 Schnittmuster-Beilagen (wie bei der Frauen-Zeitung), kostet vierteljährlich *M.* 1.25.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit angenommen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der neuesten Zeit.
1815—1871.
Von
Constantin Bulle.
Mit einem Namen- und Sachverzeichniß.
2 Bände. Gr. Octav. 76 Bogen.
Preis geh. 18 *M.*, eleg. gebunden in Halbfranz 21 *M.*

„Diese Darstellung ist wegen ihrer trefflichen Form und wegen ihres gediegenen Inhaltes ernsten und geschmackvollen Lesern sehr warm zu empfehlen. Wir geben ihr vor allen uns bekannten populären Handbüchern der neuesten Geschichte entschieden den Vorzug.“
Deutsche Rundschau. Juni 1876.
Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Habt's a Schneid!?
Neue Gedichte
in
Oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.
cartonnirt 3 *M.*, gebunden 4 *M.*

Weil's mi' freut!
Neue Gedichte
in
Oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.
2. Auflage.
cartonnirt 3 *M.*, gebunden 4 *M.*
Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel) in Stuttgart.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Poetik.
Die Dichtkunst und ihre Technik
von
Rudolf Gottschall.
Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.
2 Bände. 8.
Geh. 9 *M.*, gebunden 10 *M.* 50 Pf.

Dieses Hand- und Lehrbuch giebt nicht blos den dichterisch Strebenden für ihr Schaffen, sondern auch dem ganzen gebildeten Publikum für das Verständniss der Dichtwerke förderliche Hinweise.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

Sechs Radirungen
nach Handzeichnungen
von
Goethe.
Folio. Chin. Papier nebst Text. 6 *M.*

Diese im Jahre 1821 unter Goethe's Aufsicht gestochenen landschaftlichen Blätter sind bisher nur wenigen Sammlern bekannt geworden. Die neuen jetzt hergestellten Abdrücke werden deshalb in weiteren Kreisen willkommen geheissen werden.

Verlag von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig.**

Erinnerungen an Italien
von
Emilio Castelar.
Deutsch von **Julius Schanz.**
Autorisirte Ausgabe.
Mit einer Vorrede des Verfassers.
Preis: geh. *M.* 4. —, geb. *M.* 5. —.

Der „**Hamburgische Correspondent**“ sagt von dem Buche unter Anderem:

Ist dies Werk schon nach den obigen kurzen Anführungen der hohen Beachtung auch in deutschen Kreisen würdig, denen dasselbe durch die vorzügliche Uebersetzung aus der Feder des Prof. Schanz überall erst zugänglich gemacht worden ist, so bietet namentlich auch das Vorwort, mit welchem der Verf. die Uebersetzung bei den deutschen Lesern selbst einführt, ein hohes Interesse durch die unparteiische Würdigung, die der Verf. der vielfach ventilirten Frage über den Vorzug der lateinischen oder germanischen Race angedeihen läßt.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Archiv für Litteraturgeschichte.
Herausgegeben von
Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld.
VII. Band. I. Heft. gr. 8. Preis für den Band von 4 Heften *M.* 14.—

Inhalt: Die Büchersammlung des Hans Sachs. Von Carl Goedeke. — Das dreizehnte Spruchbuch des Hans Sachs. Von Edmund Goetze. — Zu Lessings Dichtungen. I. Von Robert Boxberger. II. Von Reinhold Köhler. — Helfrich Peter Sturz. Von J. F. L. Theodor Merzdorf. — Zu Goethes Gleichnissen. Von Karl Goedeke. — Schiller und Garve. Eine Untersuchung. Von Daniel Jacoby. — Zur Faust-Litteratur. Von Robert Boxberger. — „H. A. O. Reichard. Seine Selbstbiographie, herausgegeben von Hermann Uhde.“ Angezeigt von Wilhelm Fielitz. — Miscellen: 1. Ein alter maccaronischer Vers. Von Johann Karl Seidemann. — 2. Das Gedicht auf den Geburtstag des Hofraths Loder nicht von Schiller. Von Boxberger. — 3. Gedichte von Rückert mitgetheilt von A. M. Ottow. — 4. Ein Heine zugeschriebenes Soldatenlied. Von F. L.

Das **Archiv für Litteraturgeschichte** ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen.

Soeben erschienen:

Johannes Brahms,
Lieder und Gesänge
für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.
Einzelausgabe.

No. 1. Liebestreu. (**Rob. Reinick.**) „O versenk dein Leid, mein Kind.“ 50 Pf.
„ 2. Liebe u. Frühling. (**Hoffmann v. Fallersleben.**) „Wie sich Rebenranken schwingen.“ 50 Pf.
„ 3. —— —— „Ich muss hinaus, ich muss zu dir.“ 75 Pf.
„ 4. Lied (aus dem Gedicht „Ivan“ von **Bodenstedt**). „Weit über das Feld durch die Lüfte hoch.“ 75 Pf.
„ 5. In der Fremde. (**Eichendorff.**) „Aus der Heimath hinter den Blitzen roth.“ 50 Pf.
„ 6. Lied. (**Eichendorff.**) „Lindes Rauschen in den Wipfeln.“ 75 Pf.
„ 7. Treue Liebe. (**Ferrand.**) „Ein Mägdlein sass am Meeresstrand.“ 75 Pf.
„ 8. Parole. (**Eichendorff.**) „Sie stand wohl am Fensterbogen.“ 75 Pf.
„ 9. Anklänge. (**Eichendorff.**) „Hoch über stillen Höhen stand.“ 50 Pf.
„ 10. Volkslied. „Die Schwälble ziehet fort.“ 50 Pf.
„ 11. Die Trauernde. Volkslied. „Mei Mueter mag mi net.“ 50 Pf.
„ 12. Heimkehr. (**Uhland.**) „O brich nicht Steg, du zitterst sehr.“ 50 Pf.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilcke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 6. October 1877. XII. Band.

AP 30 .G295 v. 12 no. 40

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond. Von Karl Braun-Wiesbaden. I. II. — **Literatur und Kunst:** Einem Schulmanne. Von Emanuel Geibel. — Wer mein angenehmer Begleiter war. Von Bret Harte. (Autorisirte Uebersetzung von Udo Brachvogel.) — Neu-Land. Ein Roman von Iwan Turgénjew. Besprochen von Paul Lindau. — Beiträge zur praktischen Dramaturgie. Von Ernst Possart. — Das Poetische in den Werken der Baukunst. Von G. Ebe. — Notizen. — Inserate.

Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond.*)

Von Karl Braun-Wiesbaden.

I.

Die Genfer Convention ist in neuerer Zeit aus Anlaß der Kriegsereignisse im Orient vielfach Gegenstand publicistischer Erörterung geworden. Die Erörterung hat zuweilen einen leidenschaftlichen Charakter angenommen. Dies ist zu bedauern. Bei einer Neuerung, wie diese Convention, bei einer Einrichtung, welche so erhabene Zwecke verfolgt und die so sehr mit Hindernissen aller Art zu kämpfen hat, daß auch nach einem mehr als zwölfjährigen Bestehen die Möglichkeit ihrer vollständigen Durchführung von militärischen und juristischen Autoritäten heute noch bezweifelt wird, ist eine solche Heftigkeit doppelt zu bedauern; denn sie läßt befürchten, daß der neue und noch nicht zur Genüge befestigte Boden, auf welchem der Kampf der Interessenten wüthet, ohne daß es ein Schiedsgericht gibt, welches denselben friedlich entscheidet — unter dem Getöse der Rosse und Reisige zusammenbricht, was einen bedauerlichen Rückschritt in der Culturentwickelung bezeichnen würde.

Um einige Bemerkungen einzuleiten, welche einem so bedauerlichen Ergebnisse vorbeugen und den vorhandenen Conflict mit dem ruhigen und unparteiischen Urtheil eines aufrichtigen Menschenfreundes, der gleichwohl nicht im Stande ist, den Gegensatz zwischen Krieg und Humanität, wie er einmal vorhanden, zu bestreiten, beleuchten wollen, weiß ich in der That nichts Besseres zu thun, als auf das unten genannte Werk hinzuweisen, welches gleich ausgezeichnet ist durch seine lobenswerthe Absicht, als durch die Sachkenntniß und Mäßigung, womit es jene humanen Zwecke verfolgt, welche so oft durch gutgemeinten aber schlechtgeleiteten und blinden Uebereifer gefährdet werden.

Schon die Art der Entstehung des Werkes des Herrn Professor Lueder in Erlangen und die Prämiirung desselben sichern demselben die Beachtung, welche es nicht nur in Deutschland, sondern in Europa gefunden. In letzterer Beziehung verweise ich auf die französische Uebersetzung, die ihm bereits zu Theil geworden, und eine englische, welche, wie ich höre, in Vorbereitung begriffen ist.

Die Wiener Weltausstellung 1873 gab Veranlassung zu internationalen Erörterungen über die Genfer Convention. Die deutsche Kaiserin, deren Verdienste um die Linderung der Leiden des Krieges bekannt sind, setzte einen Preis aus für die beste Monographie über die Genfer Convention, über deren Auslegung, Anwendung und Fortbildung; es war vor Allem die deutsche Wissenschaft, welche sich verpflichtet fühlte, der hochherzigen kaiserlichen Aufforderung zu entsprechen; dagegen war es eine internationale Jury, welche zu Gericht saß und welche der eben so gründlichen als scharfsinnigen Arbeit des Professor Lueder den Preis ertheilt hat. Und in der That verdient das Buch denselben. Es versteht sich von selbst, daß dasselbe den an vielen Orten zerstreuten, nicht immer leicht zugänglichen und schwer übersehbaren Stoff vollkommen gesammelt, gesichtet und kritisch beleuchtet hat. Viel größer aber ist das Verdienst des richtigen Urtheils und der praktischen Verbesserungsvorschläge. Es ist nur zu begreiflich und deshalb entschuldbar, wenn bei einer Erörterung, bei welcher es sich um eine so große Wohlthat für die ganze Menschheit und für jeden Einzelnen, der da selbst oder in seinen Söhnen und sonstigen nächsten Angehörigen und Landsleuten in's Feld zieht, um eine Verhütung vermeidbarer und um Linderung unvermeidbarer und nothwendiger Leiden handelt, — wenn bei einer Einrichtung, sage ich, welche so sehr die edelsten menschlichen Gefühle an- und aufregt, zuweilen das Herz mit dem Verstande durchgeht. So wenig man dem Einzelnen einen Vorwurf daraus machen kann, so wenig darf man einer solchen Stimmungs- oder Geschäftspolitik Einfluß auf die öffentliche Meinung oder gar auf das internationale Vertragsrecht und die Handhabung desselben gestatten. Die Humanität, welche sich in den Mitteln vergreift, hat von jeher zu den entsetzlichsten Grausamkeiten geführt. Es ist bekannt, daß der Import von Negern nach Amerika den ersten Anstoß erhielt durch das Bestreben, das Schicksal der rothen Race zu lindern. Dies humane Bestreben hatte den Sklavenhandel und das Sklavenhalten zur Folge, mit all seinen Scheußlichkeiten, und zuletzt noch einen großen und lange dauernden Krieg, welcher Jahre lang den bedeutendsten Staatencomplex der neuen Welt verwüstete und, trotz eines der Humanität günstigen Ausganges, eine Anzahl

*) Die Genfer Convention. Historisch und kritisch-dogmatisch, mit Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, unter Darlegung und Prüfung der mit ihr gemachten Erfahrungen und unter Benutzung der amtlichen theilweise ungedruckten Quellen, bearbeitet von Dr. C. Lueder, ordentl. Professor der Rechte an der Universität Erlangen. Mit dem von Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin gelegentlich der Wiener Weltausstellung gestifteten Preise durch die internationale Jury gekrönte Preisschrift ꝛc. Erlangen 1876, Besold.

Digitized by Google

von Leiden zurückließ, welche heute noch nicht vollständig geheilt sind. In der guten Absicht, die Seelen zu retten, hat man die Leiber der Ketzer verbrannt. Man wollte der von Pest und Unfällen heimgesuchten Menschheit diese Leiden ersparen, als man die Hexen verfolgte. Indem man den „Getreidewucher" unterdrückte, machte man es dem Handel unmöglich, Ueberfluß und Mangel zeitlich und örtlich auszugleichen; und damit hat man Tausende dem Hungertod überliefert. Jedes Blatt der Geschichte liefert solche verhängnißvolle Exempel. Man sage auch nicht, das sind Ausgeburten finsterer Zeiten. Auch heute noch ist die Gesellschaft eben so geneigt, bei großen Calamitäten, welche sie sich weder zu erklären, noch mit eigenen Kräften zu heilen vermag, die Schuld auf einzelne Menschen und Menschenklassen abzuwälzen und die Verdammung oder Verfolgung zu provociren, oder zu „humanen" Mitteln zu greifen, welche die größte Grausamkeit involviren. Man denke nur an die Grausamkeiten in dem gegenwärtigen „Humanitätskriege"!

Auch von der Genfer Convention gilt die alte Lehre, daß Der, welcher zu viel unternimmt, es nicht ausführen, daß Der, welcher zu viel zusammenfaßt, es nicht festhalten kann, — jener Satz, welchen die Franzosen kurz und schlagend so formuliren: „Qui trop embrasse, mal étreint."

Mit Recht hat Professor Lueder als Motto seinem Werke vorgesetzt: „Ne nimis!" Nicht zu viel!

Mit Recht weist er darauf hin, daß der unleugbare Conflict zwischen Krieg und Humanität, welche von Haus aus Gegensätze bilden, an und für sich unlösbar ist, oder wenigstens bis zu einem gewissen Punkte unlösbar, und daß, wenn man diesen Punkt überschreitet bei Vereinbarung völkerrechtlicher Normen, man entweder diese Normen illusorisch macht, oder durch deren Vollstreckung die rasche und erfolgreiche Führung des Krieges, von welcher dessen schleuniges Ende abhängt, verhindert und dadurch das directe Gegentheil des angestrebten Zweckes herbeiführt; denn nichts übertrifft die Gräuel eines sich langsam und unentschieden hinschleppenden, energielos geführten Krieges. Man denke nur an den dreißigjährigen. Ich habe dies in der Vorrede zu meiner deutschen Ausgabe der „Freiwilligen von 1791 bis 1794, von Camille Rousset, Mitglied der französischen Akademie," näher ausgeführt, und darf wohl um so eher darauf verweisen, als ich mich auf keine geringere Autorität berufen kann, als auf die des Feldmarschalls Grafen von Moltke, welchem ich das genannte Buch s. Z. überreichte, und der mir darauf am 22. September 1874 schrieb:

„Ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütige Zusendung der Uebersetzung des interessanten Werkes „Les Volontaires etc.", welche in weiten Kreisen aufklärend und nützlich wirken wird, insbesondere auch für die vortreffliche Charakteristik der „Commune" aus Ihrer eigenen Feder in der Einleitung.

Es ist schlimm genug, wenn die Armeen sich zerfleischen müssen, man hetze nicht die Völker auf einander; das ist kein Fortschritt der Civilisation, sondern ein Rückschritt zur Barbarei. Ein regelmäßiger Krieg ist wie ein Gewitter, welches in großen Schlägen Strecken verwüstet, aber auch befruchtet, — ein Kampf, wie der in Spanien jetzt fortschwält, dagegen ist ein andauernder Heerrauch, der ganze Ernten zerstört. Improvisirte Armeen können aber keinen andern Kampf führen."

II.

Das Werk des Professors Lueder geht von der Auffassung aus, daß die Genfer Convention zu einer dauernden lebendigen Existenz und dadurch zu einer möglichst ausgedehnten und gesicherten segensreichen Wirksamkeit gebracht werden kann nur mittels Bekämpfung und Reducirung übertriebener und phantastischer Anforderungen, d. i. mittels einer Beschränkung, welche die realen Verhältnisse richtig würdigt und praktisch anerkennt, und mittels der klaren Erkenntniß, daß das „rothe Kreuz" im Kriege nur Dienerin, nicht Herrin sein kann, daß also im Kriege die militärischen Interessen das Maßgebende sind, und daß, wenn man diese Interessen gebührend berücksichtigt, zwar, soferne man die Sache lediglich von extensivem Standpunkt betrachtet, eine scheinbar geringere Anwendung der Humanität, in Wirklichkeit aber eine weit intensivere und gesichertere Berücksichtigung der wahrhaft humanen Forderungen eintritt.

Die Genfer Convention ist essentiell nichts Neues. Im Lauf der letzten drei Jahrhunderte ist zwischen einzelnen kriegführenden Mächten eine ganze Reihe (Lueder zählt deren weit über zweihundert auf) von Specialverträgen abgeschlossen worden, welche Schutz der Hospitäler (ja sogar auch der Badeorte), des Sanitätspersonals, der Feldgeistlichkeit, der Kranken und der Verwundeten, und zwar sowohl der transportabeln als auch der nicht transportabeln und dem Feinde in die Hände fallenden Verwundeten u. s. w., bezwecken. Es waren indessen immer nur Verträge ad hoc, d. h. für die Dauer eines bereits begonnenen Krieges, zwischen den einander feindlichen einzelnen Staaten geschlossen. Der beachtenswertheste darunter ist der Vertrag vom 7. Juli 1759, bekannt unter dem Namen der „Convention von Brandenburg". Er wurde zwischen den Bevollmächtigten Friedrichs des Großen und Ludwigs XV. von Frankreich („Sa Majesté Très-Chrétienne") geschlossen, in der Absicht, festzustellen, „welchergestalt es wegen beyderseitigen, sowohl bereits vorhandenen als etwa noch künftighin zu machenden Krieges-Gefangenen unverbrüchlich gehalten werden soll".

Diese Verträge und die heilsamen Wirkungen, welche aus ihnen resultirten, schienen jedoch in unserem vielgepriesenen neunzehnten Jahrhundert vollkommen in Vergessenheit gerathen zu sein; und die neueren Kriege, namentlich der Krimkrieg in der Mitte und der französisch-italienisch-östreichische Krieg zu Ende der fünfziger Jahre, desgleichen der amerikanische Bürgerkrieg während der sechziger Jahre, sind mit einer Härte und Grausamkeit (namentlich übten die Südstaaten solche gegen ihre Kriegsgefangenen in wahrhaft empörender Weise) geführt worden, als hätte es niemals eine „Convention von Brandenburg" gegeben.

Das große Verdienst, von Allen zuerst diese Grausamkeiten mit Sachkunde und Energie bekämpft und die Brandenburger Convention gleichsam aus dem Schutte der Vergessenheit wieder ausgegraben und nachdrücklich auf sie, als auf ein nachahmenswerthes Beispiel, hingewiesen zu haben, gebührt dem (leider zu früh verstorbenen) Berliner Generalarzt Löffler, welcher auch praktisch während des Friedens sowohl als während des Krieges — so z. B. im Herbst 1870 vor und in Metz, für Freund und Feind, wie ich dort persönlich zu beobachten Gelegenheit hatte — um das Militärsanitätswesen sich so große Verdienste erworben. Siehe seine „Studien über den Sanitätsdienst im italienischen Feldzuge von 1859" (Preußische militärärztliche Zeitung vom 16. October 1860, Nr. 20) und sein Buch: „Das preußische Sanitätswesen und seine Reform", Berlin 1868. Die Löfflersche Anregung zündete in Italien, Frankreich und der Schweiz. Man forderte die „Neutralisirung" der Militärärzte, der Ambulanzen, der Hospitäler und der verwundeten und kranken Soldaten. Namentlich das Buch des Genfers Dunant „Un Souvenir de Solférino", das Anfangs nur als Manuscript für Freunde gedruckt (1862) und erst später durch den Buchhandel verbreitet ward, hatte, trotz seiner gehässigen Parteinahme gegen Oestreich, in der Sache selbst einen durchschlagenden Erfolg und ist in alle Cultursprachen Europas übersetzt worden. Die Genfer gemeinnützige Gesellschaft und ihr Präsident Moynier bemächtigten sich 1863 der Sache und brachten die internationale Versammlung in Genf (October 1863) zu Stande, welche aus der Schweiz, Deutschland, Oestreich, England, Frankreich, Holland, Schweden, Spanien, Italien und Rußland beschickt und vorzugsweise aus Militärärzten und sonstigen Medicinern, Professoren, diplomatischen Agenten und Verwaltungs-

Digitized by Google

beamten zusammengesetzt war. Dann folgte der Genfer internationale Congreß im August 1864, auf welchem die Genfer Convention constituirt ward. Ihre Geschicke in der Zeit von da bis zum 1868er Congreß und die Verhandlungen der von Rußland angeregten Conferenz zur Reform des Völkerrechts, im Juli und August 1874, muß man bei Lueder selber nachlesen.

Dieser „Geschichte der Genfer Convention" folgt dann der werthvollere Theil des Buches, nämlich die „kritisch-dogmatische Revision der Genfer Convention, unter Darlegung der bei ihrer Anwendung gemachten Erfahrungen und mit Vorschlägen zu ihrer Verbesserung", welche in einer übersichtlichen Zusammenstellung 1) der Genfer Convention von 1864, 2) der 1868er Zusatzartikel, 3) der von Lueder selbst formulirten Reformvorschläge, 4) der russischen Propositionen von 1874, 5) der belgischen Gegenpropositionen von 1874, 6) der von Deutschland formulirten Vorschläge und 7) der Anträge der Subcommission der Brüsseler Conferenz, ihren förmlichen Abschluß findet.

Wir können hier in die Einzelnheiten nicht eingehen. Maßgebend für die Reformvorschläge sind die Erfahrungen des großen Kriegs von 1870 und 1871. Unter diesen Erfahrungen steht an der Spitze die, daß, ähnlich wie 1877 im Orient, die Genfer Convention nicht genügend bekannt war; namentlich in der französischen Armee wußten nicht blos die Soldaten, sondern sogar auch die Offiziere und Militärärzte bis hinauf zu den obersten Graden, wenig oder gar nichts von derselben. Sodann hat es sich ergeben, daß manche Bestimmungen der Convention, namentlich auch die über die Erkennungszeichen, Anlaß oder wenigstens Gelegenheit zu Mißbräuchen mancherlei Art, namentlich zu unerlaubter Täuschung und Uebervortheilung des Gegners gegeben; Francstireurs trugen das rothe Kreuz; Bauern, die einen Kranken im Haus hatten, hingen es aus, um sich vor Einquartierung zu schützen; angebliche Hospitäler wurden zu Munitionsdepots und Observationsposten mißbraucht, oder sonstwie als Schutzmittel kämpfender Truppen; in der Schlacht von Sedan wurde eine französische Ambulanz als Deckung und zur Annäherung benutzt; General Bourbaki mißbrauchte sogar das rothe Kreuz, um aus Metz zu entweichen. Dieser Mißbrauch hat zu scharfer Repression geführt, welcher man dann wieder Verletzung der Genfer Convention vorwarf; manche Truppenführer, welche besonders schlechte Erfahrungen zu registriren hatten, haben, trotz ihrer humanen und loyalen Gesinnung, die Ueberzeugung gewonnen, daß es mit der Genfer Convention „nichs sei", wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, weil sie zu weit gehe und keine Garantien gegen Mißbrauch biete. Der neue Artikel 5 (Genf 1868), wonach verwundete und kranke Kriegsgefangene sofort nach ihrer Heilung in ihre Heimat entlassen werden sollen, auch dann, wenn sie wieder kriegstauglich sind, ist weder von den Franzosen noch von den Deutschen acceptirt worden, weil er gänzlich unvereinbar ist mit den Zwecken der Kriegführung. Desgleichen die Bevorzugung der Hülfe spendenden Landbewohner (Genf 1864) hinsichtlich der Einquartierung und der Kriegscontributionen, die sich als praktisch unausführbar erwies.

Endlich hat es sich gezeigt, daß die Genfer Convention gar keinen Schutz gewährt hinsichtlich der von Civilisten an Soldaten, und namentlich an verwundeten Soldaten, begangenen Missethaten, wie Ausraubung, Beschimpfung, Körperverletzung, oder gar Tödtung; nnd daß ebenso eine Vorkehrung fehlt, welche die bedauerliche Rubrik der „Vermißten", soweit dies möglich ist, verschwinden macht.

Daß die Convention unwirksam ist bei gänzlichem Mangel an Gesittung, namentlich bei vornehmem und gemeinem Pöbel, und bei Soldaten, welche den Offizieren nicht gehorchen, weil sie die Mannszucht entweder nie gekannt oder wieder vergessen haben, bedarf keiner Versicherung. Das hat sich auch wieder im Kriege von 1877 erwiesen.

Um es kurz zu sagen: Die Convention, welche das ideale Werk humaner Aerzte, wohlwollender Diplomaten und edler Humanisten ist, muß revidirt werden durch Soldaten und Juristen, welche sie in Einklang bringen mit der realen Welt, in welcher die Dinge im engen Raume hart auf einander stoßen. Eine solche Revision wird vielleicht einzelne unklare und unpraktische Exuberanzen einer irregegangenen Humanitätsschwärmerei abschneiden und sie durch scharfe Anforderungen und Controlmaßregeln gegen Mißbrauch ersetzen. Allein die Männer des Krieges mit den Waffen und des Krieges mit der Feder, die Soldaten des Mars und die Soldaten der Themis, die Autoritäten des Kriegs- und die des Völkerrechts, mit einem Worte: die Realisten, werden das Werk der Idealisten dennoch verbessern, indem sie es intensiv stärken und ihm einen strammen Vollzug sichern.

Nachdem ich bis dahin dem dankenswerthen Werke von Lueder gefolgt bin, das eigentlich Jeder studirt haben muß, welcher in Sachen der Genfer Convention mitsprechen will, werde ich in dem Nachfolgenden versuchen, dasselbe zu ergänzen durch Mittheilung und Erörterung der seit dem Erscheinen des Buches durch den orientalischen Krieg zu Tage getretenen Thatsachen und Streitfragen, das ist durch Besprechung des Wechselverhältnisses zwischen dem rothen Kreuze der Christen und dem rothen Halbmond der Mohamedaner.

Literatur und Kunst.

Einem Schulmanne.

Wenn den Damm ihr eingerissen,
Der gewehrt dem halben Wissen,
Meint ihr, dann zu Aller Frommen
Sei der Tag des Lichts gekommen?
Ach, es wird nur allzufrühe
Euch gereu'n der eitlen Mühe.

Zu des Tempels heil'ger Enge
Laßt nur ein die dreiste Menge,
Nie mit unreif dumpfen Sinnen
Mag sie Wahrheit dort gewinnen;
Heischt sie doch bequeme Lehre
Und das Aechte bleibt das Schwere.

Flacher Afterweisheit Sätze
Werden unsres Tiefsinns Schätze,
Unsrer Bildung Hort zerwühlen
Und hinweg die Ehrfurcht spülen,
Bis zuletzt im seichten Schwalle
Sich die Gleichheit fand für Alle.

Wenn die Roheit dann entbunden,
Jedes Ideal verschwunden,
Mögt ihr wohl ein Grausen spüren;
Denn ihr halft es selbst vollführen:
Die ein Volk des Geistes waren,
Ihr erzogt sie zu Barbaren.

Emanuel Geibel.

Digitized by Google

Wer mein angenehmer Begleiter war.

Von Bret Harte.*)

„Holla! Fremder!"

Die Stimme war nicht laut, aber klar und durchdringend. Ich blickte den Saumpfad, auf welchen sich eben die erste Dämmerung zu senken begann, hinauf und hinunter, ohne etwas Lebendes entdecken zu können. Nichts in den Erlengebüschen vor mir, nichts längs des Abhanges hinter mir.

„O — o — h! Fremder!"

Dieses Mal klang es ein wenig ungeduldig. Der californische Anruf „O — o — h" bedeutet immer, daß es Ernst ist.

Ich sah empor und bemerkte zum ersten Mal, daß etwa dreißig Fuß über mir und parallel mit dem meinigen ein zweiter Saumpfad die Bergwand entlang führte, und daß auf demselben, durch die niedrigen Büsche nach mir herniederblickend, ein kleiner Mann auf schwarzem Pferde hielt.

Als geübten Bergfahrer drängten sich mir sofort die nachstehenden fünf Punkte zur Berücksichtigung auf. Erstens: daß die Oertlichkeit einsam, schwer zugänglich und vom gewöhnlichen Verkehr der Fuhrleute und Goldgräber gänzlich abgelegen war. Zweitens: daß der Fremde, welcher jenen andern, mir bisher gänzlich unbekannten Pfad benutzte, in der Gegend überhaupt ungleich besser Bescheid wußte als ich. Drittens: daß er bis an die Zähne bewaffnet war. Viertens: daß er besser beritten war als ich. Und fünftens: daß ich in Erwägung dieser Umstände besser thun würde, jedes Anzeichen von Mißtrauen oder von Unruhe sorglich für mich zu behalten.

Es bedurfte nicht mehr Zeit, als mich die Erwiederung seines Grußes kostete, um zu diesem Ergebniß zu gelangen.

„Etwas Tabak bei sich?" fragte er.

Ich hatte welchen und machte ihm dies dadurch begreiflich, daß ich den Tabaksbeutel emporhielt.

„Schön. Ich komme herunter. Reiten Sie voran und ich werde unterhalb des alten Felsrutsches zu Ihnen stoßen."

„Unterhalb des alten Felsrutsches?" wiederholte ich unwillkürlich. Das war eine neue geographische Entdeckung, nicht minder seltsam als die des zweiten Saumpfades. Ich hatte mehr als ein Dutzend Mal den Weg zurückgelegt und zwischen dem Saumpfade und dem steilen Abhange darüber nirgends eine passirbare Verbindung wahrgenommen. Nichtsdestoweniger hörte ich etwa hundert Schritt weiter plötzlich ein Rascheln und Krachen in dem niedrigen Gebüsch — dann stob ein Schauer Staubes und kleiner Steine über den Pfad —, und dann schoß mein neuer Freund in einem Winkel zu mir hernieder, in dem ich nicht gewagt haben würde, mein alterprobtes Pferd am Zaum herabzuleiten. Kein Zweifel — er war ein vollendeter Reiter. Eine Thatsache weiter, die zu beherzigen war.

Als er sich neben mir befand, sah ich, daß ich mich in Betreff seiner Gestalt nicht getäuscht hatte. Er war nicht einmal mittlerer Größe und hatte ein durchaus gewöhnliches Gesicht, in dem jedoch die großen kaltgrauen Augen auffielen.

„Sie haben da ein ausgezeichnetes Thier," bemerkte ich.

Er füllte eben aus meinem Tabaksbeutel seine kleine Pfeife und entgegnete, ein wenig überrascht aufblickend: „Gewiß!" Dann begann er mit der nervösen Begierde eines Mannes, der dieses Genusses lange beraubt gewesen, mächtige Rauchwolken auszustoßen, bis er endlich zwischen den einzelnen Zügen fragte, woher ich käme.

Ich erwiederte: „Von Lagrange."

Er sah mich ein paar Augenblicke fragend an, fuhr jedoch auf meine Bemerkung, daß ich dort nur ein paar Stunden gehalten, fort: „Ich dachte, ich kenne jedes menschliche Gesicht zwischen Lagrange und Indian Spring, — aber ich kann mich nicht erinnern, das Ihrige je gesehn zu haben, geschweige denn, Ihren Namen zu kennen."

Da mir nichts daran lag, daß er meinen Namen wisse, sagte ich halb lachend, daß dies sehr begreiflich sei, da ich jenseits Indian Spring lebe. Er nahm diese Zurechtweisung — wenn es ja eine war — so gelassen hin, daß ich, lediglich um seine Höflichkeit zu erwiedern, fragte, woher er käme.

„Lagrange!"

„Und Sie gehen?"

„Je nun, — das hängt ganz und gar davon ab, wie sich die Dinge machen werden, und wie weit ich ohne Den da durchkommen werde." Er ließ seine Hand, wie unbewußt, auf dem Cavalerie-Revolver in dem ledernen Sattelpolster ruhen, — wie unbewußt und doch zugleich als wollte er sagen, daß, wo er mit „Dem da durchkommen" wolle, auch durchkommen würde. „Für jetzt aber," fügte er hinzu, „beabsichtige ich nichts als einen kleinen Spazierritt mit Ihnen zu machen."

Es lag nichts Herausforderndes in seinem Ton, es sei denn, daß die Vertraulichkeit desselben den Gedanken nahegelegt hätte, daß er, ob ich nun wolle oder nicht, im Stande sei, doch zu thun, wie er gesagt. Ich begnügte mich zu erwiedern, daß, wenn er unsern „Spazierritt" bis über Heavy Tree auszudehnen gedenke, ich mir sein Thier würde borgen müssen. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung entgegnete er ruhig: „Das würde wohl geschehen müssen," und fügte hinzu, daß mir sein Pferd, wenn er es selber nicht gebrauche, ganz, und wenn er es gebrauche, halb zu seiner Verfügung stände. „Dick hat schon so manches Mal doppelt getragen," fuhr er fort, „und wird es auch wieder können. Wenn Ihr Gaul da abfällt, rücke ich gerne vor und schaffe Raum für Sie."

Ich konnte nicht umhin zu lächeln, bei dem Gedanken, vor den Burschen von Red Gulch „en croupe" hinter dem Fremden Parade zu reiten, konnte aber gleichzeitig nicht umhin, von der Thatsache, daß „sein Pferd schon so manches Mal doppelt getragen", in eigenthümlicher Weise berührt zu werden. „Bei welcher Gelegenheit, — und was?" das war die Frage, die ich freilich weislich für mich behielt. Eben führte uns der Saumpfad den steilen und felsigen Abhang zum Kamm der Wasserscheide empor. Die Schmalheit des Weges nöthigte uns langsam und Einer hinter dem Andern zu reiten, so daß sich die Fortsetzung der Unterhaltung von selber verbot und mit ihr die Gelegenheit schwand, meine Neugierde zu befriedigen, selbst wenn er mir dazu hätte verhelfen wollen.

Langsam klommen wir empor. Die grünen Blattgebüsche wichen Nadelholzsträuchern. Die untergehende Sonne vergoldete den nackten Felsen zu unserer Rechten und blendete unsere Augen. Ein graues Meer, in dem die zurückgebliebene Tageshitze noch brütete, lagen die Föhrenwälder der Schlucht unter uns da. Lässig trieb hier und dort ein Bergadler über ihnen einher, zurücktauchend in ihre dunkeln Fluthen oder emporschwebend zu unserer Höhe und dann den gigantischen Schatten eines majestätisch bewegten Schwingenpaares auf die neben uns aufragende Felsmauer werfend. Die Ueberlegenheit des Pferdes meines Begleiters ließ diesen oft weit vorausdringen und erweckte dann in mir die unwillkürliche Voraussetzung, daß er meiner ganz vergessen, oder des säumigen Begleiters überdrüssig werdend, ohne ihn seinen Weg fortsetzen werde. Aber immer hielt er wieder an einer Biegung oder sonst einer zum Halten auffordernden Stelle an und wartete auf mich, oder tauchte er aus einem den Pfad sperrenden Knieholzdickicht auf. Ich war auf dem besten Wege, ihn gelinde zu hassen, als er sich plötzlich nach einem solchen unliebsamen Wiederauftauchen dicht an meine Seite drängte und mich fragte, wie mir — Dickens gefiele!

Hätte er meine Meinung über Huxley oder Darwin verlangt, ich hätte nicht erstaunter sein können. Da mir aber plötzlich der Gedanke kam, er möchte eine der Ortsgrößen von Lagrange meinen, sagte ich bedächtig:

„Sie meinen —?"

„Charles Dickens. Sie haben ihn doch gelesen? Welches seiner Bücher gefällt Ihnen am besten?"

Nicht ohne beträchtliche Verwirrung entgegnete ich, daß mir — wie es auch wirklich der Fall war — alle gefielen.

*) Wir verdanken die Mittheilung dieser neuesten Skizze Bret Hartes unserm Mitarbeiter und Freunde Udo Brachvogel, der dieselbe für die „Gegenwart" mit der Autorisation des Verfassers übersetzt hat.

D. Red.

Digitized by Google

Er ergriff meine Hand, drückte sie mit einer Wärme, die seiner sonstigen ruhigen Art und Weise ganz und gar nicht entsprach und rief aus:

„Ganz mein Fall, alter Junge! Dickens ist kein Waschlappen, — man kann sich in Allem hübsch fest auf ihn verlassen!"

Und mit dieser urwüchsigen Einleitung stürzte er sich über Hals und Kopf in eine Kritik seines Novellisten, der, was verständige Bewunderung und aufrichtige Begeisterung betraf, kaum etwas dieser Art, das ich noch gehört hatte, gleich kam. Nicht nur, daß er mit Behagen bei der quellenden Fülle seines Humors verweilte, er wurde ebenso der Macht seines Pathos und dem jede seiner Zeilen durchdringenden poetischen Zauber gerecht. In sprachlosem Erstaunen blickte ich auf meinen Mann. Ich hatte mich bisher selber für einen leidlich gediegenen Kenner des großen Meisters dichterischer Kunst gehalten, aber das Geschick, mit dem der Fremde denselben citirte und sein Urtheil zu begründen und zu illustriren verstand, beschämte und entzückte mich. Es ist wahr, daß er seine Ansichten nicht immer in das feinste sprachliche Gewand kleidete, ja sie vielmehr häufig in dem nachlässigen, rothwälschartigen Negligée zum Besten gab, wie es in jener Zeit und in jenen Gegenden üblich war. Aber seine Ausdrucksweise wurde nie roh oder plebejisch, und mehr als einmal packte sie mich geradezu durch ihre tadellose und zutreffende Kürze. Um ein Bedeutendes milder gestimmt, versuchte ich ihn auf andere Schriftsteller zu bringen. Vergebens. Mit Ausnahme von ein paar Lyrikern von der mehr „leidenschaftlichen Schule" kannte er nichts. Auch er selbst hatte sich unter der Einwirkung der eigenen enthusiastischen Rede so sehr verliebenswürdigt, daß er mir anbot, unsere Pferde zu tauschen, daß er meinen locker gewordenen Sattel mit fachmännischer Geschicklichkeit festschnallte, daß er mein Gepäck auf sein Thier hinüber nahm, daß er den Inhalt seiner Whiskeyflasche mit mir theilte, und endlich bemerkend, daß ich unbewaffnet war, mir eine silberbeschlagene Derringer Pistole aufdrängte, von der er mir zuschwor, sie stelle so ziemlich gegen Alles sicher. Diese mannichfachen Liebesdienste und die eigenthümliche Wendung, die unser Gespräch genommen, ließen mich kaum bemerken, daß der Saumpfad dunkel und unkenntlich geworden. Wir befanden uns offenbar auf einem mir fremden Wege. Mit einiger Ungeduld machte ich meinen Gefährten darauf aufmerksam. Sofort fiel er in sein früheres Wesen und seine unangenehme bestimmte Sprachweise zurück.

„Nun, ich denke ein Weg ist so gut wie der andere, und möchte wohl wissen, was Sie dagegen einzuwenden haben!"

Ich bemerkte mit einer gewissen Würde, daß mir der andere Weg der liebere gewesen wäre.

„Mag sein, daß Sie ihn vorziehen. Aber Sie machen nun einmal einen Spazierritt mit mir. Dieser Weg hier wird Sie unmittelbar nach Indian Spring bringen, und zwar unbemerkt und ohne daß man eine Frage an Sie stellen wird. Sehen Sie nicht ein, wie gut ich es meine, indem ich Sie bis an's Ziel bringe?"

Ich sah mich genöthigt, meinem seltsamen Begleiter endlich eine Art Widerstand zu zeigen. Fest, aber zugleich so höflich als ich konnte, erklärte ich, daß ich mir vorgenommen, zu Nacht bei einem Freunde einzukehren.

„Wo?"

Ich zauderte. Der Freund war ein nach Californien übergesiedelter höchst excentrischer Mann aus dem Osten, der in der ganzen Gegend sowohl wegen Seltsamkeit wie seiner vornehmen Abgeschlossenheit halber als eine Art Einsiedler bekannt war. Ein Misanthrop von sehr guter Familie und großem Reichthum hatte er dieses abgelegene, aber malerische Thal der Sierra erlesen, um daselbst, ohne auf Widerspruch zu stoßen, mit der Welt zu grollen. „Lone Valley"*) oder „Boston Ranch"**), wie die Ansiedelung gewöhnlich genannt wurde, war der einzige Fleck in der gesammten Umgegend, vor dem sich der landesübliche Goldgräber mit Respect, ja selbst mit einer Art Furcht fern hielt. Mr. Sylvester, der Besitzer, hatte sich ebensowenig je mit „den Jungens" eingelassen, wie er in irgend einer Weise ihre Wege gekreuzt hätte oder ihnen feindlich gegenüber getreten wäre. Wenn Abgeschlossenheit von der Welt sein Zweck gewesen, so hatte er denselben völlig erreicht. Dennoch zögerte ich, in der hereingebrochenen Dunkelheit und auf dem einsamen, mir fremden Pfade den Namen einem Fremden, von dem ich so ganz und gar nichts wußte, anzugeben. Aber mein geheimnißvoller Begleiter nahm die Sache selbst in die Hand.

„Es gibt zwischen hier und Indian Springs nur einen Platz, wo Sie anhalten können," rief er plötzlich, „und das ist auf Sylvesters Ranch."

Ich bejahte es, ein wenig widerstrebend.

„Wohl," sagte der Fremde, und es lag etwas in seinem Tone, als vermeine er mir eine Gunst zu erweisen, „wenn Sie Sylvesters Ranch gemeint haben, — ich habe nichts dagegen, mit Ihnen dort für die Nacht einzukehren. Es liegt ein wenig vom Wege ab, und ich werde ein kleines Zeitopfer bringen, — aber Alles in Allem erwogen, will ich mit Ihnen hingehn."

Ich beeilte mich, so nachdrücklich wie möglich geltend zu machen, daß meine Bekanntschaft mit Mr. Sylvester nicht alt und intim genug sei, um die Einführung eines Fremden in seinem Hause zu rechtfertigen, — daß er von den übrigen die Gegend bewohnenden Leuten ganz und gar verschieden sei — mit einem Wort, daß er ein Sonderling sei —

Zu meinem höchsten Erstaunen entgegnete der Fremde gelassen: „O, das ist schon recht. Ich habe das Alles bereits von ihm gehört. Wenn Sie mich nicht einschmuggeln wollen, oder mir als Gepäckstück Ihre Marke auf den Rücken zeichnen wollen, so thut das nichts. Ich bringe mich schon allein durch. Nur vorstellen müssen Sie mich ihm. Sie sagen einfach: Sylvester — das ist er, — und damit genug."

Was vermochte ich einer so unerschütterlichen Zuversichtlichkeit entgegenzusetzen? Ich fühlte, wie mir das Roth des Unwillens in's Gesicht stieg und wie ich vor Ungeduld nervos wurde. Was würde der ablehnende, förmliche Sylvester zu mir sagen? Was würden die jungen Damen des Hauses, — ich war damals ein junger Mann und hatte den Zutritt zu ihrem Kreise nur durch mein rückhaltend-vorsichtiges Auftreten, für welches „die Jungens" allerdings einen andern Namen hatten, gewonnen, — was würden sie von meiner neuen Bekanntschaft denken? Und doch konnte ich ebensowenig etwas gegen seine Erklärung einwenden, daß er alle Verantwortung auf sich nehme, wie ich mich der Erkenntniß zu verschließen vermochte, daß meine Verlegenheit eigentlich etwas Komisches hatte.

Unser Pfad begann abwärts zu führen. Bald sahen wir in der Ferne unter uns die Lichter des einsamen Gehöfts von Lone Valley blinken. Ich wendete mich zu meinem Begleiter:

„Aber Sie haben vergessen," sagte ich, „daß ich nicht einmal Ihren Namen kenne. Als wen und was soll ich Sie denn vorstellen?"

„Das stimmt," sagte er nachdenklich. „Lassen Sie uns einmal sehen. «Kearney» würde ein guter Name sein. Kurz und leicht. Und da ist auch die große Straße in Frisco, die ebenso heißt. Lassen wir's bei «Kearney» bewenden!"

„Aber —" unterbrach ich ihn ungeduldig.

„Sie werden das Alles hübsch mir überlassen!" schnitt er mir das Wort mit einer wahrhaft superben Zuversichtlichkeit ab, welche ich nicht umhin konnte zu bewundern. „Der Name ist von gar keinem Belang. Es ist der Mann, an den man sich zu halten hat. Wenn ich einen Mann abzuthun hätte, der Jonas hieße, und es stellte sich nachher bei der Leichenschau heraus, daß er in Wirklichkeit Smith hieße, — das würde mir nicht so viel machen, so lange ich nur sicher bin, daß es mein Mann war."

Zwingend wie diese Beweisführung an sich war, schien sie mir doch nichts weniger als zu der verlangten Vorstellung ermunternd. Aber schon hatten wir den Rancho erreicht. Das Bellen der Hunde rief Sylvester vor die Thür des hübschen, nach seinen eignen Angaben geschmackvoll gebauten Landhauses.

*) Einsames Thal.

**) „Ranch", Landgut.

Digitized by Google

Mit ein paar Worten stellte ich Mr. „Kearney" vor.

„Kearney wird genügen, — «Kearney» ist ein hinreichend guter Name für mich," setzte der also vorgestellte „Kearney" zu meinem Entsetzen und Sylvesters augenscheinlichster Ueberraschung erläuternd hinzu, und entschuldigte sich hierauf in zwanglos milder Weise, daß er selber nach seinem Pferde zu sehen wünsche. Sobald er außer Hörweite war, zog ich den verdutzten Sylvester bei Seite:

„Ich habe da einen netten Verrückten aufgelesen, — oder vielmehr ich bin von ihm auf dem Wege aufgelesen worden. Seine Name ist nicht Kearney. Er ist stark bewaffnet und weiß den halben Dickens auswendig. Mit Vorsicht, mit Nachgiebigkeit gegen die vornehm ausgesprochenen Ansichten und mit vollkommener Unterwerfung unter seine Gebote mag mit ihm auszukommen sein. Ich zweifle nicht, daß das Schauspiel einer hülflosen Familie, der Anblick der Schönheit und Unschuld ihrer Töchter seinen feinen Sinn für Humor und Poesie rühren wird. Einstweilen möge der Himmel Ihnen gnädig sein und mir vergeben!"

Ohne eine Antwort abzuwarten eilte ich die Treppe hinauf nach der hübschen Mansarde, welche mein gastlicher Wirth stets für den vielwandernden Freund bereit hielt. Während ich mich unter Vertrödelung von möglichst viel Zeit wusch, drang der gemessene, weltmännische Ton Sylvesters, untermischt mit der gleich kühlen, zwanglosen Dialektrede meines geheimnißvollen Bekannten, vom Erdgeschoß herauf an mein Ohr. Als ich etwas später in das Wohnzimmer herunter kam, war ich nicht wenig erstaunt, den Kearney von eignen Gnaden behaglich auf dem Sopha und neben ihm die schöne Mary Sylvester, die „Lilie von Lone Vallny", ihm mit mädchenhafter Verwunderung und ungeschmeicheltem Interesse lauschend zu erblicken, während von der andern Seite her ihre Cousine Kate, die gefährlichste aller kleinen Koketten, mit einem Eifer die Pfeile ihrer Blicke an ihn verschwendete, der nahezu echt erschien.

„Wer ist ihr entzückend «unverfrorner» Freund?" flüsterte sie mir während des Abendessens zu, als ich noch ganz verwirrt zwischen dem bezauberten Sylvester, der förmlich an den Lippen des Fremden hing, und dieser jugendlichen Tochter ihrer Zeit saß, die in lebhaftem Wettkampf die Batterien ihrer Reize auf ihn spielen ließ. „Natürlich wissen wir, daß sein Name nicht Kearney ist. Aber wie romantisch! Und ist er dabei nicht vollkommen hübsch? Aber wer ist er eigentlich?"

Ich entgegnete mit wuchtiger Ironie, daß ich wirklich nicht wisse, welch ein fremder Potentat eben incognito die Sierras von Californien durchstreife, aber daß ich, wenn Seine Hoheit geruhen würde, mich davon zu unterrichten, ich glücklich sein würde, ihn in aller Form vorzustellen. „Bis dahin," fügte ich hinzu, „fürchte ich, daß diese Bekanntschaft eine morganatische werde bleiben müssen."

„Das ist nichts als Eifersucht von Ihnen," entgegnete sie mir schnippisch. „Sehen Sie nur einmal nach Mary hinüber, sie ist ganz und gar geblendet. Und ihr Vater desgleichen!"

Und ist der That, der für gewöhnlich so gemessene, weltfeindliche, unnahbare Sylvester betrachtete seinen Gast mit einer fast knabenhaften Theilnahme und einem Enthusiasmus, der kaum vereinbar mit seinem ganzen sonstigen Wesen schien, während ich mich, freilich heute wie damals, genöthigt sehe, es in aller Ehrlichkeit der unbefangenen Erwägung meines eignen Geschlechts anheimzustellen: warum ich wohl in dem Manne nichts mehr erblicken konnte, als ich dem Leser bereits dargelegt habe.

In der Mitte des Berichts eines aufregenden Abenteuers, dessen Held nach der Meinung seiner, schon so sehr zu seinen Gunsten voreingenommenen, schönen Zuhörerinnen kein Anderer als er sein konnte, unterbrach er sich, plötzlich aufhorchend.

„Es ist nur ein Lastwagen, der die Brücke des unteren Weges passirt," erklärte Sylvester. „Bitte, fahren Sie fort."

„Vielleicht ist mein Pferd im Stall etwas unruhig," sagte der sogenannte Kearney. „Es ist nicht an einen Holzstand und eine wollene Decke gewöhnt."

Der Himmel mochte wissen, welche fremdartige und kostbare Offenbarung in der Feststellung dieser Thatsache lag, aber die beiden Mädchen blickten auf einander mit Wangen, glühend vor Aufregung, als „Kearney" aufstand und in kühler Ceremoniellosigkeit die Tafel aufhob.

„Ist er nicht vollkommen hübsch!" rief Kate athemlos, „und so witzig!"

„Witzig?!" fiel ihr die reizende Mary ohne den leisesten Hauch von Spott in ihrer Stimme in's Wort. „Witzig, meine Liebe? Wie, siehst Du denn nicht, daß sein Herz nur gerade vor poetischer Empfindung zu brechen im Begriff war? Witzig — wahrhaftig. Als er von dem armen mexikanischen Weibe sprach, welches gehangen wurde, sah ich genau, wie ihm die Thränen in die Augen traten. Witzig — fürwahr!"

„Thränen," lachte der ungläubige Sylvester. „Eitle Thränen! Thörichte Kinder, Ihr, der Mann ist ein Weltmann — ein Philosoph, gelassen, beobachtend, ohne jede Anmaßung."

„Ohne jede Anmaßung!" War Sylvester betrunken, oder hatte der unheimliche Fremde eine Zauberformel über die Familiensuppe gesprochen? Ehe ich mir diese selbstgestellte Frage noch zu beantworten vermochte, kehrte er in's Zimmer zurück und nahm ruhig seine unterbrochene Erzählung wieder auf. Da ich mich über dem Manne, den meinen Freunden vorzustellen ich so schwere Bedenken gehabt, gänzlich bei Seite geschoben sah, begab ich mich zeitig zur Ruhe, aber nur um zwei Stunden später durch die dünne Holzwand hindurch begeisterte Lobpreisungen des neuen Gastes von den beweglichen Lippen der beiden Mädchen zu hören, die im Nebenzimmer noch einen kleinen Plausch hielten, ehe sie einschliefen.

* * *

Um Mitternacht wurde ich durch das Geräusch von Pferdehufen und das Klirren von Sporen vor dem Hause aufgeweckt. Gleich darauf fand eine Unterredung zwischen unserm Gastfreund und irgend einer mysteriösen Person im Dunkeln statt, aber mit so gedämpften Stimmen, daß mir ihr Inhalt entging. Als die Reiter sich entfernt hatten, öffnete ich das Fenster.

„Was gibt es?"

„Nichts Besonderes," antwortete Sylvester gelassen, „nur einer oder zwei dieser zur Unterhaltung begangnen Morde, wie sie diesem Lande eigen sind. Ein Mann ist heute Morgen in Lagrange drüben von dem notorischen Cherokee-Jack erschossen worden, und es war der Sheriff von Calavoras mit seiner Mannschaft, der auf ihn Jagd macht. Ich sagte ihm, daß ich außer Ihnen und Ihrem Freunde keine Seele gesehen habe. Ich hoffe, daß ihn der verwünschte Lärm nicht gestört hat. Der arme Gesell sah aus, als ob er dringend Ruhe nöthig hatte."

Ich war — ganz derselben Ansicht.

Nichtsdestoweniger ging ich leise nach seinem Zimmer hinüber. Es war leer. Meiner Meinung nach hatte er noch immer einen Vorsprung von zwei Stunden vor dem Sheriff von Calavoras.

Neu-Land.

Ein Roman von Iwan Turgénjew.*)

Iwan Turgénjews letzter Roman — sollte es wirklich sein letzter sein? — hat in Rußland, oder vielmehr bei der russischen Kritik einen solchen Sturm von Entrüstung hervorgerufen, daß der Verfasser von „Neu-Land" in einer Anwandlung von wohlberechtigtem Unwillen — wir hoffen noch immer, daß es nur eine Anwandlung war — mit diesem Werke seine glänzende, ruhm- und segensreiche schriftstellerische Thätigkeit für abgeschlossen hat erklären wollen. Man begreift wohl, daß einem Dichter von der Reinheit, Ehrlichkeit und Bedeutung Turgénjews, wenn er wahrnimmt, wie man ihm für die Wahrheit, die er sagt, nur mit Lüge und Verleumdung dankt, wie man ihn, gegenwärtig die größte dichterische Zierde seines Landes, zu verunglimpfen

*) Autorisirte Ausgabe. Mitau 1877, E. Behres Verlag.

Digitized by Google

beflissen ist, das Blut im ersten Augenblicke zu Kopf steigen und die Zornesader schwellen muß. Schwerer aber würde man es begreifen, wenn dieser Zorn andauern, ein rüstiges, ungebrochenes dichterisches Schaffen lähmen und den Poeten zu selbstgewählter Unthätigkeit veranlassen sollte. Kleinigkeiten verdienen nicht „ces haines rigoureuses", — nicht ein Gefühl so vornehmer Art wie bewußtvollen Zorn. Was, Turgénjew, der frische Jäger, dem wir das herrliche „Tagebuch" verdanken, sollte vor den kritischen Hasen, vor klug schwatzenden Hohlköpfen wie jener Skoropichin, dessen Sippe und gedankenlosen Nachbetern die Flinte in's Korn werfen? Beweist denn nicht gerade ihr Gewinsel, daß die Peitschenhiebe, die der Dichter ihnen versetzt, gesessen haben?

„So will der Mops aus seinem Stall
Uns immerzu begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten."

Ist's denn so etwas Unerhörtes, was dem russischen Dichter zugestoßen? Gibt's denn nicht auch in andern Ländern, die sich einer vorgeschritteneren Civilisation rühmen, Zunft- und Glaubensgenossen dieses Skoropichin, — „aufgeblasene Herren wie Bettpfühle, wäßrig wie Kaltschale, die mit Schaum vor dem Munde in Gemeinplätzen reden"? Ist es denn etwas so Seltenes, daß ohnmächtiger Verdruß dem schaffenden Talente das Leben zu vergällen sucht? „Du weißt, es ist gemein", sagt die Königin im „Hamlet". Worauf der Dichter allerdings mit dem Shakespeare'schen Helden antworten könnte: „Ja, gnäd'ge Frau, es ist gemein!"

Durfte sich der Dichter, der thöricht genug sein volles Herz nicht wahrte, darüber beklagen, konnte er sich auch nur darüber wundern, daß man ihn an's Kreuz zu schlagen oder auf den Scheiterhaufen zu schleppen versucht hat? Wer als Warner und Rather in eine zweifelhafte, der Warnung und des Rathes sehr bedürftige Gesellschaft tritt, kann immer mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß man ihm die Thür weist.

Es ist ganz in der Ordnung, daß Turgénjews neuster Roman den Dichter bei allen Parteien gleichmäßig mißliebig gemacht hat, denn allen sagt er unbarmherzig die verletzendsten Wahrheiten, und er schmeichelt keiner. „Neu-Land" ist eigentlich kaum ein Roman zu nennen. Es ist eine mit Benutzung der dem Roman eigenen Mittel hergestellte Schilderung der Zustände in dem heutigen Rußland. Und diese Schilderung ist von Anfang bis zu Ende hoffnungsleer. Es ist das Werk eines tief verstimmten Patrioten, der sich nichts weiß machen will, dem überall, wo er anklopft, die nackte Trostlosigkeit entgegentritt.

Ernster Kummer beschwert ihn; denn auf der einen Seite erkennt er klar die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände, er sieht ein, daß das kolossale Mißverhältniß zwischen den gesellschaftlichen Klassen früher oder später zu einer Katastrophe führen muß, und er macht die Wahrnehmung, daß bei dem Einzelnen das Bewußtsein, wie sich dieser Schlendrian nicht verewigen könne, Platz gegriffen hat. Auf der andern Seite aber kann er sich nicht verhehlen, daß es bei diesem Bewußtsein auch leider sein Bewenden hat, daß man sich über die Mittel und Wege, dem drohenden Unheil zu steuern, noch keine klare Vorstellung machen kann oder machen will, daß es an Tüchtigkeit und Energie gebricht, daß alle Vermittlungen fehlen, daß auf heilsame Reformen wenig oder gar keine Aussicht ist, und daß in Folge dessen die radicale Partei, die nihilistische, wie sie sich in Rußland nennt, die einzige ist, welche die Abänderung der Zustände, freilich nur auf ihre Weise anzustreben sucht.

Der Adel schaut den Dingen mit der Zuversicht, daß sie ja einstweilen noch nicht allzugefährlich seien, in bequemer Lässigkeit zu. Er gefällt sich in seiner Kurzsichtigkeit, um nicht für die Zukunft sorgen zu brauchen. Es mangelt ihm gänzlich an der Erkenntniß der gegenwärtigen Lage und der Folgen, die sich daraus nothwendig ergeben müssen. Das Bürgerthum ist zum Theil indolent, zum Theil begnügt es sich mit dem wohlfeilen Raisonniren und lullt sich kleinmüthig in großmäulige Phrasen ein, um nicht handeln zu brauchen. Die Jugend, die Aufgeklärten und Gebildeten lassen sich von gefährlichen idealen Schwärmereien gefangen nehmen; und ihr hochherziger, aber unpraktischer Fanatismus führt nur zu nutzlosem Hinopfern. Theilnahmlos, stumpf und blöde steht das Volk, die „große enterbte Masse", inzwischen noch abseits der Bewegung, als ob es die ganze Geschichte nichts anginge, ohne andere Wünsche, ohne andere Ideale, als — Schnaps.

„Neu-Land" erzählt uns die Geschichte eines solchen Versuches der nihilistischen Bewegungspartei, um diesen Zuständen ein Ende zu machen. Wäre diese Geschichte nicht so bitter tragisch, sie könnte ganz ergötzlich sein. Es ist eine wahre Parodie auf eine Verschwörung. Wie ungeschickt und thöricht wird da Alles angefaßt! Wie plump und schwerfällig sind die Einleitungen! Wie wird das bischen Geld, das mühsam zusammengebracht ist, vergeudet durch ewige Hin- und Herreisen, durch Druck und Verbreitung von Flugschriften, die kein Mensch liest! Da ist keine Spur von Führung, da herrscht die vollste Unklarheit über die wichtigsten Fragen und über die Ziele; es ist mit einem Worte eine von Anfang an verpfuschte Sache. Und die Moral? — Der Vernünftigste hält sich während der ganzen Vorbereitungen vorsichtig bei Seite und bleibt ein Verschwörer in partibus. Der eine der Fanatiker, der an die Sache des Volkes glaubt, wird von demselben Volk, dem er zu seinem Rechte verhelfen möchte, gepackt, gemißhandelt und den Behörden überliefert; der andere, der zweifelt, nimmt schließlich die Pistole und drückt sie gegen seine Brust. Die Uebrigen werden versprengt und die hohe Obrigkeit freut sich des errungenen Sieges, taumelt sorgen- und gedankenlos weiter und frohlockt: „Das Vaterland ist nicht mehr in Gefahr."

Alles das ist sehr traurig und unversöhnlich, und Turgénjew urtheilt rücksichtslos, streng, bisweilen lieblos, ja sogar grausam. Ohne sich zu besinnen, und ohne irgend welche Umschweife nennt er Rußland die verlogenste Nation, die Kaufleute: Räuber, das Volk: Siebenschläfer. Faulheit, Schwäche, Gedankenmangel (S. 484), Hunger, Trunksucht und Bauernschinderei (S. 489) — das sind die Gebresten, die er überall wahrnimmt. Die Unappetitlichkeit, das Schmutzig-Klebrige widert ihn an, und hoch über Allem erhaben grinst ihm der Schnaps entgegen, der Verdummer und Erhalter in der Dummheit.

Man hat Turgénjew bisweilen einen Pessimisten genannt; ich möchte ihn gar keinen der üblichen Schulbegriffe unterordnen. Er sieht das Thatsächliche und schildert es mit herber Objectivität, ohne geflissentlich zu verdüstern, ohne zu erhellen, ohne zu verschlimmern, aber auch ohne zu beschönigen. Er wäre also vielmehr ein Realist zu nennen. Daß er vornehmlich unfreundliche Bilder malt, liegt wohl mehr an den Modellen als an dem Maler.

Uns Ausländer interessirt und belehrt „Neu-Land" stofflich mehr, als es uns anzieht und spannt. Es ist eben weniger ein Roman als ein Bericht. Allerdings hat Turgénjew in seine Schilderungen auch eine Liebesgeschichte eingeflochten, und sogar eine mit feinsten Zügen dargestellte; aber diese hat ganz im Einklange mit der Haupthandlung in sich den Charakter des Unfertigen, des Halben, des Illusorischen und Nichtüberzeugten. Es ist gar keine rechte Liebe, es ist ein zwitterhaftes Verhältniß; und der Held spricht es in einer Wallung von Aufrichtigkeit aus. „Marianne . . . Ich beuge mich vor Dir, Du aber bemitleidest mich — und ein Jeder von uns ist von der Ehrlichkeit des Andern überzeugt: das ist die Wahrheit! Liebe ist zwischen uns nicht vorhanden."

So ist es in Wahrheit. Und wie könnte auch der Held Neshdanow, der von seinen Freunden „Rußlands Hamlet" genannt wird, anders lieben? — Neshdanow, der uneheliche Sohn eines hohen Aristokraten, ist ein unglückliches, zwiespältiges Wesen. Mit Bitterkeit fragt er sich: „Welches Recht hatte mein Vater, mich mit Organen in das Leben hinauszustoßen, welche den Kreisen, in denen ich mich zu bewegen habe, so fremd sind? Einen Vogel zu schaffen — und ihn in das Wasser zu schleudern? Einen Aesthetiker — und ihn in den Koth zu stoßen?

Digitized by Google

Einen Demokraten, einen Volksfreund, dem schon von dem bloßen Geruch des garstigen Fusels zum Erbrechen übel wird?"

Zwischen diesem widerspruchsvollen und in sich getheilten Menschen und der ernsten, einheitlichen, tief sittlichen Marianne kann sich ein natürliches, gesundes Verhältniß nicht herausbilden, und die Wahrheitsliebe des Dichters ist vor den vermessenen Folgen seiner Prämisse nicht zurückgeschreckt. Marianne entflieht mit Neshdanow, sie wohnen Thür an Thür, der gefügige Priester, der sie trauen soll, steht bereit. Marianne ist vermöge ihrer starken Sittlichkeit so vorurtheilsfrei, daß sie es völlig in das Belieben ihres Geliebten stellt, die Ehe dem priesterlichen Segen zu anticipiren. Sie sagt es ihm unumwunden in's Gesicht — und Neshdanow veranlaßt sie nicht, den Riegel an ihrer Thür offen zu lassen. Diese verfängliche Scene ist in dem Roman von Turgénjew von einer wahrhaft bewunderungswürdigen Keuschheit. Man lasse dasselbe einen Franzosen schildern, und man wird sehen, was daraus entsteht!

Sieht man vom Stoffe ab, so zeigt sich Turgénjew in der Behandlung desselben wie in seinen bedeutendsten Werken als großer Dichter, Beobachter und Maler. Alle Eigenschaften, die wir an ihm früher bewundern gelernt haben, müssen wir auch hier auf's Neue bewundern. Da ist vor Allem nicht nur die Schärfe der Beobachtung, sondern die Beschränkung der Beobachtung auf den einen Strich, auf den einen Punkt, auf den es gerade ankommt, bemerkenswerth. Turgénjew sieht Alles, aber er vermerkt nur das Merkwürdige. Bei ihm scheint nichts erfunden, scheint Alles gesehen zu sein. Für das Banale aber taucht er die Feder nicht in die Tinte, das setzt er als selbstverständlich voraus. Was er uns schildert, und meisterhaft schildert, ist eben nur der Zug, der zum Verständniß des Individuums nöthig ist. Ob er uns nun dieses charakteristische Merkmal zeichnet in der Physiognomie, der Tracht, in den Bewegungen, in den Mienen, in den Gewohnheiten, ob am Lebenden oder Todten — gleichviel, es ist immer das Sprechende, das Eine, aus dem sich alles Andere wie von selbst ergibt. Es ist das eine Gebein, das dem Naturforscher Cuvier genügte, um daraus ein vorsündfluthliches Thier richtig zu construiren. Es ist das Nothwendige und nur das Nothwendige. Turgénjew hat einen Abscheu vor dem Entbehrlichen. Daher auch der merkwürdige Lakonismus im Ausdruck, daher die vorzügliche Wahl der knappen, treffenden Prädicate. Zeigt uns Turgénjew ein Stück eines Mobiliars, so kennen wir die ganze Einrichtung, und reicht er uns von einem Menschen nur einen kleinen Finger, so haben wir ihn leibhaftig vor uns. Von dem Plebejer Ostradumow, der „schwerfälligen Schrittes die schlürfenden, abgetretenen Galoschen nach sich zieht", brauchen wir nichts weiter zu wissen, als daß er einmal „leichthin zur Seite spuckt". Wenn Markelow „bei jedem zehnten Worte mit der rechten Hand auf den Tisch schlägt — nicht mit der flachen Hand, sondern mit dem untern Rande derselben — während er zugleich mit dem ausgestreckten Zeigefinger der linken Hand in die Luft hackt", so wissen wir, daß er mit Wichtigkeit seine Zuhörer in die ziemlich lächerlichen Einzelheiten der Verschwörung einzuweihen im Begriff steht. Und wie trefflich ist der Gouverneur, der mit einer andern Standesperson in Gegenwart eines Plebejers spricht, und auf diesen Plebejer „mit dem Kinn hinweist"!

Die merkwürdige Knappheit in der Schilderung kann zu dem Glauben veranlassen, daß Turgénjew nur zu skizziren pflege. Das ist aber nicht der Fall. Er versteht allerdings die Kunst, in breiten kühnen, festen Strichen, mit einem Zuge das Individuum zu zeichnen; wenn ihm aber daran gelegen ist, so malt er auch sorgfältig aus. Allerdings macht er es anders als die meisten unserer Romanschriftsteller, die gleich bei der Einführung ihrer Personen das Bild fix und fertig hinstellen. Turgénjew läßt die starke Untermalung, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, trocknen, stellt das Gemälde an die Wand, nimmt es nach einiger Zeit wieder auf die Staffelei und fügt dann allmählich Strich um Strich hinzu. Jedesmal, wenn uns eine der wesentlichen Figuren wieder vorgeführt wird, wird sie vervollkommnet.

Die Freude am Charakteristischen verleitet Turgénjew, der in der Ausführung alles Entbehrliche haßt, mitunter in der Wahl des Stofflichen doch zu einigen Abschweifungen. Es sind auch in „Neu-Land" einige Episoden, die um ihrer selbst willen da sind, Episoden, die mit der Handlung nichts zu thun haben und die eben nur, weil sie für das Kleinleben in Rußland bezeichnend sind, eine Stelle hier gefunden haben. Ich meine z. B. die Schilderung des alten Ehepaares und seines Hausstandes, das Mittagsessen bei dem renommistischen Kaufmann mit der allerdings meisterhaft geschilderten Trunkenheit und dergleichen. Der deutsche Leser theilt da ein wenig die Anschauungen der verständigen Marianne, von der gesagt wird: „Nicht alle Einzelheiten der Fahrt Neshdanows waren im Stande, sie in gleicher Weise zu fesseln; über Thömchen und Thymchen lachte sie wohl, aber sie interessirten sie nicht. Das ganze Sein derselben stand ihr zu fern."

Aber wie richtig, wie erstaunlich richtig ist Alles beobachtet und geschildert! Turgénjew braucht uns nicht zu sagen, daß der kleine Paklin schon von socialistischen Ideen angesteckt ist; Paklin selbst verräth sich bei seinem ersten Erscheinen. Als er sich vom Freunde verabschiedet, sagt er: „Es ist für mich Zeit, in's Comptoir zu gehen, mich ausnutzen zu lassen." Er sagt uns nicht, daß die dummen Bauern die für sie angezettelte Freiheitsbewegung nicht verstehen, er setzt uns auch nicht auseinander, weshalb sie sie nicht verstehen, er führt uns nur ein Beispiel an, das sprechend ist: Neshdanow, der Schwärmer, der im Volke die Propaganda für die socialistischen Ideen machen will, sieht verschiedene Bauern vor dem Kornspeicher; er geht auf sie zu und hält eine begeisterte Rede.

„Sie starrten ihn an und schienen ihm mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören. Als er endlich, nachdem er ihnen noch zum letzten Mal das Wort: Freiheit! zugeschrieen, fortstürzte, sagte einer von den Bauern, gerade der scharfsichtigste, indem er melancholisch den Kopf schüttelte: „Was für ein strenger Herr!" — ein anderer aber bemerkte: „Es ist wohl irgend Jemand von der hohen Obrigkeit!", — worauf der Scharfsichtige erwiderte: „Natürlich — er wird sich doch nicht umsonst die Kehle ausschreien. — Wie unser Geld jetzt tanzen wird!"

Und wie prächtig ist das Folgende! Der hohe Staatsbeamte Ssipjapin, der mit dem Gouverneur berät, welche Verschwörer verhaftet und welche freigelassen werden sollen, sagt von dem einen: „Mag er gehen;" und er fügt auf Deutsch hinzu: „Laßt den Lumpen laufen." „Er bildete sich," bemerkt Turgénjew, „aus irgend welchem Grunde ein, daß das ein Citat aus Goethe sei, aus „Götz von Berlichingen."

Meisterhaft ist die Schilderung der russischen Schenke und des Rausches Neshdanows, als es ihm plötzlich so schwül in der dunkeln Schenkstube wird, so eng, so klebrich-heiß, als er auf breite, hölzerne Handflächen schlägt, schmutzige, feuchte Bärte küßt und der Dunst von Branntwein, Schafspelzen, von Theer und Leder ihn betäubt.

Turgénjew hat sich in dem Erfassen des einen charakteristischen und individuellen Momentes und der Fähigkeit des folgerichtigen Weiterschließens aus dem Erkennbaren auf das nicht mehr Erkennbare zum Meister gebildet. Ueberall, wo wir ihn controliren können, bewährt sich der Dichter als so echt und so wahrhaftig, daß er uns auch da glaubhaft erscheint, wo es uns Sterblichen versagt ist, die Probe auf das Exempel zu machen. In „Neu-Land" gibt er ein ganz eigenthümliches Beispiel dieser Eigenheit, die man als das ahnungsvolle und richtige Bestimmen des Nicht-Nachweislichen bezeichnen könnte. Neshdanow endet durch Selbstmord. Der Dichter hat nun das Wagestück unternommen, den Selbstmord zu schildern, nicht nach den äußeren Wirkungen, die der Zeuge wahrnimmt, sondern das selbstmörderische Ende, wie es auf das Opfer selbst wirkt. Die wenigen Zeilen erscheinen mir bemerkenswerth genug, um hier reproducirt zu werden. Es heißt:

„Neshdanow blickte durch die gekrümmten Aeste des Baumes, unter welchem er stand, zu dem niedrigen, grauen, theilnahmlos blinden und nassen Himmel hinauf, gähnte leicht, schauderte zusammen, sagte in Gedanken: „Es ist mir ja nichts mehr übrig geblieben, soll ich denn wieder

Digitized by Google

nach Petersburg zurück, ins Gefängniß!...", schleuderte die Mütze fort, setzte, im ganzen Körper ein gewisses süßlich-herbes, stark beklemmendes Dehnen vorausempfindend, den Revolver an die Brust und drückte ab...

Es war ihm, als hätte irgend Etwas ihn vor die Brust geschlagen, nicht einmal stark geschlagen... aber er lag bereits auf dem Rücken und versuchte sich klar zu machen, zu erkennen, was mit ihm sei und wie es denn gekommen, daß er Tatjana*) eben gesehen!... Er wollte sie sogar rufen, ihr sagen: — „Ach, es ist nicht nöthig!" — aber seine Glieder waren schon wie erstarrt, vor seinem Antlitz, in den Augen, auf der Stirn, im Hirn drehte sich ein trüb-grüner Nebel herum — und etwas fürchterlich Schweres und Plattes schien ihn für immer an die Erde gedrückt zu haben.

Es war nicht bloße Phantasie gewesen, daß Neshdanow geglaubt hatte, Tatjana zu sehen; denn sie war in demselben Augenblicke, als er den Revolver abdrückte, an eins der Fenster des Flügels getreten und hatte ihn unter dem Apfelbaum erblickt."

Ein anderer russischer Dichter, Tolstoj, hat ebenfalls die Wirkung des Todes, als sei sie selbst empfunden, in einer seiner Schriften geschildert; aber in der oben citirten Stelle aus dem Turgénjew'schen Romane ist wiederum die merkwürdig prägnante und lakonische Anspruchslosigkeit auffallend. Turgénjew erzählt das Ende Neshdanows mit derselben Ruhe wie alles Uebrige und ohne Emphase. Er verliert sich nicht in breiten, phantastischen Ausmalungen, er hebt nur wenige Momente hervor; aber diese wenigen Momente sind, wie mir scheint, von einer seltenen Beredtsamkeit. So, meint man, muß der Tod sein, genau so, nicht anders.

Turgénjews „Neu-Land" hat, wie ich schon oben sagte, in Rußland ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Es ist von allen Parteien verlästert worden. Als der Roman erschien, griff man zunächst nach dem beliebten Mittel, das man immer anwendet, wenn man Jemanden, der Unangenehmes sagt, unschädlich machen will. Man erklärte also, Turgénjews Schilderung sei falsch, er verstehe nichts von den Dingen, die er darzustellen vorgebe. Dieser Vorwurf konnte Turgénjew gegenüber um so leichter erhoben werden, als der Dichter, wie man weiß, seit langen Jahren im Auslande, namentlich in Paris und in Baden-Baden, lebt und seine Heimat nur noch als Gast besucht. Aus diesem Umstande glaubten die Skoropichins das Recht zu der Beschuldigung herleiten zu dürfen, daß Turgénjew die Russen nur nach den traurigen Sendboten kenne, die für den gesunden Sinn des russischen Volkes nichts beweisen, — noch den blasirten Lebemännern, die in Baden-Baden oder in Paris ihr Geld und ihre Zeit vergeuden und aus Langweile auf unklare philosophische Grübeleien verfallen. Turgénjew sei den Russen ein Fremder geworden, und die Russen seien ihm entfremdet; und deswegen entsprächen die geschilderten Zustände und Persönlichkeiten auch keineswegs den realen Verhältnissen. So sprach man unmittelbar nach dem Erscheinen des heftig angegriffenen Buches.

Nach einer kurzen Spanne Zeit kam nun die große nihilistische Verschwörung zu Tage, und der Proceß enthüllte Persönlichkeiten und Verhältnisse, die mit den vom Dichter vorgeahnten und geschilderten eine so auffallende Aehnlichkeit aufwiesen, daß ein allgemeines Erstaunen Platz griff. Anstatt nun sich vor die Brust zu schlagen und einzusehen, daß man dem der Unwissenheit und geflissentlichen Unwahrheit bezichtigten Dichter ein schweres Unrecht angethan habe, zog man es vor, die frühere Verleumdung noch durch neue zu verstärken und erhob sogar gegen den Dichter den sicherlich sehr überraschenden Vorwurf, daß Turgénjew selbst jener Verschwörung nicht fern gestanden haben könne, da es sonst unmöglich sei, daß er die Verhältnisse so genau gekannt habe! Vermuthlich wird dieses sonderlich logische Raisonnement dem Dichter ein Lächeln entlockt haben; und auch das wird er verschmerzen, wie manches Andere.

*) Tatjana ist eine Dienerin in der Fabrik, in welcher Neshdanow die letzten Tage seines Lebens zubringt.

Die autorisirte Uebersetzung von „Neu-Land", die in Mitau erschienen ist, scheint eine vorzügliche zu sein. Jedenfalls ist sie in gutem, charakteristischem Deutsch geschrieben und übertrifft bei weitem einige andere Uebersetzungen, die ich stellenweise mit dieser verglichen habe.

Paul Lindau.

Beiträge zur praktischen Dramaturgie.

Von Ernst Possart.*)

Das Drama und die Darsteller. Einreichung des Stückes. Lese-Commission. Annahme des Stückes.

„Wie lautet das Programm Ihrer gegenwärtigen Schauspielleitung?" fragte mich ein junger Autor, der sein Erstlingsdrama zur Darstellung empfahl. „Könnten Sie mir das wohl mit wenigen Worten sagen?"

— Sehr gern! Wir wollen gute Stücke gut aufführen und guten Erfolg damit erzielen.

„Und welches Stück nennen Sie ein gutes? Was verstehen Sie unter einer guten Aufführung, unter einem guten Erfolg? Wollen Sie mir nicht den Weg beschreiben, den das Drama vom Tage der Einreichung an bis zur eventuellen ersten Aufführung durchlaufen muß?"

Das waren vier Fragen auf einmal.

Ich beantwortete die allgemeiner gefaßten nach meiner persönlichen Anschauung, die letzte zum großen Theil nach Maßgabe der Einrichtungen, welche die gegenwärtige Leitung meiner heimatlichen Hofbühne (der Münchener) durch langjähriges Beobachten, Erwägen und Erproben errungen hat.

„Wäre es nicht für junge aufstrebende Talente förderlich," fuhr mein Gast fort, „wenn über die Wanderschicksale des Stückes auf der Bühne zum Ziele der Aufführung allgemeinere Kenntniß verbreitet würde? Denn wie wenigen Dichtern ist nach schwerem Prüfen und nach schweren Prüfungen so eigentlich klar, in welches Verhältniß der Autor nach Annahme seines Stückes zum Regisseur und zu den Darstellern tritt. Gustav Freytag hat allerdings im Schlußkapitel seiner dankenswerthen «Technik des Dramas» dem jungen Dichter einige nützliche Winke bezüglich der «Aptirung» des aufzuführenden Stückes gegeben, doch immer nur vom Standpunkte des Autors. Die Anschauungen eines Regisseurs, der seines Amtes mit Sachkenntniß —"

— Sie sind sehr gütig, warf ich ein.

„Der seines Amtes mit Liebe waltet, das offene Kundgeben der Thatsache: Dies und Jenes nehme ich mit einem Stücke vor, das mir zur Einstudirung übertragen wurde; und hier sind meine Anschauungen von den Pflichten der Regie und der Darsteller — dies Alles dürfte, glaube ich, meinen Berufsgenossen ebenso erwünscht sein wie den Ihrigen, da wir doch einmal auf gemeinsames Wirken und mithin auf gegenseitige Verständigung angewiesen sind. Der Dichter soll für die Bühne arbeiten, sagt Freytag, nur in der Verbindung mit der Schauspielkunst bringt er die höchsten Wirkungen hervor, welche seiner Poesie möglich sind. — Nun hielten Sie es nicht für nützlich und nöthig, einmal genauer festzustellen, welchen Anforderungen beide Künste genügen müssen, um das höchste Ziel der dramatischen Dichtkunst zu erreichen? Wir besitzen eine Technik des Dramas, uns fehlt aber noch eine Technik der Regie. Und hier gerade treffen doch Dichter und Darsteller zusammen. Hier laufen die «beiden Enden des Ringes» ineinander."

*) Der verdienstvolle Ober-Regisseur des Münchener Hoftheaters wird in der „Gegenwart" eine Reihe von „Beiträgen zur praktischen Dramaturgie" veröffentlichen. In den folgenden Aufsätzen wird von den Strichen, den verschiedenen Proben, dem Antheil der Regie an der Aufführung u. s. w. die Rede sein.

Digitized by Google

— Ja, Herr, entgegnete ich, ich bin kein Schriftsteller. Sie lachen? — Ja, „im Kopf ist Alles beieinander," sagt der Holtei'sche Hans Jürge, „Gedanken und so'n Zeugs — aber wenn es heraus soll auf's Papier" —

„Ah, der Behandlungsweise der Regie gebricht es demnach wohl an einem nach jeder Richtung durchdachten und erprobten System? Sie arbeiten nicht ganz nach festen Regeln? Sie tasten noch im Dunkeln bei diesem so wichtigen Theil Ihres Berufes?"

— Nicht so ganz.

„Nun denn, so halten Sie mit den Errungenschaften Ihrer Thätigkeit nicht zurück. Sie vertreten ja die Praxis unseres gemeinsamen Berufes. Wohlan, handeln Sie nun auch praktisch und entrollen Sie uns in planmäßiger Zusammenstellung die «Tabulatur» einer Kunst, in welcher Dichter und Darsteller sich zuerst die Hände reichen. Wagen Sie wenigstens zu beginnen. Vielleicht werden Andere Ihnen folgen und da ergänzen und bessern, wo Sie Lücken gelassen oder geirrt haben. Und findet Ihr Versuch nicht die gehoffte Zustimmung und Anerkennung, nun, so tröste Sie das Bewußtsein, daß Sie nur ein Wunsch und ein Streben dabei beseelte, jener «Poesie der Poesie» zu dienen, wozu nach Vischers trostreicher Verheißung gerade die eigentlich moderne Zeit und der germanische Geist den ganzen und vollen Beruf haben!"

Die Frage, was ein gutes Drama sei, ist nach des alten Aristoteles glänzendem Anfang von Gelehrten und Schöngeistern so oft und gründlich erörtert worden, daß es nicht mit dem Mangel an allgemeinen Grundsätzen und Regeln entschuldigt werden kann, wenn namentlich in Deutschland heute verhältnißmäßig wenig „gute Dramen" geschrieben werden. Ja, wenn wir an der sorgfältig in's Kleinste ausgearbeiteten Theorie das Vorhandene messen, mag in pedantischen Gemüthern ein Zweifel erwachen, daß wir überhaupt wirklich gute Dramen besitzen. Als Praktiker bin ich glücklicher Weise nicht in der Lage, auf den vollkommenen und gerechten Dramendichter wartend, immer nur zu verneinen, sondern ich habe mich mit dem Vorhandenen zu bescheiden. Ich halte das Beste vom Guten. Und mir liegt die seltener ventilirte Frage: „Was ist eine gute Aufführung und wie erzielt man eine solche?" mehr am Herzen.

Wenn ich trotzdem in kurzen Zügen meine Anschauungen von den Erfordernissen eines lebensfähigen Bühnenwerkes hier kundgebe, so geschieht es, weil die folgende Betrachtung darthun soll, was für ein Antheil am Erfolg oder Mißerfolg eines Stückes dem Dichter, welcher dem Darsteller gebührt. Allzuwenig ist das naive wie das kritische Publicum gewohnt, diese Grenze scharf und bestimmt zu ziehen.

Ein wirksames Stück nenne ich dasjenige, dessen Fabel sich vor dem Zuschauer so innerlich wahr und äußerlich lebendig abspielt, daß derselbe mitten in die Ereignisse mitleidend versetzt wird. Dies zu erreichen, wird der Dichter vier Momente im Auge behalten:

1. Die Darstellung des psychologischen Processes, den ein Mensch gemäß seiner Eigenart gegenüber der Allgemeinheit durchmacht,

2. die durch mehrere oder wenige Personen dargestellte Allgemeinheit hinwieder durch Jenen beeinflußt,

3. die aus Wirkung und Gegenwirkung naturgemäß sich entwickelnde Handlung,

4. die aus der Handlung resultirende Gemüthsveränderung in den Betheiligten.

Jedes Stück also ist ein gutes Stück, dessen Fabel in den seelischen Eigenschaften der Personen begründet ist, dessen Vorgang mit dem analogen psychologischen Proceß aus innerer Nothwendigkeit sich so und nicht anders entwickelt.

Auf den Menschen im Auditorium können nur Menschen auf der Bühne wirken, lebendige Menschen, nicht künstlich zusammengeleimte, von denen Otto Ludwig in seinen Shakespeare-Studien so treffend sagt: „Man merkt, daß sie nur für die drei Stunden der Aufführung gemacht sind, sie haben etwas von den mechanischen Figuren, die, so lange das Uhrwerk in ihrem Innern geht, erstaunenswerthe Bewegungen machen; aber sie haben kein selbstständiges Lebensprincip; sie haben Charakter und Persönlichkeit nicht für sich, sondern um die Zuschauer zu unterhalten."

Wenn wir näher zusehen, wodurch sich denn eigentlich jene Werke, die wir „klassisch" nennen, das Bürgerrecht auf den Brettern erworben haben, so werden wir finden, daß eben das siegreiche Hervortreten des rein Menschlichen ihnen zu diesem Siege verhalf.

„Das Drama," sagt Vischer, „erfordert einen Geist, der im Subjectiven selbst ganz objectiv ist, der daher, wenn er sich ausspricht, den Gegenstand und zwar im großen Sinne des Wortes, die Welt ausspricht. — Was das heißt, zeigt Keiner wie Shakespeare, dieser centrale Mensch, der den Menschen und Dingen unbegreiflich in's Herz sieht, dieses Individuum, das alle Formen der Menschheit durchgewandelt zu haben, Kind und Greis, Mann und Weib, Knecht und Fürst, Krieger und Staatsmann selbst gewesen zu sein, ihre Schicksale selbst erlebt zu haben und sich so zur Gattung zu erweitern scheint." —

Nur da kann der Schauspieler wirksam als Interpret des Dichters auftreten, wo dieser Charakter wirklich aus der Welt des Seins in die des Scheins verpflanzt ist, und wo nicht in der Charakterzeichnung Lücken klaffen, die auch durch die beste Kraft des Darstellers nicht mehr auszufüllen sind. Nun sagt zwar Lessing — ich bin oft genöthigt, mich hier, bei dem Allgemeineren, auf Autoritäten zu berufen —: „Der Schauspieler muß überall mit dem Dichter denken, er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken." Das ist unzweifelhaft ganz richtig, aber es darf dem Schauspieler auch nicht eine allzugroße Last der Verantwortung auferlegt werden; der Autor selbst muß dem Darsteller die Durchführung eines wohlgegliederten Charakterbildes ermöglichen.

Unsere jüngere Generation würde die Aufführung der Schicksalstragödien eines Werner, Müllner oder Houwald nicht mehr ertragen. Aeußert sich doch unverhohlen ihr Befremden über die nur schwarzen und nur weißen Charaktere der Iffland'schen Dramen. Der unbarmherzige Amtmann, der schurkische Finanzrath, der giftmischende Advokat erscheinen dem Auditorium von heute, das die Wahrheit des Lebens auch auf der Bühne finden will, eben so unwahrscheinlich, wie die Tugendbilder ohne Furcht und Tadel, die der Autor jenen Schurken gegenüberstellt, um einen müheloſen, in Wahrheit doch nur äußerlichen Conflict herbeizuführen.

Noch entschiedener würde das Publicum sich abwenden, wollte man es wieder mit den hypernaiven Engelskindern der Clauren'schen Muse bekannt machen. Es bringt auch in's Theater die Erkenntniß mit, daß kein Mensch zur Lust am Bösen prädestinirt, daß auch der dunkelste Charakter nicht für jede edlere und zartere Empfindung unempfänglich, wie andrerseits auch der frei und edel Denkende nicht ganz ledig von Fehl und Schwäche sei, wie sie an allen Staubgebornen haften — und diese Erkenntniß des Publicums erlegt dem Dichter die Pflicht auf, der Menschenseele ihre feineren Regungen abzulauschen und diese Züge in sein Gebilde organisch einzufügen.

Bereitwilliger lassen wir uns selbst novellistische Breite einer Charakterentwicklung gefallen, wenn nur der Dichter keinen Augenblick das Gebiet der Wahrheit verläßt. Denn es ist wohl zu beachten, daß der novellistische Zug, der für unsere moderne Literatur charakteristisch, auch auf die Geschmacksrichtung des Theaterpublicums nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Welch spärliches Auditorium fand sich noch vor zwanzig Jahren zur Aufführung eines „Tasso" ein, da man es ja nur mit einem Stücke „ohne Handlung", einem „Buch- oder Lesedrama" zu thun habe — und wie andächtig lauscht heute in vollem Hause das Volk der Offenbarung eines edlen Dichtergenies, auch wenn er in erhabenen Ideen und zarten Empfindungen sich gleichsam liebend zu verlieren scheint. Willig läßt es den Zauber des „ewig Weiblichen" der sittenhohen Fürstin auf sich wirken, mit Interesse verfolgt es das Werden und Wachsen des Conflicts zwischen dem gottbegnadeten Dichter und dem weltgereiften Staatsmann.

Digitized by Google

Und eben die Einsicht, daß einzig das Gesunde und menschlich Wahre eine würdige Aufgabe der dramatischen Kunst, läßt heute mit Recht ebenso jeden von Außen gewaltsam hereingebrachten Conflict verwerfen, wie jedes übersinnliche Hülfsmittel zur Lösung.*)

Man läßt sich den magnetischen Schlaf eines Käthchen von Heilbronn und das seltsame Zusammentreffen eines Doppeltraumes zur Noth noch gefallen um der Anmuth willen, welche aus dieser Dichtung rührend zu unserem Herzen spricht, aber für den Cherub mit dem Palmenzweige, der über den Trümmern des brennenden Schlosses erscheint und die liebliche Heldin durch ein Wunder rettet, hat man nur ein Lächeln des Bedauerns.

Im Widerspruch mit der Geschmacksrichtung seiner Zeitgenossen hat schon Börne darüber das wahre Wort gesprochen: „Die Seele, die so tief geneigt war, sich dem Anwehen einer verborgenen Geisterwelt, die im Traume sich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das sinnliche Wunder, das sich im Wachen ergibt, enttäuscht und wendet sich, nüchtern gemacht vom Unbegreiflichen, kalt hinweg."

In gleichem Maße, wie der Zuschauer von heute das Unbegründete, wie er das Uebersinnliche ablehnt, wendet er sich auch mit Unbehagen vom Tendenziösen ab; er will das Leben, er will die Welt — auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aber er empfindet richtig, daß das stoffliche Interesse nicht den poetischen Werth beeinträchtigen, daß sich das Drama zwar der herrschenden Ideen der Zeit bemächtigen, aber nur poetisch sie vertreten und geltend machen dürfe, er will, was Vischer an der ewig jungen und zeitgemäßen Dichtung des großen Britten rühmt, im Realistischen die monumentale Großheit des Idealismus gewahrt wissen.

Nur wenn der Dichter psychologisch wahre Charaktere schildert, und eine sich folgerichtig entwickelnde Handlung vorführt, wird sein Wort nachhaltigen Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers üben. Dies gilt von der Tragödie wie vom Lustspiel.

Der Zuschauer kann z. B. durch eine unmotivirte humoristische Situation überrascht und zum Lachen gebracht werden, aber vielleicht schon während er das Theater verläßt, wird ihn verdrießen, daß er sich diesem Lachreiz überlassen hat. Er läßt sich durch einen gleichsam an den Haaren herbeigezogenen Appell an sein Mitleid vielleicht zu Thränen hinreißen, aber bald wird er bei kühler Ueberlegung sich dieser Gefühlsverschwendung schämen.

„Einer Kotzebue'schen Rührung", sagt Börne (Hussiten), „werden nicht leicht etliche Thränen versagt ... Aber ein vernünftiger Mensch trocknet sich die Augen und schämt sich dabei seiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft, nichts als Luft!"

Der Dichter zeichne nur Menschen, welche der Schauspieler so recht mit beiden Händen packen, denen er voll in's Auge schauen kann, und es wird diesem, wenn er des künstlerischen Berufs überhaupt würdig, ein Leichtes sein, des Dichters Wort in Fleisch und Blut, in lebendige Gegenwart umzuwandeln. Wie wäre es aber möglich, ein einheitliches Bild zu schaffen, wenn der Held im vierten Act ein ganz anderer als im ersten, nicht weil der dramatische Conflict naturnothwendig diese Wandlung mit sich brachte, sondern nur weil der Autor sich aus dem Wirrsal seiner Conception nicht anders befreien kann. Nicht prometheische Kraft vermöchte solche Gestalten zu beleben!

*) Es sei ferne von uns, behaupten zu wollen, daß nicht auch schon dem Publicum Ekhofs und Schröders ein richtiges Urtheil über Werth und Unwerth dramatischer Leistungen innewohnte, aber einerseits durch die schlechten Nachahmungen der Bühnenwerke Goethes und Schillers aus ihrer überkräftigen und wenn auch nicht verworrenen, doch noch unklaren Jugendperiode, sowie durch die verblüffende Macht einer Schule, welche den Hauptaccent auf Declamation und Repräsentation legte, wurde der Geschmack an geläuterten Schöpfungen vermindert. Die Kassenrapporte über Aufführungen von Tasso, Iphigenie ꝛc. aus jener Zeit bieten dafür unwiderlegliche Beweise.

Doch nicht länger will ich mit solchen leicht zu erörternden und schwer zu befolgenden Rathschlägen ermüden, sondern auf das praktische Gebiet in medias res übertreten.

Das eingereichte Stück wird nach seiner Registrirung — ich rede hier speciell von dem Münchener Geschäftsgang — durch den Intendanten der Lese-Commission übersandt.

Diese Commission besteht nicht aller Orten, und wo sie besteht, nicht in gleicher Zusammensetzung. Sie bildet sich in der Regel aus einheimischen Bühnenschriftstellern, deren Werke schon mit Erfolg aufgeführt wurden, aus dem Director und den Regisseuren.

Eduard Devrient traf in Karlsruhe zuerst die dankenswerthe Einrichtung, gebildete, reifere Schauspieler, auch wenn sie nicht zugleich Regisseure waren, in die Commission zu berufen, damit neben der Beurtheilung vom literarischen Standpunkt auch die praktische Anschauung der Darsteller sich geltend mache. Die Regisseure und der Director selber aber waren zugleich Mitglieder der Commission und der gesammte Einlauf unterlag auch ihrer Beurtheilung.

Wie pietätvoll nun diese allumfassende Theilnahme des Directors und der Regisseure auf den ersten Blick erscheinen mag, sie schließt die Gefahr in sich, daß bei dem täglich wachsenden Andrang dramatischer Producte ein oder das andere Stück von den Genannten doch nur flüchtig gelesen werde. Die schwere Arbeitslast, welche dem Director, der zugleich Verwaltungsbeamter, eben so aufgebürdet ist, wie den Regisseuren, die zumeist auch Darsteller sind, ließe eine oberflächliche Lectüre sogar entschuldbar erscheinen. Deshalb gerade ist Vorsicht geboten.

Es wird versichert, daß Heinrich Laube täglich ein kleineres, oder die Hälfte eines größeren Stückes sorgfältig lese. Das wäre eine erstaunliche Leistung und zeugte von seltener Ausdauer und Liebe zur Sache. Und doch kann der berühmte Dramaturg das ihm eingereichte Material nicht ganz bewältigen!

Vom 1. Januar 1864 bis zum 1. Januar 1874 wurden dem Münchener Schauspiel 1861 Stücke zur Darstellung eingesandt; durchschnittlich also 186 Stücke im Jahr. Das Jahr 1874 verzeichnet schon 194 Manuscripte, das Jahr 1875 — 207, das Jahr 1876 — 219. Das erste Semester des laufenden Jahres zählt bereits 126 Stücke — es wird demnach Ende December voraussichtlich eine Steigerung von 219 auf 250 stattgefunden haben.

Um dieser Steigerung des Einlaufs dramatischer Erzeugnisse willen traf die Münchener Hoftheaterintendanz eine neue Einrichtung, welche in gleicher Weise die Arbeitslast der Censoren verringerte und zugleich eine wesentlich sorgfältige und gerechte Beurtheilung der einlaufenden Werke förderte. Sie schuf den Instanzengang und trennte die Aufgabe der Lese-Commission theilweise von derjenigen der Regie. Die eingereichten Manuscripte werden nach der Einlaufsnummer jetzt den Mitgliedern der Commission der Reihe nach oder, im Falle der Autor Duplicate sendet, gleichzeitig übergeben.

Die Commission besteht in München aus hervorragenden einheimischen Bühnenschriftstellern, aus gebildeten älteren Schauspielern und — man beachte es wohl — aus einigen Theaterfreunden der höheren Gesellschaft, die durch langjährigen Besuch heimischer und auswärtiger Theater mit den Bedürfnissen der Bühne und dem Geschmack des Publicums vertraut geworden.

Jedes Mitglied der Commission ist verpflichtet, einen ausführlichen Bericht über den Inhalt des Stückes zu geben, seine Anschauungen über den Werth der Dichtung im Allgemeinen und ihrer Bühnenbrauchbarkeit im Besonderen darzuthun und schließlich sich für eins der drei folgenden Vota zu entscheiden:

a. Das Stück ist zur Aufführung zu empfehlen.

b. Das Stück ist bedingungsweise (d. h. unter gewissen Modalitäten) zur Aufführung zu empfehlen.

c. Das Stück ist zur Aufführung nicht zu empfehlen.

Der Intendant prüft nun die Voten der sieben Commissionsmitglieder. Erhält ein Drama die Majorität der Stimmen für a und b, so geht dasselbe zur zweiten Prüfung an die Regisseure und den Intendanten. Wird es von der Mehrzahl der

Digitized by Google

Commission als unbrauchbar für die Aufführung (c) erklärt, so erhält es der Autor mit einer ablehnenden Zuschrift zurück; ein derartiges Werk gelangt demnach gar nicht in die Hände der Regie. Dem Autor aber werden auf Verlangen die schriftlichen Urtheile der Commission in Abschrift zugestellt.

Die von der ersten Commission für brauchbar erklärten Arbeiten werden nun vom Intendanten und von den Regisseuren gelesen. Letztere geben ebenfalls schriftliche Gutachten ab und werden sodann vom Intendanten mindestens jeden Monat ein Mal zu einer Sitzung berufen, in welcher die schon allseitig geprüften Stücke gemeinsam besprochen werden. In dieser Sitzung trifft der Chef die endgültige Entscheidung über die Annahme der Novität. Doch findet dieser Geschäftsgang nicht bei allen dramatischen Arbeiten gleichmäßig statt.

Das eingereichte Drama eines noch unbekannten Autors unterliegt einer anderen Behandlung als die Arbeit eines Dichters, der bereits auf der heimischen Bühne achtungswerthe Erfolge errungen hat.

Es möchte eine solche Unterscheidung auf den ersten Blick ungerecht erscheinen, thatsächlich ist sie gerade durch Gründe der Billigkeit dictirt. Die Direction hat dem bewährten Autor eine Pflicht abzutragen, welche nicht mit der Zahlung der gesetzlichen Tantième erlischt. Wer dem Publicum schon genußreiche Stunden bereitet, der Direction nicht „der Liebe Müh' umsonst" gemacht, den Darstellern lohnende und deshalb freudig übernommene Aufgaben gestellt, erwirbt sich damit zum mindesten das Recht, von der Direction dieser Bühne sofort vorgelassen zu werden, mag er nun seine Visitenkarte oder ein neues Werk übergeben. Es ist, meines Erachtens, ungerechtfertigt, wenn jüngere Talente klagen: „Jetzt gibt man schon wieder ein Stück von dem alten N. N. Wann werden wir endlich daran kommen?" Das Publicum wendet einem bewährten Autor eben so große Vorliebe zu wie einem accreditirten Darsteller, und die Direction erfüllt eine doppelte Pflicht — gegen Dichter und Zuhörer — wenn sie den Werken erprobter Autoren jede Berücksichtigung gewährt. Das Werk eines bereits „aufgeführten" Dichters wird deshalb sofort von Direction und Regie gelesen und, wenn es nur einigen Erfolg verspricht, zur Aufführung angenommen.

Ich will sogleich hier einen Umstand erwähnen, der manchem Theatervorstand den ungerechten Vorwurf parteiischer Beurtheilung, ja sogar der Unkenntniß zuzieht. Und weniger noch Kritik und Publicum, als die Darsteller selber sind es, welche diesen Verdacht in nicht zu rechtfertigender Weise nähren und verbreiten. Ich meine die Aufführungen von schwachen Stücken eines sonst bewährten Dichters. Hier vereinigt sich die Elite der jüngeren, scheinbar zurückgesetzten Autoren mit den vergeblich sich abmühenden Darstellern zu einem Schrei der Entrüstung: „Wie kann man solch ein Stück geben?"

Möge man sich nur einen Moment in die Lage des Intendanten versetzen.

Herr Dr. N. N. erscheint seit fünfzehn Jahren als ein beliebter Autor auf dem Theaterzettel der betreffenden Bühne. Er hat sich mit seinen bisherigen Werken Anerkennung bei Direction, Publicum und Kritik erworben. Jetzt reicht der bewährte Mann ein Stück ein, welches die urtheilsfähigen Persönlichkeiten nicht für gelungen halten können. Dagegen glaubt der Dichter gerade mit diesem Werk eine neue, zu Erfolg und Ruhm führende Bahn betreten zu haben. Aller Abmahnung zum Trotz besteht er auf der Aufführung. Vielleicht ändert er Weniges, wiederholt aber dann um so entschiedener sein Begehren.

Man räth ihm nochmals, seinen Kriegsruhm doch nicht ohne Noth in die Schanze zu schlagen — der Autor schüttelt den Kopf, er glaubt des Erfolges sicher zu sein, läßt einfließen, daß eventuell ein Mißerfolg ja doch zunächst auf seine eigene Rechnung fallen würde und fragt nicht ohne Bitterkeit, ob eine so schroffe Ablehnung wohl der Dank wäre für die glücklichen Erfolge, welche man bisher mit seinen Stücken erzielt?

Man wird begreifen, daß unter solchen Umständen eine Weigerung unmöglich, daß die Aufführung geradezu Ehrensache für die Bühnendirection ist.

A quelque chose malheur est bon. — Auch nach einer Bühnenniederlage können sich je nach Verhältniß Dichter, Darsteller und Zuhörer mit dem Trost beruhigen, einen Vortheil daraus gezogen zu haben, der Jedermann in jeder Lebenslage frommt: etwas gelernt zu haben!

Das Poetische in den Werken der Baukunst.

Von G. Ebe.

Poesie und Bauwerke, Pegasus und die schwere Karre — anscheinend ein unlösbarer Widerspruch. Steine und Mörtel sind so grobe, handgreifliche Stoffe, daß es Manchem schwer werden wird, die aus ihnen gefügten Gebilde als poetische Aeußerungen nachzuempfinden. Freilich, wenn der Moosteppich die Steine überzieht und der Epheu die Gesimse umrankt, oder wenn der alte Marmorestrich einen der bekannten unvertilgbaren, leise Schauer erweckenden Blutflecke aufweist, dann ist es für Viele etwas Anderes; aber das ist doch nicht die Poesie in dem hier gemeinten Sinne.

Die absolute Kunst, wie sie sich als Streben nach dem Ideal, als Verklärung des Lebens kundgibt, kann „Poesie" heißen, in dieser Auffassung treten ihr Dichtkunst, Musik, bildende Künste als Theile gegenüber, und da sie mit allen anklingt, so wird man das Schöpferische in den Kunstzweigen nicht schlechthin schön, sondern unwillkürlich übertragend „poetisch" nennen.

Dies Element des Poetischen in den Bauwerken aufzusuchen, die Natur und Entwicklung der Mittel anzudeuten, mit welchen diese ihre großen, gemüthvollen Wirkungen hervorbringen, den innigen Zusammenhang der speciell architektonischen Kunstform mit den in ihrem Rahmen erwachsenen malerischen nnd bildnerischen Darstellungen nachzuweisen, und damit der Baukunst womöglich einen größeren Theil des Interesses zuzuwenden, als ihr das allgemeine Urtheil bis jetzt zu gewähren scheint: das ist der Zweck des Nachfolgenden.

In Wirklichkeit läßt sich eine gewisse Zwiespältigkeit im Wesen der Bauwerke nicht verkennen, welche ihre künstlerische Werthschätzung beeinträchtigt und die ihnen zu Grunde liegende Idee der Schönheit verdunkelt. Es ist das Ueberwiegen des Stofflichen, das starke Vordrängen der Nützlichkeitsforderungen, wodurch denselben etwas Handwerkliches anhaftet und wodurch sogar eine größere Anzahl von Bauten ganz aus dem Bereiche der Kunst verdrängt werden. Zu allen Zeiten konnte sich nur eine kleinere Auslese von Gebäuden ganz zur Höhe der freien Kunst erheben, weil die hierzu nothwendige Voraussetzung einer hauptsächlich idealen Aufgabe seltener zutraf. Auch bei diesen, auf der Höhe der Zeit stehenden Werken, ist zwar die Brauchbarkeit für praktische Lebenszwecke nicht ausgeschlossen, aber sie tritt bescheiden hinter den ethischen Inhalt zurück. Es war ein Irrthum, wenn man in der gewöhnlichen Zweckmäßigkeit einen Factor des Schönen sehen wollte, die Wirklichkeit weiß nur von einem Compromiß der gegensätzlichen Forderungen. Schon deshalb wird keine scharfe Grenze zwischen den Bedürfnißbauten, die wohl auch Ingenieurbauten genannt werden, und den hier gemeinten Kunstbauten zu ziehen sein. Die Oekonomie im Gebrauch der Mittel, welche der ersteren Gattung charakteristisch sein sollte, ist ebenfalls kein durchgreifendes Unterscheidungsmoment, denn ebensogut als sie Dürftigkeit der Ausbildung bezeichnen kann, kann sie auch in anderer Bedeutung als ästhetisches Gesetz aufgestellt werden, und gilt dann erst recht für die Letzteren. Auch die structive Vollkommenheit kann beiden Gattungen zukommen, und um die Grenze möglichst ganz zu verwischen, borgen die Nützlichkeitsbauten, wenigstens äußerlich anhängend, einige Erscheinungsformen der Kunst.

Die in dem Bezuge der Bauwerke zur Kunst herrschende Unsicherheit ist wohl durch Obiges hinreichend begründet, und damit die Meinung Derer entschuldigt, welche die Baukunst

Digitized by Google

zwar als Zweig der bildenden Kunst passiren lassen, aber mit halb unbewußtem Vorbehalt, den man zwischen den Worten heraushört, wenn bald von der „keuschen" Baukunst die Rede ist, bald auch etwas deutlicher von der „seelenlosen". Müßte man aber besonders die letztere Bezeichnung als treffend zugeben, so hätte man damit die Architektur aus dem Reiche der Künste gestrichen. Einzelne praktisch-egoistische Geister fänden es gewiß ganz in der Ordnung, wenn die Baukunst, ohne höhere Absichten, allein dem bequemen Lebensgenusse dienstbar würde. Ein Allgemeinerwerden dieser Auffassung wäre aber sehr zu beklagen, weil dadurch einem Kunstzweige von eigenartiger, durch nichts Anderes zu ersetzender Wirkung die weitere Entwickelung abgeschnitten würde.

Anders ist es mit den Bauten der Vergangenheit, diese brauchen die Herabsetzung zum Handwerke nicht zu fürchten, denn hier spricht das Geleistete für sich selbst. Unleugbar spiegeln die Bauwerke der Vorfahren, wie sie uns auf Schritt und Tritt umgeben, einen bedeutenden Theil des geistigen Lebens der Nationen wieder, ja man kann sie gradezu als Werthmesser aller Cultur bezeichnen. Sie sind die schätzbarsten Documente der Geschichte, indem sie die feinsten Unterschiede der Nationalitäten unverfälschter und eindringlicher überliefern, als dies Schriften je thun könnten. Vorzüglich zeichnen sich die Bauwerke durch die überlegne Fähigkeit aus, große epochenbeherrschende Ideen symbolisch zu verkörpern. In diesem Sinne erscheint der Thurmbau zu Babel, nach der biblischen Erzählung, als ungeheures Symbol des Größenwahnsinns der damaligen Menschheit; die ägyptische Pyramide als prägnanter Ausdruck der Despotie, wo sich das Andenken ganzer Völkerreihen nur an das Monument des Herrschers heftet, welches mit der Vergeudung ungezählter Kräfte errichtet wurde.

Der früher gemachten Bemerkung über die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen gegen den höheren geistigen Gehalt der Baukunst, könnte man das Interesse entgegenhalten, mit dem grade jetzt alle Winkel der Erde nach den Resten alter Bauwerke durchsucht werden. Der Einwand hat etwas Augenscheinliches, trifft aber nicht ganz, denn wenn wir die geringe Anzahl der eigentlichen Forscher ausschließen, so haben die Meisten ganz andere Beweggründe, entweder die modische Zerstreuung des Reisens, das landschaftliche Behagen an der natürlichen Patina, wie sie der Lauf der Jahrhunderte hervorgebracht, oder endlich historische Reminiscenzen gelehrter und sentimentaler Art. Das Alles liegt aber ganz außerhalb des eigentlichen Inhalts der Kunst, und wo diese rein auf sich selbst gestellt ist, wie in den Kunstbestrebungen der Gegenwart, da fehlt es denn auch an wirklicher Theilnahme.

Ein weiterer Nachtheil der bildenden Künste, und also auch der Baukunst, kann nicht unerwähnt bleiben, es ist das Fehlen der blitzartig zündenden Leidenschaft, des Dramatischen. Sie alle wirken wie die Natur nur auf das ruhige Gemüth, und verlangen obenein Vorkenntnisse zur Vermittelung eines tieferen Verständnisses, also Arbeit und mäßiger Genuß. Verhalten sich schon die plastischen Menschengestalten herbe und streng gegenüber dem oberflächlichen Beschauer, so ist dies noch mehr der Fall mit den geheimnißvollen Räthseln der architektonischen Bildungen.

Den Bezug des Menschen zum Menschen darzustellen und damit die Reinigung der Leidenschaften zu bewirken, bleibt der Zweck aller Kunst, welcher ganz und voll nur von der dramatischen Dichtkunst erreicht wird. Gegen die Wirkung des gesprochenen Wortes, welches musikalisch durch seine Klangfarbe, malerisch in den dichterischen Bildern, architektonisch und plastisch durch den Aufbau seiner Perioden wirkt, sind die bildenden Künste arm; mit diesem allmächtigen Elemente zu wetteifern ist ihnen versagt. Ja es könnte scheinen, als ob speciell die Baukunst gar nicht im Stande wäre, den Bezug des Menschen zum Menschen auszusprechen, und daß sie damit ganz auf ihre Stellung im Reiche der Künste verzichten müßte; aber es scheint nur so, es wird sich bald der Punkt finden, wo sie den Hebel anzusetzen hat, um von Gemüth zu Gemüth wirksam zu werden, und es wird sich zugleich ergeben, daß analog der Musik die Baukunst nach einer Seite mehr gibt, als es das geschriebene oder gesprochene Wort vermag. Erst hiermit, und mit der Erkenntniß ihrer eigenthümlichen, durch keine andere Kunstübung zu erreichenden Wirkung, legitimirt sich die Baukunst als echter und nothwendiger Zweig der absoluten Kunst.

Mit dem Spiel der Linien, mit dem Rhythmus bloßer Verhältnisse, wie sie sich hauptsächlich aus dem Besiegen der Schwerkraft, aus dem Abwägen von Last und Stütze zu einander ergeben, hebt das Reich der Baukunst an, aber den eigentlichen Kern ihres Vermögens gibt die stimmungsvolle Raumbildung. Hier wirkt der Architekt stelbstständig schöpferisch, ohne Anlehnung an natürliche Vorbilder. Die zauberhafte, geheimnißvolle Macht des Raumes gehört allein der Baukunst.

Was die Seele empfindet unter den düsterprächtigen Kuppeln von Sanct Marco in Venedig, oder unter den zu den Wolken entrückten Gewölben des Kölner Doms, das ist durch Worte kaum anzudeuten. Wir fühlen uns von vollen Accorden der Stimmung umrauscht, und unser ganzes Empfinden trägt uns raschen Fluges in das Unbekannte, Undefinirbare. Wir brauchen nichts zu wissen von den Mysterien, die das Allerheiligste der ägyptischen Tempel umschloß, allein der Anblick dieser Bauten genügt noch heute, um uns in die von den alten Priesterarchitekten gewollte Stimmung des Erhabenen und geheimnißvoll Feierlichen zu versetzen. Wenn das Auge durch das großartige Pylonenthor zu der Reihe von Vorhöfen dringt, so empfängt die Seele unmittelbar den Eindruck des Unnahbaren für das am Ende belegene Heiligthum.

Die Baukunst ist wie die Musik eine Kunst der Stimmungen. Die Letztere stellt die ideale Stimmung überhaupt dar, während die Baukunst von dem Inhalte, der ihr Inneres erfüllen soll, die Stimmungsseite ablöst und diese symbolisch andeutend für sich darstellt. Das Stimmungsvolle, ganz in Empfindung Getauchte, das sich als wahres Element der Baukunst zu erkennen gibt, ist aber das Poetische, und das schöpferische Wollen bestimmter Stimmungen und Ideenreihen nennen wir Dichtung. Das Mittel dies zu vollbringen ist die schöpferische Phantasie, und die Baukunst wie jede andere ist nur das in Thätigkeit versetzte Wesen der Phantasie selbst. Das vollendete Werk der Baukunst soll in der Phantasie des Beschauers wieder zu Bewegung und Sprache aufleben, wie es denn im Geiste des erfindenden Künstlers ebenfalls Bewegung und Sprache hatte. Und so kann der Meister bildender Kunst auch mit dem Dichter wetteifern, wenn er es versteht, die tiefe Stimmung seines Innern zu klaren Bildern zu gestalten und nach Außen hin zu verkörpern.

So mächtig nun auch die oben geschilderte Wirkung des Raumes ist, um das Heitere, das Festliche, das Ernste, Schwere ꝛc. im Allgemeinen anzudeuten, so muß doch noch ein weiteres Element hinzukommen, um den speciellen Gehalt jedes Bauwerks recht eigentlich auszusprechen. Dies ist das Menschenbild, welches es allein vermag, des Räthsels Wort ganz und voll herauszusagen. Deshalb ist zu allen Zeiten die frische Blüthe malerischen und bildhauerischen Schmucks innerhalb des architektonischen Rahmens mit Nothwendigkeit hervorgetrieben, und es ist ein Unrecht gegen die Baukunst, wenn man diese Darstellungen als etwas ihr Fremdes, zufällig Anhängendes betrachtet, die Bildwerke gedanklich von ihr ablöst und anderen Kunstzweigen als Eigenthum zuweist, um dann die Letztern dem nun übrigbleibenden nackten, kalten Gerüste, als dem Inbegriffe der Architektur, gegenüberzustellen.

Könnten wir die großen Künstler aller schöpferischen Epochen fragen, ob sie sich dieses Gegensatzes bewußt gewesen sind, wir würden wohl das Gegentheil hören. Zu keiner Zeit einer großen Kunstblüthe trennte sich der Architekt vom Bildhauer und Maler. Ob die Personen immer in Eins fielen, das ist eine Nebenfrage, obgleich es oft genug der Fall war; aber was der Bildhauer oder Maler im Rahmen des Bauwerkes schuf, das schuf er als Architekt. Es gab eine speciell architektonische Bildhauerei und Malerei. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß diese großen Kunstzweige sich nicht schon früher oder gleichzeitig außerhalb des Rahmens der Architektur entfaltet hätten. Dies war sicher der Fall und ebenfalls nothwendig, um den ganzen Kreis ihres Vollbringens zu durchlaufen.

Digitized by Google

Hier handelt es sich nur darum, den abstracten Begriff der sogenannten purificirten, aber in Wirklichkeit als todtes Schema herausdestillirten Baukunst zurückzuweisen, wie wir ihn erst der übertriebenen Sucht zu schematisiren und zu klassificiren und dem Proteste der modernen Aesthetik gegen die angeblich schädliche Vermischung der Künste verdanken. Leider hat man es dahin gebracht, die schon früher begonnene Trennung zu einer vollständigen zu machen, wodurch die zur Baukunst gehörenden Zweige der Malerei und Bildhauerei fast gänzlich verloren gegangen sind. Die Folgen empfinden wir jetzt schwerer als je in der inhaltslosen Dürftigkeit unserer monumentalen Bauten.

Der moderne Architekt, in der Meinung, mit den isolirten, speciell architektonischen Mitteln Alles sagen zu können, gerieth in die Gefahr, den Hauptwerth auf eine überflüssige Häufung architektonischer Gliederungen zu legen; und weil ihm gelehrt wurde, das Figürliche als etwas nicht zu seiner Kunst Gehöriges, von Außen Herzugebrachtes anzusehen, so mußte er es schließlich geringschätzen. Hierdurch verlor er sogar die Fähigkeit, den Raum zur Entfaltung des Bildwerks passend anzuordnen. Wie vielen neueren Bauwerken merkt man an, daß das Bildnerische und Malerische in der Phantasie des plangebenden Architekten nicht vorhanden war und dem fertigen Werke erst ganz äußerlich zugebracht wurde? Der hinzugerufene Maler oder Bildhauer, meist gewohnt seine Tafel oder sein Bild allein zu sehen, geht nun darauf aus, die Wirkung der architektonischen Umgebung zu übertrumpfen, „todtzuschlagen", wie der übliche Kunstausdruck heißt. Eine solche Absicht kann man von tüchtigen Künstlern ganz naiv aussprechen hören, was nur beweist, daß ihnen der Architekt ganz abhanden gekommen ist, daß sie einer ganz davon abliegenden Kunstübung huldigen.

So wie jede Kunst die ganze Kunst ist, so sucht sie innerhalb des einzelnen Zweiges die ausdrucksvollsten Formen. Die Baukunst malt, bildet und dichtet, das heißt, die Phantasie sucht alle diese Ausdrucksweisen in der einmal gewählten Kunstform wiederzugeben, und dies naive unbegrenzte Streben ist das eigentlich fruchtbare Feld der Erfindung, sobald jeder einzelne Kunstzweig mit seinen scharfen Bedingungen sich absondert tritt klassische Ruhe, aber zugleich Starrheit ein. Das Bewußtsein der Einheit aller Künste mag mitunter in schädlicher Weise die Gesetze verwischen, welche im Gemeinschaftlichen die Selbstständigkeit jedes Kunstzweiges hüten sollen, dennoch, was auch die Stilpuristen aller Zeiten sagen mögen, quillt das Lebendige nur in der dunklen Vermischung aller Künste. Die hierdurch bewirkte Gährung, das kecke Aufschäumen des Geistes gegen die von gelehrter Klassicität gezogenen Schranken, erscheint mitunter als Willkür, birgt aber den Proceß des Werdens, die Entwicklung neuer Keime. Edle Klarheit und Beschränkung geziemt dem reiferen Meister, aber damit kann der Folgende, Werdende nichts anfangen. Vorzugsweise durch den Gegensatz zum Vorhergehenden, noch so meisterlich Abgeschlossenen befreit sich das Neue, bereiten sich die Lösungen der durch den wechselnden Zeitgeist gestellten Aufgaben vor. Der Augenblick fordert den Gegensatz und man erkennt denn auch in allem Geistesleben den sprungweisen Fortschritt, der sich dem weiter Umblickenden doch zu einem ununterbrochenen Strome verschmilzt.

Es ist ein Glück für uns Neuere, die Werke der alten Griechen wieder aufgedeckt sehen zu können und damit Gelegenheit zu haben, ihr wirkliches Wesen, welches so gar nicht den hergebrachten Schulcompendien entspricht, näher kennen zu lernen. Ein solcher von Außen kommender Beleg ist durchaus nöthig, um die Neuern, denen die Schulweisheit schon lange mit Erfolg gelehrt hat, an ihrer eigenen Begabung zu zweifeln, in bessere Bahnen zu lenken. Freilich liest man auch jetzt gelegentlich: Rubens sei ein ganzer Grieche gewesen und Aehnliches. Nun gewiß war Rubens ein Mann, der seinen eigenen Weg unbeirrt von der Schulschablone wandelte, der Alles gab was er konnte, ohne Rückhalt und im Geiste seines Jahrhunderts. Wenn das Griechenthum nach dem Herzen unserer Kunstrichter ist, so kann man sich das wohl gefallen lassen. Man wird nicht irren, wenn man die rückhaltslose Anerkennung des großen Malers mit dem Wachsen der Erkenntniß des wirklichen Wesens alter Kunstübung in allgemeinen Zusammenhang bringt. Die Ergebnisse der jetzt im Vordergrund des Interesses stehenden Ausgrabungen in Olympia müssen nothwendig glänzende Lichter auf das kühne und fesselloseSchaffen der griechischen Künstler werfen. Da haben wir die Nike des Päonios, eine mit freiem Fluge vom Himmel herabeilende und mitten in der Luft angehaltene Figur. Um diese überkühne Idee zu verkörpern hat der Künstler alle Mittel, selbst die sinnlichsten, ohne Zaudern benutzt. So ist das Stück Marmor, auf dem die Figur schließlich doch ruhen mußte, ganz als Luft charakterisirt und war höchst wahrscheinlich blau gemalt, um die denkbarste Illusion zu erzeugen.

Wenden wir uns zur Erscheinung des griechischen Tempels, so finden wir in enger Verbindung mit Säulen und Dachgerüst eine Welt von Bildwerken, Dachaufsätzen, Giebelfeldern, Metopen und Friesen. Die Bildwerke erzählen von den Thaten des Gottes, dessen Abbild das Innere erfüllt, von seinem Eingreifen in die Culturentwicklung des Menschengeschlechts, und erst dies Ganze giebt den symbolischen Ausdruck des idealen Inhalts. Wer könnte glauben, die hochbegabten Erfinder wären etwa vom Zuschnitt moderner Architekten gewesen, welche Letztere öfter, Mangels anderer Begabung, vorzugsweise mit Zirkel und Dreieck hantieren? — Gewiß Niemand. Vielmehr scheint es sicher, daß die Phantasie der alten Bildhauerarchitekten das ganze farbenstrahlende, bilderreiche Bauepos in der gewollten Vollendung aus einem Gusse schuf. Man wird sich mit Recht die Erfindung der sich gegenseitig fordernden Architekturtheile und Bildwerke als gleichzeitig zu denken haben. Jedenfalls war der Erfinder des Plans in der Phantasie Architekt, Maler und Bildhauer, und es ist ohne Belang, welcher Theil der Ausführung seiner Hand anheim fiel. Denn allerdings ist es eine ausschließliche Eigenthümlichkeit der Baukunst, daß Plan und Ausführung so weit auseinander fallen; hier kann der Meister nicht Alles selbst vollbringen, wie es der Maler ganz und der Bildhauer wenigstens in viel höherem Maße vermag. Es ist nicht allein das Bewältigen des rohen Stoffs, des eigentlich Mechanischen, das der Architekt zahlreichen fremden Händen anvertrauen muß, nein, er ist sogar genöthigt, eine Menge fremder geistiger Thaten in sein Werk aufzunehmen, aber Alles dies muß im Keime in seiner Phantasie entsprungen sein, er muß bereits das Ganze des künstlerischen Bildes vor sich geschaut haben, denn sonst sinkt er zum technischen Handlanger fremder geistiger Potenzen herab.

Eben so eng wie bei den Griechen, ist die Verknüpfung der bildenden Künste in den Bauten des Mittelalters. Hier ist es in vielen Fällen historisch bezeugt, daß der Meister des Grundplans auch die Figuren meißelte, welche mit dem Entwurfe eng verwoben und nirgends ein blos äußerlich haftender Schmuck waren. Bei den Hauptwerken des Mittelalters, den großen Kathedralen, mußte, dem christlichen Geiste entsprechend, der Inhalt sich hauptsächlich nach Außen wenden, die das innere Wesen aussprechenden Bildwerke werden mit Vorliebe an den Portalen cyklisch versammelt. Mit erstaunlicher Fülle entfaltet sich hier das dichterische Epos der religiösen Phantasie, und keineswegs engherzig hieratisch, nein, in großer Ausführlichkeit die Encyklopädie des Wissens und Könnens ihrer Zeit abspinnend. Dabei sind die Figuren ganz mit dem architektonischen Gerüst verwachsen und auch technisch durch den Steinschnitt wirkliche Bautheile. Ein moderner Atelierbildhauer kann keine einzige dieser Figuren machen, und der moderne Reißbrettarchitekt kann kein solches Portal erfinden. Nicht anders verhält es sich mit den Glasgemälden der Kirchen, sie vervollständigen in großer Breite den Kreis des Empfindens, aber erst in zweiter Linie, der Maler bleibt vor Allem Architekt und berechnet seinen Entwurf einzig auf die Hebung der Raumeswirkung. Wer, dessen Auge einmal in die magische Beleuchtung des Mailänder Doms getaucht, sollte nicht empfinden, in wie hohem Maße dies gelungen ist?

Die Renaissancezeit hat nicht minder großartige Beispiele für das verständnißvolle Ineinanderwirken der bildenden Künste. Ein sehr spätes aber vorzügliches Beispiel liefert das Berliner

Digitized by Google

Zeughaus, an dem der plastische Schmuck, und vor Allem der Zinnenkranz, so glücklich den Zweck des ganzen Baues zur Erscheinung bringt. Mag das Architekturgerüst von Nehring herrühren, so kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß Schlüters plastischer Schmuck auch die ganze Architektur zugleich umgestaltet hat und er allein als der geistige Urheber des künstlerischen Baubildes anzusehen ist. Dies wird auch durch die aufgefundenen früheren Nehring'schen Pläne bestätigt.

Nach den großen Meistern des Cinquecento entwickelt sich das Gegenbild, das gegenseitige Loslösen der Kunstzweige von einander, wobei die Baukunst am schlechtesten fährt. Der Verfall giebt sich zuerst kund durch das räumlich wie stofflich unpassende Verwenden, der nun eigentlich nur Schmuck sein sollenden Bildwerke. Der ideelle Inhalt des Bauwerks verliert den logischen Zusammenhang mit der nur äußerlich schmückenden Zuthat. In die christlichen Kirchen drängen sich die Abbilder des heidnischen Sagenkreises, zwar formvollendet, aber üppig und dem Geiste nach gänzlich fremd. Auch der Figurenschmuck des Aeußeren entbehrt der Nothwendigkeit, tritt jetzt zuerst als selbstständiger Gebäudeabschluß auf, als unpassender Ersatz für fehlende Architekturformen, welche das Unvermögen der Baumeister nicht mehr zu erfinden verstand.

Es ist hier nicht der Ort, den Verfall der Baukunst, wie er mit der Trennung der Kunstzweige bis in die neueste Zeit fortschreitend wächst, im Einzelnen zu schildern; nur mag noch von Schinkel, dem Meister helleniſtischer Renaissance, angemerkt werden, wie gerade er Plastik und Malerei in strenger Hand hielt, und das er dies vermochte, ist nicht der kleinste Vorzug seiner Bauten.

Wie sich für die Baukunst öfter ungesuchte Parallelen mit der Musik ergeben, so wäre wohl hier, wo von der Zusammengehörigkeit der bildenden Künste die Rede ist, eine Erwähnung der Wagner'schen Musiktheorie nicht abzuweisen. Auch ihm handelt es sich darum, die Consequenzen der alten Theorie, welche als Schlagbäume den Weg für neues Schaffen versperren, zu durchbrechen und, durch das Zusammenwirken aller Künste in seinen dramatischen Musikwerken, einen Ausgangspunkt für das zeitgemäß geforderte Neue zu gewinnen.

Für die Baukunst war der oben dargelegte Standpunkt nur durch verkehrte Kunstlehren und die dürftige Praxis der Neuzeit verdunkelt; um seine Berechtigung einzusehen genügt die Betrachtung des Theils der alten Bauwerke, welche unbestritten auf der Höhe der freien Kunst stehen, an diesen wird man jedesmal alle Zweige der bildenden Kunst in Thätigkeit gesetzt finden.

Ursprünglich war der Kreis dieser bevorzugten Werke ein sehr enger, doch hat er sich im Laufe der Jahrhunderte mit der fortschreitenden Cultur stetig erweitert. In ältester Zeit bietet nur der Bau des Tempels eine ideelle Aufgabe. Die Aegypter und Asiaten, welche die Könige als Abkömmlinge der Gottheit und deshalb göttlicher Ehren theilhaftig dachten, brachten den Königspalast und das Königsgrab hinzu. Bei den demokratischen Griechen war die Kunst Anfangs sogar durch gesetzliche Bestimmungen allein dem Gebrauche für religiöse Zwecke gewidmet, dasselbe gilt von den Römern. Erst in einem späteren Stadium der Entwicklung wird die Menschenwohnung in diesen ideellen Kreis hinaufgehoben und künstlerisch vergeistigt. Doch bewahren die griechischen Privatwohnungen immer noch ein bescheidenes Maß und erst den späteren Römern war es vorbehalten, die Paläste der Großen mit ausschweifendem Luxus auszustatten.

Besonders ist es die Blüthe Griechenlands, welche durch den breiten Strom der Kunst erfreut, der auch das tägliche Leben des Minderbegüterten durchdringt und verklärt. Das beste uns überlieferte großgriechische Beispiel bietet das wieder ausgegrabene Pompeji, selbst in seinen kleinsten Häusern wie in dem unbedeutendsten Geräthe, das hier verschüttet vor der Zerstörung bewahrt blieb. Seitdem konnte keine Folgezeit den Kreis des Kunstlebens erweitern oder vertiefen, keine Culturphase konnte die Anzahl der baulichen Aufgaben für Staatszwecke, Gerichtspflege, Geistesbildung, Leibesübung, Vergnügungen und Ehrenbezeugungen, wie sie besonders schon von den Römern gestellt wurden, wesentlich vermehren. Der Bau der christlichen Kirche gab noch einmal einen mächtigen Impuls zu ganz neuen Schöpfungen, was aber sonst an Breite der Kunstsphäre durch das Hinzutreten neuer Culturvölker gewonnen wurde, geht wieder an Kraft und Tiefe der Entwicklung verloren. Seit dem Erlöschen der Renaissance, die wieder mit frischer Lebenslust und Schaffensfreudigkeit sich an allen Aufgaben versucht hatte, tritt eine bemerkenswerthe Mattigkeit ein. Es fehlen neue epochemachende Ideen, die Kunst kann nicht mehr zu Worte kommen, sie muß realistischen Bestrebungen den Vorrang lassen. Ob die neueste Zeit, soweit sie nihilistischen Lebensauffassungen huldigt, mit ihrem Schlagworte vom Kampf um's Dasein dazu angethan ist, die Baukunst zu neuer Blüthe zu bringen, dürfte man wohl bezweifeln, trotz der akademischen Treibhäuser, deren Unentbehrlichkeit man freilich für unsere Zeit zugeben muß.

Die geistigen Mittel der Baukunst, mit deren Hülfe sie den Stoff bezwingt und mit denen sie Massen und Raumcombinationen in's Dasein ruft, sind die Kunstformen, traditionelle Kunstformen, sobald es sich um die Bestandtheile der alten Bauten handelt. Das Kunstideal hat zu allen Zeiten gewechselt und damit sein specieller Ausdruck, die Kunstformen, deren unendliche Mannichfaltigkeit nicht weiter überraschen kann; ebensowenig wie der Umstand, daß ihr Vergleich und die Frage nach ihrer Entstehung von jeher die Forschung in Athem gehalten hat. Was besonders die Frage nach der Entstehung der Kunstformen anbelangt, so sind die hierüber aufgestellten Hypothesen von sehr ungleichem Werth. Da stoßen wir zunächst auf die unverstandenen, sentimentalen Märchen Vitruvs, dann auf die einseitig realistischen Speculationen der Franzosen des vorigen Jahrhunderts von der Urhütte, dem ersten Aufenthalte des Menschen, aus der sich alle Kunstformen entwickeln sollen; weiter begegnen uns supernaturalistische Träumereien über den Grund der mittelalterlichen Bauformen, wonach mystische Zahlenverhältnisse und allegorische Bedeutungen, also etwas ganz außerhalb der Kunstform liegendes Fremdes, Unsichtbares als Ursache angeführt werden.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Der Herr Bürgermeister von Detmold, Dr. J. C. Heldman, hat sich in seiner Localempfindlichkeit durch den Aufsatz: „Grabbe in seiner Vaterstadt" von Josef Schrattenholz, der in Nr. 29 der „Gegenwart" erschienen ist, verletzt gefühlt und sendet uns ein sehr langes Schreiben, dessen Aufnahme „nicht blos in Befolgung des Reichs-Preßgesetzes vom 7. Mai 1874, sondern auch ohne diese rechtliche Verpflichtung" erwartet wird. Da uns das Preßgesetz nicht zwingt, uninteressante Einzelheiten aufzunehmen, so sehen wir uns nicht veranlaßt, dem Wunsche des Herrn Einsenders zu entsprechen und begnügen uns, den sachlichen Inhalt hier wiederzugeben. Nach der Versicherung des Herrn Bürgermeisters ist das Grab des Dichters Grabbe zur Zeit des Hermannsfestes nicht in einem wüsten Zustande gewesen Die Behauptung, daß Freiligrath zur Zeit des Hermannsfestes Lorbeerkränze nach Detmold geschickt oder einen Detmolder beauftragt habe, solche zu beschaffen, um sie auf das Grab Grabbes niederzulegen, wird bezweifelt. In der Thatsache, daß Grabbes Denkmal zur Zeit des Hermannsfestes mit einem Fichtenkranze umschlungen gewesen ist, findet der Herr Bürgermeister nichts Unehrenhaftes. Wir auch nicht. D. R.

Digitized by Google

Inserate.

Heinrich Lesser,
Antiquariat & Buchhandlung,
Breslau, Elisabethstr. 1.

Neueste Verzeichnisse des antiquarischen Bücherlagers, die **gratis** und **franco** zu Diensten stehen:

No. 22. Werke allgemein wissenschaftlichen Inhalts.
No. 24. Seltene und kostbare Werke.
No. 25. Geschichte und deren Hülfswissenschaften.
No. 26. Medicin. Vergleichende Anatomie und Physiologie.

Ankauf ganzer Bibliotheken.

Verlag von Edwin Schloemp in Leipzig.

Wanderbuch.
Bilder und Skizzen
von
Prof. Dr. **Adolf Stern.**

Inhalt: 1. Oberammergauer Passionsspiel. 2. Athalische Wanderungen. 3. Venezianische Bilder. 4. Bayreuther Nibelungentage.

2. Auflage. 15½ Bog. eleg. broch. 2 M. 50 Pf.

Bei Stern's Wanderbuch vereinigte sich Gediegenheit des Inhalts, geistvolle Gedanken, schöne fesselnde Sprache zu allen Vorzügen einer sehr interessanten Erscheinung.....
Schles. Ztg. Nr. 390 v. 23/8. 77.

Die hierin enthaltenen Kunstessays und die Naturschilderungen aus den Alpen und Venedig sind von bedeutendem, bleibendem Werth, frisch empfunden und fröhlichen Sinns zu Papier gebracht.
Kölnische Ztg. Nr. 220 v. 9/8. 77.

Weinphantasien
aus
Auerbachs Keller in Leipzig.
Ein Stammbuch frühlicher Zecher.
5 Bogen mit Illustrat. cart. 1 M.

Originelle Sammlung humoristischer Stegreifpoesien, die die Besucher dieses Kellers den Fremdenbüchern einverleibt haben.

Olympia.
Eine Osterfahrt in den Peloponnes
von
Fritz Wernick.

Mit einer Ansicht des Zeustempels und einem Uebersichtsplan des Ausgrabungsfeldes und seiner Umgebungen.

15 Bogen. eleg. geh. 5 M. broch. 4 M.

Inhalt: Corfu. Zante. Im Peloponnes. Deutsches Leben auf Druva. Auf heiligem Boden. Ausgrabungen. Funde. Ein Osterritt nach Lala. Nach Arkadien. Phigalia. Samikon. Patras.

Verlag von Otto Meißner in Hamburg.

Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby.
Zweite Ausgabe mit Nachträgen, enthaltend die seit 1872 veröffentlichten Aufsätze u. Reden.
2 Bände in 4 Halbbänden. 6 M.

Nachträge zu
Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby,
enthaltend
die seit 1872 veröffentlichten Aufsätze u. Reden.
2 M. 40 Pf.

Neues Abonnement
auf
Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben von
Paul Lindau.

Band III. oder III. Quartal des 1877er Jahrganges.
1877. October, November, December. 1877.
Preis 5 Mark für ca. 30 Bogen
in elegantester Ausstattung, mit Kunstbeilagen in Radirung.

Zu beziehen:
durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes;
durch alle Postanstalten und Zeitungsexpeditionen;
durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung.

Die deutsche Monatsschrift **„Nord und Süd"** hat sich durch die Bedeutung des bisher Gebrachten eine **erste Stelle in der periodischen Literatur** Deutschlands erworben.

In den bis jetzt ausgegebenen sechs Heften (April — September, Band 1 u. 2) sind erschienen:

Die Porträts von W. H. Riehl, Adolf Wilbrandt, Emanuel Geibel, Victor Hugo, L. Anzengruber, Franz Liszt in Radirungen auf Kupfer ausgeführt von J. L. Raab, J. Sonnenleiter, Hans Meyer, H. Sachs, H. Koemer.

Novellen, Essay's, wissenschaftliche Aufsätze ꝛc. von **L. Anzengruber, Bauernfeld, Fr. Bodenstedt, A. E. Brehm, M. Carriere, Ernst Curtius, Georg Ebers, Jacob v. Falke, Kuno Fischer, K. v. Gebler, Emanuel Geibel, Georg Gerland, Carl Goedeke, Ed. Hanslick, Bret Harte, Ferd. Hiller, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Rudolf von Ihering, Ferd. Kürnberger, Paul Lindau, Rudolf Lindau, W. Lübke, Fr. Meyer von Waldeck, Jul. Payer, Fr. Pecht, Jos. Rank, W. H. Riehl, Th. Ruger, Carl Vogt, Bernh. Wagener, Adolf Wilbrandt, Alfred Woltmann.**

„Nord und Süd"
wird von den hervorragendsten Organen des In- und Auslandes mit besonderer Auszeichnung empfohlen.

Neue Freie Presse in Wien: — — „Wir begrüßen das Unternehmen mit großer Sympathie, und billigen durchaus das Programm desselben, neben auserlesenen politischen und artistischen Gaben vorzüglich das Gebiet des Essay zu kultiviren und, ohne sich des Anspruches auf ernste Wissenschaftlichkeit zu begeben oder der niederen Popularität Zugeständnisse zu machen, Fragen der Wissenschaft, Kunst und Literatur dem weiteren Kreise der Gebildeten zu erläutern."

Inhalt des soeben erschienenen October-Heftes.
(Bd. III. Heft 7. Beginn des neuen Quartals.)

I. Adolf Wilbrandt.
Der Lootsencommandeur. Novelle.
II. Wilhelm Roscher in Leipzig.
Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung.
III. Paul Heyse in München.
Ippolito Nievo.
IV. H. W. Vogel in Berlin.
Das Spectrum und die chemischen Wirkungen des Lichts. Mit erläuternden Illustrationen in Holzschnitt.
V. Karl Goedeke in Göttingen.
Paul Heyse.
VI. H. Haeser in Breslau.
Salerno.

Hierzu das Porträt Paul Heyse's, nach dem Gemälde von Franz Lenbach radirt von J. L. Raab in München.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Preis 5 Mark pro Quartal von 3 Heften.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W.,
32. Louisenstraße.

Hierzu eine Beilage von Friedr. Bruckmann's Verlag in München.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Dorotheenstraße 32.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 13. October 1877. XII. Band.

QP
30
.G295
v. 17
no. 41

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands. Von Politicus. — Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond. Von Karl Braun-Wiesbaden. III. IV. — **Literatur und Kunst:** Vom Kriege. Von Klaus Groth. — Memoiren einer Idealistin. Besprochen von J. v. D. — Das Poetische in den Werken der Baukunst. Von G. Ebe. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Staatskunst der Frau'n. Ein Lustspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

(Vergl. Nr. 39 der „Gegenwart".)

Im Laufe des Monats Juni war der Aufmarsch der zum Uebergang über die Donau bestimmten russischen Heeresabtheilungen vollendet. Um einen Vorstoß der Türken über die untere rumänische Donau behufs Störung des Verkehrs auf der rumänischen Bahn zu verhindern, mußte zunächst die Dobrudscha, jenes wasserarme Steppenplateau zwischen der Donau und dem schwarzen Meere, welches den Donaustrom unterhalb Silistria eine nördliche Richtung anzunehmen nöthigt, besetzt werden. Zu diesem Zwecke war bei Braila ein Uebergang vorbereitet worden. Die gegenüber dieser Stadt im „Kanal von Matschin" liegenden Schiffe der türkischen Donauflotille hatten sich vor dem Feuer der russischen Batterien und der russischen Offensivtorpedos nach Silistria zurückgezogen. Auf dem türkischen Donauufer war das inselartig aus dem Inundationsgebiet aufragende Getschit (oder Podbaschi) gegenüber von Braila besetzt und darauf zwischen dort und Braila seit dem 16. Juni mit dem Bau einer Pontonbrücke begonnen worden. Die Türken machten keine ernsten Anstalten, an dieser Stelle den Uebergang zu verhindern. In der Nacht vom 21. zum 22. Juni ging eine russische Abtheilung in Kähnen von Galatz aus über die Donau, erstieg den als Vorberg des Dobrudschaplateaus in die überschwemmten Donauwiesen sich hineinschiebenden Budjak Dagh und machte sich nach einem Gefechte bei Jijila zum Herren der Straße, welche hier die türkischen Donauplätze verbindet. Am 23. Juni wurde Matschin besetzt, welches, wie die weiter abwärts gelegenen Festungen Isaktscha und Tultscha und das weiter aufwärts gelegene Hirsowa, von den Türken geräumt worden war. Auf der Brücke von Braila nach Getschit und der zum Theil noch unter Wasser stehenden Straße von Getschit nach Matschin rückte das 14. russische Armeecorps (Zimmermann) in die Dobrudscha ein, ohne daß es dabei zu nennenswerthen Gefechten mit den zurückweichenden Türken, denen als Nachhut marodirende Tscherkessenschwärme folgten, gekommen wäre. Auch die Position am „Trajanswalle" wurde von den Türken nicht vertheidigt. Es begleiten jene altrömischen Befestigungen das die nördliche Dobrudscha abgrenzende, im Westen vom Karasusee erfüllte Thal, in welchem die vom Donauplatze Tschernawoda nach dem Hafenplatze Köstendje am schwarzen Meere führende Eisenbahn läuft. Am 16. Juli wurde Medjidie, die Hauptstation jener Bahn, gleich darauf Köstendje von den Russen besetzt. Jenseit des Trajanswalles halten die Russen seitdem einen Landstrich occupirt, der von Rassowa an der Donau bis Mangalia am schwarzen Meere reicht. Ihnen gegenüber haben die Türken die Linie Silistria-Basardschik-Warna fortgesetzt behauptet. Zwischen beiden Linien ist es zu zahlreichen bedeutungslosen Rencontres gekommen; spottweise wird dieser Krieg von den Soldaten als „Hammelkrieg" bezeichnet, weil die von beiden Seiten unternommenen Streifzüge im Wesentlichen dem Auftrieb der in der Steppe weidenden Hammelheerden in die Lager gelten. General Zimmermann hat sein Hauptquartier in dem bei Tschernawoda errichteten Lager, während das türkische Hauptquartier — eine Zeit lang commandirte Prinz Hassan von Egypten seine hierher verlegte egyptische Division — sich in Basardschik befunden hat. Im Laufe des Sommers hat die an der untern Donau zwischen Galatz und Kilia aufgestellte Brigade des 7. russischen Armeecorps die zwischen dem Kilia- und Sulinaarme gelegene große Donauinsel Leti besetzt. Die Russen sind Herren des untern Donaulaufs von Rassowa, unterhalb Silistria, bis zu den Mündungen; diese selbst sind ihnen jedoch seewärts durch die türkische Flotte verschlossen, die ihrerseits durch die Versenkung mit Steinen beschwerter Schiffe bei Tultscha am Aufwärtsgehen gehindert ist. Doch gelingt es kleineren russischen Schiffen ab und zu die Wachsamkeit der Türken zu täuschen und aus der Kiliamündung zu entschlüpfen oder in dieselbe einzulaufen.

Von Silistria aufwärts bis Rustschuk beherrschen die Türken die Donau. Das dahinter liegende Land ist in das „bulgarische Festungsviereck" eingespannt, von welchem außer den genannten beiden Donaufestungen der Hafenplatz Warna am schwarzen Meere und die angeblich uneinnehmbar gemachte Bergfestung Schumla Eckpunkte bilden. Warna ist mit Rustschuk durch eine, nach Schumla eine Zweigbahn entsendende Eisenbahn verbunden, welche die Beförderung von Truppen, Kriegsbedarf und Proviant von der See her für die Türken ungemein erleichtert. Es hat dieses „Festungsviereck" im gegenwärtigen Kriege noch keine Rolle gespielt. Die Beschießung Rustschuks hat zwar an den Häusern mannichfachen Schaden angerichtet, ohne daß indessen die Festung in ihrer Vertheidigungsfähigkeit bisher gelitten hätte. Silistria ist sogut wie unbehelligt geblieben und noch heute können, wie dies erst neuerdings geschehen ist, die Türken von dort nach Belieben auf das rumänische Ufer bei Kalarasch übersetzen.

Der westlich der Linie Rustschuk-Schumla gelegene Theil

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

Bulgariens bis zum Widflusse hin, der oberhalb Nikopoli in die Donau mündet, hat bisher das Hauptkriegstheater und zwar zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Stellen gebildet. Aus welchem Grunde die russische Kriegsleitung nicht, wie im Kriege von 1828—29, sich zunächst der Bezwingung des bulgarischen Festungsvierecks zugewendet hat, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden; doch sprechen begründete Vermuthungen dafür, daß in Unterschätzung der Widerstandsfähigkeit des osmanischen Reiches von einem kühnen Vorstoß über den Balkan ein Zusammenbrechen des morschen Baues erwartet worden ist, ohne daß man mit einem langwierigen und langweiligen Festungskrieg das Jahr 1877 auszufüllen genöthigt wäre. Die „jüngeren Leute," auf welche im vorigen Jahre der Vertheidiger Sebastopols, General v. Totleben, betreffs der Vorbereitungen zum gegenwärtigen Kriege neugierige Fragesteller verwies, wollten das Festungsviereck umgehen und kürzesten Weges die „militärische Promenade" nach Constantinopel machen. Es lockte als glänzendes Beispiel der Vormarsch der Deutschen gegen Paris im Sommer 1870; nur vergaß man im Kreise jener „jüngeren Leute", daß die Deutschen eine französische Feldarmee zuvor in Metz eingeschlossen und die zweite von Sedan aus nach Deutschland in die Kriegsgefangenschaft geführt hatten! So wurde denn aus dem ganzen Kriegsplan der „jüngeren Leute" eine Caricatur und schließlich müssen sie trotz ihrer Abneigung gegen den Festungskrieg eine vor ihren Augen aus der Erde gestampfte „Feldfestung", jenes Plewna, das man rechtzeitig zu besetzen sich nicht die Mühe gegeben hatte, wie eine Festung ersten Ranges belagern, seine Redouten mit schweren Positionsgeschützen beschießen und durch Sappen ihnen sich zu nähern versuchen. Ja, der Ingenieurgeneral v. Totleben ist eigens aus Petersburg auf den Kriegsschauplatz berufen worden, um die Belagerungsarbeiten vor Plewna zu leiten. Doch zurück zum Anfang.

Die russische Kriegsleitung hatte sich vorgesetzt, den Theil von Bulgarien westlich des Festungsvierecks, ohne daß man dabei, um Oesterreichs Empfindlichkeit nicht zu verletzen, der serbischen Grenze zu nahe käme, zu occupiren und zur Operationsbasis für eine Ueberschreitung des Balkan zu machen. Die unweit der serbischen Grenze gelegene Donaufestung Widdin blieb daher außerhalb des Bereichs der militärischen Operationen. Es ist dort bisher nur mit den rumänischen Batterien bei Kalafat zu einer gegenseitigen Beschießung über die Donau hinweg gekommen. Der Donauübergang der großen operativen Armee konnte, wenn einmal der Kriegsplan, wie angedeutet, concipirt war, nicht wohl an einer andern Stelle als in der Nähe der Jantramündung erfolgen. Die Jantra kommt vom Balkan herunter und durchfließt den bevölkertsten und gewerbreichsten Theil Bulgariens; an ihr liegt zwischen den Vorbergen des Balkan die alte bulgarische Czarenstadt Tirnowa, wo die russische Centralverwaltung für die occupirten Theile Bulgariens gewiß am zweckmäßigsten sich einrichten konnte. Eine Anzahl Pässe führen, in verschiedenen Nebenthälern der Jantra aufsteigend, über den Balkan in das fruchtbare Thal von Kasanlik, den „Rosengarten" Europas. Die Eisenbahn, die von Philippopel über Adrianopel nach Constantinopel läuft, ist von dort auf guten Straßen zu erreichen. Daß auf einem jener Pässe der Uebergang über den Balkan gelingen mußte, dessen konnte man sicher sein. Die Dispositionen für die Ausführung des angedeuteten Kriegsplanes waren mithin gut getroffen, wenn der Donauübergang in der Nähe der Jantramündung erfolgte.

Während der Concentrirung der russischen Truppen am Wedefluſſe wurden durch zu Lande herangeschaffte Torpedokutter unterhalb und oberhalb der in Aussicht genommenen Uebergangsstelle Torpedosperren in der Donau angelegt, um Störungen des Uebergangs durch feindliche Schiffe zu verhindern. Es kam dabei unweit Parapana und bei Flamunda zu Gefechten mit türkischen Monitors. Bis zum 24. Juni war diese Sicherungsarbeit im Strome vollendet. Die Uebergangsstelle bei Simnitza war streng geheim gehalten worden. Durch Demonstrationen mit Uebergängen bei Petroschani und Flamunda, wie durch die vom 24., beziehentlich 25. Juni an täglich fortgesetzte Beschießung von Rustschuk und von Nikopoli wurde die Aufmerksamkeit des Feindes getäuscht und getheilt. Nikopoli wurde dabei in Brand geschossen. Das Hauptquartier des Oberstcommandirenden war am 25. Juni nach einem Bivouac beim Dorfe Dratscha nordwestlich von Simnitza verlegt worden; am 26. Juni traf auch der Kaiser dort ein. In der frühen Morgenstunde des 27. Juni begann der Uebergang auf Pontons; an der Spitze befand sich das Infanterieregiment Wolhynien, geführt vom Generalmajor Jolschin. Ohne große Verluste wurde das ziemlich steile Donauufer erstiegen. Der allarmirte Feind brachte später 5 Pontons zum Sinken. Mit der dritten Staffel Boote traf General Dragomiroff, Commandeur der 14. Division vom 8. Armeecorps ein. Swischtowa wurde sofort besetzt und die dasselbe beherrschenden Höhen bis Mittag von der 4. Schützenbrigade genommen. Alsbald wurde zur Errichtung einer Pontonbrücke geschritten. Die Pontons dazu waren auf der Eisenbahn von Galatz nach Slatina geschafft, und mit den dort gezimmerten anderweiten Brückentheilen den Oltfluß hinab zur Donau, dann auf dieser in den Nächten zum 27., 28. und 29. Juni unter dem Feuer von Nikopoli vorbei herangeschafft worden. Nach der Vollendung der Brücke am 2. Juli erfolgte über dieselbe der Einmarsch der russischen Heeresabtheilungen nach Bulgarien. Es passirten die Donau das 8. Armeecorps (Radetzki), die 4. Schützenbrigade, das 13. Armeecorps (Hahn), das 9. Armeecorps (Krüdener), das 12. Armeecorps (Wannowski), die, aus donischen und kaukasischen Regimentern combinirte Kosakendivision (Skobeleff II.), die abgesonderte Kosakenbrigade und das bulgarische Milizcorps (Stoljetoff), denen später das 11. Armeecorps (Schachowskoi) und das 4. Armeecorps (Zotoff) sich anreihten.

Der türkische Serdar Ekrem Abdul Kerim Pascha, der zu Schumla saß, hatte in Bulgarien vorläufig nicht genügende Streitkräfte beisammen, um dem Feinde in einer „rangirten Schlacht" entgegen treten oder auch nur seinen Vormarsch längere Zeit aufhalten zu können. Die Türken gingen nach Osten in die Positionen von Rasgrad, Eski Djuma und Osman Bazar zurück, wobei es namentlich um Bjela herum zu einigen Gefechten kam. Im Westen streifte russische Cavallerie bis Plewna und Lowtscha. Im Süden hatte General Hurko mit einer Cavalleriebrigade am 7. Juli Tirnowa besetzt, so daß damit die Jantralinie in den Händen der Russen war. Nach dem an ihr gelegenen Bjela wurde das Hauptquartier verlegt. Zu ihrer Sicherung derselben im Westen wurde am 14. Juli ein heftiger Angriff auf Nikopoli unternommen, welches am 15. Juli bedingungslos capitulirte. Die Besatzung wurde in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. Am 17. Juli wurde Lowtscha besetzt; die Linie der Osma war damit gesichert. Am nämlichen Tage nahmen die Russen im Osten durch die Besetzung von Popkiöi die Linie des schwarzen Lom (Kara Lom) in Besitz. Das Land zwischen der Osma und dem Kara Lom ist im bisherigen Verlaufe des Krieges von den Russen als militärischer Besitzstand behauptet worden. Darüber hinaus ist weder im Osten noch im Westen von einer eigentlichen Occupation die Rede gewesen; hier lag das Gefechtsgebiet, um welches zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenem Erfolge gekämpft wurde. Das occupirte Gebiet mag etwa die Größe des Königreichs Sachsen besitzen.

Als einer der Hauptpunkte des Krieges ist von russischer Seite die Befreiung Bulgariens wenigstens von der directen Herrschaft der Pforte hingestellt worden. Dem entsprechend erließ Kaiser Alexander am Tage des Donauüberganges bei Simnitza, 27. Juni, eine Proclamation an die Bulgaren. Nachdem der früheren Kämpfe der Russen für die Verbesserung des Looses der christlichen Bewohner der Balkanhalbinsel und der unverminderten Sympathien Rußlands für seine Glaubensgenossen im Orient gedacht worden, heißt es in der Proclamation: „Der Armee ist die Mission anvertraut, die heiligen

Digitized by Google

Rechte eurer Nationalität, welche die unveränderlichen Grundbedingungen der friedlichen und regelmäßigen Entwicklung jeder bürgerlichen Existenz sind, sicher zu stellen." Rußland wird, so versichert der Czar, nunmehr jeden Christen gegen jede Gewaltthätigkeit schützen; gesetzmäßige und unparteiische Gerechtigkeit dagegen wird diejenigen unter den Muhamedanern treffen, die sich gegen wehrlose Christen Grausamkeiten schuldig gemacht haben. Die Ersetzung der türkischen Macht durch eine geordnete Verwaltung, an welcher die Einwohner selber theilzunehmen berufen werden würden, und die Bildung einer Volksmiliz zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit werden angekündigt. — Es sind also die Grundzüge des Conferenzprogramms, welche in den von Rußland occupirten Theilen Bulgariens zur Ausführung gebracht werden sollen. Bei einem Besuche von Tirnowa am 14. Juli wurde der Kaiser Alexander von der dort zusammengeströmten bulgarischen Bevölkerung mit Enthusiasmus begrüßt. Zum Civilgouverneur von Bulgarien wurde der durch seine panslavistischen Bestrebungen bekannte Fürst Tscherkaßki, der Vertrauensmann der Moskauer „slavischen Wohlthätigkeitsgesellschaft" ernannt, welcher mit seiner Kanzlei seinen Sitz in Tirnowa aufschlug und alsbald Verordnungen auf allen Verwaltungsgebieten, namentlich auch wegen einer Umgestaltung des Abgabenwesens erließ. Seit längerer Zeit hat Fürst Tscherkaßki, der später seine Kanzlei nach Swischtowa verlegte, nichts von sich hören lassen, so daß schon das Gerede ging, er sei beim Kaiser in Ungnade gefallen. Auch die Bulgaren erfreuen sich in der letzten Zeit nicht mehr des Wohlwollens der maßgebenden Kreise. „Sie verdienen nicht, daß wir uns für sie todtschlagen lassen," hat Großfürst Nikolaus zu dem türkischen Parlamentär Izzed Bei gesagt.

Auf türkischer Seite war man inzwischen nicht unthätig gewesen. Der Marineminister Reuf Pascha war nach Schumla gereist, um sich persönlich vom Zustand der Donauarmee zu überzeugen. Ohne Rücksicht auf die davon zu erwartenden Nachtheile erging der Befehl an den gegen Montenegro operirenden Suleiman Pascha, die Operation einzustellen und seine Truppen über Skutari nach dem Hafen Antivari zu leiten, von wo sie über See nach Dede Aghatsch, dem Endpunkt der rumelischen Bahn am ägäischen Meere, geschafft wurden, um auf jener Bahn bis in die Nähe des Kriegsschauplatzes befördert zu werden. Auf den Krieg zwischen der Pforte und Montenegro kommen wir später zurück.

Die Truppen Suleiman Paschas, bewährte Veteranen, kamen gerade zur rechten Zeit an, um die über den Balkan vorgedrungenen Russen zurückzudrängen. Diese Expedition unter Führung des Generals Hurko (russisch „Gurko" geschrieben) hatte weniger eine strategische Bedeutung — dazu war sie zu schwach ausgerüstet — als sie vielmehr einer psychologischen Speculation ihren Ursprung verdankt. Durch das plötzliche Erscheinen der Russen vor den Thoren von Adrianopel sollte unter der muhamedanischen Bevölkerung Rumeliens ein jäher Schrecken erzeugt werden, der, so scheint die Annahme gewesen zu sein, mit den Flüchtlingen lawinenartig wachsend, sich bis nach Constantinopel wälzen und dort einen Druck zu irgend welchen extremen Entschlüssen, z. B. einer Verlegung der großherrlichen Residenz nach Brussa in Anatolien, ausüben sollte. Man nennt das Sensationspolitik treiben. Die Pforte leistete allen Anwandlungen von Schwäche Widerstand und ließ sich auch auf die lediglich vom eigennützigsten Interessenstandpunkte eingegebene „vertrauliche Anregung" Englands nicht ein, dessen Mittelmeerflotte, um für alle Fälle bei der Hand zu sein, bereits seit Anfang Juli unter Admiral Hornby in der Besikabai vor der Einfahrt zu den Dardanellen ankerte. Jene Anerbietungen sollen darin bestanden haben, vom ägäischen Meere aus, also ohne Benutzung der Dardanellen, ein englisches Truppencorps bei Gallipoli auszuschiffen, welches demnach lediglich den Zweck hätte haben können, bei einem Vordringen der Russen bis zum Marmarameer das europäische Ufer der Dardanellen im Namen Englands zu occupiren.

Die Expedition des Generals Hurko war zuerst vom Glücke sehr begünstigt. Nachdem constatirt worden, daß der Schipkapaß, auf einer weiten Strecke die beste der über den Balkan führenden Straßen von Tirnowa nach dem Thale von Kasanlik, von einer am Paßsattel verschanzten türkischen Truppenabtheilung vertheidigt wurde, ließ sich General Hurko von ortskundigen Bulgaren über einen weiter östlich das Gebirge kreuzenden, fast gar nicht benutzten und darum von den Türken unbesetzten Saumweg, den Hain Bughaz (Bughaz, türk., heißt Engpaß, Hain ist der Name des Dorfes am Ausgang) in das Thal von Kasanlik führen. Es geschah dies am 13. Juli, ohne daß dabei ein Schuß gefallen wäre. Am 14. wurde Hainköi, das Dorf, besetzt und damit die Straße über Jeni Zagra nach Adrianopel gewonnen. Nachdem am 17. Juli Kasanlik genommen war, wurde der Schipkapaß nunmehr auch von Süden her angegriffen und am 19. Juli, nachdem die türkische Besatzung, durch Capitulationsverhandlungen die Russen täuschend, westwärts über das Gebirge entkommen war, besetzt. Vom 8. Armeecorps, das bei Tirnowa stand, wurden noch mehr Truppen nachgeschoben; die Ortschaften westlich und östlich Kasanliks, von Karlowa bis nach Sliwno hin besetzt. Streifcorps überschritten das dem Balkan parallel laufende Mittelgebirge (Sredna Gora, bulgarisch; Orta Dagh, türkisch), wo im Frühjahr 1876 der Bulgarenaufstand seinen Hauptsitz gehabt hatte, und streiften bis über die Maritza, dort die Brücken auf der Eisenbahn zwischen Adrianopel und Philippopel zerstörend. Die Türkenherrschaft für immer beseitigt haltend, fielen die Bulgaren jener Gegend, welche wegen der blutigen Niederschlagung des Aufstandes im vorigen Jahre und der dabei verübten Gräuel Rache brüteten, über die zwischen ihnen wohnende muhamedanische Bevölkerung her und schonten dabei auch die Juden nicht, die an jenen Gräueln doch nicht die geringste Mitschuld trugen. Die Russen konnten sich aber südlich des Balkans nicht behaupten, so daß die bulgarische Bevölkerung alsbald einem furchtbaren Strafgericht anheimfiel, insoweit sie nicht über den Balkan flüchtete. — Angesichts der Bedrohung Rumeliens mit einer Invasion war der seiner strategischen Befähigung wegen geschätzte Marineminister Reuf Pascha schon am 10. Juli nach Adrianopel abgegangen, um alle in der Umgebung vorhandenen Streitkräfte zusammenzuraffen, während an der Befestigung Adrianopels selber mit Beschleunigung gearbeitet wurde. Reuf Pascha verstand es, mit etwa zehn Bataillonen die Russen bei Eski Zagra und Jeni Zagra in Schach zu halten, bis das zu Dede Aghatsch ausgeschiffte und über Adrianopel auf der Bahn herangeführte Corps Suleiman Paschas, der am 20. Juli das Commando der Balkanarmee übernahm, zur Stelle war. Den Wendepunkt bildete das Gefecht bei Eski Zagra am 31. Juli. Durch einen combinirten Angriff von drei Seiten her gelang es, die Russen zum Rückzug über das Mittelgebirge nach Kasanlik zu zwingen. Suleiman Pascha folgte ihnen und drängte sie Schritt für Schritt in die Balkanpässe zurück. Während der nach Elena und Bebrowa führende Ferditschpaß bald von den Truppen Suleiman Paschas besetzt und dadurch eine Verbindung mit den bei Osman Bazar stehenden Truppen der Donauarmee hergestellt wurde, die in der Folge indessen nicht recht benutzt worden ist, verblieben der Hainköi- und der Schipkapaß den Russen.

Nachdem ein am 16. August unternommener Versuch, den Hainköipaß zu nehmen, abgewiesen worden, besetzte Suleiman Pascha am 18. August Kasanlik, am 19. August das höher gelegene Dorf Schipka und concentrirte seine Hauptkraft gegen den Schipkapaß, der von den Russen mit Zähigkeit vertheidigt wurde. Der erste Angriff erfolgte am 21. August und zwar mit vierzig Bataillonen. Die Russen wichen nicht aus ihrer Position am St. Nikolausberge. Sieben Tage hindurch, vom 21. bis 27. August, wurden von den Türken die Sturmversuche wiederholt. Zwar wurden von ihnen die seitlich gelegenen Höhen genommen und mit Geschützen besetzt; aber die Paßstraße selber, obgleich sie zum großen Theil unter

dem Feuer der türkischen Geschütze liegt, ist bis heute im Besitze der Russen verblieben und auch die Verbindung der Besatzung mit Gabrowa niemals abgeschnitten worden. Es haben diese ab und zu durch eine längere Pause unterbrochenen Angriffe trotz der furchtbaren Opfer an Menschenleben, die sie den Türken gekostet haben, zu keinem Ergebniß geführt. Warum Suleiman Pascha nicht unter Zurücklassung eines Beobachtungscorps bei Kasanlik seine Armee über den ihm zur Verfügung stehenden Ferditschpaß nach Elena und Bebrowa geführt hat, um dadurch die Russen zur Räumung des Schipkapasses zu zwingen, ist unaufgeklärt. Es soll der Kriegsrath zu Constantinopel beschlossen haben, daß der Schipkapaß „um jeden Preis zu nehmen" sei, und der Sultan diese telegraphische Ordre in einem feierlichen Moment eigenhändig unterzeichnet haben. Dadurch erfährt aber nur die Adresse der Frage eine Aenderung, die Frage selber jedoch keine Beantwortung. Die „Kämpfe um den Schipkapaß" bilden die blutigste Episode in dem gegenwärtigen Kriege, die mit dessen sonstigen Ereignissen nur in einem sehr losen Zusammenhange steht. Wir registriren noch den am 17. September unternommenen heftigen Sturmangriff auf die Redoute des St. Nikolausberges, die angeblich einige Stunden lang im Besitz der Türken gewesen sein soll, von ihnen aber später, da sie unter dem Feuer höher gelegener russischer Batterien am König Markoshügel steht, wieder geräumt wurde. Die eine Zeit lang eingestellte Beschießung wurde am 21. September, und zwar unter Zuhülfenahme von Mörsern, wieder erneuert, worauf sie vom 21. bis 27. September fortgesetzt wurde. Wir brechen mit der Berichterstattung bei dem Punkte ab, wo ein Wechsel im Commando eingetreten ist. Suleiman Pascha, der an die Spitze der Donauarmee berufen wurde, ist Anfang October durch Reuf Pascha im Commando der Balkanarmee abgelöst worden.

Ueber den bei Einnahme des Schipkapasses auf türkischer Seite vorgekommenen „Mißbrauch der Parlamentärflagge" und die „Gräuelthaten" der Türken hat der preußische Militärattaché Major von Lignitz, welcher die Expedition des Generals Hurko begleitete, zwei Schriftstücke, datirt Kasanlik, 22. Juli, aufgesetzt, welche in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden sind. Wie dann weiter der „Deutsche Reichsanzeiger" am 25. August mittheilt, hat die deutsche Regierung Veranlassung genommen, auf Grund der ihr vorliegenden amtlichen Berichte über die gegen russische verwundete und gefangene Soldaten von türkischen Truppen verübten Grausamkeiten bei der Pforte die Bestimmungen der Genfer Convention vom 22. August 1864, welcher die Türkei im Jahre 1865 beigetreten ist, in Erinnerung zu bringen. Die übrigen Mächte haben sich dieser Vorstellung angeschlossen. Die Pforte hat angeblich erklärt, daß sie die in Betreff der Genfer Convention ertheilten Instructionen den Truppen wiederholt einschärfen und Uebersetzungen der Convention zur Vertheilung bringen lassen werde. — Auch noch wegen einer anderen Angelegenheit hat, wie hier gelegentlich eingeschaltet werden mag, die deutsche Regierung bei der Pforte Beschwerde erhoben. Der Botschafter Prinz Reuß hat am 29. August eine Note überreicht, welche constatirt, daß zwei der wegen Betheiligung am Morde der Consuln in Saloniki zu fünfjähriger Zwangsarbeit Verurtheilten, die ihre Strafe in Widdin verbüßen sollen, sich seit dem 23. Juli d. J. frei in Saloniki bewegen. Weitere Schritte aus Anlaß dieser Thatsachen, „die der Würde der Pforte und der gegen das Berliner Cabinet eingegangenen Verbindlichkeiten Eintrag thun", hat die deutsche Regierung sich vorbehalten. Auch wegen der fortdauernden Verletzungen der Genfer Convention stehen schärfere Reclamationen in Aussicht.

Die Thatenlosigkeit Abdul Kerim Paschas Angesichts der Ausdehnung der russischen Occupation hatte in Constantinopel, schon bevor dort die Ueberschreitung des Balkans durch den General Hurko bekannt wurde, große Aufregung hervorgerufen. Am 19. Juli wurde Abdul Kerim Pascha seines Postens als Serdar Ekrem enthoben. Ein neuer Serdar Ekrem wurde nicht ernannt. Der Oberbefehl ging der Form nach auf den zum Muschir ernannten Mehemed Ali Pascha (Charles Détroit aus Magdeburg) über, der bis dahin als Befehlshaber im Bezirke Novibazar von Osten her gegen die Montenegriner operirt hatte. Thatsächlich hat Mehemed Ali Pascha nur die Operationen der Donauarmee geleitet. Die anderen beiden Muschire (Feldmarschälle) Suleiman und Osman Pascha verfuhren durchaus selbstständig und betrachteten sich als allein vom obersten Kriegsrath in Constantinopel abhängig, ein Verhältniß, welches dem Ineinandergreifen der Operationen nicht eben förderlich gewesen ist. Mehemed Ali Pascha übernahm am 22. Juli in Schumla das Commando, ohne daß zunächst von seiner Seite die Offensive ergriffen wurde. Das Schwergewicht lag im Westen.

Osman Pascha hatte die in und bei Widdin stehenden Streitkräfte auf ein Minimum reducirt, da für's Erste das Eintreten Serbiens in die Action nicht zu erwarten war, und auch von den Rumänen bei Kalafat keine Gefahr drohte. Durch Verstärkungen, die von Sofia über den Balkan herangezogen waren, sah Osman Pascha sich in den Stand gesetzt, den Russen gegenüberzutreten, bevor diese sich eine richtige Vorstellung von den Vorgängen in ihrer rechten Flanke zu bilden vermocht hatten. So kam es, daß am 20. Juli der russische General v. Schilder-Schuldner, „nichts Böses ahnend", bei Plewna, das er besetzen sollte, auf die ihm überlegene Armee Osman Paschas stieß und von derselben auf's Haupt geschlagen wurde. Dieser Schlag wurde im russischen Hauptquartier zu Bjela sehr schwer empfunden. Man erkannte sofort, daß die russische Armee in Bulgarien nicht stark genug war, um sich gegenüber den plötzlich im Felde erscheinenden türkischen Streitkräften in ihren Positionen behaupten zu können. Da man in seiner Siegesgewißheit eine Reservearmee in Rumänien zu bilden für nicht nöthig gehalten hatte, die Verstärkungen daher aus dem Innern Rußlands herangezogen werden mußten, so waren plötzlich die Rumänen sehr gefragt und stiegen im Course. Die vierte rumänische Division wurde vom Fürsten Karl als Verstärkung erbeten; sie ging bei Nikopoli über die Donau und ihr Commandeur, General Manu, erhielt Anweisung, unter gewissen Fällen mit den Russen zu cooperiren, ohne jedoch dem russischen Obercommando untergeordnet zu werden. Osman Pascha sicherte sich zunächst durch die Besetzung Lowtschas, welches Adil Pascha am 27. Juli erstürmte und gegen einen Angriff der Russen am 30. Juli behauptete, seine rechte Flanke und schuf dann die Höhen um Plewna durch den Bau von Redouten, die zum Theil mit schweren von Widdin herbeigeschafften Positionsgeschützen armirt wurden, allmählich zu einer förmlichen „Feldfestung" um. Am 29. und 30. Juli wurde ein Angriff, den General v. Krüdener mit zwei russischen Armeecorps auf Plewna machte — der Kampf dauerte von neun Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachts — mit ungeheuren Verlusten für die Russen, welche mit Todesverachtung gegen die feuerspeienden Redouten anstürmten, zurückgeschlagen. Der bei Nikopoli stehende rumänische General Manu hatte die geforderte Mitwirkung angeblich mit dem Bemerken, „daß er nur von seinem Fürsten Befehle anzunehmen brauche", abgelehnt. Die Russen gaben diesem Umstande ihre Niederlage Schuld; General Manu wurde seines Postens entsetzt.

In dieser fatalen Lage wurden durch einen Ukas des Kaisers Alexander vom 3. August 188,600 Mann Landwehr erster Klasse unter die Fahnen einberufen und die Mobilmachung des Gardecorps und mehrerer Armeedivisionen angeordnet. Ebenso wurden mit der rumänischen Regierung Unterhandlungen wegen einer zweiten Convention angeknüpft, über deren Abschluß die „Politische Correspondenz" aus Bukarest, 22. August, berichtete. Authentisches ist über den Inhalt dieser Convention nicht bekannt geworden. Es soll dadurch die rumänische Armee, die ein selbstständiger Körper unter des Fürsten Karl Commando bleibt, unter russischen Oberbefehl gestellt, von Rußland dagegen zugesichert worden sein, daß es die fortan für Rumänien erwachsenden Kriegs-

Digitized by Google

kosten auf seine Rechnung übernehmen werde. Rußland soll ferner die Unabhängigkeit Rumäniens seinerseits anerkannt und sich anheischig gemacht haben, auch die anderen Mächte zur Anerkennung zu vermögen. Im russischen Kriegsrathe wurde es als eine absolute militärische Nothwendigkeit erklärt, Plewna „um jeden Preis zu nehmen". Die unter dem Oberbefehl des Großfürsten-Thronfolger stehende „Rustschuker Colonne" oder Ostarmee wurde angewiesen, sich bis auf Weiteres defensiv zu verhalten. Das Hauptquartier wurde nach Gornji Studen, westlich von Bjela und näher nach Plewna hin verlegt, wobei auch Gesundheitsrücksichten maßgebend gewesen sein sollen.

Berlin, Anfang October 1877. Politicus.

(Schluß folgt.)

Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

III.

Die türkische Regierung erklärte schon am 5. Juli 1865 ihren Beitritt zur Genfer Convention und war sogar auf drei Congressen, 1867 in Paris, 1868 in Genf und 1874 in Brüssel, vertreten, während z. B. Griechenland, der christliche Nachbar der Türkei, erst 1873 beitrat und nur auf einem Congresse, auf dem Brüsseler 1874, vertreten war. Es scheint aber nicht, daß im Schoße der türkischen Behörden oder seitens der türkischen Armeeverwaltung irgend etwas zur Ausführung der Convention geschehen ist. Denn erst elf Jahre nach dem Beitritt gewann die Türkei die Ueberzeugung, daß für eine mohamedanische Regierung das christliche Kreuz doch eigentlich kein passendes Emblem sei. Sie setzte daher den rothen Halbmond an die Stelle des rothen Kreuzes und machte davon, durch Schreiben des Safvet Pascha vom 16. November 1876, Anzeige bei dem Schweizer Bundesrath, welcher conventionsmäßig als Centralstelle, oder richtiger als Briefträger und Vermittelungsorgan zwischen den Regierungen fungirt. Zugleich bat Safvet Pascha, die der Convention beigetretenen Regierungen von dieser Vertauschung des Emblems in Kenntniß setzen und deren Zustimmung einholen zu wollen, indem er die Versicherung beifügte, daß die Türkei in allen übrigen Punkten den Vorschriften der Convention auf das Gewissenhafteste nachkommen werde. Rußland hat „für den bevorstehenden Krieg" den rothen Halbmond im weißen Feld als schützendes Zeichen anerkannt. Die übrigen Conventionsregierungen, welche der Schweizer Bundesrath, dem türkischen Ersuchen entsprechend, aufgefordert hatte, die Anerkennung und Respectirung des Halbmondes — nicht etwa blos für den bevorstehenden Krieg, sondern ohne jede zeitliche und örtliche Beschränkung, also ein für allemal — auszusprechen, scheinen jedoch entweder gar nicht oder nur spärlich oder verspätet geantwortet zu haben. So viel ich ermitteln konnte, haben nur Deutschland, England und Montenegro ausdrücklich zustimmende Erklärungen abgegeben. Ein Beweis, wie lose das Band geschlungen ist, und wie sehr es an jeder Organisation fehlt.

In Constantinopel hat sich zu Beginn des russisch-türkischen Krieges eine Hülfsgesellschaft „Medjuhini askérié iané djémiéti" gebildet, welche, laut des von ihr am 26. Februar 1877 erlassenen Circulars, als Schutzzeichen ebenfalls „le croisant rouge sur fond blanc" adoptirte und sich im Uebrigen strict auf die Grundlage der Genfer Convention gestellt hat.

Als bekannt setze ich voraus, daß während des gegenwärtigen russisch-türkischen Krieges von Rußland Beschwerden gegen die Türkei wegen Verletzung der Genfer Convention erhoben worden sind und zu einer Reclamation seitens des deutschen Reiches geführt haben, welcher Reclamation eine ganze Anzahl europäischer Regierungen beigetreten ist, einige derselben jedoch mit der Maßgabe und unter der Voraussetzung, daß bei einer Untersuchung der russischen Beschwerden auch eine solche der in gleicher Richtung von den Türken gegen die Russen erhobenen Gravamina, welche nicht nur in den Berichten von Zeitungsreportern, sondern auch von diplomatischen Agenten, z. B. in den Berichten des englischen Gesandten Layard an Lord Derby (d. d. Therapia, 24. Juli 1877 und vom 3. August 1877 und des Consul Reade an Layard (d. d. Schumla, 23. Juli 1877 und vom 28. ejusd.) ihre Bestätigung finden, eintreten werde.

Weniger bekannt ist, daß auch schon im Jahre 1876 während des Krieges zwischen den Türken auf der einen und den Serben und Montenegrinern auf der anderen Seite ähnliche Reclamationen stattgefunden haben. Während, wie bemerkt, die Türkei schon zwei Lustra früher der Genfer Convention beigetreten war, erfolgte der Beitritt von Serbien am 24. März 1876 und der von Montenegro am 29. November 1875 — also ad hoc, d. h. unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges, welchen Serbien und Montenegro gleichzeitig gegen Ende Juni 1876 den Türken erklärten. Als der Schweizer Bundesrath den Vertragsmächten den Beitritt von Serbien und Montenegro anzeigte, erfolgte dagegen ein Protest seitens der hohen Pforte; dieselbe erklärte, die Serben seien ihre Unterthanen und Montenegro stehe zu ihr in dem Verhältniß eines Vasallen, folglich seien beide Völkerschaften in dem von den Türken am 5. Juli 1865 erklärten Beitritt bereits mitinbegriffen, die neuerdings von dem Fürsten Milan in Belgrad und von dem Fürsten Nikolaus in Cettinje abgegebenen Beitrittserklärungen seien daher ohne alle Bedeutung und als nicht erfolgt zu betrachten.

Der türkische Protest war offenbar unbegründet hinsichtlich Montenegros. Allerdings behauptet die hohe Pforte noch bis zum heutigen Tage, Montenegro bilde einen integrirenden Bestandtheil des ottomanischen Reiches. Allein da die Türkei schon seit lange thatsächlich außer Besitz von Montenegro, und im Jahre 1858 der unter Mitwirkung der Pariser Vertragsmächte vorgenommenen „Délimitation" Montenegros beigetreten ist, so hat jene bloße Behauptung nicht die geringste völkerrechtlich-reale Bedeutung. Montenegro ist ein souveräner, von der Türkei unabhängiger Staat und ist auch seit 1858 von den europäischen Mächten als solcher angesehen und behandelt worden.

Nicht ganz so klar liegt die Sache hinsichtlich Serbiens. Die Serben sind der Türkei tributpflichtig, dem Hause Obrenowitsch ist zwar die erbliche Fürstenwürde seitens des Sultan übertragen, aber als Souverän ist es nicht anerkannt; die Türkei hat niemals ihrer Oberherrlichkeit (suzerainété) irgend etwas vergeben; der jetzt regierende Fürst von Serbien Milan Obrenowitsch IV. hat noch im Jahre 1874 dem Padischah Abdul Aziz in Constantinopel seine Aufwartung gemacht. Die Türken erblickten darin die Huldigung eines Vasallen, und Fürst Milan hat nicht widersprochen.

Diesem staatsrechtlichen Verhältniß steht nun aber die brutale Thatsache entgegen, daß Serbien eine eigene Armee hat, welche dem Commando des Padischah entzogen ist und durchaus nicht einen Bestandtheil des ottomanischen Heeres bildet. Diese serbische Armee nimmt nicht Theil an den Kriegen des Sultans. Während des Krimkrieges hat Serbien eine stricte Neutralität eingehalten. Die Russen haben es deshalb damals mit Vorwürfen überhäuft, die Türken nicht. Wenn Jemand, d. h. irgend eine dritte Macht, den „Vasallenstaat" Serbien mit Krieg überzieht, ist dann die Türkei Kraft ihrer „Suzerainété" verpflichtet, ihm zu Hülfe zu eilen? Darf Serbien ohne Zustimmung des „Suzerain" einem anderen Lande den Krieg erklären? Wenn Serbien die Waffen erhebt wider die Türkei, ist das Krieg oder Rebellion? Ueber alle diese Fragen läßt sich discutiren; und sie sind in der That unter den Interessenten noch heute bestritten.

Digitized by Google

IV.

Wichtiger als alle jene Controversen, welche ihren Ursprung in der Unklarheit des Verhältnisses zwischen der Türkei und Serbien haben, eines Verhältnisses, welches de jure einen staatsrechtlichen und de facto einen blos internationalen Charakter hat, ist die andere Frage: Verpflichtet die Genfer Convention blos gegenüber den übrigen Vertragsmächten, oder verpflichtet sie schlechtweg, also auch im Krieg mit einer Macht, welche der Genfer Convention noch nicht beigetreten ist, oder welche geradezu, bei Beginn des Krieges und während desselben, den Beitritt verweigert, — nicht blos mit Worten weigert, sondern auch durch Thaten, indem sie geflissentlich das Gegentheil von dem thut, was die Convention vorschreibt? Verpflichtet die Convention nur gegenüber auswärtigen Feinden, oder auch gegenüber rebellirenden Unterthanen, welchen die bisherige Theorie noch niemals das „Kriegsrecht" zugestanden hat? Verpflichtet sie also auch z. B. gegenüber einem aufständischen Vasallenstaat, dessen Feindseligkeiten von dem Lehnsherrn nicht als „Krieg", sondern als Felonie und Treubruch, als Rebellion und Verrath betrachtet werden?

Alle diese Fragen sind 1876 ans Anlaß des serbischen Krieges discutirt worden. Bekanntlich unterlagen die Serben den türkischen Waffen; sie führten nun Beschwerden über die türkischen „Horrors" — Horrors, welche die Serben ohne Zweifel selbst verübt haben würden, wenn sie siegreich gewesen wären. Der serbische „Minister der auswärtigen Angelegenheiten" reclamirte bei den in Belgrad beglaubigten diplomatischen Agenten der europäischen Mächte wegen Verletzung der Genfer Convention durch die auf türkischer Seite kämpfenden Tscherkessen und Baschi-Bozuks. Die Türken vermochten kaum zu leugnen, daß diese Leute arge Excesse begangen, und zogen dieselben von dem serbischen Kriegsschauplatze zurück, oder versprachen wenigstens, dies zu thun; gleichwohl führte der bekannte russische General Tschernajeff noch im Anfang October lebhafte Beschwerden bei dem serbischen „Minister der auswärtigen Angelegenheiten" wegen schlechter Behandlung verwundeter und gefangener Serben durch die Türken. Siehe die Actenstücke in dem „Bulletin international" (Genève, B. Soullier, cité 19—21), 7. année, Nr. 28, Octobre 1876, pag. 237 u. ff. Es geht indessen aus den Verhandlungen nicht hervor, ob die Verwundeten der serbischen regulären Armee angehörten. Auch reicht die Autorität jenes etwas abenteuerlichen russischen Generals, der den Fürsten Milan zum „König der Serben" ausrufen ließ, schwerlich aus, um die im Uebrigen durch nichts unterstützten Behauptungen zu bewahrheiten. Wir wollen sie daher vorerst dahingestellt sein lassen.

Die Serben wandten sich auch an das „Internationale Comité" in Genf mit der Bitte, bei der Pforte energisch einzuschreiten. Dies beruhte auf einer gänzlichen Verkennung der Stellung dieses Comités, das nur einen Vereinigungspunkt für die Hülfsgesellschaften der einzelnen Länder abgibt, einen wesentlich privaten Charakter hat und keinerlei völkerrechtliche oder staatsrechtliche Autorität, geschweige denn Executive besitzt. In Ermangelung einer solchen glaubte das Comité wenigstens seiner Ansicht Ausdruck geben zu müssen. Es that dies in der Abhandlung „Les destinées de la convention de Genève pendant la guerre de Serbie" (Genève 1876, B. Soullier). Es nimmt darin Partei für die Serben und stellt bedenkliche oder wenigstens bestrittene Rechtgrundsätze auf.

„Mit der Genfer Convention", so sagt das Comité, „verhält es sich nicht, wie mit einem Handels- oder Postvertrag; ihr Text enthält nirgends eine Beschränkung auf die vertragschließenden Staaten, vielmehr sind ihre Artikel ganz allgemein gefaßt, sie enthalten Regeln, welche allgemeine Gültigkeit, nicht blos eine solche für die Signatäre unter sich, beanspruchen, Regeln, welche unter allen Umständen zu beobachten sind; es handelt sich um ein humanitäres Glaubensbekenntniß, um ein Gesetz der öffentlichen Moral, das man nicht beliebig oder nach Umständen gelten lassen oder verleugnen kann. Wenn also schon in einem internationalen Krieg ein jeder beigetretene Staat der Convention nachleben muß, mag der Gegner sein, wer er wolle, um wie viel mehr nicht in einem inneren Kriege? Wäre es denn nicht ein Unsinn, sich das Recht beilegen zu wollen, seine Landsleute unbarmherziger behandeln zu dürfen, als die Fremden?"

Gewiß, diese Auseinandersetzung ist gut gemeint, aber sie enthält eben so viel Irrthümer als Worte.

Wenn ein Mönch das Gelübde der Armuth und der Keuschheit seinem Gott und seinem Orden abgelegt hat, so hat er dasselbe gegenüber einem Jeden und unter allen Umständen zu halten. Wenn aber ein Staat einen Vertrag mit anderen Staaten schließt, so kann nur ein Mitcontrahent Rechte daraus herleiten, nicht aber ein beliebiger Dritter. Dieser Satz steht wissenschaftlich außer Zweifel. Er ergibt sich aus der rechtlichen Natur des Staatsvertrags. Allerdings steht er nicht expressis verbis in der Genfer Convention, allein man wird ihn eben so wenig in irgend einem anderen Staatsvertrage finden, von welchem doch Niemand bestreitet, daß er nur zwischen den Contrahenten Rechte und Pflichten erzeuge. Man schreibt diesen Satz überhaupt nicht in die Verträge, aus dem einfachen Grunde, weil er sich vollkommen von selbst versteht. Der Staat als solcher kann weder einen Moralcodex aufstellen, noch Glaubensbekenntnisse oder Ordensgelübde ablegen; dies liegt vollkommen außerhalb seines Wesens und seiner Zwecke.

Es würde unbegreiflich sein, wie das Genfer „Comité international de la croix rouge" in solche Irrthümer sich verirren konnte, wenn nicht einestheils der Eifer für eine an sich lobenswerthe Absicht manchmal zu solchen Täuschungen führte, und wenn nicht andererseits die eigenthümliche, fast möchte ich sagen saloppe Form des Vertrages dergleichen provocirte.

Es ist die bloße „Beitrittserklärung", welche irre führt. Die „Convention von Brandenburg" und die anderen Specialverträge, von welchen ich unter Abschnitt II. gesprochen, sind zwischen den Bevollmächtigten der Souveräne geschlossen, die einander wechselseitige Garantien gaben, den Vertrag, wie es dort heißt, „unverbrüchlich zu halten". Es handelte sich also da um einzelne zwischen bestimmten Contrahenten formell und ad hoc abgeschlossenen Specialverträge. Etwas Anderes sind jene internationalen Verträge, welche bleibende und generelle Vorschriften aufstellen oder dauernde Institutionen für Viele schaffen. Ein solcher Vertrag war z. B. der des deutschen Zollvereins, welcher gegenwärtig, abgesehen von dem Großherzogthum Luxemburg, durch die Verfassung des deutschen Reiches absorbirt ist. Allein auch hier genügte nicht eine bloße Beitrittserklärung, vielmehr wurde zwischen den Staaten, welche bereits beigetreten waren, und demjenigen, welcher neu beitrat, ein förmlicher neuer Vertrag abgeschlossen, welcher die Modalitäten des Beitritts und die sonstigen wechselseitigen Rechte und Pflichten regelt. Bei der Genfer Convention dagegen genügt eine bloße Beitrittserklärung, ohne daß dieselbe von den dem Verein bereits angehörigen Staaten förmlich acceptirt wird. Eine Zustimmung derselben wird überhaupt nicht gefordert. Ein Protest gegen den Beitritt ist, den unter Abschnitt III. erörterten Fall ausgenommen, bis jetzt nicht erfolgt. Dieser Protest ist unerledigt geblieben, weil bei der mangelhaften Verfassung der ganzen Einrichtung weder irgend eine competente Stelle, durch welche, noch Formen und Proceduren, nach welchen entschieden werden könnte, existiren. Hat ja doch sogar die Pariser „Commune" die Wohlthaten der Genfer Convention für sich in Anspruch genommen und ihren Beitritt erklärt, ohne daß Jemand da war, der sie aufgenommen oder zurückgewiesen hätte!

Ich werde auf diese Mängel der Vertragsform und der Einrichtung noch einmal zurückkommen müssen. Hier genügt es mir, darauf aufmerksam zu machen, daß diese formellen Mängel die Quelle bilden, aus welcher die irrige Ansicht entsprungen, der Vertrag sei ein Glaubensbekenntniß oder gleich-

Digitized by Google

sam ein in's Blaue hinein gerichtetes „Diesen Kuß der ganzen Welt!" Eine Realisirung dieser Absicht ist praktisch unmöglich. Man denke sich etwa folgenden Fall:

Ein Staat, welcher der Convention beigetreten, führt Krieg gegen einen Staat, der dies nicht gethan hat. Der Nichtconventionsstaat hat das Recht, Kriegsgefangene als Rebellen zu tractiren, auf Ambulanzen und Lazarethe zu schießen, das Sanitätspersonal als Feind zu behandeln u. s. w., und er wird von diesem Rechte Gebrauch machen gegenüber dem Conventionsstaat, welcher alles das nicht darf. Würde nicht die Kriegführung des Conventionsstaates darunter leiden? Würden nicht seine Reihen gemieden werden von den Aerzten, dem Sanitäts- und Hülfspersonal, weil diese Personen hier allen Gräueln des Krieges ausgesetzt wären? Würde nicht der Nichtconventionsstaat (und seine Armee) Nutzen daraus ziehen, daß bei ihm das Sanitätswesen einen Schutz genießt, welchen er dem Gegner verweigert? Würde nicht der Conventionsstaat für seine Unterwerfung unter die Grundsätze der Humanität bestraft sein und der Nichtconventionsstaat für die Verleugnung und Verletzung derselben eine Belohnung erhalten?

Noch unhaltbarer als diese „Glaubensbekenntniß"-Theorie ist die von der Gleichstellung des internationalen und des inneren oder des Bürgerkrieges, von der Gleichberechtigung des äußeren und des inneren Feindes, des Krieges und der Rebellion. Der kriegführende Staat verletzt keine staatsrechtlichen Pflichten. Für den Austrag einer internationalen Differenz gibt es keine Proceßordnung und keine Gerichte; es bleibt daher nichts übrig, als der Appell an die Waffen. Bei einer internen Differenz zwischen Bürgern des nämlichen Landes aber bestehen Gerichte, Proceduren, Grund- und Verfassungsrechte, welche Abhülfe verheißen; der Appell an das Schwert ist also nicht statthaft. Vor dreihundert Jahren durften die deutschen Fürsten Bündnisse mit dem Auslande abschließen und Krieg führen; ja, sie führten Krieg und schlossen Frieden sogar mit dem Kaiser. Wer heute dasselbe unternimmt, ist ein Rebell gegen Kaiser und Reich. Man wird ihn als Rebellen behandeln und ihm nicht die Rechte der Genfer Convention zugestehen. Denn die Verfassung gewährt ihm friedliche Mittel, seine Rechte geltend zu machen und seine Beschwerden zum Austrag zu bringen. Die erste Pflicht des Staats ist die der Selbsterhaltung gegen äußere und innere Feinde. Für die äußeren hat er als Mittel den Krieg, für die inneren das Strafrecht. Er kann das letztere mit der Genfer Convention nicht vertauschen. Denn das hieße das Verbrechen wider den Staat privilegiren und aus der Humanität gegen Feinde eine Grausamkeit gegen Freunde machen.

Fast scheint es, die Herren Moynier und Genossen haben bei ihrer Ausführung an die bekannten Schweizer-Putsche gedacht. Und es ist ja wahr, wenn sich Basel-Stadt und Basel-Land von einander trennen, oder wenn, wie im März 1839 in Zürich, ein „Straußenkrieg" ausbricht, so ist das ja weiter kein Unglück; aber in einem großen Staat gehören nun einmal Rebellionen nicht zu den harmlosen oder gar spaßhaften Dingen.

Endlich beruft sich das Genfer Comité noch darauf, daß ja Preußen im Jahre 1866 die Genfer Convention beobachtet habe gegenüber Oestreich und dessen Alliirten, welche derselben noch nicht beigetreten waren. Das ist wahr. Allein es beweist nichts. Denn Preußen handelte hierbei durchaus freiwillig und nicht in Erfüllung einer Zwangs- oder Vertragspflicht, welche ihm den gedachten Feinden gegenüber nicht oblag. Die einseitige Beobachtung der Vorschriften der Genfer Convention durch die Preußen während jenes Krieges, welcher, nachdem er kaum begonnen, auch schon entschieden war, ist ein vollkommen freiwilliger Act der Sittlichkeit, der Humanität und der Mäßigung. Nicht minder aber auch ein Act politischer Klugheit, welcher bei der weiteren Entwickelung unseres Verhältnisses sowohl zu der östreichisch-ungarischen Monarchie, als auch zu den damals noch „feindlichen Brüdern" in Deutschland seine reichlichen und wohlverdienten Früchte getragen. Dieser rein spontanen Entschließung der preußischen Regierung und Armeeleitung den Stempel der Erfüllung einer Zwangspflicht aufdrücken zu wollen, wie es das Genfer „Comité international" beabsichtigt, ist nichts als ein Versuch, dieselbe ihres hohen Verdienstes zu entkleiden.

Es scheint denn auch, das Genfer Comité hat mit seiner Glaubensbekenntnißdoctrin keinen Beifall gefunden. Die Mächte des Pariser Friedens, unter dessen Garantie Serbien gestellt ist, haben allerdings bei der Pforte reclamirt, allein sie stützten ihre Reclamationen wegen der von den Tscherkessen und Baschi-Bozuks verübten Grausamkeiten nicht auf die Genfer Convention, welcher die Türkei am 5. Juli 1865 und ihr Vasallenstaat Serbien erst am 24. März 1876 beigetreten war, sondern auf den Pariser Frieden, welcher die Türkei „zur Theilnahme an den Vortheilen des europäischen Concerts und Völkerrechts" zuließ und ihr damit auch die entsprechenden Verpflichtungen auferlegte, also auch die Verpflichtung, das auf Observanz (nicht auf Vertrag) beruhende allgemeine Völkerrecht des Kriegs zu respectiren. Damit haben die Mächte der Auffassung des Genfer Comités ihre Anerkennung verweigert.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Vom Kriege.

... Dreizehn Mann todt ...

Nix von den Krieg. — Bi Varna blot
Hört man, en lütt Gefecht,
Ganz unbedüdend, dörtein dot,
As de Depeschen seggt.

Man dörtein! — denk ik — dörtein Mann!
Dat is — in Bruch — wovel
Von so vel Dusend? — Doch ik kann
Nich seggn jüs, wat för'n Deel.

En Dutz un Een — nu ja, dat is
So vel, as ik — un du —
Min Broder — min ol Vader — jüs —
Min Kinner un min Fru.

Herrgott! — Un dat in een Gefecht! —
Un in en lütt! — Herr Gott,
En lütt! — as de Depeschen seggt —
Man dörtein Minschen dot!

Un weern dat Se, weern't ik — un du —
De Kinner — weern dat se —
Weern dat min Leefsten un min Fru
Wo blev de Angst un Weh!

Ja, weer dat, öwer't Dutz, de Een —
Un weer't min jüngste Gör —
Wer meet de Thranen, de wi ween'n,
Wer dacht de Smarten dör!

Wenn dat nu in de Dusend ritt —
Wo is en Kul, so grot,
För all wat Menschenhart vergütt
An hitte Thra'n un Blot!

Digitized by Google

Un list du nu wat schreben steit,
Wat Zar un Kaiser schrev:
So is dat för de Christenheit
Un rein ut Menschenlev!

De Eer kunn still stan! — Doch de Welt
De geit ehrn olen Gang;
De Menschen bu'n dat blödige Feld,
De Vageln sing'n ehrn Sang.

Klaus Groth.

lütt klein. Deel Theil. man nur. Gör Kind, engl. girl. meten messen, meet mäße. Smarten Schmerzen. Kul Grube. hitt heiß. rein nur, gänzlich. Eer Erde. bu'n bauen, bebauen.

Memoiren einer Idealistin.*)

Es ist ein eignes Buch, diese „Memoiren einer Idealistin", worüber es schwer fällt, auf dem Raum von nur wenigen Zeitungsspalten eine zugleich eingehende und gerechte Besprechung zu liefern. Und doch bin ich veranlaßt worden, einmal das Urtheil einer Frau darüber abzugeben, nachdem seither nur Männer ihre Kritik an demselben geübt. Das Buch erfreut sich eines ungewöhnlichen Erfolgs, trotz mancher, neben den lobenden, recht wegwerfender Besprechungen. Dabei ruht der Schwerpunkt der Memoiren durchaus nicht auf sensationell geschilderten Thatsachen, vielmehr auf den darin ausgesprochenen Gedanken. Worin liegt nun das Gewinnende, Fesselnde, worin das zum Widerspruch Reizende dieses Werkes? Mich dünkt, wir finden die Antwort gleich in der Widmung desselben, in welcher die Tochter der Aristokratie nach Erringung der eignen Emancipation von der traditionellen Autorität der Fürstenmacht von Gottes Gnaden, von der Autorität der christlichen Kirche und der der Familie, im Gedanken an den Tag, an welchem solche Emancipation der Frau auch im Großen und Allgemeinen eine vollendete Thatsache sein wird, ihre Memoiren „vorzüglich den ausgezeichneten Frauen widmet, die mit an der Emancipation der Frau arbeiten". Ein Buch, das nach Theorie und Leben die Emancipation der Frau vertritt, und dies mit vielem Geist und vielem Gemüth, muß ebensoviel Widersacher als Freunde gewinnen. Dazu ist die Idealistin ein Kind der Revolution, und geht wie diese über das Gerechtsame ihrer Forderungen hinaus. Es tritt uns in ihr eine Verkörperung des Zeitgeistes entgegen, mit all seiner exaltirten Unruhe, die, nirgend in dem Gebotenen Befriedigung findend, stets darüber hinausstrebt und in leidenschaftlichem Verlangen nach dem Ideal alle Schranken durchbricht, ohne das Ziel des Strebens, ohne das Ideal erreichen zu können. Daher das Gewinnende, daher das zum Widerspruch Reizende in diesen Memoiren.

Die Verfasserin wurde im Schoße einer angesehenen adeligen Familie geboren, die zugleich mit dem Regentenhause des Landes eng verbunden war. Eine Revolution ertrotzte auch im Fürstenthum H. eine freisinnigere Verfassung; der Fürst aber ging in ein freiwilliges Exil, wohin ihm Herr v. M., Malwidas Vater, folgte. Dies wurde die Veranlassung, daß auch die Familie M.s ein zeitweiliges Wanderleben führte. So erhält Malwida v. M. schon früh die verschiedenartigsten Eindrücke und wird zu manchem ersten Nachdenken hingeleitet, selbst über die bestehenden staatlichen und socialen Verhältnisse, die ihr bereits nicht idealisch erscheinen. Indeß erfordert die Erziehung der Kinder, daß die Familie wieder einen festen Wohnsitz nehme, und sie wählt zu solchem die kleine nordische Residenz D. Hier findet bei dem ersten Geistlichen der Stadt die Confirmation der jüngern Töchter statt. Unsere Idealistin vermag aber auch in der Religion kein Ideal zu finden, vielmehr entfernt sie sich immer sceptischer von der Kirche und ihrem Gottesdienste. Um so heftiger steigert sich ihre unruhvolle Sehnsucht nach Erstrebung eines andern Ideals, welches ihrem Leben befriedigenden Inhalt zu verleihen vermöge. Seit früher Kindheit hat sie eine Art Heroencultus getrieben, hauptsächlich der Verehrung der griechischen Helden gewidmet: sollten nicht auch in der Gegenwart göttergleiche Existenzen sich finden lassen, berufen, der übrigen Menschheit Erleuchtung in die Nacht der Zweifel zu bringen?! Im Badeorte W. lernt Malwida v. M. in einem russischen Diplomaten eine Persönlichkeit kennen, für die ihr Herz in erster Liebe erglüht. Die Vermögensverhältnisse gestatten jedoch keine Verbindung, und der Russe „weiß beim Scheiden, daß er ein tiefes Weh hinter sich läßt". Die Familie verbringt den nächsten Winter in „einer großen Stadt Deutschlands", wo es Malwida v. M. gewährt ist, bei einem der bedeutendsten Maler Stunden zu nehmen. Ihr ganzes Sein geht nun im künstlerischen Schaffen auf, in welchem sie jetzt das Ideal ihres Lebens zu finden meint. „Herzzerreißend ist deshalb ihr Schmerz", als sie diesen weihevollen Studien entsagen muß, um in die kleine nordische Residenz zurückzukehren. Ihr ist noch Härteres beschieden, indem ein eintretendes Augenleiden sie zwingt, der Malerei ganz zu entsagen. Erst murrt sie gegen das Schicksal; doch entdeckt sie ein gewaltigeres Mittel, dem Ziele ihres Lebens zuzueilen, als Religion und Kunst es gewesen wären, nämlich die Theilnahme durch Gedanken und That am Fortschritt der Menschheit: „Ich verließ die Specialität, um in das Bereich der Fragen auf der ganzen Leiter des menschlichen Daseins einzutreten. Aber wie immer, so verlangte ich auch hier, sogleich von der Theorie zu den Consequenzen überzugehen." Sie beginnt die Armen zu besuchen u. s. w. In diese Zeit fällt die Rückkehr des Candidaten Th. A., Sohn des erwähnten ersten Geistlichen zu D., nach absolvirten Universitätsjahren in das elterliche Haus und Malwidas v. M. nähere Bekanntschaft mit ihm. Ihr Schicksal war entschieden. Unsere Idealistin wird widerstandslos fortgerissen auf der Bahn, die Th. A. für sich selbst erwählt hat. Bald ist ihr Verhältniß dem ganzen Städtchen kein Geheimniß mehr und wird vielfach bekrittelt. Frau v. M. aber, die stets der liberalen Gesinnungen gepflegt und in deren Haus von jeher Maler, Musiker, Schauspieler Zugang gehabt, also, daß es scherzweise die „Künstlerherberge" genannt wurde, sie zeigt sich bereit, dem Glück ihres Lieblingskindes alle Standesvorurtheile zu opfern, und erbietet sich, für Th. A. eine Anstellung zu erwirken, die der Liebenden Verheirathung ermöglicht. Da weist Malwida dies zurück. „Denn", sagt sie, „der Gedanke an die geringste Verpflichtung, an das mindeste äußere Band bei einer Neigung, die auf Allem, was heilig und schön in uns war, beruhte, war mir zuwider." — Ich kann mich hierbei des Zweifels nicht erwehren, daß zur Zeit, mehr noch als solche Ueberschwenglichkeit, die Scheu vor dem entschiedenen Austritt aus den bevorzugten Standesverhältnissen diese Erklärung dictirte. Es ist etwas ganz Anderes um den Bruch mit den eigenen Vorurtheilen, als um die Aufgabe des seither unter der Aegide dieser Vorurtheile zur süßen Gewohnheit gewordenen Daseins. — Erst nach erfolgter Trennung von dem Freunde wächst mit dem Vermissen Malwidas Liebe bis zur vollkommenen Beherrschung ihres Seins und Handelns und bis zur vollständigen Entwickelung der Demokratin in ihr. Das ereignißvolle Jahr 1848 aber mit seinen schwärmerischen Freiheitshelden und deren erschütternden Kämpfen und Leiden, und mit der darauf folgenden Reaction der Selbstsucht und Bornirtheit, es vollendet Malwidas v. M. innere Emancipation und drängt, diese nach Außen zu vollenden. Inzwischen erfährt sie, daß, während ihre Liebestreue keinem Wandel zu unterliegen vermag, Th. A. ihr die seinige gebrochen, um die neue Neigung einer neuern, diese einer neuesten und letztere einer allerneuesten zu opfern. Sie leidet namenlos darunter — verzeiht ihm aber und will fortan nichts weiter, als ihm Freundin sein. Solche Gestaltung eines von der M.'schen Familie ohnehin mißbilligten Verhältnisses trägt nothwendiger Weise dazu bei, den Conflict der entgegengesetzten Ansichten zu schärfen. Das Zusammenleben

*) 2. Aufl. 3 Bde. Stuttgart 1877, Auerbach.

Digitized by Google

mit ihren Angehörigen wird endlich Malwida unerträglich, und sie beschließt zu gehen. An der von Gesinnungsgenossen neu gegründeten Hochschule zu H. findet sie Aufnahme und befriedigende Thätigkeit. Hier trifft sie noch einmal für kurze Zeit mit Th. A. zu gemeinsamem Wirken zusammen. Die Bethätigung ihrer Liebe war ihm überall gefolgt und begleitet ihn ferner. Sie hatte freundliche Ueberraschungen ersonnen, welche die Monotonie seines Gefängnißlebens unterbrachen; sie vermittelte seine Anstellung an der Hochschule, und sie sucht ihn später in der Einsamkeit und Verlassenheit seines letzten schweren Krankseins auf. Kaum hat sie jemals ein Bedenken ihrer Liebe gegenüber gehabt; ein mögliches letztes schwindet Angesichts des den Freund bedrohenden Todes. Hier waltet die heilige, selbstvergessene Liebe, die ihr höchstes Glück im Dienste des Geliebten findet. Wer solche Liebe in den Staub zu ziehen vermag, spricht sich selbst das Urtheil. Leider gibt es aber gar Viele, die in ihrer eigenen Gefühlsrohheit sie nicht zu begreifen vermögen, und deshalb ist es nicht gut, solches Heiligthum aus des Herzens Schrein herauszuholen in die Oeffentlichkeit, wo es aller Frivolität preisgegeben ist. Ein reineres Verständniß fehlt ihr noch, wie mit dem sterbenden Freunde auch ihres Lebens reichster Inhalt dem Tode verfällt. Als sie ihn verlassen muß, als sie Abschied „für immer" von ihm genommen und folgenden Tages in der kalten, grauen Dämmerung den Zug besteigt, der sie nach H. zurückbringt, da klagen wir mit ihr: Was bleibt Dir noch übrig in dieser Welt? und finden mit ihr keine tröstlichere Antwort als: „Gut zu sein." — Bald darauf erfolgt die Auflösung der Hochschule zu H., wonach Malwida v. M. sich nach Berlin begibt, das sie wieder auf Rath der Polizei verlassen muß. Sie flüchtet nach England, wo nun für sie in Wahrheit ein Leben der Arbeit um die Existenz beginnt. Nicht, daß nicht Mutterliebe und Geschwisterliebe stets bereit gewesen wären, ihr beizustehen; Malwida v. M. mochte aber keine Hülfe von denen annehmen, die sie so tief betrübt hatte. In England angelangt, klopft sie zuerst an G. Kinkels Thür, zagend, zweifelnd, findet aber bei der Familie den herzlichsten Empfang und allen gewünschten Rath und Beistand zum Beginn der Existenz einer Privatlehrerin. Als solche lernt sie das englische Familienleben kennen, freilich zunächst vom schoolroom und der nursery aus, und deshalb von seiner wenigst ansprechenden Seite. Andererseits wird sie mehr und mehr in den verschiedenen Kreisen der Emigration bekannt und tritt vielen der bedeutendsten Persönlichkeiten derselben freundschaftlich nahe, wie Carl Schurz, dem berühmten Befreier Gottfried Kinkels aus der harten Gefangenschaft zu Spandau, der Livländerin Frau v. B., dem Russen Alexander Herzen, dem Ungarn Pulszky, dem Franzosen Barthélemy, dem Polen Worcell, vor Allen aber Mazzini, den sie uns als einen der edelsten und liebenswürdigsten Charaktere schildert. Auch werden von verschiedenen dieser Demokraten Versuche gemacht, Männer des Volks zu den Bestrebungen für sein Wohl heranzuziehen und Malwida v. M. betheiligt sich mit an denselben. In nächste Beziehung tritt sie aber zu Alexander Herzen, dessen Familie sie als die „Familie ihrer freien Wahl" erkürt, indem sie die Erziehung von Herzens Töchtern übernimmt. Drei Jahre weilt sie im Herzen'schen Hause, da führt der Besuch eines Alexander Herzen befreundeten russischen Ehepaars ihren Austritt herbei, indem sie in Anbetracht ihrer Erziehungstheorien öfter mit der russischen Dame in Conflict geräth und letztere Herzen dahin beeinflußt, daß er lieber die Idealistin als seine Landsmännin ziehen läßt. Das sind nun wieder unsagbare Kämpfe, die Malwida durchzumachen hat. Ein höchst charakteristischer Zug ist es dabei, daß sie in ihren Grübeleien über die Veranlassung zur Trennung es dahin bringt, sich selbst alle Schuld zuzuschreiben, nun sich aber auch gleich versichert fühlt, Herzen werde, nachdem sie ihm dies brieflich eingestanden, sie mit tausend Freuden zurückrufen. Herzen antwortet ihr sehr dankbar für ihre stets zur Selbstverleugnung bereite Freundschaft, wünscht jedoch den status quo zu erhalten. Ihr Freund Damogès schreibt aber: „Wenn die Hingebung bis zur Aufopferung des legitimen Selbstgefühls, des individuellen Stolzes geht, so bleibt sie zwar noch edel, aber sie ist unnatürlich; sie ist in Gefahr, das Grundgesetz der Natur, die Erhaltung der Persönlichkeit zu zerstören." Damogès hat Recht. In dieser jedesmaligen vollständigen Hingabe ihres Seins an die ihrem Herzen theure Persönlichkeit liegt etwas, was den Stolz eines andern Weibes empört. Mag die Liebe des Weibes noch so selbstlos und opferwillig sein, sie muß sich vor dem Schein der Aufdringlichkeit hüten, damit nicht die Weiblichkeit verletzenden Angriffen preisgegeben werde. Bezüglich des erwähnten Falles wird es uns zur wahren Wohlthat, Malwida v. M. später die Genugthuung widerfahren zu sehen, daß Herzen sie bittet, die Erziehung der Töchter wieder zu übernehmen. Ihrer geschwächten Gesundheit wegen war sie nach Paris gegangen, wo sie sich mit Richard Wagner befreundet hatte. Hierher holt sie sich nun ihren Liebling Olga und lebt fortan dem Kinde, der Kunst und der Philosophie, worüber sie sich also äußert: „Ich hatte das Ziel und die Pflicht gefunden, denen fortan mein persönliches Leben geweiht sein würde, ein Wesen zu der höchstmöglichen Vollendung seiner selbst zu erziehen. Dann hatte ich den Künstler gefunden, dessen Streben mir allein ein neues Ideal verwirklichte und mir die Ahnung bestätigte, daß das Reich des Ideals überhaupt nur in der Kunst sei. Endlich aber hatte ich den Philosophen gefunden, dessen Anschauungen meinem Ahnen zu Hülfe kamen, dessen erhabene Weisheit die unerschütterliche Stütze bot, an deren Hand ich den Weg des Lebens weiter wandeln sollte. Damit hatte mein Suchen ein Ende."

Verfolge ich nun das Leben unserer Idealistin bis zu dem Zeitpunkt, mit welchem ihre Memoiren schließen, so macht sich jene oben erwähnte exaltirte Unruhe geltend, jenes Abstreifen aller Fesseln im Streben nach dem Ideal, dabei zugleich das Bedürfniß des Anschlusses an einen Führer durch die sich aufthürmenden Wirrsale, welche Malwida v. M. als echtes Kind ihrer revolutionären Zeit charakterisiren. Sie sucht Befriedigung in der Ferne, in der Religion, der Kunst, den Menschen, und findet sie nicht, bis sie Th. A. begegnet. Dieser wird ihr zum Typus alles Herrlichen und zum Führer auf der Bahn seiner Ideen. Nachdem der Tod die Ketten gelöst, mit welchen sie sich freiwillig nach Geist und Herzen an ihn gebunden, treibt sie wieder die alte exaltirte Unruhe, bis sie neue Autoritäten gefunden, die ihre Unterwerfung annehmen, Kinkel, Mazzini, Herzen, Wagner, zuletzt Schopenhauer, in Absentia seiner Person als philosophisches Werk. Es ist immer der kindlich-enthusiastische Heroencultus, der in der Person die personificirte Idee verehrt. Solches Verhältniß kann sich aber leicht umkehren, namentlich für ein enthusiastisches weibliches Herz. Und dies tritt, wie mich dünkt, in Malwidas Verhältniß zu Th. A. hell zu Tage. Ich kann nicht umhin, dem Zauber, den diese Persönlichkeit auf sie geübt, die hauptsächlichste Beeinflussung ihrer späteren Gedanken- und Lebensrichtung zuzuschreiben. Nicht, daß sie ihr diese Richtung gegeben hätte. Nach der Entwickelung ihrer Intelligenz und ihres Gefühlslebens war sie bereits zu einer logischen Schlußfolgerung gekommen, hatte bereits ihr eigener natürlicher Rechtssinn sie zur Erkenntniß geführt, daß im Leben des Staates, der Religion und der Familie Manches faul war. Ohne Th. A. wäre sie aber wohl kaum zu den Consequenzen gelangt: „daß die Individualität ein Recht habe auf Alles, um Alles zu werden, was sie werden könne. Daß es erlaubt sei, jede Autorität zu brechen, um dieses Recht zu erobern u. s. w." Das ist eine aus der Darwin'schen Theorie vom „Kampf um's Dasein" gezogene Consequenz, die ebensowohl gegen jede höhere moralische Gerechtigkeit streitet, als gegen der Verfasserin eigenes weiches Herz. Wir haben in Malwida eine der Bahnbrecherinnen für die Emancipation der Frau zu verehren, welche ihren Weg nach voller Ueberzeugung und mit hoher Opferfreudigkeit gegangen ist. Indeß vermag ich nicht in der Emancipation, die sie in und für sich selbst errungen, ein Allgemeinideal für uns Frauen zu begreifen. Eine Emancipation, welche das Kind losreißt von allen Verpflichtungsbanden der Familie, damit von den Wurzeln seines natürlichen Liebesdaseins; eine Emancipation, welche es ungereimt findet, das Kind auf einen Schöpfer des

Digitized by Google

Weltalls hinzuweisen, es dagegen lehrt, in dem Schöpfer irgend eines bedeutenden Kunstwerks einen Gott zu verehren; eine Emancipation, welche den Müttern und Erzieherinnen den Schopenhauer als Evangelium in die Hände legt: sie kann, dünkt mich, keinesfalls der Frau, und kann der Nation nicht zum Segen werden. Denn in der Negation des Göttlichen liegt auch die Vernichtung jedes Ideals einer höhern ästhetischen Freude; das edlere Geistes- und Gemüthsleben haucht seinen Weheruf der Entsagung durch die Schöpfung und nur rohe Genußsucht feiert ihre Feste. — Andererseits begrüße ich mit Freuden in den Memoiren ein schönstes Zeugniß für das Anrecht der Frau, sich mit betheiligen zu dürfen an den höchsten Fragen der Menschheit. „Prüfet", heißt es auch diesem Buche gegenüber, „und behaltet das Gute." Dieses ist reichhaltig, und muß uns fördern in dem Streben zur Selbsterkenntniß, zur Ueberwindung der Selbstsucht und zur Gewinnung eines weitern Blicks über die socialen Interessen und Umgestaltungen, wie über die geschichtlichen Ereignisse. J. v. D.

Das Poetische in den Werken der Baukunst.

Von G. Ebe.

(Schluß.)

Die Theorie Böttichers über die Bildung der griechischen Detailformen war eine wahre Wohlthat, man sah doch wo und wie. Die Hypothese Böttichers gipfelt darin, die Bildung derselben aus dem Symbolisiren der Verhältnisse zwischen Last nnd Stütze, aus dem Unterschiede des Tragenden, Getragenen und Freitragenden zu erklären. Jedenfalls fühlt man sich geistreich angemuthet, wenn auch durch das Unterscheiden von Kernform und angeheftetem Schmuck eine Annahme hinzukommt, welche im Wesen der Kunst nicht begründet ist. Es ist wohl berechtigter in den traditionellen Kunstformen weder Kern noch Schale zu sehen, niemals blos die schmückende Zuthat eines für sich erfundenen structiven Gerüstes, vielmehr ist jeder Theil ein Träger des Kunstgedankens und sein Dasein wurzelt gleichzeitig in der gewollten Schönheitsidee wie in der constructiven Nothwendigkeit. Durch das Isoliren des structiven Kernschemas, das nun nicht mehr zu den Kunstmitteln zählt, kann Böttticher eine Lücke in Betreff der Entstehung des künstlerischen Gesammtbildes nicht ausfüllen, denn nun kann dasselbe nur noch aus rein constructiven Bedingungen oder Nützlichkeitszwecken, also im Wesen gänzlich unkünstlerischen Potenzen erklärt werden. Auch die Versuche der Neugothiker, vor Allen des Viollet-le-Duc, den Stil aus rein constructiven Gründen herzuleiten gehen fehl, denn ein bestimmter Zug der künstlerischen Phantasie kann dieselben constructiven Mittel mit gleicher Wahrheit zu ganz verschiedenen Zielen führen. Der Hauptunterschied der Stile bleibt jedenfalls in der Hauptsache unabhängig von der Bildungsweise der Detailformen, er kann nur in der verschieden veranlagten Phantasie der bauenden Völker gefunden werden, die ihr Ideal, um nur Eins anzuführen, bald in breit an den Boden gelagerten Massen, bald in himmelanstrebenden Formen erblicken wollten.

Mit der Fähigkeit, die einen oder die anderen seelischen Urmotive in sich aufzunehmen oder abzuweisen, theilen sich die Geister, und hierin steckt der wahre Keimpunkt aller historischen Stilarten. Material und andere Zweckmäßigkeitsgründe wirken als mächtige Factoren der Entwicklung mit, aber sind doch nicht in erster Linie bestimmend. Die historisch gewordene Form, in der die Volksseele das Ideal ausprägen mochte, das ist der Stil. Die Naturumgebung mußte jedem Volke sein bauliches Ideal bilden helfen, denn da die Baukunst nach denselben Gesetzen schafft wie die Natur selbst, so muß sie auch mit der umgebenden Landschaft in den Linien von Bergen, Wasser und Pflanzengebilden übereinstimmen, sie behält davon einen Localton; und deshalb kann zum Beispiel kein griechischer Tempel in nordischer Landschaft stehen.

Für den Architekten der Gegenwart ist die Stilfrage eine Art Seeschlange, für das Publicum nicht ganz soviel Ungeheuer, aber ebenso fabelhaft. Man kann dieser Frage nicht mit dem in der Idee zutreffenden Satze aus dem Wege gehen, daß es sich nur darum handelt, die jedesmal passendste Form für die Verwirklichung des Inhalts zu finden. In der Praxis wird sich der Künstler immer der schon ausgeprägten Kunstformen bedienen müssen, also sich nothwendig an einen der überlieferten Stile anlehnen. Es ist gar nicht anders möglich, denn selbst die Berechtigung des Einzelnen zugegeben, von seinem individuellen Standtpunkte aus die Formen neu zu gestalten, so wird doch seine Kraft nur ein Sandkorn bedeuten gegen die Masse dessen, was alle Jahrhunderte vor ihm geschaffen, auch wird er bizarr und unverständlich werden, wenn er die Originalität übertreibt. Gewöhnlich wird allerdings die Stilfrage in unserer Zeit viel einfacher entschieden, es wird vom Bauherrn von vornherein die Anwendung einer speciellen Schablone vorgeschrieben. Bei dieser Sachlage kann dann freilich von einem frischen Kunstschaffen keine Rede sein. Aber selbst diesen traurigsten, leider immer noch sehr häufig eintretenden Fall bei Seite gelassen, so fühlt der Architekt selbst die Schwierigkeit, das immer wieder andrängende Neue ausschließlich in die Formen einer historisch abgeschlossenen Kunstperiode zu fassen, selbst wenn er glaubt, dieselbe aus innerer Nöthigung ergriffen zu haben. Er wird eklektisch und wenn auch von willkürlichem Vermengen sich innerlich fremder Kunstformen keine Rede sein kann, so kommt er doch in Verlegenheit, wenn ihm meuchlings die Pistole auf die Brust gesetzt wird und er bekennen soll, ob sein soeben geplantes Werk griechisch, römisch, gothisch sein soll, oder irgend einer Nüance der Renaissance nachgebildet wurde? — Nun muß er sich mit der Benamsung abzufinden suchen, so gut es gehen will, denn daß er hat modern sein wollen, darf er gar nicht gestehen, ohne allen Respect einzubüßen. Das Neue, was er vielleicht geschaffen hat, wird ihm als Versündigung gegen den Stil, als Inconsequenz, wenn nicht gar als Unwissenheit angerechnet.

Die oben angedeuteten Schwierigkeiten lassen die Frage nach der Möglichkeit oder Nothwendigkeit eines eigenen Kunststils für die Gegenwart als eine keineswegs müßige erscheinen. Halten wir an der früher erkannten Bedingung des Harmonirens mit der landschaftlichen Umgebung fest, so hätten alle Völker Nord- und Mitteleuropas in der Hauptsache dieselbe Grundlage für die Ausbildung der Phantasie, und es könnte hieraus allein kein Ausgangspunkt für einen germanisch-nationalen Baustil gewonnen werden. Etwas specieller charakteristisch ist die Vorliebe des Germanen für Individualisirung. Man sagt, in germanischen Ländern singe das Volk mehrstimmig, in romanischen in der Regel einstimmig. Auch die Kunstgeschichte weist nach, daß die Einführung des für das Individuum Charakteristischen in die Malerei der germanischen Richtung gebührt. Offenbar ist die Baukunst des Mittelalters, und vorzugsweise die gothische, so recht innerlich aus diesen Bedingungen herausgewachsen und kann trotz ihres Ausganges von der Isle-de-France auch für uns als echt volksthümlich gelten, denn es waren im Ursprunge germanische Stämme, welche den Norden Frankreichs damals bewohnten, und die nahverwandten Deutschen mußten den neuen Stil als ihr Eigenthum anerkennen und weiterbilden, während die romanischen Franzosen südlich der Loire sich fremd und abweisend verhielten. Es soll hier nicht erörtert werden, weshalb die Renaissance von Außen eindringen und das Absterben der gothischen Kunstübung bewirken mußte. Es genügt die Thatsache, daß die im Mittelalter gewonnenen Hauptformen festgehalten und mit Verwendung antiker Detailformen zu dem speciellen Typus nordischer Renaissance umgebildet wurden. Deshalb sind beide Richtungen historisch berechtigt und man darf es getrost der Zukunft überlassen, welche von beiden die meiste Fähigkeit zeigen wird, zur Bildung eines neuen Kunststils beizutragen. Der erklärteste Renaissancemann wird unsere Kirchen nicht in diesem Stile bauen wollen, und der enragirteste Gothiker kein Theater in den hergebrachten mittelalterlichen Formen, abgesehen von vielen andern Fällen, wo die Wahl des Stils gleichsam als

Digitized by Google

Nothwendigkeit erscheint, will man nicht geradezu eine unverständliche Sonderbarkeit in's Leben rufen.

Die Kunstgeschichte der Vergangenheit ist ein Labyrinth, wo originelle Entwickelung sich mit rein äußerlicher und zufälliger Uebertragung zu unentwirrbaren Knoten schürzt, und die Kunstgeschichte der Zukunft wird einmal dasselbe Bild bieten. Einige Wahrheiten lösen sich indeß desto leuchtender aus der dunklen Verworrenheit ab, einmal das quellende Flüssigbleiben in der Bildung der Architekturformen, so lange es eine lebendige Kunst gibt, dann das thatsächliche Erreichen derselben seelischen Wirkungen durch die verschiedensten Mittel. Jede Stilart hat Werke aufzuweisen, welche die Ehrfurcht vor dem höchsten weltschaffenden Gotte verkörpern, andre, welche den Glanz fürstlichen Daseins, die Würde staatlicher Einrichtungen und schließlich die Anmuth des einfachen Daseins spiegeln.

Das Studium der Monumente lehrt uns den unerschöpflichen Reichthum der Bildungen kennen, welche der Baukunst zum Ausdrucke der Stimmungen zu Gebote stehen. Die Säulenhalle verkündet feierliche Majestät, einladend prächtig wirkt das unter wiederholten Wölbungen sich öffnende Portal und die stolze Schwingung der Palasttreppe; der arkardenumschlossene Hof und durch Treppen verknüpfte Terrassenbau geben das Bild des heiteren, anmuthsvollen Daseins, das der Mauer abgezwungene Erkerplätzchen ruft das lauschigste Behagen in die Seele u. s. w. Im umschlossenen Raume, von dessen hoher Bedeutung schon früher die Rede war, tritt uns das Licht, das sonst nur einfach aufzeigt, als wirkliches stimmunggebendes Kunstmittel entgegen. Die Art der Einführung in den Innenraum, entweder als breitfluthender Strom, oder partienweis mit scharf wechselnden Schattencontrasten, oder endlich als verhüllte, ahnungsvolle Dämmerung, bieten Gelegenheit, die feinsten Nüancen des Charakters zu erreichen.

Ein ebenso wesentliches Stimmungselement ist das Feenkleid der Farbe. Recht bezeichnend für die kurz vergangene freudenlose Zeit, mußte auch dieses erst wieder für die Baukunst zurückerobert werden. Endlich hat man es begriffen, daß die Griechen den weißen Marmor bemalten und warum erst hiermit das Höchste an festlicher Anmuth erreicht wurde. Wir können uns nicht versagen, an das wunderbarste Beispiel der Bemalung aus dem Bereiche der architektonischen Plastik, an den olympischen Jupiter des Phidias zu erinnern, dessen bis zum Eindruck lebendigen Daseins gesteigerte Wirkung von den gleichzeitigen Schriftstellern bezeugt wird, und welche ohne den Hinzutritt der Farbe wohl niemals hätte erreicht werden können.

Von den Dichtern kann man lernen, welche Art von Wirkung der Volksseele gemäß ist. Für die Baukunst war es immer das Großartige, was sich in überkühnen Constructionen, in kaum glaublicher Pracht, ja mit ungeheurer Verschwendung kostbaren Materials ausdrückt: die goldenen Dächer Babylons, die hängenden Gärten der Semiramis, das marmorglänzende Athen. Jede Nebenidee wird abgewiesen, der Gedanke an gemeine Zweckmäßigkeit wird unterdrückt, es ist rein das Dämonische der Totalwirkung, welches wieder auf die Phantasie zurückwirkt. Unter den neueren Dichtern ist es besonders Goethe, dessen ganzer Bildungsgang sich in dem spiegelt, was er an der Architektur lobt oder tadelt. In seine Jugend fällt der schwärmerische Aufsatz „Ueber deutsche Art und Kunst", zur Verherrlichung des Straßburger Münsters. Dieselbe Stimmung herrscht noch im ersten Theile des Faust, auf den vom hohen, gothischen Gewölb herab der Schauer weht und dem das Mondlicht durch gemalte Scheiben scheint. Mit der italienischen Reise wächst Goethes Vorliebe für die Renaissance des Palladio, der mittelalterliche Theil Venedigs wird kaum von ihm bemerkt. Pästum und Sicilien begeistern ihn für das Schönheitsgeheimniß der Griechen, und diese neue Erkenntniß ergießt sich voll in der Iphigenie, im zweiten Theile des Faust, wo die Säule bebt und die Triglyphe klingt. Später kommt Goethe wieder auf die Ideale seiner Jugend zurück, die Bemühungen der Gebrüder Boisserée und Mollers führen ihn auf die große Wichtigkeit unserer vaterländischen Monumente zurück, er wird wieder national in der Schätzung der Bauwerke, die geplante Vollendung des Kölner Doms erregt sein lebhaftes Interesse. Spiegelt sich hierin nicht ein wenig der Gang unserer jüngsten Kunstentwicklung? — Das Eindringen des französischen Geschmacks stellt am besten Wieland dar, der niemals vom französischen Zopf loskommt, seine Muschelgrotten, Gärten und Baulichkeiten athmen französischen haut-goût wie seine Dichtungen; aber wie diese eine folgenlose Episode in der Literatur bleiben, so vorübergehend ist das Eindringen des neu-französischen Geschmacks in die deutsche bildende Kunst. Schade, daß Shakespeares eminent dramatische Richtung keinen Raum läßt für das, was außerhalb des prägnanten Ausdrucks der Leidenschaften liegt, er entnimmt wohl öfter ein stimmungsvolles Bild aus dem Gebiete der Baukunst, aber weiter läßt er sich mit diesen Dingen nicht ein. Wenn Heinrich Heine von den tausend Riesensäulen singt, welche die gewaltige Kuppel tragen und damit die Vorstellung des über alles Maß Großartigen hervorruft, so ist das wieder ein mit der Volksphantasie anklingender echter Ton. Doré, der mindestens ebensoviel Dichter als Maler ist, hat uns durch seine Zeichnungen vor Augen gestellt, wie sich die Baukunst den märchenhaftesten Vorstellungen anschmiegen kann, er zeichnet die steilen Mauern, an denen selbst der Gedanke des Kletterns abgleitet, die krystallenen Schlösser der Märchenprinzen, und führt somit die Architektur über das Wahre hinaus in das echte Feld der Dichtung.

Es sind viele und starke Fäden, welche das geistige Leben mit der Baukunst verknüpfen, so daß eine Lücke entstehen würde, wollte man diese zu einer bloßen Dienerin für praktische Zwecke herabsetzen. Der Kampf gegen diese äußerliche Auffassung ist kein Kampf gegen Windmühlen, denn es ist hinreichend bekannt, wie oft Männer von geistiger Bedeutung und hoher Lebensstellung in der Baukunst nur das Handwerk sehen wollten. Auch scheint im Allgemeinen der Kunstsinn eines Volkes eine noch feinere Blüthe zu sein, als die der wissenschaftlichen Cultur, denn wir sehen ihn nur zu leicht auf lange Zeit erlöschen. Wenn etwas im Stande wäre den Glauben an einen stetigen Fortschritt des Menschengeschlechts wankend zu machen, so ist es die Gleichgültigkeit, mit dem man den Verfall, ja die absichtliche Zerstörung der Kunstdenkmäler geschehen läßt. Besonders Italien bietet in neuester Zeit zahlreiche Beispiele. — Das Licht der Cultur mag sich zu Zeiten in einem Lande verdunkeln, um an anderer Stelle nur desto heller wieder aufzuleuchten, das ist durch Völkerbewegungen und manches Andere motivirt und läßt sich begreifen, wenn aber die auf der Höhe der Zeit stehenden gebildeten Völker die schönsten Denkmäler der Vorzeit unter ihren Augen verkommen lassen, so ist das ein böser Fleck in dem Verzeichnisse der menschlichen Eigenschaften. Im Allgemeinen genommen gehören diese unerfreulichen Erscheinungen in das Kapitel von dem Mangel an Achtung vor der geistigen Arbeit und mit diesem Punkte ist es gerade in Deutschland in vielen Kreisen noch recht schlecht bestellt. Der betreffende Vergleich zwischen Paris und Berlin wird nach vielen anerkannten Wahrnehmungen ungünstig für uns ausfallen. Der Architekt hat ganz besonders diesen Zustand der Dinge zu bedauern, da er wesentlich auf eine verständnißvolle Mitarbeit des Bauherrn angewiesen ist.

Als eins der besten Mittel diesen Bann zu durchbrechen, die Theilnahme größerer Kreise zu erringen, betrachten wir die künstlerische Gestaltung unserer täglichen nächsten Umgebung. Man sollte keinen Tag hinbringen ohne etwas Schönes zu sehen, ein Gemälde, ein plastisches Kunstwerk, oder eine gute Musik zu hören, ein gutes Buch zu lesen; ebenso hoch ist aber der Einfluß der Wohnung anzuschlagen. Eine häßliche, bauliche Umgebung wird jedenfalls am stärksten auf die Gewöhnung zum Gemeinen hinwirken und die Empfänglichkeit für alles Schöne abstumpfen. Das Haus, in dem wir wohnen, soll am meisten zur Bildung des Schönheitssinns beitragen. Bei dieser Forderung ist jeder Gedanke an sinnlosen Luxus und raffinirten Genuß gänzlich abzuweisen, denn abgesehen davon, daß Luxus und Schönheit durchaus nicht dasselbe sind, so weiß man aus der Geschichte, daß die Baukunst leider oft genug als bequeme Dienerin dieser

Digitized by Google

Gelüste den Ruin ganzer Völker hat mit befördern helfen. Aber eine gewisse Poesie des Raumes, die stimmungsvoll auf den Bewohner zurückwirkt, ist auch mit mäßigen Mitteln zu erreichen. Wie weit der Einfluß der täglichen Umgebung auf den Menschen reicht, davon gibt wieder Goethe in Wilhelm Meister die schönsten Beispiele: die Kunstschätze des Großvaters, das Schloß des Oheims und ganz besonders Sanct Joseph im zweiten Theile. Umdrängt die Menschen der Nahrungsgraus, der Kampf um's Dasein im gemeinen Raume, so wird ihre Seele doppelt bedrückt und sie werden wirklich zu solchen, „die in Häuser gemauert, sich in Sitten vertrauert, kennen die goldnen Zeiten nur als Märchen noch von Weitem". Von unseren flachen Gipsdecken fährt kein Schauer der Poesie auf uns herab. Eher ist unsere ärmliche, nach Surrogaten schmeckende großstädtische Bauweise ein getreues Vorbild des sich hier ohne Saft und Kraft, ohne tieferes Empfinden abspielenden Lebens. Ein Hauptgrund der Poesielosigkeit unserer Wohnungen ist wohl auch die Manie, selbst im beschränktesten Grundrisse alle die Räume wenigstens dem Namen nach besitzen zu wollen, welche bei den Palästen der Großen nur durch die Nothwendigkeit der Raumtheilung hervorgerufen wurden. Meist wird der verfügbare Raum in eine Menge nichtsbedeutender und der künstlerischen Durchbildung gar nicht fähiger, käfigartiger Räumchen zersplittert, um die Genugthuung zu haben, die großtönenden Namen von Bibliothek, Empfangszimmer, Toilette u. s. w. gebrauchen zu können, und darüber wird es unmöglich einige wenige gute Räume zu schaffen, in denen man gern lange verweilen möchte. Wie kärglich wird gewöhnlich das Arbeitszimmer bedacht, in dem doch der Mann den größten und wichtigsten Theil des Tages zubringt? Von den Künstlern ist es wohl bekannt, daß sie ihre Ateliers möglichst groß und räumig zu gestalten und poetisch anregend zu stimmen suchen, aber auch der Gelehrte, der Geschäftsmann bedarf einer Erquickung durch seine Umgebung. Im kleinen armseligen Comtorstübchen wird auch der Kaufmann verkümmern, und seine Unternehmungen werden den Charakter dieser Kümmerlichkeit tragen.

Beispiele nobler Großräumigkeit finden wir in den mittelalterlichen Wohnungen, wie sie unter Andern in den Abbildungen des Mobilier français von Viollet-le-Duc überliefert werden, da ist Vereinigung verschiedener Zwecke in einem Raume und deshalb immer eine reiche und malerische Wirkung. Manche Combinationen werden den geänderten Sitten nicht mehr zulässig erscheinen, aber immerhin wäre es auch heute noch nachahmenswerth, die Anzahl der Räume zu beschränken und dadurch größere zu erzielen. So könnte gelegentlich das Sommervestibul einer Villa zugleich als Festraum ausgebildet sein, und durch directe Verbindung einerseits mit einem Sitzplatz im Freien, andrerseits mit der Treppe eine perspectivische Wirkung erhalten, die sonst nicht möglich ist. Die Wohn- und Arbeitszimmer könnten durch alkovenartige Ein- und Ausbauten verschiedenen speciellen Zwecken dienstbar gemacht und durch Bildung ausgezeichneter Plätze für Lieblingsbeschäftigungen poetisch wirksamer gemacht werden. Für die Regeneration des eigentlich städtischen Wohnhauses wäre es durchaus nothwendig, daß unsere großen Miethskasernen, die sich doch nur durch innerlich lügenhafte Mittel zum Schein des Palazzo aufbauschen, verschwänden, um kleineren Wohnhäusern für je eine Familie Platz zu machen. Dies entspräche doch so recht dem deutschen Herzenszuge nach individueller Selbstständigkeit und ist praktisch nicht unmöglich, wie es London und unsere eigenen Küstenstädte beweisen. Unsere alten mittelalterlichen Städte bestehen fast nur aus solchen kleineren Familienhäusern, deren typische Hauptform als das sogenannte „Dreifensterwohnhaus" bekannt ist. Schönste Beispiele in Nürnberg, Hannover, Münster u. s. w. Es ist bezeichnend, daß grade für diese Häuser die Formen der deutschen Renaissance vorherrschend verwendet sind, und auch für die großräumige und damit wirkungsvolle Anlage des Innern können sie als Vorbilder gelten. Das Erdgeschoß des Dreifensterwohnhauses wird in der Hauptsache von einem Raume ausgefüllt, der das darstellt, was oben von der Vereinigung mehrerer Zwecke in einem Raume ausgesprochen wurde, es ist die „altdeutsche Diele". Die Diele ist zugleich Vestibul und Saal und hat in den meisten Fällen einen eignen, poetischen Anhauch. In unseren alten Harzstädten, wie z. B. in Goslar, gibt es noch bemerkenswerthe Exemplare. Man tritt gleich von der Straße, gewöhnlich seitwärts ein, neben der Thür zeigt sich der erhöhte Sitz vor dem einzigen großen Fenster, die Treppe zum Oberstock beginnt frei an der Hinterwand aufzusteigen und führt wohl noch zu einer offenen Galerie, die wenigstens nach dem Eingange zu durchgeführt ist. Natürlich münden in den höchst malerisch durchgeführten Raum noch ein paar Thüren zu kleineren seitwärts und rückwärts gelegenen Gemächern. Treppengeländer, Deckenbalken und Galerien sind lustig geschnitzt, meist auch bemalt, man fühlt sich eigenthümlich behaglich angeweht in einer Weise, wie es in den modernen, kistenartigen Wohnzimmern gar nicht möglich ist. Den Hauptvortheil ihrer Wirkung verdankt die Diele eben ihrer Großräumigkeit, die Manches für das Auge vereinigt, was sonst durch Wände von einander geschieden ist. Es bedürfte vielleicht nur geringer Abänderungen, wie das Vermeiden des directen Einganges u. s. w., um diesen Raum wieder als Hauptraum eines modernen Dreifensterwohnhauses für unsere Zwecke wohnlich zu gestalten.

Schließlich noch ein Wort über die äußere Stellung des Architekten; sie ist entschieden ungünstiger als die der übrigen Künstler, denn das was der Architekt dem Publicum, soweit es von ihm abhängt, vorführen kann, seine Pläne, können als vorbereitende Skizzen niemals dasselbe Interesse beanspruchen wie das vollendete Werk und wandern bald wieder zum Nimmerwiedersehn in die staubigen Mappen; um seine Idee in's Werk zu richten muß er die seltne Gunst der Verhältnisse erwarten. Dann muß der Architekt in ziemlich hohem Grade rechnender Techniker sein und wird in vielen Fällen wohl hauptsächlich dieser Eigenschaft wegen gesucht, während seine Kunst nur als beiläufige Zugabe gilt. Gelingt es ihm aber schließlich trotz dieser Hindernisse ein künstlerisches Werk auszuführen, so darf er es kaum mehr sein eigen nennen, denn er war genöthigt den Anregungen des Bauherrn zu folgen und die Ausführung anderen Händen zu überlassen; Maler und Bildhauer, denen er den Raum zur Entfaltung ihrer Kunst geboten hat, werden wenig geneigt sein, seine geistige Mitarbeiterschaft anzuerkennen. Alles dieses ist Ursache, weshalb die künstlerische Individualität des Architekten in den Hintergrund rückt, sich weniger von der Schule, von der größeren Gruppe der Mitstrebenden ablöst, als dies beim Maler und Bildhauer der Fall ist. Früher, als die Corporationen, die alten Bauhütten den Einzelnen trugen, war das Zurücktreten der Persönlichkeit ganz in der Ordnung, kann aber bei der jetzigen hülflosen Vereinzelung wohl als ein Hinderniß der Entwicklung empfunden werden.

Wenn auch die Baukunst tief und unlösbar mit allen geistigen Interessen der Nation verflochten ist, so erscheinen doch ihre Werke in nicht gar zu langer Zeit wieder als eine Art Naturprodukt, losgelöst von dem Namen des einzelnen Meisters. Dieser Umstand und das Festsetzen eines künstlich eingeengten Begriffs der Baukunst, der ihr wenig mehr als das Technische übrig ließ, mögen es verständlich machen, daß unter den großen, den geistigen Fortschritt der Menschheit bezeichnenden Künstlernamen kein Architekt vorkömmt. Vielleicht wäre hier Michelangelo zu nennen, aber dann auch nur in dem weiteren Sinne, wonach das monumentale Schaffen der bildenden Künste innerhalb des architektonischen Rahmens als Baukunst bezeichnet werden mußte.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Staatskunst der Frau'n.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn.*)

Das neue Lustspiel von Felix Dahn hat eine sehr einfache Handlung. Es spielt im Jahre 1194. Heinrich VI. besucht auf dem Schlosse zu Rüdesheim seine Muhme, die schöne Irmengard, Pfalzgräfin bei Rhein. Der Kaiser, der sich bei der schönen Frau, für die er selbst als junger Mensch geschwärmt, von leidigen Staatsgeschäften ausruhen will, kommt übel an; denn Irmengard politisirt. Sie erstrebt mit einer gewissen Leidenschaft die „Staatskunst der Frau'n" — ich copire den Titel genau, sogar mit dem mir etwas unmotivirt scheinenden Apostroph. Diese Staatskunst ist Liebe und Treue, Friede und Versöhnung mit etwas Schalkheit dabei. Kaiser Heinrich ist zur Versöhnung just nicht aufgelegt. Er verlangt Unterwerfung seiner Feinde, vornehmlich Heinrichs des Löwen. Auf das Schloß zu Rüdesheim, auf dem außer der anmuthigen Schloßfrau und dem kaiserlichen Gaste die Tochter der Pfalzgräfin, Agnes, und deren Freundin, eine junge Griechin, Praxedis, wohnen, kommen auch zwei abenteuernde Gesellen, die man in ihrer bescheidenen Verkleidung für gewöhnliche Leute, ja sogar für Landstreicher halten könnte. Durch einen angeklebten Vollbart versuchen sie ihr Incognito noch undurchdringlicher zu machen, und sie werden auch längere Zeit hindurch von den jungen Mädchen nicht erkannt. In Wahrheit sind diese Beiden Heinrich von Braunschweig, der Sohn Heinrichs des Löwen, den die Gräfin Agnes liebt, und dessen lustiger Freund, der Minnesänger Friedrich von Hausen, den die Griechin Praxedis liebt. Die vom Kaiser geforderte Unterwerfung des widerspenstigen Heinrichs des Löwen wird ihm von dem jungen Heinrich allerdings, ohne daß dieser sich zu erkennen gibt, feierlich zugesagt, und der Kaiser schenkt den Worten des jungen Unbekannten Vertrauen. Damit hätte er eigentlich erreicht, was er erstrebt und mit diesem einfachen Siege der „Staatskunst der Frau'n" — ein Sieg, der ohne Kampf erfochten — könnte eigentlich das Stück aus sein. Aber so ein Tyrann ist unberechenbar. Er verlangt nicht nur die Unterwerfung, er verlangt Bürgschaften dafür, und diese sollen ihm dadurch geleistet werden, daß ihm der junge Heinrich von Braunschweig, der Sohn des Löwen, als Geißel ausgeliefert werde. Auch diese Schwierigkeit würde sich leicht überwinden lassen; der junge Heinrich brauchte nur, wie er es anfänglich auch thun will, dem Kaiser gegenüber sein Incognito abzuwerfen und ihm zu sagen: Hier bin ich. Aber der Kaiser ist ein gewaltthätiger Mann; er haßt den jungen Heinrich, ohne ihn zu kennen, und sobald ihm dieser als Geißel ausgeliefert würde, würde er ihn in strengster Gefangenschaft festhalten, würde er ihn verderben. Diese menschenfreundlichen Absichten, die der Kaiser unverhohlen äußert, verhindern natürlich den jungen Heinrich, sich dem gestrengen Herrn zu offenbaren. Dieser aber hat gegen die beiden jungen Leute, von denen er weiß, daß sie mit den Braunschweigern zusammenhalten, Verdacht geschöpft und gibt dem ihm als zuverlässig bezeichneten Castellan die in Blanco ausgestellte, mit dem kaiserlichen Siegel beglaubigte Vollmacht: mit den beiden jungen Leuten nach Belieben zu verfahren, sie unter Umständen auch einzusperren. Darauf zieht der Kaiser nach Mainz und der wohlbeleibte Castellan Bumpo, der auf dem Schlosse zu Rüdesheim zurückbleibt, ist nunmehr der Herr über das Geschick des jungen Heinrich und des Minnesängers Friedrich von Hausen. Es ereignet sich nun, daß Herr Bumpo es für gerathen hält, die jungen Leute verhaften zu lassen. Er setzt also auf dem ihm anvertrauten, mit dem kaiserlichen Siegel versehenen Pergamente in künstlichen Schriftzügen den Haftbefehl auf. Agnes jedoch, der Irmengard stilles, aber resolutes Töchterlein, welches selbiger Bumpo in der Kunst des Schreibens und auch des Radirens weislich unterrichtet und zur Meisterin gebildet hat — Agnes radirt den Passus, in dem die Verhaftung angeordnet ist, aus und schreibt über die ausradirte Stelle einen Vermählungsbefehl in denselben künstlichen Schriftzügen, die sie von Bumpo erlernt hat. Während das ursprüngliche Pergament gelautet hatte:

„Anbefehl' ich,
Daß ihr sofort die beiden jungen Gäste
Gefangen setzt im Thurme von Stahleck
Und morgen sie, an Hand und Fuß gekettet,
Schickt in des Kaisers Zwingburg nach Palermo:
Denn höchst verdächt'ge Reichsrebellen sind sie."

heißt es jetzt in dem gefälschten:

„Anbefehl' ich,
Daß ihr sofort die beiden jungen Gäste
Zu Stahleck in der heil'gen Schloßkapelle
Mit Agnes und Praxedis trauen laßt
Durch euren Burgkaplan — hört ihr? sogleich!"

So werden denn die Paare getraut und wiederum könnte die Sache ihr Ende erreicht haben; aber noch ein neuer Zwischenfall schließt sich an die vorhergehenden an. Die beiden jungen Ehemänner haben die Gelegenheit, ihrem Kaiser die Treue noch thatsächlich zu beweisen, ihrem Herrn, der durch den Verrath des Kanzlers in den Hinterhalt gelockt ist, das Leben zu retten und die beiden arglistigen Feinde desselben — natürlich Franzosen und Lothringer — gefangen zu nehmen. Da erst erfährt der Kaiser den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben ist, und die Fälschung; er zürnt zunächst, aber auf das Zureden der sanften Irmengard verzeiht er und versöhnt sich mit seinen Lebensrettern.

Das Dahn'sche Lustspiel wird zu ernsten Widersprüchen nicht veranlassen. Es wird weder erbitterte Gegner noch fanatische Freunde finden; es ist eine sogenannte anständige Arbeit. Das Stück spielt sich ruhig, ich möchte sagen kapitelweise vor den Augen des geneigten Zuschauers ab; man freut sich über dieses Scherzwort, man nimmt Anstoß an jenem, aber weder das Behagen noch das Unbehagen, welches die Dichtung verbreitet, ist sehr kräftig. Die „Staatskunst der Frau'n" entfernt uns meilenweit von dem energischen Ungestüm, das uns aus „König Roderich" entgegentobte. Felix Dahn hat diesmal, da er eine ganz andere Zeit und ganz andere Zustände schildern wollte, die grellen Farben absichtlich gemildert, aber leider bis zur Farblosigkeit. Die Charaktere sind ziemlich nüchtern und verschwommen und haben trotz des archäologischen Beiwerkes, wie es Dahn in den Requisiten liebt, nicht einen wirklich historischen Zug. Bumpo und der verliebte Junge Astolf, kommen mir nicht historischer vor als etwa der Kellermeister in der „Undine" und der Page Urbain in den „Hugenotten". Ueber diesen Mangel an historischer und localer Farbe habe ich mich gerade bei Dahn, einem wissenschaftlichen Kenner unserer Vorzeit, am meisten verwundert. Es scheint ihm ein gewisses Vergnügen gemacht zu haben, durch beabsichtigte Anachronismen die Wirkung des Historischen zu vereiteln. Daß von der unhistorischen Erzählung der Weiber von Weinsberg wie von einem thatsächlichen Ereignisse gesprochen wird, mag gestattet sein, aber jedenfalls berührt es seltsam, wenn die bei diesem Anlaß angeblich geäußerten Worte des Kaisers Konrad ganz genau in dem Wortlaut des Bürger'schen Gedichtes citirt werden. Hört man den Kaiser Heinrich VI. bei Dahn sagen:

„Von edeln Frau'n seh ich mich gern besiegt:
Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln,"
So sprach mein Großohm —

so fallen jedem modernen Zuschauer im Theater unwillkürlich die Bürger'schen Verse ein:

Manch' Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln,
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln" —

und man wundert sich im Stillen darüber, daß dies populäre Wort genau in der Fassung, welche ihm der Dichter des 18. Jahrhunderts gegeben hat, von dem Kaiser des 12. Jahrhunderts gebraucht wird. Ebenso denkt man, wenn man die durch die doppelte Wiederholung besonders dringlich gemachte Forderung: „Geld, Geld und Geld" hört, viel eher an Montecuccoli als an den Kanzler des Kaisers Heinrich, Sigilocus. Bedenklicher erscheint es mir, wenn im 12. Jahrhundert von der Loreleisage gesprochen wird:

„Euch hat gewiß so lang verweilt im Rhein
Der Nixen höchst nichtsnutziges Geschlecht,
Zumal sie, unserer Sirenen Schwester, —
Wie heißt sie doch? — die schlimme Lorelei!"

Von Niemandem wird bestritten, daß diese Sage die Erfindung der Romantiker ist und in den Anfang unseres Jahrhunderts fällt. Wenn ich nicht irre, hat Clemens Brentano diese Geschichte ersonnen, die durch das wundervolle Gedicht Heinrich Heines so schnell populär geworden ist,

*) Leipzig 1877, Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

daß man schon zu Heines Zeiten glaubte, ein Märchen aus alten Zeiten zu hören, wenn von dieser neuesten Mythe die Rede war. Alles das wäre bei einem Lustspiel, selbst wenn es sich ein „historisches Lustspiel" nennen wollte, kaum der Rede werth; aber gerade bei Dahn, der archäologische Ansprüche macht, der seinem Lustspiel im Druck sechs Seiten Schlußbemerkungen für die Regie und die Darsteller beigibt, mit Verweisen auf historische Werke, der in den Costümen und Requisiten die größte Genauigkeit beobachtet wissen will, über die Schließung und Siegelung der Pergamente Notizen gibt, Illustrationen beifügt, — gerade bei diesem wissenschaftlich hochstehenden Dichter erscheint es gerechtfertigt, auf solche offenbare Anachronismen oder anachronistisch wirkende Eigenthümlichkeiten hinzuweisen. Als zu dieser Gruppe gehörig ist noch die dankerfüllte Erwähnung unseres heiteren und prächtigen Josef Victor von Scheffel anzuführen. Dahn hat sich durch die Figur der Praxedis im „Ekkehard" zu einer homonymen Nachschöpfung angeregt gefühlt. Um das zu motiviren, läßt er den Kaiser Heinrich sagen:

Wer ist dein Ahnherr, du holdselig Mädchen?

Praxedis (nachdrücklich und stolz).

Ein Sänger aus dem Stamm der Alamannen,
Herr Josef Victor Scapularius.

Bei dieser einfachen Quellenangabe könnte es füglich sein Bewenden haben, und Dahn hätte sich auf Schiller berufen dürfen, der seiner Dankbarkeit für die Dienste, die ihm Johannes von Müller erwiesen, im „Tell" ebenfalls Ausdruck gegeben hat:

„Ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller bracht' es von Schaffhausen."

Aber bei Dahn hat die Sache mit dieser Angabe ihr Ende noch lange nicht erreicht. Da heißt es weiter:

Der Kaiser (freudig begeistert einfallend).

Der Beste, der je Aventüren sang!
So lange deutsche Zunge singt und sagt,
Wird Josef Victors dankbar man gedenken.

Praxedis (mit ruhigem Stolz).

Herr Kaiser, Dank! — So sagen längst die Leute.

Pfalzgräfin (erklärend).

Die Ahnfrau lebte bei Frau Hadwig ihr
Am Hohentwiel —

Kaiser (einfallend).

Als jener Ekkehard? —

Pfalzgräfin (nickt zustimmend).

Ganz recht! — Ein Lieblingskind Herrn Josef Victors
Zog später nach Byzanz sie, freite, hatte
Dort Kind und Enkel —

Praxedis.

Und kurzum: ich bin
Entstammt von jener hohentwielischen
Praxedis, die Herrn Josef Victors Kind.

Kaiser (neckisch zweifelnd).

Ob auch von deren Geist?

Praxedis.

Das ziemt nicht mir, Herr Kaiser, zu entscheiden:
Doch wenn nicht jene war, so wurd' ich nie.

Das heißt denn doch, die Dankbarkeit etwas zu weit treiben, oder ihr wenigstens am ungehörigen Orte einen zu breiten Ausdruck geben. In dieser Stelle, die ich mit Absicht angeführt habe, zeigt sich auch eine andere Eigenthümlichkeit Dahns; ich meine: eine gewisse Säumigkeit und Schwerfälligkeit, die sich namentlich auch in den Vorbereitungen zu allen angestrebten Effecten und Situationen bemerklich macht. Um die „Staatskunst der Frau'n", die in diesem Fall eine einfache Urkundenfälschung ist, plausibel zu machen, müssen wir einer langen Schreiblection, die Bumpo Agnes ertheilt, als unfreiwillige Mitschüler beiwohnen. Es muß bei dieser Gelegenheit constatirt werden: a) daß Agnes und Bumpo eine sehr ähnliche Handschrift haben; b) daß man dreimal durchlesen muß, was man geschrieben hat; c) daß man das Geschriebene mit Geschick ausradiren könne.

Alles das wird bei Dahn in mühseliger, breiter und zeitraubender Weise auseinandergesetzt. Die betreffende Scene ist zehn Seiten lang, und man weiß, wie eine überflüssige Seite, auf der Bühne gesprochen, sich zu einer Ewigkeit verlängert. Dahn macht, wie mir scheint, zu große Anläufe und zu kleine Sprünge.

In der citirten Stelle wird noch eine andere Absonderheit des Dichters aufgefallen sein. Ich meine das ängstliche Vorschreiben einer jeden Stimmung, aus der heraus die Worte gesagt werden sollen. Die Bemerkungen über das „stumme Spiel" sind bei Dahn zahlreicher als bei irgend einem Schriftsteller vertreten. Jedes Mal, wenn eine Person irgend etwas zu sagen hat, fühlt der Dichter sich genöthigt, eine erläuternde Bemerkung hinzuzufügen. Zu einer Rede des Kaisers von acht Versen macht Dahn z. B. folgende Bemerkungen:

Kaiser (hat sich während dieser Rede immer eisiger in sich selbst zurückgezogen: sehr kühl und spöttisch, mit verschränkten Armen) — Pause — freundlicher, galant und wahr — Pause — wieder sehr spöttisch — boshaft — lacht höhnisch mit höchster Geringschätzung — Pause.

Diese Anweisungen für die Schauspieler sind ja im Großen und Ganzen recht nützlich und werthvoll, aber hier geschieht des Guten entschieden zu viel, und das Lesen des Buches wird durch diese ewigen meisternden Unterbrechungen verleidet.

Einige Scherze wollen mir nicht recht behagen. In der „Staatskunst der Frau'n" wird das bekannte Pfänderspiel gespielt, das darin besteht, daß, wenn die eine Person einer anderen einen Ball oder ein Tuch mit einigen Worten zuwirft, diese andere einen Reim hinzufügen muß, während sie gleichzeitig den zugeworfenen Gegenstand auffängt. Diesen sinnigen Zeitvertreib der Kleinstadt hat hier, beiläufig bemerkt, Praxedis aus Amalfi mitgebracht.

Agnes wirft nun ihrem Geliebten, der durchaus nicht reimen kann, den Ball mit den Worten zu:

„Der Minne Leid, der Sehnsucht Schmerz
Trägt stumm und tief ein treues —

und Heinrich ergänzt:

Gemüth."

Diese Variation des alten Scherzes:

„Ich bin der Knappe Hildebrand
Und stelle den Spieß hier an die Mauer"

scheint mir nicht ganz auf der Höhe zu stehen. Ebenso will es mir nicht gefallen, wenn Praxedis dem jungen verliebten Astolf, der ihr mit den Worten:

„Das kostet euch etwas für meinen Mund,"

einen Kuß rauben will, antwortet:

„Einstweilen
Nehmt noch fürlieb mit etwas für die Nase."

Es lautet nicht hübsch: „etwas für die Nase."

Einigermaßen gewagt erscheint mir auch die Bemerkung der Frau Pfalzgräfin, die in dem Augenblicke, als Praxedis und Friedrich von Hausen sich verlobt haben, ausruft:

Ei, welch lustig Paar!
Wenn euch der Himmel Kinder schenkt —

Friedrich (sehr ernsthaft).

Wir hoffen es.

Pfalzgräfin.

Das gibt den Ausbund aller Schelmerei.

Im 12. Jahrhundert war's vielleicht anders als heut zu Tage, aber jetzt würde eine solche Anspielung selbst in einer jungen Ehe etwas bedenklich wirken, geschweige denn im Brautstande.

Eine alte Regel, die sich immer bewährt, ist die, daß man einen Effect im Drama niemals wiederholen soll, es sei denn, daß mit der Wiederholung eine Steigerung desselben beabsichtigt würde. Die schüchterne Agnes muß in der „Staatskunst der Frau'n" zwei Mal, wo ein Ja von ihr erwartet wird, ein energisches Nein sagen.

Kaiser.

Dann sag' ich —: Ja! — und ihr sagt —

Agnes.

Nein.

Eine halbe Stunde später:

Digitized by Google

Gesandter.
Frankreich huldigt euch!
Hier gibt's nur Eine Antwort: die heißt —
Agnes.
Nein.

Das Stück fand, ganz seinem Charakter entsprechend, eine ruhig-freundliche Aufnahme. Es wurde von den königlichen Hofschauspielern ganz vortrefflich gespielt. Es genügt hier, die Besetzung anzuführen und der Gesammtheit das wärmste Lob zu spenden. Den Kaiser spielte Herr Berndal, die Irmengard Fräulein Stolberg, deren Tochter Agnes Fräulein Meyer, die Griechin Praxedis Fräulein Keßler, den jungen Heinrich Herr Ludwig, den Minnesänger, Friedrich von Hausen, Herr Gariß, der, beiläufig bemerkt, die gesanglichen Einlagen mit hübscher Stimme und vielem Geschmack vortrug, den Bumpo Herr Oberländer. Ebenso verdient die Inscenirung die vollste Anerkennung. Das Stück wurde in raschem Tempo flott abgespielt. Paul Lindau.

Notizen.

Berliner Dramaturgie von Karl Frenzel. 2 Bände. Hannover 1877, Karl Rümpler.

In zwei stattlichen Bänden hat der Kritiker der „Nationalzeitung", Karl Frenzel, alle diejenigen auf das Theater bezüglichen Aufsätze zusammengestellt, welche während der letzten fünfzehn Jahre in der genannten Zeitung erschienen sind, und von denen er vorausgesetzt hat, daß sie ein besseres Loos verdienen, als es ihnen in ihrer ursprünglichen Bestimmung beschieden war: — „de vivre ce que vivent les roses: l'espace d'un matin." — Wir sprechen über diesen Entschluß und über die Verwirklichung desselben unsere aufrichtige Freude aus. Das Frenzel'sche Buch enthält, wenn auch nicht die Gesammtheit, so doch ein gut Stück unserer modernen Theatergeschichte. Von allen erwähnenswerthen Schriftstellern wird ein Stück, oder werden mehrere Stücke eingehend besprochen, und immer fühlt man sich durch den Geist, die Bildung und die Formgewandtheit des Verfassers angenehm angeregt. Die „Berliner Dramaturgie" — dieser Titel ist nicht ganz anspruchslos — wird sich sicher zahlreiche Freunde erwerben, namentlich in Berlin selbst. Bei der Lectüre des ersten Bandes, welcher in chronologischer Reihenfolge die erheblichsten Aufführungen vom Mai 1862 bis Ende 1875 bespricht, durchlebt man gleichsam noch einmal eine lange Reihe von bemerkenswerthen Abenden, die zwar nicht alle gleich genußreich, aber doch überwiegend interessant gewesen sind. Freilich wird man den Bericht über den einen oder andern Abend, an den man nicht ohne Theilnahme zurückdenkt, in dieser Sammlung vermissen. Das erklärt sich einfach daraus, daß Frenzel mit einer Selbstkritik, die die vollste Anerkennung verdient, sich bei der Wahl nicht durch die Wichtigkeit des Stoffes, sondern durch die Qualität der Behandlung desselben hat leiten lassen; daß er daher auch solche Aufsätze, die erwähnenswerthe Vorstellungen behandelten, und die durch ihre pikante Abfassung in dem Augenblicke, in dem sie erschienen, einen flüchtigen, aber lärmenden Erfolg hatten, unbarmherzig ausgeschieden hat, wenn er, nachdem er den verwirrenden Einflüssen des Tages entrückt, dieselben vor seinem kritischen Gewissen nicht mehr vertreten zu können glaubte. Frenzel darf mit vollem Recht Autorität beanspruchen; aber er besitzt Selbsterkenntniß genug, um nicht für unfehlbar gehalten sein zu wollen. Es ist ein wahres Vergnügen, diese Kritiken zu lesen; auf jeder Seite stößt man auf eine feinsinnige, bisweilen tiefsinnige Bemerkung. Er kennt das Theater genau, er weiß, was den Dichtern, den Schauspielern und der Regie noththut. Sein Lob ist warm, sein Tadel gewöhnlich milde und immer geschmackvoll. Nur selten bringt er es über's Herz, unbarmherzig und lieblos die wirklichen oder vermeintlichen Schwächen seiner kritischen Objecte aufzudecken. Er hat von seinem kritischen Amte eine hohe, aber keine lächerlich übertriebene Meinung, und er hegt die tiefste Verachtung gegen jene unberufenen vorlauten Bursche, die sich in Ermangelung jeder anderen schriftstellerischen Befähigung eines schönen Tages als Theaterkritiker breit machen wollen. „Nichts hat der Kritik mehr geschadet," sagt er, „als die Leichtigkeit, mit der in den Tagesblättern der Erste, der Beste sich zum Urtheil über Dichter und Schauspieler berufen und berechtigt glaubt. Wie schwatzt es sich da frei und munter, mit einem gewissen Anflug von Genialität zuweilen, je weniger man von den Dingen versteht, um die es sich handelt. Wer viel gesehen hat und darum auch viel vergleichen kann, wird rückhaltender in seinem Lobe wie in seinem Tadel." Frenzel spricht darum seine Ansichten nicht minder bestimmt aus; er spricht schnell, kräftig, gedankenvoll, anregend. Oft wird man zum Widerspruch gereizt; man findet wohl hier den Tadel etwas unmotivirt, dort das Lob — überraschend; aber man hat kaum Zeit, sich zu besinnen, denn der nächste Satz enthält schon wieder einen neuen Gedanken, dem man beistimmen muß. So manche seiner Meinungen fordern den kritischen Leser zu einem oppositionellen Halt auf, aber Frenzel drängt weiter und man folgt ihm auch wider Willen und sagt sich zum Schluß eines jeden Aufsatzes: mit Diesem oder Jenem bin ich zwar nicht einverstanden, aber Alles in Allem — er hat eigentlich doch recht!

Der erste Theil enthält ungefähr 70 Kritiken über erste Vorstellungen neuer Stücke am Königlichen Schauspielhause, der zweite Band in 7 Gruppen vertheilt größere Essays, von denen einige, wie die Faustaufführungen in Weimar, die Bayreuther Festspiele und zum Theil auch die Aufführungen der Meininger streng genommen nicht in die „Berliner Dramaturgie" gehören. Aber Frenzel hat wohl daran gethan, diese interessanten Beiträge nicht aus Rücksicht auf den Titel zu unterdrücken. Außer diesen enthält der zweite Theil eine Reihe von Aufsätzen über die Shakespeare-aufführungen der Berliner Hofbühne, über neue Einstudirungen, über Schauspieler und Dichter und über die Zukunft des deutschen Theaters. Der letztere Aufsatz bespricht in scharfsinniger und fesselnder Weise die Frage der Volkstheater und ihres Verhältnisses zu den Hoftheatern nach der Theaterfreiheit. Um dieser anregenden Behandlung willen sieht man über die Nichtigkeit der äußeren Veranlassung zu derselben — Frenzel hat diese Aufsätze gelegentlich der Veröffentlichung einiger der traurigsten und unklarsten Theaterreformbroschüren geschrieben — mit Vergnügen hinweg und fühlt sich milder gestimmt gegen die Schächer, weil sie eben einem Berufenen den Anlaß zu einer so lehrreichen und erfreulichen Abhandlung geboten haben. In seinen Ansichten ist Frenzel nicht ganz unwandelbar geblieben. Man könnte sich leicht das Vergnügen bereiten, aus diesem oder jenem Aufsatze zwei Sätze gegenüber zu stellen, von denen der eine bejaht, was der andere verneint; aber man darf billiger Weise nicht vergessen, daß diese Aufsätze unter dem unmittelbaren Eindruck des Tages geschrieben und ursprünglich auch nur für den Tag berechnet gewesen sind. Es wäre unnatürlich, wenn sie sich den wechselnden Einflüssen des Tages gänzlich hätten entziehen sollen:

„L'homme absurde est celui qui ne change jamais,"
sagt Barthélemy. p. L.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

Erlauben Sie mir, einen Juristen unter Ihren Lesern öffentlich fragen zu dürfen, mit welchem Ausdrucke er wohl folgende Thatsache belegen würde: Zu Leipzig erschien 1875 ein Werk: „Theatergeschichtliche Feuilletons" von Gotthard Hübner, im Verlage von Hermann Wölferts Buchhandlung. — Soeben aber kommt folgendes Werk in den Handel: „Beiträge zur Geschichte des modernen Theaters" von Gotthard Hübner, Director der Leipziger Theaterakademie. Leipzig 1877, Herm. Wölferts Buchhandlung. Nun sind beide Bücher absolut identisch, wie denn in dem Werke von 1877 der sogenannte Custode „Feuilletons" lautet, und nicht „Beiträge". Dabei ist aber weder in einem Vor- oder Nachworte, noch auf dem Titel auf diese Identität hingewiesen, so daß ein Käufer beider Werke, der das zweite nicht vorher genau besieht, den Preis für dasselbe geradezu aus dem Fenster wirft. Hier liegt nicht eine neue „Titelauflage" vor, sondern lediglich der Versuch, durch einen vollkommen neuen Titel den Glauben zu erwecken, als habe man hier auch ein neues Buch vor sich. Für diese Vorspiegelung eines falschen Anscheins den richtigen Namen zu finden, bin ich nicht Diplomat und nicht Jurist genug, ebensowenig könnte ich natürlich angeben, wer der intellectuelle Urheber dieser eigenthümlichen buchhändlerischen Manipulation sein kann, ob Herr Hübner, oder Herr Wölfert.

Genehmigen Sie ꝛc. Velatus Quidam.

L. E. Amsterdam. — Ungeeignet.

Hermine H. — Die „F. . . . r Skizzen" eignen sich nicht zur Veröffentlichung durch die „Gegenwart". Haben Sie die Güte, uns eine nähere Adresse für die Zurücksendung anzugeben.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Otto Schulze in Coethen.

G. Flügel, die Probleme der Philosophie u. ihre Lösungen. Historisch-kritisch dargestellt. 5 M.

„Das Werk ist so angelegt, daß die Geschichte der Philosophie um die Hauptprobleme des Denkens gleichsam vertheilt erscheint. Indem der Verfasser durch diese Art der Darstellung, welche schon durch ihre Neuheit fesselt, den Blick immer wieder auf die eigentlichen Grundfragen der Philosophie hinlenkt, ist er im Stande, einmal denen zu dienen, die das vorhandene Material einer allgemeinen Geschichte der Philosophie kennen lernen wollen, sodann aber auch denen, welche bestrebt sind, sich an der eigentlichen Fortsetzung selbständig als Arbeiter zu betheiligen. Dieser doppelten Absicht genügt das vorliegende Buch in vorzüglichem Maße. Es zeichnet sich durch einen klaren allgemein verständlichen Stil aus, der zugleich jedoch in wissenschaftlicher Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt; es gruppirt ferner seinen Stoff in so übersichtlicher Weise, daß man sich überall schnell zurechtfindet."

(Jenaer Literaturzeitung).

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Die

Nachtheile des Actienwesens

und die

Reform der Actiengesetzgebung

von

Wilhelm Oechelhaeuser,

Königlich Preussischem Geheimen Commerzienrath.

Preis 2 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Bei Otto Meissner in Hamburg ist erschienen:

ISIS.

Der Mensch und die Welt.

Von **C. Radenhausen.**

Zweite Auflage. 4 Bände. 12 Mark.

Hauptinhalt des Werkes:

Entstehung der Vorstellungen und Begriffe. — Gott in der Geschichte. — Der Mensch und die aussersinnliche Welt. — Geist und Unsterblichkeit. — Böse und Gut. — Pflicht, Sünde, Gewissen. — Lohn und Strafe. — Erlösung. — Christenthum. — Wissenschaft und Religion. — Gott und Unsterblichkeit. — Liebe und Ehe. — Das Leben im Verbande. — Heranbildung der Menschheit. — Heranbildung der Welt. — Verhältnisse der Welt. — Glück und Unglück. — Alte und neue Welt.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Poetik.

Die Dichtkunst und ihre Technik

von

Rudolf Gottschall.

Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.

2 Bände. 8.

Geh. 9 M., gebunden 10 M. 50 Pf.

Dieses Hand- und Lehrbuch giebt nicht blos den dichterisch Strebenden für ihr Schaffen, sondern auch dem ganzen gebildeten Publikum für das Verständniss der Dichtwerke förderliche Hinweise.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **J. Wiel** in Zürich. Dieses weitverbreitete und überall günstig beurtheilte Buch über diätet. Behandlung der Magenkr. erschien bereits in 4. Aufl.

Preis 4 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct franco vom Verleger:

Hans Feller in **Karlsbad**, Böhmen.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ghillany, Dr. **F. W., Europäische Chronik** von 1492 bis Ende December 1876. Mit besonderer Berücksichtigung der Friedensverträge, deren wichtigste Paragraphen nach dem Wortlaut in der Grundsprache der Friedens-Instrumente angeführt werden. Ein Handbuch für Freunde der Politik und Geschichte. Vierter Band. Mai 1867 bis Ende Juni 1870. Preis 8 M. (Der fünfte und letzte Band erscheint im November dieses Jahres.)

Giebel, Prof. Dr. **C. G., Der Mensch.** Sein Körperbau, seine Lebensthätigkeit und Entwicklung. Zweite wohlfeile Ausgabe. Mit 50 Holzschnitten. Preis 4 M.

Wenzel, Dr. **Bodo, Die ältere Edda** (Sämundar Edda), übersetzt und mit kurzen Erläuterungen versehen. cart. Preis 8 M.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Idee

eines

goldenen Zeitalters,

ein

geschichtsphilosophischer Versuch

mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart

ausgeführt von

Dr. E. Pfleiderer,

o. ö. Prof. der Philosophie in Kiel.

Preis: 2 M. 40 Pf.

Berlin, den 3. October 1877. **G. Reimer.**

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Zur Versendung gelangten:

Wolfgang Amadeus Mozart's Werke.

Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.

Messe Cdur *C.* und Cmoll *C.* (Serie I. No. 3. 4.) M. 9.90.

Concert für Violine mit Begleitung. Bdur *C.* und Ddur *C.* (Serie XII. No. 1. 2.) M. 3.90.

Concert für Clavier mit Begleitung. Fdur *C.* und Bdur *C.* (Serie XVI. No. 1. 2.) M. 5.10.

Leipzig, 15. September 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Meyers Hand-Lexikon

Zweite Auflage 1878

gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache augenblicklichen Bescheid. Auf ca. 2000 kleinen Octavseiten über 60,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.

24 Lieferungen, à 50 Pfennige.

Subskription in allen Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Alte Tänze.

Band I.

Sammlung der berühmtesten deutschen, französischen und italienischen Gavotten

für das Pianoforte ausgewählt,

theilweise eingerichtet und durchgesehen

von **Ernst Pauer.**

gr. 8. Roth cartonnirt. Preis 3 Mark netto.

Enthaltend Gavotten von *Corelli, Couperin, Rameau, J. S. Bach, Händel, Leclair, Martini, Gluck* und von unbekannten Meistern.

40 Märsche.

Sammlung von 40 der berühmtesten deutschen, französischen und italienischen Märsche

für das Pianoforte ausgewählt,

theilweise eingerichtet und durchgesehen

von **Ernst Pauer.**

gr. 8. Roth cartonnirt. Preis 3 Mark netto.

Enthaltend Märsche von *Lully, Couperin, Rameau, Händel, Haydn, Grétry, Mozart, Cherubini, Lesueur, Beethoven, Paer, Hummel, Weber, Schubert* etc.

Hierzu Beilagen von der Verlagsbuchhandlung Ernst Julius Günther und der Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilcke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.
Druck von W. H. Tenbner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 20. October 1877. XII. Band.

30
.G295
v.12
no.42

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Abschaffung der Seebeute und das völkerrechtliche Institut. Von Bluntschli. — Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond. Von Karl Braun-Wiesbaden. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Urbain Jean Josephe Le Verrier. Von C. Bruhns. — Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877. Von P. Boerner. — Ein Besuch in Utrecht. Von Bruno Bucher. — **Aus der Hauptstadt:** Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Carl Emil Doepler. (Schluß.) — Inserate.

Die Abschaffung der Seebeute und das völkerrechtliche Institut.

Von Bluntschli.*)

Der Werth der Gütermassen, welche alljährlich durch die Seeschiffe über das Meer versendet werden, berechnet sich nach vielen Milliarden Mark. Der englische Seehandel für sich allein vermittelt einen Waarenverkehr, dessen Schätzung die französische Kriegsentschädigung an Deutschland übersteigt. Nimmt man an, daß die Seeschiffe aller andern Nationen zusammengefaßt, der englischen an Tonnengehalt ungefähr gleich kommen — die genauen Ziffern fehlen mir —, so kann man sich einigermaßen die kolossalen Interessen veranschaulichen, welche die ganze Welt an der Sicherheit des Seehandels hat.

In diesen Gütermassen ist der Fleiß und sind die Arbeitslöhne von vielen Millionen Arbeiterfamilien und das Kapital von mehreren Hunderttausenden von Grundbesitzern, Fabrikanten, Kaufleuten enthalten. Die Gefahren, welche die Stürme der Seeschifffahrt bereiten, sind gering und werden durch eine kleine Versicherungsprämie unschädlich gemacht. Größer sind die Schäden, welche durch Mangel an Vorsicht und Ungeschick der Steuerleute verschuldet werden; aber sie lassen sich durch gute Erziehung und seemänische Ausbildung erheblich vermindern, durch Verantwortlichkeit ermäßigen und theilweise auch durch Versicherung decken. Aber die furchtbare Gefahr, mit welcher nach dem bisher geübten Seebeuterecht jeder Seekrieg die ganze Handelsmarine der kriegführenden Völker bedroht, läßt sich durch keine Vorsicht und durch keine Verantwortlichkeit vermindern und durch keine Versicherung decken.

Der nordamerikanische Bürgerkrieg hat die verderblichen Wirkungen dieses Kriegsgebrauches für die Seeschifffahrt und den Seehandel Jedermann deutlich gezeigt. Damals reichten ein paar von den südlichen Staaten bemannte Kreuzer aus, um die ganze große Handelsflotte der unirten Staaten von den Meeren wegzufegen und unbrauchbar zu machen. Damals kam die Trockenlegung der amerikanischen Handelsschiffe den englischen Rhedern zu Statten. Würde England mit irgend einer europäischen Großmacht, selbst mit Rußland, in einen Krieg verwickelt werden, so würden die englische Seeschifffahrt und der englische Seehandel dieselbe Erfahrung machen. Ein Dutzend auf Raub ausfahrende Kreuzer würden die Handelsschiffe wie der Habicht die Tauben wegscheuchen und den ganzen englischen Handel nöthigen, sich der neutralen Schifffahrt zu ergeben.

Obwohl die englische Kriegsflotte allen andern Kriegsflotten überlegen ist, so ist sie doch nicht mächtig genug, den englischen Handel auf allen Meeren zu schützen. Der Trost, den englische Publicisten ihren Rhedern vorspiegeln, daß die Kriegsflotte stark genug wäre, wenigstens einige Hauptseewege, z. B. die Fahrt von London nach New-York oder Calcutta und umgekehrt gegen feindliche Angriffe zu schützen, indem sie die Handelsflotte mit bewaffneten Geleitschiffen vertheidigte, ist selbst für diese Wege von zweifelhafter Sicherheit und für alle anderen Seefahrten gänzlich unerheblich. Die englischen Kaufleute kennen diese Gefahr. Wiederholt haben sich auch englische Handelskammern, ähnlich wie die deutschen, französischen und italienischen, für die Reform des Seekriegsrechts ausgesprochen und das völkerrechtliche Verbot der Seebeute verlangt. Keine andere Nation hat ein größeres Interesse an dieser Abschaffung eines barbarischen von Alters her überlieferten Raubrechts.

Dennoch ist dieses Begehren, so lebhaft es von der Union der Vereinigten Staaten befürwortet und von allen europäischen Continentalmächten gelegentlich unterstützt worden ist, jedes Mal an dem Widerspruch Englands gescheitert. Sowohl die englische Regierung als das englische Parlament betrachten heute noch die Fortdauer des herkömmlichen Seerechts als eine Grundbedingung der englischen Staatsmacht. Die englische Nation ist so patriotisch und so politisch gesinnt, daß sie in dem vermeintlichen Conflict zwischen den Machtinteressen des englischen Reichs und den Privatinteressen der englischen Handelsleute die letzteren den ersteren nachsetzt. Erst wenn es gelingt, die englischen Politiker davon zu überzeugen, daß das alte Seerecht im Widerspruch sei nicht blos mit den Grundprincipien des Rechts, sondern ebenso mit der ganzen Culturentwicklung der Menschheit, und daß es deshalb unhaltbar und eher schädlich als nützlich sei, wird die Stimme der Kaufleute Gehör finden. Diese Wandlung kann durch die Gründe der Wissenschaft wohl vorbereitet aber schwerlich bewirkt werden. Nur ernste Erfahrungen mit ihren Leiden und Schmerzen werden die Staatsmänner bestimmen, die alten Waffen niederzulegen.

Man kann heute schon einen Umschwung in den Meinungen auch bei den englischen Publicisten wahrnehmen. Früher vertheidigten sie die Seebeute ganz mit denselben Gründen, wie das nun abgeschaffte Landbeuterecht erklärt und be-

*) Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung und principielle Prüfung des Beuterechts überhaupt und des Seebeuterechts insbesondere enthält die soeben bei Beck in Nördlingen erschienene Schrift: Das Beuterecht im Kriege und das Seebeuterecht insbesondere von J. C. Bluntschli.

Digitized by Google UNIV. OF MICH

gründet worden war. Als Feinde wurden sämmtliche Angehörige des feindlichen Staates betrachtet und die kriegführende Macht hielt sich für berechtigt, die Feinde beliebig zu tödten und ihnen ihr Eigenthum wegzunehmen. Noch Hugo Grotius vertheidigt so das Beuterecht. Dem heutigen Rechtsbewußtsein der civilisirten Welt ist es aber klar geworden, daß der Krieg ein Kampf der Staaten mit Staaten um das Recht ist und nicht ein Vernichtungskampf wider die Privaten, daß es daher ein Recht über Leben und Tod der feindlichen Staatsgenossen nicht gibt, vielmehr sogar verwundete Krieger zu schonen und zu pflegen sind, daß es ebenso wenig ein natürliches Recht gibt, die Feinde zu Sklaven zu machen und denselben ihre Grundstücke wegzunehmen und ihre Fahrhabe zu rauben. Das Plünderungsrecht und das allgemeine Beuterecht sind im Landkrieg heute als barbarisch und unzulässig verworfen. Die alten Gründe für dieselben haben ihre Tragkraft und ihre Beweiskraft mit der Zeit gänzlich verloren. Das Seebeuterecht kann sich daher auch nicht mehr darauf stützen.

An den Verhandlungen des Instituts für Völkerrecht über die Seebeute im Haag 1875 und in Zürich 1877 nahmen auch mehrere englische Kenner des Völkerrechts Theil: Montague-Bernard, Westlake, Travers Twiß, Lorimer, Holland. Wenngleich dieselben in ihren Meinungen nicht übereinstimmten, so hat doch keiner von ihnen die Seebeute in der Weise der früheren Theorie als ein Recht vertheidigt, das Eigenthum der feindlichen Privaten wegzunehmen und sich so zu bereichern, d. h. sie haben alle den früheren Standpunkt des Raubrechts aufgegeben. Sie fühlten, daß es einer reichen Handelsnation wie der englischen am wenigsten anstehe, die Erbeutung feindlicher Kaufgüter, wie die alten Römer es gethan, als den besten Erwerbsgrund zu erklären und auf gewaltsamen Raub fremden Eigenthums zu speculiren. Das Motiv der Gewinnsucht wurde vollständig verleugnet und es wurden nur politische Gründe angeführt, um die Fortdauer des Prisenrechts zu vertheidigen. Höchstens wurde noch leise auf das Interesse der Kriegsflotte verwiesen, Offiziere und Matrosen durch einen Beuteantheil zu belohnen und zu ermuntern. Auch dieses Argument, mit welchem früher im Landkrieg ebenso gefochten wurde, um die Plünderung einer eroberten Stadt oder eines erstürmten festen Platzes zu rechtfertigen, hat keine Zugkraft mehr.

Als fortwirkende Gründe für das Seebeuterecht wurden nur folgende noch geltend gemacht:

1) vor allen der Unterschied zwischen dem Landkrieg und dem Seekrieg, daß das Landheer feindliches Gebiet occupiren und durch Besitznahme feindlicher Provinzen den feindlichen Staat zwingen kann, sich den Friedensbedingungen zu unterwerfen, während die Kriegsflotte die Küste ohne Landungstruppen nicht besetzen kann und daher andere Mittel suchen muß, den Feind zu bezwingen;

2) sodann der fernere Unterschied, daß das Landheer Contributionen und Requisitionen erhebe, der Kriegsflotte auch dieses Mittel abgehe;

3) die Gefahr, daß die Handelsschiffe auch für Kriegszwecke benutzt werden können und insbesondere die Matrosen leicht für die Kriegsflotte verwendbar seien.

Außer diesen ausgesprochenen Rücksichten mochte auch der stille Gedanke wirken, daß die englische Seemacht allen andern überlegen sei und deshalb eher als andere befähigt sei, das Machtmittel des Prisenrechts in Anwendung zu bringen, sowohl um den Seehandel einer feindlichen Seemacht auf lange hin zu zerstören, als um die Seeschifffahrt einer kriegführenden Nation, wenn England neutral bleibe, zu ersetzen, d. h. in beiden Fällen die Concurrenz einer anderen zur See weniger mächtigen Nation zu beseitigen.

Die Rechtsfrage wird so durch die Machtfrage verdrängt und die Rechtsgründe werden durch politische Rücksichten unwirksam gemacht. Indessen erträgt die civilisirte Staatenwelt auf die Dauer nicht die Berufung auf die bloßen rechtlosen Interessen der Uebermacht im Gegensatze zu allgemein anerkannter Rechtsnothwendigkeit. Auch England wird daher schließlich der Forderung willfahren müssen, daß das Seekriegsrecht in Harmonie gebracht werde mit dem Landkriegsrecht und mit den Grundprincipien des heutigen Völkerrechts überhaupt. Es ist nicht möglich, daß es als schweres Verbrechen bestraft werde, wenn Landtruppen die Waarenmagazine der Kaufleute und das Mobiliar der Bewohner plündern, und als eine erlaubte und gewinnreiche Handlung gelte, wenn Seesoldaten die schwimmenden Handelsgüter als gute Beute rauben. Der Fortschritt der Rechtsbildung, der nach Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Anstrengungen endlich auf dem Lande erreicht worden ist, kann nicht an der Seeküste aufgehalten und in den Rückschritt der alten Barbarei umgewandelt werden.

In jenen zunächst politischen Gründen gibt es nur ein beachtenswerthes Rechtsmoment, nämlich die Sicherheit der kriegführenden Seemacht gegen die Verwendung der Handelsflotte zu Kriegszwecken. Auf die Kaufmannsgüter, mit denen die Handelsschiffe befrachtet sind, hat diese Rücksicht keinen Bezug, denn abgesehen von der sogenannten Kriegscontrebande, die unbestrittenermaßen weggenommen wird, sind Kaufmannsgüter niemals eine Kriegsgefahr. Die Schiffe aber und die Matrosen auf dem Meere sind den Schiffen auf den Binnengewässern (Seen und Flüssen) und den Eisenbahnen in dieser Hinsicht wesentlich gleichartig. Soweit hier eine Kriegsgefahr offenbar ist, rechtfertigt sich in beiden Fällen nicht die Erbeutung, wohl aber eine vorübergehende Beschlagnahme mit Vorbehalt der Rückgabe und der Entschädigung an die Privateigenthümer, wenn die Kriegsgefahr vorüber ist

Die große Mehrheit des völkerrechtlichen Instituts hat sich denn auch sehr entschieden sowohl für den Grundsatz ausgesprochen, daß das Privateigenthum, sowohl das feindliche als das neutrale, auf neutralen und auf feindlichen Schiffen für unverletzlich zu erklären sei, als für die nöthige Beschränkung dieses Grundsatzes im Interesse der Kriegsführung, so daß Waaren, die für den Kriegszweck bestimmt oder unmittelbar verwendbar sind, und Handelsschiffe, welche die Blokade brechen oder zur Theilnahme an der Kriegsführung bestimmt sind, in Beschlag genommen werden dürfen.

Die Völkerrechtskundigen aller anderen Nationen waren darin durchaus einig. Näher in diesem Sinne hatten sich theils im Haag theils in Zürich ausgesprochen: de Laveleye aus Belgien, Pierantoni aus Italien, de Parieu und Lucas aus Frankreich, Asser aus Holland, Bluntschli und Geßner aus Deutschland, Neumann aus Oestreich, Bulmerincq und Martens aus Rußland, Rolin-Jacquemyns und Alb. Rolin aus Belgien, Dudley-Field aus Nordamerika, Calvo aus Südamerika, Moynier aus der Schweiz.

Die öffentliche Meinung, welche seit Jahrzehnten mit steigender Energie diese Reform des Seekriegsrechts verlangt, hat durch diese Verhandlungen des Instituts für Völkerrecht eine beachtenswerthe Bestätigung erhalten.

Die Genfer Convention, das rothe Kreuz und der rothe Halbmond.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

(Schluß.)

V.

Zur Zeit, als die Türkei ihren Beitritt erklärte, am 5. Juli 1865, war die Genfer Convention adoptirt von der Schweiz, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Italien, Spanien, Dänemark und Deutschland (Preußen), deren Vertreter von ihren Regierungen schon die Ermächtigung erhalten hatten, den Act vom 22. August 1864 zu unterzeichnen. Außerdem hatten damals bereits ihren Beitritt angezeigt:

Digitized by Google

1. Schweden und Norwegen, am 15. December 1864,
2. Griechenland, am 17. Januar 1865,
3. Großbritannien, am 18. Januar 1865.

Es waren also, abgesehen von Griechenland, nur west- und mitteleuropäische, nur romanische und germanische Völker. Es waren überhaupt nur christliche Staaten und Staaten mit einer geregelten Militärverfassung, welche eine deutlich erkennbare Scheidelinie zwischen der jeweiligen militärischen und bürgerlichen Bevölkerung zieht, und welche für ein strictes Befolgen der Befehle durch die Soldaten die nöthigen Bürgschaften bietet.

Seit 1865 sind noch weiter beigetreten:

1. Oestreich, am 21. Juli 1866,
2. Rußland, am 22. Mai 1867,
3. der Kirchenstaat am 9. Mai 1868,
4. Persien, am 10. Januar 1874,
5. Montenegro, am 29. November 1875,
6. Serbien, am 24. März 1876.

Der Kirchenstaat („Les états pontificaux") hat seinen Eintritt nur zwei Jahre überlebt. Die unter 2. 4. 5. 6. genannten Staaten sind in die orientalische Krisis mehr oder weniger verwickelt. Einige derselben haben keine strenge Scheidung zwischen Militär nnd Civil und keine unbedingte Gewalt über ihre Truppen. Alle gehören weder zu West- noch zu Mitteleuropa, weder zur germanischen, noch zur romanischen Race. Persien ist ganz asiatisch, Rußland und die Türkei sind es zu einem sehr erheblichen Theile. Endlich Persien und die Türkei sind nicht christliche Staaten. Das ist ein Wendepunkt.

Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage: als man 1864 die Genfer Convention aufrichtete, als man das christliche Kreuz zu ihrem Emblem und Erkennungszeichen machte, hat man die Möglichkeit einer solchen Entwickelung der Dinge nicht vorausgesehen, geschweige denn bei den getroffenen Einrichtungen berücksichtigt. Es war ein Act der Gedankenlosigkeit, als die Türkei 1865 dem Verband des rothen Kreuzes ohne Vorbehalt beitrat. Ein Act der Gedankenlosigkeit seitens Dessen, der den Beitritt erklärte und seitens Derer, die ihn empfingen. Letztere sind entschuldigt durch die bereits erwähnten formellen Mängel der „Vereinsverfassung", vorausgesetzt, daß von einer eigentlichen „Vereinsverfassung" irgendwie die Rede sein kann. Hätte überhaupt eine Causae cognitio über den Beitritt der Türkei stattgefunden, oder auch nur stattfinden können, so würde man auf erhebliche Bedenken gestoßen sein.

Als das türkische Reich auf dem Gipfel seiner Macht stand, als die sieggewohnten Schaaren der Osmanli unter dem Banner des Halbmondes die christlichen Staaten bedrohten, damals, als sie Ungarn erobert hatten und Oestreich bedrohten, — damals, im 16. und 17. Jahrhundert würde sich schwerlich das christliche Europa dazu verstanden haben, den Halbmond als Emblem der Humanität und Gesittung, auch etwa nur bei dem Gegner, gelten zu lassen.

Seit dem Niedergange des osmanischen Kaiserreichs befinden sich die Türken in einer gleichen Lage gegenüber den Christen und dem Zeichen des Kreuzes. Denn seitdem folgt ein Aufstand der christlichen Rajah dem andern. Jedem dieser Aufstände wird das Kreuz als Kriegszeichen vorgetragen, und jeder derselben beginnt damit, daß die ganze türkische Civilbevölkerung, Frauen und Kinder nicht ausgenommen, meuchlings niedergemetzelt wird. Ich will mich auf ein paar Beispiele beschränken.

In der Christnacht 1703 erhoben sich die Hochländer der schwarzen Berge, die Montenegriner, gegen die Türken; in dieser einen Nacht wurden alle Türken niedergemetzelt, und heute noch singt man in Montenegro das „Würgerlied", welches diesen „heiligen Abend" verherrlicht. „Ueberall, wo Türken weilten", so heißt es in demselben, „erschienen die Würger; wer sich gegen die Taufe sträubte, wurde ohne Erbarmen gemordet", u. s. w. (Siehe Cyprien Robert, „Les Slaves en Turquie", Buch I. Kap. 2.)

Im Jahre 1821 brach der griechische Aufstand los. „Einige örtliche Bewegungen", so schreibt der französische Viceadmiral Jurien de la Gravière in seinem als zuverlässig bekannten Buche „La Station du Levante" (Paris 1876) Band I, S. 75), „verkündigten seit Ende März 1821 das Herannahen der Katastrophe; am 2. April brach der allgemeine Aufstand los. Die türkischen Grundbesitzer, die Timarioten (unter den Timarioten verstand man die Türken, welche der Padischah mit Grundeigenthum beliehen hatte gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienst), sahen sich plötzlich von den Griechen angegriffen, und zwar angegriffen von allen Seiten. Sie wurden ohne Erbarmen niedergemacht. In weniger als einem Monat war eine Bevölkerung von zwanzigtausend Seelen, welche über das ganze griechische Land zerstreut war, von der Erde verschwunden. Ihre Ausrottung war mit Vorbedacht unternommen. Sie lag in den Plänen und Berechnungen der Hetärie. Männer, Frauen, Kinder, — der vulkanische Ausbruch hat Niemand von ihnen verschont. Mindestens dreitausend Gutssitze waren in Asche gelegt; vormals blühende (türkische) Dörfer zeigten nichts mehr als Ruinen, und auf diesen Trümmern knieend vereinigten die (griechischen) Klephten ihre Stimmen mit denen ihrer Popen, um ihre so rasch und so vollständig errungenen Triumphe zu feiern. Einige türkische Familien, welche dem Blutbade durch rasche Flucht entronnen waren, fanden Schutz in Tripolitza und in den Burgen an der Küste. Die Griechen, noch nicht im Stande, ihren Feinden im Felde die Spitze zu bieten, beschränkten sich darauf, diejenigen zu cerniren, welche sie nicht hatten überrumpeln können. Sie lagerten sich auf den Höhen und warteten geduldig, bis der Hunger ihnen neue Schlachtopfer lieferte. In jenen barbarischen Zeiten, für welche zu schwärmen höchstens einem Poeten erlaubt ist, findet man ein Präcedenz für den griechischen Aufstand: es sind die sicilianischen Vespern; aber in der neuesten Geschichte wird man, außer den Schwarzen auf San-Domingo und den Muselmans in Bengalen, kein Volk finden, welches die Fremdherrschaft mit einer so ungewöhnlichen Wuth bekämpft hat."

— „Von Tenedos bis nach Rhodus, von Zante bis nach Tenedos, bedeckte sich die See mit griechischen Briggs und Goeletten, welche jedes türkische Fahrzeug auffingen, das sich nicht bei Zeit in einen Hafen geflüchtet hatte. Ein türkisches Schiff, welches Geschenke des Sultans Mahmud an Mehemet-Ali überbrachte, wurde auf der Fahrt nach Aegypten genommen von zwei hydriotischen Briggs, commandirt von den Capitänen Sakturis und Pinozis. Zahlreiche Mekkapilger, auch der kürzlich abgesetze Scheikh-ül-Islam und die Familien und das Gefolge dieser „heiligen Person", hatten sich in Constantinopel eingeschifft in dies Fahrzeug, das ein böses Geschick auf Gnade und Ungnade überlieferte an Leute, welche entschlossen waren, den Türken keine Gnade zu gewähren. Allen Türken auf dem Schiffe, auch Greisen, Frauen und Kindern, wurde der Kopf abgeschnitten". (Jurien, I, 125.) „Auch der Aufstand auf Samos wurde, gleich allen andern, eingeleitet durch einen an allen türkischen Familien verübten Massenmord." (I, 139.)

Ich will diese blutigen Bilder nicht weiter verfolgen und habe absichtlich mich darauf beschränkt, zwei Autoritäten, welche im Uebrigen türkenfeindlich sind, mit ihren eigenen Worten zu citiren.

Vergessen wir nicht, daß alle diese blutigen Metzeleien im Namen des Christenthums erfolgten und daß an ihrer Spitze Popen und Kaluger (Mönche) standen, in der einen Hand das Schwert oder die Brandfackel und in der andern das durch sie entweihte Zeichen des Kreuzes. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Türke in dem letzteren kein Emblem des Friedens erblickt. Man hätte, eine bessere Organisation vorausgesetzt, bei Aufnahme der Türkei in den Verein der Genfer Convention prüfen sollen, ob dieselbe überhaupt im Stande sei, die Verpflichtungen, welche der Beitritt auflegt, zu erfüllen. Jedenfalls aber hätte man für den Fall eines Krieges zwischen Christen und Türken, und noch dazu eines Krieges, dem man

Digitized by Google

seitens des angreifenden Theiles von vornherein einen confessionellen Charakter gegeben, nicht das Glaubensemblem eines der streitenden Theile, das Kreuz so wenig wie den Halbmond, zum Erkennungszeichen der humanitären Bestrebungen machen sollen. Irgend ein neutrales Zeichen, eine Palme, eine ausgestreckte Hand oder irgend sonst etwas wäre besser gewesen als der Halbmond, welchen die Rajah, und das Kreuz, welches der Osmanli keine Ursache hat besonders zu lieben.

Wenn die Berichte des Genfer „Comité international de secours aux militaires blessés" sich bestätigen (siehe die Schrift: „Les destinées de la convention de Genève pendant la guerre de Serbie" pag. 13), so hat gerade die Fahne mit dem Kreuz, weit entfernt zum Schutz zu gereichen, vielmehr die Türken, welche offenbar nicht belehrt waren und in diesem Zeichen der aufständischen Serben eine Provocation erblickten, zur Wuth gereizt; am 21. August 1876 vor Alexinatz schossen sie auf eine Ambulanz, welche die Fahne mit dem rothen Kreuz aufgehißt hatte, stellten das Schießen aber sofort ein, nachdem diese Fahne verschwunden war. Vielleicht hat dieses Mißverständniß auch dazu beigetragen, der ottomanischen Hülfeleistungsgesellschaft ihre Aufgabe zu erschweren, wenigstens ist es derselben nicht leicht geworden, für ihre heilsamen Bestrebungen Boden zu gewinnen.

Gewiß ist, daß in dem jetzigen türkisch-russischen Kriege und auch schon vor demselben namenlose Gräuel und zwar vorzugsweise an der wehrlosen Civilbevölkerung verübt worden sind.

Allerdings die Genfer Convention berücksichtigt nur die militärischen Kreise; sie beschränkt ihren Schutz auf die militärischen Ambulanzen und Hospitäler (Art. 1) und deren Personal (Art. 2), sowie auf verwundete und kranke Militärpersonen (Art. 6). Die Gräuel, welche von Soldaten an Civilpersonen, welche von Civilpersonen an Soldaten, und welche von Civilpersonen an Civilisten verübt werden, liegen außerhalb ihrer Normen. In Uebereinstimmung hiermit beschränkt sich die Reclamation der deutschen Reichsregierung auf die von den Soldaten des siegreichen Theils an den verwundeten Soldaten des Besiegten auf dem Schlachtfeld verübten Atrocitäten.

Allein diese Gräuel bilden nur einen minimalen Theil der blutigen Gesammtheit. Im Jahre 1876 haben zuerst die aufständischen Bulgaren gegen die Nichtslaven gewüthet. Sie haben z. B. die Eisenbahn auf der Strecke Philippopoli-Bellova zerstört und die Bahnhöfe niedergebrannt. Ein deutscher Eisenbahnbeamter erzählte mir, die Bulgaren überfielen den von sechs türkischen Zapptjes (Gendarmen) bewachten Bahnhof, der Beamte entwischte auf der Vorsichts halber geheizten Locomotive, die Zapptjes dagegen wurden in das Haus eingeschlossen, dann wurde das Haus von den Bulgaren sorgfältig zugemacht und endlich mitsammt den Zapptjes geflissentlich niedergebrannt. Dann kamen die türkischen Baschi-Bozukregimenter. Es war das Gesindel von Constantinopel, das man zusammengerafft hatte, um die bedrohte Hauptstadt von ihm zu befreien. Und es folgten nun jene Gräuel wider die Bulgaren, welche den Gegenstand der beredten Schilderungen des Herrn J. A. Macgahan, des Specialcommissars der „Daily-News", und des Herrn Eugene Schuyler, des amerikanischen Generalconsuls, bilden. Auch der jetzige Krieg wird mit einer unerhörten Grausamkeit von beiden Theilen geführt, welche vorzugsweise auf türkischer Seite den Baschi-Bozuks und den Tscherkessen und auf der russischen den Kosacken zur Last fällt. Die Tscherkessen sind überhaupt eines der schlimmsten Leiden der Türkei. Man hat sich dieselben, nach Eroberung ihres Landes durch die Russen, aus Asien herübergeholt und in der europäischen Türkei angesiedelt. Alle Colonisationsversuche sind mißlungen. Sie sind auch in Europa im Frieden Menschenhändler und Räuber, im Krieg der Ausbund aller Grausamkeit. Höchst interessante und richtige Nachweisungen über dieselben findet man in dem Aufsatze: „Die Tscherkessenemigration nach der Donau, historisch-ethnographische Skizze von F. Kanitz" in der „Oestreichischen Revue" vom Jahre 1865, I, Seite 227—243.

Das Grauenhafteste aber ist der Bürgerkrieg der Civilbevölkerung, insbesondere zwischen Slaven und Türken. Sind die Russen einmarschirt, dann schneiden die Bulgaren den Türken, sind die Russen abmarschirt, dann schneiden die Türken den Bulgaren die Hälse ab. Das wechselnde Kriegsglück läßt diese Scenen sich häufig erneuern. Greise, Frauen und Kinder werden dabei nicht geschont. Ja, die Bulgaren richten ihre Wuth gegen Alles, was nicht der bulgarischen Kirche und der slavischen Race angehört, gegen Juden und Muhamedaner, gegen die Griechen und gegen die Lateiner, ja sogar gegen deutsche Eisenbahnbeamte. Die an der Judengemeinde in Kasanlik, namentlich auch an den Frauen, von den Bulgaren verübten Gräuel sind erwiesen.

Leider kann man die russische Politik und die russische Kriegführung nicht ganz freisprechen von dem Vorwurf, die Bulgaren zu ihrer Handlungsweise, wenn auch vielleicht ohne Absicht und wider Willen, ermuthigt zu haben. Wenn in der russischen Proclamation an die Bulgaren gesagt ist, „der Czar komme, um ihnen ihre Rechte, ihre Nationalität und ihren Glauben wiederzugeben, und um von den Türken Rechenschaft zu fordern wegen der Grausamkeiten und Verbrechen, deren sie sich gegen wehrlose Christen schuldig gemacht; man wolle aber nicht Alle dafür verantwortlich machen, vielmehr werde eine geregelte und unparteiische (russische) Justiz die unbestraft gebliebenen Verbrecher, aber auch nur diese, zu treffen wissen; mit dem Vorrücken der Russen in das Innere des (türkischen) Landes werde das türkische Regiment durch eine neue Organisation ersetzt werden, und die Eingeborenen (d. h. die Bulgaren) würden berufen werden, thätig daran theilzunehmen, unter der höheren Leitung der neuen (russischen) Autoritäten; die bulgarischen Legionen sollten den Kern bilden für die locale bewaffnete Macht, welcher die Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit werde anvertraut werden", so geht das Alles weit über die Grenzen einer regelmäßigen Kriegführung hinaus. Es ist ein Aufruf zum bewaffneten Aufstand und die Ankündigung einer fremdländischen Justiz, welche den Zweck verfolgt, der legitimen einheimischen nicht nur das Heft aus der Hand zu nehmen, sondern ihr auch mit rückwirkender Kraft das Pensum zu corrigiren. Kurz, es ist nicht mehr der Krieg beschränkt auf „Soldat gegen Soldat".

Die Maßregeln des mit der Verwaltung der türkisch-bulgarischen Lande betrauten Prinzen Tscherkasky aber erhalten ein eigenthümliches Licht durch die Worte des russischen Journals von St. Petersburg, welche lauten:

— „Weit entfernt zu bedauern, daß die türkische Bevölkerung der Bulgarei flieht und das Land verläßt, für welches sie Jahrhunderte lang nichts gethan hat, — weit entfernt sie zurückzuhalten, — muß man ihre Auswanderung begünstigen, welche die Reform der Agrarverfassung für die Bulgaren erheblich erleichtert." —

Vielleicht handelten die Bulgaren, während sie Türkenköpfe abschnitten, in dem guten Glauben, „die türkische Auswanderung zu begünstigen und die Agrarreform vorzubereiten".

VI.

Wenn nun eine solche Ueberschreitung der völkerrechtlichen Grenzen der Kriegführung ihre Rückwirkung auch auf das Verhalten von Armee zu Armee übt, und wenn in Folge dessen Verletzungen des Art. 6 der Genfer Convention eintreten, so ist das in der That nicht zu verwundern. Denn die Atrocitäten lassen sich in dem Kopfe des gemeinen Mannes nicht so genau klassificiren, und es ist schwer, der entfesselten Furie die Grenze zwischen Civil und Militär deutlich zu machen, namentlich in einem Lande, wo dieselbe ohnedies schon in hohem Grade verwischt ist. Denn jeder Türke betrachtet sich als Soldat, während die Rajah wohl zuweilen die Waffen als Räuber, aber nie für das ottomanische Reich führt.

Alle diese Grausamkeiten, auch diejenigen, welche nicht

Digitized by Google

unter die Normen der Genfer Convention fallen, sind völkerrechtswidrig. Völkerrechtswidrig ist ein viel weiterer Begriff als conventionswidrig. Auch für den Krieg hat sich zwischen allen civilisirten Staaten seit lange schon ein internationales Gewohnheitsrecht ausgebildet, und über seinen Inhalt herrscht unter den Männern der Wissenschaft kein Zweifel. Die Genfer Convention hat, darüber sind alle Regierungen einig (siehe Abschnitt IV oben), das allgemeine auf Observanz beruhende Völkerrecht im Kriege, dessen Bedeutung anerkannt ist von Hugo Grotius (De jure belli et pacis) und M. de Vattel (Le droit des gens, Livre III, chap. 1—18) bis auf G. B. Oppenheim (Völkerrecht, 2. Auflage, Stuttgart 1866, Theil III, Kap. 11) und J. C. Bluntschli (Das moderne Völkerrecht, Nördlingen 1868, Buch VIII), nicht abschaffen, sondern ergänzen wollen. An Wichtigkeit steht dieses internationale Kriegsrecht weit über den wenigen Normen der Genfer Convention, welche sich auf die Fürsorge für kranke und verwundete Soldaten beschränken; und wenn jemals ein solcher Verfall der internationalen Sitten einreißen sollte, daß das generelle Gewohnheitsvölkerrecht im Kriege nicht mehr geachtet würde, so fürchten wir, es wäre schwer oder gänzlich unmöglich, die speciellen Vorschriften der Genfer Convention aufrecht zu erhalten. Denn letztere hat das erstere zur Basis, und man kann nicht human sein in Bezug auf gefangene, verwundete und kranke Soldaten, wenn man in Allem Uebrigen ein Barbar ist, der seiner eigenen Leidenschaft die Zügel schießen läßt und dadurch auch die Leidenschaften der Anderen entfesselt. Man kann nicht nach Observanz grausam und nach Vertrag human in der nämlichen Zeit sein.

So sehr die Reclamation wegen Zuwiderhandelns gegen die Genfer Convention Billigung verdient, so sehr wäre es zu wünschen, daß die Mächte auch wegen Verletzung des generellen observanzmäßigen internationalen Kriegsrechts reclamirten, wie sie dies ja (siehe Abschnitt IV) im serbischen Kriege gethan haben.

Um nun noch ein Schlußwort über die Genfer Convention zu sagen, so ist trotz aller Anerkennung, welche man ihrem Grundgedanken, sowie ihren Urhebern und Förderern zu zollen bereit ist, nicht zu bestreiten, daß sie an materiellen und formellen Mängeln leidet. In materieller Beziehung muß sie reducirt und präcisirt werden. Man wird die Vorschriften desto besser befolgen, je klarer dieselben sind und je mehr sie sich auf Erreichbares, mit den Zwecken des Krieges Vereinbares beschränken.

In formeller Beziehung muß das Vertragsrecht mehr in den Vordergrund treten, welches wechselseitig verpflichtet. Eine bloße Beitrittserklärung seitens eines uncultivirten oder barbarischen Staates hat weder Sinn noch Bedeutung. Den Vorschriften der Convention genügen kann nur ein Staat, in welchem eine strenge Trennung zwischen Civil- und Militärpersonen existirt und in welchem die Heeresleitung ihre Soldaten, bis herunter auf den geringsten Troßknecht, fest in der Hand hat. Die Entschuldigung, daß man den guten Willen, aber nicht die Fähigkeit habe, der Convention zu genügen, ist unstatthaft. Hat man nicht die Fähigkeit, so soll man nicht beitreten. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter: Ehe man den sich Meldenden aufnimmt, sollte man prüfen, ob er die Fähigkeit hat, seinen Vertragspflichten zu genügen. Ich kann nicht contrahiren mit einem beliebigen „Non inventus“ und will nicht contrahiren mit Jemandem, von dem ich weiß, daß er leistungsunfähig ist. Ich mag nicht Jemandem Rechte einräumen, von dem ich eine Erfüllung seiner Pflichten nicht erwarten darf. Auch hier muß man eingedenk sein der Regel, welche Vattel (Le droit des gens, tom. I, Liv. III, Chap. 12, §. 191) aufstellt, daß, was aus Anlaß des Kriegszustandes dem Einen erlaubt ist, es auch dem Andern ist („Tout ce qui est permis à l'un, est permis à l'autre“).

Sowohl in materieller als formeller Beziehung wäre aus den in Abschnitt II erwähnten Verträgen sehr viel zu lernen. Die Convention von Brandenburg ist auch heute noch nicht veraltet und mit Recht hat Löffler schon 1860 so nachdrücklich auf sie verwiesen.

Die Frage, ob die gegenwärtig im Orient den Krieg führenden Mächte im Stande sind, den Vorschriften der Convention Genüge zu leisten, und wenn nicht, worin die Gründe dieser Unfähigkeit liegen, kann ich hier nicht weiter verfolgen.

Ich fasse meine Ansicht kurz dahin zusammen:

1. Die Genfer Convention ist in materieller und formeller Beziehung reformfähig und zugleich auch reformbedürftig.

2. Vor Allem aber bedarf es einer strammen Vertragsform und einer internationalen Centralbehörde, welche nicht nur Beitrittserklärungen registrirt, sondern nach sorgfältiger Causae cognitio über die Zulassung — und nöthigenfalls auch über die Ausschließung — entscheidet

Literatur und Kunst.

Urbain Jean Josephe Le Verrier.

Der Akademie der Wissenschaften in Paris, welche jeden Montag eine Sitzung hält, kündigte am 24. September der Präsident Herr Peligot nach der Eröffnung den schmerzlichen Verlust an, welchen sie am 23. September durch den Tod des Herrn Le Verrier erlitten habe; er verlas einen Brief des Herrn Treska, Directeur du Conservatoire des Arts et Metiers, aus dem Folgendes hervorgehoben werden mag: „Im Namen der Frau Le Verrier und der Familie mache ich Ihnen Mittheilung von dem großen Unglück, welches sowohl die Akademie, als die Familie betroffen hat. Unser berühmter College ist diesen Morgen um 7 Uhr verschieden an der Krankheit, welche ihn beinahe sechs Monate von unseren Sitzungen fern hielt, aber ohne daß er bis zu seinem letzten Augenblicke aufgehört hatte, an den Arbeiten der Akademie Theil zu nehmen. Das Vaterland und die Wissenschaft verliert in ihm einen der berühmtesten Männer. Aber Dank der aufmerksamsten Hülfe des Herrn Gaillot wird der Akademie die Arbeit, welche die Theorie der Bewegung unseres ganzen Sonnensystems vervollständigt und abschließt, das große Werk des Herrn Le Verrier vorgelegt werden können.“

Der Präsident schloß darauf die Sitzung, um den Verstorbenen zu ehren.

Fragen wir, was hat den Namen Le Verriers so berühmt gemacht?

Urbain Jean Josephe Le Verrier wurde zu St. Lô, der etwa 10,000 Einwohner haltenden Hauptstadt des Departements La Manche, am 11. März 1811 als der Sohn eines Domänenbeamten geboren. Aus seiner Jugendzeit ist wenig bekannt, er erhielt seine erste Schulbildung auf den Lehranstalten seiner Vaterstadt und ging sodann nach Caen, um sich für die polytechnische Schule in Paris vorzubereiten. Jeder, der ein Zögling dieser berühmten von der Republik 1794 gegründeten Schule werden will, muß eine strenge Prüfung bestehen, und Arago erzählt in der Geschichte seiner Jugend, wie er von Monge und Legendre geprüft und glänzend durch das Examen gekommen sei. Nicht so erging es Le Verrier, denn im Jahre 1829, als er eben 18 Jahre alt, meldete er sich, fiel aber im ersten Examen durch. Er besuchte darauf in Paris das Collège Louis le Grand, gewann den mathematischen Preis und erlangte nun 1831 Aufnahme in die polytechnische Schule, wo er sich innerhalb zweier Jahre zum Ingenieur ausbildete. Als solcher wurde er bei der Tabaksverwaltung in Paris angestellt, und, nachdem er die Stelle zwei Jahre innegehabt, blieb ihm die Wahl, eine ähnliche Stelle in der Provinz anzunehmen oder die begonnene Laufbahn aufzugeben. Um seinen Aufenthalt in Paris zu behalten, that er das letztere, nahm eine Stelle als Lehrer am Collège Stanislas an und wurde Repetent an der polytechnischen Schule. Er hatte bisher Astronomie und Mathematik nicht besonders bevorzugt, sondern beschäftigte sich viel

Digitized by Google

mehr mit Chemie und veröffentlichte in den „Annales de Chimie et Physique“ im 60. Bande 1835 eine Arbeit „Sur les combinaisons du phosphor avec l'hydrogène“, der im 65. Bande 1837 eine zweite Abhandlung „Sur les combinaisons du phosphor avec l'oxygène“ folgte. Diese Arbeiten gehören mit zu den besten, welche bis dahin bekannt waren, und fortgesetzte Untersuchungen würden seinen Ruf als Chemiker sicher weiter begründet haben. Jedoch er gab die Chemie auf und wandte sich der physischen Astronomie zu, über welche bekanntlich das berühmte Werk von Laplace, die „Mécanique céleste“, noch gegenwärtig als eine der vorzüglichsten Quellen vorliegt. Schon in dem mathematischen Journal, welches der Mathematiker an der polytechnischen Schule, der Akademiker Liouville, in Paris seit 1836 herausgibt, erschienen 1840 die ersten astronomischen Arbeiten: Ueber die gegenseitigen Neigungen der Bahnen der Planeten Jupiter, Saturn und Uranus und über die Bewegung der Durchschnittspunkte dieser Bahnen, welche Arbeiten er sicher durch Inspiration bei dem Studium der „Mécanique céleste“ unternommen hatte. Ganz besonders aber beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die gegenseitige Anziehung der Planeten, deren Wirkung unter dem Namen das Problem der drei Körper oder der Störungen bekannt ist, und auch die Bände der „Comptes rendus“, der Zeitschrift der Pariser Akademie, enthalten vom Jahre 1840 an Zeugnisse seines Fleißes. Schon 1843 liegt eine Arbeit über die Bahn des Planeten Merkur und dessen Störungen vor, und der Plan, die Bewegung der hauptsächlichsten Körper, der Planeten unseres Sonnensystems nach und nach genauer zu untersuchen, scheint damals bereits das Ziel seiner Arbeiten gewesen zu sein, eine Aufgabe, welche er später nie verlassen und glücklich zu Ende geführt hat.

Laplace hatte die Theorie für die Bewegung zwar in seinem schon genannten Werke abgeleitet und die Anwendung dieser Theorie war nach dem Material, welches bis zu Anfang dieses Jahrhunderts vorlag, von verschiedenen Gelehrten ausgeführt; über die Bewegung der Planeten Merkur, Venus, Mars hatte der Director der Seeberger Sternwarte, Herr von Lindenau, über die scheinbare Bewegung der Sonne der Mailänder Astronom Carlini, über Jupiter, Saturn, Uranus der Pariser Astronom Bouvard, über den Mond der nach Paris übergesiedelte Astronom Burckhardt (geb. in Leipzig) Tafeln berechnet, welche den in astronomischen Jahrbüchern gegebenen Ephemeriden zu Grunde lagen.

Der Fortschritt der Wissenschaft, besonders die Verfeinerung der Beobachtungskunst durch Bessel, hatten aber längst gezeigt, daß zwischen den Vorausberechnungen und den Beobachtungen kleine Differenzen bestanden, die eine neue Untersuchung der Theorie nöthig machten, und die Tafeln über die scheinbare Bewegung der Sonne hatten schon durch Bessel eine wesentliche Verbesserung erhalten, während mit der ungemein schwierigen Bewegung des Mondes um die Erde Astronomen verschiedener Länder (Plana in Turin, Damoiseau in Paris, Lubbock in London, Hansen in Gotha) sich beschäftigten. Le Verrier erkannte die Lücken, welche auszufüllen waren; er legte sich mit seiner jugendlichen Kraft auf Arbeiten, die ein Bedürfniß waren, die zu vollenden aber Hülfskräfte erforderten, die ihm, dem Unbemittelten, dem Anfänger unter den Astronomen, damals noch nicht zu Gebote standen.

Aber auch Arbeiten, welche für Anfänger fruchtbringend sind, indem sie bald Resultate geben, d. h. Untersuchungen von geringerem Umfange, unternahm er und zeigte dadurch nicht nur seine Kraft, sondern erwarb sich dadurch eine Stellung unter den gelehrten Fachgenossen. Dazu gehört eine Arbeit über den von dem damaligen Astronomen der Pariser Sternwarte unter Arago, Herrn Faye, am 22. November 1843 entdeckten Kometen, der periodisch war, d. h. eine Umlaufszeit von $7\frac{1}{2}$ Jahren hatte, und von dem Le Verrier nachwies, daß er nicht identisch sei mit einem Kometen vom Jahre 1770, von dem Lexell zuerst ausgerechnet, was Burckhardt und gerade auch Le Verrier bestätigten, daß der Planet Jupiter die Kometenbahn zu einer Bahn von kurzer Umlaufszeit umgeformt hatte, aber bei der nächsten Annäherung des Kometen an Jupiter hatte dieser durch seine Anziehungskraft die Bahn wieder verändert, so daß die kurze Umlaufszeit aufhörte. Die Wiederkehr des Faye'schen Kometen für 1851 wurde von Le Verrier berechnet und der Komet fast genau an der vorausberechneten Stelle gefunden; als andere kleine Arbeit berechnete er die Erdstörungen für den von de Vico 1844 entdeckten Kometen.

Diese Arbeiten verschafften ihm den Eintritt in die Akademie, die Aufnahme unter die „Unsterblichen“ am 19. Januar 1846, sonderbarer Weise an Stelle des verstorbenen Grafen Cassini de Thury, der als der letzte der berümten Astronomenfamilie Cassini von der Revolution 1794 von der Sternwarte in's Gefängniß geschleppt wurde und nach seiner Befreiung auf seinem Gute lebte.

Doch alle diese Untersuchungen, so interessant sie waren und so sehr sie den scharfen Geist des Berechners kennzeichneten, hätten noch immer nicht hingereicht, den Namen Le Verrier populär zu machen, und wenn nichts Anderes hinzugekommen wäre, würde in der wissenschaftlichen Welt Le Verrier als Rechner und theoretischer Astronom wohl geachtet, aber für das Publicum nicht bekannter geworden sein, als andere ruhige Gelehrte auf dem Gebiete der astronomischen Wissenschaft. Der schon erwähnte Schüler und Freund von Laplace, der Astronom Bouvard, verbesserte von dem im Jahre 1781 am 13. März von W. Herschel entdeckten, die Grenzen unseres Sonnensystems erweiternden Planeten, der gegenwärtig den Namen Uranus führt, die Bahn, welche zuerst von Delambre 1789 genauer ermittelt war. Im Jahre 1821 fand Bouvard, daß wenn er die Uranusbeobachtungen zwischen 1781 und 1821 darstellte, die älteren Beobachtungen des Planeten, die von Flamsteed, Bradley, Tobias Mayer, Lemonnier, ohne daß diese Astronomen die Natur dieses Sternes kannten, angestellt waren, nicht stimmten. Obwohl überrascht von diesem Resultate, glaubte Bouvard, genauere Untersuchungen künftigen Zeiten überlassen zu müssen, weil er den Zeitraum der Beobachtungen für zu gering hielt. Jedoch fügte er hinzu, daß die Differenz von irgend einer fremden, noch nicht erkannten Kraft abhängen könne, welche auf den Planeten Uranus einwirke.

Als im Jahre 1830 die Vorausberechnung nach Bouvards Tafeln beträchtliche Differenzen zeigte, welche dann von Jahr zu Jahr zunahmen, hörte man Aeußerungen, welche die Abweichungen als von einem jenseits des Uranus befindlichen Planeten herrührend bezeichneten, und einige Astronomen hatten die Absicht, sich mit der Bewegung des Uranus genauer zu beschäftigen. Es waren hauptsächlich Bessel, Hansen, John Herschel und Airy, welche diesen Gedanken festhielten, und besonders wollte Bessel die Sache näher untersuchen lassen, jedoch andere nothwendigere Arbeiten verzögerten die in Aussicht gestellten Untersuchungen von Jahr zu Jahr. Ebensowenig kam Delaunay zu der Bearbeitung der 1842 in Aussicht gestellten Lösung über die Uranustheorie, und auf eine in demselben Jahre von der Göttinger Societät der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe über denselben Gegenstand wurde keine Preisschrift eingesandt. Im Jahre 1845 rieth Arago Le Verrier, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen und selbiger begann mit der Bearbeitung der Theorie der Uranusbewegung, worüber er der Pariser Akademie am 10. November 1845, 1. Juni, 31. August und 5. October 1846 die Ergebnisse vorlegte. Er findet, daß nach den bis dahin giltigen Theorien Abweichungen vorhanden sind und widerlegt die Vermuthungen, daß die Abweichungen durch einen Widerstand des Aethers im Weltraume, einen großen Uranussatelliten, durch Kometen oder durch eine in großen Entfernungen eintretende Modification des Gravitationsgesetzes erklärt werden können und stellt sich die Aufgabe:

Ist es möglich, die Abweichung durch die Wirkung eines Planeten, der in der Ekliptik und in doppelter Entfernung von der Sonne als der Uranus sich befindet, zu erklären?

Und wenn dieses ist, wo steht der Planet, welches ist seine Masse, welches sind seine Elemente?

Digitized by Google

Diese sich gestellten Fragen löst er in einer bewundernswürdigen exacten Art, „die Lösung gewährt," wie Lindenau sagt, „ein eigenthümliches Interesse durch die in ihr liegende Vereinigung jugendlichen Muthes und gereiften Wissens; denn ein Wagniß war es, aus den nicht über 20 Secunden betragenden Abweichungen der Uranustheorie das Vorhandensein eines unbekannten, Hunderte von Millionen Meilen entfernten Himmelskörpers mit Entschiedenheit behaupten und dessen Elemente und Dimensionen aus beider Wechselwirkung bestimmen zu wollen. Das mit Umsicht, Scharfsinn, Folgerichtigkeit und unermüdlicher Ausdauer durchgeführte Unternehmen rechtfertigte des Verfassers Zuversicht durch den glänzendsten Erfolg."

Doch dieser wurde ihm nicht auf der Pariser, sondern auf der Berliner Sternwarte zu Theil. Die unter Louis XIV. mit großem Aufwande 1667 gegründete Sternwarte, an welcher das Geschlecht der Cassini in vier Generation als Directoren thätig gewesen war und eine Anzahl herrlicher Beobachtungen angestellt hatte, war nach Jacques Dominique Cassini Graf von Thurys Entlassung 1794 unter die Leitung von Lalande (1795) und nach dessen Tode unter die von Bouvard und Arago gekommen. Arago hatte, wie oben erwähnt, Le Verrier zu der Arbeit aufgefordert, doch fehlten zur Bewahrheitung der Le Verrier'schen Resultate auf der Pariser Sternwarte theils die nöthigen Beobachtungsmittel, theils auch der Glaube an die Existenz des transuranischen Planeten. Um dieselbe Zeit sandte der damalige Observator der Berliner Sternwarte, Dr. Galle, seine Doctordissertation an Le Verrier, dieser dankte dafür und ersuchte Galle, sich nach dem neu berechneten Planeten umzusehen, wozu auf Galles Ersuchen bei der Gratulation zum Geburtstage am 23. September 1846 der Director der Berliner Sternwarte, Professor Encke, die Einwilligung gab. Galle theilte auch dem damaligen Studirenden der Astronomie d'Arrest davon mit und Galle begab sich mit demselben am Abend desselben Tages auf die Kuppel der Berliner Sternwarte, wo d'Arrest aufmerksam machte, daß möglicherweise eine Sternkarte existire, welche die zu durchsuchende Gegend enthalte. Die Karte, eben vollendet von Dr. Bremiker in Berlin, fand sich und mit Hülfe derselben durchsuchte nun Galle die Gegend und fand am Himmel einen Stern von der 8. Größe, der nicht in die Karte eingetragen war und am andern Abend mit Sicherheit durch seine Bewegung die planetarische Natur erkennen ließ. Der Stern wich nur 1 Grad von der von Le Verrier bezeichneten Stelle ab und das Resultat der Auffindung wurde zunächst Le Verrier und nach wenigen Tagen allen Sternwarten mitgetheilt. „Eine solche Entdeckung," sagt Arago, „muß einen ausgezeichneten Glanz in der Geschichte der Astronomie einnehmen. Die von Le Verrier befolgte Methode weicht gänzlich von dem ab, was zuvor von Mathematikern und Astronomen versucht worden. Letztere haben einige Male zufällig einen in Bewegung befindlichen Punkt, einen Planeten, im Felde ihres Fernrohrs gefunden; Le Verrier aber hat das neue Gestirn wahrgenommen, ohne nur einen Blick nach dem Himmel zu wenden; er hat ihn mit der Spitze seiner Feder gesehen; durch die bloße Macht der Rechnung hat er näherungsweise den Ort und die Größe eines Körpers bestimmt, der um Vieles jenseits der damals bekannten Grenzen unseres Sonnensystems liegt, der weiter als 600 Millionen Meilen von der Sonne absteht, und in unsern mächtigsten Fernröhren kaum eine merkliche Scheibe zeigt. Le Verriers Entdeckung ist sonach eine der glänzendsten Bestätigungen für die Richtigkeit der neueren astronomischen Systeme. Sie wird die ausgezeichneten Mathematiker ermuthigen, mit neuem Eifer nach den ewigen Wahrheiten zu forschen, welche, nach einem Ausdrucke des Plinius, in der Majestät der Theorien verborgen liegen."

Mit Recht wurde also Le Verrier als der glückliche Entdecker gefeiert, aber wir können nicht unerwähnt lassen, daß gleichzeitig mit ihm ein junger englischer Astronom, Herr Adams, denselben Gegenstand behandelte, 1841 den Plan faßte, 1843 anfing mit der Bearbeitung und 1845 zu demselben Resultate wie Le Verrier gekommen ist, dasselbe jedoch nur vertraulich dem Director der Sternwarte in Cambridge, Herrn Challis, und dem k. Astronomen in Greenwich, Herrn Airy, mittheilte. Als in Paris am 1. Juni 1846 Le Verriers Arbeit erschien, wurde auf Airys Veranlassung von dem Director der Sternwarte in Cambridge im August 1846 eine Anzahl Sterne beobachtet, unter welchen sich der neue Planet befand, aber Challis machte das große Versehen, die Beobachtungen nicht sofort zu reduciren und erkannte erst später, daß unter denselben der berechnete Planet vorhanden sei. Aus Allem geht hervor, daß dasselbe Problem, welches Le Verrier behandelte, auch unabhängig von Adams gelöst und ähnliche Resultate ergeben hat; aber veröffentlicht hat es zuerst Le Verrier und nur in Folge dieser Veröffentlichung ist von Galle der Planet aufgefunden.

Durch die Auffindung dieses neuen Planeten, der sehr bald den Namen „Neptun" und nicht wie Arago wollte „Leverrier" genannt wurde, drang der Name des glücklichen Berechners durch alle Lande: Glückwunschschreiben auf Glückwunschschreiben trafen ein und die Royal Society in London ehrte Le Verrier am 5. November 1846 durch die Ertheilung der Copley-Medaille, der höchsten Auszeichnung, die sie einem auswärtigen Gelehrten ertheilt.

Bald zeigte sich, daß der neue Planet als Stern schon am 8. und 10. Mai 1795 von Lalande beobachtet worden war und dadurch wurde es möglich, sehr bald die Bahn desselben genauer zu berechnen. Von Walker, Kowalski und auch von Newcomb ist dies ausgeführt und vor kurzem hat Le Verrier selbst die Theorie des Uranus zum definitiven Abschlusse gebracht, deren Veröffentlichung wir entgegensehen.

Der nächste Erfolg, den Le Verrier von seiner Entdeckung hatte, war die Professur der Astronomie an der Facultät zu Paris; der Minister Salvandy ließ seine Büste aufstellen, außerdem erhielt er verschiedene Ordensauszeichnungen (von Frankreich die Ehrenlegion, von Dänemark den Danebrog, von Preußen den Adlerorden ꝛc.) und wurde Adjunct. und Astronom des Längenbureaus in Paris, sowie Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften.

Der Sturz des Königthums in Frankreich brachte ihm keine nachtheiligen Folgen; er nahm an der Politik keinen hervorragenden Antheil, aber sein Ruhm veranlaßte seine Landsleute, die Wähler des Departements La Manche, ihn im Mai 1848 in die gesetzgebende Versammlung zu schicken. Er nahm Theil an den Verhandlungen über Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts, über Gesetzgebung und wissenschaftliche Entdeckungen, besonders über die Anlage der Telegraphenleitungen, über die Anstellung der Ingenieure beim Wege- und Brückenbau und die Organisation der polytechnischen Schule, wobei er zahlreiche Gegner fand. In seinen Reden hörte man den Professor der Sorbonne, in seiner Politik war er gegen jede Revolution und schloß sich ganz der Politik des Elisée an. Selbstverständlich war der Republikaner Arago unter seinen Gegnern und sollen schon damals Auftritte eigenthümlicher Art, wobei auch Frauenpolitik mitwirkte, vorgekommen sein. Nach dem Staatsstreiche wurde er schon am 25. Januar 1852 zum Senator erhoben und zum Mitglied des obersten Raths des öffentlichen Unterrichts.

Trotz dieser äußeren Ehren arbeitete er emsig wissenschaftlich fort und große Sensation in der astronomischen Welt erregte 1852 die Mittheilung, daß die von Bessel aus den Bradley'schen Beobachtungen berechneten Oerter der als Fundamentalsterne dienenden Fixsterne nicht richtig seien. Bis dahin hatte man die Berechnungen von Bessel für einzig richtig und genau in ihrer Art angesehen. Die Mittheilung von Le Verrier erregte daher gerechtes Erstaunen und die naturforschende Gesellschaft in Danzig stellte bald darauf eine Preisaufgabe auf Untersuchung, welche Aufgabe der jetzige Director der Sternwarte in Kiel, Professor Peters, löste, und es zeigte sich in der That, daß Bessel nicht alle Beobachtungen von Bradley benutzt hatte.

Die Hauptarbeiten von Le Verrier aber waren die Untersuchungen der Bewegungen der Planeten unseres Sonnensystems. Im Jahre 1853 veröffentlichte er eine Abhandlung über die Construction astronomischer Tafeln und über Sonnenbeobachtungen; ferner Betrachtungen über den Zusammenhang des Systems der

Digitized by Google

kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter; über die Excentricitäten und die Neigungen der Bahnen der kleinen Planeten. Seine Arbeiten führten ihn zur Untersuchung der Größe der Präcession, der Masse des Erdmondes und des Planeten Mars (1854); 1856 wurden zwei Aufsätze über terrestrische Längenbestimmungen veröffentlicht.

Unterdeß war in Paris an der Sternwarte ein wichtiges Ereigniß eingetreten. Arago, der als Astronom des Längenbureaus die Sternwarte leitete, war am 2. October 1853 gestorben und der in hohem Ansehen stehende Senator Le Verrier, obwohl er nur erst Astronomadjunct des Längenbureaus war, wurde zum Director der Sternwarte ernannt und begann eine Umgestaltung, wie sie kein Anderer in dem Umfange hätte ausführen können. Durch kaiserliche Munificenz erhielt er in kurzer Zeit neue Instrumente und stellte ein Personal an, so daß die Beobachtungen in großartigem Maßstabe begonnen werden konnten. Er war zwar, wie A. von Humboldt sehr treffend sagte, Director der Pariser Sternwarte geworden, ohne je durch ein Fernrohr gesehen zu haben, aber er verstand es doch, die Sternwarte neu zu organisiren, und machte eine Reise nach Greenwich, um sich von dem Zustande des dortigen Instituts zu unterrichten; er organisirte mehrere Abtheilungen: eine für die Beobachtungen, eine für das Rechnen, eine für Physik (an deren Spitze bis zu seinem Tode der durch treffliche Arbeiten bekannte Physiker Léon Foucault stand), für Meteorologie ꝛc. An der Spitze jeder dieser Abtheilungen stand ein Chef mit einer Anzahl Astronomen und Assistenten. Le Verrier gab im Beobachten die Richtung an, die zu verfolgen war, ließ z. B. an dem neuen Meridiankreise, welcher von Secretan und Eichens angefertigt war, die zu Anfang dieses Jahrhunderts von Piazzi beobachteten Sterne neu beobachten und Fundamentalbestimmungen ausführen, und damit die jüngeren Beobachter fleißig arbeiteten, zahlte er für jeden beobachteten Sterndurchgang einige Sous. Er entschuldigte dieses in der Astronomie bisher unerhörte Verfahren damit, daß die wenig wissenschaftlich gebildeten Assistenten sonst nichts arbeiten würden. Für besondere im großen Garten des Observatoriums errichtete Kuppeln ließ er Fernröhre anfertigen, an welchem die Astronomen Karten zeichnen mußten, die vielfach dazu gedient haben, kleine Planeten zu entdecken. Andere Assistenten beauftragte er mit dem Suchen von Kometen und zahlte für jede Entdeckung eine nicht unbedeutende Summe. Die Rechner benutzte er viel zu seinen Untersuchungen und verlangte schnelle und sichere Ausführung, so daß, da er einmal wochenlange Arbeiten gewöhnlich in wenig Tagen verlangte, ein andermal wochenlang nichts aufgab, vielfache Unzufriedenheit entstand. Vertraut mit dem Telegraphenwesen ließ er eine Anzahl Längenbestimmungen auf telegraphischem Wege ausführen, die in den Annalen der Sternwarte veröffentlicht sind.

Seine theoretischen Arbeiten über die Bewegung des Sonnensystems begann er zuerst mit der Erdbahn und leitete daraus Sonnentafeln ab, die zwar etwas später als die von Hansen und Oluffen erschienen, aber dieselben bei weitem übertreffen, da er durch seine rechnenden Kräfte tausende von Beobachtungen hatte vergleichen lassen. Die Bewegung des Merkur zeigte ihm, daß noch irgend eine störende Kraft, die nicht erkannt war, vorhanden sein müsse und veranlaßte ihn zu der Hypothese, daß noch eine Anzahl von Planeten innerhalb der Merkursbahn oder ein Ring bestehe. Als im Jahre 1859 ein französischer Arzt Lescarbault einen intramerkurianischen Planeten vor der Sonnenscheibe gesehen haben wollte, reiste er selbst incognito nach Orgères, untersuchte die Beobachtungen, hat dieselben für sicher angesehen und forderte noch im Jahre 1876 von Neuem auf, im Frühjahr und Herbst recht fleißig die Sonne zn beobachten, um einen etwa vorübergehenden Planeten zu finden.

In einem spätern Bande der Annalen gibt Le Verrier die Untersuchung über die Bahn der Venus und für die weitere Berechmung Tafeln. Ein Gleiches geschah mit Mars, und im vorigen Jahre kündigte er der Akademie an, daß er auch die Theorie der Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun vollendet habe und die Tafeln gedruckt werden sollten. 37 starke Quartbände, herausgegeben von 1855—76, „Annales de l'Observatoire de Paris", davon 13 Bände Parthie théorique, 24 Bände Observations, zeigen von der Thätigkeit und dem rastlosen Fleiße des arbeitsamen Astronomen.

Doch auch physikalischen Beobachtungen schenkte er seine Aufmerksamkeit, er rüstete z. B. 1860 zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß eine große Expedition nach Spanien aus, reiste selbst mit und war einer der eifrigsten Vertheidiger der Hypothese, nach der die Protuberanzen der Sonne angehören, die bekanntlich gegenwärtig von einer Hypothese zu einer Wahrheit geworden ist.

Noch einer besondern Thätigkeit müssen wir gedenken: ihm gelang es nach der Pariser Sternwarte von einer großen Anzahl meteorologischer Stationen Telegraphenleitung zu erhalten und tägliche Wetterdepeschen zu sammeln, die er alsdann autographiren und in alle Welt versenden ließ. Die Pariser Wetterbulletins sind die ersten dieser Art gewesen und dieselben haben als Muster gedient, so daß alle gegenwärtigen Wetterkarten denselben nachgebildet sind. Es war dies nur dadurch möglich, daß er unter dem Kaiserreiche jährlich über Summen verfügen konnte, wie keine andere Anstalt der Welt es ermöglichte.

Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so war Le Verrier ein Mann von über mittlerer Größe, kräftig gebaut, aber nicht stark. Er hatte markirte Züge, ein intelligentes scharfgeschnittenes Gesicht, blonde Haare, die er lang trug, und war gewöhnlich in einem sehr nachlässigen Anzuge. Er arbeitete von früh bis Abends und gönnte sich kaum die Zeit der Ruhe zum Essen und Trinken und eines Spazierganges. Er hatte verschiedene Liebhabereien: er war ein perfecter Geigenspieler, eine Zeit lang hielt er sich einen Affen, ein andermal eine Anzahl Katzen, die in seinem Zimmer und auf dem Schreibtisch hin und her laufen durften. Im Garten der Sternwarte ging er fast täglich spazieren, begoß Bäume und Pflanzen und zeigte noch im vorigen Jahre einer Gesellschaft, unter welcher sich der Verfasser befand, einen Baum den er gepflegt und dessen ungemeine Stärke er dem täglich gegebenen Wasser zuschrieb. Obstbau und Weinzucht trieb er mit Vorliebe. Gegen seine Untergebenen war er ungemein streng, Pünktlichkeit und Ordnung verlangte er vor Allem, und sobald Jemand zu einer Beobachtung, auch zu einer meteorologischen, nur eine Minute zu spät kam, wurde er sofort entlassen, ohne Rücksicht darauf ob der Mann in's Unglück kam oder nicht. Er forderte unbedingten Gehorsam, vertrug keinen Widerspruch, war streng gegen Jeden und mit ihm auszukommen war schwer. In einer zwanzigjährigen Verwaltung der Sternwarte soll er über 100 Assistenten entlassen haben. Ueber seine Rücksichtslosigkeit werden ihm haarsträubende Dinge nachgesagt. Die Carriere des Astronomen M. soll durch ihn so ruinirt worden sein, daß derselbe sich das Leben genommen hat, und ein anderer Astronom glaubte sich von ihm überall verfolgt. Im Anfang der sechziger Jahre galt es unter den Gelehrten in Paris für keine Ehre, ein Freund Le Verriers zu sein. Er fällte scharfe Urtheile und wenn er gegen Jemand eingenommen, war jeder Verkehr unmöglich. Zahlreiche berühmte Astronomen, welche ihn besuchen wollten, hat er nie empfangen. Gegen andere dagegen war er die Liebenswürdigkeit selbst, im höchsten Grade gastfrei, zuvorkommend und gestattete jeden Einblick in die Sternwarte und seine Arbeiten. Er war ein aufbrausender Kopf, aber in kurzer Zeit wieder der freundlichste Mann; ich erinnere mich, daß auf der Reise nach dem Moncayo in Spanien er über ein geringes Versehen mit seinen Collegen und Adjuncten furchtbar zankte, fünf Minuten später aber denselben aus seiner Tasche Birnen anbot. Wie ein Fels im Meer stand er da, wenn er angegriffen wurde, schleuderte aber alsbald gewaltige Blitze von sich und seine Entgegnung klang immer wie Hohn. Er war daher eine gefürchtete Persönlichkeit und ist wohl von keinem seiner Untergebenen geliebt worden. Seine Tyrannei brachte noch unter Napoleon III. Regierung seine Astronomen zu dem Schritte, bei dem Minister um seine Absetzung anzuhalten, und obwohl ein Marschall zu dem Kaiser gesagt haben soll: „Das Observatorium ist mit ihm nicht möglich, ohne ihn

Digitized by Google

aber undenkbar", lagen doch der Anklagepunkte so viele vor, daß er 1870 die Sternwarte räumen mußte und statt seiner sein College im Institut, der Astronom des Längenbureaus Delaunay, zum Director derselben ernannt wurde. Le Verrier zog sich zurück, blieb Präsident der 1866 gegründeten Association scientifique de France, verlor mit dem Sturze des Kaiserreichs die Würde und das Einkommen als Senator und wurde nach dem Tode von Delaunay, der am 5. August 1872 im Hafen von Cherbourg ertrank, durch den damaligen Präsidenten der Republik Thiers, mit dem er lange befreundet war — schon 1863 sah der Verfasser Thiers bei einem Diner Le Verriers — wieder eingesetzt und leitete bis zu seinem Tode die Sternwarte, wenn auch entzweit mit den älteren Astronomen des Instituts, denen er den Zutritt verboten hatte. Der Sturz des Kaiserreiches und Familienverhältnisse — ein Sohn starb 1875 keines natürlichen Todes — wirkten stark auf ihn ein, die jugendliche Kraft war in den letzten Jahren gebrochen; er kränkelte und seufzte, als der Verfasser ihn 1875 zuletzt sah, gebeugt und grau unter seinen geistigen großartigen Arbeiten. Schon im Frühjahr dieses Jahres hieß es, daß keine Heilung mehr möglich sei, am 21. September brachte der Telegraph die Nachricht der schweren Erkrankung, am 23. September früh 7 Uhr, genau am einunddreißigsten Jahrestage der Entdeckung des Neptun, that er den letzten Athemzug. Das Begräbniß fand statt am Dienstag den 25. Septbr. Mittags auf dem Kirchhof des Mont Parnasse, die Zipfel des Leichentuchs wurden getragen von dem Präsidenten der Akademie Peligot, dem Vicepräsidenten des obersten Raths des öffentlichen Unterrichts Dumas, dem Vicepräsidenten der Akademie Fizeau, dem Präsidenten des Längenbureaus Faye, dem Commandanten Mouchez, dem Superintendenten des Nautical Almanac Hind aus London, dem Baron von Wrede aus Stockholm, dem Vicepräsidenten der Association scientifique General Morin, und am Grabe sprachen Dumas, der älteste Astronom der Sternwarte Villarceau, der Director Tresca, Faye und der Astronom Janssen.

Er hinterläßt eine Frau, einen Sohn, der Ingenieur bei dem Brückenbau ist und eine an einen Architekten verheirathete Tochter.

Die Nachwelt erbt die Thaten des Dahingeschiedenen, die ihn als einen der größten Astronomen verehren und bewundern und ihm neben einem Laplace, Gauß, Bessel, Hansen einen der ersten Plätze in der Ruhmeshalle der Astronomen einräumen wird. Frankreich hat in Le Verrier den größten Astronomen seiner Sternwarte verloren.

C. Bruhns.

Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877.

I.

Es dürfte kaum ein Volk geben, welches innerhalb der eigenen Grenzen des Landes in jedem wiederkehrenden Herbste von einer solchen Unruhe erfaßt wird wie das deutsche. Mag uns auch der Engländer an Reiselust nach dem Auslande vielleicht voraus sein, mögen auch dort die Genossen einer nicht geringen Zahl der verschiedensten Fächer der Wissenschaft sich periodisch zusammenfinden, alle diese Versammlungen reichen doch nicht an die der deutschen, und es wäre nachgerade eine genauere Statistik darüber wünschenswerth. Man würde alsdann einen Respect bekommen vor der Widerstands- und Genußfähigkeit mancher unserer Landsleute, die es sogar dahin gebracht haben, bei einem halben Dutzend solcher Congresse nach einander Theil zu nehmen. Diese Kraft ist um so bewundernswerther, als sich bekanntlich eine derartige Theilnahme nichts weniger als auf die Sitzungen selbst beschränkt, sondern im Gegentheil vor Allem dazu verpflichtet, dem menschlichen Körper durch Diners und Banketts, Festfahrten und ähnliche Veranstaltungen das Aeußerste zu bieten. Zieht man die Bilanz der Mühen und Kosten, die durch solche Versammlungen verursacht worden sind, und vergleicht hiermit das Erreichte, so wird man nicht immer die Ueberzeugung festhalten können, daß beide Contis einander entsprächen. Es soll indessen damit der Stab über diese Vereinigungen keineswegs gebrochen werden. Das was sie außerhalb ihres wissenschaftlichen Programmes erreichen lassen, der Verkehr der Theilnehmer unter einander, die gegenseitige Aussprache ist gewiß an und für sich von hohem Werthe und mag hin und wieder immerhin entschädigen, wenn die officiellen Ziele nicht erreicht worden sind.

Der altehrwürdigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte sind nun in neuerer Zeit jüngere Sprößlinge zur Seite getreten, die sich sogar der directen Abstammung von ihr rühmen können: der Verein der deutschen Aerzte und dann der der Förderer der öffentlichen Gesundheitspflege. Die Bildung beider ist veranlaßt worden durch die hygienische Section der Naturforscherversammlung selbst. Als die Theilnahme an dieser nicht nur von Naturforschern und Aerzten, sondern von Technikern, Staats- und Communalbeamten, Gelehrten aller Fächer zu groß wurde, entwickelte sich mit besonderen Zielen der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege, der während der fünf Jahre seines Bestehens schon eine leitende Stelle in Deutschland auf diesem Gebiete eingenommen hat. Das Gleiche gilt von den deutschen Aerzten; auch sie hatten sich für ihre Bestrebungen manche Jahre hindurch in derselben Section für öffentliche Gesundheitspflege bei den Naturforscherversammlungen zusammengefunden. Je mehr es sich aber herausstellte, daß einerseits der Staat, um seine Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege gegenüber zu erfüllen, eines selbstständig organisirten ärztlichen Standes bedürfe, während andererseits die moderne Gesetzgebung das Niveau desselben herabdrückte, um so nothwendiger wurde es der neuen Pflichten wegen, und um die Würde und Ehre der deutschen Aerzte zu wahren, in festen Verbänden zusammenzutreten. Dadurch indessen ist die mehr ideale Verbindung zwischen diesen beiden neuen Vereinen und der Muttergesellschaft, der deutschen Naturforscherversammlung, nicht gänzlich aufgehoben worden. Professor von Pettenkofer in seiner schlichten und dabei gehaltvollen Eröffnungsrede bediente sich des Gleichnisses, daß im Jahre 1822, als Lorenz Oken zur Bildung einer Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in schwerer Reactionszeit aufforderte, gewissermaßen die Verlobung der Beiden gefeiert worden sei, die damals öffentlich bekannten, daß sie beabsichtigten, eine gute Ehe mit einander zu schließen, welche nur der Tod trennen sollte. Diese Ehe hat so festen Bestand gehabt, daß derselbe Pettenkofer die Münchener Versammlung, die 50. überhaupt, als die goldene Hochzeit zwischen der Natur- und der Arzneiwissenschaft nennen durfte, und in der That kann die wissenschaftliche Medicin ja niemals etwas erreichen, niemals die ihr gebührende Stellung bewahren, wenn sie nicht immer wieder zurückkehrt zu den ewigen Quellen der Erkenntniß alles Natürlichen, den geheimnißvollen Müttern der Faustischen Sage. Trotz alledem ist indessen fast bei jeder Naturforscherversammlung in den letzten Jahren stets die Existenzfrage selbst gestellt, resp. die Möglichkeit von Reformen erörtert worden. Man konnte sich der Thatsache nicht verschließen, daß doch gegen früher außerordentlich viel weniger wahrhaft Solides geleistet werde. Auf der einen Seite beklagte man Ueberwuchern der mehr populären Vorträge in den allgemeinen Versammlungen, auf der anderen Seite die Zersplitterung in einzelne Sectionen. Diese beiden Richtungen sind allerdings seit der Gründung der Naturforscherversammlung vielfach mit einander in Streit gewesen. Oken selbst legte seiner ganzen Natur nach den höchsten Werth auf das den Naturwissenschaften Gemeinsame, wie er denn die Gründung der Naturforscherversammlung viel weniger im Interesse der Förderung der Wissenschaft betrieb, als in dem einer geistigen Einheit ganz Deutschlands seiner politischen Zerrissenheit gegenüber. Anfänglich war deshalb von Arbeiten in Sectionen nicht die Rede und erst in der berühmten Versammlung von 1827 in Berlin trat eine entscheidende Wendung in dieser Beziehung ein. Humboldt war es, der damals die Leitung in die Hand nahm, und während er mit seiner Unermüdlichkeit für

Digitized by Google

einen glänzenden Verlauf nach jeder Beziehung hin sorgte, indem er den Hof, die höheren Beamtenkreise, die reichen Kaufleute zu betheiligen wußte, prägte er gleichzeitig der Versammlung den Stempel seines eigenen wissenschaftlichen Charakters auf. So sehr er es auch liebte, in allgemeinen Vorträgen die Summe des Wissens in populärer Sprache zu ziehen, war er doch ein Gegner der Art und Weise, in welcher Oken und seine Freunde die Sache auffaßten und das Differenteste mit einander vermischten. Er wollte im Gegentheil, daß das Hauptgewicht auf die Arbeiten in den Sectionen gelegt werde und die allgemeinen Vorträge erst in zweiter Reihe stehen müßten. Seit dieser Versammlung hat sich auf der einen Seite die Arbeit in Sectionen allerdings außerordentlich vermehrt, aber sie that dies auf Kosten einer immer weiter gehenden Zersplitterung. War es die wohlgemeinte Absicht, daß an den Arbeiten der einzelnen Sectionen nicht nur Diejenigen theilnehmen sollten, welche im engsten Sinne des Wortes Fachgenossen waren, daß vielmehr den Forschern auf verschiedenen Gebieten Gelegenheit zu geben sei, sich mit den Errungenschaften der Nachbargebiete bekannt zu machen, so wurde es immer unmöglicher, dies Ziel zu erreichen, je mehr jeder einzelne Zweig der Naturwissenschaft sich selbstständig in einer eigenen Section constituirte. Dies ist schließlich so weit gegangen, daß man zur Zeit nicht weniger als 25 verschiedene Sectionen zählt, obwohl schon Virchow darauf aufmerksam gemacht hat, daß es der wissenschaftlichen Medicin in Deutschland zum hohen Schaden gereichen müsse, wenn schließlich womöglich für jedes Organ des Menschen, für jede Krankheit eine besondere Zeitschrift oder ein Archiv begründet werde. Das gleiche irrige Streben mußte für die Naturforscherversammlung noch verhängnißvoller sein. In der That findet das difficile est satiram non scribere nachgerade seine Berechtigung, wenn für die Krankheiten des Kehlkopfes und des Ohres eine besondere Section als nothwendig erscheint. Es ist ganz klar, daß unter solchen Verhältnissen nicht mehr davon die Rede sein kann, daß an dergleichen Sectionsverhandlungen Andere als die Fachgenossen im engsten Sinne theilnehmen. Indessen trotz dieser Specialisirung waren die Sectionen doch nicht im Stande, den Anforderungen der Wissenschaft durchaus zu entsprechen. Immerhin gab es der Zerstreuung und Abhaltung aller Art noch zu viele. Unter solchen Umständen trat eine neue für die Naturforscherversammlung verhängnißvolle itio in partes ein; große Zweige der naturwissenschaftlichen und medicinischen Disciplinen lösten sich nicht etwa um deswillen ab, weil sie, wie der deutsche Aerztebund und die Hygieniker Zwecke zu verfolgen hatten, welche entweder von denen der Naturforscherversammlung weit ablagen oder die Mitarbeit von Solchen erforderte, die sonst keine Beziehung zu Naturforschern und Aerzten besaßen, sondern weil sie zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß es ihnen unmöglich sei, auf dem bisherigen Wege zu entsprechenden Resultaten ihrer Arbeit zu gelangen. Demnach trennten sich die Astronomen, die Meteorologen, die Anthropologen, dann unter der Führung Gräfes die Ophthalmologen; es folgten die Chirurgen, dann die Irrenärzte und endlich machten auch noch die Gynäkologen den Versuch, sich ebenfalls selbstständig zu constituiren. Ist derselbe auch noch diesmal abgeschlagen worden, so dürfte es doch wol schwerlich einem Zweifel unterliegen, daß er unter glücklicheren Auspicien wiederholt auf die Tagesordnung gesetzt werden wird. War hierdurch das Ansehen und die Bedeutung der Naturforscherversammlung schwer erschüttert, so trat noch Eines in der gleichen Richtung hinzu. Die Vorträge der allgemeinen Versammlungen wurden nicht mehr mit dem Takt ausgewählt, welcher dieselben einst ausgezeichnet hatte; vielfach machte sich eine mehr oder weniger blendende Phrase geltend. Gefördert wurde der Rückgang endlich noch dadurch, daß das äußere Beiwerk der Vergnügungen und Lustbarkeiten immer mehr überwog.

Es scheint, daß gerade von München aus wiederum eine neue Aera datiren und daß die allgemeine Versammlung zu einer Einkehr und vorurtheilsfreien Untersuchung über die Motive des Rückganges führen wird. Die Wahl Münchens war in vieler Beziehung eine vortreffliche. Seit den Zeiten des Königs Ludwig reich an Kunstschätzen und öffentlichen Gebäuden aller Art, ist es jetzt diejenige Universitätsstadt in ganz Deutschland, in der die wissenschaftliche Hygiene allen anderen voran gefördert wird. An den Namen des ersten Geschäftsführers der Naturforscherversammlung, Professors von Pettenkofer, knüpfen sich die meisten der Fortschritte, welche auf sanitären Gebieten in Deutschland bisher gemacht worden sind. Zur Seite stand ihm als zweiter Geschäftsführer Professor Zittel, den neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung ein ausgesprochenes praktisches Talent für diese Stelle vorzugsweise befähigt. In richtiger Erkenntniß, daß gerade weil man in letzter Zeit das Hauptgewicht auf die der Versammlung zu bietenden Festlichkeiten gelegt hatte, die eigentlichen Zwecke derselben in den Hintergrund getreten seien, faßten die beiden Geschäftsführer den anerkennenswerthen Beschluß, diese Seite der Versammlung auf das geringste Maß zu beschränken. Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche damit keineswegs einverstanden waren und sich bitter beklagten, daß die schönen Tage von sonst verschwunden zu sein schienen. Alle indessen, denen die Zukunft der deutschen Naturforscherversammlung wirklich am Herzen lag, konnten den beiden Geschäftsführern nur Recht geben. Professor Pettenkofer sowohl, als der erste Redner der Versammlung, Waldeyer aus Straßburg, betonten sehr lebhaft die Gefahren, welche aus einer zu großen Zersplitterung der wissenschaftlichen Arbeit hervorgingen, Gefahren, die sich auch bezüglich der Naturforscherversammlung selbst geltend machen müssen. Offenbar bemühte man sich, das Programm in der Art durchzuführen, daß wieder, wie vor dem Ueberwiegen des Humboldt'schen Einflusses, die Arbeit in den Sectionen zurückzutreten habe gegen die allgemeinen Sitzungen; indessen die dazu gewählten Mittel waren schwerlich durchaus die richtigen. Wenn es nicht ermöglicht worden war, die Zahl der Sectionen einzuschränken, war man vielleicht statutenmäßig dazu außer Stande. Wenn aber statt dessen die Zeit für die Sectionsverhandlungen beschränkt wurde, so konnte das nur dazu führen, sie selbst noch oberflächlicher zu machen, als es sonst der Fall war. Dazu kam noch, daß die verschiedenen Stunden für die Sectionssitzungen nicht allzu geschickt ausgewählt erschienen, so daß es an Klagen der Arbeitseifrigen nicht gefehlt hat. In dieser Beziehung ist eine Reform unter allen Umständen geradezu dringend geboten, sollen die einzelnen Disciplinen nicht immer mehr von der allgemeinen Versammlung sich abtrennen. Indessen zweifelsohne konnten diese Fehler vollständig wieder gut gemacht werden, wenn die Vorträge in den allgemeinen Versammlungen um so mächtigere Wirkungen zu äußern im Stande waren. Mehr als in den früheren Versammlungen ist dies nun in der That erreicht worden; mit wohlberechneter Auswahl hatten die Geschäftsführer sich in die Lage versetzt, Hochbedeutendes gewähren zu können. Der erste Redner in der allgemeinen Versammlung, Professor Waldeyer aus Straßburg, gehört zu den hervorragendsten Anatomen und Histologen Deutschlands. Der Mann, den er feierte, war Karl Ernst von Baer, einer der Begründer der modernen Entwickelungsgeschichte, ausgezeichnet dazu noch durch seltene Vielseitigkeit und einen von Wenigen erreichten Umfang des allgemeinen Wissens. Waldeyer selbst gehört, wenn man die politischen Parteibezeichnungen auf die Stellung der Männer der Wissenschaft, besonders der modernen Descendenztheorie gegenüber anwenden will, etwa dem linken Centrum an. Ihm ist die Berechtigung der Lehre Darwins in vieler Beziehung zweifellos, aber er glaubt nicht, daß die Consequenzen, welche Häckel zu ziehen sucht, statthaft sind. War in der Rede des Straßburger Professors eine wohlthuende Mäßigung unverkennbar, so stürzte sich sein Nachfolger, Ernst Häckel selbst, mit um so kühnerem Ungestüm auf den Kampfplatz, denn so und nicht anders war der Eindruck, den er wohl unwillkürlich machen mußte.

Einer der größten jetzt lebenden Naturforscher, der geniale Botaniker Professor von Nägeli in München, mit Recht zu Denen gehörend, auf die die Maximilian-Ludwigs-Universität stolz ist, folgte am zweiten Tage der allgemeinen Versammlung, leider ohne einen augenblicklichen Erfolg. Er selbst freilich trug die

Digitized by Google

Schuld. Keine Versammlung hält es schließlich aus, fast zwei Stunden lang einem Redner zuhören zu müssen, der auch den Nächstsitzenden gänzlich unverständlich ist. Seine Rede, die bald darauf im Druck vorlag, ist dagegen in hohem Grade beachtenswerth. Sie polemisirt in mancher Beziehung gegen den berühmten Vortrag Du Bois-Reymonds über die Grenzen unserer Naturerkenntniß. Das Facit dieser Rede des berühmten Berliner Physiologen, daß uns nichts Anderes übrig bleibe, als vielfach zu resigniren, theilt Nägeli mit ihm. Aber in manchen Punkten geht er weiter, in manchen zieht er die Grenzen noch enger, als es Du Bois-Reymond gethan hatte. Innerhalb der endlichen Welt gibt es für ihn keine Schranke, und auch das Gebiet des Immateriellen und Geistigen nimmt er nicht davon aus. Das Wesen der Dinge freilich zu erkennen, hält Nägeli für unmöglich. Ueberall wo die Unendlichkeit der Zeit und des Raumes eintritt, beginnt für ihn eine unübersteigliche Schranke, da endet die Physik und es beginnt die Metaphysik.

Hatten schon diese beiden Tage mit einer gewissen Einseitigkeit Verhandlungen gebracht, die sich direct und indirect auf die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens bezogen, so war das Ereigniß des letzten Tages der allgemeinen Sitzungen, die Rede Virchows, wesentlich doch dem gleichen Gegenstande zugewendet. Diese Rede, welche, abgesehen von ihrem Inhalte, den Vortragenden frischer zeigte als bei früheren Gelegenheiten, ist so vielfach in den täglich erscheinenden Pressen besprochen und commentirt worden, daß es hieße „Eulen nach Athen tragen", wollte man hier in derselben Weise darauf eingehen. Andererseits liegt sie in ihrem Wortlaute noch nicht vor, und die schwerwiegenden Fragen, welche sie zu lösen versucht, verdienen daher wohl, daß sie auf authentische Quellen hin erörtert werden. Nach Nägeli hatte inzwischen noch ein Schüler Virchows, Professor Klebs aus Prag, einen höchst bemerkenswerthen Vortrag gehalten, der indessen auch erst dann eine seiner Bedeutung entsprechende Würdigung erhalten kann, wenn er selbst in seinem vollständigen Abdrucke vorliegt. Es handelt sich für Klebs darum, durch eine Reihe außerordentlich exacter Untersuchungen das Gebiet der Krankheiten immer weiter auszudehnen, die lediglich auf organische Keime, Pilze und Sporen minimalster Kleinheit zurückzuführen sind. Die Forschungen Klebs' und seiner Gesinnungsgenossen sind allerdings geeignet, einen Umschwung in all unseren pathologischen und therapeutischen Anschauungen hervorzubringen und uns darin zu bestärken, daß ein dauernder Fortschritt in der Heilung und der Verhütung der Krankheiten nur gesucht werden kann in den Grundsätzen, die die öffentliche Gesundheitspflege seit Jahrzehnten gepredigt hat.

Die Signatur der 50. Naturforscherversammlung ist hiernach unschwer zu bestimmen; einerseits hat sie angeregt zu einer Reform der ganzen Institution, andererseits ist von den Rednern versucht worden, die Grenzen unseres Erkenntnißvermögens auf's Neue zu untersuchen. In der letzteren Frage bezeichnet sie einen bemerkenswürdigen Umschwung in der öffentlichen Meinung. Die phantastischen, hypothesenreichen Arbeiten Häckels und seiner Freunde wurden freilich schon durch Du Bois-Reymond als romanhaft verurtheilt, die Rede Virchows aber mit ihren scharf zugespitzten kaustischen Pointen hat ihnen, irren wir nicht, den Todesstoß gegeben. P. Boerner.

Ein Besuch in Utrecht.

Vor zwanzig Jahren entdeckte ich unter allerlei Neuigkeiten des Pariser Büchermarktes einen Octavband mit dem Titel: „Scènes de la vie hollandaise", Erzählungen von Hildebrand, welchem Schriftstellernamen gleich der wahre Name des Verfassers, Nikolas Beets, beigefügt war. Die Sachen zogen mich in solchem Grade an, daß ich, anstatt der augenscheinlich etwas freien Uebersetzung, das Original kennen zu lernen wünschte, und mich resolut an die Lectüre der „Camera obscura" (sprich: obsküra) machte, des ersten holländischen Buches, das mir zu Gesicht gekommen war. Dem Niederdeutschen bereitet das verwandte Idiom wenig Schwierigkeit, sobald er sich mit der Aussprache, die häufig der Schlüssel zum Verständniß wird, und den Hauptsätzen der Grammatik vertraut gemacht hat, und so las ich mich ziemlich rasch in diese einfachen, aber so echtes, nationales Gepräge tragenden Geschichten hinein, welche die Art des Landes und der Bewohner viel besser kennen lehren, als manche Reisebeschreibung. Ich trug mich mit der Idee, die drei größeren Erzählungen und eine Auswahl von den Skizzen, welche der Franzose nicht beachtet hatte, deutsch herauszugeben als „Holländisches Stillleben", mit Beziehung auf Melchior Diepenbrocks Büchlein „Vlämisches Stillleben", welchem Hendrick Conscience eine Popularität in Deutschland verdankt, die durch seine historischen Romane wohl erschüttert aber nicht ausgerottet worden ist.

Die Uebertragungen wurden auch gemacht und in Zeitungsfeuilletons gedruckt, aber der Zusammenstellung als Buch trat bald dieses, bald jenes Hinderniß entgegen. Indessen ist die „Camera obscura" eins der Bücher geblieben, zu welchen ich in freien Stunden immer gern zurückkehre. Und hätte das alte Utrecht auch nicht an und für sich Anziehungskraft gehabt, so würde ich es, einmal in Holland, gewiß besucht haben, um Nikolas Beets kennen zu lernen. An dem heitern Morgen des letzten Juli fuhr ich von Amsterdam aus hinüber.

In Amsterdam selbst wird man selten die Vorstellung los, sich auf einem großen Schiffe zu befinden, welches im nächsten Moment die Anker lichten und in's Weltmeer hinaussteuern könnte. Auf schmalen, halsbrecherisch steilen Schiffsstiegen, die unter uns knarren und seufzen, steigen wir zu kajütenartig kleinen und saubern Zimmern empor, die in Bürgerhäusern auch mit förmlichen Kojen als Schlafstellen ausgestattet sind. Man drängt sich auf den engsten Raum zusammen, man riecht überall das Meer und dessen Bewohner und den Theer, welcher Körper, Segel und Taue des Schiffs gegen den Zahn des Meerwassers schützt, und die Brücken über die Grachten gleichen den Planken, vermittels deren man im Hafen von einem Fahrzeug auf ein anderes gelangt. In Utrecht haben wir das Gefühl, wieder auf festen Boden zu kommen. Schon die trotzigen Reste der alten Befestigungen gegenüber dem Bahnhofe begrüßen uns ganz „binnenländisch", und mit jedem Schritte in die Stadt hinein wird deutlicher, daß man hier nicht mehr nöthig hat, mit der Baufläche gar zu ökonomisch umzugehn. Die Häuser sehn nicht weniger holländisch aus, haben aber weder so schmale noch so hohe Fronten. Falls auch dieses Stück Land ursprünglich, wie wohl nicht zu bezweifeln, eine Sandbank gewesen sein sollte, so steht es jedesfalls schon zu lange als richtiges Land anerkannt da, als daß der Baumeister noch nöthig hätte, ein Fundament für das Fundament zu schaffen, Pfähle hineinzutreiben in die unzuverlässige Anschwemmung. Kaufläden von solcher Breite, wie sie in der Umgebung des Stadhuis anzutreffen sind, würde man in Amsterdam als Merkwürdigkeit zeigen. Und wie angenehm kleinstädtisch — die 64,000 Einwohner mögen mir's verzeihen! — präsentiren sich die Gassen und das Treiben auf denselben, sobald man über den engen Umkreis des Stadthauses und der älteren Kirchen hinaus ist. Keine Spur mehr von dem Eilen und Drängen der Handelsstadt, mehr noch Ruhe als gelassene Bewegung, man lehnt in den Haus- oder Gewölbethüren, schaut dem Fremden nach und tauscht mit den Nachbarn laut seine Bemerkungen über die ungewöhnliche Erscheinung aus. Das Gerümpel vor einem Trödlerladen erregte unsere Aufmerksamkeit, wir ließen uns von der Frau, die uns mit unverstelltem Mißtrauen betrachtete, die Preise von einigen Krügen sagen, und sofort stand ein Kind Israels hinter uns, um zu berichten, daß gleich um die Ecke seines Vaters Antiquitätengeschäft sei, ein großes Geschäft mit Alt-Delft und Alt-Japan und was uns sonst gelüsten möchte. Mein Reisegefährte erinnerte sich beim Anblick eines Barbierbeckens, daß er seine Toilette in Amsterdam nicht erschöpfend gemacht habe; die Thür war offen, aber Niemand zu sehn. „Hij komt, hij komt!" rief es aus mehreren Fenstern, und richtig erschien bald die fast ausgestorbene Figur des hausirenden Barbiers mit dem Scheerbeutel unter dem Arme und

Digitized by Google

nöthigte meinen Freund unter ein wahres Schlachtbeil. Wo aber das Geschäft nicht die Menschen in athemloser Hast erhält, da bedürfen diese auch nicht besonderer Regionen für das Erholen und „Ausschnaufen"; daher gehörten die üppigen Baumreihen der alten Wälle und der Maliebaan fast uns allein. Auch diese Promenaden haben einen besonderen, mehr festländischen Charakter. An schönem Gehölz fehlt es ja keiner der Städte auf der fruchtbaren, wassergetränkten „Betuwe", dem Stammsitz der Bataver, aber wie dieser Name erinnert auch die Beschaffenheit des Waldes an die „Au", das von Flußsand gebildete Insel- oder Uferland: er behält etwas Jugendliches, wie der Oestreicher sagt „Schütteres", während die Utrechter Anlagen und ihre berühmten Linden sich kräftiger entwickelt haben, behäbig auf sicheren Füßen stehn. Ein paar hübsche Backfische, die uns in der Nähe der Maliebaan begegneten, Vertreter der beiden Haupttypen, des echt holländischen Schlages mit blonden Köpfen und breiten Gesichtern und des wohl aus Spanien importirten schwarzen mit schärferen Zügen, erklärten verlegen, über die Bestimmung eines neuen großen gothischen Gebäudes keine Auskunft geben zu können. Einige hundert Schritt weiter kam die eine von den Kleinen uns nachgelaufen und berichtete glühenden Gesichts und diesmal in fließendem Deutsch, was sie inzwischen selbst erfragt hatte. Offenbar machen Reisende nur selten in Utrecht Station.

Wenn über zwei Jahre Holland das Gedächtniß der 1579 in Utrecht geschlossenen Union der sieben nördlichen Niederlande begeht, wird man sich auch in der übrigen Welt der einstigen Bedeutung des Orts erinnern. Für gewöhnlich ist jenes Ereigniß unserem Gedächtniß zu fern gerückt; auch daß hier dem spanischen Erbfolgekrieg ein Ende gemacht worden ist, kann den eiligen Touristen nicht bewegen, den Waggon zu verlassen, und noch weniger das Papsthaus, in welchem der vom Löwener Katheder auf den römischen Thron berufene Hadrian VI. geboren wurde, der zu früh starb, um durch seine Reformbestrebungen die Kirchenspaltung aufhalten zu können.

Und doch besitzt auch diese Stadt solcher Merkwürdigkeiten genug, wie sie der Fremde aufsucht, mehr als das Reisehandbuch verräth, z. B. ein dem katholischen Bisthum gehöriges reiches Museum kirchlicher Alterthümer aller Art. Bekanntlich ist Utrecht der Hauptsitz jener Jansenisten, welche sich schon seit dritthalb Jahrhunderten Altkatholiken nennen. Da ihre Trennung von Rom nur wegen einiger weniger Glaubenssätze erfolgte, hatten sie keine Veranlassung, dieselbe auch äußerlich so entschieden und gründlich zu documentiren, wie es die Reformirten zum Schaden der Kunst gethan haben, brauchten sie sich nicht alles dessen zu entäußern, was zum Pomp und zur Würde des katholischen Cultus beiträgt.

Dagegen ist das Innere des Doms ein wahres Muster der Verunstaltung, ein schreiendes Zeugniß protestantischer Barbarei. An und für sich schon kann man dieses Bauwerk in seiner jetzigen Gestalt ein Unicum nennen. Wer seinen „Lübke" im Kopfe hat, weiß, daß der Dom und die Buurkerk zu Utrecht zu den frühesten Denkmalen der Gothik in den Niederlanden gehören. Das Langhaus des ersteren aber stürzte vor 200 Jahren ein und man begnügte sich die Trümmer abzutragen und das Querschiff abzuschließen, so daß jetzt zwischen dem stattlichen Thurm, welcher die südwestliche Ecke des Gebäudes bezeichnet haben muß, und der Domkirche ein freier Platz liegt. Nun stelle man sich eine Kirche vor, welche nur aus dem Chor und dem Querschiffe besteht, in den Chor hineingebaut aber ein Amphitheater holzgelb angestrichener Bänke für die gläubige Gemeinde! Natürlich ist verschwunden, was einst diesen Raum geschmückt hat, in tadelloser Reinlichkeit und Nüchternheit starren uns die mächtigen weißgetünchten Pfeiler und Gewölbe und die farblosen Fenster an. Aber man hat auch, um Aufgänge zu den Galerien bequemer anbringen zu können, unbarmherzig aus den Profilen der Pfeiler Stücke weggeschlagen, wie man eine Felsenecke auskerbt, um eine Eisenbahn vorüberzuführen. Es wäre wohl eine Aufgabe der „Rijks-Adviseurs", der Commission für Erhaltung der Kunstdenkmäler, diesem Gräuel ein Ende zu machen; aber diese Behörde scheint ohnedies mit Mißtrauen, Vorurtheilen und Eigensinn so viel Kampf zu haben, daß sie sich hüten wird, mit einer Kirchengemeinde anzubinden, welche in der Wiederherstellung wahrscheinlich einen Angriff auf ihre protestanischer Freiheit und ihre reine Lehre sehen würde. Man hört da absonderliche Geschichten. Die lebenden Künstler, oder doch viele von ihnen, betrachten dort wie fast überall die Pflege alter Werke als eine Beeinträchtigung ihrer natürlichen Rechte und meinen wie jener Wiener Maler, „die Welt solle sich doch nur gedulden, bis die jetzt neuen Bilder und Statuen auch einmal als geworden" seien. In Groningen aber hat ein reicher Mann Familienbilder aus dem siebzehnten Jahrhundert, die zur „modernen" Einrichtung seines Schlosses nicht paßten, zuerst auf den Boden und dann, als die Adviseurs sie haben wollten, in einen Teich werfen lassen, um mit gutem Gewissen sagen zu können, er besitze keine alten Bilder.

Mancherlei Sculpturen, Bilder und Bücher aus alten Kirchen und Klöstern hat die Stadt Utrecht glücklicherweise in ihrem Rathhause in Sicherheit gebracht. Der Weg von der Domkerk zu dem übrigens uninteressanten neuen Stadthuis führt über den Fischmarkt, wo wir die landesübliche Licitation mit ansehen konnten: ein Korb mit Fischen wird vom Verkäufer mit einem Ausrufspreise dargeboten und dieser bietet rasch zählend: twaalf, elf, tien, negen u. s. w., sich selbst so lange herunter, bis einer der Käufer ihm zunickt.

Die Gemälde im städtischem Museum rühren zumeist von Jan Schoreel her, dem Vorläufer der großen Bildnißmaler des siebzehnten Jahrhunderts, der lange in Utrecht gelebt hat. Viel Interessantes ist unter den Holzsculpturen, Manches von einer köstlichen Naivetät, wie z. B. die zu Pferde daherkommenden heiligen drei Könige, von denen der eine höflich seinen Turban abnimmt und wie salutirend an die Brust drückt, oder die Aufnahme des Christuskindes in den alten Bund, welche Ceremonie mit seltener Genauigkeit und mit höchst drolliger Hervorhebung des nationalen Typus dargestellt ist u. dgl. m. Auch findet sich dort eines der merkwürdigsten Puppenhäuser, welches nicht blos in Speise-, Wohn-, Schlafzimmer, Küche ꝛc. eines holländischen Hauses vor 150 Jahren, sondern auch in die Studirstube eines Gelehrten Einblick gewährt, — und da fehlt so gar nichts, daß man sich keineswegs wundern würde, wenn das Manuscript, welches der würdige Herr vor sich hat, wirklich mit einer durch die Lupe lesbaren Schrift ausgeführt wäre.

Alle diese Merkwürdigkeiten hatten wir gebührend gewürdigt, auch die Grachten, die so hohe Ufer haben, daß unter der Fahrstraße noch kasemattenartige Gewölbe angebracht werden können (stellenweis auch nur ein höheres und ein niederes Ufer, was denn vollends einen eigenthümlichen Anblick gewährt) — wir hatten das Utrechter Gebäck „Theerandjes" eingekauft und die Zeit war schicklich, um unsern Besuch zu machen. In die Boothstraat wies uns ein Briefträger und in derselben zeigte man uns auch sofort und nicht ohne Stolz das Haus des Dr. Beets. Es liegt in einer stillen freundlichen Umgebung, die einem Gelehrten und Dichter wohl behagen kann. Das schmale Vorhaus und nach der Gasse zu das Besuchzimmer entsprachen ganz dem, was ich bisher in holländischen Häusern und früher schon in der „Camera obscura" kennen gelernt hatte; doch nahmen sie hier nicht die ganze Breite des Gebäudes ein, es öffnete sich noch eine andere Thür, aus welcher hervor ein Kindergesicht uns mit neugierigen und lustigen Blicken musterte. Bald erschien auch der Hausherr, wohlgenährt, weißhaarig, frische aber zarte Röthe auf den Wangen, wie sie unter dem Einfluß der Seeluft so vorzüglich gedeiht, die ganz schwarze Kleidung verrieth den Professor der Theologie und auch der Rede war die Gewohnheit des Docirens anzuhören. Da ich Tags zuvor angemeldet worden war, bedurfte es keiner Vorstellung oder Rechtfertigung meines Besuches. Zu meiner Ueberraschung aber erklärte Beets, daß es ihm schwer falle deutsch zu sprechen — wir waren so gewöhnt, aus dem Munde aller gebildeten Holländer unsere Muttersprache zu vernehmen, und zwar im Allgemeinen sehr rein, während diejenigen, welche geschäftlich viel mit den deutschen

Digitized by Google

Nachbarn verkehren, auch etwas von der rheinischen Mundart angenommen haben. Hier halfen wir uns nun so, daß Beets holländisch, ich deutsch sprach. Besonders lebhaft gestaltete sich die Unterhaltung nicht, wir kamen über die zwei zunächst liegenden Themata „Camera obsura" und „Amsterdamer Ausstellung" kaum hinaus. Hoch zugeknöpft wie die schwarze Weste blieb der Mann, der sie trug. Die Art, wie uns Ciceronedienste angetragen wurden, ließ uns vermuthen, daß die Ablehnung nicht unwillkommen sei.

Hier war ich also zum ersten Male einem Holländer begegnet, welcher den Vorstellungen von dem zurückhaltenden, wortkargen Wesen der Nation entsprach. In Amsterdam, unter lauter lebhaften, jovialen, beredten Leuten, welche einander in liebenswürdigem Entgegenkommen überboten, hatten wir oft über das holländische Phlegma gescherzt, und dabei wohl übersehen, daß eine Weltstadt wie Amsterdam nicht der rechte Ort ist, um den Volkscharakter zu studiren. In der Provinz conservirt sich die Eigenart länger, wie man dort auch nicht genöthigt ist, sich mehrere Sprachen für den täglichen Verkehr anzueignen. Aber ich war auch auf die wenig zugängliche Art des Dichters vorbereitet worden, und empfand während des Besuches, daß ich selbst wohl einen Fehler begangen hätte, der sich allerdings nicht ausbessern ließ. Ich hätte in die späteren Werke von Beets wenigstens einen Blick werfen und von denselben reden sollen. Aber ein flüchtiger Versuch mit einem Bande seiner Gedichte vor Jahren hatte mich den alten „Hildebrand" nicht wiederfinden lassen, und was ich damals gelesen, war längst wieder vergessen. Und es scheint dem populärsten holländischen Dichter zu gehen wie so manchem seiner Zunft, daß nämlich seine Lieblingskinder gerade diejenigen sind, welche den Lesern weniger gefallen. Es ist möglich, daß seiner Aeußerung: er stehe den Erzählungen jetzt einigermaßen fremd gegenüber, er werde sie heute nicht mehr schreiben können, sei nicht mehr naiv genug dazu — mir weniger herb und auffallend geklungen hätte, wäre ich nicht durch seine Landsleute im Voraus aufmerksam gemacht worden.

Nikolas Beets, der 1814 in Haarlem geboren ist, trat in den ersten dreißiger Jahren mit poetischen Erzählungen auf, welche die Einwirkung damaliger politischer und poetischer Strömungen, das Gefühl des Unbefriedigtseins mit dem Bestehenden und Byron'sche Stimmungen erkennen lassen. Aber nachdem er der Zeit und seiner eigenen Jugend diesen Tribut dargebracht hatte, kam in den Schöpfungen, welche 1837 als „Camera obscura" gesammelt erschienen, seine wahre Natur zum Durchbruch. Es ist ein verwandtschaftlicher Zug mit dem liebenswürdigsten Zweige der Genremalerei seiner Heimat, es ist etwas von dem Talent der Adriaan van Ostade, der Gerard Dow und Metsu in diesen Schilderungen aus den Leben. Die Erfindung macht ihm die geringste Sorge. Handelt's sich ihm doch in Wahrheit dabei um die Rahmen, innerhalb deren er seine lebenden Bilder stellen kann. Allein diese sind wirklich lebende, von jener den Beschauer unmittelbar treffenden Naturwahrheit, die man zu würdigen vermag auch ohne die Vorbilder zu kennen, und dabei voll des echten Humors, der lacht und weint, lachen und weinen macht. Es ist mir mit Beets in Holland, wie mit Dickens in England gegangen: ich glaubte überall seinen Originalen zu begegnen, aber ich hatte der Autopsie nicht bedurft, um von der Treue seiner Zeichnung überzeugt zu sein. Das Studentenleben in Leiden und — dem Wortspiel ist kaum auszuweichen! — die Leiden und „Prüfungen" des Studenten; die glückliche und heitere Beschränktheit kleinbürgerlicher Existenz neben dem überseeischen Brotzenthum, das sich im Grunde recht unsicher und unbehaglich fühlt, und den Großstädtern, die auf die eine oder die andere Art ihre Ueberlegenheit geltend machen wollen; das Leben und Schaffen der Volksklassen, welche noch auf vertrautem Fuße mit der Natur stehen: das sind die Kreise, welchen er seine Stoffe entlehnt. Wie wahrhaft rührend ist die Figur der alten Großmutter in der reichgewordenen Colonistenfamilie, wie humorvoll das Wiedersehen der Jugendfreunde, von welchen der eine das Herz voll fröhlicher Erinnerungen mitbringt und von den ungemüthlichen Familienverhältnissen des anderen wie von einer Reihe von Sturzbädern abgekühlt wird; wie fein charakterisirt die Episode mit dem schönen Schenkmädchen, welches von einem enthusiastischen jungen Manne gegen die Zudringlichkeiten eines Kecken in Schutz genommen worden ist, ihren Ritter später durchaus nicht wiedererkennt, und, als er sie an jene Scene erinnert, ihn hocherfreut mit den Namen des — Anderen begrüßt.

Bei aller Lebensfreude, welche in diesen Schriften pulsirt, ermangeln sie doch keineswegs des sittlichen Ernstes, verrathen auch hie und da, daß wir es mit einem gläubigen Christen zu thun haben. Daher will es mir wenig glaubhaft erscheinen, daß der Dichter, welcher sich seit den Mannesjahren zur streng orthodoxen Partei hält, dieserhalb und wegen seiner amtlichen Stellung seine Jugendwerke nicht mehr voll anerkennen möge. Wenigstens wüßte ich nicht, was in den letzteren bei den Rigorosesten Anstoß erregen könnte. War es nicht Smollet, der dem Publicum grollte, weil es seinem, wie er meinte, schwächsten Producte den meisten Beifall schenkte? Und befinden sich in ähnlicher Lage nicht unzählige Dichter, Musiker, Maler? Verleugnet nicht Richard Wagner seinen Tannhäuser? Ich denke, in den Worten des alten Beets, der noch so viel geschrieben hat, Gedichte, Predigten, literarhistorische Abhandlungen, Früchte ernster, vielleicht saurer Arbeit, lag etwas wie Eifersucht auf den jungen Hildebrand, der spielend Kränze errang, welche immer auf's Neue erblühen. Erscheint doch eben jetzt eine Prachtausgabe der „Camera obscura" mit ganz vortrefflichen Illustrationen.

Bruno Bucher.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

(Schluß.)

V.

In der Specialität der Schlachtenbilder und militärischen Staatsactionen sind in Anbetracht der nationalen Erfolge des letztverflossenen Decenniums nur eine verhältnißmäßig sehr bescheidene und fast verschwindende Anzahl solcher Darstellungen zu verzeichnen. Da sind außer dem schon besprochenen Kolossalbilde Anton v. Werners und seiner Skizzen für Saarbrücken ein großes Bild von Emil Hünten: „Angriff der französischen Kürassiere Division Bonnemains auf Elsaßhausen", im Besitz der Nationalgalerie, eine erschöpfende Darstellung in großem Figurenreichthum von trefflicher Zeichnung und Färbung und äußerst geschickter Anordnung, zwei Bilder von C. Freyberg: Bionville und Metz, eine Darstellung von Th. v. Goetz „Das zweite Garderegiment beim Sturm auf St. Privat", im Besitz des Offiziercorps genannten Regiments, ein größeres Bild von Otto Faber du Faur „Attaque der Chasseurs d'Afrique bei Floing (Sedan)", ein kleines Bild von G. Bleibtreu und von demselben „Kaiser Wilhelm am Abend der Schlacht von Gravelotte", ein effectvolles, flammendurchleuchtetes Nachtbild, von großer technischer Gewandtheit zeugend, das ist, wenn wir das große Bild von Steffeck „Der Sieger von Wörth" dieser Kategorie einverleiben wollen, Alles auf unsere glorreiche jüngste Vergangenheit deutende. Man kann nicht sagen, daß dies unbescheiden sei.

Eine Reihe von Bildern, noch dem historischen Genre angehörig, von A. Begas „Mutter und Kind" und „Der erzürnte Amor", von Oscar Begas „Mutterglück", R. Bendemanns in München „Nymphe", „Ein lauschender Amor" von Kaselowsky und zwei Dresdener Schöpfungen, „Der Fischer" nach Goethe von L. Preußer und „Orpheus und Euridike" von F. Siebert, dürften noch zu erwähnen sein als Dinge, in denen manche compositionell ganz schätzenswerthe Qualitäten nicht zu leugnen sind, die jedoch den Erfordernissen heutiger malerischer Ausdrucksweise so fern stehen, daß man sie füglich ein klein wenig in die Kategorie der glücklich überwundenen Standpunkte bringen muß, da sie absolut nichts Neues und nichts Eigenartiges bieten.

Die Bestrebungen auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei zeigen

Digitized by Google

diesmal bei vielem die Wände füllenden Mittelgut und bei einigem herzlich Schlechten im Ganzen eine fortschrittliche Tendenz und dürfte auch hier die realistische Richtung des Schaffens als die heutzutage maßgebende und siegreiche zu verzeichnen sein.

Auch die Landschaft hat ihre Gussows, die den Beweis liefern, daß die Natur in frischer, naturalistischer Wiedergabe nichts an ihrem ewig belebenden Reiz einbüßt, ja sogar in ihrem kaleidoscopischen Spiel ohne alle sogenannte ideale Zuthat in unendlich größerem Zauber erscheint, als in den componirten und construirten Atelierproducten, die man so gern mit dem volltönenden Namen historische Landschaft zu bezeichnen pflegt, um eigentlich, gestehen wir es uns nur, über die Unzulänglichkeiten dieser Art des Schaffens billig hinweg zu kommen. Da ist zum Beispiel zunächst Julius Jacob, der in seinem „Ein sonniger Apriltag, Motiv aus einem Berliner Park" frisch und freudig hineingreift in das volle Leben der Natur. Wer will oder kann den großen ursprünglichen Reiz wegleugnen, der in dieser völlig ungeschminkten, kräftig und energisch zum Vortrag gebrachten frappanten Naturstudie dem Beschauer entgegenspringt? Man vermeint den frischen, sonnendurchwärmten Hauch der wonnigen Frühjahrsluft zu spüren und freut sich mit den lustwandelnden sich begrüßenden Staffagefiguren ob des herrlichen Apriltages, des ersten schönen, vielleicht nach langem, trüben Winter. Das Bild ist derb realistisch, kein Stückchen poetischer Draufgabe und doch klingt es Einem dabei im Ohr wie ein Heine'sches Frühlingslied. Sein „Abend in der Mark" und „Aus dem Foro Romano" sind gleich markige, tüchtige coloristische Leistungen.

In sinnverwandter Schaffensweise, das heißt ohne der Natur schmeicheln oder dieselbe gar corrigiren zu wollen, haben wir eine Reihe von Bildern vor uns, die wir, da eine eingehende Besprechung der einzelnen sich räumlich untersagt, nur mit dem Namen der Künstler und Künstlerinnen aufführen wollen. Es sind dies vornehmlich und immer unter dem Vorbehalt, bei der großen Anzahl tüchtiger Leistungen auf diesem Gebiete ein oder das andere unliebsamer Weise übersehen zu haben: Th. Hagen in Weimar, H. P. Feddersen, P. Tübbecke in Weimar, H. Rasch, K. Rettig, F. Poenitz mit drei vielleicht nicht ganz streng gezeichneten, jedoch im Totaleindruck vorzüglichen kleinen Bildern; Marie v. Parmentier in Wien und Louise Begas-Parmentier, Clara Lickfett, C. Malchin, Antonie Biel, Tina Blau, K. Buchholz, G. Koken, Knorr, Flickel u. A. Die beiden Achenbachs, Andreas und Oswald, sind in bekannter und gewohnter Güte vertreten, ebenso Bennewitz von Loesen, L. Douzette, H. Eschke, Graf Kalckreuth, O. v. Kamecke, W. Kühling, A. Leu, A. Lier, E. de Shampheleer, C. Scherres in zwei großen stimmungsvollen Bildern, M. Schmidt, L. Spangenberg und E. Weichberger.

Werner Schuch in Hannover tritt in seinen drei solid durchgeführten Bildern auch durch die treffliche Staffirung derselben in den Vordergrund der diesjährigen Erzeugnisse landschaftlicher Art, wie es auch Eugen Bracht in Carlsruhe vortrefflich verstanden hat, seinen eigenthümlichen Terrainbildern durch die Staffage ein additionelles Interesse hinzuzufügen.

H. Wrage und C. C. Schirm in Carlsruhe folgen mit großem Glück einer ähnlichen Richtung in landschaftlicher Beziehung.

Mancher und Manche wären noch anzuführen, die durch ernstes Wollen und frische und gesunde Durchführung volles Recht und unzweifelhaften Anspruch darauf hätten, so gut wie E. v. Lichtenfels aus Wien, Hofelich in München, Th. v. Eckenbrecher, W. Jett, C. Irmer, A. Kappis, E. J. Schindler, E. Schönfeld und Andere, aber es muß genügen, nur das mehr oder minder Eigenartige zu erwähnen, das was unserer modernen Anschauung am nächsten kommt und noch einer Zukunft entgegensieht.

In F. v. Schennis „Solitude" ist eine gewisse dem Titel entsprechende Stimmung nicht zu verkennen; die Mittel der Darstellung erinnern jedoch lebhaft in Formengebung wie in Farbe, wenn dabei überhaupt viel von Beiden die Rede sein kann, an Liebermannsche, rücksichtslose Technik. — Auch in höherer Rouleaurmalerei ist Einiges geleistet worden. Es scheint „Es wandelt Niemand (selbst ein Maler nicht) ungestraft unter Palmen."

In der Thiermalerei, die diesmal mit nur etwa zwanzig Namen vertreten, ist in erster Linie Paul Meyerheim zu nennen, mit seiner Speisesaaldecoration für das neue Palais des Herzogs von Ratibor, welche in fünf räumlich sehr umfangreichen Bildern in jagdgerechter, breiter und decorativer Weise meisterhaft gemaltes Jagdwild vom Hasen an bis zum Schwarzwild, Jagdhunde, Stilleben ꝛc. zum Gegenstande hat. Ferner mit einer „Affenakademie", die, wenn auch ein wenig übermüthig und wild, den Anhängern der Darwin'schen Theorie und den Häckelianern Manches zur Begründung und zur Beweisführung ihrer nach Virchows letzten Auslassungen etwas utopischen Hypothesen an die Hand zu geben geeignet sein dürfte. Als Bild ist es eine treffliche, satirisch drastische Leistung. — H. Baisch in München in seinem „Mittag", Landschaft mit Kühen, A. Braith ebendaselbst mit der „Flucht vor dem Gewitter" haben viel Vorzügliches aufzuweisen, ebenso J. Wentschers „Kühe in der Seebucht"; ganz besonders aber ist in energischer Vortragsweise und lebendigem Colorit Heinrich Zügels „Vor Gewitter sich flüchtende Heerde", in seiner wilden Großartigkeit ein derbgegriffenes lebensvolles Stück Gebirgsleben, rühmend hervorzuheben.

Von Karl Steffecks vier Bildern, darunter das große „Der Sieger von Wörth", gefällt uns diesmal sein „Hasch' Kätzchen" ganz besonders in seiner breiten frischen Anlage und Durchführung.

Christian Mali in München führt uns in seinem „Frühling" eines seiner trefflichen Thierstücke in satter und malerisch äußerst wirksamer Behandlung vor; ebenso Albert Brendel, der Schafmaler par excellence, zwei prächtige Schöpfungen gewohnter Güte in dieser Specialität.

J. C. Kröners „Landschaft mit Hochwild" und B. Weißhaupts „Thierstück", Motiv an der Maas, dürfen als vorzügliche Leistungen besonders zu betonen und Isidor Grünfelds „Hühner" als meisterhafte naturalistische Darstellung zu betrachten sein. — Zum Schluß dieser Abtheilung der Kunstproduction erwähnen wir noch einen kleinen Scherz Leopold de Cauvers, „Der Kampf um die Aehre", eine kleine prickelnde Satire auf menschliche Kämpfe, die oft sich um ein gleich nichtiges Object abspielen.

An Architekturbildern sehen wir mit Ausnahme der trefflichen Leistungen auf diesem Gebiete in der Abtheilung für Aquarelle und Handzeichnungen nur Weniges und das Wenige nicht besonders hervorragend vertreten. Sei es, daß die mächtig fortschreitenden Erzeugnisse der Photographie die Nothwendigkeit dieser Kunstrichtung in Frage stellen und dieselbe in das Bereich der Handzeichnung zurückdrängen, sei es, daß das Interesse des großen Publicums dafür weniger rege ist, wie in früheren Zeiten, kurz, es ist auffallend, wie sehr diese an sich so reizvolle Specialität an Boden verliert.

Wir haben diesmal nur zwei Bilder von Chr. Wilberg, wovon das eine, mehr landschaftlicher Natur, in dieser Richtung kaum in Betracht zu ziehen ist, das zweite, ein Interieur (Sct. Marco) ist namentlich, was den Generalton und die Stimmung betrifft, als durchaus tüchtige und malerisch werthvolle Leistung hervorzuheben, während die Bilder von Paul Graeb jun. und F. C. Mayer in Nürnberg zwar fleißig und gut gezeichnet, sonst nur durch ihre glatte und artige Ausführung eine gewisse Bestechung ausüben.

Mit Bertha Schrader, Tina Blau und Louise Begas-Parmentier, von denen die Erste sich an die Graeb'sche Richtung anlehnt, die beiden Letzteren jedoch in eigenartiger und ursprünglicher Anschauungsweise schaffen, ist die Liste der nennenswerthen Erscheinungen auf diesem Felde erschöpft, da wir Oswald Achenbachs schönes Bild der „Piazza di Sct. Domenico" in Neapel, auf welchem Architektur und Staffage in gleicher Berechtigung erscheinen, nicht dieser Kategorie von Bildern einreihen wollen.

In Stilleben haben wir zunächst die malerisch gedachten, satt und voll gestimmten und coloristisch außerordentlich wirksamen Schöpfungen Albert Hertels zu verzeichnen, der außer diesen noch ein paar farbenkräftige kleine Studien, Motive aus Scheveningen bringt und in allen fünf Nummern seine große Begabung namentlich in der Farbengebung auf's Neue bewährt. Ferner Anna Peters in Stuttgart mit zwei Bildern, deren eminentes coloristisches Talent und höchst malerische Anordnung mit immer neuem Reiz den Beschauer zu fesseln weiß. G. Fürst mit einem kleinen Bilde von farbig energischem Einsatz, H. v. Preuschen in Carlsruhe in zwei tüchtig gemalten Stilleben, Adele Tobias, P. Borgmann, A. Jernberg und Clementz.

Die Marine hat diesmal, mit Andreas Achenbachs meisterhaften Leistungen „Scheveningen" und „Ostende" an der Spitze, eine große Arbeit von Bolanachi in München, „Nach der Schlacht bei Trafalgar, Untergang des Redoutable", aufzuweisen, die, ernst gedacht und vortrefflich gezeichnet, dem dargestellten Zeitcharakter hinsichtlich des Baues der

Digitized by Google

Schiffe ꝛc. volle Rechnung trägt, ferner zwei deliciös gezeichnete und in feiner Stimmung colorirte Strandbilder von Eugène Dücker in Düsseldorf, zwei ausgezeichnete, lebensvoll staffirte Bilder des Holländers Hendrik Willem Mesdag in naßkalter Novemberstimmung, drei tüchtige Marinen in gewohnter Meisterschaft von Hermann Eschke; treffliche Arbeiten von Carl Saltzmann, Fritz Sturm, Th. Weber, eine etwas in Ziem'schem Charakter gehaltene kleine Marine von Gustav Schönleber in München und Anderes von mehr oder minder guten Eigenschaften.

In der Galerie der Handzeichnungen, Kupferstiche ꝛc. tritt uns zunächst Rudolf Alt in Wien in sechs Nummern ausgezeichneter und mit großer Liebe durchgeführter Architekturblätter entgegen, sämmtlich Aquarellen, die bei dem etwas trocknen Ton des Künstlers eine unerschöpfliche Menge des liebenswürdigst behandelten Details wiedergeben. Bei aller Feinheit in der Farbe und dem stets vorzüglich wahr gegebenen Localton, liegt der Schwerpunkt in den Schöpfungen Rud. Alts in der äußerst delicaten und correcten Zeichnung. — Mit großem Reiz, wenn auch flüchtiger, führt uns E. Berninger in München ein Aquarell „Karavanserei in Tunis" und zwei „Motive aus Venedig" vor, und eine ganze Reihe tüchtiger Aquarelle, theils landschaftlichen Charakters, theils Architekturbilder von L. Douzette, Dreßler in Berlin, M. Erdmann, G. Pflugradt, Teschendorf, J. Wentscher, Chr. Wilberg, Bertha Schrader, W. J. Mertens und Julius Jacob gibt dieser Abtheilung der Ausstellung ein besonderes Interesse, das jedoch in unsres Adolf Menzel brillanter Collection meisterhafter Gouacheblätter gipfelt. Nicht immer wird es dem Kunstfreunde zu Theil, so viel des Guten und geradezu Unübertrefflichen von dieses Meisters Hand auf einem Flecke beisammen zu sehen. Es sind nicht weniger als sieben exquisite Arbeiten in der Gouachetechnik, davon vier Interieurs, eine Bleistudie und eine Federzeichnung „Siesta". Die Letztere ist von einer überraschenden Wahrheit und Einfachheit der Behandlung. Das Bildchen „Auf dem Bau" ist von einer fabelhaften Durchbildung und deliciöser Feinheit im Ton. Die Kirchen-Interieurs unübertrefflich gezeichnet und von wunderbarer Detaildurchführung und Gesammtton, die Studie nach Marmor ein geradezu staunenswerthes Resultat. Vor diesem Ernst, dieser Strenge und Vertiefung den Aufgaben gegenüber, diesem eisernen Fleiße, redlichen Wollen und Vollbringen muß jede Kritik verstummen und einfach fragen: Wer macht's besser? — Von A. v. Werner sehen wir drei Porträtstudien von geistreicher Auffassung und Behandlung, Manteuffel, Moltke und Bismarck, und von Franz Skarbina in zwei Gouacheblättern und zwei Kreidezeichnungen tüchtige Fortschritte in der vom Altmeister Menzel angeregten Richtung. Im Colorismus der kleinen Gouache auf Goldgrund gibt sich das Studium und der Einfluß japanischer Farbenprincipien kund, aus denen, wenn wie hier richtig verwerthet, viel zu lernen ist.

Franz Meyerheim stellt drei vorzügliche, fleißig durchgeführte Aquarellstudien aus Goslar und Appenzell aus, während sein Bruder Paul in seinem „Ameisenbär und Affen" einen neuen Triumph seiner Vielseitigkeit und souveränen Bewältigung technischer Schwierigkeiten zu verzeichnen hat.

In Grützners Cartoncyclus „Sir John Falstaff" müssen wir der Behandlung des Materials unsere volle Anerkennung zollen; am besten behagt uns die letzte Darstellung „Ich kenn' dich, Alter, nicht".

Von köstlichem Humor sind zwölf kleine Zeichnungen von Carl Gehrts, „Das Jagdleben der Gnomen", und reizvoll concipirt wie liebenswürdig durchgebildet sein Aquarell „Narrenunterhaltung".

Zu erwähnen sind noch E. Fischer-Cörlins Illustrationen zum „Hortus deliciarum" und Illustrationen von Ludwig Burger, und von dem Letzteren noch zwei Entwürfe zu Plafonds mit figürlichen Darstellungen und reicher geschmackvoller Ornamentation.

Betrachtet man die Bildwerke der diesjährigen Ausstellung, so drängt sich dem Beobachter ganz besonders eine Wandlung in der Behandlung der Porträtbüsten auf, die gegen die Glätte und Frostigkeit früherer Technik einer lebenswarmen und kernigen Vortragsweise Platz gemacht haben, die unseren heutigen naturalistischen Anforderungen an die Kunst mehr und mehr entsprechen. Die lebensvollere Wiedergabe der Augen wie des Fleischigen, das Nichtbessermachenwollen der Natur, das Vermeiden des conventionellen Schaffens nach der Antike, macht bei realen Vorwürfen immer mehr einer gesunden und wahrheitstreuen Anschauung Raum und das rein Menschliche tritt in den Vordergrund und verdrängt die Schablone eines krankhaften und schwachen Idealismus. Somit gehen wir auch auf dem Gebiete der Plastik gesünderen und fortschrittlichen Zuständen entgegen und schon diese Ausstellung legt ein erfreuliches Zeugniß dafür ab.

Als einer Derjenigen, die eine solche Wandlung zum Besseren angebahnt haben, darf unbestritten Reinhold Begas in erster Linie genannt werden; er bringt uns diesmal eine weibliche Büste in Marmor, die wir schon im vorigen Jahre in Gips zu bewundern Gelegenheit hatten, ein seelenvolles Abbild der schönen Frau eines bekannten deutschen Schriftstellers.

C. Begas, Bruder des Vorigen, tritt uns heuer mit einer vollendet schönen Idealbüste „Carolina" und einer lebendig aufgefaßten, trefflich durchgeführten männlichen Büste entgegen, Gustav Eberlein mit zwei Büsten, von denen namentlich die des Julius Faucher von ganz besonders energischer Naturwahrheit ist. Desselben Künstlers Gruppe „Ein Christ von einer heidnischen Römerin heimlich gerettet" zeigt uns eine sehr lebendige, realistisch behandelte Composition. Ferner sind zwei treffliche Büsten von M. Ezekiel in Rom, „Grace Darling" und die eines Knaben, ihrer Lieblichkeit wegen, und Wilhelm de Groots aus Brüssel und Wagmüllers Porträtköpfe in Anbetracht ihrer feinen Individualisirung und meisterhaften freien Behandlung auf das Rühmendste zu empfehlen. „Ein Faun und Amor" und „Ein Hirt" von Robert Toberentz und „Gebet eines jungen Hirten" von Tendlau, zwei Werke von Leopold Rau, „Abenddämmerung" und eine Büste „Fischers Traum" von Max Klein, treten uns als geistreiche, lebendig concipirte Schöpfungen entgegen, und vier Marmorbüsten von Dr. E. J. Hähnel in Dresden, P. v. Cornelius, Beethoven, Raphael Sanzio und Mich. Angelo darstellend, gehören zu den hervorragenderen Werken diesjähriger Ausstellung.

Die preisgekrönte Concurrenzarbeit Richard Ohmanns, „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid", ist von großem Reiz und eine „Gefesselte Sklavin" von H. Steinemann behagt uns außerordentlich, wenngleich sich uns dabei eine Reminiscenz an Carstens Parze unwillkürlich aufdrängt.

Sußmann-Hellborns Friedrich der Große, besonders aber seine Marmorreliefs sind schöne, fleißig durchgeführte Schöpfungen von großer Feinheit; aber unwiderstehlich und geradezu entzückend wirkt der Kinderfries von Nikolaus Geiger, diesem Makart der Bildhauerei, der es versteht, in fast übermüthiger künstlerischer Laune in den über- und durcheinander purzelnden Kindergruppen den Beschauer dermaßen zu fesseln, daß er den Künstler und das Material der reizvollen Schöpfung darüber vergißt.

Eine Büste Siemerings „Johann Jacoby", zwei kleinere Compositionen von M. Schwabe in Nürnberg in Elfenbein und Wachs, wie eine Büste von M. Weiß, die Büste des Vaters Prof. Weiß darstellend, dürften noch zu erwähnen sein.

Alles in Allem können wir mit der diesjährigen Ausstellung wohl zufrieden sein; sie hat uns fast auf allen Gebieten eine fortschrittliche Bewegung in den Bestrebungen, dem Wesen der Dinge in gesundem und frischem Drauflosgehen näher und näher zu kommen, ersichtlich werden lassen; sie hat uns durch den gegen die Vorjahre gesteigerten Besuch das Interesse des Publicums als im Zunehmen begriffen constatirt und wieder einmal bewiesen, daß mit dem Angebot auch das Bedürfniß wächst; ob die Ankäufe dieses Jahr in einiger Weise befriedigend ausfallen, das wird sich erst am Ende zeigen und hängt dies auch Angesichts der schlimmen Zeiten von ganz anderen Bedingungen ab, so daß selbst ein möglicher Mißerfolg nach dieser Seite hin kein Kriterium über den Werth oder Nichtwerth dieser Ausstellung in sich schließen kann.

Wir sind somit am Ende unserer Besprechung angekommen, die wir gern, hätte es der Raum erlaubt, eingehender gestaltet hätten; wir haben versucht, so objectiv, als es uns möglich, zu Werke zu gehen und mehr anregend und hinweisend zu wirken, als in souveräner Kritik uns aufdrängen zu wollen nnd schließen mit den Worten des Dichters:

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Carl Emil Doepler.

Digitized by Google

Inserate.

E. Cand. phil., d. z. Verbreit. d. Kenntniss altd. Poesie beizutragen w., erb. s. z. Unterr. im Altdeutschen, bes. z. Erläut v. Helden- u. Minnegedichten. Adr. 5. X N. Berlin postl. Hauptpost.

Rechtswissenschaftliche

Arbeiten über Themata aus allen Disciplinen — auch partikulären Systemen — werden kundigst, preiswerth und discret ausgeführt. Aufträge zu adr. sub **J. C.** an **H. Donath, Berlin** S. O.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Seb. Bach's Cantate:

„Sie werden von Saba Alle kommen",

in den Ausgaben von

Robert Franz u. d. Leipziger Bach-Verein

kritisch beleuchtet von

Julius Schäffer.

Geheftet. Preis: 1 *M.* 50 *Pf.*

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Das Kapital.

Kritik der politischen Oekonomie.

Von

Karl Marx.

Zweite Auflage. 9 *M.*

Verlag von **Otto Schulze** in **Coethen.**

G. Flügel, die Probleme der Philosophie u. ihre Lösungen. Historisch-kritisch dargestellt. 5 *M.*

„Das Werk ist so angelegt, daß die Geschichte der Philosophie um die Hauptprobleme des Denkens gleichsam vertheilt erscheint. Indem der Verfasser durch diese Art der Darstellung, welche schon durch ihre Neuheit fesselt, den Blick immer wieder auf die eigentlichen Grundfragen der Philosophie hinlenkt, ist er im Stande, einmal denen zu dienen, die das vorhandene Material einer allgemeinen Geschichte der Philosophie kennen lernen wollen, sodann aber auch denen, welche bestrebt sind, sich an der eigentlichen Fortsetzung selbständig als Arbeiter zu betheiligen. Dieser doppelten Absicht genügt das vorliegende Buch in vorzüglichem Maße. Es zeichnet sich durch einen klaren allgemein verständlichen Stil aus, der zugleich jedoch in wissenschaftlicher Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt; es gruppirt ferner seinen Stoff in so übersichtlicher Weise, daß man sich überall schnell zurechtfindet."

(Jenaer Literaturzeitung).

Soeben erschien:

Welke Blätter.

Roman

von

Rudolf Gottschall.

3 Bände. Geh. 15 *M.*, gebunden 18 *M.*

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

O. Mutze's Verlag, Leipzig 1877.

Graue Lieder. Von **L. W.**

Motto: „Pessimistisch-fidel."

Dr. M. O. schreibt in der **„Alma Mater"** u. a.: „Von allen (Gedichten) zusammen gilt **Stettenheim's** Wort, dass sie ihre Farbe nicht von der Theorie haben, sondern in Wahrheit **dem grünen Lebensbaum entsprossen sind.** Diese Lieder sind ihrer Natur nach **„non omnibus, sed nonnullis"** bestimmt, aber dieser gewähltere Kreis wird sie auch zu schätzen wissen."

Eleg. geh. Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Lohengrin.

Romantische Oper in drei Akten

von

Richard Wagner.

Clavierauszug für Pianoforte allein

mit Beifügung der Textesworte und scenischen Bemerkungen.

Gr. 8. Roth cartonnirt. Preis 8 Mark netto.

— — „Unwillkürlich geräth man in einen Zwiespalt zwischen Pflicht und Anstand, sobald es sich darum handelt von einem Buche Notiz zu nehmen, das mit unerhörter Wahrhaftigkeit und Offenheit über Dinge spricht, die sich nicht vor keuschen Ohren aussprechen lassen. — — — Es ist schlimm genug, daß dergleichen Bücher erscheinen können, wenn sie aber erscheinen und die Grundübel der Gesellschaft nicht nur mit Offenheit, sondern auch mit Wohlwollen gegen das Menschengeschlecht aufdecken, um sie zu heilen, dann haben wir Ursache dankbar zu sein. — Jeder sollte einmal in seinem Leben ein derartiges Buch gelesen haben, um die vielen Klippen kennen zu lernen, welche uns mit der Zeit unsere geschlechtliche Sinnlichkeit bereitet. Das Buch ist aber unendlich mehr, als ein Warner, Tröster und Lehrer in geschlechtlichen Dingen, es betitelt sich ganz richtig als Gesellschaftswissenschaft, weil es von jenem Triebe ausgeht, der durch die Ehe die Gesellschaft gründete und zusammenhält. — — Durch die größte Gedankenreinheit, Herzensgüte und Wissenschaftlichkeit ermuntert der Verfasser zum Studium seines Buches. Ohne diese drei Eigenschaften würde sein Buch geradezu ein Uebel der Literatur sein, während es mit ihnen **der Eckstein einer glücklicheren Welt** werden könnte, sobald es nur in alle Schichten der Gesellschaft eingedrungen und mit reinem Herzen geprüft sein würde. — — Der Verfasser ist furchtbar in seinen Folgerungen, er schrickt nicht vor dem letzten Schritte zurück, wenn es die Heilung der Menschheit betrifft, und um seine Folgerungen noch schneidiger zu machen, zeigt er, wie vielfach doch das Moralgesetz durch das Bedürfniß der Wirklichkeit durchbrochen werde. — — Man glaube übrigens nicht, daß es sich darin nur um prickelnde Enthüllungen drehe; im Gegentheil breitet der Verfasser eine Fülle ethischer Gedanken aus, welche alle darauf hinauslaufen, der Menschheit ein neues Vertrauen zu sich selbst, Muth für die Zukunft, Kraft für ein langes Wohlergehen einzuimpfen. — — Von diesem Standpunkt betrachtet, sind Bücher solcher Art, mit so hohem ethischen Sinne geschrieben, **eine Wohlthat ohne Gleichen,** weil sie für Jeden geschrieben sein müssen." — So urtheilt **Dr. Karl Müller-Halle** in einer ausführlichen Besprechung in Nr. 32 von „Die Natur" vom 6. August 1877 über das Werk: **Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft, oder Physische, Geschlechtliche und Natürliche Religion. Eine Darstellung der wahren Ursache und der Heilung der drei Grundübel der Gesellschaft: der Armuth, der Prostitution und der Ehelosigkeit.** Von einem Doktor der Medicin. 4. Auflage. Aus dem Englischen übersetzt nach der 13. Auflage des Originals. 624 Seiten. **Preis nur 2 *M.* 50 *Pf.*, elegant geb. 3 *M.* 50 *Pf.*** Berlin. Verlag von **Elwin Staude.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Meyers Hand-Lexikon

Zweite Auflage 1878

gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache ***augenblicklichen Bescheid.*** *Auf ca. 2000 kleinen Oktavseiten über 60,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*

24 Lieferungen, à 50 Pfennige.

Subskription in allen Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts

in Leipzig.

Soeben erschien bei **W. Levysohn** in **Grünberg i. Schl.:**

Aus einer Kaiserzeit.

Französische Erinnerungen eines Journalisten

von

Arthur Levysohn.

8. Preis 4 Mark.

Der bekannte Journalist Arthur Levysohn, der frühere langjährige Spezialkorrespondent der Kölnischen Zeitung in Paris und Wien, tritt heute mit einem Bande Essaies über die hervorragendsten politischen, journalistischen und sozialen Erscheinungen Frankreichs zur Zeit des zweiten Kaiserreichs hervor, denen sich noch Erinnerungen aus dem letzten Kriege, dem Levysohn im Hauptquartier zu Versailles beigewohnt, anreihen. Gerade in diesem Augenblicke geben die inneren Verwickelungen Frankreichs und die bevorstehenden Neuwahlen dem Buche eine überraschende Actualität, da die meisten der geschilderten Persönlichkeiten, auf welche der Autor die intimsten Streiflichter fallen läßt, noch heut im Vordergrunde der Ereignisse stehen.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.**
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 27. October 1877. XII. Band.

P
30
G295
J. 1
no 43

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Aus Frankreich. Von Leopold Richter — Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands. Von Politicus. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Nachruhm. Von Hermann Lingg. — Peter Alexándrowitsch Walújew. Von Friedr. Meyer von Waldeck. — Eine Novelle von D. Spitzer. Besprochen von Paul Lindau. — Zum Kapitel vom bürgerlichen Fortkommen. Von Benevolus. — **Aus der Hauptstadt:** Eine neue Oper. Der Landfriede. Oper in drei Acten nach Bauernfelds gleichnamigem Lustspiel von H. von Mosenthal. Musik von Ignaz Brüll. Besprochen von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Aus Frankreich.

Vor und nach den Wahlen.

Von Leopold Richter.

Der Marschall von Mac Mahon wird von seinen Freunden und Verehrern noch immer „der loyale Soldat" genannt, und er selbst hat den Muth bewahrt, in seinen letzten Manifesten von dem Vertrauen zu sprechen, welches seine Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe der Welt im Allgemeinen und Frankreich im Besondern einflößen. Dies verhinderte nicht, daß die Majorität der Franzosen sich ganz kürzlich — am 14. October a. c. nämlich — in einer Weise geäußert hat, welche keinen Zweifel darüber bestehen läßt, daß sie alles Vertrauen in den Marschall und in seine so oft citirte Loyalität, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe vollständig verloren hat. Die Mandatare der republikanischen Partei haben dem Marschall verschiedene Male in klaren, unzweideutigen Worten gesagt: „Wir glauben Ihnen nicht mehr. Was Sie sagen, ist einfach unwahr"*), und einige vier Millionen französischer Urwähler haben diese Meinung, die nun wohl doch nicht mehr als eine ganz unmaßgebliche bezeichnet werden darf, durch ihr Votum unterschrieben.

Man sagt, daß der heutige Präsident der französischen Republik keine sonderliche Neigung zum Nachdenken habe, er soll vielmehr hauptsächlich, ja beinah ausschließlich „ein Mann der That" sein; aber wie gering auch das Quantum geistiger Arbeit sein möge, das er im Laufe des Tages zu überwinden die Gewohnheit hat, so darf man doch wohl annehmen, daß ihm klar geworden sein muß, wie er und seine Freunde sich mit ihrer hohen Meinung von seinem edlen und lautern Charakter augenblicklich in einer peinlich kleinen Minorität befinden. Wenn vier Millionen erwachsener Menschen einem Manne nach fünfmonatlicher reiflicher Ueberlegung zurufen: „Wir glauben Dir nicht!" so beweist dies noch nicht absolut, daß dieser Mann die Unwahrheit gesagt habe, aber es ist vollständig genügend, um diesem Manne die Illusion zu rauben, er gelte allgemein für eine glaubwürdige Persönlichkeit.

In Deutschland, wo die vom Präsidenten der französischen Republik verfolgte Politik nicht so viel Unheil angerichtet hat wie in Frankreich, wird man geneigt sein, den Marschall von Mac Mahon gelinder zu beurtheilen, als seine Landsleute es thun; aber es ist schlechterdings unmöglich, ihn ganz von dem Vorwurfe frei zu sprechen, daß er das ihm vom französischen Volke gegebene Mandat, sei es böswillig, sei es irrthümlich, zu mißbrauchen versucht habe.

Der Marschall von Mac Mahon hatte den Auftrag erhalten, die Staatsform, an deren Spitze er gestellt war — die Republik — bis zum Jahre 1880 vor allen gegen dieselbe gerichteten Angriffen zu schützen. Er hatte feierlich gelobt, dies zu thun — und er hat sein Versprechen nicht gehalten. „Der Mann der That" hat die Tragweite des von ihm gegebenen Wortes vielleicht nicht verstanden; jedenfalls hat er es anders gedeutet als die Majorität der Franzosen. Diese verlangten von ihm die Aufrechterhaltung der bestehenden Verfassung, während der Marschall Alles gethan hat, was in seinen Kräften stand, um dieselbe zu stürzen und die Restauration irgend einer antirepublikanischen Regierung zu ermöglichen.

Der Gewaltstreich vom 16. Mai; die unmotivirte Entlassung eines liberalen Cabinets, das sich des Vertrauens der Kammer in einem in constitutionellen Ländern seltenen Maße erfreute; die Ernennung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze der unpopulärste Mann von Frankreich, der wüthendste Gegner der Republik, der Herzog von Broglie gestellt worden war; die Auflösung einer Kammer endlich, die sich bei jeder Gelegenheit als friedliebend und gesetzmäßig gezeigt hatte — alles dies war bereits mehr als genügend, um zu zeigen, daß der Marschall von Mac Mahon, sei es aus eigener Initiative, sei es unter dem Einflusse seiner clerikalen und reactionären Umgebung, den Entschluß gefaßt hatte, die republikanische Verfassung zu unterminiren, um dieselbe bei der ersten passenden Gelegenheit, spätestens am Tage, wo das Septennat zu Ende geht, zu Grunde zu richten.

Die Politik vom 16. Mai ist ungerechtfertigt geblieben. Die nichtfranzösische Presse, an ihrer Spitze die deutsche und die englische, ist in ihrer Verdammung derselben einstimmig gewesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie die Meinung der verschiedenen Nationen und ihrer Regierungen getreulich wiedergegeben hat. In Frankreich sind seitens des Ministeriums und der dem Cabinet ergebenen, oder von demselben abhängigen Presse, verzweifelte Versuche gemacht worden, die Handlungsweise des Marschalls als eine für das Wohl Frankreichs beabsichtigte, ja im Interesse desselben nothwendige darzustellen. Die Minister Herzog von Broglie, de Fourtou, Paris und Brunet haben, zunächst den Kammern gegenüber, den Marschall rechtfertigen wollen. Ihre Reden können heute noch noch als unübertroffene Manifestationen unconstitutionellen ministeriellen Hochmuths bezeichnet werden. In der Weise, wie Herr de Fourtou, sich über alle parlamentarischen Gebräuche hinwegsetzend, der Kammermajorität zurief: „Ich habe Ihr Vertrauen nicht, und Sie haben das meinige nicht; — wir sind quitt!"

*) Siehe unter Andern das letzte Manifest der Linken des Senats an das französische Volk und die in den hervorragendsten französischen Zeitungen gegen den Marschall unternommene Wahlcampagne.

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

ist in keinem constitutionellen Lande Europas je ein Minister einer Kammermajorität entgegengetreten. Die ruhige, würdevolle Haltung dieser Majorität dagegen, angesichts der beispiellosen Herausforderung des Ministers, verdient das ungetheilte Lob, das ihr, außerhalb Frankreich, beinahe einstimmig gezollt worden ist.

Der Marschall selbst hat das Bedürfniß gefühlt, sich zu verschiedenen Malen direct an das französische Volk zu wenden, um seine Unschuld zu beweisen, die Zweifel über seine Loyalität zu widerlegen. Die Manifeste, welche in Hunderttausenden von Exemplaren über Frankreich verbreitet worden sind, enthielten jedoch nichts, was geeignet gewesen wäre, die Ungläubigen zu bekehren. Es war darin gesagt, daß der Marschall sich genöthigt gesehen habe, die Kammer aufzulösen, da diese das Land zum Radicalismus, zur Commune zu führen beabsichtige; daß er aber mit seinem Worte dafür hafte, daß die Republik, so lange er an der Spitze derselben stehe, nicht gefährdet werden solle. — Die Franzosen haben dem Worte Mac Mahons nicht geglaubt; die anderen Völker Europas haben sich dadurch in ihrer Meinung auch nicht beirren lassen; und es ist nicht zu leugnen, daß die Ereignisse, welche dem Gewaltstreich vom 16. Mai gefolgt sind, dies allgemeine Mißtrauen als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Der Marschall hat in der That Alles gutgeheißen, was von seinen Ministern angeordnet und gethan worden ist. In seinem Namen, unter seiner Verantwortlichkeit ist die Verwaltung des ganzen Landes innerhalb weniger Monate vollständig revolutionirt worden. Alle republikanischen Beamten, vom Präfecten bis zum Feldhüter, sind ihres Amtes entlassen worden, um durch Männer, deren Politik offenkundig dahin ging, eine Restauration, sei es des Kaiserthums, sei es des Königthums anzubahnen, ersetzt zu werden. Die republikanische Presse ist überall streng überwacht und verfolgt worden; die conservativen Zeitungen dagegen, an ihrer Spitze das vom Minister des Innern redigirte „Bulletin des Communes", haben unter dem Schutze und dem directen Einfluß der Regierung nicht nur alle republikanischen Institutionen im Geiste des Volkes zu verderben gesucht, sondern auch die Führer der liberalen Partei, darunter die hervorragendsten und achtungswerthesten Patrioten, Männer wie Thiers und Grévy, ungestraft auf das Schimpflichste verleumden dürfen. Und der Marschall hat dies nicht nur geduldet, sondern er hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um die von seinen Ministern geleitete Politik zu vertheidigen, anzupreisen und zu ermuthigen. Er hat in Wahrheit, ohne jeden Rückhalt, mit Anwendung aller ihm zu Gebote stehender Mittel, an dem Untergang der Republik gearbeitet.

Der Klimax der Mac Mahonischen Politik ist während der kurzen Periode erreicht worden, welche den Wahlen unmittelbar vorhergegangen ist! Während dieser drei Wochen sind vom Präsidenten und seinen Ministern Maßregeln angewandt worden, welche die berüchtigten Wahlmanöver des Kaiserreichs weit hinter sich lassen und, zur Ehre Europas, als in Frankreich allein denkbar und möglich bezeichnet werden können.

Der Marschall Mac Mahon selbst hat den Reigen eröffnet, indem er ein Manifest an das französische Volk gerichtet hat, das in einer Sprache verfaßt war, die bisher noch Niemand dem stolzen und empfindlichen Volke gegenüber anzuwenden gewagt hatte. Die Botschaft besagte in dürren Worten: „Ich erwarte von Euch, Franzosen, daß Ihr wählt so wie ich es verlange, und ich gebe Euch hiermit zu wissen, daß, wenn Ihr meine Erwartungen täuschen solltet, ich mich an Euch nicht kehren und Mittel und Wege finden werde, um meinen Willen, trotz Euch, durchzusetzen."

Die Entrüstung, welche dieses Manifest hervorrief, war so groß, daß der Marschall, um den Eindruck desselben einigermaßen abzuschwächen, zwei Tage vor den Wahlen ein neues Manifest zu erlassen für gut befand, in dem er nun etwas höflicher auftrat und von Neuem versprach, die Republik zu beschützen, wenn das französische Volk ihm bei den Wahlen ein Vertrauensvotum geben wollte. Das französische Volk, durch Schaden ungläubig gemacht, hat sich gehütet, dies zu thun.

Nächst dem Marschall verdient der Minister des Innern, Herr de Fourtou, als derjenige genannt zu werden, dem jedes Mittel gut gewesen ist, um die Wahlen zu Gunsten seiner Politik zu beeinflussen. Von den zahlreichen von ihm angewandten Manövern sollen hier nur zwei, beispielweise, angeführt werden: Am Vorabend der Wahlen, als Herr de Fourtou besser als irgend ein anderer Mann in Frankreich von der wahren Sachlage unterrichtet sein mußte, telegraphirte er sämmtlichen Präfecten, daß die Regierung die Gewißheit erlangt habe, daß dreihundert ihrer Candidaten siegreich aus dem Wahlkampfe hervorgehen würden. Diese falsche Nachricht, die von allen republikanischen Blättern als ein Einschüchterungsversuch, als ein „Manöver der letzten Stunde" bezeichnet wird, kann möglicher Weise noch dadurch erklärt werden, daß Herr de Fourtou schlecht informirt war; aber daß der Minister des Innern es gewagt hat, eine positive Fälschung zu begehen, indem er, in der Absicht die Wahlen zu beeinflussen, aus der ausländischen Presse (Independance belge) Beurtheilungen der Lage citirte, welche der daselbst vertretenen Meinung geradezu entgegengesetzt war — dafür ist gar keine denkbare Entschuldigung vorzubringen.

Auch der Siegelbewahrer, der Herzog von Broglie, hat so Erhebliches geleistet, daß es ihm gelungen ist, mehrere hervorragende Mitglieder der französischen Magistratur in Frankreich sowohl wie im Auslande vollständig zu discreditiren.

Und all' diese Bemühungen und Erniedrigungen haben zu nichts genützt. Trotz der unerhörten Pression, welche auf die Wähler ausgeübt worden ist, haben diese eine überwiegende republikanische Majorität für die Kammer ernannt. Nach den Resultaten, die in dem Augenblick, wo dies geschrieben wird, bekannt sind und die nur noch unwesentlich modificirt werden können, wird die Opposition in der Kammer über 320 Stimmen verfügen können, wogegen die Regierung im günstigsten Falle auf 210 Stimmen rechnen kann. Von der Haltung, welche diese beiden Parteien nun einander gegenüber einnehmen werden, hängt die nächste Zukunft Frankreichs ab. Der 14. October ist also wieder einer jener „Epoche machenden" Daten gewesen, an denen die Geschichte Frankreichs, zum Unglück des Landes, während der letzten sieben Jahre so überaus reich gewesen ist.

Die republikanische Partei hat bis heute noch nicht Gelegenheit gehabt, die Anforderungen, die sie an den Marschall zu stellen beabsichtigt, zu formuliren. Etwas Zuverlässiges darüber wird erst verlauten können, wenn die Deputirten und Senatoren sich in Paris versammelt haben, und die Beschlüsse der Fractionssitzungen der Mitglieder der Linken der beiden Kammern zur öffentlichen Kenntniß gelangt sind. Die Mittheilungen, welche man in den französischen Zeitungen findet, und welche theilweise darauf berechnet sind, die Deputirten in ihrer zukünftigen Handlungsweise zu beeinflussen, theilweise sogar von bereits gefaßten Beschlüssen sprechen, verdienen keinen unbedingten Glauben. Es geht jedoch aus diesen Nachrichten, die unter dem Einfluß der politischen Führer der Linken verbreitet werden, klar und deutlich hervor, daß die republikanische Partei gesonnen ist, das Ministerium Broglie-Fourtou für die von ihm verfolgte Politik verantwortlich zu machen. Man spricht davon, daß die Mitglieder des Cabinets, daß der Marschall Mac Mahon selbst in Anklagezustand versetzt werden; daß man die Minister persönlich für die während der Wahlperiode von ihnen verausgabten Summen zur Rechenschaft ziehen will; daß alle Beamten, welche sich für die Regierung compromittirt haben, ihres Amtes entsetzt werden sollen; und man droht endlich, sämmtliche Wahlen, die unter dem Drucke der von der Regierung decretirten Gewaltmaßregeln mit dem Siege conservativer Candidaten geendet haben, für null und nichtig zu erklären. Von diesen Maßregeln dürften die letzten allein, und auch diese wohl nur theilweise,

Digitized by Google

wirklich in Betracht zu ziehen sein; jedoch ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Kammer von ihrem Rechte Gebrauch machen wird, um eine gewisse Anzahl von Wahlen zu invalidiren, und daß sie sich mit keinem Ministerium verständigen wird, welches beabsichtigen sollte, die Verwaltung des Landes in Händen von Beamten zu lassen, deren ganze Vergangenheit dafür bürgt, daß sie fortfahren werden, mit unscrupulöser Energie an dem Untergange der Republik zu arbeiten.

Die Regierung ist bereits wieder zur Offensive übergegangen. Sie hat sofort zeigen wollen, daß sie die erlittene Niederlage nicht als definitiv betrachtet und daß sie bereit ist, den begonnenen Kampf fortzusetzen. Sie hat deshalb bekannt machen lassen, daß der Marschall nicht geneigt sei, sich von seinem unconstitutionellen Ministerium zu trennen, und daß dieses Ministerium bei den bevorstehenden Stichwahlen und bei den Wahlen zu den Generalräthen — am 4. November — in derselben Weise wie am 14. October vorzugehen beabsichtige.

Neben diesem Factum, welches die Illusion, daß die Regierung vielleicht zur Versöhnung mit der Opposition die Hand bieten werde, zerstört, müssen ferner die Ansprüche erwähnt werden, welche die Freunde der Regierung: Bonapartisten, Royalisten und Clerikale, durch ihre bestautorisirten Preßorgane an den Marschall richten. Sie verlangen ausdrücklich, daß der Präsident der Republik den Kampf gegen die Republik fortsetze; sie sagen, seine Ehre erheische, daß er jeden conservativen Candidaten, jeden bonapartistischen, royalistischen oder clerikalen Beamten, der den Muth gehabt hat, sich für ihn zu compromittiren, beschütze und in den von ihm während der Wahlen bekleideten Functionen aufrecht erhalte. Nicht eine conservative Wahl soll annullirt, nicht ein Präfect, Friedensrichter, Maire oder Feldhüter, der gegen die Republik gekämpft hat, seines Amtes entlassen werden. Man staunt, wenn man sieht, daß in einem Lande, welches sich constitutionell nennt, an dessen Spitze nicht etwa ein Monarch „von Gottes Gnaden", sondern ein von einer schwachen parlamentarischen Majorität gewählter Soldat steht, daß in einem solchen Lande eine solche Sprache geführt werden kann.

Die Stellung des Marschalls Mac Mahon ist eine außerordentlich schwierige geworden; ja es ist kaum vorauszusehen, wie er sich mit ungefährdeter Ehre aus den Verwickelungen ziehen kann, die ihn seit dem 16. Mai umstricken. Er büßt in diesem Augenblicke schwer die Schuld eines von ihm begangenen groben Fehlers. Neigt er sich zur Linken, so muß er den feierlichen Versprechen, die er seinen Freunden seit fünf Monaten gegeben hat, untreu werden. Gibt er den Einflüsterungen der Bonapartisten und Royalisten nach, so wird er der Nation gegenüber wortbrüchig. Er mag zunächst vielleicht den Versuch machen wollen, mit dem Senate vereint gegen die Kammer zu regieren. Schließlich wird das berühmt gewordene Wort Gambettas „se soumettre ou se demettre" zur Wahrheit werden. Der Marschall muß sich der Majorität des Landes unterwerfen, oder er muß sein Amt niederlegen. Aber ein Drittes ist gegeben: Es bleibt ihm die Ausflucht, dem von Napoleon III. gegebenen Beispiel zu folgen, einen Staatsstreich zu machen und die Geschichte Frankreichs um ein neues politisches Verbrechen zu bereichern.

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

(Schluß.)

Im Hauptquartier Mehemed Ali Paschas wurde man der für die Russen ungünstigen Veränderung der militärischen Lage sich allmählich bewußt. Es begann am 22. August zunächst auf dem rechten türkischen Flügel von Eski Djuma aus eine Vorrückung der türkischen Truppen, welche die Russen bei Kisilar zurückdrängten; die letzteren gingen dann am 23. bei Ajaslar über den schwarzen Lom zurück. Am 30. August schob sich auch der linke Flügel von Rasgrad aus vor; die Russen wichen über Sadina und Karahassankiöi und gingen bei Haibarkiöi über den schwarzen Lom zurück.

Das Vorrücken der Türken vollzog sich in dem waldigen, zum Theil tiefgeschluchteten Terrain langsamer, als dies im Interesse der türkischen Kriegsleitung lag, welche vielmehr jede Stunde hätte zu Rathe halten müssen, um vor der Ankunft der erwarteten Verstärkungen bei der Armee des Großfürsten-Thronfolger die Jantralinie zu durchbrechen und dadurch die Russen zur Räumung von Tirnowa nebst Schipkapaß und der von ihnen eingenommenen Positionen vor Plewna zu nöthigen. Erst am 5. September wurde nach einem siegreichen Gefecht bei Kazeljewo der schwarze Lom von den Türken überschritten. Die Armee des Großfürsten-Thronfolger concentrirte sich in einer sehr vortheilhaften Stellung vorwärts Bjela mit der Front am Banizka Lom, einem mit seinem Thal tief in das Waldplateau einschneidenden westlichen Nebenfluß des schwarzen Lom. Nach der Besetzung von Kopaze am 12. September und von Sinankiöi am 13. September kam das Vorrücken der Türken zum Stehen. Am 20. September wurde von ihnen mit 20,000 Mann und 40 Geschützen ein Versuch gemacht, die russischen Positionen zwischen Tscherkowna und Tschairkiöi — es commandirte die Russen General Graf Tatitscheff — zu nehmen. Der Versuch mißlang und wurde darum hinterher von türkischer Seite als eine „forcirte Recognoscirung" dargestellt. Es gelangte dabei zur Constatirung, daß inzwischen einige der mobilisirten Divisionen an der Jantra eingetroffen und bei der Armee des Großfürsten-Thronfolger eingetheilt worden waren. Mehemed Ali Pascha ordnete infolge dessen am 24. September den Rückzug seiner Armee vom Banizka Lom hinter den schwarzen Lom und damit die Rückkehr von der Offensive in die Defensive an. Diese Wendung der Dinge mißfiel in Constantinopel derartig, daß Mehemed Ali Pascha alsbald seines Commandos enthoben und durch Suleiman Pascha, seinen Rivalen, ersetzt wurde. Palastintriguen und Vorstellungen des unter Mehemed Ali Pascha commandirenden Prinzen Hassan von Egypten sollen dabei mitgewirkt haben. Damit wäre auch auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes ein Abschnitt in den Ereignissen eingetreten.

Vor Plewna war inzwischen eine unter den Oberbefehl des Fürsten Karl von Rumänien gestellte, etwa 80,000 Mann starke russisch-rumänische Armee zusammengezogen worden. „Um jeden Preis" sollte Plewna genommen werden, und wahrlich, es hat bisher schon einen Blutpreis gefordert, der beispiellos in der Kriegsgeschichte ist! Nachdem Osman Pascha am 31. August noch einen Ausfall nach Südosten hin gegen Sgalinze und Pelischat unternommen hatte, vermuthlich um mit dem in Lowtscha stehenden Adil Pascha Fühlung zu gewinnen, wurde letztere Stadt am 3. September durch die Russen unter Fürst Imeretinski und Skobeleff II. erstürmt und damit die Vorbedingung für die Einschließung Plewnas auf der Ostseite hergestellt. Im Westen, jenseits des Widflusses, sollte die sonst überflüssige Cavallerie die Verbindung Plewnas mit Sofia, von woher jenem allein Entsatz und Zufuhr kommen konnte, abschneiden. Am 6. September wurde der Angriff auf Plewna durch Errichtung von Batterien auf den umgebenden Höhen eröffnet. Der Geschützkampf dauerte den 7., 8., 9. und 10. September hindurch. Am 11. September wurde zum Sturm geschritten. Unter den furchtbarsten Opfern wurden wesentlich durch die Rumänen die untere Griwitza-Redoute und durch General Skobeleff zwei Redouten auf der Südseite von Plewna eingenommen. Die Griwitza-Redoute gelang es am nächsten Tage gegen einen Ausfall der Türken zu behaupten, während die beiden südlichen Redouten nach einem mörderischen Kampfe von den Russen wieder aufgegeben werden mußten. Die Letzteren sind durch die erlittenen Verluste derartig geschwächt worden, daß sie seitdem sich auf die Beschießung Plewnas beschränkt haben, und das Eintreffen von Verstärkungen, namentlich der allmählich herankommenden Abtheilungen des Gardecorps abgewartet wird, bevor man zu einem „letzten, entscheidenden Schlage" gegen Plewna übergeht. Inzwischen haben

Digitized by Google

die Rumänen von der untern Griwitza-Redoute aus Laufgräben gegen die obere, in den Händen der Türken befindliche Redoute getrieben, um ohne große Verluste an sie heranzukommen; verschiedene Sturmversuche sind bis jetzt abgewiesen worden. Um Osman Pascha im Falle, daß er Plewna zu verlassen gezwungen ist, aufzunehmen, ist unter Schefket Pascha ein in Sofia organisirtes Corps bis Orkhanje vorgerückt. Einer Division dieses Corps unter Achmed Ifzi Pascha ist es am 24. September gelungen, mit einem großen Munitions- und Proviantrain nach Plewna hineinzukommen. Die russisch-rumänische Cavallerie unter General Kryloff vermochte dieses nicht zu hindern. Es kann also von einer „Cernirung" Plewnas im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein. Die Leitung der Operationen gegen Plewna liegt jetzt in den Händen des als „Vertheidiger von Sebastopol" berühmt gewordenen Ingenieurgenerals v. Totleben, welcher vom Kaiser Alexander auf den Kriegsschauplatz berufen und dem, die combinirte Armee von Plewna commandirenden Fürsten von Rumänien als Generalstabschef beigegeben worden ist. Nach dem Fall von Plewna sollen angeblich noch weitere Operationen im Felde beabsichtigt werden. Für diesen Zeitpunkt wird auch das Eingreifen Serbiens in die Action angekündigt, mit welchem zu diesem Zwecke von Rußland eine Convention abgeschlossen worden ist, die Serbien 8 Millionen Rubel Kriegssubsidien und beim Friedensschlusse eine Gebietserweiterung im Süden verspricht. Die serbische Regierung, deren Seele der für den Krieg gewonnene Minister Ristics ist, hat, unter fortgesetzten Versicherungen ihrer Friedensliebe in Constantinopel, ihre Rüstungen bisher ununterbrochen fortgesetzt und dadurch die Pforte genöthigt, Truppen längs der serbischen Grenze zusammenzuziehen.

Ob auch an ein Eingreifen Montenegros in den Gang des großen Krieges gedacht wird, läßt sich noch nicht entscheiden. Der Fürst Nikolaus hat dem Kaiser Alexander Anfang October angezeigt, „daß er mit der Befreiung der südlichen Herzegowina den Krieg für abgeschlossen halte". Gegen eine weitere Ausdehnung Montenegros nach dieser Seite hin ist wohl von Oestreich ein energisches Veto eingelegt worden. Der montenegrinisch-türkische Krieg ist ein sehr blutiger gewesen. Um die hart an der nördlichen Grenze Montenegros gelegene türkische Festung Nikšitsch, welche seit dem Beginn des Krieges cernirt war, mit frischem Proviant zu versehen, drang der damals in der Herzegowina commandirende Suleiman Pascha von der Landschaft Gatzko aus durch den Dugapaß vor, während vom Süden her Ali Sahib Pascha von Skutari und vom Osten her Mehemed Ali Pascha von Novibazar in das Land der schwarzen Berge einzudringen versuchten. Am 16. Juni gelang es Suleiman Pascha Nikšitsch zu verproviantiren, worauf er an dem festen Kloster Ostrog vorbei den Einmarsch in das Zeta-Thal erzwang, welches sich quer durch Montenegro bis zum See von Skutari hinabzieht. Auf dieser kurzen Strecke mußte jeder weitere Schritt mit Strömen Blutes erkauft werden. Ali Sahib Pascha gelangte, im Thale aufwärts vorrückend, nur bis Danilowgrad, wo er am 19. Juni zurückgewiesen wurde, so daß Suleiman Pascha, der die Vereinigung mit ihm anstrebte, nicht in Montenegro verbleiben konnte, sondern dasselbe an der andern Seite wieder verlassen mußte. Bei Spuz auf türkischem Boden erfolgte dann am 22. Juni die Vereinigung. Der türkische Kriegsplan war vollständig vereitelt, da es nirgends, auch Mehemed Ali Pascha in der Landschaft Kolaschin nicht, gelungen war, sich in Montenegro festzusetzen. Die Abberufung der Armee Suleiman Paschas nach Rumelien entlastete die Montenegriner vollends von dem Drucke überlegener türkischer Streitkräfte. Während der kleine Krieg in üblicher Weise seinen Fortgang nahm, wurde die Einschließung und Beschießung von Nikšitsch wieder aufgenommen, welches endlich am 8. September, nachdem sämmtliche Munition verschossen war, sich bedingungslos ergab. Um auch in den andern festen Plätzen den Entschluß zur Uebergabe zu erleichtern, gestattete Fürst Nikolaus der Besatzung und den Einwohnern von Nikšitsch freien Abzug. Biletj ergab sich darauf am 16. September; dann das Fort Nosdren und das Fort Slostup im Dugapasse und am 25. September Goransko. Dagegen trafen die Türken Anstalten, ein weiteres Vordringen der Montenegriner über Gatzko hinaus nach Bosnien und über die Landschaft Kolaschin hinaus gegen die serbische Grenze hin zu verhindern. Fürst Nikolaus hat den Krieg, soweit er montenegrinische Interessen berührt, für abgeschlossen erklärt; er scheint von Seiten des Kaisers Alexander der Aufforderung zu harren, nunmehr mit Serbien cooperirend in den Gang des russisch-türkischen Krieges einzugreifen.

* * *

Es bleibt uns zum Schlusse noch übrig, die Ereignisse auf dem asiatischen Kriegsschauplatze, die nur von secundärer Bedeutung sind, zusammenzufassen. Die Absicht der Russen mußte hier zunächst darauf gerichtet sein, sich in den Besitz der türkischen Grenzfestungen zu setzen und darauf sich zu Herren von Erzerum, der Hauptstadt Armeniens, zu machen. — Batum, an der Küste des schwarzen Meeres, ist, weil es unter dem Schutze der türkischen Flotte steht, nicht zu nehmen. Die hier operirende russische Division unter General Oklobschio ist lediglich zu defensiven Zwecken bestimmt; sie ist denn auch nur wenige Meilen über die Grenze in die Landschaft Kobuleti eingedrungen. Nachdem sie unter zahlreichen kleinen Gefechten, in welche zu verschiedenen Malen von der See her das Geschützfeuer der türkischen Panzerschiffe eingriff, bis zum Flusse Kintrischi vorgedrungen war, hat sie Derwisch Pascha, seitdem er in Batum das Commando erhielt, wieder bis in die Position von Muha-Estate, nur eine Meile von der russischen Grenzfestung Osurgeti, zurückgedrängt. Die über Kobuleti in alpenhafter Höhe gelegene Landschaft Adschara ist im Schutze ihrer Berge vom Kriege unberührt geblieben. Dann folgen durch ein ziemlich wegbares Gebirge getrennt die Bezirke von Ardahan am oberen Kur und von Kars, letzterer durch den Arpa Tschai (Gerstenfluß), einen nördlichen Zufluß des Aras, vom russischen Armenien getrennt. Beide Bezirke haben bisher das Hauptkriegstheater gebildet. Ueber die Russen führt hier, unter dem Höchstcommandirenden Großfürsten Michael, jüngstem Bruder des Kaisers, General Loris Melikoff, ein Armenier von Geburt, den Oberbefehl. Ihm gegenüber commandirt die Türken Achmed Mukhtar Pascha. Der Einmarsch der Russen von Alexandrapol aus ging ganz glatt vor sich. Am 28. April wurde bei Saim, nördlich von Kars am Kars-Tschai belegen, ein Lager bezogen. Cavallerierecognoscirungen im Umkreise der Festung Kars constatirten, daß Achmed Mukhtar Pascha nach dem Soghanlü Dagh abgezogen war, über welchen zwei Pässe von Kars nach Erzerum führen. Um sich in der linken Flanke des Feindes einen Weg nach Erzerum frei zu machen, mußte zuvor die Festung Ardahan genommen werden. Es geschah dies am 16. und 17. Mai durch die Abtheilungen der Generale Heimann und Dewel, die von Saim und Achaltziche aus cooperirt hatten. Nachdem eine heftige Beschießung die türkische Besatzung eingeschüchtert hatte, ergriff diese, als der Sturm folgte, die Flucht. Zahlreiche Geschütze, Munition und Proviant fielen den Russen in die Hände. Die gewaltige Aufregung, die in Constantinopel wegen des Verlustes von Ardahan, mehr noch wegen der Feigheit, mit welcher Commandant und Besatzung diesen Platz im Stich gelassen hatten, entstand, ist für die innere Aufraffung des osmanischen Reiches von größerem Vortheil gewesen, als der Verlust von Ardahan ihm Nachtheil gebracht hat. Die Russen schoben zwar ihre Vortruppen von Ardahan aus alsbald bis jenseits des Kanlü Dagh vor, welcher das Gebiet des Kur von dem des Tschoroch trennt, und besetzten Pennek und Olti im Rücken des Soghanlü Dagh; sie waren aber zu schwach, um alle diese über ein weites, unwegsames Gebiet zerstreuten Positionen zu behaupten. Auch vor Kars fehlte es an Kräften; die Besatzung machte gelegentliche Ausfälle, bei denen die Russen vorübergehend aus ihren Positionen

Digitized by Google

wieder hinaus geworfen wurden. Etwa seit Mitte Juni wurden einzelne Forts von Kars, wie die Karadagh-, die Arab-, die Mughlis-Tabia beschossen, ohne daß es jedoch eines dieser Forts zu erstürmen gelang. Man tröstete sich auf russischer Seite damit, daß aus Mangel an Proviant bald wegen Uebergabe der Festung verhandelt werden würde.

Inzwischen hatte sich auf dem linken Flügel der Russen Folgendes begeben. General Tergukassof war mit dem ihm unterstellten „Detachement von Eriwan" über die Pässe des Tschingil Dagh in das Thal von Bajezid hinabgestiegen und hatte diese, unweit der persischen Grenze gelegene Stadt, die von der schwachen türkischen Besatzung geräumt worden war, am 30. April besetzt. Er war darauf längs der großen Karawanenstraße, die von Persien über Bajezid nach Erzerum und Trapezunt führt, vorgerückt und über Dijadin in die Ebene Alaschgerd gelangt, welche von dem östlichen Quellarm des Euphrat, dem Murad-Tschai durchflossen wird. In dem Passe, der von der Ebene Alaschgerd nach der Ebene Pasin, dem Hochthal des oberen Aras, hinüberführt, schlug er am 16. Juni bei Seidekan den türkischen General Mehmed Pascha, der in der Schlacht blieb. Er schickte sich nunmehr an, über den Aras hinweg, mit dem inzwischen bei Medjingerd am südlichen der beiden Soghanlüpässe angelangten General Heimann in Verbindung zu treten, als Achmed Mukhtar Pascha, der am nördlichen Soghanlüpasse bei Zewin in einer sehr festen Position seine Truppen concentrirt hatte, sich stark genug fühlte, zur Offensive überzugehen. Tergukassof, der gegen Delibaba im Vorrücken begriffen war, wurde bei Daghar am 21. Juni zurückgewiesen und mußte, nachdem er am 2. Juli bei Karakilissa wiederholt geschlagen war, die Ebene Alaschgerd räumen. Da inzwischen Bajezid bis auf die von einer kleinen russischen Besatzung gehaltene Citadelle von Ismail Pascha, dem Kurdenführer, welcher seine Schaaren von Wan her übers Gebirge herbeigeführt hatte, wieder eingenommen worden war, mußte General Tergukassof seinen Rückzug von Uetsch Kilissa (St. Johanneskloster) aus über den Agri Dagh nach dem Gouvernement Eriwan antreten, wo er bei Igdyr, südlich vom Aras, am 5. Juli ein Lager bezog. Auch General Loris Melikoff konnte nicht bis zur Ebene Pasin vordringen; er versuchte am 25. Juni vergeblich die Türken aus ihrer festen Stellung bei Zewin zu verdrängen und mußte, dort zurückgewiesen, den Rückzug antreten, dem sich General Heimann von Medjingerd aus anschloß. Die Einschließung von Kars wurde alsbald aufgehoben, nachdem schon vorher der Belagerungspark auf Befehl des Großfürsten Michael nach Alexandrapol zurückgeschickt worden war. Achmed Mukhtar Pascha aber zog am 5. Juli in das entsetzte Kars ein. Die Russen behaupteten sich zunächst in ihrem alten Lager bei Saim, das sie indessen schon am 11. Juli räumten, um sich bei Kürükdere, näher der Grenze von Neuem einzurichten. — Am 10. Juli wurde die tapfere russische Besatzung der Citadelle von Bajezid durch General Tergukassof entsetzt, der sich aber sofort wieder über's Gebirge nach Igdyr zurückzog. Von da ab haben sich die Russen in Armenien wesentlich auf die Defensive beschränkt. Am 6. August gingen die Türken über den Tschingil Dagh, um das russische Armenien mit Streifzügen heimzusuchen, bei denen die blutigsten Gräuel verübt wurden. Dem russischen Lager bei Kürükdere gegenüber bezogen die Türken ein solches östlich von Kars, an den Abhängen des großen und kleinen Jaghni Dagh. Zahlreiche Gefechte fielen seitdem zwischen beiden Lagern vor. Am 25. August gelang es den Türken, sich einer vor ihrem Centrum gelegenen Position auf dem Kisil Tepe (rothe Spitze) zu bemächtigen, die sie seitdem stark befestigten. Es wird diese Action von den Türken etwas pomphaft als „Schlacht bei Kadüklar" bezeichnet. Die Russen verlegten andrerseits am 12. September ihr Lager, damit es von den Türken nicht eingesehen werden könne, von Kürükdere in eine Terrainfalte zwischen dem Karakusuberg und Karajaila, von welchem letzteren Orte das russische Hauptquartier datirt. Sie beabsichtigen, sobald genügende Verstärkungen eingetroffen sind, die Offensive zu ergreifen.

Eine zeitweilig viel von sich reden machende Diversion ist von türkischer Seite an der abchasischen Küste versucht worden. Der schmale Landstrich zwischen dem Kaukasus und dem schwarzen Meere wird nördlich von den durch Auswanderung sehr geschwächten Tscherkessen, südlich von den, zum Theil christlichen Abchasen eingenommen. Mit Hülfe der während der sechziger Jahre nach der Türkei emigrirten Tscherkessen glaubte die Pforte einen die Operationen der Russen in Armenien störenden allgemeinen Aufstand der Bergvölker des Kaukasus hervorrufen zu können. Die türkische Flotte mit einem Landungscorps unter Fazli Pascha, über tausend tscherkessischen Emigranten und Vorräthen von Waffen und Munition an Bord, kreuzte Anfang Mai an der kaukasischen Küste. Am 12. Mai wurde bei Gudauty, westlich der russischen Festung Suchum Kale, eine Ausschiffung von Tscherkessen bewirkt, welche mit den zum Aufstande bewogenen Abchasen am 15. Mai Suchum Kale, welches durch die türkische Flotte bombardirt wurde, von der Landseite aus angriffen. Suchum Kale fiel in die Hände der Türken. Der russische Commandeur, General Krawtschenko, zog sich südwärts in der Richtung von Kutais, der Gouvernementshauptstadt, zurück. In fortgesetzten Kämpfen ist es allmählich dem russischen General Alchasoff gelungen, des Aufstandes an der Küste, dessen Fortschreiten übrigens durch die Uneinigkeit der verschiedenen Stämme gehemmt wurde, allmählich soweit Herr zu werden, daß die Pforte, das Illusorische der darauf gebauten Erwartungen einsehend, die Sache im Stiche ließ und ihre Truppen wieder zurückzog. Suchum Kale ist, nachdem von dort Tausende abchasischer Emigranten zum Theil wider ihren Willen, zunächst nach Trapezunt und anderen anatolischen Hafenplätzen übergeführt worden sind, von den Türken im Laufe des Septembers geräumt worden. Das einst so blühende Land ist weithin eine Wüste. — Ueber die Vorgänge in den aufständischen Gebieten des Innern, am Terek und in Daghestan, liegen nur spärliche Berichte aus russischer Quelle vor. Es ist darnach der Aufstand noch immer nicht unterdrückt, ohne daß jedoch für den Gang der Kriegsoperationen davon irgend eine Störung zu erwarten stände.

Mit Beginn des Monats October ist anscheinend in der Kriegsführung ein Wendepunkt eingetreten. Nachdem die Russen längere Zeit in der Defensive zu verharren gezwungen waren, weil sie in Unterschätzung der Widerstandsfähigkeit des osmanischen Reiches den Krieg sich als eine leichte Sache vorgestellt und demgemäß zu wenig Streitkräfte in die Action gebracht hatten, ist diesem Grundfehler nunmehr durch die Heranziehung von umfangreichen Verstärkungen abgeholfen worden. Es bleibt indessen abzuwarten, ob die russische Kriegsleitung verstehen wird, mit den ihr nunmehr zur Verfügung stehenden größern Mitteln bessere Erfolge zu erzielen, damit die Russen die diesjährige Campagne wenigstens mit Ehren schließen können.

Politicus.

Literatur und Kunst.

Der Nachruhm.

Was ist der Nachruhm? Nur ein Körnchen Sand,
Das in den Abgrund schüttet eine Hand?
Ein kleiner Falter, der vom Sturm verweht
Auf weitem Meere spurlos untergeht?
Ein Traum vielleicht, in Wirklichkeit ein Nichts —?
Vielleicht ein Pfeiler in dem Bau des Lichts?
Ein Irrlicht ist er oft, das täuschend winkt,
Ein Vampyr stets, der unser Herzblut trinkt;
Ob wesenlos, doch wird er mehr geliebt
Als alles Größte was die Welt uns gibt.

Digitized by Google

Ja dieser Schatten um die Dinge wiegt
Mehr als sie selbst, und ist's, der sie besiegt,
Denn wenn das Dunkel jene längst verhüllt,
Er ist's, der sie mit hellem Glanz erfüllt,
Wenn That und Namen blieb der Zeiten Raub,
Der Nachruhm ist's, der sie erhebt vom Staub.

Hermann Lingg.

Peter Alexándrowitsch Walújew.

In der letzten und liberalsten Periode der russischen Censur waren die Angelegenheiten der Presse vom Ministerium der Volksaufklärung zum Ministerium der inneren Angelegenheiten übergegangen und somit der damalige Inhaber dieses Portefeuilles, Peter Alexándrowitsch Walújew, die oberste Instanz für alle in der nordischen Metropole erscheinenden Journale. Meine Zeitung und ich selbst, als Leiter derselben, wurden zu jener Frist von den Censurbehörden und deren Chef mit so wohlwollenden und beifälligen Blicken angesehen, daß der letztere es für angemessen erachtete, seinem neuen Vorgesetzten gegenüber mich und mein publicistisches Kind zum Gegenstand eines besonderen und eingehenden Berichts zu machen. Die nächste Folge war eine Einladung zum Minister, der mich persönlich kennen zu lernen wünschte.

Das Triennium, in welchem Peter Alexándrowitsch Walújew die inneren Angelegenheiten Rußlands verwaltet, hatte ein klares Bild seiner Kraft und seines Strebens vor Land und Volk hingestellt und in den Gemüthern aller Unabhängigen und Wohldenkenden die Ueberzeugung gefestigt, daß kein Mann von mehr Geist, Bildung, Humanität der Gesinnung und größerem administrativem Talent jemals ein russisches Portefeuille verwaltet habe.

Zur bestimmten Stunde meldete ich mich in der Dienstwohnung des Ministers und wurde sofort in sein Arbeitscabinet geführt.

Die Welt hat vielleicht nie eine schönere, eine imposantere Männergestalt gesehen als Peter Alexándrowitsch. Freilich lag die Zeit schon lange hinter ihm, wo er, ein neugebackener Kammerjunker, bei der Aufführung lebender Bilder in dem Hause des Grafen Michael Wielhórski die Crème der Petersburger Gesellschaft durch seine gradezu blendende Jugendschöne entzückt hatte. Auch der Tag, mir unvergeßlich, war schon lange im Meere der Zeiten versunken, wo er, der die Residenz wegen seiner unglücklichen Ehe mit der Fürstin Wjäsemski gemieden und unter dem damaligen Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, Fürsten Ssuwórow, als einfacher Beamter in Riga lebte, bei einem Diner im Hause des Grafen Medem in Kurland neben mir am unteren Ende des Tisches saß. Er fiel mir damals nicht weniger durch seine brillante, kenntnißreiche Unterhaltung in allen modernen europäischen Sprachen, die er fehlerlos handhabte, wie durch seine wunderbare männliche Schönheit auf. Es waren seitdem für ihn Jahre des Glücks, Jahre glänzender Anerkennung, aber auch Jahre schwerer Sorge und überanstrengender Arbeit vergangen. Zwar hielt sich die hohe, schlanke Gestalt noch ebenso gerade und aufrecht wie ehemals, aber in das feine Antlitz hatten am Schreibtisch durchwachte Nächte ihre Furchen eingegraben, das schöne Haar, der stattliche Bart begannen bereits hie und da zu ergrauen.

Von Peter Alexándrowitsch Walújew als Staatsmann und Leiter seines wichtigen Ressorts ist in dem Buche: „Aus der Petersburger Gesellschaft" eine getreue Schilderung gegeben, der ich mich in jeder Beziehung anschließe und deshalb hier nicht wiederholen will, was dort vorzüglich und in hinreichender Ausführlichkeit gesagt ist.*) Nur wenige ergänzende Worte drängt es mich, jener im Ganzen treffenden Charakteristik hinzuzufügen.

Sieben Jahre hat Walújew das Ministerium des Innern geleitet und seine Verwaltung fällt mit der ruhmreichsten und dornenvollsten Epoche der Reformen zusammen, welche die gegenwärtige Regierung verherrlichen. Die großartigsten Errungenschaften der neueren Zeit verdankt das russische Reich entweder in ihrer ganzen Ausdehnung der Initiative und Arbeit des bedeutenden Mannes oder ihm gebührt wenigstens an ihrer Verwirklichung der Löwenantheil. Ich nenne hier nur die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beseitigung der Branntweinspacht, eines furchtbaren Krebsschadens an der inneren Administration Rußlands, von dem man bei uns kaum eine leise Ahnung hat, die Schöpfung der Provinzialinstitutionen auf dem Princip des Selfgovernments der einzelnen Landesbezirke, die neue Organisation der Städteverwaltung, die Aufhebung der Censur für die Residenzen und die vollständige Umgestaltung aller Preßverhältnisse, die wesentliche Besserung in der Stellung der Juden u. s. w.

Die hervorragende Theilnahme an jenen großen Ereignissen der Culturgeschichte Rußlands ist es jedoch nicht allein, was Peter Alexándrowitsch so hoch stellt. Mehr noch ehrt und erhebt ihn der gesunde klare Blick, mit welchem er denjenigen Richtungen gegenüber stand, die den neuen Verhältnissen abgeneigt waren und die er, wo es nöthig war, bekämpfte, ohne dabei das Odium zu scheuen, welches dadurch in den Augen fanatischer Schwärmer auf ihm lastete. Und welche Richtungen waren das! Da begegnen wir dem Freiheitsschwindel à la Hertzen in den Jahren 1861 und 1862 mit obligaten Brandstiftungstheorien und dem ganzen Gefolge nihilistischer Dogmen, den Extravaganzen der Presse, welche die ungewohnte Freiheit nur zu oft mißbrauchte, Ueberschreitungen selbst bei den neuen Institutionen, welche die Gesellschaft zu mündigen Staatsbürgern erziehen und an die Wahrung ihrer eigenen Interessen gewöhnen sollte, Ueberschreitungen, die grade in solchen Sphären stattfanden, wo man das klarste Verständniß für die Bedürfnisse des Landes hätte erwarten sollen. Gegen alle diese feindseligen Strömungen mußte Walújew Stand halten. Und er hielt Stand! Er that es mit bewunderungswürdigem Scharfblick für das allein Ersprießliche, mit vollständiger Verachtung wohlfeil zu erwerbender aber immerhin schmeichelnder Volksgunst. Was endlich Walújews Verhältniß zur Presse betrifft, so konnte man unter den obwaltenden Verhältnissen in der Lösung dieser schwierigen Aufgabe nicht mit mehr Verständniß und Humanität verfahren, als er es gethan.

Ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf. Der Minister bewillkommnete mich in der freundlichsten und herzlichsten Weise, sprach mir die liebenswürdigste Anerkennung für meine publicistischen Leistungen aus, dankte mir herzlich für das, was ich bisher gewirkt und forderte mich auf, sobald mir von irgend einer Seite in Bezug auf die Angelegenheiten meines Journals Schwierigkeiten gemacht würden, mich sofort an ihn zu wenden. Ich brauche nicht zu versichern, daß dieser Empfang zu den befriedigendsten Momenten meiner publicistischen Thätigkeit in Rußland gehörte.

Der Augenblick, wo ich von der Aufforderung des Ministers Gebrauch machen sollte, ließ nicht lange auf sich warten. An der Spitze der Oberpreßverwaltung stand damals der Senator Schtscherbinin, eine antiquirte, halb nikolaitisch-reactionäre, halb moskowitisch-inficirte, unselbstständige Persönlichkeit. Präsident des Censurcomités war der frühere Moskau'sche Censor Petrów, eine sehr gutmüthige, aber im höchsten Grade beschränkte und beständig ängstlich nach oben schielende Natur. Eines schönen Tages ließ Herr Petrów mich rufen und hielt mir einen Artikel meiner Zeitung entgegen, in welchem der deutschfeindlichen, russischen Presse und namentlich Herrn Katków ordentlich zu Leibe gegangen wurde. Der Präsident des Censurcomités erklärte diese Polemik für durchaus unstatthaft und verwerflich und eröffnete mir schließlich, er habe mir im Auftrage der Oberpreßverwaltung eine mündliche Verwarnung zu ertheilen.

*) Um einer unrichtigen Auffassung zu begegnen, sei hier die Bemerkung eingeschaltet, daß ich mit dem übrigen Inhalt jenes Buches durchaus nicht in allen Beziehungen harmoniere und weder durchgängig mit den dort niedergelegten Ansichten und Urtheilen übereinstimmen, noch alle in den verschiedenen Abschnitten erzählten Thatsachen als richtig anerkennen kann.

Digitized by Google

Nun war aber das neue Preßgesetz bereits in Wirksamkeit getreten und die Strafbestimmungen desselben für jede Art von Contravention enthielten wohl gerichtliche Verfolgung auf Antrag der Oberpreßverwaltung, Geldstrafen, Entziehung des Straßenverkaufs und schriftliche Verwarnungen von Seiten des Ministers, welche bei der dritten Wiederholung die Suspension der Zeitung nach sich ziehen sollten — von mündlichen Verwarnungen des Präsidenten der Censurbehörde war nirgends die Rede.

Ich antwortete deshalb Herrn Petrów, ich hätte das Bewußtsein, vollkommen recht, gerecht und nach dem Gesetze gehandelt zu haben. Ich müsse die mündliche Verwarnung als einen illegalen Act mit Protest zurückweisen und ihn auffordern, wenn ich es verdient hätte, eine officielle schriftliche Verwarnung bei dem Minister zu beantragen. Eine solche könne ich dann publiciren und mich dadurch in den Augen des Publicums rechtfertigen, wenn ich aufhören müsse, die mir durch meine Stellung vorgeschriebenen Pflichten zu erfüllen. Damit verabschiedete ich mich.

Zu Hause angelangt schrieb ich sofort an den Minister. Ich erzählte ihm, was vorgefallen und bat um eine Audienz, um von ihm selbst zu erfahren, wie er zu der Sache stehe und künftig zu mir stehen wolle.

Ich erhielt umgehend Antwort und wurde aufgefordert, Herrn Walújew am folgenden Abend zu besuchen. Er empfing mich auf das Freundlichste.

„Vor allen Dingen", hub Peter Alexándrowitsch an, „muß ich Ihnen sagen, daß ich von dem Schritt gegen Sie nichts gewußt habe und ihn mißbillige. Ich theile vollkommen die Ansicht, die Sie in ihrer Polemik vertreten, habe das den Herren von der Preßbehörde ausdrücklich ausgesprochen und ihnen befohlen, Sie künftig in Ruhe zu lassen. Daß Sie Ihre Polemik gegen Herrn Katków und seine Nachbeter fortsetzen, findet in mir nicht allein kein Hinderniß, sondern ich ersuche Sie darum und bin Ihnen dankbar dafür. Da wir nun aber doch einmal beisammen sind, so gestatten Sie mir, Ihnen meine Ansichten über diesen Gegenstand ausführlich zu entwickeln."

Der Minister entwarf nun in scharfen Zügen ein höchst treffendes Bild von Katków, schilderte die Lächerlichkeit und den kläglichen Standpunkt der nationalen Partei, nach welchem sie sich nicht entblöde, Landschaften, wie etwa Riga und Rjäsan, über einen Kamm zu scheeren, ging dann speciell auf die Mittel ein, welche Katków gebraucht, um den großen Haufen für sich zu gewinnen und constatirte die Thatsache, daß der Mann, „welcher seine Feder in Weisheit taucht" — wie die Moskauer auf einem Katków gewidmeten Tintenfaß ihn nannten —, auf den verwerflichsten Wegen dahin gelangt sei, einen großen Anhang zu gewinnen. Peter Alexándrowitsch setzte mir nun auseinander, aus welcher Ursache er Katków um keinen Preis zum Märtyrer machen wolle, weshalb er auch nicht mit der Strenge gegen ihn vorgehe, die jener verdiene. Ihn zum Märtyrer machen heiße nur, ihm den Willen thun, und das wünsche der Minister vor Allem zu vermeiden. Aus demselben Grunde bitte er mich, die Polemik gegen den Herausgeber der „Moskauer Zeitung" und seine Parteigenossen nur nicht in serieusem Tone zu halten. Je ernster die Angriffe gegen Katków, desto angenehmer wären sie ihm als Mittel und Gelegenheit zur Glorification. Man müsse ihm die erborgte Toga von den Schultern reißen und ihn in seiner ganzen lächerlichen Blöße hinstellen; das sei der beste Weg, ihn unschädlich zu machen. Humor und Satire wären die wirksamsten Mächte, die man gegen dergleichen Schreier in's Feld zu führen habe und er bäte mich, den in meinem Besitz befindlichen Vorrath nicht zu schonen und meine Polemik in diese Form zu kleiden.

Das war freilich bereits nach Möglichkeit geschehen. Ich ging aber gern auf die Absichten des Ministers ein und habe in seinem Sinne geleistet, was in meinen Kräften stand. In Bezug auf mein Verhältniß zur Preßbehörde hielt Walújew Wort wie ein Mann. Man ließ mich fast gänzlich in Ruhe und wollte man sich auch einmal an mir reiben, so hatte ich in ihm stets eine kräftige und zuverlässige Stütze.

Am Schluß unserer Unterhaltung bezeichnete mir Peter Alexándrowitsch eine Stunde, in welcher er täglich mich zu empfangen bereit sei, ich möge mich nur mit allen Fragen, Zweifeln und Klagen direct und persönlich an ihn selbst wenden. Von dieser Gunst habe ich nur in seltenen Fällen Gebrauch gemacht. Wenn es geschah, ging der Minister immer mit derselben entgegenkommenden Liebenswürdigkeit auf meine Anliegen und Beschwerden ein und wußte stets ihnen gerecht zu werden. So bildete sich ein Verhältniß, wie es gewiß selten in den Annalen der Presse zwischen dem Chefredacteur einer durchaus unabhängigen Zeitung und dem Minister der innern Angelegenheiten eines großen Reiches gefunden wird. Er würdigte meinen ehrlichen guten Willen, den vernünftigen Fortschritt in Rußland nach Kräften zu fördern.

An einem anderen Orte habe ich des Mangels an Energie gedacht, den Walújew bekundet, als Kaiser Alexander ihn Katków gegenüber verleugnete. Daß der Minister damals seine Stelle nicht niederlegte, bezeichnete ich als die tragische Schuld, die seinen Sturz poetisch gerechtfertigt erscheinen lasse. Ich möchte das nicht in der gewöhnlichen Schärfe des Ausdrucks aufgefaßt wissen. Allerdings lag es in dem Charakter des Ministers, daß er nachgab, wo er mit seiner Ueberzeugung nicht durchdringen konnte, und das ging so weit wie in jenem Falle, wo Peter Alexándrowitsch vom Kaiser offenbar in seiner Ehre verletzt wurde und dabei doch auf dem Posten blieb. Die Motive, die ihn dabei leiteten, kennt nur der, welcher Herz und Nieren prüft; es ist aber nicht unmöglich, daß Walújew im Gefühl seiner staatsmännischen Größe und seiner factischen Unentbehrlichkeit für Rußland, sein verletztes Ehrgefühl damals zum Opfer brachte, die Kränkung ertrug und sich so dem Vaterlande in seiner bedeutungsvollen Stellung erhielt. Jedenfalls gehört dazu mehr Muth und Selbstverleugnung, als zur Niederlegung eines Portefeuilles.

Aber die Zahl der Feinde und ihre Feindschaft gegen ihn wuchsen lawinengleich. Die nationale Partei gewann überall an Macht und Boden und wußte auch den damals noch sehr jungen und wenig selbstständigen Großfürsten Thronfolger in ihre Netze zu ziehen und zur Feindschaft gegen den verdienstvollen Minister des Innern aufzustacheln.

Das Jahr 1867 brachte eine fast allgemeine Mißernte und im Winter raffte die gefräßige Hungersnoth Tausende und aber Tausende sorgloser Landbewohner hin, welche verzweifelnd vor den leeren Kornmagazinen lagen, deren Inhalt, zur Rettung in der Noth bestimmt, von den lustigen Gemeindeältesten in guten Jahren verkauft und der Erlös von der Gemeinde vertrunken war. Nun hieß es, der Minister des Innern sei Schuld an allem Elend. War die Calamität in Wirklichkeit schon groß genug, so wurde sie von den Gegnern Walújews noch um das Hundertfache vergrößert. Die Reaction warf ihm vor, den Landgemeinden zuviel Freiheit und Selbstständigkeit verliehen zu haben; die nationale Partei, er habe nicht zeitig genug von dem Umfang der Noth Kenntniß gehabt und deshalb nicht zu guter Stunde die erforderlichen Maßregeln ergreifen können. So lächerlich diese Vorwürfe waren — denn wenn der liebe Gott selbst in Rußland Minister des Innern wäre, könnte er eine so apathische, sorglose und leichtsinnige Landbevölkerung vor Hungersnoth nicht sicherstellen — sie waren für den Augenblick hinreichend, um dem angefeindeten Staatsmann Kränkungen und Schmähungen ohne Zahl und aus Regionen zuzuziehen, aus denen er sie nicht länger ertragen mochte. Seine Gesundheit war zerrüttet, er brach unter den übermenschlichen Anstrengungen, die er sich aufgebürdet, physisch und psychisch zusammen, forderte seinen Abschied und erhielt ihn, nachdem er sieben Jahre hindurch mit dem Glanz seiner Begabung, mit den Schätzen seiner Erfahrung und seiner Kenntnisse, mit der wunderbaren Kraft seines unermüdlichen Fleißes das hohe Amt, das er bekleidet, geschmückt hatte.

Beim Abschied von den Beamten seines Ressorts sprach er in würdigem und bescheidenem Selbstbewußtsein unter Anderem die einfachen Worte: „Ich glaube, daß in dieser Zeit das Ministerium des Innern weder an seiner Bedeutung noch an seiner Würde verloren hat; aber zur Ausführung dieses Gedankens,

Digitized by Google

ich erlaube mir zu sagen — dieser Ueberzeugung, füge ich kein einziges Wort hinzu. Die Zeit wird ihr Wort sprechen."

Walújew ging; ihm folgte der bisherige Chef des Postwesens, Generaladjutant Timáschew, welchen die nationale Partei willkommen hieß. Als die officielle Entlassung des hochverdienten Mannes veröffentlicht wurde, war meine Zeitung das einzige russische Blatt, welches dem Scheidenden einen warmen, begeisterten Nachruf widmete.

Nachdem Walújew sein dornenvolles Amt niedergelegt, reiste er in's Ausland, um seine in ihren Grundvesten erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Inzwischen kam man in seiner Heimat zur Besinnung und begriff das Unrecht, das man an ihm begangen. Vier Jahre nach seiner Entlassung als Minister des Innern gab ihm sein Kaiser volle Genugthuung und ernannte ihn zum Minister der Reichsdomänen. Wenn man den trefflichen Mann hie und da als Nachfolger des Fürsten Gortschaków bezeichnet hat, so beruht das auf einer irrthümlichen Auffassung der Personalverhältnisse. Den Erben des Fürsten Gortschaków hat man wohl in einem Manne zu suchen, welcher früher in der unmittelbarsten Nähe des Kaisers ein hohes Amt bekleidete und dessen Ernennung zum Botschafter fast wie eine Degradation erschien, aber nichts Anderes war, als die erste diplomatische Stufe zur Reichskanzlerwürde.

Welches Amt aber auch Peter Alexándrowitsch Walújew künftig in Rußland bekleiden möge, „die Zeit wird" — wie er selbst sagte — „ihr Wort sprechen", und wenn eine leidenschaftslose Kritik sich Bahn gebrochen hat, wird man ihm eine der glänzendsten Seiten im Buche der russischen Geschichte anweisen.

Friedr. Meyer von Waldeck.

Eine Novelle von D. Spitzer.*)

Die Specialität des „Wiener Spaziergängers" D. Spitzer ist bekannt. Er greift ein Ereigniß des Tages, das sich in einer Persönlichkeit am besten packen läßt, und zerzaust diese Persönlichkeit mit der liebenswürdigsten Bosheit. Er besorgt dies Geschäft mit einer Grazie und Sauberkeit, die zur Bewunderung herausfordern. „Geschäft" ist ein häßliches und hier nicht zutreffendes Wort. Spitzer hat dies Genre der feuilletonistischen Hinrichtung in drei Feuilletonspalten zu einer förmlichen Kunst herausgebildet; und um die Ueberlegenheit dieses eleganten Scharfrichters nach Verdienst zu würdigen, braucht man sich blos einmal anzusehen, wie tölpelhaft und brutal seine traurigen Nachahmer mit rohen Schinderfäusten drein schlagen, ohne weh zu thun.

Ein Jeder, der Spitzers Art kennt, mußte sehr gespannt darauf sein, wie dieser verführerischste aller Spötter, der für sein Wochenfeuilleton alle acht Tage wie der rasende See am Tage Simons und Judä sein Opfer haben will, dessen Satire und Sarkasmus sich nur aus dem Zusammenstoße mit irgend einer bestimmten Persönlichkeit zu ergeben schienen, sich als Erzähler ausnehmen würde. Von dem, was man so recht als sein eigentliches Element betrachtete: von der Verspottung einer durch die Persönlichkeit verkörperten Lächerlichkeit, konnte er auf das neue Gebiet wenig oder nichts mit hinübernehmen; hier galt es nicht hinzurichten, sondern zu beleben. Und da mochte es doch sehr fraglich sein, ob der „Spaziergänger" bei diesem gefährlichen Ausfluge auf ein von ihm noch nicht beschrittenes Terrain sich seine Eigenart und seine Vorzüge würde bewahren können.

Nun, die kleine Erzählung „Das Herrenrecht", eine Novelle in Briefen, hat diese Besorgniß glücklicherweise beseitigt. Diese Erzählung ist schriftstellerisch reich an liebenswürdigsten Eigenschaften; sie ist voller Witz und Schalkhaftigkeit, oft von einem unwiderstehlichen Uebermuthe, boshaft zum Entzücken und in der Form von jener sprachlichen Feinfühligkeit, durch die sich der „Wiener Spaziergänger" eine Stellung unter unsern gewissenhaftesten und besten Stilisten erworben hat. Es ist mit einem Worte eine sehr gelungene Spitzer'sche Arbeit.

Aber — und nun kommt das Aber und ein schweres Aber! — wie steht es mit der Moral von der Geschicht'? Ich will die Frage einstweilen nur aufwerfen und nicht beantworten, da ich sonst den Inhalt nicht einmal andeuten könnte, und eine flüchtige Skizze des Inhalts halte ich auch diesmal für unerläßlich.

Also: Ein junger aristokratischer Lebemann, Graf Heinrich Lehnburg, hat sich auf das Gut seines frommen Oheims zurückgezogen; dieser Oheim hat die Wechselschulden seines leichtsinnigen Neffen bezahlt, so daß Graf Heinrich keinen Busenfreund mehr besitzt, „der Abraham heißt und den er als Retter in der Noth an sein Herz schließt mit der jesuitischen reservatio mentalis, eine halbe Stunde später ein warmes Bad zu nehmen". Graf Heinrich langweilt sich auf dem Gute furchtbar, „wo allerdings die den guten Sitten so unentbehrlichen bösen Beispiele gänzlich mangeln". Er bewohnt ein weitläuftiges Gebäude mit zwei Thürmen und „einer so großen Anzahl von Fenstern, daß mindestens vierzig Personen, die durch den Aufenthalt im Schlosse lebensüberdrüssig geworden sind, gleichzeitig hinausspringen können".

Mehr die Langeweile als rechte Frömmigkeit veranlaßt den jungen Grafen, eines Sonntags die Kirche zu besuchen. Er sieht da ein reizendes Mädchen, dem er auf der Stelle einen Liebesbrief schreibt: sie sei die einzige Heilige in der Kirche gewesen, die er sofort angebetet habe und sie möge ihm bei einem Rendezvous „in Wolken gehüllt oder wie sie es sonst für zweckmäßig erachte" erscheinen. Diesen Brief will er der Unbekannten, wenn sie die Kirche verläßt, zustecken, wartet aber vergeblich an der Kirchenthür. „So straft der Himmel diejenigen, die niemals in die Kirche gehen. Sie wissen in ihrer Gottlosigkeit nicht einmal, wie viel Thüren die Kirche hat, und während sie bei der einen warten, geht die Geliebte zu der andern hinaus."

Somit bleibt ihm auch die einzige Zerstreuung, auf die er gehofft hatte, versagt. Einige Abwechslung kommt in sein monotones Leben durch den Besuch eines höchst unangenehmen Gastes. Der Mann heißt Severin, schreibt clerikale Broschüren und ist eine Zierde der katholisch-politischen Vereine. Augenblicklich beschäftigt sich dieser Mann damit, das „von den Liberalen vielfach angeschwärzte Mittelalter" endlich einmal gründlich weiß zu waschen, und da man als einen der größten Schandflecke des Mittelalters das sogenannte „Herrenrecht", von dem in Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" des Breiteren die Rede ist, wiederholt angeführt hat, so hat sich Severin die Aufgabe gestellt, in einem gelehrten Werke den Nachweis zu führen, daß jenes gehässige Vorrecht niemals bestanden habe. Die Bibliothek des Oheims leistet ihm bei dieser Arbeit gute Dienste. Nebenbei will er aber auch heirathen — weil ihm nämlich seine langjährige Wirthschafterin eine silberne Uhr, die ihm von einem katholischen Jungfrauenverein, in dem er einen Cyclus von Vorträgen „über den wohlthätigen Einfluß der Keuschheit auf die Gesundheit gehalten hatte, geschenkt worden war, gestohlen und wahrscheinlich bei einem Juden verkauft hat" — und zwar sobald er das Manuscript vollendet haben wird. Severin, den der junge Graf „eher für einen Erfinder, der auf eine Verschärfung des Cölibats ein Patent nehmen will", als für einen Bräutigam gehalten hätte, ist der Verlobte der Ziehtochter des Postmeisters und Gastwirths gegenüber dem Bahnhof, und es versteht sich, daß diese Ziehtochter identisch ist mit dem jungen Mädchen, das dem Grafen in der Kirche aufgefallen war. Der Umstand, daß diese Braut ist, hat die Gesinnungen und verwerflichen Absichten des unmoralischen Edelmannes in keiner Weise verändert; im Gegentheil. Er hat die Gelegenheit gesucht und gefunden, sie kennen zu lernen und die Bekanntschaft wird immer freundschaftlicher und intimer. Zum Glück für den Grafen erkrankt Severin in Folge einer zu copiösen Mahlzeit. Monika, die Braut, erkundigt sich nach dem Befinden ihres Bräutigams auf dem Schlosse und entzückt durch ihr anmuthiges Wesen die fromme

*) Das Herrenrecht. Verlag von L. Rosner. Wien 1877.

Digitized by Google

Tante in so hohem Grade, daß diese Monika eine Busennadel mit dem Bildnisse des Papstes verehrt, die die gottesfürchtige Tante früher am liebsten getragen hatte. Die Tante ist aber inzwischen sehr corpulent geworden und sie hat deshalb die Nadel nicht mehr angesteckt, weil dann „der hochverehrte Papst zu weit von ihrem Herzen wäre". Bei ihrem zweiten Besuche trägt Monika diese Nadel und der Graf macht eine Bemerkung darüber, welche Monika als Spott deutet. „Nicht einmal für den heiligen Vater," versetzt sie, „empfinden Sie Verehrung!"

„Ich hätte keine Verehrung für den Papst, rief ich, indem ich stille stand und die Blicke sehnsuchtsvoll nach dem Bilde desselben an ihrem Busen richtete. O, wie ich ihn liebe, den heiligen Vater, welchen Perlenglanz er verbreitet, wie rührend er emporblickt, der Gefangene des Vatican, wie sein leises Beben mein Mitgefühl hervorruft! Ach, ich muß ihn küssen; und dabei küßte ich, mich niederbeugend, das Bild mit einer Inbrunst, mit der gewiß noch nie das Bild eines Papstes geküßt worden ist. Sie wehrte nicht diesem Ausbruch meines religiösen Fanatismus . . . Sie sehen, Monika, sagte ich, als ich meine Andacht beendet hatte, daß ich frömmer bin, als Sie glauben."

Severin arbeitet indessen ungestört an seinem Manuscript weiter und beschäftigt sich außerdem damit, die Schloßangehörigen von der Weisheit des Buches Tobiä zu überzeugen, in welchem für junge Eheleute gewisse Wünsche formulirt werden, die Severin in seiner Ehe als frommer Mann auch verwirklichen wird. Die Nacherzählung dieser biblischen Geschichte ist ein wahres Muster von glaubensloser Schäkerei. Spitzer liest aus den Weissagungen des Engels Rafael unter Anderem heraus, daß Jerusalem „eine gründliche Verbesserung des Straßenpflasters" bevorstehe, denn, sagt er: „mit weißem und reinem Steine werden alle Straßen gepflastert," heißt es in der Prophezeiung; und er rühmt die unverwüstlich heitere Laune der Kindeskinder des Tobias, denn die Bibel sagt wörtlich: „Und nachdem er 99 Jahre vollendet hatte in der Furcht des Herrn, begruben sie ihn mit Freuden."

Nach einigen Zwischenfällen, die ich übergehe, findet also die Hochzeit statt. Das junge Ehepaar wird den Courierzug nach Wien benutzen, und der junge Graf wird unter dem Vorwande dringender Amtsgeschäfte dieselben begleiten. Die junge Frau hat sich schon von der Hochzeitstafel entfernt und sich nach dem eine Stunde von dem Schlosse entfernten Hause ihres Pflegevaters gegenüber der Bahn begeben, wo sie sich zur Reise bereit macht. Severin und der Graf sind wenige Schritte von dem Bahnhof entfernt, als Severin plötzlich bemerkt, daß er sein Manuscript vergessen hat. Der Graf macht ihm klar, daß, wenn er sofort umkehre, er noch zur rechten Zeit, d. h. in zwei Stunden zum Abgang des Wiener Courierzuges eintreffen könne; er selbst werde die Frau von dem unangenehmen Vorfall benachrichtigen, und auf der Bahn würden sie dann alle drei zusammentreffen. Das geschieht, und nun stellt sich heraus, daß das Herrenrecht, wenn es auch de jure zu keiner Zeit, auch nicht im finstersten Mittelalter bestanden haben sollte, de facto sogar in unserer aufgeklärten Gegenwart denkbar ist. Der Graf schließt seinen letzten Brief an den Freund mit den Worten: „Die Zeit, da unser Stand noch auf seine Vorrechte pochen durfte, ist vorüber. Wir wollen also nicht mehr in Privilegien die Bürgschaften unserer Erfolge suchen, sondern diese durch unsere Verdienste erreichen."

Man ist nicht mehr daran gewöhnt, daß Autoren, welche auf den Namen eines Schriftstellers einen ernsthaften Anspruch haben, solche Dinge erzählen, wie sie Spitzer uns hier vorträgt. Sind wir anständiger, sittlicher oder blos zimperlicher geworden? — Ich weiß es nicht. Aber es ist eine Thatsache, und vielleicht nicht gerade die allerunerfreulichste, daß unsere vornehmen Schriftsteller dem Anstößigen behutsam aus dem Wege gehen, und daß, wenn sie sich einmal auf jenes Gebiet hinüberwagen, welches man gemeinhin als das schlüpfrige zu bezeichnen pflegt, sie zur Legitimation immer den Antrieb einer starken Leidenschaft, die durch eine gewaltige Liebe ausgestellte Paßkarte mit sich nehmen. Wir werden dann immer sehr ernst. Wir haben dann großartige Verirrungen mit Conflicten der schwersten Art, mit unheilvollen Katastrophen und dem schließlichen Untergange des Schuldigen als Sühne. Das baut sich mächtig zu einer Tragödie auf. Die heitere Auffassung, das fröhliche Wort, die leicht, unglaublich leicht geschürzte Verwicklung, die lächelnde Auflösung in Wohlgefallen, die Lust ohne Reue, der Fehltritt ohne Buße, mit einem Wort: die rosige Frivolität in der Erfindung, Durchführung und Tendenz — alles das ist uns entfremdet, und wir stehen davor wie vor etwas ganz Neuem, obwohl es eigentlich das Alte ist. Die Literatur, welche derartige Motive der niederländischen Schule lustig behandelt, hat sich in unserer Zeit aus den vornehmen Regionen geflüchtet und die traurigsten Schlupfwinkel der gemeinen Speculation auf die Lüsternheit der Unbildung aufgesucht. Mir ist von lebenden Schriftstellern, die diesen Namen verdienen, auch nicht ein einziger bekannt, der sich darin versucht hätte. Man überläßt das den zotigen Sudlern, die für das Altonaer Verlagscomptoir jene sauberen, unter Umschlag versiegelten Büchlein zusammenpanschen welche unter den verlockendsten Titeln von den Colporteuren auf den Bahnhöfen feil geboten werden.

Hier hat nun wieder einmal ein wirklicher Schriftsteller, und der witzigsten einer, den kecken Versuch gemacht, eine absolut unmoralische Geschichte ohne alle sittliche Entrüstung, mit heiterem Lächeln zu erzählen. Um mit dieser Novelle Spitzers eine Zusammengehörigkeit in unserer Literatur zu finden, muß man weit zurück greifen, bis auf Heine, der in den „Bädern von Lucca" ähnliche Saiten anschlägt, oder vielleicht gar bis auf Thümmel, an dessen Erzählungsweise mich die Spitzer'sche Novelle bisweilen erinnert hat. Der Clauren'schen Widerwärtigkeiten gedenke ich absichtlich nicht; denn diesen fehlt, was Spitzer und seine Ahnherrn vor Allem auszeichnet: der Witz.

Die Moralität dieser Geschichte ist absolut nicht zu retten. Die Erzählung ist der allerverfänglichsten Art, und mehr als das. Da läßt sich nichts beschönigen, nichts bemänteln, diesen Mohren wäscht kein Mensch sittlich weiß. „Das ist keine Zeitung für einen gebrechlichen Körper" — keine Schrift für junge Mädchen; aber wenn lauter verheirathete Leute beisammen sind, dann dürfen sie sich doch wohl gestehen, daß sie recht oft recht herzlich gelacht haben, und sind sie milde gestimmt, so fügen sie hinzu: da der Verfasser durch sein Lachen das Sündenregister getilgt hat, so möge er frei ausgehen! Solventur risu tabulae, tu missus abibis.

Paul Lindau.

Zum Kapitel vom bürgerlichen Fortkommen.

Sagt nur nichts halb:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob:
Das Wahre spricht sich rein.
Goethe.

Es ist hier nur vom „Fortkommen" in der Sphäre des Beamten-, Gelehrten- und Künstlerlebens die Rede, also in den sogenannten höheren, weder tiefsten noch höchsten Schichten der Gesellschaft. Hier erhalten sich gewisse mittlere Zustände lebendig, in denen der Kampf des in sich ruhenden, sich aus sich selbst heraus entwickelnden Geistigen, Ideellen mit dem durch geschichtliche Vergangenheit und den Zwang des Augenblicks bedingten Organismus der Gesellschaft, die um jeden Preis leben will und muß, eigentlich gekämpft wird, — aus welchem Kampfe denn sowohl die tiefsten als höchsten Schichten ihre Anregungen empfangen. Die folgenden Bemerkungen sollen nur ein kleiner Beitrag sein zur Lehre von der Gesellschaft, die sich ja, wie es scheint, um jeden Preis selber begreifen will. Mache Jeder damit, was er kann.

Goethe fragt einmal irgendwo: ob es denn gar so schwer sei, mit einem jungen und hübschen Mädchen eine Stelle zu erheirathen, die ihren Mann ernährt. Desgleichen haben zahlreiche Romane und Lustspiele diese Thatsache zum Vorwurf oder Einschlag. Umgekehrt gehen Biographien diesem Gegenstande gern

Digitized by Google

aus dem Wege, auch da, wo die einschläglichen Thatsachen für Eingeweihte unzweifelhaft sind. Daraus geht nun hervor: erstens, daß es Männer gibt, welche es für unerlaubt halten oder in hochsinniger, vielleicht auch hochfahrender Denkart verschmähen, dadurch ihr Glück (Carriere) zu machen, daß sie ein Amt, das ihrer Ansicht nach nur um der persönlichen Tüchtigkeit und des Verdienstes willen in Anspruch genommen werden darf, als Zugabe zu der Hand eines auch noch so braven und liebenswürdigen Mädchens annehmen, weil dadurch ein Princip als maßgebend anerkannt würde, das mit der Sache (scheinbar) gar nichts zu thun hat; denn beispielsweise würde ja dann, im Falle als zwei ganz oder nahezu gleichtüchtige Bewerber aufträten, jener bevorzugt, der, caeteris paribus, mit größerer Entschiedenheit nach der Hand der Schönen griffe; zweitens, daß solche Männer, welche ihre Stellen auf letzterem Wege erhalten haben (und es versteht sich von selbst, daß jede etwa nebenhergehende Anrüchigkeit hierbei vollkommen ausgeschlossen ist), es nicht Wort haben wollen. Die letztere Thatsache ergänzt also auf negativem Wege den positiven Beweis für das Vorkommen eines Hochsinns, welcher die ganze Härte des Existenzkampfes auf sich nimmt, um ein ideales Princip zu wahren, das er für den Bestand der Gesellschaft, des Staates, der Nation für unerläßlich hält, und liefert auch den Beweis, daß dieser Hochsinn auch von denen, die ihn nicht besitzen, als eine höhere sittliche Stufe betrachtet wird. Hierzu stimmt denn schließlich auch die unzweifelhafte Thatsache, daß die Theilnahme, Bewunderung, Liebe der Massen und sozusagen der ganzen Menschheit sich unzweideutig zu Gunsten jener Hochsinnigen ausspricht, wie auch umgekehrt kein Staat oder Gemeinwesen sich offen zu dem Princip bekennen würde, daß er Stellen und Aemter als Mitgift für die Töchter seiner Beamten vertheilt.

Trotzdem aber würde sich Der einer sehr verhängnißvollen Täuschung hingeben, welcher glaubt, mit einem solchen Hochsinn im Leben durchzukommen, oder der sich vielleicht gar einbildet, um seines Hochsinns willen besonderes Entgegenkommen zu finden. In Wirklichkeit gehen die Dinge ganz anders. Es herrscht da stets ein Kampf zwischen den Aelteren, die im Besitze der Aemter sind und diese festhalten wollen, und den Jungen, die jene verdrängen wollen. Denn darauf läuft es schließlich hinaus, weil der Staat doch nur eine beschränkte Anzahl Tische decken kann (und die zum Theile nur recht kärglich), an denen man entweder auf gütlichem Wege mit zugelassen wird, oder von denen Andere erst beseitigt werden müssen. Und selbst das Decken neuer Tische, das Schaffen neuer Aemter, kann nur von denen ausgehen, die bereits Macht in Händen haben. Es handelt sich also für die aufstrebende Jugend vor Allem darum, daß sie bei Zeiten manierlich werde, wozu sie auch, wenn sie einigermaßen etwas verspricht, vielfach aufgefordert wird, freilich nur zu oft, ohne es zu merken. Hier sind nun wieder die Söhne solcher Familien, die bereits im Besitze von Aemtern sind, in entschiedenem Vortheil, weil sie von Jugend auf sehen und bedeutet werden, worauf es eigentlich ankommt, während die übrige wohlgeartete Jugend in der Regel eine übertriebene, ja utopische Meinung von der höchsten Gerechtigkeit des Gebahrens jener Kreise hat, in welchen über die Aemterbesetzung entschieden wird, weshalb sie die praktischen Winke, mit denen man ihnen, so lange es noch Zeit ist, entgegenkommt, meist gar nicht verstehen, oder gar das richtige Verständniß, wenn es in ihnen aufdämmern will, mit Entrüstung zurückweisen, gleich als ob ein solches Gebahren mehr noch des Staates als ihrer selbst unwürdig sei. Ja, es kommt selbst vor, daß der ihnen gegenüber offen ausgesprochene Grundsatz, daß nun einmal nicht anders verfahren werde, nicht verfahren werden könne, — daß Alles persönlich sei, durch Personen entschieden werden müsse, und dergleichen genügt, um sie von durchaus wohlwollenden Kreisen, in welchen man bereits über ihr Glück vorsorglich entschieden hatte, für's ganze Leben fernzuhalten, vielleicht gar gegen eigene geheime Herzensneigung. Und wehe dann einem solchen Eisenfresser!

Und wie viele Gründe sprechen dafür, daß die hochsinnige Jugend lerne, es sei hier nicht der rechte Platz, ihren Hochsinn anzubringen! Liegt es doch auf der Hand, daß in der Vergesellschaftung das Wesen und die Stärke des Menschen besteht, und daß namentlich die Pflege der Interessen des Staates, der Kunst und Wissenschaft ohne gewisse engere Verbände gar nicht denkbar ist, daß selbst die größten Genies nur dem Wirken solcher Verbände die Möglichkeit verdanken, ihr Licht leuchten zu lassen. Denn was macht ein Rafael mit seinem Malergenie, wenn er keine Malerschulen vorfindet, was der größte Dichtergenius, wenn er nicht eine ganze Zahl gewisser Schulverbände durchlaufen und ihre Tradition in sich aufgenommen hat, und wie will selbst ein Stein oder Bismarck wirken, wenn sie sich nicht auf die Organisation und Thätigkeit zahlreicher Amtsverbände stützen können? Solche Verbände bedürfen aber zu ihrem ersprießlichen Bestande eines viel engeren inneren Zusammenhalts, als man sich das in der Regel so vorstellt. Sowohl die Tradition der Amtsgebahrung (die freilich auch schlecht sein kann), als auch die Wahrung der äußeren und inneren Amtswürde werden leichter bewirkt, wenn ein Amt von Vater auf Sohn oder Schwiegersohn oder doch einen Amtsverwandten übergeht, als wenn da plötzlich ein Neuling mit jener persönlichen Anmaßung und Nichtkenntniß oder Nichtachtung der eigentlich maßgebenden Rücksichten hereinbricht, wie sie eben dem homo novus eigen ist, — ganz abgesehen von den Erschütterungen, welchen kleinere und größere Segmente der Gesellschaftsverbände und in weiterer Fortwirkung die Gesellschaft und der Staat selbst durch Leute ausgesetzt werden könnten, welche die eigentlichen conservativen Grundlagen der Gesellschaft nicht kennen. Und conservativ ist der Mensch seinem Wesen nach, und muß es sein.

Wer hätte nun aber ein größeres Recht, sich mit zu den tiefsten Fundamenten der Gesellschaft zu zählen, als eben jene Verbände, deren geräuschlose Wirksamkeit seit Jahrhunderten die Gesellschaft auf deutschem Boden im Ganzen conservirt hat, so daß so gewaltsame Revolutionen, wie z. B. die französischen, in der That ferngehalten blieben! Daraus aber müssen diese Verbände auch das Recht ableiten, Jeden fernzuhalten, der nicht ihr eigenes praktisches Princip anerkennt, und unumwunden zu erklären: „Wir lassen Keinen zu, mag er sonst noch so tüchtig oder gar genial sein, der sein Amt nicht auf dem Wege erlangen will, auf dem wir selbst es erlangt haben und erlangen mußten; denn wir müssen vor Allem leben, und wer sein Amt durch bloße Amtstüchtigkeit erlangt hätte, der würde dann, im Besitze der Amtsgewalt, sein Princip rücksichtslos gegen uns kehren und uns zu verdrängen suchen, was er ja seinem Principe gemäß, selbst unter Voraussetzung unserer Amtstüchtigkeit seinerseits, für Pflicht halten müßte, weil wir auch mit ganz anderen Principien, die mit der Amtstüchtigkeit nichts zu thun haben, um so mehr aber mit dem Leben paktirt haben. Zu diesem Pakt muß er sich auch herbeilassen: er muß Garantien geben. Und gerade je tüchtiger und genialer er wäre, um so ausdrücklicher und bewußter muß er sich zu unserem Princip bekennen, weil er anderen Falls, einmal zugelassen, nur um so gefährlicher wäre." — Daß man es bis zu diesem Grade der Klarheit über das eigene Princip gebracht hat, könnte höchstens einen jungen Mann überraschen; der Erfahrenere wird vielleicht auch den Zusatz gehört haben: „Auch den nehmen wir nicht auf, der etwa erklären würde, er habe eine viel höhere Anschauung von unserer Aufgabe, und demgemäß auch eine viel größere Achtung vor unseren Personen, als daß er an dieses Princip, als aufrichtig von uns gehegt, auch nur glauben könne." Ja man geht sogar hier und da noch weiter und gibt ganz offen zu, daß dies Gebahren den von Seiten der Allgemeinheit gehegten idealeren Anschauungen gar nicht entspreche, so wenig entspreche, daß, wenn die einschläglichen Verhältnisse allgemein bekannt wären, sie eben schon dadurch fürderhin unmöglich würden. Wir unsererseits sind aber gar nicht dieser Meinung, — es ist an der Sache nicht viel zu ändern. Es ist nämlich, cum grano salis, ganz richtig, was betreffenderseits auch zur Selbstvertheidigung angeführt wird, daß die auf den selbstständigen Erwerb angewiesenen Personen, vermöge des Zwangs der äußeren Verhältnisse und der im

Digitized by Google

Menschen noch lange nicht völlig erloschenen Raubthiernatur, zu eigener und der Ihrigen Sicherung mehr oder weniger auf gegenseitige Uebervortheilung angewiesen sind; wer aber der Kunst, der Wissenschaft sich widme oder dem Staate diene, der sei durch seine Geistesverfassung diesem unedlen Kampfe entrückt, entbehre damit aber auch der Vortheile, welche die Ueberlegenheit in demselben gewähre, sei also auf die Sicherung der Seinigen durch Eingehen und Festhalten an der traditionellen Corporationspraxis angewiesen. Noch unbestrittener ist die Wahrheit der Behauptung, daß jeder Andere, dem seine Position ähnliche Vortheile gewähre, an ihrer Stelle ebenso handeln würde, denn das ist von der ungeheuren Mehrzahl offenbar ganz richtig. Die Einen werden nur durch das Leben selber etwas früher, die Anderen etwas später zur Anerkennung und Befolgung jenes Princips gezwungen; und wer etwa zu dieser Anerkennung so spät gelangen sollte, daß man, in Anbetracht seiner verminderten Lebenstüchtigkeit und Verwendbarkeit zu den Lebenszwecken jener Corporationen und Verbände, „nicht mehr viel für ihn gibt", der muß den Brocken, den man ihm allenfalls noch zuwirft, mindestens durch schweigende Anerkennung des Princips verdienen.

Es liegt in der Natur des Menschen, ja in den natürlichen Gesetzen überhaupt begründet, daß die Heirathsfragen in den einschlägigen Fällen eine Hauptrolle spielen. Und wer wollte es auch einem Vater verübeln, wenn er, um einen braven, tüchtigen Schwiegersohn zu gewinnen, oder dem Sohne eine bessere Partie zu sichern, hier und da ein bischen nachhilft, Schwierigkeiten aus dem Wege räumt? Freilich sollte es nicht erlaubt sein, daß man Hindernisse, die man dem eigenen Clienten aus dem Wege räumt, seinem Concurrenten in den Weg räumt. Doch scheint es oft nicht anders zu gehen. Und nach welchem Rechte wollte man denn gar die schwächere, aber größere Hälfte der Menschheit, wollte man die Schönen, Liebenswürdigen, Mitleidigen von jedem Einfluß auf die einschläglichen Fragen ausschließen? Und welcher Einfluß wäre nach natürlichem Recht und nach menschlichem Interesse legitimer, als jener der Stammhalterinnen schönerer, edlerer Menschlichkeit auf die Wahl ihrer Lebensgefährten? Die Freiheit und der ganze Werth dieser Wahl würde aber für den Bereich der betreffenden Gesellschaftskreise vollkommen illusorisch, wenn sie dem Gewählten nicht auch zugleich die nährende Stelle verschaffte, denn hierauf sind jene Kreise fast ausnahmslos angewiesen.

Freilich hat dies Verhältniß auch seine komische Seite. Das Grundgesetz der Komödie, Gleichordnung oder Ueberordnung der Person und ihrer Interessen über die Idee und deren Forderungen, hier über das Interesse der Kunst, der Wissenschaft, des Staates, findet da Anwendung, und unseren künftigen Molières darf man wohl zu ihrem Vortheile rathen, aus dieser Quelle fleißiger zu schöpfen. Deshalb werden die Dinge doch bleiben, wie sie sind.

Und in der That kann es nicht anders sein. Nur in der Verbindung mit seines Gleichen gewinnt der Mensch die Stärke, um dem Leben mit Vortheil die Stirne zu bieten. Die Zahl der Individuen, die dieser Verbindung nicht bedürfen, ist sehr gering. Sich einbilden, daß man ihrer nicht bedürfe, kann man in der Jugend leicht; doch ach! — die Meisten dieser „Heitern, sie werden wie Nichts zusammenscheitern". Welcher Uebermuth auch, zu glauben, daß man der Andern, seines Gleichen, nicht bedürfe, andere Pfade wandeln dürfe oder gar müsse als die betretenen! Fordert das nicht die Nemesis heraus? Und anderseits, genießest du nicht erst die ganze Fülle der Menschheit, erwarmst so recht an ihrem Busen, schmeichelnd berührt vom warmen Händedruck gleichgesinnter Genossen, an volle Tische geführt, in die freundliche Mitte allbekannter, allgeehrter Familienverbände von der Hand eines lieben Mädchens, das unter den Seinen nie andere Beispiele erlebt hat als die des Maßhaltens und ehrbaren Anstandes? — „Und im Herzen wächst die Fülle der geselig edlen Triebe, nährt sich Freundschaft, keimet Liebe; Alle, denen wir gewogen, werden mächtig angezogen, und ein Edler folgt dem andern." — „Und ein armer Schlucker kommt auch von Stell' zu Stelle: Frauen wissen, was ihm frommt, Welle folgt auf Welle."

Wie verhält sich aber allem dem gegenüber das hochsinnige Genie, dessen innere Wahrhaftigkeit und äußere Sprödigkeit ihm alles Transigiren und Paktiren unmöglich macht? Ihm ist nur auf Eine Weise zu helfen: es muß sich entschließen, in seiner Art vollständig, vollkommen zu sein: es darf sich nicht mit seiner eminenten Stellung im Erkennen oder im Können überhaupt begnügen, sondern es muß auch seinem Wollen die höchsten und reinsten Formen, es muß sich die letzte Weihe geben durch jenes höchste, allgemeinste Wohlwollen, welches die unserer Gattung und der Gesellschaft mit Nothwendigkeit anhaftenden Schwächen als unvermeidlich, als menschlich erkennt und deshalb den Kampf gegen sie bei Zeiten aufgibt. Seine Aufgabe liegt darin, Neugut zu schaffen, das Allen zu Gute kommt, auch den persönlichen Gegnern, die, um sich selbst zu sichern, das Genie von den gedeckten Tischen ausschließen, wenn sie es sich nicht in's Haus, in die Clique schlachten können. Beachte man doch, von welcher Höhe, wie rein menschlich und wohlwollend ein Goethe diese Verhältnisse in Sinnsprüchen und Epigrammen, aus den verschiedensten persönlichen Stimmungen heraus beurtheilt. Und so läßt er auch seinen Faust, dessen Leistungen im Kaiserstaate die Besitzenden und Genießenden dazu benutzen, um für sich selbst Besitz und Genuß zu erhöhen, ihn aber ruhig stehen lassen, seine höchste Kraft dadurch bethätigen, daß er Neubesitz schafft, dem unfruchtbaren Meere neues Land, neuen Boden entreißt, auf dem eine freiere Menschheit höhere Gesellschaftsformen ausbilden wird.

Selbstverständlich ist aber auch vom wohlwollendsten Genius nicht zu verlangen, daß er nicht suo loco et tempore zürne, hasse, fluche. Das ginge über Menschenkraft. Belehrendstes „Modell" bleibt hier Dante, der in tausend Bildern zeigt, wie immer wieder Haß in Liebe erlischt.

„Ja, der war Poet, und was für ein rarer Poet!" — Gut; drum ist er eben der Sprecher für alle Menschheit, und das Modell, das er aufstellt, gilt für Jeden, der Neugut schaffen will, sei er nun Künstler oder Gelehrter, Staatsmann oder Mechaniker, Ackerbauer oder Handwerker. In Allen muß das Wohlwollen, das sie zum Erfinden und Entdecken, zum Schaffen und Handeln treibt, die Hemmung überwinden, die ihnen der unerläßliche Kampf gegen das in den bestehenden Corporationen lebendige Hergebrachte bereitet. Wer dies nicht vermag und den Kampf für die Sache, die Idee in einen Kampf gegen Personen und Verbände verwandelt, der endet tragisch.

Uebrigens sind die Genies oder, besser gesagt, die höchsten Talente viel zahlreicher, als man sich so gewöhnlich vorstellt. Sie werden aber durch die Gesellschaft umgebracht, geschlachtet, weil ihnen das Letzte fehlt. Höchste Einsicht und höchstes Können lassen sich wohl nicht umbringen, aber der Wille, wenn er nicht stark genug ist, läßt sich beugen und abtödten. Freilich nicht der stärkste Wille, der eigentlich eiserne Charakter, und so sieht man wieder, daß dieser zur Vollendung des Genies unerläßlich ist, wie dies denn auch von den Poeten schon oft genug gesagt wurde. Der ist aber sehr selten. Umgekehrt kommen die höchsten Talente, von denen wir behaupten, daß sie viel häufiger seien, als man so meint, deshalb nicht zur beglaubigenden Bethätigung, weil auch hierzu schon ein stärkerer Wille unerläßlich ist. Die Gesellschaft, wenn sie solche Talente entdeckt, ist sofort darauf aus, sie entweder für sich zu gewinnen, oder sie unschädlich zu machen, wenn jenes unmöglich ist. Gewinnen heißt aber hier nichts Anderes, als dem persönlichen Willen des Betreffenden den Willen der Gesellschaft, Genossenschaft, Clique u. s. w. unterschieben, wodurch der glücklich Gewonnene sofort in der Einheit seines Wollens gebrochen, also auch seine Kraft zur Bethätigung der ihm verliehenen Talente gelähmt ist. So hat freilich auch die Gesellschaft nicht so viel von dem Gewonnenen, als sie vielleicht erwartet, aber jedenfalls ist er ihr unschädlich geworden. Wer aber widerstrebt, sich nicht gewinnen läßt, der kann dem Kriege auf Tod und Leben nicht entgehen, und zwar nicht nur von Seiten Jener, die ihn zu gewinnen versuchten, sondern gar bald wird ihn Alles, was irgendwie einem gesell-

Digitized by Google

schaftlichen Verbande ähnlich ist, in's Kreuzfeuer nehmen, weil er das Lebensprincip aller Verbände, Unterordnung allgemeinster, höchster Zwecke — die beim Genie mit den persönlichen zusammenfallen — unter engere Zwecke, nicht anerkennt. In diesem Kriege besitzen jene Verbände eine staunenswerthe Geschicklichkeit, und zwar selbstverständlich je älter sie sind, je mehr ererbte, alt überlieferte Weisheit der persönlichen Befähigung zu Hülfe kommt, und — wiederum selbstverständlich — ist es der weibliche Generalstab, der diese Befähigung im höchsten Grade besitzt. Diese Geschicklichkeit im Recognosciren, in Hinterhalt und combinirtem Ueberfall, in der unausgesetzten Beunruhigung des vermeintlichen Gegners wird auch das größte Genie in unwilliges Erstaunen setzen. Während das Genie nämlich durchaus der Ruhe bedarf, ist es auf gegnerischer Seite Hauptgrundsatz, den Feind nie zur Ruhe kommen zu lassen, weil man unter allen Umständen wissen muß, was er treibt und im Schilde führt, und ihn nie materiell unabhängig werden zu lassen, damit er nicht wirklich schaden könne. So wird das Alles umfassende Wohlwollen, welches dem Genie nicht erlassen werden kann, und dessen natürliche Grundlage die stille Voraussetzung ist, daß auch die Andern das gleiche Wohlwollen wie gegen Jeden so auch gegen ihn hegen, gar oft und bitterlich enttäuscht werden, und immer wird er von Neuem erstaunen müssen über die Tiefe scheinbarer menschlicher Bosheit und die Unerschöpflichkeit ihrer Auskunftsmittel, was ihn dann wiederum an der Menschheit selbst irre macht. Bis er dahin kommt, in jener vermeintlichen Bosheit nur Schwäche zu erkennen, die sich selbst schützt, womit er erst den Boden zu seiner Wirksamkeit wieder gewinnt, darüber kann er ziemlich alt werden, und um so älter, je naiver seine Natur angelegt ist, und je weniger ihn seine Jugenderziehung die gesellschaftlichen Kampfmittel kennen und gebrauchen lehrte, — und darum ist anzunehmen, daß dieser Kampf auch gar manches wirkliche Genie unter die Erde bringt, ehe es zur unerläßlichen Reife des Charakters gedeiht. Aber da nützt Alles nichts, — hic Rhodus, hic salta!

Conflicte solcher Natur in allen Abstufungen der Kraft und Bedeutung sind alltäglich und empfehlen sich sehr für den modernen Roman, der ihnen häufiger nachgehen sollte. Natürlich sind sie dort am häufigsten, wo die Fundamente der Gesellschaft und ihrer Verbände auf geistig roheren Grundformen beruhen, welche es um ihres eigenen Bestandes willen nöthig haben, die persönliche Freiheit in engeren Schranken zu halten, auf dem Gebiete des deutschen Geistes also mehr auf feudalem und katholischem Boden. Nur dürfen (um für Romanschreiber einen Wink zu geben) die Gegensätze nicht so plump aufgefaßt werden, wie dies bis jetzt in der Regel geschah. Es handelt sich hier nicht mehr um den Kampf gegen die gröbsten Formen; der liegt schon hinter uns. Auch die Genialität des Romandichters wird sich dadurch bewähren, daß er die Hemmnisse der Freiheit und die Widersprüche zwischen den anerkannten Menschlichkeitsprincipien und den bestehenden Formen in solchen Verhältnissen aufweist und darstellt, die sich bisher, als selbstverständlich und unvermeidlich angesehen, der Beobachtung entzogen.

Freilich können die sichtbaren und unsichtbaren Gesellschaftsverbände sich unter günstigen Umständen auch so üppig entwickeln, daß sie das ganze Gemeinwesen überwuchern, und diese politische Gefahr hat der Staatsmann im Auge zu behalten. Republiken sind offenbar der günstigste Boden für solche Ueberwucherung. Die constitutionelle Monarchie bietet hier die größere Sicherheit. Immer wieder wird es Monarchen und Staatsmänner geben, die, wenn nöthig, mit dem scharfen Besen dreinfahren. Was nun Deutschland betrifft, so steht es gerade nicht in dem Rufe, daß hier ein rein auf Sachen und Ideen gerichtetes Streben leichter zur Anerkennung gelange, als z. B. in Frankreich oder England und selbst im viel verschrienen republikanischen Amerika; hingegen geschieht dies in Deutschland doch wieder leichter als beispielsweise in Rußland, wie auch ohne Zweifel im jetzigen Deutschland schon leichter als etwa vor hundert Jahren. Ob aber das letzte Jahrzehnt dies Verhältniß gebessert oder verschlechtert hat, darüber sind die Ansichten mindestens getheilt. Das Streberthum ist eine Frucht dieses Decenniums, und die Verurtheilung desselben ist ziemlich allgemein. Da nun die größere Leichtigkeit, mit welcher das rein auf die Sache gerichtete Streben sich zur Anerkennung durchringt, im geraden Verhältniß zu der Kräftesumme steht, über welche Nationen und Staaten im gegebenen Falle verfügen können, so empfehlen sich die einschläglichen Thatsachen der Aufmerksamkeit des Politikers. Vor Allem muß der Staat sich hüten, den Uebergriffen von Corporationen in das Gebiet der persönlichen Freiheit den starken Arm zu leihen. Die Verletzung der Sache (z. B. der Lehrfreiheit) ist immer unendlich höher anzuschlagen als die von Personen, die ohnedies im corporativen Zusammenhalt mehr als genügenden Schutz finden. Sind diese Verletzungen der Art, daß sie im Falle der Klage vor den ordentlichen Gerichten ausgetragen werden können oder müssen, so gehen sie den Staat weiter nichts an, und im andern Falle womöglich noch weniger. Sollte diese Verweisung vor die gewöhnlichen Gerichte im Widerspruche stehen mit anerkannten Corporationsprivilegien, so gibt das dem Staatsmann und Gesetzgeber Stoff zum Nachdenken und Handeln; umsomehr als Deutschland, das sich selbst so hohe Ziele steckt — Ziele, welche durch die bereits in Fluß befindlichen Thatsachen möglicherweise noch höher hinaufgerückt werden können —, auch gewillt sein sollte, überall da zu säen, wo es später ernten will. Sonst aber denke er mit Goethe:

Was mich tröstet in solcher Noth:
Gescheidte Leute, sie finden ihr Brod,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübsche Mädchen verschlingen das Band;
Wird dergleichen noch ferner geschehn,
So kann der Staat nicht untergehn.

Benevolus.

Aus der Hauptstadt.

Eine neue Oper.

Der Landfriede.

Oper in drei Acten, frei nach Bauernfelds gleichnamigem Lustspiel von H. von Mosenthal. Musik von Ignaz Brüll.

Zum ersten Male aufgeführt am 18. October im Königl. Opernhause.

Der junge schaffende Künstler, der gleich mit dem ersten größeren Werke, das er in die Oeffentlichkeit brachte, einen großen allgemeinen Erfolg errungen hat, mag gewärtig sein, daß ihm Neider und Feinde aller Orten erstehen. Da sind erstens jene scharmanten Collegen, die nicht ertragen können, wenn es einem Andern nicht schlecht geht; dann die, oft äußerlich höchst ehrenwerthen Coterieherren, die keinen Erfolg anerkennen, den sie nicht anberaumt und besiegelt haben; endlich gibt es ja auch sonst noch genug Leute, die gleich den Schnaken und andern liebenswürdigen Geschöpfen der Weltordnung nicht existiren können, wenn sie nicht stechen und beißen. Ist nun dem Künstler rüstige schöpferische Kraft verliehen, die immer vorwärts bringt, besitzt er moralischen Muth und Ausdauer, um, unbeirrt durch Aeußerliches, das Ziel fest im Auge zu behalten, dann wird er, früher oder später, die Neider und Feinde, wenn nicht ganz besiegen, doch durch immer höher steigende Leistungen, wie durch die sich immer mehrenden Freunde bei Seite drängen und zum grollenden Schweigen nöthigen. Aber einen Feind wird er sehr schwer, nur mit größter Mühe, erst nach vielen glänzenden Leistungen bezwingen, einen Feind, der um so gefährlicher ist, als ihn fast Jedermann, auch der Künstler selbst, für den besten, nützlichsten Freund halten muß; dieser Feind ist — — jener erste große Erfolg. Ich will diese, vielleicht sonderbar erscheinende Behauptung genau begründen.

Jedes erste größere Werk, das sich dem großen Publicum vorstellt, begegnet den verschiedenartigsten, gemischten Stimmungen. Neugier, Mißtrauen, Gleichgültigkeit walten vor; das etwa vorhandene Wohl-

Digitized by Google

wollen Einzelner verhält sich abwartend, um nicht durch unzeitiges Vordrängen Gegensätze und Feindseligkeit hervorzurufen. Neben diesen Hauptelementen bewegt sich — atomenhaft, aber im richtigen Momente entscheidend wirksam — das künstlerische Interesse, das bereit ist, alles Gute und Hoffnung Erregende anzuerkennen, aufzumuntern, und nur das Schlechte, das Gemeine entschieden zurückzuweisen.

Wenn nun gegenüber diesen Stimmungen das erste Werk des jungen Künstlers einen Erfolg erringt, der sich nur einige Thermometergrade über dem lauwarmen der „Achtung" erhebt, so ist ein solcher Erfolg als ein sehr günstiger zu bezeichnen, denn er bahnt nicht blos den Weg zu weiteren, größeren Ehren, sondern er läßt auch zu gleicher Zeit den langen Weg der künstlerischen Entwicklung und Erfahrung offen; er beengt nicht die Zeit des weiteren Versuchens, des Läuterns und Zusammenfassens der Kräfte. Er läßt nicht gleich Alles unbedingt schön erscheinen, nicht die Schwächen ganz übersehen, sondern erkennen, was das Talent bereits vermag und auch was ihm noch fehlt. Er erregt also schöne Erwartungen, ohne sie zu überspannen. Der junge Künstler aber wird das Lob, das er geerntet, wie den Tadel, der ihm ward, wohl erwägen, und wenn er an ein zweites Werk tritt, wird er wissen, was er zu entwickeln, zu bilden, zu kräftigen, was er zu meiden, zu beseitigen hat. „Eigenheiten bleiben haften, cultivire deine Eigenschaften", sagte Goethe. Leistet nun der Künstler in seinem zweiten Werke Höheres als im ersten, dann ist er dem Ziele des schönsten Erfolges um eine große Strecke näher gerückt. Hat er jedoch noch kein künstlerisch ganz gereiftes geschaffen, gibt er aber immerhin Beweise von höherer Entwicklung, nun dann wird ihm der Weg zum Ziele noch immer offen bleiben, kein billig Denkender wird ihm Schwierigkeiten entgegenstellen.

Aber welche Stellung, welche Aussichten bieten sich einem jungen Künstler, der gleich mit dem ersten Werk einen sehr großen Erfolg erringt? Welche Empfindungen müssen ihn überkommen, und welche Aufgaben treten an ihn heran? Das Ziel, das Andere erst nach vielen, immer besseren Leistungen erreicht hatten, er steht mit einem Male daran; den Weg, den er noch am Tage vor dem Erfolge als einen weiten betrachten mochte, mit einem Fluge hat er ihn zurückgelegt; den vereinzelten Tadel, die leisen wohlmeinenden Warnungen muß er — im Hinblick auf den enthusiastischen Zuruf des Publicums, auf die vielen Lobeserhebungen in der Presse — nur als Ausdruck hämischen Neides betrachten. Und wie soll er von seinem Talente denken, von seinen Gaben, seinen Schwächen? Was soll er vervollkommnen, was meiden oder ganz aufgeben? Muß er nicht die Ueberzeugung nähren, daß sein zweites Werk nur dasselbe, was das erste geboten hatte, in glänzender ausgestatteten, breiteren Rahmen wiederzugeben braucht, um einen noch höheren Erfolg sicher zu erringen? Und habe ich nicht Recht mit der Behauptung, daß der große Erfolg eines ersten Werkes ein gefährlicherer Feind ist, als alle Neider und Gegner zusammen?

Einem solchen gegenüber befand sich Herr Brüll, als er den „Landfrieden" componirte. Die Aufnahme, welche sein „goldenes Kreuz" gefunden, stand ohne Beispiel in den Annalen der Oper; weder Meyerbeer, noch Richard Wagner, noch Verdi, geschweige denn die kleinern Meister der lyrischen Oper, hatten mit ihren ersten Werken auch nur im verkleinertsten Maßstabe einen derartigen raschen Siegeszug über die Bühnen zu verzeichnen, wie Herr Brüll mit dem liebenswürdigen Singspiele. Die natürliche Folge dieses Erfolges war, daß der Componist in seinem zweiten Werke bedacht sein mußte, am meisten die Gaben seines Talentes zu entfalten, welche bei der Aufführung des ersten so viel Anerkennung gefunden hatten. Wie sollte ihm auch der Gedanke kommen, daß er den gemüthlichen Singspielton nicht in die größere Oper mit herübernehmen, oder nur an ein recht bescheidenes, verstecktes Plätzchen stellen durfte, wenn gerade dieser Ton es war, dem „das goldene Kreuz" den größten Theil des Erfolges verdankte, und wenn dieses Singspiel allgemein als eine Oper angenommen worden und bedingungslos belobt worden war? Herr Brüll befand sich im Irrthume, als er auch im „Landfrieden" mehr die freundliche bequeme Gemüthlichkeit vorwalten ließ, als den Geist zu scharfer Sichtung und zu einheitlichem prägnanten Stile anhielt; aber wenn man sich erinnert, wie kühl die so geistvolle, in manchen Theilen von Genialität zeugende „bezähmte Widerspänstige" des leider so früh geschiedenen Götz behandelt wurde, so muß man jenen Irrthum als einigermaßen gerechtfertigt erkennen.

Einige Mitschuld an diesem Irrthum mag auch der Text tragen, der — in der Wahl des Bauernfeld'schen Stoffes ein glücklicher — in der Ausführung viel Ungeschicktes enthält, das meiner Ansicht nach der Componist nicht ganz übersehen durfte. Zur Begründung dieser Ansicht muß ich den Leser mit einer kurzen Darlegung dieses Textes behelligen: Er spielt im J. 1518. Kaiser Maximilian I. weilt in Augsburg. Er hat eben den allgemeinen Landfrieden für Deutschland verkündigt und alle Friedensstörer, insbesondere die adeligen Raubritter, mit härtester Strafe bedroht. Sein Pflegesohn, Junker Robert, hat in der Kirche Jungfer Katharina, des Patriziers Menziger Tochter, gesehen und heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt. Beim Beginne der Oper ist dieses Mädchen mit ihrer Base Brigitte beschäftigt Kränze zu winden für die Wallfahrt zur Johanniskapelle außerhalb der Stadt, wo die Jungfrauen alljährlich ihre Andacht verrichten. Durch den Landfrieden ermuthigt, ziehen sie ohne Begleitung aus. Sie fürchten nicht mehr an der Bofesenburg vorüber zu gehen. Doch der Besitzer dieses Raubnestes ist ein Strolch, der mit seinem Knappen Kapaun hinter einem Busche lauert, um des reichen Menziger Tochter „sehr reputirlich und manierlich" nach seiner Burg zu locken, und dann Lösegeld zu erpressen. Als die Mädchen herankommen, tritt plötzlich Junker Robert unter sie, um mit ihnen „zu den Heiligen zu bitten". Sie entfliehen, nur Katharina und Brigitte bleiben. Er spricht zu der ersten von seiner Liebe, sie weist ihn zurück, „sie ist ein ehrlich Bürgerkind" und „taugt für keinen Rittersmann"; damit geht sie. Daß sie auf des Vaters Wunsch bereits mit einem Anderen verlobt ist, wie aus der ersten Scene hervorging, verschweigt das ehrsame Mädchen dem Rittersmanne. Zu dem auf's Höchste erregten Junker treten der Ritter von Bofesen und der Knappe, und bieten ihm ihre Dienste an, wollen ihm ein Stelldichein mit der Geliebten auf der Burg verschaffen, natürlich gegen ein gutes Stück Geld. Der Junker Robert, der Sohn des Kaisers, der sentimentale Liebende, nimmt den Vorschlag der beiden Gäuche mit Freuden an und verspricht ihnen so viel Geld als sie wollen. Diese entfernen sich, er will ihnen folgen, wird aber von Kunz von der Rosen, des Kaisers Hofnarren, zurückgehalten und freundlich gewarnt, wofür er sich mit allerhand Grobheiten bedankt. Der Kaiser Max erscheint mit Menziger und Jagdgefolge. Seine behagliche Ruhe und Betrachtungen über den Frieden werden durch den Hülferuf der Mädchen und die Botschaft von Katharinas Entführung gestört. Menziger und die Mädchen knien und bitten in langer Rede um Befreiung der Jungfrau, der Kaiser gibt Befehl dies Raubnest zu stürmen und zu zerstören. Im zweiten Acte, der auf der Bofesenburg spielt, läßt Katharina in einem Alleingespräch erkennen, daß sie den Ritter Robert liebt, wenn ihr auch jede Hoffnung, ihn zu besitzen, verwehrt ist. Als er nun erscheint, weist sie ihn entrüstet zurück und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Es gelingt ihm, sie einen Augenblick durch süße Reden zu bethören, ihr einen Kuß abzugewinnen; um so größer ist ihre Reue, ihre Verzweiflung, sie hält sich für entehrt. Da erscheint ihr ein Tröster, ein Retter: der Hofnarr Kunz von der Rosen, er führt sie und den Ritter Robert, der ihn nun mit einem Male als „Freund" begrüßt, aus der bestürmten Burg, die auch bald zusammenstürzt. Im dritten Acte hat Katharina ihre Verlobung aufgehoben und will in ein Kloster gehen. Das erklärt sie auch dem Kaiser, als dieser auf dem Feste der Stadt Augsburg, von ihrer Schönheit und ihrer Aehnlichkeit mit seiner unvergeßlichen Frau Maria von Burgund ergriffen, sich zu ihrem Brautführer anbietet. Da stürzt Robert hervor und verkündet, ihr Gelübde sei nicht aus Ueberzeugung entsprungen, sondern in der furchtbarsten Angst und um vom Himmel Rettung aus der Gewalt der Räuber zu erflehen. Der Kaiser schwört, daß die Frevler Tod treffen solle, und Robert bezeichnet sich als den Schuldigsten. Jener besteht darauf, daß Gerechtigkeit geübt werde, auch an seinem Sohne, da tritt der Hofnarr hervor und erinnert an ein altes Gesetz, nach welchem ein Jungfrauräuber vom Tode gerettet werden kann, wenn die Jungfrau um ihn wirbt. Das thut nun Katharina, obwohl ihr „des Kaisers Sohn verwehrt" scheint, also nur um ihn zu retten. Aber der edle Maximilian segnet den Bund zwischen „Ritterthum und Bürgerschaft", und nimmt dann wehmüthigen Abschied von Augsburg, doch mit der festen Hoffnung: „Zu Glück und Frieden, Glanz und Macht wirst du mein Deutschland dich erheben."

Der stoffliche Inhalt des Buches ist jedenfalls geeignet, viele dramatisch und lyrisch wirksame Momente zu bieten, aber die Bearbeitung dieses Stoffes ist oft eine unglaublich ungeschickte. Wie ist vor Allem der Held, der Junker Robert gezeichnet? Wie nahe lag es,

Digitized by Google

diesen als einen überlustigen Gesellen, als einen Prinz Heinz darzustellen, der sich den T— um den Landfrieden scheert, wenn ihm ein hübsches Mädchen gefällt, dieses durch den Ritter von Bosesen (der ja als eine Art von Falstaff erscheint) entführen läßt, und erst durch die Anmuth und Sanftmuth Katharinas zur Liebe bekehrt wird? Und welch' ein widriger sentimentaler Strolch präsentirt sich in diesem Kaisersohn! Man möchte ihn immer von der Bühne herabschmeißen! Daß der Componist den Mißgriff des Textdichters nicht genau erkannte, darf ihm nicht zu schwer angerechnet werden; ist es ihm doch gelungen, diesem Helden einige anmuthige Melodien in den Mund zu legen! Viel bedenklicher dagegen erscheint mir, daß ihm die Momente nicht auffielen, in welchen der Text entschieden jeder Anregung musikalischer Empfindung widerstrebt, weil darin der widrigste Gegensatz zu den Empfindungen hervortritt, die eben ausgesprochen worden waren, und daß er gerade solche Momente mit behäbiger Breite behandelt, während er andere viel anregendere unbeachtet ließ, oder nur mit kurzen Pinselstrichen bedachte. Da ist z. B. der Schluß des ersten Actes. Unmittelbar vor der Kunde von Katharinens Entführung hat Vater Menziger den Kaiser als mächtigen Schirmherrn des Friedens gepriesen und hoch leben lassen. Dieser hat darauf im Vereine mit dem nachsingenden Chore in sehr pathetischer Weise „dem Rechte Schutz, dem Frevler Trutz, der Unschuld Schirm und Wehre" nochmals verkündet. Nach der Kunde aber sinkt Menziger mit dem Mädchen zu den Füßen Maximilians und winselt ihn acht Male hintereinander an: „Herr Kaiser gebt mein Kind mir wieder"; und dieser, anstatt gleich bei den ersten Worten der Kunde das Schwert zu ziehen und zu befehlen: „Macht die Raubburg (die im Hintergrunde der Decoration sichtbar) der Erde gleich", hört den langen Sang ruhig an, hält dann eine moralische Entrüstungsrede, beordert seine Artillerie, den „Weckauf und den Purlebaus", und singt schließlich nochmals mit dem Chore „dem Rechte Schutz u. s. w.", während Robert der Ritter und Kunz der Hofnarr Separatbetrachtungen anstellen. In gleichem Maße aller musikalischen Erfindung widerstrebend ist der Schluß des zweiten Actes ausgeführt; nebenbei bietet er noch haarsträubenden bühnlichen Unsinn: Als der Ritter von Bosesen mit seinen versoffenen, zerlumpten Landsknechten gegen den kaiserlichen Heerbann hinauszieht, bleibt der Knappe Kapaun zurück und schleicht durch ein Gitterthor weg, das er verschließt — so befiehlt es der Text. Durch dieses selbe Thor kommt dann Kunz der Hofnarr, um Katharina und Robert zu retten. Sie begrüßt ihn als „Engel Gottes", worauf er antwortet: „Kein Engel nur ein Narr"; das mag im gesprochenen Drama angehen, in der Musik, im Momente höchster Bedrängniß und Erregung ist es schauderhaft! Nachdem die drei noch in kurzen Phrasen ihre Gefühle ausgesprochen, entfernen sie sich durch eine Nebenthüre. Nunmehr kommen nochmals die versoffenen Landsknechte auf die Bühne, aber nur, um gleich die Waffen auf den Boden zu werfen und davon zu laufen; dann knallen die Kanonenschüsse und das Hauptthor fällt ein; dann erscheint Bosesen und verkündigt den heroischen Entschluß, unter den Trümmern seiner Ahnenburg zu sterben; dann taucht plötzlich der durch das Gitterthor entflohene Knappe aus einer Fallthür in der Mitte der Bühne hervor und bewegt den heldenmüthigen Ritter mit ihm zu fliehen; dann singen die Beiden das Jammerlied über den Landfrieden, das sie im ersten Acte ertönen gelassen; dann kommen noch ein paar Kanonenschüsse, noch ein paar Einstürze, endlich die eindringenden siegreichen kaiserlichen Landsknechte. Alles das in einem Zeitraume von fünf Minuten, wie in einem großen Circus-Spectakelstücke.

Daß der Componist all' den Unsinn, den schon die rein äußerliche Darstellung dieser Scenen bietet, nicht sofort erkannte, dafür darf ihn kein harter Vorwurf treffen; wenn der so bühnengewandte Textdichter dergleichen liefern konnte, so war es dem jungen schaffende Künstler wahrlich nicht zuzumuthen, daß er die richtigere Einsicht besaß. Aber das mußte er mit dem richtigen musikalischen Gefühle erkennen, wie in dem Augenblicke, in welchem die drei Hauptpersonen sich von der Bühne entfernten, der Höhepunkt der musikalischen Steigerung erreicht war, und was nunmehr noch folgte nur leeres Schaugepränge unterstützen konnte. Anderseits von den Stellen, welche dem Componisten wieder mehr Grundlage boten, als er benutzt hat, wird später noch weiter berichtet werden.

Wenn ich nun von der künstlerischen Auffassung im Allgemeinen auf die einzelnen Formen übergehe, die Herr Brüll in seinem „Landfrieden" angewendet hat, so muß ich zuvörderst nochmals auf den Umstand hinweisen, daß der liebenswürdige talentreiche Componist eben durch den großen Erfolg seines ersten Opernversuches verleitet worden ist, dem Singspielartigen zu viel Raum zu gewähren. Aber selbst bei diesem Zugeständnisse an eine zu leichte Form konnte er dennoch der Einheitlichkeit des Stils, der Entwickelung und Durchführung der melodischen Gedanken viel größere Aufmerksamkeit widmen, als er gethan hat. Seine Melodien sind nicht nur mit wenigen Ausnahmen in recht kurzen Rhythmen gehalten, sie folgen auch in ein und demselben Stücke in so rascher Hast aufeinander, daß sich keine dem Geiste des Hörers als ein Kunstgebilde einprägt. Wie das Kaleidoscop dem Auge nur bunte Farbenbilder, keine bestimmte Formen, nur zierliche Arabesken, kein in sich abgeschlossenes Ganze bietet und zuletzt ermüdet, so ziehen die Motive im „Landfrieden" am Ohre vorüber, ohne den Eindruck einer künstlerisch abgerundeten Form zu hinterlassen. In dieser eigenthümlichen Zerfahrenheit geht manches sehr beachtenswerthe Motiv verloren, das bei ernsterer künstlerischer Arbeit gewiß zur verdienten Geltung gekommen wäre. Hierzu kommt noch, daß die Instrumentation und die Harmonisirung des Herrn Brüll nur selten über das Maß der nothwendigsten Unterlage hinausgeht und den Anforderungen entspricht, welche jetzt auch an die Musik leichterer Gattung mit vollem Rechte gestellt werden. Auch das kleinste Bild kann lebhaftes geistreiches Colorit zeigen, und man verzeiht den Mangel an Farbe noch eher bei großartiger Erfindung, als bei Bildern in kleinen Rahmen.

Gerade in dem Lichte und Schatten, die ein Componist in sein Orchester legt, kann er manche Eigenthümlichkeit der Erfindung zeigen. Das Studium der besseren französischen Spielopern, der italienischen Buffoopern und der „Lustigen Weiber" von Nicolai belehrt zur Genüge, wie Melodien breit entwickelt und harmonisch interessant begleitet werden können. Aber Herr Brüll scheint mit Aengstlichkeit Alles vermieden zu haben, was vom Wege der einfachsten Gemüthlichkeit etwas abseits lag, er wollte wohl nur auf das „Gemüth", nicht auf den Geist wirken; damit bringt man heutzutage keine dreiactige Oper als Ganzes zu Stande.

Die Prüfung der einzelnen Nummern des „Landfrieden" bietet des Angenehmen, mitunter Ueberraschenden genug, und es ist Pflicht der Kritik, daß sie das Gute hervorhebe, nachdem sie die Fehler mit heller Lampe beleuchtet hat. Ich werde Nummer für Nummer in wenigen Worten besprechen, weil nach meiner Ueberzeugung den Leser durch diese Art der Darstellung am besten klar wird, wie viel Gutes unter Nebensächlichem verloren ging.

Die Ouvertüre ist unbedeutend. Das erste Duett zwischen Katharina und Brigitte ist voll hübscher Motive, die aber in jäher Hast wechseln. Erst 16 Takte anmuthiges Vorspiel $^4/_4$, dann ein Act Gespräch, dann gleich ein anderes Motiv $^3/_4$ „Ei der Junker blond und schön", dann wieder während acht Takten eine andere Phrase, zum Schlusse das erste Motiv des Vorspiels. Die Begleitung des Orchesters bewegt sich meistens über die pastoralartige Quinte $\frac{e}{a}$. Das Erscheinen Menzigers ist musikalisch unbedeutend; seine Verkündigung des „Landfriedens" ist wirksamer. Das Wallfahrtslied der Mädchen läßt gleichgültig. Die zweite Scene, der Raubritter Bosesen und sein Knappe Kapaun, ist recht hübsch erfunden, aber zu einförmig ausgeführt. Hier war dem Componisten Gelegenheit geboten, den verschiedenen komischen Gemüthsstimmungen der beiden Gauner drastischen Ausdruck zu geben. Der Schlußsatz „O Wunder über Wunder, der Ritter ist klug, ja klug", ist ein reizendes, kleines Duett. Das Trio zwischen Robert, Katharina und Brigitte ist zwar wenig wirksam, aber sehr hübsch. Sein Gespräch mit dem Ritter und dessen Knappen hat zuerst einen frischen Zug ($^3/_4$), bis mit dem plötzlich neuen, unnütz herbeigezogenen Motive $^4/_4$ „Rasch Euren Rath" wieder eine Verflachung eintritt, die sich auch über den Schluß „Ich muß sie sehn" erstreckt. Das kleine Duett zwischen dem Junker und dem Hofnarren ist sehr hübsch, leider nur zu kurzathmig. Die Jagdscene, der Trinkspruch Menzigers, die Antwort des Kaisers („Dem Rechte Schutz" ꝛc.) beweisen, daß dem liebenswürdigen Componisten energische Motive nicht sehr gut gelingen. Ganz reizend ist der Chor der Mädchen, die athemlos, eine die andere überschreiend, Katharinens Entführung erzählen. Ueber das darauf Folgende habe ich bereits gesprochen.

Der zweite Act enthält die schönsten, auch künstlerisch bestgearbeiteten Nummern. Gleich das erste Terzett (Katharina, Bosesen und Kapaun)

Digitized by Google

bietet viele Feinheiten. Ihr Flehen an die Jungfrau, mit den dazwischen klingenden Erklärungen des Raubritters, zeugt von bedeutendem Talent. Das darauf folgende Trinklied mit seinen vier unzusammenhängenden Motiven ist recht schwach, der Refrain der Landsknechte mehr als banal. Dagegen ist der komische Heldenruf des betrunkenen Ritters an seine verlumpte Schaar ein kleines Meisterstück. Die Arie Katharinens bietet wieder vier verschiedene, wenig interessant und monoton begleitete Motive und zerfaserte Rhythmik. Dagegen enthält ihr Duett mit Robert einige sehr schöne Momente. Die Phrase „Käthchen, Eines darfst du mir glauben" ist schön melodisch, breit und edel durchgeführt. Dieses Duett beweist, daß Brüll der Mann ist, der bei gründlichem Studium und genauer Selbstkritik Bedeutendes leisten wird. Das Erscheinen Kunz', des Hofnarren, ist ebenfalls glücklich erfunden und durchgeführt. Von da ab beginnt die von mir bereits angedeutete Herrschaft des Unsinns, die bis zum Actschlusse dauert.

Der dritte Act beginnt mit einem hübschen Duett Menzigers und Katharinens; diesem folgt ein Lied Roberts hinter der Scene, mit welchem sich Katharinens Klagen einen, ein Stück, dem wir ein herzliches Bravissimo zurufen. Brigittens Ankunft ist durch leidige Monotonie der Begleitung wenig angenehm. Ihr Duett mit Katharina aber enthält eine sehr schöne breite melodische Phrase „Juble aus mein Herz". Leider geht die Wirkung dieses schönen Stückes ganz verloren durch den darauf folgenden sehr banalen Frauenchor, der entschieden wegbleiben müßte. In der letzten Scene spielt das Orchester einen ganz scharmanten, frisch erfundenen und wirksam instrumentirten Fackeltanz. Das Lied Brigittens „Herr Theuerdank" ist reiner Bänkelsang. Die kleine Episode des Entzückens des Kaisers beim Anblicke Katharinens ist reizend. Aus der Stelle des Textes, in welcher Kunz seinen Rettungsvorschlag für Robert vorträgt und Katharina ihre Wonne ausspricht, daß sie den Geliebten zu retten vermag, konnte viel mehr künstlerischer Gewinn gezogen werden, als der Componist erzielt hat. Die beiden kleinen Arioso des Kaisers mit den deutschen Regungen sind recht melodiös und gelangten durch Betz' ganz herrlichen Vortrag zur höchsten Geltung.

Der geneigte Leser wird nun mit mir übereinstimmen, daß die neue Oper des Herrn Brüll viel Anerkennenswerthes und noch manches Schöne enthält, daß sie aber keinen Maßstab für ein feststehendes Urtheil über seine Berufung bietet, und daß ein solches erst nach einem dritten Werke gefällt werden kann. Herr Brüll weiß jetzt, was er zu bilden, was er zu meiden hat. Die Folge muß lehren, wie die Elemente gähren und was sich aus ihnen erzeugt.

Die Aufführung war ausgezeichnet. Fräulein Hofmeister als Katharina und Fräulein Lehmann als Brigitte verliehen ihren Rollen — den einzigen sympathischen — den ganzen Zauber ihrer schönen Stimme und liebenswürdigen Persönlichkeit. Herr Müller verwandte an den Junker Robert alle Mühe, aber seine schöne Stimme vermochte nicht diesen Charakter über Wasser zu erhalten. Von Meister Betz ist bereits gesprochen worden. Die Herren Krolop (Menziger), Fricke (Bofesen), Schleip (Kapaun) und Oberhauser (Kunz) thaten ihr Bestes, um die ihnen zugefallene Aufgabe zu Gunsten des Componisten zu lösen. Aber die Rolle eines Hofnarren, der immer auf zwei Minuten als rettender Engel erscheint, ist eine gar sonderbare, wie soll sie der Darsteller auffassen? Der Ritter und sein Knappe konnten im Anfange ihre Komik etwas mäßigen, am Schlusse des Actes könnten sie was immer unternehmen, sie retten ihn doch nicht. Chor und Orchester unter Echerts Leitung waren vortrefflich.

Das sehr zahlreiche Publicum zeigte sich dem liebenswürdigen jungen Componisten sehr günstig gesinnt, rief ihn nach dem zweiten und dritten Acte mit den Darstellern und zollte jedem anregenden Stücke reichen Beifall. Der Fackeltanz mußte mit dem dazu gehörigen Ballete wiederholt werden, Herr Taglioni und Brüll wurden bei offener Scene gerufen und sie erschienen Hand in Hand — eine Verkörperung der Allkunst! Die Oper wird nirgends den durchschlagenden Erfolg des „goldenen Kreuzes" erringen, aber meiner Ueberzeugung nach bei richtigen Kürzungen in den beiden Actschlüssen, bei Weglassung des Frauenchors im 3. ꝛc. ꝛc. viele Freunde gewinnen. H. Ehrlich.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 33 der „Gegenwart" Seite 101 kommt die oft gebrauchte Wendung „des Pudels Kern" vor. Beruht dieselbe nicht auf einem Mißverständniß, da der Pudel doch wohl keinen Anspruch auf einen Kern erheben dürfte? Ist nicht vielmehr des Puhls Kern zu schreiben? Puhl, Pu'l plattdeutsch = rings abgegessener Apfel oder Birne, Kernhaus.

Um beim Erklären zu bleiben, — Scheffel erwähnt in seinem Ekkehard, Stuttgart 1874, S. 119, das Recht der chrene chruda, die Werfung der chrene chruda bei Uebertragung eines Grundstückes auf einen Andern, und bemerkt Seite 460, Anm. 127, daß die Worte chrene chruda noch nicht hinlänglich erklärt seien. Hier im Lande an der Bode ist es nun Sitte, zu „gruden", d. h. in der heißen, glühenden Asche zu kochen. „Grude" = Aschenloch. Im verflossenen Jahrhundert fanden sich hier zwei „Grudenhäuser" zur Sammlung der Asche für die Etgersleber Salpeterhütte. Erklärt sich nicht chrene chruda am besten (r und e wie öfter versetzt) durch gekehrte Asche? Stimmt das nicht trefflich mit dem Zusammenraffen aus den vier Ecken der Stube? Obwohl das in Rede stehende Recht (alt-)fränkisch war, so ist doch die Erhaltung des Wortes „Grude" = Asche allhier an der Bode nicht auffällig, da König Sigibert von Ostfranken im Jahre 568 Unterthanen seines Reiches hierher verpflanzt hat.

Egeln, 11. October 1877.

Ergebenst

Engeln, Rector.

* * *

Geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 41 Ihrer Zeitschrift befindet sich ein mit „velatus quidam" unterzeichneter offener Brief, betr. die in meinem Verlage erschienenen „Theatergeschichtlichen Feuilletons" bez. „Beiträge zur Geschichte des modernen Theaters" von Gotthard Hübner. Herr „velatus quidam" wirft sich in ein außerordentlich moralisches Pathos und spricht von „Vorspiegelung eines falschen Anscheins und von einem Versuch, durch einen vollkommen neuen Titel den Glauben zu erwecken, als habe man ein neues Buch vor sich".

Gestatten Sie mir, darauf in Kürze Folgendes zu erwidern: Beim Erscheinen der „Theatergeschichtlichen Feuilletons" gelangten an Zeitungen und Zeitschriften ungefähr 200 Exemplare dieses Werkes zur Besprechung. Dasselbe war durchschnittlich in der allergünstigsten Weise von der Kritik beurtheilt worden; aber ungeachtet aller dieser Empfehlungen konnte überhaupt von einem buchhändlerischen Absatze, wie die resp. Ostermesse ergeben, für mich keine Rede sein. Um dieses selbst von der Kritik anerkannte gute Werk nun nicht unverwerthet liegen zu lassen, habe ich mit Genehmigung des Verfassers den Titel „Theatergeschichtliche Feuilletons" in „Beiträge zur Geschichte des modernen Theaters" umgeändert und wegen dieses populäreren Titels dem Buche in der That eine weitere Verbreitung verschafft, als es überhaupt wegen des früheren Titels möglich gewesen wäre. Ich hielt allerdings die Käufer eines derartigen Buches nicht für so dumm, als Herr „velatus quidam" sie zu halten scheint, daß sie ein Buch nur nach dem Titel bez. Umschlag kaufen, sondern nahm an, daß jeder gebildete Mann sich wenigstens noch das Inhaltsverzeichniß ansähe, woraus ja selbst dem Herrn „velatus quidam" klar geworden sein müßte — angenommen, er habe das Buch unter dem ersten Titel auch wirklich gekauft? —, daß das Werk unter dem zweiten Titel „absolut" dasselbe ist, sodaß sicher Niemand in die Lage kommen konnte, getäuscht zu werden resp. das Buch zweimal zu kaufen. Zum Schluß bemerke ich übrigens noch, daß, wer bekannte Namen öffentlich angreift, soviel Takt besitzen müßte, auch seinen Namen dagegen zu setzen und nicht mit einer „verschleierten" Unterzeichnung zu kommen.

Genehmigen Sie ꝛc.

Dr. H. Wölfert,
Herm. Wölfert's Buchhandlung.

Leipzig, 15. Okt. 1877.

Digitized by Google

Inserate.

Methode Toussaint-Langenscheidt.
Briefl. Sprach- u. Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener. 26. Aufl.

Englisch von den Professoren **Dr. C. van Dalen, H. Lloyd** und **G. Langenscheidt.**
Französisch von **Ch. Toussaint** u. Prof. **G. Langenscheidt.**

(Wöchentl. 1 Lekt. à 50 Pf. Jede Sprache 2 Kurse à 18 Mk. K. 1 u. 2 auf einmal **nur 27 Mk.** Brief 1 **als Probe** 50 Pf. [Marken!] Prosp. gratis.

Urtheile: „Diese Unterrichtsbr. verdienen d. Empfehl. vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. **Dr. Diesterweg**, Dir. **Dr. Freund**, Prof. **Dr. Herrig**, Prof. **Dr. Scheler**, Prof. **Dr. Schmitz**, Prof. **Dr. Städler**, Dir. **Dr. Viehoff** u. and. Autoritäten geworden ist." *(Lehrerztg.)* — „T.-L.'s Meth. erscheint uns als eine d. wichtigsten Erscheinungen d. Neuzeit, als ein ebenso wichtiger Triumph des menschl. Scharfsinns, wie Dampfmaschine u. Telegraphie." *(Liter. Rundschau.)* — „Dies. Unt. ersetzt in jeder Hinsicht einen guten Lehrer." *(Schulztg.)* — „Der Lehrer wird bei dies. Unt. auch f. d. Aussprache ganz überflüssig." *(Schulrath Prof. Dr. Hermann, Wien.)* — „Der wohldurchdachte Plan u. d. Sorgfalt d. Ausführung treten in d. T.-L.'schen Meth. recht auffällig hervor, wenn man die schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche v. d. literar. Industrie auf d. Markt gebracht werden. *(Schulbl.)*

Langenscheidt'sche Vers.-Buchh. (Prof. G. L.), Berlin, S.W., Möckernstr. 133.

In unserem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Memoiren
eines
Nicht-Idealisten.
Studie
von
Siegmey.
Mit
Illustration von H. Albrecht.
1 Mark.

Hoffmann & Ohnstein,
Leipzig.

Ein tüchtiger Redakteur entschieden liberaler Richtung, publicistischer Erfahrung und gediegener wissenschaftlicher Bildung, der eine gutsituirte Provinzialzeitung unter entsprechender Mithülfe selbständig leiten u. gehörig repräsentiren kann, wird gegen 2500 *M.* jährl. Gehalt u. 15% Tantième der Abonnementserweiterung baldigst gesucht. Off. mit Referenzen werden unter **H. M. 10.** postlagernd **Cassel** erbeten.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Poetik.
Die Dichtkunst und ihre Technik
von
Rudolf Gottschall.
Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.
2 Bände. 8.
Geh. 9 *M.*, gebunden 10 *M.* 50 *Pf.*

Dieses Hand- und Lehrbuch giebt nicht blos den dichterisch Strebenden für ihr Schaffen, sondern auch dem ganzen gebildeten Publikum für das Verständniss der Dichtwerke förderliche Hinweise.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Der Improvisator.
Phantasien und Variationen für das Pianoforte.
Zweite Reihe.

No. 1. **Robert Fuchs,** Fantasia quasi variazioni. Op. 17. Pr. 3 *M.* 50 *Pf.*
No. 2. **Julius Röntgen,** Neckens Polska. Variationen über ein schwedisches Volkslied. Op. 11. Pr. 3 *M.*
No. 3. **Stephen Heller,** Variationen über ein Thema von **R. Schumann.** Op. 142. Pr. 2 *M.* 75 *Pf.*

Weitere Beiträge haben zugesagt u. A. die Herren **W. Bargiel, N. W. Gade, H. Hofmann, S. Jadassohn, Th. Kirchner, F. Liszt, C. Reinecke, Ph.** und **X. Scharwenka.**

Früher erschien:
Der Improvisator. Erste Reihe. No. 1—10. Complt. cart. Pr. *M.* 7. 50 netto.
Enthaltend Werke von: **W. A. Mozart, L. v. Beethoven, C. M. v. Weber, F. Chopin, F. Liszt, S. Thalberg, A. Henselt, St. Heller, C. Reinecke, J. Brahms.**

Im Verlage der **Dürr**'schen Buchhandlung in Leipzig sind soeben erschienen:

Berkow, Karl, An des Thrones Stufen. Roman. 3 Bde. Broch. *M.* 12.
Unger, J. von, Aus meinem Garnison-, Feld- und Reiseleben. Erinnerungen eines norddeutschen Officiers. 3 Bände. Broch. *M.* 12.
Temme, J. D. H., Ein Erbprinz. Roman. 2 Bände. Broch. *M.* 7. 50.
Wickede, J. von, Was Alles aus einem Deutschen Lieutenant werden kann. Roman aus der Gegenwart. 3 Bände. Broch. *M.* 15.
Murad Efendi, Türkische Skizzen. (2. Auflage.) 2 Bände. Broch. *M.* 7. 50.

Meyers Hand-Lexikon
Zweite Auflage 1878
gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache ***augenblicklichen Bescheid.*** *Auf ca. 2000 kleinen Oktavseiten über 60,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*
24 Lieferungen, à 50 Pfennige.
Subskription in allen Buchhandlungen.
Verlag des Bibliographischen Instituts *in Leipzig.*

Soeben erschienen und sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben, werden aber auch auf Wunsch direct franco übersandt:

Verlags-Mittheilungen No. 5.
September 1877.

Leipzig, October 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Brockhaus' Bilder-Atlas!

In neuer Lieferungs-Ausgabe erscheint:

Bilder-Atlas.
Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.
Zweite umgearbeitete Auflage.
Atlas von 500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie.
Erläuternder Text von zwei Bänden Lexikon-Octav.
In Lieferungen zu 75 Pf.

In allen Buchhandlungen ist die erste Lieferung nebst illustrirtem Prospect vorräthig und werden Unterzeichnungen angenommen.

Bei **Otto Meissner** i. **Hamburg** ist erschienen:

OSIRIS.
Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
3 Bände. 31 *M.* 60 *Pf.*

In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung E. A. Seemann in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. **Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin N.W.,** Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 3. November 1877. XII. Band.

AP
30
.G295
v. 1
no. 44

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der 26. und 27. October im preußischen Abgeordnetenhause. Von Johannes Berg. — Ein alter Josephiner. Von Walter Rogge. — Literatur und Kunst: Emmas Klage. Nach dem Französischen des Emile Deschamps von Emanuel Geibel. — Robert E. Cooper jun. Eine Skizze von Rudolph Lindau. — Die Actenfälschung im Processe gegen Galileo Galilei. Von Moritz Cantor. I. II. — Zur Geschichte der neugriechischen Literatur. Von Daniel Sanders. — Inserate.

Der 26. und 27. October im preußischen Abgeordnetenhause.

Das Abgeordnetenhaus hat seine diesjährige Session mit einer jener großen Debatten eröffnet, wie sie immer seltener werden am Dönhofsplatze, seitdem ganz Deutschland eine centrale Volksvertretung hat und der preußische Landtag, welcher früher in deutschen Angelegenheiten die Führung hatte, eine Particularvertretung geworden ist wie der sächsische, der württembergische und der badische Landtag.

Freilich handelte es sich gestern und vorgestern um Angelegenheiten ersten Ranges, welche, obgleich specifisch-preußisch an sich, doch ganz Deutschland in Mitleidenschaft ziehen, nämlich um die constitutionelle Frage der Organisation und der Verantwortlichkeit des Ministeriums und um die Frage des Fortganges oder des Rückganges der Selbstverwaltung, welche man jetzt schon in viel bescheidenerer Tonart „die partielle Verwaltungsreform" zu nennen beginnt.

Es war ein bewegtes Drama, welches sich vor unseren Augen abspielte. Die ersten Kräfte traten auf und Jeder that sein Bestes. Allein es fehlte der erste Held, und das ist wirklich ein Fehler. Der Held sitzt in Varzin, wie weiland Achilles schmollend saß unter dem Dache seines myrmidonischen Zeltes. Aber wir wissen von dem Fürsten Bismarck fast eben so gut, wie von dem Peliden, was er hält von Troja und dem achäischen Lager.

Man sagt: Camphausen ist ihm zu „manchestern" und Achenbach zu „schwach", obgleich dessen präsumtiver Nachfolger Maybach an der Spitze des Reichseisenbahnamtes auch gerade keine Herkuleskräfte gezeigt hat. Aber, wer weiß? Kann nicht Camphausen sich entmanchestern und Achenbach erstarken, wenn es der Reichskanzler wünscht? Für Letzteren ist aber die Hauptsache die: die Organisation des preußischen Staatsministeriums gefällt ihm nicht. Er ist da nur der Erste unter Gleichen und nicht das Oberhaupt Aller, wie in dem Reiche. Er hat schon oft öffentlich sich darüber beschwert, daß die Ressortminister seinen Ideen nicht so empfänglich und zugänglich seien, wie die Nicht-Ressortminister v. Bülow und Hofmann, daß das preußische Ministerium keine einheitliche Behörde bilde, sondern nur durch ein sehr locker geknüpftes föderatives Band mit einander verknüpft sei, daß jeder preußische Minister auf seinem Ressort hause, wie Robinson Crusoe auf der Insel mit seinen Donnerstags und Freitags und mit seinen Lamas, und daß der Ministerpräsident, wenn er eine Prise nehmen wolle, erst von sieben bis acht anderen Herren, von welchen sich jeder den Luxus einer eigenen Meinung erlaube, die Genehmigung einholen müsse. Insbesondere über die Verwaltungsreformfrage war der Fürst Bismarck nie vollständig d'accord mit dem Grafen Eulenburg; allein Letzterer war stark durch das Vertrauen des Königs und durch die zwei Kammern, in welchen er sich die Zustimmung zu sichern verstand, allerdings manchmal durch sehr sinnreiche und eigenthümliche Mittel, z. B. dadurch, daß er das Herrenhaus gegen das Abgeordnetenhaus ausspielte und umgekehrt. Bei der Kreisordnung waren noch die Selfgovernments-Flitterwochen. Conservative und Liberale, Clerikale und Culturkämpfer, versicherten einander, das sei kein Kampf- und Parteiwerk, sondern ein solches des Friedens. „In die Arme sanken sich Beide — und weinten vor Schmerz und vor Freude." Das Werk kam zu Stande.

Dann aber trat die Differenz ein, auch unter den Liberalen. Herr von Forckenbeck und seine Freunde verhielten sich abwehrend gegen die Provinzialordnung (nebst Zuständigkeitsgesetz). Sie acceptirten davon nur die communalständische Seite, nicht die politische. Sie tadelten die Benachtheiligung der Städte, die Complication, Schwerfälligkeit und die Verworrenheit des Mechanismus, in welchem man allerdings sich nur mit Hülfe des Brauchitsch'schen Ariadnefadens zurecht zu finden vermöge. Sie fürchteten, die kolossale und schwere Provinzialordnung werde das eigentliche Communalleben zu Boden drücken, wenn dasselbe nicht zuvor durch Verbesserung der Städteordnungen und durch Einführung einer Landgemeindeordnung, welche in den östlichen Provinzen gänzlich fehlt, befestigt und gekräftigt werde. Herr von Forckenbeck im Herrenhause, seine nächsten Freunde im Abgeordnetenhause, stimmten deshalb gegen die Provinzialordnung.

Die Mehrzahl der Nationalliberalen stimmte dafür, aber auch ein sehr erheblicher Theil der Fortschrittspartei, an ihrer Spitze Herr Hänel. Dieser und der Abgeordnete Miquel, der Eine ein Schleswig-Holsteiner, der Andere ein Hannoveraner, dürfen als die eigentlichen parlamentarischen „Patres conscripti" der Provinzialordnung und des Zuständigkeitsgesetzes, so wie solche gegenwärtig stehen und liegen, betrachtet werden.

Mit der Kreisordnung ist die Mehrzahl der Bevölkerung innerhalb ihres Geltungsbereiches zufrieden. Von der Provinzialordnung und dem Zuständigkeitsgesetze kann man dasselbe nicht behaupten. Die Unzahl der neugeschaffenen Selbstverwaltungsbehörden, neben welchen die alten bureaukratischen Organe fortwirken, in der Art, daß entweder Beide in Zwiespalt gerathen, oder die Selbstverwaltungskörperschaften die Staatsbeamten ihrer Verantwortlichkeit überheben; die Complication und Langsamkeit der Maschinerie; das Uebergewicht

Digitized by Google
UNIV. OF MICH. LIBRARY

der Grundherren; die positiven und negativen Competenzconflicte; die künstliche Construction der verschiedenen Rechtsmittel mit ihren mannichfachen Formen und Fristen, — das Alles erregt vielfach Unzufriedenheit, welche nur durch eine Städteordnung und eine Landgemeindeordnung beseitigt werden könnte. Vielleicht haben auch Diejenigen nicht ganz Unrecht, welche eine partielle Revision verlangen. Freilich müßten Garantien dafür gefunden werden, daß eine solche Revision nicht das Ziel überschießt und den Zwecken der Reaction dient.

Wenn wir die Frage der Verwaltungsreform theilen und formuliren wollen, so handelt es sich:

1. um den Geist und Sinn der Reformen,
2. um den inneren Umfang derselben,
3. um den äußeren geographischen Geltungsbereich derselben, und
4. um die „Etappen", in welchen der noch übrige Weg zurückgelegt werden soll, oder vielmehr um die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Schritte gethan werden sollen, welche noch nöthig sind, um das System der Reform zu vollenden und geographisch dasselbe auf das ganze Gebiet der Monarchie auszudehnen.

Bekanntlich wollte der selige Waldeck mit der Landgemeindeordnung angefangen haben. In diesem Punkte ist die jetzige Fortschrittspartei dem politischen Vermächtniß ihres großen Führers untreu geworden. Sie fing mit der Kreisordnung für fünf von den sechs östlichen Provinzen an. Hätte man an der Gemeindeordnung, als dem ersten Ausgangspunkt, festgehalten, so würden wir uns jetzt nicht in dieser Sackgasse befinden. Indessen waren damals noch, als man die Kreisordnung zu Stande brachte, Alle — Regierung, Herrenhaus, Abgeordnetenhaus und alle Parteien des letzteren — darüber einig, daß man das Ganze wolle, und zwar das Ganze für Alle, d. h. also Landgemeinde- und Städteordnung, Kreisordnung, Provinzialordnung und Reform der gesammten Staatsverwaltung, soweit sie in die Hände der Staatsbeamten gelegt ist. Man war also einig darüber:

1. Reform im Geiste der Selbstverwaltung,
2. sachliche Ausdehnung auf alle Gebiete der Gemeinde-, Kreis-, Bezirks-, Provinzial- und Staatsverwaltung,
3. räumliche Ausdehnung auf alle Provinzen der Monarchie.

Leider einigte man sich nicht über die sogenannten Etappen. In dieser Frage folgte man der Führung des Grafen Eulenburg und nicht derjenigen des Herrn von Forckenbeck. Dies war ein Fehler, dessen sich auch die Herren Hänel und Genossen theilhaftig gemacht haben; und es wäre besser, wenn man heute, statt sich die Schuld des gemeinsam begangenen Fehlers gegenseitig in die Schuhe schieben zu wollen, die Kräfte, welche man an dieser unfruchtbaren, retrospectiven Kritik vergeudet, anwenden wollte, um gemeinsam Hand anzulegen, damit wir die verfahrene Sache wieder auf die richtige Bahn bringen.

Der Graf zu Eulenburg hatte kein System. Er servirte allemal diejenige Speise, von welcher er glaubte, sie sei die am leichtesten verdauliche. Vielleicht zuweilen auch nur die, deren Zubereitung die geringsten Schwierigkeiten zeigte. Denn er war ja nicht allein Herr in der Küche; und viele Köche verderben den Brei, so daß er manchmal gar nicht servirbar ist.

Als man die Kreisordnung für die fünf Provinzen glücklich und zu allgemeiner Zufriedenheit fertig gebracht hatte, da hätte man sofort daran gehen müssen, dieselbe auf alle übrigen Provinzen der Monarchie auszudehnen. In den Modificationen mußte man sparsam sein, um die Rechts- und Verwaltungseinheit der Monarchie nicht zu erschüttern. Dann mußte man zu den Gemeindeordnungen übergehen, und nachdem man so ein breites und festes Fundament gelegt hatte, konnte man seine Zeit und seine Kräfte der Reform der Staats- und der Einführung der Selbstverwaltungsbehörden in allen anderen Gebieten widmen. Die Aufgabe, welche ohne das schwer war und deshalb — warum sollen wir aus unserem Urtheil über die Provinzialordnung und das Zuständigkeitsgesetz ein Hehl machen? — mißlungen ist, würde dann eine leichte, dankbare und erfolgreiche gewesen sein.

Dies mußten wir vorausschicken, um unser Urtheil über die Debatten vom 26. und 27. October kurz zu begründen, wobei uns die Knappheit des Raumes nicht gestattet, auf alle Einzelheiten einzugehen.

Was zunächst die Beurlaubungsfrage anlangt, so ist dieselbe im Laufe der Debatten in den Hintergrund getreten. Mit Recht. Der König hat verfassungsmäßig das Recht, Minister nicht nur zu ernennen und zu entlassen, sondern auch sie zu beurlauben und deren Stellvertreter zu bestellen. Solche Stellvertretungen kommen überall vor. Allerdings kann eine allzulange Dauer eines solchen Interims Mißstände erzeugen, und schon unsere Ahnen im sechzehnten Jahrhundert sagten:

„Das Interim, das Interim
Hat den Schalk hinter ihm."

Allein das ist dann eine rein politische Frage, eine question d'opportunité, aber nicht eine quaestio juris, — nicht eine Rechts- und Verfassungsfrage. Das Centrum allerdings hatte ein Interesse, die Beurlaubung Eulenburgs zu einer Demonstration gegen den Fürsten Bismarck auszubeuten. Sein Antrag, welcher auf eine „feste" Organisation des Staatsministeriums und Verantwortlichkeit der Minister ging, lautet eigentlich (Herr Windthorst hatte dessen kein Hehl, obgleich sonst sein Vortrag etwas unklar und durch Lazzi und sonstige Parerga förmlich überwuchert war), wenn man ihn in gutes, d. h. in klares Deutsch übersetzt, also:

„Bismarck hat zu viel Gewalt über die Minister. Nehmen wir ihm dieselbe. Machen wir statt eines einheitlichen, homogenen und solidarischen Staatsministeriums eine lose und lockere ministerielle Föderativrepublik."

Das entspricht vielleicht den Interessen des Centrums, aber nicht der Verfassung eines constitutionellen Staates, in welchem das Gesammtministerium (unbeschadet der Specialverantwortlichkeit eines jeden einzelnen Ministers für sein Ressort und die darin ergriffenen Maßregeln) für alle *politischen* Acte solidarisch sein muß, in der Art, daß Jeder für Alles haftet, die Hauptverantwortlichkeit aber auf dem Chef ruht.

Was sodann die Verwaltungsreform anlangt, so wäre es Sache des Abgeordnetenhauses gewesen, einen Standpunkt zu fixiren und der Regierung zu erklären, daß sie nur dann, wenn sie diesen theilt, auf Unterstützung rechnen könne. Ein Beschluß in dieser Richtung, mit großer Majorität gefaßt, würde sofort Klarheit in die Situation gebracht und die schwüle und dunkle Luft gereinigt und aufgehellt haben. Der Beschluß mußte sich über alle vier Punkte erstrecken, welche wir oben genannt haben. Auch über die Etappenfrage, und zwar mußte, im Interesse der politischen Einheit, die Ausdehnung der Kreisordnung auf alle Provinzen in die erste Linie gestellt und das schwächliche Städteordnungs-Novellettchen ohne Erbarmen a limine zurückgewiesen werden. In Ermangelung einer solchen Resolution begnügte sich Herr Lasker damit, Namens der zahlreichsten Partei, welche jedoch auch nicht über die Majorität gebietet, feste Stellung zu nehmen. Das in dem hohen Hause herrschende Parteiwesen, welches namentlich am 27. seine häßlichsten Auswüchse zeigte, ist zu verfahren, um eine gemeinsame Resolution möglich erscheinen zu lassen. Da kann sich denn das hohe Haus nicht beschweren, wenn sein Einfluß gering ist. Herr Richter-Hagen wollte eigentlich ein Mißtrauensvotum gegen die Minister begründen. Statt dessen begründete er ein solches gegen die Mehrheit der Nationalliberalen, ohne zu bedenken, daß ein Theil seiner eigenen Freunde davon mitbetroffen wurde. Sonst so ausgezeichnet durch sein allumfassendes und allgegenwärtiges Gedächtniß, schien er ganz die schönen Zeiten vergessen zu haben, wo die Herren Miquel und Hänel sich als „wilde Männer" auf beiden Seiten des Eulenburg'schen Provinzialordnungs-Wappens aufgestellt hatten, um Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken zu fordern; und das ist doch noch gar nicht lange her.

Digitized by Google

Um eine gemeinsame Resolution zu erzielen, dazu waren die Freiconservativen, welche im Besitze der Aemter sind, zu optimistisch; und die Fortschrittspartei, welche sich in der Opposition befindet, zu pessimistisch; eine dritte Partei, welche die Majorität hätte oder erhalten könnte, existirt nicht.

Der Optimismus ist ein Fehler. Aber der Pessimismus ist im gegebenen Falle vielleicht ein größerer. Der Pessimismus ist (was übrigens die Fortschrittspartei durchaus nicht will) recht gut, um Revolutionen zu machen, aber er taugt nichts, um eine in's Stocken gerathene Reform wieder in den Fluß zu bringen.

Johannes Berg.

Ein alter Josephiner.

Mit Thaddäus Paithner Freiherrn von Lichtenfels ist wieder einer von der alten josephinischen Garde Oestreichs in's Grab gestiegen; eine jener, in unserer Zeit nicht eben seltenen Persönlichkeiten, die der Unfehlbare in Rom für die Sache des Rechtes und der Freiheit gewonnen, indem er ihnen keine andere Wahl ließ, als zu den Waffen des Liberalismus zu greifen, wenn sie nicht den Staat den Anmaßungen des Vaticans und der mit ihm verbündeten Hochtories preisgeben, namentlich aber nicht Oestreich durch die Nationalitäten, die für Römlinge und Feudale die Kastanien aus dem Feuer holen sollten, in einen mittelalterlichen Brei zersetzen lassen wollten. Hätte Bach nicht, um sein Streben nach Verwirklichung des Einheitsstaates, namentlich Ungarn gegenüber durchzusetzen, den energischesten Beistand des Jesuitismus anrufen müssen: nie wäre dem, was er der Monarchie als seine Erbschaft hinterließ, ein ernster Gegner an Lichtenfels erwachsen. Dem Minister war das Concordat, das die wichtigsten staatlichen Attribute der Kirche opferte, ein Mittel, um die Axt an das Kreuz auf den drei Hügeln zu legen; um mit dem Graner Primatiat das letzte Symbol der Einheit und Unabhängigkeit Ungarns zu stürzen, wie ja politisch die Stephanskrone bereits in fünf Statthaltereien, mit der Wojewodina, Siebenbürgen, Kroatien und der Militärgrenze aufgelöst war. Es war somit correct, daß er für seine neue Baronie die Devise wählte „in cruce spes mea" — was freilich der allzeit schlagfertige Wiener Witz, das „Kreuz" im antik römischen Sinn auffassend, übersetzte „der Galgen mein Ende". Wenn man aber gleich nie gehört hat, daß Lichtenfels, obschon ehemaliger Lehrer des Kaisers Franz Joseph und abwechselnd in hohen Verwaltungs- wie Magistraturstellen einer der höchsten Staatswürdenträger, Geheimrath, Excellenz und Mitglied jenes ständigen Reichsrathes, mit dem Oestreich nach dem Staatsstreiche von Neujahr 1852, nach der Cassirung seiner Verfassung begnadet ward — wenn man, sagen wir, auch nie gehört hat, daß Lichtenfels gegen diese Concordatspolitik Front gemacht: so regte sich doch in dem alten Bureaukraten mächtig und unwiderstehlich der Geist des Josephinismus, als sich ein Jahr nach Solferino im verstärkten Reichsrathe, unter dessen Mitglieder er ebenfalls berufen war, deutlich zeigte, daß derselbe auch nicht einmal das Banner der staatlichen Centralisation sein konnte, sondern nur noch von einer feudalen Clique als Schiboleth mißbraucht werden sollte, um mit Hülfe des Clerus und der Nationalitäten das Reich in ein Chaos „historisch-politischer Individualitäten" zu zersplittern; um den modernen Staatsgedanken völlig mit Stumpf und Stiel auszurotten und die Monarchie bis tief in den Vormärz zurückzuschieben; um mit Herstellung einer siebzehnfachen Kleinstaaterei in den Erblanden jenen Boden für Mecklenburger Zustände zu schaffen, auf dem allein die Herrlichkeit der beiden privilegirten Kasten mit Postulaten-Landtagen und Rothfrack-Ständen sich in voller Ueppigkeit zu entfalten vermag. Das war der Wendepunkt in Lichtenfels' Leben; es war die „Markscheide" auch in seiner eigenen Laufbahn, wo sich aus dem bloßen Beamten der Staatsmann entpuppte, als er den ungarischen und böhmischen Herren, die im verstärkten Reichsrathe dominirten, erklärte: Oestreich stehe jetzt an der Markscheide seiner Geschicke, ob es sich als Einheitsstaat zur wahrhaften Größe emporschwingen, oder als schwacher Föderativstaat zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken solle.

Was sonst nur Feldherrn zu begegnen pflegt, daß sie erst in vorgerückten Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit erregen, daß ihre eigentliche Ruhmesepoche mit ihrem Greisenalter zusammenfällt, das traf somit bei Lichtenfels als Politiker zu. Sang- und klanglos wäre er zum Orkus hinabgesunken, wenn ihm nicht nach vollendetem 62. Lebenjahre der verstärkte Reichsrath Gelegenheit geboten hätte, mit der ganzen Schärfe seiner Logik und seines Verstandes, mit der ganzen Fülle seines Wissens und seiner praktischen Erfahrung für den modernen Einheitsstaat gegen feudalclerikale Schrullen zu Felde zu ziehen. Den hohen Grad von Popularität aber, der sein Grab umstrahlte, dankte er ausschließlich seiner energischen Mitwirkung bei der Revision und endlichen Beseitigung des Concordates, als er bereits seinen 70. Geburtstag gefeiert und seit drei Jahren aus dem activen Staatsdienste geschieden war. Also in beiden Richtungen der echte Repräsentant der josephinischen Aufklärung: und wenn an dem Satze „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" anders etwas Wahres ist, muß doch der Josephinismus wohl nicht die Schmähungen verdienen, womit es neuerdings Mode geworden ist, ihn auch von liberaler Seite zu überhäufen. In seinem ganz vortrefflichen Motivenberichte zu den confessionellen Maigesetzen von 1874 sagt Ministerialrath Lehmeier: „Im 18. Jahrhunderte trat das herrschende staatskirchenrechtliche System unter dem östreichischen Namen „Josephinismus" auf; allein wenn auch östreichische Regenten diesem Systeme besonders entschieden anhingen, war derselbe doch keine eigenthümlich-östreichische, sondern eine allgemeine geschichtliche Erscheinung; der Josephinismus repräsentirt eben den Durchgang des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche durch die historische Region des Polizeistaates ... Aber er widerstrebt den Anschauungen und politischen Anforderungen der Gegenwart, er taugt heutzutage ebensowenig als Princip des Staatskirchenthums, wie seine Grundlage, der sogenannte aufgeklärte Absolutismus, als allgemeines Regierungsprincip taugen würde." Nun zählte Lichtenfels bereits 76 Jahre, als er im Herrenhause mit der ganzen Wucht seiner Beredtsamkeit für diesen Act der Legislative eintrat; kann es einen besseren Belag für die wunderbare geistige Rührigkeit geben, womit der Greis in sich selber den Uebertritt aus der absolutistischen zur constitutionellen Phase des Josephinismus vollzogen, mit der richtigen Erkenntniß, daß ja das Ziel dasselbe geblieben ist und nur die Form einer zeitgemäßen Aenderung unterzogen ward? Und wie auf kirchen-, so auf staatsrechtlichem Gebiete! Noch im verstärkten Reichsrath fand Lichtenfels in seiner langen Rede zu Gunsten des Minoritätsvotums, das gegenüber den Verfechtern der „historisch-politischen Individualitäten" den Gedanken der Staatseinheit verfocht, kein Wort der Verwahrung gegen die feierliche Erklärung, die der Antragsteller hier im Namen der Unterzeichner abgab: er verbitte sich einfür allemal die Verdächtigung, als sei dies ein verkappter Antrag für Einführung parlamentarischer Institutionen; als habe „irgend ein Mitglied je beabsichtigt, durch dieses Votum auch nur im Entferntesten auf eine Repräsentativverfassung im modernen Zuschnitte und nach französischen Grundsätzen hinzudeuten". Es ist interessant, damit den Feuereifer zu vergleichen, in dem Lichtenfels als 75jähriger Greis im Herrenhause 1873 für die Wahlreform eintrat, um den Erblanden ein wirkliches Vollparlament und die erste ernsthafte Volksvertretung zu verschaffen, die sie seit 1848 besessen. Wohl wollte der einstige Mithelfer bei der Bach'schen Centralisation auch hier nur die Staatseinheit mindestens diesseits der Leitha gegen feudale und nationale Prätensionen retten; aber ist nicht die Vorurtheilslosigkeit staunenswerth, die in so hohem Alter die Mittel zur Erreichung des vorgesteckten Zieles anstandslos wechselt — während die meisten Staatsmänner die Hartnäckigkeit und Verbohrtheit so weit treiben, mit Molières Arzt zu sprechen: „Es ist dir besser zu sterben, als daß du genesest gegen die Regeln meiner Kunst"?

Daß Lichtenfels im verstärkten Reichsrathe 1860 bei jeder

Digitized by Google

administrativen, gerichtlichen, wirthschaftlichen und finanziellen Debatte mit Energie für die Centralisation eintrat, zeugte allerdings für seine umfassende Kenntniß aller Zweige des östreichischen Staatswesens. Populär aber konnte ihn diese Wirksamkeit, die jedes parlamentarische Leben perhorrescirte, ebensowenig machen, wie seine Thätigkeit unter Schmerling, die im Wesentlichen darauf hinauslief, die Repräsentativinstitutionen zu einem bloßen Scheinconstitutionalismus herabzudrücken; zu einer Maske, hinter der auf anderem Wege jetzt das Ziel des rein bureaukratischen Einheitsstaates erreicht werden sollte. Als Präsident des neu creirten Staatsrathes, der den Zusammenhang zwischen beiden Reichshälften auch nach Wiederherstellung der ungarischen Hofkanzlei aufrecht erhalten sollte, fiel ihm hauptsächlich die Rolle zu, Ungarn auf Grundlage der famosen „Verwirkungstheorie" mit Gewalt in den Rahmen des Reichsrathes und der Februarverfassung zu pressen. „Jetzt ist das Terrain unser!" rief er mit triumphirendem Scharfblicke aus, als gleich nach Neujahr 1864 Hofkanzler Vay sich für ohnmächtig erklären mußte, die aufsässigen Comitate in der Steuer- und Recrutirungsfrage zur Vernunft zu bringen. Bekanntlich blieb aber nicht nur der Erfolg aus, es lag auch in der Natur der Sache, daß Lichtenfels in diesem Kampfe gegen Ungarn, das für sein avitisches Verfassungsleben stritt, Schmerling immer mehr in die rein centralistisch-bureaukratische Richtung hineindrängen mußte. Nicht nur Sympathie zog beide Männer zu einander, der Staatsminister fand auch an dem tiefen Kenner des östreichischen Staatsrechtes die werthvollste Unterstützung, deren er unmöglich entbehren konnte. Im Kampfe gegen Feudale und Föderalisten war Lichtenfels der zuverlässigste und beredteste parlamentarische Ablatus Schmerlings; aber freilich war es auch wesentlich seinem hervorragenden Einflusse als Präsidenten des Staatsrathes, dem die Vorprüfung aller Gesetzentwürfe oblag, zuzuschreiben, wenn der Reichsrath schließlich fast an Lebensüberdruß zu Grunde ging, weil die Bevölkerung der Erblande nicht mehr begriff, warum sie eigentlich sich dafür erwärmen sollte, daß Ungarn seine Verfassung „verwirkt" habe, blos damit das ganze Reich mit einer ministeriellen Votirmaschine beglückt werde. Als dann jedoch an die Stelle Schmerlings im Juni 1865 die Concordatsmänner traten und die Februarverfassung sistirten, die ungarische Verfassung aber nur „im Principe" anerkannten, da war es Lichtenfels' erste volksthümliche That, daß er augenblicklich mit den gestürzten Ministern aus dem Staatsdienste trat und trotz alles kaiserlichen Zuredens seine Demission aufrecht erhielt.

Aber erst als mit Verfassung und Reichsrath auch die Tribüne wiederhergestellt war, als das Bürgerministerium einsah, was Schmerling verkannt, daß ohne Angriff auf das Concordat der ganze Constitutionalismus eitles Kinderspiel sei, da erst öffnete sich dem alten Josephiner jener Schauplatz, auf dem es ihm vorbehalten war, in der Geschichte Oestreichs einen Ruhmesplatz für alle Zeiten einzunehmen. Nach Stellung und Einfluß, nach Wissen und Rednergabe war Niemand so wie er befähigt, der präpotenten Jesuitenaristokratie, die — um einen Ausdruck Bergers zu gebrauchen — Oestreich als ihre Melkkuh zu betrachten gewohnt war, tödtliche Keulenschläge zu versetzen. Und hier zeigte sich denn doch auch, daß seine Thätigkeit unter Schmerling ihre freisinnige und erfolgreiche Seite gehabt: denn als Mitglied des Herrenhauses, in das ihn der Staatsminister berufen, hatte er dort im Kampfe mit den Leo Thun, Jaroslaw, Clam-Martinic und Consorten jene Majorität gedrillt, die das östreichische Oberhaus von den meisten andern Pairskammern so vortheilhaft unterscheidet, weil es durchaus nicht als seine Aufgabe betrachtet, mit Feudalen und Römlingen durch Dick und Dünn zu gehen, selbst dann nicht, wenn die Krone sich für ein Ministerium Belcredi oder Hohenwart entschieden. Diese Phalanx, seine eigenste Schöpfung, führte er nun persönlich zum Siege, als das Bürgerministerium die erste Revision des Concordates durch die Maigesetze von 1868 vollzog, deren Durchbringung im Herrenhause recht eigentlich Lichtenfels' Werk war. Es ist kaum übertrieben zu sagen, daß sich die Debatte in der Hauptsache vielfach zu einem Duelle zwischen ihm und dem Urheber des Concordates, Grafen Leo Thun gestaltete, wobei dieser den wuchtigen Schlägen Lichtenfels' und den warmen Haranguen Anastasius Grüns nichts Besseres entgegenzusetzen wußte, als die weinerlich-hochmüthige Ausflucht: „Er habe nur Argumente vernommen, die schon bis zur Ermüdung der Geduld vorgetragen worden und von denen ihm nur Eins unbegreiflich sei, wie Vertreter der ältesten östreichischen Adelsgeschlechter sie in den Mund nehmen könnten." Schon Mitte Februar 1868 hatte Thun einen Brief an den Präsidenten, Fürsten Colloredo, gerichtet, worin er erklärte, „Es wäre ihm höchst erwünscht, unter Verhältnissen, wo er Alles, was ihm theuer und heilig, unberechtigten Angriffen ausgesetzt sehe, seine Ueberzeugung parlamentarisch vertreten zu können", und hieran die verschämte Anfrage knüpfte: „Ob das Haus die seinen Mitgliedern zustehenden Rechte auch denjenigen zuerkenne, welche die Zulässigkeit dessen bestreiten, was es als seinen Beruf in Anspruch nehme?" Auf diese nette Zumuthung, das Haus solle Eins seiner Mitglieder, das die Rechtmäßigkeit der ganzen Körperschaft bestreite, einladen, Gastrollen zu geben, inspirirte Lichtenfels die Antwort: das Haus sei nicht gesonnen, „unzulässige Einsprache zu dulden, noch Jemanden an den Verhandlungen theilnehmen zu lassen, der sich nicht als Mitglied des Parlaments ansehe; da es jedoch Niemanden seiner Mitgliedschaft entbinden könne, müsse es dem Herrn Grafen anheimstellen, bei Sr. Majestät um seine Enthebung nachzusuchen". Zur Leitung der Debatten hatten die verfassungstreuen Pairs ein Viererconité, in dem auch Lichtenfels saß, eingesetzt, um über alle unvorhergesehenen Zwischenfälle souverän zu entscheiden. Als daher am 19. März bei Beginn der Discussion des Ehegesetzes Thun auf seinem Sitze erschien, und ein kurzes kaiserliches Handschreiben zur Verlesung brachte, des Inhalts, „daß Se. Maj. sich nicht veranlaßt sehe, ihn seiner Pflichten als Herrenhausmitglied zu entheben, und er daher seinen Obliegenheiten als solches nachzukommen habe", trat Lichtenfels sofort den Feudalen entgegen, so wie sie Miene machten, dies Handbillet für ihre Zwecke auszubeuten. Nicht einmal in das Protokoll der Sitzung durfte die Episode aufgenommen werden, denn „wer hier im Hause erscheint, erkennt dadurch die Rechtsgültigkeit unserer Beschlüsse an", so brach Lichtenfels den Thun'schen Intriguen die Spitze ab. Und als nun der 70jährige Greis mit dem gebrechlichen Körper und der schwachen Stimme sich erhob, um selber das Wort zu ergreifen gegen den Vertrag mit Rom, da drängten sich Alle, Freund und Feind, an die Tribüne, um keine Silbe seiner staats- und kirchenrechtlichen Deductionen zu verlieren, und lautlose Stille, athemlose Spannung lagerte sich über dem Hause wie über den dichtgefüllten Galerien. Wie Lichtenfels mit Thun umsprang, dafür nur den einen Beleg, daß der Concordatsgraf unter Anderem gesagt: „die Kirche besteht aus den Bischöfen, das weiß ein Jeder, der sich jemals mit diesen Dingen beschäftigt" — und der alte Josephiner entgegnete: „Das ist mir ja ganz etwas Neues! Bisher galt die Kirche immer als die Gemeinschaft aller Gläubigen!" Vor der Abstimmung mußte Lichtenfels wieder dem Präsidenten zu Hülfe kommen, da ein im letzten Momente eingebrachter Vertagungsantrag neue Gefahr drohte, wenn nicht Lichtenfels, mit der Geschäftsordnung in der Hand, durchgesetzt hätte, daß derselbe zuerst, noch vor dem Minoritätsantrage auf Einleitung neuer Verhandlungen mit der Curie, zum Scrutinium gestellt ward. Eine noch derbere Zurechtweisung holte sich Thun, als er am 31. März bei der Discussion des Schulgesetzes die Bestimmung, daß der Studienfonds nicht mehr ausschließlich für katholische Schulzwecke vorbehalten bleiben solle, als einen Eingriff in das Eigenthum der Kirche brandmarkte. Baron Lichtenfels erklärt dem Vater des Concordats, es gebe auch nicht Eine Verordnung, die jenen Fonds zum specifisch-katholischen Vermögen oder gar zum Eigenthum der katholischen Kirche stemple; vielmehr sei derselbe bis 1855 stets im Besitze des Staats als Fonds für alle Confessionen gewesen. „Es ist" — fuhr der Redner fort — „nach meiner Ansicht ganz unbegreiflich, wie man im Concordate jenen Fonds als Kircheneigenthum unter die Oberaufsicht und Verfügung des Episkopates hat stellen können

Digitized by Google

— soll von einer Klage über Besitzverrückung die Rede sein, so trifft sie das Concordat, und das gegenwärtige Gesetz stellt nur den rechtmäßigen Besitz wieder her, den das Concordat umgestoßen hat." Solche Lectionen aus dem Munde einer so unanfechtbaren Autorität machten damals einen um so mächtigeren Eindruck, mit je unerträglicherem Hochmuthe die Römlinge bisher die Proteste der „Zeitungsjuden" im Vollgefühl der eigenen Unfehlbarkeit ignorirt hatten: „Odi profanum vulgus et arceo, favete linguis!"

Wie das Bürgerministerium in den kirchenrechtlichen, so hatte auch das Cabinet Auersperg in den staatsrechtlichen Fragen, die es zunächst beschäftigten, einen treuen Paladin an Lichtenfels — ein schlagender Beweis, daß dessen Josephinismus denn doch eine wesentlich liberalere Färbung angenommen, als unter Schmerling, wenngleich das Bestreben, den Centralismus mindestens in den Erblanden zu retten, hier ebenfalls maßgebend für ihn war. Lichtenfels übernahm im Herrenhause das Referat bezüglich des Nothwahlgesetzes im März 1872, durch welches die Polen im Reichsrath festgenagelt wurden, da es die Regierung zur sofortigen Ausschreibung directer Wahlen im Falle von Mandatsniederlegungen, ohne vorherigen Appell an den betreffenden Landtag, autorisirte und die Verfassungsfeinde bekanntlich nichts so sehr fürchteten, als diese. Lichtenfels führte namentlich aus, daß das Nothwahlgesetz nur ausdrücklich ein Recht sanctionire, das, seiner Auffassung nach, der Regierung auch schon durch die Februarverfassung zustehe, die allerdings, ihrem Wortlaute nach, die directen Wahlen nur als Expediens im Falle der Renitenz eines Landtages kennt. Es war dies die Vorbereitung für die Wahlreform selber, die das Abgeordnetenhaus für immer und vollständig von den Landtagen loslöste und aus einer Versammlung von Landtagsdelegationen ein wirkliches Parlament machte. Auch bei diesem Anlasse führte Lichtenfels am 27. März 1873 die Berichterstattung und trat mit einem solchen Feuereifer für die Festhaltung des Centralismus in den Erblanden, namentlich für die Einbeziehung Galiziens in die Wahlreform ein; er sagte den Polen, die eine Ausnahmsstellung prätendirten, wie sie Kroatien Ungarn gegenüber besitzt, so derbe Wahrheiten darüber, wie die Slachzizen den Ruthenen, Juden, Deutschen und Bauern gegenüber eigentlich doch nur eine kleine Minorität bilden, daß er mit Recht auch an diesem Acte einen Theil der erfolgreichen Mitwirkung beanspruchen darf. Nach den jahrelangen Discussionen in der Presse und auf allen Landtagen war es keine Kleinigkeit, hier noch ein neues Argument zu Gunsten der Reform beizubringen. Dennoch gelang es Lichtenfels, die Theorie von dem vermeintlichen Rechte der Landtage auf die Vollziehung der Reichstagswahlen, das ihnen ohne ihre Einwilligung nicht entzogen werden dürfe, vollends zu widerlegen durch das einfache Argument: ein Wahlkörper, also auch ein Landtag als solcher, kann nie ein Recht haben; sonst könnte ohne Zustimmung der Wähler kein Wahlgesetz und kein Wahldistrict von der Legislative abgeändert werden.

Inzwischen hatte auch das Ministerium Auersperg seine anticlerikale Campagne eröffnet, indem es, als Vorläufer der legislatorischen Aufhebung des Concordates, die Reform der Universitäten durchsetzte, wobei es sich in erster Linie darum handelte, dieselben ihres katholischen Charakters zu entkleiden und namentlich die Kanzlerschaft der Fürsterzbischöfe von Wien und Prag über die beiden dortigen Hochschulen aufzuheben. Bei diesem Anlasse kam es am 27. Januar 1873 zu jenem Duelle zwischen Rauscher und Lichtenfels, das bereits damals eine andere Feder in diesen Blättern geschildert. Nie hat man den gravitätischen Cardinal so fassungslos und so fuchswild gesehen, wie damals, als Lichtenfels seine Rede widerlegte, indem er Stellen aus der Broschüre vorlas, die der Erzbischof während des Concils in Neapel gegen die Unfehlbarkeit hatte drucken lassen. Zitternd vor Erregung wußte er nichts zu erwiedern, als daß Lichtenfels kein Recht habe, aus einer anonymen Schrift willkürlich herausgegriffene Citate gegen ihn in's Feld zu führen. Es war ein böser Tag für die Eminenz; denn in dem Zorne gegen die Angriffe ultramontaner Organe, die ihn um seines Centralismus willen als lauen „Auchkatholiken" brandmarkten — eine Analogie zu Belcredis Wort, er sei „auch Deutscher" —, warf Rauscher dem Prager Cardinal in der Debatte die Anschuldigung in's Gesicht, die Feudalen und Föderalisten verfolgten unter kirchlichem Deckmantel nur selbstische und weltliche Zwecke. Darauf suchte ihn eine Deputation der Michaelsbruderschaft unter Baron Stillfried in seinem Palais auf, um ihm einen Widerruf abzutrotzen; und es kam zu einer heftigen Scene, die ihn auf's Krankenlager warf. Der 11. April 1874, an welchem Tage die confessionellen Entwürfe Stremayrs — die Maigesetze zweiter Serie — zur Berathung gelangten, fand Lichtenfels wieder auf seinem Platze im Herrenhause. Sofort nahm er sein Duell mit Thun wieder auf, der sich abermals auf das kaiserliche Handbillet von 1868 berief, um unter Aufrechthaltung seines staatsrechtlichen Standpunktes zu betonen, daß er nur gegen so „ungeheuerliche" Vorlagen sprechen wolle, die das Vorspiel zu ebenso „schauerlichen und brutalen" Verfolgungen bilden, wie die Kirche sie in Deutschland erleide. Wieder wies ihn Lichtenfels derb zurecht: „Wer in diesem Hause erscheint, erkennt eben damit die Verfassung an; Sitz und Stimme in einer Versammlung beanspruchen, deren Existenzberechtigung man ansicht, ist ein nicht zu rechtfertigender Widerspruch." Der Redner ging hierauf zu einer Auseinandersetzung voll tiefer Wissenschaftlichkeit über, welche die Mission der katholischen Kirche nach den Worten des Heilandes kennzeichnete: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" In breiten Zügen entwarf er ein Bild von der Entwicklungsgeschichte der Kirche und ihren hierarchischen Einrichtungen. Ein kleiner historischer Essay skizzirte verschiedene Päpste, namentlich die als Irrlehrer verdammten. Sodann schilderte Lichtenfels die unseligen Wirkungen des Concordats und ging in eine Definition der staatlich-kirchlichen Rechtsverhältnisse ein, als der 76jährige Greis, infolge der Anstrengung und der Hitze, die im Saale herrschte, ohnmächtig zusammenbrach. Aber ein Kampf um die Emancipation des Staats von den Uebergriffen der Kirche wirkte auf den alten Josephiner stets wie der Klang der Schlachtdrommete auf ein edles Streitroß. Mit voller Kraft und Rüstigkeit stand er in der Debatte vom 14. bis 17. Januar 1876 wieder als Berichterstatter über das Klostergesetz auf der Tribüne. Seine Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Klosterwesen, die er zur Einleitung vortrug, ist einfach ein Cabinetsstück von pragmatischer Logik und übersichtlicher Klarheit; dann aber vertheidigte er mit Feuereifer alle Anträge der Ausschußminorität, selbst mit seinem Freunde Schmerling im Widerspruche und noch weit über jene Amendements des Abgeordnetenhauses hinaus, um derentwillen Minister Stremayer das ganze Gesetz für absolut unannehmbar erklärt hatte.

Es war Lichtenfels' Schwanengesang. War schon bei der Wahlreform die Energie seiner Beihülfe wegen der Art, wie er gegen die Polen zu Felde zog, die kurz vorher in der Delegation dem Hofe die dreijährige Dienstzeit errungen, der Regierung unbequem gewesen, so war es jetzt vollends ihm zuzuschreiben, daß die Krone zum ersten Male seit dem Bestehen des Reichsrathes von ihrem Veto Gebrauch machte gegen ein Gesetz, das beide Häuser gleichlautend angenommen. So war Lichtenfels' parlamentarische Laufbahn eine Rehabilitirung des Josephinismus, über den es jetzt Mode ist, wie über eine Abart der Polizeiwillkür die Achseln zu zucken; der aber in Wahrheit, zwar nicht zur principiellen Lösung der großen staats- und kirchenrechtlichen Fragen, wohl aber zur Erreichung praktischer freisinniger Resultate durch seine Schneidigkeit wie durch sein klares Bewußtsein über Ziele und Mittel oft viel befähigter ist, als ein verwaschener, syrupsüßer, nur mit „Grund- und Menschenrechten" in's Blaue hinein operirender Liberalismus.

Walter Rogge.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Emmas Klage.

Nach dem Französischen des Emile Deschamps.

Wohl bin ich jung und weiß zu scherzen,
Doch muß ich drum schon fröhlich sein?
Ich singe, doch ein Ton der Schmerzen
Schleicht in mein helles Lied sich wie ein Seufzer ein.

S'ist, weil ein Aug' ich fand, in dessen Feuerblicke
Mein eignes Leben mir verklärt sich offenbart,
Ein Herz fand, das mir vom Geschicke
Zu Lieb' und Leid verschwistert ward.

Dein Mund zwar, süßer Freund, vielleicht in Furcht, das reine
Geheimniß zu entweih'n, verrieth's zur Hälfte kaum;
Ich aber bin schon ganz die Deine;
Mein Tag ist Sehnsucht nur, und Nachts, daß ich nicht weine,
Vollendet dein Geständniß mir ein Traum.

Ach, voll von Angst und Glück und Sorgen
Mied ich zuletzt dein Aug' und seinen dunkeln Strahl;
Dir ferne wähnt' ich mich vor deiner Macht geborgen
Und floh zum tiefsten Forst in meiner Heimat Thal.
Hier kennt die Hinde mich, hier winkt das Moos so schattig,
Doch ach, entzaubert dünkt mir Alles fern und nah;
Nicht einmal Freudenthränen hatt' ich,
Als ich die Mutter wiedersah.

O Mutter, Schwester, o Gespielen,
Du graues Schloß, das mir von gold'nen Zeiten spricht,
Ihr Berg' am blauen See mit euren Waldasylen!
Ich bin's, ich bin's ja noch, versteht ihr mich denn nicht?

Und du mein Rosenhag, wo in der Kindheit Tagen
Mich sanfter Schlummer oft beschlich,
Wirst du noch weiß zu blühen wagen,
Nun dieser Brust die Ruh' entwich?

Ach, Niemand weiß von meiner Pein;
Zu lachen mahnt man mich, zu singen und zu scherzen;
Jung sei ich ja, drum müss' ich fröhlich sein —
So sing' ich, doch ein Ton der Schmerzen
Schleicht in mein helles Lied sich wie ein Seufzer ein.

Emanuel Geibel.

Robert E. Cooper jun.

Eine Skizze

von

Rudolph Lindau.

Herr Robert Cooper war ein hübscher, zierlich gebauter, kleiner Mann. Er hatte hellbraunes, schlichtes Haar, das immer sorgfältig gescheitelt und gebürstet war; ehrliche, blaue Augen; einen weichen, vollen Bart; gute Zähne; kleine, wohlgepflegte Hände und Füße. Er war immer nach der Mode, aber äußerst einfach und geschmackvoll gekleidet. Er legte sich zu einer bestimmten Stunde zu Bett und stand zu einer bestimmten, frühen Stunde wieder auf. Wenn ihn ein Festgelage länger als gewöhnlich wach hielt, so sagte er: „Ich ziehe mich nicht zurück, weil es stets ein Grundsatz bei mir gewesen ist, daß ein Mensch, sobald er in Gesellschaft geht, die Verpflichtung übernimmt, das Vergnügen Anderer nicht durch seine Eigenthümlichkeiten zu stören. Gewöhnlich lege ich mich um elf Uhr zu Bett." Und er kämpfte tapfer gegen den Schlaf und sagte dem Wirthe erst dann „gute Nacht", wenn nur noch drei oder vier Personen im Saale waren. — Er hatte eine tiefe Stimme; sprach langsam; lachte nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, und dann nicht etwa, weil er irgend Etwas komisch fand — er hatte keine Spur von Verständniß für Humor —, sondern weil er glaubte, die Gelegenheit erfordere, daß er lachen solle. Dann stieß er ein sehr lautes: „Ha, ha, ha!" aus, und nahm gleich darauf wieder eine ruhige Miene an. — Er nannte nur seine Verwandten, aber diese bis zum vierten Grade, und seine intimsten Freunde einfach bei Namen. — In der kleinen, hauptsächlich aus jungen Leuten bestehenden fremden Gemeinde von Yokohama, wo das Wort „Herr" zwischen Gleichgestellten nur höchst selten gebraucht wurde, war er der Einzige, der Jedermann so anredete und der einen Schritt zurücktrat und die Augen strafend auf die Stiefel Desjenigen richtete, der es gewagt hatte, ihn einfach „Cooper" zu nennen. Ein wahrer Gräuel war es ihm, wenn man ihn familiär mit „Bob" oder „Bobby"*) anredete. Dies duldete er selbst bei seinen Freunden nur ungern. „Es ist immer mein Grundsatz gewesen," sagte er, „einem Jeden seinen wahren Namen zu geben. Dies scheint mir in Ordnung. Mein Name ist Cooper, Robert Cooper." — Man hatte ihn sehr gern in der fremden Gemeinde von Yokohama, und da dort Jedermann einen Spitznamen haben mußte, so hatte man ihn „Herr Robert Cooper" — mit scharfer Betonung des Wortes „Herr" — getauft. Er war achtundzwanzig Jahre alt, und Agent eines großen englischen Kaufmannshauses. In keinem Geschäfte von Japan waren die Handlungsbücher besser und hübscher gehalten als bei ihm. Er hatte eine schöne, große, runde Handschrift. Er schrieb wie er sprach: langsam, kurz, sentenziös.

Man hatte Herrn Cooper das Ehrenamt eines Präsidenten der Handelskammer von Yokohama übertragen. Er verwaltete dasselbe mit musterhaftem Fleiße. Bei öffentlichen Versammlungen, wie sie in den Jahren 1860—1870 häufig in Yokohama stattfanden, sei es, daß es sich darum handelte, einen neuen Club zu gründen, ein Pferderennen zu veranstalten oder eine „Petition der fremden Gemeinde von Yokohama an die fremden Minister in Yeddo" zu richten, war Cooper gewöhnlich Präsident der Versammlung. Er hielt Ruhe und Ordnung aufrecht wie Keiner, sprach gern, oft und gut, und hatte eine besondere Vorliebe für gewisse Worte und Phrasen, die Jedermann unter seinen Zuhörern kannte und die jedes Mal mit einem verhaltenen Lächeln begrüßt wurden, z. B.: „Dem sei nun, wie ihm wolle. — Ich bin weit entfernt mit absoluter Sicherheit behaupten zu wollen, daß ... — Wie bereits vorhergesagt. — Im Gegensatz zu — oder in Uebereinstimmung mit der von dem verehrten Vorredner gemachten Bemerkung glaube ich behaupten zu dürfen, daß ..." ꝛc. Er bemerkte nie, daß sich Viele über ihn lustig machten, und hätte dies für absolut unmöglich gehalten. Er spottete über Niemand und nichts. — Er ging jeden Sonntag zur Kirche; erwiederte jeden Besuch innerhalb vierundzwanzig Stunden; beantwortete jeden Brief mit umgehender Post; hatte nie einen Pfennig Schulden gemacht und schenkte den Armen reichlich, mehr vielleicht als seine bescheidenen Mittel dies erlaubten, und nicht nur, wenn es sich um eine öffentliche Subscription handelte, sondern auch im Geheimen.

Nachdem Herr Robert Cooper acht Jahre lang Agent des englischen Hauses, welches ihn nach Japan geschickt hatte, gewesen war, machte dieses in London, in Folge eines Unternehmens, mit dem die Filiale in Yokohama nichts zu thun gehabt hatte, bankerott und das Geschäft in Japan mußte liquidirt werden. — Die Nachricht des Unfalls, welcher die Firma, der Herr Cooper so lange gedient, betroffen hatte, gab unserm Freunde einen harten Schlag; aber er ertrug denselben, ohne eine Miene zu verziehen und ohne zu klagen. Er reichte sofort seine Entlassung als Präsident der Handelskammer ein, die jedoch von den Mitgliedern der Kammer einstimmig zurückgewiesen

*) Englische Abkürzung für „Robert".

Digitized by Google

wurde, und etablirte sich nun für seine eigene Rechnung, unter dem Namen „Robert E. Cooper jun." — Wer Cooper sen. sein mochte, wußte zu der Zeit Niemand in Yokohama. Später erfuhr man, daß dies Herrn Coopers Vater, ein wohlhabender, in einem kleinen Kreise hochgeachteter Kaufmann in der City sei. Mit diesem trat nun Robert E. Cooper jun. in Geschäftsverbindung, und während mehrerer Jahre wurden sein Fleiß, seine Vorsicht, seine Pünktlichkeit durch glänzende Erfolge gekrönt.

Er war ein reicher Mann und hatte in einer der letzten Sitzungen der Handelskammer die Mittheilung gemacht: „daß er im nächsten Jahre auf die Ehre, die commerciellen Interessen der fremden Gemeinde zu vertreten, verzichten müsse, da es seine Absicht sei, im Laufe des soeben genannten Jahres sein Geschäft in Japan aufzugeben und nach England zurückzukehren" — als die Nachricht nach Yokohama kam, daß eine furchtbare Krisis in London ausgebrochen sei, und daß viele geachtete Firmen, mehrere darunter unverschuldet, in derselben zu Grunde gegangen seien. Unter den Häusern, welche gezwungen worden waren, ihre Zahlungen einzustellen, war auch das von „Robert E. Cooper sen. in London" genannt.

Herr Robert Cooper jun. begab sich an dem Tage, da diese Trauernachricht nach Yokohama gebracht worden war, zur gewöhnlichen Stunde in das Lesezimmer des Clubs; aber alles Roth war aus seinem Gesichte verschwunden, und er erschien um viele Jahre gealtert. Er nahm den „China Express" auf und blieb eine volle Stunde hinter dem Blatte sitzen. Ein Nachbar, der unterdessen ein Dutzend der neu angekommenen Zeitungen durchgesehen hatte, bemerkte, daß Coopers Augen unverwandt auf ein und dieselbe Stelle des „China Express" gerichtet blieben, auf die Depesche, welche die Namen der verunglückten Häuser in London anführte.

Nach einer Stunde erhob sich Cooper, athmete tief auf, zog sich bedächtig die dicken, hellen Reithandschuhe an, die er zu tragen pflegte, und entfernte sich gemessenen Schrittes, nachdem er die Anwesenden im Saale in gewöhnlicher, feierlicher Weise, durch ein langsames Heben und Senken der Augenlider, von einem kaum bemerkbaren Neigen des Kopfes begleitet, begrüßt hatte.

Einige Freunde und Bekannte, die ihn am nächsten Tage besuchten, um ihm zu zeigen, daß sie ihn von jeder Verantwortlichkeit an dem Unglück, das seinen Vater betroffen hatte, freisprächen, fanden ihn im Comptoir, hinter seinen Büchern sitzend und arbeitend. Er erwähnte des Vorfalls in London mit keinem Worte, und von seinen Besuchern hatte Niemand den Muth, die Unterhaltung auf dieses Thema zu lenken.

Unter den Mitgliedern der fremden Gemeinde von Yokohama befand sich damals ein junger Mann, aus sehr reicher Familie, der vor drei Jahren mit Empfehlungsbriefen an Cooper nach Japan gekommen, von diesem auf das Gastfreundlichste empfangen worden war und sich seitdem mit jugendlicher, aufrichtiger Verehrung an Herrn Cooper angeschlossen hatte. Er hieß Erasmus Gardener und war der Liebling der fremden Gemeinde: der beste Steeple-chase-Reiter in Yokohama, der heiterste Tischgenosse, ein freundlicher, gutmüthiger, hübscher junger Mensch. Dieser kam an jenem Tage ebenfalls zu Cooper; aber um über seine eigenen Angelegenheiten zu sprechen.

„Herr Cooper," begann er, nachdem er diesem die Hand gedrückt und neben ihm am Schreibpulte auf einem Sessel, der für Besucher bereit gestellt war, Platz genommen hatte, „Herr Cooper, es ist mir ein großes Unglück zugestoßen. — Ich habe mit der gestrigen Post die Nachricht erhalten, daß mein Vater ganz plötzlich gestorben ist. Ich gehe morgen mit der „China" über San Francisco nach London, um bei meiner Mutter zu bleiben, und ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen. Kann ich etwas für Sie in London thun?"

Herr Cooper erhob sich, ergriff Erasmus Gardeners Hand, schüttelte diese und setzte sich sodann, ohne ein Wort gesprochen zu haben, wieder nieder. Gardener, der ihm gerade in das Gesicht sah, bemerkte, wie es schmerzhaft um den stummen Mund zuckte.

„Sie haben auch traurige Nachrichten mit dieser Unglückspost empfangen, Herr Cooper," fuhr er fort. „Es hat mir aufrichtig leid gethan."

Cooper erhob sich von Neuem und schüttelte, wie er es eben zuvor gethan hatte, Gardeners Hand. Er machte verzweifelte Anstrengungen, um ruhig zu bleiben. Er zog an seinem Hemdskragen, als ob ihn dieser beenge, er schluckte verschiedene Male, als habe er etwas im Halse, und sagte endlich mit heiserer, leiser Stimme:

„Eine Unglückspost . . ." Weiter konnte er nicht kommen.

„Lassen Sie von sich hören, Herr Cooper," fing Gardener wieder an. „Und für den Fall, daß ich Sie vor meiner Abreise nicht mehr sehen sollte, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen hiermit Lebewohl sage."

Am nächsten Morgen um sechs Uhr, als die Passagiere für San Francisco sich an Bord der „China" begaben und Gardener, von einigen Bekannten begleitet, auf der Landungsbrücke erschien, fand er Cooper dort auf ihn wartend, um ihn bis auf das Schiff zu begleiten. Er war, wie immer, tadellos gekleidet; aber er sah zum Erbarmen aus. — Er installirte Gardener in der Cajüte auf dem Dampfboote und blieb bei ihm, bis die Anker gelichtet waren. Im letzten Augenblick, eine Minute vor der Abfahrt, sagte er:

„Mein Vater wird des Trostes bedürfen. Wenn Sie Ihre Frau Mutter auf ein paar Stunden verlassen können, so suchen Sie ihn auf. Sagen Sie ihm, ich wäre wohl und gesund. Auf Wiedersehen, Herr Gardener."

Dann entfernte er sich schnell, stieg in sein Boot und blieb dort, mit einem weißen Taschentuche winkend, stehen, bis Gardeners Gestalt auf dem Deck der „China" nicht mehr zu erkennen war.

Im Laufe der nächsten Monate wurde es in Yokohama allgemein bekannt, daß Robert E. Cooper jun. gänzlich unverschuldet insolvent geworden sei und ein ehrenvolles Abkommen mit seinen Gläubigern abgeschlossen habe. Er hatte sein freundliches Haus am „Bund"*), seine comfortablen Möbel, die er aus einem alten, soliden Geschäfte in England hatte kommen lassen, ja sogar seine Reitpferde — ein so erlaubter und allgemeiner Luxus in Japan — verkauft, und sich in einer ganz kleinen Villa auf dem „Hügel"**) eingemiethet. Dort lebte er mit einem Kotzkoi***), der seit zehn Jahren in seinen Diensten stand, in der bescheidensten Weise. Er hatte eine sehr gut bezahlte Stelle als Buchhalter in dem großen amerikanischen Handlungshause James Webster & Co. angenommen, und man wußte aus vertraulichen Mittheilungen des Chefs dieser Firma, daß Cooper kaum den vierten Theil seines Gehaltes zu seinem eigenen Unterhalt verbrauchte, und jeden Cent, den er ersparen konnte, in die Hände seiner Gläubiger gelangen ließ. Er selbst sprach nie mit irgend Jemand von seinen Verhältnissen. Er fuhr fort, sich sorgfältig anzuziehen und sah immer vornehm und anständig aus, obgleich er aufgehört hatte, sich neue Kleider anzuschaffen; auch erschien er nach wie vor im Club und wohnte allen öffentlichen Versammlungen bei, in denen Fragen, das Gemeinwohl betreffend, verhandelt wurden; aber er redete nicht mehr und saß, selbst während der aufgeregtesten Sitzungen, still und theilnahmslos auf seinem Platze. Er hatte Herrn James Webster gebeten, unter der Hand bekannt zu machen, daß er es vorzöge, nicht mehr zu präsidiren; er habe ein leichtes Halsleiden, das ihm das Sprechen erschwere. Seine lauten, zu Zeiten auch etwas rauhen Genossen verstanden seinen Wunsch, als ob sie feine Staatsmänner gewesen wären. Herr Cooper wohnte den Versammlungen anscheinend vollständig unbemerkt bei.

Einige seiner genauern Bekannten, die wie alle andern sahen, was der arme, in seinem Stolze gekränkte Mann litt, hatten ihn zu vertraulichen Mittheilungen veranlassen wollen, in der Absicht, ihm zu Hülfe zu kommen. Cooper hatte nie reagirt und die Unterhaltung stets sofort auf einen andern Gegenstand gelenkt. James Webster hatte ihm eines Tages

*) Der Quai und gleichzeitig die vornehmste Straße in Yokohama.

**) Vorstadt von Yokohama, wo viele Fremde Sommerwohnungen besitzen, und die Miethen verhältnißmäßig billig sind.

***) Japanesischer Diener.

Digitized by Google

nach langem Grübeln mit der eigenthümlich amerikanischen Gleichgültigkeit im Tone gesagt:

„Sie wissen, Herr Cooper, daß Sie sich nicht zu geniren brauchen, wenn Sie einen Vorschuß auf Ihr Gehalt entnehmen wollen. Sie haben sich drei Jahre bei mir gebunden, und es ist mir verdammt gleichgültig, ob Sie, was ich Ihnen für Ihre Arbeit schuldig bin, heute aus der Kasse nehmen oder an dem Tage, wo Ihr Contract mit mir abläuft."

Herr Cooper hatte darauf geantwortet: „Vielen Dank; aber ich glaube, es ist regelmäßiger, wenn ich mein Gehalt nicht pränumerando erhebe. Ich bin, den Jahren nach, der Aelteste in Ihrem Geschäfte, und es ist meine Pflicht, den jungen Leuten mit einem Beispiel von Ordnung und Pünktlichkeit voranzugehen."

Mit diesen Worten hatte sich Herr Cooper wieder hinter seine großen Bücher gesetzt. Webster, der ihn verstohlen beobachtete, sah, wie es in dem Gesichte zuckte und arbeitete. Cooper räusperte sich mehrere Male laut; spitzte den Mund und zog die Wangen ein, gleichsam als versuche er die innere Seite derselben mit den Zähnen zu fassen; und schluckte nervös, wie dies seit einiger Zeit seine Gewohnheit war, wenn irgend eine Anspielung auf seine Verhältnisse gemacht wurde; — aber er sagte kein Wort weiter. Webster rieb sich die Hände und pfiff ein amerikanisches Lied vor sich hin. Nach einer Weile zuckte er ärgerlich die Achseln, stieß halblaut ein „Damn it" aus, und verließ das Comptoir. — Cooper sah ihm lange nach; nickte mehrere Male langsam mit dem Kopfe; zog ein Taschentuch heraus, schneuzte sich heftig, seufzte tief und machte sich dann wieder an seine Arbeit.

Robert E. Cooper jun. war seit dem Unglück, das ihn getroffen hatte, ein stiller, alter Mann geworden. Er ging noch gerade, festen Schrittes wie früher, aber er trug das Haupt gesenkt, den Blick zu Boden gerichtet. Sein braunes Haar war grau geworden und lag spröde an den durchsichtigen, knochigen Schläfen. — Nach einem Jahre fing er an zu kränkeln; und eines Morgens, als Webster in das Comptoir trat, fand er den Schemel am Buchhalterpulte leer. Gleich darauf trat Coopers japanesischer Diener in das Zimmer und überreichte einen Brief von seinem Herrn. Derselbe besagte in wenigen Zeilen, daß der Schreiber sich unwohl fühle und dadurch verhindert sei, heute im Geschäfte zu erscheinen.

Webster begab sich sofort auf „den Hügel". Er fand Cooper in schneeweißen Pudjamas*) auf der Veranda sitzend, mit einem solide eingebundenen englischen Klassiker in der Hand. Er erhob sich schwerfällig, bat seinen Besucher, Platz zu nehmen, und antwortete ihm auf die Frage nach seinem Befinden, er fühle sich etwas angegriffen und der Doctor habe ihm befohlen, das Zimmer zu hüten. Neben ihm, auf einem kleinen Tische, stand eine große Medicinflasche, aus der er, mit dem Glockenschlage zehn, zwei Theelöffel voll einnahm. Er sagte dabei: „Ich habe niemals begreifen und billigen können, daß sich Aerzte auf einem Recepte eines so unzuverlässigen Maßes wie «ein Löffel voll» bedienen. Als ob es nicht große und kleine Eß- und Theelöffel gäbe."

Cooper erschien auch während der nächstfolgenden Tage nicht auf dem Comptoir. Webster besuchte ihn regelmäßig und blieb gewöhnlich eine gute Stunde bei ihm. Dann sprach Cooper mit schwacher Stimme von den Aussichten der Seiden- und Theeernte; von der zunehmenden Quantität des im Laufe des Jahres in China importirten Opiums, von Chaucer, Spenser, Shakespeare, Milton, Goldsmith, Samuel Johnson und Walter Scott und von den politischen Ereignissen in Europa. Ueber sein Befinden gab er in wenigen Worten Auskunft. Seiner Verhältnisse erwähnte er mit keiner Silbe.

Der Doctor, den Webster consultirt hatte, um etwas Genaueres über Coopers Gesundheitszustand zu erfahren, schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich glaube," sagte er geheimnißvoll und traurig, „unser armer Freund stirbt an gebrochenem Herzen."

„Mann! Was sagen Sie da?" fuhr Webster auf. „Was soll ihm das Herz gebrochen haben? Er hat sein Vermögen verloren und schuldet vielleicht noch ein paar Tausend Dollars; aber der kleine Mann hat zu viel Muth, als daß ihn das zu Boden geschlagen haben könnte."

„Er ist seit einem Jahre ein anderer Mensch," antwortete der Doctor. „Er hatte eine starke Constitution; jetzt hat er alle Lebenskraft verloren; er leidet nicht an einer klar ausgesprochenen Krankheit; er ist wie ein Greis von siebenzig Jahren. Ich kenne ihn genauer als irgend einen meiner Patienten. Er hat immer gern unter ärztlicher Behandlung gestanden, selbst als er noch frisch und gesund war. Ich sehe, wie er sich aufzehrt, und ich fürchte, es geht nun zu Ende mit ihm."

Als Webster am nächsten Morgen zu Cooper kam, lag dieser noch im Bette. Webster setzte sich an das Lager, und nachdem er eine Weile von allerhand gleichgültigen Dingen gesprochen hatte, sagte er plötzlich:

„Cooper, alter Mann, haben Sie Geldsorgen?"

„Nicht die geringsten," antwortete der Kranke. „Meine Gläubiger haben mir sogar mehr Zeit bewilligt, als ich zu gebrauchen hoffe. Ich denke, noch vor Ablauf meines Contracts mit Ihnen meine sämmtlichen Schulden getilgt zu haben."

„Cooper, wollen Sie Geld haben?"

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Webster. Sie sind sehr freundlich. Ich danke Ihnen ... Muß die Post aus Shanghai nicht heute ankommen? ... Ich danke Ihnen, Herr Webster."

Webster verstand sich nicht auf diplomatische Feinheiten. Er sah, daß der kranke Mann, dem er gern geholfen hätte, kein Geld von ihm annehmen wollte, und er wußte nicht, wie er es ihm aufdringen sollte.

„Wenn Sie jemals einer Anleihe bedürfen," sagte er, „so stehe ich mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung, Herr Cooper."

Cooper nickte nur.

„Ja, die Shanghaipost mit der Europamail ist heute fällig," fuhr Webster fort.

Sie kam in der That im Laufe des Tages an und brachte Cooper unter Anderem einen Brief von Erasmus Gardener, in dem dieser ihm anzeigte, daß er London in vierzehn Tagen zu verlassen beabsichtige, um nach Japan zurückzukehren. Er hoffte, Herrn Cooper in guter Gesundheit anzutreffen, und zeichnete sich sein „aufrichtig ergebener".

Die zwei Wochen gingen rasch dahin. Herr Cooper hatte sein Schlafzimmer nicht wieder verlassen; aber sein Bett war so weiß und kokett, wie das einer jungen Wöchnerin. Er lag auf demselben in halb sitzender Stellung, die durchsichtigen kleinen Hände steif und still auf der Decke ruhend, und die seidene chinesische Schlafjacke so makellos rein und frisch, als wäre sie in der Minute aus dem Wäscheschrank genommen worden.

Es war ein lauer Septemberabend. Die Fenster des Krankenzimmers standen offen. Man hörte das Rauschen der alten Bäume, die das Haus umstanden; aus der Ferne ertönte das kurze Schreien und Rufen der Fischer, die mit ihren schweren Junken unten auf dem Meere vor dem steilen, felsigen Ufer vorbeizogen. In einer benachbarten Villa spielte ein japanesisches Mädchen die Koto*) und sang dazu. All' diese Laute verschmolzen sich harmonisch zu einer friedlichen, einschläfernden Melodie. Eine eigenthümliche, schwere Müdigkeit überkam Cooper. Er schloß die Augen. — Da erscholl laut schneller Hufschlag und verstummte plötzlich wieder. Ein Pferd hatte vor der Thür der Villa gehalten. Eine halbe Minute später trat der japanesische Diener in das Krankenzimmer und fragte, ob „der Herr" Herrn Gardener empfangen wolle.

„Ich bitte ihn einzutreten," antwortete Cooper.

„Ich bedaure sehr, Sie leidend zu sehen," sagte Gardener,

*) Seidene, chinesische Beinkleider, die im Osten, auch von Fremden, allgemein getragen werden, besonders als Theil des Morgen- und Nachtanzuges.

*) Japanesische Cither.

Digitized by Google

sich dem Bette nähernd. „Wie befinden Sie sich heute, Herr Cooper?"

„Ich bin etwas angegriffen," erwiederte der Kranke. „Wie geht es Ihnen? Lassen Sie sich betrachten." Er musterte die jugendliche, kräftige Gestalt aufmerksam. Dann sagte er mit einem sanften Lächeln: „Sie sehen gut aus. Das freut mich."

Gardener hatte Webster gleich nach seiner Ankunft gesehen und war mit einer ganz bestimmten Absicht zu Cooper gekommen.

„Herr Cooper," begann er schnell und entschlossen, wie Einer, der sich nicht unterbrechen lassen und das aussagen will, was er zu sagen hat, „entschuldigen Sie, wenn ich, ohne Ihre Aufforderung, über Ihre Angelegenheiten spreche. Ich bin ein reicher Mann. Ich verfüge über das ganze Vermögen meines verstorbenen Vaters. Ich bin nach Yokohama zurückgekehrt, in der Absicht, einen Theil meines Kapitals hier anzulegen. — Herr Cooper, ich weiß, daß Sie noch einige Gläubiger haben. Gestatten Sie mir, Ihre Lage zu vereinfachen. Lassen Sie mich Ihr einziger Gläubiger werden; verfügen Sie bei mir über die Summe, die Sie gebrauchen, um Ihre sämmtlichen Schulden zu decken. Thuen Sie es mir zu Gefallen, Herr Cooper ... Cooper, behandeln Sie mich wie einen Freund. Ich biete Ihnen nichts an, was nicht jeder Ehrenmann von einem Freunde annehmen darf: ein Darlehen, das Sie mir wiederbezahlen können, und das ich Ihnen vorschießen kann, ohne dadurch im Geringsten incommodirt zu werden. — Herr Cooper, hören Sie mich?"

Cooper lag ganz still; aber Erasmus Gardener sah im Dämmerlichte, wie große, helle Thränen auf die abgemagerten Wangen fielen und langsam hinabrollten.

„Herr Cooper, wieviel schulden Sie noch?"

„Erasmus Gardener," sagte Cooper mit kaum vernehmbarer Stimme, „Sie sind ....", er stockte, als suche er einen Ausdruck, „Sie sind ein Gentleman."

„Herr Cooper, wieviel schulden Sie noch?"

„7560 Dollars, nebst Zinsen à 6% per annum, seit dem 1. April a. c."

„Wollen Sie mir gestatten, Ihnen diesen Betrag zum selben Zinsfuße zu leihen?"

„Welche Sicherheit kann ich Ihnen dafür bieten?"

„Cediren Sie mir die Hälfte ihres Gehaltes bei James Webster, der bereit ist, einen neuen Contract für drei Jahre mit Ihnen zu machen, und der, in Anbetracht der Dienste, die Sie ihm leisten, Ihr Gehalt auf 5000 Dollars zu erhöhen wünscht. Das macht Sie in drei Jahren gerade quitt mit mir."

„Ohne die Zinsen."

„Auch für die Zinsen will ich Sicherheit von Ihnen nehmen, wenn Sie es verlangen, obgleich mir das unnöthig erscheint."

„Ich könnte Ihnen, ohne mich einzuschränken, jährlich 3000 Dollars in dreimonatlichen Raten à 750 Dollars abbezahlen."

„Das genügt, genügt vollkommen, lieber Herr Cooper."

Cooper lag lange Zeit, in tiefem Nachsinnen versunken, da. Dann wiederholte er: „Herr Erasmus Gardener, Sie sind ein Gentleman."

Am nächsten Morgen hatte sich Gardener einen Schreibtisch in das Krankenzimmer bringen lassen, und saß an demselben, ein aufgeschlagenes Conto-Current-Buch neben sich, eifrig damit beschäftigt, ein halbes Dutzend Briefe zu schreiben, die an Coopers Gläubiger gerichtet waren und sämmtlich nach ein und demselben, von diesem dictirten Entwurf verfaßt waren. Cooper lag in chinesischem Nachtanzuge auf einem großen Bambussessel.

Nachdem die Briefe geschrieben und von Cooper durchgelesen, genehmigt und unterzeichnet waren, eilte Gardener von „dem Hügel" nach der Stadt und kehrte im Laufe des Nachmittags zu seinem Freunde zurück. Er überreichte diesem sechs Sichtwechsel der „Oriental-Bank-Corporation" auf London zum Gesammtbetrage von 7786 Dollars 80 Cents, genau die Summe, welche Cooper für Kapital und Zinsen am kommenden 1. October, dem muthmaßlichen Datum der Ankunft der Post in London, dort schuldig war.

Cooper zeichnete die Wechsel, nachdem Gardener dieselben in schöner, deutlicher Handschrift indossirt hatte. Dann fragte der Kranke nach dem Document, welches er Gardener ersucht hatte, aufsetzen zu lassen, und in dem er sich verpflichten wollte, diesem die Summe von 7786 Dollars 80 Cents nebst Zinsen, à 6% p. a., in Verlauf von drei Jahren in zwölf gleichen Raten zurückzuzahlen.

„Webster wird es heute Abend vor dem Essen heraufbringen," sagte Gardener.

Damit war Cooper einverstanden; und dann begann er langsam, mit etwas schwerer Zunge, von „Altengland" und den „alten Leuten zu Hause" zu sprechen. Von dem soeben abgeschlossenen Geschäfte sprach er kein Wort mehr; aber verschiedene Male nahm er die nun verschlossenen Briefe, die neben ihm lagen, auf und ließ sie, die mit besonderer Sorgfalt geschriebenen Adressen lesend, langsam durch seine Finger gleiten.

Gegen sechs Uhr erschien Webster. Sobald er Cooper begrüßt hatte, zog er ein auf dickem, blauen Papier geschriebenes, mit rothem Band zusammengeheftetes Schriftstück aus der Tasche und sagte:

„Hier ist das Document. Zeichnen Sie es, alter Mann; und dann verjagen Sie die ganze Geschichte vorläufig aus Ihrem Kopfe und machen Sie sich deswegen keine Sorgen mehr."

Er reichte Cooper das Document und eine Feder. — Dieser nahm das Schriftstück, aber er wehrte die Hand, welche die Feder hielt, sanft ab.

„Rollen Sie den Stuhl etwas näher an das Fenster," sagte er mit tonloser Stimme. „Es ist hier zu dunkel."

Webster und Gardener sahen sich bestürzt an; dann beeilten sie sich, den Wunsch des Kranken zu erfüllen.

„Es ist stets mein Grundsatz gewesen," fuhr Cooper leise, feierlich fort, „nie ein Schriftstück zu zeichnen, ohne es vorher durchgelesen zu haben."

Darauf hielt er das Papier gegen das Licht und begann zu lesen. Das Document war von einem Juristen nach der Regel aufgesetzt worden und enthielt gewisse, in der Gesetzsprache von England allein noch gebräuchliche, alte, schwere, volltönende Ausdrücke. Man sah an der Bewegung der weißen, stummen Lippen, daß Cooper jedes Wort, ohne eine Silbe zu überspringen, las.

Es war todtenstill im Sterbezimmer.

Nach einer langen Weile sagte Cooper: „Das ist in Ordnung ... Eine Feder, Herr Webster."

Sie wurde ihm gereicht. Er nahm sie mit der linken Hand, legte sie unbeholfen in die rechte, machte eine große Anstrengung und zeichnete mit undeutlichen Buchstaben: „Robert E. Cooper jun."

Dann ließ er die rechte Hand sinken. Die Feder fiel geräuschlos zu Boden. Er lehnte sich in den Sessel zurück; und mit einem unendlich sanften Lächeln auf dem friedlichen Gesichte, flüsterte er: „Das ist in Ordnung ... ganz in Ordnung ... Sie nehmen die Briefe für mich zur Post. Ich kann heute nicht mehr ausgehen. Ich fühle mich etwas müde ... und möchte nun ruhen."

Die Actenfälschung im Processe gegen Galileo Galilei.

I.

Die Geschichte Galileis und der gegen ihn geführten Verhandlungen ist vielfach seit den vierziger Jahren in gelehrten Kreisen der Durcharbeitung unterzogen worden unter Benutzung von mehr und mehr sich ansammelnden zuverlässigen Quellen. Derselbe Stoff hat sich namentlich in Deutschland und Italien auch bei dem größeren Leserkreise Bürgerrecht erworben, in Deutschland seit Karl von Gebler es verstand, in seinem Galileo Galilei und die römische Curie ein Buch zu schreiben, breit genug angelegt, um einen in die Augen springenden Band von 27 Druckbogen zu füllen, und doch nicht den Leser im Actenstaube erstickend, schön genug stilisirt, um als leichte Kost verdaut zu werden, und doch des wissenschaftlichen Inhaltes keineswegs entbehrend, fesselnd wie ein Roman und doch nicht der Phantasie des Verfassers entsprungen. Gegen Mitte März

Digitized by Google

1876 verließ das Gebler'sche Werk die Presse, und da die Liebenswürdigkeit des Verfassers uns sogleich in Besitz eines der ersten Exemplare setzte, so waren wir in der Lage, bereits am 2. und 3. April in der „Allgemeinen Zeitung" darüber berichten und die Aufmerksamkeit des Publicums darauf lenken zu können. Das günstige Urtheil, welches wir damals aussprachen, blieb keineswegs vereinzelt. Tagesblätter, Wochenschriften, Monatshefte, deren Zahl in Deutschland Legion ist, haben nach uns, und sämmtlich in demselben anerkennenden Tone wie wir, ihr Urtheil abgegeben, ja wir wissen nicht, ob zu jener Zeit nicht auch in diesen Blättern eine Besprechung erschienen sein mag?

Anderthalb Jahre sind seitdem verflossen, und das damals verarbeitete und allein verarbeitbare Material hat weiteren Zuwachs erlangt. Italienische Schriftsteller haben, wie Sante Pieralisi, wichtige noch unbekannte Briefe, wie Domenico Berti, die gleichfalls noch unbekannten Gutachten der Consultatoren der heiligen Inquisition, welchen Galileis Dialoge 1633 zur Prüfung unterbreitet worden waren, veröffentlicht, ja Berti hat dies in einem Buche gethan, das mit pomphaftem Titel den Anspruch erhob, zum ersten Male die Originalacten der Galileiprocesse mitzutheilen. Ohne Bertis Verdiensten zu nahe treten zu wollen, müssen wir im Abrede stellen, daß jene Ankündigung erfüllt worden wäre. Was Berti zum Drucke beförderte, war einestheils keineswegs durchgängig neu und vor ihm noch nicht veröffentlicht, waren anderntheils keineswegs die ungeschmälerten unveränderten Acten jener berühmten Rechtsfälle. Es fehlte nicht blos manches Document, es fehlte, was zu einer Veröffentlichung von Acten unbedingt gehört, eine hinreichend deutliche Beschreibung der sie bildenden Einzelstücke, über deren Ursprung, über deren Entstehungszeit, mit einem Worte über deren geschichtlichen Werth man nur mit Hülfe einer solchen Beschreibung ein unabhängiges Urtheil sich zu bilden im Stande ist.

Den letzten Wochen war es vorbehalten, endlich diesen wichtigen Nachtrag zu liefern. Mag die vielseitig unliebsam empfundene Veröffentlichung jenes Werkes: „Il processo originale di Galileo Galilei publicato per la prima volta da Domenico Berti" mittelbar den Anstoß gegeben haben, mag spät das Bewußtsein im Vaticane wach geworden sein, daß keine Wahrheit so schlimm ist, als die bei Verhüllung der Wahrheit möglichen Verdächtigungen, jedenfalls geschah nunmehr das ganz Unerwartete, das, was wir selbst vor Jahresfrist für einfach undenkbar erklärt haben würden: Zwei Gelehrten, einem Franzosen und einem Deutschen, wurde von der römischen Curie gestattet, eine so genaue Veröffentlichung der Proceßacten zu veranstalten, als sie nur immer wünschen mochten, eine Erlaubniß, welche um so schwerer wiegt, als sie zwei Männern zu Theil ward, die, mit der Galilei-Literatur und mit den Fragen, welche bisher die Forschung gestellt hatte, gründlich bekannt, durchaus in der Lage waren, die Gunst des Augenblickes vollauf auszunutzen.

In welcher Weise Henri de L'Epinois seiner Aufgabe gerecht wurde, können wir aus eigener Anschauung nicht sagen, da uns seine „Pièces du Procès de Galilée précédées d'un avant-propos", welche mit einer Widmung an den Erzbischof von Bourges versehen sind und den immerhin bedeutungsvollen doppelten Druckort: Rom und Paris an der Stirne tragen, nicht unter die Augen gekommen sind. Uns liegt nur der Band vor, welchen Karl von Gebler als zweiten Theil seines oben erwähnten vorjährigen Werkes bezeichnet hat, und welchem er daneben den besonderen Titel gab: „Die Acten des Galilei'schen Processes nach der Vaticanischen Handschrift herausgegeben".

Geblers Band erschien nach dem von L'Epinois. Letzterer hat noch Verwerthung finden können, indem Gebler seine bereits nach den Originalacten revidirten Druckbogen wiederholt mit dem Drucke von L'Epinois verglich und bei jeder Verschiedenheit der Lesarten unter nochmaliger Benutzung der Acten und in deren Gegenwart die letzte Entscheidung traf. Bei solcher Sorgfalt der Correctur dürfen wir wohl Geblers Ausgabe als unbedingt zuverlässig betrachten, hinreichend, um uns in mehrfacher Hinsicht die handschriftlichen Acten zu ersetzen.

Ersetzen wird uns der vorliegende Band die Acten unbedingt so weit es um den eigentlichen Wortlaut sich handelt, namentlich dadurch, daß Gebler mit vollem Rechte der vielfach wechselnden Recht- und Falschschreibung der Handschrift sich streng anpaßte, daß er ebenso die Lesezeichen in der gleichen grundsatzlosen Weise wie dort bald setzte, bald wegließ, daß er endlich sich untersagte, die häufigen Abkürzungen aufzulösen, sich damit begnügend, durch unter den Text gesetzte Anmerkungen dem Leser eine Aufgabe zu erleichtern, welche ohnedies für Jemand, der irgendwie Handschriften aus den letzten drei Jahrhunderten benutzen zu müssen gewohnt ist, nur geringe Schwierigkeit besitzt.

Ersatz für die Handschrift bietet die Gebler'sche Ausgabe nach in einer zweiten hochwichtigen Beziehung. Wir sind vielleicht berechtigt, bei unseren Lesern als bekannt vorauszusetzen, daß der Verdacht der Fälschung auf einigen von den bedeutsamsten Actenstücken ruht, darauf geworfen durch gleichzeitig vor sieben Jahren angestellte, von einander unabhängige, in den Endergebnissen fast wunderbar zusammentreffende Forschungen eines deutschen und eines italienischen Gelehrten, Emil Wohlwill in Hamburg, Silvestro Gherardi in Florenz. Um sich nun ein eigenes Urtheil über die gegenwärtig von den meisten Gelehrten anerkannte, von einigen abgeleugnete etwaige Fälschung zu bilden, muß man in erster Linie wissen, was auf jeder einzelnen Actenseite, auf jeder einzelnen Zeile derselben steht, welche Theile von Seiten oder ganze Seiten leer geblieben sind, ob die Acten aus Einzelblättern oder aus mit einander zusammenhängenden Blattlagen bestehen, und wenn letzteres, welche Blätter es sind, die der Art zusammenhängen. Ueber alle diese Fragen gibt der Gebler'sche Druck die vollständigste Auskunft, an deren Zuverlässigkeit zu zweifeln wir bei der schon gemeldeten Vorsicht, mit welcher Herr von Gebler selbst vorgegangen zu sein versichert, auch nicht den leisesten Grund haben. Der Schluß einer jeden Zeile ist durch einen einfachen, der Schluß einer jeden Seite durch einen doppelten senkrechten Strich bemerklich gemacht, eine Kennzeichnung, die jedem Freunde seltener Druckausgaben schon aus Antiquariats- und Versteigerungsverzeichnissen sattsam geläufig ist. Die Benennung der betreffenden Seite ist jedesmal am Rande angegeben. Freilich wuchsen dadurch, ebenso wie durch die vielen senkrechten Striche, durch die Abkürzungen, durch Anmerkungen unter den Text, durch aus mancherlei hier nicht näher zu schildernden Gründen nothwendige Abwechselung in den Typen die Schwierigkeiten der eigentlichen Druckgebung in's Ungemessene, und wir erfüllen nur eine Pflicht, wenn wir erklären, daß die J. G. Cotta'sche Buchdruckerei in Stuttgart durch die Art, wie sie jene Schwierigkeiten meisterte, sich selbst ein glänzendes Zeugniß hervorragender Leistungsfähigkeit ausgestellt hat. Den Zusammenhang der Blattlagen konnte freilich der Druck nicht darstellen. Ihn erläutert aber ein besonderes Verzeichniß, welches 4 Seiten des Vorberichtes erfüllt (S. XVI—XIX), und für welches man Herrn von Gebler nicht dankbar genug sein kann, da es ganz allein uns befähigt, eine Reihe von Fragen zu erledigen oder ihre Beantwortung auf die anderer neuer Fragen zurückzuführen. Wenn z. B. aus irgend einem Grunde die Echtheit der Blätter 452 und 453 angezweifelt wird, wenn die Vermuthung obwaltet, es seien diese Blätter später, gleichgültig wann, an die Stelle anderer absichtlich vernichteter getreten, wenn wir sodann aus der Gebler'schen Uebersicht entnehmen, daß 452 mit 414, daß 453 mit 413 zusammen je eine Blattlage bildet, wenn ferner die Blätter 413, 414 selbst mit Schrift erfüllt sind, so bleibt nur eine dreifache Möglichkeit: entweder müssen auch 413 und 414 gefälscht, d. h. nachträglich, wenn auch in buchstäblicher Uebereinstimmung mit den früheren Blättern 413 und 414 eingeschoben sein, und die Entscheidung darüber wird vielleicht durch Schriftvergleichung mit Blatt 415 sich treffen lassen, insbesondere wenn es ein und derselbe Gegenstand ist, über welchen die Blätter 413, 414, 415 sich verbreiten, etwa ein und dasselbe Verhör, während dessen der Schriftführer doch wohl nicht gewechselt haben wird; oder zweitens 452 und 453 sind trotz aller auf ihnen ruhenden Verdachtgründen doch echt nach Papier und Inhalt; oder drittens die Blätter 452 und 453 sind als

Digitized by Google

solche echt, waren aber zur Zeit als die Acten entstanden unbeschrieben gelassen und wurden gerade deshalb später zur Fälschung, die man beabsichtigte, benutzt. Auch in diesem Falle werden mannichfache Schriftvergleichungen erforderlich sein, um die letzte Entscheidung zu treffen, Schriftvergleichungen, deren Zielpunkte wir nicht genau anzugeben im Stande sind, weil eben das Beispiel, das wir hier vorführten, das Verhör Galileis vom 21. Juni 1633 betrifft, welches erst ganz neuerdings in einer äußerst scharfsinnigen Weise durch denselben Forscher*) bemängelt worden ist, der schon 1870 so große Verdienste um die Galileiliteratur sich erworben hat, während anderweitige Untersuchungen von Männern, die in Rom waren, über diesen Punkt noch nicht angestellt sind.

Nur in Rom nämlich, d. h. der Handschrift gegenüber, werden solche neue Zweifel ihre Erledigung finden, und für ihre Entscheidung wird eine Druckausgabe niemals genügen. Man kann ja dem Drucke einen umfassenden, gründlich bearbeiteten Vorbericht vorausschicken, man kann Photographien besonders wichtiger Blätter beigeben. Aber welcher Verleger wird sich entschließen, sämmtliche Acten lichtbildlich herzustellen? Welcher Herausgeber kann über Probleme Auskunft geben, die ihm als Probleme noch unbekannt waren? Wir glauben auf beide Fragen die gleiche Antwort geben zu können: Keiner!

Und nachdem wir nun vorausgeschickt haben, was die Acten des Galilei'schen Processes nach der Vaticanischen Handschrift herausgegeben zu leisten im Stande sind, was nicht, sehen wir einmal an einem einzelnen Punkte zu, was sie in Verbindung mit dem Gebler'schen Vorberichte wirklich leisten. Wir wählen dazu die Erörterung der Aufzeichnungen vom 25. und 26. Februar 1616, wozu uns ebensowohl die allgemein anerkannte hervorragende Wichtigkeit dieser Aufzeichnungen veranlaßt, als der eigenthümliche Umstand, daß wir auf Grundlage Gebler'scher Angaben zu den entgegengesetzten Folgerungen gelangen wie ihr Verfasser selbst. Herr von Gebler, früher von der Fälschung dieser Aufzeichnungen, oder eines Theiles derselben überzeugt, erklärt jetzt, daß sich der Verdacht einer nachträglichen Entstehung derselben gegenüber der äußeren Beschaffenheit dieser Annotation als nicht stichhaltig erwiesen hat. Wir sind heute fester als je von der Thatsache der Fälschung überzeugt, wir glauben Rechenschaft darüber ablegen zu können, in welcher Weise der Fälscher vorgegangen sein kann.

Wir sprechen hier fortwährend von Fälschung und haben weiter oben die Berechtigung uns zugeschrieben, annehmen zu dürfen, es sei allgemein bekannt, daß dringender Verdacht gegen gewisse Actenstücke des Galilei'schen Rechtshandels obwalte. Wir würden doch wohl zu weit gehen, wenn wir gleichfalls zu den als bekannt voraussetzbaren Dingen rechnen wollten, welche Actenstücke solchem Verdachte unterworfen sind. Wir müssen vielmehr die kleinere Sünde, manchem Leser für ihn längst Dagewesenes zu wiederholen, der größeren vorziehen, den meisten Lesern unverständlich zu bleiben. Wir müssen in aller Kürze berichten, um was es sich eigentlich handelt.

II.

Zwei Rechtshändel wurden gegen Galilei geführt, beide in engster Abhängigkeit von einander. Ob der erste derselben im Jahre 1616 so oder so endete, hat nicht blos für sich eine gewisse geschichtliche Bedeutung. Von seinem Ausgange hing es wesentlich ab, ob 1632 ein neues Verfahren gegen Galilei zu einer Verurtheilung führen, ob es gar eingeleitet werden konnte.

Der Proceß von 1615 bis 1616, durch eine geheime Anklage ketzerisch-philosophischer und astronomischer Meinungen Galileis von Seiten eines gewissen Pater Lorini veranlaßt, eine Stütze findend in dem Verhöre eines Pater Caccini, der „zur Entlastung seines Gewissens" eigens und aus eigenem Willen nach Rom gekommen war, des Weiteren fußend auf einem Gutachten theologisch gelehrter Männer, welche den Himmel so sehr in Pacht genommen hatten, daß sie auch für die Erklärung der Erscheinungen am Himmel sich befähigt glaubten, schloß öffentlich mit dem berüchtigten Decrete vom 5. März 1616, welches das unsterbliche Meisterwerk des Kopernikus, nachdem es volle 73 Jahre ohne staatlichen oder kirchlichen Widerspruch ungehinderte Verbreitung gefunden hatte, bis zur Abänderung verbot, einige andere bestimmt genannte, den gleichen Gegenstand behandelnde oder streifende Schriften ein- für allemal unterdrückte. Die verlangten Abänderungen im Kopernikanischen Werke, welche am 15. Mai 1620 der Welt verkündigt wurden, bestanden darin, daß die Doppelbewegung der Erde um die eigene Axe und um die als im Mittelpunkt des Universums ruhend angenommene Sonne nur als Vermuthung, als mathematischer Behelf für die Rechnung, nicht als wirkliche Lehre vorgetragen wurde.

Der Name Galileis kommt in dem Decrete vom 5. März 1616 gar nicht vor. Seine bis dahin gedruckten Schriften waren nämlich kirchlich unanfechtbar, selbst im Sinne des Decretes vom 5. März, und demgemäß nicht zu verbieten. Ein allerdings sehr verfänglicher Brief Galileis an seinen Freund und Schüler Castelli lag nur in durch Lorini eingesandter Abschrift vor. An Versuchen, das Original des Briefes zu erhalten, ließ man es nicht fehlen, aber sie mißlangen, und auf eine unbeglaubigte, auf Schleichwegen erlangte Abschrift hin, konnte man dem Briefschreiber persönlich umsoweniger etwas Ernstliches anhaben,. als ja bis dahin die Kopernikanische Weltanschauung noch nicht als ketzerisch galt. Oeffentlich wußten daher wohl die Allerwenigsten, daß gegen Galilei, der seit Ende 1615 sich in Rom anwesend befand, aber, wie wir beiläufig bemerken, damals nicht ein einziges Mal von dem Inquisitionsgerichte vernommen worden ist, überhaupt ein Verfahren anhängig gewesen war. Ein geheimer Abschluß fand allerdings auch ihm gegenüber statt.

Nach einem 1870 durch Gherardi veröffentlichten Geheimprotokolle aus den sogenannten Decreten der Inquisition berichtete Cardinal Bellarmino unter dem 3. März 1610: „Daß der Mathematiker Galileo Galilei ermahnt worden sei, die bis dahin von ihm festgehaltene Meinung, die Sonne sei das Centrum der Himmelskugel und unbeweglich, die Erde hingegen beweglich, aufzugeben, und daß er sich dabei beruhigt habe."

Genau ebenso schilderte derselbe hochgestellte Geistliche das Ereigniß in einem Zeugnisse, welches er am 26. Mai 1616 dem Galilei ausstellte, also muthmaßlich Tag für Tag drei Monate nach der Unterredung, welche in Frage kommt. Der Wortlaut jenes Zeugnisses ist folgender: „Wir, Robert, Cardinal Bellarmino, da wir vernommen, daß dem Herrn Galileo Galilei verleumderisch angedichtet worden sei, in unsere Hand abgeschworen und infolge dessen heilsame Bußen erlitten zu haben, erklären, um Bezeugung der Wahrheit ersucht, hiermit, daß obgenannter Herr Galileo weder in unsere noch in eines Anderen Hand, in Rom so wenig als an einem anderen Orte, soviel wir wissen, irgend eine seiner Meinungen oder Lehren abgeschworen, noch irgend eine heilsame Buße auferlegt erhalten habe, sondern nur, daß ihm die von unserem Herrn abgegebene und von der heiligen Congregation des Index publicirte Erklärung mitgetheilt worden sei, laut welcher die dem Kopernikus zugeschriebene Lehre, daß die Erde sich um die Sonne bewege und die Sonne im Centrum der Welt stehe, ohne sich von Ost nach West zu bewegen, der heiligen Schrift zuwider sei, und deshalb weder vertheidigt noch festgehalten werden dürfe. Und zur Beglaubigung dessen haben wir Gegenwärtiges eigenhändig geschrieben und unterzeichnet am 26. Mai 1616. Wie oben Robert Cardinal Bellarmino."

Diesen beiden Darstellungen lassen wir unmittelbar den Wortlaut der vaticanischen Handschrift der Acten in eben so getreuer Uebersetzung wie die der vorhergehenden Schriftstücke folgen:

„Donnerstag, 25. Februar 1616.

Der durchlauchtigste Cardinal Mellino hat den ehrwürdigen Herrn Assessor und Commissär des heiligen Officiums notificirt, daß nach abgegebenem Gutachten der Patres Theologen über

*) Ist Galilei gefoltert worden? Eine kritische Studie von Emil Wohlwill. Leipzig 1877, Verlag von Duncker und Humblot. XI, 192 Seiten.

Digitized by Google

die Behauptungen des Mathematikers Galilei, insbesondere daß die Sonne das Centrum der Welt und ohne örtliche Bewegung sei, daß aber die Erde und zwar auch in täglicher Drehung sich bewege, Se. Heiligkeit dem durchlauchtigsten Cardinal Bellarmino befohlen habe, den genannten Herrn Galilei vor sich zu rufen und zu ermahnen, die gedachte Meinung aufzugeben; falls er sich zu gehorchen weigern würde, solle ihm der Pater-Commissär in Gegenwart von Notar und Zeugen den Befehl ertheilen, sich durchaus zu enthalten, solche Lehre und Meinung zu lehren oder zu vertheidigen; wenn er sich aber dabei nicht beruhigte, so sei er einzukerkern.

Freitag, am 26. desselben.

In dem vom durchlauchtigsten Herrn Cardinal Bellarmino bewohnten Palast, und zwar in dessen Privatgemächern, hat derselbe durchlauchtigste Herr Cardinal, nachdem obgenannter Galilei vorgeladen und vor Sr. Gnaden erschienen war, in Gegenwart des hochwürdigen Bruders Michael Angelo Seghitius de Lauda vom Predigerorden, des Generalcommissärs des heiligen Officiums vorgenannten Galilei ermahnt, daß er den Irrthum vorgedachter Meinung aufgebe, und gleich darauf, ohne Unterbrechung in meiner und der Zeugen Gegenwart, im Beisein desselben durchlauchtigsten Cardinals, hat der obgenannte Pater-Commissär dem gedachten noch dort anwesenden und vorgeladenen Galilei im Namen Seiner Heiligkeit des Papstes und der ganzen Congregation des heiligen Officiums vorgeschrieben und befohlen die obenbesagte Meinung: daß die Sonne das Centrum der Welt und unbeweglich sei, die Erde hingegen sich bewege, ganz und gar aufzugeben, und dieselbe fernerhin weder in irgend einer Weise festzuhalten noch zu lehren oder zu vertheidigen durch Wort oder Schrift, widrigenfalls werde gegen ihn im heiligen Officium vorgegangen werden; bei welchem Befehl derselbe Galilei sich beruhigt und zu gehorchen versprochen hat. Worüber u. s. w. verhandelt zu Rom, wie oben in Gegenwart von den verehrungswürdigen Männern Badino Nores aus Nicosia im Königreich Cypern und Augustin Mongard aus einem Orte der Abtei Rosa in der Diöcese Montepulciano, Hausgenossen des genannten durchlauchtigsten Herrn Cardinals als Zeugen."

Wer ohne besondere Aufmerksamkeit diese beiderseitigen Berichte an seinem Ohre mehr vorbeigleiten als in dasselbe eindringen läßt, wird vielleicht des Widerspruches sich nicht gleich bewußt, der zwischen den Aussagen des Cardinals und den Acten, ja sogar innerhalb der Acten zwischen dem was vom 25. und vom 26. Februar gemeldet wird, obwaltet.

Cardinal Bellarmino, einer der energischsten und zugleich geistvollsten Vorkämpfer, welche das Papstthum jemals gehabt hat, Cardinal Bellarmino, der mit offener Klarlegung seiner Bestrebungen in einem Druckwerke die Behauptung, der Papst stehe über allen Monarchen, aussprach, Cardinal Bellarmino, der gewiß nichts unterdrückte, was kirchlicher Machtfülle ein Zeugniß auszustellen fähig war, er erklärte vor dem Gerichte, welchem gegenüber auch Cardinäle ohnmächtig waren, erklärte zu Händen Galileis, der als engstbetheiligt die Wahrheit der Erklärung abschätzen konnte und somit durch deren Annahme eben ihre Wahrheit bestätigt, daß an einem Tage, der kurz vor den 3. März 1616 gefallen sein muß, Folgendes sich ereignet habe: Er sei mit Galilei zusammengetroffen, dieser sei ermahnt worden, die Meinung, welche wir kurzweg die Kopernikanische nennen wollen, als der heiligen Schrift zuwiderlaufend aufzugeben, sie nicht mehr zu vertheidigen, und Galilei habe sich stillschweigend gefügt. Eine Abschwörung war nicht vorgekommen. Heilsame Bußen waren nicht auferlegt worden. Irgend welche sonstige Nebenumstände werden mit keinem Worte erwähnt.

Etwas weiter, wenn auch nicht damit unvereinbar, geht der Actenbericht vom 25. Februar. Der Papst, heißt es dort, habe befohlen, jene Mahnung solle durch den Cardinal Bellarmino an Galilei gerichtet werden. Falls dieser den Gehorsam verweigere, aber natürlich auch nur in diesem Falle, solle der Mahnung ein Befehl folgen in Gegenwart von Notar und Zeugen, durch den Inquisitionscommissär ertheilt. Bei noch weiter getriebenem Widerstande Galileis solle alsdann der Ungehorsame eingekerkert werden. Die beiden Schärfungen, sagen wir, sind nicht unvereinbar mit Bellarminos Aussagen. Er hat erzählt, was sich ereignete, nicht was sich unter bestimmten Umständen hätte ereignen können. Jene Zusätze waren nur vorsorglich vom Papste ausgegangen. Die Bedingungen ihrer Wirksamkeit waren nicht eingetreten. Galilei fügte sich sofort der Mahnung, er erhob keinen Widerspruch, und so mußte damit der Bericht schließen, so konnte es nichts weiter zu melden geben.

Ganz anders nach dem Actenberichte vom 26. Februar. Diesem gemäß folgte der durch Bellarmino an Galilei gerichteten Mahnung „gleich darauf ohne Unterbrechung" der durch den Generalcommissär Seghitius de Lauda verkündete Befehl, ein Befehl, dessen Wortlaut schon über den der vorausgegangenen Mahnung hinüberreicht. Die Kopernikanische Lehre soll nun nicht blos weder vertheidigt noch festgehalten werden, es soll verboten sein „in irgend einer Weise" sie zu lehren. Also auch die Form der Darstellung, bei welcher das neue Weltsystem als bloße Vermuthung ausgesprochen wurde, oder bei welcher in Gesprächen Rede und Gegenrede, Gründe und Gegengründe wechselten, war ausgeschlossen, der Schriftsteller Galilei war in Sachen des Weltsystems für alle Zeiten mundtodt gemacht. Und so wenig Mahnung und Verbot mit einander übereinstimmen, so wenig Einklang herrscht zwischen der Reihenfolge der Ereignisse, die am 26. Februar vorgekommen sein sollen, mit dem am 25. Februar Vorgesehenen. Man erwäge nur. Die Mahnung durch Cardinal Bellarmino war erfolgt. Kann gemäß der päpstlichen Anordnung an dieselbe „gleich darauf und ohne Unterbrechung" das strenge durch den Generalcommissär vor Notar und Zeugen ausgesprochene Verbot sich angeschlossen haben? Mußte nicht gerade umgekehrt als Voraussetzung jener Scene eine „Unterbrechung" stattgefunden haben? Mußte nicht Galilei Widerstand geleistet, irgend eine ablehnende Aeußerung von sich gegeben haben, bevor der Generalcommissär in Thätigkeit treten durfte?

Zu diesen handgreiflichen Widersprüchen innerhalb der Acten und zwischen ihnen und den Aussagen des Cardinal Bellarmino treten noch eine ganze Reihe anderer Umstände hinzu. Es steht fest, daß jenes Protokoll vom 26. Februar 1616 keinerlei Namensunterschrift trägt, und wenn man auch annehmen wollte, der in den Acten befindliche Text sei nur eine Abschrift, ein Auszug, eine Annotation, wie Herr von Gebler sich ausdrückt, so kann doch 1633 so wenig wie heute ein Original vorhanden gewesen sein, da man sonst nicht versäumt hätte, Galilei, der das Eingreifen des Generalcommissärs leugnete, durch Vorzeigen des Protokolls zu überführen. Das gibt auch Herr von Gebler zu, er gibt sogar zu, es sei Pflicht, „an der Genauigkeit jenes Referates zu zweifeln". Er glaubt nicht „an die jemalige Existenz dieses Documentes", sagt er an einer anderen Stelle zur Beantwortung der Frage: Hat nun je ein solches Protokoll bestanden? Und dennoch soll der Verdacht einer nachträglichen Entstehung sich als nicht stichhaltig erwiesen haben. Also nachträglich ist der Actenbericht vom 26. Februar nicht entstanden, so zugetragen haben sich die Dinge aber nicht, wie der Bericht meldet; da bleibt nur Eines übrig: man hat sofort eine falsche, eine absichtlich falsche Erzählung in die Acten eingetragen. Herr von Gebler sagt das nicht, aber er muß zu dieser Meinung sich bekennen, und hat diese irgend welche Wahrscheinlichkeit für sich? Doch wir kehren zu den Einwürfen gegen das Protokoll vom 26. Februar zurück. Ihm entgegen steht die Stimmung Galileis, wie sie in seinen Briefen sich ausspricht. Ihm entgegen steht die Thatsache, daß Galilei nach dem 26. Februar 1616 überhaupt noch Schriften veröffentlichte, in welchen von dem Kopernikanischen Systeme die Rede war, was er, wenn damals das oft berührte Verbot ergangen wäre, nicht durfte, noch gewagt hätte. Ihm entgegen steht die unbegreifliche unthätige Nachsicht der Inquisitionsbehörde bei den Veröffentlichungen Galileis zwischen 1616 und 1633. Ihm entgegen stehen die wiederholten Aussagen Galileis in den Verhören von 1633, denen man, wie schon bemerkt, keine Ueberführungsversuche an die Seite setzte. Das dürften die Hauptpunkte sein, auf welche bereits 1870 namentlich durch Wohlwill, aber auch durch Gherardi

Digitized by Google

hingewiesen worden ist, und aus welchen Beide und mit und nach ihnen die meisten Geschichtskundigen die Folgerung zogen, das Protokoll vom 26. Februar 1616 sei erst 1632 durch eine hinterlistige Fälschung in die Acten eingedrungen, man habe es untergeschoben, um daraufhin ein neues Rechtsverfahren gegen Galilei wegen Ungehorsam gegen ein ergangenes Inquisitionsverbot einleiten zu können.

Diese Ueberzeugung hatte sich gebildet ohne Einblick in die Acten. Fragen wir demnach, was die Acten selbst zur endgültigen Bestätigung uns liefern müssen, und erwägen wir zugleich, daß der Fälscher, wenn der Verdacht, den wir ausgesprochen haben, begründet ist, ein Mann gewesen sein muß, dessen Gewissenhaftigkeit aber nicht dessen Schlauheit in der Entwicklung zurückgeblieben war, so gelangen wir zu folgender Antwort: Der Beweis der materiell fast sichergestellten Fälschung ist auch formell erbracht, wenn die Acten eine leichte Möglichkeit dieser Fälschung darthun. Es ist dagegen nicht nothwendig, ja es ist nicht einmal voraussichtlich, daß der äußere Befund der Acten ein solcher sei, daß außer durch eine Fälschung er nicht zu erklären bleibt. Genau so finden wir aber die Acten, was nunmehr an der Hand des Gebler'schen Vorberichtes dargethan werden soll. Moritz Cantor.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der neugriechischen Literatur.

Von Daniel Sanders.

Die Geschichte der neugriechischen Literatur ist in Deutschland in der jüngsten Zeit zum Gegenstande zweier ausführlicheren Schriften gemacht worden. Im vorigen Jahr veröffentlichte Dr. Rudolf Nicolai eine „Geschichte der neugriechischen Literatur" (Leipzig, Brockhaus) und soeben erscheint als der 44. und 45. Band von Calvarys philologischer und archäologischer Bibliothek der 1. Band eines ähnlichen Werkes in französischer Sprache: Précis d'une Histoire de la Litérature Néohellénique par A. R. Rangabé.

Der Verfasser des letztgenannten Buches, der griechische Gesandte in Berlin, gehört nicht nur einer Familie an, von der einzelne Mitglieder seit lange in der Geschichte des griechischen Schriftthums eine hervorragende Stellung einnehmen, sondern er ist auch selbst auf diesem Gebiete unter den Jetztlebenden jedenfalls eine der bedeutendsten, wenn nicht gradezu die bedeutendste und vielseitigste Erscheinung.

Ganz richtig sagt Dr. Rud. Nicolai in dem zuerst genannten Werk S. 186:

„Den Höhestand der nationalen Poesie der Neugriechen bezeichnen die universalen Leistungen der beiden Sutsos und Alexandros Rhisos Rhangavis" — oder Rangabé, wie er in nicht-griechischen Werken nach französischer Weise seinen Namen zu schreiben pflegt — und, wo Nicolai dann später auf ihn zurückkommt, fügt er hinzu (S. 194):

„Alexander Rhisos Rhangavis aus Konstantinopel darf gegenwärtig für den geistreichsten und universalsten unter den Gelehrten Griechenlands gelten. Was er als Patriot und als Staatsmann für die Sache seines Vaterlands gethan und wie er durch Vortrag, Schrift und Empfehlung in einflußreichster Stellung für die reinsten Interessen der Schule, Bildung und Wissenschaft gewirkt hat, nöthigt uns zu hoher Bewunderung. Sicher behauptet er als Archäolog und Professor an der Universität Athen, deren Prytane er 1866—1867 war, einen hervorragenden Rang. Und wie er durch sorgsame Pflege der klassischen Alterthumsstudien und der schönen Literatur des modernen Griechenlands in der gelehrten Welt glänzt, so findet er auch als Dichter die gebührende Anerkennung" u. s. w.

Von älteren in der Geschichte des griechischen Schriftthums erwähnten Rhangawis*) zu schweigen, so war unseres Alexander Rizo Rangabés Vater Jakob Rizo Rangabé oder — in engerm Anschluß an die griechische Aussprache — Jakowákis Rhisos Rhangwawis, der durch seine ausgezeichneten Uebersetzungen französischer Trauerspiele (von Corneille, Racine, Voltaire) im engsten Anschluß an die Urschriften und dabei in reiner und zugleich volksthümlicher Sprache und mit meisterhafter Beherrschung der Reimverse auf die Ausbildung des heutigen Griechisch einen sehr hoch anzuschlagenden Einfluß ausgeübt hat. Jakob Rizos' gleich weiter zu erwähnender Vetter Rizo Néroulos hat die sich so eng und treu an Racines Phädra anschmiegende Uebertragung durch das nachfolgende Sinngedicht verherrlicht:

Ὁ Ῥίζος ὁ Ἰάκωβος μετέφρασε Ῥακῖνον.
Αὐτὸν ἐκεῖνος, ἢ αὐτὸς μετέφρασεν ἐκεῖνον;

d. h. — freilich mit Aufgebung der hier den Hauptreiz bildenden Reimform —: Jakob Rhisos hat den Racine übersetzt. Hat diesen jener oder jener diesen übersetzt? — Ein Sinngedicht von Rhisos auf Nerulos lautet:

Τί ξένον ἂν προσβάλληται ὁ Ῥίζος ἀπὸ φθόνον;
Τῶν δένδρων τὰ καλλίκαρπα λιθοβολοῦνται μόνον,

was sich deutsch etwa so wiedergeben ließe:

Daß Rhisos wird verfolgt vom Neid, kann uns kein Wunder scheinen.
Nach Bäumen ja mit schöner Frucht nur schleudert man mit Steinen.

Jakowakis Rhisos Nerulos übertrifft seinen Vetter, den er in der Herrschaft über die Sprache und den Vers nicht erreicht, als Dichter an Gestaltungskraft und Gehalt. Seine Trauerspiele freilich sind im Ganzen — trotz einzelner dichterischen Schönheiten — ohne wirkliches dramatisches Leben; auch seine witzigen, zumeist Zeitfragen behandelnden Lustspiele sind im Allgemeinen bereits veraltet und können nur noch einen — allerdings nicht unbedeutenden — literargeschichtlichen Antheil in Anspruch nehmen, darunter besonders die *Κορακιστικά*, welchen Titel — im Anklang an *Κοραϊστικά* — die Sprache der Koraïsten oder der Anhänger —, zumal der übereifrigen und übertriebenen Anhänger, — des mit Recht gepriesenen Adamanitos Koraïs (Coray) in ihrer Mißachtung der wirklich gesprochenen volksthümlichen Sprache als kauderwälsches „Rabengeschwätz" verspottet. Einen höhern und dauerndern dichterischen Werth nehmen die lyrischen und elegischen Poesien von Nerulos ein und vor Allem das noch heute in Griechenland für klassisch geltende komische Heldengedicht „Der Raub des Truthahns", worin der selbst den edeln Phanarioten angehörende Dichter die sittliche Verkommenheit vieler ohne Sinn für alles Höhere nur auf die Anhäufung von Schätzen, auf hinterlistiges Ränkespiel, träge Genußsucht und üppiges Wohlleben bedachten Phanarioten mit treffendem Spotte dem allgemeinen Gelächter preisgibt. (Vgl. außer Rangabé a. a. O. S. 127 ff. und Rud. Nicolai a. a. O. S. 176 ff. z. B. auch Adolf Ellisens Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie Bd. 1, S. 354 ff.). Ganz besonders aber ist Nerulos hier noch als der Verfasser einer gleichfalls französisch geschriebenen neugriechischen Literaturgeschichte hervorzuheben, welches Buch — Cours de littérature grecque moderne — bekanntlich Goethe einer ausführlichen Besprechung gewürdigt hat, s. in der 40bändigen Ausgabe von Goethes sämmtlichen Werken Bd. 33, S. 324—335.

Es ist in der That bewundernswerth, mit wie meisterhaftem Tief- und Scharfblick Goethe in dem vor 50 Jahren veröffentlichten Aufsatze die noch heute unverkennbar nachwirkende, aber auch heute noch nicht überall gerecht gewürdigte Bedeutung der Phanarioten für die Befreiung Griechenlands und für die geistige Entwicklung des Volkes als einen wesentlichen Hauptpunkt, den der edle J. R. Nerulos nur beiläufig und gleichsam versteckt zu berühren wagen durfte, erkannt, hervorgehoben und durch eine geschichtliche Darstellung klar zu legen gestrebt. Welches Gewicht Goethe selbst der in seinem Aufsatz niedergelegten Anschauung beigemessen, geht deutlich aus einer Stelle

*) S. Rangabé Liter. p. 39 u. 41.

Digitized by Google

hervor, die ich mir nicht versagen kann, mit seinen eigenen Worten anzuführen, als die eindringlichste Weise, die Leser auf dieses — so zu sagen — Vermächtniß Goethes für die heutige Zeit hinzulenken.

„Man verzeihe" — heißt es in dem Aufsatze, Bd. 33, S. 332 — „diese gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt*). Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet."

Es schien uns dringend geboten, auf diese Würdigung hinzuweisen, welche Goethes „historisches Menschengefühl" dem zwei Jahrhunderte hindurch stillen und gewissermaßen geheimen Gang der Phanarioten zu ihrer dann gleichsam wunderbar hervortretenden einflußreichen und mächtigen Wirksamkeit hat zu Theil werden lassen. Wir halten aber diesen Hinweis eben so, wie dringend geboten, auch genügend gegenüber dem einseitigen Mißurtheil, wie es sich z. B. noch im 6. Band des Brockhausschen Conversationslexikons (12. Aufl. 1877) S. 387 schroff ausspricht und wenigstens einigermaßen durchtönt in der erwähnten Literaturgeschichte von Rud. Nicolai, wenn es dort S. 73 ff. heißt:

„So pflegte der Phanariot, seinem Ehrgeiz jedes Opfer außer den streng orthodoxen Glauben bringend, Schule und Wissenschaft in vornehmer, zunächst selbstsüchtiger und, wie es dem ersten Blick erscheint, völlig unpatriotischer Weise" ꝛc. Der Geschichtschreiber hätte hier füglich doch mehr Das hervorheben müssen, was nicht dem ersten Blick erscheint. Dies geschieht, wie bei Goethe, sehr begreiflicherweise bei Rangabé, der, selbst der Klasse der Phanarioten angehörend, wie sein Verwandter Nerulos (s. o.), gegen ihre Fehler nicht blind, dieselben nicht zu beschönigen versucht, doch auch ihre Verdienste zu schätzen weiß und denselben Anerkennung zu verschaffen strebt. Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, mit Goethes Aufsatz das „die Phanarioten" überschriebene 1. Kapitel des 2. Buches in Rangabés Literaturgeschichte (S. 45—55) zu vergleichen. Die Rücksicht auf den Raum verstattet nicht die vollständige Mittheilung, doch mögen folgende Auszüge — zugleich als Probe der Rangabéschen Darstellungsweise — hier ihre Stelle finden:

„.... Die Woge der Sündfluth hatte ganz Griechenland verschlungen; aber kaum fanden einige Trümmer des nationalen Daseins eine Zufluchtsstätte, als auch schon ein den Eindruck von Zeit und Ort an sich tragendes Schriftthum, zum Theil als wilde Felsenblume**), zum Theil als eine von fremden Säften genährte Pflanze auf diesem allzeit ergiebigen Boden wieder emporkeimte. Vor Allem war es die Arche der Kirche, welche, vom Sturm umgetrieben, doch in ihrem Innern die flackernde Lampe des nationalen Daseins barg, und auch das Schriftthum fand dort von der ersten Stunde der Eroberung an eine Zuflucht.

.... Während das besiegte Volk so langsam in's Leben zurückkehrte, begann allmählich der Verfall des türkischen Reichs und wurde nicht einmal aufgehalten durch die geschickten Verwalter und ausgezeichneten Staatsmänner, welche die türkische Ohnmacht von der unterjochten Nation zu entlehnen gezwungen war ... Anfangs erwarb der einsichtsvolle Sklave nur durch Annahme des muhamedanischen Glaubens das Recht, sich über seinen Herrn zu erheben; aber schließlich gelangte er — nach dem natürlichen Gesetz von der Oberherrschaft des Geistes über das Fleisch — auch ohne Verleugnung seines mißachteten Glaubens dahin, über die Geschicke des Reiches zu entscheiden.

Seitdem die Türken, gezwungen, aus ihrer hochmüthigen Einzelstellung herauszutreten, Verbindungen mit den europäischen Regierungen anknüpfen oder vielmehr nach ihrer damaligen Denkweise, den Feinden des Propheten einen Waffenstillstand bewilligen mußten, seitdem beauftragten sie einen Dolmetscher, von jenen Ungläubigen —, deren Sprache sogar sie in dem barbarischen Hochmuth jener Zeiten zu erlernen sich nicht herabließen — die Bittschriften entgegenzunehmen und ihnen die Befehle der hohen Pforte kund zu thun. Gemeinhin wurden diese Dolmetscher aus den verachtetsten Klassen, aus den jüdischen Kaufleuten und Mäklern genommen, welche durch ihren Stand auf die Erlernung fremder Sprachen angewiesen waren.

Diese verachtete Stellung zu gewinnen, gelang im Jahre 1630 einem Griechen aus Konstantinopel, Panaghiotakis Nikussis, der mit einem sehr gewandten Geiste ein auf den italienischen Universitäten erworbenes umfassendes Wissen verband. Ihm entging es nicht, daß bei einer Nation, die in rückgängiger Bewegung in immer größere Abhängigkeit von ihren Nachbaren verfiel und, durch ihre Unwissenheit verblendet, nicht einmal das Bewußtsein ihrer Lage hatte, es von der höchsten Wichtigkeit sei, sich aller Staatsgeheimnisse zu bemächtigen und unmittelbar mit Denen zu verhandeln, die bald als Herren über das Geschick der Türkei entscheiden mußten.

So wurde der Nachfolger des verachteten Juden durch seinen seltenen Scharfsinn, durch die richtige Erkenntniß von der Bedeutsamkeit seiner Stellung und durch seine geschickte Behandlung der Personen und der Staatsangelegenheiten der einzige Bewahrer der diplomatischen Beziehungen des Reiches und eröffnete seiner eigenen Nation einen Weg, auf dem sie leichter zur Erfüllung ihres Geschicks gelangen mußte ....

Panaghiotakis' Nachfolger war Alexander Mawrokordatos, der gleichfalls auf den Universitäten Italiens eine gründliche Bildung erworben hatte; denn Das war der schlagende Unterschied zwischen den beiden durch die Entscheidung der Eroberung verbundenen Völkern: während das herrschende, nur auf die Gewalt des schon seinen Händen entgleitenden Säbels vertrauend, in die tiefste Unwissenheit versunken war, eignete das unterjochte wißbegierige Volk sich jene Macht an, welche, unbeachtet von den groben Geistern, zuletzt doch den Sieg über alle andern davon trägt .... In seiner Eigenschaft als Großdragoman nahm Alexander Mawrokordatos einen sehr thätigen Antheil an den Unterhandlungen von Carlowitz und wurde mit dem Titel ἐξ ἀποῤῥήτων belohnt, den seitdem alle Großdolmetscher beibehalten haben. Ihm folgte sein Sohn Nikolaos, der, eben so unterrichtet und ausgezeichnet, wie sein Vater, sich noch höher erhob als dieser ...., indem er Hospodar (zinspflichtiger Fürst) der Walachei wurde, und seit jener Zeit (1716) wurden die Walachei und die Moldau das Leibgedinge von Griechen, welche bis zu dem Aufstande 1821 in dem Besitz blieben .... Mit einer fast oberherrlichen und unabhängigen Machtvollkommenheit, dem Recht über Leben und Tod, der Gesetzgebung und Besteuerung ausgestattet, kamen diese Fürsten in die beiden Provinzen mit einem zahlreichen Gefolge, das aus den fähigsten und gebildetsten Männern in Griechenland bestand .... Während die Muselmänner über die weiten Landstrecken, welche früher, vom Himmel gesegnet, die reichsten, glücklichsten und gebildetsten des Weltkreises gewesen, damals wüste Zerstörung und die Finsterniß der Barbarei ausbreiteten, säeten einige Griechen, denen es kaum gelungen war, ein wenig die Last ihrer Fesseln zu erleichtern, mit vollen Händen die Wohlthaten der Ordnung und der Civilisation in Länder, über welche die Morgenröthe noch nicht aufgegangen war ....

Diese Griechen, denen es fast gelungen war, ihre Ketten zu einem Zepter umzuschmieden, nannten sich Phanarioten nach dem Stadttheil, den sie in Konstantinopel gemeinsam mit dem Patriarchen und der hohen Geistlichkeit bewohnten. In allen Theilen Griechenlands sich aus Denen ergänzend, die sich durch höhere Geistesanlagen und Kenntnisse auszeichneten, bildeten sie einen Verdienstadel, der, obgleich Fremde nicht ausschließend, doch zumeist erblich wurde durch die Reichthümer, welche seine Angehörigen in ihren hohen Dienststellungen erwarben und durch den Gebrauch, welchen sie von diesen Reich-

*) Vgl. Bd. 3 S. 159, wo Goethe diese Erklärung für „ein historisches Menschengefühl" in der 1. Abtheilung seiner „Maximen und Reflexionen" wiederholt.

**) In den Klephthenliedern.

Digitized by Google

thümern für die Erziehung ihrer Kinder machten. Dies genügte, um beim Herannahen der griechischen Staatsumwälzung, einer Bewegung von vollständig demokratischer Richtung, diese Leute beim Volke mißliebig und verhaßt zu machen*), was sie gewiß mehr als einmal verdient haben durch ihre politischen Eifersüchteleien und durch den Eifer, womit sie sich die ersten Ringe der gemeinsamen Kette streitig zu machen strebten. Indessen muß man ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß sie die thätigsten Förderer und die ersten Opfer des Aufstandes waren, welcher die Befreiung ihres Vaterlandes herbeiführte. Bis dahin waren sie eine zwischen der Nation der Unterdrücker und der Unterdrückten stehende und vermittelnde Macht geworden, ein Schild, der diese schirmte und oft die für diese bestimmten Schläge auffing. Da sie die Tyrannei in größerer Nähe sahen, so haßten sie dieselbe um so tiefer und, über größere, wirksamere und weiterreichende Mittel verfügend, bedienten sie sich derselben, um den Sturz der Tyrannei in weiterer Voraussicht anzubahnen. Einsichtiger als die Mehrzahl ihrer Landsleute, wußten sie besser die zu diesem großen Ziele führenden Wege zu erkennen und setzten allem Andern die Bildung voran, auf die sie einen so hohen Werth legten, daß ihre Büchersammlungen nach der Schätzung von Männern, die am meisten in der Lage waren, darüber zu urtheilen, zusammen mehr als eine halbe Million Bände der auserlesensten Werke enthielten. Alle diese Schätze sind 1821 durch die Nachkömmlinge jenes großen Verwüsters der Bibliotheken von Alexandrien zerstört worden.

Die Anstrengungen dieser Phanarioten in Verbindung mit denen der Geistlichkeit, der erleuchtetsten Primaten in den verschiedenen Provinzen und einiger von der reinsten Vaterlandsliebe beseelten reichen Kaufleute haben die allzeit glühende Liebe der Griechen zur Bildung unterstützt und reich ausgestattete Schulen begründet oder erhalten zu Konstantinopel; zu Jannina, Mezzowo, Kosana in Epirus; zu Salonichi, Adrianopel und auf dem Berg Athos in Macedonien; zu Trikkala, Tyrnowo, Ambelakia, Larissa in Thessalien; zu Patmos, Chios, Korfu auf den Inseln; zu Smyrna, Kydonia in Jonien; zu Dimitzana, Wytina im Peloponnes und in verschiedenen andern Theilen Griechenlands.

Die Unwissenheit ihrer Gebieter und die Gleichgültigkeit derselben gegen Alles, was die Erziehung betraf, benutzend, widmeten die hingebungsvollen Männer, welche ihr Talent an die Spitze gestellt hatte, diesen Brenn- und Sammelpunkten der geistigen Erleuchtung die größte Sorgfalt und sie beeiferten sich um die Wette, dort die Studien zu größter Vollkommenheit zu bringen, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß daher das Heil kommen müsse. Und so sind von dort aus in dem letzten Jahrhundert der Knechtschaft eine große Anzahl von unterrichteten und wohl vorbereiteten Jünglingen ausgegangen, welche später als Bildungspilger die Hochschulen Europas besuchten, um dort ihre Kenntnisse zu ergänzen und, in das Vaterland heimgekehrt, an der hohen Aufgabe, der Einführung desselben in die moderne Bildung mitzuarbeiten und sowohl durch ihre Unterweisung wie durch ihre Werke das niemals ganz erloschene heilige Feuer von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen."

Wir wünschen und hoffen, daß man auch noch aus diesem Auszuge einigermaßen die anmuthige Darstellung des Rangabé'schen Werkes erkennen möge, das wir Denen, welche der Geschichte des neugriechischen Schriftthums Antheil und Aufmerksamkeit zuzuwenden geneigt sind, eben so dringend als ein Buch zum Lesen empfehlen möchten, wie die Literaturgeschichte von Rud. Nicolai als ein Werk zum Nachschlagen. Dies ist vollendet; von dem Rangabé'schen Buch steht noch der zweite Band aus, welcher die Geschichte der dichterischen und schönwissenschaftlichen Literatur in dem freien Griechenland (seit 1821) behandeln soll und welchem der Verfasser daher füglich als Inschrift das virgilische Wort vorzusetzen berechtigt wäre:

Quorum pars magna fui.

Wir sehen — und gewiß mit uns alle theilnehmenden Leser — diesem zweiten Bande mit der gespanntesten Erwartung entgegen.

Wohl hätte es etwas sehr Verlockendes, aus dem vorliegenden ersten Bande noch einige Mittheilungen hinzuzufügen, wenn nicht die Rücksicht auf den Raum Beschränkung geböte; doch können wir es uns nicht versagen, die Leser ganz besonders auf das erste Kapitel aufmerksam zu machen, worin sie eine Auslese der schönsten und bezeichnendsten, bekanntlich auch von Goethe so ungemein hochgeschätzten Volkslieder finden. Aufgefallen ist es uns dabei nur, darunter grade ein sehr bekanntes Gedicht (auf die Einnahme Konstantinopels 1553) nicht mit aufgeführt gefunden zu haben, ein Gedicht, dem die heutigen Zeitverhältnisse eine ganz besondere Bedeutsamkeit zu verleihen scheinen und das wir als den Schluß dieses Aufsatzes herzusetzen für geeignet erachten, unter Voranstellung eines betreffenden Abschnittes aus Gibbons Geschichte des Sinkens und Falls des römischen Reiches (Kap. 68).

„Das Vertrauen der in die Sophienkirche geflüchteten Griechen" — berichtet Gibbon — „stützte sich auf die Weissagung eines Schwärmers oder Betrügers, daß eines Tages die Türken in Konstantinopel eindringen und die Römer bis zur Konstantinssäule auf dem Platz vor der Sankt-Sophienkirche verfolgen würden; aber das würde das Ende ihrer Leiden sein. Dann würde ein Engel vom Himmel herabsteigen, ein Schwert in der Hand, und mit dieser Himmelswaffe das Reich einem am Fuß der Säule sitzenden armen Manne überliefern. 'Nimm dies Schwert', würde er sagen, 'und räche das Volk des Herrn!' Bei diesen ermuthigenden Worten würden die Türken sofort fliehen und von den siegreichen Römern fort aus dem Westen und aus ganz Anatalolien bis an die Grenze von Persien vertrieben werden. Bei dieser Gelegenheit wirft Dukas mit etwas Phantasie und viel Wahrheit den Griechen ihre Zwietracht und ihren Starrsinn vor. 'Wäre jener Engel erschienen', — ruft der Geschichtsschreiber, — 'hätte er euch angeboten, eure Feinde zu vernichten, falls ihr in die Kircheneinigung willigen würdet, selbst dann, in jenem verhängnißvollen Augenblick, würdet ihr eure Rettung verschmäht oder euren Gott getäuscht haben'."

Das erwähnte Volkslied aber auf die Eroberung Konstantinopels und die Einnahme der Sankt-Sophienkirche lautet:

Nahmen die Hauptstadt*), nahmen sie, nahmen auch Saloniki,
Nahmen auch Sankt Sophia ein, das hohe, große Münster.
Das hat zweihundert Hammerschell'n und zweiundsechzig Glocken,
Wo jede Glock' 'nen Priester hat, 'nen Diener jeder Priester. —
Als mit dem heiligen Geräth der Welt Beherrscher auszog,
Traf eine Stimme himmelher sie aus der Engel Munde:
„O lasset diese Psalmodie! Das Heiligthum setzt nieder!
Und sendet Kund' ins Frankenland, daß sie's zu holen kommen,
Zu holen sich das goldne Kreuz, das heil'ge Evangelium
Und auch den Tisch, den heiligen, daß sie ihn nicht besudeln."
Wie Das die Jungfrau hat gehört, da weinen ihre Bilder.
„Sei ruhig, heilge Jungfrau, du! nicht weine und nicht jammre;
Denn mit den Jahren, mit der Zeit wird's wiederum dein eigen."

*) Vgl. z. B. auch in meiner (zuerst 1848 erschienenen) Uebersetzung von Alex. Rhis. Rhangawis' aristophanischem Lustspiel: „Die Hochzeit des Kutrulis" die Anmerkung auf S. 164.

*) *Πόλις* d. i. *Κωνσταντίνου πόλις*, Konstantinopel.

Digitized by Google

Inserate.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **J. Wiel** in Zürich. Dieses weitverbreitete und überall günstig beurtheilte Buch über diätet. Behandlung der Magenkr. erschien bereits in 4. Aufl. Preis 4 *M.* Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct franco vom Verleger:
Hans Feller in **Karlsbad**, Böhmen.

Verlag von **Otto Meißner** in **Hamburg.**

Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby.
Zweite Ausgabe mit Nachträgen, enthaltend die seit 1872 veröffentlichten Aufsätze u. Reden.
2 Bände in 4 Halbbänden. 6 *M.*

Nachträge zu
Schriften und Reden
von
Dr. Johann Jacoby,
enthaltend
die seit 1872 veröffentlichten Aufsätze u. Reden.
2 *M.* 40 *S.*

Der neueste Roman
Berthold Auerbach's
„Landolin von Reutershöfen",
welcher seit Kurzem im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheint, erregt, wie vorauszusehen war, **sensationelles** Interesse, und hat deshalb die unterzeichnete Expedition sich entschlossen,
allen zum November neu-hinzutretenden Abonnenten
des **„Berliner Tageblatt"**
den bis dahin abgedruckten Theil dieses **werthvollen** Romans gegen Einsendung der Postquittung
gratis und **franco**
nachzuliefern.

Alle Postämter des deutschen Reichs nehmen für die Monate **November und December** Abonnements für
3 Mark 50 Pf.
jederzeit entgegen. — **In Berlin** werden von sämmtl. **Zeitungs-Spediteuren** und von der **Expedition des „Berliner Tageblatt"** auch **Monats-Abonnements** für
1 Mark 75 Pf.
jederzeit angenommen.

Die Expedition
des „Berliner Tageblatt".

Tägliche Auflage
des
„Berliner Tageblatt"
ca. **60 Tausend** Exemplare.

Interessant!

Nachstehend **hervorragende Novitäten** können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Belehrend! Unterhaltend!

Von Dr. G. Nachtigall, Professor G. Ebers, Gerh. Rohlfs, R. Kiepert, A. Kirchhoff u. A., sowie von der deutschen und ausländischen Presse als das **beste Werk über Aegypten** aufs Wärmste empfohlen:

Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere. Von Dr. **C. B. Klunzinger.** Mit einem Vorwort von Dr. **G. Schweinfurth.** Ein starker Band in gr. 8. mit 22 Originalzeichn. Preis 12 *M.* Eleg. in Leinen geb. 13 *M.* 20 *S.*

Drei Monate am Libanon. Von Professor Dr. **Oscar Fraas.** Zweite Auflage. Preis 2 *M.*

Tibet. Nach den Resultaten geogr. Forschungen älterer und neuester Zeit. Von Dr. **K. Ganzenmüller.** Mit einer Einleitung von Dr. **Herm. von Schlagintweit-Sakünlünski.** 1 Bd. gr. 8. Preis 3 *M.*

Verlag von **Levy & Müller** in **Stuttgart.**

Meyers Hand-Lexikon
Zweite Auflage 1878
gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache ***augenblicklichen Bescheid.*** *Auf ca. 2000 kleinen Oktavseiten über 60,000 Artikel, mit vielen Karten, Tafeln und Beilagen.*
24 Lieferungen, à 50 Pfennige.
Subskription in allen Buchhandlungen.
Verlag des Bibliographischen Instituts
in Leipzig.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Mendelssohn's Werke.

Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.

In Band- und Einzelausgaben.
Preis für den grossen Musikbogen 30 *S.*

Ausführliche Prospecte und Inhalts-Verzeichnisse sind durch jede Buch- und Musikalienhandlung unentgeltlich zu beziehen.

Serie.		Partitur. *M.* *S.*	Stimmen. *M.* *S.*
1.	Symphonien für Orchester. **Complet.**	23.—	39.60
2.	Ouverturen für Orchester. **Complet.**	30.—	40.80
3.	Marsch für Orchester. **Complet.**	—.90	2.40
4.	Für Violine und Orchester. **Complet.**	4.50	6.90
5.	Für fünf und mehrere Streichinstrumente. **Complet.**	9.—	14.40
6.	Quartette für Streichinstrumente. **Complet.**	13.—	20.—
7.	Für Blasinstrumente. **Complet.**	4.80	9.90
8.	Für Pianoforte und Orchester. **Complet.**	15.—	25.20
9.	Für Pianoforte und Streichinstrumente. **Complet.** Partitur u. Stimmen:	43.—	
10.	Für Pianoforte zu 4 Händen. **Complet.**		3.30
11.	Für Pianoforte zu 2 Händen. Band I. *M.* 9.— Band II. *M.* 8.— Band III. *M.* 7.— Band IV.		
12.	Für Orgel. **Complet.**		6.60
13.	Oratorien. Klavier-Auszug. No. 3. Christus. *M.* 2.40.	5.—	6.90
14.	Geistliche Gesangwerke. **Complet.**		
	A. mit Orchester. *M.* 26.70.	19.20	65.60
	B. mit Pianoforte oder Orgel	7.50	9.60
	C. ohne Begleitung.	6.60	9.60
15.	Grosse weltliche Gesangwerke. No. 1—7. 9—11. *M.* 38.60.	84.—	116.10
16.	Lieder für Sopran, Alt, Tenor, Bass. **Complet.**	3.30	5.10
17.	Lieder für 4 Männerstimmen. **Complet.**	3.—	5.40
18.	Lieder für 2 Singstimmen und Pianoforte. **Complet.**		3.—
19.	Lieder für 1 Singstimme und Pianoforte. **Complet.**		13.—

In eleganten Sarseneteinbanddecken für den Band 2 *M.* mehr.

Dem heimgegangenen Generalmusikdirector Dr. Julius Rietz, dem nahen Freund und Kunstgenossen Mendelssohn's und unstreitig grösstem Kenner seiner Werke, ist es vergönnt gewesen, die grosse Aufgabe der Revision von Mendelssohn's sämmtlichen Werken in dreijähriger mühevoller Arbeit zum Abschlusse zu bringen, so dass dieselben Anfang Januar dem Publikum vollständig vorgelegt werden können.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stille in Berlin. Druck von F. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 22.

Digitized by Google

DIE KVNST FVR ALLE.

EINE SAMMLVNG DER VORZVGLICHSTEN

MALERSTICHE, RADIRVNGEN VND FORMSCHNITTE DES XV-XVIII JAHRHVNDERTS.

MIT BESONDERER BEZIEHVNG AVF KVNST-VND-KVLTVRGESCHICHTE

HERAVSGEGEBEN VON

H.G.GVTEKVNST, KVNSTHÄNDLER

MIT ERLÄVTERNDEM TEXTE VON

L.WEISSER

INSPEKTOR DER K.KVPFERSTICHSAMMLVNG IN STVTTGART.

VERLAG VON PAVL NEFF.

Digitized by Google

Zu beziehen durch alle Buch- & Kunsthandlungen.

VERLAG VON PAUL NEFF IN STUTTGART.

Zu beziehen durch alle Buch- & Kunsthandlungen.

Im Herbst dieses Jahres (1877) wird erscheinen:

DIE KUNST FÜR ALLE.

EINE SAMMLUNG DER VORZÜGLICHSTEN

MALERSTICHE, RADIRUNGEN UND FORMSCHNITTE

DES

FÜNFZEHNTEN BIS ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS

MIT BESONDERER BEZIEHUNG AUF KUNST- UND KULTUR-GESCHICHTE.

HERAUSGEGEBEN VON

H. G. GUTEKUNST,

KUNSTHÄNDLER IN STUTTGART.

IN PHOTOGRAPHISCHEM FACSIMILE-DRUCK AUSGEFÜHRT VON MARTIN ROMMEL.

HÖHE DER CARTONS 46 CENTIMETER, BREITE 32 CENTIMETER.

MIT ERLAÜTERNDEM TEXTE VON PROFESSOR L. WEISSER,

INSPECTOR DES KGL. KUPFERSTICHKABINETTES IN STUTTGART.

Zweck dieses Werkes soll der sein, nicht blos den Fachgelehrten, sondern auch dem ganzen gebildeten Publikum eine genussreiche und übersichtliche *Darstellung der Entwicklungs- und Fortbildungsgeschichte des Kupferstichs und Holzschnittes*, sowie der Malerstiche und Radirungen zu geben und alle bedeutenderen Meister des XV.—XVIII. Jahrhunderts in ihren bezeichnendsten und wichtigsten Leistungen vorzuführen.

Die Auswahl des Stoffes wird derart sein, dass sich die Blätter mit der Zeit einerseits zu einer anschaulichen Geschichte des Kupferstiches und Holzschnittes, sowie zu einer Sammlung der Hauptwerke der sogenannten „Peintres graveurs", andererseits aber auch zu einem kulturgeschichtlichen von 1460—1760 reichenden Bildercyclus zusammenfügen lassen.

Die Vervollkommnung, die neuestens der Lichtdruck erfahren hat, ermöglicht *die treueste, nahezu täuschende Wiedergabe der Originale;* den photographischen Aufnahmen werden nur Exemplare *von vorzüglichster Abdrucksgattung und Erhaltung* zu Grunde gelegt und die Blätter durchschnittlich in der Originalgrösse wiedergegeben, von welcher Regel wir nur dann abweichen, wenn der betreffende Stich die Grenzen unseres Formates überschreitet, gleichwohl aber seiner Bedeutung halber in unserem Werke nicht fehlen darf. Die Verkleinerung wird jedoch auch in diesen Ausnahmsfällen eine kaum fühlbare sein und überdiess im Texte mit Angabe der Originalgrösse angemerkt werden.

Es ist vorerst eine Auswahl von 100 der vorzüglichsten und interessantesten Blätter in Aussicht genommen und soll diese — als ein in sich abgeschlossenes Ganzes — **in 50 Lieferungen à 2 Blatt erscheinen.** Monatlich werden 1 bis 2 Lieferungen à 3 Mark zur Versendung gelangen.

Der Inhalt der 50 Lieferungen wird etwa folgender sein:

Aldegrever, H., Fortuna. — Sein Portrait.
Baldini, B., Sibylle.
Beham, B., Carl V. — Kampf nackter Männer.
Beham, H. S., Tod und Frau.
Berghem, N., Der Diamant.
Binck, J., Dolchscheide. — Christian II. von Dänemark.
Bry, Theod. de, Bauerntanz.
Burgkmair, H., Kaiser Maximilian zu Pferde.
Carracci, Annib., Christus von Caprarola.
Claude Gellée, Landschaft mit dem Rinderhirten.
Cranach, Lucas, Apostel Paulus. — Madonna mit Engeln. — Heil. Georg zu Pferde.
Dirk von Staren, Heil. Bernhard.
Drevet, P., Adrienne Lecouvreur. — Bossuet.
Dürer, Alb., Adam und Eva. — Geburt Christi. — Madonna mit Krone. — Madonna mit Krone und Scepter. — Madonna am Baum. — Madonna an der Mauer. — Heil. Hubertus. — Heil. Hieronymus. — Die Melancholie. — Grosses Pferd. — Ritter, Tod und Teufel. — Wappen mit Todtenkopf. — Maria mit Engeln. — Fahnenträger. — Dudelsackbläser. — Schweisstuch. — Melanchthon.
Edelinck, G., Reitergefecht.
Everdingen, A. v., Landschaft.
Flindt, P., Vase.
Goltzius, H., Pieta. — Fahnenträger. — Sohn des Frisius mit Hund.
Grün, H. Baldung, Christus am Kreuz.
Holbein, H., Erasmus mit dem Terminus.
Leyden, Lucas v., Susanna und die Alten. — Madonna. — Magdalenentanz. — Christus und Samariterin.
Mantegna, Tritonenkampf.
Maso Finiguerra, Anbetung der Könige. (Niello.)
Masson, A., Harcourt.
Mecken, J. v., Stammbaum Christi. — Concert.
Meister, E. S., 1466. Madonna in Strahlenglorie. — Simson und Delila.
Meister mit dem Krebs, Madonna.
Meister mit dem Vogel, Leda und ihre Kinder.
Meister mit dem Würfel, Heil. Sebastian.
Nanteuil, R., Letellier.
Ostade, A. v., Bauer seine Zeche bezahlend.
Pencz, G., Christus und die Kinder.
Pontius, P., Rubens.
Raimondi, M. A., Kindermord. — Kletterer. — Weinlese. — Apollo und Hyacinth.
Rembrandt, P. v. Ryn, Ecce Homo. — Kreuzabnahme. — Christus heilt die Kranken. — Sein Portrait. — Landschaft mit drei Hütten. — Rattengifthändler. — Ephraim Bonus. — Landschaft mit drei Bäumen. — Landschaft mit Milchmann. — Landschaft mit drei Kaminen. — Die heil. Catharina. — Kopf eines Mannes mit Pelzmütze. — Abraham und Isaac. — Die schlafende Alte. — Landschaft mit Kuh. — Heil. Hieronymus.
Rubens, P. P., Heil. Catharina.
Ruysdael, J., Die Gruppe der Eichen.
Schmidt, G. F., Rembrandt's Mutter. — Rembrandt's Portrait. — Mignard.
Schongauer, M., Heil. Martin. — Heil. Agnes. — Christus am Kreuz. — Gott Vater und Maria auf einem Thron. — Maria im Hofe.
Van Dyck, A., Ecce Homo.
Walch, J., (*Barbari*) heil. Familie.
Waterloo, A., Bauernhof am Wasser.
Wille, J. G., Marigny.
Woeiriot, P., Degengriff.
Wolf Hammer, Liebesgarten.
Zasinger, M., Der Ball.

☞ Die Verlagshandlung ladet zu zahlreicher Subscription ergebenst ein und bemerkt, dass die erste Lieferung auf Wunsch von jeder Buch- und Kunsthandlung zur Ansicht vorgelegt wird.

Digitized by Google

Zu beziehen durch alle Buch- & Kunsthandlungen.

VERLAG VON PAUL NEFF IN STUTTGART.

Zu beziehen durch alle Buch- & Kunsthandlungen.

Moritz von Schwind:

Das Märchen von der Schönen Melusine

Ein Cyclus von 11 Bildern mit Text.

Ausgaben:

I. Grosse photographische Pracht-Ausgabe (94 Centimeter breit und 67 Centimeter hoch)

Preis in Cartonmappe . . . . . M. 120. —
Preis in Prachtmappe . . . . . M. 150. —

II. Mittlere photographische Prachtausgabe in eleganter Prachtmappe (46½ Centimeter breit, 33½ Centimeter hoch) M. 36. —

III. Ausgabe in Photographiedruck (Albertotypie) auf schönem starken Carton in Cartonmappe (46½ Centimeter breit, 33½ Centimeter hoch) . . . . . M. 18. —

Prachtmappe apart hiezu (Zeichnung von Julius Schnorr) . . . . . M. 8. —

Moritz von Schwind:

Das Märchen von den Sieben Raben

und der treuen Schwester.

Ein Cyclus von 6 Bildern mit Text.

Ausgaben:

I. Grosse photogr. Pracht-Ausgabe in Imperialformat. (84 Centimeter breit und 63 Centimeter hoch) in Cartonmappe M. 78. —

II. Photographische Prachtausgabe in Royalformat. (64 Centimeter breit und 45 Centimeter hoch) in Cartonmappe M. 48. —

III. Mittlere photographische Ausgabe in elegantester Prachtmappe (46½ Centimeter breit, 33½ Centimeter hoch) . M. 30. —
(Pendant zu Ausgabe II der Melusine).

IV. Ausgabe in Photographiedruck (Albertotypie) auf schönem starken Carton in eleganter Cartonmappe (46½ Centimeter breit, 33½ Centimeter hoch) . . . . . M. 15. —
(Pendant zu Ausgabe III der Melusine).

Prachtmappe apart hiezu (Zeichnung von Julius Schnorr) . . . . . M. 8. —

Beide Werke, herrliche Kunstschöpfungen, von deutscher Innigkeit und Anmuth durchweht, haben sich seit ihrem Erscheinen unübertroffenen Beifalls bei Alt und Jung, bei Hoch und Nieder, zu erfreuen gehabt. Wer nur immer Sinn für Kunst besitzt, dem kann kein willkommeneres Geschenk geboten werden, als die „Schöne Melusine" und „Sieben Raben". Der poetische Stoff der Geschichte der schönen Melusine wird unter Schwind's beseelender Hand zur reichsten Schilderung deutschen Familienlebens, sie ist die Verherrlichung der ehelichen Liebe, wie die „Sieben Raben" die der schwesterlichen Treue.

Das

POLYCHROME ORNAMENT.

Hundert Tafeln in Gold-, Silber- und Farben-Druck

Etwa 2000 Motive aller Stilarten enthaltend:

ANTIKE UND ORIENTALISCHE KUNST, MITTELALTER.

Renaissance, XVII. und XVIII. Jahrhundert.

Eine historisch-practische Sammlung von A. RACINET.

Mit erklärenden Beschreibungen und einer allgemeinen Einleitung.

Deutsche Ausgabe von R. REINHARDT,

Architekt und Professor am Kgl. Polytechnikum zu Stuttgart.

Unter Mitwirkung von **A. Mecklenburg**, Architekt.

Zweite Auflage.

Preis in losen Blättern M. 120. —. In Carton-Kapsel M. 122. —. In dauerhaftem elegantem Halbfranzband geb. (mit Original-Deckenzeichnung von Jul. Schnorr) M. 130.

Die **Geschichte des Ornaments** erläutert Racinet in einer ebenso gründlich-gelehrten als ausführlichen Einleitung zu seinem Werk. Die 100 Tafeln mit ihren 2000 Motiven entrollen die Geschichte des Ornaments im Bilde vor dem glanzbetroffenen Auge des Lesers, die nothwendig schmucklose, sachgemässe Beschreibung (welche der Text zu jedem Blatt ohne Ausnahme gibt) ist nicht im Stande, den ersten Gesammteindruck abzuschwächen. Was für ein Zauberwald ist hier, voll Wunder und Räthsel, ein überwältigender, scheinbarer, aber auch nur scheinbarer, Wirrwarr von Ornamenten, welche den reinsten Typen, den vollkommensten Meisterwerken aller Zeiträume entlehnt sind. Von einer griechischen Mosaik führt uns das Werk zu einer Porzellan-Vase aus Japan, von einer persischen Tapete zu einer italienischen Majolika, von einer gothischen Handschrift zu einem Fächer aus der Rococo-Zeit. Arabesken von Rafael stehen neben den Malereien einer egyptischen Todtenstadt; ein von Boucher's Guirlanden eingefasster Fensterpfeiler folgt auf eine Zimmerdecke aus der Renaissance; das Fenster einer Kathedrale fügt sich ein unter der Kuppel einer Moschee. Und diese unzähligen Motive, zusammengestellt mit einem sinnig wählenden Geschmack, geben uns nicht blos die Zeichnung der Muster, sondern auch ihr Colorit und ihre Tinten, ihre stärksten Töne und ihre feinsten Uebergänge, ja sogar das Gold und Silber, das mit hereinspielt!

In Vorbereitung befindet sich und erscheint demnächst in Lieferungen:

GRUNDRISS DER KERAMIK

in Bezug auf das Kunstgewerbe.

Eine historische Darstellung ihres Entwickelungsganges

IN EUROPA, DEM ORIENT UND OSTASIEN

Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Ein zuverlässiger Führer für

Kunstfreunde, Sammler, Fabrikanten, Modelleure und Gewerbeschulen

wie auch als Ergänzung zur Kunstgeschichte

von

FRIEDRICH JAENNICKE.

Mit circa 400 Illustrationen und über 2500 Marken und Monogrammen.

So eben in neuer Auflage erschienen:

Handbuch

der

Aquarellmalerei.

Nach dem heutigen Standpunkte

und in vorzüglicher Anwendung auf

Landschaft und Architektur

Nebst einem Anhange über

Holzmalerei.

Von

Friedrich Jaennicke.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis Mark 4. 50.

Digitized by Google

Zu beziehen durch alle Buch- & Kunsthandlungen.

VERLAG VON PAUL NEFF IN STUTTGART.

Zu beziehen durch alle Buch- & Kunsthandlungen.

DIE

KLASSIKER DER MALEREI.

EINE SAMMLUNG IHRER BERÜHMTESTEN WERKE

MIT ERLÄUTERNDEM TEXTE

FÜR KÜNSTLER, FREUNDE DER KUNST UND LEHRER DER KUNSTGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. P. F. KRELL,

PROFESSOR DER KUNSTGESCHICHTE AN DER KUNSTGEWERBESCHULE IN MÜNCHEN.

UNTER MITWIRKUNG VON **DR. O. EISENMANN,** GALERIEDIRECTOR IN CASSEL.

IN UNVERÄNDERLICHEM PHOTOGRAPHIEDRUCK AUSGEFÜHRT VON MARTIN ROMMEL.

I. SERIE: ITALIENISCHE RENAISSANCE. II. SERIE: NIEDERLÄNDER UND SPANIER.

JEDE SERIE IST MIT ETWA 33 LIEFERUNGEN à 2 BLATT GR. FOLIO VOLLSTÄNDIG.

PREIS DER LIEFERUNG MARK 2. 50.

Von der ersten Serie sind bis jetzt 30 Lieferungen erschienen, welche enthalten:

Masaccio, Petrus taufend.
Filippo Lippi, Madonna mit dem Kinde.
Gozzoli, Noah bei der Weinlese.
Botticelli, Madonna mit dem Tintenfass.
Ghirlandajo, Geburt Johannes des Täufers.
Signorelli, Auferstehung.
Mantegna, Aus dem Triumphzug Cäsars. — Mars mit Venus und Diana.
Bellini, Beschneidung Christi.
Conegliano, Christus lehrend.
Perugino, Gruppe von Sibyllen.
Francesco Francia, Thronende Madonna.
L. da Vinci, Madonna del Lago. — Madonna di San Onofrio. — Abendmahl. — Schlacht von Anghiari. — Mona Lisa.
L. di Credi, Anbetung des Jesuskindes.
Michel Angelo, Belebung Adam's. — Prophet Daniel. — Scene aus dem jüngsten Gericht.
Fra Sebastiano, Auferweckung des Lazarus.
Daniel da Volterra, Kreuzabnahme.
Fra Bartolommeo, Madonna mit Heiligen.
Andrea del Sarto, Caritas.
Rafael, Madonna del Passeggio. — Madonna mit dem Diadem. — Madonna Franz I. — Sixtinische Madonna. — Kreuztragung. — Verklärung Christi. — Disputa. — Brand im Borgo. — Constantinschlacht. — Vision des Ezechiel. — Heilung des Lahmen. — Triumph der Galatea. — Papst Leo X. — Wanddecoration.
Giulio Romano, Sturz der Giganten.
Giulio Romano, Venus und Vulkan.
Correggio, Büssende Magdalena. — Madonna des heil. Hieronymus. — Flucht nach Egypten. — Die heilige Nacht. — Gruppe aus der „Leda".
Parmigianino, Amor mit Bogen.
Giorgione, Das Concert. — Idylle.
Palma Vecchio, Sündenfall.
Tizian, Petrus Martyr. — Himmelfahrt Mariä. — Danaë. — La maîtresse. — Jupiter und Antiope.
Moretto, Heilige Justina.
Tintoretto, Ariadne und Bacchus.
Paul Veronese, Hochzeit zu Cana. — Raub der Europa.
J. Bassano, Frühling.

Von der zweiten Serie erschienen 16 Lieferungen, welche enthalten:

Rubens, Jüngstes Gericht. — Trunkener Silen. — Kastor und Pollux. — Liebesgarten. — Heinrich IV. ein Heirathsproject überlegend. — Löwenjagd.
J. Jordaens, Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.
v. Dyck, Ruhe auf der Flucht nach Egypten. — Christus am Kreuz. — Frau und Kinder Carl's I. — König Carl I. von England. — Kinder Carl's I.
Frans Snyders, Bärenkampf.
Teniers, Kirchweihe.
v. der Helst, Die Preisrichter der Amsterdamer Schützengilde.
Rembrandt, Jacob segnet die Söhne Josephs. — Der sogenannte „Goldwieger". — Raub des Ganymed. — Bildniss des Uytenbogardus.
Dou, Quacksalber.
Bol, Joseph stellt Pharao seinen Vater vor.
A. van Ostade, Bauerntanz.
Franz v. Mieris der Aeltere, Mieris und seine Frau.
J. v. Ruysdael, Wasserfall.
Karel du Jardin, Charlatane.
van der Neer, Ansicht von Boom.
van Huysum, Strauss von Blumen und Früchten.
Murillo, Conceptio immaculata. — Bettelbube.
Velasquez, Bacchanal.
Gerard Ter-Borch, Die ausgebrachte Gesundheit. — Das Anerbieten.

Herr **Professor Wilhelm von Lübke** sagt u. A. über die Klassiker der Malerei:

Das Ganze wird einen Abriss der Geschichte der Malerei bilden, der in so prachtvoller Weise illustrirt wird, wie wir bis jetzt nichts ähnliches in unserer Literatur besitzen. Was aber diesem zeitgemässen Unternehmen seinen besonderen Werth verleiht, ist, dass das Schönste hier in würdigster Form und in prachtvoller Ausstattung dargeboten wird, und zugleich zu einem so mässigen Preise, dass man für eine Summe, wie sie für den Erwerb eines einzigen Stiches oft kaum ausreicht, eine ganze Galerie von Meisterwerken in schönen Nachbildungen um sich ausbreiten kann. Ich wünsche dem Unternehmen den weitesten Anklang, **weil es in hohem Grade geeignet ist, echte Kunstbildung zu fördern,** und weil es in einer Ausstattung vor uns tritt, welche des Inhalts vollkommen würdig erscheint.

Herr **Dr. Wustmann** sagt in dem Seemann'schen Weihnachts-Kataloge u. A.

„Es ist rein unmöglich, der glücklichen Idee dieses Unternehmens und ihrer herrlichen Ausführung in diesem knappen Bericht auch nur annähernd gerecht zu werden. Der Gedanke lag, wenn man ehrlich sein will, sehr nahe und doch, wer hätte noch vor zwei, drei Jahren an die Ausführung gedacht? Eine Anzahl der kostbarsten Kupferstiche, die der Sammler mit Gold aufwiegt, und die ein kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial repräsentiren, wie es bisher nur in öffentlichen Sammlungen oder in den Mappen reicher Privaten zu finden war, wird hier im zartesten und reinsten Facsimiledruck geboten in einer Vollendung, die dem gewöhnlichen, von keiner Sammelwuth behafteten Sterblichen die Originale mehr als ersetzt. Nirgends in unserer Kunstliteratur ist ein Werk von ähnlicher Kostbarkeit bisher vorhanden gewesen, und Jeder ist glücklich zu preisen, dem der Erwerb desselben ermöglicht ist."

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 10. November 1877. XII. Band.

AP 30 G375 v.12 no.45

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Robert Lowe über eine neue Reformbill. Von Karl Blind. — Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre. Von Franz Mehring. Besprochen von W—. — **Literatur und Kunst:** Ex ungue. Von K. Goedeke. — Die Actenfälschung im Processe gegen Galileo Galilei. Von Moritz Cantor. III. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Größenwahn. Schwank in 4 Acten von Julius Rosen. Besprochen von Paul Lindau. — Von den Theatern. Von Julius Hagen. — Oper und Concert in Leipzig. Von H. Ehrlich. — Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Architektonischer Theil. Von G. v. Stralendorff. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Robert Lowe über eine neue Reformbill.

Von Karl Blind.

I.

Der ehemalige Schatzkanzler im Gladstone'schen Cabinet, Herr Robert Lowe, ist zwar Vorsitzender der englischen Schnellradvereine und demokratisch genug, um das eherne Pferd in Person zu besteigen. Man hat ihn oft so als Minister in abgetragener Kleidung am Palaste des Ministeriums anreiten sehen; ein Schauspiel, das seinen eleganteren oder aristokratischen Amtsgenossen als „vulgär" erschien. Ueber diese Einfachheit der Lebensgewohnheiten des Mannes, der Englands Staatsschatz verwaltete, ist kein Wort zu verlieren; es wäre denn ein Wort der Anerkennung. Im Uebrigen zeigt Herr Lowe sich, trotz seiner Vorliebe für die Reitmaschine, durchaus nicht als Freund der dahinsausenden Fortschrittsbewegung. Im Gegentheil, er wirft der demokratischen Richtung stets gern einen Knüppel zwischen die Speichen. Seine ganze Stellung innerhalb des Kreises der liberalen Führer bildet eine absonderliche Ausnahme. Er steht in diesem Kreise wie ein halber Feind. Man verträgt sich nothdürftig mit ihm, weil, ihn zum erklärten Gegner zu haben, bei der Schärfe seiner Zunge als das noch weitaus Gefährlichere erscheint.

Lowes politische Vergangenheit ist sehr gemischter Natur. Aus ihren sonderbaren Gegensätzen erklärt sich wohl die ätzende Säure, die jedesmal seinen Lippen und seiner Feder entfließt, sobald es sich darum handelt, eine neue Volksschicht in den Vordergrund der Staatsbühne zu bringen. Als etwa dreißigjähriger Mann verließ er England, um sein Glück in Australien zu suchen. Die Stellung eines Privatlehrers, die er bis dahin, nach Erledigung seiner Studien in Oxford, eingenommen, war seinem Ehrgeize unerträglich geworden. In Neu-Südwales widmete er sich mit Erfolg der Anwaltschaft. Wenige besaßen eine größere Gabe als er, „der schlechteren Sache den Schein der besseren zu verleihen". In Australien stieg er rasch in den gesetzgebenden Rath auf, dem er von 1843 bis 1850 angehörte. Damals schien er geneigt, das Streben nach unbedingter Selbstregierung zu fördern, das sich in allen jungen Ansiedelungen des englischen Stammes naturgemäß herausbildet. Die Sage geht sogar, er sei in bedenklicher Weise in die Bewegung verflochten gewesen, die auf die völlige Losreißung Australiens vom Mutterlande und seine Umbildung in einen Freistaat ausging. Vielleicht mochte er sich im Geiste als künftiges Haupt einer australischen Republik sehen. Daß er nicht gerade von monarchischen Vorurtheilen erfüllt ist, konnte man auch neuerdings wieder bei Disraelis Kaisermache bemerken, wo Lowe die schärfste, fast vom Geist der Schubert'schen „Fürstengruft" angehauchte Gegenrede hielt.

Jene australische Bewegung mißlang und Robert Lowe kehrte mißmuthig, in seinen Hoffnungen enttäuscht, nach England zurück. Von da an sehen wir ihn als Abgeordneten im Unterhause für Kidderminster, später für Calne, wie auch als Regierungsbeamten unter Whigministerien; „liberal" der äußeren Parteibeziehung nach, aber oft im Widerstreit mit der Volksrichtung. Dieser Widerstreit gestaltete sich zuletzt so heftig, daß dem angefeindeten Manne im eigenen Wahlbezirk schwere Lebensgefahr erwuchs. Als die große Reformbewegung von 1866 begann, die zwei Jahre darauf durch ein beinahe auf revolutionärem Wege errungenes Wahlgesetz zum Abschluß gelangte, gab es keinen bittereren Widersacher der Reform, als den ehemaligen Vorkämpfer der australischen Demokratie. Was er in jenen Tagen voll Hohn und Spott über die ringenden Massen sagte, reizte den Volkszorn bis auf's Aeußerste. Ein, wegen seiner kakerlakischen Erscheinung, ihm anhaftender Spitzname („das australische Kaninchen") wurde damals auch in Blättern gegen ihn angewandt, die sich von solcher Behandlung eines Gegners sonst frei halten.

An die Gebildeten wandte sich Lowe bei Bekämpfung der letzten Reformbill mit klassischen Stellen im Tone eines Sehers der Aeneïde. Englands hohe Reichsveste malte er ihnen als in Trümmer dahinsinkend vor, wenn man dem ungestümen Drängen nach Erweiterung des Stimmrechtes nachgebe. Das hölzerne Pferd wurde beständig von ihm als Warnung vorgeführt. Im Bauche der Reformbill sollte angeblich der gewaffnete gesellschaftliche Umsturz lauern. Man weiß, daß diese Weissagung sich jedenfalls nicht erfüllt hat. Aus dem erweiterten Wahlrecht ist schließlich ein conservatives Parlament hervorgegangen!

Trotz, oder vielmehr wegen der Heftigkeit, mit der Lowe den liberalen Forderungen und Führern entgegengetreten war, hielt Gladstone es 1868 für nöthig, ihm die Stelle eines Schatzkanzlers in dem neugebildeten Cabinet zu übertragen. Seit jener Zeit vertritt auch Lowe im Unterhaus die Londoner Hochschule — ein Wahlbezirk, der erst unter Disraelis Zwischenregierung bei Ausarbeitung der neuen Reformbill geschaffen worden war. Man hat es Disraeli von toryistischer Seite scherzend vorgeworfen, daß er dem Manne, der sein Angesicht in keinem Wahlbezirk des Landes mehr zeigen könne, das Londoner Universitätsnest bequem zurechtgemacht habe. Disraeli erwiederte: er bedaure dies auch jetzt noch nicht — schon um des Vortheils willen, den die Torypartei dadurch besitze, daß

Digitized by Google UNIV. OF MICH

Lowe unter den Liberalen selbst als immer störender Friedensbrecher wirke. In der That war er es, der zuerst im Gladstone'schen Ministerium das Zeichen zum inneren Wirrwar gab. Es ist bös mit ihm verkehren; er ist wie der Loki der Asensage. Zwang er auch Gladstone im Jahre 1868, politische Blutbrüderschaft mit ihm zu trinken, so kehrte er doch bald wieder seine Unfugsnatur hervor. Dank Lowe ging es im Jahre 1873 im Cabinet schon ziemlich wie bei Oegirs Gelage her. Bald darauf — 1874 — brach die Dämmerung herein, die das Ministerium stürzte.

Noch das Beste an Lowe ist, daß er sich für Hebung des Volksunterrichtes bemüht hat. In volkswirthschaftlichen Grundsätzen einer bekannten harten Schule angehörig, die den kämpfenden Armen mit einem „Hilf dir selbst!" rauh abweist, erkennt er doch an, daß bei der furchtbaren Ungleichheit der Ausstattung an Besitz es nur billig ist, dem keimenden Talent wenigstens nicht die Sonne und die Lebensluft der Erziehung zu versagen. Auch politische Rücksichten mischen sich wohl in seine Auffassung der Frage des Volksunterrichts. Er kann nicht den Unglückspropheten gegenüber den Gefahren der dunkel andrängenden demokratischen Bewegung spielen, ohne dadurch die Pflicht zu übernehmen, diese angebliche Gefahr durch Verbreitung geistigen Lichtes mindern zu helfen. Man trifft in England vielleicht mehr als anderswo alle Augenblicke auf eine Unfolgerichtigkeit bei den Führern der öffentlichen Meinung. Gladstone, der einst das Stimmrecht erweitert wissen wollte, weil die Menge „von unserem eigenen Fleisch und Blut ist"; Gladstone, der Volksfreund und das Haupt des Liberalismus; Gladstone, der tiefgelehrt über Schliemanns Troja- und Mykenefunde zu reden weiß und Homers Farbensinn durch die Ilias und die Odyssee verfolgt, ohne freilich die ältere egyptische und phönikische Cultur zu kennen, auf der die griechische ruht, oder von der Farbenlehre naturwissenschaftlich, wie er selbst bekennt, irgend etwas zu verstehen — Gladstone hat der irischen Klerisei eine katholische Universität aus Staatsmitteln gewähren wollen, und war nahe daran, auch den Volksunterricht in Irland ganz in die Hände der römischen Pfaffheit fallen zu lassen. Für das Volkserziehungswesen in England hat er nie den auf bessere Aufklärung gerichteten Eifer gezeigt, den der sich zu den Massen unangenehm satirisch stellende Lowe entwickelte. Das muß diesem zugute geschrieben werden, wie man auch sonst über seine unsympathische Erscheinung denken mag. In die „Karte der Volksunwissenheit" hellere Töne zu bringen, zeugt jedenfalls auch von Farbensinn.

II.

Im gegenwärtigen Augenblick ist das Verlangen nach Uebertragung des Wahlrechtes an die Feldarbeiter das Zukunftsschreckbild, mit dem Lowe als Kalchas bräut. Unter der Ueberschrift: „Eine neue Reformbill" läßt er in einer Abhandlung abermals die Stimme der Warnung ertönen.

Seine frühere Weissagung hat sich zwar nicht bewahrheitet. Statt der radicalen Gesellschaftsumwälzung trat ein toryistischer Umschwung ein. Das erweiterte Wahlrecht biß sich, sozusagen, selbst den Kopf ab. Wo immer die Erziehung der Massen im Rückstande ist, wird man meist einen solchen Ausgang erleben; übrigens hatte das Gladstone'sche Cabinet, als es abtrat, kaum irgendwelchen Fehler mehr zu begehen. Mit wahrem Kunstfleiß waren zahlreiche liberale Schichten der Regierung abspenstig gemacht worden. Der Gang der inneren Angelegenheiten ist mittlerweile durch die „conservative Reaction" nicht berührt worden. Die Tories von heute können glücklicherweise nicht mehr handeln wie in den Tagen von Peterloo, sind auch zum Theil nur noch Conservative dem Namen nach. In äußerer Politik ist England durch die unerwartete Wendung wenigstens davor bewahrt worden, die Narrheit einer neuen Kreuzfahrt mitzumachen und zu größerer Ehre des freisinnigen Czarenthums und des menschenfreundlichen Kalmückenthums die eigene Reichsmacht zu untergraben.

Da nun Lowes Drohung mit dem „rothen Gespenst" der ersten Reformbill in ihr Gegentheil umschlug, versucht er es diesmal etwas anders. „Da seht ihr," sagt er, „was an dem grünen Holze der städtischen unteren Volksschichten wuchs; wie wird es erst an dem politisch dürren Holz der ländlichen Heuerlinge werden!" Dies ist ein Anruf an die Liberalen, denen er — obwohl er sechs Jahre in einem liberalen Ministerium gesessen — in's Gesicht sagt: es sei die Reformbill von 1868 „das größte Unglück" für die Partei gewesen. Ein zweiter Schritt in derselben Richtung — fügt er hinzu — werde das Schicksal der liberalen Partei besiegeln.

Die weiteren Ausführungen Lowes enthalten indessen auch Gründe, die auf die Conservativen berechnet sind. Im Zickzack, in Schlangenwindungen geht er vor, um nach den entgegengesetzten Seiten hin Eindruck zu machen. Es sind erst zehn Jahre her — ruft er aus — daß die andere Reformbill durchging; sollen wir schon wieder an die Landeseinrichtungen rühren? Da gibt es freilich Leute, die auf die Frage: „Warum den Feldarbeitern das Stimmrecht gewährt werden solle?" einfach die Gegenfrage erheben: „Warum denn nicht?" Das ist der Standpunkt eines angeblichen einfachen Naturrechtes, der geradeaus zum allgemeinen Stimmrecht führt; liegt darin keine Gefahr?

Dann wieder zu den Fortschrittsmännern sich wendend, bemerkt er: — Haben wir nichts näher Liegendes, nichts Nützlicheres zu thun, als neue Wahlrechtsformeln auszusinnen? Da ist die Viermillionenstadt London ohne geordnete Gemeindeverwaltung, wie sie doch die meisten Städte mit 10,000, ja, manche mit weniger als 10,000 Einwohnern besitzen! Da liegt auch die Verwaltung der Grafschaften noch in buntester Verwirrung! Da wäre an der Flotte viel zu bessern! Da sind noch große Aufgaben in Bezug auf die höheren Unterrichtsanstalten vorhanden! All' diese Fragen machen freilich dem, der mit Ernst an ihre Untersuchung und Lösung gehen will, viel Mühe; auch kann man damit nicht so rasch Popularität erwerben. Warum hier nicht reformirend eingreifen? Warum nicht, statt der wilden Jagd nach dem Schatten der Dinge, lieber wirklich Ersprießliches schaffen?

Gleich darauf hören wir jedoch wieder die Zunge des Argen, der von den Idealen Uebles redet und die Götter der Demokratie lästert. Hütet Euch — ruft er, den conservativen Neigungen listig schmeichelnd — vor dem Götzenbilde der Gleichheit, die die Leidenschaft der oberflächlich Denkenden ist! Das ist eine eifersüchtige Göttin, diese Gleichheit; sie läßt sich nicht halb dienen. Gebt dem auf eine neue Reformbill gerichteten Verlangen nach, und Ihr werdet unfehlbar auf die abschüssige Bahn des allgemeinen Stimmrechts gezogen. Was soll dann aus der Landesvertretung werden? Bis vor kurzem bildete das Unterhaus nicht eine regierende, sondern wesentlich eine kritisirende Körperschaft, die ab und zu ihren Einspruch gegen getroffene Maßregeln erhob. Die wahre Regierungsgewalt lag bei der Krone. Von Tag zu Tag aber verliert das Unterhaus neuerdings diesen Charakter immer mehr; es wird selbst zur Regierung. Um so dringender gestaltet sich die Nothwendigkeit, nicht den ganzen gewöhnlichen Haufen in den Kreis der Regierenden hereinzulassen. Mit der abermaligen Erweiterung („Erniedrigung", sagt Lowe immer) des Wahlrechtes nähern wir uns rasch den amerikanischen Zuständen. Nun blickt auf Amerika hin! — welch' schlechte Verwaltung! welche Verderbniß! welche Schutzzöllnerei! Eine Demokratie kann nicht regieren; eine Demokratie versteht keine Volkswirthschaft; eine Demokratie hört keine Vernunft an.

Hier ist Herr Lowe, der mit dem auf die Liberalen berechneten Drohspuk einer noch gründlicheren „conservativen Reaction" begann, plötzlich wieder auf dem entgegengesetzten Gebiet des „rothen Gespenstes" angelangt. Und dann tobt er sich vollends mit den Schimpfreden aus, indem er über die Trunkenheit der Volksmassen harte Anklage führt. Und das Ergebniß ist, daß die ackerbauenden Frohnknechte, die seit Jahrhunderten in's Joch gespannt sind, nimmermehr ihre Stimme bei einer Parlamentswahl sollen geltend machen.

Digitized by Google

III.

Bedarf es einer Widerlegung der haltlosen Böswilligkeiten, aus denen Herr Lowe hier einen Strick für die Demokratie zusammenzudrehen sucht? Wer in der Mitte der sechziger Jahre in England gelebt hat, der weiß, daß ein gewaltsamer Ausbruch nur verhindert werden konnte durch die rechtzeitige Gewährung einer Reformbill. Die starren Tories befanden sich damals auf einer abschüssigen Bahn, an deren Ende ein blutiger Zusammenstoß lag. Die Männer des parlamentarischen Fortschrittes und der conservative Führer, der seine Partei zu erziehen, dabei freilich aber auch „auf die stille Schicht der untersten Volksklasse zu teufen" und den Liberalen dadurch ein Schnippchen zu schlagen verstand, kamen noch in der elften Stunde dem drohenden allgemeinen Tumult zuvor. Lowe, der der Gleichheitsgöttin nicht das geringste Opfer bringen wollte, hätte England in ein Durcheinander gestürzt, bei dem entweder das Richtmaß über noch ganz andere Dinge, als das Wahlrecht, hinweggegangen, oder aber die bürgerlichen Freiheiten der gesammten Nation gekürzt worden wären.

An Englands Ufern spürte man in den sechziger Jahren den mächtigen Wellenschlag, den zuerst die italienische Erhebung unter Garibaldi, dann der Riesenkampf der amerikanischen Republik bis in die innerste Volksseele warf. Die Reformbewegung, ohnedieß viele Jahre hindurch, unter Palmerston, nur künstlich zurückgedrängt, entsprang unmittelbar aus den Eindrücken jener Freiheitssiege. Lowe, der Gegner der Reformbill, läßt noch heute dem großen Freistaat jenseits des Weltmeeres seinen Haß darüber entgelten. In seinem Aerger vergißt er der Geschichte des eigenen Landes. Er vergißt, daß, so lange die „Krone" übermächtig war, die schlechteste Verwaltung, die größte Verderbniß in England herrschte, und daß wiederholte Revolutionen den Augiasstall des Königthums fegen mußten. Er vergißt, trotz Thackeray, was an höfischer Verderbniß noch die Landesregierung im Anfang dieses Jahrhunderts übel kennzeichnete, und daß der Eintritt von Ordnung, Rechtlichkeit, Sitte mit der Bewegung für die erste Reformbill zusammenfällt.

Er vergißt auch, daß die Frage über Schutzzoll oder Freihandel nichts mit der Regierungsform zu thun hat. England war einst schutzzöllnerisch und hält noch heute in einigen Zweigen hohe fiskalische Zölle aufrecht. Freihandel herrscht in der, von Lowe bis in den Abgrund verdammten Türkei. Dagegen kommen die Zollauflagen Rußlands, dieses jüngsten Schoßkindes einer von Gladstone irregeleiteten Opposition, vielfach dem Verbot fremder Erzeugnisse gleich. Frankreich ist so weit wie nur möglich entfernt, den unbedingten Freihandel zu pflegen. Doch wozu die Beispiele für eine der bekanntesten Thatsachen vervielfältigen, die freilich ein ehemaliger Schatzkanzler am besten wissen, jedenfalls nicht verdrehen sollte!

Die amerikanische Republik hat ihren Schild von dem Flecken gereinigt, der durch verderbte „Finanzringe" auf ihn geworfen worden war. Ziemt es Lowe, inmitten der jetzt sich in der Union vollziehenden Verwaltungsreform, auch diese Thatsache als nichtbestehend zu betrachten? Steht die liberale Partei, der er angehören will, in ihrer Vergangenheit so ganz rein gegenüber Amerika da? Haben nicht Russel und Gladstone dem erhofften Zusammenbruch des Freistaates entgegengejubelt? Und wäre etwa gute Verwaltung und Abschaffung der Bestechlichkeit unter der Herrschaft der Menschenfleischhändler in den Süden eingezogen? Glücklicherweise half alle Anerkennung des Südbundes als einer „kriegführenden Macht", half alle Förderung des seeräuberischen Blokadebruchs gegenüber einer vaterlandstreuen Demokratie nichts, die zu regieren, zu opfern, und deren tapfere Söhne auch zu sterben wußten.

Will Herr Lowe noch andere Beweise von der Regierungsfähigkeit einer Demokratie, so braucht er nur auf die Schweiz zu blicken, die sich inmitten kriegstobender Großstaaten des Friedens und der Freiheit erfreut, und deren Bundeshaupt nicht einmal ein Dritttheil des Gehaltes bezieht, den der diplomatische Bevollmächtigte Englands in Bern empfängt.

IV.

So bringt also Lowe die schlechtest möglichen und die widerspruchsvollsten Gründe vor, um einer an den Thoren harrenden Menge die politische Rechtsgleichheit zu versagen. Trotz der Verkehrtheit seiner Beweisführung wäre es gleichwohl ein Irrthum, unter den heutigen Verhältnissen in England jede Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten für einen Fortschritt zu halten. Wer wirkliche Ziele der Aufklärung, der Befreiung, der Hebung gedrückter Stände aus furchtbarer Nothlage verfolgt, der wird sich sagen müssen, daß nicht zu jeder Zeit und unter allen Umständen die Berufung an die Gesammtheit der noch in Vorurtheilen befangenen, listigen Einflüsterungen oder gröberen Mitteln des Einflusses zugänglichen Masse das beste Verfahren ist. Frankreich stand während Ludwig Philipps Regierung unter einer verderbten Herrschaft von Reichen, denen Guizot mit dem bekannten Worte („Enrichissez vous!") geradezu den Freibrief ertheilte. Als aber am Tage nach der ruhmreichen Februarerhebung die Thore des Wahlrechtes für 10,000,000 Männer geöffnet wurden, deren Mehrzahl nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig war, und als hochgebildete Städte auf gleiche Linie gestellt wurden mit den dunkelsten Bezirken der Vendée, da war der junge Freistaat sofort in die äußerste Gefahr versetzt.

Die Leser der „Gegenwart" wissen, daß ich von Anfang an der einst so vielversprechenden Bewegung der englischen Feldarbeiter mit warmer Theilnahme gefolgt bin. Ich habe ihre Abgeordnetenversammlungen nie versäumt, alle ihre Blätter regelmäßig gelesen, auch ihre Führer gesprochen. Leider sind die schönen Hoffnungen zu nicht geringem Theile zerstoben oder doch beträchtlich gemindert worden. Man rechnet in England etwa 900,000 bis 1,000,000 Heuerlinge. Nahezu 100,000 derselben waren ursprünglich unter der Führung von Joseph Arch in den „Nationalverein der Feldarbeiter" eingereiht. Mit einem einzigen Schilling (einen Penny im Monat) konnte man den Eintritt erlangen. Wohl mochte daher, nach längerer Bearbeitung der ackerbauenden Massen, eine größere Betheiligung erwartet werden. Es ist anders gekommen. Die Führer geriethen zuerst unter sich in heillosen Zwiespalt auf Grund persönlicher Nebenbuhlerei; dann sank die Zahl der am Verein Betheiligten auf 60,000, auf 40,000, auf 30,000 herab. In neuerer Zeit bleibt die Statistik ganz aus, obwohl jene Zwistigkeiten glücklich wieder geschlichtet oder vielmehr zugedeckt sind.

Einen schweren Fehler begingen die Führer beider nebenbuhlerischen Parteien. Während sie auf englischem Boden ein Bewegungsheer zu schaffen suchten, wirkten sie gleichzeitig für die Auswanderung der besten Kräfte, der entschiedensten Charaktere. Ihre Zeitungen brachten regelmäßig in großer Schrift die Anzeigen der Auswanderungsagenten, die nach Kanada, nach den Vereinigten Staaten, nach Australien lockten. Mir liegt ein „Gesangbüchlein für Feldarbeiterversammlungen" vor, das ich bei der letzten großen Abgeordnetenversammlung in der hiesigen Exeterhalle in die Hand bekam. Es ist die fünfundzwanzigste Ausgabe; zu einem Penny die Nummer. „Die Gesänge athmen den Geist des Armen Konrads." Vorn und hinten aber fällt das Auge auf die Auswanderungsanzeigen, mit beigedruckten Schiffen, die lustig auf dem Wasser schwimmen. So hält man keine Partei zusammen.

Noch kann die Masse der Feldarbeiter nicht lesen und schreiben, trotz verbesserten Schuleinrichtungen. Noch ist der Geist der Mehrzahl mehr auf „Bier, Speck und Tabak" gerichtet, als auf höhere Ziele der Befreiung. Ueber die Frage, wie dem enterbten Heuerling durch eine Aenderung der Grundeigenthumsgesetze aufzuhelfen sei, wagen die Führer kein Programm aufzustellen — schon um nicht die Whigliberalen im Parlament zurückzuschrecken; zum Theil auch, weil die Ansichten unter ihnen selbst auf's Schroffste auseinandergehen. In Folge der Lohnerhöhung, die das Ergebniß theils der von Arch geleiteten Bewegung, theils der Verminderung der Arbeitskräfte durch die Auswanderung ist, hat sich das Heer

Digitized by Google

der Unzufriedenen bedeutend vermindert. Endlich darf die Thatsache nicht verschwiegen bleiben, daß bei einer der letzten Ersatzwahlen in dem einzigen Bezirke, wo, kraft besonderer Verhältnisse, die Feldarbeiter bereits das Wahlrecht üben und die Mehrzahl der Wähler bilden, der conservative Bewerber den Sieg errang!

Die englischen Feldarbeiter wohnen in der Miethe des Grundherrn, in Hütten, aus denen sie durch wöchentliche Kündigung getrieben werden können. Bei der Dünne der ländlichen Bevölkerung bietet das geheime Wahlverfahren dem Stimmenden keinen Schutz; seine politische Farbe ist schnell errathen. Könnte man auch hoffen, daß 30,000, ja 60,000 oder selbst 100,000 und mehr Feldarbeiter sich der Fortschrittspartei zuwenden würden, so ist doch die große Mehrzahl ihres Standes noch politisch ganz ungebildet. Alle schön ausgedachten Formeln helfen darüber nicht hinweg. Die Frage entsteht daher: ob es nicht klüger wäre, zuerst die äußere Stellung des Heuerlings zu bessern und seinen Geist mehr zu erleuchten, um ihm dann das Wahlrecht zu ertheilen — anstatt mit dem letzteren zu beginnen und so vielleicht auf lange hinaus ein neues Hinderniß für die Aufklärung selbst zu schaffen?

Die Frage ist der Untersuchung jedenfalls werth; und selbst der Umstand, daß uns Robert Lowe auf dem gleichen Wege begegnet, darf uns nicht abhalten, sie zu erheben.*)

Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre.

Seitdem durch die letzten Reichstagswahlen die allgemeine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf die Fortschritte der socialdemokratischen Propaganda hingelenkt worden, hat sich eine solche Fluth antisocialistischer Literatur über den Markt ergossen, daß es kaum noch möglich ist, jede einzelne auf diesem Gebiet zu Tage tretende Erscheinung nach Inhalt und Bedeutung zu prüfen. Erschwert wird diese Aufgabe noch durch die unerfreuliche Erfahrung, daß der größte Theil des Gebotenen die Mühe des Lesens gar nicht lohnt. Fast durchweg zeigt sich eine so erschreckende Unkenntniß der Grundlagen wie der geschichtlichen Entwickelung jener Irrlehren, die zu bekämpfen man unternommen hat, daß die Polemik selbst den Anhängern der Socialdemokratie das willkommenste Agitationsmittel bietet. Mit um so größerer Befriedigung ist eine unter obigem Titel vor kurzem erschienene Schrift**) zu begrüßen, die sich nicht nur die Aufgabe stellt, ein lebensfrisches und stimmungsvolles Bild zu entwerfen von dem, was die deutsche Socialdemokratie ist und was sie will, ein Bild, das jedem politischen Manne ein menschlich nahes Verständniß dieser merkwürdigen und seltsamen, mit den tiefsten Problemen unseres nationalen Lebens unlöslich verflochtenen Bewegung ermöglicht, sondern gleichzeitig selbst in die Arena herabsteigt, sich auf den Boden des Gegners stellt und aus seinem eigenen Gedankengange heraus das Gewebe von blendenden Irrthümern und schillernden Halbwahrheiten aufzulösen sucht.

Für die glückliche Lösung einer solchen Aufgabe war kaum Jemand berufener als der Verfasser, nicht nur, weil er mit einer glänzenden Schreibweise, die ihm in kurzer Zeit einen geachteten Namen unter unsern hervorragendsten Feuilletonisten gesichert hat, ein tiefes Verständniß für diejenigen volkswirthschaftlichen Fragen verbindet, deren Lösung die sociale Bewegung erstrebt, sondern auch, weil er selbst — wie er in der Vorrede seines Buches mittheilt — durch die blendenden Schriften Lassalles gefangen, in früheren Jahren ein warmer Verehrer des genialen Agitators gewesen und für die von ihm vertretenen Ideen mehrfach publicistisch eingetreten ist. Dieser letzte Umstand ist nicht ohne Rückwirkung auf die Darstellung geblieben. Abgesehen von dem Einfluß, den das Studium der Lassalle'schen Schriften offenbar auf den Stil und die Ausdrucksweise des Verfassers geübt hat, fühlt man überall heraus, daß der letztere in unmittelbarster Nähe der Dinge gestanden hat, und gerade diese intime Kenntniß der Zustände und der Personen ist es, die den Schilderungen ein so warmes und lebensvolles Colorit verleihen und das Interesse des Lesers bis zum Schluß rege erhalten. Andrerseits mußte die allzu nahe Stellung des Beobachters zu den von ihm geschilderten Verhältnissen die Gefahr nahe legen, daß er über den unmittelbaren Anschauungen den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen mit der Gesammtentwickelung unseres öffentlichen Lebens aus den Augen verlor, und diese Gefahr hat er in der That nicht ganz zu vermeiden vermocht. Die Geschichte der socialdemokratischen Bewegung, die er in dem ersten Theile seines Buches behandelt, wird ihm im Wesentlichen zu einer Geschichte der leitenden Persönlichkeiten und dadurch verliert die Bewegung selbst scheinbar an innerer Bedeutung. So wenig geleugnet werden kann, daß namentlich in der ersten Zeit, so lange die Strömung noch eine außerordentlich schwache war, der Führer ihr den Stempel seines eigenen Charakters aufprägte, so hieße es doch selbst die gewaltige Agitationskraft eines Lassalle überschätzen, wollte man mit dem Verfasser annehmen, daß die deutsche Socialdemokratie nur durch den energischen Willen des autokratischen Mannes aus dem Boden emporgestampft wurde. Wenn plötzlich eine so andauernde und tiefgehende Strömung im praktischen Leben erzeugt wird, so ist es gewiß, daß allgemeine und mächtige Verhältnisse vorhanden sein mußten, welche, über ihr letztes Ziel noch unklar, nach einem Ausdrucke ihres tieferen Inhalts suchten. Lassalle selbst wußte viel zu gut, daß auch die geistige Bewegung eines Volkes an feste und unabänderliche Gesetze gebunden sei, als daß er eine Agitation unternommen hätte, die nicht ihr Fundament in dem natürlichen Boden der gegebenen Verhältnisse fand. Sagt er doch selbst: „Revolutionen machen zu wollen, ist ebenso die Thorheit unreifer Menschen, als eine sich in den Eingeweiden der Gesellschaft vollziehende Revolution zurückdämmen zu wollen." Er setzte voraus, daß das Proletariat als „ein gewaltiger Resonanzboden" mitschwingen würde, wenn er ihn träfe „mit dem Hammer der Wissenschaft", daß der socialistische Gedanke in den Massen schlummere und nur der Anregung bedürfe, um in gewaltigen Dimensionen zur Entwickelung zu gelangen.

Theoretisch war diese Annahme durchaus nicht unbegründet. Der Verfassungsconflict und die budgetlose Regierung hatte die Ohnmacht der liberalen Doctrin offen vor Aller Augen dargelegt; wollte die Bourgeoisie den Kampf gegen die bevorrechteten Klassen mit Aussicht auf Erfolg weiter fortsetzen, so mußte sie ein neues Element, das „Volk", in denselben hineinziehen, das bisher infolge des Wahlcensus politisch ziemlich bedeutungslos gewesen war, jetzt aber, von beiden Seiten umworben, sich seiner Macht bewußt wurde und seine Forderungen zu stellen bereit war. Hierzu kam, daß die socialistische Bewegung der vierziger Jahre, die man heutzutage nur zu oft unterschätzt, allenthalben tiefe Spuren zurückgelassen hatte. Im Rheinland hatte sie, genährt durch den Druck der infolge der großen Störung des Jahres 1842 überall nachwirkenden Handelskrisen und den Einfluß einer

*) Seitdem Obiges geschrieben war, hat Herr Joseph Arch auf einer Versammlung der Feldarbeiter die Aeußerung gethan: „Es werde der in politischen Ränken erfahrene Lord Beaconsfield nicht wagen, sein Parlament aufzulösen, ohne den Feldarbeitern vorher das Stimmrecht ertheilt zu haben." Daraus wäre denn zu schließen, daß das klügste Haupt der Tories in gegenwärtiger Lage eine solche Maßregel seiner Partei für zuträglich hielte. Ferner hat das unter dem Einfluß von Arch stehende Blatt, das als besonderer Sprechsaal für die Ackerarbeiter dient, dieser Tage erklärt: „Wenn die Interessen der liberalen Partei ein Hinderniß gegen die Ertheilung des Stimmrechtes bildeten, so wäre es am Besten, wenn dieselben so bald wie möglich zu Grunde gingen." Beachtenswerthe Geständnisse, die gewiß zur Vorsicht mahnen!

**) Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre. Eine historisch-kritische Darstellung von Franz Mehring. Bremen bei Schünemann.

Digitized by Google

umfassenden Zeitungs- und Broschürenliteratur, die industrielle Bevölkerung bis auf den Grund aufgewühlt, während sie in den östlichen Theilen der Monarchie wenigstens in dem Gesellen- und Arbeiterstand den Drang erweckt hatte, über seine Lage nachzudenken und die gesteigerte Summe geistiger Kräfte, die ihm die steigende Bildung, die Besprechung seiner Angelegenheiten in öffentlichen Organen, der Journalismus und andere Elemente zuführten, auf die eigenen Verhältnisse anzuwenden. Das war der Boden, auf dem im Beginn der sechziger Jahre jene Masse von Arbeiter- und Arbeiterbildungsvereinen emporgeschossen war, die Anfangs nur die Gefolgschaft der politisch liberalen Parteien bildeten, bald aber im Gefühle der eigenen Bedeutung eine selbstständige Haltung anzunehmen begannen und endlich zum Theil dem Nationalvereine und der Fortschrittspartei offen gegenüber traten. Zu diesen letzteren gehörte jener Leipziger Verein „Vorwärts", der das Project eines allgemeinen Arbeitercongresses gebar und zur Ausführung desselben ein Centralcomité niedersetzte, das sich 1863 um Rath an Lassalle wandte und von diesem hierauf das bekannte „Offene Antwortschreiben" erhielt. So wurde der Verfasser des „Heraklit" und „des Systems der erworbenen Rechte", dessen ganze praktische Wirksamkeit der Arbeiterfrage gegenüber — abgesehen von der Episode des Jahres 1848 — sich auf einen Vortrag im Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt beschränkte, von außen her in eine Bewegung hineingezogen, der er dann Bahn und Ziel vorzuschreiben unternahm, deren Vater er aber niemals gewesen war. Er selbst schreibt am 8. März 1863: „Eine Arbeiteragitation ist da; es ist nöthig, ihr das theoretische Verständniß und das praktische Losungswort zu geben" — und kennzeichnet damit am besten seinen Antheil an einer Bewegung, die ohne ihn vielleicht andere Wege eingeschlagen hätte, das Ziel ihrer späteren Entwickelung aber bereits im Keime in sich barg.

Dieselbe Ueberschätzung des persönlichen Antheils der Führer, wenngleich nicht in ebenso hohem Grade, zeigt sich auch im weiteren Verlaufe der Mehring'schen Darstellung. Der Verfasser gewinnt allerdings dadurch, daß er die Entwickelung des socialistischen Gedankens in den Trägern desselben zur Anschauung bringt, den Vortheil einer lebhafteren und plastischeren Schilderung, und diesen Vortheil weiß er außerordentlich geschickt auszubeuten. In treffendster Charakteristik und mit einer seltenen Objectivität, die überall auch dem Gegner gerecht zu werden bemüht ist, zeichnet er die hervorragenden Männer der Partei, Lassalle, Marx, Schweitzer, Liebknecht, Bebel, Fritzsche ꝛc. und ihren Einfluß auf die Richtung, den die socialdemokratische Bewegung genommen. Trotz der unendlichen Schwierigkeiten gelingt es ihm, aus dem Gewirr gegenseitiger persönlicher Angriffe und Zänkereien, die von dem Kernpunkt der inneren Differenz oft weitab liegen, mit historischem Sinn den Nerv, der sich durch die Entwickelung hindurchzieht und ihre Richtung bestimmt, in jedem Stadium dem Auge bloßzulegen, und den allmählichen Uebergang vom nationalen Socialismus zum internationalen Communismus von Etappe zu Etappe zu verfolgen.

Während so der erste Theil des Buches (der schon früher in besonderer Ausgabe erschienen war) die geschichtliche Form zeichnet, in der die socialdemokratische Bewegung zur äußeren Erscheinung gelangt, ist der zweite bemüht, den Inhalt dieser Form zur Darstellung zu bringen, die socialistisch-communistische Theorie, wie sie sich in bestimmten Forderungen krystallisirt hat, zu entwickeln und dieselbe aus ihren eigenen Voraussetzungen heraus zu widerlegen. So dankenswerth eine solche Aufgabe sein mag, so schwierig ist ihre Lösung, wenn man den Socialismus nicht als wissenschaftliche Doctrin, sondern, wie der Verfasser, als politische Tagesfrage behandelt. Diese Schwierigkeit liegt weniger in der Behandlung selbst, als in der Art ihrer Darstellung. Der Nationalökonom, der eine wissenschaftliche Frage wissenschaftlich erörtert, wendet sich an ein Auditorium, bei dem er eine Menge technischer Vorkenntnisse voraussetzen darf; der Politiker stellt sich einem Publicum gegenüber, das nichts mitbringt, als einen gesunden Menschenverstand und erwarten darf, daß derjenige, der zu ihm spricht, sich seiner Auffassungsfähigkeit accomodirt. Diese Forderung ist aber um so weniger leicht zu erfüllen, wenn es sich, wie hier, um Fragen einer Wissenschaft handelt, die selbst in die gebildeten Schichten der Bevölkerung bisher noch so unendlich wenig eingedrungen ist, und doch kann der Kampf, den der Verfasser gegen die socialdemokratische Agitation aufnimmt, nur dadurch eine Aussicht auf Erfolg gewähren, wenn er aus den Hörsälen auf die Straße verlegt wird. „Erst wenn wir vom Gegner lernen," sagt er, „erst wenn jeder gute Patriot sich als Soldat im Kampfe gegen die Mächte der Tiefe einschwören läßt und als Schlachtfeld nichts anderes betrachtet, wie den engen Bezirk seines täglichen Schaffens, erst wenn alle gebildeten Elemente durch das ganze Land hin, die Unternehmer und ihre Beamten, die Geistlichen, Lehrer, Aerzte, Richter, Standesbeamten, diese geborenen Agitatoren gegen die Socialdemokratie, in ihren amtlichen und bürgerlichen Wirkungskreisen den Beschwerden, Forderungen, Wünschen der Arbeiter nicht mit demagogischer Nachgiebigkeit, aber mit Einsicht und Verständniß entgegenkommen, erst dann bildet sich, gefügt aus Arbeit und Ehre, aus Vaterlandsliebe und Wissenschaft eine eherne Mauer, an welcher die socialistische Springfluth machtlos zerschellen muß und wird." Für diesen auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht organisirten Kampf will der Verfasser Waffen liefern, und in der That ist es ihm gelungen, nicht nur jedem Gebildeten einen Einblick in die schreienden Widersprüche der socialistischen Lehre zu gewähren, sondern auch eine Reihe wichtiger Sätze, die als Ecksteine der Doctrin und als wuchtige Kampfmittel der Agitation gelten, als Irrthümer nachzuweisen. Besondere Anerkennung verdient die Behandlung des sogenannten ehernen Lohngesetzes, der Gewerkschaftsfrage, des socialistischen Zukunftsstaates u. A. Weniger gelungen ist die Deduction gegen die Lassalle'sche Geschichtsphilosophie, wo der Verfasser bei dem Versuche, die Existenz eines gesonderten dritten und vierten Standes zu bestreiten, manche Lücke in seiner Rüstung bietet. Auch in der Erörterung der Werththeorie von Marx läßt sich über die Bündigkeit der Beweisführung streiten, obwohl der Verfasser mit richtigem Blick den schwachen Punkt jener Theorie herausgefunden und klargelegt hat. Jedenfalls muß anerkannt werden, daß er auch da, wo man über die Richtigkeit seiner Auffassung streiten kann, dieselbe überall wohl zu begründen weiß. Eine Streitschrift im besten Sinne des Wortes, nicht gegen Individuen, sondern gegen die principiellen Ziele der Socialdemokratie gerichtet, wird das Buch wesentlich dazu beitragen, das Verständniß des Wesens und der Ziele dieser Bewegung in den weitesten Kreisen zu fördern, und — wie der Verfasser es wünscht — jungen und schwärmerischen Gemüthern die lange Reihe bitterer und schmerzlicher Erfahrungen zu ersparen, durch die er selbst sich zur völligen Klarheit über die gleißenden Phantasmagorien jener verführerischen Lehren ringen mußte.

w—.

Literatur und Kunst.

Ex ungue.

Vor Zeiten — sie sind noch nicht weit hinter uns — legten sich gebildete Menschen die Frage vor: Wen halten sie für größer, Goethe oder Schiller? Es lag nichts Anstößiges darin, denn mit der Beantwortung in diesem oder jenem Sinne war die Sache so gut wie abgethan. Erst als Heine sehr vorwitzig sagte, man könne die Frage als Gradmesser des Verstandes gebrauchen, nicht um zu erfahren, was darauf geantwortet werde, sondern ob man überhaupt eine Antwort erhalte, erst da trat man aus dem Stande der Unschuld und bestritt den literarischen Aufwand der Theeorgien aus andern Fonds.

Neuerdings, noch früher als wir uns der Einheit schrittweise auf dem politischen Gebiete näherten, vor dem Norddeutschen Bunde, hat sich ein andrer Bund geschlossen und ausgedehnt, der die Frage, etwas variirt, auf die Tagesordnung gebracht hat.

Digitized by Google

Dieser Bund hält zwar noch längere Ferien, als der ehemalige deutsche Bundestag, denn er hält jährlich nur zwei, drei Tage hintereinander seine Sitzungen. Aber während der langen Zwischenzeit sind die Mitglieder außerordentlich thätig, um Material zur Beantwortung jener nur ein wenig anders gestellten Frage aufzuhäufen, die übrigens für die Wissenden unter ihnen längst entschieden ist. Bisweilen plaudert ein unvorsichtiger Mund das Geheimniß auch aus oder ein fanatischer verkündet es im Glaubenseifer wie ein unanfechtbares Dogma. Ich meine die Antwort auf die Frage, ob Goethe oder Schiller, manchmal auch ob Schiller oder Goethe über, neben oder unter Shakespeare zu stellen seien.

Wenn kranke Poeten, wie Otto Ludwig, ungeachtet ihrer vertrauten Stellung zur Schillerstiftung, sich beinahe eine Lebensaufgabe daraus machten, die Ueberzeugnng zu gewinnen, zu begründen und zu vertreten, daß Schiller wenigstens nicht neben Shakespeares Namen genannt zu werden verdiene, ja beim Lichte des Krankenzimmers besehen nur ein schwacher dramatischer Baumeister sei, da er nur Wallenstein und dergleichen, aber nicht Macbeth und dergleichen Burgen gebaut, in denen man den richtigen Plan und eine leidliche Ausführung der Anlage vermisse — wenn das geschieht, so ist das ganz in der deutschen Ordnung, die eine Beschränkung der Wissenschaft, und bestände sie auch in Grillen, in keinerlei Weise gestattet. Kranken ist das auch nicht voll anzurechnen. Wenn aber „Gelehrte", „fachwissenschaftliche Philologen" Geschmack daran finden, Nummern auszutheilen, so erinnert das an die Versetzungen auf den Schulbänken.

Ist es jedenfalls thöricht zu sagen, der Brite rangiere vor dem Deutschen u. s. w. oder umgekehrt, so ist eine Bank- und Rangordnung für große Dichter verschiedener Länder und Zeiten, ja für große Menschen überhaupt, eine Spielerei, die sich mit der Wissenschaft nicht verträgt. Körper und Kräfte, extensive Größen lassen sich nach Zahlen classificiren, intensive Größen, Geister und ihre Werthe nicht. Würde es wohl einem verständigen Historiker einfallen, Perikles und Washington, Friedrich und Napoleon zu vergleichen, um dann den Einen oder den Andern zum Primus oder Secundus zu machen? Plutarch hat Parallelen geschrieben, aber keine Nummern ausgetheilt. Jetzt macht man es umgekehrt, man nummerirt ohne Parallelen, wenigstens ohne Vorlegung derselben.

Ich wüßte wenigstens nicht, daß Karl Elze, früher Herausgeber des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft, irgendwo ein öffentliches Zeugniß seiner Studien über Schiller oder Goethe aufweisen könnte, etwa in der Art, wie die in den „Gesammelten Abhandlungen zu Shakespeare" (Halle 1877), „die zwar", wie es in dem kurzen Vorworte heißt, „sämmtlich bereits im Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft erschienen, aber einer sorgfältigen Durchsicht und Nachbesserung unterzogen sind". Da ich die sämmtlichen elf Abhandlungen schon früher gelesen, habe ich ein wiederholtes Studium nicht für nöthig gehalten, nur hin und wieder nachgesehen, an Stellen, die mich besonders interressirten. Dabei ist mir denn der bedenkliche Zweifel gekommen, ob die Revision wirklich eine sorgfältige gewesen; von der Nachbesserung läßt die Sorgfalt sich wenigstens nicht rühmen. Denn ich habe Manches wiedergefunden, was mir schon früher heitere Augenblicke gemacht, nnd was nicht zum erstenmale, geschweige in zweiter Auflage hätte gedruckt werden sollen, da es zu dem Tone hoher Polemik, der in einigen dieser Aufsätze herrscht, übel paßt. Es sind die, welche sich gegen die berechtigten, wenn auch nicht immer gelungenen Versuche wenden, den ausschließlichen Shakespearecultus etwas einzuschränken.

Daß dabei Blößen gezeigt worden, bin ich natürlich weit entfernt zu leugnen. Aber fehlt es denn auf Seiten der „Gelehrten", „der Fachmänner und wirklichen Kenner", „der zünftigen Gelehrsamkeit", die Herr Elze so oft nennt, wenn er von sich und den Seinen spricht, fehlt es da an Blößen? Ich denke, nein! Und deshalb sollten die Gegner immer nur sachlich zurecht gewiesen werden, wie es der Wissenschaft ziemt, nicht mit dem stolzen Bewußtsein eines auch io! das auf den „Dilettantenchor mit seinem Brekekekex und seinen Lucubrationen" spöttisch glaubt herabsehen zu müssen.

Aber es scheint ohne ein solches kräftigendes Selbstgefühl nicht recht zu gehen. Wie sollte es auch? Wenn man in der glücklichen Lage ist, von Shakespeares unvergleichlicher Größe (S. 393), von Shakespeare als dem größten aller dramatischen Dichter (S. 395), ja von Shakespeare als dem Könige aller Dichter (S. 76) aus eignem Anschauen zu reden, so muß der Anblick, der den Engeln Stärke gibt, auch im Schwachen mächtig werden und Wunder wirken. Es versteht sich dann ganz von selbst, daß Goethe und Schiller unter Shakespeare stehen, dessen unbegreiflich hohen Werke herrlich sind wie am ersten Tag. Indeß wird es zum Ueberflusse ausdrücklich gesagt, „daß die Shakespeare-Aesthetik Shakespeare als den größten dramatischen Dichter preist und ihn in dieser Eigenschaft nicht blos über Benedix, sondern auch über Goethe und Schiller stellt" (S. 391). Wie unvorsichtig, „den König aller Dichter" hier nur auf der Bank der Dramatiker obenan zu setzen! Ausgesprochen ist diese Schulcensur nicht erst nach Benedix, sie bestand schon lange Zeit, schon vor Gervinus, als Glaubensartikel der romantischen Schule. Und dieser Glaubenssatz bestimmte die Art, wie man die heimischen Dichter behandeln mußte. Aber damals studirte man die Letzteren doch noch, wenn auch nur um sie auf ihren Schwächen zu ertappen. Jetzt ist es schon mit dem spöttischen Anschielen, dem beleidigenden Erbarmen genug.

Wo mit der langathmigsten Ausdauer alles Licht nur nach der einen Seite hinströmt, da ist es nicht zu verwundern, wenn der geblendete Blick allmählich nur Glanz sieht. Man weiß, was man erweisen will, und bemerkt selbst wohl kaum, daß man im Zirkel geht. Wenn das Wort, das A. W. Schlegel von sich als Shakespeare-Uebersetzer brauchte, auf Shakespeare angewandt und dieser als „der Schöpfer und das Bild der Regel" bezeichnet wird (S. 90), so liegt darin das offene Bekenntniß der petitio principii, das Bekenntniß, daß Shakespeare das Modell ist, nach dem Alle geschätzt und verworfen werden, weil sie anders sind als Er! Reicht das denn über Gottsched hinaus, der ganz ebenso die Franzosen als die Schöpfer und das Bild der Regel präconisirte?

Es kann den „Shakespearomanen" — sie halten das Wort für keine Kränkung mehr, und Elze nimmt keinen Anstand seinen Lesern mitzutheilen, Paul Lindau habe sie in der „Gegenwart" Shakespeare-Narren genannt — es kann den „Fachgelehrten" nicht zugemuthet, sicher von ihnen nicht erwartet werden, daß sie irgend einmal irgend etwas zugeben, worin Goethe oder Schiller eine Ueberlegenheit über Shakespeare zeigen, und wäre es auch in Kleinigkeiten. Die deutschen Dichter werden z. B. von Elze nur da berücksichtigt, wo es darauf ankommt, einem Vorwurfe gegen „den Schöpfer und das Bild der Regel" zu begegnen oder eine schwache Seite zu beschönigen. Die Zoten werden natürlich nicht geleugnet. Aber nicht Shakespeare macht sie, sondern „das Elisabethanische Zeitalter in Shakespeare". Und hat nicht auch Goethe, heißt es, schreckliche Zoten gerissen? Auf die Bemerkung, daß die Rüpelscenen beim Publicum eines gewissen Ranges den meisten Effect zu haben pflegen, wird erwidert: ja, die Kellerscene im Faust und die Hexenküche sind von ähnlicher Wirkung. Zugestanden wird, daß nicht alle Stücke Shakespeares mehr auf die Bühne kommen und die noch auf dem Repertoire stehenden nicht unverändert. Das ist leider wahr, heißt es; aber geht es denn Goethe oder Schiller besser, „von denen uns ja auch nur einmal als Curiosum ein Stück unzugerichtet vorgeführt wird" (S. 76). Und „wo werden denn Goethes oder Schillers Lustspiele noch aufgeführt?" (S. 81). Ich bin leider nicht im Stande, Bescheid zu geben. Aber es ist doch eine seltsame Art, von Schillers Bearbeitungen französischer Stücke wie von Schiller'schen Lustspielen zu reden. Ob Elze Schillers Schwank für Körner gemeint hat, weiß ich nicht. Sollte aber an Wallensteins Lager gedacht sein, so habe ich mir sagen lassen, daß dies deutsche Lustspiel doch in Schwaben oder Hinterpommern zuweilen noch spuke.

„Schon hundert Mal ist darauf hingewiesen worden, daß

Digitized by Google

Goethe und Schiller selbst Shakespeare über sich gesehen haben, und es wird wohl Niemandem beikommen, ihre bezüglichen Aeußerungen für hohle Redensarten zu nehmen, die ihnen etwa eine übertriebene Bescheidenheit eingegeben habe" (S. 392). Hängt denn der Werth eines Dichters von seiner Selbstschätzung ab? Oder können solche Aeußerungen für uns bestimmend sein? Vollends solche, wie eine von Schiller angeführte? Dieser schrieb am 5. October 1785 an Huber, ihm werde immer noch so schwindelnd, wenn er am Enceladus Shakespeare hinaufsehe. „Und das schreibt Schiller im Anschluß an eine Mittheilung über den Fortgang seines Don Carlos, an welchem er eben damals arbeitete" (S. 392). In jenem „immer noch" liegt doch die Aussicht, daß eine Zeit kommen müsse, wo dies Gefühl des schwindelnden Abstandes aufhören müsse. Er wundert sich nur, daß es noch nicht geschehen sei. Und der Schiller in der Arbeit am Don Carlos ist doch ein anderer als der am Demetrius beschäftigte.

Wohlwollend werden die chronologischen, geographischen und sonstigen Schwächen des Königs aller Dichter bemäntelt. Daß zur Zeit Julius Cäsars schon eine Schlaguhr vorhanden ist, daß Böhmen eine Küste hat, daß Hamlet in Wittemberg studirt, das sind Geringfügigkeiten. Ich halte sie auch dafür. Doch weiß ich nicht, ob Hr. Elze (S. 72) nicht etwas zu weit geht, indem er behauptet, das beruhe entschieden auf Licenz, nicht auf Unwissenheit. Das ist doch wohl entschieden falsch. Es müßte denn sein, daß Shakespeare den grammatischen Fehler, der ein Druckfehler in seiner Quelle war, und den er eine seiner Personen zwang nachzusprechen, auch auf einer Licenz beruhte. Möcht's drum sein, würde nur nicht wiederum auch bei diesen Dingen mitleidig auf Schiller geblickt, um Shakespeare weiß zu brennen.

Rümelin, dessen Shakespearestudien „nicht im Stande sind die Ergebnisse früherer Forschungen zu erschüttern" (S. 392), hat einmal von einem Bertrand gesprochen, wo er Benedick aus Viel Lärmen um Nichts hätte sagen sollen, und hat dabei auch noch andere kleine Vewechslungen begangen, die aber für den Punkt, den er in's Licht setzen wollte, nichts verschlagen. Auf dies Versehen gründet Elze das Urtheil, Rümelins Art zu citiren sei durchaus dilettantisch. Nun denn, berechtigt der einzelne angeführte Fall zu solchem generellen Urtheile, so würde (was ich aber nicht behaupten will) auch Elzes Art zu citiren durchaus dilettantisch sein. Denn trotz der sorgfältigen Durchsicht ist die Nachbesserung keine sorgfältige gewesen. Ich lese S. 72 in zweiter Auflage, was mir schon in der ersten Thränen in's Auge gelockt und Lust in die Seele: „Noch Niemand hat an Schillers sieben Kurfürsten Anstoß genommen, die sich wie die sieben Planeten um die Sonne stellen, obwohl wir heutzutage [1866] beinahe neunzig Planeten kennen. Warum sollen wir Shakespeare geringere Nachsicht angedeihen lassen?" Es ist offenbar, daß hier nicht die sieben Kurfürsten Anstoß erregen sollen, obwohl das Beiwort „die Schiller'schen" so gedeutet werden könnte. Der Nachsatz beweist augenfällig, daß der Stein des Anstoßes die geringe Zahl der Planeten ist, da wir gegenwärtig unendlich mehr als sieben kennen. Ich bitte den ausgehobenen Satz noch einmal aufmerksam zu lesen: „Noch Niemand hat an Schillers sieben Kurfürsten Anstoß genommen, die sich wie die sieben Planeten um die Sonne stellen, obwohl u. s. w." — Nun stellen sich aber in Schillers Ballade die sieben Kurfürsten nicht um die Sonne, sondern sie umstehen den Kaiser, und sie stellten sich um ihn auch nicht wie die sieben Planeten um die Sonne, denn Schiller weiß gar nichts von Planeten. Er sagt:

Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Ein bedenklicher Fall für einen Shakespeare-Philologen, auf heimischem Boden so zu straucheln!

K. Goedeke.

Die Actenfälschung im Processe gegen Galileo Galilei.

(Schluß.)

III.

Die Acten des Processes von 1615 und 1616 bildeten ursprünglich einen Theil eines Bandes, in welchem nach damals fast allgemeiner Uebung nicht die einzelnen Seiten, sondern nur die Blätter numerirt waren und zwar von 950 an. Später wurde diese Numerirung durch eine andere, beziehungsweise durch zwei andere ersetzt, die uns aber hier in keiner Weise von Wichtigkeit sind, da es feststeht, daß die neuen Bezeichnungen, wenn nicht gar erst in unserem Jahrhunderte, frühstens 1632 oder 1633 hinzugetreten sein können, nachdem die Acten des älteren Rechtsverfahrens mit denen des zweiten zur Vereinigung kamen, also nachdem der zweite Proceß jedenfalls schon begonnen hatte, und wieder dieselbe obere Zeitgrenze gilt für die Entstehung einer sämmtlichen Acten vorausgehenden Einleitung, welche somit gleichfalls hier nicht zu berücksichtigen ist. Die älteren Acten, so beschränkt, gehen von Fol. 950 bis Fol. 992, woran noch drei unbezeichnete Blätter sich reihen. Diese Acten bilden drei Hefte von sehr verschiedener Dicke. Das erste Heft geht von Fol. 950 bis 957, das zweite von 958 bis 961, das dritte enthält den ganzen Rest von Fol. 962 an mit zusammen 34 Blättern. Wir behaupten, dieses letztere Heft, dem unsere ganze Aufmerksamkeit gilt, habe ursprüglich aus 35 Blättern bestanden, es sei zum Zwecke der Fälschung ein Blatt entfernt, dagegen ein größerer Eintrag auf leere Seiten vorgenommen worden.

Daß die 34 oder 35 Blätter ein Heft bilden ist dadurch hervorgebracht, daß bei dem in Rom vorgenommenen Verhöre Caccinis, welches auf Fol. 962 beginnt, auf der Rückseite von Fol. 967 abschließt, stets neue Blattlagen zur Protokollführung benutzt wurden, sobald ein Blatt vollgeschrieben war, so daß am 20. März 1615, beim Schlusse jenes Verhörs, den 6 vollgeschriebenen Blättern des Protokolls anhaftend noch 6 zweite unbeschriebene und selbstverständlich auch mit irgend einer Zählung nicht versehene Blätter vorhanden waren. Die älteste Blattzählung entspricht ja, wie wir gesehen haben, vermöge der Zahl 950, mit der sie beginnt, erst der Zeit, in welcher die Acten von 1615 und 1616 einem Bande einverleibt wurden, was nicht vor dem Monate Juni 1616 geschah. Das Verhör des Caccini bildete also schon ein Heft von 12 zur Hälfte ganz weißen Blättern, und zwischen dieses Heft schaltete man nun in der Zeitfolge ihres Eintreffens oder ihrer Entstehung Briefe, Beschlüsse und dergleichen ein. So finden sich gleich hinter Fol. 967 vier Originalbriefe von je einer Blattlage, also zusammen acht Blätter Fol. 968—975, und das nunmehr folgende innerste weiße Blatt des Caccinischen Verhörs, das Ergänzungsblatt von Fol. 967, mußte jetzt die Nummer 976 erhalten, als man auf dasselbe einige höchst unbedeutende Zeilen aus einem Briefe des Inquisitors von Belluno abschrieb; die Rückseite dieses Fol. 976 blieb leer. Dann folgen wieder Einlagen, und zwar zunächst Fol. 977—984 wieder durch zwei Originalbriefe gebildet, deren zweiter dadurch zur Stärke von 6 Blättern anwuchs, daß er die beglaubigten Abschriften zweier in Mailand vorgenommenen Verhöre enthält.

So weit geht die Blattbezeichnung, wie gesagt, bis Fol. 984, das Datum der Schriftstücke bis Ende November 1615. Nun folgt eine Pause von zwei Monaten, während welcher Schriftliches nicht aufbewahrt ist. Das alsdann sich anschließende Blatt 985 tritt in den Acten als einzelnes Blatt auf. Ursprünglich war es eine Blattlage von zwei Blättern, deren eines, wie Herr von Gebler uns berichtet, abgeschnitten ist, so daß nur noch ein Rest zwischen Fol. 984 und 985 übrig geblieben ist. Sonderbar! Von einer zusammenhängenden Blattlage wird nur ein Blatt benutzt, das andere wird abgeschnitten, und der abgeschnittene Blattrest ist vorgeheftet.

Ein solches Vorheften eines abgeschnittenen Blattrestes kommt in den Acten dreimal vor. Einmal kommt es vor bei

Digitized by Google

dem Blatte 495 zweiter Paginirung, wo es uns allerdings, so weit wir heute in unserem Studium gekommen sind, unverfänglich erscheint. Ein zweites Vorkommen bei dem Blatte 455 zweiter Paginirung ist von so überraschender Bedeutsamkeit, daß man sich nicht genug wundern kann, daß Herr von Gebler, ohne sie zu beachten, daran vorüber ging. Jenes Blatt 455 ist nämlich ein ganz weißes Blatt! Also mitten in den Acten findet sich ein weißes Blatt, zugehörig zu einem andern, welches abgeschnitten worden ist, und zwar abgeschnitten, ohne daß bei der Vereinigung der beiden Proceßacten dadurch eine Lücke in der Blattzählung entstehen konnte, denn der Rest findet sich vor dem ersten Blatte des Processes von 1631—1633. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dieses Blatt mit Absicht entfernt worden ist, nicht weil es weiß, sondern weil es beschrieben war, vielleicht die Denunciation enthielt, auf welche hin das zweite Rechtsverfahren gegen Galilei 1632 eingeleitet wurde, und welche Herr Wohlwill in seiner früher von uns genannten neusten Schrift mit gewohntem Scharfsinne als fehlend hervorhebt. Aber warum, kann man einwenden, sollte man jene Denunciation entfernen? Mochte sie von Pater Theiner, wie Herr Wohlwill vielleicht etwas kühn vermuthet, oder von wem sonst ausgehen, war ein Grund vorhanden, den Denuncianten zu schonen? Wir können einen Grund uns denken, der es wünschenswerth machte, seine Handschrift aus den Acten von 1633 zu entfernen, als sie mit den Acten von 1616 vereinigt wurden, wenn nämlich diese Handschrift allzusehr der vom 25. und 26. Februar 1616 glich! Wir kehren nach dieser Abschweifung, welche man uns um ihres Inhaltes willen verzeihen mag, zu dem dritten Beispiele der Vorheftung eines abgeschnittenen Blattrestes zu Fol. 985 zurück.

Man gestatte uns einen Augenblick anzunehmen, auch hier sei der abgeschnittene Theil früher mit Schriftzügen erfüllt gewesen, und er habe ursprünglich das zweite Blatt einer Lage gebildet, es habe nur bei der Vernichtung des Blattes, dem wir die Bezeichnung als ursprüngliches 988 beilegen, um kürzer davon reden zu können, eine Umfalzung stattgefunden. Dann befand sich weiter in diese aus 985 und 988 gebildete Blattlage eingeschaltet die Blattlage 986 und 987, welche das Urtheil der Congregation über die ihr am 24. Februar 1616 zur Begutachtung vorgelegten astronomischen Sätze enthält. Das vorerwähnte Blatt 985 enthält dieselben beiden Sätze, daß 1. die Sonne unbeweglich im Mittelpunkt der Welt sich befinde, daß 2. die Erde in täglicher Drehung sich fortwälze, und nach diesen Sätzen auf der Rückseite von Fol. 985 die Bemerkung, daß eine Abschrift unter dem 19. Februar allen Doctoren der Theologie zugeschickt worden sei. Was mag nun das ursprüngliche Blatt 988 enthalten haben?

Wir vermuthen, daß Cardinal Bellarmino auf das zweite Blatt des auch ihm als Doctor der Theologie zugeschickten Exemplares den ihm gleichfalls zugegangenen päpstlichen Beschluß vom 25. Februar notirt hatte, daß er bei der Unterredung mit Galilei, welche sehr wohl am 26. Februar stattgefunden haben kann, das Blatt zur Hand hatte, um ja keinen Irrthum im Vollzuge seines delicaten Auftrages zu begehen, daß er alsdann auf dasselbe Blatt vielleicht mit dem kurzen Wortlaute, den wir aus dem Geheimprotokolle vom 3. März kennen gelernt haben, das Ergebniß jener Unterredung, die stillschweigende Unterwerfung Galileis niederschrieb, und daß aus diesem Grunde das Blatt zu den Acten kam, während man die Bedeutung von Fol. 985 für die Acten bei dem Vorhandensein der Blattlage 986 und 987 nicht leicht ausfindig machen dürfte.

Auf dieses ursprüngliche Blatt 988 folgte nach unserer Meinung Fol. 989, das noch ebenso bezeichnete gedruckte Blatt mit dem Decrete vom 5. März 1616, welches das Werk des Kopernikus über die Umwälzungen der Himmelskörper und einige andere Schriften theils bis zur Abänderung, theils für immer verbot; dann kam ein Brief eines neapolitanischen Cardinals vom 2. Juni 1616 als Blattlage 990 und 991; endlich erschienen noch fünf leere unbezeichnete Blätter, zum Verhöre des Caccini gehörig, welche das Heft vollendeten, und in dieser Gestalt, nehmen wir an, wurden die Acten nach dem 2. Juni 1616, d. h. nach Eintreffen jenes letzten Briefes aus Neapel, einem Bande mit anderen Proceßacten einverleibt.

Unverändert, auch wohl unbeachtet blieben die Acten bis 1632 in dieser Verfassung. Da erschienen Galileis Gespräche über die beiden großen Weltsysteme. Es gelang, Papst Urban VIII. gegen den Verfasser des epochemachenden Werkes auf's Höchste zu erzürnen. Es war beschlossen, den Beleidiger der aristotelischen Schule, und was noch viel schlimmer war, des Jesuitenordens zu verfolgen. Man griff nach den Acten von 1616, man suchte in ihnen eine Handhabe zur Verfolgung. Man fand den päpstlichen Beschluß vom 25. Februar, aber man fand daneben den Bericht über die Unterredung Galileis mit dem Cardinal Bellarmino. Konnte man die stillschweigende Unterwerfung Galileis der fast freundschaftlichen Mahnung gegenüber aus dem Wege räumen, konnte man den ihm sodann zu ertheilenden strengen Befehl in etwas anderen Wortlaut zwängen, dann war die Thatsache des Ungehorsams Galileis, dem es verboten worden, in irgend einer Weise die kopernikanische Lehre zu vertheidigen, hergestellt, dann konnte ein Rechtsverfahren eingeleitet werden. Wie aber die Veränderung vornehmen, ohne daß die nun einmal vorhandene Bezifferung der Blätter die Fälschung nachwiese?

Das ursprüngliche Blatt 988 herausschneiden, ein neues einzelnes Blatt an dessen Stelle bringen, das war leicht, das war für einen Fälscher zu leicht, wenn die Erfahrung wahr ist, daß schlaue Verbrecher meistens überschlau sind, daß sie zum Zwecke der Verbergung ihrer Missethat der Regel nach zu viel zusammengesetzteren Verfahren ihre Zuflucht nehmen, als nöthig wäre. Aber so etwa konnte der Fälscher sein verderbliches Handwerk üben. Das Blatt 988 wurde abgeschnitten, der übrig bleibende Rest umgefalzt, so daß er jetzt vor Fol. 985 zu stehen kam. Der Beschluß vom 25. Februar und das zum Zwecke der gegenwärtigen Verfolgbarkeit Galileis zugestutzte Protokoll vom 26. Februar wurden auf schon vorhandene Blätter geschrieben, auf die Rückseite von Fol. 987, d. h. von dem zweiten Blatte der Congregationscensur vom 24. Februar und auf die Vorderseite eines aus Caccinis Verhör weißgebliebenen Blattes, dem man jetzt zum Ersatze für das vernichtete Blatt die Ziffer 988 gab. Begreiflich mußten jetzt das Druckblatt 989, der Brief aus Neapel Fol. 990 und 991 hinter das neue Blatt 988 wandern, und um ja die Stetigkeit zu wahren, bezeichnete man auch das folgende leere Blatt von Caccinis Verhöre mit Fol. 992, nur noch drei weiße Blätter ohne Bezeichnung lassend.

Der Fälscher ging aber in seiner Vorsicht noch weiter. Er hatte für das eingeschmuggelte Actenstück Papier benutzt, welches seit 16 Jahren etwa den Acten angehörte. Er konnte seine Schrift nicht zu einer schon 16 Jahre vorhandenen machen! Statt dessen brachte er seine Schriftzüge in die alten Acten, und zwar an Stellen, die ihm überaus bequem lagen, mit Notizen, die eben so gut vorhanden sein als fehlen konnten. Das abgeschnittene Stück des ursprünglichen Blattes 988 hatte er, wie wir erläutert haben, umgefalzt, so daß es jetzt hinter Fol. 984 kam. Auf die Rückseite von Fol. 984 schrieb er mit dem Datum des 25. November 1615 zwei Zeilen: Man solle ein in Rom veröffentlichtes Buch Galileis mit dem Titel „Ueber die Sonnenflecken" vergleichen. Die Veränderungen fanden im dritten Hefte der alten Acten statt. Als der Fälscher dasselbe wieder dem ganzen Fascikel einfügte, schrieb er auf die letzte Seite des zweiten Heftes, auf die Rückseite von Fol. 961 wieder einige wenige Zeilen mit dem Datum des 19. März 1615: den Befehl, Caccini zu verhören.

So fein hat der Fälscher auf Alles geachtet, was einer Entdeckung seines Verbrechens hinderlich sein konnte. Nur Eines hat er vergessen, ein Anderes nicht wissen können. Er hat vergessen, daß zwischen den Aufzeichnungen vom 25. und 26. Februar ein Widerspruch obwaltet, und auch das ist psychologisch begründet, daß die geriebensten Missethäter oftmals durch eine augenfällige Dummheit sich selbst verrathen. Er hat nicht wissen können, daß weitere Widersprüche während der Verhandlungen von 1633 zu Tage treten würden. Damals, wo die als Richter

Digitized by Google

vermummte Parteileidenschaft das Urtheil fällte, blieben die Widersprüche unbemerkt. Der Forschung des XIX. Jahrhunderts sind sie nicht entgangen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Wir sind zu Ende. Wir haben zeigen wollen, daß der Befund der Acten der Galilei'schen Processe die Möglichkeit einer Fälschung des sogenannten Protokolls von 1616 nicht ausschließt. Wir hoffen, den Beweis dafür erbracht zu haben. Wir wissen, daß es nur Vermuthungen sind, der Sachlage nach auch nur Vermuthungen sein können, die wir ausgesprochen haben. Daß es so, genau so zugegangen sei, wie wir es geschildert haben, diese Ueberzeugung aufdrängen zu wollen, fällt uns nicht bei. Uns und, so hoffen wir, der Wahrheit geschieht schon reichlich Genüge, wenn man uns die Unmöglichkeit nicht zu begründen vermag, so könne es nicht zugegangen sein. Denn dann ist — wir wiederholen nur früher Gesagtes — bei der materiellen Wahrscheinlichkeit einer Fälschung die formelle Möglichkeit derselben hinreichend, um die späte Verurtheilung eines der schändlichsten Verbrechen, die jemals im Geheimen geübt wurden, zu sichern.

Ist aber die Fälschung der Aufzeichnungen vom 25. und 26. Februar 1616 die einzige, welche zur Verunstaltung der Galileiacten vorgenommen worden ist? Bis zum Jahre 1632 mit höchster Wahrscheinlichkeit ja. Für spätere Zeiten dürfte die Bejahung keine so zuversichtliche sein können. Daß ein Blatt zu Anfang der Acten von 1632 vernichtet worden ist, haben wir beiläufig zu erörtern gehabt. Eine weit umfassendere Veränderung recht modernen Datums vermuthet Herr Wohlwill in Bezug auf das letzte Verhör Galileis vom 21. Juni 1633, und können auch seine Gründe heute noch nicht als zwingend erachtet werden, so ist doch jedenfalls eine neue Prüfung der Acten mit besonderer Untersuchung der hier in Frage tretenden Blätter erforderlich, um die letzte Entscheidung zu treffen.

Heidelberg, October 1877. Moritz Cantor.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Größenwahn.

Schwank in 4 Acten von Julius Rosen.

„Größenwahn" ist eine gelungene Rosen'sche Arbeit — d. h. ein Stück mit zahlreichen lustigen, wenn auch nicht gerade gewählten Wendungen im Dialoge, mit vielen sehr komischen, wenn auch nicht immer ganz motivirten Situationen. Das Publicum hat diesen neuesten Schwank des fruchtbarsten unserer Bühnenschriftsteller in der überwiegend vorzüglichen Darstellung durch die Mitglieder des Wallnertheaters auf das Freundlichste aufgenommen, oft herzhaft gelacht und geklatscht und die Darsteller und den Dichter wiederholt nach jedem Actschlusse gerufen.

Das ist in wenigen Worten das Facit des Abends. Der Referent hätte damit seine Schuldigkeit gethan; es beginnt nun die Aufgabe des Kritikers, die etwas schwieriger zu lösen ist.

Anläßlich eines der letzten Stücke von Julius Rosen, „der große Wurf", habe ich über diesen Lustspieldichter ein ziemlich scharfes, vielleicht übertrieben scharfes Urtheil gefällt: seine allzu leichtfertige Auffassung von dem Wesen der dramatischen Dichtkunst, seine zu sorglose und schnellfertige Arbeit hatte mich, wie ich durchaus nicht leugnen will, verdrossen. Gerade die freudige Anerkennung der ungewöhnlichen Begabung, die aus allen Rosenschen Arbeiten spricht, mußte den wohlmeinenden Freund dieses großen Talentes mit Unwillen über dessen Verwerthung erfüllen. Diese getheilten Gefühle werden auch durch das neueste Stück, „Größenwahn", wieder hervorgerufen: die wirkliche Freude an der Sicherheit und Keckheit im ganzen Auftreten des Dichters, an seinem Verständniß für das Wirksame auf der Bühne, an seiner glücklichen Erfindung im Einzelnen und das Bedauern über das Schnellbefriedigtsein des Autors, über seinen Mangel an echtem schriftstellerischen Ernste. Wenn Rosen bei unseren Nachbarn, die wir doch so gern der Leichtfertigkeit zeihen, in die Lehre gehen und sich einmal darum bekümmern wollte, mit welcher peinlichen Sorgfalt die Franzosen, wie Augier, Dumas, Sardou, Meilhac ꝛc. an ihren Stücken arbeiten, wie sie feilen und feilen und nimmer rasten und ruhen, bis das Werk der wahre Ausdruck ihres äußersten dichterischen Vermögens ist, — ich meine, der Verfasser von „Größenwahn" müsse bei seinen glücklichen Anlagen ganz andere Stücke fertig bringen als diese nur für den flüchtigen Genuß bestimmten Schwänke. Bei keinem andern Autor habe ich so wie bei Rosen die Empfindung, daß das Erreichte hinter dem von ihm Erreichbaren weit zurückbleibt. Indessen das Publicum lacht, es ist zufrieden, der Autor ist mit seinem Erfolge zufrieden, und da hat die Kritik, wenn sie den Mund schief zieht und griesgrämig dreinschaut, jedenfalls unrecht. Es soll hier auch kein herber Tadel ausgesprochen, es soll nur der Versuch unternommen werden, die Rosen'sche Art an diesem neuen Stücke zu analysiren und den Geheimnissen seiner eben so unbestreitbaren wie vorübergehenden Wirkungen nachzuforschen.

Rosen hat mit Gustav von Moser neben vielem Anderem auch das gemein, daß er auf die Situationskomik den größten Werth legt. Es will mir sogar scheinen, daß er auf gewisse Situationen hin, die er erfindet, oder correcter gesprochen, die ihm einfallen, und von denen er sich einen günstigen Bühneneffect verspricht, seine Lustspiele oder „Schwänke", wie er sie bescheidener und vorsichtiger nennt, aufbaut.

Das ist schön und gut und bewährt sich auch in der Praxis recht oft, — der Himmel bewahre mich davor, die Situationskomik zu unterschätzen, — aber ich meine, dieselbe müsse immer das Product der Handlung sein und nicht, wie bei den viel gespielten Schülern unseres Benedix, die Ursache der Handlung. Es ist nicht das Richtige, daß man zu dem glücklichen Einfall einer komischen Situation einen Act erfindet. Für die Hauptsache in der Bühnendichtung sollte man es bis auf Weiteres mit dem „menschlichen Handeln, menschlichen Fühlen" des Helden halten, wie es unser größter dramatischer Dichter in einem wundervollen Verse gesagt hat. Ergibt sich aus diesem Handeln die wirksame Situation — um so besser. Aber es rächt sich unbedingt, wenn die Menschlichkeit im Handeln und Fühlen zu einem bloßen Factor oder gar nur zu dem unentbehrlichen Aufputz für die Situation herabgewürdigt ist. Es läßt sich ja allerdings nicht bestreiten, daß die Situation theatralisch das Wirksamste ist, daß man mit dieser daher auch die lautesten Erfolge erzielt, — aber wie lange dauert's und was bleibt davon übrig?

Wer auf die Situation als auf das Wesentliche hinarbeitet, schädigte allemal die Charakteristik und mit dieser die dichterische Handlung. Man verwechselt sehr häufig die dichterische Handlung mit der bloßen Ansammlung von dargestellten Vorgängen; das ist ein großer Fehler, in den auch sehr viele Dilettanten, die die kritische Feder führen, verfallen. Denn die thörichtste Kritik über ein Stück, die ausgesprochen werden kann, ist die: es geschieht nichts darin. Es ist gar nicht nöthig, daß etwas geschieht, die Handlung kann trotzdem eine so breite und volle sein, wie nur möglich. In „Minna von Barnhelm", im „Misanthrop" und anderen Meisterwerken geschieht auch nicht viel, aber trotz der geringfügigen äußeren Vorgänge, des Geschehenden, ist die dichterische Handlung, die da nur in psychologischen Vorgängen beruht, eine mächtige und gewaltige. Aeußere Vorgänge! Was sind äußere Vorgänge? Was haben sie für einen ästhetischen Werth? Unter den Vermischten Nachrichten der Zeitungen findet man in jeder Woche ein halbes Dutzend Tragödien oder Possen, die als einfache Vorgänge viel bedeutender sind als die Handlung mancher klassischen Meisterwerke. Man liest darüber hinweg ohne Erregung, ohne Theilnahme und sagt sich höchstens: da ist wieder einmal ein Unglück passirt, oder da hat sich wieder eine lustige Geschichte zugetragen. Sobald sie tiefer wirken, hat man zunächst das natürliche Bedürfniß, die dabei Betheiligten näher kennen zu lernen. Der Vorgang als solcher interessirt dann nicht mehr,

Digitized by Google

sondern die Persönlichkeit der dabei Mitwirkenden. Man bemüht sich darum möglichst viel von den Betreffenden zu erfahren, man will ihr Vorleben kennen lernen, man greift nach der „Illustrirten Zeitung", um ihr Bild zu sehen — mit einem Worte: das Interesse an dem Geschehenen, dem Sachlichen, tritt vollständig zurück hinter das Interesse an dem Menschlichen; überall spricht das homo sum seinen Machtspruch.

Die Situationskomik ist aber nichts Anderes als die Ueberstellung des Sachlichen über das Menschliche. Man läßt es sich genügen, mit einigen lustig entwickelten Vorgängen zu unterhalten und verzichtet darauf, die volle Theilnahme für die handelnden Personen zu erwecken; ja, man verleidet uns sogar unter Umständen, der Situation zu Liebe, die daran betheiligten Personen. Schonungslos wird der sympathische Mann aus Bedürfnissen der Situation zur Lächerlichkeit verurtheilt. Das heißt mit andern Worten nichts Anderes, als dem Blendwerk den Vorzug vor dem Wesen zu geben.

Die Wahrnehmungen, die man an der Wirkung solcher Stücke, in welchem kein Werth darauf gelegt wird, daß wir dem Einen oder Anderen unsere wirkliche Theilnahme zuwenden, macht, bestätigen das Gesagte vollkommen. Wan unterhält sich momentan ganz gut, man lacht viel, aber man geht leer aus. Leicht wie die Waare ist auch die Wirkung: sie verflüchtigt sich, sobald man aus der Atmosphäre des Theaters in die frische Luft hinaustritt, und man muß sich förmlich besinnen, wenn man die Frage beantworten will: Was war den eigentlich hübsch? Worüber habe ich gelacht?

Wenn es hauptsächlich auf einige gute Situationen ankommt, so ist das Festhalten und die Entwicklung der Charaktere nicht mehr möglich, und sie werden daher als etwas Nebensächliches betrachtet; damit aber löst sich auch die Nöthigung zu einer logischen Gliederung des Ganzen, zu einer fortschreitenden und aufsteigenden Handlung, die sich immer nur aus den Charakteren ergeben kann, in Wohlgefallen auf.

Das sieht man wieder an „Größenwahn"; das Stück könnte mit jedem Acte aus sein. Jeder Act hat seine besondere Handlung, wie sie durch die Situation indicirt ist, und die vier Fädchen werden nicht einmal kunstvoll versteckt und fest, sondern ganz sichtbarlich und lose aneinander geknüpft und sollen dann den einen Faden der Handlung darstellen. An die Stelle der nöthigen Steigerung der Handlung tritt etwas Anderes: das bloße Ueberbieten in der komischen Wirkung. Rosen verlegt die komischen Scenen so, daß die weniger wirksamen in den ersten und zweiten Act kommen, daß im dritten der Hauptschlag geführt und im vierten noch eine neue komische Situation, welche das Interesse des Publicums anstachelt, hinzugefügt wird. Rosen scheint, nach seinem Professor der Aesthetik zu urtheilen, zwar keine besondere Hochachtung vor dieser Wissenschaft zu empfinden; aber als Bühnenpraktikus weiß er doch, daß bei dem vieractigen Stücke die Wirkung dann am gesichertsten ist, wenn der dritte Act der lustigste oder ergreifendste ist. Jeder Act bekommt daher seine komische Situation, der dritte aber, wie der wackere Schweppermann, zwei.

Im ersten Act ist die Scene, welche wirken soll und auch wirkt, die: Major Lauter wirbt für seinen Sohn, der Buchhalter bei dem reichen Banquier von Ringheim ist, um die Hand von dessen Tochter Bertha. Der Banquier von Ringheim soll vom Größenwahn befallen sein, der sich hier allerdings in der unschuldigsten Weise äußert: nämlich in einem ewigen Tadeln der Politik des Reichskanzlers. Frau von Ringheim ist eine geborene Gräfin und adelsstolz. Major Lauter ist ein sogenannter Wahrheitsfreund, d. h. ein Mann, der die Eigenthümlichkeit besitzt, allen Leuten unangenehme Dinge in's Gesicht zu sagen. Die Komik in der Situation ist nun, daß Major Lauter, der sich die Wohlgeneigtheit der präsumtiven Schwiegereltern seines Sohnes erwerben soll, diese vermöge seiner sogenannten Wahrheitsliebe auf das Gröblichste beleidigt, natürlich nichts ausrichtet, sondern zum Zimmer hinauscomplimentirt wird. Der Major macht Herrn von Ringheim klar, daß dieser ein Narr sei, und die Frau vom Hause begrüßt er etwa mit den liebenswürdigen Worten: „Sie haben eine auffallende Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Großmutter, Sie haben ganz dasselbe Gesicht, das auf nichts Gutes deutet, — und sie ist auch richtig am Schlaganfall gestorben."

Im zweiten Act hat eine Liebesscene die Bestimmung, den nöthigen Effect hervorzurufen. Sie ist allerliebst und thut, was ihres Amtes ist. Ein Professor der Aesthetik trägt seine Liebe der reifen Schwester des Banquiers von Ringheim an. Um alle Unklarheiten zu vermeiden, hat er sich vorher die Punkte, die er in seiner Unterhaltung berücksichtigt wissen will, zu Papier gebracht und macht nun diese Liebeserklärung mit dem Concept in der Hand. Die Scene ist ganz reizend ausgearbeitet und es sind Einzelheiten darin von unwiderstehlicher Komik; so z. B. die Bemerkung des Professors auf einen Einwurf der reifen Braut: „Entschuldigen Sie, das kommt noch nicht!" Diese Scene ist aber erst die Vorbereitung zu dem Gegenstücke, zur Erklärung einer wirklichen Liebe zwischen den beiden jungen Leuten, Bertha und dem jungen Lauter, in Gegenwart des Professors. Der Professor nimmt, um das Liebespaar nicht zu stören, ein Buch und liest darin, aber das Feuer der Liebenden entzündet ihn allmählich, und er wird so davon ergriffen, daß er dem ersten jungen Mädchen, das ihm begegnet, — es ist zum Glück diejenige, die ihn liebt, Berthas Schwester, Therese, — mit ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Gefühlen einer eigenthümlichen Genugthuung umarmt und küßt.

Der dritte Act bringt die komischsten Situationen, nebenbei auch die einzigen, die mit dem Titel in Zusammenhang zu bringen sind. Der Banquier von Ringheim bekommt ein anonymes Schreiben, das ihm von dem Boten des Reichskanzleramtes überbracht wird. In demselben heißt es, daß die Reichsregierung sich an verschiedene besonders begabte Vertrauensmänner wenden wolle, um, ich weiß nicht welche, Reformen in's Leben zu rufen. Die Sache ergreift den eiteln Narren auf's Tiefste. Gleichzeitig steht in dem Schreibeu, daß ein Abgesandter kommen und mit dem Banquier von Ringheim die ersten Vorbesprechungen halten werde, um festzustellen, ob von Ringheim geneigt sei, seine bewährte Kraft dem gedachten Zwecke zur Verfügung zu stellen. Inzwischen wird Ringheim mit jener unglaublichen Leichtigkeit, die Rosen eigen ist, von der Bühne entfernt. Es tritt der Major Lauter, der nochmals die schwierige Aufgabe eines Brautwerbers für seinen Sohn zu lösen beabsichtigt, ein. Diesem wird von dem Schlingel, — der die ganze Sache angerichtet, den Brief geschrieben und ihn durch einen Boten des Reichskanzleramtes an Ringheim befördert hat, — der gute Rath gegeben, er möge nur den Namen seines Sohnes nicht nennen, denn alsbald würde Ringheim wieder in die unfreundliche Stimmung verfallen, die keine Aussicht auf die Erfüllung der Wünsche des jungen Mannes ließe. Er möge daher den Namen umschreiben, immer nur sprechen von „dem, der ihn gesandt hat" ꝛc. Nun werden die Beiden also zusammengebracht, Ringheim, der auf den Abgesandten des Reichskanzlers wartet, und Lauter, der immer von dem spricht, „der ihn abgesandt hat". Die Mißverständnisse, die sich daraus ergeben, begreift man. Das Ende vom Liede ist, daß die Beiden, Ringheim und Lauter, sich in die Arme fallen, sich Du nennen und daß Lauter Ringheim ankündigt, daß der, welcher ihn abgesandt, jetzt, da er über Ringheims Meinung beruhigt sei, persönlich hier erscheinen werde.

„Würde es ihm unangenehm sein, wenn er hier gesehen wird?" fragt Ringheim mit diplomatischer Feinheit.

„Durchaus nicht," entgegnet Lauter, „bereite ihm einen möglichst festlichen Empfang."

Darauf geht Lauter ab. Ringheim läßt sein gesammtes Personal im Frack und weißer Binde im Corridor Spalier bilden, die Mitglieder des Hauses werden malerisch postirt; die älteste Tochter kommt an's Clavier und muß die „Wacht am Rhein" spielen. Auf einmal ertönt ein donnerndes Hoch und der junge Lauter fliegt in die Arme seiner Braut. Ringheim, der sprachlos vor Aerger und Beschämung ist, stößt ein paar unarticulirte Laute aus, und der Vorhang fällt unter den Klängen der „Wacht

Digitized by Google

am Rhein". Das ist von einer so vollen und echten Lustigkeit, daß dem gegenüber jede Kritik verstummen muß.

Im vierten Acte macht Rosen noch den glücklichen Versuch, mit einer Spiegelscene sich die gute Stimmung seines Auditoriums zu erhalten. Ringheim rast; seine verständige Schwester bittet ihn, einen großen Spiegel in die Stube zu rücken, und die Stimmung des wüthenden Menschen wird dadurch in die Bahnen des Vernünftigeren zurückgeleitet, daß er immer im Spiegel sehen muß, wie abscheulich er in der Wuth aussieht. Auch das ist sehr komisch, die Scene leidet nur an einer bedenklichen Länge und Wiederholung desselben Effectes.

Diese Art der Wiedergabe des Inhaltes schließt die Kritik, soweit sie das ganze Stück betrifft, schon in sich. Man amüsirt sich eben nur über Einzelnes, aber man interessirt sich nicht am Ganzen. Von irgend einer Einheitlichkeit in der Handlung oder in den Charakteren ist nicht die Rede; aber Rosen, auch in diesem Punkte Gustav von Moser vergleichbar, ist eine bescheidene Natur, und er hält es übrigens mit Recht schon für etwas recht Verdienstliches, das Publicum durch seine Lustigkeit zu unterhalten. Da soll die Kritik nicht gar zu scharf hinsehen, sie soll ihre Bedenken über das Unmotivirte und Zusammenhanglose wenn nicht unterdrücken, so doch in discreter Form äußern; sie soll kein Lamento darüber erheben, daß die Hauptsituation durch einen 17jährigen Primaner herbeigeführt wird, durch einen vorlauten, unreifen Burschen, der Prügel haben müßte und dem auch wiederholt Prügel in Aussicht gestellt worden; sie soll über die gesellschaftlichen Unmöglichkeiten und starken Unwahrscheinlichkeiten den Mantel der christlichen Liebe breiten und dem ausgelassenen Schwank alles das und manches Andere zugute halten. Aber bedauern darf sie immerhin, daß Rosen an einer beklagenswerthen Unterschätzung seines Talentes leidet. Gerade die Achtung dieses Talentes hat zu dem vielleicht ungebührlich erscheinenden Ernste in der Einleitung die Veranlassung gegeben. Soll „Größenwahn" lediglich als unterhaltender Schwank beurtheilt werden, abgesehen von seinem Verfasser, so verdient er unzweifelhaft warmes Lob, denn es sind ganz ergötzliche, ausgelassene Geschichten, die wir da sehen und über die wir uns, so lange wir im Theater sind, ausgezeichnet amüsiren. Lebrun gab von dem Helden, dem Banquier Ringheim, eine vorzügliche, sehr drastische Charge; die sehr schwierige Spiegelscene war in ihrer Art ein wahres Meisterstück von burlesker Komik. Nächst ihm wirkte namentlich Herr Blencke als Professor der Aesthetik durch seine steife, hölzerne Komik außerordentlich; auch Herr Kurz in der Rolle des Majors Lauter und Herr Meißner in der Episode des Cornelius, eines klassisch angehauchten Dieners, müssen ebenfalls mit Anerkennung genannt werden. Fräulein von Meersberg spielte den vorlauten Primaner keck und lustig und sah allerliebst aus. Von den übrigen Damenrollen hatte Fräulein Kraft als Bertha einige recht gelungene komische Momente. Frau Carlsen, die wir als eine der besten Schauspielerinnen Berlins sehr hoch stellen, fühlte sich in der Rolle der Tante Ringheim augenscheinlich nicht sehr wohl. Die übrigen Rollen sind vom Autor sehr stiefmütterlich behandelt worden.

Paul Lindau.

Von den Theatern.

Sardous fünfactiges Drama „Dora" hat bei seiner ersten Aufführung im hiesigen Residenztheater einen großen Erfolg errungen. Die „Gegenwart" hat in ihrer diesjährigen Nr. 27 eine ausführliche Analyse und Charakteristik des ungemein wirkungsvollen Stücks gebracht, sodaß ich es mir versagen darf, hier auf seinen inneren und Bühnenwerth näher einzugehen. Es sei nur bemerkt, daß der Uebertragung des Stücks auf deutschen Boden zwei der glücklichsten Typen des Dramas, die politisirende russische Fürstin und der Deputirte Toupin, eine höchst ergötzliche Caricatur des modernen Parlamentarismus, theilweise oder ganz zum Opfer gefallen sind. Auch die Rolle van der Kraffs, des gewissenlosen diplomatischen Agenten, hat in der deutschen Bearbeitung von ihrer Wirksamkeit verloren und nicht zum Vortheil des Ganzen. Zu einem nicht geringen Theil ist die ungemein sympathische Aufnahme, der Sardous letzte Arbeit hier begegnete, der wirklich vortrefflichen Darstellung zu danken, welcher sie sich hier zu erfreuen hatte. Die Rolle der Dora wurde von Frau Niemann-Raabe mit ganzer künstlerischer Hingebung gespielt, es war eine aus dem Vollen geschöpfte maßvolle Leistung von starker Wirkung. Die übrigen weiblichen Partien verlieren in der deutschen Bearbeitung neben der Titelrolle hier und dort an Bedeutung, wurden jedoch von den Damen Frau Claar-Delia (Gräfin Zicka), Fräulein Frauenthal (Fürstin Bariatine) und Frau Ernst (Marquise von Rio-Zarès) mit jener künstlerischen Selbstlosigkeit wiedergegeben, durch welche sogenannte „gute Ensembles" geschaffen werden, denen u. A. das Residenztheater zum Theil seinen wohl verdienten guten Ruf zu danken hat. Herr Keppler, dem die Partie des Liebhabers André zugefallen war, hätte sich besser für den Deputirten Faverolle geeignet, seine tüchtige Künstlerschaft machte indessen diesen vermuthlich aus technischen Rücksichten entsprungenen Wechsel vergessen. Herr Haack nahm seinen van der Kraff zu jung; in Paris, unter den Augen des Dichters, wird derselbe in der Maske eines behäbigen eleganten Sechszigers gespielt. Die Rolle des Faverolle, eines jener noblen, ritterlichen, stets bereitwilligen Freunde, wie sie Sardou immer und immer wieder mit gleicher Sicherheit und Wirkung zeichnet, ruhte gut in Herrn Patonays Händen. Das Stück war vom Director Emil Claar mit gewohnter Feinfühligkeit in Scene gesetzt.

Von drei einactigen Neuigkeiten, mit denen das Königliche Schauspielhaus uns innerhalb der letzten Tage überrascht hat, verdient nur O. F. Gensichens Schauspiel „Euphrosyne" nähere Beachtung. „Euphrosyne" ist jene hochbegabte, im jugendlichen Alter durch den Tod der Kunst entrissene Schauspielerin Christiane Amalie Louise Becker geb. Neumann, deren Manen Goethe seine ergreifende tiefsinnige Elegie gleichen Namens geweiht hat. Wir sehen den Dichter, wie er mit Christel-Euphrosynen in dem Garten vor seinem Gartenhause die Marianne aus den „Geschwistern" einstudirt, um ihr dann in schwungvollen Worten die Bedeutung des Namens Euphrosyne zu erklären und dessen jetziger Trägerin der Unsterblichkeit ihres Namens zu versichern mit den Worten:

Und wenn Unsterblichkeit
In meinem Liede lebt, wenn mich das Glück
Mit einem Kranze krönt, der nie verwelkt,
Dann sollst auch Du in meinem Liede leben,
Dann soll auf meines Lorbeers schönstem Blatte
Der Name „Euphrosyne" ewig prangen.

Den angebotenen Dankeskuß nimmt der 43jährige Goethe alsdann von dem kaum 14jährigen Mädchen mit solch' stürmischer Innigkeit in Empfang, daß dieses sich erschreckt abwendet, doch nur um bald wieder an den Busen des väterlichen Meisters zurückzukehren, der seine Wallung erklärt:

Ein Dämon wirrte meinen freien Sinn
Und störte meiner Seele Gleichgewicht;
Es ist vorüber.

In dem übrigen Theil der ersten Scene finden wir die Beiden mit Frage und Antwort: Was ist Liebe, und Christel mit dem Suchen einer verspäteten Rosenknospe für den Meister beschäftigt. Eingangs der zweiten Scene wird dieser durch einen „Cabinetsbrief" abgerufen, der ihm die Botschaft kündet:

Sie haben
Das Aeußerste gewagt: die Tuilerien
Erstürmt, den König abgesetzt und Frankreich
Zur Republik erklärt. Der ält'ste Thron
Der Christenheit liegt nun in Trümmern da.
Will das Jahrhundert, das im Sturm begonnen,
Im Schloßenwetter scheiden?

Christiane hat endlich die Knospe gefunden, Goethe ist auf's Schloß gegangen, da hört sie von der Straße her, von schöner Männerstimme gesungen, die erste Strophe des „Haideröslein" erschallen; Christiane antwortet durch den Gesang der zweiten und bald steht der Sänger in Gestalt des jugendlichen Schauspielers Heinrich Becker (eigentlich von Blumenthal) vor ihr, der sie liebenswürdig kurz angebunden um die Rose bittet, sie erhält und damit beglückt in die Felder springt. Christiane, im mäligen Bewußtwerden der Thatsache, daß es sich nicht schicke, einem Fremden eine Rose zu geben, noch dazu eine für Goethe bestimmte, eilt thränenden Auges dem heimkehrenden Goethe entgegen

Digitized by Google

läßt sogar eine Thräne auf seinen Staatsfrack fallen, erzählt ihren Fehltritt, der ihr schnell genug verziehen wird und macht es dem Herzenskenner Goethe nicht allzu schwer zu errathen, daß der junge Unbekannte von ihr geliebt sei. Dieser erscheint wieder, legitimirt sich bei dem Dichter, der ihn durch Hinweis auf die Dante'sche Höllenthorinschrift von der Bühne fernzuhalten sucht, aber Heinrich hat sich ihr geweiht „dem Gott zu folgen, der ihn machtvoll ruft" und dessen Prophet Goethe heißt; Goethe verspricht sich seiner anzunehmen. Bald finden wir die beiden jungen Leute im traulichen Wechselgespräch über ganz tiefsinnige Dinge, die schließlich alle auf die Liebe herauskommen, und als sie schließlich die von einer Schnitterin gesungenen Schlußworte des „Freudvoll und leidvoll" aus Egmont hören, sinken sie einander in die Arme und der hinzutretende Goethe segnet den Bund mit den Worten:

Was wir uns gewesen,
Das soll der Zeiten Wandel überdauern,
Wie mich der Hauch der Ewigkeit umweht!
Der Odem Gottes schauert durch die Wipfel
Und rühret leis die Saiten meiner Leier.
Ich will ihm lauschen. Und wenn je mein Lied
Fernhin durch Zeiten und Nationen tönt,
Wenn ihm ein Gott Unsterblichkeit verleiht,
Dann tönt es ewig auch zu Deinem Preise,
Dann bleibst auch Du unsterblich, Euphrosyne!

An dem oft gar zu altklugen Tone Christianens oder dem unechten Wesen Goethes ist vielleicht hier und dort Anstoß zu nehmen. Doch wozu? Aus dem Goethe Gensichens wird eben nicht der, dessen Ideal jeder von uns in sich trägt und Christiane wird nicht Euphrosyne. So wenig wissen wir von ihrer irdischen Erscheinung, daß es ihr und uns am wohlsten ist, wenn wir sie sein lassen, was sie uns bisher gewesen — die unpersönliche Euphrosyne der Elegie. Gensichen hat es gleichwohl mit großem Geschick verstanden, aus einer dürftigen Fabel, die noch dazu für die Goethegemeinde voll des Unglaublichen ist, eine Art Kunstwerk zu schaffen, welches den Zuschauer für eine kurze Stunde in eine sehr behagliche, gebildete Atmosphäre versetzt. Wir hören ein vortreffliches Deutsch in ebensolchen Versen vorgetragen und der Bann und Zauber der Goethe'schen Persönlichkeit, dem man sich ja nie entziehen kann, auch wenn sich dieselbe wie in dieser Dichtung in wenig treuer Form gibt, thun das Uebrige.

Julius Hagen.

Oper und Concert in Leipzig.

„Die Hochländer" von v. Holstein. Gewandhaus-Concert.

Am ersten November ein Concert im Gewandhause, mit Saint Saëns als Componisten, Pianisten und Dirigenten, am zweiten im neuen Stadttheater eine neue Oper „die Hochländer" von Holstein, dem Componisten des „Haideschacht"; dazu mildes, regnerisches Wetter, in welchem die Reise durch die Sand- und Staubgegend bis Leipzig mir noch am erträglichsten erscheint. So ging ich denn nach Leipzig, um zwei Abende Musik in vollen Zügen zu genießen. Ja, genießen! Alle mir zu Gebote stehende Empfänglichkeit hatte ich mitgenommen, dem kritischen Elemente nur ein ganz kleines Plätzchen in der geistigen Reisetasche angewiesen und war fest entschlossen, nur zu genießen und zu loben. Aber Den möchte ich sehen, der da genossen hat bei dem „rouet d'Omphale" von Saint Saëns, und in der Oper, die zwar in den Hochlanden spielt, aber gar viel Ebenen bietet bei manchen unleugbaren Schönheiten, die bei einer musikalischen Wanderung von 3¾ Stunden (½7 bis ¼11 Uhr) doch nicht Eindruck genug zurückgelassen, um das Andere vergessen zu machen!

Lassen wir der Oper den Vorrang in der Besprechung, da sie doch eine größere Summe von Kräften und Leistungen darstellt, als ein Concert.

Der Text der „Hochländer" ist vom Componisten selbst verfaßt und im Ganzen nur lobend anzuerkennen. Die Handlung spielt in Schottland im Jahre 1745—46. Der Enkel Jacobs II., Karl Eduard, hat mit Hülfe der Anhänger des Hauses Stuart einige Vortheile über die englischen Truppen errungen und zieht in Edinburgh ein. Dort weilt in jenem Augenblicke ein englischer Offizier, Reginald, von Geburt ein Schotte, von seiner Mutter, einer Dienerin des Hauses Macdonald, im katholischen Glauben erzogen, ein Freund des jungen Grafen Macdonald, des eifrigsten Anhängers der vertriebenen Stuarts; ehrgeizig, von Liebe für die schöne Lady Ellen, der Base und Verlobten des Grafen, entbrannt, ist Reginald heimlich von der Mutter geflohen und in englische Dienste getreten, um zuerst einen hohen militärischen Rang und dann die Hand der Geliebten zu erlangen. In Edinburgh trifft er mit der Mutter zusammen, die herbeigeeilt ist, um ihren König zu begrüßen. Sie überhäuft ihn mit Vorwürfen und entdeckt ihm, daß er nicht ihr Sohn, sondern der Sprößling einer hohen Familie sei; sein Vater wäre ein Ketzer (Puritaner), seine Mutter aber eine eifrige Katholikin gewesen, sterbend habe die Herrin ihr, der Dienerin, aufgetragen, das Kind dem reinen Glauben zu erhalten; und das Versprechen ist getreulich erfüllt worden. Sie — die vermeintliche Mutter — hat in einer Nacht den Knaben entführt, dessen Plaid und Hut in einen Abgrund geworfen, damit man an einen Unfall oder Mord glaube, ihn selbst den katholischen und treuen Macdonalds zugeführt. Den wahren Vater will sie Reginald nicht nennen. Dieser trennt sich von ihr, wird von den Schotten als Spion verhaftet und soll getödtet werden. Graf Macdonald verwendet sich für den Freund und der herbeikommende Prätendent gibt ihm die Freiheit wieder. Er möchte ihn auch für seine Dienste anwerben, doch Reginald erklärt, daß er dem Eide, den er der englischen Fahne geleistet hat, treu bleiben müsse, und geht. Bald wendet sich das Glück von den Schotten. In der Schlacht von Culloden werden sie von dem königlichen Heere gänzlich geschlagen, die Anführer müssen in der Flucht ihr Heil suchen. Der englische General Lord Astley Cameron, ein Schotte, aber Puritaner und ein Erzfeind der Stuart und der Katholiken, dringt in die Hochlande, um die Häupter der aufrührerischen Clans gefangen zu nehmen. Besonders auf den Grafen Macdonald fahndet er, mit dessen ganzem Stamm und Anhang er schon von langer Zeit her in tödtlicher Fehde lebt. Der alte Mann ist Menschenfeind und grausam strenger Soldat; nur für Reginald hegt er eine unerklärliche Vorliebe. Dieser erbittet sich und erhält von ihm die Anführung der Truppe, welche des Grafen Macdonalds Schloß besetzen soll; er thut es anscheinend aus besonderem Pflichteifer, in Wahrheit jedoch, um den Freund zu retten und die geliebte Lady Ellen wiederzusehen. Der Graf aber war, noch bevor er gewarnt werden konnte, in Gefangenschaft gerathen und wird vor den General Cameron geführt. Dieser, besorgt um das Schicksal Reginalds — der schon abgezogen ist — gewährt dem Feinde die Bitte, daß er auf einen Tag nach seinem Schlosse zurückkehre, dort die Vermählung mit Ellen feiere und sich am Morgen dem Oberst Lindsay stelle, um den Tod zu erleiden. Das erfährt Reginald, der bereits auf dem Schlosse weilt, vom Freunde selbst, der nach der Trauung ihn bittet, nunmehr für Ellen zu sorgen; großmüthig beschließt er, an seiner Statt in den Tod zu gehen. Jener Oberst Lindsay hat den Gefangenen noch nicht gesehen. Reginald gibt Ellen einen Schlaftrunk, den sie Macdonald reichen soll, damit er sich nicht entferne, und eilt nach dem Lager Lindsays, um sich dort als Macdonald vorzustellen. Nun kommt der General Cameron in der Morgendämmerung herbei; er will den vermeintlichen Macdonald fragen, ob ihm nichts bekannt sei von dem Schicksale jenes geraubten Knaben. Reginald erinnert sich an die Erzählung der alten Magd und gibt sich als den Gesuchten zu erkennen. Der glückliche Vater ist um so entrüsteter gegen Macdonald, der sein Wort gebrochen, da erscheint dieser, der noch zeitig genug erwacht war. Reginald will ihn durchaus retten und reizt die Soldaten durch Absingen des Stuartliedes, daß sie ihn tödten; sterbend versöhnt er den Vater mit Macdonald, während der Prätendent auf einem französischen Schiffe in der Ferne entflieht. Das Textbuch ist ganz gut angelegt, leider nur zu breit und mit zu viel überflüssigem Nebenapparat. Vor Allem wirkt der Prinz Stuart ganz störend, so oft er erscheint. Er ist einerseits — das gesteht der Dichter selbst in seiner Vorrede — gar nicht bedeutend genug, um den Mittelpunkt der Handlung zu bilden; andrerseits aber concentrirt sich die Handlung doch jedesmal wenn er erscheint in ihm, da er doch die Ursache des ganzen Zwiespaltes zwischen Reginald und den Andern ist. Er konnte ganz gut wegbleiben, nicht nur ohne den mindesten Schaden für den Gang des Dramas, sondern zu dessen großem Nutzen; das politische und religiöse Princip, nicht die Persönlichkeit bildet ja den Schwerpunkt, und dieses findet in den Hauptträgern der Handlung vollkommen genügende Vertretung. Der auch musikalisch wenig bedeutend ausgestattete Prinz aber nimmt die eine Hälfte des ersten Actes und einen Thei des dritten, also zusammengenommen einen ganzen Act für sich in Anspruch, und das ist sehr viel in einer Oper, die eben über vierthalb Stunden dauert.

Digitized by Google

Was nun das rein Musikalische betrifft, so ist von vornherein zu betonen, daß der Componist, v. Holstein, einen in der Tonkunstwelt sehr geachteten Namen trägt, daß sein „Haideschacht", den ich leider nur oberflächlich im Klavierauszuge kenne, mir von vielen competenten Richtern, die das Werk aufführen hörten, als ein sehr wirksames und bedeutendes gerühmt wurde, und sich als solches auf vielen Theatern Deutschlands bewährt hat. Nach meiner Ueberzeugung werden auch „die Hochländer" ihren Weg ganz sicher machen, wenn der Componist sich zu einer gründlichen Umarbeitung oder vielmehr nur Kürzung entschließen kann. — Daß er absichtlich der Musik eine Art von national-schottischer Färbung in der Phrasirung der Melodie, wie auch hie und da in der Harmonisirung gegeben hat, bietet manchen Vortheil, da der Zuhörer in einer eigenthümlichen Stimmung festgehalten wird, dagegen liegt die Gefahr der Eintönigkeit nahe, sobald die Oper eine — eher knapp zu bemessende — Zeitdauer überschreitet.

Wenn wir die Prüfung der einzelnen Theile vornehmen, so ist vor Allem die erste Hälfte des dritten Actes hervorzuheben, welche sehr schöne, breit angelegte und ausgeführte, bedeutende Nummern enthält; die erste große Arie Reginalds, die Hochzeitsgesänge mit dem Zwischengesange, das Duett Macdonalds und Reginalds geben Zeugniß von echter dramatischer Begabung des Componisten. Auch der Anfang des Duetts Ellens und ihres Gatten, dem sie den Schlaftrunk schmeichelnd kredenzt, ist sehr wirksam, nur ist alles Folgende zu lang. Die große Scene, in welcher Macdonald sich gegen den ihn übermannenden Schlaf wehrt, bald rast, bald sich in Liebesreden ergießt, muß entschieden gekürzt, wenn nicht ganz weggelassen werden — sie beeinträchtigt alle Wirkung der vorhergehenden schönen Einzelheiten. Meiner Ueberzeugung nach widerspricht dieser auf der Bühne so lang ausgesponnene Kampf des Pflichtgefühls mit einem rein physischen Hindernisse dem Zwecke, der Theilnahme des Zuschauers. Jedermann weiß, daß Ellen dem Gatten den Trank gibt, um ihn von dem todbringenden Gange, den er zu unternehmen fest entschlossen ist, abzuhalten. Die bühnliche Wirkung wäre entschieden eine viel größere, wenn er in den Armen seiner geliebten Frau einschläft und nur von seligem Tode spricht, als wenn er sich in den verschiedenartigsten Betrachtungen und Empfindungen bewegt. Dieser Macdonald ist weder ein Tristan, der in der Wirkung des Zaubertrankes im wildesten Sinnesrausche eines andern Mannes Weib liebt, noch ein Raoul, der im Momente, wo er seinen Glaubensbrüdern zu Hülfe eilen will, von einem Worte der Geliebten, die ihm für immer verloren ist, zurückgehalten wird, aber sofort wieder zur Pflicht erwacht und dem Zauber entflieht, sondern ein Mann, der die geliebte, eben angetraute Gattin noch einmal sehen will, bevor er seine Pflicht erfüllt und vom Leben scheidet, und den nur eben der physische Zwang zurückhalten kann. Ich verweile so lange bei dieser Stelle, weil es sich um die rein musikalische Wirkung, um die Möglichkeit des tonlichen Ausdrucks der vom Dichter dargestellten Gefühle handelt.

Von andern Schönheiten der Oper ist hier die erste Arie der Magdalis, der Mutter Reginalds, hervorzuheben, in welcher sie ihm das Geheimniß seiner Herkunft mittheilt. Auch die Arie Ellens im zweiten Acte ist edel und melodiös gehalten. Die Chöre sind fast durchweg als kräftig und frisch zu bezeichnen.

Ich kann nunmehr nur das oben ausgesprochene Urtheil wiederholen: die Oper wird eine sehr wirksame, überall gut aufgenommene und auf dem Repertoire bleibende werden, wenn der Dichter-Componist sich zu sehr starken Kürzungen verstehen will. Der Prinz muß ganz wegbleiben. Was er im ersten Acte sagt und singt, kann ganz gut in Macdonalds Mund gelegt werden, und wird diesem, der doch als Reginalds Gegensatz erscheinen soll, eine viel charakteristischere Bedeutung verleihen, als er in der jetzigen Gestalt besitzt. Im dritten Acte ist die Flucht des Prinzen, seine Rettung durch Macdonald und Magdalis nur störend. Von der Scene zwischen den Neuvermählten habe ich bereits gesprochen. Auch manche kleine Episoden, militärische Meldungen u. s. w. könnten bedeutend gekürzt werden oder wegbleiben. Meiner festen Ueberzeugung nach würden bei einer solchen Umgestaltung die Vorzüge der Oper viel stärker hervortreten und ihr die Aufnahme von Seiten der größten Bühnen sichern.

Die Darstellung war keine glückliche zu nennen. Der Tenor, Herr Perotti (Macdonald), war schon in der Woche vorher so indisponirt, daß die Aufführung verschoben werden mußte. An dem Abende selbst sang er kaum, und deutete die Töne nur an, was man „markiren" nennt. Ob er nicht besser singen konnte oder wollte, dürfen nur Die entscheiden, welche seine Leistungen genau kennen. Mir schien seine Stimme schön und klangvoll, Spiel und Haltung dagegen wenig anmuthend. Vortrefflich war der Darsteller des Reginald, Herr Schelper, der seine Partie — die sympathischeste und auch musikalisch beste — mit schöner Baritonstimme und warmem, edlem Vortrage zur besten Geltung brachte. Der Bassist Herr Reß (General Cameron) erschien — so weit sich nach einer so kleinen Rolle urtheilen läßt — als ein musikalisch sicherer Sänger, gleich Herrn Pielke (Karl Eduard Stuart), der wenn ich nicht irre, dem Berliner Publicum vortheilhaft bekannt ist. Frau Sucher-Hasselbeck (Ella) verbindet eine gut geschulte Stimme mit angenehmem, vielleicht manchmal zu süßlichem Vortrage; die Partie der Magdalis wurde von einer Dame gegeben, die im letzten Moment, nur um die Aufführung zu ermöglichen, eintrat, und ihre durchaus nicht leichte Aufgabe mit überraschender Sicherheit löste; leider ist mir der Name entfallen, der eben unmittelbar vor Beginn von dem Regisseur verkündigt wurde. Das Orchester war vortrefflich unter der Leitung des Herrn Kapellmeister Sucher. Decorationen und Ausstattung waren sehr anständig. Das Haus war vollständig gefüllt, und das Publicum zeigte sich recht günstig gestimmt und rief die Darsteller nach jedem Actschlusse.

Was nun das Gewandhaus-Concert betrifft, so darf ich wohl von jedem einigermaßen musikalischen Leser voraussetzen, daß ihm die Bedeutung dieses Concertinstitutes wenn auch nur vom Hörensagen bekannt ist: Wie es unter Mendelssohns Leitung zu einer Höhe gebracht war, daß es den besten der großen Hauptstädte gleich kam; wie es noch den alten Ruhm behauptet, wenn auch gar Manches nicht mehr so ist, wie es zur Glanzzeit war; und wie es noch immer schon durch den Umstand, daß jährlich zwanzig Abonnementsconcerte gegeben werden, der Oberleitung die Pflicht auferlegt, für Vorführungen neuer Compositionen und fremder ausübender Künstler zu sorgen, um das Interesse immer rege zu erhalten. Ich brauche daher nicht erst weitläufig zu erörtern, daß die Klangfülle und Schönheit des Orchesters, die herrliche reine Intonation der Bläser in der Es-dur-Symphonie Schumanns mein Herz erfreute; die Composition ist ja bekannt.

Das Hauptinteresse wandte sich den Leistungen des berühmten Pianisten und Componisten Saint Saëns zu, den viele Besucher — gleich mir — zum ersten Male in öffentlicher persönlicher Wirksamkeit sahen. Der geneigte Leser, der meinen Artikel mit seiner Aufmerksamkeit beehrt, wird sich gewiß erinnern, mit welch großen Hochachtung ich immer von Saint Saëns gesprochen, wie ich seine Compositionen gepriesen habe; er wird sich vorstellen können, mit welch großer Spannung ich dem neuen Concerte in C-moll und der symphonischen Dichtung entgegensah! Nun, gab es jemals einen Enttäuschten, so war ich es an jenem Abende! Das Concert ist ein Conglommerat von geistreich sein sollenden, mit Geschick instrumentirten Phrasen, die ohne jeglichen inneren Zusammenhang, und ohne jene scharfen Contraste zu bilden, welche den Zusammenhang nicht vermissen lassen, aufeinander folgen, ohne irgend welche nachhaltige Eindrücke zu erzeugen. Das Motiv des „Andante" ist sogar recht unbedeutend, und nur im Finale kam ein Moment, in welchem ein scharf ausgeprägtes Motiv dem Zuhörer einiges Interesse abgewinnt. Sonst aber überall ein fruchtloses Haschen nach Originalität. Saint Saëns erschien in seinen Compositionen bis zum vorigen Jahr als ein geistvoller, außerordentlich geschickter Eklektiker, der selbst manches Hergebrachte in einer höchst interessanten Weise zu wiederholen verstand. Nun aber scheint er durchaus originell sein zu wollen. Zu diesem Zwecke wirft er alle Form bei Seite, und stellt dafür die augenblickliche, rhapsodische Eingebung hin. Das mag angehen, wenn die einzelnen Gedanken hochbedeutend sind, und doch ein gewisser Grundgedanke als rother Faden durchzieht. Aber in diesem Concerte fehlt Eines und das Andere. Wenn ein Gedicht im ersten Verse von Waldluft spricht, im zweiten von Damengarderobe, im dritten von Gletschern und im vierten von Austernfischerei, so mag das insofern ganz originell sein, als noch kein solches Gedicht vorher verfaßt worden ist; aber künstlerisch eigenthümlich ist es doch nicht! Den Eindruck eines derartigen Gedichtes brachte das Concert in mir hervor; einzelne, mitunter recht geistreich combinirte Phrasen, die aber gerade so zu einander passen, wie die eben angedeuteten Verse. Wenn nun diese Composition wenigstens interessante Momente bot, so war die „symphonische Dichtung" le rouet d'Omphale ganz bedeutungslos. Nur im Vorübergehen will ich bemerken: wenn ein Deutscher „das Spinnrad der Omphale" com-

Digitized by Google

ponirt hätte, Concertdirectionen, Kritiker ꝛc. ꝛc. ad infinitum ihn schon vorher dahin zurechtgewiesen hätten, daß die mythologischen und die alten geschichtlichen Zeiten ebensowenig Spinnräder gekannt haben, als Herkules ein Jagdgewehr. Aber ganz abgesehen von dem absonderlichen Titel ist die Composition eine recht schwache Spielerei zu nennen, die sich nur mit Mühe durch die vortreffliche Ausführung über dem Wasser erhalten konnte. Der Componist Saint Saëns hat mich also in diesem Concerte, in welches ich mit so großer freudiger Erwartung geeilt war, recht unangenehm enttäuscht.

Dem Pianisten Saint Saëns dagegen muß ich höchstes Lob zollen. Er gehört unbedingt zu den allerbedeutendsten. Seine Technik ist gleichmäßig nach allen Seiten hin, glänzend, sicher und von großer Kraft und Ausdauer getragen. In Octavengängen hat er keinen Rivalen zu scheuen, sein Staccoto gehört ihm ganz allein, und es ist dies um so merkwürdiger, als er, ursprünglich Organist, vorzugsweise die gebundene Spielweise pflegen und das Handgelenk ganz fest halten mußte. Der Anschlag ist zwar nicht sehr schön, aber doch immer vornehm und voll; der Vortrag dürfte oft wärmer sein, aber er zeugt überall von richtiger musikalischer Auffassung. Die Wahl der Solostücke war übrigens eine solche, daß die Entfaltung des Gefühles von vornherein ausgeschlossen blieb. Er spielte seinen Todtentanz von Liszt übertragen, ein Stück, das nur in der Instrumentation und durch sie wirkt, und ebensowenig auf das Klavier paßt, als die Spinnradspielerei in's Orchester Dann trug er zwei alte Stücklein von Rameau, „les Tourbillons“ und „les Cyclopes“, vor, deren ganzer Werth im Alter besteht, die zu den sogenannten antiquailles gehören, ohne deswegen im mindesten klassisch zu sein; für den Musikphilologen haben sie Bedeutung, dem Künstler sagen sie gar nichts. Der Glanzpunkt der Sololeistung war die von ihm übertragene Gavotte aus einer Violinsonate, die er mit einer Kraft, Sicherheit und einem Glanze der Technik vortrug, daß die ganze Zuhörerschaft — und die Gewandhaus-Concerte sind immer vollständig gefüllt — ihm stürmischen Beifall zollte. Hoffentlich wird der Künstler von seinem Suchen nach Absonderlichem wieder auf einen natürlicheren Weg zurückkehren, und auch als Componist den so schnell erlangten Ruhm bewähren. Er bleibt immer eine hochinteressante Erscheinung.

H. Ehrlich.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Architektonischer Theil.

Zur Vollständigkeit unseres kritischen Berichtes über die diesjährige Kunstausstellung bleibt noch übrig, eine neue Erscheinung zu besprechen, die wir freudig begrüßen in der Hoffnung auf eine alljährliche Wiederkehr.

Zum ersten Male wieder seit geraumer Zeit hat die Architektur ihren Platz hier neben den Schwesterkünsten aufgesucht, und wenn sie auch noch etwas schüchtern und stellenweise nicht im entsprechend festlichen Gewande auftritt, so bietet sie doch schon diesmal in einer reichen Blumenlese von monumentalen Aufgaben ein sprechendes Zeugniß ihres umfassenden Strebens und Könnens dar.

Daß die Vertreter dieser Kunst seither vermieden haben, an diesem Orte den Augen der Laienwelt ihre Arbeiten vorzuführen und ihre Bestrebungen zu documentiren, hatte wohl seinen Grund in dem Bedenken, daß sie hier nicht wie die Maler und Bildhauer dem kunstliebenden Publicum das fertige Werk bieten können, daß vielmehr neben den strahlenden Erzeugnissen der Oelmalerei und der geschlossenen Klarheit der plastischen Gebilde die architektonische Darstellungsweise mangelhaft erscheinen müsse. Denn der Beschauer kann vor einem architektonischen Projecte wohl selten nur auf den ersten Blick zum vollen Verständniß gelangen. Sein Auge muß suchen von Blatt zu Blatt, muß zwischen Grundriß, Bild und Durchschnitt vergleichend studiren, und da treibt auch der Wißbegierige oft steuerlos umher; seine Unvertrautheit mit der Eigenart der architektonischen Darstellungsweise wird ihm zur Klippe, an dem sein muthiger Wille scheitert.

Hier kann nur allmählich und nur durch gegenseitiges Helfen und Lernen die ersehnte Besserung eintreten. Die Architekten müssen sich gewöhnen, in möglichster Geschlossenheit und klarer Durchsichtigkeit ihre Ideen dem Auffassungsvermögen des Publicums darzubieten, und da man sich von jetzt ab hoffentlich alljährlich wiedersieht, lernt man sich immer besser kennen und wird vertraut.

Die Mehrzahl aber der Besucher der Ausstellungen wird noch lange — geben wir uns darüber keiner Täuschung hin — scheue Kreise um die Abtheilung für Architektur ziehen, denn sie hat kaum eine Ahnung von der Mission dieser Kunst und weiß nichts davon, wie sie überall und zu allen Zeiten, noch umfassender wie Malerei und Plastik, ein Spiegelbild der herrschenden Cultur darbietet.

Die Kunst des Hochbaues bereitet in dem Monumentalbau dem geistigen Leben eines Volkes seine Wohnstätte und erzählt in ihren Werken die Geschichte der Staaten, gerade so wie das Wohnhaus die Geschichte des Familienlebens durch alle Zeiten berichtet. — Die bewegenden Ideen der Völker und die einzelnen Phasen ihrer Culturentwickelung lassen sich gleichsam von ihren hinterlassenen Monumenten ablesen. Sie haben ihre Schöpfer überdauert und bringen nun oft als einzige Zeugen den staunenden Nachkommen Kunde von der Macht und Herrlichkeit, von den Sitten und dem Streben einer untergegangenen Welt. — Oder erzählen die weiten, gewaltigen Tempelanlagen der alten Egypter mit ihren massigen Umschließungsmauern und ihren sphinxbewachten Portalen nicht beredt genug von der mystischen Theokratie ihrer Priesterkaste? Nicht die edlen Tempel der Griechen von der harmonischen Bildung eines freien Volkes? Sind nicht die herrlichen romanischen und gothischen Dome treue Verkünder der Gläubigkeit und Opferwilligkeit des Mittelalters? Oder strahlt nicht von der Kuppel des Sct. Peter, diesem Schlußstein in dem Bau der Hierarchie, der Glanz der katholischen Kirche in alle Lande? So ist die Aufführung der Pyramiden in einem andern als einem despotischen Sklavenstaate undenkbar und im alten Rom legen das goldene Haus des Nero und das Mausoleum Hadrians Zeugniß für den Größenwahn ihrer Erbauer ab, die Pracht der Thermen für die Höhe des Luxus und das Colosseum für den Umfang der arbeitsscheuen, genußsüchtigen Massen. Die Burgen des Adels erzählen von dem Leben und den Kämpfen der Feudalzeit, die Schloßbauten der Fürsten von der allmählichen Krystallisation der Staatsidee in ihrer Person, die prächtigen Rathhäuser der Hansa und der Niederlande von der Kraft, dem Handel und Reichthum des Bürgerthums.

Und nun die Neuzeit?

Auch jetzt gilt noch das gleiche Gesetz!

Wohin das Uebergewicht unserer politischen und geistigen Bestrebungen neigt, davon gibt die diesjährige Architekturausstellung ein annäherndes Bild, das aber noch viel deutlicher hätte ausfallen müssen, wenn es einem Kreise hiesiger Architekten, deren Initiative die diesjährige Ausstellung zu verdanken ist, schon dieses Mal gelungen wäre, ihre Collegen in Deutschland und Oestreich zu einer regeren Theilnahme zu veranlassen.

Es haben sich im Ganzen nur 27 Architekten mit 57 Entwürfen betheiligt. Davon sind gewidmet:

1. den Religionsculten:
   7 Kirchenbauten, meist kleinere Anlagen, 1 Umbau und 1 innerer Ausbau;
2. der Wissenschaft, der Kunst und der Lehrthätigkeit:
   1 Universität, 1 Bibliothek, 1 Museum für Berg- und Hüttenkunde, Landwirthschaft und Naturwissenschaften, 6 Kunstakademien und Museumsbauten, 2 Künstlervereinshäuser;
3. dem politischen Leben des Staats und der Gemeinde:
   4 Parlamentsgebäude, 9 Rathhäuser;
4. dem Handel und Verkehr:
   3 Börsen, 1 Verkaufshaus und 1 Stationsgebäude;
5. der Erholung und dem Genusse:
   1 Theater, 2 Vergnügungslocale, 1 Concertsaal;
6. dem Leben der Familie:
   2 Schloßumbauten, 8 Wohnhäuser, 1 Gartenhalle und 1 Festsaaldecoration;

endlich als Symbol der Einheit und als Ausdruck und Zeuge des Gesammtempfindens und Strebens der deutschen Nation:

1 Dom.

Der angenommenen Eintheilung folgend wollen wir nun unseren kritischen Gang, der hier freilich in den meisten Fällen nur ein flüchtig streifender sein kann, beginnen.

Unter den Entwürfen zu Kirchen stehen unbedingt zwei Concurrenz-

Digitized by Google

projecte im gothischen Stile für Kirchen in Bochum und Wiesbaden von Johannes Otzen obenan. Die glücklichen Größenverhältnisse und die weise Abwägung zwischen den Wandflächen und den architektonischen Gliederungen bezeugen den Meister und sichern die monumentale Erscheinung. Beide sind preisgekrönte Arbeiten. Die erste Kirche lehnt sich in ihrer Längenachse an einen Glockenthurm an, der eine besonders reizvolle Entwickelung zeigt, und ist für eine Ausführung in Sandstein entworfen, während für die Wiesbadener Kirche einfacher Ziegelbau gewählt ist. Bei dieser letzteren entschied die vortheilhafte Anordnung das Urtheil der Preisrichter. Es liegt eine einschiffige Kreuzanlage mit niederen Seitengängen zu Grunde, über der Vierung erhebt sich ein achteckiger hölzerner Thurm in zierlichem, schlankem Aufbau. Die beabsichtigte Wirkung ist in zwei Perspectiven von vortrefflicher Behandlung in Zeichnung und Colorit zur Darstellung gebracht.

Die Architekten Härtel und Quäster bringen ihren mit dem ersten Preise gekrönten Entwurf für die gleiche Kirche in Bochum zur Ausstellung. Die Anlage ist gleichfalls eine einthürmige und der Stil der gothische, doch verräth die etwas trockene Behandlung desselben nicht die gleiche Selbstständigkeit wie die Arbeiten des vorbenannten Künstlers. Der Thurm lehnt sich mehr an französische Beispiele an und die nöthige monumentale Ruhe wird durch zu viel Auswüchse um den Hauptbau herum beeinträchtigt. Auf dem perspectivischen Bilde dominirt der Thurm zu gewaltig und übertrumpft die Farbigkeit der Erscheinung zu sehr die Wirklichkeit. Das Letztere macht sich fast noch mehr bei ihrem Entwurfe zu einer Kirche für Blumenthal fühlbar; was aber schwerer wiegt, ist, daß hier der Thurm geradezu an unschönen Verhältnissen leidet.

Eine durch ihren gefälligen Vortrag besonders anziehende Skizze zu einer Kirche für Innsbruck in Verbindung mit Schulhaus und Wohnhaus für den Geistlichen ist von dem Architekten Hugo Licht entworfen. Rechts und links vom Beschauer stehen an der Straße das Schulhaus und das Haus des Geistlichen und lassen zwischen sich einen Vorhof für die Kirche, welche die dritte Seite abschließt. Sie zeigt eine altchristliche Basilikaanlage von bescheidenen Dimensionen mit separirtem Glockenthurm, dem die Anlage ihren malerischen Reiz verdankt.

Der Cyclus von Projecten zur Ausstattung des Cölner Domes von August Rincklake verräth eine außergewöhnliche Vertrautheit mit den Zierformen der deutschen Gothik und die Zeichnung entzückt den Beschauer durch die liebevolle Behandlung bis in die kleinsten Details. Die ganze Anlage entbehrt nicht eines malerischen Reizes; sie umfaßt einen Lettner, den Hochaltar, die Kanzel, den Bischofsthron mit den Sedilien und den Schrein der heiligen drei Könige. Ueber dem Altar erhebt sich ein hohes Tabernakel, durch dessen Bogen man den dahinter placirten Dreikönigsschrein erblickt.

Von den Entwürfen, welche den Erfordernissen der Kunst und der Wissenschaft dienen, erwähnen wir in erster Linie das Project zur Bebauung der Museumsinsel von Baurath August Orth. Er ist in zwei Perspectiven vorgeführt, wobei der zweiten eine Umarbeitung der ersten Idee zu Grunde liegt. Der Architekt sucht die Insel trotz der neuen Stadtbahn und dem alten Packhofe dadurch für Kunstzwecke zu retten, daß er beide mit einer hohen Terrasse überbaut und auf dieser Neubauten für die Akademie und die Kunstausstellung projectirt. Eine solche Akropolis der Kunst hat im Gedanken etwas sehr Verlockendes, zum Glück aber haben wir hier nicht über die Ausführbarkeit zu entscheiden. Was uns hier näher berührt und verwundert, ist, daß der Architekt kaum den Versuch gemacht hat, die Zweitheilung zwischen der Terrasse und den Aufbauten zum Ausdruck zu bringen.

Da augenblicklich hier in Berlin die Frage: wohin mit den nothwendigen Neubauten der Akademie und der Kunstausstellung? sowohl die Behörde als die Künstlerschaft lebhaft in Athem erhält, so wollen wir hier gleich auf einen Vorschlag eingehen, den die Architekten Kayser und von Großheim an der Hand des Directors der Kunstakademie, des Prof. A. von Werner, gemacht und zur Ansicht gebracht haben.

Bei den Museen ist kein Platz mit der nöthigen freien Entwickelung nach Norden aufzutreiben und so ist auf ihre Nähe Verzicht geleistet und wenigstens in der Gegend, wo die Mehrzahl der Lehrer wohnt, ein Bauplatz gewählt, der, am Canal gelegen, von annähernd quadratischer Form an zwei Seiten das schönste Nordlicht darbietet. Auf dem Entwurfe der beiden Architekten sieht man in der Mitte der vier Seiten vier Mittelbauten vorspringen, die sich am höchsten erheben, während in ähnlicher Weise, nur etwas niedriger, vier Pavillons die vier Ecken flankiren. Diese Partien schließen mit flachen, vierseitigen Kuppeln und Plattformen ab und sind an ihren Fronten reich mit vorgelegten Säulen decorirt, die vom Unterbau auf durch die zwei Hauptstockwerke reichen und über dem Hauptgesimse, das über dem zweiten Stock den ganzen Bau gleichmäßig abschließt, mit Statuen berühmter Meister gekrönt sind Diesen Säulen entsprechend zeigen die Theile zwischen den Mittelbauten und den Eckpavillons eine Gliederung der Fensterpfeiler durch Doppelpilaster. An der Haupt- und Rückfront tritt das dritte Stockwerk dieser Zwischentheile etwas zurück und ist nur noch als leichter Aufbau zwischen den Oberbauten des Mittels und der Ecken behandelt, fehlt aber an den Seiten gänzlich. In Werksteinausführung gedacht, treten die architektonischen Formen des Baues ruhig, mächtig und reich in die Erscheinung und üben ein glückliches Gegengewicht gegen die bedingten großen Fensteröffnungen der Ateliers aus. Die Lösung verräth Meisterschaft; wer's besser kann, mag's zeigen! Auf eine Schilderung der schönen und zweckmäßigen Eintheilung des Innern sich hier einzulassen, würde zu weit führen; es mag genügen zu wissen, daß der Director der Kunstakademie selbst nach seinen Erfahrungen und Studien an anderen Orten die Reihenfolge, Größe und Beleuchtung der verschiedenen Räume angegeben hat, und das berechtigt zur Behauptung, daß hier einmal in Wahrheit das Schöne mit dem Nützlichen verbunden ist. Hoffen wir, daß die schöne Idee zur Verwirklichung gelangt! Die Lehranstalt der Kunstakademie verdankt ihr neues Emporblühen neben dem Vorgehen der Künstlerschaft selbst hauptsächlich dem Organisationstalent, der Sachkenntniß und der Energie ihres derzeitigen Directors. Hier zeigt er sich auf's Neue bemüht, erkannte Mängel abzustellen und der wieder erwachten Schaffenslust den nöthigen Tummelplatz zu ebenen. Hier gilt's entgegenzukommen und zu helfen, nicht zu hindern, zu nörgeln und zu ersticken!

(Schluß folgt.) G. v. Stralendorff.

Offene Briefe und Antworten.

Ein angesehener Schulmann hat an uns die folgende Anfrage gerichtet:

Sehr geehrter Herr!

In einem Kreise von Lehrern wurde bezüglich des in Nr. 40 der „Gegenwart" von 1877 befindlichen Gedichts „Einem Schulmanne" die Frage aufgeworfen, ob der Verfasser desselben einen bestimmten Schulmann ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise in's Auge gefaßt und gemeint habe, oder ob er die Lehrer im Allgemeinen habe damit treffen wollen, ohne an einen bestimmten zu denken.

Wenn die erstere Absicht, die in jenem Kreise in der Minorität blieb, die richtige ist, würden Sie mich durch eine bestätigende Bemerkung im Briefkasten der nächsten Nummer der „Gegenwart" sehr zu Dank verpflichten. Im gegentheiligen Falle bitte ich Sie von einer Erwiderung abzusehen.

In größter Hochachtung ꝛc.

Leipzig, 21. October 1877.

Wir haben dies Schreiben Professor Emanuel Geibel zur Beantwortung vorgelegt. Hier dessen Antwort:

Lübeck, 1. November 1877.

Verehrter Freund!

Auf Ihre besondere Anfrage theile ich Ihnen gerne mit, daß ich bei meinen Strophen an einen Schulmann (in Nr. 40) allerdings zunächst an eine bestimmte Persönlichkeit gedacht habe, daß es mir aber, da ich die von ihr vertretene Richtung hinlänglich charakterisirt zu haben meine, für das Verständniß des Gedichtes vollkommen gleichgültig erscheint, an welche. Mir lag, indem ich jene Verse schrieb, lediglich daran, auf die ernste Gefahr hinzuweisen, die für unser Volk aus dem Ueberhandnehmen einer halben und oberflächlichen Bildung nothwendig erwachsen muß. Für das Herandrohen dieser Gefahr aber die Gesammtheit des deutschen Lehrerstandes verantwortlich machen zu wollen, ist mir nicht in den Sinn gekommen. Vielmehr glaube ich wohl mit Recht gerade aus seiner Mitte die kräftigste Abwehr des nahenden Uebels erwarten zu dürfen. E. G.

* * *

K. S. in Berlin. Die Schlußworte in „Dora", wie sie hier gesprochen werden, sind von Sardou selbst.

Digitized by Google

Inserate.

Der Redacteur eines Handelsblattes, akademisch gebildet (Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie), als Schriftsteller und Statistiker bewährt, mit besten Referenzen, **sucht Stellung** bei einem Fachblatte, einem belletristischen Journal ernsterer Richtung oder einer politischen Zeitung reichsfreundlicher Tendenz. Geneigte Offerten unter Chiffre **M. B.** an die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Demnächst erscheint der neue Roman von

Alphonse Daudet

„le Nabab"

Preis 3 M. 50 Pf.

und ist sofort nach erfolgter Ausgabe in Paris vorräthig bei

A. Asher & Co.
Buchhandlung für deutsche und ausländ. Literatur.
Berlin NW. 5. Unter den Linden.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Soeben erschien:

Goethe-Briefe
aus
Fritz Schlosser's Nachlaß.
Herausgegeben von
Julius Frese.

Mit Goethe's Bild nach Kügelgen (1810) und mit H. P. Schlosser's Portrait nach Goethe's Bleistiftzeichnung, vor 1775.

Inhalt:
Goethe an Fritz Schlosser, 1808—1830. — Goethe an seine Mutter, Rom 1786. — Goethe an Rath Schlosser's Eltern. — Goethe's Eltern an Rath Schlosser's Vater. — Goethe-Reliquien. — Goethe an Sophie von Laroche, 1772—1775.

Preis geheftet 8 M.
Feine Ausgabe (in wenigen Exemplaren abgezogen): Preis geh. 10 M., in eleganten Liebhaber-Einband 15 M.

Goethe's
Leben und Werke.
Von
G. H. Lewes.
Autorisirte Uebersetzung
von
Julius Frese.
Zwei Bände. 70 Bogen.
Elfte Auflage.
Preis geheftet 5 M., elegant geb. 6 M. 75 Pf.

In **W. Langewiesche's** Buchhandlung in **Elberfeld** erschien:

Von Haus und Heerd
von
Friedrich Storck.

Preis broschirt 2 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 2 M. 70 Pf.

Eine Sammlung Gedichte, so recht aus dem Familienleben genommen, die jeder Familie willkommen sein wird.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Sehr günstige Offerte!

Oelgemälde

namhafter Künstler (Originale) — Landschaften, Jagd- und Thierstücke — Grösse 54:71 Ctmtr., auf Blendrahmen nur 30 M. Verzeichniss gratis und franco. Umtausch event. gestattet.

Demmin. **A. Frantz.**

Neuer Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

ERNST FABER:

Eine **Staatslehre** auf ethischer Grundlage, oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen **Mencius.** Preis 5 M.

Die Grundgedanken des alten chinesischen **Socialismus,** oder die Lehre des Philosophen **Micius.** Preis 2 M.

Der **Naturalismus** der alten Chinesen sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus. Sämmtl. Werke des Philosophen **Licius** zum ersten Male übersetzt und erklärt. Preis 5 M.

Soeben erschienen:

Mendelssohn's Werke.

Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.

Musik zu Athalia von Racine. Op. 74.
Partitur M. 13.80. Stimmen M. 19.50. Klav.-Ausz. M. 6.30.

Musik zu Sommernachtstraum von Shakespeare. Op. 61.
Partitur M. 13.20. Stimmen M. 18.—. Klav.-Ausz. M. 5.40.

Leipzig, October 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Rahel's Herzensleben.

Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von **Ludmilla Assing.**

Mit Rahel's Bildniß.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Alle bisherigen Veröffentlichungen von und über Rahel lassen noch Lücken in der Lebens-, namentlich der Jugendgeschichte dieser so merkwürdig begabten Frau. Durch das vorliegende Buch, das Rahel's Briefwechsel mit Graf Karl von Finkenstein, Georg Wilhelm Bokelmann, Don Raphael d'Urquijo, Regina Frohberg und Alexander von der Marwitz nebst den darauf bezüglichen Tagebuchblättern mittheilt, werden die vorhandenen Lücken in willkommener Weise ausgefüllt und die Züge ihres Porträts noch mannichfach vertieft.

In demselben Verlage erschien:

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. Sechs Bände. 8. Geh. 36 M. Geb. 42 M.

Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. Zwei Theile. 8. Geb. 11 M.

Im Verlag von **Benno Schwabe** in **Basel** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Eduard Osenbrüggen, Der Gotthard und das Tessin mit den oberitalischen Seen. 8. Preis 5 M.

Osenbrüggen schildert in diesen Wanderstudien mit der ihm eigenthümlichen liebenswürdigen Darstellungsgabe Land und Leute des Gotthard, des Kantons Tessin, die Geschichte des Landes, die Sitten des Volkes. Originell ist das Land, sagt Osenbrüggen, originell sind die Leute, oft unruhige, nach Zucht verlangende Kinder der Mutter Helvetia, aber auch liebenswürdig und bildungsfähig. Sempre avanti, Signori.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gedichte
von
Otto von Leixner.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Dichtungen Leixner's haben seinen Namen aufs vortheilhafteste ins Publikum eingeführt. Vorliegende Sammlung seiner Gedichte wird daher vielfach freundlicher Aufnahme begegnen.

Geräuchertes Ochsenfleisch

ohne Knochen und ohne Fett, gekocht und in Blechdosen luftdicht verpackt, daher Jahre lang haltbar, saftig, delicat im Geschmack und von schöner rother Farbe (besonders geeignet zum Belegen von Butterbröten) offerirt per Packet von 3 Dosen, zusammen 10 Pfd. zollfrei und **franco** per Post unter Nachnahme zu 9 M. 50 Pf.; bei Abnahme von 50 Pfd. per 10 Pfd. zu 9 M.

Ottensen b. Hamburg. **A. L. Mohr.**

Von Autoritäten empfohlen!

Soeben erschien bei **M. Greiner, Nordhausen,** und ist durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen:

R. Krause, „Schneewittchen, 6 leichte characterist. Tonbilder für Pianoforte". op. 19. Preis 1 M.

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle** ist soeben erschienen:

Arnoldt, Rich., Die chorische Technik des Euripides. Gr.-Octav. brosch. 8 M.

Im vorigen Jahre ist erschienen:

Muff, Christ., Die chorische Technik des Sophokles. Gross-Octav. brosch. 7 M. 60 Pf.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

ISIS.

Der Mensch und die Welt.

Von **C. Radenhausen.**

Zweite Auflage. 4 Bände. 12 Mark.

Hauptinhalt des Werkes:

Entstehung der Vorstellungen und Begriffe. — Gott in der Geschichte. — Der Mensch und die aussersinnliche Welt. — Geist und Unsterblichkeit. — Böse und Gut. — Pflicht, Sünde, Gewissen. — Lohn und Strafe. — Erlösung. — Christenthum. — Wissenschaft und Religion. — Gott und Unsterblichkeit. — Liebe und Ehe. — Das Leben im Verbande. — Heranbildung der Menschheit. — Heranbildung der Welt. — Verhältnisse der Welt. — Glück und Unglück. — Alte und neue Welt.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Jul. Hoffmann (K. Thienemann's Verlag) in Stuttgart.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 17. November 1877. XII. Band.

30
.G295
v. 12
no 46

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Wie wird Statistik gemacht? Von H. v. Scheel. — Ein Sonntagmorgen in Lourdes. Von Hans Prutz. — **Literatur und Kunst:** Dem Gedächtnisse Heinrich von Kleists. Von Hans Marbach. — Ernst Wagner bei der Uebernahme des Lehrstuhles der Leipziger Medicinischen Klinik. Von Julius Pauly. — Aus Hackländers Leben. Von Adolf Palm. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Töchter des Majors. Lustspiel in 3 Acten von Franz Hedberg. Aus dem Schwedischen vom Verfasser selbst übersetzt. — Der russische Kriegsplan. Historisches Intriguenstück in vier Acten von Julius Werther. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Wie wird Statistik gemacht?

Von H. v. Scheel.

Die Meinungen und Neigungen des Publicums gegenüber der Statistik sind noch außerordentlich getheilt. Daß sie der Statistik geradezu entgegen seien, kann man nicht sagen. Im Gegentheil, man stößt oft in Kreisen, wo man es gar nicht erwartet hätte, auf Liebhaber dieses Wissenszweiges. Alte Jungfrauen, die lebhaften Antheil daran nehmen, wie viel Drillinge auf 10,000 Geborene kommen, sind gar nichts Seltenes. Auch geglaubt wird den Statistikern oft mehr, als man denkt. Es gab einmal einen ordentlichen Professor der Chemie, der es für eine statistisch festgestellte Thatsache hielt, daß unter den Giftmorden genau 90% unentdeckt bleiben. Andrerseits stößt man dann wieder auf ganz unbegründetes Mißtrauen, so daß auf verhältnißmäßig sehr sicheren Grundlagen aufgebauten Nachrichten, wie z. B. der, daß im Jahre 1876 im deutschen Reiche 39¼ Millionen Hectoliter Bier erzeugt wurden, starke Zweifel entgegengesetzt werden, die bei vielen andern Ziffern besser angebracht wären. Denkt man über diese Ungleichheiten im Verhalten des Publicums der Statistik gegenüber nach, so findet man, daß dieselben hauptsächlich dadurch hervorgerufen werden, daß man sich über die Entstehung der statistischen Zahlen keine ausreichende Rechenschaft gibt.

Offenbar nämlich liegt für die Glaubwürdigkeit der statistischen Zahlen das Entscheidende in der Art ihrer Entstehung. Hiermit soll jedoch nicht etwa die rein rechnerische Zusammenstellung der Zahlen gemeint sein; durch eigentliche Rechenfehler werden vielmehr die Ergebnisse der Statistik nur in den seltensten Fällen erheblich gefälscht werden, auch selbst bei statistischen Zusammenstellungen von Privatleuten nicht. Denn wenn diese, Einzelne oder in Vereinen, den Mühen statistischer Erhebungen sich einmal unterziehen, so wird auch genügende Sorgfalt da sein, um mit officieller, calculatorischer Genauigkeit zu arbeiten. Nicht durch solche äußerliche Fälschungen entstehen die Mängel des statistischen Zahlenmaterials, sondern diese, wie die Vorzüge, sind tiefer in der Entstehungsgeschichte der Ziffern zu suchen.

Knüpfen wir zur Erläuterung dieser Behauptung sofort an das oben zufällig gebrauchte Beispiel der Bierproduction an. Warum darf jene Ziffer der Bierproduction in Deutschland als im großen Ganzen der Wirklichkeit entsprechend hingestellt werden? Es ist zu antworten: Wegen der Art ihrer Entstehung! — Und welches ist diese?

Die statistische Centralstelle des deutschen Reichs hat die Angabe, daß im Jahre 1876 39,240,485 Hectoliter Bier in Deutschland gebraut wurden, berechnet auf Grund 1) von Berichten der Steuerdirections-Behörden der norddeutschen Staaten, welche nach bestimmten Vorschriften jährliche Nachrichten über den Brauereibetrieb zu liefern haben; und 2) von Mittheilungen der Regierungen von Bayern, Württemberg, Baden und des Reichslandes. Diese süddeutschen Mittheilungen sind zum Theil nicht ganz gleichwerthig den norddeutschen, z. B. für die bayrische Rheinpfalz kann man die Biererzeugung nur annähernd schätzen. Für den größten Theil Deutschlands kann man aber die Menge des gebrauten Bieres mit einer Sicherheit berechnen, welche vollkommen dem statistischen Zwecke entspricht: ein Gesammtbild über den Gang der Production jetzt und in früheren Jahren zu geben. Und zwar kann man das, weil die Statistik hier in engem Zusammenhange mit der Besteuerung des Bieres steht, und diese eine derartige ist, daß man die Leistungen der Brauereien aufmerksam zu verfolgen genöthigt und auch im Stande ist. Hier stützt sich also die Statistik auf eine fortdauernde amtliche Controle über den zu registrirenden Vorgang, diese Registrirung geschieht durch sachverständige und zugleich zu solchen statistischen Aufnahmen wohl geeignete Personen, und die Genauigkeit der Registrirung ist durch das finanzielle resp. fiscalische Interesse der registrirenden Behörden verbürgt. Dabei handelt es sich um ein Aufnahmeobject, bei welchem eine falsche, oder von Ort zu Ort, oder von Zeit zu Zeit verschiedene Auffassung darüber: was und wie anzuschreiben sei, nicht Platz greifen kann. Wir können also sagen, hier verbürgt die Entstehung der statistischen Zahl deren Glaubwürdigkeit.

Nehmen wir nun ein Beispiel, wo ganz das Entgegengesetzte zutreffen dürfte. Da existirt z. B. in vielen Ländern eine Statistik der „Geisteskranken". Für Preußen — um irgend ein Land herauszugreifen — finden wir eine Angabe, daß bei der Volkszählung von 1871 im Staate 33,769 Blödsinnige und 31,319 Irrsinnige gelebt haben; zusammen also 55,088 Geisteskranke. Derselbe statistische Interessent nun, welcher jene Bierstatistik für unzuverlässig zu halten geneigt war, so lange er ihre Entstehung nicht kannte, dürfte vielleicht geneigt sein, die Ziffer der Geisteskranken für eine ganz zuverlässige zu halten. Warum sollte man auch die Verrückten nicht zählen können, deren Zustand doch offenkundig ist, und die zum Theil in Irrenhäusern sich beisammenfinden? Nun, wir wollen hier weder versuchen, die noch schwebende Streitfrage zu entscheiden, ob die eingesperrte Minorität, oder die frei herumlaufende Majorität der Menschen der vernünftigere Theil sei, noch näher untersuchen, wie genau überhaupt eine Statistik der Geisteskranken sich durchführen lasse; sondern wir wollen nur die

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

Frage beantworten: ist diese hier angeführte, amtliche Zahl glaubwürdig? Da sagen wir nun unbedenklich: Nein! und zwar wieder auf Grund der Entstehung der Ziffer; keineswegs etwa weil wir zweifeln, daß dieselbe mit größter Sorgfalt ermittelt und zusammengesetzt sei. Wie ist sie nun entstanden?

Bei der Volkszählung im Jahre 1871 wurden kleine Zählkarten ausgegeben, die von jeder schreibenskundigen Person selbst und für jede schreibensunkundige vom Familienhaupt oder sonst einem passenden Stellvertreter auszufüllen waren. Auf der letzten Linie standen die Fragen ob: blind ... stumm ... blödsinnig ... irrsinnig? Im bejahenden Falle sollten sie durch ein „Ja" oder durch Unterstreichung (wie, war nicht näher angegeben) beantwortet werden; und zwar sollte man als „blödsinnig" die Personen eintragen, „welche an angeborener oder in frühester Jugend eingetretener Geistesschwäche", als „irrsinnig" diejenigen, welche an „später eingetretener Geistesstörung" leiden. Geben wir nun zu, daß die Fragen und Anweisungen zur Beantwortung klarer und wissenschaftlich richtiger gar nicht hätten gestellt werden können. Aber wie viel Chancen zu unvollkommener Beantwortung lagen nicht in der Art der Aufnahme, in der Entstehung der Zahlen selbst! Führen wir die hauptsächlichsten davon an: 1) die Instruction, welche auf einem besonderen noch viele andere Erklärungen enthaltenden Blatte stand, konnte so leicht übersehen, vernachlässigt, miß- oder gar nicht verstanden werden. Dann war es unvermeidlich, daß sehr häufig eine Verwechselung von Blödsinnigen und Irrsinnigen herbeigeführt wurde, da dem Laien der bezeichnete Unterschied nicht geläufig ist; 2) die Frage selbst konnte leicht unbeantwortet bleiben, sei es, weil die letzte Zeile des Kärtchens übersehen wurde, sei es, weil es den Familienangehörigen unangenehm war, es schriftlich zu geben, daß eins ihrer Mitglieder geisteskrank sei, sei es, weil man die Person nicht für geisteskrank, sondern nur für sehr dumm oder sonderbar hielt, während ein Arzt sie als krank bezeichnet haben würde; ja, auch der umgekehrte Fall — aus dem sich ein Zuviel von Kranken ergeben würde — kann wohl eingetreten sein. Dann aber, selbst wenn Alles sonst in Ordnung war, in wie vielen Fällen konnte bei sorgfältiger Erwägung nicht Zweifel entstehen oder Unkenntniß darüber vorhanden sein, ob Jemand „in frühester Jugend" oder „später" geistesschwach oder geistesgestört wurde? Wenn man bedenkt, wie wenig Lust und Fähigkeit bei der großen Mehrzahl der Menschen vorhanden ist, nur einigermaßen ungewöhnliche Fragen zu beantworten und sich dabei Mühe zu geben, noch dazu aus Anlaß einer Volkszählung, die so Vielen schon überhaupt als Ausfluß unberechtigter amtlicher Neugierde erscheint, so wird man zugeben müssen, daß die Vermuthung in dem betr. Punkte für viele falsche und unvollkommene Anworten spricht; zumal wenn man auf die Trennung des Begriffs von irr- und blödsinnig Gewicht legt. Und nun weiter! Wer wollte und konnte solche falsche Angaben controliren? Nach einer kurzen Revision bei der Ortsbehörde, die sich auf die Hauptpunkte erstreckt, werden die Zählblättchen u. s. w. an die obere Behörde resp. die statistische Centralstelle versendet. Andere aber als die den Verhältnissen örtlich Nahestehenden werden es nur höchst selten der Personalbeschreibung auf einer solchen Zählkarte ansehen können, ob sie sich auf einen Blödsinnigen bezieht oder nicht, resp. ob ein Fehler in jener letzten Zeile ist. So gehen also fast alle bei der ersten Aufnahme gemachten und vermuthlich sehr häufigen Fehler — die selbst bei der doch viel leichteren Zählung der „Blinden" constatirt werden konnten — auch bei gewissenhafter Bearbeitung in die Schlußziffer über, die wir dann als Gesammtresultat für den Staat vor uns haben. Hier ist also die Ziffer unglaubwürdig und zwar in Folge ihrer Entstehung, wie sie dort, aus demselben Grunde, glaubwürdig war.

Will man also ein sicheres Urtheil über eine statistische Zahl haben, so muß man immer fragen resp. wissen, wie ist sie gemacht worden? welche Art und Zahl von Fehlerquellen sind bei der ursprünglichen Aufnahme vorhanden gewesen, und welche Controle der Fehler konnte im Laufe der Zusammenstellung der Zahlen, die nun als Einheitsziffer vorliegen, stattfinden? Haben die Mängel dabei vermuthlich auf ein Zuwenig oder ein Zuviel hingewirkt? — Ein statistisches Quellenwerk, welches die Entstehung seiner Ziffern mit Rücksicht auf diese Fragen nicht nachweist, und damit dem Publicum kein Mittel zur Prüfung gibt, muß deshalb auch von vornherein ein ungünstiges Vorurtheil erwecken, und jede Ziffer, welche ohne solche Erklärung resp., wenn aus zweiter Hand, ohne Angabe der Quelle, wo man sich über die Entstehung orientiren kann, geboten wird, sollte vom Publicum mit dem größten Mißtrauen aufgenommen resp. unbeachtet gelassen werden. Wird nach dieser Regel von Seiten der Producenten der Statistik verfahren, was glücklicher Weise immer mehr geschieht, und prüft das Statistik-consumirende Publicum die Ziffern nach dem angedeuteten Gesichtspunkte, so werden Mißtrauen gegen und Glaube an die Statistik nur da vorkommen, wo sie wirklich am Platze sind, und das Verhältniß der Statistik zum Publicum wird sich wesentlich klarer und freundlicher gestalten; zumal ja doch im Grunde Niemand daran zweifelt, daß eine richtige Statistik von eminentem Nutzen ist, und die Verachtung der Statistik sich nur darauf stützt, daß man alle Zahlen für unbrauchbar hält, weil man von einigen zufällig weiß, daß sie falsch sind.

Bei näherer Untersuchung wird man aber dann doch erfahren, daß es eine große Menge statistischer Ziffern gibt, deren Glaubwürdigkeit durch ihre Entstehung verbürgt ist. Freilich müssen eine ganze Anzahl günstiger Umstände zusammenwirken, um der Wirklichkeit genau entsprechende Ziffern zu erzeugen. Um nur, außer den schon angedeuteten, noch einige zu bezeichnen: Es muß das richtige Object gezählt sein; man kann z. B. die „Personen", nicht aber die „Familien" einer Bevölkerung richtig zählen, weil jener Begriff unzweifelhaft, dieser sehr schwer zu definiren ist. Es muß die Frage nicht nur klar, sondern auch allgemein verständlich gestellt worden sein. Man durfte z. B. nicht auf die Fragebogen, welche von den zählenden Personen selbst ausgefüllt wurden, nach dem „Familienstand" gefragt haben, weil da leicht geantwortet sein kann, nicht — was man wissen wollte — ob Jemand „ledig" oder „verheirathet" war, sondern, wie wirklich oft geschehen ist, daß sein „Familienstand" „gering", „bürgerlich", „Enkel" u. dgl. sei, und daher viele Irrungen vermuthet werden müssen. Man darf ferner nicht erwarten, ebenso sichere Auskunft über das Alter einer 31jährigen Dame zu erhalten, wenn diese selbst, nicht der Taufschein, befragt wurde, als über ihr Geschlecht.*) Man darf mehr Vertrauen setzen in Arbeiten, die in allen ihren Stadien von statistisch geschulten Leuten besorgt sind, als in solche, wo die statistischen Bureaus nur die Sammlung der Listen und die letzten Additionen zu Hauptsummen besorgt haben; und am meisten darf man den Zahlen trauen, bei deren Entstehung sachverständige Beurtheilung und finanzielles Interesse der Erhebenden einerseits, die Möglichkeit von Bestrafung falscher Angaben andrerseits zusammenwirkte, wie das z. B. bei allen Gegenständen, welche den Verbrauchssteuern unterliegen und bei einem Theil der Waareneinfuhr der Fall ist. Bei diesen, wie übrigens auch bei einer Anzahl anderer Zweige der Statistik, ist es denn auch möglich, falls das unmittelbar vorliegende Material nicht genau genug erscheint, mit ziemlicher

*) Beiläufig sei bemerkt, daß nicht nur die Neigung der Damen, sich jünger zu machen, sondern — außer Bequemlichkeit und Unwissenheit — bei beiden Geschlechtern auch die Neigung, sehr alt zu erscheinen, die Altersangaben stört; und daß namentlich die so oft gebrachten Nachrichten über 100jährige Leute vielfach in das Bereich der Fabel gehören. Bei der Volkszählung von 1871 wurden z. B. in Bayern in den Listen 37 hundertjährige Leute gefunden; als man diese Angaben verificirte, was wegen der geringen Anzahl der Fälle leicht war, fand sich, daß nur eine einzige Person wirklich über 100 Jahr alt war. Vgl. S. 162 des sehr interessanten Buches von G. Mayr, „Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben". Statistische Studien. München 1877.

Digitized by Google

Sicherheit das Zuviel oder Zuwenig zu berechnen und dadurch richtige Zahlen herzustellen.

Die Frage, wie die Statistik gemacht wurde und wie weit die Zahlen deshalb glaubhaft seien, wird nun freilich nicht von Jedem in der Weise geprüft werden können, daß er eine genaue Untersuchung der ganzen statistischen Technik, bei der es noch auf manche andere als die hier berührten Punkte ankommt, vornimmt; immerhin aber wird es möglich sein, eine Ziffer, ehe man sie zu Schlußfolgerungen anwenden will, im Allgemeinen auf ihre Entstehung hin, resp. in einigen der bezeichneten Hauptpunkte zu prüfen.

Ist aber nun, nach dieser Anleitung, die Glaubwürdigkeit der statistischen Ziffern festgestellt, so kommt für die Brauchbarkeit derselben noch schließlich in Frage, wozu man sie gebrauchen will. Wenn es einerseits oft darauf ankommt, ganz correct entstandene Ziffern zu haben, so genügen andrerseits, namentlich für Zwecke der Vergleichung, z. B. zwischen den Ergebnissen zweier Jahre, schon recht unvollkommene Zahlen, nur muß man dann wissen, daß ihre Entstehung in beiden Jahren eine wesentlich gleiche, obschon strengen Anforderungen wenig entsprechende war.

Wenn das Publicum in dieser Weise seine Ansprüche an die Statistik regulirt, so wird es immer mehr im Stande sein, sich mit ihr zu befreunden, während es andrerseits überzeugt sein kann, daß die Statistiker quantitativ — hierbei manchmal sogar etwas zu viel — wie qualitativ immer mehr genügende Statistik zu machen eifrigst bestrebt sind.

Ein Sonntagmorgen in Lourdes.

Zum ersten Male seit langen Wochen war uns das Wetter untreu geworden; graue Nebelmassen, die sich zu dunklen Wolken verdichteten und dann in strömendem Regen entluden, hatten plötzlich die erst so lichtklaren Pyrenäen umlagert, freilich ohne der ergreifenden Großartigkeit des von mächtigen Bergriesen umstarrten und von schäumenden Wasserfällen und donnernden Gießbächen durchtosten Thales von Cauterets Eintrag zu thun; im Gegentheil, es wollte mir fast scheinen, als ob unter den dunklen, oft schwarzblauen Schatten, welche die jagenden Wolken auf das von schönem Nadelwald bedeckte und von nackten Felszacken überragte Hochgebirgsthal warfen, der erhabene, ernst feierliche Charakter desselben erst recht zu voller und nachdrücklicher Wirkung gebracht würde. Es war schon still in dem Sommers von vielen Tausenden belebten Bergstädtchen, denn die Saison war bereits zu Ende; die Gasthöfe und Cafés waren meist schon geschlossen, der kleine Rest stand in bedenklicher Weise auf dem Aussterbeetat; was an Curgästen noch vorhanden war, gehörte fast ausnahmslos der bäuerlichen Bevölkerung des Bearner und Bigorrer Ländchens an, dessen Einwohner auf Grund eines alten Privilegs an den heilkräftigen heißen Schwefelquellen von Cauterets freies Bad und freie Trinkcur beanspruchen dürfen. Jedenfalls verging Einem unter solchen Umständen die Lust, noch weiter in das Innere des Gebirges einzudringen, vielmehr mahnte die eisige Kälte, welche der auch hier im Südwesten allzu früh hereingebrochene Herbst mit sich gebracht hatte, die milderen, noch sommerlich warmen Thallandschaften aufzusuchen. Und nun verhießen ja die Wetterpropheten von Cauterets mit siegesgewisser Zuversicht für den nächsten Tag das Ende des Unwetters; es wurde zwar nicht geradezu ausgesprochen, aber man ließ es doch ziemlich deutlich durchblicken, daß der nächste Tag ja schon deshalb Wärme und Sonnenschein bringen müsse, weil gerade für ihn so viel heils- und heilungsbedürftige Pilger die fromme Fahrt nach dem benachbarten Lourdes und seiner wunderthätigen Quelle sich vorgenommen hatten. Schon um des so in Aussicht gestellten Wettersegens theilhaftig zu werden, beschlossen denn auch wir, die Fahrt nach Lourdes mitzumachen.

Die Schatten der Morgendämmerung waren noch nicht ganz von den nebelumschleierten Bergen und dem schweigenden Thale gewichen, als wir den vielfach gewundenen, nur mühsam dem jähen Absturz der Felsen abgewonnenen Weg, entlang am Laufe des in der Tiefe schäumenden Gave, von Cauterets im leichten Wagen hinabrollten nach dem in einem freundlichen Thale gelegenen Pierrefitte. Dort beginnt die unlängst vollendete Zweigbahn, welche diese an Heilquellen so überreiche Landschaft im Herzen der Pyrenäen dem großen Weltverkehr bequemer zugänglich gemacht hat; bei Lourdes mündet sie in die Pyrenäenbahn ein, welche Bayonne über Pau und Tarbes mit Toulouse und Cette verbindet und so den nächsten Weg herstellt von der atlantischen Küste zu den Mittelmeerlandschaften Frankreichs. Ueberraschend stark besetzt war der Zug, der uns in einer kleinen Stunde an das Ziel brachte. Die Bahn begleitet den Lauf des schäumenden Gave de Pau; malerische Felsenberge, deren schön geschwungene Linien in dem Lichte des sonnig und klar heraufkommenden Herbstmorgens dem Auge doppelt wohl thaten, schließen das sich allmählich erweiternde Thal ein, in dem die köstlichsten Nußbaum- und Kastanienwälder freundliche, schmuck und sauber aussehende Dörfer und Gehöfte umstehen. Stattlich präsentirt sich Lourdes selbst dem Ankömmling, den die aus den Bergen in den sich hier öffnenden Thalkessel eintretende Bahn in mächtigem Bogen fast um die ganze Stadt herumführt. Das alterthümliche, etwas ruinenhafte Schloß, ehemals einer der festesten Plätze der Pyrenäen und deshalb in zahlreichen Kämpfen viel umstritten, krönt einen in der Mitte des Thalkessels ziemlich steil aufsteigenden Felsen, an dessen Fuß sich halbkreisförmig die Stadt gelagert hat; von weitem her aber, vom Abhange der das Thal von Lourdes im Westen begrenzenden kahlen, aber schön geformten Berge, leuchtet die über der Wundergrotte errichtete Kirche, ein schmucker, zierlich gothischer Bau, das Wahrzeichen des modernen Lourdes, den ankommenden Fremden entgegen.

Da sind wir also in dem berühmtesten der Wallfahrtsorte neueren und neuesten Ursprungs, demjenigen, der allen anderen den Rang abgelaufen und sich in kaum zwei Jahrzehnten unleugbar einen Weltruf erworben hat, so daß die besuchtesten heiligen Stätten früherer Zeiten, etwa — um von Jerusalem und dem heiligen Grabe abzusehen — San Jago di Compostella und Loretto, dagegen fast in den Hintergrund treten müssen. Wir wollen uns in demselben mit möglichster Unbefangenheit umsehen, alle Voreingenommenheit bei Seite zu lassen versuchen, indem wir den Schaaren Heilung suchender Pilger nach der Wundergrotte folgen, und das sich dort entwickelnde Leben und Treiben — ohne Kritik zunächst — rein als gewissenhafter Berichterstatter zu beobachten und festzuhalten suchen. Leicht — das darf wohl gleich bemerkt werden — ist das nicht; die unbegreiflichen Widersprüche, die hier auf uns eindringen, die auf Schritt und Tritt gegen den gesunden Menschenverstand gerichteten Sturmangriffe, die es da schweigend auszuhalten gilt, sind wahrlich geeignet zu verstimmen, zu ärgern, zu erbittern, ganz gewiß aber tiefes Mitleid einzuflößen mit allen Denen, die in kindlicher Gläubigkeit hierher gewallfahrtet kommen.

Gleich auf dem Bahnhofe wird uns Lourdes als ein jährlich von vielen Tausenden besuchter Wallfahrtsort gekennzeichnet: ein besonderer, langgestreckter hallenartiger Anbau trägt die Aufschrift: „Sortie des pélerins“; eine hürdenartige Reihe von Verschlägen dient dazu, die mit den Pilger-Extrazügen ankommenden Schaaren zu ordnen, Gedränge zu hindern und die Billetcontrole zu erleichtern. Aus dem Bahnhofe tretend erstaunen wir, weit über ein Dutzend Hôtelomnibusse aufgefahren zu sehen; an Fiakern und Stellwagen, die von dem Bahnhofe direct nach der Grotte fahren, ist gleichfalls kein Mangel. Indem wir den Blick über die herrliche, im Glanze der goldensten Morgensonne vor uns liegende Berglandschaft schweifen lassen, folgen wir dem Strome der mit uns gekommenen Sonntagspilger und wenden uns der Stadt zu. In diesem neuentstandenen Theile macht dieselbe einen recht saubern und schmucken Eindruck; aber da ist kein Haus, welches nicht durch ein möglichst in die Augen

Digitized by Google

fallendes Schild als Hôtel, als Restaurant, als Café oder dergleichen bezeichnet wäre; nur ganz vereinzelt kommt hier und da einmal ein Haus vor, wo nicht wenigstens an einem Fenster der bekannte weiße Zettel hängt, welcher Zimmer als auf Monate, Wochen und einzelne Tage zu vermiethen ankündigt. Das geht so durch die ganze Stadt, nimmt aber um so mehr zu, je mehr wir uns, die ziemlich engen und düstern Straßen des über Nacht zu einem nie geahnten Weltruf gelangten Städtchens durchschreitend, dem westlichen Ende desselben und damit dem eigentlichen heiligen Bezirke nähern. Da sehen wir auch endlich das Hôtel Soubirouse, das uns aus allen südfranzösischen Zeitungen und zahllosen Placaten auf allen Bahnhöfen schon längst bekannt ist als das der Wundergrotte am allernächsten gelegene — (denn am nächsten liegen sie nach ihren Anzeigen alle!) — und das sich deshalb noch besonders empfiehlt, weil es von einem leiblichen Bruder jener Bernadette Soubirouse gehalten wird, welcher die Jungfrau Maria zuerst erschienen ist und deren sich dieselbe als des auserwählten Werkzeugs zur Offenbarung des in der Grotte entspringenden Wunderquells bedient hat. Wo aber die eigentliche Stadt aufhört, da beginnt eine andere, freilich nur aus Brettern und Leinwand zusammengefügte. Den ganzen langen Weg bis hinaus an den Fuß des die Kirche tragenden Felsens reiht sich Bude an Bude, wo in reichster Auswahl „Objets de piété" feilgeboten werden: Medaillen mit dem Bilde der Notre Dame de Lourdes, Rosenkränze aller Arten und Größen, Heiligenbilder, Wachskerzen in allen Dimensionen, Marienstatuen, Lithographien und Photographien, aus bunten Läppchen gemachte ordenartige Kreuze (weiß und roth), mit denen sich die von der Wallfahrt nach der Grotte Heimkehrenden zu decoriren pflegen, und was es an derartigen Dingen noch geben mag. An jeder Bude suchen die beredten Verkäuferinnen uns festzuhalten und wenigstens ein oder das andere Objet de piété an uns loszuwerden. Leicht ergänzen sie nämlich in dem erwünschten Falle des Ausverkaufs ihre Vorräthe aus den reichen Magazinen, welche zwei oder drei der in diesen Artikeln machenden Engroshändler in Lourdes selbst errichtet haben.

Endlich treten wir in den geweihten Bezirk. Wir stehen auf einem ziemlich großen Platze, von welchem links die mit zahlreichen Kreuzen besetzten Felsen — ein Stationsweg ist dort hinauf angelegt — sich erheben, rechts aber der muntere Gave zwischen üppigem Grün in seinem steinigen Bette einher murmelt; jenseits des Flusses erblickt man die umfassenden Gebäude eines neuerrichteten und, nach der Stattlichkeit seines Aeußeren zu urtheilen, mit den reichsten Mitteln ausgestatteten Klosters; vor uns liegt der Felsen, dessen unterer, nach dem Flusse zu gelegener Theil die Grotte birgt, während sich auf der Höhe die Kirche von Notre Dame de Lourdes erhebt. Schöne Treppen führen zu der vor dem Portale derselben befindlichen Plattform hinauf; diese letztere, von zwei für die Geistlichen der Kirche und die im Dienste derselben reisenden Missionare bestimmten Gebäuden flankirt, gewährt einen wirklich herrlichen Blick über den ganzen Thalkessel von Lourdes und die denselben umkränzenden schön geformten Vorberge der Pyrenäen. Wir treten in die Kirche: es ist ein leichter, luftiger, in schönen Verhältnissen aufsteigender Bau mit drei Langschiffen; in den beiden Seitenschiffen reiht sich Capelle an Capelle, jede unter dem Schutze Unserer Lieben Frau von Lourdes einem anderen Heiligen geweiht. Die Altäre darin, die Altardecken und die Altargeräthschaften sind natürlich ganz modernen Ursprungs, und das Auge wird durch grelle Farben, durch schreiende Farbencontraste und allzuviel Blinken und Blitzen fast verletzt. Besonders reich, aber auch besonders grell und — geschmacklos ist der Hochaltar ausgestattet; auf ihm fehlt natürlich nicht eine mächtige Bildsäule der Jungfrau, an der das schreiende Blau des einen ganz wunderbaren Faltenwurf aufweisenden Mantels unangenehm auffällt. Von der Höhe der Gewölbe des Hauptschiffes aber hängen eine große Menge von Fahnen und Bannern herab; auch die Nischen, die über der unteren Bogenstellung ringsum laufen, enthalten sämmtlich dergleichen: das sind die Fahnen und Standarten, unter denen die nach Lourdes pilgernden weltlichen und geistlichen Genossenschaften einherzogen und die man wie Trophäen, die von Siegen der Jungfrau Zeugniß ablegen sollen, mit Weihinschriften hier aufgehängt hat. Nach der Fahne, welche die vielberufene deutsche Pilgerschaar dereinst hierher gebracht hat, haben wir uns aber vergebens umgesehen; aus der allzu bunten, den Blick beunruhigenden und den Eindruck der edel und einfach gehaltenen Kirche beeinträchtigenden Fahnenmenge war sie nicht herauszufinden. In der Kirche umherzugehen war so gut wie unmöglich, so dicht gedrängt war darin die Masse der Andächtigen, die, ihre Gebete murmelnd, auf den Knien lagen und deren Zahl, da das Hochamt eben beginnen sollte, durch immer neuen, von Minute zu Minute gewaltiger hereinfluthenden Zustrom in's Unerträgliche vermehrt wurde.

Steigen wir wieder hinab und wenden uns links dem Wasser zu und um den die Kirche tragenden Felsen herum, so nähern wir uns der Hauptsehenswürdigkeit von Lourdes, der Wundergrotte Massevieille*). Ehemals floß, wie eine in den Felsen eingelassene Inschrift meldet, der Gave unmittelbar an dem Felsen entlang und bespülte den Eingang der Höhle selbst, so daß dieselbe nur bei niedrigem Wasserstande trockenen Fußes zugänglich gewesen sein kann. Durch Aufschüttungen hat man dann den Fluß beiseite gedrängt und einen stattlich breiten, quaiartigen Weg nach der Grotte hergestellt, der weiterhin in gut gehaltenen, von schönen Bäumen beschatteten Anlagen, die den Fluß abwärts begleiten, ausmündet. Zur Linken stehen, hart an den Felsen gedrängt, etliche Häuser, Diejenigen aufzunehmen bestimmt, die zur Heilung ihres Gebrechens des Bades in dem wunderthätigen Wasser bedürfen; ein anderes Gebäude bietet Denen ein Obdach, die gegen die Unbill des Wetters geschützt oder mit einer gewissen Behaglichkeit etliche Becher des Wunderwassers trinken wollen, das, wie ein großes Placat meldet, zu diesem Zwecke direct aus der Grotte hierher geleitet ist. Noch eine Wendung und wir stehen vor der Grotte selbst. Dieselbe ist durch ein eisernes Gitter geschlossen, doch hindert dieses den freien Einblick nicht. Nur in dem vorderen Theile höher gewölbt ist die Grotte wenig tief und nach innen niedrig und gedrückt. Der in ihr entspringende wunderthätige Quell, dessen Wasser ja nun einen ungeahnten Werth erhalten hat, ist noch im Innern gefaßt und tritt erst außerhalb in einem trogartigen Becken zur Linken vor der Höhle zu Tage. Ueber dem Eingange der Grotte finden wir das Bild von Notre Dame de Lourdes wieder, die Jungfrau ohne das Christuskind, aber mit dem grellblauen Mantel, die Hände zum Gebet gefaltet, den Blick verzückt gen Himmel gerichtet, darum in goldenen Lettern die Worte: „Je suis l'Immaculée Conception." Erst allmählich durchdringt der Blick das Halbdunkel der Grotte, in der ein großes, einem riesigen Tafelaufsatze vergleichbares Gerüst eine Masse großer und kleiner als Weihgeschenke dargebrachter Kerzen trägt, die fetttriefend und schwelend einen unangenehm riechenden Dunst verbreiten. Die Wände der Grotte sind mit den Votivgeschenken der hier Geheilten bedeckt, Bildern, Inschriften, Blumen, goldenen und silbernen Crucifixen; auch die üblichen wächsernen Nachbildungen der geheilten Gliedmaßen fehlen nicht; von der Decke herab aber hängt eine wohl ziemlich vollständige Sammlung aller Arten von Krücken und Stelzen, deren halb oder ganz Gelähmte sich irgend bedienen können, und ganz hinten, in dem niedrigsten Theile standen — hat mein Blick mich nicht getäuscht — etliche Kranken-Rollwagen, Streckbetten und dergleichen. Vor dem Gitter aber lag dicht gedrängt die Menge der Andächtigen auf den Knien. Ein Theil gehörte dem Kirchspiel Lourdes oder doch dem bischöflichen Sprengel von Tarbes an, dessen Einsassen für die Abbetung der bischöflicherseits vorgeschriebenen Prière à Notre Dame de Lourdes ein achtzehntägiger Ablaß verheißen ist.**) Zum bei weitem größeren Theile aber waren es Leute,

*) Oder Massabielle.

**) Es verlohnt sich der Mühe das Gebet herzusetzen: Soyez bénie, Vierge très-pure qui avez daigné apparaître jusqu'à dix-huit fois toute resplendissante de lumière, de douceur, de beauté dans la

Digitized by Google

die an irgend welchem körperlichen Gebrechen litten und von dem Gebete an dieser Stelle und dem Wunderwasser sichere Heilung erhofften. Unvergeßlich werden mir die Gruppen bleiben, die ich dort gesehen. Hier stand ein junger Geistlicher und wusch sich unter verzückten Gebeten seine offenbar arg entzündeten Augen, ein älterer Cleriker meinte sein Ohrenleiden loszuwerden, indem er sich von dem Wasser der Grotte in die Ohren goß; hier glaubte ein augenscheinlich schwindsüchtiges junges Mädchen mit etlichen Bechern Wassers sichere Genesung zu trinken, während seine es mit ängstlichen, liebevollen Blicken beobachtende Mutter durch dasselbe Wasser einige sie allerdings recht entstellende Warzen loszuwerden dachte; dort kniete ein trauriges Elternpaar mit einem kranken und elenden, verwachsenen Kinde, das bleich, mit großen, klugen Augen dreinschaute, aus denen der Wunsch zu sprechen schien, auch so schlank und beweglich zu werden wie die Kinder, die da drüben an dem Flusse laut lachend spielten und sprangen. Jene bleiche junge Frau, die an der Seite ihres stattlichen, mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion geschmückten Gatten vor dem Gitter niederkniet, scheint durch Gebet und Genuß des Wassers von Lourdes das ihr bisher versagte Mutterglück gewinnen zu wollen. —

Aber wozu all das physische Elend aufzählen, das hier — in maiorem dei gloriam — förmlich zur Schau gestellt wird; lastet doch auf jedem denkenden Besucher mit wahrhaft erdrückender Schwere das moralische Elend, von dem auf Kosten vieler Tausende von irregeleiteten Seelen Lourdes und seine geistlichen Gründer nicht blos leben, sondern reich werden und Schätze zusammenhäufen! Wahrlich, eine Gründung in des Wortes verwegenster Bedeutung — anders kann man das Wundertreiben in dem schönen Lourdes, will man ihm den richtigen Namen geben, unmöglich nennen! — eine Gründung mit Allem, was zu einer solchen gehört, nur der Krach und der obligate Gründerproceß stehen noch aus: wie die Dinge dermalen in Frankreich liegen, werden beide auch noch lange auf sich warten lassen!

Der Mann, der als der eigentliche geistige Vater der Lourdes'schen Gründung angesehen werden muß, war wenige Tage vor meinem Besuche in seiner Schöpfung gestorben. In allen Läden und Buden hatte ich ein neuerschienenes Buch aufliegen sehen: „Monseigneur Peyramale, sa vie et son oeuvre"; ich hatte nicht weiter darauf geachtet und der Bedeutung des auf dem Titel genannten Mannes nicht nachgeforscht. Da kam mir die achte Nummer des zu Tarbes allsonnabendlich erscheinenden „Écho des Pélerins. Chronique de Lourdes" in die Hand — mit schwarzem Trauerrand, denn sie enthielt einen eingehenden, höchst pathetisch geschriebenen Bericht über das am 10. September mit ungewöhnlicher Feierlichkeit geschehene Begräbniß des Monseigneur Peyramale. Daraus erfuhr ich denn, daß besagter Herr Pfarrer von Lourdes gewesen war, daß er es gewesen, der sich der Bernadette Soubirouse, eines 14jährigen Bauernmädchens, und der Erscheinungen der Jungfrau, welche dieselbe in jener Grotte am Gave gehabt haben wollte, angenommen, die Sache mit unermüdlichem Eifer gegen alle ihr anfänglich bereiteten Angriffe verfochten, seinen Bischof, den von Tarbes, von der Wirklichkeit des Wunders überzeugt und es so durchgesetzt hat, daß die Sache von den höchsten Autoritäten der Kirche schließlich in aller Form approbirt wurde. Damit war das Glück von Lourdes gemacht. Schon im ersten Jahre (1858) strömten etwa 150,000 Menschen dort hin! Die Stadt und die Kirche, beide konnten mit dem Gange der Unternehmung zufrieden sein; im Jahre 1867 konnte man in Ausführung des Befehls, den die Jungfrau der Bernadette Soubirouse bei einer Erscheinung angeblich ertheilt hatte, den Bau der heute den Grottenfelsen schmückenden Kirche beginnen. Jetzt hat man einen noch viel großartiger angelegten Bau als Pfarrkirche von Lourdes in der Stadt selbst aufzuführen begonnen. In der Krypta dieser künftigen Pfarrkirche ist der Schöpfer des Glücks und Reichthums seiner Gemeinde beigesetzt worden, unter Ceremonien, die, von dem Erzbischof von Reims geleitet, die demnächstige Heiligsprechung Peyramales kaum noch zweifelhaft erscheinen lassen können. Stand doch schon am 15. September d. J. in dem „Écho des Pélerins" wörtlich Folgendes zu lesen: „Dorthin — (nach dem Grabe Peyramales) — werden in Zukunft die Pilgerzüge aus der ganzen Welt gehen, die Völker aller Zungen und aller Länder. Indem sie ihren Processionen nach dem Felsen von Massabielle beginnen mit einem Acte der Gerechtigkeit und einer Dankesbezeugung, indem sie ihren frommen Reihen Denjenigen zugesellen, der nächst Bernadette ein Werkzeug des Himmels selbst war, werden sie den großen Pfarrer von Lourdes, den erwählten Priester Mariens bitten, sie zu der heiligen Grotte und der Wunderquelle zu begleiten. Und im Tode wird derselbe thun, was er im Leben nicht mehr thun konnte: unsichtbar wird der Selige an ihrer Spitze einherschreiten, in seinen Ruhmesmantel gehüllt, und wird mit ihren Bitten seine glühenden Gebete vereinigen, die ohne Zweifel unwiderstehlich sind für das Herz Derjenigen, für die er so viel gethan und für die er so viel gelitten hat." Kurz und bezeichnend, in anderm Sinne freilich, als er es wohl beabsichtigt, hat der Maire von Lourdes, Mr. Lapeyre, das Verdienst des Verstorbenen um seine Stadt ausgesprochen: „Nur eine ganz kleine Stadt war damals Lourdes. Die Ausdauer des Abbé Peyramale, die nichts brechen konnte, hat aus ihr eine Stadt gemacht, wohin die ganze katholische Welt zusammenströmt."

Wie alle Gründungen so ist auch die von Lourdes wesentlich mit auf die so leicht zu fassende Eitelkeit der Menschen berechnet. Am Eingang zur Kirche las ich ein Placat, wonach laut bischöflichem Erlaß Demjenigen, der für Notre Dame de Lourdes eine Schenkung von 20 Francs macht, der Titel eines „bienfaiteur", Dem aber, der 500 Francs schenkt, der Ehrennamen eines „fondateur" gewährt werden soll; hinzugefügt war, daß für jeden Fondateur in alle Ewigkeit Freitags eine Messe gelesen werden solle, während die Bienfaiteurs mit zu gewissen Zeiten für sie insgesammt zu lesenden Collectivmessen abgefunden werden! Im Uebrigen weiß man auch noch andern Gewinn für die Wunderkirche zu machen. Das Wasser der in der Grotte entspringenden Quelle, in welchem der Chemiker Filhol keine Substanz finden konnte, die ihm eine Heilkraft verleiht, das aber nach desselben Gelehrten Meinung ohne Schaden getrunken werden konnte, verliert nämlich seine wunderwirkende Kraft auch außerhalb Lourdes nicht, sondern bewahrt dieselbe selbst in weiter Ferne. Viele der uns beschäftigenden Sonntagspilger waren nur deshalb nach der Wunderquelle gewallfahrtet, um für einen kranken Verwandten oder einen leidenden Freund daheim etwas von dem wunderwirkenden Wasser zu holen: der eine begnügte sich mit einem Eau-de-Cologne-Fläschchen voll, der andere nahm eine ganze Champagnerflasche voll mit, ein dritter ließ sich wohl gar eine mächtige Kruke oder gar ein Achtelchen davon füllen. In den Buden und Läden in der Gegend der Grotte war eine reiche Auswahl zu solchem Behuf dienlicher Gefäße in allen Größen zum Kauf gestellt, manche gleich gefüllt und mit dem die Echtheit garantirenden N D L als „Handelsmarke" gekennzeichnet. Auf dem Bahnhofe draußen aber sah man ganze Berge von Kisten aufgethürmt, in denen das auf Flaschen gezogene Wunderwasser mit den Zeugnissen der Geistlichkeit versehen nach allen Enden der Welt, so weit es katholische Christen gibt, versandt wird!

Difficile est satiram non scribere!

Um den geistigen und moralischen Zustand der von Rom aus commandirten katholischen Welt aber, in der solche Dinge

grotte de Lourdes et dire à l'humble et naïve enfant qui Vous contemplait dans l'extase: „Je suis l'Immaculée Conception." Soyez bénie des faveurs extraordinaires que vous ne cessez de répandre en ce lieu. Par Votre coeur de mère, ô Marie, et par la gloire, que Vous a rendue la Sainte Église, nous Vous conjurons de prier pour le Souverain Pontife et pour la France et de réaliser les espérances de paix que fait naître la proclamation du dogme de Votre Immaculée Conception. Vu et approuvé. — Nous attachons une indulgence de dix-huit jours pour nos diocésans à la récitation de cette prière. — A-N-D de Poueylaun, en tournée pastorale le 4 Mai 1872. † P. A. Ev. de Tarbes.

Digitized by Google

möglich sind, muß uns Angesichts des Treibens in und mit Lourdes wirklich eine Art von Seelenangst erfassen. Glaube man nur ja nicht, daß es nur die große ungebildete Menge ist, welche die 300,000 Wallfahrer stellt, die jetzt etwa jährlich nach der Grotte am Gave gezogen kammen! Der — für gebildet zu haltende — Mittelstand, die höchste Aristokratie Frankreichs ist zahlreich unter diesen Pilgerschaaren vertreten. Zwar denke ich, es wird dereinst eine Zeit kommen, wo man es für durchaus unmöglich halten wird, daß die Vicomtesse X, von irgend einem körperlichen Unbehagen, das ihr Arzt nicht schnell genug beseitigt, geplagt, nach Lourdes telegraphirt, sich im Hôtel ein Zimmer, ein spätes Diner und den Wagen an den Bahnhof bestellt, mit dem Expreßzuge (womöglich Schlafcoupé!) nach Lourdes fährt, dort an der Grotte das vorgeschriebene Gebet verrichtet, von dem Wasser der Wunderquelle trinkt oder darin badet, in der Kirche über der Grotte ihre Andacht verrichtet und am nächsten Tage, in dem Glauben geheilt zu sein, nach Paris oder auf ihren Landsitz und zu ihren üblichen Vergnügungen zurückkehrt! Ich möchte wohl wissen, wie sich spätere Generationen solche Thatsachen im 19. Jahrhundert zu erklären versuchen werden.

Meinerseits diese Erklärung zu versuchen ist hier nicht der Ort und jetzt nicht die Zeit. Daß wir es aber dabei mit einer Erscheinung zu thun haben, die wenigstens ganz nahe heranstreift an das Gebiet der epidemisch auftretenden geistigen Krankheiten, wird kaum zweifelhaft sein können. Von Lourdes nach Marpingen, von da nach unserm ostpreußischen Dietrichswalde ist — geistig wenigstens — eben nicht weit, nur daß bei uns zu Lande eine vernünftige Regierung dem Schwindel, ehe er allzu arg geworden, energisch entgegentritt, und schließlich ohne Frage mit Erfolg, in Frankreich aber derartigem Treiben wie unter dem zweiten Empire, so auch heute noch in jeder Weise recht geflissentlich Vorschub geleistet und dasselbe politisch ausgebeutet wird. Wer aber die Geschichte der katholischen Kirche und insbesondere die des hierarchischen Papstthums kennt, der wird sich erinnern, daß immer in den Zeiten, wo die Hierarchie besonders selbstvertrauend und zuversichtlich auftrat, ähnliche Erscheinungen bemerkbar geworden sind. Der Mariencultus, der für Gott und Christus kaum noch einen Platz im Himmel übrig läßt, stammt eigentlich erst aus der Zeit Gregors VII.; er und seine Richtung haben — man kann kaum anders sagen — die katholische Kirche des Mittelalters einer Göttin dienstbar gemacht. Was heute in der Kirche, im Papstthum geschehen ist und noch geschieht, bietet zu dem aber, denke ich, eine mehr als ausreichende Parallele dar!

Hans Prutz.

Literatur und Kunst.

Dem Gedächtnisse Heinrich von Kleists.

† 21. November 1811.

Soll ich betrauern, Kleist, soll ich Dir neiden
Das dunkle Loos, das Dich so früh gefällt?
Ach, tief mit Dir fühl' ich das bittre Leiden,
Das Dir den Trank am Lebensbronn vergällt.
Und doch, so leicht, so lächelnd war Dein Scheiden
Aus dieser trüben, unverstandnen Welt, —
Kann ich dem Leben Mitleid nicht versagen,
Um Deinen Tod vermöcht' ich kaum zu klagen.

Als Dich erbarmungslos des Schicksals Stöße
Aus frohem Jugendwähnen aufgeschreckt,
Als Wirklichkeit, in grauenvoller Blöße,
Die dürren Arme gierig nach Dir reckt,
Und jeden holden Trug von Glück und Größe
Die Erdennacht auf immer Dir bedeckt, —
Da stieg vor Deines Geiste Angesichte
Das Jenseit auf in ätherreinem Lichte.

Wie Nebel war das Irdische Dir zerronnen,
Hell strahlt vor Dir des Paradieses Thor.
„Bald wandelst Du im Schimmer ewiger Sonnen
Auf Himmelsfluren mit der Engel Chor,
Und Flügel tragen zu erträumten Wonnen
Mit Deiner bleichen Freundin Dich empor.
Zwei fröhliche Schiffer, durch das Meer der Lüfte,
Enteiltet Ihr dem Dunstbereich der Grüfte." — —

Und neidenswerth erschiene mir dies Ende?
Wiegt nicht das Weh, das Dich in's Grab gebracht,
Zehntausendfach des armen Wahnes Blende,
Der Dir verschleiert der Vernichtung Nacht?
Ist Eines froh durchlebten Tages Spende
Mehr werth nicht, als die ganze Märchenpracht,
Mit der das Nichtsein spielend Du Dir schmücktest
Und Dich dem hellen, freudigen Tag entrücktest?

Wer mag, o Dichter, Deine Leiden zählen,
Für den kein Freund des Ruhms Fanfare blies;
Den Neid und Dünkel straflos durften schmähen,
Knechtsinn und Dummheit von der Schwelle wies;
Dem selbst das eigne Denken ward zum Quälen
In Einsamkeit, dem Kerker des Genies! —
Das war Dein Leben, Kleist, das wir beweinen;
Das ließ den Tod so lieblich Dir erscheinen.

Und darum all' die Pein?! O ewige Gnade,
Ist wirklich dies die Summe des Gerichts?
Du führst Dein Kind auf angsterfülltem Pfade,
Nur daß es freudig wieder sink' in's Nichts?
Eh' ich mit solchem Trost mein Herz belade, —
Warum, o Gott, zum Trugschein irdischen Lichts
Riefst Du uns auf, da besser, nie zu leben,
Als nur, um nach Vernichtung heiß zu streben?

Nein, Deine Weisheit lenkt nach höh'ren Zwecken.
Erleuchte mich, daß ich Dein Thun versteh'
Und nicht, verzweifelnd bei so grausem Necken,
In Dir den unbarmherzigen Rächer seh'!
Laß mich auch hier den Segenskeim entdecken,
Den oft ich sucht' und fand bei eignem Weh! —
Ist's etwa der, daß hier des Menschen Qualen
Als Glorienschein des Dichters Stirn umstrahlen?

Ja, Schmach und Pein und was sein Herz empörte,
Das war's, was ihm des Sanges That gebot:
Das Kind der Welt, das seinen Sinn bethörte
Und das ihn nie verstanden; der Despot,
Der mit so Vieler Glück auch sein's zerstörte —
Sein ganzes Dichten war ein Schrei der Noth.
Er schuf, daß leer ihm diese Welt nicht bliebe,
Das Ideal des Hasses und der Liebe.

Und diese Deine That, dies Dichten, Schaffen,
O Kleist, war das nicht auch des Daseins werth?
Ist der allein zu preisen, den das Gaffen
Des Pöbels, den der Großen Lächeln ehrt?
Und wer im Kampf, mit unentweihten Waffen,
Zusammenbricht, war dem kein Glück beschert, —
Wenn auch kein Kranz die blutigen Schläfe schmückte,
Wenn auch kein Stein das Restchen Asche drückte?

Drum will ich auch Dein Leben nicht beklagen;
Auch Dein Geschick lag in allgütiger Hand.
Und als Du hingingst ohne Furcht und Zagen,
Als Dich der Schöpfer Deiner Pflicht entband;
Als Dein gebrochner Geist nach wildem Jagen
Im sanften Tod die ewige Ruhe fand; —
Wohl däucht's mir eines gnädigen Gottes Spende:
Nach mühevollem Kampf ein gutes Ende.

Hans Marbach.

Digitized by Google

Ernst Wagner bei der Uebernahme des Lehrstuhles der Leipziger Medicinischen Klinik.

Es war ein denkwürdiger Augenblick und wird mir stets unvergeßlich bleiben, als ich am 21. October 1877 Ernst Wagner, den bisherigen pathologischen Anatomen zu Leipzig, den klinischen Lehrsaal für innere Medicin betreten sah, den ausdrucksvollen, wirklich typischen Gelehrtenkopf, wie stets, etwas vorn übergebeugt und das große, ruhige, leidenschaftslose Auge, das in Zehntausenden von Leichen mit dem emsigsten Bienenfleiße und der nüchternsten Kritik nachgeforscht hatte, das es verstanden hatte, dieses Erkennen und Wissen in ein Buch zu bannen, das die allgemeinen Grundsätze dieser Wissenschaft unter dem Namen Wagners und seines Freundes Uhle weit über Europa hinaus trägt — dieses ruhige Auge auf die plötzlich verstummende große Zuhörerschaft gerichtet, circa 150 Mediciner, die zur achtungsvollen Begrüßung ihres geliebten Lehrers sich von ihren Sitzen erhoben.

Kaum hatte sich die Zuhörerschaft niedergesetzt, als Wagner seine inhaltsreiche und gedankenschwere Rede zu halten begann; zuerst mit tiefbewegter Stimme in der Erinnerung an den Mann, der vor ihm an dieser Stelle zu Tausenden von Schülern gesprochen und mit dem vereint er selber so oft am Krankenbette gestanden. Der Gedankengang von Wagners Rede war etwa folgender:

Der Fortschritt in der Medicin gerade durch den verstorbenen Wunderlich ist am besten nachzuweisen an der Hand eines kurzen, geschichtlichen Ueberblickes über den Zeitraum seit der Gründung der klinischen Lehranstalt der Leipziger Universität im Jahre 1797 bis heute, und über die Männer, die an der Spitze dieses Instituts gestanden haben.

Damals, im Jahre 1797, als das Jacobshospital zur Anstalt für den klinischen Unterricht eingerichtet wurde, stand ein einziger Professor an der Spitze der Klinik; bald aber machte die Menge Arbeit und andere Umstände die Trennung in zwei Abtheilungen nothwendig und für die sogenannte äußere oder chirurgische Abtheilung wurde ein Wundarzt und dann ein sogenannter Oberwundarzt angestellt, aus dem der heutige Director der chirurgischen Klinik hervorgegangen ist. Von den zwanziger Jahren bis 1848 war Clarus Director der innern oder medicinischen Klinik. Damals war die Symptomatologie in der Medicin ähnlich wie in der Pflanzen- und Thierkunde geordnet und in dem allzeit passenden Schema von A. fieberhaften, B. fieberlosen Krankheiten hatte Alles Platz. Für die erste Art von Krankheiten erwärmte man sich damals besonders und man nahm wiederum fünf bis sechs Unterarten derselben an:

a) febris catarrhalis, das katarrhalische Fieber,
b) febris gastrica, das gastrische Fieber,
c) febris rheumatica, das rheumatische Fieber,
d) febris exanthematica, das Ausschlagsfieber,
e) febris hectica oder Zehrfieber,
f) febris intermittens, das Wechselfieber,

Wo waren aber unsere heutigen Krankheiten untergeordnet? Wo war z. B. unser Typhus? Da verfuhr man folgendermaßen: Man sagte damals, es kommt eine ziemlich große Anzahl von Kranken zur Behandlung, von denen 1) einige an febris gastrica, 2) andere an febris gastrica subnervosa, d. h. einem gastrischen Fieber mit einigen nervösen Erscheinungen, 3) wieder andere an febris gastrica nervosa, d. h. mit stark ausgesprochenen nervösen Erscheinungen, und 4) andere an febris gastrica putrida litten, d. h. einem gastrischen Fieber, das mit blutigen und übelriechenden Ausleerungen verbunden ist.

Eine Pleuritis oder ein pleuritisches Exsudat (eine Rippenfellentzündung) war ihnen auch ein febris gastrica, und wenn die Pleuritis zu bedeutend war, so hieß die Diagnose febris gastrica cum pleuritide (gastrisches Fieber mit einer begleitenden Rippenfellentzündung). Sie sehen daraus, daß immer das Symptom des Fiebers den Angelpunkt in der Anschauungsweise der Krankheiten bildete.

Chronische Krankheiten wurden seltener untersucht, Sectionen sollten nicht vor versammeltem Auditorium stattfinden. Gab es auch damals Leute wie Hasse, dessen vortreffliches Werk über die pathologische Anatomie der Lunge und der Luftwege zeigt, wie sehr der Verfasser damals schon die Bedeutung der pathologischen Anatomie gewürdigt hat, so wolle Wagner doch nur, um den Standpunkt der damaligen Zeit zu charakterisiren, darauf hinweisen, daß die Krätzmilbe damals noch nicht für erwiesen gehalten wurde.

Und dann die unglückselige lateinische Sprache am Krankenbette! Nicht daß man sich nicht auch deutlich und elegant in der lateinischen Sprache hätte ausdrücken können, aber für den unmittelbaren Gedankenaustausch, für das rasche und klare Verständniß war der Hemmschuh einer fremden todten Sprache ein großes Hinderniß. Wagner selbst gehört dieser Zeit nur noch insofern an, als er sich an die lateinischen Doctor-Promotionen der Leipziger medicinischen Facultät erinnert. Damals war es so, daß Keiner als der Professor mehr darauf hörte und es hätte keinen Eintrag gethan, wenn der betreffende Doctorand eine Stelle aus Livius oder Cäsar vorgetragen hätte — für das ganze Auditorium wäre es sicher dasselbe gewesen. Nicht etwa, daß Wagner einen Stein auf diese Kliniker werfen wolle! „Wir sind eben Kinder unserer Zeit und nur wenig Auserwählten ist es vergönnt, ihrer Zeit vorauszueilen." In der Nähe von Leipzig wirkten damals zwei hervorragende Männer, Schönlein und Krukenberg, der erste in Berlin, der zweite in Halle. Dieser war besonders von allen jungen Männern, bevor sie in die Praxis gingen, gesucht. Dort wurde bereits percutirt und auscultirt, d. h. die in den Brust- und Bauchhöhlen befindlichen Organen beklopft und behorcht, und die großen Errungenschaften dieser physikalischen Untersuchungsmethode in ihrer Bedeutung erkannt und gewürdigt. Das Jahr 1848 brachte auch für die Leipziger medicinische Klinik eine Revolution. Aus Rücksichten, deren Erörterung nicht hierher gehört, revoltirten alle Kliniker, indem sie einfach nicht mehr in die Klinik gingen. Die damals eingeschüchterte Regierung willfahrte dem Gesuche der von Bock unterstützten Studenten und berief Oppolzer, der damals in Prag lehrte. Oppolzer nun war Director der Klinik bis Michaelis 1850. Man kann sich kaum einen größern Unterschied denken zwischen Oppolzers Art, die Klinik abzuhalten, und der seines Vorgängers.

Oppolzer war ein echter Schüler der Wiener resp. Prager Schule. Auf des Franzosen Laennecs Schultern, der den pathologischen Befund bei dem Lebenden verglich, percutirte und auscultirte und dessen kurzes Leben den allergrößten Fortschritt in der Medicin bezeichnet, auf Laennecs Schultern stehen zwei bedeutende Männer, Rokitansky in pathologisch-anatomischer, Skoda in diagnostischer Beziehung. Ersterer in der Art, daß dem, was er in makroskopischer Beziehung gethan hat, in der That nicht mehr viel hinzuzufügen war. Oppolzers Verdienst war es nun, pathologische Anatomie zu kennen und am lebenden Kranken in der bestmöglichen Weise zu verwerthen.

Dabei unterstützte ihn ein fabelhaftes Gedächtniß und diejenige Eigenschaft, die seltner besessen als nachgerühmt wird und die Oppolzer in außerordentlich hohem Grade besaß, jener „praktische Blick", die Combinationsgabe, aus einer kurzen Anamnese und flüchtigen Betrachtung des Kranken das Krankheitsbild fertig zu stellen. Die Folge davon war, daß eine genaue Untersuchung des Kranken, die früher kaum gestattet worden war, jetzt von den Kranken selber durch den verhältnißmäßig jungen Oppolzer gewünscht wurde. Ja, höchstens graue Haare berechtigten einen Arzt damals zu der kühnen Forderung, seinen Patienten zu untersuchen, und wenn Laennec, der in der Blüthe seiner Jahre starb, so viel hat untersuchen können, so konnte dies eben fast nur darum geschehen, weil er Hospitalarzt war.

„Jetzt trat wirklich ein Eifer ein, von Oppolzer untersucht zu werden, und ich habe selber gesehen, wie er, nur um dem Drängen Mancher nachzugeben, die er a priori für gesund hielt, durch die Kleider percutirte, um ihnen eben ihren Willen gethan zu haben."

Die Diagnosen waren jetzt nur pathologisch-anatomisch: man sprach von Pericarditis (Herzbeutelentzündung), Pneumonie (Lungen-

Digitized by Google

entzündung), pleuritischem Exsudat (Rippenfellausschwitzung) und das Fieber, das bisher doch als Hauptsymptom stets „dem Kinde den Namen gegeben" hatte, war jetzt völlig in den Hintergrund getreten. So erinnert sich Wagner, in den zehn Monaten, die er in Wien Oppolzer hörte, nie eine Rede über das Fieber von ihm gehört zu haben.

Nach einem halbjährigen Interregnum durch Bock wurde Michaelis 1850 Wunderlich hierher berufen. Er war noch völlig ein Schüler der alten Zeit; erst als er ziemlich mit seinen Universitätsstudien fertig war, hörte er, daß in Frankreich und Wien eine neue Medicin aufgegangen war. Dahin reiste er nun und hat seine Eindrücke in der trefflichen Schrift „Wien und Paris" niedergelegt. Zuerst war er am Katharinenspital angestellt, dann Assistent an der Klinik, und als der Chef erkrankte wurde er zuerst provisorisch und dann definitiv als der Leiter derselben angestellt. Er stand damals noch sehr in der pathologisch-anatomischen Richtung. Als Wagner ihn 1852 hörte, hat Wunderlich nie längere Zeit über das Fieber gesprochen; er betonte eben immer nur die pathologisch-anatomische Richtung. „Meine Herren," fuhr Wagner hier fort und im Angesicht der großen mattglasirten Curventafel im Hintergrunde, die mit unerschütterlicher Ruhe ihr Postament nicht verließ, hörte es sich eigenthümlich an, „im Jahre 1852 hörte ich das erste Mal vom Thermometer. Ich erinnere mich noch wie Thierfelder, der mit Dr. Uhle und einem hiesigen praktischen Arzte eine Studienreise begonnen hatte, die sie aber nur bis Halle und Berlin gebracht hat, wie Thierfelder von der neuen Errungenschaft berichtete und Wunderlich kopfschüttelnd zuhörte."

Bald aber erkannte Wunderlich die kolossale Bedeutung dieser neuen Untersuchungsmethode und es begannen hier jene tausend und abertausend Untersuchungen, deren Ausgiebigkeit und Bedeutung heute allerseits anerkannt sind. Wunderlich hatte selbst zwar das größte Interesse für die pathologische Anatomie, aber er war nie selbst darin thätig, nie so wie Oppolzer. Um so größereres Interesse hatte er an der Darstellung des Verlaufes des Fiebers in fieberhaften Krankheiten, und er förderte durch seine epochemachenden Untersuchungen die Kenntniß des Verlaufes der Krankheiten in ungeahnter Weise. Heute erscheint uns das Alles so einfach, ja, wenn wir erwägen, daß de Haen bereits ausgesprochen hatte, daß im Froste des Wechselfiebers die Körperwärme bedeutend steigt, ist es uns kaum begreiflich, daß dies überhört, ja ganz vergessen werden konnte.

Welche Kenntniß wir darüber heute besitzen, das ist vorzugsweise Wunderlichs Verdienst.

Das Fieber war bei der pathologisch-anatomischen Richtung ganz vergessen worden, ja das Interesse dafür verloren. Es ist dies um so wunderbarer, als das Fieber von Hippokrates an eine so kolossale praktische Rolle gespielt hat. Man hat allerdings Jahrhunderte hindurch gestritten, ob das Fieber etwas allgemein Heilsames oder Schädliches habe. Ja, im Jahre 1830 noch hat ein Herausgeber einer Pharmakologie geschrieben, daß in der richtigen Anwendung des Fiebers das Geheimniß jeder Behandlung liege.

So war in kurzem das Verhältniß von den drei Männern, die wesentlich rasch aufeinander folgten und die praktische Medicin aus der Zeit der sogenannten naturphilosophischen Richtung durch die pathologisch-anatomische Richtung hindurch zur klinischen Medicin führten.

„Wenn Sie, meine Herren," fuhr Wagner in jener unübertroffen bescheidenen Weise, die ihn auszeichnet, fort, „ein eigenes Programm von mir erwarten, so kann ich dieser Ihrer Erwartung nicht entsprechen. Welche Vortheile gerade daraus erwachsen, daß wir hier ein städtisches und kein akademisches Krankenhaus haben, wissen Sie selbst. Während in den akademischen Krankenhäusern sogenannte „schöne akademische Fälle" liegen, sehen Sie hier acute und chronische Kranke, ohne jede Einseitigkeit bei deren Auswahl, diese Räume bevölkern — gerade so, wie es das Leben und die zukünftige Praxis Ihnen vorführt.

„Und wenn ich unser gegenseitiges Verhältniß berühre, so werden Sie vor Allem mich fragen, wie soll der Student die neue Klinik betreten? Soll er nach bestandenem tentamen physicum in eine oder mehrere Kliniken gehen? Letzteres ist sicherlich unrichtig. Mehrere Kliniken zu gleicher Zeit sollen Sie zunächst nicht besuchen."

Und in launiger Weise kennzeichnete Wagner die Illusionen des jungen Studenten der Medicin, wie er denkt, er lernte sogleich kranken Menschen zu helfen, und von dem Fegefeuer der Zoologie, Mineralogie und Botanik, der Physik und Chemie und gar dem tüchtigen Studium der Anatomie und Physiologie glücklicher Weise keine Ahnung hat.

„Daneben aber gleichzeitig treiben Sie tüchtig pathologische Anatomie. Das Hören der speciellen Pathologie ist jetzt nicht mehr absolut nothwendig, wo eine große Anzahl mehr oder weniger compendiöser Bücher die nothwendige Ergänzung bildet."

Und indem Wagner noch einige höchst praktische Einrichtungen traf, welche den Studenten eine genaue durch Tage und Wochen sich hinstreckende Möglichkeit der Untersuchung und Verfolgung des Krankheitsverlaufes gab, schloß er seinen klaren, lichtvollen Vortrag mit den Worten: „In diesem Sinne, meine Herren, lassen Sie uns die Klinik beginnen!"

So endete diese denkwürdige Stunde mit der durchsichtigen Andeutung eines Programmes, wie es eben nur Ernst Wagner in seiner klassischen Bescheidenheit, wir möchten fast sagen: kaum anzudeuten wagte. Nicht unseres Amtes ist es, mit der aufgeblähten Lunge eines lautkrähenden Hahnes in alle Welt hinauszurufen, was der Meister bescheiden verschweigt. Aber wir wollen nicht schließen, ohne der Universität Leipzig Glück zu wünschen zur Uebernahme des medicinischen Lehrstuhles durch den Meister der pathologischen Anatomie Ernst Wagner — eine Vereinigung zweier so verschiedenartiger Gebiete in dem Kopfe eines Mannes, wie sie bisher noch nirgendwo dagewesen ist.

Julius Pauly.

Aus Hackländers Leben.

Die Weihnachtsschicht des „Bergwerks" zu Stuttgart im Jahre 1869 war besonders belebt und alle Zechen wetteiferten untereinander, durch Leistungen auf ihren Kunstgebieten, sogenannte Erzstufen, den Mitgliedern der Gesellschaft sowie den zahlreich erschienenen Gästen den Abend zu verschönen. Der kleine Festsaal des Königsbaus war mit den Emblemen des Bergwerks reich geschmückt, außerdem mit eigens für diesen Abend angefertigten Zeichnungen, Caricaturen und Morithatenbildern, darunter treffliche Conterfeis von Friedrich Vischer und Ferdinand Freiligrath, der letztere mit dem gewaltigen Kopf und dem mähnenartigen Haar vortrefflich dargestellt als „Wüstenkönig", wie er, die Zähne in den Hals der Giraffe schlagend, den berühmten Löwenritt ausführt. Als „Gewerkejunge" an jenem Abend figurirte Paul Konewka, der in origineller Weise den schwarzen Bergmannskittel mit einem weißen vertauscht und denselben mit einem Reigen seiner reizendsten Silhouetten illustrirt hatte. Konewka war damals Neuling in der Gesellschaft und erregte an jenem Abend allgemeines Aufsehen. An einem der Tische, um die man zwanglos sich gruppirt hatte, entspann sich über den Silhouettisten, der seine unvergleichlichen Gestalten zum „Sommernachtstraum" circuliren ließ, ein lebhaftes Gespräch, wobei der Sänger Pischek, welcher den bezeichnenden Spitznamen Furioso führte, sich darüber ereiferte, daß Konewka sich nicht an's Malen mache, sondern sich mit den Schattenrissen begnüge, was ihm vorkomme wie ein Concert auf dem Contrabaß. Dies hörte Hackländer, der in der Nähe saß und, indem er sich rasch erhob, apostrophirte er den Sprecher in folgender Weise: „Ihr seid doch nie zufrieden mit Dem, was Einer schafft, und anstatt daß Ihr Jeden sein Talent in der Weise,

Digitized by Google

wie's ihm nun einmal am Natürlichsten, ausüben lasset, wollt Ihr Alles über Einen Kamm scheeren. Eine gute Silhouette ist in ihrer Art ebensoviel werth als ein gutes Oelgemälde — oder wenn Ihr wollt, eine gute Silhouette ist mir lieber, als eine ganze Galerie mittelmäßiger Farbenklexereien!"

An dieses Gespräch mußte ich immer mich erinnern, wenn ich in Skizzen, Nekrologen und Aeußerungen aller Art über Hackländer den Refrain vernahm: er hätte sich an ernstere, würdigere Aufgaben machen, hätte sich höhere Ziele stecken sollen, wozu freilich, wie Manche wegwerfend hinzufügen, Tiefe nnd Gründlichkeit der Bildung ihm gefehlt habe. Eine gute bürgerliche Erzählung, supplirte ich mir, worin Spießbürger, Kaffeeschwestern und Waschfrauen ihre tausenderlei kleinen alltäglichen Sorgen auskramen und in ihrer Weise sich abplacken oder auf ihre Art sich amüsiren, kann manchen Band hochtragischer Romane aufwägen, worin die Helden sich gar grausig ernsthaft geberden und mit der Lösung der schwierigsten Probleme sich herumschlagen. Der Beobachter und Darsteller des Kleinlebens, der Miniaturmaler, kann in seinem engen Rahmen etwas unendlich Herzerfreuenderes schaffen, als wer die Wände und Decken mit den riesigsten Helden- und Göttergestalten vollpinselt.

In der That, wer Hackländer nicht gerade so wie er ist, mit seinen Schwächen und in seiner Einseitigkeit goutiren kann, mit dem läßt sich über ihn nicht rechten. Ein völliger Wahn aber ist's, zu glauben, eine gründlichere Bildung würde ihn befähigt haben, bessere Werke zu schreiben — ich bin vielmehr vom Gegentheile überzeugt.

Gerade, was seinen Hauptreiz ausmacht, das breite, behagliche, unendlich bequeme Plaudern aus der Fülle des Erzählers heraus, würde bei einem mit reicherem, speculativem Wissen ausgestatteten Kopf, bei einem tüchtiger geschulten Geiste hinfällig geworden sein, indem sofort, wenn das angeborene Erzählertalent sich angeschickt hätte, seine lustigen Schwingen zu entfalten, der kritische Verstand abwehrend eingesprungen wäre und ihm die Fäden, welche er zu schürzen im Begriffe stand, zerrissen hätte, gerade wie der Nachtwandler, wenn man ihm zuruft und ihn weckt, herunterstürzt, während er sonst mit größter Sicherheit die halsbrecherischsten Wege wandelt.

Hackländer war durch und durch ein Naturalist, von Hause aus ein sehr praktischer Kopf, der die Erscheinungen des äußeren Lebens mit der Treue und Unfehlbarkeit eines photographischen Apparates in sich auffog; gerade im Kleinen fehlte nicht die kleinste Linie, nicht die leiseste Abstufung des Lichts. Er hatte eine Gabe, in die Qualität der Dinge einzudringen, wie so leicht kein Anderer. „Wenn er in einem Zimmer eine braune Ledertapete beschreibt," äußerte ein College in der Redaction von „Ueber Land und Meer" über ihn, „so meint man, es spreche zugleich ein Tapetenfabrikant, Lederhändler und Schriftsteller." Es war in gewissem Sinne förmlich beängstigend, in seiner Nähe zu sein, indem man sich sagen mußte, daß ihm an dem Anderen auch nicht das Allergeringste entging. Er hatte andere Augen als gewöhnliche Menschen, und gerade weil er seinen Gesichtskreis immer eng und beschränkt zog, sah er darin mehr, deutlicher und schärfer als Andere. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist ein kleines Erlebniß, das an unsere gegenseitige sechsjährige Hausgenossenschaft sich knüpft.

Der Afrikareisende Dr. Nachtigal hatte in Stuttgart einen Vortrag über seine Reise nach Darfur und die Zustände dieses Herrscherreiches gehalten, und nach demselben gaben ihm seine Freunde in einem der Nebensäle des Königsbaus ein Souper, wozu auch Hackländer und ich eingeladen waren. Wir machten uns etwa um Mitternacht auf den Heimweg, nachdem Hackländer, der trotz seiner Weltgewandtheit als Sprecher stets eine sehr große Befangenheit und Emotion zu überwinden hatte, zuvor noch auf Nachtigal einen Toast ausgebracht; er fühlte sich nicht ganz wohl und wir gingen vor der übrigen Gesellschaft. Vor seinem Hause in der Uhlandstraße angekommen, schloß ich auf — drinnen war Alles todtenstill, aber auf der untersten Stufe der Treppe stand ein Leuchter mit einem brennenden Licht. Kein Mensch war sonst zu sehen, wir befanden uns wie vor einem Räthsel. „Wunderbar," sagte Hackländer, sachte herantretend, sich niederbeugend und den Leuchter aufnehmend, „ein Stearinlicht!" Wo tausend Andere nur das Befremdliche der Erscheinung wahrgenommen hätten, erfaßte sein Blick sofort die Beschaffenheit und Sorte der Kerze, die uns da in tiefer Mitternachtsstunde auf der Treppe leuchtete ...

Wie Hackländer, nach dem Obengesagten, nicht gewohnt war, das unmittelbare künstlerische Schaffen sich durch Selbstkritik zu kreuzen, so hielt er es auch den Anderen gegenüber, und so mannichfaltig seine literarische Beschäftigung im Laufe langer Jahre war, eine Kritik hat er nie, selbst nicht in seinen frühesten Anfängen geschrieben. Sein Urtheil war unendlich nachsichtig und er ließ gerne Alles, was überhaupt einmal da war, gelten; er konnte auch Niemandem wehethun und darin bestärkte ihn noch die natürliche Klugheit, sich keine Feinde machen zu wollen; er wußte sehr wohl, wie tief oft solche Pfeile sitzen. „Es ist jammerschade," pflegte er scherzend von sich zu sagen, „daß ich gegen die Leute nicht grob sein kann — aber ich bring's einmal nicht über's Herz!" Hierher gehört eine andere Anekdote, die gleichfalls sein Haus betraf.

Wer Hackländers Schriften kennt, weiß, daß er mit besonderer Vorliebe die Unarten uud Streiche hoffnungsvoller Knaben und Jünglinge schilderte. Kaufmannslehrlinge oder junge Commis, ihr bischen Französisch radebrechend und bessere Cigarren rauchend als die respectiven Herren Väter, sind bei ihm ebenso stehende Figuren, als jene Sorte von Schulknaben, die eine Treppe nur rittlings auf dem Geländer hinabrutschen, oder die, während in den Salons der Eltern Gesellschaft ist, in ihrem Zimmer sich damit vergnügen, die Gläschen ihres Lottospiels an die Tapeten festzukleben und dann mit einem Hammer zu zerschlagen. Eine Anzahl solcher Knaben, rothe Schulmützen tragend, trieb seit geraumer Zeit ihr Unwesen in der Uhlandstraße, beschädigte die Stakete der Vorgärten und betrieb insbesondere mit viel Fleiß und Ausdauer das Bemalen und Bekritzeln der sie verbindenden Steinpfeiler. Eines Tages führte der Zufall Hackländer von seinem Spaziergange zurück, als gerade der Haupträdelsführer der Bande mit einigen Kameraden daran war, ein stattliches Langohr auf einen Steinpfeiler vor seinem Hause zu malen. Er that, als ob er nichts gesehen hätte, und in seiner behäbigen Art langsam herantretend, hielt er in seinem rheinländischen Dialekt mit seiner näselnden und schnarrenden Stimme den Verblüfften folgende Ansprache: „Hört, Jungens, hier in der Straße müssen ein Paar ganz infame Schlingels sein, die nichts Gescheidteres zu thun wissen, als den Leuten die Häuser zu verschmieren. Ich weiß, Ihr gehört nicht zu diesen Taugenichtsen, Ihr seid vernünftige Kerls, mit denen man ein Wort reden kann — aber wenn Ihr mir helft, einmal die anderen Schlingels zu kriegen, werd' ich Euch sehr dankbar sein!" Der Rädelsführer wurde dunkelroth im Gesichte, starrte die Anderen an und verlegen zogen sich Alle zurück, ließen aber künftig die Hände von den Steinen und Stacketen.

Ich bemerkte vorhin, Hackländer habe eine natürliche Scheu davor empfunden, sich Feinde zu machen. Im Allgemeinen war er in diesem Punkte fast über die Maßen ängstlich und vermied mit peinlicher Sorgfalt Alles, die Anderen herauszufordern. Und doch hat nicht leicht ein Mensch mehr Feinde, offene und heimliche, gehabt als gerade er.

Warum? — Wegen seines beispiellosen, an's Märchenhafte grenzenden „Weltglückes". Was unzählige Andere mit der riesigsten Anstrengung und ausdauerndsten Beharrlichkeit nicht erringen, das fiel ihm von selbst in den Schoß — als freies Geschenk der Grazien und Götter. Ja die Sache ging so weit, daß einst, als unter König Wilhelm von Württemberg ein neuer Bau- und Gartendirector in der Person eines Herrn Wildt ernannt worden war und Hackländer zu einem Freunde, dem Professor Rustige äußerte: „Dies wäre so die einzige Stellung bei Hofe, wornach mein Ehrgeiz stünde, doch damit ist's nun vorbei, denn Wildt ist ein noch junger Mann;" — daß, sage ich, Rustige ihm darauf erwiderte: „Weißt Du, Hackländer, Du hast solches Glück, daß Wildt Dir den Gefallen thut und bald

Digitized by Google

stirbt." Richtig! Es dauerte gar nicht lange, da legte sich Jener hin und segnete das Zeitliche — Hackländer wurde Bau- und Gartendirector, sein sehnlicher Wunsch ging in Erfüllung!

Nur wenigen Menschen ist ein solch wechselvolles, an Erfahrungen, Eindrücken, Erfolgen gleich reiches Leben vergönnt wie Hackländer. Mit größerem Rechte, als er in seinen hinterlassenen Memoiren, kann wohl Keiner von dem „Roman seines Lebens" sprechen. Erst Kaufmann, herumreisend mit Spirituosen, seine Zeit zum Theil verbringend mit Cigarrenwickeln und allen möglichen Handlangerdiensten, dann Soldat im Subalterndienst, Chorist, Schauspieler, Reisebegleiter, Privatsecretair eines hohen Gönners, Intendant der kleineren Belustigungen bei Hofe im übrigens harmlosen Stile des Marquis Corcy im „Postillon von Lonjumeau", Schlachtenberichterstatter im Lager eines berühmten Feldmarschalls, officieller Correspondent über großartige Vermählungsfeierlichkeiten fürstlicher Personen, Hofrath, Bau- und Gartendirector, vielvermögender Lord Lester — alle diese Stellungen brachten ihn mit so vielen Menschen aller Berufsklassen zusammen, eröffneten ihm bei seiner schon erwähnten eigenen Art, zu sehen, einen solch vielseitigen Einblick in die Lebensverhältnisse, ließen ihn auch nach allen Seiten hin so viel hinter die Coulissen blicken, daß dies dem Sittenschilderer wie Charakterzeichner eine unabsehbare Fülle von Material liefern mußte, ein Material, dem, wäre es auch weniger reichhaltig gewesen, das glänzende, unübertreffliche Erzählungstalent Hackländers noch immer genug abgewonnen hätte; denn er besaß im höchsten Grade die Gabe, aus nichts etwas zu machen. Man durfte ihm einen pikanten Titel sagen, er dichtete sich mühelos die Novelle hinzu. Ein spontanes Aufquellen der Erfindung, wie bei ihm, findet man nur bei ungemein wenigen Talenten; seine Phantasie kannte überhaupt keine Schwierigkeiten, das scheinbar Widersprechendste vermochte er spielend zu verbinden, das Widerstrebendste zusammenzufügen. Und all seine Geschichten schüttelte er nur so aus dem Aermel, ohne irgend welches Grübeln und Bohren; konnte es ihm doch passiren, daß er von einem Tage zum andern die Namen der Personen in dem Roman oder der Erzählung, woran er gerade dictirte, vergessen hatte. Uebrigens machte er sich's, was die Namen betrifft, im Allgemeinen bequem, er blätterte im Adreßbuche, bis er etwas fand, was ihm convenirte, und nahm dann nur eine kleine Variante daran vor.

Um Hackländers Erzählertalent dürften in der That viele bei weitem tiefer angelegte Schriftstellernaturen ihn beneiden. Man findet bei uns in Deutschland selten so einen rechten Erzähler von Gottesgnaden. Wir haben Darsteller genug, ja wahrhafte Virtuosen im Darstellen und Schildern, Meister in der Charakterzeichnung, wir haben die feinsten Köpfe im Ersinnen und Gliedern einer Fabel, die tüchtigsten Anatomen des Seelenlebens, Geister, die vor den höchsten Aufgaben nicht zurückschrecken — aber ihr Erzählen ist in der Regel nicht weit her. Ein so williges, durch und durch ursprüngliches Erzählertalent wie bei Hackländer finden wir nur etwa bei Karl Spindler, dessen Leiche eine unternehmende Verlagsbuchhandlung neuerdings wieder zu galvanisiren versucht hat, und bei Wilhelm Hauff, der aber viel zarter organisirt war als unser realistischer Lehrersohn aus Burtscheid. Die Hauff'schen Märchen hat Hackländer in den „Märchen" und dem „Pilgerzug nach Mekka" nachgeahmt, aber nicht erreicht. Was er vor beiden Anderen voraus hatte, war die unerschöpfliche, echt rheinländische Bonhommie, die ihn auch nicht einen Augenblick, bei keiner Zeile, die er schrieb, im Stiche ließ. Seine Parole war: Leben und Leben lassen, und selbst wenn er ironisch wurde — zur eigentlichen Satire hat er's nie gebracht — lächelte er über die von ihm gestreiften Schwächen der Menschen als etwas Unabänderliches, Berechtigtes, einmal so in der Menschennatur Begründetes.

Bei aufmerksamem Beobachten findet man freilich einige Kunstgriffe heraus, die er bei seinem Erzählen mit immer raffinirterer Routine anwandte. Hierher gehört vor Allem eine mit den Wagner'schen Leitmotiven verwandte Manier. Wie dort beim Auftreten jeder Person sofort von Fiedlern und Bläsern ein ganz bestimmtes, stets wiederkehrendes Thema angestimmt wird, so nahmen auch die Hackländer'schen Figuren immer mehr gewisse Eigenheiten an, welche sie immer wiederholen. Der Polizeipräsident im „Europäischen Sklavenleben" hat die Gewohnheit, sich viel mit seiner Nase zu beschäftigen, und begleitet jede seiner Reden damit, daß er sein Riechwerkzeug auf- oder abschnellen läßt oder ihm zärtliche Nasenstieber versetzt. Bei weitem eigensinniger wird dies aber in den späteren Werken festgehalten, z. B. vernimmt der Leser, sobald der auf der Zigeunerinsel wohnende Schreiner im „Kainszeichen" den Mund aufthut, ein Geräusch, als ob dieser ein Brett hoble oder einen Ast säge; ein Andrer macht sich immer wieder durch die ganz bestimmte Art, wie er die Cigarrenasche abstreift, bemerklich, ein Dritter introducirt sich beim Sprechen beharrlich durch eine eigenthümliche und consequent festgehaltene Kopf- oder Handbewegung, ganz abgesehen von den Attributen, die immer von Neuem den nämlichen Personen beigelegt werden, die steifen weißen Halsbinden dem Hofmarschall, die „süße Stimme" und das „geräuschlose" Hantiren dem Kammerdiener, und dergleichen mehr. Bei seinen Frühstücksstuben, Rauchsalons, Diners und Festivitäten hat man oft, bei genauerem Hinsehen, den Eindruck wie bei Bildern eines Photographen, der dieselben Stellagen, Säulen, geschnitzten Stühle, Teppiche, Vorhänge und Blumentöpfe bei allen Aufnahmen wiederholt. Dieses Schabloniren ist übrigens eine Folge des Vielschreibens und findet sich bei allen gleich productiven Schriftstellern.

Wird Hackländer ebenso rasch vergehen und vergessen sein wie Clauren, Spindler und andere ehemalige Modetalente? — Man weiß, wie Schopenhauer über den Werth derjenigen Leistungen urtheilt, die so schnell und unmittelbar bei der großen Menge Beifall und Anerkennung finden. Wenn es freilich wahr ist, daß von dem Hauptwerke des berühmten Philosophen die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung in den Jahren 1827—48 durchschnittlich 2, sage 2 Exemplare jährlich verkaufte, so contrastiren damit seltsam genug die Ziffern vom Absatz der Hackländer'schen Werke, die — hätte ich sie nicht aus unwiderlegbaren Documenten ersehen — ich einfach nicht glauben würde. Von allen Hackländer'schen Romanen druckte Krabbe immer gleich Auflagen von 5000 Exemplaren. Viele davon, wie insbesondere das „Europäische Sklavenleben", erlebten 3 bis 4 gleich starke Auflagen, von denen jede, nebenbei gesagt, dem Autor in derselben Höhe wie die erste honorirt werden mußte. Und nachdem die Separatausgaben in diesem Maßstabe abgesetzt waren, begann die auf 60 Bände berechnete Gesammtausgabe und von der ersten Serie (20 Bände), allerdings die frischesten und lebensprühendsten der zahlreichen Werke, erschienen nicht weniger als 3 Auflagen von je 10,000 Exemplaren. Diese Serie umfaßt: „Namenlose Geschichten", „Soldatenleben im Frieden", „Wachtstubenabenteuer", „Kleinere Erzählungen und Humoristische Skizzen", „Handel und Wandel", „Reise in den Orient", „Eugen Stillfried", „Märchen", „Pilgerzug nach Mekka", „Europäisches Sklavenleben", sowie die Lustspiele „Der geheime Agent" und „Magnetische Kuren". Andere seiner Werke, wie „Ein Winter in Spanien" — worin er seine 27 Wörter Spanisch in unnachahmlicher Weise zu verwerthen wußte — und von den späteren „Der neue Don Quixote", „Tannhäuser", „Tagebuchblätter", „Der letzte Bombardier" u. s. w. erreichten nicht entfernt jenen Erfolg, doch wurden auch von dem fehlschlagendsten Buche, das er schrieb, immerhin noch 3- bis 4000 Exemplare abgesetzt, die Gesammtausgabe nicht gerechnet. Hie Schopenhauer, hie Hackländer!

Mit großem Stolze prophezeite aber einst der Philosoph seiner Mutter, der in Weimars goldenen Tagen vielgelesenen Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer, welche ihn über „die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" mit einem apothekerlichen Witze ironisirte, daß nach ihren Schriften kein Hahn mehr krähen werde, wenn die seinigen sich erst Bahn zu brechen begännen. Bei ihr ist's eingetroffen, wird Aehnliches auch mit den Hackländer'schen Romanen der Fall sein? —

Ich glaube, nicht so schnell, als Viele meinen. Man muß — sagte unlängst mit Bezug auf Hackländer Berthold Auerbach zu mir — in der Literatur auch Kattun haben, nicht lauter

Digitized by Google

Seide. Und ein guter, hübschbedruckter, waschechter Kattun kann unter Umständen dauerhafter sein als eine fadenscheinige Seide. Auch trägt, wenn man den Vergleich weiterspinnen will, die Fürstin einmal zur Abwechslung gerne ein Kattunkleid gleich dem Nähmädchen. Hackländers Leserkreis umfaßt alle Schichten der Bevölkerung und jenseits wie diesseits des Oceans hat er treue und unwandelbare Freunde wohnen. Auch wenn man viel Oberflächliches von seinem Talente hinwegrechnet, bleibt immer noch ein respectabler Kern, der den Stürmen der Zeit Widerstand leisten wird. An seinem strammen, leichtlebigen, sporenklirrenden Offizier, an dem Maler, der den Knaben Drachen mit ellenlangen Schwänzen bemalt, an seinem klatschenden Bedientenvolk ꝛc. wird man noch lange sich ergötzen. Nicht so leicht wird Einer nach ihm das Leben einer großen Stadt in den Vorzimmern der Majestäten und Excellenzen wie am Marktstande der Hökerin, im opulenten Prunkgemach wie im armseligen Dachstübchen, so naturwahr und sprechend ähnlich beschreiben können, und nicht so schnell wird die Sorte jener Leser aussterben, die bei der Siesta auf einem behaglichen Fauteuil, zu einer Cigarre, dem Plauderer gerne zuhören. Es wird ihnen da hübsch deutlich und greifbar Alles hingestrichen, sie brauchen sich auch nicht einen Augenblick aus ihrer Gemüthlichkeit stören zu lassen.

Zunächst läßt dem „Roman meines Lebens", der im Januar in einer Zeitung erscheinen und bald darauf in den Buchhandel kommen soll, ein großer Erfolg mit Sicherheit sich voraussagen. Arnold Wellmer ist beschäftigt, aus den mannichfachen Aufzeichnungen und der vorgefundenen Correspondenz des Verstorbenen (insbesondere mit der vielgenannten Stubenrauch) das Memoirenfragment zu einem Ganzen abzurunden. In dem Romane befindet sich eine ansprechende Charakteristik des ehemaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Karl von Württemberg. Wenn der Autobiograph die Geißel schwingt, so trifft er nur einige Mitglieder der Hofpartei, seinen Todfeind den kaiserlich russischen Geheimrath Nikolaus v. Adelung, Secretair der Königin Olga, Herrn v. Berlichingen, den früheren Adjutanten des Kronprinzen, Oberbaurath v. Egle, den Erbauer des Polytechnikums, Herrn Hofkammerpräsidenten v. Gunzert, Feodor Wehl, welch beiden Letzteren die Pflege der Stuttgarter Hofbühne anvertraut ist, und Andere mehr. Alle diese Darstellungen werden aufgewogen durch die Schilderung seiner Heimatsjahre. Daß nicht nur bei den Malern, sondern auch bei den Schriftstellern der Sohn den Vater übertreffen kann, erzählt uns Hackländer. Wer kennt von seinem Vater, dem Lehrer in Burtscheid, heutzutage noch das Bändchen Charaden und Parabeln, womit dieser einst seinen ersten und letzten Schritt in die Oeffentlichkeit gethan? — Das vielleicht einzige noch vorhandene Exemplar dieser Schrift steht im Hackländer'schen Bibliothekschrank still und bescheiden vor der fast unabsehbaren Colonne von Bänden, welche der Sohn geliefert hat.

Adolf Palm.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Töchter des Majors.

Lustspiel in 3 Aufzügen von Franz Hedberg. Aus dem Schwedischen vom Verfasser selbst übersetzt.

Seit dem ungewöhnlichen Erfolge des „Fallissements" von Björnstjerne Björnson hat man den skandinavischen Dramatikern in Deutschland eine lebhafte Theilnahme zugewandt. Man hat bei uns von dem Verfasser des „Fallissements" noch andere, sehr beachtenswerthe Dichtungen kennen gelernt: das düstre, unheimliche Familiengemälde „der Redacteur", das zwar große Fehler, aber auch sehr große Eigenschaften enthält, und das vielleicht wegen der merkwürdigen Kraft in der Charakterzeichnung zu den bedeutendsten Dichtungen Björnsons gerechnet werden muß; das markige Drama „Zwischen den Schlachten" und das fein empfundene Genrebild „die Neuvermählten", in dem sich ebenfalls trotz des rein epischen Vorwurfs ein ursprüngliches und echtes Talent für die Bühne kundgibt. Alle diese Dichtungen haben etwas Eigenartiges, Gesundes, und sogar die bis zur Affectirtheit getriebene Knappheit in der Diction bereitet den deutschen Zuhörern ein eigenthümliches Behagen. Man hat außerdem in Henrik Ibsen, dem Verfasser der „Kronprätendenten" und der „nordischen Heerfahrt", einen originalen, gestaltungsfähigen Dichter kennen gelernt. Im letzten Winter hatte es fast den Anschein, als ob Voltaires Compliment an die Adresse der Kaiserin Katharina II.

„C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière"

für unsere deutsche Bühne mehr als ein Compliment werden, als ob unser deutsches Theater von den stammverwandten Skandinaviern wirklich fruchtbare Anregungen empfangen sollte.

Das königliche Schauspielhaus hat uns nun die Bekanntschaft mit einem neuen Schweden oder Norweger, mit Franz Hedberg vermittelt, dessen Lustspiel „die Töchter des Majors" am vergangenen Freitag 9. November zum ersten Mal hier aufgeführt worden ist.

Hier liegt aber die Sache doch einigermaßen anders als bei den Dichtungen von Björnson und Ibsen. Die Werke der letzteren haben einen entschiedenen und besonderen Charakter, der es rechtfertigt, daß deren Bekanntschaft über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus gemacht werde. Bei Hedberg aber ist von irgend welcher Eigenartigkeit gar nicht die Rede. Soweit wir den Dichter nach dem uns vorgeführten Lustspiel beurtheilen dürfen, haben wir es mit einem bescheidenen, harmlosen Talente zu thun, das sich im großen Troß der Schriftsteller gewöhnlichen Schlages weder im guten noch im schlechten Sinne bemerkbar macht, das eben mitläuft, ohne irgend welchen Schaden anzurichten, aber auch ohne segensreich zu wirken. Hedbergs Talent hat nichts irgendwie Frappantes, das dazu reizen könnte, den Fernstehenden zum Nähertreten, den Vorüberlaufenden zum Verweilen einzuladen. Traurig müßte es in Wahrheit um uns bestellt sein, wenn wir genöthigt wären, in's Ausland zu gehen, um uns von dort einen Franz Hedberg zu holen. Zum Glück sind wir aber doch nicht gar so arm, und die versuchte Erwerbung dieser „Majorstöchter" kann als etwas Entbehrliches bezeichnet werden. So gut machen's die Deutschen am Ende auch noch, vielleicht sogar noch ein bischen besser.

Der Titel, „die Töchter des Majors", ist nicht ganz zutreffend. Der Singular wäre richtiger gewesen, und das Stück hätte besser geheißen: „die Tochter des Majors". Der Major hat allerdings zwei Töchter; aber die älteste, an der der Name Blenda das Hübscheste ist, entzieht sich mit dem Beginn der ersten Scene unserer Theilnahme und bleibt bis zum Schlusse uninteressant. Sie verlobt sich gleich zu Anfang mit einem nicht sehr ergötzlichen Lieutenant und ist als Braut die drei Acte hindurch, wie es den Bräuten häufig eigen ist, für alle Welt herzlich langweilig, bis auf den Bräutigam natürlich.

Es bleibt nur noch die zweite Tochter Lilly im Treffen, eine hübsch gezeichnete Naive, ein nettes liebes Mädchen ohne eine Spur von Originalität, — der übliche, erfreuliche Backfisch, der in zweiter Linie reizend wirken würde, dem aber kaum die Berechtigung zugestanden werden kann, eine erste Stelle einzunehmen. Um diese Lilly allein handelt es sich in den drei Acten, um ihre zunächst unbewußten jungfräulichen Regungen, die schließlich zum Bewußtsein der Liebe führen, so daß sie zu guterletzt „ihr Herz entdeckt". Das geht denn auch ganz vorschriftsmäßig vor sich.

Auf das Gut des Majors kommt ein Studiosus aus Upsala, Birger geheißen. Lilly haßt ihn zunächst. Erster Act. — Selbstverständlich rettet er ihr das Leben. Zwischenact. — Der Major erfährt durch einen Dritten die Heldenthat des Jünglings und ist gerührt. Seine Rührung steigert sich zur Hochachtung, als ihm das Notizbuch des jungen Mannes, das diesem bei der bewußten Lebensrettung abhanden gekommen ist, in die Hände fällt. Es ist das Notizbuch, wie man es sich für ein Lustspiel gar nicht vollkommener denken kann. Es steht Alles schriftlich darin, was der Jüngling durch Thaten zu beweisen nicht in der Lage ist. Man ersieht aus diesem Notizbuch, daß man einen herrlichen Charakter in dem jungen Manne zu verehren hat. Er ist fleißig, er preist darin die Freude an der Arbeit. Er hat ein schönes Streben, denn er will Professor werden. Er liebt seine Mutter, denn er besingt sie in dem Gedichte „Mutterlieb'", und man sieht, daß er ihr gern Freude bereiten

Digitized by Google

will. Durch dieses glänzende Zeugniß wird der Major für den jungen Mann gewonnen. Das junge Mädchen aber, Lilly, haßt den braven jungen Mann noch immer, aber in jener eigenthümlichen Weise, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Zweiter Act. — Der junge Mann fingirt die Nothwendigkeit abzureisen, das junge Mädchen empfindet nun Reue, „entdeckt ihr Herz" und fällt dem Geliebten nach einer leidlich trivialen Liebesscene in die Arme. Der gerührte „Vater-Major" segnet das Paar unter Vorbehalt, denn Lilly muß erst auswachsen und der Studiosus muß sein Examen machen. Aber dann! Dritter Act. Schluß. —

Ehe der Vorhang fällt, tritt der Pfarrer auf und gibt ein merkwürdiges Räthsel auf. Es lautet ungefähr so: „Was ist das, wenn man freudvoll und gleichzeitig leidvoll ist, und dabei gedankenvoll? Was ist das, wenn man langt und bangt in schwebender Pein? Was ist das, wenn man himmelhoch jauchzt und dabei doch zum Tode betrübt ist?" Nun macht er ein pfiffiges Gesicht, und einer von den grundgescheidten Leuten erräth: „Das ist die Liebe." Und darauf fällt der Vorhang.

Wie man sieht, ist Alles das nicht sehr überraschend. Um die Zeit abzukürzen, wird das ganze Stück hindurch gegessen und getrunken, gerade wie in dem nüchternen und arg überschätzten „Ami Fritz".

Es geht ein biedermännisch-philisterhafter Zug durch das ganze Stück, der demselben eine recht langweilige Physiognomie gibt. Die Leute sind alle von einer unausstehlichen Bravheit. Ein braver Major, mit einer braven Schwester, braven Töchtern und einem braven Neffen, dazu noch der brave Freund aus Upsala und der Lieutenant, der jedenfalls auch brav ist. Es sind lauter gute Leute, mit denen ich im Leben sehr gern verkehren möchte; aber sie sind eben nichts weiter.

Mit dieser ruhigen alltäglichen Harmlosigkeit in den Charakteren stimmt eine gewisse Rauhheit in den Sitten nicht ganz überein. Sollte die Derbheit in der Sprache, die uns oft verletzt, skandinavische Localfarbe sein? — Ich weiß es nicht, ich glaube es aber nicht. Jedenfalls wird in dem Stücke mehr geflucht, geteufelt und gedonnerwettert, als vonnöthen wäre, und als es uns für die gebildeten Kreise, in denen die Handlung spielen soll, zulässig erscheint.

Im ersten Acte ist noch am meisten Frische. Da hat das Lustspiel etwas Behagliches und Gemüthliches, das eine günstige und empfängliche Stimmung für die Ereignisse, die da kommen sollen, vorbereitet. Nun bleiben die Ereignisse aber aus. Die Empfänglichkeit hat keine Gelegenheit sich zu üben, und schließlich, wenn man bemerkt, daß die Geschichte gerade so harmlos ausläuft, wie sie begonnen hat, daß der Dichter sogar auf den Versuch verzichtet, uns durch irgend einen äußerlichen oder innerlichen Vorgang von Bedeutung zu fesseln — schließlich ist die Enttäuschung da, und man kommt in jene verzweifelte Laune, in der man die verfänglichste aller Fragen stellt: „Wozu das Alles?"

In der Rolle der Lilly hat Fräulein Abich dem Publicum eine freudige Ueberraschung bereitet. Die jugendliche Künstlerin war ganz reizend, natürlich und komisch, achtsam und geschickt. Man merkte der Darstellerin an, daß sie studirt und von der größten Virtuosin der Naivetät viel profitirt hat. In dieser Rolle hat sich Fräulein Abich zum erstenmal als ein bemerkenswerthes Talent zeigen können und sie hat die Gelegenheit wahrgenommen. Frau Frieb-Blumauer machte aus der Nebenrolle der Schwester wieder eines jener sauberen, bis zur Vollendung ausgearbeiteten kleinen Kunstwerke, die uns zu immer erneuter Bewunderung der Meisterin zwingen. Herr Oberländer spielte mit discreter Komik und wirksam, nur war zu bedauern, daß er seinem Organ zu all den Flüchen, die ihm der Autor in den Mund gelegt hat, Zwang anthun mußte. Die nichtssagende Tochter Blenda wurde von Fräulein Reichardt, die drei braven jungen Leute: der Studiosus, der Neffe und der Lieutenant wurden von den Herren Dehnicke, Vollmer und Goritz angemessen dargestellt. Die anderen Rollen sind noch episodenhafter gehalten. Am Spiele und an der Inscenirung liegt es jedenfalls nicht, wenn das nicht erhebliche Stück spurlos vorübergeht.

Der russische Kriegsplan.

Historisches Intriguenstück in vier Acten von Julius Werther.

Der Verfasser ist ein praktischer Bühnenmann und auch bühnenkundig. Er leitet jetzt das Mannheimer Hoftheater. Er hat früher eine ganze Reihe von Schauspielen und Trauerspielen geschrieben, von denen das eine, „Pombal", wegen der stark anticlerikalen Tendenz seiner Zeit von sich hat reden machen und vielfach aufgeführt worden ist. Mit den übrigen Stücken scheint der Verfasser weniger Glück gehabt zu haben.

Sein neuestes dramatisches Werk, „der russische Kriegsplan" oder, wie es correcter im Bühnenmanuscript heißt, „der Kriegsplan", hat bei der Aufführung im Nationaltheater eine freundliche Aufnahme gefunden. Das Publicum des Nationaltheaters schien an der Entwicklung und an der Lösung ein reges Interesse zu nehmen und rief die Darsteller nach jedem Acte wiederholt hervor.

Die Kritik, die es ernst mit ihrer Aufgabe nimmt, wird dieses Urtheil freilich nicht ohne Weiteres unterschreiben können. Sie wird bei dieser Art von Stücken, in welcher die kunstvolle Schürzung und Entwirrung des dramatischen Knäuels das Hauptmoment bildet, immer wieder und wieder zu dem Hinweise auf das Nachbarland und zu dem nicht sehr ermuthigenden Bekenntniß genöthigt, daß sich die Franzosen auf derlei besser verstehen. Man braucht da nicht gleich an das Muster der Gattung, an Scribes „Glas Wasser" zu denken. Es bedarf weder der „Historie" noch der „Intrigue"; es genügt, sich die wahrhaft unheimliche Gewandtheit zu vergegenwärtigen, die z. B. Victorien Sardou im „letzten Brief" („Pattes de mouche") an den Tag legt, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß wir mit unsern gut gemeinten und treuherzigen Versuchen hinter dieser diabolischen Fingerfertigkeit weit zurückbleiben. Auch in dem Sardou'schen Stücke, das die ganz einfache Bezeichnung „comédie" führt, handelt es sich gerade wie in dem „historischen Intriguenstücke" von Julius Werther um ein Schriftstück, dem der Eine nachjagt, das aber durch die wunderbarsten Fügungen in alle möglichen Hände geräth und jeden Augenblick zum Verräther zu werden droht. Aber wie fein, wie ergibig, wie unerschöpflich ist da die Erfindung! Wie wird da der Zuschauer durch die wirklich unerwarteten Schwierigkeiten, an deren Lösung sich seine Phantasie vergeblich versucht, beständig in Athem gehalten! Wie geistvoll und überraschend sind die Mittel, die der französische Dichter ersinnt, um aus all den Wirren seine Personen herauszuziehen! Bei Werther sind die Schicksale des wichtigen Documentes allerdings nicht minder befremdliche, aber sie sind nicht originell genug, um das Interesse für vier Acte rege zu erhalten. Das Feinsinnige bei Sardou ist hier abgelöst durch das Unwahrscheinliche.

Das Eigenthümliche bei den von Werther ersonnenen Intriguen beruht darin: daß die Gefahr der Enthüllung immer als eine drohende erscheint, daß aber dann irgend ein unmotivirtes Ereigniß diese Gefahr gemächlich bei Seite schiebt, daß die Leute mit andern Worten das Richtige errathen, aber aus unbekannten Gründen es unterlassen, dies Richtige auch zu thun.

Ich muß nun, ganz abgesehen von allem Anderen, noch gestehen, daß mir Stücke, in welchen Kriegspläne in offnen Schränken umherliegen, immer ein gewisses Mißtrauen einflößen. Und dieses Mißtrauen ist durch das Werther'sche Stück in mir noch befestigt worden.

Werther beruft sich auf Schlossers „Weltgeschichte" als auf die Quelle, aus der ihm die Anregung zu seinem Stücke geflossen ist. Im Schlosser lesen wir, daß Tschernitscheff vom Ende des Jahres 1808 bis zum Februar 1812 zwölfmal zwischen Petersburg und Paris hin- und herreiste „und sich meisterhaft darauf verstand, Geheimnisse auszukundschaften, vornehme Weiber zu verführen und auszulocken, hohe Beamte zu bestechen und Napoleons Polizei in ihrem eigenen Netze zu fangen". Unser berühmter Historiker erzählt ferner, daß Tschernitscheff, „dieser verschlagene Kundschafter, im Februar 1812 durch Bestechung den ganzen Plan des Feldzuges, sowie alle an die Obergenerale erlassenen Befehle, alle Anordnungen wegen der Märsche und alle Armeebefehlen erhalten hatte".

Werther hat nun versucht, die Lücke in der Geschichte durch seine dichterische Phantasie auszufüllen. Der Stoff ist, wie man schon aus diesen wenigen Andeutungen ersieht, dankbar; und gerade hier durfte der Dichter, ohne die Geschichte allzusehr zu mißhandeln, in größter Freiheit schalten und walten. Werther hat also die Aufgabe sehr richtig erkannt; aber die Lösung derselben scheint mir weniger tüchtig. Wie Tschernitscheff es angefangen hat, sich den Kriegsplan zu verschaffen, — das ist und wird wohl ein ewiges Geheimniß bleiben; aber so wie es Werther annimmt, ist es ganz gewiß nicht geschehen! Man brauchte keinen Tschernitscheff nach Paris zu schicken, um eine so einfache Mission zu erfüllen, wie sie hier dem Unterhändler aufgegeben ist. Dem guten Tschernitscheff wird die Sache so leicht, so leicht gemacht; er selbst macht sie sich nur schwer!

Digitized by Google

Wenn das Stück wahrhaft fesseln sollte, so müßte meines Erachtens Tschernitscheffs Verschlagenheit und Gewandtheit den Sieg über die intelligente Wachsamkeit der französischen Regierung davontragen; er müßte ebenbürtige Gegner besiegen. Hier aber hat er nur mit den traurigsten Stümpern zu thun, oder nur mit den gefügigen Werkzeugen seiner eigenen Unbedeutendheit. Von den drei Franzosen ist der eine ein bestechlicher Lump, der ihn ohne welche Schwierigkeiten gegen Zahlung einer bestimmten Summe in den Besitz des Documentes setzen will und zu setzen vermag. Der Andere ist der Polizeipräfect, ein durchaus unbefähigter, kurzsichtiger eitler Narr, der die mangelnde Energie im Handeln durch energische Schimpfworte zu ersetzen sucht. Die dritte französische Persönlichkeit ist die Herzogin Abrantes, die den russischen Gesandten leidenschaftlich liebt. Das sind die Vertreter der feindlichen Nation! Also: Verrath, Unfähigkeit und Leidenschaft. Mit solchen Bundesgenossen kann auch eine mäßige Intelligenz viel ausrichten.

Es spielen nun noch zwei Personen in die Handlung hinein: ein deutscher Jüngling und ein deutsches Mädchen, die sich lieben und die also höchstens unbequem, aber nicht eigentlich gefährlich werden. Der Jüngling, ein Herr von Rehberg, früher preußischer Offizier im Schill'schen Corps, ist Secretair Tschernitscheffs. Das junge Mädchen, Ernestine von Heinitz, ist die Nichte des treulosen Beamten Michel, der sich Tschernitscheff verkauft hat. Die Beiden scheinen das ideale Gegengewicht zu Tschernitscheffs Verschlagenheit herstellen zu sollen. Aber ungewichtig wie die Verschlagenheit des Russen ist auch der Idealismus der guten Deutschen. Sie haben die nämliche Charaktereigenthümlichkeit, die darin zu finden ist, daß Beide jedesmal, wenn ihnen von Tschernitscheff etwas angesonnen wird, was ihnen zweideutig oder gar unehrenhaft erscheint, zunächst eine gesinnungstüchtige Opposition erheben, daß Beide aber die moralischen Bedenken alsbald fallen lassen und unter sittlichem Protest das thun, was Tschernitscheff verlangt.

Ich will nun den Versuch machen, die Handlung, wie sie Werther erzählt, zu berichten.

Tschernitscheff wird, wie schon angedeutet, vom Glücke in ungewöhnlicher Weise begünstigt. Er findet sofort einen bestechlichen Beamten im Kriegsministerium, der ihm gegen eine Vorbezahlung von 30,000 Rubel und das Versprechen einer Nachzahlung derselben Summe den Riegel offen läßt, der ihm den Zutritt zum Bureau des Kriegsministeriums verschafft, das Bureau verläßt, ihm den Schrank zeigt, in welchem der Kriegsplan sich befindet, den Schlüssel stecken läßt und sogar die grüne Farbe des Umschlages, in welchen das Document gelegt ist, bezeichnet. Damit ist die Hauptschwierigkeit für Tschernitscheff, einen so gefälligen Beamten zu finden, gleich zu Anfang gelöst, und der wichtigste Theil der Handlung hat sich bereits erfüllt, als der Vorhang aufgeht. Tschernitscheff gelangt also in das Bureau. Er braucht den Plan nur zu nehmen und mit den schnellsten Pferden Paris zu verlassen. Anstatt dessen aber verweilt er thatlos eine halbe Stunde im Bureau, schaut mit platonischen Liebesblicken zu dem zugänglichen Schrank hinüber und verliert damit seine Zeit, seinen deutschen moralischen Secretair, Herrn von Rehberg, zu veranlassen, das Document zu entwenden. Der deutsche Secretair ist sittlich entrüstet über das Ansinnen, das Tschernitscheff an ihn stellt. Darauf thut dann Tschernitscheff, was er gleich hätte thun sollen: er nimmt das Document. Er liest den Kriegsplan oder wenigstens die entscheidenden Stellen daraus auf diesem überaus gefährlichen Terrain, im Bureau des feindlichen Kriegsministeriums, laut vor! Weshalb? — Um die sittlichen Bedenken des Deutschen niederzuschlagen, um diesem klar zu machen, welche Gefahr Europa von Napoleon drohe, um den guten Deutschen einzuweihen, um ihn zu gewinnen, um ihn zu bewegen, daß er den Kriegsplan abschreibt.

Das Alles erscheint mir denn doch unglaublich wenig diplomatisch. Wenn man einen Beamten findet, der den Kriegsplan entwenden läßt, dann findet man auch wohl einen zuverlässigen Schreiber in seinem Bureau, der ihn abschreibt, findet auch wohl einige Stunden der Nacht, um das wichtige Geschäft selbst zu erledigen. Deswegen braucht man ein solches Staatsgeheimniß von der alleräußersten Wichtigkeit nicht einem unwilligen Secretair vorzulesen. Abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit hat die Vorlesung eines Kriegsplanes auf der Bühne immer etwas Mißliches. Die Kriegspläne auf der Bühne sind durch das unvergleichliche Meisterstück des Generals Bumbum in der „Großherzogin von Gerolstein" einigermaßen discreditirt. „Ich theile meine Armee in drei Theile; das eine Corps rückt links vor, das andere in der Mitte, das dritte rechts und wir alle zusammen hauen den Feind." Dergleichen ernsthafte Staatsacten haben auf der Bühne immer einen unwillkürlich komischen Beigeschmack.

Der tugendhafte Secretair wird von der Großartigkeit des Planes mit Entsetzen erfüllt, und in dieser Stimmung nimmt er Tschernitscheffs Anerbieten an und schreibt den Plan ab. Nun gilt es, nachdem dies geschehen, das Document an die frühere Stelle zurückzuschaffen. Der Secretair, Herr von Rehberg, begeht die unverzeihliche Unvorsichtigkeit, das Original seiner Geliebten anzuvertrauen, Fräulein von Heinitz, denn diese hat die Schlüssel des treulosen Beamten, ihres Oheims! Man denke sich eine solche Verwaltung! Ein Kriegsplan liegt in einem leicht zugänglichen Bureau, in einem Schranke, dessen Schlüssel unter Umständen am Schlosse gelassen werden kann und gewöhnlich von einem jungen Mädchen verwahrt wird! Die Abschrift läßt der leichtsinnige Mensch in seinem Zimmer und begnügt sich, dieses unschätzbare Document in ein gewöhnliches Couvert zu siegeln und noch dazu an Tschernitscheff zu adressiren! Da materielle Schwierigkeiteu nicht vorhanden sind, so müssen die moralischen hervorgeholt werden. Ernestine von Heinitz weigert sich also, die Papiere zu nehmen; als aber die Polizei kommt, um den Secretair von Rehberg zu verhaften, nimmt sie sie doch.

Damit die ungeschickte Sache noch weniger geschickt ausgeführt werde, wird noch eine Dame, und noch dazu eine ergebene Französin in das Geheimniß gezogen: die Herzogin von Abrantes. Tschernitscheff selbst schreibt ihr, daß sie im Zimmer des Secretairs ein versiegeltes Packet finden werde; sie möge sich dasselbe verschaffen und ihm übergeben. Ich verstehe nicht viel von Diplomatie, aber mehr als dieser Tschernitscheff doch wohl; denn ich weiß — und ich bilde mir auf diese Wissenschaft nicht viel ein, weil es ein Jeder weiß —, daß man nicht gut daran thut, an wichtigen Operationen, die die tiefste Discretion voraussetzen, eine große Anzahl von Personen zu betheiligen. Konnte ich Tschernitscheff schon schwer begreifen, daß er seinem Secretair, von Rehberg, den Kriegsplan vorliest und durch diesen, der ihm nicht mit Leib und Seele ergeben ist, den Plan abschreiben läßt, war mir dieser Herr von Rehberg schon ein Räthsel, daß er seiner Braut die Geschichte erzählt und diese an der Handlung betheiligt, so ist mir jetzt Tschernitscheff gar nicht mehr verständlich, daß er nun noch eine dritte Person, eine Französin hinzuzieht, — eine Feindin, die ihm vorher erklärt hat, daß sie ihn verrathen werde, sobald sie vaterlandsfeindliche Anschläge von ihm in Erfahrung bringe.

Inzwischen hat Ernestine die in dem versiegelten Couvert befindliche Abschrift des Planes aus dem Zimmer ihres geliebten Herrn von Rehberg an sich genommen, weil sie befürchtet, daß die Polizei Haussuchung halten und daß ihr Geliebter, wenn man ein solches Papier bei ihm fände, vernichtet werden würde. Leider hat sie keine Tasche in ihrem Kleide — das muß man wenigstens voraussetzen, denn sonst würde sie die Papiere doch wohl nicht in der Hand behalten. — Sie behält aber das versiegelte Packet in der Hand und wartet, bis die Polizei kommt und sie fragt, was das für ein versiegeltes Packet sei? Die Polizei hat überhaupt in diesem Stücke den Beruf, stets zur rechten Zeit zu kommen, und stets das Unrichtige zu thun. „Geben sie das Papier," ruft der Polizist, „sonst brauche ich Gewalt!" Da tritt die Herzogin von Abrantes auf, um den ihr von Tschernitscheff gegebenen Auftrag zu erfüllen. Die Herzogin nimmt das Papier und sagt dem Polizisten: „Halten Sie Ihre Haussuchung. Was das Packet betrifft, so stehe ich Ihnen dafür." Diese Versicherung genügt den gutmüthigen Beamten. Es versteht sich, daß sie nun nichts finden; denn das Einzige, worauf es ankommt, hat ja die Herzogin in der Hand. Nun erscheint der Präfect. Er bittet gleichfalls um das Packet, die Herzogin weigert sich abermals, und auch der Präfect ist damit zufrieden. Die Herzogin von Abrantes ahnt und weiß, daß das Packet den Kriegsplan enthält. Sie sagt es Tschernitscheff gerade in's Gesicht. Als aber dieser den fadenscheinig-jesuitischen Ausspruch thut: „Bei meiner Ehre, dies Couvert enthält Schriften von der Hand meines Secretairs," wird der wohlbegründete Verdacht der Herzogin so vermindert, daß sie davon Abstand nimmt, ihr Versprechen zu erfüllen und den Verrath zur Kenntniß ihrer Regierung zu bringen. Sie richtet anstandshalber noch an den Secretair die ernsthafte Frage, ob wirklich dies Papier Schriften von seiner Hand enthalte, und als dieser das bestätigt, stellt sie nur die weitere, allerdings sehr verfängliche Frage: „Von welcher Art sind die Papiere?" Darauf schweigt der Secretair. Tschernitscheff versetzt: „Wollen Sie

Digitized by Google

dem armen Jungen so früh schon die Kugel bereiten?" Und darauf sagt die Herzogin menschlich schön, aber recht wenig verständig: „Nein, ich werde nicht weiter fragen." Das erleichtert die Sache allerdings ungemein! Als nun der Polizeipräfect sehr vergnügt zurückkommt und meldet, daß der Plan am gehörigen Orte unversehrt liege, da ist alle Welt befriedigt. Die Herzogin übergibt Tschernitscheff das versiegelte Packet ohne weitere Bedenken und Tschernitscheff befriedigt die „entsetzliche Neugier" der Herzogin, indem er auf ihre Frage, was denn das Packet eigentlich enthalte, die Antwort gibt: „Die früheren Lebensschicksale meines Secretairs; er war Offizier in Schills Freicorps." „Ah! — begreiflich — sehr begreiflich," fügt die Herzogin hinzu. Tschernitscheff steckt die Abschrift des Kriegsplanes in seine Tasche, und der Vorhang fällt.

Einer weiteren Kritik der Handlung glaube ich mich enthalten zu können. Ich vermisse in der Erfindung die Feinheit und das Ueberraschende. Solche Intriguenstücke bieten nur dann einen Reiz, wenn sie mit verwickelten Räthseln Aehnlichkeit haben, an deren Lösung man sich lange Zeit vergeblich abmüht. Hier aber, wo man in jeder Scene dem Einen oder Andern zurufen möchte: „Die Sache ist ja so einfach, greif zu! das Gelingen ist gesichert," wo nicht die Gewandtheit des Siegers, sondern die Unbeholfenheit des Besiegten beständig in das Vordertreffen gerückt wird, hier ist auch dieser fragliche Reiz nicht vorhanden. Ich gestehe, daß ich mir von den diplomatischen Leistungen Tschernitscheffs bisher eine andere und bedeutendere Vorstellung gemacht hatte, als ich sie aus seinen Handlungen in dem Werther'schen Intriguenstücke gewinnen kann.

Um sonst nach einige Einzelheiten hervorzuheben, bemerke ich, daß ich es für unpraktisch halte, wenn über eine Persönlichkeit zu viel Aufhebens auf der Bühne gemacht wird. Gerade wie es in der Wirklichkeit dem Eindruck, den ein Individuum hervorbringt, überaus nachtheilig ist, wenn über den Betreffenden, bevor er im Stande ist, durch seine Thaten für sich zu gewinnen, viel, d. i. zu viel Gutes gesagt wird, so ist es auch auf der Bühne. Man soll nicht den Geist, die Unwiderstehlichkeit seiner Helden zu laut rühmen; ein einfacher Empfehlungsbrief ist geschmackvoller und praktischer. Von Tschernitscheff hören wir, ehe er aufgetreten ist, daß er ein „Magier" ist, ein Mann, „dem Keine widersteht", ein „Herzenzerknitterer", ein „Herzenverschlinger". Dadurch wird ihm die Aufgabe, uns zu gefallen, sehr erschwert.

Wahrscheinlich um seinem Helden einige Localfarbe zu geben, hat Werther Tschernitscheff bei vielen Gelegenheiten Reminiscenzen an Rußland in den Mund gelegt. Er schwört z. B. bei „Iwan" und den „Thürmen von Moskau", bei „Alexander Newski", bei „dem Haupte des Czaren", bei „der heiligen Jungfrau von Kasan", ja, in dem Augenblicke, als ihn die Liebesleidenschaft zu übermannen droht, sagt er mit einer unglaublichen Nüchternheit: „Denke an den Kreml von Moskau!" Mir will das nicht recht gefallen. Namentlich diese zur Charakteristik russisch angehauchten Eide haben etwas oberflächlich Handwerksmäßiges in der Charakterisirung, das vermieden werden sollte. Es ist niedere Literatur, die einen Matrosen „beim Bugspriet" und „bei der Takelage" schwören läßt, oder einen Maler oder Bildhauer „bei meinem Pinsel" oder „bei meinem Modellirholz".

Das Werther'sche Stück verräth gleichwohl eine nicht zu unterschätzende Bühnengewandtheit. Einzelne Scenen sind recht gut geführt, und man merkt, daß der Verfasser weiß, worauf es ankommt. Die Actschlüsse sind z. B. sammt und sonders wirkungsvoll. Die Titelrolle spielte am Nationaltheater Herr Karl Sontag. In den ernsten und pathetischen Stellen, in denen die Vortragsweise der alten Schule, namentlich der Emil Devrient'schen, sich deutlich bemerkbar macht, gefiel er mir weniger als in den humoristischen, die er ganz vortrefflich spielte. Der Darsteller hatte einen großen Erfolg. Von den heimischen Mitgliedern verdient außer dem trefflichen Menzel (Michel) besonders Fräulein Stengel (Herzogin von Abrantes), die sich in Dozcis „Kuß" auf das Günstigste bei dem Berliner Publicum eingeführt hat, hervorgehoben zu werden. Auch Fräulein Schwarz, die sich mit der Rolle der Ernestine redliche Mühe gab, mag noch hier genannt werden. Das Stück war gut einstudirt, es ging flott und war gut ausgestattet.

Paul Lindau.

Notizen.

Die politische Situation hat sich während der Unterbrechung von vier Monaten, welche die Wochenchronik in diesen Blättern erlitten, nicht viel verändert. Der Verfasser war in die Ferien gegangen, hatte in der Schweiz, in Venedig, Rom und Neapel verweilt, Mancherlei gesehen und neue Eindrücke gesammelt. Aber die Welt ist inzwischen nicht sonderlich von der Stelle gerückt. Im Innern ist die Krisis permanent und Niemand weiß, was daraus werden soll. In den Zeitungen liest man darüber hin und wieder einige mysteriöse Andeutungen, die nur beweisen, daß man die Dinge nicht gern beim Namen nennt. Wenn sich Leute finden ließen, die des Reichskanzlers Gedanken stets geschickt und willfährig ausführten, zugleich aber ihre Collegen sowie die untergebenen Bureaus hinlänglich beherrschten, dann wäre Allen geholfen. Solche Gaben jedoch einer zugleich ergebenen und imponirenden Doppelherme sind nicht Jedermann verliehen. Dies erklärt intime Schwierigkeiten, die nach außen dem naiven Sinn wie unlösbare Räthsel erscheinen. Was man in Berlin darüber hört, klingt wie eine fremde Sprache. Die Menschen werden wie umgewandelt dargestellt und sind doch, näher angesehen, genau dieselben, die sie früher waren. Graf Eulenburg soll wegen des Festhaltens an einer Städteordnung weggegangen sein, welche das Staatsministerium zuerst angenommen hatte, während sie dann in Varzin zu liberal erachtet wurde. Camphausen und Achenbach sollen erschüttert sein, namentlich, weil sie dem Project der Reichseisenbahnen nur eine laue Unterstützung leihen, oder gar einen stillen Widerstand entgegenbringen. Camphausen hätte überdies, wie die Sage geht, durch vergebliche Zugeständnisse an den zu hoher Gunst gelangten Schutzzoll die Zuneigung seiner politischen Freunde verscherzt und dieselben durch das constitutionelle Glaubensbekenntniß von Ende October nicht hinlänglich versöhnt. So geht das Ministerium aus den Fugen, und es ist nicht einmal ein Hamlet da, der es wieder einrenken und hinterher über die undankbare Aufgabe fluchen könnte. Vielleicht wird dieser Nebel, wie er unschuldige Gemüther umfängt, durch irgend einen officiellen Sonnenblick zu Weihnachten erhellt. Bis dahin müssen wir uns gedulden und inzwischen die trostreiche Versicherung hinnehmen, daß von einer Reaction in neuer Auflage keine Rede sei. Die Nationalliberalen werden im Gegentheil mit der schrecklichen officiösen Verleumdung heimgesucht, daß sie an den Eintritt in das Ministerium dächten und ein paar angenehme Portefeuilles vorkommenden Falles nicht abweisen würden. Wir können an solche verbrecherische Regungen nicht glauben. Als ob liberale Kammermitglieder in Preußen eine andere Bestimmung hätten, als Reden zu halten, sich um die auswärtige Politik möglichst wenig zu kümmern und zu votiren, was von ihnen verlangt wird. Mit anderen Ländern abgelernten Redensarten, daß eine Partei ihr politisches Programm praktisch ausführen und durch den Eintritt in die Geschäfte zur Regierungsfähigkeit heranreifen, auch das Gefühl der Verantwortlichkeit gewinnen müsse, mit solchen französisch-englischen Phrasen soll man uns unbehelligt lassen. Was ein ehrenwerther Abgeordneter von gouvernementaler Initiative sagte, welche zu ergreifen die Liberalen sich veranlaßt sehen könnten, war eine unverzeihliche Indiscretion, die ihm officiös, so lange er draußen steht und nicht selbst die Herren inspirirt, nicht vergessen wird. So sieht es unsicher und verworren genug im Innern aus, und nur so viel darf man glauben, daß es mit dem von der heimischen Medisance an die Wand gemalten Teufel der Reaction gute Wege hat. Nach außen hin herrscht für uns Stille. Frankreich ist wieder interessant, und wer unsere Blätter mit dem stehenden Premier Berlin über die Pariser Vorgänge ansieht, sollte an die Rückkehr der Zeiten glauben, wo der preußische Staatsanzeiger an der Spitze des Blattes die Nachrichten aus London, Paris oder Peking brachte. Der orientalische Krieg dagegen leidet an chronischer Monotonie. Im Felde geht es den Russen wieder leidlich gut, während die Misère zu Hause bei ihnen groß ist. Man konnte diesen Sommer und Herbst unterwegs Gefährten aus aller Herrn Ländern haben. Nur die Russen waren ausgeblieben. Der berühmte, aber im Cours mindestens um ein Drittel gesunkene Rubel auf Reisen glänzte durch seine Abwesenheit. Vornehme russische Damen, die statt der theuren Heimat das dear abroad zur Devise ihres Lebens erkoren und welchen eine gewisse Neigung zur Spionage in der europäischen Gesellschaft nachgesagt wird, waren unsichtbar geworden. Im

Digitized by Google

Uebrigen verdienten die Türken genau so viel Sympathie wie ihre Gegner. Recht hatte wohl jener Geistliche in Mailand, der, im September, als die Russen Schläge bekamen, achselzuckend meinte, man wisse nicht, für wen man beten solle! Zu verwundern bleibt angesichts der verminderten russischen Ressourcen die Andacht, mit welcher eine gewisse Presse die Mission des heiligen Czarenreiches preist. Man darf indessen annehmen, daß eine derartige publicistische Begeisterung großentheils freiwillig auflodert und jedenfalls ohne nennenswerthe Opfer zu erlangen ist.

* * *

„Kunst und Leben", ein neuer Almanach für das deutsche Haus von Friedrich Bodenstedt. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Mit diesem Bande macht der Verleger den Versuch, die „Almanache", die früher in großer Blüthe standen und das eigentliche literarische Festgeschenk zur Weihnachtszeit bildeten, dann aber vom Büchermarkte ganz verschwunden sind, wieder in's Leben zu rufen. Dieser Almanach hat also augenscheinlich die Bestimmung, das literarische Festgeschenk dieses Weihnachtsfestes zu werden. Im Interesse des Verlegers können wir nur wünschen, daß seine Erwartung nicht getäuscht wird. Als Herausgeber ist Friedrich Bodenstedt gewonnen und dieser hat eine Zahl von schon bedeutenden oder viel versprechenden Mitarbeitern herangezogen. „Kunst und Leben" macht, wenn man die Inhaltsangabe liest, den Eindruck, als ob man das Inhaltsverzeichniß eines Bandes von „Nord und Süd" vor sich habe. Das Auge fällt gleich auf die Namen Bodenstedt, Pecht, Ferdinand Hiller, Emanuel Geibel, Jacob von Falke ꝛc. Auch die Ausstattung: das Format, das getönte Papier, die Kopfleisten und Schlußstücke, die Titel und Autorennamen in Schwabacher Schrift erinnern an die genannte Monatsschrift. Novellistische Beiträge haben geliefert: Otto Roquette, Robert Waldmüller-Duboc und Maximilian Bern, poetische Beiträge: Gottfried Kinkel, Emanuel Geibel, Gottfried Keller, Karl Stieler und natürlich der Herausgeber, dessen Name im Inhaltsverzeichniß sogar achtmal wiederkehrt. Ferdinand Hiller plaudert über die Lehrjahre in Weimar; Jacob von Falke behandelt den Garten, seine Kunststile und Kunstprincipien; Karl von Binzer erzählt eine Künstlerfahrt nach Frankreich; Ludwig Laistner bringt einen Essai über „Nebelsagen". Etwas eigenartig nehmen sich in dieser Sammlung die wissenschaftlichen Aufsätze von Franz von Holtzendorff über den Gefängnißreformator und Menschenfreund John Howard und von Schweinfurth über die ältesten Klöster der Christenheit aus. Den erläuternden Text zu den Illustrationen, die von einigen der besten Künstler herstammen, u. A. Friedrich August Kaulbach, Schraudolph, Kurzbauer ꝛc., hat Friedrich Pecht geschrieben. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll. l.

Offene Briefe und Antworten.

Wir haben in einer der letzten Nummern der „Gegenwart" den Brief des Herrn Rectors Engeln in Egeln aufgenommen, in welchem die etwas seltsame Behauptung aufgestellt wurde, daß des „Pudels Kern" correcter des „Puhls Kern" heißen müsse. Wir haben selbstverständlich vorausgesetzt, daß dem Herrn Rector ein solches geflügeltes Wort aus der vorgoethischen Zeit bekannt sein müsse und daß Goethe dasselbe für den Auftritt des Mephisto also absichtlich travestirt und corrumpirt habe. Uns war die Entdeckung eine ganz neue, und wir hielten es für interessant genug, dieselbe zur Kenntniß eines literarischen Leserkreises zu bringen. Nun sind uns aber innerhalb der letzten vierzehn Tage einige Dutzende von Briefen aus allen Punkten Deutschlands zugegangen, darunter eine große Anzahl, welche von Fachmännern geschrieben sind, und in keinem derselben ist von einem vorgoetheschen geflügelten Worte über „des Pudels" oder „des Puhls" Kern die Rede. In allen diesen wird vielmehr der Herr Rector einfach auf den ihm doch gewiß nicht unbekannten ersten Theil des „Faust" verwiesen. Aus dem Schock greifen wir einen dieser Briefe heraus und theilen ihn in dem Folgenden mit:

Berlin, den 28. October 1877.

Geehrter Herr Redacteur.

In Nr. 43 der „Gegenwart", Seite 271 vermuthet ein Rector Engeln, die in Nr. 33 gebrauchte Wendung „des Pudels Kern" beruhe auf einem Mißverständniß, „da der Pudel doch wohl keinen Anspruch auf einen Kern erheben dürfe". Vielmehr sei wohl „des Puhls Kern" zu schreiben, da Puhl, Pu'l plattdeutsch = rings abgegessener Apfel oder Birne, Kernhaus bedeute. „Herrlich! Etwas dunkel zwar — aber 's klingt doch wunderbar." Der Herr Rector wäre wohl nie auf diese befremdliche Vermuthung gekommen, wenn er Büchmanns „Geflügelte Worte" in seiner Hausbibliothet besäße, wo es S. 41 der 10. Auflage also lautet: „Faust (als sich der Pudel in Mephistopheles verwandelt): das also war des Pudels Kern!" Es hätte Goethe zu den vielen Räthseln, die er in seinen Faust „hineingeheimnißt", ein unlösliches gefügt, wenn er da „das also war des Pu'ls Kern"! geschrieben haben würde. Kein Löper, kein Düntzer, kein Vischer würde da Rath wissen.

Ergebenst

W. Robert-Tornow.

Wir sind nun gespannt, ob Herr Rector Engeln den Beweis führen wird, daß vor Goethes Zeiten die Redensart „des Pudels Kern" schon bestanden und daß Goethe dieselbe eben nur für die Situation in der jetzt allgemein üblichen und durch die Situation auch vollständig gerechtfertigten Form: „des Pudels Kern", angewendet habe.

* * *

Hameln (Prov. Hannover), 7. November 1877.

Eine sehr geehrte Redaction erlaube ich mir auf ein wenn auch unbedeutendes, so doch musikalische Kreise interessirendes Versehen aufmerksam zu machen.

In der Nr. 12 (vom 24. März 1877, Seite 194) war gesagt worden, die Sängerin Etelka Gerster (damals bei Kroll gastirend und enorme Triumphe feiernd) stamme aus derselben Künstlerfamilie wie Jenny Lind, sei also Schwedin. Da ich nun in der „Leipz. Illustr. Ztg." gelesen hatte, sie sei Ungarin, so wandte ich mich (durch eine dieserhalb entrirte Wette veranlaßt) an Prof. Dr. Hanslick in Wien, von dem ich in liebenswürdigster Weise die Antwort erhielt, E. Gerster sei nie in Schweden gewesen, sondern aus Kaschau; „Etelka" ungarisch = „Adele". Dies zur Berichtigung; ich gebe Ihnen anheim, dieselbe in einer Nummer Ihres geschätzten Blattes zu veröffentlichen. Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Dr. A. Kummer,
Gymnasiallehrer.

Dem Verfasser des Aufsatzes über Etelka Gerster in Nr. 12, Band XI, vom 24. März 1877, der die Sängerin, sowie deren Mutter persönlich kennt, war es natürlich vollkommen bekannt, daß Fräulein Etelka Gerster eine geborene Ungarin ist. Er begreift nicht, wie seine Aeußerung zu einem so merkwürdigen Mißverständniß die Veranlassung hat geben können. Er sagt in dem Artikel über Etelka Gerster: „Das Charakteristische in ihrer Kunst ist nicht das Imposante, Gewaltige und Großartige; es ist das Liebliche, das Zarte, das Jungfräulich-Holde. Sie reißt nicht hin, sie gewinnt; sie packt nicht, sie rührt; sie erschüttert nicht, sie ergreift." An diese Charakteristik anknüpfend sagt er später: „Etelka Gerster gehört zu derselben Künstlerfamilie, aus der Jenny Lind entsprossen, und diese wußte sehr gut was sie that, als sie die glänzendsten Anerbietungen, in Paris zu singen, consequent von der Hand wies." Damit sollte natürlich gesagt sein, daß Etelka Gersters künstlerische Natur eine ähnliche ist wie die der Jenny Lind; es war nur von einer künstlerischen, aber durchaus nicht von einer leiblichen Verwandtschaft die Rede. P. L.

Berichtigung.

In dem Artikel „Oper und Concert in Leipzig" Nr. 45 ist am Schlusse 7. Zeile von unten nach den Worten „und eine Violinsonate" noch die Bezeichnung „von S. Bach" beizufügen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Inserate.

Der Redacteur eines Handelsblattes, akademisch gebildet (Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie), als Schriftsteller und Statistiker bewährt, mit besten Referenzen, **sucht Stellung** bei einem Fachblatte, einem belletristischen Journal ernsterer Richtung oder einer politischen Zeitung reichsfreundlicher Tendenz. Geneigte Offerten unter Chiffre **M. B.** an die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Verlag von H. Koelling in Wittenberg.
Soeben erschien:
Richard Rothe, Doctor und Professor der Theol. u. Grossh. Bad. Geh. Kirchenrath zu Heidelberg. **Ein christliches Lebensbild** auf Grund der Briefe Rothe's entworfen von **Fr. Nippold.** 2 Bände mit Portrait. Zweite wohlfeile Ausgabe. 1877. Eleg. brosch. 12 *M.*, eleg. geb. 14 *M.*

Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

Das Kapital.

Kritik der politischen Oekonomie.
Von
Karl Marx.
Zweite Auflage. 9 *M.*

Eine Buchhandlung beabsichtigt auf dem Gebiete der **Bildungsschriften** ihren Verlag zu erweitern und sucht Werke in dieser Richtung von Autoren zu erwerben, die für diesen Zweig der Literatur ganz besondere Befähigung besitzen. Anträge werden unter **X. Y. Z.** durch die Buchhandlung von Herrn **K. F. Köhler** in **Leipzig** erbeten.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Musikhandlung zu beziehen:

C. Attenhofer.

15 Lieder f. grosse u. kleine Kinder
für eine Singstimme mit Piano.
Op. 19. Preis 2 M. 50 Pf.
Titelzeichnung von Oskar Pletsch.

C. Eschmann schreibt über dieses Werkchen: Selten hat uns eine ähnliche Sammlung eine innigere, herzlichere Freude bereitet, als diese allerliebsten Kinderlieder von Attenhofer. Ja! das sind ächte Kinderlieder, wahre Perlen gesundester Hausmusik, wahr und tief empfunden, auf's sorgsamste ausgearbeitet. Singstimme sowohl wie Begleitung sind mit feinster Sachkenntniss behandelt, dabei grösstentheils sehr leicht ausführbar. Wir sprechen unverholen unsere Ueberzeugung dahin aus, dass diese Lieder, die binnen Kurzem in aller braven Kinder Munde sein mögen, weitaus zum Besten gehören, was überhaupt bis jetzt in dieser Art existirt. —

Gebrüder Hug in **Zürich,**
Basel, Strassburg, St. Gallen, Luzern.

Catalog XIV
des
antiquarischen Bücherlagers,

enthaltend 50,000 Bände, Werke aus allen Wissenschaften, liefert gegen Einsendung von 30 Pf. in Briefmarken, franco
L. M. Glogau Sohn in **Hamburg.**

Aus dem Urtheil des berühmten Reisenden und Gelehrten Prof. Dr. **Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski** in **München** über die neue (6.) Aufl. von **Pierer's Universal-Conversations-Lexikon:**
Es genügt hervorzuheben, daß auch **der Fachmann in den Gebieten seiner eigenen Beobachtungen von den Ergebnissen der Neuzeit** (in diesem Lexikon) **nichts vermißt,** und daß ihm überdieß grade das, was stets in der Literatur für ihn zu suchen bleibt, nämlich Zusammenstellung der biographischen und historischen Daten der Wissenschaft, gleichfalls reichlich geboten ist.

Soeben erschienen:

Philipp Scharwenka
Tanz-Suite für das Pianoforte
zu 4 Händen. Op. 21.

Heft 1. Polonaise E moll. Mazurka A dur . . . . . *M.* 3.75.
Heft 2. Menuett G dur. Tarantelle A moll . . . . . *M.* 3.75.

Leipzig, October 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Im Verlage von **Richard Eckstein** in **Leipzig** erschien soeben:

Neu!

Sturmnacht.

Neue Novellen
von
Ernst Eckstein.

Neu!

2 Bände elegant geheftet Preis 9 Mark, gebunden 10 Mark.

Jeder dieser stattlichen Bände enthält 4 auserlesene, zum Theil sehr umfangreiche Novellen, die sämmtlich zu dem Orginellsten, Spannendsten und Ergreifendsten zählen, was der beliebte Autor jemals geschrieben hat.

Neue Bände
der
Grote'schen Sammlung.

Julius Wolff,
Der wilde Jäger.
Eine Waidmannsmär.

Wilhelm Raabe,
Die Chronik
der Sperlingsgasse.
Neue, von E. Bosch illustr. Ausgabe.
Preis: à Band *M.* 3. —, geb. *M.* 4. —

Die Frauenfrage

innerhalb der modernen Culturentwickelung. Vortrag, gehalten zur Eröffnung des Frauentages zu Hannover von **Henriette Goldschmidt.** Wird gegen Einsendung von 33 Pf. in Briefmarken **franco** versandt.
Kniep'sche Buchh. (W. Clausen) in **Hannover.**

Verlag von R. Gaertner in Berlin.

Soeben erschien:

Herder

nach seinem Leben und seinen Werken
dargestellt von
R. Haym.
Erster Band, erste Hälfte. **Geh. 6 Mk.**
Das Werk wird, in 2 Bänden abgeschlossen, in möglichst rascher Folge zu Ende geführt werden.

Illustrirte Beschreibung

über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.
Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

Autoren,

welche geneigt, den Druck ihrer Arbeiten für eigene Rechnung zu bethätigen, empfiehlt sich eine Verl.-Buchhdlg. zur Uebernahme des Commiss.-Verlags unter loyalen Bedingungen. Gefl. Anträge unter V. 72401 befördern **Haasenstein & Vogler** in **Stuttgart.**

Dr. Loh's
Naturheilanstalt
CANNSTATT.

Mässige Preise. — Prospectus gratis.

Winterkuren.

Das Herrenrecht.

Novelle von **D. Spitzer**
(Verfasser der Wiener Spaziergänge), erschien bereits in
fünfter Auflage.
Preis 2 Mark.
Es wurden viertausend Exemplare in vierzehn Tagen verkauft.

Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

In **W. Langewiesche's** Buchhandlung in **Elberfeld** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

„Von Haus und Heerd"

von
Friedrich Storck.

Preis broschirt 2 *M.*, eleg. geb. mit Goldschnitt 2 *M.* 70 Pf.

Das Werkchen bietet eine Fülle von fesselnden, Herz und Gemüth ansprechenden, harmonisch ausklingenden poetischen Bildern für Haus und Heerd. Das Buch enthält reizende Schilderungen eines glücklichen Familienlebens. Einer jeden Familie empfehlen wir das Schriftchen bestens.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen S. Calvary & Co. in Berlin, A. G. Liebeskind in Leipzig und W. Spemann in Stuttgart, sowie von Gebr. Micheli in Berlin.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 24. November 1877. XII. Band.

AP
30
.G295
v.12
no 47

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Clerikalismus in Frankreich. Von A. Schneegans. — **Literatur und Kunst:** Unser Vaterland. Von Julius Wolff. — Neue lyrische Dichtungen. Besprochen von Paul Lindau. — Künstlerisches Leben in Berlin, 1834. Aus den „Erinnerungen" J. E. v. Bandels. Von Hermann Uhde. — Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877. Von P. Boerner. II. — **Aus der Hauptstadt:** Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Clerikalismus in Frankreich.

Von A. Schneegans.

„Man hat uns vorgeworfen," rief vor wenigen Tagen Gambetta in seiner in Château-Chinon gehaltenen Rede aus, „man hat uns vorgeworfen, das Gespenst des Clerikalismus heraufbeschworen zu haben! Der Clerikalismus! Sie sehen ihn ja überall um uns her!" — Und früher schon hatte er erklärt, der eigentliche Feind sei der Clerikalismus. Wie wahr diese Auffassung der Dinge für Frankreich besonders, aber für die anderen europäischen Staaten auch ist, das läßt sich leicht erkennen, wenn man eine, wenn auch noch so flüchtige Zusammenstellung der hauptsächlichsten Facten und Daten der fünfzehn letzten Jahre vornimmt. Es entfaltet sich hier vor unserem geistigen Auge ein Bild, wie man es klarer nicht wünschen könnte, von der consequenten, Alles durchströmenden, Alles durchwühlenden, unterirdischen Arbeit dieser, an den Höfen wie im Volke, in den Monarchien wie in den Republiken, dumpf und finster, aber desto furchtbarer wirkenden Gewalt.

Mit dem 8. December 1864 beginnt der Kampf, den die Gesellschaft Jesu der modernen Cultur erklärt. Der Papst, damals noch weltlicher Herrscher in Rom, veröffentlicht die Encyklika Quanta Cura und den Syllabus. Den Principien, die in allen constitutionellen Staaten zur Geltung gekommen sind, wurde damals der Krieg erklärt, dem katholischen Liberalismus der Boden unter den Füßen hinweggezogen, und die Möglichkeit einer Vermittelung zwischen der Curie und der modernen Civilisation abgeschnitten. Von jenem Tage an verlaufen sich nach und nach in Nichts die Bestrebungen der zwar streng katholisch gläubigen, aber der Macht des Zeitalters sich nicht verschließenden Geister, die, wie Montalembert in Frankreich, wie Döllinger in Deutschland, von dem Gedanken geführt waren, die Kirche dem Fortschritt nicht feindlich gegenüber zu stellen, sondern ihr durch ein Zusammengehen mit dem fortschrittlichen Elemente neue Kraft und neues Blut in die Adern fließen zu lassen. In Frankreich steigt an jenem Tage die bis dahin noch ziemlich schwankende und kaum anerkannte Macht der Partei des „Univers"; Herr Veuillot nimmt plötzlich eine tonangebende Stellung ein, und so eingreifend wirkt diese Encyklika, daß in Zeit von wenigen Monaten die Gesellschaft Jesu nicht nur in den kirchlichen und in den privatlichen, sondern auch in den staatlichen Verhältnissen, im Namen der durch sie allein fortan vertretenen „alleinseligmachenden" Kirche einen, vom Kleinsten bis in die höchsten Sphären Alles beherrschenden Einfluß ausübt. Frankreichs Regierung hängt schon im Schlepptau Roms: im mexikanischen Kriege spielt, im Munde des sich selbst bethörenden Kaisers, das „Princip der lateinischen Race" die große Rolle; aber nur scheinbar! Die lateinische Race sollte Denen dienen, die in der neuen Welt den protestantischen Vereinigten Staaten den katholischen Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen gedachten; mit dem unglücklichen Maximilian zog Rom in Mexikos Mauern ein, und während die beiden Kaiser den schönen Träumen ihrer Phantasie nachjagten, folgten sie, ohne es vielleicht zu ahnen, den Einflüsterungen jener italienischen, feinberechnenden Väter, die damals noch im Wahne lebten, ihr Netz halte Europa gefangen und müsse sich jetzt auch auf Amerika ausdehnen. Als der deutsch-östreichische Krieg jählings endete und das protestantische Preußen den Fuß auf den Nacken des katholischen Oestreich setzte, war Frankreichs Macht im weiten Westen festgehalten, und zu spät, um in die Geschicke Europas einzugreifen, vermochte sie sich los zu machen. Aber wie bald nachher ertönte unter den Mauern der ewigen Stadt das Geknatter der Chassepots des General de Failly, die „Wunder gewirkt" und Frankreich als Beschützerin des heiligen Stuhles, als Schirmerin des Syllabus in die Schranken geführt hatten. Mit Macht und Wucht tritt von jenem Tage an der Ultramontanismus in Frankreich auf. In den Wahlen wirken vereint die Verwaltung und der Clerus; Präfecten und Pfarrer stehen zusammen gegen Alles, was sich dem Ultramontanismus nicht blindlings unterwirft. Die katholische Presse beginnt alle politischen Streitigkeiten auf das religiöse Gebiet hinüberzuspielen. Gegen die Juden, die Freimaurer, die Protestanten, die Freidenker, richten sich plötzlich die Waffen dieser aufkeimenden Liga, und mit einem unheimlichen Gefühl sehen sich die Liberalen fortwährend hinweggezogen von den Gebieten der reinen Politik auf die düstern Felder der confessionellen und von allen Seiten her religiös gefärbten Discussionen. Es zieht wie ein Bangen durch das Land; man hat das Gefühl, daß sich Etwas vorbereite, vor dem man wie vor einem nächtlich heraufziehenden Gewitter zurückschreckt; es legt sich schwül und drückend auf Frankreich der Gedanke, man könne von heute auf morgen in furchtbare Verhängnisse hineingeworfen werden. Langsamen und festen Schrittes aber schreitet die Curie, Frankreichs Regierung an der Hand führend, auf ihrer Bahn vorwärts; am 29. Juni 1868 hatte der Papst das ökumenische Concil zusammenberufen; am 8. December 1869 hatten sich die Prälaten versammelt, um die Unfehlbarkeit als Dogma auszurufen; und wenige Wochen vor

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

dem Tage, wo, inmitten eines die vaticanischen Paläste bis in ihre Grundfesten erschütternden Orkanes, das Dogma proclamirt wurde, hatte die Kaiserin Eugenie den Kreuzzug gegen das protestantische Preußen, gegen den Hort des Anticlericalismus, gegen das Land der Reformation, mit dem frischen und fröhlichen Ausruf: Ceci est ma guerre! begonnen.

Daß dieser Krieg der jesuitischen Kaiserin Krieg war, das konnte Jedermann inne werden: Madonnenbilder wurden in den an der Grenze liegenden Blockhäusern angebracht; den vorbeiziehenden Soldaten wurden von den Priestern gebenedeite Rosenkränze und Medaillen angehängt. Um Frankreichs Banner schaarten sich nichtsdestoweniger alle Patrioten, ob ultramontan, ob liberal; galt es doch für das Vaterland zu kämpfen, und war Frankreich, unter wessen Einfluß es auch stehen mochte, eines Jeglichen Vaterland. Aber düsteren Sinnes gingen Manche in diesen Kampf und trüben Auges blickten sie in die Zukunft; denn die Hand, welche Frankreich führte, sie erkannten sie wohl in dieser dunkeln Kriegsnacht.

Auf die furchtbaren Schläge, die über Frankreich sich entluden, war der Ultramontanismus wohl nicht gefaßt; er verstand es aber mit der ihm innewohnenden Elasticität, auch diese Wendung der Dinge zu seinen Zwecken zu benutzen, und der Sturz des Kaiserreichs, sowie die Proclamirung der, wenn auch nur provisorischen, Republik kamen ihm dabei sehr zu Statten; denn sofort nach Sedan, oder besser nach der Einsetzung der Regierung der Nationalvertheidigung, ging die Parole aus, Frankreich sei geschlagen, weil es nicht gläubig genug gewesen, weil es sich den geschworenen Feinden des Vatican, den Republikanern, in die Arme geworfen, weil Garibaldi für es gekämpft, er, der gegen den heiligen Stuhl sich erhoben hatte. Waren die deutschen Armeen nicht in das mittägliche Frankreich gedrungen, so war dies aber der speciellen Obhut, welche die heilige Jungfrau diesen Landstrichen wegen ihrer größeren Frömmigkeit angedeihen ließ, zuzuschreiben.

In Bild und Wort wurden diese Gedanken in dem Volke verbreitet, und daß sie Zugang in die Herzen fanden, das bewiesen zur Genüge die allgemeinen Wahlen, die nach Uebergabe der Hauptstadt ausgeschrieben wurden und die, zum nicht geringen Schrecken der Liberalen, eine mächtige Majorität von Royalisten in die Nationalversammlung brachten. Stärker als je stand der Ultramontanismus damals in Frankreich. Der greise Garibaldi wurde mit Hohn aus der Nationalversammlung, in die er, der Italiener, wohl auf unbefugte Weise gewählt worden war, die den opferwilligen Kämpfer aber hätte anders behandeln sollen, gewiesen; und noch vor dem Friedensschluß entfalteten sich sofort die Intriguen, die einzig und allein dahin ausliefen, die Legitimität mit der weißen Fahne, und in ihrem Gefolge eine auf Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltlichen Besitzthümer gerichtete Politik, an die Spitze des Landes zu führen. Mitten in Frankreichs Drangsalen schien dem Ultramontanismus ein neuer Stern aufgegangen zu sein, und die Erhebung der Commune selbst mußte Denjenigen willkommen scheinen, welche die beängsteten Gemüther auf ihre Seite zu ziehen bemüht waren und dieses wüste Toben einer unpatriotischen socialen Revolution als ihr wirkungsvollstes Argument auszubeuten verstanden.

In diesen ersten Tagen der Regierung des klugen und mit der ganzen Wucht seiner Autorität gegen diese Einflüsse ankämpfenden Herrn Thiers, organisirt die ultramontane Partei ihre Schilderhebung. Sie hatte ein so geringes Verständniß für Frankreichs Lage, oder sie besaß ein so unendliches Vertrauen in die Intervention der heiligen Jungfrau, daß schon im Monate Juli des Jahres 1871 die Bischöfe eine Petition um Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes an die Nationalversammlung richten zu können glaubten, und daß alle im Lande thätigen clerikalen Einflüsse in diesem Sinne zu wühlen sich befleißigten.

Immer größere Wellen schlug diese Bewegung in den Jahren 1872 und 1873: die Nationalversammlung geberdete sich als wäre sie eine Versammlung von Theologen und Kirchenvätern; öffentliche Gebete wurden ausgeschrieben; Frankreich mußte es erleben, daß seine Deputirten die Errichtung einer Votivkirche auf der Höhe von Montmartre in Paris beschlossen; die Wallfahrten nach Lourdes und Le Paray-de-Monial wurden inscenirt, und an der Spitze der Processionen zogen die Abgeordneten von Versailles einher; überall, in allen Ecken, auf allen Hügeln, entstanden Kapellen und kolossale Steinbilder der heiligen Jungfrau; der Ultramontanismus ergoß sich wie eine Sturmfluth über das Land, bis er am 24. Mai 1873 den Sturz des Präsidenten der Republik und die Ersetzung des Herrn Thiers durch den, von der römischen Camarilla beherrschten Marschall Mac-Mahon bewirkte.

An diesem Tage aber stehen wir auch an dem Wendepunkt. Die Gefahr, die Manche noch nicht in dem Ueberhandnehmen des Clerikalismus hatten sehen wollen, ist plötzlich in ihrer ganzen Nacktheit hervorgebrochen. Das „Gespenst", das Viele noch verhöhnten, setzt seinen Fuß auf Frankreichs Brust. Von diesem Tage an erkennt die republikanische Partei die Nothwendigkeit, in geschlossenen Reihen Front zu machen, die inneren Zwistigkeiten zu vergessen, und auch eine Politik der Mäßigung, der Klugheit, des Opportunismus, wie sie Thiers predigte, wie sie Gambetta erst von dieser Zeit an zur seinigen macht, zu befolgen, und Alles aufzubieten, um diesem einzigen Feinde das Schwert, das er über Frankreichs Haupte schwingt, zu entreißen.

Wie Manche gab es nicht vor diesen verhängnißvollen Tagen, die dem Ultramontanismus gegenüber einer Politik des liberalisirenden Compromisses das Wort sprachen! Die sich willig mit ihm verständigten, um mit seiner Hülfe — so faselten sie — die Freiheit für Alle, gegen die centralisirende Macht des Staats zu erringen! Gutmüthige Träumer, die in dem Ultramontanismus noch nicht den Feind erkannt hatten, der sich, ist er in der Minorität, dem Freiheitsprincip der Liberalen bedient, um zur Macht zu gelangen, der aber, besitzt er einmal diese Macht, den Liberalen, im Namen seiner eigenen Principien, die Freiheit zu reden, zu schreiben, zu handeln und zu leben verweigert! Dieses Resultat hatte der 24. Mai 1873 hervorgebracht, daß den Träumern plötzlich die Augen aufgingen und daß, in allen republikanischen Kreisen, von den radicalsten bis zu den äußerst moderirten des linken Centrums, dies Wort zur Parole ward: Der Feind, das ist der Clerikalismus.

Der Kampf entspann sich. Vom 24. Mai 1873 bis zum 20. Februar 1876, dem Tage der allgemeinen Neuwahlen, glaubte sich die Curie so gänzlich Herrin der Lage, daß von Rom selbst die Weisung an die französischen Bischöfe ging, sie möchten doch ihren Manifestationen einen kleinen opportunistischen Dämpfer aufsetzen; die Macht hatte sie ja jetzt in Händen; der Marschall Mac-Mahon, Nachfolger des Herrn Thiers, war ihr Diener; das Schwert, das so lange ersehnte weltliche Schwert, Rom konnte es in dem Augenblick, den es für günstig halten würde, aus seiner Scheide ziehen. Mit den Wahlen, die sich am 20. Februar 1876 zur constitutionellen Ernennung der neuen Kammer und des durch die Constitution von 1875 eingesetzten Senates vollzogen, tritt der Kampf in eine immer gefährlicher sich zuspitzende Periode ein; die beiden Versammlungen, denen es obliegt mit dem Präsidenten der Republik die Geschäfte zu führen, bewegen sich in den schneidendsten Gegensätzen: die Majorität der Deputirtenkammer bekennt sich zu den liberalen, republikanischen, die Mehrheit des Senats zu den sogenannten conservativen, ultramontanen Principien, und gleich bei Anlaß der Gesetzesvorlage über den höheren Unterricht, die in liberalem Sinne von der Kammer votirt, von dem Senat aber sofort wieder zurückgewiesen wurde, stehen sich diese beiden Gewalten drohend gegenüber. Zum offenen Conflicte kam es aber noch nicht; verschiedene liberale Ministerien mußten zuerst, durch die in den Coulissen thätige römische Camarilla, abgenutzt werden, und erst vom 12. März 1877 an spürt man, daß der Hebel angesetzt wird und daß Rom von Tag zu Tag dringendere Weisun-

Digitized by Google

gen nach Versailles übermitteln läßt. Am 12. März 1877 wendet sich der Papst an alle Bischöfe des Continents, um ihnen aufzutragen bei den betreffenden Regierungen dahin zu wirken, daß die Lage des heiligen Stuhles verbessert, und daß die italienische Gesetzgebung, die den Stellvertreter Christi angeblich seiner Freiheit beraubt, geändert werde. Sofort erhebt sich der französische Clerus: der Bischof Thomas Casimir von Nevers schreibt einen offenen Brief an den Marschall; seine Collegen veröffentlichen Hirtenbriefe und Petitionen; von allen Seiten wird agitirt, und zwar in solch offener und politisch so überaus gefährlicher Weise, daß die Deputirtenkammer ihrerseits einschreiten zu müssen glaubt: am 4. Mai 1877 tritt der Ministerpräsident Jules Simon auf die Rednerbühne, geißelt diese clerikale Agitation und erklärt unter Anderm, man lüge wissentlich, wenn man sage, der Papst sei gefangen in Rom; die Kammer endet diese Debatte durch Annahme einer scharf motivirten Tagesordnung: „Die ultramontanen Agitationen," hieß es darin, „deren Wachsen die innere und äußere Sicherheit des Landes gefährden könnte, stehen im offenen Widerspruch mit den Landesgesetzen, und die Kammer bittet die Regierung, diese unpatriotischen Kundgebungen durch die ihr zu Gebote stehenden legalen Mittel zu unterdrücken."

Nun aber war auch der Tropfen gefallen, der das Gefäß zum Ueberlaufen bringt. Am 5. Mai beklagt sich der Papst in Rom den französischen Pilgern gegenüber, daß man ihn in Versailles zum „Lügner" gemacht habe; und zehn Tage später stürzt der Marschall das Ministerium um, setzt die Camarilla an dessen Platze ein, schickt die Kammer zuerst für einen Monat nach Hause, löst sie sodann auf, und legt das Land in die Hände der durch die Herren Broglie und Fourtou in dem neuen Cabinette vertretenen römischen Curie.

Es stehen diese letzten Ereignisse noch zu nahe bei uns als daß es nöthig wäre, auf den fortwährenden Einfluß der ultramontanen Partei und des Vaticans hinzuweisen. In Jedermanns Erinnerung bleibt noch das diplomatische Rundschreiben des Cardinals Simeoni vom 24. August 1877, über die weltliche Macht des Papstes, der Erlaß des Vaticans im September, der allen gläubigen Franzosen, die sich dem Triduum von Gebeten, anläßlich der Wahlen, anschließen werden, allgemeinen Ablaß ihrer Sünden verspricht; die bischöflichen diesbezüglichen Rundschreiben vom 26. September; endlich das Triduum vom 11. bis zum 13. October, am Tage vor den allgemeinen Wahlen: seltsame Vermischung jenes an Tetzel erinnernden, des Mittelalters würdigen Verfahrens — mit dem allgemeinen Stimmrecht!

Was wird weiter geschehen? Wie wird sich Frankreich endgültig des es fest und fester umstrickenden Netzes des Ultramontanismus entledigen? Denn, dies bedenke man! so lange der jetzige Präsident der Republik in dem Elysée thront, so lange liegt die Schlinge um Frankreichs Hals. Weiter liegt uns die Absicht nicht vor, dieses Bild des Einflusses des Ultramontanismus auf die jüngste Entwickelung der französischen Dinge zu verfolgen. Nur Eines mag als Moral aus dieser Zusammenstellung von Facten und Daten hervorgehoben werden, nämlich daß, wie die Dinge liegen, der Kampf, der sich in Frankreich abspielt, wenn er auch augenblickliche Lösungen zu bringen scheint, noch lange nicht ausgespielt hat; die Krisis in Frankreich ist nichts Anderes als eine veränderte Auflage des Culturkampfes, wie er sich in Preußen und in Deutschland abwickelt, und spät oder früh werden die liberalen, republikanischen Elemente in Frankreich zu der Erkenntniß kommen müssen, daß, in welchen Gefühlen sie sich auch des letzten Krieges halber Deutschland gegenüber bewegen, sie dennoch durch das Gebot der eisernen Nothwendigkeit und zur Vertheidigung ihrer ganzen modernen, freiheitlichen Entwickelung, auf ein enges, festes Zusammengehen mit dem liberalen Deutschland gegen jene Macht, die auf beiden Seiten der Vogesen als der alleinige „Erbfeind" angesehen werden sollte und soll, angewiesen sind.

Literatur und Kunst.

Unser Vaterland.

Deutschland! — O daß ich den Namen und Alles, was er umschließt, fassen und halten könnte wie einen bekränzten Pokal, dessen Inhalt sich in jedem meiner Sinne spiegelt, alle Lebenstiefen meines Daseins durchdringt und mit beschwingten Gefühlen mein ganzes Bewußtsein erfüllt! Freudvoll aus der goldfunkelnden Fluth, aus dem berauschenden Duft würd' er mich grüßen mit erhabenen und holden, mit traurigen und ach! mit wie lustigen Klängen; Erinnerungen würd' er mir wecken in unabsehbarer Reihe, und Bilder, Bilder vor das Angesicht mir zaubern, die das Auge selbst vom Schauen trunken machten. O steige mir auf in meinen Gedanken wie ein weingeborener Traum, den die Morgenröthe nicht verscheucht, sondern der, von ihr bestrahlt, in verkörperter Dauer und über alles Träumen herrlich dasteht! Steige mir auf aus dem Becher, den mir die Liebe kredenzt, du mein vielbesungenes und vielgeschmähtes, von Kriegen zertretenes, von Siegen durchjubeltes, an Schätzen armes, an Ehren reiches, du mein schönes deutsches Vaterland!

Wie wir selber in deinem weiten Bezirke wohnen, so wohnst du in unseren Herzen; durchwandern möchte ich dich die Kreuz und Quer, hinauf und hinab, auf deinen höchsten Bergen stehen, in deinen lieblichsten Thälern ruhen, deine Städte betrachten, deine Dörfer besuchen, und wo die Geschichte sich ein Denkmal gesetzt, sichtbar oder unsichtbar nur in der Menschen Gedächtniß, an einer Stelle, auf die der Ruhm nur den flüchtigsten Schatten warf, da möchte ich rasten und eine Rune graben, sei es in des nächsten Baumes Rinde, sei es in den wehenden Sand.

Wer von allen Söhnen, die sie geboren, kann sagen: ich kenne die Mutter! Die Heimat vielleicht, aber das Land? Ja, wenn es ein winziges Eiland wäre, zwischen Auf- und Niedergang der Sonne zu durchstreifen, jeden Hügel, jede Bucht, jedes Gebüsch zu erforschen, da möcht' es ein Leichtes sein für den rüstigen Mann, dessen Schritten die brandende See überall nahe Ziele setzte; aber vom Moor der östlichen Friesen bis zu den Gletschern Tirols, von Lothringen bis zur Kaiserstadt an der Donau, da liegt zwischen den vier Winden eine Ferne, die den Meisten von uns auch eine mehr oder minder unbekannte Fremde ist. Und doch sind wir Germanen unermüdliche Wanderer. Zwar lange schon sind unsere Stämme seßhaft geworden an denselben Flüssen, auf denselben Fluren, wo sie heute wohnen, aber umsegelt den Erdball, überall werdet ihr deutsche Siedelungen, deutsche Factoreien finden, und mancher unserer Gelehrten weiß auf den Antipoden besser Bescheid, als in dem Dorfe, das hinter den nahen Bergen liegt. Aber wahrlich, leicht ist es nicht, in unserem Vaterlande überall zu Hause zu sein; unsere Geschichte, unsere Politik seit länger als tausend Jahren hat uns mit List und Gewalt, mit Trotz und Verblendung auseinander gehalten und hat Schranken zwischen uns aufgerichtet, die niederzureißen uns etwas gekostet hat. Länder und Ländchen gab es im Lande zahllos, von zahllosen Herren regiert, ein Grenzpfahl winkte dem andern, und die Forderung der Freizügigkeit wäre ein Hochverrath gewesen oder eine sonderbare Schwärmerei gleich dem Fußfall Marquis Posas um Gedankenfreiheit. Und nicht das allein. Die Natur selber hat mit unerschöpflicher Wahl landschaftlicher Gebilde dafür gesorgt, daß nicht in Einförmigkeit ein kleiner Theil sich als Prototyp des großen Ganzen darstellt, daß eine Grafschaft kennen nicht heißt das Reich kennen. Gewaltige und reizvolle Gegensätze unterscheiden Nord und Süd; jeder von beiden hat dem zu ihm Gehörigen seinen besonderen Stempel einer größeren Allgemeinheit aufgedrückt und es doch wieder mit einer Fülle eigenthümlicher Charakterzüge ausgestattet, die unter sich von einander abweichen wie die Mundarten der Bewohner, die in keinem Kirchspiel genau so reden wie im nächsten, dessen Glocke sie noch läuten hören.

Wer wollte die Menge der Farben und der Formen zählen, mit denen die Natur unser Land so mannichfaltig wie kein

Digitized by Google

anderes unter dem gleichen Himmelsstrich geschaffen und geschmückt hat. Hier die Buchenwälder der pommerschen Küste, zu deren Füßen sich die blaue Ostsee breitet, drüben aber an der brausenden Nordsee die hohe, sandige Düne, kaum mit spärlichem Gras bewachsen, und dahinter die braune Haide, aus der die Hünengräber ragen; hier die Eichenkampe des kohlenreichen Westfalens, dort die wogenden Kornfelder der fruchtbaren Elbe- und Weichselniederungen, des Harzes granitener Felsenbau und die burggekrönten Hügel des Thüringer Waldes, der märkische Sand mit den blinkenden Wasserflächen und des Rheines und Neckars grüne Rebengelände, die fetten Weiden der wiesenfrohen Marschen und die bienendurchsummten Obstgärten Tirols, die Kämme des Riesengebirges und des Schwarzwaldes tannendunkle Waldeinsamkeit, Frankens romantische Thäler, das gesegnete Bayerland und die blaue Donau hinab in das fröhliche Oestreich hinein bis zu den blumigen Almen und den schneeigen Firnen, die in das Land der Sehnsucht schauen, — welch' eine bunte Tafel voll wechselnder Bilder liegt da vor uns ausgebreitet!

Und die Menschen? Wenn auch der sächsische Tuchmacher den bayerschen Hopfenbauer und der preußische Bernsteingräber den rheinischen Winzer nicht versteht, rollt doch in allen germanisch Blut, nur hie und da, nahe den Grenzen, mit ein paar Tropfen romanischen oder slavischen vermischt, und außerdem gibt es noch kuriose Käuze, die bei jedem deutschen Worte nach einer keltischen Wurzel graben. Die Sprache ist es nicht allein, die sie nach den Landsmannschaften kennzeichnet, als trügen sie ihren Heimatschein offen am Hute, auch nicht die Tracht blos, die fast nach soviel Jahrhunderten zählt, als unsere großstädtischen Moden nach Wochen, und die am niederrheinischen Blaukittel so fest hält wie an der steierischen Joppe; Schattirungen des Gemüthes, Abstufungen des Temperamentes sind es, die zum Heile und zur Trefflichkeit des Ganzen die Mängel des Einzelnen vergessen machen. Natürlich! wer ernst und schweigsam im Salzwasser fischt, denkt und fühlt anders, als wer zur Schlagzither singt, und gibt es innerhalb des Raumes einer Dampfzeit von kaum Tag und Nacht einen stärkeren Gegensatz, als den kalten, nüchternen, stets spöttelnden, aber raschlebigen, scharfdenkenden Berliner gegenüber dem Schwaben in seiner Pracht? Wenn sie nicht Beide eine Muttersprache redeten — freilich aus recht verschiedener Tonart —, man würde kaum glauben, daß sie Beide ein Vaterland haben. Das Temperament hat den Menschen die Natur gegeben, der melancholische Nebel dort, der lachende Sonnenschein hier, Ebene oder Berg, das Klima und der Grund und Boden, dem sie hier die kärglichsten Zugeständnisse in harter Frohn abringen müssen, und der ihnen dort der Gaben Fülle verschwenderisch entgegenreifen läßt, so daß sie an der Bergstraße den selbstgekelterten Wein trinken, wenn ihnen in Schlesien die Pfennige zu einem Schnapse fehlen. Auch wie die Leute regiert wurden, hat auf sie Einfluß gehabt, der heute noch erkennbar ist, und regiert, regiert wurde in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, daß sich Gott erbarm'! Ich will nicht sagen, daß vor dieser Zeit besser regiert wurde, als nach derselben, aber doch nicht so schrecklich viel. Da stritt sich der Kaiser mit den Fürsten und Bischöfen, die Städte hatten ihre Fehden mit den Rittern, das Wild wurde gehegt und gejagt, der Bauer geplagt und geschunden, aber viel regiert wurde nicht. Aber wie war es in den letzten hundert Jahren vor der französischen Revolution? Nur unter dem Krummstab, hieß es, lebte sich lustig. Die uralten Namen der Landschaften werden von jetzt gültigen, actenmäßigen Bezeichnungen mehr und mehr verdrängt, aber ganz verklungen sind sie noch nicht, im Munde des Volkes leben sie noch: Rheingau, Wasgau, Breisgau, Hennegau, Hegau, Bruchrain, Priegnitz, Lausitz, Mark, Börde, Vogtland, Wetterau, Goldene Au, Eichsfeld u. s. w., ich kenne sie nicht alle und weiß nicht, wo sie alle liegen und wie sie sich gegen einander abgrenzen; wie hieß vor tausend Jahren der Gau, wo heute der Kreis Aschersleben liegt? Es ist nur eine romantische Schrulle, daß ich danach frage; unsere Provinzial- und Kreisordnung verlangt andere Landestheilung, als die Zeit der Karolinger, und als der edle Römer Tacitus seine Germania schrieb, mag unser Vaterland doch noch etwas anders ausgesehen haben, als heute, wo wir das Denkmal unseres ältesten Sieges im Teutoburger Walde erhöhten und der deutsche Kaiser den Grundstein für das Wahrzeichen unserer neuesten auf dem Niederwalde legte. Was Alles liegt zwischen diesen beiden! zwischen Hermann dem Befreier und dieser „Wacht am Rhein", wie wir so gern das ideal verkörperte Symbol der Schmiedearbeit nennen, mit der wir unseres Volkes und unseres Vaterlandes Einheit endlich wieder zusammen schweißten. Ich will mir keinen Cursus der deutschen Geschichte hier erlauben, aber wie sich ziehende Wolken oft zu allerlei phantastischen Gebilden kräuseln, in denen wir bald dies bald das zu erkennen glauben, so wallt und wogt es wetterleuchtend an mir vorüber, dunkle Schatten, glänzende Sterne, Erscheinungen, die bald mit Stolz und Freude, bald mit Schrecken und Grausen oder mit Wehmuth die Seele erfüllen. Der Völkerwanderung langsamer Lavafluß, ein Schieben und Drängen und hart Aufeinanderstoßen, Karls des Großen Riesengestalt, die Sachsen- und Frankenkaiser, der Hohenstaufen Auf- und Niedergang, die großen Minnesänger und die Meister, die unsere Dome gebaut, poetische Kinder der Sage, widrige Hexenprocesse, Luthers dröhnender Schritt, die Zeit der Fugger und Albrecht Dürers, die Blüthe der Kunst und des Handwerks, Kölns, Straßburgs, Augsburgs, Nürnbergs Macht und Glanz, des dreißigjährigen Krieges unsagbares Elend, dann wieder einzelne Helden, Alles überragend, der große Kurfürst, Friedrich II. und Joseph II., Lessing, die Dioskuren von Weimar, dann die Freiheitskriege und danach Metternichs traurige Hegemonie, das Jahr achtundvierzig und endlich was wir selber erlebt und gethan, bis wir Frankreich den Frieden dictirten. Und das Alles ist unser. Von unseren Vorfahren ist es uns als Erbe überkommen; weder wir selber können es verzetteln, noch kann uns fremder Neid eines Tages Inhalt davon unterschlagen, denn die Geschichte hat es nachgerechnet und als Testamentsvollstrecker, der selber unsterblich, sein Amt nicht niederlegt, das Inventar aufgenommen und gebucht; alle Welt kennt unsern Besitz so gut wie auch für uns das historische Conto unserer Nachbarn offen aufgeschlagen liegt.

Aber sind es denn die Bücher allein und das Katheder, davon wir Nachgekommenen das überliefert erhalten, was zu besitzen wir ein Recht, dessen zu gedenken wir die Pflicht haben? Wo das geschah, was geschah, der Schauplatz der Thaten mahnt am lebendigsten an den Hergang und seine Folgen. Der Kaiserstuhl zu Rhense, die Vehmlinde zu Dortmund, der Löwe in Braunschweig, der Stein bei Lützen, der Roland von Bremen sind stummberedte Zeugen von Vergangenem und Geschehenem; wir wandeln noch dieselben Gassen und Stiegen, wie Heinrich der Vogelsteller und Albrecht der Bär, wie Hans Sachs und Wolfgang Goethe, und unser Vaterland ist fast so reich an Schlachtfeldern wie an Ackerfluren. Ueberall in den Städten und an der Heerstraße erinnert den Wandrer das Stückchen Erde, worauf er steht, an ein geschichtliches Ereigniß, als wäre es hier festgewachsen und hätte Wurzeln geschlagen, die kein Pflug ausrodet. Wer es nicht weiß, oder wem es die Dorfleute nicht erzählen, der sieht es dem Flüßchen nicht an, daß einst die Ungarn ihre Rosse daraus tränkten, und nicht jenem Hügel, daß Gustav Adolf dort in seinem Zelte schlief. Der Wald, worin Armin den Varus schlug, grünt noch heute so wie damals, und das Neckarthal blüht heute nicht herrlicher wie damals, als Götz von Berlichingen aus seiner Burg dem Parlamentär der Reichstruppen die berühmte Antwort gab. O die Geschichte und die Geschichten kennen wir wohl, aber nicht die Stätten alle, wo sie sich zugetragen, und wir wollen auch nicht wie ein Anekdotenjäger das Land durchstreifen und mit einem schwärmerisch tiefen Gedächtnißtrunk unsere eigene Gegenwart nur an Stellen feiern, wo vielleicht einmal ein frommer Landsknecht seinen Spieß an eine Schenkenthüre lehnte. Gern schafft sich des Beschauers anspruchsvolle Phantasie auch eine historische Staffage zu dem Landschaftsbilde, und er ist im Gewissen beruhigt, wenn es ihm glaubhaft verbürgt wird, daß hier in diesem

Digitized by Google

fruchtbaren Thale, unter den Rebenhügeln, nahe dem schattigen Forste und dem fischreichen See wirklich einst ein stattliches Kloster stand, — ach! es ist ja so glaubhaft, auch wenn keine Chronik, keine Grabsteinplatte und keines Weines geistlicher Ehrenname es noch meldet. Aber auch ohne Staffage in mittelalterlicher Tracht, auch ohne Denkstein oder Kreuz am Wege wollen wir unbefangenen Sinnes die unwandelbaren Schönheiten unseres Vaterlandes genießen; nur den trotzig ragenden Thurm da oben, von Geschichte und Epheu überwuchert, die umschattete Mühle in der Thalschlucht, das Dörfchen, von blühenden Apfelbäumen durchwachsen und die alte, mauerumgürtete, vielthürmige Stadt mögen wir nicht entbehren; das ist Decoration, die zum Stücke gehört, wenn sie die Natur auch nicht geschaffen wie den wilden Rosenstrauch, der sich dort aus jener Felsenspalte zwängt.

Wer wenigstens einmal im Jahre Urlaub oder Ferien hat, der schnüre sein Bündel und greife zum Wanderstabe und schaue sich um im Vaterlande. Das Reisen ist ja auch ein anderes geworden, als es ehedem war, wo man nur mit kaiserlichem Geleitsbrief und unter Bedeckung reisiger Knechte seine Straße ziehen konnte oder einsam als fahrender Mann oder zu Pferde, die Pistolen im Halfter, das Felleisen hinter dem Sattel, oder endlich mit der Schnellpost — risum teneatis, amici? — in den Courirzug hinein und womöglich auch bald wieder heraus und dann hinein in Waldesluft und Bergesfreiheit!

Alter, ehrlicher Merian! Mit Ehrfurcht und spitzen Fingern schlage ich deine schweinsledern gebundene Chronik auf, wo ich ihr in einem hochbeglückten Hause begegne; hast wohl auch deinen Zeitgenossen Lust machen wollen zum Wandern? Hast ihnen wohl auch unser deutsches Vaterland beschreiben und zeigen wollen mit deinen fürtrefflichen Kupfern, sonderlich mit den namhaften Städteansichten in dem wunderbaren Gesichtswinkel aus halber Vogelperspective? Dein Verdienst ist groß für deine Zeit, und dein Buch ist eine kostbare Seltenheit, ein Curiosum und literarischer Schatz geworden; aber nun bist du überflügelt so weit, wie unsere Zeit deine Zeit und unsere Kunst und Technik deine Kunst und Technik überflügelt haben, und der dir das angethan hat, heißt Herman von Schmid. Es ist ein verdienstliches, zugleich ein poetisches und patriotisches Unternehmen, das dieser glänzende und beliebte bayrische Dorfgeschichtenerzähler seinem Volke bietet. „Unser Vaterland, in Wort und Bild geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands und Oestreichs, herausgegeben von Herman von Schmid", so lautet der Titel eines bei Gebr. Kröner in Stuttgart erscheinenden Prachtwerkes in groß Folio, dessen erste Serie, „Die deutschen Alpen", ca. 50 Lieferungen zu je 75 Pfennigen, bereits vorliegt. Danach muß es ein Werk von sehr großem Umfange und sehr reichem Inhalt werden, dessen literarische und künstlerische Bedeutung nicht nur die Namen des Herausgebers und seiner Mitarbeiter verbürgen, sondern die vorliegenden Hefte in ihrer Ausführung bereits bezeugen. Auf großen Blättern enthält es treffliche Genrebilder, die das Leben, die Sitten und Trachten des Volkes getreulich darstellen, und Landschaftsbilder von so romantischer Schönheit in Auffassung und Wiedergabe, daß sich das Auge schwer von ihnen losreißt. Schneeberge, grüne Almen und blühende Thäler, Burgen und Edelsitze, Städte, Dörfer und Bauerhöfe, Wald und See, kurz Alles, was die deutschen Alpen in Tirol und Vorarlberg, Steiermark und Kärnthen, Salzburg und dem bayerschen Gebirge an großartigen und an lieblichen Scenerien aufzuweisen haben, ist in entzückenden Bildern zwischen den beschreibenden Text gestreut, der in gediegener Schilderung das Eigenthümliche hervorhebt, an Sage und Geschichte anknüpft und die Cultur des Volkes charakterisirt. Dem Einen werden diese prächtigen Holzschnitte mit der bündigen Chronik liebe Erinnerungen an Selbstgeschautes wecken, dem Andern mächtige Lockungen, dies erst noch zu genießen; für Die aber, bei denen weder das Eine noch das Andere zutrifft, werden sie ein patriotischer Hausschatz zur Kenntniß des Vaterlandes sein, wie man in einem Atlas nachsieht, nur daß in dem schönen Werk das Bild der Gegend selber mit plastischer Deutlichkeit und mit Allem, was die Jahrhunderte sichtbar und unsichtbar darum gewoben und gerankt haben, vor die Augen und vor die Seele tritt. Ein solches Werk hat uns gefehlt, und seit wir wieder ein einig Volk von Brüdern sind, steht es uns wohl an, unser schönes, großes Vaterland auch zu kennen, es gleichsam vor uns aufschlagen zu können wie ein Buch oder eine Karte, daß uns Waldesduft, Bergluft, Nachruhm, Sage und Geschichte, Romantik und Poesie daraus entgegenwehen, die Liebe zu diesem Vaterlande zu nähren und uns mit dem stolzen Bewußtsein zu erfüllen, auf das uns der Name Deutschland und Alles, was er umschließt, ein Anrecht gibt.

Und ist es nun auch kein weingefüllter Becher, aus dem mir traumhaft malerisch Land und Leute aufsteigen, so ist's ein edler Foliant, den ich emporhebe und von dem ich sagen kann: hier halte ich mit Händen in Schrift und Bild unser deutsches Vaterland!

Julius Wolff.

Neue lyrische Dichtungen.

Emanuel Geibel.

Wilhelm Jensen, Otto von Leixner, Hieronymus Lorm, Rudolf Baumbach.

Emanuel Geibel, der rüstigste unter den Alten, der bald, wenn er sich nach der Sangesgenossen seiner Jugend umsieht, mit Elias wird ausrufen können: „Und ich bin allein übrig geblieben!" hat uns mit einer neuen Sammlung von lyrischen Gedichten beschenkt: „Spätherbstblätter"*). Den Lesern der „Gegenwart" und von „Nord und Süd" sind manche dieser meisterlichen Gedichte schon bekannt: die „Ode" nach dem Kissinger Attentat, die herrlichen Episteln: „Jenseits der Alpen", „Aus Travemünde", ferner „Das Mädchen vom Don" und mehrere kleine Gedichte sind in der „Gegenwart", die „Distichen aus dem Wintertagebuche" in „Nord und Süd" zuerst veröffentlicht worden.

Geibels dichterische Thätigkeit hat etwas Herzerfreuendes, und diese neuste Sammlung gewährt uns ein merkwürdig frohgemuthes Behagen. Es wird uns hier ein seltenes und gerade um seiner Seltenheit willen desto freundlicheres Schauspiel geboten. Diese „Spätherbstblätter" sind uns ein Zeugniß, wie sich die Natur des Dichters mit den Jahren immer mehr geläutert, vervollkommnet, gekräftigt und geadelt hat. In der Geibel'schen Dichtung ist ein steter und ununterbrochener Fortschritt wahrzunehmen. Nun sind alle Schwächen und Unarten der Jugend abgethan, und keine der Unarten des Alters macht sich bemerkbar. Die „Spätherbstblätter" erscheinen uns als die reinsten und reifsten Gaben der Geibel'schen Muse. Von der Frische der Empfindung, von der Empfangsfähigkeit und der echten Begeisterung hat der Dichter nichts eingebüßt; der Ausdruck aber hat an durchsichtiger Klarheit, an Knappheit und Stärke erheblich gewonnen. Man hat beim Lesen dieser schönen edeln Lieder die Empfindung, als ob man reine, gesunde Luft einathme. Kein unsauberer Hauch hat diese weißen Blätter berührt. Man möchte dem Dichter mit seinen eigenen Worten zurufen:

„Wie reinigst du die Seele mir vom Staube,
Du blauer goldbeschwingter Frühlingstag!"

Wenn der Dichter nicht selbst schon durch den Titel und sonst auch wohl an seine Jahre erinnerte, der Leser würde des Alters des Poeten nie gedenken. Die Empfindungen sind vielleicht nicht so stürmisch brausend, wie sie es in den jungen Jahren waren, aber sie sind jetzt auch befreit von allem eingeredeten Ungestüm, sie sind echt und tüchtig und tönen nun um so voller.

*) 2. Auflage. Stuttgart 1877, J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

„Und was einst so süß mir däuchte
Und so schmerzlich als Verlust,
Zieht wie fernes Blitzgeleuchte
Mir erinnernd durch die Brust."

Geibel schreibt niemals invita Minerva. Wenn er in seinen kunstvoll geformten, wohllautenden Versen zu uns spricht, so hat er uns auch immer etwas zu sagen; eine gewissenhafte, fast ängstliche Selbstkritik verläßt ihn nie.

„Kaum, daß ich munter begann, gleich blickt die verwünschte Kritik mir
Ueber die Schultern herein, und den Ausdruck allzubedenklich
Wägend verpfusch' ich ihn leicht zu farblos steifer Correctheit,
Statt im behaglichen Fluß frischweg von der Leber zu plaudern
Ganz, wie der Schnabel mir wuchs."

In dieser Epistel, „Deprecation", vertraut uns der Poet die Geheimnisse seiner Werkstatt. Obgleich diese Verse den Lesern der „Gegenwart" nicht unbekannt sind, will ich hier doch einige wiederholen.

. . . „Niemals auch hab' ich am Schreibtisch
Mühsam was ich gesungen erdacht. Stets kam es von selbst mir,
Draußen im Freien, auf schweifendem Gang, wann der Odem des Frühlings
Leis' hinzog durch den Wald, mich bezaubernd, oder zur Herbstzeit,
Wenn von den Wipfeln das Laub sacht rieselte, goldenen Thränen
Aehnlich, und tief im Gemüth die entschlummernde Schwermuth weckte.
Oder im Bette, des Nachts, aufdämmert' es mir, und am Morgen
War es zu Rhythmen erblüht, und fertig schrieb ich es nieder.
Freilich ändert' ich wohl mit Bedacht, und die Feile des Künstlers
Braucht' ich mit Fleiß, doch zuvor in geheimnißvoller Empfängniß
Ward mir immer das Beste zu Theil als himmlische Gabe.
Nie willkürlich darum, wenn die innere Nöthigung ausblieb,
Hab' ich zu dichten gewußt, auf Begehr, wie der Meister des Handwerks
Rasch das Verlangte beschafft, zu Geburtstagsfeier und Hochzeit
Oder zum Neujahrsgruß. Und versucht' ich es dennoch, der Bitte
Weichend, so ward es darnach: ein zusammengestoppeltes Machwerk
Statt des lebendigen Lieds. Nur wenn in beglückender Stunde,
Wie sie dem Alternden, ach, nur noch selten erscheint, und im Fluge
Mir freiwillig die Muse genaht, da vermocht' ich zu schaffen
Was mich selber erfreut' und vielleicht auch Anderen echt schien."

In den Schlußversen spielt Geibel wieder auf sein Alter an und das wehmüthige Gefühl, das ihn bei diesem Gedenken beschleicht, findet einen noch trüberen Ausdruck in dem Gedichte: „Als Epilog."

Allmählich fühl' ich meine Kraft erlahmen
Und flattern möcht' ich nicht auf müden Schwingen;
Wer vierzig Jahr Gedichte schrieb und Dramen,
Der gönnt es Jüng'ren, um den Preis zu ringen.
Drum eilt' ich, werthe Herrn und schöne Damen,
Mein letztes Liederbuch Euch darzubringen.

Wenn sich dies Wort erfüllen sollte, wir Alle, die wir uns an wahrer Dichtung von Herzen erfreuen und laben, müßten tief betrübt sein. Aber zum Glück wissen wir ja, daß es die Dichter mit der Drohung, dies sei ihr letztes Lied, nicht allzu genau nehmen. Musset hat drei Epiloge gedichtet, in denen er sich jedesmal vom Leser für immer verabschiedet, und er ist doch zweimal wiedergekommen. Zum Glück! Auch Geibel wird hoffentlich nicht verstummen und auf dieses letzte Liederbuch noch andere folgen lassen. „Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen!" Wir leben der Zuversicht, daß der Abschied, den Geibel in den „Spätherbstblättern" von seinen Freunden nimmt, nur ein formeller ist. Beim Abschiede kann man ja dem Freunde ein ganz aufrichtiges Wort sagen, und ich meine deshalb auch, daß Geibels Abschied nur ein Vorwand für den Dichter ist, um dem Publicum einige wohlverdiente Wahrheiten sagen zu können, um sich mit vollem Recht darüber zu beschweren,

„Daß bei des Jünglings unvollkomm'nen Spielen
Ihr allzufrüh in Beifall euch ergossen,
Doch, als er vorwärts drang zu würd'gen Zielen,
Ein halbes Ohr nur seinem Ernst erschlossen."

Diese Beschwerde ist, wie ich schon sagte, eine durchaus berechtigte. Mit stolzem Selbstbewußtsein darf Geibel sich das rühmliche Zeugniß ausstellen:

„So hab' auch ich beharrlich fortgerungen
Und schritt, im Lernen wachsend, durch das Leben."

Aber mit dieser richtigen Selbsterkenntniß läßt es sich nicht vereinbaren, daß der Dichter jetzt, „da ihm vom Ueberflusse tönend noch die Seele schwillt", sich Schweigen auferlege. Es sind nicht „Spätherbstblätter", es sind die Blätter eines neuen Frühlings, die er vor uns ausbreitet, und lieber als mit dem schwermüthigen Epilog wollen wir mit dem Eingangsgedichte von ihm scheiden, nicht mit einem traurigen „Lebewohl!", sondern mit dem fröhlichen Zuruf: „Auf Wiedersehen!"

Und wieder treibt es in den Tannen
Und wieder lockt's vom blauen Zelt,
Ein Flügeldehnen, Segelspannen
Geht ungeduldig durch die Welt.

Die muntre Schwalbe zwitschert helle
Ihr Wanderlied im Sonnenstrahl,
Der Eisblock spielt dahin als Welle,
Die Schneeluft wird zum Blüthenthal.

Auf's Neue strebt mit kühnem Steuer
Nach fernem Glück die Sehnsucht fort;
Verschwiegne Liebe brennt wie Feuer
Und stammelt sacht ihr erstes Wort.

O Hoffnung, Muse dieser Tage,
Berührst du sanft mein Saitenspiel,
Daß ich den Klang noch einmal wage,
Der meinem Volk einst wohlgefiel?

Ein echter Dichter ist auch Wilhelm Jensen*), wie Geibel ein Sohn unseres deutschen Nordens. Ein sehr feines Ohr wird auch aus einigen Jensen'schen Gedichten die verwandten Klänge der gemeinsamen Heimat heraushören. Im Uebrigen haben aber diese beiden dichterischen Naturen wenig Verwandtes. Während Geibel das Klare, Durchsichtige, Bestimmte liebt, hat Jensen für das Unbestimmte, Verschwommene, Zusammen- und Zerfließende eine besondere Neigung. Er liebt jene Farben, welche die Maler „gebrochene Töne" nennen. Seine Lyrik bekommt gerade dadurch etwas ganz merkwürdig Stimmungsvolles.

Aus dieser Eigenart erklären sich auch einige sprachliche Eigenthümlichkeiten Jensens. Ich meine z. B. die starken Ellipsen:

„Auf den Friedhofsacker
Zwischen Kreuz und Stein.
Und die Todtenmyrthe
Wuchert hoch darein."

oder:

„Unermess'ne Wolkenmassen,
Wochenlang vom Süd getrieben,
Regenströme, nicht zu fassen,
Welchem Weltmeer sie enstieben." 2c.

Auch gewisse eigenthümliche Wortbildungen, wie etwa:

„Hoch über des Rheins aufspiegelndem Glanz,
In blühender Almen unalterndem Kranz,"

sind aus dieser dichterischen Eigenheit herzuleiten.

Die meisten dieser Gedichte sind durch eine reizende Frische belebt und bei aller Leichtigkeit in der Form doch kunstvoll. Eines dieser kleinen lyrischen Gedichte, durch das eine Art von Leitmotiv in seiner Bearbeitung sich zieht, mag hier wiedergegeben werden:

---

*) „Aus wechselnden Tagen." Berlin 1878, Verlagsbuchhandlung von Georg Stilke.

Digitized by Google

Rühm' Andrer die Welle
Der rauschenden See,
Dich preis' ich, o Quelle
Auf Bergeshöh'!

Geheimnißvoll klingend
In silbernem Fall,
Dem Felsschooß entspringend
Wie Bergkrystall.

Rühm' Andrer die Welle
Der rauschenden See,
Dich preis' ich, o Quelle
In Wolkennäh'!

Wie spielendem Kinde
Auf blumiger Au,
So sammeln die Winde
Dir Perlenthau.

Es schwirren die Bienen
Zu dir noch empor,
Den Winden zu dienen
Als summender Chor.

Die Welle rühm' Andrer
Auf rauschender See,
Dich preiset der Wandrer
In Wolkennäh'!

Den schmachtenden Lippen,
Dem wallenden Blut
Entquillt's deinen Klippen
Wie Himmelsfluth.

Du bettest ihn nieder
Auf moosigen Grund
Und Träume und Lieder
Summt ihm dein Mund.

Dich preis' ich, o Quelle
Auf einsamer Höh'!
Wie Perlen so helle,
So kühl wie Schnee!

Dem Charakter der Dichtung entsprechend wählt Jensen für seine epischen Gedichte einen anderen, strengeren und präciseren Ton. Unter diesen befinden sich zwei Dichtungen von hervorragender Schönheit: die Ballade „Schön Elsabeth" und „Nero", — die letztere Dichtung eine meisterhafte, farbenprächtige Schilderung des Todes des Seneca und des Cäsars. Hier treibt die reiche dichterische Phantasie Jensens die üppigsten Blüthen. Die Schilderungen gelingen dem Dichter überhaupt oft in hervorragender Weise. Kann man sich etwas realistisch Wahreres und durch die Wahrheit der Empfindung Packenderes vorstellen, als den von Jensen geschilderten „Wald in der Mark":

Um seine Füße schlingt mit braunem Band
Die Haide sich, darob die Schatten jagen;
Kein Vogel singt, nur knirschend zieht der Wagen
Eintönig vorwärts durch den tiefen Sand.
Ein Windstoß schauert durch den Föhrenrand,
Darauf die Sonne liegt, und murmelnd tragen
Die dunklen Wipfel weiter seine Fragen
Und nicken ernst geheimnißvoll in's Land.

Und schläfrig zuckt die Wimper auf und nieder,
Und auf und nieder drehen sich die Speichen,
Die schläfrig durch das Sandgeleise schleichen.
Dann plötzlich schweifen müd' und halb die Lider
Dem Habicht nach, der aus den dürren Eichen
Mit heiserm Schrei auffliegt, und sinken wieder.

Keine der Gaben, die dem wirklichen Dichter eignen, sind Jensen versagt. Er besitzt Anschaulichkeit, Stimmung, Phantasie und ein feines und inniges Empfinden. Er hat die echte Freude an der Natur. Versagt ist ihm aber, wie mir scheint, die Kunst des vollkommenen und sauberen Vollendens, des Fertigmachens. Er bleibt bei dem Ungefähr stehen, und dadurch hauptsächlich unterscheidet er sich von Geibel, der nimmer ruht und rastet, bis sein dichterisches Werk der klarste und fertigste Ausdruck der Empfindung ist. Die Jensen'sche Dichtung hat den eigenthümlichen Reiz des Skizzenhaften, das die Phantasie des empfindsamen Lesers mitbetheiligt.

Die „kleinen Ein- und Abfälle des Tages" enthalten eine Reihe trefflicher Gedanken in trefflicher Form.

Gemeinsam mit Geibel ist Wilhelm Jensen die hohe, begeisterte Liebe zum Vaterlande. Es ist kein vordringlicher, schwatzhafter Patriotismus, der sich widerwärtig breit macht, es ist eine gute und wahre Freude an dem Errungenen, die gelegentlich und unwillkürlich das dankbare Wort findet. Im Uebrigen verzichtet der Dichter auf einen bestimmten „Standpunkt", oder wenigstens auf einen philosophisch zurechtgemachten Standpunkt. In wechselnden Tagen und unter wechselnden Stimmungen sind diese Lieder gesungen; keine pessimistische Weltanschauung umdüstert sie, kein gekünstelter Optimismus gibt ihnen ein erzwungenes Lachen. Ernsteren wie heiteren Stimmungen leiht der Dichter denselben willigen Ausdruck; aber immer bewahrt er sich die volle Empfänglichkeit für das Schöne.

Eine viel düstrere, trübere Stimmung geht durch die Gedichte von Otto von-Leixner. S. 7*):

Ich ziehe einsam stille Wege
Der Heimat fern,
Den Ort, wohin das Haupt ich lege
Bescheint kein Stern.

Die Schwester ist gestorben,
Die Mutter todt,
Ich habe nichts erworben
Als Pein und Noth.

oder S. 9:

Verspielt ist meine Jugendzeit
Und alles Glück mir liegt gar weit,
Am Wege sargte ich es ein
Und zog dann fort, allein, allein!

Ein anderes Gedicht beginnt mit den Worten:

„Dumpfe Schwüle lag auf meiner Seele."

Diese „dumpfe Schwüle" liegt auf den meisten Leixnerschen Liedern. Als eines der für die Stimmung des Dichters sehr charakteristischen führe ich das folgende an:

Wer's vermöchte, seine Schmerzen
Zu versenken in die Fluthen
Ewigen Vergessens!
Doch sie tauchen
Immer wieder
Aus den Wogen,
Und sie singen
Immer wieder
Ihre alten
Düstern Sänge.

Das Düstere, Dumpfe und Trübe — der Dichter hat auch für diese Worte eine besondere Vorliebe — beschwert die meisten dieser „Volslieder" und „Tagebuchblätter", bis endlich durch die grauen Wolken ein lichter Sonnenstrahl bricht. Der Sonettencyklus „Mathilde" ist aus einer ganz anderen, getrosteren und daseinsfreudigeren Stimmung heraus entstanden. Hier ist wirkliche Wärme und Innigkeit; etwas rührend Aufrichtiges und Wohlthuendes geht durch diese Gedichte. Und da ist auch Schaffenslust und Muth, kein weichherziges Verzagen und Flennen.

Während man bei einigen der vorhergehenden Gedichte sich des Zweifels nicht ganz entschlagen kann, ob die sicher ernst gemeinten Schmerzen in der That auch ganz ernst gewesen

*) „Gedichte", Leipzig 1877, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

seien, ob da nicht ein bischen jugendlicher Weltschmerz, gegenstandsloses Unbehagen, eine gewisse Freude an der Traurigkeit die Saiten verstimmt habe, hat man hier die Empfindung des Echten und Rechten. Der Schlußhymnus auf die Liebe, auf die starke Liebe nimmt einen ganz begeisterten Aufschwung:

Sie schreitet selig auf den trübsten Wegen,
Sie lacht des Elends und sie lacht der Noth,
Sie trotzt der Welt, der Hölle und dem Tod.

Wenn man diese von einem wahren Gefühle eingegebenen frischen Strophen liest, dann darf man nicht einige Seiten zurückblättern, denn sonst könnte man sich doch des Lächelns kaum erwehren, wenn man hört, wie der Dichter, der ein Prophet sein soll, kurz vorher gesungen:

„Ich werde nie der Liebe Glück genießen."

Leixner erinnert mich in manchen Gedichten an Carl Siebel. Wie dieser weiß er den Volkston wohl zu treffen, wie dieser nimmt er es mit der Form nicht allzu genau. Mit den Reimen treibt er keinen Mißbrauch. Vielleicht hätte die Sammlung noch eine strengere Sichtung vertragen. Der Volkston allein thut's doch nicht, und das Gedicht „Scheiden" auf Seite 17 z. B. erscheint mir nicht bedeutend genug, um in einen Band Gedichte aufgenommen zu werden.

Daß Leixners Natur zu dem Epigrammatischen neigt, wird man aus dem Gesagten erklärlich finden. Einige der kleinen Epigramme sind in der That vortrefflich. Alles in Allem tritt uns in diesen Gedichten ein beachtenswerthes Talent entgegen, das zur Ermuthigung und Förderung auffordert.

(Schluß folgt.)

Paul Lindau.

Künstlerisches Leben in Berlin, 1834.

Aus den „Erinnerungen" J. E. v. Bandels, Erbauers des Hermanns-Denkmals.

Anfangs Mai 1834 war ich mit meiner Familie von München aufgebrochen, um nach Berlin überzusiedeln.

Hier angelangt, machte ich bei sehr vielen Künstlern Besuche; aber nur Professor Rauch, Professor Stier und Baurath Stüler beehrten mich mit Gegenbesuchen und Einladungen.

Den Professor Stier hatte ich schon in Rom kennen gelernt. Er hatte sich am sogenannten Schafgraben in Berlin ein sehr merkwürdiges Haus erbaut und arbeitete damals an den Plänen zu einer protestantischen Kirche mit getrenntem Altar und Kanzel, worin der Gottesdienst nach Art des alten griechischen Theaters angeordnet werden sollte. Diesen Gedanken wußte er ungemein geistreich darzulegen.

Mein Besuch bei dem Akademiedirector Schadow war mir sehr wichtig, und äußerst lehrreich in Bezug auf mein Vorhaben, längeren Aufenthalt in Berlin zu nehmen. „Was wollen Sie denn hier in Berlin?" fragte Schadow gedehnt; „machen Sie sich hier nur keine Hoffnung auf Bestellungen oder Verkäufe; Sie sind ja hier nicht ausgebildet worden!" Das machte mir meinen Standpunkt den älteren Künstlern gegenüber mit Einem Male klar. „Auf Bestellungen rechne ich auch nicht," sagte ich ruhig; „vorerst wünsche ich nur, die Berliner Kunst und Künstler kennen zu lernen, vor Allem aber den Herrn Director und Ihre Kunstwerke, von denen eines mit daran Schuld ist, daß Sie mich hier als Bildhauer sehen." — „So! Und was für eines?" — „Ihr kleines Reiterstandbild Friedrichs des Großen; das erste gute Bildwerk, das ich als Kind sah, das ich stets in meinem Zimmer hatte und von dem ich als Mann bedauere, es nicht groß in Erz ausgeführt zu sehen." Da ward der alte Herr freundlicher, ich konnte mit ihm über die Kunst im Allgemeinen und über die Münchener im Besonderen reden. „Warum gehen Sie denn aber von München fort?" fragte er endlich. „Sie müssen doch nichts können, weil König Ludwig Sie nicht hält!" — „Das sollen Sie bald genug erfahren; jetzt sage ich nur so viel, daß ich selbstständig bleiben und Armin dem Cheruskerfürsten ein Denkmal errichten will!" — „Ich habe auch eine Arminstatue gemacht," knurrte Schadow. — „Darf ich sie sehen?" — „Heute nicht!" antwortete er; „habe keine Zeit". — Ich verstand und ging.

Etliche Tage darauf ward dem ehrwürdigen Meister zu seinem siebenzigsten Geburtstage ein Festessen bereitet; Rauch lud mich dazu ein. In Mitten der Tafel saß der Gefeierte, zu seiner Rechten sein berühmtester Schüler: Rauch; neben diesem hatte ich meinen Platz erhalten. Es war ein genußreicher, denkwürdiger Abend; der heitere Greis nahm die ihm von allen Seiten herzlich dargebrachten Ehren mit bescheidener Ruhe entgegen; man sah aber, daß diese Huldigungen seinem Herzen wohl thaten. Die Theilnahme an Schadows Ehrentage war allgemein; der Senat der Akademie der Künste hatte ein Medaille mit dem Bildnisse des Meisters prägen lassen, auf deren Kehrseite man sinnige Anspielungen auf hervorragende Schöpfungen desselben erblickte; auch König Friedrich Wilhelm III. und die preußischen Prinzen gaben mehrfache Beweise der Achtung und Liebe, welche sie Schadow zollten.

Rauch, den ich in seiner Werkstätte oft besuchte, nahm mich stets sehr freundlich auf und schien gern mit mir über seine Arbeiten zu sprechen. Meist bildeten die verschiedenen Pläne zu einem Denkmale des Königs Friedrich II. den Gegenstand der Unterredung; Rauch wollte unter Anderem eine Säule, ähnlich der Trajanssäule in Rom, mit Reliefs aus des Königs Leben vorschlagen. Ich rieth davon entschieden ab, da diese fortlaufenden Reliefs von schwer zu verbindenden Thatsachen immer mißliche Arbeit machen, den Beschauer verwirren, und langweilig werden, vor Allem aber je höher, desto undeutlicher sind, zumal der Beschauer zum fortgesetzten Rundgange um die Säule gezwungen ist. Auch über die Bekleidung geschichtlicher Figuren besprachen wir uns, da Rauch zugemuthet worden war: dem großen König ein sogenanntes „Idealgewand" — römisch oder griechisch — zu geben! Verbohrte Gelehrte fanden das schön, aber Rauch war mit Recht der entgegengesetzten Ansicht.

Schadow und seine Werke zogen mich aber im Getriebe des Berliner Kunstlebens immer von Neuem an; möglichst oft suchte ich den Meister auf. Einmal kam ich zu ihm, als er hoch auf einem Gerüste nahe dem Oberlichtfenster saß und zeichnete. „Was wollen Sie?" rief er. „Ich habe keine Zeit." — „Das sehe ich," rief ich zurück; „aber ich kann warten, bis Sie Zeit haben. Dann werde ich Sie bitten, mir Ihre Werke zu zeigen; ich habe von Ihrem Könige mit den Hunden gehört, diese Gruppe wünsche ich zu sehen, sowie auch Ihren Armin." Damit machte ich es mir in einem Stuhle bequem. Nach einer Pause schallte es von oben: „Sind Sie noch da?" — „Ich warte, Herr Director!" versetzte ich. Sehr lange mußte ich warten — endlich erhob sich der Alte und kam herunter. „Sie sind noch da?" fragte er etwas freundlicher. „Nun, so kommen Sie!" Nur eine Thür hatte mich von der Werkstatt getrennt; beim Eintritt in diese stand eine nackte Figur aus Gips, mit einer Bärenhaut bekleidet, vor mir. Ueberrascht fragte ich: „Ist das Ihr Hermann?" Und sogleich war ein Kunststreit über die Gewandung unserer Vorfahren im vollen Gange. Schadow hatte sich die alten Deutschen noch wie halbe Bären gedacht; ich stellte sie mir als bereits so weit gebildet vor, daß sie den Römern mit überlegener Klugheit Stand halten konnten. Ueberdies beschreibt ja Tacitus selbst eine Art Prunkgewand unserer Vorfahren; die Frauen verstanden, aus Pelzen schön und reich verzierte Kleider zu bilden. Zuletzt gab mein lieber Widersacher die Richtigkeit meiner Auffassung zu, und zollte der Art, wie ich meinen Armin kleiden würde, Beifall. Hinter dem Cheruskerfürsten stand nun auch, wie er gelebt, Friedrich der Große mit seinen Hunden spazieren gehend; ein Naturbild — so wahr, wie nur ein Zeitgenosse des großen Königs, und nur ein so getreu nach der Wirklichkeit schaffender Meister, wie Schadow, es hinstellen konnte. Der Anblick dieses Werkes über-

Digitized by Google

wältigte mich so, daß ich den lieben guten Brummbären, von dem es herrührte, hätte umarmen mögen; aber das schickte sich in Berlin nicht! Meine aufrichtige Freude an seiner Schöpfung mußte Schadow indessen doch gefallen haben; wenigstens entließ er mich sehr gütig.

Noch will ich erwähnen, daß der Minister Altenstein, einst meines seligen Vaters Amtsgenosse und Freund, damals zu Schöneberg in seiner Villa lebte; ich beschloß, ihn aufzusuchen, ward sogleich vorgelassen und ungemein herzlich aufgenommen. „Was wollen Sie werden?" fragte der Minister. „Nichts, als wozu ich mich selbst machen kann," entgegnete ich. „Das ist echt Bandelisch!" meinte die Excellenz lachend; „aber dazu kann ich Ihnen ja gar nicht helfen? Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen nützlich werden kann, so wenden Sie sich an mich." Er erinnerte sich froher Zeiten aus dem Leben in Ansbach und lud mich ein, ihn recht oft auf seinem Landsitze zu besuchen, wenn ich in Berlin mich festgesetzt. Leider starb der mir so wohlwollende alte Herr nur zu früh für mich: am 14. Mai 1840.

Allmählich kam so der Herbst, und mit ihm die Kunstausstellung, welche alle zwei Jahre in den Sälen des Königlichen Akademiegebäudes veranstaltet wurde. Berlin hatte damals noch keine allgemein zugängliche Sammlung von Werken lebender Künstler; die Eröffnung (am 14. September 1834) war daher ein kleines Ereigniß. Auch ich hatte einige meiner Werke ausgestellt: außer meinem Arminmodell noch das Modell einer Christusstatue und verschiedene andere Sachen in Gips (ein sitzendes Mädchen, Blumen pflückend; eine sitzende Venus, nackt, ihr Haar bindend u. s. w.); in Marmor nur meine Caritas und einen Amor in Lebensgröße. Hauptsächlich hoffte ich, meinem Arminmodelle einige Beachtung zu erwecken, aber gerade darin hatte ich mich gründlich getäuscht; fast Niemand nahm Notiz davon. Auch sonst machte ich merkwürdige Erfahrungen über das Berliner Kunsttreiben; ich mußte z. B., weil ich kein Berliner Akademiekünstler war, den sehr theueren Transport meiner Arbeiten selbst bezahlen. Nur mit vieler Mühe konnte ich ihnen leidlich gute Plätze erringen, und als mir dies mit meiner Caritas endlich gelungen war, wurden dicht um sie her auf Säulchen kleine Statuen von Berliner Künstlern gestellt; mein Amor blieb, im Rücken beleuchtet, an einem Fenster; die Gipsbüste des Dichters Chamisso, die ich kurz zuvor modellirt hatte, ward mir mehrere Male zur Seite gerückt und hinter Zinkornamente versteckt. Auf mein Befragen: „Warum das geschehe?" bekam ich die Antwort: „Weil sie in grauem Gips, und nicht, wie Gebrauch, in weißem gegossen sei." Ich gieße Büsten lieber in grauem Gips, weil dieser nicht das Starre des weißen hat. — Nach dem Schlusse der Ausstellung wurden meine Arbeiten sogleich, ohne mein Wissen, in einen Gang geschoben; dieser ward geweißt, ohne daß man die Kunstwerke zudeckte; in Folge davon wurden sie alle schmählich mit Kalkweiß besudelt.

Etwa ein halbes Jahr verweilte ich jetzt in Berlin; eben wollte ich dort eine ausgedehntere Thätigkeit beginnen, als ich im December 1834 unversehens einen Ruf nach Hannover erhielt. Weil ich daselbst dem Teutoburger Walde näher war, schien mir dieser Zwischenfall erwünscht; sofort leitete ich daher Verhandlungen ein zu dauerndem Aufenthalte in jener Stadt.

Hermann Uhde.

Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877.

II.

Der deutsche Aerztevereinsbund in Nürnberg am 23. und 24. September. Die Organisationsbestrebungen der deutschen Aerzte und ihre Aussichten.

Der Schutz, den die deutschen Staaten dem ärztlichen Stande bisher zu Theil werden ließen, war allerdings ein sehr geringer, denn er bestand lediglich darin, daß strafrechtlich alle Diejenigen verfolgt werden konnten, welche, ohne Aerzte zu sein, sich der Heilung von Krankheiten gegen Bezahlung widmeten. Diese Bestimmungen gegen Pfuscherei sind freilich in sehr vielen Fällen nicht zur Geltung gekommen, so daß die Meinung verbreitet war, sie seien wesentlich ein leeres Blatt Papier. Dem war aber nicht so, sondern es bestand doch noch eine Schranke, die wohl unschwer durchbrochen werden konnte, immerhin aber ein erhebliches Hinderniß bildete. Man wird nicht behaupten können, daß irgend ein Grund vorlag, derartige Verhältnisse radical zu ändern. Wenn es demungeachtet geschah, wenn im Reichstage bei Gelegenheit der Discussion und der Beschlüsse über die Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes auch die Verordnungen gegen die Pfuscherei zum Opfer fielen, wenn der ärztliche Stand damit all seiner geringen Prärogative beraubt und lediglich zu einem Handwerk herabgedrückt wurde, so war dies auf nichts Anderes zurückzuführen als auf den mächtigen Einfluß jener ganzen Zeitströmung, in der die lange Theorien gebliebenen Anschauungen der Freihändler Fleisch und Blut gewannen. Dem ärztlichen Stande wurde allerdings eine Concession gemacht, nach der er lange gestrebt hatte, die aber kaum in einem organischen Zusammenhange mit der neuen Entwickelung stand, welche man ihm aufdrängte. War früher der Arzt verpflichtet, unter allen Umständen zu kommen, wenn irgendwie seine Hülfe in Anspruch genommen wurde — eine Verpflichtung, die zu den allerlästigsten Chicanen Veranlassung gab —, so hörte dies wenigstens mit dem Inslebentreten der norddeutschen Gewerbeordnung auf. Die Folgen der Freigebung des ärztlichen Gewerbes und der Aufhebung der Verordnungen gegen die Pfuscherei machten sich aber schnell genug geltend. Die sogenannte „wilde Medicin" nahm in einer Weise überhand, von der man früher doch keine Ahnung gehabt hatte. In dem Kampfe der schrankenlosen Concurrenz sank der Charakter des Standes, dessen einzelne Mitglieder oft genug kaum noch in der Lage waren, ihre Würde auch nur einigermaßen aufrecht zu erhalten. Dem Staate gegenüber machtlos, von ihm nicht geschützt, kamen die Aerzte in ein immer schwierigeres Verhältniß dem Publicum gegenüber und es war Gefahr vorhanden, daß der ärztliche Stand Deutschlands auf ein Niveau zurückgedrängt wurde, welches ungefähr dem der Practitioners Englands und Amerikas sowie der Officiers de santé Frankreichs entsprochen hätte.

Es war das nicht zu unterschätzende Verdienst einer Reihe von hervorragenden Führern des ärztlichen Standes, die Gefahr zu erkennen und den Versuch zu machen, ihr rechtzeitig noch vorzubeugen. Schon im Jahre 1848 waren auch die Aerzte Deutschlands von der revolutionären Bewegung ergriffen worden, und ein reges Vereinsleben gab der neuen Zeit Ausdruck und in den Zeiten der Reaction wurden diese Bestrebungen dann mit derselben mechanischen Gewalt zertreten, die sich auch anderswo geltend machte. Erst als in Preußen die erste neue Aera erschien und als gleichzeitig, besonders in den deutschen Mittelstaaten, gerade dadurch die Furcht immer lebendiger wurde, durch Preußen an der altgewohnten Selbstständigkeit Einbuße zu erleiden, sah man auf diese Bestrebungen besonders seitens der mittelstaatlichen Regierungen milder herab. Man fühlte, wie auf anderen Gebieten so auch hier, die Nothwendigkeit einer gewissen inneren Rechtfertigung des Particularismus, und so kam es denn, daß im Laufe der folgenden Jahre die Organisation des ärztlichen Standes in Bayern und Sachsen auf der Grundlage ärztlicher Vereine, durch die Regierungen selbst begünstigt, zu Stande kam, während erst später Württemberg und Baden sowie endlich Hessen nachgefolgt sind. In Preußen selbst blieben die Aerzte dagegen wesentlich auf die freiwillige Vereinsthätigkeit angewiesen. Zum Glück fehlte es nicht an Männern, welche einerseits die Gefahr einsahen, die dem ärztlichen Stande infolge seiner Zersplitterung und seiner anarchischen Verhältnisse drohte, andrerseits aber befähigt waren, selbstständig ein seltenes organisatorisches Talent zu erproben. Die wohlhabenderen Provinzen Preußens, Rheinland und Westfalen, schlossen sich in ärztlichen Verbänden eng aneinander, später trat Nassau

Digitized by Google

hinzu, und die Enclaven kleinerer deutschen Staaten ordneten sich in den ganzen Organismus ein. Man förderte in diesen Vereinen nicht nur die Standesinteressen, sondern auch ein reges wissenschaftliches Leben, und endlich kamen die immer dringender werdenden hygienischen Aufgaben, durch die die ärztlichen Vereine in die engste Berührung mit anderen Berufsklassen, speciell mit denen der Beamten und Techniker, gelangten. Unter solchen Umständen war schon im Jahre 1872 eine Grundlage für die Organisation des ärztlichen Standes in Deutschland vorhanden, und nur in den Ostprovinzen Preußens waren kaum erst die ersten Anfänge derselben sichtbar.

Professor Richter in Dresden, eine Natur, idealistisch angelegt wie wenige, allerdings mit der vollen Einseitigkeit einer solchen, aber auch mit einem Aufopferungsvermögen, wie es sich selten findet, hatte lange schon dem Plane Ausdruck gegeben, sämmtliche Aerzte Deutschlands, in einzelne Vereine gegliedert, zu einem gemeinsamen Bunde zu vereinigen. Bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Leipzig 1872 kam sein Plan zur Ausführung. Die ärztlichen Vereine hatten bei dieser Gelegenheit das Glück, in dem vielbewährten, langjährigen Vorsitzenden der rheinisch-westfälischen Vereine, Herrn Graf aus Elberfeld, einen ebenso energischen wie umsichtigen Führer zu erhalten und von da an hat die Sache der Vereinigung der deutschen Aerzte immer weitere Fortschritte gemacht. Alljährlich trat der Gesammtverein zusammen, immer reicher an Mitgliedern, immer mehr alle Gegenden des deutschen Reiches repräsentirend. Seinem Einfluß ist es zum Theil zuzuschreiben, daß die staatliche Organisation des ärztlichen Standes auch in den Einzelstaaten sich weiter und weiter vervollkommnete, so daß jetzt außer Mecklenburg nur noch Preußen ohne eine legale Vertretung desselben besteht. Zu den ausgesprochenen Zielen des Arztvereinsbundes gehört es jetzt daher auch, in dem größten deutschen Staate eine Organisation durchzuführen, wie sich ihrer die Mittel- und Kleinstaaten längst erfreuen.

Es ist natürlich, daß in jeder Jahresversammlung manche Fragen immer von Neuem wieder zur Discussion gelangten; so die der Standesordnungen, die sich mit der Aufgabe beschäftigen, das collegialische Verhältniß innerhalb des Standes aufrecht zu erhalten, die Mittel zu finden, unwürdige Mitglieder ausstoßen zu können und dem Staate wie dem Publicum gegenüber die Interessen des Standes zu wahren. Auch die Versammlung in Nürnberg, welche nach der Vereinigung der Naturforscher in München am 23. und 24. September tagte, erörterte diese Verhältnisse eingehend, allerdings ohne zu einem vollständigen Abschlusse zu gelangen. Jedenfalls tritt doch die Möglichkeit immer näher, auch in Preußen Einrichtungen zu erlangen, welche dahin gehen, daß der ärztliche Stand sich durch eine gewisse Disciplin selbst vor Verwilderung schützt, wozu freilich gehört, daß die Vereine rücksichtslos, wie das in England der Fall ist, gegen Alle einschreiten ohne Ansehen der Person, welche die Gesetze der Collegialität verletzen. In dieser Beziehung ist noch sehr viel zu thun und es bedarf noch viel größerer Energie, als sie bisher zu Tage gekommen ist. Eine nicht minder brennende Frage ist natürlich die einer gewissen Fürsorge für den Arzt, wenn er krank und arbeitslos geworden ist, sowie die Zukunft seine Hinterbliebenen. In der That findet sich der ärztliche Stand gerade in dieser Beziehung unter Seinesgleichen am ungünstigsten gestellt; für ihn existirt keine Pension, für die Seinigen gibt es keine staatlichen Wittwenkassen; er ist für sein Alter und für die Zukunft der Seinigen lediglich angewiesen auf die Ersparnisse der Praxis. Aus den schon erörterten Gründen werden diese aber im Allgemeinen immer sehr spärlicher Natur sein, und so ist es denn auch leicht erklärlich, daß bei dem Tode der anscheinend beschäftigtsten Aerzte nur selten eine Fürsorge durch den Ernährer der Familie hat getroffen werden können. Fast als die einzige Hülfe bleibt hier die Lebensversicherung, und es hat nicht an Bestrebungen gefehlt, die diesen Ausweg den Aerzten erleichtern und billiger machen wollen. Solche Bestrebungen sind indessen bisher stets vergeblich gewesen und mußten es sein. Die Lebensversicherung beruht, was die für sie zu bezahlende Prämie anlangt, auf ehernen Gesetzen. Die betreffenden Gesellschaften können auf eine Reihe von kleineren Nebeneinnahmen verzichten, in der Sache selbst können sie, so lange sie sich eine solide Basis bewahren wollen, nur wenig thun. Es bleibt den Aerzten, wollen sie, wie ihre Collegen in England und Amerika, die Zukunft der Ihrigen durch hohe Lebensversicherungen sicher stellen, eben nichts übrig, als ihre Einnahmen zu vermehren, und das wird ihnen nicht gelingen, wenn sie nicht durch den Einfluß des Standes selbst die absolute Concurrenz verhindern, durch welche der Ertrag ihrer Arbeit von Jahr zu Jahr mehr herabgedrückt wird. In England, Amerika und Frankreich kann der den besseren Kreisen angehörende Arzt selbstverständlich auf sein Honorar, überhaupt Unbemittelten gegenüber, Verzicht leisten, wenn er sich aber ein Mal bezahlen läßt, so ist es für ihn nicht anständig, ja er geht der Mitgliedschaft der großen, herrschenden Vereine verlustig, wenn er nicht bezüglich der Honorarforderung die untere Grenze respectirt, die der Stand für zulässig noch erachtet. Ein gegenseitiges Unterbieten, eine schrankenlose Concurrenz der Aerzte untereinander ist in jenen Ländern nicht möglich. Die Folgen sind in Deutschland nicht ausgeblieben. Natürlich werden durch die freiwillige Thätigkeit der Aerzte Kranken- und Wittwenkassen in noch höherer Zahl errichtet werden, als es bis jetzt bei uns noch der Fall ist. Die Haupthülfe kann aber nur in dem Erstarken des Standesbewußtseins gesucht werden, welches den Aerztevereinen die Macht geben wird, das Publicum zu zwingen, wenn es rechtzeitige und zuverlässige ärztliche Hülfe haben will, dieselbe auch angemessen zu honoriren.

Neben diesen rein ärztlichen Fragen beschäftigte sich die Nürnberger Versammlung selbstverständlich auch mit der öffentlichen Hygiene. Ohne die aufopfernde Mithülfe der Aerzte wäre letztere ja überhaupt, besonders in Deutschland, nicht möglich. Indessen diese Fragen und die Discussionen über sie hängen doch zu genau zusammen mit denen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, die sich sofort an den Aerzteverein anschlossen, als daß der Bericht über sie nicht hier bei Seite gelassen werden könnte.

Es mag endlich noch, um die Bedeutung des deutschen Aerztevereinsbundes kennen zu lernen, darauf hingewiesen werden, daß zu ihm jetzt 161 Vereine mit 7889 Mitgliedern gehören, von denen in Nürnberg 98 Vereine mit 5769 Mitgliedern durch 63 Delegirte vertreten waren. Immerhin eine stattliche Zahl und wenn die Bestrebungen, die hier vertreten waren, mit derselben Energie fortgeführt werden wie bisher, so können die Erfolge schließlich nicht ausbleiben.

Hocherfreulich ist es, daß endlich auch die Aerzte in den Ostprovinzen Preußens eine lebhaftere Theilnahme zeigen. Die Reform des öffentlichen Sanitätswesens in dem größten deutschen Staate ist bekanntlich längst in Angriff genommen, aber immer wieder vertagt worden; nur dem andauernden Drängen der ärztlichen Vereine wird es gelingen, sie in einen schnelleren Fluß zu bringen. Ohne daß diese Reform auch in Preußen durchgeführt wird, ist die Organisation des ärztlichen Standes in Deutschland aber noch unvollendet, und derselbe besitzt ohne sie nicht die ihm gebührende Einwirkung auf diejenigen Fragen medicinalpolizeilicher und hygienischer Natur, für die er doch in erster Stelle competent ist.

P. Boerner.

Aus der Hauptstadt.

Von der Musiksaison.

Neue Compositionen: Brahms' Symphonie, Joachims „Scene aus Demetrius".

Bei den jetzt sich mehrenden Concerten, Gastspielen u. s. w. muß ich, zur Vermeidung jeder falschen Auslegung, dem geneigten Leser meine alljährliche Erklärung in Erinnerung bringen, daß ich nur über neue

Digitized by Google

Erscheinungen, d. h. über zum ersten Male aufgeführte Compositionen oder über solche, die schon lange Zeit nicht zu Gehör gebracht worden, und über Künstler schreibe, die zum ersten Male vor das Berliner Publicum treten. Die Verpflichtung, jedem einzelnen Concerte von oft genannten Künstlern, jeder Gastrolle von bekannten Sängern eine besondere Besprechung zu widmen, kann ich nicht übernehmen. Der geneigte Leser möge daher mein Stillschweigen über dieses oder jenes Concert, oder über eine Opernaufführung nur dem oben angedeuteten Grundsatze zuschreiben, keinem anderen Beweggrunde.

Das musikalische Hauptereigniß der letzten Wochen war die im Hochschulen-Concerte vorgeführte Symphonie von Brahms. Man kann wohl sagen, daß seit der Aufführung von „Tristan und Isolde" das Publicum nicht mehr mit solcher Spannung einem Werke entgegensah, wie dieser Schöpfungs Brahms! Sie war schon in Wien und anderen Städten Süddeutschlands, dann in Leipzig und Breslau zu Gehör gekommen, bevor sie bei uns erklang; sie hatte die widersprechendsten Urtheile hervorgerufen, wie das immer der Fall ist, wenn Kunstwerke in Parteifragen gezogen werden. Und sie trat endlich im vollen Staate einer glanzvollen Aufführung, unter der Leitung des größten lebenden ausübenden Künstlers, vor das Berliner Publicum. Dem Ausspruche meines Urtheiles über dieses jedenfalls hochbedeutende Werk müssen einige Betrachtungen über die Entwickelung der Symphonie im Allgemein vorausgehen, aus ihnen soll dann die Begründung des Urtheiles geschöpft werden.

Drei Hauptmomente treten in der Entwickelung der Symphonie*) von Haydn bis auf unsere Zeit so entschieden hervor, daß sie sich von Stufe zu Stufe unwiderleglich nachweisen lassen, und daß selbst der einigermaßen gebildete Laie sie ohne Schwierigkeit zu erkennen vermag.

Erstens in Bezug auf die einzelnen Gedanken: immer breitere Anlage der Hauptthemata, immer schärfere und charakteristische Rhythmik; immer glänzendere Färbung dieser Gedanken durch die Instrumentation. Zweitens in Bezug auf die symbolische Bewegung der Tonformen: immer größere Mannichfaltigkeit in der thematischen Durchführung, in welcher bei allem Wechsel der Stimmungen, bei allen jähsten harmonischen Uebergängen doch immer der Hauptgedanke festgehalten wird; dann eine immer größere Erweiterung des langsamen Satzes, des Adagio, das zuletzt fast als Mittelpunkt des Ganzen, als wichtigster Theil hervortritt. Aus diesen beiden Momenten entwickelte sich naturgemäß das dritte: die immer genauere, festere Gliederung der Verhältnisse. Nicht allein der Bau jedes Satzes in seinen einzelnen Theilen, in noch viel höherem Grade das Verhältniß jedes einzelnen Satzes als Ganzes zu den anderen Sätzen erweist sich als von einem tiefliegenden, immer fester und entschiedener wirkenden Gesetze bestimmt.

Schon Haydns Symphonien bieten herrliche Muster der Proportionen in den einzelnen Theilen, und wenn er es mit dem Bau der Perioden noch nicht sehr genau nahm, und einmal eine Phrase von fünf, dann von vier, dann von sechs Takten aufeinander folgen läßt, so hat er dagegen in der Dauer der Andante und Menuette, in ihrer Charakteristik und ihren Verhältnissen ein nie fehlendes ästhetisches Feingefühl gezeigt. In Mozarts Symphonien erweitern sich die Formen immer mehr; auch der Periodenbau ist ein so fester, daß man in den größern Werken die in sich abgeschlossenen Perioden von vier zu vier Takten nachweisen kann. Dagegen ist die thematische Durchführung, wenn auch immer kunstreich, doch manchmal nicht so ganz unmittelbar organisch aus den Hauptmotiven hervorgehend wie bei Haydn; es kommen hie und da Durchführungen in den zweiten Theilen der ersten Sätze vor, deren Zusammenhang mit denselben kein unlöslicher ist, die ebenso gut in irgend einem anderen Satze mit anderen Hauptmotiven stehen konnten.

Beethoven vereinigt den festesten Periodenbau mit der entschiedensten organischen thematischen Durchführung. Von seiner Vierten bis zur Neunten mit eingeschlossen ist in den Durchführungen des zweiten Theils des ersten und letzten Satzes (den Chor der Neunten ausgenommen) nicht ein Takt, sage nicht einer vorhanden, der nicht direct aus einem der Hauptthemen entstanden ist, und dessen Ursprung nicht auch sofort zu erkennen wäre. Er hat diese Durchführung zu einer Höhe entwickelt, daß sie oft wie etwas ganz Selbstständiges erscheint. Oft, wenn der Hörer meinen sollte, daß nunmehr der Schluß des Satzes eintritt, ertönt mit einem Male irgend eine melodische Phrase in allen möglichen Wendungen und allen auf- und absteigenden Harmonien, man glaubt einen ganz neuen Gedanken zu hören — es ist aber nur ein Bruchstück der Hauptmelodie, das Beethoven mit seiner unermeßlichen Gestaltungskraft zu einem selbstständigen Thema erhob. Die Schlüsse des ersten Satzes der siebenten, achten und neunten Symphonie sind solche Durchführungen, die allerdings mehr Eingebungen zu nennen wären. Was er nun aus dem Adagio gemacht hat, indem er das Hauptthema öfters in Variationen wiederkehren läßt, zwischen welchen ein kleiner Mittelsatz als Bindungsglied — öfters ebenfalls variirt, wie z. B. im Adagio der Fünften — wirkt, das braucht dem nur einigermaßen musikalisch gebildeten Leser nicht erst weitläufig dargelegt zu werden. Hier will ich nur auf den wichtigen Umstand hinweisen, daß Beethoven durch diese Gestaltung seiner Adagio ihnen zu gleicher Zeit die breiteste Ausdehnung und jenen höchsten geistigen Gehalt verleihen konnte, durch welche sie in dem Wunderbau des Ganzen sich als vollkommen integrirender Theil darstellen.

Unleugbar also steht fest, daß von dem Augenblicke, als die Symphonie sich als solche entfaltete, das Gesetz der Symmetrie, des richtigen Verhältnisses zwischen den einzelnen Theilen vorgewaltet hat, dem auch die freiesten Romantiker, wie Schubert und Schumann, gehorchten; und zwar nicht als ein Gesetz der Theorie, der Gewohnheit, daß neue Theorien neue Gewohnheiten wieder umstoßen können, sondern der unbewußten Nothwendigkeit, die sich in allen Künsten geltend macht. Wie im Drama die Zeitdauer so vertheilt sein muß, daß die Scenen, in welchen das Seelische in den Vordergrund tritt, nicht zu kurz sein dürfen, wie dagegen die Expositionen sich nicht zu sehr verbreitern dürfen; wie im Bauwerke die einzelnen Theile, selbst die Nebenflügel ein gewisses Raumverhältniß darstellen müssen, wenn sie angenehme Wirkung hervorbringen sollen; wie beim Gemälde nicht ein Gegenstand störend über den andern hervorragen darf: so auch bedarf das instrumentale Kunstwerk jener inneren unberechneten, aber in der Conception liegenden Form- und Zeitverhältnisse. Und jeder Mangel einer solchen inneren Symmetrie bringt im Geist des Beschauers oder Hörers zuerst ein unerklärliches Gefühl des Ungenügenden hervor, dessen Ursprung erst später, bei genauer Prüfung, erwiesen werden kann. Diesem Gesetze der inneren Proportionen widerspricht die Brahms'sche Symphonie in einer so ganz entschiedenen Weise, daß man fast anzunehmen berechtigt wäre, der Componist habe mit Absicht gehandelt. Der erste Satz ist 24 enggestochene Partituren-Seiten lang, der letzte Satz mit der Einleitung enthält deren 57, das Andante — 8, ebenso das Allegretto, welches das Scherzo oder Menuett vertreten soll. Der Bau dieser Symphonie gleicht einem großartig angelegten Palaste: unten ein breiter Thorweg mit Säulen; das erste Stockwerk voll architektonisch verzierter großer Fenster mit einem kunstreich geformten Balcone; das oberste Stockwerk ganz großartig breit, darüber noch eine Plattform mit allem möglichen imposanten Zierrathe; zwischen dem ersten und dem obersten Stockwerk einige graziöse, sehr gut ausgeführte kleine Räume mit runden Fensterchen, mit Arabesken und Statuettchen und sonstigen kleinen Kunstwerkchen, welche an und für sich schön genannt werden müssen, die sogar allein betrachtet abgerundeter und mehr vollendet erscheinen, als die großartigen Theile, die aber zum ganzen Bauwerke nicht passen und, in ihrem Verhältnisse zu den anderen Theilen, eben jenes unbewußte Gefühl des Unsymmetrischen erwecken, das erst die genauere Prüfung deutlich erkennen läßt. In diesem Mangel an Symmetrie liegt der Hauptfehler der Grundlage, der Conception, ein Fehler, durch welchen dieses hochinteressante Werk nicht zur Wirkung eines vielleicht im Einzelnen nicht so bedeutenden, aber einheitlicher geformten gelangen wird.

Gehen wir zu der Prüfung der einzelnen Theile über. Der erste Satz beginnt mit einer Einleitung „un poco sostenuto". Die Violinen spielen in den ersten acht Takten ein theilweise chromatisch fortschreitendes klagend klingendes Thema, das durch die hohe Lage noch einschneidender wirkt, während die Flöten, Oboen, Clarinetten und Fagotte in der Gegenbewegung (im Anfange ebenfalls chromatisch) das dumpfe Wühlen noch verstärkend andeuten. Nach dem achten Takte bricht das Thema ab, und es erscheinen Pizzicatotöne der Saiteninstrumente von den oberen Blasinstrumenten mit denselben Tönen begleitet, die einen gebrochenen Accord darstellen, dem einige schnelle Harmoniewechsel folgen; nach zwölf

*) Von den Vorläufern der Symphonie, dem concerto grosso, der Suite u. s. w. kann hier nicht gesprochen werden; auch haben sie für die Frage vom Bau der Symphonie keine Bedeutung.

Digitized by Google

Takten erscheint wieder eine Andeutung auf das erste Motiv, dann kommt eine vorbereitende Cadenz-artige Solostelle des Oboe, welcher die Celli antworten, dann tritt das Hauptthema des ersten Satzes mit „Allegro" in 6/8 Takt ein. Nun ist aber dieses Hauptthema durchaus kein selbstständiges, klares und festgegliedertes Thema, sondern eine ganz kurze, vier Takte in schnellem 6/8 Takte dauernde Phrase, die sich nach vier Takten wiederholt, um dann gleich in eine andere Phrase überzuspringen; dieses ganze Thema ist mehr eine Uebergangsphrase, welche von einem Haupt- zum Mittelthema leiten konnte, aber kein Hauptthema selbst; von einem Brahms, dem Componisten des Bdur-Septettes, des (wunderbar schönen!) Trio für Horn und Clavier, des großartigen deutschen Requiems und nun gar des „Schicksalsliedes", war ganz Anderes nicht nur zu erwarten, sondern zu fordern. Die nun folgende Entwickelung bis zum zweiten Thema zeigt wieder die ganze Meisterschaft Brahms in der Behandlung des Orchesters und des musikalischen Stoffes überhaupt; unmittelbar vor Eintritt dieses zweiten Themas läßt er die beiden Motive, das der Einleitung und das oben besprochene erste harmonisch zusammen erklingen, ein Meisterstrich, der allerdings nur dem Auge des Lesers der Partitur, nicht dem Ohre des Hörers ganz klar ist, aber deswegen nichts vom Werthe verliert. Das nun eintretende Mittelthema bildet keinen befriedigenden Gegensatz zu der jähen Hast des ersten. In hohen, gar schrillen Tönen wird es von der Oboe allein gespielt, die drei auseinander folgenden Quartensprünge, die sich zweimal wiederholen, und aus denen diese zweite Melodie geformt ist, sind nicht geeignet, beruhigend zu wirken nach all' den vorhergehenden leidenschaftlichen Bewegungen. Ein einziges Moment, eine kleine zwischen Clarinette und Horn getheilte Phrase (übrigens eine sehr Mendelssohn'sche Wendung sowohl in dem Melodischen wie in der Harmonie) scheint vier Takte lang zu einem Ruhepunkte führen zu wollen, doch es braust gleich wieder los; eine sehr wirksame Figur, die sich mächtig entfaltet, bringt die erste Hälfte des ersten Satzes zum Abschlusse.

Es wird nun jedem einigermaßen musikalisch gebildeten Leser klar sein, daß dort, wo zwei Hauptthemata weder scharf gegliederte Rhythmik noch eine klare melodische Tonfolge bieten, die Durchführung dieser Themata bei aller Kunst in der Handhabung der Form doch kein künstlerisches Gebilde sein kann. Wenn in einer Rede oder in einem Gedichte immer auf gewisse vorher ausgesprochene Sätze hingedeutet wird, so mußten vor Allem diese Sätze selbst recht klar ausgesprochen und dargelegt worden sein; aber Bestimmtes durch Unbestimmtes erklären, eine Beweisführung durch Unbewiesenes ist in der Rede und im Gedichte ebenso unwirksam, als die geistreichste Durchführung unklarer Themata. (Ich verweise hier auf meine Betrachtungen über die thematischen Durchführungen Beethovens.) Der erste Satz schließt, nachdem die Wiederholung der beiden Motive stattgefunden, im düsteren verschwindenden Piano, der letzte Dur-Accord ist durchaus keine Erlösung von der zerrissenen Stimmung, welche als Grundlage des Satzes erscheint.

Der zweite Satz, das Andante, dessen Mißverhältniß zu den andern ich bereits dargelegt habe, beginnt mit einem recht melodiösen Thema, welches aber — und das darf auch der entschiedenste Brahmsianer nicht leugnen — in den ersten sechs Takten durchaus keinen originellen Charakter trägt. Lasset dieses Motiv zehn Musikern, welche es nicht kennen, mit der Frage vorspielen, von wem es wohl sein könne, und jeder wird einen Andern nennen, keiner wird auf Brahms rathen; die meisten werden finden, daß es gerade nicht in den Tönen, aber im ganzen Wesen große Aehnlichkeit mit dem Anfange des Adagio aus Beethovens Cmoll-Concert zeigt. Vom sechsten Takte entfaltet es sich breiter und geht dann über eine fast „Tristan- und Isolde"-Wendung in eine zweite kurze, in der Oboe beginnenden, in den Violinen endenden Phrase über. Dann kommen wieder neue melodische Phrasen, jede für sich sehr geistreich aber so rasch aufeinanderfolgend und in der Mitte zu so heftig leidenschaftlicher Unterbrechung führend, daß dem Hörer auch in diesem kurzen Stückchen kein Erlangen einheitlicher Stimmung, geschweige denn der nach dem ersten Satze ersehnten ruhigeren, gegönnt ist. Das erste Motiv kehrt dann wieder und endet im graziösen Tonspiele, ohne einen besonders nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen.

Der dritte Satz: „Un poco Allegretto e grazioso", Asdur, der ein eigentliches Scherzo ersetzen soll, beginnt mit einem ganz liebenswürdigen und mit meisterhafter Klangfärbung ausgeführten Thema, dem ein ebenso reizendes kleines Gegenmotiv folgt. Das Trio-artige Intermezzo in Hdur ist zwar dem vorhergehenden nicht gleichzusetzen, aber die Wiederkehr des ersten Motivs, das immer in anmuthigster Weise von kleinen Nebenfiguren umrankt erscheint, frischt gleich wieder den ersten Eindruck auf. Wäre dieses Stück nicht auch so unverhältnißmäßig kurz, daß es eben in den kolossalen Rahmen des Ganzen nicht hineinpaßt, befände es sich in der richtigen Umgebung, es würde noch ganz anders wirken! Aber man denke sich einen feinen, geistreich eleganten, anmuthigen jungen Mann, dessen Statur aber kaum die Mittelgröße erreicht, zwischen zwei bärtigen ernsthaften, breitschultrigen, sechs Fuß hohen Gesellen! Es ist ganz gleichgültig, ob diese weniger angenehm und geistreich sind, er wird neben ihnen doch immer verschwinden. So geht es dem „poco Allegretto" zwischen dem ersten und vierten Satze. Was nun dieses Finale betrifft, so beginnt es mit einer Einleitung, in welcher der ganze alte Brahms uns wieder erschien in ganzer Vollkraft seiner großartigen Phantasie und der Meisterschaft der Ausführung. Da ist eine kleine Stelle, wo die von den Bässen in pizzicato gespielte Phrase von den Violinen, die nur immer zwei Töne der untern Phrase in die Octave aufnehmen, unterbrochen wird, und im plötzlichen stürmischen accelerando endigt; das ist von ganz mächtiger Wirkung; und so geht es weiter, durch eine wild geniale Figur der Streichinstrumente bis zu einer vorbereitenden, sehr schön klingenden Hornphrase und zum Eintritte des eigentlichen Hauptthemas „Allegro con troppo". Dieses Thema ist offenbar aus dem Finale der neunten Symphonie Beethovens entstanden; die ganze Anlage und Entwickelung erinnert an die Stelle, in welcher die Bässe, dann die Violinen und endlich das ganze Orchester die Melodie vorführen, die später im Gesange „Freude schöner Götterfunken" ertönt. Brahms Thema bietet zwar in den ersten Takten keine directe tonliche Aehnlichkeit, nur in der Haltung, dagegen in den Takten 8—12 eine Violinstelle, die sowohl in der melodischen als in der harmonischen Führung so auffallend an die oben angeführte Melodie Beethovens erinnert, daß man sich billig verwundern muß, wie ein Brahms diese Stelle niederschreiben konnte. Doch dieses eine, wenn auch nicht unwichtige Bedenken gegen den Anfang des Finale muß zurücktreten vor der Kraft und Schönheit, welche der Satz im weiteren und langen Verlaufe entfaltet. Nirgends zeigt sich Ermattung fühlbar, überall waltet Schwung und Klarheit, die Steigerung hält bis zur letzten Note an und wird nirgends großartige Wirkung verfehlen.

Daß die Symphonie ein hohe Achtung gebietendes Werk ist, dürften selbst in zopfigsten Traditionen befangene Hörer nicht leugnen können; daß sie aber ein in Erfindung, Anlage, Bau und Durchführung einheitliches Werk nicht ist, dürften wohl nur die läugnen, welche jede Composition von Brahms wunderschön finden, bevor sie überhaupt noch componirt ist. Die Symphonie ist die Frucht des Erdenkens im edelsten Sinne des Wortes, nicht des Erfindens, des geistigen Dranges nach dem Höchsten, der edelsten empfindenden Phantasie, nicht aber der immer nach vorwärts dringenden unermüdeten Gestaltungskraft. Ja, wenn die edelste künstlerische Gesinnung schon ein Kunstwerk wäre, dann —! mich dünkt, sie ist sogar eine gefährliche Klippe für die Selbstbeurtheilung. Aber nochmals sei es betont, die Symphonie ist ein hochinteressantes Werk, und für deren Vorführnng in so ausgezeichnetster Weise Herrn Joachim der Dank der Musikwelt Berlins gebührt.

Neben diesem Werke brachte das Hochschulen-Concert noch eine Scene aus „Demetrius" von Schiller (Monolog der Marfa), componirt von Herrn Joachim, gesungen von Frau Joachim. Der edel fühlende Musiker, der Verehrer Schumanns und Mendelssohns klingt aus jedem Takte dieser Composition; doch vergeblich wird auch der freundlichst Gesinnte, aber von Cliquenwesen Unabhängige in dieser Scene eine Spur von eigener Erfindung, oder auch nur von origineller Combination, von geistreicher Handhabung der Form suchen; der Wahrheit gemäß muß berichtet werden, daß die Composition, welche Frau Joachim ganz wundervoll sang, enthusiastisch beklascht wurde. Die Feststellung des Urtheils kann also erst erfolgen, wenn das Werk in einer anderen Stadt, von einer anderen Sängerin und nicht im Beisein des Componisten vorgeführt wird; dann wird sich zeigen, ob der Verfasser dieses Berichtes Recht hat, oder die Enthusiasten, welche nach zweimaligem wohlverdienten Hervorrufe der Künstlerin noch dem Componisten eine besondere Ovation bereiteten.

Die Leitungen des Orchesters in der Brahms'schen Symphonie, dann in der Abencerragen-Ouverture von Cherubini, in der „Scene" von Joachim, und in dem Tripel-Concerte von Beethoven, das die Herren

Digitized by Google

Barth, Joachim und Hausmann unübertrefflich spielten, waren so ausgezeichnet, daß sie dem Leiter der Hochschule zur hohen Ehre gereichen. Herr Professor Rudorff, welcher die ersten drei Nummern dirigirte (in der Symphonie führte Joachim den Taktstock), erwies sich als ein feinfühliger Kapellmeister.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die französische Krisis, der Orient und der Tod Wrangels liefern seit dem Schluß der Kunstausstellung den Hauptstoff der Berliner Conversation. General Wrangel hat das seltene Verdienst, selbst nach seinem Verschwinden durch die Fülle von Anekdoten, die über ihn erzählt werden, die Welt in eine behagliche Stimmung zu versetzen, ganz davon abgesehen, daß man, nachdem er so lange ausgehalten, an seinen Tod gar nicht recht glauben wollte. Er hatte eigentlich niemals Feinde und entbehrte deshalb den unbestrittenen Nutzen, welchen diese Jedem, der damit behaftet ist, auf die Dauer verschaffen. Nur Varnhagen schrieb einmal in seinen Tagebüchern: Wrangel ist halb Blücher, halb Pascha! Aber der Legationsrath in partibus aus der Mauerstraße war von medisirendem Hof- und Salonsklatsch so sehr erfüllt, daß eine solche Boutade Wrangel selbst, falls er sie gelesen, gewiß nichts anhaben konnte. Hinterher hat sich gezeigt, daß es auch mit des Feldmarschalls angeblichem Geiz nicht weit her war. Er hat seinen Enkeln, wie es heißt, ein verhältnißmäßig bescheidenes Vermögen von etwas über hunderttausend Thalern hinterlassen. Die Repräsentation in Berlin ist aber theuer, wovon die fremden Botschafter, die stark auf Oekonomie bedacht sind, zu erzählen wissen. Trotzdem war Wrangel sehr gastfreundlich. Jeder auswärtige Offizier, der nach seinem Eintreffen in Berlin bei Wrangels seine Karte abgab, war einer Einladung zum Diner versichert. So möge denn auch auf ihn der Spruch, daß man von den Todten nichts Böses sagen, sondern dies für die Lebenden aufsparen solle, seine wohlverdiente Anwendung finden. Wenn er kein Linguist ersten Ranges war, so wird ein ungelöstes Problem bleiben, ob sein geringer Respect vor der correcten Muttersprache nicht einer Koketterie des launigen Alten ihren Ursprung verdankte. Jedenfalls ist ein Stück gesunden Berliner Humors mit ihm zu Grabe gegangen, und wir werden nicht sobald wieder seinesgleichen sehen. Das gute Wetter von Anfang November, das Wrangels Leichenbegängniß verschönte, hat übrigens schon wieder in mehreren Theilen Deutschlands dem altgewohnten heimischen Nebel Platz gemacht. Die Geschäftskrisis, die Confectionsbranche ausgenommen, ist unverändert, und die Aussichten für die Weihnachtszeit precär. Der Horizont ist überall dunkel und was aus dem französischen Teufelsspuk werden mag, ist ein Geheimniß der Zukunft, bei dessen Lösung Hoch und Niedrig im übrigen Europa gleichmäßig interessirt ist. Politische Propheten wollen aus dem Pariser Hexenkessel das behelmte Haupt eines Prinzen mit der bonapartischen Signatur des: Sauve qui peut! für alle ehrlichen Leute hervortauchen sehen. Die Orleans werden um so ängstlicher, als, wenn die Napoleoniden, unästhetischen Angedenkens, an's Ruder kommen, das Vermögen der Söhne Louis Philipps wieder in die Gefahr der Confiscation gerathen könnte. Herr Thiers hatte es ihnen großmüthig zurückgeben lassen, was nicht verhinderte, daß der Herzog von Aumale und seine Brüder zu dem 24. Mai 1873, der Thiers stürzte, die undankbare Hand boten. Jetzt mögen sie es im Stillen schwer bereuen, denn der verrufene diesjährige 16. Mai war nicht ihr Werk, sondern die persönliche Revanche Mac Mahons und seiner Genossen für den republikanischen Wahlsieg vom Februar des vorigen Jahres. Die Bonapartisten aber sind zur Stunde was sie stets waren, die Feinde des menschlichen Geschlechts, das heißt des öffentlichen Rechtsbewußtseins, der politischen Sittlichkeit und der internationalen Vertragstreue. Dies zu betonen ist um so mehr am Orte, als der Wochenchronik der „Gegenwart" von bonapartistischer Seite eine arge Verunglimpfung zu Theil geworden. Es war ihr passirt, das Verbrechen des bewußten Dynamit-Thomas, der in Bremen, um die Versicherungsprämie für sich und seine Kinder einzuheimsen, nahezu eine Schiffsladung von Menschen, schließlich aber sich selbst in die Luft gesprengt hatte, mit dem von der blonden Eugenie und ihren Helfershelfern angezettelten Kriege, der Tausende von Müttern ihrer Söhne beraubte, in eine allerdings sehr unehrerbietige Parallele zu stellen, wofür um nachträgliche Entschuldigung zu bitten, nicht der geringste Anlaß vorhanden ist. Dieser naheliegende Vergleich zwischen dem Thomas und Napoleon, wie er nun einmal der Feder entschlüpft war, kam vor nicht langer Zeit in einem Londoner Kreise zur Sprache, in Gegenwart einer Pariser Dame, die, um der Exkaiserin in Chiselhurst ihre Huldigung darzubringen, die Canalfahrt und die Seekrankheit nicht gescheut hatte. Die bonapartistische Pilgerin fragte leise, wer der Thomas eigentlich wäre und flüsterte einem deutschen Herrn, der die Erklärung übernommen, seufzend die Worte zu: Oh oui, Monsieur, il y a des monstres sur la terre! Damit war aber, wie eine sofort unternommene Rückfrage zeigte, nicht etwa der Urheber der Bremer Schiffsexplosion gemeint, sondern der ahnungslose Autor jener harmlosen Notiz in diesen Blättern! Das ist nun einmal das Loos der Wahrheit in unserer verwilderten Welt. Menschenleben haben in den napoleonischen Gewissen allerdings stets federleicht gewogen. Als General Charras, der über Napoleon I. in einer vortrefflichen Schrift erbarmungslos den Stab gebrochen hatte und dem Dritten des Namens ohnehin verhaßt war, 1865 in Basel starb, schrieb des Kaisers Secretair Conti, der die Aussprüche seines Herrn sorgsam in sein Tagebuch notirte, diese Zeilen nieder: Charras ist todt. C'est un grand débarras! Man hat die charakteristische Aufzeichnung neben vielen ähnlichen in den Tuilerienpapieren gefunden. Cynisch genug hatte auch Morny von dem Staatsstreich des zweiten December gesagt, es wäre ein vortheilhaftes Geschäft gewesen! Den schließlichen Bankrott hat der große Gründer allerdings nicht erlebt. Eine neue Entreprise in derselben Branche würde ohne jeden Zweifel einen ähnlichen Ausgang haben, denn darin ist jetzt alle Welt einverstanden, daß das französische Kaiserreich in zwei oder drei Jahren einen neuen Krieg für 1881 bedeuten würde. Man sollte glauben, daß Deutschland an dem ersten, den Milliardensegen einbegriffen, genug hatte und eine zweifelhafte Sehnsucht nach der Wiederholung empfinden wird.

* * *

Arthur Levysohn. Aus einer Kaiserzeit. Französische Erinnerungen eines Journalisten. Grünberg in Schl., 1878.

Während einige Berliner Gelehrte mit der Laterne des Diogenes nach dem „besten Feuilleton" suchen, tritt uns das „gute" Feuilleton in diesem Buche entgegen, mit einem liebenswürdig bescheidenen: „Sieh das Gute liegt so nah'!" Ecco lo!

Jedoch ist es das historisch-politische Feuilleton (nicht das gesellschaftlich-literarisch-artistisch-plauderhafte), was wir hier finden, d. h. die schwierigste Gattung dieses sich in dem Erdgeschoß der Zeitungen bewegenden Leitartikels. Schwierig deshalb, weil ihm das poetische oder ethische Pathos, womit der eigentliche Leitartikel so geschickt seine schlimmsten Blößen zu verdecken versteht, gänzlich versagt ist; weil ferner der Feuilletonist ausgedehnter und mannichfaltigere Kenntnisse haben muß, als der sich geschäftsmäßig an sein thema probandum haltende Leitartikulant; und endlich weil doch bei Alledem der politische Feuilletonist dem Publicum nicht allzuviel zumuthen darf; denn es will von ihm unterhalten und nicht gelangweilt sein. Aus dieser Parallele zwischen Feuilleton und Leitartikel könnte man den Schluß ziehen, daß der Feuilletonist eine undankbare Aufgabe habe. Dabei würde man aber einen großen Unterschied übersehen. Dem Leitartikulanten geht es wie dem Mimen: „Ihm flicht die Nachwelt keine Kränze"; die Fluth des Tages trägt den Leitartikel auf Nimmerwiedersehen in den großen Ocean des Vergessens; das politische Feuilleton dagegen zeigt eine stärkere Lebenskraft. Es sind allerdings nur Moment-Bilder, die es gibt; aber es sind immerhin doch Bilder, und nicht abstracte Raisonnements. Solche Bilder aber sind für die Geschichtschreibung sehr verwerthbar und verwendbar, namentlich dann, wenn sie nicht blos die Außen-Seite, sondern auch die innere Seite zeigen.

Dies zu thun, ist der große Vorzug der „Erinnerungen" des Herrn Levysohn, welcher berechtigt ist, den Namen eines „Journalisten" mit Stolz zu führen; denn er hat sich den Rang eines Meisters auf dem schwierigen Boden der drei mitteleuropäischen Haupt- und Millionenstädte — Paris, Wien und Berlin — in Ehren erworben. Einen zweiten Vorzug dieser Erinnerungen aus den Zeiten des Bas-Empire finden wir in dem klaren kritischen Blick des Verfassers. Wir

Digitized by Google

Deutschen haben soviel „Briefe aus Paris", „Pariser Zustände" u. s. w., welche die „Metropole der Civilisation" idealistisch verherrlichen, daß wir es als eine große Wohlthat empfinden, dem Berichte eines Realisten zu lauschen, welcher noch dazu in einem so hohen Grade die Gabe plastischer und anschaulicher Darstellung hat. Die journalistischen „Indiscretionen" und die „Presse des Kaiserreichs" führen uns hinter die Coulissen und zeigen uns, wie man „öffentliche Meinung macht". Die Porträts eines Clément Duvernois und Paul de Cassagnac führen uns zwei, unter sich sehr differirende Partisane des zweiten Kaiserthums vor. Die außerordentlich packenden Schilderungen der Pariser Clubs und der Pariser Wahlen bereiten uns auf die Katastrophe vor, welche in der „Commune" von 1871 gipfelt. Die literarischen Porträts des Kritikers Jules Janin; das kaiserlichen Broschürenschreibers Arthur de La Gueronnière mit seinem „style enguirlandé"; der großen Novellisten Erckmann und Chatrian, welche in ihren Kriegs- und Dorfgeschichten uns zwar die französische „Gloire" vorführen, aber auch zeigen, wie theuer man sie bezahlen muß; — das militärische Porträt des Prinzenerziehers Froissart, der bei Spichern die unglückliche Idee hatte, „sich den Marschallstab allein verdienen zu wollen" und deshalb den Beistand zurückwies, welchen ihm Bazaine angeboten, und der ihm vielleicht noch aus der Patsche geholfen hätte: — Alles das athmet eine solche realistische, gesättigte und fast pulsirende Lebenswahrheit, daß wir es fast einem Macaulay'schen Charakterbild an die Seite zu stellen vermögen.

Für die, welche den großen Krieg von 1870, die Tage des Hauptquartiers in Versailles und die darauf folgenden Zeiten der Occupation, mehr oder weniger activ miterlebt haben, besitzen die „Erinnerungen aus dem deutschen Hauptquartier" und die Gedenkblätter „aus den Tagen der Occupation", welche der Verfasser seinen Schilderungen aus der Zeit des französischen Bas-Empire beifügt, ein noch höheres Interesse, weil wir ihre Richtigkeit noch genauer controliren können, und auf Grund dieser Controle ihre Wahrheit bewundern müssen. Namentlich die bunten Bilder aus Versailles, welche uns den Herzog von Coburg und den Monsignore Ledochowski, die schweigsame Tafel des großen Generalstabes und die geräuschvollen Sitzungen der Prinzen und sonstigen Kriegsamateurs im „Hôtel des réservoirs", den „edeln Spaniolen" Don Angel de Miranda und den schwatzhaft zudringlichen Amerikaner O'Sullivan und die sonstigen „geheimen Agenten" und Self-made-Diplomaten und problematischen Existenzen, welche sich an Bismarck herandrängten und zuweilen eine scharfe Reaction des nicht allzu geduldigen Reichskanzlers hervorriefen, die Thränen Jules Favres und die polizeiliche Kühle Stiebers u. s. w. vorführen, — haben sowohl an sich, als auch namentlich für uns friedfertige Menschen, heute ein weit größeres Interesse, als die Berichte der handwerksmäßigen Kriegscorrespondenten, welche vor dem Generalstabsrocke erbleichen, wie „des Mondes Silberschein und das Flimmern der lieben Sternlein" vor der aufgehenden Sonne. In Summa: diese Erinnerungsblätter von Arthur Levysohn sind ein ebenso unterhaltendes als lehrreiches und zugleich ein höchst liebenswürdiges Buch. K. B.-W.

* * *

Entre nous. By le Marquis de Leuville. 6th thousand. London 1877, Chapman & Hall.

O England! Paradies der Dichter! Hört es, deutsche Poeten, und staunt! Trotz Beaconfields antipopulärer Politik, trotz orientalischer Frage und indischer Hungersnoth, trotz irischer home-rulers und den Bohrversuchen der Internationalen, trotz aller Schwankungen der Börse und Industrie hat England Geld, Zeit und Sinn, ein Büchlein Gedichte zu kaufen und zu lesen, so daß dieses sich rühmen kann, im Jahre seines Erscheinens in 6000 Exemplaren verbreitet zu sein! — Sage man doch, von einem Mitgliede der Aristokratie geschrieben, werde es von Aristokraten — aus esprit de corps — gekauft, um auf dem Tische vor der Chaiselongue den Besuchern zu zeigen, daß man wisse, was Mode sei; in der vorigen Woche der Gorilla im Aquarium, nächstens ein pikanter Ehescheidungsproceß, in dem der besten Freundin die Hauptrolle zugetheilt ist, dann ein Rennpferd, vielleicht eine neue Auflage von Mosby und Sankey oder vom Tichborneproceß — kurz, irgend ein Stimulus — so seien nun diese Gedichte an der Tagesordnung. Gut, nehmen wir an, es wäre so! Zeigt mir einmal im heiligen deutschen Reiche eine Aristokratie, die aus esprit de corps 6000 Bände Gedichte kauft (gar nicht von dem einen Aristokraten zu sprechen, in dessen „corps" auch „esprit" genug sein müßte, um solche Gedichte schreiben zu können) und nachdem sie gekauft wurden, sie auch liest. Die Spectralanalyse zeigt euch die Stoffe, aus denen die Weltkörper bestehen, und weiß in schlanken Linien die kleinsten Spuren nachzuweisen — solch eine Aristokratie aber im Weltkörper Deutschland findet sie doch nicht!

Der Marquis de Leuville (nicht einmal ein Engländer von Geburt) macht sich das Vergnügen, mit seines Gleichen „entre nous" (das ist der Titel seines Buches) zu plaudern. Er scheint also nicht allzu sehr für die Berührung mit der roture zu schwärmen; das mag ein Fehler sein, denn die roture ist doch bei alledem die bewegende Kraft, welche die Culturrotation herbeiführt; aber — was wollen Sie! Die Geschmacklosigkeit ist ebenso mächtig wie der Geschmack, und seitdem ich weiß, daß es Leute gibt, die Austern verabscheuen, und Courbets Bilder ästhetisch finden, tolerire ich hierin jede Verirrung. Also — lassen wir uns vom Herrn Marquis etwas entre nous vorplaudern (es ist so hübsch, denn man kommt sich selbst wie dazu gehörig vor, wie einer der Intimen in den Donnerstagszirkeln); er amüsirt uns nicht nur — nein! er interessirt für seine Personen, für die Situation, für das Erlebte, läßt die Natur in wechselnden Bildern an uns vorüberziehen, und umfängt uns mit dem Zauber einer reichen, duftigen, sich jedem Empfinden wie ein weiches, orientalisches Gewand anschmiegenden Sprache.

Er ist ein Meister der Causerie, und weiß den Haschisch so zu bereiten, daß wir im Rausche schwelgen, ohne mit wüstem Kopfe zu erwachen. Kraft und Weichheit, Sprödigkeit und Sentimentalität, Kühle und Wollusttraum, markiges Wort und üppiges Singen — man sieht gleichsam die Odalisken, die Einem den bewältigenden Trank darbieten, und hat nicht die Energie, den Becher zurückzustoßen. Es sind Perlen unter diesen Gedichten, und wenn nicht alle den Namen verdienen, so vergesse man nicht, daß auch die Fassung zum Reiz des Perlenschmuckes beiträgt.

Das Buch ist voller Poesie und Anmuth, und die Sprache, die der Dichter in hohem Maße beherrscht (ein Franzose englischer Poet!), hat ein gewisses Genre von Selbstherrlichem und eigenwillig Ursprünglichem, das anmuthet, wie die Flucht eines arabischen Renners durch die Wüste, gegenüber dem langweiligen Schulreiten im Circus der poetischen Alltäglichkeit. Es ist die Macht, die sich das Fremde nach ihrem Sinne gemodelt hat. F. A. Leo.

* * *

Musikalische Bücher schöngeistigen Inhaltes.

Ergebnisse und Erlebnisse. Fünfte Folge der Erinnerungen. Von Prof. H. Dorn. Berlin, Liebel.

Aus der Tonwelt, Essays. Von L. Ehlert. Berlin, Behr'sche Buchhandlung.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Mathilde de Castrone Marchesi. Wien, Gerold.

Bei dem jetzt vorherrschenden Interesse des Publicums für die Musik und für Alles, was auf sie Bezug hat, ist es leicht erklärlich, wenn ein alter Künstler, der seit vielen Jahren eine sehr hochgeachtete Stellung in der Musikwelt einnimmt, neben höchst anregenden Artikeln über Kunstfragen, auch manche rein persönliche Erlebnisse mittheilt, die, obwohl manches sehr Unterhaltende bietend, vielleicht weniger in directem Zusammenhange mit dem Kunstleben stehen.

Die Grenzen der Zugeständnisse an das gemischte Publicum, welches die nicht rein wissenschaftlichen Werke kauft, sind außerordentlich schwer zu bezeichnen. Ich werde mich daher begnügen, die rein künstlerischen, ausgezeichneten, belehrenden und dabei in fließendem Stile geschriebenen Artikel, die Herr Prof. Dorn in seinem Büchelchen veröffentlicht hat, hervorzuheben, und sie gewissenhaft der Aufmerksamkeit aller Musikfreunde zu empfehlen. Es sind: „Susanne und ihre Gartenarie", vortreffliche Betrachtungen über die richtige Auffassung dieses sehr oft auch zum Concertvortrage gewählten Musikstückes. „Das deutsche G", eine erschöpfende Abhandlung über die vielen, von einander ganz abweichenden Aussprachen dieses Consonanten. Dorn stellt in genauer Beschreibung sieben verschiedene Lautarte fest, und begründet dies durch die Vorführung des Monologs im „Tell", in welchem fast jedes G anders ausgesprochen werden muß als das unmittelbar vorhergehende, wie z. B. „die Ghelegenheit ist ghünstich", „als ich ohnmächtich stehend rang vor dir", „Landvocht, da als ich den Bogenstrang anzoch".

Digitized by Google

Der Artikel über Jaques Offenbach entscheidet in unwiderleglicher Weise die Frage, ob dessen „Werke" in irgend welcher Weise zu den Opern gerechnet werden dürfen oder nicht. Diese Frage dürfte vielleicht manchem Leser gar nicht der Erörterung bedürftig erscheinen, aber ein Blick auf die deutschen Stadttheater, in welchen die Opernsänger zu Aufführung dieser Werke verpflichtet sind, beweist zur Genüge, daß die Frage fast eine brennende genannt werden darf.

Ein „Provisorium" behandelt die Frage des neuen Statutes der Akademie; die hier veröffentlichten Artikel sind schon als einzelne Broschüre erschienen und in diesen Blättern gewürdigt worden, wie jetzt das ganze Büchelchen der Aufmerksamkeit der Lesewelt bestens empfohlen sei.

Ehlerts „Essays" sind eine Sammlung der verschiedenen Aufsätze, welcher dieser geist- und kenntnißreiche musikalische Schriftsteller in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, und deren Lesung mir, der sie schon aus früherer Zeit kannte, neuerdings Vergnügen und manche Anregung brachte. Ehlert meint es ernst mit der Kunst; das erkennt man überall, und man soll daher nicht zu sehr mit ihm rechten, wenn er manchmal im Suchen nach klarem, bestimmten Ausdrucke für dunkle, unbestimmte Empfindungen sich in bedenklichen Sätzen verliert. („Der Tristan ist eine Wolfsschlucht der Liebe, in der die Schauer sich etappenmäßig ablösen.") Wenn ich von solchen Ueberschwänglichkeiten hier rede, so ist es, weil Ehlert ihrer nicht bedarf, um sehr Geistvolles zu bieten, weil er berufen ist, der Welt zu zeigen, daß man Gefühl und tiefes Verständniß der Kunst in klarer Weise aussprechen kann. Wollte ich versuchen, meine Meinung in seiner Weise auszudrücken, so würde ich sagen: Die Trope ist ein nothwendiger Bestandtheil des künstlerischen Stils, sie muß nur nicht zu sehr tropisch erhitzt sein, sonst wird der Stil exotisch. Nochmals aber sei es betont, daß fast jeder der fünfzehn Artikel, welche das Buch bringt, Geistreiches und Anregendes bietet; sie den musikalischen Lesern bestens zu empfehlen, ist mir angenehme Pflicht.

Die „Erinnerungen aus meinem Leben" der Frau von Castrone Marchesi sind liebenswürdige, gemüthliche Mittheilungen einer Künstlerin, die früher als ausübende Künstlerin, seit Jahren aber als erste Gesangslehrerin am Wiener Conservatorium thätig ist, und bereits viele ausgezeichnete Künstlerinnen (wir nennen nur Etelka Gerster und Gabrielle Kraus) ausgebildet hat. In anspruchsloser Weise erzählt sie ihr Schicksal, das aus reicher und angesehener Familie sie durch mancherlei Unfälle zuerst in den schweren Kampf um das tägliche Brod, zuletzt aber doch zur hochgeachteten und künstlerisch glücklich wirksamen Stellung geführt hat. Ueber Gesang und Gesangsunterricht spricht sie manches zu beherzigende Worte. Von Etelka Gersters ersten Freuden und Leiden erzählt sie Neues und Interessantes. Und da sie im Leben mit so vielen berühmten Leuten aller Stände verkehrt hat, so wird ihre Selbstbiographie gewiß manchen Leser erfreuen. H. Ehrlich.

* * *

Ex ungue.

Entgegnung an Herrn K. Gödeke.

Geehrter Herr! Ich bin so zerknirscht von der Strafpredigt, die Sie mir in Nr. 45 d. Bl. gehalten haben, daß ich kaum zu mucksen wage. Wie konnte ich mich auch erdreisten, in meinen „Abhandlungen zu Shakespeare" über Schiller und Goethe zu sprechen, ohne vorher Ihre Approbation eingeholt zu haben, ich, der ich „kein öffentliches Zeugniß meiner Studien über Schiller und Goethe aufweisen kann" und nur, wie Sie mit nicht genug anzuerkennender Sachkenntniß sagen, „früher" Herausgeber des Jahrbuches der deutschen Shakespearegesellschaft war. Welch' ein Schillerignorant ich bin, zeigt sich besonders in meiner „seltsamen Art von Schillers Bearbeitungen französischer Stücke wie von Schiller'schen Lustspielen zu reden". Ich war freilich der Ansicht, daß in „Schillers Werken", zumal in den unter Ihrer Mitwirkung veranstalteten Ausgaben, nichts stände, das nicht wenigstens in gewissem Sinne sein genannt werden könnte. Denn wenn es seltsam sein soll, vom „Parasiten" und vom „Neffen als Onkel" als von Schiller'schen Stücken zu reden, so scheint es mir noch viel seltsamer, sie unter Schillers Werke aufzunehmen. Und sollten Sie in Ihren zahlreichen Einleitungen zu Schiller und Goethe sich nicht irgend einmal des Ausdrucks „Schillers Macbeth" oder eines ähnlichen bedient haben? Wären Sie da nicht „selbst der Sünde bloß?"

An einer anderen Stelle sind Sie ungehalten darüber, daß ich „keinen Anstand nehme" meinen Lesern mitzutheilen, daß Paul Lindau in der „Gegenwart" uns — ich meine nicht Sie und mich, bei Leibe nicht! sondern uns Shakespearomanen — einmal Shakespearenarren genannt habe. Verzeihen Sie, wenn ich in aller Bescheidenheit zu widersprechen wage; das habe ich nicht gesagt und konnte es nicht sagen, weil es nicht der Wahrheit entsprechen würde. Meine Worte lauten (S. 392): „deshalb vorzüglich werden wir mit dem Titel Shakespearomanen und neuerdings (in Lindaus „Gegenwart") Shakespearenarren beehrt". Sehen Sie, es ist mit dem Citiren eine eigene Sache; jedem kann dabei einmal etwas Menschliches begegnen. Hätten Sie also lieber erst vor Ihrer eigenen Thür gefegt, ehe Sie mich wegen eines angeblich unrichtigen oder, wie Sie es darzustellen belieben, unsinnigen Citates an den Pranger zu stellen versuchten. Ich habe nämlich gelegentlich von Schillers Vergleichung der sieben Kurfürsten mit den Sternen, die sich um die Sonne stellen, gesprochen, wohlgemerkt ohne dabei Schiller im mindesten zu nahe zu treten. Unter diesen Sternen habe ich die allgemein bekannten sieben großen Planeten verstanden, welche in Wallenstein's Tod (I, 7) als „die sieben Herrscher des Geschicks" bezeichnet werden und die erst kurz vor der Abfassung der in Rede stehenden Ballade um die beiden ersten Asteroiden vermehrt worden waren. Welche Unbesonnenheit! Wie dankbar bin ich Ihnen, daß ich nun von Ihnen eines Bessern belehrt worden bin — Better late than never! Das ist ja Ihr Fach und Sie haben „öffentliche Zeugnisse Ihrer Studien über Schiller und Goethe aufzuweisen!" Wer darf Ihnen also zu widersprechen wagen, wenn Sie sagen, daß sich die sieben Kurfürsten keineswegs um den Kaiser stellten wie die sieben Planeten um die Sonne, „denn Schiller weiß gar nichts von Planeten". Ich will's nur gestehen, als ich diese Worte las hatte ich eine pharisäische Freude, daß nicht ich es war, der so von Schiller sprach. „Schiller weiß gar nichts von Planeten!" Der arme Schiller! Aber Sie haben Recht; Sie nehmen sofort das Original zur Hand und da steht:

> Und alle die Wähler, die Sieben,
> Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
> Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
> Die Würde des Amtes zu üben.

Da haben wir's: der Sterne Chor — der gesperrte Druck rührt von Ihnen her, nicht von mir — und kein Wort von Planeten. Neugierig bin ich aber doch, welche Sterne Schiller wohl gemeint haben mag. Außer den Planeten gibt es noch Fixsterne, Trabanten und Kometen. Fixsterne können sich nicht um die Sonne stellen, sie sind ja selbst Sonnen, und an die gemuthmaßte Centralsonne hat Schiller sicherlich nicht gedacht. Trabanten nennt man ausschließlich diejenigen Himmelskörper, welche sich um Planeten bewegen, folglich kann Schiller auch sie nicht gemeint haben. Bleiben nur noch die Kometen, die sich allerdings um die Sonne bewegen. Also die sieben Kurfürsten um den Kaiser gleichen Ihnen zufolge sieben Kometen, die sich um die Sonne stellen. Das ist gewiß ein Novum in der Schillerliteratur, das mit einem besondern Lorbeer belohnt zu werden verdient. „Ein bedenklicher Fall für einen Schillerphilologen, auf seinem eigensten Boden so zu straucheln!" Das sind mutatis mutandis Ihre gegen mich gebrauchten Worte, wie auch die Ueberschrift „Ex ungue" von Ihnen herrührt. Würden Sie nicht am besten thun, diese Ueberschrift über Ihre eigene Thür zu setzen? Sollte Ihnen das noch nicht deutlich genug gesprochen sein — Sie zeigen sich ja bei der Beurtheilung meines Stils als ein Freund möglichst hausbackener Deutlichkeit — so kann ich auch mit einem andern lateinischen Sprüchlein aufwarten:

Tecum habita, et noris quam sit tibi curta supellex.

Halle, 14. Nov. 1877. K. Elze.

Bibliographie.

Heros von Borcke, zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Conföderirten. Aus dem Englischen v. Kaechler. 2 Bde. 8. Mit 1 Porträt und 1 Karte. X u. 500 S. Berlin 1877, E. S. Mittler u. Sohn 9. —

Briefe aus Paris von einem Verstorbenen. Herausgegeben von C. S. 8. 280 S. Zürich 1878, C. Schmidt. 5. —

Digitized by Google

Inserate.

Pierer's Conversations-Lexikon.

Sechste, durchweg umgearb. Auflage, nach Text u. Bild vorzüglich ausgestattet, von der Presse und von hervorragenden Männern der Wissenschaft als das beste, zuverlässigste und billigste Werk dieser Art anerkannt, verdient als unerschöpfliche Quelle gediegener Unterhaltung und zuverlässiger Belehrung Jedem empfohlen zu werden, dem es darum zu thun ist, auf der Höhe der wissenschaftlichen, politischen u. gesellschaftlichen Bildung zu stehen. Es giebt in allen Fällen auf allen Gebieten u. über alle Verhältnisse präcise u. sichere Auskunft mit solcher Vollständigkeit, daß es eine ganze Bibliothek ersetzt. Vollst. i. 18 Bde. (à 5 M., eleg. u. dauerh. gebd. à 7 M.) Erschienen bis jetzt 11 Bände (A—Lainz).

Redacteurgesuch.

Für eine kleine, sechsmal wöchentlich erscheinende liberale Provinzialzeitung wird für 1. Januar ein gewandter Redacteur gesucht. Offerten sub J. A. 7234. befördert Rudolf Mosse, Berlin SW.

Der vor wenigen Tagen in Paris erschienene Roman von

Alphonse Daudet

„Le Nabab"

ist soeben bei mir eingetroffen.

Preis 3 M. 50 Pf.

Gegen Einsendung des Betrages expedire ich auch nach ausserhalb, ohne Berechnung des Porto.

Leo Liepmannssohn,
Berlin,
W., 52. Markgrafenstrasse.

Elegantes Festgeschenk für Damen!
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Sternenlicht und Wetterleuchten.
Novelle von **Hugo Söderström.**
Mit Titelbild. In elegantestem Reliefeinband mit Goldschnitt 4 M.
Verlag von Fr. Weiß's Nachfg. **Grünberg.**

Bei Otto Meissner i. Hamburg ist erschienen:
OSIRIS.
Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
3 Bände. 31 M. 60 S.
In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.
Liederfrühling.
Sammlung (60) der schönsten Lieder und Gesänge
für
eine Stimme mit Begleitung des Pianoforte.
gr. 8. Roth cartonnirt. Pr. 7 M. 50 Pf. n.
Enthaltend Lieder von *Beethoven, Brahms, Franz Grimm, Hauptmann, Haydn, Holstein, Kirchner, Marschner, Meinardus, Mendelssohn, Mozart, Rietz, Rüfer, Schubert, Schumann, Spohr, Taubert, Weber, Zenger.*

Deutscher Liederkranz.
50 der schönsten Lieder und Gesänge
für Sopran, Alt, Tenor und Bass.
Partitur 4 Mark n. Stimmen Band 1—4. 7 Mark n.
Roth cartonnirt 8°.
Enthaltend Lieder von *J. Dürrner, C. Ecker, M. Hauptmann, J. Herbeck, A. Kleffel, C. Löwe, J. Maier, R. Ramann, C. Reinecke, E. F. Richter, W. Taubert, G. Vierling.*

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Louise von François,
Die Stufenjahre eines Glücklichen.
2 Bände. 8. geh. Pr. 9 M.
Die Verfasserin, welche mit fester Hand und feiner Empfindung zu schildern weiß, hat sich durch ihren ersten Roman „Die letzte Reckenburgerin" eine der ersten Stufen unter den Dichtern unseres Volkes erworben. Gustav Freytag nannte dieses Werk „einen der besten deutschen Romane", die Verfasserin selbst „eine Dichterin von Gottes Gnaden". Der Roman „Die Stufenjahre eines Glücklichen" theilt die Vorzüge des ersten Romans. In einfacher kräftiger, durchweg individuell gefärbter Sprache werden die Schicksale des Helden geschildert, ein sympathisches Leben voll reichen Inhalts.

Verlag von E. Frommann in Jena.
Böhtlingk, Arth., Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendémiaire. 1877. Preis 5 M.
Frommann, Ed., Aufsätze zur Gesch. des Buchhandels im 16. Jahrh. Heft 1: Frankreich. 1876. Preis 2 M. 40 S.
Schmidt, Erich, Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. 1875. Preis 6 M.
—— H. L. Wagner, der Jugendfreund Goethe's. 1875. Preis 2 M. 40 S.
Der **Weinschwelg,** mittelhochdeutsch u. neuhochdeutsch herausg. von K. J. Schröer. 1876. Preis 1 M.
Zurborg, über den altdeutschen Minnesang. Vortrag in der Liter. Gesellschaft zu Zerbst. 1875. Preis 75 S.

Das Herrenrecht.
Novelle von **D. Spitzer**
(Verfasser der Wiener Spaziergänge), erschien bereits in
fünfter Auflage.
Preis 2 Mark.
Es wurden viertausend Exemplare in vierzehn Tagen verkauft.
Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

Billige Oelgemälde
namhafter Künstler. (Originale.)
Landschaften, Jagd- und Thierstücke. Grösse 54 : 71 Ctmtr. Auf Blendrahmen nur 30 M.
Zusendung franco. Verzeichniss gratis.
Demmin. **A. Frantz.**

Illustrirte Beschreibung
über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.
Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

Catalog XIV
des
antiquarischen Bücherlagers,
enthaltend 50,000 Bände, Werke aus allen Wissenschaften, liefert gegen Einsendung von 30 Pf. in Briefmarken, franco
L. M. Glogau Sohn in Hamburg.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Alphons Dürr in Leipzig und der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Detmold.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 1. December 1877. XII. Band.

AP
30
.G295
v.14
no.48

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Eintheilung der Universitäten in Facultäten. Von Bluntschli. — Literatur und Kunst: Ein Roman aus Oestreich. („Das Haus Fragstein" von Friedrich Uhl.) Besprochen von Ferdinand von Saar. — Neue lyrische Dichtungen. Besprochen von Paul Lindau. (Schluß.) — Die Naturwissenschaft als Grundlage einer freisinnigen Erziehung. Von Otto Zacharias. — Aus der Hauptstadt: Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Architektonischer Theil. Von G. von Stralendorff. (Schluß.) — Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die Eintheilung der Universitäten in Facultäten.

Von Bluntschli.

Der starke Einfluß, welchen die deutschen Universitäten von jeher auf das politische Leben der Nation geübt haben, ist durch die neuere Entwicklung der Landesverfassungen und die Gründung des deutschen Reiches, welche allen Kreisen der Bevölkerung, auch den nichtstudirten, einen Antheil an der Selbstregierung eröffnet haben, nicht wesentlich vermindert worden. Auch unter den Abgeordneten der Kammern und unter den Mitgliedern des Reichstages gehören nicht blos viele Mitglieder sondern die meisten Führer der Klasse der wissenschaftlich Gebildeten an und haben ihre Studien auf den Universitäten gemacht. Die gesammte höhere Staatsbeamtung ist ebenso auf den Universitäten vorgebildet worden.

Was in England die aristokratische Gentry für den Staat bedeutet, das bedeuten in Deutschland die Studirten für das Reich und die Länder. Die englische Gentry zeichnet sich aus durch Reichthum, vornehme Bildung, Familientraditionen, Uebung in politischer Thätigkeit, Opferwilligkeit. Sie verwaltet die öffentlichen Geschäfte großentheils ohne Besoldung zu empfangen auf eigene Kosten. Die deutschen Studirten dagegen stammen aus den verschiedensten Volksklassen. Die große Mehrzahl aber gehört dem gebildeten, nicht gerade reichen, jedoch wohlhabendern Bürgerthum an. Auf der Universität sind aber auch diese Bürgersöhne mit den Söhnen aus aristokratischen und aus niederbürgerlichen oder bäuerlichen Familien kameradschaftlich verbunden. Das gemeinsame Studium, der Adel des wissenschaftlichen Berufs, die studentische Sitte, die akademische Freiheit heben die Studenten von den andern Klassen ab und geben ihnen einen eigenartigen Charakter und Ausdruck. Sie fühlen sich sämmtlich als Studenten einander gleich und vor andern jungen Leuten durch höhere Bildung und durch ein ideales Streben ausgezeichnet.

Es ist nicht gleichgültig, daß fast alle unsere Staatsbeamten und daß die hervorragendsten Parteiführer in ihrer glücklichen Jugendzeit Studenten gewesen sind und als Studenten mit ihren Altersgenossen auf dem Fuße der Gleichberechtigung und der Kameradschaft verkehrt haben. Der junge Mann erwirbt auf der Universität nicht blos mancherlei Kenntnisse, sondern eine eigenthümliche Bildung, die auf das ganze folgende Leben nachwirkt.

Wenngleich unsere deutschen Universitätsstudirten nicht wie die englische Gentry auf eigene Kosten als Freiwillige die Staatsverwaltung übernehmen können, sondern der Soldämter bedürfen, so können sie doch den Vergleich mit der englischen Gentry wohl aushalten. Sie sind nicht so reich, aber sie sind durchweg gründlicher geschult; ihre Arbeitskraft ist strenger geübt. Die deutsche Beamtung ist im Großen und Ganzen fähiger und fleißiger als die englische. Auch ihr Ehrgefühl ist neben dem Pflichtgefühl nicht weniger lebendig.

Schon um dieser Bedeutung der Universitäten für den Staat willen, und ganz abgesehen von der geradezu entscheidenden Bedeutung der Universitäten für den Fortschritt der Wissenschaft, ist die Sorge für die Universitäten eine der wichtigsten Staatssorgen, und nehmen die Einrichtungen der Universitäten auch die Aufmerksamkeit der Staatsbehörden in hohem Grade in Anspruch.

Man kann nicht behaupten, daß die Einrichtungen der Universitäten von der großartigen Neugestaltung des deutschen Staatslebens ergriffen und in entsprechender Weise fortgebildet worden seien. Die Reformen sind an den Universitäten viel schwieriger als in der staatlichen Gesetzgebung. Wenngleich der wissenschaftliche Geist der Universitäten wesentlich liberal ist, weil er der Erforschung und Beleuchtung der Wahrheit gewidmet ist, so pflegen die Universitäten doch mit zäher Ausdauer an den hergebrachten Einrichtungen festzuhalten und die überlieferten Gewohnheiten eifrig zu bewahren.

Zu den altüberlieferten Einrichtungen, die nicht mehr recht zu den Zuständen und Bedürfnissen unserer Zeit passen, gehört auch die Eintheilung in vier Facultäten.

Bekanntlich sind die deutschen Universitäten im Mittelalter nach dem Muster der älteren Pariser Universität eingerichtet worden. Wie in Paris so wurden schon auf den ältesten deutschen Universitäten: Prag 1347, Wien 1365, Heidelberg 1386, Cöln 1588, Leipzig 1409 die vier Facultäten unterschieden, die heute noch bestehen.

Neben wissenschaftlichen Gründen haben praktische Interessen diese Eintheilung veranlaßt. Die Universitäten hatten vornehmlich die Bestimmung, im Interesse der Kirche Priester, für den Staat Juristen, für die Kranken Aerzte wissenschaftlich heranzubilden. Deshalb wurden die drei obern Facultäten, die theologische, juristische und medicinische gegründet. Alle drei Facultäten hatten daher die Berufsbildung zur Aufgabe. Die Wissenschaften, welche sie lehrten, hatten eine praktische Richtung. Sie waren angewandte Fachwissenschaften.

Die vierte Facultät dagegen, der Artisten, wie sie anfänglich genannt wurde, oder die philosophische Facultät, wie sie später hieß, hatte einen andern Charakter. Sie war den allgemeinen Studien gewidmet, und sollte die Schüler von Anfang an aufnehmen und für das spätere Fachstudium

Digitized by Google

in einer der Berufsfacultäten vorbereiten. Schon in der Artistenfacultät waren Physik und Metaphysik, Logik und Mathematik mit einander verbunden. An diese Facultät wurde auch der Unterricht in den alten Sprachen angelehnt.

Als die ersten deutschen Universitäten gestiftet wurden, war noch in allen geistigen Beziehungen die Autorität der Kirche allmächtig. Nur unter dem Schutz und der geistigen Vormundschaft der Kirche konnten die Universitäten ihre wissenschaftliche Arbeit vollbringen. Zwar wurden dieselben von weltlichen Fürsten mit weltlichen Mitteln und auch zu weltlichen Zwecken gestiftet und mit staatlichen Rechten und Privilegien ausgestattet. Aber die Päpste gaben die Vollmacht zu der Stiftung und die Hierarchie überwachte die Lehre.

Anfangs waren noch die meisten Professoren Cleriker, nur wenige gelehrte Laien erhielten ein Lehramt. Durchweg lebten die Universitätsprofessoren ohne Familie, im Cölibat. In Heidelberg wurde im Jahre 1482 ein verheiratheter Laie, nicht ohne anfänglichen Widerspruch der medicinischen Facultät, zum Professor der Medicin ernannt; und als im Jahre 1551 zum ersten Mal ein verheiratheter Professor zum Rector der Universität Heidelberg gemacht ward, betrachtete die Minderheit diese Wahl trotz der päpstlichen Erlaubniß wie eine unleidliche Neuerung.

Die clerikale Gestalt und Richtung der alten Universitäten wurde hauptsächlich durch die Kämpfe zuerst der Humanisten zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts geistig erschüttert und dann durch die Kirchenreformation des sechszehnten Jahrhunderts vollends gebrochen. Die Humanisten machten die gelehrte Welt wieder mit der antiken Literatur der Griechen und Römer bekannt. Die Ideen der antiken Philosophie und der antiken Staaten- und Rechtsbildung wirkten erhellend und befreiend auf die Geister. Die kirchliche Reform bestritt mit Erfolg die Herrschaft der römischen Hierarchie. Wie allmählich ein selbstbewußter weltlicher Staat entstand, so gewann die weltlich gewordene, der clerikalen Vormundschaft entwachsene Wissenschaft nach und nach Freiheit der Bewegung und es beginnt die Periode der großen wissenschaftlichen Entdeckungen und Fortschritte. Die Universitäten wurden nun zu reinen Staatsanstalten umgebildet.

Nicht überall erfolgte diese Fortbildung gleichzeitig und gleichmäßig, rascher und entschiedener in den protestantischen, langsamer und weniger vollständig in den katholischen Ländern. Zuweilen gab es auch Rückfälle in die früheren Jahrhunderte. So wurden z. B. in Heidelberg zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Jesuiten und mit ihnen die alte clerikale und scholastische Methode des Unterrichts wieder herrschend, nachdem die Universität schon im sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte die Freiheit und den Werth der weltlichen Wissenschaft kennen gelernt hatte.

Aber auch auf anderen protestantischen Universitäten kam oft ein enger und unduldsamer Geist kirchlicher Orthodoxie auf und wirkte hemmend und lähmend auf die wissenschaftliche Forschung und Lehre. Insbesondere drückte, wie z. B. in Leipzig, die lutherische Orthodoxie schwer auf die wissenschaftliche Arbeit.

Vollständig von der kirchlichen Aufsicht und Bevormundung sind die deutschen Universitäten erst in unserem Jahrhundert befreit worden, erst in Folge der Gründung des modernen Staats und der Ablösung des Rechts von confessioneller Gebundenheit.

Erst unserer Zeit aber gehören die Versuche an, auch die alte Eintheilung in vier Facultäten zeitgemäß zu verbessern.

Einen merkwürdigen Versuch unternahm der Kurfürst, später Großherzog Karl Friedrich von Baden, durch sein Organisationsedict vom 13. Mai 1803, durch welches er die Universität Heidelberg neu gründete. Er schon war davon überzeugt, daß die alte Eintheilung nicht mehr zu den neuen Verhältnissen passe. Statt der alten vier Facultäten richtete er fünf Sectionen ein. Die Facultäten sollten nur noch als gelehrte Körperschaften für die Ertheilung der akademischen Grade, der Lehrerlaubniß und von Gutachten fortdauern, für die Organisation der Universität keine Bedeutung mehr haben. Auf den Sectionen dagegen beruht die Repräsentation im Senat und die Unterscheidung der Wissenschaften und Studien. Er nannte die Sectionen 1) die kirchliche, 2) die staatsrechtliche, die freilich neben den staatsrechtlichen auch die privatrechtlichen und strafrechtlichen Disciplinen mitbegriff, 3) die ärztliche, 4) die staatswirthschaftliche, 5) die allgemeine, welche die schönen Wissenschaften, die speculative Geisteswissenschaft, die Mathematik und Naturlehre zusammenfaßte.

Die Unterscheidung der Sectionen und Facultäten erhielt sich aber nur wenige Jahre. Dann gingen die neuen Sectionen, die ohnehin den alten Facultäten sehr ähnlich waren, wieder in diese über. Die theologische Facultät, die als kirchliche Section paritätisch gewesen war, wurde nun blos protestantisch, nachdem die katholische Theologie in Freiburg concentrirt worden. Die juristische Facultät zog aus der theologischen das Kirchenrecht und aus der philosophischen das Naturrecht und Völkerrecht an sich und die staatswirthschaftliche Facultät wurde als Unterabtheilung der philosophischen Facultät eingefügt.

In zwei Hauptbeziehungen aber haben sich während unseres Jahrhunderts die Verhältnisse so sehr verändert, daß ein Einfluß dieser Veränderungen auf die Einrichtung der Facultäten nicht ausbleiben konnte. Die eine Aenderung bezieht sich auf die Staatswissenschaften, die andere auf die Naturwissenschaften.

Die Studien der Staatswissenschaften haben theils durch die allmählich durchgeführte Trennung der Verwaltungs- und der Justizämter, theils durch die Einführung des modernen Repräsentativstaats mit Theilnahme der Bürger an der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten überhaupt eine andere und eine erhöhte Bedeutung erlangt. War früher die juristische Bildung im engeren Sinne, in welcher das Privatrecht die Hauptrolle spielte, für alle höheren Staatsämter in gleicher Weise nöthig, so mußte es nun klar werden, daß eine bloße Abzweigung der Kameralisten von den Juristen nicht mehr genüge, und daß zwar die logische Schulung, welche insbesondere der Unterricht in dem römischen Civilrecht gewährt, für die geistige Bildung aller Staatsbeamten sehr förderlich sei, daß aber für die Verwaltungsbeamten die Kenntniß des öffentlichen Rechts in allen seinen Zweigen und den politischen beziehungsweise ökonomischen Lehren eine Hauptbedingung wissenschaftlicher Vorbildung, eine detaillirte Kenntniß aller civilistischen Rechtssätze und Streitfragen aber nicht ebenso nöthig sei. Es konnte ferner nicht übersehen werden, daß der Unterricht in den Staatswissenschaften nicht blos für die öffentlichen Aemter, sondern ebenso für alle Die geradezu unentbehrlich geworden sei, welche sich ohne Staatsanstellung dem öffentlichen Leben widmen.

Die Einrichtung von besondern staatswirthschaftlichen Facultäten, wie sie in Heidelberg von 1803 bis 1822 bestanden hat, und heute noch auf den süddeutschen Universitäten München, Tübingen und Würzburg fortbesteht, war für diesen Zweck offenbar ungenügend und hat sich nirgends bewährt. Die Losreißung der ökonomischen Wissenschaften (Nationalökonomie, Finanzwissenschaft u. s. w.) von den Staatswissenschaften im eigentlichen Sinn (allgemeine Staatslehre, allgemeines Staatsrecht, Politik) ist unnatürlich und unzweckmäßig und beachtet weder die innere Natur und den Zusammenhang dieser Wissenschaften, noch die Anwendung derselben in den spätern Beamten- und Berufsklassen.

Besser wurde das moderne Bedürfniß dadurch berücksichtigt, daß auf einer Anzahl deutscher Universitäten, freilich meist auf den außerhalb des deutschen Reiches gelegenen österreichischen und schweizerischen Universitäten, dann aber auch auf der 1870 neu gegründeten kaiserlichen Universität Straßburg, die ältere juristische Facultät in eine rechts- und staatswissenschaftliche Facultät erweitert und umgebildet wurde. Mit den eigentlich juristischen Disciplinen, zu denen Staatsrecht, Völkerrecht und Verwaltungsrecht schon früher

Digitized by Google

gehörten, wurden so auch die Staats- und Volkswirthschaft, die Polizeiwissenschaft, die Verwaltungslehre und die Politik verbunden, d. h. die Wissenschaften, welche früher zuweilen eine besondere staatswirthschaftliche Facultät gebildet hatten. Die Verbindung dieser politischen Wissenschaften mit der Rechtswissenschaft erweist sich für beide Gruppen sehr zweckmäßig. Die eigentliche Jurisprudenz läuft immer Gefahr, sich in einen starren und engen Formalismus zu verstricken und dadurch für das mannichfaltig gestaltete und beständig sich wandelnde Leben der Nation unbrauchbar zu werden. Die Verbindung mit den politischen Wissenschaften bewahrt die Juristen vor jener verderblichen Einseitigkeit und Enge. Auf der andern Seite aber gewinnen hinwieder die politischen Wissenschaften durch ihre Verbindung mit den Rechtswissenschaften an Festigkeit, Sicherheit, logischer Strenge und Schärfe, an Klarheit des Ausdrucks.

Die zweite bedeutende Aenderung ist das großartige Wachsthum der Naturwissenschaften in unserm Jahrhundert. Dasselbe hat eine sehr erhebliche Vermehrung der naturwissenschaftlichen Lehrstühle in der philosophischen Facultät und die Gründung und Erweiterung der öffentlichen Anstalten zur Folge, welche mit diesen Lehrstühlen verbunden wurden.

Die philosophischen Facultäten, welche früher an Zahl der Professoren den einzelnen andern Facultäten ziemlich gleich waren, sind daher in demselben Verhältniß gewachsen und pflegen heute alle andern Facultäten weit in der Mitgliederzahl zu überragen, ja sogar für sich allein allen andern Facultäten zusammen genommen das Gleichgewicht zu halten. Der alte auf annähernde Gleichheit der Facultäten gegründete Organismus der Universitäten ist dadurch aus den Fugen gerathen. Es entstehen aus diesem Mißverhältniß mancherlei Unzuträglichkeiten und Mißstimmungen.

Am meisten leiden die philosophischen Facultäten selbst darunter. In dem zahlreichen Körper vermehren sich die Geschäfte beständig und für die einzelnen Mitglieder, welche in vielen Fällen weder ein wissenschaftliches noch ein praktisches Interesse daran haben, in sehr lästiger Weise. Die Berathungen werden leicht schleppend und schwerfällig. Man kann überdem das Bedenken nicht abwehren, daß bei der Verschiedenheit der Naturwissenschaften und den sogenannten Geisteswissenschaften nicht selten die Vertreter der einen über Interessen und Aufgaben der anderen zu urtheilen genöthigt werden, die ihnen völlig fremd sind.

Ursprünglich hatte die philosophische Facultät fast nur eine vorbereitende Bedeutung für die Berufsfacultäten. Heute hat sich auch das geändert. Es gehen heute aus der philosophischen Facultät ganze Berufsklassen hervor, ohne in eine andere Berufsfacultät überzutreten, wie insbesondere die Gymnasiallehrer einerseits und viele Techniker, z. B. Chemiker, andrerseits. Die Rücksicht auf diese Berufsarten ist freilich nur eine secundäre. Der Grundcharakter der philosophischen und der naturwissenschaftlichen Studien bleibt vorzugsweise den allgemeinen und nicht den angewandten Wissenschaften zugewendet. Aber in einigen Beziehungen muß doch auch jene Rücksicht beachtet werden.

Um dieser und ähnlicher Wahrnehmungen willen ist auf mehreren deutschen Universitäten die alte philosophische Facultät entweder in zwei für die Berathung getrennte Unterabtheilungen zerlegt oder noch entschiedener in zwei Facultäten getheilt worden, deren eine die humanistischen oder Geisteswissenschaften (speculative Philosophie, Geschichte, Sprachwissenschaft) unter dem Namen der philosophischen oder philosophisch-historischen Facultät und deren andere die Naturwissenschaften zusammenfaßt. Die erstere Methode ist an den schweizerischen Universitäten durchgeführt worden, die letztere in Tübingen und Straßburg.

Wenngleich die vom Mittelalter her überlieferte Eintheilung in vier Facultäten heute noch die auf den deutschen Universitäten herrschende ist, so ist doch vorauszusehen, daß die rationellere und dem heutigen Stande der Wissenschaft wie den praktischen Bedürfnissen besser entsprechende Eintheilung der jüngsten Universität Straßburg in fünf Facultäten: 1) die theologische, 2) die rechts- und staatswissenschaftliche, 3) die medicinische, 4) die philosophische und 5) die mathematisch-naturwissenschaftliche, nach und nach auch auf den andern deutschen Universitäten Eingang finden wird.

Literatur und Kunst.

Ein Roman aus Oestreich.*)

Seit es Alfred Meißner unternommen, in seinem Roman „Schwarz-Gelb" östreichische Zustände und Verhältnisse während der sogenannten Reactionsperiode zu schildern, hat sich, soviel mir bekannt ist, kein Autor von Bedeutung eine ähnliche Aufgabe gestellt. Leo Wolframs (Prandtners) „Dissolving views", welche um die Mitte der sechziger Jahre erschienen und damals ein gewisses Aufsehen erregten, trugen trotz des Talentes, das sich darin kundgab, doch zu sehr den Charakter eines Pamphlets, als daß diese „Romanfragmente", wie sie, wenn ich nicht irre, der Verfasser nannte, künstlerischen Werth und tiefere Geltung hätten beanspruchen können. So blieb denn, bis in unsere Tage hinein, Friedrich Uhl ein Griff in das volle Leben der Gegenwart vorbehalten. Und er hat diesen Griff mit erstaunlicher Sicherheit und nahezu vollendeter Meisterschaft gethan. Da es ihm vor Allem darauf ankam, Menschen und nicht blos „Geister" zu schildern, so hat er eine Frage des Besitzes, um welchen sich heutzutage mehr als jemals die öffentlichen Ereignisse sowohl, als auch die Schicksale der Einzelnen drehen, zum Vorwurf genommen und seinen Roman „das Haus Fragstein" auf volkswirthschaftlicher Basis aufgebaut.

Der finanzielle Niedergang eines der ältesten und hervorragendsten östreichischen Adelsgeschlechter, welches sich hinter jenen Namen verbirgt, bildet das leitende Motiv. Um die Vertreter dieses Geschlechtes gruppiren sich Repräsentanten der Geldmacht und jener Sorte von modernen Glücksrittern, die an der Börse speculiren und heute Millionäre, morgen Bettler sind. Dazwischen Gestalten aus der Geschäftswelt, aus dem Wiener Kleinleben und endlich der eigentliche Held des Romanes, der Bankbeamte Friedberg. Dieser, ein natürlicher Abkömmling des gräflichen Hauses, unternimmt es, seinem Großvater, der als galanter Cavalier aus der Congreßzeit von der Existenz des Enkels keine Ahnung hat, den Besitz der Vorfahren und den Glanz des Namens zu retten. Er wird hierzu nicht blos durch den allmählich hervorbrechenden Zug des Herzens gedrängt, vielmehr ist es sein empörtes Rechtsgefühl, was ihn bestimmt, den gewissenlosen Umtrieben niedrig denkender Geldmenschen entgegen zu treten, welche auf den gänzlichen Ruin der Familie hinarbeiten und ihre Absichten mit sophistischer Moral nationalökonomisch zu rechtfertigen suchen. Nachdem ihm sein Werk gelungen ist, wobei er mehr als einmal in die Lage geräth, das Geheimniß seiner Abkunft wider Willen preiszugeben, zieht er sich, nur von dem rechtmäßigen Enkel des alten Grafen instinctiv erkannt, wieder ganz in seinen schlichten Beruf zurück und heirathet ein junges Bürgermädchen, das sich aus der ungesunden Atmosphäre des elterlichen Hauses unter schweren Kämpfen zu ihm emporgerrungen. Dies die Grundzüge der Handlung, welche bei aller Knappheit der Composition in großartigem Stile angelegt ist. Reich an interessanten Verwickelungen und erschütternden, dramatisch bewegten Scenen, erscheint sie äußerlich und innerlich so lebendig durchgeführt, daß man das Buch mit fast fieberhafter Spannung zu Ende liest und es mit dem freudigen Bewußtsein aus der Hand legt, die Schöpfung eines echten Dichters in sich aufgenommen zu haben; eines Dichters, der nicht blos in hohem Maße die Gabe der Beobachtung und die Kunst des Erzählens, sondern auch eine

*) „Das Haus Fragstein." Roman von Friedrich Uhl. Wien 1878, Manz.

Digitized by Google

ganz außerordentliche Gestaltungskraft besitzt. Diese letztere ist es, was man in neueren Romanen so häufig vermißt. Selbst bei den hervorragendsten und geistig anregendsten Leistungen auf diesem Gebiete überkommt uns — wenige Ausnahmsfälle abgerechnet — am Schlusse mehr oder minder die Empfindung, es im Grunde doch nur mit bloßen Romanfiguren, im besten Falle mit sogenannten „Trägern von Ideen" zu thun gehabt zu haben; das heißt mit Gebilden, denen der eigentliche Pulsschlag des Lebens fehlt. Wie ganz anders bei vorliegendem Werke! Hier tritt uns jede Gestalt, wenn auch in typischer Haltung, so doch aus dem Ganzen und Vollen geschöpft nnd bis in's kleinste Detail hinein individualisirt entgegen. Und bewunderungswürdig ist in dieser Hinsicht die künstlerische Besonnenheit, mit welcher der Dichter seine reichen Mittel anwendet. Während er Friedberg, den an ernster Lebensführung festhaltenden jungen Mann, eigentlich nur zeichnet und blos hier und da mit leichtem Pinsel nachhilft, dann die aristokratische Gruppe mit zarten Nuancirungen so zu sagen a tempera behandelt, weiß er die tiefsten und kräftigsten Farben zu gebrauchen, die schlagendsten und blendendsten Lichter aufzusetzen, wenn es gilt, uns Persönlichkeiten wie den Banquier Stollberger, seinen Sohn Arthur und die bedeutendste Gestalt des Romans, den Doctor Hasting, vor Augen zu führen. Ich kann nicht umhin, die Schilderung, welche Uhl von diesem genialen Börsenspieler und feinsinnigen, schönheitsbegeisterten Wüstling entwirft, hier wiederzugeben.

„Doctor Hasting war angeblich von England, wo er Vorlesungen über Volkswirthschaft an einem Collegium gehalten haben wollte, nach Wien gekommen und hatte sich bald bemerkbar gemacht. Er speculirte kühn, war ein vortrefflicher Gesellschafter, verstand es, liebenswürdig mit den Frauen zu sein, anregend und belebend mit Männern. Er war, wie man zu sagen pflegt, die Seele der Gesellschaft, in welcher er sich befand, nur daß diesmal das sonst leere Wort einen wirklichen Inhalt hatte, die geistige Kraft Doctor Hastings drückte sich in seinem Wesen aus. Man sah es ihm an den Augen an, daß ein schwunghaft kühner Sinn den mächtigen Bau seines Kopfes bewohne. Seine Gestalt war wohl nicht schön, aber voll Leben; nicht groß, eher gedrungen, aber die Kraft der wohlgebauten Glieder wurde durch die Rundung und Anmuth der Bewegung schön gemildert. Das Antlitz war breit, die Lippen aufgeworfen, allein ein geradezu bestrickendes Lächeln, das sich um den sinnlich blühenden Mund legte, bildete gleichsam das Blumengewinde, anzeigend, daß hier die Pforte der wohllautenden Rede zu finden sei, aus welcher sinnreiche Gedanken in gefälliger Form hervortreten. Eigenthümlich waren die Augen des Doctor Hasting. Die braune Pupille kreiste wie ein Sonnenrad in ihrer tiefbläulichen Umgebung, welche, wenn sie lichterfüllt war, in einer Art von Perlmutterglanz strahlte. Das sich widerspiegelnde Licht schimmerte nicht in einzelnen Funken, sondern in ganzen kegelförmigen Büscheln hervor. Die Lichter lagen breit auf Hastings Augen. Diese blendeten förmlich und verstanden es, besonders wenn die Leidenschaft die Blutwellen zu denselben emportrieb, unwiderstehlich zu gewinnen, die Pforten der Herzen zu erschließen. War Hastings ganzes Wesen anziehend, seine Rede einnehmend, so war sein Auge vollends erobernd: er sah und siegte. Unschön und auf den Ursprung Doctor Hastings hindeutend, erschienen die starke, wulstige, breite Nase und die etwas flachen, breiten, großen, Füße. Nase und Füße harmonirten, ergänzten einander. Sie waren unedel, gleichsam von der Natur nicht fertig modellirt, nur hingeworfen, als ob ihr Hasting enteilt wäre, bevor sie Zeit gehabt, sie vollends auszubilden. Wer durch Hasting nicht in der ersten Zeit gewonnen war und einen ruhigen Blick behielt, ihn aufmerksam zu betrachten, der stieß sich an dieser Nase und an diesen Füßen und wurde durch die Disharmonie mit der übrigen Erscheinung zur Vorsicht gemahnt. Solche Bildungen lassen auch oft auf unschöne Züge des Geistes und Herzens schließen."

Nicht minder prachtvoll sind die Frauengestalten des Romans. Die tiefsten Züge des Herzens und der Seele treten an ihnen wie die feinsten Reize der äußeren Erscheinung zu Tage. Die geistvolle, blendend schöne Frau Blume, die Wittwe eines reichen Börsensensals, die von dem unbefriedigten Ehrgeiz verzehrt wird, in höheren jüdischen Gesellschaftskreisen Zutritt zu erhalten, ist in dieser Hinsicht ein eben solches Meisterstück dichterischer Gestaltung, wie das in halber Verwahrlosung heranblühende Wienerkind Anna, dessen Eltern aus ansehnlichen bürgerlichen Verhältnissen zu Hausbesorgern in einem kleinen, dem Verfall geweihten Palais der gräflichen Familie herabgesunken sind. In dem verwilderten Parke dieses „Fragsteinhauses" tritt uns das Mädchen an der Seite des jüngeren, kranken und seine Schwester abgöttisch liebenden Bruders folgendermaßen entgegen:

„Zwei Menschenknospen, die eine seltsam-schön aufblühend, die andere verkrüppelt zurückgeblieben. Anna, ein Mädchen von siebzehn Jahren, glich einem jungen Reh, nur daß blaue, seidenweich bewimperte Augen von seltenster Tiefe und leuchtendster Kraft aus einem dunkel angehauchten Antlitz hervorblickten. Wie der Himmel nie schöner blaut als stückweise aus dunklen Gewitterwolken hervorleuchtend oder widerscheinend aus dem Gewässer eines umschlossenen Gebirgssees — Meeraugen, sagt man in den Karpathen —, so zieht das Menschenauge, welches in einem dunklen, von schwarzem Haar umrahmten Antlitz ruht, mit seinem blauen Wunder am unwiderstehlichsten an .....

Ihr Morgenkleid, aus welchem sie sichtlich herausgewachsen war — sie machte den Eindruck, als ob sie über Nacht gewachsen wäre —, ließ die Arme und den Hals unbedeckt. Da zeigte sich, daß beide Vorderarme mit einem leichten dunkeln Flaume umsponnen waren, und von dem Nacken über den Rücken herab sich eine feine Schattenlinie schwarzer Härchen hinzog, während das reinste, rosig angehauchte Weiß an dem Anfange des Oberarms und dem Ursprunge der Brust hervorleuchtete."

Ihre Liebe zu Friedberg, deren sie sich, von den Verführungskünsten Hastings umstrickt, erst spät bewußt wird, welche eben dann dem bis dahin schwankenden, für jeden Eindruck empfänglichen Mädchen mit einem Male sittliche Kraft und Hoheit verleiht, bildet einen bedeutsamen Gegensatz zwischen der gewaltsam niedergehaltenen Leidenschaft, welche Frau Blume für Doctor Hasting empfindet. Mit welch' eigenthümlicher Tiefe und Zartheit der Dichter das Wesen der Liebe überhaupt erfaßt hat, möge die nachstehende schöne Betrachtung erweisen:

„Wie wenig kennen einander die beiden Geschlechter, um deren Vereinigung sich doch von Anbeginn an die ganze Welt dreht, die doch ein halbes Leben miteinander zubringen. Man pflegt gewöhnlich zu sagen, daß das Weib ein Buch sei mit sieben Siegeln, daß der Mann das Weib nie bis auf den Grund kennen lerne, nie alle Geheimnisse des fremden Herzens ergründe. Daß das Weib aber den Mann ebensowenig, ja fast noch weniger kenne, wird sehr selten ausgesprochen, und doch ist es fast noch wahrer als die erstere Behauptung. Die Frauen halten die Männer für willenskräftiger und stärker als sie es wirklich sind, und die Männer die Frauen für edler und besser. Fast die volle Macht und Stärke ist dem Weibe über den Mann gegeben. Dieser gibt dem Weibe Alles, er opfert dem Weibe Alles — vor Allem sich selbst. Er entäußert sich seines Geistes und seines Willens und nichts macht ihn glücklicher, als ein einfacher Mensch sein zu dürfen, ein stiller, genügsamer, froher, kindlicher Mensch zu den Füßen seiner Geliebten ..... Dem angebeteten Weibe gegenüber dünkt er sich klein, nichtig, erbärmlich, unwürdig der Liebe, die auf ihn wie ein Segen niederquillt. Ein Mann, der diesen Namen verdient, geht deshalb auch bescheiden und ahnungslos durch das Leben. Er fürchtet immer, unwerth zu sein der Beachtung, unwürdig der Liebe, ja er ist fast blind gegen die feinen leisen Aeußerungen derselben. Nur von großer Leidenschaft bewegt gewinnt er manchmal den Muth zu dem kühnen Schritte, seine Liebe, und dies in dem schüchternsten Tone, einzugestehen; in der Regel aber ist es das Weib, welches durch Blick und Wort, durch die helle Purpurflamme auf den Wangen und das Zittern der Hände dem Manne zuerst von Liebe spricht! Soll man darüber klagen, daß die Geschlechter einander so wenig be-

Digitized by Google

greifen und kennen? Gewiß nicht! Liegt doch in dem Räthselhaften jedes Menschenlebens und besonders in jenem nie völlig Aufgeklärten der Beziehungen zwischen Mann und Frau der ganze Antrieb und der ganze Reiz des Lebens!"

Ebenso gehaltvoll sind die übrigen gedanklichen Partien des Buches, und ich bedauere, daß mir der Raum nicht gestattet, eine Rede über die moderne Stellung des Judenthums, welche einer prächtigen Episodenfigur, dem jüdischen Lehrer und Gelehrten Cohn, in den Mund gelegt wird, hier wiedergeben zu können. Daß Uhl den eigentlichen Schauplatz der Handlung sowohl, als auch Hintergrund und Perspective meisterhaft behandelt hat, versteht sich von selbst. Schilderungen wie die der Wiener Börse, des kaufmännischen Casinos, einer Soirée bei Wollberger, des Frühlings in Wien u. s. w. sind von großem culturgeschichtlichen Werthe und tragen geradezu den Stempel der Klassicität. Was aber dem Allem die höhere, abschließende Weihe verleiht, das ist der edle geistige Hauch, der das Ganze durchweht und, in milder, echt menschlicher Versöhnlichkeit gipfelnd, den Dichter zuletzt auf das Rächeramt verzichten läßt. „Aber wo bleibt die Wirkung, die Schlußwirkung, der Effect?" fragt Frau Blume gegen Ende des Romans den Helden. „Der äußert sich am reinsten in unserem Innern, glauben Sie mir," erwiedert dieser.

Und so ist es. Wir fühlen uns geläutert, gehoben und in den Zustand des reinen Erkennens versetzt, wo wir der tiefinnersten Nothwendigkeit alles Dessen gewahr werden, was in diesem vielgestaltigen Leben vor sich geht. Der Dichter hat also die höchste künstlerische Wirkung erreicht. Wenn wir aber den Geist noch einmal prüfend auf das Gefüge des Werkes zurücklenken, so können wir uns einer Bemerkung nicht entschlagen. Wie der Roman aus unserer schnelllebigen, rastlos vorwärts drängenden Zeit heraus entstanden ist, so trägt er neben seinen außerordentlichen Vorzügen auch hie und da die Merkmale einer allzu raschen, von lebhaften Anforderungen gedrängten Production an sich. Hätte sich Uhl länger mit dem Stoffe getragen, hätte er nach der Ausführung von der Regel des Horaz mit weiser Mäßigung Gebrauch gemacht, so wäre Manches noch reiflicher erwogen, noch tiefer begründet, noch geschickter angeordnet worden; mit einem Worte: die edlen Verhältnisse des Ganzen würden noch durchsichtiger, noch reiner und makelloser zu Tage treten. Vielleicht auch hätte er dann den Kreis weiter ausgedehnt, hätte auch das geistige und politische Leben Wiens in das Bild miteinbezogen und so den oft wiederholten Ausspruch: daß der Roman das Epos der Gegenwart sei, seinem vollem Umfange nach verwirklicht. Aber wir täuschen uns hier möglicher Weise über die Absichten des Dichters. Vielleicht wollte er vorerst nur eine Hemisphäre bringen, um die zweite später hinzuzufügen. Daß dies geschehen möge, werden alle Diejenigen auf's Lebhafteste wünschen, die das „Haus Fragstein" gelesen.

Ferdinand von Saar.

Neue lyrische Dichtungen.

Hieronymus Lorm. Rudolf Baumbach.

(Schluß.)

Wenn Leixner düster ist, so ist Hieronymus Lorm*) nächtlich schwarz. Hier ist ein tiefer, bewußtvoller, unversöhnlicher Pessimismus die unverrückbare Grundlage aller Dichtungen:

„Ich singe nicht als Wachtel im Getreid',
Ich singe wie der Hirsch nach Wasser schreit,"

sagt der Dichter. In dem kleinen Gedichte „Weltlauf" ist seine ganze Weltanschauung niedergelegt:

„Wohin das Auge dringt,
Ist Schuld und Leiden,
Und was der Zeitlauf bringt,
Ist Flieh'n und Scheiden.
Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch so viel an Raum
Daß er zerstiebe."

An einer andern Stelle sagt er:

„Die Welt ist Schmerz, der unermessen . . ."

„Ein tiefes Meer von Traurigkeit
In meiner Seele ruht
Und immer wieder schöpf' ich Leid
Aus dieser dunklen Fluth."

Recht bezeichnend für den Dichter ist sein Gesang auf den Winter:

„Der Winter geht zu rasch dahin!
Wie stärkt sein tödlich Erstarren!"

Alles, was uns traurig, verstimmend, trübe erscheint, gewährt ihm Behagen. Er preist den „Heiland Schmerz", und das, was wir naive Menschen Lust und Fröhlichkeit nennen, widersteht ihm und er wendet sich verächtlich ab von dem, was er als „Freude" mißachtet, die die Welt mühelos „im Sumpfe" findet. Nun, ich gestehe, daß ich von der Freude eine andere Vorstellung habe und ihren Ursprung nicht gerade im Sumpfe suche. Ich halte es einstweilen noch mit jener lichten Freude, die ein anderer Dichter den „schönen Götterfunken" und „die Tochter aus Elysium" genannt hat.

Für Hieronymus Lorm ist die Welt ein Jammerthal, oder vielleicht richtiger im Bilde ausgedrückt: eine unermeßliche Seufzerbrücke, die aus dem Nichts zum Nichts führt. Lorm hat daher auch Recht, wenn er annimmt, daß sein Lied nicht populär sei, denn

„Die Welt belohnt nur was von Weltlust glüht,
Wer mich vernimmt, dem ist das Auge naß,
Er holt tief Athem, vor Erregung blaß.
Die Welt vernimmt mich nicht — sie findet schnell
Und mühelos im Sumpf der Freude Quell."

Es mag eine schlaffe Bequemlichkeit, es mag eine Art von Feigheit sein; — aber es ist so! Man will nicht immer des „Weltalls ganzen Jammer" hören. Wenn man auch die Schönheiten der einzelnen Dichtungen freudig anerkennt, so bedauert man doch, daß aus allen diesen eine so tiefe unheilbare nnd sich wohlig fühlende Schwermuth zu uns spricht. Die Welt ist eben oberflächlich genug, um lieber mit jenen zweifelhaften Geistern zu verkehren, die

„Zu Lust und Thaten
Altklug rathen
In die Welt weit
Aus der Einsamkeit,
Wo Sinn und Säfte stocken,
Uns locken."

Sie betrachtet eben noch immer den Gram als einen Geier, der am Leben frißt.

Man braucht nur die Titel der einzelnen Gedichte zu lesen, um zu sehen, welche Gegenstände den Dichter besonders anziehen. Das ist „der Eremit", „der Waldmann", „die Nonne", „Weltschmerz", „Geist des Wehs", „Verlassenheit", „Todeshoffen", „Einsamkeit" ꝛc. Es ist eben ein schmerzensfreudiges Gemüth!

In einem dieser Gedichte, „der Trappist", ist übrigens kleiner Irrthum zu berichtigen; es heißt da:

„Er hat Paris verlassen, wandernd zieht er
Zum Süden Frankreichs, wo im schönen Thal
Abtei La Trappe sich hebt, so schweigsam düster."

Die Abtei La Trappe liegt aber nicht im S
reichs; sie liegt im Norden, in der Normandie, i
Orne, nördlich von Alençon, und auch nicht
sondern in einer romantisch felsigen Gegend a

*) „Neue Gedichte." Dresden 1877, E. Piersons Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Pessimismus Lorms hat etwas Respectgebietendes. Es ist nicht der Weltschmerz der Unreife, kein kindisches Jammern und unmündiges Verzagtsein; es ist, und das verleiht seinen Gedichten trotz ihrer tiefen Traurigkeit etwas Wohlthuendes, eine feste, klare, bewußtvolle Weltanschauung, bittrer, heiliger Ernst. Diese „neuen Gedichte" werden daher den Ruf des Dichters noch fester begründen. Es ist ein merkwürdiges Verkennen der Thatsachen, wenn Lorm glaubt, daß er nicht genügend gewürdigt werde.

„Ich klage nicht, daß mir kein Ruhm erblüht,"

heißt es in der Widmung. Wenn Jemand sagt: „ich klage nicht, daß ich verkannt werde," so hat das ungefähr dieselbe ernsthafte Bedeutung, als ob ein uns wohlgesinnter Abgeordneter bei einem Feste, zu dem die Presse geladen ist, eine schöne Rede hält und die Herren Vertreter der öffentlichen Meinung bittet, sie möchten doch ja nichts von dem, was er sagt, in die Blätter bringen, worauf er ihnen das Concept mittheilt — sagt also ein Dichter: ich klage nicht darüber, daß ich verkannt werde, so fühlt er sich eben doch verkannt und klagt doch darüber. Hier ist diese Klage nun wirklich verwunderlich, denn Hieronymus Lorm gehört, und mit vollem Recht, zu den angesehenen deutschen Schriftstellern.

Aber da tritt uns ein bisher wenig oder gar nicht bekannter neuer Dichter entgegen: Rudolf Baumbach*), der sich mit mehr Recht sagen dürfte, daß sein Name noch nicht bekannt genug ist. Baumbach ist der Antipode von Hieronymus Lorm. Bei ihm ist Alles heiter und licht: „Frühling ist eingezogen, Freude ist überall." Eine reizende Munterkeit und Frische zieht durch diese „Lieder eines fahrenden Gesellen", ein voller, urwüchsiger Humor. Es ist ein ausgezeichnetes, hervorragendes und liebenswürdiges Talent, das uns da entgegentritt, ein Talent, das noch Vielen Freude bereiten wird. Weß Geistes Kind er ist, erfahren wir gleich aus dem ersten Gedichte:

Bin ein fahrender Gesell,
Kenne keine Sorgen.
Labt mich heut der Felsenquell,
Thut es Rheinwein morgen.
Bin ein Ritter lobesan,
Reit' auf Schusters Rappen,
Führ den lockren Zeisighahn
Und den Spruch im Wappen:
Lustig Blut und leichter Sinn,
Hin ist hin, hin ist hin.
Amen.

Aus diesen anmuthigen Liedern will ich gleich eins hier anführen: „Die Lindenwirthin":

Keinen Tropfen im Becher mehr
Und der Beutel schlaff und leer,
Lechzend Herz und Zunge. —
„Angethan hat mir's dein Wein,
Deiner Aeuglein heller Schein,
Lindenwirthin, du junge!"

Und die Wirthin lacht und spricht:
„In der Linde gibt es nicht
Kreide und Kerbholz leider.
Hast du keinen Heller mehr,
Gib zum Pfand dein Ränzel her,
Aber trinke weiter!"

Tauscht der Bursch sein Ränzel ein
Gegen einen Krug voll Wein,
Thät zum Geh'n sich wenden.
Spricht die Wirthin: „Junges Blut.
Hast ja Mantel, Stab und Hut;
Trink und laß dich pfänden!"

Da vertrank der Wanderknab'
Mantel, Hut und Wanderstab,
Sprach betrübt: „Ich scheide.
Fahre wohl du kühler Trank,
Lindenwirthin jung und schlank,
Liebliche Augenweide!"

Spricht zu ihm das schöne Weib:
„Hast ja noch ein Herz im Leib;
Laß es mir zum Pfande!"
Was geschah? — Ich thu's euch kund:
Auf der Wirthin rothem Mund
Heiß ein andrer brannte.

Der dies neue Lied erdacht,
Sang's in einer Sommernacht
Lustig in die Winde.
Vor ihm stand ein volles Glas,
Neben ihm Frau Wirthin saß
Unter der blühenden Linde.

An der Form wird man Manches aussetzen können. Einige Reime sind von einer fast unerlaubten Unreinheit: „Pfande" und „brannte", „leider" und „weiter" sind böse Reime! Wir finden deren noch mehrere: „Seite" mit „beide", und einmal sogar „Meißen" mit „preisen". Man berufe sich nicht auf Goethe: „neige" und „Schmerzensreiche", „leide" und „Seite" sind auch durch Goethe nicht zu guten Reimen geworden. Jedenfalls sind unsere Ansprüche, namentlich seit Platen, strengere geworden, und wir bedauern es, wenn in einem hübschen Liede solche Incorrectheiten vorkommen.

In Baumbachs Gedichten finden wir manche Scheffel'sche Anklänge. Aber wenn Scheffel auch der Lehrer gewesen ist, der fahrende Schüler hat sich ganz selbstständig entwickelt. Die parodistischen Aventiuren: „Lohengrin" und Siegfrieds Tod, der unter dem Titel: „Traurige Folgen des Wassertrinkens" berichtet wird, haben einige Verwandtschaft mit dem „schwarzen Walfisch zu Askalon" und der „Schlacht der Cherusker": „Als die Römer frech geworden" ꝛc. Baumbach führt uns in dem letzterwähnten Gedichte: „Traurige Folgen des Wassertrinkens" zu Gemüth, wie gefährlich es ist, eine Quelle zu suchen. Siegfried wird bei der Gelegenheit bekanntlich erschlagen und nun erzählt Baumbach weiter:

Es folgte auf des Recken Tod
Und seines Weibes Weinen
Die schwere Nibelungen-Noth,
Im Land der wilden Heunen.
Hätt' er des Quells enthalten sich
Wär' Alles anders kommen,
Es hätte Kriemhild sicherlich
Sich nicht so schlecht benommen.

Gedichtet hätte Wagner nicht
Den Ring des Nibelungen,
Es wäre selbst dies Lehrgedicht
Geblieben ungesungen.
Drum weil man alle Folgen nie
Im Voraus kann ermessen,
Soll man bei einer Landpartie
Niemals den Wein vergessen.

Es sind ganz prächtige Schenklieder in diesem kleinen Buche und unter den modernen Dichtern kenne ich außer Hornfeck, der in seinem „Schenkenbuch" den klassischen Vers gedichtet hat:

„Und flösse von Sanct Gotthards Höh'
Der Rheinstrom hin als Wein,
So möcht' ich wohl der Bodensee
Doch ohne Boden sein,"

kaum einen, der so überzeugungsvoll das weise, behagliche Zechen besungen hätte wie dieser prächtige Baumbach. Hier eines dieser Lieder: „Festina lente":

*) „Lieder eines fahrenden Gesellen." Leipzig 1878, Verlag von A. G. Liebeskind.

Digitized by Google

Ich sang schon viel von Wanderlust,
Heut sing' ich vom Verweilen.
Festina lente! sprach August,
Mit Weile sollst du eilen.

Beherz'ge wohl die weise Lehr',
Und ziehst du aus zu wandern,
So renne nicht wie Ahasver
Von einem Ort zum andern.

Und liegt an deiner Wanderbahn
Ein sogenanntes Gasthaus,
So halt' die Schusterrappen an
Und strecke dich zur Rast aus.

Und trinke nicht in hast'gem Flug
Wie schnöde Uferschwalben;
Setz' dich bedächtig hin zum Krug,
Bleib nicht bei einer Halben.

Und sind dir zweie nicht genung,
So trink getrost die dritte,
Und ist die Schenkin hübsch und jung,
So fass' sie um die Mitte.

Ihr Mund ist roth und heiß ihr Blut
Und kühl der Trank der Traube;
Die Straße liegt in Sonnengluth,
Doch schattig ist die Laube.

Der Lichtglanz mählig sich verliert,
Ist schließlich ganz verglommen —
Du hast dich nicht vom Fleck gerührt
Und bist doch weit gekommen.

Diesem gesunden, liebenswürdigen Talente den besten Gruß zum Willkomm!

Paul Lindau.

Die Naturwissenschaft als Grundlage einer freisinnigen Erziehung.

Diejenige Geisteskraft, welche in unserem täglichen Leben stets die größte Bedeutung haben wird, ist die: ohne Rücksicht auf Autorität die Dinge so zu betrachten, wie sie wirklich sind, und aus einzelnen Thatsachen richtige allgemeine Schlüsse zu ziehen. Wir werden somit denjenigen Unterrichtsgegenstand für den werthvollsten und wichtigsten halten müssen, welcher dazu beiträgt, jene Geisteskraft zu üben und zu entwickeln. Nach unserer Ansicht ist nun weder Geschichte noch Literatur ein solcher Gegenstand des Unterrichts, wie wir ihn hier im Sinne haben. Denn die Geschichte beruht lediglich auf der Autorität der Ueberlieferung und die Beschäftigung mit der Literatur ist mehr dazu geeignet, unsere Empfindungsweise und unsern Geschmack zu bilden, als gerade unsern Verstand zu üben.

Von dem Unterricht in den klassischen Sprachen läßt sich auch nicht behaupten, daß er viel dazu beitrüge, uns den Autoritätsglauben zu benehmen. Wir finden vielmehr, daß sich die besten Lateiner darüber streiten, ob die gedrungene Kürze des taciteischen Stiles oder die gefällige Breite des ciceronischen das Nachahmungswerthere für die Praxis sei. Wer von Beiden hat da nun Recht? Diese Frage kann von uns Nachgebornen gar nicht entschieden werden, weil wir nicht wissen, nach welchen Kriterien vor zweitausend Jahren in der römischen Hauptstadt die Schönheit des Schreibstils beurtheilt wurde. Wir könnten uns also auch in diesem Falle nur auf Autoritäten verlassen. Von einer richtigen Würdigung der Thatsachen ist gar keine Rede.

Bei unserer Durchmusterung der Unterrichtsgegenstände kommen wir nun zur Naturwissenschaft und finden nach kurzem Zusehen, daß diese Disciplin ganz allein im Stande ist, uns mit den Dingen, wie sie wirklich sind, bekannt zu machen. Und wie nothwendig diese Bekanntschaft für uns sein muß, geht daraus hervor, daß uns die Natur selbst von frühester Kindheit an in die Schule nimmt und uns vermittelst des Auges, des Ohres und des Tastsinnes über ihre hauptsächlichsten Eigenschaften belehrt. Was wir in diesem Cursus profitiren, bildet dann die Grundlage für unsere spätere Anschauungs- und Denkweise.

Wer Kinder aufmerksam beobachtet wird finden: daß das Interesse an naturwissenschaftlichen Dingen bei ihnen schon sehr früh rege ist. Sobald das Kind sprechen gelernt hat, fängt es an Fragen zu stellen wie die folgenden: Wo kommt der Regen her? Wohin fließt der Bach? Was ist der Wind? Warum scheint der Mond? u. s. w. Die Wißbegier eines kleinen Kindes ist ganz unbegrenzt und es ist eine sehr wichtige Aufgabe der Erziehungskunst, diesen Naturtrieb in maßvoller Weise zu befriedigen und für die Folgezeit wach zu erhalten. Das kindliche Interesse für Naturgegenstände und Naturvorgänge steht genau im Verhältniß zu der Bedeutung, welche diese Gegenstände und Vorgänge für das tägliche Leben haben. Die Natur „umgibt und umschlingt" uns, wie Goethe sagt, und wir sind unvermögend aus ihr herauszutreten. Um so wichtiger ist es daher, daß wir uns in ihr zurechtfinden und dies kann nur geschehen durch die Kenntniß ihrer Gesetze und ihrer Wirkungsweisen. Diese Gesetze zu eruiren und festzustellen ist aber Aufgabe der Naturwissenschaft, und Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichts ist es, die Jugend mit den bereits festgestellten Naturgesetzen bekannt zu machen. Dies geschieht am besten und zweckmäßigsten durch die Vorführung der Thatsachen selbst — durch das Experiment. Niemand wird einen anschaulichen Begriff von den elektrischen und magnetischen Erscheinungen durch eine bloße Schilderung derselben oder durch darauf bezügliche Abbildungen bekommen. Ebenso wenig wird Jemand genau wissen, was er sich unter einem Protoplasmastrome vorstellen soll, wenn er diese Erscheinung nicht unterm Mikroskop in einer thierischen oder pflanzlichen Zelle wirklich wahrgenommen hat.

Der Werth der Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand besteht eben darin, daß sie unsere Sinne in directe Berührung mit den Thatsachen bringt und auf die Weise unser Beobachtungsvermögen schärft. Aber nicht blos unser leibliches, sondern auch unser geistiges Auge wird durch das Betrachten der frischen Thatsächlichkeit geübt. Indem wir lernen, daß auch der frappanteste und verwickelteste Vorgang sich schließlich auf einige wenige, und oft sehr einfache Ursachen zurückführen läßt, gewinnen wir zugleich einen klarern Blick für complicirte Verhältnisse und Vorkommnisse des alltäglichen Lebens. Es ist also nicht blos einer, sondern es sind mehrere Gründe welche uns bestimmen, die Naturwissenschaft als einen ganz besonders nützlichen Unterrichtsgegenstand zu empfehlen.

Fachleute — Lehrer und Pädagogen also — werden angesichts dieser Empfehlung den Einwand machen, daß das Gebiet der Naturwissenschaft ein ungeheuer großes sei und daß eine Empfehlung desselben als Lehrgegenstand so lange praktisch nicht berücksichtigt werden könne, als nicht genau angegeben sei, welcher der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft besonders cultivirt werden solle. Dieser Einwand ist berechtigt, aber wir können ihn sehr leicht beseitigen. An und für sich ist jeder besondere Zweig der Naturwissenschaft, sei es Physik, Chemie oder Geologie, dazu geeignet, den Geist des Schülers zu bilden; aber um das Interesse des Lernenden gleich von vornherein in hervorragender Weise zu fesseln, dazu würde sich am besten die physische Geographie, oder das was wir zu deutsch „Erdkunde" nennen, eignen. Die Erdkunde ist eine Disciplin von großem Umfange. Sie umfaßt unser ganzes Wissen von der Erde, ihrer Lage und ihrer Beziehung zu andern Himmelskörpern. Sie gibt ferner eine Beschreibung der Winde, Strömungen, Berge und Ebenen und schließt auch eine Schilderung der hauptsächlichen Thier- und Pflanzenformen, sowie der verschiedenen Menschenracen mit ein. Sie ist demnach, wie Prof. Huxley sehr treffend sagt, ein Nagel, an welchem die größte Menge von nützlicher und unterhaltender Belehrung aufgehängt werden kann.

Sie hat aber noch einen andern Grund der Empfehlung als ihre Nützlichkeit für sich anzuführen. Wie wir sehen

Digitized by Google

pflegen schon die kleinsten Kinder, sobald sie nur sprechen können, Fragen aufzuwerfen, welche in das Gebiet der Erdkunde gehören. Sie erkundigen sich nach den Ursachen der auffälligsten Naturerscheinungen und wollen wissen: weshalb der Bach fließt und der Mond scheint, woher der Regen kommt und warum der Teich gefriert. Die Erdkunde ist demnach nicht blos ein sehr nützlicher, sondern auch ein ganz naturgemäßer Gegenstand des naturwissenschaftlichen Unterrichts, indem sie dem kindlichen Wissensbedürfniß das gibt, was dies verlangt. Dem Kinde werden auf diese Weise die Augen für das große Schauspiel der täglichen Vorgänge in der Natur geöffnet und das ist ein großes Palliativ gegen jedwede Art von Blasirtheit.

Außer diesem moralischen hat aber die Beschäftigung mit der Erdkunde noch den andern Nutzen, daß der Schüler an diesen „Nagel" die verschiedensten Belehrungen aus andern Gebieten der Naturwissenschaft hängen kann. Es ist dann gleichgültig, ob er sich mit Physik oder Chemie, mit Botanik oder Zoologie beschäftigt; er wird immer wissen, was er mit dem, was er lernt, anzufangen hat und der Horizont seines Wissens wird sich stetig und gleichmäßig erweitern.

Ein bestimmter Zeitpunkt, wann das Kind mit den naturgeschichtlichen Thatsachen bekannt gemacht werden soll, läßt sich nicht angeben. Nach unserer Ansicht kann der Unterricht in der Erdkunde ebenso frühzeitig beginnen wie der im Lesen und Schreiben. Sobald das Kind für irgend eine Art von Unterricht befähigt ist, ist es auch für den naturwissenschaftlichen Unterricht befähigt. Freilich muß dieser Unterricht in einer anziehenden und Interesse erweckenden Weise ertheilt werden. Dazu gehört, daß der Lehrer seinen Gegenstand vollständig praktisch beherrsche und daß er im Stande sei, die Thatsachen und Probleme der Wissenschaft in einer leichten und vollkommen verständlichen Sprache vorzutragen. Dies ist jedoch viel schwieriger als man glaubt, und wer in diesem Sinne ein Elementarlehrer der Naturwissenschaft sein will, muß ebensoviel Geist und Kenntnisse besitzen als derjenige, der vor erwachsenen Zuhörern spricht. Populäre Vorträge sollen nicht seichter und inhaltsärmer als fachwissenschaftliche sein; sie sollen vielmehr die Hauptfragen einer Wissenschaft, mit Uebergehung der Specialitäten, gerade so gründlich behandeln, als dies bei dem Stande unseres Wissens nur überhaupt möglich ist. Specialitäten dürfen dabei nur insofern berücksichtigt werden, als sie zur Illustration jener Hauptfragen dienen, welche das Gerüst jeder Wissenschaft ausmachen.

Ein wahres Muster einer solchen populären Behandlung der Naturwissenschaft liegt uns in den von den englischen Professoren Huxley, Roscoe und Balfour Stewart herausgegebenem Science-Primers vor.*) Drei wissenschaftliche Capacitäten überwachen hier die Popularisirung der Wissenschaft und sorgen dafür, daß die geistige Speise, welche der heranwachsenden Generation dargereicht wird, auch wirklich verdaulich ist. Geist, Kenntnisse und Menschenfreundlichkeit mußten sich mit einander verbinden, um uns den Beweis zu liefern, daß eine solche Behandlung der Wissenschaft nicht blos möglich, sondern auch praktisch durchführbar ist. Diese Elementarbücher sollten in keiner Volksbibliothek fehlen.

Unter den mir vorliegenden Heften befindet sich auch eins über physische Geographie, welches den geistvollen Professor A. Geikie in Edinburg zum Verfasser hat. Auf wenig mehr als 100 Seiten behandelt der vortreffliche Darsteller das Ganze seiner Wissenschaft. Mit welchem Geschick, welcher Umsicht und welcher Sachkenntniß er dies thut, davon kann man sich nur durch die Lectüre des Bändchens selbst überzeugen. Wir wollen nicht verfehlen, auf diesen ausgezeichneten Leitfaden für den ersten Unterricht in der Erdkunde an dieser Stelle ausdrücklich hinzuweisen.

Unsere deutsche Literatur ist an dergleichen naturwissenschaftlichen Elementarbüchern sehr arm. Die bekannten Bernstein'schen Volkshefte und einige populäre Schriften des Prof. Masius in Leipzig sind vielleicht das Einzige, was sich in Form und Stoff mit den importirten Science-Primers vergleichen läßt.

Durch die thatsächliche Erfahrung hat sich uns die Ansicht aufgedrängt, daß die Naturwissenschaft im Unterrichtsplane unserer heutigen Volks- und Mittelschulen noch immer zu wenig berücksichtigt wird; vier Stunden der Woche sollten mindestens darauf verwendet werden. Wir würden, wenn dies geschähe, alsbald den Culturkampf beendigt und ein wirkliches Culturzeitalter heranbrechen sehen. Wenn wir unserer Jugend eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung mit auf den Lebensweg geben, so wird sich die gute Wirkung davon schon nach wenigen Generationen fühlbar machen. Und zwar wird diese gute Wirkung nicht blos darin bestehen, daß die Muttergotteserscheinungen seltener zu werden beginnen, sondern auch darin, daß der Socialismus mehr und mehr Anhänger verliert. Das ist nicht blos eine leere Prophezeiung, sondern eine vollkommen logische Consequenz. Denn wenn die Kenntniß der Naturgesetze allgemeiner verbreitet sein wird, wird auch die Fähigkeit, Gesetze da zu entdecken, wo ihre Wirksamkeit weniger sichtbar ist, eine allgemeiner anzutreffende sein. Es wird sich dann bald die Ueberzeugung Bahn brechen, daß dieselbe Gesetzmäßigkeit, welche im ganzen Naturhaushalt herrscht, auch im Leben der menschlichen Gesellschaft zu finden sein muß. Der Fortschritt in der Kenntniß der Naturgesetze führt auf diese Weise zu einer bessern Einsicht in die Wirksamkeit der wirthschaftlichen Gesetze, welche das sociale Leben und den Verkehr beherrschen. Aber es müssen nicht blos hundert oder tausend Männer in einer Nation an diesem Fortschritte theilnehmen, sondern die ganze Bevölkerung eines civilisirt sein wollenden Landes muß in den Stand gesetzt werden, sich auf dasselbe Niveau der Einsicht und Bildung zu erheben. Und dies geschieht am besten, wenn wir unsern Kindern Gelegenheit geben, nicht blos die Sprache der Bücher, sondern auch die der Thatsachen verstehen zu lernen. Wer in seiner Jugend gründlichen naturwissenschaftlichen Unterricht genossen hat, wird späterhin weder für den Ultramontanismus noch für den Socialismus als Parteimann zu gewinnen sein.

Leider ist man zur Zeit noch weit davon entfernt, die Naturwissenschaft zur Grundlage der Jugenderziehung zu machen, obgleich jeder Klarsehende zugeben muß, daß der große Fortschritt, den wir in culturhistorischer Beziehung gemacht haben, lediglich der besseren Kenntniß und Benutzung der Naturkräfte zuzuschreiben ist. Wir befinden uns da in einem vollkommenen Widerspruch mit uns selbst und daran laborirt unser ganzes Unterrichtssystem. Prof. Huxley, der die Mängel der modernen Erziehung sehr richtig beurtheilt, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „In unseren Zeiten scheint mir der Unterrichtsbaum seine Wurzeln in der Luft, seine Blätter und Blüthen in der Erde zu haben, und ich bekenne, ich würde ihn sehr gern umkehren, so daß seine Wurzeln dauerhaft in den Thatsachen der Natur eingebettet wären und daraus gesunde Nahrung für die Blätter und Früchte der Literatur und Kunst zögen."

Die Frage, um die es sich hier handelt, ist eine äußerst wichtige. Zu bedauern ist nur, daß man in pädagogischen Kreisen so viel Bedenken trägt, ihre Lösung praktisch in Angriff zu nehmen. Bisher sind Vorschläge zur Reform des bisherigen Unterrichtsplanes fast ausschließlich von naturwissenschaftlicher Seite ausgegangen.

Professor Häckel, der bekannte Jenenser Zoolog, hat das Verdienst, die in Rede stehende wichtige Angelegenheit auch auf der letzten Naturforscherversammlung zur Sprache gebracht zu haben. Auch er hat natürlich, wie zu erwarten war, die Wichtigkeit des naturwissenschaftlichen Unterrichts betont, aber er hat sich den meisten Nutzen nicht von der physischen Geographie, sondern von dem Theile der Naturwissenschaft versprochen, mit dem er sich selbst beschäftigt: von der Entwickelungslehre. Diese soll, nach seiner Ansicht, eine Umwandlung der gesammten Pädagogik herbeiführen und eine neue, naturgemäßere Sittenlehre begründen helfen. Häckel gibt zu, daß nach wie vor die

*) Dieselben erscheinen übersetzt unter dem Titel: „Naturwissenschaftliche Elementarbücher" bei Karl J. Trübner in Straßburg.

Digitized by Google

sorgfältige Ausbildung des sittlichen Charakters, der religiösen Ueberzeugung, die Hauptaufgabe der Erziehung bleiben müsse, aber nicht im Zusammenhang mit gewissen kirchlichen Glaubenssätzen sei sie zu lösen. An die Stelle der dogmatischen und mythologischen Kirchenreligion müsse vielmehr die wahre, vernunftgemäße Naturreligion treten, deren Keime in der Brust jedes Menschen vorhanden seien. Ihr höchstes Gebot: die Liebe, die Einschränkung unseres natürlichen Egoismus zu Gunsten unserer Mitmenschen und zum Besten der menschlichen Gesellschaft, habe sich aus den socialen Instincten der Thiere entwickelt. Das Bewußtsein der Nothwendigkeit, auf Kosten des Egoismus zum Besten des Ganzen Opfer zu bringen, das Pflichtgefühl sei nichts anderes, als ein socialer Instinct. Unzweifelhaft wird Häckel durch diese Darlegung Manchen überzeugt haben, daß selbst der consequenteste Darwinismus sich sehr wohl mit dem Bestande von Staat und Gesellschaft vereinigen läßt. Es will uns indessen scheinen, daß ein so detaillirtes Eingehen auf die Philosophie der Entwickelungslehre, wie es Häckel im Obigen verlangt, beim Schulunterricht nicht angänglich ist. In diesem Zweige der Naturwissenschaft herrscht noch zu viel Hypothetisches vor, und das Thatsächliche ist in vielen Fällen auch nicht über jeden Zweifel erhaben. Es wird aber immerhin nützlich sein, in der Naturgeschichte auf die äußerlichen Veränderungen, welche die Organismen in ihrer Entwickelung erleiden, aufmerksam zu machen und z. B. die verschiedenen Stadien der Keimung, der Blätter- und Wurzelbildung bei den Pflanzen zu zeigen; ebenso instructiv würde es sein, die Entwickelung des Hühnchens im Ei, sowie die des Frosches oder des Salamanders in guten Abbildungen oder in natura zu zeigen. Der jugendliche Geist bekommt hierdurch einen anschaulichen Begriff von der alten naturgeschichtlichen Regel: Natura non facit saltus, und das bewahrt ihn wenigstens vor dem rohesten Aberglauben.

Nach unserer Ansicht sollte jedes Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, während der Jahre, wo es die Schule besucht, mit den Methoden aller Wissenschaften durch praktische Beispiele bekannt gemacht werden. Damit ist nicht gemeint, daß jeder Schuljunge als vollendeter Astronom, Physiolog oder Chemiker die Schule verlassen solle. Wir wünschen blos, daß die Kinder verstehen lernen, auf welche Weise die Forscher in den verschiedenen Wissenschaften zu ihren Resultaten kommen. Ein solches Verständniß würde sehr nützlich sein, denn auf diese Weise würde schon die Jugend mit dem Gange des wissenschaftlichen Denkens vertraut werden und dadurch die Fähigkeit erlangen, späterhin gewissen Problemen und Fragen der Wissenschaft gegenüber Stellung zu nehmen.

Wir verlangen nichts Unmögliches, sondern etwas, was sich sehr wohl erreichen ließe, wenn die Naturwissenschaft zur Basis des Unterrichts in der Volksschule gemacht würde.

Otto Zacharias.

Aus der Hauptstadt.

Die 51. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Architektonischer Theil.

(Schluß.)

Glücklicher als die Kunstakademie in Berlin scheint ihre jüngere Schwester in Düsseldorf daran zu sein. Dort ist ein Neubau in der Ausführung begriffen nach Plänen des Architekten H. Riffart, mit denen er auf der Ausstellung das hiesige Publicum bekannt macht. Durch den Bauplatz bedingt, erscheint das Gebäude von einer mächtigen Längenausdehnung ohne eine entsprechende Tiefe. Die ganze Front entlang reihen sich die Ateliers in drei Etagen neben einander, dahinter lange Gänge und in den kurzen Flügeln rechts und links liegen Verwaltungs- und Wohnräume. Bei der ungeheuren Länge, welche die Höhenentwicklung so schon beeinträchtigt, hätte der Architekt wohl besser gethan, die Uebereinanderlagerung der drei Stockwerke im Aeußeren nicht so gewissenhaft zu betonen, und dann ist für die Behandlung des Parterres und der ersten Etage als tragender Theil die zweite Etage nicht mächtig genug. Die ganze Architektur zeigt sich zu sehr in den Formen des Wohnbaus befangen und es gelingt ihr nicht gegen die großen Glasflächen wirkungsvoll aufzukommen.

Wie beide vorstehende Entwürfe zu Nutz und Frommen der freien Künste ersonnen sind, so zeigt ein Project zum Neubau des hiesigen Deutschen Gewerbemuseums von den Architekten M. Gropius und H. Schmieden wie angelegen man sich's sein läßt, den Anforderungen der Kunstindustrie gerecht zu werden. Es handelte sich darum, eine Stätte für Sammlungen des Kunstgewerbfleißes aller Jahrhunderte und für eine Unterrichtsanstalt zu schaffen. Mit vollem Verständniß für die Nothwendigkeit, einem solchen Gebäude eine monumentale Erscheinung zu verleihen, hat der Staat mit großer Freigibigkeit die erforderlichen Mittel gewährt und auch die Architekten haben sich der Aufgabe gewachsen erwiesen, der Ausdruck der Größe und Ruhe ist ihnen vortrefflich gelungen. Ueber ein Quadrat von 70 Metern Seitenlänge erhebt sich das Gebäude in ruhigen Flächen ohne jede verticale Gliederung mit klarer Markirung des Unterbaus und der drei Stockwerke nach ihrer Bedeutung, beschattet von einem weit ausladenden Hauptgesimse, das in gleicher Höhe umlaufend die massigen Wände entsprechend abschließt. Die gewaltig breiten dreitheiligen Fenster des Erdgeschosses und des ersten Stockes bilden in ihrer Sandsteinumrahmung in den gelblich roth verblendeten Wandflächen einheitliche, giebelgekrönte Aufbauten, die durch diese beiden Hanptstockwerke reichen und so mächtig genug erscheinen, um nicht von den großen Flächen erdrückt zu werden. Ueber der zweiten Etage und unter dem Hauptgesimse läuft ringsherum ein hoher Fries, der die untergeordnet gehaltenen Fenster des dritten Stockes aufnimmt und in seinem farbigen Terracottaschmuck eine günstige Belebung erzielt. Vermuthlich um Einförmigkeit in der geschlossenen Anlage zu vermeiden, ist an der Hauptfront dem Portale eine hohe, säulengetragene Unterfahrt vorgelegt, die aber nach unserem Gefühle durch ihre Höhe und weite Ausladung eher stört, als daß sie zur Verschönerung beiträgt.

Ein geräumiges Vestibül nimmt den Eintretenden auf. Hier wird er ringsum durch die Schönheit des Materials und die harmonische Farbenstimmung erfreut und nach oben bietet sich ihm durch einen großen, runden Ausschnitt in der Decke ein malerischer Anblick in eine reiche Bogenstellung der oberen Etage dar, bis hinauf zu einem weiten Oberlicht. Links steigt die Haupttreppe auf, geradezu öffnet sich das Vestibül nach einem mächtigen, glasbedeckten Arkadenhof, der durch beide Haupletagen reicht; auch hier herrscht der gleiche Reichthum des Materials und der Decoration. Warum aber zu den Bogenstellungen gerade der widerwillige Stichbogen auf rechteckigen Pfeilern gewählt ist, leuchtet nicht recht ein; constructive Ideen zeigen und verzieren bedingt noch nicht eine ästhetische Befriedigung. Dieser Prachthof ist vermuthlich bestimmt, die Hauptstücke der Sammlungen aufzunehmen, rings um ihn herum gruppiren sich im Parterre und ersten Stock die Säle für die einzelnen Abtheilungen derselben, die Bibliothek und die Verwaltungsräume, während die Unterrichtsanstalt die dritte Etage und einen Theil des Unterbaues einnimmt.

Der Bau ist schon in der Ausführung begriffen und noch zwei Jahre weiter, dann wird in diesen prächtigen Räumen das Deutsche Gewerbemuseum sein segenreiches Streben entfalten können.

Von denselben Architekten sind noch Entwürfe zur Kieler Universität und zu einer Universitätsbibliothek für Greifswalde ausgestellt. Beide sind Ziegelrohbauten mit gelblich rother Verblendung der Wandflächen und mit Architekturtheilen aus Terracotta, die stellenweise, wie in Friesen 2c., farbige Glasirung zeigen. Auch ihnen ist nachzurühmen, daß das Aeußere die innere Raumgestaltung wahr wiederspiegelt und die Zusammenstimmung der farbigen Erscheinung einen glücklichen Farbensinn verräth.

Von den Künstlervereinshäusern wollen wir hier nur einen rein idealen Entwurf von C. Schick in Carlsruhe erwähnen. Er ist aus der Concurrenz um die von Rohr'sche Stiftung hervorgegangen und hat den Preis davongetragen. Das Haus sollte Ausstellungsräume sowie Säle für Festlichkeiten und kleinere gesellschaftliche Zusammenkünfte enthalten. Diese Aufgabe hat der Architekt in einem ebenso schönen als zweckmäßigen

Digitized by Google

Grundrisse zu lösen verstanden und auch das Aeußere trägt in seinen Hallen und seinem bildnerischen Schmuck das Gepräge einer der Kunst und der Freude gewidmeten Stätte. Die Zeichnung verräth große Gewandtheit in der skizzirenden Behandlung, wenn auch diese Art der Darstellung auf einer Kunstausstellung nicht genügend genannt werden muß.

Ein Project zum Nutzen der Wissenschaft und der Lehrthätigkeit ist in einem Museum für Berg- und Hüttenkunde, Landwirthschaft und Naturwissenschaften von Bauinspector August Tiede zur Ausstellung gelangt. Das Hauptverdienst trifft hier wohl den Staat, insoweit er für diese Neubauten 9,650,000 Mark bewilligt hat; trotzdem aber scheint dem Architekten das Gebot der äußersten Sparsamkeit seine Aufgabe noch erschwert zu haben. Bei dergleichen Sammlungs- und Schulbauten birgt das erforderliche Neben- und Uebereinanderreihen ganz gleichwerthiger Räume die Gefahr der Einförmigkeit in der künstlerischen Gestaltung des Aeußeren in sich. Muß dazu noch sehr haushälterisch mit den Mitteln umgegangen werden, so ist es nicht Jedem vergönnt, der Nüchternheit zu entrinnen. Diese umfangreichen Neubauten, alle Zweckmäßigkeit des Inneren zugegeben, werden schwerlich eine architektonische Zierde für die Reichshauptstadt bilden.

Von Aufgaben aus dem politischen Leben des Staates und der Gemeinden sind vier Parlamentsgebäude und neun Rathhäuser ausgestellt.

Vor Allem sind zwei Nachklänge an die fast schon verschollene Reichstagsconcurrenz zu erwähnen. Von dem Feuereifer, mit dem man vor fünf Jahren bemüht war, der gesetzgebenden Körperschaft des neu erstandenen deutschen Reichs ein würdiges Haus zu erbauen, sind kaum noch einige Fünkchen zu verspüren. Die Herren Abgeordneten haben sich an das provisorische Gebäude allmählich gewöhnt, und da hat's ja keine so große Eile. Der Mangel eines passenden Bauplatzes trägt allein die Schuld, daß die erste monumentale Aufgabe des neuen Reichs zu unwürdigem Siechthum verurtheilt bleibt! Ob so was bei einem andern Volke möglich wäre?! Wenn man nur allseits ernstlich wollte, ließe sich bald Rath schaffen; das beweist auf der Ausstellung ein neuer Vorschlag für die Placirung des Reichstags von Architekt O. Kuhn. Eine gut behandelte Vogelperspective zeigt die Anlage eines weiten Platzes dicht vor dem Brandenburger Thor in der Axe der Linden, geschmückt mit Fontainen, Statuen und mit Teppichgärtnerei, zur Rechten von dem Reichstagsgebäude, zur Linken vom Palais des Reichskanzlers und den Reichsministerien umfaßt und in seiner Längenrichtung mit halbkreisförmigen Colonnaden gegen den Thiergarten abgegrenzt. Der beabsichtigte Charakter eines monumentalen Abschlusses der Linden als Pendant zum Lustgarten, in einer gleichzeitigen allmählichen Ueberführung zur freien Natur, ist dem Architekten gut gelungen und es ist zu bedauern, daß wegen der Opfer an Bäumen im Thiergarten und mehr noch wegen der seitlichen Lage der Siegessäule keine Aussicht auf Verwirklichung der schönen Idee vorhanden ist. Ueberhaupt ist es unserem Gefühle nach geradezu schade, daß die Siegessäule seitab auf dem Königsplatze errichtet worden ist. In die Axe der Linden mit ihren Reminiscenzen an die Vorkämpfer für die Einheit und Macht der Deutschen auf einen Platz, der dem politischen Leben des neuen Reichs geweiht wäre, hätte sie hingehört, wenn auch nicht dicht vor das Brandenburger Thor, sondern besser weiter zurück, wo die Siegesallee die Charlottenburger Chaussee schneidet.

Ein zweiter Entwurf für das Reichstagsgebäude von Bauinspector A. Tiede greift auf den Königsplatz zurück, legt den Bauplatz aber mehr nach Osten als dies seiner Zeit bei der großen Concurrenz gestattet war, und gewinnt dadurch nach dem Platze zu Raum für einen weiten Ehrenhof, der umrahmt wird durch Säulengänge und Pavillons. Somit ist nach dieser Richtung das Hauptgewicht der architektonischen Erscheinung gelegt. Das kommt aber beim eigentlichen Kern, dem Hauptbau, nicht genügend zum Ausdruck, indem die Säulenhalle vor dem Hauptbau durchgeht in einer Mächtigkeit und Selbstständigkeit, daß das Gebäude ihr angeklebt erscheint. Und dann leidet die Architektur an Monotonie: wo man auch den Blick hinwendet, überall starrt einem ein Wald von Säulen, Pfeilern, Pilastern und Hermen entgegen. Die verticale Gliederung und Belebung ist so sehr betont, daß nirgends die erforderliche momunentale Wucht und Ruhe aufkommen kann.

Von Aufgaben aus dem politischen Leben bleiben noch zu erwähnen: ein Landtagsgebäude für Lemberg, gleichfalls von O. Kuhn, und ein Ständehaus für Düsseldorf von H. Licht. Bei ersterem waren, wie es scheint, sowohl durch den ungünstigen Bauplatz als durch geringe Geldmittel dem Architekten enge Grenzen gezogen, was dann die auffallende Einfachheit in der Architektur des Aeußeren zur Folge haben mußte. Trotz der so vermehrten Schwierigkeiten ist es dem Künstler gelungen, durch gute Harmonie aller Theile dem Ganzen den durch den Zweck bedingten Ausdruck der Größe und Würde zu verleihen. Die Formen sind im Stile der italienischen Renaissance gehalten mit Ornamenten in Sgrafitto. Bei dem Ständehaus für Düsseldorf ist besonders die glückliche Grundrißeintheilung zu loben; dagegen stört im äußeren Aufbau die überwiegende Höhenentwickelung im Verhältniß zur Breite, die Enge der Fensteraxen und das zu bedeutende Dominiren des Mittelrisalits, das in seiner oberen Hälfte an das Motiv römischer Triumphbogen erinnert.

Aus den neun Rathhausentwürfen stammen nicht weniger als sieben aus der vorjährigen Concurrenz für das neue Hamburger Rathhaus; zwei darunter sind preisgekrönte Arbeiten. Die volle Freiheit, welche der künstlerischen Phantasie gelassen war und die einsichtsvolle Behandlung der Concurrenz seitens des Hamburger Senats erwiesen sich gleich gedeihlich für die Aufgabe. Neben einigen bekannteren Meistern betheiligten sich damals in überwiegender Anzahl jüngere Kräfte und das ähnliche Verhältniß zeigen auch die auf der Ausstellung vertretenen Architekten. Die Enge des Raumes erlaubt uns leider nicht eine Vorführung und eingehende Schilderung aller besseren Entwürfe, eine mehr generelle Heerschau muß genügen. Die meisten Projecte zeigen in der Hauptfront vortretende Mittelbauten, aus denen — freilich mit sehr verschiedenem Geschick — Thürme entwickelt sind, und an beiden Enden flankirende Pavillons; die übrigen drei Fronten befolgen das gleiche System der Gliederung. Wo der Thurm fehlt, ist der Hauptnachdruck auf eine wirkungsvolle Ausbildung stattlicher Giebel und des hochaufragenden Daches gelegt. In der Wahl des Stils spiegelt sich die vorherrschende Ueberzeugung der jüngeren Architektengeneration wieder. Die Mehrzahl der Entwürfe zeigt die Formensprache der Renaissance und zwar ihrer verschiedensten Perioden, einer ist gothisch, ein anderer bemüht sich die antiquisirenden Berliner Traditionen festzuhalten. Der einzige Repräsentant der gothisch-romantischen Schule ist Joh. Otzen, dem der Leser schon gleich zu Anfang begegnet ist. Auch diese Arbeit hat ihm einen wohlverdienten Preis eingetragen; auch hier bewährt er die gleiche Meisterschaft im Abwägen zwischen Körper und Gliedern, im Abstufen der einzelnen Verhältnisse und in der Behandlung der Darstellung. Unter den Vertretern der Renaissance behaupten die ersten Plätze die Architektenfirmen Ende und Böckmann und Kayser und v. Großheim. Die Ersteren haben sich in ihrem Projecte an Motive aus niederdeutschen und niederländischen Stadthäusern angelehnt und mit großer Gewandtheit sich der Formen der deutschen Renaissance bedient. Die beabsichtigte malerische Wirkung im Aufbau ist vortrefflich erreicht, nur hat darunter die Mächtigkeit der Hauptfaçade gelitten und zu einer übertriebenen Höhenentwickelung des Thurmdaches verleitet. Dagegen aber bekundet die Durchbildung und Zusammenstimmung der architektonischen Einzelformen große Meisterschaft. Die Grundrisse sind weniger gelungen.

Der Entwurf der Architekten Kayser und v. Großheim zeigt einen geschlossenen, mächtigen Aufbau, belebt durch hohe Giebel und reiche Lukarnen und bekrönt durch ein steil ansteigendes Dach, das ähnlich wie bei französischen Schloßbauten über dem Mittel- und den Ecktheilen sich in Povillondachformen gliedert, die höher aufragen, bis sie in zierlichen Laternen ausklingen. Die Architektur ist keiner bestimmten Periode der Renaissance entlehnt, vielmehr ist angestrebt, Motive verschiedener Zeiten und aus verschiedener Heimat zu versöhnen und zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen. Der Erfolg ist vielleicht nicht überall ein ganz glücklicher gewesen, nichtsdestoweniger ist die Wirkung der Größe und Pracht in hohem Maße erreicht. Die überwiegenden Vorzüge haben auch seiner Zeit diesem Projecte einen Preis eingetragen. Die gewissenhaft architektonische Darstellung ist von großer Schönheit.

Die folgenden ausgestellten Arbeiten aus dieser Concurrenz stehen um ein Bedeutendes hinter den vorbenannten zurück. So mangelt es dem Entwurfe der Architekten Friebus und Lange an Einheitlichkeit in der Architektur und der Thurm steigt gar zu unvermittelt über den Dächern empor. Hofbaurath E. Klingenberg gibt eine wahrhafte Thurmcharade auf, und Architekt H. Ziller müht sich in einem terrassenartigen Aufbau redlich ab, stilistische Probleme zu stellen und zu lösen.

Digitized by Google

J. Schmidt führt das Motto: „Renaissance, erdacht 1876", liefert mit seiner Arbeit aber nur ein Beispiel, was für ein Gemengsel sie so häufig mit ihrem schönen Namen decken soll.

Außer diesen Hamburger Rathhäusern sind noch zwei andere zur Ausstellung gelangt. Eines für Essen ist wiederum von den Architekten Kayser und v. Großheim infolge einer Concurrenz entworfen, aber nicht zur Ausführung gelangt. Leider! müssen wir ausrufen; denn es ist eine selten naive, reizvolle Arbeit, im Geiste der deutschen Renaissance.

Das andere ist das Münchener Rathhaus von Georg Hauberrisser in gothischem Stile. Es mögen hier Parterre und drei Stockwerke bedingt gewesen sein, warum diese aber in der Façade so gleichwerthig, niedrig und, außer der dritten Etage, so schlicht gehalten sind, dagegen das Mittelrisalit mit seinem Giebel so mächtig breit und förmlich erdrückt durch architektonischen Reichthum, ist nicht recht erfindlich. Warum einen spitzwinkligen Giebel machen, wenn man seine Wirkung hinterher durch eine Unsumme von über ihn emporschießenden Verticalrippen und Filialen wieder aufzuheben trachtet?

Aus dem Gebiete des Handels und Verkehrswesens sind 3 Börsen, 1 Verkaufshaus und 1 Eisenbahnempfangsgebäude ausgestellt.

Die Börsenprojecte sind gleichfalls gelegentlich einer Concurrenz entstanden; zwei für Frankfurt a. M., eines für Zürich. Alle drei zeigen die Formen der Renaissance. Von den beiden ersteren Entwürfen hat der von den Architekten H. Stöckhardt und E Gautsch seiner Zeit den zweiten Preis davongetragen. Der Grundriß ist mit großem Geschick angeordnet und die Gruppirung im Aufbau spiegelt das Innere charakteristisch wieder. Auch die architektonischen Formen zeichnen sich durch allseitige harmonische Durchbildung aus, die Gesammterscheinung dürfte aber doch etwas zu lebendig und zierlich ausgefallen sein.

Der zweite Frankfurter Entwurf von Architekt H. Riffart sagt uns weniger zu. Er zeigt die Idee eines langgestreckten Hallenbaus von massigen Seitentheilen zusammengefaßt und überragt von einem terrassenartigen Oberbau. Doch kommt die Absicht gar nicht zur richtigen Entfaltung. Die Säulenstellung ist dicht hintermauert und in die Zwischentheile große Fenster eingesetzt von so überwiegender Höhenentwicklung, daß sie die aufstrebende Wirkung der Säulen beeinträchtigen. Bei den massigen Widerlagern aber fällt die ganze Architektur aus der Rolle und variirt in den vorgeblendeten Mitteltheilen ein rein decoratives Motiv. Der Oberbau ist wieder ein Ding für sich, nackt und glatt, nur mit vier auf die Ecken gestellten Broncegruppen ausstaffirt.

Ernst Moritz bemüht sich in seiner Börse für Zürich den Schiller des Börsenglücks in seiner Architektur abzuspiegeln. Nirgends Ruhe vor lauter Sucht effectvoll zu gliedern und zu decoriren. Das hat naturgemäß zu einer Häufung der architektonischen Ausdrucksmittel geführt, so daß der Bau wie in einer Panzerung steckt, die einem ganz andern Riesen passen würde.

Der gewissenhaft in Vogelperspective gesetzte Schnitt durch ein Verkaufshaus von den Architekten Friebus und Lange ist exact gezeichnet und prunkend gefärbt. Nur schade, wer überlaut schreit, wird leicht lästig!

Der Eisenbahnbau bietet selten Gelegenheit zu künstlerischen Hochbauten. Die innere Disposition und Größenentwicklung der Räume ist ganz von den Bedürfnissen des Verkehrs abhängig. Damit ist aber auch die äußere Gestaltung den Maßen nach bestimmt, und die architektonische Arbeit liegt mehr im Versöhnen und Ausschmücken. Das Empfangsgebäude des Centralbahnhofes in Hannover von H. Stier gehört in diese Kategorie. Der Architekt scheint uns für dergleichen Lösungen besonders befähigt, denn die Terracottenarchitektur, welche er mit Vorliebe pflegt, hat vorwiegend decorativen Reiz und läßt der Individualität großen Spielraum. Deswegen geht es auch nicht gut an, sie unter einen herrschenden Stilbegriff einzureihen; am meisten Aehnlichkeit hat sie noch mit der romanischen Formensprache. Graziös und gefällig ist sie immer, mächtig und ernst niemals! Der ausgestellte Plan zeigt eine sichere Herrschaft über die Mittel der Darstellung.

In gleichem Maße wie die allgemeine Wohlhabenheit steigt, mehren sich auch in unseren Städten die Sammelplätze für Erholung und Genuß. Sie bieten den Architekten die dankbarsten Arbeiten, weil hier das Verlangen nach Schönheit überwiegt und der künstlerischen Phantasie den weitesten Spielraum läßt. Es sind diesmal aber nur wenige Beispiele auf der Ausstellung vertreten.

Prof. R. Lucae bringt sein Theater für Frankfurt a M. zur Ansicht. Zuschauerraum und Bühne im Aeußeren zusammengefaßt ragen als Kern in hohem Aufbau empor, um ihn legen sich alle anderen Räumlichkeiten in geringerer Höhe herum. Ein Hauptgewicht ist nach dem Vorgange von Paris und Wien auf eine glanzvolle Entwicklung des Vestibüls, des Haupttreppenhauses und des Foyers über dem Vestibül an der Hauptfront gelegt. Im Aeußeren ist dieser Theil als Vorbau für sich behandelt, das Erdgeschoß in kräftiger Rustika als Unterban charakterisirt, im ersten Stock Dreiviertel-Säulen, dazwischen Rundbogenöffnungen und darüber ein mächtiger Giebel in naivster Eintracht mit einem höheren Bruder am Kernbau. Dies Schema im Erdgeschoß und ersten Stock läuft um den ganzen Bau herum; wo hier Säulen, sind an den Langseiten Pilaster, dazwischen die Rundbogen-Umrahmung, diese wieder ausgemauert und kleinere Fenster eingesetzt. Der Vorbau ist mit den Langseiten durch viertelkreisförmige Anläufe verbunden und über diesen schießen die beiden vorderen Ecken des schweren Kernbaus gar zu unvermittelt empor. Als Stil ist im Architekturkatalog „antikisirende Renaissance" genannt, was stimmt, wenn dies verballhornte italienische bedeutet. Was soll man zu Prätensionen sagen, die für rein subjective Formen durch hochtönende Benennungen ein Vorrecht beanspruchen? Jeder, der den Berliner Schulzopf kennt, wird zugeben, daß wir diese Bezeichnung „antikisirend" nicht falsch deuten; es soll „veredelte Renaissance" heißen. Schade nur, daß sich die großen Italiener und Griechen nicht mehr für die Berliner Correctur bedanken können!

Von andern hier einschlägigen Arbeiten auf der Ausstellung erwähnen wir von einem Concertsaal für Crefeld von O. Kuhn und einem Tanzsaale für Cöln von A. Schulz, daß in beiden das Gewicht mehr auf farbigen und bilderreichen Schmuck als auf die Architektur gelegt ist.

Aus dem Kapitel Wohnbau haben wir zunächst zwei Schloßumbauten, bei denen mehr die äußere Gestaltung maßgebend war. Hugo Licht bringt in sehr schön vorgetragenen Skizzen eine theilweise Restaurirung, theils eine Vergrößerung des Schlosses Gayen bei Meran. Mit großem Geschick ist der Grundriß in den möglichen Grenzen umgestaltet und die Hülfsmittel der Natur zur malerischen Wirkung des Aufbaus benutzt. Bei den alten Bauten ist ihr architektonischer Charakter nur durch Bereicherung mehr herausgehoben, für die Neubauten dagegen Formen der Florentinischen Frührenaissance gewählt.

Im Stile deutscher Renaissance ist ein Entwurf zum Umbau des Stammschlosses Schwarzenberg in Franken von Theodor Eirich. Dem alten hohen und kahlen, dreistöckigen Bau ist in der Mitte der Front ein weit vortretendes breites Risalit, das in einen reichen Giebel ausläuft, vorgelegt und zwei noch vorhandene Andeutungen an den Ecken links zu einem Erker, rechts zu einem kurzen Thurm ausgebaut. Die neue Mittelpartie steht nur zu unvermittelt vor den alten Theilen und ist vielleicht auch etwas zu luftig ausgefallen. Der Schloßcharakter ist aber gut getroffen und die Darstellung zu loben.

Wenn etwas dazu angethan ist, einem Architektengemüthe tagtäglich Jammer zu bereiten, so sind es die Zustände unseres Wohnhausbaues. Die Miethskaserne zu acht bis zehn Wohnungen bildet die Norm und der Häuserbau unserer Städte ist nur noch eine Industrie, das Haus ein Handelsobjeet. Ausnahmen sind bei uns in Deutschland so selten, daß sie nur die Regel bestätigen helfen. Das Gift der Terrainspeculation hat die Anläufe zum Besseren gleich im Keime wieder getödtet. Selbst unseren wohlhabenden Klassen ist das Bewußtsein von der sittlichen Macht des eigenen Heims für das Familienleben abhanden gekommen; nur in der Poesie kokettiren wir noch mit dem Begriff des „Vaterhauses", dem modernen Städter ein leerer, mythischer Klang. Welcher Einsichtsvolle aber will leugnen, daß viele sittliche Schäden unserer Zeit in dem Mangel eines heimischen Herdes auf eigener Stätte ihren Untergrund haben? Wie hoch muß das Proletariat der Noth und der Verbildung noch anschwellen, bis man zugibt, daß in erster Linie die angeerbte Heimstätte der Familie geeignet ist, den Mann seßhaft und im edelsten Sinne selbstbewußt und strebsam für die Seinigen und für die Gemeinde zu machen? Und sei sein Haus auch noch so klein, hier fühlt er sich unabhängig und darf ihn Niemand kränken. Diese Wände hielten ihn schon in der Wiege traulich umschlossen und haben mit ihm Wohl und Wehe überdauert; auf ihnen will er auch seinen letzten Blick ruhen lassen. So wohlig heimisch schimmert ihm jedes Eckchen und die ererbten Hausgeräthe sind ihm alte Freunde. Bei seinem Eintritte grüßen ihn von von den Wänden die Bilder der Seinigen, die vor ihm hier gelebt, und mahnen ihrer würdig zu bleiben. Mit tausend Fäden ist

Digitized by Google

seine Seele an diese Stätte gefesselt, er liebt sie; hier allein fühlt er sich frei und glücklich! So muß es wieder werden!

Wenn der Leser zweifeln sollte und glauben, die Utopien eines Schwärmers zu vernehmen, so bitten wir ihn, seinen Blick auf eine untergegangene Culturepoche des deutschen Volkes zurückzuwenden. Bevor das Elend des 30jährigen Krieges die Blüthe und den Wohlstand der deutschen Städte wegfegte, Armuth und Noth den freien Bürgersinn brach, weiß ein Reisender aus dem Volke, das uns hierin jetzt so sehr überragt, ein Engländer, nicht genug des Lobes von den Familienhäusern der Deutschen zu berichten. Sie sind ihm Schatzkästlein des Geschmacks und der Behaglichkeit, die eine Nacheiferung seitens seiner Landsleute verdienten. — Und heut zu Tage? — Wie lange noch wollen sich die Wohnstätten unserer Wohlhabenden mit dem importirten, indifferenten Flitter brüsten, statt der Spiegel einer feinfühligen, gebildeten Individualität zu sein?

Wer mit uns fühlen kann, wird auch mit gleicher Freude drei Entwürfe von den Architekten G. Ebe und J. Benda begrüßt haben, worin sie den Versuch machen, das Ihrige zur ersehnten Besserung beizutragen. Sie greifen zurück auf das alte niederdeutsche Wohnhaus mit seiner Diele als Sammel- und Wohnraum für die ganze Familie. Diese glückliche Idee ist den Bedürfnissen unseres städtischen Privathauses angepaßt und in drei Variationen des „Dreifensterhauses" vorgeführt, indem die schmale Front durch den hohen Werth des Baugrundes in allen Großstädten bedingt ist. Aus einem kleinen Vorgarten führt eine Freitreppe zum hochgelegenen Parterre hinauf und hier tritt man von einem Vestibül aus direct in einen großen, saalartigen Raum, der, in der Mittelaxe des Grundrisses gelegen, durch die ganze Tiefe des Gebäudes reicht. Das ist der Brennpunkt der ganzen Anlage, die alte Diele; sowohl Vermittlungsraum als Sammelplatz für das gesellige Leben der Familie. Somit sind alle anderen Räumlichkeiten in Abhängigkeit von ihr angeordnet und auch in der Ausschmückung behauptet sie ihr Vorrecht. Hier weben Familiensinn und Freude am Dasein zusammen, sammeln hier das Beste des Hausgeräthes und schmücken die Wände mit Zeugen gemeinsamer Verehrung; überall strahlt die heiterste Behaglichkeit wieder. Was wollen dagegen unsere neutralen Prunkstuben? Sie nehmen auch den besten Theil der Wohnung ein, öffnen sich der Familie aber nur, wenn der „Besuch" kommt. Der arme Freund! ihm ist als ob er noch vor der Thüre säße und lange braucht's für Alle bis sie sich in solchen seelenlosen Räumen zu Hause fühlen. Wie viel wohlthuender ist dagegen der Empfang im trauten Familienkreis, wie er nach diesen Projecten dem Eintretenden in den Sammelplatz der Familie sogleich zu Theil würde! Und was noch mehr sagen will, das ganze Zusammen- und Ineinanderleben der Familienglieder müßte bei solcher Eintheilung des Hauses gefördert werden, und wenn es noch gelingt, den Erwerb eines solchen Hauses auch dem weniger Bemittelten zu ermöglichen, so würde sich der Nutzen auch im Wachsen des Unabhängigkeitssinnes und des selbstbewußten Strebens bemerkbar machen. Mögen die dankenswerthen Bemühungen der beiden Architekten Früchte zeitigen!

Doch wir müssen zum Schlusse eilen. Die drei Variationen des Projectes unterscheiden sich hauptsächlich durch eine einfachere oder reichere Entwicklung der Diele, in der Lage der Haupttreppe und in den Façaden, sonst sind sie darin gleich, daß sich im Parterre noch das Herrn- und das Eßzimmer, die Haupt- und die Nebentreppe und Nebenräume befinden, in der ersten Etage sämmtliche Zimmer für Frau und Kinder und die Schlafstuben, im Souterrain alle Wirthschaftsräume. Von den drei Façaden sind zwei Steinbauten in reicher plastischer Belebung und Formen aus der deutschen Renaissance, eine ist ein Terracottenbau mit farbenreichem Majolicaschmuck. Die perspectivischen und farbigen Darstellungen sind mit großer Liebe behandelt und verfehlen nicht eine reizvolle Wirkung.

Was sonst noch von Wohnhausprojecten ausgestellt ist, reicht in seiner Bedeutung nicht an die vorstehenden heran. Es sind nur Beispiele der alltäglichen Bauindustrie, wo das Gutdünken des Bestellers den Ausschlag gibt und der Architekt durch effectvolle Façaden sich schadlos zu halten trachtet.

Somit wären wir bei dem letzten Gegenstand unserer einleitenden Aufstellung angelangt, dem Dom von E. Klingenberg.

Dieses einzige wieder hervorgeholte Project mahnt wie ein Gedenkblatt an die große Concurrenz, die vor acht Jahren in's Werk gesetzt worden war zur Schaffung eines Domes als weithin leuchtendes Monument deutschen Lebens und deutscher Cultur und als Symbol der Einheit des deutschen Geistes. Es zeigt der Entwurf eine polygone Centralanlage mit hoher Kuppel und in Architekturformen, die aus der Uebergangsperiode der französischen Gothik zur Renaissance geschöpft sind. Der ganze Aufbau hat glückliche Verhältnisse und die Darstellung in einer streng architektonischen Manier ist von großer Kraft und Klarheit.

Ueber die Idee eines deutschen Domes und alle hierfür zu Tage getretenen Projecte ist schon so viel geschrieben und gedruckt worden, daß man mit einer neuen Auseinandersetzung Gefahr laufen würde, schon oft Gesagtes zu wiederholen. Wer soll das Monument aufführen und wo soll es stehen? Die Antworten aus Nord und Süd des Reiches werden zeigen, welche Dämme noch zu übersteigen sind, bis von der Kuppel eines hohen Domes die Einheit, Größe und Herrlichkeit des deutschen Stammes in alle Lande strahlen wird.

Wir sind am Schlusse und müssen Abschied nehmen auf Wiedersehen im nächsten Jahre. Möge die Anerkennung des Publicums den Bemühungen der Architekten lohnen und die allseitige Antheilnahme an einer Kunst wachsen, nach welcher die Bedürfnisse der Gottesverehrung und des Völkerlebens so gut wie Freude und Leid rufen, die dem Menschen bis über das Grab hinaus seine Wohnstätte baut und die der Höhe des Daseinsgefühls, dem Drange nach monumentaler Verewigung, Gestaltung gibt.

G. von Stralendorff.

Aus dem Concertsaale.

Neue Compositionen: Symphonie von Götz, Quartett von Bargiel. Ballade von Reißmann. Symphonie von Brüll. Herr Zarebski. Liszt'sche Schule und Schüler.

In dem ersten Concerte der Berliner Symphoniecapelle, die unter Mannstädts Leitung sich in erfreulicher Weise entwickelt, kam eine Symphonie von dem leider so früh der Kunst entrissenen Componisten der „Bezähmten Widerspänstigen", Götz, zu Gehör. Sie ist eine der liebenswürdigsten Schöpfungen der Neuzeit, voll anmuthiger Frische, Eigenthümlichkeit, und bei der geistreichsten Behandlung der Form dennoch anspruchslos, nirgends überladen herausfordernd. Und wie angenehm erfrischend wirkte es, einmal wieder eine gute Composition in Dur zu hören, in unserer so dur-armen Moll-Jammerzeit, in welcher die meisten Compositionen an den Vers eines alten griechischen Satyrspieles erinnern: „Er ist des eig'nen Grams Begucker."

Dieser Vers kam mir beim Bargiel'schen Quartett, das Herr Joachim im dritten Abende vorführte, öfters in Erinnerung. Die Composition bietet manches sehr Interessante. Sie ist bis auf das Finale, das den anderen Sätzen entschieden nachsteht, ein Werk, in welchem noch einige Jugendfrische gewirkt hat. Aber sie ist erfüllt von jener eigenthümlichen Stimmung, die nicht zum rechten Schaffen kommen läßt, und gehört in die Rubrik der Compositionen, die in Ermangelung bestimmter musikalischer Eigenschaften mit den Bezeichnungen „edel empfunden", „fein gearbeitet" u. s. w. gekennzeichnet werden. Das Hauptthema des ersten Satzes ist interessant und sangreich, aber die ewige Melancholie, die sich nirgends zur kräftigen Leidenschaft erheben kann, wirkt zuletzt recht ermattend. Freilich könnte hier auf Schuberts Amoll-Quartett hingewiesen werden, mit dessen erstem Satze der Bargiel'sche große Verwandtschaft zeigt und das ja auch von Melancholie erfüllt ist. Aber abgesehen von den beiden himmlischen Motiven des ersten Satzes (das erste mit seiner unmittelbar nach dem Auftreten erklingenden Wiederholung in Dur hat seines Gleichen nicht), bietet das Schubert'sche Quartett in Andante und Finale die wohlthuendste, erfrischendste Dur-Munterkeit, während das Bargiel'sche auch im letzten Satze in Moll bleibt und im Adagio eine grübelnde Stimmung zeigt. Es darf übrigens gerechterweise nicht verschwiegen werden, daß dieses Adagio sehr interessante Momente enthält, welche an Herrn Bargiels beste Zeit erinnern, an die Zeit, aus welcher eine Suite für Clavier und Violine rührt, die ich hier allen Musikfreunden auf das Beste empfehle. Das Scherzo beginnt mit einer originellen Wendung, die aber, offenbar mehr symphonisch gedacht, im Quartett nicht gut wirkt; das Finale ist wenig bedeutend. Die Aufführung war eine wundervolle, plastische; man konnte jede einzelne Phrase ganz genau verfolgen.

Digitized by Google

In einem Bilse'schen Concerte kam eine Symphonie von Brüll zur Aufführung, welche nicht blos den Verfasser, sondern alle Fachmänner und gebildete Laien in Erstaunen setzte. Einige Skizzen für Singspielstücke der trivialsten Art sind da mit einer ganz unerlaubten Leichtfertigkeit der Instrumentation und Harmonisation zusammengestoppelt und als „Symphonie" in die Welt gesetzt. Ein wahrer Künstler dürfte dergleichen um des Selbstbewußtseins willen nicht aufführen lassen.

Im zweiten Concerte der Berliner Symphoniecapelle wurde eine Ballade von Reißmann, „Blumenrache", auf Freiligraths Gedicht für Tenorsolo, Frauenchor und Orchester aufgeführt. Dies bezeichnete Gedicht in solch combinirter Weise zu setzen, war von vorneherein ein Mißgriff des Componisten, der sonst gerade in dieser Gattung sehr Achtbares geleistet hat; für Orchestertonmalerei und für Frauenchor ist keine Grundlage in diesem Gedicht vorhanden, und am Fehler der Anlage mußte die Ausführung scheitern, trotz einzelner interessanter Momente.

Das Concert bot noch eine andere neue Erscheinung: Herr Zarebski, ein im Voraus viel gepriesener Schüler Liszts, trat zum ersten Male vor das Berliner Publicum. Der geneigte Leser möge mir gestatten, der Besprechung dieses einzelnen Falles einige allgemeine Bemerkungen über Liszts Schule und Schüler vorauszusenden.

Wer Liszt, den Unerreichbaren, in der Zeit seiner Concertlaufbahn gehört hat, der allein vermag ihn als Virtuosen ganz zu beurtheilen; denn manche seiner Wirkungen waren eben nur im Concertsaale möglich, gleichwie Frescomalerei nur von einer gewissen Entfernung aus betrachtet, einen Gesammteindruck erzeugt; wogegen Diejenigen, welche in näherem künstlerischen Verkehr zu ihm standen, die dem großen Publicum verborgenen, überreichen Schätze seiner musikalischen Bildung, seiner geistigen Auffassung, sein unglaubliches Partitur- und a vista-Spiel kennen lernten. Folgerichtig wäre also der Schluß: daß diejenigen Nachfolger Liszts, denen nur sein öffentliches Wirken, seine Erfolge im Concertsaale Richtschnur waren, vor Allem den unmittelbaren Effect anstrebten, während daß die Jünger, denen es vergönnt war, unter des Meisters Auge sich zu bilden, vor Allem Geist von seinem Geiste zu verbreiten suchen würden. Aber — wie merkwürdig! — Nur sehr wenige unter den Schülern Liszts betraten den geistigen Weg des Meisters — wir werden sie später nennen —, die meisten schlugen den Weg ein, der oft zu unmittelbaren Erfolgen führt, jedoch von künstlerischer Richtung abseits liegt.

Aber — welcher Art waren denn selbst die Concerterfolge Liszts, in welcher Weise waren sie erzielt? Diese Frage muß erst genau erörtert werden, bevor dann das Urtheil über die Schule und die Schüler gefällt werden kann. Eine ganze Masse Leute glauben noch heute, daß Liszt der größte Techniker seiner Zeit gewesen ist. O nein, Ihr Herren! Liszt im Einzelnen betrachtet, konnte durchaus nicht vollendeter Techniker nach den jetzigen Begriffen genannt werden. Sein Anschlag war viel härter als der Thalbergs, dem er auch in Klarheit und Sicherheit der Läufe in gebrochenen Accorden nachstand. Er spielte Octaven und Kraftstücke nicht immer so gut wie Dreyschock und sein Triller (die Achillesferse Liszts!) klang bei weitem nicht so gleichmäßig zwitschernd wie der Willmers. Dennoch erregte er überall einen Enthusiasmus, den die anderen Herren auch nicht annähernd erregen konnten, und der bis heute nachhaltig geblieben ist und bleiben wird. Worin bestand denn das Geheimniß seiner zauberischen Wirkungen? Erstens war seine Technik, wenn auch nicht immer unfehlbar, eine nach allen Seiten hin wirkende, eine aus allumfassendsten musikalischen Studien erzeugte. Er hatte nicht Scalen und Läufer aller Art, und Triller und Octaven und Terzen ꝛc. ꝛc. geübt, sondern in ebenso hohem Grade Alles was zum Rhythmus, zu den Tonfärbungen, Accenten, zur Phrasirung, zur Stimmführung, zur plastischen Wiedergabe eines Tonstückes gehört. Aus der ganzen Clavierlitteratur hatte er die Mittel zu den wunderbaren Tonfärbungen geschöpft, die Keiner mehr nach ihm in solcher Weise hervorgebracht hat. Wie schnell dahinziehende Wolken ein plötzliches Helldunkel erzeugen, daß die ganze Landschaft mit einem Male wie eine ganz andere erscheint, und im nächsten Augenblick wieder im hellsten Sonnenglanze strahlt, so verliehen Liszt'sche Tonfärbungen manchen Stellen einen wechselnden Zauber, über den man sich im ersten Augenblicke gar nicht klar werden konnte. Im Hummel'schen Septette, im $^6/_8$ Allegro des Weber'schen Concertstückes, im Finale des Beethoven'schen Esdur-Concertes brachte Liszt Pianoeffecte mit crescendo und decrescendo im schnellsten Tempo an, die über das Orchester hinausklangen und von ganz unbeschreiblicher Wirkung waren. Er spielte einmal in Wien die Fmoll-Etude von Chopin (op. 25, Nr. 2) in einem Tempo, das viele seiner Schüler heute zu langsam finden würden, und mußte sie zweimal wiederholen (also dreimal vortragen). Und in dem galop chromatique, einem reinen Bravourstücke, mit welchem alle seine Nachfolger nur Gepolter und Langeweile hervorbrachten, entfaltete er eine Abwechslung der Tonfarben, daß es allgemein entzückte. Die Charakteristik der Technik, das richtige Costüm, in welchem er jedes Stück erscheinen ließ, das war die Hauptursache seiner Wirkungen; daß hierzu kolossale technische Vorstudien nothwendig waren, versteht sich von selbst.

Da der geneigte Leser vielleicht glauben könnte, ich übertreibe, so möge die Autorität eines hohen edlen Meisters, der sich entschieden ablehnend gegen alles Virtuosenthum verhielt, für mich sprechen: Mendelssohn! Er schreibt an seine Mutter, daß Thalberg „als eigentlicher Virtuose" vollkommener sei. Dann aber meint er wörtlich: „Hingegen besitzt Liszt eine gewisse Gelenkigkeit und Verschiedenheit der Finger, und ein durch und durch musikalisches Gefühl, das wohl nirgends seines Gleichen finden möchte. Mit einem Worte, ich habe keinen Musiker gesehen, dem so wie dem Liszt die musikalische Empfindung bis in die Fingerspitzen liefe, und da unmittelbar ausströmte ꝛc. ꝛc." Nun ließe sich allerdings bemerken, daß, um wie Liszt zu spielen, Einer auch Liszts Genie haben müßte, und daß, wenn ich einen Schüler Liszts beurtheile, ich von ihm nicht das verlangen dürfe, was dem Meister ein Gott verliehen hatte, und was sich eben nicht erlernen läßt. Ganz richtig! Aber ich verlange auch nur das was erworben werden kann — und muß, wenn Einer als Künstler gelten will: gründliche musikalische Bildung. Und für mich ist nur der ein echter Schüler Liszts, der da zeigt, daß er des Meisters Wesen erkannt hat, daß ihm klar geworden ist, wie dieser die Technik geübt, studirt und verwendet hat. Solche echte Schüler waren und sind Bülow, Tausig — der leider so früh Geschiedene! — und Herr und Frau von Bronsart, die sich vom öffentlichen Concertvortrage zurückgezogen haben. Diese haben bewiesen, daß auch ein Bravourstück Zeugniß geben kann von genauem Studium des Rhythmus, der Tonfärbungen, der charakteristischen Accente. Bülow und Tausig haben jeder seine besondere scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit entwickelt, die in vielen Dingen von der Liszt'schen Vortragsweise ganz verschieden war, und doch beurkundeten sie sich immer als echte Schüler Liszts, als Geist von seinem Geiste. In ihren stärksten technischen Leistungen stand der Musiker doch über dem Clavierspieler; man hörte es immer heraus, daß sie doch auf ganz andere Dinge hin studirt hatten, als auf die Effectmacherei mit den Bravourstücken, die der Franzose sehr bezeichnend mit morceau de boeuf bezeichnet. Aber neben diesen großen Künstlern tauchen immer mehr solche auf, die ebenfalls Schüler Liszts, deren ganze Richtung und Vortragsweise davon zeugt, daß sie Liszts Wirkungen anstreben ohne von der Ursache eine Ahnung zu haben. Diese Gattung Virtuosen erinnert mich an die Vision des Propheten Daniel, aber in umgekehrtem Sinne. Der sah eine Riesengestalt mit goldenem Kopfe, erzenen Gliedern und thönernem Fuße; mir erscheinen Menschen mit einer Brust von Gold, Finger von Erz, Füßen von Eisen — aber der Kopf — — —

Herr Zarebski ist ganz bestimmt der kolossalste Techniker, der seit den letzten Jahren einen Bechstein erdröhnen machte. Seine Leistungen in den denkbar schwierigsten Passagen sind geradezu fabelhaft. Aber sein Vortrag gibt nicht das mindeste Zeugniß von musikalischer Bildung, von jenem Studium, das aus jedem Tone der oben genannten Künstler hervorklingt. Die Wahl seiner Stücke war auch der Art, daß ein solches Studium sich nicht beurkunden konnte. Das „concert symphonique" ist ein Werk, in welchem einige recht interessante Momente vorkommen, deren Zusammenhang aber ein recht loser zu nennen ist. Das Hauptgewicht bleibt auf den kolossalen Passagen, die eine eiserne Faust, und eine unermüdliche Ausdauer verlangen. Diese besitzt Herr Zarebski in unvergleichlichem Maße. Aber selbst für die sehr wenigen und kurzen Cantilenen der Composition fehlt ihm der Ton, die Färbung und das Verständniß. In den Solostücken, Gavotte von Bach-St. Saëns, Nocturne von Chopin und Etude, zeigte sich das in entschiedenster Weise. Die drei Stücke wurden ganz gleichmäßig herabgespielt; es klang wie ein Lesen mit gleicher Stimme, ohne Komma, ohne Punkt. Ich bezweifle sehr, daß Herr Zarebski jemals auch nur ein Quartett in der Partitur las, daß er von Bach mehr kennt, als was man jetzt zum Concertvortrage braucht, daß er also überhaupt etwas Anderes gelernt

Digitized by Google

hat, als Clavierspielen. Möge er doch einmal seinen großen Meister recht genau ausfragen, wie er es angefangen hat, um der Liszt zu werden, den die Welt einst anstaunte, da wird er erfahren, was Musikstudium bedeutet, dann wird er vielleicht dem Meister sich nähern. Was er jetzt leistet, ist in mancher Hinsicht ganz kolossal, aber weit abseits liegend vom Geiste der Liszt'schen Schule. H. Ehrlich.

Notizen.

Das hochverrätherische Complot mit tragischem Hintergrund hat sich bald als ein sehr alltäglicher Schwindel enthüllt und es wird in diesem Augenblick kaum noch davon gesprochen. Eines großen Scharfsinnes hat es zu dieser Entdeckung wahrscheinlich nicht bedurft. Irgend ein dramatischer Zwischenfall ist in unserm trocknen Berlin außerordentlich selten, und wo eine Sage davon auftaucht, begegnet sie mit Recht einer unüberwindlichen Skepsis. Wir sind mit armen Teufeln und Winkelschreibern, welche ihr Brodherr wegen einiger unterschlagenen Hundert Mark steckbrieflich verfolgt, weit mehr vertraut als mit polnischen oder sonstigen Meuchelmördern, die, den Dolch im Gewande, zu imaginären, das heißt bei uns nun einmal nicht vorhandenen Tyrannen schleichen. Auf ein packendes Interesse hiesiger Vorgänge müssen wir ein für allemal verzichten. Die deutsche Hauptstadt hat sicherlich ihre großen Vorzüge, und diesseits des Rheins und der Alpen möchte wohl Niemand, der sie kennt, anderswo sein Heim aufschlagen. Aber die enthusiastische, allerdings vielleicht nicht immer aufrichtige Bewunderung, welche Berlin manchen Eingebornen entlockt, ist denn doch schwer begreiflich. Unsere Mitbürger nehmen bekanntlich ihren localen Chauvinismus sogar in die Fremde und auf Reisen mit, finden alles kleiner, unbedeutender als zu Hause, was nicht selten zur Folge hat, daß die schönsten Erscheinungen in Natur und Kunst für ihr angeblich verwöhntes Auge sich jeder Poesie entkleiden und kläglich zusammenschrumpfen. Fährt der echte Berliner bei Mantua über den Argine Mulino, jenen interessanten, zwei Seen verbindenden Deich, so wird er achselzuckend sagen, um einen Mühlendamm zu sehen, bedürfe es keines Ausflugs nach Italien. Der Monte Crocione mit seiner entzückenden Aussicht gegenüber Bellagio imponirt ihm wenig, denn er hat ja den Kreuzberg. Als vor einigen Jahren ein Berliner übrigens braver und wohlgestellter Apotheker in Venedig war und in Gegenwart anderer Gäste desselben Hotels eines der herrlichsten Gewitter über den Lagunen betrachtete, rief er wörtlich aus: Gewiß, es ist schön; aber Gewitter haben wir, offen gestanden, auch über dem Schafgraben, die mindestens eben so stark donnern und blitzen! Die Leute nehmen, wie man sieht, überall die Empfänglichkeit mit, deren sie fähig sind. Auch haften seltsamer Weise in ihren Erinnerungen fast nur die von jeder Reise unzertrennlichen kleinen Unannehmlichkeiten und Plagen. Die Unterhaltung dieser sonderbaren Schwärmer bewegt sich durchweg um hohe Wirthshausrechnungen, Prellereien der Führer und Droschkenkutscher, mangelhafte Küche und jeweiliges Ungeziefer. Für die Wunder, welche ein gütiges Geschick während einiger Wochen vor ihnen ausgebreitet, war ihr Sinn buchstäblich zu, ihr Herz so gut wie todt. Der glühendste Patriot kann unmöglich verkennen, daß, während unsere Provinzen oft weithin eintönig und farblos erscheinen, zahlreiche Städte Italiens die unvertilgbaren Spuren ihres eigenartigen Municipallebens, ihrer geschichtlichen Kämpfe bewahren, von der glanzvollen Umgebung und den Kunstschätzen zu schweigen. Was nicht verhindert, daß der germanische Individualismus auf Kosten der uniformen lateinischen Racen mit nachgesprochenen Formeln höchlich gepriesen wird. Die Südländer machen es ihrerseits anders und haben ein offenes Auge für unsere wirklichen Vorzüge, für unsere Wissenschaft, unsere Arbeitstreue, unsere politische Macht und Größe. Seit 1866 und besonders seitdem wir Frankreich eine verdiente Lection ertheilt, hat sich diese Anerkennung sogar fast abergläubisch entwickelt. Ein Postbeamter in Rom fragte im letzten Herbst einen Reisenden, mit dem er eine kurze Unterhaltung gehabt, ob er ein Engländer sei. Als er hörte, der Fremde sei ein Deutscher, ein Preuße, stand der Mann auf und sagte mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Interesses: Dann können Sie mir gewiß sagen, ob es wirklich Krieg gibt? Ich habe einen Sohn und es heißt, daß Italien rüste. Sie wissen gewiß, was daran Wahres sein mag! Der Andere konnte die gewünschte Auskunft zwar nicht ertheilen, war indessen von der stillschweigenden Voraussetzung, daß Deutschland über Krieg oder Frieden entscheide, immerhin etwas geschmeichelt. Es ist indessen dafür gesorgt, daß der Baum unseres nationalen Stolzes nicht in den Himmel wachse. Geht es nach Wunsch unserer Russenfreunde, so wird bald das übermächtige Czarenreich mit Europa ein Wort nach seiner Art sprechen. Auch mit unserer Durchschnittsbildung ist es oft schlecht bestellt. Wenn Jemand aus den besseren Ständen in einer Berliner Zeitung eine Bonne sucht und an den Inserenten wegen des plus proche renseignement verweist, so möchte man unwillkürlich fragen, ob kein gebildeter Hausknecht zur Abschrift der Annonce da war. Auch das halbwegs gläubige Erstaunen, welches ein Spiritist während mehrerer Tage in unserer erleuchteten Metropole hervorgerufen hat, konnte keinen erhebenden Eindruck zurücklassen. Wir sind ja ein beneidetes Volk, sind rasch emporgewachsen, und unserer harrt noch eine große Zukunft. Aber wir dürften trotzdem, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, von den Erben einer älteren Cultur noch Mancherlei zu lernen haben, besonders an Höflichkeit und guter Sitte. Einige Bescheidenheit aber würde uns um so mehr geziemen, als diese die beste Waffe gegen den übrigens ganz unbegründeten Vorwurf bietet, daß wir auf der Weltbühne eine gewissen Neulingen angeborene Scheu durch Ueberhebung und lautes Gebahren verhüllen möchten.

* * *

Feldzug von 1870.*)

Die vorliegende Arbeit des Prinzen Bibesco erregte sogleich bei ihrer Publication das lebhafteste Interesse. Alle Fachzeitschriften sowohl, als auch die einflußreiche außerdeutsche Tagespresse widmeten diesem eigenartigen Geistesproduct ihre Aufmerksamkeit und ließen dem Verfasser fast ausnahmslos die günstigste Beurtheilung zu Theil werden. Die deutsche Presse hat indessen früher nur vereinzelt von diesem Werke Notiz genommen, und dieser Umstand, sowie die soeben erschienene deutsche Uebersetzung, veranlaßt uns heute darauf zurückzukommen.

Die erste Auflage war in Frankreich bald nach ihrem Erscheinen vergriffen, und der Verleger ließ unmittelbar darauf weitere Ausgaben folgen. Zwischenzeitig ist das Buch bereits in mehrere Sprachen übertragen und dadurch weiteren Kreisen über die Grenzen Frankreichs hinaus zugänglich gemacht worden.

Der Verfasser entwirft uns in seinem Werke ein lebendiges und anschauliches Bild von dem Auftreten des siebenten französischen Armeecorps unter dem Befehl des Generals Felix Douay, und zwar vom Beginn des deutsch-französischen Krieges an bis zur Katastrophe von Sedan 1870. Er selbst war nämlich dem Stabe dieses Corps als Generalstabsoffizier beigegeben und befand sich sonach in der Lage, einen tiefen Einblick in die Situation zu gewinnen.

Die Verhältnisse innerhalb der größeren Armeeverbände, denen das siebente Corps in den verschiedenen Kriegsstadien angehörte, werden vom Verfasser mit Geschick erörtert, insofern als dieselben für die Beurtheilung des Verhaltens resp. der Entschlüsse des commandirenden Generals maßgebend waren.

Die Darstellung ist frisch und ansprechend, die Sprache gewandt und fließend, kurz, die ganze Schreibweise fesselt den Leser und vermehrt auf Schritt und Tritt das Interesse für das Buch. Der Verfasser liefert uns den Beweis, daß er nicht nur Herr der Feder ist, sondern auch ein sicheres, militärisches Urtheil besitzt. Bedauerlich ist nur, daß er nicht einen, dem Original vollständig gewachsenen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Wir kommen darauf später zurück.

Hier sei indessen erwähnt, daß, wenn wir das Werk des Verfassers vom rein militärischen Gesichtspunkt aus betrachten, wir auch mit der Bemerkung nicht zurückhalten können, daß er häufig bei der Schilderung aufregender Momente von dem streng objectiven Referat abweicht und zu sehr seiner subjectiven Auffassung folgt. Die Kürze und rein sachlich-militärisch gehaltene Ausdrucksweise, welche wir in unserer guten deutschen Fachliteratur finden, ist bei unseren westlichen Nachbarn bisher noch nicht heimisch geworden. Ihre lebhafte Einbildungskraft, ihr bewegliches

*) Belfort, Reims, Sedan. Das 7. Corps der Rheinarmee, vom Fürsten Georges Bibesco, höherem Offizier in der französischen Armee, attachirt dem Stabe des 7. Corps. Uebersetzt von G. S. Leipzig 1877, Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Digitized by Google

Wesen muß überall und auch da mit in den Kauf genommen werden, wo eine rein sachliche Behandlung des Stoffes besser am Platze ist.

Bei diesem Ausspruch liegt es uns fern, dem Verfasser hieraus einen Vorwurf machen oder das Interesse, welches alle Welt mit Recht für seine Arbeit zeigt, beeinträchtigen zu wollen. Im Gegentheil, wir haben nur Veranlassung, demselben für seine rückhaltlose Wahrheitsliebe unsere vollste Anerkennung auszusprechen. Wir wissen, daß er bereits in jungen Jahren seine Heimat verließ und in Frankreich erzogen wurde; und es darf uns nicht irre führen, wenn wir an verschiedenen Stellen finden, daß der rumänische Fürst mit dem Gehirn eines französischen Offiziers denkt.

Seine Publication ist trotzdem sowohl für den Fachmann, als auch für den Laien von gleich hohem Werth. Der lebenswahre und zugleich farbenreiche Charakter seiner Erzählung berührt den Leser angenehm und beeinträchtigt in keiner Weise die Klarheit seiner Darstellungsweise; im Gegentheil, man gewinnt dadurch nur einen um so tieferen Einblick in die den Verfasser umgebenden Verhältnisse.

Alles, was uns der Prinz erzählt, hat Hand und Fuß, und beruht durchaus auf eigener Wahrnehmung. Und das stets erkennbare Streben, die Thatsachen zu schildern, wie sie sich seinen Blicken darstellen, ist nur geeignet, den Werth des Buches in unseren Augen zu erhöhen. Auch macht es auf uns einen angenehmen Eindruck, daß es der Autor verschmäht, jenen Ton der Gereiztheit anzuschlagen, den wir bei unseren linksrheinischen Gegnern von 70/71 zu unserem Bedauern noch immer in Wort und Schrift antreffen. Prinz Bibesco läßt insbesondere der deutschen Armeeführung volle Gerechtigkeit wiederfahren und erkennt mit klarem Blick die Ursachen ihrer Ueberlegenheit über die eigene Heeresleitung. Die Schwächen der eigenen Oberleitung und Organisation werden rückhaltlos erörtert. Der Prinz verhehlt sich in Folge dessen beispielsweise keineswegs, zu welchem Resultat die planlose Unternehmung — Entsatzversuch von Metz —, wodurch eine ganze Armee ihren Untergang fand, führen mußte.

Wir constatiren dies mit Vergnügen, und zwar um so mehr, als wir ein so sicheres und freimüthiges Urtheil über die damaligen Verhältnisse bei unseren Gegnern nur ganz vereinzelt antreffen. In unseren Augen liegt hierin der Hauptwerth der vorliegenden Publication des geistvollen Verfassers.

Wir haben das Werk des Verfassers im Originaltext gelesen. Die deutsche Uebersetzung hat uns im Ganzen unbefriedigt gelassen. Man erkennt auf den ersten Blick, daß der Uebersetzer nicht Militär ist. Seine Ausdrucksweise ist sehr häufig technisch unrichtig. Der Kürze halber führen wir zum Beweise unseres Ausspruches folgende Stellen an:

Erstens: Seite 17 bezeichnet „G. S." Hüningen als einen „niedergerissenen" Platz. In der militärischen Schriftsprache spricht man in einem solchen Falle von einem „geschleiften" Platz.

Zweitens: Seite 43 lesen wir von einer „Neueinrichtung" einer Division, welche bei Froschweiler — französische Bezeichnung der Schlacht von Wörth — stark gelitten hatte. Hier wäre das Wort „Neuformation" am Platze gewesen.

Drittens: Seite 75 heißt es, die Brigade Nicolas, welche mit zwei Batterien und dem vierten Jägerbataillon in Harricourt in Stellung verblieben war, hatte den Auftrag, diese Bewegung zu verhüllen und zu decken. Der militärische Sprachgebrauch für „verhüllen" ist hier „maskiren".

Ferner auf derselben Seite: die dritte Division „war" in der Stellung von Bois-les-Dames gelagert, statt „lagerte" oder „hatte ein Bivouak bezogen" ꝛc.

Viertens: Seite 150: die Infanterie hatte hier eine Stellung „im Liegen" besetzt und erwartete die Ankunft der Artillerie. Der Uebersetzer sagt statt dessen „ausgestreckt der Länge nach" — ein Ausdruck, der in der militärischen Sprache nicht gebräuchlich ist.

Derartige Verstöße in der Ausdrucksweise wiederholen sich fast auf jeder Seite.

Die dem Werke beigefügten Pläne sind deutlich und erleichtern die Orientirung.

Zum Schluß sei hier noch über die Herkunft und die Vergangenheit des Prinzen Bibesco kurz Folgendes erwähnt:

Der Autor ist der dritte Sohn des bekannten Prinzen Georges Demeter Bibesco. Im Alter von neun Jahren kam er nach Frankreich und wurde daselbst erzogen. Er besuchte die Militärschule von Saint Cyr bei Versailles, trat dann später in die Armee ein und nahm Theil an der mexicanischen Expedition 1862. Im Jahre 1868 erbat er seinen Abschied, nachdem er zuvor noch ein Jahr lang im Stabe des Gouverneurs von Algier thätig gewesen war. Bei Beginn des Krieges 70/71 trat der Prinz wieder in den Dienst, und wir finden ihn während dieser Zeit in der Eingangs erwähnten Stellung. Nach Beendigung der Campagne resp. seiner Gefangenschaft in Coblenz zog er sich wieder in das Privatleben zurück und ging darauf in sein eigentliches Vaterland — Rumänien —, um sich der heimatlichen Regierung zur Verfügung zu stellen.

Der Prinz Bibesco begann die vorliegende Arbeit während seiner Gefangenschaft in Coblenz und vollendete dieselbe im Gefängniß zu Paris, woselbst er in Folge des bekannten Duells mit dem Obersten Prinzen von Bauffremont eine Freiheitsstrafe zu verbüßen hatte.

K. B.-W.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, den 20. November 1877.

Hochgeehrte Redaction!

Gegen meinen in Nr. 25 der „Gegenwart" am 23. Juni 1877 befindlichen Aufsatz „Noch einmal der Zeugnißzwang" hat Herr Stadtgerichtsrath Prof. Dr. Rubo eine besondere Broschüre von 34 Seiten veröffentlicht, ohne die von mir vorgetragenen Ansichten zu widerlegen. Dies näher zu erörtern, würde den Rahmen Ihrer Zeitschrift überschreiten. Es wird dies vielmehr sachlich in einem Vortrage geschehen, den ich am 8. December d. J. in der hiesigen „juristischen Gesellschaft" zu halten gedenke. Hinsichtlich des in jener Broschüre persönlich gegen mich angeschlagenen Tones aber Herrn Rubo zu folgen, verbieten mir meine gesellschaftlichen Gewöhnungen und die ernste Art, mit der ich wichtige Fragen meiner Wissenschaft zu behandeln pflege.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Paul Kayser, Stadtrichter.

In dem Aufsatz „Unser Vaterland" in Nr. 46 der „Gegenwart" ist an einer Stelle das gleichnamige Prachtwerk irrthümlich als in 50 Lieferungen bereits abgeschlossen vorliegend bezeichnet, während das Werk noch im Erscheinen begriffen und erst bis zur sechsten Lieferung gediehen ist.

D. R.

Bibliographie.

S. A. Byk, die vorsokratische Philosophie der Griechen in ihrer organischen Gliederung dargestellt. (1. Thl. Die Dualisten. 2. Thl. Die Monisten.) 2 Bde. 8. XII u. 510 S. Leipzig 1877, M. Schäfer.

M. G. Conrad, die religiöse Krisis. Ein atheistischer Versuch. Aus dem Italienischen übersetzt, eingeleitet und glossirt. 8. XV u. 228 S. Breslau 1878, Schottländer. 4. —

Ed. Doehler, die Antonine. 69—180 nach Christus. Nach dem von der französischen Akademie gekrönten Werke des Grafen de Champagny deutsch bearbeitet. 2. Bd. Hadrianus und Antoninus Pius. 8. XIV u. 414 S. Halle 1877, Waisenhaus.

E. F. Dürre, allgemeine Hüttenkunde. (Webers Illustrirte Katechismen Nr. 76.) kl. 8. X u. 412 S. mit 209 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig 1877, Weber. 4. —

K. Elze, Abhandlungen zu Shakespeare. Lex. 8. 425 S. Halle 1877, Waisenhaus.

Georg Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmering. Herausgegeben von H. Hettner. 8. 675 S. Braunschweig 1877, Vieweg. 8. —

No. 22. Z. — Breslau. Bitte das Manuscript in unserer Redaction abholen zu lassen.

Digitized by Google

Inserate.

Illustrirte
Frauen-Zeitung.
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.
Gesammt-Auflage allein in Deutschland 245,000.

Erscheint alle 8 Tage.

Vierteljährlich ℳ 2.50

Jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weiss-Stickerei, Soutache etc.
12 grosse, colorirte Modenkupfer.
24 reich illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Grosse Ausgabe. Vierteljährl. ℳ 4.25.
Jährlich, ausser Obigem: noch 24, im Ganzen also 36 colorirte Modenkupfer und 24 Blätter m. historischen u. Volks-Trachten.

Die Modenwelt,
jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, sowie 12 Schnittmuster-Beilagen (wie bei der Frauen-Zeitung), kostet vierteljährlich ℳ 1.25.

☛ Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit angenommen. ☚

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Zeugnisszwang
von
Dr. **Adolf Dochow,**
ordentlichem Professor der Rechte zu Halle.
gr. 8. broch. Preis 1 ℳ 50 ₰.
Jena, November 1877. **Hermann Dufft.**

Hackländer's Werke.
in 60 Bänden. Preis geh. 72 ℳ., eleg. gebunden 97 ℳ.
Inhalt: **Namenlose Geschichten. Soldatenleben im Frieden. Wachtstubenabenteuer. Kleinere Erzählungen u. humoristische Skizzen. Handel und Wandel. Reise in den Orient. Eugen Stillfried. Märchen. Der Pilgerzug nach Mekka. Der geheime Agent. Magnetische Kuren. Schuldig. Europäisches Sklavenleben. Der Augenblick des Glücks. Ein Winter in Spanien. Erlebtes. Zur Ruhe setzen. Monsieur de Blé. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Der neue Don Quixote. Tag und Nacht. Der Tannhäuser. Krieg und Frieden. Tagebuchblätter. Wechsel des Lebens. Der verlorne Sohn. Unverheirathete Eheleute. Die dunkle Stunde. Fürst und Kavalier. Nahes und Fernes. Neue Geschichten. Künstlerroman. Zwölf Zettel. Das Geheimniß der Stadt.**

Hackländer's Humoristische Schriften.
6 Bände. Geh. 9 ℳ., eleg. geb. 11 ℳ.
Inhalt: **Das Soldatenleben im Frieden. Wachtstubenabenteuer. Humoristische Erzählungen. Bilder aus dem Leben.**
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von **Gerhard Stalling** in **Oldenburg.**

Stacke's Geschichts-Erzählungen.
5 Bände. Jeder Band einzeln.

Griechische Geschichte.	14. Aufl. ℳ 1. 50.	Mittelalter.	10. Aufl. ℳ 1. 50.
Römische Geschichte.	13. Aufl. ℳ 1. 50.	Neue Geschichte.	8. Aufl. ℳ 2. 50.
Neueste Geschichte.	3. Aufl. ℳ 3. 50.		

Empfohlen für Knaben und Mädchen von 12 bis 15 Jahren, für die reifere Jugend, für gebildete Männer und Frauen.

„**Stacke's Werke** sind das Ergebniß des gewissenhaftesten Fleißes, der treuen und geschickten Benutzung der gediegensten Quellen, und bilden durch frische, lebendige Darstellung, klare und übersichtliche Behandlung des Stoffes eine **wahrhaft populäre Geschichtsdarstellung.**“ (Aus der Militair.-Literat.-Zeitung.)

„Geschichtserzählungen von **Stacke** zu lesen, ist und bleibt immer ein **Genuß.**“ (Pädagog. Jahresbericht.)

Soeben wurde ausgegeben:

Weihnachts-Katalog 1877.
Elegant blau cartonnirt. 12.
Vorräthig in allen Musikhandlungen; wird auch auf Wunsch unentgeltlich direct franco übersandt.
Leipzig, November 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Bei **Hermann Beyer & Söhne** in **Langensalza** erschien soeben in **Beyer's Bibl. päd. Classiker:**

J. J. Rousseau.
Herausgegeben von
Dr. Theodor Vogt, Professor an der Wiener Universität, und **Dr. E. von Sallwürk,** Großherzoglich Badischer Oberschulrath.
2 Bände groß 8. **Preis 6 Mark.**

Die Werke des „Bürgers von Genf“ sind außerhalb Frankreichs noch lange nicht in dem Maße verbreitet und bekannt, als man denken sollte, und schon in dieser Hinsicht ist eine gute Uebersetzung seines Hauptwerkes „Emil“ mit Freuden zu begrüßen, denn in „Emil“ haben wir den ganzen Rousseau verkörpert.

Der Aufgabe, eine gediegene, von universalem Geiste durchhauchte Uebersetzung zu liefern, hat sich Prof. Dr. E. v. Sallwürk unterzogen und, nach allgem. Urtheil die sich gestellte Aufgabe in jeder Hinsicht glänzend gelöst. Die Uebersetzung des „Emil“, begleitet von einer der Feder des Prof. Dr. Vogt in Wien entflossenen Biographie Rousseau's, bildet einen Theil der in Beyers Verlag in Langensalza erscheinenden Bibliothek pädagog. Classiker und konnte zu keinem passenderen Zeitpunkte erscheinen, als eben jetzt, wo sie gleichsam für unsere deutsche Nation eine praktische Vorbedeutung bildet, um vor der Säcularfeier (Rousseau starb am 4. Juli 1778) auch Jeden, der des fremden Idioms nicht mächtig, mit dem größten Werke Rousseau's und somit mit diesem selbst genauer bekannt und vertraut zu machen.

Gediegene Festgeschenke!

Soeben sind neu erschienen:

Anthologie lyrique. Recueil de poésies lyriques modernes de la France de la Belgique et de la Suisse Romande, suivi de notices biographiques et littéraires par **Werner Schönermark.** Broschirt 5 ℳ 50 ₰. Eleg. geb. 7 ℳ.

Französisches Liederbuch von **Werner Schönermark.** Broschirt 4 ℳ. Eleg. geb. 5 ℳ 50 ₰.

Letzteres enthält ausgewählte deutsche Uebersetzungen von 175 Gedichten der Anthologie lyrique, darunter viele Original-Beiträge.

Diese Anthologien seien hiermit allen Freunden und Kennern der französischen Sprache bestens empfohlen und dürfte sich die elegant gebundene Ausgabe zu Festgeschenken vorzüglich eignen.

Tegnér's Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen übersetzt von **Gottlieb Mohnike.** **Vierzehnte Auflage.** Min.-Ausg. Höchst eleg. geb. 3 ℳ.

Die anerkannt beste Uebersetzung des herrlichen Gedichtes.

Verlag von **Hermann Gesenius** in **Halle a/S.**

Neueste poetische Weihnachtsgabe.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen:

Monika.
Erzählung nach einer wahren Begebenheit.
Von
Otto Möller.
8. broschirt. Preis: 4 ℳ 50 ₰.

Der Herr Verfasser hat seine Meisterschaft in der Schilderung deutschen Volkslebens längst bewährt und seine Dichtungen auf dem Gebiete unserer poetischen Volkslitteratur gehören zu den köstlichsten Perlen derselben. Auch von der neuesten Erzählung „Monika“ gilt, was der verstorbene treffliche Kritiker Fr. Pletzer einst im Bremer Sonntagsblatt von dem „Tannenschoß“ sagte: „Zwar nur eine Dorfgeschichte, aber auf hohem Piedestale“; und kein gebildeter Leser, keine gebildete Leserin wird diese vom würzigsten Tannenduft echter Schwarzwaldpoesie durchhauchte Erzählung mit den mächtig wirkenden Katastrophen und dem einfachen versöhnenden Schluß ohne höchste Befriedigung aus der Hand legen.

Stuttgart, November 1877. **G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.**

Digitized by Google

Soeben erschien:

Musiker-Kalender

für das Jahr 1878.

Herausgegeben unter Redaktion von

Hermann Krigar.

V. Jahrgang.

Inhalt: Stunden-Plan pro I.—IV. Quartal. — Stunden-Verzeichniss für jeden Tag. — Honorar-Tabelle pro Monat. — Einnahme-Tabelle etc. — Notenliniensystem. — Tabellen für Adressen. — Musikalisch-statistischer Wegweiser durch Deutschland und Oesterreich, sachlich und persönlich. — Inserate.

Preis eleg. in Leinwand geb. 1 M. 80 Pf.

Verlag von **L. Fernau** in **Leipzig.**

Verlag von **Joh. André, Offenbach a./M.**

Die Hochländer.

Historisch romantische Oper in 4 Akten.

Dichtung und Musik

von

Franz von Holstein.

Klavier-Auszug mit Text. n. 18 M.

Hieraus: Lyrische Stücke für 1 oder mehrere Singstimmen mit Pianoforte.

Nr. 1—9, à 1 M., 1 M. 50 Pf. und 2 M.

Lindner, Aug., op. 43. **Schottische Lieder** aus „Die Hochländer" f. Vlo. m. Pf. 2 M. 30 Pf.

Rauch, J. N., Ausgewählte Stücke aus „Die Hochländer" als Trios f. Violine, Vlo. u. Pf. Heft 1, 2, à 4 M. 60 Pf.

Cramer, H., Duos f. Pf. zu 4 Hdn. über Themas „Die Hochländer" Nr. 1, 2, à 3 M. 20 Pf.

Bei uns erschien:

Die deutschen Konsuln

in ihren Beziehungen

zu den Reichsangehörigen,

namentlich

zu dem Handels- u. Schifferstande

von

B. W. König,

Präsident des Bundesamts für das Heimathwesen.

Preis: Eleg. geh. 3 M. 50 Pf.

„Das Buch wird nicht nur dem Schiffer- und Handelsstand, sondern überhaupt dem Privatpublikum, das im Auslande irgend welche Beziehungen hat, ein willkommener Rathgeber sein." (Ueber Land u. Meer.)

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von **Alfred Weile** in **Berlin.**

Nordische Eichen.

Meiner Heimath Chronik in Dichtungen

von

Wilhelm Röseler.

gr. 8. Eleg. geh. Preis 5 M.

Diese Dichtungen behandeln die Kämpfe der alten Holsten und Dithmarschen im 14—17. Jahrhundert.

„Der Verfasser hat unter obigem Titel eine Chronik seiner Heimath (Schleswig-Holstein) in dramatischer und epischer Gestalt erscheinen lassen, die auf dichterischen Werth Anspruch erheben darf und seinen Namen in seiner engeren Heimath ebenso bekannt gemacht hat wie im weiten deutschen Vaterlande. Die epischen Schilderungen der geschichtlichen Ereignisse sind lebendig und knapp im Ausdruck und beweisen, daß der Verfasser einer von den wirklich Berufenen ist."

Berliner Fremdenblatt.

Im Verlage von **Julius Hainauer,** Königl. Hofmusikalienhandlung in **Breslau,** sind erschienen:

Drei Lieder

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte

von

Moritz Moszkowski.

Op. 13. Preis 2 M.

Inhalt: 1) **Bitte** (Nicolaus Lenau). 2) **Und wüssten's die Blumen** (Heinrich Heine). 3) **Mädchenaug! Mädchenaug!** (Julius Wolff).

Humoreske

für Pianoforte zu zwei Händen

von

Moritz Moszkowski.

Op. 14. 2 M. 75 Pf.

Sechs Klavierstücke

von

Moritz Moszkowski.

Op. 15. Heft I. **Serenata, Arabeske, Mazurka** . . . . . M. 2.25.
Op. 15. Heft II. **Kanon, Walzer, Barcarole.** . . . . . M. 2.75.

Moritz Moszkowski, Op. 2. **Albumblatt** für Piano zu 2 Händen M. 1.50.
—— —— Op. 4. **Caprice** für Pianoforte zu 2 Händen . . . . . M. 2.—.
—— —— Op. 5. **Hommage à Schumann.** Fantaisie pour le Piano à 2 ms. M. 2.50.
—— —— Op. 7. **Trois moments musicaux** pour le Piano à 2 ms. . . . . M. 3.50.
—— —— Op. 9. **Zwei Lieder** für Sopran mit Begleitung des Pianoforte. (Die Verlassene — Schlaflied). . . . . M. 2.—.
—— —— Op. 10. **Skizzen.** Vier kleine Stücke für Piano zu 2 Händen . . M. 2.25.
—— —— Op. 11. **Drei Stücke** für Pianoforte **zu 4 Händen**
Nr. 1. **Polonaise.** . . . . . M. 2.—.
Nr. 2. **Walzer.** . . . . . M. 2.50.
Nr. 3. **Ungarischer Tanz** . . . . . M. 2.—.

„Der gelehrte Verfasser, dessen Arbeiten sich durch **Gründlichkeit der Forschung** wie klaren prägnanten Stil auszeichnen, hat in diesem Werke, auf untrügliche Quellen gestützt, in unumwundener, immer mitten in das Wesen der Ereignisse treffender Sprache, wie wir sie an unserem nationalen Historiker Schlosser rühmen, die Geschichte unseres Jahrhunderts mit Tiefe, **Schärfe** und **Freimuth** und mit dem strengen Richtmaß der Moral und des Rechts geschildert." „Wenn man erwägt, daß die klare, leidenschaftslose, objective historische Kritik mit desto größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, je jüngeren Datums die geschilderten Ereignisse sind, so kann man dem **politischen Tact** und der Gewandtheit, womit der Verf. sich seiner mühevollen Arbeit entledigt hat, nur **Lob und Anerkennung** zollen." „**Jäger versteht es meisterhaft,** Geschichte zu **erzählen;** die Art der Darstellung macht das Buch zu einer **fesselnden Lectüre.**" „Unter den zahlreichen Geschichten der neuesten Zeit die empfehlenswertheste." — So beurtheilt die Kritik das Werk!

Jäger's Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden, 3 starke Bände, kostet 12 M., elegant gebunden 15 M.

Verlag von Oswald Seehagen in Berlin.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Ouverturen für Orchester

von

L. Cherubini.

Partitur. Roth cartonnirt 8. Preis 12 Mark netto.

Einzelausgabe.

No. 1. Ali Baba	4 M.	No. 5. Elise	4 M.
- 2. Die Abenceragen	4 M.	- 6. Faniska	4 M.
- 3. Medea	4 M.	- 7. Lodoiska	4 M.
- 4. Der Wasserträger	4 M.	- 8. Anacreon	4 M.

No. 9. Der portugiesische Gasthof . . 4 M.

Digitized by Google

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Brockhaus'

Kleines Conversations-Lexikon.

Dritte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

In 40 Heften zu 30 Pf.

Alle Buchhandlungen führen Bestellungen auf das Werk aus.

Im Verlage von **Hermann Dufft** in **Jena** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Problem

einer

Naturgeschichte des Weibes.

Historisch und kritisch dargestellt

von

Friedrich von Bärenbach.

gr. 8. brosch. Preis: 4 *M.*

Verlag von **Jul. Bergas** in **Schleswig.**

Dr. Ludw. Meyn, Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Briefe a. e. Freundin über d. natürliche Geschichte d. Schöpfung. Eleg. ausgestattet. 6 *M.*

Verlag von **Otto Meißner** in **Hamburg.**

Schriften und Reden

von

Dr. Johann Jacoby.

Zweite Ausgabe mit Nachträgen, enthaltend die seit 1872 veröffentlichten Aufsätze u. Reden.

2 Bände in 4 Halbbänden. 6 *M.*

Nachträge zu

Schriften und Reden

von

Dr. Johann Jacoby,

enthaltend

die seit 1872 veröffentlichten Aufsätze u. Reden.

2 *M.* 40 *S.*

Nicolai'sche Buchhandlung

(Borstell & Reimarus).

Berlin, Brüderstrasse 13.

In wenigen Tagen erscheint:

Ebers

Homo sum.

Roman z. Zeit Constantin des Grossen.

Preis: 6 *M.* brosch., 7 *M.* geb.

Sendung nach Auswärts franco.

Neue Romane

aus dem Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

In allen guten Leihbibliotheken vorräthig!

Bodenstedt, Friedr., Das Herrenhaus im Eichenwalde. 3. Aufl. 3 Bde. 8. br. 12 *M.*

Fischer, Conrad, Im Malerwinkel. 2 Bände. 8. br. 6 *M.* 75 *S.*

Gerstäcker, Friedr., Im Eckfenster. 2. Aufl. 4 Bde. 8. br. 12 *M.*

Gerstäcker, Friedr., In Mexico. Ein Charakterbild. 2. Aufl. 4 Bde. 8. br. 15 *M.*

Grosse, Julius, Dazonte u. Mozart. 2. Aufl. 3 Bde. 8. br. 9 *M.*

Haeser, Edmund, Der Demagoge. 2. Aufl. 6 Bde. 8. br. 18 *M.*

Festgeschenk für Architekten.

Berlin und seine Bauten.

Herausgegeben

vom

Architekten-Verein zu Berlin.

Mit 609 Holzschnitten nebst 8 Kupfer- und Karten-Beilagen.

Zwei Theile in 1 Bande.

(Eigenthum des Vereins.)

52 Bg. gr. Lex.-Format. broch. 36 *M.*

eleg. geb. 45 *M.*

Berlin 1877. **Ernst & Korn.**

Soeben erschien:

Die

Deutsche Socialdemokratie,

ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Preis elegant geheftet 4 *M.*

Siehe: „Gegenwart" Nr. 45 v. 10. November 1877. Seite 292/93.

Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**

Soeben erschienen:

Lager-Catalog

No. 51:

Reichhaltige Sammlung von Werken der deutschen Literatur und Sprache. I. u. II. Abth., von der frühesten Zeit bis zur Mitte des 18. Jahrh. und Allgemeines.

Lager-Catalog

No. 52.

Reichhaltige Sammlung von Werken der deutschen Literatur und Sprache. III. Abth., von der Mitte des 18. Jahrh. bis zur Neuzeit.

Wir versenden diese Cataloge franco per Post gegen Einsendung von 20 *S.* für jeden derselben.

Frankfurt a. M., Novbr. 1877.

Joseph Baer & Co.

Rossmarkt 18.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Christian Lammfell.

Ein Beitrag

zur

Charakteristik **Karl von Holtei's** als Romanschriftsteller.

Von

Prof. Dr. F. Willomitzer.

Zweite Auflage.

Gr. 8. Geh. Preis 80 *S.*

Verlag von

Eduard Trewendt in Breslau.

Havanna-Cigarren,

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 *M.*

Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 *M.*

Manilla-Cigarren à Mille 60 *M.*

Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 *M.*

Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich. 500 Stück sende franco.

A. Gonschior, Breslau.

Kaulbach's Shakespeare-Gallerie

in Kupferstichen à 54, 66 u. 150 *M.* In Photographien nach den Handzeichnungen Kaulbach's, mit Prachtmappe. Fol. 36 *M.* — In Cabinet-Ausgabe 13 *M.* 50 *S.* — **Körner's Werke** — Original-Ausgabe — in Prachtbänden. 4 Bde. 6 *M.* in 1 Bd. 4 *M.* — **Leyer und Schwert.** Illustr. Pracht-Ausg. in herrlichem Einbande 9 *M.*, kl. Ausg. 1 *M.* 25 *S.* — **Schiller-Lexikon.** Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken vom Oberlehrer **L. Rudolph.** 2 Bde. eleg. geb. 11 *M.* — **J. u. W. Grimm,** Deutsche Sagen mit Bild: „Die Sage" von **Kaulbach.** Höchst eleg. geb. 9 *M.* — **Kreyßig,** Vorlesungen über Shakespeare. 3. Aufl. 2 Bde. Eleg. geb. 12 *M.* Der beste Commentar zum Verständniß des britischen Dichters. — **Kreyßig,** Vorlesungen über **Goethe's Faust.** Eleg. geb. 5 *M.* — **Henschen,** Aus sonnigen Fluren. Ein duftiger Märchenstrauß für die deutsche Frauenwelt. 3 *M.* — **Gayette-Georgens,** Geist des Schönen in Kunst u. Leben. Prakt. Winke für gebildete Frauen. Geb. 5 *M.* — **Calderon's** Schauspiele von Gries. 9 Bde. Geb. 25 *M.* 50 *S.* — **Calderon,** Das Leben ein Traum. 2 *M.* 50 *S.* — **Petrarca's** Sonette von **Jul. Hübner** in Dresden. 4 *M.* 50 *S.* — **Dania,** Eine Auswahl der besten dänischen Dichtungen, übersetzt v. **E. Bendix.** Eleg. geb. 6 *M.* — **Das Leben der Jungfrau Maria von Albrecht Dürer,** 20 Blatt in Lichtdruck nach den besten vorhandenen Dürer'schen Holzschnitten in Originalgröße ausgeführt. In Mappe. 30 *M.*

Nicolaische Verlags-Buchhandlung, Berlin.

Bei Otto Meissner in Hamburg ist eben erschienen:

Die vaterländischen Alterthümer Schleswig-Holstein's.

Von

J. Mestorf.

Veröffentlicht im Auftrage des königlichen Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Mit 113 Abbildungen. 1 *M.*

Bei uns erschien:

Denkwürdigkeiten

aus

meinem öffentlichen Leben

von

A. Duckwitz

(1848/49 deutscher Reichsminister des Handels u. d. Marine.)

Preis: Elegant geheftet 5 *M.*

„Der Verfasser, bekannt als vieljähriges Mitglied des Senats und als Bürgermeister von Bremen, hochverdient namentlich durch seine rastlosen Bestrebungen, Bremen's Handel und Schifffahrt zu heben, schildert in lebendiger Darstellung die politische Sturm- und Drangperiode, die unser Vaterland durchgerungen, um zu dem Ziele zu gelangen, dessen wir uns jetzt erfreuen. Ein klarsehender, klugabwägender, die Verhältnisse richtig durchschauender Geist, der in der Liebe zu seinem kleinen Freistaate niemals das große gemeinsame Vaterland aus den Augen verliert, spricht überall aus diesen Denkwürdigkeiten." (Hamburger Nachrichten.)

„— — — Ref. empfiehlt das Buch auf das Angelegentlichste der Aufmerksamkeit der Leser." Prof. Dr. Zarncke's Literar. Centralblatt.

Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**

Digitized by Google

Soeben erschien:

Reise
in
Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien
von
Friedr. Leopold Graf zu Stolberg.
Zwei Bände. geh 9 M.
In feinem Calico-Einband 12 M.
Mainz 1877.
Franz Kirchheim.

Auf den Weihnachtstisch.

Soeben erschienen, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Andachten von Wilhelm Jordan.

Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Diese neue Dichtung des Verfassers der „Nibelungen" ist ein Friedensschluß zwischen Wissenschaft und Glauben. Welcher Konfession der Leser auch angehören mag, er wird sich von diesen Poesien mächtig angeregt fühlen und sich an ihnen erbauen.

Verlag
von
Firmin Didot & Cie. in Paris.

Für Weihnachten.

Lacroix, Paul, Dix-huitième Siècle. Vol. II. Lettres, sciences et arts. France 1700 — 1789. Ouvrage illustré de 15 chromolithographies et de 250 gravures sur bois. Un vol. in 4° de 600 pages. Brosch. 12 Bm.
—— do. —— Gebdn. mit Goldschn. 16 Bm.

La Sainte Bible, Ancien et nouveau Testament. Récit et commentaire par M. l'abbé Salmon, du diocèse de Paris. Un vol. in 4° de 550 pages. Illustré de 240 gravures d'après Schnorr. Brosch. 8 Bm.
—— do. —— Gebdn. mit Goldschn. 12 Bm.

Rambosson, J., Les harmonies du son et les instruments de musique. Un vol. gr. 8° raisin, illustré de 120 gravures et de 4 chromolithographies. Broschirt 4 Bm.
—— do. —— Gebdn. mit Goldschn. 5½ Bm. 20.

Deneke's Verlag (Georg Reinke) in **Berlin.**

Matthias Claudius und sein Humor.
Von
Wilhelm Röseler.
Elegant geheftet. Preis: 50 Pf.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**
In allen guten Leihbibliotheken vorräthig:

Der Demagoge.
Roman
von
Edmund Hoefer.
2. Auflage.
6 Bde. 8. broch. 18 M.

Die Zeit von 1840 mit all ihren politischen und religiösen Wirren und mit den **damaligen Universitätszuständen** wird in diesem Buche in einem klaren und scharfen Spiegelbilde dem Leser vorgeführt. Dasselbe ist ebenso werthvoll für die Culturgeschichte jener Tage, als Theilnahme erregend für die **heutige studirende Jugend und die Universitätsprofessoren.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Lieder und Gesänge
von
E. von Wildenbruch.
15¾ Bogen kl. 8. sehr elegant auf Velinpapier mit Ornament-Vignetten und Fleurons.
Broch. Preis 3 M., geb. m. Goldschn. 4 M. 50 Pf.

Um

Meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.
Terzinen
von
Wilhelm Jensen.
Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M., eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Helle Lieder. Von **Louis Wolff.**
Cassel, **Georg H. Wigand,** 1878, 2 M., geb. 3 M., der Ertrag für das **Casseler Spohr-Denkmal** bestimmt.

Graue Lieder. Von **Demselben.**
Leipzig, **Oswald Mutze,** 1 M. 50 Pf.

Beurtheilungen in der Presse:
„Geniale Ursprünglichkeit, packende Originalität, wahre, gottbegnadete Poesie" etc. etc.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg**
ist eben erschienen:

Zum neuen Glauben.
Von
C. Radenhausen.
(1 M. 20 Pf.)

= Beliebte Musikalien =
!!! neu — elegant — wohlfeil !!!

Die jungen Musikanten.
180 der schönsten **Opern-Arien, Tänze** und **Volkslieder** für Pianoforte leicht arrangirt von **F. Schubert.**
Vollständig in 6 Heften à 1 M. 50 Pf.

Der kleine Paganini.
500 leichte Violinstücke von **F. Schubert.**
Opern-Melodien, Volkslieder, Tänze.
Vollständig in 5 Heften à 1 M. 50 Pf.

G. Raeder's komische Couplets
mit Pianoforte aus Robert u. Bertram, Der Weltumsegler, Aladin, Artesische Brunnen etc. — „Sonst hat es weiter keinen Zweck", „Das kann der Zehnte nicht vertragen" etc. — im Ganzen 65 Couplets in 6 Heften à 1 M.
Musik-Verlag von W. Bock in Dresden.

In **W. Langewiesche's** Buchhandlung in **Elberfeld** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

„Von Haus und Heerd"
von
Friedrich Storck.
Preis broschirt 2 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 2 M. 70 Pf.

Das Werkchen bietet eine Fülle von fesselnden, Herz und Gemüth ansprechenden, harmonisch ausklingenden poetischen Bildern für Haus und Heerd. Das Buch enthält reizende Schilderungen eines glücklichen Familienlebens. Einer jeden Familie empfehlen wir das Schriftchen bestens.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Shakespeare's Dramatische Werke.
Uebersetzt von
Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wilbrandt.
Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**
Dritte Auflage.
In 38 Lieferungen zu je 50 Pf.
Erste Lieferung:
Ein Sommernachtstraum. Uebers. v. F. Bodenstedt.

Die dritte Auflage der mit so großem Beifall aufgenommenen Bodenstedt'schen Shakespeare-Uebersetzung erscheint der bequemern Anschaffung wegen in Lieferungen zu 50 Pf., deren jede ein vollständiges Drama mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen enthält.
In allen Buchhandlungen werden Subscriptionen angenommen und ist die erste Lieferung nebst Prospect zu haben.

Soeben erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Naturgeschichte
der
Kunst
von
Otto Busch.
13½ Bogen in origineller und elegantester Ausstattung.
3 Mark 60 Pfennige.

Inhalt: Allgemeine Bemerkungen über das Wesen der Kunst. — Orientirung über die Quellen des Kunsturtheils. — Die Kunsttriebe bei den Thieren und die Anfänge der Kunst bei den Menschen. — Die Aufgaben der Kunst in der Cultur.

Fr. Bassermann'sche
Verlagsbuchhandlung
in Heidelberg.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Georg Forster's Briefwechsel mit S. Th. Sömmerring.
Herausgegeben von **Hermann Hettner.**
8. geh. Preis 12 M.

Im **Verlags-Magazin** in **Zürich** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Scherben.
Gesammelt vom **müden Manne.**
3 M. 60 Pf.

Inhalt: Scherben. Ein Märchen; statt Vorwort. Kain. Eine Erzählung. Der Muth der Sünde. Eine unsittliche Geschichte. Dera. Eine tugendhafte Geschichte. Hetären. Eine Einleitung. Die Dirne als Gattin. Ein Experiment. Einziges Glück. Erinnerung eines Sterbenden.

Digitized by Google

Die Aufführung der sechs Königsdramen im hiesigen königl. Schauspielhause hat eine sehr lebhafte Nachfrage nach unserer

illustrirten Ausgabe
von
Shakespeare's
dramatischen Werken.
Uebersetzt von Schlegel u. Tieck.
Herausgegeben mit
Biographie, Einleitungen und Anmerkungen
von
Rich. Gosche u. Benno Tschischwitz.

zur Folge gehabt. Wir bemerken, daß diese äußerst beliebte und handliche Ausgabe soeben in

dritter verbesserter Auflage

erschienen ist und sich besonders zu Weihnachtsgeschenken eignet. Preis in 8 Bde. eleg. geb. 30 M.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Elegantes Festgeschenk für Damen!
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Sternenlicht und Wetterleuchten.
Novelle von **Hugo Söderström.**
Mit Titelbild. In elegantestem Reliefeinband mit Goldschnitt 4 M.
Verlag von **Fr. Weiß's** Nachflg. **Grünberg.**

Bei uns erschien:
Die sociale Frage
und
ihre Lösung
von
Heinrich Averbeck.
Preis: Eleg. geh. 2 M. 50 Pf.

„Die Ausführungen des Verfassers sind überaus klar und zutreffend und enthalten eine so große Fülle überraschend neuer Gesichtspunkte, daß wir die Schrift allen denkenden Köpfen zu aufmerksamer Lektüre angelegentlich empfehlen." (Europa.)

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Illustrirte Beschreibung
über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.
Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

Billige Oelgemälde
namhafter Künstler. (Originale.) Landschaften, Jagd- und Thierstücke. Grösse 54:71 Ctmtr. Auf Blendrahmen nur 30 M. Zusendung franco. Verzeichniss gratis.
Demmin. **A. Frantz.**

Rechtswissenschaftliche
Arbeiten, gediegen und preiswerth. Aufträge sub **H. D.** befördert **Haasenstein & Vogler, Berlin** S.W.

Von **R. v. Decker's** Verlag (**Marquardt & Schenck**) in **Berlin,** C. Niederwallstr. 22, sowie durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
OEUVRES DE FRÉDÉRIC II. Imp. 8.
Hieraus einzeln:
Oeuvres historiques, VII volms. . . . . Pr. 22,50 M. — **für 8 M.**
Oeuvres philosophiques, II volms. . . . . Pr. 8 M. — **für 3 M.**
Oeuvres poétiques, VI volms. . . . . Pr. 24,50 M. — **für 9,50 M.**
Oeuvres militaires, III volms. avec 51 plans in fol. . . . . Pr. 26 M. — **für 10,75 M.**
Table chronolog. génér. des ouvrages de Fr. II et Catalogue raison. des écrits, qui lui sont attribues, I volm. . . . . Pr. 2 M. — **für 0,75 M.**

Im Verlage von **Richard Eckstein** in **Leipzig** erschien soeben:
Neu!
Sturmnacht.
Neue Novellen
von
Ernst Eckstein.
Neu!
2 Bände elegant geheftet Preis 9 Mark, gebunden 10 Mark.
Jeder dieser stattlichen Bände enthält 4 auserlesene, zum Theil sehr umfangreiche Novellen, die sämmtlich zu dem Orginellsten, Spannendsten und Ergreifendsten zählen, was der beliebte Autor jemals geschrieben hat.

Bei **Emil Wiebe** in **Lyck** (Ostpreußen) erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Handbuch der Geschichte der Deutschen Litteratur. Zugleich ein Wegweiser für die Lektüre auf dem Gebiete des Lyrischen und Lyrisch-Epischen. Von **W. G. Gorkitza,** Professor am Gymnasium zu Lyck. 35 Bogen. gr. 8. Preis 7 M. 20 Pf.
Berücksichtigt vorwiegend die neuere und neuste Litteratur und zeichnet sich außer seiner im Titel hervorgehobenen Eigenthümlichkeit durch Freisinnigkeit, Unparteilichkeit und ächt deutsche Gesinnung, sowie Uebersichtlichkeit und relative Vollständigkeit aus.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:
Der zweite Theil
des
Goethe'schen Faust.
Neu und vollständig erklärt
von
Hermann Küntzel.
122 Seiten. 8. Preis: 2 M.

Aus dem Urtheil des Raths Dr. **C. Beyer** in **Eisenach** über die neue (6.) Auflage von **Pierer's Universal-Conversations-Lexikon:**
„Wir halten es geradezu für Pflicht, dieses großartige buchhändlerische Unternehmen, das von der gesammten, geachtetsten Presse mit Auszeichnung besprochen wird, gebührendst zu empfehlen als eine prägnant erschöpfende, mustergiltige Encyklopädie „Sämmtlichen Gesammtwissens", als einen alle Lücken des Wissens und der mangelnden Schulbildung ausfüllenden goldenen Hausschatz, als ein dem Drang der Fortbildung dienendes deutsches Originalwerk zum Nachschlagen für Laien und Gelehrte, besonders aber als ein die Summe des geistigen Besitzstandes aller Nationen der Welt und insonderheit des deutschen Volkes vermittelndes, umfassendstes gediegenes deutsches Nationalwerk ersten Ranges."

Für Kunstfreunde.
30 verschiedene grosse **Kupferstiche**
in vorzüglichen Abdrücken und sauberen Exemplaren
(nach Raphael, Overbeck, Dolce, Domenichino, Vernet etc. etc.)
Statt Ladenpreis M. 160. — zu nur M. 20. —
versendet direct per Post unter Nachnahme oder Einsendung des Betrags
C. B. Griesbach's Kunst-Antiq. in **Gera** (Reuss j. L.).
Vorrath circa 40,000 Blatt!
NB. Spezielles Verzeichnis gratis. Um sich von dem wirklichen Kunstwerth der Blätter überzeugen zu können, werden auf Verlangen gern Einsichtssendungen ausgeführt. Verpackung in Kiste.

Wolfgang Amadeus Mozart's Werke.
Partiturausgabe.
Vierte Versendung.
Messen Cdur *C*, Fdur *C*, Ddur *C* (Serie 1. No. 5—7.) . . . . . 8 M. 40 Pf.
Concert für Clavier mit Orchester Ddur *C*, Gdur $^3/_4$. (Serie 16. No. 3. 4.) . 4 M. 80 Pf.
Leipzig, November 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen G. D. Baedeker in Essen, Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin, C. F. Simon in Stuttgart, Otto Spamer in Leipzig und Theo. Stroefer in München.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** N.W., Luisenstraße 32.
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Handel-Monopol, und wie alle jene zahllosen Unglücksinstitutionen hießen, welche zwar dem Staate einiges Geld eintrugen, aber die wirthschaftliche und bürgerliche Gesellschaft um das Zehnfache schädigten. Diese Auswüchse einer verderblichen Finanzpolitik, welche den Baum umhieb, um sich seiner Früchte zu bemächtigen, wurden gegen Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gleichzeitig von der Wissenschaft, von dem Privatinteresse und von der öffentlichen Meinung von allen Seiten her angegriffen und verschwanden eins nach dem andern. In Preußen hatte Friedrich der Große, gezwungen durch die finanziellen Anstrengungen, welche er zur Bekämpfung seiner zahlreichen Feinde machen mußte, das Land mit Privilegien und Monopolen überlastet. Dies erregte bei seinen Unterthanen eine solche Unzufriedenheit, daß sie darüber beinahe die Verdienste des großen Monarchen vergaßen und bei seinem Tode aufathmeten, in der Hoffnung, es werde nunmehr eine große Last von ihnen genommen. Der Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II., beeilte sich, diese Hoffnung zu erfüllen. Es lohnt in der That der Mühe, die Memoiren und die Pamphlete jener Zeit zu lesen, um daraus zu ersehen, wie man Friedrich Wilhelm II. pries auf Kosten seines großen Vorgängers, und wie man letzteren mit den härtesten Vorwürfen überschüttete wegen der monopolistischen Maßregeln, zu welchen er in seiner finanziellen Bedrängniß greifen zu müssen geglaubt hatte. Der Zollverein ließ nur noch zwei Staatsmonopole am Leben: für Salz und für Spielkarten. Der Norddeutsche Bund und das Deutsche Reich haben auch das Salzmonopol beseitigt und durch eine Verbrauchsabgabe ersetzt. Das Spielkartenmonopol soll dem Vernehmen nach noch in einigen Duodezstaaten ein bescheidenes Dasein fristen. Glücklicher Weise hat es keinerlei volkswirthschaftliche oder finanzielle Bedeutung. Hat man denn heutzutage dieses wichtige Kapitel aus der Finanz- und Wirthschaftsgeschichte Deutschlands gänzlich vergessen?

Während der Reactionszeit der fünfziger Jahre regte sich zum ersten Mal das Gelüste, zum Tabaksmonopol zurückzukehren. Das preußische Herrenhaus ergriff in dieser Richtung die Initiative bei Berathung des Budgets für 1857. Auch Württemberg, woher jetzt die Stimme des Herrn von Varnbüler erschallt, empfahl auf den Zollconferenzen dringend die Einführung des Monopols. Da erschien (Berlin 1875, Decker) eine anonyme Schrift: „Der Zollverein und das Tabaksmonopol", welche die Gewitterwolken zerstreute, indem sie mit überzeugender Ruhe und Klarheit und mit vollendeter Sachkenntniß darthat, welche unheilvollen Folgen die Wiedereinführung des Tabaksmonopols in politischer, wirthschaftlicher und finanzieller Beziehung für Deutschland haben werde.

Wer es heute wagt, uns das Tabaksmonopol zu empfehlen, der muß diese Schrift nicht nur lesen, sondern auch widerlegen. Herr von Kardorff hat es nicht gethan.

Der Verfasser dieser Schrift ist Rudolf Delbrück, der so lange und so glücklich die Zoll- und Handelspolitik Preußens, des Zollvereins und Deutschlands geleitet.

Literatur und Kunst.

Die Marpinger Bewegung.

Von einem Augenzeugen.

Wer kannte noch vor kaum einem Jahre den Namen Marpingen? Und heute ist dieser Name weit über Deutschlands Grenzen hinaus genannt und gepriesen; viele Tausende aus ganz Europa haben in den letzten Monaten das Dörfchen zum Ziel ihrer Wallfahrten gemacht, ja selbst Bewohner überseeischer Länder sah dasselbe unter seinen Besuchern. Es ist ein Stück Culturgeschichte, das sich dort abspielt; ob ein erfreuliches, ist freilich eine andere Frage, ein interessantes jedenfalls, da es uns in die geistigen und religiösen Zustände weiter Kreise des Volks einen tiefen Einblick gewährt. Dem Culturforscher kann deshalb diese Bewegung nicht gleichgültig sein; wer unsere Zeit mit den sie bewegenden Mächten verstehen will, der darf auch diese Ereignisse nicht ignoriren: sie zu belächeln genügt nicht, sie wollen erklärt und verstanden sein. Einen geringen Beitrag zu ihrer Erklärung wollen auch die folgenden Zeilen geben; Schreiber derselben hat jene Ereignisse von ihrem Anfang an, und zwar zum Theil aus unmittelbarer Nähe, mit Aufmerksamkeit verfolgt und hält die Sache selbst für wichtig genug, um einige der empfangenen Eindrücke auch weiteren Kreisen mitzutheilen.

Marpingen ist ein kleines Dorf im Regierungsbezirk Trier, etwa eine Meile nördlich von der Kreisstadt St. Wendel in dem alten Westricher Gau. Eine hübsche, romantische Lage zeichnet das meist von Ackerbauern und Bergleuten bewohnte Dörfchen aus. Auf einem ziemlich steilen Hügel erhebt sich die geräumige Pfarrkirche, umgeben von dem schmucklosen, aber sauber gehaltenen Friedhofe. Ihr gegenüber liegt fast in Bäumen versteckt das freundliche Pfarrhaus. Ein Fußweg führt von hier zu dem einige hundert Schritt tiefer gelegenen „Marienborn", einer in Stein gefaßten Quelle, die von einer mit einem Marienbilde geschmückten Votivsäule überragt wird. Am Fuße des Hügels breitet sich das Dörfchen selbst aus, an das sich ein Wiesenthal anschließt, dessen östliche Seite von einem Fichtenwalde begrenzt wird. Dieser, der sogenannte Härtelwald, ist der Ausgangspunkt der Bewegung, die in kurzer Zeit so bedeutende Dimensionen annehmen sollte. Nur wenige Schritte vom Waldessaume entfernt liegt die „Erscheinungsstelle", kenntlich durch einige Bäume, welche die Pilger ihrer Rinde beraubt haben, nachdem das Strauchwerk, das früher die Wurzeln dieser Bäume bedeckt hatte, schon vorher der frommen Verehrung zur Beute gefallen war. Wandeln wir von hier noch einige Minuten den waldbedeckten Hügel hinan, so gelangen wir zur berühmten „Gnadenquelle", deren Wasser als angebliches Heilmittel sich ja bereits eines Weltrufes erfreut und ein gewiß ganz einträglicher Handelsartikel geworden ist.

Daß gerade dieses Dörfchen der Schauplatz einer religiösen Bewegung wurde, die sich an den Namen der Maria knüpft, ist nicht so zufällig, wie es den Uneingeweihten wohl scheinen mag. Schon von Alters her vielmehr ist Marpingen der Sitz ganz besonderer Marienverehrung: die Muttergottes ist Schutzpatronin des Ortes, dessen Einwohner sämmtlich zur Bruderschaft vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariä gehören, als deren Mitglieder sie mit dem Tage ihrer ersten Communion aufgenommen zu werden pflegen. Wir erwähnten oben schon den unweit der Kirche gelegenen Marienborn; an seiner Stelle war vor Zeiten, so erzählt die Sage, ein Sumpf, in dem einst ein Marienbild gefunden worden sei. An der Fundstätte selbst entsprang ein Quell, dem man den Namen „Marienborn" gab; zur Aufbewahrung des Bildes aber erbaute man in der Nähe ein Heiligenhäuschen. Als dieses im Jahr 1846 total baufällig geworden war, brachte man das Bild einstweilen nach der Pfarrkirche; das Heiligenhäuschen wurde nicht wieder hergestellt, statt dessen aber dicht beim Brunnen eine Votivsäule errichtet, deren Krone jenes alte Bild nun wieder schmückt. Bild und Born sind für das Dorf natürlich Gegenstände frommer Verehrung und seit langer Zeit werden an bestimmten Tagen des Jahres Wallfahrten und Bittgänge dorthin von den Bewohnern der Umgegend unternommen. So war also Marpingen mit wunderbaren Ereignissen schon von Alters her vertraut und dadurch gewissermaßen präparirt für die Bewegung, durch die es im letzten Jahre eine so große Berühmtheit erlangt hat. Hören wir nun die Entstehungsgeschichte dieser Bewegung, wie sie von den Betheiligten selbst erzählt wird.

Am 3. Juli 1876, demselben Tage, an welchem zu Lourdes unter den großartigsten Feierlichkeiten die zur Ehre der Gottesmutter errichtete Kapelle eingeweiht wurde, befanden sich zur Zeit des Abendläutens drei achtjährige Kinder aus Marpingen, Susanna Leist, Katharina Hubertus und Margaretha Kunz in

Digitized by Google

dem benachbarten Härtelwalde, um Heidelbeeren zu suchen. Plötzlich schreit Susanna laut auf und ruft ihre Gefährtinnen herbei, die sich einige Schritte von ihr entfernt hatten. Erschreckt eilen die Kinder nach Hause und erzählen ihren Eltern, sie hätten eine Frau in weißem Schleier und weißem Gewande zwischen zwei Sträuchern sitzen sehen, die ein ebenfalls weißgekleidetes Kind auf dem Arme gehalten. Vergebens versuchten die Eltern die Erscheinung als Sinnestäuschung zu erklären, die Kinder blieben bei ihren Aussagen. Am folgenden Tage begaben sie sich wieder zur „Erscheinungsstelle", zu der sie sich „mächtig hingezogen fühlten". Sie knieten daselbst zum Gebete nieder, und siehe, bei der dritten Wiederholung des Vaterunsers ward zweien von ihnen die Erscheinung abermals zu Theil. Von der Furcht, die sie am Tage vorher beim Anblick der weißen Frau empfunden, war jetzt keine Rede mehr; ohne Weiteres richten sie an dieselbe die Frage: Wäschen, wer bist Ihr (Frauchen, wer seid Ihr)? worauf ihnen die Antwort zu Theil wurde: „Ich bin die unbefleckt Empfangene", und auf die weitere Frage, was sie begehre, ward ihnen geantwortet: „Ihr sollt beten!" Am Abend des folgenden Tages, am 5. Juli, begleitete schon eine ansehnliche Volksmenge aus dem Dorfe die Kinder zur „Gnadenstätte". Der Dialog zwischen Erscheinung und Kindern, den natürlich kein Anderer vernahm, begann wieder mit den angeführten beiden Fragen, auf welche die gleiche Antwort erfolgte, und setzte sich dann folgendermaßen fort: Wie lange bleibst du hier? Bis zwölf Uhr. Soll der Herr Pastor kommen? Nein. Soll der Herr Pastor von Heusweiler kommen? Nein. Kann noch Jemand von den Anwesenden dich sehen? Nein. Warum können die Kinder allein dich sehen? Weil sie unschuldige Kinder sind. Soll hier ein Bild oder eine Kapelle errichtet werden? Eine Kapelle. Wer soll sie bauen? Wer will. Woraus soll sie gebaut werden? Aus Steinen. Sollen die Leute dazu beitragen? Ja. Dürfen wir dich anrühren? Nein. Dürfen die Kranken dich anrühren, um gesund zu werden? Ja. Sollen noch Kranke gerufen werden? Ja. Trotz der schon späten Abendstunde holte man nun noch einen Kranken aus dem Dorfe herbei, den Bergmann Nikolaus Rektenwald. Die Kinder legen seine Hand an die Stelle, wo sie den Fuß der Muttergottes erblicken, geben ihm auf deren Geheiß auf, acht Tage lang die beiden Gebete zu beten: „Komm, heilger Geist", und „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin", und der Mann geht, wie er behauptet, gesund von dannen. Auf gleiche Weise sollen Tags darauf, am 6. Juli, zwei Kinder geheilt worden sein, auch behaupten an diesem Abend, an dem die Menge bis tief in die Nacht betend an der Stelle verharrte, noch fünf andere Personen, vier Männer und eine Jungfrau, auf kurze Zeit der Erscheinung gewürdigt worden zu sein.

Das sind die Anfänge der Bewegung, wie sie von den Kindern und den übrigen betheiligten Personen erzählt und von der ultramontanen Presse der Welt verkündigt worden sind. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von den angeblichen wunderbaren Ereignissen durch die umliegenden Ortschaften; von allen Seiten zogen Processionen nach dem „begnadeten" Dorfe, und massenweise kamen Kranke, um bei der Muttergottes Genesung zu suchen. Die Kinder hatten in Folge ihrer neuen Würde als Wunderkinder keine leichte Aufgabe: so lange es ihre Kräfte irgend aushielten, mußten sie an der Erscheinungsstelle zugegen sein, um die Kranken die Muttergottes berühren zu lassen und ihnen die von dieser angeordneten Gebete mitzutheilen. Letztere waren übrigens dem geringen Vorrathe der Kinder entsprechend stets dieselben, nämlich die beiden oben schon angeführten und außerdem etwa noch das „Vaterunser" und das „Gegrüßest seist du Maria"; nur in der Zahl, wie oft die Kranken sie beten mußten, herrschte einige Abwechselung je nach dem Alter oder der Krankheit derselben. Für Kranke, die nicht selbst zur Gnadenstätte kommen konnten, wurde von den Kindern das Wasser der naheliegenden Quelle als wunderkräftig bezeichnet. Von Tag zu Tag wuchs die Zahl der Pilger, bis endlich das energische Einschreiten der Behörde dem Anschwellen der Bewegung sich entgegenstellte. Am Morgen des 13. Juli begab sich der Kreissecretair Besser als Vertreter des Landraths mit dem Bürgermeister Woytt zur Stelle und forderte die anwesende Volksmenge auf, den Platz zu verlassen. Da dieser Aufforderung nicht Folge geleistet wurde, requirirte man telegraphisch aus Saarlouis eine Compagnie Soldaten, die noch an demselben Abend eintraf und die anwesende Menge — ihre Zahl wird auf 4—5000 geschätzt — mit dem Bajonette auseinanderjagte. Der Besuch der Gnadenstätte und der Quelle, überhaupt jedes Betreten des Härtelwaldes wurde nun auf's strengste untersagt, und um diesem Verbote Nachdruck zu verschaffen, das Militär zwei Wochen hindurch bei den Bewohnern Marpingens einquartiert; dann löste ein Gendarmerieposten von 14 Mann das Militärcommando ab. Doch war die Aufregung der Bevölkerung bereits eine zu große, als daß diese polizeilichen Maßnahmen die ganze Bewegung ohne Weiteres hätten unterdrücken können. War auch die Erscheinungsstätte jetzt unzugänglich, die Erscheinungen dauerten nichtsdestoweniger nach Aussage der Kinder fort; bald wollen sie dieselben in ihren Wohnungen, bald in der Schule oder Kirche, mitunter sogar auf der Straße gehabt haben. In wie bedenklichem Grade sich die Aufregung allmählich der Phantasie dieser Kinder bemächtigt hatte, geht daraus hervor, daß sie sich bald schon nicht mehr mit der Erscheinung der Muttergottes begnügten: ganze Processionen sahen sie in der Luft schweben, Engel in beliebiger Anzahl, ja die ganze himmlische Einwohnerschaft kam in den Gesichtskreis der jungen Seherinnen. Damit nicht Jemand glaube, wir hätten uns diese Geschichten etwa von einem Spaßvogel aufbinden lassen, führen wir sie nach einer Quelle an, wo sie sicherlich ernstlich gemeint sind, nach der „Germania", welche seinerzeit ausführliche Berichte über diese Erscheinungen brachte. Dort heißt es u. A. in Nr. 248 vom vorigen Jahre wörtlich: „Die drei Kleinen befanden sich mit ihren Müttern an diesem Tage (7. August) vor dem Hause der Susanna. Sie erblickten dort in der Luft in einer Entfernung von 2 bis 3 Fuß über den Häuptern der Mütter vom Härtelwalde her zuerst einen weißgekleideten Knaben herschweben, welcher einen Kranz trug. Ihm folgten zwei schwarze Männer, sodann wieder zwei weiße Knaben, die nach der Bewegung der Hände zu schellen schienen. Darauf war ein weißer Mann, den die Kinder aber nicht als den Pastor Neureuter erkannten, sichtbar, dem wiederum zwei weiße Knaben folgten. Daran reihten sich zwei Züge von je dreißig schwarzgekleideten Männern an. Die letzten von denselben trugen weiße Taschentücher in den Händen, womit sie ihre Thränen trockneten. Der ganze Zug bewegte sich nach dem Kirchhof, wo neben einem dort befindlichen weißen Kreuze von den schwarzen Männern eine Grube gemacht wurde. Der weiße Mann warf dann dreimal Erde hinein, die Kinder hörten den Schall des Auffallens. Die schwarzen Männer scharrten die Grube wieder zu, nahmen dem ersten Knaben das Kreuz ab und pflanzten es auf das Grab. Nachdem der Zug verschwunden war, erscheint den Kindern aus dem Härtelwalde her ein heller Glanz: die Muttergottes mit dem Jesukinde naht sich ihnen, zwei Engel zu jeder Seite und einer nachfolgend begleiten sie.

„Am Mittwoch, den 9. August gegen ½2 Uhr Nachmittags saßen Frau Hubertus mit ihren Kindern, Frau Leist mit 4 Kindern und Eva und Friedrich Langendörfer vor dem Hubertus'schen Hause. Susanna und Katharina waren dabei. Dieselben blickten zum Himmel. Frau Leist aufmerksam geworden, fragte: „Warum schaut Ihr so gen Himmel?" Die Kinder antworteten: „Wir sehen vier Engel vom Himmel herabschweben, den einen in goldiger, den zweiten in blauer, die übrigen in weißer Farbe," darauf sahen sie noch elf Engel herabschweben, so daß bei jedem der Anwesenden ein Engel stand. Wenn Jemand sich erhob und wegging, so ging je ein Engel mit ihm. Die Erscheinung war zu Ende gegen 4 Uhr Nachmittags. Am Abend desselben Tages gegen 8 Uhr befanden sich Katharina und Susanna im Hubertus'schen Hause. Da erschien ihnen die Muttergottes mit dem Jesukinde. Die Kinder riefen: „Was kommt? Was kommt?" Die Mutter wiederholte diese Frage an die Kleinen. Die Kinder sahen dann den heiligen Geist in Gestalt einer Taube über der Muttergottes und dem Jesukinde schweben und hörten eine

Digitized by Google

Stimme rufen: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe!"

In Nr. 250 berichtet die „Germania" folgende Hauptgeschichte: „Am 6. September Abends gegen 8 Uhr sahen die begnadigten Kinder von der Eltern Wohnung der Susanna aus über dem Härtelwalde die Muttergottes schweben, sie war umgeben von vielen weißen Gestalten, welche aber bald verschwanden. Dann öffnete sich der Himmel, und sehr viele Engel umschwebten die heilige Jungfrau in einem Kreise. Bald darauf zeigte sich ein zweiter Kreis von Engeln. Beide Engelkreise vereinigten sich zu einem größeren um die heilige Mutter Maria. Zugleich kam vom Himmel herab ein Haupt, welches so glänzend erschien, daß die Kinder es nicht anzusehen vermochten. Sie bedeckten ihre Augen, sahen es aber trotzdem, und zwar noch heller und glänzender. Nach mehrfachen Versuchen, eine Beschreibung dieses glänzenden Hauptes aus den Aussagen der Kinder herzustellen, erkannten sie in einer ihnen vorgelegten Abbildung jenes Hauptes, unter welchem dem seligen Nikolaus von der Flüe die erste Person der Gottheit sich offenbarte, das getreue Bild des ihnen erschienenen Antlitzes."

Wo wir es mit einer bereits so erhitzten Phantasie zu thun haben, wie diese Erzählungen sie erkennen lassen, da sind wir auch vor dem Albernsten nicht mehr sicher, und so kann es uns denn nicht wundern, daß, um keine Species des Geisterreichs von den Erscheinungen auszuschließen, endlich auch der Gottseibeiuns in leibhaftiger Gestalt den „Begnadeten" seine Aufwartung machte. Die „Germania" verräth uns a. a. O. darüber Folgendes: „Es ist ein bekannter Satz, daß, wo der liebe Gott eine Kirche baut, der Teufel daneben eine Kapelle errichtet, um ebenfalls sich verehren und anbeten zu lassen. Doch soll ihm hier nicht die Ehre erwiesen werden, über den Spuk, den er am 6. und 7. September theils in Höllengestalt, theils im Lichtglanz und selbst in der nachgeäfften Gestalt der Muttergottes unmittelbar und gleichzeitig neben anderen guten Erscheinungen getrieben hat, berichtet zu sehen. Nur so viel sei gesagt, daß es ihm nicht gelang, die Kinder zu täuschen."

Die Behörde gab sich nun, von einem Berliner Geheimpolizisten unterstützt, alle mögliche Mühe, um der Sache auf den Grund zu kommen. In dem Pfarrhause von Marpingen sowie in denen der benachbarten Orte Alsweiler, Heusweiler und Urexweiler wurde Haussuchung gehalten; die Kinder, sowie ihre Eltern und eine ganze Reihe anderer Personen wurden vom Untersuchungsrichter zu wiederholten Malen verhört und schließlich auch einige Verhaftungen vorgenommen, nämlich am 27. October die des Pastor Neureuter aus Marpingen, am 30. die des Pastor Schneider aus Alsweiler und am 31. die jener vier Männer, die ebenfalls die Muttergottes gesehen zu haben behaupteten. Das letzte Verhör der Kinder fand am 6. November statt, und das Resultat desselben war, daß auch diese am 9. November verhaftet und nach Saarbrücken in eine Erziehungsanstalt gebracht wurden.' Aus dem Urtheil des Vormundschaftsrichters, welches diese Verhaftung zur Folge hatte, theilen wir das Wichtigste hier mit: „In Erwägung, daß ... alle diese Behauptungen ein förmliches Gewebe von Lügen bilden, — die eine zur Unterstützung der anderen erdacht, — indem nach dem jetzigen Resultat der Untersuchung die Kinder beziehentlich nur aufrecht erhalten, daß sie am ersten Tage, dem erwähnten 3. Juli, resp. am folgenden Tage nur etwas Weißes, wie einen hellen Schein resp. eine Frauengestalt gesehen, und alle anderen Erscheinungen nebst den denselben zugewiesenen Aeußerungen erdacht, erfunden und erlogen hätten; ... in Erwägung endlich, daß es bei der geschilderten Sachlage und bei der allein zulässigen Annahme, daß die Kinder bei ihren Aufstellungen dem Zureden und der Beeinflussung Anderer anheimgefallen waren, im Interesse derselben dringend geboten erscheint, sie diesen schädlichen Einflüssen zu entziehen; aus diesen Gründen erklärt das königl. Vormundschaftsgericht ... die obengedachten Kinder überführt, in der Zeit vom 3. Juli dieses Jahres bis in den vorigen Monat hinein groben Unfug und außerdem zum Nachtheile Dritter Betrug verübt zu haben, erklärt ferner in Anbetracht des Alters der Genannten deren Unterbringung in einer Besserungs- oder Erziehungsanstalt bis auf weiteren Beschluß der Vormundschaftsbehörde für zulässig."

(Schluß folgt.) C. Gerhard.

Neue Bilderwerke und Prachtausgaben.

Den Monat November kann man in Deutschland mit Recht als den eigentlichen Erntemonat der edlen und unedlen Früchte bezeichnen, welche in dem betreffenden Jahr durch den Kunst- und Buchhandel gepflanzt und gezeitigt worden sind. Manche derselben gelangen wohl auch schon früher zur Reife, wie das ja auch von manchen Traubensorten gilt. Aber die Hauptlese in den Weinbergen dieser Herren fällt doch immer in die Zeit, wo das nahende Weihnachtsfest bereits seinen Lichtschimmer vorauswirft. Nach denjenigen Proben zu urtheilen, welche mir bisher zu Gesicht gekommen sind, scheint dies, den realen flüssigen Weinsorten so mißgünstige, Jahr 1877 für die Erzeugnisse, welche unter Schutz und Pflege der Kunstverleger reifen, eines der besseren gewesen zu sein. Wenigstens ist ein Product in ihm zur Vollendung gediehen, wie es nur ganz ausnahmsweise bei dem Zusammentreffen der glücklichsten Umstände dem geistigen Boden einer Nation, dem Kometenwein, dem edlen Elfer oder der Wilhelmi'schen Hochheimer 68er Auslese zu vergleichen, erwächst: Adolph Menzels Illustrationen zu H. v. Kleists „zerbrochenem Krug" in der von der Albert Hofmann'schen Verlagsbuchhandlung zu Berlin veranstalteten Pracht- und Jubiläumsausgabe dieser Dichtung zur Feier des am 21. November begangenen hundertsten Geburtstages ihres Autors.

Die Reproductionsmittel, deren sich unternehmende Kunstverleger bedienen, um die Segnungen, d. h. die Originalwerke des schöpferischen Künstlergeistes über alle Welt und zunächst möglichst viele Weihnachtstische hin zu verbreiten, sind heute hauptsächlich von dreierlei Art: der Kupferstich (Radirung mit einbegriffen), der Holzschnitt, die Photographie incl. aller der neuesten technischen Processe, welche ihre Leistungsfähigkeit in unbegrenzter Weise mehren, als Heliographie, Phototypie ꝛc. Die Lithographie, deren genialem Erfinder man eben jetzt vor wenigen Wochen in seiner Vaterstadt München ein Denkmal errichtet hat, sieht sich durch letztere mehr und mehr von ihrem einst so viel umfassenden künstlerischen Wirkungsfelde auf das eine, bestimmt umgrenzte, zurückgedrängt und beschränkt: den Farbendruck.

Auch der Kupferstich, während des ganzen vorigen Jahrhunderts der einzige und ausschließliche Beherrscher im Gebiet der reproductiven Kunst, hat längst schon viel an die genannten Concurrenten abtreten müssen. Die Zahl Derer, welche die Kupferstecherei zum künstlerischen Lebensberuf wählen und die Zahl der Verleger, welche sich an die Herausgabe kostbarer Platten wagen, ist von Jahr zu Jahr geringer geworden. Seit die Goupil'sche auch bei uns mit immer glücklicherem Erfolg betriebene Heliogravüre in den Wettkampf mit ihm eingetreten ist, — jenes Lichtdruckverfahren, dessen Resultat wenigstens den Stich in geschabter Manier auf seinem eigensten Gebiet besiegt, und zur Herstellung der getreuesten Gemäldecopie auf der Druckplatte nicht so viel Stunden, wie der Stecher Monate gebraucht, — seitdem gleicht die Stellung des letzteren völlig einem verlorenen Posten und der Heroismus Dessen, der auf ihm aushält, erscheint so bewunderungswürdig als nutzlos. Wenigstens so weit es sich um die Schwarzkunst, den Stich in geschabter Manier, handelt. Für den edlen, reinen Linienstich, dieses vornehmste aller Reproductionsmittel der zeichnenden Künste, ist allerdings noch ein längeres und glücklicheres Dasein mit Sicherheit zu hoffen. Noch immer lebt ihm eine große und mächtige Gemeinde von begeisterten Freunden, die ihn um seiner selbst willen und nicht blos als das Instrument der Copirung und Vervielfältigung der Werke der Malerei zu schätzen und zu genießen wissen. Für diesen festen Stamm von Kupferstichfreunden und in der Hoffnung,

***

Digitized by Google

die Zahl derselben durch das, was sie ihnen bietet, noch zu mehren, sind die Publicationen von Kunstblättern vorzugsweise unternommen, welche die seit einigen Jahren in Wien gebildete „Gesellschaft für vervielfältigende Künste“ in's Leben ruft. Die Bestrebungen derselben sind nach beiden Seiten hin von glänzendem Erfolg gekrönt gewesen, die Zahl der Theilnehmenden und Freunde des Kupferstichs ist durch sie stetig vermehrt, und die Stecher (meist östreichische) und Radirer sind, indem sie zu lohnenden, bedeutenden Aufgaben herangezogen und im Vertrauen auf die Lebensdauer ihrer Kunst gestärkt wurden, zu immer schöneren und vollkommeneren Leistungen des Grabstichels und der Nadel angeregt. Diese Wiener Gesellschaft gibt ihren Mitgliedern mit vollen Händen. Jedes Jahr bringt ihnen neue Hefte des Albums, welche Linienstiche und Radirungen nach modernen Meistern von der Hand der vorzüglichsten Künstler enthalten; außerdem aber auch Lieferungen des sogenannten Galeriewerkes, das bedeutend größere Blätter nach Werken der älteren Großmeister der Malerei, hauptsächlich in der Belvederegalerie und der Pesther Esterhazygalerie, bietet. Endlich noch einzelne umfangreiche Blätter nach berühmten Gemälden; aber nicht allein Kupferstiche. Das eben jetzt ausgegebene für das Vereinsjahr 1877 bis 78 ist z. B. eine eminente Leistung der Chromolithographie, des Farbendrucks, eine auch im Colorit mit minutiöser Treue durchgeführte Copie des einen von Carpaccios Bildern aus dem Leben der heil. Ursula in der Galerie der Akademie zu Venedig, ein Hauptwerk dieses für die culturgeschichtliche Kenntniß der Lagunenstadt im 15. Jahrhundert so wichtigen wie an Erfindungsgabe und realistischer Darstellungskraft der ihn umgebenden farbenprächtigen Wirklichkeit so außerordentlichen Vorläufers des Tizian. Die diesjährigen Galerieheftе enthalten vier vorzügliche Blätter: das Selbstporträt des Rubens aus der Wiener Belvederegalerie, ein Linienstich von Lindner, in wundervoller Zartheit, Kraft und Wärme des Tons reproducirt; die heilige Familie unter dem Apfelbaum, das Bild, welches die Außenseite des St. Ildefonsoaltars von Rubens in derselben Galerie schmückt, radirt von Unger, bekanntlich einem der ersten aller modernen Meister dieser Kunst; Halt auf der Jagd von Wouwerman, radirt von Krauskopf, und die herrliche taghelle, sonnige Radirung von Fischer nach Canalettos „Schloßhof“ (im Besitz des kaiserlichen Hofes). Ein besonders hervorragendes Werk des reinen Linienstichs ist den Mitgliedern in Aussicht gestellt: der große Stich unseres berühmten preußischen Landsmannes in Wien, Prof. Jacoby, nach Raphaels Schule von Athen. Den Publicationen dieser Hefte der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Künste sind von Zeit zu Zeit zwanglose Textblätter beigegeben, welche über die in jenen reproducirten Kunstwerke und deren Meister, die betreffenden Stecher und Radirer oft sehr willkommene Mittheilungen geben, und die Subscribenten über die Unternehmungen und die Finanzwirthschaft der Gesellschaft gewissenhaft auf dem Laufenden erhalten. Dem neuesten dieser Textblätter hat Wilhelm Lübke einen höchst schätzbaren Beitrag, eine kurz gefaßte, glänzend geschriebene Biographie und Charakteristik des Rubens beigegeben.

Unvergleichlich zahlreicher sind die photographischen und phototypischen Publicationen des deutschen Kunstverlags, welche in diesen letzten Wochen an's Licht traten. In erster Reihe steht die hier von dem außerordentlich regen und unternehmungsfreudigen Leipziger Verleger Herrn Edwin Schloemp in's Leben gerufene Gustav-Freytag-Galerie. Diese Sammlung von photographirten Cartons, durchgeführten farblosen Bildern, deren Gegenstände den Schriften Gustav Freytags — keineswegs seinen Dichtungen allein, sondern auch den Bildern aus Deutschlands Vergangenheit — entlehnt sind, schließt sich in ihrer gesammten Erscheinung manchen, seit Wilhelm v. Kaulbachs Shakespeare- und Goethebildern erschienenen, derartigen „Galerien“ zu Dichterwerken an. Gustav Freytags Dichtungen bieten der zeichnenden Kunst besonders kräftige Anregung und mannichfache, sehr geeignete Stoffe der künstlerischen Gestaltung. Eine Bilderreihe, welche wichtige Scenen seiner Schilderungen aus allen Epochen der deutschen Geschichte, in den von ihm mitgetheilten und bearbeiteten älteren Quellenschriften und Documenten derselben, wie in den historischen Romandichtungen der „Ahnen“ und nicht minder in den das moderne deutsche Leben behandelnden Erzählungen und Schauspielen, ihrem Geist und Charakter getreu, veranschaulicht, wird nicht nur als Illustration des dem deutschen Volk so werthen Dichters, sondern auch als eine künstlerische Vergegenwärtigung der culturgeschichtlichen Entwickelung unseres Vaterlandes in allen Stadien derselben eine hohe Bedeutung haben und freudig von der Nation begrüßt werden. Dieser Ruhm ist es, den die Gustav-Freytag-Galerie anstrebt. Die Mittel zu seiner Erreichung sind gut gewählt. „Das Vaterland nennt keinen großen Namen“, oder doch nur sehr vereinzelte, unter seinen Geschichts- und höhern Genremalern, dessen Träger nicht von Herrn Schloemp gewonnen worden wäre, durch die Zeichnung eines oder mehrerer Bilder dieser Galerie an deren Herstellung mitzuwirken. Das Programm führt unter den Mitarbeitern Meister auf wie A. Menzel, Piloty, May, Lindenschmit, O. Knille, G. Spangenberg, P. Meyerheim, Flüggen, H. Kaulbach, Liezen-Mayer, A. v. Heyden, Wisniewsky, C. E. Doepler, Thumann, Graf Harrach, Diez, Beyschlag, C. Becker, Grützner, C. Hoff, C. Hünten, Camphausen, Herterich, A. Wagner, H. Lossow. Und diese Künstlernamen sind hier nicht etwa nur ein lockendes Aushängeschild, sondern die Mitarbeiterschaft derselben ist eine Wirklichkeit. Dank der Erfindung der Photographie ist gegenwärtig bei solchen Unternehmungen, die ehedem jeden Zeichner so peinlich beschäftigende Sorge wesenlos geworden: wie wird mein Bild in der Copie herauskommen! was wird der Stecher, der Lithograph oder der Holzschneider daraus machen! Nun weiß er es: die Nachbildung muß genau wie das Original selbst aus dem Vervielfältigungsproceß hervorgehen. Die photographischen Bilder dieser Freytag-Galerie, in dem Bruckmann'schen Institut zu München ausgeführt, sind wieder ebenso viele überzeugende Beweise dafür. Die ersten Lieferungen der Sammlung, die mir vorliegen, enthalten drei Compositionen zu den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“; drei andere zu ebenso vielen Geschichten der „Ahnen“. A. v. Heyden entnahm dem im ersten Bande jener Bilder citirten altgermanischen Heldengesange den Gegenstand seiner Zeichnung: Die Erscheinung des von Walhall Nachts zurückkehrenden Hailaga auf seinem Todtenhügel, von der sich in liebenden Schmerz verzehrenden Gattin Siguna beschworen. J. Flüggen zeichnete ein ungemein liebenswürdiges Sittenbild aus dem deutschen Leben des 16. Jahrhunderts, den Spaziergang Felix Platers mit der von ihm umworbenen Jungfrau und den Eltern; G. Spangenberg, Luther mit seiner Braut Katharina und Lucas Kranach. — Liezen-Mayer stellte die gewaltige Schlußscene der Erzählung vom Helden Ingo dar, ihn und sein herrliches Weib, das sich über ihn geworfen hat, um gemeinsam mit ihm unter den Trümmern des bestürmten brennenden Hauses zu sterben. H. Kaulbachs Bild vom „Nest der Zaunkönige“ zeigt den jungen gelehrten Klosterschüler Immo mit der klugen Hildegard an des Grafen Gerhard Tafel; Doepler malte zu den „Brüdern vom deutschen Hause“ die stolze schöne Gräfin von Meran mit Ivo, wie er die Liebe der leidenschaftlichen Frau zurückweist. Von diesen bisher veröffentlichten Bildern ist der Schluß auf eine schöne Verwirklichung der glücklichen Idee des Unternehmens wohl erlaubt. Gustav Freytag hat in einer Zuschrift an den Verleger seine volle Befriedigung kund gegeben; die Frau Kronprinzessin hat die Widmung der Galerie angenommen und Herrn Schloemp ihr lebhaftes Interesse an dem Werk und ihr Vertrauen in die daran mitarbeitenden Künstler ausgedrückt. Da die photographische Vervielfältigung die Copirung der Originale in jeder beliebigen Größe gestattet, so ist damit diesen Bildern, welche unserem Volke so viele Lieblingsschöpfungen des nationalen Dichters lebendig verkörpert vor's Auge bringen, jedes Haus eröffnet. Die großen kostbaren Blätter können die Wände der Reichen schmücken, die kleinen und kleinsten einen willkommenen, durch Inhalt und Form gleich werthen und erbaulichen Schmuck der Wohnung und des Lebens der einfachsten Bürgerfamilie bilden.

Digitized by Google

Anton v. Werners „Studienköpfe", nach den Originalzeichnungen aufgenommen und gedruckt im Berliner photographischen Institut, Verlag von Paul Bette in Berlin, gehören zu den interessantesten Publicationen, welche durch diese neueste reproductive Technik möglich wurden. Die Bedeutung der darin porträtirten Persönlichkeiten, die Meisterschaft der unmittelbar nach dem Leben mit schneller und sicherer Hand entworfenen Zeichnung, welche mit wenigen Strichen und leichten Tönen den Eindruck des vollen körperlichen und geistigen Lebens hervorbringt und durch die Phototypie in einer auch das geübteste Auge täuschenden, unbedingten Uebereinstimmung mit den Originalen wiedergespiegelt ist, — alle diese Vorzüge wirken hier zusammen. Die Mehrzahl der in dem ersten Heft enthaltenen zehn Köpfe ist von v. Werner während seines Aufenthaltes im kronprinzlichen Hauptquartier zu Versailles im Winter 1870—71 nach der Natur gezeichnet worden. Andere, wie der Reichskanzler mit der Pfeife im Munde in Scheffels und Werners illustrirtem Gaudeamus blätternd, wie der Feldmarschall v. Manteufel, der Geheimrath v. Wilmowsky, erst hier in Berlin in diesem Jahr. Hoffentlich wird diese Galerie zeitgeschichtlicher Charaktere in derselben Weise noch in zahlreichen Heften fortgesetzt werden. A. v. Werners Mappen und Skizzenbücher weisen einen überreichen Inhalt der gleichen Art auf. Gerade die Frische, die Unmittelbarkeit, welche in dieser Art der Bleistift- und Kreidezeichnung nach der lebendigen Natur liegt, und im ausgeführten Bilde nur zu oft verloren geht, gibt diesen Blättern von Meisterhand ihren außerordentlichen Reiz. Auf jedem anderen Wege der Reproduction derselben würde allerdings ein gut Theil davon verloren gehen. Nur die Phototypie vermochte es, diese reine Spiegelung zu bewerkstelligen, welche sich sogar bis auf den eigenthümlichen schwärzeren oder graueren, stumpferen oder schimmernderen Ton der schwarzen Kreide und des Bleistifts der Originalzeichnungen erstreckt.

Desselben Vervielfältigungsmittels bedienten sich die Mitglieder des Berliner Künstlervereins, welche die Zeichnungen des eben jetzt unter dem Titel „Bausteine" bei A. Titze in Berlin herausgegebenen Vereinsalbums lieferten, zu deren Reproduction. Die Erklärung dieses Titels gibt eine Einleitung von dem unterzeichneten Mitgliede L. Pietsch verfaßt, welche die bisherige Entwicklungsgeschichte jener Genossenschaft von der Stiftung der letzteren bis zu diesem Tage erzählt, und durch den Holzschnitt eines außerordentlich schön und reich erfundenen und gezeichneten Initials mit Schlußvignette von L. Burger geschmückt wird. Durch diese Geschichte besonders der letzten fünfzehn Jahre des Vereins zieht sich als der rothe Faden die Sehnsucht desselben nach einem eigenen Daheim, wie es sich die Düsseldorfer, Wiener, Dresdener Kunstgenossen längst zu gründen verstanden haben, während die Berliner sich immer mit unzureichenden und ungewissen Miethswohnungen behelfen mußten. Um jenen Traum zu verwirklichen, haben die Letzteren wiederholt die Mittel angewendet, welche ihnen Talent und Opferfreudigkeit, Fleiß und Kraft der Gesammtheit und jedes Einzelnen boten. Bis jetzt zwar noch immer nicht mit dem völlig genügenden Erfolge. Aber sie hoffen wie Leonore im Fidelio: „Das Ziel, sei's noch so hoch, die Liebe wird's erreichen!" Dazu mitzuwirken ist auch das Unternehmen dieser „Bausteine" bestimmt. Handzeichnungen, im Genre, in der Gestaltungs- und Behandlungsweise ungemein mannichfaltig, von dreißig verschiedenen allbekannten und -beliebten Berliner Künstlern ausgeführt, theils im phototypischen Institut, theils im Atelier von Römmler und Jonas facsimilirt, bilden den Inhalt dieses ersten Heftes, das in einer prachtvoll, wahrhaft künstlerisch (Arabeskencomposition in Goldpressung) verzierten Umschlagmappe von Luthmers Zeichnung ausgegeben ist. An der Spitze dieser Bausteine herbeitragenden Künstler steht wieder Adolph Menzel, der ein Blatt von wahrhaft erstaunlicher Kraft und Schärfe der lebensvollsten Charakteristik lieferte: die erste Morgenstunde in einem Eisenbahncoupé nach schlechter im Halbschlaf verbrachter Nacht. Gustav Richter gab ein Blatt mit den schönsten Naturstudien nackter Knabenkörper zu einem Idealbilde, mit welchem er die Bettwand seines eigenen Schlafzimmers decorirt hat; L. Knaus einige in Kreide gezeichnete Naturstudien von süddeutschen und tyrolischen Bauerncharakteren. Werner Steffeck, Spangenberg, Ehrentraut, Amberg, Dielitz, Gentz, Bleibtreu, Hallatz, Breitbach, Bennewitz, es mag an der Nennung dieser Mitarbeiternamen genügen. Bei der einmal erwachten, viel verbreiteten Liebhaberei für künstlerische Handzeichnungen und bei jener allgemeinen Gunst, deren sich der Verein der Berliner Künstler erfreut, zweifle ich nicht, daß diese Bausteine ihrem Zweck gute Dienste leisten und zu dem noch immer erforderlichen Baufond des Vereinshauses einen nicht unansehnlichen Beitrag liefern werden.

Die durch die Photographie geschaffene und gebotene Möglichkeit der unbegrenzten Vervielfältigung von Handzeichnungen in Facsimilecopien kann ganz besonders solchen Malern willkommen sein, deren Hauptstärke nicht in der Farbe und Malerei, sondern in der Erfindung und Zeichnung beruht. Zu diesen gehört einer der phantasievollsten Landschaftsmaler der Berliner Gruppe: Gustav Pflugradt. Unter dem Titel: „Deutsche Landschaften" sind sechs solcher, von ihm in chinesischer Tusche ausgeführter und durch photographischen Lichtdruck copirten und vervielfältigten Landschaftscompositionen von H. Wolf in Berlin herausgegeben und bei Anders und Bufleb daselbst in sehr anständiger Ausstattung in großer goldgepreßter Mappe erschienen. Auch für sie habe „ich Endesunterzeichneter" einen kurzen Text zu verfassen gehabt, der sich die eigentlich überflüssige Mühe gibt, dem Beschauer die poetische Absicht des Künstlers in Bezug auf Composition, Scenerie und Stimmung jedes einzelnen Bildes noch besonders auszudeuten und klar zu machen. Diesen Bildern aus deutscher Landschaft gelänge das für jeden empfänglichen und naturfreudigen Sinn auch ohne das durch die eigene Kraft ihrer stummen Beredtsamkeit zur Genüge. Der Ton dieser Landschaften ist im Sonnenglanz, klarem Helldunkel und tiefem Waldesschatten so richtig getroffen, so reich, fein und wahr, daß er die mangelnde Farbe fast ersetzt.

Dasselbe phototypische Institut von Römmler und Jonas in Dresden, welches diese Copien ausgeführt hat, läßt ein Lieferungswerk erscheinen, dessen beide ersten Hefte gegenwärtig vorliegen: eine „Galerie moderner Gemälde", ebenfalls mit einem kurzen Begleittext von dem hier bereits als Verfasser von derartigen Texten genannten Herrn. Letzterer erläutert die in jedem der Hefte enthaltenen drei Bilder und gibt die knapp gehaltene Biographie und Charakteristik eines von den darin vertretenen modernen Meisters von Ruf, die wiederum durch das Bildniß desselben illustrirt wird. So brachte das erste Heft die phototypische Copie des vortrefflichen Porträts Prof. Eduard Meyerheims in ganzer Figur an der Staffelei arbeitend, von seinem berühmten Sohne Paul; das zweite das Bildniß Steffecks nach der Büste von Enke. In der Reproduction farbiger Bilder hat die phototypische Technik noch nicht die gleiche Höhe der Ausbildung und unbedingt befriedigende Vollkommenheit erreicht, wie in der von farblosen Handzeichnungen. Immerhin wird durch dies Unternehmen auch dem größeren Publicum für billigen Preis eine Fülle von erfreulichen Bildern gebracht, welche frei von jeder wirklichen Versündigung und Untreue gegen den Geist des Meisters sind, der sie malte.

Zum letzten Abschluß kam vor kurzem das von Paul Bette in Berlin herausgegebene prächtige Lieferungswerk: „Das Grüne Gewölbe zu Dresden", hundert phototypische Abbildungen der auserlesensten und verschiedenartigsten kunstgewerblichen Erzeugnisse der Renaissance, des Barock- und Rococo-Zeitalters, wie sie jene berühmte Schatzkammer der sächsischen Herrscher in so reicher Zahl bewahrt. Herr Dr. Th. Gräsſe, der Director dieses Museums der Kleinkunst, begleitete diese Bilder mit einem erläuternden Text, der eine Art von kurz beschreibendem Katalog der dargestellten Objecte bildet. Ein wahrhaft greifbare Körperlichkeit zeigen diese phototypischen Abbildungen jener Kunstgegenstände aus Elfenbein, Bronze, Edelmetallen, Juwelen und Perlen, Krystall, Bernstein, Email und Porzellan. Die Richtigkeit, Schärfe und Genauigkeit in der Zeichnung der Formen, des plastischen und malerischen Schmucks,

Digitized by Google

wie in der Wiedergabe des, jeder dieser Oberflächen eigenthümlichen, Glanzes und Tones ist eine absolute. So empfehlen sich die Bilder als ein vorzüglicher Ersatz für die wirklichen kunstvollen Prachtstücke jener Sammlung besonders allen Technikern und Schülern der Kunst- und Luxusgewerbe, um danach zu studiren, zu zeichnen und zu bilden. Die Aufnahme des Werkes unter die Lehrmittel unserer öffentlichen Kunst- und technischen Fachschulen braucht wohl nicht erst empfohlen zu werden.

Von manchen der hervorragendsten neuen Erzeugnisse der deutschen Holzschneidekunst ist in der „Gegenwart" bereits berichtet worden; andern, z. B. denen in jener Jubelausgabe des „Zerbrochnen Krugs", bleibt eine nähere Besprechung hier noch vorbehalten. Ich begnüge mich für diesmal, auf die Illustrationen des zweiten der beiden, bei Engelhorn in Stuttgart erschienenen Prachtwerke „Italien" und „das Schweizerland, eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal, in Schilderungen von Woldemar Kaden", hinzuweisen. Mit der im vorigen Monat versendeten achtundzwanzigsten Lieferung ist auch dies Werk vollendet. Bis zur letzten Seite ist ihm der glänzende und künstlerisch vornehme Stil in der Haltung und Erscheinung geblieben, welcher das ihm vorangegangene erstgenannte Werk auszeichnete. Der Holzschnitt des Cloß'schen Ateliers hat sich jeder Aufgabe des Ton- wie Facsimile-Schnitts gewachsen gezeigt, welche ihm von den zeichnenden Meistern gestellt wurde, wie verschieden die Behandlungsweise eines jeden von ihnen auch sein mochte. Keine Seite des Lebens der Bevölkerung der Kantone, keine der grandiosen, der schönheitsvollen, der schaurig erhabenen wie der lieblichen Scenerien des Alpenlandes, die hier nicht von der dafür berufensten deutschen Künstlerhand ihre fesselnde Darstellung erhalten hätte. Was sich aber dieser entzog, hat Woldemar Kaden durch seine farbenreichen, warmen und begeisterten Schilderungen des Landes und der Sitten, der Sage und Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart nicht minder lebendig, wahr und erfreuend veranschaulicht. Dies Gesammtbild des Schweizerlandes ist zugleich das treuste, allseitigste und reizvollste, welches bisher noch durch das Zusammenwirken von Wort und bildender Kunst geschaffen wurde.

Die Zahl der diesjährigen, von deutschen Verlegern herausgegebenen, Prachtwerke von luxuriöser künstlerischer Ausstattung ist während des letzten Drittels des November um einige neueste derartige Publicationen vermehrt worden. Die bedeutendste Erscheinung darunter ist die letzte Lieferung der Chromofacsimiles Eduard Hildebrandt'scher Aquarellen „Aus Europa", von Loeillot und von Steinbock in Farbendruck ausgeführt, von R. Wagner in Berlin herausgegeben. Ueber die beiden ersten Abtheilungen dieses Werkes, welches eine Fortsetzung des, die 36 Aquarellen von Hildebrandts Reise um die Erde enthaltenden bildet, hat die „Gegenwart" im December des vorigen und des vorangegangenen Jahres eingehend berichtet. Diese neueste Abtheilung, welche nach dem Plan des Werkes den Schluß desselben zu bilden bestimmt ist, umfaßt vier Blätter, ebenfalls aus dem Privatbesitz des Kaisers zum Zweck ihrer Reproduction und Veröffentlichung bewilligt. Es sind für Hildebrandts künstlerische Art und Größe nicht weniger charakteristische Schöpfungen, als die zuvor publicirten zehn Bilder. Die landschaftlichen Motive, die Beleuchtungen und die allgemeinen Tonstimmungen eines jeden derselben sind durchaus verschieden; gleich in allen nur die Meisterschaft der Schilderung und der Aquarellbehandlung, die, keineswegs auf Kosten der Wahrheit erreichte, schöne Pracht der farbigen Wirkung. Das eine zeigt, inmitten einer echt englischen Landschaft mit hohen, alten, volllaubigen Bäumen und weiten Rasenflächen, die lichtröthlichen, burgähnlichen Backsteingebäude des Schulpalastes von Eaton, über deren Zinnen sich das von Thürmchen flankirte Giebeldach der Schulkirche hoch hinaushebt. Nur diese Aquarelle ist von Loeillot facsimilirt. Die zweite, wie alle übrigen von Steinbock in derselben täuschenden Uebereinstimmung mit dem Orginal ausgeführt, stellt die, „the Needles" genannten, einzeln aus dem Meer aufragenden hohen Klippen nahe der britischen Küste dar. In langen, ruhigen, niedern, bestimmt geformten Wellenstreifen wallt die See gegen den Strand und um den Fuß jener Felspyramiden. Den größern untern Theil derselben decken bereits die kühlen, klaren Schatten des Abends, während die Spitzen noch sanft vom warmen Schein der sinkenden Sonne erglühen, deren Licht nach dem jenseitigen Horizont hin schon vom Seenebel über der Ferne verschlungen wird. Das dritte ist eins der vollendet schönsten Bilder des Sonnenunterganges der Meeresküste (Bodöe). Hinter dem dunkeln Höhenrücken aufwärts bricht der blendende, goldige Glanz hervor; die leichten Wölkchen, die dort hoch oben schwimmen, gleichen dem zarten Ton der Rosenblätter; auf der leichtbewegten Fluth des Meeres zittert der Abglanz dieses lichtgetränkten Aethers. Kaum in einem andern Bilde hat Hildebrandt diese so oft von ihm behandelten, so tief studirten Lichterscheinungen und Wirkungen treffender und überzeugender zu schildern erreicht, als hier. Das vierte, Blankenburg am Harz, im Ton eines sonnigen, warmen Tages, sieht für ein Stück norddeutscher Erde wohl etwas exotisch aus. Es ist nichts weniger als Vedute, wohl aber ein Landschaftsbild von reicher, tiefer und prächtiger Wirkung und echt genialer Malerei. Die Kunst der Wiedergabe der ganzen Tonscala auch in ihren zartesten Nüancen, des Scheins der Technik, der Vortragsweise und Pinselführung Hildebrandts auf diese, durch eine Art musivischer Zusammensetzung und Ueberdruckung vieler Tonplatten hergestellten Copien ist hier zu einer nicht zu überbietenden Ausbildung und Vollkommenheit gebracht. Das ehrenvolle Zeugniß, welches der Meister selbst damals vor 9—10 Jahren den ersten derartigen Reproductionen seiner Aquarellen gab, würde er diesen neuesten letzten gegenüber nur noch nachdrücklicher wiederholen können. Das Gedächtniß Eduard Hildebrandts und das Bewußtsein von der besondern Bedeutung seines Schaffens lebendig zu erhalten, werden diese glänzenden Wagner'schen Publicationen mehr noch wirken, als es die in den Galerien und den Mappen ihrer vereinzelten Besitzer verborgenen Originalwerke des großen deutschen Malers für sich allein vermocht haben würden.

Ein letztes hinterlassenes Werk einer schon vor mehreren Jahren von uns geschiedenen sinnigen und kunstreichen Meisterin, Frau Hermine Stilke, liegt uns in nachträglich vollendeter Gestalt vor: Deutsches Land und deutsche Lieder, ausgewählte Dichtungen mit Illustrationen von H. Stilke, 15 Chromolithographien, gezeichnet von H. Theuerkauf, gedruckt von Loeillot, Leipzig, Verlag von E. Schloemp. Frau Stilkes Weise, das Ornament zu behandeln, es mit poetischen Sprüchen zu durchflechten, mancherlei Symbolisches hineinzugeheimnissen, ist aus zahlreichen anderen Schöpfungen dieses thätigen Künstlerlebens bekannt. In dem vorliegenden Werk bilden die Ranken, Blätter und Blumen die mehr oder weniger stilisirten Umrahmungen von Landschafts- und Städtebildern, in welchen fünfzehn verschiedene deutsche Gaue repräsentirt sind. Die ziemlich naturalistisch behandelten großen und kleinen Blumen und Blätter, welche sich mit den Ranken der Arabesken zu diesen Umrahmungen verbinden, sind so gewählt, daß sie in leicht erkennbaren Beziehungen zu dem landschaftlichen Charakter der in dem Bilde dargestellten Scenerie stehen. Meist sind sie so discret im Maßstab und der Ausführuug, daß das Mißverhältniß, welches zwischen solchen natürlichen Blumenrahmen und der von ihnen eingefaßten Landschaftsbilder leicht hervortritt, nicht so fühlbar wird. Diese Landschafts- und Städtebilder sind außerordentlich glücklich gewählt und mit feinem, lebhaften Naturgefühl und poetischem Sinn gezeichnet. Von Theuerkaufs Hand sind sie mit der ihm eigenthümlichen Delicatesse und Detailreichthum bei schöner Gesammtwirkung auf den Stein übertragen, von Loeillot in wenigen, fein und glücklich gestimmten Tönen gedruckt. Diese fünfzehn Landschafts- und Architekturbilder sind die Titelblätter für ebenso viele Kapitel, welche durch Lieder deutscher Dichter gefüllt werden, deren Geburtslande die in dem Titel jenes Abschnitts bezeichneten deutschen Gaue sind. Diese Verbindung von bildender Kunst, von Landschafts- und Ornamentalmalerei, mit Poesie und etwas Literatur- und Heimatskunde, wie die außerordentlich elegante, reiche und geschmackvolle Ausstattung des dabei sehr handlichen Bandes macht dies posthume

Digitized by Google

Werk der unvergeßlichen liebenswürdigen Künstlerin zu einer besonders geeigneten und willkommenen Festgabe; vor Allem den jungen Fräuleins und „Frauen wohl empfohlen".

In höchst origineller und reicher decorativer Ausstattung erschien soeben bei A. Hofmann und Co. in Berlin eine Prachtausgabe von Friedrich Bodenstedts: Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys. Neues Liederbuch. Dieser schöne Lieder-, Spruch- und Weisheitsschatz des in das persische Gewand maskirten, gedankenvollen deutschen Sängers und Verskunstvirtuosen war bekanntlich das erste Werk, welches der Verein für deutsche Literatur seinen Mitgliedern vor nun drei Jahren darbot. Es hat in dieser kurzen Zeit fünf Auflagen erlebt. Diesen Erfolg feiert die Verlagshandlung gleichsam durch die Publication der Prachtausgabe. Mit richtigem Takt ist bei dieser jede Illustrirung durch Figurenbilder oder sonstige realistische Darstellungen irgend welcher Art vermieden. Der brillante künstlerische Schmuck ist hier durchaus nur durch Ornamente und Arabesken, und zwar echt persischen Stils, hervorgebracht. In dem Deckel, in den Titelblättern der einzelnen Gedichtgruppen und in den jede Seite umschließenden Rahmen sind durch Baumeister Luthmer, diesem in jede Stilart tief eingeweihten Kenner und Meister des Ornaments, persisch-orientalische Motive mit vollendetem Geschmack, Wissen und Kunst zu formen- und farbenprächtigen Compositionen verarbeitet. Der Stich, Gold- und Farbendruck derselben ist in der Anstalt von Zamarski in Wien ausgeführt. Dieses bunte, glänzende, zierliche Prachtkleid deutscher Lyrik und Spruchpoesie sieht allerdings fremdartig genug aus. Aber es steht in anmuthiger Harmonie mit der zierlichen Maske, welche der Dichter für sich selbst erwählte, und mit so viel Grazie und Anmuth jederzeit durchzuführen wußte.

Der gegenwärtig in voller Ausführung begriffene innere Umbau des Berliner Zeughauses, dieser ernsten und großartigen Schöpfung des nordischen Barockstils, lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf die so lange ziemlich unklar gebliebene Geschichte des Baues und besonders auf die Frage des Antheils, welchen der größte Meister der Sculptur und der Baukunst seit Michelangelo, Andreas Schlüter, an der Architektur des Gebäudes und an der plastischen Decoration desselben gehabt hat. Das Zeughaus ist, wie wir wissen, nach Nehrings Plan gebaut; unter ihm aber wurde dasselbe bis zu seinem Tode 1695 kaum über die Fundamente hinausgeführt. Schlüter löste in dieser Oberleitung 1698 den Baudirector Grünberg ab, aber nur für ein Jahr; und Johann von Bodt war es, der es in seiner heutigen Gestalt zu Ende führte. Nur eins steht in Bezug auf Schlüters Antheil fest: daß der Grundgedanke der Decoration von ihm herrührt und die plastische Ausführung ihrer Hauptpartien in Sandstein in seiner Werkstatt geschehen ist. An der Außenseite schmückte er das Gebäude mit allem Pomp und Glanz der kriegerischen Rüstung. An den umschließenden Wänden des inneren Hofes aber bildete er das Gegenstück dazu: die berühmten „Masken sterbender Krieger". Sie haben mit Recht neben der Reiterstatue des großen Kurfürsten jederzeit als die erhabensten und bewundernswürdigsten Werke des Schlüter'schen Genies gegolten. Das schmerzvolle Sterben, der grausige Schlachtentod ist nie in ergreifenderer Realistik noch in größerer Mannichfaltigkeit von der bildenden Kunst in menschlichen Gesichtern dargestellt worden. Aber auch nie grandioser, nie mit ähnlich monumentaler Wucht, wie in diesen unvergleichlichen Decorationsstücken, mit welchen er die Schlußsteine der Fensterbogen schmückte. Die Polytechnische Buchhandlung (A. Seydel) in Berlin hat die sämmtlichen dreiundzwanzig Masken und den vierundzwanzigsten Schild, den mit den beiden in der Todesumarmung verstrickten Erynnien, durch Lichtdruck im Berliner phototypischen Institut (Jacobi und Prager) vervielfältigen lassen und durch einen erläuternden Text von Dr. R. Dohme, dem bekannten kunstgelehrten Bibliothekar des Kaisers, begleitet, in einfacher, vornehm würdiger Ausstattung, in einer Mappe zusammengefaßt, unter dem Titel: „Die Masken sterbender Krieger im Hof des ehemaligen Zeughauses zu Berlin, von A. Schlüter", herausgegeben. Allen Künstlern und Kunstfreunden wird diese längst schon erwünschte Publication willkommen sein. Ist aber in dem Titel der Ausdruck des „ehemaligen" glücklich gewählt? Wir wollen es nicht hoffen, sondern dringend wünschen, daß das, was die Welt an Schlüter-Bodts Werk seit bald zwei Jahrhunderten bewundert, durch Hitzigs inneren Ausbau weder zerstört noch lädirt, sondern auch der spätesten Nachwelt rein in dieser seiner „ehemaligen" Gestalt erhalten bleibe.

Ludwig Pietsch.

Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877.

III.

Die Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Nürnberg am 25., 26. und 27. September.

1. Die Schule.

Im Jahre 1872, bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Leipzig, die zur Bildung eines besonderen Aerzteverbandes Veranlassung gegeben hatte, trat auch die schon in dem ersten Artikel erwähnte große Secession der deutschen Hygieniker von ihrer alten Mutterversammlung ein. Wohl bestand, längere Zeit vorher gegründet, eine Section derselben, welche sich mit den sanitären Fragen beschäftigte, aber da es sich bei der letzteren vor Allem um praktische Durchführung handelt, bei der ja keineswegs allein die Aerzte und Naturforscher in erster Reihe interessirt sind, sondern fast in gleicher Weise Techniker, Communal- und Staatsbeamte, so konnte der Rahmen, den die Naturforscherversammlung ihren ganzen Tendenzen nach allein darbietet, längst nicht mehr genügen. Aus diesem Bedürfnisse heraus erfolgte eine Neubildung, die sich wesentlich anschloß an einen anderen, allerdings mehr localen Verein, der sich aber trotz seiner räumlichen Beschränkung eine große Bedeutung in den weitesten Kreisen erworben hatte, dem niederrheinischen Verein für öffentliche Gesundheitspflege. In diesem nämlich fanden sich neben den Aerzten gerade die Bürgermeister, die Techniker, die Staatsbeamten, Gelehrte aller Facultäten, besonders auch Lehrer zusammen, und es ergab sich bald, daß eine derartige Vereinigung allein die Möglichkeit gebe, eine erfolgreiche sanitäre Reform durchzuführen. Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege organisirte sich auf derselben Basis, und es läßt sich nicht leugnen, daß er dieser Zusammensetzung einen großen Theil der bisher errungenen Erfolge verdankt. Schrieb doch kein Anderer als der jetzige Director des kaiserlich deutschen Gesundheitsamts, als er der Sitzung des Vereins in Düsseldorf beizuwohnen verhindert war, an den Vorsitzenden desselben, den Münchener Bürgermeister Erhardt, „daß er seine Hauptunterstützung für sein zukünftiges Wirken bei den in Düsseldorf versammelten Capacitäten auf dem Felde der öffentlichen Hygiene suche und ohne deren Wirken eine gedeihliche Thätigkeit von seiner Seite im Gesundheitsamte ihm nicht denkbar erscheine". In den nach 1872 sich folgenden Jahresversammlungen sind nun in der That fast alle hervorragenden sanitären Fragen seitens des deutschen Vereins einer lebhaften Discussion unterworfen worden, so die Schulhygiene, die Wohnungsfrage, die Verfälschung der Nahrungsmittel, speciell die der Milch und Anderes mehr. Für die diesjährige Versammlung in Nürnberg war ebenfalls ein so reichhaltiges Programm gegeben, daß es natürlich nicht zulässig ist, über dasselbe und seine Erledigung hier im Einzelnen zu referiren. Abgesehen von einer historischen Uebersicht, die ich selber wieder beauftragt war, über die Arbeiten auf dem Gebiete der Hygiene in dem letzten Jahre zu geben, handelte es sich am ersten Tage um die Ueberanstrengung der Schulkinder und den Einfluß der heutigen Unterrichtsgrundsätze in den Schulen auf die Gesundheit des heranwachsenden

Digitized by Google

Geschlechts. Leider befanden sich unter den 173 anwesenden Vereinsmitgliedern neben 125 Aerzten — nur 5 Lehrer, wodurch die ganze Debatte natürlich ein etwas einseitiges Gepräge erhielt. Herr Finkelnburg, das bekannte Mitglied des kaiserl. deutschen Gesundheitsamtes, war der erste Referent und hielt es für nothwendig, daß man drei Fragen berücksichtigen müsse: Erstens, welche Krankheiten kommen während der Schulzeit vor? Zweitens, welchen causalen Zusammenhang zwischen ihnen und den Unterrichtsgrundsätzen können wir nachweisen? Drittens, welche Reformen lassen sich durchführen? Er gab nun zu, daß es zur Beantwortung der ersten Frage z. B. an Massenbeobachtungen, die methodisch erhoben werden, noch vollständig fehle, ebenso ermangele man noch einer Recrutirungsstatistik, wie sie Virchow schon vor 14 Jahren verlangt habe, denn eine solche müsse die Schulstatistik ergänzen. Es blieben daher schließlich nur die Privatarbeiten einzelner Autoren in einzelnen Krankheitsgebieten übrig. Hervorzuheben sind speciell die bewundernswerthen Arbeiten des Professor Hermann Cohn in Breslau über die Augenkrankheiten. Eine Reihe von Verbesserungen der Schulstuben, sowie der Tische und Bänke sind in Folge davon bekanntlich angeregt und zum Theil durchgeführt worden, um die zunehmende massenhafte Kurzsichtigkeit etwas einzuschränken. Finkelnburg hat indessen nicht Unrecht, wenn er meint, bei den besten Einrichtungen werde die Kurzsichtigkeit sich zeigen müssen als Folge der fortdauernden Anstrengung des Auges, bei anhaltender Convergenz der Sehaxen. Er räth daher zur Reform des Unterrichts selbst und will: erstens eine billige Vertheilung der Arbeitslast auf die Seh- und Hörorgane, indem statt des todten Buchstaben möglichst häufig das lebendige Wort eintritt; zweitens häufigere Unterbrechung des Unterrichts, bei dem das Schreiben und Lesen nicht entbehrt werden kann, und zwar mindestens nach $^3/_4$ Stunden; drittens Ermöglichung freier Bewegung, um das Auge von den Congestionen zu befreien, und viertens methodische Untersuchungen der Augen aller Kinder von Zeit zu Zeit mit besonderer Berücksichtigung der Leidenden. Der Referent ging alsdann über auf eine Reihe von anderen Krankheiten, die er in all ihren Details viel zu weitläufig behandelte, so daß schließlich bei einem Berichte, welcher zwei Stunden dauerte, von irgend welcher Aufmerksamkeit nicht mehr die Rede sein konnte. Darunter litt denn auch die Discussion in hohem Grade, und wesentlich war es Herr Professor Cohn aus Breslau, der wenigstens Neues, Zutreffendes und Vollständiges noch brachte. Er wies noch einmal darauf hin, daß wir mit Sicherheit wissen, eine sehr große Zahl von Schülern, normalsichtig auf die Schule gekommen, werde nachher kurzsichtig, in der Prima unserer Gymnasien und Realgymnasien sei sogar mehr als die Hälfte der Schüler kurzsichtig! Die Zahl der Kurzsichtigen steigt von Klasse zu Klasse, ebenso der Grad der Kurzsichtigkeit, und dasselbe findet statt von Schulkategorie zu Schulkategorie. So fand Cohn in den Dorfschulen 1 Procent, in den städtischen Elementarschulen 7 Procent, in den Töchterschulen 8 Procent, in den Mittelschulen 10 Procent, in den Realschulen 20 Procent, in den Gymnasien 26 Procent Kurzsichtige. Hier ist schließlich ein Zusammenhang unleugbar, und es ist ein großes unwiederbringliches Kapital, welches unsere Söhne besonders verlieren, um eine höhere Bildung zu erreichen. Keine Einrichtungen aber werden diese Folgen zu verhindern vermögen, wenn beständig ohne Unterbrechung in der Nähe gearbeitet wird; und namentlich in den höheren Klassen der höheren Schulen wird viel zu viel, besonders zu Hause, gearbeitet. Das unableugbare Factum dieser schnellen Zunahme und die ungeheure Zahl der erkrankten Schüler machen hier eine Aenderung absolut nothwendig. Hier stehen wir allerdings vor einer wirklichen öffentlichen Calamität. Eine Hauptaufgabe der Eltern dabei ist die Verhinderung der Lesewuth, welche in dem 13—17. Jahre bei den meisten Schülern auszubrechen pflegt. Für das Auge bleibt es sich gleich, ob stundenlang ein pikanter Roman, eine Zeitung oder die Grammatik gelesen wird. Die jetzt üblichen Schularbeiten werden andererseits kaum verringert werden können, wenn nicht auch die Unterrichtsstunden und das zum Abiturientenexamen verlangte Pensum verringert werden. Welche Unterrichtsstunden und welche Schularbeiten nun aus Rücksichten auf das Auge eingestellt werden sollen, wagt Cohn nicht zu entscheiden und appellirt an einsichtsvolle Pädagogen. Seiner Ansicht nach kann etwas weniger Latein und Griechisch zum Abiturientenexamen verlangt werden, weil für die Studirenden, mit Ausnahme der Studenten der Philologie, der Nutzen jener Disciplinen nicht im Verhältniß zu der auf sie verwendeten Zeit steht. Der Erfolg dieser Discussion war schließlich folgende wohlgemeinte, aber nicht allzu logische Thesis: „Das heutige Unterrichtssystem in den Schulen wirkt nach verschiedenen Seiten hin — insbesondere durch zu frühzeitige und zu gehäufte Anstrengungen des kindlichen Gehirns bei verhältnißmäßiger Niederhaltung der Muskelthätigkeit — störend auf die allgemeine Körperentwicklung, insonderheit des Sehorgans."

Indessen hatte die Debatte doch hiermit ihren Höhepunkt erreicht und auch die übrigen Thesen besaßen meiner Ansicht nach wesentlich ein theoretisches Interesse, waren also gerade für den Charakter des deutschen Vereins wenig geeignet. Cohn hat seine eigenen Forderungen an einem anderen Orte genau präcisirt, Forderungen, denen ich unbedingt beistimme, und die wohl verdienen, einem größeren Publicum zur Kenntniß gebracht zu werden. Sie lauten:

Es ist zum Schutze der Augen nothwendig:

1) Nach $^3/_4$ Stunden Unterricht stets $^1/_4$ Stunde Pause.
2) Bei 5stündigem Vormittagsunterricht um 11 Uhr $^1/_2$ Stunde Pause.
3) Verringerung der Stunden und der häuslichen Arbeiten in den oberen Klassen der höheren Schulen.
4) Befestigung der Snellen'schen Buchstabentafel Nr. 6 in jeder Klasse; sobald diese nicht auf 6 Meter vom gesunden Auge gelesen werden kann, sofortiges Aufhören von Lesen und Schreiben.
5) Unterricht der Hygiene auf Schulen, Seminarien und Universitäten.
6) Ein Arzt in jedem Schulcollegium.
7) Sofortige Schließung der schlecht beleuchteten Schulklassen.

2. Das Bier.

Auch die Nahrungsmittelfrage wurde auf der Nürnberger Versammlung zur Discussion gebracht. Allerdings beschränkte sich die Discussion und Beschlußfassung auf das Bier, aber ganz mit Recht, denn wollte man die ganze Frage bei einer solchen Versammlung erörtern, so würde man vielleicht Wochen dazu brauchen, ehe man zum Schluß gelangte. Es mag nur, mannichfachen Uebertreibungen gegenüber, hier darauf hingewiesen werden, daß das Versetzen des Bieres mit eigentlich giftigen speciell narkotischen Stoffen nach der Ansicht der beiden Referenten, der Professoren Sell und Lintner, kaum vorzukommen scheint und daß es sich bei den gerügten Uebelständen wesentlich um Zusätze und Materialien handelt, die an und für sich unschädlich sind, wie das Glycerin und der Stärkesyrup, aber doch zu einer Beschaffenheit des Bieres führen, die für normal nicht angesehen werden kann. Es ist offenbar sehr schwer, chemisch diese Abnormitäten festzustellen, und der eine der Referenten, der als Autorität in Theorie und Praxis der Bierbrauerei anerkannte Director der Versuchsanstalten zu Weihen-Stephan, kam deshalb auch wesentlich zu Vorschlägen, die, prophylaktischer Natur, allerdings das Eingreifen des Staates in einem weiteren Umfange verlangen würden, als es mit unseren jetzigen Anschauungen der persönlichen Freiheit sich zu vertragen scheint. Die Forderung specieller Laboratorien und Versuchsstationen, die einer Verpflichtung jedes Bierverlegers, sich in den Besitz eines Eiskellers zu setzen, sind indessen noch zu akademischer Natur, als daß ein weiteres Eingehen auf sie an dieser Stelle sich schon jetzt rechtfertigen ließe.

3. Die Fabrik.

Sehr interessant und dabei fast durchweg im praktischen Sinne gehalten war die Debatte über die Fabrikhygiene, welche wohlthätig mit der unpraktischen Discussion des Vereins für Socialpolitik, der bald darauf in Berlin tagte, contrastirte.

Digitized by Google

Der Referent der Nürnberger Versammlung, der tüchtige und hygienisch gebildete Regierungs-Medicinalrath Dr. Beyer aus Düsseldorf, stellte sich wesentlich auf den Standpunkt, daß es sich viel weniger um neue Gesetze, sondern nur um wenige Ergänzungen auf dem Gebiete der Gewerbegesetzgebung handele, und daß man vor Allem nur darauf dringen müsse, daß die bestehenden Gesetze und Verordnungen auch ausgeführt würden. Der Normalarbeitstag, der durch einen Schweizer Arzt auch hier seinen, wenn auch sehr maßvollen Vertreter fand, wurde durch den Uebergang zur Tagesordnung beseitigt. Die Forderung eines staatlichen Schutzes für Frauen und Kinder wurde dagegen vollständig anerkannt. In dieser aus Praktikern bestehenden Versammlung vergaß man indessen nicht, daß gerade die Arbeiterbevölkerung selbst den Bemühungen, ihre Verhältnisse in sanitärer Beziehung zu verbessern, den meisten Widerstand entgegenzusetzen pflegt. Es ist nämlich außerordentlich schwer, wie man in Mülhausen und anderswo erfahren hat, die Thätigkeit der Arbeiter und Arbeiterinnen in den Fabriken zum Besten ihrer Gesundheit einzuschränken, wenn man nicht dafür sorgt, daß demungeachtet ihr Arbeitsverdienst nicht geschmälert wird. Es wird dies durch Kranken- und Unterstützungskassen selten ermöglicht, und humane Fabrikbesitzer haben deshalb, wo es sich nicht um eine eigentliche Krankheit handelte, sondern z. B. um die Zeit nach der Entbindung der Frau, während welcher ja eine längere Ruhe aus physiologischen Gründen durchaus nothwendig ist, den Zweck dadurch erreicht, daß sie einen Theil des Lohnes aus ihrer Kasse bezahlten. Die Arbeiter selbst haben überall auf das Entschiedenste dagegen protestirt, daß den eben entbundenen und daher die Arbeit unterbrechenden Arbeiterinnen ein Theil ihres Lohnes aus der Kasse gezahlt werde, und dadurch ist es gekommen, daß es in Fabriken, wo der Fabrikherr nicht geradezu ein Almosen gab, nicht durchzusetzen gewesen ist, die eben entbundene Frau so lange als nothwendig der Fabrikarbeit zu entziehen.

Noch ein Moment endlich wurde in der Nürnberger Versammlung bezüglich der Fabrikhygiene besonders hervorgehoben, welches bei den Socialpolitikern kaum berührt worden ist. In der Versammlung der Letzteren ging man nämlich durchgehends von der Anschauung aus, als bedürften gerade die Fabriken in hygienischer Beziehung einer Reform, als seien die sanitären Zustände in ihnen viel besserungsbedürftiger als die der kleineren Werkstätten. Die Mitglieder der Nürnberger Versammlung konnten aus eigener Anschauung sich dem nicht anschließen. Die größeren Fabriketablissements haben viel mehr für die Gesundheitspflege der Arbeiter gethan, als die Besitzer der Werkstätten. So ist z. B. in den größeren Fabriken die Ventilation jetzt fast durchgehend sehr gut und gerade in den kleineren Werkstätten — man denke nur an die Räume, in denen etwa 10—12 Schneidergesellen zu arbeiten pflegen — sieht es am schlimmsten aus. Ist daher auch die Ueberwachung der Fabrikarbeit seitens des Staates durchaus geboten, so hat er doch dieselbe, ja fast eine noch größere Pflicht den Werkstätten ohne eigentlichen Fabrikbetrieb gegenüber, und es handelt sich daher nicht um eine neue Fabrikordnung, sondern um gemeinschaftliche hygienische Grundsätze für alle Gebiete der gewerblichen Arbeit.

P. Boerner.

(Schluß folgt.)

Auf den Brettern.

Schauspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Adolf Wilbrandt hat sein neuestes Schauspiel „Auf den Brettern" vor kurzem zum ersten Mal in Leipzig, gelegentlich des Gastspiels seiner Frau Auguste Wilbrandt-Baudius, aufführen lassen. Das Schauspiel ist in mehr als einer Beziehung ein Wagestück; jetzt, da es gelungen, da sich der Erfolg für den Dichter entschieden, kann man um so unbefangener darüber sprechen.

Gleich die Wahl des Stoffes konnte zu ernsthaften und gerechtfertigten Bedenken die Veranlassung geben. „Auf den Brettern" ist ein echtes Schauspielerstück, und ich glaube nicht, daß irgend eine Literatur ein so ausschließliches Schauspielerstück aufzuweisen habe. In dieser Beziehung ist das Wilbrandt'sche Stück ganz originell. Es ist freilich keine Neuheit, daß man Schauspieler und Schauspielerinnen in die Mitte der dramatischen Handlung gestellt und sie zu Helden oder Heldinnen von rührenden Dramen, sentimentalen Schauspielen, Schwänken und Possen gemacht hat. Man braucht nur an „Kean, oder Genie und Leidenschaft", „Therese Krones", „Richards Wanderleben", „Der Vater der Debutantin", „Lucinde vom Theater" ꝛc. zu erinnern. Aber in allen diesen Stücken war das Schauspielerthum der Betreffenden immer nur mehr oder minder erheblich accessorisch. Bei Wilbrandt aber ist es nicht nur die Hauptsache, sondern es ist, wie ich andeutete, das Alleinige.

Schon der Zettel zeigt die erhebliche Abweichung dieses neusten Stückes von den früheren, die sich mit Theatervorgängen oder mit bühnenangehörigen Persönlichkeiten beschäftigten. Mit Ausnahme von zweien stehen alle in dem Wilbrandt'schen Stücke auftretenden Personen mit dem Theater in berufsmäßiger Verbindung, alle ohne Ausnahme. Der erste Act spielt im Conversationszimmer der Schauspieler während der Aufführung der „Minna von Barnhelm". Im zweiten Act wird in der ersten Verwandlung eine Rolle ausgeschrieben, eine Rolle einstudirt und von einem unglückseligen Mimen ein Declamationsversuch geleistet. In der zweiten Verwandlung wohnen wir einem Schauspielerjubiläum und der Aufführung eines dramatischen Festspieles bei. Im letzten Acte endlich sehen wir in einer ganz und gar originellen Weise nicht nur das oft dagewesene „Theater im Theater", nicht nur hinter die Coulissen, sondern beides vereinigt: auf der Bühne den Spielraum, auf dem sich ein für ein ideales Publicum berechnetes Stück abspielt und zugleich das Treiben vor dem Acte und während desselben hinter den Coulissen. Immer Theater und Theater, wir kommen vom ersten bis zum letzten Augenblick nicht heraus!

Da konnte es fraglich erscheinen, ob das Publicum mitgehen, ob es den Stoff acceptiren und diesem ganz realistischen Conterfei des Komödiantentreibens, wie es uns hier in seinen verehrungswürdigen ernsten, wahren, künstlerischen Elementen und mit seinen verächtlichen, oberflächlichen, handwerksmäßigen Schmarotzern entgegentritt, ob es der Echtheit und dem Scheine der Schauspielkunst die volle Theilnahme entgegen bringen würde. Es war fraglich, ob die Zuschauer die Empfindungen dieser Heldin, die eine Schauspielerin vom Wirbel bis zur Zehe ist, ganz begreifen, ob sie für deren Erregungen freudiger und kränkender Art das rechte Verständniß besitzen würden. Denn diese Erregungen sind gar eigenthümliche, und der Parquetbesucher, der am Abend der Schauspielerin applaudirt, braucht für alles das, was vor der Aufführung und während derselben im Gemüthe der Darstellerin unbemerkt mitgespielt hat und mitspielt, keinen Sinn zu haben; wenn er die Medea sieht, kann es ihm ganz gleichgültig sein, ob sich diese Medea darüber ärgert, daß der Kreusa ein Winterurlaub bewilligt ist, den Medea begehrt hatte, und ob in dem neuen Stücke, das gerade jetzt vertheilt worden ist, die Rolle, die der Medea zukommt, einer Andern, vielleicht derselben unangenehmen Kreusa gegeben worden ist.

Aber abgesehen von dieser Hauptfrage: ob das Publicum diesem Stoffe und dieser Handlung die volle Theilnahme entgegenbringen würde, kam noch ein zweites, ebenfalls nicht unwichtiges Bedenken hinzu. Das Publicum, dem die Kenner neben vielen löblichen auch manche recht unangenehme Eigenschaft nachsagen, pflegt sich im Allgemeinen nicht durch übergroße Discretion und ungewöhnlich entwickeltes Zartgefühl auszuzeichnen. Aber sonderbar, dieses selbe Publicum zeigt sich, sobald es eine Indiscretion oder eine Unzartheit bei dem Dichter wittert oder auch nur voraussetzt, von einer schier grausamen Strenge. Sobald es glaubt, daß der Dichter seine eigenen Angelegenheiten vor die Oeffentlichkeit gebracht hat, ist es lieblos bis zur Unerbittlichkeit. Es ist dann immer schnell bereit mit dem bekannten Worte, daß die Familienwäsche nicht vor die Oeffentlichkeit gehöre. Glaubt es nun aus irgend einer Aeußerung oder einem geschilderten Vorgange die Berechtigung zu dem Schlusse entnehmen zu dürfen, daß hier eine häusliche Dichtung vorliege, so schließt es gleich weiter, daß auch das andere, das frei Erfundene jedenfalls auf bestimmte, ihm bisher noch unbekannt gebliebene Thatsachen zurückzuführen sei und beurtheilt demgemäß

Digitized by Google

auch dieses frei Erfundene mit unbilliger Strenge. Hier spielte nun Wilbrandts Gattin, von der alle Welt weiß, daß sie über unverdiente Verdrießlichkeiten, die ihr in letzterer Zeit in ihrem Berufe bereitet worden sind, sich beschweren darf, die Titelrolle, und da durfte man befürchten, daß das Publicum vermöge der ihm anhaftenden Eigenthümlichkeit, von einer Kleinigkeit auf das Ganze getrost weiter zu schließen, die ganze Dichtung als eine subjective betrachten und demgemäß als eine unerlaubte Glorification des lieben Ichs verurtheilen würde. Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt, der braucht allerdings nicht darüber belehrt zu werden, daß Wilbrandt nie daran gedacht hat, nicht daran hat denken können, hier seine eigenen Angelegenheiten zu berühren. Auguste Baudius ist die Gattin eines Dichters, der für die Schauspielkunst die tiefste Verehrung empfindet und nie daran gedacht hat, die Künstlerin ihrem Beruf zu entziehen. Therese Teinach, die Heldin des Schauspiels „Auf den Brettern", wird die Frau eines feinsinnigen, künstlerisch angehauchten, aber doch in gewissen vorgefaßten Meinungen seines Standes immerhin noch befangenen Barons, der von seiner Frau das Opfer ihrer Kunst verlangt. Therese muß der Bühne entsagen, aber es treibt sie gewaltsam dahin zurück; und dieser Kampf zwischen der socialen Stellung und der Kunst, wenn ich so sagen darf, der mit dem Siege der Kunst schließt, bildet den ganzen Inhalt des Wilbrandt'schen Schauspiels, bietet also auch nicht die entfernteste Analogie zu dem, was der Dichter jemals erfahren und empfunden haben kann. Das hat das Leipziger Publicum denn auch ganz richtig herausgefühlt. Es hat außerdem seine warme Theilnahme an dem Stoffe bekundet und somit dem Schauspiele zu einem vollen Erfolge verholfen. —

Therese Teinach, eine geniale und liebenswürdige Schauspielerin, die nur für ihre Kunst lebt, tritt nach längerer Erkrankung zum ersten Male wieder als Minna von Barnhelm auf und wird vom Publicum und von ihren Collegen in jeder Weise gefeiert. Während der Vorstellung selbst werben zwei in ihrer Stellung und in ihrem Charakter ganz verschiedene Männer um ihre Hand: ihr Lehrer und College, der Charakterspieler Zimmermann, mit dem sie seit Jahren auf dem vertraulichen Fuße der guten Kameradschaft lebt, mit dem sie sich duzt und der ihr eben ein so guter Freund geworden ist, daß sie ihn nicht mehr lieben kann; und der Baron Beheim, ein gebildeter Aristokrat, dessen Gesichtskreis sich durch den Umgang mit Künstlern erweitert hat, der also auch die lächerlichen Vorurtheile der Philister gegen den Schauspielerstand in keiner Weise theilt, und der in Therese das edle, kluge, lebenslustige und bedeutende Weib verehrt. Therese selbst kennt und würdigt die vortrefflichen Eigenschaften des Barons und sie empfindet für ihn eine tiefe, ernste Neigung. Aber das Opfer, das der Baron von ihr verlangt, der Bühne, d. h. ihrem Berufe, ihrem Leben zu entsagen, erscheint ihr unerschwinglich, und mit tiefen Schmerze weist sie den Antrag, der sie sonst beglücken würde, zurück.

Aber sie, die eben noch in begeisterter Weise von ihrer herrlichen Kunst gesprochen, soll sogleich eine bittre Lehre empfangen. Kränkungen über Kränkungen werden auf sie gehäuft und gerade ihrer geliebten Kunst allein hat sie diese bösen, schmerzlichen, demüthigenden Empfindungen zu verdanken. Sie erfährt eine unverdiente Zurücksetzung; sie soll außerdem zu einer ebenso kindischen wie unverdienten Demüthigung vor dem Intendanten genöthigt werden; sie wird endlich von irgend einem Winkelschreiber in einem obskuren Blättchen auf das Schmachvollste verleumdet, und diese Verleumdung findet Glauben in der guten Gesellschaft, wird sogar von der Cousine des Barons, einer Baronin Dunmore, die eben nicht besonders boshaft ist, mit einer gewissen Schadenfreude colportirt, weil es sich eben nur um eine Schauspielerin handelt! Da also, als ihr in unmißverständlicher Weise zu Gemüth geführt wird, wie sie unter allen diesen Niedrigkeiten nur deshalb zu dulden hat, weil sie Schauspielerin ist, — da wendet sie sich in der Verzweiflung ab von der unseligen Kunst, die sie so heiß liebt und die ihr die Liebe so schlecht vergilt, wendet sich ab von der Bühne, und Baron Beheim schließt seine Braut in seine Arme.

Die Hochzeit und die Hochzeitsreise fallen in den Zwischenact. Der zweite Act spielt in der Villa des Barons, unweit der Hauptstadt. Die Beiden leben in reizendem Einvernehmen und glücklich zusammen; aber man erkennt aus kleinen Symptomen doch, daß Therese von einem mächtigen Heimweh nach der Bühne erfaßt ist. Ganz im Geheimen studirt sie die Titelrolle in dem neuen Schauspiel „Josephine", das gerade am Tage ihrer Abschiedsvorstellung zur Aufnahme angenommen war und sie interessirt hatte. Sie hat Mitleid mit einem talentlosen Strolche, der sich ohne irgend welchen Beruf Schauspieler nennt, und läßt diesen Unglücklichen, für den die Kunst nichts Anderes ist als das bequemste Mittel, sich ohne Anstrengung ungefähr durchs Leben zu schlagen, aus Gutmüthigkeit Rollen abschreiben. Dem Baron entgehen diese verdächtigen Anzeichen keineswegs, und er ist sichtlich beunruhigt darüber. In einer etwas gedrückten Stimmung verläßt er seine Frau, um seine Cousine, die schöne Dunmore, die ihn geliebt hat und die wohl auch, wenn er Therese nicht geheirathet hätte, seine Frau geworden wäre, von der Bahn abzuholen. Als Therese allein ist, hört sie auf einmal wohlbekannte Stimmen: „Wer hat dich du schöner Wald" anstimmen. Es sind die Collegen, die von einer Landpartie heimkehren und jetzt den letzten Zug benutzen, um rechtzeitig nach der Residenz zurückzukommen, wo heute Abend das Jubiläum des prächtigen Zimmermann gefeiert wird. Das Wiedersehen der Collegen, die wunderliche Theatersprache, die sie nun seit Wochen nicht vernommen, der Gedanke an ihren treuen, ehrlichen Freund und Lehrer Zimmermann, dessen Ehrentag heute ist, Alles das vereint wirkt auf Theresen, die den mächtigen Zusammenhang mit der Bühne trotz aller guten Vorsätze nicht hat lösen können, gewaltig ein. Ueberdies kennt Beheim ja die Collegen, er ist ja ein vernünftiger Mann, die Zeit drängt, der letzte Zug geht gleich ab, da hilft kein langes Besinnen, da spricht nur noch die rasche That. Therese schließt sich ihren Collegen an und hinterläßt ihrem Manne einen Zettel, in dem sie den Zusammenhang kurz auseinandersetzt.

Und so finden wir denn bald darauf die Schauspielergesellschaft fröhlich vereinigt, um den Jubelgreis Zimmermann mit dem üblichen Ernste und den üblichen Scherzen zu feiern. In einem Festspiele verkündet Klio die Großthaten des Meisters, — und diese Klio ist Therese! Die andern Schauspielerinnen erscheinen in den Hauptrollen Zimmermanns in sehr ergötzlicher Vermummung als Petruchio, Paul Werner und Falstaff. Das Fest ist in vollem Gange, — Therese fühlt sich wie der Fisch, der aus dem Trocknen wieder in's Wasser gesetzt ist, — als Beheim unter dem Vorwande, dem Jubilar zu gratuliren, seine Frau aufsucht. Er macht ihr heftige Vorwürfe, für welche diese gerade in ihrer jetzigen theatertrunkenen Stimmung recht wenig empfänglich ist. Sie bittet, sie beschwört ihren Mann, in leidenschaftlicher von der echtesten Liebe zur Kunst durchglühter Rede, sie zur Bühne zurückkehren zu lassen. Dieser willigte ein, auf's Tiefste gekränkt, ja empört! In diese ernste, ergreifende Scene tönt wie eine Warnung von fern her der verführerische Gesang der Baronin Dunmore. Zu ihr kehrt Beheim zurück. Eine geheime Regung mag schon jetzt Theresen verrathen, um welchen Preis sie sich von ihrem Manne die Rückkehr zur Kunst erkauft hat.

Der dritte Act ist in Bezug auf die Aeußerlichkeit der Inscenirung wohl das eigenthümlichste Schauspiel, das jemals dem Publicum geboten worden ist. Wenn der Vorhang aufgeht, wird vorausgesetzt, daß eben der Vorhang nach dem zweiten Acte der „Josephine" gefallen ist. Es beginnt also jetzt der Zwischenact auf der Bühne. Wir sehen nun, wie die Theaterarbeiter die Coulissen abtragen und aufräumen, und wie eine neue Decoration aufgebaut wird. Während der Einleitung zur eigentlichen Handlung sind vierzig bis fünfzig Hände damit beschäftigt, die Coulissen zurechtzuschieben, den Plafond herunterzulassen, das Mobiliar und die Requisiten aufzustellen. Die Schauspieler gehen mit ihren Rollen dazwischen auf und ab, declamiren, gesticuliren, sagen sich kleine Unannehmlichkeiten, machen schlechte Witze ꝛc. Es ist ein photographisches Abbild der Bühne, wie sie dem Publicum sonst eben nicht gezeigt wird. Auch Beheim, der mit der Baronin Dunmore der Vorstellung beiwohnt, hat sich in dem Zwischenacte auf die Bühne begeben und wir erfahren, daß er im Begriff steht, mit dieser etwas verdächtigen Cousine am andern Tage auf längere Zeit nach Paris zu reisen. Was das zu bedeuten hat, ist für jeden Einsichtsvollen nur zu klar, und Zimmermann, der den Baron darüber interpellirt, beschwört seinen Freund, Theresen das nicht anzuthun. Allen Einreden setzt Beheim das eine Argument gegenüber, das ihm ausreichend erscheint: „Therese hat ihre Kunst, sie ist hier beschäftigt. Während der Zeit wird es mir doch gestattet sein, meinen Neigungen nachzugehen!" Eine boshafte Collegin, Natalie Hagen, die auch auf Beheims Hand speculirt hatte, und die Theresen als die glücklichere Nebenbuhlerin und talentvollere Künstlerin aus tiefster Seele haßt, ist Zeugin dieses Gesprächs, und da sie selbst von Theresen sich gekränkt fühlt und ihr versprochen hat, bei guter Gelegenheit ihr heimzuzahlen,

Digitized by Google

was sie von ihr empfangen, kommt ihr diese Mittheilung sehr gelegen, um Rache an der Verhaßten zu üben. Sie schreibt die Thatsache, daß Beheim mit der Dunmore in der folgenden Woche nach Paris reisen werde, auf einen Briefbogen.

Inzwischen gibt der Inspicient das Zeichen zum Anfang des letzten Actes. Die Bühne wird geräumt, die Schauspieler und Theaterarbeiter treten hinter die Coulissen, sodaß die Zuschauer sowohl den Raum hinter den Coulissen wie die Bühne für das ideale Publicum sehen, die Glocke gibt das Zeichen zum Anfang des dritten Actes, man vernimmt das Rauschen, welches das Aufgehen des Vorhangs hervorbringt, und der dritte Act des Schauspiels „Josephine" beginnt. Die Handlung dieses Schauspiels bietet eine merkwürdige Analogie mit den realen Verhältnissen, unter denen Therese jetzt zu leiden hat. Die eifersüchtig gewordene Therese stellt eine eifersüchtige Frau dar, die sich in die Wohnung ihrer Nebenbuhlerin begibt und dort einen Brief findet, den ihr treuloser Gatte an die Geliebte gerichtet hat. Als sie das verhängnißvolle Papier ergreift, stößt sie einen Schrei des Entsetzens aus von einer so erschrecklichen Wahrheit, daß man nicht mehr an die Komödie glauben kann. Das ist der Aufschrei des wirklichen, nicht des gespielten Schmerzes! Und in der That, die liebenswürdige Collegin hat den Brief, der für die Komödie dienen soll, weggenommen und den von ihr geschriebenen, der Theresen die Untreue ihres Mannes meldet, untergeschoben. Die Scene, die sich hier anschließt, ist im edelsten Sinne des Wortes ergreifend, und sie hat den vollen Erfolg in Leipzig entschieden. Die eifersüchtige Josephine soll in den schmerzlichsten Ausdrücken über ihr entschwundenes Glück und über die Untreue ihres Gatten klagen und diese Klage wirkt jetzt, da sie von der eifersüchtigen und unglücklichen Therese hervorgebracht wird, geradezu überwältigend. Ihr eigener tiefer Schmerz, ihr zerfleischtes Herz jammert diese trostlosen Worte hervor, bis sie selbst, von ihren Empfindungen besiegt, ohnmächtig zusammenbricht. Währenddem hat Beheim hinter der Coulisse gestanden und die furchtbare Aufrichtigkeit hat ihn zunächst gerührt, dann erschüttert und schließlich zur reuigen Einkehr gezwungen. Sobald der Vorhang gefallen ist, schließt er das geliebte Weib in seine Arme, und als sich der Vorhang zum letzten Bilde noch einmal hebt, finden wir das Conversationszimmer wieder, in dem Therese aus ihrer Ohnmacht erwacht, zu ihren Füßen Beheim, der sich durch die Kunst bekehrt hat und nun mit der Kunst versöhnt.

Von einer eigentlichen Kritik des Wilbrandt'schen Stückes, das voraussichtlich früher oder später auch in Berlin aufgeführt wird, kann ich einstweilen absehen. Nur einige wenige Bemerkungen möchte ich dem Berichte anschließen. Die Exposition ist durchweg vortrefflich und der letzte Act gehört in seiner ersten Hälfte zu dem Originellsten und in seiner zweiten zu dem Besten, was Wilbrandt geschrieben hat. Der zweite Act erscheint mir nicht ganz unbedenklich, namentlich in der zweiten Verwandlung. Wenn das Publicum auf die übermüthigen Scherze der Schauspieler eingeht, wie es in Leipzig darauf eingegangen ist, dann ist die gute Laune da, dann ist Alles gut; aber ein unliebenswürdiges Publicum könnte durch diesen nicht Jedermann verständlichen Uebermuth leicht verstimmt werden und seine Verstimmung in den letzten Act mit hinübernehmen. Die Frage, ob man sich mit der Lösung einverstanden erklärt, will ich nicht einmal berühren. So wie die Frage von Wilbrandt gestellt worden ist, kann sie künstlerisch keine andere Lösung finden als diese.

Frau Auguste Wilbrandt-Baudius feierte in der Hauptrolle als Therese Teinach einen wahren Triumph. Sie spielt aber auch diese übrigens sehr dankbare Rolle vollkommen, spielt sie mit jener Feinfühligkeit, mit jener Discretion und dabei mit jener echten Empfindung und vor Allem mit jener natürlichen Frische, Verve und Munterkeit, die Auguste Baudius eine erste Stelle am Burgtheater erworben haben. Sie wurde nach jedem Acte mehrfach stürmisch gerufen, ebenso der Dichter am Schlusse.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Papst liegt im Sterben und sein Hinscheiden kann jeden Tag erwartet werden. So wollten in den letzten Tagen nicht nur die öffentlichen Nachrichten wissen, sondern auch intimere Berichte aus Rom. Der Zustand des heiligen Vaters wurde jedoch als unberechenbar geschildert und es hieß, die Agonie könne noch Wochen, ja Monate währen, sowie jeden Augenblick die Katastrophe herbeiführen. Während diese Zeilen nach Leipzig gehen, mögen schon wieder relativ bessere Meldungen eingetroffen sein, oder auch die Zeitungen an den Nekrologen corrigiren, welche sie gewiß im Stillen vorbereitet haben. Jedenfalls waren die Tage Pius IX. schon seit einiger Zeit gezählt und auch dieses wunderbar lange, zum Theil verhängnißvolle Dasein naht sich unaufhaltsam dem Ende. Pius IX. soll, als man ihm die Nachricht von unseres Wrangels spätem Verschwinden vorlas, bemerkt haben, wenn ein Soldat so lange leben konnte, werde es auch der Priester vielleicht noch zu einigen Jahren bringen. Man wollte früher prophezeien, daß des Papstes Tod schwierige Fragen wegen der Anerkennung seines Nachfolgers entstehen lassen werde. Gewisse, in dem bekannten zweifelhaften Latein geschriebene Bullen wurden nachgelesen, uralte Bücher über die Conclaven durchstöbert. Die Culturkämpfer gürteten ihre Lenden und die Zeitungsredacteure überdachten auf einsamen, spärlich vergönnten Promenaden, welche spitze Leitartikel mit oder ohne Conclusionen sie nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Tode des Unfehlbaren schreiben würden. Kühlere Gemüther konnten sich indessen von dem Lärm wenig versprechen. Die Vitalität der Klerisei hat schon anderen Stürmen Stand gehalten. Ist doch nicht einmal der allmächtige Napoleon I. mit ihr fertig geworden. Als Pius VII. in Fontainebleau gefangen saß, ging in Perugia ein unscheinbarer Monsignore spazieren, der sich für die Bilder, mit welchen Raphaels Lehrer die Kirchen und die Handelskammer der schönen umbrischen Stadt geschmückt, höchlich zu interessiren schien. Aber für die Eingeweihten war er der Stellvertreter des Papstes, dessen Herrschaft über den weiten Erdkreis er verwaltete. Ein französischer Abbé, der gefragt wurde, was denn eigentlich der sogenannte Legat a latere bedeute, antwortete lächelnd: Ce n'est pas le pape, mais c'est une de ses côtelettes! Niemand wird das Bild ungeziemend finden. Stammt doch das ganze Geschlecht der Menschen aus einer solchen Rippe des Altvaters, deren Metamorphose als blondhaarige Eva Michel Angelo an der Decke der Sixtinischen Kapelle so genial verewigt hat. Man kann sich darauf verlassen, daß auch jetzt, sollte der neue Papst keine bleibende Stätte mehr im Vatican finden, irgend eine seiner Cotelettes den Regierungen noch zu schaffen machen wird. Mit dem wirklichen Exil des Oberhauptes der Kirche, von dem symbolischen scherzhaften abgesehen, wird es ohnehin gute Wege haben. Bis sich selbst das gegenwärtige italienische Ministerium dazu entschließt, wird noch Zeit vergehen. Höchstens wird es, soweit die Garantiegesetze das zulassen, die vaticanischen Sammlungen für den Staat in Beschlag nehmen und statt des Trinkgeldes an die Custoden, wie schon jetzt im Capitol und in sonstigen Museen, Entrée erheben, dafür aber auch nicht nach der abscheulichen Gewohnheit der gegenwärtigen päpstlichen Verwaltung die geweihten Räume schon um elf Uhr Morgens schließen, wofür die Wiedereröffnung während anderthalb Stunden Nachmittags, angesichts der ziemlichen Entfernung vom Fremdenviertel bis zur leoninischen Stadt, einen zweifelhaften Ersatz bietet. Sonst aber wird sich nicht viel ändern. Der Papst wird Audienzen ertheilen, die Gläubigen segnen und die Ketzer gelegentlich in den Bann thun. Selbst das Telephon, das die Welt revolutioniren soll, wird keine erhebliche Wirkung in die Ferne bis nach der Tiber verspüren lassen. Die Curie würde auch dagegen taub sein. Auffällig genug, daß unsere Witzblätter, die dem Eintritt des Telephon in die Erfindungen der Neuzeit einen so heiteren Empfang bereitet haben, sich die Berechnung des Effects entgehen ließen, welchen die Fernsprache bei den Streitigkeiten zwischen den Regierungen unter einander, sowie bei der Polemik der Blätter hervorbringen wird. Man denke sich, daß Grobheiten, die sonst wohl in der Feder stecken bleiben oder in der zweiten Correctur noch irgend eine Milderung erfahren, sofort in der ersten Hitze von einem Redactionsbureau zum anderen hinübergeflüstert werden. Duelle, wenigstens theoretische, wären an der Tagesordnung und das Gezänke

Digitized by Google

der Parteien würde kein Ende nehmen. Man mag sich die Folgen gar nicht ausmalen. Ja noch mehr. Die verschiedenen europäischen Hauptstädte würden in den erbitterten telephonischen Hader gerissen und der allgemeine Frieden könnte dabei in die Brüche gehen. Das sollte Herr Stephan bedenken, bevor er mit gewohnter Energie die weitere Entwickelung des unheimlichen Rohres in Angriff nimmt. Hat man ihm doch schon für die Lebensverlängerung, welche die Postkarten durch das Zusammenfassen der Correspondenz sowie durch Verminderung der Titulaturen und geistreichen epistolaren Ergüsse den Zeitgenossen verschafft, herzlich schlecht gedankt. Und so möchte Niemand dafür einstehen, daß ihm nicht auch die Vervollkommnung des Telephon als eine Beeinträchtigung lebhafter Conversation und des geselligen Verkehrs viele üble Nachrede eintragen wird.

* * *

Popularisirung der Kunst.

Schon Dürer und Holbein suchten einen Ersatz für die ihnen versagten großen Räume zu monumentalen Malereien in dem Holzschnitt und Kupferstich, wodurch sie ihre Werke doch der Oeffentlichkeit übergeben und für das Volksleben fruchtbar machen konnten, und im Reichthum der Phantasie wie in der Kraft zeichnender Charakteristik hat die deutsche Kunst ihre Eigenthümlichkeit gefunden, in der sie damals mit der harmonischen Vollendung der Italiener und in unserem Jahrhundert mit der coloristischen Virtuosität der Franzosen wetteifern konnte. Nun sind wir von dem Gedanken und der Erfindung, vom Idealismus nicht abgefallen, aber doch hinübergegangen zum Realismus, zur naturtreuen Nachbildung der Wirklichkeit und zum Glanz der Farbe; — eine nothwendige Ergänzung, wenn uns in der That eine volle Blüthe der Kunst in der Verschmelzung beider Richtungen beschert sein wird, wie sie die Renaissance in Rafael und Tizian gesehn. Aber selbst ohne diese und für sich betrachtet sollte man doch Angesichts der Bilder von Menzel und und Knaus, von Piloty, Makart, Defregger nicht von Verfall reden, ebensowenig als auf die Compositionen von Cornelius und Kaulbach wie auf einen überwundenen Standpunkt herabsehen! Ideenreiche Dichter in Formen wie sie, ausgerüstet mit den Errungenschaften moderner Technik und mit naturfreudigem Farbensinn, würden die rechten Meister der Zukunft sein.

Doch wollt' ich hier nur erwähnen wie auch die Illustration, der vervielfältigende Holzschnitt mit der Malerei selber Schritt hält und von dem bloßen Umriß oder der Ausführung in Cartonmanier sich auf den malerischen Totaleindruck gerichtet hat, Helldunkel, Beleuchtung und die dadurch bewirkte Stimmung zu seiner Aufgabe macht, im Figürlichen, Geschichtlichen wie in der Landschaft. Hermann, der Lieblingsschüler von Cornelius, gab auf großen Blättern in scharfem, leichtschattirten Umriß Zeichnungen zur deutschen Geschichte; die Germania von Scherr*) wird durch Lindenschmit, Diez, Piloty, Knille und Andere mit malerisch ausgeführten Blättern illustrirt, die den Realismus der Form so mit dem Spiel von Licht und Schatten verbinden, daß ein Anklang an Farbenwirkung und ein Stimmungsausdruck erzielt wird. Aehnlich ist es mit den Landschaften der Prachtwerke Italien und Aus deutschen Bergen; — beide elegant und reizvoll.

Die Germania von Scherr ist bis zur Zeit der Kreuzzüge gekommen. Der Text hält die Mitte zwischen Erzählung und Betrachtung; am Faden der politischen Geschichte, deren Hauptmomente er in großen Zügen vorüberführt, entrollt er das ausführliche Bild der Cultur, der Lebensverhältnisse, der Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft. Jener wortschöpferische Humor, der an Rabelais und Fischart erinnert, und der die kleineren Aufsätze Scherrs oft so ergötzlich würzt, wäre freilich hier nicht am Ort, und der Autor redet die Sprache ernster Wissenschaft, allerdings ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen und mit möglichster Vermeidung von Fremdwörtern, die er oft durch neue Ausdrücke ersetzt, wenn er z. B. für Monogamie Einweibschaft sagt. Durch seine in vielen Auflagen verbreitete deutsche Culturgeschichte hat er den Stoff in seiner Hand, und ohne den Leser die mühsamen Untersuchungen durchmachen zu lassen und seine Darstellung mit Citaten zu beladen, bietet er überall die Ergebnisse wie sie der Eifer und die Gründlichkeit der Forscher seit Grimm und Ranke sicher gestellt. Besonders gefreut hat mich die Schilderung Karls des Großen in seinem persönlichen Wesen und seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, und die der Klöster in jener ihrer guten Zeit, wo sie Heerde der Bildung und Gesittung waren. Wenn er die Kreuzzüge einen der riesigsten Schwindel nennt, welche jemals die arme Menschheit erfaßt, so setzt er selber hinzu: „Der natürliche und der geistige Gesichtskreis der Völker erweiterte sich beträchtlich. Der durch gesteigerten Verbrauch aufgemunterte Handel suchte und fand neue Wege. Ein kräftiger Strahl morgenländischer Phantasiehelle fiel in die Dumpfheit und Düsterniß abendländischer Möncherei. Die Schroffheit nationaler Besonderheit wurden gemildert durch das Gefühl der christlichen Gemeinschaft anzugehören. Man lernte sich besser kennen und mehr achten, Man tauschte seine Sitten und Bräuche, seine Anschauungen und Ueberlieferungen, seine Sagen und Geschichten unter einander. Die Christenheit fühlte sich wie neubeseelt durch das Bewußtsein eine einheitliche Welt zu sein gegenüber der Welt des Islam. Das gegen den Muhammedanismus gerichtete Streitprincip zog sich fortan Jahrhunderte lang durch die Geschichte Europas, so recht als eine rothe Schlagader. Die Kreuzzüge, im weitesten Sinn als Kampf zwischen Orient und Occident, haben demnach vielseitig die europäische Culturarbeit befruchtet. Sie waren auch die Schule der Romantik, deren geistige Zeugung die romantische Poesie und Kunst, deren sociale Schöpfung das Ritterthum gewesen ist." Und doch ein kolossaler Schwindel! Wie reimt sich das? Gregor VII., der zuerst den christlichen Occident gegen den muhammedanischen Orient zu sammeln und zu führen gedachte, war kein Schwindler, sondern ein Organisationsgenie wie Napoleon; der Instinct der Massen mochte phantastisch beginnen, am Ende kam die Sache dem realen Leben, dem Bürgerthum zu gut. Waren die Kreuzfahrer Schwindler, dann gibt es keinen stärkeren Beweis für eine Vorsehung, welche die Geschicke lenkt weit über das Wollen und Verstehen der Menschen.

Die Trefflichkeit der künstlerischen Ausstattung steigert sich mit dem Fortgang des Werkes. Der Anfang machte den Eindruck, als ob ein Künstler wie Lindenschmit, so recht heimisch im Zeitalter von Luther und Hutten, sich in die Welt Hermanns des Cheruskiers nnd Karls des Franken erst hineinfinden müsse, und wer seine Art zu zeichnen kannte der schrieb es dem Holzschneider zu, daß manche Figuren wie aus Holz geschnitzt aussahen; der reproducirende und producirende Künstler hatten sich noch nicht in einander eingearbeitet. Das ist mit den folgenden Heften besser geworden, und wie wir wohl der Hand Lindenschmits in den Reformationsbildern wieder begegnen werden, so erquickt uns Diez, den wir erst im dreißigjährigen nnd siebenjährigen Krieg erwarteten, bereits mit lebensfrischen Compositionen im frühen Mittelalter. Und charakteristisch für die Kunst der Gegenwart ist es: von besonderer Anziehungskraft, weil besonders gelungen, sind die Genre- und Landschaftsbilder in ihrem malerischen stimmungsvollen Ton: der deutsche Urwald von Baisch, die Ritterburg von Bauernfeind, das Nürnberger Patricierhaus von Knab, der Ausritt zur Jagd von Lindenschmit, Im Frauengemach von F. Kaulbach.

Endlich ein Unternehmen das sich durch seinen Zweck und seine beispiellose Wohlfeilheit selbst empfiehlt, sich durch seinen ausführlichen Titel selbst charakterisirt:

„Der Formenschatz der Renaissance. Eine Quelle der Belehrung und Anregung für Künstler und Gewerbtreibende wie für alle Freunde stilvoller Schönheit aus den Werken der Dürer und Holbein, Vischer, Altdorfer, Aldegrever, Beham, Burgkmair, Flötner, Hopfer, Solis, Hirschvogel, Minlich, de Bry, Ammann, Jamnitzer und andere Meister, herausgegeben von Georg Hirth in München."

Das Heft mit 14 Quartblättern kostet eine Mark! Die Herstellung ist nur dadurch möglich, daß Photographie und Druck in eigenthümlichem Verfahren zusammenwirken. Der Zweck ist nicht blos den Vereinen und Schulen, sondern den Schülern und Arbeitern Muster und Vorlagen in die Hand zu geben; darum sind auch einzelne Blätter für 20 Pfennige zu haben, und es kann sich der Eine den Kelch von Solis, der Andere die Dolchscheide von Holbein, der Dritte Hans Burgkmairs Festwagen, der vierte das herrliche Rogendorff'sche Wappen von Albrecht Dürer oder die gestickten Handtuchborten aus dem Bayerischen Nationalmuseum auswählen. Man sieht hier vorzugsweise die deutsche Renaissance, wie sie heute bei Architekten und im Kunstgewerbe im Vordergrunde steht, in ihrem Formenreichthum und der phantasievollen Verbindung gothischer Nachklänge mit dem Studium der Antike und einem frischen Naturalismus; sie ist manchmal etwas kraus und bunt geworden, und wenn sie

*) Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Digitized by Google

die Verzierungen der Beschläge und des Rinnenwerkes auf die Façaden der Häuser überträgt, etwas spießbürgerlich gegenüber den anmuthigen Arabesken Italiens; darum wird Hirth wohlthun, wenn er seinen Entschluß bald ausführt und aus den edelsten Blüthen italienischer Renaissance auch eine größere Anzahl von Blättern bringt, die zur Bildung und Läuterung des Geschmacks dienen und den Freunden stilvoller Schönheit besonders willkommen sein werden. M. Carriere.

* * *

Friedrich Bodenstedts „Album deutscher Kunst und Dichtung"*) gehört unstreitig zu den besten der unzähligen Anthologien deutscher Lyrik. Ein Dichter, und zwar einer der erfolgreichsten in der Geschichte der modernen deutschen Dichtung, hat hier mit seltenem Takte und mit der den wirklichen Poeten kennzeichnenden Feinfühligkeit aus den reichen Schätzen unserer lyrischen Dichtung eine ebenso sorgsame, als geschmackvolle Auswahl getroffen. Etliche neunzig Dichter, die meisten aus der nachklassischen Zeit, haben in der Sammlung Vertretung gefunden, und darunter solche, deren Namen man sonst in derartigen Anthologien, selbst in den besten unter ihnen und zwar mit Unrecht, nicht begegnet; G. Fr. Daumer, Amara George, Louise Hensel, Alexander Kaufmann, Ludwig Pfau, Julius Wolff, gehören zu diesen. Ueber die Aufnahme des einen oder anderen der Gedichte ließe sich mit dem Sammler rechten, nicht minder über das Maß der Schätzung, welche er den Dichtern durch größere oder geringere Berücksichtigung ihrer Poesien angedeihen läßt. Wenn Freiligrath, Grün, Kerner, Kinkel, Mörike (dessen Name im Register fälschlich mit ck erscheint) und Storm durch je ein, zwei oder drei Gedichte vertreten sind, so erscheint dem gegenüber u. A. die Zahl achtzehn für die Gedichte des Herausgebers wie eine gar zu ungleichmäßige Vertheilung. Der Bilderschmuck des Albums, bestehend in vortrefflich ausgeführten Holzschnittillustrationen, ist ein so reicher und glänzender, wie sich dessen kaum ein ähnliches Unternehmen (bei gleicher Billigkeit) rühmen darf: die Namen Knaus, Piloty, Pletsch, Ramberg, Richter, Thumann, Bautier u. A. sprechen dafür. Die typographische Ausstattung ist, wie die ganze Erscheinung des Albums, durchaus geschmackvoll.

* * *

Unter dem Titel „Abseits vom Wege, Gedichte eines Laien" spendet der Verlag von Alexander Duncker dem Weihnachtsmarkt eine nach Inhalt und Ausstattung gleichmäßig edle Gabe. Vierzig Gedichte, die meisten einer reinen, warmen Empfindung entsprossen und in formeller Beziehung so tadellos, daß die Bezeichnung „Gedichte eines Laien" nur als ein Ausdruck übergroßer Bescheidenheit gelten muß, sind hier zu einem stattlichen Quartbande vereinigt. Es ist der deutschen Lyrik und besonders dichterischen Erstlingswerken nicht allzu oft vergönnt, in so reicher Gewandung zu erscheinen, wie diesen „Gedichten eines Laien". Die schönen Schwabacher Typen, die auf dem starken Kupferdruckpapier zu erhöhter Wirkung gelangen, bieten eine wahre Augenweide; dazu gesellen sich als echter künstlerischer Schmuck neun phototypisch wiedergegebene Zeichnungen von der Hand Paul Thumanns, welche diesen reich begabten Künstler von der glücklichsten Seite zeigen. Einzelne dieser Bilder könnte man Gedichte ohne Worte nennen, so ausdrucksvoll sind sie in ihrer lyrischen Stimmung und so fein haben sie das Wesen der Dichtungen erfaßt, denen sie als künstlerische Erläuterung dienen sollen. Der Inhalt des einen oder anderen der Gedichte gelangt erst durch die begleitende Illustration zu voller Klarheit; das zeigt sich besonders bei dem Gedichte mit den Eingangsworten: „Als schweigend ich die rothe Rose", und bei dem andern: „Die Waise". Ein wahres Cabinetstück ist die das Gedicht „Vorbei" begleitende Illustration. Zur besseren Charakteristik des Dichters möge hier eines der vierzig Gedichte — die übrigens den nach Gesangstexten suchenden Componisten manches Werthvolle bieten —, „An ein junges Mädchen", Platz finden:

Nun blüht am Strauch der Flieder
Und sonnig ist die Welt,
Die Lerchen singen wieder
Im grünen Aehrenfeld.

Schon öffnen sich die Rosen
Dem warmen Sonnenstrahl,
Die Nachtigallen kosen
Im schattenreichen Thal.

Es schwellt der Saft die Reben,
Von Blüthen strotzt der Baum; —
So sei dein junges Leben
Ein holder Frühlingstraum!

J. H.

*) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Bibliographie.

Friedrichs des Großen ausgewählte Werke. In's Deutsche übertragen von H. Merkens. Eingeleitet v. F. X. Wegele. 4. Bd. Briefe an d'Alembert und den Marquis d'Argens. 8. VII u. 351 S. Würzburg 1878, Stuber.

Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. Herausgegeben von Julius Frese. Mit Goethes Bild nach Kügelgen (1810) und mit H. P. Schlossers Porträt nach Goethes Zeichnung von 1775. 8. VI u. 167 S. Stuttgart 1877, Krabbe. 8. —

K. Gutzkow, In bunter Reihe. Briefe, Skizzen, Novellen. 8. 322 S. Breslau 1878, Schottländer. 5. —

Hardenberg, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Herausgegeben v. Leop. v. Ranke. 5. Bd. Actenstücke. Lex. 8. 671 S. Leipzig 1877, Duncker u. Humblot.

R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. 1. Bd. 1. Hälfte. gr. 8. X u. 310 S. Berlin 1877, Gaertner. 6. —

Fz. Haymerle, Gedichte. kl. 8. IV u. 186. S. Wien 1877, Faesy u. Frick. Cartonnirt.

W. Heimburg, Aus dem Leben meiner alten Freundin. 8. 408 S. Magdeburg 1878, Faber.

Paul Hertz, Italien und Sicilien. Briefe in die Heimat. 2 Bde. gr. 8. XVI u. 518 S. Berlin 1878, Hertz. 7. —

Gust. Frdr. Hertzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. 2. Thl. Vom lateinischen Kreuzzuge bis zur Vollendung der osmanischen Eroberung (1204—1470). A. u. d. T: Geschichte der europäischen Staaten. Hrsg. v. H. A. L. Heeren, F. A. Ukert u. W. v. Giesebrecht. 39. Lieferung, 1. Abtheilung. gr. 8. XVIII u. 605 S. Gotha 1877, F. A. Perthes. 12. —

P. Heyse, Neue moralische Novellen (Inhalt: Jorinde. — Getreu bis in den Tod. — Die Kaiserin von Spinetta. — Das Seeweib. — Die Frau Marchesa.) 11. Sammlung der Novellen. 8. 308 S. Berlin 1878, Hertz. 6. —

E. Hoefer, Dunkle Fenster. Eine Erzählung. Miniatur-Ausgabe. 126 S. Stuttgart 1877, Simon. Geb. mit Goldschnitt. 3. —

W. Jordan, Andachten (Dichtungen). gr. 8. 237 S. Frankfurt 1877, Selbstverlag.

Mite Kremnitz, Rumänische Skizzen. Eingeleitet und übersetzt. 12. XXII u. 232 S. Bukarest 1877, Sotschek.

Hier. Lorm, Todte Schuld. Roman. 2 Bde. 8. 474 S. Stuttgart 1878, Hallberger. 6. —

K. Laßwitz, Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 24. u. 39. Jahrhundert. 2 Bde. 12. VI u. 258 S. Breslau 1878, Schottländer.

Mozarts Briefe. Nach den Originalen herausgegeben von L. Nohl. 2. vermehrte Aufl. Mit 1 Porträt u. 1 Facsimile. 8. XX u. 478 S. Leipzig 1877, Breitkopf. 7. —

A. H. Post, die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Staats- u. Rechtsgeschichte. 8. XVI u. 306 S. Oldenburg 1878, Schulze.

Albr. Rau, die Grundlage der modernen Chemie. Eine historisch-philosophische Analyse. 8. VIII u. 114 S. Braunschweig 1877, Vieweg.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Musikhandlung zu beziehen:

C. Attenhofer.

15 Lieder f. grosse u. kleine Kinder
für eine Singstimme mit Piano.
Op. 19. Preis 2 M. 50 Pf.
Titelzeichnung von Oskar Pletsch.

C. Eschmann schreibt über dieses Werkchen: Selten hat uns eine ähnliche Sammlung eine innigere, herzlichere Freude bereitet, als diese allerliebsten Kinderlieder von Attenhofer. Ja! das sind ächte Kinderlieder, wahre Perlen gesundester Hausmusik, wahr und tief empfunden, auf's sorgsamste ausgearbeitet. Singstimme sowohl wie Begleitung sind mit feinster Sachkenntniss behandelt, dabei grösstentheils sehr leicht ausführbar. Wir sprechen unverholen unsere Ueberzeugung dahin aus, dass diese Lieder, die binnen Kurzem in aller braven Kinder Munde sein mögen, weitaus zum Besten gehören, was überhaupt bis jetzt in dieser Art existirt. —

Gebrüder Hug in **Zürich,**
Basel, Strassburg, St. Gallen, Luzern.

Im Verlage von **E. Pierson** in **Dresden** erschienen soeben:

Aus jungen Jahren.
Gedichte
von
Fritz Alexander Meister.
eleg. broch. 3 M. In Prachtband 4 M. 50 Pf.
Zarte poetische Dichtungen, welche sich namentlich zum Komponiren eignen.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

ISIS.
Der Mensch und die Welt.
Von **C. Radenhausen.**
Zweite Auflage. 4 Bände. 12 Mark.
Hauptinhalt des Werkes:
Entstehung der Vorstellungen und Begriffe. — Gott in der Geschichte. — Der Mensch und die aussersinnliche Welt. — Geist und Unsterblichkeit. — Böse und Gut. — Pflicht, Sünde, Gewissen. — Lohn und Strafe. — Erlösung. — Christenthum. — Wissenschaft und Religion. — Gott und Unsterblichkeit. — Liebe und Ehe. — Das Leben im Verbande. — Heranbildung der Menschheit. — Heranbildung der Welt. — Verhältnisse der Welt. — Glück und Unglück. — Alte und neue Welt.

Im Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart** erschien soeben:

Die deutsche Literatur seit 1770.
Gesammelte Studien
von
Eduard Grisebach.
Zweite theilweis umgearbeitete Auflage. kl. 8. broch. Preis: 6 M.

Schach der Königin.
Humoristisches Epos
von
Ernst Eckstein.
Zweite Auflage. kl. 8. broch. Preis: 3 M.

Aus dem Verlage von L. Rosner in Wien.

Wiener Spaziergänge.
Von **D. Spitzer.**
III. Sammlung. 8. 24 Bogen. Preis 5 M.
Paul Lindau nennt dieses Buch die amüsanteste Geschichte unserer Tage.

Das Herrenrecht.
Novelle (in Briefen) von **D. Spitzer.**
Sechste Auflage. Preis 2 M.
Sechs Auflagen wurden in nicht ganz zwei Monaten nöthig.

Der Schandfleck.
Roman von **L. Anzengruber.**
8. 24 Bogen. Elegant broschirt. Preis 5 M.
Was der Verfasser des „Pfarrers von Kirchfeld" hier bietet ist ein Meisterwerk. Diese unbestritten glänzende literarische Production hat mächtiges Aufsehen gemacht.

Ein neues Novellenbuch
von
Adolf Wilbrandt.
Inhalt: Dämonen. — Die Bande des Bluts. — Die Königin von Castilien. — Unser Rechtsbewußtsein. — Der erste Mensch.
Wilbrandts Erzähler-Talent ist bekannt. Es braucht nichts zu seinem Lobe gesagt zu werden.

Literarische Herzenssachen
von
Ferd. Kürnberger.
8. 376 Seiten. Preis 5 M.
Ferd. Kürnberger, der Meister des Essays, hat mit großer Absicht sein Buch „Herzenssachen" genannt. Es hängt sein Herz daran und er möchte, daß sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge.

Wiener Blut.
Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt
von
Friedr. Schlöge.
Vierte Auflage. 400 Seiten. Elegant broschirt. Preis 6 M.

Wiener Luft.
(Fortsetzung von „Wiener Blut".)
Zweite Auflage. Preis 6 M.
Diese Culturbilder haben Tausender Herzen erfreut.

Verlag von L. Rosner in Wien.

Ein neuer Cyclus von Joseph, Ritter von Führich.

Soeben erschien:

Der arme Heinrich.
Sieben Zeichnungen von Joseph, Ritter von Führich.
In Holz geschnitten von K. Oertel.
Mit Text nach Hartmann von Aue.
Gr. 4., auf holländ. Papier gedruckt, mit Initialen von Vespasiano Amphiario und Schlußvignetten von Peter Flötner ꝛc.
Eleg. cart. 12 Mark.
In Leinwand gebunden mit Gold- und Schwarzpressung 16 Mark.
In Pergamentband 30 Mark.
Die früheren Werke des verewigten Meisters: Das Buch Ruth, 7 Compositionen in Kupfer gestochen von H. Merz. Roy.-Fol. Ausgabe auf Velinpapier 45 M., auf chinesischem Papier 60 M. — Der Bethlehemitische Weg, 12 Holzschnitte, eleg. cart. 10 M. — „Er ist auferstanden", 15 Holzschnitte, eleg. cart. 12 M. — Der Psalter, illustrirte Prachtausgabe mit Holzschnitten, Leinwandband mit Goldschnitt 30 M., Lederband 36 M. — Thomas von Kempen, Vier Bücher von der Nachfolge Christi. Illustr. Prachtausgabe mit Holzschnitten, Leinenband mit Goldschnitt 26 M., Lederband 34 M., sind wie die obige Publication durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Verlagshandlung von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Illustrirte Beschreibung

über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.

Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

herausgegeben von **Jul. Lohmeyer** und **Oscar Pletsch.** Reich illustrirte Jugend- und Familienbibliothek in Monatsheften und Bänden. **Leipzig, Alphons Dürr.** Dieses von allen bedeutenden Organen der Presse, Pädagogen und dem preußischen Unterrichts-Ministerium als **„Muster der Jugendliteratur"** empfohlene Jugendwerk enthält Original-Erzählungen, Märchen, väterländische Geschichts-, Landschafts-, Natur- und Lebensbilder, Gedichte und Verstandesübungen von unseren hervorragendsten Autoren und Künstlern, und empfiehlt sich als eine der werthvollsten und gediegensten **Weihnachtsgaben für Knaben und Mädchen.**

Jeder der bereits erschienenen 10 Bände bildet ein Ganzes für sich. Preis des Bandes von 6 Heften 6 Mark, eleg. cart. 7 Mark, in Leinwand geb. 8 Mark. Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Cigarren

in vorzüglich schöner Qualität und abgelagerter Waare empfehle ich besonders folgende Sorten als passendes **Weihnachtsgeschenk**

Preis per 50 Stück in 1/20 Kistchen:

Cabarga Regalia Dorar (Glaskistchen)	M. 28.—
Escepc. de lujo Espan. do.	„ 24.—
Conde de Bismark Regalia Britan.	„ 17.—
Laurellas India Escepcionales	„ 15.—
Figaro Britanicas	„ 13.—
Rio Sella Non plus ultra	„ 13.—

Preis per 100 Stück in 1/10 Kistchen:

Aromatica comme il faut	„ 21.—
Flor Tropical Preciosos	„ 20.—
Intimidad Infantes (Damenfaçon)	„ 16.—
Esculapio Conchas	„ 15.—
Cautiva queue des rats (dünnes Façon)	„ 14.—
Perla de Cuba Regal. reyna	„ 12.—
Sortimentskisten mit 219 Stück ff.	„ 45.—
do. „ 104 „ „	„ 23.—

Die Zusendung erfolgt direkt per Post **franco** zu den angesetzten Preisen. — Diese Sorten sind in **leicht-, mittel-** und **starker Qualität** zu haben. — Aufträge werden gegen Einsendung des Betrages oder gegen **Nachnahme prompt** ausgeführt.

Joseph Krauss in **Hamburg,**
(Bohnenstrasse 13).

Havanna-Cigarren,

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 M.
Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 M.
Manilla-Cigarren à Mille 60 M.
Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 M.
Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich.
500 Stück sende franco.

A. Gonschior, Breslau.

Festgeschenke.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sagen der Hohenzollern.

Von

Oskar Schwebel.

Eleg. br. 3 M. 30 S., Prachtbd. mit Goldschn. 4 M. 50 S.

S. K. K. H. der deutsche Kronprinz hat durch Annahme der Widmung Sich beredter über den Werth dieser patriotischen Festgabe für Alt und Jung ausgesprochen, als wir es hier vermögen.

Koch- u. Wirthschaftsbuch für alle Tage des Jahres.

Von

Christiane Steinbrecher.

Eleg. gebd. 4 M.

Die praktische, auf Sparsamkeit und gesunder Küche beruhende Einrichtung dieses neuesten Kochbuches, der **dreifache tägliche Speisezettel** für große, mittlere und einfache Haushaltungen, über 1000 Koch- und Wirthschaftsrecepte, treffliche Artikel, wie: Behandlung der Wäsche, Einkauf der Leinwand, Einkochen in luftdichte Büchsen u. s. w. haben es rasch zum bevorzugten Liebling der Frauenwelt gemacht. Es wird auf jedem Weihnachtstisch freudig begrüßt werden.

Berlin S.W. **Liebel'sche Buchhandlung.**

Friedrich Grimmer.

Zwanzig Balladen und Romanzen im Volkston

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

Herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von **Robert Franz.**

kl. 4. Grün cartonnirt. **Preis 3 Mark** n.

Inhalt: No. 1. **König Enzio.** Dort, wo der Gibelline. — 2. **Almansor.** (Erste Romanze.) In dem Dome zu Corduva. — 3. **Almansor.** (Zweite Romanze.) Hastig schritt er aus dem Dome. — 4. **Almansor.** (Dritte Romanze.) In dem Schloss zu Alkolea. — 5. **Der König in Thule.** Es war ein König in Thule. — 6. **Der nächtliche Reiter.** Es reitet Nachts auf einem braunen Ross. — 7. **Der Sänger.** Was hör' ich draussen vor dem Thor. — 8. **Das Bild im Dom zu Cöln.** Im Rhein, im heiligen Strome. — 9. **Die Rache.** Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn. — 10. **An Mignon.** Ueber Thal und Fluss getragen. — 11. **Murray's Tod.** O Hochland und o Südland. — 12. **Vor Fitne's Zelt.** Der Sonnenbrand dörrt aus das Land. — 13. **Das Sträusschen.** Wehet ein Lüftchen aus fürstlichen Wäldern. — 14. **Der Schäfer.** Der schöne Schäfer zog so nah vorüber. — 15. **Schneider-Courage.** Es ist ein Schuss gefallen. — 16. **Abschied.** Was klinget und singet die Strass' herauf. — 17. **Das Schwert.** Zur Schmiede ging ein junger Held. — 18. **Loreley.** Ich weiss nicht was soll es bedeuten. — 19. **Der Schenk von Limburg.** Zu Limburg auf der Veste. — 20. **Des Knaben Tod.** Zeuch nicht den dunkeln Wald hinab.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK!

DAS

SCHWEIZERLAND

von

Woldemar Kaden.

Verlag von **J. Engelhorn** in **Stuttgart.**

Dieses **Prachtwerk ersten Ranges** bringt in trefflichen Holzschnitten, begleitet von einem interessanten und gediegenen Text, die ganze Schweiz in Landschaft, Volksleben, Flora und Fauna zur Darstellung.

421 Seiten in Folio mit 351 Textillustrationen und 90 Bildern in Tondruck.

In Prachtband nach einem Original-Entwurfe von Architekt **Ad. Schill.**

Preis: 75 Mark.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK!

ITALIEN.

Eine Wanderung

von den

Alpen bis zum Aetna.

Verlag von J. ENGELHORN in STUTTGART.

Kein Werk dürfte sich besser zu Festgeschenken eignen, als diese herrliche Schilderung Italiens, welche, von den beliebtesten Autoren und Künstlern im Verein geschaffen, seit dem Beginn ihres Erscheinens von dem gebildeten Publikum und der gesammten Kritik mit ungetheiltestem Beifall aufgenommen worden ist.

430 Seiten in Folio mit 300 Textillustrationen u. 88 Bildern in Tondruck.

In Prachtband nach einem Original-Entwurfe von **Julius Schnorr.**

Preis: 75 Mark.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Digitized by Google

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Unser Vaterland.

In Wort und Bild geschildert
von den bedeutendsten Schriftstellern u. Künstlern
Deutschlands und Oesterreichs.

Erste Serie:

Die deutschen Alpen.

Wanderungen durch
Tirol und Vorarlberg, das bayerische Gebirge und Salzkammergut, Steiermark und Kärnten.

Unter Mitwirkung von L. v. Hörmann, A. v. Ranschenfels, P. K. Rosegger, K. v. Seyffertitz, L. Steub, K. Stieler, J. Zingerle
herausgegeben von
Herman v. Schmid.

Illustrirt von G. Closs, F. Defregger, W. Diez, A. Gabl, F. v. Pausinger, R. Püttner, Rath. Schmid, Fr. Voltz, J. Watter, J. Wopfner u. s. w.

Das Werk erscheint in
50 Lieferungen in gr. Folioformat zum Preise von nur 75 Pf.

Stuttgart. Verlag von Gebrüder Kröner.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

= Beliebte Musikalien =
!!! neu — elegant — wohlfeil !!!

„Für kleine Hände"

225 kleine heitere Klavierstücke nach Melodien der schönsten Opern, Lieder und Tänze, *ganz leicht*, von **F. R. Burgmüller.**

Vollständig in 3 Heften; jedes Heft enthält 75 Stücke und kostet = nur M. 1. 50 S. =

500 leichte Flötenstücke

Opern-Melodien, Tänze, Volkslieder
von F. Schubert, complet in 5 Heften. Jedes dieser reichhaltigen Hefte, 100 Stücke enthaltend, kostet = nur M. 1. 50 S. =

Müller und Schulze am Rhein.

Grosses komisches Potpourri aus 100 bekannten und beliebten Melodien für Piano mit humorist. Reisebeschreibung von M. Reichardt. M. 1. 50 S.

Musik-Verlag von W. Bock in Dresden.

Soeben erschienen im Verlage von E. Pierson in Dresden:

Neue Gedichte
von
Hieronymus Lorm.

Eleg. broch. 2 M. In Prachtband 3 M.

Dieses Buch bedarf wohl keiner besonderen Empfehlung, da der Name des Autors allein für die Trefflichkeit des Inhalts bürgt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bei Otto Meissner in Hamburg
ist eben erschienen:

Zum neuen Glauben.

Von
C. Radenhausen.
(1 M. 20 S.)

Verlag von Jul. Bergas in Schleswig.
Dr. Ludw. Meyn, Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Briefe a. e. Freundin üb. d. natürliche Geschichte d. Schöpfung. Eleg. ausgestattet. 6 M.

Gediegene Festgeschenke!

Soeben sind neu erschienen:

Anthologie lyrique. Recueil de poésies lyriques modernes de la France de la Belgique et de la Suisse Romande, suivi de notices biographiques et littéraires par Werner Schönermark. Broschirt 5 M. 50 S. Eleg. geb. 7 M.

Französisches Liederbuch von Werner Schönermark. Broschirt 4 M. Eleg. geb. 5 M. 50 S.

Letzteres enthält ausgewählte deutsche Uebersetzungen von 175 Gedichten der Anthologie lyrique, darunter viele Original-Beiträge.

Diese Anthologien seien hiermit allen Freunden und Kennern der französischen Sprache bestens empfohlen und dürfte sich die elegant gebundene Ausgabe zu Festgeschenken vorzüglich eignen.

Tegnér's Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen übersetzt von Gottlieb Mohnike. Vierzehnte Auflage. Min.-Ausg. Höchst eleg. geb. 3 M.

Die anerkannt beste Uebersetzung des herrlichen Gedichtes.

Verlag von Hermann Gesenius in Halle a/S.

Biographische und erläuternde Schriften
über
Schiller und Goethe
von
Director Heinrich Viehoff.

Goethe's Leben, Geistesentwickelung und Werke. 4. umgearb. Auflage. 4 Thle. 8. (1877.) In 1 Band brochirt 9 M. In 1 eleg. Lwdbd. 10 M.

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke, auf Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet (1875). 3 Thle. In 1 Bd. broch. 7 M. 50 S. In 1 eleg. Lwdbd. 8 M. 50 S.

Goethe's Gedichte, erklärt und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt nebst Variantensammlung. 3. Auflage. 2 Bde. kl. 8. (1876.) Brochirt 6 M. In 1 eleg. Lwdbd. 7 M.

Schiller's Gedichte, ebenso. 5. Aufl. 3 Bde. kl. 8. (1876.) Brochirt 6 M. In 1 eleg. Lwdbd. 7 M.

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, im Nothfalle auch von der Verlagsbuchhandlung.

In gleichem Verlag ist erschienen:

Prof. Dr. Johannes Scherr's
Allgemeine Geschichte der Literatur.

Ein Handbuch in zwei Bänden,
umfassend die national-literarische Entwickelung sämmtlicher Culturvölker des Erdkreises.
Fünfte ergänzte Auflage in 2 Bänden. gr. 8. (1875.)
Broch. 10 M. In eleg. Ganzleinwand- oder Halbfranzband 11 M. 50 S.

Sämmtliche Artikel sind auch zu Geschenken für die gebildete reifere Jugend vorzüglich geeignet.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin NW.,
(Besser'sche Buchhandlung), 10 Marienstr.

Paul Heyse.

Neue Moralische Novellen (Elfte Sammlung der Novellen). Inhalt: Jorinde. — Getreu bis in den Tod. — Die Kaiserin von Spinetta. — Das Seeweib. — Die Frau Marchesa. 1878. Preis elegant geheftet 6 M., elegant gebunden 7 M. 20 S.

Paul Heyse.

Skizzenbuch. Lieder und Bilder. 1877. Preis elegant geheftet 5 M., elegant gebunden 6 M. 50 S.

Fanny Lewald.

Neue Novellen. Inhalt: Die Stimme des Blutes. — Ein Freund in der Noth. — Martina. 1877. Preis elegant geheftet 6 M., elegant gebunden 7 M.

Paul Hertz.

Italien und Sicilien. Briefe in die Heimath. 2 Bände. 1878. Preis elegant geheftet 7 M., elegant gebunden 8 M.

Paul Heyse.

Graf Königsmark. Trauerspiel in fünf Akten. (Dramatische Dichtungen. Achtes Bändchen.) 1877. Preis elegant geheftet 2 M. 60 S.

Elfride. Trauerspiel in fünf Akten. (Dramatische Dichtungen. Neuntes Bändchen.) 1877. Preis elegant geheftet 2 M. 60 S.

Ludwig Hahn.

Kaiser Wilhelms Gedenkbuch 1797 bis 1877. Volksausgabe. Preis elegant geheftet 2 M. 10 S., elegant gebunden 3 M.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 15. December 1877. XII. Band.

ESSLINGEN
A? 30 .G295 v.17 no 50

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Marschall von Mac Mahon vor der öffentlichen Meinung in Frankreich. Von Spectator. — Die Marpinger Bewegung. Von C. Gerhard. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Körperliches Gebrechen auf der Bühne. Von Ernst Wichert. — Adolf Menzels Zeichnungen zu H. v. Kleists: „Der zerbrochene Krug". Von Ludwig Pietsch. — Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877. Von P. Boerner. (Schluß.) — Goethes „Faust" in der Bearbeitung von Otto Devrient. Von Paul Lindau. I. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der Marschall von Mac Mahon vor der öffentlichen Meinung in Frankreich.

Von Spectator.

Es ist ein jämmerliches, ein trauriges Schauspiel, einen alten Mann zu sehen, der am Abend eines vielbewegten Lebens, das an trotzigen Kämpfen, an Ruhm und Ehre selten reich gewesen ist, plötzlich Gegenstand weitverbreiteter, fast allgemeiner Verhöhnung wird. Der Marschall von Mac Mahon, Herzog von Magenta, Präsident der französischen Republik, ist nun in dieser beklagenswerthen Lage; und er ist siebenzig Jahre alt, er hat den Marschallstab mit dem Degen in der Faust erobert; er hat sich auf allen Schlachtfeldern, auf denen Frankreich während eines halben Jahrhunderts gekämpft und geblutet, mit Ruhm bedeckt; er ist nach der Einnahme von Malakoff, nach der Schlacht von Magenta wie ein Heros verehrt worden, dessen sich die Legende bemächtigt hat; und seine Landsleute haben ihm Wörth und Sedan nicht etwa verziehen; — nein! sie haben diese Niederlagen wie frische, grüne Lorbeerblätter zu seinem Siegeskranze gesammelt, und ihn nach den Schlachten, in denen er unterlegen, „den loyalen Soldaten, den glorreich Besiegten" genannt. — Er sah immer still, nachdenklich, zufrieden und seiner selbst ganz sicher aus, wenn er Gäste im Elysée empfing, wo er neben seiner kleinen, wohlbeleibten, durchaus nicht vornehm aussehenden, stets lächelnden, frommen Frau Gemahlin, der geborenen Herzogin von Castries, wie ein absoluter Monarch herrschte, oder wenn er, stolz zu Pferde, ein eleganter Cavalier in der That, in Begleitung eines Adjutanten die Champs Elysées hinaufsprengte. Die Conservativen unter den Pariser Bürgern, die Herrn Thiers niemals vergessen konnten, daß er in einfachem, zugeknöpften, zweireihigen Ueberrock, wie ein Notar, wie Einer von ihnen einherging, und die vom „Herrn von Frankreich" Bilder sehen wollen, die ihn in glänzender Uniform, auf sich bäumendem Rosse, inmitten des Pulverdampfes der wüthenden Schlacht darstellen, sahen dem Präsidenten damals mit einem befriedigten Kopfnicken nach und sagten: „Il a bonne tournure à cheval — notre maréchal!" Andere, die Gelegenheit hatten, sich ihm zu nähern und in der Nähe zu betrachten, bemerkten schon damals eine eigenthümliche Oede und Leere auf seinem nicht unschönen, aber ausdruckslosen und geistesarmen Gesichte.

Seit dem 24. Mai 1873, seit dem Tage, wo er aufgehört einfach Soldat zu sein, um den Platz einzunehmen, den ihm Herr Thiers ungern aber widerstandslos eingeräumt hatte, mußte der Marschall von Mac Mahon sich gefallen lassen, daß die öffentliche Meinung, unbekümmert um seine Verdienste als militärischer Befehlshaber, unbekümmert auch um seinen Charakter, sich seiner Persönlichkeit bemächtigte, um Alles, was er in seiner Eigenschaft als Chef der Executivgewalt that und verordnete, einer schonungslosen Kritik zu unterwerfen. Um diese Zeit bereits begannen im Munde des Volkes Geschichten über ihn zu circuliren, welche, ob erfunden oder wahr, geeignet waren seinen Ruf, der bis dahin als gewissermaßen unantastbar gegolten hatte, herabzuziehen und zu beflecken. Die Organe der republikanischen Opposition warfen ihm seine Undankbarkeit gegen Herrn Thiers vor, der, indem er Mac Mahon zum Oberbefehlshaber der Armee von Versailles ernannt, ihn dem französischen Volke gewissermaßen als den ersten Soldaten Frankreichs vorgestellt und anempfohlen hatte. — Herr Thiers selbst war gegen den Marschall tief entrüstet und klagte ihn bei verschiedenen Gelegenheiten an, mit seinem Vertrauen Mißbrauch getrieben und ihn hintergangen zu haben.

Gleichzeitig mit diesen, sich nun ununterbrochen wiederholenden Angriffen auf den Charakter des Herzogs von Magenta, verbreitete sich das Gerücht, daß der Präsident der Republik, so oft es sich darum handele, ein Urtheil abzugeben, jedesmal den Beweis liefere, daß sein Geist nicht nur vollständig uncultivirt, sondern daß seine intellectuelle Befähigung überhaupt außergewöhnlich beschränkt sei. Die von ihm in früheren Jahren errungenen militärischen Erfolge wurden in boshafter Weise kritisirt und dem Muthe der von ihm geführten Soldaten oder dem blinden Kriegsglück zugeschrieben; auch fing man an, die Niederlagen von Wörth und Sedan seiner ungeschickten Führung zuzuschreiben und ihn nicht nur als einen vollständig unbefähigten Staatsmann, sondern auch als einen schwachen, unentschlossenen General darzustellen. Sodann sprach man von seiner Umgebung. Der Einfluß derselben wurde als ein ebenso mächtiger wie verderblicher bezeichnet. Er selbst war, so erzählte man sich, so schrieb man in den Zeitungen, unfähig, die Initiative einer politischen Maßregel zu ergreifen, und erschien wie ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner sogenannten Freunde und Rathgeber. Unter diesen nannte man in erster Linie seine Gemahlin, die fromme, Rom ergebene Herzogin von Magenta, den Herzog von Broglie, Herrn Buffet, den Erzbischof von Rheims, den Bischof von Orleans, den jungen Vicomte Emmanuel d'Harcourt und endlich einen Herrn de Saint-Paul. — Die genannten Persönlichkeiten waren sämmtlich entschiedene Feinde der Republik, der Verfassung, die dem Schutze des Marschalls anvertraut war; und die Mehrzahl von ihnen stand in dem Rufe, von

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

den Jesuiten beherrscht zu sein und die Interessen des heiligen Stuhles über die von Frankreich zu stellen.

Aber wenn der Marschall einerseits erbitterten Anfeindungen ausgesetzt war, so fand er auf der andern Seite die Genugthuung, von seinen Freunden, den sogenannten Conservativen, mit überschwenglichem Lobe gepriesen zu werden. Die Dosis von Schmeichelei, die eine gewöhnliche Constitution, ohne Ekel zu empfinden, vertragen kann, ist außerordentlich stark. Der Marschall von Mac Mahon ließ es sich gefallen, als „die Vorsehung Frankreichs" bezeichnet zu werden, als der Mann, welcher von Gott ganz speciell berufen sei, das arme Land von dem Abgrund des Verderbens zurückzuziehen, in den die Revolution und antireligiöse Freidenkerei es zu stürzen beabsichtige. Ein exaltirter Journalist ging so weit, göttliche Verehrung für ihn zu verlangen, und dieser für das Irrenhaus reife Schwärmer wurde nicht etwa im Elysée desavouirt, sondern galt seitdem als Einer, auf dessen „gesundes" Urtheil der Marschall und seine Freunde ganz besondern Werth zu legen schienen.

Die Periode, während der der Marschall von seinen politischen Gegnern heftig angegriffen, von seinen Gesinnungsgenossen dagegen angefeuert wurde, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zu verharren, dauerte vier Jahre. Zu bemerken ist, daß während dieser Zeit die Machtstellung des Marschalls an der Spitze der Republik niemals in Frage gestellt wurde. Die Constitution hatte ihn bis zum Monate November des Jahres 1880 zum Chef der Executivgewalt gemacht, und die entschiedendsten Republikaner selbst, obgleich sie den Marschall mit Mißtrauen beobachteten und ihn jedes hinterlistigen Angriffes auf die Republik für fähig hielten, wagten es nicht, seinen Rücktritt von der Regierung vor dem gesetzlich festgestellten Termin als ein Ding der Möglichkeit oder der Zweckmäßigkeit in das Auge zu fassen. — Mac Mahon, von ergebenen Freunden umringt, von seinen Feinden durch eine chinesische Mauer getrennt, die um das Elysée gezogen worden war, fühlte sich ruhig und sicher in der Ueberzeugung, daß er, der Mann der Vorsehung, bis zum Jahre 1880 die Zügel der Regierung von Frankreich in den Händen behalten werde.

In diesem unerschütterten Gefühle vollständiger persönlicher Sicherheit beging der Herzog von Magenta im Monat Mai dieses Jahres einen großen Fehler. Seine Regierung war zu der Zeit schon reich an politischen Ereignissen, die mehr oder weniger beunruhigend an ihn herangetreten waren; aber gerade weil Alles, selbst das Drohendste, schließlich friedlich verlaufen, ohne nachtheilige Folgen für seine persönliche Stellung geordnet worden war, bildete sich der arme Marschall ein, dies sei ein Verdienst seiner Umsicht und Energie, und er sei in der That der große Mann, zu dem ihn seine Umgebung stempeln wollte. — Auf Anrathen seiner Freunde, deren wirkliche geheime Absichten noch immer mit einem dichten Schleier verdeckt sind, verjagte der Präsident der Republik am 16. Mai, ohne irgend einen plausibeln Vorwand, das Ministerium Jules Simon; ersetzte dasselbe durch das antirepublikanische Cabinet Broglie-Fourtou; löste bald darauf die zweite Kammer auf; entließ sämmtliche republikanische Beamte, die irgend welchen politischen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben konnten; ernannte an ihrer Stelle bonapartistische, royalistische, clerikale Präfecten, Unterpräfecten, Friedensrichter, Maires, Schullehrer ꝛc.; verfolgte die liberale Presse, in der Provinz namentlich, mit einer selbst unter dem Kaiserreiche unerhörten Strenge und Parteilichkeit, und organisirte endlich zu Gunsten der von ihm protegirten Candidaten eine Wahlcampagne, die von den Franzosen sogar, obgleich diese nicht leicht durch Uebergriffe der Gewalt in Erstaunen zu setzen sind, als vollständig beispiellos charakterisirt wurde.

Es ist nicht anzunehmen, daß der Marschall von Mac Mahon sich entschlossen haben würde, in dieser rücksichtslosen Weise vorzugehen, wenn ihm seine Freunde nicht die Versicherung gegeben hätten, daß der von ihm unternommene Feldzug gegen die Republik mit einem glänzenden Siege für die gute conservative Sache, „die Sache der Ruhe, der Ordnung, der Kirche und der Familie", enden würde. Das Resultat sollte jedoch die in dieser Beziehung gehegten Hoffnungen auf das Bitterste täuschen. Nachdem Frankreich fünf Monate lang von seiner eigenen Regierung wie eine eroberte Provinz behandelt und gemaßregelt worden war, ernannte das Land eine Kammer, welche der republikanischen Partei, nach wie vor, eine überwiegende Majorität über die drei vereinigten monarchischen Parteien sicherte.

Der Marschall von Mac Mahon hatte bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten in unzweideutiger Weise geäußert, daß er als loyaler Soldat und Ehrenmann fest entschlossen sei, sich dem Willen des Volkes, sobald sich derselbe deutlich zu erkennen gegeben habe, zu unterwerfen, d. h. in anderen Worten: mit der von der Nation nach Versailles gesandten Kammermajorität zu regieren. — Er vergaß was er gesagt. Seine Freunde hielten es für unzweckmäßig, ihn an sein Versprechen zu erinnern; seine Gegner, sei es, daß sie sich durch Wort oder Schrift an ihn wenden wollten, fanden die Thüren des Palastes, in dem man ihn überwachte, für sich verschlossen.

Einen ganzen Monat lang, vom 7. November, dem Tage des Zusammentretens der Kammer, bis zu Anfang des Monat December, glimmte der wüthende Antagonismus zwischen der Regierung und der Kammermajorität wie Feuer unter der Asche; dann konnte er nicht mehr gedämpft werden und mußte in heller Flamme aufschlagen.

Nachdem die Kammer dem Ministerium Broglie-Fourtou durch Annahme des Antrages, die Politik dieses Ministeriums einer parlamentarischen Untersuchung zu unterwerfen, ein unzweideutiges Mißtrauensvotum gegeben; sodann auf das Entschiedendste verweigert hatte, mit dem neu ernannten Cabinet La Rochebouët-Welche in irgend welche Beziehungen zu treten, erkannte der Marschall, oder erkannten vielmehr seine Rathgeber, daß sie die Macht der Kammermajorität doch um ein Bedeutendes unterschätzt hatten und daß diese das Recht, den Willen, die Energie besitze, um es bis auf das Aeußerste ankommen zu lassen, d. h. das Budget zu verweigern, so daß die Krisis, unter der das ganze Land empfindlich litt und über die das ganze Land auf das Bitterste klagte, nicht so leicht, wie man sich dies ursprünglich eingebildet hatte, zu einem Ende gebracht werden konnte.

Gambetta, der Wortführer der Opposition, hatte in seiner letzten Rede gesagt, es handele sich darum zu wissen, ob Frankreich herrschen oder ein einzelner Mann commandiren solle. „Der einzelne Mann", der Marschall Mac Mahon, mußte sich dieselbe Frage stellen und seine Freunde konnten darauf nur eine engbegrenzte Anzahl von Antworten geben.

Der Marschall hatte sich entweder dem Willen der Majorität zu unterwerfen;

oder er mußte sich vor dem ihm feindlichen Verdicte der Nation zurückziehen;

endlich blieb ihm die Ausflucht, einen letzten Widerstandsversuch zu machen, sei es, daß er einen förmlichen Staatsstreich wagen; sei es, daß er durch eine nochmalige Auflösung der Kammer eine neue Willensäußerung des Volkes hervorrufen wollte.

An ein Zurücktreten des Marschalls ist in diesem Augenblicke nicht zu denken. Seine Freunde werden die Gewalt, so lange wie nur irgend möglich, in ihren Händen bewahren, da sie sehr wohl wissen, daß sie für den Mißbrauch, den sie mit derselben getrieben, zu schwerer Verantwortung gezogen werden können, und da das einzige Mittel, dem über sie schwebenden Verhängniß zu entgehen, darin besteht, ihre politischen Gegner ohnmächtig zu machen.

Mehrere Tage lang, am 5., 6., 7. December, hatte es den Anschein, als ob sich der Marschall unterwerfen würde. Ein Ministerium Dufaure-Waddington-Say wäre geeignet gewesen, den Ansprüchen der Kammermajorität wenigstens momentane Genugthuung zu verschaffen.

Digitized by Google

In dem Augenblicke wo wir schreiben, hat der Präsident der Republik den Entschluß, sich dem Willen der Nation zu unterwerfen, wieder zurückgenommen. Es verlautet, daß Herr Batbie, ein entschiedener Gegner der Republik, berufen sei, ein neues Ministerium zu bilden. Dasselbe würde sich zur Aufgabe stellen, die Kammermajorität zum letzten Male aufzufordern, sich dem Marschall zu unterwerfen und, nachdem es darauf abschlägigen Bescheid erhalten, eine neue Auflösung der Kammer in's Werk zu setzen. Es ist nicht unmöglich, daß Herr Batbie das ihm vom Marschall geschenkte Vertrauen rechtfertige, daß er den Senat bewege, dem Präsidenten das Recht zu bewilligen, die soeben ernannten Deputirten wiederum vor ihre Wähler zu schicken. In diesem Falle würden die Neuwahlen in kürzest möglicher Frist stattfinden und würde es von der Zusammensetzung der nächsten Kammer abhängen, ob der Marschall bis zum Jahre 1880 an der Spitze der Executivgewalt bleiben kann, oder sein Mandat niederlegen muß.

Was sich nun jedoch auch ereignen möge: sei es, daß der Herzog von Magenta als Sieger oder Besiegter aus dem Entscheidungskampfe, den er nun aufgenommen hat, hervorgehe, — Eines steht unwiderruflich fest, nämlich, daß der Präsident der Republik in diesem Kampfe mit dem Lande seinen alten Ruhm vollständig eingebüßt hat.

Ein deutsches Urtheil über den Chef der französischen Regierung erscheint heute leider noch immer nicht ganz unparteiisch; es soll deshalb hier nicht ausgesprochen werden. Die französische, nicht die deutsche öffentliche Meinung ist es, welche nun durch alle ihr zur Verfügung stehenden Organe den legendären Soldaten von Malakoff, den gefeierten Sieger von Magenta, den „glorreich Besiegten" von Wörth und Sedan, den Unterdrücker der Commune, den von der Vorsehung erkorenen „Retter der Gesellschaft", seiner Ehre verlustig erklärt hat. Die republikanischen Zeitungen: la France, le Journal des Débats, la Republique française, le XIXième Siècle etc. — die Wortführer der ultramontanen und legitimistischen Partei: l'Univers, la Défense, l'Union — das bonapartistische Pays und seine Gesinnungsgenossen — Alle, aus verschiedenen Gründen wohlverstanden, haben nun dem Marschall von Mac Mahon die Anklage in das Gesicht geschleudert: „Du hast Dein Wort, dem wir vertrauten, treulos gebrochen!"

Wohl dürfte die eine oder die andere Partei, je nachdem sich der Marschall schließlich zu dieser oder jener hinneigt, bald wieder milder auftreten; ja, vielleicht sogar die nun verstimmten Lobgesänge wieder anstimmen und noch einmal vom „loyalen Soldaten" zu sprechen wagen — aber das geschriebene Wort bleibt und bezeugt, daß die öffentliche Meinung in Frankreich im Monat December 1877 den Marschall bezichtigt hat, durch die seit dem 16. Mai von ihm verfolgte Politik, Selbstmord an seinem alten Ruhme begangen zu haben.

Die Marpinger Bewegung.

Von einem Augenzeugen.

(Schluß.)

Da die fortgesetzten Untersuchungen vollständig überzeugendes Material zum Erweis eines absichtlichen Betruges nicht ergaben, so wurden die Verhafteten wieder in Freiheit gesetzt, und zwar jene vier Männer nebst einigen anderen in Untersuchungshaft befindlichen Personen bereits Mitte November, die beiden Pastoren am 1. December. Auch zur Wiedererlangung ihrer Kinder hatten die Eltern inzwischen die nöthigen Schritte gethan, unterstützt vom Reichstagsabgeordneten Prinzen Radziwill, der einige Zeit in Marpingen anwesend war. Das Resultat dieser Bemühungen war, daß jenes Erkenntniß des Vormundschaftsrichters am 30. November vom Landgericht zu Saarbrücken umgestoßen wurde. Da der dortige Oberprocurator gegen dieses Urtheil des Landgerichts Cassationsrecurs einlegte, hielt man zwar die Kinder einstweilen noch in der Anstalt zurück, jedoch lange vor der Entscheidung über diesen Recurs — derselbe wurde am 30. Januar 1877 vom Obertribunal zurückgewiesen —, nämlich bereits am 12. December, wurden dieselben auf telegraphische Anweisung des Ministers des Innern aus dem Institute entlassen und ihren Eltern zurückgegeben. Nach ihrer Rückkehr stellten sich natürlich auch die Erscheinungen wieder ein, zumal inzwischen auch das Betreten des Härtelwaldes wieder erlaubt worden war. Am 7. November nämlich, am Tage nach jenem Erkenntnisse des Vormundschaftsrichters, hatte das Landrathsamt von St. Wendel folgende Bekanntmachung erlassen: „Nachdem die sogenannten begnadigten drei Kinder von Marpingen ihre früheren Erzählungen über angebliche Erscheinungen der Muttergottes, des Teufels u. s. w. widerrufen und die Erklärung abgegeben haben, daß ihre bezüglichen Angaben über das, was sie gesehen, gehört und gefühlt haben wollen, von ihnen erfunden und erlogen seien, so hat es nicht ferner nöthig erschienen, die polizeilichen Maßnahmen noch weiterhin aufrecht zu halten, welche zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung haben getroffen werden müssen, und ist daher insbesondere auch die Polizeiverordnung gegen das Betreten der Walddistricte Härtelwald und Schwannheck wieder aufgehoben worden." Da sich in Folge davon jedoch die Pilgerzüge wieder in Besorgniß erregender Weise zu mehren anfingen, so griff man allmählich wieder zu strengeren Verordnungen; vor Allem wurden Processionen nach der Gnadenstätte und der Wunderquelle sowie Volksansammlungen daselbst verboten; nur einzeln oder doch höchstens in einer Gesellschaft von wenigen Personen durfte man jene Orte besuchen. Freilich brachte die Aufrechterhaltung dieser Verordnungen den damit beauftragten Gendarmen manche Verhöhnungen ein, ja sogar thätlichen Angriffen von Seiten der frommen Pilger waren sie ausgesetzt, und so sah sich denn schließlich die Behörde genöthigt, am 19. März dieses Jahres das Betreten des Härtelwaldes wieder gänzlich zu untersagen. Seit jener Zeit blieb der Wald gesperrt. Nichtsdestoweniger dauerte der Zudrang der Pilger den ganzen Sommer hindurch fort: da sie aber die „Gnadenstätten" nicht betreten durften, so kam jetzt wieder der oben beschriebene alte „Marienborn" zu Ehren; dorthin verlegte man jetzt die Erscheinungen, und auf ihn ging nun auch die Wunder wirkende Kraft der gesperrten Quelle über. Da dieser Brunnen dicht an der öffentlichen Straße liegt, so hat er außerdem den Vorzug, von der Behörde nicht abgesperrt werden zu können. Besonders lebhaft war der Fremdenverkehr während des August und in den ersten Tagen des September. Da nämlich die Erscheinungen der Muttergottes, wie diese den Kindern mitgetheilt hatte, im Ganzen vierzehn Monate dauern sollten, so mußten sie also Anfang September ihr Ende erreichen, und deshalb kamen jetzt die Pilger in großen Schaaren herbei, um der heiligen Jungfrau noch vor ihrem Abschiede ihre Huldigungen darzubringen. Ein bewegtes Leben entfaltete sich in Folge davon in und um Marpingen; vom Bahnhof St. Wendel wurde ein regelmäßiger Omnibusverkehr mit dem „begnadeten" Dorfe eingerichtet, ganze Reihen von Wagen standen dort fortwährend bereit, um den ankommenden Fremden das „Pilgern" zu erleichtern. Marpingen selbst bot das Bild eines Jahrmarktes: Bude reihte sich hier an Bude; in der einen wurden Rosenkränze verkauft, in der andern Gebetbücher, in einer dritten blecherne Kannen zum Mitnehmen des Wunderwassers, oder Bilder von Marpingen und der Erscheinungsstelle, ja sogar von der heiligen Jungfrau selbst, wie sie von einem Maler „nach Angabe der Kinder" porträtirt worden war. Wie bedeutend der Fremdenverkehr damals gewesen ist, erhellt aus der einfachen Thatsache, daß allein die Eisenbahnstation St. Wendel während des August etwa 12000 Mark Mehreinnahme hatte als in demselben Monat des vorigen Jahres. Doch nur kurze Zeit dauerte dieser gewaltige Zudrang; am 3. September zeigte sich die Muttergottes, ihrer Voraussage gemäß, den Kindern zum letzten Mal, indem sie sich von ihnen verabschiedete mit der Mahnung: „Betet viel!" Ob dieser Abschied ein dauernder ist, wird die Zukunft lehren; in Marpingen selbst ist vielmehr allgemein das Gerücht verbreitet,

Digitized by Google

daß die Erscheinungen im nächsten Frühjahr sich wieder fortsetzen sollen; doch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob dies Gerücht, wie Viele behaupten, auf einer angeblichen Mittheilung der Muttergottes an die Kinder beruht oder nur dem Wunsche der dabei pecuniär stark interessirten Bevölkerung seine Entstehung verdankt. Jedenfalls hat mit dem 3. September die Bewegung einen vorläufigen Abschluß erhalten, und es ist uns daher jetzt schon möglich, wenigstens manche der dabei zu Tage getretenen Symptome einer objectiven Würdigung zu unterziehen.

Als ich zum letzten Mal Marpingen besuchte, trat mir eine sociale Folge, welche die Bewegung für diesen Ort hat, recht lebhaft entgegen. Bisher kannte ich denselben nur als ein ärmliches Dorf, fast ausschließlich von Ackerbauern und Bergleuten bewohnt, die sich mit ihrer Hände Arbeit zwar sauer, aber ehrlich ihr Brod verdienten. Nicht wenig erstaunt war ich daher zu sehen, wie das Dorf in einem Zeitraum von wenigen Monaten einen total anderen Charakter angenommen hatte. Durch den bedeutenden Fremdenverkehr war massenhaftes Geld nach Marpingen geflossen, und dieses kam nicht etwa nur den „Wunderkindern" und der zum Nehmen allzeit bereiten Kirche zugute, nein, jeder einzelne Bewohner des Ortes participirte mehr oder minder an diesem Segen. Da nämlich die wenigen Wirthshäuser des Dorfes zur Aufnahme der Fremden natürlich nicht ausreichten, so war sozusagen jedes Haus zur Herberge geworden; die Pilger verzichteten bei dem großen Andrange gern auf ein Bett, wenn sie nur überhaupt für die Nacht ein Unterkommen fanden, und so wurden denn für die dürftigsten Nachtlager auf Stroh mitunter die horrendesten Hotelpreise bezahlt. Auch andere Einnahmequellen eröffneten sich den Marpingern: der Eine diente als Fremdenführer zu den Gnadenstätten, ein Andrer war Fuhrmann geworden, wieder Andere verkauften Bilder, Blechkannen u. s. w., und es ist daher nicht zu verwundern, daß Manche ihre frühere harte Beschäftigung aufgaben, um sich auf eine leichtere Weise ein größeres Einkommen zu verschaffen. Ein herzliches Lachen konnte ich nicht unterdrücken, als ich vor einiger Zeit in einem ultramontanen Blatte (D. Reichsztg. vom 11. Oct.) die Worte las: „Bis jetzt haben die einfachen Bauern es noch nicht verstanden, die Vortheile eines Wallfahrtsortes auszubeuten; die Leute haben eine gewisse Scheu, aus den Ereignissen, die ihre Gemeinde weltbekannt gemacht haben, für sich Vortheil zu ziehen." Ich habe von dieser Scheu nichts gemerkt; die „einfachen Bauern" wissen das Geld recht wohl zu nehmen, und ich wunderte mich daher gar nicht über die Ausnahmslosigkeit, mit der sie an die Erscheinungen glauben und deren Wiederkehr zum Frühjahr herbeiwünschen. Ob sie damit wirklich ihr eigenes Beste wünschen, ist eine andere Frage; ich bin vielmehr der Ueberzeugung, daß, wenn die Bewegung sich fortsetzen und Marpingen Wallfahrtsort bleiben sollte, das früher fleißige Dörfchen bald eine ganze Reihe von Faulenzern zu seinen Einwohnern zählen wird, und das wäre dann ein Erfolg der „Erscheinungen", von dem die Leutchen in ihrer jetzigen Freude leider nichts zu ahnen vermögen.

Eine andere, nicht weniger betrübende Folge der Bewegung springt schon jetzt deutlich in die Augen, nämlich die zunehmende Sterblichkeit, die sich in Folge des blinden Vertrauens auf die Kraft des Marpinger Wassers gezeigt hat. Statt einen Arzt herbeizurufen, gab man den Kranken heilkräftiges Wasser, und was dasselbe für Wunder wirkte, beweisen folgende Zahlen, die wir einer Statistik der „Köln. Ztg." vom 14. Juli entnehmen. Die Bürgermeisterei Alsweiler, zu der unser Dorf gehört, zählt im Ganzen 7976 Seelen, worunter auf Marpingen selbst 1637 kommen; in der ersten Hälfte des Jahres 1876 betrug die Zahl der Todesfälle in der gesammten Bürgermeisterei 77, im gleichen Zeitabschnitt des laufenden Jahres dagegen 178; darunter kommen auf Marpingen allein 60 Todesfälle, und zwar starben 48 Kinder unter 14 Jahren, 12 Personen von höherem Alter und darunter 3 Hochbetagte. Aerztlich behandelt wurden von diesen Verstorbenen nur 4 Kinder und 3 Erwachsene. Wir brauchen zu diesen Zahlen nichts weiter hinzuzufügen, sie sprechen deutlich genug für sich selbst, um in den Augen jedes Gebildeten einen Aberglauben zu brandmarken, der von der Culturstufe weiter Schichten unseres Volkes ein betrübendes Zeugniß ablegt. Es ist fast unglaublich, was für eine Verbreitung dieser Wasserschwindel gewonnen hat: nicht nur nach allen Theilen Deutschlands, auch nach Frankreich, Belgien, ja bis nach Amerika wurde Marpinger Wasser verschickt, und rührend war es anzusehen, wie Pilger aus allen Ständen mit gefüllten Wasserkannen Marpingen verließen, als trügen sie einen Schatz nach Hause. Aber, so werden unsere Gegner uns zurufen, so leset doch die Dankbezeugungen Derer, die durch dieses Wasser geheilt worden sind! Und es ist wahr, in ultramontanen Blättern figurirt eine ganze Anzahl von Erklärungen, in denen solche wunderbare Heilungen mitgetheilt werden; doch muß den Kritiker gegen ihre Glaubwürdigkeit schon der eine Umstand bedeutend einnehmen, daß von diesen Erklärungen in der Form, wie sie vorliegen, wohl nicht eine einzige von den „Erklärern" selbst herrührt. Der Stil und die ganze Ausdrucksweise dieser Erklärungen lassen darüber auch nicht den geringsten Zweifel aufkommen. Man höre nur z. B. folgenden Anfang einer solchen: „Die mannichfachen Versuche, welche noch fortwährend gemacht werden, die Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria zu Marpingen als nicht glaubwürdig darzustellen, veranlassen Unterzeichnete, mit folgender Erklärung nicht länger zurückzuhalten"; oder den Eingang folgender „Freimüthiges Bekenntniß" überschriebener Erklärung: „Gott zur Ehre und der allerseligsten Jungfrau Maria, der Gottesgebärerin, zum Dank will ich das große Wunder, welches sich an mir vollzogen, in meiner übergroßen Freude der Welt kundthun", und frage sich dann, ob diese Erklärungen wohl von der Ackersfrau und der Bergmannswittwe herrühren, deren Namen wir darunter lesen? Wer Land und Leute kennt, wer Gelegenheit gehabt hat, mit den Landleuten jener Gegend öfter in Berührung zu kommen und ihre Ausdrucksweise wie ihre ganze Bildungsstufe kennen zu lernen, wer da weiß, daß die meisten von ihnen seit ihrer Schulzeit oder die Männer seit ihren Militärjahren nicht allzu oft eine Feder zur Hand genommen haben, der läßt sich nie und nimmer weißmachen, daß diese öffentlichen Erklärungen das Werk der schlichten Landleute sind, deren Unterschriften sie tragen. Wenn also schon dieser Umstand uns den betr. Erklärungen gegenüber stutzig machen muß, so kommt noch hinzu, daß nicht eine einzige der darin berichteten Heilungen von einem Arzte beglaubigt ist. Man bringe uns doch Zeugnisse der Aerzte bei, welche die Kranken früher behandelt hatten, daß diese nun wirklich geheilt sind und ihre Genesung einer wnnderbaren Einwirkung zugeschrieben werde müsse; so lange solche maßgebende Zeugnisse fehlen, erlaube man uns, jenen Erklärungen gegenüber uns weiter skeptisch zu verhalten. Und wenn wirklich von den vielen Tausenden, die in Marpingen Heilung suchten, einige Wenige daselbst eine Linderung ihrer Leiden verspürt hätten, muß denn das gleich einer wunderbaren himmlischen Einwirkung zugeschrieben werden? Ist es denn bei dem engen Zusammenhang zwischen Leib und Seele etwas so absolut Unerhörtes, daß mächtige seelische Erregungen auch auf die körperlichen Zustände eine Einwirkung ausüben? Wäre es also nicht auch hier möglich, daß die bedeutende religiöse Aufregung, in der die Leute sich befanden, bei dem Einen oder Andern der Kranken eine augenblickliche Besserung seines Zustandes hervorgerufen haben könnte? Das wäre, falls wirklich solche Fälle constatirt wären, doch immerhin eine rationellere Erklärung als die alberne Annahme, daß das pure Marpinger Brunnenwasser Wunder zu wirken im Stande sei. Doch wenn das Wunder schon „des Glaubens liebstes Kind" ist, um wie viel schneller ist erst die Leichtgläubigkeit damit bei der Hand!

Leichtgläubigkeit, darin liegt überhaupt die Erklärung der ganzen Marpinger Bewegung, und als zweiter Factor kommt hinzu die krankhafte religiöse Erregung des katholischen Volkes, die zum großen Theil eine Folge des Culturkampfes ist. Ich gehöre nicht zu Denen, welche diese Bewegung für das lang vorher geplante Werk eines schlauen Betruges halten, ich glaube vielmehr, daß sie von einer zufälligen Sinnestäuschung der drei Kinder ihren Ausgang nahm; aber diesen Anlaß ergriff die

Digitized by Google

leichtgläubige, durch ihren ganzen Heiligencult wie durch die örtlichen Traditionen zum Aberglauben disponirte Bevölkerung jener Gegend mit Begierde, und die Geistlichkeit förderte die so entstandene Bewegung, weil sie ihr als Culturkampfsmittel gerade gelegen kam. Hatte man sich aber der Bewegung erst einmal hingegeben, dann mußte sie auch auf jede Weise aufrecht erhalten und ausgebreitet werden; und daß man dabei im Eifer für die Sache vielleicht auch in der Wahl der Mittel nicht immer allzu scrupulös war, ist eine bei der verbreiteten Jesuitenmoral nicht gerade fernliegende Möglichkeit. Gewiß sind Dir, verehrter Leser, schon oben bei der Lectüre des Berichtes über die Ereignisse manche Bedenken aufgestoßen, und es hat sich vielleicht die Frage in Dir geregt: Sollten bei diesem Treiben der Kinder nicht noch andere Persönlichkeiten die Hand mit im Spiele haben? Schon gleich die Anfänge der Bewegung, was muthen sie uns nicht für Ungeheuerlichkeiten zu! Ein paar kleine Bauernmädchen haben eine Erscheinung, die ihnen eine solche Furcht einjagt, daß sie „bleich vor Schrecken" nach Hause eilen; nichtsdestoweniger gehen sie am folgenden Tage sofort wieder zur Erscheinungsstelle, ja sie lassen sich sogar ohne Weiteres mit der sich wiederholenden Erscheinung in ein Gespräch ein: schon hier haben wir ein psychologisches Räthsel vor uns, das aber durch die Fortsetzung der Unterredung am nächsten Tage noch überboten wird. Kaum ist nämlich den Kindern dort die Eröffnung geworden: „Ich bin die unbefleckt Empfangene", — was mögen die achtjährigen Mädchen sich dabei wohl gedacht haben? — da verfallen sie nach einigen anderen gleichgültigen Worten sofort auch schon auf die Frage: Soll hier ein Bild oder eine Kapelle errichtet werden? worauf natürlich eine Kapelle, und zwar eine aus Steinen gewünscht wird. Das heißt denn doch etwas gar zu plump mit der Thür in's Haus fallen; hier „merkt man Absicht, und man ist verstimmt". Was mag mit den armen Kindern zwischen dieser und der ersten Erscheinung schon Alles vorgegangen sein, ehe diese Fragen und diese Antworten bei ihnen zu Tage kamen! Doch über solche Bedenken setzt sich das „gläubige" Volk mit Leichtigkeit hinweg; schon daß es überhaupt auf die Aussage von drei unmündigen, ganz und gar urtheilslosen Bauernkindern hin eine solche Bewegung inaugurirt, ist Beweis genug dafür, daß man seiner Leichtgläubigkeit eben geradezu Alles zumuthen darf. Wir könnten noch manche Proben dieser Leichtgläubigkeit hier anführen, legendenhafte Erzählungen, die sich im Verlauf der Bewegung gebildet und sich mündlich unter der Bevölkerung weiter verbreitet haben, wollen uns aber mit der Mittheilung einer Geschichte begnügen, die sogar schriftlich vorliegt und uns daher nicht etwa als unsere Erfindung vorgehalten werden kann. Der Berichterstatter der „Germania" erzählt in Nr. 248 vom vorigen Jahre Folgendes: „In der Nacht vom 3. auf den 4. Sept. hatten sich 13 Personen, welche aus der Gegend von Losheim her nach Marpingen wanderten, in der Gegend des Dorfes Steinbach verirrt. Dichte Finsterniß ringsumher, keinen Schritt weit konnten sie vor sich sehen. Sie knieten nieder zum Gebete. Plötzlich sahen sie vor sich ein wunderbares Licht, einen Stern. Man betrachtete sehr bald diesen Stern als einen wunderbaren Führer und beschloß, ihm zu folgen. Die Leute behaupteten, daß der Stern vor ihnen herging; sie gelangten in der That glücklich nach ihrem Reiseziel Marpingen." Diese Geschichte vom „wunderbaren Stern von Marpingen" kommt selbst dem für die tollsten Wunder empfänglichen Berichterstatter der „Germania" etwas bedenklich vor, und er weist daher „nach näheren Nachforschungen und Beobachtungen" die Meinung zurück, „daß der betr. Stern ein besonderer, mit den Marpinger Erscheinungen erst entstandener, resp. sichtbar gewordener sei". Es sei vielmehr nur der gewöhnliche Morgenstern, „welcher allerdings in diesem Jahre einen besonders auffallenden Glanz entwickelt hat". Um aber die damit gemachte, schon so erstaunliche Concession an die Vernunft nicht zu übertreiben, fügt er sofort hinzu: „Es ist im Uebrigen immerhin ein bemerkenswerthes Zusammentreffen des so auffallenden Glanzes des Symboles der hehren Gottesbraut Maria mit deren heiligen Offenbarungen und Wundern in diesem Jahre."

Bei einer solchen Geneigtheit des Volkes zum Aberglauben ist es daher nicht zu verwundern, daß die Marpinger Vorgänge bald auch an anderen Orten ähnliche „Erscheinungen" im Gefolge hatten. Die durch ihre Albernheit bemerkenswertheste derselben ist jedenfalls die, welche auf der Gaismühle bei Polch im Regierungsbezirk Coblenz stattgefunden haben soll. Dort erschien nämlich die Muttergottes in einer mit Marpinger Wasser gefüllten Flasche; ja nicht nur sie, sondern auch die Marpinger „Wunderkinder" und eine Reihe anderer Persönlichkeiten präsentirten sich in dieser Flasche. Ende März verbreitete sich dieses Gerücht und siehe da, in kurzer Zeit strömten Tausende von Gläubigen zur begnadeten Mühle und starrten andachtsvoll die am Fenster stehende Wunderflasche an. Schließlich bemächtigte sich die Polizei der Flasche nebst der speculativen Müllersfamilie, bei der eine ganz respectable Summe „Opfergeldes" vorgefunden wurde. Am 25. Juni wurde der Müller wegen Betruges zu 15 Monaten Gefängniß verurtheilt; ebenso erhielten einige Helfershelfer ihre gebührende Strafe.

In Marpingen selbst hat sich in den letzten Monaten, seitdem der Fremdenverkehr so zunahm, die Zahl der Wunderkinder um 14 vermehrt, die sämmtlich Madonnenerscheinungen zu haben vorgeben. Wahrscheinlich hat die Ehre, die jenen drei begnadeten Mädchen von Seiten der Fremden widerfuhr, vielleicht auch das Geld, das in die Taschen ihrer Eltern floß, andere Eltern nicht schlafen lassen; sie sahen nicht ein, weshalb nicht auch ihren Kindern solche Auszeichnungen zu Theil werden sollten. Freilich traut der dortige Pastor Neureuter, wie er in einer Erklärung veröffentlicht, der Echtheit dieser späteren Erscheinungen noch nicht so recht, während er von der Wahrheit der jenen drei Mädchen zu Theil gewordenen vollständig überzeugt ist. Auch in einigen anderen Ortschaften jener Gegend, z. B. in Berschweiler und Münchwies, tauchten Mädchen auf, welche ähnliche Erscheinungen und Offenbarungen gehabt zu haben behaupteten, und sofort fand sich auch eine gläubige Menge, die diesen Offenbarungen mit Andacht lauschte; doch wurden solche Bewegungen gewöhnlich durch das energische Vorgehen der Geistlichen selbst bald wieder unterdrückt. Mitunter freilich wurde es diesen nicht gerade leicht, die erregte Menge von ihren wahnsinnigen Ueberzeugungen zu heilen, wie wir aus dem Berichte ersehen, den ein Geistlicher über einen solchen Vorfall in der „Saarzeitung" veröffentlicht. Es heißt dort: „Als ich als Priester es versuchte, mit guten Worten diese Häuser zu räumen und die anwesenden betenden Pilger fortzuschicken, fand ich wenig Gehör, im Gegentheil Widerspruch von den eigenen Eltern, welche sich sehr aufgeregt und erbost zeigten, daß man ihren Kindern die mitgetheilten Offenbarungen nicht glauben wollte." Wem fällt da nicht das Wort ein von den gerufenen Geistern, die man nicht wieder los wird? Und so sieht sich denn dieser Geistliche genöthigt, sogar die Hülfe der Obrigkeit anzurufen; „es ist hohe Zeit," sagt er in demselben Berichte, „daß die Behörde hier einschreitet und die diabolisch erregten nnd von finstern Mächten betrogenen Mädchen einer Heilanstalt übergibt." Hier sind es also „diabolisch erregte und von finstern Mächten betrogene" Mädchen, die diesen Spuk angezettelt haben, und in Marpingen? Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes! davon verstehen wir mit unserm gewöhnlichen Laienverstand nun einmal nichts. Wenn ich es sagen soll, worin nach meiner Ueberzeugung das ganze Geheimniß dieser verschiedenen Behandlungsweise gleicher Verhältnisse seitens der Geistlichkeit besteht, so ist es einfach dies: man will für Marpingen keine Concurrenz aufkommen lassen, wenigstens nicht in der Nähe. Dittrichswalde ist weit genug entfernt, um das Ansehen der Marpinger Madonna nicht zu beeinträchtigen, aber in dieser Gegend gleich mehrere Erscheinungsstellen, das wäre bedenklich. Denn sowie die Bewegung ihren einheitlichen Mittelpunkt verlöre und sich zersplitterte, würde sie sich wahrscheinlich auch bald im Sande verlaufen. Deshalb das vorsichtige Zweifeln gegenüber anderen angeblichen Erscheinungen, während man die Marpinger Bewegung auf jede Weise begünstigt. Denn daß man sie seitens der Geistlichkeit begünstigt, ist eine offenbare Thatsache; man lese doch nur die ultramontanen Zei-

Digitized by Google

tungen: hat auch nur ein einziges Blatt aus der gesammten Kaplanpresse es gewagt, diesem Aberglauben entgegenzutreten? Nein, sondern man sorgte durch fortwährende Berichte über die angeblichen Ereignisse für Verbreitung der Bewegung, weil man dieselbe für ein geeignetes Mittel hielt, um den Muth der Katholiken im gegenwärtigen Culturkampfe wieder neu zu beleben und ihr Vertrauen auf den Sieg der Kirche zu erhöhen. Der Culturkampf spielt überhaupt eine große Rolle bei dieser ganzen Bewegung: wie die letztere einerseits als Waffe in diesem Kampfe gebraucht wird, so ist er selbst andererseits bei der Entstehung der Bewegung ein höchst wichtiger Factor. Durch die fortwährenden Hetzereien der ultramontanen Presse nämlich ist das katholische Volk allmählich zu der Ueberzeugung gebracht, daß durch den Culturkampf seine Religion selbst in Gefahr sei. In Folge dieser Ueberzeugung hat sich seiner eine gewisse Aufregung bemächtigt, die wohl auch den Wunsch und die Hoffnung im Gefolge hat, es möchte Gott selbst durch ein übernatürliches Eingreifen seiner Kirche zum Siege verhelfen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß das irgendwo auftauchende Gerücht von solchen übernatürlichen Einwirkungen bei dem aufgeregten Volke weit leichter Eingang findet, als es bei normalen Verhältnissen wohl der Fall sein würde. Und so verhält es sich auch mit der Marpinger Bewegung; nur aus der bedeutenden religiösen Erregtheit des Volkes ist die fabelhafte Leichtigkeit und Kritiklosigkeit zu erklären, mit der so große Massen dieser Bewegung zufielen. Aber gerade deshalb, weil auf diese Weise die Bewegung zugleich eine politische Bedeutung gewonnen hat, darf ihr auch der Staat nicht mit Gleichgültigkeit zusehen. Freilich hat ja auch die Dummheit eine gewisse Existenzberechtigung, aber doch nur soweit, als sie nicht praktisch gefährlich wird; wird sie aber dazu mißbraucht, den Fanatismus der Unterthanen gegen die Staatseinrichtungen zu schüren, dann hat der Staat das Recht und die Pflicht, sie energisch in ihre Grenzen zurückzuweisen.

C. Gerhard.

Literatur und Kunst.

Körperliches Gebrechen auf der Bühne.

Die Darstellung *sittlicher* Gebrechen, mögen sie sich nun als Ausschreitungen der Willensstärke, als Laster, oder als Schwächen beweisen, werden immer eine Hauptaufgabe des Schauspielers bleiben. Es kann sich fragen, unter welchen Bedingungen der dramatische Dichter befugt ist, auch *körperliche* Gebrechen zur bühnlichen Darstellung bringen zu lassen. Darüber hier einige kurze Bemerkungen.

Daß in der That die Darstellung körperlicher Gebrechen auf der Bühne von den namhaftesten Dichtern aller Zeiten gefordert ist, kann nicht bezweifelt werden. Der ältesten einer, Sophokles, begründet einen guten Theil der tragischen Wirkung seines Philoktet auf dessen körperliches Leiden. Dieses körperliche Leiden, die Wunde am Fuß, ist conditio sine qua non der ganzen Tragödie. Und es wird nicht nur von diesem Gebrechen berichtet, sondern es hat sich auch — selbstverständlich mit gewissen Einschränkungen gegenüber der Schilderung, die Odysseus in seiner Eintrittsrede gibt — sichtlich dem Zuschauer durch den Schauspieler darzustellen. Bevor Philoktet auftritt, singt der Chor:

Mir tönt deutlich an's Ohr Geräusch
Eines Mannes, der sich daher
Mühsam schleppt —,

sowie später:

Dort und hier ja schleppt er sich
Mit dem Fuß kriechend umher —

und in der letzten Scene, in der Neoptolemus ihn überredet, mit ihm zu *gehen*, macht er zugleich auf die Schwierigkeit einer solchen Bewegung aufmerksam, indem er ihm zuruft:

Stütze denn beherzt den Fuß auf —

worauf Philoktet antwortet:

Wie es meine Kraft vermag.

Es geht daraus deutlich genug hervor, daß der Dichter sich seinen Helden auf der Bühne mit nachschleppendem Fuß, *lahm* gehend gedacht hat, wenn schon nicht anzunehmen ist, daß er auch eine für die Augen der Zuschauer erkennbare Andeutung der Wunde selbst im Sinn gehabt hat. Freilich sagt Neoptolemus, nachdem Philoktet eben einen furchtbaren Anfall seines Leidens überstanden hat und in Schlaf versunken ist, mit Bezug auf ihn:

Herab in Tropfen quillt der Schweiß am ganzen Leib,
Und unterhalb am Fuße brach die Ader auf,
Das schwarze Blut ausströmend —

aber das sieht eben nur Neoptolemus, der sich über den zur Erde niedergesunkenen Schlafenden beugt, und die Zuschauer glauben es ihm. Genug, daß Philoktet an einem kranken Fuß leidet und dieses Leiden äußerlich durch ein *Lahmgehen* zu erkennen zu geben hat, während er zugleich in den ergreifendsten Wehklagen die Schmerzen schildert, von denen er gequält wird. Es ist ja ganz richtig, daß es nicht nur dieses körperliche Gebrechen ist, das hier unsere Theilnahme rege macht, dadurch vielmehr nur die Hülflosigkeit des Mannes constatirt wird, gegen den Zwang geübt werden soll, daß also nicht seine Darstellung der Zweck der Dichtung ist, aber sie ist doch jedenfalls Mittel zum Zweck, und erscheint sie in diesem Falle auch nur als solches ästhetisch zulässig, so wird die Zulässigkeit der bühnlichen Darstellung körperlicher Gebrechen überhaupt kaum noch bedenklich genannt werden können.

Sie ist es auch wirklich nicht innerhalb bestimmter Grenzen für die besonderen Gattungen des Dramas. In der Tragödie und im ernsten Schauspiel ist körperliches Leiden unter Umständen sehr geeignet, das Gefühl des *Mitleids* zu verstärken. So wirkt die Hinfälligkeit des Alters rührend (König Lear), so die Blindheit (König Oedipus, Belisar, König Renés Tochter). Nicht in gleicher Weise verwendbar, wie der Blinde, ist hier aber der Taube. Es widersteht an sich schon dem Drama, als einer durch sprechende Personen dargestellten Handlung, daß ein Betheiligter als nicht hörend gedacht werden soll, was zu ihm gesprochen wird, weil er dann auch nicht antworten kann. Die Mitspieler würden sich ihm durch die Zeichensprache verständlich machen, oder ihm bei nicht völliger Taubheit in die Ohren schreien müssen. Jenes wäre ein Uebergriff in das Gebiet der Pantomime, dieses würde verletzend wirken. Das Leiden der Taubheit ist an sich kaum geringer als das der Blindheit, aber seine Darstellung kann sich nicht ebenso in den Grenzen des Schönen halten. Blindheit braucht das Gesicht nicht zu entstellen, nicht einmal das äußere Auge sehr merklich zu verändern, und die tastenden Bewegungen können gefällig bleiben; das Publicum, das erfährt, es habe mit einem Blinden zu thun, glaubt dem Dichter auf's Wort. Der Taube, oder auch nur Schwerhörige, müßte sich in jedem Moment, in dem eine der handelnden Personen sich ihm verständlich machen wollte, durch die sichtliche Anstrengung, Zeichen oder Worte aufzufassen, als solcher dem Zuschauer darstellen. Stummheit wäre nun gar unverwendbar. Wenn sich gleichwohl, wenigstens in der Opernliteratur, in der Stummen von Portici ein Beispiel findet, so ist doch zu bedenken, daß die Oper, auch nur in ihrem textlichen Theil, überhaupt andere Existenzbedingungen hat als das recitirende Drama, und daß ihre Verbindung mit der Pantomime, mag sie auch meist nur als Ballet eingefügt sein, nicht auffällig erscheint. Zu bemerken ist, daß die Bezeichnung Pantomime hier nicht in ihrem technischen Sinne, sondern nur übertragen gebraucht wird. Denn eine Pantomime ist die Darstellung einer Handlung durch lauter *nichtredende* Personen. Voraussetzung für sie ist die künstlerische Fiction, daß es eine Sprache gar nicht gibt, die Menschen sich vielmehr durch Geberden verständigen und dabei durchaus nicht den Mangel eines wichtigen Organs schmerzlich empfinden.

Digitized by Google

Indem der Zuschauer sie so mit aller Freiheit agiren sieht und nicht nur bemerkt, daß sie sich unter einander ganz gut verstehen, sondern sie auch selbst versteht, vergißt er für die Zeit des Spiels, daß es eine Sprache gibt, und läßt diese wunderliche Welt als eine reale gelten. Aber diese nichtredenden Personen sind keinen Augenblick als stumme gedacht. Ganz anders muß der Eindruck sein, wenn einer Mehrzahl von Redenden ein der Sprache Beraubter entgegengesetzt ist. Sein Mangel soll dann als ein Gebrechen empfunden werden, und es muß sich nothwendig als ein Leiden darstellen, das nicht einmal auf die Dauer das Mitleid zu fesseln vermag, weil ihm zu sehr die Aeußerungsfähigkeit im Verhältniß zu den Mithandelnden fehlt, das rein Pathologische vorherrscht.

In zweiter Linie zieht das Drama körperliche Gebrechen in die Darstellung hinein, um den Eindruck der Häßlichkeit bei seinen Bösewichtern dadurch zu verstärken. Hier handelt freilich meist der Schauspieler ohne ausdrückliche Vorschrift, mitunter finden sich aber auch ganz bestimmte und nicht gut zu übersehende Anweisungen in der Rolle selbst; so wenn Richard III. „seine eigene Mißgestalt erörtert" und sich so lahm und ungeziemend gebildet nennt:

daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei —

weshalb er denn von den Schauspielern mit einer erhöhten Schulter und nachschleppendem Fuß gegeben zu werden pflegt — oder wenn Franz Moor die Natur verklagt:

Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit aufladen.... Warum gerade mir die Lappländersnase? gerade mir dieses Mohrenmaul? diese Hottentottenaugen? u. s. w.,

was übrigens am besten vom Darsteller nicht allzu genau genommen wird. Von diesem Mittel, den Abscheu zu vermehren, läßt sich nicht rathen starken Gebrauch zu machen; es charakterisirt doch nur ganz äußerlich und trifft nicht einmal eine durchgängige Erfahrung, da in Wirklichkeit die Bösewichter ungefähr nach demselben Verhältniß wie die guten Menschen körperlich ansprechend geformt oder mißgestaltet sein werden. Der Schauspieler bringt's meist nur zu einer Fratze, die vielleicht einen Moment wirkt, dann aber ihrer Unveränderlichkeit wegen das Spiel beeinträchtigt.

Ungleich ausgibiger ist die Verwendung des körperlichen Gebrechens für die Komödie und das Lustspiel. Gewisse komische Wirkungen — meist freilich nicht von der feinsten Art — basiren allein darauf. Völlige Blindheit ist hier ausgeschlossen, weil das Mitleid zu stark mitsprechen würde, aber ein hoher Grad von Schwachsichtigkeit mitunter sehr erfolgreich verwendet, so z. B. beim alten Gobbo im „Kaufmann von Venedig", der nach seines biederen Sohnes Lanzelot Versicherung „zwar nicht pfahlblind, aber doch so ziemlich stockblind" ist und ihn nicht kennt, so daß er sich einen Spaß mit ihm machen kann. Kurzsichtige, die „hühnerblind" sind, Jeden anlaufen, über jeden Gegenstand stolpern, Alles, was sie genauer betrachten wollen, dicht unter die Nase halten und dann doch verkennen, sind dankbare Lustspielfiguren und erleichtern die Verwechselungen, von denen dieses dramatische Genre zum guten Theil lebt. Auch spielt die Brille, das Lorgnon, der Kneifer auf der Bühne immer zu dem Zweck mit, eine Person äußerlich komisch zu charakterisiren. — Taube sind auch für das Lustspiel nicht brauchbar, wohl aber Schwerhörige. Denn sie haben die wunderliche Eigenschaft, ihren Gehörfehler verbergen zu wollen und antworten deshalb confuse, oder sie sind neugierig und lassen sich in's Ohr schreien, was sie dann doch nur halb verstehen, oder sie fangen einzelne Worte auf, und spinnen daraus das Gespräch in verkehrter Richtung weiter. Die heiterste Komik entsteht allerdings dann, wenn eine Person sich taub stellt, um dadurch gewisse Zwecke zu erreichen, und ein anderer ebenso verstellt Tauber als Gegenspieler hinzutritt, oder wenn ein Spaßvogel jedem von zwei mit dem besten Gehör versehenen Leuten, die gegen einander gehetzt werden sollen, weiß macht, der andere sei taub und vernehme nur etwas bei starkem Schreien. Doch das gehört eigentlich schon nicht mehr auf das hier abgesteckte Gebiet, weil das körperliche Gebrechen im Spiel selbst schon ein fingirtes ist. — Auch Fehler des Sprachorgans lassen sich mit nie versagender Wirkung für die Lustspielfigur nutzbar machen. So kehrt der Stotterer oft wieder und belustigt, namentlich in Situationen, die eigentlich eine rasche Mittheilung fordern, durch seine krampfhaften Anstrengungen, gewisse Buchstaben zu überwinden. — Alle krüppelhaften Erscheinungen werden natürlich auch hier auszuschließen sein, doch fehlt es nicht an kleinen Buckeln und Stelzfüßen („seit der großen Retirade, wo ich dieses Bein verlor" u. s. w.). Die Dickleibigkeit hat in John Falstaff einen würdigen Repräsentanten. Wirklich Kranke, auch wenn sie durch übertriebene Aufmerksamkeit auf ihr Leiden und durch die weinerliche Art ihrer Klagen die Spottlust der Gesunden herausfordern, gehören nicht auf die Bühne, ihr Leiden müßte denn, wie z. B. Zahnweh, nach allgemeiner Erfahrung vorübergehend sein und sich wunderlich äußern. Dagegen ist der eingebildete Kranke, sofern nur nicht wieder diese Einbildung selbst sich als ein zu schweres Leiden darstellt, als Haupt- und Nebenfigur oft zu großer Belustigung des Publicums vorgeführt. Hier werden alle Aeußerungen des Krankbefindens sichtbar, wie beim wirklichen Krankseln, aber der Zuschauer kennt ihren Grund und lacht den närrischen Menschen aus, der sich am liebsten bedauern und mit Arzeneien stopfen läßt. Ich erinnere an die weniger bekannte, trefflich charakterisirte „Frau von Stürmer" in dem von der Prinzessin Amalie von Sachsen geschriebenen Schauspiel „der Oheim".

Auch das Gehirnleiden, das sich als Wahnsinn zu erkennen gibt, ist im Grunde ein körperliches Gebrechen. Da er die vernünftige Bethätigung des Willens und die Fähigkeit folgerechten Handelns aufhebt, so wird der Wahnsinnige als solcher in's Drama nicht eingeführt werden dürfen. Geschähe dies, so würde er nur als bewußtloser Motor in die Handlung eingreifen, eine so menschenunwürdige Aufgabe, daß sie auch dem untergeordneten Schauspieler nicht zugemuthet werden sollte. Gleichwohl finden sich Beispiele in der dramatischen Literatur. So figurirt in der „Waise von Lowood" eine wahnsinnige Frau und erschreckt uns durch ihr gräßliches Lachen. In einem anderen Falle, in dem Schauspiel „Sie ist wahnsinnig" werden wir mit einem Wahnsinnigen bekannt gemacht, dessen fixe Idee darin besteht, daß er seine Frau für geisteskrank ausgibt, während er selbst es ist. Die Figur wird — immer eine virtuose Darstellung vorausgesetzt, wie sie etwa Friedrich Haase bietet — nur dadurch dramatisch möglich, daß der Zuschauer zu Anfang irre geführt wird und es mit einem etwas nervösen, aber vernünftigen, um seine Frau besorgten Mann glaubt zu thun zu haben. Ueberzeugt er sich dann von seiner fixen Idee, so ist schon ein psychologisches Interesse geweckt, das Leiden, das den Wahnsinn herbeigeführt hat, ist aufgedeckt worden, und die Theilnahme wird nun so stark, daß zugleich der Wunsch erwacht, es möchte eine Heilung eintreten, die denn auch nicht ausbleibt. Wir sehen hier einen Kranken gesund werden, ein Proceß, der eine Art von Fortschritt der dramatischen Handlung in sich faßt, und erfreulich wirkt, wie etwa die Heilung Jolanthes von der Blindheit. Die Fälle haben auch insofern Aehnlichkeit, als beide Kranke von ihrer Krankheit nichts wissen und eine Weile auch den Zuschauer über ihren Zustand täuschen. Der innere Unterschied ist aber der, daß die Blinde zum Bewußtsein ihres Leidens kommt und an der Befürchtung theilnimmt, ob eine Heilung möglich sein werde, der Wahnsinnige seinen traurigen Zustand erst erkennt, nachdem derselbe schon beseitigt ist, mithin an der Hebung nicht bewußt mitarbeitet. So eignet sich die Figur im Grunde doch mehr für den Roman, der sie völlig zu exponiren im Stande ist, als für das Drama.

Dagegen ist der Wahnsinn in der Tragödie durchaus berechtigt, wenn er als die Folge eines Seelenleidens erscheint, das wir entstehen und sich vergrößern sehen, bis es die Vernunft zerstört. Hier kämpft der Mensch mit seinem Geschick und stellt sich zur Wehr gegen die dunkeln Mächte, die sein Gemüth oder sein Gewissen bestürmen. Der Wahnsinn ist dann eine Befreiung von der Furcht, eine Erlösung von dem Leiden, der

**

Digitized by Google

geistige Tod, der jede Verantwortlichkeit beseitigt und rührend wirken kann durch den Uebergang von bewußter Qual in eingebildete Glückseligkeit. Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren! Umgekehrt aber: wer über gewisse Dinge den Verstand verliert, der beweist dadurch ebenso die Tiefe seiner Empfindungen als die Mächtigkeit seines Leidens. Es ist gleichsam für den Zuschauer eine Beruhigung, daß der menschliche Verstand nicht verständig genug ist, sich über dergleichen ungeheuerliche Zumuthungen des Geschicks oder des Gewissens hinwegsetzen. Es genügt eine einzige Scene. Ganz verfehlt wäre es, wenn der Dichter Werth darauf legen wollte, den pathologischen Zustand umständlicher zu charakterisiren, als für den beabsichtigten Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers erforderlich. Eine Studie aus dem Irrenhause wäre schlecht angebracht. Ein sehr gescheidter Theaterdirector forderte einmal Auskunft, warum denn die Wahnsinnigen auf der Bühne, namentlich die weiblichen, immer zu singen hätten? Die Frage beantwortet sich durch Hinweis auf obigen Satz, der für die rührende Wirkung eine Erklärung zu geben versucht: Gesang ist ein Ausfluß glückseliger Stimmung; der Dichter kann den Zustand vollkommener Abspannung jeder Leidensfähigkeit nicht deutlicher zur Ueberzeugung des Zuschauers bringen, als wenn er den Kranken singen läßt. Dazu kommt, daß das Gedächtniß am treusten oft gesungene Verse bewahrt, und daß es wieder eine rührende Erscheinung ist, wenn nun unwillkürlich die Erinnerung an die freudigst verlebten Stunden auftaucht, in denen diese Lieder dem Herzen etwas bedeuteten. Schwieriger ist schon zu sagen, weshalb auf der Bühne die wahnsinnigen Frauen und Mädchen allemal in weißen Kleidern zu erscheinen pflegen, als ob sie in einer Vorempfindung dieses Zustandes für den Wahnsinn Toilette gemacht hätten? Darauf mögen die Damen selbst Antwort geben. Ernst Wichert.

Adolf Menzels Zeichnungen zu H. v. Kleists: „Der zerbrochene Krug".

In unserer modernen illustrirten Literatur sind so reiche edle Schätze der deutschen Kunst angesammelt, wie sie kaum in unseren vaterländischen Nationalgalerien zu finden sind. Und doch liegen die Anfänge dieser neueren Bücherillustration in Deutschland nicht weiter zurück, als etwa vierzig Jahre. Sie fallen zusammen mit dem Wiedererstehen des deutschen Holzschnitts nach fast zweihundertjährigem Vergessen- und Verfallensein, des Holzschnitts, dessen Erzeugnisse allein unter allen den anderen reproductiven Künsten wie der Letternsatz des Buchdrucks und mit ihm zugleich auf den Pressen des letzteren gedruckt werden können. Diese Wiederbelebung und Erhebung des deutschen Holzschnitts zur höchsten Leistungsfähigkeit aber bleibt für immer an eines großen deutschen Künstlers Namen geknüpft: Adolf Menzels. Er hat das Zeichnen auf der Holzplatte für den Schnitt bei uns in den dreißiger Jahren erst gleichsam wieder von Neuem zu erfinden gehabt. Und erst an diesen von ihm ausgeführten Zeichnungen haben sich damals deutsche Holzschneider während eines Jahrzehnts bereits zu einer Meisterschaft entwickelt, die auch in der großen älteren Epoche dieser Kunst nie erreicht, seit dreißig Jahren aber auch ebenso wenig wieder von ihren Nachfolgern übertroffen worden ist. Menzel ist seitdem längst vom Stein- und Holzzeichner zu dem Maler herangereift, welchen die ganze gebildete Welt heute unter den ersten des Jahrhunderts bewundert und verehrt. Aber fremd geworden ist er dem Holzschnitt, der ihm das Beste, und dessen Mitwirkung er die ersten großen Erfolge seiner Jugend dankt, niemals ganz. Von Zeit zu Zeit führte er immer wieder einmal einige Zeichnungen für denselben aus, die, um mehr als eines Hauptes Länge über das Niveau der Erzeugnisse der etwas fabrikmäßig gewordenen Illustrations- und Holzschnitt-Massenproduction hervorragend, Zeichnern und Xylographen zeigten und sie daran mahnten, was von ihrer Kunst gefordert und geleistet werden soll und kann. In diesem Jahre, ziemlich genau vierzig Jahre nach jener ersten von ihm auf dem Stock ausgeführten Zeichnung: „Der Tod des Franz von Sickingen", hat Menzel ein neues Illustrationswerk, dessen größerer Theil aus Holzzeichnungen besteht, geschaffen; und zwar ein solches, welches bestimmt sein dürfte, einen der weithin leuchtenden Marksteine in der Geschichte der deutschen zeichnenden Kunst, und der Buchillustration insbesondere zu bilden. Den Anlaß zu dieser Schöpfung gab die Absicht der Verlagsbuchhandlung von Albert Hofmann und Comp. in Berlin, die hundertste Wiederkehr des Geburtstages H. v. Kleists durch die Veranstaltung einer Prachtausgabe eines seiner originellsten Meisterwerke zu feiern, der Komödie: „Der zerbrochene Krug." Die scharf gezeichneten, charaktervollen Figuren derselben, das eigenartige Localcolorit der Umgebung und des Hintergrundes der Handlung, vor Allem aber die Hauptgestalt mußten gerade einen Künstler von Menzels Art mächtig anreizen, ihnen die sinnliche Erscheinung im Bilde zu geben. Ist er nicht wie für seinen Stift geschaffen, dieser schuftige, klumpfüßige Dorfrichter, dies bei allem Grotesken darin doch so überzeugende, seltsame Menschenbild, dies Gemisch von Schlauheit und kurzsichtiger Beschränktheit, von frecher Brutalität, Feigheit und kriechender Demuth, von Heuchelei und bösen Gelüsten? Jener locale Hintergrund, durch welchen auch die äußeren Erscheinungen der Personen und Vorgänge, der Menschentypen, wie der landschaftlich-architektonischen Scenerie der Dichtung so wesentlich bedingt werden, wird bekanntlich durch die Notiz des Dichters gegeben: Ort der Handlung: ein Dorf bei Utrecht. Auf einer zu diesem Zweck unternommenen holländischen Reise erwarb sich Menzel die genaue allseitige Anschauung jener Natur-, Menschen- und Lebensarten. So gelang es ihm, in den Zeichnungen zu der Komödie des Dichters die lebenswahrsten, aber überall specifisch niederländischen Genrebilder von einer im dramatischen Ernst und im Humor gleich packenden, wahrhaft erstaunlichen Realität zu schaffen.

Die Mehrzahl der dreißig in den Text gedruckten Holzzeichnungen und die vier großen, bildmäßig durchgeführten und wirkenden Compositionen, welche, von Obernetter photographisch vervielfältigt, als Einzelblätter den Textseiten beigegeben sind, entlehnen ihre Motive der Handlung der Komödie selbst, d. h. ebensowohl den vor- und nachher spielenden und ihren nur andeutend erwähnten Vorgängen, wie den auf der Bühne sich abspielenden. Eine kleinere Zahl von Zeichnungen aber schmücken das Titelblatt des ganzen Buches, Anfang und Ende der Einleitung desselben; zwei andere bilden Titel und Schlußvignette des Stückes selbst. In jener Einleitung erzählt F. Dingelstedt die Geschichte der Kleist'schen Komödie von der Conception ihrer ersten Idee bis auf diesen Tag, und entwickelt zutreffend als Bühnenpraktiker die Gründe, welche dem Werke trotz seiner Genialität und seiner mannichfachen dramatischen Vorzüge scenische Erfolge so schwer und so selten gemacht haben. Die große Vignette mit dazu gehörigem Initial, welche Menzel an die Spitze dieser Einleitung setzte, zeigt das Bildniß des Dichters, von welchem nackte Genienbübchen den verhüllenden düsteren Flor und den Staub unter der Assistenz zwei echt Menzel'scher Musen entfernen, daß es nun in erfrischtem Glanz dem zweiten Jahrhundert nach seiner Geburt leuchte; andere Putten, die es mit Lorbeer- und Blumenkränzen zu schmücken beeifert sind, während einer von ihren befittigten Genossen die beiden Instrumente, welche gerade dieser Dichtung das Leben zumeist verkümmert haben, die Pfeife und die schartige Scheere des Bühnenbearbeiters, den aus der Höhlung des zerbrochenen Kruges aufschlagenden Flammen überantwortet. Das Titelblatt der Komödie selbst zeigt das Parquet eines Theaters, von den Kerzen des Kronleuchters beschienen, vor dem geschlossenen Vorhang, auf welchem man das Verzeichniß der Personen des Stückes liest. Zu Ende des Ganzen aber machen diese Hand an Hand, die bösen wie die guten, stürmisch hervorgerufen, in langer Reihe, hart an die Rampe und an den Souffleurkasten tretend, als lustigstes Schlußbild den Zuschauern noch einmal ihre Reverenz.

Digitized by Google

In den das Stück selbst illustrirenden Zeichnungen dagegen, ist jede Erinnerung an die Bühne und ihren künstlich gemachten Schein ausgetilgt. Von jenen ganz durchgeführten großen malerischen Darstellungen bis zur kleinsten Vignette sind sie und wirken sie als so echte Bilder des Lebens, als ob sie diesem selbst abgelauscht und nachgezeichnet wären; des Dichters Figuren haben für Menzels Phantasie vollkommen leibhaftige Gestalt gewonnen. Und in ihrem Dorf, in dessen winterlichen, schneebedeckten Gassen, mit den überbrückten, von Bäumen eingefaßten schmalen Canälen, vor und in ihren Wohnungen ist er so heimisch wie nur — nach den Zeichnungen des Friedrichsbuch und zu den Werken des großen Königs — in den Palästen und Hütten, in den Bürgerhäusern und den Feldlagern der Zeit desselben. Die Zeichnungen zu den Schnitten sind ersichtlich von Menzel direct auf den Holzstock ausgeführt. Sie zeigen ihn in der Behandlung, in der Schärfe und Bestimmtheit, der Energie und Kühnheit und wieder in der außerordentlichen Delicatesse und Zartheit, da wo diese am Platz sind, auf der vollen Höhe seiner jemals in dieser Richtung bewährten Meisterschaft; wie die Compositionen wieder eine unvergleichliche Kraft der geistreichsten Erfindung beweisen. Die großen photographisch wiedergegebenen Bilder erinnern durch die Macht, den Reichthum ihrer Tonwirkungen lebhaft an manche Meisterwerke der großen, altholländischen Malerei.

In der Ausführung der Holzschnitte, in welche sich Käseberg, Albert Vogel, Lütke, das Atelier von Brend'amour und wohl noch andere deutsche Xylographen getheilt haben, ist, wenn auch nicht von Allen gleichmäßig, Eminentes in der Kunsttechnik des Facsimileschnitts, in der strengen Hingebung an das Werk des Zeichners geleistet worden. Auch durch die sonstige Ausstattung des Buches in Bezug auf Papier, Druck (von Teubner in Leipzig), Einband, Deckelzeichnung und -Pressung ist dahin gewirkt, in dieser Jubiläumsausgabe ein Ganzes zu schaffen, das von keiner Publication übertroffen werden mag, durch welche man in unseren Tagen in Deutschland oder bei anderen Nationen einen Dichter oder Schriftsteller und sein Werk geehrt hat. Aber in Betreff dieser Aeußerlichkeiten kann sich — wir haben es erlebt — der Geschmack ändern; die Vorstellungen von höchster Eleganz und Pracht, die Anforderungen können gründlich umgewandelt werden. Immer aber wird dennoch diesem Buch die Unvergänglichkeit in der Wirkung für alle Zeiten und Geschlechter gesichert sein durch den nie veraltenden Schmuck, welchen Menzels Genie und Hand ihm in diesen Zeichnungen verlieh.

Ludwig Pietsch.

Die großen Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher, Aerzte und Hygieniker während des September 1877.

III.

Die Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Nürnberg am 25., 26. und 27. September.

(Schluß.)

4. Die Flüsse.

So wichtig und interessant nun aber auch die Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege waren, über die ich bisher berichtete, und mit so großem Eifer sich ihnen die Nürnberger Versammlung widmete, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß das hervorragendste actuelle Interesse durch eine andere Frage hervorgerufen wurde, die der Verunreinigung der Flüsse durch das Canalwasser. Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege hatte schon im Jahre 1876, von der Ansicht ausgehend, daß es sich darum handle, jeden einzelnen Fall zu beurtheilen und nicht generell über irgend eine Methode abzusprechen, eine Eingabe an das kaiserl. deutsche Gesundheitsamt gerichtet in der er darthat, daß systematische Untersuchungen über die Verunreinigung der Flüsse in Deutschland wünschenswerth seien, um darauf hin exacte Bestimmungen über diesen Gegenstand von Reichswegen erlassen zu können. Derartige Schritte erschienen um so dringender, als die betreffenden Verordnungen in einzelnen deutschen Staaten bisher durchweg dehnbarer Natur sind, und die darauf gestützten Entscheidungen der Behörden, mehr oder weniger auf das Gefühl gestützt, von Fall zu Fall ziemlich schwanken. Die Eingabe blieb ohne Erfolg. Die Frage der Verfälschung der Nahrungsmittel nahm das Interesse des Reichskanzlers so in Anspruch, daß auf seine Anregung hin das kaiserl. deutsche Gesundheitsamt sich ihr an erster Stelle widmete. Inzwischen hatte nun bei Gelegenheit von Specialfragen in Köln und in Frankfurt a. M. die Berliner wissenschaftliche Deputation sich dahin entschieden, daß unter keinen Umständen, so groß und wasserreich ein Fluß, so stark seine Geschwindigkeit auch sein möge, Canalwasser in ihn geleitet werden dürfe. Dieses Gutachten und die darauf gestützte sich ihm anschließende Entscheidung von vier preußischen Ministern gab einigen Mitgliedern außer dem Unterzeichneten, dem Professor Baumeister in Carlsruhe und Dr. Lent in Köln, Veranlassung, die Sache an den Verein zu bringen. Die beiden Referenten, die Herren Baumeister und Lent, widerlegten in ebenso eingehender als schlagender Weise die Ausführungen der preußischen wissenschaftlichen Deputation. Sie legten dar, daß die Annahme, menschliche Fäcalstoffe wären im Stande, specifische Krankheitskeime, wie von Typhus und Cholera, zu übertragen, bis jetzt lediglich eine Hypothese sei, zu deren Bekräftigung genügende exacte Untersuchungen fehlten, noch weniger sei das Schicksal solcher Keime festgestellt, wenn sie mittels städtischer Canäle in das Flußwasser gelangten und später möglicherweise getrunken würden. Sie bestritten speciell gegenüber der wissenschaftlichen Deputation, daß irgendwo eine derartige Thatsache, wie letztere behauptet hatte, durch die medicinische Statistik erwiesen sei. Fest steht ihnen zufolge nur die Schädlichkeit faulender organischer Substanzen überhaupt, insbesondere bei epidemischen Krankheiten, weil dadurch die allgemeine Empfänglichkeit gesteigert werde. Die Statistik liefert allerdings dazu Belege, daß Trinkwasser aus verunreinigten Flüssen oder Brunnen nachtheilig ist, aber sie gibt keinerlei Anhalt, daß faulende Excremente in irgend einer Weise vorzugsweise schädlich sind. Ebenso wie die Gesundheit ein hohes Gut ist, so auch die Reinheit der Gewässer, aber weder ist jene das höchste Gut, noch diese ein um jeden Preis zu erreichendes Ziel; immer handelt es sich nur um Annäherungswerthe. Absolute Sicherheit gegen gesundheitliche Gefahren ist eine übertriebene und unverhältnißmäßig kostspielige Forderung; in allen solchen Fragen muß man sich schließlich in der Praxis mit einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit begnügen. Keine Regierung ist ja übrigens im Stande, jede Verunreinigung der Flüsse zu verhindern, und es macht keinen Unterschied, ob das Canalwasser der Städte hineinkommt, welche mit Watercloset versehen sind, die in die Canäle münden, oder derer, die sich des Abfuhrsystems bedienen. Ja die wissenschaftliche Deputation gab selber zu, daß auch da, wo officiell die Fäcalstoffe ausgeschlossen sind, eine Controle gar nicht möglich ist. Ein Beispiel dafür gibt Paris, wo die Verunreinigung der Seine bekanntlich, trotzdem die Abfuhr dort officiell besteht, doch so groß wurde, daß ein Einschreiten der Behörde dringend nothwendig erschien. Die Flüsse haben, so führt Herr Baumeister aus, von altersher zur Beseitigung von Unrath, welcher aufgelöst oder weggeschwemmt werden kann, gedient; wollte man dies Recht plötzlich aufheben, so stellte man unsere ganze Lebensweise auf den Kopf, ja schon eine Beschränkung desselben würde in wirthschaftlicher wie in hygienischer Beziehung eine harte Schädigung sein. Es bleibt dann den Städten nichts übrig als Rieselanlagen einzurichten, die zum Theil vielleicht kaum durchführbar, zum Theil mit Kosten verknüpft sind, die eine Commune finanziell zu ruiniren im Stande sind, während die Einleitung in die Flüsse, bei nöthiger Wassermenge und Stromgeschwindigkeit derselben, kaum eine nennenswerthe Veränderung herbeigeführt hätte.

Die Gefahren eines derartig verunreinigten Flußwassers sind bei weitem übertrieben worden. „Selbst wenn man zugibt,"

Digitized by Google

sagt Herr Lent, „was ja vielfach bestritten wird, daß manche Fälle von Typhus und Cholera, gewiß nicht allzuviele, sich am einfachsten dadurch erklären lassen, daß das Trinkwasser die Ursache abgegeben hat, wird man doch schwerlich ohne Weiteres den Schluß ziehen, daß alle Flüsse und Ströme, in welche Canalwasser fließt, krankheitverbreitend wirken müssen, oder daß es für diese Krankheitsgifte überhaupt keine Grenze der Verdünnung gebe. Viele Millionen Einwohner Englands und Amerikas werden mit Flußwasser versorgt, so die 3½ Millionen Einwohner Londons, in Deutschland etwa 2 Millionen, und zwar aus Flüssen, von denen Canalwasser und Fäcalien keineswegs fern gehalten sind. Wer eine Choleraepidemie durchlebt hat, der weiß, welche Menge Choleraausleerungen in die Haushaltungswässer und so in die Canäle und Flüsse gelangt, auch wenn man bemüht ist, sie möglichst aufzufangen und unschädlich zu machen. Wäre nun die Behauptung richtig, daß in einem Kubikzoll Choleraausleerungen 15 Milliarden Cholerakeime enthalten sein sollen, so müßte im Laufe der Jahre, besonders in den Cholerajahren, doch eine beweisende Statistik hervorgetreten sein. Dem ist aber nicht so, und solchen Schreckbildern gegenüber wird man nur sagen können, daß jene theoretischen Behauptungen von den Milliarden Krankheitskeimen entweder nicht richtig sind und daß sie sich nur vereinzelt im Wasser umhertreiben, oder diese Krankheitskeime müssen im Wasser ihre schädliche Wirkungsfähigkeit verlieren, entweder infolge der großen Verdünnung oder aus anderen Gründen. Daß faules, verunreinigtes, in Gährung befindliches Wasser ungesund, daß direct der Quelle entnommenes Wasser jenem vorzuziehen sei, dafür braucht man keine Statistik und es wäre absurd, wollte man, um so etwas behaupten zu wollen, erst statistische Nachweise abwarten. Aber darum handelt es sich hier nicht; hier ist die Frage, ob es statistisch nachgewiesen ist, ob es sich in der Erfahrung herausgestellt hat, daß jedes Flußwasser, auch aus den Strömen, mit im Verhältniß zu dem einlaufenden Canalwasser kolossalen Wassermassen mit hinreichender Geschwindigkeit, mit genügender Selbstreinigungsfähigkeit u. s. w., unter allen Umständen für den Gebrauch als gefährlich angesehen werden muß, auch wenn es gehörig filtrirt ist.“ Weder in England noch in Amerika ist man so weit gegangen; die Frage muß daher durch systematische Untersuchungen auch für die deutschen Flüsse geklärt und damit der Verwaltung und der Gesetzgebung vorgearbeitet werden. In diesem Augenblicke wirkt ein so absolutes Verbot hemmend auf die Verbesserungen, besonders in den großen Städten, denen die nächste Hauptaufgabe gestellt ist, sich jedweden Schmutzes schleunigst zu entledigen. Denn das ist aus den englischen Untersuchungen über den jedenfalls höchst zweifelhaften Einfluß der Flußverunreinigung auf die Bevölkerung zu lernen, daß ganz andere Schädlichkeiten als die eben genannten den Bevölkerungen drohen, und unter diesen in erster Reihe die Folgen der Aufbewahrung und Stagnation der Abfallstoffe in den Straßen, Häfen, in dem Boden, in den Wohnungen. In der That liegt die Frage eines Hygienikers hier nahe: Ist es besser, wenn der Fluß verunreinigt wird oder wenn die Straßen und Wohnungen verunreinigt sind? Ist es besser, wenn ein Fisch stirbt oder wenn ein Mensch stirbt? Ergibt sich aus den Untersuchungen, daß in der That bei den einzelnen Flüssen die bestehende oder in Aussicht genommene Verunreinigung eine Gefahr oder eine wesentliche Unannehmlichkeit für die Anwohner mit sich bringt, wobei erwähnt werden muß, daß doch nur filtrirtes Flußwasser zum Trinkwasser empfohlen wird, so hat die Gesetzgebung einzuschreiten und zwar mit scharf bestimmten, aber praktisch durchführbaren Bestimmungen. Immer aber wird man sich erinnern müssen, daß ein absolutes Reinhalten der offenen, besonders der größeren Wasserläufe von Canalwasser und Fäcalien selbst an den Flüssen, welche für die Wasserversorgung unentbehrlich sind, unmöglich ist und daß es daher für die Regelung der Flußverunreinigung auf die Festsetzung von Grenzzahlen ankommen wird. Sagt doch die englische Flußverunreinigungscommission selbst: „es gibt keine strenge Demarcationslinie zwischen dem reinsten Quellwasser und dem schmutzigen Canalwasser, — es gibt kein absolut reines Wasser, die Gesetzgebung muß daher Grenzen bestimmen, was erlaubt ist und was nicht erlaubt ist. Dieses ist nothwendig, um einerseits die Bevölkerung zu schützen, und andererseits Corporationen vor Vexationen zu schützen.“

Selbstverständlich sind die deutschen Hygieniker von ihrer Ansicht, daß die Canalisation mit Berieselung in sanitärer und ökonomischer Beziehung das zweckmäßigste Verfahren sei, das städtische Canalisationswasser einschließlich der Fäcalien aus der Stadt zu bringen und auf den Rieselfeldern zu verwerthen, nicht abgegangen, wo aber unüberwindliche Schwierigkeiten dieser Methode gegenüberstehen oder ihre Durchführung die kolossalsten finanziellen Opfer den Communen auferlegen würde, soll nicht ohne Weiteres das Einlassen des Canalwassers in die Flüsse verboten werden, wenn nicht festgestellt wird, daß infolge davon aller Wahrscheinlichkeit nach derartige Verunreinigungen zu erwarten sind, daß sie als gesundheitsgefährlich oder wenigstens als unangenehm bezeichnet werden müssen. Durch ein absolutes Verbot verhindert die Regierung nur die Verbesserung der sanitären Zustände, während sie nicht einmal das durchsetzen kann, was ihr Ziel ist, nämlich die Reinhaltung der Flüsse selbst. Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege beschloß daher, eine Petition an den Reichskanzler selbst zu richten, in der er seinen früheren Beschluß wiederholte, daß systematische Untersuchungen an den deutschen Flüssen auszuführen sind, um feststellen zu können, inwieweit nach der Wassermenge und Geschwindigkeit die directe Ableitung von Schmutzwasser, sei es, daß menschliche Excremente demselben zugeführt werden oder nicht, in die Wasserläufe gestattet werden kann.

Meiner Ansicht nach ist damit in der That Alles geschehen, was nach Lage der Sache möglich ist. Der Verein gibt die Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege nicht auf, er will, wo es sich um klare und wirklich zu beseitigende Uebelstände handelt, auf keinen Compromiß eingehen, aber er folgt auch nicht der Tendenz, die jetzt zum Schaden der Hygiene selbst ein wenig zu sehr die Oberhand gewonnen hat, daß man nämlich in fehlerhafter Uebertreibung unserem ganzen Staatswesen wo möglich nur die eine Aufgabe stellt, die Hygiene zu beeilen. Man kann dem gegenüber nur mit Sander wiederholen, daß auch die Gesundheit ein hohes, aber nicht das höchste Gut ist, und daß in allen hygienischen Fragen auch die Volkswirthschaft ihr gewichtiges Wort mitzusprechen hat. Die Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege, Reinheit der Luft, des Wassers und des Bodens sind unwiderleglich, aber wie in allen menschlichen Dingen ist ihre Erfüllung nur annähernd möglich. Man kann zufrieden sein, wenn sich diese Annäherung dem Ideal möglichst nähert. Wie sehr die größeren Communen bei der Entscheidung dieser Frage aber materiell interessirt waren, ergab sich schon daraus, daß ein großer Theil derselben gerade um dieser Debatte willen zu Nürnberg vertreten war. So waren erschienen die Oberbürgermeister und Bürgermeister von Breslau, Posen, Königsberg, Danzig, Stettin, Crefeld, Düsseldorf, Köln und Andere mehr. In allen diesen Städten handelt es sich, wie außer Preußen z. B. auch in München, um sanitäre Zustände, die geradezu unhaltbar sind; überall erkennen die Communalbehörden dies an und sind bereit, Abhülfe zu schaffen. Sie erkennen auch an, daß in letzter Instanz die Canalisation mit Berieselung dasjenige Verfahren ist, welches allein allen einschlagenden Forderungen, soweit das möglich ist, entspricht, sie wollen aber, bis sie in der Lage sind, Rieselfelder schaffen zu können, vorläufig ihr Canalwasser den Flüssen übergeben, die durch Wassermenge und Stromgeschwindigkeit ebenso wenig wie in Hamburg, wo das Verfahren ja seit einem Vierteljahrhundert ohne Schaden besteht, dadurch einer erheblichen Verunreinigung ausgesetzt sind. Hieran hindert die preußischen Städte zur Zeit die Regierung, gestützt auf das durchaus unhaltbare Gutachten der wissenschaftlichen Deputation. Behält die preußische Regierung factisch Recht, so bleiben die sanitären Zustände der betreffenden Städte in ihrer ganzen Unhaltbarkeit bestehen, und auch den Flüssen erwächst aus einem solchen Verbote kein Vortheil, sie werden wie bisher unsystematisch und in gefährlicherer Weise verunreinigt, als dies bei einer

Digitized by Google

systematischen Canalisation der Fall sein würde. Unter diesen Umständen hat der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege es daher allerdings für seine Pflicht gehalten, an eine höhere Instanz, an die des Reichskanzlers, zu appelliren, und man darf hoffen, daß diese Appellation, gerade eines solchen Vereins, dessen Mitglieder großentheils in den verschiedensten amtlichen und nichtamtlichen Stellungen Gelegenheit hatten, sich ein praktisches Urtheil zu bilden, von Gewicht sein wird.

Alles in Allem genommen hat auch die diesjährigen Wanderversammlung des Vereins ihm, irren wir nicht, Ehre gemacht und wird dazu beitragen, seinen Einfluß in immer weiteren Kreisen zu befestigen.

P. Boerner.

Goethes „Faust" in der Bearbeitung von Otto Devrient.

I.

Von den Aufführungen des Goethe'schen „Faust", die im vergangenen Jahre in Weimar stattfanden, ist seiner Zeit in der Presse viel die Rede gewesen und nur das Rühmlichste gesagt worden. Otto Devrient, der Sohn des vor kurzem verstorbenen, um das Theater hochverdienten Eduard Devrient, hatte sich der kühnen Aufgabe unterzogen, die ganze Faustdichtung mit den beiden Vorspielen und dem zweiten Theile zur scenischen Darstellung einzurichten. Ich habe den Vorstellungen nicht beigewohnt, weil ich noch immer bei meiner skeptischen Auffassung beharre, daß der zweite Theil des „Faust" nicht aufführbar ist, und daß die Aufführung dieses zweiten Theils immer auf ein mehr oder minder interessantes Experiment ohne nachhaltige Wirkung hinausläuft; weil ich ferner der Ansicht bin, daß diese eigenthümliche Dichtung ohne alle feste Composition, ohne geschlossene Handlung den elementarsten Anforderungen der Bühne geradezu widerspricht und durch die Verpflanzung auf dieses ihrem eigensten Charakter so feindliche Gebiet ihre Eigenart verliert, und so aus dem Kunstvollen etwas Gekünsteltes wird. Aber darüber läßt sich streiten, das ist Sache der Auffassung, und ich möchte jeden Streit vermeiden. Ich schenke den vertrauenswerthen Stimmen, welche die Devrient'sche Einrichtung als eine sinnreiche und glückliche bezeichnet haben, gern Vertrauen; ich will auch mit Freuden zugestehen, daß die scenischen Neuerungen einzelnen Scenen und sogar ganzen Acten des ersten Theils eine größere Lebendigkeit, eine stärkere Wirkung verliehen haben, als sie von den bisherigen Einrichtungen erzielt worden ist. Das theatralisch Wirksame lasse ich ganz unerwähnt, da mir darüber ein Urtheil nicht zusteht. Der frühere Regisseur in Weimar hat aber seine Einrichtung unter dem Titel: „Goethes Faust, für die Aufführung als Mysterium in zwei Tagewerken eingerichtet von Otto Devrient", in Karlsruhe in der G. Braunschen Hofbuchhandlung erscheinen lassen, und somit hat auch der Kritiker, der den Aufführungen nicht beigewohnt, die Gelegenheit, die Devrient'sche Einrichtung, soweit sie die Dichtung selbst berührt, einer Prüfung zu unterwerfen. Das habe ich gethan. Ich habe den ersten Theil der Devrient'schen Bearbeitung aufmerksam mit der Goethe'schen Dichtung verglichen und dabei Mancherlei gefunden, was mich mehr als bedenklich, ja was es mir unmöglich gemacht hat, trotz aller Anerkennung, die ich für die Verdienste des gewissenhaften und unterrichteten Regisseurs im Uebrigen habe, in das Lob der Kritik über diese Einrichtung mit einzustimmen.

Von der Einleitung will ich nicht viel reden. Nur den einen Satz möchte ich citiren, der mein vollstes Erstaunen hervorgerufen hat. Es heißt gleich auf der ersten Seite: „Im Lichte moderner Bühnentechnik betrachtet, muß Goethes „Faust" immer nur als ein loses und verworrenes Gewebe von Schein und Leben, von Lehrgedicht und Phantasterei, von Vorzeit und Gegenwart, von Orthodoxie und Freigeisterei erscheinen und hinter den Aufgaben der dramatischen Kunst zurückzustehen scheinen." Was soll das heißen? Was hat die Bühnentechnik mit der religiösen Auffassung einer Dichtung zu schaffen? Was heißt das, daß im Lichte „moderner Bühnentechnik" der „Faust" als ein verworrenes Gewebe von Orthodoxie und Freigeisterei erscheine? Dieser Satz ist aber charakteristisch; denn er zeigt, wie sich die „moderne Bühnentechnik" anmaßt, an die Auffassung der Dichtung selbst zu rühren, wie sie im vollkommenen Verkennen ihrer Aufgabe und in der Ueberschreitung aller ihrer Competenzen das Werk des Dichters selbst vor ihr Forum zieht und ihrem Urtheilsspruche unterwirft, während sie von rechtswegen nichts Anderes thun dürfte, als die rein äußerliche Frage der Aufführbarkeit zu lösen oder zur Lösung vorzubereiten. Mag sich die „moderne Bühnentechnik" dergleichen Uebergriffe einem unerheblichen, einem modernen Werke gegenüber gestatten, es soll allenfalls geduldet werden! Wenn es sich aber um Goethes „Faust" handelt, d. h. um das Gedicht, das nach dem ungefähr einstimmigen Urtheil der urtheilsfähigen Welt als das vollendetste und herrlichste dichterische Werk aller Zeiten und aller Völker gilt, als etwas so Erhabenes, daß man es gar nicht antasten darf, als ein Heiligthum, das schon durch die bloße Berührung entweiht wird, als ein Werk, dessen unversehrte Reinhaltung eine Gewissenssache der deutschen Nation ist, und für das wir Glücklichen, die wir es besitzen, nichts Anderes empfinden sollen, nichts Anderes empfinden dürfen als Bewunderung, Entzücken und Ehrfurcht — wenn es sich um diese unsere reinste und vollste Nationaldichtung handelt, dann bitten wir die „moderne Bühnentechnik" ganz gehorsamst, doch recht behutsam zu Werke zu gehen und nicht einen Augenblick zu vergessen, an welche Poesie sie da ihre technischen Finger legt!

Allerdings kann die „moderne Bühnentechnik" den „Faust" nicht unversehrt acceptiren; der „Faust" — ich spreche einstweilen immer nur vom ersten Theile, den ich für eine genügend abgeschlossene Tragödie halte — ist zu lang für die Darstellung, und es sind Stellen darin, die das prüde Theaterpublicum nicht hören mag. Das Theater, das für die Werke, die es in sich aufnimmt, eine bestimmte zeitliche Beschränkung fordern muß, gebietet also Kürzungen. Es ist zu beklagen, aber ist, so lange wir für den Theaterabend den Zeitraum von 3—3½ Stunden festhalten, nicht zu ändern. Man hat also damit angefangen, die beiden Vorspiele wegzulassen und damit — mit der Weglassung des Vorspiels auf dem Theater — auch die gedankenvollsten und bewunderungswürdigsten Verse, die vielleicht je gedichtet sind, von der Bühne verstoßen. Sodann hat man die beiden Zwischenspiele der Walpurgisnacht beseitigt. Dieser Verlust ist vielleicht weniger schmerzlich, da in dieser wüsten, gewaltigen Phantasterei sich eine große Anzahl von solchen Derbheiten vorfinden, die das Ohr des Theaterpublicums verletzen, da überdies die satirischen Anspielungen auf die Zeit kaum noch verstanden werden, und da diese Zwischenspiele endlich nur durch ein Moment: die Erscheinung Gretchens mit der sogenannten „Handlung" verknüpft werden.

Da aber das immer noch nicht ausreicht, hat man noch einen gewagten Schritt weiter gehen und aus dem Fleisch der Tragödie selbst unbarmherzig Stücke herausschneiden müssen. Man hat sich da zunächst an das gehalten, was nach einer frivolen und pietätlosen Auffassung als „entbehrlich" bezeichnet werden konnte. Es ist aber nichts entbehrlich! Das habe ich jetzt bei meiner Vergleichung der neuen dramatischen Einrichtung mit der Dichtung wieder recht herausgefühlt. Es thut einem das Herz wehe, wenn man gewahrt, welche Wunder an Schönheit da durch den schonungslosen Rothstift der Regie beseitigt worden sind! Ich habe die andern Bühneneinrichtungen nicht so genau im Kopfe und weiß nicht, wie diese mit dem „Faust" verfahren, aber hier, in dieser neuen, sind der Forderung der Theaterzeit poetische Herrlichkeiten zum Opfer gefallen, die Jedermann lebhaft bedauern muß und für die ich meinestheils gern die ganze Walpurgisnacht, von der Devrient Einiges bewahrt, und alle Paralipomena, die er aufgenommen, in den Kauf gegeben hätte.

Ich will hier zunächst einige von den Strichen in der Devrient'schen „Faust"-Einrichtung angeben. Gleich in dem Monologe des Faust nach Wagners Abgange springt Devrient mit einem kühnen Striche von dem Verse

Digitized by Google

Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

über 38 Goethe'sche Verse hinweg zu den Worten:

Den Göttern gleich' ich nicht!

Dabei sind Verse gefallen wie:

Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

— Verse wie:

Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.

Dann, etwas später, fallen wieder mehrere Verse, darunter die wunderbaren:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last;
Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

In der Scene zwischen Faust und Wagner beim Spaziergange sind mehrere Verse des Faust über die alchemistischen Künste seines Vaters ausgemerzt, darunter die sprüchwörtlichen:

„Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?

Ferner außer andern „Kleinigkeiten" die prächtigen, gemüthlich philisterhaften Schlußworte Wagners:

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scolar.

In der Scene zwischen Faust und Mephistopheles: „Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?" sind wieder einige gewaltsame Striche. Da fehlen neben vielen anderen die tiefsinnigen und großartigen Worte:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.

ebenso die hochpoetische Apostrophe an den Tod:

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet ꝛc.

In derselben Scene ist der Geisterchor:

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt!

und der Anfang der Rede des Mephisto

Dies sind die kleinen
Von den Meinen ꝛc.

gestrichen. Ebenso fehlt die ganze Rede des Mephisto auf Fausts:

Allein ich will!

Mephistopheles.

Das läßt sich hören!
Doch nur vor Einem ist mir bang;
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang' ꝛc.

bis zum Verse

Möchte selbst so einen Herren kennen;
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Geradezu unerlaubt erscheint mir der grausame Strich in der Hexenküche. Da fährt bei Devrient Faust nach den Worten

Und schafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?

fort:

Warum denn just das alte Weib?
Kannst du den Trank nicht selber brauen?

Da sind wieder 23 Verse gestrichen, und was für Verse!

Mephistopheles.

... Dich zu verjüngen gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es steht in einem andern Buch,
Und ist ein wunderlich Kapitel.

Faust.

Ich will es wissen.

Mephistopheles.

Gut! ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und ohne Zauberei zu haben!
Begib dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn.
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, selbst zu düngen —
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Faust.

Das bin ich nicht gewöhnt; ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen,
Das enge Leben steht mir gar nicht an.

Mephistopheles.

So muß denn doch die Hexe dran!

Das ist gestrichen! — Hat dieser Strich nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit dem berühmten des Hamburger Vorstadttheaterdirectors:

Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?
Euch soll sogleich Tokayer fließen!
Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe.

Andere Striche in derselben Scene sind berechtigter. Aber die allbekannten Verse wie:

Mein Freund, das lerne wohl verstehn!
Dies ist die Art mit Hexen umzugehn,

vermisse ich doch ungern, ebenso in der Straßenscene zwischen Faust und Mephisto die köstlichen humorvollen Verse:

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos!

Auch aus der Höhlenscene — Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto — sind einige der schönsten Perlen ausgebrochen; z. B.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, gesittet pfui zu sagen!
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

In der Scene am Brunnen ist in des Wortes wahrer Bedeutung ein Vers beanstandet worden:

Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.

Dieser Vers darf nicht gestrichen werden; wenn er auch unbehaglich wirkt, wie er wirken soll. Auf diesen Satz Lieschens baut sich ihre ganze Entrüstung, ihr „tapferes Schmälen", auf. Das heißt die Rücksichten auf den Anstand übertreiben.

Hiermit komme ich auf die weitere Eigenthümlichkeit der Bearbeitung, auf das Geschäft des Milderns am Originaltexte, das die „moderne Bühnentechnik" nun einmal für ihre Aufgabe hält. Hier hat die „moderne Bühnentechnik" einige Veranstaltungen — ich hätte beinahe Verunstaltungen geschrieben

Digitized by Google

— vorgenommen, die ihre weitesten Befugnisse überschreiten, die überhaupt über alle Befugnisse hinausgehen mit unserer prosaischen Nüchternheit und altklugen Alltäglichkeit das Genie zu corrigiren! Es ist ein wunderlich Kapitel! Ich werde darüber in der nächsten Nummer das Auffallende mittheilen. Aus der Anführung der beseitigten Stellen — und ich bin lange nicht vollständig in meiner Aufzählung gewesen — wird man aber schon erkennen, daß an dieser Einrichtung nicht Alles zu loben ist. Mit einem ganz geringen Zeitverluste hätte man wenigstens einige der allerbedeutendsten Stellen, die hier ohne Nöthigung beseitigt erscheinen, erhalten können.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Frieden im Orient läßt auf sich warten und der Stoff, welchen er journalistischen Conjecturen bietet, wird für einige Zeit wohl noch ausreichen. Sein endlicher Abschluß aber wird der Welt eine reichliche Fülle von Ueberraschungen bringen. Für Deutschland wird der russische Dank für die geleisteten guten Dienste sich nicht solider erproben als der sprüchwörtliche des Hauses Habsburg. In Oestreich dürfte wenigstens die militärische annexionslüsterne Hofpartei ihre Hoffnung auf ein erkleckliches Stück der ottomanischen Beute für eine bessere Gelegenheit vertagen müssen. Frankreich zählt vorerst nicht nach außen hin und seine Erwartung, daß es in letzter Stunde bei der Vernichtung des Pariser Friedens mindestens die Rolle eines mithelfenden Todtengräbers spielen könnte, wird sich schwerlich erfüllen. In England wird keine Partei befriedigt sein, weder die pietistisch Gladstone'sche, die seit Jahresfrist von den bulgarischen Gräueln frühstückt, dinirt und zu Abend ißt, noch die türkenfreundlich Disraeli'sche, die mit ihren Palmerston'schen Traditionen in dieser Zeit der Vertragsbrüche und der völkerrechtlichen Anarchie sich noch immer nicht zurechtfindet. Der Türkei selbst wird ihr heldenmüthiger Widerstand nicht viel geholfen haben, denn viele Hunde sind nicht nur des Hasen, sondern auch edlerer Thiere Tod. Im vorigen Sommer schrieb ein Freund des Halbmondes an einen in der Schweiz weilenden politischen Genossen, der jedoch, um im Zeitungsjargon zu sprechen, mehr russophobisch als turcophil angehaucht ist, einige Briefseiten voll Bewunderung des unerwarteten orientalischen Heroismus. Der Andere erwiderte, auch ihm hätten die russischen Niederlagen, soweit das bei der verbrecherischen Menschenschlächterei möglich, während der Ferien ein nicht geringes Behagen verschafft. Aber, so fügte er warnend hinzu: Respice finem! Dies Ende rückt denn auch heran und eine Barriere mehr gegen das überfluthende Slaventhum wird mit europäischer Hülfe niedergerissen sein. In der Ueberschau der Mächte, die dabei mit leeren Händen ausgehen werden, hätten wir bald das kleine Italien ganz vergessen. Auch ihm wird der Friedensschluß im Osten mancherlei Enttäuschungen bereiten. Die Erben Machiavellis hatten einmal wieder gerechnet, daß, während Andere ihre Haut zu Markte trügen, sie selbst irgendwie davon profitiren könnten. Die neuliche Feier bei Mentana gegen Ende November wurde zwar officiell vornehm desavouirt. Es ist jedoch in Europa ein öffentliches Geheimniß, daß die Speculation auf einen allgemeinen Wirrwar, der Italien Wälschtyrol und Triest in den Schoß würfe, bis in namhafte italienische Regionen hinauf Vertreter hat. Ueber Mentana brachten die Blätter zahlreiche Berichte voll ergreifender historischer Erinnerungen. Aber eines der interessantesten Momente der Schlacht oder vielmehr des Schlachtens von Mentana wurde in den Zeitungen nicht erwähnt, war allerdings damals auch nur wenigen Personen bekannt geworden. Jedermann weiß, daß, als im Spätherbst 1867 Napoleon III. in Biarritz weilte und über eine Revanche an Deutschland für Sadowa und Luxemburg brütete, der Minister Rattazzi ihn vergebens durch Nigra sondiren ließ, ob das italienische Ministerium Garibaldi bei dessen Plänen gegen das Papstthum gewähren lassen dürfe. Napoleon schwieg hartnäckig, veranlaßte bald darauf Rattazzi, der sich compromittirt hatte, zum Rücktritt, gab Ordres und Contreordres und ließ endlich die Garibaldianer bei Mentana zusammenschießen. Die Meldung des französischen Generals nach Paris, die Chassepots hätten Wunder gethan, ist zum geschichtlichen Gemeingut geworden. Die armen italienischen Rothhemden hatten aber nicht nur die französische Brigade wegen der ähnlichen Uniform mit der päpstlichen, in Frankreich unter stiller obrigkeitlicher Erlaubniß angeworbenen Legion von Antibes verwechselt, sondern auch von einem anderen kleinen Umstande, der ihnen zum Verderben gereichen sollte, vor dem Treffen keine Ahnung gehabt. Die Franzosen bildeten ein Carré. Als dieses sich öffnete und ein mörderisches Feuer die Italiener niederstreckte, hatte ein Freund Garibaldis, ein vielgenannter Arzt, der noch jetzt in der italienischen Kammer einen Theil der äußersten Linken führt, ein seltsames Gerassel gehört, wie wenn ein enormes Uhrwerk in Thätigkeit gesetzt wird. Sorgsame Erkundigungen bewiesen bald darauf, daß die Franzosen eine Mitrailleuse, deren Bestandtheile sich großentheils zusammenlegen ließen, mit sich führten. Napoleon hatte sie für einen Krieg mit Deutschland erfunden und sie war jetzt den italienischen Republikanern gegenüber erprobt worden. Wegen der in den Manövern bei Vincennes längst versuchten Chassepots war das nicht mehr nöthig und das banale: Les chassepots ont fait merveille! war nur eine Art chiffrirter Bezeichnung für das andere Todesinstrument, das zu des Himmels und des Papstes höchster Glorie den verhaßten Nachbarn jenseits des Rheines den Garaus machen sollte. Die Mitrailleuse hat sich indessen, wie erinnerlich, drei Jahre später schlecht bewährt. Die französische Armee, die dem zweiten December ihre Hülfe geliehen, wurde dafür bei Sedan von der Nemesis eingeholt. Man möchte fast glauben, daß jene Erfahrung jetzt, wo ein unfähiger Heuchler, wie ihn Thiers nannte, den Staatsstreich zu wiederholen nicht übel Lust zeigte, die designirten Gottesstreiter einigermaßen in's Schwanken brachte. Kein Zweifel, daß, sollte der Helfershelfer der Jesuiten doch noch schließlich im Laufe der Zeit den Spuren seines bonapartistischen Vorgängers nachtaumeln, dasselbe Geschick ihn und seine militärischen Complicen noch rascher und unwiederbringlicher ereilen würde.

* * *

Für Weihnachten.

Aus allen Gebieten der sogenannten „Geschenksliteratur" sind uns zur jetzigen Festzeit Neuigkeiten in so großer Anzahl zugegangen, daß wir es uns, ungeachtet des besten Willens, wenigstens der werthvolleren Erscheinungen zu gedenken, versagen müssen, unserer Absicht zu folgen. Die nothwendige Rücksicht auf den knapp bemessenen Raum einer Wochenschrift, welcher den Beiträgen rein actueller Natur und solchen, welche die nächsten Aufgaben der „Gegenwart" berühren, vor allen anderen zur Verfügung stehen muß, zieht der Ausführung unseres Willens schwer übersteigbare Schranken. Es seien daher an dieser Stelle nur einige Erscheinungen hervorgehoben, die, an das Interesse weiter Kreise sich wendend, dasselbe im hohen Maße verdienen und als erste derselben sei der soeben ausgegebene Roman von Georg Ebers, „Homo sum" (Stuttgart, Hallberger) genannt. Diese neueste Arbeit des berühmten Verfassers der Romane „Eine egyptische Königstochter" und „Uarda" ist das literarische Ereigniß der letzten Tage und verdient es zu sein. Wir werden zu ruhigerer Stunde auf das Buch eingehend zurückkommen.

Auch Rudolf Gottschalls neuester Roman „Welke Blätter" (3 Bände, Breslau, Trewendt) soll hier genannt werden als eine beachtenswerthe Aeußerung des fruchtbaren Schriftstellers, eines scharfen Beobachters und gewandten Erzählers.

Julius Wolff legt auf den Weihnachtstisch eine köstliche Waidmannsmär, „Der wilde Jäger" (Berlin, Grote), der eine ausführlichere Besprechung vorbehalten bleibt. „Dir, meiner Heimat, widme ich dies Lied" singt der Dichter am Eingange seiner Mär und er darf sicher sein, daß ihm die Heimat, soweit in ihr der Sinn für ein echtes Stück Poesie lebendig ist, warmen Dank spenden wird für diese neueste Dichtung, wie früher für seinen „Eulenspiegel redivivus" und den „Rattenfänger von Hameln".

Die thätige und geschickte Verlagshandlung der Gebrüder Paetel bereichert den Weihnachtsmarkt durch die soeben beendete zehnbändige Gesammtausgabe der Werke Franz Dingelstedts. Es wird eine lohnende Aufgabe sein, das Bild der literarischen Persönlichkeit dieses eigenartigen und reichbegabten Dichters festzuhalten, wie es aus seinen gesammelten Werken sich ergibt. Als Lyriker, Romancier, Essayist, Dramatiker und Dramaturg tritt uns Dingelstedt hier entgegen, in jeder dieser Eigenschaften niemals Gewöhnliches schaffend und oft die Pfade des echten dichterischen Genius wandelnd, in seiner Gesammtheit als eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer zeitgenössischen Literatur.

Digitized by Google

Der prächtigen illustrirten Shakespeare-Ausgabe, mit der Eduard Hallberger in Stuttgart kürzlich den Büchermarkt bereichert hat, läßt derselbe Verleger jetzt ein bedeutungsvolleres Unternehmen folgen, das sicherlich der regsten und wohlverdienten Theilnahme begegnen wird. Es handelt sich um nicht weniger als eine im großen Stile illustrirte Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken, zu deren Herstellung sich eine glänzende Reihe der angesehensten deutschen Künstler vereinigt hat. Der abgeschlossen vorliegende erste Band läßt keinen Augenblick im Zweifel, daß man die beste und schönste aller bestehenden Schiller-Ausgaben vor sich hat (die 15bändige kritische Ausgabe kommt hier nicht in Betracht). Der Text ist von Professor J. G. Fischer, dem bewährten Literaturkenner und feinsinnigen Lyriker, mit größter Sorgfalt revidirt und zeigt in sich alle Ergebnisse der neuesten Schillerphilologie verwerthet; der Herausgeber hat mit seiner Textrevision eine Arbeit der Liebe geliefert. Dasselbe läßt sich wohl mit voller Berechtigung von sämmtlichen Künstlern sagen, welche an diesem ersten Bande mitgearbeitet haben. Unter den etwa 170 Illustrationen desselben begegnen wir kleinen Meisterstücken, Bildern, die so innig dem Texte sich anschmiegen, aus dem sie hervorgegangen, daß sie ihm zum künstlerischen Commentar werden. Leider verbietet es der Mangel an Raum, auf einzelne der Illustrationen hier besonders hinzuweisen; eine eingehendere Würdigung derselben bleibe für den Abschluß der Ausgabe vorbehalten. Aber wo man den Namen F. Piloty, F. Keller, A. Wagner, Kanold, W. Camphausen, Volz, Schraudolph, Gyses und so vielen anderen gleichwerthigen begegnet, dort darf man sicher sein, vor künstlerischen Leistungen von nicht gewöhnlicher Bedeutung zu stehen. Die Holzschnitte, zum Theil von Hechts Meisterhand geschnitten, gehören zu den besten, die ich aus neuerer Zeit kenne. Die typographische Ausstattung, in ihrer Wirkung durch reichen Schmuck von Initialen, Vignetten und Kopfleisten erhöht, ist musterhaft. Kurz — diese Hallberger'sche Schiller-Ausgabe verdient das uneingeschränkteste Lob, sie ist ein Nationalwerk im besten Sinne des Wortes — auch ihrer Billigkeit nach*) — und als solches sei sie auf das Lebhafteste begrüßt und empfohlen.

Wilhelm Hertz in München, der Dichter von „Hugdietrichs Brautfahrt" und gediegner Kenner unserer mittelalterlichen Dichtung, hat mit seiner soeben erschienenen Uebersetzung von Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde**) unsere Literatur durch ein Meisterstück der Uebersetzungskunst bereichert. Es handelt sich hier nicht etwa um eine Nachdichtung Gottfrieds, in dem Sinne wie sie Schlegel, Immermann, Herman Kurz, Simrock u. A. mit größerem oder geringerem Glück versucht haben, sondern um eine wirkliche Uebersetzung, zwar keine wörtliche des ganzen Gedichts vom ersten bis zum letzten Vers, aber der nach Ausscheidung des Nebensächlichen und den Genuß beeinträchtigenden übrig bleibenden Theile. So sind die Episoden von Gandin, vom Hündchen Petitcriu, als Ueberreste alter Mythen für den Sagenforscher interessant, aber im Gedichte müssig und der Wirkung des Ganzen nachtheilig, entfernt worden; ebenso die eingestreuten Sprüche, allerlei Weitschweifigkeiten der Erzählung und Betrachtung, auch alle die Stellen, wo der Dichter sein Verhältniß zu seinen Vorgängern berührt, selbst der bekannte literarische Excurs, worin Gottfried über seine Sangesgenossen Musterung hält und gegen eine Kunstrichtung, in welcher man die Wolframs von Eschenbach erkennen darf, eine trotz aller Deutungsversuche noch immer höchst unklare Polemik führt. Andere Abschnitte sind auf einen geringeren Umfang zusammengezogen worden, z. B. die Beschreibung der Jagdgebräuche, die Schilderungen von Rüstung und Kleidung, die allegorische Deutung der Minnegrotte. Hier und dort blieb der Uebersetzer natürlich einzig auf sein Gefühl angewiesen, das ist aber das Gefühl eines echten Dichters, welcher in allen Fragen, die das Wesen seiner Kunst berühren, die richtigen Wege wandelt. In der Behandlung der Reimpaare hat sich Hertz die für das Neuhochdeutsche unerläßliche Freiheit gestattet — er äußert sich darüber in der Vorrede —, neben den Versen von vier Hebungen mit stumpfem Reim auch solche mit klingendem Reim anzuwenden. Unreiner Reim und doppelte Senkungen sind möglichst vermieden und der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung ist streng inne gehalten. Um aber die Monotonie dieses regelrechten Versgangs zu unterbrechen, ließ der Uebersetzer da und dort den Auftakt wegfallen, sodaß also die Verse bald jambischen, bald trochäischen Rhythmus haben. Um dem Leser keinen bloßen Torso zu bieten — Meister Gottfried hat bekanntlich die Vollendung seiner Gedichte nicht erlebt — hat Wilhelm Hertz seiner Uebersetzung eine freie Bearbeitung der altfranzösischen Tristanfragmente beigefügt, welche Gottfrieds verlorener Quelle am nächsten kommen. — Leider gestattet es den Raum nicht, an dieser Stelle Uebersetzungsproben zu geben; sie wären, unter Herbeiziehung des Originaltextes, der sprechendste Beweis für die Meisterleistung des zeitgenössischen Dichters, die an hinreißender Kraft der Sprache und Grazie der Form alle früheren Versuche auf dem besonderen Gebiete in den Schatten stellt und ein wirkliches Wiedergewinnen Gottfrieds, des großen Herzenskündigers, bedeutet. — Auch die typographische Ausstattung des Buches — es macht den Eindruck eines echten Elzevier — verdient uneingeschränktes Lob.

Zu den unzähligen guten und schlechten unserer deutschen Uebersetzungsausgaben der Werke Walter Scotts gesellt sich in der jetzt abgeschlossenen Grote'schen Ausgabe die beste und schönste aller. Zwölf stattliche, mit reichem Bilderschmuck gezierte Bände, enthalten in vortrefflichen, von erklärenden Einleitungen begleiteten Uebersetzungen die volksthümlichsten Romane Scotts: Quentin Durward, Ivanhoe, der Alterthümler, der Talisman, die Presbyterianer, Guy Mannering, Waverley, Kenilworth, das Herz von Midlothian, der Abt, die Braut von Lammermoor, Montrose, Mädchen von Perth. Die literarisch-historischen Einleitungen sowohl als die Biographie sind von der Hand des gründlichen Kenners der englischen Literatur, Benno Tschischwitz, und bieten eine gute Einführung in das Studium der Werke eines der größten Dichter unseres Jahrhunderts. „Walter Scott ist ein großes Talent," sagte Goethe einstens zu Eckermann, „das nicht seinesgleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Leserwelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat." „Da ist Alles groß, Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, sowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details." „Goethe fuhr sodann fort, mit großer Bewunderung über Walter Scott zu reden. Eckermann ersuchte ihn, seine Ansichten zu Papiere zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß die Kunst in jenem Schriftsteller so hoch stehe, daß es schwer sei, sich darüber öffentlich mitzutheilen." — Möchten diese Worte Goethes dieser neuen Ausgabe der Werke Scotts als guter und wohlverdienter Geleitsbrief dienen.

Von Brehms Thierleben (Leipzig, Bibliographisches Institut), einem Buch, das sich an epochemachender Bedeutung den hervorragendsten naturwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit anreiht und gleich Buffons „Histoire naturelle" einen Wendepunkt in der Darstellung der Naturgeschichte bezeichnet, liegt die Abtheilung Säugethiere abgeschlossen vor. Wir gedenken dem Werke gelegentlich seines gänzlichen Abschlusses eine eingehendere Würdigung zu Theil werden zu lassen. Hier möge die Bemerkung genügen, daß die Weihnachts- und Geschenksliteratur kein Werk aufzuweisen hat, das der heranwachsenden Jugend und dem gereiften Manne einen so reichen Schatz von naturwissenschaftlicher Belehrung in so köstlicher Form darreicht. Die nahezu 800 Thierbilder der vorliegenden drei Bände sind unübertroffene Muster der Gattung.

Fräulein Johanna von Sydow, als Veronica von G. den Lesern des „Bazar" eine vertraute Erscheinung, hat ihre reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der praktischen Aesthetik und zwar zunächst der Frauentoilette in einem Moden- und Toiletten-Brevier*) niedergelegt, das berufen erscheint, mit Recht zu jenen literarischen Erzeugnissen gezählt zu werden, welche die Buchhändler als „unentbehrlich für jeden Weihnachtstisch" zu bezeichnen pflegen. Und für diesen ist das „Brevier" im besten Sinne des Wortes geeignet; die äußere Ausstattung, in jeder Beziehung musterhaft, ist einer jener immer öfter wiederkehrenden Beweise, daß die Wandlung von „Billig und Schlecht" zu „Billig und Gut", wenigstens auf dem Gebiete der Bücherherstellung, eine erfreuliche Thatsache zu werden beginnt. Und wenn „Weihnachtsbücher" auch inneren Werth haben dürfen, dann ist das „Brevier" gewiß empfehlenswerth durch die treffliche Wahl seiner Aufgabe und den Ernst ihrer Lösung. Diese Aufgabe läßt sich dahin erklären, daß im Allgemeinen die Toilette unserer Frauen unter bestimmte ästhetische Bedin-

*) 60 Lieferungen à 50 Pf.

**) 12. VIII. u. 644 S. Stuttgart 1877, Kröner.

*) 8. VIII. u. 292 S. Leipzig 1877, Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

gungen gestellt werden soll, denen selbst die kleinsten Einzelheiten der Toilette sich unterzuordnen haben. Alles was dazu gehört, ist von dem Gesichtspunkte des Schönen aufzufassen, Altbekanntes praktisch zu verwerthen und eigenes Denken, Prüfen und Schaffen der Frauen in ihrer Toilette anzuregen. All' diesem einen Hintergrund zu gewinnen, die gegebenen ästhetischen Bedingungen sowohl durch das positive als das negative Beispiel zu erläutern, dient die Geschichte der Mode, welcher somit in dem „Brevier" ganz besondere Rücksicht gewidmet ist. — Zu beurtheilen, inwieweit die Verfasserin ihrer gewiß nicht leichten, aber dankbaren Aufgabe gerecht geworden, ist in erster Linie die Frau berufen, an die das Buch sich wendet. Wir Laien oder Dilettanten auf dem betreffenden Gebiete dürfen von den eingehenden historischen Kunststudien der Verfasserin sprechen, von welchen das „Brevier" allenthalben Zeugniß ablegt, wir dürfen der lebensvollen Darstellung Erwähnung thun, von dem Eindruck des Vertrauenerweckenden reden, den der Laie aus der Lectüre des Buches gewinnt und daß es, wie die Natur des Gegenstandes es mit sich bringt, die Phantasie hier und dort lebhaft anregt. Das sind an und für sich Vorzüge, welche dem „Brevier" als gute Empfehlung dienen. Sechzig vortreffliche Holzschnittbilder von der Hand des jüngern Doepler sind dem Buche eine besondere Zierde.

Die fünf Feiertagsgeschichten, welche Arnold Wellmer unter dem Titel „Fröhliche Feste" (Verlag von L. Gerschel in Berlin) in prächtiger Ausstattung auf den Weihnachtsmarkt sendet, gehören zu den freundlichsten Gaben desselben. Eine frohe, echte Feststimmung weht einem aus diesem Buche entgegen und findet ihren Widerhall in dem Gemüth des Lesers. Die feinsinnige Art Wellmers, seelische Vorgänge zu erzählen, die Kunst seiner Kleinmalerei, die einer scharfen Beobachtungsgabe als Ausdrucksmittel dient, ist aus dem Feuilleton einiger unserer größeren Zeitungen bekannt. Diese liebenswürdigen Eigenschaften leuchten aus jeder der kleinen Geschichten, welche den Inhalt seines Festbuchs bilden. Mit dem Neujahr beschäftigt sich die eine derselben, mit Ostern, Pfingsten und Weihnachten die anderen; jede einzelne versetzt den Leser in jene behagliche Stimmung, aus der heraus man ein Gefühl des Bedauerns empfindet, wenn man das Buch beendet aus der Hand legen muß.

Friedrich Fischbach in Hanau, dessen Namen man sonst nicht gewohnt ist, auf einem ganz anderen Gebiete, als den eines Meisters der Ornamentik zu begegnen, zeigt sich in seinen „Liedern eines Ketzers. Ornamente in Versen" (Hanau, Alberti) als ein formgewandter, gedankenreicher Dichter und als ein streitbarer Mann, dessen Poesien wohl der Beachtung werth sind. Hervorgehoben sei die stilvolle äußere Ausstattung des Buches, welche sofort die Hand des kundigen Ornamentisten erkennen läßt.

Sophie Verena, die beliebte Erzählerin, wendet sich mit ihrem neuesten Buche „Lebende Blumen" (Berlin, H. W. Müller) nicht wie früher an die Frauenwelt, sondern an die Herzen junger Mädchen. Die Erzählung ist in erster Linie anregend und fesselnd; einen höheren Werth empfängt sie durch die tiefe Kennerschaft des Mädchenherzens, die sie verräth und durch so manchen feinen psychologischen Zug. Das Ganze ist von einem Hauch edler weiblicher Empfindung durchweht, aber dennoch frei von falscher Sentimentalität und kann als eine Bereicherung der betreffenden Literaturgattung gelten. Die Correctheit des Stils verdient hervorgehoben zu werden.

Gleiches Lob verdient die von Clementine Helm unter dem Titel „Vater Carlets Pflegekind" (Leipzig, Hirt) besorgte deutsche Ausgabe der berühmten französischen „Mädchenschrift" La fille de Carilès, von J. Colomb. Das Buch hat in Frankreich zahlreiche Auflagen erlebt und es ist ihm die seltene Auszeichnung zu Theil geworden, von der französischen Akademie mit dem großen Tugendpreise des Grafen Monthyon gekrönt zu werden. Der Erfolg der Jugendschrift in Deutschland — sie liegt bereits in dritter Auflage vor — bestätigt das Urtheil der Franzosen über den wirklichen Werth des Buches, das von der auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur verdienten Verlagshandlung auch mit ganz besonderer Sorgfalt ausgestattet ist.

„Rulaman. Naturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären" von D. F. Weinland (Leipzig, Verlag von Spamer) nennt sich eine andere Gabe für die Jugend und ihre Freunde. Entstanden aus zufälligen Erzählungen, wie sie ein Vater seiner heranwachsenden Jugend aus Beobachtung, Studium und Dichtung zusammensetzte, die sich zumeist auf den wiederholten Besuch mehrerer Albhöhlen, einstmaligen Wohnstätten der Ureuropäer stützten, hat das Buch eine vorwiegend lehrhafte Tendenz. Indeß bietet der Gegenstand soviel des Interessanten, daß das Buch der heranwachsenden Jugend (und vielleicht auch Erwachsenen) eine willkommene Gabe sein wird.

Die hohe Bedeutung edler künstlerischer Anregungen und einer wahrhaft Gemüth und Geschmack bildenden Lectüre, wird bei der Auswahl der Bücher, welche wir unsern Lieblingen auf den Festtisch legen, leider nur selten gebührend gewürdigt. Eine unsägliche Fülle von Mittelmäßigem drängt sich auf den Markt. Vor Allem wird das künstlerische Element bei den der Jugend gewährten Schöpfungen meist stark vernachlässigt. In glänzender Weise, vornehmlich auch in letzterer Beziehung, hebt sich ein Jugendwerk heraus, das wir hier schon mehrfach auf das Wärmste empfohlen haben, wir meinen die von Julius Lohmeyer herausgegebene Deutsche Jugend, welche in dem wohlbekannten Verlage von Alphons Dürr in Leipzig erscheint, und unter der künstlerischen Leitung von Oscar Pletsch steht. Diese einzig dastehende Jugendbibliothek, die von den hervorragendsten Pädagogen, und kürzlich auch von Seiten des preußischen Unterrichtsministeriums als „Muster der Jugendliteratur" empfohlen wird, ist bereits bis zu seinem 10. Bande vorgeschritten. Die beiden letzten uns vorliegenden sehr unterhaltenden Bände, deren jeder ein Ganzes für sich bildet, enthalten u. A. Beiträge dichterischen und belehrenden Inhalts von Theod. Storm, Wilh. Osterwald, Fed. v. Köppen, Emanuel Geibel, K. Stieler, Werner Hahn, Victor Blüthgen, W. Fischer, J. Trojan, J. Lohmeyer u. A. mit Originalzeichnungen in musterhaften Holzschnitten von Lud. Burger, Wilh. Camphausen, Fed. Flinzer, Paul Thumann, Gust. Spangenberg, A. v. Werner, Eug. Klimsch, Oscar Pletsch u. A. Auch die Altmeister unserer Kunst: Friedr. Preller und J. von Führich sind mit prächtigen Blättern vertreten, ebenso Alfred Rethel mit einigen bedeutenden Originalen historischen Inhalts aus seinem Nachlaß. Nie vorher hat ein der Jugend gewidmetes Unternehmen Kräfte von solcher Bedeutung vereinigt. Ein Hauch des Idealen, ein edler Schönheitsglanz schwebt über dem ganzen Werk. Herausgeber und Verleger bemühen sich das Wort zur Wahrheit zu machen: „Für unsere Kinder ist das Beste gut genug." Erzählungen, Historisches, Märchen, Sagen, Städtebilder finden wir vertreten, Balladen und Verstandesübungen. Mögen die prächtigen Bände auf keinem Weihnachtstisch fehlen.

Aehnlichen Zwecken dienend, aber von verschiedenem Geist beseelt, sind die beiden Citatensammlungen „Erlauchte Geister" von D. A. Schmidt (Berlin, Langenscheidt) und „Christliches Geburtstagsalbum" von G. Jung (Leipzig, O. Mutze). Während die erstere ihre Sprüche, welche der Geburtstagschronik sowohl als den Gedenk- und Tagebuchblättern zur Begleitung dienen, unserer weltlichen Literatur entlehnt, wendet sich die zweite zu diesem Zweck lediglich an die heilige Schrift. Beide Bücher werden sich Freunde erwerben, dem Weltkind wird das eine, dem Gläubigen das andere als sichere Gedächtnißbrücke dienen.

Julius Hagen.

Bibliographie.

C. Reclam, Lebensregeln. Ernstes und Heiteres aus der Gesundheitspflege. (A. u. d. T. Schriften des allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. 3. Serie, 4. Bd.) gr. 8. VI u. 350 S. Berlin 1877, Hofmann. 6. —

F. H. Reusch, die biblische Schöpfungsgeschichte und ihr Verhältniß zu den Ergebnissen der Naturforschung. 8. IV u. 197 S. Bonn 1877, Weber.

Frdr. Sander, Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege. Im Auftrage des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege verfaßt. gr. 8. VI u. 503 S. Leipzig 1877, Hirzel.

In der Besprechung der neuen Prachtausgaben in der vorigen Nummer ist eine durch falsche Stellung eines Satzes erzeugte falsche Angabe und ein Irrthum zu berichtigen. Die beiden Bilderwerke: „Deutsche Landschaften" und „Galerie moderner Gemälde" sind nicht im phototypischen Institut von Römmler und Jonas in Dresden, sondern von Römmler und Perls in Berlin, in ersterem dagegen die Bilder der Gegenstände des „Grünen Gewölbes" ausgeführt; die Zeichnung für den Deckel der „Bausteine" ist nicht von Luthmer, sondern von Köhler entworfen.

L. p.

Digitized by Google

— **Eine neue Art Miniaturen.** Immer neue Entdeckungen werden auf dem Gebiete der Photographie gemacht. Im Atelier des allbekannten Lieblingsphotographen unserer vornehmen und eleganten Welt, Carl Wigand, Unter den Linden, finden wir jetzt wieder interessante Proben einer neuen Art von Portraitphotographien ausgestellt, welche des lebhaften Beifalls aller Männer und Frauen von feinerem Geschmack gewiss sein können und bald zu den begehrtesten künstlerischen Objecten des bildnissbedürftigen Publikums gehören werden. Herr Wigand giebt damit einen Ersatz für die ehemals zu einer so hohen Vollendung ausgebildet gewesenen Miniaturportrait-Malerei auf Elfenbein, ein Kunstzweig, der mehr und mehr vernachlässigt ist, seit die darauf zu verwendende Mühe nicht mehr bezahlt wird. Das die Farbe so schön durchleuchtende und verklärende Elfenbein oder eine entsprechende Porzellanplatte mit Gelatingrund, verwendet Herr Wigand statt des Papiers, um die Portraitphotographie selbst in den kleinsten Dimensionen darauf herzustellen. Das so gewonnene farblose Miniaturbildniss dient ihm dann als Zeichnung und Untertuschung, auf welcher er meist nur leicht lasirend das Bild in dem Colorit des lebendigen Originals vollendet. Diese Arbeiten haben nichts mit der gequälten, mühsamen und (der Veränderungen durch das Brennen wegen) unsichern Porzellanmalerei gemein. Der Ton des Materials durchdringt die Uebermalung überall mit seiner eignen Helligkeit und giebt den mit geschickter Künstlerhand ausgeführten Bildnissen eine auf anderm Fond nie zu erreichende Leuchtkraft und Zartheit. Allerdings muss der sie ausführende Retoucheur eben ein Künstler, ein Maler von Geschmack und Studium sein, wie es Carl Wigand ist, welcher diese Eigenschaften mit allen, die zum vollkommnen photographischen Techniker gehören, in seiner Person vereinigt. Wir sahen dort in zierlichstem italienischen Rahmen Kinderbildnisse kleinsten Formats, jugendliche Frauen- und Männerportraits, in Aquarell auf Porzellan, und besonders das Bild einer älteren Dame von edler Schönheit der Züge und des Ausdrucks in Oel auf Elfenbein ausgeführt, welche als ebenso viele glänzende Zeugnisse gelten können. Der Preis aber erreicht dabei nicht ein Drittel der Höhe der sonst für Miniaturbildnisse beanspruchten.

Inserate.

Der Redacteur einer liberal. Provinz-Ztg., mit mehrjähr. publ. Erfahrung, literar. gebildet, wünscht sich mit einem Capital von mehreren **Tausend** Mark und seiner Arbeitskraft an einem **soliden** polit., lib. oder belletr. Zeitungsunternehmen zu betheiligen. Offerten unter Chiffre **H. 04308** befördert die **Annoncen-Expedition** von **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg.**

Rechtswissenschaftliche
Arbeiten gediegen und preiswerth. Aufträge sub **G. R. 992** befördert **Haasenstein & Vogler Berlin S. W.**

Soeben erschien im Verlage von **Duncker und Humblot** in **Leipzig** und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm der Vierte.
Zwei Biographien
von
Leopold von Ranke.
Gedruckt in elegantester Ausstattung.
Preis broschirt 4 M. 80 S.
In Liebhaberhalbfranzband 7 M. 80 S.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.
Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.
Herausgegeben
von
Rudolf Gottschall.
Fünfter Theil.
8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Inhalt: Prinz Eugen von Savoyen. Von Walter Rogge. — Jean Jacques Rousseau. Von Ferdinand Brockerhoff. — Fürst Metternich. Von Adolf Beer.

Durch seine künstlerisch abgerundeten, von modernem Geiste durchdrungenen Lebens- und Zeitbilder hat der „Neue Plutarch" sich rasch den Ruf eines beliebten deutschen Volksbuchs erworben. Auch für den soeben erschienenen fünften Theil und dessen gediegenen Inhalt darf die beifälligste Aufnahme seitens aller Leser erwartet werden.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:

MICHELANGELO BUONARROTI.
Von
Leopold Witte.
3½ Bogen 8., starkes Chamois-Papier, doppelter Druck (roth und schwarz) mit Kopf- und Endstücken. Preis 1 M. 60 S.

Illustrirte Frauen-Zeitung.
Ausgabe der „**Modenwelt**" mit Unterhaltungsblatt.
Gesammt-Auflage allein in Deutschland 245,000.
Erscheint alle 8 Tage.
Vierteljährlich M. 2.50
Jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weiss-Stickerei, Soutache etc.
12 grosse, colorirte Modenkupfer
24 reich illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Grosse Ausgabe. Vierteljährl. M. 4.25.
Jährlich, ausser Obigem: noch 24, im Ganzen also 36 colorirte Modenkupfer und 24 Blätter m. historischen u. Volks-Trachten.

Die Modenwelt,
jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, sowie 12 Schnittmuster-Beilagen (wie bei der Frauen-Zeitung), kostet vierteljährlich M. 1.25.
Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit angenommen.

Verlag von **Eduard Wartig** in **Leipzig.**

Heinrich Düntzer, Goethe's lyrische Gedichte erläutert. 3 Theile in zwei Bänden. Preis 13 M. Elegant gebunden 15 M.
Heinrich Düntzer, Schiller's lyrische Gedichte erläutert. 3 Theile in zwei Bänden. Preis 10 M. Elegant gebunden 12 M.
Robert Prölß, Shakespeare's dramatische Werke erläutert. I. II. Band. Preis à Band 4 M. Elegant gebunden à 5 M.
Adolf Stern, Funfzig Jahre deutscher Dichtung. Mit biographisch-kritischen Einleitungen. Zweite Auflage. Preis 12 M. Eleg. geb. 13 M. 50 S.
Adolf Stern, Funfzig Jahre deutscher Prosa. Mit biographisch-kritischen Einleitungen. Preis 8 M. Elegant gebunden 9 M.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Schiller's
Leben und Werke
von
Emil Palleske.
Zwei Bände. 73 Bogen.
Neunte Auflage.
Preis broch. 5 M., elegant gebunden 6 M. 75 S.

Goethe's
Leben und Werke
von
G. H. Lewes.
Uebersetzt von Dr. Julius Frese.
Zwei Bände. 71 Bogen.
Elfte Auflage.
Preis broch. 5 M., elegant gebunden 6 M. 75 S.

Diese beiden ausgezeichneten Biographien unseres dichterischen Dioskurenpaares in neuen Auflagen und in schöner Ausstattung werden Vielen willkommen sein. Schiller hat in Palleske einen Biographen und Kritiker gefunden, wie ihn die Heroen unserer Literatur nicht ausgezeichneter hätten wünschen können. Unter den Werken über Goethe nimmt Lewes' Buch den ersten Rang ein.

Heinrich Heine's Leben und Werke von Adolf Strodtmann. 2. Aufl. 2 Bände. broch. 6 M., geb. 7 M. 50 S.

Geschichte der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts von J. P. Charpentier. Autoris. Uebers. von Otto. broch. 6 M., geb. 7 M. 20 S.

König Sigurds Brautfahrt von Emanuel Geibel. 4. Aufl. Miniat. eleg. geb. 2 M.

Naturkraft und Geisteswalten. Betrachtungen über Natur- und Kulturleben von A. Bernstein broch. 4 M. 50 S., geb. mit Goldschnitt 6 M.

Naturwissenschaftliche Volksbücher von A. Bernstein. 4. Auflage. 21 Bände. broch. 12 M. 60 S., in 5 Lnb. geb. 17 M.

Ganz Deutschland hat anerkannt, daß die Jugend selbst bei mangelhaftesten Vorkenntnissen die Eroberungen der Naturwissenschaften durch Bernstein's klares, dem schlichtesten Verstande anschauliches Werk begreifen und sich daran zu bilden im Stande ist, daß der gereifte Mann, gleichviel in welcher Lebensstellung, die Wunder der Natur nirgends verständlicher und faßlicher erklärt findet, als in diesem Werke. (Vergl. ferner den Artikel in Nr. 48 der „Gegenwart": Die Naturwissenschaft als Grundlage einer freisinnigen Erziehung von Otto Zacharias.)

Digitized by Google

Bei uns erschien:

Denkwürdigkeiten
aus
meinem öffentlichen Leben
von
A. Duckwitz.

(1848/49 deutscher Reichsminister des Handels u. d. Marine.)

Preis: Elegant geheftet 5 *M.*

„Der Verfasser, bekannt als vieljähriges Mitglied des Senats und als Bürgermeister von Bremen, hochverdient namentlich durch seine rastlosen Bestrebungen, Bremen's Handel und Schifffahrt zu heben, schildert in lebendiger Darstellung die politische Sturm- und Drangperiode, die unser Vaterland durchgerungen, um zu dem Ziele zu gelangen, dessen wir uns jetzt erfreuen. Ein klarsehender, klugabwägender, die Verhältnisse richtig durchschauender Geist, der in der Liebe zu seinem kleinen Freistaate niemals das große gemeinsame Vaterland aus den Augen verliert, spricht überall aus diesen Denkwürdigkeiten." (Hamburger Nachrichten.)

„— — — Ref. empfiehlt das Buch auf das Angelegentlichste der Aufmerksamkeit der Leser." Prof. Dr. Barnicke's Literar. Centralblatt.

Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Volksleben.

Scherz und Ernst in Bildern
von
Ludwig Richter.

Herausgegeben von **Georg Scherer.**
Eleg. cart. **Preis 8 Mark.**

Die Ammen-Uhr.

Aus des Knaben Wunderhorn.

In Holzschnitten nach Zeichnungen von
E. Bendemann, A. Ehrhardt, J. Hübner, E. Oehme, Th. von Oer, E. Peschel, E. Rietschel, L. Richter und O. Wagner.

Zweite Auflage.

Elegant cartonnirt. Preis 2 Mark.

Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Bei **Th. Thomas, Leipzig,** erschien:

Vom geistlichen Durste.

Kloste geschichten in zierl. Reime gebracht durch den **Pater Profundus.** Preis M. 1.50.

Elegantes Festgeschenk für Damen!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Sternenlicht und Wetterleuchten.

Novelle von **Hugo Söderström.**

Mit Titelbild. In elegantestem Reliefeinband mit Goldschnitt 4 *M.*

Verlag von **Fr. Weiß's Nachflg. Grünberg.**

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

Zum neuen Glauben.

Von
C. Radenhausen.
(1 *M.* 20 *S.*)

= Neues hervorragendes Prachtwerk. =

BAUSTEINE.

LOSE BLÄTTER AUS DEN MAPPEN BERLINER KÜNSTLER.

UNTER REDACTION VON

L. BURGER, C. E. DOEPLER, C. GUSSOW, A. v. HEYDEN, C. STEFFECK, E. TESCHENDORFF und P. THUMANN,

ZUM BESTEN DES BESTANDES FÜR ERBAUUNG EINES KÜNSTLERHAUSES

HERAUSGEGEBEN VON DEM

VEREIN BERLINER KÜNSTLER.

Klein Folio-Format. In prachtvoll ausgestatteter Mappe.
Preis 60 M. Einzelne Blätter 3 M.

Das Werk enthält auf 30 Cartons 32 durch Lichtdruck vervielfältigte Handzeichnungen folgender Künstler: *Amberg, Q. Becker, Bleibtreu, Brausewetter, Brendel, Burger, Doepler, Erdmann, H. Eschke, Gentz, P. Graeb, Hallatz, v. Kamecke, Knaus, Knille, Koch, Koerner, Menzel, P. Meyerheim, Pflugradt, G. Richter, Roehling, Saltzmann, Schick, Skarbina, Steffeck, Steinhausen, Sturm, A. v. Werner, Wisnieski.* Den Text von *Ludw. Pietsch* schmücken Holzschnitte nach Zeichnungen von *Ludw. Burger.*

Der Umstand, dass der Verein Berliner Künstler dieses Werk officiell mit seinem Namen deckt, ist dem Publikum die sicherste Bürgschaft für den Werth des Gebotenen. Es haben sich in der That alle betheiligten Kräfte mit Lust und Liebe vereinigt, um eine rechte und echte Künstlermappe zu schaffen, ein Werk, welches sich voraussichtlich schnell in der Gunst des kunstliebenden Publikums einbürgern wird.

Die Verlagshandlung von Adolf Titze,
Berlin, W., Kronenstrasse 37.

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstr.

= Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. =

Soeben erschien:

Aus wechselnden Tagen.

Gedichte
von
Wilhelm Jensen.

Ein Band von 12 Bogen kl. 8., eleg. ausgestattet mit Ornamentvignetten und Fleurons, Druck von **W. Drugulin** in Leipzig auf Velinpapier.

Preis broch. 3 *M.*, eleg. geb. in Originalband mit Goldschnitt etc. 4 *M.* 50 *S.*

Die „Deutsche Zeitung" in Wien sagt darüber:

„Neben dem ungeniessbaren versificirten Sing-Sang, mit welchem die flüchtig producirende After-Muse der Poesie jahrein, jahraus den deutschen Büchermarkt überschwemmt, findet sich bisweilen doch auch ein ernstes, nach Vertiefung und Formvollendung strebendes Werk. Wir rechnen zu diesen Ausnahmen die vorliegenden Gedichte von Wilhelm Jensen, welche die feine Ausstattung auch schon dem Auge empfiehlt."

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Träumereien an französischen Kaminen.

Märchen von Richard Leander.

In reichverziertem Calicobande. Preis: 3 *M.*

Achte vermehrte Auflage.

Kölnische Zeitung: „Ein so liebes, allerliebstes Büchelchen ist uns lange nicht zu Händen gekommen. Zwanzig Märchen, eins immer schöner als das andere."

Daheim: „Die Märchen von Richard Leander sind so **urdeutsch**, so naiv und anmuthig, so ergötzlich für große und kleine Kinder, daß man zuweilen glaubt, die alte „**Märchenfrau**" sei wieder erstanden, die einst den Gebrüdern **Grimm** den alten Märchenschatz unseres Volkes heben half."

Hübsche Kindermärchen.

Das rothe Buch. Neue Märchen für mein Kind, von **Jul. Stern.** Mit einem Titelbild nach **Ludwig Richter.** Elegant cartonnirt. Preis 1 *M.*

Digitized by Google

Novität von Bret Harte.

Die

Mine in der Teufelsschlucht.

Eine californische Erzählung.

Mit illustrirtem Umschlag. Preis: 2 *M.*

Stuttgart. Abenheim'sche Verlagsbuchhdlg.

In der **C. F. Winter'schen** Verlagshandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die Communalsteuer-Frage. Ausarbeitung eines Referats im Verein für Socialpolitik. Mit einem Nachwort: **Der Verein für Socialpolitik und seine Verbindung mit dem volkswirthschaftlichen Congress.** Von **Adolph Wagner.** gr. 8. geh. Preis 1 *M.* 50 *S.*

Soeben erschien im Verlage von Julius Zwissler in Wolfenbüttel:

Geschichte der deutschen Literatur mit besond. Berücksichtigung der modernen Culturbestrebungen im Umrisse bearb. v. **Dr. H. Menge,** Oberlehrer a. Gymn. z. Sangerhausen. 28 Bgn. gr. 8. Preis 6 Mark.

Soeben erschien die 7. Abtheilung von

Friedrichs des Grossen Werken,

deutsch von **H. Merkens** und historisch eingeleitet von Prof. Dr. Wegele, welche die Briefe an d'Alembert und d'Argens enthält. Preis 3 *M.* Damit ist das nationale Unternehmen zum Abschluss gediehen und wird für **Weihnachten** sehr gut als Geschenk verwerthbar sein. Compl. broch. 21 *M.*, eleg. geb. 27 *M.*

A. Stuber's Buch- u. Kunsthdlg. in **Würzburg.**

Soeben erschien und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Poetisches Gedenkbuch

Gedichte aus dem Nachlasse

von

David Friedrich Strauß,

eingeleitet von **Eduard Zeller,** mit einem Jugendportrait von Strauß in Kupferradirung in elegantester typographischer Ausstattung. Preis elegant brochirt 4 *M.* 50 *S.*, gebunden 5 *M.* 50 *S.* In luxuriösem Liebhabereinband Ganzpergament 12 *M.*

Die vielbesprochenen und langerwarteten Gedichte von **David Strauß** werden hiermit zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben.

David Friedrich Strauß Gesammelte Schriften

nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt,

12 Bände 8. mit Einleitungen von Professor **Eduard Zeller** und zwei Portraits in Stich und Radirung. Preis pro Band 5 *M.*, elegant gebunden 6 *M.*

Es sind bis jetzt Band I—VII und XII erschienen: Die Vermischten Schriften, Das Leben Jesu, Streitschriften, Reimarus, Der alte und der neue Glaube, Ulrich von Hutten und das Poetische Gedenkbuch enthaltend. Die weiteren Bände erscheinen in rascher Aufeinanderfolge, so daß im Laufe des nächsten Jahres die Gesammelten Schriften complet vorliegen werden.

Emil Strauß, Verlagsbuchhandlung in **Bonn.**

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER

für Italien und den Orient.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica.** Mit 8 Karten und 30 Plänen. 8. Aufl. **1877.** 6 *M.* — **Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 12 Plänen und 1 Panorama von Rom. 5. Aufl. **1877.** 6 *M.* — **Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis** und **Corfu.** Mit 8 Karten und 12 Plänen. 5. Aufl. **1876.** 6 *M.* — **Aegypten** I. Theil. **Unter-Aegypten** bis zum **Fayûm** und die **Sinai-Halbinsel.** Mit 16 Karten, 29 Plänen, 7 Ansichten und 76 Textvignetten. **1877.** 16 *M.* — **Palästina** und **Syrien.** Mit 17 Karten, 42 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. **1875.** 15 *M.*

Non omnibus sed nonnullis.

Liebhaberausgaben von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Ausgabe der Bücherfreunde. Octav.

Verzierte Drucke auf holländischem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Schrift ältere Fraktur und Schwabacher. Jeder Band broschirt oder gebunden in feinsten Liebhabereinbänden in Halbkalbleder, echtem Pergament und ganz roth Saffian. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 76 Exempl. auf stärkerem holländ. Büttenpapier, je 12 Exempl. auf Whatmanpapier, je 11 Exempl. auf chines. Papier, jedes Exemplar in der Presse numerirt.

Erschienen:

Bismarckbriefe. 1844—1870. Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere. 10¾ Bogen. Brodauflage vergriffen, vorhanden noch einige numerirte Exemplare (holländ.) 20 *M.*, (Whatm.) 30 *M.* (chines. vergriffen).

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. I. Wider Hans Worst und andere Stücke persönlich-polemischen Inhalts. Mit den Originaltitelbordüren der ersten Drucke. 15¾ Bogen. Broschirt 7 *M.*, gebunden Halbkalbleder 10 *M.*, Pergament 11 *M.*, roth Saffian 13 *M.* Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 u. 40 *M.*

—— —— II. Von Ehe- und Klostersachen. Zwölf Stücke. Mit den Originalbordüren der ersten Drucke. Broschirt 8 *M.*, geb. wie oben 11, 12 u. 14 *M.* Numerirte Exempl. wie oben 20, 30 u. 40 *M.*

Faust, Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 34⅝ Bogen. Broschirt 15 *M.*, gebunden Halbkalbleder 20 *M.*, echtes Pergament 22 *M.*, roth Saffian 22 *M.* Numerirte Exemplare wie oben 30, 40 u. 50 *M.*

QVINTI HORATII FLACCI carmina edidit Eckstein. Cursiv der Aldine. 21½ Bogen. Broschirt 12 *M.*, geb. wie voriges 17, 19 u. 19 *M.* Numerirte Exemplare wie oben 30, 40 u. 50 *M.*

Ausgabe der Kabinetsstücke. Sedez.

Verzierte Drucke auf deutschem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Kleine zierliche Bände im Sedez der Elzevire. Schrift Nonpareille Schwabacher. Jedes Bändchen broschirt oder in Einbänden von auserlesener Arbeit in Halbkalbleder. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 77 Exempl. auf stärkerem holländ. Büttenpapier (Format der Ausgabe der Bücherfreunde) und je 22 Exempl. auf chines. Papier, jedes Exempl. in der Presse numerirt.

Erschienen:

Altdeutscher Witz und Verstand. Reime und Sprüche aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Für Liebhaber eines tristigen Sinnes in ungekünstelten Worten. 15 Bogen. Broschirt 4 *M.*, geb. in Halbkalbleder 7 *M.*, in Schweinsleder 8 *M.* Numerirte Exemplare (holländ.) 10 *M.*, (chines.) 15 *M.* (Nach einem Plane Lessings, der eine solche Sammlung selbst herausgeben wollte und schon diesen Titel festgestellt hatte.)

Altdeutscher Schwank und Scherz aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Zusammengestellt vom Verfasser des „Altdeutscher Witz und Verstand". 14 Bogen. Ausgaben und Preise wie beim vorigen Bändchen.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 38½ Bogen. Broschirt 8 *M.*, gebunden in Halbkalbleder 12 *M.*, in Schweinsleder 13 *M.* Numerirte Exemplare wie oben 20 u. 40 *M.*

—— —— Der Tragödie erster Theil. 16 Bogen. Nur in Halbkalbleder zu 7 *M.*

Diese Ausgaben, welche sich in direkten Gegensatz zu dem „schlecht und billig" unserer modernen Bücherausstattung setzen, wenden sich an das Interesse aller gebildeten Bücherfreunde und bilden für Solche, welche derartige Feinheiten zu würdigen verstehen, ein gewähltes Geschenk, wozu sie von der Verlagshandlung empfohlen sein mögen.

Digitized by Google

Festgeschenk!

„Als ein prächtiges und höchst gediegenes Weihnachtsgeschenk ist das „**Spruch-Buch**" von **Luise Kugler** zu bezeichnen, das uns in dritter vermehrter Auflage vorliegt (Bremen, C. Schünemann's Verlag). In äußerst geschmackvollem Einbande mit Goldschnitt macht das auch sonst vorzüglich ausgestattete Werk im Umfange von 406 Seiten (Preis 6 *M.*) einen überaus bestechenden Eindruck. Aber auch der Inhalt entspricht dem Aeußeren. Er bietet eine reiche Fundgrube sinniger, geistvoller Sprüche in gebundener und ungebundener Rede, die — nach Rubriken geordnet — für jede Lage des Lebens, jede Bewegung des Herzens, jede Gemüthsstimmung, für alle Regungen des Geistes und jede Eigenthümlichkeit des Charakters den entsprechenden Ausdruck darbieten und dadurch dem Leser Erhebung, Selbsterkenntniß, Linderung des Schmerzes und Zuspruch gewähren, sowie sie ihm auch Maß und Richtschnur für sein Denken, Fühlen und Handeln geben und ihn überhaupt zu idealen Anschauungen emporheben. Ein unerschöpflicher Quell anregendster Reflexionen sprudelt aus dieser Sammlung, zu welcher die gesammte Literatur, deutsche wie ausländische, moderne wie alte, ihr Bestes beigesteuert hat.

Auf dem Weihnachtstische gebildeter Familien wird daher das „Spruch-Buch" eine wahre Zierde sein." Europa.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Das Kapital.

Kritik der politischen Oekonomie.

Von

Karl Marx.

Zweite Auflage. 9 *M.*

Ein neues Werk von Oscar Pletsch.

Soeben erschien:

Stillvergnügt.

Eine Reihe Kinderbilder von

Oscar Pletsch.

Mit Reimen von Victor Blüthgen.

gr. 4. Eleg. cart. Preis 4 *M.* 50 *Pf.*

Die früher erschienenen Publicationen des beliebten Künstlers: **Unser Hausgärtchen,** 6 *M.*, **Nesthäkchen,** 4 *M.* 50 *Pf.*, **Springinsfeld,** 4 *M.* 50 *Pf.*, **Auf dem Lande,** 6 *M.*, **Gute Freundschaft,** 3 *M.*, **Wie's im Hause geht,** 3 *M.*, **Ein Gang durch's Dörfchen,** 4 *M.* 50 *Pf.*, **Hausmütterchen,** 3 *M.*, **Der alte Bekannte,** 6 *M.*, **Allerlei Schnick-Schnack,** 6 *M.*, **Was willst Du werden?** 4 *M.* 50 *Pf.*, **Kleines Volk,** 3 *M.*, **Pletsch-Album,** 3 *M.*, sind wie obiges Werk in allen Buchhandlungen zu finden.

Verlagshandlung von

Alphons Dürr in **Leipzig.**

Bei **E. Bichteler & Cie.** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Prof. Dr. v. Mädler's Wunderbau des Weltalls. 7. Aufl. Neu bearbeitet von Prof. Dr. **W. Klinkerfues.** — Bis jetzt 9 Lieferungen, vollständig in 11 Lieferungen à 90 *Pf.*

Aus dem Verlage von L. Rosner in Wien.

Wiener Spaziergänge.

Von **D. Spitzer.**

III. Sammlung. 8. 24 Bogen. Preis 5 *M.*

Paul Lindau nennt dieses Buch die amüsanteste Geschichte unserer Tage.

Das Herrenrecht.

Novelle (in Briefen) von **D. Spitzer.**

Sechste Auflage. Preis 2 *M.*

Sechs Auflagen wurden in nicht ganz zwei Monaten nöthig.

Der Schandfleck.

Roman von **L. Anzengruber.**

8. 24 Bogen. Elegant broschirt. Preis 5 *M.*

Was der Verfasser des „Pfarrers von Kirchfeld" hier bietet ist ein Meisterwerk. Diese unbestritten glänzende literarische Production hat mächtiges Aufsehen gemacht.

Ein neues Novellenbuch

von

Adolf Wilbrandt.

Inhalt: Dämonen. — Die Bande des Bluts. — Die Königin von Castilien. — Unser Rechtsbewußtsein. — Der erste Mensch.

Wilbrandts Erzähler-Talent ist bekannt. Es braucht nichts zu seinem Lobe gesagt zu werden.

Literarische Herzenssachen

von

Ferd. Kürnberger.

8. 376 Seiten. Preis 5 *M.*

Ferd. Kürnberger, der Meister des Essays, hat mit großer Absicht sein Buch „Herzenssachen" genannt. Es hängt sein Herz daran und er möchte, daß sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge.

Wiener Blut.

Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt

von

Friedr. Schlöge.

Vierte Auflage. 400 Seiten. Elegant broschirt. Preis 6 *M.*

Wiener Luft.

(Fortsetzung von „Wiener Blut".)

Zweite Auflage. Preis 6 *M.*

Diese Culturbilder haben Tausender Herzen erfreut.

Verlag von L. Rosner in Wien.

Soeben wurde ausgegeben:

Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy.

Pracht- { Neues Liederbuch von **Friedrich Bodenstedt.** } Ausgabe

Jede Blattseite des Buches ist von einer in Ornamenten und Farben wechselnden Randeinfassung umgeben, ebenso erscheint jeder Abtheilungstitel als ein in Farbendruck mit persischen Motiven ausgeführtes Vollbild. Der Pergament-Einband ist nach dem Entwurfe von Luthmer aufs Reichste verziert. Diese Prachtausgabe des Liederbuches „Aus dem Nachlasse von Mirza-Schaffy" kann sich durch seine Eigenart und luxuriöse Ausstattung den vorzüglichsten französischen Prachtwerken an die Seite stellen.

In Pergamentband. Preis gebunden 20 Mark.

Berlin, W. Kronenstraße 17. **A. Hofmann & Comp.**

Digitized by Google

Zu Festgeschenken empfohlen:

Im Verlag von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lindau, Paul, Kleine Geschichten. 2 Bde. Brosch. 8 *M.* In 1 Band in Leinwand eleg. geb. 9 *M.*

Inhalt: 1. Bd. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin. 2. Bd. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Hummel, A., Das Leben der Erde. Blicke in ihre Geschichte, nebst Darstellung der wichtigsten und interessantesten Fragen ihres Natur- und Culturlebens. **Ein Volksbuch** mit 75 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. Brosch. 6 *M.* In Leinwd. eleg. geb. 7 *M.* 50 ₰.

Ule, Dr. **Otto,** und **Hummel, A., Physikalische und chemische Unterhaltungen.** Ein Volksbuch mit 99 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Brosch 6 *M.* In Leinwd. eleg. geb. 7 *M.* 50.

Ettmüller, Prof. Dr. **Ludw., Altnordischer Sagenschatz** in neun Büchern übersetzt und erläutert. Brosch. 8 *M.*

Verlag von **Alfred Weile** in **Berlin.**

Nordische Eichen.

Meiner Heimath Chronik in Dichtungen

von

Wilhelm Röseler.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 5 *M.*

„Der Dichter, über dessen Wiege Holsteins Buchenwälder rauschten, schildert in seinen Gesängen die Heldenkämpfe der alten Holsten und Marsen um ihre Freiheit. Es ist eine wirre, düstere, an Tragik reiche Zeit, in die uns der Dichter, froh der endlich erlangten Unabhängigkeit seines Vaterlandes von der dänischen Herrschaft, blicken läßt. Die Verse haben Kraft, und der Geist, der jene alten knorrigen Volksstämme beseelte, ist gut geschildert."

(Otto Janke's Romanzeitung.)

„Ein patriotischer Dichter Schleswig-Holsteins windet der Vergangenheit seiner Heimath poetische Lorbeerkränze. Nicht nur in Röselers Heimath wird man dieselben mit Freuden begrüßen."

Julius Stettenheim.

Historischer Roman.

Soeben erschien:

Aus

König Podibrad's Tagen,

von

W. Annaschj.

3 Bände. Eleg. broch. 18 Mark.

Der Verfasser entrollt ein farbenreiches kulturhistorisches Gemälde des Mittelalters in seinen Kämpfen auf geistlichem und weltlichem Gebiete, verklärt durch den Zauber der Romantik und den Hauch der Poesie.

Leipzig 1877. **Moritz Schäfer.**

Kieler Sprotten

pr. 10 Pfd.-Kiste, enth. ca. 400 St., 4—4½ *M.*; **Speckbücklinge** pr. 10 Pfd.-Kiste, enth. 50—60 St., 4—4½ *M.*; **Russ. Sardinen** pr. 10 Pfd.-Fass 3 *M.* 10 ₰; neue Holl. **Heringe** pr. 10 Pfd.-Fass 3 *M.* 40 ₰; frische **Schellfische, Seezungen, Cabliau, Dorsch,** pr. 10 Pfd. 3—3½ *M.*, alles zollfrei und franco pr. Post unter Nachnahme.

Ottensen b. Hamburg.

A. L. Mohr.

Preislisten und Kochrecepte aller Sorten frischer Seefische, Handkäse, Butter u. Fleisch-Conserven gratis.

In meinem Verlage ist eben erschienen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des

Generals der Infanterie von Hüser

größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt und herausgegeben

von

M. Q.

Mit einem Vorwort

von

Professor **Dr. Maurenbrecher.**

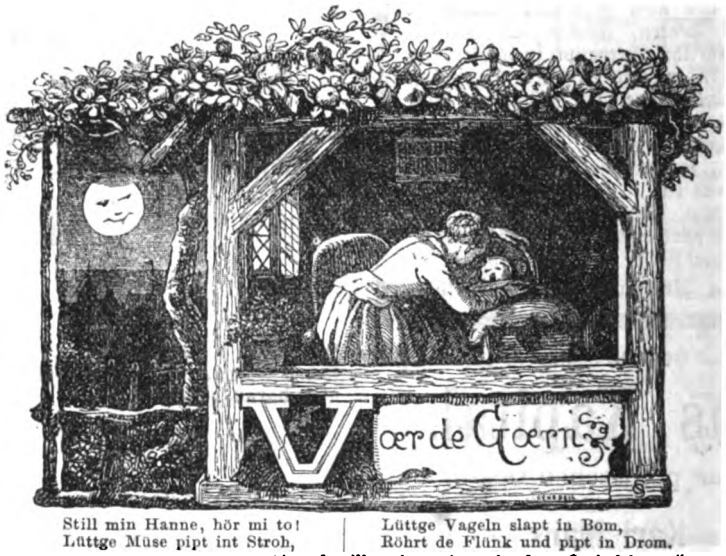
Preis: 5 *M.*

Berlin, den 26. November 1877. **G. Reimer.**

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Still min Hanne, hör mi to!
Lüttge Müse pipt int Stroh,

Lüttge Vageln slapt in Bom,
Röhrt de Flünk und pipt in Drom.

(Aus der illustrirten Ausgabe des „Quickborn".)

Quickborn von Klaus Groth.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Otto Speckter.

Preis: brochirt 7 *M.* 50 ₰, elegant gebunden mit Goldschnitt 9 *M.*

Pracht-Ausgabe davon auf feinstem Velinpapier.
Preis: elegant gebunden mit Goldschnitt 17 *M.*

Miniatur-Ausgabe.
Preis: brochirt 4 *M.*, gebunden 5 *M.* 25 ₰.

Octav-Ausgabe mit hochdeutscher Uebersetzung.
Preis: brochirt 2 *M.* 25 ₰.

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis brochirt 2 *M.*, gebunden 2 *M.* 70 ₰.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zu Quickborn. Preis gebunden 3 Mark.**

— — **Trina, II. Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Preis** geheftet 2 *M.* 25 ₰, gebunden 3 *M.*

Jüngste Publikation:

Klaus Groth, Ut min Jungsparadies. Dree Vertelln.
Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Vun den Lüttenheid. III. De Höder Mael. Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 *M.* 70 ₰, eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 *M.*

Bisher ungedruckte Werke Mozart's.

Partiturausgabe.

Concerte für Clavier. No. 1—4, in F, B, D, G. (Reinecke.) Preis . . . . *M.* 9. 90
Concerte für Violine. No. 1—2, in B. u. D. (Rudorff.) Preis . . . . . „ 3. 90
Messen. No. 1—4, in G, Dm, C, Cm. (Espagne.) Preis . . . . . „ 13. 50

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Bei **E. Bichteler & Cie.** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goldschmidt, Dramaturgische Notizen, 3 *M.*
Goldschmidt, Notizen zu Schriften von Paul Lindau, 1 *M.* 20 *S.*

Neueste und bedeutendste Werke
berühmter Autoren der Jetztzeit
in eleganten broschirten u. gebundenen
Bänden.

Die Clericale Schild-erhebung. Mit einem bisher ungedruckten Document des Jesuitenpaters C. M. Curci. Von **M. G. Conrad.** Broschirt M. 3.

Ueberflüss. Briefe an eine Freundin. Von **Paul Lindau.** 3. Auflage. Brosch. M. 4. gebd. M. 5.

Spanisches und Römisches. Kritische Plaudereien über Don Emilio Castelar, PioNono, den vaticanischen Gott und andere curiose Zeitgenossen Von **M. G. Conrad.** Brosch. M. 5.

Im Sirocco. Novellen von **E. v. Dincklage** Br. M. 3,50.

Schlagzwölf Uhr. Roman von **Hans Wachenhusen** 2. Auflage. 2 Bände. Brosch. M. 9.

Umsonst. Roman von **Elise Polko.** Brosch. M. 5 gebd. M. 6.

Nirwana. Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs. Roman von **Wilh. Jensen.** 4 Bände. Brosch. M. 18 gebd. M. 22.

Die neuen Serapionsbrüder. Roman von **Karl Gutzkow** 3 Bände. Brosch. M. 16. gebd. M. 19.

Nüchterne Briefe aus Bayreuth. Von **Paul Lindau.** Achte durch eine Vorrede des Verfassers vermehrte Auflage. Br. M. 1,50.

VERLAG von 1877 **S. Schottlaender** 1878 in BRESLAU.

Des Dämons Vermächtniss. Historischer Roman von **Fr. C. von Wickede.** 2 Bände. Brosch. M. 8.

Die Starken Histor. Erzählung. von **S. Kohn,** Verfasser des „Gabriel". Br. M. 4,50. gebd. M. 5,50.

Der Secundant. Aus dem Tagebuche eines Genealogisten. Novelle von **R. Waldmüller-Duboc** Brosch. M. 3. gebd. M. 4.

Die religiöse Krisis. Ein atheistischer Versuch von **M. G. Conrad.** Brosch. M. 4.

Don Enrique de Ramiro. Roman von **J. van Dewall.** Brosch. M. 5.

Russische Idyllen. Nachgelassene Novellen von **Karl Detlef.** Brosch. M. 5. gebd. M. 6.

Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 24. und 39. Jahrhundert von **K. Lasswitz.** 2 Bände. Min.-Ausg. Velinpapier. Brosch. M. 5. gebd. M. 6,50.

Frühlingstage in Florenz. Von **Arthur René.** Brosch. M. 4. gebd. M. 5.

Intermezzo Neue Erzählungen von **C. M. Sauer.** Inhalt: „Allan und Ellen" und Zwei Weihnachten. 2. Auflage. Brosch. M. 4. gebd. M. 5.

In bunter Reihe. Briefe, Skizzen, Novellen. Von **Karl Gutzkow** Brosch. M. 5, gebd. M. 6.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Laufe des December erscheint:
Parsifal. Ein Bühnenweihfestspiel von Richard Wagner. Dichtung. Eleg. Antiqua. Brosch. *M.* 3. — netto.
Mainz, 30. Novbr. 1877. **B. Schott's Söhne.**

Aus dem Urtheil des berühmten Criminalisten Prof. Dr. **J. D. H. Temme** in **Zürich** über die neue (6.) Auflage von **Pierer's Universal-Conversations-Lexikon:**

Ich habe die große Mehrzahl der Artikel aus allen Gebieten des Rechtes einer genauen Prüfung unterworfen, und wie ich nach Möglichkeit auf den Standpunkt eines Laien mich stellen konnte, ich mußte mir sagen, klarer und allgemeinverständlicher hätte die Darstellung schwerlich gehalten werden können. Der Laie wird in allen Artikeln, meist durch wenige Worte ein klares, umfassendes und übersichtliches Verständniß, über die Natur und das Wesen der betreffenden Rechtsmaterien gewinnen.

RHEINFAHRT. Von den Quellen des Rheins bis zum Meere.
Schilderungen von
Stieler, Wachenhusen, Hackländer.
Illustrirt v. d. bedeutendsten deutschen Künstlern.
(Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart.**)
Preis in glänzendem Prachtbd. 60 Mark. Reiches Geschenk von bleibendem Werthe.
Das Werk kann auch nach und nach in 27 Liefrgn. à 1 *M.* 50 *S.* bezogen werden.

Zu Festgeschenken empfohlen
aus dem Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. Dritte Auflage. 1877. 24 *M.*
Die Amalungen. Ein Gedicht. 1876. gr. 8. Gebunden. 4 *M.*
König Roderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite durchgesehene und veränderte Ausgabe. 1876. 8. 4 *M.* geb. 5 *M.*
Markgraf Rüdeger v. Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1875. 8. 3 *M.* geb. 4 *M.*
Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. 1875. 8. 3 *M.* geb. 4 *M.*
Die Staatskunst der Frau'n. Lustspiel in drei Aufzügen. 1876. 8. 3 *M.* geb. 4 *M.*
Zwölf Balladen. 1875. 12. Eleg. cart. mit Goldschnitt. 3 *M.*

François, Louise v., die Stufenjahre eines Glücklichen. 2 Bände. 8. geh. 9 *M.*
Die Verfasserin, welche mit fester Hand und feiner Empfindung zu schildern weiß, hat sich durch ihren ersten Roman „Die letzte Reckenburgerin" eine der ersten Stufen unter den Dichtern unseres Volkes erworben. Gustav Freytag nannte dieses Werk „einen der besten deutschen Romane", die Verfasserin selbst „eine Dichterin von Gottes Gnaden". Der Roman „Die Stufenjahre eines Glücklichen" theilt die Vorzüge des ersten Romans. In einfacher kräftiger, durchweg individuell gefärbter Sprache werden die Schicksale des Helden geschildert, ein sympathisches Leben voll reichen Inhalts.
Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. Zweite vermehrte Auflage. Mit 3 lithogr. Bildnissen. 1867. 8. geh. 6 *M.* Eleg. geb. 7 *M.*
Leander, Richard, Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. 8. Auflage. 1877. gr. 16. In reichverziertem Calicobande. 3 *M.*
——, Gedichte, 2. Auflage.
Inhalt: Altes und Neues Nr. 1—30. Kleine Lieder Nr. 1—19. Aus der Burschenzeit Nr. 1—12. Auf klassischem Boden Nr. 1—13. Vermischte Gedichte Nr. 1—25. 1877. gr. 16. In reichverziertem Calicobande. *M.* 4.
Liederbuch für die Glieder des unsichtbaren Gottesreiches, zusammengestellt von Dr. H. Schleiden. 8. In reichvergoldetem Calicobande. 6 *M.*
Lipiner, Siegfried, Der entfesselte Prometheus. Eine Dichtung in fünf Gesängen. 1876. gr. 8. 4 *M.*
Oertzen, Georg von, Deutsche Träume, deutsche Siege. 1848—1871. Gesammelte vaterländische Dichtungen. gr. 8. broch. 4 *M.* geb. 5 *M.*
Ein Zug prophetischer Freudigkeit bei hohem patriotischem und sittlichem Ernste ist das bezeichnende Merkmal dieser ebenso formenschönen als kraftvollen Gesänge, deren bekannter Verfasser durch dreiundzwanzig Jahre die ringende und endlich sieghafte Entwickelung der Geschicke unseres Vaterlandes theils selbsthändelnd miterleben durfte, theils als nächster Augenzeuge.
Reime eines Verschollenen. Herausgegeben von Georg von Oertzen. 1876. gr. 8. brosch. 5 *M.* Eleg. geb. 6 *M.*
Wolzogen, Caroline von, Literarischer Nachlaß. Zwei Bände. Zweite Auflage. 1867. 8. geh. 10 *M.* 50 *S.* Eleg. geb. 12 *M.* 50 *S.*
Briefe Schiller's aus der schönsten Zeit seines Lebens an die beiden geliebten Schwestern v. Wolzogen, so wie Briefe von Goethe, Carl August, Helene v. Orleans an die herrliche Frau, die den ersten Geistern unserer großen Literaturzeit so herzlich und häuslich nahe stand; eine edle Gabe, zumal für die Frauen und Mädchen.
Chrysander, Fried., G. F. Händel (Biographie). 1.—3. Band erste Hälfte. 1858—67. gr. 8. 18 *M.* 60 *S.*
Jahn, Otto, W. A. Mozart (Biographie). Zweite durchaus umgearbeitete Auflage in 2 Theilen. Mit 5 Bildnissen, 4 Facsimiles, 19 Notenbeilagen und Register. 1867. gr. 8. geh. 30 *M.* Eleg. geb. 33 *M.*
Spitta, Philipp, Johann Sebastian Bach (Biographie). Erster Band. XXVIII und 856 Seiten. gr. 8. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Notenbeispielen u. gestochenen Musikbeilagen. 1873. gr. 8. 16 *M.* 50 *S.*
Briefe von Moritz Hauptmann an Franz Hauser. Herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Schöne. 2 Bände. Mit Hauptmann's Bildniß. 1871. 8. geh. 10 *M.* 50 *S.* geb. 12 *M.* 50 *S.*
Briefe von Moritz Hauptmann an Ludwig Spohr und Andere. Herausgegeben von Dr. Ferdinand Hiller. Neue Folge der Hauptmann'schen Briefe. 1876. 8. 5 *M.*
Mozart's Briefe. Nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Nohl. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Portrait und einem Facsimile. 1877. 8. n. 7 *M.* 50 *S.*
Müller, Hermann, Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen.
I. Cyklus. Die einfachen Tonformen. 1871. gr. 8. 5 *M.* 40 *S.*
II. Cyklus. Die höheren Tonformen. 1872. gr. 8. 4 *M.* 20 *S.*
III. Cyklus. Der Toninhalt. 1873. gr. 8. 4 *M.* 50 *S.*
IV. Cyklus. Das Ideal des Tonkünstlers. 1877. gr. 8. 3 *M.*

Reichs-Commersbuch, Allgem., für deutsche Studenten. Herausgegeben von Müller von der Werra. Zweite Auflage. XXII. 661 Seiten. 803 Lieder. 1876. 8. Broschirt 3 *M.* geh. 3 *M.* 75 *S.* Fein geb. mit Metallfüßen 4 *M.* 25 *S.*
Der Absatz der ersten starken Auflage von 5000 Exemplaren binnen Jahresfrist erweist, daß dies Liederbuch den rechten Ton angeschlagen hat.

Digitized by Google

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
N.W., 32 Louisenstraße.

Um

Meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M., eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Homers Odyssee

übersetzt von

Heinrich Schwarzschild.

Preis broschirt 5 M.; in Prachtband 6 M. 50 Pf.

Die zahlreichen, lobenden Kritiken, welche Schwarzschild's Uebersetzung der Odyssee in gelehrten und belletristischen Blättern und Zeitschriften erhielt, sowie die überaus günstige Aufnahme, deren sie sich in allen Kreisen erfreut, machen zwar eine wiederholte Empfehlung unnöthig, doch möchten wir nicht unterlassen, das grössere Publikum nochmals auf das bedeutende und zugleich unterhaltende Werk aufmerksam zu machen, zumal da die Zeit heranrückt, welche eine richtige Auswahl passender Geschenke *für die reifere Jugend* (beiderlei Geschlechter) so nothwendig macht.

Verlag von

Moritz Diesterweg

in Frankfurt a. M.

Beliebte Musikalien

!!! neu — elegant — wohlfeil !!!

Neue Tanzkarte.

25 Tänze u. Märsche herausg. u. m. Originalbeiträgen v. Aug. Labitzky.

Polonaisen, Walzer, Polka, Galopp, Märsche, Française, Mazurka, Tyrolienne, Quadrille à la cour, Grossvater-Tanz, Kehraus etc. — im Ganzen 25 Stück, u. alle kosten zusammen nicht mehr als 1 M. 50 Pf. für Pianoforte — 1 M. 20 Pf. für Violine — 1 M. 20 Pf. für Flöte.

Musik-Verlag von **W. Bock** in **Dresden.**

In **W. Langewiesche's** Buchhandlung in **Elberfeld** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

„Von Haus und Heerd"

von

Friedrich Storck.

Preis broschirt 2 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 2 M. 70 Pf.

Das Werkchen bietet eine Fülle von fesselnden, Herz und Gemüth ansprechenden, harmonisch ausklingenden poetischen Bildern für Haus und Heerd. Das Buch enthält reizende Schilderungen eines glücklichen Familienlebens. Einer jeden Familie empfehlen wir das Schriftchen bestens.

Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Literaturgeschichte

von

Robert Koenig,

(Redakteur des Daheim).

I. Abtheilung, mit zahlreichen Chromolithographien und Holzschnitten im Texte. Preis 4 Mark.

Vollständig in 3 Abtheilungen wie die erste, die einen stattlichen Band von 40 Bogen mit zahlreichen Farbendrucken und erläuternden Holzschnitten im Texte zum Preise von 12 Mark bilden werden.

Die Verlagshandlung bietet in dieser Literaturgeschichte ein mit viel Liebe und Sorgfalt gepflegtes Werk, das sich an das Interesse gebildeter Familien, Literaturfreunde, auch junger Leute beiderlei Geschlechts wendet. Der Text umfaßt die deutsche Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit mit reichlichen Proben und Analysen. Die Abbildungen sind kein müßiges Beiwerk, sondern bestehen theils in kunstvollen chromolithographischen Nachbildungen literarhistorisch merkwürdiger Handschriften (in der I. Abtheilung z. B. ein Blatt aus dem Codex argenteus, der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas zu Upsala; das Wessobrunner Gebet in München; ein Blatt aus der Heliandhandschrift zu München, aus Otfrieds Evangelienharmonie zu München; eine farbige Miniature aus Wernhers von Tegernsee Marienleben zu Berlin; eine Seite der Manessischen Minneliederhandschrift zu Paris, der Weingartner Handschrift zu Stuttgart), theils aus erläuternden Abbildungen verwandten kulturgeschichtlichen Inhalts, theils aus gleichzeitigen Porträts.

Das Werk wird in drei vierteljährlichen Zwischenräumen vollständig werden, worauf den Abnehmern eine gediegene Einbanddecke zu mäßigem Preise zur Verfügung stehen wird.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Werke von Carl Reinecke.

Concert für die Violine mit Orchester.

Op. 141.

Partitur 10 M. — Mit Orchester 13 M. 50 Pf.
Mit Pianoforte 7 M. 50 Pf. — Principalstimme 2 M. 50 Pf.

Hakon Jarl.

Dichtung von Heinrich Carsten, componirt für Alt-, Tenor- und Baryton-Solo, Männerchor und Orchester.

Hei! wie Herr Bergthor am Blasbalg reisst!

Op. 142.

Partitur 18 M. — Orchesterstimmen 21 M. — Chorstimmen 3 M. — Klavierauszug mit Text vom Componisten 5 M. — Textbuch 10 Pf.

Soeben erschienen in **Carl Merhoff's** Verlag in **München:**

Fabeln, Romanzen und Balladen

von

Carl Neuleaux.

(Der Dichtungen I. Band.)

1877. 16. eleg. geh. 2 M., eleg. gebdn. in Sarsenet 3 M.

In „Ueber Land und Meer", Nr. 51, sehr günstig besprochen.

Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.

Eine Studie

über Richard Wagner's „Ring des Nibelungen"

von

Heinrich Porges.

Zweite durchgesehene Auflage.

1877. gr. 8. eleg. geh. 1 M.

Anerkannt geistvolle Schrift des rühmlichst bekannten Wagner-Kenners.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. Schauspiel in 5 Acten. — **In diplomatischer Sendung.** Lustspiel in 1 Act. — **Maria und Magdalena.** Schauspiel in 4 Acten.

Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten. — **Ein Erfolg,** Lustspiel in vier Acten. Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Digitized by Google

Ein neuer Roman

von **Georg Ebers.**

Bei Eduard Hallberger in Stuttgart ist soeben erschienen:

HOMO SUM.

Roman

von

Georg Ebers.

Preis brosch. M. 6.; fein geb. M. 7.

Vorräthig bei: **Leo Liepmannssohn,** Berlin, W., Markgrafenstraße 52.

Ein passendes Weihnachtsgeschenk.

In meinem Verlage erschien soeben:

Wilde Blumen.

Gedichte

von

Wilhelm Reif,

Musikdirector des Sachsen-Meiningschen Hoftheaters.

Preis broschirt 1 M. 50 Pf., gebunden mit Goldschnitt 2 M. 40 Pf.

A. Sosohorsky's Buchhandlung, Adolf Kiepert, Hofbuchhändler, Breslau, Albrechtsstr. 3.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Julklapp. (Weihnachtsgabe.)

Kleine Stücke f. das Pianoforte

von **Julius Röntgen.**

Mit einem Titelblatt v. L. **Brauer-Suchodolska.** Bl. 4. Blau cartonnirt. Pr. 3 M. n.

Neue Berliner Musikzeitung. 1877. No. 40: Das saubere Heft ist wirklich der sehr eleganten Ausstattung, Illustrationen auf dem Titelblatte etc. werth, und verdient angelegentliche Empfehlung bei allen besseren Spielern.

Eine Buchhandlung beabsichtigt auf dem Gebiete der **Bildungsschriften** ihren Verlag zu erweitern und sucht Werke in dieser Richtung von Autoren zu erwerben, die für diesen Zweig der Literatur ganz besondere Befähigung besitzen. Anträge werden unter **X. Y. Z.** durch die Buchhandlung von Herrn **K. F. Köhler** in **Leipzig** erbeten.

Illustrirte Beschreibung

über optische und mechanische Gegenstände, welche sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen, versende ich auf gefl. Verlangen gratis und franco.

Hermann Bernhard, Leipzig.
Kunst- und Lehrmittelhandlung.

Havanna-Cigarren,

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 M.
Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 M.
Manilla-Cigarren à Mille 60 M.
Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 M.
Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich. 500 Stück sende franco.

A. Gonschior, Breslau.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.

Volksausgabe Breitkopf & Härtel.

Ausführliche Prospecte gratis.

Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

No.	Am 6. December wurden ausgegeben:	M.	Pf.
11.	**Bach,** Matthäuspassion. Vollständ. Klavierauszug m. Text (Jadassohn) . . .	3	—
69.	**Chopin,** Walzer für Pianoforte. Cpl. (Original-Ausgabe)	1	50
100.	**Händel,** Album für Pianoforte. [Unsere Meister II.] (Brißler)	1	50
115.	**Haydn,** Album für Pianoforte. [Unsere Meister III.] (Reinecke)	1	50
150/1.	**Mendelssohn,** 45 Lieder. (Original-Ausgabe.) Hoch und Tief. . . . . à	1	—
154/5.	—— 79 Lieder. Vollständige Ausgabe. (Rietz) Hoch und Tief. . . . . à	1	50
196/6.	—— 28 Lieder f. Sopr., Alt, Ten. u. Baß. Cplt. (Rietz) Part. 1 M. Stim. à	—	30
130.	—— Album für Pianoforte. [Unsere Meister VIII.] (Reinecke).	1	—
164.	11 Ouverturen für Pianoforte. Cplt. (Jadassohn)	1	50
199.	5 Ouverturen für Pianoforte zu 4 Händen. (Schubert)	1	60
146.	—— Sommernachtstraum. Vollständ. Klavierauszug m. Text. (Horn) . . .	1	—
247.	**Schubert,** Müllerlieder. (Bagge)	1	—
	Am 13. December kommen zur Ausgabe:		
361.	**Alte Tänze.** Band I. Gavottenalbum. (Pauer)	1	50
198.	**Mendelssohn,** 5 Ouverturen f. d. Pfte. zu 2 Händen. (Jadassohn)	1	—
172.	—— Pianoforte-Werke zu 2 Händen. Band I. (Rietz)	1	—
397.	—— Pianoforte-Werke zu 4 Händen. Cplt. (Original-Ausgabe).	1	—
200.	**Mozart,** Album für Pianoforte. [Unsere Meister IV.] (Reinecke)	1	50
249.	**Schubert,** Die Winterreise. 24 Lieder. (Bagge)	1	—
	Zu Beginn des Jahres 1878 erscheinen:		
160.	**Mendelssohn,** Lieder ohne Worte. Cplt. (Rietz)	1	—
173/4.	—— Pianoforte-Werke. Band II/III. (Rietz)	1	—
389.	—— Pianofortetrios. Cplt. (Original-Ausgabe)	2	50
186.	—— Violinconcert. Ausgabe für Violine und Pianoforte	1	—
133.	—— 13 Duette. Cplt. (Rietz)	1	—
187/91.	—— Männerchöre. Cplt. (Rietz) Partitur 1 M. — Stimmen . . . . . à	—	30
139.	—— Elias. Vollständiger Klavierauszug mit Text. (Rietz)	2	—
145.	—— Paulus. Vollständiger Klavierauszug mit Text. (Rietz).	2	20

Leipzig, den 12. December 1877. **Breitkopf & Härtel.**

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart

von

Paul Lindau.

1 Band 8. 29 Bogen. Broch. Ladenpreis 7 M. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 8 M. 50 Pf.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethes Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen

von

Albert Lindner.

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

Zu Weihnachtsgeschenken besonders empfohlen:

Habt's a Schneid!?

Neue Gedichte in Oberbairischer Mundart

von

Karl Stieler.

Zweite Auflage.

cartonnirt 3 M., gebunden 4 M.

Weil's mi' freut!

Neue Gedichte in Oberbairischer Mundart

von

Karl Stieler.

Dritte Auflage.

cartonnirt 3 M., gebunden 4 M.

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel) in **Stuttgart.**

Digitized by Google

Soeben sind im Verlage der **Aktiengesellschaft „Bote aus dem Riesengebirge“ Hirschberg i. Schl.** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nächte.

Neue lyrische Dichtungen

von

Max Kalbeck.

Schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten wurde M. K. als ein hervorragendes dichterisches Talent von der Presse begrüsst, und hat sich binnen kurzer Zeit einen in Deutschland bekannten und geachteten Namen gemacht. Seine „Nächte“ enthalten eine Auswahl der reifsten und besten Productionen aus den letzten Jahren und leben in einer eigenthümlichen Weltanschauung, die den Leser unwillkürlich gefangen nimmt.

Aus **Gläser's Verlag** in **Lübeck** (Wagner in Leipzig) sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Adrian van Ostade.

Sein Leben und seine Kunst.

Von

Dr. **Theodor Gaedertz.**

(Preisermässigung: statt 4 *M.* 50 ₰ jetzt nur 3 *M.*)

Dies das Wissenschaftliche mit dem Populären glücklich vereinende Werk des als Kunstkritiker berühmten Verfassers sollte den Weihnachtstisch jedes kunstsinnigen Gebildeten zieren.

Hans Holbein der Jüngere

und seine

Madonna des Bürgermeisters Meyer.

Von

Dr. **Theodor Gaedertz.**

Mit den Abbildungen der Darmstädter und Dresdener Madonna.

(Preisermässigung: statt 1 *M.* 75 ₰ jetzt nur 1 *M.*)

Der Verfasser, einer der Kunstgelehrten, die sich auf dem Dresdener Holbein-Congress für die Darmstädter Madonna erklärten, begründet sein Votum schlagend und geistvoll.

Im Verlage von **A. Hofmann & Co.** in **Berlin** erschien soeben:

Der zerbrochene Krug

von

Heinrich von Kleist.

Jubiläums-Pracht-Ausgabe.

Mit Einleitung von Franz Dingelstedt.

Mit 30 Illustrationen in vollendetstem Holzschnitt und 4 Photographien nach Original-Compositionen von **Adolf Menzel** in Berlin.

Original-Prachteinband in Gold-, Farben- und Schwarzdruck.

Preis 30 Mark.

Näheres der einliegende Prospect.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schopenhauer's Leben

von

Wilhelm Gwinner.

Zweite, umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift:

Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt.

Mit zwei Stahlstichen:

Schopenhauer im 21. und 70. Lebensjahre.

8. Geh. 12 *M.* Geb. 13 *M.* 50 ₰.

Die erste eingehendere Biographie Schopenhauer's. Von der bald nach dessen Tode erschienenen Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt“, war eine neue Auflage nothwendig geworden. Diesen Anlass benutzte der Verfasser, dieselbe durch Zusammenstellung des ihm von Schopenhauer selbst überlieferten und durch Verarbeitung alles ihm von Andern gebotenen, grossentheils neuen und hochinteressanten Materials zu dem vorliegenden Werke zu erweitern, welches den Lebenslauf des grossen Philosophen und das Bild seiner Persönlichkeit wahrheitsgetreu vorführt.

Gediegenes Geschenk für Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens.

Andree-Peschel's

Physikalisch-statistischer Atlas des Deutschen Reichs.

25 Karten mit Text. Eleg. kartonnirt 30 Mark, in gediegenem Halblederbande 35 Mark.

Inhalt: Höhenschichtenkarte. — Isothermenkarte. — Mittlere Jahrestemperatur. — Sommertemperatur. — Januartemperatur. — Regenkarte. — Kohlen- und Torfreviere. — Waldkarte. — Forststatistische Karten. — Völkerkarte. — Confessionskarte. — Verbreitung der Juden. — Geologische Karte. — Vertheilung von Land und Meer in den verschiedenen Epochen. — Bevölkerungsdichtigkeit. — Verhältniss der städtischen zur ländlichen Bevölkerung. — Vertheilung der städtischen Ortschaften. — Eheliche und uneheliche Geburten. — Antheil der Kinder an der Gesammtbevölkerung. Zahl der in der Ehe lebenden Personen. — Verhältniss der Todesfälle zur Einwohnerzahl. — Natürliche Vermehrung der Bevölkerung. — Abnahme und Zunahme der Bevölkerung. — Verbreitung der Pferde. — Verbreitung der Rinder. — Verbreitung der Schafe. — Verbreitung der Schweine. — Grossvieh auf die Fläche vertheilt. Grossvieh auf die Bevölkerung vertheilt. — Prozentsatz der des Lesens und Schreibens Unkundigen. — Landwirthschaftliche Bevölkerung.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig und A. Hofmann & Co. in Berlin.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilcke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 22. December 1877. XII. Band.

AP 30 G295 v. 1 no 51

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands. Von Politicus. — Die Milchcalamität in den großen Städten und deren Beseitigung. Von Konrad Wilbrandt. — **Literatur und Kunst:** Enthüllungen aus dem Liebesleben Rahels. Von Ed. Duboc-Waldmüller. — Goethes Faust in der Bearbeitung von Otto Devrient. Von Paul Lindau. II. — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

Von Politicus.

(Vergl. Nr. 41 und 43 der „Gegenwart".)

Mit dem Fall Plewnas ist im russisch-türkischen Kriege ein bedeutungsvoller Wendepunkt eingetreten. Der Krieg in Europa wird, falls er nicht durch eine, dann gleichzeitig auch die Friedenspräliminarien feststellende Waffenstillstandsconvention demnächst beendigt wird — wofür im gegenwärtigen Augenblick noch keine Anzeichen wahrzunehmen sind — auf ganz anderen Schauplätzen geführt werden, als dies bisher geschehen ist; er ist, wie das halbamtliche Organ der preußischen Regierung, die „Provinzial-Correspondenz", bemerkt, „in eine völlig neue Phase getreten". Für den Chronikenschreiber dieser Zeitschrift ist damit ein zwingender Anlaß gegeben, nach einer Pause von mehreren Monaten von Neuem die Feder zu ergreifen, um die kriegerischen Ereignisse der Zwischenzeit zu einem Gesammtbilde zu vereinigen.

Auf dem europäischen wie auf dem asiatischen Kriegsschauplatze war zu Anfang October für die russische Kriegführung die Zeit der Sammlung, welche in Erwartung des Eintreffens der durchaus nothwendigen Verstärkungen eingehalten werden mußte, bei ihrem Endpunkte angelangt. Alles war darauf gespannt, welche Erfolge die Wiederaufnahme der Offensive von russischer Seite begleiten würden.

In Bulgarien concentrirte sich das gesammte Interesse auf Plewna, welches als ein in die Schwelle des Ruhmestempels über Nacht eingegrabenes Pentagramma den Russen gewaltige Pein machte, bis des Hungers scharfer Zahn es von Innen her zernagte. General v. Totleben, der als Adlatus dem Commandeur der Westarmee, Fürsten Karl von Rumänien, beigegeben war, hatte die ungestüme Stoßtaktik, aus welcher im September den Russen und Rumänen so schmerzliche Verluste erwachsen waren, mit dem bedächtigen, zwar Zeit kostenden, aber Menschenleben sparenden Cernirungssystem vertauscht. Die Frage nach dem Fall von Plewna und nach dem Schicksal Osman Paschas und seiner tapferen Armee war in eine durch die tägliche Consumtion der Vorräthe von selber sich lösende Magenfrage umgewandelt. Zwei Aufgaben waren damit der russischen Westarmee gestellt. Einmal galt es, Plewna jede Zufuhr von Proviant und Kriegsvorräthen abzuschneiden und zu diesem Zwecke die im Cernirungsringe noch vorhandene Lücke auf dem westlichen (linken) Ufer des Wid zu schließen. Zweitens galt es, einen Durchbruch zu verhindern, weswegen auch schon jeder Ausfall der Besatzung mit Energie zurückzuweisen war, da sich daran leicht ein Durchbruchsversuch hätte anschließen können. Für die oberste Kriegsleitung blieb natürlich die frühere Aufgabe fortbestehen, von Außen her unternommene Versuche zum Entsatze von Plewna zu vereiteln. Die zwischen der Jantra und dem Lom aufgestellte Armee des Großfürsten-Thronfolger hatte dieser Aufgabe im Osten von Plewna bisher schon in ausreichendem Maße sich gewachsen gezeigt. Gegenüber der bei Sofia um diese Zeit in Bildung begriffenen türkischen „Entsatzarmee" wurde alsbald die Detachirung einer besonderen Colonne nöthig, auf deren Operationen später zurückgekommen werden wird. Hier sei nur zum Voraus bemerkt, daß auch im Westen von Plewna jeder Entsatzversuch vereitelt worden ist.

Die letzte Einführung eines Provianttransportes nach Plewna geschah von Telisch aus auf der von Orkhanje kommenden Straße am 8. October. Am 7. und 8. October waren, um die Aufmerksamkeit der Russen von jenem Proviantransport abzulenken, aus Plewna heftige Ausfälle in südlicher Richtung gegen Radischowo hin unternommen worden. Am 9. October erfolgte darauf der Eintritt winterlicher Witterung. Nach einem heftigen Bombardement am 17. October machten am 19. October die Rumänen auf eigene Rechnung und Gefahr von der am 30. August in ihre Hände gefallenen und seitdem behaupteten Griwitza-Redoute I (Fort Abdul Kerim) aus einen Angriff auf die nächstgelegene türkische Redoute Griwitza Nr. II, drangen auch bis in die Gräben derselben vor, wurden aber unter großen Verlusten wieder hinausgeworfen.

Der am 15. October zum Befehlshaber aller Truppen im Westen des Wid ernannte General Gurko, bekannt von seinem transbalkanischen Streifzuge her, hatte inzwischen seine Dispositionen getroffen, um die auf der Straße von Orkhanje nach Plewna staffelweise aufgestellten türkischen Detachements zu vernichten, bezw. zum Rückzuge zu nöthigen. Am 24. October wurde nach zehnstündigem Kampfe die starke türkische Position von Gornji Dubnik (Ober-Dubnik), 20 Kilometer von der Widbrücke bei Plewna entfernt, genommen. Es gerieth dabei der am 24. September mit Plewna in Verbindung getretene Achmed Hifzi Pascha mit 3000 Mann in russische Gefangenschaft; die Russen zahlten diesen allerdings die Absperrung Plewnas vollendenden Erfolg mit einem Verluste von 2500 Mann. Am 28. October wurde das 30 Kilometer von der Widbrücke entfernte Telisch genommen. Es gab sich dort Ismail Hakki Pascha, nach einer zweistündigen Beschießung seiner Position aus 72 Geschützen, mit 3000 Mann gefangen. Die weiterhin nach Orkhanje aufgestellten türkischen Detache-

Digitized by Google

ments zogen sich auf das Gros ihres Corps zurück, welches seit Ende October als die Avantgarde der jenseits des Balkan sich bildenden, zum Entsatze von Plewna bestimmten Armee von Sofia, zu deren Befehlshaber Mehemed Ali Pascha ernannt wurde, betrachtet werden muß. Die weiteren Operationen der Russen und Rumänen im westlichen Bulgarien ständen zwar ebenfalls noch zur Cernirung von Plewna in einer gewissen Beziehung, insofern sie die Möglichkeit eines Durchbruchs derselben von Außen her durch eine türkische Entsatzarmee in immer weitere Ferne hinausrückten; sie trugen andererseits aber auch schon einen selbstständigen Charakter an sich, insofern sie den nach dem Falle Plewnas von der russischen Kriegsleitung in Aussicht genommenen Balkanübergang nach Sofia vorzubereiten bestimmt waren, und wir brechen daher in der Darstellung mit Ende October ab.

Nachdem durch den General Gurko die Säuberung der Straße von Plewna nach Orkhanje bis auf die Entfernung von 30 Kilometer bewirkt war, wurde am 31. Oktober das nur noch 10 Kilometer von der Widbrücke entfernte Dolnje-Dubnik (Unter-Dubnik) besetzt und der Höhenzug am linken Widufer abwärts bis Dolnje-Netropolje, durch den Bau von Batterien in den Cernirungsring eingereiht. Die inzwischen als Verstärkung eingetroffenen Divisionen des Grenadiercorps (General Ganjecki I.) erhielten diese Positionen angewiesen. Damit war der Cernirungsring um Plewna geschlossen. Außer der Tag und Nacht fortgesetzten Beschießung der Stadt und der türkischen Redouten trug sich seitdem um Plewna bis zum letzten Tage nichts Erhebliches mehr zu. Der zum Commandeur der 16. Division ernannte General Skobeleff II., welcher im Süden Plewnas bei Brestowetz zwischen der Straße nach Lowtscha und dem Wid stand, schob zwar seine Positionen noch etwas näher an die türkischen Redouten bei Krischin und auf dem Grünen Berge heran, wobei es am 9. November zu einem heftigen Gefechte kam und in der Nacht vom 15. zum 16. November der General selber eine leichte Verwundung davon trug; es hat jedoch der officielle russische Bericht über die Einnahme von Plewna bewiesen, daß erst in der Nacht zuvor (vom 9. zum 10. December) die Türken die Redouten bei Krischin und auf dem Grünen Berge geräumt haben. Mit Ausnahme der am 30. August von den Rumänen eroberten und seitdem behaupteten Griwitza-Redoute I ist kein irgendwie nennenswerthes türkisches Erdwerk in die Hände der Belagerer gefallen. Die türkischen Redouten wurden erst geräumt, nachdem Osman Pascha den Entschluß gefaßt hatte, mit seiner gesammten Armee am Morgen des 10. December einen Durchbruchsversuch zu machen. Die russische Kriegsleitung war durch die Aussagen zahlreicher Deserteure und Spione über den Verpflegungszustand Plewnas fortwährend auf dem Laufenden erhalten worden; sie wollte nach den furchtbaren Opfern, welche die Septemberstürme gekostet hatten, nicht noch weitere Tausende von Menschenleben in die Schanze schlagen, blos um auf einem für die Vertheidigung Plewnas gleichgültigen Haufen Erde die russische Fahne aufpflanzen zu können. Mit mathematischer Gewißheit war „der zehnte December" als der Tag vorausberechnet worden, an welchem Osman Pascha nach Erschöpfung seiner Proviantvorräthe Plewna übergeben oder aber, um die Ehre der Fahne zu retten, einen — hoffnungslosen Versuch zum Durchbruch machen mußte. Osman Pascha zog das Letztere vor; die Berechnung, die ihn dabei leitete, war wohl die folgende: Osmans gesammte Armee ging in dem einen wie in dem andern Falle für die Dauer des gegenwärtigen Krieges der türkischen Kriegführung verloren. Uebergab Osman Pascha dagegen ohne einen, seine heldenhafte Gesinnung bezeugenden „letzten Versuch" Plewna und seine Armee den Russen, so erlitten er selber und die türkische Fahne einen schweren Abbruch an ihrer Ehre, während heute die Vertheidigung Plewnas dem Leiter derselben bei Freund und Feind laute Bewunderung erweckt. In der Nacht vom 9. zum 10. December ließ Osman Pascha zu der vorhandenen zwei neue Brücken über den Wid schlagen; bei Tagesanbruch überschritten die Türken den Fluß und griffen die jenseit desselben stehende 3. russische Grenadierdivision an. Nach einem vierstündigen heftigen Kampfe wendete sich die Schlacht. Das Grenadiercorps ging zum Angriff über; die Türken wichen auf Plewna zurück. Doch hatte General Skobeleff, der von der Räumung der ihm gegenüberliegenden türkischen Redouten unterrichtet war, diese bereits besetzt und damit war das Schicksal Osman Paschas besiegelt. Bei einem letzten Versuche durchzubrechen, wurde er am Beine verwundet und ergab sich mit seiner ganzen Armee dem Kaiser von Rußland. Die betreffenden Unterhandlungen führte der commandirende General des Grenadiercorps Ganjecki I. mit Osman Pascha in einem Hause Plewnas binnen einer Viertelstunde zu Ende. Großfürst Nikolaus und Fürst Karl übernachteten in Plewna; der Kaiser Alexander begab sich am Vormittag des 11. December in die Stadt und wohnte einem Dankgottesdienst in der Kirche bei. Er gab Osman Pascha, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war, seinen Degen zurück. Nach russischen Angaben wurden gefangen genommen: 10 Paschas, 128 Stabsoffiziere, 2000 Subalternoffiziere, 30,000 Mann, 1200 Cavalleristen, 24 Feldbatterien und 40 Positionsgeschütze. Die Abführung der Gefangenen hat bereits begonnen. Osman Pascha wird nach Susdal internirt. Zum Militärcommandanten in Plewna ist General Skobeleff II. ernannt. Die Rückkehr des Kaisers Alexander nach Petersburg ist, nach Austheilung zahlreicher Gnadenbezeugungen — dem Bezwinger Plewnas General v. Totleben wurde der Grafentitel verliehen — über Bukarest am 15. December erfolgt.

Plewna gehört der Geschichte an. Es hat mit seiner Einnahme ein Zwischenfall seinen Abschluß gefunden, der fast fünf Monate hindurch auf der russischen Kriegführung in Bulgarien gelastet hat, und der bei einer rationellen Anlage und Ausführung des Kriegsplanes nimmer zu einer solchen dominirenden Bedeutung sich hätte entwickeln können. Wäre bis Mitte Juli eine, auch nur zwei Armeecorps zählende russische Reservearmee in der Walachei aufgestellt gewesen; niemals wäre „ein Plewna" in der historischen Bedeutung dieses Namens aus bulgarischer Erde geformt worden, als ein durch die Jahrhunderte fortlebendes Beispiel für die Richtigkeit des Satzes, daß Kühnheit, wandelt sie allein, Verderben im Gefolge hat.

Durch die Einnahme Plewnas ist die aus drei russischen Armeecorps und drei rumänischen Divisionen bestehende Westarmee für die russische Kriegführung verfügbar geworden. Es können somit die bisher wesentlich nur zur Sicherung der Einschließung von Plewna im Osten, Süden und Westen — an der Lomlinie, im Balkan und westlich des Wid — stehenden russischen Armeen und Colonnen alsbald beträchtlich verstärkt und, unter Wiederaufnahme des ursprünglichen, zeitgemäß modificirten Kriegsplans, zu größeren Offensivoperationen verwendet werden. An diesen wird von Osten her das in der Dobrudscha stehende russische Corps und, nach der am 14. December erfolgten Kriegserklärung Serbiens gegen die Pforte, von Westen her die serbische Armee sich betheiligen. Es ist daher hier die Stelle, um auf die, jene Operationen schon vorbereitenden kriegerischen Ereignisse im übrigen Bulgarien einen Rückblick zu werfen.

In der Dobrudscha hat sich der militärische Status quo nicht geändert. Die Linie Tschernawoda-Küstendsche ist von den Russen (12. Corps, General Zimmermann), welche den außerhalb derselben gelegenen Hafenplatz Mangalia wieder räumten, festgehalten worden; ihnen gegenüber haben die Türken unter General Raschid Pascha die Linie Silistria-Basardschik-Varna behauptet. Die vorgefallenen Gefechte waren nur ganz unbedeutender Art. Am 15. October wurde der von den Türken unter dem Schutze ihrer Panzerflotte behauptete Hafenplatz Sulina, an der gleichnamigen Donaumündung, von den Russen bombardirt. — Von Silistria aus haben die Türken am 4. October eine Expedition auf das rumänische Donauufer hinüber gegen Kalarasch zu unternommen. Da angeblich zur nämlichen Zeit vom siebenbürgischen Szeklerlande aus ein „Einfall nach Rumänien" geplant wurde, der jedoch nicht über die

Digitized by Google

Vorbereitungen hinausgelangte, so ist eine Zeit lang viel von dem Zusammenhang jener Expedition mit dem sogenannten „Szeklerputsch" die Rede gewesen. Bisher ist jedoch blos die Thatsache von Waffensendungen aus Wien nach Siebenbürgen constatirt; das Ergebniß der eingeleiteten Untersuchung hüllt sich noch in's Geheimniß. Schwerlich wird dabei viel herauskommen; indessen mußte die Sache hier erwähnt werden. — Die eine Zeit lang am Lom verwendeten egyptischen Truppen wurden wieder bei Varna concentrirt und haben, wie ihr Commandeur Prinz Hassan, inzwischen keine active Rolle gespielt.

(Schluß folgt.)

Die Milchcalamität in den großen Städten und deren Beseitigung.

Bei der lebhaften Aufmerksamkeit, die man heute in wohlverstandener Fürsorge für die öffentliche Gesundheitspflege der Beschaffenheit der menschlichen Nahrungsmittel zuwendet, kann es nicht genug anerkannt werden, daß fast alle wichtigeren Blätter, selbst solche, die vorwiegend den höheren Interessen der Literatur, Kunst und Wissenschaft dienen, diesem bedeutungsvollen Gegenstande ihre Spalten öffnen. Auch die „Gegenwart" hat ihren Leserkreis wiederholt durch werthvolle Arbeiten auf denselben hingelenkt, wie sie noch kürzlich in einem sehr beachtenswerthen Artikel „Milch, Milchverfälschung und Milchuntersuchung" mannichfache Fingerzeige brachte zur Begegnung des Unfugs, durch welchen dem Großstädter dieses wichtigste aller Nahrungsmittel verkümmert wird.

Aber so sachkundig der Verfasser dieses Artikels die Milchverfälschungen und die Prüfungsmethoden zur Feststellung derselben behandelte, so konnte ihm doch nicht entgehen, daß mit einem Feldzug gegen betrügerische Ausschreitungen noch keine hinlängliche Hülfe gegen die tiefgefühlte Milchcalamität der größeren Städte geschaffen werden könne, sondern daß hierzu eine durchgreifende Reform des Milchverkaufs, eine gründliche Reorganisation des gesammten Molkereiwesens erforderlich wäre. Es liegt dies ganz in der Natur der Sache. Denn während die Uebelstände, mit denen das Publicum beim Ankauf anderer Nahrungsmittel zu kämpfen hat, im Grunde nur durch Verfälschungen hervorgerufen werden, und zwar durch Verfälschungen, die in sehr vielen Fällen gesundheitswidrig sind, — beruhen die Schattenseiten, die bei der Versorgung der größeren Städte mit Milch hervortreten, in weitaus überwiegendem Maße in den Eigenschaften der Milch selbst, und zwar in ihrer großen Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse und in ihrer geringen Dauerhaftigkeit. Diese beiden Eigenschaften der Milch, die man bisher nur in ganz unzulänglicher Weise zu bekämpfen vermochte, sind so sehr als die Wurzel aller Uebelstände zu betrachten, die dem großstädtischen Milchhandel anhaften, daß die Verfälschungen, und mögen sie in noch so großem Umfange betrieben werden, fast ganz in den Hintergrund treten. Wenn es selbst der sanitätspolizeilichen Wachsamkeit gelingen sollte, alle und jede Milchverfälschung unmöglich zu machen, so würde doch das eigentliche Uebel vollständig bei Bestand bleiben: der Großstädter würde immer noch ein der Gesundheit schädliches, wenig wohlschmeckendes und im Haushalt verhältnißmäßig wenig nutzbares Nahrungsmittel empfangen.

Die eine dieser beiden Eigenschaften der Milch, ihre geringe Dauerhaftigkeit, ist, ganz abgesehen von den directen Nachtheilen, als indirecte Ursache eines Uebelstandes zu betrachten, der dem Umstande, daß die Städte ihren Bedarf bisher nur aus verhältnißmäßig sehr geringer Entfernung zu beziehen vermochten, seine nächste Entstehung verdankt. In Folge dieses Umstandes wurde die Milchlieferung gewissermaßen ein Monopol für die den Städten zunächst gelegenen Ortschaften, und da sich bei dem stetigen Wachsthum der städtischen Population die Nachfrage beständig steigerte, wurden die Landwirthe mit Nothwendigkeit dahin geführt, mit allen Kräften die Vermehrung der Quantität der Milch zu erstreben, ohne der Qualität irgendwie Rechnung zu tragen. Dies sucht man zu erlangen durch massenhafte Verabreichung gewisser Futtermittel, als da sind Schlämpe, Rüben, Träber, Kohl u. s. w., die an und für sich weder der Milch noch den Thieren selbst nachtheilig sind, die aber im Uebermaß genossen die Gesundheit der letzteren außerordentlich gefährden, wenngleich die Milchergiebigkeit bedeutend gesteigert wird, und die Thiere zunächst auch noch an Fleisch und Fett nicht beträchtlich verlieren. Man findet daher in den Kuhhaltungen in der Nähe großer Städte in der Regel eine Fütterungsweise vor, die von der normalen Ernäherung, bei der man bemüht ist, neben möglichst großem Milchertrag zugleich den hohen Fettgehalt der Milch und die dauerhafte Gesundheit der Kühe zu erreichen, sehr bedeutend abweicht. Der Milchproducent in der Umgebung der Städte findet seine beste Rechnung, wenn er die Milchergiebigkeit seiner Kühe quantitativ in höchstmöglichem Maße ausbeutet, und der hohe Gewinn, den er dadurch erzielt, entschädigt ihn vollauf für den Nachtheil, seine Thiere nach kurzer Benutzung verkaufen und durch frischen Ankauf ersetzen zu müssen, einen Nachtheil, der durch die Art seiner Fütterung entsteht, durch welche alle edleren Theile der Kühe einer allmählichen Zersetzung entgegengeführt werden, die schließlich den Verfall und baldigen Tod derselben zur Folge haben würden, wenn er sich ihrer nicht rechtzeitig entledigte. Es liegt aber wohl auf der flachen Hand, daß eine Fütterungsweise, die so sehr zerstörend auf den Organismus der Thiere einwirkt, schon von vorneherein ihrer Gesundheit höchst nachtheilig sein muß, und nicht minder muß es einleuchten, daß die Milch, die nichts ist, als die aufgelöste Zelle, alle Keime derselben zerstörenden Einflüsse enthalten muß, unter denen die Thiere allmählich zu Grunde gehen. Sie kann weder besonders schmackhaft, noch der Gesundheit zuträglich sein, und wenn beim erwachsenen Menschen, der verhältnißmäßig wenig Milch genießt, die nachtheiligen Folgen auch vielleicht nicht in bemerkbarer Weise hervortreten, so ist sie den zarten Organen des Kindes doch äußerst verderblich, und es ist in der That sehr erklärlich, daß die bedeutende Sterblichkeit unter den Kindern in bevölkerteren Städten zum großen Theil dem Genuß schädlicher Milch zugeschrieben wird.

Aber auch die andere der beregten Eigenschaften, die große Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse, erschwert die Vorsorgung der großen Städte in nicht minder hohem Grade. Ein fast ebenso großer Uebelstand, als der eben besprochene, beruht darin, daß bei der bisher üblichen Behandlung der Milch schon während des Transports zur Stadt der Zersetzungsproceß, der sie zu schließlicher Säuerung überführt, seinen Anfang nimmt. In der allgemein üblichen Praxis wird entweder das Morgengemelke warm wie es aus der Kuh kommt (ca. 28 Grad Réaumur) mit der am voraufgegangenen Abend gemolkenen und bereits entfetteten Milch, welche bis zur Temperatur des Locals (etwa 12 bis 18 Grad) herabgesunken ist, zusammengegossen und zum Transport in dichtverschlossene Holzgefässe gebracht, oder die Milch wird, um eine theilweise Entsahnung zu ermöglichen, so gut es geht, vorher in Wasser abgekühlt, je nach der Jahreszeit auf 12—18 Grad. In beiden Fällen ist aber die Temperatur noch eine derartige, daß von völliger Consistenz nicht mehr die Rede sein kann, und daß sie ihren süßen Geschmack fast ganz verloren hat, wenn sie in die Hände des Consumenten gelangt, der sie nun durch sofortiges Aufkochen vor raschem Sauerwerden schützen muß. Dazu kommt, daß ihr in den verschlossenen Gefäßen alle Gelegenheit fehlt, genügend abzudampfen, und daß sich ihr dadurch ein gewisser herber Beigeschmack beigesellt, der noch beträchtlich vermehrt wird durch Einflüsse, die aus dem üblen Geruch hervorgehen, der sich in Holzgefäßen nur zu leicht festsetzt und durch noch so sorgfältige Reinigung nicht zu verdrängen ist. So wird dem Großstädter täglich ein Nahrungsmittel zugeführt, das seinem Aussehen, seinen chemischen Bestandtheilen und manchen sonstigen Eigenschaften nach wohl die Bezeichnung „Milch" beanspruchen darf, das aber von dem großen Wohlgeschmack derselben nichts erhalten hat, und von dem sich der in dieser Beziehung verwöhnte Landmann mit Ekel abwendet. Das ist in der That

Digitized by Google

nicht genug zu beklagen, denn ganz abgesehen davon, daß solche Milch der Gesundheit unmöglich dienlich sein kann, selbst wenn der vorhin erwähnte Uebelstand ungesunder Ernährung der Thiere gar nicht vorhanden wäre, muß dieser Mangel an echtem Wohlgeschmack so allgemeiner Verbreitung, wie sie dieses vorzügliche Nahrungsmittel seiner Natur nach finden sollte, hindernd in den Weg treten.

Solchen Mißständen gegenüber kann der sonst so löbliche Kampf gegen die Verfälschungen keinen Nutzen gewähren; da kann man nur durch eine durchgreifende Reform des Milchverkehrs Abhülfe erlangen. Aber in welcher Weise läßt sich hier reformiren? Man verweist allgemein auf das Genossenschaftswesen, und auch der Verfasser des gedachten Artikels in Bd. XI. Nr. 34 dieser Zeitschrift verlangt, daß der Milchhandel den einzelnen Landwirthen entzogen und in die Hände von Genossenschaften gelegt werde. Es ist das eine Forderung, die lediglich aus reiner Unbekanntschaft mit den wirklichen Thatsachen des Milchhandels entsprungen ist, denn Genossenschaften mögen hie und da in kleinen Verhältnissen einigen Nutzen gewähren, sie können aber niemals mit ebenso geringen Unkosten arbeiten, wie der selbstthätige Privatmann, und darum dessen Concurrenz nicht vertragen, und sie können namentlich nicht dahin wirken, daß die Fütterungsweise derjenigen Thiere, mit deren Milch die großen Städte versorgt werden, in zweckdienlicher Weise verändert wird, noch daß die Milch selbst ihre Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse und ihren Mangel an Dauerhaftigkeit verliert. Soll in dieser Beziehung Hülfe geschaffen werden, so kann es nur geschehen durch eine andere technische Behandlung der Milch, durch eine Behandlung, die sie geeignet macht, ihre guten Eigenschaften zu erhalten, äußeren Einflüssen zu widerstehen und den Transport aus fernen Gegenden zu vertragen, damit die großen Städte Gelegenheit erhalten, ihren Bedarf auch aus solchen Molkereien zu beziehen, in denen nicht durch naturwidrige Fütterung die Keime ungesunder Einflüsse hervorgerufen werden.

Solche technische Behandlung der Milch ist aber heute dargeboten in dem sogen. Swartz'schen- oder Eiskühlungsverfahren, einem Verfahren, das, zu ganz anderen Zwecken erfunden und bisher angewandt, nach meinen gründlichen Erfahrungen durchaus geeignet ist, alle genannten Uebelstände zu beseitigen und alle großen Städte mit so guter Milch zu versorgen, wie sie bisher nur der zu genießen vermochte, der aus bestem Futter mit eigenen Kühen seine Milch producirte und das schönste Local zu ihrer Aufbewahrung zu seiner Verfügung hatte.

Dieses höchst einfache, von dem schwedischen Gutsbesitzer Swartz auf Hofgaarden entdeckte Verfahren, welches in landwirthschaftlichen Fachblättern heute eine große Rolle spielt, den Lesern dieser Zeitschrift aber kaum bekannt sein mag, besteht in der Kürze darin, daß die Milch sogleich nach dem Melken, statt in Satten oder Bütten, in hohe, ovale Gefäße aus verzinntem Eisenblech gegossen und dann in kleine Bassins gestellt wird, welche mit Eiswasser gefüllt sind. Man setzt für je 1 Liter Milch etwa 2 Pfund Eis zum Wasser. Die auf diese Weise schnell bis auf 1—2 Grad Réaumur gekühlte Milch wird dann nach 10 Stunden entsahnt, und es sind dann sowohl Sahne als Milch noch vollkommen süß erhalten. Die Vortheile dieses Verfahrens bestehen für den Molkereiwirth darin, daß sich aus der so frisch erhaltenen Sahne außerordentlich schmackhafte Butter, aus der noch nicht ganz entfetteten und sehr süßen Milch sehr vortrefflicher Käse fabriciren läßt, zugleich aber im Betrieb bedeutend an Arbeit gespart wird. Ich habe es persönlich in Dänemark, wo es ziemlich allgemeine Verbreitung gefunden hat, kennen gelernt, in meiner kleinen Wirthschaft eingeführt und bin nun nach einjähriger Vertrautheit mit demselben zu der gründlichen Ueberzeugung gelangt, — die ich durch zwei Thatsachen zu belegen vermag —, daß mit Hülfe dieses Verfahrens auf die leichteste und einfachste Weise eine höchst gründliche Reform des Milchverkehrs für die großen Städte durchzuführen wäre, und daß alle die vorhin erwähnten Uebelstände, gegen die man bisher keine Waffen hatte, in vollkommener Weise beseitigt werden könnten, wenn man das großstädtische Publicum gewöhnte, unter Beseitigung der bisherigen Praxis nur solche Milch zu kaufen, die vorher in dieser Weise behandelt worden ist.

Die beiden Thatsachen, auf die ich mich beziehe, sind folgende. Seit fast einem Jahre sandte ich meine nach Verlauf von 10 Stunden entsahnte Milch nach der mir nahe gelegenen Stadt Malchin, einer kleinen Landstadt mit ausgedehnten Wiesen und Weiden, in der die Kuhhaltung unter den städtischen Erwerbszweigen eine hervorragende Rolle spielt, der Milchconsum daher ein bedeutender ist, und die gesammte Einwohnerschaft gerade einen hohen Werth auf die Vortrefflichkeit dieses von ihr so geschätzten Nahrungsmittels legt. Ich fand zu dem gegen den Preis ganz frischer Milch um einige Pfennige ermäßigten Preise stets willige Abnahme — mit alleiniger Ausnahme einiger weniger Wochen im Frühjahre, in welchem die auf die frische Weide getriebenen Kühe so reichliche Milch gaben, daß der Werth derselben bis zu dem von mir für die großentheils entfettete Milch geforderten Preise herabsank —, und nach und nach ist die Nachfrage so erheblich gestiegen, daß ich ihr schon lange nicht mehr gerecht zu werden vermag. Dieses günstige Resultat würde unter den Verhältnissen dieser Stadt ganz unmöglich gewesen sein, wenn nicht eben der Wohlgeschmack der Milch sie für die Zwecke des Haushalts so besonders geeignet machte. Ferner habe ich schon seit Mitte März d. J. meine Sahne nach dem 30 Meilen von mir entfernten Berlin geschickt, und den ganzen Sommer hindurch ist sie — in Blechgefäße gefüllt und durch eine mit Kuhhaaren gepolsterte Hülle vor der Wärme geschützt, — in vortrefflichster Beschaffenheit dort angekommen, selbst an den heißesten Tagen in einer Temperatur von 7—9 Grad Réaumur, bei der sie so ausgezeichnet conservirt war, daß sie sich noch 24 Stunden nach ihrem Eintreffen daselbst hatte kochen lassen, wie mir der Milchhändler gerade an dem heißesten aller Sommertage schrieb, an welchem der Thermometer hier 27 Grad Réaumur im Schatten gezeigt hatte. Diese beiden Facta sprechen genügend für die Sache. Denn wenn Milch, die zum großen Theile entfettet ist, in einer Stadt, in welcher die Mehrzahl der Einwohner eine Kuh besitzt, und in der dieses Nahrungsmittel in jedem Hausstande gerade von so wichtiger Bedeutung ist, so großen Beifall findet, so liegt der Schluß sehr nahe, daß sie in Hinsicht des Geschmackes und der Brauchbarkeit weit über die Ansprüche hinausgeht, die der Großstädter bisher an sie zu stellen berechtigt und gewohnt war. Und wenn die derselben entnommene Sahne nach neunstündigem Transport noch frisch und kühl in die Hände des Milchhändlers gelangte und 24 Stunden später noch vollkommen süß war, so beweist das genugsam, daß Beides, Milch wie Sahne, durch diese Behandlung diejenige Dauerhaftigkeit erlangt, welche es dem Großstädter ermöglicht, sich aus weiterer Ferne zu versorgen, denn die letztere ist der bei weitem empfindlichere Theil.

Man könnte vielleicht den Einwand erheben, daß der Städter auf diese Weise nur entfettete Milch beziehen und darum einen sehr schlechten Tausch machen würde. Aber dieser Einwand würde ganz hinfällig sein. Denn einmal gelangt in den großen Städten überhaupt sehr wenig oder gar keine unentfettete Milch in die Hände des Consumenten, und die wenigen Fetttheile, die noch in ihr enthalten sein mögen, haben nur einen sehr relativen Werth für ihn, da sie gegen alle äußeren Einflüsse gerade am empfindlichsten sind, den stetig vor sich gehenden Zersetzungsproceß wesentlich fördern und darum mehr zur Verschlechterung als zur Verbesserung des Geschmackes beitragen. Sodann aber ist die beim Eiskühlungsverfahren nach 10 Stunden entsahnte Milch keineswegs aller Fetttheile beraubt, sondern es bleiben deren noch für die meisten Zwecke des Haushalts, sowie auch zur Erhaltung des der Milch von Natur anhaftenden Fettgeschmacks genügend darin. Ueberdies würde gerade ein Vorzug dieses Verfahrens darin bestehen, daß Milch und Sahne getrennt in den Handel kommen würden, und daß jeder Consument seinem Milchbedarf so viel Sahne zusetzen könnte, als es seinem Geschmack, seinen Neigungen und seinen Zwecken entspricht.

Wer sich diese Ausführungen mit einigem Verständniß klar macht, wird kaum an der Richtigkeit des hier Gesagten zweifeln

Digitized by Google

können, und wer sich einen Versuch mit so behandelter Milch nicht verdrießen lassen wollte, würde bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Swartz'sche Erfindung, auf den Milchhandel angewandt, für die Menschheit ein wahrer Segen werden müßte. Er würde finden, daß sich die Milch unaufgekocht noch tagelang vollkommen süß und wohlschmeckend in seinem Besitz erhalten würde, selbst wenn sie bei der Wärme seiner Räumlichkeiten eine Temperatur von 16—17 Grad angenommen haben sollte. Vor Allem sollten Aerzte und Behörden es nicht unterlassen, die Sache mit kritischem Auge zu prüfen und nach erlangter Ueberzeugung von den Vorzügen dieses Verfahrens das Publicum in Wort und Schrift auf dasselbe aufmerksam zu machen. Denn die Agitation für diese Reform des Milchverkehrs wird von den Städten ausgehen müssen, aber die Anregung dazu könnte der Einwohnerschaft bei ihrer eigenen Unkenntniß von der Sache nur gegeben werden durch die Belehrung fachmännischer Autoritäten, zu denen sie vertrauensvoll emporblickt. Der Landmann aber, der zur Zeit die Anlagekosten noch scheut, mit denen die Einführung des Swartz'schen Verfahrens verknüpft ist, würde schnell seinen Widerstand aufgeben, wenn er sähe, daß er mit Hülfe desselben einen lohnenden und müheloſen Absatz seiner Erzeugnisse in den großen Städten finden könnte, und in kurzer Zeit würden dem Markt der letzteren weit größere Quantitäten des werthvollen Nahrungsmittels zuströmen, als es bisher bei der unzulänglichen Behandlung der Milch geschehen konnte.

Alle die Vortheile aufzuzählen, die den größeren Städten aus dieser Reform des Milchwesens erwachsen würden, ist wohl kaum mehr nöthig. Sie würden zunächst befreit sein von dem Monopol ihrer ländlichen Umgebung, unter deren Druck sie bei hohen Milchpreisen das so unentbehrliche Nahrungsmittel bisher nur in einer Beschaffenheit beziehen konnten, die für den Gesundheitszustand mannichfache Gefahren mit sich brachte und die Auferziehung der Kinder wesentlich erschwerte. Und sie würden kaum die Wiederkehr desjenigen Uebelstandes zu befürchten haben, dem sie durch die ungesunde Ernährung der Thiere beständig preisgegeben waren, denn bei der Benutzung des Swartz'schen Verfahrens für den Milchhandel würde das Interesse der Producenten nicht allein in der Quantität der Milcherzeugung beruhen, sondern sie würden in dem hohen Fettgehalt immer noch den größeren Vortheil suchen müssen, der nur bei der Verabreichung normalen Futters erzielt werden kann. Die den Bezug der Milch so sehr erschwerenden Eigenschaften derselben, die geringe Dauerhaftigkeit und die große Empfindlichkeit gegen die Einflüsse der Wärme, der Bewegung, der Verpackung, würden durch die gründliche Abkühlung so sehr beseitigt sein, daß sie den großstädtischen Consum in keiner Weise mehr beeinträchtigen könnten. So würde also die Milch, weit entfernt, dem zarten Lebensalter verderblich zu sein, auch hier für die Kinder in vollem Maße dasjenige Nahrungsmittel werden, das die Natur ihnen bestimmt zu haben scheint, und für welches die Wissenschaft bei allen ihren großen Leistungen bisher noch keinen vollen Ersatz zu schaffen vermochte. Und sie würde sich schließlich durch ihren Wohlgeschmack und ihre vielseitige Nutzbarkeit auch im bürgerlichen Haushalt der großen Städte den Platz erobern, den sie bisher nur auf dem Lande und in den in dieser Beziehung bevorzugten kleinen Landstädten zu behaupten vermochte, und das würde für den allgemeinen Gesundheitszustand und — wie ich mir denke — auch für die Moral von dem wohlthätigsten Einfluß sein.

Konrad Wilbrandt.

Literatur und Kunst.

Enthüllungen aus dem Liebesleben Rahels.

Man hat bei Gelegenheit der ohnlängst vielbesprochenen Biographie Friedrich Hebbels die Frage aufgeworfen, wie weit es zulässig sei, den ganzen Lebensgang eines Menschen zu Tage zu fördern. „Etwas behält Eleusis für sich," sagt Seneca.

Und allerdings sollte in Bezug auf Mittheilungen aus dem intimsten Leben und Weben eines Menschen sorglich unterschieden werden zwischen den Aufschlüssen, welche unsere Menschenkenntniß im Allgemeinen bereichern, und denjenigen, welche nach dieser Richtung wenig leisten, zugleich aber unsere freudige Empfänglichkeit an den Werken der betreffenden Person herabstimmen.

Die Hebbel-Biographie thut weder Letzteres, noch ist sie bedeutungslos in anthropologischer Beziehung; im Gegentheil leistet sie nach dieser Seite hin sehr Belangreiches. Im Gleichen haben Rousseaus Selbstbekenntnisse das Gebiet der Menschenkunde in ausgiebiger Weise bereichert, ohne die übrigen literarischen Schöpfungen Rousseaus in ihren tief greifenden Wirkungen zu paralysiren. Rietschels Autobiographie schärft unser Auge für das Verständniß der Leiden und Freuden eines Jugendlebens, das, durch Armuth in Entbehrungen geschult, sich einen tief idealen Zug zu bewahren weiß und erfüllt uns zugleich mit erhöhter Theilnahme für Alles, was er schuf.

Verschollen hingegen schon wenige Jahre nach ihrem Erscheinen sind die meisten der anders gearteten Lebensbeschreibungen. Beispiele dafür liegen sehr nah. Jedem sind einzelne derselben gegenwärtig. Selbst die ohnlängst erschienene verdienstvolle Arbeit über das Leben und die Werke Tizians wird darunter zu leiden haben. Man will nicht wissen, will sich nicht erzählen lassen, daß der Meister, dessen lebensfreudige Farbe uns so oft entzückte und den wir bis in sein hundertstes Jahr hinein einzig von seinem Genius beseelt wähnten, denselben mehr und mehr und endlich ganz in das Joch des Geldmachens spannte, ohne andere Nöthigung dazu als die der Geldgier oder eines schrullenhaften Hamstertriebes.

Aus dem unerschöpflichen Handschriftenschatze, welchen Varnhagen von Ense auf seine Nichte Ludmilla Assing vererbte, ist vor kurzem ein Werk an's Licht getreten, das als einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens willkommen geheißen werden darf: Aus Rahels Herzensleben, Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Ludmilla Assing. Leipzig 1877, Brockhaus.

Um zu demselben Stellung zu nehmen, wird man im Sinne des oben Ausgeführten freilich sich darüber klar werden müssen, ob der literarische Ruf Rahels in der That ein so berechtigter war, daß um des fernern unverkümmerten Genusses ihrer bisher bekannt gewordenen Briefe willen man lieber auf intime Einblicke, soweit solche unsympathischer Natur sind, verzichten möchte. An dieser Stelle kann ein solches Thema natürlich nur flüchtig berührt werden. Doch soll nicht ganz mit der Meinung über ihre literarische Bedeutung zurückgehalten werden.

Bekanntlich war Rahel in ihrer Zeit der Mittelpunkt eines großen und geistreichen Berliner Cirkels. Prinz Louis Ferdinand war ihr, wie das Conversations-Lexikon sich elegant ausdrückt, „in edlem Sinne ergeben". Sie bewegte sich in den besten Kreisen und ein Theil der vorgeschritteneren Aristokratie demonstrirte gern mit ihr, theils weil sie hochsinnig, freimüthig, witzig, unterhaltend, originell und aus reichem Hause, theils weil das letztere ein jüdisches war, und man das Bedürfniß empfand, sich als über den confessionellen Vorurtheilen stehend zu zeigen.

In dieser Weise wäre aber ihr Name muthmaßlich Alles geblieben, was die nächste Generation noch von ihr erfahren haben würde, hätte sie nicht, bereits an das 40. Lebensjahr gelangt, den jungen schwärmerischen Varnhagen durch ihren Geist sowohl wie durch ihre Berühmtheit zu einer bewundernden und huldigenden Annäherung vermocht, welche einige Jahre später — 1814, sie war schon 43 Jahre alt, er 29 — zu einem Bunde für's Leben führte. Das Buch „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", bald nach ihrem im März 1833 erfolgten Tode erschienen, führte die Verstorbene in die Literatur ein, wenn auch nur als Briefstellerin, und bis auf den heutigen Tag steht es als eine höchst eigenartige Erscheinung da.

So wurde Rahel Levin, obschon eigentlich Sprechkünstlerin, vor dem Schicksal der Mimen bewahrt, denen „die Nachwelt keine Kränze flicht".

Die wenigsten Leser und Leserinnen jenes Buchs — und vor Allem hat es immer den weiblichen Theil der Lesewelt

Digitized by Google

interessirt, ebenso die später veröffentlichten Briefe, — werden von den vielen daraus ersichtlichen intimen Verhältnissen zwischen Rahel und zumeist jüngeren Männern ihrer Zeit einen anderen Eindruck gehabt haben als den, daß Varnhagen die Rolle des Hausherrn in etwas fraglicher Weise spielte. Man hat ihm daher auch häufig als Klugheit angerechnet, daß er Rahel auf eine Art von Altar zu stellen beflissen gewesen ist, vor dem zu knien nicht er allein das Recht beanspruchen dürfe. Die feinsinnige Durchführung eines solchen Auskunftsmittels wäre an sich schon kein unwürdiger Gegenstand einer näheren Untersuchung und abgesehen von allem Uebrigen könnte ein nach dieser Seite hin Licht verbreitender Aufschluß aus dem Nachlasse Rahels auf ein psychologisches Interesse Anspruch erheben. Mehr aber noch hat immer das, was man durch Varnhagen und aus ihren Briefen von Rahels reiferen Jahren weiß, die Frage nach ihren Jugendtagen berechtigt erscheinen lassen und bis jetzt fehlte es darauf an einer zuverlässigen Antwort.

Auch dies neue Buch gibt dieselbe nicht, denn es umfaßt nur den Zeitraum von ihrem 25. Jahre an bis zu ihrer Verheirathung im 43sten.

Da sie seit ihrem 25. Jahre drei, theils sehr heftige Liebesphasen durchgemacht hat und zwar in so unmittelbarer Reihenfolge, daß die eine der anderen gleichsam auf die Schleppe tritt, so scheint wenigstens ein Jahrzehnt — vom 15. bis zum 25. — an dem Register ihrer Herzenserlebnisse noch zu fehlen, denn ihr Verhältniß zu David Veit kommt hier nicht in Betracht. Aber Briefe aus dieser ihrer Blüthezeit haben vermuthlich — mit Ausnahme eben der an Veit, also aus Rahels 22. Lebensjahre — sich nicht erhalten; ebenso wenig verlautet etwas von früheren Tagebuch-Aufzeichnungen; und überdies nennt die Herausgeberin des jetzt erschienenen Buches die in Rahels 25. Jahre beginnende Leidenschaft derselben zu dem Grafen Karl Heinrich Albrecht Finckenstein ihre erste Liebe. So unglaublich dies auch erscheint — denn Rahels Herz hatte etwas ungemein entzündliches — so wird man doch sich resigniren müssen, nicht freilich ohne das Bedauern, daß dem psychologischem Problem dieses merkwürdigen Naturells solcher Art auch mit den hier gegebenen Aufschlüssen nur erst zum Theil näher getreten wird. Dennoch ist dieser Theil ein so wesentlicher, daß Rahel jetzt einigermaßen verständlich vor uns steht.

Sie war also 25 Jahre alt, als sie den anderthalb Jahre jüngeren Grafen Finckenstein kennen lernte, den Sohn des gleichnamigen preußischen Staatsministers, einen bildschönen, goldlockigen Jüngling. Er wollte sie heirathen, war aber weder selbstständig, noch auch charakterstark und ließ sich sehr bald durch die von den Seinigen gegen eine solche Verbindung erhobenen Einsprüche erschüttern. Demungeachtet zog sich das Verhältniß vier lange Jahre hin, wurde abgebrochen, wieder angeknüpft und abermals abgebrochen. Rahel litt unter demselben offenbar weit mehr als er. Seine Briefe sprechen zwar viel von Thränen und machen viele Worte, aber die Halbheit des Schreibers blickt aus jeder Zeile heraus. Ohne Zweifel hatte er es anfangs ernst gemeint. Aber als er auf Widerstand stieß, fand er auch andere Mädchen und Frauen wieder wünschenswerth und verfiel nun in eine Mitteltemperatur, welche Rahel zur Verzweiflung brachte und ihn selbst an seiner Fähigkeit zum Lieben irre werden ließ.

Diese ganze „erste Liebe" Rahels ist der mindest interessante Theil des Buches, denn schwächlich, wie Finckenstein war, konnte er's zuletzt auch nicht über sich gewinnen, Rahels Briefe auf ihr Verlangen ihr zurück zu stellen, und so ist die Herausgeberin genöthigt gewesen, bis auf einige Ausnahmen, nur die Briefe Finckensteins mitzutheilen. Wie es kam, daß Rahel Niemand fand, der ihre Briefe dem Grafen abzwang, ist nicht recht verständlich. Sie hatte Brüder und stand wahrlich auch in Bezug auf sonstige männliche Bekannte nicht allein. Und dabei lag ihr auch noch aus anderen Gründen, als den herkömmlichen, nämlich aus literarischen, daran, daß sie ihre Briefe zurück erhielt. An Frau v. Boye schreibt sie im Juli 1800, nachdem das Verhältniß zu Finckenstein sich gelöst hatte:

„Und sterb' ich — such' alle meine Briefe — durch List etwa — von allen meinen Freunden und Bekannten zu bekommen und Finckenstein sage: ich befehle es ihm als eine Todte und Getödtete — nicht just von ihm — daß er sie gebe — und ordne sie mit Brinkmann. Es wird eine Original-Geschichte und poetisch. — — Dies, Boye, bind ich Dir als eine Pflicht auf. Ich will es. Das darf man doch von einer Freundin fordern."

Man sieht, sie dachte bereits an ihre gesammelten Werke.

Aber auch List scheint nichts gegen Finckensteins ausweichende Schwäche verschlagen zu haben und so bleibt dieser Liebeshandel denn ohne das richtige Colorit.

Einem Hamburger war es vorbehalten, die Verzweifelnde zu trösten und es gelang ihm wunderbar schnell. Acht bis neun Monate später als der citirte Brief finden wir Rahel schon wieder in hellsten Liebesflammen.

Diesmal ist die Herausgeberin im Stande Rahels Briefe mitzutheilen. Die Antworten hat der Briefschreiber nach Rahels Tode von Varnhagen zurück verlangt und dann, so scheint es, vernichtet.

Er war im Jahre 1779 geboren, hieß Georg Wilhelm Bokelmann und war ein Sohn des Licentiaten und Advokaten Bokelmann, dem das Gut Muggerfelde in Holstein gehörte. Er hatte die kaufmännische Carriere erwählt, wurde dänischer Consul in Cadix, später in Rostock, dann in Hamburg, heirathete eine Tochter des Banquier Sillem (Hope & Co.) in Amsterdam, siedelte nach Altona über und starb daselbst 1847.

Nichts wirft nun ein helleres Licht auf Rahels Art und Weise als diese kurze Liebesaffaire. Rahel zählte damals 30 Jahre und hatte, wie erwähnt, eben mit einem langen und bittern Brautstande abgeschlossen. Im März 1801 lernt sie in Paris, wohin sie die Gräfin Schlabrendorf begleitet hatte, den 22jährigen Hamburger Adonis kennen und schon am 20. April schreibt sie dem nach kurzem Aufenthalt am 19. April nach Cadix weiter Gereisten eine Reihe Briefe, die ein einziger Liebeshymnus sind. Glücklicher Weise sind sie noch mehr, nämlich amüsant, drollig, eben so oft freilich unklar, verworren, metaphorisch. Sie steht seit er fort ist, die furchtbarste „Angst" aus, ist „todtenschläfrig", die ganze besonnte Welt dünkt ihr „stumm und boshaft und fürchterlich". Daß er Bartholdy um das Glück, in ihrer Nähe bleiben zu dürfen, beneidete, war „zum Küssen". Daß man so auseinander gehen mußte, war „über alle Maßen schrecklich, abscheulich". „Wenn Sie mich lieben, sehen wir uns wieder, und ich möcht' fast sagen, lieben Sie mich nicht, und wir sehen uns doch wieder, so werden Sie mich schon etwas wieder lieben." Sie ist mit dem Bildhauer Tieck und Line Humboldt in den Champs Elisées gegangen und darüber schreibt sie, „es erregte mir eine Art Schauder, daß der Arm, den ich hielt, nicht Ihr Arm war." — „Gott", heißt es dann weiter, „ich habe solche Angst, Sie bleiben gewiß in Spanien! Schicken Sie mir etwas, was Sie um den Hals getragen haben. Eine schwarze Schnur. Das lieb' ich. Hab'n Sie mein Halstuch um?"

So geht es fort, zumeist ohne daß erst Antworten abgewartet werden, denn die Reise nach Cadix dauerte in jener kriegsunruhigen Zeit 5 bis 6 Wochen. Ihr zweiter Brief ging verloren. Im dritten Brief protestirt sie gegen den Gedanken, sie könne über Bokelmanns Fernsein sich etwa trösten. „Gott bewahre! Ich will gar nicht. Das wäre das Abscheulichste!" Ihr Schmerz ist „eine große, aufgerissene Wunde". Im vierten Brief kommt ihr der Einfall: „Sie wundern sich vielleicht, mich so vielsprechend und vehement zu finden; daß ich mich gleich in jedem Verhältniß, wenn es auch gut ist, so verwickeln und vergraben kann. Wundern Sie sich nicht. Ich kann dem Strom in mir nicht widerstehen. Was ich umfasse, umfasse ich in dem ganzen Umfange, der für mich da ist, und in meiner ganzen Tiefe, gleich, sehr geschwind. So geht's mir immer." Dazwischen gesteht sie, „gestern wurd' ich noch um 12 in der Nacht bei der Humboldt ganz lustig; und sagte sehr gute Sachen, mir geschieht das manchmal in Traurigkeit und Müdigkeit, wenn es bis zum Echauffement kommt."

Digitized by Google

Nun folgen, nachdem sie Paris verließ, Briefe aus Holland. „Ich habe Sie verloren und vielleicht die schönste Beute meines Lebens. Freilich, glaub' ich Ihnen, Lieber?! Ich weiß, daß Sie mich lieben und wie Sie mich lieben. Und wie Sie mich lieben könnten, wenn ich unter ihren Augen lebte. Wie unser Leben zum Leben würde aus reiner Lebendigkeit, Wahrheit, Einfachheit und Jugendsinn und Jugendart, ohne die Eingeschränktheit und die Falten nur irgend eines — wenn auch noch so schönen — benamsten Verhältnisses zu bekommen."

Was dies heißen sollte, hat Bokelmann schwerlich enträthselt und Rahel selbst wußte es vermuthlich ebenso wenig.

Dennoch kommt sie auf dies verhältnißlose Verhältniß nochmals zurück und zwar mit localen Vorbehalten, wobei Hamburg schlecht weg kommt. „Nein, ich kann nur Paris aushalten. Sie in Paris, und mein Glück wäre gemacht. Denken Sie denn, ich könnte es mit Ihnen in Hamburg überleben? Je theurer, unschätzbarer, je lieber Sie mir sind, um so weniger... Sie besitzen und gestört sein von ordinären Dingen — Menschen mein' ich — mich verstellen, Sie sich verstellen sehen, Schlechterem fröhnen, Schlechtes gut sein lassen, mich verheimlichen, dies Alles für gut, für moralisch erklären? Nimmermehr!"

Im Grunde ist freilich klar genug, was ihr vorschwebt — von Verhältnissen nämlich — und sie selbst träumt sich so tief in diese Gott- und Bajaderenseligkeit hinein, daß sie noch einmal über das Versäumte bittre Wehklage erhebt. „Dächt' ich nicht an eine miserable äußre Existenz, die ich dabei verachte und die mich drückt, hätte ich nicht alles gekonnt? Wenn auch nur auf 4 Monate. Ich meine, mit Ihnen reisen. Oder ist es besser wir regrettiren, was wir nie hätten genießen können? Sie sehen mich auf einer traurigen Linie schwanken, auf der ich dem Schönsten keine Dauer mehr zutraue. So oft muß man sich das Herz zerreißen, tugendhaft, vernünftig sein, heilen! Flößen Sie mir ein Leben ein. Vielleicht retten Sie mich."

Man sieht, der Verstand und die Sinnlichkeit lagen bei ihr nicht minder in Fehde, wie bei der Mehrzahl der Menschen überhaupt. Der große Unterschied war freilich, daß sie Alles aussprach; und daß sie's gar dem Papier anvertraute, ohne doch verhindern zu können, daß es in einer unempfänglichen kühlen Minute gelesen wurde und gar verwunderlich wirkte.

Noch einmal in Berlin kommt sie auf Pläne phantastisch-geheimnißvoller Art zurück. Sie will — wenn er will — nach Paris zurück und ihn dort treffen. „Sagen Sie mir, bester Engel, wann sehe ich Sie? . . . Ihr Brief hat mich aufgerüttelt. Wo sehen wir uns? ... Nur von Ihnen, mein sehr Lieber, häng ich noch ab. Wo Sie sind, was Sie thun, was Sie wollen, danach richt' ich mich natürlich. Das weiß kein Mensch. Wie freut mich das, heimlich, trotz der ganzen miserablen Welt, so verheirathet zu sein! (Aengstigen Sie sich nur nicht, Sie sind es nicht.)" — In Hamburg, heißt es dann schon wieder, könne sie nicht leben „ohne großen Muth". „Seien Sie glücklich, echt lebendig, mit Mousse, wie der wirklichste Wein, ich bin ganz zufrieden. Ist es aber nur eine Tugend, und die Möglichkeit da, Sie könnten's mehr sein — und ich bin es nicht. Danach richten Sie sich. Verstehen Sie mich?"

Ohne Zweifel verstand Bokelmann, daß er sich in eine wunderliche Beziehung eingelassen hatte. Und dabei mag er doch das Gefühl gehabt haben, er dürfe Rahel nicht mit dem herkömmlichen Maßstab messen, denn sie sei dazu allzusehr Kind geblieben, ist sie doch naiv genug wenige Zeilen weiter ihm zu versichern: „Ich sehe jetzt sehr gut aus, alle Menschen sagen's; ich seh es auch."

Solche Züge wollen beim Aburtheilen über ihr schrankenlos sich gebendes Naturell nicht übersehen sein.

Die Enttäuschnng blieb nun freilich nicht aus. Als endlich die erste Antwort aus Cadix eintrifft, verstimmt dieselbe in solchem Grade, daß Rahel fünf Wochen lang nicht wieder schreibt. Erst als ein zweiter Brief folgt, griff sie wieder zur Feder. Was hatte sie so „dekouragirt"? Etwas sehr Begreifliches. Bokelmann war über den Vorschlag des Pariser Stelldicheins vorsichtig hinweggeschlüpft. Was sie ihm nun schreibt, ist eigentlich eine Variation über das Thema:

Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?
Ist's doch mein eigner Wille.

Nur mußte sie's bei solcher Wendung ihm nicht verübeln, wenn er jenen Vorschlag als ihn nichts angehend betrachtete. Auch hat sie sich so wenig in der Gewalt, daß sie bald sogar Spanien nicht mehr für zu weit entlegen findet. „Wenn sich's irgend thun läßt, und warum sollt' es nicht? ich habe ja auf der Gotteswelt keinen Plan, keinen Gedanken, keine Aussicht, — so reis' ich einmal mit Ihnen nach Spanien." Uebrigens kommt er selbst später auf die Möglichkeit zurück, daß sie sich in Paris treffen können, aber vermuthlich gibt er der Sache bei dieser Gelegenheit eine etwas ernüchternde Wendung, denn aus Rahels Antwort klingt's wie die Antwort auf ein fernes Retraiteblasen. „Ihren heutigen Brief, bester Bokelmann, versteh' ich weniger als je. Warum hielten Sie sich verloren in einer großen schönen Leidenschaft? Was hab' ich Ihnen für einen schrecklichen Brief geschrieben? Ich weiß von nichts."

Komischer kann man einen Rückzug nicht bewerkstelligen.

Aber im Grunde fühlt sie doch das Demüthigende ihrer Niederlage. „Ich lese Ihren Brief und Thränen kommen mir doch in's Auge. Was wollen Sie denn für Trost über mich ausgießen? Sie?! ... Aushalten soll ich's? Wer hält nicht aus? — umbringen thu ich mich einmal nicht. Und in meiner besten und schlechtesten Laune rechne ich dem Schicksal vorigen März und April ungeheuer und ewig dankend an."

Das war jedenfalls keine Redensart. „Es geht mir schlecht," antwortet Goethe einmal der Gräfin Julie v. Egloffstein, „ich bin nicht verliebt und Niemand ist in mich verliebt." So ungefähr könnte sich auch Rahel ausgedrückt haben. Sie hatte die Mühle des esprit klappern lassen, viele viele Jahre lang; gewiß nicht blos aus Eitelkeit; aus Anlage, aus geistigem Ueberschwung, aus lebhaftem Aeußerungsbedürfniß. Ist wirklich Finckenstein ihr erster Geliebter gewesen, so hatte während dieses halben Brautstandes ihre Natur jedenfalls eine tief greifende Veränderung erfahren. Kaum von ihm losgerissen, flammt sie, wie wir gesehen haben, für den jungen schönen Hamburger auf, und kaum muß sie sich eingestehen, daß ihre „Vehemenz" sich in dem, was sie in ihm zu finden geglaubt hatte, täuschte, so springt sie in das unerquickliche Verhältniß zu dem Spanier Urquijo hinein, das leidenschaftlichste von allen.

Ihr letzter Brief an Bokelmann datirte vom 7. Dec. 1802. Ueber ihre Stellung in Berlin heißt es darin: „So total mißverstanden, nicht erkannt, ignorirt, wurd' ich noch nie!" Im selben December wird der spanische Legationssecretair Urquijo bei ihr eingeführt, und „in Beiden erwachte gegenseitig die lebhafteste Neigung," — so versichert Varnhagen. Es wird erlaubt sein, auch hier Rahel als die ungestüm Erobernde zu vermuthen, und eine Stelle ihres Tagebuchs drückt wohl nicht ohne Grund ihren Verdruß über die von Sitte und Herkommen den Weibern in dieser Richtung aufgezwungenen Schranken aus: „Nichts, nichts beneid ich den Männern; Eines nur, daß sie schnell ihr Schicksal entscheiden dürfen. Ihnen ist die Rede vergönnt!" — Wie alt Urquijo war, erfahren wir sonderbarer Weise nicht, schwerlich war er aber älter als Bokelmann, denn als Neffe eines Ministers mußte er jedenfalls jung sein, um noch als Legationssecretair zu fungiren; auch sagt Varnhagen, es sei der erste Ausflug Urquijos aus seinem Lande und seiner Provinz gewesen und er nennt ihn „noch fast ein Naturkind"; vielleicht war er 19 oder 20 Jahre. Dies Liebesverhältniß liegt in dem Buche klarer vor den Augen des Lesers als eines der früheren, denn nicht nur sind eine Anzahl Briefe beider Betheiligten abgedruckt, Rahel selbst hat in ihrem Tagebuche und in Briefen an Regina Frohberg, an Alexander v. d. Marwitz und an Varnhagen sich auch mehrfach darüber ausgesprochen. Rahels Briefe an Urquijo, so weit sie hier sich finden — die meisten existiren nicht mehr — sind etwas minder verworren als die an ihre deutschen Freunde und Freundinnen. Sie muß sich zumeist der französischen Sprache

Digitized by Google

bedienen und hatte überhaupt ja nicht das Recht einem Fremden die Fähigkeit zuzutrauen, ihre herkömmlich kühnen Gedankensprünge mit zu machen. Die ebenfalls französisch geschriebenen Briefe des jungen Spaniers sind kurz, sachgemäß und nur schwach erotisch gefärbt. Uebrigens ist der Briefwechsel, wie gesagt, nicht complet und konnte auch nicht so belangreich sein wie, wenigstens von Rahel, das Verhältniß selbst aufgefaßt wurde, da beide Correspondenten dieselbe Stadt bewohnten, sich also fortwährend sprachen. Es löste sich die intime Beziehung schon im zweiten Jahre. Wie es scheint war der junge Spanier, dem manches Weiberherz feurig entgegenschlagen mochte, sehr bald auf die in Spanien landläufige Leidenschaft, die Eifersucht, verfallen, um sich mit Anstand zurück zu ziehen. Es kam bald seinerseits zu dem harten Worte je t'aime, mais je ne t'estime pas. Rahel klammerte sich an das holde je t'aime und suchte ihn, ihrer selbst gewiß, wie einen Kranken zu kuriren. Aber selbst ihre größten Opfer beruhigten ihn nicht, selbst daß sie keine Freunde mehr empfing, daß sie auf's Land zog und nur für Urquijo zu Hause war, selbst das half nichts. Und endlich kam es dann so weit, daß er die obige Phrase umkehrte — da hieß sie je t'estime, mais je ne t'aime plus.

Man hätte nun denken sollen, ihr Gefühl für Denjenigen, der ihr das angethan und ihr schließlich eine so schnöde Abfertigung nicht erspart hatte, sei in Haß umgeschlagen. Aber nein, noch viele Jahre später kann ihr Herz nicht von ihm lassen. Und zehn Jahre nach dem Bruche hat sie sogar vergessen, daß seine Eifersucht sich als eine List demaskirt hatte. Quirijo hat sich während dieser Zwischenzeit mit einem leichtfertigen Berliner Mädchen verbunden und darüber schreibt sie an Varnhagen: „Mich ärgert seine Luise gar nicht, wundern thue ich mich nur: warum glaubt er der?"

Es wird in der Literatur wenige Documente geben, welche einen so tiefen Blick in die Falten eines durch Liebe unheilbar, unzurechnungsfähig gewordenen Herzens gewähren. Und insofern kann man mit Varnhagen und der Herausgeberin beklagen, daß nicht alle hierher gehörigen Briefe Rahels erhalten worden sind, obschon das Interesse für das ganze Verhältniß fast nur noch ein pathologisches ist. Denn wenn in ihrer Leidenschaft für Finckenstein und dann für Bokelmann und dann für den jungen Spanier der Uebergang wie bei einem Rollpanorama ist — ein Bild reiht sich an's andere —, so nimmt die Leidenschaft Rahels für eben diesen Spanier ihren Uebergang in die Neigung zu Varnhagen etwa in der Weise, wie bei Nebelbildern das alte Bild noch hinter dem neuen eine gute Weile zu erkennen ist. Und eigentlich bleibt hier hinter dem neuen das alte fort und fort sichtbar. Es war nicht eine der Leidenschaften, es war die große Leidenschaft Rahels.

1804 hatte sich Urquijo von dem Verhältniß durch jene oben erwähnte unverblümte Erklärung losgemacht, aber er hatte überdies Rahel auf einem Spaziergange im Thiergarten geradezu brutal behandelt. Dieu! Dieu! war ihre seufzende Antwort gewesen, worauf er ihr vorgehalten hatte, Finckenstein habe ihr Aehnliches bieten dürfen, neu könne es ihr also nicht sein. — Und als sie darauf antwortet: Si c'était dit dans une tragédie, tout un parterre frémirait, on fondrait en larmes! sagt er ihr kurz und gut: so sei es in der That und nun brauche sie doch wohl keines weiteren Beweises „que nous ne pouvons pas vivre ensemble".

Und doch vergehen Jahre, ehe sie sich nur in den Gedanken finden kann, ihn für immer verloren zu haben. 1808 lernt sie Varnhagen kennen und beichtet ihm Alles. 1810 schreibt sie in ihr Tagebuch: „Dieses Liebesfieber, diese völlige Befriedigung im Anschauen seiner Person kann keine wieder haben. Zweimal gibt es nichts, Ich, dieselbe, kann's nicht noch eins! —" Und Tags darauf fügt sie hinzu: „Kann ich ewig diese Wunde aufreißen? zu achtzig Jahren noch?"

Wie Rahel häufig durch glücklich gewählte Bilder und Schlagworte für ihre mannichfachen Unklarheiten des Ausdrucks entschädigt, so hat sie selbst auch für die drei Liebestäuschungen, die im Obigen skizzirt sind, das richtige Wort gefunden, indem sie an Varnhagen schreibt: „Ich habe ... Schatten von meinem Feuer kolorirt, geliebt."

Es ist ihr Verhängniß gewesen, blind zu sein für die Gefahr, der sie sich preisgab, indem sie einzig an ihr Kind gebliebenes Herz dachte und nicht an das Schwinden ihrer Jugendreize. Eine seltene Fügung hat ihr schließlich scheinbar Recht gegeben. Der 14 Jahre jüngere Varnhagen hat ihr eine warme und innige Neigung gewidmet und soweit sie den Schmerz über Urquijos Verlust verwinden konnte, ist sie noch glücklich geworden. Lehrreich bleibt ihr Leben demungeachtet, und in solchem Sinne ist das Buch als eins der merkwürdigsten und aufrichtigsten willkommen zu heißen.

Ed. Duboc-Waldmüller.

Goethes Faust in der Bearbeitung von Otto Devrient.

II.

Da der „Faust", — es handelt sich immer nur um den ersten Theil, — um in den Theaterabend hineingepaßt zu werden, gekürzt werden muß, so läßt sich darüber streiten, welche Kürzungen vorzunehmen sind. Hier steht Auffassung gegen Auffassung, und hier kann die Kritik nur bedauern; es steht ihr aber kaum die Befugniß zu, einen harten Tadel auszusprechen. Anders verhält es sich aber mit den Veränderungen, welche die „moderne Bühnentechnik" an der Goethe'schen Dichtung vorzunehmen sich die Freiheit einräumt. Hier hat die Kritik allerdings das zweifellose Recht, energisch einzuschreiten und die Dichtung gegen jede unehrerbietige Berührung in Schutz zu nehmen. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß die Goethe'sche Dichtung unantastbar ist, daß weder die „moderne Bühnentechnik", noch irgend etwas Anderes auch nur eine Silbe an dem Goetheschen Texte verändern darf. Wenn Goethe sich hie und da einiger Ausdrücke bedient, die von der Bühne herab verletzend wirken können oder verletzend wirken müssen, nun, so beseitige man die betreffenden Stellen, da ja doch einmal Manches beseitigt werden muß, aber man verschone uns mit den Kunststücken der sogenannten „bessernden Hand"! Es versetzt Einem einen Schlag in's Gesicht, wenn man anstatt der Goethe'schen Verse, die neun Zehntel des Publicums auswendig weiß, auf einmal mit einer zimperlichen Umschreibung in usum Delphini tractirt wird.

Die bekannteste dieser Stellen befindet sich in der tieferschütternden Ansprache, die der sterbende Valentin an seine Schwester richtet. Wenn Gretchen auf der Bühne nach Valentins Worten:

Machst deine Sachen schlecht,

mit Unterschlagung der drei folgenden trostlosen Verse Valentins gleich einfällt:

Mein Bruder! Gott! Was soll mir das? —

so läßt sich das allenfalls begreifen, weil dadurch der im Theater versammelten Decenz eines jener Worte erspart wird, die man nicht vor keuschen Ohren nennen darf. Andere aber als die Goethe'schen Verse wollen wir nicht hören. Erscheinen diese unzulässig, so wollen wir lieber ganz darauf verzichten, als uns durch krüppliche Ersatzverse ästhetisch unangenehm berühren lassen. Wenn ich mich nicht irre, hat man hier am Hoftheater unter den Uebeln das geringere gewählt und die drei anstößig erscheinenden Verse beseitigt. Ich erinnere mich, wie mich ein wahrer Schauder befallen hat, als ich einst auf einer andern Hofbühne vom Valentin jene Verse in der folgenden Fassung hören mußte:

Ich sag' dir's im Vertrauen gar:
Du bist nun aller Ehre baar,
So sei's auch eben recht!

Das ist einfach furchtbar! Etwas besser, aber auch nicht schön, ist die Devrient'sche Veranständigung:

Digitized by Google

Ich sag dir's im Vertrauen noch:
Eine Dirne bist du nun einmal doch,
So sei's auch eben recht!

Auch gegen diese schonungsvolle Abwiegelung muß Protest erhoben werden. Otto Devrient darf nicht die Goethe'schen Verse corrigiren; ich gehe nicht davon ab.

In der Blocksbergscene hat Devrient wiederum einige Purificationen sich gestattet. Die tollen Verse im Hexenchor:

So geht es über Stein und Stock ꝛc.,

die Goethe selbst nicht einmal ausgeschrieben und in denen er die verfänglichsten Worte nur durch die Anfangs- und Schlußbuchstaben bezeichnet hat, sind bei Devrient wieder in eine theater- und courfähige Toilette gekleidet worden. Die Hexen singen da:

So geht es über Stock und Stein,
Die Hexe voran, der Bock hinterdrein.

Da scheint mir nur die mangelnde Anschaulichkeit gerügt werden zu müssen. Ich vermuthe, daß nach der Goethe'schen Anschauung nicht die Hexe voran und der Bock hinterdrein marschirt, sondern die Hexe auf dem Bock selbst reitet. Weshalb sich der Bearbeiter darauf capricirt hat, diese beiden Verse umzugestalten, anstatt sie einfach zu beseitigen, ist um so schwerer zu begreifen, als er in dem ganzen Walpurgisnacht-Zwischenspiele mit einer Eigenmächtigkeit geschaltet, umgestellt und ausgemerzt hat, als ob es sich um einen dramatisirten Tendenzroman oder ein sonstiges klägliches Bühnenproduct handle. Mir fehlt für dieses ungenirte Umspringen mit der Poesie unseres Goethe alles und jedes Verständniß.

Von Zeit zu Zeit hat dieses von Devrient empfundene Milderungsbedürfniß ganz närrische Sachen zu Tage gefördert. Dafür nur zwei Beispiele. Zu Beginn der Kerkerscene erklingt, wie man weiß, ein schauerliches Volkslied, das Goethe durch die geheimnißvoll schönen Worte einleitet: „Es singt inwendig." In diesem volksthümlichen Liede kehrt im ersten Verse dasselbe anrüchige Wort wieder, das Valentin gebraucht hatte. Dafür hat nun Devrient die unglaublichen Verse ersonnen:

Meine Mutter, die mich schlacht,
Die hat mich umgebracht.

Ich verstehe nun zwar nicht recht, was das heißen soll, denn hier läßt mich sogar die Grammatik im Stich. Wenn aber, wie ich vermuthe, das „schlacht" eine volksthümliche Abkürzung von „schlachtet" sein sollte, dann wäre die Veränderung doch geradezu haarsträubend. Daß die Kindermörderin noch obendrein eine Kinderschlächterin ist, das heißt denn doch die Grausamkeit der dichterischen Phantasie etwas übertreiben. Ueberdies wird die Sache nicht ergreifender dadurch, dafür aber um ein recht Bedeutendes platter; denn eine so infame Tautologie, wie sie hier gegeben wird, ist ein Hohn auf die volksthümliche Dichtung, die Goethe hier adoptirt oder meisterlich nachgebildet hat. Eines genügt in der That, entweder das Schlachten oder das Umbringen.

An einer andern Stelle hat Devrient für ein Goethe'sches Wort ein anderes gesetzt, das weder synonym noch sinnverwandt ist, noch irgend etwas anderes Verwandtes mit dem verdrängten Worte hat. Goethe selbst hat das betreffende nicht ausgeschrieben, sondern wie in ähnlichen Fällen nur durch den ersten Buchstaben bezeichnet. Mephisto sagt bei Goethe:

Was Henker! Freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H — die sind dein;

Dafür heißt es bei Devrient:

Was Henker! Freilich Händ' und Füße
Und Kopf und Sinne die sind dein;

Das dürfte denn doch nicht stimmen! Hätte er „Kopf und Rücken" meinetwegen gesagt, — nun, es wäre auch nicht gerade sehr bedeutend, aber es wäre doch wenigstens nicht sinnentstellend, aber hier für das ominöse Wort „Sinne" einstellen, ist geradezu ein Nonsens.

Am merkwürdigsten ist die folgende Veränderung, bei der ich des seligen Johann Ballhorn unwillkürlich habe gedenken müssen. Nach der ersten Begegnung zwischen Faust und Gretchen sagt bekanntlich Mephisto auf Fausts Verlangen, ihm die Dirne zu schaffen:

Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Faust.

Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephistopheles.

Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
Und dünkelt ihm, es wär' kein Ehr'
Und Gunst, die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.

Mein Herr Magister Lobesan,
Laß Er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich Ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Aus diesen allbekannten Versen macht Devrient:

Mephistopheles.

Ueber die hab' ich keine Macht!

Faust.

Mein Herr Magister Lobesan,
Das sag' ich kurz und gut ihm an:
Wenn nicht das süße junge Blut
Noch heut' in meinen Armen ruht,
So sind wir geschieden um Mitternacht.

Ich weiß nicht, ob Sittlichkeitsbedenken hier die Feder der feinsinnigen Regie geführt haben, ob man Anstoß an der „Nacht" genommen hat, von der Faust spricht, oder gar an der etwas leichtfertigen Auffassung Fausts vom Alter des jungen Mädchens; aber was immer es auch sei, es ist entsetzlich! Wie kommt Herr Devrient dazu, das Goethe'sche Wort „Gewalt" durch „Macht" zu verdrängen? Wie kommt er dazu, die in correctem und mächtigem Deutsch geschriebenen Worte:

Und das sag' ich Ihm kurz und gut

durch ein angehängtes Flickwort „an" zu verunedeln? Wie kommt er dazu, in Goethes „Faust" herumzureimen, als ob es sich um das Gelegenheitsgedicht eines congenialen Freundes handle? Nein, das geben wir nicht zu! Das verbitten wir uns mit aller Entschiedenheit! Versucht eure Feinsinnigkeit an andern Dingen, aber verschont unsern „Faust"!

Man sieht da förmlich die mühselige, begeisterungslose, handwerksmäßige Arbeit, die so überflüssig, so ganz und gar überflüssig ist!

Die Verse des Faust: „Ist über vierzehn Jahr doch alt", und die folgenden des Mephisto sollen gestrichen werden; das ist die schöne Aufgabe, die sich die Regie gestellt hat. Nun geht's los! Faust beginnt:

Mein Herr Magister Lobesan
Laß Er mich mit dem Gesetz in Frieden. —

Der letzte Vers muß gestrichen werden, da vom Gesetz nicht mehr die Rede ist. Bei dem folgenden Verse:

Und das sag' ich Ihm kurz und gut,

macht der Bearbeiter die geistvolle Bemerkung: „Gut" ist als Reimwort entbehrlich, da ja die beiden folgenden Verse schon reimen: „Blut" und „ruht"; aber auf „Lobesan" reimt nichts, sintemalen der Vers des Mephisto:

Geht aber doch nicht immer an,

zu den gestrichenen gehört. Ei, da ließe sich ja der Reim sehr zweckmäßig da anbringen! Das Wörtchen „an" wird zugefügt,

Digitized by Google

das Wörtchen „und" gestrichen, dann geht's, und siehe da, der Vers:

Das sag' ich kurz und gut Ihm an,

ist fertig; er hat in glücklichster Weise den Goethe'schen:

Und das sag' ich Ihm kurz und gut,

verdrängt.

Der folgende:

Wenn nicht das süße junge Blut,

hat nichts besonders Anstößiges. Nun kommt wieder eine der Goethe'schen Frivolitäten:

Heut' Nacht in meinen Armen ruht.

Seien wir gesittet und sagen wir:

Noch heut' in meinen Armen ruht;

So sind wir um Mitternacht geschieden,

heißt es nun weiter bei Goethe. Neue Schwierigkeit! Der mitreimende Vers:

Laß Er mich mit dem Gesetz in Frieden,

ist gestrichen. Aber, o Freude! man kann ja die Sache umstellen und anstatt zu sagen:

So sind wir um Mitternacht geschieden,

einfach sagen:

So sind wir geschieden um Mitternacht.

Aber auch darauf muß ein Reim gefunden werden. Der Scharfsinn unserer Regie ist unerschöpflich! Da steht ja oben noch ein Vers, der in Vergessenheit gerathen war:

Ueber die hab' ich keine Gewalt!

und dieser Vers reimt mit nichts, da „vierzehn Jahr doch alt" gestrichen ist. Nun kommt der Regie der geniale Einfall: Wir schreiben:

Ueber die hab' ich keine Macht!

Dann reimt es mit „Mitternacht", dann haben wir zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und stehen ganz auf der Höhe der Goethe'schen Dichtung!

Ach ja! Ganz auf der Höhe der Goethe'schen Dichtung! Ganz auf der Höhe der wunderbaren Verse:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!
Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen? — —

Wir kommen jetzt zu der erheblichsten Veränderung, zu derjenigen, die sich nicht auf Einzelheiten, sondern auf einen ganzen Theil der Dichtung bezieht.

Devrient hat den Prolog im Himmel, wie ich schon anführte, wieder für die Bühnenaufführung acceptirt, d. h. nicht den Prolog im Himmel, wie ihn Goethe geschrieben hat, sondern die Goethesche Dichtung mit Devrient'scher Ueberarbeitung. Die sichtbare Darstellung des Herrn auf den Brettern hat allerdings viel Bedenkliches. Ich stehe in dieser Beziehung ganz und gar auf dem Standpunkte Karl Frenzels. Sichtbarlich soll der Herr nicht auf der Bühne erscheinen, aber „hinter einer Glorie von Engelsköpfen oder in einem mächtigen, die ganze Bühne übersluthenden Lichtschimmer könnte eine Stimme ertönen, die jeder Zuhörer als die des Herrn gelten lassen würde". In Weimar hat nun aber Devrient den Herrn nicht sprechen lassen, wahrscheinlich auch nicht sprechen lassen dürfen, sondern an die Stelle des Herrn der Erzengel Michael, der hier gleichsam als Procurist des erscheint. Im entscheidenden Momente traut Mephisto dieser Vertretung doch nicht ganz, und er richtet — dies ist ein Devrient'scher Zusatz — zur Wolkenhöhe hinan die Frage:

Es sei?

mit anderen Worten: Unsere Wette gilt? Du acceptirst, was Michael für dich contrahirt hat? Worauf dreitöniger Gesang antwortet:

Es sei!

also die Verabredung acceptirt. Dabei, heißt es nun in der Devrient'schen Bearbeitung weiter, läßt sich „Donner, Sturm und mächtiger Orgelklang" vernehmen und „durch die Wolken blitzt das Gottesauge". Nun, wenn man das Gottesauge auf der Bühne durch die Wolken blitzen läßt, dann, meine ich, hat man in Weimar doch die Scheu vor der sichtbaren Darstellung des Herrn überwunden, und dann war auch kein Grund vorhanden, dem Erzengel Michael die Verse in den Mund zu legen, die Goethe den Herrn sprechen läßt. Was aus dieser Verschiebung entsteht, ist zum Theil ganz eigenthümlich. Gleich der Anfang wirkt befremdlich. Anstatt der Ansprache des Mephisto:

Da Du, o Herr, Dich einmal wieder nahst,
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und Du mich sonst gewöhnlich gerne sahst ꝛc.

heißt es nun:

Da sich der Herr uns wieder einmal naht
Und fragt, wie alles sich bei uns befinde,
Und da Ihr mich doch sonst nicht ungern saht ꝛc.

Devrient hat hier wieder, wie man sieht, verfeinert; anstatt des „sonst gewöhnlich gerne" „sonst nicht ungern" gesetzt. Das „Ihr" bezieht sich also hier nicht auf den Herrn, sondern auf die vereinigten Engel; deswegen heißt es jetzt auch:

Mein Pathos brächte Euch gewiß zum Lachen,
Wenn Ihr Euch nicht das Lachen abgewöhnt,

und durch diese Verschiebung wird der göttliche Ernst auch allen Engeln angesonnen, die nach der mittelalterlich-christlichen Vorstellung sich doch im Himmel das Lachen gar nicht abzugewöhnen brauchen, sondern im Gegentheil immer guter Dinge sind, lachen und musiciren. Es macht sich auch sehr komisch, wenn nun die ganze weitere Unterredung indirect geführt wird, wenn Michael nun fragt: „Hast du Ihm weiter nichts zu sagen?" anstatt: „Hast du mir weiter nichts zu sagen?" Wenn Michael weiter fragt:

Kennst du den Faust?

Mephistopheles.

Den Doctor?

Michael.

Gottes Knecht!

— wenn mit einem Worte Alles, was in dem Goethe'schen Prologe der Herr empfindet, sagt und verordnet, durch das Sprachrohr Michaels an Mephistopheles gelangt. Mir ist, als ich die so zurechtgemachte Scene las, eine alte Theateranekdote unwillkürlich eingefallen, die die Wirkung, welche die Devrient'sche Arbeit auf mich hervorgebracht hat, am deutlichsten illustrirt:

In einem kleinen Hoftheater war es Sitte, daß die Vorstellung immer erst mit dem Eintreten des regierenden Fürsten ihren Anfang nahm. Der Fürst kam gewöhnlich eine halbe Stunde zu spät, die Künstler verließen sich darauf und waren deswegen ebenfalls nicht allzu pünktlich. Eines schönen Tages fiel es dem hohen Herrn ein, pünktlich um ½7 Uhr, zu der angesetzten Zeit, in der Hofloge zu erscheinen. Man gab den „Don Juan". Die Ouverture begann in dem Augenblicke, als sich der Fürst niedersetzte. Zu den unpünktlichen Künstlern gehörte diesmal der Leporello, der beim Beginn der Ouverture noch nicht angezogen war. Die Ouverture naht ihrem Ende, Leporello ist noch immer in einem Zustande, der es ihm unmöglich macht, auf der Bühne zu erscheinen. Der Intendant ist außer sich, die letzten Takte nahen; da, in der Verzweiflung

Digitized by Google

findet man ein Auskunftsmittel: der Comthur ist angezogen, er wird also das Auftrittslied singen. Der Vorhang hebt sich. Der Comthur tritt aus dem Hause, sieht hinter die Coulisse, nickt und sagt: „Hah, wer schleicht da um das Fenster meiner Tochter? Es ist gewiß Leporello, der nichtswürdige Diener seines nichtswürdigen Herrn; und dieser Mensch klagt noch! Noch gestern hat er seinem Verdruß hier vor diesem Fenster Ausdruck gegeben und ein artiges Liedlein gesungen. Ich glaube, es war so." (Er nickt dem Kapellmeister zu und beginnt:)

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht ꝛc."

Inzwischen ist Leporello fertig geworden und kann an dem Terzett schon wieder theilnehmen. Der Comthur verschwindet, um im entscheidenden Momente wieder zu erscheinen und sich ermorden zu lassen.

Ich finde das Eintreten des Comthurs für den behinderten Leporello nicht komischer als das Eintreten Michaels für den nicht darstellbaren Herrn. Gerade wie der Comthur in diesem Falle genöthigt war, eine improvisirte Ansprache zu halten, um das etwas seltsame Eintreten für den Diener des Don Juan zu motiviren, gerade so muß nun in dem Otto Devrient'schen „Prolog im Himmel" mit Zugrundelegung einer Goethe'schen Dichtung der Erzengel Michael an das verehrte Publicum eine Rede improvisiren, um zu erklären, daß er für den Herrn spricht; und das geschieht bei Devrient in folgender Weise:

Vom Strahl des Gottesauges schweb' ich nieder,
Des Herren Stimme spricht durch meinen Mund:
Was nah'st du, Geist des Widerspruchs, dich wieder,
Mißlaute mengend in den reinen Bund!

Ja, ja, das steht im „Faust"!! Das heißt in dem „Faust" von Otto Devrient; denn Goethe weiß nichts von diesen Versen, hat auch nie etwas davon wissen können! Was ist das für ein Vers:

„Vom Strahl des Gottesauges schweb' ich nieder"?

Ich schwebe vom Strahl nieder! Was ist das?

Für Devrient'sche Verse mögen die eben citirten ja ganz hübsch sein; begegne ich diesen Versen aber in einer Goethe'schen Dichtung, so habe ich keine andere Empfindung als die: Hinaus mit ihnen! Wir wollen kein Gemengsel von Mißlauten in dem reinen Bund; deswegen noch einmal: weg mit ihnen!

Da nun in dieser Collaboration von Goethe und Devrient der Herr nicht sichtbarlich erscheint, und da Devrient der Ansicht ist, daß Goethe den Vers des Mephisto:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern

in der rein sinnlichen Bedeutung aufgefaßt, also hat sagen wollen, daß Mephisto mit seinen Augen von Zeit zu Zeit den Herrn gern erblicke, so hat er wiederum eine Aenderung in den vier Schlußversen des Mephisto für nöthig gehalten, nicht nur eine, sondern sogar zwei: Mephisto verabschiedet sich jetzt vom Himmel mit den Worten:

Von Zeit zu Zeit nah' ich dem Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So gnädig mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Die Veranlassung zu der letzteren Verunstaltung ist mir nicht faßbar; denn ich kann nicht annehmen, daß Devrient für diese humorvolle Wendung, daß der Teufel von Gott sagt, er spreche menschlich, keine Empfänglichkeit besessen habe.

Mit der Besprechung des Prologs im Himmel, wie er sich in der Devrient'schen Fassung präsentirt, habe ich schon eine neue Seite dieser Einrichtung berührt: ich meine die scenischen Veränderungen. Eine begabte Schauspielerin hat einmal den Einfall gehabt, als Darstellerin des „Gretchen" die Stimme des bösen Geistes selbst zu sprechen. Es hat auch Leute gegeben, die das geistreich gefunden haben. Zu diesen scheint auch Otto Devrient zu gehören, denn er hat diese Neuerung acceptirt. Der böse Geist ist beseitigt und jetzt ist es Gretchen selbst, welche zu sich spricht:

Wie anders, Gretchen, war dir's ꝛc.

Ich finde diese Veränderung ganz verwerflich. Es fällt dem Goethe'schen Gretchen gar nicht ein, sich diese Rede zu halten. Es ist eine eminent feindliche Gewalt, die auf sie eindringt, die sie quält, die sie beängstigt, die wider sie anzieht:

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich.

Da ist es geradezu sinnwidrig, daß Gretchen selbst fortfährt, die furchtbaren Worte des bösen Geistes selber zu sprechen:

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen ꝛc.

Wenn Gretchen sowohl die Anrede des bösen Geistes wie die Worte ihrer eigenen angstvollen und verzweifelten Empfindung dazu spricht, so entsteht schon ein grammatisches Gesudel, das unerträglich ist, ein ewiger Wechsel zwischen dem zweiten und ersten Fürwort:

Wie anders Gretchen war dir's
Als du noch voll Unschuld ꝛc.
Wär ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen ꝛc.
Das Gewölbe drängt mich ꝛc.
Verbirg dich ꝛc.
Weh dir! ꝛc.

Ebenso wie der Erdgeist muß der böse Geist eine selbstständige Repräsentation in der Tragödie haben, und mit demselben Rechte, wie Gretchen hier die Worte des bösen Geistes spricht, könnte nächstens auch ein geistvoller Darsteller des Hamlet die Worte des Geistes von Hamlets Vater sprechen.

Weshalb Devrient die Worte Gretchens: „Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt' ꝛc.", anstatt, wie Goethe es vorschreibt, in einem kleinen reinlichen Zimmer, auf der Straße sprechen läßt, ist mir ganz unerfindlich. Ebenso begreife ich nicht, weshalb er sich an die Fragmentausgabe anlehnend einige Scenen ganz willkürlich verschoben hat. Bei Goethe ist die Reihenfolge der Scenen: Wald und Höhle, („Erhabener Geist ꝛc."); Gretchens Stube („Meine Ruh' ist hin ꝛc."); zweite Gartenscene („Versprich mir Heinrich ꝛc."); am Brunnen („Hast nichts vom Bärbelchen gehört ꝛc."); Zwinger („Ach neige, du schmerzensreiche ꝛc.").

Bei Devrient so: „Meine Ruh' ist hin", wird in Marthens Garten gesprochen; zweite Gartenscene („Versprich mir Heinrich ꝛc."); Brunnenscene („Hast nichts vom Bärbelchen gehört ꝛc."), dann erst Wald und Höhle („Erhabner Geist ꝛc." und das Zwiegespräch mit Mephisto), dann die Zwingerscene.

Devrient gibt für diese Verschiebungen seine Gründe an. Er macht hier schöne Hypothesen darüber, daß Gretchens Worte: „Ich habe schon so viel für dich gethan," auf den Fehltritt schließen lassen, daß die Scene in Wald und Höhle den liebessatten Faust zeige, und sonstige erbauliche Sachen. Mein Herr Magister Lobesan, das ist Alles schön und gut! Aber welchen Werth haben die Otto Devrient'schen Hypothesen gegenüben den Goethe'schen bestimmten Angaben? Goethe hat vermuthlich gerade so gut wie Otto Devrient gewußt, vielleicht sogar noch ein bischen besser als er, wann Gretchen den ersten Fehltritt begeht, und da er in der ersten vollständigen Ausgabe des „Faust", 1808, die Scenenfolge, wie sie in der Fragmentsausgabe von 1790 enthalten war, verändert hat, so wird er wohl seine guten Gründe dafür gehabt haben, und diese sind für mich unbedingt maßgebend. Herr Otto Devrient und die gesammte „moderne Bühnentechnik" mit ihren Vertretern haben zu schweigen, wenn Goethe spricht, haben seine Befehle zu empfangen und zu gehorchen! Es ist eine unglaubliche Unehrerbietigkeit und eine

Digitized by Google

Afterweisheit sondergleichen, daß unsere „moderne Bühnentechnik" sich anmaßt, an dem schließlichen Plane von Goethe rütteln zu wollen. Was würde das französische Publicum, was würde die französische Kritik zu einem Regisseur sagen, der am „Tartuffe" oder an sonst einem klassischen Meisterwerke, das doch, wie hoch man es auch stellen möge, dem „Faust" gegenüber noch immer uns erreichbarer dünkt, aus eigener Machtvollkommenheit zu ändern sich unterfinge? Aber die Pietätlosigkeit ist die Signatur der gesammten „modernen Bühnentechnik".

Devrient hat, um auch das noch zu erwähnen, eine große Anzahl von scenischen Bemerkungen für die Schauspieler u. dergl. hinzugefügt, die zum Theil recht entbehrlich erscheinen, die oft einen übertrieben naiven Eindruck machen und bisweilen ganz befremdlich wirken. So heißt es nach den Worten Fausts zum Pudel: „Mein bestes Kissen gebe ich dir",: „Thut es". Wenn es nicht da stände, ich hätte es nicht vermißt. Als Mephisto „im Mäntelchen von starrer Seide, die Hahnenfeder auf dem Hut", dem Faust den Rath gibt, „dergleichen gleichfalls anzulegen", heißt es: „Auf seinen Wink öffnet sich der Vorhang links, auf Fausts Lager liegen bunte Kleider bereit." Das heiße ich eine aufmerksame Regie! Es beruhigt ungemein, daß die bunten Kleider bereit liegen! Ebenso vergißt der sorgsame Regisseur nicht anzugeben, daß Gretchen im Zwinger (vor Valentins Tode) in Trauerkleidern erscheint, womit wohl für das Auge anschaulich gemacht werden soll, daß ihre Mutter bereits todt sei. Ueber die Maßen naiv erscheint mir auch die Bemerkung zu den jetzt Gretchen in den Mund gelegten Worten des bösen Geistes: „Wie anders Gretchen war dir's ꝛc." Da steht, daß Gretchen diese Worte sprechen soll „wie von Gewissensbissen gefoltert". Ach ja, das wird wohl das Richtige sein! Zu den Worten des Mephisto:

Eure Höflichkeit erfreut mich sehr,
Ihr seht einen Mann wie andere mehr ꝛc.

bemerkt Devrient: „im Tone eines Docenten". Das halte ich geradezu für falsch, und ich würde den Schauspieler, der da im Tone eines Docenten spricht, nicht rühmen. Ich meine, der Mephisto müsse diese einfachen Worte ganz einfach ohne irgend welche feine Anspielung sprechen; das würde wohl das Vernünftigste sein. Ebenso mißfallen mir die andern Bemerkungen in der Schülerscene, wo Mephisto bald mit „beißendem Hohne", bald mit „eindringlicher Schelmerei" spricht. Der Schauspieler, der nicht weiß, wie diese Sachen zu sprechen sind, sollte den Mephisto überhaupt nicht darstellen. In der Scene in Auerbachs Keller hat Devrient eine solche scenische Bemerkung von Goethe verändert. Nach den Worten des Mephistopheles:

Von seinen Vettern wußt' er viel zu sagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen,

soll Mephisto „sich gegen Frosch neigen". Otto Devrient hat das nicht ausreichend gefunden und er will, daß Mephistopheles „jedem eine Kußhand biete". Das ist nicht richtig. Mephisto läßt die Uebrigen einstweilen ganz ungeschoren; er versetzt zunächst nur dem vorlauten Frosch eins, weil dieser ihn gehänselt hat. Deswegen fährt Altmayer auch fort zu Frosch gewandt:

Da hast du's, der versteht's.

Am wunderlichsten ist die eine Bemerkung: vor dem Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto: „Hör', du mußt mir die Dirne schaffen ꝛc." heißt es: „Mephistopheles tritt aus der Kirche"! Das hat mich etwas stutzig gemacht. Ich habe nie geglaubt, daß Mephisto zu den Kirchgängern gehöre. Es ist um so verwunderlicher, daß gerade Otto Devrient diese unberechtigte und überflüssige Hinzufügung gemacht hat, da derselbe Devrient aus der „Paralipomena", übrigens an ganz ungehöriger Stelle, ein paar Verse hinübergenommen hat, die über das Verhältniß des Mephisto zur Kirche recht deutlichen Aufschluß geben:

Faust.
Was gibt's, Mephisto, hast du Eil'?
Was schlägst vor'm Kreuz die Augen nieder?

Mephistopheles.
Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil;
Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Und diesen selben Mephisto läßt Devrient aus der Kirche treten!

Es bedarf, meine ich, keiner besonderen Erklärung dafür, daß ich diese neue Einrichtung so eingehend besprochen; es bedarf ebenso wenig einer Entschuldigung dafür, daß ich für die Rüge hier bisweilen scharfe Worte gewählt habe. Man hat von dieser Einrichtung viel Rühmliches gesagt; sie ist andern Bühnen warm empfohlen worden. Ich will gern zugeben, daß sie einige sehr wirksame theatralische Verbesserungen herbeigeführt hat, aber die Willkür, mit welcher hier unser größtes nationales Gedicht behandelt worden ist, erscheint mir durchaus unzulässig, und ich halte diese Willkür nicht nur für unberechtigt, sondern auch für ganz überflüssig. Die Striche sind, wie ich glaube, bisweilen allzu gewaltsam, die Veränderungen durchweg unglücklich und die Hinzufügungen geradezu unentschuldbar. Das mußte deutlich gesagt werden.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Neue Compositionen: Schlachtbild von Volkmann (Manuscript). Jugend, Rausch und Liebe von Cornelius, im Concerte des Kotzold'schen Gesangvereines. Brahms Romanze (Manuscript) im Concerte der Frau Schumann und Frau Joachim. Ernst Taubert: Serenade und Ballade für Orchester, Lieder, im Taubert'schen Concerte. Raffs chromatische Sonate in der Schmidt'schen Matinée. Ullmann-Concert. Concert des Herrn Henschel.

Die letzten Wochen waren überreich an Concerten, und nur das Neue zu hören und zu besprechen erforderte schon Zeit und Raum genug, für Berichte über alle musikalische Aufführungen wären die Spalten der „Gegenwart" nicht ausreichend. Von den neuen ist der Zeitfolge nach zuerst Ullmann zu nennen, der wieder mit frischen Kunsttruppen in's Concertfeld zog. Er geht wohl von dem Principe des Goetheschen Theaterdirectors im Faust aus: „Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen." Ich für meinen Theil halte es mit dem Maler in Emilia Galotti: „Weniger wäre mehr." Indessen, die wahren Kunstprincipien sind jetzt gar oft mehr ein Aushängeschild; so wollen wir denn nicht zu sehr rechten mit einem Unternehmer, der wenigstens ohne Heuchelei zu Werke geht, ganz offen eingesteht, daß er vor Allem Geld machen will, und es doch versteht, auch wahrhaft künstlerische Kräfte für sein Unternehmen zu gewinnen. Ob Diese Recht thun oder nicht, indem sie sich anwerben lassen, ist eine Frage, deren Erörterung sehr weit — und demnach zu nichts führte, hier haben wir es vor Allem mit ihren Leistungen zu thun. Herr Ullmann hat neben der altbekannten liebenswürdigen Künstlerin Frau Artôt und ihrem Gemahle Herrn Padilla, der noch im verflossenen Jahre neben Etella Gerster in der Oper bei Kroll so erfolgreich gewirkt hat, drei Künstler für sich gewonnen, deren Jeder in seiner Art gerechten Anspruch auf Berücksichtigung und Achtung haben: die Herren Bottesini, Brassin und Wieniawski. Die Namen sind in alphabetischer Folge angeführt, und in derselben Weise sollen die Träger besprochen werden. Herr Bottesini ist der Paganini des Contrabasses. Was er auf diesem Instrumente leistet, das sonst nur brummt und schnarrt, das muß gehört werden, damit es glaublich erscheine: eine Cantilene, deren Klänge fast denen des Cello gleichen; eine Reinheit und Lieblichkeit in den Flageolettönen, die wie von Clarinetten geblasen erscheinen; eine Schnelligkeit und Sicherheit der schwierigsten Passagen, die mit der Leichtigkeit eines Violinspielers aus französisch-belgischer Schule ausgeführt werden. Wie sollte man Alles das voraussetzen, wenn ein großgewachsener Mann mit einem noch größeren Holzkasten, über den drei Saiten gespannt sind, die Stufen des Podiums herabsteigt? Daß man solche Leistungen oft anhöre, wird selbst Herr Bottesini vielleicht nicht erwarten oder verlangen; daß man aber seiner wirklich staunenswerthen und dabei in den (hier möglichen) Grenzen des Geschmackes bleibenden Virtuosität Anerkennung zolle, dazu besitzt er volles

Digitized by Google

Recht, das ihm jeder billig Denkende zugestehen muß. Herr Brassin ist ein vortrefflicher Pianist, der eine sehr bedeutende Technik mit musikalischer gründlicher Bildung vereinigt. Als Componist zeigte er sich nur in einem Notturno, dem keine besondere Bedeutung zuerkannt werden kann, dagegen hat er in seiner Transscription des „Feuerzauber" aus Wagners „Walkyre" ein bedeutendes Talent für diese Gattung beurkundet. Die Ausführung des sehr schweren Stückes war eine meisterhafte. Herr Wieniawski gehört zu den brillantesten Geigern unserer Zeit, seine Technik ist eine ganz vortreffliche, nach allen Seiten hin gleichmäßig entwickelte, sein Ton warm und meist schön. Der Vortrag entwickelt sich viel vortheilhafter im Feurigen und Leidenschaftlichen, als in den Stücken, die Ruhe und Selbstbeherrschung verlangen, wie z. B. im Präludium von Bach, in dessen Wiedergabe er weder mit Joachim noch mit Wilhelmi verglichen werden kann. Ganz ausgezeichnet spielte er in der Sonate für Klavier und Violine von Rubinstein (A moll), in welcher er und Herr Brassin eine Meisterleistung boten. Das Werk gehört zu den glücklichsten des hochbegabten Componisten. Da wirken Erfindung, Schwung und künstlerische Arbeit in bester Eintracht. Könnte doch der so geniale Rubinstein über sich gewinnen, seine reiche Erfindungsgabe immer in solch einheitlicher Weise zu concentriren, anstatt einzelne Gedankenblitze in Werken zerstreut zu geben, denen das einheitliche Gepräge sorgfältiger Sichtung und Durchführung mangelt! Nur zu oft in seinen Instrumentalwerken drängt der große ausübende Künstler den genialen Componisten in den Hintergrund! Rubinstein ist jetzt nach Tausigs Tode der einzige große Pianist, aber er müßte trachten, das zu vergessen, wenn er Kammermusik oder Concerte schreibt, und dem Instrumente nichts anweisen, was nur als brillantes Passagewerk für den Virtuosen, aber nicht als ein tonkünstlerisches Werk für den Musiker gelten kann. Einzelne „interessante" Momente entschädigen bei solchen Werken nicht, wenn diese nicht vor Allem festen organischen Bau zeigen. Und daß er solchen wohl zu schaffen vermag, das hat er in dieser Sonate glänzend bewiesen, die, mit Ausnahme einiger Stellen im ersten Satze, überall den richtigen Tonbaumeister erkennen läßt. Das Ullmann-Concert war recht gut besucht, und allen Künstlern ward reicher wohlverdienter Beifall gespendet.

Frau Joachim und Frau Clara Schumann haben zwei überfüllte Concerte gegeben. Ueber ihre große Künstlerschaft zu sprechen, wäre überflüssig, ich will hier nur flüchtig des ganz meisterhaften Vortrags der A dur-Sonate Beethovens op. 101 gedenken, der vielleicht hier und da wärmer, aber gewiß nicht besser musikalisch gegliedert und plastischer sein konnte. Frau Schumann spielte noch eine neue Romanze von Brahms (Manuscript), bei der es mir nicht möglich war, mich der Erinnerung an den kleinen Allegrosatz von Schumann H moll op. 99 zu entschlagen, den Brahms schon einmal in seinen Variationen über ein Schumann'sches Thema verwerthet hat. Ich hege eine so große Verehrung für den Componisten des „deutschen Requiem" und des „Schicksalsliedes", daß ich hier die vor einiger Zeit ausgesprochene Ueberzeugung wiederholen muß: er befindet sich momentan in einer Uebergangsperiode, aus welcher er sicherlich neugekräftigt mit größerer Energie heraustreten wird.

Der Kotzold'sche Gesangsverein gab ein erstes Concert, in welchem er sich neuerdings als vortrefflicher a capella-Chor bewährte. Von neuen Compositionen brachte er ein „Schlachtbild" von Volkmann, Gedicht von Gerstenberg, das zu den bedeutendsten und mächtigst wirkenden Tonwerken der Neuzeit gezählt werden muß. Erfindung, Durchführung, Declamation und Charakteristik stehen hier auf gleicher Höhe; wahrlich, wer so componirt, ist ein Gott-Begnadeter! Die Ausführuug war vortrefflich, die Wirkung eine ergreifende. Ein 6stimmiger Chor des leider so früh gestorbenen Peter Cornelius: „Jugend, Rausch und Liebe", Text von Rückert, interessirte anfangs in hohem Grade durch die glückliche melodische Erfindung wie durch die vortreffliche kanonische Stimmführung; nur die zu große Ausdehnung beeinträchtigte die volle Wirkung. Fräulein Helene Schuppe zeichnete sich in dem Vortrage einer Händel'schen Arie aus Susanna als wohlgeschulte, gebildete und mit schöner Stimme begabte Sängerin aus, und errang allgemeinen lebhaftesten Beifall. Der Kotzold'sche Verein kann sich zu dem Erfolge dieses ersten Concertabends Glück wünschen.

Herr Ernst Ed. Taubert gab ein Concert, in welchem er eine Serenade in 5 Sätzen und eine Ballade für Orchester, und drei Lieder seiner Composition vorführte. Er ist einer der talentvollsten Jünger der neudeutschen Schule, dessen ursprüngliche Themata in ihrer Einfachheit manchmal in seltsamem Widerspruche zu dem üppigen, überladenen orchestralen Costüme stehen. Die Serenade fängt mit einem recht angenehmen Thema an, das sich dann in lärmende Wendungen verliert, für welche der Titel „Serenade" gerade nicht sehr passend erscheint. Als glücklich erdacht und ausgeführt muß das Menuett bezeichnet werden, das sich als ebenso originell wie angenehm klingend darstellte. Auch der letzte Satz ist wohl gelungen. Die Ballade dagegen, die sich ganz entschieden an Wagner hält, bietet nichts Hervorragendes. Ein junger Componist kann seine Verehrung für den großen Componisten des Siegfried, der Walkyre nicht besser beurkunden, als wenn er vermeidet, dessen rein dramatische Behandlung des Orchesters, die nur in Verbindung mit der Scene wirkt, in einer lyrischen Composition nachzuahmen, die nur für das Orchester geschaffen ist. Außerdem aber liegt diese Ballade dem „Feuerzauber" aus der „Walkyre" so nahe, daß man unwillkürlich an eine Paraphrase glauben könnte. Herr Taubert hat so viel Talent und eigene Erfindung, daß er am besten thäte, ohne Tendenz die Gedanken so auszuführen, wie sie ihm kommen, und sie nicht mit fremdartigem Apparate zu schmücken. In der Begleitung der Lieder von Franz und von seiner eigenen Composition zeigte er sich als ausgezeichneter Musiker. Frau Nathalie Schröder sang dieselben mit sehr schönem Vortrage und richtiger Intonation. In demselben Concerte trat auch eine Schülerin von Liszt auf, Fräulein Rilke, die das sehr selten gehörte Fmoll-Concert von Chopin spielte. Sie überraschte durch zwei an Liszt'schen Schülerinnen ungewohnte Eigenschaften: ihre Technik ist nicht immer sicher, auch nicht sehr glänzend, dagegen war der Vortrag sehr fein. Daß sie viel Tempowechsel und Rubato anwendet, ist nach meiner Ueberzeugung mehr eine Beeinträchtigung der Wirkung, die sie erzielen könnte, als ein Vortheil. Im Ganzen hat sie einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen.

Herr Georg Henschel hat ein Concert gegeben, worin er sich auch als Componist für Klavier und Gesang vorstellte. Er ist ein vortrefflich künstlerisch gebildeter Sänger, dessen nicht starke aber sympathische Stimme jeden Ausdruck, mit Ausnahme der starken Affecte, mit unmittelbar wirkender Wahrheit wiedergibt. Er ist einer der jetzt sehr seltenen Vertreter wahrer Gesangskunst, und sein Platz ist der neben Stockhausen. Am besten gelingen ihm die Vorträge tief innerlicher Lieder, wie „das Rosenband" von Schubert, das wunderschöne „Minnelied" von Brahms, „Asra" von Rubinstein, den er wiederholen mußte. Einem Künstler der solches leistet trifft kein Vorwurf, wenn er mit Gesängen, deren Vortrag starke Stimme und große Leidenschaftlichkeit verlangen, wie Schumanns „Ich grolle nicht" und Schuberts „Ganymed", weniger Wirkung hervorbringt; er soll sie nur nicht in seinem Repertoire behalten. Schumanns furchtbar schönes Lied ist mehr dramatisch als lyrisch; bei ihm hört der „Kunstgesang" auf, und die wilde Kraft und Leidenschaft vermag da mehr als alles Lernen und Auffassen. Wohl auch der größte Verehrer Niemanns hat diesen selbst in dessen bester Zeit nicht als Liedersänger gepriesen; und doch hat Keiner je mit dem Liede Schumanns auch nur annähernd eine Wirkung hervorgebracht wie Niemann selbst. Vor 10 oder 12 Jahren hat er es hier in Berlin (in einem Concerte von Brassin) gesungen; ruhig, fast ohne Bewegung, stand er da, nur die Gesichtszüge zeigten düsternsten Ausdruck. Noch heute überläuft es mich kalt in der Erinnerung an jenen Vortrag, noch heute sehe ich die bleichen Gesichter der Zuhörer um mich. Als er geendet hatte herrschte eine Secunde lang Todtenstille — dann brach ein tosender Beifall los, wie er die Räume der Singakademie nur sehr selten erfüllte. Herr Henschel ist ganz gewiß ein künstlerisch viel gebildeterer Concertsänger als Niemann; aber zum „Ich grolle nicht" fehlt ihm das dämonische Feuer und zum himmlischen „Ganymed" von Schubert fehlt ihm die ausdauernde Kraft. Wer aber so Vieles kann wie Herr H., der kann ganz getrost auch etwas nicht können. Als Componist hat er in zahlreichen Liedern ein sehr anmuthiges und gebildetes Talent gezeigt; unter den von ihm in diesem Concerte vorgeführten Werken nahm eine Gavotte für Klavier durch frische Erfindung und geschickte Mache den ersten Platz ein. Sie wurde von Herrn Barth gespielt, der zuerst die Variations sérieuses von Mendelssohn vorgetragen hatte, und neben der Gavotte ein Nocturne von Chopin und die „Arabeske" von Tausig über Webers „Aufforderung zum Tanze" vortrug. Herr Barth ist ein trefflicher Klavierspieler, der auch immer Zeugniß von künstlerischem Streben gab. Deswegen wollen wir heute nicht mit ihm rechten über seinen Vortrag der Variationen, und über die Wahl jener Bearbeitung

Digitized by Google

der „Aufforderung zum Tanze". Er wurde stürmisch beklatscht, da er gerade dieses Stück mit unfehlbarer Mechanik der Finger spielte. Das soll hier auch gewissenhaft berichtet werden. Ein weiteres Urtheil muß ich auf passende Gelegenheit aufschieben.

In einer Wohlthätigkeits-Matinée des Herrn Rich. Schmidt hörte ich eine „chromatische Sonate" für Klavier und Violine von J. Raff, vorgetragen von dem Concertgeber und dem trefflichen Herrn de Ahna. Das Werk ist trotz seiner zerfahrenen rhapsodischen Form doch sehr interessant, und enthält viele schöne melodische und originelle Stellen. Die Ausführung war eine sehr gute. H. Ehrlich.

Notizen.

Die chinesische Gesandtschaft hat während der letzten Zeit in Berlin mindestens ebensoviel von sich reden gemacht wie der Fall von Plewna, die Kanzlerkrisis und die französischen Wirren. Die Berliner Bevölkerung, deren Betragen den Chinesen gegenüber an Takt und Reserve zu wünschen übrig ließ, mußte officiös verwarnt werden. Man hielt ihr die anständigere Haltung des Straßenpublicums in anderen europäischen Hauptstädten entgegen. Das Avertissement machte großes Aufsehen und wurde natürlich von Londoner und Pariser Blättern mit Behagen citirt. Bei uns wollte es Manchem nicht ganz gerechtfertigt erscheinen. Die fraglichen Chinesen sind auswärtige Diplomaten, deren gesellschaftliche Exterritorialität hier zu Lande nicht gegen jeden Zweifel geschützt ist. Haben doch ihre europäischen Collegen seitens eines Theiles der deutschen Presse im Laufe der Jahre vielerlei Anfechtungen zu erdulden gehabt, und wenn sie nicht am Zopf gezerrt wurden, so war es wohl nur deswegen nicht geschehen, weil sie zufällig keinen trugen. Die Malicen, welchen sie ausgesetzt waren, galten für nationale Pflicht, und wenn Friedrich der Große unter ganz anderen Verhältnissen in einem Moment krauser Laune die Gesandten fremder Staaten sehr unhöflich Spione genannt hat, so wurde das mit etwas anderen Worten von Leuten wiederholt, die zwar ebenfalls nicht immer höflich geartet, aber darum doch keine Friedrichs sind. Hielten sich die Angreifer für Patrioten, so ist nicht recht ersichtlich, warum man die kleinen Quälgeister, bei welchen der Anblick eines überseeischen langen Haarbeutels ein unüberwindliches Gelüste des Zupfens und Ziehens hervorruft, nicht ebenfalls als künftige Vaterlandsvertheidiger begrüßen und verehren sollte. Diese Neigung dürfte sogar mit jenen moralischen Anzapfungen verglichen um Vieles harmloser und unschuldiger erscheinen. Die Chinesen laboriren ohnehin an einer ganz ungewöhnlichen Etikette. Während ihr Gesandter, der übrigens ein ganz verständiger Mann sein soll, bei dem kaiserlichen Empfang natürlich stehend verharren mußte, ließ er eine andere hohe Person bitten, ihm zu erlauben, daß er nach der Hofsitte seines Landes sich während der Audienz setzen dürfe. Der leutselige Herr hatte natürlich keine Einwendungen. In der Umgebung der chinesischen Legation sollen diese und ähnliche Vorkommnisse dadurch erklärt werden, daß, wenn der Gesandte nicht auf der Anerkennung dessen bestehe, was sein Rang erfordert, Seine Excellenz sich den Bauch aufschlitzen müßte! Man kann sich unschwer vorstellen, was Alles von unseren gutherzigen Berlinern mit einer solchen Drohung erlangt werden könnte. Sollen indessen hiesige Sitten und Gepflogenheiten mit denen des Auslandes, wie bei dieser Gelegenheit officiös geschehen ist, in Parallele gestellt werden, so würde das auf anderen Gebieten nicht durchweg zum Vortheil unserer Nation geschehen können, vor Allem nicht in Sachen der Preßfreiheit. Wer auch dem Marschall Mac Mahon nicht über den Weg traut, wird zugeben müssen, daß er während des bisherigen Verlaufs der französischen Krisis sich Attaken der Blätter gefallen ließ, deren hundertster Theil bei uns in irgend einem wenn auch sehr kleinen Dissens die Urheber während eines ansehnlichen Abschnitts ihres Daseins am Plötzensee zu verweilen gezwungen haben würde. Beweis dessen die harte Strafe, welche einen radicalen Schriftsteller getroffen hat, weil er die Symbolik eines gewissen politischen Dreibundes, der im Orient zuverlässiger Information zufolge eine überaus wichtige Rolle gespielt hat oder nach sicherem Vernehmen noch zu spielen berufen sein dürfte, nicht mit tiefsinnigem Ernst in ausreichendem Maße zu ergründen vermochte. Mehr darüber zu sagen werden wir aus begreiflichen Gründen uns wohl hüten. Auch wegen der Kanzlerkrisis und was damit zusammenhängt hätten wir Mancherlei auf dem Herzen. Es fehlt diesmal dazu der Raum und die Zeit. Doch können sich die Leser darüber beruhigen, daß ihre Weihnachtsfreude nicht durch den Rücktritt Bismarcks in einem Augenblick getrübt werden soll, wo große europäische Staatsactionen sich vorbereiten, der Reichskanzler nach wie vor unentbehrlich ist und hoffentlich auch dafür sorgen wird, daß der russische Siegesbecher nicht allzusehr überschäume.

* * *

Für den Weihnachtstisch.

Ludwig Knaus. Photographien nach Originalen des Meisters. Mit Text von Ludwig Pietsch. Berlin, Verlag der Photographischen Gesellschaft. „Unter den modernen Genremalern hat sich kaum ein Zweiter durch seine Schöpfungen zugleich das Herz seines Volkes und das Urtheil der kritischen Geister aller Nationen, die Liebe der Naiven und Unbefangenen und die höchste Schätzung der Sach- und Fachkundigen so zu gewinnen vermocht, wie Ludwig Knaus." Daß dieser erste Satz des Begleittextes dieses Knaus-Albums eine Wahrheit ausspricht, daß dieser sich der Popularität im schönsten Sinne und in einer Ausdehnung, wie kein anderer lebender Künstler Deutschlands erfreut, erfährt er nicht allein durch den Erfolg seiner Originalgemälde, sondern nicht minder auch der Herausgeber der gestochenen und photographirten Copien derselben durch deren Absatz. So wie die Photographien nach L. Knaus, „gehen" und „ziehen" die nach keines andern heutigen Malers Werken. Die Berliner Photographische Gesellschaft, welche seit einigen Jahren das Recht der Vervielfältigung seiner neuern Bilder erworben hat und ausübt, hat sich bewogen gefühlt, dem berühmten Urheber ihrer beliebtesten und vortheilhaftesten Verlagsobjecte in diesem mit höchster Gediegenheit und Pracht ausgestatteten Album gleichsam einen Tribut der Verehrung und wohlverdienten Dankbarkeit zu entrichten. Den innern Titel schmückt das von L. Knaus selbst mit Meisterhand gezeichnete lebensvolle eigene Porträt des Malers in verkleinerter photographischer Reproduction; den Deckel des musterhaften Bandes eine ornamentale Decoration in Goldpressung von eben so reichem als edlem Stil nach Luthmers Zeichnung. Dreizehn vollendet ausgeführte photographische Copien nach auserlesenen Originalen des Meisters, drei darunter nach gezeichneten Naturstudien desselben, bilden den Inhalt der Sammlung. Vermissen wir darin auch einige der bekanntesten und beliebtesten, die Goupils Verlag in festen Händen hält, wie die Taufe, die goldne Hochzeit, den Taschenspieler, so bringen doch die hier gegebenen die ganze herzerquickliche Art seines Talents, seine große Ausdrucksfähigkeit, den Reichthum seiner Naturbeobachtung und Erfindung zur genügenden Anschauung. Von der, von den lieblichsten nackten Putten umschwebten „Madonna" mit dem Jesusknaben auf dem Schoß bis zu den „Passeyrer Rausern vor ihrem Pfarrer", vom „Katzentisch" bis zur „Dorfhexe", von „Seine Hoheit auf Reisen" bis zum „Begräbniß", — welch eine Reihe von liebenswürdigen, charaktervollen, drollig naiven, rührenden und holdseligen Gestalten von allen Lebensaltern; von hier dem Leben des Volkes abgelauschten, dort aus der Kraft der an der Wirklichkeit befruchteten Phantasie erzeugten, bald ernsten und ergreifenden, bald poetisch humoristischen Situationen, dramatischen und idyllischen Scenen! Und sie alle empfingen durch die Kunst des Meisters die gleich volle und überzeugende und gleich erfreuende Realität im Bilde. Ludwig Pietsch hat jedem dieser Blätter einen erläuternden Text, dem Ganzen eine ausführliche Biographie und Charakteristik des Meisters beigegeben. Beide sind aus vollster Beherrschung des gesammten Materials hervorgegangen und athmen das feinste Verständniß für die künstlerische Eigenart des Meisters. Von ganz besonderem Interesse sind jene Theile der Würdigung, die uns Knaus in seinem Verhältniß zur Genremalerei unserer Zeit und der Vergangenheit zeigen. Der literarische Theil des „Albums" gestaltet sich auf diese Weise zu einer Leistung von selbstständigem, wirklichem Werth; und das kann ähnlichen Gelegenheitsarbeiten nicht oft nachgerühmt werden.

Der arme Heinrich. Sieben Zeichnungen von Joseph, Ritter von Führich. In Holz geschnitten von K. Oertel. Mit Text nach dem Gedichte Hartmanns von Aue. (Leipzig, Alphons Dürr.) Der kunstsinnige Verleger hat uns hier mit einem durchaus eigenartigen Literaturwerk beschenkt, einem Meisterwerk hochstilvoller Ausstattung, das auch mit den besten englischen und französischen Mustern in die Schranken treten kann.

Das tiefergreifende, merkwürdige Gedicht aus dem letzten Jahrzehnte

Digitized by Google

des zwölften Jahrhunderts, wohl die seltsamste Blume mittelalterlicher Romantik, wird uns hier in keiner Uebersetzung, sondern in freier prosaischer Erzählung von legendenartiger Form vorgetragen, der es trefflich gelingt, in Ton und Stimmung einen dem Original ähnlichen Eindruck hervorzubringen.

Die sieben nachgelassenen Zeichnungen des heimgegangenen Nestors der Wiener Künstler gehören zu den schönheitsvollsten und gemüthstiefsten Darstellungen seines strengen Griffels. Führich, der „letzte Nazarener", dessen gesammtes Schaffen in tiefer religiöser Ueberzeugung wurzelte, und dessen Schöpfungen sich fast ausschließlich an die Gestalten der Bibel lehnen, wie die in demselben Verlage erschienenen großen Cyclen: Der Psalter, Der Bethlehemische Weg, „Er ist auferstanden!" und die Compositionen zum Buche Ruth, zeigt sich hier auf dem Gebiete weltlicher Romantik in der ganzen packenden Gewalt seiner markigen Darstellungsweise.

Der strenge Ernst der Auffassung, die herbe Selbstbeschränkung des Meisters, welcher, bei Verleugnung fast aller sinnlichen Mittel, nur die Vorgänge des Seelenlebens zur Darstellung bringt, gemahnen an die keusche Art der besten mittelalterlichen Meister.

Oertels kräftiger Schnitt, der vor Allem die Contour betont, bringt das Charakteristische der Figuren zu reinster Geltung.

In typographischer Beziehung ist wohl das Höchste geleistet, was die Neuzeit bei uns hervorgebracht hat. Das Werk ist in der Drugulin'schen Officin gedruckt. Die rothgedruckten Initialen rühren von Vespasiano Amphiario, die schönen Schlußvignetten meist von Peter Flötner her; für die Einbanddecken wurde eine Zeichnung von Vredemann Vries, einem Künstler der Renaissanceperiode, gleich jenen beiden andern Ornamentisten, benutzt. Gedruckt ist die Ausgabe auf echt holländischem Büttenpapier. Kurz, die ganze Ausstattung macht das Werk zu einem Entzücken des Kenners und zu einem Kleinod des wiedererwachenden deutschen Kunsthandwerks, und zeigt in allen Einzelheiten jene edle Vornehmheit, welche alle Publicationen dieses kunstsinnigen Verlegers auszeichnet.

Der Weihnachtstisch empfängt aus der Hand von Richard Schmidt-Cabanis, dem bewährten Redacteur der von Glasbrenner begründeten „Berliner Montags-Zeitung", eine freundliche literarische Gabe. „Buntes Nichts. Heitere Skizzen und Lebenserinnerungen"*) nennt sie der Spender, bescheidener Weise, meinen wir. Denn wenn eine Gabe die Mission hat, zu erheitern und dieselbe so gut erfüllt wie die vorliegende, dann wird aus dem Nichts ein ganz dankenswerthes Etwas. Aus dem bunten Inhalt des Büchleins, in welchem sich der Aufsatz „Ein Besuch bei Karl Gutzkow" ein wenig fremdartig ausnimmt, seien die kritischen Reminiscenzen „Getrocknete Lorbeerblätter der Erinnerung" besonders hervorgehoben. Sie haben bei ihrem ersten Erscheinen durch die gute Laune, mit der in ihnen der Schillerverbesserer Reicks und ähnliche Größen abgeschlachtet werden, lebhafte Heiterkeit erregt. Daß die übrigen Theile des Buches in der Stimmung dieser Reminiscenzen gehalten sind, ist ein Umstand, der dem Ganzen zu bester Empfehlung gereicht.

J. H.

Offene Briefe und Antworten.

In dem Aufsatze über die Wanderversammlungen der Aerzte in der vorhergehenden Nr. 47, worin Herr Paul Boerner die Bestrebungen der Aerzte bespricht für die Ordnung ihrer Berufsverhältnisse unter ihrer Betheiligung, bin ich zu einer thatsächlichen Berichtigung veranlaßt, damit nicht etwa in Zukunft, wenn die „Gegenwart" als Quelle für die Vergangenheit angerufen werden sollte, sie unwissentlich falsch Zeugniß geben würde. Bayern und Sachsen sollen nämlich dort zuerst diese Organisation des ärztlichen Standes auf der Grundlage ärztlicher Vereine erlangt haben, erst später Württemberg und Baden, und endlich Hessen. Es war aber Baden, welches hierin voranging (1864), dann folgte Sachsen (1865), Bayern (1871), Württemberg (1875) und zuletzt Hessen (29. Dez. 1876). Aber warum diese Staaten den Forderungen der Aerzte gerecht wurden, dazu findet Verfasser das Motiv in einem Gefühle der Nothwendigkeit, durch solche und ähnliche Vorgehen den Particularismus zu rechtfertigen, um nicht von Preußen zu sehr in den Schatten gestellt zu werden, das als Großstaat auch bis jetzt noch gezeigt, daß es solche Concessionen nicht nöthig hatte. Wir armen Kleinen! Gehen wir mit etwas Gutem voran, so sind wir der Frosch in der Fabel, der sich aufbläht, und bleiben wir zurück, so sind wir die Existenz nicht werth. Sollte vielleicht auch der Culturkampf, den Baden zuerst aufzunehmen gezwungen war, absichtlich von den Ultramontanen zur Stütze des Particularismus uns aufgenöthigt werden sein?

Karlsruhe. Dr. R. Volz.

* * *

Der Herausgeber des bei Cotta erschienenen „Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne von Willemer" erzählt S. 320, daß Mariannen der Lebensernst mit den vorrückenden Jahren Willemers recht nahe getreten sei. Daß sie aber den erhöhten Forderungen genügt, habe ihr Gemahl selbst bezeugt, indem er ihr zu Anfang der dreißiger Jahre mit einem schönen Geschenk folgenden Vers gewidmet habe:

Du warst mein Trost, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand?
Doch fand ich nicht; Dich hat mir Gott gegeben,
So segnet keine irdische Hand!

Für die Mehrzahl der Leser, die das Buch in großer Anzahl gefunden, wird es von Interesse sein zu erfahren, daß der sogenannte „Vers" nicht dem liebenden Gatten angehört, derselbe vielmehr einem Gedichte des alten Claudius entlehnt ist, das dieser seiner Frau Rebecca zur Feier der silbernen Hochzeit am 15. März 1797 gewidmet und durch den Wandsbecker Boten veröffentlicht hat. Der Geheime Rath von Willemer hat nur das u. E. sehr zweifelhafte Verdienst, einige Worte umgestellt und andere ganz verändert zu haben, wobei der Verstoß gegen die Prosodie in der letzten Zeile auch ausschließlich auf sein Conto zu setzen ist. Die Verse, wie sie in dem sechsten Theile des Wandsbecker Boten S. 64 abgedruckt sind, lauten wörtlich:

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand,
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben,
So segnet keine andre Hand.

Anonymus.

Ein ausführlicher Bericht über das am 15. d. M. im hiesigen Wallner-Theater zur ersten Aufführung gelangte und beifällig aufgenommene Volksstück „Hasemanns Töchter" von Adolf L'Arronge folgt in nächster Nummer.

*) Leipzig, Verlag von Hoffmann u. Ohnstein.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1878.

Mit der nächsten Nummer schliesst das IV. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das I. Quartal 1878 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Helle Lieder. Von **Louis Wolff.**
Cassel, **Georg H. Wigand,** 1878, 2 *M.*, geb. 3 *M.*, der Ertrag für das **Cassseler Spohr-Denkmal** bestimmt.

Graue Lieder. Von **Demselben.**
Leipzig, **Oswald Mutze,** 1 *M.* 50 *Pf.*
Beurtheilungen in der Presse:
„Geniale Ursprünglichkeit, **packende Originalität,** wahre, gottbegnadete Poesie" etc. etc.

Murad Efendi,
Festgeschenk!
Francolieferung b. **Baarbezug.**
Ost und West. Dichtungen.
Mit Portrait.
Eleg. broch. 4 *M.*, Prachtb. 5 *M.*
Hochfeine Ausstattung.
Verlag der **Schulzeschen Hof-Buchhandlung** (C. Berndt & A. Schwartz) in **Oldenburg.**

Bei Th. Thomas, Leipzig, erschien:
Vom geistlichen Durste.
Klostergeschichten in zierl. Reime gebracht durch den **Pater Profundus.** Preis M. 1.50.

Festgeschenk!
Feinste Ausstattung.
Francolieferung bei **Baarbezug.**
Fitger, Arthur,
Fahrendes Volk.
Gedichte.
Eleg. broch. 5 *M.* Prachtband 6 *M.*

Allmers, Hermann,
Dichtungen.
2. stark verm. Aufl.
Eleg. broch. 3 *M.* Prachtband 4 *M.*
Verlag der **Schulzeschen Hof-Buchhandlung** (C. Berndt & A. Schwartz) in **Oldenburg.**

Soeben erschien u. ist in allen Buchhandlungen vorräthig:
Zweite Auflage.
LINOS.
Paramythien (dichterische Erzählungen)
für deutsche Frauen u. Jungfrauen
von
Heinrich Martin.
Eleg. broch. Glacé-Umschlag 1 *M.* 50 *Pf.*
Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 *M.* 50 *Pf.*
Dresden. **H. Jaenicke's Verlag.**

Novität von **Bret Harte.**
Die
Mine in der Teufelsschlucht.
Eine californische Erzählung.
Mit illustrirtem Umschlag. **Preis:** 2 *M.*
Stuttgart. **Abenheim'sche** Verlagsbuchhandlg.

Am 1. Januar 1878 beginnt ein neues Abonnement.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Abonnements entgegen

auf:

Gesammt-Auflage aller 12 Ausgaben 500,000 Exemplare.

Gesammt-Auflage aller 12 Ausgaben 500,000 Exemplare.

Prämiirt mit der Verdienst-Medaille. Weltausstellung 1876.

Vierteljährl. Abonnementspreis nur 2 Mark 50 Pf. (in Oesterreich nach Cours).

24. Jahrgang.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten,
enthaltend 2000 Abbildungen und Beschreibungen, welche die gesammte Damen-Garderobe, -Leibwäsche und Kinder-Garderobe, ebenso die Leibwäsche für Herren, die Bett- und Tisch-Wäsche umfassen; ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Beachtung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Tapisserie-, Strick-, Häkel-, Frivolitäten-, Filet-, Knüpf- und Rahmenarbeiten.

24 Supplemente mit über 300 Schnittmustern
in natürlicher Größe zur gesammten Garderobe für Damen, Mädchen und Knaben, sowie für Leibwäsche.

24 Unterhaltungs-Nummern
bringen das Beste aus den Gebieten des Nützlichen und Schönen, des Belehrenden und Unterhaltenden, anziehende Novellen und Erzählungen, Illustrationen von Künstlern ersten Ranges, Modeberichte, sowie eine Fülle von Vorschriften für Gesundheits- und Schönheitspflege.

24 Beilagen mit Rebus, Räthseln,
kleinern Aufsätzen und Annoncen, das gesammte wirthschaftliche Leben umfassend.

Zahlreiche Extra-Beilagen.

Urtheile der deutschen Presse:

Nordd. Allgem. Ztg. — Der Bazar, dieser vornehmste Herold der Mode, ist der beliebteste Repräsentant des modernen Geschmacks.

Die Post. — Von welch eminentem Werthe die Modebilder des Bazar, seine Muster, Modelle und Patronen für unsere Damen geworden, beweist die treue Gunst derselben an diese weltbekannte Modezeitung.

Schles. Zeitung. — Besonders hervorzuheben ist das Bemühen des „Bazar", die Handarbeit mittelst stylvoller Originalzeichnungen künstlerisch und hervorragend schön zu gestalten.

Königsberger Hartungsche Zeitung. — Neben dem sonstigen reichen Inhalt dieses Weltblattes bietet sich für jede Gesellschaftsgruppe eine Fülle moderner Toilettenvorbilder, die sich besonders der Aufmerksamkeit der Damen empfehlen, die eine elegante Einfachheit bevorzugen.

Prager Abendblatt. — Als treuester Spiegel der Mode, als nützlichstes und interessantes Blatt für die Frauenwelt, bewährt diese erste illustrirte Frauenzeitung stets ihren altbegründeten Ruf.

Schles. Presse. — ... fügen wir hinzu, daß die belletristischen Nummern interessante Unterhaltung, gehaltvolle, geistige Gaben bieten, die so recht im Herzen und Gemüth der Frau anklingen, daß diesen treffliche Illustrationen bewährter Künstler sich anschließen 2c.

Berl. Bürgerztg. — Die gebotene Fülle moderner Toiletten, die stylvollen Vorlagen für Handarbeit jeder Gattung erklären den Ruf und die enorme Verbreitung des „Bazar".

Constit. Vorstadt-Zeitung. — Die belletristischen Nummern sichern durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts und ihren reichen Bilderschmuck den Ruf des Bazar als Unterhaltungsblatt ersten Ranges.

Frankfurter Journal. — Die Unterhaltungs-Nummer des „Bazar" bietet jeder Altersstufe des weiblichen Lebens durch Geist und Herz anregenden Inhalt volle Befriedigung.

Badische Landesztg. — „Der Bazar" ist wesentlich ein Familienjournal. Er sucht Geschmack an edler Einfachheit zu verbreiten und leitet an zur Selbstanfertigung der Toilette.

Probe-Nummern des neuen Jahrgangs liefert jede Buchhandlung.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 29. December 1877. XII. Band.

AP 30 .G295 v. 17 no 52

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Italien in Frankreich. Von A. Schneegans. — Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands. Von Politicus. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der schönen Freundin. Von Wilhelm Jensen. — Rudolph Lindau. Von Hieronymus Lorm. — Seelen und Geister. Von Albert Brockhoff. — A. Hildebrands „Adam" im Leipziger Museum. Von Ch. Arnold Fuzelles. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Hasemanns Töchter. Volksstück mit Gesang in 4 Acten von Adolf L'Arronge. Besprochen von Paul Lindau. — Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Italien in Frankreich.

Von A. Schneegans.

„Was in Frankreich vor sich geht, ist nicht französisch," so äußerte sich vor wenigen Wochen ein mit den transvogesischen Zuständen, mit Land und Leuten innig vertrauter Geist, und richtiger konnte man über diese düstern Ereignisse nicht urtheilen. In diesen Worten liegt viel mehr, als was der landläufige und leichtfertige Skepticismus oder Witz darin zu suchen geneigt sein möchte; nicht ein Epigramm ist es, wohl aber ein Spruch, dessen Tiefe und dessen Bedeutung sich nur demjenigen sofort erschließen, der einerseits die jetzigen Verhältnisse Frankreichs, und nicht nur seit gestern, prüfenden und forschenden Blickes verfolgt, der andererseits aber auch mit der Geschichte dieses Landes vertraut ist und der sich in dessen innerstes Geistes- und Gemüthsleben, in dessen volle, tiefe Natur eingelebt und, ich möchte sagen, eingefühlt hat.

Wen hat wohl nicht bei dem Hereinbrechen des 24. Mai 1873, bei jener ungeheuren That des schnödesten Undankes gegen den „Retter des Vaterlandes" wie ein Staunen überfallen, daß solches in Frankreich geschehen konnte, in dem Lande, das sich, und zwar mit Recht, seines Hochsinnes so oft gerühmt, das den Edelmuth über Alles preist, das sich mit einer an Sprödigkeit grenzenden Würde von allem Niedrigen, Häßlichen und Kleinlichen abzuwenden pflegt! Wie, so fragte man sich in seinem Innersten, wie ist es möglich, daß in einer französischen Nationalversammlung sich eine Majorität finden konnte, um, kaum einige Monate nach der Räumung des Landes durch die deutschen Heere, den Mann zu so jähem Falle zu bringen, dem allein Frankreich diese Befreiung zu verdanken hatte?

Und wen hat nicht bei dem noch viel unheimlicheren Wetterblitzen des 16. Mai 1877 ein noch ganz anderes Gefühl kalt durchrieselt, als in diesem Frankreich, in diesem Lande der Ehre, wo nichts, selbst nicht die heiligste Mahnung der heiligsten Pflicht, über die Geister und Willen mehr vermag als der Point d'honneur, wo mehr als in irgend einem anderen Lande ein Verstoß gegen das Ehrgefühl, gegen jene gewisse höhere und feinere Biederkeit, welche la loyauté heißt, entehrt — als in diesem Frankreich die niederträchtigste aller Intriguen sich plötzlich entfaltete, mit Lug und Trug die Erwählten des Volkes umstrickte, meuchlings, mit Kniffen, die der schmutzigste Pferdemäkler verschmähen würde, die Minister wie abgedankte Lakaien verabschiedete, den Buchstaben der Verfassung auf eine verschmitzte Weise herumzudrehen verstand, bis von dem Geiste der Gesetze auch kein Hauch mehr übrig blieb, und am Ende eine Sachlage schuf, wie sie drohender und unheilvoller kaum geahnt werden konnte: die Ruhe zwar noch in den Straßen, der Bürgerkrieg aber in allen Herzen, schon auf allen Zungen, und vielleicht morgen vor allen Thüren! Nein! dies Alles war nicht französisch! Keinem französischen Gedanken waren diese Pläne entsprungen! Keine Französin zeugte die Männer, die solches unternahmen! Man forsche nach in der ältesten und in der jüngsten Geschichte dieses Landes; man suche nach dem Genius dieses Volkes, da, wo er sich am reinsten offenbart, wo er ungemischt und von keinem fremdländischen Einflusse getrübt sich vor unsern Augen entfaltet: wie ganz anders, in anderer Gestalt, in wie ganz anderem Wesen tritt er auf! Die Mängel, die Gebrechen, die Untugenden, die sich durch die Thaten dieses Volkes hervorwinden, entspringen einem Gedankengang, einer Gefühlsbewegung, die gerade im offenen und grellen Widerspruch mit denjenigen stehen, aus welchen diese schwarzen Ereignisse erstanden; die Fehler, die Frankreichs Volk zu begehen pflegt, stammen sie nicht aus einem bis zum Uebermaß getriebenen, bis über das Aeußerste hinaus verfeinten Stolze, aus dem bis zur Spitze getriebenen Gefühl seiner Erhabenheit über alles Gemeine? Sind es nicht die Fehler einer Art von Aristokratie, die sich gegen die Möglichkeit sträubt, mit Andern auf denselben Vergleichungsgrad gestellt zu werden, die sich höher dünkt als die Nachbarn, und die sich auch daran gewöhnt hat höher zu fühlen, höher zu handeln? Mit Recht hat man oft gesagt, daß die Untugenden und Fehler eines Volkes, wie eines Menschen, aus denselben Quellen wie die Tugenden, die diesen Menschen oder dieses Volk ehren, fließen. Wenn man aber, in diesem Sinne, die Thätigkeit des französischen Volkes beobachtet, so muß sich einem der Gedanke aufdrängen, daß ein Land, das sich gerade durch solche Tugenden, wie es das französische thut, auszeichnet, nimmer und nimmermehr die Politiker erzeugen konnte, auf deren Eingreifen die vorgestrigen Ereignisse zurückzuführen sind. Man nehme unter den Staatsmännern, unter den Denkern, unter den Schriftstellern Frankreichs diejenigen heraus, in welchen sich der französische Genius verkörpert, die von jeher als die eigentlichen Träger des französischen Charakters gegolten, — und man frage sich, ob zwischen ihnen und dem jetzigen, in dem Elysée gestern noch thronenden Geschlechte auch nur die entfernteste Verwandtschaft bestehen kann: unter den Königen, Heinrich der Vierte, das Sinnbild des französischen Geistes; unter den Kriegern, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel; zur Zeit der Religionskriege, Coligny; unter der Restauration, der General Foy; in der

Digitized by Google

zweiten Republik, der General Cavaignac; auf einem anderen Felde, Sully, Turgot, Benjamin Constant, Guizot und Thiers; an der Spitze derjenigen, die, als Denker und Dichter, das innerste Gefühl dieses Volkes in sich aufnahmen und diesen Geist in die der Nation am vollkommensten angepaßte Form hüllten: Rabelais, Montaigne, Pascal, Molière, Voltaire, Diderot! — Was haben diese Namen gemein mit dem kriechenden, unheimlichen, heuchlerischen, in der Nacht umher arbeitenden Geschlechte der Politiker des Elysée? Licht, Klarheit, Offenheit, gerader Sinn, Ehrlichkeit, trotzender Helden- und Bürgermuth, der zuweilen, mit einer fröhlichen, lächelnden, jauchzenden Todesverachtung, sich bis zur Vermessenheit versteigt, ein Kämpfen mit offenem Visir, ein zuweilen übermüthiger, aber immer glänzender, und in dem edelsten Affecte sich gefallender Trieb nach den kühnsten und tollkühnsten Schlachten, — das ist es, was Frankreichs Genius kennzeichnet; und so richtig ist dieses Zeichen, daß, will man die Caricatur der französischen Nation entwerfen, man zu den Fanfaronaden und Gasconnaden eines „Capitain Fracasse" geführt wird, — niemals aber zu den unfranzösischen Ränken und Kniffen jener schleichenden Wichte, die sich seit einigen Jahren als die einzigen Vertreter des französischen Staates geberdeten.

Franzosen sind sie auch nicht; und nimmt man die Geschichte zur Hand, so wird man erkennen, daß jedesmal, wenn Frankreich in unheilvolle Pfade getrieben wurde, wenn es sich selbst und Europa ein Schrecken und Gräuel ward, es fremde, südliche, aus Italien stammende Einflüsse waren, die sich seiner bemächtigten, die seinen Genius überwältigten, die ihn zu ihrem Werkzeuge herunterdrückten. Aus Italien stammt die Familie der Broglie; mit den Medici kamen die Herzöge von Broglio nach Frankreich, und sucht man heute nach den Männern, deren Einflüsterungen in den Alkoven des Elysée tonangebend sind, so stößt man zuvörderst auf jenen italienischen Pater, der langsamen und behutsamen Schrittes zuweilen aus dem Jesuitenkloster der Rue des Postes nach der Wohnung des Marschalls Mac Mahon wandelt, und dort die Befehle seines Generals aus Rom übermittelt. Woher kam jene furchtbare Familie der Napoleon und der Napoleoniden gezogen, die mit Gewaltthätigkeit und mit List, am 18. Brumaire und am 2. December, Frankreich überrumpelte? woher jene Könige und Königinnen, die sich in dem Gefolge des großen Cäsaren auf die europäischen Throne setzten? Ein Stück von Italien ist Corsika, und kein französisches Blut rollte in den Adern der Buonaparte. Und weiter hinauf in der Geschichte Frankreichs: waren jene Männer Franzosen, die Cardinal von Mazarin und Gondi, Cardinal von Retz hießen? war Concini, Marschall von Ancre, ein Franzose? Und endlich ist es Frankreich, das erröthen muß, dasjenige Weib geboren zu haben, das die Bartholomäusnacht vorbereitete und des Königs Büchse nächtlings auf die Franzosen feuern hieß? Johanna d'Arc, die „Jungfrau von Orleans", war französischen Geschlechts und Blutes durch und durch und in ihr verkörpert sich der Genius dieses Volkes; aber weit über Frankreichs Grenzen, in dem Italien, aus welchem in ihrem Gefolge die Broglio nach dem Norden zogen, wurde Catarina von Medici geboren. Nicht aber in dem Italien, das wir jetzt bewundern, das sich unter dem nördlichen Einfluß, unter den klugen und ritterlichen Piemontesen, unter Cavour und Ricasoli emporgeschwungen! Ein anderes Italien ist es, das jene politischen Meuchelmörder erzeugt, und gegen die Heimat der Medici kämpft auch das junge Italien, wie das französische Volk, wie Deutschlands Völker und Fürsten. Niemals mag uns die Geschichte mit so klarer Schrift, wie dies in den älteren und in den jüngsten Geschicken Frankreichs zu lesen ist, die Gefahren vor Augen geführt haben, die sich in jenem italienischen Einflusse verbergen: ein Staat, der sich dieser finstern Macht überliefert, ist dem Verderben anheimgegeben; die Schrecken einer Bartholomäusnacht, die Gewaltthätigkeit eines 18. Brumaire und 2. December, die Ränke und Kniffe eines 24. und 16. Mai, lauern im Verborgenen, und lauscht man den Gedanken, die sich in den Köpfen dieser Mitternachtshelden entspinnen, so mag man hören, wie der Eine oder der Andere seinen Getreuen in's Ohr flüstert: Der Bürgerkrieg! dies Wort bringt uns das Wasser in den Mund!

Ob das französische Volk, das seit vier Jahren in den Banden dieser Macht gefesselt lag, und das erst seit Kurzem des ganzen Schreckens seiner Lage bewußt wurde, sich vollständig herauszuarbeiten im Stande sein wird; ob das Gift, das seit langen Jahren schon langsam durch die Congregationsschulen in die Adern des Volkes geträufelt, nicht den Organismus durchdrungen hat; ob die gesunde Kraft des alten Genius von Frankreich noch mächtig genug sein wird, um Herr dieser Geister zu werden, — wer vermag es heute zu ermessen? wer wagte es zu bejahen? wer zu verneinen? Ein Stück Weltgeschichte spielt sich aber jedenfalls dort ab, das in allen denjenigen Herzen einen Widerhall finden muß, die jenen Kampf, jenen ewigen Kampf um Freiheit des Denkens, Erlösung von dem Banne des mittelalterlichen Italiens, freie Forschung und immerwährenden Fortschritt der Menschheit, himmelhoch über alle anderen Kämpfe erheben, und in welchem Lande sie geboren sein mögen, überall wo gegen diese Vergewaltigung und gegen diesen Geist der Vergangenheit gekämpft wird, Verbündete, Freunde, Verwandte begrüßen. Nicht nur Frankreichs, Europas Schicksale spielen sich an der Seine Strand ab, und kein unüberlegtes Wort war es wohl, das diesen Kampf einen Culturkampf geheißen.

Chronik der Orientdinge seit der Kriegserklärung Rußlands.

Von Politicus.

(Schluß.)

Der Commandant der türkischen Ostarmee, deren Aufgabe die Vertheidigung des Festungsvierecks ist, Muschir Suleiman Pascha hat, wie sein Vorgänger im Commando Mehemed Ali Pascha, die ihm am Lom gegenüberstehende russische Armee, über welche der Großfürst-Thronfolger den Oberbefehl führt, wie die nach Osten vorgeschobenen Truppen der Balkanarmee aus ihren Stellungen zu verdrängen und die Jantralinie zu durchbrechen versucht, um dadurch die Russen zur Räumung von Tirnowa nebst Schipkapaß und zur Aufhebung der Einschließung von Plewna zu nöthigen. Es sind diese nach einander an verschiedenen Stellen unternommenen Versuche jedoch nirgendwo gelungen. Die von türkischer Seite hier und da erzielten taktischen Erfolge konnten aus Mangel an ausreichenden Kräften niemals strategisch ausgenutzt werden. Die Vorstöße Suleiman Paschas erfolgten abwechselnd gegen die untere und gegen die obere Jantra. In der Richtung auf die mittlere Jantra zu setzen das waldige, tiefgeschluchtete Terrain und die von den Russen errichteten starken Befestigungen einem türkischen Vorstoße kaum überwindliche Hindernisse entgegen. Hier, wo Mehemed Alis Offensive mit der „forcirten Recognoscirung" zwischen Tscherkowna und Tschaikliöi am 24. September ihr Ende nahm, hat Suleiman Pascha in richtiger Berechnung keinen Vorstoß unternommen. Wir registriren als Vorstöße gegen die untere Jantra folgende: am 24. October von Jowan Tschiftlik aus gegen Dawegila; am 9. November von Rustschuk aus gegen Pyrgos; am 15. November abermals von Jowan Tschiftlik aus gegen Metschka; am 19. November von Rustschuk und Kadikiöi aus gegen Pyrgos und Trstenik und endlich am 26. November die große, mit 40 Bataillonen von Kadikiöi aus unternommene Recognoscirung gegen Metschka und Trstenik. In einem dieser Gefechte fiel Ende October Prinz Sergej von Leuchtenberg, Neffe des Kaisers Alexander.

Das Ergebniß aller dieser Unternehmungen war ein lediglich negatives. Es wurde von Suleiman Pascha constatirt, daß

Digitized by Google

mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften die russischen Positionen an der Bjela-Rustschuker Straße nicht zu nehmen seien. Damit schloß der November ab. Suleiman Pascha ging nun dazu über, sein Glück auf dem andern Flügel zu versuchen, das heißt, von Osmanbazar aus gegen die obere Jantra vorzustoßen, wobei sein Operationsziel Tirnowa war. Er hatte dabei den Vortheil, sich mit seinem linken Flügel gegen den Elena-Balkan lehnen zu können, durch dessen Pässe schon wiederholt türkische Streifcorps bis dicht an das von den Russen besetzte Elena sich vorgewagt hatten. Kleinere Actionen hatten in dieser Gegend übrigens schon am 13. October: Angriff auf die russischen Positionen bei Marian (zwischen Bebrowa und Elena), 2. November: wiederholter Angriff auf Marian, 17. November: Angriff der Türken auf Slatarițza — stattgefunden. Mit Anfang December wurde die Hauptaction Suleiman Paschas hierher verlegt. Da zu jener Zeit von Südwesten her Plewna kein Entsatz mehr kommen konnte, so sollte jetzt von Südosten aus über Tirnowa und Lowtscha der letzte Versuch zur Befreiung Osman Paschas gemacht werden. Am 4. December wurden die russischen Positionen bei Marian durch eine türkische Colonne unter dem Cavaleriegeneral Fuad Pascha genommen. Die Russen — es war die 9. Division vom 8. Armeecorps unter General Fürst Swiatopolk-Mirski — waren zu schwach, um sich in Elena behaupten zu können, gegen welches gleichzeitig über den Balkan her durch den Ferditschpaß eine türkische Abtheilung vorgegangen war, während eine andere Abtheilung im Norden von Elena bis Slatarițza vordrang. Fürst Mirski zog sich vor der türkischen Uebermacht auf der Straße nach Tirnowa bis zu dem Thale der Drenska bei Jakowitza zurück, um in dieser Position die sofort erbetenen Verstärkungen zu erwarten. Das Gefecht bei Marian und Elena ist für die Russen ein sehr verlustreiches gewesen; 11 Geschütze gingen ihnen verloren; ihren Verlust an Todten und Verwundeten geben sie selber auf 50 Offiziere und 1800 Mann an. Die Türken konnten jedoch ihren „großen Sieg" nicht weiter verfolgen. Die Position von Jakowitza, noch 28 Kilometer von Tirnowa entfernt, wurde vom Fürsten Mirski behauptet, bis ihm General v. Dellingshausen die 26. Infanteriedivision, die bei Tschairkiöi gestanden hatte, als Verstärkung zuführte. Bei Jakowitza und Slatarițza ist seitdem andauernd gekämpft worden, bis am 14. December die Türken unter Niederbrennung von Elena den Rückzug antraten. — Suleiman Pascha, welcher die Operation gegen Marian von Achmedlü (bei Bebrowa) aus geleitet hatte, wandte sich inzwischen wieder nach seinem rechten Flügel hinüber, um am 12. December von Krasna aus abermals gegen die russischen Positionen bei Metschka einen Vorstoß, und zwar diesmal mit nicht weniger als 60 Bataillonen, zu unternehmen. Wie gewöhnlich konnten die Türken die anfänglich errungenen Erfolge nicht behaupten; die von Bjela her eintreffenden Verstärkungen gaben den Russen das Uebergewicht. Der türkische Vorstoß war abermals ein vergeblicher gewesen. Interessant ist, daß am 12. December auf der Donau russische und türkische Panzerschiffe am Kampfe sich betheiligten. — Da die russische Westarmee aufgelöst wird, darf demnächst schon eine beträchtliche Verstärkung der Armee des Großfürsten-Thronfolger und eine planmäßige Offensive derselben gegen das bulgarische Festungsviereck erwartet werden.

In Bezug auf die Lage am Schipkapasse hat sich nichts geändert. Die gegenseitige Beschießung der russischen und türkischen Batterien hat ihren Fortgang genommen. Es ist dabei am 11. November der Commandeur der türkischen Artillerie Lehman Pascha (aus Torgau in der preußischen Provinz Sachsen gebürtig) durch eine in den Kopf erhaltene Kugel getödtet worden. Die türkische Armee bei Schipka zählte Anfang December noch immer über 30,000 Mann, über 90 Geschütze, darunter mehrere Gebirgsbatterien, und 18 Mörser. An Stelle des abberufenen Reuf Pascha befehligte sie zuletzt Achmed Ejub Pascha. Der bei Tirnowa stehenden russischen Südarmee (General Radetzki), welche die Besatzungen für die Balkanpässe zu stellen hat, ward die 24. Division (Herschelmann) zugetheilt, auch wurden die bulgarischen Druschinen durch neue Werbungen complettirt.

Die bei Adrianopel in Bildung begriffene türkische Reserve-Armee hat bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, in Action zu treten. Adrianopel ist mit starken Befestigungswerken umgeben worden, die es zu einem zweiten Plewna machen sollen!

Im Westen des Wid hatten die Operationen des Generals Gurko gegen Ende October einen sich mehr und mehr ausdehnenden Umfang angenommen. Während die ihm unterstellten Truppen des Gardecorps auf der Straße nach Sofia vorgingen, breiteten sich in dem flacheren Lande zwischen Balkan und Donau russische und rumänische Cavaleriedetachements aus. Am 31. October wurde (von Lowtscha aus) Tetewen im Balkan und Lukawitza an der Straße nach Orkhanje, am 2. November Dschurilowo am Skit, am 9. November Wratza, von wo aus über's Gebirge gegen Orkhanje und Sofia operirt werden konnte, am 17. November der Rosalitapaß besetzt. Es folgten nunmehr jene Operationen, welche zur Delogirung der Türken aus Orkhanje erforderlich waren. Die sogenannte „Armee von Orkhanje" wurde, nachdem Schefket Pascha vom Commando zurückgetreten war, unter dem Oberbefehle Mehemed Ali Paschas von Schakir Pascha commandirt; sie war zu schwach, um nach allen Seiten hin den Angriffen der Russen die Spitze bieten zu können. Ein Scheinangriff, der von Wratza aus über schwierige Gebirgswege gegen Orkhanje unternommen wurde, kostete den Russen große Opfer; dagegen gelang es ihnen, sich in den Besitz von Prawza (Prawetz), an der Straße zwischen Etropol und der großen Chaussée nach Sofia gelegen, zu setzen und am 24. November Etropol selber zu nehmen. Ein zu gleicher Zeit in der linken Flanke der Russen durch die Türken von Slatitza aus über den Balkan gegen Tetewen unternommener Angriff wurde abgewiesen. Durch die Einnahme von Etropol, welche das Verdienst des Generals Dandeville war, sahen sich die Russen in der Lage, die in der Front kaum zu nehmenden türkischen Stellungen in den Balkandefilés hinter Orkhanje zu umgehen. Auf dem schwierigen Striglpasse drang die Colonne des Generals Dandeville von Etropol aus in's Gebirge vor und erstürmte am 28. November die Höhen von Greota. Die in der rechten Flanke umgangenen Türken räumten am 29. November Orkhanje und das Defilé von Wratschesi. General Ellis, der bis dahin Prawza besetzt gehalten hatte, drang ihnen nach, besetzte an der Straße nach Sofia den Paß von Baba Konak und erstürmte die Höhen von Dermente, welche die türkischen Positionen bei Araba Konak beherrschen. Gleichzeitig ging General Kurnakoff von Etropol aus auf dem Slatitzapasse über den Balkan, debouchirte bei Kliskiöi und warf die Türken in das befestigte Lager von Slatitza zurück. Eine vierte Colonne unter Oberst Komarowski drang von Tetewen aus über den Sestiplaspaß gegen Slatitza vor. Alle Versuche der Türken, die von den Russen besetzten Höhen wiederzugewinnen, sind vergeblich gewesen. Das eintretende schlechte Wetter verhinderte bei Araba Konak größere Operationen; nur das Artilleriegefecht ist mit wenigen Unterbrechungen fortgesetzt worden. Auch bei Slatitza ist keine weitere Vorrückung erfolgt. Mehemed Ali Pascha, der sein Hauptquartier zuletzt in Dolnje Kamirli hatte, ist, da er die in Constantinopel auf ihn gesetzten Hoffnungen in Betreff des „Entsatzes von Plewna" nicht zu erfüllen vermochte, abberufen und im Commando der Armee von Sofia durch Schakir Pascha ersetzt worden. Einer Ausdehnung der russischen Operationen nach Rumelien steht nach dem Eintreffen der von Plewna her zu erwartenden Verstärkungen bei Sofia kein Hinderniß im Wege.

Die Besetzung der oberhalb Nikopoli gelegenen türkischen Donauplätze ist ohne erheblichen Widerstand erfolgt; es ist damit die zweite Brigade der ersten rumänischen Division beauftragt gewesen. Am 21. November wurde von ihr Rachowa, am 30. November Lom Palanka besetzt. Nach der Auf-

Digitized by Google

lösung der Westarmee sollen die derselben zugetheilt gewesenen rumänischen Divisionen an der Donau verbleiben und im Verein mit serbischen Truppen die Festung Widdin belagern, der bisher schon die erste Brigade der ersten rumänischen Division in der Position bei Kalafat gegenüber gestanden hat. Am 19. November ist unweit von dort auf der Donau ein zwischen zwei Inseln vor Anker liegender türkischer Monitor durch rumänische Artillerie in den Grund gebohrt worden.

Nach der Kriegserklärung Serbiens an die Pforte steht am Timok die Herstellung der Fühlung zwischen den Serben unter Oberst Horwatowitsch und den russischen Vortruppen, die bis Belgradschik auf Streifung begriffen sind, alsbald zu erwarten. Der zweite serbisch-türkische Krieg gehört schon der „neuen Phase" an; die Serben eröffneten ihn, indem sie bei Nisch über die Grenze gingen.

Der Schauplatz des montenegrinisch-türkischen Krieges ist nach dem Abschlusse der Operationen in der oberen Herzegowina jener Theil des türkischen Albaniens gewesen, welcher zwischen dem See von Scutari und dem adriatischen Meere liegt. Daneben sind ab und zu Angriffe auf die türkischen Grenzplätze Spuz und Podgorizza unternommen worden. Der Fürst Nikolaus, der, unbeachtet von den Türken, mit Truppen und Geschütz über den See setzte, hat Mitte November die türkischen Plätze Spizza, Antivari und Dulcigno in seine Hand gebracht. Gegen die Citadellen der beiden letztgenannten Orte wurde eine Beschießung eröffnet. Ein Entsatzversuch, welchen die Türken von Scutari aus gegen Antivari hin unternahmen, wurde am 18. November bei Mirkowitschi zurückgeschlagen. Andererseits ist es aber auch den Montenegrinern nicht gelungen, über die Bojana zu setzen und sich Scutaris zu bemächtigen; ihr Anführer Plamenatz hat am 19. November bei Anamaliti eine empfindliche Schlappe erlitten. Die aus dem südlichen Albanien Truppenverstärkungen herbeiführenden türkischen Kriegsschiffe haben am 9. December das von den Montenegrinern besetzte Fort Goloberdo bei Antivari erfolglos beschossen. Der heftige Wellengang verhinderte die Landung der an Bord befindlichen Truppen, die darauf südlich der Bojana ausgeschifft wurden und zur Verstärkung der Besatzung von Scutari dienten.

* * *

Auf dem asiatischen Kriegsschauplatze hat sich im Monat October bei Kars eine entscheidende Wendung vollzogen. Zwischen der russischen Armee, die im Lager von Karajaila das Eintreffen der Verstärkungen abwartete, und der ihr gegenüber auf dem Jagnhi- und Aladscha Dagh in starken Positionen stehenden türkischen Armee hatten während des September nur unbedeutende Actionen stattgefunden. Am 3. October eröffneten die Russen, bei denen inzwischen die erste (Moskauer) Grenadierdivision eingetroffen war, einen allgemeinen Angriff gegen die Linien Achmed Mukhtar Paschas; sie erstürmten den großen Jaghni Dagh, den sie jedoch am folgenden Tage, angeblich „weil die Beschaffung von Wasser auf Schwierigkeiten stieß", wieder räumten. Am 9. October gaben die Türken die vorgeschobene Position auf dem Kisil Tepe auf, welchen die Russen ebenso wie den großen Jaghni Dagh Tags darauf besetzten. Gleichzeitig war seit dem 9. October eine Umgehung der türkischen Stellungen durch General Lazareff in Ausführung begriffen, von welcher die Türken erst Kenntniß erhielten, als sie gelungen war und General Lazareff die in ihrem Rücken gelegenen Orlokhöhen besetzt hatte. Am 13. October stiegen die Türken vom kleinen Jaghni Dagh und von den Höhen von Wizinköi herab und griffen mit Ungestüm die von den Russen vor dem großen Jaghni Dagh errichtete Redoute an; es wurde dieser Angriff tapfer zurückgeschlagen. Am 15. October fand dann die Entscheidungsschlacht statt. General Heimann erstürmte mit den kaukasischen Grenadieren den Awljarberg in der Mitte der türkischen Linien und, da gleichzeitig General Lazareff im Rücken die Türken angriff, wurde die Armee derselben in zwei Theile zersprengt, der linke Flügel wurde nach Kars hinübergedrängt, während der rechte Flügel auf dem Aladscha Dagh umschlossen wurde und um 8 Uhr Abends sich ergab. In dieser Schlacht am Aladscha Dagh standen 65,000 Russen 30,000 Türken gegenüber; der türkische Gesammtverlust betrug 6 Paschas, etwa 100 höhere Offiziere und 16,000 Mann mit 36 Geschützen, nebst massenhafter Bagage, darunter ein ganzes Zeltlager, und Munition.

Die nächste Folge dieses russischen Sieges war die erneuerte Einschließung und Beschießung von Kars, während welcher das russische Hauptquartier nach einander in Wizinköi, Böyük Tikma und Weran Kale sich befand. Dem mit den Trümmern seiner Armee auf der Straße nach Erzerum sich zurückziehenden Achmed Mukhtar Pascha folgte General Heimann auf dem Fuße. Am 19. October räumte, nach erhaltener Nachricht von dem Schicksal des Oberbefehlshabers, Ismail Pascha sein Lager gegenüber von Igdyr (im russischen Gouvernement Eriwan) und zog sich über das Grenzgebirge, den Sor Dagh, zurück; bei Ali Kotschak kam es zu einem Rückzugsgefechte. Am 23. October war Ismail bereits bei Zeidekan angelangt. Achmed Mukhtar Pascha glaubte, gleichwie im Juni die starke Position von Zewin im Soghanlü Dagh halten zu können; allein General Heimann kam ihm auf dem südlichen der beiden Pässe voran, besetzte von Medjingerd aus das am Aras gelegene Khorassan und zwang dadurch Achmed Mukhtar die Position im Soghanlü Dagh zu verlassen und sich weiter in die Ebene Pasin zurückzuziehen, wo es dann demselben am 27. October gelang, bei Köprüköi seine Vereinigung mit Ismail Pascha zu bewirken und den Rückzug nach Erzerum nunmehr unbehindert fortzusetzen. Der dem Ismail auf dem Fuße folgende General Tergukassoff, welcher durch eine detachirte Abtheilung Bajezid von Neuem hatte besetzen lassen, trat Tags darauf, am 28. October, durch seine Cavalerie mit General Heimann in Fühlung. In der Nacht gelang es den Russen, die türkische Arrièregarde in Hassan Kale zu überraschen und zahlreiche Gefangene zu machen. Die Türken behaupteten sich zunächst einige Tage auf dem mit einigen Befestigungen versehenen Passe von Dewe Boyun, wenige Kilometer von Erzerum. Am 4. November wurde diese Position von den Russen erstürmt, nachdem der in einen Hinterhalt gelockte Feind schwere Verluste erlitten hatte. Die Türken wälzten sich in wilder Flucht nach Erzerum hinab. Achmed Mukhtars Zelt wurde erbeutet und der siegreiche russische General setzte sich zu dem für den türkischen Pascha angerichteten Mahle nieder. 40 Geschütze fielen den Russen als Beute zu. Seitdem wird Erzerum, die Hauptstadt des türkischen Armeniens, von den Russen bedroht, die auf dem Dewe Boyun sich verschanzt haben. Eine eigentliche Einschließung des Platzes hat bisher nicht stattgefunden; dagegen sind zu verschiedenen Malen nächtliche Ueberfälle versucht worden. Bei dem Ueberfalle vom 9. November gelang es sogar den Russen, in das östlich der Stadt gelegene Fort Azizie einzudringen, das sie jedoch alsbald wieder räumten.

Inzwischen nahm die Beschießung von Kars ihren Fortgang. Ein am 5. November von der Besatzung nach Südosten gemachter Ausfall wurde durch General Lazareff zurückgewiesen. Die Russen drangen dabei in die Hafiz Pascha-Tabia (Redoute) ein, machten die Besatzung nieder, zogen sich dann aber wieder zurück. Ganz wider alles Erwarten kam dann die Kunde, daß in der Nacht vom 17. zum 18. November Kars erstürmt worden sei. Es kann, da die nächtliche Erstürmung einer so großen Festung ein Unicum ist, nicht fehlen, daß man nach einem Verräther sucht, der die Russen heimlich einließ, und englische Blätter haben als solchen den türkischen Obersten Hussein Bey, „der seitdem an der Seite des Generals Loris-Melikoff reite", bezeichnet. Auf russischer Seite fiel bei dem Sturme auf die Kanlü Tabia General Graf Grabbe. Die Russen machten 17,000 Türken, darunter 5 Paschas und 800 Offiziere, zu Gefangenen; 300 Geschütze und große Massen von Waffen, Munition und Proviant fielen ihnen als Beute zu. Dem Commandanten Hussein Sami Pascha gelang es,

Digitized by Google

über Pennek nach Erzerum zu entkommen. Am 19. November hielt der Höchstcommandirende Großfürst Michael seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt. Es ist anzunehmen, daß die Russen alle Anstrengungen machen werden, nunmehr auch Erzerum in ihre Gewalt zu bekommen; es ist gegen dasselbe die so lange bei Kars festgehaltene Armee im Anzuge. Andererseits bieten aber auch die Türken Alles auf, um von Trapezunt aus Truppen nach Erzerum zu schaffen, damit Achmed Mukhtar Pascha im Stande ist, eine neue Feldarmee zu bilden, um, wenn möglich, die Einschließung von Erzerum zu verhindern, beziehungsweise zu durchbrechen, eventualissime den Vormarsch der Russen auf der Chaussée nach Trapezunt am Kop Dagh oder bei Baiburt aufzuhalten. Auch von Batum aus, wo die Lage sich noch immer nicht wesentlich gändert hat, sind Truppen zur See nach Trapezunt und Samsun geschickt worden, da Anatolien ganz von Streitkräften entblößt ist und russischen Streifzügen weithin offen liegt. So beginnt auch in Asien die neue Phase des Krieges mit sehr düstern Aussichten für die Pforte.

Wir schließen hier unsere Darstellung der kriegerischen Ereignisse und behalten uns einen Rückblick auf die zur Orientfrage in Beziehungen stehenden politischen Begebenheiten des nämlichen Zeitabschnitts für ein anderes Mal vor. Die türkische Circularnote, welche die Friedensmediation der Großmächte anruft, ohne jedoch irgend eine annehmbare Friedensbasis zu bieten; die Eröffnung des zweiten Osmanischen Parlaments; die Kriegserklärung Serbiens; der Aufstand auf Kreta sind ebensoviel neue Momente, welche erst in ihrer Rückwirkung auf die allgemeine politische Lage richtig beurtheilt werden können, wie sie andererseits manchen früheren Vorgängen erst die ihnen zukommende Stelle anweisen werden.

Die „neue Phase" des Krieges wird auch darin abweichen von der letztdurchlaufenen, daß die Politik wieder mehr in den Vordergrund treten wird, wie dies immer zu geschehen pflegt, wenn ein Krieg seinem Ende sich nähert und die Diplomatie die Hände regt, um die Friedensbasis zurecht zu schieben.

Literatur und Kunst.

Der schönen Freundin.

Schöne Freundin des Menschengeschlechtes,
Langsam alternde, die Du dem Ersten
Unsers Stammes einst tröstend gelächelt,
Als er emporsah,

Irr, ein Fremdling des blauenden Räthsels
Ihm zu Häupten. Du aber geduldig
Lösetest ihm von dem dunkelgebor'nen
Auge den Schleier.

Und er ging und es folgten ihm Andre,
Unabsehbaren Zug's, und Du lenktest
Ihren suchenden Fuß, Du beschirmtest
Treu ihre Kindheit.

Hunger stilltest Du ihnen und Durst mit
Mutterſorgfalt; Du hellteſt mit Deinem
Licht ihr Haupt und erfülltest mit warmer
Sehnsucht ihr Herzblut.

Und sie wuchsen wie Wellen des Fluthdrangs,
Und sie zogen wie Wolken im Meerwind,
Und wo immer Dein Antlitz sie fanden,
Ward ihre Heimat.

Gold'ne Mutter, auch ich bin Dein Kind ja,
Das vom Traum in's Erwachen Du küßtest,
Dem Du freudigen, fühlenden Herzschlag
Lieheſt — o Dank Dir!

Dank Dir, daß mir in leuchtender Schönheit,
Wie dem Ahnherren unſers Geſchlechtes,
Ew'ge Jugend Dein blühendes Antlitz,
Mutter, noch lächelt!

Daß ich heim zu den schweigenden Schatten
Schreiten werde, bevor von den Runzeln,
Ach, des Alters auch Deinen geliebten
Blick ich umflort sah.

Daß im Wechsel, der Alles dahinrafft,
Was im Herzen erblühte, doch einzig
Du als Herrscherin über ihm scheineſt,
Göttliche Sonne!

Wilhelm Jensen.

Rudolph Lindau.*)

Der Name an der Spitze dieser Zeilen begegnete mir zum ersten Male auf dem Titelblatte des zweibändigen Romans „Robert Ashton". Wer weiß, wie lange dieser auf meinem Büchertisch der Lectüre vergeblich geharrt hätte, wäre mir nicht in einer großen Zeitung eines jener literarischen Register zu Gesichte gekommen, welche das summarische Verfahren in die Kritik eingeführt haben. Das Zusammenpferchen unzähliger belletristischer Erzeugnisse in einem solchen räumlich und — geistig beschränkten „Literaturblatt" ist keineswegs brutal; das Verfahren ist vielmehr eine sanfte Methode, ohne sorgsames Lesen und ohne mühevolles Schreiben mit den Opfern der kritischen Thätigkeit fertig zu werden und ihnen dennoch nicht weh zu thun.

Was kann scheinbar den Autoren und ihren Verlegern wohlthuender sein als das süße Lob, das in dem literarischen Anhang großer politischer Zeitungen gleichzeitig über eine Masse schöngeistiger Production ausgegossen wird, wie der katholische Priester mit einer Hand voll Weihwasser eine unabsehbare Schaar Betender besprengt! Jeder erhebt sich froh, wenn er auch nur mit zwei Tropfen gesegnet wurde.

Schade nur, daß das kritische Weihwasser von einer Beschaffenheit zu sein pflegt, um dem unbefangenen Zeitungsleser die damit besprengten Bücher schon mißduftig zu machen, bevor er auch nur daran gerochen hat. Der stereotype „Mangel an Raum", die eingebildete Nothwendigkeit Vieles, Alles zu besprechen und daher das Urtheil über das Einzelne möglichst zu kürzen, fördern, ja fordern beinahe das flüchtige Hinhuschen des Kritikers über sein Object und in natürlicher Folge nicht die kritische Paraphrase des Gegenstandes, wie sie im Beschauer, der sich Zeit und Mühe nimmt, spontan und unmittelbar entspringt, sondern die Umhüllung mit der längst zugeschnittenen Phrase, mit den „fertigen Kleidungsstücken", die für Jedermann passen können.

Der Kritiker dieser Sorte beschwichtigt sein Gewissen mit dem Gedanken, daß ja Autor und Verleger ganz zufrieden sein werden, weil ihr Buch gelobt wurde. In der That, es ist noch nicht vorgekommen, daß ein Dichter seinem Lobe mit einer Antikritik entgegengetreten wäre. Niemand hat sich zu beklagen, als der unbefangene Zeitungsleser, der literarische Belehrung, Anregung zur Lectüre erwartet und unwillkürlich in

*) „Robert Ashton" (Stuttgart, Hallberger). — „Gordon Baldwin" (Berlin, Gebr. Paetel). — „Erzählungen und Novellen" (Berlin, Janke). — „Liquidirt" und „Schiffbruch" (Stuttgart, Hallberger).

Digitized by Google

die Täuschung verfällt, das instinctmäßige Widerstreben, das durch darüberhinhuschendes Phrasenthum in ihm hervorgerufen wird, für das Unbehagen zu halten, welches das besprochene Buch selbst erregen würde. So zieht er aus der Kritik die einzige literarische Belehrung: dem Gelobten meilenweit aus dem Wege zu gehen.

Ich bin nun ein solch' unbefangener Zeitungsleser und der Zufall wollte, daß ich in einem „Literaturblatt" der erwähnten Art eine Anzeige des „Robert Ashton" fand, die einigermaßen ungünstig lautete. Wie labte dieser Duft vom „Bittern" in der Fluth lauen Zuckerwassers! Das Buch mußte jedenfalls etwas Ungewöhnliches sein, in dem Maße, um selbst dem flüchtigsten Blick bemerkbar zu werden, wenn das bequeme gnädige Kopfnicken hier nicht passen wollte. Sogleich nahm ich den genannten Roman zur Hand und lernte in der That etwas Ungewöhnliches kennen, ja geradezu ein Unicum: einen deutschen Romanschriftsteller, der wirkliche Kenntniß des vornehmen Lebens besitzt.

Viele Dinge und Geschöpfe, mit denen die Phantasie spielt, existiren nicht, aber denkbar ist ihre Möglichkeit. Nur dem deutschen Roman blieb es von jeher vorbehalten, solche Phantasiegestalten auftreten zu lassen, blos damit sie die Unmöglichkeit ihrer Existenz, ihre Undenkbarkeit, und zwar in schauerlichen Formen, demonstriren. Ich will die Namen der Verfasser nicht der Vergessenheit streitig machen, sonst könnte ich Romane bezeichnen, in denen „Barone", wenn sie ihre Bedienten auf der Entwendung ihrer Börsen ertappen, ihnen noch etwas schenken! Dafür sind sie eben Barone — reiche und vornehme Leute nach der üppigen Einbildungskraft eines mager honorirten deutschen Romanschreibers. Es stünde ihnen nicht gut an, sich wegen der paar Goldstücke zu alteriren; sie müssen vielmehr dem Spitzbuben „edelmännische" Größe zeigen. In mancher dieser Romane sprechen die höheren Stände unausgesetzt französisch, obgleich sie dies in Wahrheit, wenn nicht ein äußerer Umstand dazu zwingt, für eine „bürgerliche" Conversation halten. Und nun erst die unmöglichen Möbel und Manieren!

In Deutschland hebt eben die Trennung der Stände auch die gegenseitige Kenntniß ihrer Lebensformen vollständig auf, während bei anderen Culturvölkern, namentlich bei Franzosen und Engländern, die engste nationale Verwandtschaft trotz aller äußeren Verschiedenheit der Verhältnisse so intim bestehen bleibt, daß aus jedem Stande Jedermann, falls er nur Neigung oder Beruf hat, sich darum zu kümmern, ein Bewußtsein davon besitzt, was in seinem Lande wirklich und möglich ist.

Nun ist es zwar nicht die vornehme Welt Deutschlands, in die uns „Robert Ashton" einführt, sondern Engländer, Russen, Franzosen bestimmen den Gang des Romans. Allein Farbe und Ton der guten Gesellschaft sind von kosmopolitischer Wirkung, in ihnen stellt sich die ästhetische Seite des Menschenlebens überhaupt dar, soweit sie sich in Umgangsformen, in den Sitten der Häuslichkeit und in den Gesetzen des Salons anschaulich machen läßt. Kommen aus der Urbeschaffenheit der Seele jene Conflicte hinzu, die keine Rücksicht auf Stand und Erziehung nehmen, die man das allgemein Menschliche nennt, so empfängt ihr psychologischer Inhalt von der höheren Lebensform denselben Reiz, wie ihn die unbändige Leidenschaft im Drama von der höheren Sprache, vom Vers gewinnt.

Robert Ashton ist ein Spieler und Roué, und wenn die oben erwähnte obscure Notiz im großen Zeitungsblatt nichts weiter in ihm sieht, so ist der geistigen Schnellpresse, womit solche Kritiken gearbeitet werden, das culturhistorische Moment des Romans in der Geschwindigkeit nicht mit unter die Maschine geschoben worden. Wie hier der reiche Engländer und seine Familie ihre Lebensgenüsse auf verschiedene Länder Europas vertheilen, bald auf den Gütern in der Heimat, bald in Paris oder Rom die Schwere des Daseins sich erleichtern, so lebt, und zwar erst in modernster Zeit, ein großer Theil der „obern Zehntausend", und unabsehbar ist, was dadurch an intellectuellen Keimen für eine künftige engere Gemeinschaft der Gebildeten aller Völker ausgestreut wird. Ein großer Theil des Romans hat Paris zum Hintergrunde und es ist merkwürdig, wie hier absichtslos, ohne Schönmalerei, mit der klaren und verständigen Gelassenheit des Epikers, dieser eleganten Gesellschaft und der Stadt selbst, ihrem Aussehen im bewegten Tagesleben und mehr noch in ihrer selten beobachteten winterlichen Ruhe und Einsamkeit, Stimmung verliehen wird, so daß sich für den Leser ein fast lyrischer Eindruck ergibt.

Indessen sind in dieser Arbeit die psychologischen Fäden nicht mit solcher Sicherheit gezogen und umspinnen das Gemüth nicht so unwiderstehlich wie in dem meisterhaften Roman „Gordon Baldwin". Nach einem alten Spruch, den Goethe aus Agricola schöpfte, ist Lehrling Jedermann, Geselle, wer etwas kann, Meister nur, wer etwas ersann. Ist Können die nothwendige Voraussetzung aller Kunst, so ist doch Meister nur, wer einen neuen Weg in ihr eingeschlagen hat. Hergebracht und scheinbar natürlich ist es, daß ein Erzähler die Helden seiner Fabel, um für sie zu interessiren und durch ihre Geschicke zu rühren, im höchsten Grade liebenswerth zu machen sucht, sie folglich mit allen erdenklichen schönen Eigenschaften ausstattet und, um der Alles ausgleichenden Natur gerecht zu werden, die kein Licht ohne Schatten kennt, diesen nicht ganz verhüllt, ihm aber nur die Form liebenswürdiger Schwächen gibt. So haben wir eine lange Galerie idealer Helden und namentlich Heldinnen, in die selbst die ihnen vom Roman zuerkannten Liebhaber nicht so sehr verliebt waren als ihre Autoren. Rudolph Lindau hat eine neue Art geschaffen in der Kunst des Romanschriftstellers, mit den Menschen seiner Erfindung umzugehen. Wenn auch Romane wie „Père Goriot" und „Madame Bovary" auf diesen Weg leiten konnten, so zeigt doch die spontane Kraft, mit der ihn unser Autor geht, daß die Richtung unmittelbar in ihm entsprang. Man darf behaupten, daß dieser schneidende, eherne, unerbittliche und doch das poetische Interesse nicht schädigende, vielmehr erhöhende Realismus der Charakterzeichnung im deutschen Roman bisher nicht vorkam.

Der Mittelpunkt, um den sich die Handlung dieses Romans dreht, ist der Amerikaner Georg Forbes, schon nach Abkunft und äußeren Verhältnissen eine originelle Figur, weil aus einer von unserer Erzählungsliteratur bisher noch nicht verwertheten Menschengattung. Sie wird uns folgendermaßen erklärt:

„Man findet in Amerika hie und da Abkömmlinge deutscher und englischer Emigranten, bei denen die Einflüsse eines neuen Klimas und einer andern Lebensweise die Spuren ihres Ursprunges in wenigen Generationen verwischt haben. Die typischen Züge ihrer Vorfahren sind beinahe gänzlich verschwunden. Sie haben knochige, schmale, feine Gesichter; eine eigenthümlich zarte Hautfarbe, große, kluge, lebhafte Augen; wohlgeformte, kleine Hände und Füße und lange, hagere Gliedmaßen. Ihre Haltung ist kühn und edel; ihre Bewegungen sind ungezwungen und sicher. Sie gleichen in ihrem Aeußeren viel mehr den Enkeln alter, großer Geschlechter, als den Nachkommen breitschultriger, untersetzter Proletarier, welche Noth und Elend aus der Heimat getrieben hatten; und man erfährt nicht selten, daß sie selbst in ihrer Jugend noch Gewerbe betrieben haben, die in Europa nur von den unteren und armen Volksklassen ausgeübt werden."

Ein Mann von so plebejischer Abkunft und so aristokratischer Haltung und Erscheinung ist Georg Forbes. Er hat ein unermeßliches Vermögen erworben und sich in Paris niedergelassen, wo ihn die Einrichtung seines Hauses eine Zeit lang interessirte. Dann beginnt er sich zu langweilen. Die Reisen im Sommer, der Club im Winter, das ist sehr eintönig, wenn man nichts in der Seele hat, keine Liebe zu irgend einem Menschen. Forbes aber hat keine Freunde, weil er kein Vertrauen hat, weil er viel ausgebeutet wurde, so daß er nun in Jedem, der sich ihm nähern will, den Mann sieht, der etwas von ihm verlangen wird. Da fügt es sich, daß ihm ein Engländer empfohlen wird, der in Japan ein bedeutendes Geschäftshaus gründete, ein trefflicher, ernster aber warmherziger Mann: Gordon Baldwin. Georg gewinnt den neuen Bekannten lieb, sehr lieb, er ist glücklich in seinem Umgang — bis zu dem Augenblicke, da auch Baldwin in die Lage kommt, einen Dienst

Digitized by Google

von Forbes beanspruchen zu müssen. Das ernüchtert den von einer Regung des Herzens kaum erst angeglühten Amerikaner; kalt und verdrießlich verweigert er das Erbetene. Schon eine Stunde später bereut er seine mißtrauische Härte, möchte sie gut machen, Alles gewähren, aber es ist zu spät; Baldwin, verletzt, hat sich zurückgezogen, hat Paris verlassen.

Vier Jahre verstreichen, bevor er wiederkehrt. Eine Begegnung der alten Bekannten führt zu einer persönlichen Verständigung zwischen ihnen und nichts scheint sich verändert zu haben. Auch die Liebe Baldwins zu der Tochter eines Kaufmanns in der amerikanischen Colonie in Paris, zur imponirend schönen Johanna, blieb sich gleich. Bei seinem ersten Aufenthalt wurde ihm ihre Hand verweigert, aber nicht durch die Geliebte selbst, sondern durch ihre Mutter, die mittlerweile gestorben ist. Baldwin wirbt ein zweites Mal und seine Werbung wird erhört oder vielmehr geduldet. Johanna hat im innersten Herzen nur ein einziges Interesse: Georg Forbes. Er hat sie aber 27 Jahre alt werden lassen, ohne es zu bemerken und mit einer Art Rachegefühl gegen den unerschütterlich Gleichgültigen läßt sie es geschehen, daß sie Baldwin verlobt wird. Und wenn sie von keinem andern Gefühl bewegt wäre als von Rachelust — dieser würde der Schritt Genüge thun. Denn Forbes ist von dem unerwarteten Ereigniß ihrer Verlobung wie von einem schrecklichen Blitz getroffen, der ihm zugleich das Dunkel seiner eigenen Empfindungen erhellt. Johanna hätte ihn aus der Menschenverachtung und dem Lebensekel erlöst, sie wäre die einzige Frau für ihn gewesen, — aber es ist zu spät.

Gewöhnliche Leser, namentlich wenn sie zufällig auch mittelmäßige Schriftsteller sind, glauben, an dieses Stadium der Handlung gelangt, die fernere Entwicklung und den Schluß errathen zu können. Was wäre unnatürlicher im Leben und folglich natürlicher in der Romanschreiberei, als daß Johanna in einer weichen, vertraulichen Stunde Baldwin ihre Liebe zu — Forbes gestehe, jener den alten Bekannten darüber aufkläre und sich dann selbstverleugnend, mit überirdischer Entsagung nach Japan zurückziehe, das glückliche Paar gäbe ihm mit dem obligaten „thränenden Auge" das Geleite. Dann riefe die Nähmamsell, wenn sie den Band in die Leihbibliothek zurückträgt, noch auf der Straße aus: Wunderschön! und der Klang ihrer Stimme machte es ihr unhörbar, daß Natur und Wahrheit höhnend hinter ihr herkicherten.

Des Menschen Charakter ist sein Schicksal! Diese Erkenntniß von furchtbarer Bedeutsamkeit sollte über dem Portal jedes Musentempels stehen, in welchem das Menschenleben nachgestaltet wird. Johanna kann nicht gestehen, der rechtschaffene Baldwin nicht wissen, daß ein Geständniß zu machen sei. So können sich die Dinge nicht nach dem Geschmack der Nähmamsell entwickeln, sondern gehen mit der ehernen Folgerichtigkeit, die aus der Unabänderlichkeit des menschlichen Charakters entspringt, einem tragischen Verhängniß entgegen.

Ich will nur zwei Proben von der Gemüthsstärke des Verfassers im Festhalten realistischer Charaktermotive geben. Johanna ist die Heldin, eigentlich die einzige weibliche Figur in diesem Roman. Auf ihre Person wird daher Alles zusammengetragen, was sie dem Leser anziehend und selbst herrlich erscheinen lassen kann. Dennoch erspart ihr der Verfasser nicht und selbst in den Momenten nicht, da ihr Schicksal am schmerzlichsten den Leser ergreift, die bittersten Anklagen der Selbstsucht, der Unfähigkeit das Unglück Anderer zu verstehen, Vorwürfe, die er nicht durch die handelnden Personen gegen sie aussprechen läßt, die er vielmehr mit unmittelbarem Autorrecht auf die Zeichnung ihres Charakters verwendet.

Ein zweites Beispiel dieser realistischen Strenge ist damit gegeben, daß Georg Forbes, dessen Mangel an Vorzügen des Herzens jeder mittelmäßige Autor durch alle erdenklichen Vorzüge des Geistes und der Bildung ausgeglichen hätte, den Seneca zugeschriebenen Spruch: „Taedet tamdiu eadem fecisse" sich erst übersetzen lassen muß, obgleich das Verständniß des Satzes beim deutschen Leser als selbstverständlich vorausgesetzt wird, so daß diesem der Sinn der Rede nur durch den Lebensgang des reichen Amerikaners verdolmetscht wird, der nicht müde wird, das Elend des immer sich wiederholenden nichtigen Thuns zu empfinden. Das ist ein geringfügiger, aber für den künstlerischen Ernst unseres Autors bezeichnender Umstand.

Können nun Schicksale, die mit eiserner Consequenz aus den Charakteren der Menschen folgen, so selten wie diese selbst erfreulicher Art sein, so läßt doch eine Darstellung, die sich auf einer solchen in gewissem Sinne furchtbaren Basis mit meisterhafter epischer Objectivität bewegt, zuletzt wie alle Kunst einen wohlthuenden, weil erhebenden Eindruck zurück. Such is life! Und nur die Poesie kann das Leben, wie es ist, erträglich machen. Die Poesie besteht jedoch nicht darin, die unheilbaren Wunden und Zerklüftungen des Lebens mit lügnerischem Phantasiespiel zu maskiren, sondern sie in ihrer innersten Wahrheit, welche nichts als der Mensch selbst ist, unbefangen und leidenschaftslos aufzuzeigen. Aus der Anschauung, aus dem Verständniß der Nothwendigkeit entspringt eine höhere Befriedigung als aus der nur um den Preis der Lebenswahrheit erkauften Auflösung der Conflicte in süßes Wohlgefallen.

Der Band „Gordon Baldwin" enthält nicht Reflexionen ausgedehnter Art und nicht Gespräche allgemeinen Charakters, wie sie berühmte vielbändige Romane zu immenser Bogenzahl anschwellen machen. Die Erzählung erzählt — und nichts weiter. Und dem echten und rechten Romanleser ist es auch um nichts Anderes zu thun. Er kauft den Stoff und wenn er statt dessen geistreiche Debatten für sein Geld empfängt, so fragt er klagend wie der Bauer, der eine vornehme Dame heirathete, die nach und nach einen immer größern Theil ihres Wesens als pures Toilettestück ablegte, was denn für ihn übrig bliebe?

Wissen zu wollen, was in des Nachbars Haus vorgeht, ist ein berechtigtes und natürliches Interesse am Menschenleben. Gebildete tragen jedoch gerechte Scheu, dieses Interesse offen und gründlich zu befriedigen. Darum ist gerade den Gebildeten der Roman als Epos der Gegenwart ein unabweisbares, lebhaftes Bedürfniß. Danach läßt sich ermessen, mit wie viel realistischer Lebenswahrheit der Roman gesättigt sein muß, um das Interesse des Gebildeten zu befriedigen.

Die ästhetische Bedeutsamkeit, die der im reinsten Sinne epischen Dichtung „Gordon Baldwin" zuerkannt werden muß, erschöpft jedoch keineswegs die poetische Eigenthümlichkeit dieses Autors. Dem genannten Roman sind eine Erzählung „Liquidirt" und ein Novellencyclus „Schiffbruch", dem Roman „Robert Ashton" ist eine Sammlung „Erzählungen und Novellen" vorhergegangen. Die Letztere erfuhr die unangenehme Auszeichnung, daß man ergreifende Gedanken, welche die Sammlung enthält, in schlechten Versen zu populariſiren versuchte, ohne dem Urheber der Gedanken die ihm gebührende Ehre zu erweisen. Allein auch die Kritik ist meines Wissens bisher jener erwähnten poetischen Eigenthümlichkeit Rudolph Lindaus nicht völlig gerecht geworden.

Eine der „Erzählungen und Novellen" führt den Titel „Fred". Fred ist ein Hund, der Held der Geschichte; sein Herr ist scheinbar nur sein zufälliger Begleiter, weil der Hund auch einen Herrn haben muß, nicht aber der Mann, der zufällig auch einen Hund hätte. Allein aus dieser Nebenstellung, die ihm der Autor anwies, tritt der Mann mit immer erkennbarerer Bedeutung vor das Gemüth des Lesers, als eine seltsame und erschütternde Gestalt. Er ist der Träger eines Wehs, das er wie schamhaft verbirgt und das ihn zuletzt überwältigt. Sein Herz hat einen stummen Schrei nach dem andern darüber ausgestoßen, aber er hat kein Wort davon gesagt. Am Ende muß er Hand an sich selbst legen, aber der Leser hat das Gefühl als wäre es ein natürlicher Tod: es konnte nicht anders kommen. Während „Liquidirt" die Schicksale europäischer Ansiedler in China und Japan mit brennenden Farben erzählt und ethnographischen Werth besitzt, verweile ich doch lieber bei „Schiffbruch", weil dieser Cyclus vor Allem in der Novelle „das Glückspendel" unter demselben Himmelsstrich athmen läßt, wie „Fred". Da herrscht eine Schwermuth, die nur an ihren Schleiern erkennbar ist, da hört man den Trauermarsch des Daseins, der nur auf gedämpfter Trommel gespielt wird.

Digitized by Google

Fabricius und Heinrich Warren sind Jugendfreunde. Jener blieb in Deutschland, dieser wanderte nach Amerika aus. Nach geraumer Zeit kehrt er zurück, erst 36 Jahre alt, aber ein Greis, müde, abgespannt, einsilbig. Was ist mit ihm geschehen? Er hält es selbst nicht für bedeutend, er erzählt es bei der Pfeife Tabak, ohne Aufregung, er weiß nicht recht, daß ihm das Herz in Stücke ging, er weiß nicht, daß es ein Act der Verzweiflung war, er hält es für Träumerei, wenn er sich in der Phantasie ein „Glückspendel" bildete. Schwingt sich nämlich die Seele nach der Seite des Wünschenswerthen hin zu weit auf, so muß sie naturgemäß nach der Seite des Grames und der Entbehrung hin zu weit zurückgeschleudert werden; sie beschreibe also einen kleinen Bogen, sie bewege sich zwischen weniger auseinander liegenden Endpunkten.

Rudolph Lindau entwickelt in der Darstellung solcher Gemüthsprocesse eine Meisterschaft, die sich hauptsächlich in der haarscharfen Genauigkeit bekundet, mit der er auf der unendlich schmalen Linie bleibt, die den Ausdruck des Schmerzes vom Pathos trennt. Hier ist gleichsam die Furcht jedes Wohlerzogenen, die Affecte, die ihn bewegen, durch heftige Geberden zum Schauspiel zu machen, in die eigenthümliche Keuschheit eines dichterischen Vermögens übersetzt, das den Schmerz schamhaft verhüllt und gleichwohl die Macht hat, ihn in seiner ganzen Tiefe aufzuzeigen.

In Novellen solchen Gehaltes macht sich neben der epischen Gewalt auch das lyrische Moment in der Dichterbegabung Rudolph Lindaus geltend, der bereits eine nicht zu übersehende Erscheinung in der deutschen Literatur geworden ist.

Hieronymus Lorm.

Seelen und Geister.

Anläßlich der Vorstellungen des Herrn Slade ist viel von „Geistern" die Rede gewesen. Für den Spiritisten sind die Geister gleichbedeutend mit Seelen, und wenngleich die „Medien" behaupten, daß sie auch die Seelen Lebender auf weiteste Entfernungen zu Aeußerungen bewegen können, so haben sie es doch der Regel nach mit den Seelen Verstorbener zu thun. Die Frivolität, welche sich der Spiritismus zu Schulden kommen läßt, indem er die Todten für seinen Gauklerdienst in Anspruch nimmt und so die Pietät der Lebenden auf das schwerste verletzt, will ich heute nicht berühren — überhaupt den Geisterklopfern, die kürzlich schon in unverdientem Maße Beachtung gefunden haben, nicht abermals die Aufmerksamkeit der Leser zuwenden. Ich will nur von den *Seelen* sprechen, wie sie aussehen, was sie treiben, wie man sie behandelt hat.

Unsere Frage nach dem äußeren Habitus der Seele wird durch die Versicherung der „Germania", daß die im Dienste des Spiritismus thätigen Seelen *böse* Geister seien, der Beantwortung nicht näher geführt, denn es ist niemals behauptet worden, daß die bösen Seelen sich von den guten äußerlich unterscheiden. Die Attribute der eigentlichen Teufel werden nicht den Verdammten zu theil, auch läßt sich annehmen, daß diese bei ihren Ferienreisen auf der Erde sich schnell akklimatisiren und etwaige Spuren der hohen höllischen Temperatur in unserer milden Atmosphäre ablegen.

Die Griechen haben in älterer Zeit die Seele als kleine geflügelte Menschengestalt dargestellt. Wurde später die Psyche oft als Schmetterling gebildet, so ist doch die klassische Kunst niemals der Auffassung ganz untreu geworden, welche den vom Körper abgetrennten Geist als ein verjüngtes Bild der leiblichen Erscheinung denkt. Traumbilder und Visionen haben in allen Welttheilen die Menschen dazu geführt, die Seelen als *Schatten* der Lebenden zu betrachten, und die menschliche Neigung, jedes geistige Wesen, den Gott wie den Dämon, nach menschlichem Ebenbilde zu schaffen, leitete zu demselben Punkte hin.

Die niederen Racen unterscheiden, gleich den cultivirten Völkern, zwischen dem Lebensprincip und der moralisch verantwortlichen Seele (animus — anima). Allgemein stellt man sich diese als sehr zart, subtil, dünn vor, abgestuft von der geläuterten Materie bis zum luftförmigen Wesen. Der Grönländer nennt die Seele bleich und weich, der Siamese lehrt, daß ihre feine Materie sich dem Auge wie dem Gefühle entziehe, nach den Kirchenvätern ist sie unkörperlich im Vergleiche mit dem sterblichen Leibe, dünn, leuchtend und von menschlicher Gestalt. Ihr Gewicht kann demnach nur gering sein. Englische Spiritisten haben die Kühnheit gehabt, dasselbe auf 3—4 Unzen anzugeben. In Birma spannt man, von dem Glauben geleitet, daß eine Seele kein Wasser ohne Steg überschreiten könne, dünne Fäden über Bäche, als Brücken für die Geister Verstorbener. So berichtet E. B. Taylor in seinem an Material zur Geschichte des Animismus ungemein reichen Werke: „Die Anfänge der Cultur." Die alte Vorstellung von der Gestalt der Seele ist bis heute dieselbe geblieben. Vor wenigen Jahren kam in Westfalen ein katholischer Todtenzettel in meine Hand, auf welchem ein Sterbender abgebildet war im Momente des Verscheidens. Aus seinem Munde stieg ein kleines, erbärmlich dünnes, nacktes Männlein, im Verhältnisse kaum zwei Zoll hoch, welches von dem über dem Bette sichtbaren Schutzengel, einem großen wohlgenährten Herrn, an einem Rosenkranze, in den der Kleine die Händchen hing, himmelwärts gezogen ward.

Die Annahme, daß eine Verstümmelung des Körpers auch eine solche seines Schattens zur Folge haben müsse, ist unstreitig logisch geboten; sie findet sich in Australien und in Afrika, unter den westindischen Sklaven und den Indianern Brasiliens, und auch der intellectuell viel höher stehende Chinese fürchtet die Enthauptung ganz besonders deshalb, weil er in der anderen Welt ohne Kopf ankommen würde.

Daß Seelen, die dem *Träumenden* erscheinen, ihn auch *ansprechen*, ist natürlich. So finden wir sie denn nach den besten Quellen mit Stimme begabt. Die Algonkin-Indianer halten die Rede der Schatten freilich nur dem Zirpen der Heimchen ähnlich, und die Polynesier schildern sie als eine Art Pfeifen und Quieken; Homer und Ovid lassen die Schatten gedämpften Tones murmeln.

Civilisirte sowohl wie wilde Völker neigen vielfach zu der Annahme, daß die Schatten nicht unbekleidet gehen, sondern in Gewändern, gleichend denen, die sie im Leben getragen. Der Geist von Hamlets Vater erscheint vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet: „Genau so war die Rüstung, die er trug, als er sich mit dem stolzen Norweg maß." Bewußt oder unbewußt wünscht man den Schatten Kleidung, um das Wiedererkennen im Jenseits zu erleichtern. Dieser Hoffnung auf ein Wiedersehen, dieser schönsten Gabe der Unsterblichkeitslehre gegenüber zeigt sich die christliche Kirche unsicher. Zahllose Unzuträglichkeiten, die sich ergeben müßten, falls alle irdischen Verbindungen in der anderen Welt sich, wenn auch vergeistigt, fortsetzten, lassen die Bejahung der Frage bedenklich erscheinen. Der dauerhafte Ehemann, welcher drei Frauen beerdigt hat, wird ruhiger sterben, wenn er nicht die Aufgabe vor sich sieht, unter den drei Verklärten im anderen Leben den Vermittler zu spielen.

Die Behandlung der Seelen seitens der Lebenden ist bei den niederen Racen sehr verschieden, von hoher Pietät bis zur angstvollen Abwehr und ergrimmten Uebung von Repressalien ob des vermeintlich unloyalen Verhaltens der Schatten.

In Nord- sowohl wie in Südamerika üben die Wilden die Verehrung der Manen, von welchen Hülfe, gutes Wetter, Glück auf der Jagd erfleht wird. In Neuseeland bilden die Seelen der Häuptlinge und Krieger eine niedere Ordnung von Gottheiten. Auf dem Festlande von Afrika schreibt man den Geistern der Vorfahren die Macht zu beglücken, aber auch die Fähigkeit, Krankheit und Tod zu verhängen, zu; Kinder und alte Weiber, im Leben einflußlos, werden nach dem Tode mächtige Geister, jene wegen ihrer Reinheit, diese wegen ihrer Bosheit. Mongolen und Siamesen erweisen den Manen fürstlicher und verdienstvoller Personen göttliche Ehren; in China und Japan opfert man den Geistern der Vorfahren. So ist denn von je den Seelen Speise und Trank hingesetzt worden; fand man

Digitized by Google

hernach, daß die Portionen vermindert waren, so galt es als festgestellt, daß die Seelen sich daran gemacht hätten, schien aber das Quantum unverändert, dann hatten die Manen wenigstens den Duft genossen.

Es finden sich aber auch Beispiele genug, daß die Todten den Lebenden lästig waren und daß die Seelen vertrieben wurden; bei den Grönländern wurde die Leiche durch das Fenster weggeschafft unter drohendem Schwingen eines Feuerbrandes, bei den Hottentotten durch eine besonders gebrochene Maueröffnung, damit die Seele den Rückweg nicht fände. Während der Congo-Neger nach einem Todesfalle ein ganzes Jahr das Haus nicht kehrt, damit nicht der Staub die zarte Seele des Verstorbenen belästige, bittet die Wittwe des nordamerikanischen Indianers schon auf dem Heimwege vom Grabe die Freunde, mit Baumzweigen sie zu umfächeln und dadurch die Seele des Gatten zu verjagen, deren Anwesenheit einer neuen Ehe hinderlich sein könnte. Sehr unverfroren gehen die Zauberer auf Madagascar mit den Seelen um. Wollen sie einem Schwerkranken statt seiner ohnmächtigen Seele eine bessere zuwenden, so gehen sie nach dem Leichenhause, fangen eine der dort vagirenden Seelen mit der Mütze und blasen sie dem Kranken ein. Die Ureinwohner von Queensland liebten die Seelen so wenig, daß sie an bestimmten Tagen alle mittlerweile Verstorbenen durch Peitschenhiebe aus ihren Dörfern trieben.

Der Glaube, daß die Seelen im anderen Leben ähnliche Bahnen wandeln würden, wie im diesseitigen, hat zu den Todtenopfern geführt, welche sich in kleinen Resten bis in die neuere Zeit erhalten haben. Der Krieger erhielt Schwert und Roß, der Jäger sein Jagdgeräth in's Grab. Die Indianer zweifeln nicht daran, daß in den Jagdgründen Manitu's, wo der Schatten des Jägers mit den Schatten seiner Waffen erscheint, auch schattenhaftes Wild in Menge vorhanden ist, um gejagt zu werden. Man braucht nicht nach den asiatischen Stämmen auszuschauen, um die Todten mit Pferden und Schlitten, Aexten und Kesseln ausgerüstet zu sehen, auch nach Europa ist diese Sitte verpflanzt, und es ist noch nicht lange her, daß die Esthen ihren Verstorbenen Haarbürste und Seife zur großen Toilette in's Grab gaben. Aber die rohere Fürsorge, welche leider auch unsere Altvordern geschändet, verlangte außer Gegenständen und Thieren Menschenopfer für die Todten in dem finsteren Wahne, daß die Seelen der gemordeten Sklaven im Jenseits den Herren dienen würden. In weiterer Consequenz hat man sich mit den am Grabe geschlachteten Opfern nicht begnügt, sondern von Zeit zu Zeit den verehrten Todten einen Nachschub an Dienerschaft zugesandt. Dem König von Dahome, den Hunderte von Frauen, Sängern, Trommlern, Soldaten u. s. w. in die andere Welt begleiten müssen, wird von seinem Nachfolger jede größere Staatsaction, auch sonstige interessante Neuigkeit durch Boten gemeldet, die nach empfangenem Auftrage in's Gras beißen. Wie mit dem Indianer ein Hund begraben wird, daß er dem Manne drüben den Weg weise, so hält der sterbende Hindu den Schwanz einer Kuh gefaßt, die ihn über den Todtenfluß ziehen soll.

Sind bei einigen Völkern die Seelen der Verstorbenen als Urheber der Krankheiten und vieler Uebel betrachtet, so übertrugen andere diese böse Rolle besonderen Dämonen, die gewöhnlich nach demselben Bilde geformt, den Menschenseelen ähnlich gedacht wurden, doch auch mitunter Thiergestalt erhielten, wie denn niedere Racen den Tiger oder Bären, dem sie den Garaus machten, dieserhalb um Verzeihung baten, damit er nicht hernach spuken gehend ihnen schade. Die Dämonen, Teufel, finden auch heutzutage ihr gläubiges Publicum, Besessenheit und Exorcismus sind aus der christlichen Lehre noch nicht ausgemerzt, und es sind nicht blos die ungebildeten Klassen der Gesellschaft, die bei Hysterie, Epilepsie, Raserei an das Vorhandensein eines bösen Geistes denken. In Tyrol geht man in der Walpurgisnacht, in Böhmen zu Pfingsten daran, die Dämonen von Haus und Hof zu treiben.

Da wir es nur mit den unter den Menschen erscheinenden Seelen und Geistern zu thun haben, so lassen wir die Unterwelt, das Schattenreich, bald gedacht als Vergeltungs-, bald als Veredelungsaufenthalt, bald als der Ort eines trostlosen Scheinlebens, dessen Reizlosigkeit Achill zu dem Worte bewegt, daß er lieber als gemeiner Mann auf der Erde dienen, denn des Hades Herrscher sein möchte — bei Seite und werfen nur noch einen Blick auf die Seelenwanderungslehre, welche die Verstorbenen in neuen menschlichen Körpern, oder auch in Thierleibern, Bäumen, Pflanzen, sogar Steinen ein neues Leben führen läßt. Die Lehren des Brahma und Buddha halten solche Wanderungen für unentbehrlich zur Läuterung der Seelen; Buddha selbst hat sich 550mal der Wiedergeburt unterworfen, ehe er das vollkommenste Wesen ward, und er ist nicht blos Töpfer, Spieler, Arzt, sondern auch Affe, Schnepfe, Frosch, Baumseele u. s. w. gewesen. Was die Menschenseele im alten Körper gesündigt hat, muß sie im neuen büßen. Der Speisedieb erhält im neuen Leben eine schlechte Verdauung, der Zanksüchtige schlechten Athem, der Hochmüthige dicke Lippen u. s. w. In China lehrt man, daß der ungetreue Beamte im neuen Leben zum Postpferde wird. Auch bei den Griechen waren Anschauungen dieser Art ausgebildet; Plato läßt leichtsinnige Menschen wieder aufleben als Vögel, unwissende — als Austern. Welche Menge Dummköpfe kann man hiernach bei einem Frühstück verzehren!

Wie stellt sich die heutige Wissenschaft zu dem Glauben an ein Seelenleben nach dem Tode des Leibes?

Die Unsterblichkeit der Seele bedarf keines Beweises. Sie ist der älteste Glaubensartikel, das Dogma des menschlichen Selbstgefühls — wahrscheinlich der menschlichen Ueberhebung, das voraussichtlich nicht in den nächsten Jahrhunderten, vielleicht auch dann noch nicht aufgegeben sein wird, wenn Deutschland ein unwirthbares Eisfeld ist und die letzten Häuflein Menschen fröstelnd zusammengedrängt in den äquatorialen Ländern hausen. Die Sterblichkeit der Seele muß von der Wissenschaft bewiesen werden, und wird sie bewiesen sein, so wird sie wohl doch nur von Wenigen geglaubt werden.

Der stricte Beweis der Sterblichkeit der Seele setzt voraus, daß man ihre Natur genau kenne, daß der Schleier, welcher noch die Beziehungen von Kraft und Stoff im Allgemeinen und speciell das Woher und Wie der menschlichen Geistesthätigkeit verhüllt, gehoben werde. Dem Ausspruche Karl Vogts, daß die Gedanken in ähnlichem Verhältnisse zum Gehirn stehen, wie die Galle zur Leber, stellt Du Bois mit Recht den Satz entgegen, daß die Absonderung der Galle erklärt, die der Gedanken unerklärt ist; und in gleichem Sinne richtet Virchow in seiner bekannten Münchener Rede gegen „Kohlenstoff und Comp." an Häckel die Frage: Sage mir nur, *wie* aus der Summe der chemischen Atome eine Seele wird, dann will ich's unterschreiben, daß die Seele das Product oder die Summe der Kräfte ist, welche die chemischen Atome besitzen.

Ist somit an eine exacte Beweisführung für die Sterblichkeit des menschlichen Geistes noch nicht zu denken — ich sage *noch* nicht, denn ich kann mich nicht entschließen, Du Bois' „Ignorabimus" zu unterschreiben —, so fehlt es dagegen nicht an Momenten, welche die Unsterblichkeit als unvereinbar mit der Wissenschaft erscheinen lassen. Dem Physiologen ist das Seelenleben untrennbar geknüpft an die Organisation des Centralnervensystems. Die Geistesfunction wächst mit dem Leibe und altert mit ihm, sie steht unter dem Einflusse von Speise und Trank, von leiblichem Wohlbefinden und körperlichen Schmerzen, und wenn Jemandem durch einen Schlag auf den Kopf der Verstand genommen wird, so werden wir heute nicht mehr mit dem Fidschi-Insulaner und dem Neger von Guinea ein vorzeitiges Desertiren der Seele annehmen, sondern wir sagen uns, daß die Erschütterung des Gehirns den großen Unbekannten, den Denkmechanismus „verrückt" und arbeitsunfähig gemacht hat.

Sollte im Laufe der Zeiten der Unsterblichkeitsglaube die Menschen verlassen, so wird's darum nicht schlechter werden auf Erden. Der Pflichtinstinct, welcher die ganze Thierwelt beherrscht und für die Menschheit die Quelle des Rechts, der Sitte und Religion ist, wird jenen Glauben überleben.

Albert Brockhoff.

Digitized by Google

A. Hildebrands „Adam" im Leipziger Museum.

Als vor nun mehr denn vier Jahren, zur Zeit der Wiener Ausstellung, wenn auch nicht auf der Ausstellung selber, Adolf Hildebrands Erstlingswerke, „der schlafende Hirte" und „der trinkende Knabe", im östreichischen Museum gesehen wurden, war die Bewunderung der freilich Wenigen, die dorthin kamen, eine ungetheilte, und eine um so höhere, als Niemand auch nur den Namen des jungen Künstlers kannte, dessen Werke eine solche Reife verriethen. Nicht geringer war die Wirkung in Leipzig, als die beiden Kunstwerke dort in die Hände des glücklichen Erwerbers gelangten. „Hier gibt es keinen Widerspruch streitender Parteien," rief C. v. Lützow in der „Zeitschrift für bildende Kunst". „Alles ist einig darin, daß wir in Adolf Hildebrand, wenn er das hält, was er in diesen seinen Erstlingsarbeiten verspricht, eines der edelsten und größten plastischen Talente der Neuzeit zu begrüßen haben." Und dieses enthusiastische Urtheil war kein vereinzeltes, wie es auch nicht nur Ausdruck der augenblicklichen Wirkung war: denn wer so schrieb, hatte „absichtlich mit dem Ausdrucke der höchsten Bewunderung gezögert, um die Nachhaltigkeit der Wirkung, die für ihn eine wahrhaft hinreißende war, durch wiederholtes Anschauen und ruhiges Erwägen zu prüfen". Man stand eben vor der ganz seltenen Thatsache, daß Kunstwerke, welche den Naiven entzückten, obschon das stoffliche Interesse nur ein schwaches sein konnte, zugleich den Kunstverständigen durchaus befriedigten. Die Kritiker von Fach ihrerseits, die sogenannten Kenner, welche weder Naivetät noch anschauliche Bildung, sondern nur Gelehrsamkeit oder Systeme hatten, waren meist etwas verblüfft und schwiegen. War es doch etwas Neues, für das die nach Merkmalen anerkannter Kunstwerke aufgestellten Kategorien nicht ausreichten, da ja jene bequemen äußerlichen Kriterien fehlten. Etwas dafür oder dagegen zu sagen, hatten sie absolut kein Interesse, da der unbekannte Künstler keiner Partei und keiner Schule angehörte, außer dem Vaterland, und auch in der Fremde außerhalb jeder Coterie lebte, von Journalen und Journalisten nichts wissen wollte, sich sogar bei den Bekannten, die eine Feder hielten, alle Reclame ernstlich verbat, bei keiner Preisaufgabe mit Anderen concurrirte, ja seine Werke sich nicht einmal in die bestimmten Rubriken des Realismus und Idealismus ꝛc. klassifiziren ließen.

Nur als die Stadt Leipzig in gerechter Voraussicht dessen, was ein solcher Künstler leisten könnte, das nächste größere Werk desselben für ihr Museum erbat, wurden zweifelnde Stimmen laut. Würde der Künstler auch einer größeren Aufgabe gewachsen sein? Hatte er nicht im Anmuthig-Gefälligen eine Grenze? Und als eine längere Pause eintrat, frug man sich gar, ob er sich nicht überhaupt schon ausgegeben habe. Daß Hildebrand, ungleich den Künstlern neuerer Zeit, selber den Marmor bearbeitete wie die Cinquecentisten, anstatt ihn dem Arbeiter zu überlassen, daß der Thon ihm fast nur Entwurf sei, nach welchem er sein Werk ausführt, nicht das definitive Werk selber, das er dann anderen Händen zur Reproduction, beziehungsweise zur Vervielfältigung, übergäbe, vor Allem, daß er einer jener Künstler sei, die sich nie selbst genug thun können, sich immer tiefer in ihre Aufgabe versenken, diese mit jedem Schritte vorwärts sich in's Unendliche erweitern sehen, wo Andere gleich fertig sind — daran dachte man nicht; so selten ist's heutzutage. Wer dagegen durch Florenz gekommen und — was nicht eben leicht — Zutritt im Atelier des Künstlers erhalten, der wußte wohl zu berichten von dem herrlichen Gewächse, das dort seiner Vollendung entgegenreifte.

Oeffnete sich die schwere Thüre, so blieb man staunend an der Schwelle stehen vor der großartigen Gestalt, die sich Einem darbot, und ihrer wunderbaren Einheit. Trat man näher, so staunte man nicht weniger vor der Vollendung jedes Theiles und Theilchens. Obgleich die Figur nicht über Lebensgröße, hatte man den Eindruck des Gewaltigen und, obschon der Körper ruhend dargestellt ist, den der Bewegung. Die nervichten Beine, der breite, mächtige Brustkasten, die warmen, beweglichen Schultern und Oberarme, die vollen Lippen, der dichte Haarwuchs — Alles athmet Kraft, Gesundheit, Fruchtbarkeit: aus diesen Lenden soll das Menschengeschlecht erstehen. Die vorübergehende Situation wie die immanente Bedeutung des dargestellten Menschen treten klar hervor, ohne daß man nach dem erklärenden Kataloge umzuschauen das Bedürfniß fühlte. Vor Allem aber tritt die Individualität des Körpers hervor; nicht die zufällige Individualität des Modells, die man Realismus zu nennen pflegt, sondern die nothwendige Individualität der künstlerischen Conception. Die Gestalt ist ganz gedacht, ganz geschaut, und die genaueste Kenntniß des menschlichen Körpers, der klarste, künstlerische Verstand, ein spielendes Können haben es möglich gemacht, diese Conception überzeugend zu verwirklichen.

Denn Alles hier ist im Zusammenhang, als welcher dasjenige Princip ist, das Ueberzeugung wirkt: Zusammenhang der Bewegung, so daß die Rückwärtsbiegung der linken Schulter sich bis in die Ferse des rechten Fußes verfolgen läßt; Zusammenhang der Individualität, so daß nicht nur Arm und Bein, Fuß- und Handknöchel sich entsprechen, daß auch die Bildung des Halses, des Kopfes, ja man wäre fast versucht zu meinen, auch des Haarwuchses nur bei solchem Gesammtbau denkbar sind, sich aus ihm mit zwingender Nothwendigkeit ergeben; Zusammenhang endlich im Gedanken: nicht mit einem wohlfeilen Ausdrucke des Antlitzes glaubt der Künstler ihm genug gethan zu haben, obschon auch im Antlitz zu lesen ist, was der Körper ausspricht; nicht mit heftig vorstrebenden oder schlaff nachgebenden Gliedern ist die Absicht handgreiflich ausgesprochen. Beide Füße stehen voll auf, die eine Hand ist fest angelegt an den stützenden Baumstamm, während die andere den verhängnißvollen Apfel ruhig hält; und doch fühlt man sofort, er wird der Versuchung nicht widerstehen; diese Füße werden sich bewegen; in diesen Schenkeln webt's und regt sich's schon.

Und mit welcher Liebe und Treue sind die einzelnen Theile ausgearbeitet, wie wahr, wie sicher, wie wenig abstract und doch mit wieviel künstlerischer Wahl, mit welcher unerbittlichen Aussonderung alles Unbedeutenden oder Zufälligen, mit welcher beispiellosen Einfachheit der Mittel, mit welcher Verachtung aller außerkünstlerischen Lockspeisen! Auch der strengste Richter wird hier nicht die geringste Concession an den Geschmack des Tages, oder an akademische Convention, oder gar an mit den Kunsterfordernissen unverträgliche Interessen entdecken: und doch wird der unverdorbene wie der höchstgebildete Geschmack eine Freude haben, die ihm sonst kein modernes Machwerk leicht einzuflößen vermag, mit dem er ja gewöhnlich fertig ist, wenn er die darin erzählte Geschichte entziffert oder hinter die an den Tag gelegten technischen Kunststückchen gekommen ist. Hier ist ein κτῆμα ἐς ἀεί, das dem Beschauer täglich neue Offenbarungen macht, wie die ewige Natur selber, die es zu deuten, nicht nachzuäffen gebildet worden.

Doch wozu reden über Werke der Kunst? und hätte man die Beredtsamkeit eines Winkelmann, sie reichte nicht aus. Kunst ist eben eine Sprache in Formen und Farben, die sich so wenig in die Sprache der Worte übersetzen läßt, wie Musik; denn sie wird von anderen Organen geredet und vernommen, sie hat eine andere Grammatik und ein anderes Vocabularium als die Wortsprache. Keine Beschreibung kann da helfen: man muß selber sehen. Aber wann, wo wird es uns gegeben sein, zu sehen? so höre ich sagen. Wann kommt das einzige Bildwerk endlich nach Deutschland, an seinen Standort? Man beruhige sich, es ist in Deutschland, wenn auch hoffentlich nicht auf dem Standort, der ihm für immer bestimmt ist. Seit vollen sieben Monaten ist das Werk glücklich unter Schloß und Riegel, damit ja Niemand es so ohne Weiteres sehen könne, oder wenn er es sieht, in der Lage sei, es nach seinem Werthe zu schätzen. Wer nämlich die Vorhalle des Leipziger Museums durchschreitet und in den großen Sculpturensaal eintreten will, findet die Thüre geschlossen, weil dort schon seit geraumer Zeit Wandmalereien ausgeführt werden, die wohl so bald noch nicht beendigt sein dürften. Hat man sich nun dabei nicht beruhigt und beim Portier Erkundigungen eingezogen, so erfährt man, daß es auch einen provisorischen Zu-

Digitized by Google

gang gäbe, auf welchem man wenigstens zu einem der Sculpturensäle gelangen könne: es gelte nur den kleinen Umweg durch das Bestiarium, den Cartonsaal und das sogenannte Buchbinderzimmer und man gelange in den kleinen Raum, in dem Hildebrands Adam seit mehr als einem halben Jahre sorgfältig aufgehoben werde.

Trittst Du nun hinein in's Zimmerchen, so erblickst Du die gesuchte Gestalt im Profil, hinter ihr ein großes grünes Tuch auf die graue Wand gespannt, und umgeben von einem Hofstaate von Gipsfiguren, über deren Modernität in jedem Sinne Dir wohl kein Zweifel bleiben kann. Doch trösten wir uns, in zwei, drei Jahren, wenn die Fresken des Mittelsaales vollendet sind, wird man von da aufsteigend den Juwel des ganzen Museums von vorne sehen; und der grüne Kattun wird dann vielleicht einem weniger provisorischen Hintergrunde Platz gemacht haben, die Sammlung der Abgüsse etwas gewählter und mehr in Harmonie mit dem Werke sein, das ja doch als der Kern der Sammlung angesehen werden muß. Allein wie soll die Beleuchtung geändert werden? Es scheint, man hat in Leipzig von der Wichtigkeit der Lichter für Kunstwerke überhaupt eine ebenso unklare Vorstellung als von der einzigen Bedeutung des Kunstwerkes, dessen glückliche Besitzerin die Stadt ist. Die Beleuchtung ist nun aber einmal Alles bei einem Werke der Sculptur, wie es noch jüngst R. Liebreich so überzeugend selbst für absolute Kunstignoranten in „Nord und Süd" auseinandergesetzt hat. Der an und für sich enge Raum hat zwei Fenster, durch die das Südlicht zu nah und zu niedrig auf die Figur fällt; die untern Theile folglich zu stark, die oberen zu schwach beleuchtet; die fast wagerechten Schatten unterbrechen den Zusammenhang der Formen und, da der Raum überdies so beschränkt ist, daß man nirgends den rechten Abstand nehmen kann, so ist es unmöglich, einen ruhigen Gesammteindruck der Figur zu erhalten. Man sieht sie immer gleichsam von unten herauf, zuerst die Beine, dann den Torso, und der Kopf kommt schon vollständig um seine Wirkung. Wäre das Licht wie es sein sollte, und der Raum groß genug, so würde man die Gestalt sehen wie man eben einen Menschen unter normalen Verhältnissen sieht; und weiter verlangt ja am Ende auch eine Figur nichts; der erste Blick würde Kopf und Leib treffen, nach oben würde er durch den herrlich schattigen Haarabschluß beruhigt sein und von dem gewaltigen Torso nach den Gliedern fortschreitend würde er allmählich den ganzen Zauber der Formen, die wunderbare Feinheit, und das Gleichgewicht in der Bewegung gewahr werden.

Nun besitzt aber das Museum wirklich einen Raum, welcher, und zwar ziemlich allein, die Bedingungen einer wenigstens annähernd günstigen Aufstellung der Figur in sich vereinigt. Man betritt im ersten Stock, das Treppenhaus verlassend, zunächst die mittlere Rotunde, in welcher die Odysseecartons von Preller ausgestellt sind und welche gleichsam den Eingang zur eigentlichen Sammlung bildet. An die Rotunde schließt sich unmittelbar der erste Gemäldesaal, von dem nach beiden Seiten die Zimmer und Säle ausgehen, welche die Sammlung enthalten. Dieser nach Westen gelegene Saal soll nun von vornherein durch den Künstler selber als der zur Aufstellung allein geeignete bezeichnet worden sein. Er enthält ältere italienische und spanische Bilder und, wenn dieselben auch nicht von besonderem Werthe sind, so machen sie den Raum doch zu dem einzigen farbig behaglichen in dem ganzen Museum; zudem ist er genügend groß und hoch, vor Allem aber hat er ausreichendes Licht. An die linke Wand gestellt, würde sich dann die Figur dem Eintretenden in drei Viertel Front dargeboten haben. Aber vielleicht widersetzten sich materielle Hindernisse diesem einfachen Plane? Zwar die paar Bilder hätte man schon schnell umgehängt, um für den Marmor Platz zu schaffen; aber war der Fußboden auch stark genug, den gewaltigen Stein zu tragen? Die zu Rathe gezogenen Bauverständigen meinten freilich, die Kosten wie die zu überwindenden Schwierigkeiten seien von keinerlei Belang; es genüge, was sehr leicht zu bewerkstelligen sei, eiserne Schienen an der Stelle einzusetzen, wo die Statue aufgestellt werden sollte. Hildebrand hatte nun — im April! — vorgeschlagen, die Figur noch in ihrer Verpackung in den ersten Stock zu schaffen, dort an einem dazu geeigneten Orte, der gefunden war, provisorisch aufzustellen, den definitiven Platz möglichst schnell herzurichten, so daß dann die Figur ohne weitere Schwierigkeit auf diesen hätte gebracht werden können.

Woran dieser einfache Vorschlag scheiterte, ist uns nicht recht klar; genug, man ging nicht darauf ein und die Statue wurde unten im Eckchen aufgestellt. Wenn man auch die jetzige Aufstellung als eine provisorische bezeichnet und dem Künstler das Versprechen gegeben hat, die Figur an den von ihm bezeichneten Platz zu bringen, so sind doch bis jetzt noch keine Anzeichen vorhanden, daß man sobald an die Erfüllung dieses Versprechens gehen wolle. Hätte man entscheidenden Orts nur einen annähernden Begriff von dem Kunstwerthe des „Adam", dem Schatz, den die Stadt an ihm besitzt, dem Ruhm, der in kommenden Zeiten durch diesen Besitz auf sie zurückfallen wird, man hätte nicht gezögert, wenn es nöthig gewesen, ihm ein eignes Haus zu bauen, geschweige denn ihm den bestmöglichen Platz im Museum einzuräumen. Stände die Statue an der von uns bezeichneten Stelle, sie würde ja nicht nur selbst zu voller Wirkung kommen, sie würde auch, indem sie jedem Besucher beim Eintritt in die eigentlichen Sammlungsräume zuerst entgegenträte, der ganzen Anstalt eine erhöhte Bedeutung geben. So steht sie in einem Winkel, wo sie der Nichtunterrichtete beinahe nur zufällig entdecken kann. Dies zur Warnung den Berliner Kunstfreunden, welche in Erinnerung des „schlafenden Hirten" und des „trinkenden Knaben" einen Sprung nach Leipzig zu machen versucht wären, um das weit großartigere Gebilde des „Adam" zu sehen. Sie warten besser, bis es wirklich gesehen werden kann. Es wird ihre Geduld etwas auf die Probe stellen; aber sieben Monate sind ja schon herum, noch zweimal sieben Monate, und die Sache wird ja wohl in Ordnung sein.

Ch. Arnold Fuzelles.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Hasemanns Töchter.

Volksstück mit Gesang in 4 Acten von Adolf L'Arronge.

Das Stück, das nach den Angaben der Zeitungen in Wien einen entschiedenen und nachhaltigen Erfolg errungen, hat bei uns zwar auch eine vorwiegend günstige Aufnahme gefunden, aber doch nicht eigentlich durchgeschlagen. Es wäre demselben wohl noch ein besseres Loos zu gönnen gewesen, denn es enthält vieles Treffliche und beweist auf's Neue, daß Adolf L'Arronge, der Verfasser der „Kläffer" und von „Mein Leopold", unter den Bühnenschriftstellern Norddeutschlands in jenem besonderen Genre, welches unter der Bezeichnung „Volksstück" an die Stelle der alten Berliner Posse getreten ist, auf die erste Stelle berechtigte Ansprüche machen darf.

Mit der Berliner Posse geht es zu Ende, ist es leider schon aus. Denn wenn man die Sache bei Licht besieht, hat thatsächlich die letzte Posse von D. Kalisch, „Die Mottenburger", den fröhlichen Reigen geschlossen. Zwar hat es an Versuchen, das mit dem „Vater der Posse" Begrabene zu neuem Leben zu erwecken, keineswegs gefehlt, und einige dieser Versuche sind ja auch im Großen und Ganzen als gelungene zu bezeichnen, wenn auch keine der neuen mit Erfolg aufgeführten Possen, wie „Lucinde vom Theater" von Pohl und die „Reise durch Berlin in 80 Stunden" von Salingré es zu jener allgemeinen Popularität gebracht hat, wie die von Kalisch. Die beiden genannten sind auch nicht an dem eigentlichen Possentheater zur Aufführung gekommen. Am Wallnertheater selbst, an jener Bühne, die für diese lustige Specialität weitaus die bedeutendsten Kräfte besaß, zum Theil noch besitzt, die durch ihr mustergültiges Ensemble, ihren alten, fest begründeten Ruf und die Macht der Tradition vor Allem auf diese besondere Art hingewiesen zu sein schien, ist, wenn wir den „Registrator auf Reisen" allenfalls aus-

Digitized by Google

nehmen, keine einzige eigentliche Vollblutsposse, wie sie Kalisch 25 Jahre hindurch mit einem weder vor ihm noch nach ihm dagewesenen ununterbrochenen Erfolge geschrieben hat, mehr aufgeführt worden.

„Et le combat cessa, faute de combattants."

Das lustige Kapitel hat, seit es dem Ende zugeht, einen ganz wehmüthigen Charakter angenommen, und in wenigen Monaten wird der definitive Schlußstrich und das leidige Wort „finis" darunter gesetzt werden. Der Possendichter ist todt; und der Possenschauspieler, der sich nach Ruhe sehnt, tritt vom Wallnertheater zurück. Mit Ausgang der Saison wird Karl Helmerding der Bühne entsagen!

An die von der Posse verlassene Stelle sind zwei dramatische Specialitäten getreten, die man nicht eigentlich als Neuerung, aber doch wohl als Auffrischung bezeichnen darf: der Schwank, wie ihn Gustav von Moser mit besonderem Glücke schreibt, und das Volksstück, das in Adolf L'Arronge seinen hauptsächlichen Vertreter hat.

Beide sind viel anspruchsvoller als die Posse, die eben nur erheitern wollte. Mosers Stücke, die er bald Schwänke, bald Lustspiele nennt, wollen viel ernsthafter genommen sein. Da sind Ansätze zum wirklichen Lustspieldialoge wahrzunehmen, Discussionen über subtilere Fragen in einer Form, die nicht gewöhnlich sein soll und das Bestreben einer geistvollen Behandlung deutlich und oft auch mit gutem Gelingen erkennen läßt. Da wird der Versuch zu einer consequenten Durchführung der Charaktere wenigstens gemacht, da werden die Situationen kunstvoll herausgearbeitet; die unmotivirte Gesangseinlage, das Couplet mit seinen Dacapoversen ist beseitigt, kurzum, es ist von der alten harmlosen Posse nicht viel Anderes übrig geblieben als die ungenirte Ausgelassenheit, die liebenswürdige Willkür in den Voraussetzungen und das leichte Spiel mit den Unwahrscheinlichkeiten. Das Volksstück macht nun erst gar ein ernstes Gesicht. Da ist das Possenhafte allerdings in größerer Reinheit als in dem Schwanke enthalten, aber eigentlich nur im Episodischen, der Grundton ist nicht nur relativ sondern absolut ein strenger. Tiefgehende Familienconflicte, mit ernsten sittlichen Ermahnungen und Lehren, die sich daraus ergeben, bilden die eigentliche Grundlage der Handlung; und wenn man die possenhaften Elemente abstreift, so bleibt ein durch und durch ernstes Schauspiel übrig, das sogar hier und da das bürgerliche Trauerspiel streift. So war es in „Mein Leopold", und so ist es in „Hasemanns Töchter". „Hasemanns Töchter" hat sich vom Possenhaften nun noch mehr abgewandt. Das Couplet ist so gut wie ganz beseitigt; wenn die Musik fortbliebe, würde es Niemand bemerken. Der Zusatz: Volksstück mit Gesang, wie es auf dem Zettel heißt, trifft nicht zu, und das Publicum sagt: der Zettel verspricht nicht, was das Stück hält. Das ist charakteristisch. Denn trotz der lächerlichen, zopfhaften Vermahnungen, die gewisse Kritiken mit langweiliger Unaufhörlichkeit vortragen, will das Publicum von dem „höheren Streben" in dieser Gattung nichts wissen. Es bedauert, daß die wenigen Berufenen sich von der alten Posse, die ihm so viel Vergnügen bereitet hat, abwenden; es bedauert, daß die witzigen und lustigen Couplets dahin sind; es bedauert, daß sich überall der finstere Ernst vordrängt, daß das tolle Lachen verstummt. Adolf L'Arronge hat der ersten Aufführung seines Stückes in Berlin beigewohnt; er hat aus der Aufnahme desselben eine gute Lehre ziehen können. Wie dankbar war man ihm für jede lustige Gabe, und wie verstimmend wirkte die Tragik, die leider einen viel zu breiten Raum in der Handlung einnimmt. Das Publicum urtheilte in beiden Fällen richtig; die Komik in „Hasemanns Töchter" ist vortrefflich, sie gehört zu dem Allerbesten, was in diesem Genre in neuerer Zeit geschrieben worden ist. Die Tragik aber ist verfehlt; sie steht auf einer ganz schwanken Unterlage, ist windig und windschief.

Eine kurze Darlegung der Handlung wird dies verständlich machen. Der Kunst- und Handelsgärtner Anton Hasemann hat drei Töchter. Die älteste, Emilie, ist mit einem Schlossermeister verheirathet, der, ich wollte schon sagen: natürlich, Knorr heißt und aus jener Familie tüchtiger, in den Umgangsformen zwar etwas roher, aber im Herzen vortrefflicher Handwerker gehört, wie sie in den letzten Jahren beständig für Ernst Formes geschrieben worden sind. Die jüngste Tochter, Fanny, ist ein Backfisch und kommt nicht sonderlich in Betracht. In dem Stücke handelt es sich hauptsächlich um die zweite Tochter, Rosa, die beim Beginn der Handlung noch unverheirathet ist. Das junge Mädchen ist vielumworben. Da ist zunächst ein Baron Zinner, der leider so flüchtig und schattenhaft gezeichnet ist, daß man nicht weiß, was man von ihm zu halten hat; es soll vermuthlich ein Cavalier sein wie andere Cavaliere. Für diesen interessirt sich Rosa, und ihre thörichte, adelsnärrische Mutter, Frau Albertine Hasemann, bestärkt ihr Lieblingskind in den hochmüthigen Neigungen. Da ist ferner ein gewisser Eduard Klein, nebenbei bemerkt eine der originellsten Figuren in diesem Stücke, (vortrefflich von dem liebenswürdigen Schauspieler Herrn Schönfeld dargestellt,) eine Art Brackenburg in's Lustige übersetzt, ein sentimentaler Apotheker, der mit der Zunge anstößt, sehr poetisch ist und ewig darunter zu leiden hat, daß sein poetisches Gemüth wegen des unangenehmen organischen Fehlers nicht den rechten Ausdruck finden kann. Die Idee mag eine possenhafte genannt werden können, aber in der Ausführung hat L'Arronge jede Uebertreibung gemieden und einen wirklich vortrefflich komischen Charakter gebildet, der sich in jedem guten Lustspiel zeigen könnte. Auch der Apotheker liebt also Rosa und liebt sie unglücklich; er liebt sie noch nach ihrer Vermählung mit einer wirklich rührenden Ausdauer. Der dritte der Bewerber ist Hermann Körner, ein reicher Fabrikant, der nicht mehr in der ersten Jugend steht und dessen Aufgabe es zu sein scheint, eine ungemüthliche Stimmung in das Stück zu bringen. Dieser trägt den Sieg über seine Mitbewerber davon, ohne zu ahnen, daß er ernsthafte Rivalen auch nur zu bekämpfen gehabt hat. Der Sieg wird ihm in der That nicht schwer gemacht. Rosa hat mit dem Baron von Zinner ein kleines Zwiegespräch, das sie verdrießt, und diese gelinde, kaum durch ein ernstes Wort motivirte Verstimmung genügt ihr, um den Baron definitiv zu verabschieden, um ihn zu „verachten", wie sie sagt, und in dieser Stimmung Körners Antrag, der unmittelbar darauf erfolgt, anzunehmen.

Im zweiten Act ist nun Rosa Körners Gattin und die Ehe scheint eine ruhig glückliche, weder von stürmischer Liebe noch von unangenehmeren Dingen bewegte zu sein. Um etwas Stimmung zu geben, ist auch schon ein Kind da, das durch die Amme im Nebenzimmer in den Schlaf gesungen wird. Körner macht sich aus dem gesellschaftlichen Leben nicht viel und hält sich zurückgezogen, ist aber vernünftig genug, um es natürlich zu finden, daß seine junge, blühende, schöne Frau nicht auf diese erlaubten Vergnügungen verzichte. Während der Apotheker Klein mit seiner unglücklichen Liebe ruhig weiter duldet, benutzt Baron Zinner den Umstand, daß Frau Rosa Körner fast immer ohne ihren Mann in der Gesellschaft erscheint, um ihr energisch den Hof zu machen. Er richtet sogar einen unvorsichtigen Brief an diese Dame, in welchem er erklärt, er glaube nicht, daß Rosa, wie sie es behaupte, ihren Mann liebe und ihn zum Schutz gegen ihn anrufen werde, das sei nur eine pikante Drohung; er hoffe vielmehr, daß er einigen Eindruck auf sie gemacht habe und bitte sie am Abend in der Gesellschaft, in der sie sich treffen werden, sich mit ihrer Lieblingsblume, mit Veilchen, zu schmücken, er werde das als ein günstiges Zeichen auffassen. Rosa will in Folge dessen die Gesellschaft gar nicht besuchen, aber ihr Mann wie ihre Mutter nöthigen sie dazu, und ihr Mann drängt ihr sogar ein Veilchenbouquet auf, das sie indessen im Nebenzimmer liegen läßt. Während die junge Frau nun auf dem Balle ist, bleibt Körner allein seinen Gedanken überlassen. Er erfährt nun durch seinen Schwager, Knorr, der den Geburtstag seiner Frau etwas zu stark gefeiert hat, und in der Weinlaune mehr spricht als er verantworten kann, daß der Baron Zinner Rosa früher den Hof gemacht hat, und Knorr spricht die Vermuthung aus, daß der Baron sie wahrscheinlich nicht habe haben wollen, da Körner sie ja geheirathet habe. Körner wird dadurch in eine sehr unangenehme Stimmung versetzt und diese steigert sich noch, als er das Bouquet im Nebenzimmer erblickt: er sieht in dieser Nachlässigkeit eine mehr als unfreundliche Gesinnung seiner Frau. Inzwischen kommt auch der Doctor, da das Kind etwas Fieber hat, verschreibt ein Recept, und schließlich kommt auch — übrigens ist das Auftreten durchaus unmotivirt — der alte Hasemann zu seinem Schwiegersohne und Körner erfährt bei der Gelegenheit, daß Rosa den Antrag, den ihr Vater in Körners Namen ihr machen sollte, zunächst abgelehnt und dann ihren Vater durch die plötzliche Annahme auf's Aeußerste überrascht habe. Es mag zugegeben werden, daß solche Dinge, wenn sie zu unrechter Zeit ausgeplaudert werden, eine starke Verstimmung hervorbringen können, aber die Consequenzen, die L'Arronge hier zieht, gehen doch weit über alle Grenzen des Zulässigen hinaus. Rosa hat nicht das Mindeste gethan, das auch nur zu einem ernsten Vorwurf berechtigen könnte. Daß sie vor ihrer Verlobung mit Körner daran gedacht hat, dereinst Baronin Zinner zu

Digitized by Google

werden, das ist doch am Ende keine Todsünde. Von dem Augenblicke aber, da sie Braut und später Gattin Körners geworden ist, ist ihr Benehmen ganz untadelhaft. Wenn sie Gesellschaften besucht, so wird sie durch ihren Mann förmlich dazu veranlaßt, und sie thut in diesen Gesellschaften nichts, was ihr nur verdacht werden könnte. Im Gegentheil, sie weist die vermessenen Courmachereien energisch zurück. Welchen Vorwurf kann nun Körner mit einem Schimmer von Berechtigung gegen sie erheben? Gar keinen! Und was thut er? Als Rosa arglos aus der Gesellschaft heimkehrt und ängstlich nach dem Briefe späht, den der Baron Zinner an sie gerichtet, der ihr würdiges und correctes Verhalten in jeder Zeile constatirt, und den sie blos deshalb ihrem Mann vorenthalten will, weil sie ihm nicht mit unnützen Dingen den Kopf schwer machen möchte, — da fährt Körner seine Gattin an, als ob er die Beweise des Ehebruchs in Händen habe! Er behandelt sie mit einer extravaganten Schonungslosigkeit, die sich sogar zur Rohheit versteigt. Er bezichtigt sie der Lüge, der Untreue und er erklärt ihr: „Wir trennen uns! Die Ehe ist aus, das Band ist zerrissen.“ Weshalb das Alles? Weil Rosa, dem Wunsch ihres Gatten folgend auf den Ball gegangen ist, weil Rosa sich in jeder Beziehung richtig verhält und weil sie das Veilchenbouquet, das den Baron Zinner zu einer irrigen Voraussetzung veranlassen könnte, vernünftiger Weise zu Hause gelassen hat! Das ist einfach unbegreiflich, das ist durch und durch falsch! Und dieser Körner soll ein sympathischer Mensch sein! Man soll mit seinen Leiden Mitgefühl empfinden! Und dieses ganz unbegreifliche Mißverständniß zieht sich durch einen ganzen Act hindurch! Die Tochter verläßt in der That das eheliche Domicil und geht zu ihren Eltern. Der alte Hasemann und seine Frau scheinen das Unnatürliche ganz natürlich zu finden; das Publicum aber sitzt diesen Dingen gegenüber, ohne diesen Aufwand von dramatischen Erregungen auch nur im mindesten zu verstehen. Man begreift weder die Trennung noch die Thränen, die in Folge dessen fließen, noch die Aussöhnung, die am Schlusse erfolgt. Und diese Unbegreiflichkeit ist es, welche die kühlere Aufnahme des Stückes in Berlin verschuldet hat. Wie hier die Empfindungen unmotivirte und falsche sind, so ist auch der Ausdruck, den L'Arronge ihnen gibt, ein unnatürlicher. L'Arronge, der es wie Wenige versteht, die Leute auf der Bühne sprechen zu lassen, wie das Volk spricht, mit jenen drastischen und humorvollen Wendungen, durch die das erfinderische Volk unsern Sprachschatz beständig bereichert, verfällt hier in eine geschraubte, blumenreiche, pathetische Sprache, die um so unangenehmer wirkt, als sich der Vergleich mit dem Echten und Rechten, wie es in andern Scenen gesprochen wird, im grellen Gegensatze bemerkbar macht.

Lassen wir das, und sprechen wir von erfreulicheren Dingen. Diese sind die komischen Zuthaten, die, wie ich schon sagte, vom besten und vollsten Humor durchdrungen sind. Eine wie prächtige Gestalt ist der alte Hasemann! Der Mensch, dem die Verhältnisse es bisher nicht gestattet haben, eine Reise zu machen, der aber in Gedanken beständig unterwegs ist und das ganze Coursbuch auswendig gelernt hat, der, als von dem Klavierstück „der Carneval von Venedig“ die Rede ist, sofort einsetzt: „12 Uhr 30 Nachts, 9 Uhr 48 in Wien!“ und da seine Frau ausruft: „Ich bin erstaunt, höchst erstaunt!“ zur Antwort gibt: „Höchst, Frankfurt, Hanau 8 Uhr 28, Schnellzug!“ der endlich, als er für 6 Uhr 50 Abends eine kleine Reise projectirt, sich bereits um 4 Uhr Morgens wecken läßt und den ganzen Tag im Schuppenpelz mit einer neuen Erfindung, Entgleisungskissen, herumläuft, um 4 Uhr auf dem Bahnhof eintrifft und den Zug versäumt — das ist eine wirklich vollkommen gelungene Possenfigur und Helmerding spielt die Rolle mit jener unglaublichen Vollendung, die uns den bevorstehenden Verlust dieses größten Komikers schon jetzt mit Schmerzen empfinden läßt.

Ebenso vortrefflich ist das Ehepaar, Knorr (Herr Blencke) und Emilie (Fräulein Wegener). Die Beiden leben in einem reizenden Verhältniß miteinander. Man merkt es bei jeder Gelegenheit, wie aufrichtig lieb sie sich haben; dabei zanken sie sich den ganzen Tag und zwar hauptsächlich über die Frage, ob ihr Kind, daß sie noch gar nicht haben, kalt oder warm behandelt werden soll. Emilie ist für kalte Abwaschungen, während Knorr will, daß das Kind vor dem dritten Jahre nicht an die Luft kommen soll. „Wärme ist die Hauptsache!“ „Nein, kaltes Wasser,“ versetzt Emilie, „die Erziehung im ersten Jahre ist Sache der Mutter.“ „Und ich bin der Vater!“ Alles das wird mit größter Leidenschaftlichkeit gesagt, und man glaubt, daß die Beiden über die wichtigsten Dinge in einen heftigen Streit gerathen sind, bis endlich einer eintretenden Person die Frage vorgelegt wird, wie das Kind behandelt werden solle, ob mit kaltem Wasser oder mit Wärme? Auf die Frage: „Welches Kind?“ schweigen die Beiden befangen. Die Discussion pflanzt sich in einem späteren Acte fort. Als nämlich von der Scheidung die Rede ist, streiten sich die Beiden, die im vollsten Einverständniß leben, darüber, ob das Kind, das sie noch nicht haben, bei der gar nicht möglichen Scheidung zum Vater oder zur Mutter kommen werde. Alles das ist mit einer so vollendeten Lustigkeit erfunden und ausgeführt, daß L'Arronge nichts weiter geschrieben zu haben brauchte als diese wenigen Scenen, um sich mit Fug und Recht zu unsern besten Possendichtern rechnen zu dürfen.

Wenn er doch in diesem Sinne weiter arbeiten, nur vorwiegend Lustiges und Ausgelassenes schreiben wollte und den Ernst und die Sittenlehren getrost Andern überließe! Es ist wahrlich kein geringes Verdienst, der beste unter den Possendichtern zu sein, und L'Arronge hat das Zeug dazu.

Paul Lindau.

Aus dem Concertsaale.

Berlioz' Romeo- und Julie-Symphonie, aufgeführt von der Berliner Symphoniekapelle und dem Mannstedt'schen Gesangsvereine. Beethovens Missa solennis, vom Stern'schen Gesangvereine. Concert des Tonkünstlervereins. Sonate von Herrn Raif. Cellist de Munck.

Nachdem eine Woche ganz den Pianisten gehört hatte (es traten deren sieben in sechs Tagen auf), ward die andere von den Gesangsvereinen in Beschlag genommen, die innerhalb acht Tagen vier große Concerte veranstalteten. Ohne die Verdienste des einen oder anderen schmälern zu wollen, halte ich mich doch nur verpflichtet, hier von der Aufführung der Beethoven'schen Messe durch den Stern'schen Gesangverein unter Stockhausens Leitung, und von der Berlioz'schen Romeo- und Julie-Symphonie zu sprechen, welche die Berliner Symphoniekapelle unter ihrem wackeren Führer Mannstedt mit dessen Gesangsvereine verbündet, zu Gehör brachte. Die Aufführung der Messe war wohl die beste und schwungvollste seit langer Zeit. Die Chöre waren ebenso ausgezeichnet wie die Soli, welche von den Damen Frau Ottomeier, Frl. Keller, den Herren Candidus und Elmblad trefflich vorgetragen wurden. Das Violinsolo im himmlischen „Benedictus“ führte Herr Wirth, der an Rappoldis Stelle berufene Lehrer an der Hochschule und Bratschist des Joachim'schen Quartetts, in gediegenster künstlerischer Weise aus. Von dem Werke selbst noch zu sprechen, wäre überflüssig. Ueber die Frage seiner Bedeutung, seiner Stellung in der Welt der Kunstwerke sind die Acten geschlossen. Eine andere und noch offene Frage ist die: inwieweit die Gattung von Kunstwerken, zu welcher diese Messe gehört, als Fortbildungs-, als Weiterentwickelungspunkt angesehen werden darf. Diese Frage trat gerade in letzter Zeit bei der Aufführung der Berlioz'schen Romeo- und Julie-Symphonie wieder hervor.

Berlioz war der einzige, aber auch der entschiedenste musikalische Vertreter der romantischen Schule in Frankreich. Die Malerei und die Dichtkunst dieser Schule hat die glänzendsten Namen aufzuweisen, die Musik nur diesen einen, und wahrlich, wenn es je einen Märtyrer künstlerischer Ueberzeugung gab, so war es Berlioz. Er brachte die größten Opfer, um sich der Musik widmen zu können, er zerfiel einerseits mit seiner Familie, und gewann anderseits keine Freunde für seine Muse. Denn gleich seine ersten Werke erregten Erstaunen, aber nichts weniger als Gefallen. In einem Lande wie Frankreich, wo der Formensinn überwiegt, konnten Maler und Dichter es wagen, mit glänzenden und auf Erregung des Publicums berechneten Effecten der sogen. klassischen Schule entgegen zu treten; aber der Musiker, der die hergebrachten Formen aufgab, ohne dabei dem Publicum die mindesten Concessionen, ohne irgendwie Gefälliges oder besonders Pikantes zu bieten, der schrieb sich selbst das Verdammungsurtheil. Als Berlioz nach mehreren ganz mißlungenen Versuchen (Messe, Ouverture ꝛc.) mit seiner großen Symphonie épisodes de la vie d'un artiste hervortrat, da fand er nur bei den Malern und Dichtern, denen das Programm dieser Symphonie interessant und ihren Principien entsprechend erschien, und bei einigen jüngeren Musikern, vor Allem bei dem damals 24jährigen Liszt freundliche Zustimmung; von den älteren Musikern war nur Einer, dem sie warme Theilnahme einflößte: Paganini! Der fühlte sich so begeistert, daß er, der als Geizhals allgemein Verschriene, von dem alle möglichen Anekdoten erzählt wurden, dem jungen in Bedrängniß lebenden Collegen das wahrhaft königliche Geschenk von 20,000 Franken mit

Digitized by Google

einem Schreiben sandte, worin er ihn aufmunterte, den von Beethoven gezeigten Weg weiter zu verfolgen.

Auch der edle Schumann, der die Symphonie später in der Partitur studirte, fühlte sich von ihr angezogen und widmete ihr eine ausführliche Besprechung. Trotz dieser glücklichen Episode in seiner Künstlerlaufbahn vermochte der arme Berlioz weder im Leben noch in der Kunst festen Halt zu gewinnen. Sein Haupteinkommen bestand in dem Honorare, das er als Musikreferent vom „Journal des Débats" erhielt. Seinen ebenso geist- als kenntnißreichen Kritiken und Artikeln verdankte er eine geachtete Stellung und Ruf in Paris, nicht seinen Compositionen. Für diese suchte er Anerkennung in Deutschland, das er dreimal bereiste. Er fand einige begeisterte Verehrer, aber noch viel mehr Widersacher; nur daß diese im Ganzen ihn doch mit mehr Ernst und mit mehr Anerkennung seines künstlerischen Strebens behandelten als seine Gegner in Paris. Berlioz war seit 1839 Bibliothekar des Conservatoriums, Ritter (zuletzt Offizier) der Ehrenlegion und mehrerer deutscher Orden und Mitglied der Akademie. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er still und in Ergebung ohne weitere Hoffnung in Paris. Nur vor seinem Tode äußerte er: „Jetzt wird man meine Musik spielen." In ihm starb einer der edelsten Künstler, der bei manchen verkehrten Anschauungen doch nur das Beste der Kunst im Auge behielt, der von warmer Begeisterung für alles Gute und Schöne erfüllt war, und der seine sehr einflußreiche Feder niemals zur Reclame für sich benutzt hat.

Ob wohl die Hoffnung, die er auf dem Sterbebette kundgab, man werde nunmehr seine Musik aufführen, sich je in seinem Sinne erfüllt? Ich glaube nicht. Fast jede seiner Compositionen enthält große Schönheiten, Goldkörner und -Klumpen, selbst Diamanten; aber es bedarf manchmal der Geduld und der Ausdauer des Goldgräbers, um den Sand und Schutt zu ertragen, unter welchem sie verborgen sind. Entschiedener und vollständiger systematisch als irgend je ein Musiker hielt er an der Programmmusik, d. h. an dem Grundsatze fest, daß die Musik jede Regung des Gemüthes, man möchte fast sagen jede Erscheinung des Nervenlebens wiederzugeben vermag. Die natürliche Folge war, daß er die Anwendung gewaltsamer Mittel für vollkommen berechtigt ansah, sobald sie seinen imaginären Zwecken entsprach; daß er die seltsamsten Combinationen, die Zusammenstellung der einander widersprechendsten Motive und Klangfarben wagte, um gleichzeitige verschiedenartige Vorgänge darzustellen. Hier und da gelang es ihm in dieser Weise ein auch musikalisch interessantes Werk zu gestalten und warme Anerkennung zu erringen. Wo ihm das aber fehlschlug, da allerdings kamen Mißgestaltungen zu Tage, impotenten Spöttern willkommenster Stoff zum Hohne. In seiner Behandlung der menschlichen Stimme hat er sich entschieden die Chöre der neunten Symphonie und der Missa solennis zum Muster genommen, und wohl nicht bedacht, daß nur die immense Größe der musikalischen Gedanken dieser Werke den Hörer manchmal (nicht immer ganz!) vergessen läßt, daß selbst die beste Aufführung gewissen Stellen schöne Klangwirkung niemals abgewinnen kann. Alle Vorzüge, alle Fehler Berlioz' treten in der Romeo- und Julie-Symphonie zu Tage: prachtvolle rhythmisch prägnante Motive neben unsinnigem Durcheinander; herrliche tiefempfundene Melodien neben chaotisch wüstem Stimmengewirre; überraschendste Klangeffecte neben lächerlichen Instrumentationsverrenkungen; vortrefflich gearbeitete Durchführungen neben den ungeschicktesten Zusammenstellungen. Die Introduction enthält den Versuch, einen Tumult, den Zusammenstoß feindlicher Parteien, der Montagues und Capulets, zu schildern, und in einem Posaunensolo die beklagende Ermahnung des Fürsten zu veranschaulichen. Warum Berlioz hier keinen Gesang angewendet hat, erscheint um so unbegreiflicher, als er gleich darauf in einem (ganz unnützen) Prologe die Geschichte des Zwiespaltes und der Liebe Romeos und Juliens trocken erzählend vorsingen läßt. Diesem Prologe folgt ein Altsolo voll schöner melodischer Phrasen, und ein sehr geistreiches „Scherzetto", worin Mercutio den Freund als von der Fee Mab bethört verspottet. Der zweite Theil der Symphonie (sie enthält deren nicht weniger als sieben) bringt die „Melancholie Romeos", welche in die „Ballscene bei Capulets" übergeht, eine der genialsten Orchestercompositionen der Neuzeit in der Erfindung wie in der instrumentalen Ausführung. Gleich bedeutend ist die erste Hälfte der Liebesscene (3. Theil); das von Cellis ausgeführte Motiv ist sehr schön, eine kleine, öfters wiederkehrende Mittelphrase geradezu herrlich, das Ganze aber unerträglich lang und ermüdend. Das Scherzo „die Königin Mab" ist ein sehr bekanntes, in allen Concertsälen eingebürgertes, sehr effectvolles, höchst interessantes Orchesterstück, das mir nur ein wenig zu viel der puren Toumalerei enthält. Was ich von diesen vier Theilen gesagt habe, gilt von den andern drei; nur daß bei ihnen nur mehr die Fehler wirken, da der Geist des Hörers nach den vorhergehenden Anstrengungen nicht mehr empfänglich genug ist, die Schönheit aus dem Gemische herauszufinden und abzusondern. Die Ausführung war eine vorzügliche und gereicht dem Dirigenten Mannstedt zu besonderer Ehre. Es gehört eine große Ausdauer, Sicherheit und künstlerische Umsicht dazu, ein so immens schweres Werk mit einem Dilettantenchor und einem Orchester, das seine Thätigkeit nach allen Seiten hin zersplittern muß, und daher wenige Proben halten kann, zu studiren und dennoch eine so treffliche Ausführung zu erzielen. Die Soli, Frau Bertha Frister und Herr Oberhauser, erfüllten ihre Aufgabe in künstlerischer Weise Das Werk in allen Theilen zu wiederholen dürfte nicht gerathen sein, aber einzelne Theile werden immer willkommen sein.

Der Tonkünstlerverein gab sein erstes Concert im Architektenhaus-Saale, welches uns die Bekanntschaft eines trefflichen Cellisten, des Herrn De Munek aus Weimar verschaffte. Derselbe bewährte in einer sehr interessanten Romanze von Saint Saëns und andern Solostücken edlen Ton und schönen, aller Effecthascherei fernstehenden Vortrag. Herr Oscar Raif spielte mit Herrn Wirth eine Sonate für Klavier und Violine eigener Composition. Wie man solchen unbedeutenden Skizzen ohne irgendwelches hervorragendes Motiv und ohne jede thematische Durchführung den Namen „Sonate" geben kann, ist unbegreiflich. Alle Fachmänner und Kenner, die nicht zur gegenseitigen Beräucherungsgesellschaft gehören, werden mit mir dahin übereinstimmen, daß ein junger Künstler derartige Stücke in der Studienmappe bewahren müsse, und nicht in die Oeffentlichkeit bringen dürfe. Als Klavierspieler erfreute Herr Raif durch seinen schönen Anschlag und feurigen Vortrag.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Frieden auf Erden, welchen nach sicheren Nachrichten der Evangelisten das Weihnachtsfest bringen soll, hat sich diesmal wenigstens im Orient noch nicht eingestellt. Rußland wollte ihn nicht, wobei es ihm gleichgültig war, ob die Fortsetzung des Blutvergießens den Menschen zum Wohlgefallen gereicht oder nicht. Wie diese Abneigung Rußlands gegen den Frieden, so lange seine Projecte noch nicht zur Hälfte verwirklicht sind, dem gaffenden Publicum diplomatisch und journalistisch mundgerecht gemacht wird, ist vollkommen gleichgültig. Die Formeln des Separatfriedens, der europäischen oder englischen Interessen, der russenfreundlichen Neutralität und scheinbaren Zurückhaltung der Nordmächte schwirren hin und her, ohne daß der naive Zeitungsleser daraus klug werden kann. Er begreift nur, daß der Krieg fortdauert und richtet sich in seinem Gemüthe darnach ein. Die Aufmerksamkeit des politisch hochgebildeten Theils der Bevölkerung lenkt sich viel weniger auf das aus dem Londoner Nebel aufsteigende vorerst problematische Kriegsmeteor als auf den neuen französischen Botschafter, der mit besonderer Neugier erwartet wird. Herr v. Gontaut-Biron war ein Beweis, welche Angriffe Jemand überwinden kann, wenn er möglichst wenige Zeitungen liest, sich im Umgang zugeknöpft hält und die deutlichsten Fingerzeige, daß man unangenehm sei und besser sich nach einer anderen Beschäftigung umsehe, hartnäckig überhört. Der clerikal-legitimistische Marquis wurde erst durch den wohlverdienten Sturz seiner Partei in Frankreich um seine olympische Ruhe gebracht, und ihm Sarkasmen mit auf den Weg zu geben, wäre nicht schön, ganz davon abgesehen, daß er dieselben sowenig wie andere journalistische Liebenswürdigkeiten, die ihn nach hiesigen Sitten bei dem Abschied heimsuchten, zu Gesicht bekommen würde. Ob er seine Entlassung genommen oder erhalten hat, thut übrigens wenig zur Sache. Von keiner Seite wurde bezweifelt, daß Herr von Gontaut-Biron nach den letzten Pariser Vorgängen nicht mehr lange in Berlin verweilen konnte. Sein glücklicher Nachfolger, Herr von St. Vallier, ist ein gewandter Diplomat, der sich aber mit der Zeit etwas rührtger erweisen dürfte, als der bisherige Bewohner des Hotels auf dem Pariser Platz. Die Blätter haben die angekündigte Ernennung des Herrn von St. Vallier als französischen

Digitized by Google

Botschafters in Berlin mit einem in solchem Falle unvermeidlichen curriculum vitae begleitet, in welchem jedoch die pikantesten Data ausgelassen waren. So hat keine Zeitung an die Broschüre erinnert, in welcher Herr von St. Vallier von seinem früheren Chef, dem Herzog von Gramont, allerlei Dinge erzählt, welche dieser öffentlich als unbegründet bezeichnet hat. Die Broschüre war übrigens von dem Verfasser aus nicht ganz aufgeklärten Gründen bald nach ihrem Erscheinen aus der Circulation zurückgezogen worden. Herr von St. Vallier stammt aus einer vornehmen Familie, die aber doch nur eine Seitenlinie derjenigen bildet, die in der französischen Geschichte von zum Theil tragischen Schicksalen betroffen wurde. Ein Ahn derselben war in die Verschwörung des Connetable von Bourbon unter Franz I. verwickelt, wurde zum Tode verurtheilt und am Fuße des Schaffots begnadigt. In der Nacht vorher waren ihm die Haare bleich geworden. Die Begnadigung wurde dem Einflusse seiner Tochter, der berühmten Diana von Poitiers, späteren Favoritin Heinrichs II., zugeschrieben, die auch schon bei König Franz in besonderer Gunst stand. Ob der galante Fürst, als er dem Complicen oder Mitwisser Karls von Bourbon das Leben schenkte, durch eine edle Regung seines Herzens oder durch die Gunstbezeugungen der schönen, damals noch jungen, für Hofintriguen mit allen Talenten ausgestatteten Diana bestimmt wurde, ist controvers geblieben. Das Alles gehört der Geschichte an und die eigentliche Familie des Herrn von St. Vallier war ohnehin selbst in der Vergangenheit nur indirect dabei betheiligt. Der neue französische Botschafter soll hier, soweit das in seiner Stellung möglich, persona grata sein. Ob indessen der Berliner Boden seinen Erwartungen ganz entsprechen und ob er sich in der deutschen Hauptstadt zur Hälfte soviel als in Paris amüsiren wird, darüber werden an der Hand anderweitiger Erfahrungen einige bescheidene Zweifel gerechtfertigt erscheinen.

Offene Briefe und Antworten.

Fernsprechen oder sprachdrahten?

In Nr. 558 der „National-Zeitung" habe ich den unmaßgeblichen Vorschlag gemacht, Telephon, namentlich mit Rücksicht auf die Fortbildungen, durch Sprachdraht zu verdeutschen. Ein Aufsatz dagegen in der „Kölnischen Zeitung" Nr. 836 veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen.

Der Verf. bezweifelt, obgleich er die Ausdrücke Draht- und Kabelbericht als guten Ersatz für Telegramme anerkennt, daß Jemand außer mir bisher drahten für telegraphieren gebraucht habe. Darin irrt er: das von mir vorgeschlagene Zeitwort ist gelegentlich in der Presse schon mehrfach verwendet worden, z. B. wiederholt in einem Londoner Bericht der „National-Zeitung" Nr. 465 und anderswo; aber Das mag auf sich beruhen, eben so wie der Glaube des Verf., wenn er fortfährt:

„Ich kann daher auch nicht glauben, daß sich ein Deutscher finden wird, der nach Sanders' Vorschlag 'sprachdrahten' würde, wo er früher 'geschriftdrahtet' (warum nicht 'schriftgedrahtet'?) hat."

Nur die eingeklammerte Frage veranlaßt mich zu einer Antwort. „Warum nicht schriftgedrahtet?" Weil man richtig bei den aus zusammengesetzten Substantiven hergeleiteten Verben das ge des Particips vorsetzt, nicht zwischenschiebt und z. B. nicht frühgestückt, sondern gefrühstückt sagt und so auch: gekurzweilt, gelangweilt, gehandhabt, gebrandmarkt, geradebrecht, gerathschlagt ꝛc., siehe außer den betreffenden Verben z. B. auch andere, wie: ehebrechen, kopfbrechen, kopfrechnen, lobhudeln, lobpreisen, lobsingen, lust- und nachtwandeln, wahr- und weissagen ꝛc. in meinem Wörterbuch der deutschen Sprache. Gerade damit zusammenhängende Erwägungen waren es, die mir gegen das Verbum fernsprechen Bedenken erregten, nicht an und für sich, sondern in den Fällen, wo bei derartigen Zusammenschiebungen Trennung eintritt. Das deutsche Ohr empfindet keinen Anstoß, wenn in dem Satz:

Der Beamte darf nicht zu schnell und zu undeutlich telephonieren

das Schlußwort durch „fernsprechen" ersetzt wird, aber sicher hat es etwas Hartes, Unbequemes und Störendes statt:

Der Beamte telephoniert (oder telephonierte) zu schnell und zu undeutlich

zu sagen:

Der Beamte spricht (oder sprach) zu schnell und zu undeutlich fern und die Behandlung des Verbums als eines untrennbaren hat wiederum, wie angedeutet, ihre anderen Bedenken, während der Satz:

Der Beamte sprachdrahtet(e) zu schnell und zu undeutlich und Aehnliches mehr,

dem deutschen Sprachgefühl, sobald das Ohr sich nur erst an das neue Wort ein wenig gewöhnt hat, keinen Anstoß bietet.

Daniel Sanders.

Bibliographie.

Schattenbilder aus Rußland. Charakter- und Sittenschilderungen. Nach russischen Originalen zusammengestellt von A. v. Dryganski. Neue Folge. 8. 186 S. Stuttgart 1877, Auerbach. 1. 80.

C. Scheuren und E. Polko, Stätten der Erinnerung an die Königin Luise im Rahmen mündlicher Ueberlieferung. Mit Illustrationen in Farbendruck. 4. 76 S. Düsseldorf 1878, Baumann. Geb. mit Goldschnitt.

J. Schlüter, die französische Kriegs- und Revanchedichtung. Eine zeitgeschichtliche Studie. kl. 8. VII u. 86 S. Heilbronn 1878, Henninger.

Bernh. Schmidt, griechische Märchen, Sagen und Volkslieder. Gesammelt, übersetzt und erläutert. gr. 8. 284 S. Leipzig 1877, B. G. Teubner.

Ferd. Schmidt, Kaiser Wilhelm der Siegreiche. Illustrirt v. L. Burger, H. Lüders u. A. 13.—16. Heft. Lex. 8. 2. Bd. S. 1—192. Leipzig 1877, Spamer. à Heft — 40.

W. Shakespeare's dramatische Werke. Nach den Schlegel-Tieck'schen Uebersetzungen für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. 23—25. Bd. 8. Weimar, 1877, Huschke à Bd. 1. 80.
Inhalt: 23. Bd. Cymbeline 157 S. (59 S. Einleitung). — 24. Bd. Viel Lärmen um Nichts. 119 S. (32 S. Einleitung). — 25. Bd. Ein Wintermährchen. 139 S. (49 S. Einleitung).

M. Smets, Geschichte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie das ist der Entwicklung des österreichischen Staatsgebildes von seinem ersten Anfange bis zu seinem gegenwärtigen Bestande. Ein Volksbuch nach den besten Quellen bearbeitet. 1. Halbband. Lex. 8. S. 1—576. Mit 6 Holzschnitttafeln. Wien 1878, Hartleben. 7. 20.

K. Stieler, Weil's mi' freut! Neue Gedichte in oberbayrischer Mundart. 2. unveränderte Auflage. 8. XX u. 131 S. Stuttgart 1876, Meyer u. Zeller. Eleg. gebd.

— Habt's a Schneid! Neue Gedichte in oberbayrischer Mundart. 8. VIII u. 117 S. Ebd. Eleg. gebd.

F. Stork, von Haus und Heerd. Ein Büchlein Lyrik. 12. 126 S. Elberfeld 1878, Langewiesche.

Terminkalender für die preußischen Justizbeamten auf das Jahr 1878. Mit verschiedenen den praktischen Dienst erleichternden Beilagen. 12. Kalendarium nnd 286 S. Berlin 1878, C. Heymann.

F. Wernick, Olympia. Eine Osterfahrt in den Peloponnes. Mit 1 Holzschnittafel und 1 Uebersichtsplan. 8. IX u. 337 S. Leipzig 1877, Schloemp. Eleg. gebd.

E. Zeller, Vorträge und Abhandlungen. 2. Sammlung. gr. 8. VIII u. 550 S. Leipzig 1877, Fues. 9. —

F. M. Aren, Arthur Grottger. Eine Reminiscenz. 8. 111 S. Mit dem Portrait G.'s in Lithographie. Wien 1878, Rosner.

Leo Buchholz, Der Tannenbaum. Eine Geschichte aus dem Volke. 8. 177 S. Leipzig 1877, Mentzel. Gebunden.

M. G. Conrad, Spanisches und Römisches. Kritische Plaudereien über Don Emilio Castelar, Pio Nono, dem vaticanischen Gott, und andere curiose Zeitgenossen. 8. XV und 256 S. Breslau 1877, Schottländer.

K. Detlef, Russische Idyllen. Nachgelassene Novellen. 8. 279 S. Ebd. 1878. 5. —

Digitized by Google

Inserate.

Rechtswissenschaftliche
Arbeiten gediegen und preiswerth. Aufträge sub **G. R. 992** befördert **Haasenstein & Vogler Berlin S. W.**

Wöchentliche kurze Berliner Rundschau für ein Provinzialblatt gesucht. Offerten mit Probebrief nebst Honoraranspruch unter **L. W. No. 95.** durch Haasenstein & Vogler, Berlin S. W. erbeten.

Mitarbeiter
die in der Lage sind interessante
Original-Miscellen
gegen angemessenes Honorar zu liefern, werden von einer Redaction gesucht, die für derartige Beiträge fortlaufend viele Verwendung hat. Offerten nehmen unter Chiffre **J. 63606 Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.** entgegen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Zwei Jahre in Algerien
von
Moriz v. Wattenwyl.
Preis eleg. brosch. 5 *M.*
Verlag von K. J. Wyss in Bern.

Soeben erschien:
Die Deutsche Sozialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.
Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.
Preis: Elegant geheftet 4 *M.*

Die **Gartenlaube** schreibt in einer längeren Besprechung des Buches:
„— — — Mehring's Buch zeichnet sich vor anderen nicht blos durch Gemeinverständlichkeit und bündige Uebersichtlichkeit aus, nicht blos durch die Schönheit der Sprache und den Glanz seiner stil- und schwungvollen Darstellung, der eigentlich fesselnde Kern des Ganzen ist vielmehr die hier überaus glücklich erreichte Vereinigung schildernder Lebendigkeit mit der kritischen Schärfe eingehender, wissenschaftlicher Untersuchung. — — Der Standpunkt des Verfassers ist ein leidenschaftsloser; durchweg erhalten die Leser den Eindruck eines zwar schneidig zugespitzten, aber gerechten, auf ernster Prüfung beruhenden, von leerer Declamation und landläufiger Verdammungsphrase sich fernhaltenden Urtheils. — —"

Herr Professor **H. v. Sybel** schrieb dem Herrn Verfasser:
„— — — Ich kenne keine andere Darstellung, die mit so gründlicher Kenntniß eine so durchgreifende Auffassung u. bündige Kritik verbände."

Die maßgebenden Organe aller Parteien — der nationalliberalen, fortschrittlichen, conservativen, ultramontanen 2c. — ließen sich gleich günstig über das Werk aus.

Bremen. **C. Schünemann's Verlag.**

Havanna-Cigarren,
sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 **Mk.**
Unsortirte Havanna à Mille 54 *M.*
Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 *M.*
Manilla-Cigarren à Mille 60 *M.*
Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 *M.*
Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich.
500 Stück sende franco.
A. Gonschior, Breslau.

Abonnements-Einladung
auf
Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.
Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.
Preis 5 Mk. für Januar, Februar, März od. 1. Quart. 1878.

Bestellungen
nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Inhalt des soeben ausgegebenen zehnten Heftes (Januar):

I. Heinrich von Kleist. Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. Eingeleitet durch einen Brief an den Herausgeber von Adolf Wilbrandt.
II. Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br. Bohemund. Novelle in Versen.
III. Georg Ebers in Leipzig. Mein Grab in Theben.
IV. B. Windscheid in Leipzig. Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.
V. Friedrich Sander in Barmen. Ueber gute und schlechte Luft.
VI. Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin. Die Flucht des Grafen v. Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791.
VII. Lucian Müller in St. Petersburg. Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.
VIII. Bruno Bucher in Wien. Zur Popularisirung der Kunst.
IX. Ludwig Anzengruber in Wien. Zur Psychologie der Bauern. Die fromme Kathrin'.

Hierzu das Porträt Georg Ebers', Radirung von D. Raab in München.

Aus dem Urtheil des berühmten Novellisten der Gartenlaube Dr. H. v. Schmid in München über die neue (6.) Auflage von Pierer's Universal-Conversations-Lexikon:
Das Conversations-Lexikon von Brockhaus hat bereits Herrliches geleistet, kaum geringer sind die Verdienste des von Meyer herausgegebenen — in würdigster Weise schließt sich seinen Vorgängern das von Spaarmann in Oberhausen in neuer Form fortgesetzte Unternehmen **Pierer's** an.

Dasselbe übertrifft dieselben sogar in mehrfacher Beziehung, indem es nicht nur reichhaltiger an Stoff, sondern auch in einem Tone geschrieben ist, der sich mehr dem allgemeinen Verständniß und Bildungsbedürfniß des Volkes, als dem des **gelehrten** Forschers anbequemt. Die Artikel sind in jener nervigen Kürze geschrieben, welche Alles, was zur Erschöpfung des Begriffs gehört, genau und vollständig umfaßt, alles Ueberflüssige aber streng vermeidet und ausschließt. Dieselben haben überdieß den Vorzug, daß sie durchaus sachlich gehalten sind und jedes Bestreben einer parteilich gefärbten Darstellung, namentlich in politischer und geschichtlicher Hinsicht, gänzlich vermeiden. Der Leser hat daher die beruhigende Gewißheit, die **ganze Wahrheit** und **nur die Wahrheit** zu erfahren, um so mehr, als der wirklich ausgezeichnete Kreis von Gelehrten, welche als Mitarbeiter genannt sind, schon an und für sich hiefür Bürgschaft leistet und als auch sämmtliche Artikel mit Namen oder Chiffer der Verfasser unterzeichnet sind, welche auf diese Weise mit vollem Gewicht ihrer Namen und ihrer literarischen Bedeutsamkeit für das Gesagte einstehen.

Zu Weihnachtsgeschenken besonders empfohlen:

Habt's a Schneid!?
Neue Gedichte
in
Oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.
Zweite Auflage.
cartonnirt 3 *M.*, gebunden 4 *M.*

Weil's mi' freut!
Neue Gedichte
in
Oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.
Dritte Auflage.
cartonnirt 3 *M.*, gebunden 4 *M.*

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel) in **Stuttgart.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Julius Klinkhardt in Leipzig und Wien.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. **Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.** **Druck von B. G. Teubner in Leipzig.** **Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.**

Digitized by Google

Digitized by Google

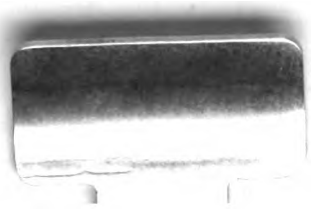
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 9405

KALMBACHER
BOOKBINDING Co.
TOLEDO, OHIO



Digitized by Google

Digitized by Google